28 3861

ENCYKLOPADIE.

ERSCH & GRUBER.

VOL. L.

Horn — Hypexodon.

1140

Allgemeine

cyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Zweite Section

H — N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Elfter Theil.

HORN — HULTSCHIN.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1834.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section

H — N.

Elfter Theil.

HORN — HULTSCHIN.

Verzeichniss der Tafeln welche mit dem Elften Theile der Zweiten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Bemerkung. Die ausserdem zu dem Art. Hospitäler gehörigen Tafeln werden mit dem folgenden Theile geliefert.

H O R N.

HORN, 1) Chemisch und technisch. Hörner, cornua, sind jene Horngebilde, welche scheidenförmig die Knochenfortsätze des Stirnbeins gehörnter Thiere, des Rinder- und Ziegengeschlechts, umschließen. Gleich dem Knorpel fallen sie um so vollkommener aus, je weniger phosphorsaurer Kalk in ihnen enthalten ist. Sie gehen in dem Verhältniß in Knochen über, in welchem obiges Kalksalz in ihrer Mischung zunimmt. Zum Theil weichen sie ganz von den Knochengebilden ab, und nähern sich mehr der Natur des Oberhäutchens. Ihr Hauptbestandtheil bleibt, nach Hatchett, eine eigene Hornsubstanz. Die manchmal vorkommenden versteinten Hörner sind bald Geweihe von mehren Hirscharten, bald Urstier-, Riesenbüffel-, Bisamochsenhörner rc., bei denen sich oft nur der Kern erhalten hat. Das frische Ochsenhorn enthält, nach John (in Schweigger's a. Journ. d. Chem. rc. IV. S. 113 fg.), 90 Hornsubstanz, 8 in Wasser löslicher und durch Gerbstoff fällbarer thier. Materie, 1 Fett, wenig von einer riechenden, bei der Destillation mit Wasser übergehenden Materie, Milchsäure, milchsaurem, phosphorsaurem, schwefel- und salzsaurem Kali, phosphorsaurem Kalk, Ammonium und Eisen 1. Hatchett lieferten 500 Gran Ochsenhorn 1½ Gr. Asche, die nur aus ¼ Gr. phosphorsaurem Kalk bestand. Dagegen fand Braconnot in einem sehr alten fossilen Auerochsenhorne, dem die äußere Scheide fehlte, 69,3 phosphorsauren Kalk (bestehend aus 28,3 Säure und 41,0 Kalk), 4,5 kohlensauren Kalk, 1,0 phosphorsaure Bittererde, 0,7 Alaunerde, 0,5 Eisenoxyd, 4,4 Bitumen, 4,6 Thierleim, 4,0 kieselerdigen Sand und 11,0 Wasser. Übrigens wird das Horn der Ochsen schwerer von den Säuren erweicht, als das Hirschgeweih, und wieder langsamer das Fischbein, wiewol alle drei die fibröse Textur an sich tragen. Aus dem Horne, besonders des Ochsen, läßt sich am besten mittels Alkohols ein schöngelbes harzartiges Pigment ausziehen (s. Horngelb). Die Hörner der Ziegen, Gemsen rc. bestehen überhaupt nur aus einer, der Epidermis, mithin dem concreten Eiweißstoff analogen Substanz und sehr wenigen Mineraltheilen. Aus 78 Gr. Gemsenhorn bekam Hatchett 0,5 Asche, welche noch nicht die Hälfte phosphorsauren Kalks gab, Spielmann aber aus 2 Loth von dem Gehörn einer in Südafrika und Ostindien heimischen Antilopenart (Antilope Oreas oder Cada) 32 Gr. fester Gallerte oder Thierleims. Das Gehörne des Hirsches und Rehbocks hat die Zusammensetzung der Knochen, nur mehr Knorpel in sich, und ist nicht, wie gewöhnlich die Knochen, mit Fett durchzogen. So fand Friedrich (s. dessen Handb. der animal. Stöchiologie. Helmst. 1828. 8.) in 100 Theilen Hirschhorn: 35,21 Gallerte, 54,32 phosphorsauren, 1,17 flußsauren, 4,99 kohlensauren Kalk, 3,21 phosphorsaure Bittererde und 1,10 Natronsalz nebst Spuren von Eisen. Die Hörner der Widder enthalten, gleich denen der Rinder, gleich den Menschennägeln, Hufen, Klauen, Krallen, Sporen, Schnäbeln, Fisch- u. a. hornähnlichen Schuppen und Decken, z. B. der Gürtelthiere, Eidechsen, Schlangen, Skorpionen, dem Schildpatt, den hornähnlichen Decken mancher Insecten*), jenen von Manis tetradactyla rc., und mehren Corallenarten rc., außer vieler Hornsubstanz, nur wenigen kohlensauren und phosphorsauren Kalk (mehr die Fischschuppen), sehr geringe Antheile von Natronsalzen, Spuren von Eisen, und ein Öl, wovon die Elasticität und zum Theil die Weichheit obiger Knochengebilde herrührt. Aber weder Gallerte, noch erhärteter Mucus ist darin, wie Fourcroy und Vauquelin irrig behaupten. Während also die Gehörne der Hirsche, Rehe rc. sich mehr wie Knochen verhalten, besitzen die Hörner der Schafwidder, Rinder rc. dieselben Eigenschaften, welche dem erhärteten Eiweißstoffe zukommen. Übrigens ist nach Albr. von Schönberg (in M. Troja's neuen Beob. u. Vers. über die Knochen, a. d. St. rc. 1828. 4. 5te Abth.), in dem Geweihe des Hirsches rc., das Kalkphosphat in ziemlicher Menge enthalten, während es im Ochsenhorn und Fischbeine fehlt.

Technisch benutzt der Horndreher die von ihm ge-

*) Die hornartigen Flügeldecken des Maikäfers enthalten, nach Odier (in Trommsdorff's neuem Journ. d. Pharm. VIII, 1.), Eiweißstoff, einen in Wasser löslichen Extractivstoff, eine in Kalilauge, aber nicht in Alkohol lösliche, braune, animal. Substanz, ein in Alkohol lösliches, gefärbtes Öl, eine besondre Materie, die den vierten Theil der Flügeldecken an Gewicht ausmacht (s. Chitine), kohlensäuerliches Kali, phosphorsauren Kalk und dergleichen Eisen. Das obige Öl gibt den Flügeldecken ihre eigne Farbe, und ist auf deren Oberfläche gelagert, während ihr Inneres von der obigen braunen Substanz gefärbt ist. Nach Friedrich (a. a. O. S. 81 fg.) bestehen die Maikäferflügeldecken aus 96,28 erhärtetem Eiweißstoff und 3,72 phosphorsauren Kalks und Bittererde, Natron, Spuren von kohlens. Kalk, Eisen- und Manganoxyd, wie die Flügeldecken aller übrigen Käfer.

wählten Hörner zu mancherlei Kunstarbeiten, z. B. Dosen, Stockknöpfen, Tabaksröhren rc., der Laternenmacher zu Stall- u. a. Laternen, der Kammmacher zu Kämmen aller Art, der Messerschmidt zu Messer-, Gabel- u. a. Heften. Über die künstliche Bearbeitung des Horns, s. Neuestes Kunst- und Gewerbeblatt. 1824, Nr. 34 fg. Der Handwerker und Künstler Fortschritte und Muster. Weimar. 1828. 4. IV, 4. S. 62 fg. Die Späne und Abfälle von Hörnern, zu Asche gebrannt, taugen sehr gut als ein Cementirpulver zum Brennen des Stahls, zu Testen rc. Die frischen Ochsenhornabfälle geben das Horngelb (s. unten), und ein treffliches Dungmittel zumal für Garten- und Gemüseländer rc. Vergl. Darst. des Fabrik- und Gewerbewesens in seinem gegenwärtigen Zustande rc., von Steph. Edl. v. Keeß. Wien, 1824. 2 Theile. (*Th. Schreger.*)

Die Hörner des Rindviehes sind im Innern zunächst der Basis mehr oder weniger weich, drüsig und mit Blutgefäßen angefüllt; das Obertheil oder die Spitze ist aber ganz voll und dicht, und äußerlich kann man durch besondere Ringelzeichen die jährliche Zunahme und das Wachsthum des Hornes erkennen. Das beste Horn geben die englischen Ochsen, deren Hörner nicht allein eine ansehnliche Größe und Festigkeit, sondern auch von Natur eine weiße Farbe haben. Wenn das englische Horn gedreht und polirt ist, so ist es durchsichtig wie Glas, welches bei keinem andern Horne der Fall ist. Dem englischen Horne steht nahe das irländische; es hat dieselbe Farbe, ist aber nicht so lang und auch anders gewachsen. Die ungarischen Ochsenhörner sind von gleicher Größe wie die englischen, und nach diesen die besten; der kleinste Theil derselben ist schwarz oder weiß, der größte von gemischter Farbe. Nicht viel geringer als das ungarische ist das friesische Horn. Das polnische ist klein, grobfaserig und schlecht. Das fränkische und überhaupt das teutsche Horn ist von sehr verschiedener Güte, je nachdem die Viehzucht getrieben und behandelt wird; denn die fette Weide hat auf die Beschaffenheit der Hörner eben sowol Einfluß, wie auf die Stärke der Häute und auf die Qualität des darunter liegenden Fleisches; gewöhnlich ist das braungelbe zäh, das weiße und ganz schwarze hart und spröde. Die brasilianischen Ochsenhörner stehen in Hinsicht der Größe oben an; oft wiegt ein solches Horn 10 bis 12 Pfund; übrigens sind sie gewöhnlich schwarz und sehr fest. Das übrige amerikanische ist in der Regel ebenfalls von schwarzer Farbe, aber sonst von wenig Bedeutung. Im Allgemeinen wird das Horn um desto mehr geschätzt, je größer, härter und voller es ist; auch zieht man altes dem jüngern vor, weil es größer, härter, dichter und leichter zu drechseln ist. Die Hornrichter sind die Vorarbeiter für die andern Professionisten, und beschäftigen sich damit, das rohe Horn zu entschlauchen und gehörig zuzurichten. Der Hornpresser erweicht das Horn mittels des heißen Wassers und Feuers, und gibt demselben durch die Presse in Formen die beliebige Gestalt. Die Fabricate, welche aus seiner Hand kommen, sind allerlei Dosen und schachtelartige Waaren, Uhrgehäuse, Berloks, Rock- und Westenknöpfe, Kämme; auch verfertigt derselbe Tafeln oder Platten aus Horne, die man statt des Glases in Fenster und Laternen braucht, und die besonders in England von vorzüglicher Güte gemacht werden. Der Horndreher oder Horndrechsler arbeitet theils aus dem hohlen Horne, theils aus den Spitzen eine Menge Sachen. In Dresden werden aus Horn vor allem, was zum Apparate des Tabackrauchers gehört, in ganz Teutschland die allerniedlichsten und vollendetsten Sachen verfertigt und vorzüglich auf den leipziger Messen verkauft. Auch in Nürnberg, Erlangen, Koburg, Jena, Göttingen u. a. großen Städten werden vortreffliche Hornarbeiten fabricirt. Die sogenannten Wildrufdreher, die in Nürnberg ein gesperrtes Handwerk haben, machen ebenfalls aus Horn Jagd- und Pulverhörner, besonders aber allerhand kleine Pfeifen, womit man die Stimmen der Vögel und Thiere nachahmen kann rc. Die Hornspäne, welche bei dem Drechseln und Raspeln des Hornes abfallen, dienen nicht blos zu Streusand und geben einen vorzüglich guten Dünger, sondern werden auch in neuerer Zeit mittels heißer Wasserdämpfe erweicht und dann durch Pressen, unter Zusatz eines Bindemittels, zu künstlichen Hornplatten, so wie in Formen zu Dosen, Figuren u. a. zierlichen Sachen verarbeitet. Endlich gibt das Horn in der trocknen Destillation einen flüchtigen alkalischen Spiritus, ein stinkendes, flüssiges Öl und ein festes flüchtiges Salz. (*Fr. Thon.*)

2) Antiquarisch und mythologisch. Hörner waren den nordischen Völkern Hausgeräthe und heilige Trinkgefäße. Die der Uri, welche auf den Grenzgebirgen Germaniens, in dem sich von Helvetien längs der Donau bis zu den Daciern ausdehnenden hercynischen Walde, lebten, hatten eine ungewöhnliche Länge und einen bedeutenden Umfang; sie wichen von den gewöhnlichen weit ab[1]). Man schätzte sie ungemein hoch und ließ sie an dem Ende, wo sie am weitesten waren und am Kopfe gesessen hatten, mit Gold oder Silber einfassen, um aus ihnen, wie aus Bechern, trinken zu können. Nur in den Häusern der Reichsten und Angesehensten fand man sie als Trinkgefäße[2]). Von ihrer Weite und Länge kann man sich kaum einen Begriff machen, wenn Plinius[3]) nicht irrt, urnasque binas capitis unius cornua implent: denn nach Wurm[4]) hält eine Urne 74,812 würtemberger Maß, nach Rom de l'Isle[5]) 11,172 preuß. Quart oder Maß. Sie scheinen sehr selten gewesen zu sein[6]). Man trank bei festlichen Mahlzeiten aus ihnen, wie aus einem

1) *Gesner* ad *Jul. Caes.* de bell. Gall. VI, 28. „Ego Moguntiae et Wormaciae, Germaniae ad Rhenum civitatibus, ingentia boum silvestrium capita, duplo (ut mihi videbantur) domesticis majora cum reliquiis quibusdam cornuum, aedificiis publicis affixa (ante saecula aliquot, ut fertur) olim cum admiratione inspexi.“ Ed. Stuttgardiae 1822. Tom. I. p. 554. 2) *Caes.* de bell. Gall. VI, 28. *Isidor.* Orig. XII, 2. *Plinius* Hist. Nat. XI, 45. „Urorum cornibus barbari septentrionales potant.“ 3) *Plin.* Hist. Nat. l. l. 4) De ponderum, nummorum, mensurarum ac de anni ordinandi rationibus apud Romanos et Graecos. Stuttgardiae 1821. p. 125. 5) übersetzt von Große, S. 75. 6) Haec studiose conquisita (sc. cornua) *Caes.* l. l.

einschaftlichen Becher, nicht Wein[7]), sondern Bier
Meth, ein Getränk von Honig und Getreide[8]). Die
e, aus Hörnern zu trinken, erhielt sich bis in spä-
Zeiten und soll durch die Angelsachsen nach Britan-
gebracht worden sein. In einer Urkunde des Prop-
Arnold an der Kirche Beat. Mariae Virg. ad gra-
zu Mainz von 1222 wird verordnet den Mönchen an
mmten Tagen Wein zu reichen, und dieser wird cornua
nnt[9]). König Witlas vererbte das Horn seines Tisches
die Mönche, damit sie an den Festtagen der Heili-
daraus trinken sollten. Die spätere Zeit, welche ent-
er an den großen Büffelhörnern keinen Gefallen fand
Mangel an denselben litt, liebte wenigstens ihre
n noch, und ließ aus Gold, Silber, Elfenbein der-
hen machen. Noch in den jüngsten Zeiten trinken
uren, Litthauer, Isländer aus Hörnern[10]). Man
nte im Dänischen die Weihnachtszeit, die Zeit der häus-
n Ruhe und Freude, Cornu[11]). Ob der Monat Fe-
r seinen teutschen Namen Hornung[12]) von dem Horne,
khorne empfangen, weil man dieses in diesem Mo-
am meisten brauchte, bleibt unentschieden[13]). In
ältesten Zeiten empfing der Älteste und Tapferste des
mmes bei dem festlichen Male das gefüllte Horn, und
k zuerst daraus auf das Wohlsein seiner Landes- und
mmgötter. Von ihm ging es, nachdem König- und
sterthum getrennt waren, in die Hände der Priester,
e die höchsten Vertrauten der Götter waren, dann
en übrigen über. Außer den Familientrinkhörnern
es auch Tempelhörner, die als heilig galten und
welchen die Priester nur bei dem Opfern tranken[14]).
Nordländer gab manchen seiner Götter ein Horn
besondres Abzeichen. Swantewit, das heilige Licht,
Sonne, Gott des Krieges bei den Slaven und Wen-
stand in kolossaler Gestalt in seinem Tempel zu Ar-
auf Rügen und trug in seiner Rechten ein metall-
Horn, Füllhorn, Symbol des durch die Sonne be-
en Segens. An seinem jährlich wiederkehrenden Feste
t nur der Priester sein Heiligthum und füllte unter
besondren Gebräuchen das Horn mit Wein, der
um folgenden Jahresfeste darin blieb. Am näch-
Jahresfeste nahm er es aus der Hand seines
es, stellte sich damit vor die Thür des Tempels,
htete den im vorigen Jahre hineingegossenen Wein
weissagte nach bestimmten Vorschriften die Kargheit
en Reichthum der nächsten Jahresernte. Hatte sich
em Weine wenig verzehrt, verflüchtigt, so war
m Vorzeichen eines fruchtbaren Jahres; fehlte da-
gegen viel davon, so folgte eine karge Ernte. Der Prie-
ster goß dann den Wein am Fußgestelle seines Götter-
bildes auf den Boden, füllte das Horn abermals, trank dar-
auf auf das Wohlwollen seines Gottes und bat für Volk
und Land um Segen, Reichthum und Sieg. Darauf
trank er wieder und legte das Horn in den Arm des Bil-
des. Auch Heimdallr[15]) führt ein Horn, in welches er
stößt, wenn er die Asen zum Widerstande gegen die
Feinde bei dem Untergange der Welt ruft; doch ist es
auch eine Quelle, ein Füllhorn, aus welchem Mimir
jeglichen Morgen schöpft[16]). Aus Hörnern trinken die
Seligen (Einheriar) in Valhalla mit Odin ihren Göt-
tertrank, den die Valkyren reichen. Allenthalben wan-
delt sich das Horn in ein cornu copiae. Bei den Kel-
ten, Galliern und Germanen waren die Trinkhörner auch
zum Blasen eingerichtet, und Druiden, Barden und Prie-
ster riefen mit ihnen zum Kampfe. Die aufbewahrten
Tempelhörner beweisen es, daß man damit die Verehrer
der Götter zusammenrief. Solche besonders eingerichtete
Hörner fand man in den Tempeln des Gottes Fosete
und Weda bei den Friesen. Auf dem Harze, wo man
die Göttin Ostera, den Mond, vorzüglich verehrte, fand
man in einem ihrer Tempel ein sehr großes, heiliges
Horn, welches an festlichen Tagen gebraucht wurde[17]).
Es war gleichsam das Bild der Göttin, sehr gekrümmt,
wie der Mond. Unter den gefundenen Hörnern, im Ol-
denburgischen, bei Tondern, in England und bei Gall-
hausen, befinden sich vielleicht manche aus spätern christ-
lichen Jahrhunderten, und haben, mit so vielen Charak-
teren sie auch bezeichnet sind, keinen großen Werth. Über
das bei Tondern aufgefundene, mehr noch über die Fi-
guren auf demselben, ist viel geschrieben worden. Es be-
steht aus Gold und ist nach Einigen, namentlich Dip-
pel[17]) mit Hieroglyphen geziert, nach Hommel[18]), mit
Gegenständen aus der nordischen Mythologie. Dieses,
wie das gallenhauser, bei Mühltundern entdeckte sind
nach P. E. Müller[19]) durch Aufbruch im Mai 1802 ge-
stohlen worden und zusammengeschmolzen. Nur die Ab-
bildungen derselben lehren sie noch kennen[20]). Von ei-
nem 1808 bei Jasz-Bereny in Ungarn[21]) gefundenen
Trinkhorne, welches, nach der Sage, Attila gebraucht
haben soll, berichtet eine eigene Schrift[22]).

Die biblischen Urkunden sprechen von Hörnern, nicht
als Trinkgefäßen, sondern als Behältnissen zur Aufbewah-
rung flüssiger Dinge, z. B. des Öls (1 Sam. 16, 1. 13.
1 Kön. 1, 39.). Auch die Zähne des Elephanten sollen,
in Form eines Hornes gearbeitet, dazu angewendet wor-

Von den Nerviern, wie von den Sueven, versichert *Caes.*
Gall. *II*, 15 und IV, 2, daß sie Wein einzuführen nicht
n, weil der Genuß desselben verweichliche und erschlaffe.
bo IV. p. 201. 9) *Adelung*, Lexicon med. et infim.
Tom. II. p. 729. 10) Olafsen, Reise durch Is-
Th. S. 27. 11) *Worm*, Fasti Danic. et ejusd. dis-
e cornu aureo, p. 25. 12) Falkenstein, Nord-
Alterthümer. 1. Th. S. 272. 13) J. H. Voß, Krit.
. Bd. über die teutschen Monatsnamen, S. 94. Röß-
tsche Alterthümer, S. 222. 14) Arnkiel, 1. Th.
Kramer, Pommersche Chronik, S. 52.

15) Vergl. d. Art. 16) *Finn-Magnusen*, Lexic. mythol.
boreal. unt. d. W. Gialar-Horn (weittönendes Horn). 17) J.
C. Dippel, Meinungen von dem goldenen Horne. Hamb. 1725.
18) Erklärung des goldenen Horns. Leipz. 1769. Rössig,
Teutsche Alterthümer. S. 222. 19) Antiquarische Untersuchung
der unweit Tondern gefundenen Hörner. Eine gekrönte Preis-
schrift. Kopenh. 1806. 20) Vulpius, Handwörterbuch, S.
184 fg. 21) Jasz-Bereny varossaban levo Led Kürthema vazy
Zass-Kürthnekes merete etc. Pesten 1808. v. Hammer, Be-
schreibung des Horns. Wien. S. 228. 22) Curiositäten. 9. Bd.
ist eine Abbildung davon.

den sein[23]). In den Hörnern liegt nicht allein des Stieres Kraft und Gewalt — sie sind seine Waffen —, sondern auch, je größer und stärker sie sind, seine Schönheit. Bildlich bezeichnet Horn daher in der biblischen Sprache Macht und Ansehen (Klagl. 2, 3. Ezech. 29, 21[24]) Ps. 89, 25. Ps. 75, 5. 6.). Bei einem Aufzuge nach einem erfochtenen Siege sah Bruce[25]) in der Mitte des Kopfputzes, welchen der Statthalter der Provinzen trug, ein etwa 4 Zoll lang hervorragendes Horn oder ein konisches vergoldetes Stück Silber, Kirn (vergl. das hebräische קֶרֶן Horn) genannt, und bemerkt, daß es blos bei feierlichen Aufzügen nach einem Siege getragen werde[26]). Gott selbst heißt Ps. 18, 3. Horn des Heils[27]). Auch an den 4 Ecken des Altars waren künstliche Hörner angebracht, durch deren Ergreifung man vor Rache und Verfolgung der Feinde sicher war (1 Kön. 1, 50 2, 28. 3 Mos. 4, 7. 18. 25. 30. 34. 8, 15. 9, 9. 16, 18.). Die Abbildung des Moses mit Hörnern schreibt sich von der falschen Übersetzung der Vulgata[28]), 2 Mos. 34, 29. quod cornuta esset facies, her.

Vom Trinkhorne, welches in den festlichen Versammlungen der alten Germanen und in Odins Hallen eine große Rolle spielte, weiß der Grieche und Römer nichts[29]), wol aber von dem Horne des Überflusses (cornu copiae), welches dem Genius des Nils als Zeichen der Fruchtbarkeit gegeben wurde. Böttiger[30]) sagt: „So entsteht daraus das durch das ganze Alterthum durchlaufende Sinnbild des Hornes des Überflusses, eine der glücklichsten Allegorien für die Plastik der alten Kunst, die einzeln zwar an sich schon auf Münzen der griechischen Vorwelt von mannigfaltigster Bedeutung, nun auch aus den Händen des Zeus, der damit den Ehesegen spendet[31]) als glückliches Abzeichen in die Hände des Agathodämon und der Glücksgöttin kommt, bei den Römern aber Veranlassung zu einer eigenen Göttin, Abundantia oder Copia, wurde." Mit Grund behauptet derselbe, „daß, so reich die Phantasie und Kunst dieses cornu copiae ausschmücken mochte, der Grundbegriff desselben stets der Überfluß blieb, den die Horen der Landwirthschaft und des Feldbaues bringen und der die einzige Grundveste aller wahren Wohlhabenheit und Staatswirthschaft gewesen ist." Finden sich gleich noch in spätern Zeiten, wie auf dem die Ernährung des Zeus, als Säugling darstellenden Relief der Giustinianischen Galerie, wie ihn Böttiger vor dem ersten Theile der Amalthea in Bild und Erklärung gibt, Trinkhörner in ihrer alten Form, so weiset doch schon Ägypten auf das Füllhorn hin. Weniger ästhetisch fügte die ägyptisch-griechische Kunst Jupiter Ammon Widderhörner an die Schläfe, welche sich krumm um die Ohren winden. So kommt er auf Gemmen und Münzen, nicht selten im Marmor, vor[32]). Er erhält sie, weil er Herr der Überschwemmung und durch sie Segenspender Ägyptens war. Mit Widderhörnern ließ sich Alexander, der Große, als Sohn Ammons, darstellen[33]). In Ägypten war der Stier Sinnbild des Flusses und Hörner Sinnbilder seiner Arme (Nil); darum hat Osiris, als Gott des Nils, ein Stierhaupt mit Hörnern, oder er erscheint als Stier, wegen der beiden Hauptarme, welche das Delta bilden. Osiris, Dionysos der Griechen[34]), wird daher mit an der Stirn sprossenden Stierhörnern gebildet[35]). An die römischen Bildungen der Abundantia oder Copia, die griechische Tyche und andere knüpft sich der Begriff des Überflusses. Man bauete sogar Altäre von Hörnern, oder zierte sie mit ihnen. Auf Kadmos' Rath bringt Agave Opfer auf einem mit Hörnern versehenen Altare[36]). Steinerne Altäre mit Hörnern fanden sich unter den Ruinen zu Rom am Anfange des 17. Jahrh.[37]). Der Altar des delischen Apollo war aus Hörnern zusammengefügt[38]). Beiträge zu einer archäologischen Hörnerschau, wo das Horn von seiner rohesten Urgestalt bis zur kunstreichsten Vollendung erscheint, liefert Böttiger[39]). (*Schincke.*)

3) Das musikalische Instrument. Wenn dieser Ausdruck allein gebraucht wird, versteht man gewöhnlich darunter das Waldhorn (Corno da Caccia, Cor de chasse), weil unser Horn aus dem ehemaligen Jägerhorne sich herausbildete. In der Regel ist es aus Messingblech — wie die Trompete — verfertigt; aber auch aus Silber, oder einer Mischung von Silber und an-

---

23) *Plinius* Hist. Nat. VIII, 1. Praedam ipsi (elephanti) in se expetendam sciunt solam esse in armis suis, quae Juba cornua appellat, Herodotus tanto antiquior et consuetudo melius dentes. *Rosenmüller*, Schol. in Ezech. 27, 15. 24) Rosenmüller zu d. St. S. 372. 25) Reisen. 3. Th. S. 218. Rosenmüller, Altes und neues Morgenland. 4. Bd S. 85. 26) *κέρας· ἡ ἰσχὺς παρὰ τῇ θείᾳ γραφῇ ἐκ μεταφορᾶς τῶν ζώων τῶν καθωπλισμένων τοῖς κέρασι, καὶ τούτοις ἀμυνομένων· σημαίνει καὶ τὴν δόξαν κ. τ. λ. Suidas.* 27) Andere Erklärungen von *Noesselt* in Opuscul. ad interpretat. S. S. Fascicul. I. ed. 2da. Halae 1785; von *J. F. Fischer* in Prolus. VIII de vitiis Lex. N. T. p. 217. *Paulus*, Clavis. Rosenmüller sammelt sie in Schol. in Psalm. Tom. I. p. 460. 28) *Liebstanz*, De facie Mosis, quam fingunt, cornuta. Viteb. 1749. 4. Gesenius Wörterbuch. S. 1020. 29) Der Grieche nannte ein Trinkhorn *ῥυτόν*. *Salmasius* zum *Solin.* p 663. *Wesseling* zu *Diodor. Sic.* XX, 63. p. 455. An *κέρας* klingen auch an *κεράσαι* u. *κρατήρ* (der Becher). Die natürlichen Trinkhörner hatten unten keine Öffnung, aber die künstlich nachgebildeten, aus welchen man den Trank bogenförmig hervorspritzen und sich in den Mund laufen ließ. Böttiger, Amalthea. 1. Th. S. 25. 30) Böttiger, Amalthea. 1. Th. S. 26. 31) Eins der schönsten Vasengemälde in der Hamilton-Tischbein'schen Sammlung 4. Th. Pl. 25 bildet den Zeus im Acte der väterlichen Segnung eines Brautpaares. Auf dem Throne sitzend und mit dem Königsscepter versehen, hält er ein großes Füllhorn in seinem Schooße, welches, mit Arabesken geschmückt, offenbar auf einen edlern Stoff hinweist. Vor ihm steht, die Hand zum Empfange ausstreckend, der durch den Göttertrank verjüngte Herakles, hinter ihm die entschleierte Hebe.

32) *Zoega*, Num. Aegypt. Imp. Tab. 8. No. 15. Tab. 9. No. 20. Tab. 10. No. 18. 19. 33) *Clement. Alexandr.* Protrept. p. 27. ed. *Sylburg.* 34) *Plutarch.* de Is. et Osir. p. 364. 35) Hirt Archäolog. Bilderbuch unter Bacchus u. 2. H. S. 156. Conf. *Casaubonus*, De poesi satyr. ed. *Rambach*, p. 61 sq. 36) *Nonnus* Dionysiac. XLIV, 96. 37) *Sacchi* Sacra Elaeochrysm. Myroth. Tom. II. c. 65. p. 635. 38) *Callimach.* Hymn. in Apoll. 60. *Diogen. Laert.* Pythag. VIII, 13. 39) Böttiger, Amalthea. 1. Th. S. 65–71.

derm Metalle, und hat mehre im Kreise gewundene Röhren, die in einen weiten Schalltrichter (Schedel, Stürze, Pavillon, Padiglione) auslaufen. Zum Anblasen dient ein in konischer Form gearbeitetes, oben zum Schutze der Lippen mit einem verhältnißmäßigen Rande versehenes Mundstück. Das Horn ist eins der trefflichsten und brauchbarsten musikalischen Instrumente. Sein großer Umfang (bei dem Prim gewöhnlich 2 Octaven und einige Töne — oft 5 — darüber umfassend, bei dem Secund 3 Octaven und 3—4 Töne darüber); der feierliche, volle Ton desselben, meistens um eine ganze Octave tiefer als jener der Trompete, einladend das Gemüth zur Sammlung; sein Grundcharakter: jene Art von Würde, die mehr in dem Innigen, Andachtvollen, Heiligen ruht, ohne die Darstellung kräftiger Gefühle auszuschließen, welche sich bis zur Großheit, zu dem Jubeltone höchster Begeisterung aufschwingen können; die reichen Mittel, welche es in den unerschöpflichen Formen möglicher Tonbildung, sowie in jenen der Sprech- und Articulationskunst darbietet, setzen den Meister und Künstler in den Stand, nicht allein sich und sein Instrument in vollem Glanz erscheinen zu lassen, sondern auch alle Gefühle in dem *Hörer anzuregen*, welche des Menschen Brust adeln, von der Wehmuth und *liebevollen* Mitklage bis zur Andacht heiligen Glut, vom ergreifenden Schauertone bis zu der Freude lieblichen Klängen, von dem Donnertone drängender Gewalt bis zum sanftesten Gebilde, worin sich des Herzens neidenswerthe Ruhe ergießt. Daher die vielseitige Benutzung des Horns: als Soloinstrument; bei dem Orchester, sowie bei dem bloßen Blasinstrumentenchor; in der Kirche und bei dem Tanze; bei der Freude der Jagd, sowie im Schlachtgewühle; bei dem sanften Notturno und bei der heroischen Militairmusik. Ja, im verkleinerten Maßstabe dient es trefflich bei der Post; sowie man auch außer der Militairmusik Tonstücke von der schönsten Wirkung hat, die mit bloßen Hörnern ausgeführt werden: Duetten, Terzetten, Quartetten ꝛc. S. auch den Art. Hörnermusik (russische). Und erweiset die, vorzüglich in neuerer Zeit, so sehr vorgeschrittene Ausbildung vieler musikalischer Instrumente, was des Menschen rastlos-sinnende Kraft vermag, so zeigt sich dies so recht bei dem Horne; denn hier wurden die beschränktesten Mittel zur größten Sphäre der reichsten und tiefsten Effecte erweitert.

Die Geschichte seiner Ausbildung könnte man in vier Perioden eintheilen[1]). In der ersten, die sich bis in das graue Alterthum erstreckt, ward das Horn hauptsächlich von Hirten und Jägern gebraucht, vermuthlich in grade auslaufender Form. So trifft man es noch jetzt an. Der Stoff mag zuerst Holz gewesen sein. Das Erweitern der Röhren, das Beifügen eines Schalltrichters, das Anwenden von Metall, das Verdünnen dieses, um die Vibration zu befördern, bezeichnet eben so viele Punkte seiner Verbesserung. Endlich bog man den langen unbequemen Tubus in die Cirkelform mit mehren größern oder kleinern Windungen, und vergrößerte den Schedel, welchen man auch hie und da verzierte.

So finden wir es bei den Griechen unter der Benennung: krumme oder ägyptische Trompete[2]), wahrscheinlich aus Ägypten stammend. Die sogenannte paphlagonische Trompete hatte eine Stürze, einem Ochsenkopfe gleich, und sie ward in die Höhe gehalten, wie das Horn bei uns, ehe man sich der Stopftöne bediente. Ja, schon die altägyptische Trompete — Meleket, Kenet oder Keren — erweitert sich nach unten, wie die äußere Röhre unsers Horns. An den Chazozeroth — Asosra — der Hebräer ist die Form des Schalltrichters. Und das Instrument, welches Kircher[3]) unter der Benennung: lituus retortus (gewundener Zinke, auch in dem Mittelalter Krummhorn genannt) anführt, und auch Forkel[4]) nachbilden ließ, wie sehr kommt es in Hinsicht der mehrfachen Windungen mit unserm Horn überein! So hatten auch die alten Teutschen unserm Waldhorne ganz ähnliche Instrumente[5]). Eben so zeigen mehre Abbildungen von Instrumenten im 3. Bde. der Supplemente zu Montfaucon's Antiquité expliquée etc., besonders 4 und 7 auf Pl. 73, sowie 1 auf Pl. 74 viele Ähnlichkeit, welche nur der Vervollkommnung bedurfte. Und wie nahe lag diese! Doch scheint man im Mittelalter dies bei Seite gesetzt und mehr die sogenannten Zinken — Cornetti, Krummhörner genannt — ausgebildet zu haben, wovon es einen ganzen Chor gab[6]). Unser Horn scheint nur vornehmlich bei der Jagd angewendet worden zu sein, woher es auch seine Benennung Jägerhorn — cornu venatorum — behielt. Man hatte es in einfacher, grade auslaufender und auch in der Mitte gewundener Form[7]). Da man diese Jägerhörner gewöhnlich paarweise gebrauchte, und die in den angenehmen, in dem Horne liegenden Terzen-, Quinten-, Quarten-, Sexten- und Octavengängen sich bewegenden Duetten eine so gute Wirkung erzeugten, so konnte man wol leicht auf die Benutzung dieser Instrumente bei dem Orchester, sowie bei der Blasinstrumentenmusik geführt werden.

Damit beginnt die zweite Periode in der Ausbildung dieses Instrumentes. Nach Domnich geschah diese zuerst in Teutschland, in der Mitte des 17. Jahrh. In dieser Zeit ward die Instrumentalmusik überhaupt, und vorzüglich jene der Blasinstrumente, cultivirt; man verbesserte die alten, erfand neue, und versuchte, mannigfaltige Effecte in verschiedener Verbindung dieser zu gewinnen. Vieles dazu trug bei die immer mehr sich verbreitende und ausbildende Oper. Die großen Räume der Theater wollten ausgefüllt sein; dazu aber konnten die Saiteninstrumente, wenn auch durch ein Paar Oboen und

1) S. hierüber S. 1—5 der Hornschule von Domnich. 1. Ausgabe.

2) Forkel, 1. Th. der Geschichte der Musik, S. 415. 3) Im 1. B. seiner Musurgie, S. 54. 4) T. III. Fig. 40. 5) Schubart, Ideen zu einer Ästhetik der Tonkunst, S. 312. 6) S. den 2. Bd. Syntagmatis musici von Prätorius, S. 24 und T. XIII, sowie Kircher's Musurgie. 1. B. S. 500 fg., wo auch eine Composition zu vier solchen Cornetten, begleitet vom Dulcian — Fagott — vorkommt. 7) S. bei Kircher, Pl. IX und bei Prätorius, T. XXII, wo die Windung mehr nach vorn ist.

selten durch Trompeten unterstützt — was nur hie und da in Chören geschah —, nicht gnügen. Und von welchem Vortheile hier die Hörner! Auch wollten die Tonsetzer mehr Mannigfaltigkeit der Wirkung gewinnen, ihren Stücken mehr Leben und Schwung verleihen, wol auch durch neue, imposante Effecte überraschen. Wie trefflich auch hierzu die Hörner! Doch scheint man dieses Instrument früher in Frankreich verbessert zu haben, als in Teutschland. Denn Gerber[8]) erwähnt eines Grafen Spörken, welcher im Jahre 1680 zu Paris durch das vervollkommnete Waldhorn so angezogen ward, daß er zwei seiner böhmischen Bedienten darin unterrichten ließ. Durch diese kam es nach Böhmen, wo es so gepflegt und geliebt wurde, daß man sogar den Sct. Hubertus-Jagdorden stiftete, welcher ein goldnes Waldhorn im Wappen führt. Von Böhmen aus verbreitete sich das verbesserte Horn in die übrigen Länder; am nächsten wol nach Sachsen, wo es eine vorzügliche Aufnahme fand. Zuerst begnügte man sich mit den natürlichen Tönen, wie man sie bereits auf der Trompete kannte:

M) u.s.w. selten oder

wovon leider die Töne f fis und a nicht rein waren, sodaß man also mit dem Ansatze nachhelfen mußte.

Man soll sich sogar mit einem einzigen Horne beholfen haben, welches in Es stimmte. Bei diesem setzte man oben, wo das Mundstück eingeschoben wird, größere oder kleinere Bogen auf, durch welche die Röhre gleichsam verlängert, somit der Ton vertieft wurde, bei den größern um einen ganzen, bei den kleinern um einen halben Ton; was man jetzt noch, wiewol selten, thut, um das Horn in eine andre Tonart zu stimmen. War das Horn noch zu hoch, so fügte man kleine Stiftchen, oft 2 bis 3, bei. Auch dies wendet man noch öfter an, um rein einzustimmen. Allein selten schlossen diese vielen Bogen so, daß nicht die Luft mehr oder weniger entwischt wäre. Das erschwerte das Blasen und war höchst unbequem. Zugleich wollte man auch in den höhern Tonarten — E, F, G, A, B — das Horn gebrauchen. Man ließ also Hörner aus den gebräuchlichsten hohen und tiefen Tonarten verfertigen. Bei diesen gab man dem Instrumente mehr, bei jenen weniger Windungen. Allein da für alle Tonarten eine gleiche Mitteldimension stattfand, so konnte man dort die hohen, hier die tiefen Töne nur schwer herausbringen. Man verfertigte daher eigne Hörner für die höhern Tonarten mit engern Röhren, wenigern Windungen und kleinerm Schedel, und für die tiefern alles mit vergrößertem Maße; dies aber störte wieder den nöthigen gleichen Ansatz, indem die Hörner erster Art einen schärfern, die der letzten einen weniger gespannten — erweiterten, wenn man so sagen darf — foderten. Man hielt also eigne Hornisten für die hohen und tiefen Töne. Das konnte man aber nur an Höfen, bei großen Orchestern rc. Da theilte man endlich die Partien, und bestimmte einen Hornisten, hauptsächlich die höhern Töne, aus allen Tonarten — meistens nur bis zu c herab —, zu blasen, den andern, die tiefen Töne — von g f bis zu c, g, oder auch C — auszuführen. Daher die noch jetzt gebräuchliche, sehr zweckmäßige Eintheilung der Hornisten bei dem Orchester, überhaupt, außer dem Solo, bei aller Musik, in Primarius und Secundarius, was jedoch in neuerer Zeit so ausgedehnt ward, daß man drei, auch vier Hörner aus derselben Tonart, corno terzo, quarto, findet.

Im Anfange des 18. Jahrh. treffen wir das Horn auch von den italienischen Tonsetzern, meistens zwar in vollstimmigern Tonstücken — in der Sinfonie, in Chören, Quintetten rc. —, aber auch bei einzelnen Arien angewendet. Wahrscheinlich lernten jene dieses Instrument bei ihren häufigen Besuchen in Teutschland kennen. Trefflich wußte es Jomelli zu benutzen, in dessen Oratorium: La Bettulia liberata, die Hörner in der Einleitungs-Sinfonie schon eine Stelle ganz allein, blos mit dem Basse begleitet, ausführen. Noch mehr aber muß man sich wundern, in dem von Durante im J. 1736 geschriebenen Oratorium: Abigaile, folgende Stellen für das Waldhorn, ausdrücklich Corno da Caccia überschrieben, zu finden:

später nach unserer Schreibart für G-Horn:

ein Beweis, daß man damals schon einen Vortheil kannte, dem Horne die fehlenden Töne abzugewinnen, vielleicht durch eine eigne Modification des Ansatzes, was jedoch in diesen Stellen, vorzüglich in den ersten, schwer ist[9]). Übrigens tritt mit der wichtigen Erfindung der Kunst, diesem Instrumente die mangelnden Töne zu entlocken, die dritte Periode ein, in welcher das Horn seine größte Ausbildung erhielt. Hampel, Hornist am dresdener Hofe[10]), heißt der Künstler, welchem dieses in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. gelang, und zwar durch das Stopfen mit der Hand, worauf ein Zufall ihn führte[11]).

8) In seinem ältern historisch-biographischen Tonkünstler-Lexikon, 2. Th. S. 546, und in dem neuern im 4. Thle. S. 242 fg.

9) Sonderbar ist es auch, daß die Hornstimme nicht im C, sondern meistens im Baßschlüssel steht, mit der Vorzeichnung der Grundtonart; später auch im Violinschlüssel mit der Vorzeichnung von D-dur, wo die Bläser sonach trans- und supponiren mußten. 10) s. den 2. Th. des neuern Tonkünstler-Lexikons von Gerber, S. 493. 11) Nach Gerber erfand er auch die sogenannten Inventions-Hörner, wo man, statt des unbequemen Wechselns mit vielen Hörnern aus den verschiedenen Tonarten, auf ein Horn, von mittlerm Umfange, die das Instrument in die verschiedenen Tonarten stimmenden Bogen einsetzt. Der Waldhorn-

Unfähig, den grellen Ton der Oboe so zu mildern, wie manche Stellen, vorzüglich die zarte Begleitung, es erforderten, pflegten die Bläser in solchen Fällen ein Holz, einen Dämpfer (Sordine), in den Becher des Instrumentes zu stecken. Das versuchte Hampel auch bei dem Horne statt der bisher gebrauchten Sordine. Er verfertigte einen Stopfer von Holz, welcher die Öffnung bei dem Schedel ziemlich ausfüllte. Wie staunte er aber, als er zwar einen sanften Klang gewann, aber auch um einen halben Ton tiefer! Die Tonwelle nämlich, an ihrem Ausgange gehindert, strömte zurück, wie bei einer gedeckten Orgelpfeife, durchlief also einen größern Raum, als wäre das Horn um so viel länger; somit mußte der Ton tiefer sein. Dies benutzte Hampel sinnig und gewann durch dieses tiefere oder seichtere Einschieben und Herausziehen des Stopfers alle fehlenden Töne, die ganze chromatische Leiter. Nun setzte er sich Stücke, jedoch nur im langsamen Tempo, worin alle früher nicht gebräuchlichen Töne vorkamen. Zufällig schob er die Hand ohne den Stopfer in das Horn; derselbe Effect erzeugte sich, und die für dieses Instrument wichtigste Entdeckung des Stopfens mit der Hand war gemacht[12]). Dies änderte zugleich die Haltung, welche den Schedel früher nach oben gerichtet, nun abwärts gekehrt, dem Leibe so näherte, daß die rechte Hand, in dem Becher des Instrumentes am obern Theile auf der rechten Seite ganz leicht angelegt, bei dem Stopfen, ohne den Arm zu verrücken, auf die andere Seite sich bewegen, das Instrument auf allen Seiten umgreifen und den Luftstrom, nach Bedarf, mehr oder weniger auffangen, somit die einzelnen Töne höher oder tiefer machen, schwächer oder voller bilden konnte. So hatte der Bläser alle Töne in seiner Gewalt; die freien konnte er mit Fülle und Kraft brillant heraustreten lassen, sie bildeten gleichsam die Lichtpartie, die weniger oder mehr gestopften boten die reichsten Mitteltinten dar bis zum tiefsten Schatten hinab; und das früher so beschränkte Horn eröffnete dem Künstler die ausgedehnteste Sphäre zu den neuesten, wunderbarsten und wahrsten Effecten.

Ein Schüler von Hampel, Punto, eigentlich Stich, ein Böhme, zuerst hechingischer, später würzburgischer Hofhornist, dann in Mainz und Paris lebend, war es, welchem wir diese Ausbildung des Horns verdanken, womit er noch die Kunst der brillantesten, durch reiche Accente ausgezeichneten Sprache verband. Der großartigste Vortrag, wie die mildeste Darstellung, der Donner der Töne und ihr süßestes, unbeschreibliches Verschmelzen, alle Nuancen in den mannigfaltigsten Tonbildungen, eine geflügelte Zunge, gewandt in allen Formen der Articulation, einfache, Doppeltöne, ja ganze Accorde, vorzüglich aber eine Silberhelle des reizendsten, gesangreichen Tones, wie man sie bei keinem andern Künstler bisher hörte, zeichneten ihn aus. „Alle, die ihn hörten," sagt der große Meister und Lehrer des Horns, Domnich, „stimmen darin überein, daß er die höchste Stufe erstiegen habe im Brillanten der Ausführung, in der Kühnheit und Originalität seiner Meisterzüge, in der Grazie und dem Ausdrucke seines Gesanges. Alle müssen ihn als ihren Meister betrachten, indem seine Werke für dies Instrument Jedem, der dies studirt, die reichen und eigenthümlichen Mittel enthüllen"[13]).

Nach dieser neuen Methode ward nun das Horn in allen Ländern cultivirt, und man strebte, dem Instrument immer neue Effecte zu entlocken. So benutzten die Gebrüder Boeck, Hornisten aus der fürstl. bathyanischen Kapelle, bei den auf ihren Reisen in den Jahren 1783 und 84 gegebenen Concerten, nebst trefflichem künstlerischem Vortrage, auch die Sordine, um dem Instrumente den Ton wie aus weiter Ferne abzugewinnen, und mit größter Täuschung das Echo darzustellen[14]). Sie zeichneten sich nicht nur durch einen seltenen Tonumfang aus, sondern der Secundarius ließ zwei Töne zugleich, den Grundton mit der Quinte, hören. Auch in dem mechanischen Theile des Instrumentes schritt man vorwärts, worin sich besonders Haltenhoff in Hanau hervorthat. Man hatte die Bogen der benöthigten Tonart in der Mitte eingesetzt, die Zapfen verlängert, und so konnte man zugleich durch mehr Herausziehen oder Hineinschieben der Bogen die Stimmung vertiefen, oder erhöhen. Durch das viele Hineinstecken und Herausziehen verdarben aber die Zapfen bald und die Bogen schlossen nicht mehr. Man setzte also die Bogen außen bei dem Mundstück ein und brachte in der Mitte die sogenannte Stimmgabel, den Posaunenzug, an, wodurch man schnell und genau mit den übrigen Instrumenten einstimmen konnte. Ein wesentlicher Vortheil! — Die Inventionshörner wurden nun immer allgemeiner, und alle Instrumentenmacher wetteiferten, die besten zu verfertigen. Sehr brav

---

macher Werner in Dresden soll in den Jahren 1753—1755 die ersten verfertigt haben, welche die Töne: tief B, C, D, Es, E, F, G, A, und hoch B, enthalten; was von Körner in Wien nachgemacht werden sein soll, wo man im J. 1780 diese Hörner verbesserte, s. Gerber's älteres Lexikon. S. 549.

12) Eben dadurch kam Hampel wahrscheinlich auf die Erfindung der Sordine, durch welche das Horn nicht vertieft ward, sondern in seinem Tone blieb.

13) Dazu gehören nicht allein seine vielen Compositionen für das Horn, sondern vorzüglich sein sogenanntes Etude ou Exercice journalier. Da lernt der Schüler zuerst einen vollen, schönen Ton, festen Ansatz und gehaltvolles Ausziehen desselben gewinnen, und zugleich übt er sich in allen Formen der Articulationskunst, die für seine Sprachkunst so wichtig sind. S. den Art. Stich in Gerber's neuem Tonkünstler-Lexikon. 4. Th. S. 281.

14) Die Sordine war zuerst von Holz, oben schmal, um in die Röhre des Horns zu passen, nach hinten, wie der Schebel, etwas erweitert. Sie war geschlossen und hatte in der Mitte eine kleine Öffnung für den Ausgang der Luft. Da aber das Holz einen harten, unangenehmen Ton hat, so bedienten sich die Gebrüder Boeck eines messingenen, hohlen und mit einem feinen Leder überzogenen Keils. Jetzt besteht die Sordine gewöhnlich aus einer hohlen Kugel von Papiermaché, im Durchmesser ungefähr 6 Zoll, mit einem offenen Schlauch oder Zapfen, der in den untern Theil des Horns eingeschoben wird. Um stopfen zu können, hat man innerhalb desselben einen Draht mit einer daran befestigten, mit Leder überzogenen Kugel angebracht, durch welche die Höhlung des Schlauchs, nach Bedarf mehr oder weniger, gedeckt werden kann. An diesem Drahte, der unten aus der Kugel herausgeht, ist dann eine Öhre, womit man den Ausgang der Luft mehr oder weniger, wie bei dem Stopfen, hemmt.

wurden sie in Paris gearbeitet, wo früher schon durch H. Rudolf, königl. Hofhornisten, bekannt durch seine Solfeggien und andre Elementarwerke für das Horn, dieses Instrument Ansehen und Pflege gewonnen hatte, welche nun durch Punto so sehr gehoben und von seinen würdigen Nachfolgern, wozu auch der brave Kenn gehört, bis auf den höchsten Punkt gebracht ward. So groß aber auch die Verdienste Punto's waren, welchen selbst Beethoven noch im Jahre 1800 durch die Composition der bekannten trefflichen Sonate für Fortepiano und Horn aus F huldigte, welche er mit diesem bewunderten Meister in Wien ausführte, der damals schon sehr bejahrt war, woher Gerber wahrscheinlich in der Angabe seines Geburtsjahres irrt, so leitete er doch auf einen Weg, der, für ihn, bei seinen seltnen Anlagen, zwar zu rechtfertigen, im Allgemeinen schadete; er brachte das sogenannte Principalblasen auf, ein Mittelding zwischen Prim und Secund. Sein gewöhnlicher Umfang von drei Octaven und darüber reichte zwar für die Prim- und Secundstimme im Orchester zu, und dabei erhielt auch der Solobläser für Höhe und Tiefe Sphäre genug; allein nur Wenige erreichten dies. Viele, wollten sie das tiefe C haben, mußten bei a, g, sogar f stehen bleiben. Gelang es aber auch hie und da Einem, so fehlte entweder den hohen Tönen Schönheit und Gehalt, oder den tiefen die majestätische Fülle und Runde. Man mußte also wieder zu der frühern Abtheilung in Prim- und Secundhorn zurückgehen, welcher übrigens so manche Künstler treu geblieben waren, wie die obengenannten Gebr. Boeck[15]).

Damit hebt die vierte Periode an. Ihr Begründer ist der schon genannte große Domnich, Schüler seines Vaters, eines würzburgischen Hofhornisten, und zum Theil Punto's, welchen er aber an Fülle des Tones und Schönheit des Trillers noch übertraf. In seiner Hornschule, sowie bei seinem Unterrichte, drang er nicht nur auf die wesentliche Unterscheidung zwischen Prim und Secund; er erweiterte dadurch nicht blos die Grenze in Höhe und Tiefe, für das Primhorn in C von dem e bis zu g, für das Secundhorn von dem Contra-G bis zu d, sondern er vermehrte auch die technischen Mittel durch Übungen aus allen Tonarten, wodurch der Hornist ungleich schwerere Stücke ausführen konnte, als früher, und zugleich die nöthige möglichste Gleichheit unter allen Tönen herzustellen vermochte. Dabei sah er aber, wie Punto, auf die baldige Übung des Schülers in den verschiedenen Articulationsformen, womit die Bildung der freien Töne sich nothwendig verbindet. Er wollte das Horn an technischen Mitteln bereichern, ohne seinen Hauptvorzug, den schmelz- und schwungvollen, hellen Metallton, zu opfern. Vorzüglich schätzenswerth daher sind die seiner Schule beigefügten Übungsstücke für Prim- und Secundhorn. Hier hat er den Charakter beider geistvoll umrissen und so die Bahn gebrochen zu der Ausdehnung, welche der brave Dauprat, ein Zögling des Conservatoriums der Musik zu Paris, später dem Horne verlieh.

Dieser achtungswerthe Künstler theilt in seiner, das Horn nach allen Beziehungen umfassenden, Schule das Instrument in Alt- und Baßhorn, statt Prim und Secund; verbindet gleich im Anfange die Cultur der natürlichen Töne mit jener der gestopften, um beide auszugleichen, und setzt durch gesteigerte Übungen den Bläser in den Stand, Alles auszuführen, was nur dem Instrumente selbst nicht widerspricht[16]). Nur ist zu befürchten, daß, was der Hornist nach dieser Methode in Hinsicht der Gleichheit der Töne und einer ausgedehntern Technik gewinnt, er auf der andern Seite an Schönheit und am Gehalte des Tones verliere. Denn da es nicht möglich ist, die gestopften Töne den freien an Fülle, besonders an Helle des Metalltones, gleich zu machen, so müssen die freien so lange gedämpft werden, bis sie den gestopften gleich werden. Anstatt also das Schwache zum Guten heranzubilden, wird dieses so lange vermindert, bis es jenem möglichst gleichkommt! Überbietet doch ein einziger freier Ton zehn gestopfte. Welcher Verlust, vorzüglich für den Orchesterbläser, der meistens freie Töne zu blasen hat! Und hängt denn des Künstlers Werth von dem Reichthume der ihm zu Gebote stehenden Mittel, oder nicht vielmehr von dem Geiste ab, welcher die äußern, wenn auch beschränkten, Formen beseelt? Wer, wenn ihm wahre Kunstkenntniß zur Seite steht, wird so viele an künstlichen Formen überreiche Gemälde aus der Carraccischen Schule gegen ein einziges gediegenes Werk des in edler Einfalt, aber in tiefen Seelenumrissen, wenn auch in beengter Form, sich bewegenden Pietro Perugino austauschen? Doch diese Richtung liegt in dem achtungswerthen Drange des menschlichen Geistes, immer weiter zu schreiten. Und darauf gründen sich auch die vielen Versuche, die man machte, um dem Horne durch Klappen und Posaunenzüge, gleichviel welchen Namen man ihnen gab, alle Töne, wie jedem Instrumente, zu gewinnen. Allein bisher scheint noch keiner ganz zu genügen. Die lange Röhre wird nothwendiger Weise zum Gewinnen des fehlenden ganzen oder halben Tones unterbrochen, und dadurch der Charakter des schönen, dem

15) s. auch d. Art. Palsa bei Gerber.

16) Die Schule von Dauprat (3 Thle.) ist für Hornisten und Tonsetzer wichtig; denn sie behandelt das Instrument so umfassend, als es vorher noch nicht geschah, und gibt den letztern im dritten Theile sehr gute Winke über die Benutzung des Horns und die Verbindung der verschiedenen Arten desselben zu den neuesten und schönsten Effecten. Auch finden sich darin treffliche Vorschläge zur Verbesserung dieses Instruments, über die verschiedene Structur desselben, mit Angabe braver Meister, sowie guter, bildender Tonstücke, Hinweisung auf den Vortrag der verschiedenen musikalischen Werke der verschiedenen classischen Tonsetzer, kurz alle zur Kenntniß des Instruments und zur umfassenden Bildung des Schülers gehörigen Materien. Auch ließ der Verf. dieses Art., als Vorsteher einer musikalischen Anstalt, von einem in Dauprat'scher Methode eingeübten Meister mehre Schüler nach diesen Grundsätzen und andre nach jenen von Punto und Domnich unterrichten. Jene führten wol in Hinsicht der Stopftöne Schwierigeres aus, aber diese hatten einen weit bessern Ton, und was sie gaben, war weit imposanter, dem Charakter und der Würde des Instrumentes gemäßer. Daher die über Dauprat's Methode ausgesprochene Ansicht auch auf Erfahrung beruht. Gelingt es unter Dauprat's eigener Anleitung besser, dann ändert sich das Urtheil.

Horn eigenen Tones verwischt [17]). Ebenso ist nicht zu leugnen, daß der Hornist durch die gestopften Töne, reiche Mittel zu den effectvollsten Mitteltinten, Verschmelzungen des Gesanges ꝛc. erhält; was Alles sich hier nicht, oder nicht mit gleicher Wirkung geben läßt. Zur Blasinstrumentenmusik, vorzüglich zu der aus Blechinstrumenten bestehenden, sind sie daher sehr brauchbar, aber zum Solo und wo des Hornes eigenthümlicher, herrlicher Ton erfodert wird, da genügen sie nicht. Das Horn also, will es seinen Hauptvorzug, den reizenden, hellen, schwungvollen Metallton, behalten, scheint, vor der Hand wenigstens, bei Punto und Domnich seine Grenze gefunden zu haben. Daraus ergibt sich, wie es dem gegenwärtigen Standpunkte gemäß zu behandeln sein möchte. Nach meiner Ansicht ist das Gute der frühern Zeit mit den gewonnenen Fortschritten der neuern zu verbinden. Die Meister jener Periode sahen hauptsächlich auf die Schönheit des Tones und das Hervortreten des natürlichen Charakters des Hornes, welchem sie, mußte es sein, den Reichthum der Formen opferten. Eine nach allen Richtungen ausgedehnte Technik ist das ehrende Verdienst der neuern und neuesten Schule. Einen wir Beides, von *einem höhern* Standpunkte aus und dahin zurückkehrend. So *entrichten wir unsern* Vorgängern den schuldigen Tribut gerechter Anerkennung und zugleich unsern Dank durch die Fortschritte, die wir als Frucht unsers redlichen Strebens ihnen und der Menschheit zum Opfer bringen. Und wie leicht ist dies! Hat sich die Anlage des Schülers zum Horn im Allgemeinen und zum Prim oder Secund im Besondern entschieden; so ist die erste und bei Allem vortretende Sorge, demselben einen schönen, metallreichen, silberhellen, gesangvollen Ton anzubilden, welcher vorzüglich durch die Brust erzeugt, durch die Mitwirkung der Lippen und Zunge modificirt und ausgebildet, so viel möglich, das ganze Instrument in Schwung bringt, in freien, von dem Horne gleichsam sich lösenden klangreichen Tonwellen entschwingt. Das wird in den leichtesten freien Tönen, zuerst ganz langsam, dann immer schneller geübt, im festen Anstoße, sowie im flußreichen Portamento. Mit diesen äußern Tonschwingungen lasse man später den Schüler die Bewegungen seines warmen Herzens verbinden, wozu der mit begeisterter Glut seinen Ton ergießende Lehrer das Meiste beitragen kann. Da aber das zu lange Üben in einfachen, getragenen Tönen Steifheit erzeugen müßte, auch der Musiker eben so geübt sein muß im Vortrag schneller als langsamer Stellen; so verbindet sich damit die Lehre und Übung in den Articulationen, in den verschiedenen Arten des Schleifens und Stoßens mit den dazu gehörigen Sylben, von den einfachsten Formen beginnend, zu den zusammengesetztern vorschreitend, in allen Stufen der Stärke und Schwäche und des verschiedenen Tempo, soviel eben sich hier leisten läßt. Dadurch wird der freie Ton gehörig gebildet, der Ansatz fest in allen Registern, und für die künftige Sprachkunst ist trefflich vorgearbeitet. Und nun erst schreite man zu den Stopftönen. Nun erst vermag es der Bläser, mit gesichertem Ansatze über das Instrument und die ihm zu entlockenden Töne herrschend, die klanglosern gestopften zu den hellen, metallreichen, freien hinanzubilden, sie ihnen möglichst gleich zu machen. Zuerst nimmt man die am wenigsten gestopften, dann die mehr und zuletzt die am meisten gedämpften. Und hier unterscheidet sich die Bildung des Orchesterbläsers von jener des Concertisten. Bei jenem genügt es, die am meisten gebrauchten oder anwendbaren gestopften Töne gut herauszubringen; der Solobläser muß aber nun Alles ausführen lernen [18]). Desto genauer aber ist der Orchesterhornist in der Begleitungskunst zu unterrichten; während man den Solobläser anleitet, die Stopftöne in einem tiefern, im ästhetischen Sinne aufzugreifen;

17) Nach Gerber suchte ein Künstler zu Petersburg, Kölbel, schon im J. 1760 das Horn theils durch Klappen, wie an dem Fagotte, theils durch Stürzen auf dem Kessel, an Tönen zu bereichern, um den Ton sanfter zu machen. Ein andrer Hornist dort, Maräsch, verband, um auch aus den Molltonarten blasen zu können, zwei in eine kleine Terz gestimmte Hörner, von welchen bald das eine, bald das andere die zur Melodie erfoderliche Note gab. Ebenso vereinigte später Clagget, ein Tonsetzer in London, zwei Hörner, in Es und D, sodaß sie mit einem Mundstücke zu blasen waren. Mittels einer Klappe konnte man die Luft nach Bedarf in das eine oder andre bringen, und so alle Töne der chromatischen Leiter gewinnen. Lichtenthal, in seinem Dizionario della Musica, 1. Bd. Art. Corno, erwähnt eines Dilettanten, Pini, der durch 8 Klappen 13 Töne der chromatischen Leiter, ja in der Octave leicht ebenso viele gewann. Koshaut hat das Horn, die Trompete und Posaune mit Klappen und Zug bereichert. Auch Lewy hat, nebst andern verdienten Männern, hier Gutes geleistet. S. auch hierüber die Leipz. allg. musikal. Zeitung, besonders Nr. 38 v. J. 1815.

18) Der Solobläser, oder wer eine genauere Ausbildung sucht, wird sich dann mit Vortheil der Schule von Dauprat bedienen. Der Harmonie- oder Orchesterbläser hat meistens folgende gestopfte Töne auszuführen:

A) a) a) a) b) b) b)

seltner, alles gestopft; noch seltner; für den Concertisten

Doch sollten die Tonsetzer von den ersten bei A mehr Gebrauch machen, als bisher geschah. Und wenn auch der halb oder ganz gestopfte Ton klangloser ist und keinen so brillanten Effect macht, so ist es doch besser, einen musikalischen Gedanken durch einen solchen Ton geschlossen zu erhalten, als wenn man die Hörner, nach starkem Mitsprechen, im nächsten Accord auf einmal schweigen, abbrechen hört, weil ein solcher, so leicht zu blasender, Stopfton kommt. Denn wie bequem ist es, sich von einem freien Tone zum halben abzusenken, wie bei a)! Etwas schwerer steigt man vom gestopften zum freien, wie bei b). Das liegt in dem Wesen des Stopfens; denn durch dieses wird der auf dem Horne liegende höhere freie Ton vertieft, z. B. b durch halbes Stopfen zu a, durch ganzes Stopfen zu as. Kennt man also die auf seinem Instrumente befindlichen freien Töne, welche oben bei M) angegeben sind, und wozu nur noch gis gehört, das aber als as, von b gebildet, ganz zu stopfen ist, nebstdem ein Mittelton zwischen

so alle Formen der Tonbildung und Articulation, sowie alle Manieren und Mittel der Darstellung im Geiste der Kunst aufzufassen, und sich dadurch zur Sprachkunst vorzubereiten. Unter dieser versteht man aber nicht blos das künstlerische Erfassen und Darstellen eines Tonstückes, sondern auch die Kunst, die im Horn liegenden vielen Mittel zu den mannigfaltigsten, ergreifendsten Effecten benutzen und auf eine Art sich aussprechen zu können, wodurch Künstler und Instrument im schönsten Lichte erscheinen; wozu freilich des Meisters eigenes begeistertes, würdiges Vorspielen und das Studium classischer Tonstücke für dieses Instrument, z. B. von Punto, Domnich, Devienne, Dornaus, Schincke, Gugel, Koprasch, Blatt, Gallay, Kuhlau, Turrschmidt, Späth, Lindpaintner, Mozart, Eler, Kern, Duvernoy, Reicha, Dauprat ꝛc. Vieles beitragen wird. Was hier in Hinsicht einer dem jetzigen Standpunkte des Horns gemäßen Cultur gesagt ward, findet man ausführlich erörtert in meiner Hornschule, welche im zweiten Theile des systematischen Unterrichtes in den vorzüglichsten Orchesterinstrumenten (enthaltend die Schulen: für Clarinette, Oboe, Flöte, Fagott, Horn, Trompete, Posaune, Serpent, Violine, Viola, Violoncell, Contrabaß, Pauke, nebst einer Anleitung zu andern bei dem Orchester brauchbaren Instrumenten, sowie zum Studium der Harmonielehre und zur Direction eines Orchesters und Singchores) im J. 1829 zu Würzburg erschien. Bei dem Orchester und der Harmoniemusik setzt man gewöhnlich zwei Hörner, Prim und Secund, aus einer Tonart; nimmt man aber drei oder vier Hörner, dann meistens aus verschiedenen Tonarten, z. B. 2 Hörner in A, 2 in F oder D. Man gebraucht dazu die Tonarten von tief B bis hoch B, selten hoch C. Diese beiden letzten Tonarten werden daher mit Corno alto in B, in C bezeichnet. Hoch C stimmt wie die Trompete, Oboe ꝛc. Da man nun die Hörner in der Regel in der C Tonart schreibt und nur angibt, aus welcher Tonart man ein Horn nehmen soll, z. B. Corno in D, ein Horn, dessen c wie d lautet, so muß der Tonsetzer sich die Töne des Horns tiefer denken, hoch C ausgenommen, wie es A) angegeben ist; wornach man alle übrigen Töne abzählt.

A) Corno alto in C, B, Corno in A, G, F, E, Es, D, C, B,

1) 2) 3) 4) 5) 6) 7) 8) 9) 10)

lautet wie

1) 2) 3) 4) 5) 6) 7) 8) 9) 10)

---

g und e, als fis zu tief, als f zu hoch, weswegen man das f stopft, das fis oft durch Treiben erhöht, aber auch von g aus stopft —: so ist das Stopfen etwas Leichtes. Nur machen manche Töne eine Ausnahme, besonders die bald zu andern überschlagenden, z. B. h, das oft ganz zu stopfen ist, weil es gern zu b herabsinkt.

Man findet auch das Horn im tiefen H, im höhern As, in Fis, Des gesetzt, was man dadurch bewerkstelligt, wenn man nicht einen eigenen Bogen für diese Tonarten hat, daß man dort bei C, dann bei A, und hier bei G und D einen sogenannten Krummbogen aufsetzt, welcher das Horn um einen halben Ton erniedrigt. Und so kann man das Horn in allen Tonarten benutzen, was man auch sollte. Übrigens setzt man das erste Horn meistens von c, selten g, bis zu a, auch c; dies aber nur in den tiefern Tönen B, C, D, höchstens Es. Bei den höhern geht man meistens nur bis zu g, dann aber tiefer hinab. Ebenso ist es mit dem Secundhorn, welches gewöhnlich nur bis zum Contra-C und bis zu f, g gesetzt wird. Für Concerte nimmt man am besten ein F, E oder Es-Horn, und zwar ein einfaches; zum Solo wol auch ein D-Horn, obgleich hier das Brillante schon fehlt. Dieses ist auch am besten für Anfänger. Wie man das Horn setzen soll, lernt man hauptsächlich aus Partituren guter Meister: eines Haydn, Mozart, Beethoven, Vogler, C. M. v. Weber ꝛc. Sehr viel kommt auf ein gutes Instrument und Mundstück an. Bei der Wahl von beiden muß man darauf sehen, ob es zum Prim oder Secund dienen soll. Ein Horn mit weiten Röhren, groß, mit majestätischem, aber nicht zu plötzlich sich erweiterndem Schedel gibt die tiefen Töne gut, die hohen schwerer; bei engen Röhren, kleinem, geschlossenem Schedel sprechen die tiefen Töne nicht gut an. Drum wähle man ein Instrument, welches, unter der oben erwähnten Rücksicht auf Prim oder Secund, die nöthige Höhe und Tiefe gleich gut gibt. Ferner sehe man darauf, daß das Instrument nicht zu dick noch zu dünn und gleich gearbeitet ist, hauptsächlich inwendig; denn oft sind die Hörner außen glatt, inwendig voll Ungleichheiten; daß es von gutem Metalle sei, leicht in Schwung zu bringen, und doch einen schmelzvollen Ton ausstrahlend. Ebenso hängt Reinheit, Güte des Tones, Leichtigkeit, Sicherheit im Ansatze ꝛc. von einem guten Mundstück ab. Der Primarius muß ein engeres haben, der Secundarius ein weiteres. Dabei ist aber wieder die körperliche Beschaffenheit, der Bau der Lippen, überhaupt des Mundes, die größere oder geringere Muskelkraft ꝛc. zu beachten. Je tiefer der Kessel des Mundstückes, desto besser für die tiefern Töne, je seichter, desto zuträglicher für die höhern. Der zu enge Bohrer verursacht einen kleinen, schwachen, oft widrigen Ton und schweres Ansprechen. Doch kommt es hier wieder auf das Mundstück an, ob es oben einen größern oder kleinern Umfang hat. Im ersten Falle muß der Bohrer weiter, im letztern etwas enger sein. Das beste Metall zu Mundstücken ist Silber oder vergoldetes Messing. Elfenbein taugt nicht; ja nicht einmal eine Einfassung damit. Unter den messingenen Mundstücken sind jene besser, die gegossen und dann ausgedreht werden, als die zusammengelötheten. Da sich aber leicht Grünspan ansetzt, so reinige man sie mit einem wollenen Tuche, ehe man zu blasen anfängt und wenn man aufhört. Ebenso blase man nicht auf dem Mundstücke eines Andern, wenn es

feucht, nicht gehörig gereinigt, oder noch warm ist. Drum ist auch das Begleihen des Mundstückes immer bedenklich. Ebenso nöthig ist es, das Horn von dem Staube frei zu erhalten, der sich leicht mit dem in dasselbe laufenden Wasser vermischt, das Wasser nach dem Blasen, wenn es sich gehäuft hat während desselben, z. B. bei Pausen, aber nicht durch die Röhren, ablaufen zu lassen; zu sorgen, daß Alles gut schließt, und das etwa gebrauchte Papier fest umwunden ist. Ist dies in die Röhren gekommen, so läßt man Flintenschrot mit heißem Wasser durch sie laufen und rüttelt, bis sie sauber sind. Ebenso darf man keine Dallen, Eindrücke in die Röhren oder in den Schedel, dulden.

Zu den besten Anweisungen gehören die Études von Punto; die sehr brave Schule von Domnich, Méthode de premier et de second Cor, wovon eine neuere wohlfeilere Ausgabe bei den Gebrüdern Schott in Mainz erschien; die von Duvernoy und die oben berührte ausführliche von Dauprat, von welcher der dritte Theil auch einzeln verkauft wird. Nebstdem wird man sich mit Vortheil der Etudes von anderen Meistern bedienen. (*Fröhlich.*)

4) Orden v. Horne, s. Hubertusorden.

HORN (*Geogr.*), 1) fürstl. lippe-detmold. Amt, welches sich am Nordabhange der Bergkette des lippischen Waldes ausbreitet und eine Stadt, sieben Dörfer und Bauerschaften begreift. Dazu gehört aber auch noch die am Südabhange jener Bergkette gelegene Vogtei Schlangen mit zwei Dörfern.

2) Sehr alte Stadt im fürstlich lippe-detmoldischen Amte gleiches Namens, am Nordfuße der Kette des lippischen Waldes und an einem in die Werra fließenden Bache. Sie ist ummauert und zählt vier Thore, ein Schloß, ein Amthaus, eine Pfarrkirche, zwei Armenhäuser, 266 Wohnhäuser und 1240 Einwohner, welche Wollen- und Leinweberei und Sensenschmieden unterhalten. Dicht südlich bei der Stadt erhebt sich die malerische Felsenreihe der 13 Externsteine, welche sich parallel mit der Doppelkette des lippischen Waldes fortzieht. Sie bestehen aus Quadersandstein und sind 120—125 Fuß über der umliegenden Fläche erhaben und zum Theil zu Kammern ausgehöhlt, in denen eine Velleda gehaust haben soll. Die Felsen selbst sollen den heidnischen Sachsen zu Opferaltären gedient haben, und auch die in der Varusschlacht gefangenen Römer zum Theil darauf geopfert sein. Später gab Karl der Große vielleicht Gelegenheit, daß die christlichen Bewohner der Umgegend eine Kapelle darauf ebauten und sie so zu einem Gegenstande der Andacht und Ehrfurcht umwandelten; denn von 1093 bis zur Reformation, während welcher Zeit sie der Abtei Abdinghof gehörte, geschahen häufige Wallfahrten zu dieser Kapelle. (*Klähn.*)

3) Eine gräflich hoyasche Stadt im Kreise ob dem Manhartsberge des östreichischen Landes unter der Ens mit einem Piaristenkloster, einer Dechantkirche und einem Schlosse; hat Tuchweberei, eine berühmte Bierbrauerei und gegen 1100 Einwohner. Nahe an der Stadt liegt das Benedictinerkloster Altenburg.

4) Herred im Amte Frederiksborg des dänischen Stiftes Seeland, zwischen dem Jise- und Roeskildersiorden gelegen; hat 3 □Meilen und 5200 Einw. in 10 Kirchspielen, darin das königliche Lustschloß Jägerpriis und der Edelhof Salsöegaard, das Stammhaus der Scheel-Plessenschen Familie. (*R.*)

5) Ein Dorf von ungefähr 60 Häusern, im schweizerischen Canton Thurgau, am Bodensee in der Pfarre Arbon. Der Verkehr über den See ist sehr lebhaft. Die Einwohner beschäftigen sich vorzüglich mit der Schiffahrt und genießen besonderer Zollbefreiung für Alles, was sie zum eignen Hausbedarf über der See führen. Das ehemalige Reichsstift Ochsenhausen besaß hier ein Schloß, das jetzt in Privathände gekommen ist. Der Ort gehörte bis 1449 den Edlen von Roschach und kam in diesem Jahre an das Kloster St.-Gallen, von welchem er 1463 gegen Goldach an das Bisthum Konstanz ausgetauscht wurde; jedoch behielt sich St.-Gallen den Zoll zu Horn vor. Horn blieb von da an bis 1798 dem Bisthume Konstanz, aber unter eidgenössischer Landeshoheit. Die Gerichte wurden durch den konstanzischen Obervogt zu Arbon verwaltet. Jetzt gehört der Ort zum thurgauischen Kreis und Amt Arbon. Die Einwohner sind theils katholisch, theils reformirt. (*Escher.*)

6) Cap Horn, s. Hermiten.

HORN. Mit diesem Namen werden in der Schweiz die Spitzen der hohen Alpen bezeichnet, besonders diejenigen, welche sich steil zuspitzen, z. B. Jungfrauhorn, Gletscherhorn, Breithorn, Tschingelhorn, Stockhorn, Matterhorn, Doldenhorn, graue Hörner ꝛc. Das Bezeichnende des Ausdrucks leuchtet von selbst ein. (*Escher.*)

HORN wird auch in der Schiffssprache in manchen Verbindungen angewendet. So das Wort Horn selbst oder Krauthorn, das Pulverhorn, welches auf Schiffen gebraucht wird, um das Zündloch der Kanonen mit Pulver zu beschütten. Lyckhorn, Leckhorn, Schoothorn oder Schothorn werden die untersten Ecken der Segel genannt, worin ein Auge vom Tau, welches auch wol mit einer Kauße oder einem eisernen Ringe mit einer Rinne, worin das Tau liegt, versehen. Vergl. den nautischen Plan zu Bd. VIII. dieser Sect. unter II. b. (*C. H. Müller.*)

HORN (Geneal.), 1) Eins der ältesten edeln Häuser in den Marken, Pommern und Mecklenburg, welches schon von 1180 an in Urkunden erscheint, wovon ein Zweig im Anfange des 14. Jahrh. nach Schweden überging und den gräflichen Charakter daselbst erlangte. Evert und Wickbold H. waren Burgmannen zu Kolberg und saßen zugleich im Stadtrathe. Sie beschlossen 1364 mit allen übrigen Burgmannen und Rathsleuten, daß keiner von Adel das Bürgerrecht erhalten solle, so lange er Landgüter besitzen würde, weil sonst die Stadt immer bei den Privatfehden so viel litte. Lubrecht H., Vorsteher der Hospitäler zum heil. Geist und St. Georgen in Kolberg, kaufte 1456 von den Brüdern Henning und Matthias Manteufel zu Lestin das Dorf Sirnoizel, für diese Hospitäler. Peter H., Rathsherr zu Kolberg, hatte eine langwierige Fehde mit Niklaus Damitz und Caspar von Schliefen, ebenfalls Rathsherren zu Kolberg (1468), welche erst von dem Bischofe Ludwig von Camin 1472 beigelegt wurde.

Jakob H., 1460, ist der Stammvater der pommerschen Linie, welcher zu Gunsten des Herzogs Erich von Pommern, der Stadt Stettin Feind wurde. Nikolaus H. war Hauptmann von Loytz 1500. Burkard H., herzogl. pommerscher Kanzler zu Wolgast 1569, war ein angesehener und gelehrter Mann, dessen Sohn Philipp die nämliche Stelle, wie sein Vater bekleidete, und von dem Könige Gustav Adolf von Schweden zum Präsidenten daselbst ernannt wurde, 1626. Einer seiner Nachkommen war Magnus Friedrich v. H., königl. preuß. Generallieutenant und Gouverneur von Geldern. Er machte die Feldzüge unter Kurfürst Friedrich Wilhelm von dem J. 1682 als Oberst eines Bataillons mit, wohnte der Belagerung von Namur 1695 bei, wurde 1698 Generalmajor und Commandant von Wesel. Unter dem General von Heyden diente er mit seinem Regiment in dem Hülfscorps, welches Preußen 1702 den Holländern zum Beistande schickte, wurde nach Endigung des Krieges zum Gouverneur von Geldern und 1706 zum Generallieutenant ernannt, starb daselbst 1713 und hinterließ von seiner Gattin, geb. v. Stosch, verschiedene Kinder, worunter sich Friedrich Magnus v. H., königl. preuß. Generalmajor und Inhaber eines Infanterieregiments auszeichnete. Im J. 1704 wurde dieser zu Geldern geboren, kam 1724 in preußische Dienste, und schwang sich bis zum Jahre 1756 zum Obersten empor. Er hat nicht allein den schlesischen Feldzügen, sondern auch den am Rheinstrome rühmlichst beigewohnt. Krankheits halber nahm er 1763 mit Generalmajors Charakter seinen Abschied, nachdem er 21 Jahre gedient hatte. Wahrscheinlich ist sein Enkel der im letzten Freiheitskampfe so berühmt gewordene Generallieutenant von Horn. Aus einer andern Linie, die in der Priegnitz begütert ist, entsproß Christian Sigismund von H., königl. preuß. Generalmajor und Inhaber eines Cuirassierregiments. Er war 1714 geboren, trat 1733 als Cornet bei einem Husarenregiment ein und war schon 1749 als Major, Chef der Ziethenschen Husaren. Darauf erhielt er als Oberst ein Cuirassierregiment, in welchem er bis 1762 rühmlichst den damaligen Feldzügen beiwohnte, bis zum Generalmajor sich emporschwang und Ritter des Verdienstordens wurde. Er nahm darauf seine Entlassung, heirathete eine von Schack, und ist der Stifter der mecklenburgischen Linie.

Von der schwedischen Linie ist Sigismund H. der Urheber, welcher mit Herzog Albrecht von Mecklenburg, der seiner Mutter Bruder und den König Magnus vom Throne stieß, zuerst nach Schweden kam. Er baute auf der Insel Öland zwei Schlösser, die er Groß- und Klein-Horn nannte. Er starb 1344 und liegt mit seinem Sohne Claudius im Kirchspiele Peßnes begraben. Die von Gregor H., Sohn von Claudius, Herrn zu Kraboo, gestiftete Linie erlosch in der dritten Generation; sein Vetter Olaus aber stiftete die Linie zu Aumine in Finnland, welche bis jetzt noch blüht.

Heinrich H. zu Aumine, war Statthalter in Nordfinnland 1420 und hatte eine von Dechau zur Frau, die er, wie man sagt, verbrennen ließ. Sein Sohn Claudius, H. z. A., war Reichsrath und Oberlandrichter in Süd-Finnland und mit Christian Frille von Hapamin verheirathet (1448). Claudius Heinrich, H. z. A., entsproß aus dieser Ehe und bekleidete die nämlichen Stellen wie der Vater, hat auch 1497 den Senatsbeschluß gegen Christian II., König von Dänemark, mit unterschrieben und besiegelt. Er hinterließ zwei Söhne, Christiern Claudius und Heinrich Claudius H., Stifter zweier Linien, der erstere von den Erb- und Freiherren von Aumine, und der andere von den Grafen zu Berenburg, Freiherren zu Marienburg und Erbherren zu Carkas. Des letztern Sohn war Heinrich, Reichsrath und General-Feldoberster, auch Statthalter in Finnland, verheirathet mit Margarethe, Gräfin von Löwenhaupt. Deren Sohn war Karl Eberhard, H. zu K., königl. schwedischer General-Feldmarschall und Statthalter in Ingermannland. Er vertheidigte 1577 die Stadt Reval, welche vom Zar Ivan Basilowiz von Rußland mit 50,000 Mann belagert wurde, so tapfer, daß die Belagerung aufgehoben werden mußte. Im J. 1580 schickte ihn König Johann von Schweden nebst den Generalen Ponto de la Gardie, Hermann Flemming und Georg Boye gegen diesen Zar Ivan, und Kexholm, Narva und ein großer Theil von Liefland wurde erobert. Auch gehörte Horn zu den Commissarien, die nach Moskau geschickt wurden, um den vierjährigen Waffenstillstand abzuschließen. Er hinterließ von Agnes von Delvigh, der Tochter von Eberhard v. D. zu Soal und Ringen, Landrathe von Esthland, vier Söhne, die ebenfalls ausgezeichnete Männer waren, nämlich: Heinrich H., Reichsrath und Reichsmarschall; Claudius III. H., Reichsrath und Statthalter von Stockholm; Eberhard H., General-Feldmarschall, und Gustav H., königl. schwedischer und des heil. röm. Reichs Feldmarschall. Eberhard machte seine ersten Feldzüge unter König Karl IX. in Liefland und Rußland. Darauf wurde er zum Generallieutenant ernannt und zu dem Zar Basilowiz Zusky 1609 nach Wiburg geschickt, um das Bündniß gegen Polen und den falschen Demetrius abschließen zu helfen. Bei allen den Actionen zeichnete er sich sehr vortheilhaft aus, eroberte sehr viele Städte, und hob viele Belagerungen auf, so daß der König Gustav Adolf ihm in dem russischen Kriege 1612, in Abwesenheit des Feldmarschalls Jakob de la Gardie, den Oberbefehl über die Armee ertheilte. Als die Friedensunterhandlungen mit dem Zar sich zerschlugen 1615, wozu er mit de la Gardie und Matthias Kruse als Bevollmächtigter geschickt war, wurde ihm wieder das Commando unter dem Könige selbst übertragen. Bei der Belagerung von Pleskow wurde er bald darauf, 1616, bei einem Ausfalle der Russen, im 32. Jahre seines Alters getödtet. Der König war über seinen Tod sehr betrübt, da er sowol ihm als auch de la Gardie öfters gesagt und geschrieben, ihr Leben sei ihm mehr werth, als die Eroberung der stärksten Feste. Er war mit Margarethe Finke, der einzigen Tochter des General-Feldmarschalls Finke zu Porkala und Sonnes, und der letzten ihres Geschlechts, von der er einen Sohn, Gustav, erhielt, verheirathet. Gustav H. zu K., Freiherr zu Marienburg, Herr zu Porkala und Sonnes, königl. schwedischer Reichs-

rath, General-Feldmarschall, General-Gouverneur von Bremen und Verden, und oberster Landrichter zu Neryke. Nach Beendigung seiner Studien und Reisen in Frankreich, England und den Niederlanden, auf denen er in Oxford zum Magister ernannt war, trat er als Rittmeister 1634 in königl. schwedische Dienste, und wurde das folgende Jahr Obristlieutenant bei dem Leslie'schen Dragonerregiment, welchem er 1638 als Oberster vorstand. Im J. 1640 wurde er im Treffen bei Plauen gefangen, und nach seiner Auswechslung zum General-Wachtmeister erhoben, als welcher er bis zum J. 1650 allen Feldzügen und Friedensunterhandlungen mit beiwohnte. Darauf kehrte er auf Befehl der Königin Christina nach Schweden zurück, wo er zum Generallieutenant und Statthalter in Ingermannland und über das kexholmische Lehen ernannt wurde, auch im J. 1654 noch zum Reichsrathe. Nach dem Tode des Feldmarschalls Grafen Gustav Adolf von Löwenhaupt 1656 erhielt er den Oberbefehl über die Armee, welche in Finnland, Esthland, Liefland und Ingermannland zusammengezogen ward, und hob damit die von den Russen unternommenen Blokaden und Belagerungen von Narva, Roteburg und Kexholm auf. In dem dänischen Feldzuge bekleidete er die Stelle eines Reichs-General-Feldzeugmeisters, und ward 1663 zum General-Feldmarschall und General-Gouverneur über Bremen und Verden verordnet, als welcher er am 28. Febr. 1666 in Stade starb. Er war dreimal verheirathet gewesen, mit Stella von Mörner, mit Barbara Kurk, Freiin zu Lempeln und mit Maria Silberhielm, von denen er zwei Söhne und drei Töchter hinterließ: 1) Eduard H. Freiherr zu Marienburg (geb. 1640 † 1687), königl. schwedischer Oberst, hatte mit seiner Gemahlin, Martha von Oxenstiern, zwei Söhne: a) Gustav H., königl. schwed. Oberst der Reiterei, und b) Gabriel H., königl. schwed. Oberst von der liefländischen Ritterfahne, blieb in dem Treffen bei Jungfernhof in Kurland 1705. 2) Karl H., Freiherr zu Marienburg, geb. 1664, brachte die größte Zeit seines Lebens auf Reisen in Europa und an dessen Höfen zu. Aus der Linie des Christiern Claudius H., Freiherrn zu Aumine, haben sich berühmt gemacht: Gustav H., Freiherr zu A., königl. schwed. Feldmarschall, zeichnete sich im 30jährigen Kriege rühmlichst aus, und wurde 1634 bei Nördlingen gefangen (s. den ihn betreffenden Specialartikel). Sein Sohn, Christian H., Frh. zu A., Oberhofmeister des Königs Karl XI von Schweden 1660. Ferner: Arved, Graf von Horn, königl. schwed. Reichsrath (1724); Henning, Graf von H., war ebenfalls Reichsrath und starb 1730; Arved Bernd G. z. H. (geb. 1664) königl. schwedischer Reichsrath, Präsident der Reichskanzlei, Kanzler der Universität zu Åbo, und erster Director des Ritterhauses, ein sehr berühmter und gelehrter Mann, der mit Margaretha Gräfin von Gyllenstiern verheirathet war, und einen Sohn, Nicolaus Gustav (geb. 1712), hinterließ. Vgl. den ihn betr. Specialart. Das Wappen: Im goldenen Felde ein rothes Jägerhorn; auf dem Helme drei Straußfedern zwischen zwei Büffelshörnern*). (*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

2) Grafen v. H., s. Hornes.

HORN (Biogr.). A. Hoòrn, nicht Horrn gesprochen: 1) Graf Arvid Bernhard, geb. 1664 in Finnland. Nachdem er lange in fremden Diensten gestanden, auch den Krieg gegen die Türken mitgemacht hatte, trat er wieder in schwedische Militairdienste. Im J. 1700 ward er Generalmajor, bald Generallieutenant; 1704 bei Warschau gefangen, doch 1705 ausgewechselt. Im J. 1706 ward er in den gräflichen Stand erhoben. Schon 1705 ward er königl. Rath, 1710 Präsident des königl. Kanzlei-Collegiums, welchen Ämtern er, ein Jahr ausgenommen, wo er seine Entlassung erhielt, bis 1738 vorstand. So lange er auf diese Weise als erster Minister an der Spitze stand, hatte das Reich mit allen Nachbarn Friede; als er dies System nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte, nahm er 1738 Abschied und starb 1742. Er ist zu verschiedenen Zeiten Kanzler der Universitäten Dorpat, Upsala und Åbo gewesen. Im J. 1720 ließ die Ritterschaft des Reichs auf ihn eine Medaille prägen.

2) Clas Christersson, einer der Helden Schwedens, der überall sich selbst vergaß, um nur dem Vaterlande zu dienen. Aus vornehmem Geschlechte 1516 geboren, ist sein Privatleben wenig bekannt, desto herrlicher glänzt sein öffentliches Leben. Im Kriege Gustavs I. mit Rußland schützte er, durch Vordringen in das feindliche Land, die finnischen Provinzen. Vom Könige zum Feldobersten ernannt, wirkte er mit zur Vertheidigung der von 150,000 Russen angefallenen Feste Wiborg, ward Statthalter von Wiborg und vermittelte den Frieden 1556.

Als unter Erich XIV. der Heermeister von Liefland Schwedens Hülfe gegen den russischen Zar Iwan Wasilowitsch begehrte, gewann Horn seinem Vaterlande einen ansehnlichen Theil von Esthland nebst der Stadt Reval (1561), worüber er nun zum Oberstatthalter verordnet, auch in den freiherrlichen Stand erhöhet wurde. Als Dänemark jetzt von der Zwietracht im schwedischen Königshause Nutzen ziehen wollte, erhielt Horn den Befehl über das Heer im Süden, zog in Halland ein und schlug den Feind bei Fjällgränna.

Bald sollte H. auch den Admiralsstab entgegennehmen. Der tapfere Admiral Jakob Bagge war gefangen worden; die Uneinigkeit seiner drei Nachfolger hemmte die Operationen. Horn trat an die Spitze, eroberte und vernichtete einen Theil der vereinigten dänischen und lübeckischen Flotte bei Öland, und stand nach wenigen Tagen wieder an der Spitze des Landheeres, welches in Blekingen einfiel und siegreich durch Schonen und Halland nach Westgothland zog. Mit einer aus 50 Kriegsschiffen bestehenden Flotte verbrannte er nun, unter Pommerns Küste, vier dänische Kriegsschiffe, jagte Lübeck's Flotte vor sich her, schreckte Kopenhagen und eroberte eine große Zahl feindlicher Schiffe, zog vor Travemünde, wo er Kriegsfahrzeuge in den Grund bohrte,

*) *Messenii* Theat. nob. suec. *Loccenius*, Hist. Suec. *Wittekind*, Hist. belli Sueco-Moscou. *Pufendorf*, De reb. Caroli Gustavi. Nachricht von einigen Häusern des Geschlechts von Schliefen, S. 22, 41, 72. Micrälius, Pommerl. VI. S. 351.

cher, als mit dem 30. Oct. wiederholtes Blutbrechen, verbunden mit heftigen Unterleibsschmerzen, eintrat. Diese Zufälle wiederholten sich am nächsten Morgen mit großer Heftigkeit. Bis gegen 2 Uhr blieb Geist und Besinnung ungeschwächt. Dann aber trat ein ununterbrochener Schlaf ein, der seinem Leben, ohne weitern Kampf, den 31. Oct. 1829 Nachmittags um 4 Uhr ein Ziel setzte. Sein Todestag war zugleich der Todestag seiner ersten Gattin, der Begräbnißtag seiner ältesten Tochter und sein 68. Geburtstag.

Seiner ausdrücklichen Verordnung gemäß ward seine irdische Hülle, in der Uniform des Leibinfanterieregiments, das er oft zum Siege geführt, nach dem großen Schloßsaale gebracht. Den 3. Nov. fand die feierliche Beerdigung statt. Den Leichenzug eröffnete eine Abtheilung Armeegensd'armes zu Pferde, die Cavalerie der Garnison und eine Batterie von sechs Geschützen. Dann folgte der Sarg, geschmückt mit den kriegerischen Ehrenzeichen des Verstorbenen. Von seinen Adjutanten wurden seine zahlreichen Orden vor dem Sarge auf seidenen Kissen getragen, und hinter demselben sein Leibpferd geführt. Die zahlreiche Begleitung bildeten der Bischof von Münster, das Domcapitel, und die Mitglieder der katholischen und evangelischen Geistlichkeit. Mit ihnen folgten unmittelbar dem Sarge der Schwiegersohn des Verstorbenen, Hauptmann v. Schlegel, und einige entferntere Verwandte. Dann zeigten sich in dem Leichengefolge die sämmtlichen anwesenden Generale, Stabs- und Subalternofficiere, die sämmtlichen Militair- und Civilbehörden und zahlreiche Freunde des Verewigten, der einer solchen Auszeichnung in mehrfacher Hinsicht werth war.

Einnehmend war schon sein Äußeres, die hohe, gebietende Gestalt, die kräftigen Gesichtszüge, das helle, durchdringende Auge. Jede Bewegung, jedes Wort, jeder Blick verkündete die ungewöhnliche Kraft und Festigkeit, die sein Wesen charakterisirten. Körperlich und geistig gleich vollkommen organisirt traten unter seinen Naturanlagen ein natürliches, reines Gefühl, ein gereiftes und besonnenes Urtheil und ein fester, entschiedener Wille am deutlichsten hervor. Diese Eigenschaften hatten sich unter dem Einfluß einer ungekünstelten Erziehung um so vollkommener entwickeln können. Er konnte sich in allen Lagen des Lebens leicht finden in die augenblicklichen Verhältnisse. Ein tüchtiger, gereifter Verstand wies ihm immer das Rechte und Zweckdienliche. So bewegte er sich, mit nie erliegender innerer und äußerer Kraft, Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, auf dem Schlachtfelde, bei Hofe, im Geschäftsleben und in geselligen Cirkeln. Ein Held war er im schönsten Sinne des Wortes. Entfernt von Tollkühnheit liebte er die Gefahr. Seinem angeborenen Muthe war keine That zu groß, kein Unternehmen zu gewagt, wo es gute und große Zwecke galt. Jedem Krieger war er ein hohes Vorbild der Tapferkeit, und sein Name muß mit Achtung genannt werden, so lange die Tage von Lützen, von der Katzbach, Wartenburg, Möckern, Leipzig u. s. w. im Andenken des preußischen Volkes und ganz Europa's leben. Nicht minder ausgezeichnet war aber H. auch als Mensch,

schlug zwei Mal die feindliche Flotte, plünderte Moen und segelte, nach fünf Seetreffen, zum Hafen Dalarö, von wo er einen Triumpheinzug in Stockholm hielt. Abermals ging er zur See, trieb die feindliche Flotte vor sich her, schlug sie, und kehrte dann heim, um das auf Halensted vordringende Heer zu führen, starb aber auf der Reise dahin 1566. Kenntnisse, Redlichkeit, Emsigkeit, Uneigennützigkeit haben ihm mit Recht einen großen Namen im Vaterlande erworben; und Schwedens Flotte hatte unter ihm ihre ehrenvollste Zeit*).

3) **Gustav**, geboren 1592 zu Örby in Schweden. Zwei Jahre alt, verlor er seinen Vater; doch Mutter und zwei Brüder sorgten mit großer Liebe für seine Erziehung. Im 16. Jahre begann er in Jena seine Studien, die er in Tübingen und Rostock fortsetzte und vollendete. Im J. 1612 kehrte er nach Schweden zurück, wo er in Kriegsdienste trat. Nachdem er unter seinem Bruder, dem General Evert H., im Feldzuge gegen Rußland als Volonteur gedient, reisete er 1614—1618 in Teutschland, Holland, England, Frankreich und Italien. Von Gustav Adolf zum Obersten des nordländischen Fußvolks ernannt, war er unter den ersten, die Riga's Außenwerke erstürmten, worauf die Feste überging. Bald sandte ihn der König nach Holland, zu geheimen Verhandlungen mit Prinz Moriz von Nassau und den Generalstaaten über Schwedens Theilnahme am teutschen Kriege. Von Holland führte er ein dort geworbenes Regiment nach Schweden und zeichnete sich als Commandirender des Lagers von Kalmar durch großen Ordnungssinn aus. Der König berief ihn in die Rathskammer. Als General über das finnische Heer nahm er an den liefländischen und preußischen Feldzügen Theil und ward Feldmarschall der Armee, die in Liefland gegen den tapfern Polen Leo Sapieha stand. Nach dem Waffenstillstande zu Sturensdorf führte H. dieses Heer in den teutschen Krieg nach Stettin. Hier erhielt H. den Oberbefehl über die nach des Königs Vorrücken in Mecklenburg zurückbleibenden Truppen, mit welchen er, alles Widerstrebens der Kaiserlichen ungeachtet, die Feste Kolberg eroberte. H. ward nun berufen, ein Lager bei Küstrin gegen die kaiserliche Armee in Schlesien zu errichten. Im J. 1631, in der Schlacht bei Leipzig, commandirte H. den linken und Banèr den rechten Flügel der Armee, die unter dem Könige die kaiserliche Kriegsmacht vernichtete. Während Gustav Adolf über den Rhein ging, commandirte H. in Franken, bald in Baiern, und hielt dann einen Siegszug am Rhein, wo er sogar den ganzen Elsaß eroberte. Nach der Schlacht von Lützen schlug Horn, mit Banèr vereint, bei Kempten die baiersche Armee, drang in Baiern vor, hielt ein starkes, feindliches Heer in Unthätigkeit, und war dann flugs wieder am Rhein, wo er im Passe von Kenzingen den Vortrab der gegen die Niederlande vordringenden Feinde vernichtete, und diese nach Baiern zurücktrieb. In der unglücklichen Schlacht von Nördlingen ward er gefangen, und erst nach achtjähriger Gefangenschaft ausgewechselt. In dem nun entstehenden dänischen Kriege war er überall siegreich; der ehrenvolle Friede zu Brömsebro endete den Krieg. Nachdem er eine Zeit lang den Posten eines General-Gouverneurs in Liefland bekleidet, ward ihm als Reichsmarschall und Generalfeldherrn das Präsidium im Kriegscollegium übertragen; und eben hatte ihm Karl X. Gustav im polnischen Kriege die Vertheidigung des Reichs anvertraut und er deshalb mit den Ständen in Westgothland verhandelt, als er 1657 zu Skara starb.

Von Jugend auf an Fleiß und Arbeit gewöhnt, hatte H. in der Theologie und Geschichte sich umfassende Kenntnisse erworben; und sein fester Charakter, wie seine gute Umgangsweise machten ihn zum geschickten Hofmann und Diplomaten; es gebrach ihm nicht an Kenntniß der Rechte und der lateinischen Sprache, deren die Diplomatik damals nicht entbehren konnte; er schrieb und sprach Latein mit Fertigkeit, und besaß mannigfaltige gelehrte Kenntnisse, wie seine in der baierschen Gefangenschaft abgefaßte Schrift über die Pflichten eines Heerführers bezeugt. Als Krieger vereinigte er Vorsichtigkeit mit Muth. Er hinterließ, aus seinen beiden Ehen, mehre Kinder. Sein ererbtes bedeutendes Vermögen mehrte sich durch Gnadengeschenke der Regierung; 1651 erhielt er die Grafschaft Björneborg, und ward gleichzeitig Freiherr und Graf. (*v. Schubert.*)

B. **Horn**, kurz gesprochen: 1) **Caspar Heinrich**, geb. den 5. Febr. 1657 zu Freiberg in Sachsen, studirte zu Leipzig und Frankfurt a. d. O., wo besonders Rhetz und Stryk seine Lehrer waren, advocirte sodann ein Jahr lang zu Tennstädt und bereisete hierauf Teutschland, Holland, Frankreich und die Schweiz. Als Legationssecretair des Hrn. von Wolfframsdorf wohnte er 1681 der damaligen Reichsconferenz mit Frankreich, zu Frankfurt bei, wurde, nach seiner Zurückkunft, Rathsherr und Stadtrichter zu Freiberg, begab sich hierauf nach Wittenberg, wo er 1684 Doctor der Rechte, Assessor der Juristenfacultät, Advocat bei dem Hofgerichte, Professor der Rechte, Assessor im Schöppenstuhle und Hofgericht, auch im Landgerichte des Markgrafthums Niederlausitz, sowie im Consistorio, Apellationsrath und Ordinarius der Juristenfacultät wurde, und daselbst am 6. Febr. 1718 verstarb.

Als Schriftsteller hat er sich vorzüglich im teutschen Staats- und im Lehnrechte ausgezeichnet. Sein Jus publicum Romano-Germanicum (Berol. 1707. Ed. II. Hal. 1725.), verdient nach Pütter's*) Ausspruche vollkommen die Lobsprüche, die ihm von Ludwig und Moser ertheilt sind; so wie ersterer auch seine, das Staatsrecht betreffenden, Dissertationen: De jure proëdriae; de capitulatione caesarea; de burggraviis Magdeburgicis; de praerogativa morum Germaniae in concursu cum legibus receptis; de libertate Germanorum exteris militandi; utrum nobiles imperii immediati gaudeant superioritate territoriali; de confirmatione statutorum municipalium per superiorem und de comitibus Palatinis Saxoniae auszeichnet. Und seine Juris-

*) Nach *Thomaeus*, Svenske Plutarch. 1820.

*) Literatur des teutschen Staatsrechts. 1. Bd. S. 355 fg.

prudentia feudalis Longobardo-Teutonica (Viteb. 1705. 4.) ist noch immer sehr schätzbar.

Sonst sind noch von ihm erschienen: Responsa; de semel malo semper malo; annotationes ad *Schilteri* jus canonicum; Programmata; Orationes; Disputationes de mercibus illicitis; de clerico clericum non decimante; de ecclesiasticis beneficiis sine diminutione conferendis, de jure patronatus; de praerogativa matris et aviae in suscipienda tutela; de beneficio competentiae civitatibus non competente; de desertoribus civitatum; de praestationibus parochianorum; de paribus sententiis judicum; de libro metallico antigraphario; de jure circa arbores turbine dejectas; de processu summario; de die tricesimo; de causa petendi in libello; de remissa judici sententia gratiosa; de hypotheca legali in fodinis et partibus metallicis; de contumace non appellante; de feudo franco; de juribus circa separationem singularium; de juribus uterinorum u. a. m. Auch noch einen tractatus de interpretatione juridica, welchen Joh. Christ. Heller 1738 zu Wittenberg hat auflegen lassen. (*Spangenberg.*)

2) Christian August, war zu Schweinfurt am 15. Januar 1753 *geboren*, ging von der dortigen Schule auf die Universität Erlangen, studirte die Theologie und war einige Zeit Nachmittagsprediger in seiner Vaterstadt und darauf Pfarrer zu Rehweiler, legte aber dieses Amt nieder, oder, wie Andere wollen, ward abgesetzt, und studirte die Rechtswissenschaften zu Erlangen und Göttingen, führte hernach ein unstetes Leben, indem er sich bald da, bald dort, vorzüglich aber in Franken und die letzten zwei Jahre in Leipzig aufhielt, manchmal aber an Verstandeszerrüttung litt. Er starb zu Leipzig als Candidat der Rechte am 14. März 1798 auf der Schwelle des Carcers, wohin er wegen ungebührlicher Handlungen und Äußerungen gebracht werden sollte, an einem Nervenschlage. Seine zum Theil in einer ganz eigenen Orthographie geschriebenen Schriften sind: Über Gleichheit und Ungleichheit aus dem Gesichtspunkte gegenwärtiger Zeiten (Hildburgh. 1792); an die teutsche Nation in Betreff des dritten Feldzuges (Nürnb. 1794); der Staat kann nicht ohne Religion sein (Ebend. 1795); über den wahren Begriff von Freiheit (Ebend. 1794); Ode an der Urne des unsterblichen Uz (Ansbach 1796); Antonius und Kleopatra, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen (Leipz. 1797); Fanny und Thomson oder der Sieg der Liebe, ein Schauspiel in fünf Akten (Prag 1798); Übersetzung der zwei Drittheile vom 1. Bande der geheimen Lebensgeschichte Katharina II., Kaiserin von Rußland, aus dem Franz. (Leipz. 1797); Adelheit von Klarens oder die Leiden und Freuden der Empfindsamkeit. Aus dem Franz. übersetzt; 2 Theile (Ebend. 1798); Vorschläge gegen Kornwucher, Theurung und Hungersnoth für das teutsche Vaterland, in Leonhardi's ökonomischen Heften (Ebend. 1796. Oct. S. 346) *). (*Rotermund.*)

3) Georg (Hornius), ein Historiker, zu Greussen in der Oberpfalz um 1620 geboren. Die Unruhen des 30jährigen Krieges zwangen seine Ältern, sich nach Franken zu flüchten, und Georg, der im Baireuthischen und in Nürnberg seine Studien anfing, setzte sie in Holland fort. Im Haag war er Hofmeister eines jungen Engländers, ging mit demselben nach England, und bekannte sich zur Partei der Presbyterianer. Da er sich durch einige Schriften nicht unrühmlich bekannt gemacht hatte, erhielt er einen Ruf als Professor der Geschichte, Politik und Geographie nach Harderwyk, kam später in derselben Eigenschaft nach Leyden, und starb daselbst 1670. In den letzten Jahren seines Lebens fiel er in eine solche Geisteszerrüttung, daß er einst nackend durch die Straßen von Leyden rannte, mit dem Ausruf: An tu unquam vidisti hominem paradisicum? Ego sum Adam. Er besaß in den Fächern, die er lehrte, eine ausgebreitete Belesenheit, und war als Docent beliebt. Als Schriftsteller würde er mehr geleistet haben, wenn er weniger flüchtig geschrieben, und sich nicht blos auf sein Gedächtniß verlassen hätte [1]). Indessen waren seine Lehrbücher ehemals sehr beliebt, und wurden oft neu gedruckt: De originibus americanis lib. IV. Hagae Com. 1652. Helmst. 1669. 12. (Enthält viele unhaltbare Hypothesen und Träumereien.). Rerum britannicarum lib. VII, quibus res in Anglia et Hibernia, annis 1645—47 bello gestae exponuntur (Lugd. Bat. 1648); Historiae philosophicae lib. VII (Ib. 1655. 4.); Dissertat. historicae et politicae (Ib. 1655. 12.); De vera aetate mundi (Ib 1659. 4.) und Auctuarium defensionis pro vera aet. m. (Ib. 1659. 4.). Beide gegen Is. Vossius [2]). Historia ecclesiastica et politica (Ib. 1665. 12., mit Fortsetzungen, Frankf. 1704, franz. Rotterdam 1700. 2 Thle. 12.); Arca Noe sive historia imperiorum et regnorum a condito orbe ad nostra tempora (Lugd. B. 1666. 12., Frf. et Lips. 1674. 12. öfter); Accuratissima orbis delineatio sive geographia vetus sacra et prof. (Lugd. B. 1667. Fol., eigentlich eine Einleitung zu einem historischen Atlas, den der Buchhändler Janssen herausgab); Orbis politicus imperiorum, regnorum, rerum publ. cum memorabilibus totius mundi et geographia vet. et recenti (Ib. 1660. 12., sehr oft); Cum annotat. O. Menckenii (Lips. 1685. 12., teutsch, Budissin 1675. 12; eigentlich eine Fortsetzung der Arca Noe); Orbis imperans, seu tractatus de XIII orbis imperiis historico-politicus (Lugd. B. 1668. 12.); Cum animadv. J. Felleri (Frf. et Lips. 1677, 1692. 12.); Arca Mosis s. hist. mundi, quae complectitur primordia rerum naturalium omniumque artium ac scient. (Lugd. B. 1668, Lips. 1675. 12.); Historia naturalis et civ. (Lugd. B. 1670, Magdeb. 1679. 12.); Ulyssea, s. studiosus peregrinus omnia

*) Vergl. Allgem. Liter. Anzeiger. 1798. S. 1265 fg. Leipz. gelehrt. Tagebuch. 1798. S. 21 fg.

1) Sepphius sagt in seiner Diss. isag. de script. hist. saec. XVII. illustrantibus p. 11 von Horn's historischen Lehrbüchern: „Solemne fuit Hornio, viro alioquin non indocto, ejusmodi libros sine ulla diligentia (bei der Tabackspfeife) consarcinare, et, quicquid in buccam venerat, effundere." 2) Wachler, Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. S. 184.

lustrans littora (Lugd. B. 1671. 12.). Man hat auch von ihm eine Ausgabe des Sulpicius Severus: Opp. omnia cum lectissimis Commentar. (Lugd. B. 1647; ed. III. auct. et emend. 1665.), meist Giselius Text. Die Auswahl der Noten ist nicht sehr glücklich und des Herausgebers eigne Anmerkungen haben wenig Gehalt [3]). (*Baur.*)

4) **Heinrich Wilhelm von H.**, war den 31. Oct. 1762 zu Warmbrunn in Schlesien geboren. Sein Vater, Premierlieutenant im Husarenregimente v. Mehring, hatte sich in den schlesischen Feldzügen durch persönliche Tapferkeit die Gunst Friedrichs II. erworben. Aber auch den Sohn begünstigte der große König auf eine für die damalige Zeit ungewöhnliche Weise, indem er ihn, nachdem derselbe die erste Erziehung im väterlichen Hause genossen, in das Cadettencorps zu Berlin aufnahm. Dort genoß H. in den Jahren 1774—1778 einen zweckmäßigen Unterricht in den militairischen Elementarkenntnissen. Im J. 1778 trat er als Junker in das Infanterieregiment v. Luck ein. Zur Entwickelung kriegerischer Thatkraft bot der damals ausgebrochene baiersche Erbfolgekrieg im Allgemeinen wenig Gelegenheit. Doch erschien H.'s Tapferkeit und militairische Umsicht in dem kleinen Gefechte bei Levin in so glänzendem Lichte, daß er 1779 zum Fähnrich ernannt ward. Im J. 1782 erhielt er den Rang eines Secondelieutenants in dem Regimente v. Favrat, und 1793 ward er zum Premierlieutenant erhoben. Zugleich versah er in den Jahren 1782—1794 den Dienst eines Regimentsadjutanten.

Ein neues Feld für die Entwickelung seines militairischen Talents eröffnete ihm die Occupation Polens und die daraus erfolgenden Unruhen. Besonders zeichnete er sich aus in dem Gefechte bei Czekozin, zu dessen glücklichem Ausgange er wesentlich beigetragen hatte. Er erhielt 1794 den Rang eines Stabscapitains. Nach beendigtem Kriege blieb er bis zum J. 1797 als Gouvernementsadjutant bei dem Generallieutenant v. Favrat in Glatz. Im September des genannten Jahres ward er wirklicher Capitain und Compagniechef in dem Infanterieregimente v. Courbiere. Als solcher vertheidigte er im J. 1806 den stark befestigten Hagelsberg bei Danzig mit ausgezeichneter Tapferkeit. In gerechter Anerkennung seiner Verdienste ernannte ihn Friedrich Wilhelm III. zum Major und 1810 zum Oberstlieutenant, nachdem er bereits 1807 das Commando des Leibinfanterieregiments erhalten hatte. Immer schneller stieg seitdem H., dem seine kriegerischen Talente bereits einen Ruf und die Gnade seines Königs erworben hatten, auf der Stufenleiter militairischer Würden. Im J. 1811 ward er Commandant zu Kolberg, und in dem Feldzuge gegen Rußland (1812) Oberst und bald darauf Brigadecommandeur, nachdem er sich besonders in dem Gefechte bei Eckau neue Lorbeeren errungen hatte. In den Jahren 1813 u. 1814 focht er als wirklicher Brigadechef bei dem York'schen Armeecorps mit Ruhme gegen die Franzosen. Noch im J. 1813 war er Generalmajor geworden. Nach dem Friedensschlusse erhielt er das Commando der Festung Magdeburg. Als der Krieg (1815) wieder ausbrach, zog H. an der Spitze einer Brigade des sechsten Armeecorps gegen den Feind. Im J. 1816 kehrte er wieder zu seinem Posten in Magdeburg zurück, wo er zugleich die Aufsicht über die dortige Landwehr übernahm. Im J. 1817 ward er zum Generallieutenant und 1820, nach dem Tode des Generals der Cavalerie, v. Thielemann, zum commandirenden General des siebenten Armeecorps ernannt. Außer diesen Beförderungen war ihm noch manche äußere Auszeichnung geworden. Für das Gefecht bei Raoka hatte er den königl. preuß. Verdienstorden, für die Schlacht bei Lützen das eiserne Kreuz zweiter Classe, für das Gefecht bei Wartenburg das eiserne Kreuz erster Classe, für die leipziger Schlacht den Orden pour le mérite mit Eichenlaub, und für die Schlacht von Paris den rothen Adlerorden dritter Classe erhalten. Nach dem Kriege ertheilte ihm Friedrich Wilhelm III. 1818 den rothen Adlerorden zweiter, und 1822 den rothen Adlerorden erster Classe. Im J. 1825 erhob ihn der genannte Monarch zum zweiten Chef des Leibinfanterieregiments. Auch fremde Herrscher ehrten seine Tapferkeit durch äußere Auszeichnungen. Dem Kaiser von Rußland verdankte er den Wladimirorden, späterhin den St. Annenorden zweiter, und den St. Georgenorden vierter Classe. Napoleon hatte ihn nach dem Gefechte bei Eckau (1812) mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt.

Die höchste Anerkennung seiner Verdienste erhielt er bei der im Mai 1828 zu Münster begangenen Feier seines funfzigjährigen Dienstjubiläums mit dem Empfange des schwarzen Adlerordens. Selten ward ein Fest dieser Art mit so allgemeiner Theilnahme, mit so wahrhaft herzlicher Freude von Hohen und Niedern, von Entfernten und Nahen gefeiert. Personen aus allen Ständen hatten sich an jenem Tage in Münster versammelt, und gaben ein unzweideutiges Zeugniß von Achtung, Verehrung und Liebe, die sich H. auf seiner langen ehrenvollen Laufbahn erworben. Bereits am Vorabende des Festes waren der Prinz Friedrich von Preußen, der General der Cavalerie, v. Borstell, der Generallieutenant v. Zippelskirch, und mit ihnen sämmtliche Generale, Regimentscommandeurs und Stabsofficiere des siebenten Armeecorps, mehre der benachbarten Armeecorps, Deputationen der vier königl. Regierungen im Bereiche des siebenten Armeecorps u. s. w. in Münster angelangt. Nach der Beendigung eines auf das Fest sich beziehenden Vorspiels, das, nebst Wallensteins Lager, im überfüllten Schauspielhause aufgeführt worden war, ertönte dem Jubelgreise ein lautes Lebehoch von sämmtlichen Officieren, die, den Prinzen Friedrich von Preußen an ihrer Spitze, sich mit Musik und Fackeln vor H.'s Wohnung im Schlosse versammelt hatten. Das Lied: Nun danket alle Gott u. s. w., angestimmt von den Musikchören

3) *J. A. Flessae* diss. de vita G. Hornii. Baruth. 1738. 4. und in *Flessae* fascic. commentatt. p. 79. *Koenig*, Bibl. vet. et nov. h. v. Magiri eponymol. h. v. *Baillet*, Jugem. T. II. p. 68. *Fabricii* hist. bibl. P. III. p. 55. *Reimmann*, Hist. lit. T. V. p. 210, 813. *Foppen*, Bibl. belg. T. I. p. 338. *Mencken*. bibl. militum doctor. p. 238. *Saxii* Onomast. T. IV. p. 513.

der Garnison, weckten ihn am Morgen des Festtages, und 50 Kanonensalven begrüßten den Helden, der 50 Jahre seines Lebens dem König und dem Vaterlande gewidmet hatte.

Als H. in dem Schloßsaale sämmtliche anwesende Officiere und Beamte des Armeecorps empfing, überreichte ihm Prinz Friedrich von Preußen, die Freude und die Wünsche der Versammlung aussprechend, als Ehrengeschenk der Officiere des siebenten Armeecorps, ein in Bezug auf die Thaten und die Feier des Tages sinnreich aus Silber geformtes Trinkgefäß. Dann übergab er, im Namen des Königs, den schwarzen Adlerorden, begleitet von einem, in wahrhaft herzlichen Ausdrücken abgefaßten Cabinetsschreiben. Im Namen des Leibinfanterieregiments, dessen zweiter Chef H. war, überreichte der Commandeur desselben, der Oberst von Grabow, einen kostbaren Degen, der die Thaten des Helden verewigte. Der General der Cavalerie, v. Borstell, an der Spitze von Officieren benachbarter Armeecorps, schilderte deren rege Theilnahme, und die Civilbehörden, an ihrer Spitze den Oberpräsidenten v. Vincke und die Deputationen der vier Regierungen, überreichten eine kostbare Vase von Porcellan. Glückwünschend nahten sich hierauf nach einander die Justizbehörden, der Bischof zu Münster, nebst dem Domcapitel und der Geistlichkeit, und der Adel der Provinz. Eine Deputation des Stadtmagistrats, gefolgt von vielen Bürgern, überreichte dem Gefeierten den Ehrentrunk im blinkenden Pokale, den er, auf den Altan hinaustretend, auf das Wohl des Königs und der Stadt Münster leerte. Drei Tage hindurch dauerte dies Fest, welches noch mehre kostbare Geschenke und andre Beweise reger Theilnahme verherrlichten.

Sein rüstiger und kräftiger Gesundheitszustand ließ nicht vermuthen, daß er bald das Opfer des Todes werden sollte, dem er so oft während seiner kriegerischen Laufbahn mit kühnem Blicke Trotz geboten. Schon seit längerer Zeit hatte er zwar an Unterleibsübeln gelitten, die aber bei häufiger körperlicher Bewegung immer wieder beseitigt worden waren. Auch die gewohnte Heiterkeit und Regsamkeit des Geistes war ihm geblieben. Noch im September 1829 hatte er eine Inspectionsreise im ganzen Bereiche des Generalcommando's ohne besondere Beschwerden zurückgelegt. Die ersten Gefahr drohenden Symptome zeigten sich den 29. Sept. durch ein wiederholtes Blutbrechen, das auf eine große Zerrüttung der innern Organe zu deuten schien. Einige seiner Äußerungen schienen auf sein nahes Ende zu deuten. Er erinnerte sich an den nahen Geburtstag des Prinzen Wilhelm von Preußen. „Ich muß heute auf sein Wohl trinken," sagte er, „wer weiß, ob ich es morgen thun kann!" Sehr erfreute ihn an dem genannten Tage eine königl. Cabinetsordre wegen des Avancements im 17. Regiment mit einer Belobung der Landwehr des siebenten Armeecorps. „Der gute König!" äußerte H., „nun werde ich eine gute Nacht haben." Wirklich schlummerte er von 10 bis 5 Uhr fast ununterbrochen. Die Hoffnung, ihn wieder genesen zu sehen, ward indeß schwächer, als mit dem 30. Oct. wiederholtes Blutbrechen, verbunden mit heftigen Unterleibsschmerzen, eintrat. Diese Zufälle wiederholten sich am nächsten Morgen mit großer Heftigkeit. Bis gegen 2 Uhr blieb Geist und Besinnung ungeschwächt. Dann aber trat ein ununterbrochener Schlaf ein, der seinem Leben, ohne weitern Kampf, den 31. Oct. 1829 Nachmittags um 4 Uhr ein Ziel setzte. Sein Todestag war zugleich der Todestag seiner ersten Gattin, der Begräbnißtag seiner ältesten Tochter und sein 68. Geburtstag.

Seiner ausdrücklichen Verordnung gemäß ward seine irdische Hülle, in der Uniform des Leibinfanterieregiments, das er oft zum Siege geführt, nach dem großen Schloßsaale gebracht. Den 3. Nov. fand die feierliche Beerdigung statt. Den Leichenzug eröffnete eine Abtheilung Armeegensd'armes zu Pferde, die Cavalerie der Garnison und eine Batterie von sechs Geschützen. Dann folgte der Sarg, geschmückt mit den kriegerischen Ehrenzeichen des Verstorbenen. Von seinen Adjutanten wurden seine zahlreichen Orden vor dem Sarge auf seidenen Kissen getragen, und hinter demselben sein Leibpferd geführt. Die zahlreiche Begleitung bildeten der Bischof von Münster, das Domcapitel, und die Mitglieder der katholischen und evangelischen Geistlichkeit. Mit ihnen folgten unmittelbar dem Sarge der Schwiegersohn des Verstorbenen, Hauptmann v. Schlegel, und einige entferntere Verwandte. Dann zeigten sich in dem Leichengefolge die sämmtlichen anwesenden Generale, Stabs- und Subalternofficiere, die sämmtlichen Militair- und Civilbehörden und zahlreiche Freunde des Verewigten, der einer solchen Auszeichnung in mehrfacher Hinsicht werth war.

Einnehmend war schon sein Äußeres, die hohe, gebietende Gestalt, die kräftigen Gesichtszüge, das helle, durchdringende Auge. Jede Bewegung, jedes Wort, jeder Blick verkündete die ungewöhnliche Kraft und Festigkeit, die sein Wesen charakterisirten. Körperlich und geistig gleich vollkommen organisirt traten unter seinen Naturanlagen ein natürliches, reines Gefühl, ein gereiftes und besonnenes Urtheil und ein fester, entschiedener Wille am deutlichsten hervor. Diese Eigenschaften hatten sich unter dem Einfluß einer ungekünstelten Erziehung um so vollkommener entwickeln können. Er konnte sich in allen Lagen des Lebens leicht finden in die augenblicklichen Verhältnisse. Ein tüchtiger, gereifter Verstand wies ihm immer das Rechte und Zweckdienliche. So bewegte er sich, mit nie erliegender innerer und äußerer Kraft, Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, auf dem Schlachtfelde, bei Hofe, im Geschäftsleben und in geselligen Cirkeln. Ein Held war er im schönsten Sinne des Wortes. Entfernt von Tollkühnheit liebte er die Gefahr. Seinem angeborenen Muthe war keine That zu groß, kein Unternehmen zu gewagt, wo es gute und große Zwecke galt. Jedem Krieger war er ein hohes Vorbild der Tapferkeit, und sein Name muß mit Achtung genannt werden, so lange die Tage von Lützen, von der Katzbach, Wartenburg, Möckern, Leipzig u. s. w. im Andenken des preußischen Volkes und ganz Europa's leben. Nicht minder ausgezeichnet war aber H. auch als Mensch,

besonders durch die Verachtung niedriger Vorurtheile, kleinlicher Leidenschaften, durch die gewissenhafte Erfüllung seiner Berufspflichten, durch Milde und Wohlwollen gegen seine Untergebenen, und besonders durch die unerschütterliche Anhänglichkeit und Liebe an König und Vaterland. Dies letztere Gefühl, vielleicht nur in wenigen Individuen fester begründet, schien bei ihm nicht aus trockener Abstraction oder Dienstpflicht entsprungen zu sein, sondern aus tief empfundener Verehrung für den moralischen Werth des erhabenen Gegenstandes und aus reiner Hochachtung des Staatsoberhauptes *).

(*Heinrich Döring.*)

5) **Immanuel**, war den 26. Juli 1652 zu Neukirch in der Oberlausitz, wo sein Vater Johann Prediger war, geb., kam den 13. April 1663 auf die Schule zu Kamenz, mußte aber, weil sein Vater starb, aus Mangel an Unterstützung diese Schule noch in demselben Jahre wieder verlassen. Nun nahm sich der Hofprediger Joh. Andr. Lucius seiner an, und ließ ihn mit seinen Kindern unterrichten, sodaß er den 9. Mai 1671 auf die Universität Leipzig gehen konnte, wo er viele Wohlthaten in D. Carpzov's Hause genoß. Am 4. Dec. 1672 ward er Baccalaureus der Philosophie und den 4. Febr. 1675 Magister. Darauf übertrug ihm der Kaufmann Zippel in Leipzig den Unterricht seiner Kinder. Nachdem er am 2. Dec. 1676 pro loco in der philosophischen Facultät disputirt hatte, ging er im folgenden Jahre als Hofmeister zu den Kindern des Geheimenraths von Schleunitz nach Dresden, und ließ sich vom Consistorio pro Candidatura examiniren. Im J. 1680 erhielt er das Diakonat zu Oderan, 1685 das Pastorat zu Frankenberg mit der Adjunctur der chemnitzer Ephorie, zog aber vor, den zu gleicher Zeit empfangenen Ruf zum Diakonat an der Thomaskirche in Leipzig anzunehmen. Den 17. Jul. 1687 wurde er in Leipzig Baccal. der Theologie, und fing an öffentliche Vorlesungen zu halten. Im J. 1689 wurde er Vesperprediger, 16[illegible] Archidiakonus und 1708 Pastor und Assessor des Consistorii; 1692 wurde er von der polnischen Nation zum Collegiaten im kleinen Fürstencollegio erwählt, 1698 erhielt er die Würde eines Licentiaten der heiligen Schrift, und den 8. Nov. 1708 eines Doctors derselben, ward auch 1702 Präpositus des kleinen Fürstencollegii und 1704 Praepositus magnus der alten akademischen Dorfschaften. Zu seinem schwächlichen Körper, von Jugend auf, gesellten sich zuletzt noch Stein- und Gichtschmerzen. Im J. 1711 ward er von einem Schlagflusse betroffen, der sich 1713 erneuerte und ein anhaltendes starkes Erbrechen endigte den 9. März 1714 sein rühmliches Erdenleben. Er schrieb: Disp. de arte ex Ethicis (1675); D. de imperio metaphysico, pro loco (1676); D. de beatitudine pacificorum, ad Matth. V, 9. pro Licentia (1698); D. de restitutione ablatorum summe necessaria, pro Doctoratu (1708); die geistliche Wächterstimme, wie solche aus den Sonn- und Festtags-Episteln erschollen (Leipz. 1699. 4., Zittau 1726 und 1740); vollkommnes Kirchenhandbüchlein (Leipz. 1700. 12.) und viele einzelne Leichenpredigten *).

(*Rotermund.*)

6) **Johann Gottlob**, königl. polnischer und kursächsischer Historiograph und Mitglied der preußischen Societät der Wissenschaften, Sohn eines Amtmannes in dem oberlausitzischen Städtchen Pulsnitz, wo er 1680 geboren war. Nachdem er zu Leipzig und Wittenberg den theologischen Lehrcurs absolvirt hatte, wurde er Hofmeister in mehren adeligen Häusern. Einige, die sächsische Geschichte erläuternde, aus den Quellen geschöpfte, Abhandlungen und Schriften erwarben ihm den Charakter eines Historiographen, und eine Pension, aber unablässiges Studiren stürzte ihn in eine Hypochondrie, die in Verrücktheit ausartete, daß er in das Irrenhaus nach Waldheim gebracht werden mußte. Nach seiner Entlassung begab er sich 1738 nach Meißen, verfiel periodisch wieder in den vorigen traurigen Zustand, und starb den 13. October 1754 zu Moritzburg. Früher hatte er meistens in Leipzig, Meißen und Dresden gelebt. Durch Gründlichkeit der Untersuchung empfehlenswerth sind seine Schriften: Umständlicher Bericht von dem alten osterländischen Marggrafthum Landsberg (Dresden 1725. 4.); **Henrici, cognomento illustris historia (Frf. et Lips. 1726. 4)**; nützliche Sammlungen zu einer historischen Handbibliothek von Sachsen und dessen incorporirten Landen (Leipz. 9 Thle. 1728—1736. 4. [der letzte Theil auch unter dem besondern Titel: Von dem Obrist-Jägermeisteramt.]); **Commentationes nonnullae in epistolam quam Adelgotus, epis. Magdeb. caeterique praesules ac proceres Saxoniae orientalis in causa religionis a Slavis paganis vindicandae ad alios Christi socios in Germania circa a. 1108 miserunt (Dresd. 1733. 4.)**; Lebens- und Heldengeschichte Friedrichs des Streitbaren (Leipz. 1733. 4.); Siegm. v. Birken, Sächs. Heldensaal, verb. und fortges. von J. F. Feller und Horn (Nürnb. 1734); Faßmann, Leben und Thaten Friedrich Augusti, Königs von Polen, erläutert aus Documenten und Actis publ. von Horn (Rudolst. 1734). Sehr viele handschriftliche Sammlungen †).

(*Baur.*)

C. **Künstler.** Mehre Männer des Namens Horn haben sich als Künstler Ruhm erworben. 1) Einer dieses Namens war Concertmeister des Grafen von Brühl. Von seinen Compositionen, als Symphonien, Violinconcerten ꝛc., ist nichts auf uns gekommen. 2) **Karl Friedrich**, wurde Nachfolger Christian Bachs, als Lehrer der königl. Familie zu London. Er hat seit 1790 sich durch einige Hefte Claviersonaten bekannt gemacht. 3) **Ferdinand**, ein Harfenvirtuos aus Breslau, erwarb sich 1786 in Berlin, 1787 in Hamburg und 1792 in seiner Vaterstadt seines überaus fertigen und geschmackvollen

---

*) Vergl. den Neuen Nekrolog der Teutschen. 7. Jahrg. 2. Th. S. 729 fg.

*) Vgl. Ranfft, Leben u. Schriften kursächs. Gottesgelehrten, die mit der Doctorwürde gepranget. I. S. 432. Büchersaal der gel. Welt. 35. Öffnung. S. 781.

†) Verzeichnet in Otto's Lex. der oberlausitzer Schriftsteller. 2. Bd. 1. Abth. S. 174. Adelung's Zus. zu Jöcher's Gelehrtenlex. Meusel's Lex. d. verstorb. Schriftst. 6. Bd. Vergl. Dresdn. gel. Anz. 1754. Nr. 44. 1756. S. 447 u. 735.

...gs wegen großen Beifall. 4) Gottfr. Joseph, ein ...r Müller aus Nickern, bei Dresden, wo er eine ...besaß, erstand des Instrumentenmachers Schwarz ...nge und brachte durch eigene Versuche 1772 sein ...lavier zu Stande. Im J. 1795 hatte er über ...aviere gebaut, die ihres schönen Tones wegen sehr ...waren. Auch Fortepiano's versuchte er. Er starb ... 5) Joh. Caspar, D. der Rechte und Freund ge...-Compositionen. Er hat sich durch viele Ballet...sitionen, fröhliche Canzonetten, Madrigale, mehr...ge Arien u. dergl. von 1664 bis 1681 bekannt ge... 6) Johann Gottlob, Bruder des Müllers aus ...n, geb. 1748, lernte in Dresden das Tischlerhand...und bildete sich von 1771—73 bei Stein in Augs...dann bei Friederici in Gera zum geschickten For...o- und Clavierbauer. Seine Instrumente fanden ...bhaftesten Beifall und schnellen Absatz, so viele er ...verfertigte. Man gibt 556 an, die er bis zum J. ...herstellte. Er starb wie sein Bruder 1796. (*G. W. Fink.*)

...HÖRN *), die Freundin des Flachses, wird Freia ...nt. Der Flachs war der Freia heilig und der ... desselben hatte nach dem allgemeinen Glauben der ...inavier heilende, zauberische Kraft. (*Schincke.*)

...HÖRN oder HIRN heißt in der Holztechnologie ... als Kopf, oder die Fläche, wo sich die perpen...en oder senkrechten Holzfasern, welche der Länge ...m Holz auslaufen, endigen. Wird z. B. ein ...mm mit der Säge nach der Richtung seiner Stärke ...)icke durchschnitten; so erscheinen auf der Fläche, ... sich hier gewöhnlich als eine Cirkel- oder Oval...arstellt, die Jahreslagen des Baumes in Gestalt ... concentrischer Ringe, und diese Durchschnitts...wird das Hirnende genannt. Hirnende bezeichnet ...h die obere oder untere Fläche eines der Quere ...urchschnittenen Holzstückes, im Gegensatze der Spie...e, wo die Holzfasern der Länge nach getrennt ...Wenn sich aber auf dem Hirnende solcher quer ...nittenen Holzstämme, außer diesen Ringen oder ...migen Schichten, zwischen dem Holzgewebe auch ...Strahlen zeigen, welche von der Achse des Stam...s grader oder bogiger Linie nach der Peripherie ...fen, und so ein stern- oder strahlenförmiges An...wirken; so stellt dagegen die Fläche der nach der ...g der Länge getrennten Hölzer auf der Säge- oder ...iche die sogenannten Spiegel dar, welche öfters ...ie Achse hin eine dunklere Farbe präsentiren, in ...form zusammenlaufen, ein glänzenderes, meist ... Ansehen, wie das übrige Holzgewebe, haben, ...n nicht sehr fest zusammenhängen und gleich...auf zu schwimmen scheinen. Sowie auf ...ende die Strahlen oder Radien, welche sämmt...resringe durchschneiden, nach Verschiedenheit ...ten bald breiter, bald schmäler, bald in größerer, ...geringerer Anzahl vorhanden, bald den Augen vollkommen sichtbar, bald sehr fein und unbemerkbar, bald von hellerer, bald von dunklerer Farbe als das übrige Holzgebilde sind, eben so verschieden sind die Spiegel in Rücksicht ihrer Anzahl, Größe und Figur. (*Fr. Thon.*)

*) ...sammengezogen aus Hoerunn, Hoerun von Hoerr, ...s. *Finn-Magnusen*, Glossar. u. d. W. Havr.

HÖRN, Überhörn, eigentlich überhären, schneiden, bearbeiten, nehmen; sagen die Holzbearbeiter, besonders die Zimmerleute und Schreiner, von ihrem Materiale, wenn sie dasselbe nicht nach der Länge, sondern nach der Quere der Fasern, Adern, Haare nehmen, betrachten, schneiden, bearbeiten. (*Th. A. Leger.*)

HORNACHUELOS, Villa in der Sierra der spanischen Provinz Cordova. (*Stein.*)

Hornartige Auswüchse, s. Warzen.

HORNAU (Martin Gerbert von), ein gelehrter Fürstabt der Benedictinerabtei zu St. Blasien im Schwarzwalde, geb. zu Horby am 12. August 1720, legte Profeß ab am 28. Oct. 1737, wurde Fürstabt am 15. Oct. 1764 und starb am 13. Mai 1773. Gemeinsam mit dem gelehrten wormser Weihbischof, Alexander Würdtheim, unternahm er die mit Recht berühmte Germania sacra[1]). Die Krönung Josephs II. zum römischen Könige feierte er durch die Fasti Rudolphini, die Geschichte des erlauchten Ahnherrn des habsburgischen Hauses und des Erzhauses Österreich. Auch erschienen von ihm die geschätzten Werke: Historia nigrae sylvae; Rudolphus Anticaesar; Codex epistolaris Rudolphi I.; Iter alemannicum, italicum, gallicum, ein Werk de veteri Liturgia und de translatis Habsburgicorum Principum cadaveribus ad conditorium S. Blasii. Auf seinen Betrieb erfolgte die feierliche Übersetzung der k. k. und herzogl. österreichischen Leichname von Königsfelden in der Schweiz nach dem fürstl. Stift St. Blasien am 14. Dec. 1770[2]). Von ihm unterstützt schrieb P. Franz Kreutter (geb. am 15. Apr. 1736, gest. am. 2. Dec. 1806) seine schätzbare Geschichte Vorderösterreichs. (*Rumy.*)

HORNAY, Marktflecken und Cantonshauptort im Arrondissement von Amiens des französischen Departements der Somme, mit 268 Häusern und 1200 Einwohnern. (*Klähn.*)

Hornbeck, s. Hoornbeek.

HORNBERG, 1) Stadt und großh. badenscher Amtssitz im Schwarzwalde, unter 25° 53′ 40″ östlicher Länge, und 48° 12′ 45″ nördl. Breite, in einem engen wildromantischen Thale am Flusse Gutach, mit einer Post auf der sehr besuchten Poststraße durch das Kinzinger Thal nach Oberschwaben und der Schweiz; über ihm

1) Davon erschienen durch P. Ämilian Ussermann (geb. am 30. Oct. 1737, † 21. Oct. 1798) nebst einem trefflichen Prodromus, das Bisthum Würzburg und Bamberg, von P. Ambrosius Eichhorn (Präfect des k. k. Gymnasiums zu Klagenfurt, geb. am 26. Sept. 1758), das Bisthum Chur, von dem großen Diplomatiker P. Trudbert Neugart (geb. am 23. Febr. 1742) das Bisthum Konstanz. Unvollendet blieben leider die gelehrten Arbeiten von Victor Keller, Cyprian Köhler, Xaver Lenz, Ignaz Kopp, Philipp Jakob Amber. 2) Diese Leichname wurden im J. 1807 mit Bewilligung des großherzogl. badenschen Hofes, an welchen der Schwarzwald kam, von St. Blasien weggeführt, und ruhen jetzt im Benedictinerstifte zu St. Paul in Unterkärnthen.

das alte Bergschloß Hornberg, welches eigentlich aus zwei auf demselben Berge liegenden Schlössern besteht, wovon das kleinere, ältere, längst verfallne schon im 17. Jahrh. ein Gespenstersitz war, das größere aber unterhalten und bewohnt, noch in seinem alten festen Mauerwerke dasteht. Eine schöne landschaftliche Ansicht von Stadt und Schloß, sowie sie vor der Mitte des 17. Jahrh. gesehen wurden, findet man in Merian's Topographia Sueviae. Zum großherzoglichen Bezirksamte Hornberg gehören nebst der Amtsstadt die Dörfer, Stäbe und Thalgemeinden: Brigag nebst Sommerau, Buchenberg, St. Georgen nebst Stockwald, Hohenweeg, Gutach, beide Langenschiltach, Peterzell, Reichenbach, beide Schiltach und beide Thennenbronn, mit einer Bevölkerung von 2263 Familien oder 11,135 Bewohnern, worunter sich 10,270 Evangel. und 865 Kathol., aber weder Juden noch Mennoniten befinden. Die Bevölkerung des Amtes ist seit 7 Jahren um 656 Menschen gestiegen. Die Stadt H. allein zählt 1080 Einw., alle evangelisch, bis auf etwa 20, welche Katholiken sind; ihre Bevölkerung ist seit 10 Jahren um 100 angewachsen. Denn mit Anlage der Post haben die sonst meist dürftigen Einwohner ziemliche Nahrung erhalten. Feldbau hat der Ort fast gar nicht. Die Stadt nebst einem Theile der umliegenden Gegend war einst eine Besitzung der Freiherren von Hornberg, welche auf dem Bergschlosse daselbst wohnten, und mit den Horneckern von Hornberg im alten rheinfränkischen Gaue Wingartheibe (s. d. Art. Neckarzimmern) ohne Zweifel gleiche Abkunft hatten, wie beider Geschlechter gleiche Stammwappen [1]) und andre Umstände anzeigen. Vielleicht war ihr ursprüngliches Stammschloß jene alte Burg H., welche noch in ihren Ruinen über dem gleichnamigen Dörfchen, unweit der würtembergischen Stadt Kalw gesehen wird. Der älteste, den man aus dem Geschlechte der Herren von Hornberg kennt, scheint jener Konrad von Hornburg zu sein, welcher in einer Urkunde Kaiser Heinrichs V. vom 23. Jan. 1123 für das 2½ t. M. nordöstlich von hier entlegene ehemalige Benedictinerkloster Alpirsbach als Zeuge gleich nach den Grafen genannt wird [2]). Gewiß aber ist Arnold v. H. dieses Geschlechtes, und Besitzer der Burg und Herrschaft Hornberg gewesen. Er wird aus dem J. 1145 als Stifter des nördlich von Alpirsbach bei dem Ursprunge der Enz gelegenen Benedictinerklosters Enz bekannt, erscheint noch in einer Urkunde von 1191 auf dem Schwarzwald, und 1193 als Zeuge in jener Urkunde, worin Kaiser Heinrich VI. dem berühmten Kloster Lorch an der Remse seine Freiheiten bestätigt. In einer fürstenbergischen Urkunde für die Stadt Villingen von 1290 tritt Friedrich Bruno v. H., Oheim Grafen Egons III. von Fürstenberg, als Gewährsmann desselben auf. Vielleicht ist eben dieser der rührende Minnesänger Bruno v. H. gewesen, welcher im 13. Jahrh. aus diesem Geschlecht ausgegangen ist. Im J. 1311 kommt Heinrich v. H. in einer Urkunde für das Benedictinerkloster Alpirsbach vor, und 1322 zählten die Wilhelmiten zu Oberied auf dem S
walde einen Johann v. H. unter ihren Mönche
1330 das in Verfall gerathene Benedictinerklost
durch Albrecht von Berneck, Heinrich von Vogtsbu
Konrad von Wöllhausen mit Erlaubniß Grafen
von Würtemberg wieder hergestellt wurde, mußt
ihre Verwandten, die Gebrüder Heinrich, Berthol
mer und Dietrich, Herren v. H., ihre Einwilligun
geben.

Nach dieser Zeit erscheinen die Herren v.
Dienstleute (Ministerialen) der Grafen von Würt
Sie gestatteten diesen das Öffnungsrecht ihrer
und verschrieben sich gegen dieselben, daß sie St
Burg H. ohne deren Wissen weder verkaufen n
pfänden wollten. Im J. 1370 werden Heinrich u
mann v. H. als Bürgen eines Vertrages zwisch
beiden Brüdern Heinrich und Georg von Hohenge
gefunden und von 1376—1398 erwähnen öf
Denkmäler als Besitzer von Hornberg Vollmar
Hans und Bruno, Wernher und Konrad v. H.
rich v. H. wurde 1414 der V. Heinrich Abt
Peter im Schwarzwalde, und 1417 von dem Co
zu Konstanz auch zum Fürstabte der Benedicti
Reichenau gegen den abgesetzten Grafen Heinri
Zollern erhoben. Er starb 1427. Dieser Hein
der erste, den Humbracht in der Genealogie die
schlechtes Tab. 193 namentlich erwähnt, doch oh
zeige seiner fürstlichen Würde in Reichenau. Neb
gedenkt er noch seines Bruders Brun Werners
Konrads und Heinrichs als Söhne ihres Oheim
Stifters der jüngern Linie der Herren v. H.
len andern oben aus alten Denkmälern nachgen
Gliedern dieser Familie sagt er nichts. Übrigen
man dort Konrads von der jüngern Linie Söhn
raden, Johanniterritter zu Schlettstatt, und deſſe
der Hans und Konrad, mit welchen die jünger
um 1448 erloschen ist, und die ältere Linie durc
Werners Sohn, Brun Werner den Jüngeren un
Gemahlin Anna von Isenburg in ihrer Nachk
schaft bis in die Zeiten Humbrachts fortgeführt.

Als um 1448 die jüngere Linie der Herre
erloschen war, kam die ganze Herrschaft Hornberg
nachbarliche Abtei St. Georgen, und somit unt
damalige Schirmvögte, die Freiherren v. Falkenstei
ältere Linie dieser Herren, v. Falkenstein-Falkenstein, v
ihre Hälfte der Vogtei schon 1449 an den Graf
wig von Würtemberg, und die jüngere Linie, v
kenstein-Ramstein, behielt die ihrige noch in Händ
sie dieselbe durch Heirath den Herren von Lan
Schramberg zubrachte. Schon 1515 eroberten
linger Stadt und Schloß H. für den schwäbischen
und foderten die Eidesleistung daselbst ab; 1519
Herzog Ulrich von Würtemberg selbst durch ebe
Bund von Land und Leuten vertrieben, und da
Herzogthum Würtemberg an Kaiser Karl V.
der es seinem Bruder, dem röm. Könige Ferdin
Besitz gab. An diesen verkauften nun die von
berg 1532 auch ihre Hälfte der Schirmvogtei,

1) s. Humbracht, Höchste Zierde Teutschlands rc. Taf. 192. 193. 2) Codicis Alemann. diplom. Carta DCCCXLIII.

also die ganze Vogtei über St. Georgen an Würtemberg kam. Kaum hatte Herzog Ulrich im J. 1534 seine Lande wieder erobert, so wandelte er diese ganze Schirmvogtei in eine Landeshoheit um. Im J. 1535 dankte er im ganzen Amte Hornberg und St. Georgen die katholischen Pfarrer ab, setzte mit Gewalt Lutherische Prediger ein, und sein Sohn und Nachfolger, Herzog Christoph, nahm 1550 die Erbhuldigung wie von andern Unterthanen an. Während des 30jährigen Krieges verlangte Würtemberg 1631 trotz aller Gegenvorstellungen Kaiser Ferdinands III. die Eidesleistung von seinen Unterthanen zu Hornberg, obschon ein Theil derselben dem Abte günstig war, und seine Pflicht einem unmittelbaren Reichsstande, dem Prälaten, zu gehorchen nicht vergessen wollte. Als in eben diesem Kriege Kaiser Ferdinand III. das Herzogthum Würtemberg in seine Gewalt bekam, blieb das feste Schloß Hornberg lange Zeit von den Kaiserlichen besetzt, bis endlich der westfälische Friede den Besitz von Hornberg dem Hause Würtemberg zusicherte, bei dem es auch bis 1810 verblieb, wo es mit seinen Umgebungen durch den pariser Vertrag vom 2. Oct. von der Krone Würtemberg an das Großherzogthum Baden abgetreten wurde. Eben dieses feste Schloß wurde während der französischen Invasion 1703 von den Franzosen unter Marschall Villars erobert, und mit neuen Befestigungen verstärkt, denen es aber der tapfere Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg 1707 wieder abnahm und die Besatzung kriegsgefangen machte. Darauf wurde es als ein fester Paß von 300 Baiern besetzt, aber von 100 Soldaten und 1200 Bauern wieder eingenommen. Hier hielt sich auch 1548 der berühmte Theolog Johannes Brentius, als er wegen Verdammung des sogenannten Interims verfolgt wurde, unter heimlichem Schutze Herzogs Ulrich, und unter dem Namen Huldrich Aengster eine Zeit lang als würtembergischer Amtmann von Hornberg auf.

2) Berühmtes altes Bergschloß am Neckar im großherzogl. badenschen Bezirksamte Moßbach, vergl. den Art. Neckarzimmern. (*Thomas Alfred Leger.*)

3) Ein ehemaliges Dynastengeschlecht in Schwaben, welches aber im Laufe der Zeiten zum niedern Adel herabsank, und im vorigen Jahrh. ausgestorben ist. Es besaß das Schloß Hornberg gemeinschaftlich mit dem Grafen von Lauffen, ob aus irgend einem vormundschaftlichen Grunde, ist ungewiß; aber nach dem Erlöschen der obgenannten Grafen 1219 war es ihr alleiniger Besitz. Der Erste, welchen die Geschichte urkundlich nennt, ist Godefridus de Horimberch, welcher als Zeuge genannt wird, als Kaiser Heinrich IV. einen Wald, der zur königlichen Pfalz Wiesbaden gehörte, seinem Ministerialen Eberhard 1123 schenkte; der nämliche erscheint auch in einer unbedeutenden Urkunde vom J 1140. Wahrscheinlich sind die Brüder Arnold, Berengar und Heinrich v. H. dessen Söhne. Arnold v. H. erscheint öfters in der Begleitung des Kaisers Heinrich VI., und bezeugt mit seiner Unterschrift die kaiserlichen Urkunden, durch welche 1195 dem Augustinerkloster zu Haart am Rheine seine Besitzungen, und 1196 ein Gütertausch des Domcapitels zu Worms bestätigt werden. Als dieser Kaiser zu Hagenau im nämlichen Jahre das vom Grafen Poppo von Lauffen, dem letzten seines Geschlechts, erhaltene Gut Lochheim dem Kloster Schönau um 400 Mark Silbers verkauft, stehen in dem Zeugenverzeichniß die Brüder Arnold, Berengar und Heinrich v. H. Berengar scheint Geistlicher geworden und zum Abte des Klosters Odenheim ernannt worden zu sein. Derselbe übergibt dem Kaiser Friedrich II. und seinen Nachfolgern, die nach dem Tode des Grafen Poppo von Lauffen erledigte Schutzvogtei seines Klosters 1219. In unbedeutenden Urkunden erscheinen mit ihren Unterschriften Walter und Dietrich v. H. 1222 und 1238; ob solche aber Arnolds Söhne sind, bleibt ungewiß; doch ist es wahrscheinlicher, weil später 1261 ein Gottfried II. v. H., ein Enkel von Arnold v. H., als Zeuge auftritt, als Graf Poppo von Dilsberg, der Erbe der Lauffenschen Güter, dem Kloster Schönau, zum Heile seiner Seele, die freie Schiffahrt auf dem Neckar erlaubt. Gerhard v. H. und seine Frau Gertrud v. H. schenkten dem Kloster zu Schönau, ebenfalls zum Heil ihrer Seele, ihre Güter zu Wattenheim 1270. Ihre einzige Tochter Hedwig war an Konrad von Lichtenstein verheirathet. Walter II. v. H. unterschreibt sich Advocatus 1277. Von dieser Zeit nehmen die Hornberge den Beinamen Pfau an, ein miles Gerhardus II. Pavo de Hornberg kommt 1289 vor. Ein Bruno I. v. H. wird 1280 bei Crusius in seiner schwäbischen Chronik erwähnt; vielleicht ist es derselbe, der in der Maness'schen Sammlung unter den schwäbischen Minnesängern vorkommt. Friedrich v. H., der Lange genannt, kommt als Zeuge 1315 bei Senkenberg[3]) vor; Humbracht führt ihn in seiner Genealogie fälschlich als Horneck an[4]). Dietrich v. H. erscheint 1354 als würtembergischer Vasall, desgleichen 1376 dessen Bruder Vollmar v. H. Arnold der ältere und Arnold der jüngere, v. H., mit Agnes von Horneck verheirathet, die sich beide Pfauen nennen, kommen 1353 — 1389 vor. Im letzten Jahre schlichtet der Graf Heinrich von Sponheim als pfälzischer Hofrichter den Streit zwischen Arnold v. H. und Wynemann von Gymnig, die lehnbare Grafschaft Pfeffingen betreffend. Der Edelknecht Konrad I. v. H. genannt von Grosheim verkaufte 1380 mit Eberhard von Gemmingen einen Theil von Grosheim am Kocher an Eberhard Gans und Hans von Sachsen. Dietrichs v. H. Söhne waren Heinrich v. H., der als Fürstabt zu Reichenau 1427 starb, und Brun Werner v. H., welcher sein Geschlecht fortpflanzte. Letzterer verkaufte 1428 die eine Hälfte vom Schloß und Thal Hornberg an die Grafen Ulrich und Ludwig von Würtemberg. Konrad II. und Konrad III. v. H., Söhne von Vollmar, verkauften darauf die andre Hälfte vom Schloß und Thal Hornberg an die ebengenannten Grafen 1433. Konrads III. Sohn, Konrad IV.,

3) Sel. juris et hist. I. p. 274. 4) Dies ist sehr verzeihlich, da die Geschlechtsreihe durch die vielen Linien und Beinamen, Hornberg, Horneck, Horneck von Hornberg, Horneck von Hornberg zu Hochhausen, Horneck von Hornberg zu Bechstein bei Königshofen an der Tauber, Horneck von Weinheim und Horneck von Heppenheim sehr verwickelt ist.

starb als teutscher Ordensritter zu Schlettstadt 1464. Bern. Werners Sohn, Anton, war Reichsschultheiß zu Hagenau 1454, verheirathet mit Barbara Zuckmantel von Brumat. Sein Sohn Ulrich v. H., welcher das Schloß Hoffstetten im Bisthum Eichstädt 1466 verkaufte. Bat v. H., der mit denen von Adelsheim, Neuenstein und Landschaden Ganerbe des Schlosses Neuenfels, erkaufte von Götz von Neuenstein und den Übrigen das Schloß Neufels zwischen Öhringen und Ingolfingen 1472 und verkaufte es wieder 1488 an Grafen Kraft von Hohenlohe. Matthias und Ludwig der Lange v. H. hinterließ von Margarethe von Emdingen nur einen Sohn Johann Ludwig v. H., fürstl. hanauischen Amtmann zu Reichshofen, der mit zwei Frauen Ursula Jett von Münzenberg und Susanne von Hageneck zehn Kinder erzielte, von denen sich drei Söhne verheiratheten und Nachkommenschaft hinterließen, nämlich: 1) Philipp v. H., Amtmann zu Brumat, dessen Sohn Philipp Reinhard v. H., als Major 1654 starb; 2) Emmerich Gottfried v. H. hatte mit Susanna von Bitterheim einen Sohn Johann Reinhard, welcher fürstlich hanauischer Geheimerath und Hofmeister, auch Obrist und Commandant in Hanau wurde, und von seiner Gemahlin Johanna Elisabeth von Urbach nur eine Tochter hinterließ, und 3) Johann Ludwig II. v. H., mit dessen Enkel Philipp Jakob v. H. fürstl. hessischem Hauptmanne dieses Geschlecht im Anfange des vorigen Jahrh. ausstarb. Das Wappen: im goldnen Felde ein auf einem dreifachen rothen Berge liegendes rothes Jagdhorn; auf dem Helme: schwarz und Silber vierfach getheilte und zugespitzte Büffelhörner [5]).

4) Name einer Seitenlinie der Reichsküchenmeister zu Nortenberg, Seldeneck und Bebenburg. Von dem Schlosse Hornberg, unweit Rotenburg an der Tauber, nahm sie den Namen an, ohne den Titel ihres Reichsamtes beizubehalten, wie es wenigstens die andern Linien thaten. Der Ritter Hermann, Burggraf zu Rotenburg, ein Stiefbruder von Leopold, Reichsküchenmeister zu Nortenberg, nannte sich zuerst Hornberg. Im J. 1282 stiftete er das Franciskanerkloster in Rotenburg, wo er auch das Reichsschultheißenamt bekleidete. Sein Sohn Heinrich Ritter und dessen Frau Adelheid verkaufen ihre Güter zu Ritzensachsen und Willden an die teutschen Herren zu Rotenburg (1288). Die nämlichen verkaufen mit ihrem Sohne Hermann und dessen Frau Adelheid ihr Gut zu Gebenhagen um 30 Pfund Heller an den ehrsamen Mann Leopold Hornburg, Bürger in Rotenburg (1313). Er und seine Kinder: Heinrich, Friedrich, Konrad und Margaretha, veräußern ihren Hof zu Roda dem Hospital in Rotenburg um 300 Pf. Heller (1323). Zu Gunsten Leopolds, des R. Küchenmeisters von Nortenberg, entsagen sie auf ihr Recht an den Kirchensatz zu Gattenhoven (1326). Der Sohn von Heinrich II. war Hochbrand, der mit seiner Frau Barbara einen Antheil an dem Schlosse Wallenhausen erheirathete (1386). Er kaufte 1393 von denen von Reinsburg das Schloß gleiches Namens, welches er der Stadt Rotenburg öffnete, um als Reichsbürger daselbst aufgenommen zu werden. Sein Enkel Johann besaß das Schlößchen Kaiserstuhl im Tauberthal, unweit Rotenburg. Er verkaufte einen Theil seiner Güter an diese Stadt (1462) und den Zehenden zu Östheim dem Kloster Sulz. Im J. 1567 starb der letzte dieses Geschlechts in Rotenburg, nachdem die meisten Güter die Stadt an sich gebracht hatte. Das Schloß Hornberg erkaufte aber Dietrich von Berlichingen, und dessen Enkel Philipp v. B. veräußerte es wieder an die von Gemmingen, welche es noch besitzen. Das Wappen: eine Burg mit Zinnen, worauf ein Jagdhorn im silbernen Felde ruht; auf dem Helme: der Rumpf von einem geflügelten Mohren. Ganz das nämliche Wappen mit dem R. Küchenmeister zu Bebenburg, welche aber anstatt des geflügelten Mohren einen geflügelten und gekrönten Engel zum Helmschmucke führten.

(*Albert Frh. v. Boyneburg Lengsfeld.*)

5) Humbracht, Höchste Zierde d. teutschen Adels. Nr. 293. Falkenstein, Nordgau-Alterthümer. I, 52. S. 212. Gottschalk, Ritterburgen Teutschlands. VI. S. 72. Widder, Geogr. hist. Beschreibung der Kurpfalz. I. S. 66.

Hornblei, s. Blei.

HORNBLENDE (Amphibole *Hauy*. Hemiprismatischer Augitspath Mohs). Als allgemeine Kennzeichen dieser Gattung dienen: zwei, gewöhnlich sehr deutliche, gleichwerthige Spaltungsrichtungen, die unter 124° 31′ sich schneiden, mit Perlmutterglanz; eine Härte, welche der des Feldspaths fast gleichkommt, und ein spec. Gew. von 2,8 bis 3,2. Als wesentliche Bestandtheile kann man kieselsaure Talkerde in Verbindung mit kieselsaurer Kalkerde betrachten, doch wird bei manchen Abänderungen ein Theil Talkerde durch ein Metalloxyd und ein Theil Kieselerde durch Thonerde ersetzt. Vor dem Löthrohre schmelzen die Arten, wiewol etwas schwer, zu einem mehr oder minder dunkel gefärbten Glase.

Als Stammgestalt für die Krystallreihe kann man ein rhombisches Prisma (mit Seitenkantenwinkeln von 124° 31′ und 55° 29′) annehmen, dessen Endfläche unter 109° 37′ auf den stumpfen Seitenkanten ruht, woraus sich das Verhältniß der Polaxe zu den Randaxen wie $1 : \sqrt{7,8722} : \sqrt{28,4592}$ ergibt. Die ebenen Winkel der Endfläche werden darnach 121° 39′ und 58° 21′, die der Seitenflächen 99° 25′ und 80° 35′ betragen. Die scharfen Seitenkanten des Prisma's sind gewöhnlich, die stumpfen seltener abgestumpft. Die Endkrystallisation ist nur selten beobachtbar, und zeigt dann folgende Veränderungen: 1) die schiefe Endfläche vollständig; 2) die scharfen Endkanten abgestumpft, wo die zwei Abstumpfungsflächen mit der Endfläche zusammen eine dreiflächige Zuspitzung bilden; 3) die stumpfen Endkanten abgestumpft; 4) die scharfen Ecken schräg abgestumpft, oft bis zum Verschwinden der ursprünglichen Endfläche, wo dann die gemeinschaftliche Kante beider Zuschärfungsflächen, die Lage der kleinen Diagonale der ursprünglichen Endfläche erhält. Alle diese Abstumpfungsflächen sind als Flächen hemiëdrisch auftretender Rhombenpyramiden zu betrachten, bei denen benachbarte parallele Flächen verschwunden sind; auch kommen mitunter noch einige andere ähnlich gelagerte Flächen, nur mit verschiedener Neigung gegen die Axe, vor.

Von verschiedenen Abänderungen der Krystalle bemerkt man hemitropische Zwillinge, wo man sich einen Krystall nach der langen Diagonale des Prismas getheilt, und die eine Hälfte herumgedreht denken muß, sodaß das untere Ende nach oben kommt; die Krystalle sind theils eingewachsen, theils aufgewachsen, bisweilen nadelförmig, die Prismenflächen die Länge gestreift, seltner glatt.

Man kann bei der Hornblende unterscheiden 1) grüne Hornblende (Strahlstein Werner, Kalamit Werner). Von verschiedenen Abänderungen der grünen Farbe. Derb und krystallirt, die Krystalle immer eingewachsen, langgestreckt, nicht leicht mit deutlicher Endkrystallisation. Die, derbe mit strahliger Textur und keilförmig stängeliger Absonderung. An den Kanten durchscheinend, bis durchscheinend, in Krystallen selbst bis halbdurchsichtig.

Man theilte den Strahlstein wieder in gemeinen, glasigen, asbestartigen und körnigen Strahlstein. Ersterer begreift die derben Massen mit geringerer Durchsichtigkeit und geringerm Glanze; der glasige, die krystallisirten und lebhafter glänzenden, durchscheinenden Abänderungen; der asbestartige besitzt excentrisch faserige Textur oder erscheint in zarten haarförmigen Krystallen (Amianthoid, Byssolith); der körnige dürfte zum Augit gehören. Nach Laugier enthält der Strahlstein aus dem Zillerthale 19,00 Talkerde, 50,00 Kieselerde, 0,75 Thonerde, 9,75 Kalkerde, 11,00 Eisenoxyd, 5,00 Chromoxyd, 3,00 Wasser. Nach Vauquelins Analyse besteht der Byssolith aus Dauphinée aus 7,3 Talkerde, 47,0 Kieselerde, 11,3 Kalkerde, 20,0 Eisenoxyd, 10,0 Manganoxyd.

Die grüne Hornblende bricht vorzugsweise auf Lagern im Schiefergebirge, theils allein, theils mit Erzen, wie bei Breitenbrunn in Sachsen, in Schweden, Norwegen, Finnland. Mit Talk (besonders die krystallisirten Abänderungen) findet sie sich an mehren Orten in den Tyroler- und Schweizeralpen. Der haarförmige Byssolith kommt auf Gängen mit Bergkrystall, Feldspath, Epidot ꝛc. in Dauphinée vor, und die Abänderung von spargelgrüner Farbe, in durchsichtigen Krystallen mit Kalkspath und Magneteisen in Serpentin eingewachsen (Kalamit), stammt aus Normarken in Schweden. Der sogenannte Pargasit, der in halbdurchsichtigen Krystallen, nicht selten mit deutlicher Endkrystallisation, in Kalkstein eingewachsen, bei Pargas in Finnland bricht, kann auch zu der grünen Hornblende gezählt werden.

2) weiße Hornblende (Tremolit Werner, Grammatit Leonh.). Weiß, in verschiedenen Abänderungen derb und krystallisirt, die Krystalle lang, meistens schilfförmig. An den Kanten mehr oder weniger durchscheinend. Der derbe mit strahliger oder excentrisch faseriger (asbestartiger Tremolit) Textur.

Vorzüglich als zufälliger Gemengtheil des körnigen Kalksteins und Dolomits, wie in der Schweiz, Tyrol, Sachsen, Ungarn, Sibirien ꝛc. Enthält nach Bonsdorf 24,23 Talkerde, 60,31 Kieselerde, 13,66 Kalkerde, 0,26 Thonerde, 0,15 Eisenoxydul, 0,94 Flußsäure, 0,10 Wasser.

3) gemeine Hornblende. Schwärzlichgrün in Rabenschwarz, bis in das Sammtschwarze. Derb und krystallisirt, die Krystalle aufgewachsen, oft schilfartig oder nadelförmig. Die Textur blätterig oder strahlig, selten faserig, mit mehr oder weniger starkem Glanz. Undurchsichtig oder schwach an den Kanten durchscheinend.

Dies ist die am weitesten verbreitete Art, die als wesentlicher Gemengtheil mehrer Gebirgsarten der ältern Gebirge — im Syenit, Grünstein, Hornblendgestein — oder als zufälliger Gemengtheil — im Porphyr, Thonschiefer, Glimmerschiefer, Kalkstein — auftritt, auch wol für sich allein Lager im Schiefergebirge bildet. Im letztern Falle wird die Textur oft feinstrahlig, die Absonderung sehr kleinkörnig und ist mit schieferiger Structur verbunden (Hornblendschiefer). Auch auf Lagern und Gängen von Erzen begleitet, kommt sie vor, wie bei Arendal in Norwegen, bei Fahlun in Schweden u. a. O.; der Karinthin (Keratophyllit Steffens), der von fast sammtschwarzer Farbe mit lebhaftem Glanze und sehr deutlicher Spaltbarkeit mit Quarz, Granat und Epidot auf Lagern im Gneus auf der Saualpe in Kärnthen bricht, kann auch zu der gemeinen Hornblende gerechnet werden. Unter den Auswürflingen des Vesuvs wird die gemeine Hornblende häufig bemerkt, und ist dort von Glimmer, Mejonit, Granat, Olivin ꝛc. begleitet. Die deutlichsten Krystalle, die man erhält, stammen gewöhnlich von Arendal und vom Vesuv.

Nach dem Anhauchen gibt die Hornblende überhaupt, am stärksten aber die gemeine Hornblende, einen bitterlichen Geruch, der vielleicht von gekohltem Wasserstoffgase herrühren möchte. Nach Bonsdorfs Analyse enthält die gemeine Hornblende 18,79 Talkerde, 45,69 Kieselerde, 13,85 Kalkerde, 12,18 Thonerde, 7,32 Eisenoxydul, 0,22 Manganoxydul, 1,50 Flußsäure.

4) Basaltische Hornblende. Pechschwarz in das Sammtschwarze. Fast nur in eingewachsenen Krystallen. Textur sehr deutlich und starkglänzend. Undurchsichtig. Etwas härter und schwerer als die vorigen Arten.

In Basalt und Mandelstein in den Basaltgebirgen Böhmens, Sachsens, der Rhön, des Siebengebirges ꝛc. Enthält nach Klaproth 2,25 Talkerde, 47,0 Kieselerde, 26,0 Thonerde, 8,0 Kalkerde, 15,0 Eisenoxyd, 0,5 Wasser.

Einige Schriftsteller betrachten den Asbest (s. Encykl. 1. Sect. VI. S. 42) als faserige Abänderung der Gattung der Hornblende, doch möchte derselbe sich, wenn er nicht eigene Gattung ist, näher an den Ophit anreihen. Größer noch ist die Verwandtschaft zwischen Hornblende und Augit. Nach G. Rose*) sind beide Gattungen vielleicht ganz zu vereinigen. Wenn man aus dem rhombischen Prisma der Hornblende dasjenige rhombische Prisma ableitet, das aus Verkürzung der langen Diagonale um die Hälfte entsteht, so betragen dessen Seitenkantenwinkel 87° 6′ und 92° 54′, welche mit den

*) Poggendorf, Annalen der Phys. und Chemie. 1831. Nr. 7. S. 321.

Winkeln des Augits genau übereinstimmen. In den Grünsteinen des Urals in der Gegend von Katharinenburg bei Mostowaja liegen Krystalle, die ihrer Gestalt nach dem Augit, ihrer Spaltbarkeit nach der Hornblende angehören. (*Germar.*)

HORNBORI[1]), ein Alf oder eine Naturkraft mit Beziehung auf den Sturmwind, welcher die Gipfel der Berge umbraust und mit seiner Gewalt durchbohrt, Risse und Höhlen gräbt[2]). (*Schincke.*)

HORNBRET wird das Bret genannt, welches in den Salzkoten an die Ecken der Salzpfanne vorgesetzt wird, damit weder die Luft auf die Pfanne stoßen, noch die Lohe in solche schlagen kann. Es läßt sich aber auch darunter ein Bret verstehen, welches vom gemeinen Hornbaume (Carpinus betulus) verfertigt ist. (*Fr. Thon.*)

HORNBURG oder HORENBURG, Stadt im Kreise Osterwick des königl. preußischen Regierungsbezirks Magdeburg, an der Ilse, deren Spiegel hier 338 F. über dem Meere liegt und am nordwestl. Fuße des 550 Fuß hohen kleinen Fallsteins. Sie hat sehr verfallene, nur noch an einigen Stellen vorhandene Ringmauern, 5 Thore, 1 königliches Schloß, welches Sitz des königlichen Domänenamts Hornburg ist, 1 Synagoge, 1 Hospital, 1 Rittergut, 2 andere adelige Güter, 28 öffentliche Gebäude, 418 Privatwohnhäuser und im J. 1802, 2223, 1816, 2170, 1821 aber 2383 Einw. (im J. 1816, 2067 Evangelische, 36 Katholiken und 67 Juden). Die Nahrungszweige bestehen in Ackerbau, Viehzucht, Rüböl- und Potaschfabriken, Gerbereien, starkem Hopfenbau und Handwerksbetriebe. Der Viehstand betrug 1821 144 Pferde und Füllen, 534 Stück Rindvieh, 3150 Schafe und 628 Schweine. Die Stadt wurde im 12. Jahrh. von Albert Robert von Marsleben dem Erzstifte Magdeburg vermacht. (*Klaehn.*)

HORNBY, Marktflecken in Hindborn, in der englischen Shire Lancas, mit einer Baumwollenmanufactur. (*Dede.*)

HORNCASTLE, Stadt am Bain in der englischen Shire Lincoln, 6000 Einw. Sie hält große Pferdemärkte, auf welche das Vieh von Yorkshire hingebracht wird; treibt mit diesem und mit Korn lebhaften Handel. (*Dede.*)

HÖRNDLI oder HÖRNLI. Eine Bergkuppe des Allmangebirges in der Schweiz, dessen größerer Theil mit dem Gipfel zum Canton Zürich, zwei andere Seiten zu den Cantonen Thurgau und St. Gallen gehören. Der Gipfel ist 3590 Fuß über der Oberfläche des Meeres, und die Fernsicht ist sehr ausgebreitet. Der Weg über diesen Berg wird besonders von zahlreichen Schaaren von Pilgern benutzt, die aus Schwaben nach Einsidlen wallfahrten. (*Escher.*)

HORNE, HORNUS (Andrew), ein Engländer, welcher um 1320 lebte, und eine Chronik von Glocester (Chronicon Claudiocestriae oder Glocestriae), außerdem aber ein noch jetzt sehr beachtungswerthes *) Buch über den englischen Criminalproceß, nämlich den Miroir of Justice, d. h. Spiegel der Richter, geschrieben hat. Dieses Buch ist öfters gedruckt, zuletzt in *Houard* Coutumes Anglo-Normandes. Tom. IV. p. 465 sq. (*Spangenberg.*)

HORNEBURG, 1) ein Burgflecken im Herzogthume Bremen, 3 Stunden von Stade und eine Meile von Burtehude, am Ausflusse, der fast am nördlichen Ende des Fleckens bei einer Mühle schiffbar wird, Ebbe und Fluth hat und eine Meile davon in die Elbe fließt. Der Flecken hat 218 Feuerstellen und 1248 Einw., und nur 2 kleine und 3 große Straßen. Wahrscheinlich haben die Herren von Schulte diesen Ort angelegt. Im J. 1164 hatten schon der bremische Erzbischof Hartwig und der halberstädtische Bischof Konrad hier eine Zusammenkunft[1]), und 1198 wurde hier zwischen den Anhängern der Kaiser Philipp und Otto ein Waffenstillstand geschlossen. Das Patrimonialgerichtshaus einiger angesehenen adeligen Familien steht auf dem Marschdamm und hat einen Gerichtsverwalter und Gerichtsvoigt, der zugleich Contributions- und Zolleinnehmer ist. Außerdem findet man ein Posthaus und mehre ansehnliche adelige Höfe daselbst. Die Einwohner nähren sich vom Feld- und Gartenbau, von Künsten und Handwerken. Steinhandel, fettes Vieh, Leder, Sattler- und Tischlerarbeit machen die vorzüglichsten Handelsartikel aus. Die ehemalige Burg wurde in die Obere und in die Vorburg eingetheilt, in der letztern hatte sonst jeder Burgmann sein eigenes Haus. Die erste Burg wurde schon 1170 verwüstet, 1307 schleifte der Bischof Jonas dieselbe, und nachher erlitt der Ort bis 1520 manche Belagerungen. Die erste Kirche ist wahrscheinlich schon 1106 erbaut, die auf dem Kirchhofe stehende Kapelle zerstörten die kaiserlichen Soldaten, nebst der Kirche, den Pfarr- und Schulhäusern und den größten Theil des Fleckens, im J. 1627. Die Reformation nahm 1540 ihren Anfang, und kam 1558 zu Stande[2]). (*Rotermund.*)

2) Kirchdorf im königl. preußischen Regierungsbezirke Münster, Kreis Recklinghausen, ¼ Meile von letzterm Orte, hat 46 Häuser, 325 Einw. (1819). (*Rauschenbusch.*)

HORNEBY (Johann), lebte in der Mitte des 14. Jahrhunderts in England, zu Lincoln geboren, trat in den Karmeliterorden, ward Lehrer der Theologie zu Canterbury und wechselte gegen 1370 mit dem Dominikaner Joh. Stokes Streitschriften, z. B. Defensorium sui ordinis, pro adepto triumpho Lib. I.; schrieb auch pro introitu ad Sententias Lib. I.; Determinationes variae; Ordinariae quaestiones; Conciones ad populum †). (*Rotermund.*)

---

1) Von horn, Gipfel, Bergspitze, im Isländ. die kegelförmige Spitze eines Berges, und bori, bohren. 2) Völuspa 12.

*) Vergl. Mittermaier, Das teutsche Strafverfahren. 1. Bd. S 70 fg.

1) *Albert. Stadens.* p. 192. 2) Mehres siehe in meiner historisch-statistischen Beschreibung dieses Ortes in den braunschw.-lüneburg. Annalen. 9. Jahrg. 2. St. S. 212—254.

†) s. Jöcher's Lex. *Balaeus*, De script. Angl. Cent. VI, 480.

HORNECK, ein Bergschloß im Königreiche Würtemberg, im Neckarkreise und Oberamte Neckarsulm. Das Schloß hat eine sehr schöne Lage an den Ufern des Neckars, unweit Gundelsheim. Es gehörte vormals zum Teutschmeisterthume Mergentheim, und war Residenz des Teutschmeisters, so lange es noch Hochmeister in Preußen gab. Nachher war es Sitz eines teutschmeisterischen Amts bis zur Auflösung des teutschen Ordens, wo der Amtsbezirk theils an Würtemberg, theils an Baden fiel.

(*Memminger.*)

HORNECK (Biogr.), 1) Anton, war zu Bacharach in der Pfalz, wo sein Vater als Stadtschreiber stand, im J. 1641 geboren, bildete sich zu Heidelberg und Leyden, begab sich 1663 nach England, in das Collegium der Königin zu Oxford, und genoß vom D. Barlow wegen seiner Kenntnisse in den orientalischen Sprachen viele Beweise der Liebe. Zwei Jahre nachher nahm ihn der Lord Torrington, Georg Herzog von Albemarle, zum Hofmeister seines Sohnes, von dem er in der Folge die Predigerstelle zu Doulton in Devonshire und durch dessen Vorsprache vom Bischofe Sparrow eine Präbende in der Kirche zu Exeter bekam. Als er 1671 lutherischer Prediger bei der savoischen Kirche in London ward, legte er seine Stelle zu Doulton nieder, weil er es für unrecht hielt, verschiedene Ämter bei andern Kirchen zugleich zu bekleiden, ohne an dem Orte der Hauptkirche wohnen zu können. Die Gemeine nahm ihn mit Widerwillen, so beliebt er auch sonst wegen seiner Predigten und seines Charakters bei dem Volke war, indem viele von den entlegensten Orten der Stadt seine Predigten in der savoyischen Kirche besuchten, sodaß der Dechant Freemann behauptete, Horneck habe die größte Gemeinde, weil sie sich von Whitehall bis nach Whitechapel erstrecke. 1681 promovirte H. zu Cambridge zum Doctor der Theologie. Der Admiral Russel, nachheriger Graf von Orford, welcher Horneck sehr schätzte, verhalf ihm bei der Königin zu einer Präbende am Westminster im J. 1693. Er war ein Mitvorsteher von den frommen Gesellschaften, die unter der Regierung König Jakobs II. anfingen, bis er in seinem Hause bei der Westminsterabtei den 11. Jan. 1696 an heftigen Steinschmerzen starb. Von seinen in englischer Sprache geschriebenen Schriften sind zu bemerken: The Great Law of Consideration; The best exercise; The exercise of Prayer; Delight and Judgment or a Prospect of the Great Day of judgment; The Crucified Jesus; A volumen of sermons (1696). Seine Abhandlung von der Überlegung zu einem gottseligen Wandel übersetzte Fr. Phil. Schlosser aus dem Englischen; D. Plitt gab sie mit einer Vorrede und Hornecks Lebensbeschreibung heraus. Man hat auch Life of Anthony Horneck D. D. by Richard (Lond. 1698). (*Rotermund.*)

2) Ottocar von H., ein Dichter aus Steyermark, dessen Stammschloß Horneck noch jetzt im grätzer Kreise vorhanden ist, war um die Mitte des 13. Jahrh. geboren [1]. Durch den Unterricht Konrads von Rotenburg und durch die frühe Bekanntschaft mit Wolfram von Eschenbachs Dichtungen entwickelte sich früh sein poetisches Talent. Von seinem spätern Leben ist nichts weiter bekannt geworden, als daß er in Diensten Otto's von Lichtenstein war [2], und mit diesem thätigen Antheile nahm an allen Begebenheiten und Schicksalen seines Vaterlandes unter Ottocar von Böhmen, Rudolph von Habsburg und Albrecht I. Er starb wahrscheinlich bald nach dem J. 1318.

Die poetische Behandlung historischer Stoffe scheint für Horneck ein besondres Interesse gehabt zu haben. Sein erstes Werk, handschriftlich auf der kaiserl. königl. Bibliothek zu Wien, war eine gereimte Weltchronik, welche die Geschichten Assyriens, Persiens, Griechenlands und Roms umfaßte und bis auf den Tod Kaiser Friedrichs II. herabging. Der Beifall, den diese Chronik fand, bewog den Verfasser, auch die Geschichten seines Vaterlandes seit Friedrichs II. Tode in einem eigenen Werke zu schildern. So entstand seine Chronik des Landes Österreich. Der Tod übereilte ihn vor der Vollendung dieses Werks. Er begann es mit Friedrichs II. Ende und dem Erlöschen des Hauses Hohenstaufen (1250) und führte es bis zur Krönung Heinrichs VII. (1309) fort. Der gelehrte Benedictiner Hieronymus Petz ließ, obgleich nach einer ungenauen und lückenhaften Abschrift, die österreichische Chronik im dritten Theile seiner Scriptor. rerum Austriac. abdrucken. Sie enthält über 83,000 Verse in 830 Capiteln. Ein Bruchstück: Poema de amissione terrae sanctae oder Ackers Zerstörung, wie dies Gedicht von dem baierschen Dichter Jakob Püterich von Reicherzhausen genannt wird, ließ Eckard aus einer Handschrift der Bibliothek zu Wolfenbüttel abdrucken [3]. Das Fehlende ergänzte Wiedeburg [4]. Horneck's österreichische Chronik ist eins der ältesten und wichtigsten Denkmäler altteutscher Geschichtschreibung. Für die Volks- und Sittengeschichte jener Zeit bleibt es durch historische Treue und bis ins Einzelne gehende Ausführlichkeit ein höchst schätzenswerther Beitrag. Aber auch in poetischer Hinsicht empfehlen sich die kurzen Reimverse, welche Horneck für sein der epischen Gattung angehörendes Werk wählte, durch ihren gemüthlichen Ton. Proben von Horneck's österreichischer Chronik befinden sich in Gottsched's Neuem Büchersal der schönen Wissenschaften und freien Künste (Bd. 6. St. 1. S. 65 fg.) in dem von Kunisch herausgegebenen Handbuche der teutschen Sprache und Literatur (Leipzig 1824. Bd. 3. S. 208 fg.) und

1) Daß Steyermark sein Vaterland gewesen, sagt er selbst:

Jedoch stunt unser Lannt
Nach Ungenaden verre gaz (weit besser)
Hie ze Steyer, gelaubet daz
Denne daz Lannt ze Osterreich.

2) Horneck singt:

Wann mein Herr Ott von Liechtenstain
Der tugendhafft vnd der rain,
Den ich mit Dienst main
Vnd mit Trewe hin holt u. s. w.

3) S. Corp. hist. med. aevi. Vol. II. p. 1455 sq. 4) S. dessen ausführliche Nachricht von einigen alten teutschen poetischen Manuscripten. S. 95 fg.

in der Schrift: Aus und über Ottocars von Horneck Reimchronik, von Th. Schacht. Mainz 1821 [5]).

(*Heinr. Döring.*)

HORNECK VON HORNBERG. Dieses alte am Oberrhein und in der Unterpfalz reich begüterte freiherrliche, jetzt noch blühende Geschlecht hat, nach dem Wappen zu urtheilen, mit den ehemaligen Dynasten gleichen Ursprung; und nahm wahrscheinlich den Namen Horneck nach dem Schlosse gleiches Namens am Neckar, an. Wer aber der Stammvater der beiden Brüder, Werner und Konrad, war, die urkundlich den Namen H. führen, z. B. in einer Urkunde v. J. 1254, wo sie dem Collegialstift zu Wimpfen den Pfarrsatz von Helmstadt und Aglasterhausen bei Heidelberg übertragen, ist nicht zu bestimmen. Ebenso bleibt unentschieden, ob Arnold H. der Junge, welcher das Schloß Hochhausen am Neckar, unweit Horneck und Hornberg, hatte, ein Enkel von jenem ist. Sein Grabstein befindet sich noch mit dem Todesjahre 1353 in der Kirche zu Hochhausen. Von seiner Gemahlin Agnes von Felsenberg hatte er mehre Kinder hinterlassen, als Ambros, Ernst und Arnold II. H. v. H., wovon Ernst, der 1362 auf dem Turnier zu Schaffhausen war, mit seiner Frau, einer gebornen von Kageneck, der Urheber der jetzt noch blühenden Linie ist. Sein Sohn, Valentin H. v. H, besaß den vierten Theil vom Schlosse Stolzeneck am Neckar, welches er 1409 mit Bewilligung seines Lehnsherrn, des teutschen Königs Ruprecht, an Albert von Erlickheim für 200 fl. verpfändete, jedoch mit Vorbehalt des pfälzischen Öffnungsrechts. Der Kurfürst Ludwig III. von der Pfalz kaufte 1418 von den Erben Albrechts von Erlickheim die Burg um 1000 fl. und räumte sie 1458 dem Hans Neidhard H. v. H., einem Enkel von Ernst, ein. Die Söhne von Valentin, Heinrich und Simon H. v. H., hatten 1437 das Schloß und die Stadt Ingstberg von dem Bischofe von Würzburg pfandweise inne; da sie aber von da aus die ganze Nachbarschaft mit Rauben und Plündern beunruhigten, so beschlossen die benachbarten Fürsten diesem Unwesen ein Ende zu machen. In dieser Absicht wurde ein Heer gesammelt, und die Woche nach Empfängniß Mariä wurde die Belagerung der Burg begonnen, und diese nach 12 Tagen erobert. Der Bischof Johann von Würzburg, der zugegen war, wurde schnell krank, und ließ sich noch vor Ausgang der Sache erst nach Hellenbach und von da vollends heimführen. Er starb. Sein Nachfolger Siegmund gab dem Horneck und dessen Söhnen Schloß und Städtchen Ingstberg zurück. Da diese aber ihr Unwesen sogleich wieder und ärger als jemals trieben, so nahm es ihnen der damalige Pfleger und nachherige Bischof Gottfried 1443 wieder mit Gewalt hinweg und verpfändete es an Hansen von Absberg. Die Hornecke von Hornberg konnten diesen Verlust nicht verschmerzen, und paßten nur auf Gelegenheit, sich zu rächen. Am St. Gilgenabend 1445 kamen sie vor Ingstberg an, erstiegen und eroberten in selbiger Nacht das Schloß und Städtchen. Dieses Sieges konnten sie sich aber nicht lange erfreuen; denn noch in derselben Woche kam Markgraf Albrecht mit dem von Absberg und einiger Mannschaft, und nahm Ingstberg mit Sturme, bei welcher Gelegenheit 14 Mann von Seiten der Hornecke und 8 von des Markgrafen Leuten blieben. Im Schlosse wurde der jüngere Horneck nebst 70 Knechten zu Gefangenen gemacht.

Hans Neidhard, H. v. H., ein Sohn von Heinrich, war ein tapferer und reicher Ritter, der von seinem Vetter die Burg und das Dorf Bergen, nebst dem Hofe Wollenberg 1487 erkaufte. Er war Burgmann zu Odenheim und Ganerbe des Schlosses Widdern an der Jaxt. Mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, dem Grafen Ulrich von Würtemberg und dem Grafen von Hohenlohe war er in beständiger Fehde, indem er einen großen Theil des schwäbischen und fränkischen Adels in einem Bündnisse vereint hatte. Die Fürsten verklagten ihn bei dem Landgerichte zu Ansbach, welches er und seine Bundesgenossen aber für incompetent erklärten, da er nur von seinem Lehnsherren, dem Bischofe von Würzburg, gerichtet sein wollte. Doch das Landgericht erklärte ihn in die Acht, und Markgraf Albrecht zog aus in Verbindung mit dem Grafen Ulrich von Würtemberg, um die Acht zu vollziehen und seine Schlösser zu erobern. Hans Neidhard suchte Schutz und Hülfe bei dem Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, der auch ein Heer in die Nähe von Heilbronn rücken ließ, um jeden fremden Einfall von seinem Lande abzuwehren, ohne aber thätigen Antheil zu nehmen. Die Fürsten zogen sich daher zurück, und Hans Neidhard trieb sein Wesen wie zuvor. Der Markgraf Albrecht und der Graf Ulrich waren daher über diesen Schutz gegen den Kurfürsten so aufgebracht, daß sie bei einer Zusammenkunft in Bamberg mit ihm so aneinander kamen, daß sie die Degen zogen, jedoch von dem umgebenden Gefolge auseinander gebracht und versöhnt wurden. Diese Verdrießlichkeiten bewogen den Kurfürsten, Hans Neidhard mit seiner Familie auf seine Burg Stolzeneck einzuziehen und ihn nach Heidelberg zu bringen. Seine Gefangenschaft dauerte nicht lange, aber sie erhöhete um so mehr seinen Groll gegen Würtemberg, und kein Tag verging, wo nicht in diesen Dörfern gebrannt und geplündert wurde. Der Kurfürst sah sich von Neuem gezwungen, ihm das Schloß Stolzeneck wegzunehmen, worauf er sich nach dem Schlosse Drachenfels am Rheine zurückzog. Doch blieb er mit Pfalz in gutem Vernehmen; denn er war 1494 mit diesem Kurfürsten in den Krieg gegen Mainz gezogen. Er starb in einem hohen Alter 1499, und hinterließ von Maria von Bottendorf 4 Söhne, darunter Bartholomäus, Ludwig, Eberhard k., und 3 Töchter: Kunigunde, Margarethe und Notburga. Bartholomäus I. H. v. H.

5) Vergl. außerdem v. Khauz: Versuch einer Geschichte der österreichischen Gelehrten. Frankf. u. Leipz. 1755. S. 18 fg. (Gaheis) Biographien österreich. Dichter. 1. Bd. 2. Heft. S. 84 fg. Jakob Püterich von Reicherzhausen, ein Beitrag zur Geschichte d. teutschen Dichtkunst, von J. C. Adelung. S. 21 fg. Koch, Compendium der teutschen Literaturgesch. 1. Bd. S. 48 fg. Jördens, Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 3. Bd. S. 629 fg. Museum für altteutsche Literatur u. Kunst, herausgeg. von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. 1. Bd. 1. St. S. 190 fg.

war als pfälzischer Vasall gegen den schwäbischen Bund 1504 mit gezogen, wie auch seine Vettern Neidhard und Arnold III. H. v. H. zur Landesrettung gegen Kaiser Karl V. 1544. Jener war zwei Mal verheirathet gewesen mit einer von Windeck und mit Elisabeth von Balzhofen, und hinterließ 3 Söhne: Eberhard, Moriz und Bartholomäus II., wovon die beiden letzten Linien stifteten. A. Bartholomäus II. H. v. H. hatte von Apollonia Adelmann von Adelmannsfelden, Christoph und Ulrich H. v. H., die ebenfalls verheirathet in zwei Linien zu Niertingen und Balbach sich ausbreiteten. 1) Christoph H. v. H. zu Niertingen, war mit Margarethe von Balzhofen vermählt, von der er 4 Kinder hinterließ: Johann, Bartholomäus III., Elisabeth und Sibylla. Johann I. H. v. H. herzogl. würtemberg. Hofmeister, darauf fürstl. baden-durlachischer Jägermeister (1605), hatte zwei Frauen: Aurelie von Dettenheim und Margaretha von Degernau, von denen ihm 3 Söhne und 3 Töchter waren. Ernst Friedrich pflanzte ebenfalls mit 2 Frauen: Veronika Truchseß von Hofingen und Melusina von Dornheim, seinen Stamm fort, der aber schon mit seinen Kindern: Wolfgang, Ernst, gräfl. rappolsteinischem Hof- und Stallmeister († 14. Oct. 1682) und Rosina Barbara, Äbtissin des freien Reichsstifts Obersteinfeld in Schwaben, erlosch. 2) Ulrich H. v. H. zu Balbach mit Margaretha von Adelsheim verheirathet, hinterließ Christoph II., vermählt mit Margaretha Stützel von Mergentheim. Er starb 1612 und hinterließ einen Sohn, Johann Albrecht I. und fünf Töchter. Jener war fürstl. baden-durlachischer Oberforst- und Jägermeister, starb in seinem 63. Jahre 1628, und hatte von seinen zwei Gemahlinnen: Ursula von Hoheneck und Maria Elisabeth von Bödigkheim, nur einen Sohn Johann Albrecht II., der, zwar mit Wilhelmine von Wildenstein verheirathet, ohne Kinder starb, sodaß mit ihm diese Linie erlosch. B. Moriz H. v. H. zu Reichen, Stifter der jetzt noch blühenden Linie, vermählt mit Margaretha von Adelsheim (1558), erzeugte Eberhard II., der von Dorothea von Herbilstadt Werner, Melchior und Christoph hatte. Des Letztern Enkel, Hans Heinrich H. v. H, mit Klara von Adelsheim verheirathet; in ihm wurde vom Kaiser Leopold 1672 die alte angestammte freihl. Würde erneuert. Der jetzige Stammälteste ist Anton Aloys, Freiherr H. v. H., geboren 1758, zu Dieteskirchen, Altendorf, Prackendorf, Konhof und Fottenhof, königl. bairischer Kämmerer, Ritter des Ordens vom heiligen Georg und Oberst à la suite. Das Wappen: im goldenen Schild ein rothes Jägerhorn auf einem rothen dreigehügelten Berge; auf dem Helme zwei Büffelshörner weiß und schwarz ins Gevierte getheilt.

(*Albert Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HORNECK ZU WEINHEIM. Ein am Oberrhein und in der Unterpfalz altes ritterliches Geschlecht, bei dem es zweifelhaft scheint, ob es von dem von Horneck zu Hornberg abstammt. Humbracht fängt seine Stammreihe mit einem Hans H. z. W. an, der 1361 lebte und mit einer von Flersheim einen Sohn Hans II. erzeugt haben soll. Ohne irgend eine urkundliche Nachweisung nennt er dessen Nachkommen bis zur 8. Generation, in welcher sich Wolfgang Eberhard H. z. W. im 30jährigen Kriege als Oberster auszeichnete. Im 18. Jahrh. erlosch es mit Johann Philipp, H. v. H., der von seiner Frau Maria Margaretha von Eyb keine Kinder hinterließ. Seine beiden Brüder, Karl Friedrich und Wolfgang Eberhard II., waren bei Sennef und vor Bonn schon früher geblieben.

Die Hornecke zu Heppenheim scheinen eine Nebenlinie von diesem Geschlechte gewesen zu sein, die wahrscheinlich nach der anvertrauten Burg Heppenheim den Beinamen annahmen. Die Ersten, welche sich davon nannten, waren die Brüder Konrad, Hans und Siegfried, welche am Ende des 15. Jahrh. verheirathet erscheinen; mit ihren Enkeln erlosch auch diese Nebenlinie. (*Albert Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

Hornecke, s. Horneck.

HORNE-INSELN, 2 Inseln im J. 1616 von den holländischen Seefahrern Le Maire und Schouten entdeckt. Der englische Capitain Wilson sah sie im J. 1811 und bestimmte ihre Lage zu 14° 18′ südl. Br. und 181° 42′ östl. L. Greenw.; also sind sie im Norden des Fidschi-Archipels zu suchen. Die Hauptinsel ist hoch, hat auf der Südküste eine Bucht, worin sich ein Strom des schönsten Wassers ergießt, und Überfluß an Kokosnüssen und Hühnern. Die Einwohner sind von malayischer Race und scheinen mit den Fidschi-Insulanern auf gleicher Culturstufe zu stehen. (*Klaehn.*)

HORNEJUS (Konrad) [1]), Aristoteliker und Theolog zu Helmstädt, wurde am 25. Nov. 1590 zu Braunschweig geboren, und war der Sohn eines Predigers in Ölper und Watenbüttel, Dörfer in der Nähe dieser Stadt. Er ward zuerst von seinem Vater unterrichtet, nachher, nachdem er beide Ältern früh verloren hatte, auf der Katharinenschule zu Braunschweig, wo der Rector Joh. Beckmann und Konrad Redekenius seine Lehrer waren. Der letztere, dem er am meisten unter allen seinen frühern Lehrern zu verdanken glaubte, übte ihn vornehmlich griechisch und lateinisch in Prosa und in Versen zu schreiben [2]), und mit soviel Erfolg, daß H. schon auf der Schule wegen seiner Geschicklichkeit in griechischen Versen berühmten Männern, wie Rittershusen, Janus

---

1) Programma in funere Horneji (von Statius Fabricius). 1649. *Chr. Schrader*, Oratio in obitum Horneji. 1656. (wiederholt bei *Witten*, Mem. Theol. p. 728 sq.) Personalia in Cellarius' Leichenpredigt. 1649. *H. J. Scheurl*, Natalis academiae Juliae LXXIII, cum parentatione, in honorem Horneji habita, celebratus. Wolfenb. 1649. Alle vier waren Collegen und Freunde von Hornejus; Fabricius und Scheurl starben zwei Jahre nach ihm. Aus den beiden ersten Schriften: *Gebh. Theod. Meier*, Monumenta Julia. p. 54 sq. und *Chrysander*, Diptycha Professorum Theol., qui in acad. Jul. docuerunt. p. 138. Briefe von Hornejus finden sich in mehren Convoluten wolfenbüttelscher Autographen, z. B. in den Acten des synkretistischen Streites MS. Extr. 84, 1—3 und unter den Briefen an Calixtus, Extr. 84, 10. 2) Nondum, sagt Schrader bei dieser Gelegenheit in der Gedächtnißrede 1656, nondum videlicet invaserat ludos literarios nefanda lues, qua veteris aevi optimis scriptoribus, sub specie religionis exterminatis, recentium crudi et adulterini foetus sub-

Gruter u. A. bekannt wurde. Auch nahm er schon als Schüler Theil an den Vorlesungen über hebräische Sprache, welche damals der gelehrte Coadjutor Fr. Petri zu Braunschweig zwei Mal wöchentlich im Auditorio der Ulrichskirche hielt [3]). Im J. 1608 ging er von der Schule nach Helmstädt ab, und von hier an bis an seinen Tod blieb diese Stadt sein regelmäßiger Wohnort. Hier lebte damals noch im höchsten Alter der gelehrte Schüler Melanchthon's, der elegante und geistreiche Humanist, Johann Caselius. Diesem war H. durch seine Lehrer, aber auch schon durch sich selbst empfohlen; ein griechisches Epigramm von ihm hatte Caselius gefallen, nichts hätte ihn besser bei diesem empfehlen können. Der heitere Alte lebte überhaupt am liebsten unter jüngern Leuten, der Aristoteliker Cornelius Martini war täglich in seinem Hause; andre helmstädtische Docenten, Heidemann, Gran, Diepholb, Calixtus u. A., waren seine Schüler gewesen; einige jüngere Schüler hatte er stets um sich, denen er dictirte und welche ihm vorlesen mußten. So bestand ein Kreis, zusammengehalten durch Geist und Gelehrsamkeit seiner Mitglieder, durch gemeinschaftliche Vorliebe für humanistische Bildung, und durch gemeinschaftlichen Widerwillen gegen Leerheit, Geschmacklosigkeit und Dünkel, welche man in der Nähe, besonders an einigen theologischen Lehrern der Universität, zu beklagen sich veranlaßt fand. In diesen Kreis wurde H. gleich Anfangs auf das Engste hineingezogen. Caselius nahm ihn auf in sein Haus und an seinen Tisch, wie auch unter die Zahl derer, welche ihm vorlesen und für ihn schreiben mußten. So studirte H. unter Caselius, Martini und Nic. Gran, und ebenso eifrig für sich in Caselius Bibliothek, welche ihm offen stand, zunächst fast nur die Alten, besonders die aristotelische Philosophie, und wurde mitergriffen von dem Eifer, diesen Geist melanchthonisch-humanistischer Liberalität, welchem sich das Zeitalter so feindlich zeigte, überall in Wissenschaft, Kirche und Leben einzuführen und zu bewahren [4]). Dies erhielt ihn auch in Verbindung mit der Theologie, für welche er sich von jeher bestimmt hatte; nur hörte er unter den helmstädtischen Theologen nicht den Ramisten Pfaffrad, bei dessen Promotion Daniel Hoffmann seinen Streit gegen Philosophie und philosophische Facultät eröffnet hatte, und welcher jetzt Hoffmann in Helmstädt zu ersetzen suchte; sondern nur Theologen von Caselius' Anhängern, Boethius, Scheurle, vor allen den Philosophen Martini selbst, welchem es ein Zeitbedürfniß schien, wie es ihm eine Lieblingsbeschäftigung war, grade zu einem fruchtbarern Studium der Theologie, besonders wieder zu einer historischen Behandlung derselben, der neuen Generation eine bessere Anleitung zu geben, als die ältere erhalten hatte und selbst wieder zu ertheilen pflegte [5]). Unter Martini habilitirte sich dann H. im Sommer 1612, und fing damit an, über einige Bücher der Ilias Vorlesungen zu halten, zog dann nach Caselius' Tode (1613) in Martini's Haus, wo er 8 Jahre lang blieb, und desto enger konnte dadurch noch seine Verbindung mit Martini werden, weil dieser, unverheirathet, nur den Wissenschaften und dem Umgange mit seinen Freunden und Schülern lebte. Daher schien H. sich ganz auf das Studium der aristotelischen Philosophie beschränkt und von der Theologie abgewandt zu haben. Um Johannis 1619 trat er eine Professur der Logik und Ethik an [6]), und als im December 1622 Martini starb, glaubte man den vielbeklagten Verlust nicht besser ersetzen zu können, als dadurch, daß man H. zu seinem Nachfolger machte. Auch betreffen beinahe alle Schriften, welche H. vor seinem 40. Jahre herausgab, wie überhaupt seine meisten Schriften, nur philosophische Gegenstände, und sind meist Lehrbücher zum Vortrage der vera et antiqua philosophia in der Weise Martini's, und wenn nicht mit dessen Scharfsinne, doch vielleicht mit mehr Wärme und Popularität geschrieben, lehrte und schrieb er über Logik und Dialektik, Ethik oder civilis doctrina, philosophia naturalis und philosophia prima (Metaphysik), und wie seine Vorlesungen sehr besucht waren, so wurden auch auf andern Universitäten seine Compendien gebraucht und geschätzt, und erschienen alle in mehren, die Dialektik in 12, die Ethik fast in ebenso vielen Ausgaben [7]).

stituuntur, et utriusque linguae studiis vel frigidius cultis, vel praemature omissis alia prorsum ἀπροςδιόνυσα, ac tam a captu tenerae, quam ab usu adultae aetatis aliena inculcantur, inter quae qui nutriuntur adolescentes non magis sapere postea et fari possunt, quam bene olere qui in culina habitant.

3) Im 16. und 17. Jahrh. nahmen die Prediger der Stadt Braunschweig unter den Lutherischen Theologen eine nicht unbedeutende Stelle ein. Sie behaupteten dieselbe durch ihre unabhängige Stellung, und noch mehr durch ihre wissenschaftliche Regsamkeit. Die letztere äußerte sich nicht blos durch ihre literarische Thätigkeit, sondern auch dadurch, daß sie akademische Einrichtungen unter sich einführten, Vorlesungen über theologische und philosophische Wissenschaften hielten und halten ließen, sogar Disputationen anstellten; der alte Mörlin weinte vor Freude, diese sogar hier außerhalb einer Akademie wiederzufinden. Nur waren diese Anstalten und dieser Eifer nicht von Bestand. Rehtmeier, Kirchengesch. von Braunschweig. III, 194 fg. 295 fg. IV, 268. 4) Praecipuam felicitatem tota vita hanc semper indicavit et tanquam divinitus concessam coluit, quod — fideles praeceptores et in ludo puerili et in Academia incomparabiles viros J. Caselium et Corn. Martinum, magistros fuerit sortitus. *Schrader* l. c.

5) Vornehmlich von dieser Seite hat ihn Hornejus selbst in seiner Gedächtnißrede beschrieben, wo er auch Martini's Ramistische Gegner und deren schädliche Einwirkung auf die Jugendbildung umständlich charakterisirt. Oratt. fun. IV in mem. Corn. Martini. fol. L. III. p. 599. 6) In seiner Antrittsrede (hinter seiner civilis doctrina de moribus, p. 659 sq.) spricht er sich entschieden als Anhänger der helmstädtischen Humanisten aus, z. B. p. 671: „Inclutae huic academiae Juliae gratulor, quae haec et omnia optima studia tot jam annos tanta cum laude non excolit solum, sed etiam contra irruentem denuo, ut videtur, barbariem fortiter et animose propugnat, ut paucae in Germania hac nostra Academiae eo nomine conferri cum hac nostra, nulla ei omnium praeferri possit. . . . Equidem cum a prima adolescentia hic sub viris summis, praeceptoribus meis, qui partim nunc coetui beatorum pridem adscripti, partim adhuc Dei gratia huic academiae ornamento et rei literariae praesidio sunt, studiis istis incubuerim, ita ea amavi semper, ut quamquam exiguum est, quod profecisse me intelligo, operae tamen me poenitere nunquam possit." 7) Das Verzeichniß dieser Schriften bei *Chrysander* l. c. und vollständiger bei *Witten* l. c. p. 744.

Doch noch in demselben Jahre (1622), wo Martini starb, waren auch drei theologische Professoren zu Helmstädt, Boethius, Pfaffrad und Fuchte, gestorben, und neben Calixtus, welcher aus derselben Schule wie Hornejus hervorgegangen war, in der theologischen Facultät nur zwei wenig bedeutende Männer übrig geblieben. So wurde H. noch 1622, kurz nach Martini's Tode unter Calixtus' Dekanate Licentiat der Theologie, und als Michael Walther, welchen die Gegenpartei an Pfaffrad's Stelle eingeschoben hatte, 1627 Helmstädt wieder verließ, wurde H. 1628 neben Calixtus als ordentlicher Professor der Theologie eingesetzt. Und seitdem machten diese beiden bis an ihren Tod eigentlich die theologische Facultät zu Helmstädt aus, denn wenig bedeutend waren neben ihnen Paul Müller, welcher nur von 1630 bis 1636 blieb, und Statius Fabricius; andre jüngere, welche später hinzukamen, wie Gerh. Titius, Balth. Cellarius, Joach. Hildebrand und Fr. Ulr. Calixtus, waren schon aus ihrer Schule. So sah sie auch das Inland wie das Ausland als „duumviros Helmstadienses“ und als verbunden an; so führten sie auch später ihre Streitigkeiten gewöhnlich verbunden und unterstützt durch ihre ganze Universität, deren bedeutendste Männer, Conring, Schrader u. a., ebenfalls aus Martini's Schule waren. Ob aber ihr Verhältniß in Helmstädt selbst eine vertraute Verbindung gleichstehender Freunde war, scheint nicht ganz außer Zweifel: bei gleichem und gleich wohlmeinendem Streben waren ihre Charaktere, H.'s Milde und Reizbarkeit, neben Calixtus Kraft und Unbeugsamkeit sehr verschieden, und an Alter, Dienstzeit und Rang, wie an Scharfsinn und Gelehrsamkeit stand H. zurück, und damit überhaupt in einem Verhältnisse der Unterordnung, welches seinen Verehrern bisweilen lästiger geworden zu sein scheint, als dem gutmüthigen, fügsamen Manne selbst [8]).

Als Theolog wenigstens theilte er die historische Richtung Calixts, auf welche beide von ihrem Lehrer Martini hingewiesen waren; auch er war überzeugt, wie man in der Philosophie nur dann bei der Wahrheit bleibe, wenn man an das reine unverfälschte Alterthum, d. h. an Aristoteles, sich anschließe, wovon auch nur Unkenntniß desselben zurückhalten könne, so müsse man auch in der Theologie neben der Schrift auf den consensus antiquitatis, auf das, worüber die rechtgläubigen Väter der fünf ersten Jahrhunderte einig seien, zurückgehen, und er sah, wie Calixtus diesen Weg zugleich als den sichersten zum endlichen Kirchenfrieden an [9]). Nur in einzelnen Lehren wich er von ihm ab, wie denn namentlich in der Lehre von der Nothwendigkeit der guten Werke, worüber H.'s Ausdrücke so anstößig gefunden wurden, Calixtus sich wiederholt öffentlich verwahrte, er habe sich hierin nicht wie H. erklärt. Grade für die Theologie fuhr er auch fort, mit seinem ganzen Eifer allgemeine humanistische Bildung in so weitem Sinne als möglich zu empfehlen; in ihrer Vernachlässigung, in der zunehmenden Unwissenheit fand er die Hauptquelle des Verderbens und besonders der verführerischen, lieblosen Streitsucht unter den Lutherischen Theologen, und durch nichts schien ihm die Stellung der Lutherischen Partei neben der katholischen so sehr gefährdet, als dadurch, daß die letztere jene schon an allgemeiner Bildung und Gelehrsamkeit zu übertreffen anfange [10]). In diesem Sinne wirkte er vornehmlich als theologischer Docent; weniger thätig als theologischer Schriftsteller [11]), wenn auch unermüdet, selbst z. B. bei Tisch und unter Krankheiten studirend, wandte er besonders viel Sorgfalt auf seine persönliche Wirksamkeit; seine theologischen Vorlesungen waren, ohne daß er sie nach der Sitte des Zeitalters mit Polemik ausfüllte [12]), so anregend und anziehend, daß sie selbst von Studenten aus andern Facultäten besucht wurden; nicht minder wohlthätig wirkte er im Privatverkehr auf seine Schüler, und weil sie alle mit Liebe an ihm hingen, nahmen sie auch die freimüthigsten Zurechtweisungen willig von ihm an. Selbst seine Freunde schätzten es an ihm, daß er ihnen in Scherz und Ernst immer wieder

8) Dies Verhältniß erläutern mehre Briefe von Hornejus in den bezeichneten wolfenbüttelschen Handschriften. Ferner erregt auch Scheurle's Gedächtnißrede auf Hornejus Verdacht, besonders die Art, wie er ihn lobt in Gegensätzen gegen Andre, welche stolz und herrschsüchtig seien, und welche er nicht nennt, S. 6. 9 u. a. Ebenso in den Leichenprogrammen von Fabricius, welcher schon 1646 wider Willen einen Schüler Calixtus', Cellarius, zum Nachfolger erhalten sollte, glaube man verhaltenen Haß gegen Calixtus zu erkennen, z. B. in der einzigen durch Cursivschrift hervorgehobenen Zeile: „Ite, juvenes: numquam erit ut praestantiori viro id officii exhibeatis.“ Urit enim etc. 9) So sagt Hornejus in der Einleitung seines Compend. Hist. Eccl., wo er S. 3 den Nutzen des Studiums der historischen Theologie angibt: „Restat septima et ultima utilitas, nostro tempore prorsus eximia: cum enim in hoc tanto ecclesiae dissidio omnes tam Graeci in oriente, quam qui in occidente in tres magnas partes dissecti sunt, et Pontificiorum, Protestantium et Reformatorum nomine veniunt, primitivam illam ecclesiam sine controversia pro vera Christi ecclesia habeant, et ad ejus doctrinam instituta et gubernationem identidem provocent, nullum certius afflictae rei christianae remedium esse potest, quam si accurate constet, quidnam ergo omnibus certatim commendata ecclesia primitiva universaliter docuerit, et quo modo gubernata sit, ut ad ejus formulam cunctae hodiernae componantur, itaque omnibus dissidiis, odiis et contentionibus tandem sublatis, in sincera Dei agnitione et vitae pietate conspirent, atque exoptatissima concordia et unitate fidei, per Dei gratiam rursus coalescant.“

10) Als eigne Worte von Hornejus führt Schrader an: „Adversarios interim nostros cernere est in rem suam strenue vigilare, et ipsis illis literis, quibus majores nostri optimam causam contra illos olim vindicarunt, ita se adversum nos nunc munire, et sua stabilire, ut quibus nos formidabiles tum fuimus, hi nobis, non causae, sed nostra culpa immineant et lerociter etiam insultent.“ 11) Exegetische Schriften: In Epistt. Cath. VII expositio literalis (Brunsv. 1654). In Ep. Pauli ad Hebr. expos. lit. (ib. 1655). Kirchengeschichte: Compend. Hist. Eccl. (die drei ersten Jahrhunderte enthaltend). (Brunsv. 1649). Dogmatik u. Moral: Disputatt. theologicae. 2 Bde. 1632 u. 1646, außerdem zahlreiche kleine Streitschriften, besonders seit 1646; nach seinem Tode: Compend. theologiae, quo universae fidei Chr. tam credendorum quam agendorum doctrina — pertractatur (Brunsv. 1655). 12) Fabricius sagt ausdrücklich in seinem Leichenprogramme, Hornejus habe seine Vorlesungen gehalten: Citra cujusquam contumeliam, secus quam nunc passim more vehementer detestando fieri assolet.

neue Lust mache und seinen Eifer mittheile zu neuer Anstrengung, und die verschiedensten Menschen trafen zusammen in der Verehrung seines liebenswürdigen Charakters, seiner Anspruchslosigkeit und Offenheit neben so vielseitiger Bildung, seiner aufflammenden Lebendigkeit für alles Gute und Rechte, seiner mittheilenden Freundlichkeit und Heiterkeit, und vor allem seiner in den Früchten jedes Wohlwollens und Wohlthuns sich bewährenden Frömmigkeit und Hingebung [13]).

So lebte und wirkte H. zu Helmstädt über 40 Jahre, seit seiner Magisterpromotion 1612 bis an seinen Tod 1649. Nur wurde seine Thätigkeit wiederholt durch Unglücksfälle gestört. Seit 1625 löste sich durch Krieg und Pest die ganze Universität für 3 bis 4 Jahre auf. H. war in diesem Zeitraume, wie mehre andre helmstädtische Professoren, zwei Jahre lang in Braunschweig, wo Herzog Friedrich Ulrich, der in der sichern Stadt ebenfalls eine Zuflucht suchen mußte, ihn fast täglich um sich sah und zur Tafel zog, und sich mit seiner so selten befriedigten Vorliebe für alle edeln Künste des Friedens von ihm gern über den Zustand der Kirche und der Wissenschaften referiren ließ, für H. eine Gelegenheit, auch in so ungünstiger Zeit zum Besten der Universität zu wirken [14]). Auch im folgenden Jahrzehnt litt die Universität noch unter den Kriegsunruhen, wie auch unter der Theilung des Landes (1634—35), welche sie zum Gemeingute dreier Höfe machte: fast alle Professoren geriethen in drückende Armuth durch Plünderung und mehrjähriges Ausbleiben der Gehalte. H. mußte von einem ehemaligen Schüler, einem Prediger zu Braunschweig [15]), Geschenke und Darlehen annehmen, daneben hatte er über ein Jahr von schwerer Krankheit zu leiden, daher auch aus dieser Zeit fast gar keine Schriften von ihm zu nennen sind. Seit 1640 wurden dann H. und Calixtus in die theologischen Streitigkeiten hineingezogen, deren Ende beide nicht erlebten, und welche daher beiden ihre letzten Jahre verbitterten, Streitigkeiten, welche besonders auch durch äußere politische Einflüsse unruhig und unrein wurden, wie durch den Gegensatz städtischer und ständischer Rechte gegen aufstrebende Fürstenmacht, durch die Intriguen unter katholischen und evangelischen Reichsständen, durch die Ansprüche Kursachsens auf eine evangelische Hegemonie neben dem Emporkommen Brandenburgs ꝛc. Schon 1640 waren sie in Büschers Cryptopapismus novae theologiae Helmstadiensis angegriffen und zu einer Gegenschrift genöthigt; zu neuen Klagen gegen sie gab seit 1645 ihr Schüler Latermann in Königsberg und Calixtus Antheil am Religionsgespräche zu Thorn die Veranlassung; 1646 nahmen dann die sächsischen Theologen von H.'s Schrift de summa fidei, quae per caritatem operatur, necessitate ad salutem Gelegenheit und Vorwand zur ersten unmittelbaren Zurechtweisung, welche sie an die beiden helmstädter Theologen ergehen ließen, und endlich mit dem J. 1648 sahen sich diese in den gegen Latermann herausgegebenen Censuren von allen Seiten und unter andern sogar von einem der angesehensten braunschweigischen Theologen angegriffen, so daß sie von neuem auf eine nachdrückliche öffentliche Vertheidigung denken mußten. Nur wurde selbst dies Geschäft bei H.'s Lebzeiten nicht mehr vollständig erledigt. Statt den Censuren sogleich Schriften entgegenzusetzen, verwickelten sie sich in Unterhandlungen mit ihren drei Höfen, welche, wie H. insbesondre gegen Calixtus' Rath wünschte, ihnen auch gegen die auswärtigen Theologen durch Verwendung bei den Regierungen derselben helfen sollten. Darüber verging das Jahr 1648; Calixtus hatte nie Lust in Selbstvertheidigung kostbare Zeit zu verlieren; die drei braunschweigischen Höfe waren, wie oft, nicht einig, und als

---

13) „Optime enim habebat exploratum, arduae virtutis praecepta ingrata esse pluribus, eademque sine involucro tradita, non minus saepe respui a multis, quam ventriculus corruptus salutares aversatur cibos. Itaque mordax illud verum, quo mali irritantur, teneriores vero bonorum animi nonnunquam offenduntur, quodam temperamento dulcedinis miscere interdum et diluere tam praeclare noverat, ut saepe, cum stultitias mortalium depingeret, nemo esset Hornejo jucundior.“ Vorher: „Nunquam eum quisquam convenit, qui non ea ex ipso audiret, per quae melior et ad honeste vivendum incitatior abiret. Nemo ab ipsius congressu temere discessit, quin ad metum divini Numinis, ad amorem patriae, ad vitae officia nova quasi flamma succensum se sentiret.“ Die Aufgabe seines ganzen Lebens sei gewesen: „Utrique malo mascule se opposuit, impietati et inscitiae, ad extremum usque spiritum aeque infestus.“ *Schrader* l. c. bei *Witten* p. 737 et 739. Ganz ähnlich *Scheurle* l. c. p. 9, 10. Der Letztere sagt auf das Bestimmteste: „Sine fuco oratorio testari possum (id quod omnes etiam quotquot eum norunt fateri coguntur) probiorem me hactenus hoc viro cognovisse neminem.“ Auch Conring nennt ihn optime de sese meritum, und amicum, und solis molestum impiis vel indoctis.

14) Hornejus beschreibt dies selbst in seiner sehr unparteiischen Gedächtnißrede auf den Herzog fol. E 2: „Cum nullos sermones avidius hauriret, quam qui de studiis, et praesertim ecclesiasticis fierent, et equidem, quem propterea secum, quamdiu fere Brunsvici exulabam, esse, praesertim in coena, cum laboribus diurnis defunctus esset, volebat, de iis et universa litteratura nunquam non dissererem, statim ab initio Principi ostendi, quam pauca apud nostros homines adminicula optimis studiis in promtu essent: olim quidem tum canonicorum collegia, tum ex parte etiam coenobia tot reditibus ditata, ei rei consecrata fuisse, sed nunc nihil vel parum praesidii ecclesiae ac litteris in iis omnibus esse; quin bona illa pleraque in alios usus converti; id non tantum cum maximo detrimento ecclesiae factum hactenus apud omnes qui repurgatae religioni addicti sint, sed sine dubio non postremam causam tantarum calamitatum esse, in quas incidissemus. Hoc cum Princeps non saepe et libenter audiret tantum, sed ipse probaret, nec cum inter paucos tantum ea de re verba fierent, sed in magna saepe nobilissimorum et amplissimorum virorum corona, tandem mihi dixit, se pace recepta non passurum, ut teruncius illorum bonorum amplius in alios usus, quam ecclesiae, litterarum et pauperum converteretur, eo tantum sibi reservato, ut recte administrari curaret. Addidit jusjurandum: Hoc faciam, inquiebat, ita propitius mihi in extremo illo die sit qui vivos et mortuos judicabit. Nec semel aut una vice, sed iterato et pluribus id fecit, quod reticere hic non debui. Fecisset etiam non dubito, si superfuisset: certe initium ejus rei vidimus, cum coenobia illa (er wies der Universität, trotz seiner eignen Armuth, die drei Klöster Weende, Hilvertshausen und Mariengarten an) academiae donavit.“

15) Seine Briefe hierüber an diesen Justus Hesse finden sich in dem wolfenbüttelschen MS. Extrav. 84, 10.

sie nach dem Tode des Beschützers von Mich. Walther, des Herzogs Friedrich zu Zelle († 10. Dec. 1648), einiger wurden, und man überein kam, jeder der beiden Theologen solle über einen Theil der angegriffenen Lehrpunkte schreiben, wurde H. doch nicht mehr mit seiner Arbeit fertig, sondern, dem Verdruß über Verkennung und Verfolgung bis zum Übermaß hingegeben [16]), niedergeschlagen durch den Tod seiner Frau [17]), weich und kränklich von jeher, starb er nach kurzer Krankheit am 26. Sept. 1649. Er hinterließ 2 Töchter und 4 Söhne, von denen einer, Johann, bereits Professor zu Rinteln war. Sein Nachfolger wurde sein und Calixtus' Schüler, Gerhard Titius. (*E. Henke.*)

HORNEMANN, 1) Friedrich Konrad, Sohn des Predigers Friedrich Georg zu Hildesheim, wurde im Oct. 1772 geboren, studirte zu Göttingen Theologie und erhielt dann eine Anstellung in Hanover. Sein eifrigstes Streben aber war darauf gerichtet, das Innere Afrikas zu untersuchen; er wendete sich deshalb 1795 an den bekannten Professor Blumenbach in Göttingen mit der Bitte, ihn der afrikanischen Gesellschaft zu London zu empfehlen. Nach erhaltener Zusage von Seiten dieser Gesellschaft beschäftigte er sich vorzugsweise mit Naturgeschichte und orientalischen Sprachen, bis er 1799 nach London ging. Von hier begab er sich nach Paris, schiffte sich zu Marseille nach Cypern ein und reiste nach Alexandrien. Alsdann ging er nach Cairo, beschäftigte sich hier besonders mit der Sprache der Mogrebi-Araber, und wurde, weil die Franzosen damals in Ägypten landeten, wie alle übrigen anwesenden Europäer eingekerkert, durch Bonaparte jedoch, nachdem dieser von dem Zwecke desselben unterrichtet worden war, bald wieder in Freiheit gesetzt und selbst mit Pässen versehen. Am 5. Sept. 1799 verließ er Cairo mit einer Caravane von Fezzan, betrat am 8. die Wüste Libyen und erreichte am 16. die Oase Siwah, nahm sodann seinen Weg nach Murzuk, der Hauptstadt von Fezzan, machte von hier eine Excursion nach Tripoli, von der er den 19. Jan. 1800 zurückkehrte und wollte noch in demselben Jahre der großen Caravane von Burnu sich anschließen; allein ein Fieber endete in diesem Jahre sein thätiges und verdienstvolles Leben [1]). Das Tagebuch seiner Reise von Cairo nach Murzuk, der Hauptstadt des Königreichs Fezzan in Afrika in den Jahren 1797—1798, das er früher nach London geschickt hatte, wurde unter Aufsicht der afrikanischen Gesellschaft in das Englische übertragen (London 1802. in 4. mit Karten) und teutsch herausgegeben von Karl König (Weimar 1802). Auch erschien in demselben Jahre noch eine französische, aber sehr mangelhafte Übersetzung davon. Eine bessere besorgte Griffet la Baum im Jahre 1803, die Langlès mit der teutschen Ausgabe verglichen hatte und die auch mehre Zusätze und Erläuterungen von W. Young, Rennel und W. Marsden enthält. Hornemann hat in diesem Tagebuche viel Neues und Bemerkenswerthes, besonders zur Topographie, Natur-, Sprach- und Alterthumskunde jenes Landes sehr schätzenswerthe Beiträge geliefert [2]). (*R.*)

2) Friedrich Georg, aus Hildesheim, wurde 1753 Prediger an der Andreaskirche zu Hildesheim, 1779 Senior des Ministerii und starb 1787. Er war der Vater des bekannten Friedrich Konrad, der auf Kosten der afrikanischen Gesellschaft in London 1797 nach Ägypten u. s. w. reiste. Der Vater muß der englischen Sprache sehr mächtig gewesen sein; denn er übersetzte aus dem Englischen die Nachricht von dem Leben, Schriften und Charakter des gewesenen Erzbischofs von York, Sir William Dawes, und machte das Original durch Anmerkungen für die Teutschen verständlicher (Braunschweig und Hildesheim 1766). Am Ende der Vorrede hat er sich als Übersetzer genannt. Ermunterungen zu der Liebe gegen die Armen in einigen Predigten von Sir William Dawes aus dem Englischen (Ebendas. 1770) mit Anmerkungen des Übersetzers. (*Rotermund.*)

HORNEMANNIA, W. En. Diese Pflanzengattung, welche ihren Namen nach Jens Wilken Hornemann, dem Nachfolger Wahls in der Professur der Botanik zu Kopenhagen und Herausgeber des 8. und 9. Bandes der **Flora danica**, des **Hortus hafniensis** (Hafn. 1813) und eines Forsög til en dansk oekonomisk Plantelaere (Kjöbenh. 1821) erhalten hat, gehört zur natürlichen Familie der Primuleen und zur zweiten Ordnung der 14. Linnéschen Classe. Ihr Charakter ist: Ein fünfgespaltener Kelch; eine maskirte Corolle mit zwei Lappen oben und drei Lappen unten; eine Narbe, welche sich in zwei Platten theilt; und eine zweiklappige Kapsel mit freier, fast kugeliger Placenta. Die einzige bekannte Art, H. bicolor W. En. (**Gratiola goodenifolia Hornem.** Cat. hort. hafn.) ist ein krautartiges Sommergewächs, mit ausgesperrten, aufsteigenden Zweigen, und traubenförmigen weiß-gelben Blüthen. S. *Spr.* Syst. II. 771. H. ovata *Link.* En. und H. viscosa W. En. bilden gleichnamige Arten der Gattung **Tittmannia** Reichenb. (*Sprengel.*)

Hörnen Sigfrid, s. Heldenbuch.

HORNER 1) Gregorius, war im salzburgischen Städtchen Laufen am 19. Nov. 1689 geboren und legte 1708 im Benedictinerkloster zu Gleink in Oberösterreich die Ordensgelübde ab, studirte darauf zu Salzburg die Theologie, kehrte dann in sein Kloster zurück, lehrte vom Jahre 1716—18 an der hohen Schule zu Salzburg die theoretische Philosophie, kehrte wieder in sein Kloster zurück, wurde Prior desselben und vorher Dr. der Theologie. Im J. 1726 erhielt er abermals den Ruf an die salzburger Universität als Professor der Theologie, die er daselbst bis 1732 lehrte, und ward in diesem Jahre zum Rector Magnificus ernannt. Da er an den im J. 1740

16) Hos motus cum non satis patienter ferret eo quod pacis esset quidem amantissimus, at in bilem nimis pronus salus ejus valde periclitari coepit et fata quoque maturata sunt. Aus Conring, Brucker. Hist. Phil. T. IV. p. 324. 17) Prog. acad. in fun. Annae Catharinae Richiae, Horneji conjugis. 1649. Personalien hinter Cellarius' Leichenpredigt. Sie war geboren 1601, verheirathet im März 1622, † 10. März 1649.

1) Nach Einigen soll er auf dem Rückwege von Tripoli nach Fez gestorben und zu Aucalus begraben sein.

2) Vergl. Biograph. univers. T. XX. p. 576.

ausgebrochenen Streitigkeiten über die Anrufung der Heiligen einen Hauptantheil hatte und ein Gegner des Joh. Bapt. von Gaspari und des Bibliothekars Ludw. Ant. Muratori war [1]), auch 1740 eine literärische Gesellschaft errichtete, erhielt er im folgenden Jahre vom Erzbischofe den Wink, die Rectorstelle niederzulegen. Er kam 1742 als Superior nach Maria Plain unweit Salzburg und 1745 in das Nonnenkloster auf dem Nonnberg in Salzburg, wo er am 17. März 1760 starb. In Druck gab er: **Quaestiones selectae in decem categorias Aristotelis** (Salisb. 1748. 4.); **Prima fidei catholicae principia contra Lutheri sectatores methodo polemico-scholastica succincte tradita et explicata** (Ib. 1735. 1754); mehre Disputationen aus der scholastischen Philosophie [2]). (*Rotermund.*)

2) Jakob (geboren zu Zürich im März 1773, starb ebendaselbst den 13. Jun. 1831), ein durch vielseitige Kenntnisse, besonders in der Philosophie und im Fache der Kunst, verbunden mit reinem Geschmack und seltener Gründlichkeit, ausgezeichneter Gelehrter, der auch als Mitarbeiter sich um die Encyklopädie durch biographische Artikel von Künstlern vorzügliche Verdienste erworben hat. Seine Bildung erhielt er in den Schulanstalten seiner Vaterstadt, unter den ausgezeichneten Philologen Steinbrüchel und Hottinger, und unter dem tiefen und scharfsinnigen Corrodi. Bei einer Preisaufgabe für die Schüler des zürcherischen Gymnasiums gewann er durch eine teutsche Übersetzung des zweiten Capitels im vierten Buche der Denkwürdigkeiten des Sokrates von Xenophon den ersten Preis; die durch reine Diction und richtige Darstellung des Sinnes vorzügliche Übersetzung wurde von den Richtern zum Drucke befördert (**Memorabilium Xenophontis Libri IV. Caput. II. versum de graeco. 4. Turici 1793**). Seine Neigung führte ihn vorzüglich zu den philosophischen Studien; indessen nöthigte ihn die damalige Einrichtung der zürcherischen Lehranstalten, nach welcher nur ordinirte Geistliche zu den wichtigern Lehrstellen gelangen konnten, auch das Studium der Theologie damit zu verbinden, indem er sich für einen Lehrstuhl in seiner Vaterstadt bestimmt hatte. Die gründliche Vorbereitung durch Philologie und Philosophie diente ihm hierbei trefflich, und das theologische Studium beförderte sehr die Vielseitigkeit seines Wissens. Im J. 1793 erhielt er, nach sehr günstig ausgefallenen Prüfungen, die Ordination, und bezog im Frühjahre 1794 die Universität Leipzig, um sich in philologischen, hauptsächlich aber in philosophischen Studien weiter auszubilden. Die Gründe, warum er grade diese Universität vorzog, gibt er in einer vor den Vorstehern der Kirche abgelegten Rechenschaft auf folgende den Jüngling charakterisirende Weise an: „Ich wählte vornehmlich Leipzig, weil ich es bei der jetzigen Krisis in der Philosophie und zum Theil auch in der Philologie" (man erinnert sich der Streitigkeiten zwischen Heyne, Voß und F. A. Wolf) „nicht für rathsam hielt, mich irgend einer der streitenden Parteien, die auf den benachbarten Akademien ihren ausschließenden Sitz zu haben scheinen, in die Arme zu werfen, und dagegen an den Lehrern zu Leipzig einen gewissen Geist der Neutralität und der Mäßigung bemerkt zu haben glaubte. Auch war es mir allerdings nicht gleichgültig, daß der dort herrschende Ton von der an andern Orten besonders unter den Studirenden neuerdings eingerissenen Rohheit und Sittenlosigkeit keine Spur an sich hatte. Nicht zu gedenken, daß der Aufenthalt in einer so volkreichen Stadt, die überdies mit Recht der Stapelplatz der Gelehrsamkeit genannt wird, sowol zu Erwerbung von Erfahrungs- als von gelehrten Kenntnissen die beste Gelegenheit darbot." Wir führen diese Stelle an, weil sie Horner ganz so bezeichnet, wie er sich auch in spätern Jahren zeigte. Entfernung von Allem, was in Wissenschaft und Kunst, oder in irgend einem andern Verhältnisse bloße Partei- oder Modesache war, sorgfältiges Abwägen entgegengesetzter Ansichten und Meinungen, ferner ein feines Gefühl für innere Sittlichkeit und äußere Wohlanständigkeit, der auch nur durch den Anschein von Rohheit verletzt wurde, blieben ihm durch sein ganzes Leben, ohne übrigens seine Empfänglichkeit für das Neue zu schwächen. Ein richtiges Gefühl hatte ihm gesagt, daß der Parteimann nicht der nützliche Bildner der Studirenden ist, die nur zu oft bloße Anhänger und Nachbeter solcher Lehrer werden, statt zu wahrer Selbständigkeit im Wissen und Denken zu gelangen. In Leipzig zog ihn besonders Platner durch seinen ausgezeichneten Vortrag an. Andre philosophische Vorlesungen hörte er bei Heidenreich; philologische und archäologische bei Beck; das Studium von Kant's Werken war Privatbeschäftigung, die theologischen Studien beschränkte er auf exegetische Collegien, die er bei Keil und Rosenmüller hörte; von der Dogmatik schreckte ihn, wie er selbst in seiner Rechenschaft sagt, die Bemerkung zurück, daß man sich damals in Sachsen noch ängstlich an das kirchliche System halten mußte; während er mit weit freiern Ansichten von Zürich gekommen war. Die archäologischen Vorträge eröffneten ihm ein ganz neues Feld; denn damals war dieses Studium noch sehr vernachlässigt, und es war seit Winkelmann gleichsam wieder außer Mode gekommen. Von jetzt an richtete Horner einen großen Theil seiner Thätigkeit auf dasselbe, und drang dadurch tiefer in den Geist der Alten ein. Eine Ferienreise von 14 Tagen nach Dresden und ein Aufenthalt in Weimar gewährte seinem Kunstsinne reichen Genuß und vielseitige Belehrung. An die Universitätszeit schloß sich dann ein zweiter Aufenthalt von mehren Wochen zu Weimar, wo er durch seinen Mitbürger, den Hofrath Meyer, Director der Zeichnungsakademie, mit Göthe, Herder, Wieland, Bertuch, Böttiger und Schmid in freundschaftliche Verhältnisse kam, die auf seine Ausbildung, auf Reinigung des Geschmackes und Berichtigung seines Urtheils äußerst wohlthätig eingewirkt haben. Die mit Meyer geschlossene Freundschaft dauerte bis an seinen Tod fort und wurde durch einen Briefwechsel unterhalten, der besonders Kunstgegenstände und

1) S. Acta Hist. eccles. Tom. XXXVII. p. 79 sq. 85. et T. XLI. p. 673 sq. 2) S. Baader, Gelehrtes Baiern. I, 525. Zauner, Prof. zu Salzburg. S. 2. Dessen, Syllabus Rector. Univ. Salisb. p. 14—18.

Erscheinungen in diesem Felde der Literatur berührt. seiner Rückkehr nach Zürich im J. 1795 beschäf- sich Horner neben Fortsetzung seiner Studien an- ch mit Privatunterricht und Recensionen im Fache hönen Wissenschaften und Künste. Seine Recensio- er Propyläen von Winkelmann's Werken u. s. w. : Literaturzeitung haben bleibenden Werth und er- t die Meinung, welche Göthe von ihm bei der per- jen Bekanntschaft gefaßt hatte. Damals bestand die verkehrte Einrichtung des höhern Gymnasiums ürich, das beinahe ausschließend auf die Bildung Theologen berechnet war, nach welcher die Lehrer und nach die verschiedenartigsten Lehrstellen durch- n mußten, um zu einträglichern Stellen zu gelan- Der Anfang war gewöhnlich der Lehrstuhl der Kir- eschichte. Diesen erhielt Horner im J. 1800. Doch im nächsten Jahre konnte er zu dem seinen Stu- weit angemessenern Lehrstuhle der praktischen Philo- e übergehen, mit welchem er 1806 den damals neu teten Lehrstuhl der Ästhetik verband. Diese Lehrstel- ekleidete er bis an seinen Tod. Seine Vorträge ieten sich durch Klarheit, Reichhaltigkeit und strenge he Ordnung aus. Das bis dahin zu Zürich seit rer Zeit vernachlässigte Fach der Ästhetik erhielt durch ieues Leben, und eins seiner Hauptverdienste war daß er die neuern richtigern Ansichten der Göthe, gel, Tieck über Poesie und Kunst zuerst in Zürich f, verfocht und geltend machte, und manchen jün- Künstler und Schriftsteller vor Geschmackverirrungen e und zum Bessern leitete. Ein Aufenthalt von n Monaten, den er im J. 1802 zu Paris machte, amals die aus Italien geraubten Kunstschätze auf- ft waren, mußte für den so vorbereiteten Mann nicht zu berechnendem Nutzen sein. (Der Verfasser Artikels, der ihn damals in Paris traf, und seiner ung dort genoß, spricht hier aus eigner Erfahrung.) mehr hätte freilich dieser Aufenthalt seinen Wün- entsprochen, wenn Monge und die übrigen französi- Commissaire, welche Italien plünderten, es verstan- ätten, mehr in kunsthistorischer Rücksicht zu wählen u sammeln. Denn die Geschichte der Kunst, welche er in alle Einzelnheiten verfolgte, war ihm von der en Wichtigkeit, und er stimmte darin ganz mit sei- Freunde Meyer überein, daß bei der Kritik der Kunst- immer auch der historische Theil besonders müsse nschlag gebracht werden. Diese Basis gab seinen len eine sichere Begründung; indessen die freilich e Kritik, die derselben ermangelt, und sich nur auf öchste Idee des Schönen stützt, nur zu oft schwan- und unsicher wird. Wohl stand auch ihm diese über dem Rein-Historischen der Kunst, aber sie er- urch die tiefe Kenntniß der Kunstgeschichte erst ihre bbarkeit. Verbreitung richtiger Begriffe über das des Schönen war sein vorzüglichster Wunsch. Da- en auch seine Kritiken ernst und genau, und nicht tging ein Fehler seinem Kennerauge, das aber Vorzügliche ebenso begierig auffaßte und lobend te. Zu dieser Richtung seiner Studien gehörte auch der ganze Kreis der altteutschen und provençalischen Gesänge, deren Werth er als gründlicher Kenner zu schätzen wußte, ohne in die Abgötterei, welche oft damit getrieben wird, zu verfallen. Es ist in der That bemerkenswerth, daß Horner, welcher immer gegen Alles, was sich als Mode in Kunst und Literatur erhob, mistrauisch blieb, doch eine Unbefangenheit und Empfänglichkeit für besseres Neues bewahrte, die selten neben jenem Mistrauen bestehen kann. Unstreitig trug dazu die Richtung seiner Studien auf das Historische viel bei; denn auch seine philosophischen Studien waren vorzüglich auf die Geschichte der Philosophie gerichtet. Darin fand er die sicherste Schutzwehr gegen Einseitigkeit und Parteigeist. Zu den vertrautern Freunden, mit denen Horner ganz in Sinn und Geist harmonirte, gehörte auch Ulrich Hegner in Winterthur, der Verfasser von Holbeins Leben. Im J. 1809 wurde Horner zum Inspector des Alumnats (eines seit der Reformation bestehenden Convicts für Studirende der Theologie) erwählt. Er bekleidete neben seinem Lehrstuhl auch diese mühevolle Stelle bis an sein Lebensende und bewies sich immer in derselben als väterlich weisen Berather der ihm anvertrauten Zöglinge. Im J. 1817 übernahm er überdies noch die (unbesoldete) erste Bibliothekarstelle in Zürich, und widmete seine Mußestunden ganz der Vermehrung, Ordnung und Erleichterung der Benutzung dieser beträchtlichen Büchersammlung. Fremde und Einheimische erfuhren dabei seine unermüdliche Dienstgefälligkeit. Dennoch fand er auch jetzt noch Zeit zu literarischen Arbeiten. Allein allmälig erlag sein Körper dem Übermaße der Anstregung. Wiederholte Krankheitsanfälle erschöpften seine Kräfte, und die politische Zerrüttung seines Vaterlandes im Spätjahre 1830 machte einen desto nachtheiligern Eindruck auf ihn. Die überall hervortretende Rohheit empörte seinen nur für das Schöne empfänglichen Sinn und verdüsterte sein letztes Lebensjahr. Möglichst zog er sich von allen solchen Berührungen zurück, erheiterte sich aber gern im Kreise seiner Freunde, wo er wegen der Reichhaltigkeit seiner Mittheilungen und durch seinen muntern, aber nie die Grenzen des Anstandes überschreitenden, Scherz immer willkommen war. Seine Berufspflichten erfüllte er auch unter körperlichen Leiden mit gewissenhafter Treue, und noch am letzten Tage seines Lebens las er sein Lieblingscollegium über alte Kunst mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, als wenige Stunden nachher ein Schlagfluß plötzlich der nur im Schönen und Guten lebenden Thätigkeit ein Ende machte. Eine große Menge einzelner Aufsätze, Recensionen u. s. w. sind von ihm in verschiedenen Zeitschriften eingerückt. Er besorgte die Herausgabe der beiden Zeitschriften: Helvetisches Journal für Literatur und Kunst (Zürich 1802. 1. Bd.) und Journal für Literatur und Kunst (Ebendas. 1805. 1 Bd.). Ferner: Aufsätze für und gegen die Pestalozzische Unterrichtsmethode (Ebds. 1806). Seine Künstlergalerie oder Biographien berühmter Maler und Dichter (Ebds. 1807) und die Biographien einzelner schweizerischer Künstler (in den zwar nicht in den Buchhandel kommenden Neujahrsgeschenken der

Künstlergesellschaft in Zürich) verrathen in jeder Zeile den gründlichen und genau prüfenden Kenner der Kunst. Gemeinschaftlich mit Hottinger und Stolz besorgte er die Herausgabe der zürcherischen Beiträge für wissenschaftliche und gesellige Unterhaltung (Zürich, 1815. 1816. 3 Bde.). Vom J. 1816—1823 gab er mehre Jugendschriften, zum Theil Übersetzungen, heraus. Mit gebührendem Beifalle nahm Teutschland seine von Göthe ihrem innern Werthe gemäß belobten Bilder des griechischen Alterthums (Ebds. 1823—1826.) auf; ein Werk, welches für jedes gut eingerichtete Gymnasium ein unentbehrliches Hülfsmittel ästhetischer Bildung bleiben wird, und dem Liebhaber sowol als dem Gelehrten als eine gelungene Auswahl der schönsten Kunstreste von Hellas mannigfaltige Belehrung gewährt. Im J. 1827 und 1828 schrieb er in französischer Sprache die Erklärungen zu den von dem zürcherischen Maler, Huber, herausgegebenen Ansichten von Pompeji, eine werthvolle neue Probe seiner gründlichen Kenntniß der Kunstgeschichte. Mit Ausnahme der noch seither für die Encyklopädie bearbeiteten Artikel war dies seine letzte im Druck erschienene Arbeit. Eine bedeutende Briefsammlung, in welcher neben den schon genannten die Namen von Laßberg, Tieck, A. W. Schlegel, Böttiger u. s. w. vorkommen, enthält die Beweise für seine Dienstgefälligkeit in Mittheilung des reichen Schatzes seiner Kunstkenntniß und für die verdiente Achtung, welche ihm von ausgezeichneten Männern gezollt wurde. (*Escher.*)

3) Thomas, geb. in Eger, ein Gelehrter und Contrapunktist, welcher zu Königsberg, wo er wirkte, de ratione componendi cantus (1546) drucken ließ, ein uns unbekannt gebliebenes, jetzt seltenes Werk. Bekannter ist seine hist. Livoniae (1551. 4.). (*G. W. Fink.*)

Hörner (chemisch, technisch, mythologisch und musikgesch.), s. Horn.

HÖRNER heißen in der Baukunst die Ecken der Platte des Säulenhauptes. (*Th. Alfr. Leger.*)

HÖRNER, chromatische, sind jene, worauf man alle Töne der chromatischen Leiter, ohne Stopfen, durch einen eignen Mechanismus hervorbringt. Dazu bedient man sich der bloßen Tonlöcher, der Klappen oder der sogenannten Posaunenzüge. Die Bereicherung des Horns auf diese Weise ward schon früher versucht, (s. den Art. Horn); doch noch mehr in neuerer Zeit und zwar mit günstigem Erfolge. Halliday in Dublin brachte bei einem Jagdhorne sechs Klappen an, wodurch es alle, diatonischen und chromatischen, Tonstufen, von seiner Grundnote an ziemlich genau soll gegeben haben. Es soll von trefflicher Wirkung gewesen sein, woher man es zum Solovortrag arrangirter Arien benutzte; sein Piano schön und das Forte durch ein vollbesetztes Tutti durchdringend. Früher schon hatte D. Close, ein Arzt in Lancashire, das Jagd- und Waldhorn, so wie die Trompete, durch sieben Tonlöcher, ohne Klappen, so verbessert, daß man, bei leichter Behandlung, vom Grundton an alle chromatischen Stufen gewann. Da die Tonlöcher aber ohne künstliche Hülfe unter die Finger sich nicht bringen ließen, so brachte er Windcanäle an von dem eigentlichen Tonloche bis unter die Finger, die er in einem Hauptcanale sammelte. Der Ton selbst soll durch die Löcher nichts (?) gelitten haben.

Auch Schugt in Köln versah das Horn mit Klappen, wodurch alle Töne von dem F bis zum a rein und hellklingend herauskamen und große Schwierigkeiten leicht sich besiegen ließen. Sowie durch Löcher und Klappen, so suchte man durch Verlängerung der Röhre, wie bei der Posaune, zu helfen; daher die sogenannten Posaunenzüge. Diesen Weg betrat besonders G. Dickhuth [*]). In der Gegend der rechten Schulter des Spielers war ein Uhrfederhaus befestigt und um dieses eine Saite oder Schnur aufgerollt, welche, an den Posaunenzug in der Mitte seiner Länge befestigt, diesen beständig aufwärts zog und immer bis auf den äußersten Punkt herausgezogen hielt, so lange der Daumen der linken Hand ihn nicht wieder abwärts und hereinzog.

Später ward in England unter der Aufsicht von Schmidt, erstem Trompeter bei dem damaligen Prinz Regenten, ein Jagdhorn verfertigt, das durch einen Auszug nach unten um eine Quarte tiefer gemacht werden konnte, wodurch man alle Töne der chromatischen Leiter durch zwei volle Octaven erhielt. Es soll aber nicht jene Geschwindigkeit in der Ausführung zugelassen haben, wie ähnliche Instrumente mit Tonlöchern. Vermuthlich gab dies die Veranlassung zu der Vervollkommnung, in welcher wir jetzt die chromatischen Hörner und Trompeten besitzen. Der Ref. sah dies auf folgende sinnige Weise bewerkstelligt: Das Horn, sowie die Trompete, ist mit zwei Posaunenzügen versehen, mit einem längern für die ganzen Töne, mit einem kürzern für die halben. Da aber eine einfache Röhre in der Behandlung zu unbequem geworden wäre, so theilte man sie in zwei kleinere, welche verbunden ein Ganzes bilden, das Pumpe genannt wird. Jede dieser zwei Röhren besteht nun wieder aus zwei kleinern, die in der Mitte zusammengesteckt sind. Die obere und längere bleibt fest stehen, die untere kürzere läßt sich, wie die Stange, an einer Pumpe hin- und herschieben, woher wahrscheinlich der Name der Maschine: Pumpe. Diese zwei kürzeren Röhren haben oben zwei Löcher, wovon das höhere durchaus geht, wodurch die lange Röhre des Instrumentes ohne Unterbrechung fortläuft, sich sonach die freien Töne erzeugen. Dagegen ist das etwas tiefere Loch hinten mit einer Wand geschlossen, welche den Durchgang der Luft hindert, und sie zwingt, durch die obere Öffnung in die Pumpe zu treten und hier den längern Raum zu durchlaufen, was den Ton vertieft, bei der größern Pumpe um einen ganzen Ton, bei der kleinern um einen halben, wodurch man also die sonst gestopften Töne eben so gut wie die freien erhält. Um diese Röhren herauszuschieben, dient ein längerer und kürzerer Stiel, dem Spieler bequem in die Hand gelegt, welche, mit dem Stopfen nicht beschäftigt, durch einen leichten Druck dies bewerkstelligt; woher man diese Stiele Drücker nennt. So hat man

*) s. die Leipz. musikal. Zeit. Jahrg. 1812. S. 47.

alle Töne, die freien, sowie die durch Druck gewonnenen, in seiner Gewalt, und kann sie in der größten Geschwindigkeit benutzen.

Von diesen chromatischen Hörnern gibt es verschiedene Arten: Das gewöhnliche, meistens in F stehende, somit ein F Horn, welches alle Töne in dem bei a) angezeigten Umfange hat; dann das Tenor- und Baßhorn, die sich in dem bei b) und c) angegebenen Umfange bewegen.

a) A bis c b) c) d) bis

e) alle halben Töne

Das Überschreiten dieser Sphäre hängt natürlich von der Meisterschaft des Spielers ab. So hörte der Ref. das Baßhorn bis in das g, a, ja noch höher schreitend und das leicht, mit gutem Tone. Überhaupt scheint die Ausbildung dieser Instrumente noch nicht vollendet. Und welche herrliche Mittel bieten sie für die Blas-, besonders Blech-Instrumentenmusik, da sie ein vollständiges Quartett bilden, somit für sich, sowie mit andern Instrumenten verbunden, zu den größten Effecten sich benutzen lassen. Ja selbst im Orchester angewandt bei Stellen der Kraft oder eines ihnen angemessenen Charakters, vereint mit den gewöhnlichen Hörnern und ausführend jene diesen mangelnden Töne, oder abwechselnd mit ihnen, was könnten sie leisten! Ein Baßinstrument dieser Art, mit zehn Klappen und dem oben bei d) angegebenen Umfange, wegen seiner Kraft Bombardone genannt, hauptsächlich bei der Militairmusik benutzt, mag auch noch hier genannt werden. Sogar das Posthorn ward durch vier Klappen fähig gemacht, die Tonreihe bei e) auszuführen. S. auch den Art. Klappenflügelhorn. Dauprat soll eine Schule für das chromatische Horn geschrieben haben. Die chromatischen Hörner findet man jetzt in allen größern Städten, und da sie im Preise bedeutend gesunken sind, so werden sie auch bald allgemein sein. (*Fröhlich.*)

Hörner (fossile), s. Hörnersteine.

HÖRNER (Graue). Ein Theil eines wilden Alpengebirges im schweizerischen Canton St. Gallen, im Kreise Ragatz des Bezirks Sargans. Dieser Gebirgsstock hat mit Einschluß der dazu gehörigen Calfeuserberge einen Umfang von 8 bis 9 Stunden, und erstreckt sich von Ost nach West zwischen dem Calfeuser- und dem Weißtannerthale. Westlich schließt er sich an die Gebirge des glarnerschen Sernftthales an; östlich senkt er sich bei Ragatz in die Ebene herunter. Die höchste Spitze der grauen Hörner erhebt sich bis auf 8760 Fuß über die Oberfläche des Meeres. Zwischen denselben liegen mehre Gletscher und kleine Seen, deren südliche und östliche Abflüsse nach dem Calfeuser- und dem Thale von Vettis und Valenz der aus dem großen Sardonagletscher entspringenden wilden Tamin zuströmen, in deren Schluchten das berühmte Bad von Pfäfers steht, und die sich nahe bei Ragatz in den Rhein ergießt. Die nördlichen Abflüsse von diesem Gebirgsstocke strömen in das Weißtannerthal und bilden hier die Seez, welche sich in den Wallenstattersee ergießt. Das Calfeuser- und das Weißtannerthal sind beide sehr rauh und lassen einzig Alpenwirthschaft zu. Da sie sich nur auf einer Seite öffnen, so werden sie von Reisenden sehr selten besucht. Das Calfeuserthal ist jetzt ganz verlassen; aber eine Menge Spuren beweisen, daß es vor nicht sehr langer Zeit bewohnt gewesen ist. Besonders merkwürdig ist aber die Größe der menschlichen Knochen, die man an einer Stelle desselben, wo wahrscheinlich ein Dorf gestanden hat, in großer Menge gefunden hat. Die Länge des Körpers dieses Stammes muß nach diesen Knochen die gewöhnliche Größe bedeutend übertroffen haben. Auch spricht die Sage der Nachbarn von einem Riesengeschlechte, welches das Calfeuserthal bewohnt habe. Die letzten Sprößlinge desselben sollen einige Weibspersonen von ungewöhnlicher Größe gewesen sein, welche erst im 18. Jahrh. die Wohnsitze ihrer Väter verlassen haben und zu Sargans ihr Leben endigten. Die merkwürdige Erscheinung verdiente nähere Untersuchung durch einen Naturforscher, wozu die Mönche des benachbarten Klosters Pfäfers die beste Gelegenheit hätten, wenn der Sinn dafür bei ihnen erwachen würde. Auch jenseits des Gebirgskammes, welcher das Calfeuserthal im Westen schließt, in den hintersten Thälern von Glaris, hat man solche Knochen gefunden. Daher stammte auch der Riese Melchior Thut, welcher am Ende des 18. Jahrh. sich überall für Geld zeigte, und sieben Fuß, drei Zoll hoch, und dabei auffallend dick war. Lavater hat sein Bild in die Physiognomik aufgenommen. Er starb zu Wien, wo sein Skelett aufbewahrt wird. Für Vermuthungen über die Abstammung dieses Geschlechtes, dessen ungewöhnliche Körpergröße durch diese Knochen unwidersprechlich erwiesen ist, öffnet sich ein weites Feld; am Ende aber werden alle diese Vermuthungen gleich gewiß oder ungewiß sein. (*Escher.*)

Hörner (versteinerte), s. Hörnersteine.

HÖRNER 1) Johann, ein Rosenkreuzer aus Dünkelsbühl, Bürger zu Heilbronn, der sich Philosoph, Medicus und Chemicus in seinem Problema summum nannte, d. i. eine hohe, versiegelte mathemat. und cabbalistische Aufgab und Figur, an alle Gelehrte und Kunstliebende Europae, mit einer Wegweisung zur geheimen Cabbala u. s. w. (Nürnb. 1619. 4.). S. *Theoph. Sinceri* Analecta literar. 1 pag. 156, wo der wunderliche Inhalt angegeben ist.

2) Otto Friedr., war zu Heroldingen im Öttingischen am 6. Jan. 1746 geb., wurde nach zurückgelegten akademischen und Candidatenjahren Adjunct an der Hospitalkirche zu Augsburg, dann Diakonus an der dasigen heiligen Kreuzkirche, starb aber schon am 28. Dec. 1781. Er schrieb: Die Pflicht nicht zu heirathen (Augsb. 1760. 4.); Nachrichten von Liederdichtern des augsburgischen Gesangbuches (Nördlingen 1770. 2te verm. Aufl.) nebst dem Liederregister zum Gebrauche der Auswärtigen (Schwabach 1775. Nürnb. 1776); Alphabetisches Verzeichniß, oder Lexikon der jetzt lebenden schwäbischen Schriftsteller,

aus Hambergers gel. Teutschland mit vielen Zusätzen vermehrt u. s. w. (Nördl. 1771. 1778); einzelne Predigten und Über Apocal. II. 7. 17, in den öttingischen wöchentlichen Blättern zum Unterricht und Erbauung gemeiner Christen 1770. St. 12. Wider die Lieblingssünden. Ebds. St. 39.[1]).

3) Stephan, Doctor, war im letzten Viertel des 16. Jahrh. in Heldburg geb., im J. 1612 Hofgerichtsadvocat, 1613 Professor der Rechte am Gymnasium zu Koburg, auch Assessor des Schöppenstuhls daselbst, wurde 1632 bei dem feindlichen Einfalle des Herzogs von Friedland nebst andern fürstlichen Dienern von Koburg als Geißel weggeführt, jedoch 1633 wieder in Freiheit gesetzt und starb, nicht wie Ludwig[2]) sagt, 1628, sondern nach dem Tode des Herzogs Joh. Kasimir 1635. Man hat von ihm: Disp. de justitia et jure; D. de jure personarum (beide 1615); Herzliches Mitleid und Seufzen über den tödlichen Hingang — Johann Kasimirs, sammt etlichen beigefügten Liedern und Gebet, welche gemacht in wehrender seiner feindlichen Custodia in Eger (Koburg 1634. 12.)[3]). (*Rotermund.*)

HORNERA (Paläozool.), teutsch Hornere, franz. Hornère, ist ein von Lamouroux aufgestelltes und bisher beibehaltenes Steinkorallengeschlecht aus seiner Section der Polyparia foraminata, Ordnung der Escharen, und bei Blainville aus der Familie der Milleporeen. Es ist zu Ehren Horner's, des Astronomen bei der Krusenstern'schen Weltumsegelung, benannt. Man kennt nur den Polypenstock, und daher das ganze Genus gleichsam nur im fossilen Zustand, obgleich es schon Anfangs für eine im kamtschatkischen Meere lebende Art gebildet worden, die mit *Linné's* Millepora lichenoides und *Lamarck's* Retepora frondiculata aus dem Mittelmeere für identisch angesehen wurde, und welcher De Blainville noch überdem die lebenden Arten R. versipalma und R. radiata beigesellte. Dieses Geschlecht unterscheidet sich von den nahe verwandten Reteporen zumal dadurch, daß die allerdings zuweilen flachen und selbst anastomasirenden Äste des Polypenstocks doch kein Netz mit einander bilden, und daß die Zellenränder wenigstens der meisten Arten etwas vorstehend sind. Die Diagnose ist: **Polypareum affixum, lapideum, dendroideum, fragile compressum, irregulariter contortum; Caulis ramorumque superficies exterius cellulosa, cellulis parvis, remotis, diagonaliter subquincuncialibus, interna leviter sulcata.**

Defrance hat diesem Geschlecht einige fossile Korallentrümmer beigerechnet, welche, wenn auch unvollständig, doch die meisten Charaktere desselben an sich tragen. Er fand sie in einschaligen Conchylien tertiären Kalkes. 1) **H. hippolithus** *Defr.* (Atlas des fossiles fg. 3.); der Korallenstock ist 8‴ lang und ruht auf einer ausgezackten Achse. Der poröse Stamm ist fast stielrund, nur einen mittelmäßigen Faden dick und in 15—16 Äste abgetheilt. Eine seiner Seiten ist mit kleinen, runden, vorragenden Zellen versehen, der andere ist in die Länge gefurcht. Zu Grignon und zu Hauterive (Manche). 2) **H. crispa.** *Defr.* Ein Bruchstück, der vorigen Art ähnlich, doch bilden die Zellen vorragende Röhren. Zu Orglandes (Manche). 3) **H. radians** *Defr.*, ruht auf einer abgestumpften Achse von 4—5 Linien Dicke. Der sehr kurze und innerlich poröse Stiel breitet sich in einen Stern mit 15—16 ungleichen Strahlen aus, die an der Basis eben, an der Spitze sehr porös und höchstens 5 Linien lang sind. Die äußere Seite ist mit größern gerundeten und mit kleinern Zellen besetzt; die innere, sowie die Achse, ist leicht in die Länge gestreift. In den Muschelgruben zu Laugnan (Léognan?) bei Bordeaux. 4) **H. elegans** *Defr.* Die eine Seite des gerundeten Stammes ist mit großen, ineinander gedrängten Zellen in schiefen Reihen besetzt, die andere ist glatt, nur mit einigen leichten, schiefen Kanten versehen. In den Muschelgruben zu Hauteville. 5) **H. opuntia** *Defr.* Stamm flach, auf einer abgestumpften Achse. Eine Fläche hat runde, vorstehende Zellen in parallelen, oft quer ziehenden Linien; die andere ist glatt. In den Muschelgruben zu Hauteville *). (*H. Bronn.*)

HÖRNERBUND umfaßte eine Anzahl von mehr als 200 Rittern, größtentheils aus der hessischen Lahn- und Diemelgegend, die als Bundeszeichen ein Horn führten. Zu ihnen gehörten die von Hatzfeld, Schenke zu Schweinsberg, von Padberg, v. Buseck, v. Löwenstein, v. Erfertshausen u. A. Der Zweck des Bundes war Erhaltung ihrer Freiheiten und Abwehr ungerechter Gewalt; er stand unter vier Oberhäuptern, die jährlich neu gewählt wurden. Sein Ansehen war so bedeutend, daß sich ihm die Stadt Wetzlar und auf Vermittelung des Grafen Wilhelm von Katzenelnbogen auch der Landgraf Hermann von Hessen anschloß. Unter dem 24. Jan. 1379 schloß dieser mit ihm eine dreijährige Verbindung zu gegenseitigem Schutze. Doch der Bund für Recht artete in Fehde- und Raubsucht aus, und Landgraf Hermann sah sich genöthigt, mit ihm zu brechen und ihn zu bekriegen. Im Anfange der achtziger Jahre löste er sich schon wieder auf. (*G. Landau.*)

Hörnerfrage, s. Cornutus und Eubulides.
Hörnergesellschaft, s. Hörnerbund.

HORNERKIRCHEN, Kirchdorf und Kirchspiel in der Grafschaft Ranzau (zum dänischen Herzogthume Holstein gehörig) mit 20 H. und 234 Einw., welche Pferde- und Krammärkte (jährlich am 28. April und 14. Oct.) unterhalten. Das ganze Kirchspiel zählt 160 Häuser und 600 Einwohner. (*Klaehn.*)

HÖRNERMUSIK, oder sogenannte Jagdmusik der

---

1) Vergl. Baader, Lex. verstorb. bairischer Schriftsteller d. 18. und 19. Jahrh. S. 100. Zapf, Augsb. Biblioth. 2. Bd. S. 719. 724 und 889. Meusel, Lex. verstorb. Schriftst. 6. Bd. S. 16. 2) in hist. Casimir. P. II. p. 333. 3) Briegleb, Gesch. des Gymnas. Casimir. S. 159.

*) *Lamouroux*, Exposition méthodique des genres de l'Ordre des Polypiers (Paris 1821. fol.) p. 41. *de Lamarck*, Histoire naturelle des Animaux sans vertèbres. Vol. II. (Paris 1816.) p. 182. *Defrance*, Im Dictionnaire des sciences naturelles. Vol. XXI. (Paris 1821.) p. 432. 433. *de Blainville* ibid. Vol. LX. p. 303.

en. Von ihr hat Hinrichs in St. Petersburg eine
genaue und vollständige Beschreibung geliefert, die
eutschland nicht so allgemein bekannt ist, als sie es
ent. Die erste Idee dazu gab der Oberjägermei-
und Graf Semen Kirilowitsch von Narischkin, der
bemühete, die Töne der Hifthörner seiner Jäger
armonie zu bringen, und nach und nach den Ge-
en faßte, den Versuch zu einem höhern Grade der
kommenheit zu leiten. Ein Hofmusikus Maresch,
Geburt ein Böhme, bestärkte ihn in seinem Vorsatz,
half ihm denselben ausführen. Durch Bestimmung
Noten, des Taktes, der Zahl, Tiefe und Höhe der
ner u. s. w. wurde der Gedanke verwirklicht und
Anfangs unausführbar scheinende Erfindung der neuern
im rauhen Norden immer mehr vervollkommt, bis
herrliche Musik das ward, was sie jetzt ist. Sie
net sich vor allen andern Arten der Musik und der
führung der Harmonie der Töne, durch die ihr ganz
thümliche Würde, Pracht und Majestät, sowie durch
Stärke und doch auch damit verbundne Sanftheit
Tons, sehr vortheilhaft und hervorstechend aus.
ist aber auch nur in Rußland ausführbar, wo die
schen das mechanisch werden sollen und müssen, wo-
nan *sie bestimmt*, ohne daß man fragt, ob sie grade
, wozu man sie braucht, Anlagen haben. Das Mit-
hierzu ist das allereinfachste, — physischer Zwang.
ward denn auch die Hornmusik auf den Wink des
Erfinders nach und nach das, was sie nach seiner
werden sollte, das (die Orgel etwa ausgenommen)
ständigste, lauttönendste Concert in seiner Art, und
haupt die entzückendste Musik, die man nur irgendwo
er Welt hören kann. Die ersten Anfänge und Übun-
dieser nachher so berühmt gewordenen Hornmusik ge-
en im Jahre 1751, und 1753 konnte sie schon vor
damals regierenden Kaiserin Elisabeth aufgeführt wer-
1763 geschah dieses vor der Kaiserin Katharina II.
Moskau. Sie gleicht einer Art von lebendiger Or-
deren Töne modulirt sind, an welcher jeder einzelne
von einem Menschen durch das Blasen angegeben
, ist ebenso vollständig, imponirend und majestätisch,
auch beinahe von derselben Wirkung. Sie besteht,
nachdem sie mehr oder weniger vollständig und der
ang der Töne in dem aufzuführenden Stücke groß
aus 4—5 Octaven, oder 50—60 einzelnen messin-
n, konisch geformten Hörnern, etwa von dieser
alt:

Jeder Ton erfodert ein besondres Jagdhorn, und
sind von der Länge einer Spanne bis zur Länge
10 Fuß verschieden; jedes Horn gibt also auch nur
und gehörig von den andern verschiednen Ton an.
welche die untersten tiefen Baßtöne angeben, sind
, 7, ja wol, wie gesagt, 10 Fuß lang, und diese
nimmt dann nach Maßgabe der Töne verhältniß-
mäßig ab, sodaß die kleinsten dieser Hörner oft kaum ¼
Spanne lang sind. Die Baßhörner haben 8, 16—32
Fuß Ton. Die kleinern werden in der Hand gehalten
und mancher Musikant hat deren zwei; von den größern
hat er Mühe, eins zu regieren, daher sie auch bei dem
Gebrauch auf leichte Gestelle gelegt werden, die so hoch
sind, als es die Größe des Bläsers erfodert. Anfänglich
hatte man 37 Hörner für 3 volle Octaven, dann 49
für 4 Octaven; gegenwärtig aber wird sie für 5 Octa-
ven mit 60 Hörnern und so viel Jägern oder Musikan-
ten besetzt, und scheint demnach zu derjenigen Vollkom-
menheit gebracht zu sein, deren sie fähig ist. Jeder Horn-
bläser hat nur eine Note, alles Übrige auf seinem Blatte
(von dem er kein Auge wegwenden darf) sind Pausen, die er
genau zählt, bis seine Note vorkommt, da er sie denn,
sowie es eben erfoderlich ist, kurz anstoßend, aushaltend
oder zitternd, stark oder leise angibt. Es erfodert dieses
aber eine erstaunliche Übung und Präcision, wobei die
ganze Kunst des Hornbläsers blos darin besteht, daß er
seinen immer nur einzigen Ton stets vollkommen rein
und genau zu rechter Zeit hören läßt, blos mechanisch
wie eine lebende Maschine oder ein Automat; musikali-
sches Verdienst ist dabei gar nicht, vielmehr ist derjenige
der beste Hornbläser, welcher von der Musik gar nichts
versteht, blos richtig und genau Takt halten, und wenn
seine Note kommt, den Ton rein von sich geben kann.
Jedes Chor hat einen Director, der mit einem kleinen
Stäbchen das Zeichen zum Anfange des Stückes gibt
und zum Überfluß auch den Takt bezeichnet. Man kann
es sich kaum vorstellen, wie richtig selbst Stücke mit Läu-
fern, Trillern u. s. w. herausgebracht werden. Eine sol-
che unglaubliche Präcision des Takts findet man nirgend
anderswo. Sieht man die Hornbläser nicht, (wie es
gemeiniglich der Fall ist,) so scheint es einem unmöglich,
daß diese so schön ineinander fließenden und harmonisch
übergehenden Töne nicht von Einem Instrumente und
von Einem Meister, sondern vielmehr von ebenso vielen
Instrumenten und Bläsern herkommen sollen. Aber die
Wirkung dieser Musik ist auch ganz außerordentlich und
überraschend, besonders im freien Felde, in einem Walde
oder Garten, auf dem Wasser &c., wo sie einen unbe-
schreiblichen Reiz hat; auch sind die vornehmen Russen
ungemein für dieselbe eingenommen, sodaß jetzt mehre
Große und Reiche, ja selbst einzelne Regimenter in der
Armee, dergleichen Jagd- oder Hornmusikcapellen einge-
richtet haben. Kunstverständige haben daran getadelt, daß
die Töne noch nicht Modulation und Ausdruck genug
hätten und deshalb noch zu sehr in einander flössen. Ich
habe das nicht gefunden, im Gegentheile hat mich jedes
Mal diese, zumal im Freien, am Ufer der Newa oder
am Seestrande und auf dem Wasser, ganz bezaubernde
Musik, so oft ich sie gehört habe, in eine unaussprechlich
süße Empfindung versetzt, sodaß ich bei mir wünschte, sie
möchte noch zehnmal länger dauern. Man kann behaup-
ten, daß diese lebendige Orgel in mancher Hinsicht noch
Vorzüge vor der gewöhnlichen Orgel habe; denn eines
Theils läßt sich auf der letztern das Piano und Forte
nicht ausdrücken, und andern Theils kann man die Horn-

musik zu jeder Zeit von einem Orte zum andern bringen. So leicht sich übrigens die Einrichtung dieser Musik begreifen läßt, so muß man doch die mechanische Geschicklichkeit und Fassungskunst, sowie die eiserne Geduld und Aufmerksamkeit, auch wol mitunter den ausdauernden Rücken — eines gemeinen Russen haben, um in der Aufführung der schwersten Sinfonien, Ouverturen und Concerte vom Largo bis zum Prestissimo, keine Note liegen zu lassen, oder zur Unzeit anzugeben. Viele russische Große haben ganze, sehr gut besetzte Kapellen aus lauter Leibeignen, welche die Violine, das Clarinett, die Flöte xc. lernen müssen, sie mögen wollen oder nicht, sie mögen dazu Anlagen haben oder nicht. Binnen einem, höchstens zwei Jahren bringen sie es bei unablässiger Übung und Anwendung des kategorischen Imperativs dahin, ein, auch wol zwei Instrumente ziemlich erträglich spielen zu lernen und in Concerten zu accompagniren. Derselbe Fall findet auch bei der Erlernung des Hornblasens zu der jetzt beschriebenen Jagdmusik statt.
(*J. C. Petri.*)

Hörnerschluss, s. Dilemma.

HÖRNERSPOREN, auch **Hörnerschuh** genannt, ein breiter, abgerundeter Knopf auf die Hörner der Kühe, damit sie sich nicht durch Stoßen schaden. (*Fr. Heusinger.*)

HÖRNERSTEINE (**Palaeont.**), versteinerte Hörner, Cornulithen, Ceratolithen, Ceratiten, Keratiten, sind alles Benennungen älterer Schriftsteller für diejenigen Versteinerungen, welche mit Hörnern einige äußere Ähnlichkeit besitzen, insbesondre aber für die Orthoceratiten. Am Untersberg im Salzburgischen wird eine Hippuritenart (H. cornu vaccinum auct.) von den Landleuten mit dem Namen „Kuhhörner" bezeichnet. (*H. Bronn.*)

HORNES, auch **Horn**, **Hoorn**. Das berühmte, seit dem Jahre 1763 in männlicher, seit 1826 auch in weiblicher Nachkommenschaft erloschene niederländische Fürsten- und Grafengeschlecht dieses Namens gehört wegen seiner hohen Abkunft, seiner Macht und der großen Verbindung mit mehren souverainen Häusern, zu denen es früher wegen der Besitzungen Wert und Niederwert selbst gezählt wurde, zu den ersten seines Vaterlandes und zu den angesehenen hohen Europas[1]). Seine ältesten und wichtigsten Besitzungen in Brabant, die zum westfälischen Kreise gehörige Reichsgrafschaft Hornes mit der kleinen Stadt gleiches Namens, von welchen das Geschlecht den Namen führt, sowie die Herrschaften Wert und Altena, wurden ihm nebst mehren andern nach der Enthauptung Graf Philipps im J. 1568 vom Stifte Lüttich, von der Krone Spanien und den Generalstaaten entzogen[2]). Die noch übrigen beträchtlichen Güter fielen nach dem Tode des letzten Fürsten, Maximilian Emanuel, im J. 1763 durch die älteste Erbtochter desselben an das fürstliche Haus Salmkyrburg[3]).

Ein früheres Geschlecht der alten Grafen von Hornes, dessen männlichen Stamm Graf Konrad gegen das Ende des 11. Jahrh. beschloß, vererbte seine Besitzungen durch Heirath der Tochter des letztern[4]) an die Grafen von Looz (Loos) und Hasbaye, Abkömmlinge der alten Grafen von Hennegau[5]). Ein Loozischer Enkel jener Hornes'schen Erbtochter erneuerte mit dem übertragenen Besitz ihrer Güter den alten Stamm der Dynasten von Hornes. So stammt das berühmte Fürsten- und Grafengeschlecht, dessen Stammreihen wir hier überblicken wollen, väterlicher Seits durch die Grafen von Looz und Hasbaye von den alten Grafen von Hennegau[6]), mütterlicher Seits im 11. Jahrh. durch Irmengard, Gräfin von Hornes, von den ausgestorbenen alten Grafen von Hornes ab.

Raginer III. (Raynier), Graf von Hennegau, Enkel Raginers I. mit dem Beinamen Langhals, lebte im J. 928 und hinterließ außer Raginer IV., seinen Nachfolger in Hennegau, noch einen zweiten Sohn, Rudolf oder Racul[7]), Stammvater der Grafen von Looz und Hasbaye, dessen in den Jahren 944 und 966 Erwähnung geschieht, in welchem letztern Kaiser Otto eine von ihm der Kirche zu Nivelle gemachte Schenkung bestätigte. Er hinterließ zwei Söhne: Arnold I. Grafen v. Looz und Valenciennes, dessen einziger Sohn, Arnold II. starb im J. 1014 ohne Kinder, und Ludwig, Grafen v. Looz und Hasbaye, welcher unter fünf Söhnen, Otto, von Einigen Giselbert genannt, Grafen v. Looz und Herrn v. Corswarem, hinterließ, dessen in Urkunden von 1016, 1034 und 1067 gedacht wird. Dieser zeugte mit seiner Gemahlin, einer Gräfin v. Namur: Emmo, Grafen v. Looz und Hasbaye, Herrn zu Corswarem, welcher durch die schon oben angedeutete glückliche Verbindung mit Irmengard, Tochter und Erbin Konrads, letzten Grafen v. Hornes, die Besitzungen seines Hauses bedeutend vergrößerte. Ihr Sohn, Arnold IV., Graf v. Looz und Hasbaye, Herr zu Corswarem, Steinvort und Hornes, dessen in Urkunden von 1092 und 1107 gedacht ist, wurde durch seine Gemahlin, Adelheid v. Diest[8]), ein Vater von sieben Söhnen, von welchen Arnold V. die Grafschaft Looz, Johann die Herrschaft Corswarem, Wilhelm oder Dietrich[9]) die Grafschaft Hornes, und Heinrich die Herrschaft Steinvort erhielt. Die männlichen Nachkommen des ältesten und jüngsten dieser Brüder sind erloschen; der jüngste Zweig der Nachkommenschaft des zweiten, Johanns, Herrn zu Corswarem u. s. w., blüht noch jetzt in der Familie der Herzoge v. Looz und Corswarem. Die Nachkommenschaft Wilhelms, des dritten jener Brüder, das gräfliche und zuletzt fürstliche Haus

---

1) Le grand Dictionnaire historique par *Moreri*. Tom. IV. p. 193. Dictionnaire généalogique, heraldique, chronologique et historique. (à Paris 1757.) Tom. II. p. 308. 2) Zedler, Universal-Lexikon. 13. Bd. S. 860. 3) Fortgesetzte neue Genealog.-histor. Nachrichten. 13. Th. S. 865.

4) *Moreri* a. a. O. p. 194. 5) S. *Anselme*, Histoire généalogique et chronologique de la maison royale de France, des Pairs etc. Tom. II. p. 325 D. 6) Nicht von Brabant; zu welcher Meinung theils die Lage der Stammbesitzungen in Brabant, theils die allerdings gegründete Abstammung der Grafen von Hornes mütterlicher Seits von den Grafen und Herzogen v. Brabant, einigen Schriftstellern Anlaß gegeben haben mag. 7) *Anselme* a. a. O. Gothaisch. genealog. Hofkalender a. d. J. 1833. S. 147. 8) Diction. généal. etc. a. a. O. 9) *Moreri* a. a. O.

Hornes, folgt nun als die eigentliche Aufgabe der diesem Geschlechtsartikel gewidmeten Zeilen.

Die Grafen und Herren von Hornes, oder Horn, auch Hoorn.

Wilhelm I., von Einigen Dietrich genannt, Graf Arnolds IV. v. Looz dritter Sohn, erhielt in der Theilung Horn, Altena und Wert, und wird gewöhnlich als Stammvater aller Grafen und Herren v. Hornes aufgeführt. Er kommt in einer Urkunde von 1101 vor[10]), wurde von Kaiser Heinrich IV. zum obersten Erbjägermeister des Reichs ernannt, und starb gegen das Jahr 1134[11]). Mit seiner Gemahlin, Agnes v. Cuyck, einer Schwester des Bischofs v. Utrecht, Andreas v. Cuyck, zeugte er außer zweien, an die Familien von Rotselaer und von Merode vermählten Töchtern, drei Söhne: Johann, Herrmann, Bischof v. Utrecht vom J. 1150 bis 1156, und Wilhelm v. Hornes, Herrn v. Goor (Gohr), welcher ohne Erben blieb. Der älteste, Johann, Herr v. Hornes, erneuerte ein bereits von seinem Vater mit den Grafen v. Brabant eingegangenes Bündniß und blieb im J. 1144 in einer Schlacht gegen die brabantischen Rebellen. Von seiner ersten Gemahlin, Lucia, Herrin v. Teisterbant, hatte er nur eine Tochter, Lucia, vermählt an Johann, Herrn v. Heusden; von der zweiten, Adelheid, Gisberts, Herrn v. Bronchorst, Tochter, außer einer an den Grafen v. Hostaden vermählten Tochter, Adelheid, auch zwei Söhne, von welchen der jüngere, Michael, vermählt mit Adelheid v. Boulaere, einer Nichte Graf Balduins v. Hennegau, ohne Erben starb; der ältere, Wilhelm II, Herr v. Hornes, souverainer Herr zu Wert und Wessem, Reichsobererbjägermeister, setzte mit Hülfe mehrer Verbündeten seinen Onkel, Herrmann, in das Stift Utrecht ein, trat die Souverainität über Hornes an die Grafen, nachmaligen Herzoge, v. Brabant ab, und starb im J. 1203. In der Ehe mit Margarethe, Graf Balduins v. Montbelliard und Margarethen, Gräfin v. der Mark und Altena, Tochter, zeugte er folgende fünf Kinder: Dietrich, Engelbert v. Hornes, Herrn v. Breusinghem, vermählt mit einer Gräfin v. Bentheim, blieb kinderlos; Beatrix, Alfard's, Herrn v. Brederode Gemahlin; Margarethe, Arnolphs, Herrn v. Wachtendonk Gemahlin; und Wilhelm III., Herrn und Grafen v. Hornes, Herrn zu Wert, Altena und Wessem. Er war der älteste Sohn, erhielt von Kaiser Friedrich II. das Obererbjägermeisteramt des Reichs, welches seit dieser Zeit bei seinem Hause erblich blieb, und starb gegen das Jahr 1264. Von seiner ersten Gemahlin, Mechtild, Gräfin v. Vianden, hatte er keine Kinder; von der zweiten, Hedwig v. Wickerad, Erbin der Herrschaften Wickerad, Kranendonk und Eindhoven, gestorben 1244, fünf Söhne und drei Töchter: 1) Wilhelm IV., von welchem gleich nachher; 2) Dietrich v. Hornes, Herrn v. Altena; 3) Gerhard v. Hornes, Herrn zu Wickerad, Eindhoven und Kranendonk; er nahm in sein Geschlechtswappen andre Farben und Metall auf, und gründete eine in ihrem Erblühen gleich wieder erloschene Linie; 4) Engelbert v. Hornes, Kanonikus bei St. Lambert zu Lüttich; 5) Margarethe, vermählt an einen Herrn v. Borham; 6) Otto v. Hornes; 7) Hedwig und 8) Maria.

Wilhelm IV., Herr und Graf v. Hornes, Herr zu Wou, Altena und Wessem, Reichsobererbjägermeister, Schirmvoigt des Stiftes Thorn, war zweimal vermählt; 1) mit Margarethe, Gräfin v. Looz und Chiny; 2) mit Beatrix, Prinzessin v. Brabant. Aus der ersten Ehe allein waren folgende vier Söhne und eine Tochter: 1) Wilhelm, Herr v. Hornes und Saffenberg, starb vor dem Vater, ohne von seiner Gemahlin, Sophie v. Heusden, Kinder zu hinterlassen; 2) Gerhard, von welchem das Nähere gleich folgen wird; 3) Dietrich v. Hornes, der Löwe von Cleve genannt, Kanonikus zu St. Lambert in Lüttich und Propst bei St. Salvator zu Utrecht, starb im Kriege des Grafen von Holland gegen Flandern im J. 1304. 4) Engelbert, ebenfalls Kanonikus zu St. Lambert in Lüttich, wurde in derselben Schlacht, in welcher sein eben erwähnter Bruder umkam, erschlagen; 5) Margarethe, vermählt an Gerhard, Herrn v. Jausse.

Der kurz vorher genannte Gerhard, Herr und Graf v. Hornes, Herr zu Wert und Altena, Reichsobererbjägermeister, Wilhelms IV. zweiter Sohn, starb im J. 1330 oder 1333 und liegt in der Carmeliterkirche zu Brüssel begraben. Mit zwei Gemahlinnen: 1) Johanne v. Löwen, Erbin der Herrschaften Gaesbeck, Herstal, Perweys, Beaucignies und Moncornet, einer Tochter Heinrichs v. Löwen, Enkels Herzog Heinrichs I v. Brabant[12]); und 2) Irmengard, Graf Dietrichs VIII. (X.) v. Cleve Tochter, Herrin v. Cranenburg, zeugte er fünf Söhne; mit der ersten: 1) Johann, Herrn v. Hornes, Grafen von Saffenberg, vermählt mit Kunigunde, Herrin v. Bronchorst, starb kinderlos; 2) Wilhelm V., welcher als Stammhalter gleich folgen wird; 3) Otto v. Hornes, Herrn v. Moncornet; mit der zweiten; 4) Dietrich v. Hornes, Herrn v. Perweys und zu Cranenburg, welcher im J. 1340 nebst seiner Mutter Bruder, Graf Dietrich IX. (XI.) v. Cleve, die Rechte und Freiheiten der Stadt Cranenburg bestätigte[13]), und wie sein jüngster Bruder 5) Johann, Herr v. Perweys, ohne Nachkommen starb.

Wilhelm V., Herr und Graf v. Hornes, Herr zu Saffenberg, Wert, Altena u. s. w., Reichsobererbjägermeister, starb 1343. Durch drei seiner Söhne wurde er der Stifter dreier Hauptlinien. In der ersten Ehe mit Ode, Herrin v. Putten, Erbin v. Putten und Stryen, mit welcher er sich im J. 1315 verband, zeugte er einen Sohn und fünf Töchter; in der zweiten, im J. 1322 mit Elisabeth, Graf Dietrichs IX. (XI.) v. Cleve Tochter, geschlossenen, fünf Söhne und eine Tochter. Es wa-

10) S. *Anselme* a. a. O. p. 327. A. 11) Dictionnaire généal. a. a. O.

12) Durch diese Johanna stammt das Hornes'sche Geschlecht mütterlicher Seits von den alten Grafen und Herzogen von Brabant ab. 13) Vergl. *Teschenmacher*, Annales Cliviae etc. p. 234, u. die Genealogien fürstl. und gräfl. Häuser, im 1. Thle. der geneal. Tabellen, S. 18.

ren folgende: 1) Gerhard, Herr v. Moncornet, blieb 1345 in einer Schlacht gegen die Friesen; 2) Johanne, Gisberts, Herrn v. Abkoude und Wyk Gemahlin; 3) Ode, vermählt mit Johann v. Polanen, Herrn v. Breda und Gertruidenberg; 4) Marie, mit Johann, Herrn v. Arckel; 5) Beatrix, Priorin zu Duwerghem; 6) Adelheid, Äbtissin zu Keyserberg; 7) Wilhelm VI., Stifter der ältern Hauptlinie, deren Ausführung sogleich folgen wird; 8) Arnold, wurde 1371 zum Bischofe von Utrecht erwählt. Er verließ dieses Bisthum ungern, als er im J. 1378 zum Bischofe von Lüttich erwählt ward. Die ihm in demselben Jahre von Papst Urban VI. zugedachte Cardinalswürde schlug er aus und starb 1389; 9) Erhard, Kanonikus zu Köln; 10) Theodorich oder Theodor v. Hornes, Herr v. Perweys, Stifter der schon im J. 1483 wieder erloschenen mittlern Hauptlinie, welche später folgen wird; 11) Dietrich v. Hornes, Herr von Beaucignies, Stifter der jüngern, am spätesten erloschenen Hauptlinie, welche zuletzt ausgeführt werden wird; 12) Adelheid oder Helena, vermählt im J. 1359 an Heinrich, Herrn v. Diest.

Die ältere Hauptlinie.

Wilhelm VI., Herr und Graf v. Hornes, Herr zu Wert und Altena u. s. w., Reichsobererbjägermeister, Gründer der ältern Hauptlinie im Hause Hornes, vermählte sich im J. 1349 mit Isabelle, Johanns v. Arckel, Herrn v. Heusden Tochter, mit welcher er drei Söhne zeugte: 1) Wilhelm VII., von welchem sogleich die Rede sein wird; 2) Dietrich, war erst Propst zu Osnabrück; wurde 1376 zum Bischofe dieses Stiftes gewählt, und starb nach einer löblich geführten Regierung im J. 1402; 3) Gottfried v. Hornes, Ritter.

Wilhelm VII. Herr und Graf v. Hornes, Herr zu Altena u. s. w., Reichsobererbjägermeister, trug, aller Vermuthung nach, 1390 sein Land Horn zuerst dem Bisthume Lüttich zu Lehn auf[14]); er blieb den 25. Oct. 1415 in der Schlacht bei Azincourt. Mit seiner Gemahlin, Dorothea, Graf Gottfrieds v. Looz und Heinsberg Tochter, zeugte er außer drei Töchtern: Maria, Heinrichs, Herrn v. Gehmen, Gemahlin, Mechtild, Äbtissin zu Thorn, und Isabelle, vermählte Gräfin v. Virneburg, einen Sohn: Wilhelm VIII., Herrn und Grafen v. Hornes, Herrn zu Altena und Wert u. s. w., Reichsobererbjägermeister, vermählt mit Johanne, Roberts v. Montigny in Ostrevant Tochter, welche ihm drei Söhne und zwei Töchter gebar. Er starb 1433 und liegt in dem von ihm gestifteten Jakobinerkloster zu Aachen begraben. Die Kinder sind: Arnolph, Johann, Dorothea, Maria, von welchen sich nichts weiter aufgezeichnet findet, und Jakob I., erster Reichsgraf v. Hornes, Herr zu Altena, Wert, Wessem, Worcum u. s. w., Reichsobererbjägermeister; erhielt im J. 1450, obschon seine Vorältern den Grafentitel bereits über 400 Jahre geführt, von Kaiser Friedrich III. den Reichsgrafenstand, und zugleich wurde die Herrschaft Hornes für eine Reichsgrafschaft erklärt. Er befand sich mit bei dem 1453 von Herzog Philipp von Burgund zu Ehren des goldnen Vließes in Lille gehaltenen großen Feste. Nach dem Tode seiner Gemahlin, Johanne, Gräfin v. Mörs und Saarwerden, einer Mutter von vier Söhnen und drei Töchtern, übergab er die Regierung seinem ältesten Sohne, wurde Franciscanermönch, und fand nach seinem, den 3. Mai 1488 erfolgten, Ableben seine Ruhestätte vor dem Hochaltare des von ihm gestifteten Klosters zu Wert. Die mit Johanne erzeugten sieben Kinder sind folgende: 1) Jakob II., dessen gleich weiter Erwähnung geschehen wird; 2) Johann, Graf v. Hornes, wurde 1482 zum Bischofe von Lüttich erwählt, hatte hier eine unruhige und beschwerliche Regierung, und starb 1505. Von ihm wurde die von seinem Bruder, Jakob, wiederkäuflich veräußerte Grafschaft Horn im J. 1495 wieder eingelöst[15]); 3) Margaretha, erst vermählt an ihren Vetter, Philipp v. Hornes, Herrn v. Gaesbeck, Hautekerke und Beaucignies, und nach dessen 1488 erfolgtem Tode an Johann II. v. Montmorency, Herrn v. Nivelle, Rath und Kammerherrn König Karls VIII. v. Frankreich; wurde zum zweiten Male Wittwe im J. 1510 und starb kinderlos 1518. Sie liegt in der Franciscanerkirche zu Gent begraben. Mit ihrem zweiten Gemahle stiftete sie im J. 1502 zu Nivelle ein Franciscanerkloster; 4) Johanne, vermählt an einen Grafen v. Virneburg; 5) Wilhelm; 6) Friedrich, Graf v. Hornes, Herr v. Montigny, starb 1486 und hinterließ aus der den 3. Sept. 1470 mit Philippine, Tochter Johanns II. Vicomten v. Melun, geschlossenen Ehe eine Tochter: Marie, Gräfin v. Hornes, Erbin v. Montigny, und noch von andern 13 Herrschaften und Gütern, welche sie den 5. Sept. 1496 ihrem Gemahle, Philipp v. Montmorency, Herrn v. Nivelle u. s. w., zubrachte. Sie wurde 1526 Wittwe; starb im hohen Alter im J. 1558 und liegt in der Kirche zu Montigny begraben; 7) Walpurg, vermählt 1459 mit Kuno (Konrad), Grafen v. Manderscheid.

Jakob II., Graf v. Hornes, Herr zu Wert, Altena u. s. w., Reichsobererbjägermeister, verkaufte die Grafschaft Horn um das J. 1485 an seinen Onkel, Grafen Vincenz v. Mörs, und starb den 8. Dec. 1502. Die ihm erst versprochene Braut, Philippine, Graf Ulrichs XII. v. Würtemberg Tochter, starb 1479 vor dem Beilager[16]). Hierauf vermählte er sich mit Johanne v. Grotusen, Ludwigs v. Bruges, Prinzen v. Sternhusen, Herrn v. Gruthusen Tochter, mit welcher er folgende drei Kinder zeugte: 1) Margarethe, vermählt an Eberhard V. von der Mark, Grafen v. Aremberg; 2) Jakob III., Grafen v. Hornes, Herrn zu Altena, Wert u. s. w., Reichsobererbjägermeister, Ritter des goldnen Vließes; erhielt von seines Vaters Bruder, dem Bischof Johann v. Lüttich, die von Jakob II. verkauft gewesene und von jenem wieder eingelöste Grafschaft Hornes zurück. Den 15. Aug. 1531 starb er ohne Leibeserben, ob er gleich drei Mal vermählt gewesen war: 1) mit Clau-

14) Vergl. Büsching, Neue Erdbeschreib. (Schaffhausen 1770.) 7. Th. S. 707.

15) Büsching a. a. O. 16) S. Michaelis, Einleit. z. Gesch. der kur- u. fürstl. Häuser in Teutschl. 3. Th. S. 297.

dia v. Savoyen, Herzog Philipps v. Savoyen Tochter v. Bona v. Romagnan und Lucian's Grimaldi, Fürsten v. Monaco versprochen gewesener Braut [17]); 2) mit Margarethe v. Croy, Philipps, Grafen v. Chimay, jüngsten Tochter [18]); 3) mit Anna v. Bourgogne, einer Tochter Adolphs v. Bourgogne, Herrn v. Beures, Veere und Vlissingen, Admirals v. Flandern; welche sich zum zweiten Male mit Johann v. Hennin, Grafen v. Bossu, vermählte, und 1551 starb [19]); 3) Johann, Grafen v. Hornes, Herrn zu Wert und Altena, welcher erst geistlichen Standes und Propst bei St. Lambert zu Lüttich war, als 1531 nach dem Tode seines Bruders die Grafschaft Hornes und alle damit verbundnen Besitzungen und Rechte auf ihn übergingen, daher auch das Oberreichsjägermeisteramt des Reichs. Um seiner dem Erlöschen nahe stehenden Geschlechtslinie Erben zu geben, vermählte er sich mit Anna, Florenz v. Egmond, Grafen v. Büren, Herrn v. Yſſelſtein, Martinsdyk, Leerdam u. s. w., Ritter des goldnen Vließes und Generalcapitains in Flandern ältester Tochter, Witwe des 1530 verstorbenen Joseph v. Montmorency, Herrn v. Nivelle. Er erreichte jedoch seinen Zweck hierin nicht, indem er im J. 1544 kinderlos mit Tode abging, und die ältere Hauptlinie der Grafen v. Hornes zu Wert in männlichen Nachkommen beschloß. Indessen hatte er zuvor mit Bewilligung seiner Lehnsherren, jedoch im Widerspruch mit den Hausverträgen gegen die von den Agnaten erhobenen Ansprüche, eine Erbfolgeordnung errichtet, zufolge welcher er aus großer Zuneigung gegen seine Gemahlin, die Söhne derselben erster Ehe, Philipp und Florenz v. Montmorency, als seine Adoptivsöhne, und nach Abgang ihrer männlichen Nachkommenschaft, das gräfliche Haus Nuenar, zur Erbfolge berief. Die Montmorency behaupteten sich im Besitz, aber ein großes Unglück entriß ihnen denselben nach wenigen Jahren.

Der älteste Stief- und Adoptivsohn Graf Johanns, Philipp v. Montmorency, Graf v. Hornes und zu Mörs, Herr v. Nivelle, zu Wert und zu Altena u. s. w., Reichsobererbjägermeister, Ritter des Ordens vom goldnen Vließe, königl. spanischer Kammerherr und Gardecapitain, Staatsrath, Admiral von Flandern, Gouverneur in Geldern und Zütphen, folgte in der Grafschaft Hornes und den dazu gehörenden Herrschaften. Als Herr der freien Reichsherrschaft Wert übte er das ihm zustehende Münzregale in Prägung sowol goldner als silberner Münze aus. Als Krieger zeichnete er sich vorzüglich in der Schlacht bei St. Quentin 1557 an der Spitze von 3000 Burgundern durch große Tapferkeit aus; 1559 wurde er Admiral von Flandern und begleitete in dieser Eigenschaft König Philipp II. nach Spanien. Hier entspann sich sein unversöhnlicher Haß gegen den Cardinal Granvella, welcher ihm an weiterer Übernahme des Gouvernements von Geldern und Zütphen, das er schon früher geführt hatte, hinderlich war, und welcher nach seiner Rückkehr so sehr wuchs, daß durch die großen vom Grafen wider den Cardinal am spanischen Hofe erhobenen Beschwerden, letztrer im J. 1564 zu Niederlegung seiner Würde bewogen wurde. Graf Philipp erschien hierauf wieder im Staatsrath und ward von der Herzogin von Parma als Gouvernantin nach Tournay zur Stillung der entstandnen Unruhen geschickt. Von jetzt an wendete er sich, Anfangs geheim, dann aber öffentlich, auf die Seite der mit der spanischen Regierung Unzufriednen, sodaß er im J. 1566 im Begriffe stand, dem Könige das goldne Vließ zurückzuschicken, und im folgenden Jahre sich weigerte, demselben auf das Neue zu schwören. Noch im J. 1567 wurde er nebst dem Grafen v. Egmond auf Befehl des Herzogs v. Alba zu Brüssel gefangen genommen und nach Gent gebracht. In dem ihm gesprochenen Urtheile wurde auf die Beschuldigung, daß er dem Könige die niederländischen Provinzen hätte abspenstig machen und sie unter sich und mehre seiner Partei vertheilen wollen, ihm das Leben abgesprochen. Er leugnete zwar, an dem ihm Schuld gegebnen Verbrechen Theil zu haben, berufte sich auf die Rechte der Ritter des Ordens vom goldnen Vließe, von dem Kapitel ihres Ordens allein gerichtet werden zu müssen, wurde aber dennoch nebst dem Grafen v. Egmond am 5. Jun. 1568 zu Brüssel enthauptet. Bei seinem Tode zeigte er große Standhaftigkeit. Sein Haupt wurde, auf eine eiserne Stange gesteckt, zwei Stunden lang dem Volke öffentlich gezeigt; sein Leichnam wurde hierauf zur Begräbnißstätte seiner Voraltern nach Kempen in der Grafschaft Looz abgeführt. Die Gemahlin Philipps, Walburg, Graf Wilhelms des Jüngern v. Nuenar und Mörs Tochter, nach ihres Bruders, Graf Herrmanns Tode 1578 Erbin der Grafschaft Mörs, gebar ihm einen einzigen Sohn, Philipp, welcher ihm im J. 1566 ganz jung durch den Tod wieder entrissen ward. Sie vermählte sich nochmals an ihren Vetter, Adolf, den letzten der alten Grafen v. Nuenar; ward zum zweiten Male Witwe den 8. Oct. 1589 und starb im Mai 1600. Der Bruder des enthaupteten Grafen Philipp und zweite Adoptivsohn Graf Johanns v. Hornes, Florenz v. Montmorency, Graf v. Hornes, Baron v. Montigny ꝛc, Ritter des goldnen Vließes, geb. im J. 1528, theilte in den letzten Jahren seines Lebens mit seinem Bruder gleiches verhängnißvolles Schicksal. Er war König Philipps II. von Spanien Kammerjunker, und Gouverneur, Capitaingeneral und Statthalter zu Tournay. Bei einer zum zweiten Male von ihm, auf Veranlassung des misvergnügten niederländischen Adels, im J. 1567 nach Spanien in Begleitung des Grafen v. Berghes unternommenen Reise, in der Absicht, den König um Abstellung der Einsetzung eines Inquisitionstribunals in den Niederlanden zu bitten, wurde er auf Befehl des Herzogs v. Alba, Anfangs

17) Zufolge der Angabe der 211. Taf. d. histor. u. geneal. Erläut. d. europ. kaiserl. u. königl. Häuser v. Gebhardi, soll sie zwar versprochen mit dem Prinzen Lucian Grimaldi gewesen, aber unvermählt gestorben sein. 18) *Moreri* a. a. O. p. 194. *Anselme* a. a. O. Tom. V. p. 653. Zu bemerken ist, daß Hübner auf der 1283. genealog. Tab. und die bereits oben angezogenen Genealogien in den genealog. Tab. einiger fürstl. u. gräfl. in Spanien, Italien, Frankreich ꝛc. blühender u. abgestorb. Häuser. 1. Th. S. 11, Margarethe v. Croy als erste, Claudia v. Savoyen als zweite Gemahlin Jakobs III. aufführen. 19) *Anselme* a. a. O. T. I. p. 256.

in das Schloß Segovia, dann in das zu Simancas gefangen gesetzt, in welchem letztern er im Monat Oct. 1570 sein Leben, entweder durch Gift oder durch Enthauptung, endete [20]). Die in seiner, im J. 1565 mit Helene v. Melun, Hugo's v. Melun, Fürsten v. Espinoy älterer Tochter, geschlossenen Ehe erzeugten beiden Söhne, Philipp, geb. 1566 u. Florenz geb. 1568, starben in der ersten Kindheit, erstrer 1568, letztrer 1570. Die Witwe, Helene, verheirathete sich nochmals an Florenz, Grafen v. Berlaimont. So war im J. 1570 auch die durch Adoptiverben fortgesetzte Linie der alten Grafen v. Hornes völlig erloschen. Ansprüche auf die Grafschaft und die dazu gehörigen Herrschaften sind zwar noch nach mehr als 200 Jahren von Verwandten der weiblichen Linie erhoben worden, allein, wie schon oben gemeldet, erhielten jene Besitzungen überhaupt verschiedne Herren, und, was die Grafschaft Hornes insbesondre betrifft, so ist hier nur noch anzuführen, daß das Hochstift Lüttich erst im J. 1576 die Oberaufsicht und das Schutz- und Schirmrecht über sie, 1614 aber den völligen Besitz erlangte. Nach den politischen Ereignissen der neuern und neusten Zeit, fiel sie mit dem Hochstifte Lüttich, als an der linken Seite des Rheins gelegen, erst an Frankreich, später gehörte sie zu dem Königreiche der Niederlande und jetzt zu Belgien.

Die mittlere Hauptlinie.

Theodorich oder Theodor v. Hornes, Herr v. Perweys, der oben angeführte fünfte Sohn Wilhelms V., wurde Stifter der nur bis zum J. 1483 bestandnen mittlern Hauptlinie. Mit seiner Gemahlin, Katharina Bertoul, Herrin v. Düffel, Gheel, Osterloo und Walhem, zeugte er folgende drei Söhne und eine Tochter: 1) Wilhelm v. Hornes, Herrn v. Perweys, gest. 1412, welcher in der Ehe mit Marie v. Randerode ein Vater von drei Töchtern wurde: a) Maria; b) Isabelle; c) Marie v. Hornes, erst an einen Grafen v. Meer, später an Dietrich, Herrn v. Leynden, vermählt, sie starb 1434; 2) Irmengard, vermählte Herrin v. Schleyden; 3) Theodorich oder Dietrich; 4) Heinrich, Herrn v. Hornes und Perweys, Senechal der Grafschaft Looz und des lütticher Landes, blieb 1408 in der Schlacht bei Lüttich gegen die burgundisch-holländische Hülfsarmee Bischof Johanns VI. v. Lüttich. Seine Gemahlin, Marie v. Rochefort, gebar ihm zwei Söhne: 1) Theodorich oder Dietrich, Herrn v. Hornes, welchen einige Übelgesinnte in Lüttich, Haydroten genannt, gegen Johann VI. zum Bischofe v. Lüttich erwählten; Dietrich konnte sich aber nicht behaupten, und blieb zugleich mit seinem Vater in der Schlacht bei Lüttich 1408; 2) Johann, Herrn v. Hornes, Düffel, Gheel und Walhem, starb am 18. Jun. 1447. In der Ehe mit Mechtild v. Reifferscheid sah er drei Kinder: 1) Heinrich, Herrn v. Hornes und Perweys, welcher von zwei Gemahlinnen: Isabelle v. Diest und Riviere, Frau v. Stavele, und Antoinette v. Gavre, Richard's, Herrn v. Fresin, Tochter, ohne Leibeserben blieb; somit beschloß er bei seinem am 18. Mai 1483 erfolgten Ableben die mittlere Hauptlinie; 2) Adelheid, vermählt 1451 mit Johann v. Merode, Herrn v. Petershem, und 3) Marie, Jakob Beau's, Herrn v. Hoitenhoven Gemahlin.

Die jüngere Hauptlinie.

Dietrich v. Hornes, der Löwe genannt, Herr zu Beaucignies, Gaesbeck, Moncornet, Herstal und Hees mit Leend im Peelland, Wilhelms V. jüngster Sohn, und Stifter der jüngern Hauptlinie, zeugte mit seiner Gemahlin, Isabelle v. Montigny in Ostrevant, Herrin v. Braine, zwei Söhne und eine Tochter: 1) Arnold oder Arnolph I, welcher sogleich folgen wird; 2) Isabelle von Hornes, vermählt an Bartholomäus v. Conflans, Herrn v. Vieille-Maison; 3) Johann v. Hornes, der Wilde genannt, Herrn v. Gaesbeck und Brunshoven, dessen beide Söhne: Arnold v. Hornes, Herr v. Gaesbeck, Brunshoven rc. im J. 1467 und Johann, keine Leibeserben hatten.

Arnold oder Arnolph I. v. Hornes, Herr v. Beaucignies, Moncornet, Herstal und Hees mit Leend, Seneschal v. Brabant, vermählte sich mit Johanne, der reichen Erbin und Tochter Dietrichs v. Hondeschote, Vicomtesse von Furnes, Herrin v. Hautekerke und Vinoxbergen, Mutter eines einzigen Sohnes: Johann v. Hornes, Herrn v. Beaucignies, Hondeschote, Hautekerke rc., Admirals und Kammerherrn der Herzoge v. Burgund, Johann und Philipps des Guten, von welchem letztern er nach der Eroberung von Melun 1420 zum Ritter geschlagen ward. Er blieb 1436 in der Schlacht bei Ostende. Herzog Philipp ließ seinen Leichnam mit allen seinem Range zukommenden Ehrenbezeigungen in der Kathedralkirche zum heiligen Donatian in Brügge beisetzen. Von seiner Gemahlin, Margarethe v. Trimouille, Peter v. Trimouille, Baron v. Dours Tochter, erster Ehrendame der Herzogin Margarethe v. Burgund [21]), welche noch 1468 am Leben war, hinterließ er: Philipp v. Hornes, Herrn v. Beaucignies, Gaesbeck, Hondeschote, Hautekerke, Hees und Leend, Vicomte v. Vinoxbergen, herzogl. burgundischen Kammerherrn und General der Armee; erfocht 1452 den Sieg über die Lütticher in der Schlacht bei Montenaken, und starb mit dem Ruhm ausgezeichneter Tapferkeit im J. 1488. Er war zweimal vermählt: 1) mit Johanne v. Lannoy, Johanns II. Herrn v. Lannoy, Gouverneurs von Holland, Seeland und Friesland, Ritter des goldnen Vließes, ältester Tochter, Frau v. Brimeu; 2) mit Margarethe, Gräfin v. Hornes, Graf Jakobs I. Tochter, welche nach seinem Tode sich mit Johann II. v. Montmorency, Herrn v. Nivelle, vermählte und 1518 kinderlos starb. Die in der ersten Ehe erzeugten vier Söhne Philipps waren: 1) Arnold oder Arnolph II. v. Hornes, Stifter der Hauptlinie zu Hautekerke-Geldorp, von welcher das Nähere sogleich beigebracht werden wird; 2) Johann v. Hornes, Stifter der Hauptlinie zu Beaucignies, deren weitre Ausführung zuletzt folgen wird; 3) Franz v. Hornes, Herr v. Loqueren, vermählt mit Isabelle v. Hallwin und Gavre,

---

20) Vergl. *Anselme* a. a. O. Tom. III. p. 579.

21) S. *Anselme* a. a. O. Tom. IV. p. 131. *Moreri* a. a. O. p. 195.

starb ohne Nachkommenschaft; 4) Anton v. Hornes, starb ebenfalls ohne Leibeserben.

Die Hauptlinie zu Hautekerke-Gelborp.

Arnold oder Arnolph II. v. Hornes, Herr v. Hautekerke, Gaesbeck, Gelborp, Hees und Leend ꝛc., Vicomte v. Vinorbergen, Stifter der Linie zu Hautekerke-Gelborp, starb 1505, liegt zu Anderlecht bei Brüssel begraben. Von seiner Gemahlin, Margarethe v. Montmorency, Johanns I. Herrn v. Nivelle, herzogl. burgund. Raths und Kammerherrn Tochter, hatte er folgende drei Kinder: 1) Maximilian, von welchem sogleich; 2) Johanne, Frau v. Hebuterne, vermählt den 15. Oct. 1495 an Hugo v. Melun, Vicomten v. Gent, Ritter des goldnen Vließes, Gouverneur von Arras; wurde Witwe 1524 und starb 1534. Beide liegen zu Arras begraben; 3) Margarethe, Gemahlin Richards IV. v. Merode, Herrn v. Petershem. **Maximilian v. Hornes**, Graf v. Hautekerke, Herr v. Gaesbeck, Hondeschote, Gelborp ꝛc, Vicomte v. Vinorbergen, Kaiser Karls V. Kammerherr, Vicepräsident des Lehenhofs von Brabant, Ritter des goldnen Vließes, machte wegen der Grafschaft Hornes bei dem Kammergerichte zu Speyer gegen den Bischof von Lüttich einen Proceß anhängig und starb 1540. Er vermählte sich 1503 mit Barbara, einer Tochter Johanns v. Montfort in Holland, gestorben 1536, welche ihm fünf Söhne und zwei Töchter gebar: 1) Heinrich v. Hornes, Grafen v. Hautekerke, Vicomten v. Vinorbergen, starb 1540 noch vor dem Vater. Aus seiner mit Marie v. Bouchaut, Frau v. Boulers, Daniels Tochter, und Witwe des 1527 verstorbenen Hugo v. Lannoy, Herrn v. Tronchines und Rolaincourt, geschlossenen Ehe, war eine einzige Tochter entsprossen: Katharine, welche Martin's v. Hornes, Grafen v. Hautekerke ꝛc., ihres Vaters Bruders dritte Gemahlin wurde; 2) Martin v. Hornes, Graf v. Hautekerke, dessen gleich mehr gedacht werden wird; 3) Philipp v. Hornes, Dompropst zu St. Johannis in Utrecht, starb in der Blüthe seiner Jahre; 4) Franz; 5) Jakob; 6) Margarethe, von welchen letztern sich sonst nichts aufgezeichnet findet; und 7) Anna, seit dem 25. Febr. 1558 vermählt an Jakob v. Croy, Herrn v. Sempy, Ritter des goldnen Vließes, starb sie im ersten Jahre der Ehe nach der Geburt einer Tochter. **Martin v. Hornes**, Graf v. Hautekerke, Herr v. Gaesbeck, Hondeschote, Gelborp ꝛc., Vicomte v. Vinorbergen, starb den 21. Sept. 1570. Von seinen drei Gemahlinnen starb die erste, Margarethe von Luxemburg, kinderlos; die zweite, Anna v. Croy, Vicomtesse v. Furnes, Frau v. Stavel und Leeverghem, Antons, Herrn v. Sempy und Tour einzige Tochter, gebar ihm vier Söhne und zwei Töchter; die dritte, Katharine v. Hornes, seines ältern Bruders, Heinrichs, einzige Tochter, nur einen Sohn. Sämmtliche Kinder waren: 1) Philipp, Graf v. Hautekerke, starb den 5. Jan. 1572 unvermählt; 2) George, Stifter der ältern Linie Hautekerke zu Hautekerke, von welcher sogleich die Rede sein wird; 3) Wilhelm v. Hornes, Herr v. Hees und Leend, Gouverneur v. Brüssel, starb zu Quesnoy den 3. Sept. 1580 unvermählt; 4) Eleonore; 5) Maximilian, Oberster eines Regiments Infanterie, starb in der Blüthe seines Alters unvermählt; 6) Marie, Herrin und Erbin von Hees und Leend nach Wilhelms, ihres Bruders, Tode. Sie vermählte sich erst an Philipp, Grafen v. Egmond, Prinzen v. Gavre, königl. spanischen General und Gouverneur von Artois, Ritter des goldnen Vließes, ältesten Sohn des am 5. Jun. 1568 zu Brüssel enthaupteten Grafen v. Egmond, und nach seinem am 24. März 1590 in dem Treffen bei Ivry gefundenen Tode, im J. 1593 mit Kaspar v. Geneve, Marquis v. Lullin, Gouverneur und Statthalter des Herzogthums Aosta und der Grafschaft Ivrée, Kammerherrn, Staatsrath und Obersten der Schweizergarden des Herzogs v. Savoyen, Ritter des Annunciadenordens, gestorben den 23. Jun. 1619; in beiden Ehen blieb sie ohne Kinder; 7) Amand I. Stifter der jüngern Linie Hautekerke zu Gelborp, deren Geschlechtsreihe der Darstellung der der ältern Linie folgen wird.

Die ältere Linie Hautekerke zu Hautekerke.

George v. Hornes, Graf v. Hautekerke, Vicomte v. Furnes und Vinorbergen, Graf Martins zweiter Sohn, wurde Stifter der ältern Linie des Hauses Hautekerke, starb 1608. Die mit seiner im J. 1582 verstorbenen Gemahlin, Eleonore, des 1568 enthaupteten Grafen Lamorals v. Egmond, Prinzen v. Gavre, und Sabinen, Pfalzgräfin beim Rhein Tochter, erzeugten vier Kinder, sind folgende: 1) Franz, Graf v. Hautekerke, starb unvermählt; 2) Lamoral, welcher die Linie fortsetzte, und dessen gleich weiter gedacht werden wird; 3) Maximilian, starb jung; 4) Sabine, vermählt 1601 an Cleriadus v. Geneve, Marquis v. Lullin, herzogl. savoyschen Staatsrath, Hauptmann der Trabantenedelgarde, Gouverneur des Herzogthums Chablais, Ritter des Annunciadenordens. Lamoral v. Hornes, Graf v. Hautekerke, Herr v. Hondeschote, Braine, Vicomte v. Furnes ꝛc. Von seiner Gemahlin, Juliane, Graf Johanns VI. v. Merode, Herrn v. Petershem Tochter, und Erbin v. Herlies, hatte er drei Töchter und einen Sohn: 1) Margarethe; 2) Juliane Sabine, Gemahlin Philipp v. Thiennes, Herrn v. Montigny, St. Christoph ꝛc; 3) Anna Eleonore, seit 1642 Gemahlin Don Louis Spinola, Marquis v. Harzanie, pfalz-neuenburgischen Geheimenraths; 4) Philipp Lamoral, Grafen v. Hornes und Hautekerke, Vicomten v. Furnes, Herrn v. Hondeschote ꝛc., gestorben den 28. Febr. 1654, sah in der im J. 1625 mit Dorothea v. Ligne, Fürsten Karls v. Aremberg, Herzogs v. Arschot, Grands v. Spanien Tochter, geschlossenen Ehe eine zahlreiche Nachkommenschaft in folgenden sechs Söhnen und vier Töchtern: 1) Philipp Eugen, von welchem das Nähere gleich folgen wird; 2) Maximilian, Vicomte v. Furnes, Oberst eines Regiments Cavalerie; 3) Albert, Bischof zu Gent, starb den 4. Jun. 1694; 4) Jakob, wurde Jesuit; 5) Ernst, sowie 6) Eugen Albert, waren beide Canonici zu Köln; 7) Anna Francisca Eugenie, vermählt an Lamoral Claudius Franz, Grafen v. Thurn und Taxis, Witwe 1677, gest. 1696 als eine Stammmutter des fürstl. Hauses Thurn und Taxis; 8) Isabelle Francisca, wurde Nonne im Kloster zu Berlaimont;

9) Klara Eugenie, vermählt mit Wilhelm Franz v. Montmorency, Vicomten v. Roullers, Herrn v. Neuville &c.; 10) Margarethe, vermählte Gräfin v. Longueval-Boucquoy. Philipp Eugen, Graf v. Hornes und Hautekerke, Vicomte v. Furnes, Herr v. Stavel, Hondeschote &c., Reichsobererbjägermeister, geb. 1632, gest. den 26. Oct. 1677, war in der Ehe mit Eleonore, Graf Florand's v. Merode, Marquis v. Westerloo Tochter, Vater folgender zwei Söhne und drei Töchter: 1) Philipp Maximilian, Graf v. Hornes und Hautekerke, Reichsobererbjägermeister, königl. französischer Generallieutenant, starb zu Cambray im Oct. 1709 unvermählt; 2) Magdalene, Gemahlin des königl. spanischen Generallieutenants von Seve-Grimaldi; 3) Isabelle Philippine, dritte Gemahlin des am 22. Jan. 1709 verstorbenen Francesco Antonio Pimentel de Quinones y Benavides, Grafen v. Benavente; 4) Therese Eugenie, Kanonissin v. Mons; 5) Karl, Graf v. Hornes und Hautekerke, wurde Kapuciner und zum Bischofe von Brügge ernannt; er starb zu Lüttich den 20. Mai 1710 als der letzte der ältern Linie des Hauses Hautekerke. Die mit der Erstgeburt im Hause Hornes verbundnen Rechte und Vorzüge gingen nun auf die Nachkommenschaft der von Amand I. gestifteten jüngern Linie zu Geldorp über.

Die jüngere Linie Hautekerke zu Geldorp.

Amand I. Graf v. Hornes, Herr zu Geldorp, Armentieres, Hermeys, Heu und Warne, jüngster Sohn Graf Martins, und einziger aus dessen dritter Ehe von Katharine v. Hornes, Stifter der jüngern Linie Hautekerke zu Geldorp, war Hauptmann einer von Kaiser Karl V. diesem Hause erblich verliehenen Compagnie Wallonen, starb 1617. Mit seiner Gemahlin, Barbara v. Jeude von Chatillon, Tochter und Erbin Arnolds, Herrn v. Hardinksfeld, Burggrafens v. Loevenstein, zeugte er vier Söhne und zwei Töchter: 1) Robert, trat in den Jesuiterorden; 2) Gottfried, dessen und seiner Nachkommen in der von ihnen fortgesetzten ältern, von der jüngern zu Niel abgetheilten Linie des Hauses Geldorp, gleich nachher ausführliche Erwähnung geschehen wird; 3) Amand II. Stifter der jüngern Linie Geldorp zu Niel, von welcher das Nähere bald folgen wird; 4) Marie; 5) Katharine; 6) Heinrich, Grafen v. Hornes, Herrn v. Warem, kaiserl. Oberstfalkenmeister; starb ohne männliche Erben. Von seiner ersten Gemahlin, Isabelle v. Surmont, wurden ihm zwei Töchter geboren, von welchen Marie Mathilde, die Gemahlin Karls v. Bauselle, hier bemerkt zu werden verdient; in der zweiten Ehe mit Marie v. Monix, hatte er eine Tochter: Marie Barbara, welche sich mit Wilhelm Grafen v. Tättenbach vermählte.

Die Linie Geldorp-Geldorp.

Gottfried, Graf v. Hornes, Herr v. Geldorp, Armentieres, Hardinksfeld &c., königl. spanischer Kriegscommissair in den Niederlanden und Burgund, setzte die Linie zu Geldorp fort, und starb 1664. Seine in der Ehe mit Katharine v. Hamme erzeugten zwei Söhne und drei Töchter waren: 1) Johann, von welchem gleich weiter die Rede sein wird; 2) Amand Franz, Graf v. Hornes, starb als Capitain in spanischen Diensten in der Blüthe seines Alters; 3) Elisabeth; 4) Anna Marie; 5) Francisca. Johann, Graf v. Hornes, Herr zu Geldorp, Heu und Warne, starb 1698, war mit der aus dem Hause Hornes entsprossenen und den 26. Nov. 1716 zu Uden in Holland verstorbenen Marie v. Goor vermählt, welche ihm außer zwei Töchtern: Marie Margarethe und Isabelle Therese, folgende drei Söhne gebar: 1) Augustin Franz, Grafen v. Hornes, Reichsobererbjägermeister nach dem Tode des Grafen Philipp Maximilian v. Hornes-Hautekerke; war Hauptmann der dem Hause Hornes von Karl V. gegebenen Wallonencompagnie, und mit Antoinette v. Roosen vermählt, er starb kinderlos den 10. Jul. 1733; 2) Dionysius Joseph, Grafen v. Hornes, geb. den 30. Jan. 1680; erhielt das Reichsobererbjägermeisteramt und die Hornes'sche Wallonenhauscompagnie im J. 1733, bekleidete auch die Stellen eines kaiserl. königl. Geheimenraths und Kammerpräsidenten in Schlesien seit 1734, und starb den 11. Dec. 1737 ohne Kinder. In zweimaliger Ehe lebte er seit 1720 mit Marie Sibylle, Augustins, Freiherrn v. Meyerberg, kaiserl. königl. Hofkammerraths, Herrn der Herrschaft Hartmannsdorf, Tochter, gestorben den 7. Jun. 1731 und seit dem 8. April 1733 mit Josephe Amalie, Freiin v. Almenstein; 3) Franz, Grafen v. Hornes, k. k. Kapitain und Commandanten v. Capowar in Ungarn, geb. 1684. Aus der den 21. Jan. 1711 mit Isabelle Katharine v. Cano, Frau v. Solberghen, geschlossenen Ehe wurden ihm folgende vier Kinder geboren: 1) Victoria Augustine Eleonore, geb. und gest. 1712; 2) Agnes, Gräfin v. Hornes, geb. den 21. Jan. 1713, welche sich 1731 in das Kloster begab; 3) Leopold Joseph August, geb. den 16. Oct. 1717, gest. im Jan. 1728; 4) Karl Maximilian, Graf v. Hornes, geb. den 21. Nov. 1720, mit welchem in der Blüthe seiner Jahre die Geldorp'sche Linie erlosch.

Die Linie Geldorp-Niel.

Amand II. Graf v. Hornes, Herr v. Niel, Graf Amands I. dritter Sohn, Gründer der Geldorp'schen Nebenlinie zu Niel; war Erzherzog Alberts v. Österreich, Gouverneurs der spanischen Niederlande und dessen Gemahlin, Isabelle, wirklicher Kämmerer, auch Oberbefehlshaber der Armeen in den Niederlanden und Burgund; zeugte in der Ehe mit Elisabeth, Martin Dellafaille, Oberrichters zu Gent, Ritters, Commandeurs des Ordens vom goldnen Vließe Tochter, drei Söhne und fünf Töchter: 1) Amand, Herrn v. Geldorp; er stand in dem Rufe der Heiligkeit und starb 1672 zu Geldorp unvermählt; 2) Martin Ignaz, Grafen v. Hornes, Herrn v. Niel, Geldorp, Riviere, Marzelaer &c., dessen Gemahlin, Susanne v. Groote, ihm einen Sohn gebar: Hubert, Grafen v. Hornes, Herrn v. Niel, mit welchem diese Linie erlosch. Er war mit einer Tochter der berühmten spanischen Familie Manriquez vermählt; 3) Johann Franz, Grafen v. Hornes, Freiherrn v. Hardinksfeld, Herrn v. Harsten und Wierd, königl. spanischen Feldmarschall und Obersten eines niederländischen Regiments Infanterie, welcher ebenfalls ohne

Leibeserben starb; 4) Katharine Barbara, Gemahlin Don Louis Abarca v. Bolea und Castro, Herzogs v. Almazan, Marquis de la Torres, Obersthofmeisters des Königs und Grands von Spanien; 5) Marie, Gemahlin Don Juan v. Zuniga und Cardenas, Herzogs v. Penaranda, Marquis v. Banega, Grafen v. Miranda, Grands von Spanien; 6) Marie Barbara, vermählt mit Wilhelm v. Jatembac; 7) Helena; und 8) Therese Brigitte, Klosterfräulein zu Kortenbergh.

Die Hauptlinie zu Beaucignies.

Johann v. Hornes, Herr v. Beaucignies rc., der zweite Sohn des 1488 verstorbenen Philipp v. Hornes, wurde Stifter der Hauptlinie zu Beaucignies. Er starb den 26. April 1521, nachdem er in der Ehe mit Adriane v. Ranst, Frau v. Bortel, Cantecroy und Kessel, gest. den 6. Aug. 1538, außer zwei Töchtern: Marie und Anna, welche letztre zuerst 1512 mit Claudius v. Pontallier, Herrn v. Flagey, und später mit einem Herrn v. Bregilles vermählt, im J. 1538 starb, einen Sohn gezeugt hatte: Philipp v. Hornes, Herrn v. Beaucignies, Bortel rc., Kaiser Karls V. Kammerherrn, gest. 1541, dessen Gemahlin, Klara v. Renesse, gest. 1554, Mutter zweier Töchter und eines Sohnes wurde: 1) Adriane, Gemahlin Balduins v. Lannoy, Herrn v. Turcoing, Gouverneurs von Tournay und Ritter des goldnen Vließes; 2) Anna, Gemahlin Christophs v. Wylich, Herrn v. Gronstein; 3) Johann, Grafen v. Hornes und Beaucignies, Herrn v. Bortel rc. Er war Gouverneur von Herzogenbusch und starb 1606. Mit den beiden ersten Gemahlinnen von dreien: a) Marie v. Sainte-Aldegonde, Tochter Johanns, Herrn v. Noircarmes, mit welcher er sich 1551 verband; b) Anna v. Flodrop; c) Anna v. Brederode, zeugte er vier Söhne und sieben Töchter. Aus der ersten Ehe waren: 1) Gerhard, Gründer der fürstlichen Linie, deren Ausführung sogleich folgen wird; 2) Marie; 3) ebenfalls Marie; 4) Walburg; 5) Maximilian, Graf v. Hornes, Herr v. Loqueren und Angest, dessen beide in der Ehe mit Agnes v. Millendonck erzeugten Söhne, Hector und Philipp Adolf, ohne Nachkommenschaft starben; 6) Klara, Karls v. Vignacourt, Herrn v. Orton; 7) Anna, Adrians v. Noyelles, Grafen v. Marle, Gemahlin, aus der zweiten; 8) Wilhelm, Stifter der Linie zu Batenburg, welche zuletzt ausgeführt werden wird; 9) Johanne; 10) Johann; 11) Anna, starb als Braut Dietrichs, Herrn v. Leynden.

Die fürstliche Linie.

Gerhard, Graf v. Hornes und Beaucignies rc., Graf Johanns ältester Sohn und Gründer der fürstlichen Linie, war Gouverneur von Mecheln und König Philipps II. v. Spanien Kammerherr und Gesandter am französischen Hofe; er starb den 7. Febr. 1612. Mit der ihm im J. 1594 beigelegten Gemahlin, Honorina v. Witthem, Antons, Herrn v. Ische Tochter, welche sich nachmals mit Franz Heinrich v. Croy, Grafen v. Meghem, vermählte, zeugte er außer mehren Töchtern, von welchen Marie und Anna Marie, beide Kanonissinnen zu Mons, und Honorina Margarethe, Gemahlin des 1635 verstorbenen Gottfried v. Berghes, Grafen v. Grimbergen, besonders zu bemerken sind, auch zwei Söhne: Peter Johann und Ambrosius, Grafen v. Hornes und Beaucignies, Freiherrn v. Bortel, Herrn v. Loqueren, königl. spanischer General der Artillerie, Gouverneur und Generalcapitain der Provinz Artois und Oberfalkenmeister der Niederlande, welchem seine Gemahlin, Marie Margarethe v. Bailleul, Freifrau v. Lesdain, vier Söhne und vier Töchter gebar: 1) Eugen Maximilian, dessen gleich weiter gedacht werden wird; 2) Philipp, Grafen v. Hornes, königl. spanischen Feldmarschall der Cavalerie; 3) Albert Franz; 4) Angeline; 5) Ambrosius Augustin Joseph, Grafen v. Hornes, welcher Kanonikus zu Mons wurde; 6) Marie Magdalene; 7) Klara Eugenie; 8) Honorina, welche im J. 1662 an Franz, Grafen v. Ursel, König Karls II. v. Spanien Generalfeldwachtmeister, vermählt wurde. Eugen Maximilian, Fürst v. Hornes, Graf v. Beaucignies, Freiherr v. Bortel und Lesdain, Herr v. Ische rc., geb. 1631, wurde den 19. Oct. 1677 von König Karl II. v. Spanien in den Fürstenstand und seine Herrschaft Ober-Ische mit Beilegung des Namens Hornes zum Fürstenthum erhoben. Er vermählte sich den 24. Febr. 1661 mit der Prinzessin Marie Johanne Maximiliane, Philipp Emanuel's I. v. Croy, Grafen v. Solre, Tochter. Sie starb zu Brüssel den 31. Jan. 1704 und er folgte ihr den 10. März 1709. Ihr einziger Sohn: Philipp Emanuel, Fürst v. Hornes, Graf v. Beaucignies, Freiherr v. Bortel und Lesdain rc., Gouverneur und Generalcapitain v. Geldern, königl. spanischer Generallieutenant, Grand von Spanien erster Classe, geb. den 25. Nov. 1661; diente Anfangs in Ungarn gegen die Türken, sodann im spanischen Successionskriege in Teutschland und den Niederlanden; befand sich mit bei den Belagerungen von Breisach und Landau; zeichnete sich besonders 1703 in der Schlacht bei Speyer aus; stand dann bei der Armee in Flandern, bis er 1706 in der Schlacht bei Ramellies siebenmal verwundet und bei der Ankunft der Alliirten zu Brüssel gefangen genommen wurde. Sein Tod erfolgte den 9. Oct. 1718. Mit seiner den 14. Jan. 1680 geb. und den 27. Aug. 1720 verst. Gemahlin, Marie Anna Antoinette, Heinrich Ludwig Ernsts, Fürsten v. Ligne, Grands von Spanien, Ritter des goldnen Vließes Tochter, mit welcher er sich den 29. Sept. 1694 verbunden hatte, zeugte er zwei Söhne und zwei Töchter: 1) Maximilian Emanuel, von welchem das Nähere gleich folgen wird; 2) Philipp Maximilian Joseph, von Einigen Anton Joseph genannt, Grafen v. Hornes, geb. den 21. Nov. 1698, starb als königl. französischer Capitain der Cavalerie außer Diensten den 26. März 1720 zu Paris; 3) Marie Josephe, Hofdame der Erzherzogin Marie Elisabeth v. Österreich zu Brüssel, geb. den 14. Jan. 1704, Sternkreuzordensdame seit 1726, vermählte sich den 11. Mai 1729 mit Philipp Alexander Anton, Marquis v. Ghistelle St. Floris, und starb den 11. Jul. 1738; 4) Marie Magdalene Margarethe Auguste, geboren den 13. Mai 1710, starb den 2. Dec. 1733 unvermählt.

Maximilian Emanuel, letzter Fürst v. Hornes, Graf

v. Beaucignies ꝛc., Grand v. Spanien erster Classe, Obererbjägermeister in den Niederlanden, k. k. wirkl. Geheimerath und Obersthofmeister Herzog Karls von Lothringen, Generalgouverneurs der österreichischen Niederlande, Ritter des goldnen Vließes, geb. zu Brüssel den 31. Aug. 1695; Kaiser Karl VI. erhob ihn den 18. Aug. 1736. in den Reichsfürstenstand. Den 12. Jan. 1763 starb er zu Brüssel als der letzte des männlichen Stammes dieses Geschlechts [22]). Von drei Gemahlinnen: 1) Marie Therese Karola, Thomas Bruce's, Grafen v. Ailesbury und Elgin Tochter, geb. den 12. Jan. 1697, vermählt den 17. Jun. 1722, gest. den 30. Nov. 1736; 2) Henrica Therese Alberta, Heinrich Gabriel Joseph's, Wild- und Rheingrafen v. Salm zu Neufville-Leuze Tochter, geb. den 15. Nov. 1711, vermählt den 12. Febr. 1738, gest. den 9. April 1751; 3) Marie Alberta Therese Philippe, Karl Emanuels, Prinzen v. Gavre d'AySeau, kaiserl. Gouverneurs zu Namur Tochter, geb. den 27. Nov. 1735, vermählt den 10. Aug. 1752, Wittwe den 12. Jan. 1763, waren ihm nur von der ersten zwei Töchter geb. worden: 1) Marie Therese Josephe, geb. den 19. Oct. 1726, vermählt den 12. Aug. 1742 an Philipp Joseph, Fürsten v. Salm-Kyrburg, Wittwe den 7. Jun. 1779, starb den 21. Jun. 1783 zu Paris. Sie ist Mutter des am 25. Jul. 1794 zu Paris unter der Guillotine verstorbnen Fürsten Friedrich III., und durch sie fielen nach ihres Vaters Tode alle Güter und mehre Würden desselben an das fürstl. Haus Salm-Kyrburg; 2) Elisabeth Philippine Claudia, geb. den 10. Mai 1733, des St. Katharinenordensdame seit dem 14. Sept. 1753, vermählt den 22. Oct. 1751 an Gustav Adolf, Prinzen v. Stollberg-Gedern, k. k. Generalfeldwachtmeister und Commandanten zu Nieuport, welcher am 5. Dec. 1757 in der Schlacht bei Leuthen blieb. Sie starb in dem hohen Alter von beinahe 93 Jahren zu Frankfurt am Main, wo sie seit mehr als 20 Jahren gelebt hatte, den 25. Jan. 1826 als der letzte Sprößling des alten Hauses der Fürsten v. Hornes.

Die Linie zu Batenburg.

Wilhelm, Graf v. Hornes, Herr v. Kessel, Gouverneur zu Heusden, dritter Sohn des 1606 verstorbenen Grafen Johann und Bruder Gerhards, Gründers der fürstl. Linie, stiftete diese nach kurzer Dauer wieder erloschene Linie Batenburg. Er war zweimal vermählt: erst mit Isabelle van der Meeren, sodann mit Dorothea v. Haeften, und Vater eines Sohnes und dreier Töchter: 1) Johann, dessen gleich weiter Erwähnung geschehen wird; 2) Anna Marie; 3) Wilhelmine, vermählt an einen von Schellard, Herrn v. Guersenich; 4) Isabelle oder Elisabeth, des 1665 verstorbenen Ludwigs von Nassau,

Herrn v. Leeck, Beverweed und Odyck, eines nat
Sohnes des Prinzen Moritz v. Oranien, Gemahli
hann, Graf v. Hornes, Freiherr v. Bortel und
wählte 1630 zur Gemahlin: Johanne, Marin
Herrn v. Bronchorst und Batenburg Tochter und
v. Batenburg, woher diese Linie, welche Anfangs t
nennung von dem Besitze der Herrlichkeit Kessel
den Namen annahm. Ihr einziger Sohn, Wilhelm
Graf v. Hornes u. Batenburg, Freiherr v. Kessel
burggraf des Erzbisthums Köln, holländischer Gene
Artillerie und Gouverneur zu Hulst, starb den 4.
1694 und beschloß diese Linie in männlichen Erbe
erhielt von seiner Gemahlin, Anna v. Nassau, wel
21. Jan. 1740 in dem Alter von 97 Jahren starb
liche Erbfolge in drei Töchtern: 1) Isabelle Justi
bin v. Batenburg, war seit dem 16. April 17
Ernst, Grafen v. Bentheim-Steinfurt, holländ. B
der Cavalerie, vermählt, wurde 1713 Wittwe un
den 3. Jul. 1734; 2) Amalie Luise, seit dem 9
1694 Gemahlin Ludwigs, Grafen v. Nassau-Ot
holländ. Contreadmirals, Wittwe 1699, gest. in
1728; 3) Johanne Sidonie, geb. 1670, vermähl
an Statius Philipp, Grafen v. Bentheim-Steinfu
ländischen General der Cavalerie und Gouvern
Heusden, Wittwe 1749, starb den 16. März 175

Das alte Stammwappen dieses Hauses, wel
dem großen erneuerten und vermehrten nürnberger
penbuche, Thl. 2. Taf. 14. abgebildet zu finden i
drei roth und weißgestreifte Jagdhörner im goldnen
Auf dem Helme ist ein tatarischer weißer Hut
then Federn. Die Helmdecken sind weiß und roth
Gelegenheit von Vermählungen ist es nach nied
scher Gewohnheit bisweilen verändert und durch
Wappenfelder vermehrt geführt worden.

Als Schriftsteller über diesen Geschlechtsartikel
besonders empfehlenswerth anzuführen: **Le gran
tionnaire historique, ou le Mêlange curieux d
toire sacrée et profane etc. par Mre. Louis M
18. edition, 1740. Tom. IV. p. 193—196.** G
gien fürst- und gräfl. Häuser, welche theils abge
theils noch blühen ꝛc., in 2 Theile abgefaßt (Fr
am Main 1730). Das Hornes'sche Geschlecht ist
eben angeführten Werke enthalten Thl. 1. oder
nealogischen Tabellen einiger fürstl. und gräfl.
nebst dazu gehöriger historischer Erklärung (Frankf.
1728) Stammtafel 2, S. 9—21. Außerdem fin
nachzulesen: Der Artikel Horn, im großen (Zedle
Univers. Lexikon, Bd. 13, S. 859—865. **Dictio
généalogique, heraldiq., chronologiq. et histori
(Paris 1757). Tom. II. p. 308—310.** Gauh
heil. röm. Reichs geneal. histor. Adels-Lexikon,
Thl. (Leipz. 1740) S. 676—678. Hübner's
Tabellen, Thl. 4. Taf. 1283—1285.

(*Ludw. Heinr. Kabisch, Freih. v. Linde*

---

22) S. die fortgesetzten neuen geneal. histor. Nachr. 2. Bd. S. 863.

Übersicht

der

Geschlechts- und Linienfolge des fürstl. und gräfl. Hauses Hornes.

Wilhelm I.,
Herr von Hornes 2c., geborner Graf von Looz aus dem Hause der alten Grafen von Hennegau, starb gegen das Jahr 1134.

Johann, † 1144.
Wilhelm II., † 1203.
Wilhelm III., † gegen 1264.
Wilhelm IV.
Gerhard, † 1330.
Wilhelm V., † 1343.

ie ältere Hauptlinie.
Wilhelm VI.
elm VII., † 1415 bei Azincourt.
Wilhelm VIII., † 1433.
b I., Reichsgraf 1450. † 1488.
Jakob II., † 1502.
nn, † 1544, er adoptirte:
pp v. Montmorency, enthaup-
1568, und dessen Bruder:
enz, † in Spanien 1570.

Die mittlere Hauptlinie.
Theodorich.
Heinrich, † 1403.
Johann, † 1447.
Heinrich, † 1483.

Die Hauptlinie zu Hautekerke-Geldorp.
Arnolph, † 1505.
Maximilian, † 1540.
Martin, † 1570.

Die ältere Linie Hautekerke zu Hautekerke.
George, † 1608.
Lamoral.
Philipp Lamoral, † 1654.
Philipp Eugen, † 1677.
Philipp Maximilian, † 1709.
und
Karl, † 1710.

Die jüngere Linie Hautekerke zu Geldorp.
Amand I., † 1617.

Die Linie Geldorp-Geldorp.
Gottfried, † 1664.
Johann, † 1698.
Franz.
Karl Maximilian.

Die Linie Geldorp-Niel.
Amand II.
Martin Ignaz.
Hubert.

Die jüngere Hauptlinie.
Dietrich der Löwe.
Arnold oder Arnolph I.
Johann, † 1436 bei Ostende.
Philipp, † 1488.

Die Hauptlinie zu Beaucignies.
Johann, † 1521.
Philipp, † 1541.
Johann, † 1606.

Die fürstliche Linie.
Gerhard, † 1612.
Ambrosius.
Eugen Maximilian, span. Fürst, 1677, † 1709.
Philipp Emanuel, † 1718.
Maximilian Emanuel, Reichsfürst, 1736, † 1763.

Die Linie zu Batenburg.
Wilhelm.
Johann.
Wilhelm Adrian, † 1694.

(*L. H. Kabisch, Freih. v. Lindenthal.*)

HORNFELS. Unter diesem Namen beschreiben Hausmann *), Jasche **) u. a. ein Gebirgsgestein, das als eine sehr feinkörnige Verbindung von vielem splittrigen Quarz, etwas dichtem Feldspath und wenig Schörl zu betrachten sein möchte, und am Harzgebirge an mehren Orten, z. B. auf der Achtermannshöhe, am rehberger Graben ꝛc., vorkommt. Das Gemenge ist oft so fein, daß das ganze Gestein einfach, grau, mit splitterigem Bruche und dem Hornstein sehr ähnlich erscheint. Es schließt dies Gestein einerseits nahe an den Schörlfels, andererseits nahe an den Granit an, und dürfte nur als Abänderung des letztern anzunehmen sein. (*Germar.*)

Hornfessel, s. Hief.

HORNGELB, ein aus dem Horne, besonders der Ochsen, mittels Alcohols geschiedenes, schön gelbes harzartiges Pigment, welches, mit in Öl abgeriebenem Bleiweiße vermischt, mittels des aus der alaunhaltigen schwefelsauren Indigoauflösung durch Kali oder Kreide niedergeschlagenen Alaunerde-, und im letzten Falle zugleich gypshaltigen Indigs, ein höchst reines und dauerhaftes Schöngrün darstellt, das jedem Kupfer- u. a. Malergrün vorzuziehen ist. Auch kann man es für sich ebenso vortheilhaft in der Gelb- und Grünfärberei auf Wolle benutzen. (*Th. Schreger.*)

Horngewebe, s. Histologie am Ende des Buchstaben H.

HORNHAUSEN, Pfarrdorf im Kreise Oschersleben, des preußischen Regierungsbezirks Magdeburg, an einem in den Großen-Bruchgraben fließenden Bache und in dem weiten Thale des Großen-Bruchgrabens selbst. Es zählt ein zur königlichen Domäne Oschersleben gehöriges Vorwerk nebst Schäferei, ein gräfl. schulenburgisches Rittergut, 2 andre Güter, eine Unterförsterei, eine Ziegelei, 217 Häuser und 1600 Einw., welche eine Feldmark von 5053 Morgen besitzen. Im Dorfe ist eine Mineralquelle, die sich in 254 pariser Fuß Meereshöhe befindet. ¼ Stunde westlich vom Dorfe wird ein Braunkohlenbergwerk betrieben. (*Klaehn.*)

Hornhaut, Hornhautkrankheiten, s. Auge und Augenkrankheiten.

HÖRNHOLZ, HIRNHOLZ, STIRNHOLZ, nennen die Baumeister die quer über die Holzfasern, Holzhaare genommene Durchschnittsfläche eines Holzstückes; daher auch der Theil Holzes, der vor dem Zapfenloche am Ende eines Balkens stehen bleibt, um das Herausrutschen des Zapfens zu verhindern, ebenso genannt wird. (*Th. A. Leger.*)

HÖRNICK, 1) Adam Gottfried, nicht Johann Gottfried wie Gadebusch [1]) sagt, war in Riga geboren, wurde 1703 Conrector an der dortigen Domschule, 1707 Professor der Beredsamkeit bei dem Gymnasium zu Riga. Als dieses 1709 und 1710 durch die Belagerung und Pest ganz einging, übernahm er 1711 das Rectorat an der Domschule, wo er mit dem fünften Lehrer allein nicht an der Pest gestorben war. Nachher bekam er das Inspectorat dieser Schule und endigte sein Leben den 28. April 1737. Er schrieb: Gedächtnißsäule, das Leben des Hermann von Brevern; die unbegreifliche Liebe des leidenden und sterbenden Welterlösers; verschiedne Gedichte [2]).

2) David, Johann's Sohn, geboren zu Riga 1664, studirte zu Reval, Danzig und Wittenberg, ward dort Magister, 1694 Professor der Philosophie am Gymnasio zu Riga, und starb den 10. Febr. 1697. Er schrieb Disp. de defensione sui (Witteb. 1687. 4.); Disp. de novo legislatore, wider die Arminianer (ebendaselbst 4.); Disp. de collegiis (ibid. 1691. 4.); Cartesius a Scepticismo vindicatus (ibid. 1692. 4.); Programmata in Riga gedruckt [3]).

3) Johann, war um 1621 zu Plauen im Voigtlande geboren, wurde Rector zu Riga, 1671 Professor der Dichtkunst, nachher der Geschichte und Redekunst, dankte aber wieder ab, ging nach Stockholm, privatisirte in Riga und starb den 10. Oct. 1686. Er schrieb: Templum Henrico Comiti de Turri Valsasina ac Parnonia exstructum (Rigae 1661. Fol.); Elogium Adami ab Hirtenberg (ibid. 1663. Fol.); Vita Melch. a Folckersam, ducis Curlandiae Cancellarii (ib. 1665); Orat. inaugur. de laude poëseos (Reval 1671. Fol.); Rhetorica (Rigae. 1667. ib. 1692.); Orationes quinque de obsidione Rigensi et pace Sueco-Moscovitica (ibid. 1665.) [4]). (*Rotermund.*)

HÖRNIGK, 1) Ludwig von H. aus Darmstadt, studirte erst die Rechtswissenschaft, dann Medicin in Gießen, und ward Magister, ging darauf nach Italien und Frankreich, wurde zu Straßburg Doctor der Medicin, 1628 Comes Palatinus, endlich auch Doctor der Rechte, kaiserlicher Rath und kurmainzischer Hofrath; trat 1647 in Wien zur römisch-katholischen Kirche, ward geadelt und starb zu Mainz 1667. Er soll auch gekrönter Dichter gewesen sein, und mit M. Waldschmidt Streitigkeiten gehabt haben. Seine Schriften sind: Tract. de Commissariis et commissionibus; Oratio de Doctoribus bullatis (Francof. 1630.); Stella Notariorum (Francf. 1654. 1663. 1665. 1668. 1677. Colon. 1700. 4.); De regali jure Postarum (Marb. 1639. Wien 1649. Frcf. 1663.); Beständige in Jure et facto festgegründete Abfertigung Nürnbergischer vermeinter Refutation das freie Postwesen und dessen angehörige Persohnen betreffend (1650. 4.); De qualitate Camphorae (Ulm 1628. 4.); Medicaster Apella oder Judenarzt (Straßb. 1631.); Politia medica (Frankf. 1638. 4.); Würgengel in 500 Fragen von der Pest (Ebend. 1644. 4.); Antwort auf die Fragen, ob die Composition und Präparation der Arzneien den Materialisten und Droguisten zu gestatten sei (1645.

*) Nordteutsche Beitr. zur Berg- u. Hüttenkunde. 2. St. S. 64. **) Das Wissenswürdigste aus d. Gebirgskunde. 1811. S. 34 fg.

1) In der livländ. Bibl. II, 86.

2) Hupel, Berichtigungen der Gadebusch'schen Biblioth. S. 194. *Biedermann*, Acta scholast. Tom. VII. p. 350. 3) *Gadebusch* l. c. II, 86. *Biedermann* l. c. p. 358. 4) *Gadebusch* l. c. II, 86. *Biedermann*, Acta scholast. Tom. VII. p. 349 und dessen A. u. N. von Schulsachen. 1. Th. S. 279.

4.); Vier Fragen die Materialisten und Apotheker betreffend (Leipz. 1679. 12.); Antwort auf die vier Fragen (1646.); De medicamentorum biga (Stuttgard 1673.); Vom Schwalbacher Sauerbrunnen; Ein Lied auf den Tod König Gustav Adolfs: „Mein Wallfahrt ich vollendet hab;" gab Petri Rostinii tr. de lue gallica (Frankf. 1628.) teutsch übersetzt heraus †). Sein Sohn **Paul Wilhelm** war eine Zeit lang bischöfl. passauischer Rath und hatte an manchen windigen Projecten seines Schwagers, des kaiserl. Kammeraths D. J. Joach. Becher, Theil. Er ließ drucken: Österreich über alles, wenn es nur will (Regensb. 1723, auch 1750.); historische Anzeige von den Privilegien des Erzhauses Österreich (Ebend. 1708.).

2) **Matthias**, ein Arzt in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, schrieb Bericht vor die Einwohner der Stadt Eger, wie ein jeder wider die regierende Pest sich verhalten soll (Nürnberg 1625. 4.); Beschreibung des egerischen Sohlleder Sewerlings (Leipz. 1623. 4. Ebend. 1628. 12.). (*Rotermund.*)

HORNIJA, Fluß, der mit dem Badajoz in der spanischen Provinz Valladolid dem Duero zufließt. (*Stein.*)

HÖRNING (Erich), wurde den 29. Jul. 1668 zu Teutschthyrau in Preußen, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, studirte zu Königsberg und Rostock, erhielt auf letztrer Universität 1687 die Magisterwürde, bekam 1692 die Adjunctusstelle bei seinem Vater in Thyrau, dem er 1696 im Amte folgte und starb am 22. Dec. 1751. Er schrieb Disp. (Praes. Habichthorstio) de purgatorio sordium filiarum Israel (Rostoch. 1687. 4.); Disp. de mari ejusque affectionibus (Regiom. 1690. 4.); Disp. de summo bono politico (ibid. eod 4.) *). (*Rotermund.*)

HÖRNING (Johann Christian), war 1725 geboren, wurde der Lehrer eines Grafen von Gersdorf zu Frankfurt am Main, 1739 Pfarrer zu Gumpelstädt, nachher dasselbe zu Schweina und Beisitzer des geistlichen Untergerichts zu Altenstein im Fürstenthume Meiningen, starb am 6. Dec. 1802. Er schrieb, ohne sich zu nennen, Nichts von Ohngefähr, wovon die 3. Auflage 1775. zu Leipzig erschien; die zu Magdeburg und Leipzig erfolgten Fortsetzungen sind von Patzke und Sander **). (*Rotermund.*)

HÖRNINGSHOLM, ein alter Rittersitz der berühmten Geschlechter der Sture und Baner (jetzt Bonde) in Södermanland an einem Ostseebusen, Geburtsort des großen Feldherrn Johann Banèr. (*v. Schubert.*)

HORNISSEN, über das Zoologische s. Vespa Crabro *L.* Diese Insecten sind dem Landwirth in vieler Hinsicht gefährlich und nachtheilig, und müssen auf jede mögliche Weise vermindert werden. Die großen Arten können sein Vieh sehr plagen, ja es haben dergleichen schon Pferde tödtlich verwundet. Sie suchen, vom Honiggeruch angelockt, die Bienenlager auf und dringen in die Bienenstöcke ein, wodurch die Bienen beunruhigt, auch wol getödtet oder wenigstens des Honigs beraubt werden; auch den Trauben, besonders an Geländern, und guten Obstsorten sind sie bei starker Vermehrung verderblich. (*Fr. Heusinger.*)

Ihr Gift ist gleich dem Bienen-, Wespen- und Hummelngift, eine, nach John alkalinisch wirkende Flüssigkeit, welche beim Stechen dieser Insecten aus ihrem Stachel in die kleine Stichwunde fließt und Entzündung erregt. Sticht das Thier mehre Male, so wirkt der Stich nicht mehr, weil der Vorrath von Gift endlich erschöpft ist. Nach Fontana ist dergleichen Gift im trocknen Zustande dem Viperngift ähnlich, aber trocknet später aus, wird dann zähe, gummiartig, schmeckt bitter, löst sich in Wasser, aber nicht in Weingeist auf, und wirkt so heftig, daß 1 Gran davon ein Huhn in wenigen Secunden tödten kann. (*Th. Schreger.*)

Hornist, s. unter Horn.

HORNKLAMPEN, KREUZKLAMPEN. Kleine Hölzer mit einer Hacke oder Fuß in der Mitte und zwei Spitzen, Hörner oder Ohren genannt, die an den innern Seiten, auch wol auf dem Verdeck eines Schiffs angenagelt werden, und dazu dienen, Taue zu belegen oder festzumachen. Vergleiche den nautischen Plan zu Bd. VIII. dieser Section unter XII. Eine andre Art dieser Klampen hat auf einer Seite einen runden Knopf und auf der andern Seite ein Horn. Vergl. den angeführten Plan unter XIII. (*C. H. Müller.*)

Hornklee, s. Lotus corniculatus.

HORNKLUFT, eine Vertiefung am Pferdehufe, die in die Quere oder wagerecht geht. (*Fr. Heusinger.*)

Hornkobalt, s. Kobalt.

HÖRNLEBERG, hoher Berg im Elzachthale hinter dem waldumkränzten malerischen Castelberge, bei Oberwinden im großherzogl. badischen Bezirksamte Waldkirch, berühmt durch die uralte Marien-Wallfahrtskirche auf seiner Höhe, und durch die vortreffliche Aussicht, welche man von derselben herab in verschiedne Thäler des Schwarzwaldes, in die Ebenen des Breisgaues und des Elsasses genießt. Der Weg vom Fuße des Berges bis zur Kirche ist beschwerlich. Man rechnet bis dahin eine Stunde, findet aber oben nebst der Kirche auch ein Wirthshaus und ein Meßnershaus. Den Namen des Berges leiten einige von den Harelingen, einem alten teutschen Volke, her, welches auf diesem Berge die Göttin Sunna angebetet haben soll. Wenn diesem so ist, so mögen wol schon die ersten christlichen Glaubensprediger hier zur Unterdrückung des Götzendienstes eine Capelle erbaut, und ein Marienbild aufgestellt haben. Papst Urban VIII. versah die Anstalt überdies mit Ablässen. Die Kirche wird von der Pfarrei Oberwinden besorgt. (*Th. A. Leger.*)

HORNLEIM, wird zuweilen der Pergamentleim genannt, den man aus den Abgängen oder Abfällen des Pergaments bereitet. Mit diesem Leime wird unter andern die Leinwand getränkt, welche unter dem Namen:

---

†) Vergl. Jöcher. *Haller*, Biblioth. med. pract. Tom. II. p. 517. Wetzel, Liederdichter, die Vorrede zu Bd. III. Dessen Analecta Hymn. Tom. II. p. 301.

*) S. Arnold, Hist. der königsb. Univers. 2. Bd. Beilagen. S. 151. **) Vergl. den Reichsanzeiger. 1798. S. 1297.

Starrleinwand, Schetterleinwand, Steiflein vand u. s. w. bekannt ist. (*Fr. Thon.*)

HÖRNLEIN (Michael), der Sohn eines Schneiders, war zu Rudolstadt am 1. März 1643 geboren, besuchte die dortige Schule, ging 1665 auf die Universität Jena, mußte aber aus Mangel an Unterstützung 1666 eine Hauslehrerstelle in Uhlstädt annehmen, wo er so lange blieb, bis er 1668 vom Stadtrathe zu Rudolstadt ein Stipendium bekam, worauf er sich sogleich wieder nach Jena begab. Nachdem er mehre Male disputirt hatte, ward er 1670 Magister. Darauf disputirte er 1671 als Präses, de disciplina domestica augusti Imperatoris und bekam die Hofmeisterstelle bei dem einzigen Sohne Ludwig Friedrich, des Grafen von Rudolstadt. 1681 wurde er Pastor und Adjunctus zu Leutenberg, im December 1684 Hofprediger und zugleich Consistorii Assessor zu Rudolstadt, nachdem er zuvor nach gehaltener Disp. de inductione fidei salvificae in Leipzig die Würde eines Licent. der Theol. sich erworben hatte, und endlich 1696 Generalsuperintendent, 1699 aber mit einer Disput. De Lydia Purpurissa, Doctor der Theologie. Vieles Arbeiten schwächte seine Körper- und Geisteskräfte; er bekam 1703 einen Schlagfluß und starb am 29. März. Zu seinen Schriften gehören noch: Passions Perspectiv; Predigten vom geistlichen Goldbergwerke; Predigten von dem sich selbst überlebenden Hiskia; Memento mori (Rudolstadt 1694.). Voran steht sein Bild, das auch zu Frankfurt 1707. 4. erschien *). (*Rotermund.*)

HÖRNLEISTEN, HIRNLEISTEN, HORNLEISTEN; Leisten von Holz, welche vermittels einer Nuth in Spunden an hölzerne Tafeln, wie Tische, Zeichnungsbretter rc., befestigt werden, um solche Tafeln theils mehr vor dem Werfen zu sichern, theils die einzelnen Bretter, aus welchen sie meistens zusammengefügt sind, fester zusammenzuhalten, theils den Seiten und Ecken solcher Tafeln eine größere Festigkeit zu verschaffen, in welchem letztern Falle die Hörnleisten von hartem Holze gemacht werden. Es ist für die Festigkeit meistens hinlänglich, sie nur an den Hörnseiten der Tafeln anzubringen. Aber ihre eigne Länge muß aus demselben Grunde immer nach der Länge der Holzfasern genommen werden. (*Th. A. Leger.*)

Hörnli, s. Hörndli.

Hornmangan, s. Mangan.

HORNMOLD (Samuel), geboren den 28. Sept. 1537, studirte zu Tübingen, Leipzig und Wittenberg, besuchte hierauf die vornehmsten Universitäten Teutschlands und Frankreichs, in welchem letztern Lande er sich die Kenntniß der französischen Sprache in dem Maße aneignete, daß man ihn für einen gebornen Franzosen zu halten geneigt war. In Dole erhielt er die Licenciatenwürde in den Rechten, advocirte darauf in Speyer, wurde nachmals Doctor und Professor der Rechte zu Tübingen, auch Consistorialadvocat, dann Rath und Kanzler in markgräfl. badenschen Diensten und zuletzt Syndicus zu Heilbronn, wo er den 1. Febr. 1601 verstarb. Man besitzt von ihm ein Repertorium juris in vier Bänden und einige lateinische Gedichte. (*Spangenberg.*)

Hornmusik, s. Horn und Hörnermusik.

HORNO, ein kleines Eiland zur Admiralitätsgruppe des Archipels von Neubritannia gehörig. (*Klaehn.*)

HORNOS, Villa der spanischen Provinz Murcia, Partido de Segura. (*Stein.*)

HORNPLATTEN nennt man das durch Zersägen und Spalten, Kochen, Erwärmen und Pressen zu Platten ausgedehnte Horn, welches zu Laternen, gepreßten Dosen, Kämmen und andern Gegenständen häufig gebraucht wird. Vorzüglich merkwürdig ist die Verfertigung der Laternen aus Platten von weißen Schaf- und Ziegenhörnern, wie solche die Chinesen überaus schön und gut zu fabriciren verstehen. Zu dem Ende werden diese Hörner zuerst eine Zeit lang, im Sommer wenigstens 2, im Winter 4 bis 6 Wochen, in Wasser eingeweicht und entschlaucht, dann mehrmals in Wasser gesotten, bis sie sich behandeln lassen und rein genug sind, hierauf der Länge nach mit einer scharfen und dünnen wenig geschränkten Säge zerschnitten und mittels eines kleinen Meisels und Hammers in feine Blätter zerspalten. Nach der Trennung werden die Hornplatten nochmals in Wasser gesotten, mit einem Messer zu einer gleichen Dicke abgeputzt, wiederholt in kochendes Wasser gelegt und, wenn sie ganz weich sind, sogleich zwischen zwei polirte, stark erhitzte, eiserne Platten von hinlänglicher Dicke in eine Presse gesetzt, wo sie so lange stehen bleiben, bis die eisernen Platten und mit ihnen die Hornplatten ganz kalt geworden sind. Nunmehr werden die festen Hornplatten abgezogen, polirt, zugeschnitten und in das Gehäuse der Laterne eingesetzt. Zum Abschaben kann eine scharfe Ziehklinge, zur Politur zuerst Schafthalm, sodann ein Pulver, welches aus 4 Theilen ungelöschten, an der Luft zerfallenen Kalks und einem Theile gebrannter Steinkohlenerde besteht, angewendet werden. Sind die Platten nicht groß genug, so muß man zwei derselben vereinigen oder zusammen löthen, welches auf folgende Weise geschieht: Man schabt an der Stelle, wo die Platten vereinigt werden sollen, die eine auf-, die andre abwärts, bis sie, aufeinander gelegt, so dick wie die Horntafel selbst sind. Mit heiß gemachten Zangen drückt man nun die beiden Platten an verschiednen der aufeinanderliegenden Stellen gelind zusammen, und sobald sie überall gleichförmig aufliegen, bewirkt man die vollkommene Vereinigung, indem man den ganzen Rand etwas anfeuchtet und mit den heißen Zangen andrückt. Dann hält man die Platte über ein Feuer, damit sie weich wird, reibt sie mit Wollentuch, um die Vereinigung gleichförmiger zu machen, und glättet sie zuletzt mit Schachtelhalm, Kalk und Steinkohlenerde. Mühsamer als die Bildung flacher Hornstücke ist die Hervorbringung der Kugelgestalt und andrer runder Formen überhaupt. Um z. B. eine Ballaterne zu verfertigen, sind zwei Halbkugeln nöthig, die so aneinander gestoßen werden, daß ihre Ränder sich decken, worauf man sie zusammenlöthet. Um die Rundung herauszubringen, wer-

*) Jöcher's Lex. Joh. Mich. Andreä's auf ihn gehaltene Leichenpredigt, welcher Hörnlein's selbst aufgesetzter lateinischer Lebenslauf angedruckt ist.

den die Horntafeln, wie bei einem Himmelsglobus nach Pappenmodellen geschnitten, durch Dampf erweicht und über eine Form gewölbt, die von hartem Holze nach der Gestalt einer Kugel verfertigt ist. Das Zusammenlöthen geschieht auf dieselbe Weise, erfodert aber weit mehr Übung und Geschicklichkeit *). (*Fr. Thon.*)

HORNS, Herred im Amte Hiörring, des dänischen Stiftes Aalborg, 10 Quadratmeilen groß, mit 7000 Einw. in 16 Kirchspielen; darunter das kleine Eiland Hirsholm mit 80 Einw., deren Hauptbeschäftigung der Flunderfang ist. (*R.*)

Hornsatz, s. **Hief** und **Horn**.

HORNSBERG, ein in Hessen und im Hochstifte Fulda ehemals blühendes Geschlecht, das ein Schloß gleiches Namens besaß. Heinrich v. H., welcher 1214 die kaiserl. Urkunde K. Friedrich's II., worin die Bestätigung des Vertrags zwischen dem St. Cäcilienstifte zu Rasdorf und seinem Schutzvogt Erpho Dynast von Neidhardshausen enthalten, mit bezeugt, ist der erste, welcher mit diesem Geschlechtsnamen vorkommt. Seine Enkel waren Heinrich III., Albrecht und Hermann I. v. H. Heinrich III. erhielt vom Abt Heinrich von Fulda Güter in Buchenau, Ebenau und Cölla 1300. Albrecht war Propst zu St. Johannisberg bei Fulda, und Pfarrherr zu Heinebach, wo er 1279 auf Ansuchen des Landgrafen Albrechts von Thüringen seine Rechte auf das Dorf Hayn zu Gunsten der fuldaischen Kirche aufgibt. Hermann I. Ritter, ist Zeuge, als der Abt Heinrich von Fulda Güter in eben diesem Dorfe und zu Sonneborn, dem Dynasten Heinrich von Billstein als ein Lehen aufträgt 1306. Im J. 1329 findet sich ein Konrad von Boyneburg, genannt von Hornsberg, ein Sohn von Heimbrod von Boyneburg, der mit einigen Andern aus seinem Geschlecht eine Schenkung zu Corenberg macht, welches vermuthen läßt, daß dieser Konrad v. Boyneburg Ganerbe des Schlosses Hornsberg war. Die Brüder Hermann II., Heinrich III. und Volkenrad I. v. H., Burgmänner zu Gerstungen, hatten mit dem Abte Heinrich von Fulda wegen der Burgmannschaft daselbst Streit, worüber von beiden Theilen 1348 eine Sühne gestiftet wurde. Ein Ritter Diederich I. v. H., Erbburgmann des Schlosses Crainberg, kommt in den hersfeldischen Urkunden in den Jahren 1344 bis 1361 vor; er war ohne Kinder, und vermachte seinen Hof zu Ramsbach dem Kloster zu Creuzburg an der Werra, 1358. Heinrich IV. v. H., Presbyter und Großmartermeister des Hochstifts Fulda, unterschreibt die vom Abte Heinrich daselbst entworfne neue Conventsregel 1361. Hermann IV. v. H. erhielt vom Landgrafen Heinrich von Hessen einen Hof zu Dankmarshausen als ein Lehen 1368. Johann v. H., der als ein Sohn von Volkenrad I. erscheint, erhielt fuldaische Lehne zu Heeringen und Waldsachsen bei Stadt Lengsfeld 1396. Hermann IV. erscheint noch 1429 in einer vom Landgrafen Heinrich von Hessen ausgestellten Urkunde. Sein Sohn Hartung v. H., der mit Engelhard von Buchenau gegen den Abt Johann von Fulda verbunden war, werden gemeinschaftlich gefangen 1498, und sterben im ritterlichen Gefängniß. Er scheint der letzte seines Geschlechts gewesen zu sein. Denn die Schwestern Klara Anna und Anna Sabina v. H., erstre an einen Spiegel verheirathet, werden vom Abte von Fulda mit dem Dorfe Wüsten-Niedlingen beliehen, welches darauf an das Spiegelsche Geschlecht überging. Das Wappen ist bei Schannat ein Büffelshorn im silbernen Felde; in Förster's Wappenbuch unter dem hessischen Adel: ein schwarzer aufrechtstehender Löwe im silbernen Felde; auf dem Helm ein wachsender schwarzer Löwe **).

(*Albert Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HORNSBY (**Thomas**), Professor der Astronomie in savilianischen Collegium zu Oxford, Mitglied der londner königl. Gesellschaft und Conservateur der Radcliffischen Bibliothek, hat sich durch mehre gehaltreiche Abhandlungen, welche er in den Jahren 1763—73 zu den **Philosophical Transactions** lieferte, vortheilhaft bekannt gemacht. Seine Vorträge über Naturphilosophie zu Oxford wurden sehr gerühmt. Auch vollendete er den Bau des schönen Observatoriums zu Oxford, welches eine der vorzüglichsten Zierden dieser Universität bildet, und starb 1810 in einem Alter von 76 Jahren †). (*R.*)

Hornschiefer, s. **Klingstein**.

HORNSCHLOSS, auch Heinzetempel oder Domschloß genannt, Ritterburg-Ruine im waldenburger Kreise der königl. preuß. Provinz Schlesien, auf dem 2557 Fuß hohen Hornsberge des Hochwaldgebirges. Man trifft nur noch Reste des Thurmes und der Mauern und Spuren des Grabens von dieser 1497 zerstörten Zuflucht der aus Fürstenstein vertriebenen Schellendorfer, und sie liegt westlich über dem Dorfe Donnerau, wo man noch zwei von den steinernen Kugeln zeigt, mit denen sie zerschossen ist. (*Knie.*)

Hornschuh, s. unt. **Huf**.

HÖRNSEY, Dorf in der englischen Grafschaft Middlesex, höchst angenehm am Newriver gelegen, mit ungefähr 3400 Einw. (*R.*)

Hornsilber, s. **Silber**.

Hornsohle, s. **Huf**.

HORNSPALTEN, Fehler an den Hufen, besonders der Pferde, Trennungen der Wände des Hornes, entweder von der Krone abwärts oder von dem untern Rande aufwärts. Sie sind entweder nur in der äußern Oberfläche der Hornwand oder nur ganz kurz, etwa einen Zoll lang, oder sie gehen durchaus. Letztre hei-

---

*) Eine eigne Art von künstlicher Hornmasse, die sich gut zu Laternen schickt, hat der Franzose A. Rochon bekannt gemacht. Vergl. seine Abhandlung: über den Gebrauch feiner Drahtarbeit oder metallischer Gaze, als ein Substitut des Horns, zu Verfertigung der Laternen bei der Schifffahrt rc., in J. G. Geißler's allgem. Beiträgen zur Beförderung des Ackerbaues, der Künste rc. (Zittau u. Leipz. 1811.) 1. Bd.

**) Schannat, Fuld. Lehenshof. S. 113, 304, 326, 364. cod. prob. p. 271, 346. Dioec. et Hier. fuld. p. 112. Hist. fuld. p. 226. Kopp, Heß. Gerichtsverf. S. 287. Heim, Henneberg. Chronik. S. 313.

†) Biographie univers. T. XX. p. 577. (Art. von *Lefebvre-Cauchy*). *Watt*, Biblioth. Britann. T. I. p. 517.

ßen die vollkommenen, die meist mit dem Hinken verbunden sind; dieses ist selten der Fall bei den unvollkommenen. Die Hornspalten werden durch einen Hufbeschlag unschädlich gemacht, der jeden Druck und jede Erschütterung von der Spalte und von den sie umgebenden Theilen abhält; insbesondre muß jeder Druck auf den Theil der Hornwand, der sich hinter der Hornspalte befindet, verhütet werden. Wenn sich die Hornspalte mitten auf dem Vordertheile des Hornes findet, so heißt der Fuß Ochsenfuß oder Waldhornkluft.
(*Fr. Heusinger.*)

HORNSPÄNE. Die Beschaffenheit der feinen Theile vom Horne, welche beim Feilen und Raspeln des Hornes bei vielen Arbeitern abfallen, bringt es mit sich, daß die befruchtenden und das Pflanzenwachsthum befördernden Bestandtheile derselben schnell zersetzt und zur Ernährung der Gewächse verwendet werden können. Es gibt feine und grobe; die ersten beweisen sogleich ihre Dungkraft, die andern auf längre Zeit hin. Ihre Dungkraft wird verstärkt, wenn man sie mit Mistjauche benetzt auf einen Haufen bringt und eine Zeit lang liegen läßt. Die Hornspäne thun einen bessern Effect in einem nassen und kalten, als einem sandigen und hitzigen Boden, und werden überhaupt mehr in Gärten oder an gartenmäßig behandelten Gewächsen als in freien Feldern angewendet, weil sie nirgends in der erfoderlichen Menge vorkommen. In Weinbergen wirft man an jeden Weinstock eine Hand voll Späne, und hackt sie sodann ein, beim Feldbaue streut man sie nach dem Säen des Getreides auf, und egget alles unter; man benutzt Windstille dazu, und nimmt darauf Rücksicht, wenn man das Eggen mit Rindern besorgen will, daß sie nicht von dem Geruche der Späne gereizt, durchgehen. Wasser mit Hornspänen gekocht ist ein treffliches Mittel, den Bäumen, besonders den Maulbeerbäumen, Kraft zum Wachsthum und zur Hervorbringung von Früchten zu geben, wenn man das Wasser an die Thauwurzeln derselben schüttet.
(*Fr. Heusinger.*)

HORNSTATT, HORNSTÄTTE, ein in den Grubenbauen, da wo ein Haspel steht, nischenartig ausgehauener Raum, welcher nöthig ist, um dem den Haspel (mittels des Haspelhorns) bewegenden Haspelknechte hinreichenden Platz zur freien Bewegung seines Körpers zu verschaffen.
(*O. Freiesleben.*)

HORNSTEDTIA *Retz.* (Obs. — W. Sp. pl.). Diese zu Ehren des schwedischen Naturforschers Clas Fredrik Hornstedt, welcher um das Jahr 1780 auf Kosten des Baron Alströmer eine Reise nach Ostindien machte, sogenannte Pflanzengattung fällt mit der Linné'schen Gattung Ammonium zusammen: H. **Scyphus** *Retz.* ist A. **Scyphiphorum** *Kön.* und H. **Leonurus** *Retz.* = A. **Leonurus** *Kön.*
(*Sprengel.*)

HORNSTEIN, eins der ältesten edeln Geschlechter in Schwaben, dessen verschiedne Linien zu Grüningen, Weiterdingen und Bünningen in den Jahren 1636, 1666 und 1688 in den Reichsfreiherrenstand erhoben wurden. Ludwig v. H. soll dem Turniere zu Magdeburg beigewohnt haben, was freilich sehr problematisch ist. Wolfgang v. H., der auf dem Turniere zu Zürich 1165 sich auszeichnete, wird als Stammvater des jetzt noch blühenden Geschlechts genannt. Dessen Sohn Ernst v. H. war unter den Turniergenossen zu Worms 1209. Hermann v. H. nennt sich 1240 einen Lehensmann des Grafen von Würtemberg. Später erscheint Johann Neidhard v. H. auf dem Turniere zu Ingolheim 1337; und Konrad v. H. auf dem zu Bamberg 1362. Das Geschlecht war im 14. Jahrh. in sehr viele Linien getheilt, wie aus den Namenlisten des schwäbischen Bundes v. J. 1392 zu ersehen ist, als: Manus, Ludwig und Hans v. H. zu Grüningen, Lutz, Hans der Wilde und Ulrich v. H. zu Bünningen, Konrad, genannt Roll, Hugo Hermann, Homann und Werner v. H. Heinrich v. H. zu H. zu Hertenstein, Ludwig und Rudolph v. H. zu Blumeneck. Markus v. H. und Hermann v. H. zu Hornstein. Johann v. H. war in Begleitung der Herzöge von Baiern auf dem Concilium zu Constanz 1414. Dessen Sohn Konrad (1460) hinterließ Bruno I. v. H., der unter den Turniergenossen zu Heidelberg 1486 erwähnt wird, und Georg und Wendelin, deren Namen als Glieder des schwäbischen Bundes 1488 verzeichnet sind. Als kursächsische Lehnsleute kommen 1494 Johann und Diederich v. H., Bruno und Jakob v. H. zu Hornstein vor. Bruno III. v. H. zu Hornstein war mit dem Herzoge Friedrich v. Würtemberg auf dem Reichstage zu Regensburg 1594. Sigismund, der Enkel von Bruno IV., erwarb sich die Herrschaften Bingen, Zollreuth und Eichen, war teutscher Ritter und Landcomthur in Elsaß. Obgleich sein Bruder Johann Heinrich v. H. (geb. 1630) mit seiner Frau Maria von Freiberg 18 Kinder erzeugt hatte, so starb doch diese Linie zu Hornstein mit seinen Söhnen aus. Einer von seinen Söhnen war Karl Heinrich v. H. zu H. (geb. 1668), teutscher Ritter, Landcomthur und Comthur zu Ellingen und Würzburg und wegen seiner vielen Kenntnisse in großem Ansehen stehend, weswegen er kölnischer Hochteutschmeister, Geheimerath und Oberkämmerer wurde. Aus der Linie zu Grüningen zeichnete sich Johann Christoph v. H., Geheimerath und Hofmarschall bei Kaiser Rudolph II. 1592 vortheilhaft aus. Die Linie zu Bünningen (Binningen) ist gestiftet von Balthasar v. H., fürstl. augsburg. Rath 1610; er erheirathete mit Cleopha Freiin von Hohenstoffeln, der Letzten dieses Geschlechts, die drei Schlösser Hohenstoffeln und Hornboll. Sein Enkel Balthasar Ferdinand v. H. z. B., Ritterhauptmann des Cantons Hegau, wurde von Kaiser Ferdinand III. in Freiherrenstand 1652 erhoben. Die Söhne von ihm waren Franz Ferdinand Freih. v. H. z. B. (geb. 1639), kurkölnischer Kämmerer und Pfleger zu Lauber und Curberg. Joseph Leopold Freih. v. H. z. B. (geb. 1641), fürstl. kemptisch. Geheimerath und Oberjägermeister, dann fürstl. augsburg. Geheimerath und Stadtpfleger zu Dillingen und Karl Balthasar Freih. v. H., Ritterhauptmann des Cantons Hegau, Algau und Bodensee, Stifter der Linie zu Weiterdingen. Dessen Sohn Johann Ferdinand Freih. v. H., k. k. w. Rath und Ritterrath zu Hegau die Herrschaft Bürtsing erwarb. Joseph Leopold pflanzte aber sein Geschlecht

mit Johann Leonhard und Franz Ernst weiter fort. Johann Leonhard Freih. v. H. (geb. 1672), Urheber einer ehemaligen Linie zu Grüningen, da die ältere ausgestorben war. Franz Ernst, Freih. v. H. (geb. 1675), führt die jetzt noch blühende Linie zu Bünningen und Hohenstoffel fort. Aus der Linie zu Göffingen, von Jost dem ältern v. H. gestiftet (1529), wurde Adam Leonhard v. H. (geb. 1641, † 1722), freiherrl. kemptisch. Geheimerath und Hofmarschall, und vom Kaiser Leopold in den Freiherrnstand erhoben 1666. Sein Sohn Franz Markus, Freih. v. H. z. G. (geb. 1683), k. k. w. Rath und Ritterhauptmann des Cantons Doneu, erbte die Herrschaften und Schlösser der Linie zu Hornstein und kaufte noch Bissen, Bittelschieß und Vogelsang; mit seiner Frau Maria Anna, Freiin von Sickingen, erzeugte er 16 Kinder, 9 Söhne und 7 Töchter, wozu Franz Leonhard, Domherr zu Augsburg, Ludwig, Domherr zu Kempten, und Markard, Domherr zu Constanz, gehörten. Einer der jüngsten Söhne, Franz Constantin, Freih. v. H. (geb. 1718), verheirathete sich; von ihm leben noch Urenkel. Maximilian v. H. (geb. 1754), königl. baierisch. Kämmerer und Obristlieutenant à la suite. Bernhard v. H. (*geb. 1761*), königl. *bairisch*. Kämmerer und Geheimerath, *vormaliger pfalz*neuburgischer Landmarschall und Ritter des *bairisch*. Civil-Verdienstordens, und Karl Alexander, Freih. v. H. (geb. 1764), Domherr zu Würzburg und Augsburg. Aus der Linie zu Binningen in Schwaben *leben* 1) Anselm, Freih. v. H., königl. bairisch. Generalmajor, 2) Joseph, Freih. v. H., k. k. w. Geheimerath, 3) Bernhard, Freih. v. H., k. k. w. Kämmerer, und 4) Friedrich, Freih. v. H., teutscher Herr und Comthur zu Würzburg, auch dienstthuender Kammerherr bei dem Erzherzog Anton, ehemaliger Hochteutschmeister. Das adelige Wappen: im blauen Felde ein auf einem grünen dreifachen Hügel gekrümmtes einfaches Hirschgeweih, auf dem Schilde das nämliche Sinnbild. Das freiherrliche Wappen: ein vierfach getheiltes Schild mit einem gekrönten Mittelschilde, das oben beschriebene Wappen enthaltend. Im ersten und vierten goldnen Felde ein doppeltes Hirschgeweih, in dessen Mitte eine Lanzenspitze steht; im zweiten und dritten silbernen Felde drei schräg liegende Bärenpranken. Auf dem ersten Helm: ein gold- und schwarzgetheilter Adlerflug, auf dem mittlern, das Familienwappen mit zwei Pannfahnen, in der einen der gekrönte Namenszug, in der andern ein blaues Kreuz. Auf dem dritten Helm eine aufrechtstehende Bärenpranke *).

(*Albert Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HORNSTEIN (Szarokö), ein Marktflecken in der ödenburger Gespannschaft des Kreises jenseits der Donau im Königreich Ungarn mit einem Schloß und gegen 1500 Einw. (*R.*)

Hornstein, f. Quarz.

HORNSUBSTANZ ist der gemeinsame chemische Grundstoff der Heusinger'schen Hörner- und Nägelgebilde [1]) oder des Mayer'schen Plattengewebes [2]), das auf der niedrigsten Stufe, und als ein fast völlig aus dem Körper ausgeschiedner Theil, in welchem kein Stoffwechsel mehr statt hat, als eine mehr oder minder erstarrte Hornmasse erscheint, die sich an der Oberfläche des Körpers und auf der innern Fläche der Schleimhäute findet. — Die Hornsubstanz ist es, welche nach Hatchett (in *Scherer's* n. Journ. d. Chemie. VI. p. 301 sq), mit geringen Beimischungen: die Oberhaut der Thiere, die Wolle, Borsten, Federn, Haare, Nägel, Hufe, Hörner, Krallen, Klauen (nach Hesse selbst die Zähne, die mehr der hornartigen Bildung analog sein, nach v. Walther weniger den Knochen gehören sollen, als dem Hautsystem?), die Bedeckungen der Schuppen-, Gürtel- und Panzerthiere, mehre Korallenarten, den Badeschwamm rc. constituirt. Gelblich oder bräunlich von Farbe, verschiedentlich durchscheinend, hart, elastisch und dem trocknen Eiweißgerinnsel ähnlich, wird sie in der Wärme bis zum Schmelzen weich und quillt bei längerm Kochen mit Wasser verschiedentlich leicht zu einer weichen Masse auf. In concentrirter Salpetersäure löst sie sich schnell unter Salpetergasentwickelung zu einer dunkelgelben Flüssigkeit auf, die beim Abdampfen bald unter Ausstoßen von Salpetergas zu Kohle und mit Ammonium dunkelbraun wird. Sie verwandelt sehr verdünnte kalte Salpetersäure nach einigen Wochen in eine gelbe, durch Ammonium sich ohne Füllung dunkel färbende Tinctur und bildet dabei eine gelbe Materie (Horngelb), die sich in Ammoniumlauge blutroth färbt, und zuletzt ganz mit rothgelber Farbe auflöst, aber, mit kaltem Wasser ausgewaschen, in kochendem zu einer gelben, durch Gerbstoff fällbaren und beim Erkalten gelatinisirenden Flüssigkeit aufgelöst wird. Salzsäure, länger in Berührung mit der Hornsubstanz, färbt sich, ohne viel davon aufzulösen, bräunlich, letztre aber wird entweder dunkelblau oder bräunlich purpurroth, was durch Salpetersäure in Dunkelgelb, durch Ammonium in Orange umgewandelt wird. Erhitzte Kali- und Natronlauge löst die Hornsubstanz unter Entwickelung von vielem Ammonium und, bei Überschuß von Kali, unter Absatz von Kohle, völlig auf. Diese Auflösung gibt mit Essig- oder Salzsäure einen im Überschuß der Säure wieder auflöslichen Niederschlag, welcher frisch bräunlichgelb und zähe, trocken aber spröde und glänzend im Bruche erscheint, sich bei der trocknen Destillation im offnen Feuer und gegen Salpetersäure, wie unveränderte Hornsubstanz verhält, leichter aber jetzt in Kalilauge auflöslich ist und an siedendes Wasser eine durch Gerbstoff und salzsaures Zinn fällbare Materie abtritt.

Endlich liefert die Hornsubstanz trocken destillirt kohlensauren und Kohlenwasserstoffgas, Wasser, Blausäure, kohlensaures Ammonium, stinkendes Öl und eine graue, metallisch glänzende Kohle, die etwa 16 Proc. beträgt, und unter $\frac{1}{2}$ Proc. Asche zurückläßt.

*) Bucelini Stemma. IV. Salver, Ahnenprob. S. 256, 734, 746. Lang, Adelsbuch des Königreichs Baiern. S. 167. Lyroff, S. 76, 121. Hattstein, Hoheit des teutschen Reichsadels II. S. 157. Seifert, General. Ahnt.

1) f. System der Histologie von C. F. Heusinger. (Eisenach 1823. 4.) I, 2. 2) über Histologie u. eine neue Eintheilung der Gewebe des menschl. Körpers rc., von C. Mayer. (Bonn 1819.)

Die **Hörner** sprossen entweder als Naturgebilde unmittelbar aus den Hautorganen gewisser Thiere hervor, oder sie entstehen krankhaft aus dem Sack einer geborstnen Balggeschwulst. Sie sind Anfangs meist weich und biegsam; häufig stellen sich während ihrer Bildung Schmerzen ein, allmälig werden sie härter. Einmal ausgebildet sind sie meistens schmerzlos, mitunter aber erregen sie fortwährende Schmerzen. Sie sind bleibend und wachsen, wenn auch auf irgend eine Art entfernt, sehr bald wieder nach, es sei denn, daß bei ihrer Entfernung die secernirende Grundfläche mit ausgerottet wurde. Die krankhaften Hornbildungen haben in der Mehrzahl ihren Sitz am Kopfe, in einigen Fällen auf dem Rücken, auf dem Brustbeine, dem Sitzknorren, Handrücken, in der weiblichen Scham, auf der Eichel der männlichen Ruthe, den Schenkeln, dem Knie und den Fersen. Auch bei Thieren, als Ochsen, Schafen ꝛc., hat man mehrmals abnorme Hornbildungen beobachtet. Sie sind Produkte einer übermäßig wuchernden Epidermis (s. den Artikel **Oberhaut**; vergl. A. H. L. **Westrumb** in Horn's Archiv f. medicinische Erfahrung im Gebiete der prakt. Medicin ꝛc. 1828. März und April Nr. VIII.). Krankhafte hornige Auswüchse auf der durchsichtigen Hornhaut, welche vor der Pupillenöffnung mit einem Büschel weißer, krauser Haare besetzt waren, finden sich von **Sanitas** in der Zeitschr. f. d. organ. Physik. II. 5. 1828 und in **Rec. de Méd. vétér.** 1824. p. 85 beschrieben.

Was die Finger- und Zehennägel betrifft, die ebenfalls aus Hornsubstanz gebildet sind, so zeigt sich nach Lelut, wenn man die Finger macerirt oder kocht, daß ihre Oberhaut aus zwei Blättern besteht, einem äußern, sehr zarten und durchsichtigen, mit dickern und dünnern Stellen, welche allen Runzeln der Cutis entsprechen und einem innern oder Papillarblatte, welches zehn Mal so dick, weich, undurchsichtig ist, dieselben Verdickungen wie das äußere zeigt, und dessen der Cutis zugewandte Fläche eine Menge Gruben zeigt, welche den Papillen der Cutis entsprechen. Zwischen diesem letzten Blatt und den Papillen liegt eine schleimige, in unregelmäßige Klümpchen getheilte Substanz, welche durch Hitze gerinnt und weiß wird. An der Stelle, wo sich die Oberhaut der Finger über die Wurzel des Nagels zurückschlägt, kann man die beiden Blätter ebenso wenig mehr unterscheiden, als man ein Oberhautblatt auf dem Nagelrücken findet. Der Nagel, an dem man mehre Blätter, wenn man will, unterscheiden kann, die um so kürzer sind, je tiefer sie liegen, ist einfach, d. h. man findet keine zwei constanten Blätter, wie in der Oberhaut der Finger. Die Papillen sind an der Nagelwurzel in der Furche der Cutis, worein er wurzelt, bis zu zwei Linien nach vorn am größten und nach vorn geneigt. In der Gegend der Lunula hören sie auf. Nach vorn zeigen sie sich wieder, aber kleiner. Die Absonderung des Nagels geschieht vorzüglich durch die Papillen der Wurzel. Die Nägel bestehen aus einer Verschmelzung der Oberhaut und des Schleimnetzes (vergl. *F. Lelut* in d. **Repert. d'anat. et physiol. path.** 1827. T. IV. p. 225 sq.). *(Th. Schreger.)*

HORNUM, Herred im Amte Aalborg des königl. dän. Stiftes gleiches Namens, 7½ □Meile groß
7200 Einw. in 16 Kirchspielen und der Papiern
Gotthaab.

Hornung, s. **Februar**.

Hornus (Andr.), s. **Horne**.

Hornviehseuche, s. **Rinderpest**.

Hornvogel, s. **Buceros**.

HORNWERK (Ouvrage à Corne), ist ein
ßenwerk einer Festung, dessen Befestigungsfronte (F
Polygone) dergestalt gebrochen ist, daß sie zwei
Bollwerke (Bastions) vorstellt, welche mittels eines
telwalls (Courtine) verbunden sind. Das Hornwerk
demnach zwei Flügel (Ailes, Branches), zwei Gesi
linien (Faces), zwei Streichen (Flancs) und einen
telwall. Beim Anlegen neuer Festungen dürfte man
der Hornwerke — die viel Raum einnehmen, kostb
bauen und dem Feinde, wenn er sie erobert hat,
Waffenplätze nützlich, überdies nicht leicht wieder zu
men sind — nur in besondern Fällen, z. B. dann
dienen, wenn etwa eine kleine Vorstadt an die Fe
gehängt, eine wichtige Schleuße gedeckt werden so
In solchen Fällen darf das Ende der Bollwerkss
nicht über einen Flintenschuß von der das Hornwerk
theidigenden Linie entfernt, auch die nächste Vert
gung eine rechtwinkelige sein, der innere Raum des W
wie dessen Wallgänge von der Festung aus, mit st
Kreuzfeuer bestrichen und endlich darf es nicht in
Kehle überfallen werden können. Ist ein Hornwerk
einem Kronwerke (Ouvrage à couronne) umgeben
heißt es ein gekröntes, sind dessen Flügel gebrochen
geschultertes Hornwerk. *(Beniri*

Hornymiesto, s. **Bergstadt**.

HORODEK, eine kleine unbedeutende Stad
kobrynschen Kreise des russischen Gouvernements Gr
im ehemaligen Polen, unweit eines fischreichen
mit 210 Häusern und 940 Einw., welche Kleinha
Handwerke und auch etwas Ackerbau nebst Vieh
treiben. *(J. C. Pe*

HORODZYSZE, eine Stadt mit beinahe
Häusern und 2000 Einw. im tscherkassyschen Kreis
Statthalterschaft Kiew im europäischen Rußland,
Flusse Dnepr und dem See Girman, 230 Werste
Kiew. Sie hat zwei griechisch-russische Kirchen,
Gemeindeschule, jährlich drei Märkte, Kramhandel
andre städtische Gewerbe, auch etwas Viehzucht und
bau, nebst einträglicher Fischerei. *(J. C. Pe*

HOROHEIM (Annal. Fuldens. ad ann. 748)
alte Hauptstadt und Festung im Lande der Ostsa
oder Ostfalen an der Ocker. Als der Majord
Pipin im J. 748 durch Thüringen und Nordschw
(pagus Suevon) gegen die Ostsachsen heranzog, un
zum Flüßchen Mussaha bei Schöningen vordrang, s
sich die Sachsen bei Horoheim über der Ocker und
terhandelten mit den Franken. Nach eben diesem
berief Karl der Große 780 die Häupter der Ostsa
von denen sich viele daselbst taufen ließen [1]. B

[1] *Regino* ad ann. 780. Et multi de Nortlindis bap
sunt in loco, qui dicitur Horheym, ultra Obaccrum fluviu

ich ist dies derselbe Ort an der Ocker, bis zu wel- Karl der Große schon 775 von der Weser aus vor- igen war, wo die Ostsachsen mit ihrem Herzoge oder, wie Regino schreibt, Hassino, ihm Eidschwüre reue leisteten und Geiseln gaben. Es ist kein Zwei- aß dieser alte sächsische Ort, welcher bei Regino in oppelten Schreibart Orhemum und Horheym vor- t*), das heutige Ohrum bei Wolfenbüttel an der ist. Der Fluß Ocker bei den ältesten Chronisten rum, Obacra, scheint die Grenze zwischen zwei tabtheilungen der Ostsachsen oder Ostfalen gewe- n sein, und Horoheim war wahrscheinlich eine ur- Grenzburg. Über Horoheim lief die Grenze zwi- dem im Norden gelegenen Gau Astfalo und dem üden gelegenen Gau Leri, und das Ufer der Ocker wieder diese beiden Gaue von dem im Osten ge- n großen Derlingogau. Hier berührten sich diese Gaugrenzen, und es ist ungewiß, zu welchem Gaue Ort eigentlich gehört habe; ich möchte ihn zum Gau o rechnen. In der Folge verschwindet der Name heim aus der Geschichte, und andre Namen der barschaft: Stederburg im Gau Astfalo, Werla im Leri und Hebesheim (Evesen) im Derlinggau, ge- n historische Bedeutung. (*Aug. Wilhelm.*)

Horologium, s. Uhr.

HOROLOGIUS, OROLOGIUS. (**Alessandre**), alienischer Componist im letzten Viertel des 16. und sten des 17. Jahrh. Zum Anfange des 17. Jahrh. er als Componist in die Dienste des Kaisers von reich gekommen. Von seinen Arbeiten sind zu Ve- 1593 und 94 dreistimmige Canzonetten in zwei Bü- und 1627 ein Motettenwerk erschienen; ferner zu städt 1597 fünf- und sechsstimmige Intraden †). (*G. W. Fink.*)

HORONAIM oder genauer nach dem Hebräischen onajim (חֹרֹנַיִם), Name einer bei Jesaias (Cap. 15, d Jeremias (Cap. 48, 3. 5. 34) erwähnten moa- en Stadt, welche an einem Abhange lag und bei Jo- s Ὀρῶναι heißt. Ihr Name bedeutet wol zwei Höhlen Chor (חֹר), Loch, Höhle. (*A. G. Hoffmann.*)

Horopter, s. unt. Licht.

HOROS, HORUS auch **Orus**, der Letzte in der r Ordnung der ägyptischen Götter, welche durch die er regierten, von welchem die Regierung auf irdi- Könige überging [1]). Er war den Ägyptern Genius Sonne, wie den Griechen Helios [2]). Dürfte sein aus dem Hebräischen [3]) abgeleitet werden, so würde Licht deuten, käme er aus dem Arabischen [4]), so er große Hitze [5]) bezeichnen; er ist aber unstreitig schen Ursprungs [6]) und bezeichnet den König des Tages, die Sonne. Es ist in den Mythus von diesem Gotte soviel Griechisches gezogen, daß das ursprünglich Ägyptische kaum heraus zu finden und bei dem Mangel genauer und hinreichender Nachrichten das darüber schwe- bende Dunkel zu erhellen ist.

Als Osiris durch die List des neidischen Typhon um's Leben gekommen war, konnte Niemand, als der zurückge- bliebene Sohn, Horus, Rächer desselben sein. Typhon mochte diesen fürchten, ließ Horus auch aufsuchen, fand ihn aber nicht; denn Isis hatte ihn der Nährmutter Leto auf einer Insel bei Buto anvertraut [7]). Doch soll er ihn nach Diodor [8]) gefunden und, wie seinen Vater, in den Nil geworfen haben, dieser aber, von seiner Mutter ins Leben zurückgerufen, unsterblich gemacht und von dem ins Leben zurückgekehrten Vater in der Kunst, Krieg zu führen, unterrichtet worden sein. Aus allen Nomen sam- melt Horus seine Getreuen und führt sie in den Kampf, aus welchem die Gerechtigkeit triumphirend hervorgeht. Typhon fällt lebendig in Horus Hände und wird als Gefangener unter Isis Aufsicht gestellt. Mitleidig ent- läßt diese ihn den Fesseln. Entrüstet über diese strafbare Milde vergißt Horus sich selbst und entreißt der Mutter Königin vom Haupte das strahlende Diadem. Der ent- kommene Typhon sucht bei den Unterthanen die könig- liche Abstammung des Horus zu verdächtigen und ruft eine Versammlung zusammen. Umsonst, die Wahrheit siegt. Typhon bewaffnet sich wieder und beginnt neuen Krieg. Zwei Schlachten liefert er und in der letztern bei Antäum wird er völlig besiegt und der Regierung be- raubt, die er sich unrechtmäßig angemaßt hatte. Mit seinen Schwarzen muß er in die Wüste fliehen. Horus besteigt den Thron und ist der letzte Götterkönig der drit- ten Dynastie.

Horus bezeichnet wie Arueris und Harpokrates die Sonne, ist Sonnengenius [9]); diese Söhne des Osiris ordnet Plutarch so, daß Arueris der Ältere und Horus der Jüngere sei; Horus und Harpokrates faßt er als einen auf [10]). Viele unglückliche Deutungen bei Griechen und Römern fand der Mythus aus Unkunde der ägyptischen Sprache und der plastischen Darstellung. Man denkt sich unter Horus, Osiris Rächer, die verjüngte, wieder- kehrende Sonne, mit welcher auch der Nil mit seiner Segensfülle wieder zurückkommt; darum ist er Wohl- thäter Ägyptens [11]); Typhon dagegen, das Meer, ist nei- disch auf alles Gute und sucht es zu verderben. An

---

*) *Regino* Chron. ad ann. 747 et 780.
†) Gerber's alt. Lex.
1) *Herodot.* II, 142. 2) *Macrob.* Saturnal. I, 21. Apud es Apollo, qui est Sol, Horus vocatur. *Horapollo* I, 17. 3) Or (אוֹר) Licht. 4) harr, große Hitze. Creuzer, K. 1. Th. 5) Mehre Ableitungen sammelt *Jablonski*, Aegypt. T. I. p. 224. 6) *Jablonski* l. c.

7) *Herodot.* II, 144. 8) I, 25. 9) *Photius*, Bibl. Cod. CCXLII. col. 1049. *Suidas* unter d. W. Ἡραΐσκος und Διαγνώμων. *Plutarch*, De Isid. et Osir. p. 335. 10) *Jablonski*, Panth. Tom. I. p. 215. 216. Ihre Deutung versucht *Macrob.* in Saturnal. I, 18. Hae autem aetatum diversitates ad solem referantur, ut parvulus videatur hiemali solstitio, qualem Aegyptii praeferunt, ex adyto die certa; quod tunc brevissimo die, veluti parvus et infans videatur; exinde autem procedentibus augmentis, aequinoctio vernali similiter atque adolescentis adipiscitur vires, figuraque juvenis ornatur; postea statuitur ejus aetas plenissima effigie barbae solstitio aestivo, summum sui consequitur augmentum. Exinde per diminutiones dierum veluti senescenti, quarta forma deus figuratur. 11) *Heliodor.* Aethiop. IX, 366. C. ed. Lugd.

der Küste fürchtete man das unwirthbare Meer wie am Flusse den Krokodil und Hippopotamos. Außerdem gehörte auch die Dürre, der Wind, die Wüste, die Finsterniß, kurz alles Schädliche und Verderbliche in der Natur dem Typhon an [12]). Die gegenwirkende Kraft ist außer Osiris dem Urheber des Guten [13]), Horus als Wiederhersteller desselben (als Rächer des Vaters). Man schrieb ihm deßhalb das Gedeihen der Saaten und reiche Ernten zu [14]); dachte ihn als den Herrn der Jahreszeiten, besonders in Beziehung auf das Anwachsen und die Abnahme des Nils [15]). Dahin muß auch die besondre und sicher spätre Ansicht desselben als Priapos gedeutet werden, der als Mensch gebildet, das Scepter in der Rechten und den Phallos in der Linken hält und beflügelt ist [16]). Man bezog aber auch die Mythe vom Osiriskriege auf Erscheinungen am Himmel. Ist Osiris die Sonne [17]) während ihres Laufes vom Zeichen des Krebses bis zu dem des Steinbocks, so ist Horus, in welchem er sich verjüngt und welcher glücklichere Zeiten zurückbringt, die sich wieder der obern Erdhälfte nähernde Sonne [18]). Demnach ist Osiris der Vieläugige (*πολυόφθαλμος*), angeblich Übersetzung des ägyptischen **Os** (viel) und **Isi** (Auge) [19]). Wenn Typhon als Lichtfeind und Verderber gilt, welcher keine Zeiteintheilung, keine Ordnung im Leben wissen will [20]), so ist die Bedeutung und Wirksamkeit seines Überwinders Horus eine entgegengesetzte. Auch hierbei blieb man keineswegs stehen, sondern wendete den Mythos auch auf andre Erscheinungen am Himmel an. So ist Helios der eigentliche Vater des Horus und auch des Osiris [21]), und Herr der Jahreszeiten und des Himmels [22]).

Die historische und allegorische Erklärung folgte jenen Auffassungen nach. Wer bis auf den kleinsten Umstand den Mythos gedeutet und ins Wunderbare gemalt haben will, lese Synesios [23]). Nach einigen Nachrichten mußte Horus, welcher als Krieger mit der Lanze erscheint, nicht blos dem Typhon mehre Schlachten liefern, sondern dieser siegte auch, riß ihm ein Auge aus und tödtete ihn sogar [24]). Scheinbare Widersprüche, deren Grund darin liegt, daß man Osiris und Horus für einen nahm. Die allegorische Erklärung findet in Typhon die Uncultur, das Sittlich-Schlechte im Gegensatze des Osiris; ihr Krieg ist ein Kampf zwischen dem Guten und Bösen [25]), selbst zwischen der Harmonie und dem Misklange, welche Hermes einigt, als er Horus zu Hülfe gesandt mit Typhons Sehnen seine Leier besaitete [26]).

Des neuesten Erklärers, **Creuzer's**, Ansicht [27]) ist folgende: Horus ist die Sonne in der Sonnenwende. Vom April bis dahin herrschen in Ägypten trockene, sengende Hitze, Seuchen und Pest; die Erde ist verbrannt; die Gewächse lechzen nach Erquickung, d. h. Typhon herrscht. Horus, die Sommersonnenwende, lockt den Nil aus seinem Felsenbette, die Wasser treten über das Erdreich, der Boden wird erquickt; Gluth und Seuchen, Schlangen und schädliches Gewürm verschwinden. — Aus Horus entstand der Griechen Apollon, der den Drachen Python tödtet. Apollon, die Sonne im Sommersolstitium, verbreitet Licht und Wärme.

Verehrt wurde Horus vorzüglich in zwei Städten Ägyptens, die von ihm sogar den Namen Apollinopolis, das große und kleine, erhielten. In dem ersten befinden sich noch bedeutende Ruinen, auch im alten Hermonthis [28]), jetzt Erment am linken Nilufer, wo von seinem Tempel noch fünf Säulen des Porticus und drei innere Gemächer stehen. In den letztern finden sich viele Darstellungen seines Mythos [29]). Am rechten Ufer des Nils hatte er im ehemaligen ombitischen Nomos einen Tempel, von welchem zu Koum-Ombo Trümmer und darin Horus mit dem Falkenkopfe und Typhon zu sehen sind. Auf einer schwimmenden Insel im See Chemnis bei Buto scheint er auch ein besondres Orakel gehabt zu haben [30]). Dargestellt wird er als Kind zugleich mit Helios und der Leto [31]); als Jüngling erhebt ihn Leto auf den Thron und setzt ihm die Krone auf [32]). Gewöhnlich sitzt er mit der Peitsche in der Hand auf dem Kelche der Lotosblume zwischen dem bewaffneten Chon und der Bärin, wonach er den Genius der aufgehenden Sonne bezeichnen solle [33]). Als Gott der Ernte und Beförderer des Wachsthums sitzt er gewöhnlich auf dem Schooße der Isis und nimmt die Gaben seiner Verehrer an. So auf dem großen Relief in der Grotte von Ilithyia [34]). In diesem Sinn ist er der Sohn der ägyptischen Ceres, Isis, und wird in nackter Knabengestalt mit dem Füllhorn im linken Arm und dem Zeigefinger der Rechten gegen den Mund haltend, gebildet. So unzählige Mal auf altägyptischen Monumenten im Museum Borgia, wo er auf dem Krokodil reitet, über dem Kopfe die Maske des Phtha hat, und in einer Hand zwei Schlangen, den Scorpion und Löwen, und in der andern die Schlangen, den Scorpion und den Steinbock hält. Auf dem Krokodil steht er als Herr von Ägypten oder dem Nil; die Thierzeichen beziehen sich auf die Monate, wo der Nil im Löwen anwuchs, und auf den höchsten Punkt im Scorpion zu

---

12) *Plutarch*, De Isid. et Osiride. p. 369. A. 13) *Jamblich*, Myster. Sect. 8. c. 3. *Plutarch* l. l. 368. A. 14) *Aelian*, De nat. animal. XI, 10. 15) *Hermapion* bei *Ammian. Marcell.* XVII, 4. *Horapoll.* I, 17. 16) *Suidas* u. d. W. *Πρίαπος: τὸ ἄγαλμα τοῦ Πριάπου τοῦ Ὥρου παῤ Αἰγυπτίοις κεκλημένου, ἀνθρωποειδὲς ποιοῦσιν, ἐν τῇ δεξιᾷ σκῆπτρον κατέχον· ὡσανεὶ παῤ αὐτοῦ φανεῖσαν τὴν ξηρὰν καὶ τὴν θάλασσαν. Ἐν δὲ τῇ εὐωνύμῳ κρατοῦν τὸ αἰδοῖον αὐτοῦ ἐντεταμένον. Διότι τὰ κεκρυμμένα ἐν τῇ γῇ σπέρματα φανερὰ καθίστησι. τὰ δὲ πτερὰ τὴν ταχύτητα τῆς κινήσεως δηλοῖ. — ταὐτὸν γὰρ τῷ ἡλίῳ δοξάζουσι.* 17) *Diodor. Sic.* I, 11. *Macrob.* Saturn. I, 21. *Larcher* zu *Herodot.* II, 144. 18) **Hug**, Untersuchungen üb. d. Mythos rc. S. 28. 128. 19) *Plutarch* l. l. 355. A. 20) *Plutarch* l. l. 371. B. 372. A. 21) *Plutarch* l. l. 355. 22) *Hermapion* bei *Ammian. Marcell.* XVII, 4. 23) De provident. 1. 24) *Diodor.* I, 25. 25) *Plessing*, Memnonium. p. 337, 23.5

26) **Drumann**, Inschrift von Rosette. S. 136—145. *Gisb. Cuperi* Harpocrates s. explicatio imagunculae argenteae perantiquae etc. Traj. ad Rhen. 1687. 4. 27) Symbol. u. Myth. 1. Th. S. 276 fg. 28) *Strabon.* XVII. p. 815—817. 29) v. **Minutoli**, Reise. S. 275. 30) *Herodot.* II, 83, 144, 155. 31) **Hirt**, Bildung d. ägypt. Gotth. Taf. 1. Fig. 1—4. 32) Ebend. Fig. 6. 33) Taf. 2. Fig. 14 u. 16. 34) Taf. 10. Fig. 68.

ufang, und im Steinbocke das Land wieder vom frei wurde. Phtha schwebt über ihm als höch= hützer von Ägypten. Horus in Priapischer Gestalt noch auf einem Torso von Basanit im Museo vor [35]). Ganz dem griechischen Apollon nachge= thront Horus neben einer Göttin und eine andre lt ihn mit Harfenspiel auf zwei schönen Reliefs ild [36]), obgleich die Griechen die Harfe der Ägyp= diese die griechische Leier nicht gebrauchen. Auch tengerichte des Osiris ist Horus Beisitzer, sitzend n Augurstabe, in der Hand die Peitsche und den nger der rechten Hand gegen den Mund haltend [37]). mmt Horus im Werke der franz. Expedition vor, r Locke und einem kleinen Bärtchen am Kinne, alse bis zu den Füßen mumienartig eingewickelt, e Hände frei oder in denselben Scepter, Peitsche, tab rc. [38]). Ähnlich sind die Figuren auf der tabula bei Hirt gebildet [39]).

alken waren dem Horus heilig [40]), wie sie Apollon= heilig waren. Nach Buto mußten alle Falken be= werden, wie man sie in Helios Tempeln leben= terhielt. Man sieht Horus auch mit dem Falken= oder auch unter demselben. Auf dem bekannten im Museo Borgia nährt den kleinen Falkengott einer Laube von Lotosblumen unter dem Schutze . Ebenso gebildet sitzt er zwischen den Hörnern eiligen Kuh auf einem Relief in Hermonthis [41]). n dieser Gestalt bekämpft er Typhon mit einem pfe; er hält ihn bei den Ohren und schlägt ihn. nd Nilpferd waren dem Typhon heilig [42]). Unter mischen Kunstdenkmälern findet man Horus in mit dem Füllhorn und dem Zeigefinger gegen und. (*Schincke.*)

IOROS (Ὅρος), war bei den Valentinianern der Harmonie, Ordnung und Einheit auf allen des Daseins. Der Urvater erzeugte den Horos den νοῦς nach seinem Bilde ohne συζυγία. Der hatte eine doppelte Wirksamkeit. Er hielt nicht die Äonen von dem Eindringen in die unergründ= latur des Bythos zurück, sondern auch die unge= n Wesen außerhalb des Pleroma vom Eindringen selbe durch die Kraft des von ihm ausgesprochnen en Namens Jao. Die Valentinianer gaben dem zwei Energeien. Insofern er befestigt und stützt, σταυρός, insofern er theilt und trennt (διορίζει) *). Horos hatte auch den Beinamen ὁροθέτης. (*G. Rathgeber.*)

HOROS (Biogr.), 1) wird so von Apollodoros einer der 50 Söhne des arkadischen Königs Lykaon genannt. Doch vermuthet Heyne, daß Ὅρον nur aus Οἰνωτρόν verderbt sei [1]).

2) H. aus Samos, soll nach der unzuverlässigen Angabe eines Kirchenvaters ein Schriftsteller gewesen sein, der vor Homer, aber später als Moses lebte [2]).

3) So wird von Fabricius der Name eines von Galen erwähnten Schriftstellers geschrieben. Galen sagt: „Von der Zubereitung der zusammengesetzten Gifte zu handeln, dünkt mir nicht löblich zu sein, obschon Viele sie beschrieben haben, wie Orpheus, welcher der Theolog genannt wird, Oros der Mendesier, der jüngre (Ὦρος ὁ Μενδήσιος ὁ νεώτερος), und der Athenier Heliodoros, der Tragiker, auch Aratos und einige andre Schriftsteller. Man muß zwar diese Leute bewundern, daß sie in Versen hierüber geschrieben haben, aber doch ein Verdammungsurtheil über sie aussprechen, daß sie überhaupt von solchen Dingen gehandelt haben [3])." Es wäre also der Name des Mendesier nicht Horos, sondern Oros. Daniel Clericus hielt Galens Stelle für verderbt und meinte, daß der Schriftsteller den Mendesier Bolos verstanden habe, einen demokritischen Arzt, der später als Theophrast lebte. Andre ziehen vielleicht vor, den von Galen erwähnten Schriftsteller für eine Person mit dem aus Aëtios bekannten Mendesier Horos zu halten.

4) H. der Mendesier. Aëtios hat das Recept seines Enneapharmakon erhalten, welches bei angegriffnen Nerven zum Geschwüre bringt und erweitert. Es wurde auch bei Gefäßschmerzen angewendet [4]).

5) So lautet in einem Scholion zu Homer, worin Schreibweise und Betonung des Wortes μητίετα besprochen werden, der Name eines Grammatikers [5]). Es ist aber derselbe nur unrichtig geschrieben und auch in der neusten Ausgabe des Scholiasten steht Ὦρος [6]). Die Namen der von Suidas und in sehr vielen Stellen des Etymologicum magnum erwähnten Grammatikers sind allezeit Ὦρος geschrieben. S. diese Encykl. unt. Oros. Noch andre des Namens s. unt. Horus. (*G. Rathgeber.*)

Horosco (Johann und Sebastian de), s. Covarruvias.

HOROSCOPUS, Ascendens oder Ascendent, heißt in der Astrologie der in der Geburtsstunde aufgehende Punkt der Ekliptik. Da es den Alten an Hülfs=

) Taf. 10. Fig. 74. 36) Description de l'Égypt. Tom. 3. fig. 2. 3. Hirt, Taf. 10. Fig. 75, 76. 37) Hirt, Fig. 24. 25. 38) Descript. Tom. III. pl. 37. Fig. 1. Fig. 8 bei Hirt, Taf. 8. Fig. 58. Taf. 11. Fig. 81. f. 10. Fig. 77, 78. 40) *Aelian*, De nat. Anim. X, 14. script. Tom. I. pl. 95. Fig. 8 bei Hirt, Taf. 10. Fig. 79. utarch, De Isid. et Osir. 362, 363, 371. *Herodot.* II,

S. *Epiphanii*, Adv. haeres. lib. I. Op. ed. *Dion. Pe-* I. (Colon. 1682.) p. 181. A. Neander, Genet. Ent= g der v. gnost. Syst. (Berl. 1818.) S. 109—117. *J. Mat-* *ter*, Histoire crit. du Gnosticisme. Tom. II. (Paris 1828.) p. 123—134.

1) *Apollod.* III, 8, 1. p. 301. 2) *Tatian.* or. ad Graec. ed. *Worth.* (Oxon. 1700.) p. 137. 3) *Galen.* de antidot. II, 7. Oper. *Hippocr.* et *Galeni.* T. XIII. (Lut. P. 1679.) fol. p. 908. 4) *Aetii* medici Gr. contractae ex vet. med. tetrabibl. a *J. Cornario* in Lat. s. c. T. IV. (Lugd. 1560. 12) p. 520, oder Tetrab. IV. Sermo 3. et ex ordine 15. cap. 15. In dem Abschn De myocephalis liest man: Collyrium Hori faciens ad myocephala cum Theodorio. Facit et ad diuturnas tenues fluxiones. ib. Tetr. II. S. III. et ex ord. VII. cap. 33. T. II. p. 483. 5) Schol. Marc. ad Hom. Il. I, 508. 6) Scholia in Homeri Iliad. ex rec. *J. Bekkeri.* T. I. (Berol. 1825. 4.) p. 40.

mitteln fehlte, in ihren Beobachtungen vom Meridian auszugehen, wie die neuern Astronomen; so wählten sie dafür die sinnlichern, aber weniger genauen Beobachtungen am Horizonte. Besonders war ihnen zu mehren Problemen in der sphärischen Astronomie und deren Auflösung, unter andern zu Bestimmung des Stundenwinkels, der auf- oder untergehende Punkt der Ekliptik und seine Vergleichung mit dem Äquator wichtig. Dieses Verfahren, am Horizonte zu beobachten, wandten die Astrologen bei Bestimmung der Geburtsstunde eines Menschen an, und behaupteten, daß dieser Punkt des Sonnenwegs auf das Schicksal des Menschen einen entschiednen Einfluß habe. Den Einfluß bezeichneten sie mit mancherlei Bildern, wie die Phantasie und eine verdorbene Philosophie ihnen dieselben eingab, und auf welche man überall in astrologischen Schriften stößt. *(Schaubach.)*

HORP (Le), Dorf und Hauptort eines Cantons im Bezirke von Mayenne des franz. Dep. der Mayenne, unweit des kleinen Flusses Aisne. Es zählt 242 Häuser, wovon aber nur wenige um die Kirche versammelt stehen, die andern aber sehr weit zerstreut sind und wie andre Dörfer dieser Gegend ihr Feld um sich her liegen haben. Der Einwohner sind 1650. *(Klaehn.)*

HORPISCHTA, Marktflecken im osmanischen Ejalet Dschesair, Sandschak Galipoli, am Ufer des Sees von Keßrje, mit bulgarischen Einw. *(Stein.)*

HORREA, 1) ein Ort in der Provinz Byzacium (Africa propria) an der Grenze von Zeugitana, 30—32 römische Meilen östlich von Putput und 10—18 westlich von Hadrumetum gelegen; das jetzige Erklia. Auf der Tabula Peutingeri findet man es „Ad Horrea," im Itiner. Antonini „Horrea Caelia" und bei Augustin contra Donat. VII. 31. „Horrea Celia," geschrieben; Hilarinus aber unterschreibt sich auf der 7ten carthagischen Synode als Gesandter der Provinz Byzacium mit dem Zusatz „Orreocelensis" [1]).

2) Horrea Margi, ein Ort am östlichen Ufer des Margus (woher der Beiname) in der Landschaft Moesia superior, 27 römische Meilen von Idimum und 24 nördlich von Pompejus, auf dem Wege von Viminacium nach Serdica gelegen, angeblich das jetzige Morava-Hissar in Servien. Im Itinerar. Hiersol. heißt er Dromago und bei Ptolemäus Ὀῤῥεα, Orrea [2]). *(R.)*

HORREBOW, 1) Peter, ein berühmter Astronom, geb. zu Løgstör im jütländischen Amte Aalborg im J. 1679. Die Armuth seiner Ältern machte es ihm vor seinem siebzehnten Jahre unmöglich, sich seinem Hange zu den Wissenschaften hinzugeben. Erst 1696 bezog er die gelehrte Schule zu Aalborg, wo er in seinen Mußestunden sich durch Reparatur musikalischer und mechanischer Instrumente und durch Petschaftstechen einiges Geld verdiente und dabei manche Handgriffe erlernte und Fertigkeiten erwarb, die ihm in der Folge bei der Behandlung astronomischer Werkzeuge sehr zu Statten kamen.

1) *Cellarius*, Not. Orb. antiq. Tom. II. lib. IV. cap. 4. p. 133, 146. Möller, Wörterbuch der alten — — Geographie u. d. W. Ad Horrea. 2) *Cellarius* l. c. Tom. I. lib. II. cap. 8. p. 579. Möller u. dem Worte.

Im J. 1703 bezog er die Universität zu Kopenhagen und wurde bald mit dem berühmten Astronomen Ole Römer bekannt, welcher ihn in sein Haus aufnahm und ihn in der Theilung und dem Gebrauch astronomischer Instrumente unterrichtete. Nach fünfjährigen, besonders mathematischen und philosophischen, Studien wurde H. im J. 1704 Baccalaureus der Philosophie und mußte 1705 zur Erlangung eines gewissen Stipendiums auch ein theologisches Examen bestehen. Im J. 1707 wurde er Erzieher des jungen Baron von Kraghe in Jütland, kehrte aber 1711 nach Kopenhagen zurück, wo ihn seine Dürftigkeit nöthigte, das Amt eines Zollvisitators anzunehmen. Drei Jahre blieb er in diesem Amt und vollendete in dieser Zeit seine Euklidische Geometrie, welche er dann dem Könige von Dänemark, Friedrich IV., überreichte. Bald darauf im Nov. 1714 erhielt H. die Lehrstelle der Astronomie an der Universität zu Kopenhagen. Diese Stelle bekleidete er 30 Jahre mit Ruhm, bis ihn Altersschwäche nöthigte, zu Gunsten seines Sohnes Christian zu resigniren. Erst im J. 1716 erhielt H. den Grad eines Magister artium und 1725 wurde er auch zum Doctor der Medicin creirt. Neben der Astronomie lehrte H. die Physik nach den Cartesianischen Grundsätzen, sowie er auch in der Astronomie stets die Cartesischen Wirbel dem Newton'schen Systeme vorzog. Als Peter der Große sich im J. 1716 in Kopenhagen aufhielt, mußte H. regelmäßig an dessen Tafel speisen, um den Monarchen über astronomische Gegenstände zu unterhalten. Der Kaiser fand viel Vergnügen an diesen Unterhaltungen und bot unserm H. zu wiederholten Malen eine Stelle in Petersburg unter sehr vortheilhaften Bedingungen an, wohnte auch oft den astronomischen Beobachtungen bei, und übte sich zuweilen selbst darin. Seine meisten Beobachtungen scheint H. zwischen den Jahren 1716 und 1720 gemacht zu haben, spätre finden sich in seinen Werken nicht. Es war H.'s Hauptzweck, das bekannte Römer'sche Triduum für den astronomischen Gebrauch bequemer zu machen und die dabei nöthigen Correctionen genau zu bestimmen. H. gab sich besonders viel Mühe, um aus diesem Triduum und den übrigen Beobachtungen Römers über die Fixsterne die Parallaxe der Erdbahn gegen die Fixsterne abzuleiten. Den ersten Versuch der Art machte er in seinem Copernicus triumphans im J. 1727. Einen hierin begangenen Fehler, den ihm de l'Isle bemerklich machte, verbesserte er in der Ausgabe seiner Werke vom J. 1741. Aus diesen Werken sieht man, daß das sogenannte Passageninstrument von Römer im J. 1690 erfunden ist. Eine der bemerkenswerthesten Ideen Horrebow's ist die in seinen Werken mitgetheilte Methode, die Polhöhe vermittels zweier Sterne zu finden, welche beinahe gleiche Abweichung, der eine gegen Süden, der andre gegen Norden, haben, wobei der Einfluß der Refraction und der Theilungsfehler des Quadranten ganz vermieden wird. Dieser Methode haben sich Hell auf der Insel Wardoe und Niebuhr auf seinen Reisen in Arabien mit Nutzen bedient. Gegen Ende seines Lebens wurde H. etwas hypochondrisch und eingenommen gegen die von jüngern Astronomen ge-

machten Entdeckungen und Erfindungen, wenn diese nicht eine Fortsetzung der Römer'schen und seiner eignen waren. Er starb den 15. April 1764.

Ein Verzeichniß seiner Schriften findet man in *Bernoulli's* **Nouvelles littéraires de divers pays** (Cahier III. p. 62—71.), woraus auch diese biographische Notiz entlehnt ist, vgl. **Biographie universelle T. XX.** p. 577—578. (Art. von *Weiss.*)

2) **Christian Horrebow**, Sohn und Nachfolger des vorigen, starb den 19. Sept. 1776, 58 Jahr alt. Man hat von ihm eine sphärische Trigonometrie und ein Paar astronomische Werke, worin er sich ganz an Römer und an seinen Vater anschließt, s. Biograph. univ. a. a. O. (*Gartz.*)

3) **Nicolaus**, geb. 1712 und gest. 1760 zu Kopenhagen, bekleidete seit 1739 die Stelle eines Beisitzers bei dem Hofgerichte seiner Vaterstadt, später bei dem höchsten dortigen Gericht, und hat sich durch eine Reise nach Island rühmlich bekannt gemacht, welche er 1750 im Auftrage der dänischen Regierung unternahm, um den Zustand der Insel genau zu erforschen. Er entledigte sich dieses Geschäftes während eines zweijährigen Aufenthalts auf Island *mit* Umsicht, und die Resultate seiner Forschungen *wurden auch* durch den Druck allgemein zugänglich und nützlich. Seine „Zuverlässigen Nachrichten von Island" erschienen zuerst dänisch, aber auch in einer teutschen (Kopenh. 1753.), englischen [Lond. 1758. Fol. [1])] und französischen (Paris 1764. 2 Vol. 12.) Übersetzung; die letzte ist aus der teutschen hervorgegangen. Die Beschreibung ist äußerst genau und sorgfältig; die beigegebene Karte ist nach den Aufnahmen königl. dänischer Ingenieure gefertigt und die wahre Lage Islands ist erst durch H. bestimmt. Er bestreitet besonders die Irrthümer Anderson's und Blefken's. Sein Styl könnte präciser und concinner sein; auch ist der spaßhafte Ton, welchen er liebt, dem Gegenstande wenig angemessen [2]). (*R.*)

Horremi, Horremiten, s. **Chorremi, Chorremiten** im Art. **Babek.**

HORREUM war eine in der Landschaft Molossis, dem südlichsten Theile von Epirus, gelegene Stadt, welche nach des Perseus Niederlage von den Römern eingenommen wurde. Sie gehörte zu den wichtigsten Städten des Landes, welche den Römern zu widerstehen Anfangs die Miene annahmen. Liv. XLV, 26. (*Kanngiesser.*)

HORRHEIM, ein evangelischer Marktflecken im Königreiche Würtemberg, im Neckarkreise und Oberamte Vaihingen, mit 1460 Einwohnern. Der Ort liegt an dem Flüßchen Metter und war einst ein zur Grafschaft Vaihingen gehöriges Städtchen. (*Memminger.*)

Horrimäer, s. **Chorremiten** im Art. **Babek.**

HORRION (**Johann**) war in der Dióces Lüttich 1575 geb., trat 1591 in den Jesuiterorden, legte die vier Gelübde ab und studirte Theologie zu Rom. Er erwarb sich viele Fertigkeiten in der Dicht- und Redekunst, lehrte die Philosophie, nachher auch Moral und scholastische Theologie zu Mainz, Paderborn, wo er Kanzler der Universität war und an andern Orten, war auch Kanzler bei der Universität zu Osnabrück, krönte daselbst die ersten Doctoren, wurde in wichtigen Angelegenheiten nach Rom gesandt und starb zu Cöln den 21. Aug. 1641. Er hat das 33ste Buch von Livius, welches in der Bibliothek der bambergischen Domkirche gefunden wurde, zuerst bekannt gemacht, und da es Fr. Bartholinus, dem er es mitgetheilt hatte, zu Rom fehlerhaft abdrucken ließ, gab er es selbst richtiger (Paderborn 1607.) heraus. Er schrieb auch: **Vita b. Aloysii Gonzagae S. J.** (Colon. 1608.), übersetzte aus dem Spanischen **Commentar. prudentiae Sandovalii de Sanctis, Leandro, Isidoro, Florentio**, welche in **Sideribus Chph. Broweri** steht. Außerdem ist von ihm noch bekannt **Panegyricus de Natali Academiae Paderbornensis 1616. rec.** [Amstelod. 1672. 4.*)]. (*Rotermund.*)

HORROCKES oder **HORROX** (**Jeremiah**), ein verdienter englischer Astronom, geb. um das J. 1619 in der Grafschaft Lancaster von unbemittelten Ältern. Er erhielt seinen ersten Unterricht in einer sogenannten Grammar School auf dem Lande und besuchte nachher eine Zeit lang das Emanuelcollege zu Cambridge. Um das J. 1633 fing er an sich mit Astronomie zu beschäftigen. Weil er sich aber damals bei seinem Vater in Toxteth nahe bei Liverpool aufhielt, also von London und von den beiden englischen Universitäten ziemlich weit entfernt war, und nur geringes Vermögen besaß, so fehlte es ihm fast an allen literarischen Hülfsmitteln. Die Progymnasmata Phil. Lansberg's, welcher die Übereinstimmung seiner Rechnungen mit den Beobachtungen aller Jahrhunderte rühmt, waren fast das einzige Buch, aus welchem H. seinen ersten Unterricht in der Astronomie schöpfte. Diesem Autor schenkte H. zu seinem großen Schaden, wie er später einsah und eingestand, Anfangs unbedingtes Vertrauen, und berechnete Ephemeriden nach dessen Hypothesen, ohne Rücksicht auf Brahe und Kepler, und ohne, wenigstens vor dem J. 1635, selbst Beobachtungen anzustellen. Im J. 1636 wurde H. mit William Crabtree, einem jungen Astronomen, der sich zu Broughton nahe bei Manchester aufhielt, bekannt und durch Gleichheit der Studien innig befreundet; obgleich, bei einer Entfernung von 24 engl. Meilen, der Umgang beider Freunde mit einander fast immer nur durch Briefe stattfinden konnte, die sie dann aber desto fleißiger schrieben. Beide hatten außer Samuel Foster, welcher Lector der Astronomie am Greshamcollege zu London war, keinen Bekannten, den sie über ihr Studium um Rath fragen konnten; aber durch ihre gegenseitige Mittheilungen feuerten sie einander zur Anschaffung astronomischer Bücher, zur Verfertigung von Instrumenten und zu fleißigen Beobachtungen an. Crabtree's Warnung veranlaßte auch unsern H., sich nicht mehr so sehr auf Lansberg zu ver-

1) Watt (Biblioth. Brit. Tom. I. p. 517.) legt sie irriger Weise Peter Horrebow bei. 2) Biograph. univers. Tom. XX. p. 578 (Art. von *Eyriès*) und Adelung's Zus. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 2150.

*) S. *Harzheim*, Bibl. Col. p. 181. *Alegambe*, Bibl. script. Soc. Jesu. p. 250. *Andreae*, Bibl. Belg. p. 580.

lassen, welchem er früher mehr als seinen eignen Beobachtungen und Rechnungen getraut hatte. Horrox untersuchte nun sorgfältig sowol die Tafeln Lansberg's als die Grundlagen derselben, und fand bald, daß Lansberg's Hypothesen nicht miteinander übereinstimmten und die den Tafeln desselben zum Grunde liegenden Theorien nicht immer hinreichend erwiesen, ja oft nicht einmal erweislich seien; ferner daß Lansberg's Zahlen gar nicht wirklich, wie dieser sich rühmt, mit den zu verschiednen Zeiten angestellten Beobachtungen in Einklang zu bringen seien. Dennoch versuchte H. auch jetzt noch auf allerlei Art Lansberg's Zahlen zu corrigiren, um wo möglich dessen Tafeln, mit Beibehaltung seiner Hypothesen, zu verbessern; aber vergebens. Unterdessen hatte sich H. allmälig die Kepler'schen Schriften un ddie Rudolphinischen Tafeln verschafft, deren Vorzüge vor den Lansbergischen er bald erkannte. Obgleich auch die in diesen Schriften enthaltnen Zahlen nicht überall mit den Beobachtungen zusammenstimmten, sodaß er auch hier einige Irrthümer voraussetzen mußte, so nahm er doch die Hypothesen derselben, als der Natur gemäß und auf wahren physischen Gründen beruhend, mit Freuden an, und zweifelte nicht, daß sich mit Beibehaltung der Hypothesen die Tafeln würden verbessern lassen. Diesem Geschäft unterzog er sich seit dem Jahre 1637 und beobachtete und rechnete so fleißig, daß er fast damit fertig war, als ihn Anfangs des J. 1641 der Tod plötzlich hinwegraffte. Leider waren fast alle seine literarischen Arbeiten unvollendet und ungeordnet; nur seine treffliche Schrift: Venus in sole visa Anno 1639 hatte er kurz vor seinem Tode vollendet. Eine Abschrift hiervon kam durch Huyghens an Hevelius, der sie mit seinem Mercurius in sole visus zusammen im J. 1662 herausgab (vergl. den Art. Hövelke oder Hevelius). Seine übrigen nachgelassenen Papiere kamen an J. Wallis, der sie im Auftrage der königl. Societät zu London im J. 1673 in 4. herausgab. H.'s Hauptverdienst bleibt der in der zuerst genannten Schrift beschriebene von ihm und Crabtree beobachtete Durchgang der Venus, welches, so viel wir wissen, die erste Beobachtung dieser Art war, und von H. zwar noch nicht seinem ganzen Werthe nach erkannt, aber doch für die Theorie der Venus schon von ihm selbst sehr verständig benutzt wurde. Die von Wallis herausgegebenen Jeremiae Horroccii opera posthuma enthalten 1) Astronomia Kepleriana defensa et promota (besonders gegen Lansberg gerichtet); 2) Excerpta ex epistolis ad Crabtraeum suum; 3) Observationum coelestium catalogus; 4) Lunae theoria nova, welche letztre von Newton sehr geschätzt wurde. 5) Guil. Crabtraei observationes coelestes. Angehängt sind 6) Joh. Flamstedii de temporis aequatione diatriba und Numeri ad Lunae theoriam Horroccianam. Manche andre Papiere H.'s haben nicht aufgefunden werden können. Wallis sagt darüber: Quid illorum plerisque factum sit, ut etiam quid Crabtrio suo acciderit... nescio. Metuone intestino bello nostro, quod paullo post exortum est, aut alias perierint, quod et evenisse audio. In der epistola nuncupatoria an den bekannten Lord Brounker gibt Wallis einige Nachrichten über H., woraus das Vorstehende dem größten Theile nach entlehnt ist; man vergleiche damit *Huttons* math. and philos. Dict. T. I. p. 606., *Montucla*, Hist. des mathematiques. Nouv. édit. T. II. p. 325. Biogr. univ. T. XX. p. 578. (v. Weiß). *de la Lande*, Bibliographie astron. p. 278. *Delambre*, Hist. de l'astron. moderne T. II. p. 495 fg. (*Gartz.*)

Hörrohr, s. Hörmaschinen.

Horrox (Jerem.), s. Horrockes.

Hörrstein, s. Hörstein.

HORRUES, Dorf an der Senne im Bezirke Mons der niederländischen Provinz Hennegau, hat Mühlsteinbrüche und 1900 Einw. (*R.*)

HORRY, District im nordamerikanischen Staate Südcarolina, grenzt südöstl. an den Ocean, südwestl. an Georgetown, nordöstl. an Nordcarolina und nordwestl. an Marion; ist größtentheils öde Haide mit Nadelholzung und zählte 5025 Einwohner im J. 1820, worunter 1434 Sklaven und 23 freie Farbige. (*R.*)

Horsa, s. Hengist.

HÖRSAAL, AUDITORIUM und EXEDRA der Alten, zu mündlichen Vorträgen und Vorlesungen bestimmter Raum in dem Umfange eines Gebäudes, ist in dem Falle, wo eine bedeutende Größe für ihn nothwendig wird, nach den Gesetzen des Schalles anzulegen und einzurichten. Der Baumeister hat in dieser Hinsicht erstens die Form und Größe des Saales, zweitens die Stelle des Redners, drittens die Anordnung der Sitze für die Zuhörer, viertens das Material der Wände des Saales zu berücksichtigen. Wenn man annimmt, daß ein in c mit lauter Stimme Redender grade vor sich auf etwa 150 rheinlb. Fuß in a, zu beiden Seiten auf 80 Fuß in b und in d, im Rücken auf 60 Fuß in e noch deutlich verstanden wird; so ist hiernach die zweckmäßige Grundform des Saales in Verbindung zweier halben Ellipsen, oder auch zweier ihnen genähert aus Kreisbogenstücken gebildeter krummen Linien, bestimmt, deren die eine a b d die große Axe ad der andern a e d zur kleinen Axe hat.

Das zweckmäßige Verhältniß der Tiefe be eines Hörsaales zu seiner Breite ad würde also wie 21 zu 16, und bei dieser Form die größte Länge eines solchen Saales 210 Fuß, seine größte Breite aber 160 Fuß sein. Der Rednerstuhl aber müßte sich im Durchschnitte c der beiden Axen ad und be befinden.

Bei kleinern Sälen wird es auf Beobachtung dieses Typus um so weniger ankommen, jemehr sich die Abmessungen derselben von den eben mitgetheilten größten Maßen für die Tiefe und Breite eines Hörsaales entfernen. Und es werden ebenso viele rechtwinklige Parallelogramme, als sich innerhalb dieses Typus construiren lassen, hinlänglich zweckmäßige Grundformen für Hörsäle abgeben, wobei dann auch der Rednerstuhl in demselben Verhältnisse immer näher an die Mitte der Rückwand des Saales gestellt werden kann, vorausgesetzt, daß die längere Seite des Parallelogrammes zu solcher Rückwand gewählt wird. Bei größern Sälen hingegen muß nicht nur allein der vorstehende Typus für die Hörsäle befolgt, sondern es müssen auch noch andre, künstliche Mittel zur Verstärkung und zur Vertheilung der Laute angewandt werden, von welchen die einfachern in Folgendem beschrieben sind.

Der Lehr- oder Rednerstuhl muß in kleinern Sälen immer um einige Fuß, in größern aber 6—10 Fuß über dem Fußboden des Saales erhöht liegen. In letztern ist er mit einem Schalldeckel, oder sonst einer zweckmäßigen Vorrichtung zur Herabwerfung und Verstärkung der Stimme zu versehen. Hier findet der Baumeister ein weites Feld, seinen Scharfsinn und seine Kenntnisse zu üben, daß durch dergleichen Anordnungen Construction und Formbildung nicht zum Nachtheile der Festigkeit und Schönheit gefährdet werden. Für beide scheint es sicherer, statt der Schalldeckel die Chor- und Schallgewölbe mit den ihnen angemessenen Nischen zu gebrauchen, wenn es die Lage des Rednerstuhles oder die Umstände der Umgebungen erlauben.

Die Sitze der Zuhörer sind rings um den Katheder nach der Grundform des Saales anzuordnen, und jede hintre Reihe muß sich über der vordern um einige Zolle erheben. Für die Tiefe eines Sitzes werden 3 Fuß bis 3 Fuß 6 Zoll gerechnet, wobei auch ein Pult zum Schreiben stattfinden kann. Es ist der Vollkommenheit der Anlage gemäß, daß außer dem Raum um den Rednerstuhl, und den nöthigen Zugängen von den Thüren her, welche die Reihen der Sitze nach der Axenrichtung oder nach der Tiefe und Breite des Saales durchschneiden, auch hinter jeder Reihe ein wenigstens zwei Fuß breiter Gang bleibe, damit für den Fall bestimmter Plätze kein später Kommender die früher Angelangten störe; andrer durch solche Einrichtung bewirkter, einem Jeden leicht fühlbarer, Vortheile nicht zu gedenken. Zur Beurtheilung der Menschenmenge, die ein Hörsaal zu fassen vermag, wird bei gedrängtem Sitzen auf die Länge einer Bank 1 Fuß 6 Zoll für den Menschen; wenn aber das Schreiben der Zuhörer zu berücksichtigen ist, wenigstens zwei Fuß gerechnet.

Zur Bekleidung der Wände großer Hörsäle sind Holztafeln, noch besser aber Metallplatten, zu wählen, welche über hohle, etwa paraboloïdische, Räume, deren Brennpunkte nächst der äußern Bekleidung liegen, in Füllungen eingelassen werden, und als ebenso viele Tonböden die Verstärkung und gleichförmige Vertheilung der Stimme des Redners bewirken helfen. Auch kann durch ähnliche Anbringung von Schallgefäßen, Schallröhren und dergleichen in den Wänden oder sonst an schicklichen Stellen geholfen werden (vergl. Musiksaal und Theater). Auf gleiche Weise wie die Wände ist auch die Decke des Saales zu behandeln, für welche übrigens die Spiegelgewölbeform die zweckmäßigste ist, indem sie die bedingte Schallvertheilung und passende Formschönheit zu vereinen scheint.

Für die Formbildung der Wände, Decke rc. in Bezug auf architektonische Schönheit bemerken wir also nur noch, daß dieselbe so ausgeführt sein muß, daß das Ganze im Stande wird, das Gemüth zu erheben, ohne die Blicke der Zuhörer auf sich zu ziehen, und hierdurch Veranlassung zu geben, die Aufmerksamkeit von den Worten des Redners oder Lehrers abzuwenden. Um solche Wirkung hervorzubringen, müssen die nöthigen Fußgesimße, Kranzgesimße, Thür- und Fensterbekleidungen einfach, aus wenigen, aber großen, ja kolossalen, Gliedern gebildet werden, sowie sie selbst nur sparsam, aber immer in großen Abmessungen anzubringen sind. Alle Wände und Bänder müssen glatt, ohne Verzierung, bleiben. Höchstens darf eine große Feldereintheilung in erstern stattfin-

den, und in den Gesimßen kann eine ansteigende Welle oder eine Schattenkehle und ein Rundstab, doch jedesmal nur zwischen glatten Gliedern, verziert werden. Die Verzierung selbst aber muß einfach sein, das heißt, aus einfachen, sich wiederholenden Gegenständen bestehen, und diese müssen in großen Zügen ausgeführt sein. Hohe Wandpfeiler und Wandsäulen werden in gewissen Fällen die großartige Wirkung verstärken. Freistehende Säulen und Pfeiler sind der Verbreitung des Schalles nachtheilig. Besonders machen wir auf eine einfache und starke Bildung der Sitze und vor allen des Katheders selbst aufmerksam, warnen aber vor dem abscheulichen Hervorragen desselben aus einer Wand, oder gar aus einem Pfeiler oder einer Säule, und vor den theils unsinnigen, theils verkrüppelten und lächerlichen Formen der Katheder und Kanzeln unsers und der jüngst verflossenen Jahrhunderte. S. übrigens die Artikel Katheder und Kirche.

(*Thomas Alfried Leger.*)

Hörschel (Fluß), s. **Hörsel.**

HÖRSCHELMANN 1) **Ernst Aug. Wilh.**, war zu Großrudstädt, unweit Erfurt, am 29. April 1743 geb., studirte zu Erfurt und Jena, wurde auf letztrer Universität Magister der Philosophie und der philosophischen Facultät Adjunctus, auch Mitglied der teutschen Gesellschaft, ging 1768 als Professor der Geschichte an das Gymnasium zu Reval, und wurde 1772 Rector und Inspector desselben, 1806 lebte er noch. Seine Schriften sind: **Diss. divina punctorum vocalium et accentuum cod. ebr. origo nondum demonstrata (Jenae 1764. 4.); D. II de principiis S. S. interpretandi falsis et veris (Ib. 1767. 4)**; Über die danziger Recensionen des Ömler'schen Werks: Die Stärke der christlichen Religion im Tode ihrer Verehrer (Ebendas. 1768.); Beurtheilung des Clefford'schen Versuchs im philosophischen Denken über die Lehre vom heiligen Abendmahl (Alton. und Hamb. 1768.); **Progr. de operationibus Dei transeuntibus (Reval 1770. 4.)**; Compendium der Philosophie für Anfänger (Ebendas. 1771.); Compendium der Metaphysik (Ebendas. 1773, es ist der 2te Theil des erstern, letztres bekam nur 1773 den neuen Titel); Gedanken von der Menschenliebe gegen Feinde (Ebendas. 1774.); Über die Unveränderlichkeit Gottes, eine Vertheidigungsschrift gegen den Pastor Haller (Ebendas. 1773.); **Commentatio de philosophia rationali (Ib. 1777. 4.)**; Pr. Über die Einschränkung unsrer Selbsterkenntniß und der Macht über uns selbst, nebst den Vortheilen, welche daher entspringen (Ebendas. 1786. 4) und einiges andre, gab auch mehre Jahre das Adreßbuch der revalschen Statthalterschaft heraus [1]). Sein Bruder,

2) **Friedr. Ludwig Anton**, wurde zu Winckel im weimarischen Amte Allstädt am 25. Jan. 1740 geb.; lebte nach vollendeten Universitätsstudien in Jena als schwarzburg-sondershäusischer Advocat, hatte hierauf einige Zeit keinen festen Wohnsitz, trat als gemeiner Sold
preußische Dienste, wurde Gerichtsactuar auf den g
schlaberndorfischen Gütern in Schlesien, hielt sich zu
gensburg, dann zu Osnabrück auf und bekleidete dan
Stelle eines sachsen-weimar. Commissionssecretairs und
leibeamten bei dem Grafen von Stadl zu Grätz sei
Nov. 1792. Seine Schriften sind größtentheils an
erschienen. Die wichtigern sind: Staats- und Lebe
schichte Friedrichs des Großen (Frankf. und Leipz.
bis 1763, 5 Theile); Staats- und Lebensgeschichte
resia der Großen (Erfurt 1761—1762, 2 Theile);
August Wilhelms, Prinzen von Preußen, ein A
aus Pauli (Frankf. 1762); Leben und Charakter p
scher Helden, 2 Stücke (Frankf. und Leipz. 17
Pragmatische Geschichte der merkwürdigen Staatsver
rungen im russischen Reiche (Erfurt 1763.); Ker
Geschichte und Staatsverfassung Großbritanniens (F
und Leipz. 1763.); Beschreibung der Insel und
Cadix, wie auch der Festung Gibraltar (1763.);
graphische Beschreibung des russischen Reichs in E
(Frankf. und Leipz. 1763.); Europäisches Staats-, K
und Friedenslexikon 2 Theile (Ebendas. 1765 und 17
Politische Statistik der vereinigten Niederlande (N
1767. 2 Theile); Genealogische Adelshistorie (1. B
Th. Erfurt 1772, 2ter Th. 1775. Fol.); Samn
verschiedner jetzt florirender adeliger und freiherrl.
lien, Stamm- und Ahnentafeln (Coburg 1774. 2te
Ebendas. 1776. Fol.); Statistische Reichsstiftshan
(Dresd. 1777. Fol.); Jenaische polit. Extrapost fü
Bürger und Landmann. Auf das Jahr 1784; Geschl
folge der Herren von Linsingen (Coburg 1785.
Namenverzeichniß der jetzt florirenden gräfl. freiherrl.
adeligen Familien in Schlesien und Glatz (Glatz
4.); Kurze, aus Actenstücken gezogene Nachricht vo
Beeinträchtigungen, welche die französ. Nationalversa
gegen den Bischof zu Speyer über seine Besitzunge
Elsaß unternommen; Verzeichniß der während des
Interregni erschienenen Staatsmemoires (Ebendas. 17
Compendiöses Reichscomitialadreßbuch (Ebendas.
12.); Neues Reichs-, Staats-, Hand- und Adre
(Regensb. 1791.) [2]).

(*Rotermu*

HORSE-HEADS (Paläozoologie), „Pferdek
nennt man in einigen Gegenden Englands die Trig
welche im Portland-Oolithe vorkommen*).

(*H. Br*

HÖRSEL, HÖRSCHEL, Fluß im coburg
Fürstenthume Gotha, entspringt unter dem Namen
bei Finsterberga im Amte Reinhardsbrunn, gib
Schönau einen Canal (Leinacanal) nach Gotha ab, n
das Schilfwasser, einen Abzugsgraben des Leinaca
das Badewasser auf, heißt von jetzt an Hörsel, verg
sich durch die Lauche, Emse, Erbsstrom und Nesse (die
Eisenach) und fällt bei dem Dörfchen Hörsel (180
in die Werra.

(*G. F. Winck*

---

1) Vergl. Backmeister, Russische Bibliothek. I, 559. II, 319, 328. VI, 115, 119. Meusel, Gelehrtes Teutschland. III. Gadebusch, Liefländ. Biblioth. Fischer, Berichtigungen dazu. S. 194.

2) Meusel, Gelehrtes Teutschland. III.

*) *Parkins*, Organ. remains of a former world. Vo
(Lond. 1811. 4.) taf. XII. fig. 12. *S. Woodward*, Syno
table of the British organic remains. (Lond. 1830.) p. 42

HÖRSELBERG, Berg auf der Grenze der Fürstenthümer Gotha und Eisenach, bei Sattelstädt gelegen, ist 1086 Fuß hoch, gewährt eine schöne Aussicht auf den Inselsberg, die Wartburg und andre interessante Punkte der Umgegend. An ihm ist der Eingang in eine Höhle, Hörselloch, welche noch nicht gehörig untersucht ist. (*G. F. Winckler.*)

Der Hörselberg wird noch bis heute von dem Landvolke bisweilen Venusberg genannt [1]). Die alte Übersicht der Sagen des Heldenbuches sagt: Man vermeint auch, der getreue Eckhart sei noch vor Frau Venusberge, und soll da sein bis an den jüngsten Tag, und warnet Alle, die in den Berg gehen wollen [2]). Die Höhle des Hörselberges bildet nämlich den Eingang zu Frau Holla's unterirdischem Reiche. Vom Hörselberg zieht jährlich Frau Holla in den Tagen von Weihnachten bis zum großen neuen Jahr an der Spitze des wilden Heeres mit großem Lärm und Gebrause durch die Dörfer des thüringer Waldes. Voraus geht der getreue Eckhart mit gezwungenem Stock, und ermahnt das neugierig herzulaufende Volk, aus dem Wege zu gehen und sich nach Hause zu begeben, um sich durch Unvorsichtigkeit kein Übel *zuzuziehen* [3]). Zu Weihnachten, früher dem heidnischen Jolfeste, *waren nämlich* als dem (damaligen) Anfange des neuen Jahres *alle* Geister in großer Bewegung und erhielten Opfer (s. den Art. **Opferfeste bei den Germanen**). Holla ist wahrscheinlich aus Hel, der Göttin des Todtenreichs [4]) gebildet, und aus der Sage vom Hörselberg als Sitze des wüthenden Heeres läßt sich schließen, daß man in der Heidenzeit glaubte, die Höhle des Hörselberges sei der Eingang zum Todtenreich, und aus ihr kämen zum Anfange des neuen Jahres die Geister, und hielten einen Umzug, um die Todtenopfer, welche die entfernt Wohnenden am Berge selbst nicht bringen konnten, in Empfang zu nehmen. Die christlichen Geistlichen, welche das Heidenthum nicht vernichten, sondern nur besiegen und christlich umwandeln konnten, legten den Sitz des Fegefeuers in den Hörselberg, der seinen Namen nicht von der Hörsel, sondern bei dieser Gelegenheit erhielt. Der englischen Königin Reinschwig wurde durch eine Stimme kundgethan, ihres verstorbenen Königs Seele werde in diesem Berge bei Eisenach im Fegefeuer gequält, und die Einwohner hätten in dem Berge manchmal ein jämmerliches Geschrei gehört; darum kam die Königin hierher und sagte: „Hör der Seele Berg!“ wodurch der Berg den Namen erhielt, der in Hörselberg zusammengezogen ward [5]). Oder auch der Berg hatte schon den Namen bei den Umwohnern, weil sie oft ein jämmerliches Geschrei von den Seelen darin hörten [6]). Von lateinisch schreibenden Gelehrten wird der Berg der schrecklich tönende (**mons horrisonus**) genannt [7]). In trauriger Erinnerung hatten die Eisenacher den Hörselberg durch die Niederlage, welche sie bei den Wirren des thüringer Erbfolgekriegs hier erlitten. Herwig von Hörselgau und Hans Itze mit ihren Helfern nahmen nämlich das Vieh vor der Stadt Eisenach und den benachbarten Dörfern hinweg, und trieben es die Hörsel hinauf. Die von Eisenach und Kreuzburg vereinigten sich mit dem Vogt von Tenneberg. Die Feinde hatten, sagt Rothe, ein Verhalten bei dem Hörselberg (wahrscheinlich hatten sie die berühmte Höhle befestigt), und es geschah eine große Niederlage; denn viele Eisenacher wurden nebst dem Vogte von Tenneberg gefangen [8]). (*Ferd. Wachter.*)

HÖRSELGAU, Dorf im Amte Tenneberg des coburgischen Fürstenthums Gotha, unweit der Hörsel, ehemals Eigenthum der berühmten Herren von Hörselgau, hat über 500 Einw., welche Drillich, Wasserschläuche u. A. fertigen. Dabei der hörselgauer Teich, eine angenehme Partie. (*G. F. Winckler.*)

Hörselloch, s. u. **Hörselberg**.

HORSENS, offne, aber ziemlich gut gebaute und lebhafte Seestadt am Anfange des Horsensfiorden unter 55° 52″ Br. und 27° 32′ L., im Amte Veile des dänischen Stiftes Ribe, hat zwei Kirchen, eine dänische, eine lateinische und eine Spinnschule, ein Rathhaus, Hospital, Wollenzeugwebereien und Hutmachereien, Tabakfabrik, Hafen, Schiffahrt und Handel, zwei Jahrmärkte und gegen 3000 Einw. (*R.*)

HORSESHOE, ein kleines Eiland der Inselgruppe Wellesley im südlichen Theile des Carpentariabusens des Australlandes belegen. Es hat die Gestalt eines Hufeisens und ist außer Manglebäumen nur mit Sträuchern bewachsen. (*Klaehn.*)

HORSFIELDIA W. Sp. pl. Diese nach dem amerikan. Botaniker Horsfield sogenannte Pflanzengattung gehört zu **Myristica** *L.*: **H. odorata W. Sp. pl.** ist **Myristina Horsfieldii** *Spr.* **Syst.** (*Sprengel.*)

HORSHAM, Marktflecken in der brit. Shire Suf-

---

1) Ludwig Bechstein in Spindler's Zeitspiegel. 1831. 6. Bd. 1. H. 44. St. S. 17. Heldenbuch, frankfurter Ausg. von 1560 Bl. strasburger Handschrift. in v. d. Hagen's lit. Grundriß d. Gesch. d. t. Poesie. S. 5. 2) *Heider*, Orat. Vol. II. p. 28. *Waldenfels*, Select. antiq. p. 376. Falkenstein, Thüring. Chron. I. S. 166. K. Herzog, Gesch. des thür. V. S. 38. *Eckart*, Hist. Principum Saxoniae super. p. 171. Abel, Teutsche u. sächs. Alterthümer. S. 69. *Keysler*, Antiq. Septentr. p. 477. 3) Die Sage vom getreuen Eckhard ist schon alt, da schon Kaiser Heinrich III. den Markgrafen Eckhard seinen getreuesten treuen Eckhard nennt, s. F. Wachter, Gesch. Sachsens. I. S. 244. Zum Beweise der Bewohnung des Hörselberges durch Geister erzählte man, daß, obgleich man vor dem großen Loche dieses Berges den Sand des Abends ganz gleich gemacht, man doch des Morgens Menschen- und Thierfußtapfen, welche aus- und eingegangen, angetroffen habe. (Pfefferkorn, Gesch. von Thüringen. S. 25, 26.) Die Thierspuren aus und in die Höhle sind sehr erklärlich; auch konnte die Höhle Räubern und Dieben zum Schlupfwinkel dienen, welche des Nachts aus- und eingingen. 4) Im Todtenreiche der Hel herrscht Frost, auch dieses hat Holla mit Hel gemein. Wenn Schnee fällt, so heißt es: Frau Holla schüttelt das Bett aus. Brun, Religion der alten Teutschen, Anhang zu Hermann dem Cherusker. S. 379.

5) *Olearius*, Rer. Thuring. Syntagma. p. 166. 6) Ursinus, Thüring. Chron. bei *Mencke*, Scriptt. T. III. p. 1264. Bange, Thüring. Chron. S. 57. 7) *Eobanus Hessus*, Carm. bei *Ritter*, Cosmogr. Lib. 6. p. 1189. *Fabricius*, Itin. p. 64. 8) Rothe, Thüring. Chron. bei *Mencke*, Scriptt. Tom. II. p. 1736, 1737. Vergl. Thüring. Chron. bei *Schöttgen* und *Krey*, Diplom. et Scriptt. T. I. p. 97.

ser mit einer schönen Kirche, einer Freischule, Assisengericht und 2500 Einw., die viel Federvieh halten. (*K.*)

HÖRSINN (Gehörsinn) und dessen Organgebilde (diätet.). Der Hörsinn ist überhaupt nicht blos auf thierische Zwecke beschränkt; durch die Fülle und Vollkommenheit der Empfindungen, die er gibt, wird er einer theoretischen Bildung fähig und zu einer Quelle edlerer ästhetischer Freuden. Insbesondre wichtig ist durch ihn die große Wirkung der Natur- und Kunstmusik auf unsre Seele. Zugleich aber macht er, nebst den Sprachorganen, eine Wechselwirkung mit den sinnlichen Vernunftwesen möglich, ist folglich das Mittel einer vernünftigen Mittheilung, des Gedankenverkehrs und des ganzen Gesellschaftlebens.

Er muß aber richtig gestimmt sein, und dies bleibt er bis in das spätre Alter bei gehöriger Construction und voller Integrität seiner Organgebilde[1]), sowie bei diätetischer Sorge für deren Erhaltung von der frühesten Kindheit an, wenn auch an sich das Ohr jenes Filtrum für Schwingungen, wie es Lichtenberg treffend nennt, im 40sten bis 50sten Lebensjahre die feine Unterscheidungsgabe der Töne insgemein verliert.

Die äußern Ohren des neugebornen Kindes werden schon durch die zu fest anschließenden Häubchen mehr an den Kopf gedrückt, mithin in ihrer weitern Entwickelung aufgehalten und zur gehörigen Aufnahme und Concentrirung der Schallstrahlen oder Wellen ebenso ungeschickt, als durch Lähmung ihrer äußern Muskulatur aller freien und willkürlichen Beweglichkeit bald ganz verlustig. Sie können sich also nicht von selbst spitzen, und zur Unterscheidung des Schalles mitwirken. Dieser Kinderkopfputz muß also entweder ganz wegfallen, oder wenigstens den äußern Ohrmuskeln freies Spiel lassen. Die angeborne Verschließung des äußern Gehörganges durch eine Haut, durch Verengerung, Verwachsung, erfodert baldige Kunsthülfe, sowie Taubheit von Verstopfung des Gehörgangs durch verhärtetes Ohrenschmalz, polypöse Gewächse, Insekten, Würmer u. a. fremde Körper ꝛc.

Das kindliche Ohr muß seiner noch sehr zarten Organisation und unvollendeten Ausbildung wegen von der Geburt an vor heftigem Schall und Geräusche bewahrt werden. Selbst Erwachsene mögen zu nahen und zu starken Schallerschütterungen, wie: dem Donner des großen Geschützes[2]), naher Gewitter- und Glockenschläge möglichst ausweichen, und können sie dies nicht, wie die Artilleristen, Glockenläuter ꝛc. durch Offenhalten des Mundes, wodurch dergleichen gewaltige Eindrücke mehr gemäßigt, gleichsam gebrochen werden, sich dagegen sichern, bis sich ihr Ohr nach und nach daran gewöhnt. Sonst ist lebenslange völlige Taubheit oder doch Schwerhörigkeit ihr Loos, welches auch Jene treffen kann, die unvorsichtig genug ihren von Schweiß triefenden, zumal haararmen, wol gar kahlen Kopf, oder ganzen Leib im kalten Luft- oder Wasserbade vorschnell abkühlen, oder einem schneidenden, strahlenden Zugwinde bloßstellen, gewohnte Blutflüsse, alte Kopf- und Hautausschläge überhaupt sich schnell vertreiben und unterdrücken ꝛc.

Übrigens ist schon von Kindheit an für gehörige Absonderung des Ohrenschmalzes (dessen Nutzen bei dem Hören der Artikel **Ohrenschmalz** genauer bezeichnet), durch äußere örtliche gelinde Reizmittel, z. B. warme Wasserdämpfe ꝛc., und für tägliche, aber behutsame Säuberung der äußern Ohrhöle von demselben, wenn es sich zu stark anhäufen, verdicken, erhärten, oder mit der Zeit wol gar versteinen sollte, durch glatte, beinerne, mit Mundspeichel jedesmal anzufeuchtende Ohrlöffelchen zu sorgen. Das Tragen zu schwerer Ohrgehänge und jeder anhaltende Druck auf die äußere Ohrmuschel ist gewiß auch nicht gleichgültig.

Wie jedes Sinnorgan, so darf auch das Ohr weder zu lange oder zu stark angestrengt werden, noch auch ganz unthätig und ohne Übung bleiben. Wie es zweckmäßig zu üben ist, lehrt Gutsmuths in seiner Anweisung zu Sinnübungen, als Anhang zu Dessen Gymnastik ꝛc. neueste Ausg. 1804.

Schwachhörende Personen mögen sich durch Vorwärtsbeugen des äußern Saumes vom Ohrknorpel mit ihrer eignen Hohlhand einigermaßen helfen, um die Schallstrahlen concentrirter gleichsam aufzufangen, oder einer für sie passenden Hörmaschine sich bedienen (s. diesen Artikel). Seltne Fälle von Doppelhören siehe in Hufeland's Journ. d. pr. Hk. 1828. Mai u. Sept.

Manche hören leichter, wenn sie sich zuvor einem starken Geräusche ausgesetzt haben. Es gibt Schwachhörige, die bei einer an sie gerichteten Rede nur ein undeutliches Murmeln vernehmen, dagegen sehr gut den leisesten Ton eines Instruments. Solche haben bei der

---

1) Wenn die Ohrmuschel breit und tief, der obere Theil des äußern Ohrknorpelsaums (Helix) etwas überhängend ist, die kahnförmige Grube (scapha) nicht hervorsteht, wenn das Ohrläppchen in diagonaler Richtung nach vorn schaut, und der Anheftungswinkel des Ohrs zwischen 25 und 45 Grad beträgt, so ist das äußere Ohr gehörig gebildet, um die zum deutlichen Hören nothwendige Menge von Schallschwingungen aufzunehmen, zu concentriren und in den Gehörgang zu leiten. Ist die Ohrmuschel klein und flach, beträgt aber der Anheftungswinkel des äußern Ohrs nahe an 40 Grade, so ersetzt diese vortheilhafte Stellung des Ohrs die mangelhafte Bildung der Muschel. Ist der Anheftungswinkel sehr gering, aber die Muschel breit und tief, so wird ebenfalls jener Nachtheil durch diesen Vortheil aufgehoben. Ist dagegen die Muschel klein und flach, ist der Anheftungswinkel unter 15 Grad, so ist das Gehör selten oder nie scharf und deutlich, besonders bei Personen im mittlern Lebensalter. Wenn bei diesen Unvollkommenheiten zugleich der Gehörgang eng und zirkelförmig ist, so trägt dies im hohen Grade zur mangelhaften Bildung der äußern oder aufnehmenden Theile des Gehörorgans bei. Ist endlich bei irgend einer dieser Unvollkommenheiten des äußern Ohrs der Gehörgang weit und kugelförmig, beträgt sein Durchmesser 6, 7 oder 8 Linien, so ist in der Mehrzahl der Fälle das Gehör geschwächt, und wird mit zunehmendem Alter noch schwächer. Nicht geringen Einfluß auf die Stellung des äußern Ohrs hat die erste Kopfbedeckung der kleinen Kinder, durch deren Zweckmäßigkeit sogar angeborne Misverhältnisse beseitigt werden können. Vergl. Physiological Illustrat. of the Organ of Hearing etc. by *Th. Buchanan* (Lond. 1828. m. Kpf.).

2) Ob das Verstopfen beider Ohren mit Baumwolle bei dem Abfeuern des Geschützes ꝛc. wirklich nachtheiliger sei, als das Unterlassen desselben, ist noch unentschieden.

Musik nur auf einen Ton zu achten; bei dem Sprechen aber müssen sie sowol Worte als Töne zu unterscheiden suchen. Gegen kalte und feuchte Luft, welche die Trommelhaut erschlafft und verdickt, schütze man seine Ohren durch Mützenklappen. Aber auch bei trockner und heißer Witterung fühlen Manche ein so lästiges Ohrensausen, daß sie fast taub werden; dies hört oft bei feuchter Luft wieder auf (vgl. Montfalcon im Auszuge, teutsch von Elsasser in Hufeland's Journ. d. pr. Hk. 1828. VII. S. 98. IX. S. 115 fg.).

Bei mancher Harthörigkeit, wol auch Taubheit, thut Gähnen, Gurgeln mit irgend etwas Flüssigem, Husten, Niesen, Erbrechen, oft wiederholtes langes Athemzurückhalten bis zum Ohrenschmerze, wobei das andre Ohr mit Baumwolle zu verstopfen ist, und das nachmalige schnelle Ausstoßen der Luft, ferner Schröpfen, Ätzen, Cauterisiren hinter den Ohren, zumal mit einem feinen Strahle siedenden Wassers rc., das Ausziehen der zu starken Haare im Gehörgange der Greise, das Tragen einer Wollkappe auch zur Nachtzeit, oder jede warme Kopfbedeckung und warmes Verhalten überhaupt nebst starker Hautausdünstung, sowie die öftre Anfeuchtung des zu trocknen innern Ohrs *mit* warmen Wasser- oder Weingeistdämpfen rc., *im Gegentheil mit* Harzrauch, oder auch Naphthadämpfen, *überhaupt* die Auflösung und Ausspülung des verdickten Ohrenschmalzes, aber auch Ersatz des ganz fehlenden durch künstliches, zu Zeiten gute Dienste (vergl. W. Wright über die Verschiedenheit der Taubheit rc., a. d. Engl. Weimar 1829).

In Beziehung auf Taubheit und Blindheit halten Manche diese für erträglicher als jene; Andre behaupten das Gegentheil, und zwar mit mehrem Rechte dann, wenn man sich Taube und Blinde isolirt denkt, von menschlichen Einwirkungen, Beziehungen und Verhältnissen ganz entfernt; denn hier bleibt der in der allgemeinen Empfindung der ganzen Menschheit tief begründete Ausspruch unerschüttert stehen: lieber taub als blind. Blinde sind zwar in der Regel zufriedner, aber nicht heitrer, als Taube; jene sind offen, zutraulich, diese argwöhnisch und mistrauisch. Doch verliert sich nach Jahren ein Theil des Argwohns und Mistrauens, dessen Züge man in der Physiognomie des Tauben oft sehr deutlich ausgeprägt findet, immer mehr, besonders wenn sich dessen Umgebungen gleich bleiben, und der unaufhörlich beobachtete Gesichtsausdruck des Sprechenden, die Bewegungen seiner Lippen, die ihm eigenthümlichen Gesticulationen und Manieren bei dem Reden und Erzählen die fehlende Tonsprache dem Tauben ersetzen. Auch gibt es manche Art und Weise, sich dem Tauben, und für diesen, seinem Nachbar sich verständlich zu machen, sodaß oft eine lebhafte Conversation zur großen Gemüthsergötzlichkeit dieser Preßhaften eingeleitet werden kann. So unterhielt sich der berühmte Thierarzt Kersting zu Hanover, wenn gleich völlig taub, auf das Lebhafteste und Angenehmste *mit einem* Andern, wenn dieser seinen Mund auf *Kerstings* rechte Achsel legte, und gleichsam in diese hineinsprach, *wo* jedes Wort verstanden wurde. Ein anderer *Harthöriger* konnte sich ebenso mit Jedem vollkommen verständigen und sich mit ihm unterhalten, wenn man ihm langsam und deutlich in die innre Fläche der vorgehaltnen rechten Hand sprach. Überhaupt ist es dem Tauben eigen, daß von ihm stets die rechte Seite des Körpers zum Hören gebraucht wird, nie die linke.

Den Taubstummen und Stocktauben, die wegen des krachenden Geräusches, das bei dem starken Sprechen in ihren Ohren entsteht, ihre eigne Stimme nicht mehr vernehmen, kann man sich einzig durch Handstellungen und die mannigfaltigste Fingerlegung, sowie durch die Mienen-, Knopf- oder Schriftzeichensprache verständlich machen; vergl. *Syllabaire* dactylologique, (à Par. 1823. m. K.), und C. H. Wolke, Anweisung rc.; Blicke auf die Taubstummenbildung von Reich (Leipz. 1828.). Taubstumme, die nicht völlig taub sind, und deren Gehör sich durch Übung schärfen läßt, lehrt man durch das Gehör sprechen, während die gewöhnliche Methode durch das Gesicht und Getast unterrichtet. Jene Manier ist zwar mühsamer, als diese, doch lernt dabei der Taubstumme wirklich hören und sprechen. Vergl. C. H. Wolke, Anweis., wie Kinder und Stumme ohne Zeitverlust rc. zum Verstehen und Sprechen rc. zu bringen sind, nebst Hülfsmitteln für Taubstumme, Schwerhörige und Blinde (Leipzig 1804.). J. C. Trampel, Wie erhält man sein Gehör gut? 2te Aufl. mit Anm. u. Vorr. von K. T. Menke (Hanover 1822.). Curtis, Über den gesund. u. krank. Zustand des Ohres, a. d. Engl. mit Anm. von Robbi (Leipz. 1819.). J. M. G. Itard, Über die Krankheiten des Ohrs und Gehörs, a. d. Französ. (Weimar 1822.). Die Krankh. des Ohrs und Gehörs, von L. Meiner (Leipz. 1823.). Die Kunst, die Krankh. des Ohres und Gehöres zu heilen rc., mit 1 Kpf. (Gotha und Erfurt 1825.). G. W. Becker, Guter Rath für Taube und Schwerhörige, 3te Aufl. (Leipz. 1827.). (*Th. Schreger.*)

HORSLEY (Samuel), berühmt als Theolog und Mathematiker, war der älteste von den drei Söhnen des Pfarrers von St. Martins in the fields in London. Er wurde nach Crabbs und Watts Angabe im Jahre 1733, nach Rees im J. 1737 geb., besuchte die Westminsterschule und darauf die Universität Cambridge. Dort legte er sich mit vielem Fleiß und Erfolg auf das Studium der Mathematik, und schöpfte ihre Kenntniß besonders aus den Schriften der Alten, worin er bald ganz zu Hause war. Nachdem er den Magistergrad erlangt hatte, kam er als Hofmeister des Earl von Aylesford nach Oxford. Hier erhielt er den Grad eines doctor legum und gab eine vortreffliche Herstellung des verloren gegangnen Werkes de inclinationibus von Apollonius heraus; auch begann er hier schon die Materialien zu einer vollständigen Ausgabe sämmtlicher Werke Newtons zu sammeln. Später ging H. nach London und wurde Mitglied der königl. Societät, die ihn im J. 1773 zu ihrem Secretair erwählte. Dies Amt verwaltete H. mit Eifer und zum Nutzen der Wissenschaften so lange, bis der damalige Präsident der Societät, Sir John Pringle, resignirte. Bald nach seiner Ankunft in London wurde H. Caplan des Bischofs Lowth, der ihm die Rectorate (Pfarrstellen) von St. Mary Newing-

ton und Albury in der Grafschaft Surry übergab; in demselben Jahre verheirathete er sich. Im J. 1776 gab er den Prospect einer Ausgabe von Newtons Werken heraus, welche Ausgabe nachher in den J. 1779—1785 in fünf starken Quartbänden schön gedruckt erschien. Im J. 1778 mengte sich H. in den Streit gegen Priestley über Prädestination, freien Willen, Gottheit Christi und ähnliche theologische Controversen, wodurch leider seine mathematischen Studien litten, obgleich er dieselben nie ganz aufgab. Dafür aber gewann er die Gunst seiner bigotten und hierarchischen Landsleute und erhielt im J. 1788 als tapfrer Vertheidiger der herrschenden Kirche durch Lord Thurlow's Fürsprache die Bischofstelle von St. Davids, 1794 die von Rochester und später die reich dotirte von St. Asaph. Er starb zu Brighton am 4. Oct. 1806. Als Mitglied des Oberhauses gewann er besonders durch seine Reden für die Hierarchie seines Vaterlandes gegen die französische Revolution und gegen den Sklavenhandel großen Beifall, wozu seine tiefe, volltönende Stimme, seine deutliche Aussprache und richtige Declamation und Gesticulation nicht wenig beitrugen. Als Seelsorger und Aufseher über die ihm untergebenen Geistlichen wußte er Milde mit Strenge zweckmäßig zu verbinden und wurde auch als Prediger sehr geschätzt. Seine Werke sind: 1) The power of God deduced from the computable instantaneous productions of it in the solar system (1767.); 2) Apollonii Pergaei inclinationum libri II. restit. *S. Horsley* (Oxon. 1770.); 3) Remarks on the observations made in the late voyage towards the Northpole for determining the acceleration of the pendulum in latit. 79° 51′ (1774. 4.); 3) Isaaci Newtoni opera quae exstant omnia. Commentariis illustrabat *S. Horsley* (Londini 1779—1785. 5 Bde. gr. 4.); 5) Theologische Streitschriften gegen Priestley und Predigten, für uns ohne Interesse; 6) On the prosodies of the greek and latin languages (1796.) anonym; 7) On the achronical rising of the Plejades an Vincent's voyage of Nearchus (1797.) angehängt; 8) Circulare an die Diöcese Rochester on the scarcity of corn (1796.); 9) Desgleichen on the defence of the kingdom (1798.); 10) Critical disquisitions on the eighteenth chapter of Isaiah (1798. 4.); 11) A new translation of the prophet Hosea with notes critical and explanatory (1801. 4., dann 1804.); 12) Elementary treatises on the fundamental principles of practical mathematics for the use of students (1801.); 13) Euclidis Elementorum libri priores XII. ex Commandini et Gregorii versionibus latinis in usum juventutis academicae. Edidit, pluribus locis auxit et emendavit *S. Horsley* (Oxon. 1802.); 14) Euclidis Datorum liber. Cum additamentis nec non tractatus alii ad geometriam pertinentes (Oxon. 1803.); 15) A critical essay on Virgil's two seasons of honey and his season of sowing wheat, with a new compendious method of investigating the risings and settings of the fixed stars (Lond. 1805. 4.). Nach seinem Tode erschienen, durch seinen Sohn herausgegeben: 16) Sermons 2 Bde. (Dundee 1810 und 1811.); 17) The speeches in Parliament of *S. Horsley* (Dundee 181[illegible] 18) The charges delivered at his several vis[illegible] tions etc. (1813.); 19) Nine Sermons etc. (Lo[illegible] 1815.); 20) The book of psalms, translated fr[illegible] the Hebrew with notes (1815. 2 Bde.). Außer[illegible] hat er für die philos. Transactions der Jahre 1[illegible] bis 1776 mehre werthvolle Aufsätze aus der reinen [illegible] der angewandten Mathematik geliefert. (*Gar[illegible]*)

HORST, bezeichnet erhabene, die Form von lä[illegible] lichen Hügeln darstellende Gegenstände (z. B. den la[illegible] gezognen Rücken von Hügeln in der Gegend von [illegible] stadt und Ohrdruff), dann einen Hügel von Sand [illegible] Erde in einer größern ebenen Fläche, der von Flut[illegible] abgesetzt worden; ferner eine höhere trockne Stelle [illegible] Moorland, einen Hain mitten in Feldern, der sich [illegible] Ober- und Unterholz gebildet hat, und endlich überha[illegible] Stellen, wo gewisse höhere Gewächse in Büscheln zus[illegible] menstehen. (*Fr. Heusing[illegible]*)

HORST (Geogr.), 1) Kirchdorf im dänischen H[illegible] zogthume Holstein, zum gleichnamigen Gut, einer [illegible] sitzung des Klosters Ütersen gehörig. Es liegt eine M[illegible] von Elmshorn, auf dem Wege von da nach Itzehoe [illegible] zählt 1668 Einwohner, ein Armenhaus, zwei Jahr- [illegible] Viehmärkte.

2) Dorf im Kirchspiele Henstedt, in der holste[illegible] schen Landschaft Norder-Dittmarsen, an der Eider, [illegible] über hier eine Fähre für Fußgänger führt. (*Klaeh[illegible]*)

3) Marktflecken im Bezirke Roermonde der niederlä[illegible] schen Provinz Limburg mit mehr als 2000 Einw.; T[illegible] macherei und Tuchweberei. ([illegible]

HORST (von der), ein altes freiherrliches und g[illegible] liches Geschlecht am Niederrheine, welches im Anfange [illegible] ses Jahrhunderts ausgestorben, nicht mit den westf[illegible] schen Horsts zu verwechseln, welche ein ganz an[illegible] Wappen führen. Bei dem Turnier zu Cöln 1179 kom[illegible] Wilhelm I. v. d. H. unter den Freiherren vor, und [illegible] dula v. d. H. wurde zur Schau und Helmtheilung [illegible] wählt. Gerhard v. d. H. findet man 1220, Kon[illegible] v. d. H. als Erbmundschenk 1288 und Bertold v. d. [illegible] 1292 in den jülichschen Urkunden als Zeugen, The[illegible] rich v. d. H. war im 14. Jahrh. Abt des Benedicti[illegible] stifts Siegberg am Rheine. Bei Errichtung des St. [illegible] bertsordens wurde Johann I. v. d. H. zum Ritter [illegible] schlagen 1444, Wilhelm II. v. d. H. wohnte 1480 [illegible] Turnier zu Speyer und Konrad v. d. H. dem zu Wo[illegible] 1487 bei. Diederich v. d. H., Herr zu Horst, w[illegible] scheinlich ein Bruder der ebengenannten, verheirathet [illegible] Elske von Loe, ist der Stammvater dieses Geschle[illegible] Sein Sohn Johann II. v. d. H. hatte Jolanta [illegible] Bredberg zu Hagen zur Frau und hinterließ zwei Sö[illegible] Heinrich, Domherrn zu Worms 1584 und Johann [illegible] v. d. H., der mit Margaretha von Haus, der letzten i[illegible] Stammes, verheirathet war, wodurch Haus und M[illegible] linghoven auf die von Horst kamen. Seine drei Söh[illegible] Rüdiger, Diederich und Heinrich, stifteten ebenso [illegible] Linien.

A. Die Linie zu Horst.

Rüdiger v. d. H. erhielt Horst, wurde herz[illegible]

er Marschall und Statthalter der Veste Reckling=
von seiner Gemahlin Maria von Poland=Keppel
ß er nur eine Tochter, welche Erbin von Horst
nd sich mit Bertram von Loe Palsterkam ver=
te.

Die Linie zu Müllinghoven und Hellenbroch.

einrich v. d. H. erhielt die Herrschaften Mülling=
und Hellenbroch, und hatte mit Katharina von
d fünf Kinder erzeugt: a. Diederich war Chor=
zu Trier und Abt zu Emmerich 1620; b. Rüdi=
d c. Arnold, Domherren zu Paderborn; d. Mar=
a, war drei Mal vermählt mit Hermann von El=
it Albert von Lünnig und mit Friedrich von Ker=
ch, Statthalter zu Schaumburg; e. Johann IV. v.
zu Hellenbroch und Müllinghoven, Erb=Amtmann
oto, pflanzte diese Linie mit Elisabeth von Eller zu
h fort. Ihr Sohn Arnold v. d. H., Erb=Amt=
zu Vloto, hatte mit Margaretha von Reuspe zu
inghausen acht Kinder: a. Johann V., verheirathet
iner Nichte, Maria von Horst=Milsen, starb ohne
; b. Katharina, vermählt mit ihrem Vetter Jost
rich von Horst=Milsen; c. Sibylla und d. Jo=
, beide mit zwei Herren von Wrede vermählt;
eodor, Maltheserritter und f. Heinrich; der erste
im Zweikampfe von N. v. Wylich erschossen, der
im Zweikampfe mit N. v. Bernsau erstochen;
na Magdalena mit Johann Arnold von Spieß
athet, und h. Arnold Christoph v. d. H. zu Hel=
ch, Erb=Amtmann zu Vloto, hinterließ von Helena
ora von Ludinghausen, genannt Wolf, eilf Kin=
Ignaz, Adam und Max waren Domherren zu Mün=
Paderborn und Osnabrück; die zwei Töchter waren in
milien von Wolf Metternicht und Droste zu Er=
verheirathet, und die übrigen starben jung bis auf
Friedrich v. d. H., Erb=Amtmann zu Vloto (1691),
hlt mit Christina von Wachtendonk, mit deren Nach=
n: Hermann Arnold (1732), Karl Franz (1736),
n Edmund, Anna Maria und Karolina Florentina
H. diese Linie in der Mitte des 18. Jahrh.
rb.

C. Die Linie zum Haus und Milsen.

Diederich II. v. d. H. war bei dem letzten Herzoge
Jülich und Berg Johann Wilhelm Rath, Hofmeister
Amtmann zu Düsseldorf (1585). Mit Elisabeth
nd zu Haus als Erbtochter erhielt er die Herr=
Haus. Zum zweiten Male war er mit Agnes von
verheirathet, aber ohne Kinder. Zwei von seinen
n, Johann und Heinrich, pflanzten ihr Geschlecht
fort, vier aber wählten den geistlichen Stand, als
ich, Domherr zu Trier, Rüdiger, Domherr zu
, Bertram und Max, Domherren zu Speyer. Hein=
r früher auch Domicellar war, resignirte und ver=
sich mit Agnes Schall, Erbin von Bell. Er war
euburg. Rath, Kriegscommissair und Amtmann
mann. Seine Söhne waren: 1) Diederich III. v. d. H., Kanzler des Herzogthums Jülich, dessen Sohn von Ida von Heimbach, genannt Hoen, Philipp Karl unverheirathet starb; 2) Adolf v. d. H. blieb im Kriege; 3) Wilhelm v. d. H. starb kinderlos; 4) Erasmus v. d. H., Domherr zu Speyer und Chorbischof von Trier (1636), und 5) Johann v. d. H., kaiserl. und kurbaier. General und Gouverneur von Heidelberg, der im 30jährigen Kriege durch seine Thaten glänzte. Er war mit Felicitas von Warendorf, Erbin zu Milsen, verheirathet, von der er zwei Söhne: Christian, Domherrn zu Trier und Speyer, und Jost Diederich, den Stammhalter, und eine Tochter, Maria, hatte, welche zwei Mal vermählt war, mit Johann v. d. H., und mit Adrian von Virmund Nersen. Jost Diederich v. d. H., Herr zum Haus und Milsen, heirathete Katharina v. d. H. zu Hellenbroich; deren Töchter Anna Maria Katharina an Philipp Wilhelm, Herrn von Harff zu Dreiborn und Karl Kaspar von Hompesch zu Bellheim, und Katharina Elisabeth an Friedrich Ferdinand, Herrn von Hörde, vermählt waren. Der einzige Sohn, Christian Arnold v. d. H. zu Milsen, Boesdorf und Lövenich, war zwei Mal verheirathet gewesen mit Maria Magdalena von Ledebur zu Mühlenburg und mit Maria Katharina von Widdendorf, Erbin zu Boesdorf. Von den beiden Söhnen war Johann Albrecht vermählt mit einer von Vinke, und Karl Clamor Ferdinand v. d. H. mit Franziska von Morau. Dieser kam zur Landstandschaft 1709, und mit seinem Sohne Kaspar Karl v. d. H., Administrator der reichsfreien adeligen Abtei zu Corneliusmünster starb 1800 diese Linie aus.

D. Die Linie zu Rosau.

Johann v. d. H., der älteste Sohn von Diederich, war herzogl. clevischer Marschall, erheirathete mit Gertrud von Wylich die Herrschaft Rosau. Ihre Tochter Elisabeth war Nonne in einem der Klöster in Cöln; der Sohn aber, Wilhelm v. d. H. zu Rosau und Heeshausen, war clevischer Landdrost und vermählt mit Johanna Sophia von Hatzfeld zu Weisweiler. Kinder davon waren: 1) Friedrich, Domherr zu Trier; 2) Wilhelm, Domherr zu Speyer, resignirte, ward kaiserl. Oberster und blieb in dem französischen Feldzug in Lothringen; 3) Johanna Elisabeth, Stiftsdame zu Gerresheim, und 4) Johann Diederich v. d. H. zu Rosau, Amtmann zu Mettmann, vermählt mit Elisabeth von Waldenburg, genannt Schenker zu Unterbach. Ihr Sohn Wolfgang Wilhelm, kurpfälzischer Kämmerer und Oberstwachtmeister, obgleich mit Katharina von Velbrück verheirathet, ohne Kinder; 5) Wilhelm Diederich v. d. H., Herr zu der Rosau, zu Heeshausen und Elbroch, kurpfälzischer Kämmerer, Oberküchenmeister, Obristlieutenant und Amtmann zu Manheim, pflanzte sein Geschlecht mit Maria Anna von Elsbach zu Duckerburg fort. Adrian Wilhelm Hermann Anton v. d. H. (geb. 1680, † 1715) hatte mit seiner Gemahlin Maria Constantia, Freiin von Rothkirchen, die Herrschaft Isenburg erheirathet; mit seinen beiden Söhnen Ferdinand und Johann Hermann, die in den Reichsgrafenstand erhoben wurden, starb die gräfl. Linie aus: 1) Ferdinand G. v. d. H., Herr zu Elbroch

und Isenburg (geb. 1707, † 1770), kurpfälz. wirklicher Geheimerath, vermählt mit Maria Adolphine Antonie, Gräfin von Nesselrode-Reichenstein, deren Ehe kinderlos blieb; 2) Johann Hermann G. v. d. H. (geb. 1712, † 1765), kursächsischer Kammerherr und Generalmajor der Infanterie, war ebenfalls vermählt, mit Johanna Amalia, Freiin von Berlepsch auf Urleben, Stern-Kreuz-Ordens-Dame, hatte nur eine Tochter, Marie Anna (geb. 1758) und 3) Philippina Constantia (geb. 1714, † 1773), ehemalige Hofdame am kursächsischen Hofe, heirathete darauf den kursächsischen Kammerherrn, Grafen Adam von Mieczinsky. — Das Wappen: ein rother Löwe in einem zehn Mal silber und blau quer getheilten Schilde; auf dem gekrönten Helme wächst der Löwe zwischen offnen Flügen mit wiederholter Schildesfarbe; in dem gräfl. ist noch ein Helm hinzugefügt, auf dem ein doppelter schwarzer Adler sich befindet *).

(*Albert Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HORST, 1) Dethard, geboren zu Norden in Ostfriesland den 10. Aug. 1548 †), wurde zu Marburg Doctor der Rechte, begab sich darauf nach Helmstädt, wo er zwei Mal disputirte, und als Piatziger abging, dort eine Professur der Rechte erhielt. Er war ein ausgezeichneter Jurist, aber auch ein Schwärmer, welcher aus dem vierten Buche Esra, aus dem Propheten Daniel und aus der Offenbarung Johannis künftige Dinge vorhersagen wollte. Deshalb ward er 1592 seines Amtes entsetzt, und begab sich nach Wittenberg, wo er 26 Jahre lang advocirte, auch vom Kaiser Rudolf II. zum Comes Palatinus ernannt wurde. Er starb daselbst den 1. Febr. 1618. Man hat von ihm: Jurisprudentia Tribonianaea (Helmstad. 1579; auch deshalb merkwürdig, weil es das erste Buch war, welches in Helmstädt gedruckt wurde); D. de Jure Feudali (ibid. 1579); Synopsis Pandectarum (ibid. 1583. 4.); de finibus jurisprudentiae et studiis theologiae a studiis juris diu dignoscendis und de alacritate et perseverantia studiorum. (*Spangenberg.*)

2) Georg Konrad, s. am Ende des Buchstaben H.

3) Gregor, Neffe Jakobs H., wurde zu Torgau 1578 geboren und studirte zu Helmstädt und Wittenberg Medicin, wurde am letztern Orte 1601 Magister, machte eine Reise durch Österreich, Baiern, Schwaben, Elsaß und die Schweiz, und erlangte zu Basel 1606 den medicinischen Doctorgrad. Noch in demselben Jahre wurde er Professor der Medicin in Wittenberg, im folgenden Stadtphysikus zu Salzwedel, 1608 Professor in Gießen und landgräfl. hessischer Leibarzt und endlich 1622 erster Physikus zu Ulm, wo er am 9. Aug. 1636 starb. Er hinterließ eine Menge Schriften, welche sein jüngster Sohn, Gregor, zusammen herausgab, unter dem Titel: opera medica (Nürnb. 1660. fol. und Gouda 1661. 2 Bände 4.). Außerdem aber gab er noch das rium Horstianum sive *Jacobi Horstii* libri selectis plantis et radicibus (Marburg 163 *Marcelli Donati* libr. VI. de historia medic bili heraus. H. erwarb sich ebenso durch seine ten, wie durch glückliche Praxis einen so groß daß ihm der Name „teutscher Äsculap" beigelegt Er war indeß nicht frei von den Vorurtheilen de ligen Heilmethoden. Sein jüngster Sohn Greg boren zu Ulm den 20. Dec. 1628, widmete si falls der Medicin, studirte zu Marburg und Leip movirte 1650 zu Padua und ging sodann 16 Ulm, wo er am 31. Mai 1661 starb. Er dissert. de mania (Giess. 1677. 4.); Specime tomiae practicae in academia Giessena aliqu liatris exhibitum. Adjecta sunt quaedam d (ibid. 1678. 4.) *).

4) Jakob, geboren zu Torgau am 1. M studirte zu Frankfurt an der Oder Philosophie u dicin, erlangte daselbst 1556 das Magisterium u den Doctorgrad, prakticirte sodann zu Sagan, zu Schweidnitz in Schlesien und endlich zu I Mähren, wurde 1580 erzherzogl. österreich. Leib nahm 1584 eine Professur in Helmstädt an, w 21. Mai 1600 starb. H. machte sich besonders, nicht rühmlich, bekannt, durch die Schrift: de dente maxillari pueri Silesii, utrum ejus g naturalis fuit (Lips. 1595; teutsch ebendas. 1596. er dem Aberglauben huldigt und darzuthun sich daß der angeblich goldne Zahn des zu Schweidn gebornen Kindes durch den Einfluß der Gestirn denen die Geburt statt gehabt habe, wohl habe können. Joh. Ingolstetter widerlegte ihn. war H. sehr religiös, sodaß er stets mit Ge Kranken die Arznei reichte und durch seine Prec medicorum piae (Helmst. 1585. 12., Franco 12.) seine Collegen zu einem gleichen Verfahren muntern beabsichtigte. Außerdem besitzen wir v Herbarium Horstianum seu de selectis pl radicibus lib. II. (Helmst. 1587); Opusculum vinifera ejusque partibus (ibid. 1587 und M 1630.) und einiges andre **).

5) Johann Daniel, ältester Sohn Gregors ren zu Gießen 1620, war Professor zu Marb Gießen, Leibarzt des Landgrafen zu Hessen-Da und verlebte die letzten Tage seines Lebens als zu Frankfurt am Main, wo er den 27. Jan. 16 Von seinen Schriften sind die bemerkenswerthesten pendium physicae Hippocraticae (Marb. 1 Darmst. 1662. 4.); Physica Hippocratea T Helmontii, Cartesii, Espagnet, Boylei etc., a que recentiorum commentis illustrati (Francof. Manuductio ad medicinam (Marb. 1648. 8. un

---

*) Arnold Robers, Ritterbürt. landständ. Adel des G. H. Niederrhein. II. S. 133. Zedler, Univers.-Lex. XIII. S. 949.

†) Nicht 1546, wie bei Jöcher und in Tiaden, Gelehrt. Ostfriesl. 1. Bd. S. 220 steht. S. *Meieri*, Monumenta Julia. p. 92.

*) Biograph. médic. Tom. V. p. 290, 293. Jöch lehrten-Lex. 2. Th. Col. 1716. 17.

**) Biograph. médic. Tom. V. p. 291 sq. Jöch lehrten-Lex. 2. Th. Col. 1717.

12., auch Ulm 1660. 12.); Positionum anatomicarum decades decem (Marb. 1638. 4.); Anatome corporis humani tabulis comprehensa (ibid. 1639 4.); Decas observationum et epistolarum anatomicarum (Francof. 1656. 4.); Pharmacopoea galeno-chymica catholica, post Renodaeum Quercetanum, aliosque hujus generis celeberrimos utriusque medicinae doctores practicos adornata (ibid. 1651. fol.) *). (*R.*)

6) Nikolaus van der H., geboren zu Antwerpen 1587, war ein Schüler von Rubens, bei welchem er sich im Geschichts- und Bildnißmalen vervollkommnete. Nachdem er sich einige Zeit in Teutschland, Frankreich und Italien *aufgehalten* hatte, ließ er sich zu Brüssel nieder, wo er viele Zeichnungen für Buch- und Kunsthändler verfertigte. Seine schön behandelten Gemälde sind seltner *als seine* Zeichnungen. Er starb 1646 †). (*A. Weise.*)

HÖRSTEIN, HÖRRSTEIN, ein kleiner Marktflecken, nicht weit von Dettingen, im bairischen Landgericht Alzenau. Er enthält 1030 Einwohner und ein Pfarramt im Dekanate Alzenau. (*Eisenmann.*)

HÖRSTEL (Johann Nikolaus Ludwig), ein Sohn des Predigers Johann Bernhard zu Runstädt im *Braunschweigischen*, am 17. Sept. 1765 geboren, verlor *den Vater schon 1774* und genoß bis in das 11. Jahr durch *seine hochgebildete* Mutter in der lateinischen und *französischen* Sprache Unterricht, besuchte von 1777—1784 das Pädagogium zu Helmstädt, dann das Carolinum zu Braunschweig, studirte von 1786—1788 zu Helmstädt Theologie und Philosophie, ging dann 1789 nach Göttingen, 1790 nach Braunschweig zurück, wurde Hauslehrer in Eisleben, aber schon nach sechs Monaten Conrector an der Katharinenschule in Braunschweig; und 1806 Professor am Carolinum, 1816 Pastor primar. zu Greene, und starb den 14. Oct. 1828. Im J. 1807 wurde er von Jena aus Doctor der Philosophie, Mitglied der dortigen lateinischen Gesellschaft und 1827 im Oct. ertheilte ihm die theolog. Facultät zu Göttingen die Würde eines Doctors der Theologie. Er schrieb: Platons Timaeus nach Inhalt und Zweck, mit Anmerkungen (Braunschw. 1795); Platons Gorgias, mit einem Commentar nebst Anhange (Götting. 1797); Abriß einer Religionslehre des Plato, Denksprüche des Phocylides, der Pythagoreer und Kleanths Gesang auf Gott. Aus dem Griech. übers. (Braunschw. 1798); Formenlehre der griechischen Sprache (Bremen 1800, verb. Ausg. 1805); Griechisches grammatisches Lesebuch (ebend. 1800); Auswahl teutscher Gedichte (Braunschw. 1800, 2. Samml. 1802, 3. Samml. 1804); Beiträge zur Anerkennung und Würdigung der Verdienste Jesu, in einigen Predigten (*ebend.* 1800); Wie ist die häusliche Erziehung mit der öffentlichen so zu verbinden, daß beide vereint wirken, *gelehrte* und tugendhafte Bürger zu bilden (im braunschw. *Magazin* 1798. St. 21); Mittel, den Unterricht *auf gelehrten* Schulen mit der häuslichen Erziehung in Verbindung zu bringen, die Wissenschaft und Tugend zu befördern und dem Staate eine gründliche Oberaufsicht zu verschaffen (in Hennings Resultaten, Bemerkungen etc. 1800); Formenlehre und lateinisch-grammatisches Lesebuch (Berlin 1801, verm. und verb. Ausgabe ebend. 1805); Fibel der teutschen Sprachlehre (Braunschw. und Leipz. 1805); Unterrichtsbuch, nach welchem Väter, Mütter, Erzieher, Kinder für den Unterricht empfänglich machen können (ebend. 1805); Platonis doctrina de Deo e dialogis ejus in usum scholarum, philologorum, philosophorum, et theologorum excerpta (ibid. 1804); Leben, Thaten und Meinungen merkwürdiger Männer aus dem Alterthum. Ein Lesebuch (3 Bände, ebend. 1804—1806); Grammatisches Lex. über den Cornel. Nepos (Braunschw. 1805); Apollonii Rhodii Argonauticorum libr. IV. etc. (ibid. 1806); Grammatisches Lex. über den Phädrus (Leipz. 1808); Praktischer Versuch einer teutschen Verskunst (Leipz. 1805) *). (*Rotermund.*)

HÖRSTER (Johann Wilhelm), geboren in der Horst, einem Gute im Amte Balve, gegen 1736, hielt Anfangs als Doctor legens juristische Vorlesungen zu Cöln, wurde nachher Syndicus einiger Klöster, dann Geheimerath des Fürsten von Arensberg und endlich Geheimerath des Kurfürsten von Cöln zu Bonn, wo er auch im Frühjahre 1791 gestorben ist. Seine Schriften sind: Repagulum Canonico-Publicum adversus nimias exemptiones, dissertatio inauguralis (Colon. 1756. 4.); Exercitatio in legem naturae (ibid. 1757. 4.) **). (*Rotermund.*)

Hörstgen (Geogr.), s. Heurstgen.

HORSTIG (Karl Gottlob), ein geachteter Theolog und thätiger Freund und Beförderer der theoretischen und praktischen Musik, wurde 1792 Consistorialrath, Superintendent und Oberpfarrer der evangelisch-lutherischen Stadtkirche zu Bückeburg, wo er außer seinem segensreichen Wirken in seinem geistlichen Amte sich auch als Schriftsteller und Componist hervorthat. Die allermeisten seiner Abhandlungen über Gegenstände der Tonkunst lieferte er in die leipz. allgem. musikalische Zeitung vom ersten Jahrgang an bis in den 12., z. B. über den guten Unterricht in Anfangsgründen; über Grundlage der Tasten-Applicatur und Übungen in derselben; über Bachs sogenannte würtembergische Sonaten; über Bergmannsmusik; Vereinfachung der harmonischen Bezeichnung; Musterung der gewöhnlichen musikal. Instrumente; ein Wort für Veredlung der Kirchenmelodien; Nachrichten von einigen alten Liedern; über alte Musik, Studium und Wirkung derselben; Vorschläge wegen der Singschulen; über Voglers Simplificationssystem; über Volkslieder und Volksmelodien etc. Wer sich am genauesten davon unterrichten will, vergl. das bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig gedruckte Register zu den ersten 20 Jahrgängen der allgem. musikal. Zeitung von

---

*) Biograph. médic. Tom. V. p. 293. Jöcher, Gelehrtenlex. 2. Th. Col. 1717.

†) Descamps, 2. Th. S. 30.

*) Neuer Nekrolog der Teutschen. 6. Jahrg. 1828. 2. Th. S. 746. Meusel, Gel. Teutschland. Allgem. Literat.-Zeit. 1829. Int.-Bl. Nr. 36.

**) Seibertz, Westfäl. Beiträge. 1. Bd. S. 303.

1798—1818, wo er sie unter dem Namen des Mannes sämmtlich verzeichnet findet. Überdies schrieb er noch ein Taschenbuch für Sänger und Organisten; J. Chr. Fr. Bachs und Franz Neubauers Biographien im 6. Jahrg. von Schlichtegroll's Nekrolog. Ferner machte er sich durch Kinderlieder und Melodien nützlich, die 1798 bei Breitkopf u. Härtel erschienen. Die Musik ist von ihm; an den Texten hat seine Gattin einigen Antheil, eine geborne d'Aubigny von Engelbronner, älteste Tochter eines Majors in Cassel und eine der gebildetsten Sängerinnen damaliger Zeit, welche die Solopartie in Haydns Jahreszeiten, von ihrem Gemahle selbst 1802 in Bückeburg dirigirt, zum Entzücken Aller ausführte. Ihre jüngre Schwester, Nina, war nicht blos eine ausgezeichnete Contra-Altistin, sondern machte sich auch als Schriftstellerin bekannt, z. B. durch Briefe an Natalie über den Gesang, als Beförderung der häuslichen Glückseligkeit und des geselligen Vergnügens (Leipzig, bei Voß 1803); durch eine Abhandlung über das Leben und den Charakter des Pompeo Sales (im 2. Jahrg. der leipz. musikal. Zeitung S. 377) rc. Recensionen über H.'s Werke liest man unter andern in derselben ebengenannten Zeitschrift. (*G. W. Fink.*)

HORSTIUS (Jakob Merlo, genannt), ein katholischer Prediger zu Cöln aus dem Dorfe Horst in Geldern (daher Horstius), geboren 1597, gestorben im März 1644. Er edirte S. Bernardi opp. c. notis. Colon. 1641. Vol. II. fol. öfter; die beste Ausgabe, die man damals hatte, und die Mabillon bei seiner Ausgabe der Werke dieses Kirchenvaters zum Grunde legte. Sehr beliebt waren ehemals des Horstius Erbauungsschriften, besonders sein **Paradisus animae christianae. Colon. 1644. 12.** (oft auch franz. unter dem Titel: **heures chrétiennes**) und sein **Viator christianus. Colon. 1643. Vol. II. 12**; oft, zuletzt **Paris 1804. in 16.**; eigentlich ein Commentar über des Thomas a Kempis Buch **de imitatione Christi** *). (*Baur.*)

HORSTMAR, 1) eine Stadt im preuß. Rgbzk. Münster, Kreis Steinfurt, eine Meile von Steinfurt, hat 189 Häuser und 941 Einw. Sie war ehedem eine eigne Grafschaft, von welcher schon Rolewing und Hamelmann nicht mehr wußten, wie sie zu Münster gekommen sei. Der fürstliche Richter mußte aber auch in spätern Zeiten den adeligen Burgmännern schwören. Um 1770 gab sie monatlich 52 Thaler Contribution. Vor der Stadt liegen die Ruinen eines Schlosses, welches im 30jährigen Kriege die Einwohner auf Befehl des hessischen Commandanten abbrennen mußten. Es ist hier gute Lederbereitung, und die Maurer von Horstmar besorgen in einem Umkreise von 5—6 Meilen die meisten Maurerarbeiten. (*Rauschenbusch.*)

2) Standesherrschaft, s. Koesfeld.

HORT, in Luther's Bibelübersetzung für Fels gebraucht, nimmt die Heldensage uneigentlich für Einfachheit der Lebensweise, welche zufriednen Sinn, Gesundheit, Eintracht und frohen Muth fördert und der mächtigste Schutz gegen Alles, was den innern und äußern Frieden stört, gegen alle Laster, vorzüglich Habsucht, Kleiderpracht, Wollust und Wohlleben, Üppigkeit ist. Die Edda [a]) deutet darauf hin, wenn sie auch das Wort Hort selbst nicht gebraucht. Als die Götter, Gold und Schmuckgeräth zu besitzen und sich das Leben sinnlich zu erhöhen streben, geht das Beste, der Grund, worauf alles Lebensglück gebauet werden muß, der große Hort verloren. In der Heldensage, wie im Heldenliede, kehrt der Gedanke oft zurück: Der Mann muß stets kämpfen, fürs Haus erwerben, mäßig genießen, sonst geht ihm der große Hort verloren. Man betrachtete das Gold wohl als einen Schatz, aber auch als Ursache des Unglücks. Daher versenkten die Gallier — unter ihnen war die Sage vom großen Goldhort heimisch [b]) — als sie zum Christenthum übergingen, aus Geisterfurcht und gebotner Mäßigkeit, ihre prächtigen Götterbilder und auch den großen Hort in den heiligen Rhein [c]). Von ihren Gebräuchen und Überzeugungen rühren auch die von den Teutschen fortgepflanzten Sagen vom Versenken des großen Hortes in den Strom [d]). Allen diesen Handlungen liegt wahrscheinlich die Idee zum Grunde, daß Unheil und Unglück nie wieder kommen sollen. (*Schincke.*)

HORTA, von hortando, die Göttin alles Großen und Edeln *). Eine rein-römische Göttin. Sie hatte, man weiß nicht mehr wo, in Rom einen Tempel, der nie verschlossen werden durfte, weil, wie Plutarch versichert, sie jederzeit zu großen, edeln Thaten ihre Verehrer begeistere und kein Verhältniß des Lebens übersehe. (*Schincke.*)

Horta, s. Orta.

HORTA, Villa der portugiesischen Provinz Beira, Correiçao de Pinhel. (*Stein.*)

HORTAR, 1) König in Alemannien, der wahrscheinlich über den zwischen dem Main und der Lahn gelegnen Landstrich gebot, war nebst sechs andern alemannischen Königen und zehn Fürsten in der berühmten Schlacht bei Straßburg zugegen, die 357 zwischen den Römern unter Julians und den Alemannen unter Chnodomars Befehl geschlagen wurde [1]). Im folgenden Jahre ging Julian über den Rhein, schloß mit dem Könige Suomar einen Vertrag und fiel dann in das Gebiet des Königs Hortar ein, steckte die Dörfer in Brand, trieb Menschen und Vieh gefangen fort und ließ Jeden ohne Schonung niederhauen, der sich zur Wehr setzen wollte. Als Hortar sein Land so verwüstet sah, daß darin noch kaum eine Spur menschlicher Wohnungen angetroffen wurde, da mußte er sich entschließen, um

*) *Foppens*, Bibl. belg. T. I. p. 526. *Hartzheim*, Bibl. colon. p. 148. Biogr. univ. T. XX. (von *Gence*.)

a) Völuspa 7, 8. b) Mone, Gesch. d. Heidenth. 2. Th. S. 115. c) Ders. 2. Th. S. 385 führt *Strabon* IV, c. 1. §. 13. c. 3. §. 2 und *Athen.* VI, 5 ed. *Schweighäus.* §. 25 als Zeugen auf. d) *Diodor. Sic.* V, 27 wirft den Galliern Habsucht und Schmuckliebe vor, bemerkt aber, daß sie vor dem geweihten Golde eine religiöse Scheu gehabt.

*) *Plutarch*, Quaest. Rom. 46. *Alexand. ab Alexandr.* I, 14.

1) *Amm. Marcell.* L. XVI. c. 12. *Zosimus* L. III. c. 3.

Frieden zu bitten. Er ging jede von ihm verlangte Bedingung ein und betheuerte eidlich, alle römische Gefangne, die sich in seiner Gewalt befänden, auszuliefern. Dieses Versprechen erfüllte er jedoch nicht, sondern liefste nur wenige Gefangne aus und behielt die meisten zurück. Dafür ließ Julian, als Hortar erschien, das gebräuchliche Geschenk in Empfang zu nehmen, vier seiner Begleiter, die er ihrer Tapferkeit und Treue wegen vorzüglich werth hielt, festnehmen und gab sie nicht eher wieder frei, als bis alle gefangne Römer angekommen waren; überdies mußte Hortar versprechen, Wagen und Baustoffe herbeizuschaffen, damit die von den Alemannen zerstörten Städte am Rheine wieder aufgebaut werden könnten. Eine Getreidelieferung wurde ihm erlassen, da er aus seinem verheerten Lande sie nicht fortzubringen vermochte [2]). Nach Herstellung der Städte am Rheine sandte Julian den Hariobaudes, einen gebornen Teutschen, an den Hortar, um ihn und die übrigen Alemannenkönige auszukundschaften. Julian hatte sich mit seinem Heere dem Rheine genähert und machte Anstalt zum Übergange. Die Alemannen zogen ihre Streitmacht auf dem rechten Rheinufer zusammen, um den Römern den Übergang zu verwehren. Da geschah es, daß König Hortar die alemannischen Könige und sämmtliche Fürsten zu einem Gastmahle bei sich einlud, das, nach teutscher Sitte, bis nach Mitternacht währte. Julian, der davon Nachricht erhalten hatte, ließ in aller Stille 300 Mann über den Rhein gehen und die Gäste Hortars bei ihrer Heimkehr überfallen; sie vertheidigten sich aber so tapfer, daß sie alle davon kamen und nur einige Sklaven niedergemacht wurden. Die Alemannen geriethen indeß darüber so in Schrecken, daß sie sich vom Rheine tiefer ins Land zurückzogen. Julian ging nun abermals über den Rhein, um das alemannische Land zu verwüsten; das Gebiet Hortars verschonte er aber; daher ist wahrscheinlich, daß dieser um den Überfall gewußt und die Hand zum Verrathe seiner Landsleute geboten habe. Auch versichert Amm. Marc. [3]), daß Hortar den Römern stets treu geblieben sei.

2) Ein Fürst der Bucinobanten. Macrian, König der Bucinobanten, eines alemannischen Volksstammes, der Mainz gegenüber wohnte, hatte sich dem Kaiser Valentinian so furchtbar gemacht, daß dieser, da er ihn mit Gewalt nicht überwinden konnte, sich seiner mit List bemächtigen wollte. Er setzte daher mit einiger Mannschaft über den Rhein, um den Macrian unvermuthet zu überfallen und aufzuheben. Durch das unzeitige Plündern der Römer wurden die Bucinobanten aber aufmerksam gemacht und retteten ihren König ins Gebirge. Aufgebracht über die Vereitlung seines Planes verheerte Valentinian das Land weit und breit, und ernannte den Fraomir statt des Macrian zum Könige der Bucinobanten; der nahm diese Würde aber nicht an, sondern wurde Tribun bei den alemannischen Kriegern, die in Britannien standen. Zugleich mit dem Fraomir nahmen auch Bitherid und Hortar, zwei vornehme Bucinobanten, Kriegsdienste bei den Römern. Der letztre wurde eines verrätherischen Briefwechsels mit Macrian angeklagt, auf der Folter zum Geständnisse gezwungen und auf Befehl des Feldherrn Florentius lebendig verbrannt. Da ein Präfect Florentius schon unter Julian vorkommt und der Alemannenkönig Hortar seiner Verbindung mit den Römern wegen schwerlich von seinen Landsleuten geduldet worden ist, so darf vermuthet werden, daß der Bucinobante Hortar und der Alemannenkönig des Namens nur eine Person ist, wofür er auch von Bünau [4]) und von Luden [5]) gehalten wird [6]). (*Rauschnick.*)

HORTASCH oder KURTIAK, einer der höchsten Gipfel des westlichen Gebirgszugs des macedonischen Gebirgs in der europäischen Türkei, nach Beaujour 3300 Fuß hoch, der stufenweise niedriger wird und sich auf dem Abhange verliert, auf dem Saloniki gebaut ist. Auf dem Berge liegt über Saloniki der nur von Griechen bewohnte Marktflecken Hortasch. (*Stein.*)

HORTATOR, auch pausarius, oder portisculus, auch hortator remigum, bei den Griechen κελευστής, war ein Mann, der den Ruderern auf den Schiffen den Takt angab, nach welchem sie rudern, die Zeit bestimmte, in welcher sie aufhören oder anfangen sollten zu rudern. Er bediente sich zu allen diesen entweder seiner Stimme, oder eines Hammers, oder eines Stockes, ja wohl auch musikalischer Instrumente und des Gesanges. Diod. Sic. (XX, 51.) führt noch besonders an, daß der Hortator den gesammten Matrosen, wenn sie Gelübde thaten, die Formel vorsprach und sie sie ihm nachsagten. Die Worte des Hortators werden hortamentum, κέλευμα, genannt. (*C. W. Müller.*)

HORTEMELS, 1) Frederic, geboren zu Paris um 1688, wo er fortwährend arbeitete. Seine besten Werke sind die, in welchen er den Grabstichel mit der Nadel vereinigt. Durch das Markige, was er seinen Arbeiten zu geben verstand, zeichnete er sich vor den damaligen Stechern aus, nur ist an ihm zu tadeln, daß er sich in den Fleischtinten zu großer Punkte bediente. Seine vorzüglichsten Werke stach er für das Recueil de Crozat.

2) Marie Madelaine, geboren zu Paris um 1686 *), wahrscheinlich Schwester von Frederic und Gattin des Charles Nicolas Cochin, dessen geätzte Platten sie mit dem Grabstichel vollendete. Sie war als Kupferstecherin geachtet. Zu dem Werke Histoire de l'Hôtel Royal des Invalides lieferte sie schätzenswerthe Blätter. (*A. Weise.*)

Hörtenberg, s. Hertenberg.

Hortenses, s. Wiedertäufer.

HORTENSIA, eine Tochter des als Redner berühmten Quintus Hortensius, die sich wie durch ihren Muth, so durch ihre Beredsamkeit bei folgender Ge-

2) *Amm. Marcell.* L. XVII. c. 10. 3) L. XVIII. c. 2.

4) Teutsche Kirchen- und Reichshistorie. 1. Th. 3. Bd. S. 811. 5) Gesch. des teutschen Volks. 2. Bd. S. 208. 6) *Amm. Marcell.* L. XXIX. c. 4.

*) S. Füßli, Künstlerlex. 2. Th. S. 571. Rost, Handb. 8. Th. S. 62. Im letztern ist auch ein Verzeichniß der besten Stiche beider Hortemels angeführt.

legenheit berühmt machte. Im Jahre Roms 709 hatten die Triumvirn Antonius, Octavius und Lepidus, um die Kosten zur Führung des Krieges gegen den Brutus und Cassius aufzutreiben, die angesehensten römischen Frauen, die Mütter, Frauen oder Schwestern der von ihnen Geächteten waren, mit einer lästigen Steuer belegt, und Niemand wollte es wagen, Vorstellungen dagegen zu machen. Als die Mutter des Antonius und die Schwester des Octavius ihre Verwendung verweigerten, und auch Fulvius sich geweigert hatte, zu ihrem Besten zu reden, da trat Hortensia öffentlich an der Spitze der Frauen auf, um deren Sache zu führen. Zwar wurde sie Anfangs zurückgewiesen, doch wußte sie sich Gehör zu verschaffen und vertheidigte in einer Rede *) so muthig und glücklich die Sache der Frauen, daß die Triumvirn die Entscheidung bis zum folgenden Tage verschoben und endlich dahin entschieden, daß den Frauen der größte Theil der Steuer erlassen wurde, und statt 1400 nur 400 Frauen ihr Vermögen angeben und die Schatzung zahlen durften **). (*Rauschnick.*)

HORTENSIA. Unter diesem Namen, und (nach Schult. Gesch. der Bot.) zu Ehren der französischen Astronomin Hortense Lapaute († 1788) hat Commerson aus der **Hydrangea hortensis** *L.* eine besondre Pflanzengattung gemacht, welche indeß nur von Franzosen anerkannt worden ist. (*Sprengel.*)

HORTENSIA LEX. Als Qu. Hortensius 288 Dictator ward, um das auf den Janiculus gezogne Volk zu beruhigen, bestanden die Nundinen, an denen der Landmann zum Markte kam, wo man sich einander zu Recht stand, und gemeinen Rath hielt, wie es herkömmlich war, oder der Senat dazu einlud. An diesen Tagen aber war es verboten, dem Populus vorzutragen und Comitia zu halten. So waren sie für die Bürger Ferien und Nefasti, für die Gemeinde Geschäftstage; und nur sie, die des Populus eben nicht. Diesen Unterschied hob Hortensius durch ein Gesetz auf, nach welchem die nundinae (Markttage) nicht mehr als feriae, sondern als dies fasti angesehen, und die Processe des an denselben nach Rom kommenden Landvolks da entschieden werden sollen [1]). Durch dasselbe Gesetz wurde auch der Centurien Zusammenberufung zu Gesetzannahme oder Wahl auf die dritte Nundine eingeführt. Offenbar ging die Absicht dieses Gesetzes dahin, die gereizte Plebs durch kluges Entgegenkommen zu besänftigen, daher es denn auch die Plebiscite, die vor ihm ohne Genehmigung der Patres keine Gesetze waren, diesen gleichstellte: „ut quod plebs jussisset omnes Quirites teneret." Das später aufgehobene Veto des Senats war auch eine Folge des Hortensischen Gesetzes [2]). (*Alex. Müller.*)

HORTENSIUS 1) **Lucius**, um d. J. d. Erb. Roms 331 Volkstribun, dessen Liv. L. IV. c. 47. gedenkt. Er klagte den gewesenen Consul Cajus Sempronius Atratinus, der in dem Feldzuge gegen die Volsker bei Verrugo unglücklich gewesen und nur durch die umsichtige Tapferkeit des Tempanius mit seinem Heere gerettet worden war, deshalb öffentlich an; nahm aber auf die Bitte seiner vier Amtsgenossen und auf ihre Äußerung, daß sie Trauerkleider anlegen würden, wenn der Feldherr, den sie wie ihren Vater verehrten, als Angeklagter vor dem Volk erscheinen sollte, seine Anklage zurück, da er den Feldherrn, der eine so allgemeine Liebe besaß, nicht für schuldig halten mochte [1]).

2) **Lucius**, Prätor i. J. n. Erb. d. St. 584, erhielt den Befehl über die Flotte und die Küstenländer durch das Loos. Der Prätor Lucretius hatte die Einwohner der Stadt Abdera eines Aufstandes wegen sehr hart und grausam behandelt, sie geplündert und zu einer Brandschatzung von 100,000 As und 50,000 Scheffeln Getreide verurtheilt, auch eine Menge Gefangner fortgeführt; Hortensius machte es nicht besser. Die Abgeordneten von Abdera klagten deshalb bei dem Senat; aus einem Irrthum aber verklagten sie nicht den Lucretius, sondern allein seinen Nachfolger, den Lucius Hortensius, der deshalb eine Rüge seiner Grausamkeit erhielt, dagegen aber Lucretius verurtheilt wurde, den Schaden zu ersetzen [2]).

3) **Quintus**, Dictator, lebte bis 468 d. Erb. Roms. Damals war ein 429 gegebenes Gesetz, durch welches das Volk gegen den Druck seiner Gläubiger sicher gestellt wurde, in Vergessenheit gerathen; die Patricier machten ihre Schuldner wiederum zu Sklaven und erregten dadurch den Unwillen des Volks. Dieser kam zum Ausbruch, als der Patricier Plotius den jungen Titus Veturius mit einer greuelvollen Härte behandelte. Das Volk foderte die Herstellung des ihm günstigen Gesetzes und zog, als solche nicht erfolgte, auf den Berg Janiculus. Da sich die Landleute mit den ausgezognen Städtern vereinigten, geriethen die Patricier der ausbleibenden Lebensmittel wegen in Verlegenheit, und Quintus Hortensius wurde zum Dictator ernannt, um das Volk zu beruhigen. Er schloß mit demselben einen Vergleich, vermöge dessen das harte Verfahren gegen die Schuldner eingestellt und das zu ihrem Schutz erlassene Gesetz erneuert wurde. Dann gab er ein Gesetz, nach welchem alle in den Tribus gefaßten Beschlüsse für die Patricier sowol als für die Plebejer von gleicher Verbindlichkeit sein sollten und die von dem Senate genehmigten Vorschläge zuvor den Comitien vorgelegt werden mußten, ehe sie Gesetzeskraft erhielten. Dieses Gesetz ist unter dem Namen Lex Hortensia bekannt. Ein zweites von ihm abgefaßtes, nicht mit seinem Namen bezeichnetes Gesetz gestattete den Landleuten an den Nundinis, wo sonst die Gerichtshöfe geschlossen waren, ihre Rechtssachen anhängig zu machen. Hortensius starb noch während seiner Dictatur [3]).

*) S. *Quinctilian.* I, 1. **) *Val. Max.* VIII, 3. *Appian.* L. IV.

1) *Macrobius*, Saturn. I, 16. (1. Th. S. 282. ed. Bip.) 2) Vergl. darüber Niebuhr, Römische Geschichte. (Berl. 1830.) II, 242 u. 415.

1) *Liv.* Lib. IV. c. 39–43. 2) ib. XLIII. c. 4, 5, 8. 3) ib. epit. L. XI. *Val. Max.* L. VI. c. 1. §. 9. *Macrob.* Saturn. I, 16.

4) **Quintus Hortalus**, geb. i. J. d. Erb. d. St. 639, war ein berühmter Redner und Nebenbuhler, aber auch Freund des Cicero. Nach Ovid. Tristia II. 441 soll er sich auch in der lyrischen Dichtkunst versucht haben. Seine erste Rede, die er in seinem 19ten Jahre für die Afrikaner hielt, erwarb ihm allgemeinen Beifall, der sich noch steigerte, als er kurz darauf für den König von Bithynien sprach. In dem Bürgerkriege 663 zog er zu Felde, und wurde in dem nächsten Feldzuge schon Präfect. Er ward später Quästor, Ädilis, Prätor und 685 nebst dem Quintus Cäcilius Metellus Consul. Darauf fiel ihm durch das Loos das Proconsulat von Kreta zu. Er überließ diese Provinz aber seinem Amtsgenossen und blieb in Rom, um als Redner in den Gerichtshöfen zu glänzen. Er war merkwürdig wegen seines ungewöhnlich starken Gedächtnisses, sodaß er nichts von dem, was er reden wollte, schriftlich aufsetzte. Seneca (Praef. cons. I.) führt von seinem Gedächtniß ein merkwürdiges Beispiel an. Er bewegte sich stark bei dem Reden, deshalb spottete Lucius Torquatus über ihn und nannte ihn Dionysia, welches der Name einer berühmten Tänzerin war. Hortensius antwortete aber: er wollte lieber Dionysia *heißen*, als unwissend und sittenlos wie Tor*quatus sein. Einen Beweis* von Muth gab er, als er gegen das *Gabinische und* dann gegen das Manilische Gesetz, beide zu Gunsten des Pompejus, und das letztre von Cicero vertheidigt, sprach. Er hielt sehr viel auf den äußern Anstand, und soll einst Jemanden vor Gericht belangt haben, der ihm in einer engen Gasse die Falten seines Mantels in Unordnung gebracht hatte. Als 696 Cicero von Clodius angeklagt worden war, sandten zu seinen Gunsten die Ritter den Q. Hortensius und Cajus Curio an den Senat; sie erhielten aber für ihre Dienstfertigkeit eine Tracht Schläge. Hortensius war bemüht, die Hitze des Cicero zu mäßigen, als dieser gegen den Pompejus schmähete [4]). Er besaß einen großen Reichthum, machte aber auch vielen Aufwand. Als 699 ein Luxusgesetz gegeben werden sollte, sprach er dagegen und stellte vor, daß der Aufwand der Reichen der Würde des Staats angemessen sei und ihm zum Ruhme gereiche, und weil die Senatoren selbst viel Aufwand machten, so brachte er es dahin, daß dieses Gesetz zurückgenommen wurde [5]). Von seinem Aufwande finden sich in den Alten: Plinius, Plutarch, Varro, Macrobius, Quinctilianus mehre Beispiele. Nach Plin. Hist. nat. L. X. c. 23. ließ er bei dem Gastmahle, welches er nach seiner Ernennung zum Prätor gab, den ersten Pfau schlachten. Er soll vier prachtvolle Villen, als zu Tusculanum, zu Bauli, zu Lorentum und vor dem flumentanischen Thore besessen haben. Er starb i. J. n. Erb. d. St. 703 64 Jahre alt [6]).

5) **Quintus**, der einzige Sohn des Redners gleiches Namens, der ihn seiner leichtfertigen Sitten wegen enterben und seinen Schwestersohn Messala zum Erben einsetzen wollte [7]). Cäsar vertraute ihm eine Flotte gegen den Pompejus an. Bei Cäsars Ermordung verwaltete er die Provinz Macedonien und erklärte sich für den Brutus, brachte für diesen Kriegsschaaren zusammen und zeigte sich als einen begeisterten Freund der Freiheit. Er mußte auf Befehl des Brutus den gefangnen Cajus Antonius, einen Bruder des Triumvirs, umbringen lassen, dafür ließ Marcus Antonius, als Hortensius bei der Schlacht bei Philippi in seine Gefangenschaft gerieth, diesen auf dem Grabmahl seines Bruders hinrichten [8]).

6) **Marcus Hortalus**, Senator, Sohn des auf Antonius Befehl hingerichteten Q. Hortensius und Bruder des liederlichen Corbio, dessen Val. Max. B. III. c. 5. erwähnt, war ein edler, aber sehr armer Mann, dem Augustus eine Million Sestertien schenkte, damit er heirathen und seinen berühmten Stamm fortpflanzen möchte. Zu des Tiberius Zeit stellte er dem versammelten Senate seine vier Söhne dar und bat um Unterstützung, damit die Nachkommen so vieler Consuln und Dictatoren nicht Mangel leiden dürften. Tiberius schlug ihm auf eine harte Weise seine Bitte ab [9]). (*Rauschnick.*)

HORTENSIUS, 1) **Aegidius (Gilles des Jardins)**, Doctor der Rechte und öffentlicher Lehrer zu Bourges, in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. Er hat über mehre Titel der Pandekten commentirt; diese Commentare sind zuletzt zusammengedruckt unter dem Titel: **Aegidii Hortensii in titulos Digestorum de eo, quod certo etc. Commentarius (Argentorati 1606.).**

2) **Cavalcanus**, ein Italiener, geb. den 24. Febr. 1558, Doctor der Rechte 1586, gab 1589 zu Venedig einen **tractatus de testibus**, und einen andern **de brachio regio** heraus. (*Spangenberg.*)

3) **Lambertus** [1]) **H**, so genannt von dem Geschäfte seines Vaters [2]), welcher ein Gärtner war, geboren zu Montfort bei Utrecht, am 1. April 1500 [3]), widmete sich frühzeitig dem gelehrten Stande, und studirte zu Löwen, wo damals Rutger. Rescius die griechische, Konr. Goclenius die lateinische Literatur lehrte, und Joh. Paludanus in der Rhetorik Unterricht gab. Nach vollendeten Studien lehrte er an der Schule zu Utrecht als College, indem er zugleich als Priester den Kirchendienst besorgte; verließ aber wegen überhandnehmender Unruhen die Stadt und begab sich auf das Land zu van Zuylen, seinem Gönner, von dem er auch im J. 1540 zum Rec-

4) *Dio Cass.* L. XXXVIII. c. 16 et 17. 5) ib. L. XXXIX. c. 37. 6) Mehr von ihm bei *A. Gellius*, Noct. Att. XIX. c. 9. *Cic.*, De orat. III, 61. *Cic.*, Brut. 64, 88, 92. *Quinct.*, Inst. orat. XI, 3, 8. *Varro* III, 6.

7) *Valer. Max.* L. V. c. 9. 8) *Plutarch* im Brutus. 9) *Tacit.* Ann. L. II. c. 37 et 38.

1) So nennt er sich in seinen Werken, nicht Albertus, wie er bei Meteren in der Beschreib des niederländischen Krieges I. S. 177 heißt; auch nicht Lampertus, wie *Pantaleon*. Prosopogr. Her. German. P. III. p. 107 schreibt. In der allgemeinen Gesch. der vereinigten Niederlande, 3. Th. S. 183 wird er Lambert van den Hove genannt. Nachrichten von seinem Leben gibt *Gisb. Lappius a Waveren* im Corpore Hist. Ultraject. auctoribus *G. Heda* et *J. Beka*. 1642. *C. S. Schurzfleisch* in Elog. Scriptor. illustr. Seculi XVI. ed. *Wagner*. (Vitemb. 1729.) p. 71 sq. *Jo. Franc. Foppens*. Bibl. Belg. Pars II p 799. *Casp. Burmann* in Trajecto erudito. p. 155. 2) A patre Hortulano Hortensii nomen fabricavit. *Foppens* p. 799. 3) Nicht 1510, wie Jöcher hat.

torate der Schule von Naarden im Goylandt befördert wurde. Als am Ende des J. 1572 diese Stadt von den Spaniern bedroht ward, wurde Hortensius nebst sechs andern an Don Friedrich von Alba nach Laagbussen abgeordnet, und erhielt unterwegs vom General Romero das Versprechen der Schonung der Stadt. Es ist bekannt, daß diese Zusage gebrochen, Naarden wie eine eroberte Stadt behandelt, in Brand gesteckt und verödet wurde. Eine große Anzahl der Einwohner wurde ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters ermordet, und auch Hortensius wäre dabei umgekommen, wenn nicht einer seiner Schüler dazwischen getreten, ihn zum Gefangnen gemacht, und auf diese Weise aus Dankbarkeit und Achtung gerettet hätte [4]). Man erzählt, er habe damals von seinem Eigenthume nichts als seine Anmerkungen über Lucan's Pharsalia gerettet [5]). Er begab sich nach Utrecht, kehrte aber wieder nach Naarden zurück, wo er seinen Aufenthalt in einem Wirthshause nahm, und starb im J. nach dem Unglücke der Stadt (1573) auf einem Landhause de hooghen Engh, und ist zu Naarden begraben [6]). Er hätte, obgleich katholischer Priester, von einer Beischläferin zwei Söhne, von denen er den ältesten vor seinen Augen ermorden sah; der zweite wurde Prediger im Haag. Über den Kirchenglauben des Vaters war die Meinung, sowie er wahrscheinlich selbst, in zweifelndem Schwanken [7]).

Hortensius machte sich als lateinischer Dichter, als Erklärer der Alten und als Geschichtschreiber berühmt. Zu der ersten Art gehört Chorographia Goylandiae ad Reinerum Lepidum im elegischen Sylbenmaße [8]); dann Satyrarum in aevi sui vitia et mores Libr. II. Epithalamiorum liber. Mehre seiner poetischen Werke, und unter diesen wahrscheinlich das letzte von allen: Nardeni oppidi caedes et direptio, sind nicht im Druck erschienen. Als Erklärer der Alten machten ihn Enarrationes in XII. libros Aeneïdos Virgilii (Basil. 1559.) und Explanationes in Lucanum berühmt; beides in ausführlichem Vortrage, fast in Form von Vorlesungen, und nach der damals beliebten Weise, mehr rhetorisch als grammatisch gelehrt [9]). Beide Commentare sind öfters, auch in Verbindung mit andern herausgegeben worden. In dieselbe Classe gehören auch die metrischen Übersetzungen von vier aristophanischen Komödien, dem Plutus (Traj. ad Rhen. 1556.), den Wolken (Das. 1557.), den Rittern (Das. 1557.), und den Fröschen (1561.); denen das verdienstliche Streben nach schöner Latinität ein dauerndes Ansehen nicht hat verschaffen können.

Zu der historischen Gattung gehören folgende Werke: Secessionum civilium Ultrajectinarum et bellorum ab anno 1524 usque ad translationem episcopatus ad Burgundos. libr. VII. (Basil. 1546. F.; Ultraj. 1642.); De tumultibus anabaptistarum [10]) (1548. 4.); in *Schardii* Scriptt. Hist. Germ. T. II. p. 1305. und in *Schard.* rediv. T. II. p. 298. De bello Germanico a Carolo. V. Caesare gesto. libr. VII. (Basil. 1560. 4.); *Schard.* l. c. p. 1578. *Schard.* rediv. T. II. p. 441. Alles als Erzählung eines geistvollen Zeitgenossen nicht unwichtig, auch durch gebildeten Vortrag und gute Latinität schätzbar [11]). (*F. Jacobs.*)

Horter, s. Hortich.

HORTIA. Diese von Vandelli nach dem portugiesischen Grafen Horta sogenannte Pflanzengattung gehört wahrscheinlich zu Bonplandia W. (B. cuneifolia *Spr.* Syst.). (*Sprengel.*)

HORTICH, auch HORTER und HURTICH (Kilian) *) war zu Dahlen in der Diöces Oschatz um 1580 oder etwas später geboren, war zum Magister promovirt und 1611 Lutherischer Prediger an der Liebenfrauenkirche zu Aken an der Elbe im Herzogthume Magdeburg geworden, hatte aber mit dem Stadtrathe vielen Streit, theils weil der Gemeine bei seiner Anstellung das Patronatrecht entzogen war, theils auch weil er die Laster der Vornehmsten scharf und freimüthig bestrafte. Es kam so weit, daß er seine Stelle am 4. Oct. 1618 verlassen mußte. Im J. 1609 brachte er ein Erbstipendium in Vorschlag und schrieb zu diesem Ende den guten Antreiber, d. i. guter Rath, wie man mit wenig Geld, ohne eines Menschen Beschwerung in Aken ein immerwährend Stipendium für die studirende Jugend, den 8. Jul. 1609 hat aufgerichtet (Wittenb. 1616.); steht

---

4) Levinus Weldanus oder Weldamius, der unter den spanischen Truppen diente und seinen Unterricht genossen hatte. In Beziehung hierauf heißt es in der Grabschrift, die ihm von Seiten der Stadt gesetzt wurde: Evocatus ex hac vita, anno a laniena, *quae soli propter doctrinam pepercerat*, altero. 5) *Boxhorn* in Theatro Hollandiae p. 335 setzt die Arbeiten über diesen Dichter mit seiner Rettung in Verbindung: Ita vir doctissimus de Hispano poeta Lucano optime meritus in redhostimentum ab Hispano servatus est. Cf. *Viglius*, Epist. ad Hopper. CLXXXVII. p. 719. 6) Seine Grabschrift s. bei *Foppens* p. 800, wo er decus scholae atque civium, vir omne genus eruditionis eximius, litterator argutus, historicus sagax genannt wird. In einem Tetrastichon auf sein Bild von Arias Montanus heißt es von ihm:

Romane Hortensi, concede huic: saecula priscis
Nomine reque pares nostra tulere viros.

7) Gisb. Lappius bezeichnet ihn als einen virum dubiae famae inter Papismum et Lutheranismum fluctuantem, unde et a rusticis vulgo de Luytersche Paep vocitabatur. 8) In *Marc. Zueri Boxhornii* Theatro Hollandiae p. 336. Er war, als er dieses Gedicht schrieb, 21 Jahr in seinem Amte, das ihm, wie es scheint, bei vieler Mühe nur ein geringes Einkommen brachte: Supra bis decimam prima mihi vertitur aestas, quod traxi tenue hic, me miserum, asse jugum; ex quo triste jugum et sterili tellure colendum Verso trusatilem non gravis aere molam.

9) Sunt utique satis copiosae; verum pro more istorum temporum congesta sunt plurima ad singulas voces — quae ad poëtam nihil faciunt; quae monitu opus erant, frustra quaeras. *Heyne*, De Virgilii Editt. an. 1559. 10) In der Chorographia Goylandiae bezeichnet sich der Verfasser als den, qui *καταβαπτιστου* motus tristesque tumultus scripsit. 11) *Schurzfleisch* l. c. ad historiam scribendam se contulit, et quoad potuit, stilo puro usus est, nec tamen non ad scopulos offendit, quum, distractis Belgarum animis, haud ab omnibus gratiam iniret. Dictio ejus haud invenusta est, compositio quoque dictioni consentiens i. e. non diffusa, nec tamen obscura.

*) In seinem sogenannten Stipendienbuche sagt er selbst: „Misnia nos Hortich vocat et Pomerania tota Horter."

auch im Auszuge in Just Franz Liebers renovirter Fundation des bürgerlich akenschen Erbstipendii (Magdeb. 1726.). Olearius nennt diesen Hortich Aquensium pastorem vigilantissimum, und M. Corber doctum senem et bonum, piamque fortemque ecclesiae columnam. Er hat auch drei Jubelpredigten über Ps. 75. und Röm. III. (Magdeb. 1618.), ferner ein zerstümmeltes Denkmal der Stadt Aken (Zerbst 1711. 4.) und Leichenpred. drucken lassen *). (*Rotermund.*)

HORTLEDER (Friedrich), Hofrath zu Weimar, von armen Ältern den 2. März 1579 in dem magdeburgischen Dorfe Ampfurt, welches den Herren von Assenburg gehörte, geb. Diese unterstützten den talentvollen Knaben, daß er sich den Wissenschaften widmen, und die hohen Schulen zu Helmstädt und Jena besuchen konnte. Bald nach Vollendung seiner akademischen Studien kam er als Instructor zu den weimarischen Prinzen Johann Ernst und Friedrich, begleitete sie 1608 nach Jena und 1613 auf einer Reise durch Frankreich, England und die Niederlande. Zur Belohnung seiner treuen Dienste erhielt er den Charakter eines weimarischen Hofraths, und wurde als solcher bei vielen wichtigen diplomatischen Verhandlungen gebraucht. Besonders mußte er in der jülichschen Successionssache und in Familienstreitigkeiten die Feder führen, und es sind in diesen und andern Beziehungen mehre mit reicher Sachkenntniß und scharfem Blick in das Wesentliche abgefaßte Deductionen von ihm gedruckt worden. Bei einem Aufenthalte zu Jena überfiel ihn gegen das Ende des Maimonates 1640 ein Fieber, und am 5. Jun. war er eine Leiche. Man hat von ihm eine reichhaltige, aus den zuverlässigsten archivalischen Nachrichten geschöpfte Geschichte des schmalkaldischen Krieges von 1546—1558 in 2 Bänden, wovon der erste den Titel führt: Handlungen und Ausschreiben, Sendbriefe, Berichte ꝛc. von den Ursachen des teutschen Krieges Kaiser Karl V. wider die schmalkaldischen Bundesverwandten; der andre aber die Aufschrift hat: Von Rechtmäßigkeit, Anfang, Fort- und Ausgang des teutschen Krieges (Frankf. a. M. 1 Th. 1617.; und 2. Th. 1618. Fol.). Dieses Werk ist die vornehmste Quelle über jene wichtige Periode und gewissermaßen ein Urkundenbuch zum Sleidan; denn mit diplomatischer Genauigkeit, verbunden mit bewährten staatsrechtlichen Einsichten, theilt Hortleder die wichtigsten Originalactenstücke vollständig mit, begleitet sie mit sachreichen Anmerkungen, beweiß überall eine sorgfältige Kritik und eine nicht gemeine Unparteilichkeit [1]). Eine neue, mehr als 46 Alphabet betragende und mit vielen Kupfern versehene Auflage besorgte Hortleders Schwiegersohn, Zach. Prüschenk (Gotha 1645, 2 Bde. Fol.), die zwar verschiedne Zusätze enthält, aber auch hier und da castrirt worden ist, indem manche harte und beleidigende Stellen in den Staatsschriften gemildert oder gänzlich weggelassen wurden [2]). Prüschenk wollte diese 2te Auflage mit einem 3. Bde. vermehren, der unter Andern die Grumbachischen Händel und die gothaische Belagerung enthalten sollte; es waren auch schon drei Alphabete davon gedruckt, allein der weimarische Hof nahm die gedruckten Bogen bis S. 252 in Beschlag, daher dieses Fragment zu den literarischen Seltenheiten gehört. Als Vorläufer des großen Werkes schrieb Hortleder einen Discursus de justitia belli germanici contra Carolum V. (Jenae 1609. 4. wieder abgedruckt in Goldasts Politic. imper. p. 1376 fg.). In den Struvischen Actis liter., dessen histor. polit. Archiv und Mencke's Scriptt. rer. germ. findet man von Hortleder mehre, einige sächsische Denkmäler erläuternde Abhandlungen, und zu den Bildnissen der Kurfürsten und Herzoge von Sachsen, welche der großen weimarischen Bibel beigefügt sind, lieferte er die Beschreibungen. Handschriftlich hinterließ er unter Andern Collectanea de motibus bohemicis, und eine Beschreibung des Fürstenthums Weimar [3]). (*Baur.*)

Horto, s. **Huerta (de la)**.

HORTOBAGY, HARTBACH, Fluß in Siebenbürgen, entspringt an der Grenze des schäßburger Stuhls und vereinigt sich unterhalb Kastenholz im hermannstädter Stuhle mit dem Cibin oder Szeben. (*Rumy.*)

Hortola (Cosmas Damianus), s. **Hortulanus**.

HORTOLE, HORTOLUS (Paläozool.) benennt Dénys de Montfort ein von ihm aufgestelltes, nur fossil bekanntes Siphoniferen-Geschlecht, welches er von Lituites *Lin.* und von Spirula *Lmk.* absondert. Früher hatte de Lamarck, später de Blainville die Hortolen mit Spirula, d'Orbigny aber, de Roissy, von Schlotheim, de France, Rang u. A. dieselben wieder mit Lituites verbunden, endlich Goldfuß, wie uns scheint, dasselbe Geschlecht unter dem Namen Cyrtoceratites aufzustellen beabsichtigt, aber den Charakter desselben noch nicht bekannt gemacht. Denn wenn Montfort dem Hortolus einen centralen Siphon beilegt, so dürfte dieses, wie bei seinem Lituites auch, auf irriger Beobachtung beruhen. Die Cyrtoceratiten nämlich unterscheiden sich von den Spirulen und Lituiten sowol, als von den Orthoceratiten sehr gut, von erstern dadurch, daß sie zwar gekrümmt und gebogen, am Ende hakenförmig ꝛc., aber nicht mit regelmäßigen noch mit aneinander geschlossenen Umgängen versehen, von letztern dadurch, daß sie nicht ganz grade sind. *Von Schlotheim*, Orthoceratites flexuosus u. a. neue Arten gehören dahin. Die Montfort'sche Diagnose für Hortolus ist folgende:

Testa libera, univalvis, multilocularis, apice

*) S. Dunkel, Nachrichten von Gelehrten, die im Jöcher'schen Gelehrtenlex. fehlen. S. 285. Nr. 370.

1) Hamberg. Bibliotheca histor. 10. Centur. S. 94—100. Bibliotheca juris *Struvio-Buderiana* p. 667. *Moser*, Bibl. jur. publ. T. I. p. 318. Wachler, Gesch. d. histor. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. S. 912.

2) Dieses behauptet Buder in der bibl. script. rer. germ. vor *Struve*, Corp. hist. germ. p. 194, u. Gatterer im Handb. d. Universalhist. 2. Th. 1. Bd. S. 229. Die hamb. bibl. hist. bezweifelt es, und im Catal. biblioth. *Rinckianae* p. 625 wird gesagt: In nova editione nihil omissum, ceu vulgo quidam garriunt. 3) Reinmann, Einleit. in d. hist. lit. 5. Th. S. 486. *Magiri* eponymol. h. v. Jugler, Beitr. zur jurist. Biogr. 3. Bd. S. 106. Pütter, Lit. des Staatsr. 1. Th. S. 179.

recurva, antice recto-elongata. Apertura rotunda, aperta, horizontalis (testae scil. erectae). Septa simplicia, siphone centrali perforata. Spirae anfractus ab invicem distincti s. remoti.

Montfort bemerkt ferner, daß man aus China stammende Arten kenne, der von ihm abgebildete H. convolvans *Montf.* jedoch aus dem schwarzen stinkenden (Übergangs-) Kalke von Namur herrühre. Die Schale desselben ist in weißen Kalkspath verwandelt, die Kerne der Kammern sind wie Uhrgläser gestaltet und aneinander gereihet *). (*H. Bronn.*)

HORTON (Thomas), geb. zu London im ersten Viertel des 17. Jahrh., wurde nach vollendeten akademischen Studien, presbyterianischer Prediger daselbst, genoß als guter Ausleger der Schrift viel Achtung und starb i. J. 1673. Er gab unter Andern 46 Predigten über das 8te Cap. an die Römer, 45 Predigten über vier auserlesene Psalmen, 100 Predigten über unterschiedne Stellen der h. Schrift heraus **). (*Rotermund.*)

Hortona, s. Ortona.

HORTO NOVO (Phil. de), aus Luni im Toskanischen, trat in den Dominikanerorden zu Serafinens, lehrte in der Mitte des 17. Jahrh. daselbst vorzüglich Theologie, auch an andern Orten, war ein Forscher in den Alterthümern, durchsuchte zu dem Ende viele Bibliotheken in Teutschland und hinterließ im Manuscript einen Catalogus virorum illustrium Ord. Praedicat. †). (*Rotermund.*)

HORTULANUS, auch HORTOLA (Cosmas Damianus), war im 16. Jahrh. zu Perpignan geboren, studirte zu Paris Theologie, wurde Doctor derselben, auch des kanonischen Rechtes zu Bologna, lebte darauf in der Sorbonne, hielt sich besonders zu Franz Vatablé und lehrte darauf Philosophie zu Barcelona. Er wollte auch nach Rom gehen, allein sein sterbender Vater rief ihn nach Hause. Nach dessen Tode lehrte er zu Barcelona Humaniora, erklärte auch die heil. Schrift. Der König von Spanien schickte ihn als einen ausgezeichneten Theologen auf das Concilium nach Trient. Nach der Zurückkunft bekam er die Abtei von Villa Bertrand in der Diöces Girona, worauf er 1566 die Erde verließ. Man hat von ihm eine Paraphrase über das hohe Lied Salomonis, die zu Venedig 1585. 4. gedruckt ist ††). (*Rotermund.*)

Hortularii, s. Wiedertäufer.

*) *Dénys de Montfort*, Conchyliologie systematique. Tom. I. (Paris 1808.) tab. 282. p. 283, 284. *de Lamarck*, Système des animaux sans vertèbres (Paris 1801.). p. 102. *Ducrotay de Blainville*, Manuel de Malacologie (Paris 1825.). p. 381. *Dessalines d'Orbigny*, Tableau méthodique de la classe des cephalopodes (Extrait des Annales des Sciences naturelles. 1826. Janvier. Paris.) p. 71. *Felix de Roissy*, Continuation de *Buffon*, édit. de *Sonnini*, Histoire des mollusques. Tom. V. p. 14. *de France*, Dictionnaire des sciences naturelles. Vol. XXI. (Paris 1821.). p. 438, 439. *Sander-Rang*, Manuel de l'histoire naturelle des Mollusques. (Paris 1829. 12.) p. 93. Schlottheim, Petrefactenkunde (Gotha 1820.). S. 59.

**) Jöcher, Gelehrten-Lex. *Wood*, Athen. Oxon.

†) *S. Ecchard*, Bibl. Dominic. Tom. II. p. 547.

††) *Anton*, Bibl. Hisp.

Hortus siccus, s. Herbarium.

Hortus malabaricus, s. unt. Drakensteen (Adr. v. Rheede tot).

HORTZSCHANSKY (Johann), Lehrer am Gymnasium zu Görlitz, geb. zu Breitendorf bei Löbau den 19. Mai 1722, studirte zu Wittenberg, ward Hauslehrer, kam 1759 als Collaborator an das Gymnasium zu Görlitz, wurde 1768 erster College desselben, und starb den 18. Dec. 1799. Man hat von ihm viele, die lausitzische Geschichte, und besonders die Geschichte der Stadt Görlitz erläuternde Gelegenheitsschriften: Histor. Nachr. von den görlitzischen Stipendien (Görl. 1765. 4.); von dem Vogel- und Scheibenschießen in der Oberlausitz (Ebendas. 1770. 4.); von den oberlausitz. gel. Gesellschaften (Ebds. 1770. 4.); von den in der Oberl. herausgek. Journalen (Ebds. 1773—1777. 4.); auch viele Beiträge zur lausitzischen Monatsschrift. Ferner: Histor. Beschreibung der Krönung Kaiser Leopolds II. zum König in Ungarn 3 St. (Zittau 1790. 4. m. Kpf.); Vollständige k. k. Wappenzeichnung, heraldisch und hist. beschrieben, auch gezeichnet und von Verschiedenen in Kpf. gest. 16 Blätter in 4.; Königl. preuß. Wappenzeichnung, ebenso 12 Bl. in 4.; Kurfürstl. sächs. Wappenz., ebenso 12 Bl. in 4.; Kurfürstl. pfalzbaier. ꝛc. 12 Bl. in 4.; Des Herzogthums Schlesien ꝛc. 13 Bl. in 4.; Hessenkassel- und darmst., wie auch braunschw. ꝛc. 14 Bl. in 4. Alle diese Sammlungen erschienen seit 1777 monatlich in Zittau. Hortzsch. gab auch einen Versuch in das Wendische übersetzter Lieder (Löbau 1748.) heraus, und ließ gegen 600 Gelegenheitsgedichte drucken *). (*Baur.*)

HORUF (Ibn el). Der arabische Grammatiker Abul Hasan Ali Ben Mohammed Ben Ali El-Hosri El-Hadhremi, gewöhnlich Ibn El-Horuf (richtiger Ibn El-Choruf ابن الخروف nach Hadschi Chalfa in s. bibliogr. Wörterb. und s. chronol. Tabellen) war in Sevilla geboren, und machte sich durch mehre Commentare zu grammat. Werken, wie zu des Abdol Cahir Ben Abdorrahman El-Dschordschani (gest. 474 d. Fl. d. i. 1081—82 n. Chr.) Lehrgebäude der Grammatik (جمل في النحو) und zu der berühmten Grammatik des Sibuje, deren Beweisstellen er commentirte, der gelehrten Welt bekannt. Letztrer Schrift gab er den Titel: „Schlüssel der Pforten, ein Commentar der Dunkelheiten im Buche" (مفتاح الابواب في شرح غوامض الكتاب). Er starb im J. d. Fl. 609, d. i. 1212—13 n. Chr. Andre, wie Reiske (Ann. Mosl. IV, 253), lesen Ibn Haruf. (*G. Flügel.*)

HORUFIJEH (حروفيّة), Name einer mohammedanischen Sekte, gegründet durch Fadhlullah Ben Abi Mohammed aus Tebris, der unter dem Beinamen El-

*) Otto, Lexikon der oberlausitz. Schriftst. 2. Bd. S. 177. Meusel, Lexikon der verstorb. Schriftst. 6. Bd.

Horufi (الحروفي) von الحروف die Buchstaben, weil er die Buchstaben des Korans anderm ungegründeten Fabelwerk gleich hielt) bekannt ist. Er suchte in Entbehrungen, schmutziger Kleidung und schlechter Nahrung seine Ehre, und da er nach dem Berichte seiner Gegner aus wilder Ehe entsprossen war, soll er, um seine Geburt als eine rechtmäßige darzustellen, seinen Anhängern jedwede Freiheit zur Befriedigung ihrer Lüste erlaubt haben. Er galt bald wegen seiner abweichenden Lehre für einen Neuerer und Atheisten (احد من الاتحادية), dennoch wagte er den Timur zur Annahme derselben einzuladen. Dieser aber beschloß, ihn umzubringen. Das erfuhr des Timur Sohn, und als Fadhlullah zu diesem kam, um ihn um seine Fürsprache bei dem Vater anzugehen, brachte ihn der junge Fürst mit eigner Hand um. Nachdem die Kunde davon zu Timur gekommen, ließ er sich den Kopf und Körper bringen und beide verbrennen, im J. d. Fl. 804, d. i. um 1401 n. Chr. So erzählt Ibn Hadschr El-Ascalani in seiner Geschichte El-Inbâ (الانباء). Des Horufi hinterlassener persisch geschriebener Katechismus unter dem Titel: Dschavidâni Kebir (جاودان كبير s. Hadschi Chalfa) wirkte jedoch unter seinen Schülern fort, und wie verbreitet ihre Sekte nach 200 Jahren war, beweisen die Angaben im Cod. Dresd. No. 50. p. 92—101, nach welchen ihre Anhänger von den Türken آق باشلي Acbaschli, d. i. Weißköpfe, genannt werden. Sie verwarfen alle Satzungen der vier rechtmäßigen Sektenhäupter, rühmten sich allein im Besitze des wahren Glaubens zu sein, und bezogen zur Bestätigung des Ansehens ihres Lehrers die Worte des Korans auf ihn: وكان فضل الله عليك عظيما „und Fadhlullah ist größer als du (Mohammed)." (*G. Flügel.*)

Horuk Barbarossa, s. Barbarossa.

HORUMERSYHL, einer der zehn künstlichen kleinen Häfen des Kreises Jever im Großherzogthum Oldenburg an der Jade, welche die Ausfuhr der Produkte und Zufuhr der Bedürfnisse ungemein erleichtern, auch Handel und Abwässerung zugleich befördern, und mehr zur Abwässerung der Meere benutzt werden sollten. (*Rüder.*)

Horus, s. Hor und Horos.

HORUS, 1) assyrischer König, erfand ein Mittel wider den Rausch. Trinker sollten die Asche eines Schwalbenschnabels, mit Myrrhen gerieben, in den Wein mischen [1]).

2) Bei Plinius erwähnt: „Es gibt noch einen andern Irisstein, der diesem übrigens ähnlich, aber sehr hart ist. Horus sagt, er wachse in Persis und diene gebrannt und gestoßen wider den Biß des Ichneumons [2])."

3) Ein kynischer Philosoph, wird in den Saturnalien des Macrobius redend eingeführt [3]). Er war früher Faustkämpfer und hatte unzählige Male seine Gegner überwunden. Hierauf wendete er sich, an Körper und Geist gleich stark, den philosophischen Studien zu und war ein Anhänger des Antisthenes, Krates und des Diogenes [4]).

4) Ein Philosoph, war der Freund des Symmachus und wird von diesem in dem Briefe an seinen Bruder Flavianus empfohlen [5]). Andre des Namens s. unter Horos. (*Rathgeber.*)

Horus Apollo, s. Horapollon.

Horvath, s. am Ende des Buchstabens H.

HORWAL, unbedeutende Stadt an der Beresina, im russischen Gouvernement Minsk im retschitzer Kreise, deren Bewohner sich vom Kramhandel und der Landwirthschaft nähren. Sie hat ergiebige Fischerei und zwei Jahrmärkte. (*J. C. Petri.*)

HORWARD (Johann Karl), war zu München im J. 1611 geboren, trat in den Jesuitenorden und legte 1630 seine Gelübde ab, ward hierauf nach Österreich geschickt, lehrte zu Grätz Philosophie, Moral, Dogmatik und die heilige Schrift mit vielem Ruhme, schrieb: Elucubrationes philosophicae de corpore naturali ejusque passionibus (Graec. 1647. 16.) und starb zu Wien den 14. Jan. 1655 *). (*Rotermund.*)

Horwath, s. Horvath am Ende des Buchstabens H.

HORWEIN (Johann Theophilus), Superintendent zu Dahme, geboren den 4. Febr. 1709 zu Wittenberg, wo sein Vater Lehrer an der Stadtschule war. Er studirte daselbst, wurde 1739 Diakonus zu Sayda, 1742 Pastor zu Lüsso, kam 1748 nach Dahme und starb daselbst 1770. Durch eine reine und fließende Versification empfehlen sich die 33 geistlichen Lieder, die in den 1763 von ihm herausgegebenen dahmischen Gesangbuche stehen. Er schrieb auch noch einige Dissert. †). (*Baur.*)

HORYN, ein ziemlich ansehnlicher Fluß im russischen Gouvernement Minsk, welcher dem Pripez zuströmt und sehr fischreich ist. (*J. C. Petri.*)

HORZEBNIK, Herrnstadt von 125 Häusern und 700 Einw. im taborer Kreise des Königreichs Böhmen. (*R.*)

HORZIENOWES, großes Dorf mit einem Schlosse im königingrätzer Kreise des Königreichs Böhmen. (*R.*)

HORZITZ (Horcicze), dem prager Invalidenhause gehörige Herrenstadt im bidschower Kreise des Königreichs Böhmen, hat fast 500 Häuser und gegen 2600 Einw. und Hutmanufaktur. (*R.*)

1) *Plin.* H. N. XXX, 51. Cf. *Joach. Kühnii* in *Diog. Laert. obs.* in der Ausg. dess. (Amst. 1698.) p. 511.

2) *Plin.* H. N. XXXVII, 52. 3) *Macrob.* Saturn. II, 2. p. 350. ed. *Zeun.* 4) ib. I, 7. 5) *Q. Aur. Symmachi* epist. ad diversos. *J. Lectius*, rest. ap. *E. Vignon.* (1587.) lib. II. epist. 39. p. 79.

*) Kobold, Bairisches Gelehrten-Lex. S. 341.

†) Dietmann, Kursächs. Priestersch. 4. Bd. S. 240. Richter, Lex. d. Liederdichter. S. 145. Meusel, Lex. d. verstorb. Schriftst. 6. Bd.

HORZIZKY, als geheimer Secretair des Prinzen Heinrich von Preußen zu Rheinsberg 1780—95 angestellt, componirte für das prinzliche Theater viele, meist von Heinrich selbst gedichtete Opern, die er jedoch nicht öffentlich bekannt werden ließ. Nur eine Ariensammlung daraus ist gedruckt worden 1790: Choix d'airs de plusieurs Opéra, arr. p. le Clav. Ein Bruder des Secretairs war des Prinzen Kammermusikus. 1807 gab er in Berlin im December ein Concert, worin Haydn's Schöpfung vorgetragen wurde. Seine Gemahlin zeigte sich als geübte Sängerin. 1809 spielte der junge Horzizky, Sohn derselben, mit Fertigkeit und Beifall Mozart's Fortepianoconcert aus D-dur. 1813 zeichnete sich der Sohn nicht blos auf dem Fortepiano, sondern auch auf der Flöte aus. Der Vorname des Sohnes heißt Louis, welcher 1819 als Kammermusikus für die Flöte in Berlin angestellt wurde. (*G. W. Fink.*)

HORZOWITZ, Municipalstadt des berauner Kreises im Königreiche Böhmen, bekannt als Geburtsort des Königs Georg Podiebrad und wichtig durch ihre beträchtlichen Eisenwerke. Es gibt nämlich dort 4 Hochöfen, 10 Stab- und 2 Eisenhammer, Drathzug, Blechhammer- und Nagelschmiede, eine Löffelfabrik; der Bergbau liefert Silber, Quecksilber, Steinkohlen. Eine Steingutfabrik befindet sich dort; auch gießt man daselbst Thurmuhren. Die Stadt liegt am rothen Bache, hat ein schönes Schloß, über 200 Häuser und gegen 1900 Einwohner. (*R.*)

Horzowsky-Tegn (Bischofteinitz), s. Dobrohostow.

HOSA (Georg und Thomas), zwei Brüder, aus Melnick in Böhmen gebürtig, wurden als berühmte Virtuosen auf dem Waldhorn in Brüssel angestellt, wohin sie eine Kunstreise brachte, die ihnen an Ehre und Geld nicht geringe Vortheile gegeben hatte. Thomas, der sich auch als Componist vieler Concerte für das Waldhorn auszeichnete, die zu seiner Zeit in großem Ansehen standen, obgleich nur Weniges von seiner Composition gedruckt wurde, starb nach seinem Bruder 1786 am 16. März in ebenso guten Vermögensumständen als Georg *). (*G. W. Fink.*)

HOSAIRI (حصيري), dafür richtiger Hasiri (حصيري), wie auch Abulfeda (Annal. Mosl. IV, 336 ab anno 229) bemerkt, von Hasir (حصير eine geflochtne Decke von Stroh, Binsen etc.). So soll wenigstens der große Hanifite Dschemaleddin Mahmud Ben Ahmed Es-Sejid aus Bochara seinen Namen Hasiri von einem Quartiere in letzterwähnter Stadt, in dem dergleichen Decken verfertigt wurden, erhalten haben. Safedi dagegen (MS. Joseph's von Hammer B. II. p. 29) sagt zwar dasselbe hinsichtlich Bochara's, nennt aber jenes Quartier حصيره. Dschemaleddin studirte in seinem Vaterlande Jurisprudenz und die Traditionslehre, ging hierauf nach Damaskus und hielt in der Medrese Nureddin Vorlesung. Er ward einer der Hauptlehrer seiner Sekte, und ist Verfasser eines Commentars zu dem kleinen Sammler (الجامع الصغير) der Hanifitischen Rechtsgrundsätze von Mohammed Ben Hasan Scheibani, der 187 = 803 n. Chr. starb. Deßgleichen sind von ihm zwei Commentare zu dem großen Sammler (الجامع الكبير) desselben Scheibani. Der erste, mehr ein Compendium, aus zwei Bänden bestehend, zeichnet sich durch deutliche Kürze aus; der andre ausführlichere in acht Bänden führt den Namen Tehrir (تحرير). Ihn schrieb er, als er den ejubidischen Fürsten und Herrscher Syriens, Melek Moathem Isa Ben Abi Bekr, im J. 624 = 1227 zu seinem Schüler hatte. Der Letztre ist selbst Verf. eines Commentars zum großen Sammler, und aus Liebe zu diesem Werke schenkte er gewöhnlich dem, der es auswendig wußte, 100 Goldstücke (Dinare), und wer den kleinen hersagen konnte, funfzig. Endlich schrieb Hasiri auch noch für den Melek Nasir Dawud „die beste Auswahl des Vermißten, in der begierig erstrebten Wissenschaft" (خير المطلوب في العلم المرغوب), eine Sammlung von Rechtsgutachten (فتاوي). Hasiri starb 636 (beg. 13. Aug. 1238), und wurde auf dem Kirchhofe der Suff begraben. Seine Wohlthätigkeit, seine Enthaltsamkeit und sein Verstand werden sehr gepriesen. Ein andrer

Hasiri war der Scheich und Imam Mohammed Ben Ibrahim Ben Jnus (اينوس), ebenfalls ein Hanifit und Schüler der Sonne der Imame, Serchesi (oder Serachsi, s. diesen Art. und Ibn Foszl. XX.). Hasiri schrieb unter dem Titel: „Der Sammler" (الحاوي) ein Hauptwerk für seine Sekte, in das er viele Rechtsgutachten aufnahm, die von den Gelehrten fleißig nachgeschlagen wurden und ihnen als Grundlage für ihre Aussprüche galten. Ferner nennt auch noch Abulfeda (IV, 272 und Anm. 194) einen Hanifiten

Hasiri als Gelehrten und Schriftsteller, der den vollständigen Namen Nithameddin Ahmed Ben Mahmud Ben Ahmed führt. Endlich muß noch erwähnt werden der Scheich

Dschemaleddin Mohammed Ben Hosein Senahi (oder Nesahi نساحي?) Hasiri, der einen Tractat über die bei der Wallfahrt nach Mekka zu vollziehenden Gebräuche (مناسك) hinterließ. Sein Todesjahr ist unbekannt. (*G. Flügel.*)

Hosam eddin, s. Husam eddin.

HOSCH (حش) heißt in dem Dialekte von Medina ein Garten; der berühmteste ist der von Kewkeb angelegte, vom Khalifen Osman erkaufte, wo er auch begraben ward; ein andrer ebenfalls unter dem Namen Hosch berühmter Ort ist der Hasan Talha's. Nach Jak. Muscht. (*Joseph v. Hammer.*)

Ho-schang, s. Bonzen (vgl. auch den Art. China 1. Sect. XXI. S. 415.).

*) Vgl. Gerber, das 12. Heft d. Statistik v. Böhmen.

HOSCHE, eine Röhre oder ein Schlauch, der aus mmengeschlagnen Brettern hergestellt worden ist, um mselben Getreide, Malz, Asche rc. aus höhern Abungen eines Hauses oder andrer Gebäude in tiefere bfallen, oder, wenn sie schief gestellt ist, gleiten zu n; eine in Obersachsen übliche Benennung und eine richtung, die viel häufiger in Ökonomiegebäuden, in bindung mit einer Rolle, über welche man auch Gestände in Gefäßen in die Höhe ziehen könnte, angeht werden sollte. (*Fr. Heusinger.*)

HÖSCHEL (David), Rector und Bibliothekar zu gsburg, wo er den 14. April 1556 geboren war, arm Glücksgütern, aber reich an Talenten, die sich auf dem mnasium von St. Anna unter dem berühmten Rector ronymus Wolf so vortheilhaft entwickelten, daß der ricier Matthäus Welser, ein verdienstvoller Beförde der wissenschaftlichen Cultur, dadurch bewogen wurde, zur weitern Ausbildung seiner Talente die nöthige erstützung zu geben. Von diesem mit den erfoderli Hülfsmitteln versehen, besuchte er das akademische mnasium in Lauingen, und bezog 1577 die hohe hule zu Leipzig, nachdem er zuvor eine griechische Rede *lapsu generis* humani et ejusdem restitutione ruckt zu *Lauingen 1577. 4.*) gehalten hatte. Drei re lang hatte er zu Leipzig hauptsächlich Humaniora irt, als ihm eine Lehrstelle am Gymnasium seiner erstadt übertragen wurde. Die ausgezeichneten Verste, die er sich um die studirende Jugend erwarb, hnte der Magistrat 1593 durch Übertragung des Recas am St. Annen-Gymnasium, welches er so in Aufme brachte, daß nicht nur aus mehren Provinzen tschlands, sondern auch aus Italien und Holland glinge nach Augsburg kamen, die unter seiner Lei den Wissenschaften oblagen. Mit dem Lehrgeschäfte and er eine große literarische Thätigkeit, bis er den Oct. 1617 starb. Höschel stand unter den Gelehrten er Zeit als Humanist, und besonders als gelehrter ner und Beförderer der griechischen Literatur, in ho Ansehen, und in den Schriften der Zeitgenossen seiner oft auf die ehrenvollste Weise Erwähnung han [1]). Er verdiente diese Auszeichnung schon darum, l er als Vorsteher der an literarischen Schätzen und nen Handschriften reichen augsburgischen Stadtbiblio [2]), die Arbeiten in- und ausländischer Gelehrten aufs thätigste und liberalste unterstützte, noch mehr aber wegen seiner eignen Leistungen. Er machte sich's nämlich zum eigenthümlichen Geschäft, viele griechische Handschriften, welche für die unter seiner Aufsicht stehende Bibliothek mit großen Kosten erkauft worden waren, zum Drucke zu befördern und durch Anmerkungen zu erläutern. Ihre Titel sind: Homiliae quaedam sacrae Basilii M., Gregorii Nysseni, Nazianzeni, J. Chrysostomi, Cyri, Germani in praecipuas anni ferias etc., e libris calamo exaratis partim emendatiores, partim nunc primum ed. c. not. et ind. (Aug. Vind. 1587); Philonis Judaei opuscula tria gr. nunc prim. ed. et illustr. (Frft. 1587, wieder abgedr. in den spätern Ausgaben der Werke des Philo); S. Joannis Damasceni oratio graeco-latina etc., ad mss. codic. Augustani fidem emend. (Aug. Vind. 1588); S. Gregorii Nazianzeni Arcana seu de principiis versus CCCCXXCII. cum paraphrasi graeca: ejusdem carmen contra Apollinarium. Item de poematis a se editis, et quaedam alia graeca nunc prim. edit. (Lugd. Bat. 1591, 1598); S. Gregorii Nazianzeni definitiones etc., ex codice biblioth. Palatinae (Heidelb. 1591); Maximi Margunii poemata aliquot sacra, gr. nunc pr. publ. (Lugd. Bat. 1592); D. Gregorii Nysseni opuscula V.; gr. nunc. pr. ed. (ibid. 1593); D. Joann. Chrysostomi oratio in diem natalem servatoris, nunc pr. ed. (Aug. Vind. 1594); Andronici Rhodii libellus περὶ παθῶν. (ibid. 1594); Gennadius de praedestinatione (ibid. 1594. 4.); Synopsis VII. SS. conciliorum oecumenicorum. Graece ex cod. mss. (ib. 1595. 4.); Hieroglyphica Horapollinis; fide cod. mss. August. corr. etc. (ibid. 1595. 4.); Synopsis rhetoricae Matth. Camariotae (ibid. 1595. 4.); Nic. Cabasilae oratio contra foeneratores (ibid. 1595. 4.); Lamprias de scriptis Plutarchi, et gr. et lat. nunc. pr. ed. (ibid. 1597. 4.); Hermetis Trismegisti Jatromathetica gr. et lat. c. not. (ibid. 1597); Basilii, Seleuciae episcopi, homilia de infantibus ab Herode occisis, gr. (ibid. 1597); Appiani sophistae Illyrica, quorum hactenus non nisi fragmentum extabat, gr. nunc pr. ed. (ibid. 1599. 4.); S. Joann. Chrysostomi de sacerdotio lib. VI. gr. et lat. 100 amplius locis emendati, auct. illustr. (ibid. 1599); S. Maximi martyris mystogogia, gr. nunc pr. ed. cum interpr. lat. (ibid. 1599); S. Gregorii Nazianzeni definitiones rerum simplices, gr. prim. ed. c. not. (ib. 1599); Geographica Marciani Heracleotae etc., e mscr. cod. ed. (ibid. 1600); Bibliotheca Photii. Librorum, quos legit Photius patriarcha, excerpta et censura (gr.). Quatuor msst. codicibus collatis Hoeschelius primus ed. notis illustr. (ibid. 1601. fol. die erste

1) Casaubonus nennt ihn „Graecarum literarum peritissi et virum judicii recti;“ Scioppius sagt: „Eum abitorien x Germania graecas literas reprehendisse.“ Heinr. Savi nennt ihn „Non solum doctum sed et acutum virum;“ Ju Lipsius „Virum eruditum et industrium,“ und Joh. Albr. cius sagt von ihm: „Post Camerarium neminem novi, qui Germanos tantum graecas literas amplificaverit, atque in protractis variis praeclaris monumentis, eorumque co ibus tam bene fuerit de elegantioribus studiis promeritus, Dav. Hoeschelius. Jos. Scaliger schrieb an ihn: „Non hodie, cui plus debeant graecae literae, quam tibi.“ Mehr chen Äußerungen haben gesammelt Magirus in s. Eponit., Bőcler in s. Bibliograph. crit., Fabricius in Hist. ae, und Veith in der Biblioth. Augustana, Alphab. VI. q. 2) Man hat von ihm ein genaues Verzeichniß derselben unter dem Titel: Catalogus graecorum codicum, qui sunt in bibliotheca reipublicae Augustanae Vindelicae (Aug. Vind. 1595. 4.). Siehe davon *Clement*, Biblioth. cur. T. VI. Zapf, Buchdruckergeschichte von Augsb. 1. Th. 1811. Colomesius sagt in der Bibl. choisie: „Nous n'avons point de catalogue des mscr. plus docte, ni mieux digéré, que celui-ci,“ u. Bayle sagt in s. Dict., dieser Catalog sei composé de main de maître.

und schönste Ausgabe, enthält 6 Bll. Vorst. und 985 Seiten); Phrynichi epitome dictionum atticarum lib. III. sive ecloga, a Pt. J. Nunnesio integritati restituta, lat. conversa, ejusdemque et D. Hoeschelii not. aucta. (ibid. 1601. 4.); Ad Phrynichum et ejus interpretem viri illustris (Jos. Scaligeri) notae a D. Hoeschelio ed. (ibid. 1603. 4.); Maximi Margunii hymni anacreontici cum interpret. lat. Conr. Rittershusii gr. lat. (ibid. 1601); Adriani Isagoge ss. literarum et antiquissimorum Graecorum in prophetas fragmenta, ex mss. codd. ed. (ibid. 1602. 4., wieder abgedr. in den criticis sacr. T. VI. p. 10. edit. Frft.); D. Joan. Chrysostomi contra Judaeos homilia VI. gr. nunc pr. ed. (ibid. 1602); Eclogae legationum: Dexippi Atheniensis, Eunapii Sardiani etc., cum corollario excerptorum e libris Diodori Siculi omissis. Omnia e mss. (ibid. 1603. 4.); Sapientia Sirachi, sive ecclesiasticus, collatis lectionibus variantibus membranarum Augustanarum vetustissimarum, et XIV. praeterea exemplarium; addita versione lat. vulg. c. not. (ibid. 1604, wieder abgedr. in den Crit. sacr. T. III. p. 1782 ed. Frft.); Origenes contra Celsum lib. VIII. et Gregorii Neo-Caesareensis panegyris in Origenem, gr. et lat. nunc prim. ed. c. not. et ind. (ibid. 1605. 4., 5 Alphab. stark; die Übersetzung ist von Gelenius); Historiarum Procopii Caesareensis lib. VIII., nunc prim. gr. ed. Accessit liber de aedificiis Justiniani fere duplo quam antea auctior. (ibid. 1607. fol., erste Ausgabe, 5 Alph. stark); Alexiados libr. VIII. ab Anna Comnena de rebus a patre gestis scripti. Nunc prim. ed. (ibid. 1610, 1618. 4., teutsch in Schillers Memoiren Th. 1 u. 2); Vita S. Antonii Eremitae a S. Athanasio gr. scripta, nunc pr. ed. cum interpr. et not. (ibid. 1611. 4.); D. Augustini liber de gestis Pelagii, nunc pr. ed. (ibid. 1611); Philonis Judaei de mercede meretricis non accipienda in sacrarium tractatus. gr. ex mss. cod. c. not. (ib. 1612); Philo περὶ τῆς ἑβδόμης: de numero septenario. Ejusd. fragmenta II. e libro de providentia; deinde Nicetae de septem mundi admirandis; denique locus Hippocratis de septem gradibus vitae humanae, et S. Gregorii Nysseni, ex sermone de pentecoste, de numero septenario. Omnia e codd. mst. nunc pr. ed. (ibid. 1614. 4.). Mehre dieser Ausgaben sind nur wenige Bogen stark, alle aber mit großer Sorgfalt, correct und zum Theil elegant gedruckt, und die meisten davon gehören zu den literarischen Seltenheiten. Sie wurden größtentheils in der berühmten augsburgischen Druckerei ad insigne pinus gedruckt, die der gelehrte Marx Welser und andre Mäcene, auf Höschels Betrieb, mit bedeutenden Kosten errichteten [3]). Von Höschels Übersetzungen aus dem Griechischen in's Lateinische sagt Huet, sie würden allen andern vorzuziehen sein, wenn der Übersetzer nicht zuweilen seine eigne Meinung dem Autor untergeschoben hätte [4]). Unter den übrigen Schriften Höschels sind noch zu bemerken: Synonymia latino-graeca D. Mart. Rulandi, olim ab illo congeri coepta, nunc passim emendata, et magna tam vocum quam phrasium accessione locupletata. (Aug. Vind. 1589 oft); Nomenclator, sive index vocum trilinguis, in quem eae fere dictiones secundum generum seriem conjectae sunt, quae in praeceptis grammaticae occurrunt, indicata simul earundem declinatione (ibid. 1593); Terentii comoediae sex germanico-latinae, tersissimis versionibus Matt. Schenckii et Dav. Hoeschelii; opera et sumpt. Bern. Heupoldi (ibid. 1624). Viele Beiträge zu den Ausgaben griechischer Autoren von berühmten Gelehrten, Briefe an dieselben, griechische und lateinische Gedichte in verschiednen Sammlungen abgedruckt [5]). (*Baur.*)

Hose, s. Hosius.

HOSEA, 1) der Prophet. Hosea (הוֹשֵׁעַ d. h. [Gott] hilf) [1]), Sohn Beeri's, nimmt mit seinen Weissagungen die erste Stelle unter den zwölf kleinen Propheten ein. Seine Abkunft ist nicht angegeben. Manche (Eichhorn, Bertholdt, Rosenmüller) halten ihn für einen Bürger des Reiches Israel; Jahn hingegen nimmt an, daß er nicht nur im Reiche Juda zu Hause gewesen sei, sondern auch daselbst geweissagt habe; Andre endlich halten ihn für einen Judäer, der, wie Amos, nach Israel gegangen und daselbst geweissagt habe. Die aus dem Inhalte seiner Weissagungen angeführten Gründe für diese verschiednen Meinungen sind zum Theil sehr schwankend, und hangen von Gefühlen ab. Jahn sagt: Hosea thue öfter als Amos vom Reiche Juda Meldung, und daraus erhelle, daß er daselbst aufgetreten sei. Bertholdt: Er könne, wenn er vom Reiche Juda spricht, selten eine gewisse Vorliebe für das Reich Israel verleugnen, und

---

3) Von dieser Typographia ad insigne pinus (so genannt von dem Fichtenbaume, der sich auf dem Titel der Bücher, und manchmal auch am Ende mit der Beischrift: honos erit huic quoque pomo findet) siehe J. G. Schelhorn, Ergötzlichkeiten. 3. Bd. 9. St. S. 842; des jüngern Schelhorn, Beiträge zur Erläuterung d. Gesch. 4. St. S. 177 fg. *Bruckeri* hist. philos. crit. lit. p. 455. Zapf, Buchdruckergesch. von Augsb. 1. Th. gegen das Ende.

4) Seine Worte sind: „Praeclarum interpretando sibi paravit nomen Dav. Hoeschelius, quo quum nemo eruendis antiquorum scriptis felicius incubuerit, tum in iis latine quandoque reponendis vix ulli primas concessit. Quod si sententias non aliquando compleret de suo (quae alias ejus est in rependendis verbis diligentia) ceterorum luminibus obstrueret. 5) *Bruckeri* diss. de meritis in rem literariam, praecipue graecam, D. Hoesch. (Aug. Vind. 1738. 4.); wieder abgedruckt im Tempe Helvet. T. IV. Sect. III. p. 469, auctior et emend. in *Bruckeri* Miscell. hist. philos. et lit. P. II. p. 444, mit Zus. u. Höschel's Bildn. in Brucker's Ehrentempel. Dec. III. S. 97. *Freheri* theatr. P. IV. p. 1511. *Pope-Blount*, Censur. p. 900. *Baillet*, Jugemens. T. II. p. 72, 215, 417. *Bayle*, Dict. *Crenii* animadv. philol. P. VI. p. 184. *Fabricii* hist. bibl. suae. P. I. p. 319. *Freytag*, Adpar. lit. T. III. p. 583. Mém. de *Niceron*. Tom. XXVIII. p. 125. *Veith* l. c. p. 3—76; angehängt sind p. 77—96 ex autographis 16 Briefe von Höschel an den nürnberg. Rechtsgelehrten Georg Rehm.

1) Bei dem arabischen Übersetzer führt er noch den Namen Usijah, vielleicht durch einen Irrthum; wahrscheinlich soll es der vollständige Name הוֹשַׁעְיָה sein.

ge am stärksten dafür, daß er ein Bürger dessel-
esen sei. Maurer dagegen (in der unten anzu-
ı Schrift) setzt als gewiß, daß, wenn er Bür-
Reichs Israel gewesen wäre, er Juda als das
und entfernte, milder behandelt haben würde.
st, daß das Reich Ephraim mit seinem Götzen-
ıd seinen politischen Verhältnissen der eigentliche
ınd seiner Weissagungen ist, daß er es sehr oft
nd anredet, daß er dessen Hauptstadt Sama-
ıp. 7, 1. 8, 5 fg.; 10, 5. 7. 14, 1) und die
:r Abgötterei, Bethel, Gilgal, Gilead, den Berg
, vor Augen hat: woraus sich schließen läßt, daß
Ephraim selbst aufgetreten sei. Daß er aber im
Juda zu Hause gewesen, wird nach Maurers Be-
allerdings dadurch wahrscheinlich, daß die Über-
grade wie bei Amos auch, die Zeit seiner pro-
:n Wirksamkeit zugleich nach Königen von Juda
ıhraim bestimmt, womit der Urheber unserm Pro-
dieselben Verhältnisse, wie dem Amos zuzuschrei-
:int. Wollte man dagegen sagen, diese doppelte
ımmung beziehe sich bei beiden Propheten darauf,
beide gegen Juda und Ephraim zugleich weissa-
kann man erwiedern, daß dies Jesaia auch thut
nicht so häufig), und bei ihm doch nur die Kö-
n Juda *angeführt* werden.

as nun diese Zeitbestimmung betrifft, so soll Ho-
:r den Königen von Juda: Usia, Jotham, Ahas
skia und dem Könige von Israel Jerobeam II.
gt haben (Cap. 1, 1). Der Sinn kann nicht
aß die Wirksamkeit des Propheten die ganze Re-
szeit dieser Könige von der Zeit an, wo Usia
obeam zugleich regierten, umfaßt habe; denn das
einen Zeitraum von mehr als 100 Jahren; die
verträgt sehr wohl die Beschränkung, daß der
des Prophetenamtes Hosea's in die letzten Jahre
ms und das Ende in die ersten Jahre Hiskia's
n sei, sodaß ein Zeitraum von 60 Jahren von
r 785—725 v. Chr. herauskäme. Höchst un-
ſig bleibt aber die Angabe immer; denn man sieht
ı, warum von den Königen Ephraims blos Je-
II und nicht auch alle folgende bis auf Hosea
: sind.

ıs dem Inhalte der Weissagungen läßt sich so viel
ıen, daß der Prophet in den letzten Jahren Je-
II. auftrat, und einige Zeit vor dem Unter-
:es Reichs, also in den ersten Jahren Hosea's,
eissagungen schloß. Deutlich weist Cap. 1, 4.
ssagung des Unterganges vom Hause Jehu's, auf
ıordung Sacharjah's, des Sohnes und Nachfol-
ı Jerobeam II. (2 Kön. 15, 10). Den Unter-
s Reiches sieht der Prophet voraus (Cap. 10,
4, 1), aber nicht so bestimmt, daß er den Er-
st schon vor Augen gehabt hätte: er scheint noch
nken, ob Ephraim durch Assyrien oder Ägypten
:n soll (Cap. 8, 13. 9, 3. 11, 5). Zwischen
fangs- und diesen Endpunkt fallen nun die Hin-
n, daß Ephraim und Juda um Ägyptens und
Hülfe buhlten (Cap. 5, 13. 7, 11. 8, 9. 12,
2. 14, 4), was in der Zeit des Menahem (2 Kön. 15,
19), des Ahas (2 Kön. 16, 7), des Hosea (2 Kön.
17, 4) geschah; ferner die Anspielungen auf die häufi-
gen Königsmorde und Regierungswechsel (Cap. 7, 7.
13, 11), andre weniger sichre Beziehungen zu ge-
schweigen.

Die Bemühungen der Ausleger sind darauf gerich-
tet, in unserm Propheten wie in andern, einzelne, zu
bestimmten Zeiten gegebene und sich auf bestimmte Ver-
hältnisse beziehende Weissagungen auszuscheiden. Daß
Cap. 1—3 auf diese Weise zu behandeln seien, leidet
keinen Zweifel. Wir finden hier zwar keine Zeitbestim-
mung vom Propheten selbst angegeben, wie zum Theil
bei Jesaia, Jeremia u. a.; allein deutlich unterscheidet
sich Cap. 3 als ein eignes Stück von Cap. 1 und 2,
und beide unterscheiden sich sowol durch die symbolische
Darstellung, als durch die frühere Zeitbeziehung von Cap.
4—14. Daß aber auch diese letztern Capitel in einzelne
Stücke zu zerlegen und auf besondre Zeitverhältnisse zu
beziehen seien, ist mir nicht so ausgemacht, wie den mei-
sten Andern.

Wie mißlich der Versuch einer solchen Zeitbestim-
mung sei, geht schon daraus hervor, daß die Ausleger
und Kritiker bis jetzt sich so wenig haben vereinigen kön-
nen. Wir wollen die verschiednen Hypothesen der neuern
seit Kühnöl zusammenstellen.

Daß Cap. 4 in die Zeit des ersten Interregnums
nach Jerobeams II. Tod gehöre, darüber stimmen Kühnöl,
Rosenmüller, Eichhorn, Bertholdt, Maurer überein (nur
Bertholdt glaubt, daß man es auch in das zweite In-
terregnum setzen könne). Ihre Gründe sind: es werde
kein königliches Haus erwähnt, während alle Israeliten,
und besonders die Priester, getadelt werden; die Mord-
thaten V. 2 beziehen sie auf die bürgerlichen Kriege, und
Maurer bemerkt noch besonders, daß die Ermahnung
V. 15, Juda möge sich nicht durch Götzendienst verschul-
den, nicht in die spätre Zeit passe, wo es ebenfalls am
Götzendienste Theil genommen. Stuck hingegen, der
Cap. 4 mit 5, 1—9 verbindet, setzt dieses Stück in die
Zeit des Sacharja.

Cap. 5 setzen Kühnöl, Rosenmüller, Bertholdt, Mau-
rer in die Zeit des Pekah und Ahas. Maurer gibt diese
Gründe an: die Juda betreffenden Rügen und Drohun-
gen V. 5. 8. 12. 14 passen nicht in die Zeiten des Usia,
Jotham und Hiskia, sondern blos in die Zeit des Ahas;
auf diesen, welcher bekanntlich bei dem assyrischen Kö-
nige Hülfe suchte, bezieht er auch V. 13 die Worte:
„Und (Juda) sendet zum Könige, der rächen soll." Eich-
horn hingegen nimmt Cap. 5, 1—10 und Cap. 5, 12.
—6, 3 für zwei besondre Stücke, und setzt sie, trotz der
Erwähnung des königlichen Hauses, in das erste Inter-
regnum. Stuck, der aus Cap. 5, 10.—6, 3 ein eignes
Stück bildet, weist diesem die Zeit des Menahem zu.
Und Maurer selbst muß V. 13 die Worte: „und Ephraim
wendet sich zu Assur," auf Menahem's Zeit beziehen.

Cap. 6. Kühnöl zieht V. 1—3 noch zu Cap. 5,
und setzt V. 4—11 in die Zeit des Pekah und Jotham,
also etwas früher, als das vorige Stück, und zwar we-

gen V. 8, worin er eine Beziehung auf die Ermordung des Pekajah durch Pekah mit Hülfe gileaditischer Männer (2 Kön. 15, 25) findet. So auch Stuck, Bertholdt und Maurer lassen das Capitel beisammen, finden aber in V. 8 dieselbe Zeitbeziehung. Eichhorn hingegen faßt Cap. 6, 4—7. 6, 8—11 als besondre abgerissene Stücke, ohne Zeitbeziehung. Rosenmüller läßt sich auf keine Zeitbestimmung dieses Capitels ein, und mit gleicher Sorglosigkeit setzt er alle folgende Capitel in Hosea's letzte Zeit nach der ersten Expedition des Salmanassar; die andern aber fahren in ihren Bemühungen fort, die Zeitbeziehungen auszumitteln.

Cap. 7 setzen Kühnöl, Bertholdt, Eichhorn in das erste Interregnum nach Jerobeams II. Tod, indem sie darin Beziehungen auf Anarchie, Königsmord rc. finden, und annehmen, daß schon damals von den verschiednen Parteien Hülfe bei Assyrien und Ägypten (vgl. V. 11) gesucht worden sei. Maurer hingegen findet mit mehr Recht im N. T. die Beziehung auf die Ermordung des Sacharja, Schallum, Menahem, Pekajah, und in V. 8 auf Menahems, Pekah's und Hosea's fremde Bündnisse, und setzt daher das Stück in die Zeit Hosea's nach der ersten Expedition des Salmanassar. Stuck trennt Cap. 7, 1—7 vom Folgenden, und findet darin eine Schilderung aus Pekajah's Leben; Cap. 7, 7—16 jedoch setzt er auch in Hosea's Zeit.

Cap. 8 spricht Kühnöl der Zeit Pekah's und Jothams zu, unter andern aus dem Grunde, weil V. 14 von Judas Vertrauen auf feste Städte, dergleichen Jotham gebaut, die Rede ist. Maurer aber bemerkt, daß auch Usia dieses gethan, und daß V. 9: „Sie wenden sich zu Assyrien," besser in Menahems Zeit passe. Dahin legen denn auch diesen Abschnitt Eichhorn und Stuck (dieser jedoch nur V. 1 — 10), Bertholdt aber in das Interregnum einige Zeit nach Cap. 7.

Cap. 9 gehört nach Kühnöl und Maurer in die glückliche Zeit Jerobeams II.; nach Eichhorn aber ins erste Interregnum, nach Bertholdt und Rosenmüller in Hosea's Zeit. Stuck bemerkt richtig, daß Wohlleben und Pracht auch späterhin unter den Regierungen des Menahem und Pekah stattfinden konnte, und die Drohungen besser in die spätre Zeit des Menahem und die Regierung des Pekah vor dem Einfalle Tiglath-Pilesars passen.

Cap. 10 schreiben Kühnöl, Maurer, Stuck der Zeit Hosea's zu, und dafür spricht vorzüglich V. 14, wo Salmanasser unter dem Namen Salman erwähnt wird. Bertholdt aber setzt diesen Abschnitt in ein Interregnum, und Eichhorn, der keine weitre Bestimmung gibt, als daß er nicht vor Ahas geschrieben sein könne, scheint ihn ebenfalls auf das Interregnum nach Pekah zu beziehen.

Cap. 11 setzen Kühnöl, Bertholdt, Maurer, Stuck ebenfalls in Hosea's Zeit, Eichhorn aber in das erste Zwischenreich.

Dahin setzen Kühnöl und Bertholdt auch Cap. 12, und Eichhorn thut dasselbe mit dem abgesonderten Stücke V. 1—7, während er hingegen V. 8—12, weil darin die noch fortdauernde Macht des Reichs, die es [illegible] diesem Könige errungen, vorausgesetzt werde, früher, vor oder bald nach Jerobeams II. Tode, setzt un[illegible] 13—15 unbestimmt läßt. Maurer hingegen bezieh[illegible] 1—7 auf Hosea's Zeit, besonders wegen V. 2, wo Bündnissen mit Assyrien und Ägypten die Rede ist, das Übrige des Capitels scheint ihm in die glückliche Jerobeams II. zu gehören. Stuck setzt das ganze C[illegible] tel in die erste Zeit des Hosea.

Cap. 13. 14 sind nach Kühnöl und Maurer dem zweiten Interregnum nach Pekah's Ermordung; hin setzt auch Bertholdt Cap. 13, Cap. 14 aber in Zeit der Belagerung Samariens unter Hosea. [illegible] Eichhorn gehört Cap. 13 in die Zeit vor Pekah, 14 aber in die Zeit der Anarchie, unbestimmt we[illegible] Stuck dagegen setzt beide Capitel in die letzte Zeit Hosea.

Allen diesen Versuchen liegt die Voraussetzung Grunde, daß die Weissagungen unsers Propheten chronologisch geordnet seien. Stuck geht im Zerstü[illegible] am weitesten, und nimmt nicht nur eine falsche Zu[illegible] menstellung der einzelnen Stücke in Hinsicht auf die ordnung, sondern auch in Hinsicht auf den exegeti[illegible] Zusammenhang an, indem nach ihm Cap. 8, 1—1[illegible] Cap. 5, 9 und Cap. 9, 7—9 zu Cap. 10, 9 gehö[illegible]

Es ist nun allerdings nicht unmöglich, daß Überbleibsel unsers Propheten ein ähnliches ungün[illegible] Schicksal, wie die des Jesaia und andrer Prophete[illegible] fahren haben; aber ehe man dieses Zerstücklungss[illegible] annimmt und in Ausübung bringt, sollte man doch reiflich untersuchen, ob nicht eine andre Ansicht und handlungsart vorzuziehen sei.

Beziehungen auf die Zeitverhältnisse müssen [illegible] dings in unserm Propheten, wie in allen andern, sucht werden; aber man muß sich wohl hüten, etwas haltbares aufzustellen. Man hat in manchen St[illegible] Zeitbeziehungen gefunden, die eine allgemeine, u[illegible] stimmte Erklärung zulassen. Cap. 4, 2 z. B. ist nothwendig auf bürgerliche Kriege zu beziehen: die M[illegible] thaten, die nebst Meineid, Diebstahl und Ehebruch rügt werden, können füglich als Verbrechen angel[illegible] werden, die zu jeder Zeit in einem sittenlosen V[illegible] wie das ephraimitische war, stattfanden. Dasselbe von Cap. 6, 8, wo ich mit Eichhorn keineswegs so bestimmte Beziehung auf Pekajah's Ermordung, andre finden kann. Höchst unsicher ist es, wie [illegible] Stuck bemerkt hat, in Cap. 9, 1. 6. 11 die Beziel[illegible] auf die glückliche Zeit unter Jerobeam II. zu finden, denn das auf Hosea's Zeit bezogne Stück Cap. 10 Fruchtbarkeit voraussetzt. Ebenso unsicher ist es, Drohungen gegen Juda Cap. 5 auf Ahas Zeit zu ziehen, da Cap. 8, 14, das Maurer in Usia's Zeit auch eine solche Drohung enthält. Andre Beziehu[illegible] sind zwar sichrer, wie die auf die Bündnisse mit Ä[illegible] ten und Assyrien Cap. 5, 13. 7, 11 und auf die [illegible]nigswechsel Cap. 8, 14. 13, 10. 11; am bestimmt[illegible] ist die Erwähnung des Salmanasser Cap. 10, 14; sie beweisen nur negativ, daß nämlich die betreffe[illegible]

ı nicht vor den Begebenheiten, auf die sie sich be=
nicht aber, daß sie grade zu der bestimmten Zeit
ht später geschrieben seien.
h halte Cap. 4—14 für eine Collectivweissagung,
r dem Untergange des israelitischen Reiches ge=
ı, in welcher der Prophet, vielleicht aus Rücker=
g an frühere, in bestimmter Beziehung gegebene
ungen, in einer Art von Übersicht die Verirrun=
d Verderbnisse der beiden Reiche, besonders des
Ephraim, warnend und drohend vor Augen
ind ich glaube sogar eine gewisse sachgemäße An=
ieses Ganzen nachweisen zu können. Es ist be=
daß bei den Propheten auf Drohung Verheißung
jen pflegt, und diesem prophetischen Typus entspre=
llkommen die drei ersten Capitel. Nach diesem
ge und nach dem gefühlvollen Charakter unsers
ten wäre es nun sonderbar, wenn wir in den
en Capiteln abgesonderte, meist drohende Reden
Von Cap. 4—11 ist keine Spur von Verhei=
nur Cap. 6, 1—3 erinnert er an die Versöhn=
Gottes in einer Rede, die er den Israeliten in
lund legt, denen es aber mit der Buße doch nicht
Ernst ist). Nehmen wir aber diese Capitel als ein
, so macht die Verheißung Cap. 14, 5—10 einen
ßnen Schluß. Schon Cap. 11, 8 wird dem Pro=
das Herz weich, und er stimmt V. 10. 11 den
r Verheißung an. Nachher Cap. 12. 13 warnt
aft er wieder, aber doch mit wehmüthigem Ge=
jegen das Ende ermahnt er in weicherm Tone,
4, 2—4, und zuletzt schließt er, wie es sein lie=
Herz foderte, mit einer Verheißung Cap. 14,
.
in ähnlicher Stufengang scheint in Ansehung der
agen des Propheten stattzufinden. In den frühern
n hat er schon mehrmals mit Züchtigung, Cap.
9 sogar mit dem Feinde gedroht; aber erst im
. weissagt er Verderben und Untergang; ebenso
, 3. 6. 11. 13. 17. Cap. 10, 5 fg. 10 fg. 14,
1, 5 fg. Nach der Verheißung Cap. 11, 10.
der Zorn des Propheten etwas abgekühlt, und die
ngen Cap. 12, 3. 15 sind weit schwächer als die
; etwas stärker schon sind die darauf folgenden
13, 3. 7. 8, und am stärksten Cap. 13, 15. 14,
r hier wird der Prophet wieder weich, wie Cap.
, ermahnt zur Bekehrung Cap. 14, 2—4 und
dann mit einer tröstlichen Verheißung.
er zweite Theil Cap. 4—14 ist in mehren Ab=
vielleicht mit Unterbrechung, geschrieben, aber es
keine absoluten Trennungen statt. Die Ausleger
, wie es ganz natürlich ist, in Bestimmung die=
ätze ab; sobald man aber nicht chronologisch son=
kommt darauf nicht viel an; daher wir uns auch
rauf einlassen, die verschiednen Meinungen der
nen Ausleger und Kritiker hierüber anzugeben
beurtheilen. Die mir richtig scheinende Abthei=
Absätze kann man aus meiner Bibelübersetzung,
usg., ersehen. Der Vortrag des Propheten ist
ı und springend, sowol in Ansehung der grö=
ßern Redeabschnitte, als der kleinern. Er führt nichts
ordentlich aus, und springt gern von einem Gegenstande
zum andern. Nicht übel ist Eichhorns Bemerkung: „Der
Vortrag des Propheten gleicht einem Kranze aus den
mannigfaltigsten Blumen gewunden, Vergleichungen in
Vergleichungen geschlungen, Metaphern an Metaphern
gereihet. Er bricht eine Blume und wirft sie hin, um
sogleich wieder eine andre zu brechen.“ Die einzelnen
Sätze sind oft höchst dunkel und zweideutig durch ihre
spruchartige Kürze; daher Hieronymus mit Recht von
ihm sagt: „Commaticus est et quasi per sententias
loquens.“ Der Rhythmus ist, wie die Schreibart, hart,
hüpfend, schlagend, ohne abgerundetes Ebenmaß. Cap.
1 und 3 sind symbolischer Art und in Prosa geschrie=
ben. Die Erfindung der Symbole ist nicht sehr sinn=
reich; denn daß es Dichtungen und nicht wirkliche Ge=
schichten seien, wie Manche annehmen, möchte wol über=
wiegend wahrscheinlich sein.

Hosea hat in seinen Weissagungen vorzüglich das
Reich Ephraim im Auge und straft dessen Verderbnisse,
besonders die Abgötterei und das Buhlen um auslän=
dische Bündnisse. Denn zu seiner Zeit stritten sich As=
syrien und Ägypten um den Einfluß sowol auf das Reich
Ephraim als Juda; die Propheten aber pflegten derglei=
chen politische Verbindungen, als mit dem Geiste der
Theokratie, welche Selbständigkeit foderte, unverträglich
zu misbilligen. Auch auf Juda nimmt Hosea Rücksicht
und straft es nicht minder; jedoch scheint es, als ob er
demselben günstiger sei (Cap. 1, 7: „aber das Haus
Juda's will ich begnadigen“). Dem Reich Ephraim
droht er Untergang, aber es scheint ihm noch ungewiß,
ob denselben Assyrien oder Ägypten bringen wird; we=
nigstens droht er zugleich mit der Wegführung nach bei=
den Ländern (Cap. 9, 3. 11, 5).

Eine kurze Inhaltsanzeige wird die Eigenthümlich=
keit unsers Propheten in Hinsicht auf Gehalt und Form
seiner Weissagungen noch mehr zur Anschaulichkeit brin=
gen. Cap. 1 nimmt der Prophet auf Befehl Gottes eine
Buhlerin zum Weibe und gibt deren Kindern solche Na=
men, welche den Zorn Jehova's über Israels Abgötterei
(welche von den Hebräern so oft mit Buhlerei verglichen
wird) und den Untergang des Hauses Jehu's anzeigen.
Gleich darauf aber Cap. 2, 1—3 (oder 1, 10. 2, 1),
verkündigt er schon wieder Gnade und Segen. Cap. 2,
4—25 (2, 2—23) ist gleichsam ein rhetorischer Com=
mentar zu dem symbolischen Texte des vorigen Abschnitts:
Rüge der Abgötterei und Strafandrohung, V. 4—16,
dann Verheißung neuen Segens, V. 17—25.

Cap. 3 kauft sich Hosea abermals eine Ehebreche=
rin zum Weibe, legt ihr aber für eine Zeit lang Enthal=
tung von allem männlichen Umgang auf, zum Zeichen,
daß Israel (im Exil) lange Zeit ohne König und Götzen=
dienst sein werde: dann aber werden sie sich zu ihrem
Gott bekehren und gesegnet sein.

Cap. 4—14 sind, wie gezeigt, als ein Ganzes zu
betrachten. Cap. 4 Rüge des Götzendienstes und der
übrigen Sünden Ephraims, besonders der Priester mit
Strafandrohung. Cap. 5. wendet sich der Zorn des Pro=

pheten gegen beide Reiche (Cap. 4, 15 hatte er Juda blos vor dem Götzendienste gewarnt), und droht in stärkern Ausdrücken Strafe. Beide Reiche suchen Hülfe bei Assyrien (hier eine Anspielung an Ahas falsche Politik), aber vergebens; sie werden sich Versöhnung suchend zu Jehova wenden, Cap. 5, 6. 6, 1—3; aber ihre Bekehrung ist nicht ernstlich gemeint, sie üben Übertretung und Verbrechen, Cap. 6, 4—11. Ephraim ist unheilbar, voll Bosheit; darum fängt das Verderben schon an es zu ereilen; das Hülfesuchen bei Assyrien und Ägypten bringt es nur ins Unglück, Cap. 7. Vergebens wendet sich Israel beim herannahenden Verderben zu Gott; es hat sein Glück durch Abgötterei und untheokratisches Benehmen verscherzt; ihr Buhlen mit Assyrien wendet den Untergang nicht ab, ihre Opfer gefallen Gott nicht, Cap. 8. Das Volk, das sich jetzt götzendienerischer Feste freut, wird bald im Exil büßen, Cap. 9, 1—9. Es fiel ja ab von seinem Gott, drum will er sich auch ihm entziehen, und es unter die Völker zerstreuen, Cap. 9, 10—17. Neue Rüge des Götzendienstes und wiederholte verstärkte Drohung des Untergangs: Bethel mit seinem Kalbe, Samarien wird untergehen, auch Juda wird gestraft, Cap. 10. Wehmüthiger Rückblick auf die frühere Zeit Israels, dem nun der Untergang bevorsteht: Gott möchte sich seiner erbarmen; ja es wird einst zurückkehren, Cap. 11. Aber jetzt muß Gott wegen seiner Abtrünnigkeit mit ihm rechten, Cap. 12, 1—3. So geht ferner die Gedankenreihe in Rückblicken auf die bessere Vergangenheit, in ringender Anschauung der unheilvollen Gegenwart, freundlicher Ermahnung, Versicherung der unwandelbaren Liebe Gottes und Ankündigung seines gerechten Zornes fort bis zur entscheidenden Weissagung des Untergangs Cap. 12, 4—14, 1, worauf eine mit Ermahnung beginnende Verheißung schließt, Cap. 14, 2—10 [2]). (*De Wette.*)

2) H., der letzte König des Reiches Israel und Nachfolger des Pekah, welchen er im 20. Regierungsjahre desselben erschlagen hatte. Es gelang ihm nicht sogleich nach dieser Gewaltthat, den erledigten Thron zu besteigen; vielmehr scheinen innre Unruhen und Anarchie eine Zeit lang geherrscht zu haben, nach gewöhnlicher [...] nung neun Jahre. Der König Salmanassar von [...] rien beabsichtigte das kleine Reich Israel mit [...] Staate zu vereinigen, ließ sich jedoch zunächst dur[...] sea's Bitten bestimmen, den Plan aufzuschieben und [...] gegen einen jährlichen Tribut die Regierung zu [...] Als aber dieser Tribut ausblieb, und Hosea dur[...] Verbindung mit dem ägyptischen Könige So sich [...] machen hoffte, belagerte Salmanassar die Hauptsta[...] marien, welche sich zwar bis in das dritte Jah[...] aber doch zuletzt, nämlich im neunten Regierung[...] des Hosea, nach gewöhnlicher Rechnung 722 vo[...] Geb., ergeben mußte. Die Folge dieser Katastroph[...] das assyrische Exil der zehn Stämme. Vergl. 2 K[...] 1—6. (*A. G. Hoffn[...]*)

HOSEIN Ben Ali Ben Abuthaleb (حسين بن علي بن ابي طالب), mit dem Beiname[...] Abdallah (ابو عبد الله) [1]), zweiter Sohn d[...] und der Tochter Mohammeds, Fathime, ward g[...] Mekka im vierten Jahre der Fl., 623 n. Chr., und [...] drei Monate früher, als es hätte geschehen sollen. [...] früh scheint er einen Ernst gezeigt zu haben, welche[...] bei einem Kinde für unnatürlich hielt; daher beh[...] man später, der Engel Gabriel habe ihm schon al[...] seinen gewaltsamen Tod vorher verkündet.

In seinem achten Jahre verlor er seinen Gro[...] Mohammed, und im 37. wurde sein Vater ern[...] bekanntlich folgte diesem im Khalifat der ältre [...] Hosein's, Hasan, welcher jedoch bald mit Moavia [...] handelte, ob sich gleich Hosein ernstlich widersetzte [...] begab sich indessen ohne Weigerung nach Medin[...] er während der Herrschaft des Moavia, der ihn [...] wollte und ihn reich beschenkte, ruhig lebte. Als abe[...] via im J. 60 d. Fl., 679 n. Chr., starb, weige[...] Hosein, seinem Sohn und Nachfolger, Jesid, d[...] der Treue zu leisten, und floh, als man ihn z[...] wollte, mit dem Abdallah Ben Sobeir (عبد الله بن زبير) nach Mekka [3]); zwar folgte ihnen Amru [...] Sobeir (عمرو بن زبير) mit Truppen, wurde [...] von seinem Bruder Abdallah geschlagen und ge[...] gehalten, bis er starb. Mittlerweile luden die [...] ner von Kufa, eifrige Anhänger des Ali und sein[...] milie, H. ein, sich an ihre Spitze zu stellen, und [...] 30,000 Kufenser [4]) leisteten dem von ihm abgeor[...] Moslem Ben Okeil Ben Abuthaleb (مسلم بن عقيل بن ابي طالب) vorläufig den Eid der Treue. [...] dessen rief aber Jesid den dermaligen Statthalte[...] Kufa, Noeman Ben Baschir, welcher den Aliden [...] stig schien, zurück, und übertrug dem Obeid'alla[...] Sijad seine Stelle, welcher sofort, mit einem [...]

---

2) Die vorzüglichsten Bearbeitungen dieses Propheten außer denen, welche mehre oder alle kleinen Propheten umfassen, sind folgende: *Is. Abarbanel*, Comment. in Hoseam — — latinitate donatus cum notis suis ab *Franc. ab Huysen.* (Lugd. Bat. 1687. 4.). *Capitonis* Comment. in H. (Argent. 1528.). *Joa. Brentii* Comment. in H. (Hagenoae 1560. 4. Tub. 1580. fol.). *Seb. Schmidii* Comment. in Hos. (Francof. a. M. 1687. 4.). *J. H. Manger*, Comment. in H. (Campis 1782. 4.). Joh. Gottfr. Schröder, Der Pr. H. aus der bibl. u. weltl. Historie erläutert rc. (Dessau 1782.). *L. J. Uhland*, Annotatt. hist. exeget. in Hos. P. I—XII. (Tub. 1785—97. 4.). *Chr. Th. Kuinoel*, Hoseae oracula hebr. et lat. perpet. annotatt. illustravit. (Lips. 1792). *J. Chr. Stuck*, Hoseas Proph. introduct. praemisit, vertit, commentatus est. (Lips. 1828.). Eine Einleitung: *Fr. J. Val. Dom. Maurer*, Observatt. in Hoseam in dem von ihm und E. F. C. Rosenmüller herausgeg. Commentatt. theol. Tom. II. P. I. (Lips. 1827.). Übersetzungen: von [Christia]N [Gottfrie]D [Struense]E. (Frkf. u. Lpz. 1769.). A. F. Pfeifer. (Erl. 1785.). Chr. G. Kühnöl. (Leipz. 1792.). C. G. A. Böckel. (Königsb. 1807.).

1) *Ibn Koteiba*, Cod. Goth. No. 816. *Abulfeda* [...] I. p. 384 sq. 2) Ockley, Gesch. der Saracenen. II. [...] 3) *Elmakin* p. 50. 4) *Elmakin* a. a. O. gibt nur 12,[...]

von 30 Menschen, im Palaste des Statthalters vom Moslem eingeschlossen wurde. Bald aber wendete sich das Blatt; Obeid'allah benutzte den wankelmüthigen Charakter der Kufenser so gut, daß Hosein's Anhänger sich täglich minderten, Moslem dem Obeid'allah ausgeliefert und auf seinen Befehl hingerichtet wurde.

An demselben Tage (den 8. Dsi'lhadscha des Jahres 60 d. Fl. = 679 n. Chr.) reiste Hosein von Mekka nach Kufa, trotz der an ihn ergangnen Abmahnungen, und sah bald sein Gefolge mit einer Menge plünderungssüchtiger Araber vermehrt, welche ihn jedoch alsbald verließen, nachdem Moslems trauriges Geschick bekannt geworden war. Als Hosein nach Seraf kam, stieß er auf El-Horr Ben Jesid [5]) (الحرّ بن يزيد), den Befehlshaber der Leibsoldaten des Obeid'allah Ben Sijad, mit 2000 Reitern, welcher ihn, halb freiwillig, halb gezwungen, nach Kufa brachte; von hier wurde er nebst seinem Gefolge, bis auf 50 Reiter und 100 Fußgänger [6]) zusammengeschmolzen, nach Kerbela abgeführt, und daselbst von 4000 Reitern unter Omar Ben Saad Ibn Abu Wakkâß (عمر بن سعد ابن ابي وقاص) [7]) eingeschlossen. *Vergebens bat* Hosein um die Erlaubniß zur Rückkehr, *oder um eine* Zusammenkunft mit Jesid; selbst die Bitte, ihn in die fernsten Länder des Moslemischen Reichs zu verbannen, wurde abgeschlagen. Den 9. Moharram des Jahres 61 d. Fl., 680 n. Chr., rückte Omar, auf wiederholten Befehl des Moslem, gegen Hosein's kleinen Haufen vor; am folgenden Tage begann der Angriff, dessen Erfolg nicht zweifelhaft sein konnte. Zu Mittag war der Kampf entschieden, und Hosein vom Sonnân Ben Abu Ans (سنان بن ابي انس) getödtet; sein Kopf wurde nach Kufa zum Moslem gebracht, der ihn, sammt den gefangnen Weibern und Kindern, unter letztern einen Sohn des Hosein, Sein El-Abadin Ben El-Hosein Ben Ali Ben Abuthaleb (زين العابدين بن الحسين بن علي بن ابي طالب) [8]), nach Damask, zum Khalifen Jesid schickte; sein gemißhandelter Körper aber wurde bei Kerbela auf dem Schlachtfelde begraben. Nachdem Hosein's Kopf auf dem Thore von Damask, Bab Dschiran, ausgestellt gewesen war, wurde er nach Einigen in Damask selbst, nach Andern in Medina, nach Andern endlich in Kahira, in dem unter dem Namen Meschhed El-Hosein bekannten Grabmale beigesetzt.

So endigte der zweite Sohn des Ali in seinem 55. Jahre [9]), zu dessen Andenken die Perser, bei welchen er als dritter Imam und Märtyrer in hohem Ansehen steht, jährlich am 10. Moharram, Tag des Hosein genannt, ein großes Trauerfest feiern [10]). Auf dem Schlachtfelde

5) *Elmakin* p. 51. 6) *Elmakin* a. a. O. 7) *Ibn Koteiba* a. a. O. 8) *Elmakin* p. 52. 9) Nach Andern im 56. oder 59. Jahre. *Elmakin* p. 52, nach *Ibn Koteiba* im 58. Jahre. 10) Vergl. *Chardin*, Voyage.

selbst erbaute Adhaded-Daulá, erster Sultan aus der Dynastie der Buiden, ein Monument, Martyrium des Hosein genannt, nicht fern vom Grabmale des Ali, welches aber im J. 236 d. Fl., 850 n. Chr., auf Befehl des Khalifen Motavakkel zerstört, und die Wallfahrten dahin verboten wurden [11]).

El-Hosein Ben Ali El-Baez Alkaschefi (الحسين بن علي الواعظ الكشفي), gewöhnlich Hosein Baez (حسين واعظ) genannt, ein gelehrter Perser aus Herat, wo er im J. 910 d. Fl., 1504 n. Chr., starb [12]). Er war ausgezeichnet als Redner (daher sein Beiname El-Baez الواعظ), Astrolog, Commentator des Koran (daher der Beiname El-Kaschefi الكشفي der Enthüller) und wird als der eleganteste und reinste Schriftsteller angesehen, den Persien hervorgebracht hat. Er schrieb einen geschätzten Commentar über den Koran, mit einer Einleitung über die Auslegungskunst, ein Werk unter dem Titel: Raudha El-Schohada (روضة الشهدا), Garten der Märtyrer, religiösen Inhalts, und endlich sein berühmtestes Werk Anvar Sohaili (انوار سهيلي) canopische Lichter, sogenannt zu Ehren des Nisam-Eddaula Weddin Ahmed Sohaili, Vezirs des Sultans Abulgasi Hosein Behadir-Khan († 911). Es ist eine neue Bearbeitung des bekannten Buches Calila ve Dimna, von welchem man schon früher mehre persische Übersetzungen hatte, von Abu'lfadhl Belami oder Belgami (ابو الفضل بلعمي — بلغمي), die aber nicht vollendet worden zu sein scheint, von Ustad Abu'lhassan Rudeki in Versen; beide lebten zur Zeit des Samaniden Naßr Ben Ahmed; etwa zwei Jahrh. später, unter der Regierung des Bahram-Schah, um 515 d. Fl., endlich übersetzte auch Abu'l-Maali Naßr-Allah Ben Mohammed Ben Abd'ol-Hamid das Buch Calila ve Dimna aus dem Arabischen in das Persische. Die Absicht der neuen Bearbeitung war, wie Hosein Baez selbst sagt, das Werk dem großen Publicum angenehmer und lesbarer zu machen; daher hat er mehres unterdrückt oder geändert, was dem Leser anstößig hätte sein können, dagegen mehres, besonders Verse, hinzugethan, das Ganze aber in gereimter Prosa abgefaßt. Wenn auch dies, wie die gehäuften Metaphern und hyperbolischen Ausdrücke, dem europäischen Leser anstößig sein dürfte, wird es doch immer dem Kenner der persischen Sprache ein schätzbares Werk bleiben.

Die Hauptveränderung, die Hosein Baez machte, besteht in der Weglassung der Einleitungen, die im Arabischen sich finden, statt welcher er eine eigne, sehr elegant geschriebene einschob, deren Inhalt folgender ist. Ein chinesischer Fürst, Namens Homajunfâl (همايون فال, glückliche Vorbedeutung), ruhte nach der Jagd, in

11) *Abulfedae* Ann. II. p. 108. Vergl. *Herbelot* titr. Houssain. 12) *Hadschi Chalifa* tab. ad a. 910.

Gesellschaft seines Bezirs Chodschestehraï (خجستة رأي, glücklicher Rath), in einer reizenden Gegend, und der Letztre benutzte einen Bienenschwarm, den Prinzen auf die Ordnung und Regelmäßigkeit in dieser kleinen Republik aufmerksam zu machen, im Gegensatze von den Unregelmäßigkeiten in der menschlichen Gesellschaft. Dies weckte in der Brust des Prinzen den Wunsch, sich ganz von den Menschen zurückzuziehen, den aber der Bezir als unstatthaft und der Bestimmung des Prinzen zuwider bekämpft, dagegen ihm räth, sich nach dem Beispiele des Dabschelim, Königs von Indien, zu richten, welcher dadurch so großen Ruhm erwarb, daß er nach den Rathschlägen des weisen Bidpai regierte. Nun folgt sehr ausführlich die Geschichte des Dabschelim, wie er den weisen Braminen Bidpai auf der Insel Serendib aufsuchte, der ihn auf eine allegorische Weise belehrte [13]).

Das Werk ist gedruckt unter dem Titel: The Anvari Soheili of Hussein Vaez Kachefy. Published by Capitain Charles Stewart and Mooluy Hossein Ali (Calcutta 1805. 4.). Eine zweite Ausgabe erschien Calcutta 1824. fol. Eine dritte Bombay 1828. Fol. Hierzu gehört noch: Introduction to Anvari Soheily containing the Text of the seventh Chapter, with a Translation of the Same and Analysis of all the Arabic Words. By Charles Stewart, Esq. (London 1821. fol.).

Hosein Ben El-dhahak (الحسين بن الضحاك), bekannt unter dem Namen El-Chalia (الخليع), ein berühmter Dichter, geb. 162 d. Fl., 778 n. Chr., starb 250 d. Fl., 865 n. Chr. [14]).

Abu Abdallah Hosein Ben Hedschadsch (ابو عبد الله الحسين بن الحجاج [15]), ein bekannter scherzhafter Dichter, der Sekte der Schiiten zugethan, starb 391 d. Fl., 1000 n. Chr., in der Stadt Nil am Euphrat, und ließ sich bei dem Martyrium des Aliden Musa Ben Dschafar begraben. Nach seiner Verordnung stand auf seinem Leichenstein: „Und ihr Hund breitete seine Vorderfüße aus am Eingange der Höhle" [16]).

Hosein Ben Manßur El-Halladsch (الحسين بن منصور الحلاج), ein berühmter Mystiker, der Wunder verrichtet haben soll. Er brachte z. B. Früchte des Winters im Sommer, und umgekehrt Früchte des Sommers im Winter hervor; streckte seine Hand in die Luft aus und zog sie voller Silberstücke mit der Aufschrift: „Bekenne, daß nur ein Gott ist," zurück, die er Dirhems der göttlichen Macht nannte, und kannte die geheimsten Gedanken der Menschen. Daher meinten Einige, der Engel Gabriel wohne ihm bei, oder er sei ein betrauter Freund Gottes, während Andre ihn für einen Betrüger erklärten. Er kam aus Khorasan nach Irak, von da nach Mekka, wo er ein ganzes Jahr hindurch, Tag und Nacht, innerhalb der Umzäunung der Kaaba, unter freiem Himmel, sehr kärglich lebte. Die Behauptung, daß man die Wallfahrt nach Mekka mit gleicher Wirksamkeit im eignen Hause verrichten könne, wenn man in einem Zimmer desselben die bei dem Besuche der Kaaba üblichen Gebräuche verrichte, hierauf 30 Waisen speise, kleide und beschenke, zog ihm die Verfolgung des Stellvertreters des Khalifen Mactader in Bagdad zu, auf dessen Veranlassung Hosein im J. 309 d. Fl., 921 n. Chr., grausam hingerichtet wurde. Sein Leben beschrieb Ali Ben Ahmed El-Bagdadi (starb 674 d. Fl.) unter dem Titel: Achbar Halladsch [17]).

Abu Mohammed El-Hosein Ben Mas'ud El-Bagavi (ابو محمد الحسين بن مسعود البغوي), ein berühmter, unter dem Beinamen El-Farra (الفرا, der Kürschner), bekannter Commentator des Koran und Traditionslehrer, weshalb er auch den Beinamen Mohi-es-Sonnah (محيي السنة) führt. Er war aus Bag oder Bagschur (بغشور s. بغ) gebürtig, und nicht aus Bäbschah (Bega) in Spanien, wie Casiri glaubte, und schrieb einen weitläufigen Commentar über den Koran, unter dem Titel: معالم التنزيل und mehre andre Werke über Traditionen und Rechtskunde. Er starb im J. 510 oder 516 d. Fl., 1116 oder 22 nach Chr. [18]).

Hosein Ben Salamah (الحسين بن سلامة), ein Sklave aus Nubien, war Vormund eines unbenannten Sohnes des Abu'l-Dscheisch Ishak Ibrahim, Regenten von Jemen, aus der Dynastie der Sijaditen (seit 203), welcher 371 d. Fl. starb. Er stand im Rufe großer Klugheit und Rechtschaffenheit, erbaute die Stadt Kadra, legte Brunnen in den Wüsten an, bezeichnete durch Meilenzeiger den Weg aus Hadhramaut nach Mekka und machte noch auf andre Weise sich um das Land verdient. Er starb im J. 402 oder 403 d. Fl. [19]).

Hosein Ben Sâm (الحسين بن سام), aus der Familie der alten Fürsten von Gur, welche durch die Sebektegeniden vertrieben wurden und sich nach Indien retteten. Sein Vater, Sam Ben Suri, welcher sich als Diener in einer Pagode einiges Vermögen erworben hatte,

---

13) Vergl. v. Hammer, Schöne Redekünste Persiens. S. 275, besonders aber *Silv. de Sacy*, Calila et Dimna ou Fables de Bidpai etc. (à Paris 1816. fol.). 14) *Ibn Challekan*, Cod. Goth. No. 414. *Ketab Al-agani*, Cod. Goth. an. 532. No. 81. *Abulfedae* Ann. II. p. 212. 15) *Abulfedae* Ann. II. p. 604. *Hadschi Chalifa* a. a. O. ad a. 391. 16) Kor. Sur. XVIII. v. 17.

17) *Abulfedae* Ann. H. p. 343. *Abulfaradsch*, Chron. p. 182. *Hadschi Chalifa* a. a. O. ad a. 309. *Herbelot* titr. Hallage. 18) *Abulfedae* Ann. III. p. 388 ad a. 510. *Hadschi Chalifa* ad a. 516. *Casiri* Biblioth. Esc. I. p. 489. *Lobab* bei *Möller*, Catal. Librorum tam Manuscr. etc. I. p. 2. No. 3, 4. *Herbelot* titr. Bagavi. *Ibn Challekan*, Cod. Goth. No. 414. 19) *Abulfedae* Ann. II. p. 121. *Johannsen* Hist. Jemanae. p. 125.

ɩck, litt aber Schiffbruch, bei welchem sich nur
tete, der, nach mancherlei Schicksalen, an den
Sultans Ibrahim Ben Masud (reg. von 450
ɩch Gasna kam, wo er sich großes Ansehen
Inter dem Sohn und Nachfolger seines Be-
urde er zum Statthalter von Gur ernannt, in
ürde ihm sein Sohn, Mohammed Ben Hosein,
: sich unabhängig machte und die Dynastie der
iftete [20]).

: Hosein-Chan (أمير حسين حان), Fürst
ls von Chorassan, aus der Dynastie der Dschin-
. Man behauptet, Timur sei in seinen Dien-
en und habe sich gegen ihn aufgelehnt; so viel
daß Timur ihn in Balch gefangen nahm und
ließ, im J. 771 d. Fl., 1369 n. Chr., in
ie Dynastie der Timuriden gegründet wurde [21]).
in Mirza Ben Manßur, gewöhnlich Sultan
Beikara (سلطان حسين بيقرا), ein Ab-
des Omar, zweiten Sohnes des Timur, schlug
mud Mirza bei Balch, 876 d. Fl., 1471 n. Chr.,
n Chorassan nebst andern Ländern ein, weshalb
einamen Abulgasi erhielt. Er war ein Freund
hützer der Wissenschaft, wie der Schutz beweist,
m Chondemir angedeihen ließ, und regierte bis
L., 1505 n. Chr. [22]).

in Ben Avis (حسين بن اويس), drit-
der Ilechaniden, der seinem Vater, dem Sul-
(سلطان اويس) im J. 776 d. Fl., 1374
folgte, im J. 784 d. Fl., 1382 n. Chr., aber
n Bruder, Ahmed (أحمد), vom Throne ge-
rde [23]). (*H. Möller.*)

erbelot titr. Houssain Ben Sam, wo man die Ge-
s Schiffbruchs nach Chondemir findet. 21) *Hadschi*
l a. 765. 22) *Herbelot* titr. Houssain Sultan.
i *Chalifa* ad a. 911. *Herbelot* titr. Houssain. Au-
Personen werden noch genannt von *Ibn Challekan*:
-Hosein Ben Ali El-Kerabisi El-Bagdadi, starb 245
Fl., 861 oder 62 n. Chr. Abu Ali El-Hosein Ben
Chairan, st. 310 oder 320 d. Fl., 922 oder 932 n.
Ali El-Hosein Ben Mohammed Ben Ahmed El-Merv-
o Kadhi Hosein, ein Schafeite, st. 462 d. Fl., 1069
Hadschi Chalifa ad a. 462). Abu Ali El-Hosein
Ben Mohammed Es-Sendschi, st. 430 d. Fl., 1038
n Ali El-Hosein Ben Mohammed, st. 498 d. Fl.,
. Abu Abd'allah El-Hosein Ben El-Hassan, vulgo
El-Dschordschani, geb. 338 d. Fl., 949 n. Chr., st.
1012 n. Chr. Abu Abd'allah El-Hosein Ben Mo-
451 d. Fl., 1059 n. Chr. Abu Abd'allah El-Hosein
st. 552 d. Fl., 1157 n. Chr. Abu Abd'allah El-Ho-
med, st. 391 d. Fl., 1000 n. Chr. Abu Abd'allah
en Ahmed Ebn Chäluvia, st. 370 d. Fl., 980 n. Chr.
h El-Hosein Ed-Dahâs, st. 524 d. Fl., 1129 n. Chr.
h El-Hosein Ben Mohammed, st. 298 d. Fl., 910
l'lkavares El-Hosein Ben Ali, st. 502 d. Fl., 1108
l'lkâsem El-Hosein Ben Ali, st. 418 d. Fl., 1027 n.
li El-Hosein Ben Abdallah Ben Sina, s. Avicenna.
El-Hosein, s. Thogral.

HOSEINABAD zwischen 20—21° Br. und 93—94° L. in Vorderindien bildet mit Dschafferabad und der großen Stadt Aurungabad einen stumpfen Winkel und zählt gegen 10,000 Einw. (*G. Flügel.*)

Hoseini, s. Huseini.

HÖSEL (Joh. Christoph), den Jöcher irrig Hösel nennt, ein Sohn des Tertius Johann, war am 11. Aug. 1656 in Hof im Baireuthischen geb. und dort im Gymnasio unterrichtet, bis er 1675 nach Leipzig ging, um Humaniora und Theologie zu studiren; begab sich am 28. Aug. 1678 auf Reisen und empfing von seinen Gönnern empfohlen, i. J. 1680 das Conrectorat zu Kolberg in Pommern, welches er i. J. 1692 mit dem Rectorate vertauschte. Liebe zum Vaterlande bewog ihn i. J. 1697 den Ruf als Prediger in Trogen und Syndiakonus in Hof anzunehmen. Im J. 1704 ward er Pfarrer zu Selb, am 21. Oct. 1705 Senior des Capitels, i. J. 1709 Superintendent, Professor der Theologie und Inspector am Gymnasio zu Hof und starb am 30. Aug. 1729. Sein Bildniß ist von Kilian gestochen. Er schrieb als Rector verschiedne Gelegenheitsgedichte, 16 Leichen- und einige Schulprogramme, in Hof fünf Abdankungs-, Denk- und Leichenreden, ferner Schulordnung, wornach sich die Schulbedienten auf dem Lande, in denen zu der Superintendur Hof gehörigen kleinen Städten, Märkten, Flecken und Dörfern — zu halten (Hof 1715. 4.); Erklärung des Propheten Jonas (Leipzig 1716. 4.) rc. Mehre exegetische Schriften blieben ungedruckt *). (*Rotermund.*)

HOSEMANN 1) Joachim oder Johann, auch Hossmann, sonst Cnaemiander, ein Sohn des Bürgers Lorenz, zu Lauban am 26. Jul. 1506 geb., besuchte die dortige Schule, ging 1522 auf die Universität Wittenberg, studirte Jura und Philosophie, wurde auch Magister und verehlichte sich i. J. 1524 daselbst. Im J. 1527 wurde er Baccalaureus an der Schule zu Lauban, 1532 Rector zu Löwenberg, 1534 dasselbe in Budissin, 1536 Syndicus und Oberstadtschreiber in Lauban, 1543 nochmals Rector in Budissin, und 1558 Lutherischer Official- oder Oberprediger in Lübben [1]). Der dortige Kanzler und Schloßhauptmann überhäufte ihn mit Wohlthaten, die Lutherische Lehre breitete sich sehr schnell aus und der Landvogt wurde deshalb bei dem Kaiser angeklagt, daß er die Kirchen mit Lutherischen Predigern besetzt; seine Verantwortung findet man in den Destinatis Lusaticis P. VII. S. 612 fg. Die sämmtlichen Lutherischen Prediger wurden mit Hosemann nach Prag gefodert, sie gingen aber nicht dahin und auf dem Convente zu Naumburg brachte der Landvogt 1561 es dahin, daß Hosemann im ruhigen Besitze seines Amtes blieb. Durch seine Strenge zog sich indeß Hosemann manche andre Unannehmlichkeiten zu. Im J. 1562 wurde er Super-

*) Vergl. Pommersches Archiv 1783, Weihnachtsquartal. S. 119. Fickenscher, Gelehrtes Baireuth. 3. Bd. S. 373. Neue Leipziger gel. Zeit. 1730. S. 150 fg. Univers.-Lex. Adelung zu Jöcher, der hier berichtigt ist.

1) *Melanchthon* in Epist. ad Camerar. p. 740. Ep. pridie nonar. Julii 1553, mit deren Rath er diese Stelle antrat.

intendent zu Cottbus; auch hier sah er mit Kummer den damals sehr ärgerlichen Lebenswandel vieler ihm untergebenen Geistlichen, konnte es aber nicht ändern. Er starb am 26. Febr. 1568 und schrieb Cantici Canticorum (2. Ausgabe Görlitz 1599); Centuriae Similium; Das Chronicon Laubanense ist noch handschriftlich vorhanden. Apophthegmata stehen von ihm bei dem Manlius in *Hoffmanni* S. R. L.[2]). Er hat mehre gelehrte Söhne hinterlassen, die Jöcher im gel. Ler. nennt.

2) **Joseph Xaver Albert**, wurde zu Lauingen am 15. Nov. 1748 geb., studirte Theologie, wurde 1781 Doctor derselben, und öffentlicher ordentlicher Lehrer auf der Universität zu Dillingen, 1783 Pfarrer zu Altheim, und starb am 20. März 1794. Er schrieb Diss. Dogmat. de Caroli Friderici Bahrtii et Jo. Sal. Semleri ludicra inter se invicem pugna circa materias religionis praecipuas (Dilling. 1781); Diss. dogmat. de finali Ecclesiae dispersae judicio in causis dogmaticis contra modernos hypercriticos (Ib. 1783); anonym Beiträge zum 12ten Stücke des Freimüthigen zu Freiburg im Breisgau (Augsb. 1783.)[3]). (*Rotermund.*)

Hosen, s. Beinkleider.

HOSENBANDORDEN (Order of the Garter)*). Dieser englische Orden, den die öffentliche Meinung hoch hinauf in die Reihe solcher äußern Auszeichnungen gehoben hat, wurde von König Eduard III. von England gestiftet. Die Veranlassung dazu ist ungewiß, und war daher stets ein von englischen Geschichtsforschern viel besprochner Gegenstand. Die gewöhnlichste und bekannteste Angabe seiner Entstehung ist folgende: Eduard sei auf einem Balle gewesen, an welchem auch die Gräfin Salisbury, die er geliebt, Theil genommen. Bei dem Tanze sei dieser das linke blaue Strumpfband entfallen, das Eduard rasch aufgenommen, und dabei zufällig das Kleid der Gräfin mitgefaßt und etwas gehoben habe. Umstehende hätten sich darüber scherzhafte Äußerungen erlaubt, wodurch die Gräfin sich gekränkt gefühlt, und Eduard entrüstet zur Genugthuung seiner Geliebten und zum Beweise der Reinheit seiner Handlung laut ausgerufen habe: Honny soit qui mal y pense! Dann habe er noch geäußert, daß er diesem blauen Bande einen solchen Glanz verschaffen wölle, daß die, welche über dasselbe gespöttelt, sich noch glücklich schätzen sollten, es tragen zu dürfen, und bald darauf sei der Orden vom blauen Hosenbande vom ihm gestiftet, und jene Worte zum Motto desselben genommen worden. Diese Entstehungsgeschichte des Hosenbandordens hat, wahrscheinlich wegen ihres romantischen Gewandes, viel Glück gemacht, indem sie allgemein bekannt ist und gern für wahr gehalten wird. Allein sie ist nichts als eine Fabel, die später in einem lustigen Kopfe zur Erklärung des Ordensmotto entstanden sein mag; denn die frühesten Geschichtschreiber des Ordens erwähnen nichts davon, was sie bei nur einiger Veranlassung gewiß nicht unterlassen haben würden, und in den Originalstatuten findet sich nicht die mindeste Spur noch die entfernteste Anspielung darauf.

Eine andre Meinung über die Entstehung ist diese: Als König Richard I. Cyprus und Agon lange umsonst belagert hatte, und seine Kriegsvölker ganz erschöpft waren, fühlte er sich plötzlich durch den heiligen Georg inspirirt, sie dadurch wieder zu beleben, daß er einer Anzahl Ritter zum Feldzeichen einen ledernen Riemen um ihre Knie binden ließ, und sich davon die Wirkung versprach, welche bei den Römern das Vertheilen von Kronen und andern ermunternden Ehrenzeichen an die Tapfersten erzielte. Wenn nun aber auch Richard dies wirklich that, so ist doch keine Spur in der Geschichte dieses Ordens zu finden, daß dies lederne Band entweder ihm oder dem Eduard Anlaß zur Stiftung dieses Ordens gegeben, und scheint daher auch diese Meinung ohne haltbaren Grund zu sein. Der Wahrheit etwas näher liegen möchte vielleicht folgende:

Eduard, der 50 Jahre lang mit Weisheit und Ruhm auf dem Thron Englands saß, machte auf den Besitz von Frankreich Ansprüche, als das hier regierende Kapeting'sche Geschlecht, mit dem er verwandt war, erlosch. Da nun Philipp von Valois sich auf den erledigten Thron gesetzt hatte, und Eduards Ansprüche mit den Waffen zurückwies, so entstand zwischen ihnen ein mehrjähriger Kampf, in welchem Eduard immer sehr glücklich war. In der Schlacht, die im Jahre 1346 bei Crecy vorfiel, gab er das Zeichen zum Angriffe durch ein blaues Band, das er auf eine Lanze befestigen ließ, und zugleich war St. Georg das Losungswort. Er gewann diese Schlacht, sowie mehre folgende, bekam sogar im Verlaufe des Krieges den König Johann von Frankreich gefangen, und blieb durch den Frieden von Bretigny im Besitze mehrer großer Landschaften in Frankreich. Früher hatte er nun schon die Idee der Wiederherstellung von Arthur's Tafelrunde gehabt, hatte deswegen ein prächtiges Turnier für fremde Ritter aller Nationen am Neujahrstage 1344 zu Windsor ausgeschrieben, diese auch dort an einer runden Tafel von 600 Fuß im Umfange, speisen lassen, und hielt seitdem jährlich um Pfingsten eine gleiche Feierlichkeit. Aus dieser jährlichen Versammlung vereinigte er nun im J. 1350 eine Anzahl Ritter zu noch näherer Verbrüderung, gab ihnen als charakteristisches Zeichen und zum Andenken an jene merkwürdige Schlacht bei Crecy ein blaues Knieband mit dem Motto: Honny soit qui mal y pense! — wahrscheinlich um Misdeutungen über die Wahl dieses Bandes zu begegnen, da der Gedanke allerdings originell war, von der gewöhnlichen Weise aller damals vorhandnen ähnlichen Einrichtungen ganz abwich, und um so mehr dem Tadel und der Bekrittelung ausgesetzt war, — und stiftete so den Orden des blauen Hosenbandes.

---

2) Vergl. Otto, Oberlausitzer Schriftst.-Ler. II. S. 188. Dessen, Officiales und nachgehends Generalsuperint. in Lübben. S. 4. Nr. 2. 3) Rötger, Nekrol. 4. St. 1794. S. 80.

*) Geschichte Eduards, Prinzen von Wallis, nebst Bericht von Einsetzung des Ordens vom blauen Bande (Leipz. 1718.). Geschichte des blauen Hosenbandordens in England (1791). (v. J. W. Hamberger).

lles dies sind jedoch keine Vermuthungen ohne hin-
ıden historischen Beweis, und möchte es wol ein
liches Bemühen sein, die wahre Entstehungsursache
Ordens auffinden zu wollen. So viel bleibt in-
gewiß, daß wenn man auch die Begebenheit mit
Strumpfbande der Gräfin Salisbury für eine Fa-
lten muß, sie doch viel Wahrscheinliches hat, und
ichtesten der Decoration des Ordens angepaßt
n kann. Wie ließe sich das Ordensmotto wol bes-
klären, wie der Umstand, daß das Knieband am
Beine getragen wird? Sei indessen der Ursprung,
er er wolle, so war des Stifters Zweck dabei ganz
weifelt auch der aller damaligen Orden: eine An-
ausgezeichneter Männer zu nützlichen Unternehmun-
zu Ausübung guter Werke und zur Belebung des
rischen Geistes zu vereinigen und an sich zu ketten.
en Statuten des Ordens, welche Eduard ihm gab,
es blos, daß er diesen Orden zur Ehre Gottes,
ril. Jungfrau und des heil. Märtyrers Georg, des
spatrons Englands, in seinem 23sten Regierungs-
(1350) gestiftet habe.

Der Orden hat vom Anfang an bis jetzt ununter-
en *fortgedauert*, und in seiner ursprünglichen Ver-
g *nur unbedeutende Abänderungen* erlitten. Seine
ıngen *bestehen in einer* großen Anzahl Artikel, wo-
das Hauptsächlichste Folgendes ist:

Nur Regenten und Engländer aus dem höhern Adel
n den Orden vom Hosenbande, der aus einer Classe
l, erhalten. Die Zahl der Mitglieder ist mit Ein-
des Königs auf 26 bestimmt. Die Prinzen des
l. Hauses und auswärtige Ritter sind nicht mit
ter begriffen. Die Ordensglieder bilden ein eignes
gium oder Capitel, das ein großes und ein kleines
l führt. Auf dem Schlosse und in der Capelle des
Georg zu Windsor, worin das Bild des heil. Georg,
Rubens gemalt, aufgehängt ist, wird alljährlich am
pril, dem St. Georgentage, Capitel gehalten. Vor-
e zu erledigten Ritterstellen geschehen durch das Ca-
das schon durch sechs Ritter gebildet werden kann.
Kanzler sammelt die Stimmen, der König entschei-
Außer jenen 26 Rittern ernennt der König aber
26 sogenannte arme Ritter von Windsor, die ei-
ich aus dem Ritter- oder Militairstande genommen
n sollen, jetzt aber gewöhnlich nur alte, dem König
hlne Hofdiener sind. Diese müssen, weil sie nach
Sinne der Ordensgesetze Alters halber im Felde
mehr dienen können, das Morgen- und Abendge-
der Capelle verrichten, und für den Großmeister
die Ritter beten, wofür jeder von ihnen eine Pen-
von 300 Pf. St. erhält.

Die Officianten des Ordens, welche besondre Eh-
ben und Ceremonienkleidung haben, sind: ein Prä-
nmer der Bischof von Wincester, ein Kanzler, im-
er Bischof von Salisbury, ein Registrator, immer
Dechant von Windsor, ein Wappenkönig, der die
t über die Ceremonien bei Ordensfeierlichkeiten
und vorzugsweise Garter (Hosenband) heißt, und
hwarzstab (Black Rod), der bei Feierlichkeiten ei-
nen schwarzen Stab oder Scepter in der Hand hält und
Reichsthürsteher ist. Außer diesen unterhält der Orden
noch eine Anzahl Canonici.

Die Aufnahme eines Ritters, die in genannter Ca-
pelle jedesmal statthat, geschieht mit außerordentlichem
Prunk und großen Feierlichkeiten. Man drängt sich da-
zu, Zeuge derselben zu sein, und bezahlt sehr gern für
einen Sitz auf den in der Capelle errichteten Gerüsten
vier bis sechs Guineen an das Ordensstift, muß aber
sehr wohlgekleidet sein, und Damen erscheinen immer in
den Ordensfarben, weiß und purpurblau mit weißen Fe-
dern im bloßen Haar. Wer nicht in die Capelle kom-
men kann, muß sich mit einer Stelle auf den Gerüsten
begnügen, die in dem innern vom Schlosse umgebenen Platz
aufgerichtet sind, wozu eigne Billets für eine halbe Gui-
nee ausgetheilt werden, und wo man wenigstens die
Procession zur Kapelle überschauen kann. Vor dem
Schloß endlich versammelt sich das Volk, um den
Schluß der Scene abzuwarten, um die ankommenden
Ritter in der prächtigen Ordenstracht zu sehen, welche
sich in den Zimmern des Windsorpalastes versammeln.
Von hier beginnt nämlich der Zug nach der Kapelle,
durch Trompeter und Pauker in der Ordenslivrée, roth
und Gold, eröffnet. Ihnen folgen die 26 armen Ritter,
die 12 Canonici des Ordensstifts, nebst einer großen An-
zahl Vikarien und Pfründnern, Herolde, Knappen und
zwei Wappenkönige; hierauf die neuerwählten Ritter,
ihre Helme in den Händen tragend; die ältern Ritter
und zwar die vom hohen Adel voran; dann die Ritter
vom königl. Geblüte; nach ihnen der Ordensdechant von dem
Waffenherold und dem Marschall geführt; der Kanzler,
der Beutelträger und der Ordensprälat mit Waffenträ-
gern; der Oberkammerherr des Königs und der Träger
des Staatsschwerts. Nun erscheint der König, von Tra-
banten und einer Leibgarde in alter Tracht umgeben, und
ein Zug Trabanten macht den Schluß. Unmittelbar
nachher folgt die Königin von zwei Kammerherrn beglei-
tet. Ihre Schleppe tragen Pagen. Dann die Prinzes-
sinnen nach dem Alter, und die Hofdamen, alle in Pur-
purfarbe gekleidet.

Dieser prachtvolle Zug tritt unter einem kriegeri-
schen Marsch in die Kapelle ein. Nachdem sich hier
alles geordnet hat, nimmt die Ceremonie damit den
Anfang, daß die Waffen und Rüstung der verstorbenen
Ritter auf dem Altare niedergelegt werden, wozu mit
gedämpfter Musik ein Grablied gespielt wird. Nach die-
sem Todtenopfer werden die neuen Ritter einzeln von
zwei der ältern zum Altar geführt, wo sie niederknieen,
die Rüstung erhalten, nach einem besondern Sitz geführt
werden und den Rittereid ablegen. Ist dies geschehen,
so legt ihnen der Kanzler des Ordens das Knieband an und
spricht dabei folgende Worte: „Im Namen des allmäch-
tigen Gottes und zum Andenken des gebenedeiten Mär-
tyrers St. Georg knüpfe ich um diese Knie, zu deinem
Ruhme, dieses edle Strumpfsband; trage es als ein Zei-
chen des erlauchten Ordens, das du nie vergessest oder
zur Seite legest, auf daß es dich aller Orten ermahnen
möge, tapfer zu sein, und wo du einen gerechten Krieg

unternommen, in welchem du könntest in Zorn gerathen, fest zu stehen, tapfer zu streiten und den Sieg zu gewinnen."

Bei dem Umhängen der Ordenskette sagt er ferner: „Trage um deinen Hals dieses Band, geschmückt mit dem Bildnisse des gebenedeieten Märtyrers und Kriegers Jesu Christi, St. Georgs, auf daß du aufgefodert durch seine Nachahmung, alle Abenteuer in Glück und Unglück so bestehen mögest, daß du die Feinde deines Leibes und deiner Seele standhaft überwindest, und für diesen vergänglichen Kampf nicht allein gepriesen, sondern mit der Palme des ewigen Sieges gekrönt werdest."

Nun folgt das Hochamt, während dessen eine sammtne Decke mit eben solchen Kissen vor dem Altar ausgebreitet wird. Hier knieet der König nieder und legt sein Ritteropfer in Gelde für die Kirche und die Armen in eine goldne Schale. Während dieser Ceremonie ertönt vom Chor das Lied: Lasset euer Licht leuchten, daß sie eure guten Werke sehen. Nachdem sich der König erhoben, gehen die Ritter paarweise zum Altar, wo sie ebenfalls knieend das Ritteropfer, einen silbernen Netzbeutel mit zehn Guineen und zehn Schillingen auf einen goldnen Teller legen. Endlich folgt das große Halleluja in vollem Chore, nach dessen Beendigung man in Procession in derselben Ordnung in den Palast zurückkehrt, wo gespeist wird. Den Beschluß des Festes macht ein Ball.

Wenn auswärtige Regenten die Decorationen des Ordens erhalten, so werden ihnen solche gewöhnlich durch eine eigne Gesandtschaft überschickt, in deren Begleitung immer der Wappenkönig ist, welcher die Feierlichkeit bei der Übergabe leiten, und, insoweit es das Local und die Umstände zulassen, diese sowie zu Windsor geschieht, einrichten muß.

Das Ordenszeichen besteht in einem Kniebande von dunkelblauem Sammet mit einem schmalen goldnen Rande und dem in Gold darauf gestickten Motto: Honny soit qui mal y pense. Unter dem Knie wird es durch eine goldne Schnalle befestigt, ist mehr oder weniger reich gestickt, auch oft mit Brillanten geziert. Dabei wird ein breites, dunkelblaues Band von der linken Schulter nach der rechten Hüfte hängend getragen, an dessen Ende ein goldner mit Brillanten verzierter Schild befestigt ist, welcher the Georg heißt. Auf diesem ist der heilige Georg in goldner Rüstung und zu Pferde abgebildet, wie er eben den unter ihm liegenden Drachen erlegt. Um den Rand läuft eine blaue, gold-emaillirte Einfassung in der Form des Kniebandes mit dem Motto. Auf der Umseite befinden sich einige Verzierungen in einem mit Brillanten besetzten goldnen Zirkel. Ferner tragen die Ritter auf der linken Brust einen silbernen achtstrahligen Stern mit dem rothen Kreuze des heil. Georgs in der Mitte und auch umgeben von dem blauen Kniebande mit dem Ordensmotto.

Bei festlichen Gelegenheiten tragen die Ritter ein überaus schönes Feierkleid. Dies besteht in einem rothsammtnen, mit Gold besetzten und mit weißem Atlas gefütterten Oberkleide mit weißen Ärmeln, weißen Unterkleidern, dergleichen Schuhen mit blauen Schleifen, einem dunkelblauen weiß gefütterten Mantel mit goldnen Schnüren und Quasten, einem schwarzen Sammtbaret mit weißen Federn und einer goldnen Kette um den Hals, an welcher der heil. Georg, mit Brillanten verziert, hängt. Auf der linken Seite des Mantels ist der Ordensstern. Die Kette wurde von Heinrich VIII. hinzugefügt. Sie ist 30 Unzen schwer und ihre 26 Glieder — eine Anspielung auf die Zahl der Ritter — bestehen aus blauemaillirten Kniebändern mit einer Rose in der Mitte und Liebesschleifen. (*F. Gottschalck.*)

HOSERI, OSCHERI, ein für Frankreich furchtbarer Heerführer der Normannen, suchte 11 Jahre lang viele Gegenden durch Raub heim, und hielt sie eine Zeit lang besetzt, nahm das feste Bordeaux ein und machte es zu seinem Sitze. Den 10. Mai 841 erschien er auf der Seine, verbrannte den 11. Mai die Stadt Rouen, wo er bis zum 16. Mai verweilte, legte den 23. Mai das Kloster Jumieges in Asche, nahm den 24. Mai eine Brandschatzung von sechs Pfund vom Kloster Fontanelle. Die Mönche von St. Denis kamen den 28. Mai zu ihm, und kauften 68 Gefangne für 28 Pfund los. Den 31. Mai begab sich Hoseri nach dem Meere zurück. Vulfard, ein Königsmann, zog ihm mit dem Volk entgegen. Aber Hoseri nahm den Kampf nicht an. Im J. 851 den 13. Oct. lief Hoseri mit der Flotte der Normannen wieder in die Seine ein, plünderte das Kloster Fontanelle, verbrannte Beauvais und das Kloster Flaviacum daselbst. Als er von Beauvais zurückkehrte, wurde er an dem Orte, welcher Wardera hieß, von den Franken empfangen, und verlor viele der Seinen. Die übrigen verbargen sich in den Wäldern, und so erreichten einige des Nachts die Schiffe wieder. Das Kloster Fontanelle legte hierauf Hoseri den 9. Jan. 852 in Asche, und nachdem er vom 13. Oct. 851 bis 13. Jun. 852 auf der Seine gewesen war, kehrte er mit den reich beladnen Schiffen nach Bordeaux zurück*). (*Ferdinand Wachter.*)

Hosgowe, s. Hessengau.

HOSII, Hosier (*Ὅσιοι*) werden von Claudius Ptolemäus genannt und unter den einzelnen Völkerschaften, welche die Sarmatia Europaea bewohnen, aufgeführt. Kein andrer Schriftsteller des Alterthums kennt den Namen in dieser Form. Ptolemäus[1]) beschreibt die äußerste Küste der Ostsee und sagt: „Ferner bewohnen die Küstenstrecke hinter dem venedischen Meerbusen die Velten; über diesen wohnen die Hosier und dann am meisten gen Norden die Karbonen. Östlich von ihnen wohnen die Kareoten und Saler." Der alexandriner Geograph weiß recht wohl, daß die sarmatische Küste von der Mündung der Weichsel gen Norden aufsteigt, und daher bekommen wir, wenn wir nach seinen astronomisch bestimmten Positionen (hier sind es die Flußmündungen) die Configu-

*) Fragmentum Chronici Fontanellensis bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 801—803.

1) Geogr. Lib. III. Cap. V. p. 83. edit. *Pet. Bertii.* *Πάλιν δὲ τὴν μὲν ἐφεξῆς τῷ Οὐενεδικῷ κόλπῳ παρωκεανῖτιν κατέχουσι Οὐέλται. Ὑπὲρ οὓς Ὅσιοι, εἶτα Κάρβωνες ἀρκτικώτατοι. Ὧν ἀνατολικώτεροι Καρέωται καὶ Σάλοι.*

ration des Landes aufzeichnen, ein nicht ganz unähnliches Bild der äußersten Ostseeküste. Aber seine Positionen sind alle, wenn wir die wirkliche Polhöhe festhalten, um mehrere Grade zu hoch nach Norden gerückt, ein Fehler, den wir schon bei der Nordküste Germaniens finden. Seine Weichselmündung befindet sich unter dem 56. Grade nördlichen Breite, und von diesem Punkte steigt die sarmatische Küste in nordöstl. Richtung bis zum 63. Grade nördl. Breite empor[2]), wo erst seine terra incognita beginnt. Wenn wir unter dem venedischen Meerbusen des Ptolemäus das große Bassin verstehen, in welches die Weichsel sich ergießt, den großen Busen von Hela bis Memel oder Libau; so bleibt uns für die genannten drei Küstenvölker, die nach Ptolemäus hinter dem venedischen Meerbusen und den Venedern, an der Küste des sarmatischen Oceans wohnten, die kurländische, livländische und esthländische Küste, und die Sitze der Hosier würden nach der Reihenfolge nach Esthland, vielleicht auch auf die große Insel Ösel fallen, welche der alexandriner Geograph für festes Land gehalten zu haben scheint, da wir auf seiner Tafel weder von ihr noch von dem tief in das Land einschneidenden rigaischen Meerbusen irgend eine Spur finden. Wenn es nicht zu gewagt wäre, so möchte ich sogar zwischen dem Namen Ösel und dem des Volks der Hosier eine etymologische Verwandtschaft vermuthen. Aber wie kommt Ptolemäus zu diesem Volksnamen, den kein Geograph und kein Historiker weiter kennt? Die Veneder (Wenden) sind in diesem Küstenstriche fast allen Schriftstellern des Alterthums bekannt, und Tacitus erwähnt in derselben Gegend noch eine Völkerschaft, das Volk der Ästuer oder Ästyer, welche durch das Einsammeln des Bernsteins zu seiner Zeit hochberühmt waren, und in welchen wir ohne Schwierigkeit die Stammväter der heutigen Esthen oder Esthländer wiedererkennen. Wie nun, wenn diese Ästyer des Tacitus in den Hosiern des Ptolemäus verborgen lägen? Ursprünglich hatten die Ästyer an der Bernsteinküste gewohnt und Tacitus[3]) hat in dieser Beziehung ausführlich von ihnen gehandelt. Vergl. d. Art. Ästier. Schon Pytheas der Massilienser hatte auf seiner berühmten Seereise nach dem Norden der Erde, ungefähr im J. 320 vor Chr., wenn wir aus einigen dunkeln Stellen bei Strabo und Stephanus von Byzanz nicht zu viel schließen, auf der Bernsteinküste oder in der Nähe derselben Ästyer angetroffen[4]). Er nannte sie Ostyäer oder Ostionen; Cassiodor nennt dasselbe Volk Hästi, Jornandes Ästri, Eginhard Aisti, Alfred der Große in seiner angelsächsischen Bearbeitung des Drosius Osti, Saxo Grammaticus Estones; und aus allen diesen Benennungen sehen wir, daß sie ihren Namen von der Lage ihrer Sitze im äußersten Osten erhalten hatten[5]). Sie scheinen bei den Völkerbewegungen als ackerbauendes Volk ihre alten Wohnsitze nur wenig verändert zu haben; denn wo sie Pytheas angetroffen hatte, da kennen sie noch die Schriftsteller des 8. und 9. Jahrh. Als östlichstes germanisches Volk wohnten die Ästyer ursprünglich auf einem sehr ausgedehnten Küstenstriche bis zur Weichselmündung, auf der eigentlichen Bernsteinküste. Zur Zeit des Ptolemäus waren die Veneder bereits westwärts vorgerückt und hatten sich eines Theiles des alten Gebietes der Ästyer bemächtigt; denn auf der Südseite des venedischen Meerbusens, der von ihnen den Namen erhalten hatte, finden wir auf der Tafel des Ptolemäus diese slavische Völkerschaft heimisch, während die Ästyer oder Ostiäer sich an der Küste nordostwärts gezogen und in dem eigentlichen Esthland, das wol auch schon früher zu ihrem Gebiete gehört haben mag, sich niedergelassen zu haben scheinen, welches noch bis auf diesen Tag von ihnen den Namen trägt. Hier finden wir nun auf der Tafel des Ptolemäus das ganz unbekannte Volk der Hosier aufgezeichnet, die ich mit geringer Veränderung des Namens für Abkömmlinge der Ostionen des Pytheas und der Ästuer oder Ästyer des Tacitus, für die Stammväter der heutigen Esthen halte. Wir wissen aus vielfältiger Erfahrung, wie sehr in der Rechtschreibung der Völkernamen der Text des Ptolemäus verdorben ist, und wie leicht konnte nicht durch die Unkunde der Abschreiber aus dem ursprünglichen Namen *Ὄστιοι* (Esthen) der unverständliche *Ὅσιοι* geworden sein? (*Aug. Wilhelm.*)

Hosii und **Hosioter**, s. **Delphi**.

HOSIUS, OSIUS, 1) der Bischof von Corduba. Hohe Verdienste um die Verbreitung des Christenthums und um die Vermittlung in kirchlichen Streitigkeiten haben den Namen dieses kenntnißreichen und in der Dialektik sehr gewandten Mannes zu einem der angesehensten und merkwürdigsten Bischöfe des 4. Jahrh. gemacht. Als Günstling vom Kaiser Constantin, an dessen Hof er eine bedeutende Rolle spielte, soll es ihm, wie Zosimus berichtet, gelungen sein, diesen Kaiser zuerst für das Christenthum dadurch zu gewinnen, daß er ihm die Reinigung von Verbrechen zusagte, von welchen ihn kein heidnischer Priester zu entsündigen wagte. Unter den Theologen, die Constantin zu Rathgebern hatte in der wichtigen Streitigkeit zwischen Arius und dem Bischof Alexander, war H. der einflußreichste. Man hält ihn für den Verfasser des Briefes, den Constantin im J. 324 an den Bischof von Alexandrien und an Arius geschrieben hat[1]). Hosius wurde mit diesem Schrei-

---

2) *Ptol.* **Geogr.** l. c. *Μετὰ τὰς τοῦ Οὐιζούλα ποταμοῦ ἐκβολὰς, αἳ ἐπέχουσι μοίρας — με. „ νς. „ Τουτέστι τὸ τέλος τῆς θαλάττης τῆς ἐγνωσμένης — ξβ. „ ξγ. „* 3) Germ. Cap. 45. 4) *Strab.* Geogr. I. p. 63. *Steph. Byzant.* p. 490. 5) *Cassiod.* Epist. V, 2. *Jornand.* de Reb. Get. 23. *Eginh.* Vita Car. M. c. 12. *Alfred*, Oros. Hist. Lib. I. Der angelsächsische Reisende Wulfstan nannte sie Estum, und erzählte viel Charakteristisches von ihren Sitten. Gesch. Alfreds des Großen nach Turner, von D. Friedr. Lorenz. S. 178.

1) Der Kaiser erklärt darin seine Absicht, nach Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe des Staats auch die Christen in Afrika unter sich zu vereinigen, und drückt darin sein Bedauern über die traurige Nachricht aus, daß unter den morgenländischen Bischöfen noch wichtigere Unruhen entstanden seien. Da er aber gewahre, daß sie über eine sehr unerhebliche Streitfrage sich so heftig entzweiten, so habe er den Entschluß gefaßt, an Arius und Alexander zu schreiben, sie zur Eintracht zu ermahnen und sich unter dem Beistande Gottes zum Mittler der Wiedervereini-

ben von Constantin [2]) nach Alexandrien gesendet. Er war aber nicht so glücklich, den Frieden herzustellen. Ja er vergrößerte noch den Streit dadurch, daß er sich von Alexander verleiten ließ, das Geschäft eines Vermittlers zu verlassen, und Partei gegen Arius zu nehmen. Wenigstens findet sich bei Philostorgius [3]) eine Spur von diesem Verdacht, auf welchen sich wol auch der Vorwurf gründen mag, daß H. heimlich mit dem Bischof Alexander einverstanden gewesen sei. Sokrates [4]) sagt, H. habe zuerst die Frage über den Unterschied des Wesens und der Person angeregt, und nach Athanasius wohnte er auch einer Synode zu Alexandrien bei, wo Kolluthus, welcher sich bisher als Bischof benommen hatte, und von dem die Kolluthianer ihren Namen erhielten [5]), abgesetzt und auch die Arianische Angelegenheit besprochen worden sein soll [6]).

Als nach diesem vereitelten Versuche zur Vereinigung der getrennten Parteien die Gährung in den Gemüthern nur noch heftiger wurde, und der Sturm nun gänzlich losgebrochen war, kam der Kaiser auf den Gedanken einer allgemeinen Kirchenversammlung der Bischöfe seines Reiches. Auf dieser zu Nicäa in Bithynien, einer der vorzüglichsten Städte Kleinasiens im J. 325 gehaltnen wichtigen ökumenischen Synode war H. unter den abendländischen Bischöfen der einzige, der ihr beiwohnte. So wahrscheinlich es auch ist, daß diese Kirchenversammlung als ein vermeintes Beendigungsmittel des Arianischen Streites durch H. zunächst veranlaßt worden, so falsch ist es doch, daß dieser den Vorsitz bei derselben geführt habe [7]); da vielmehr der mitgegenwärtige Kaiser eine Art Oberaufsicht in Besänftigung der Parteien, Beruhigung der Gemüther und Erzielung einer harmonischen Annäherung nach seinem Wunsche selbst ausübte [8]). Auch war es nicht H., sondern der Bischof Eustathius von Alexandrien, der die Versammlung durch eine Rede an den Kaiser eröffnete [9]). Alles vereiniget sich für die Vermuthung, daß H. den (unbiblischen) Ausdruck Homousios [10]) zuerst vorgeschlagen habe. Ja es hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß H. und Alexander zu Nikomedien einen Synodalschluß zu Gunsten des Homousios bewirkt hatten [11]). Wenigstens ist der Einfluß des H. auf den Kaiser, der so sehr auf diesem Worte bestand, obgleich es kaum 60 Jahre vorher von einer Synode zu Antiochien gegen Paul von Samosata verworfen worden [12]), um so weniger zu bezweifeln, als der Kaiser über dieses Wort mit mehren Bischöfen vertraulich sich verständiget zu haben scheint [13]), wenn gleich Athanasius [14]) behauptet, sie seien blos durch die trügerischen Ränke der Arianer zur Festsetzung jenes dogmatischen Kunstwortes gezwungen worden. H. als Hofbischof des Kaisers hat das berühmte nicänische Glaubensbekenntniß, wornach dem Sohne Gottes eine völlige Gleichheit mit dem Vater zugeeignet, und beiden jede der göttlichen Vollkommenheiten in einem und dem nämlichen Sinne zugesprochen worden ist, zuerst unterschrieben. Dieses ist um so begreiflicher, als der Kaiser, für das Symbolum mit besondrer Vorliebe eingenommen, und um seinen Willen durchzusetzen, alle diejenigen mit dem Exile bedrohte, welche ihre Unterschriften verweigern würden. Wirklich wurden auch Theonas und Secundus [15]), die bei ihrer Weigerung standhaft beharrten, mit Arius nach Illyrien verwiesen, und aus der Kirchengemeinschaft gestoßen [16]). Als Hosius auf der Kirchenversammlung zu Sardica im J. 344, auf welcher er, des allgemeinen Vertrauens wegen den Vorsitz hatte, bewirken wollte, daß das nicänische Glaubensbekenntniß bestätigt, und andre wichtige

---

gung anzubieten. Denn da er durch göttliche Hülfe weit wichtigere Zwistigkeiten gehoben, so sehe er nicht ein, warum er nicht auch ihre über eine Kleinigkeit entstandne Irrung, die der ganzen Kirche nachtheilig sein müßte, beilegen könne. Er habe vernommen, daß Alexander durch das Aufwerfen spitzfindiger Fragen über eine ganz unnütze Sache, und Arius durch eine Antwort, die er entweder gar nicht denken, oder mit Stillschweigen hätte übergehen sollen, dazu Anlaß gegeben. Der Eine hätte sich solcher Fragen, der Andre der weitern Erörterungen enthalten, keiner aber solche unbegreifliche Lehren unter das gemeine Volk kommen lassen sollen. Er sei der Meinung, daß sie beide in den Hauptpunkten der christlichen Religion übereinstimmten, und es sei unbillig, über Worte und Redensarten mit einander zu zanken. Sie sollten sich die Philosophen als Muster der Einigkeit nehmen, und als Gottesdiener einträchtig leben. Er wolle sie nicht zwingen, in allen unerheblichen Dingen einerlei Meinung zu hegen, aber ein solcher Widerspruch dürfe die Kirchengemeinschaft nicht aufheben. Sie sollten ihm nicht fernerhin sorgenvolle Nächte verursachen und seine durch diese Streitigkeiten unterbrochene Reise nach dem Oriente nicht länger aufhalten. *Euseb.* de vit. Const. Lib. II. Cap. 64—72. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte (Bonn 1827). 1. Bd. S. 336. Note c.

2) Daß H. nicht vom Kaiser, sondern vom Papste Sylvester nach Alexandrien gesendet worden, hat außer Tillemont und Pagi besonders Natalis Alexander (H. E. sec. IV. p. 259) weitläufig widerlegt. 3) Er sagt, Alexander wäre nach Nikomedien gekommen und habe es mit Hosius und andern Bischöfen dahin gebracht, daß durch einen Concilienbeschluß das Wort Homousios bestätigt und Arius in den Bann gethan worden. H. E. l. c. 7. 4) H. E. III. c. 7. 5) cf. *Philastr.* de Haeres. c. 78. *August.* de Haeres. c. 65. *Epiphan.* Haeres. 69. n. 2. *Petav.* in not. ad Epiph. p. 284. *Forbes.* Instruct. Historic. theol. l. c. ult. Die Ordinationen des Kolluthus wurden für ungültig erklärt. Cf. *Athan.* T. I. p. 792. 6) Auffallend ist es jedoch, daß Eusebius (de vit. Const. II, 63) und Theodoret (H. E. I, 7) den Hosius nicht ausdrücklich nennen, auch von der Synode schweigen. Hingegen Sokrates (H. E. I, 7), Sozomenus (H. E. I, 16) und Athanasius (apol. contr. Arian. t. I. opp. P. I. p. 191) führen zwar den Hosius mit Namen auf, aber auch Sokrates und Sozomenus erwähnen keiner Kirchenversammlung.

7) s. *Rich.* Hist. conc. g. T. I. *Ittig.* H. conc. Nic. §. 32—34. *Dorsch*, Exercit. de Concil. Nicaen. p. 44 sq. *Aug. W. Ernesti*, Dissert. qua Hos. conc. Nic. non praesedisse ostenditur (Lips. 1758.). 8) *Euseb.* de vit. Const. III, 13. 9) cf. *Theodoret.* I, 7. *Ittig.* H. C. Nic. §. 35. 10) s. *Petav.* Dogm. theol. de trin. IV. c. 5. T. II. Münscher, Untersuch. über den Sinn der Nic. Glaubensformel, in Henke's neuem Magazine. 6. Bd. S. 334 fg. 11) cf. *Philost.* H. E. I, 7. 12) cf. *Athanas.* de Synod. p. 919 sq. (ed. Colon. 1686.). *Hilar.* de Synod. p. 1200. (Paris 1693.). 13) *Theodoret.* H. E. I. c. 12. 14) Synod. Nic. decret. p. 415 sq. T. I. ed. Commel. 15) s. Walch, Ketzergesch. II. S. 431. 16) Daß Arius den Homousianern noch beipflichtete, ist Erdichtung, die aus der falschen Nachricht des einzigen Hieronymus (Dial. contr. Lucif. c. 7.) stammt.

gesetzte gegeben würden, wurde er als ein hundert-
ger Greis mit Gewalt gezwungen, das andre sirmi-
(im J. 357 abgefaßte) Glaubensbekenntniß, welches
Wort: Homousios nicht gebraucht wissen wollte, zu
schreiben [17]. Die vielen Gegner, die sich im Oriente
das nicänische Concil aufwarfen, hatten endlich
Kaiser Constantin für ihre Ansicht gewonnen. Die
nnten wurden zurückberufen, und der Kaiser er-
e die Rechtgläubigkeit des Arius in einem von dem-
übergebenen in allgemeinern Ausdrücken abgefaßten
bensbekenntnisse trotz der Abrathung von Seite des
ofs Hosius an. Es war nun Eusebius von Nico-
n, der entschiednen Einfluß auf Constantin erhielt.
Wunder, daß Hosius die Arianische Ketzerei ver-
nd, vom Kaiser Constantius, auf welchen Eusebius
en Einfluß gewann [18]), zu Sirmium ein ganzes
festgehalten wurde. Kurz vor seinem Ende (im J.
wo Hosius starb) bezeugte er, daß er seine Über-
ung von der Verdammlichkeit der Lehrsätze des Arius
als aufgegeben, und nicht aus Heuchelei, sondern
ihm Gewalt angethan worden sei, das oben er-
nte sirmische Glaubensbekenntniß unterschrieben habe.
an der Donatistischen Streitigkeit hat Hosius An-
genommen. Als die Donatistische Partei wider den
s losgesprochnen Bischof Cäcilian neue Beschuldi-
gen vorbrachte, war es Hosius, der den Kaiser be-
die Sache nochmals im J. 315 oder 316 in Mai-
zu untersuchen. Er gewann den Kaiser für Cäci-
und bewirkte gegen Donat und seine Anhänger
gesetze. Die Kirchen wurden ihnen entrissen, mehre
en des Landes verwiesen. Sie erhielten erst dann
Freiheit wieder, als Hosius bei Hofe nichts mehr
(*Alex. Müller.*)

2) Stanislaus, Cardinal und Bischof von Erme-
, zu Krakau 1504 von bürgerlichen Ältern geb., die
bei dem Pachte der königl. Domainen ein ansehnli-
Vermögen erworben hatten. Die erste wissenschaftliche
ildung erhielt der Sohn auf der hohen Schule seiner
stadt, ging dann nach Padua, und wurde zu Bo-
Doctor des kanonischen Rechts. In sein Vater-
zurückgekehrt, arbeitete er in der königl. Kanzlei,
erwarb sich durch Talent und Redlichkeit das be-
e Vertrauen des Königs Siegmund I., der ihn als
n Secretair gebrauchte. Jetzt erst empfing Hosius
geistlichen Weihen, erhielt zu Krakau ein Kanonikat,
bald darauf das Bisthum Culm. Der König, in
Gunst er sich immer mehr befestigte, sandte ihn
m Papst Julius III. nach Rom, und an den Kai-
nd dessen Bruder Ferdinand nach Teutschland, und
h ihm darauf das reiche Bisthum Ermeland. Die
nalswürde, womit Paul IV. seinen Eifer in Ver-
g der Anhänger Luthers, die sich in Polen verbrei-
belohnen wollte, schlug er aus, und erst Pius IV.
konnte ihn im J. 1561 bewegen, dieselbe anzunehmen.
Dieser berief ihn zu den Berathschlagungen wegen eines
Conciliums nach Rom, und sandte ihn darauf an den
Kaiser Ferdinand nach Wien, um ihm die Fortsetzung
des unterbrochnen Conciliums zu Trident bekannt zu
machen und zu empfehlen. Auf diesem Concilium er-
schien Hosius als Legat des päpstlichen Stuhles, und
wußte sich auf die Beschlüsse desselben einen wichtigen
Einfluß zu verschaffen, weswegen ihm der Papst ein sehr
verbindliches Schreiben zusandte. Er begab sich von
Trident nach Polen zurück, wurde von Gregor XIII.
abermals nach Rom berufen, und starb in der Nähe die-
ser Stadt, zu Capranola, als päpstlicher Großpönitentiar,
den 5. Aug. 1579. Die römische Kirche ehrt ihn als
einen ihrer einsichtsvollesten und muthigsten Vertheidiger
gegen das sich immer mehr verbreitende Lutherthum, und
man nannte ihn in dieser Beziehung die Säule der Kirche
und einen zweiten heiligen Augustinus. Der Kaiser Fer-
dinand war, als er mit ihm sprach, von seiner Rede so
bezaubert, daß er ihn umarmt und gesagt haben soll, ei-
nem Manne, dessen Mund ein Tempel, und dessen Zunge
ein Orakel des heiligen Geistes sei, vermöge er nicht zu
widerstehen. Der Thätigkeit und Klugheit, mit der er
den Evangelischen entgegen wirkte, war es vornehmlich
zuzuschreiben, daß in Polen der Abfall von der katholi-
schen Kirche nicht immer allgemeiner wurde. Die Werk-
zeuge, deren er sich dabei bediente, waren die Jesuiten,
die er zuerst in sein Bisthum aufnahm, sowie er auch
im J. 1564 das Collegium zu Braunsberg stiftete und
zu einer Pflanzschule machte, aus welcher dem ketzerischen
Norden geholfen werden sollte. Daß die Schlüsse des
tridentinischen Conciliums in Polen ohne Widerspruch
angenommen wurden, war ebenfalls seinem Einflusse zu-
zuschreiben. Seine Schriften, meistentheils Vertheidigun-
gen des katholischen Glaubens gegen die Protestanten,
gehören in ihrer Art zu den besten und gelesensten der
damaligen Zeit, und machen seiner gelehrten Bildung
keine Schande. Besonders wurde das von ihm verfaßte,
der augsburgischen Confession entgegengesetzte, und von
der ganzen römischen Kirche als eine feierliche Bekennt-
nißschrift angenommne Glaubensbekenntniß: Confessio
catholicae fidei christianae, sive explicatio confessio-
nis a patribus factae in synodo provinciali habita
Petricoviae anno 1551 (Mogunt. 1557. fol.) als ein
starkes Bollwerk wider alle fremden Lehrbegriffe betrach-
tet. Es erschienen davon bei dem Leben des Verfassers
gegen 30 neue Auflagen und Übersetzungen in das Fran-
zösische, Italienische, Teutsche, Holländische, Polnische,
Englische, Schottische und Armenische. Außerdem schrieb
er: De communione sub utraque specie. De sa-
cerdotum conjugio. De missa vulgari lingua cele-
branda u. a., mehrmals gesammelt, am vollständigsten:
Opera (Colon. 1584. Vol. II. fol.); im zweiten Theile
lesenswerthe Briefe *). (*Baur.*)

---

17) Vergl. Sokrates, Kirchengesch. Lib. II. c. 31, So-
zomenus, Kirchengesch. Lib. IV. c. 12, und *Athanasii* hist.
ad monach. p. 372. 18) s. Gieseler a. a. O.
S. 339.

*) Vita Hosii (Romae 1587.) s. bei den Opp. T. II. p.
433 von Stanisl. Rescius. *Oldoni* Athenae rom. p. 616.
Staravolscius, De scriptor. Polon. p. 7. *Thuanus* Lib. 68.

HOSKINS (Anton), war zu Hereford in England i. J. 1567 geb., trat in Spanien 1588 in den Jesuiterorden, zeichnete sich durch Kenntnisse aus, wurde nach England geschickt, wo er zur Zufriedenheit seiner Obern thätig war. 1609 wurde er Vicepräfect der englischen Mission in Belgien, alsdann in Spanien und starb zu Vallisolet im Collegio Anglicano im Jahre 1615 den 10. Sept. Er schrieb: Contra juramentum fidelitatis, Catholicis Angliae a rege proponendum (Audomari 1611. 4), übersetzte den Thom. a Kempis aus dem Lateinischen in das Englische, auch Epitome christianae perfectionis (Ebendas. 1612.); aus dem Französischen in das Englische Apologiae Henrici IV. et Ludovici XIII. regum Galliae pro societate Jesu factae (Parisiis. Audom. 1611. 4.) *). (*Rotermund.*)

HOSKINS (John), malte früher Bildnisse in Öl, widmete sich aber später der Miniaturmalerei, in welcher er sich sehr hervorthat. Obwol im Colorit nicht ausgezeichnet, da sein Farbeton in das Ziegelrothe spielt, ist doch die übrige Behandlung seiner Gemälde so meisterhaft, daß er sich zu bedeutendem Ansehen erhob. Er malte König Karl I. und seine Gemahlin nebst vielen Hofbeamten. Zu seinen schönsten Werken gehören das Bildniß eines jungen Mannes in rothem Mantel, mit hellem und heiterm Colorit ausgeführt, und ein Knabe im Profil braun gekleidet mit einem Spielzeug in der Hand. In seinen Köpfen ist viel Natur und Wahrheit, und die Haare sind leicht und frei behandelt. Er starb im J. 1664. (*A. Weise.*)

HÖSLIN (Jeremias), Pfarrer zu Böringen im Würtembergischen, Sohn des würtemb. Pfarrers Konrad Höslin zu Wippingen, wo er am 18. Mai 1722 geb. war. Aus den Klöstern zu Blaubeuren und Bebenhausen kam er auf die Hochschule zu Tübingen, wurde im J. 1752 Pfarrer zu Suppingen, 1759 zu Böringen, und starb daselbst den 2. Mai 1789. Er hat sich besonders als Meteorolog rühmlichst bekannt gemacht durch seine: Meteorologische und Witterungsbeobachtungen auf 19 Jahre, sammt einer Anweisung hierzu, und den erfoderlichen Tabellen (Tüb. 1784. 4.). Außerdem hat man von ihm: Linné's Lehrbuch über das Natursystem, soweit es das Thierreich angeht, in einem vollständigen Auszuge der Müller'schen Ausgabe (Nürnb. 2. Bd. 1781.) und eine (genaue und mit Fleiß bearbeitete) Beschreibung der würtemb. Alp. (Tüb. 1798.); die letztre hat sein Sohn, ebenfalls Jeremias, herausgegeben. Dieser, zu Suppingen den 29. Jun. 1752 geboren, studirte in Tübingen, wurde 1784 Pfarrer zu Gruorn, 1800 zu Feldstetten, endlich zu Neuhausen an der Erms, wo er den 15. Sept. 1810 starb. Er schrieb eine Abhandlung über burgunder Rübenzucker und Kaffee (Stuttg. 1799.) **). (*Baur.*)

Sarpii hist. concil. Trident. *Freheri* theatr. p. 45. *Bayle*, Diction. Schröckh, Kirchengesch. seit d. Reformation. 2. Bd. S. 695.

*) S. *Alegambe*, Bibl. script. Soc. Jesu. p. 39.

**) (Haugs) schwäb. Magaz. 1777. S. 364. Weyermann, Von ulm. Gel. S. 325. Meusel, Lex. der verstorb. Schriftst. 6. Bd.

HOSLUNDIA Vahl. En. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Labiaten und der ersten Ordnung der zweiten Linné'schen Classe, welche ihren Namen erhalten hat nach dem dänischen Botaniker Olaf Hoslund Smith, welcher mit seinem Landsmanne Peter Thonning gegen das Ende des 18. Jahrh. Guinea bereiste. Der Charakter der Gattung Hoslundia besteht in einem röhrenförmigen, fünfgezähnten Kelch, einer rachenförmigen Corolle mit concavem Oberlippchen, vier Staubfäden, von denen zwei unfruchtbar sind, und vier Samen, welche von dem beerenförmigen Kelch umhüllt werden. Die beiden bekannten Arten sind Sträucher. 1) H. opposita Vahl. En. mit gegenüberstehenden, ablangeiförmigen, gesägten Blättern, und sehr ästiger Rispe. In Guinea Abb. Pal. Beauv. Fl. d'Ow. et de Ben. I, t. 32. 2) H. verticillata Vahl. En. mit dreizähligen, lanzettförmigen, fast gesägten Blättern, und sehr ästiger Rispe. Am Senegal. — S. *Spr.* Syst. I, 54. (*Sprengel.*)

HOSMANN, HOSEMANN, 1) Gustav Christoph, Oberconsistorialrath, Generalsuperintendent und Professor der Theologie zu Kiel, geb. zu Celle den 15. Mai 1695. Sein Vater und Großvater, beide mit dem Taufnamen Siegmund, waren ebenfalls angesehene Theologen. Er studirte zu Leipzig und Kiel, war seit 1721 Diakonus zu Gottorp, im folgenden Jahre Pastor zu Wildenborn, kam 1729 als Diakonus nach Kiel, und erhielt 1730 ein außerordentliches theologisches Lehramt. Nach mancherlei amtlichen Veränderungen bekleidete er die zuerst angezeigten Ämter, und starb den 10. Jul. 1766. Unter seinen Schriften sind diejenigen, welche die biblische Chronologie erläutern, die bemerkenswerthesten: Hypotyposis chronologiae sacrae, historiam populi israelitici, a morte Isaaci usque ad captivitatem babylonicam illustrans (Hamb. 1727.). Eine weitre Ausführung dieses Werks und Vertheidigung gegen den ratzeburgischen Consistorialrath G. Kohlreif sind: Annotationes ad hypotyposin chronologiae sacrae (Ib. 1729.) und Chronologia sacra librorum vet. Test. observatt. exeget. illustr. (Ib. 1734. 4.) [1]. Ferner schrieb er: Principia theologiae comparativae (Kil. 1732. 4.). Exercitationum exegeticarum ad s. evangelia Fasc. III. (Ib. 1746—1750. 4.). Diss. Chronologia Jeremiae, Ezechielis, Haggaei, Zachariae, Esrae et Nehemiae, variis observatt. illustr. (Ib. 1751. 4.). Diss. Historia Samuelis, Sauli et Davidis, ad annorum rationes digesta (Ib. 1752. 4.). Disquisitio de aera Seleucidarum, et regum Syriae successione (Ib. 1752. 4.). Predigten, Erläuterung des Luther'schen Katechismus, lat. und teutsche Gedichte rc. [2]). (*Baur.*)

1) Fortges. Samml. von alten u. neuen theolog. Sachen. 1728. S. 944 fg. 1730. S. 484 fg. 1735. S. 731 fg. Supplementa ad nova acta erudit. T. I. p. 169 sq. 2) Hamb. Nachr. aus dem Reiche d. Gel. 1767. S. 249. Beiträge zu den Actis hist. eccles. 2. Bd. S. 925. Moser, Lex. d. Theol. S. 293. (Winkler) Nachr. v. niedersächs. ber. Leuten. 1. Bd. S. 115—123, wieder abgedr. in den Nov. act. hist. eccl. 7. Bd. S. 1107. Schwarze, Nachr. v. Kiel. S. 326. Thieß, Gelehr-

) Joachim und 3) Joseph Xaver Albert, s. unt. mann.

Sigismund der Ältre, geb. 1630 zu Lauban [1]), hn eines Chirurgus gleiches Namens, studirte zu berg und Helmstädt, ward am letztern Orte Magi- d 1660 Professor der Mathematik. 1669 nahm Ruf zur Superintendentur in Gifhorn an; hier hatte Unglück auf einem einsamen Spaziergange, weil stark war und nicht über seinen Leib sehen konnte, m nahe gelegnen Holze ein Bein zu brechen und mehre Stunden hülflos liegen, bis ihn ein Bauer, s Gewinsel hörte, rettete. Er lebte darauf nur wenige Jahre und starb am 8. Jul. 1701. Man a ihm: Disp. de computo scilicet Turcico-Ara- (Witteb. 1655. 4.); Bestia apocalyptica septi- et decicornis sub vae tertio revelata et cum se ipsius exercitu demonstrata a servo Christi . 12.); Mysterium apocalypticum de Locustis e primo revelatis explicatum (Fr. et Lips. 12.); Gründliche Erklärung des 12. Cap. Danielis 1699. 12.) [2]).

) Sigismund der Jüngre, Sohn des Vorigen, zu städt am 2. Nov. 1660 geb., wurde von Privat- und in der Schule zu Gifhorn unterrichtet, ging nach Wittenberg und disputirte noch in d. J. un- eciam, de Rabbinorum templo tertio, besuchte drei Jahren die andern sächsischen Universitäten, 1680 seine Studien zu Helmstädt fort und dispu- fters. 1681 begab er sich nach Hamburg und Edzard ein Jahr, reiste dann nach Danzig, sich eine Zeit lang in Königsberg, auch in Livland nd wurde Informator. Nachher zog er nach Stock- wollte auch noch England sehen; da er aber auf Reise in Lebensgefahr kam, begab er sich nach Go- rg, Kopenhagen und Lübeck, kam 1684 nach , begab sich aber sogleich nach Helmstädt, wurde Magister und ließ sich nach einigen Monaten im torio zu Zelle examiniren. 1687 wurde er Pastor rnhagen, 1694 Stadtprediger in Zelle, 1696 zwei- nsistorialrath und starb zwei Tage vor seinem Va- n 6. Jul. 1701 an einem Blutsturze. Er über- ms dem Französischen Mussard's gründliche Vor- g der vor Zeiten aus dem Heidenthum in die eingeführten Gebräuche, mit Anmerk. (Leipz. 1695.) päter mit der Schrift: eigentliche Abbildung des nd nach verfallnen Christenthums (Ebendas. 1703.); ferner: Compendium genealogico-geographi- (1696. 12.); Geographischer und genealogischer Re- saal (1698. 12.); eine acht Bogen starke Vorrede Werken des Joh. d'Espagne (1699) mit An- gen zu Lightfoot's notae in Genesin; Das schwer zu bekehrende Judenherz (1699, vermehrt 1701, und Cöln und Leipzig 1725. 4.); Denkmal der göttlichen Regierung bewiesen an den güldnen Tafeldieben und dem ganzen Inquisitionsproceß (Celle 1701. 4. 4te Aufl. Ebendas. 1711. 4., ferner 1718 und 1733.). Er wollte auch eine histor. geogr. Beschreibung der braunschweig-lüneb. Länder mit Documenten herausgeben, wozu er viele Landkarten mit der Feder gezeichnet hatte, allein das Manuscript wurde 1713 zu Altona von den Flammen verzehrt [3]). (*Rotermund.*)

[1]) v. Kiel. 1. Th. S. 284—298. Meusel, Lex. d. ver- chriftst. 6. Bd.

Nicht zu Hirschberg, wie Jöcher irrig sagt. [2]) Die g des wahren Christenthums, welche ihm Jöcher zuschreibt, Sohne. In Eichsfeld's Leichenpred. auf Hildebrand lateinisches Gedicht von ihm. Vergl. Unschuld. Nachr. 741. Rein gel. Hanover. II, 416.

[3]) Vergl. Samml. von alten und neuen theolog. Sachen. 1729. S. 744. Rein gel. Hanover. II, 417.

Hosn, Hossn, s. Hissn.

Hosnkeif, s. Hossnkeif.

HOSPENTHAL oder HOSPITAL. Ein wohlgebautes Dorf im schweizerischen Canton Uri, im Urserenthale, 4550 Fuß über der Meeresfläche, bei welchem die Straßen über den Gotthard nach Italien, und über die Furka nach Wallis, sowie die beiden Hauptarme der Reuß sich vereinigen, von denen der größere von der Höhe des Gotthards, der kleinere von der Furka herabströmt. Die Gotthardsstraße, die vom Urnerloch an ungefähr eine halbe Stunde lang durch das schöne Urserenthal bis Hospital ganz eben fortläuft, steigt von hier an wieder stark in die Höhe, bis sie in zwei Stunden das Hospitium auf der Höhe des Passes, 6650 Fuß über der Meeresfläche, wo die Wasserscheide von Deutschland und Italien ist, erreicht. Auf einem Hügel bei dem Dorfe steht ein halb zerfallner Thurm, die Stammburg der Edlen von Hospenthal. (S. den folg. Art.) (*Escher.*)

HOSPENTHAL oder HOSPITAL, auch OSPENTHAL (Edle von). Ein ehemaliges adeliges Geschlecht im schweizerischen Canton Uri, im Urserenthale, dessen Stammburg bei dem Dorfe Hospenthal noch in Trümmern sichtbar ist. In dem ersten Freiheitskampfe der Eidgenossen gegen Österreich am Morgarten (1315) fiel einer aus diesem Geschlecht in den Reihen der Eidgenossen, der das Landrecht in Uri hatte. Das Urserenthal selbst gehörte damals noch nicht zu Uri (erst 1410 trat es in ein ewiges Landrecht mit Uri), sondern war ein besondres Reichsland, in welchem aber die Äbte von Disentis in Graubündten (da Urseren zum alten Rhätien gehörte), große Besitzungen und leibeigne Leute hatten. Die Reichsvogtei über die freien Leute des Thales, mit einer Reichssteuer von 10 Pfund und einem Zolle, der auf 900 Gulden geschätzt wurde, war nach dem Erlöschen des Mannsstammes der Grafen zu Rapperschweil (1284) als erledigtes Mannslehn an das Reich zurückgefallen. Kaiser Albrecht hatte dieselbe, wie andre Reichsgüter seinem Hause zugeeignet. Dann wurde sie als Erblehn von Österreich an die Edlen von Hospenthal überlassen. Allein da Heinrich von Hospenthal, wahrscheinlich der Sohn des am Morgarten erschlagnen, in dem Kampfe Kaiser Ludwigs von Baiern gegen Friedrich von Österreich, des Letztern Partei ergriff, wurde er von Kaiser Ludwig 1317 dieser Reichsvogtei entsetzt und dieselbe dem Edlen Konrad von Moos aus Uri übertragen. Der Herr von

Hospenthal und die Thalleute von Urseren beharrten in den feindlichen Gesinnungen gegen die Anhänger Ludwigs, und schädigten die Urner, Schwyzer und Unterwaldner bei dem Transporte der Waaren über den Gotthard. Eine Schaar Urner, welche 1321 Rache dafür nehmen wollte, aber ohne Ordnung ins Urserenthal zog, wurde in einem Gefechte bei Hospenthal durch die Thalleute und die Gotteshausleute von Disentis zurückgetrieben. Als aber die drei Länder mit Macht ins Urserenthal ziehen wollten, vermittelte der Abt v. Disentis einen Frieden, der ihnen ungehinderten Durchpaß über den Gotthard sicherte. Während dieser Bewegungen mußte der Reichsvogt Konrad von Moos aus dem Urserenthale vor Heinrich von Hospenthal, dem Urheber der ganzen Unruhe, entweichen; wurde dann aber durch den Friedensvertrag in seine Vogtei wieder eingesetzt. Noch wird einer von Hospenthal als kaiserl. Reichsvogt in Livenen 1353 erwähnt. Ob und wann dieses Geschlecht erloschen, ist ungewiß; denn wahrscheinlich stammt von demselben das Geschlecht Hospitaler, auch Hospenthal und von Ospenthal genannt, welches vom Ende des 14. bis in das 18. Jahrh. im Lande Schwyz blühete. Einige aus diesem Geschlechte, welche sich heimlich zur reformirten Religion wandten, flohen vor den schon veranstalteten Verfolgungen im J. 1655 von Art im Canton Schwyz mit ihren Familien nach Zürich, wo sie gut aufgenommen wurden und das Bürgerrecht erhielten. Noch nach der Mitte des 18. Jahrh. lebten ihre Nachkommen in der Pfalz in geistlichen Ämtern. Auch wird Heinrich Wolleb aus dem Urserenthale zu dem Geschlechte von Hospenthal gezählt, der sich im Schwabenkriege 1499 in der blutigen Schlacht bei Frastenz im Wallgaue durch seine ausgezeichnete Tapferkeit und seinen Heldenmuth berühmt gemacht hat. Das Geschlecht Wolleb, welches im 18. Jahrh. noch im Urserenthale fortdauerte, soll mit denen von Hospenthal das nämliche sein, und nach einigen Nachrichten hätte dieser Heinrich zuerst den Zunamen Wolleb erhalten. (*Escher.*)

HOSPINIANUS, 1) **Johannes**, eigentlich **Wirt**, geb. 1515 zu Stein am Rhein, im schweizerischen Canton Zürich; daher auch Steinanus genannt; Professor der Philosophie zu Basel. Er ist nicht zu verwechseln mit Rudolf H. Nachdem er zu Tübingen studirt hatte, begab er sich 1543 nach Basel, wo er 1544 Professor der Rhetorik und 1546 der Logik wurde. Er starb den 7. Jun. 1575. Man hat von ihm unter andern kleinen, meist die Logik betreffenden, Schriften: **Aristotelis Organi correctio, in capita distinctio versio Graeca ac latina, 2 Vol. 1573.**

2) **Rudolf**, einer der vorzüglichsten Schriftsteller der reformirten Kirche in der Schweiz im 16. Jahrh. Sein wahrer Name ist Wirt. Er war der Sohn von Adrian Wirt, dessen Vater und Bruder im J. 1524 als die ersten Opfer der Verfolgungssucht, unter dem Vorwande der Theilnahme an einem Auflauf im Thurgau, in welchem das Karthäuserkloster Ittingen eingeäschert wurde, eigentlich aber wegen eifriger Beförderung der Reformation in ihrem Dorfe Stammheim, durch ein eidsgenössisches Gericht zum Tode verurtheilt worden waren. Auch Adrian war in der Verurtheilung begriffen, aber als der jüngste begnadigt worden. Er lebte dann zuerst als Pfarrer zu Stammheim, dann zu Fehraltorf im Canton Zürich und starb 1563. An letzterm Orte wurde Rudolf den 7. Nov. 1547 geb., und es läßt sich nicht bezweifeln, daß das Schicksal des Großvaters und Oheims, sowie das Beispiel des Heldentodes seines mütterlichen Großvaters, des Zunftmeisters Wolf (der 1531 in der Schlacht bei Kappel im Kampfe für die reformirte Lehre fiel), früh auf den Knaben wirkten. Der zu Baden enthauptete Großvater hatte seinem Sohn Adrian verboten, seinen Tod zu rächen; der Enkel übte die erlaubte Rache der Bekanntmachung gelehrter Forschungen in der Kirchengeschichte, welche die Falschheiten der römischen Lehren aufdeckten. Auf der Schule zu Zürich, wohin der Vater ihn im siebenten Altersjahre brachte, machte er schnelle Fortschritte, unter der Leitung seines mütterlichen Oheims, des gelehrten Johannes Wolf, und seines Pathen, des nachherigen Antistes Gwalter. Im Frühjahre 1565 wurde er auf die Hochschule Marburg gesandt, wo er zwei Jahre mit Ruhm und Nutzen zubrachte, und den philosophischen Doctorgrad (Magisterium) erhielt. Seine Vorgesetzten riefen ihn, nachdem er noch ein halbes Jahr zu Heidelberg studirt hatte, im Herbste 1567 nach Hause. Im folgenden Frühjahr erhielt er nach rühmlich bestandner Prüfung die Ordination, und wurde sogleich zu einem sehr beschwerlichen Kirchenamte bestimmt, indem er eine Dorfpfarre Weyach, beinahe fünf Stunden von der Stadt, versehen und deswegen wöchentlich zweimal dorthin wandern mußte. Wenige Monate nachher wurde ihm eine andre beinahe ebenso weit von Zürich entfernte Pfarre, Hirzel angewiesen, die er auf gleiche Weise besorgen mußte. Neben dieser beschwerlichen Stelle wurde ihm noch im Mai 1569 eine Lehrerstelle an der lateinischen Schule aufgetragen, die er 1571 und 1576 mit den obern Classen vertauschte. In letzterm Jahr erhielt er statt der Pfarre Hirzel die nur eine halbe Stunde entlegne Pfarre Schwammendingen. Neunzehn Jahre lang verwaltete er zugleich diese Pfarre und das mühsame Schulamt, und daß er unter solcher Last nicht in mechanischen Schlendrian versank, sondern noch Kraft und Neigung zu tiefen wissenschaftlichen Forschungen sich erhielt, ist der beste Beweis, was ein fester Wille und ernstes Streben über äußere Hindernisse vermag. Dabei wird die milde, freundliche Weise, womit er seine Schüler zu lenken wußte, als Ausnahme in jener Zeit gepriesen. Durch unentgeltliche Ertheilung des Stadtbürgerrechtes, welche damals selten war, ehrte die Regierung seine Verdienste den 9. Jun. 1569. In eben demselben Jahre verheirathete er sich mit Anna Lavater, einer Enkelin des Bürgermeisters Rudolf Lavater, und, von mütterlicher Seite, des Antistes Bullinger. Sie gebar ihm 14 Kinder, von denen aber acht vor dem Jahre 1612 starben, in welchem die Mutter ihnen folgte. Neben jenen mühsamen Ämtern setzte er seine Studien eifrig fort; besonders waren Kirchengeschichte und kirchliche Alterthümer der Gegenstand derselben. Er überzeugte sich, daß die Vertheidigung des Protestantismus vorzüglich von dieser

iffe geführt werden, jemehr die Katholiken sich
die erdichtete Tradition und den Scheingrund des hö-
rthums ihrer Lehren verschanzten, seitdem die Erfah-
e belehrt hatte, welche mächtige Waffen die heil.
n ihren Gegnern darboten. Daher entwarf er
an zu einem umfassenden Werke, welches den Ur-
und die anfängliche Gestalt sowol der einzelnen
als der kirchlichen Gebräuche, und ihre allmälige
erung und Vermehrung durch die verschiednen
nderte aus den Quellen darstellen sollte. Vorzüg-
ollte er die Gebräuche und Lehren von der Taufe,
bendmahle, von den Tempeln, Festen, Mönchsor-
fasten, von der Kirchenverfassung, vom Primate des
s und von den Begräbnissen behandeln. Der Ent-
soll bei ihm entstanden sein, als er einst während
Wanderung in seine Pfarre Hirzel ermüdet in einem
übernachten mußte, und mit dem Wirthe sich in
i Gespräche einließ, wobei dieser mit vieler Begierde
em Ursprunge des Papstthums und besonders des
sslebens fragte, und dasselbe aus dem Paradiese
ete. Indessen war das Unternehmen für einen Ein-
in jener Zeit, wo die Vorarbeiten dazu noch sehr
m waren, allzu umfassend, als daß es in allen sei-
heilen konnte ausgeführt werden, zumal von einem
e, der bis in sein 41stes Jahr den größern Theil
ages den Schul- und Pfarrgeschäften widmen mußte.
konnte er auch nur einzelne Theile des großen
ausführen, die aber selbständige Werke bilden,
ine außerordentliche Belesenheit, verbunden mit
cher Forschung und Beurtheilung, beweisen. Die
Schrift, die er 1585 bekannt machte, ist eine Rede,
öffentlich hielt: **De origine et progressu rituum
remoniarum ecclesiasticarum.** Im J. 1587 er-
sein Werk: **De templis, hoc est, de origine,
ssu, usu et abusu templorum, ac omnino re-
omnium ad templa pertinentium;** eine zweite ver-
Ausgabe ist v. J. 1603, worin die in der Zwi-
it erschienenen Schriften von Baronius, Bellar-
und Andern, soweit sie diesen Gegenstand betref-
iderlegt werden. Dieses Werk, welches den ersten
der genfer Ausgabe seiner sämmtlichen Werke **Rod.
iniani Tigurini Opera Omnia. (Genevae, Sump-
Samuelis De Tournes, 1681. 7 Tom. Fol.)**
mt, enthält weit mehr, als der Titel ankündigt,
nicht nur der Ursprung und die Ausbildung der Tem-
i Christen, Juden und Heiden, sondern der ganze
oniendienst, die zu den Kirchen gehörigen Schulen
Bibliotheken, die Kirchengüter rc. behandelt werden.
nian's Name wurde durch dasselbe ruhmvoll bekannt,
us allen protestantischen Ländern erhielt er Auf-
rungen, auch andre Theile zu bearbeiten. Schon
1588 erschien das Werk: **De Monachis, seu de
e et progressu Monachatus ac ordinum mo-
orum, Equitum Militarium tam sacrorum quam
rium omnium** (der 6ste Bd. der **Opp.**). Die
mit Widerlegungen Bellarmin's vermehrte Ausgabe
J. 1609. Die Verdienste, welche sich Hospinian
iese beiden Werke erwarb, vermochten die Regie-

rung, ihm das erste erledigte höhere, aber ruhigere Kir-
chenamt in der Stadt zu übergeben und ihn von den
mühsamen Schulgeschäften zu befreien. Noch im Jahre
1588 wurde er zum Archidiakon an der Hauptkirche und
Kanonikus erwählt. Er beschäftigte sich nun mit einem
Werke: **De origine et progressu jejuniorum,** ließ dann
aber dasselbe liegen, da er das Erscheinen des dritten
Theiles von Bellarmin's Dissertationen abwarten wollte,
worin nach der Ankündigung im zweiten Theile dieser
Gegenstand sollte behandelt werden. Dieses Werk blieb
nun unvollendet. Dagegen erschien 1592 der erste Theil
seiner Untersuchungen über die Feste: **De Festis Judaeo-
rum et Ethnicorum, hoc est, de origine, progressu,
ceremoniis et ritibus festorum dierum Judaeorum,
Graecorum, Romanorum, Turcarum et Indianorum.**
Der zweite Theil erschien 1593: **Festa Christianorum,
seu de origine, progressu, ceremoniis et ritibus
Festorum dierum Christianorum.** Vom ersten Theil
erschien 1611, vom zweiten 1612 eine neue Ausgabe;
letztre mit Widerlegungen gegen Bellarminus und Gret-
ser (**Opp. Tom. II.**). Da 1594 das noch weniger be-
schäftigte Amt eines Pfarrers am Frauenmünster in Zü-
rich erledigt wurde, so versetzte ihn der Große Rath da-
hin, um ihm noch mehr Muße bei nicht geringerm Ein-
kommen zu verschaffen. Nun beschäftigte ihn vorzüglich
die Abendmahlslehre. Im J. 1598 erschien der erste
Theil der **Historia Sacramentaria, seu de Coenae
domini prima institutione, ejusque vero usu et abusu
in primitiva ecclesia; nec non de origine, progressu,
ceremoniis et ritibus missae, transsubstantiationis,
et aliorum paene infinitorum errorum, quibus coenae
prima institutio horribiliter in Papatu polluta et
profanata est (Opp. Tom. III.).** Alsobald wurde
Hospinianus von mehren Seiten aufgefodert, dieses Werk
durch eine Geschichte des unglücklichen Abendmahlsstreites
zwischen den Lutheranern und Reformirten zu vollenden.
Wenn es zu bedauern ist, daß er dadurch von seinem ei-
gentlichen Plane einstweilen abgeführt wurde, und zu ei-
nigen heftigen Schriften von Hutter die Veranlassung
gab, so läßt sich doch nicht läugnen, daß sein Werk für
die Geschichte dieser Händel, besonders auch durch die
Benutzung ungedruckter Quellen, immer noch sehr wich-
tig bleibt. Im J. 1602 erschien der zweite Theil der
**Historia Sacramentaria, de origine et progressu con-
troversiae Sacramentariae de coena Domini inter
Lutheranos et Orthodoxos, quos Zwinglianos et
Calvinistas vocant, exortae (Opp. Tom. IV.).** Da-
durch tiefer in diese Untersuchungen hineingezogen, ließ
er 1607 ein neues Werk folgen: **Concordia discors,
seu de origine et progressu formulae concordiae
Bergensis liber unus (Opp. Tom. V.).** Es erschien
grade zu der Zeit, als Kurfürst Friedrich von der Pfalz
ein Religionsgespräch zwischen Lutheranern und Refor-
mirten veranstalten wollte, in der Hoffnung, eine Verei-
nigung gegen die Anschläge der katholischen Partei zu
Stande zu bringen. Hospinianus schrieb deswegen an
den Landgrafen Moritz von Hessen (22. Aug. 1607),
daß ihm dieses Vorhaben ganz unbekannt gewesen, im-

dem er sonst sein Buch unterdrückt hätte, um dasselbe nicht zu hindern. Dabei beweist er aber seinen richtigen Blick durch die Bemerkung, daß er von einem solchen Gespräche wenig Gutes und vielmehr noch die Entstehung größern Hasses erwarte, weswegen er sich auf die Erfolge des marburger, maulbrunner, mömpelgarder und regensburger Gespräches beruft. In dem Werke selbst verschweigt er, nach seiner eignen Äußerung in einem andern Briefe, mehre geheime Nachrichten von diesen Begebenheiten, wodurch einige Personen hätten in Gefahr kommen können. Im J. 1614 erschien dagegen Leonhard Hutter's **Concordia concors, seu de origine et progressu formulae concordiae ecclesiarum confessionis Augustanae, liber unus.** Hospinianus begann sogleich eine Widerlegung dieses Werkes, die er aber unvollendet ließ, theils um nicht zu einer Zeit, wo die Lage der ganzen protestantischen Partei immer gefährlicher wurde, zu Vermehrung ihrer innern Trennung beizutragen, theils weil er es bald überdrüssig wurde, einen Gegner zu bekämpfen, der nicht mit Beweisen, sondern mit Schmähungen focht, und durch Anmaßung und Übermuth, wodurch der große Haufe am sichersten geblendet und gewonnen wird, die Schwäche seiner Vertheidigung jenes protestantischen Papstthums zu verhüllen suchte. Nach dem Bedürfnisse der Zeit richtete Hospinianus daher seine Feder gegen die Jesuiten. Im J. 1619 erschien seine **Historia Jesuitica, hoc est, de origine, regulis, constitutionibus, privilegiis, incrementis, progressu et propagatione Ordinis Jesuitarum; item de eorum dolis, fraudibus, imposturis, nefariis facinoribus, cruentis consiliis, falsa quoque, seditiosa et sanguinolenta doctrina (Opp. Tom. VII.).** Dies ist das letzte seiner Werke; er war damals 72 Jahre alt. In Handschrift hinterließ er außer bedeutenden Sammlungen von Collectaneen für die Ausarbeitung andrer Theile seines großen Planes, mehre unvollendete Werke, deren Bekanntmachung er aber verbot. Dahin gehört das schon erwähnte Werk: **De Jejuniis**; ferner **Antigratianus**, eine Kritik des **Decretum Gratiani; Vitae Pontificum Romanorum; De funeribus, sepulturis et exequiis Judaeorum, Gentilium et Muhammedanorum; Christianus redivivus, hoc est, de ortu et progressu susceptae a Christiano Electore Saxoniae Ecclesiarum et Scholarum in Saxonia superiore Reformationis Historia**, eine angefangne Erzählung der kryptocalvinistischen Bewegungen unter Kurfürst Christian I. (starb 1591), wozu Hospinianus sehr reiche Materialien aus Sachsen erhalten hatte. Sein Ruhm war so verbreitet, daß er wiederholt besonders von englischen Gelehrten aufgefodert wurde, die Annalen des Baronius zu widerlegen. Allein da er damals schon über 60 Jahre alt war, und (wie er in einem Briefe an einen Freund in Oxford sagt, den 24. Aug. 1608) die erfoderlichen literarischen Hülfsmittel nicht hatte, so wagte er ein solches Unternehmen nicht mehr. Nach dem Tode seiner treuen Lebensgefährtin 1612 verheirathete er sich im nämlichen Jahre noch einmal. Bald nachher wurde er völlig blind, setzte aber seine Predigergeschäfte dennoch ununterbrochen fort. Beinahe ein Jahr nachher 1613 wurde er glücklich vom Staare durch einen pfälzischen Arzt, Martin Bloß, geheilt, und setzte nun seine Studien ununterbrochen fort. Allein erschöpft von der anhaltenden Anstrengung verlor er im J. 1623 gänzlich den Gebrauch der Verstandeskräfte, und blieb drei Jahre in diesem Zustande, aber immer noch mit seinen Amtspflichten beschäftigt, bis er endlich im 79sten Altersjahre den 11. März 1626 durch den Tod befreit wurde. Lobenswerthe Bescheidenheit zeichnete ihn bei aller Gelehrsamkeit aus. In seinem Leben war er sehr einfach und regelmäßig. Große Körperkraft und feste Gesundheit erlaubte ihm die für seine Forschungen nöthige Beharrlichkeit geistiger Anstrengung. Ein einnehmendes Äußere beförderte den wohlthätigen Einfluß, den er früher als Lehrer, nachher während wiederholter Verwaltung des Rectorats auf die Schüler übte. Sein Bild findet sich vor der genfer Ausgabe seiner sämmtlichen Werke *). (*Escher.*)

HOSPITA, ξείνη, ξένη (Gastfreundin), nannte Proteus Aphrodite, welcher er im memphitischen Nomos einen Prachttempel bauete †). Ob wirklich der in Ägypten hochgefeierten Göttin der Tempel geweihet war oder eigentlich der Helena von Lakedämon, entscheidet Herodotos, indem er sich für die letztre erklärt. (*Schincke.*)

Hospital, s. Hospenthal.

Hospital, Hôpital (de l'), s. L'Hôpital.

HOSPITAL, A. Baukunst. **Spital, Spittel**, abgeleitet von hospitium und hospitale, von welchen das eine den alten Lateinern jede Herberge bei einem Freund oder im Wirthshause [1]), und das andre ein Gastzimmer im Wohnhause eines Römers [2]) bezeichnete, ist in unsern Tagen eine öffentliche Anstalt und ein Gebäude, in welchem Arme oder Kranke versorgt und gepflegt werden. Die **Armenhäuser**, im Griechisch-Lateinischen **ptochotrophia** [3]), sonst aber auch Elendenherbergen und Guter-Leut-Häuser genannt, sind theils für alte Leute, als Greisepflegen, **gerontocomia** [4]), theils für Kinder bestimmt, und werden daher auch oft für letztre allein als Kinderhospitäler oder Waisenhäuser, **orphanotrophia** [5]), und Findelhäuser oder Findlingshäuser, **brephotrophia** [6]), im Allgemeinen aber als bürgerliche Armenhäuser und als militairische Armenhäuser oder Invalidenhäuser ausgeführt. Zu ihnen gehörten in frühern Zeiten auch die Fremdenherbergen, Pilgerhäuser, **xenodochia** [7]). Die **Krankenhäuser**, **nosocomia** [8]), auch **Siechenhäuser** und bei dem Militair Lazarethe genannt, werden entweder für Krankheiten überhaupt als Generalhospitäler oder allgemeine Krankenhäuser oder besonders für an-

*) Hospinianus redivivus, seu historia vitae et obitus Rodolphi Hospiniani. Opera *Joh. Henr. Heideggeri*, vor *Hospiniani* Opp. (Genevae 1681).

†) *Herodot.* II, 112.

1) *Cicero*, De Senect. 23. *Idem* in Attic. XIV, 2. *Idem*, De Divinat. I, 27 et plur. al. l. l., adde *Livium* V, 28. 2) *Livius* I, 58. *Vitruvius* VI, 10. 3) Nach Cod. Justin. Lib. II. leg. 15 et 19, et Lib. III. leg. 35. 4) Cod. Justin. I, 2. leg. 19, 22 et 23. 5) ib. I. 2. leg. 17 et 22. 6) ib. I, 2, 19. 7) ib. I, 2, 17. I, 3, 33 et 35. 8) ib. I, 2, 19 et 22.

steckende Krankheiten angelegt, in welchem letztern Falle sie ebenfalls Lazarethe heißen, abgeleitet von den Hospitälern des heil. Lazarus, in welchen die Aussätzigen, die man im Mittelalter ebenfalls Lazari nannte, aufgenommen und von den Hospitalitern des Ordens des heil. Lazarus von Jerusalem verpflegt wurden. Im erstern Falle stellen sie sich in vier Abtheilungen dar, nämlich in einem Spitale für innerlich Kranke, einem Spitale für Verwundete, einem Entbindungshause oder Gebärhause, und einem Hause für Seelenkranke, Irre und Wahnsinnige, was man im gemeinen Leben auch Tollhaus und Narrenhaus nennt. Eine jede dieser Abtheilungen soll eigentlich als eine besondre für sich bestehende Anstalt und Gebäude in Ausführung kommen. Ebenso sind bei den innerlich Kranken, sowie bei den Verwundeten oder überhaupt der chirurgischen Hülfe Bedürftigen, mehre Abtheilungen zu berücksichtigen, welche ebenfalls in besondern Häusern bestehen können. Dergleichen sind: Das Hospital der bald heilbaren Kranken, das Hospital der langwierig oder chronisch Kranken, und das Hospital der Unheilbaren.

Alle Arten von Hospitälern stehen in Bezug auf das *Allgemeine ihrer* Anlage und Ausführung unter denselben *allgemeinen Grundsätzen*, von welchen die Anlage und Ausführung der Wohngebäude überhaupt geleitet wird, und ihre Disposition, Raumeintheilung, kommt am nächsten mit jener der Gasthäuser überein. Das Besondre und Eigenthümliche der Armenhäuser, sowie der Krankenhäuser, läßt sich unter folgenden Grundsätzen zusammenfassen:

1) Alle Hospitäler sollen sowol durch die Wahl ihrer Lage als auch durch Bauart und Einrichtung vorzüglich bequeme und angenehme Wohnungen darbieten, und eben dadurch die Reinlichkeit und Gesundheit im höchsten Grade befördern. Daher soll man sie nicht mitten in Städten, sondern außerhalb derselben, am sichersten auf dem Lande in der Nähe einer Stadt, und zwar in einer sumpffreien Gegend, auf einem etwas erhöheten Ort, erbauen, und sie mit angenehmen Pflanzungen und frischen Quellen umgeben. Doch dürfen in solchen Pflanzungen nicht zu viele hohe Bäume vorkommen; und ein allenfalls in der Nähe fließendes Wasser, das vorzüglich für ein Krankenhaus mit großem Vortheile benutzt werden kann, darf kein solches sein, aus welchem weiter unten liegende Anwohner ihr Bedürfniß zum Bierbrauen oder zu anderm wirthschaftlichen Gebrauche erhalten. Die Krankenhäuser besonders sollen immer außerhalb der Stadt, und zwar am Nordende oder Ostende derselben, am besten zwischen Nord und Ost, nie aber am Südende oder Westende, und am allerwenigsten grade gegen Südost angelegt werden. Denn bei Süd- und Westwinden ist die Ausdünstung kranker, sowie auch gesunder, Körper stärker und breitet sich in der untern Atmosphäre weiter aus, als bei Nord- und Ostwinden, bei denen die Ausdünstung theils geringer ist, theils höher steigt, und die untre Atmosphäre früher verläßt. Liegt nun ein Krankenhaus, in welchem es nie an faulen Ausdünstungen fehlt, an der Süd- oder Westseite der Stadt, so werden die Ausdünstungen von den aus dieser Gegend wehenden Winden in die Stadt niedergetrieben, und können in manchen Fällen dem Hospitale selbst nachtheilig werden. Dieses ist aber nicht zu befürchten, wenn das Krankenhaus an der Nord- oder Ostseite der Stadt steht, weil dann der Süd- und Westwind die Ausdünstungen nicht in die Häuser der Einwohner treiben, sondern über das freie Feld hinaus verwehen kann. Vor allen sollen die Lazarethe, in welchen das aus Pestgegenden ankommende Schiffsvolk eine Zeit lang bleiben muß, die oben beschriebene Lage erhalten. Sie wird für diese am zweckmäßigsten auf einer kleinen Insel, einer Halbinsel oder abgelegnen Landzunge gewählt, wo das Lazareth in verschiednen, von einander abgesonderten Abtheilungen, oder einzelnen geräumigen Wohnhäusern erbaut wird, die alle in angenehme Gärten einzuschließen sind, damit die hier Verwahrten nicht durch ungesunde und finstre Lage des Ortes und durch enge und unbequeme Wohnung veranlaßt werden, die Wachsamkeit der Aufseher zu hintergehen, und aus dieser Art von Gefängniß zu entwischen.

2) Die bürgerlichen Armenhäuser und die Invalidenhäuser können große und bedeutende Wohngebäude sein, und die Anzahl der Wohnstuben, Versammlungssäle, Speisesäle, Küchen ꝛc. kann für so viele Menschen berechnet werden, als nur die Kräfte der Stiftung versorgen können. Dann muß aber nicht allein dafür gesorgt werden, daß die großen Anlagen auch von verhältnißmäßig großen Gärten und Plätzen umgeben werden, sondern das Gebäude selbst muß nach Maßgabe seiner Ausdehnung immer mehre Höfe erhalten, jemehr es an Ausdehnung zunimmt, damit der Zufluß der Luft nach allen Abtheilungen und Flügeln, aus welchen es zusammenzusetzen ist, befördert werde.

3) Ein Krankenhaus hingegen darf nicht auf zu viele Kranke berechnet werden, weil die Luft bei großen Anlagen dieser Art zu sehr verdorben, die Aufsicht und Übersicht aber erschwert wird, daher auch die Sterblichkeit in großen Krankenhäusern unverhältnißmäßig größer ist. Zweckmäßiger scheint es daher, mehre einzelne von einander abgelegne, kleinere und ganz für sich bestehende Gebäude oder Krankenhäuser anzulegen. Dann wird die gewöhnliche einfache Form der Wohnhäuser auch die zweckmäßigste für die Krankenhäuser sein, und man wird nicht nöthig haben, auf künstlich zusammengesetzte Typen für dieselben zu denken. Weil ein parallelepipedalisch eingeschlossener Raum die Luft in seinem Innern mehr als manche andre Formen zusammenhält, so verwarfen Einige diesen Typus und schlugen die Grundform eines Sternes vor, der mehr oder weniger Strahlen erhalten soll, jenachdem die Anzahl der Kranken größer oder kleiner ist. In der Mitte des Sternes soll sich die Kirche in Gestalt eines Domes oder Thurmes erheben. Um ihn herum sollen sich die Wohnungen der Ärzte, Wundärzte und Krankenwärter, sowie die Apotheke, anschließen, und in den Strahlen des Sternes sollen die Krankenzimmer liegen. Der Dom in der Mitte soll eine trichterförmige Gestalt erhalten, und mit

ihm, als einem Ventilator, sollen alle Zimmer durch Röhren in Verbindung stehen.

4) **Bei Anordnung des Innern der bürgerlichen Armenhäuser und der Invalidenhäuser** können die Wohnzimmer immer auf mehre Bettstellen berechnet werden. Die Invalidenhäuser sind in dieser Beziehung wie die Casernen zu behandeln, und zur Berechnung des Raumes kann auch der dort aufgestellte Satz benutzt werden (s. d. Art. Casernen). Bei den bürgerlichen Armenhäusern ist aber dafür zu sorgen, daß meistens kleinere Schlaf- und Wohnzimmer für einzelne Personen nach Verschiedenheit der Stände und der ihrem ehemaligen Beruf angemessenen Lebensart vorhanden sind. Bei den Waisenhäusern und Findlingshäusern ist hingegen immer auf Säle zu rechnen, worin eine solche Anzahl Kinder, als eine Aufseherin oder Wärterin übersehen und besorgen kann, jedesmal mit ihr selbst Raum findet. Jedes einzelne Kind muß indessen sein eignes Bette erhalten, und zur Ausmittlung des nöthigen Raumes kann man sich folgender Sätze bedienen. Auf ein Kind bis zu fünf Jahren ist für Bettstelle und das zu den Bewegungen der Pflege um dieselbe nöthigen Raumes einschließlich des übrigen nöthigen Zimmerraumes 24 □′, und auf ein Kind von fünf bis zu etwa dreizehn Jahren bei ähnlichen Bedürfnissen 36 □′ Zimmerraum zu rechnen, wobei im ersten Falle die Abmessungen einer Bettstelle zu 1½ Fuß und drei Fuß, im andern Falle aber zu zwei und fünf Fuß angenommen wurden. Die Aufseherin kann bei diesen Sätzen in die Zahl der Kinder, der sie vorgesetzt ist, als Eins in Berechnung kommen. Es versteht sich von selbst, daß in den Waisenhäusern besondre Abtheilungen des Hauses für die Wohngegenden beider Geschlechter gewählt werden müssen.

5) In den Krankenhäusern wollen Einige die Kranken in Säle gelegt wissen, weil dadurch die Anzahl der Wärter vermindert, Übersicht, Aufsicht, Luftzufluß, Reinigung und Einheizung im Winter erleichtert, und folglich sowol der Kostenaufwand für das Gebäude selbst vermindert, als auch die Ökonomie der Anstalt befördert wird. Andre aber halten dafür, daß für jeden einzelnen Kranken ein Zimmerchen von etwa zwölf und neun Fuß in seinen beiden Abmessungen das Zweckmäßigste sei; weil eben hierdurch der Zweck der Anstalt am sichersten erreicht werde: denn so wird wirklich die Ansteckung am leichtesten vermieden, die Bequemlichkeit des Kranken gesichert, die seinem Zustand eigenthümliche Behandlung erleichtert und seine Genesung am schnellsten erlangt. Sollen aber mehre Kranke in einen Saal gelegt werden, so darf man den Saal nie zu groß machen, nämlich nicht viele Kranke auf einen Saal rechnen. Eine Anzahl von acht bis zwölf Personen wird für diejenige gehalten, bei welcher sich alle von der Wahl der Säle gehofften Vortheile gewinnen lassen, nur dürfen die Bettstellen nie in mehr als zwei Reihen geordnet werden. **Zur Bestimmung der Größe** und zur Beurtheilung des nöthigen Raumes hat man auf die Bettstelle jedes Kranken einschließlich des um dieselbe für Stuhl, Tischchen und Pflege, und des übrigen im Saale zu den für Aufsicht und Sorge nöthigen Bewegungen erfoderlichen Raumes mindestens 110 □′, besser 120 □′ zu rechnen. Die Abmessungen der Bettstelle sind bei diesem Satze zu 3 Fuß und 6½ Fuß rheinländisch angenommen, und die Stellung der Bettladen ist so vorausgesetzt, daß man auch an den Seiten, wo sie gegen die Wand stehen, bequem um dieselben herumgehen kann. Um nun für ein Krankenhaus die bleibende Anzahl der Kranken und hieraus die nöthige Anzahl der Säle zu bestimmen, muß man die Anzahl der Kranken, welche die Stiftung jährlich aufzunehmen hat, nach gewissen Hülfssätzen vermindern; dergleichen sind z. B., daß die jährlich zu besorgende Anzahl dem Krankenhause nur nach und nach zugeht; daß eine hitzige Krankheit bis zur vollkommnen Genesung im Durchschnitte 20 Tage dauert; daß bei einer langwierigen Krankheit 45 Tage auf ihre Dauer, oder auf den Aufenthalt des Kranken im Hospitale zu rechnen sind &c. Alle diese Vorschriften für die Krankenhäuser sind allgemein, und daher auch für die Säle in den chirurgischen Hospitälern und in den Gebärhäusern anwendbar. Für ein militairisches Krankenhaus, sogenanntes Feldlazareth, hat man nur noch darauf zu sehen, daß die Größe und Anzahl der Säle so bestimmt werde, daß dieselben nach den Compagnien der Regimenter abgetheilt werden können. Zu diesem Ende muß man in jedem vorkommenden Falle den Bestand der Regimenter und ihre Eintheilung kennen, und dann das Lazareth, damit es nicht zu klein werde, nach dem Kriegszustande berechnen. Ist nun die Größe des stehenden Heeres, für welches das Lazareth erbaut werden soll, gegeben, so bedient man sich gewisser Erfahrungssätze, um die Anzahl der Kranken und Verwundeten, die es zu versorgen hat, auszumitteln. Dergleichen Erfahrungssätze sind auch in gedruckten Büchern, z. B. in Ravaton's Buch von den Schuß- und Hiebwunden, angegeben. Angaben von gut eingerichteten Krankenbettgestellen findet man im leipziger Intelligenzblatte vom J. 1795, Nro. 6, S. 54, und in Krünitz ökonom. technolog. Encyklop. XLVII. Thle. im Artikel Krankenbette Seite 40.

6) Die Krankensäle sollen bei ihrer, im vorhergehenden Absatze 5. bestimmten, Geräumigkeit auch hoch sein, etwa 14 bis 16 rheinl. Fuß, und mit großen und hohen Ventilatoren oder statt derselben mit Gegenfenstern versehen werden. Auch die Thüren sollen eine bedeutende Weite und Höhe erhalten. Ferner soll man die Krankensäle immer in einem zweiten oder höchstens dritten Geschosse, und in zwei Abtheilungen, die eine für das männliche, die andre für das weibliche Geschlecht, auch immer zwischen zwei Krankensälen einen Reservesaal anlegen, um die Kranken dahin bringen zu können, wenn ein gewöhnlicher Saal gereinigt und ausgelüftet wird. Eben diese Reservesäle sind auch als Speisesäle für die Genesenden bestimmt, und als Orte, wo sich dieselben durch gelinde Bewegung stärken können. Andrer Vortheile, die sie in außerordentlichen Fällen gewähren können, nicht zu gedenken. Außer den gewöhnlichen Krankensälen muß man auch auf besondre Zimmer für einzelne Kranke,

z. B. für Pockenkranke, stark eiternde und stinkende Kranke, sowie auch für Wahnsinnige und Rasende, bedacht sein, einzelne Zimmer für kranke Gefangne bereit halten, vor welchen ein Vorzimmer für die Wache anzubringen ist. Bei einem chirurgischen Hospitale ist außerdem auch noch ein chirurgisches Operationszimmer nothwendig, um bedeutende Operationen der Art vorzunehmen, oder gewisse Untersuchungen anzustellen, die man dem Anblicke der übrigen Kranken entziehen muß. Bei Anlage des Gebärhauses muß man auf zwei Hauptabtheilungen Rücksicht nehmen, deren jede eine etwas verschiedne Disposition erfodert: die eine ist die Abtheilung für die Armen, und die andre für solche, welche ihre Versorgung in dem Hause entweder ganz oder zum Theile bezahlen. In der erst bezeichneten Abtheilung hat man auf besondre Säle für die Schwangern, und auf besondre Säle für die Wöchnerinnen zu rechnen, im übrigen die oben berührten Vorschriften für die Krankensäle überhaupt zu beobachten. Dabei ist aber noch ein, wo möglich etwas entferntes, Zimmer zur Vornahme der schwierigen Geburten anzuordnen. Die andre Abtheilung muß aber eine doppelte Disposition erhalten, nämlich große gemeinschaftliche Zimmer, oder kleine Säle für *solche, die nur etwas* zu ihrer Verköstigung beitragen, und einzelne *kleine Zimmer* für jene, welche einen solchen Aufenthalt gegen Bezahlung verlangen.

7) Das Erdgeschoß, untre Stockwerk, eines jeden Krankenhauses soll für die Wohnung des Verwalters und seiner Familie, für jene des Apothekers und der Seinigen, für die Wohnungen der Officianten, Krankenwärter, für die Küchen, Speisekammern, Vorrathskammern zu Hausrath, Weißzeug, Kleidung &c., für Holzschuppen, Badestuben, und für das Waschhaus &c. eingerichtet werden. Auch ist für nahe Wohnungen der Ärzte und Geistlichen zu sorgen: erhalten sie nicht im Hospitale selbst ihre Wohnungen, so müssen wenigstens Absteigezimmer für sie im untern Geschosse des Hauses vorhanden sein. Ebendaselbst kann sich auch der Versammlungssaal für die Administratoren, sowie die Schreibstube und Registratur, ferner das Aufnahme- und Untersuchungszimmer, der Sectionssaal und die Todtenkammer befinden. Um die nöthigen Wohnungsräume der oben bezeichneten Officianten eines Hospitals zu bestimmen, muß man sich ebenfalls gewisser Erfahrungssätze bedienen, z. B. daß ein Arzt nicht mehr als 200 an hitzigen Krankheiten darniederliegende Menschen gut behandeln, von chronischen Kranken aber wol 300 behandeln kann; daß ein Wundarzt höchstens nur 20 bedeutend chirurgische Kranke versehen kann, wobei er täglich zweimal, manchmal auch öfters, seinen Besuch abzustatten hat. Daß außerdem bei 200 Kranken noch ein medicinischer und ein chirurgischer Assistenzarzt nöthig ist; daß 200 Kranke wenigstens 12 Krankenwärter haben müssen; daß für 400 Kranke von derselben Religion zwei Geistliche genug sind &c.

8) Alle diese Grundsätze und Raumbedürfnisse sind für ein jedes Krankenhaus zu berücksichtigen, und verändern bei einem Soldatenkrankenhause nur ihre Benennungen. Bei einem solchen hat man aber noch besonders darauf zu sehen, daß man für eine jede Abtheilung eine besondre Speisekammer anlegt, die Säle aber und die Küche, sowie die Eingänge in das Haus, so anordnet, daß sie gehörig bewacht werden können. Auch für eine Wachtstube an dem Haupteingange muß man in einem Soldatenkrankenhause ebenso wie in einer Caserne besorgt sein. Die zur Aufsicht und zur Besorgung eines Lazareths, welches z. B. für ein stehendes Heer von 20,000 Mann berechnet ist, gehörigen Personen sind etwa folgende: A. Solche, für welche auf Familienwohnung im Hause oder wenigstens in der Nähe des Hauses zu rechnen ist: a) Der Inspector des Lazareths, welcher die ganze Ökonomie der Anstalt, die Casse, die Vorräthe an Speisen, Getränken, Kleidung, Weißzeug, Hausrath &c. unter seiner obersten Aufsicht und Leitung hat; b) die Commissarien, welche von dem Director oder Inspector Alles gegen Quittung empfangen, und an die Kranken ihrer Abtheilungen, denen sie vorgesetzt sind, austheilen. Es sind ihrer etwa 15 bis 20; c) der Oberarzt; d) der Oberwundarzt; e) der Pfarrer mit seinem Kapellan und Kirchendiener; f) der Prediger mit seinem Vikar und Kirchendiener. B. Jene, die im Hofraum ihre Wohnungen bei ihren zugehörigen Diensträumen oder Werkstätten erhalten: a) Der Wäschermeister mit zwei Knechten bei dem Waschhause; b) der Metzgermeister mit seinem Knechte bei dem Schlachthause; c) der Schmiedemeister mit seinem Knechte bei der Schmiede; d) der Wagnermeister mit seinem Knechte bei seiner Werkstätte; e) der Sattler mit seinem Knechte bei seiner Werkstätte; f) 13 Fuhrleute bei den Ställen und Schuppen; g) 2 Führer der Equipage; h) ein Hauptmann der Equipage; i) Bäckermeister und Knecht bei dem Backhause. C. Im Hause selbst, und zwar im untern Geschosse desselben: a) 4 Unterärzte; b) 10 Unterwundärzte; d) 30 junge Wundärzte; e) der Oberaufseher des Hauses; f) 2 Unteraufseher; g) der Gardemagazin; h) der Controlleur; i) 2 Schreiber; k) 2 Köche; l) 3 Küchengehülfen; m) 40 Krankenwärter; n) Aufseher über die Krankenwäsche; o) der Oberapotheker; p) 4 Unterapotheker; q) 8 Apothekergesellen. Siehe übrigens Baldinger, Von den Krankheiten einer Armee, und Ravaton, Von den Schuß- und Hiebwunden.

9) Daß man in Armenhäusern aller Art das untre Stockwerk ebenfalls für die Wohnung des Verwalters und seiner Familie, für die Diener des Hauses, für die Küche und Wirthschaftsräume &c. zu benutzen hat, versteht sich von selbst. Übrigens sind die Abtheilungen des Hauses keine andre, als solche, die man für eine bequeme Wohnung berücksichtigen muß. Bei einem großen bürgerlichen Armenhause, und besonders bei einem großen Invalidenhause, muß auf mehre große Speisesäle, in welchen die Hospitaliten in größern und kleinern Abtheilungen speisen, sowie auch auf Wohnungen von untergeordneten Aufsehern im untern Stockwerke gerechnet werden. Ein jedes Hospital bekommt durch eine damit verbundne Kapelle oder Kirche einen höhern Grad von Vollkommenheit. Bei einem Waisenhause und Findlings-

hause kommen noch Kuhstallungen und eine Milchwirthschaft zum Ganzen, sowie auch Arbeitssäle und Schulzimmer damit zu verbinden sind. Arbeitssäle und Werkstätten sind endlich die Haupttheile solcher Armenhäuser, welche entweder als Zwangsarbeitshäuser herumstreichende Bettler zur Arbeit anzuhalten und zu gewöhnen, oder als freiwillige Arbeitshäuser brotlosen Leuten Gelegenheit zur Arbeit verschaffen sollen. Bei Einrichtung aller Hospitäler, die Arbeitshäuser ausgenommen, ist noch dieses besonders zu beobachten, daß man die Treppen nicht nach dem gewöhnlichen Maße des menschlichen Schrittes, sondern nach einem etwas kleinern, die in den Waisenhäusern aber nach einem starken Kinderschritte einzurichten hat (s. d. Art. Treppe).

10) Bei der technischen Ausführung und bei dem innern Ausbaue sind in den Hospitälern überhaupt ebenfalls nur jene allgemeinen Vorschriften zu befolgen, welche für die einfache Ausführung der bürgerlichen Wohnhäuser gelten. Nur in den Krankenhäusern hat man hierbei theils noch einiges Vorzügliche besonders zu berücksichtigen, theils noch auf einige besondre bauliche Einrichtungen seine Aufmerksamkeit zu richten. In erstrer Beziehung soll für die Krankenhäuser ein durchaus massiver Bau, und zwar aus sehr trocknen Steinen, am sichersten und vorzüglichsten aus gut und hart gebrannten Mauerziegeln, stattfinden. Nur in den Decken muß ihrer Construction wegen Holz, und dasselbe kann auch für Fensterrahmen, Fußböden der Säle und Zimmer, für das Dachgerüste und für die Dachgesimse gebraucht werden: denn gewölbte Decken werden in Krankenzimmern nicht für gut gehalten. Gerade und berohrte Gypsdecken sollen vor allen andern den Vorzug haben. Mit Holzdielen dicht belegte Fußböden sind wegen ihrer Wärme und Trockenheit die besten. Doch muß bei ihnen große Vorsicht und Reinlichkeit beobachtet werden, damit sie nicht faulen und schädliche Ausdünstungen veranlassen. Andre schlagen eben darum Platten von recht trocknen Steinen, wohlgebrannte Mauerziegel und Gypsestriche vor. Fensterrahmen von Holz werden darum als die besten empfohlen, weil die in hölzernen Rahmen und Sprossen verkitteten Scheiben die dichteste und zweckmäßigste Verglasung abgeben, dahingegen das Glas in bleiernen oder andern metallnen Fenstersprossen nicht gut schließt, und einen für Kranke nachtheiligen Luftzug veranlassen kann. Vor den Fenstern sind Jalousieläden anzubringen, um das Licht im Krankensale nach Erfoderniß dämpfen und die Einwirkung der Sonnenhitze mäßigen zu können. Wegen der nöthigen Erhellung der Krankensäle bei Nacht muß man auf eine Vorrichtung bedacht sein, welche den Lampendampf für die Kranken unschädlich macht, z. B. auf Anbringung eines Rauchfanges mit Auszugsröhren über der Lampe, wodurch der Dampf der darunter aufgehängten Lampe gehörig abziehen kann. Auch die Luftverderbung durch den Gebrauch der Leibstühle muß durch irgend eine bauliche Einrichtung verhindert werden. Bis hierher hat man die Einrichtung bei dem Krankenhause in Bamberg, besonders aber jene bei dem allgemeinen Krankenhause in Mainz, für die vorzüglichste gehalten (s. hiervon im folgenden Abschnitt des Art. unter den Nachrichten von den berühmtesten Krankenhäusern). Allein solche kostbare bauliche Einrichtungen können erspart werden, wenn man die sogenannten englischen, z. B. die vom Schreinermeister Heinrich Ayle in Heidelberg verfertigten Abtritte gebraucht, welche an jeder Wand, in jedem Zimmer, selbst neben dem Bette angebracht werden, und nicht die geringste Ausdünstung, ja selbst in ihren Abführungsröhren nicht die mindeste Spur zurücklassen. Zum Heizen der Krankensäle werden die Kamine den Öfen vorgezogen, weil sie eine Lusterneuerung in den Zimmern bewirken. Allein in kältern Ländern kosten die Kamine zu viel Holz und verbreiten auch die Wärme nicht gleichmäßig genug. Hier werden die Öfen vorgezogen. Diese müssen aber eine nach der Größe des Saales wohlberechnete Höhe und Weite erhalten, und ihrer zwei in jedem Saale, und zwar an beiden Enden desselben, angebracht werden. Öfen, die man im Saale selbst einfeuert, werden wegen des leichten Einrauchens nicht für Krankenzimmer empfohlen. Man hat für Krankenzimmer besonders eingerichtete Öfen ausgedacht, welche die Wärme im ganzen Saale gleichmäßig verbreiten und zugleich eine beständige Luftreinigung bewirken. Einen solchen Ofen findet man abgebildet in Fauken's Entwurf zu einem allgemeinen Krankenhause (Wien 1784.), und hieraus in Stieglitz, Encyklopädie der Baukunst III. Thle. S. 276, Tab. XI. Fig. 72.

11) Die mehrmals berührte Luftreinigung der Krankensäle ist einer der Hauptgegenstände des innern Ausbaues eines Krankenhauses. Neben der Benutzung der oben in solcher Beziehung genannten Bautheile und der durch die Aufsicht zu bewirkenden Reinlichkeit, deren Maßgabe kein Gegenstand dieses Artikels ist, gehen ihr noch manche besondre bauliche Einrichtungen zur Hand. Die wichtigsten sind folgende: die Anbringung eines Dunstfanges in der Decke, mit welchem eine in die freie Luft hinausgeführte Abzugsröhre verbunden wird, und die Anbringung von Luftlöchern an verschiednen Stellen der Decke und des Fußbodens, welche ebenfalls durch Röhren mit der äußern Luft in Verbindung stehen. Wirksamer sind aber Öffnungen in den Seitenwänden nächst unter der Decke und nächst über dem Fußboden, durch welche der Luftstrom die oberste, sowie die unterste Gegend des Zimmers in horizontaler Richtung durchziehen und die Zimmerluft in diesen Gegenden, wo sie grade am meisten verdorben ist, hinwegführen kann. Um diese Absicht noch vollkommner zu erreichen, lege man solche Zuglöcher grade einander gegenüber in der Richtung von Nord nach Süd an; denn in dieser Richtung ist der bezweckte Zug am wirksamsten. Von den Ventilatoren und noch andern Vorrichtungen, um die Luft in den Zimmern und Gebäuden überhaupt zu reinigen, s. man den Art. Luftreinigung. Höchst wichtig ist es endlich für ein Krankenhaus, wenn in allen seinen Geschossen frisches Wasser fließt, um auch dieses Element aller Gesundheit und Arznei stets und schnell bei der Hand zu haben. In jedem Falle muß der Architekt die baulichen

ierzu an den geeigneten Stellen durch Unterbau, ng der Röhrenwände und Aufstellung der Was- vorbereiten.

Der Baustyl der Hospitäler darf nicht prächtig z allerwenigsten einen majestätischen oder gar Charakter haben. In ihm soll Einfachheit, ver- nit Leichtigkeit, durchaus vorherrschen, und durch d Freundlichkeit soll er anziehen und erheitern. soll den Charakter der Wohnhäuser, der Tempel isgötter, erhalten. Hohe Fenster und Thüren, und kleine, versteht sich aber im Verhältnisse zur es Gebäudes nicht zu kleine, Gesimse, in eben Verhältnisse geringe Ausladungen, aber breite, ißtens glatte Bänder und Frieße scheinen hierzu sten architektonischen Mittel zu sein. Der bo- austyl in seinen schlankern Verhältnissen eignet die Hospitäler am besten. Die Säule selbst soll sam, allenfalls an den Hauptportalen angebracht Hohe Wandpfeiler dieser Art werden aber am und im Innern die oben gewünschte Wirkung am i befördern.

e verschiednen politischen und ärztlichen Ansichten, lchen die Grundsätze für Einrichtung der Hospitä- besonders der Krankenhäuser abgeleitet werden, ie Aufstellung andrer fester Regeln, als die eben allgemein aufgefaßten nicht zu, und es wird besondre Studium immer am lehrreichsten blei- bestehenden Gebäude dieser Art selbst kennen zu von ihrer Zweckmäßigkeit, von dem Grade der arkeit ihrer Einrichtung, von ihren Vollkommen- nd von ihren Fehlern sich unterrichten zu lassen. en Zweck lasse ich eine Anzeige der berühmtesten er aller Art folgen, und begleite sie mit einigen digen Nachrichten, Baurissen und Abbildungen, Hinweisungen auf umständlichere Beschreibungen.

Geschichte. Bei den Alten, die uns fast in manlagen mit lehrreichen Mustern vorangegangen iden wir weder Armenhäuser noch Krankenhäu- re hospitalia und hospitia waren theils zu gast- aftlicher Aufnahme der Fremden und Reisenden athäusern angelegte Zimmer, theils zur Aufnahme mden besonders geheiligte öffentliche Gebäude, in es die Römer den Griechen noch zuvorthaten. nterschieden sich von den Gasthäusern der Römer, ersoriis, nur dadurch, daß man hier gegen Zah- ift und Wohnung erhalten konnte, in den Hospi- ber das Recht der Gastfreundschaft in vollem enoß. Ein solches Gebäude, das wol in seiner mg einige Ähnlichkeit mit unsern Armenhäusern ußte, war der Tempel des Jupiterhospitales in von dessen Disposition Tab. I, Nr. I, einen ß aus dem Pyrrhus Ligorius darbietet. Einige nsforscher gedenken auch einer Taberna merito- Rom, als eines Ortes, wo die durch Alter oder zum Dienste unfähig gewordnen Soldaten auf ifen unterhalten wurden. Dieses Haus, das nach- Art von Wirthshaus geworden war, soll Papst I. um 220 vom Kaiser Alexander Severus zum Geschenk erhalten, und an der Stelle den Grund zur Basilica Calixti, der heutzutage durch ihre Größe und Pracht so berühmten Santa Maria in Trastevere ge- legt haben.

Einige, doch entferntre, Ähnlichkeit mit unsern Kran- kenhäusern hatten die Asklepiostempel der Alten. Kaiser Antoninus Pius ließ bei dem zu Epidauros, welches der berühmteste war, ein Gebäude aufführen, um die Kran- ken darin aufzunehmen. Denn vorher hatten hier die gebärenden Weiber kein Obdach, um ihre Niederkunft abzuwarten, und die Kranken starben unter freiem Him- mel, wie dieses die Tempelhüter mit Schmerz dem Pau- sanias erzählt haben. Der Äsculapstempel auf der Ti- berinsel zu Rom, oder vielmehr die Gebäude, die zu demselben gehörten, waren ohne Zweifel auch eine Art von Krankenhaus. Die Verordnung des Kaisers Clau- dius, welche die erkrankten Sklaven, die von ihren Her- ren auf die Äsculapsinsel zur Heilung gethan wurden, nach ihrer Genesung frei erklärte, macht es fast gewiß, daß ein solches Spital daselbst erbaut war. Übrigens weiß man, daß die Römer dieser ganzen Insel die Ge- stalt des Schiffes gaben, auf welchem Äsculap in Ge- stalt einer Schlange von Epidauros hierher gebracht wor- den sein soll, und daß sich außer dem Tempel dieses Gottes auch ein Tempel des Jupiter, dem die Insel früher geweiht war, und einer des Faunus, sowie auch ein Staatsgefängniß daselbst befanden, in welchem man die zum Tode verurtheilten Edelleute einen Monat lang in Verwahrung hielt. Vor dem Tempel Äsculaps war die ihm geheiligte Bildsäule nebst einem Altar und ei- nem Obelisken errichtet. Die Statue Jupiters stand ebenfalls vor dessen Tempel, und unter mehren Andern sah man auf dieser Insel auch die Statue des Julius Cäsar, und nach einer daselbst aufgefundnen Inschrift die eines gewissen Semon Sangus. Der Pons Fabricius verband die Insel auf der einen Seite und der Pons Cestius auf der andern Seite mit der Stadt. Wir haben die vermuthliche Disposition der Gebäude auf dieser Hospitalinsel nach der Meinung des scharfsinnigen Joh. Bapt. Piranesi unter Nr. II. in einem Grundrisse gege- ben. Einige Spuren findet man jetzt noch von diesem großen Werke. Die Kirche des heil. Apost. Bartholo- mäus, mit welcher ein Kloster verbunden ist, soll von den Trümmern des Jupitertempels erbaut sein, und die kleine Kirche des heil. Johannes von Gott, nebst dem dazu gehörigen schönen Hospitale, welches von den barm- herzigen Brüdern bedient wird, soll auf den Fundamen- ten des Äsculapstempels stehen.

Außer diesen geringen Spuren findet sich bei den Römern nichts (noch weniger bei den Griechen), was auch nur entfernte Ähnlichkeit mit Spitälern spätrer Zeit hätte. Ebenso wenig bei andern Völkern des Alterthums. Bethesda, das Haus der Barmherzigkeit, zu Jerusalem, bei der davon benannten Heilquelle, wahrscheinlich von Herodes dem Großen erbaut, damit die angekommnen Kranken darin mit Bequemlichkeit die Zeit abwarten konnten, wo die der Heilung günstige Bewegung des

Wassers sie zum Hinabsteigen in den Teich auffoderte [9]), bedurfte keiner solchen Einrichtung, als die aus der christlichen Überzeugung und aus den spätern politischen und physischen Erfahrungen hervorgegangnen Heil- und Verpflegungsarten. Die Alten hatten keine eigentlichen Armen- und Krankenhäuser; aber die Neuern können stolz auf die Menge ihrer Hospitäler sein. Ein geistreicher Schriftsteller des vorigen Jahrh. [10]) macht hierüber die treffende Bemerkung, daß dergleichen Zufluchtsörter des menschlichen Elendes unsrer Menschlichkeit mehr Ehre machen als unsern Einsichten. Das stolze Rom, fährt er fort, hatte vormals vielleicht keinen einzigen von dieser Art, aber wol 300 öffentliche Kornböden. Es ist wichtiger dem Elende zuvorzukommen, als es hernach in Schutz zu nehmen (vergl. d. Art. Arme 1. Sect. Th. V. S. 350 fg.). Der große Schah Abbas in Persien, welcher viele nützliche Anstalten gestiftet hatte, antwortete auf die Frage, warum er kein Hospital gründe: weil ich nicht will, daß man in Persien Hospitäler nöthig habe; wo eine gute Regierung ist, da braucht man keine Armenhäuser, am allerwenigsten Krankenhäuser.

Es war der Geist der christlichen Liebe, welcher die Hospitäler unsrer Art hervorrief [11]). Schon in den ersten Zeiten der christlichen Kirche sehen wir die Apostel selbst durch ihre Aufmunterungen zur Unterstützung der Dürftigen, und die Glieder der ersten christlichen Gemeinden durch ihre Liebessteuern, die sie den Händen der Apostel und der Kirchenvorsteher zur Austheilung übergaben, den Grund hierzu legen [12]). In eben diesem Geiste folgten die Bischöfe den Aposteln nach, und man liest in den ältern kirchlichen Urkunden, daß sie sich um die Wette beeiferten, theils aus den Mitteln der Geistlichkeit, theils aus den Beiträgen des weltlichen Standes, die sie durch ihr lebhaftes Zusprechen erhielten, Waisen, Kranke, Preßhafte und Fremdlinge oder Pilger zu versorgen. Daß dieses in besonders dazu bestimmten Gemeinhäusern, in welchen man die Hülfsbedürftigen versammelte und so mit geringerm Aufwande, mit weniger Wärtern und mit einem Vorgesetzten eine große Anzahl Arme und Kranke verpflegen konnte, schon in sehr frühen Zeiten geschah, ist ausgemacht. Denn schon 325 auf dem nicäischen Concilium wurden die Eigenschaften und Pflichten der Hospitalmeister bestimmt [13]), und Schriftsteller aus demselben Jahrh. reden von dem Baue der Hospitäler als von einer bei den Christen längst bestehenden allgemeinen Gewohnheit. Gregorius Nazianzenus [14]) hielt um 360 dem Kaiser Julianus Apostata vor, daß er den Christen, die er doch immer so spöttisch behandle, das Erbauen von Fremdenherbergen und Hospitälern nachmache. Basilius der Große [15]) stellt die Fremdenherbergen oder Pilgerhäuser, in welchen die alte römische Hospitalität nicht nur nicht erlosch, sondern in einem noch weit höhern Grade fortdauerte, sowie die Krankenhäuser als ganz vollkommen, nach Art unsrer Zeit, eingerichtete, und den Christen allein eigenthümliche Institute dar. Das erste berühmte Hospital ist jenes, welches eben dieser Basilius, Metropolit von Kappadocien, vor den Thoren seines bischöflichen Sitzes Cäsarea zwischen den Jahren 370 bis 379 erbauen ließ. Es war ein allgemeines Hospital, unter dem Namen Basiliade berühmt, und in Bezug auf seine Ausdehnung einer Stadt ähnlich [16]). Es wurde vom Kaiser Valens mit beträchtlichen liegenden Gütern dotirt [17]), und nach seinem Muster noch gar viele Hospitäler dieser Art in Morea und Romanien und an verschiednen Orten des Morgenlandes erbaut. Bald nach dieser Zeit, um 400 stiftete und erbaute auch Johannes Chrysostomus sein prächtiges allgemeines Hospital in Constantinopel, und verwendete zu diesem großen Werke, sowie noch zu einigen andern kleinern Spitälern einen Theil seiner eignen Einkünfte und das überflüssige Vermögen der Kirche [18]).

Gewöhnlich wurden die Hospitäler mit Klöstern verbunden, besonders aber auch in den Vorstädten, an den Landstraßen und in menschenleeren Gegenden zur Aufnahme der Kranken der armen und der bemittelten Wandrer angelegt. So weiß man z. B., daß Pammachius, ein vornehmer Römer und christlicher Priester, ein Pilgerhospital zu Porto unsern Rom errichtete, und daß sein Freund Hieronymus ein Hospital zu Bethlehem zur Aufnahme der dahin Wallenden, dessen Schülerin aber, Paula, mehre dergleichen an der Straße nach Bethlehem erbauen ließ [19]). Ebenso erfährt man, daß schon zu Zeiten des Palladius, der 401 Bischof zu Helenopolis in Bithynien wurde, in den Gebirgen Nitriens, einem Aufenthalte zahlreicher Mönche und Einsiedler, wo er selbst einst als solcher wohnte, ein Hospital bestand, und daß die Mönche in den Wüsten und unwirthbaren Gegenden auch Toll- und Irrenhäuser anlegten [20]). Ferner ist durch andre Nachrichten aus jenen alten Zeiten bekannt, daß Bischof Bertichramnus 586 ein Kloster, und bei demselben ein Hospital für Arme und Adelige, und noch ein andres für Reiche und Arme, die auf der Reise sind, erbaut hat [21]); und daß Bischof Albricus zwei Hospitäler stiftete, eins für die ankommenden Bischöfe, Grafen und Äbte, und ein andres für die Armen, Kranken, Blinden, Lahmen und andre dergleichen preßhafte Leute. Doch nicht allein die Geistlichen und die Mön-

---

9) S. 1. Sect. IX. S. 323. 10) *Milizia* in principii di Architettura. (Finale 1781). 11) *Joan. Bodinus*, De republ. Lib. I. cap. 1. 12) Apostelgesch. 4, 34—37. 6, 1 fg. Röm. 12, 8. 15, 25 fg. 1 Kor. 16, 1 fg. 2 Kor. 8 u. 9. 13) Acta Concilii Nicaeni ann. 325, canon VIII. 14) Orat. III. edit. Paris. graec. et lat. *Morelli* 1630. p. 102. *Nicephor. Callist.*, Histor. ecclesiast. Lib. XXI. (edit. Basil. an. 1553.) p. 491. 15) Epist. CCCLXXII. edit. Paris, Morelli a. 1618. T. II. p. 1147. 16) Basil. M. l. c. p. 1146, 1147. *Gregorius Nyssenus* in opp. (edit. Paris 1638.) Tom. III. p. 493. *Gregorius Nazianz.* in Orat. XVI et XX. p. 244—247 et p. 359. *Garnier* in Vita Basilii M. in ejusd. Praefat. ad edit. opp. Basilii. 17) *Theodoret.* edit. *Schulze*. (Halae 1769.) Tom. III. P. II. p. 982. *Sozomenus*, Hist. eccles. Lib. VI. cap. 34. 18) *Palladius Eps. Helenopol.* in Vita S. Joannis Chrysostomi, cap. V. 19) *Hieronymus* in Epistolis ad Pammachium, et ad Paulam, et in Vita et Epitaph. Paulae. 20) *Muratori* in antiqq. medii aevi. Tom. III. Dissertat. XXXVII. p. 584. 21) *Baluzius* in Miscellan. Lib. III.

en auch die Weltlichen stifteten schon in diesen
ten Hospitäler. So ist z. B. in der Stadt
in das Bestehen dreier von Bürgern gestifteter
r aus Urkunden des 8. Jahrh. bekannt, und ein
stiften um eben diese Zeit einige Teutsche daselbst,
ünlich für ihre Landsleute, erbauen [22]). Das äl-
nnte Findlingshaus war 787 zu Mailand [23]);
ste bekannte Lazareth ist wol das Kloster der
i, welches Kaiser Leo VI., der Weise, zu Con-
el an der um dieselbe Zeit erbauten Kirche des
nas stiftete [24]). Zu den berühmtesten Hospitä-
alten Zeit gehört auch das von dem griechischen
Alexius I. Comnenus um 1090 gestiftete große
aus, Orphanotrophium, welches nach dem Zeug-
er gelehrten Tochter Anna Porphyrogenita [25]) so
ß war, daß es wie eine kleine Stadt aussah.
geheure Heer von Armen, das es nach der ge-
Prinzessin Berichte verpflegte, bestand aber nicht
isen allein, von denen es benannt wurde, son-
: Arten von Hülfsbedürftigen, besonders Blinde,
und Verstümmelte, fanden darin ihre Zuflucht.
ordentlich war es auch für Soldaten bestimmt, die
r durch Alter oder Krankheit, Verstümmelung oder
dung des Dienstes unfähig wurden, und ist da-
) als das erste sicher bekannte Invalidenhaus
n.

den ältesten Zeiten führten die Bischöfe immer
ittelbare Aufsicht über die Armen- und Kranken-
Als sich aber bald ihr Geschäftskreis erweiterte,
en sie diese Sorge ihren Diakonen, welche nun
tliche Spitalmeister für die Haushaltung mach-
 sich eigne Leute hielten, die Kranken zu warten.
ßen auch Diakonie und Hospital als gleichbe-
Worte genommen wurden [26]). Die römischen
der ersten Zeiten zeichneten sich vortheilhaft da-
us, daß sie sehr viele solcher Diakonien aus
 Einn für die Armen errichteten. Zur Zeit des
us Bibliothecarius, nämlich im 9. Jahrh., befan-
in der einzigen Stadt Rom 24 solcher Hospitä-
lche den Diakonen anvertraut waren. In der
enrissen sich die Cardinäle dieser Diakonien,
rachteten sie als Präbenden für sich, nicht aber als
den Nothleidenden Hülfe zu leisten. Heutzutage
h 14 dieser Diakonien, welche ebenso viele Car-
lonen im Besitze haben. Man benennt aber diese
en nun nicht mehr von dem ersten Zwecke, den
Hospitäler hatten, sondern von den an die ehe-
 jetzt untergegangenen Hospitäler gebauten und
lehenden Capellen, wie Santa Maria in Cosme-
nta Maria in Via Lata, Santo Giorgio in Ve-
[27]). Die für Rom stets besorgten Päpste be-
n ihren Eifer nicht auf Rom, sondern ließen

dergleichen Diakonien auch in den Provinzen aus den Mitteln der päpstlichen Einkünfte errichten [28]). Da die ganze Kirche von dem Klerus regiert wurde, wurden auch Weltgeistliche den Spitälern als Spitalmeister von den Bischöfen vorgesetzt. Als aber die Macht der Klöster das Übergewicht bekam, und ihr Reich anfing, verbreitete sich dasselbe auch über die Hospitäler. Die äußerlich gute und in die Augen fallende Mannszucht, der strenge und größtentheils blinde Gehorsam gegen die Klosteroberen, das Gelübde der Armuth, und die daraus entspringende allgemeine Vermuthung, daß die milden Stiftungen unter solchen Händen am wenigsten Gefahr laufen werden, von Leuten gefährdet zu sein, die sich freiwillig zu Armen machen, endlich die Menge der Personen in einem Kloster, welche die Wahl ließen, wem man die Haushaltung, und wem man die Verpflegung und Wartung der Armen und Kranken übergeben sollte, veranlaßten bald, daß nicht nur die Hospitalstifter Klostergeistliche und regulirte Chorherren an die Spitäler setzten, sondern daß endlich auch ganze Orden zu dem alleinigen Zwecke, die Hospitäler zu bedienen, aufgerichtet wurden (s. Hospitaliter und Hospitaliterinnen). In den Klöstern waren eigne Hospitalaufseher und Diener bestellt, welche sowol Fremden, als Armen und Kranken die nöthige Hülfe leisten mußten, und Alles war zum Wohle derselben auf das Musterhafteste angeordnet [29]). Die Geistlichkeit beider Geschlechter hatte auch die Hospitäler beider Geschlechter zu besorgen, daher wurden, wie neben andern Nachrichten besonders die Synode zu Lestines v. J. 743 belehrt, bei Mannsklöstern und Mannsstiftern, sowie bei Frauenklöstern und Frauenstiftern, Hospitäler aufgerichtet, zuletzt aber, um gewissen Ausschweifungen entgegenzuwirken, nach andern Vorkehrungen auch diese von den Bischöfen getroffen, daß sie in ein und dasselbe Hospital Geistliche beiderlei Geschlechtes einsetzten, und ihnen die Sorge mit der Vorsicht übertrugen, daß sowol die Kranken als die Wärter dem Geschlechte nach in Abtheilungen geschieden blieben [30]). Seit 816 und 836, wo die Kirche selbst nöthig fand, der durch unmäßige Schenkungen reich gewordnen Geistlichkeit die Sorge für die Armen besonders einzuschärfen, und sie zur Errichtung von Hospitälern anzuhalten, sah man nicht allein Manns- und Frauenstifter, Mönchs- und Nonnenklöster, sondern auch Bischöfe aller Orten in Teutschland, Italien und andern Ländern Hospitäler aus Mitteln ihrer Fundationen aufrichten. Sie wurden an die Domkirchen, Collegiatkirchen und Klosterkirchen angebaut, und noch in unsern Tagen fand man überall Spuren davon [31]). Solche Hospitäler waren in Teutschland und Italien durchgehends dem heil. Geiste geweiht.

Muratori l. c. 23) Muratori l. c. p. 587. 24) s. Ca-
Gesch. XIX. S. 129. Note 27. 25) In ihrer Ale-
n Buche. 26) Thomassinus, De vet. et nov. Ec-
sciplina. Part. III. Lib. II. cap. 6. No. 6. 27) Mu-
Antiqq. Italiae. Tom. III. Dissertat. XXXVII. und
Dissertat. LXI.

28) Ducange, Glossarium voce Diaconia. Allgem. teutsches Realwörterbuch. Art. Hospital. 29) Martenne, De antiq. Eccles. ritibus. Tom. III. in Append. cap. 19. Allgem. t. Realwörterbuch, Art. Hospital. 30) Martenne in Tom. notat. edit. Antwerp. p. 261. Synodus Forojuliens. anni 791, can. XII. Monasticon Anglican. ap. Thomassin. P. I. Lib. II. cap. 91. No. 3. Teutsches Realwörterbuch a. a. O. 31) Synod. Aquisgran. anni 816, can. 25 et 141, anni 836, can. 3. Tho-

Den Grund hiervon glauben Einige in der Symbolik der christlichen Religion zu finden: damit nämlich die dritte göttliche Person unter so vielen, von so verschiednen Ländern herkommenden und durch so mannigfache Gemüthsbeschaffenheiten unterschiednen Menschen die Einigkeit und den Frieden erhalten möge. Die wahre Ursache scheint aber eine Nachahmung des Erzhospitales zum heil. Geiste in Rom zu sein [32]).

Als mit den Kreuzzügen die Krankheit des Aussatzes aus dem Morgenlande nach Europa verpflanzt wurde, kamen auch Hospitäler für die Aussätzigen, die man leprosoria, domus leprosorum und Siechhäuser nannte, in unserm Abendlande auf, und vermehrten sich so schnell, daß man schon zu den Zeiten König Ludwigs VIII. von Frankreich, etwa um das J. 1225 in diesem Königreich allein ihrer 2000 zählte [33]). Nach dem Bericht eines berühmten Schriftstellers jener Zeit waren 19,000 solcher Siechhäuser in der damaligen christlichen Welt zerstreut. Auch in Teutschland waren sie nicht selten. Viele übriggebliebene Urkunden, ihre noch auf Ruinen haftende Namen und manche andre Spuren haben uns das Andenken an sie erhalten. So kennt man z. B. aus einer Urkunde des Bischofs Luderus von Werden vom J. 1242 das Haus der Aussätzigen zu Salzwedel, welches nachher das St. Georgenspital genannt wurde, aus ähnlichen Quellen das Haus der Aussätzigen außerhalb der Stadt Stendal, welches mit einer hohen Mauer umgeben war. Dieses muß schon lange vor 1315 bestanden haben, und hieß in der Folge ebenfalls St. Georgenhospital. Ferner das Haus der Aussätzigen zu Prizwalk und Spuren davon an andern Orten der Mark Brandenburg, als zu Prenzlow, Königsberg, Pasewalk rc. Das Armenhospital in Berlin bei der St. Georgenkirche, welches schon 1278 in einer Urkunde und in einem Ablaßbriefe vorkommt, hat eben diesen Ursprung. Bekannt sind auch die Ruinen des Siechhauses zu Friedberg in der Wetterau. Als sich diese Krankheit in Teutschland im 14. Jahrh. allmälig verlor, besonders aber in der Mitte des 15. Jahrh. durch die Lustseuche verdrängt wurde, wandelte man die Häuser der Aussätzigen meistens in Hospitäler zu St. Georg und in Pesthäuser um. In Frankreich wurden die Stiftungen für Aussätzige im Anfange des 17. Jahrh. aufgehoben. Hingegen vermehrten sich die Anstalten für Arme und Kranke überhaupt in den cultivirten Staaten Europas so sehr, daß man jetzt wenige Städte findet, die nicht ihre Armen- und Krankenhäuser, ja oft in größerer Anzahl aufzuweisen hätten. Im Königreiche Frankreich allein zählte man gegen das Ende des 18. Jahrh. 700 Hospitäler und etwa 100 Versorgungsanstalten von drei oder vier Betten. Darin wurden gegen 110,000 Menschen beständig verpflegt, und zwar 40,000 alte und schwache, 25,000 kranke, und 40,000 Findelkinder. Die sämmtliche Einnahme dieser Hospitäler belief sich auf 18 bis 20 Millionen, wovon auf das Hôpital-Général und Hôtel-Dieu zu Paris etwa der vierte Theil gerechnet werden kann. In dieser Anzahl sind die Soldatenhospitäler und Hospitäler für die Seeleute nicht mit begriffen. Die Stiftung der Soldatenhospitäler als dauerhafter Anstalten in besonders dazu bestimmten Gebäuden fing nach sichern Nachrichten unter König Ludwig XIII. an, wo es schon stehende sowol als bewegliche Militairspitäler gab. Ihre Anzahl vermehrte sich von den Zeiten Ludwigs XIV. an so sehr, daß es jetzt in keinem Lande so viel Soldatenhospitäler gibt als in Frankreich. Gegen Ende des jüngstverflossenen Jahrh. bestanden deren gegen 70, in welchen beständig gegen 6000 Kranke und Invaliden verpflegt wurden. Auch waren noch 24 Civilhospitäler auf militairischen Fuß eingerichtet, welche mit den eigentlichen Militairhospitälern ihrer Größe und Einrichtung nach in fünf Classen abgetheilt wurden. Überdies waren noch in 59 Charitéhospitälern Anstalten getroffen, sie zum Dienste der königl. Heere zu gebrauchen, und vier Hospitäler für Soldaten waren bei mineralischen Wassern angelegt.

C. Übersicht der merkwürdigsten Hospitäler.

I. Allgemeine Hospitäler.

In **Barcelona** ist das Hospicio neben mehren andern guten Spitälern dieser Stadt zu den vortrefflichsten allgemeinen Hospitälern zu zählen. Schon 1582 ist es gegründet, verbindet ein Arbeitshaus mit einem Kranken- und Waisenhause, wurde 1699 der Sorge der Franciskanerinnen (Monjas Terciognas de S. Francesco) anvertraut, und erfuhr 1772 große Verbesserungen. In dasselbe werden auch Kinder, deren Ältern eine zu zahlreiche Familie haben, Bettler und andre Nothleidende aufgenommen. Die Weiber und Kinder müssen spinnen, stricken und Spitzen klöppeln; die Männer kardätschen, kämmen, spinnen und weben Baumwolle, Flachs und Wolle. Die Gesammtzahl der Armen dieses Hauses belief sich in dem letzten Zehntel des vorigen Jahrh. auf 1400 bis 1500, wovon etwa 1000 im Stande waren zu arbeiten. Der Gewinn ihrer Arbeit ist aber gering, der Aufwand für sie betrug jährlich 48,200 catalon. Livres oder 5164 Pfd. Sterling, wovon der König und die allgemeinen freiwilligen Beiträge, das Meiste aber der Bischof bezahlte. Jetzt ist die Anzahl der Hospitaliten auf 3000 gestiegen. Arme können nicht besser gekleidet, gespeist und beherbergt, und Kranke nicht besser verpflegt werden, als es hier geschieht.

Das **berliner** Charitéhaus am nordwestlichen Ende des spandauer Stadtviertels ist in der Reihe der Hospitäler eins der größten und vortrefflichst eingerichteten. Es wurde von Friedrich I. 1710 als ein großes viereckiges Gebäude, zwei Stockwerke hoch und auf jeder Ecke mit einem Erker, für die armen berliner Einwohner, die von der damals drohenden Pest angesteckt werden könnten, erbaut. Friedrich Wilhelm I. bestimmte es aber

massin. P. I. Lib. II. cap. 90. *Dürr,* Dissertat. de capitul. claus. §. 14.

32) Vergl. Allgem. teutsches Realwörterbuch unter Hospital und die dort dafür angezognen Beweisstellen, und in unserm Verzeichnisse der merkwürdigsten Hospitäler: Rom. 33) *Thomassin.* Part. I. Lib. II. cap. 91.

u einem allgemeinen Hospitale für alle Arme und bürgerliche Einwohner der Stadt und für gefähr- ihe Soldaten, ließ es zu diesem Zwecke durch ei- ten Stock vergrößern, im Innern bequemer ein- mit einem Speisesaale für einige hundert Perso- it zwei Flügeln, und mit allen Arten von Öko- bäuden versehen. Auch wurden seine Einkünfte ar vom Könige selbst durch eine große Capital- und zu Gunsten des Hospitals eingeführte Auf- ondern auch durch Schenkungen menschenfreundli- ivatleute ungemein vermehrt, wovon die des Feld- lls, Reichsgrafen v. Wartensleben, des Freiherrn ppendorf, des Generals v. Arnim und des Ban- gelin die bedeutendsten sind. Das Haus ist also tockwerke hoch, besteht aus vier Flügeln, welche eräumigen Hof einschließen, in dessen Mitte die ng des Inspectors war. Im untern Geschosse sich das Armenhaus, im zweiten und dritten Ge- waren die Krankensäle, die Operations- und Ent- gssäle eingerichtet, und im dritten Geschosse des Flügels wohnten die Prediger. Rechter Hand dem Hause schlossen sich die Wirthschaftsgebäude nd das Ganze war auf drei Seiten von Gärten, ı rc. umgeben *). Durch die zunehmende Volks- wurde dieses Haus zu klein und zu eng; außer- atte man auch den lobenswürdigen Entschluß ge- das mitten in der Stadt liegende Irrenhaus in eiere ländliche Gegend zu versetzen, und ihm einen des erweiterten Hospitalgebäudes der Charité an- n. Friedrich II. ließ also das Hospitalgebäude ne Kosten vergrößern, und bewilligte hierzu so- eine Summe von 40,000 Rthlr.; 1785 fing en einen Flügel des neuen Gebäudes so ernstlich ß er 1786 schon vollendet wurde. Nach den Riſ- s königl. Oberhofbauraths Unger sollte das Ge- im Grundrisse folgende Gestalt erhalten:

f m i a b c d k n o

50. 100. 150. 200. 250. 300. 350. 400. 450.

Fuß.

Der innere Hof ist ein gleichseitiges Viereck von 280 Fuß, aber nicht völlig geschlossen, weil an jeder Seite des Hintergebäudes ein Durchgang ab und cd von 40 Fuß Breite zum freien Luftzuge offen bleibt. Die Vorderseite ef hat eine Länge von 450 Fuß und 45 Fenster in einer Reihe. Jeder Seitenflügel gh und ik ist 280 Fuß und das Hintergebäude bc 200 Fuß lang. Das Hauptgebäude und seine Flügel sind durchaus drei Stockwerke hoch, haben darunter noch ein hohes gewölbtes Kellergeschoß, und durchgängig eine Tiefe el = fm = ah = dk von 52 Fuß. Das freistehende Hintergebäude sollte über einem gleichen Kellergeschosse zwei Stockwerke, und eine Tiefe bn = co von 45 Fuß erhalten, und war zum Irrenhause bestimmt. Da der jetzige König für die alten unvermögenden Bürger, Witwer und Witwen, welche sonst in der Charité verpflegt wurden, die alte im J. 1749 erbaute Zuckersiederei in der Vorstadt Neucöln nächst der Waisenbrücke als Hospital einrichten ließ, welches Raum für 330 Personen hat, so ist die Charité jetzt kein eigentliches allgemeines Spital, sondern mehr ein allgemeines Krankenhaus, übrigens eins der bedeutendsten und besten in der Welt, welches jährlich über 4000 Kranke faßt, und mit zwei klinischen Instituten, der vortrefflichsten Schule der Ärzte und Wundärzte im ganzen altpreußischen Lande, verbunden ist. Das Spital hat endlich alle zu einer großen Haus- und Landwirthschaft nöthigen Wirthschaftsgebäude, ein Waschhaus, eine Brauerei, eine Schlächterei, ein starkes Gewölbe zur Malzbereitung, große Keller und Böden zur Aufbewahrung des Getreides, und Viehställe, und rings um schließen sich große Gärten und Wiesen und andre Pflanzungen, das Ganze auf einem Flächenraume von 114 Morgen, an. In Berlin ist ferner das französische Hospital in der spandauer Vorstadt unweit dem oranienburger Thore, eine bedeutende Anstalt. Es wurde 1687 von den ersten französischen Flüchtlingen, die sich allda niedergelassen hatten, gestiftet. Nach und nach in Einkünften und Gebäuden erweitert, 1733 mit einer Kirche und 1779 mit einem neuen Gebäude gegen die Straße hin zur Aufnahme der Kinder vergrößert, öffnete es folgenden Classen Hülfsbedürftiger seine Thüre: 1) erwachsenen Kranken, welche in ihren Wohnungen nicht gehörig verpflegt und geheilt werden können; 2) abgelebten Armen, die ein Alter von 60 Jahren erreicht haben, oder so gebrechlich sind, daß sie sich ihren Unterhalt nicht mehr erwerben können; 3) Personen, die bei erreichtem Alter nur ein geringes Einkommen besitzen, gegen ein mäßiges Kostgeld; 4) Wahnsinnigen, deren Angehörigen es an hinlänglichen Mitteln zu einer sichern Aufsicht fehlt, entweder als Armen oder gegen ein Kostgeld; 5) unerzognen Kindern, welche eine scharfe Zucht nöthig haben; 6) jungen Leuten, welche zur Besserung dem Spitale übergeben werden; 7) kranken Kindern der

*) Den Grundriß und perspectiv. Aufriß der alten Charité und der dazu gehörigen Häuser und Gärten findet man in Schleuen's Prospecten, Nr. 7; umständliche Nachrichten von der innern Einrichtung enthalten Eller's Anmerkungen von Krankheiten und Operationen im Lazarethe der Charité.

Armen, die zu Hause nicht geheilt werden können; 8) kleinen Kindern, die der Kirche zur Last fallen, und noch zu jung sind, um in die größern Kinderinstitute eingeführt zu werden. Die gewöhnliche Anzahl der Hospitaliten ist gegen 300 Männer, Weiber und Kinder. Das Hospital hat seinen eignen Kirchhof, einen großen einträglichen Garten, und ein besondres Haus für seinen Pfarrer.

In Dresden wird vor allen dortigen Hospitälern das katholische in Friedrichsstadt gerühmt, ein ansehnliches Gebäude vor der Mitte des letztverflossenen Jahrh. aus einem Privathause in ein Armen- und Krankenhaus für die katholischen Einwohner Dresdens umgewandelt. Neben der musterhaften Verpflegung und Bedienung, deren sich die Armen und Kranken in dieser Anstalt zu erfreuen haben, lobt man besonders die bequemen und gesunden Stuben, und die bei dem Hospitale befindliche zwar kleine aber vortrefflich ausgezierte Kapelle.

In Heidelberg wäre das katholische Bürgerhospital zur heil. Anna, welches 1714—1715 von dem Kurfürsten Pfalzgrafen Johann Wilhelm erbaut wurde, eins der schönsten allgemeinen Hospitäler Teutschlands, wenn die Stiftung durch weitre Unterstützung ausgebildet, und sofort dem Plane gemäß der linke Flügel an der westlichen Seite der Spitalkirche dem jetzt bestehenden östlichen gleichförmig erbaut worden wäre, wodurch die ganze Façade eine Länge von 330 rheinl. Fuß erhalten hätte. Jetzt beträgt diese 186 Fuß, wovon 43 der Façade der Kirche bei einer Tiefe derselben von 86 zukommen. Das Spitalgebäude für sich ist 143 Fuß lang, 47 Fuß tief und drei Stockwerke hoch, und hat 13 Fenster in einer Reihe jeder langen Seite. Auf der Ost-, Süd- und Westseite ist es von einem geräumigen Hofe mit den nöthigen Ökonomiegebäuden und einem Küchen- und Blumengarten umgeben, und südlich von einem herrlichen, mehre Morgen großen Gemüse-, Obst- und Weingarten begrenzt, der bei einer einsichtsvollen Verwaltung, zur Beschäftigung mancher Hospitaliten und zum Unterrichte der Waisenkinder vortrefflich benutzt werden könnte. In Bezug auf seine Architektur ist dieses Spital das charaktervollste und wirkungsreichste Gebäude Heidelbergs, im römisch-italienischen und zwar im ionischen Styl erbaut, und in Bezug auf bequeme Disposition das fehlerfreieste.

Durch Reichthum, Größe, Weitläufigkeit und Vortrefflichkeit der Anstalt, besonders aber der Gebäude ist La Casa Santa di Santa Maria Annunciata zu Neapel vor allen ähnlichen Anstalten in der Welt ausgezeichnet. Sie liegt im östlichen Theile der Stadt, nicht weit von der Vicaria, von der Porta Capuana und der Porta Nolana, und von diesen dreien Orten in gleicher Entfernung, wurde 1304 von den Gebrüdern Nicola und Giacomo Scondito gestiftet, von der Königin Johanna 1343 erweitert, erhielt 1587 die Erlaubniß, eine öffentliche Bank zu halten, und ihre jährlichen Einkünfte aus Ländereien, Zehnten, Zöllen, Renten, Stiftungen ꝛc. wurden auf 200,000 Ducati, ja endlich gar auf eine Million Scudi angeschlagen. Aber auch seine Ausgaben waren nicht gering [35]). Ungeachtet seines Reichthums machte dieses Haus doch einstens bankrut, weil die Directoren jährlich zu seiner Unterhaltung, besonders zur Verschönerung der Kirche, mehr verwendeten, als die Einkünfte betrugen, sodaß die Schulden sich 1701 auf 4½ Million Ducati beliefen, und einen gänzlichen Sturz der Bank veranlaßten. Die Schulden in Depositengeldern betrugen allein ½ Million. Nach einem 1717 geschlossenen Vergleiche verblieb dem Hospital ein reines jährliches Einkommen von 40,858 Duc. 55 Gr., den Creditoren aber wurde das Capital mit einem Duc. pr. 100, welche Interessen hernach mit 40 Gr. vermehrt worden sind, jährlich verinteressirt. Die Verwaltung dieses Capitals geschieht noch immer an dem Orte des Hauses, wo ehemals die Bank bestanden hat, das Hospital ist aber jetzt von den Creditoren getrennt, besitzt für sich noch 63,000 Ducati jährliche Einkünfte, die jetzt auf die Kirche (jährlich 5000 Duc.), das Krankenhaus (jährlich 9000 Duc.), das Findelhaus und das Conservatorio, welches die Findlinge weiblichen Geschlechts erzieht, und zur Verheirathung ausstattet, verwendet werden. Sonst nahm es alle gefährliche Kranke, Verwundete und Unsinnige auf, schränkt sich aber jetzt auf Fieber und Verwundungen ein. Dennoch beläuft sich die Anzahl der hier jährlich aufgenommnen Kranken im Durchschnitt auf 2300, von welchen etwa $\frac{1}{11}$ stirbt, und außerhalb der Stadt auf dem Kirchhofe des Hospitals der Unheilbaren gegen eine jährliche Abgabe an dasselbe begraben wird. Der Aufwand für das Findelhaus beläuft sich jährlich auf 23,000 Duc., und die Anzahl der ausgesetzten Kinder, die es jährlich empfängt, über 2000. Schon oft sind in einer einzigen Nacht 20 in das zu solchem Ende Tags und Nachts offne Rad, einen walzenförmigen, beweglichen Kasten in der äußern Mauer des Hauses, gelegt worden. Immer müssen sich acht Säugammen zum Dienste bereit halten. Aber im Hause selbst werden etwa nur 100 Kinder gesäugt, die übrigen auswärtigen Ammen übergeben. Gewöhnlich ist am Ende des ersten Jahres ⅓ der Kinder und drüber gestorben. Die Knaben kommen mit dem Alter von sechs Jahren aus den Händen der Ammen, und werden zu Handwerken, mechanischen Fertigkeiten, auch wol zum geistlichen Stande erzogen; weil die in diesem Hospital aufgenommnen Findlinge vermöge eines vom Papst Nikolaus IV. erhaltnen Privilegiums ihrer zweifelhaften ehelichen Geburt ungeachtet der priesterlichen Würde fähig erklärt wurden. Die Mädchen werden, nachdem sie acht Jahre unter den Händen der Ammen gewesen sind, in das Hospital eingeschlossen. Findet man, daß eine oder die andre ihrer Jungfrauschaft beraubt worden ist; so kommt sie in die Classe der Befleckten (contaminate), die an einem abgesonderten Orte des Hauses ihre Wohnung haben. Einige werden Nonnen, andre verheirathen

35) Mit Recht steht über dem Haupteingange die Inschrift:
Lac pueris, Dotem innuptis, Velumque pudicis
Datque medelam aegris haec opulenta Domus.
Hinc merito sacra est illi, quae nupta, pudica,
Et lactans, orbis vera medela fuit.

sich, und wieder andre bleiben lebenslang im Conservatorio, dessen Unterhaltung dem Hospitale jährlich 12,000 Duc. kostet. Wenn die Mädchen erwachsen sind, werden sie in den Haushaltungsgeschäften des Hospitals und zur Erziehung und Unterweisung der kleinern Kinder gebraucht, und erhalten, wenn sie sich verheirathen, jede eine Aussteuer von 50 Ducati. Dieselbe Aussteuer erhalten auch die Mädchen, welche die auswärtigen Ammen nach dem achten Jahre freiwillig bei sich behalten. Früher betrug der Brautschatz für eine jede 100—200 Duc., und diese Ausgabe allein belief sich oft jährlich über 10,000. In der ganzen Anstalt aber ernährt das Haus jährlich, ohne die Beamten, Officianten und Diener, und ohne die Kranken zu rechnen, allein 4000 bis 5000 Hospitaliten. Die aus dem Hospitale verheiratheten Mädchen werden jederzeit wieder aufgenommen, wenn sie nothleidende Witwen, oder von ihren Männern verlassen, oder sonst ohne ihre Schuld unglücklich in ihrer Ehe werden; sie heißen dann Ritornate, und haben ebenfalls ihre besondre Wohnung. Die andern Aussteuerungen, welche dieses Haus, vermöge vieler alten Stiftungen an arme auswärtige Mädchen zu geben schuldig ist, stiegen sonst jährlich auf 18,000 Ducati, und die Töchter verschiedner adeligen Familien mußten von diesem Hospitale mit einem Brautschatze von 2000—3000 Thlr. versehen werden. Die Unterhaltung der Bedienten, Ärzte, Wundärzte und Apotheker, der 100 Priester und der 2 Musikchöre, zu deren Bildung es eine besondre Schule unterhält, erfodert gemeiniglich des Jahres über 14,000 Ducati. Die Apotheke ist vortrefflich eingerichtet, und mit Allem versehen. Das Hospital erhält auch noch vier andre Hospitäler außer der Stadt. Eins ist in Puzzuolo. Des Sommers wird eine Menge einheimischer und auswärtiger Kranken in die warmen Bäder und Schwitzbäder dahin, sowie auch nach Tritoli geschickt, und mit Nahrung und ärztlicher Hülfe versorgt. Es geschieht solches zu drei Zeiten des Sommers, und gewöhnlich werden zu dieser Cur, welche nur sieben Tage dauert, 300 Patienten auf einmal genommen. Die alte prächtige und reichverzierte Kirche ist am 25. Jan. 1557 bei Gelegenheit eines Leichenbegängnisses ein Raub der Flammen geworden [36]). Nach ihrer Zerstörung veranstalteten die Frauen von Neapel eine allgemeine Collecte, und ließen die jetzt bestehende, ein Meisterwerk der Architektur von Ludovico Vanvitelli, dem großen Baumeister des weltberühmten königl. Schlosses zu Caserta, aufführen. Sie wurde 1782 vollendet, ist mit Malereien von Franceschiello di Mura und von Boniti geschmückt, zeichnet sich aber besonders durch die große und schöne Regelmäßigkeit ihres Styles und durch ihre merkwürdige Bedachung aus. Das Hospital hat zu ihrer Wiederherstellung und Verbesserung, nach dem Berichte des staatskundigen Neapolitaners Galanti, die Summe von 263,000 Ducati ausgegeben [37]).

In Rom glänzt vor mehr als 30 Hospitälern, die daselbst zum Besten der Kranken und Armen bestehen, das Erzhospital des heil. Geistes (Archiospedale di Sto Spirito in Sassia), weltberühmt durch Größe, Weitläufigkeit und Pracht der Anstalt, der Einrichtung und der Gebäude. Nach der Tradition nahm es seinen Anfang durch Ina, König der Westsachsen in Britannien, welcher 726 nach Rom wallte, und dort sein Leben beschloß. Er hatte eine Kirche zur Ehre der heil. Maria und bei derselben ein Spital für die Pilgrime seiner Landsleute erbaut, das Haus mit jährlichen Einkünften aus seinen Kammergefällen dotirt, und die Verwaltung desselben in die Hände einiger achtungswürdigen Weltleute gelegt. Offa, König der Angelsachsen in Mercia, erweiterte Ina's Stiftung gleich nach der Mitte desselben Jahrh., und vermehrte sie in ihren Einkünften. Im J. 817 wurde das Hospital größtentheils durch Flammen verwüstet, und 847 durch eine abermalige Feuersbrunst gänzlich zerstört. Papst Leo IV. baute es wieder auf, und wurde bei diesem Werke durch die Freigebigkeit der Könige, deren Vorfahren es gestiftet hatten, kräftig unterstützt. Allein in den Kriegen des 11. und 12. Jahrh. wurde es zugleich mit einem Theile der Stadt Rom gänzlich zerstört, und fast sein Andenken vertilgt, bis es Papst Innocenz III. 1198 ganz neu wieder stiftete und erbaute für 1000 fremde und 300 einheimische Arme, sowie auch zur Aufnahme der Findelkinder einrichtete, und den Grund zu seiner nachherigen Größe legte. Es wurde bis dahin nach seiner ersten Stiftung Sta Maria in Sassia genannt, da aber der Papst diese seine neue Stiftung den Hospitalbrüdern von Montpellier, die von dem heil. Geiste Fratres de St. Spiritu hießen, zur Besorgung übergab, auch verordnete, daß der Magister oder Rector dieses Ordens in Rom bei dem Hospitale Sti Spiritus residiren, und von da aus die übrigen unter dem Orden stehenden Hospitäler regieren sollte, nahm es den spätern Namen an. Auf diese Weise wurde es ein Erzhospital, dem sich eine unzählbare Menge andrer, besonders alle bei den Kirchen in Italien und Teutschland errichtete Hospitäler untergaben, und von ihm den Namen zum heil. Geiste annahmen. Innocenz III. baute auch die Kirche, und weihte sie ebenfalls dem heil. Geiste, dessen Eingebung er den glücklichen Gedanken zu dem ganzen wohlthätigen Werke zuschrieb. Unter seinen Nachfolgern nahmen die Einkünfte des Hospitals durch Schenkungen der Päpste und durch Privatvermächtnisse zu, die Gebäude wuchsen an Ausdehnung, und durch die neue Erbauung, die Sixtus IV. sowie das Ganze jetzt noch besteht, vornahm, an Pracht. Besonders hat Benedict XIV. um die Mitte des 18. Jahrh. nicht nur die Einkünfte des Hospitals vermehrt, sondern auch den großen Krankensaal verlängern und das Haus durch den Ritter Fuga mit einem neuen und großen Anbaue, gegen die Straße Longara hin, für die Mädchen, die keinen hinlänglichen Raum mehr in dem alten Gebäude fanden, erweitern lassen.

---

36) Eine Beschreibung derselben und ihrer vielen Gemälde, worunter sechs von Giordano waren, findet man in der Description historique et critique de l'Italie par l'abbé *Richard*. 37) Von andern Armen- und Krankenhäusern in den Provinzen des Königreichs Neapel findet man Nachrichten bei Galanti in der Beschreibung beider Sicilien, übersetzt von Jagemann. 3. Th. S. 200—210.

An verschiednen Stellen des weitläufigen Bauwerkes sieht man die Namen der Wohlthäter in Inschriften glänzen [38]). Das weitläufige Bauwerk, von dem die ganze Gegend Borgo di Sto Spirito heißt, besteht jetzt aus den eigentlichen Hospitalgebäuden, aus der Hospitalkirche, welche durch Schönheit und durch kostbare Baustoffe ihrer Altäre, durch den Tabernakel des Hauptaltars von Palladio's Erfindung, und durch Gemälde großer Meister, des Jakob del Zucca, welcher die Bilder der Tribune gemalt hat, des Ritters d'Arpino, von dem ein Altargemälde, die heil. Barbara, das schönste Werk dieses großen Meisters herrührt, und andrer berühmt ist; dann aus dem Kloster der regulairen Domherren, dem Oratorium der Erzbrüderschaft des heil. Geistes, unter dem Namen Mariae Annunciationis geweiht, worin das Bild der Verkündigung von Carlo Maratti glänzt; ferner aus dem Palaste, worin der Commandeur und Prälat der obengenannten Hospitaliter wohnt, und aus einer vortrefflich eingerichteten Apotheke. Es befindet sich in diesem Hospitale auch eine ansehnliche Bibliothek, reich an mathematischen, physikalischen, botanischen, anatomischen, medicinischen, chemischen und andern zur Naturgeschichte gehörigen Schriften, nebst vielen physikalischen und anatomischen Instrumenten und Präparaten. Die Bibliothek kam 1714 als Vermächtniß von dem berühmten Johannes Maria Lancisi, Leibarzte des Papstes Clemens XI., hierher, welcher auch den Springbrunnen bei dem Hospitale (aqua Lancisiana) auf seine Kosten anlegen ließ, nachdem er zuvor das Wasser untersucht und sehr gesund befunden hatte. Endlich gehört zu diesem mächtigen Hospitale auch das in seinem Bezirke liegende Augustinernonnenkloster zur heil. Thekla mit seiner besondern Kirche von Papste Clemens VIII. erbaut, und der ehemalige Palast der Münze jenseits der Tiberbrücke an der Straße di Banchi, ein Werk des großen Meisters Bramante, jetzt die berühmte Bank des Hospitals. Daß mit einem solchen Hospitale auch weitläufige Ökonomiegebäude, Höfe und schöne Gärten verbunden sind, versteht sich von selbst. Sie füllen den ganzen Winkel aus, welchen die weitläufigen Gebäude des Hospitals mit dem Tiberufer an der Stelle machen, wo einst der Pons Triumphalis der alten Römer hinüberführte. In dem eigentlichen Hospitalgebäude befindet sich der große Krankensaal, der für 1000 einschläfrige Krankenbetten eingerichtet ist. Hier ist der Altar merkwürdig, von Palladio's Erfindung, und das Bild Hiob's, ein Werk des berühmten Malers Carlo Maratti. Ein andrer naheliegender Saal von 200 Betten ist für besondre Krankheiten, und ein dritter Saal für Verwundete bestimmt. Eine Treppe in diesem Gebäude ist für die Schwachen und Genesenden sowol als auch für eine Art zum Fortbringen der Kranken bestimmter Kutschen besonders angelegt. Sie ist sieben Fuß breit und auf jeder Seite mit einem Geländer versehen. Ihre Stufen sind als etwas geneigte Ebenen von 20 Zoll im Auftritte und drei Zoll Stufenhöhe gebildet, und aus Backsteinen zusammengesetzt, welche ringsum mit Werkstücken eingefaßt sind. In der Küche bemerkt man den großen Herd von besondrer Einrichtung, die sechs Kessel um denselben, und das große Wassergefäß in der Mitte, welches wie ein Theekessel aussieht, und sich durch eine Röhre mit kaltem Wasser selbst füllt, ohne daß man weitre Mühe dabei hat, als den Hahn zu drehen, wenn das Gefäß voll ist. Dieses aber erfährt man durch eine kleine Glocke, die von dem Wasser klingend gemacht wird. Ein ähnlicher Mechanismus bringt hier auch einen Brunnen von warmen Wasser zuwege, der aus dem Kessel entspringt. In einem besondern Gebäude werden Priester und Edelleute aufgenommen. Für diese sind einzelne Zimmer, jedes zu vier Betten, eingerichtet, und sie speisen auf Silber. Auch für ansteckende Krankheiten und für Wahnsinnige sind in einem andern schicklich gelegnen Baue Separatzimmer geordnet. Wieder an einem andern Orte werden 40 Säugammen für die Findelkinder unterhalten, deren Anzahl meistens über 2000 sich beläuft. Eine andre angrenzende Wohnung ist für die Pflege und Erziehung der Waisenknaben bestimmt; sie werden in ihrem dritten bis vierten Jahre, wenn sie von den Ammen und Wärterinnen wegkommen, hierhergebracht, und bleiben daselbst, bis sie ein Handwerk erlernen oder auf eine andre Weise ihr Brot verdienen können. Die Mädchen, deren gewöhnlich über 500 sind, werden in dem zum Hospitale gehörigen Kloster der Nonnen von St. Thekla besonders erzogen, bis sie in dem Alter sind, entweder das Klosterleben oder den ehelichen Stand zu erwählen, in welchem letztern Falle jede mit 100 Scudi ausgesteuert wird. Diese Waisenmädchen sind in große Säle vertheilt und mit Handarbeiten beschäftigt [39]). Unter ihnen sind solche Schönheiten, daß man die Vorbilder der Madonnen von Rafael, Guido und Carlo Maratti zu sehen glaubt. Alle Kinder sind mit hellblauen Kleidern angethan, um sie zu erinnern, daß sie die hier an ihnen geschehende Barmherzigkeit dem Himmel zu danken haben. Dieses große Hospital ist aber auch ungemein reich; soll jedoch vor Zeiten noch viel größre Einkünfte gehabt haben, ehe etliche Päpste einen Theil davon andern Anstalten angewiesen haben. Indessen übersteigt seine jährliche Einnahme noch jetzt 100,000 Scudi, ohne zu rechnen, was es durch

38) Auch ist an dem Hause folgende, für Hospitalordnung merkwürdige, Inschrift zu lesen:

Alexandro VII. P. O. M.
Qui
Ut corporum valetudini paterna charitate consuleret,
Quemadmodum Pastorali sollicitudine
Pro animarum salute quotidie invigilat,
Huic Xenodochio diplomate suo concessit,
Annexam viam nocturno tempore
Transversis catenarum repagulis custodiri,
Ne praetereunte strepitu quies
Amica silentii
Omnino ab aegrotantibus exularet.
Anno Domini MDCLXI. Pontificatus VI.

39) z. B. mit dem anderwärts wenig bekannten sogenannten pieghettare, d. i. eine Art, das Leinenzeug für die Altäre in kleine Falten mit den Nägeln zu bringen, daß es vollkommen das Ansehen von schöner damascirter Leinwand hat.

des Geldes in seiner Bank gewinnt, was
her anzuschlagen ist, je weniger Gelegen-
onst in Rom hat, sein Geld sicher, obgleich
l, unterzubringen.
om dürfen wir auch das allgemeine Pilger-
anta Trinita de' Pellegrini, in dem Stadt-
Palastes Farnese, nicht vergessen. Es kommt
der kolossalen Größe und Pracht des ebenbe-
Erzhospitals in gar keinen Vergleich, allein
große, schöne und vortreffliche Anstalt, wel-
von Philipp von Neri eingerichtet wurde.
derschaft, sowol geistliche als weltliche, trat
, um den Pilgern hülfreich beizuspringen, und
dem Ende Anfangs ein Haus. Papst Ju-
nterstützte die Anstalt und sein Beispiel reizte
die römischen Damen zur Nachahmung. He-
li z. B. schenkte das Wohngebäude, und die
veiterte sich nach und nach so, daß man schon
Pilger aller Nationen daselbst beherbergt, und
enden aus Roms Krankenhäusern drei Tage
Wohnung und Nahrung versieht. Während
ums werden Tausende daselbst gespeist und
Cardinälen bedient. Die Genesenden, welche
spital verlassen, werden von dem Armenhause
alla aufgenommen. Die Kirche ist von vor-
Größe und Schönheit, hat eine Kuppel und
14 erbaut, ihre Façade ließ der Kaufmann Jo-
tist von Rossi nach den Zeichnungen des Ar-
ranz von Santis erbauen. Sie ist ganz von
Steinen, und mit den Bildsäulen der vier
en vom Bildhauer Bernardino Ludovisi geziert;
idet sich das Bild des Hauptaltars und der
Vater in der Kuppel, beides von Guido Reni.
n des Hospitals sieht man viele Büsten von
n desselben. Darunter die des Papstes Ur-
, von Ritter Bernini v. Lorenziano gegossen, und
nnocenz X. von Algardi. Im Oratorium der
haft glänzt ein Gemälde von Jakob Zucchi,
den Großen in der Peterskirche in einer feier-
dlung vorstellend, und unter dem Volke die
vieler bekannten Personen aus des Malers Zeit.
vorzüglich schönen Hospitälern gehört ferner
ital des heil. Hieronymus della Carita, nächst
esischen Palast. Es hat seinen Namen von
n stehenden ihm angehörigen Kirche, welche auf
erbaut ist, wo einst das Haus der heil. Paula
welcher Hieronymus in Rom 382 wohnte.
etzt an die Kirche angebauten Hause wohnte
pp von Neri 33 Jahre lang, ehe noch der von
ete Orden der Väter des Oratoriums einge-
Noch zeigt man daselbst sein Zimmer, das
e Kapelle verwandelt ist. Seine ersten Lehrvor-
nannte Conferenzen, hielt er in einem Orato-
kirche, wovon der Name seines Ordens her-
Kirche selbst war ehemals eine Collegiatkirche,
den Observanten-Franciskanern übergeben.
rse 1535 nach St. Bartolomäo auf der Ti-
etzt wurden, räumte sie Papst Clemens VII.

einer mildthätigen Brüderschaft ein, die sich 1519 zur Unterstützung der Armen gebildet hatte. Diese ist es nun, die heute noch unter dem Namen der Erzbrüderschaft des heil. Hieronymus daselbst besteht, ein Krankenhaus hält, den armen Kranken die Arznei bezahlt, den Gefangnen Brod austheilt, einen Advocaten und Procurator der Armen besoldet, und die Geistlichen zur Bedienung der Kirche anstellt. Die Architektur der Kirche ist von Dominico Castelli, und die Auszierung des Innern durch viele gute Gemälde und andre Kunstwerke vortrefflicher Meister merkwürdig. Vor allem glänzt der Hochaltar nicht allein wegen seiner Pracht in schönen Marmoren und vergoldeten Erzen, und als ein Werk des berühmten Baumeisters Rainaldi, sondern auch wegen seines Gemäldes, der Communion des heil. Hieronymus, eins der vier Hauptwerke des großen Dominichino. Die Kapelle des Hauses Spada ist nach den Zeichnungen des Ritters Boromini, das Grabmal des Grafen Montauti nach jenen des Piedro da Cortona, und die Bildsäule des heil. Philipp von Neri von den Händen des berühmten Le Gros, des Sohnes.

Zu **Rouen** wurde das Hôpital-général, eine der größten und schönsten allgemeinen Versorgungsanstalten in Frankreich, anfänglich von der Stadt nur für solche arme Einwohner bestimmt, die entweder aus Mangel der Gesundheit oder Alters wegen sich ihren Unterhalt nicht mehr verschaffen konnten. Nach den ersten Statuten der Stiftung soll jeder bedürftige Einwohner, wenn er 70 Jahr alt geworden ist, ohne alle Schwierigkeit darin aufgenommen werden, wenn er darum ansucht. Bald nachher aber wurde ein Flügel dieses Gebäudes für die Kranken bestimmt, welche im Hôtel-Dieu nicht aufgenommen werden konnten, oder die schon über sechs Monate dort waren, ohne zu genesen: denn jenes Hospital nimmt nicht alle Arten Kranke auf. Krätzige, Venerische, mit Skropheln und andern ansteckenden Übeln Behaftete werden ebenso wie chronisch Kranke, an langwierigen und unheilbaren Gebrechen Leidende von dort hierher gewiesen. Die Findlinge, die im Hôtel-Dieu gebornen Kinder, die Kinder, die von ihren Ältern aus Armuth nicht ernährt werden können, und die armen hinterlassenen Waisen werden alle in dieser großen Versorgungsanstalt aufgezogen und gleich gut gehalten. Bei zunehmenden Jahren werden die Knaben, jeder nach seiner Neigung, in verschiednen Handwerken im Hause selbst unterrichtet von geschickten Meistern, welche einige Jahre im Hospitale um einen mäßigen Preis arbeiten, und sich zugleich mit dem Unterrichte der Jugend abgeben müssen, um unentgeltlich zur Meisterschaft gelangen zu können. Alles, was man von Tischler-, Schneider- und Schumacherarbeit im Hause braucht, wird auch darin verfertigt. Die Knaben bleiben so lange im Hospitale, bis sie ihr Handwerk so gut verstehen, daß sie bei jedem Meister als Gesellen eintreten können. Bei ihrem Austritt aus dem Hause erhalten sie ein besondres Lehrattestat, wodurch sie überall des Genusses aller mit ihrem Handwerke verknüpfter Vortheile fähig werden. Die Mädchen werden im Stricken, Nähen, Spinnen 2c. un-

terrichtet, damit sie, wenn sie erwachsen sind, in jeder Haushaltung brauchbare Dienstmägde abgeben können. Die Anzahl der in diesem Generalhospitale wohnenden Menschen beläuft sich gewöhnlich auf 3000. Man hat sehr geräumige Schlafzimmer, sodaß in einigen 100 Betten bequem stehen. In den meisten befinden sich aber nur 50 oder 60. Die Arbeiten werden in andern geräumigen Sälen und Werkstätten verrichtet. Für Kranke stehen beständig 850 Betten bereit. Die Kranken sind nach ihren Übeln abgetheilt, und jeder Kranke liegt allein; die Betten werden sehr reinlich gehalten. In einem ganz abgesonderten Zimmer stehen drei Betten für Epileptische. Der Oberchirurgus versieht zugleich die Dienste des Arztes und hat drei von der Stiftung bezahlte Eleven unter sich; 34 Nonnen sind dem Hospitaldienste vorgesetzt. Einigen von ihnen ist die Erziehung der Kinder anvertraut, andre besorgen die Apotheke, und die übrigen versehen die Krankenwartung. Ein Ökonom führt die ganze Rechnung, hat vier Officianten unter sich, die zum Schreiben bestimmt sind, und berechnet ganz allein einer von dem Magistrate dazu abgeordneten Commission alle Einnahmen und Ausgaben.

In Straßburg gehört das allgemeine Bürgerhospital am Ende der Stadt zwischen Süden und Westen wegen seiner Größe immer zu den merkwürdigen Anlagen dieser Art, obgleich seine Lage nicht glücklich gewählt ist; denn die erfrischenden Nord- und Ostwinde durchwehen erst die ganze Stadt, ehe sie zum Spitale kommen, und führen diesem die nachtheiligen Ausdünstungen von vielen 1000 Menschen zu; auch ist es auf einem niedrigen und feuchten Boden nahe an dem Stadtgraben erbaut, der eben nicht immer gesundes und laufendes Wasser hat. Übrigens hat es auf der andern Seite einen geräumigen Hof vor sich, und in seiner Nachbarschaft keine Häuser, sondern allenthalben Gärten. Das Gebäude selbst ist groß und massiv von Steinen, und rührt aus dem ersten Viertel des 18. Jahrh. her, nimmt alle arme und kranke Bürger und Einwohner, ja auch jeden erkrankten Fremden auf, wenn er nur einige Tage in der Stadt gearbeitet hat, und hat schon 800 Personen auf einmal enthalten. Die Kranken sind nach der Verschiedenheit ihrer Religion und nach der Art ihres Übels in verschiedne Säle vertheilt, und neben dem großen Gebäude ist ein kleineres für Wahnsinnige. Die Einkünfte sollen sich jährlich auf 100,000 Livres belaufen.

Auch das Hospital zum heil. Johannes dem Täufer in Turin, südlich vom Karolinenplatze am Walle, ist eins jener Hospitäler, welche durch Größe und Vortrefflichkeit der Anstalt ebenso wol als durch Pracht der Gebäude Auszeichnung verdienen. Es werden hier einige hundert Kranke, einige hundert Waisenkinder und Findlinge, insonderheit schwangre Frauenspersonen, und zwar sowol eheliche arme Weiber als verführte Mädchen aufgenommen, und während der Schwangerschaft und des Wochenbettes verpflegt. Die kleinen Kinder werden zum Seidenspinnen und zu andrer Handarbeit angehalten, bis sie ein Handwerk erlernen können. Das unterste Stockwerk des Hauses ist für die Mannspersonen und das obere für das weibliche Geschlecht bestimmt. Beide Stockwerke sind aber so hoch, daß sich das Gebäude von Außen in der Höhe von drei Stockwerken darstellt. Jeder Kranke hat ein mit Vorhängen versehenes Bette für sich allein; die Betten stehen weit auseinander in Kreuzgängen, in deren Mitte der Altar so angelegt ist, daß alle Kranke ihn aus ihren Betten sehen können. Das Gebäude hat von außen ein herrliches Ansehen; das Frontispice nämlich, die mitten in der Hauptseite vorspringende Stirn des Gebäudes ist 180 gemeine Schritte lang, und so prächtig angeordnet und ausgeführt, daß es ein fürstliches Schloß anzukünden scheint. Es öffnet den Eingang durch drei Thore. Über dem Hauptthore liest man: Saluti pauperum temporali, divitum aeternae aptum. Die Kapelle ist von edelm Geschmacke, rund und prangt mit acht großen verkehlten Säulen von grünem susischem Marmor. Die Aufsicht über dieses heilsame und prächtige Werk haben zwei Abgeordnete des Capitels des heil. Johannes und zwei aus den 70 Stadträthen, welche mit den Einkünften der Stadt und mit der Polizei zu thun haben. Die jährlichen Einkünfte sind veränderlich, obgleich die meisten aus versicherten Quellen fließen, belaufen sich insgemein auf 30,000 Ecûs oder 120,000 Livres von Piemont, bisweilen auch wol auf 10,000 Pistolen. Bei dem Hospitale sind zwei Ärzte, ein Apotheker mit vier Gehülfen, zwei Wundärzte mit 12 Gesellen, welche die Kranken warten, ihnen die Arzneien geben und sonst für ihre gehörige Pflege sorgen. Für das weibliche Geschlecht sind vier Oberaufseherinnen bestellt, und unter ihnen 12 Mägde, die Kranken zu bedienen. Nächst diesen hat man zwei Hebammen, und unter ihnen vier angehende Helferinnen, welche in dieser Kunst geübt werden; ferner vier Wäscherinnen, vier Beichtväter und zwei Ökonomieaufseher.

In Venedig breitet sich das Hospital degl' Incurabili, ebenfalls eins der größten und schönsten allgemeinen Hospitäler der Welt, im südlichen Theile der Stadt, im Sestier von Dorsoduro, am Canale della Giudeca aus, und wurde 1522 von Peter Contarini, Bischofe von Baffo, erbaut, einige Zeit hernach aber vom Cavaliere Antonio Contarini nach dem Modelle des weltberühmten Jakob Tatti, genannt Sansovino, erneuert. Hier werden arme Leute beiderlei Geschlechts, und alle Arten von Kranken aufgenommen, und ein ganzes Jahr lang unentgeltlich verpflegt, in den ersten Tagen des Aprils aber alle Arme, die sich einfinden, etwas besser als gewöhnlich bewirthet, um welche Zeit dann auch ein großer Zulauf von Kranken ist. Die von garstigen Krankheiten und von der Lustseuche angesteckten genießen hier vor andern Kranken einigen Vorzug. Vorzüglich aber nimmt das Haus Waisen- und andre arme Mädchen auf, welche in Musik und Gesang zum Dienste der Kirche unterrichtet werden, und eins der vier berühmten Conservatorien bilden. Mitten in dem weitläufigen Bau erhebt sich die Kirche, ein großes Werk Sansovino's, von edler und anständiger Bauart, im Innern mit dem Chore der Mädchen, und reich mit Gemälden berühmter Meister, eines Giorgione, Tintoretto, Andrea Celesti,

Giuseppe Salviati, Joh. Rothenhammer, Joseph Heinz, Bernardo Strozza, Francesco Maffei und Berotari geziert. Im Umfange des Hospitals befindet sich auch noch ein geräumiges Bethaus für besonders andächtige Personen, das wegen seiner edeln Bauart und seiner reichen Geräthschaften gleich merkwürdig ist. Auch das Ospedaletto im nordöstlichen Theile der Stadt, von dem Arsenale nordwestlich an der Straße Barberia delle Tole gelegen, verdient Erwähnung. Das Gebäude sowol als die Anstalt gehört zu den schönsten und prächtigsten dieser Art. Es nimmt alle Fieberkranke beiderlei Geschlechts auf, beherbergt und verpflegt alle Pilgrime drei Tage lang, und erzieht und versorgt eine bestimmte Anzahl Waisenkinder. Die Knaben erlernen Handwerke und werden alsdann entlassen; die Mädchen werden auf Kosten des Hospitals verheirathet, oder, wenn sie lieber wollen, in Klöstern versorgt. Ein Theil der letztern wird in Musik und Gesang unterrichtet und zur Aufführung geistlicher Concerte gebraucht. Dieses Hospital wurde 1527 bei Gelegenheit einer großen Theuerung, die in der Lombardei herrschte, zur Aufnahme und Ernährung der Nothleidenden, die schaarenweise nach Venedig kamen, von *einem Wundarzte*, Namens Gualterio, errichtet, und *1528 ein Bethaus dazu gebaut*. In der Folge wurde das Hospital *erweitert* und bequemer gemacht, und an die Stelle des Bethauses kam eine Kirche, mit sieben Marmoraltären, alle von gleichförmiger Bauart. Über dem Hochaltare befindet sich der Chor für die Waisenmädchen, wo sie die berühmten Oratorien aufführen. Das Äußere dieser Kirche wurde 1674 ganz erneuert, und mit Säulen, Gesimsen, Nischen, Statuen nach den Zeichnungen des berühmten venezianischen Baumeisters Baldassare Longhena ausgebildet, auf Kosten Bartolomeo Corniani's, der sein ganzes Vermögen diesem Hospitale vermachte. Das Innre der Kirche ist mit vielen Gemälden berühmter Meister geschmückt. Man sieht hier Werke von Ponzone, Ermanno Stroifi, Andrea Celesti, Molinari, Lazarini, Joh. Karl Loth aus München und Franzesco Rusca. Von diesen zeichnen sich besonders aus das Gemälde des Hochaltars, der himmlische Vater und Sohn im Begriffe, die heil. Jungfrau zu krönen, das vortrefflichste Werk des Damiano Mazza und ein andres Altarblatt von Giuseppe Angeli, welches ein Crucifix und den heil. Hieronymus Miani von Waisenkindern umgeben vorstellt. An der Spitze der Ökonomie des Hauses stehen einige Edle, Bürger und Kaufleute der Stadt.

Das **warschauer** Hospital zum Kinde Jesus oder das Generalhospital verdankt seinen Anfang dem Pater Bandouvin von der Missionscongregation, welcher schon vor 1758 mit königl. Erlaubniß ein Hospital für Findelkinder anlegte, und hernach auch andre Arme und Kranke darin aufnahm. Bald wurde das neue große Hospital damit vereinigt, das Ganze 1758 durch eine Geldsumme aus dem königl. Schatze fundirt, 1761 der königl. Stiftungsbrief ausgefertigt, und der Fond durch Verordnung jährlicher Beiträge der Herrschaften, Klöster und reichen Einwohner der Stadt Warschau erweitert. Zu Oberaufsehern des Hospitals ernannte man den Bischof von Posen, den Starost von Warschau und den Visitator der Missionscongregation. Nächst diesen sollte Pater Baudouin und nach ihm ein andrer aus eben dieser Congregation von dem Visitator derselben zu ernennender Priester Rector dieses Generalhospitals und dessen Pflicht sein, 1) in dem Hospitale zu wohnen, 2) die Einkünfte und Almosen zu empfangen und zu vertheilen, 3) die Kinder, Armen und Kranken aufzunehmen und zu entlassen, 4) über das Gesinde und über alle zur Verwaltung des Hauswesens gehörige Personen die Aufsicht zu führen, sie anzunehmen und zu entlassen, 5) der Wirthschaft im Hause und auf dem Felde vorzustehen und 6) die Rechnung abzulegen. Zur geistlichen Aufsicht und Seelsorge über die zahlreichen Einwohner des Hauses wurden dem Rector drei andre Priester seiner Congregation, nebst einem Laienbruder zugeordnet. In das Hospital aber werden aufgenommen 1) die ausgesetzten Kinder und die verlassenen Waisen, 2) die kranken Armen, welche in den kleinern Hospitälern keinen Platz finden, davon aber die mit venerischen Seuchen behafteten ausgenommen sind, für welche das Hospital des heil. Lazarus bestimmt ist, 3) die Gassenbettler, 4) Blinde, Sieche und andre unheilbare Kranke, 5) Wahnsinnige und Rasende, deren Angehörige nicht selbst im Stande sind, sie zu versorgen. Überhaupt finden alle Nothleidende, welche Armuth, Krankheit, Alter und Unvermögen außer Stand setzt, sich selbst zu erhalten, hier ihre Zuflucht. Ja man sucht sie sogar auf, und wenn sie Schwachheit halber nicht gehen können, werden sie hierher getragen, wo zu ihrer Verpflegung die schönsten Anstalten getroffen sind. Wie denn nicht nur ein besondrer Arzt und Wundarzt bestellt sind, die ihre ordentlichen Jahresgehalte bekommen, sondern auch eine eigne wohlversehene Apotheke im Hause ist. Wegen der Findelkinder ist beim Haupteingange des Hauses ein hohles, bewegliches Rad angebracht, welches durch eine Öffnung aus der Stube hervorragt. Die bei Tage und bei Nacht hineingelegten Kinder werden durch Umdrehung des Rades einer alten Pförtnerin zugeschoben. Minder furchtsame Personen können auch ihre Kinder selbst bringen oder durch andre Personen übergeben lassen. Für die Säuglinge, sowol Findlings- als Waisenkinder, werden einige Ammen im Hause gehalten, um sie so lange zu stillen, bis man auswärtige findet, welche ihre Erziehung um einen gewissen monatlichen Lohn übernehmen. Sobald die Kinder entwöhnt sind, ungefähr mit dem Anfange ihres zweiten Jahres, werden sie wieder in das Hospital genommen und daselbst weiter erzogen; sofort zum Christenthume, zu guten Sitten, zum Lesen, Schreiben rc. angehalten, bis man sie entweder zu einem Handwerk oder in Dienste bringen kann. Sie haben verschiedne große Säle zu ihrer Wohnung, deren einige für die Knaben, andre für die Mädchen; einige, wo sie sich bei Tage aufhalten, lernen, arbeiten, speisen; andre, wo sie schlafen, und zwar jedes in einem besondern Bette. Die Anzahl der Kinder ist veränderlich. Bald nach dem Anfange der Stiftung wurden schon 40 Knaben und 70 Mädchen

erhalten. Jetzt wird sich ihre Anzahl auf 300 belaufen. Die Kinder werden in Rücksicht auf ihre verschiedne körperliche Constitution und ihr Alter mit vieler Aufmerksamkeit verpflegt und sehr gut gehalten. Für die andern Hospitaliten sind neun verschiedne Säle bestimmt; vier zu 12, 14 und 16 Betten werden von lauter Kranken bewohnt, nämlich zwei von Mannspersonen und ebenso viele vom weiblichen Geschlecht. Außerdem haben die Kranken auch noch den großen Saal im Hause, der über 90 Ellen lang und mit einem hölzernen Gitter abgetheilt ist, wodurch beide Geschlechter abgesondert werden. In der Mitte ist ein Altar, wo Messe gelesen und gepredigt wird, sodaß es nicht nur im großen, sondern auch in den auf beiden Seiten anstoßenden vier übrigen Sälen gesehen und gehört werden kann. In diesen vier Sälen, deren jeder bequem 50 bis 60 Betten fassen kann, wohnen die gesunden Armen. Die Anzahl aller Hospitaliten, Kinder und Erwachsene zusammen, beträgt etwa 800. Die Ordnung im Hause in Gebet, Gottesdienst, Arbeit und Pflege ist musterhaft. Die stärkern der gesunden Armen werden zum Kehren, Putzen, Holzkleinmachen, Holztragen, zur Beihülfe in der Küche, bei der Wäsche, im Garten 2c., die schwächern zu allerlei leichtern Hausarbeiten gebraucht. Zur Pflege der Findelkinder, Waisen und Kranken wurden zehn barmherzige Schwestern bestimmt, die nebst ihrer Superiorin von dem Rector dependirten, und Kost so wie Kleidung von den Mitteln des Hospitales empfingen, wo sie auch die specielle Aufsicht über Küche und Keller hatten. Eine dieser Schwestern wurde den armen Mädchen vorgesetzt, den Knaben aber ein Weltpriester. Die Aufsicht über ihre Wäsche und leinenes Geräthe hatte ebenfalls eine Schwester zu besorgen. In den Schlafsälen hält man alte ehrbare Weiber, um bei Nacht für die Kinder, besonders für die kleinern, Sorge zu tragen. Zur Bewachung des Hauses und zur Aufsuchung der Bettler auf den Straßen nahm das Hospital einen Wachmeister mit 12 Soldaten in Sold und Kleidung, und diese erhielten auch ihre ordentliche Wohnung im Hause, wo ihnen zwei Stuben, eine für den Wachmeister, die andre mit einer Küche für die Soldaten eingeräumt wurden. Ferner hält das Hospital zu seinem Dienste verschiedne Handwerker, Knechte und Mägde, Köchinnen und acht Kutscher und Knechte zu ebenso vielen Gespannen Pferde. Die Aufsicht über diese Dienerschaft ist unter die Priester und geistlichen Schwestern und unter andre zu diesem Zwecke angenommne weltliche Personen vertheilt worden. Über der Hauptthüre des Hauses liest man die pomphaft fromme Inschrift: Regi Saeculorum immortali et invisibili soli Deo.

In Würzburg wurde das Juliushospital, eine der berühmtesten allgemeinen Wohlthätigkeitsanstalten, von dem Fürstbischofe Julius, aus dem alten adeligen Hause der Echter von Mespelbrun, von 1573 an erbaut, und 1579 durch feierliche Urkunde gestiftet. Des erhabenen Stifters edle Absichten bei diesem großen Werke waren Erziehung der armen Jugend, Versorgung alter und gebrechlicher Leute, Verpflegung von Kranken beiderlei Geschlechts. Die vortreffliche Anstalt, durch Ausschweifungen der Beamten und Officianten des Spitals im 18. Jahrh. ihrem Untergange nahe, wurde von dem menschenfreundlichen und weisen Fürstbischofe Franz Ludwig, gebornen Reichsfreiherrn von Erthal, durch Abschaffung der eingerissenen Misbräuche wieder hergestellt, und durch Einführung einer strengen Ordnung und bessern Verwaltung, durch Niederreißung der meisten alten weitläufigen Gebäude und Aufführung vieler neuen zweckmäßiger angelegten verbessert und in seiner Wirksamkeit erweitert. Das große Mittelgebäude, das einzige, was vom alten Juliushospital übrig blieb, ist vorzüglich für die alten gebrechlichen und verstümmelten Pfründner bestimmt, deren es 200 aufnehmen kann. Sie wohnen und schlafen in hohen und geräumigen Sälen beisammen, in welchen die Luft beständig durch mehre, sowol am Boden als an der Decke angebrachte Ventilatoren erneuert wird. Jede Person schläft in einem besondern, mit Umhängen versehenen Bette. Von den Schränken, welche in jedem Saale in der Wand angebracht sind, enthält immer einer einen Nachtstuhl für Personen, die plötzlich von einer Unpäßlichkeit befallen werden, und diesen Nachtstuhl kann man von Außen hinwegziehen. Man hat hier außer den Wohn- und Speisesälen auch einen Saal für krankgewordne Pfründner, und einen Reservesaal, welchen die Bewohner eines jeden andern Saales in der Zeit einnehmen, wenn ihr gewöhnlicher Wohnsaal getüncht oder sonst gereinigt wird. Das vordre Gebäude ist das Krankenhaus. Es kann ihrer mehr als 200 aufnehmen, die in 18 Sälen, jeder zu 12 Bettstellen, vertheilt sind. Sowol in dem vordern, als auch in dem mittlern und hintern Hauptgebäude sind Kapellen eingerichtet. Das vordre und mittlere Hauptgebäude sind durch zwei Flügel verbunden, die aus Quadern gebaut und durch Gewölbe gegen Feuersgefahr gesichert sind. Diese beiden Flügel sind für die Blödsinnigen, Wahnsinnigen und Rasenden beiderlei Geschlechts bestimmt, die vormals in kleinen ekelhaften Häusern zusammengedrängt, und zum Theile gar mit den andern Bewohnern des Spitals vermischt waren. Jeder dieser Unglücklichen, deren man über 60 unterbringen kann, hat sein abgesondertes, mit eisernen Stangen umfaßtes und mit Vorhängen bedecktes Lager, und 18 derselben wohnen unter der beständigen Aufsicht ihres Vorgesetzten in einem weitläufigen und hohen Saale beisammen. Für solche Verrückte, die man entweder ihrer Geburt, oder ihres Standes, oder auch ihrer besondern, vielleicht ansteckenden Zufälle wegen von den Übrigen abzusondern Ursache hat, sind einzelne Zimmer eingerichtet. Neben dem einen der beiden Flügel, die man den Wahnsinnigen bestimmt hat, stehen die Haushaltungsgebäude des Spitals, besonders die Holzremisen und das Waschhaus, welches letztre eine Bleiche und ein fließendes Wasser neben und vor sich hat. In gleicher Richtung mit diesen Gebäuden und in der einen Ecke des vormaligen Spitalgartens ist ein feuerfestes Gebäude aufgeführt, in dessen oberer Etage die Venerischen und in der untern die Epileptischen sich aufhalten. Für jede dieser beiden Classen ist ein geräumiger Hof einge-

richtet, in welchem die Kranken Luft schöpfen und spazieren gehen können. Das Hospital hat seine eigne große und geschmackvoll erbaute Kirche, und einen schönen Garten, welcher in einen botanischen Garten für die Universität umgewandelt ist, mit Ausnahme einzelner Plätze, auf denen das Hospital Suppenkräuter für die Hauswirthschaft zieht. Am Ende dieses Gartens, der Mitte des hintern Spitalgebäudes gegenüber, befinden sich die Wohnungen des botanischen Gärtners, das chemische Laboratorium, das botanische Auditorium, und neben diesem die Treibhäuser. Das mit dem Hospitale verbundne Institut für die Arzneibeflissenen der Hochschule ist von vorzüglicher Einrichtung. Es ist zu diesem Zweck auch ein Naturaliencabinet in dem Hause angelegt, und das anatomische Theater steht mit dem zweiten Flügel des Spitals fast in gleicher Linie. Auf dem Kirchhofe des Spitals ist ein besondres Gebäude aufgeführt, in welchem die Leichname macerirt und die Gebeine gebleicht werden [40]).

II. Armenhäuser.

Das Armenhaus für 100 alte Männer und 100 alte Weiber zu **Amsterdam** verdient wegen seiner höchst *zweckmäßigen Anlage* als ein Muster ähnlicher Anstalten an der Spitze zu *stehen, obgleich* es nicht als eins der größten und *schönsten* Gebäude dieser Art berühmt ist. Unter Nr. 3, A, B und C in einem Grundrisse, Querdurchschnitte und Seitenaufrisse ist es daher als Vorbild benutzt, nur ist die Bauart in Bezug auf Dachung und architektonische Ausbildung etwas verschieden dargestellt, der Hof und die Speisesäle etwas geräumiger gemacht, und einige nöthige Verbesserungen in dem Ausbaue angebracht, ohne doch der Einfachheit und lobenswürdigen Ökonomie des Originals zu nahe zu treten. Die Anschauung der Risse wird mit Hülfe der hier folgenden kurzen Erklärung derselben die hohe Zweckmäßigkeit dieser Anlage deutlich machen: a, a..... Kammern der *alten Männer*; b, b..... Kammern der alten Frauen. Eine jede ist für zwei Personen und zwei Bettstellen eingerichtet, und statt der gewöhnlichen Bettgestelle können holländische Koyen angebracht werden, über oder unter welchen für jede Person ein verschlossenes Schränkchen gemacht wird, und ein Auftritt von drei Stufen, der sich leicht *hinstellen* läßt, um entweder zu dem Schränkchen oder zu dem Bette zu steigen. Die Kammern sind nicht hoch, damit sich die den Alten so wohlthätige Wärme zusammenhalte. Für eben diesen Zweck, sowie für die trockne Lage der Kammern sind auch andre bekannte bauliche Anordnungen getroffen. Auch könnte man die Kammern mit gewölbten Decken versehen, und sie dann statt der hier gewählten Pultdächer mit einem gegen Regen und Schnee wohlbereiteten Estrich bedecken. d, d, geräumige und hohe Gänge längs der Reihen der Kammern, welche nicht allein aus den Stirnseiten, sondern auch aus dem obern Theil ihrer über die beiderseitigen Dachungen der Kammern hinaufreichenden Seitenmauern ungemein schön erhellt sind, damit die Alten, die gemeiniglich ein blödes Gesicht haben, desto sicherer gehen. e. Speisesaal für die *alten Männer*; f. Speisesaal für die alten Frauen; g. Küche; h. Bleichplatz; i. Garten; k. Brunnen; l. zwei Stockwerke hohes Haus, worin die Wohnung des Hausvaters, seiner Familie rc., die Vorrathskammern zur Hauswirthschaft, Kleider- und Weißzeug-Kammern, der Versammlungssaal der Vorsteher und was dazu gehört, auch einige Krankenzimmer im zweiten Stock angelegt sind; m, m. kleine Höfe.

In **Berlin** muß das neue Arbeitshaus in der Königsvorstadt auf der Contrescarpe in der Reihe der besteingerichteten und größten Armenhäuser genannt werden. Es wurde von Friedrich II., der so manche wohlthätige Anstalt errichtet hat, 1742 gestiftet, um verarmten Bürgern Arbeit zu verschaffen und muthwillige Bettler zu bessern Bürgern zu machen. Er nannte es ein öffentliches Armenhaus, und dieser Name sollte ihm auch billig jetzt noch erhalten werden, da der erste Zweck dieses Hauses immer noch seine Hauptbestimmung bleibt. Der König verwendete zu dieser Stiftung die von seinem Vater Friedrich Wilhelm kurz vor dessen Tode im J. 1740 für wohlthätige Anstalten angesetzten Summen (100,000 Rchthlr. für ein Findelhaus, nebst 7220 Rchthlr. Baukosten und 3500 Rchthlr. zur Anlegung von Spinnstuben), wozu noch die Vermächtnisse mehrer Privatpersonen kamen. Anfänglich miethete man das Haus des Schlächtergewerbes im Rondel am hallischen Thore, wohin man sogleich etwa 100 muthwillige Bettler brachte und zur Arbeit anhielt. Bald aber und zwar 1756 wurde unter königl. Genehmigung mit 31,500 Rchthlrn. ersparter Gelder und den von obigen Capitalien gesammelten Zinsen der Bau des jetzigen großen und weitläufigen Gebäudes nach den Rissen des ersten Directors der königlichen Gebäude Christian Friedrich Feldmann von Naumann, dem Vater ausgeführt, und das große Werk schon 1758 fertig. Das Haus ist drei Stockwerke hoch, und steht in einem völlig geschlossenen Vierecke rings um einen großen Hof, liegt auch von allen Außenseiten frei, und vor ihm breitet sich ein Waffenplatz, der jetzt sogenannte Alexanderplatz, aus. Sein Inneres ist so geräumig, daß es nicht nur weit über 1000 Hospitaliten bequem beherbergen kann, sondern auch noch weite Arbeitssäle für die Gewerbe, einen sehr weiten Saal zur Kirche, die Bäckerei für sämmtliche Armenhäuser in Berlin, bequeme Wohnungen für den Aufseher und die Officianten, und alle zur Hauswirthschaft nöthige Räume umfaßt. Die Armen, die es aufnimmt, werden in drei

40) Ansichten des alten Julius-Hospitals aus dem 17. Jahrh. befinden sich in *Merian*, Topographia Franconiae und in *Groppii* Scriptor. Rer. Wirceburg. collect. novissima. Vergl. Meiner's und Spittler's Götting. histor. Magazin. 1—3. St. S. 441 fg. Journal von und für Teutschland. 4. und 5. St. v. J. 1787. S. 332 fg. Gruner, Almanach für Ärzte und Nichtärzte, auf d. J. 1788. S. 53 fg. Götting. Magazin für Industrie und Armenpflege. 1. Bds. 1. H. 1788. S. 100 fg. G. Casp. Siebold, Vorläuf. Nachricht von der gegenwärt. Einrichtung des Klinikums an dem Julius-Hosp. zu Würzburg rc. (Wirzb. 1795). Barthol. von Siebold, Geschichte und gegenwärt. Einrichtung des chirurg. Klinikums im Julius-Hosp. zu Würzburg (Das. 1814. 4.).

Hauptclassen getheilt: zur ersten gehören a. alle arme, alte und der Hülfe würdige Personen, welche sich ihren Lebensunterhalt nicht verschaffen können; diese spinnen Wolle, so viel ihr Alter und ihre Leibesbeschaffenheit erlauben, und was sie mehr spinnen, als ihr Unterhalt im Hause kostet, wird ihnen bezahlt; b. die Armen von guter Herkunft, sogenannte pauvres honteux, welche in besondere Stuben aufgenommen und darin mit Speise und mit anständiger Arbeit versehen werden. Auch sie erhalten für das, was sie mehr arbeiten als ihr Unterhalt kostet, Bezahlung. Alle Personen dieser Classe haben die Freiheit auszugehen. In dem Hause haben sie von den folgenden Classen abgesonderte Wohnungen im zweiten Geschoß und auch einen bessern Tisch, der fast täglich mit Fleischspeise besetzt ist. Zur zweiten Classe gehören a. alle aufgegriffne Bettler, welche ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechts, sie mögen herumlaufendes Gesindel, Handwerksbursche, bürgerliche Einwohner, abgedankte Soldaten, Soldatenweiber oder Kinder sein, durch die Armenwächter, nöthigenfalls mit Hülfe der Waffen, hierher geliefert, und nicht eher entlassen werden, bis sie einen Nahrungsstand aufweisen; b. die in der Charité von der Lustseuche geheilten Weibsleute, die ebenfalls eine gewisse Zeit unter leidlicher Arbeit hier gehalten werden, damit sie nicht durch liederliches Leben die Wirkung der Kur vereiteln; c. die von den Vormundschaftsgerichten wegen Vergehungen zur Strafe verurtheilten Minorennen, welche ebenfalls bessere Verpflegung haben. Die Personen dieser Classe müssen Wolle schlumpen, streichen, spinnen und Garn haspeln, und bekommen ein größeres Maß von Arbeit als die Armen der ersten Classe. In dieser zweiten Classe werden auch d. die aufgegriffnen Bettelkinder zum Unterricht und zur Arbeit angehalten. Zur dritten Classe endlich gehören liederliche Umhertreiber, Winkelhuren, Criminalarrestanten und der öffentlichen Sicherheit gefährliche Personen. Diese werden hier hauptsächlich zur Baumwollenmaschinenspinnerei angehalten, und müssen die Maschinen drehen. Die Mehrarbeitenden werden mit einer bestimmten Vergütung bezahlt, und alle fleißige und gesittete Arbeiter erhalten wöchentlich eine kleine Geldunterstützung.

Zu Bradford in der englischen Shire Wilt ist in dem Armen- und Arbeitshause die durch einen klugen Vorsteher getroffne weise Einrichtung allgemein bemerkenswerth, daß einem jeden Arbeiter, sobald man die sichre Erfahrung gemacht hat, was er des Tages verdienen kann, ohne ihn zu drücken oder hart zu behandeln, sein Tagewerk für den Vormittag und für den Nachmittag bestimmt wird. Dieses muß vollendet sein, ehe er etwas zu essen oder zu trinken bekommt. Arbeitet er etwas darüber, so wird es ihm sogleich vergütet. Diese Einrichtung ist durch die Erfahrung veranlaßt, daß es, ein gutdenkendes Gemüth zum Fleiße aufzumuntern, nur des Gedankens an Belohnung seiner Mühe bedarf, und wie er zuletzt die Früchte seiner Bemühungen einernte, daß es aber vielen in den niedern Classen an einer edeln Denkungsart fehlt, und die meisten durch Trägheit sich selbst in Elend und Armuth stürzen. Es muß also den Armen ein doppelter Antrieb, Hoffnung und Furcht, gegeben werden. Der Zweck dieses großen Institutes geht dahin, Arme zur Zeit der Noth aufzunehmen, sie aber zur Arbeit anzuhalten, und sich sobald als möglich von ihnen zu befreien.

Das Hospicio oder allgemeine Armen- und Arbeitshaus in Cadiz gehört zu den größten Armenhäusern, und ist in ganz Spanien das vortrefflichste und in Bezug auf Einrichtung und Verwaltung ein Muster für alle ähnliche Anstalten. Die allgemein bewunderte Einrichtung verdankt es dem königl. Statthalter, Grafen von Oreilly, der es 1784 eröffnete. Das Gebäude ist weitläufig, hoch, schön und bequem. Arme, die sich nicht selbst ernähren können, männlichen und weiblichen Geschlechts und von allen Nationen, werden in diesem Hause aufgenommen, hauptsächlich Waisen, verlassene Kinder, Alte, die Schwachheits halber nicht mehr arbeiten können, Blinde, Lahme, Einfältige, Wahnsinnige, und besonders alte verarmte Geistliche. Auch können Durchreisende mit Erlaubniß des Statthalters zwei Tage lang hier Herberge und Tisch finden. Dazu kommen endlich noch unheilbare Landstreicher und unzüchtige Mädchen, die als Züchtlinge zur Arbeit angehalten werden. Die Anzahl der Hospitaliten beläuft sich auf 1000, wovon etwa 130 alte Männer, 150 alte Weiber, 260 Knaben, 200 Mädchen, 40 verheirathete, 40 Irre, 80 Züchtlinge männlichen und 60 weiblichen Geschlechts sind. Mehr als 40 Personen sind zur Bedienung bestimmt. Jede dieser Gattungen Menschen ist in besondern, geräumigen und gut durchlüfteten Gemächern untergebracht. Überall herrscht bewunderungswürdige Ordnung und Reinlichkeit. Alle, die man aufnimmt, werden reinlich und gut gekleidet, und haben die besten Lebensmittel in reichem Maße. Der Vorsteher Eifer und Bemühungen für den großen Zweck des Institutes trägt ganz den Charakter eines höhern Berufes, und ihre Wachsamkeit zur Verhütung aller Misbräuche ist eben so unermüdet, wie ihre Sorge für das Wohl der Pfründner. Zwang und Knechtschaft wird ganz vermieden. Man hält nur die Narren und öffentliche Huren eingeschlossen, alle übrige Personen haben die Freiheit zu bestimmten Stunden auszugehen, jedoch so, daß jede Gattung von Pfründnern in corpore geht; hingegen ist aber auch niemand von der Arbeit ausgeschlossen, als das kraftlose Greisenalter und ganz untaugliche Personen. Die Kinder werden mit großer Sorgfalt in der christlichen Lehre unterrichtet, und alle sechs Monate einmal öffentlich geprüft. Der Unterricht überhaupt erstreckt sich auf Lesen, Schreiben und Rechnen. Diejenigen aber, die höhere Fähigkeiten zeigen, werden in der Geometrie, und wenn sie Neigung haben, im Zeichnen unterrichtet. Die Knaben hält man auch zum Weben und allerlei Handwerken an. Die Mädchen spinnen Flachs, Baumwolle, Wolle, sticken, klöppeln Spitzen, oder lernen blos Näherei. Wer von den übrigen Hospitaliten arbeiten kann, muß Wolle kardätschen, spinnen und weben. Ein weitläufiger und bequemer Arbeitsschuppen schließt sich zu diesem Ende an das Haus an, und eine

[...]ich große Anzahl Tuchwebestühle, Strumpfwebe- und Spinnräder, Werkzeuge für Zimmerleute, [...]er, Schuhmacher und Schneider, Zwirnwinden, [...]l zur Baumwolle rc. stehen zum Gebrauche be- [...]d werden fleißig benutzt. Zur Aufmunterung der [...]ie wird für jedes Individuum besondre Rechnung [...] worin ihm täglich drei Realen zur Last geschrie- [...]d was er an Arbeit fertigt, creditirt wird. Fällt [...]anz nun, wie dieses oft der Fall ist, zu seinem [...]l aus, so wird ihm der Überschuß ausgezahlt, [...]r den Directoren befriedigend darthun kann, daß [...] Stande ist, sich in Zukunft ohne ihre Beihülfe [...]ähren. Er hat dann die Freiheit zu wohnen, wo [...], sich nach einem eignen Etablissement umzusehen, [...] verheirathen, und die Früchte seines Fleißes zu [...]n. Weil aber manche Arbeitslustige nothwendig [...]se bleiben müssen, wo sie aus Armuth sich weder [...] noch Wolle anschaffen können, so versorgen sie [...]rsteher mit denselben und bezahlen ihnen die Ar- [...]ne Abzug. Auf diese Weise wurden schon in ei- [...]it aus 348 Familien über 500 Personen zur Ar- [...]bracht[*]). Die Directoren haben auch in den ent- [...]en Quartieren der Stadt Schulen nach eben diesem [...]errichtet, sorgen für die besten Lehrer in jeder [...]n Geschäften, die sie getrieben zu sehen wünschen, [...]rgönnen jedem, der Lust hat, etwas zu lernen, [...] Zutritt. Ihre Absicht geht dahin, die verständig- [...]naben aus den Arbeitern zu finden, sie ver- [...] europäische Sprachen erlernen zu lassen, und [...] auf Reisen zu schicken, um sich noch weitre Kennt- [...]ur Beförderung der Manufacturen zu erwerben. [...] ganze Institut wird von 12 Directoren geleitet, [...]elche der jedesmalige Statthalter gesetzt ist; sechs [...]nen haben die allgemeine Aufsicht über die ver- [...]en Classen und kommen alle Abende zusammen, um [...]ufsicht in harmonische und für die besten Absich- [...]rkende Thätigkeit zu setzen. Von den andern sechs [...]er sein besondres Geschäft, um den Beifall, den [...]ser verdient, allein einzuernten. Einer ist General- [...]ngsführer, der andre Schatzmeister, der dritte [...]eister, der vierte hat die Oberaufsicht über die Ma- [...]uren, der fünfte besorgt die Lebensmittel, und der [...] die Kleidung. Alle ihre Rechnungen sind deutlich, [...]ich und werden mit der größten Genauigkeit ge- [...] Die Einkünfte der Anstalt bestehen theils aus [...]igen Beiträgen und Vermächtnissen, theils aus [...]gabe eines Real für jede Fanega Weizen, welche [...] Stadt gebracht wird, und aus dem Ertrage des- [...]vas in dem Hause gefertigt wird. Die ganze [...]e beträgt gegen 1¼ Millionen Realen oder etwa [...] Pf. Sterling. Als zweckmäßige Einrichtung ver- [...]och die Küche eine Erwähnung. In ihrer Mitte [...]er Herd; er ist achteckig, und um ihn her sind [...]n, acht große, die daran stoßen, und acht kleine, die durch Röhren miteinander verbunden sind. Die gro- ßen Öfen haben 3 Fuß im Durchmesser und sind 3½ Fuß tief, und unter der Küche ist der Herd für die Asche.

Zu **Deptford** in England ist das Dreieinigkeits- haus durch Weitläufigkeit der Gebäude und durch Größe der Anstalt merkwürdig. Es besteht eigentlich aus zwei Anlagen, dem Trinity-House und dem Trinity-Hospital; aber beide sind eine einzige für denselben Zweck verbundne und unter einer und derselben Aufsicht wirkende Stiftung für alte untüchtige Schiffer und Steuermänner und ihre Witwen. Überdies verwendet diese Anstalt noch mehre Tausend Pf. Sterling auf arme Matrosen, sowie deren Witwen und Kinder; und man rechnet die Anzahl derselben auf 3000. Den Grund zu dieser berühmten Anstalt legte der Ritter Spert 1515 und König Heinrich VIII. machte aus ihr eine privilegirte Gesellschaft. Das Trinity-House, in welchem, als in der ursprünglichen Anlage, sich die Vorsteher versammeln, besteht aus 21 Häusern, und das jüngre Trinity-Hospital aus 38 Häusern. Letztre haben aber ein besseres Ansehen als jene, machen zusammen ein schönes Ganze aus, liegen gegen die Straße, und sind daneben noch mit ansehnlichen Gärten versehen. Die privilegirte Gesellschaft, welche die Geschäfte dieser großen Stiftung zu besorgen hat, besteht aus einem Vorsteher, 4 Aufsehern, 8 Beisitzern und 18 ältern Brüdern. Die Wichtigkeit ihrer Geschäfte veranlaßt sie, sich auch in London in einem besondern Hause in der Wassergasse zu versammeln: denn sie haben nicht nur die großen Summen zur Bestreitung der Kosten unter sich, sondern auch vermöge der ihnen von verschiednen Königen ertheilten Privilegien noch andre wichtige, in ihren Kreis gehörige Anstalten und Ämter zu verwalten.

In **Genua** ist der Albergo dei Poveri, die Armenherberge, einer der größten Paläste und eins der prächtigsten und besten Hospitäler der Welt. Über 1000 kranke und elende, zur Arbeit untüchtige, Leute männlichen und weiblichen Geschlechts werden hier unterhalten, Knaben und Mädchen verpflegt und erzogen, liederliche Weibspersonen (donne bandite), welche die Regierung hinwegnehmen läßt, zu einem bessern Lebenswandel angehalten. In den vier Sälen für die Mannsleute stehen 600 Betten. Jedes Geschlecht hat seine besondern Speisesäle, und einen abgesonderten Platz in der Kirche. Die Knaben erlernen Handwerke, oder andre der Ökonomie des Hospitals selbst dienliche Geschäfte, müssen sich aber, wenn sie älter werden, damit in der Welt fortzuhelfen suchen. Die Mädchen werden bei ihrer Entlassung ausgesteuert. Der Stifter dieser löblichen Anstalt war einer aus dem Hause Brignola. In der Folge haben viele bemittelte Einwohner ansehnliche Summen dahin vermacht, wodurch es zu seinem großen Reichthume gekommen ist. Die Summen, welche die Stiftung auf diese Weise erhalten hat, sind erstaunungswürdig. An den Treppen und in den Vorsälen sieht man die Statuen der vornehmsten Wohlthäter in Marmor. Die ihr ganzes Vermögen hergaben, sind sitzend abgebildet; die über 100,000 genueser Lire vermachten, haben ganze Statuen, und

---

[*]) Unter andern verdienten drei Kinder, von denen das äl- [...] Jahr alt war, täglich sechs Realen, und ernährten da- [...] vom Schlage gelähmten Vater.

die über 25,000 Lire schenkten, marmorne Büsten erhalten. Das colossale Gebäude schließt mit seinen Flügeln vier Höfe ein, welche den Zufluß der Luft trefflich befördern. Dabei ist es fünf Stockwerke hoch, und ein jedes Stockwerk enthält, außer den vielen Zimmern und den höchst bequem angehängten kleinern Raumabtheilungen, sieben ungeheure Säle, die nicht nur in ihrer innern Einrichtung schön und bequem sind, sondern auch durch trennende und meisterhaft disponirte Corridore freie und gesunde Lage haben und eine höchst zweckmäßige, schöne und musterhafte Anordnung des Ganzen herbeiführen. Von diesen Sälen zeichnen sich besonders die Kreuzsäle, welche jedesmal die Mitte des Ganzen einnehmen, und mit ihren Flügeln die vier Höfe berühren, durch Größe, Schönheit und vortrefflich angeordnete freie Lage aus. S. den Grundriß dieser musterhaften Anlage unter Nr. IV. Säulen, Pilaster, Ornamente, Alles von Marmor, treten bei jedem Blick in die Augen, und das Ganze spricht in seinem Charakter eine irdische Verherrlichung der Armen aus, denen hier kein Gefängniß, sondern ein freies und glückliches Leben bereitet ist. Das Urtheil einiger Neuern, daß hier die Pracht verschwendet sei, und eine jede dieser Säulen den Raum für mehre Menschen raube, widerlegt sich dadurch, daß die Zwecke der Anstalt in allen Rücksichten erfüllt werden. Den Styl der Außenseite tadelt ein angesehener französischer Kunstkenner und Architekt als etwas schwerfällig und einförmig, allein mir scheint vielmehr ihr Charakter großartig und seiner Bestimmung entsprechend, ein ehrenvolles Denkmal des großen marseiller Bildhauers und Baumeisters Peter Paul Puget, welcher die Risse zu dem großen Werke lieferte. Eine Inscription lehrt, daß der Bau des ungeheuern Werkes, besonders wegen seiner Gründung, auf einem unebenen, von Bergströmen durchzognen, Boden äußerst mühevolle und kostbare Arbeiten veranlaßte. Er ist aber auch meisterhaft gelungen. Das Ganze ist von einer ungemeinen Festigkeit, und so angelegt, daß es leicht mit Mannschaft besetzt und in Vertheidigungsstand gesetzt werden kann. Daher hielt man 1743 4000 teutsche Soldaten hier in Gefangenschaft und brachte den Schatz aus der Bank des heil. Georg und die Bücher hierher in Sicherheit. Ebendeshalb wohnte auch während des Bombardements der Stadt durch die Franzosen unter Ludwig XIV. der Doge von Genua in diesem Gebäude. Die Kapelle des Hauses ist sehr schön. Unter den Kunstwerken, die ihr Inneres verherrlichen, steht oben an ein Basrelief von Michel Angelo: das Haupt der Jungfrau, wie es den todten Christus anblickt, und auf dem Hauptaltare die Himmelfahrt Mariens, eine vortreffliche Marmorgruppe von dem großen Peter Paul Puget.

In Granada hat das Hospicio oder allgemeine Armen- und Arbeitshaus fast dieselbe Einrichtung wie jenes zu Cadiz. Die Anzahl der Hospitaliten beläuft sich auf 700 Männer, Weiber und Kinder. Ihre Beköstigung beträgt jährlich nicht ganz 100,000 Realen.

In Kopenhagen ist das allgemeine Hospital in der Silberstraße von noch sechs andern daselbst bestehenden sehr guten kleinern Armenhäusern hier als eine allgemeine bemerkenswerthe Anstalt näher zu bezeichnen. Es wurde 1768 in der Amalienstraße in dem nachherigen Ostsee-Guineischen Handelshause eingerichtet, 1776 aber nebst dem Kriegshospital in die vormaligen Casernen verlegt, die eben im J. 1768 erbaut wurden. Es ist ein Gebäude von fünf Stockwerken, enthält etwa 600 Personen; 100 haben blos Wohnung, Bettung und Wärmung; die übrigen zugleich ein wöchentliches Almosen von acht Schilling bis zwei Mark dänisch. Es begreift zugleich Krankenstuben für 130 Kranke, und hat die Einrichtung, daß sich im Winter andre Arme daselbst in einem warmen Zimmer aufhalten und Arbeit bekommen können.

In London müssen wir von den etwa 93 Armenhäusern, die fast alle große, wohleingerichtete, schöne, der Aufmerksamkeit der Baumeister und der Reisenden würdige Gebäude sind, wenigstens eins etwas näher betrachten, das seines schönen und edeleinfachen Styls, sowie seiner höchst zweckmäßigen Anlage wegen, als ein Muster dastehen kann: das Trinity-Alms-House. Das Haus besteht aus einem Hauptgebäude und zwei bei dessen Enden angebauten Flügeln. In der Mitte des Hauptgebäudes befindet sich die Kapelle, und erhebt sich bedeutend über die übrige Masse des Hauses. Sie ist sehr schön, und ihr äußeres Ansehen wird an ihrer Vorder- und Hinterseite durch architectonische Giebel erhöht. Zu ihren beiden Seiten schließen sich die Wohnungen an, in einem schönen Höhenverhältnisse zu ihr und zu den beiden Flügeln, welche nur eine geringe Höhe im Vergleiche zu den bezeichneten Theilen haben. Auch diese sind in ihren Mitten mit architektonischen Giebeln veredelt. Das ganze Gebäude hat drei Stockwerke, wovon das unterste für die Hausökonomie bestimmte Geschoß mit seinem Fußboden etwas unter der Ebene der Erde liegt. Zu dem zweiten Geschosse führen von dem Hof aus mehre Treppen. Der Hof selbst ist ein großes, viereckiges Rasenfeld, auf allen Seiten mit einem gepflasterten Wege für das Fuhrwerk eingefaßt. Von seinen Ecken gehen vier mit Kies überführte Wege nach seiner Mitte hin, wo sich die Bildsäule des Robert Sandes, wahrscheinlich des Stifters oder wenigstens eines Wohlthäters dieser Anstalt, erhebt.

Eine ungemein große und höchst merkwürdige Versorgungsanstalt ist das Hospital der Charité oder Aumône générale in Lyon. Ihre Fürsorge verbreitet sich 1) auf eine Brodaustheilung an alle arme Hausväter der Stadt. Die Anzahl der Brode für jeden Bezirk ist nach Maßgabe des Elendes und des Mangels bestimmt. Wer einen Hund hält, ist von dieser Wohlthat ausgeschlossen. Die gewöhnlichen Kosten dieser Austheilung belaufen sich auf 30,000 Livr., sind aber schon auf 40—50,000 gestiegen. 2) Werden von ihr jede Woche alle Gefangne mit frischer Leinwand und mit Brode versehen, und an hohen Festen sucht man einige Hausväter, die Schulden halber ihrer Freiheit beraubt sind, auszulösen. 3) Trägt sie ¼ zum Unterhalte des Raspelhauses (Maison de force) bei. 4) Unterstützt sie insgeheim ehrbare Familien, Witwen und Kinder, deren Ältern dem Staat und den Hospitälern gedient haben. 5) Steuert sie jährlich 33 Bürgermädchen aus, und gibt denjenigen, die sie in ihrem

rzogen hat, ein Heirathsgut von 40 Livres, wo-
ein Geschenk von 60 Livres kommt, welches die
er aus ihrem Privatbeutel geben. 6) Besorgt sie
haltung der Bettler im Bicêtre [42]). 7) Gibt sie allen
en Bürgern und Bürgerinnen, die sich nicht mehr
ähren können, Wohnung und Nahrung. 8) Nimmt
Waisen, die das siebente Jahr erreicht haben, und
f römische Art, an Kindes Statt an, und genießt
hte der Ältern. 9) Ruft sie alle verlassenen Kin-
ren Schoos, deren Ältern sie durch ihre Versorgung
n aus fremden Ländern zurückgebracht hat. End-
) nimmt sie alle ausgesetzte Kinder und Findlinge,
ebenten Jahre an, auf. Im J. 1768 waren über
inder in der Charité, wovon 3200 auf dem Lande,
n Hause selbst, und die übrigen in der Stadt
racht waren. Schon hiernach kann man sich leicht
egriff von der Größe des Gebäudes und von den
ern Mitteln des Institutes machen. Die Charité
it dem Hôtel-Dieu in Verbindung.

as Trinity-Hospital zu Mile-End in der Um-
von London ist zwar nur für 28 Schiffmeister
re Witwen gestiftet, allein die Anstalt sowol als
aus ist so zweckmäßig, groß und schön, daß man
eder Hinsicht als ein Muster von Armenhaus be-
muß. Es ist in einer glücklich gewählten Gegend
und besteht in einem Hauptgebäude und zwei
. In der Mitte des Hauptgebäudes befindet sich
elle, und ist bedeutend höher als das übrige Haus.
t große Fenster und ist mit einem architektonischen
ausgebildet, hinter welchem sich das Thürmchen
er Uhr erhebt. Zu beiden Seiten der Kapelle
 sich zwei Wohngebäude an, die in Größe und
dung ganz mit den beiden Flügeln übereinkommen.
itten, sowie die Mitte eines jeden Flügels, zeich-
) ebenfalls durch architektonische Giebel aus, in wel-
an das Wappen des Trinityhauses mit Schiffseilen,
und Seepflanzen erblickt. Vor dem Hause brei-
ein herrliches Rasenfeld aus, von besandeten We-
rchschnitten. Mitten auf diesem angenehmen Spa-
e steht die Bildsäule eines großen Wohlthäters
stalt, des im J. 1701 verstorbenen Capitains Ro-
andes. Sie wurde ihm von der Trinitygesellschaft
t, und ist von guter Ausführung. Hinter dem
n liegt ein Waarenballen. Er selbst ruht mit sei-
nken Fuß auf einem andern solchen Ballen, und
nen rechten auf eine kleine Kugel und einen Mast.
m Bilderstuhle liest man eine historische Inschrift.
ach das königliche Armenhaus, il Seraglio, auch
orium genannt, in Neapel ist in Bezug auf
und Gebäude eins der größten, vortrefflichsten
nsten. Es liegt im nordöstlichen Theile der Stadt,
lb der Mauern in Borgo Santo Antonio. Nur
um zur Hälfte noch fertige Vorderseite, und die
are Reihe von Fenstern in derselben zu sehen
Erstaunen. Aber wie sehr wächst dieses, wenn
man hineintritt, die unendlichen Gänge durchwandelt,
die großen Treppen steigt, zu den vielen Sälen, Offici-
nen, Schlafzimmern und unzählbaren andern Gemächern
gelangt, die sich jetzt schon in diesem weiten Raume in
einander ketten. Die eine Seite seines Hofes wird von
der etwa um 1788 noch im Baue befindlichen Kapelle
eingeschlossen, einer sehr großen Kirche, wo sich auf ver-
schiednen Seiten Tausende von Männern und Weibern
versammeln, ohne einander zu sehen, noch miteinander
sprechen zu können. Dieses kolossale Bauwerk ist nebst
der Façade von Maria Maggiore in Rom das Haupt-
werk des großen Architekten, Ritters Ferdinand Fuga.
Der Bau wurde um 1751 nach seinen Rissen angefangen
und 30 Jahre lang unter seiner obersten Leitung fortge-
führt. Bis dahin kostete er sammt den Grundstücken,
worauf das Gebäude steht, 900,000 Ducati. Wenn es
einst fertig sein wird, wovon ich noch keine Nachricht habe,
soll es in der Vorderseite 2370 Palmen, und in jeder der
Nebenseiten 880 dergleichen lang werden, und 8000 Men-
schen bequem beherbergen können. Ein geistreicher italie-
nischer Schriftsteller meint, mit minderem Aufwand und
in kürzrer Zeit hätte man im ganzen Konigreiche Nea-
pel der Armuth selbst abhelfen können. Die Stiftung
geschah im J. 1751 von dem Könige Karl von Bourbon,
der dem Hospitale gleich ein bestimmtes jährliches Ein-
kommen von 12,000 Ducati aus der allgemeinen Schatz-
kammer decretirte, welche später auf die Ackerbau-Vor-
schußkasse angewiesen wurden. Seine Einkünfte vermehr-
ten sich fast mit jedem Jahre theils durch aufgehobene
Klöster und durch wiederholte Schenkungen des Königs,
theils durch die auf königlichen Befehl der Erziehungskasse,
den Leihebänken und den Klöstern aufgelegte jährliche Con-
tributionen, und betrugen schon 1778 jährlich über 33,941
Ducati. Der Geist der Stiftung macht dem König und
seinem Jahrhundert Ehre; denn das Haus ist nicht al-
lein bestimmt, den Gebrechlichen und den Greisen beider
Geschlechter einen sichern Zufluchtsort zu öffnen, und die
verlassenen Waisen aufzunehmen, sie zur Ausübung der
Bürgerpflichten, zur Erkenntniß der Religion und zu ei-
nem thätigen Leben zu erziehen, sondern auch die Bett-
ler, Landstreicher und Faullenzer des ganzen Königreichs
in Verwahrung zu bringen, und zur Arbeit anzuhalten.
Gegen den Anfang des jetzigen Jahrhunderts umfaßte es
150 alte, blinde, lahme und überhaupt gebrechliche Manns-
leute, 150 eben solche Weibsleute, 400 Knaben, 100
junge Mädchen und 400 Gefangne. Die Knaben werden
hier zum Theil in der praktischen Chirurgie, zum Theil
in der Grammatik, in der kaufmännischen Buchhaltung
und in der Musik unterrichtet, andre werden zu Schuh-
machern, Schneidern, Barbieren, Webern ꝛc. gebildet. Es
befindet sich in dem Hause auch eine Buchdruckerei, wo
einige Knaben diese Kunst lernen, und eine Bäckerei,
wo ein Theil derselben im Brod-, Torten- und Pasteten-
backen geübt wird. Die Mädchen werden im Spinnen,
Weben, Stricken und Nähen unterrichtet, und fleißig zu
diesen Arbeiten angehalten. In Neapel ist ferner das
Armenhaus des heil. Januarius, S. Gennaro de' Poveri,
oder al Cimiterio, ein großes und weitläufiges Bauwerk

Nach einem Verzeichnisse vom April 1763 zogen damals
er diesen schrecklichen Zufluchtsort dem unvermeidlichen
e und dem Verbrechen vor.

außerhalb der Stadtmauern, 350 Toisen südlich vom königl. Schlosse Capo di Monte, in der Gegend, wo der heil. Januarius und viele andre Heilige begraben wurden, nicht fern von dem reichen Kloster und der prächtigen Kirche der Dominikaner, welche von ihrem wunderthätigen Bilde la Sanita genannt wird. Die Kirche des Hospitals ist sehr alt, schon von dem Bischofe Sylvester von Neapel erbaut. Athanasius fügte 885 ein Kloster hinzu, welches in der Folge mit der Abtei Monte Cassino vereinigt wurde. Fromme Neapolitaner ließen hierauf mehre Gebäude um die Kirche her aufführen, die während der Pest des Jahres 1656 als Lazareth dienen sollten. Peter von Arragonien, der bis 1672 Vicekönig von Neapel war, vermehrte dieses Bauwesen, und bestimmte es zum Hospitale für alle Straßen- und Kirchenbettler des Königreichs, damit die öffentlichen Wege, die sie ungangbar machten, gesäubert, und die Kirchen von ihrer den Gottesdienst störenden Zudringlichkeit befreit würden. Er gab ihm den Namen S. Piedro e Gennaro, und unterwarf es der Aufsicht der Repräsentanten des Volkes zu Neapel. Ein Bettler, der sich in einem gewissen Zeitraume daselbst nicht einfand, wurde aus dem Königreiche verwiesen. Alle wurden hier aufgenommen, beköstigt, gekleidet und zur Beichte und Communion angehalten. Ihre Kleidung war purpurfarbig, und die mildthätigen Einwohner der Hauptstadt unterstützten sie reichlich mit Almosen. Das Haus wurde in fünf Quartiere getheilt: für die verheiratheten Weiber, für die Mädchen, für die verheiratheten Männer, für die Ehelosen und für die Knaben. Schon 1671 ernährte und beherbergte es 800 Menschen. Man hätte es aber in eine Provinz verwandeln müssen, sagt der dort einheimische staatskundige Berichtgeber, um alle Bettler hier einzuschließen, und gewiß hätten sich immer wieder neue in der Hoffnung, hier versorgt zu werden, eingefunden. Um dem Hause einen ständigen Fond zu verschaffen, wurde eine Steuer ausgeschrieben. Eine jede bemittelte Person von Stande mußte sich taxiren. Der Vicekönig schlug sich auf 4000 Ducati an, welche zur Stiftung zweier Caplaneien verwendet wurden. Zur Erhebung der Beiträge schickte man eine Menge mit Patenten versehener Leute durch das Königreich. Jede Stadt wurde zu einem jährlichen Beitrage von 15 Carlini und jeder Flecken zu 10 Carlini unter dem Titel eines Almosens verpflichtet, sogar die Klöster zur Entrichtung einer bestimmten Geldsumme angehalten, das Hospital selbst aber in allen zu seinem Gebrauche gehörenden Dingen für zollfrei erklärt. Ein Vorsteher des Proviantamtes in Terra vermachte ihm 1669 100,000 Ducati, und ein Metzger, Marco di Lorenzo, Beträchtliches. In dem Quartiere der Knaben legte man jetzt eine Pflanzschule der Musik, und in dem der Mädchen ein Conservatorio mit einem Kloster an. In letztres wurden nur Mädchen aufgenommen, die sich einer genauen Untersuchung ihrer Jungfrauschaft unterwarfen; und wenn sie für Jungfrauen erkannt und einige Monate geprüft waren, kamen sie unter der Bedingung einer wiederholten Untersuchung ihres jungfräulichen Zustandes ins Kloster. Papst Clemens X. erklärte die ganze Stiftung für ungültig; autorisirte sie endlich

auf Bitten des Vicekönigs unter der Bedingung, dem p
lichen Nuntius zu Neapel jährliche Rechnung davon
zulegen. Das Haus wurde nun der ordentlichen Ger
barkeit des Erzbischofs entzogen, und mittels des
tius dem päpstlichen Stuhl unterworfen. Man v
demselben eine Menge Ablässe und Privilegien, u
das, „zu Zeiten eines Interdicts bei verschlossenen T
und ohne Geläute der Glocken stille Messe daselbst zu
ten,“ das wichtigste ist. Als sich die Regierung de
dingung des Papstes widersetzte, bestätigte dieser oh
die verliehenen Privilegien. Im 18. Jahrhunderte
die alte Kirche mit einem prächtigen Portal im mod
Style mit antikem Marmor und mit einem Marm
tare verschönert; in ihr ist ein Eingang zu den weltbe
ten Katakomben Neapels, die von ihr die Katakombe
heil. Januarius genannt werden. Gegenwärtig ha
Anstalt 17,000 Ducati jährliche Einkünfte, und b
aus einem doppelten Conservatorio für Mädchen un
einem Armenhause, welches hauptsächlich alte, entkr
und sonst des Dienstes unfähige Livreebedienten zu e
ren hat. Diese sind blau gekleidet, und haben kein
dre Beschäftigung, als die Leichen der Reichen zu b
ten und kleine Fahnen zu tragen, worauf die W
der Verstorbenen gemalt sind. Man nennt sie die A
des heil. Januarius (i Poveri di Santo Gennaro).
ohne sie zu Grabe getragen wird, muß sehr arm
Sie werden kärglich ernährt, und ihre Anzahl beläu
auf etwa 300; die Anzahl der Mädchen und N
in dem zweifachen Conservatorio auf 400.

Nicht minder bedeutend ist das Pilgerhaus, S. T
de' Pellegrini in Neapel, eins der größten und sch
Werke seiner Art, leider mit dem frömmsten Wille
Zufluchtsort der Landstreicher. Es wurde 1579 von
Brüderschaft gestiftet, die noch in unsern Tagen aus
Personen aus allen Ständen, vom höchsten Adel a
zum niedrigsten Handwerke bestand. Dieses Haus
bergt und bewirthet alle Pilgrime, die zu Neape
kommen, drei Tage lang. Die Mitglieder der Brüder
waschen ihnen am ersten Abende die Füße und be
sie mit einem Abendessen von vier Schüsseln. Den
Abend reichen sie einem jeden einen Carlino zum
pfennige. Bis 1786 geschah oft der betrügerische
schleif, daß Landstreicher mehrmals zurückkehrten.
sem Unfug ist aber gesteuert, und seitdem hat di
zahl der Gäste jährlich abgenommen. Von 1784
incl. wurden 24,564, also im Durchschnitte jährlich
Personen auf diese Art beherbergt und bewirthet.
fromme Brüderschaft verpflegt hier auch die Wiede
senden einiger Krankenhäuser Neapels, verleiht ihne
Hülfe eines Arztes, Arzneimittel und Verköstigung
sie vollkommen hergestellt sind. Die Anzahl solcher
sonen belief sich von 1784—88 incl. auf 31,584, al
Jahr ins andre 6316, die als Wiedergenesende aufg
men und verpflegt wurden. Überdies theilt das H
jährlich 120 Duc. als Almosen für die armen Mitl
aus, und 400 Duc., um 17 Mädchen, meistens T
der frommen Brüderschaft, auszusteuern, läßt tägli
stille Messen, jede für 15 Grani, und verschiedne

jedes für 10 Carlini abhalten. Die jährlichen Ein-
des Hospitals betragen 16,400 Ducati.
ßtlich ist noch in Neapel zu nennen Il Monte della
das größte und wichtigste einer Art von Pfandhäusern,
s sechs daselbst gibt. Es war 1539 eine Gesell-
ebildet worden, um den wegen Schulden Verhaf-
urch Geldvorschüsse zu helfen, und dem Wucher
den Schranken zu setzen; und diesem Institute hat
ich die Seltenheit der Bankrute im Handel Nea-
zuschreiben. Es leiht auf alle Arten von Pfänder,
uf Kleidungsstücke von Seide, Wolle und Leinen
ahre lang ohne Interessen, wenn die geliehene Summe
erth von 10 Dukaten nicht übersteigt. Für größre
en oder auf längre Zeit werden die Zinsen nach
desmaligen Stande des Handels, und nach dem
m Landesfürsten erlaubten Abschätzungsanschlage be-
. Die Pfänder werden nach Verlauf von drei Jahren
ert, wenn der Eigenthümer den Schein nicht er-
läßt. Von dem Gewinne werden nicht nur Almo-
ter die Armen ausgetheilt, sondern auch Mädchen
teuert. Das Haus dieses großartigen Institutes
nitten an der großen Straße, die von der Strada
über den Plaz di Giesu Nuovo gegen Morgen
Es ist ein *schönes*, großes und weitläufiges Bau-
mit einer *ansehnlichen* Kirche und wurde 1598 nach
issen des großen Baumeisters Dominico Fontana
ihrt. Man erstaunt, wenn man die ungeheuern
ingebäude desselben anschaut, angefüllt mit uner-
en Schätzen an Hausrath, Edelsteinen, und Klei-
tücken aller Art, ein Bild des Reichthums und
nuth der Stadt. Man ist in Neapel von dem
nützigen und von der Heiligkeit dieser Anstalt so
igt, daß man sie in allen Verhandlungen „il sacro
" nennt; ja das Volk glaubt, daß die daselbst nie-
gten Pfänder vor Insecten und vor aller Art von
niß durch wunderbare göttliche Einwirkung geschützt
. Die Neapolitaner haben daher eine so große
cht vor diesem Hause, daß auch in den heftigsten
den, und in der Zeit, wo man ungestraft durch
nze Stadt plünderte, nie das Geringste gegen das-
internommen wurde, weshalb auch viele Privat-
hier ihre Gelder und ihre Edelsteine deponiren.
Das Hospital Bicêtre zu Paris, eine unter das
alhospital gehörige Anstalt, und eins der größten
häuser der Welt, liegt ½ Stunde von der Stadt,
h des Dorfes Gentilly auf einem Hochlande, das
gegend beherrscht, und war ehemals ein Schloß,
1290 dem Bischofe von Paris zustand, und La
e aur Gueur genannt wurde. Noch in demselben
undert ist Bischof Johann von Winchester in Eng-
s Bewohner dieses Schlosses und das Schloß selbst
re benannt, welcher Name, jedoch nach und nach
stre verwandelt, ihm trotz mannigfaltiger Verän-
n bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Denn
Mitte des 14. Jahrh. wurde Bicestre von dem
Johann von Berry, dem Bruder Königs Karl V.,
u aufgebaut, um 1413 aber von den pariser
n, die für den Herzog Johann von Burgund die
Waffen ergriffen hatten, größentheils abgebrochen; bald
hernach wieder hergestellt, verfiel es in der Folge aber-
mals, bis König Ludwig XIII. das heute noch bestehende
weitläufige und prächtige Gebäude aufführen ließ, das er
zu einem Invalidenhospitale bestimmte, sein Nachfolger
aber, Ludwig XIV., dem Generalhospitale zur Einsper-
rung der Bettler und zur Verpflegung der Armen über-
gab. Das Gebäude hat einen mit Mauern umgebenen
Vorhof, und durch ein zweites Thor gelangt man in die
innern Räume, wo die Ökonomiegebäude sind, und die
zum Hospitale gehörigen Leute wohnen. Hier befindet
sich auch der merkwürdige Brunnen, welcher das ganze
Hospital mit Wasser versorgt. Er hat 15 pariser Fuß
im Durchmesser und eine Tiefe von 207 Fuß. Das
Wasser wird durch zwei Eimer, die beständig auf- und ab-
steigen, gehoben. Jeder dieser Eimer wiegt 2784 Pf.
und braucht fünf Minuten zu seiner Bewegung, welche durch
ein großes Rad, von 20 der stärksten Mannsleute getrie-
ben, bewirkt wird. Diese Arbeiter werden aus der Zahl
der Armen genommen und erhalten für dieses Geschäft
einen bestimmten Lohn. Ehemals wurde die Welle, um
welche das Tau sich windet, vermittels ein Paar Kamm-
und Stirnräder von vier starken Pferden bewegt, welche
eine lothrecht stehende Welle an deren Armen herumdreh-
ten. Wenn der Eimer heraufkommt, stößt er mit dem
Rand an einen eisernen Arm, der ihnum kippt, und in das
Gerinne ausleeren hilft, wodurch das Wasser in das Vor-
rathsbecken in einem nebenstehenden Gebäude geleitet wird.
Dieses Wasserbecken hat 60 Fuß ins Gevierte und ist 9
Fuß tief von Quadern gebaut und auf Gewölbe gegrün-
det. Die Hospitalgebäude sind so weitläufig, daß sie
schon öfters gegen 10,000 Hospitaliten umfaßten, die in
folgende fünf Classen eingetheilt waren: 1) wirkliche Arme
und Schwache, welche das Hospital erhält; 2) Alte, die
ein kleines Kostgeld bezahlen; 3) Irre; 4) Gefangne,
die entweder von der Regierung oder von ihren Ältern
und Verwandten hierher geschafft werden; 5) mit der
Lustseuche behaftete Personen. Das Hospital war von
jeher, wie bis jetzt noch, blos für Mannsleute bestimmt;
nur in der letztgenannten Classe wurden auch Weibsleute
aufgenommen. Jetzt ernährt es etwa 3000 der ersten
Classe, welche in verschiednen Schlafsälen von 50—70
Betten vertheilt sind. Jeder Arme hat sein besondres Bett
für sich. Die Säle sind groß, gesund angelegt und wohl
gelüftet, und in jedem ist Einem aus den Armen die
Aufsicht anvertraut. Das ganze Haus ist in mehre Di-
visionen eingetheilt, deren eine jede ihren geheizten Spei-
sesaal hat. Mehre der Armen, die sich durch ihr langes
Dasein an diesem Ort einen gewissen Grad von Zu-
trauen erworben haben, werden mit der Polizei des Hau-
ses und mit Herumführung der Fremden, welche die An-
stalt zu sehen kommen, beauftragt, und Reposans genannt.
Diese wohnen in kleinern Schlafsälen, die nur zu 5—6
Betten eingerichtet sind, und erhalten monatlich einiges Geld
zur Anschaffung ihres Tabacks. Die kranken Armen wer-
den sogleich in die Krankenanstalt gebracht, die sich in ei-
nem andern ganz abgesonderten Theile des Hauses be-
findet. Sie besteht aus mehren Sälen an der Nordseite

des Hofes, in welchen schon längst jeder Kranke sein besondres Bette mit Matraze ꝛc. hat, seit der Regierung Napoleons aber auch die alte Unreinlichkeit und Nachlässigkeit ausgetrieben und eine bessere Lüftung der Säle eingeführt ist. Außer den Krankensälen befindet sich hier auch ein Saal für die Genesenden, und ein andrer für die Verwundeten, in welchen auch die chirurgischen Operationen vorgenommen werden. Die Narren sind ganz von den Armen abgesondert, und in zwei Classen getheilt. Die erste umfaßt die Blödsinnigen, welche alle an einem rings umher verschlossenen Hofe wohnen, in dem sie sich bei gutem Wetter versammeln. Aus diesem Hofe gelangt man in einen andern Hof, welcher mit einem eisernen Gitterwerke verwahrt ist. Hier befinden sich die Wahnsinnigen, und die Zellen, die ihnen zur Wohnung dienen, welche les petites maisons genannt werden. Jeder Wahnsinnige hat hier seine besondre Kammer, worin sich ein Tisch, ein Stuhl, ein Schrank, alles von Holz, und sein Bett befindet. Aber die Tollen oder Rasenden haben nichts als ein Strohlager. Diese bleiben auch immer in ihren Zellen eingeschlossen, während die Wahnsinnigen, und die nur periodisch rasend sind, bei günstigem Wetter in dem Hofe spazieren gehen. Alle diese Bewohner der petites maisons sind solche, welche für unheilbar gehalten werden, und ihre Anzahl beläuft sich auf 600. Man behandelt sie mit vieler Nachsicht und Sanftheit, und selbst die bösesten werden nicht gemißhandelt. Sie zu bändigen hat man das in England erfundne Hemd von grober Leinwand mit weiten Ärmeln eingeführt, das ihnen den freien Gebrauch der Hände versagt, und sie so außer Stand setzt, zu schaden. Diejenigen Narren, für die man Hoffnung zur Heilung hat, werden in das königl. Irrenhaus zu Petit-Charenton, zwei Stunden von Paris, gebracht. Bicêtre begreift ferner auch noch das ungeheure Gefängniß, das aus einer großen Menge von Sälen, Zimmern, kleinen Zellen, und furchtbaren unterirdischen Gewölben besteht. Vor der französischen Revolution waren alle diese Räume mit liederlichen Mannsleuten, mit allen Arten von Verbrechern, und mit solchen, welche die Bastille nicht fassen konnte, vollgestopft. Jetzt wird hier ein jeder zum Tode Verdammte während der ihm zur Appellation gestatteten Frist verwahrt, sowie auch das Urtheil an solchen vollzogen, die zur Kette oder zur Einsperrung verdammt sind.

Das Hospital de la Salpetrière zu Paris nächst dem Jardin des Plantes, sonst auch im besondern Verstande Hospital général genannt, gibt Bicêtre an Größe und Weitläufigkeit der Gebäude nichts nach, ist auch damit gleichförmig und nach denselben Grundsätzen eingerichtet, nur daß es ausschließlich für das weibliche Geschlecht bestimmt ist. Auch dieses Hospital war ehemals ein königliches Schloß, welches Ludwig XIII. den Salpetersiedern eingeräumt hatte, woher der Name. Als die Armuth in Paris so überhand nahm, daß man 1649 etwa 40,000 Bettler zählte, gab Ludwig XIV. die beiden obengenannten alten Schlösser zu ihrer Versorgung her, und die Anstalt wurde 1657 eröffnet. Der Umfang der Gebäude ist so erstaunenswürdig, daß in denselben oft 10,000 Menschen mit aller Bequemlichkeit beherbergt und erhalten wurden. Sie waren in folgende sechs Classen eingetheilt: 1) alte oder schwache arme Weiber, die theils umsonst ernährt werden, theils ein kleines Kostgeld bezahlen; 2) Findelkinder weiblichen Geschlechtes; 3) arme Mädchen, die in allen weiblichen Beschäftigungen, hauptsächlich aber in allen Arbeiten mit der Nadel unterrichtet, und deren Werke theils im Hause verbraucht, theils zum Vortheile desselben verkauft werden; 4) liederliche Weibsleute, die man zur Strafe einsperrte, und zum Wollespinnen und andern dergleichen Arbeiten anhielt; 5) Züchtlinge, oft Kinder angesehener Ältern, die hier zu vernünftigen Gedanken gebracht werden sollen; 6) endlich verrückte Weibspersonen; 36 Nonnen, mehr als 80 Gouvernantinnen, und eine Menge Mägde hatten die Aufsicht, Wartung und Hausgeschäfte zu besorgen. Das Institut besteht auch jetzt noch auf demselben Fuße, und wird fortwährend von den Hospitaliterinnen, die unter dem Namen der grauen Schwestern bekannt sind, bedient. Allein die Anzahl der Armen ist bedeutend kleiner als ehemals, und beläuft sich jetzt etwa auf 5000 Personen. Es unterscheidet sich immer von dem Hospitale Bicêtre besonders dadurch, daß in der Salpetrière eine größere Reinlichkeit als dort herrscht, hier auch ein besondrer Saal für die von Blindheit befallnen Unglücklichen und eine sehr gut eingerichtete Apotheke zu finden ist, welche Biêctre und ein Paar andre nahe gelegne Hospitäler versorgt. Das Hauptgebäude, zu welchem man durch einen doppelten Vorhof gelangt, ist in Galerien abgetheilt. Jede Galerie hat wieder große Säle, und hier sind die Mädchen nach ihrem verschiednen Alter, nach ihren Fähigkeiten und nach Art ihrer Arbeit vertheilt. Eine gewisse Anzahl ehrbarer alter Weiber dürfen täglich ausgehen. Sie werden aber von den Augen der Polizei streng beobachtet, daß sie nicht betteln. Die Gebäude und Einrichtungen für die Narren sind ganz wie zu Bicêtre, nur daß in dem Umfange des Hofes, um welchen die petites maisons sich anschließen, noch ein besondrer Hof durch ein eisernes Gitterwerk gebildet ist, in welchem man die Tollen und Rasenden bei günstiger Witterung Luft schöpfen läßt. Diese weitläufigen Narrenhöfe können 1000 Personen aufnehmen. Die gewöhnliche Anzahl der Narren beläuft sich auf 600 bis 800. Unter diesem Hospitale steht auch 1) das Hospital de Sainte Marthe oder Scipion, worin alles Brod gebacken wird, welches sowol hier als auch in den übrigen zum Generalhospitale gehörigen Hospitälern gebraucht wird; 2) das Hospital St. Pelagie für Mädchen und Weiber, die sich den Ausschweifungen ergeben hatten, und die hier entweder freiwillig tugendhaft werden wollen, oder durch Arbeit und Ordnung gezwungen werden müssen; 3) das Hospital la Pitié für arme Kinder beiderlei Geschlechts, und 4) das Hospital des Enfans trouvés für Findelkinder ꝛc. bei den Findlings- und Waisenhäusern. Alle diese machen nebst Salpetrière und Bicêtre das eigentliche Generalhospital aus. La Salpetrière hat auch ihre eigne Kirche, eine der schönern in Paris, ein Werk des königl. Architekten Liberal Bruant, des berühmten Erbauers des kön. Invalidenhauses.

Paris ist auch das Hospice du Faubourg Saint
zwar ein kleines Bauwerk, aber als ein Muster
enhäusern berühmt. Es wurde von dem be-
Architekten Viel 1780 erbaut (s. die zwei Grund-
den Anriß unter Nr. V, A, B und C). Eben-
st endlich das Hospital des Incurables in der Vor-
remburg ebenfalls eine große und merkwürdige
dieser Art. Es wurde 1637 von dem Cardinale
ecauld für 300 Betten nebst Nahrung und Klei-
stiftet, nimmt arme unheilbare Kranke, meistens
e, unvermögende Leute beiderlei Geschlechtes, auf,
n abgesonderten großen Sälen beisammen wohnen,
s sein besondres Bette mit grünen Vorhängen und
Stuhle hat. Die Anzahl derselben beläuft sich jetzt
ich auf 400 Personen. Das Gebäude ist weitläu-
enthält neben allen zu einem vollkommnen Ar-
e gehörigen Theilen acht Säle, von welchen sich
Art der im großen Krankenhause zu Mailand
nig erbauten besonders auszeichnen. Vergl. den
s davon, um die Raumeintheilung desselben ein-

St. Petersburg entstand durch die Kaiserin
na II. das Stadthospital für Arme und für un-
Kranke. Auf ihren Befehl wurde das Gebäude
unweit des woskresenskischen Fräuleinklosters befind-
age zur Aufnahme der vorher im woskresenskischen
fillostrowischen Armenhause lebenden Armen ein-
Durch Beihülfe Gabriels, Erzbischofes von
rod und St. Petersburg, wurde eine nach dem
Constantin und seiner Mutter Helena benannte
ngebaut, und die Einweihung derselben, sowie
nung des Armenhauses am 8. Aug. 1781 gefeiert.
ntliche Hospital ist für männliche und weibliche Per-
stimmt und die mit unheilbaren Krankheiten Behafte-
en in einer besondern Abtheilung von den andern
erhalten. Außer dieser Krankenabtheilung wer-
Armen in zwei Classen behandelt: 1) die gebrech-
nd bejahrten Personen, die nicht mehr arbeiten
und daher Wohnung, Kleidung, Nahrung und
dürfniß erhalten. 2) Solche, die noch im Stande
rbeiten zu verrichten; sie bekommen nur die un-
lich nöthigen Bedürfnisse. Die tauglichen davon
zur Bedienung der Kranken und zu Hausarbeiten
en, und erhalten dann die Versorgung der ersten
zu der sie in der Folge, wenn ihr Körper zu
wird, übergehen. Der vorschriftsmäßige Bestand
pitales und dessen Einrichtung, woraus sich seine
theilung ergibt, ist so: Ein Oberaufseher (Glawnüi
el) trägt für Alles, was zum Armenhause gehört,
Alles, was nach seiner Meinung zum Besten der
gereichen kann, muß er dem Collegium der allge-
Fürsorge vorstellen, und alle in dem Hospital
schiednen Benennungen befindliche Personen sind
rgeben. Ein Aufseher (Nadsirabel) hat das Buch
Namensregister über jedes Zimmer zu führen,
us dem Oberaufseher am Ende jedes Monates
Neuangekommenen, Abgegangnen, in andre
Versetzten Nachricht zu geben. Er selbst muß über
den Bestand der Zimmer wachen, die vorschriftsmäßige Anzahl in jedem aus den übercompleten mit Erlaubniß des Oberaufsehers ersetzen, und im Falle einer erkrankt, für die Versetzung desselben in die Krankenabtheilung Sorge tragen. Übrigens hat er auf die genaueste Pflichterfüllung aller über die Armen und Kranken gesetzten Bedienten, auf Reinlichkeit der Zimmer, auf anständige Ordnung darin, auf Mäßigkeit, Frieden, Sittlichkeit ihrer Bewohner, überhaupt auf alles Polizeiliche ein scharfes Auge zu richten. Er muß daher alle 24 Stunden einmal die Zimmer besichtigen, die Vorfälle dem Oberaufseher anzeigen, und dessen Entscheidung zur Strafe oder sonstiger Einrichtung abwarten. Ein Buchhalter muß für die Sicherheit der Magazine des Hauses besorgt sein, auf die aus denselben an den Unteraufseher und die Unteraufseherinnen erfolgenden Abgaben der Bedürfnisse, auf das genaue Maß dieser Bedürfnisse, auf ihre Güte und richtige Ablieferung an die Ältesten jedes Zimmers beständig Acht haben. Dabei hat er den Empfang des Geldes und dessen Auszahlung an den Unteraufseher und die Unteraufseherinnen zum Einkaufe zu besorgen, über dessen richtige Verwendung und gewissenhafte Austheilung des Gekauften an die Ältesten jedes Zimmers zu wachen, über alles dieses die Empfangs-, Einnahme-, Austheilung- und Ausgabebücher zu führen, und am Ende jedes Monates dem Oberaufseher und dem vorgesetzten Collegium Rechnungsbericht abzustatten. Überdies muß er bei Erkrankung oder Abwesenheit des Aufsehers auch dessen Stelle vertreten. Für seine Geschäftsführung ist ihm besonders ein unter seiner Disposition stehender Schreiber zugegeben. Als Arzt des Spitals wird ein Unterarzt aus dem Krankenhause gebraucht, der die Pflicht hat, auf den jedesmaligen Ruf, sonst aber ordnungsmäßig jeden Montag, die Armen zu besuchen, und zu untersuchen, ob sich Kranke unter ihnen befinden. Er hat nach jeder Besichtigung des Armenhauses dem Oberaufseher Bericht abzustatten. Den Mannspersonen ist ein Unteraufseher (Smotritel) und den Frauenspersonen sind vier Unteraufseherinnen (Smotritelniza) vorgesetzt. Jener sowie diese sollen jedesmal in einem besondern Zimmer wohnen, und sich nie ohne Vorwissen des Aufsehers oder Buchhalters aus dem Armenhause entfernen. Jeder dieser Personen ist eine bestimmte Anzahl von Zimmern zur Aufsicht anvertraut, damit sie besonders darauf sehen, daß Alles, was der Aufseher den Armen vorgeschrieben hat, genau und ordnungsmäßig beobachtet werde. Auch haben diese Personen das für die Zimmer bestimmte Geld von dem Buchhalter einzunehmen, dafür Eßwaaren einzukaufen, und selbige den Ältesten, soviel als nach dem Etat für jedes Zimmer bestimmt ist, zuzustellen. Diese und alle hier nachgenannten Personen werden aus den Armen selbst genommen. In jedem Zimmer befindet sich ein Ältester oder eine Älteste (Starosta und Starostina). Den Ältesten bei der Abtheilung der unheilbaren Kranken sind vier Knechte, sowie den Ältestinnen vier Mägde zugegeben. Bei der ersten Classe der Armen sind jedesmal einem Ältesten oder einer Ältestin drei Knechte oder drei Mägde, bei der zweiten Classe aber keine angesetzt, weil die Ar-

men dieser Classe die Arbeiten selbst zu verrichten haben. Alle diese Knechte und Mägde werden zum Brodbacken, zum Zubereiten der Speisen, zur Bedienung der Armen und zu andern nöthigen Geschäften gebraucht, die sie auf Befehl der Ältesten und Ältestinnen zu verrichten haben. Die Anzahl der unheilbaren und Armen ist folgende: Ein Zimmer und bei selbigem ein Ältester mit 4 Knechten und 20 Unheilbaren männlichen Geschlechts, 7 Zimmer, ein jedes mit 20 unheilbaren weiblichen Geschlechts, einer Ältestin und vier Mägden; ferner für die Armen der ersten Classe zwei Zimmer mit 52 armen Mannspersonen, zwei Ältesten und sechs Knechten, und 16 Zimmer mit 416 armen Frauenspersonen, 16 Ältestinnen und 48 Mägden; dann für die Armen der zweiten Classe ein Zimmer mit 29 armen Mannspersonen und einem Ältesten und vier Zimmer mit 116 armen Frauenspersonen und vier Ältestinnen: zusammen 773 Arme, 4 Älteste, 27 Ältestinnen, 10 Knechte und 76 Mägde in 31 Zimmern. Jedes dieser Zimmer hat zwei Öfen, sowie auch das Zimmer für den Aufseher, das Zimmer für den Unteraufseher und für die Unteraufseherinnen, das Zimmer für den Buchhalter und das Comptoir. Fünf Wächter (Storoscha) unter dem speciellen Befehle des Aufsehers müssen genau Acht geben, daß Niemand, besonders zur Nachtzeit, mit Licht und Feuer herumgehe, daß sich keine Arme aus dem Hause entfernen, und daß keine fremde Leute ohne Erlaubniß oder Befehl des Aufsehers, des Unteraufsehers oder der Unteraufseherinnen in das Haus eingelassen werden rc. Endlich hält das Armenhaus auch zwei Pferde und einen Fuhrmann zum Anfahren des Wassers und der Eßwaaren, zum Wegführen der Kranken in das Krankenhaus und zu andern gemeinschaftlichen Bedürfnissen.

In Rom wurde das Sanct Michelsspital, l'Ospicio Apostolico di Santo Micchele, eins der größten, schönsten und musterhaftesten Armenhäuser der ganzen Welt, von Thomas Odescalchi, einem Vetter des Papstes Innocentius XI. und dessen Großalmosinar für arme Kinder gestiftet, und der Bau 1684 unter der Direction des berühmten Architekten Ritter Matthias Gregorius von Rossi angefangen. Clemens XI. erweiterte es im Anfange des 18. Jahrh. bedeutend, und verband damit die Anstalt für arme alte Leute, Männer und Weiber, und für junge Leute von übler Aufführung, und Clemens XII. fügte das Zuchthaus für Weiber hinzu. Das Gebäude erhebt sich am Tiberhafen di Ripa Grande und ist nicht blos von colossaler Höhe und Umfange, sondern auch in einem großartig einfachen Styl aufgeführt. Die Vorderseite hat fast 900 Fuß in der Länge. Das Ganze besteht aus mehren großen Höfen, welche die Flügel des weitläufigen Hauses einschließen. Auf drei Seiten eines der größten Höfe sind die Werkstätter für die verschiednen Kunstfabriken und Manufacturen angebracht, in welchen die Waisen und Kinder nahrungsloser Ältern unterrichtet und gebildet werden. Man hat gewöhnlich gegen 200 solcher Zöglinge. Ihre natürlichen Fähigkeiten und ihre Tauglichkeit oder Geschicklichkeit bestimmen die Wahl. Es gibt fast kein Handwerk, in welchem hier nicht ein Meister für diesen Zweck angestellt wäre. Ein Theil arbeitet in der hier angelegten Wollentuchfabrik und ein andrer in der Tuchfärberei, Buchdruckerei rc. Auch im Zeichnen, in der Musik und in den Anfangsgründen der Wissenschaften wird den Kindern Unterricht ertheilt. Sobald diese jungen Leute das Alter von 20 Jahren erreicht haben, werden sie mit einer vollständigen Kleidung versehen, und erhalten ein kleines Capital, um sich damit in dem Geschäfte, das sie erlernt haben, häuslich niederlassen zu können. In der Mitte dieses Hofes ist ein herrlicher Springbrunnen, mit edeln Kunstformen und verschiednen Inschriften zur Ehre der Stifter dieses Hauses verschönert. Um einen andern Hof herum befinden sich die Wohnzimmer für die alten Leute. Man zählt ihrer gewöhnlich gegen 300 männlichen und etwa 250 weiblichen Geschlechts. Sie sind in allen Stücken sehr gut gehalten und gepflegt. Schon ihr Äußeres verkündet, daß sie an diesem trostreichen und angenehmen Zufluchtsorte, den ihnen die Wohlthätigkeit bereitet hat, vollkommen zufrieden sind. Ihre Zimmer sind reinlich, und ihr gemeinschaftlicher Speisesaal ist schön und von ungemeiner Größe. Ein andrer Theil des großen Hauses ist das Gefängniß für Kinder und junge Leute, welche von der Polizei, oft auch von ihren Ältern zur Besserung hierher gebracht werden[43]). Das Hospital hat seinen Namen von der Kapelle des heil. Michaels, welche sich an dasselbe anschließt, und zu gleicher Zeit mit ihm erbaut wurde. Beide werden von den Ordensgeistlichen der scholarum piarum bedient, und die oberste Aufsicht über das Ganze ist drei Cardinälen aufgetragen[44]).

In Rom muß ferner Santa Galla in Portico, obgleich an Größe der Anstalt und des Gebäudes mit dem eben beschriebenen kolossalen Armenhause nicht zu vergleichen, doch immer als ein bedeutendes, schönes, und durch Alterthum höchst merkwürdiges Institut in der Reihe der allgemein interessanten Armenhäuser genannt werden. Es nimmt alle hülflose Arme auf, die keine Zuflucht haben, sowie auch die Genesenden, welche das allgemeine Hospital der Pilger verlassen, und wird von den Mönchen des Ordens der Mutter Gottes bedient. Dieses Armenhaus liegt zwischen dem Capitolium und der Tiber nächst dem Orte, den ehemals die Portike der Octavia einnahm, von der es auch seinen Beinamen erhalten hat. Seine Hauptbenennung aber rührt von der heil. Galla, der Tochter des berühmten Consularen Sym-

43) Den besondern Zweck desselben zeigt eine Inschrift über dem Eingang an: Clemens XI. Pont. Max. perditis adolescentibus corrigendis instituendisque, ut qui inertes oberant, instructi reipublicae serviant. An. Sal. MDCCIV. Pont. IV. In einem Zimmer dieser Abtheilung spricht uns von der Wand herab folgende Wahrheit an: Parum est coercere improbos poena, nisi probos efficias disciplina. In der Mitte eines andern Zimmers, wo etwa 50 Mädchen mit Spinnen beschäftigt sind, ist das Wort Silentium befestigt. An der äußern Wand eines Zimmers dieser Abtheilung, welches für Frauen bestimmt ist, liest man, daß es Clemens XII. im J. 1735 gestiftet hat, um der Ausgelassenheit der Weiber Schranken zu setzen und ihre Laster zu bestrafen.
44) Eine Ansicht dieses großen Spitals, sowie es von einem Standpunkte jenseits der Tiber unfern der Trümmer des alten Pons Sublicius erblickt wird, findet man bei Jean Barbault in dessen Édifices de Rome moderne, p. 69 Tab. ultima.

her, den Theodorich der Große um 525 enthaup=
. Denn an dieser Stelle war das väterliche Haus
ein Frau, wo sie täglich 12 Armen Speise reichte.
endlich eine Kirche dabei erbauen, und zog sich
insamkeit eines Klosters, nahe bei Sanct Peter,
Zu ihrem Andenken setzte man aber hier in ih=
he, die damals der heil. Maria geweiht war, die=
on ihr ausgeübten Werke der Barmherzigkeit fort.
rühmte Geschlecht der Odescalchi erweiterte zuletzt
talt, und bildete aus ihr das noch bestehende be=
he Hospital. Die Façade der Kirche ist ein Werk
ühmten Baumeisters Matthias Gregorius de Rossi,
e beiden anbetenden Engel von der Hand des Rit=
rmini haben jenen in der Kapelle des heil. Sa=
tes zu Sct. Peter zum Vorbilde gedient.

derselben Stadt müssen wir auch des französischen
ls, verbunden mit der Kirche S. Luigi de Fran=
denken. Es liegt in dem Stadtviertel di Santo
io, und wurde 1480 für die Pilger aus Frankreich,
ngen und Savoyen gestiftet, welche hier drei Tage
erberge und Nahrung, und bei ihrer Abreise ei=
hrpfennig erhalten. Das Hospital steht unter dem
e des Königs von Frankreich, und wird von einer
schaft verwaltet, die aus 24 Franzosen besteht, und
n *armen Mädchen* aus Frankreich, Lotharingen
avoyen *Aussteuer* gibt. Die Kirche ist die schönste
alkirche in Rom, wo bekanntlich jedes europäische
ie seinige hat. Die Franzosen erwarben sie sich
urch Tausch gegen jene, die sie in der Straße della
hatten. Die Königin Katharina v. Medicis und
rdinal Matthias Contarelli trugen viel zu ihrer
erbauung bei, welche 1589 beendigt wurde. Die
ist ein Werk des berühmten Architekten Giacomo
orta **); das Innere ist mit ionischen Pilastern
ldet, welche um die Mitte des 18. Jahrh. mit
em Jaspis bekleidet wurden. Um eben diese Zeit
nan die Kirche überhaupt mit Marmor, Stuck und
ungen. Die Kuppel, der Chor und die Tribune
chaltars wurden nach den Zeichnungen des lyoner
ten Antoine Derizet verziert, und das Hauptge=
der Kirche von Karl Natoire, damals Director
nzös. Akademie in Rom, ausgemalt. Das Haupt=
mälde ist eine Himmelfahrt Mariä von dem be=
n Francesco Bassano. Die zweite Kapelle links
h das vortrefflichste Gemälde, das Leben der heil.
von Dominichino, berühmt. Die dritte Capelle
sich durch die sel. Johanna von Valois, ein Ge=
on Parozel, und durch das Grabmal des großen
nannes und französ. Gesandten am päpstlichen
Kardinals Arnold von Ossa, aus. Die Wände der
des heil. Matthias sind von den Werken zweier
n Meister ganz bedeckt. Das Bildniß des Hei=
ligen und die Gemälde auf den Seitenmauern sind von
Michel=Angelo da Caravagio, und das Gewölbe, sowie
die zwei Propheten, von den Händen des Ritters Joseph
Cesari da Harpino.

Ebendort verdient noch das Hospital mit seiner Kirche Santa Maria del Orto, das Armenhaus und die Kirche der Spezerei= und Obsthändlerzunft Erwähnung. Eine große und schöne Anstalt in der Gegend der Ripa Grande, nicht weit hinter dem Sanct Michelsspital, grade auf der Stelle und in der Gegend, wo einst die Prata Mutii lagen, und wo Mutius seine Hand in Gegenwart des Königs Porsenna verbrannte. Die Kirche wurde 1489 von den freiwilligen Beiträgen vieler frommen Leute erbaut. Ihr Baumeister ist der berühmte Julius Romanus, und die Façade ist eins der bessern Werke des eigensinnigen Architekten Martin Lunghi des Jüngern. Das Innere der Kirche ist mit Kunstwerken berühmter Meister angefüllt. Die Tribune des Hochaltars ist von Jakob della Porta, und seine Gemälde sind von Friedrich und Thaddäus Zuccheri. Besonders reich ist das Gewölbe. Hier haben die Gebrüder Zuccheri die Propheten, Torelli die Sibyllen und der Ritter Baglioni Scenen aus dem Leben der heil. Jungfrau gemalt. Neben vielen andern geschätzten Gemälden in den zahlreichen Kapellen dieser Kirche zeichnen sich vorzüglich jene des Thaddäus Zuccheri, des Philipp Zucchetti, des Ritters Baglioni und des Nicola da Pesaro aus. Auch ein Engel aus schwarzem Marmor von Peter Le=Gros wird mit Vorzug bemerkt.

Bei Savona, sechs Lieues westlich von Genua, im Thale Sanct Bernard, ist das große Hospital mit seiner schönen und prächtigen Kirche der Madonna della Misericordia eine höchst merkwürdige Anstalt für Waisen, Greise und Unheilbare, von der mir aber eigne Anschauung und nähere Nachrichten mangeln. Zu Toledo ist von 17 Hospitälern der Alkazar eins der schönsten und größten Armenhäuser. Es ist der ehemalige Palast der gothischen und maurischen Könige von Kaiser Karl V. und seinem Sohne, Philipp II., Könige von Spanien, zur Residenz der spanischen Herrscher wieder neu erbaut, ein Werk des berühmten kaiserl. Baumeisters Alonso de Covarrubias und des Ludwig de Bergara, welche die Nordseite aufführten, und endlich des Ritters Juan de Herrera, Architekten Königs Philipp II., weltberühmten Vollenders des Escurial, Meisters des königl. Palastes von Aranjuez, der Brücke von Segovia zu Madrid, und vieler andrer durch ihren großen und ernsten Styl ehrwürdiger Gebäude, welcher die Südseite des Alkazar vollendete: ein viereckiges Gebäude von etwa 160 und 130 Fuß in den Seiten, durch seinen einfach=prächtigen und großartigen Styl, durch seine edle Colonnade, durch den schönen Hof, den es einschließt, rings von Arkaden umgeben, und durch seine große und prächtige Treppe eins der herrlichsten Denkmäler der Kunst des 16. Jahrhunderts. Durch die Verlegung des königl. Hofes von Toledo nach Madrid und durch die große Feuersbrunst, die der Palast im Anfange des 18. Jahrh. aushalten mußte, gerieth er ganz in Verfall. Einige Freunde der Kunst, denen es nahe ging,

---

Sie erhebt sich in zwei Pilasterordnungen, deren die un=
, die obere korinthisch ist. Die Mittelthüre zeichnet
zwei ionische Säulen und einen Giebel aus. Vier Sta=
den Händen des französ. Bildhauers Lestage zieren das
ächst der Thüre sieht man vier Grenzsteine von Granit
ndre von herrlichem Porphyr.

den Untergang eines so prächtigen Denkmals vor Augen zu sehen, legten dem Könige etwa um 1780 dessen Wiederherstellung ans Herz. Der Erfolg war, daß sich der damalige Erzbischof von Toledo selbst diesem ehrenvollen Werk unterzog. Nachdem er dem Alkazar seine alte Majestät wiedergegeben hatte, verwandelte er ihn in ein Hospital für arme alte Weiber und Greise, nahm einige hundert Waisenkinder dazu, die er daselbst erziehen, und in einer darin errichteten Zeichnungsschule zu allen Künsten und Handwerken vorbereiten ließ, und dieses wohlthätige Institut dauert in einer ungemein großen Ausdehnung fort. Der Erzbischof that noch mehr: Er verband eine Seidenmanufactur mit dem Armenhause, in welcher alle junge Arme und Bettler ihren Unterhalt finden sollten. Die prachtvollen Zimmer des untern Geschosses, wo einst die Großen des Reiches in ihrem Glanz erschienen, füllten sich mit Spinnrädern und mit Webstühlen an, das Kellergeschoß, das sonst der königl. Ökonomie und den Stallungen diente, wurde zu den Schlafsälen der Armen eingerichtet, und so ernährte der Erzbischof über 700 arme Menschen, die bei der Seidenmanufactur gebraucht wurden. Außer dem Ertrage der Arbeiten waren jährlich noch 40,000 Ducados erfoderlich, halb von der Kirche, halb, und was noch weiter fehlte, vom menschenfreundlichen Stifter hergeschossen.

In Turin hat die Carita, ein durch Größe und Vortrefflichkeit der Anstalt und der Gebäude allgemein merkwürdiges Armenhaus, große Einkünfte, und nimmt einen ziemlichen Theil der Straße des Po ein. Jung und Alt von beiderlei Geschlecht werden hier zur Arbeit von allerlei Fabriken angehalten, wofür sie ihren Lebensunterhalt, besondre Verpflegung, wenn sie alt oder krank werden, und doppelte Kleidung erhalten. In dem Hause befinden sich gemeiniglich 2000, öfters bis 3000 Bettler, welche von den Straßen weggenommen werden, zu welchem Zwecke 30—40 Mann täglich auf den Straßen herumgehen. Doch werden nur Landeskinder aufgenommen; Fremde dagegen bestraft und aus der Stadt gewiesen. Das Hauptgebäude umgibt mit seinen Flügeln zwei viereckige Höfe, und hat rings um die Hofseiten herum Galerien. Der eine Hofraum mit seinen umgebenden Flügeln ist für die Männer, der andre für die Weiber bestimmt. Jedes Geschlecht speist in seinem besondern Saal, etliche Hunderte auf einmal, sodaß sie einander zwei- bis dreimal ablösen. Jedes Geschlecht hat auch seine besondre Zeit, die Messe zu hören, und alle sind von den übrigen Leuten, die in ihre Kirche gehen, durch ein eisernes Gitterwerk abgesondert. Die Kirche ist wegen des Gewölbes und der daran von Ritter Daniel gemalten Himmelfahrt Christi, berühmt. In den untersten Gängen um die beiden Höfe des Spitals stehen die marmornen Brustbilder der Wohlthäter und Wohlthäterinnen der Stiftung mit zierlichen lateinischen Beischriften.

Venedig besitzt in dem berühmten Hospital Li Mendicanti di Santo Lazzaro eins der schönsten, prächtigsten, größten und am besten eingerichteten Armenhäuser der Welt. Es liegt im obern Theile der Stadt an den Lagunen mitten zwischen der Sacca della Misericordia und dem Arsenale. Zuerst war es auf der Insel St. Lazzaro erbaut, und zur Aufnahme der Aussätzigen bestimmt. Als sich diese Krankheit nach und nach verlor, nahm man andre Kranke, Gebrechliche und Straßenbettler darin auf. Die Lage des Hauses auf einer entfernten Insel hielt aber die Vorsteher, Ärzte und andre benöthigte Personen öfters, besonders bei stürmischem Wetter, oft wenn man derselben am meisten bedurfte, ab, dahin zu fahren. Deshalb begann man 1673 den Bau dieses prächtigen Werkes, wozu ein reicher Kaufmann Bontempelli 30,000 Dukaten hergab, und noch 100,000 Dukaten vermachte. Mit dem Hause wurde zu gleicher Zeit die Kirche nach dem Modelle des berühmten Vincenzo Scamozzi aufgeführt. Sie ist von angemessener Größe, sehr wohl erhellt, und steht in der Mitte des weitläufigen Bauwerkes so zu sagen zwischen zwei Hospitälern eingeschlossen. Denn zur Rechten ist das Hospital für das männliche und zur Linken für das weibliche Geschlecht. Beide große Hausabtheilungen sind mit Höfen und Sälen versehen, und so geräumig, daß eine ungemein große Anzahl Menschen ganz bequem darin wohnen kann. Jetzt werden gegen 600 arme alte Leute darin beherbergt und verpflegt, überdies eine bestimmte Anzahl Waisenmädchen aufgenommen und erzogen, die besonders in Musik und Gesang von guten Meistern gebildet werden, und an Sonn- und Feiertagen in der Kirche Oratorien oder geistliche Concerte abhalten. Nach gemeiner Meinung zieht man hier die besten Sängerinnen. Die schöne Vorderseite der Kirche ließ ein venetianischer Kaufmann, Giuseppe Galli, nach den Zeichnungen des bekannten Architekten Giuseppe Sardi ganz von Marmor aufführen. Das äußre Portal führt in einen großen viereckigen Vortempel; aus diesem kommt man durch ein zweites Portal in die Kirche selbst. Die Scheidewand zwischen dem Vortempel und der Kirche machen zwei schöne Denkmäler von feinem Marmor, welche dem venetianischen Admiral Ludwig Mocenigo wegen der Vertheidigung von Candia gesetzt wurden. Jedes Monument hat eine Statue, die eine stellt die Tapferkeit, die andre die Klugheit vor. Innerhalb der Kirche über dem Portal steht seine Bildsäule in Lebensgröße von Giuseppe Belloni, und zu beiden Seiten sieht man einige seiner kriegerischen Unternehmungen in halberhobner Arbeit mit vieler Kunst vorgestellt von Sardi. Das Innere der Kirche ist ein einziges Schiff in korinthischer Ordnung, und der Boden am Hochaltare vom feinsten und auserlesensten Marmor eingelegt. Außer diesem sind noch vier andre Altäre, alle vom feinsten karrarischen Marmor. Rechts und links von dem Hochaltare hängen zwei vorzüglich schöne Gemälde, eins von Alexander Tiarini von Bologna, das andre von Gian Francesco Barbieri von Cento, der unter dem Namen il Guercino bekannt ist. Auch das Bethaus im Innern des Hospitals, dem heil. Philippus Nerus gewidmet, ist mit mehren guten Gemälden geziert.

Zu Venedig muß endlich auch das Augustiner-Nonnenkloster Le Convertite, im westlichen Theile der Insel Giudeca, zu den schönsten und merkwürdigsten Ar-

kalten gerechnet werden. Es nimmt die Lustmäd-
ch, die ihren liederlichen Lebenswandel zu verlassen
en vor künftiger Verführung sichern Zufluchtsort
n. Die gewöhnliche Anzahl derselben beläuft sich
0. Man nimmt aber nur solche auf, die noch
Reize besitzen, und daher in Gefahr sind, ihren
lichen Lebenswandel fortzuführen. Die Kirche ist
n 16. Jahrh., von ansehnlicher Größe, hat sechs
ordnete Altäre, und ist mit vortrefflichen Gemäl-
n guten Meistern geschmückt. Man sieht in der-
wei der vorzüglichsten Werke des Baldissera d'Anna,
tarblatt des Matthäus Ingoli Ravenate, mehre
Bilder des jüngern Palma, welcher auch den gan-
tfond der Kirche gemalt hat, und das beste Werk
igi Benfatto, Christus, wie er der Magdalena als
r erscheint, das Blatt des Hochaltars.

Findlingshäuser und Waisenhäuser.

ußer den mit allgemeinen Hospitälern und mit Ar-
usern, sowie auch manchmal mit Krankenhäusern
denen großen Anstalten für Findlinge, Waisen und
arme Kinder gibt es auch unglaublich viele einzelne
ngshäuser und Waisenhäuser, von welchen die größ-
d merkwürdigsten folgende sind.
Das amsterdamer ist höchst einfach in seinem
, durch gute Disposition und Reinlichkeit in sei-
nnern ausgezeichnet. Es nimmt 1000 Kinder im
auf, und läßt 3000 auf dem Lande verpflegen.
erlin besteht das große Friedrichs-Waisenhaus,
r schönsten und höchst bedeutenden Anstalten dieser
s einem weitläufigen, drei Stockwerke hohen Ge-
von welchen das oberste ein Halbgeschoß ist. Es
im Vierecke gebaut, einen großen Hof ein. Seine
ite grenzt an die stralauer Straße, seine Ostseite
Ende der neuen Friedrichsstraße und den Anfang
aisenbrücke, und seine Südseite berührt mit der
Kirche und ihrem Thurme die Spree. Kurfürst
h III. ließ das Werk nach seines Baudirectors,
Grueneberg, Plane 1697 anfangen, und 1702
hon die Seite an der stralauer Straße und ein
am Hofe fertig. Nach Grueneberg's Tode wurde
au dem Ingenieurmajor und ersten königl. Bau-
, Philipp Gerlach, einem Schüler des Professors
s, übertragen, welcher den hintern Flügel, und
em Wasser zu die Kirche baute, und damit 1716
wurde. Endlich führte derselbe nach seinen eignen
auch den Thurm in den Jahren 1726 und 1727
lcher 258 rheinl. Fuß hoch war, 1782 aber durch
ung seines hölzernen Obertheils erniedrigt wurde.
rche wurde 1781 im Innern erneuert. In diesem
Hause, das im vorigen Jahrh. gewöhnlich mit
0 Waisenkindern, 30 alten Männern und Wei-
d 200 Kostkindern bevölkert war, wohnen jetzt
lich 300—400 Waisenkinder, und überdies werden
gen 650 als Kostkinder darin beherbergt und ver-
Die alten Leute, für die es sonst ebenfalls be-
war, sind seitdem in andern Stiftungen unterge-
worden. Sämmtliche im Hause befindliche Wai-
senkinder mit den Kindern der Lindauer- und Oranien-
Stiftung empfangen Unterricht im Lesen, Schreiben, Rech-
nen und Zeichnen, und in den gemeinnützigsten Kenntnis-
sen, wozu jetzt sieben Lehrer angestellt sind. Außer den
Schulstunden werden die größern Mädchen zur Arbeit in
der Küche und bei der Wäsche gebraucht; die kleinern
nähen Hemden, Schürzen rc. für's Waisenhaus, müssen
auch ausbessern und stricken. Die Kinder haben auch
ein Badehaus auf der Spree, wo sie unter Aufsicht zu
bestimmten Zeiten im fließenden Wasser baden. Dabei
ist ein Badezimmer, wohin das Wasser aus der Spree
zum Wintergebrauche geleitet werden kann. Ferner hat
die Anstalt ein gut eingerichtetes Krankenhaus, dem Wai-
senhause gegenüber an der Straße, die man hinter der
stralauer Mauer nennt. Mit dem Friedrichswaisenhause
ist auch die berühmte königl. Impfungsanstalt, ferner das
sogenannte Kleininstitut für Kinder vom ersten bis sechsten
Lebensjahre, deren 40—50 unterhalten werden, sowie noch
andere Stiftungen verbunden [46]).

Das neue Waisenhaus zu Hamburg, ein großes
und prächtiges Gebäude, das auch in seiner innern Raum-
eintheilung gar vieles eigenthümliche Gute hat. Die An-
stalt wurde 1604 gestiftet, wo man das Haus der heil.
Maria am Schor in ein Waisenhaus umwandelte, wel-
ches heute noch unter dem Namen des alten Waisenhau-
ses, doch für einen andern Zweck, besteht. Im Anfange
des 18. Jahrh. erweiterte man die Stiftung auch für
Findelkinder, und Jobst von Overbeck beschenkte sie zu
diesem Ende mit 150,000 Mark. Endlich 1782 wurde
dieses neue Haus angefangen, 1785 fertig und von der
Waisenanstalt bezogen. Sein Bau kostete 295,000 Mark
cour. Seine Vorderseite an der Admiralitätsstraße ist gegen
Südosten, und 235 hamb. Fuß lang. Seine Nebenseiten,
welche von zwei Flügeln gebildet werden, die bis an den
Herrengraben reichen, haben jede eine Länge von 112
Fuß. Das ganze Gebäude ist durchaus 52 Fuß tief,
und schließt längs dem Herrengraben einen länglich vier-
eckigen Hof von 131 Fuß in der einen und 60 Fuß in
der andern Seite ein. Rechts und links von dem Hause
sind noch zwei eingeplankte Plätze zu den Spielen der
Kinder bestimmt, deren jeder ebenso vielen Raum als
das Haus selbst einnimmt. Das ganze Gebäude ist in
seinen Hauptmauern massiv und drei Geschosse hoch, hat
darüber unter seinem gebrochnen Dache noch ein Dach-
geschoß, in der Mitte des Hauptgebäudes einen zierli-
chen Thurm mit Uhr und Glocken, welcher 75 Fuß über
den First des Daches hervorragt, und unter jedem der
beiden Flügel ein gewölbtes Kellergeschoß, welches von
der Straße bis an den Graben geht, und die Küche so-
wie andre zur Hauswirthschaft gehörige Raumabtheilun-
gen umfaßt. Die Kirche nimmt die Mitte des Hauses

---

46) Von diesem großen Hause ist ein Aufriß der Hauptseite gegen die stralauer Straße, und ein Grundriß des mittlern Stockwerks des ganzen Gebäudes auf einem Blatte gestochen und bei Jer. Wolf in Augsburg erschienen. Eine perspectivische Ansicht dieser Hauptseite und der Seite nach der neuen Friedrichsstraße oder der stralauer Brücke findet man in Schleuen's Prospecten Nr. 9, und auf dessen Plane von Berlin aus d. J. 1773.

ein, reicht durch das erste und zweite Geschoß, ist im Lichten 80 Fuß lang und 46 Fuß breit, und im Innern bunt verziert. Sie hat zwei Haupteingänge in der Mitte ihrer Länge, einen von der Straße und den andern vom Hofe her, und wird auf den beiden andern Seiten von den Haupteingängen in das Haus begrenzt. Rechts und links von ihr befinden sich in dem untern Geschosse die Zimmer des Ökonomen (Waisenvaters), die Speisesäle und andre Räume (vergleiche den Grundriß unter Nr. VII, A); im zweiten Geschosse (vergl. unter Nr. VII, B den Grundriß) die Arbeitszimmer und Lernzimmer der Kinder und der Versammlungssaal des Waisenhauscollegiums. Im dritten Geschosse sind die Schlafstuben der Kinder, und über der Kirche die Krankenstuben, im Dachgeschoß ebenfalls Schlafstuben, Zimmer für die Nachtmeister rc. Die Anzahl der Kinder, die im Hause wohnen, beläuft sich jetzt auf 600, und außer dem Hause werden noch 500 von der Anstalt verpflegt. Von allen bei dem Hause angestellten Personen wohnen nur der Waisenvater und die Waisenmutter, die Krankenwärterin, die beiden Aufseher und Aufseherinnen, und das Hausgesinde im Hause selbst. Äußerlich ist das Haus bei den Ecken, und in der Mitte der Flügel mit Wandpfeilern versehen, welche am untern Geschosse von Bäurischem Werke und an den beiden obern Geschossen, die sie mit ihren Höhen ohne Unterbrechung durchreichen, toskanischer Ordnung sind. An jeden der beiden ebenbezeichneten Mitten des Hauptgebäudes ist ein Vorsprung von 3½ Fuß, der ⅛ der Länge des ganzen Gebäudes zur Breite hat, und sowol von der Straße als vom Hofe her ein zierliches Portal dem Auge darbietet. Über jedem Vorsprunge erhebt sich eine Attike durch kurzstämmigen Pilaster mit zierlichen Knäufen ausgebildet, die einen ziemlich flachen Giebel unterstützen. Auch im Innern des Hauses ist architektonische Ausbildung nicht gespart.

Das The Foundlinghospital in London darf in der Reihe der besten Anstalten und der schönsten Gebäude dieser Art nicht unerwähnt bleiben. Die Stiftung dieser Anstalt wurde schon zur Zeit der Regierung der Königin Anna durch die bedeutenden Geldsummen, welche der Eifer einiger angesehenen Kaufleute für solchen Zweck zusammenbrachte, vorbereitet. Allein erst Thomson Coram, Commandant eines Handlungsschiffes, ist als der eigentliche Stifter desselben anzusehen. Dieser Mann, von Liebe für die verlassene Unschuld beseelt, verließ seinen Posten, begab sich nach London, und widmete alle seine übrigen Tage dem einzigen Geschäfte, die Barmherzigkeit seiner Mitbürger zu diesem Werke der Wohlthätigkeit anzuregen. Seine Bemühungen gelangen; Anfangs wurde ein großes Haus gemiethet. Im J. 1745 stand der erste Flügel schon fertig und wurde von der Findlingsanstalt bezogen; 1747 legte man den Grundstein zur Kapelle, und als die milden Beiträge unaufhörlich zunahmen, man auch für nöthig fand, die beiden Geschlechter zu trennen, wurde der Bau des andern Flügels beschlossen. Dieser bildet nun mit dem ersten und der Kapelle zwischen beiden im Hintergrunde das ganze Haus, welches ein ungemein großer Hof, rechts und links durch eine Colonnade veredelt, mit dem Haupteingange verbindet. Das Ganze trägt von Außen sowol als von Innen einen einfach edeln Charakter. Doch im Innern wollte die Wohlthätigkeit der damals blühenden ausgezeichnetesten Künstler der Unschuld Unterhaltung und zugleich Belehrung verschaffen. Daher wurde der Hauptsaal des Hauses mit mehren vortrefflichen Kunstwerken verziert, unter denen besonders vier große Gemälde nicht nur wegen ihrer meisterhaften Ausführung, sondern auch wegen der für den Ort passenden Wahl des Gegenstandes merkwürdig sind: das eine von Franz Hayman stellt die Tochter Pharao's vor, wie sie Moses der Pflegmutter mit den Worten übergibt: Nimm dieses Kind und nähre es für mich, ich werde dich dafür belohnen. Das andre von dem berühmten Hogarth zeigt Moses, wie ihn Pharao's Tochter in ihr Haus als Sohn aufnimmt. Das dritte von Highmore hat die Geschichte Ismaels zum Gegenstande, als der Engel vom Himmel herab der betrübten Hagar zuruft: Fürchte nichts, Hagar! Denn Gott hat die Stimme des Kindes vernommen. Im vierten endlich von Wills sieht man Jesus, wie er die Kinder zu sich ruft, und spricht: Lasset die Kinder zu mir kommen, denn ihnen gehört das Himmelreich. Diesen herrlichen Geschenken fügten Hayttey, Wilson, Whale und Gainsborough Ansichten von den größten und schönsten Hospitälern Londons und seiner Umgegend hinzu. Der berühmte Rysbach schmückte den Kamin in diesem Saale mit einem sehr schönen Basrelief, welches Kinder mit dem Feldbau und mit der Schiffahrt, als der gewöhnlichen Bestimmung dieser Findlinge, beschäftigt vorstellt. Die vortrefflichen Stuccaturarbeiten, der schöne Marmorkamin, der prächtige Tisch und das herrliche Glaswerk in diesem Saale sind alle Geschenke von den in diesen Kunstfächern berühmten Meistern Wilton, Derwal, Sanderson und Haller. Das Bildniß des würdigen Stifters Thomson Coram ist von der Hand des berühmten Hogarth. Die schöne Orgel in der Kapelle ist Geschenk Händels, welcher hier auch viele große Oratorien zum Vortheile des Hospitals unter seiner eignen Direction aufführte. Die meisten Kinder werden bis zu gewissen Jahren auf dem Lande genährt und erzogen, und stehen, obgleich in verschiednen Provinzen zerstreut, immer unter sichrer Aufsicht ehrwürdiger Personen in ihrer Nachbarschaft. Vom dritten bis zum sechsten Jahre werden sie in der Religion, im Lesen rc. unterrichtet, und vom letztern Alter an sucht man sie nach ihren Kräften an solche Arbeiten zu gewöhnen, welche ihre Körper stark machen und zur Thätigkeit und Arbeitsamkeit anregen. Man sieht daher einen großen Theil derselben in den Gärten, die zum Hause gehören, beschäftigt. Die Mädchen werden von dem sechsten Jahre an zum Nähen, Stricken und Spinnen, zu den Beschäftigungen in der Küche und im Waschhause, überhaupt zu Allem angehalten, was sie fähig macht, einstens als gute Dienstmägde in ehrbare Familien einzutreten.

In London zeichnet sich ferner das Christchurchhospital, auch Bluecoathospital genannt, als eins der größten und vorzüglichsten Waisenhäuser aus. Es ent-

der Regierung Königs Eduard VI., welcher
em Vater, Könige Heinrich VIII., aufgehobene
adt London geschenkte Franciskanerkloster, des-
ls eine der prächtigsten Klosterkirchen berühmt
dieser vortrefflichen Waisenanstalt verwendete.
52 überstieg die Bevölkerung des Hauses die
40 Kindern. König Karl II. stiftete darin eine
r Mathematik, welche die Vorsteher des Hau-
Folge erweiterten, und die Anstalt mit noch
dern Schulanstalten für Knaben und Mädchen,
auch mit einer Zeichnungsschule für erstre ver-
die Anstalt ist sowol dem Wesen ihrer innern
g als auch ihrem ausgebreiteten Nutzen nach
rwerk. Eine große Menge trefflicher Männer
s ihr hervor, wovon der größte Theil im Dienste
l. Marine ehrenvoll wirkte, die andern aber
ausgezeichnete Geschäfts- und Handelsleute,
vortreffliche Prediger und Glieder des Parlia-
uchteten. Die Anstalt ist für Waisen beiderlei
s, die als geborne Bürgerskinder die bürger-
chte genießen. Ihre Anzahl übersteigt gewöhn-
Zahl von 1000, welche im Hause wohnen; die
sind, werden nach Herford und Wark geschickt,
sie grade so pflegt und kleidet, als wenn sie im
bst *wären, nämlich* in dunkelblaue lange Röcke
Strümpfe; und ihnen für alles das, was die
rnen, Meister hält. Denn viel mehr als 1000
Haus nicht beherbergen, obschon es ungemein
und mit vier kolossalen Flügeln einen weiten
Hof umschließt. Diese Gebäude sind meistens
in Bezug auf ihre Form unansehnlich, einige in
it erbaute Theile ausgenommen, die sich durch
ganz auszeichnen. Aber die beiden Hauptpunkte
ohnung sind hier gepaart, Bequemlichkeit in
theilung und Reinlichkeit. Denn noch besteht
der alten Klostergebäude; der größte Theil der-
rde aber nach der großen Feuersbrunst vom J.
er der Direction des weltberühmten Architekten
uskirche, Sir Christopher Wreen, von neuem
. Die prächtige Kirche, die schon unter Hein-
. ihrer schönsten Zierden beraubt war, brannte
anz ab, und wurde von demselben großen Bau-
cht fern von ihrer ersten Stelle wieder aufgeführt.
er sind in acht Classen abgetheilt, deren jede
hlafsaal hat. Die Wohnung der Mädchen ist
er Knaben getrennt. Alle speisen aber zusam-
nem Saale von ungeheurer Größe. Auch die
theilung des Hauses zeichnet sich durch besondre
keit aus. Die Hauptzimmer des Hauses als
ungssaal der Vorsteher und Speisesaal, sind mit
geschmückt, worunter sich kostbare Stücke be-
Die Ausgaben dieses Hospitals belaufen sich
jährlich auf 12,000 Pf. Sterling; aber die Einnahme
übersteigt die Ausgabe bei weitem.

The Asylum (das Zufluchtshaus) in den Georgs-
feldern auf dem Wege nach der Westminsterbrücke zu
London zeichnet sich weder durch Größe, noch durch
Schönheit des Gebäudes aus. Um so mehr ist es aber
die Art der Anstalt, auf die man als auf eine höchst mu-
sterhafte aufmerksam zu machen hat. Die Gefahr, wel-
cher die Mädchen ausgesetzt sind, durch Armuth, durch
den Tod ihrer Ältern, durch eine teuflische Kupplerin,
und oft durch die Gewissenlosigkeit der Ältern selbst zu
dem schändlichsten Gewerbe herabgewürdigt zu werden,
veranlaßten viele gutgesinnte Menschen von Stande, zur
Errichtung eines Schutzortes der weiblichen Tugend, ehe sie
unterliegt, zusammenzutreten. Das Institut, im J. 1758
gestiftet, nimmt daher alle Mädchen unter 12 Jahren
auf, die von ihren Ältern oder Verwandten verlassen
sind, und gibt ihnen Alles, was zu einer ehrbaren weib-
lichen Bildung beitragen kann, im reichsten Maße. Die
Anzahl der Mädchen ist nicht festgesetzt; sie ist aber nicht
so bedeutend, als man sie in andern Armenhäusern zu
sehen gewohnt ist. Bedeutender ist sie in dem nicht
weit davon entlegnen Magdalenenhospitale, The Magda-
len-House, bestimmt, die gefallnen Mädchen der Haupt-
stadt, wenn sie als reuige Sünderinnen erscheinen, auf-
zunehmen, sie von ihren Verirrungen zu heilen und in
die Würde eines ehrbaren Standes wieder einzusetzen.
Gestiftet ist die Anstalt auf dieselbe Weise und in demsel-
ben Jahre wie die früher genannte. Zum Locale wählte
man ein Haus in Prescotstreet, Goodmansfields, ein ein-
faches Gebäude mit einem Hofe, der durch eine Mauer
von der Straße geschieden war. Um die Unglücklichen
den vorwitzigen Blicken des Pöbels zu entziehen, ersann
man Fenster von trichterförmiger Gestalt, welche dem
Lichte nur von Oben Zufluß gestatten. Schnell wuchsen
durch den wohlthätigen Eifer des Publikums die Ein-
künfte, aber auch die Bevölkerung des Hauses nahm durch
die Menge der reuigen Mädchen zu, und der Raum wurde
bald zu enge. Die Vorsteher kauften daher ein Stück
Land in den St. Georgsfeldern zu einem Neubaue. Die-
ses einfach schöne und symmetrisch aufgeführte Haus be-
steht aus vier von Backsteinen aufgeführten Flügeln, wel-

---

erstern das Bildniß König Karls II. in seiner Staats-
it Beiwerken, von dem berühmten Peter Lely von der
gemalt; dann König Jakob II. in der Mitte seiner
inen Kanzler Jefferies an der Seite, wie er den Vor-
spitals, verschiedne von den Aufsehern, und eine Menge
Kinder, alle auf den Knieen, empfängt, eins der längsten Ge-
mälde, die man kennt, ein Werk des großen Meisters Antonio
Verrio. In einem andern Gemälde erscheint der Stifter des Ho-
spitals sitzend, wie er die Stiftungsurkunde den Aufsehern über-
reicht, welche in ihrer rothen Feierkleidung vor ihm knieen; die
Knaben und Mädchen sind in zwei Reihen gestellt, ein Bischof,
wahrscheinlich Ridley, befindet sich ebenfalls auf dem Stücke. Das
Werk soll von Holbein sein, hat aber durch Ausbesserung viel ge-
litten. Im untern Saale zeichnet sich ein Kniestück von Eduard
aus, ein überaus schönes Gemälde, unstreitig von der Hand die-
ses großen Meisters. Eduard selbst erscheint hier sehr reich geklei-
det, und hat die eine Hand an seinem Degen. Unter den Por-
traits dieses Saales glänzen als vorzüglich schöne Werke die
zweier Wohlthäter, das des Sir Wolstan Dixie, Lordmayors von
London im J. 1585; das Gemälde ist vom J. 1593; und das
der Lady Maria Ramsay, Gemahlin des Sir Thomas Ramsay,
Lordmayors im J. 1577.

che einen viereckigen geräumigen Hof einschließen. In der Mitte des Hofes ist ein großes Wasserbecken, und bei jeder Ecke des hintern Flügels erhebt sich ein achteckiges Gebäude, wovon das eine die Kapelle ist, das andre aber den Versammlungssaal der Vorsteher enthält. Die Mädchen, welche zu diesem Ort ihre Zuflucht nehmen wollen, überreichen dem Secretaire eine kurze Bittschrift. Die Aufgenommenen sind nach Art ihrer frühern Erziehung und nach ihrem äußern Aussehen in verschiedne Classen abgetheilt. Die niedern Classen, aus denjenigen Geschöpfen gebildet, die von ungewisser Herkunft oder durch ihren unglücklichen Lebenswandel am meisten verdorben sind, werden zu solchen Arbeiten angehalten, die sie am besten verstehen, und bekommen für ihrer Hände Werke soviel als es dem Vorstande gefällt. Wenn sie sich gut aufführen, erhalten sie Gratificationen, und werden ganz unmerklich in den Stand gesetzt, wieder in die Welt zu treten und sich häuslich niederzulassen. Keine ihrer Arbeiten wird in dem Hause selbst verkauft. Man versieht sie aber mit Allem, was sie zur Fertigung ihrer Arbeiten brauchen, oder zur Ausübung ihrer Industrie verlangen. Das Hauptaugenmerk und der Geist dieses merkwürdigen Institutes geht darauf hin, die Seelen der Hospitaliten immer in einer sanften und angenehmen Bewegung zu erhalten, damit sie ihr Schicksal in diesem Hause glücklich preisen, Alles lieb gewinnen, was um sie ist, und sich zu einem ehrbaren Lebenswandel vorbereiten. Man entfernt daher mit großer Sorgfalt Alles, was ihren Beschäftigungen den Anschein einer gezwungenen Arbeit, und ihrem Aufenthalte den Charakter eines Zuchthauses geben könnte. Jedes Mädchen, das sich hier drei Jahre lang gut aufgeführt hat, und nach Verlauf dieser Frist von ihren Ältern, Verwandten oder von irgend einem ansässigen Bürger, der sich verpflichtet, sie in Dienste zu nehmen, zurückverlangt wird, erhält sogleich ihre Entlassung, und in dem Augenblicke, wo sie Abschied nimmt, auch eine kleine Mitgabe an Geld. Und wenn nach Verlauf eines Jahres ihre Herrschaft mit ihrem Betragen zufrieden ist, so wird sie von den Vorstehern des Hospitals mit einer Gratification belohnt. Übrigens werden die Mädchen während der drei Jahre, die sie im Hospitale zubringen, vorzüglich gut verpflegt. Jede hat ihr eignes Zimmer und ihr eignes Bette, und manche haben sogar auch noch ein Nebenzimmer. Im Winter stehen sie Morgens 7 Uhr auf und gehen Abends 9 Uhr schlafen. Im Sommer muß Erstres eine Stunde früher, das Andre eine Stunde später geschehen. Jede Classe hat ihren besondern Tisch, bei welchem eine Vorsteherin zugegen ist. Ihre Kleidung aber ist durchaus gleichförmig, grau und von feiner Wolle. Es ist auffallend, wie viele gute Menschen aus dieser vortrefflichen Anstalt ausgehen, wie viele glückliche Familien in London und in seinen Umgebungen bestehen, deren Mütter ihre Aussteuer der wohlthätigen Freigebigkeit dieses Hauses zu danken haben, und wie viele glückliche kleine Handlungshäuser mit dem, was sie aus dieser Heilquelle geschöpft, ihren Anfang genommen, und den Grund ihres Wohlstandes gelegt haben. Schon in den ersten 28 Jahren seiner Stiftung bis zum 25. Dec. 1786 hatte das Haus 2471 reuevolle Freudenmädchen aufgenommen. Von diesen wurden 390 wieder entlassen, weil sie sich an das eingezogne Leben nicht gewöhnen konnten, 338 wurden aber wegen mancherlei Fehler und Vergehungen fortgeschafft; 45 wurden mondsüchtig und mit andern unheilbaren Zufällen befallen, 52 kehrten nie wieder aus den Krankenhäusern, wohin man sie gebracht hatte, zurück; hingegen wurden 1608 dieser ehemals Lasterhaften ihren frohen Ältern und Verwandten wiedergegeben, oder in anständige Dienste und ehrbare Gewerbe gebracht, und so vor dem Müßiggange und einem künftigen Rückfalle gesichert; 68 aber waren in dem bezeichneten Zeitpunkte im Hause.

In Neapel bestehen unter der Benennung von Conservatorien etwa 40 Waisenhäuser, Verpflegungs- und Erziehungsanstalten für arme Kinder, wovon il Carminello nicht allein eins der größten, sondern auch in Bezug auf den Geist und die wahre Gemeinnützigkeit seiner Einrichtung das beste ist. Das schöne Gebäude erhebt sich an der Nordseite des großen Marktplatzes, auf welchem einst die beiden edeln teutschen Fürstensöhne, Konradin von Schwaben und Friedrich von Baden, enthauptet wurden. Es gehörte sonst den Jesuiten; König Ferdinand IV. bestimmte es aber im verflossenen Jahrhunderte für verwaiste Mädchen, welche bis in ihr 18. Jahr darin erzogen werden. Ihre Anzahl beläuft sich auf 250. Sie wohnen dort, werden genährt, sauber gekleidet und in brodbringenden Handarbeiten, sowie in den zur geistigen Bildung erfoderlichen Kenntnissen unterrichtet. Der Unterricht wird nach Methode der Normalschulen ertheilt. Sie lernen schreiben, rechnen, den Katechismus ihrer Kirche und die bürgerlichen Pflichten. Für die erstern sind verschiedne Manufacturen von Flachs, Seide und Baumwolle im Hause errichtet; man hat weder Mühe noch Kosten gespart, dieselben zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen. Ein jedes Mädchen, das sich aus diesem Hause verheirathet, bekommt 100 Dukaten zur Aussteuer. Die allgemeine Erziehungskasse des Königreichs gibt jährlich 13,000 Ducati zur Erhaltung dieser wohlthätigen Anstalt. Von Neapels andern Conservatorien, in welchen die Mädchen unter der Aufsicht von Nonnen meistens nur spinnen müssen, im Übrigen aber mehr zu einer andächtig betrachtenden, als zu einer thätig arbeitsamen Lebensart angehalten werden, zeichnen sich theils durch Größe, theils durch schöne Einrichtung der Gebäude aus, das Conservatorio di Ponte Corvo, das di S. Gennaro e Clemente und das della Vergine de' Dolori, wovon das erste 1674, das andre 1710, und das dritte 1712, alle drei für Jungfrauen, die der Dürftigkeit wegen in Gefahr sind, zu einem liederlichen Leben verleitet zu werden, gestiftet worden sind. Bei der Stiftung des letztgenannten hat man die Aufnahme auf solche Mädchen eingeschränkt, die sich durch Schönheit auszeichnen, und das 20. Jahr noch nicht erreicht haben. Aber das schönste und merkwürdigste von allen ist das Conservatorio dello Spirito Santo. Es wurde 1564 von einer Brüderschaft, welche sich vom heil. Geiste beseelt glaubte, und de' Verdi (die grünen Brüder) nannte,

ıng der Töchter solcher Mütter, die sich der
ǝeben, errichtet. Diese Brüderschaft, in ihrem
durch die Predigten eines Dominikaners, des
roßo Salvio Bagnuolo, unterstützt, sammelte
weck reiches Almosen, und erbaute das weit-
us sammt seiner großen Kirche mitten in der
der schönsten Straße, der Strada Toledo.
wurde 1775 von dem geschickten neapolitani-
itekten Mario Gioffreda in einem prächtigen
bildet, und ist eine der reichsten von Neapel.
schön ist ihre Kuppel; ihr Inneres glänzt be-
rch die Schönheit der Kanzel und des Haupt-
elche von prächtigen Marmoren gebildet sind,
ch sehr viele Gemälde von den berühmten
rancischello di Muro, Fischietti und Celebrano,
aber durch ein Ölgemälde des großen Meisters
dano, welches unter dem Namen il Rosario
nkranz) bekannt genug ist. Dieses Hospital
nem Hause auch eine Bank, welche 1594 er-
de, und sich rühmt, nie faillirt zu haben. Es
ein gewisses jährliches Einkommen von 9500
nd besteht gewöhnlich aus etwa 60 Nonnen und
0 Mädchen. Die darin Aufzunehmenden müs-
en, daß ihre Mütter Huren, und sie in Ge-
durch ihr Beispiel verführt zu werden, sich
r Untersuchung unterwerfen, ob sie noch Jung-
id. Doch auch Nichten und Zöglinge der
den Aufnahme. Weil sie sehr gut gehalten
uch wenn sie sich zum geistlichen Stand ent-
ollen, oder wenn sie einen Mann finden, 100
Mitgift erhalten, so hat dieses Haus einen gro-
f. Es gab sogar schon ehrliche Mütter, wel-
lufnahme ihrer Töchter zu bewirken, sich für
sgaben. Die Hauptbeschäftigung der Mäd-
iesem Conservatorio ist Musik und Chordienst.
chen, welche in der Prüfung der Jungfrauschaft
ben, ist zwar in diesem Hause nicht, aber in
ts 1585 gestifteten Conservatorio del Rifiuto,
el Refugio genannt, gesorgt. Auch solchen
mern, welche Huren waren, und diese Lebens-
llig verlassen, fehlt es in Neapel nicht an Zu-
rn. Dergleichen sind das Conservatorio del Soc-
lches 1602 seinen Anfang nahm, das di S.
currre miseris, welches 1613 von vier frommen
richtet wurde, und das 1631 gestiftete Con-
di Santo Giorgio alla Pignasecca. Der staats-
leapolitaner Galanti berichtet, daß alle diese
jetzt mehr den hoffnungslosen, als den Gefahr
Jungfrauen zur Zuflucht dienen. Die neue-
nhäuser dieser Art sind das Conservatorio della
, das di S. Vincenzo und das di S. Raf-
n welchen das letztre die übrigen an Ruf über-
ie Mädchen haben dort ein reichlicheres Aus-
ls in den übrigen, wo sie meistens durch Al-
mmerlich erhalten werden, und ihre Kleidung
nnen verdienen müssen. Dieses Conservatorio
entlich 1770, wo ihm eine Kirche erbaut wurde.
t gewöhnlich gegen 170 bekehrte Freuden-
mädchen, und macht einen jährlichen Aufwand von 8000 Dukaten. Besonders merkwürdig ist die Kirche dieses Hauses, welche an Reichthum des Geräthes, an Zierlichkeit und Geschmack des Gebäudes wenige ihres Gleichen hat.

Zu dieser Art Armenanstalten gehören auch Neapels Conservatorien der Musik für Knaben, welche vor den Kriegen unsrer Zeit durch reiche Einkünfte sehr blühend waren, und durch die großen Meister, die als Zöglinge aus denselben ausgingen, in einem weit verbreiteten Ruhme standen (vergl. den Art. Conservatorium). Es bestanden sonst vier solcher Häuser in Neapel, von denen man das de' Puoveri di Giesu Christi, in welchem unter vielen andern auch die zwei berühmten Musiker Vinci und Pergolese gebildet wurden, im letzten Viertel des 18. Jahrh. in ein geistliches Seminarium, das jetzige erzbischöfliche, verwandelte. Die drei jetzt noch bestehenden sind: Pieta de' Turchini, oder das Hospital der Blaugekleideten, S. Onofrio und Santa Maria di Loreto, immer noch durch ihre großen und schönen Gebäude und prächtigen Kirchen merkwürdig. Das erstgenannte nächst dem Castel-Nuovo und dem Hafen am Ende der Straße Catalana nahm seinen Ursprung im J. 1683 durch eine fromme Brüderschaft, welche die armen Knaben, die in der damaligen allgemeinen Noth hülflos und verlassen auf den Gassen herumliefen, aufnahm und erzog. In der Folge wurden die Knaben dort ausschließlich der Musik gewidmet, sodaß sich die berühmte Musikschule bildete, in welcher gewöhnlich gegen 130 Knaben von den geschicktesten Meistern unterrichtet wurden. Die Kirche dieses Hospitals ist noch besonders durch ihre von Luca Giordano gemalte Kuppel berühmt; auch ein geistlicher Versammlungssaal im Innern des Hauses hat Gemälde dieses großen Meisters, sowie Vaccaro's und Matei's. Einen ähnlichen Anfang hatte Santo Onofrio nicht weit von dort am Hafen und unterhielt sonst gegen 90 Zöglinge der Musik. Das größte und berühmteste dieser Conservatorien ist aber Santa Maria di Loreto, nächst dem Ostende der Stadt vor dem Thore del Carmine, mit einem großen Gebäude und einer kolossalen Kirche. Es war sonst ein gewöhnliches Waisenhaus, Klerikern aus der Congregation der Sommaskaner anvertraut, bis es in ein Armenhaus für musikalische Bildung unter der Aufsicht von Weltpriestern verwandelt wurde. Die Knaben werden in allen diesen musikalischen Conservatorien im Lesen, Schreiben, Singen und in der Instrumentalmusik unterrichtet, und zu weltlichen und geistlichen musikalischen Functionen gebraucht, wodurch sie viel Geld für diese Häuser verdienten. Santa Maria di Loreto unterhielt gewöhnlich gegen 200 solcher Zöglinge und nahm, wie die andern, auch Fremde auf, welche etwas Gewisses zahlen und bestimmte Jahre dem Hause dienen mußten. Aus diesem aber sind die meisten und berühmtesten Sänger und Musiker ausgegangen, und haben seinen Ruhm durch ganz Europa verbreitet.

In Paris ist das Findlingshaus, Hôtel des Enfans trouvés, eine zum Generalhospitale gerechnete An-

stalt, eine der größten dieser Art in der Welt. Es besteht in einem weitläufigen Gebäude, dem Hotel-Dieu gegenüber. In ihm werden jährlich 8000 Kinder niedergelegt, die man zu jeder Stunde, ohne zu fragen, wo sie herkommen, aufnimmt. Sie werden meistens gleich des andern Tages von Miethammen, die zwei zugleich annehmen, auf das Land und nach einer gewissen Zeit in das Hospital zurückgebracht, wo sie in großen Sälen vertheilt schlafen, Verpflegung und Unterricht erhalten. In dieselbe Classe gehört ferner das dortige Waisenhaus, l'Hospice des Orphelins, sonst auch unter dem Namen Maison de la Pitié bekannt, ebenfalls ein zum Generalhospitale gehöriges Gebäude an der Straße St. Victor. In seinen weiten Räumen wurden ehedem neben den Waisenkindern auch erwachsene Kranke und Verwundete verpflegt. Jetzt aber ist es allein für die Waisen bestimmt, die früher auch noch in einem ähnlichen Hospice an der Straße du Faubourg St. Antoine erzogen wurden. Seit etwa 20 Jahren nimmt das Hospital auch die Findlinge männlichen Geschlechts auf, welche im Nothfall auf dem Lande auf Kosten des Hauses untergebracht werden, bis sie das siebente Jahr erreicht haben, wo man sie wieder in das Hospital zurückbringt. Hier können sie nun irgend ein Handwerk wählen, das ihnen ansteht, z. B. die Weberei, Schreinerei, Schlosserei, oder sonst ein andres, für welches das Haus selbst die Werkstätten umfaßt. Sind sie in ihrem Handwerke zu einem Grade der Ausbildung gelangt, so erhalten sie ein gewisses Wochengeld, das man ihnen aufhebt, bis sie in einem Alter von 18 Jahren das Haus verlassen. Außerdem haben die Kinder in diesem Hospitale vom Staate besoldete Lehrer, welche ihnen in den Elementarkenntnissen wissenschaftlicher Bildung unentgeltlichen Unterricht ertheilen. Die Anzahl der Kinder, die gewöhnlich in diesem Hause beisammen sind, beläuft sich auf etliche Tausend. Sie sind in verschiedne große Schlafsäle, die leicht gelüftet und rein gehalten werden können, vertheilt, und ein jedes hat seine besondre Schlafstätte. Ein großer Hof im Umfange des Hauses ist für sie bestimmt, um in den Erholungsstunden frische Luft zu schöpfen. Außerdem gehen sie aber mehrmals in der Woche unter Leitung und Aufsicht ihrer Erzieher ins Freie spazieren.

Das königl. Militair-Waisenhaus zu **Potsdam** ist nicht allein wegen der Größe und Vortrefflichkeit der Anstalt, sondern auch rücksichtlich der Größe, Schönheit und Zweckmäßigkeit der Gebäude ein Muster aller Waisenhäuser. Es besteht aus dem großen Knabenwaisenhause, dem Mädchenwaisenhause und dem Waisenlazarethe. Das große Knabenwaisenhaus wird von der Waisenstraße, Sporerstraße, Lindenstraße und breiten Straße begrenzt, und umschließt mit dem auf der Ecke der zwei zuletzt genannten Straßen stehenden Landschaftshause in einem großen Viereck einen weiten Hof. Den Anfang der Stiftung machte König Friedrich Wilhelm I. im J. 1722, ließ 1724 das große Gebäude vier Stockwerke hoch ganz von Holz aufführen, und in der Mitte des Flügels an der Lindenstraße einen hölzernen Thurm aufsetzen. Aber Friedrich der Große erbaute es 1772—78 durch den berühmten Architekten Karl v. Gontard ganz von Stein. Seine Hauptseite an der Waisenstraße ist gegen Morgen etwa 400 rheinl. Fuß lang und vier Stockwerke hoch. In der Mitte, wo der Haupteingang ist, hat sie einen breiten Vorsprung dorischer Ordnung mit einem Giebel, in dessen Felde Figuren mit dem Namenszuge des Königs angebracht sind. An beiden Enden dieser Seite reicht quer über die Straße bis an den hier vorbeiziehenden Canal ein Gitter, welches Abends 10 Uhr geschlossen wird, und die Gangbarkeit der Straße unterbricht. Die Nordseite des Hauses liegt längs der Sporerstraße, ist 342 Fuß lang und drei Stockwerke hoch, und wurde 1777 fertig. An dieser Seite war in dem alten Gebäude die Kirche, welche aber eingegangen ist, da der Gottesdienst für das Waisenhaus mit in der Garnisonkirche gehalten wird. Seine Südseite an der breiten Straße ist nur etwa 164 Fuß lang, und in eben dem Style, wie die Hauptseite an der Waisenstraße, erbaut. Mit eben dieser Seite wurde 1772 der Anfang des neuen Baues gemacht. Sie ist vier Geschosse hoch; in dem Giebelfelde des Vorsprungs steht der Name des ersten Stifters und Erbauers. In diesem Theile des Gebäudes befinden sich die Wohnungen der Waisenhaus-Officianten, sowie der Conferenz- und Versammlungssaal und die übrigen Geschäftszimmer der Administration. Neben dem südlichen Flügel steht noch ein zwei Stockwerke hohes Haus, worin die beiden Prediger und einige Mitglieder der Administration des Waisenhauses wohnen. Dieses Haus, bis 1771 das Versammlungshaus der Stände des havelländischen und zauchischen Kreises, wurde auf königl. Befehl dem Waisenhause eingeräumt, und die Landschaft in das dicht daneben an der Ecke der Lindenstraße gelegne ehemalige Predigerhaus des Waisenhauses verlegt. Der westliche oder hintre Flügel ist etwa 310 Fuß lang und hat in der Mitte ebenfalls einen breiten Vorsprung, welcher vier Geschosse hoch ist. Über diesem Vorsprung erhebt sich eine hohe Attike, vor welcher verschiedne Bildsäulen und oben auf derselben Kinder stehen. Über der Attike steigt der Thurm empor, von acht freistehenden korinthischen Säulen, welche eine Kuppel tragen, gebildet. Auf der Kuppel steht eine Bildsäule der Ceres, von Kupfer gegossen und vergoldet, in der einen Hand ein flammendes Herz, in der andern einen Ölzweig haltend. Dieser Thurm ist, sowie alles Übrige, von Gontard's Erfindung. Besonders merkwürdig ist die Kuppel, welche mit dem Thurme den Vorsprung krönt; denn sie ist mit vieler Kühnheit ausgeführt und wird blos von den freistehenden Säulen getragen. Die Haupttreppe in diesem Vorsprung ist von Sandstein mit einem schönen eisernen Geländer, und ruht auf Bogen. Auf beiden Seiten des Vorsprungs ist dieser Flügel nur drei Geschosse hoch. Auf dem Hofe dieses sehr großen Gebäudes befindet sich noch ein drei Geschoß hoher Flügel, in welchem die Handwerker des Waisenhauses ihre Wohnungen haben. Überhaupt ist die ganze innere Eintheilung des Hauses den Bedürfnissen einer so weitläufigen Anstalt vollkommen angemessen, und ein ehrenvolles

kmal von den Talenten und von dem Geschmack
s geschickten Meisters. Dem westlichen Flügel des
en Waisenhauses gegenüber steht das dazu gehörige
e, oder Mädchenwaisenhaus, welches in der Vorder-
etwa 221 rheinl. Fuß lang ist, und hinten gegen
Hof hinaus zwei etwa 144 Fuß lange Flügel hat.
ist durchaus drei Geschosse hoch, von einer ganz ein-
n Bauart und in der innern Disposition seiner Be-
mung vollkommen gemäß. Ihm zur Seite schließt
das Lazareth des Waisenhauses an, welches früher
Caserne war, und erst seit 1820 für den jetzigen
eck eingerichtet wurde. Vordem befand sich dieses
areth jenseits des Havelstromes in der teltower Vor-
t an der saarmünder Straße, und war von Frie-
h II. neu und ganz massiv erbaut worden. Eben hier
zt das Waisenhaus noch mehre zum Betriebe des
denbaues bestimmte Gebäude, sowie Gärten und große
ulbeerpflanzungen, welche sich von der saarmünder
aße bis an die teltower und Mühlenstraße, und auch
ts von der saarmünder Straße bis in die potsda-
r Haide hinein ausbreiten. Das vom großen Könige
edrich II. gestiftete Haus für Officierstöchter, ein aus-
eichnetes Gebäude an der Waisenstraße, etwas weiter
dlich von dem großen Knabenwaisenhause, zwischen
Sporer- und Bäckergasse, muß ebenfalls noch als
Theil des Militairwaisenhauses angesehen werden.
nn diese ganze großartige und umfassende Anstalt ist
arme Soldatenkinder des ganzen Heeres, welche über
s Jahr alt sind, bestimmt, und nimmt so viele auf,
von den Regimentern der Armee verlangt wird. Alle
den nicht allein ganz frei ernährt und gekleidet, son-
n auch unterrichtet und erzogen, und bei ihrer Ent-
ung ausgesteuert. Die vortreffliche innere Einrichtung
Anstalt selbst, die Ordnung und Zweckmäßigkeit in
handlung, Erziehung und Unterweisung der Kinder,
ihrer Kleidung, Nahrung und Wohnung, die Ord-
ng in der Ökonomie der Anstalt, der ungeheure und
sterhaft eingetheilte innere Raum der Gebäude, und
nächtliche Beleuchtung der Gänge, die alle Jahre
hr als 800 Thlr. kostet, — Alles ist musterhaft, und
ß dem Studium der Staatsmänner und Baumeister
pfohlen werden [48]). Die Einkünfte dieser kolossalen
stalt sind freilich ebenso ungeheuer, dahingegen aber
h die Ausgaben und die Wohlthaten, die sie verbrei-
, höchst bedeutend. Im J. 1786 war das ganze Per-
al: 709 Knaben im Hause, 687 Mädchen im Hause,
) Knaben außer dem Hause bei Professionisten, 242
Diensten auf dem Lande, 83 Mädchen in Diensten
f dem Lande, 2789 Kinder theils in Berlin, theils auf
n Lande, theils in andern Orten in Verpflegung,
7 Bedienten oder Beamten der Anstalt, mit Ein-
uß des Waisenhausgesindes, 14 Invaliden, 35 Pen-
naire, zusammen 5376 Seelen, wobei die Fami-
und das Privatgesinde der Bedienten nicht mitge-
lt ist. Im Jahre 1817 waren in dem großen Hause etwa 430 Waisenknaben, und in dem kleinen Hause 215 Waisenmädchen. Jetzt befindet sich in einem Flügel des großen Waisenhauses auch das Cadetteninstitut aus dem vormaligen Cadettenhause in Stolpe.

Das Findelhaus in **Toledo** gehört ebenfalls zu den schönsten und vorzüglichsten Anstalten dieser Art. Es wurde von dem Cardinal-Erzbischofe Pedro Gonçalez de Mendoza am Ende des 15. Jahrh. gestiftet, und ist ein Gebäude im gothischen Styl, an dem man besonders das Vollendete der Verzierungen und die Haupttreppe bewundert. In der dazu gehörigen Kirche findet man sechs große Gemälde aus Rubens' Schule. Desgleichen ist das große Findelhaus, Ospedale della Pieta, zu **Venedig** zu nennen. Das Haus liegt im südlichen Theile der Stadt, an der Riva degli Schiavoni, östlich vom St. Markusplatz, und nimmt alle neugeborne, von ihren Ältern verlassene Kinder zu allen Zeiten von Jedermann ohne Ausnahme und ohne Bedingniß auf. Zuvor wurden solche Kinder auf die öffentliche Straße hingelegt und oft todt gefunden. Ein Bußprediger aus dem Seraphinenorden kam 1340 nach Venedig und rief die Einwohner in den beweglichsten Ausdrücken zur Einrichtung eines öffentlichen Ortes für die Versorgung dieser armen Geschöpfe auf. In seinen Predigten hatte er das Wort Pieta so oft wiederholt, daß er davon Fra Pieruzzo della Pieta und in der Folge die Anstalt selbst **la Pieta** genannt wurde. Auf seine Auffoderung trat zuerst eine Brüderschaft zusammen, welche die ausgesetzten Kinder auf den Straßen und öffentlichen Plätzen zusammensuchen und in eine für sie bestimmte Herberge bringen ließ. Diese befand sich nicht sehr fern von den Lagunen, nordwestlich von dem Arsenal in der Gegend von San Francesco della Vigna, wo die Brüderschaft 17 Häuser gemiethet hatte. Der Ort wurde Corte della Pietà, Hof der Barmherzigkeit, genannt. Zum Behufe dieser neuen Anstalt vermachte eine Lucrezia Dolfin 1475 eine beträchtliche Summe. Als aber die Anzahl der Findlinge unverhältnißmäßig anwuchs, und die Kräfte der Brüderschaft, sowie der Raum der Häuser, nicht mehr zureichen wollten, trennte man die Knaben von den Mädchen, und überließ letztre einer Congregation von Matronen, die sich zu diesem Werke der Barmherzigkeit willig finden ließen. Diese kauften an der jetzigen Stelle des Hospitals ein geräumiges Haus, und widmeten es durch Vermächtniß dieser Anstalt für immer. Ihrem Beispiele folgten nach und nach mehre, bis das Hospital endlich in den Stand kam, eine beträchtliche Anzahl von Kindern zu unterhalten und für ihre Erziehung und ihren Unterricht zu sorgen. Die immerfort zunehmende Anzahl der Findlinge machte in dem letzten Viertel des 18. Jahrh. eine Erweiterung der Gebäude nöthig. Zugleich wurde auch die Kirche vergrößert und bequemer gemacht, wozu man schon 1745 den Grund gelegt hatte. Jetzt sind beide Hospitäler wieder beisammen, wo die Findlinge beiderlei Geschlechts aufgenommen werden. Man sorgt für ihren Unterricht und für ihre Erziehung bis zu einem gewissen Alter, wo dann die Knaben zu denjenigen Gewerben angehalten werden, wozu sie Geschicklichkeit und Lust zeigen. In

48) Umständliche Nachricht von allem diesen findet man in:
hichte des königl. Militairwaisenhauses zu Potsdam von seiner
ehung bis auf die jetzige Zeit. Mit 10 Kpf. (Berlin 1825).

dieser Absicht sind in dem Hospitale selbst verschiedne Meisterschaften angestellt und besoldet. Die Mädchen werden zu allen weiblichen Verrichtungen angehalten, und wenn sich für sie eine anständige Gelegenheit zum Heirathen findet, verhältnißmäßig ausgesteuert. Ein Theil dieser Mädchen, gewöhnlich 100, werden hier ebenso, wie noch in drei andern Hospitälern Venedigs, nämlich im Ospidaletto, in Santo Lazaro dei Mendicanti und im Hospitale degli Incurabili, in Musik und Gesang, jede nach ihren besondern Anlagen, von den besten Meistern unterrichtet, und alle Sonn- und Feiertage von ihnen geistliche Concerte mit allen Instrumenten in der Kirche aufgeführt. Diese Concerte werden immer sehr zahlreich besucht, und besonders die der Mädchen in der Pieta, deren Kunst in verschiednen musikalischen Instrumenten einen ausgebreiteten Ruf hat. Die Mädchen kommen auch in die Privatconcerte und auf das Land; ja man darf sie im Hause selbst besuchen und ihnen Gutes erzeigen. Auch werden andre Mädchen, die keine Findlinge sind, als sogenannte Pensionnaire in das Haus aufgenommen, die jährlich nicht mehr als etwa 100 Fr. zahlen, aber ebenfalls für das Institut arbeiten müssen. Die Anzahl der Findlinge in der Pieta wächst jährlich um etwa 500, Mädchen und Knaben, und im Ganzen nährt das Haus 5000 Menschen. La Pieta steht unter der Direction einiger Patrizier, Bürger und Kaufleute der Stadt, und hat etwa 7000 venetianische Dukaten jährliche Einkünfte, die aber, da die Ausgaben sich öfters auf 6000 bis 7000 Dukaten belaufen, lange nicht hinreichen würden, wenn die Regierung sich dieser Anstalt nicht besonders annähme, und einen großen Theil des Gewinnes vom öffentlichen Lotto dahin verwendete, noch einiger andrer Abgaben der Kaufleute nicht zu gedenken. Die Kirche, im neuern italienischen Styl erbaut, hat eine ovale Grundform, ist groß, prächtig und hell, und ein Werk des geschickten venetianer Architekten Giorgio Massari. Sie hat ein einziges Schiff, ist reich an Marmor und mit fünf Altären versehen, wovon der Hochaltar ein edles Tabernakel von den feinsten Steinen mit Figuren, Statuen und andern Ornamenten in gutem Geschmacke hat. Das Gemälde des Hochaltars ist von Giambattista Piazzetta, nach dessen Tode von seinem Schüler Giuseppe Angeli vollendet. Andre Altarblätter sind Werke des Franc. Capella, Dominico Magiotto und Antonio Marinetti. Das schönste Gemälde aber ist im äußern Chor. Es stellt die Sünderin zu den Füßen Jesu vor, ein Werk von großem Charakter, schönem und erhabenem Geschmack. Es war zuvor in Monfelice, und ist von den Händen des berühmten Alexander Bonvicino Moretto. Ein andres Werk, voll Schönheit und genialischem Ausdruck, ist das große Platfond mit verschiednen sinnbildlichen Vorstellungen in Fresco von Giambattista Tiepolo.

In Venedig müssen wir auch das Hospital **Le Zitelle alla Presentatione della Vergine** als ein schönes Werk der Kunst und der Wohlthätigkeit bezeichnen. Es liegt im östlichen Theile der Giudecca und ist zur Aufnahme und zur Erziehung derjenigen armen Mädchen errichtet, die wegen ihrer Reize zur Befleckung ihrer Ehrbarkeit könnten versucht werden. Es soll von einigen venetianischen Damen gestiftet worden sein. Der Jesuit Palmius machte in einer Predigt den Vorschlag, und soll durch Vorstellung des Nutzens einer solchen Anstalt so unbegrenzten Beifall gefunden haben, daß nach der Predigt auf einmal 30,000 Dukaten eingesammelt wurden. Er verfaßte die Regel, welche noch jetzt befolgt wird. 120 Waisenmädchen verfertigen hier das feinste Filet von Linnen- und Nesselgarn, wovon eine Unze acht Unzen feinen Silbers oder ½ Unze Goldes kostet, und im ganzen Anzuge zuweilen auf 500 Dukaten zu stehen kommt. Diese Arbeit, welche mit der Nadel verfertigt wird, ist unter dem Namen Punto di Venezia bekannt. Die Kirche dieses schönen Hospitals ist ein Werk des vortrefflichen Architekten Palladio, wurde nach dessen Entwurfe 1586 von Bart. Marchese erbaut, ist zwar klein, aber anständig verziert, hat drei Altäre und schöne Gemälde von Franc. da Ponte, dem jüngern Palma, Alienese und Ricchi.

Auch das Kinderhospital in Wien gehört zu den größten Anstalten dieser Art in der Welt. Das Gebäude hat in seiner Façade eine Länge von 662 wiener Fuß. Es enthält 16 Säle mit 539 Betten für die Knaben und acht Säle mit 2111 Betten für die Mädchen.

IV. Invalidenhäuser.

Das königliche Invalidenhaus zu Berlin ist das erste in Teutschland, und überhaupt eins der vorzüglichsten. Schon König Friedrich I. wollte es 1707 vor dem Königsthor erbauen [49]; allein erst Friedrich II. ließ das jetzt bestehende im spandauer Stadtviertel vor dem oranienburger Thore aufführen, und stiftete es für die durch Wunden zum Dienste unfähig gewordnen Soldaten. Der Bau wurde nach der Angabe des Ingenieurhauptmanns Petri 1745 angefangen und 1748 beendigt. Er besteht in einem großen, drei Stockwerke hohen Hauptgebäude, welches mit zwei gleich hohen und gleich tiefen Seitenflügeln, die rechts und links etwa von einem Sechstel der Länge des Hauptgebäudes rechtwinkelig gegen Morgen ausgehen, einen viereckigen Haupthof an drei Seiten umfaßt; die vierte Seite wird durch ein eisernes Gitterwerk verschlossen. In der Mitte dieses Gitterwerkes öffnet sich das Hauptthor oder Vorthor, und diesem grade gegenüber in der Mitte des Hauptgebäudes, das Portal und der Haupteingang, über welchem die Inschrift: „Laeso sed Invicto Militi" in Stein gehauen ist. Dieses Hauptgebäude und seine beiden Seitenflügel sind ihrer ganzen Länge nach in jedem Stockwerke von einem Mittelgange durchzogen, zu dessen beiden Seiten die Zimmer der Hospitaliten liegen. Beiden Enden des Hauptgebäudes schließen sich zwei Kirchen an, wovon die eine für die Katholiken, die andre für die Evangelischen bestimmt ist; und an beiden Seiten des

49) S. den Aufriß des zuerst vorgeschlagenen Gebäudes in Johann Peters von Ludwig, Recht der Invalidenhäuser. (Halle 1707).

es werden zwei Nebenhöfe von eben diesen Kirchen, Theilen des Hauptgebäudes, von dessen beiden Sei- geln und von den Wirthschaftsgebäuden umschlossen gebildet. In der Mitte dieser Nebenhöfe sind die te im eignen kleinen Mittelhöfen angelegt. Die schaftsgebäude enthalten Waschhaus, Bäckerei, Braue- Branntweinbrennerei, Schlachthaus, Scheune, Stal- n, und alle zum Feldbau und zur Viehzucht nö- Räume. Die ganze Anlage ist lobenswerth (vergl. tiß Nr. VII.); allein der Baumeister hat zwei große r begangen, daß er die Mittelgänge nicht gehörig lt, und das ganze Gebäude unmittelbar auf dem ade, ohne Keller, aufgeführt hat. Übrigens sind die liden mit Allem versehen, was ihnen das Leben an- m machen kann, haben auch ihre Spaziergänge, zur Wirthschaft gehörige Gärten, zwei im Hause rdnete Schulen für ihre Kinder, eine für die Ka- chen und eine für die Evangelischen, und eine wohl- legte Krankenanstalt. Sie sind in drei Compagnien ab- ilt, jede zu 200 Mann, mit einem Commandanten, drei tains, sechs Lieutenants, drei Fähnrichen, 30 Unterofficie- 570 Gemeinen, worunter sechs Tambours, jetzt mit Frauen Kindern 1000 Köpfe. Die übrigen zum Hause ge- en Personen sind: ein evangelischer Prediger, ein ka- cher Priester, zwei Küster, welche zugleich Schulmei- sind, und aus den Invaliden genommen werden, ein rgus mit vier Gesellen, und ein Auditor, welcher ich Cassirer ist. Zu den Krankenzimmern gehören Köchin, eine Wäscherin und zwei Wärterinnen; zur hschaft ein Verwalter oder Amtmann, ein Schrei- ein Backmeister, ein Branntweinbrenner, ein Fleischer hren Leuten, ein Gärtner, welcher aus den Invaliden mmen wird, drei Bierschenken, zwei Hausknechte &c. sind aber die Wirthschaftsgebäude nebst Äcker und en einem Pächter überlassen. Von dem Hauptthore zieht eine mit Baumreihen begrenzte Straße gegen zen mitten durch die Gärten, an deren Ende eine e über die hier durchfließende Panke, und jenseits ben an den Grenzen des Invalidenbezirkes in einer rnung von 780 rheinl. Fußen von dem Hauptthore Gitterwerkes ein Wachehaus der Invaliden befind- ist [*]).

Das Chelsea-College oder das Militairhospital der chen Landmacht zu Chelsea ist eines der drei schön- und größten Invalidenhäuser der Welt, und in Be- uf seinen baulichen Charakter sowol als seine innere eilung ein Muster aller derartigen Gebäude. Es an dem Orte, wo einst König Jakob I. den Bau on Dr. Sutkliff gestifteten Collegiums für das Stu- der Theologie anfing, welcher aber unvollendet blieb zerfiel. Der an die Krone gefallne Grund und Bo- wurde nun von König Karl II. 1682 zur Anlage wunderschönen Hospitals benutzt, der Bau dessel- nter der Regierung Jakobs II. fortgeführt, und von Wilhelm III. und Maria 1690 beendigt. Der Meister des vortrefflichen Werkes ist der weltberühmte Architekt und königl. Oberbaumeister Sir Christopher Wreen, der nicht allein den Plan dazu gegeben, sondern auch die Ausführung bis zur Vollendung des Ganzen geleitet hat. Das ganze Bauwerk verbreitet sich auf einem Flächen- raume von 820 engl. Fuß in der Länge und 400 Fuß in der Breite, welches mit 785,83 und 383,33... par. Fuß übereinstimmt. Vor seiner langen Nordseite befindet sich ein großer Vorgarten oder ein mit Baumreihen bepflanz- ter und mit Rasenfeldern ausgelegter Platz, und vor seiner Südseite breiten sich Gärten bis zum Ufer der Themse hin aus. Das Gebäude besteht erstlich aus einem 354 engl. (339,25 par.) Fuß langen, ohne die Vorsprünge 50 engl. (47,91.. par.) Fuß tiefen und drei Stockwerke hohen Hauptflügel gegen Mitternacht, von dessen beiden Enden zwei etwa 330 engl. (316,25 par.) Fuß lange; Hinterflügel mit dem Hauptflügel von gleicher Tiefe und Höhe gegen Mittag auslaufen, und einen gegen diese Himmelsgegend hin offnen, und nur mit einer schönen Balustrade begrenzten, höchst angenehmen Hof umschlie- ßen. Mit den vier Ecken dieses Hauptgebäudes sind vier gegen Morgen und Abend gelegne, und nur ein Stock- werk hohe Nebenflügel durch fast ebenso hohe schöne Mauern verbunden. Diese Mauern, welche auch die Ne- benflügel unter sich verbinden, verblenden rechts und links von ihnen die Dachungen der hier für mannigfal- tige Bedürfnisse angelegten niedern Bautheile, umfassen auch kleine Höfchen und Gärtchen, und schließen auf der Morgen- und Abendseite das ganze Gebäude, mit den Hinter- und Nebenflügeln überhaupt aber zwei große Nebenhöfe ein. Jeder dieser Nebenhöfe ist 275 engl. (263,95 par.) Fuß breit und 235 engl. (225,2 par.) Fuß tief. Zu einem jeden führt eine in der Mitte der Schlußmauer angebrachte Einfahrt von Außen, und aus jedem der Nebenflügel eine Thür in der Mitte, welche sich sowol hier an der Hofseite, als auch an der äußern Seite jedesmal durch einen Vorsprung, mit einem Gie- bel auszeichnet, ferner aus der Mitte des Hinterflügels eine Thüre, welche in einem Vorsprung angebracht ist, den ebenfalls ein Giebel beherrscht, von vier dorischen Pilastern gestützt. Der schöne Haupthof bildet auf sei- ner Grundfläche fast ein Quadrat von etwa 250 engl. (239,58 par.) Fuß in der Seite. In seiner Mitte ist die erzene Statue des Stifters, Karls II., in römischer Kleidung, auf einem marmornen Bilderstuhle. Sie ist etwas über menschliche Größe hoch, und ein Geschenk des M. Tobias Rustot, den sie 500 Pfd. St. gekostet haben soll. Gegen Mittag öffnet sich in der schönen Balustrade der Austritt in die Gärten, und gegen Mor- gen und Abend tritt man zu den Eingängen, welche sich in den Mitten der Hinterflügel jedesmal zwischen zwei Paar dorischen Pilastern öffnen, die bis unter das Dach reichen und einen Giebel stützen. Gegen Mittag aber, längs der innern oder südlichen Seite des Hauptflügels, begrenzt den Hof eine offne Halle, welche beiderseits an die Portike des Eingangs stößt. Sie wird von gekup- pelten dorischen Säulen gebildet, die längs des zweiten

[*]) Ein Bild von der Hauptseite des Hauses findet man in nen's Prospecten, Nr. 10, und in dessen 1773 gestoch- ane von Berlin.

Stockwerkes hier einen offnen Balken stützen [51]). Die Portike des Eingangs wird von vier hohen dorischen Säulen, die einen Giebel tragen, gebildet. Alle diese Gebäude empfehlen sich durch edle Einfachheit; von welcher Seite man sie auch anblickt, ruht das Auge mit Vergnügen auf den anmuthigen Formen, die bei aller Mannigfaltigkeit und abwechselnden Größenverhältnissen in der schönsten Harmonie zu einem charaktervollen Ganzen verbunden sind. Zugleich hat der geschickte Baumeister die Absicht der Stiftung vollkommen erfüllt; denn mit höchstverständiger Ökonomie des Platzes und der Kräfte sind Wohnungen für eine große Anzahl einzelner Menschen angebracht, und mit Allem, was sie gesund, angenehm und bequem machen kann, vereinigt. Vgl. den Aufriß der Nordseite des ganzen Gebäudes unter Nr. IX. B, und das Bild seiner Südseite unter Nr. IX, C. Die lehrreiche Abtheilung der innern Räume verdeutlicht unter Nr. IX. A der Hauptgrundriß des Ganzen: a) sind Theile der Gärten; b) der Canal; c) der Haupthof; d) die Kapelle, deren Boden mit schwarzem und weißem Marmor geplattet ist. In ihr sind die Geräthe und Kirchengefäße, ein Geschenk Jakobs II., sowie das Altargemälde, eine Auferstehung von Sebastian Ricci, sehenswürdig; e) der Speisesaal, in welchem die Gemeinen an einer Tafel und die Officiere an einer andern speisen. Er ist ebenfalls mit schwarzen und mit weißen Marmorplatten belegt, und enthält das Bildniß Karls II. und mehre andre Gemälde von Anton Verrio gezeichnet und von Heinrich Cook gemalt. Alle sind ein Geschenk des Grafen von Ranclagh; f) durch die drei Stockwerke Wohnungen der Schatzmeister, Hausverwalter und Küche; g) kleiner Saal, Speisegewölbe und Kellerei; h) Invalidenkammern durch die drei Stockwerke und das Dachgeschoß, zusammen Raum für 400 Mann; i) die Krankenstuben; k) Wohnungen des Gouverneur-Lieutenants und andrer Kriegsofficiere durch die drei Stockwerke durch; l) Wohnung des Gouverneurs und Rathsstuben durch die drei Stockwerke durch; m) Wohnungen der Kapellane, Doctoren und Secretaire durch drei Stockwerke durch; n) Wohnungen der Officiere; o) die Reiterei; p) die Nebenhöfe. Über die Baukosten des Hospitals, seinen jährlichen Aufwand und einiges Andre s. d. Art. Chelsea (I. Sect. XVI. S. 245—246).

Zu **Greenwich** ist das Marine-Invalidenhospital wol das schönste und prächtigste aller Hospitäler, und eins der schönsten und größten Häuser der Welt. Schon König Karl I. ließ es an der Stelle des einst von Herzog Humphred von Glocester erbauten und damals baufälligen königlichen Schlosses als einen Palast für sich und seine Nachfolger im Reiche durch seinen Architekten, den weltberühmten Inigo Jones, anfangen, und Karl II. den durch politisches Unheil unterbrochnen Bau von dem Architekten James Webb, Jones Schüler, nach den Rissen des Meisters fortführen. Allein auch er sah nur einen Theil des großen Bauwerkes vollendet, bis endlich König Wilhelm III. aus dem Hause Oranien und seine Gemahlin Maria diesen herrlichen Palast mit allen dazu gehörigen Umgebungen den englischen Seeleuten zu dem angezeigten Zwecke übergaben, um ihre Unterthanen durch eine solche Anstalt zum Seedienst aufzumuntern und Handel und Schiffahrt im Reiche zu befördern. Schon 1694 traf der König die kräftigsten Anstalten zur schnellen Ausführung dieses Planes. Der andre Theil des Hauses, dem ersten grade gegenüber, und ihm an Größe, Form und Einrichtung im Ganzen und in allen seinen Theilen vollkommen gleich, wurde nun nebst den meisten andern Gebäuden, aus denen jetzt das Haus besteht, für die neue Bestimmung in Ausführung, und das ganze Bauwerk von der Königin Anna 1708 zu Ende gebracht. Der königl. Oberbaumeister, der berühmte Architekt Sir Christopher Wreen, wirkte bei der Ausführung des Werkes mit. Doch auch unter den folgenden Königen war noch Manches für Ausbau und Vollendung dieses Meisterwerkes der Architektur, und für seine innere zweckmäßige und prächtige Verzierung zu thun, und einige der Gebäude scheinen aus spätern Zeiten herzurühren. Das Ganze besteht erstlich aus jenen beiden großen Hauptgebäuden oder Hauptflügeln, die auf der schönen Terrasse an der Themse an einem zwischen ihnen ausgebreiteten großen Platz einander gegenüber in vollkommner Symmetrie sich erheben. Jeder dieser beiden Haupttheile wird wieder von vier Flügeln, die jedesmal einen viereckigen Hof einschließen, gebildet, und deren vordre und hintre Seiten sich vollkommen gleich sind. Der vordre Flügel gegen die Themse, sowie der hintre gegen die übrigen Hospitalgebäude stellt dem Auge eine korinthische Ordnung gekuppelter Pilaster dar, die durch zwei Stockwerke hinaufreicht. In der Mitte jeder Façade befindet sich der Eingang und rechts und links von jedem Eingange springt ein Giebel vor, jedesmal von vier korinthischen Säulen getragen. Das dritte Geschoß wird von einer hohen dorischen Attike gebildet, und das ziemlich flache Dach von einer Balustrade umgeben. Die übrigen Flügel, welche die vordern und hintern Flügel, die ich eben beschrieben habe, verbinden, sind grade um die Attike niedrer als die andern. Ihre Mitten zeichnen sich jedesmal durch einen Giebel aus, den vier korinthische Pilaster stützen, und rechts und links von diesen Mitten laufen die Fensterreihen der beiden Stockwerke unter dem Säulengebälke von keinem Pilaster unterbrochen bis zu den Anfängen der vordern und hintern Flügel fort, deren Tiefe sich von dieser Seite jedesmal durch eine Reihe von vier korinthischen Wandpfeilern darstellt. Die Wände selbst des Ganzen sind bis in die Fensteröffnungen hinein mit vertieften Fugenschnitten behauen, welches die glatten Pilaster- und Säulenstämme, sowie die Bänder und übrigen architektonischen Glieder schön massenvoll hervorhebt und dem Ganzen ein kräftiges und reiches Ansehen verschafft. Mitten auf dem Platze steht die Statue Georgs II., und jenseits des Platzes sieht man rechts und links einen 120 Fuß hohen Dom mit Kappel emporsteigen. Diese Dome ruhen auf weitläufigen Porti-

51) In der Säulenauflage liest man folgende Inschrift: In subsidium et levamen emeritorum senio belloque fractorum condidit Carolus II., auxit Jacobus II., perfecere Guilielmus et Maria, rex et regina, MDCXC.

len von gekuppelten korinthischen Säulen. In einer derselben ist die Kapelle angelegt, deren Inneres mit vortrefflichen Ornamenten ausgeschmückt ist. Rechts und links von diesen Portiken erheben sich lange und hohe Gebäude, die in höchst einfacher und offenbar viel spätrer Bauart, als jene des Inigo Jones, erbaut sind. Zwischen beiden Portikenreihen ihrer Länge nach zieht aber von der Mitte des großen Platzes her eine lange und breite Straße, oder vielmehr ein schmälerer Platz bis in den Hintergrund des Ganzen, in dessen Mitte man das Haus des Gouverneurs erblickt, welches zwei Stockwerke hoch, und ebenfalls in einem höchst einfachen Styl erbaut ist. Hier schließt sich der wohlangelegte Park an, und zu beiden Seiten der Thür, die aus dem Hause in den Park führt, erblickt man zwei Kugeln (Himmelskugel und Erdkugel). Von dem Park aus führt endlich eine breite mit Baumreihen bepflanzte Straße einen sanften Abhang hinauf zu dem berühmten Observatorium von Greenwich. Von allen diesen Gebäuden glauben erfahrne und in der Kunstgeschichte wohl bewanderte Architekten, z. B. Legrand und Quatre-mère de Quincy, den Styl des Inigo Jones nur an den beiden zuerst beschriebenen Haupttheilen zu erkennen, und meinen auch an eben diesen gar Manches tadeln zu müssen. Besonders scheinen ihnen die mit Säulen und Giebeln ausgezeichneten Vorsprünge in den Façaden neben den ohne besondre Auszeichnung gelassenen Eingängen, denen doch grade eine solche zukommen müßte, sowie die hohen Attiken, die durch ihre Schwere die Ordnung unter ihnen zu erdrücken drohten, dem richtigen Kunstsinne ganz zuwider. Indessen leugnen auch sie nicht, daß das Ganze nichtsdestoweniger von hoher Schönheit sei. Die Mischung eines strengen und freundlich erhabenen Charakters, die großartigen Massen, die das Werk dem Auge darstellt, die malerische Abwechslung in den verschiednen Höhen und Formen der einzelnen Gebäude, endlich die vollkommne Symmetrie, und die vollendete Ausführung bis in das geringste Einzelne, was man bei Bauwerken von dieser Größe und Ausdehnung selten findet, sichern ihm auch gewiß seinen hohen Rang; seine hohe Schönheit muß man schon bei dem Anschauen des Bildes fühlen, das unter Nr. X von uns beigefügt ist. Hierzu kommt noch die schöne, zweckmäßige und bequeme Eintheilung des Innern, sowie die schickliche und vollkommen hergestellte Verbindung aller Theile des Innern und des Äußern, die mit den Dispositionen und Degagemens der französischen Bauart in Paris keinen ungünstigen Vergleich eingehen darf. Im Innern des Hospitals zeichnet sich vor Allem der große Eingangssaal, die große Halle, aus, welche von Sir James Thornhill, dem berühmten englischen Rafael, gemalt ist. Hier erblickt man zuerst im Scheitel der Kuppel einen Kompaß, dessen Punkte höchst genau sind, rings herum in dem obern Theile der Kuppel die vier Hauptwinde in sehr gelungnen Allegorien halb erhoben und in Steinfarbe gemalt. Über den drei Thüren der Kuppel sind große eiförmige Tafeln, auf welchen die Namen der Wohlthäter, die zur Stiftung des Hospitals über 100 Pfund Sterling geschenkt haben, mit goldnen Schriftzügen eingegraben sind. Diese Tafeln sind mit kleinen Seraphinen verziert, die dankend ihre Flügel ausbreiten; und bei jeder dieser Tafeln sitzen zwei Kinder, wie aus weißem Marmor gehauen auf Körbchen, und deuten auf die in einer Nische aufgestellte Person der Barmherzigkeit, als wollten sie sagen: Alles Geld, was ihr, um diesen Saal zu sehen, ausgebt, ist zu unsrer Unterstützung bestimmt. Man zahlt auch wirklich einen Schilling, wovon nur ein kleiner Theil demjenigen angehört, der die Fremden herumführt. Das Übrige bildet einen hinlänglichen Fond, 20 arme Matrosenkinder zu erhalten [52]). Der obere Hauptsaal hat nur ein merkwürdiges Gemälde, und zwar ein Platfond, welches sich per-

52) Im Platfond dieses weitläufigen Saales sieht man in der Mitte eines großen, von einem Viereck umschlossenen Ovales, in dessen Ecken die Haupttugenden gebildet sind, Wilhelm und Maria. Zwischen ihnen sitzt die Eintracht, und die Liebe hält das Scepter. Wilhelm bietet der allegorischen Person Europa's Friede und Freiheit an, und tritt die Tyrannei und die Willkürherrschaft zu Füßen. Darunter sieht man die Architektur einen Riß des Hospitals in der Hand halten und auf dessen Stifter hinweisen. Nächst Wilhelm und Maria ist die Zeit, wie sie die Wahrheit enthüllt, und unter dieser die Weisheit und die Stärke in den Gestalten einer Pallas und eines Herakles, welche die Verleumdung, den Neid und die andern personificirten Laster zerstäuben. Rings an dem Umkreise des Ovals befinden sich die 12 Himmelszeichen, und bei seinen Scheiteln die allegorischen Bilder der Jahreszeiten. Apollon auf seinem Wagen, mit weißen Rossen bespannt, zieht quer durch den Thierkreis und erleuchtet den ganzen Platfond. Die Horen fliegen um ihn her, und vor ihm fällt der Thau nieder. Der Rahmen des Ovals wird von vier Steinbildern getragen, und ist mit allen Arten von Seezeug und Waffen in Steinfarbe bemalt. Die beiden äußersten Enden des Platfond erheben sich in Perspective mit einer Balustrade und mit kolossalen Menschengestalten, welche elliptische Bogen tragen, und beiderseits Galerien bilden. In diesen Galerien sind die personificirten Künste und Wissenschaften, welche auf die Schiffahrt einwirken, aufgestellt. In der einen Mitte dieser Galerien nächst dem obern Saal ist der Hintertheil eines englischen Kriegsschiffes vorgestellt, welches der als Person dargestellte Sieg mit Beute und von dem Feinde eroberten Kriegsgeräthen beladet. Darunter sitzt die allegorische Person der Stadt London auf den Allegorien der Themse und der Isis, und kleinere Bäche bringen ihr Schätze. In der andern Mitte sieht man den Hintertheil einer spanischen Fregatte mit Trophäen beladen, unter ihr die allegorischen Personen der vier großen Ströme Englands, der Savern, des Humber, der Themse und der Tine. An den Seiten der Galerien sind die Bildnisse der berühmten Mathematiker: Tycho Brahe, Copernicus, eines alten Philosophen, welcher Newtons merkwürdigste mathematische Figuren vorzeigt; ferner des berühmten englischen Astronomen M. Flamstead und dessen Schülers M. Thomas Weston, weiland Meisters an der Akademie zu Greenwich. In den vier Ecken der Galerien sind die vier Elemente, wie sie ihre mannichfaltigen Producte Wilhelm und Maria anbieten, während die Person des Rufes herabsteigt, den Ruhm des königl. Paares zu besingen. In dem Friese rings um den Saal liest man folgende Inschrift: Pietas augusta, ut habitent secure, et publice alantur, qui publicae securitati invigilarunt, regia Grenovica Mariae auspiciis sublevandis nautis destinata, regnantibus Gulielmo et Maria. MDCXCIV. Im nördlichen Theile des Saales sind in acht Nischen die acht vornehmsten gesellschaftlichen Tugenden persönlich dargestellt; nämlich: die Höflichkeit, das Wohlwollen, die Güte, der Edelmuth, das Mitleid, die Freigebigkeit, die Großmuth und die Gastfreundschaft. Die Seiten des Saales sind mit Pilastern ausgebildet, auch mit Muschelwerk und mit andern Dingen, die auf die See Bezug haben, verziert.

spectivisch zu erheben scheint. Es stellt die Königin Anna und ihren Gemahl, den Prinzen Georg von Dänemark vor, getragen von der Heldenkraft, der ehelichen Liebe, der Freigebigkeit, dem Mitleiden, dem Siege und noch mehren andern Tugenden. Neptun übergibt dem Prinzen als Großadmiral der britischen Meere den Dreizack, und seine Begleitung, die Tritonen und andre Seegötter, bringen mannigfaltige Opfergaben dar, während die Luft und der Windegott den Wellen Ruhe gebieten. Im obern Theile des Plafond sind die Allegorien der vier Erdtheile, Großbritanniens Seemacht bewundernd, und in den Ecken die Wappen von England, Schottland, Frankreich und Irland, mit Laub- und Blumengewinden, mit Seemuschelwerk, großen Blumengefäßen und Waffenbündeln umgeben. Die übrigen Verzierungen dieses Saales sind große und schöne Basreliefs an Vergoldungen reich, von Tritonen getragen, und die Vasen mit Muschelwerk verziert. Sie stellen große Scenen aus dem Leben der Könige, Wilhelms III., Georgs I. und dessen Familie vor, erhoben durch allegorische Einmischungen und epigrammatische Inschriften, welche ihre Tugenden und ihren Ruhm, sowie den Handel, die Schiffahrt, den Reichthum und die Macht Großbritanniens, mit manchen Beziehungen auf das Hospital zum Gegenstande haben. Jeder Fremde, der diesen Saal sehen will, zahlt zwei Pence, und diese Einnahme ist zur Erhaltung der mathematischen Schule bestimmt. Um den Wohlstand des Hospitals noch mehr zu sichern, werden jedem Matrosen, er mag von der königl. Marine oder von den Kauffahrteischiffen sein, monatlich sechs Pence von seinem Gehalte zurückbehalten. In Folge dessen wird aber auch ein Jeder, der ein authentisches Certificat beibringt, daß er nicht mehr dienen kann, oder daß er bei Vertheidigung eines Schiffes, das einem königl. Unterthanen angehörte, oder bei Eroberung eines feindlichen verwundet wurde, in das Hospital aufgenommen, und genießt alle Vortheile, wie jene, die in der königl. Marine gedient haben. Die gewöhnliche Anzahl der Invaliden ist 2000 Seeleute, Gemeine und Officiere, und 100 Matrosenkinder. Sie erhalten nebst ihrer Wohnung im Hospital Alles, was zu ihrem Lebensunterhalte in Nahrung und Kleidung, zur Krankenpflege und zu allen übrigen Bedürfnissen ihrer eigenthümlichen Lebensart gehört. Die Kinder werden in der Mathematik und in allen Kenntnissen, die zum Seedienste gehören, unterrichtet, wodurch dieses Haus zugleich eine Pflanzschule junger Seeleute geworden ist. Die Aufsicht über das Ganze wird von 100 Vorstehern geführt, welche aus dem Adel und aus den hohen Staatsbeamten genommen werden. Die vornehmsten sind: der Gouverneur mit einem Jahresgehalte von 1000 Pfund Sterling; der Gouverneur-Lieutenant mit 300 Pfd.; der Schatzmeister mit 200 Pfd.; drei Capitains, jeder mit 200 Pfd.; sechs Lieutenants, jeder mit 100 Pfd.; ein Arzt und ein Wundarzt, jeder mit 200 Pfd.; ein Geistlicher mit 100 Pfd. und ein Auditor mit 100 Pfd.

Zu **Paris** ist das königl. Invalidenhaus (**L'Hôtel Royal des Invalides**) nicht nur das größte und weitläufigste aller jetzt in der Welt bestehenden Hospitalgebäude, sondern zeichnet sich auch durch seine schöne innere Einrichtung und durch die Majestät und Pracht seiner Kirche aus. Es wurde von König Ludwig XIV. für die durch Alter oder Verwundung zum Dienst unfähig gewordnen Soldaten gestiftet, und nimmt sie bis zum Hauptmanne hinauf in seinen Schoos auf. Der Platz für dieses kolossale Werk wurde am Ende der Vorstadt Saint-Germain, in der Ebene de Grenelle, nicht weit von der Seine, wo eine freie und gesunde Luft herrscht, ausersehen, und der Bau am 30. Nov. 1671 nach den Zeichnungen des königl. Architekten Liberal Bruant angefangen, auch unter dessen oberster Leitung in einem Zeitraume von acht Jahren beendigt. Den schönen Dom aber mit seiner schönen und majestätischen Kuppel, einem der größten und schönsten Werke dieser Art, fügte der berühmte königl. Architekt Jule Hardouin Mansard auf Befehl desselben Königs, 1693—1704 dem südlichen Ende der von Bruant erbauten Kirche mit einer solchen Geschicklichkeit an, daß die gegen den Plan des ersten Meisters wirklich entstandnen zwei Kirchen in ein einziges Ganze von eigenthümlicher Mannigfaltigkeit und malerischer Wirkung vereinigt wurden. Dreißig Jahre wurden über dem Bau und der Auszierung dieser Kirche durch kostbare Bildhauereien und Gemälde zugebracht. Das ganze Bauwerk, ohne den vor seiner Nordseite liegenden mit Mauern und Gräben umgebenen und mit einem schönen Gitterthore von Eisen versehenen Vorhof, die sogenannte Esplanade oder **Place d'Armes**, breitet sich auf einem fast gleichseitigen Vierecke von etwa 1000 par. Fuß in jeder Seite aus, und enthält gegen Mitternacht das Hauptgebäude, die eigentliche Wohnung der Invaliden, aus einem Hauptflügel und 11 Neben- und Hinterflügeln bestehend, welche insgesammt vier Stockwerke hoch einen Haupthof und vier Nebenhöfe einschließen; gegen Mittag die große Invalidenkirche, und die Nebengebäude, welche theils zwei Stockwerke, theils aber auch nur ein Geschoß hoch sind, und sich mit vielen kleinern Höfen und Gärten den Haupttheilen zu beiden Seiten anschließen. Die Hauptseite des Ganzen steht gegen Mitternacht auf die Esplanade, den Waffenplatz, und den weiterhin vor ihr ausgebreiteten ungemein großen Platz hin, welcher auf jeder Seite seiner ganzen Länge nach mit achtfachen Baumreihen bepflanzt bis an das Ufer der Seine reicht, und den Invaliden zur Promenade dient. Auf dem Springbrunnen, der seine Mitte ziert, glänzte unter der Regierung Napoleons der prächtige geflügelte Löwe von St. Marcus aus Venedig. Bei dem Eintritte durch das Gitterthor in den Vorhof imponirt zwar die Façade durch die große Masse eines 620 par. Fuß langen und vier Stockwerke hohen Gebäudes, das vom Boden der Esplanade bis unter das Dach 54 par. Fuß und bis in den Dachfirst 78 mißt. Allein die Massenwirkung wird durch die vielen kleinen Fensteröffnungen gestört, und der Eindruck von mannhafter Größe und Erhabenheit, mit dem ein Gebäude von solchen Abmessungen und einer solchen Bestimmung leicht hätte wirken können und sollen, wird eben durch jene kleinlichen Fensteröffnungen, sowie durch den Mangel an gehöriger Ausladung der Bau-

r und durch die schlechte Architektur überhaupt im
n und in allen einzelnen Theilen vernichtet, und
t gar nicht mit dem trefflichen Charakter des In-
dieses Hauses zusammen. In der Mitte dieser
r erhebt sich ein 78 Fuß hohes und 59 Fuß brei-
rtal, welches 21 Fuß von der Façade vorspringt.
llt dem Auge einen hohen Bogen dar, der beider-
ns dem in seiner Länge häßlich unterbrochnen Ge-
ines darunter auf einem gemeinschaftlichen Säu-
ple stehenden gekuppelten ionischen Pilasterpaares
ingt. Vor jedem dieser Pilasterpaare hat Napoleon
kolossale Statue (Mars und Minerva), auf beson-
Bildsäulen aufstellen lassen. In dem Bogenfelde
man in erhobener Arbeit das Bild Ludwigs XIV.
ferde auf einem Fußgestell, ihm zur Rechten die
htigkeit, zur Linken die Klugheit mit ihren Beiwer-
nd der Inschrift: Ludovicus Magnus Militibus
li Munificentia In Perpetuum Providens Has
s Posuit. An. MDCLXXI. Unter dieser Bild-
führen drei hohe Fensteröffnungen in einer Reihe
hohen durch zwei Stockwerke reichenden Hauptsaale
und Luft zu, und unter dieser Fensterreihe kommt
durch das arkadenförmige Hauptthor, das rechts und
ein Bogenfenster zur Seite hat, in die große Vor-
deren Decke von ionischen Säulen gestützt ist.
r ganze Flügel enthält außer den Haupttheilen in
der vier Geschosse eine lange Reihe großer und
: Zimmer, die nur in dem untern Geschosse durch
Einfahrten in die Nebenhöfe und durch vier Haupt-
n unterbrochen wird. Alle diese Gemächer sind 22
n Lichten tief, die tiefere Vorhalle und den Hauptsaal in
mittlern, mit dem Portale vorspringenden Theil
nommen. Sie werden in jedem Geschoß ihrer
n Länge nach von einem 7 Fuß breiten Gange be-
t, der im untersten Geschoß einerseits mit dem an
Hauptflügel anstoßenden Wohnhause für den Gou-
r und mit dessen Ökonomiehofe, und am andern
des Hauptflügels mit dem Wohnhause des Lieute-
du Roy in Verbindung steht. Unter der Vorhalle
g, welche auch die Haupteinfahrt in das Gebäude
langt man in den Haupthof, den sogenannten Kö-
of, den schönsten Theil des von Bruant erbauten
s, und einen der schönsten Höfe der Welt. Er ist
ichten 192 Fuß breit und 318 Fuß tief. Zwei
nander laufende Reihen von Arkaden, aus massiven
hen Pfeilern gebildet, umgeben ihn, und erhellen die
herum laufenden bedeckten Gänge, welche den In-
n bei schlechtem Wetter zur Promenade dienen und
ine gemeinschaftliche Mitte nach allen Theilen des
des hin den Zugang öffnen. Die Ansicht des
n Hofes erhebt durch edle Einfachheit und großar-
männlichen Charakter den Geist, und das hohe
in seinem Hintergrunde von zwei übereinander ste-
Ordnungen ionischer und korinthischer gekuppel-
äulen, die einen Giebel tragen, bringt eine schöne
igfaltigkeit und stolze Pracht in das Ganze. Im
elbe ist das Zifferblatt der Uhr angebracht, und
em Dache erhebt sich das Glockenthürmchen. Das

Portal kündigt die Vorhallen zur Kirche und zur Em-
porkirche an, und den Vorhallen schließen sich rechts und links Galerien an, die auf Gänge treffen, welche bei ihren Enden im untern Geschoß in große Höfe führen, wo sonst Spaziergänge waren, ehe der hierzu bestimmte große Platz zwischen der Seine und dem Vorhofe des Invalidenhauses angelegt war. Auch die bedeckten Gänge an den langen Seiten des Königshofes setzen sich in andre Gänge fort, welche in derselben südlichen Richtung durch die hintersten Flügel des großen Hauses beiderseits auf die Seitenplätze der Kirche führen, die an den großen vor dem Portale an der südlichen Seite des Domes ausgebreiteten Platz stoßen. Die beiden Flügel, welche den Königshof von den vier Nebenhöfen scheiden, bieten ihren Raum im Erdgeschosse den vier großen Speisesälen der Soldaten; die beiden Flügel, welche die Nebenhöfe gegen Morgen und gegen Abend schließen, enthalten im Erdgeschosse die Wohnzimmer der Soldaten, denen körperliche Schwäche nicht erlaubt, die höhern Geschosse zu besteigen; und die beiden Flügel, welche die Nebenhöfe selbst abtheilen, sind im untern Geschosse den Speisesälen der Officiere und den Küchen gewidmet. Hier setzen die ungeheuern Kessel und Häfen, und die von Gemüse und Fleisch aufgethürmten Hügel jeden Fremden in Erstaunen. Aus jedem Paare dieser Höfe gelangt man wieder in 18—19 andre, meistens sehr geräumige, Höfe, deren umschließende Gebäude mancherlei Bestimmung haben, und alle denkbare Bequemlichkeiten einer großen Hauswirthschaft darbieten. Hier befindet sich auch das wohlangelegte und gut versorgte Krankenhaus, welches sich durch seinen kreuzförmigen Saal auszeichnet, der nach dem Muster der im großen Spitale zu Mailand und im Hospitale der Unheilbaren zu Paris befindlichen Säle gebaut ist. Genauere Kenntniß der ganzen Disposition fördern diesem Bauwerke besonders gewidmete Schriften; zur Verdeutlichung findet man unter Nr. XI. A, B, C, D, E, F, einen allgemeinen Grundriß und einige Aufrisse. Überhaupt ist es wol nicht leicht möglich, eine so weit ausgebreitete Oberfläche mit einer größern Ökonomie des Raumes zu bebauen, und zugleich so unzählbare Bequemlichkeiten mit einer solchen Regelmäßigkeit zu verbinden. Musterhaft für alle Zeiten bleiben die durch das ganze weitläufige Gebäude ununterbrochen und symmetrisch fortlaufenden Reihen der Gemächer die regelmäßigste und bequemste Verbindung aller Theile unter sich und mit dem Ganzen durch die langen und schönen Gänge, sowie die höchst mögliche Beförderung des Luftzuflusses und aller häuslichen Geschäfte durch die vielen trefflich angeordneten Höfe. Bewunderungswürdig ist aber die große Einfachheit, welche bei allem dem in der ganzen Disposition des Innern herrscht, und sich auch im Äußern des Gebäudes ausspricht, eine Eigenschaft, die einem derartigen Gebäude höchst zweckmäßig ist, und es bei dem Verdienst einer so vollkommnen innern Einrichtung in der Reihe der Musterwerke aller Zeiten an die Spitze stellt. Möchte nur die Architektur überall dem großen Ganzen, sowie im Königshofe, entsprechen! Die Anzahl der Soldaten,

welche in dieser Anstalt beisammen wohnen, beläuft sich gewöhnlich auf 3000 Gemeine und 500 Officiere. Manchmal wird aber diese Zahl noch überstiegen. Denn zur Zeit des ryswickischen Friedens sind allein 3000 Mann aus dieser Anstalt gezogen, in Compagnien vertheilt, und als Besatzungen in die Citadellen des Königreiches gelegt worden. Im J. 1806 betrug die Gesammtanzahl der Hospitaliten 3000. Napoleon hat das Haus im J. 1800 auch mit einer Bibliothek von etwa 20,000 Bänden bereichert, welche auserlesene Werke aus allen Fächern, und besonders aus der Geschichte, enthält. Sie ist in einem großen Saale aufgestellt, und den Invaliden täglich, Sonntag ausgenommen, von neun Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags zur Benutzung geöffnet. Der Saal ist mit mehren Tafeln zum Lesen und zum Schreiben besetzt, und mit einem Gemälde von der Hand des berühmten Jacques Louis David decorirt, welches den Zug des Kaisers Napoleon über den großen Bernhard vorstellt. Der Maler hat den Augenblick gewählt, wo der Kaiser zu Pferde einen sehr hohen Felsen im Galopp ersteigt. Die Wirkung dieses Gemäldes durch seine Composition, Schönheit der Zeichnung und Lebhaftigkeit der Färbung wird sehr gerühmt. Man tadelt aber daran eine unnatürlich gezwungne Bewegung des Pferdes, und den Aufwand, mit welchem der Künstler die Faltenwürfe des Purpurmantels, den der Kaiser trägt, behandelt, und hiermit dem Hauptgegenstande geschadet habe. Von der prächtigen, dem heiligen Ludwig geweihten, Kirche sind Grundform und Abmessungen in den unter Nr. XI. A, B, E und F, mitgetheilten Rissen veranschaulicht. Das Mittelschiff ist von den Seitenschiffen durch hohe korinthische Pfeiler unterschieden, deren Zwischenweiten der Höhe nach in zwei Reihen Arkaden abgetheilt sind. Die obere Reihe bildet rings um das Schiff eine Emporkirche, zu welcher die in den obern Geschossen des Hauses wohnenden schwächern Alten weniger mühevoll gelangen können. Auf den Pfeilern ruht ein großes Säulengebälk, über welchem aus einem fortlaufenden Sockel das Deckengewölbe entspringt. In den Seiten des Gewölbes zwischen den Gurtbögen sind ebenfalls Fensteröffnungen angebracht, wodurch das Innere der Kirche vorzüglich erhellt wird. Die Kirche ist ganz von hartem, sehr schön und treffend für alle Stellen der Architektur behandeltem Stein aufgeführt. Am südlichen Ende dieser von Bruant erbauten Kirche erhebt sich die neuere von Jule Hardouin Mansard aufgeführte, und ist mit dem Chore der ältern durch eine hohe, in ihrer Giebelseite geöffnete Arkade vereinigt. Auf diese Weise befindet sich der Chor in der Mitte der ganzen Länge, und umfängt den Altar, der aber nichts als eine schlechte Nachahmung jenes in der Peterskirche zu Rom ist. Jenseits des Altars fängt die Architektur des Domes und seiner hohen Kuppel an. Die Grundform dieses berühmten Theiles der Kirche ist von Außen ein Viereck, von Innen ein griechisches Kreuz, in dessen Mitte acht freistehende prächtige Marmorsäulen korinthischer Ordnung rings im Kreise unter der herrlichen Kuppel emporsteigen und an den Kronpfeilern hinter ihnen acht Wandpfeiler desselben Styles. Die vier Schiffe von den Kreuzesarmen gebildet, und mit korinthischen Pilastern umgeben und die vier runden Kapellen zwischen den Armen des Kreuzes in des Gebäudes Ecken, waren vor der Revolution alle mit schönen Gemälden geschmückt. Auch der mit verschiednen Marmoren prächtig eingelegte Fußboden hat während der Zerstörungswuth jener Zeit durch den pariser Pöbel nicht wenig gelitten, welcher mit Prügeln und Bajonetten die incrustirten Lilien vernichten wollte. Noch aber bewundert man in dem Dome die prächtigen Deckengemälde und vor allen das Gemälde in dem Scheitel der zweiten Kuppel, welches durch eine kreisförmige 50 Fuß weite Öffnung in dem Scheitel der untern Kuppel gesehen wird. Es ist von Charles de la Fosse 1691 gemalt, und stellt den Ruhm der Seligen und die Verklärung des heiligen Ludwigs vor, welcher hier Christus den Speer überreicht, womit er den Sieg über die Feinde der Religion erfochten hat. Das Gemälde, welches indessen von den strengern Kunstrichtern in vielen Stücken scharf getadelt wird, ist von unten durch ein wunderbares Licht beleuchtet, dessen Quelle dem Beschauer nicht sichtbar ist, denn es kommt aus den obersten Arkaden des Domes, deren innere Öffnungen durch die Wölbungsseiten der untersten Kuppel dem Auge entzogen werden. Aber den schönsten und passendsten Schmuck dieses innern Raumes gewähren die beiden Grabmäler zweier der ehrwürdigsten Kriegsleute Frankreichs. Das eine enthält die sterblichen Überreste des weltberühmten Marschalls von Turenne, die sonst in der Gruft der Könige zu Saint-Denis ruheten. Dort wurden sie nebst dem schönen Denkmale, das sie umschloß, von der Wuth, die eine zügellose Schaar selbst bis zu den Gräbern ihrer Könige trug, man weiß nicht, durch welchen Zufall, gerettet, sofort in einen der Säle des botanischen Gartens, und endlich in das Museum der Denkmale Frankreichs gebracht; bis man sie am 25. Sept. 1800 mit großer Feierlichkeit in den Dom der Invaliden transportirte. Hier legte man die Gebeine des Marschalls in einen Sarkophag, der nach den Zeichnungen Alexanders Lenoir im antiken Style gebildet wurde [53]). Das andre Denkmal, das sich diesem grade gegenüber befindet, ließ Napoleon dem Marschalle Vauban, dem ausgezeichnetsten aller Ingenieurs Frankreichs, und Erbauer fast aller seiner Festungen gegen Teutschland hin, aufrichten. Es zeigt die Vorderseite einer Pyramide aus grauem Marmor, an deren Fuß einen Sarkophag von eben demselben Steine mit einer Inschrift in goldnen Buchstaben auf einer schwarzen Marmorplatte, welche den Namen des Marschalls, sowie des Stifters von diesem Denkmale, und Jahr und Tag ausspricht. Vor dem Sarkophage

53) Das schöne Denkmal ist von weißem Marmor und stellt das personificirte Frankreich vor, wie es sich, von seinen Siegen umgeben, auf den Rand des Sarges stützt und den Hingang seines Helden beweint. Unten am Sarkophage sieht man in halberhabener Arbeit Turenne an der Spitze seines Heeres bei Türkheim auf die Feinde losgehen. Gegenüber auf der andern Seite des Doms erblickt man einen gewirkten Teppich aus der berühmten Fabrik der Gobelins, auf welchem der durch Turenne im J. 1662 unternommne Rheinübergang vorgestellt ist.

ine einzelne Säule von schwarzem Marmor, und ine Urne von weißem, in welcher das Herz von t verwahrt ist. Der Säulenstuhl ist mit einem bündel verziert, in welchem man zwei durch ein verknüpfte Schilde wahrnimmt, auf deren einem rstbild Vauban's halb erhoben gebildet ist. Nächst ingange der Kirche sieht man auf beiden Seiten Mauer zwei große Tafeln, aus weißem Marmor t, auf welchen die Namen der Tapfern, die sich r französischen Revolution in den Kriegen beson- usgezeichnet haben, in goldnen Schriftzügen einge- , sind. In eben diesem Dome pflegt man auch n den Feinden eroberten Fahnen aufzuhängen, deren 809 gegen 1200 zählte. Das Äußere dieses herrli- Gebäudes, einer der schönsten Kirchen in Paris, einen wunderbar erhabenen Eindruck. Man ver- unter Nr. XI, E. die Darstellung desselben, von ite seines Portals gezeichnet. Dieses Portal ent- ich vor der mittägigen Himmelsgegend, und vor reitet sich ein zweckmäßig großer Platz aus, der ts gegen die bis hierher reichenden Höfe des In- hauses durch niedre Mauern, und vorwärts gegen ld hinaus auch noch mit einem Graben und einer ke geschlossen ist. Von dort her führt eine schöne : zum Eingange [54]).

V. Krankenhäuser.

as städtische Krankenhaus zu Altona ist zwar egen seiner Größe oder Schönheit des Hauses rdig, wol aber in seiner eigenthümlichen Anlage inrichtung des Baues ein Muster von Kranken- . Es wurde 1783 — 1784 durch reichliche milde je, selbst auch einiger Glieder der jüdischen Ge- , gestiftet, auf einem von der Stadtkämmerei ei- dazu geschenkten Platz erbaut. Das Gebäude ist nger Sparsamkeit aufgeführt, und von größter heit. Die zwei Stockwerke, aus welchen es be- steht, sind nach nothwendiger Rücksicht auf zweckmäßige und ökonomische Vertheilung der Kranken nach dem Geschlechte, nach Art der Krankheit und nach Classen der Dürftigkeit in 22 kleinere Zimmer abgetheilt, in deren jedem drei bis vier, und in einigen zur Noth auch fünf Kranke liegen können. Eins dieser Zimmer ist für die Direction, den Arzt und zur Verwahrung der Werkzeuge, ein andres, eigentlich ein geräumiger Saal im zweiten Stockwerke, für die Genesenden, und ein drittes für die Wärterinnen bestimmt. Außerdem ist ein Kellergeschoß angelegt, worin sich nebst dem Keller die Küche, Speisekammer, Badezimmer und andre nothwendige Raumabtheilungen befinden. Die Zimmer sind mit Gypsestrich beschlagen, und hoch, die Gänge breit und bequem. Auch hat das Haus einen geräumigen Garten zur Bewegung im Freien, zur Anpflanzung der nöthigen Küchenkräuter ꝛc. Über dem Eingange des Hauses stehen die Worte: „Dürftigen siechen Mitbürgern." Es nimmt alle Kranke ohne Rücksicht auf Religion, Geschlecht und Art der Krankheit auf, nur keine Unheilbare, welche auf andre Weise versorgt werden müssen, auch keine Wahnsinnige, Krätzige, Venerische, für welche das auf Befehl Königs Friedrich V. 1760 bei dem Zuchthause angefangne Lazareth, welches damals die erste und einzige Krankenanstalt Altona's war, bestimmt ist [55]).

Zu Bamberg wurde das allgemeine Krankenhaus, eine der besten und musterhaftesten Krankenanstalten Teutschlands, von dem vortrefflichen Fürsten, Bischofe Franz Ludwig aus dem alten Hause von Erthal, gestiftet, und am 11. Nov. 1789 eröffnet. Schon 1786 kaufte er zum Zwecke dieser Stiftung den gräfl. Stadion'schen Garten um 8000 fl. Rheinl. aus seinem eignen Beutel. Die ungemein schöne Lage dieses Gartens, sein beträchtlicher Umfang, und zwei in demselben schon bestehende Flügelgebäude machten ihn für einen solchen Zweck ganz vorzüglich geeignet. Im J. 1787 wurde das Werk nach den Rissen des Hofkammerrathes und Baumeisters Geigel von Würzburg und des bischöfl. Werkmeisters Fink angefangen, und schon 1789 durch Aufführung eines großen Hauptgebäudes, welches die beiden ganz von Quadersteinen erbauten Flügelgebäude verbindet, so meisterhaft vollendet, daß das Haus nicht nur als eins der schönsten im ehemaligen Hochstifte Bamberg, sondern auch der am zweckmäßigsten eingerichteten Krankenhäuser in ganz Teutschland berühmt wurde. Mit der Schönheit und Zweckmäßigkeit des Gebäudes stimmt die schöne und zweckmäßige Lage desselben vollkommen überein. Von allen Seiten frei und von keinem Nachbargebäude beschränkt, gehört seine Aussicht zu den vorzüglichsten der schon durch die Schönheit ihrer Lage al-

[54]) Vgl. Description générale de l'hôtel royal des Invalides, ar Louis le Grand dans la plaine de Grenelle près Pa- c les plans, profils et élévations, et ses faces, coups et ments par *Libéral Bruant* (à Paris 1682. Fol.). His- e l'hôtel royal des Invalides — — par *M. Jean Jo- ranet*. Enrichie d'estampes représentants les plans, et élévations géométrales de ce grand édifice avec les tes peintures et sculptures de l'église, dessinées et gra- ec tous les soins et l'exactitude possible par le St. *Co-* Paris 1736. Royalfol. 112 Seiten und 104 Kupferta- Description historique de l'hôtel royal des Invalides, par bé *Pérau*, avec les plans, coupes, élévations géométra- cet édifice, et les peintures et sculptures de l'église, s et gravées par le St. *Cochin* (à Paris 1756. Royalfol. ten und 108 Kupfertafeln). Nachrichten findet man auch rchitecture Françoise par *Jacques François Blondel*,) Planches. Tom. I. (à Paris 1752. Fol.). Description lle de Paris etc. par *Germain Brice*. Tom. IV. (à Pa- .) p. 1 sq. Leonh. Christoph Sturm, Architekto- eifsanmerkungen (Augsb. 1760. Fol.). S. 92 fg. Krü- n technol. Encyklop. 30. Th. S. 459 fg. Encyclopédie ue Art militaire. Tom. III. (1787.) p. 111 sq. Lettres s ou correspondence de M.*** dans les années 1806 (à Heidelberg 1809). p. 221—231, 422—425.

55) Vgl. Nachricht von dem altonaer Krankenhause vom 15. Mai 1783 (2 Bl. 4.); Nachricht von dem neuerbauten Krankenhause in Altona vom 20. Dec. 1784 (2 Bl. 4.); Ephemeriden der Menschheit, Dec. 1784. S. 713 fg.; Journal von u. für Teutschland, 1785. 2. St. S. 167 fg.; Scherf, Archiv der medicin. Polizei. 4. Bd. 1. Abth. (Leipz. 1785.). S. 164 fg.; Eklektische Monatsschrift, 1785. 2. Heft. S. 78 fg.; Teutsches gemeinnütziges Magazin. 1. Jahrg. (Leipz. 1787.). S. 150 fg.

gemein bekannten Stadt Bamberg. Gegen Morgen übersehen die Hospitaliten den großen und herrlichen Garten, der ihnen zum Spaziergange dient, und zugleich als ein botanischer Garten benutzt wird. Gegen Mittag breitet sich die Stadt mit ihren reichen und fetten Fluren der mit Recht berühmten bamberger Gärtnerei aus. Gegen Abend erblickt man die Regnitz, bis an den Ort, wo sie sich mit dem Main vereinigt, gegen Mitternacht die ehemalige Benediktinerprälatur Michelsberg, durch ihre schönen Gebäude, Terrassen und Aussichten als eine der schönsten in Franken berühmt, in welcher jetzt das allgemeine Versorgungshaus für abgelebte Bürger und Bürgerinnen angelegt ist. Das Krankenhaus selbst schließt einen großen und freundlichen Hofraum ein, in dessen Mitte sich ein sehr schöner Brunnen befindet. Zu den Nebengebäuden des Hauses gehört auch ein sehr niedliches und bequemes Badehaus, wo die Bäder für männliche und weibliche Personen gesondert sind, und vermittels gelegter Röhren und angebrachter Hahnen nach Erfoderniß kalt und warm gemacht werden können. Außer diesen Hausbädern sind auch noch Flußbäder in dem angrenzenden Regnitzstrome für die Kranken. Die innere Eintheilung des Raumes ist so getroffen, daß 120 Kranke auf einmal ganz bequem darin aufgenommen werden können. Ein jeder Kranker hat sein besondres Bette und die männlichen und weiblichen Kranken sind gänzlich von einander abgesondert. Diese Absonderung ist theils durch Flügelthüren, die in der Mitte der mehr als 200 Fuß langen Gänge sich befinden, theils aber auch dadurch bewirkt worden, daß zwischen den männlichen und weiblichen Krankensälen eine Hauskapelle angebracht ist. In dieser Kapelle können die Kranken beiderlei Geschlechts Messe hören, ohne daß sie zusammenkommen. Die Kranken in den obern Stockwerken können sogar dem Gottesdienste beiwohnen, ohne daß sie nöthig haben, sich aus ihren Zimmern zu begeben. Sowol der mittlere als auch der obere und der untere Stock sind für Kranke eingerichtet. Der untere Stock ist für äußerlich Kranke bestimmt und in einem jeden Zimmer dieses Stockes stehen vier Betten. Der mittlere Stock ist für innerlich Kranke, die unentgeltlich aufgenommen werden, der obere aber für diejenigen, die für ihren Aufenthalt, Verpflegung und Heilung etwas zu entrichten haben. Zu den Letztern gehören die kranken Handwerksgesellen und das Institut für die kranken Dienstboten. Die Zimmer des Flügelgebäudes, welche an den mittlern und obern Stock anstoßen, mit den großen Krankensälen aber keine Gemeinschaft haben, sind für die Venerischen, Krätzigen und die übrigen ansteckenden Kranken bestimmt. Wahnsinnige, Epileptische, mit dem Krebs Behaftete, sowie überhaupt langwierige und unheilbare Kranke, werden in dies Hospital nicht aufgenommen. In den großen Krankensälen, deren vier in jedem Stocke sind, stehen jedesmal acht Betten. Ein jeder dieser Säle hat 14 Schuhe in der Höhe, 33 Sch. in der Länge und 31 Sch. in der Breite. Die Betten stehen nicht in einer Reihe, sondern vier und vier auf jeder Seite. Zwischen einem jeden Bette steht ein Leibstuhl, der aber nicht im Saale selbst, sondern außer demselben in einem Verschlage angebracht ist. Eine Thür führt von Innen den Kranken zu dem Leibstuhle, und von Außen wird dieser durch ein Schubthürchen hinweggenommen und gereinigt. Diese schöne und nützliche Erfindung ist auch jetzt in mehren andern großen Spitälern eingeführt. Die Betten in den großen Sälen haben insgesammt Vorhänge und sind numerirt. Vor dem Bette eines jeden Kranken steht ein kleiner Tisch und ein Stuhl, und über dem Bette ist ein Brett, worauf und woran die Trinkgeschirre, Messer, Gabel, Handtücher und einige Kleidungen bequem angebracht werden können. An der Thüre, die zum Leibstuhle führt, hängt eine Tafel, woran der Name des Kranken, dessen Krankheit und die ihm vorgeschriebene Speiseportion aufgezeichnet sind. Zur Reinigung der Luft sind in jedem Saale Dunstschlöte angebracht, die nach Erfoderniß geöffnet und geschlossen werden. Die Dunstschlöte werden auch im Winter täglich zwei und mehre Stunden offen gehalten. In dem untern Stocke, wo die chirurgischen Kranken liegen, hat man statt der Dunstschlöte Luftlöcher und sogenannte Luftreiniger angebracht. Einen höchst angenehmen Aufenthalt, eine ganz vorzügliche Bequemlichkeit und Erhaltung der Luftreinheit gewähren die großen, breiten, hellen und freundlichen Gänge, und diese Eigenschaften derselben werden noch durch springendes Wasser erhöht, welches durch ein Druckwerk hierher geleitet ist. Das muntre Geplätscher, womit sich dieses Wasser in kleinere Bassins ergießt, scheint alles umher zu erfrischen und zu beleben. Diese stets mit Wasser angefüllten Becken bringen nun aber auch das bei allen Krankheiten so nothwendige Bedürfniß des Wassers zur Hand, und tragen ungemein viel zur Erhaltung der von diesem Hause besonders gerühmten Beobachtung der Reinlichkeit bei. Zur Besorgung der Kranken wurden lauter weibliche Wärterinnen bestimmt. Einer jeden derselben sind sieben Kranke zugewiesen. Daher befindet sich in einem jeden Saale von acht Betten Eine, für welche eins der Betten leer stehen bleibt. Die größern Krankensäle sind sehr bequem für die Wärterinnen eingerichtet, indem Glasthüren zwischen dem einen und dem andern Saale angebracht sind, wodurch die Wärterinnen zusammenkommen und sich gegenseitig beistehen können. Allen diesen musterhaften Einrichtungen hat man neben der vortrefflichen ärztlichen Sorge zuzuschreiben, daß die Sterblichkeit in diesem Hospitale nie höher als 1 von 30 ist. Die ärztliche Verpflegung ist einem dirigirenden Arzt, einem zweiten Arzte, einem Oberwundarzt und einem Unterwundarzt anvertraut. Der Unterwundarzt wohnt im Hause, und zwar an dem untern Gange, an welchem sich die Zimmer für die äußerlich Kranken anreihen. An eben diesem Gange haben auch die beiden Ärzte und der Oberwundarzt ihre Zimmer. In dem Zimmer des dirigirenden Arztes geschieht zugleich die Aufnahme und Untersuchung der Kranken, und in einem Nebenzimmer des zweiten Arztes ist die Hausapotheke angelegt. Das Zimmer des Oberwundarztes dient zugleich zum Operationszimmer. Zur Führung der Ökonomie ist ein Hausverwalter angestellt, der natürlicherweise im Hospitale seine Wohnung

eine Rechnung hat er der Hospitalcommission n, die sich zu gesetzten Zeiten in dem Spitale sammeln muß. Auch für jeden der beiden Geist- tholischen und evangelischen), welchen die Seel- Hospitaliten anvertraut ist, wird ein Zimmer und allem nöthigen Hausrath in Bereitschaft *).

s Hospital Saint André zu Bordeaux, eine d zweckmäßige Anstalt, zeichnet sich besonders gemeine Reinlichkeit aus, welche allerdings durch igkeit, mit welcher man das Wasser herbeischafft, wird. Das Gebäude ist sehr geräumig, aber äßig, in verschiednen Zeiten durch Anbau ent- Es umfaßt 16 Krankensäle, die aber in ihrer ng und Eintheilung nicht gelobt werden; drei d von fast gleicher Größe und in jedem stehen Reihen 30 Betten, jedes 2½ Schuh weit von ern entfernt. In den übrigen befinden sich in Ordnung 17 bis 18 und 24 Betten, und in aale, den man die Galerie nennt, deren 24. e zusammen können bei einer zweckmäßigen Stel- jen 400 einschläfrige Bettgestelle fassen. Außer- man noch einen kleinern Saal mit 7 Betten Operirten, einen andern sehr geräumigen mit n für die Genesenden, und einen besondern ganz rten Saal mit 10 Betten für die mit dem e und Kopfgrinde Behafteten. Auch die äußer- d innerlichen Krankheiten, sowie das männliche liche Geschlecht, sind genau und in guter Ord- chieden. Alle Säle werden durch ihre Lage be- blos durch die offen gehaltnen Thüren und lüftet. Auch hat das Hospital seine eigne wohl te Apotheke.

 königliche Hospital für Seeleute und Landtrup- adiz ist nicht sowol durch Größe, als vielmehr ne vortreffliche Verwaltung merkwürdig. Das hat für 1500 Kranke Raum. Es hat eine er Arzneikunde für 80 Studenten, welche auf sten Unterhalt und Lehre empfangen; ein ana- Theater, welches vom Hospitale mit Cadavern wird, und einen guten botanischen Garten. Da- chnet sich dort das Hospital San Juan de Dios ne Größe vom ersten Range und dabei noch nz musterhafte Reinlichkeit und durch besondre t des Gebäudes aus. Es ist für Männer be- die Anzahl derselben beläuft sich gewöhnlich auf lle Höfe sind in diesem Hause würfelig mit und weißem Marmor gepflastert, und alle it holländischen Fliesschen ausgelegt.

Cambridge in Cambridgeshire wurde das Hospi- der Aufsicht der Vorsteher von Katharinen-Hall d 1758 eröffnet, 1764 durch das Vermächtniß Walker mit einem medicinisch-botanischen Gar- n, und kann jetzt 700 Kranke aufnehmen.

dem Cap der guten Hoffnung ist das Hospital für arme Kranke und Verwundete in Diensten der Compagnie, eine durch Größe und gute Einrichtungen merkwürdige, doch eben nicht vollkommen musterhafte Anstalt. Es wurde bei Zunahme der Schiffahrt von dem Gouverneur Simon van den Stoll nahe an den Compagnie-Garten erbaut, stellt ein längliches Kreuz vor, und ist so geräumig, daß es allein im Parterre 400 Mann besorgen kann. Die Fußböden sind mit Ziegeln gepflastert, und alles ist für die Reinlichkeit gethan, allein es fehlt demselben noch nach den neuesten Nachrichten an guter Luft. Das ganze Gebäude war zuerst mit einem Graben eingeschlossen, wurde aber in der Folge mit einer acht Fuß hohen Mauer umgeben.

In Florenz wurde das Hospital Santa Maria Nuova oder Novella, eins der größten, schönsten und vortrefflichst eingerichteten Krankenhäuser, schon von den ersten Regenten aus dem Hause Medicis gestiftet, in der Folge immer mehr erweitert, und endlich in dem letzten Viertel des jüngst verflossenen Jahrh. durch den väterlich sorgenden Großherzog Leopold, der das Hospital oft unvermuthet besuchte, und sich bei den Kranken nach Allem erkundigte, sowol in seiner innern Einrichtung, als auch durch Vergrößerung des Gebäudes zur Vollkommenheit gebracht. In seinen weiten Räumen werden alle Kranke und Verwundete ohne Unterschied katholischer oder protestantischer Religion aufgenommen, unentgeltlich behandelt und gewartet, die an epidemischen Krankheiten Leidenden sowol von den übrigen als auch unter sich abgesondert, die Schwangern entbunden, und vor und nach der Entbindung verpflegt. In den 11 großen Krankensälen stehen zu beiden Seiten 660 Betten für die Mannsleute und 446 für das weibliche Geschlecht, alle in symmetrischer Ordnung in den bequemsten und sichersten Entfernungen und mit zurückgebundnen weißen Vorhängen versehen. In diesen großen Sälen wachen Nachts vier Wächter, sowie in den kleinen Krankensälen zwei Wächter bei großen, am Ende der Säle aufgestellten, Lampen. Alle diese Säle sind gewöhnlich mit 800 Kranken, und in der heißen Jahreszeit manchmal mit 1400 belegt, haben aber für 1600 Raum. Außer dem Hauptgebäude sind auch noch verschiedne Säle für vornehme Leute bestimmt, die in ihrem Hause nicht die gehörige Pflege erhalten können. Überhaupt aber sind die Säle, sowie die Behandlung, so beschaffen, daß Jedermann von Stande sich ohne den geringsten Anstand dahin begeben kann. In den großen und kleinen Sälen, die alle von guter Bauart sind, herrscht die erfreulichste Reinlichkeit, und ein gemildertes angenehmes Licht erhellt sie. Die gereinigte und frische Luft wird durch einen unmerklichen Luftzug erhalten, und vor den Fenstern der meisten Säle sind artige Kräuter- und Blumengärtchen angelegt, um die Aussicht der Leidenden aufzuheitern und die wiederkehrenden Kräfte der Genesenden durch den Genuß der durch Vegetation erfrischten freien Luft zu stärken. Für die Letztern sind im obern Stockwerke des Hauses besondre Zimmer bestimmt; hier werden sie nach völlig wiederhergestellter Gesundheit noch einige Tage mit Fleisch und Wein gelabt, und dann entlassen. Neben noch vielen andern trefflichen und lo-

*) Markus, Kurze Beschreib. des allgem. Krankenhauses (Weim. 1797.) mit Kupfern.

benswerthen Anstalten findet man hier auch einen bequemen Ort für diejenigen eingerichtet, welche in dem Hospitale nicht bleiben wollen, oder nicht können, sondern nur hingehen, um chirurgische Operationen an sich verrichten zu lassen, wobei sie den Wundarzt und die Arzneien frei erhalten, und dann wieder nach Hause kehren, um den Ihrigen beizustehen und ihres Beistandes zu genießen. Die Wartung der Hülfsbedürftigen ist 300 Personen beiderlei Geschlechtes aufgetragen, welche unter wohlgeordneter Aufsicht ihre Pflicht erfüllen. Die Hälfte dieser Aufwärter sind Klosterbrüder und Nonnen. Zu den Sälen des weiblichen Geschlechts haben die in der nächsten Straße wohnenden Benediktinernonnen einen unterirdischen Gang, um die Kranken desto besser pflegen zu können. Für die Behandlung der Kranken sind 39 Ärzte und 12 Wundärzte bei dem Hospital angestellt, und wechseln, in drei Classen getheilt, alle vier Monate im Dienst ab. Ein jeder derselben muß, sein auswärtiger Ruf mag noch so groß sein, zwei Jahre in Florenz selbst praktizirt und Proben seiner Geschicklichkeit gegeben haben, ehe er zum Hospitalarzte befördert werden kann. Durch die Compagnia di misericordia, Gesellschaft der Barmherzigkeit, wird jeder Kranke oder Verwundete oder sonst Verunglückte bei Tag und Nacht auf einer mit Betten belegten Bahre in das Hospital gebracht. Bei dem Krankenhause ist ein ansehnlicher botanischer Garten, eine vollkommne Apotheke, ein vortreffliches chemisches Laboratorium und ein anatomisches Theater. Hier wird Unterricht in der Zergliederungskunst ertheilt, sowie auch eine Schule der Heilkunst und der Entbindungskunst nebst den dazu gehörigen Sammlungen mit dem Hospitale verbunden ist. Der Hausrath in allen Sälen und Gemächern befindet sich in einer so schönen Ordnung, Servietten, Tischtücher, Gefäße, Teller, Vorrathskammern, Kleiderkammern, Apotheke, Bäder und alles ist so aufgeputzt und so geschmackvoll aufgestellt, daß schon der äußere Anblick den innern Gehalt der vortrefflichen Einrichtung zu erkennen gibt. Durch den Gebrauch kleiner ökonomischer Öfen bewirkt man nicht nur eine unglaubliche Holzersparung, besonders in Küche und Apotheke, sondern verschafft sich auch den großen Vortheil, zu aller Zeit warmes Wasser bereit zu haben, und mit Leichtigkeit an alle Orte des Hauses, zum Baden, Waschen &c. zu bringen. Der Fond des Hospitals ist durch fromme Stiftungen und ansehnliche Vermächtnisse so angewachsen, daß sich die Einkünfte desselben jährlich auf 100,000 Gulden belaufen. Hinter dem zum Krankenhause gehörigen Kloster ist il Campo santo, der Kirchhof des Hospitals, wo die Leichen in gewölbte Löcher zusammengebracht, und wenn eine solche unterirdische Kammer angefüllt ist, die Öffnung derselben verkittet wird.

Zu Cassel im Kurfürstenthume Hessen wurde die Charité, eins der ansehnlichsten Krankenhäuser Teutschlands, von dem weiland regierenden Landgrafen Wilhelm IX. erbaut, und am 2. Mai 1784 eröffnet. Es liegt außerhalb der Stadt an einem offnen, lustigen Ort, und ist von so großem Umfange, daß es mit dem ansehnlichen Thurme, der das Hauptgebäude auszeichnet, die Umgebungen Cassels von dieser Seite mit der Stadt zu vereinigen scheint, und dem Auge als eine Vorstadt darstellt. Es kann in mehren größern Sälen und Zimmern gegen 400 Kranke aufnehmen, hat seine eigne Apotheke, einen großen Garten zu Obst, zu Küchen- und Heilkräutern und ist für die Stadt und für das ganze Land bestimmt, und auch fremden durchreisenden Kranken geöffnet. Ein Arzt und zwei Wundärzte bedienen es, ein Inspector steht der Ökonomie der Anstalt vor. Auch ist die Einrichtung getroffen, daß junge Ärzte und Wundärzte zu ihrem Unterrichte Gebrauch davon machen können.

Das königliche Krankenhaus Infirmary zu Edinburgh in Schottland steht für alle Gattungen innerlicher und äußerlicher Kranken aus allen Ständen, selbst für schwer Verwundete, offen, und hat für 200 Kranke und für alle dazu gehörige Dienerschaft Raum. Seine Stiftung und Erbauung dankt man patriotischen Beiträgen an Geld, Materialien und freiwilligen Handarbeiten, wodurch sich theils der König Georg II. selbst, und vornehme Frauen, theils Eigenthümer von Steinbrüchen, Kaufleute, Pächter, Maurer und Handlanger auszeichneten. Das Gebäude ist ansehnlich und vier Stockwerke hoch, hat zwei Flügel und große Höfe. Der Giebel ruht auf sechs Säulen, und über dem Eingang erhebt sich die Statue des Königs. In dem Gebäude wird das Zimmer für die chirurgischen Operationen wegen seiner hierzu sehr zweckmäßigen Einrichtung besonders gelobt. Die Stelle, wo operirt wird, ist von oben herab durch eine Öffnung im Dache beleuchtet, und an den Wänden erheben sich die Bänke für die Zuschauer immer höher, damit alle deutlich sehen können.

Das große Hospital Genua's (Lo Spedale maggiore), ist eine der zwei größten wohlthätigen Anstalten dieser Stadt, und gehört mit dem oben beschriebenen Alberge dei Poveri zu den größten und prächtigsten Hospitälern der Welt. Es nimmt alle Kranken ohne Unterschied der Nation auf, deren Anzahl nie unter 1000 ist, oft die Zahl von 1200 übersteigt; ernährt alle Findelkinder, gewöhnlich 2000, oft über 3000, theils in dem Hause selbst, theils auf dem Lande. Die Knaben bleiben so lange im Hospitale, bis sie sich selbst etwas verdienen können, die Mädchen aber Lebenslang. Sind diese über 12 Jahre alt, so kommen sie in ein eignes Conservatorium. Die Kranken haben ebenfalls ihre eignen Säle, und ein Jeder sein eignes Bettgestelle von Eisen. Die Männer sind von den Weibern getrennt, die Verwundeten, die mit Fieber Behafteten &c. machen ebenfalls eigne Abtheilungen aus. Die Genesenden halten sich in andern Sälen auf, und zwar im obern Theile des Gebäudes, wo die Luft am frischesten ist. An Raum fehlt es nicht. Erst gegen das Ende des letztverflossenen Jahrh. hat man eine Vergrößerung vorgenommen, die über 500,000 genua'sche Lire gekostet hat. Sie wurde durch freiwillige Beiträge reicher Familien bestritten. Einige haben allein 10,000, andre gar 20,000 Lire dazu hergegeben. Alle diejenigen, welche diesem Hospital über 100,000 Lire vermachen, bekommen wie im Alberge eine marmorne Statue in Le-

Auch hier sieht man wie dort überall königl.
nd die bildende Kunst spricht von allen Theilen
udes herab an. Die Marmorbilder stehen in
vertheilt. Man wandelt unter Säulengängen
mor, tritt über Fußboden von allen Arten bun=
nors hin. Ungeheure Thüren öffnen sich, und
sich im Krankenhause. Die Hauptmasse des
Palastes ist von einem schwärzlichen Stein er=
cher viele kalkartige Theile zu haben scheint.
dieser Stadt ist das Hospital der Unheilba=
minder allgemein merkwürdig. Hier sieht man
h 900—1000 unglückliche Opfer des Menschen=
Greise und Kinder, leiden. Sie sind in verschied=
n, theils für Weiber, theils für Männer, ver=
die ihre körperliche Gesundheit verloren haben,
Geisteskranken oder Irren, haben ebenfalls ihre
Säle. Auch ist in Genua das kleine Hospi=
und prächtig genug, um den größten Hospitä=
zählt zu werden. Es nimmt alle Kranke, sie
ilbar oder unheilbar sein, aber nur Genueser,
ihre Anzahl beträgt oft über 1100.

Goa, im Königreiche Decan in Ostindien, ist
gl. Hospital eins der größten, schönsten und am
ngerichteten Krankenhäuser. Es wurde von den
von Portugal gestiftet, die 25,000 Pardos Ein=
zu vermachten, eine Summe, welche bei der
eit aller Lebensbedürfnisse in diesem Lande einen
beträchtlichern Werth erhält. Diese Einkünfte
nachher durch die Freigebigkeit großer Herren
h die kluge Wirthschaft der Jesuiten noch um
mehrt. Die Anzahl der Kranken ist aber auch
, obgleich man weder Indianer, welche ein eig=
ital haben, noch Frauenspersonen, welche eben=
ein besondres Gebäude kommen, aufnimmt.
en werden ungemein gut behandelt. Jeder hat
es Bett, zwei Fuß entfernt von seinem Nachbar.
t besteht aus verschiednen Matrazen von Baum=
d von Taft. Die Bettlaken sind von Baum=
r fein und weiß. Die Bettgestelle sind niedrig
allerlei Farben zierlich bemalt. Für jede Krank=
eine besondre Kammer, und man schlägt nicht
tten auf, als Kranke da sind. Dem Neuan=
en wird alles Haar vom Leibe abgeschoren, her=
d er gebadet und in dieser Reinlichkeit beständig
Die Menge der Bequemlichkeiten, die dem
angeboten werden, erregt Staunen; alle drei
rd alles gewechselt. Jeder bekommt ein gesotte=
gebratenes Huhn, Reiß, gute Suppe, Eier,
onfect, nebst allen Arten von Fleisch und Früchten,
s er nur wünschen kann, es müßte ihm denn
e verboten sein. Die Schüsseln und Teller sind
sischem Porzellan. Nach der Mahlzeit fragt ein
scher Aufseher in jedem Gemache mit lauter
ob jeder das Seinige bekommen, und ob er
klagen habe. Die Kranken haben sogar die
ihre Bekannten mit sich speisen zu lassen, und
Aufwärter sehen, daß ein Besuch kommt, so
tragen sie etwas mehr als gewöhnlich auf. Auch an Ärzten, Wundärzten, welche die Kranken des Tages zwei=mal besuchen müssen, und Apotheken fehlt es nicht. Das Gebäude selbst breitet sich an dem Ufer eines Flus=ses aus, und ist von großem Umfange. Über seinem Eingange steht „Königliches Hospital" in portugiesischer Sprache, und dabei das Wappen von Castilien und Portugal nebst einer Weltkugel. Im Innern findet man viele Gänge, Höfe und anmuthige Gärten, in welchen die Genesenden spazieren gehen und frische Luft schöpfen können, überdies mehre Säle für sie, wo jeder in solche Gesellschaft gebracht wird, die mit ihm in gleichem Grade der Besserung steht. Mitten im Hospital ist ein großer und schöner Hof, welcher geschlossen ist, mit einem Springbrunnen in der Mitte, wo die Kranken sich zu=weilen baden. Zur Nachtzeit wird das ganze Gebäude mit einer großen Menge Lampen, Laternen und Lichtern erhellt. Statt des Glases sind die Laternen mit Schild=krötenschalen verschlossen, welche überhaupt in ganz Goa statt des Glases gebraucht werden, und die Fenster aller Kirchen und Gebäude bilden. Die Gänge des Hospitals sind mit Gemälden behängt, welche Scenen aus der biblischen Geschichte vorstellen. Auch hat dieses Hospital zwei prächtig ausgezierte Kirchen.

In Göttingen wurde das chirurgische und Kran=kenhospital, eine zur Verpflegung und Heilung der Kran=ken und vorzüglich zum Unterricht und zur Bildung junger Ärzte und Wundärzte höchst zweckmäßige Anstalt, 1780 aufgerichtet, und im Mai 1781 eröffnet. Das Ge=bäude liegt am südlichen Ende der Stadt, ist zwei Stock=werke hoch, 106 Fuß breit und 36 Fuß tief. Im obern Stockwerke sind drei große Krankensäle, welche die ganze vordere Breite des Hauses einnehmen und durch Flügel=thüren miteinander Gemeinschaft haben. Der mittlere Saal ist 40 und die beiden andern jeder 30 und etliche Fuß lang. Auf der hintern Seite ist ein großer Opera=tionssaal, wo auch das Collegium Clinicum gehalten wird. Im mittlern großen Saale sind fünf und in je=dem der beiden Seitensäle vier Krankenbetten aufgestellt, alle mit Rollen versehen, damit sie zu chirurgischen Ope=rationen von einem Orte zum andern leicht bewegt wer=den können. Über dem Kopfe oder zur Seite des Kran=ken ist ein Brett mit drei Abtheilungen befestigt, worin die Arznei und die zu seinen Bedürfnissen nöthigen Ge=räthschaften aufbewahrt werden. Zu jeder Seite des Bettes hängt eine schwarze Tafel, worauf die Krankheit und die verordneten Mittel aufgezeichnet werden. Um Kranke, welche von einander abgesondert werden müssen, aufzunehmen, ist im untern Stockwerke noch ein geräu=miges Zimmer mit zwei Betten, sodaß die ganze Zahl der Betten 15 ist. Neben der gewöhnlichen Benutzung der Fenster zc. zur Erfrischung und Reinigung der Luft sind in jedem Krankenzimmer zwischen den Fenstern nahe unter den Balken blecherne Röhren angebracht, die mit Klappen versehen sind, durch deren Öffnung eine Circu=lation der Luft veranlaßt wird. Mit diesem Hospital ist das unter der Direction des berühmten Baldinger 1773

errichtete öffentliche klinische Institut verbunden, aus welchem die Kranken, die für das Hospital lehrreich sind, ausgehoben werden. Vom 1. Mai bis Dec. 1781 hatte das Hospital 667 Kranke aufgenommen, von welchen 22 an hitzigen und ebenso viele an chronischen Krankheiten gestorben sind. Nur wenige wurden ungeheilt entlassen. Die Anzahl der Verstorbenen würde noch geringer sein, wenn man nicht vorzüglich solche Kranke aufnähme, die mit seltnern, oder wichtigern und gefährlichen Krankheiten behaftet sind. Für das moralische Wohl der Kranken ist eine von dem ehemaligen Pastor Sextro errichtete und ein Jahr lang in diesem Hospitale glücklich wirkende Privatgesellschaft junger Gottesgelehrten am 3. März 1783 als öffentliches Pastoralinstitut unter der Direction seines Stifters von der königl. Regierung bestätigt worden.

Das königliche Friedrichshospital zu Kopenhagen ist eins der musterhaftesten Hospitäler, in welchem die Kranken mit einer so wohlgeleiteten Sorgfalt verpflegt werden, daß Begüterte von allen Ständen die Wartung in diesem Hause der Pflege ihrer eignen Familien vorziehen. Es wurde von König Friedrich V. durch den berühmten Minister Joh. Hartwig Ernst v. Bernstorf 1756 gestiftet und eine Anstalt zur unentgeltlichen Geburtshülfe damit verbunden. Das Spital ist für 280 Kranke eingerichtet, 150 Arme vom Bürgerstande werden umsonst aufgenommen, und haben alles frei. Andre geben wöchentlich sieben Mark; und wer ein eignes Zimmer haben will, noch einmal so viel. Auch können 30 Soldaten hineinkommen. Außer den bettlägerigen Kranken aus der Stadt, welche bei jedesmaliger Erledigung eines Platzes in das Spital abgeholt werden, nimmt dasselbe auch alle auf der Straße oder an andern öffentlichen Orten zu Schaden Gekommne, Ertrunkne und andre Leblose, bei welchen noch einige Hoffnung zur Rettung ist, von tollen Hunden Gebissene u. a. m. augenblicklich auf, ohne alle Rücksicht auf Religion oder Nation. Der ordentliche Arzt hat drei Arzneibeflissene, und der ordentliche Wundarzt vier junge Wundärzte zu Gehülfen, die alle Besoldung und freie Wohnung haben. Seit seiner Stiftung bis in das J. 1783 waren bereits über 32,000 Menschen darin geheilt worden. Das Gebäude ist zierlich und weitläufig. Es ist eine Etage (zwei Stockwerke) hoch, und besteht aus einem viereckigen Hauptgebäude, worin die Krankenzimmer eingerichtet sind, und aus vier Flügeln an dessen Ecken. In dem einen derselben befindet sich eine sehr gut eingerichtete Apotheke, in dem andern die Kirche, in dem dritten Flügel sind die Zimmer für Kranke, welche gegen Bezahlung aufgenommen werden, und in dem vierten wohnen Bediente. In dem innern Hofe des Gebäudes sind Baumreihen zu Spaziergängen für die nicht bettlägerigen Kranken angepflanzt. Operationszimmer, Leichenzimmer, Sectionszimmer rc. findet man alle musterhaft eingerichtet. Außerdem sind die nöthigen Einrichtungen zu den verschiednen Bädern, zum Elektrisiren und dergleichen getroffen, und im Hause wohnt ein eigner Bader. Die Direction der Anstalt hat dem Stifter, Friedrich V., dessen Büste von weißem Marmor auf marmornem Bilderstuhle mit Inscription aufrichten lassen, welche am 4. Sept. 1768 feierlich aufgestellt wurde [57]).

In London, wo etwa 20 größere und kleinere Hospitäler für alle Arten von Kranken, alle von musterhafter Einrichtung, erbaut sind, sind mehre als allgemein interessante und merkwürdige einer nähern Berücksichtigung werth. An ihrer Spitze steht das Bartholomäushospital, sowol an Größe, Schönheit und Zweckmäßigkeit der Anstalt, als des Gebäudes, ein Werk vom ersten Range. Es liegt im Farringdon-withoutviertel im West-Smith-Field an einer Anhöhe, fast mitten in der Stadt, wurde schon 1102 zugleich mit der Kirche und ehemaligen Dominikanerpriorei St. Bartholomäus von Rahere, welcher aus einem Spielmanne Königs Heinrich I. deren erster Prior wurde, gestiftet. Die wohlthätige Stiftung kam aber nach und nach in Verfall, bis sie Heinrich VIII. bei der von ihm im J. 1539 eingeführten Reformation wiederherstellte, sofort erweiterte und mit verschiednen Privilegien begünstigte. Im J. 1730 wurden ihm mehre kleine damals aufgehobene Hospitäler einverleibt, wodurch es zu seinem jetzigen Range emporstieg. In eben diesem Jahre wurde auch das jetzt bestehende schöne Gebäude nach den Rissen des berühmten Architekten, Jakob Gibbs, ganz von Portlandsteinen aufgeführt. Das Gebäude schließt mit vier großen Flügeln einen ungemein weiten viereckigen Platz ein, doch so, daß bei jeder Ecke ein Flügel von dem andern durch einen 30 Fuß breiten freien Raum getrennt ist, wo sich jedesmal ein großes Thor für das Fuhrwesen befindet. Indessen ist das Hospital von allen vier Seiten so sehr zwischen Häusern versteckt, daß man es nur von dem innern großen Platze her beurtheilen kann, und hier macht auch das Ganze eine sehr gute Wirkung. Es ist drei Stockwerke hoch, und unten mit Bogenstallungen umgeben. Die Hauptseite ist gegen Smith-Field gewendet, mit ionischen Säulen und mit der Statue Heinrichs VIII. geziert. Sie enthält das Treppenhaus, den Versammlungssaal der Vorsteher, die Zimmer, wo die Kranken aufgenommen und verabschiedet werden, und überhaupt die Räume, die zu den allgemeinen Geschäften des Hauses bestimmt sind. An der Haupttreppe sieht man Gemälde von Hogarths Hand, den barmherzigen Samariter und den Teich von Bethesda. In einem andern Theile legt Rahere den Grundstein zum Hospital und ein kranker Mann wird von Mönchen auf einer Bahre herbeigetragen. Auch der große Saal, der sich hier bei der Haupttreppe öffnet, ist mit Gemälden geschmückt, von denen sich das lebensgroße Bild Königs Heinrich VIII., der das Haus bei Aufhebung der Klöster der Bürgerschaft von London geschenkt hat, und das ebenfalls lebensgroße Bild des D. Radcliff auszeichnen, welcher dem Hospital eine jährliche Rente von 500 Pfund zur Verbesserung der Kost, und 160 Pfd. zum Ankaufe frischen Linnengeräthes vermachte. Zwei Flügel des Hospi-

57) Fondation de l'Hôpital Frédéric, que le Roi fait établir et construire en sa Capitale de Copenhague, datée de Fredensbourg le 6. Août 1756, ist im Mercure danois Nov. 1756. p. 355—378, und Dec. 1756. p. 128—149.

…ten 32, jeder 16, Krankensäle, wovon 12 in
…gel immer mit Kranken belegt sind, vier aber
…leer bleiben. Im dritten Flügel sind 14 Kran-
…für das weibliche Geschlecht, und der vierte um-
… Wohnungen der Officianten. Alle Krankensäle
…n enthalten etwa 440 Betten, deren 14 in jedem
…ind. Die Betten selbst stehen eine Klafter weit
…der. Für venerische Mannsleute sind zwei be-
…säle bestimmt, in deren jedem sich 20 Betten mit
…en befinden, und nur in diesen Zimmern stehen
…en der Länge nach an den Wänden. Die Kran-
…den von Frauenspersonen gewartet, die sich selbst
…einander Schwestern nennen, und deren sich zwei
… in jedem Saale aufhalten, je nachdem die An-
… darin befindlichen Kranken groß oder klein ist.
…n Saale ist ein geräumiger Kamin, welcher zu-
…s guter Ventilator dient, weil alle Thüren das
…ahr hindurch bis zu großer Kälte offen gehalten
… In jedem Flügel ist zu ebener Erde ein großes
…hältniß, wohin das Wasser durch Röhren gelei-
… Im zweiten Stockwerk ist jedesmal ein ähn-
…er-kleineres Becken, das zum Gebrauche der obern
… bestimmt ist. Es wird besonders dafür gesorgt,
…s Wasser nie lange in diesen Behältnissen stehen
… Die Küche wird sehr rein gehalten. Das Ge-
… theils von gebrannter Erde, theils von Holz.
…t man lederne Krüge in großer Anzahl, die zum
… der Flüssigkeiten und besonders des Wassers ge-
…werden. Das Hospital hat seine eigne Apotheke,
…eingerichtetes Magazin und ein sehr richtig und
…angelegtes Laboratorium; umfaßt auch die nöthi-
…ume für die in ihm aufgerichtete medicinische und
…che Schule, welche von seinen Ärzten gehalten
…Es nimmt alle Arten äußerlich und innerlich Kran-
… Verwundeter auf, und die Sterblichkeit verhält
… Durchschnitte wie 1 zu 14. Die Größe der
…g wird noch mehr erhellen, wenn man erfährt,
…ses Hospital jährlich gegen 4009 Kranke im
…nd über 8000 außerhalb desselben besorgt und

… London gehört ferner das St. Thomas-Spi-
…den größten und prächtigsten Hospitälern Euro-
…Anfangs war es ein Hospital für Neubekehrte und
…e Kinder, welches Richard, ein normannischer
…on Bermondsey, 1213 unter dem Namen the
… gestiftet hat, aber Peter de Rupibus, Bischof
…nchester, 1215 in eine Priorei, und endlich in
…leines Chorherrenstift, das er reich dotirte, ver-
… hatte. Durch die vom Könige Heinrich VIII.
…mmene Einziehung der Klöster wurde auch dieses
…s Eigenthum der Krone. Heinrichs Nachfolger,
… VI., errichtete nun in dem alten Hause mit Hülfe
…oner Bürgerschaft das jetzt noch bestehende Ho-
…und ließ es dem Apostel Thomas weihen (zuvor
… von dem heil. Thomas Becket, Erzbischofe von
…ry, seinen Namen). Im Julius 1552 wurde
…nerung der alten Hospital- und Klostergebäude
…n, und schon im November desselben Jahres

die neue Stiftung eröffnet, in welcher sogleich 260 Arme und Kranke aufgenommen wurden. Gegen Ende des 17. Jahrh. geriethen die Gebäude in Verfall. Die Vorsteher des Hospitals baten daher das Publicum 1699 um Beiträge zu seiner Wiederherstellung, und thaten es mit so gutem Erfolge, daß das Ganze nach dem weitläufigen und prächtigen Plan emporstieg, wie es jetzt noch in London gesehen wird. Das Haus liegt zwar tief, in der Vorstadt Southwark, gleich an der Londonbrücke, in der Borough-high-Street, und ist ein ziemlich unregelmäßig zusammengebautes großes Werk, ganz zwischen Häusern versteckt; allein man hat in der Bauart alles Mögliche beobachtet, um den freien Durchzug der Luft von allen Seiten zu fördern. Es besteht aus drei sehr geräumigen viereckigen Höfen, die mit großen und schönen Gebäuden umgeben, und durch Colonnaden von einander geschieden sind. Gegen die Straße hat es ein großes eisernes Thor nebst zwei Thüren für die Fußgänger. Auf den zwei Pfeilern zwischen den Thüren erheben sich ein Paar Statuen, welche Kranke abbilden. Der erste Hof ist mit Colonnaden umgeben, worunter Ruhebänke befindlich sind. Zwei Inschriften an der Südseite melden, daß diese Werke durch die Freigebigkeit zweier Vorsteher: Thomas Frederik Esq. von London, und Thomas Guy Esq., Bürger und Buchhändler daselbst, 1707 und 1708 gebaut worden. An der Vorderseite des Hauptgebäudes, welches den Hintergrund des Hofes einnimmt und den Eingang in den zweiten Hof öffnet, steht die Statue Eduards VI. mit einem Scepter und mit dem Stiftungsbriefe des Hospitals in der Hand, ihm zur Seite ein Mann mit einem hölzernen Bein, und zur andern Seite eine Frau mit einem Arm im Verbande. Eine Inschrift unter dem Wappen des Königs bezeichnet ihn als Stifter und Erbauer dieses Hauses im J. 1552. Hier öffnet sich der Durchgang, und man steigt auf einigen Stufen in den zweiten Hof hinab, den ebenfalls Colonnaden umgeben. In seiner Mitte erhebt sich eine zweite Statue Eduards VI. aus Erz, von Scheemacker 1737 verfertigt; zu seinen Füßen erblickt man Lahme und Krüppel. Das Werk ist ein Geschenk des Karl Joyer Esq. In der Mitte des dritten Hofes, welcher in Ansehung der Gebäude der älteste ist, steht die steinerne Statue eines Wohlthäters, des Ritters und Lord-Mayor von London, Sir Robert Clayton, in feierlicher Kleidung mit dem langen weiten Rock und der Kette. Er gab 600 Pf. zur Wiederaufbauung dieses Hospitals, und vermachte ihm noch überdies 2300 Pf. als einen Beitrag zur Begabung desselben. Die Statue ward ihm noch vor seinem Tode errichtet, der im J. 1714 erfolgte. Auch in diesem Hofe spricht sich die Pracht der Gebäude durch architektonische Formbildung aus. Allerseits sieht man sich von Gesimsen, von Nischen, von Säulen und Pilastern umgeben. Das ganze Hospital besteht aus 18 Abtheilungen und nimmt alle Dürftige, äußerlich und innerlich Kranke auf. Es faßt bequem 500 Betten, versorgt jährlich gegen 3000 Kranke im Hause und über 5000 außerhalb desselben mit Pflege, Wartung und Heilmitteln, und seine jährlichen Ausgaben

belaufen sich auf 10,000 Pf. Sterling. Dieses und das nachbarliche Guy's-Hospital wird zum gemeinschaftlichen Unterrichte junger Ärzte und Wundärzte benutzt, und in beiden werden für dieselben auch gemeinschaftliche Vorlesungen von den dabei angestellten Ärzten gehalten.

Das Guy's-Hospital zu London, nur in geringer Entfernung von dem Thomas-Spitale, ist ebenso berühmt wie jenes, und zugleich das reichste, welches je ein Privatmann gestiftet hat. Sein Stifter ist der Buchhändler Thomas Guy, derselbe, der auch dem Thomas-Spitale so große Schenkungen machte. Das Gebäude besteht aus einem Hauptflügel oder Vorderflügel, einem Hinterflügel und zwei Seitenflügeln, welche miteinander einen rechtwinkelig viereckigen Hof einschließen. In der Mitte des Hofes steht des Stifters Statue mit der Unterschrift: „Thomas Guy, einziger Stifter dieses Hospitals, bei seinen Lebzeiten 1721." Die Statue ist von Erz und stellt den Stifter in seiner Liverygown vor, das ist in der feierlichen Kleidung, die er als Mitglied einer Gilde (Company) getragen hat. Rings um den Hof herrschen drei übereinander herumziehende Bogengänge, von welchen die vier Hofseiten des drei Stockwerke hohen Hauses gebildet werden. Der Bau von Mauersteinen kostete dem Stifter allein 18,794 Pfund Sterling. Zu dessen Unterhaltung vermachte er aber noch die ungeheure Summe von 219,499 Pfund, sodaß dieses Hospital jährlich 10,000 Pfund Sterling Einnahme hat. In der Kapelle hinter dem Altare befindet sich noch eine Statue des Stifters, welche das Hospital 1779 von dem berühmten Bildhauer Johann Bacon aus weißem Marmor verfertigen ließ, und dem Meister 1000 Pfund für dieses Werk bezahlte; ein Beweis, wie reich es ist[58]). Immer stehen hier 450 blaubehängte Betten für Kranke aller Art, die der Stiftung empfohlen werden, bereit, und sowie die Geheilten abgehen, kommen andre Kranke an ihre Stellen. Zwei Ärzte und zwei Wundärzte führen die Aufsicht, und jeder Kranke bleibt unter der Aufsicht des einmal gewählten Arztes, er mag bettlägrig sein, oder herumgehen, oder nur zu Zeiten hinkommen, um Hülfe zu suchen. Insgemein liegt die Hälfte der Hospitaliten im Bette und die andre ist auf dem Wege der Genesung. Die untern Zimmer sind den Mannsleuten, die obern den Frauenspersonen angewiesen. Alle Kranke sind in den schicklich abgetheilten Sälen so bequem vertheilt, daß schon hierdurch die Reinigkeit der Luft in einem hohen Grade erhalten wird. Das Hospital hat auch seine eigne im Hause befindliche Apotheke, in deren Laboratorium ein großes Medaillon aus weißem Marmor von dem großen und frommen Naturphilosophen Robert Boyle merkwürdig ist.

Ferner gehört das London-Hospital (London-Infirmary) zu den großen Anstalten dieser Art, und zugleich zu den schönsten in England. Es ist für die Fabrikanten und Matrosen, die auf Kauffahrteischiffen gedient haben, bestimmt, nahm 1740 durch freiwillige Unterzeichnung londoner Bürger seinen Anfang, und dauert noch bis heute durch freiwillige Beiträge fort. Das Gebäude liegt in White-Chapel-Road beinahe am Ende aller Häuser der Stadt, sehr passend für eine solche Anstalt, vorn an einem freien Platz und hinten gegen das offne Feld zu. Es ist ohne kostbaren Kunstaufwand erbaut, in einer einfachen und höchst zweckmäßigen Bauart. Vor dem mittlern Eingange liegt eine Treppe und am Giebel unter der Sonnenuhr liest man: „Das London-Hospital unterhalten durch freiwillige Beisteuern." Im Innern ist das Haus höchst zweckmäßig und vortheilhaft disponirt und mit allen Bequemlichkeiten versehen. Es ist jederzeit mit etwa 400 Kranken belegt, hat aber für 500 Raum, und neben den übrigen zu einem Krankenhause erfoderlichen Raumabtheilungen auch ein Amphitheater für den Unterricht in der Anatomie und für die Vorlesungen der mit dem Hospitale verbundnen medicinischen und chirurgischen Schulen[59]).

In London ist endlich das St. Georgs-Hospital nicht sowol wegen seiner Größe, als wegen seiner vortheilhaften und angenehmen Lage zu bemerken. Diese ist von allen Seiten frei in einer gesunden Luft, in Westminster am Ende des Gartens von Queens-Palace zwischen Greenpark und Hydepark an der Heerstraße. Es ist 1733 durch freiwillige Unterzeichnung gestiftet und 1734 eröffnet. Das Gebäude ist höchst einfach, hat zwei Flügel und faßt 300 Kranke und Verwundete. Der König führt den Titel als Präsident desselben, und der Erzbischof von Canterbury als Vicepräsident. Es sind drei Ärzte und vier Wundärzte dabei angestellt, und es wird zugleich als eine praktische Schule benutzt. Dieses Institut ist eins von denjenigen londoner Hospitälern, welchen die meisten Almosen zufließen, daher es auch den Armen ungemein viel Wohlthaten erzeigt.

Das unter den Namen Hôtel-Dieu und Hôpital Général bekannte große Hospital zu Lyon ist durch Umfang und Vortrefflichkeit der Anstalt, sowie durch Größe und Pracht des Gebäudes, eins der merkwürdigsten Krankenhäuser. Veranlassung zu seiner Stiftung war die 1531 durch ganz Frankreich herrschende Hungersnoth, 8000 Arme flüchteten sich nach Lyon; die Bürger legten zusammen und versorgten sie bis zur Ernte. Das Übel hörte auf, die Anstalt aber dauerte fort und wurde ein bleibendes Denkmal der Wohlthätigkeit der Lyoner gegen ihre armen und kranken Mitbürger. Ein Überschuß von 396 Livr. 2 Sous und 7 Den. war zugleich der erste

58) In dieser Statue erblickt man Thomas Guy ebenfalls stehend in seiner feierlichen Amtskleidung. Mit der einen Hand hebt er eine unglückliche kranke Person auf, und mit der andern deutet er auf eine zweite hülflose Person hin, die auf einer Bahre von zwei Trägern nach seinem Hospitale gebracht wird.

59) Vgl. Johanns, Bischofs von Lincoln, Predigt, welche er den 6. April 1749 vor dem Herrn Herzog von Richmond und andern Aufsehern des londoner Krankenhauses gehalten hat; mit einer Nachricht von dem Anfang und der Aufnahme dieser milden Stiftung begleitet (Lond. 1750. 4.). Voyage philosophique d'Angleterre fait en 1783 et 1784 (Lond. et Paris 1787.) beschreibt das London-Hospital ausführlicher und richtiger, als einige andre Werke. Krünitz, Ökonom. technol. Encyklop. 47. Th. S. 420—422.

b der Stiftung des Hospitales der Charité. Das l-Dieu liegt an der Südseite der Stadt, an hellströmenden Rhone, welche zur Erhaltung der neuerung sehr viel beiträgt. Doch hätte man nach Zeugnisse von Sachkennern die Nachbarschaft dieses zum Vortheile des Gebäudes noch besser benutzen . Das jetzt bestehende Gebäude ist ein Werk des nten französ. Architekten Jakob German Soufflot, nach seiner Rückkehr aus Italien um 1748 erbaut. Umfang des Ganzen wird von vier rechtwinkelig mit-er verbundnen Flügeln gebildet; drei dieser Flügel zwischen den Häusern der Stadt, und der vierte, er einer der besten langen Flügel ist, mit der Haupt-gegen den Strom zu. Diese Seite ist von schöner nach ionischer Art prachtvoll ausgeführter Architek-Allein man kann sie aus keinem richtigen Gesichts-: mit Bequemlichkeit anschauen, weil man jenseits Wassers zu weit entfernt, diesseits aber an dem Quai he davor steht (vergl. den Aufriß dieser Seite unter XII.). Der Dom, welcher sich über der Mitte des les erhebt, wird zu den berühmten Werken dieser n Frankreich gezählt. Er würde aber dem Gebäude och weit herrlicheres Ansehen verschaffen, wenn er erhältnisse zu dessen Umfange nicht zu niedrig g wäre. Es ist eine Walmenkuppel. Seine Grund-ist ein Viereck von 60 lyoner Fuß in der Seite, eine Höhe beträgt ebenso viel, wovon seinem Unter-20 Fuß, der Kuppel 30 Fuß und dem bilderstuhl-gen Aufsatze 10 Fuß zukommen. Die ganze Höhe façade beträgt 73 Fuß und die Höhenlage des Do-vom Boden bis an die Spitze des Kreuzes fast 140 r Fuß. Der Zweck seines Baues ist die Lüftung Innern zu fördern. Allein diese Absicht wurde nicht llkommen, wie man wünschte, erreicht. Da in die-gegend der Strom sehr breit ist, und jenseits dessel-ich keine Gebäude erheben, so strömt von dieser Ge-die Luft frei zu der Vorderseite des Hauptflügels Die übrigen drei Flügel aber bleiben dieses Vor-beraubt. Im innern Umfange des Hospita's be-sich zwar einige Höfe, die aber nicht groß genug um die freie Bewegung der Luft hinlänglich zu be-igen. Übrigens ist das Gebäude als ein Muster-al dieser Art berühmt und zeichnet sich besonders hohe Einfachheit, Feinheit und Richtigkeit der Form-ig und durch Zweckmäßigkeit der innern Eintheilung Der scharfsinnige Baumeister wußte die einzelnen : des Ganzen in einer so zweckmäßigen Folge neben-übereinander zu reihen, ihre Verbindung mit den und Zugängen und ihre gegenseitige Verbindung sich mit einer solchen Geschicklichkeit anzuordnen, ie schönste Bequemlichkeit ihres Gebrauches und keit der Verrichtungen des Hospitaldienstes zugleich r größten Ökonomie des Raumes bewirkt wurde. eisten Krankenzimmer befinden sich in der ersten oder nach unsrer Art zu reden im zweiten Stock-Für die chirurgischen Kranken männlichen Ge-s ist hier ein großer Saal, 213 Fuß lang, 46 eit und 25 Fuß hoch, wo die Betten in vier Rei-hen und in einer Entfernung von 2—2½ Fuß von ein-ander stehen. An dem einen Ende dieses Saales ist ein kleinerer mit 24 Betten für die Operirten, und an sei-nem andern Ende schließt sich das große Vestibulum und Treppenhaus an, über welchem sich der Dom erhebt. Neben diesem ist noch ein kleinerer Saal mit 20 Bett-stätten. Mit äußern Krankheiten behaftete Frauensper-sonen liegen in zwei Sälen vertheilt, worin 78 Betten in zwei Reihen stehen. Ein kreuzförmiger Saal, nach dem Muster jener im großen Hospitale zu Mailand, oder eigentlich vier in einer Kreuzform miteinander verbundne Säle sind die schönsten im ganzen Hause. Ein jeder dieser Säle oder Kreuzesarme ist 124 Fuß lang, 24 Fuß breit und 23 Fuß hoch, und enthält 56 Betten in drei Reihen. Sie sind alle vier für innerliche Krankhei-ten, und zwar zwei für das männliche Geschlecht und die zwei andern für das weibliche bestimmt. Ihre ge-meinschaftliche Mitte, ein quadratischer Raum von 34 Fuß in der Seite, bleibt frei, und über ihr erhebt sich eben-falls ein Dom, welcher die Lüftung dieses großen vier-fachen Saales zu fördern hat. In den übrigen Sälen sind so viele Reihen von Betten, als jeder fassen kann, doch wird immer darauf gesehen, daß zwischen zwei Rei-hen jedesmal ein Raum von 7 Fuß bleibt. Für Vene-rische sind zwei abgesonderte Säle angewiesen, in wel-chen 48 Betten stehen. Die Säle für die Schwangern und für die neugebornen Kinder befinden sich im dritten Stockwerke (in der zweiten Etage); die Wöchnerinnen haben ein Zimmer mit 24 Betten, und die unheilbaren Frauenspersonen eins mit 20 Betten für sich. Die Ge-nesenden männlichen Geschlechts bewohnen einen Saal mit 30 Betten, und jene weiblichen Geschlechts einen mit 15 Betten. Beide Säle zeichnen sich durch ihre Geräumigkeit, Höhe, luftige und angenehme Lage vor den übrigen aus, und sind daher an sich selbst schon als ein wahres Vorkehrungsmittel gegen hektische und schleichende Fieber anzusehen. Noch sind im Hospitale zwei geräu-mige Säle für solche Kranke, welche im Stande sind für ihre Verpflegung und Heilung täglich 25 Sous zu bezahlen. Das für die Mannspersonen enthält 32 und das für die Frauenspersonen 24 Betten. Auf ebener Erde nämlich im ersten Geschosse nehmen die Magazine den ersten Raum ein. Doch befindet sich hier noch ein Saal mit 40 Betten für unheilbare Mannspersonen, so-wie 24 Logen für Wahnwitzige und einige andre kleine Wohnungen. Die Anzahl der Kranken überhaupt beläuft sich gewöhnlich auf 11—1200, bei großer Sonnenhitze und im Winter steigt sie aber bis auf 13—1400. So weitläufig auch das Gebäude ist, so hatten bis 1787 nicht mehr als 790 Betten Platz, weil jede Bettstelle bei einer Länge von 6½ Fuß 4 Fuß breit ist. Daher mußten meistens zwei Kranke in ein Bett gelegt werden. In jenem Jahre aber eröffneten die Administratoren des Hôtel-Dieu eine Unterzeichnung für 91,200 Livr., um 300 neue einschläfrige Betten einzurichten, damit jeder Kranke sein besondres Bett erhalten könnte. Man erhielt noch einen Überschuß über die verlangte Summe, der zu ähnlichem wohlthätigem Gebrauche verwendet wurde.

Die Bettstellen sind übrigens alle von Eisen. Alle Arten von Kranken werden in diesem Hospital ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Religion aufgenommen. Auch kranke Soldaten, Verwundete und Durchreisende werden, ohne daß es dem Könige etwas kostet, beherbergt und versorgt. Arme schwangre Weiber aus der Stadt, besonders aber unverehelichte, finden hier einen Zufluchtsort und werden während ihrer Wochen verpflegt. Die Anzahl der Kranken, welche das ganze Jahr hindurch dem Hôtel-Dieu zufließen, beträgt 16—17,000, und jeder kostet der Anstalt täglich etwa 9 Sous. Nach einer Berechnung aller Unkosten des Hospitals kommt ein Kranker auf 11 Livr. 9 Sous und ein völlig hergestellter auf 12 Livr. 3 Sous. Seitdem man die Anzahl der Kranken vermehrt hat, ist der zwölfte ein Opfer des Todes, während es vormals erst den vierzehnten traf. Diejenigen Armen, welche nicht in das Hospital aufgenommen zu werden verlangen, aber doch medicinischer und chirurgischer Hülfe bedürfen, können dreimal in der Woche an bestimmten Tagen in einen abgesonderten Saal (les Présents) kommen, wo sie sowol von dem Arzt als Wundarzte die nöthigen Arzneien und Hülfe umsonst erhalten. Überdies hat das Hôtel-Dieu fast beständig 4000 arme Kinder zu versorgen. Jede Amme, die von ihrem Pfarrer ein Attestat wegen ihrer ehrbaren Aufführung aufweisen kann, bekommt für ein solches Hospitalkind monatlich 4 Livr. so lange, bis es 15 Monate alt ist. Von dieser Zeit an erhält sie bis in das siebente Jahr des Kindes nur 35 Livr. jährlich, alsdann wird es in das große Versorgungshaus der Charité gebracht. Das ganze Jahr hindurch kommen etwa 16—1700 solche Kinder in das Hôtel-Dieu, wo jedem ein Stückchen Blei an den Hals gehängt wird, auf dessen einer Seite die Zahl eingeprägt ist, und auf der andern Seite das Bildniß von Notre-Dame de Pitié. Stirbt nun ein solches Kind, so bringt die Amme das Stückchen Blei mit dem vom Pfarrer ausgefertigten Todtenscheine dem Ökonomen zurück, von welchem sie sowol das rückständige Kostgeld bis zu dem Tage, wo das Kind begraben wurde, als auch Etwas für Sarg und Begräbnißkosten bekommt. Die Krankenwartung nebst Küche, Apotheke &c. wird von 75 Laienschwestern (Soeurs Croisées), besorgt, welchen noch 45 Mägde (Filles prétendantes), zugegeben sind. Die schwere Arbeit verrichten 35 Wärter, die man Brüder nennt, und auch diese haben 25 Knechte (garçons prétendants), zu Gehülfen. Sowol die Laienschwestern als die Brüder tragen an ihren Hospitalkleidern ein Kreuz (Croix de Notre-dame de pitié), und haben von dem Hospital Alles, was man braucht, um leben zu können. Zwölf der Laienschwestern und Gehülfinnen sind bestellt, die Arzneien zusammenzusetzen, und nach Verordnung der Ärzte zu liefern. In der Küche sind deren gemeiniglich fünf nebst einigen Mägden beschäftigt, und bei der Wäsche 20; alle übrige sind in die Krankensäle vertheilt. In dem großen für chirurgisch Kranke bestimmten Saale befinden sich deren zehn, in jedem der vier nach der Kreuzesform verbundnen Säle sechs, und so ist in jedem Zimmer ihre Anzahl allezeit mit der Anzahl der Betten in demselben im Verhältnisse. Die Brüder verfertigen alle Matrazen &c., tragen die zum Gehen unvermögenden Kranken in das Hospital, und diejenigen, welche zwar genesen sind, aber noch nicht gehen können, wieder nach Hause. Sie baden die Wahnwitzigen in kaltem Wasser, und lassen sich zu allen übrigen in dem Hospitale vorkommenden Hausarbeiten gebrauchen; drei von ihnen sind bei der Einlaßpforte, aber nur einer derselben wird Frère Portier genannt. Alle im Spitale Wohnende werden, wenn sie ausgehen, aufgezeichnet, und dieses Verzeichniß wird dem Ökonomen Abends mit den Pfortenschlüsseln gebracht, damit er sehen kann, ob auch alle diese sich zuvor bei ihm gemeldet haben. Die ganze Anzahl der im Hospitaldienst und im Solde stehenden Personen beläuft sich auf 206. Eine Person in die andre gerechnet kommt jede täglich auf 14 Sous zu stehen. Die Einkünfte dieses Hospitales und der großen Versorgungsanstalt de la charité betragen zusammen 910,626 Livr.

Zu Madrid ist das königl. Generalhospital, auch das allgemeine Hospital genannt, eine jener merkwürdigen Anstalten, die sich nicht nur durch Größe, Zweckmäßigkeit und Reinlichkeit der Gebäude, sondern auch durch kostbare Verpflegung und Behandlung der Armen und Kranken auszeichnen. Das Haus ist im letzten Viertel des 18. Jahrh. ganz nahe an dem Alcalathore, aber außerhalb desselben neu aufgebaut worden, und entstellt keineswegs den schönen Spaziergang, der von diesem Thor an den Kanal von Aranjuez führt, und dessen Werth die Spanier so hoch anschlagen, daß sie ihm den Namen las Delicias geben. Es umschließt einen großen Hof, der 310 Fuß lang, 200 Fuß breit, mit zwei Wasserbehältnissen versehen, und auf drei Seiten mit breiten Gängen umgeben ist. Die Treppen sind sehr luftig und hell. Ihre Stufen sind von Stein und haben nur vier Zoll Höhe, damit sie die Kranken und Schwachen desto leichter besteigen können. Die großen Krankensäle haben eine Breite von 55 Fuß und werden durch Mauern geschieden, welche Arkaden bilden. Die Bettgestelle sind hier in zwei Reihen geordnet, von Eisen, jedes 6 Fuß 3 Zoll lang und über 3 Fuß breit, nur für eine Person bestimmt. Ihrer sind 1500. Zwischen zwei Betten befindet sich jedesmal ein marmornes Waschbecken. Die Decken der Säle sind gewölbt. In den Lambrieen sind Luftzüge angebracht; die Fenster werden zu solchem Zwecke nicht gebraucht. An dem einen Ende jedes Saales befindet sich ein Altar und an dem andern ein Kamin. Die Anzahl der Kranken in diesen Sälen beläuft sich gewöhnlich auf 600 männlichen und 400 weiblichen Geschlechts, welche letztre aber einen andern Theil des Hauses einnehmen. Ein ganz abgelegner Saal mit 28 Betten ist für kranke Gefangne bestimmt, und sehr gut bewacht. Für die Narren, für die Wassersüchtigen und für die mit schleichenden Fiebern Behafteten sind abgesonderte Zimmer eingerichtet. Denn die Auszehrung wird hier für eine höchst ansteckende Krankheit gehalten. Dieses Hospital nimmt jeden, ohne alle Fürsprache und ohne alle Bedingungen auf, und hält neben andern noch besondre Aufwärter, die weiter keine Beschäftigung haben, als aus-

md dasjenige, was die Kranken verlangen, her-
l. Über das ganze Hospital wacht ein Oberarzt.
stehen 18 andre Ärzte, deren jedem ein Saal
t ist; sechs Wundärzte mit etwa 200 Zöglingen
die in ihr Fach einschlagenden Krankheiten; 23
nd den geistlichen Geschäften vorgesetzt, und eine
zahl Bediente, welche alle in dem Hause selbst
ist für Wartung der Kranken und Besorgung
hschaft angestellt. In Madrid ist auch das
dela Corte, für die Officiere und Bediente des
in Bezug auf seine bauliche Anlage und schöne
ng sehr merkwürdig. Das ganze Haus hat im
se die Gestalt eines Kreuzes. Seine Mitte be-
e Kuppel, unter welcher sich der Altar erhebt.
kensäle sind hoch und gewölbt, und die Mauern
ner Höhe von acht Fuß mit gefirnißten Ziegeln
Die Betten sind breit, alle für eine Person
und stehen in Alkoven, welche mit weißen Vor-
ersehen sind. Die Kranken werden sehr kostbar
, und erhalten zum Frühstück und zum Nachti-
ebackt und Chocolade.

Marseille gehört das Hospital zum h. Geiste
roßen und angesehenen Krankenanstalten, und em-
ich *besonders* durch seine höchst zweckmäßig ge-
age; denn es erhebt sich an der Nordseite der
uf einer Anhöhe mit der Vorderseite seines
gels gegen Mittag. Das Gebäude ist weit-
d nach und nach zu seiner jetzigen Größe ange-
An der Abtheilung der Säle und an ihrer ver-
Bauart kann man die verschiednen Zeiten, in
entstanden sind, und das Alter jeden Theiles
nen. Indessen wird die Abtheilung der Säle
Gebäude als nicht zweckmäßig genug und die
g ihrer Fenster und Thüren als der Lüftung
getadelt. Im neuen Gebäude ist hingegen al-
besser eingerichtet; doch sind die Säle nach
heile sachkundiger Männer zu lang. Übrigens
nge der Säle dieses Hospitales sehr verschieden,
ite hingegen fast durchgängig 24 Fuß. Die
le sind alle von Eisen, stehen zweckmäßig nur in
hen, und 2½ Fuß von einander entfernt. Alle
n können etwa 600 Kranke fassen. Das Hospi-
nt alle Arten von Kranken und Verwundeten,
delkinder, auf, und nur die langwierigen und
en Kranken sind ausgeschlossen. Die Stiftungs-
sind beträchtlich, werden von 16 der rechtschaf-
d wohlständigsten Bürger verwaltet, welche auch
cht über das Hospital führen. Zu diesem Ende
sie alle acht Tage im Dienste miteinander ab,
r Diensthabende zwei bis drei Mal des Tages
itale nachzusehen hat. Alle zwei Jahre geht die
ieser Administratoren ab. An ihre Stelle wer-
neue gewählt, und folglich bleiben jedesmal acht,
mit dem Dienst und mit der eingeführten Ord-
annt sind. Wenn es sich am Ende des Jahres
aß die Ausgaben die Einnahmen übersteigen, so
ese 16 Administratoren das Fehlende aus ihrem
ermögen ersetzen.

In Mailand befindet sich das ehemalige Lazareth, der weiteste Raum, den wol jemals ein Hospital auf der Grundfläche einnahm, vor der Porta Orientale. Es wurde von Ludwig Sforza, Herzoge zu Mailand, 1489 für die Pestkranken erbaut, und von König Ludwig XII. von Frankreich während seiner italienischen Kriegsexpedition 1507 beendigt. Es ist ein viereckiger Hof auf allen vier Seiten von einem weitläufigen Gebäude umgeben, vor dem sich Arkaden auf kurzstämmige Säulen gestützt erheben. Man staunt bei dem Anblicke dieses festen und großen Gebäudes, welches bei dem Eintritt in den Hof die schönste perspectivische Ansicht gewährt. In der Mitte des ungeheuern Hofes steht eine achteckige Kapelle, in welcher, so sagt man, die Todten einstens begraben wurden, als die schreckliche Krankheit Mailand verheerte. Am furchtbarsten wüthete dieses Übel 1724, und der jetzt bestehende Bau der Kapelle scheint aus dieser Zeit zu sein. Die Säulen sind aus Granit, in der sogenannten zusammengesetzten oder römischen Ordnung, doch nur von geringem Durchmesser. Sie stehen von Axe zu Axe zehn Fuß weit auseinander, ausgenommen die beiden mittlern in jeder Seite, bei welchen die Axenentfernung jedesmal 15 Fuß beträgt. Auf jeder der langen Seiten des Hofes sind 130 solcher Säulen und auf jeder der schmalen Seiten 126, die Ecksäulen nicht mitgerechnet, welche in der Länge jedesmal 131 und in der Breite 127 Arkaden bilden, und rings um den Hof einen Peristyl von 516 Säulen und ebenso vielen Arkaden darstellen, welcher 1315 Fuß in der Länge und 1275 Fuß in der Breite hat. Die Breite des Säulenganges beträgt neun Fuß, und die Tiefe des umgebenden Gebäudes, welches die einzelnen abgesonderten Krankenzimmer enthielt, einschließlich der Mauerdicken etwa 21 Fuß, sodaß das ganze Bauwerk einen Flächenraum von 1375 Fuß in der Länge und 1330 Fuß in der Breite, oder einen Umfang von 5410 Fuß einnimmt, ohne den 30 und etliche Fuß breiten Graben zu rechnen, welcher das Ganze von allen Seiten umfängt. Der Krankenzimmer sind 296. Ein jedes hat einen Kamin und Luftzug von zwei Seiten. Die Bestimmung des Hauses foderte die große Luftmasse, mit der man es umgeben hat, und den Luftzug, der sich in allen Theilen des Ganzen unaufhörlich erneuert. Einen Grundriß dieses merkwürdigen Gebäudes s. unter Nr. XIII. Jetzt dient es zu einer Reitercaserne, und sein ungeheurer Hof ist ein prächtiger Waffenplatz. Ein Theil des Gebäudes in der Mitte der schmalen Seite ist abgetragen, um einen erweiterten Eingang für die Truppen zu erhalten.

Auch **Lo Spedale maggiore** (das große Hospital) in derselben Stadt ist eine der größten und vortrefflichsten Krankenanstalten in einem der zweckmäßigst angelegten und schönsten Gebäude. Es wurde um die Mitte des 15. Jahrh. von dem Herzoge Francesco Sforza gegründet, in der Folge aber, und besonders im 17. Jahrh., erweitert. Das weitläufige, großartige Bauwerk verbreitet sich auf einer rechtwinkelig viereckigen Grundform von 800 paris. Fuß Länge und fast 460 dergleichen Breite, umfängt mit seinen Flügeln neun fast quadratische Höfe,

und zwei solche kleinere Hausgärten, und schließt sich mit den Hinterseiten seiner großen Hauptflügel an zwei große länglich viereckige Gärten an, welche die zwei hintern Ecken der großen viereckigen Grundform des Ganzen ausfüllen. Alle diese Höfe sind ringsum mit zwei übereinander laufenden Reihen von Arkaden umgeben, welche durch Säulen von Granit gestützt, Peristyle bilden. Der mittlere Hof, als Haupthof, zeichnet sich durch Lage, Größe und Pracht der Bauart aus, hat eine Länge von 203 und Tiefe von 228 Fuß, und seine Peristyle in einem Geschosse von 80 Säulen ionischer Ordnung, in dem andern von ebenso vielen römischer Ordnung gebildet, bieten einen herrlichen Anblick dar. Dieser mittlere Theil wurde erst im 17. Jahrh. neben dem alten mit einer gleich gothischen Vorderseite, das Portal aber im italienisch = römischen Geschmack erbaut. Dadurch wurde das alte Hospital mit seinen vier Höfen, die mit minder ansehnlichen Peristylen als der Haupthof umgeben sind, zu einem Hauptflügel des ganzen Hauses, und man baute nun auf der andern Seite des Hauptgebäudes einen ganz gleichen Flügel mit ebensolchen vier kleinern Höfen hinzu. Ein jeder dieser acht kleinern Höfe ist 78¼ Fuß breit und 87¾ Fuß tief, und seine Peristyle werden in jedem Geschosse von 36 kleinern Säulen, als jene des Haupthofes sind, gebildet. Auch zwei Seiten der kleinern Hausgärten und die beiden äußern Seiten der Hauptflügel werden in ihren Geschossen von offnen Säulengängen begrenzt, und die Vorhallen der Haupteingänge sind ebenfalls in jedem Geschosse von zahlreichen Säulen gestützt. Diese vielen Höfe und offnen Gänge befördern ganz vorzüglich den Durchzug der frischen Luft, und ihren Zutritt auf allen Seiten der Krankensäle. Eine nicht minder vortreffliche Einrichtung ist der schnelle Kanal, der unter dem ganzen Gebäude hinwegfließt, den Unrath fortführt und alle böse Ausdünstungen verhindert. Dieses ehrwürdige Denkmal im gemischten, römisch = gothischen Style von verschiednen Architekten erbaut, empfiehlt sich nicht allein durch charaktervolle und zugleich zweckmäßige Anordnung des Ganzen und seiner Theile, sondern auch durch trefflich in gebrannter Erde ausgeführte Ornamente. Ebenso nachahmungswürdig ist der Reichthum der Bequemlichkeiten, der im Innern herrscht. Vor allen zeichnen sich die beiden großen in der Grundform wie ein Kreuz gebauten Krankensäle aus, in deren Mitte sich jedesmal ein Altar erhebt, nach welchem alle Kranken hinsehen können. Die nächsten Betten um einen solchen Altar sind mit Vorhängen versehen, die übrigen aber nicht. Ein jeder dieser Säle hat in der Kreuzeslänge 267 par. Fuß und in der Kreuzesbreite 246 dergleichen. Die Breite der Kreuzesarme ist durchgehends fast 31 Fuß im Lichten. Sowol Form, Lage und Einrichtung dieser Säle, als auch ihre bedeutende Höhe lassen eine öftre und leichte Lufterneuerung bewirken. Freilich ist bei der großen Menge von Kranken, die ein solcher Saal aufnehmen kann, eine beständige und vollkommne Luftreinigung sehr mühsam und beschwerlich. Denn man sah schon über 400 an kalten Fiebern darnieder Liegende auf einmal in einem beisammen. Außerdem hat man noch in diesem kolossalen Bauwerke viele andre große Krankensäle. In den Jahren 1784—1785 sah man hier 1200 Patienten in 25 große geräumige Schlafsäle vertheilt; oft steigt die Anzahl der Kranken bis 1600, manchmal bis 1700 hinauf. Die Kranken sind nach Geschlecht und Art ihrer Krankheit in besondre Säle vertheilt. Ehemals wurden die geschwächten Mädchen und die Findelkinder ebenfalls in dieses große Haus gebracht. Man hat sie aber in der Folge in ein abgesondertes Haus gegenüber gethan, welches Santa Catarina alla Rota heißt. Das Hospital ernährt jährlich über 5000 solche Findelkinder, theils in der Stadt, theils auf dem Lande, und nimmt aus ihnen alle Aufwärterinnen, die in dieser großen Anstalt nöthig sind. An einem andern Orte werden auf Kosten des Hospitals über 300 Wahnwitzige verpflegt. Bei Annahme der ausgesetzten Kinder, der Kranken und Verwundeten wird kein Unterschied der Nation oder der Religion gemacht. Die Protestanten liegen in denselben Sälen, in welchen die Römisch-Katholischen liegen, aber an den äußersten Enden derselben. Zwischen ihnen und den übrigen Kranken kann ein Vorhang gezogen werden, wenn man das Venerabile vorüberträgt. Die Verwundeten werden durch ein besondres Thor, welches auch die Nacht über offen steht, in das Hospital gebracht. Zur Wartung und Bedienung der Kranken werden gegen 500 Personen erfodert, und zu ihrer Besorgung sind 26 Ärzte und vier Geistliche bestellt. Sehenswürdig sind auch die Keller und die Küchen, sowie die Bäder, die Apotheke und das Archiv. Die Apotheke nimmt einen großen Saal ein, und ist in vortrefflicher Ordnung. Das Laboratorium ist in einem andern großen Saale, in welchem man unter andern zwei Destilliröfen findet, deren jeder zu gleicher Zeit, und mit verschiednen Wärmegraden 80 Retorten treibt. Die Pflaster werden in einem besondern Gewölbe bereitet und gestrichen. In dem botanischen Garten wachsen die meisten Kräuter, welche zur Medicin gebraucht werden. Alle Handwerker, welche in dieser großen Anstalt gebraucht werden, wohnen in ihrem Bezirk, und es erscheint dieses Institut als eine kleine Stadt, welche mit Mailand kaum in einer Verbindung steht. In den untern Gewölben sind die Ställe für das Mastvieh, welches in großer Menge geschlachtet wird. Man rechnet, daß alle Wochen 28 Kälber geschlachtet, täglich fünf bis sechs Centner Fleisch und 1300 Pfd. Brod, ohne die übrigen Eßwaaren, verzehrt werden. Zur Aufbewahrung aller solcher und andrer zur Hauswirthschaft gehöriger Bedürfnisse findet man hier die zweckmäßigst angelegten Räume. Allenthalben hat man auf Vortheile für die Bequemlichkeit des Ganzen gesehen. Die kleinern Höfe haben Gelegenheit zu Eisgruben gegeben. Das Wasser ist in die Küchen bis zu den großen eingemauerten Kesseln geleitet, in welche man vermittels der Hähne an den kupfernen Röhren, so viel als man will einlassen kann. Der Keller ist 150 Ellen (Bracci) lang und 15 Ellen breit. Die jährlichen Einkünfte betragen 850,000 Lire, und doch machte das Haus noch Schulden, die durch nach und nach eingegangne Schenkungen getilgt wurden. Das

wird durch 19 Edelleute aus den besten Fa-
valtet (Provveditori), welche zugleich die oberste
er Alles führen, was das Hospital angeht.
müssen daher nach der Reihe täglich ein Paar
sämmtliche Säle besuchen, sich nach dem Zu-
Sachen genau erkundigen, und sehen, ob ir-
s fehlt. Musterhaft ist darum auch die Ord-
durchgehends in diesem Hospitale herrscht. In
n und hohen Saale, wo die Provveditori ihre
ngen halten, sind die Bildnisse derjenigen,
n Hospitale große Schenkungen gemacht haben,
ls in Lebensgröße aufgehängt, unter Andern
des mailändischen Kaufmanns Peter Carcano,
24 auf 20 Jahre lang, jährlich 36,000 Spe-
vermacht hat, und jenes des Kohlenhändlers
der durch ein Vermächtniß von 109,000 Livr.
verdient hat. Auf St. Karoli Borromäitag
e diese Gemälde in dem großen Hofe vor Je-
Augen aufgestellt, und des Abends mit vielen
ngeben. In der schönen Kirche des Hospitals,
Mitte des hintern Hauptgebäudes an dem
of einnimmt, bewundert man das Gemälde
taltars, eine Madonna von Guercino. Einen
dieses merkwürdigen Gebäudes s. unter Nr.
ie Leichen wurden ehemals in einer besondern
ßerhalb der Stadt begraben. Weil aber hier
r der Todten einen fast unerträglichen Geruch
, wurde hernach durch die Freigebigkeit eines
en Kaufmannes Annoni, etwa 400 Toisen
dem Hause, ein in seiner Art ebenso vortreff-
rk, als das Hospital selbst ist, nämlich eine
Säulenlaube rund um eine kreuzförmig im
angelegte Kirche herum erbaut. Man nennt
chhof la Foppone dello Spedale. Die äußre
eine Mauer mit Fenstern durchbrochen gegen
und gegen das Feld hinaus. Die innere Seite
Hof und Kirche hin ist aber offen, und die
wölbe ruhen auf dorischen Säulen von Granit,
n Fuß weit voneinander abstehen, und in den
iten mit eisernem Gitterwerke versehen sind.
oden ist mit marmornen Quadersteinen belegt,
on unter jedem dritten Bogen ein solcher Stein
ommen werden, um dadurch den Eingang zu
erirdischen Gewölbe zu öffnen. In einer sol-
irdischen Kammer werden 50—60 Leichen zu-
egt, Kalk und andre dergleichen zehrende Mate-
er geschüttet, und endlich das Loch wieder wohl
damit kein übler Geruch herauskommen kann.
ber sind in solcher Anzahl vorhanden, daß in
die Leichen zerstört werden, ehe die Reihe her-
Eine schöne, etwa 400 Toisen lange Straße
n. Der Anblick überrascht. Keine Spur von
rschlagenden der Bestimmung wird in diesem
ke wahrgenommen. Das Ganze athmet er-
ajestät, und wird von den Einwohnern Mai-
ig besucht.

Mainzer allgemeine Krankenhaus, eins der
sten und musterhaftesten, wurde von dem Kur-
fürsten von Mainz zum Besten der leidenden Menschheit und zur Beförderung der Arzneikunst gestiftet, und unter der Aufsicht seines Leibmedicus, des Hofraths Dr. Strack, in den Gebäuden, die sonst dem Orden der heil. Clara zur Kirche und zur Wohnung dienten, 1785—1788 ausgeführt. Das Gebäude ist zwei Stockwerke hoch und hat von allen Seiten eine freie Lage. Die Männer haben, sowie die Weiber, ihre eignen Zimmer. Die äußerlich Kranken sind von den innerlich Kranken abgesondert. Bei den chirurgischen Krankenzimmern ist ein Auditorium, worin in Gegenwart der Lehrlinge die Operationen vorgenommen und Vorlesungen gehalten werden. In dem medicinischen Hörsaale werden praktische Fälle erläutert, und die Praxis clinica gelehrt. Linker Hand neben dem Eingang ist ein besondrer Flügel für das Gebärhaus, wo die Schwangern ganz geheim außer dem Gesichtskreise der übrigen Kranken aufgenommen werden. Hieran stößt die Wohnung des Spitalpfarrers, damit im Nothfalle die Kinder gleich nach der Geburt getauft werden können. Alle innerlich und äußerlich Kranke, sowie die Schwangern, haben ihre Zimmer in dem zweiten Stockwerke; nur mußte man aus Mangel an Raum in dem untern Stockwerke zwei Zimmer, eins für Venerische, und das andre für Krätzige und Grindige, einrichten, die aber doch reine Luft genug haben. In dem untern Stockwerke wohnen auch alle Officianten des Hospitals, alle Wärter und Wärterinnen, der Aufseher und der Verwalter. Auch sind hier Küche, Speisekammern, Behälter für das Leinenzeug ꝛc. Die Krankensäle sind alle geräumig und hoch, haben eine Länge von 80—90 Schuhen, und eine Breite von 20—30 Schuhen, und enthalten bald neun, bald zehn, keins aber mehr als 12—14 Bettgestelle, die alle angestrichen sind. Der Boden der Krankensäle ist, sowie in den Spitälern von Paris, mit kleinen Backsteinen belegt. Hinter jedem Zimmer ist ein Gang, an dessen Ende sich eine kleine Küche befindet, um daselbst Umschläge, Klystire, Bäder zu bereiten, auch die Arzneien, wenn es erfoderlich ist, warm zu erhalten. Der Leibstuhl steht nicht im Zimmer, sondern außerhalb in einem luftigen Gange, der um den ganzen Saal herumgeht, und mit einer hinlänglichen Menge von Fenstern versehen ist. Aus diesem Gange wird er von dem Krankenwärter, so oft es der Kranke verlangt, durch eine neben dem Bette in der Wand angebrachte Fallthüre hineingebracht und nach dem Gebrauche sogleich wieder hinausgeschoben. Durch eben diese Fallthüre können auch die Todten hinaus in den Gang geschoben werden. Alle Abtritte, in welche auch die Leibstühle ausgeleert werden, sind in einen Canal geleitet, der in den nicht fern fließenden Rhein mündet, und durch das von mehren Dachrinnen einfallende Regenwasser ausgewaschen wird. Die Reinigung der Luft wird durch vielfache Anstalten bewirkt. Die Fenster sind so eingerichtet, daß man sie nach Belieben von Oben oder von Unten mehr oder weniger öffnen kann. Dann befindet sich in jedem Krankensaal ein großer offner Kamin, durch welchen, wenn Feuer auf seinem Herde brennt, ein beständiger Abzug der Krankenausdünstungen erfolgt, und eine Circulation

der Luft veranlaßt wird. Neben dem Kamin auf beiden Seiten sind Ventilatoren angelegt, und durch die Mitte des Bodens zieht nach der Breite des Saales ein Luftcanal, der eine Öffnung in dem Saale hat, und durch beständige Zuführung frischer Luft und Austreibung der verdorbenen Zimmerluft eine ununterbrochne Circulation erhält. Überdies hängen in jedem Zimmer zwei Röhren mit schief herausgehenden Armen von Blech, welche große Öffnungen haben, die verdorbene Luft in sich aufnehmen, und sie dem äußern Luftkreise, mit dem sie durch die Mauer in Verbindung stehen, überliefern [60]).

Das Hospital Saint Eloi in Montpellier, ebenfalls musterhaft angeordnet, ist zwei Stockwerke hoch, und besteht aus vier rechtwinkelig miteinander verbundnen Flügeln, die einen Hof einschließen. An den Hofseiten ist es mit Bogengängen umgeben, die dem Gebäude außer schöner Umgebung große Vortheile verschaffen. Gleiche Vortheile für Ansehen und Bequemlichkeit gewährt die im ersten Stockwerk angebrachte geräumige Terrasse. Drei Flügel des Gebäudes enthalten blos Krankensäle, in dem vierten befinden sich die Wohnungen für die Officianten. Die Krankensäle sind gut eingetheilt, und die äußerlich Kranken von den innerlich Kranken vollkommen abgesondert. Auch für Verwundete hat man einen eignen Saal, damit sie nicht unter die chronisch Kranken zu liegen kommen. Nur tadelt man, daß die Krankensäle doppelt nebeneinander liegen, und nur von einer Seite Fenster haben, wobei also die Lufterneuerung unmöglich gut von statten gehen kann, wenn auch die Fenster wirklich offen stehen. In allen Sälen befinden sich etwa 400 Betten, die fast immer belegt sind, und $2\frac{1}{2}$ Fuß von einander entfernt stehen. Außer den Sälen sind auch noch abgesonderte Zimmer für solche Kranke da, die täglich etwa einen fl. unsers Geldes zahlen, wofür sie mit Allem, was zu ihrer Heilung und Genesung erfoderlich ist, versehen werden. Auch für Wahnwitzige sind an dem Hause 24 kleine Logen angebracht, unter welchen sich ebenfalls einige befinden, für die dem Hospital etwas Gewisses bezahlt wird. Dieses Hospital ist eins der ersten, in welchem man die Bedielung der Fußböden und Ausplattung mit Backsteinen, weil sie Ausdünstungen und ausgeschüttete Feuchtigkeiten einsaugen, abschaffte, und statt ihrer die Fußböden mit breiten harten Steinen belegte, um auch hierdurch für vollkommne Luftreinigung mitzuwirken.

Das münchener allgemeine Krankenhaus, eins der größten und am zweckmäßigsten eingerichteten in Teutschland, umfaßt mit seinen Gebäuden oder Flügeln zwei vorzüglich geräumige und nicht ganz geschlossene Hofräume, hat in den beiden, drei Stockwerke hohen Seitenflügeln oder Pavillons, 54 gemeinschaftliche Krankensäle, die 612 Bettstellen in sehr schicklich angelegten Alkoven, jeden für zwei Bettstellen, enthalten, ohne die Separatzimmer für einzelne separationsbedürftige Kranke und für zahlende Vornehme. Alles in sehr bequemer Verbindung mit Vorsälen, Ausleerungs- und Verbindungsgängen, Badezimmern und andern für die Krankenpflege wichtigen Räumen; in den übrigen Flügelgebäuden noch andre Separat- und Particularzimmer für nothwendig aus verschiednen Gründen abzuscheidende Kranke, sowie alle für die Krankenpflege und Ökonomie nöthige Abtheilungen; ferner eine musterhafte bauliche Einrichtung für Lufterneuerung in den Krankensälen durch Saugcanäle, Luftfänge, Luftbehältnisse, Luftconducte und dergleichen mehr, welche mit der Feuerungsanlage in Verbindung gesetzt, im Winter sowie im Sommer eine möglichst gleichmäßige und reine Luft in den Krankensälen erhalten. Ebenso musterhaft ist diese Feuerungsanlage selbst, vermittels welcher jedesmal ein Feuerungsofen im untern Stockwerke drei vertikal übereinander liegende Krankensäle theils durch Vertheilung der Feuerhitze, theils durch pneumatische Wärmeleitung lufterneuernd und gleichmäßig erwärmt. Eine umständliche Beschreibung mit Rissen in Franz Xaver Häberl, Abhandl. über öffentl. Armen- und Krankenpflege, S. 567—609.

Das königl. Hospital der Unheilbaren, Gli Incurabili genannt, in Neapel, nicht weit von dem Platze Largo della Pigna, eine der größten und schönsten Anstalten, die man kennt, und mit einer nicht minder bedeutenden Kirche versehen. Allein mitten in der Stadt ein vergifteter Ort, wo alle Übel zusammenfließen und sich vermehren, haucht es seine giftigen Ausdünstungen über einen großen Theil derselben, die unter ihm liegt, aus; denn es nimmt nicht nur alle Menschen auf, die ihre Gesundheit unwiederbringlich verloren haben, oder an chronischen, langwierigen, schwer heilbaren Krankheiten leiden, sondern auch überhaupt alle Kranke von jeder Art, von jedem Alter und Geschlechte. Auch schwangre Frauenzimmer, die ihre Niederkunft vor der Welt verbergen wollen, Narren, mit dem Erbgrinde behaftete Kinder, und selbst Venerische finden hier Zuflucht und Heilung. Nur die Krätzigen sind ausgeschlossen. Den Anfang dieses Hospitals machte eine fromme Frau, die auf einer Wallfahrt von Loreto zurückkam, im J. 1519. Mehre große Vermächtnisse erweiterten die Stiftung, worunter die eines flandrischen Kaufmannes, Kaspar Roomer, die beträchtlichste ist. Die jährlichen Einkünfte betragen jetzt beinahe 100,000 Dukaten. Die Ausgabe ist aber weit größer, seitdem von verschiednen andern milden Stiftungen Neapels dazu beigesteuert wird. Hingegen beläuft sich auch die Anzahl der Hospitaliten gewöhnlich auf 1200, ja oft 2000; das Gebäude kann aber noch eine weit größre Anzahl fassen. In dem Hause ist zugleich eine ärztliche und wundärztliche Schule mit acht Lehrstühlen und einem jährlichen Besoldungsaufwande von 1780 Ducati, wovon der Lehrer der Anatomie zur Universität gehört, und von derselben mit 240 Ducati bezahlt wird. Die Schüler haben Kost, Wohnung und Betten im Hospital, und alle Bequemlichkeiten zum

60) Joh. Welti, Nachricht üb. d. neue mainzer Hospital in Kahn's gemeinnütz. medicin. Magaz. 4. Jahrg. (Zür. 1785.) S. 291—296. Das allgem. Krankenh. in Mainz, entworfen v. Karl Strack (Frkf. a. M. 1788.). Auszüge daraus in Huth's allgem. Magaz. für d. bürgerl. Baukunst. 1. Bd. 1. Th. (Weim. 1789.). S. 314 fg.

binnen; 13 derselben zahlen nichts, 40 monatlich einen
aten und 50 Grain, und die Überzähligen, deren ge=
lich auch 40 sind, monatlich sechs Dukaten. Das
ital hat auch seine Bibliothek und seinen Bibliothe=
sowie seine Apotheke und seinen Apotheker mit 11
ungen, 25 Ärzte, wovon 15 für die Mannsleute,
für die Soldaten und acht für die Frauenzimmer.
n 20 Wundärzte, deren 12 für die Mannsleute,
für die Soldaten und sechs für die Frauenzimmer
nmt sind. Acht Auskehrer kehren täglich fünfmal
ganze Gebäude aus, sechs Diener besorgen die Rein=
eit bei den Mannspersonen Nachts, und sechs andre
enen die Kranken. Für die kranken Frauenzimmer sind
Franziskanernonnen, 12 Officiantinnen, 20 ordinaire
zde, zehn überzählige Mägde und 30 Laufmädchen
der Hand. Ein Hausmeister steht dem Ganzen vor;
e, Rechnungskammer, Schreibstube, Archiv rc. haben
falls ihre Beamten und Diener. Zehn Priester und
Beichtväter stehen den Sterbenden im Hospitale bei,
die Bedienung der Kirche haben ein Obersakristan,
ordinaire Kapelläne, sieben Meßdiener und 27 extra=
naire Priester. Mit dem Hospitale sind ferner drei
nenklöster verbunden und werden von demselben er=
en. Das erste wird von Kapuzinerinnen, die zur
ur verbunden und Trentare (33) genannt werden,
ohnt, und vom Hospitale mit 800 Dukaten jährli=
Einkünfte theils in Geld, theils in Naturalien ver=
n. Das andre enthält 78 Franziskanerinnen, deren
im Hospitale dienen. Das dritte ist mit 160 Non=
vom Minoritenorden besetzt, welche den Chordienst
er Kirche zu versehen haben. Die Nonnen der bei=
letztgenannten Klöster sind bekehrte Freudenmädchen,
he in ihrer Jugend die Welt verlassen haben. Die=
große umfassende Institut hat auch seinen eignen
hof außerhalb der Stadt mit 370 Grüften, in wel=
die Todten beigesetzt werden, und ein eignes Hospi=
in Torre del Greco, wohin es die Personen schickt,
he nach ihrer Genesung Luftveränderung genießen
en; eben da unterhält es auch gewöhnlich noch etwa
Kranke und einige Irre. Außer seinen eignen Reve=
n erhält es noch manche andre ständige Unterstützun=
z. B. vom Könige für jeden Soldaten, den es auf=
mt, 12 Grani des Tages, und für jeden Officier
für einen von der Leibwache 30 Grani des Tages.
n üben einige Brüderschaften viele wohlthätige Werke
n, machen an gewissen Wochentagen den Kranken die
en, und tragen ihnen die Speisen auf, die sie selbst
n zubereiten lassen. Auch viele Damen thun dasselbe
er Abtheilung der Weiber. Vor allen aber zeichnet
in wohlthätiger Sorge für dieses Institut der nicht
davon entlegne Monte della Misericordia aus. Diese
e Brüderschaft unterhält nicht nur 45 Betten in dem
pitale der Unheilbaren und speiset hier jeden Freitag
Kranken männlichen Geschlechtes, was ihr zusammen
ich allein 2000 Dukaten kostet, sondern schickt auch
Kranke, die der Heilbäder bedürfen, zum Gebrauche
ben in ihr Hospitium auf der Insel Ischia.
Das spanische Hospital (S. Giacomo de' Spagnoli),
auch eine ausgezeichnet schöne und merkwürdige Anstalt
zu Neapel, mit einer großen und schönen Kirche erhebt
sich am nordwestlichen Ende des Platzes Largo del Ca=
stello. Es wurde von dem Vicekönige Don Pedro da
Toledo gestiftet, und von dem großen Baumeister und
Bildhauer Giovanni Merliano da Nola um die Mitte
des 16. Jahrh. erbaut. Die Kirche umfaßt prächtige
Marmoraltäre, hochgeschätzte Gemälde großer Meister, und
mehre schöne Grabmäler, von welchen sich das des Stifters
als ein Meisterwerk Johanns von Nola durch Größe,
Pracht und Schönheit der Hauptform, der Basreliefs
und der übrigen Ornamente auszeichnet. Das Hospital
hat 40,000 Dukaten jährliche Einkünfte, und seine eigne,
vom Vicekönige Grafen von Olivarez 1597 errichtete
Bank, in welcher man auf Pfänder leiht und Depositen=
gelder annimmt. Es war eigentlich für arme Spanier
gestiftet, dient aber gegenwärtig zur Aufnahme und Hei=
lung kranker Soldaten. Jeder andre, der von diesem
Institute Gebrauch machen will, zahlt täglich 20 Grani;
wenn er aber ein Armuthszeugniß vorbringt, oder von
einer wichtigen Person empfohlen wird, kann er eben=
falls unentgeltlich an dieser wohlthätigen Stiftung Theil
nehmen. Übrigens werden hier alle Arten von Kranken,
außer denen, die mit chronischen oder ansteckenden Übeln
behaftet sind, aufgenommen, und es ist Raum für 200
Betten vorhanden. Auch wird dort, wie es heißt, große
Reinlichkeit beobachtet, ist aber mit derjenigen nicht zu
vergleichen, welche in den Hospitälern der barmherzi=
gen Brüder von S. Giovanni di dio, von S. Angelo
a Nido und della Pazienza Cesarea herrscht. Diese hal=
ten eigne Zimmer für die Geistlichen, und für die Per=
sonen von Stande, die von ihnen auch auf eine anstän=
dige Art bewirthet werden. Dagegen ist das Hospital
S. Giacomo zum Unterrichte der jungen Leute, welche
die Kranken bedienen, mit einem anatomischen Theater
und Museo, einer Bibliothek und einer Schule der
Arzneiwissenschaft und Chirurgie versehen. Unter den jun=
gen Leuten, die hier Unterricht erhalten, dagegen die
Kranken bedienen müssen, sind 24, welche außer Brot
und Bett monatlich zehn Carolini erhalten, 16 Überzäh=
lige und 20 Außerordentliche, die nur das Bett frei ha=
ben, und monatlich zehn Carolini bezahlen. In derselben
Stadt ist auch sehr bedeutend und merkwürdig das Hospi=
tal von S. Eligio, welches mit seiner Kirche die ganze
Westseite des großen Marktplatzes einnimmt. Es ist zur
Heilung armer Frauen, welche das Fieber haben, be=
stimmt, und wurde 1270 von drei Franzosen, welche mit
Karl I, von Anjou nach Neapel kamen, gestiftet. Unter
der Regierung des Vicekönigs Piedro von Toledo wurde
ein Conservatorio verwaister Mädchen hinzugethan, die
als Krankenwärter für das Hospital erzogen werden soll=
ten. Heuzutage hat dieses Krankenhaus 140 Betten und
begräbt seine Todten auf dem Friedhofe der Incurabili.
Das Conservatorio aber enthält 160 Personen, deren
einige zum Dienste des Hospitals, andre aber theils
Nonnen, theils Zöglinge für das Klosterleben sind. Von
letztern muß jede jährlich 60 Ducati Kostgeld bezahlen.
Ehedem wurde dieses Hospital ganz durch Almosen er=

halten. Jetzt aber hat es jährlich 14,000 Dukaten bestimmte eigne Einkünfte, wovon ihm 4000 aus der von ihm 1596 im Hause errichteten Bank, 3000 von den Zöglingen des Conservatoriums, das Übrige aus Zöllen und andern Besitzungen zufließt. Sein jährlicher Aufwand beläuft sich aber auf 22,000 Dukaten, und zwar 11,000 für das Conservatorio, 3300 für das Krankenhaus, 900 für die Kirche und 6800 an Besoldungen für die Officianten, an Unterhaltung der Baulichkeiten rc. Das Fehlende muß daher aus seiner Bank hinzugefügt werden. Auch hat dieses Haus seinen Wirkungskreis durch ihm anvertraute Verwaltung von Vermächtnissen zur Aussteuer von etwa 40 und mehren Mädchen erweitert.

Das Hospital der Unheilbaren in Palermo kann in jeder Hinsicht als Muster dienen. Eine Skizze von der Eintheilung seiner zwei Stockwerke, und ein Durchschnitt auf der Linie ab der Grundrisse unter Nr. XV. A, B und C, mögen statt ausführlicher Beschreibung dienen. Das Ganze ist nach denselben Grundsätzen, wie das große Lazareth in Mailand, wiewol auf einem weit kleinern Flächenraume, angelegt. Für die Bestimmung solcher Gebäude ist es aber nothwendig, auch die äußern Nebenseiten mit Fenstern zu versehen, wenn das Haus nicht, was immer gegen die Vollkommenheit solcher Anlagen streitet, durch andre Häuser verbaut wird.

Das Hôtel-Dieu zu Paris durch ungeheuern Umfang seiner Gebäude alle Krankenhäuser Frankreichs übertreffend, und überhaupt eins der größten und reichsten, dabei das älteste in Frankreich, hat durch neu aufgeführte und andre ihm zugetheilte Gebäude solche Veränderungen erfahren, daß heutzutage das ursprüngliche Haus fast nicht mehr zu erkennen ist. Nach der Überlieferung wurde es vom heil. Landry, Bischofe von Paris, um 660 gestiftet, nach urkundlichen Nachrichten von den Königen, Ludwig dem Heiligen und Heinrich IV., vorzüglich erweitert und bereichert. Einige der nächstfolgenden Könige folgten diesem Beispiele, auch vermögende Bürger trugen das Ihrige dazu bei, daß es zu dem großen Reichthume, durch den es in der Folge berühmt wurde, heranwuchs. Es besitzt in der Stadt ganze Gassen und andre liegende Gründe außerhalb derselben. Die Hospitalgebäude selbst nehmen einen ungeheuern Raum zu beiden Seiten der Seine ein, und ein Arm des Flusses macht aus dem Ganzen zwei Theile. Das älteste und ursprüngliche Gebäude liegt größtentheils auf der Insel L'Isle de Notre-Dame, nahe an der Kathedralkirche von Paris. Die neu hinzugekommnen aber sind jenseits des Flusses. Durch eine sehr geräumige Brücke, den Pont Charles, werden beide Theile mit einander verbunden, die aber nur eine Einlaßpforte haben, und zwar der Kathedralkirche gegenüber. Ein langes Stück des Hospitals ist auf Bögen in die Seine hineingebaut. Im J. 1625 erhielt es die Erlaubniß, an dem einen Ende bei dem erzbischöflichen Palaste eine steinerne Brücke über den Fluß zu bauen mit dem Rechte, von jedem Fußgänger, der solche passirt, einen Liard zu fodern. Diese Brücke wird bald le Pont aux doubles, bald le Pont de l'Hôtel-Dieu genannt. Statt eines 1772 abgebrannten Flügels, ein Schade von zwei Millionen Livres, wurde ein andrer weit beträchtlicherer, vier Etagen hoher, mit 24 Fenstern in einer Reihe aufgebaut. Sonst hat das Haus trotz seiner neu hinzugekommnen, an den Platz Notre-Dame stoßenden Portike dorischer Ordnung weder in Rücksicht auf Architektur, noch in seiner innern Einrichtung etwas Merkwürdiges oder musterhaft Zweckmäßiges. In dem alten Gebäude auf der Insel befinden sich 23 Krankensäle, welche 40 und mehre Schritte lang, und 15—18 Schritte breit sind. Sie fassen über 1200 Betten, und sind stets mit Kranken angefüllt. In dem neuen Gebäude sind sehr lange Krankensäle angelegt, die aber nach allgemeiner Meinung ebenso wenig zum Vortheile der Leidenden dienen, als die engen und steilen Treppen, die mitten zwischen den Krankensälen angebrachten Todtenkammern und Kleiderbehältnisse, die ungeheuern Säle, von welchen die zwei größten 360 und 390 paris. Fuß lang sind, und andre solche unpassende Einrichtungen dem Zweck eines Krankenhauses und der demselben so nöthigen Luftreinigung günstig sein können. Das Übelste bei der ganzen Einrichtung dieser kolossalen Krankenanstalt war, daß bis in die neuesten Zeiten in jedes Bette zwei bis vier, ja wol gar sechs Kranke und von Kindern wol gar sieben bis acht mit einander zugekehrten Füßen gelegt wurden. Dieses und die große Unreinlichkeit, die hier verbunden mit Nachlässigkeit der Ärzte und Unordnung in der Krankenpflege herrschend war, verursachte, daß von 30,000 Kranken, die jährlich in diesem Hause Aufnahme fanden, 6000 und drüber ein Opfer des Todes wurden. Man hat zwar jetzt alles dieses zu verbessern gesucht, allein die Lage des Hôtel-Dieu selbst in einer feuchten, niedern, von hohen Gebäuden eingeschlossenen Gegend werden es nie zu Vorzüglichkeit gelangen lassen, um so weniger, da eine so große Anzahl von Kranken an einem Orte beisammen an sich selbst schon eine Luftvergiftung ist. Indessen hat es wenigstens den Vortheil, daß der schnell durchfließende Strom jenem Übel einigermaßen entgegenwirkt, und es zugleich mit dem nöthigen Wasser versieht. Überdies wird das in den Küchen und in den Sälen nöthige reine Wasser von der Brücke Notre-Dame durch Röhren hergeleitet, und vermittels eines Reservoir und einer Pumpe bis in das dritte Stockwerk hinaufgebracht. Das Hôtel-Dieu hat auch seine eigne, wohleingerichtete Apotheke, sowie seine mit dem Hause verbundne eigne Kapelle. Es nimmt alle Arten Kranker und Verwundeter von jedem Alter, Geschlechte und Stande, ohne Rücksicht auf Religion und Vaterland, oder auf irgend eine Empfehlung zu allen Stunden des Tages und der Nacht in sich auf[61]).

Auch das Hospital Saint-Louis in Paris gehört in die Reihe der größten und musterhaftesten Kranken-

61) Mémoire sur la necessité de transferer et de reconstruire l'Hôtel-Dieu de Paris, suivie d'un projet de translation de cet Hôpital, par le *Sieur Poyet*. (à Paris 1785. 4. mit drei Kupfertaf.) Relevé de principales erreurs dans le mémoire relatif

r. Es wurde unter Heinrich IV. von dem Archi- Claude Chatillon 1607 für die Pestkranken erbaut, ach Ausrottung dieses Übels für Kranke überhaupt, ers aber für ansteckende Krankheiten bestimmt. Auch t gewöhnlich die Genesenden aus dem Hôtel-Dieu gebracht, um sich in der freiern und gesundern dieses Hauses einige Tage zu erholen. Das Ge- zeichnet sich nicht nur durch Größe, sondern auch schöne Bauart, und vorzüglich durch Einfachheit Grundform und seiner Eintheilung aus, wobei der ndige Baumeister hauptsächlich den Grundsatz im behielt, Gebäude, die zur Heilung der Kranken be- it sind, mit einer großen Masse freier Luft allerseits ngeben; vgl. den Horizontalentwurf unter Nr. XVI. Hospital Saint-Louis ist zwei Stockwerke hoch und it gewöhnlich gegen 700 Kranke; stand aber bisher dem Hôtel-Dieu wegen Unreinlichkeit und schlech- ztlicher Aufsicht, und daraus erfolgter großer Sterb- t in üblem Rufe.

Das königl. Hospital zu Stenhouse bei Plymouth gland, ein großes und musterhaftes, 1756 von dem kelten Rovehad erbautes Werk, ist ganz nach den dsätzen des 1788 angefangnen großen Hospitals zu oquette in Frankreich angelegt, und bietet die nämi- Vortheile, nur nicht in der Ausdehnung und Voll- ienheit wie jenes dar. Vortrefflich eignet es sich ine Stadt von mittler Größe, und erscheint als ein iches Muster, wie derselbe Zweck auch unter einer n Form und mit geringerm Aufwand erreicht wer- ann. Vergl. unter Nr. XVII, A, einen Grundriß Disposition, und unter Nr. XVII, B, eine per- ische Ansicht des Ganzen. Das Hospital be- aus 11 großen und vier kleinen Wohnhäusern, e zusammen einen viereckigen Hof, 330 engl. Fuß und 315 Fuß breit, einschließen, welches mit 309 295 parif. Fuß nahe übereinstimmt, unter sich aber einzeln und abgesondert liegen, theils um den Zu- ver freien Luft nach allen Theilen hin zu befördern, um die verschiednen Arten der Krankheiten nach dern Classen abzutheilen, und alle Ansteckung und reitung der Krankheit zu verhüten. Alles Mauer- ist von rohem Marmor aus einem nachbarlichen he, und vor der Vorderseite aller Gebäude an den Hauptseiten des Hofes zieht sich ein schöner 15 Fuß r Säulengang von Stein hin, der mit einem gra- Dach und mit Blei bedeckt ist, und bei ungünsti- Wetter den Genesenden zur Promenade dient. Die größten Häuser Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 und nd numerirt; jedes ist drei Stockwerke hoch, enthält sechs Krankensäle, deren jeder sehr bequem 20 Betten faßt. In jedem Reconvalescentensaale könnten nöthigenfalls 25 stehen, sodaß in allen Sälen zusammen, die vier unterirdischen Säle, die sich im siebenten, achten und neunten Hause befinden, mit eingerechnet, Platz für 1500 Personen ist, ohne den ganz abgesonderten für die Pockenkranken bestimmten Saal in Nr. 11 zu rechnen. Alle Säle sind 60 Fuß lang und 23 Fuß 8 Zoll breit, die im untern und im zweiten Geschosse haben 11 Fuß 2 Zoll, die im dritten Geschoß aber nur 9 Fuß 6 Zoll Höhe. Von den vier kleinern Häusern enthält Nr. 11 die Anstalt für Pockenkranke, Nr. 12 die Wohnungen der Krankenwärter, Nr. 13 Küche und Speisesaal, und Nr. 14 Vorrathskammern. Das Hauptgebäude Nr. 15 ist ebenfalls drei Stockwerke hoch, und mit einem Glockenthürmchen versehen. Hier befindet sich die Kapelle, die Apotheke, das Laboratorium, der Operationssaal und die Wohnung des Apothekers. Die Kapelle ist im zweiten Geschoß, wo sich auch der Versammlungssaal für die Vorsteher der Anstalt, desgleichen Wohnungen für junge Chirurgen und Apothekergesellen anschließen, deren ein Theil auch im dritten Geschoß untergebracht ist. Der große innere Hof ist in Rasenfelder eingetheilt, und die Wege sind mit Sand überführt. Außerdem ist rings um das ganze Hospital ein großer Platz von etwa 12 engl. Morgen Grundfläche, an dessen südlichem Ende der Haupteingang zu dem Gebäude angebracht ist, rechts bei Nr. 16 von den Kammern der Thürhüter und Hausknechte, links bei Nr. 17 von der Wohnung des Hausmeisters und der übrigen Bedienten beherrscht. Am nördlichen Ende dieses äußern Platzes ist ein großes Wasserbecken angelegt, aus welchem das Wasser mit Hülfe einer Pumpe in eine bleierne Cisterne gebracht und von hier aus durch Röhren nach allen Sälen geleitet wird, um dort zum Gebrauche der Kranken, zur Reinigung der Abtritte, und zur Versorgung der Bäder zu dienen. Denn ein jedes der einzelnen Krankenhäuser, aus denen das Ganze besteht, ist mit einem Bad und einem Cylinder versehen. Neben diesem ältern Wasserbecken ist 1780 noch ein zweites erbaut worden, welches bei einer Tiefe von 5 Fuß 6 Zoll, 25 Fuß breit und über 40 Fuß lang ist, und 180 Tonnen Wasser aufnehmen kann. Es ist zur Reinigung der Canäle, besonders jener, welche von fünf der höchsten Häuser herabkommen, bestimmt. Alle übrigen Abzugsgräben werden durch Menschenhände gefegt; denn sie sind alle so angelegt, daß ein Mensch aufrecht hindurchgehen kann. So war der bisherige Zustand des Hospitals; zur Vervollkommnung des schönen Werkes ist der Vorschlag gemacht, eine abgesonderte Kapelle auf dem umgebenden Platze zu erbauen, und die jetzige in einen Speisesaal für die Genesenden umzuwandeln; bei dem Eingange des Hospitals aber zwei Pavillons aufzuführen, deren Einer einen Saal enthalten müßte, wohin die Kranken bis zu ihrer wirklichen Aufnahme gebracht würden, der Andre aber einem Berathschlagungssaale der Vorsteher und einem Untersuchungssaale zu widmen wäre. Ob dieser Vorschlag schon in Ausführung gekommen ist, weiß ich nicht.

---

ranslation de l'Hôtel-Dieu, et l'examen du projet du Sr. qui est à la suite 1785, par Mr. de *St. Phaar*. (à Pa- 5. 4.). Extrait des registres de l'Académie Roy. des es du 22. Nov. 1786. Rapport des Commissaires chargés cadémie de l'examen du projet d'un nouveau Hôtel-Dieu; é par ordre du Roy (à Paris 4. Befindet sich auch in émoires de l'Acad. de Paris de l'an 1785. à Paris 1788. Medicinische Verfassung des Hôtel-Dieu zu Paris im J. in Baldinger's medicin. Journal. 18. St. S. 48—54.

Das Matrosenhospital zu Portsmouth darf man den größten und zweckmäßig eingerichteten Krankenhäusern Englands beizählen. Es liegt auf der Halbinsel Haslar nächst Gosport; kein Gebäude, noch ein andrer Gegenstand kann den freien Strich der Luft von irgend einer Seite hindern. Das Hospital ist ganz aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, und besteht aus drei Flügeln, die wie drei Seiten eines Viereckes zusammenhängen, und so das Ganze von allen Seiten dem Zuflusse der Luft offen lassen. Der Hauptflügel oder Mittelflügel ist mit seiner Vorderseite fast gegen Morgen und grade gegen Portsmouth zugewendet und hat eine Länge von 567 Fuß, der Haupteingang ist breit, ansehnlich und von Säulen beherrscht. Jeder Seitenflügel, 550 Fuß lang, besteht aus zwei nebeneinander in einer Entfernung von 67 Fuß gleichlaufenden Gebäuden, die aber von dem Hauptflügel an bis zu ihrem äußersten Ende nicht ununterbrochen fortziehen, sondern in der Mitte ihrer Länge winkelrecht durchschnitten sind, wo auf beiden Seiten ein Zwischenraum von 75 Fuß bleibt. In diesem Zwischenraume stehen niedrigere Gebäude, worin Mobilien und verschiedne Hospitalgeräthschaften aufbewahrt werden. Da eben diese Gebäude niedrig sind und ganz frei stehen, so wird der Zweck des gelassenen Zwischenraumes, damit nämlich die Luft auch durch die Seitenflügel und durch den innern Theil des Gebäudes ungehindert durchstreichen kann, vollkommen erreicht. Die doppelten, auseinander stehenden und in Absicht auf die Krankenzimmer gleichförmigen Gebäude, welche die Seitenflügel ausmachen, verschaffen den Vortheil, daß dieselbe Zahl der Zimmer in einem kleinern Umfang enthalten ist, und doch vollkommen mit frischer Luft versehen werden kann. An der Hofseite der innern Gebäude der Seitenflügel, sowie an der Hofseite des Hauptflügels, sind offne, auf Pfeilern ruhende Bogengänge, die 24 Fuß breit und von 60 zu 60 Fuß durch Quermauern abgetheilt sind, welche Durchgänge haben, sodaß man das ganze Gebäude an der Hofseite bedeckt umgehen kann, die Zwischenräume in den Seitenflügeln ausgenommen. Diese Bogengänge dienen nicht nur zur Bequemlichkeit des ganzen Hospitaldienstes, sondern auch insbesondre den Reconvalescenten zu Spaziergängen, und zur vorgeschriebenen, in einer Art von Ballspiel bestehenden Bewegung, wodurch sie nach und nach an Anwendung ihrer Kräfte gewöhnt werden, indem man sie gleich bei ihrer Zurückkunft auf die Schiffe zu ihrer Berufsarbeit anhält. Das Gebäude hat zwei Stockwerke und über denselben auch noch Dachstuben. Die Treppen sind von Holz, aber sehr bequem, neun bis zehn Fuß breit, aber fliegend angelegt, werden auch sehr rein gehalten. Der Krankenzimmer sind ungefähr 120. Bis auf die Dachstuben, welche niedriger, und einige Eckzimmer, die überhaupt kleiner sind, haben sie durchgehends 60 Fuß in der Länge, 24 Fuß in der Breite und 14 bis 15 Fuß in der Höhe. Nebeneinander communiciren sie durch Mittelthüren, die aber meistens verschlossen bleiben. Die Zimmer sind auf beiden Seiten mit hinlänglichen Fenstern versehen. In jedem stehen 20 Betten, in den Eckzimmern aber nur zehn. Diese letztern sind für die Venerischen bestimmt. Zwei Säle, jeder von 100 Fuß in einer und 54 Fuß in der andern Seite sind, der eine für die neu angekommnen Kranken, die noch nicht in die gehörigen Zimmer vertheilt sind, der andre für diejenigen, die an Abzehrung leiden, bestimmt. Eben dieser Saal enthält bei seiner bedeutenden Größe nur 50 Betten, und man beobachtet dabei noch sorgfältig, daß auch diese nicht alle belegt werden. Die mit äußerlichen Krankheiten Behafteten legt man gemeiniglich in die Zimmer zu ebener Erde. Überhaupt sind aber auch für jede Classe innerer Krankheiten besondre Zimmer angewiesen. 2100 Betten stehen immer für Kranke bereit, wovon gemeiniglich aber nur 1800 bis 2000 belegt sind. Im Falle der Noth können 3000 bequem gestellt werden, ohne das Hospital zu übersetzen. Die Betten bestehen aus einer guten Matratze, aus einem Kopfkissen, und einer wollenen Decke. Sie sind ohne Vorhänge, und stehen je zwei und zwei allemal $2\frac{1}{2}$ Fuß aus einander in dem Raume, welcher sich zwischen zwei Fenstern befindet. Die Abtritte sind in einem Winkel von jedem Zimmer mit etlichen Sitzen versehen, und werden täglich rein gemacht. Die Canäle derselben werden durch Zu- und Abfluß des Seewassers bei jeder Ebbe und Fluth gereinigt. Zur Lüftung der Zimmer waren vormals Ventilatoren bestimmt; man fand aber, daß sie keine so gute Wirkung thun, als die so viel wie möglich offen gehaltnen Fenster, zumal, da diese einander gegenüber angebracht sind. Die Fenster werden von oben aufgemacht, an welcher Stelle ein Theil des Fensters etwa einen Fuß tief herunter geschoben wird. Die Treppenfenster werden ebenfalls gemeiniglich offen gehalten. Nahe an dem Hospitale ist eine Wassermaschine, durch welche das ganze Hospital mit frischem Wasser versehen wird. In ein jedes Krankenzimmer wird das Wasser durch eine besondre Röhre geleitet. Die Sterblichkeit in diesem Hospitale verhält sich gewöhnlich wie 1 zu 13.

Zu Rochelle ist das große Hospital, welches von den barmherzigen Brüdern besorgt wird, sowol in Bezug auf seine zweckmäßige, ganz freie Lage an der Nordseite der Stadt, als auch wegen seines äußern Ansehens und guter Disposition des Innern eine musterhafte und bedeutende Anstalt. Die Krankensäle besonders sind nicht minder gut abgetheilt, und man tadelt an ihnen nur eine zu große Länge. Von fünf solcher Säle ist jeder 24 Fuß breit. In einem stehen in zwei Reihen 59 Betten, jedes $2\frac{1}{2}$ Fuß weit von dem andern entfernt, in einem andern 200 Betten in drei Reihen, und die übrigen sind in drei andre Säle vertheilt. Im Ganzen stehen 400 Betten bereit, die aber nur selten alle mit Kranken belegt sind. Die Lufterneuerung geschieht durch Fenster und Thüren, welche stundenlang offen gehalten werden.

In Rom ist Santo Giacomo degli Incurabili ein schönes, großes, wohleingerichtetes und reiches Krankenhaus. Es liegt an der Straße del Corso, nicht fehr fern vom Platze del Popolo, und wurde vom Cardinale Peter Colonna 1339 durch ein beträchtliches Legat gestiftet. Hier stehen immer 130 Betten in zwei großen

Corridoren bereit, einer für die Männer, der andre für die Weiber, und am Gedächtnißtage des heil. Jakob wird eine Anzahl armer Mädchen ausgesteuert, wie dieses überhaupt noch in vielen andern Hospitälern Roms üblich ist. Die Kirche steht im Hofe, ist durch ihre Größe und Pracht berühmt, und hat eine schöne Stirnseite (Façade) von dem berühmten Architekten Carlo Maderno. Das Portal zeichnet sich durch eine dorische Pilasterordnung aus, über welcher sich eine römische erhebt, und macht durch die schönen Verhältnisse dieser Anordnung und durch die gute Ausführung eine vortreffliche Wirkung. Das Innere der Kirche ist reich verziert. Unter den Ornamenten zeichnet sich ein Basrelief aus weißem Marmor von dem jüngern Le Gros aus, welches den h. Franz von Paula darstellt, wie er auf einer Wolke schwebend für eine Schaar unter ihm versammelter Kranken die Gesundheit von der h. Jungfrau erfleht, deren Bildniß ihm von Engeln gereicht wird. Diesem Hospitale gehört auch die Kirche Santa Maria della Porta del Paradiso, nächst den Trümmern von Augustus Grab. Auch das Sanct Rochus-Hospital an der Straße Ripetta zu Rom verdient Erwähnung. Es ist eine sehr schöne Krankenanstalt, mit der auch ein Gebärhaus verbunden ist, das vielen Nutzen stiftet. Die Anstalt begann schon 1499, als die Schiffer und Wirthe diesen Platz von den Sklaven und Illyriern kauften, und eine Kirche bauen ließen. Ein wunderthätiges Marienbild verschaffte der Kirche, besonders gegen 1545, so viele Opfer, daß man bald in den Stand gesetzt war, das Gebäude zu vergrößern und zu verschönern, und endlich die Tribune und die Kapellen der Kirche durch den berühmten Johann Anton von Rossi vollenden zu lassen. Die Kirche hat viele Gemälde von den berühmten Meistern: Calabrese, Baccicio, Hiacinto Brandi und Baldassare Peruzzi. In Rom ist ferner das Hospital della Consolatione für die Verwundeten, mit seiner gleichnamigen Kirche und seiner öffentlichen Schule der Anatomie, eine vorzüglich schöne Anstalt und ein weitläufiges Bauwesen. Es liegt am Platze della Consolatione grade am südlichen Fuße des Capitoliums, und gehört der zu diesem Zwecke daselbst vereinigten frommen Brüderschaft. Die Kirche ist ein Werk des berühmten Baumeisters Martino Lunghi, des Alten. Auch ist daselbst das Hospital und die Kirche des heil. Johannes Coelibita oder Colavita auf der Tiberinsel seit 1572, wo die Benedictiner nach S. Anna de' Furnari versetzt wurden, eine vortreffliche Anstalt der barmherzigen Brüder. Sie erbauten das schöne Hospital, in welchem sie immer eine große Anzahl Betten für arme Kranke bereit halten, und auf einem etwas höher liegenden Platze noch ein andres Haus für Kranke von Stande. Die Kirche soll auf den Grundmauern des Asklepiostempels erbaut worden sein, und hier soll auch das väterliche Haus des heil. Johannes Calybites gestanden haben, wo derselbe viele Jahre lang ungekannt und als ein Bettler lebte und man 1600 seinen Leichnam fand. Die Kirche ist zwar klein, aber von vorzüglicher Schönheit, im Innern mit Pilastern in einer Art korinthischer Ordnung ausgebildet, und mit Marmoren, Vergoldungen und Gemälden reich verziert. Von diesen zeichnet sich das Deckengemälde des Schiffes aus, eins der schönsten Werke des berühmten neapolitanischen Malers Hiacinto Corrado. Es stellt den heil. Johannes von Gott, den Stifter der barmherzigen Brüder, dar, wie er begleitet von dem Erzengel Raphael die Kranken bedient. Darüber sieht man denselben Heiligen noch einmal gekrönt von den Händen der heiligen Jungfrau und des heil. Evangelisten Johannes. Das Gemälde des Hochaltars mit seinen beiden Seitenstücken ist von Andreas Generelli, genannt Sabinese. Der heil. Johannes von Gott empfängt das Kind Jesus aus den Händen der heil. Jungfrau; auf einer Seite die Marter der heil. Martha, auf der andern Seite die Heil. Hippolitus und Acrius von den Engeln mit Palmzweigen begabt. An dem ersten Nebenaltare zur Rechten ist ein Bild von Lenardi: Die Seelen des Fegfeuers von einem Engel mit Wasser erfrischt, und am linken Nebenaltare der Tod des heil. Johannes von Gott, von demselben Meister. In Rom ist endlich noch das Hospital der Florentiner mit seiner Kirche, dem heil. Johannes dem Täufer geweiht, als ein schönes, großes und weitläufiges Bauwerk in der Reihe der merkwürdigsten Krankenhäuser zu nennen. Es füllt mit seinen Gebäuden am Ende der Straße Julia die Tiberkrümmung aus, den Trümmern des alten Pons Triumphalis und dem jenseits ausgebreiteten Erzhospitale des heil. Geistes grade gegenüber. Seinen Anfang nahm es 1488, als die Pest in Rom wüthete. Eine Anzahl frommer Leute, alle Florentiner, traten zusammen und bildeten eine Brüderschaft. Nicht zufrieden, ihr Leben dem Dienste der Pestkranken zu opfern, gaben sie auch ihre Güter zur Erbauung einer Kirche hin; und einer ihrer Landsleute, Dominico Fonti, stiftete und erbaute das Krankenhaus zum Vortheile seiner Nation. Im J. 1519 erhob Papst Leo X. die Kirche zu einer Pfarre für alle in dem Umfange Roms wohnende Florentiner. Der Bau derselben wurde um 1590 durch den berühmten Baumeister Jakob della Porta vollendet. Die prächtige Stirnseite ließ aber erst Papst Clemens XII. um 1735 nach den Zeichnungen des Ritters Alexander Galilái aufführen. Die Kirche ist schön und sehr groß, hat drei Schiffe und eine Kuppel. Die Stirnseite ist ganz von Quadersteinen aus Travertin erbaut, und die Basreliefs und übrigen Bildwerke, die sie zieren, sind in weißem Marmor ausgeführt. Sie erhebt sich in zwei übereinander gestellten Ordnungen korinthischer Säulen, welche das Mittelschiff ankündigen. Die obere endigt sich mit einem architektonischen Giebel, und die untre setzt sich beiderseits weiter fort, und bildet zwei Flügel vor den Seitenschiffen, deren jeder mit drei Statuen florentiner Heiligen gekrönt ist. Zwischen den Säulen sind Nischen für noch andre Statuen angelegt. Drei schöne Thore öffnen den Haupteingang, und noch zwei andre sind in den Seiten der Kirche angebracht, welche, wie auch die Chor- oder Tiberseite in einem einfach schönen und großartigen Baustyl ausgeführt sind[62]). Das Innere der

62) Eine große perspectivische Ansicht der Kirche und eines

Kirche ist reich an Werken großer Meister der Sculptur und Pictur. Der Hochaltar ist nach der Zeichnung des Ritters Boramini erbaut, und von Ciro Ferri ausgeführt. Gewaltige Säulen von Marmor Catanello erheben ihn, und viele seiner Ornamente sind von derselben Marmorart. Die Statue des heil. Johannes, wie er dem Herrn die Taufe ertheilt, ist von Antonio Raggi. Die allegorische Statue des Glaubens auf einem der zu beiden Seiten stehenden Grabmäler ist von Herkules Ferrata, und jene der Barmherzigkeit auf dem andern von Dominico Guidi. Besonders beachtungswerth sind unter den Werken der Sculptur: ein Crucifix in der Kapelle Sacchetti nach dem Modelle des Prospero Scavezzi da Bresciano in Erz gegossen; das Grabmal des Marchese Capponi, von Michel Angelo Slodz, durch den Geist und die Einfachheit der Composition und durch die vortreffliche, im Style der Alten gelungne, Ausführung der trauernden weiblichen Figur berühmt; die Grabmäler eines Saminiati von dem Florentiner Filippo della Valle, eines Corsini von Alexander Algardi, und eines Acciojoli von Herkules Ferrata. Von den zahlreichen und vortrefflichen Altar- und Wandgemälden in der Kirche und in den vielen auf allen Seiten angereihten Kapellen sind die merkwürdigsten: der predigende Vincentius Ferrerius von Dominico Cresti, genannt Passignano; der betende Hieronymus von Santi di Tito; der schreibende Hieronymus von Lodovico Ciroti; die Heiligen Cosmas und Damian von Salvador Rosa; Mariens Geburt und der Tod Mariens von Anastasio Fonteboni; Maria Magdalena von Braccio Ciarpi, dem Schüler des Santi di Tito und Lehrmeister des Piedro da Cartona; der h. Franciscus von Santi di Tito; der h. Antonius von Giustino Ciampelli; Peter und Paul von Giovanni Angelo Canini; die h. Maria Magdalena dei Pazzi; der heil. Joseph und die heil. Anna von Ritter Corradi; der h. Sebastian und die ganze Taufkapelle von Battista Vanni; die Wand- und Deckengemälde in der Kapelle Sacchetti von Ritter Lanfrancho, und noch viele andre Frescomalereien von Tempesta, Cosci, Stefano Pieri, Giustino Ciampelli, Passignano und andern.

Das große Krankenhaus zu La Roquette, eins der weitläufigsten und musterhaftesten Gebäude dieser Art, ist das Resultat der langwierigsten Untersuchungen und der tiefsten Forschungen über die Vortheile und Nachtheile, welche die in verschiednen Ländern bestehenden Krankenhäuser der Erfahrung darbieten. Die gelehrtesten Ärzte wurden bei diesem großen Werke zu Rathe gezogen, und vereinigten ihre Studien und Erfahrungen mit dem Scharfsinne des berühmten Architekten B. Poyet, nach dessen Rissen der Bau zur Ausführung kam und im J. 1788 begonnen wurde. Statt aller Beschreibung gebe ich unter No. XVIII. einen Grundriß desselben. Bei seiner Anschauung wird man die größte Einfachheit in der ganzen Anordnung und vor Allem wahrnehmen, daß die gänzliche Absonderung eines jeden Krankensaales von den andern durch dazwischenliegende Höfe, und die bequeme Verbindung aller Theile des Ganzen durch bedeckte Gänge, welche das Haus auf allen Seiten beherrschen, als Hauptbedingungen der Ausführung dastanden. Dadurch wurden die ersten Zwecke eines solchen Gebäudes erreicht; dem Zuflusse der freien Luft steht in keinem Theile des weitläufigen Bauwesens auch nur das geringste Hinderniß entgegen, und die möglich größte Gesundheit der Lage ist in allen Theilen des großen Ganzen gesichert. Die Pflege und Bedienung der Kranken kann auf das Schnellste und Bequemste geschehen, und den Genesenden ist die schönste Gelegenheit zu geschützten Spaziergängen und zur freien Bewegung im Trocknen unter mannichfaltiger Verschiedenheit der Lage gegen die Himmelsgegenden geboten.

In Rouen wurde das große Hospital, Hôtel-Dieu, in Bezug auf seine Lage und Einrichtung eins der vorzüglichsten Krankenhäuser in Frankreich, im J. 1754, als der berühmte Lecat Oberchirurgus war, unweit der Stadt gegen Westen erbaut, und liegt ganz frei, sodaß die Luft von allen Seiten her ungehindert zuströmen kann. Das Gebäude besteht aus drei rechtwinkelig miteinander verbundnen Flügeln, wovon der Hauptflügel gegen Westen, und die beiden Seitenflügel gegen Süden und Norden gewendet sind. Der offne Hofraum an der östlichen Seite gegen die Stadt zu ist mit einer etwa 20 Fuß hohen Mauer geschützt, in deren Mitte sich der Eingang in einem 36 Fuß breiten Portale mit einem prächtigen eisernen Gitterwerke darstellt. Das Haus ist zweckmäßig nur eine Etage, oder nach teutscher Bezeichnung zwei Stockwerke hoch. Die Seitenflügel sind etwas länger als der Hauptflügel, und der rechte Flügel ist um Vieles breiter als der linke, welches aber beim Eintritte nicht in die Augen fällt, weil die am Ende des schmälern Flügels befindliche Wohnung des Oberchirurgus den Übelstand dieser Anordnung verbirgt. In dem schmalen Flügel sind die Krankenzimmer nur in einer einfachen, in den zwei andern Flügeln aber in doppelter Reihe angelegt. Einer dieser Flügel ist im untern Stockwerk unbewohnt und zur Aufbewahrung vorräthiger Geräthschaften und des Hausrathes benutzt; in dem andern befinden sich zu ebener Erde die Zimmer für die schwangern Personen. Der Krankensäle sind überhaupt 12, wovon acht für Männer und vier für das weibliche Geschlecht bestimmt sind. Die meisten sind 60 Fuß lang, 20 Fuß breit und ungefähr ebenso hoch. Die doppelt nebeneinander liegenden sind vermittels einer acht Fuß hohen Mauer von einander abgesondert; folglich bleibt oben bis an die Decke ein etwa 12 Fuß hoher, mit Bogen überwölbter Raum, wodurch eine ganz freie Communication zwischen den Sälen hergestellt ist. In allen diesen Zimmern stehen beständig 400 Betten bereit, und selten trifft man einige derselben leer an. 150 davon sind für chirurgisch Kranke bestimmt, deren in der Zeit, aus welcher unsre Nachrichten herrühren, meistens zwei in ein Bett zu liegen kamen. Doch wurden alle an Beinbrüchen oder sonst an schweren Krankheiten Leidende allein gelegt. In

Theiles der Hospitalgebäude von der Seite der Straße Julia findet man bei Barbault in Les plus beaux édifices de Rome moderne, ad pag. 25.

schmalen Flügel, wo sich nur eine Reihe Säle be-
t, ist auf jeder der langen Seiten eine doppelte Reihe
Fenstern, die eine in der gewöhnlichen Fensterhöhe,
ere oben ganz nahe unter der Decke. Die Ab-
sind aber in diesem Hospitale so schlecht, daß sich
Gestank derselben, besonders zu gewissen Zeiten, mit
rößten Heftigkeit verbreitet. Nah an dem Hospi-
t ein großes Wasserbehältniß, wohin das Wasser
ine Stunde weit entfernten Quellen geleitet wird;
als war an dem Hause eine Pferdemühle angelegt,
welcher man zugleich zu mahlen und auch Wasser zu
n pflegte. Allein seit etwa 50 Jahren bedient man
derselben nicht mehr, sondern alles wird durch Röh-
mit Wasser versehen. Das Hospital hat auch seine
Apotheke, welche von den zur Wartung der Kran-
estimmten Nonnen versehen wird. Diese bewohnen
n dasselbe stoßendes Gebäude, und ein andres grade
über ebenfalls mit dem Hospitale verbundnes Haus
t für die zur Seelsorge und zur Bedienung der
italkirche gestifteten Domherren erbaut. Diese Kirche
roß und im Innern prächtig verziert. Das Jahr
urch werden 6000 Kranke und oft noch mehr in die-
Hospital aufgenommen, und die Sterblichkeit darin
ilt sich wie 1 : 10. Diejenigen Kranken, die inner-
sechs Monaten nicht gesund werden, werden von
in die große Versorgungsanstalt, das Hôpital-géné-
gebracht; weil man sonst, nebst dem, daß chronische
ke sich zu sehr häufen würden, auch genöthigt
jenen, welchen blos durch eine schleunige Behand-
geholfen werden kann, die Aufnahme zu versagen.
rdem nimmt das Hospital auch Findlinge auf, welche
o wie die in demselben gebornen Kinder verpflegt
n. Wenn sie nun eine Zeit lang in dem Hospitale
en sind, übergibt man sie Säugammen auf dem
e, und nachher übernimmt das große Versorgungs-
die Aufsicht über ihre fernere Erziehung.

Auch Salzburg hat in dem St. Johannis-Hospi-
in sowol durch Größe und Vortrefflichkeit der An-
als durch seine Gebäude der allgemeinen Aufmerk-
it würdiges Krankenhaus. Es liegt gesund und
mäßig außerhalb der Stadt, in der Vorstadt Mülln,
er Poststraße nach Tyrol, und wurde vom Erzbi-
e Johann Ernst von Thun 1699 gestiftet. In eben
n Jahre wurde auch der Bau angefangen und 1704
igt. Das Gebäude zeichnet sich durch Schönheit
Äußern, gute und zweckmäßige Raumeintheilung im
rn, schöne breite Gänge, hohe luftige Zimmer und
vortreffliche Apotheke aus, und ist für jeden Arzt
Baumeister sehenswerth. Eine Abbildung in Ber-
lli's Sammlung kurzer Reisebeschreibungen, 12. Bd.
in 1783.), auf der zweiten Kupfertafel gibt zwar
Vorstellung von seinem äußern Ansehen, allein durch
tige und schlechte Zeichnung ist das gute Verhält-
nd die Formbildung der Theile zum größten Nach-
der Ansicht gestört[63]). Der ursprüngliche Capital-
fond dieser großen Anstalt beträgt 260,954 Fl. Hierzu
kamen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. hauptsäch-
lich durch die Wohlthätigkeit und menschenfreundlichen
Bemühungen des Erzbischofs Hieronymus noch 121,189
Fl., sodaß das Stiftungsvermögen jetzt in 382,143 Fl.
besteht, ohne die jährlichen außerordentlichen Zuflüsse zu
rechnen.

In Siena ist das große Hospital, Lo Spedale di Santa Maria della Scala, wegen seiner Größe und seiner guten Einrichtung nicht minder allgemein merkwürdig. Es ist ein sehr altes Gebäude, das schon im 9. und 10. Jahrh. als eine Stiftung der Kanoniker der Kathedralkirche vorhanden war, doch durch die vielen Veränderungen und Zusätze der folgenden Zeit so umgestaltet wurde, daß es jetzt von seiner ursprünglichen Form nur wenig mehr beibehalten hat. Die Einrichtung und Ökonomie ist in diesem Hause dieselbe, wie in Maria Nuova zu Florenz. Die Säle sind zwar nicht so reinlich und zur Lufterneuerung so zweckmäßig wie dort angelegt, allein durch ihre größere Weite haben sie eine für die Erhaltung der Gesundheit günstige Natur und mehr Majestät in ihrem Charakter als dort erhalten. Besonders schön ist die Kirche, wo man auch viele Frescogemälde großer Meister antrifft. Vor allem aber bewundert man hier die Reinigung im wunderthätigen Teiche, welche den ganzen Hintergrund des Chores einnimmt, und für das Hauptwerk des berühmten Sebastian Conca gehalten wird.

Das königl. Lazareth zu Stockholm ist als Muster eines Krankenhauses, worin Reinlichkeit, zweckmäßige Einrichtung und Ordnung herrschen, bekannt, besteht aus einem größern Gebäude von 50 Zimmern, wovon 13 größere und 12 kleinere für die Bettlägerigen und Genesenden, eins für chirurgische Operationen, die andern für die Bedienung, Küchen 2c. bestimmt sind; und aus einem kleinern Gebäude mit Flügeln für den Verwalter, die Apotheke, die Bäckerei, das Absetzen der Leichen, die anatomischen Arbeiten. Nach Umständen befinden sich mehr oder weniger Betten in einerlei Zimmer; jeder Kranke erhält aber sein eignes Bett mit Vorhängen von blauer Leinwand. Die Zimmer für Venerische, nebst der Badeanstalt zum Behufe derselben, sind von den andern getrennt. Für eine monatliche Abgabe von sechs Speciesthalern können bemittelte Personen ihre eignen Zimmer, und zwar jede ein solches für sich allein, oder zu zweien erhalten. Auch sind für Personen mit stinkenden Geschwüren, und für solche, die Andern durch Heftigkeit der Krankheit lästig sind, sowie für die Genesenden eigne Zimmer eingerichtet. In dem Anmeldungssaale sind auf Tafeln die Namen der freigebigen Wohlthäter gezeichnet. Bei der Anstalt befindet sich ein Arzt und ein Oberchirurgus, die von einander ganz unabhängig sind, und deren jeder seine Kranken in getrennten Zimmern hat. In schwierigen Fällen können diese andre Ärzte nach Gefallen zum Beistande rufen. Außer diesen wohnt ein besondrer Unterchirurg beständig im Lazareth, der in den dringendsten Fällen zuzugreifen hat[64]). Ebendaselbst gehört auch

63) Ausführliche Nachrichten von diesem Krankenhause findet
n Hübner's Beschreib. der Haupt- u. Residenzstadt Salz-
Salzb. 1790—1796.).

64) K. Lazzarettet i Stockholm, beskrivit ute et Tal in-

das Dankwiks-Hospital zu den merkwürdigsten Krankenhäusern. Es wurde von Gustav I. gestiftet, und hat 1440 Tonnen Getreide und etwa 2000 Speciesthaler Einkünfte[65]).

In Stralsund verdient das Stadtlazareth als schönes Muster eines kleinen wohleingerichteten Krankenhauses alle Empfehlung. Es wurde im letzten Viertel des 18. Jahrh. gestiftet, 1784 eröffnet, und liegt an der Mittagseite der Stadt, ziemlich frei, seine Fronte gegen Mitternacht gewendet, die Krankenzimmer alle gegen Morgen gereihet. Das Gebäude ist ganz massiv und zwei Stockwerke hoch, hat von Außen 108 Fuß, von Innen 102 Fuß Länge; seine Tiefe beträgt von Außen 34½ und von Innen 28 Fuß[66]). Bei dem Eingang in das Krankenhaus kommt man zuerst auf eine der Größe des Hauses angemessene, beinahe viereckige Hausflur, auf welcher die Zeugrolle und ein Linnenschrank für die Hospitaliten steht. Dieser Schrank hat 24 Fächer, und in jedem Fache das zu jedem Bettgestelle nöthige Linnenzeug. Zwei Feuerlöschspritzen, die dazu gehörigen Wassereimer und eine schöne gläserne Lampe zieren die Wände dieser Hausflur. Durch einen langen und von Fenstern hinlänglich erleuchteten Gang gelangt man in Nr. 1, des Krankenaufsehers oder Speisemeisters Zimmer, worin auch die Oberaufseher des Hauses, einige Glieder des Raths und der Bürgerschaft ihre Zusammenkünfte halten, sowie der Arzt, der Wundarzt und der expedirende Diener des Hauses ihre Tagebücher führen. Neben diesem Zimmer ist Nr. 2, die Küche, geräumig, groß und hell. Nr. 3 das Bade- oder Duschzimmer für die Kranken, worin die Badewanne und die Duschmaschine befindlich sind. Nr. 4 das Zimmer für fünf hitzige oder erträglich langwierige Kranke. Nr. 5 ein Zimmer für vier Venerische, welches wie das vorhergehende sehr geräumig, groß und hell ist. Am Ende des Hauses führt eine Thüre zu dem Hofe, der im Sommer auch zum Waschen des Lazarethzeuges gebraucht wird. In der Mitte des Ganges, der zu den Zimmern Nr. 1 bis 5 führt, hängt zur Winterzeit die Glaslampe, die den Gang von einem Ende bis zum andern sehr gut erleuchtet. Zum zweiten Stockwerke geht eine von der Hausflur in die Höhe steigende große, bequeme und helle Treppe. Unter derselben ist ein kleiner Sandkeller angebracht. In diesem Stockwerke ist vorn nach der Straße zu Nr. 6 die Vorrathskammer der Speisemeisterin; Nr. 7 das Zimmer zu anatomischen Zergliederungen, worin auch die Leichen bis zur Beerdigung liegen; Nr. 8 ein kleines nur für zwei Kranke eingerichtetes Zimmer, für solche, die durch die Art ihrer Krankheit andern Kranken lästig oder schädlich werden können; Nr. 9 ein Vorrathszimmer zu Betten, Bettgestellen und anderm Hausgeräthe. Im Nothfalle kann dieses Zimmer auch zu einer Krankenstube für vier Personen gebraucht werden; Nr. 10 ein Zimmer für zwei Krankenwärterinnen. Über der Thüre dieses Zimmers ist die gemeinschaftliche Glocke des Hauses, zu welcher aus allen Krankenzimmern ein Drath geht. Da jedes Zimmer im Hause seine Nummer hat, so klingelt man aus dem Zimmer, wohin die Wärterin verlangt wird, so viel Male, als die Nummer des Zimmers anzeigt; Nr. 11 ein auf fünf Betten eingerichtetes Zimmer für chronische Kranke; Nr. 12 das auf vier Personen eingerichtete Zimmer für Krätzige. Die Zimmer sind fast alle gleich breit, nämlich 19 Fuß. Die Länge ist bei allen 28 Fuß. Die untern Zimmer sind 11, die obern 10 Fuß hoch. Sie haben insgesammt bis auf eins (Nr. 8) zwei Fensterluchten, jede von vier Fenstern, die mit großen und schönen Scheiben verglast sind. Auch ist in jedem Zimmer ein Ventilator angebracht. Die Öfen in den Krankenzimmern sind von Kacheln erbaut, hoch, und werden von Außen geheizt. Die Kamine sind nach den Gängen zu, und werden stets offen gelassen, um einen beständigen und gemäßigten Luftzug zu unterhalten. Alle Zimmer können mit großer Bequemlichkeit 24 Kranke aufnehmen, wenn das Zimmer Nr. 9 mitgerechnet wird. Es sollen indessen nie mehr als 20 darin aufgenommen werden. Jeder Kranke hat sein eignes Bette, seinen Tisch, Stuhl und Commode, seinen Eß- und Arzneilöffel und sein Messer, welche letztre an seinem Tisch in besondern dazu gemachten Scheiden stecken. Unter dem Tischblatt ist eine Schublade zu einigen Kleinigkeiten, die der Kranke daselbst verwahren kann, und einige Fächer zum Nachttopfe ꝛc. Jedes Stück seines Hausrathes ist wie auch seine Kleidungsstücke, Betten ꝛc. numerirt und zugleich mit der Nummer des Zimmers, worin er sich aufhält, bezeichnet. In dem Giebel des Hauses befindet sich eine Kammer, wo die eigenthümlichen Kleidungsstücke der Kranken bis zu ihrer Genesung aufbewahrt werden. In einer andern Kammer, welche in 24 Fächer eingetheilt ist, wird in jedem Fache unter besondrer Nummer die Spitalkleidung des Kranken aufgehängt, sobald er das Lazareth verlassen hat, und dieselbe gereinigt ist. An diese Kammer grenzt ein geräumiger Boden zum Trocknen der Wäsche. Auch ist das Spital mit einem großen Keller zur Aufbewahrung von Bier, Gartenfrüchten und andern Lebensmitteln versehen, hat seinen gehörigen Hofraum, sein Waschhaus, seine Holzschuppen ꝛc.

---

för Kongl. Vetenskaps-Academien vid Praesidii ned läggande den 2. Nov. 1776, of *Joh. Lor. Odhelius* (Stockh. 1776.); Lesenswürdig hierüber ist auch: Reglemente för Kongl. Lazzarettet i Stockholm (Das. 1788.).

65) Eine Beschreibung desselben liefert: Inträdes Tal on Danviks Hospitals Inrättning, hället för Kong. Vetensk. Acad. d. 9. Apr. 1788, of *Anders Joh. Hagström*, gedruckt zu Stockholm auf zwei Octavb. 66) Auf der Giebelspitze steht Äskulap und über der Thüre des Einganges folgende artige Inschrift:

Hospitalibus Sacris
Dicatam quondam hanc aedem
sed horrendo
Pulveris tormentarii ictu
misere devastatam
instauravit
et eam
Recipiendis sanandisque aegris
Sacram esse jussit
provida
Amplissimi Ordinis
pietas
Ex S. C. G. F. F. aediles
C. G. de Kanzow. E. J. Schütte. B. C. Sohst.

Das Hospital des heil. Johannes des Täufers zu **Toledo**, das sich außerhalb des Thores Visagra in einer herrlichen Lage ausbreitet, steht nicht allein wegen Vortrefflichkeit und Größe der Anstalt, sondern auch wegen Größe und Schönheit des Hauses den merkwürdigsten Krankenhäusern würdig zur Seite. Es wurde in der Mitte des 16. Jahrh. von dem Cardinal-Erzbischofe Don Juan de Tavera gestiftet, welcher durch seinen bauverständigen Kapellan Bartholome de Bustamante die Risse dazu machen ließ. Die Ausführung des Baues wurde dem Ferrand Gonzales de Lara aufgetragen, und nachher von Ludwig de Bergara und seinem Sohne fortgesetzt. Die Schönheit und klug gewählte Bauart der bedeckten Gänge und der Kirche machen dem Geschmacke des Erzbischofs und der Geschicklichkeit des Erfinders Ehre. Die Kranken haben hier Sommersäle und Wintersäle für jedes Geschlecht, von ganz gleichförmigem Baue, mit dem Unterschiede, daß die Sommersäle luftiger sind, und weitre Fensteröffnungen haben. Der Männersaal ist 24 Fuß breit und hat zwei Reihen von Betten in etwas erhöht liegenden Alkoven, deren jeder mit einem Fenster zur Lufterneuerung versehen ist. Der Weibersaal ist vorzüglich rein. In ihm sind die Betten nicht wie jene der Männer in Alkoven aufgestellt. Neben diesen Sälen zieht sich ein ungemein weiter Gang hin, wo man sich Bewegung verschaffen kann, ohne von der Sonne geplagt zu sein. In der Kirche sieht man das prächtige Grabmal des Stifters, das letzte Werk des Nicol Alonso Berrugniete, des von Kaiser Karl V. hochbegünstigten berühmten Schülers des Michel Angelo Buonaroti.

In **Toulouse** wird das Hospital Saint-Jaques als ein vorzüglich musterhaftes Krankenhaus gerühmt. Seine Lage ist zweckmäßig gewählt in einer freien Gegend nahe an der Saone. Das Gebäude ist groß, und besteht aus drei rechtwinkelig miteinander verbundnen Flügeln. Das Innere ist sehr zweckmäßig eingetheilt. Die Krankensäle besonders haben eine sehr gute Anordnung und der Luftreinigung günstige Lage und Einrichtung. Sie fassen etwa 600 Betten und nehmen alle Arten von äußerlichen und innerlichen Kranken auf.

In **Valladolid** ist die Esgueva das beste Krankenhaus, auch seiner Größe und Einrichtung wegen allgemein merkwürdig. Jeder seiner Säle ist 108 Fuß lang und 30 Fuß breit; enthält 28 Betten, deren jedes in einem Alkoven steht, zwei einander gegenüber liegende Thüren, die sich auf breiten Gängen öffnen, und an seinen beiden äußersten Enden Fenster.

In **Wien** wurde das allgemeine Krankenhaus oder das Haupthospital, eins der größten und musterhaftesten Gebäude und Anstalten dieser Art, aus den alten Gebäuden des vormaligen großen Armenhauses, und auf seinen Umgebungen erbaut, und breitet sich zwischen der Alster- und Waringergasse, vor dem Schottenthore auf einem hochliegenden freien und luftigen Platze aus. Die Mittel zur Stiftung, Erbauung und Einrichtung dieses großen Werkes wurden theils durch die landesherrliche Anweisung beträchtlicher Geldsummen aus der Stiftungshauptcasse, theils durch Aufhebung andrer damals in Wien bestehender bedeutender Hospitäler [67]) gewonnen, und die Eröffnung der Anstalt erfolgte am 16. Aug. 1784. Die ganze Anstalt besteht aus dem allgemeinen Krankenspitale, dem Gebärhause, dem Tollhause und dem Findelhause. Das Gebäude ist von beträchtlichem Umfange. Die Hauptseite an der Alstergasse ist 110 wien. Klafter lang, und die Länge an der Stiftsgasse hinauf beträgt 186. Alle einzelnen Gebäude, aus welchen es zusammengesetzt ist, sind zwei Stockwerke hoch, ausgenommen der Tollthurm mit fünf Stockwerken, und ein Mittelgebäude im ersten Hofe, sowie zwei Flügel im letzten Hofe, welche drei Stockwerke haben. Das Mauerwerk ist mit weißem Kalk und Gries übertragen. Der Haupteingang zu dem Ganzen befindet sich in der Façade an der Alstergasse der Minoritenkirche gegenüber, und über dem Thore liest man folgende Inschrift:

Saluti et Solatio Aegrorum Josephus secundus semper Augustus.

Durch dieses Thor, welches beständig von zwei Thorwächtern bewacht wird, kommt man in den ersten und geräumigsten Hof, der in der Grundform nach einem etwas schiefen länglichen Vierecke gestaltet und über 100 Klafter lang ist. Grade vor sich sieht man in der Reihe der Gebäude eine Kapelle mit einem kleinen Thurm, unter welcher das Hauptthor zu den andern Höfen durchführt, und linker Hand ist ein einzelnes drei Stockwerke hohes Gebäude, welches den praktischen Lehrschulen gewidmet ist. Dieser große Hof ist ringsum mit Baumreihen zu Spaziergängen bepflanzt, und in seiner Mitte steigt ein Springbrunnen aus einem großen steinernen Wasserbecken empor. Hinter diesem Hofe liegen noch sechs kleinere Höfe, die von den übrigen Flügeln des Gebäudes gebildet werden, und ebenso wie der erste Hof mit Baumgängen und Springbrunnen versehen sind, und im Hintergrunde des Ganzen erhebt sich auf einem freien hochliegenden Platze der Tollthurm, neben welchem man das Militairhospital erblickt. Alle diese Flügel und Gebäude sind oben und unten zu Krankenzimmern eingerichtet. Der erste Flügel im großen Hof enthält die Wohnungen für Ärzte, Wundärzte, Ökonomiebeamte &c., und hier befindet sich auch die Kanzlei und Apotheke. Die Eingänge zu den Krankenzimmern, die sämmtlich aus den Höfen erfolgen, sind numerirt, und ihre Thüren zeigen die Nummern der Krankenzimmer, zu denen sie führen, und die Nummern der Betten, welche diese enthalten.

---

67) Diese waren: a) das Bürgerhospital nebst den dazu gehörigen Spitälern St. Markus, Beckenhäusel, dem Lazareth und dem Klagbaume; b) das große Armenhaus in der Währingergasse; c) das spanische Hospital und d) das Spital zur heil. Dreifaltigkeit. Von diesen, sowie von andern ältern Hospitälern Wiens findet man Nachrichten in *F. E. Brückmanni* Observ. itiner., *Büchneri* Miscellan. physic. medic. mathematic. vom J. 1728 (Erf. 1732. 4.); Gedanken über einige, dem Publikum sehr nützliche, Verbesserungen in Wien (Wien 1782.); Nikolai's Reise durch Teutschland. 3. Bd S. 221 fg. und Beilagen zu diesem Bande S. 45 fg.; Kasp Reinberg's Blicke und Wahrheiten auf und über die Krankenhäuser der barmherzigen Brüder und Elisabethanerinnen zum Besten der Menschen (Frankf. u. Leipz. [Wien] 1784.) und Krünitz Encykl. 47. Bd. S. 430 fg.

Die größern Abtheilungen des Hospitals sind mit großen lateinischen Buchstaben angezeigt. Jedesmal zwischen zwei Krankenzimmern ist ein Eingang, dieser führt zuerst in eine Küche, worin ein Feuerherd und ein kleines Holzmagazin angebracht sind. Hier befinden sich auch einige Abtritte, die in unterirdische Canäle ableiten. Denn unter dem ganzen Hospitale sind mit vielen Kosten Canäle angelegt, die in den Alsterbach ausmünden. Das Wasser hierzu kommt aus den Gebirgen und Brunnenbecken, und ist so beträchtlich, daß wöchentlich 5000 Eimer alle Canäle und den Alsterbach selbst in 25 Minuten bis in die Donau reinigen können. Die oben bezeichneten Küchen sind ungemein nützlich und bequem: alle Speisen, die der Kranke öfters genießen muß und seine Getränke werden darin aufgewärmt, die Umschläge, Klystiere und was zu dieser Art Krankenpflege erfodert wird, hier gleich in der Nähe bereitet. Die Einrichtung in dem obern Stockwerk ist dieselbe. Über den Thüren, welche unmittelbar in die Krankenzimmer führen, sind Fenster angebracht. An der einen Seite eines solchen Fensters befindet sich eine Uhr, welche Minuten und Sekunden zeigt, an der andern Seite sind Laternen, worin des Nachts Talglichter brennen, die in einem Glase gegossen sind; der Lichtqualm wird durch blecherne Röhren über den Laternen aus dem Gebäude geleitet. Jedes gewöhnliche Krankenzimmer hat eine Uhr und zwei dergleichen Laternen. Die Krankenzimmer sind nicht alle von gleicher Größe. Die beiden größten für die venerischen Kranken enthalten 90 und 94, zusammen 184 Betten. Die gewöhnlichen enthalten 18, 20, 22 Betten, einige 40 oder 50 Betten. Ihre Breite aber, sowie ihre Höhe, ist durchaus einerlei, erstre 26, die andre 14 Fuß. Sie haben an beiden Seiten Fenster, unter welchen die Krankenbetten in einer Entfernung von drei Fuß voneinander abgesondert stehen. Alle Zimmer sind sorgfältig mit Ventilatoren versehen. Schon ihre Lage begünstigt die Auslüftung; denn wenn nur an beiden Seiten die Fenster, die sechs bis acht Fuß über dem Fußboden angelegt sind, geöffnet werden, so ist in der obern Luftschicht ein Durchzug, der die Kranken auf keine Weise belästigt. Überdies sind noch an beiden Seiten oberhalb der Thüren Luftzüge in die Mauer gebrochen, die mittels Röhren mit der äußern Luft in Verbindung stehen. An dem Fußboden unter den Betten sind ebenfalls zu beiden Seiten Luftzüge in viereckigen blechernen Röhren, die wie die erst beschriebenen verstopft und geöffnet werden können. In den größern Zimmern sind auch unter den Öfen Zuglöcher angebracht, die besonders wirksam sind, wenn geheizt wird. Durch diese Ventilation wird in allen Zimmern, wenn sie auch ganz mit Kranken belegt sind, beständig eine reine und gesunde Luft erhalten. Ein jeder Kranke hat sein besondres Bett, um welches nur in sehr wenigen Zimmern Vorhänge sind. Bei jedem Bette steht ein kleiner Tisch, worauf die Arznei, das Trinkgeschirr, ein blechernes Gefäß zum Auswurf und ein Uringlas stehen. Den schwachen Kranken werden Nachtstühle vor die Betten gesetzt, so oft sie ihrer bedürfen. Für die andern sind in den meisten Zimmern Behälter in der Mauer angebracht, worin Nachtstühle stehen, die sorgfältig verwahrt sind, damit sie keinen übeln Geruch verbreiten. In der Mitte eines jeden Zimmers steht ein langer Tisch, dessen untrer Theil zu Behältern eingerichtet ist, worin die nöthigsten Sachen für die Kranken aufbewahrt werden. Sessel haben die Kranken nur in den Zimmern für die Venerischen. Alle Öfen sind von glasirten Backsteinen, und werden von Außen geheizt. Der Saal für die venerischen Männer wird durch drei eiserne Öfen, die unter dem Fußboden liegen und worüber eiserne Gitter gedeckt sind, geheizt. Ferner ist in jedem Zimmer ein großes kupfernes Waschbecken mit einer Kuppel, worin beständig frisches Wasser erhalten wird. Über jedem Krankenbette hängt eine schwarze Tafel, worauf die Nummer des Zimmers und Bettes, der Name des Kranken, sein Eintrittstag, die Arzneimittel, die er bekommt ꝛc., ferner die wichtigsten Zufälle seiner Krankheit und seiner Speise in besonders abgetheilten Rubriken angemerkt werden. Das Krankenhaus enthält die Kranken mit innerlichen und äußerlichen Krankheiten. Es umfaßt für beide Abtheilungen zusammen 86 Zimmer, wovon der größere Theil für die Mannspersonen, der kleinere Theil für die Frauenspersonen bestimmt ist. Vier Zimmer, jedes mit 27 Betten, sind für die Genesenden. In allen Zimmern können etwa 2000 Kranke aufgenommen werden. Die innerlich Kranken sind wieder nach den verschiednen Arten der Krankheiten abgetheilt. Bei den äußerlich Kranken findet aber weiter keine Abtheilung statt, als daß die Venerischen, die mit zu dieser Abtheilung gezählt werden, ihre abgesonderten Säle haben, nämlich die zwei großen und zwei kleinere, jeden mit 12 Betten, und daß noch zwei eben solche Zimmer, jedes mit 12 Betten, für die Augenkranken bestimmt sind. Alle Kranke werden aber in ökonomischer Hinsicht in vier verschiedne Classen abgetheilt. In der ersten Classe sind diejenigen, welche ein Zimmer für sich allein und Bedienung gegen bestimmte Bezahlung verlangen. Für diese Classe sind zwei abgesonderte Flügel an den hintern Höfen eingerichtet. Jeder dieser Flügel enthält 20 einzelne Zimmer und der eine ist für die Männer, der andre für die Weiber bestimmt. In die zweite Classe kommen diejenigen, welche die Hälfte der bestimmten Zahlung zu leisten haben. Für diese sind zwei Flügel an den mittlern Höfen, und zwar der eine für die Männer, der andre für die Weiber geeignet. In jedem dieser Flügel befinden sich für sie zwei Säle, jeder zu 25 Betten, und für die Venerischen dieser Classe sind zwei kleinere Zimmer bestimmt. Zu dieser Classe gehört auch eine besondre Stiftung von den Kaufleuten, welche der Strudelhof heißt, und in vier Zimmern 14 Betten enthält. In die dritte Classe werden alle diejenigen aufgenommen, die nur $\frac{1}{4}$ der bestimmten Zahlung zu leisten im Stande sind, sowie alle Arme, beiderlei Geschlechts, die Stiftungen genießen, und ihre Stipendien während der Dauer der Krankheit dem Hospitale zum Nutzen überlassen. Dieser Classe sind 29 Krankenzimmer, 14 für Männer und 15 für Weiber, im obern Stockwerke des Spitals angewiesen. Die vierte Classe endlich ist

nentgeltlichen Aufnahme der zahlreichen Armen be-
, die ihre Armuth durch Zeugnisse beweisen kön-
Sie besetzen alle übrigen Zimmer im untern Stock-
und nur bei ihnen, wie bei der dritten Classe,
die ärztlichen Abtheilungen nach den verschiednen
der Krankheiten statt. Die Aufnahme der Kran-
chieht in zwei Receptionszimmern, welche im rech-
gel am ersten Hofe befindlich sind. Hier wechseln
orgens acht bis Abends sieben Uhr beständig sechs
und sechs Wundärzte ab, um auf die ankommen-
ranken zu warten. Auch für die nächtlichen Vor-
t einem Arzt und einem Wundarzte die Inspection
mmt. Das Personale der Ärzte und Wundärzte
ese Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses ist
des: Der erste Arzt führt als Director die oberste
t über das Ganze. Für die innerlich Kranken
er Ärzte, wovon zwei im Hospitale selbst wohnen,
imarii und ordinarii, bestimmt. Einem jeden
rn ist ein zweiter Arzt untergeordnet, und ihm
wei bis drei Assistenzräthe, jenachdem mehr oder
r Kranke zu bedienen sind, beigegeben. Für die
ich Kranken sind fünf Oberwundärzte angesetzt, wo-
er Eine als erster die Oberaufsicht zu führen hat.
sind sieben Unterwundärzte, zehn Assistenten und
nzahl Praktikanten untergeben. Die Seelsorge der
n ist drei katholischen Geistlichen übertragen, wel-
nfalls ihre Wohnung im Hospitale haben. Auch
Glaubensgenossen werden ihre Geistlichen, wenn
verlangen, zugelassen. Zur Wartung und Pflege
ranken werden auf die Männerzimmer Männer,
e Weiberzimmer Weiber und für 20 Betten jedes-
rei solche Wärter gehalten, wenn sie auch gleich
r Hälfte mit Kranken belegt sind. Der erste Wär-
jedem Zimmer oder Saale hat die Aufsicht in dem-
, und haftet für alle darin befindliche dem Hospi-
ngehörige Sachen. Zur Besorgung und speciellen
t über Alles, was dem Spital und zum Bedürf-
er Kranken gehört, sind vier besondre Aufseher un-
n Namen Hausväter angestellt, die alle Materia-
on dem Materialienverwalter empfangen. Sie ha-
ierüber auf ihren Zimmern besondre Bücher zu füh-
und dieselben von Zeit zu Zeit ihren Vorgesetzten
evision vorzulegen. Für die Speisung der Kran-
rgen drei Speisewirthe, welche das Bedungne und
schriebene bis auf die Krankenzimmer liefern.
Brod wird aber von zwei Bäckern nach einem be-
n Vertrage geliefert. Das Hospital hat eine eigne
und wohleingerichtete Apotheke, und zur Leitung
Ökonomie und Aufrechthaltung der Ordnung eine
ei, welche aus einem Oberverwalter, einem Gegen-
er, einem Materialienverwalter, einem Amtschreiber,
Kanzleischreibern, einem Materialienschreiber und
ndern Schreibern gebildet wird. Zur Transpor-
der Kranken werden drei Tragsessel und sechs
, zu dem Hausdienst acht Hausknechte, zum Fort-
der Todten aus den Zimmern zwei Todtengräber
m Ausfahren derselben ein Todtenwagen gehalten.
usfahren ist selbst gegen eine jährliche Summe in

Pacht gegeben. Zur öffentlichen freien Ordination für innerlich Kranke aus der Stadt, die nicht bettlägerig sind, ist eins der Receptionszimmer, und für diejenigen, die chirurgischer Hülfe bedürfen, das andre bestimmt. Schon in den ersten drei Jahren seit Eröffnung dieses Hospitals waren 30,764 Kranke aufgenommen, wovon 2642 gestorben, 27,002 entlassen und 1137 noch im Hospitale geblieben waren. Durch die öffentliche Ordination für arme, außer dem Spitale sich befindende Kranke wurden in eben dieser Zeit 116,041 Arzneiverordnungen unentgeltlich ausgetheilt.

Das Gebärhaus nimmt den ganzen rechten Seitenflügel der hintern Höfe des allgemeinen Krankenhauses ein. Es hat seinen eignen Thorsteher, der die Eingänge bewacht, und diese sind so gelegen, daß man ohne bemerkt zu werden, hinzukommen kann. Auch die Zimmer sind so angelegt, daß sie mit den Krankenzimmern in keiner genauen Verbindung stehen, und daß man aus letztern in diese nicht hinübersehen kann. Durch solche bauliche Einrichtungen mußte man die Absicht dieser Anstalt befördern, die allen Schwangern einen sichern Zufluchtsort gewähren will, wo Niemand sie erkennen, noch irgend Jemand etwas von ihnen erfahren kann. Für diese Absicht ist auch die ganze innere Ordnung des Dienstwesens berechnet. Der Zugang zu dem Gebärhause ist entweder durch die großen Höfe des allgemeinen Hospitals oder durch das neue Gäßchen, welches zwischen der Caserne und dem Hospitale eröffnet worden ist, oder durch die erweiterte Gasse, die von dem ehemaligen Schwarz-Spanier-Kloster, längs dem Kirchhof und der Caserne zum Hospitale führt, von welcher Seite auch mit Wagen angefahren werden kann. Das Thor daselbst ist beständig gesperrt, bei demselben aber ein eigner Thorsteher angestellt. Man läutet an dem Thore, meldet sich bei diesem Thorsteher, und erhält durch ihn, nach der Bezahlung, die man leistet, den Platz angewiesen. Das Gebärhaus hat vier besondre Abtheilungen, deren jede einer besondern Classe von Schwangern gewidmet ist. Die erste Abtheilung enthält 12 einzelne Zimmer für die Schwangern und Kindbetterinnen, welche die ganze Taxe der Zahlung leisten. Ihre Kinder nehmen sie entweder mit, oder überlassen sie dem Findelhause, wofür sie eine bestimmte Taxe bezahlen, und sich hierauf derselben auf immer entledigen. Die zweite Abtheilung begreift zwei Zimmer für 20 Schwangre, zwei Zimmer für 18 Kindbetterinnen und ein Zimmer für die Kreißenden. In ihr wird etwa die Hälfte der bestimmten Zahlung geleistet, und den Frauenzimmern steht es ebenfalls frei, ihre Kinder mitzunehmen und einer selbstgewählten Kost zu übergeben, oder sie durch den Accoucheur unter Leistung der halben Taxe in das Findelhaus bringen zu lassen. Zur dritten Abtheilung gehören zwei Zimmer für 20 Schwangre, ein Zimmer für 20 Kindbetterinnen, und ein Zimmer für Kreißende. In diesen Zimmern zahlt jede Person für ihre Verpflegung mit Inbegriff aller Bedürfnisse etwa $\frac{1}{6}$ der Taxe, und die Kinder werden unentgeltlich im Findelhause aufgenommen. Die vierte Abtheilung ist für die Armen bestimmt, welche

sichre Bescheinigung ihrer Dürftigkeit beibringen. Hier sind vier Zimmer für 50 Schwangre, zwei Zimmer für 40 Kindbetterinnen und ein Zimmer für Kreißende eingerichtet. Den hier aufgenommnen Personen werden Arbeiten aufgegeben, die ihrem Zustand angemessen sind, und die sie zum Nutzen des Spitales unentgeltlich verrichten müssen. Ihre Kinder werden dagegen unentgeltlich im Findelhause aufgenommen und erzogen. Die Zimmer selbst sind wie im Krankenhause eingerichtet, haben aber noch den Vorzug, daß längs derselben ein geräumiger bedeutender Gang befindlich ist. Alle Schwangre und Kindbetterinnen können in einer Kapelle, die im Gebärhause angelegt ist, die Messe hören, ohne daß sie einander sehen, noch kennen lernen. Auch können hier ihre Kinder gleich nach der Geburt getauft werden. Für dieses Gebärhaus ist einer der Oberwundärzte des Krankenhauses als Geburtshelfer bestimmt, dem ein Gehülfe, zwei Assistenten und zwei bestellte Hebammen untergeben sind. In den ersten drei Jahren seit seiner Eröffnung wurden 3103 Kinder darin geboren. Das Tollhaus ist ein eigner, von den übrigen Gebäuden des Hospitals ganz abgesonderter, runder Thurm, dessen Lage und Höhe schon oben bezeichnet wurde. Die Siechenhäuser, welche fern von allen diesen Hospitalgebäuden entlegen, sind der Alsterbach, der Sonnenhof, der Kollonitzische Garten und der lange Keller, sowie dazu bestimmte Häuser in Ibs und in Mauerbach. Ihre eigne Bestimmung ist, allen ekelhaften, preßhaften und von der Generalhospital-Direction für unheilbar erkannten Personen ein Unterkommen zu verschaffen, und sie dem öffentlichen Anblicke zu entziehen. Abgesonderte Zimmer sind den Preßhaften dieser Art nicht eingeräumt, übrigens ist ihre Aufnahme unter ähnlichen ökonomischen Abtheilungen wie jene des allgemeinen Krankenhauses bedingt. Mit diesem Hauptspitale sind praktische Lehrschulen verbunden. Sie wurden mit dem ehemaligen vereinigten Spanischen- und Dreifaltigkeitshospitale hierher verlegt und das für sie bestimmte Local ist das einzelne Gebäude am ersten Hofe des Spitals. Die medicinische Lehrschule besteht aus 12 Krankenbetten, welche in zwei Zimmer vertheilt sind, wovon eins für die Männer, das andre für die Weiber bestimmt ist. Der Lehrer hat das Recht, von allen Kranken, die im Hospital unentgeltlich aufgenommen sind, sich diejenigen für seine Zimmer auszuwählen, die er seinem Unterricht am angemessensten findet. Die chirurgische Lehrschule enthält eine gleiche Anzahl Betten, und beiden Lehrschulen sind zwei Reconvalescentenzimmer im Spital angewiesen. Die beiden Lehrer, die diesen Schulen vorstehen, sind Mitglieder der Universität, und stehen weiter in keiner Verbindung mit dem Hospitale, hängen auch gar nicht von dessen Direction ab. Außer diesen beiden Lehrschulen ist auch noch eine neue Lehrschule für Wundärzte im Hospitale selbst errichtet und derselben ein eigner Lehrer vorgesetzt. Dieser besucht mit seinen Zuhörern zwei Krankenzimmer im Hospitale, deren jedes 20 Betten enthält, in welchen alle Gattungen von Kranken aufgenommen werden. Ferner ist auch Allen, die in der Arznei- und Wundarzneikunst ihre Kenntnisse erweitern wollen, erlaubt, den Ordinationen der Ärzte und Wundärzte im Hospitale beizuwohnen. Auch werden sie im Gebärhause zu der Classe der Schwangern, die unentgeltlich aufgenommen sind, und zu den Ordinationen im Tollhause zugelassen, wenn sie zuvor bei dem Director darum nachgesucht haben [68]).

Über die merkwürdigsten Irren- oder Narrenhäuser findet man außer dem, was oben unter den allgemeinen Hospitälern und Krankenhäusern schon von dieser Art Anstalten gelegentlich vorkam, noch den Art. Irrenhäuser. Was nach dieser Zeit, worin die vorstehenden Nachrichten niedergeschrieben wurden, noch allgemein Interessantes oder Neueres zur Kenntniß kommen möchte, soll in dem Art. Krankenhäuser nachgeholt werden.

D. Allgemeine Schriften über Einrichtung, Bau und Geschichte der Hospitäler sind:

Allgemeines Gast-, Kranken- und Armenhaus für alte Männer und Weiber von Leonhard Sturm, in Dessen Vollständiger Anweisung, allerhand öffentliche Zucht- u. Liebesgebäude ꝛc. Waisenhäuser, Spitäler für Alte und Kranke ꝛc., wohl anzugeben (Augsb. 1765. in Fol. und vgl. Krünitz in ökonom. technolog. Encyklop. 47. Th. S. 145—152, mit Fig. 2757 u. 2758). Allgemeines Hospital, Armen- und Krankenhaus von Lukas Voch, nämlich Entwurf eines solchen, in Dessen Bürgerlicher Baukunst 2. Th. (Augsb. 1781.) S. 1 fg., und hieraus bei Krünitz a. a. O. 47. Th. S. 178—193, mit den Grundrissen, Aufrissen u. Durchschnitten Fig. 2760, 2761, 2762 a u. b, und 2763 a u. b. Nachricht von einem Arbeitshause nebst beigefügter Armenalmosenordnung, von G. F. Faber, steht im 42. u. 43. St. des leipz. Intell. Bl. vom J. 1767. Versuch über Armenanstalten und Abschaffung aller Bettelei, von F. E. von Rochow (Berl. 1789.), worin ein Plan zu einem Arbeitshause. Stubenrauch, Ungefähre Beschreibung und Zeichnung von einem öffentl. Armen- und Arbeitshause, in den berlin. Aufsätzen die Baukst. betreffend. Jahrg. 1799. III. S. 84. Vorschläge, Waisenhäuser vortheilhaft zum Glücke vieler Menschen einzurichten, auch mit geringen Kosten anzulegen, und ohne Kosten zu unterhalten (Leipz. 1787.). Über Findlingshäuser in Frank's System einer medicinisch. Polizei, 2. Bd. S. 443. Vgl.

68) S. Nachricht an d. Publikum über d. Einricht. d. Hauptspitals in Wien. Bei dessen Eröffnung v. d. Oberdirection herausgeg. (Wien 1784.) nebst zwei Kupfertaf. Vgl. damit in d. wiener Realzeitung v. J. 1784. Nr. 58, 59, 60 und 61. Baldinger, Magazin für Ärzte. 6. Bd. 6. St. 1784. S. 544—563. Iselin, Ephemeriden d. Menschh. v. J. 1784. 2. Bd. S. 237—242, 342—381 und 464—474, und Magazin f. d. gerichtliche Arzneik. und medicin. Polizei. 2. Bd. 4. St. (Stendal 1785.) S. 774—796. Ferner s. Burch. Friedr. Münch, Nachricht vom Hauptspital in Wien im März 1785, in Baldinger's neuem Magaz. 7. Bd. 4. St. 1785. S. 317—334, in Hahn's gemeinnützigem medicin. Magaz. 4. Jahrg. (Zürich 1785.) S. 309—325. Einige Nachrichten über das wiener große Hospital v. 3. Nov. 1785 in Baldinger's neuem Magaz. 8. Bd. 1. St. 1786. S. 3—5; B. F. Münch's Nachrichten von dem neuen allgemeinen Krankenhause in Wien, im 17., 18. u. 19. St. des hanöv. Magaz. vom J. 1786.

Realwörterb. Art. Findlingshaus. *Jo. Henr.* ·, Analysis medico-oeconomica in bonam ium constitutionem (Herbip. 1766.). C. A. rück, Anmerkungen über die sogenannten Hosteht in Schreber's neuen Cameralschriften im 3. alle 1766.). S. 710—720. *A. Petit*, Mémoire sur eure manière de construire un Hôpital des ; (Paris 1774. 4.) mit zwei Kupf. Der Haupteses trefflichen Buches und die scharfsinnig er-Grundform eines Hospitals für Kranke in der eines Sternes, die etwas Vorzügliches hat, ist chrieben bei Krünitz a. a. O. 47. Th. S. 168 *John Aikin*, Thoughts on Hospital (Lond. Teutsch in Sammlg. auserlesener Abhandlungen rauche prakt. Ärzte, 3. Bd. 2. St. (Leipz. 1777.) fg. Auszüge hieraus befinden sich bei Krüa. O. 47. Th. S. 154—168. Maret's Aufdie Einrichtung eines Krankenhauses, bei Gele-des Brandes im Hôtel-Dieu zu Paris, in den ax Mémoires de l'Académie de Dijon 1. Se-, 1782. Kurzer Auszug von dem Hauptinhalte initz a. a. O. S. 173—178. Le Roi, Über richtung eines Krankenhauses, bei Gelegenheit des el-*Dieu* zu Paris entstandnen Brandes, wovon zug ebenfalls bei Krünitz a. a. O., S. 171— Entwurf zu einem allgemeinen Krankenhause, von . Fauken (Wien 1784.), nebst vier Kupf. Auch ein Auszug bei Krünitz a. a. O. 47. Th., S. 39 mit Grund- und Aufrissen der Gebäude und einigenden Heizofens, in Fig. 2766, 2767, 1, 4, 2768, 1 u. 2, und 2769. Mémoire sur sement des Ecoles de Médicine pratique à dans les principaux Hôpitaux civils de la à l'instant de celle de Vienne etc. par *M.* (Paris 1784.). Über die Einrichtung kleiner er in mittlern und kleinern Städten, von Joh. Reyher (Hamb. u. Kiel 1784.). Das We-r hieraus bei Krünitz a. a. O. 47. Th., S. 46. Idées sur les secours à donner aux malades dans une grande ville, à Philadel-Paris 1786.). *Chirol*, Idées neuves sur la ction des Hôpitaux (ib. 1787. 4.). Essai sur blissements nécessaires et les moins dispen-pour rendre le service dans les hôpitaux st utile à l'humanité. Par Mr. *Dulaurens* 87.). Max. Stoll, Über die Einrichtung der en Krankenhäuser; herausgegeben von G. A. von n (Wien 1788.). Kurzer Auszug hieraus bei z a. a. O., S. 247—263. C. L. Hoffmann, r Nothwendigkeit, einem jeden Kranken in einem e sein eignes Zimmer und Bette zu geben (Mainz Das Wichtigste des Inhaltes, ausgezogen bei z a. a. O., S. 263—271. Plan zu einem all-t Krankenhause, von Stieglitz, in Dessen Abie der Baukunst 3. Th., S. 286—290 und II et XIII. Entwurf zu einem Lazareth oder se, näml. einem Krankenhause für ansteckende Krank-von Lukas Boch, in Dessen bürgerl. Baukunst 2 Thle. und hieraus bei Krünitz a. a. O., S. 193—200 mit Grund- und Aufrissen in den Figuren 2764 a u. b und 2765. Über das Alterthum der Krankenhospitäler in den Mémoires sur différens sujets de littérature, par *M. H. Mongez* (Paris 1780.). Zur Geschichte der Hospitäler in Dr. Möhsen's Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg, besonders Arzneiwissensch. ꝛc. (Berl. u. Leipz. 1781. gr. 4.), S. 271 fg. Abrégé historique des hôpitaux contenant leur origine, les différentes espèces d'hôpitaux, d'hospitaliers et hospitalières, et les suppressions et changements faits dans les hôpitaux en France par les édits et règlements de nos Rois. Par l'Abbé *de Recalde* (Paris 1785.). Traité sur les abus, qui subsistent dans les hôpitaux du Royaume et les moyens propres à les reformer etc. par l'Abbé *de Recalde* (Saint-Quentin et Paris.) 1786. Mémoires sur les hôpitaux de Paris, par *M. Tenon*, Prof. royal de Pathologie etc. imprimés par ordre du Roi. Avec figures en taille douce (Paris 1788.). Vielleicht das vollkommenste, zuverlässigste und lehrreichste Buch dieser Art. Joh. Hunczovsky, Medicin.-chirurg. Beobachtungen auf seinen Reisen durch England u. Frankreich, besonders über die Spitäler (Wien 1783.). Viele Nachrichten von Krankenhäusern in Italien, als in Pavia, Padua, Bologna, Rom, Neapel, Siena, Florenz ꝛc. findet man in den Nachrichten über den neuesten Zustand der medicin. Gelehrsamkeit in Italien: Auszüge aus den Briefen eines reisenden Arztes an Herrn geheim. Rath Baldinger, in Baldinger's medicin. Journal 20. St. (Götting. 1789.) S. 20 fg. An Account of the principal Lazarettos in Europe, with various Papers relative to the Plague, together with some further observations on some foreign Prisons and Hospitals, and additional Remarks on the present state of those in Great Britain and Ireland, by *Joh. Howard* (Lond. 1789. 4.). *Howard*, Etat des Prisons, des Hôpitaux et des Maisons de Force, traduit de l'Anglois (Paris 1788. 2 Vol.). Joh. Howard's Nachrichten von den vorzüglichsten Krankenhäusern und Pesthäusern in Europa, aus dem Engl. übersetzt und mit Zusätzen, welche besonders die Krankenhäuser angehen, von Dr. Ch. F. Ludwig (Leipz. 1791.). Jos. Frank's Reise nach Paris, London und einem großen Theil Englands und Schottlands in Beziehung auf Spitäler, Versorgungshäuser ꝛc. (Wien 1804—1806. 2 Thle.). Aug. Fried. Schweigger, Über Kranken- und Armenanstalten zu Paris, herausgegeb. und mit Zusätzen und einem Anhang über die französischen Feldhospitäler von Langermann (Baireuth 1809.). Neuester Zustand der vorzüglichsten Spitäler und Armenanstalten in einigen Hauptstädten des In- und Auslandes, von K. Mx. Andre, 1. Th. Spit. u. Armenanst. v. Paris, 2. Th. v. Schweiz, Frankreich, Holland und Teutschland, 2 Bde. (Leipzig 1810—1811.). Abhandlg. über öffentliche Armen- und Krankenpflege, mit einer umständl. Geschichte der in dem ehem. Krankenh. zum heil. Max in München bei den barmh. Brüdern gemachten Erweiterungs- und Verbesse-

rungsversuchen, und der hiervon im Neuen Allgem. Krankenhause zu München gemachten Anwendungen von Dr. Franz Xaver Häberl. Mit acht Kupf. und zwei lithograph. Beobachtungstabellen (Münch. 1813. 4.). Paris und London s. d. Arzt, besonders in Rücksicht der öffentl. Kranken- und Verpflegungsanstalten geschildert von J. F. Weisse (Paris, St. Petersburg und Halle 1820.). Dr. Fr. Otto, Reise durch die Schweiz, Italien, Frankreich, Großbritannien und Irland, mit besondrer Rücksicht auf Spitäler rc. 1. Th. (Hamb. 1826.). Hugo Ravaton, Abhandlg. von Schuß-, Hieb- und Stichwunden, nebst einem Anhange von der Errichtung eines Feldlazareths, nach der französ. Handschrift übersetzt (Straßb. 1767.) mit Kupf. Brocklesby, Ökonom. und medicin. Beobachtungen zur Verbesserung der Kriegslazarethe rc. Aus dem Engl. (1764) übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Selle (Berl. 1772.). Donald Monro, Bemerkungen über die Mittel, die Gesundheit der Soldaten zu erhalten und Feldlazarethe anzulegen rc. 2 Thle. (Altenb. 1784.). Michaelis, Über die zweckmäßige Einrichtung der Feldhospitäler (Götting. 1801.). Brückner, Über Einrichtung stehender Feldspitäler rc. (Leipz. 1815.). Brugmanns und Delpech, Über den Hospitalbrand; aus dem Holländ. und Französ. übersetzt rc., mit einem Anhange rc. die Errichtung von Zelten und Baracken bei überfüllten oder angesteckten Lazarethen betreffend, durch Dietr. Georg Kieser (Jena 1816.). J. Hennen Doputz, Bemerkungen über einige wichtige Gegenstände aus der Feldwundarznei und über Einrichtung und Verwaltung der Lazarethe; aus d. Engl. von Sprengel (Halle 1820.).
(*Thms. Alfr. Leger.*)

Hospitalbrand, s. **Brand.**

Hospitalbrüder, s. **Hospitaliter.**

Hospitalerorden, s. **Johanniter- u. Teutsche Ritter.**

Hospitalfieber, s. **Faul- u. Nervenfieber** im Artikel **Fieber.**

HOSPITALIS (ξένιος), der Gastfreundliche, wird Zeus von den Römern und Griechen genannt. Von der Gewalt und dem Schutz über das ganze Haus und die Habe der Familie, welchen Zeus Allen zu Theil werden ließ, hängt auch der Glaube an ihn als Freund und Schützer aller Fremden und Gäste im Hause ab. In Zeiten, wo Räuber auf allen Straßen lauerten und Herakles und Theseus durch Herstellung der Straßensicherheit sich verdient machten, wo Jeder bewaffnet einherging und Seeräuberei rühmlich war [1]), war das Vertrauen auf Zeus' gastfreundlichen Sinn und mächtigen Schutz dem Wandrer Bedürfniß und Trost. Selbst später, wo Gasthäuser schon sich öffneten, hielt man es für niedrig und unanständig, darin einzukehren [2]). Jeder Fremde, welcher seinen Weg ohne Schuld wanderte, fand Schutz und Pflege in jedem Hause. Man fürchtete *Ζεὺς ἕρκειος*, der begangnen Mord und Raublust an frem-den Wandrern verübt, furchtbar rächte [3]). Man mußte ihn allenthalben fürchten; er wanderte selbst oft auf der Erde, zu schützen die Hülflosen und zu segnen seine Freunde, z. B. Philemon und Baucis. Gastfreunde reichten einander beim Abschiede Geschenke, Xenia [4]), die sie als Kleinode der Familie bewahrten, und an denen sie einander nach Jahren wieder erkannten, oder schlossen einen Vertrag und reichten einander Gastmarken, tesserae hospitales, die sie zerbrachen und untereinander theilten, damit sie, wenn sie wieder zueinander kämen, durch Zusammenhalten der Hälften der tessera über das früher bestandne gastfreundliche Verhältniß belehrt würden und es erneuerten. So stifteten nicht allein Einzelne, Familienväter für alle Glieder, sondern ganze Stämme, Städte und Staaten den Bund der Gastlichkeit unter dem Schutze des *Ζεὺς ξένιος* [5]). (*Schincke.*)

HOSPITALIT, Schloß in der spanischen Provinz Cataluña, Vegeria de Tarragona, in der Nähe der Villa Cambrils, von hohen Mauern umgeben und durch Thürme vertheidigt; jetzt eine Glasfabrik. (*Stein.*)

HOSPITALITER (Hospitalbrüder). Aus den verschiedensten Nachrichten über einzelne berühmt gewordne Hospitäler und ihre Einrichtung ergibt sich deutlich, daß die Ablegung der feierlichen Mönchsgelübde nicht wesentlich dazu gehörte. Es gab viele Hospitäler, deren Mitglieder keine feierlichen Gelübde thaten; mehre wurden allein von Laien besorgt. Wenn sie daher Helyot in seiner höchst schätzenswerthen und überall benutzten Mönchsgeschichte mit den regulirten Klosterleuten des Bußordens verbindet, so halten wir uns diesmal wol mit mehr Grund an die pragmatische Geschichte des Mönchsordens, und betrachten sie als ein eignes Institut christlicher Liebe, das, für sich bestehend, zu keinem bestimmten Mönchsorden gerechnet werden kann, auch nicht zu den Tertiariern des heil. Franz, ob diese gleich frühzeitig anfingen, aus ihrer Mitte Brüder und Schwestern für Hospitäler zu wählen. Nicht allein sie, sondern auch andre Orden haben sich um Hospitalanstalten verdient gemacht, nicht minder Laien. Daß man aber, waren Hospitäler nur erst eingerichtet und zu einer namhaften Ordnung gebracht worden, diese Pflegeanstalten mit irgend einem Klosterorden in Verbindung setzte, oder sie irgend einem unterwarf, lag viel zu sehr im Geiste jener Zeiten, als daß man es anders erwarten sollte. Das Mönchs- und Congregationswesen war viel zu beliebt, mag auch wol für den Gang der damaligen Zeiten nicht allein selbstsüchtige, sondern allgemeine Vortheile gebracht haben, als daß nicht bald ganze Congregationen von Hospitalbrüdern und Schwestern hätten entstehen sollen.

Eine genaue, untersuchende und zusammenhängende Geschichte der Hospital-Verbrüderungen ist noch nicht da, würde auch ein sehr mühsames und wahrscheinlich nicht grade besonders dankbar aufgenommenes Unternehmen sein, wenn auch, gut zusammengehalten, ein höchst nützliches, die Menschheit ehrendes. Ohne Zweifel würde

1) *Thucydid.* I, 6. 2) *Liv.* XLV, 22. *Aelian.* Var. Hist. XIV, 14.

3) Odyss. XIV, 56. IX, 270. 4) Odyss. XIII, 217. 5) Böttiger, Kunstmythol. des Zeus. S. 39 fg.

urch den Gang dieser herrlichen Anstalten die
derkehrende Wahrheit von neuem offenbaren,
ie besten und edelsten Thaten der Menschen
chung irgend einer Selbstsucht kaum entbehren
deshalb wir geneigt sind, gewisse Fehler als
zu unsrer geistigen Ausbildung gehörend zu
und daher es für besser halten, langsamer zum
zur Ausrottung solcher sogenannten Schwächen
s es viele Moralisten sein wollen.

in frühen Jahrhunderten machten sich die
rch gastfreundliche Aufnahme der Reisenden und
ge der Kranken nützlich. Da jedoch diese
n mehr freiwillige Beweise christlicher Barm-
waren, und nicht als eigentliche Hauptbeschäf-
gesehen wurden, so können sie nicht hierher ge-
rden.

älteste uns bekannt gewordne Beispiel einer
Hospital-Verbrüderung mehrer Hospitäler
im 9. Jahrh. Denn ob die frühern acöme-
önche des Morgenlandes sich durch eigentliche
nrichtungen auszeichneten, ist ungewiß; daß sie
im 5. Jahrh. ordentliche Hospitalbrüder ge-
n *sollen*, ist unter die noch völlig unerwiese-
hmen Einiger zu setzen. Weit größeres Ge-
uf das Zeugniß des heil. Gregor von Nazianz
) zu legen, welcher ein prächtiges, mit einer
gleichbares Hospital beschreibt, das der heil.
n einer Vorstadt von Cäsarea, ungefähr 370,
n lassen, worin allerlei Kranke, vorzüglich Aus-
pflegt wurden. Gewiß ist, daß diesem Hospi-
und namentlich vom Kaiser Valens, große
en an Ländereien gemacht wurden, auch daß
Einrichtung von mehren Städten des Orients
t wurde. Alle, welche in diesen Hospitälern
n warteten, sollen sich in der nächsten Folge
des heil. Basilius bekannt und ihre Verbrü-
r Orden des heil. Lazarus genannt haben, den
Papst Damasus I. bestätigt haben soll. Wäre
diese Bestätigung nicht gänzlich erdichtet und
s der Geschichte des Ordens des heil. Lazarus
lässiger, als es ist: so bliebe doch immer noch
n, daß das Wesen der Congregationsverhält-
m Abendlande zu seiner eigentlichen Ausbildung
Es geht also hierin mit dem Ursprunge der
in den meisten. Rechnet man die ersten An-
und Versuche für wirkliche, volle Einrichtung:
n Recht, bis auf das Hospital des heil. Ba-
Cäsarea zurückzugehen. Rechnet man hingegen
regations-Geordnete als Wesentliches dazu, so
den Anfang später und in's Abendland zu
r, was wir um so mehr thun, je weniger die
schichte der Ritter des heil. Lazarus ausge-
den ist. Man wird jedoch finden, daß die
spitalanstalten des Abendlandes auch nicht von
onen, sondern von einzelnen Fürsten, Privat-
nd einzelnen Klöstern gestiftet und erst in der
zwar gewöhnlich bald) zu Congregationen
ind (vergl. den Art. **Hospital** unter B. u. C).

Der wahre Stifter der Hospitaliter zu Siena war, nach Lombardelli und Helyot, ein von unbemittelten Ältern stammender, am 25. März 832 geborner Soror, der in aller Frömmigkeit seiner Zeit sich rechtschaffen übte. In einem kleinen, neben dem Dome gelegnen Hause verpflegte er anfangs Pilger körperlich und geistig. Die Bewohner der Stadt unterstützten ihn bei seinem frommen Werke, daß er sein Haus vergrößern und endlich ein großes Hospital errichten konnte. Bei der Grabung des Grundes hatten sich drei Marmorstufen gefunden, die man für Reste eines Minerventempels erklärte. Dieser Vorfall gab Gelegenheit, das Hospital U. L. Fr. della Scala (von der Leiter) zu Siena zu nennen. Jetzt wurden nicht nur Kranke aufgenommen und den Gefangnen wöchentlich dreimal Essen gesendet, sondern auch der verlassenen und weggesetzten Kinder nahm er sich an, ließ sie erziehen, sie ein Handwerk lehren und verheirathete die Mädchen. Da des Zulaufs viel wurde, schrieb er den Seinen eine Kleidung und Lebensordnung vor, die vom Bischofe des Orts und später von Päpsten gebilligt wurden. Es waren gleich anfangs Brüder und Schwestern in eignen Abtheilungen zur Verpflegung kranker Männer und Frauen. Die Einrichtungen des Stifters wurden so zweckmäßig gefunden, daß nur Einiges im Laufe der Zeiten daran geändert worden ist. Das Institut kam auch bald in den besten Ruf. Auswärtige Hospitäler ahmten die gute Ordnung nach und viele in Italien wünschten dem Hospitale della Scala unterworfen zu sein. Man sandte Brüder und Schwestern aus Siena, anderwärts ihre Ordnung einzuführen, und der Rector (so hieß der Vorsteher des Spitals zu Siena) besuchte diese Hospitäler als General und wählte ihre Vorgesetzten. Die Hospitäler zu Florenz, Rieti, Todi, St. Sabino, Barberino und viele andre waren unter der Aufsicht der Anstalt zu Siena. Als sie später sich dieser Unterwürfigkeit entzogen und von Verbesserung, die sie nöthig hatten, nichts hören wollten, sind sie gegen 1550 gänzlich eingegangen oder aufgehoben worden. Soror hatte klug die Vornehmsten der Stadt in sein Interesse gezogen. Alle seine Ausgaben wurden erst zweien Männern der Stadt vorgetragen, die ihre Zustimmung zu geben hatten. Man nannte sie „die Weisen unsrer lieben Frau von der Leiter." Später wurden immer am Neujahrstage acht vornehme Einwohner zu Rathgebern gewählt. Geliebt und im größten Ansehen starb der Stifter dieser segensreichen Anstalt am 15. Aug. 898 und hinterließ das Hospital so blühend, daß das Wachsthum desselben kaum fehlen konnte, wurden nur seine Einrichtungen treulich gehandhabt. Die Kleidung der Verbrüderung bestand aus einem schwarzen Priesterrock, über welchen eine Kappe gezogen wurde, welche eine Art Bischofsmäntelchen schmückte, worauf links eine Leiter mit drei Sprossen mit einem Kreuze von gelber Seide gestickt war. Der Rector trug an Festtagen eine goldne Leiter auf dem kurzen Mäntelchen. Das Haupt bedeckte eine leinene, unter dem Kinne zugebundne Haube, die nur vor dem Papst abgenommen wurde. Auf diese Haube setzte man ein rundes aufgeschlagnes Baret. Diese von He-

lyot im 3. Th. seines bekannten Werkes erzählten Hauptsachen haben so viel Congregationartiges, daß es selbst von denen nicht übergangen werden darf, welche die echte Congregation der Hospitaliter später anfangen lassen. Es ist begreiflich, daß in einer Geschichtsangelegenheit, die nie im ganzen Zusammenhange, sondern nur einzelnen Theilen nach aufgefaßt worden ist, viele Verschiedenheit herrschen muß. Wir wollen die vorzüglichsten Hospitalvereine der Zeitfolge ihrer Entstehung nach kurz aneinander reihen.

Das in der Folge weltberühmte Hospital der Abendländer zu Jerusalem hatte einen sehr geringen Anfang. Mehre Kaufleute aus Amalfi in Neapel, die mit dem Morgenlande in bedeutenden Handelsverbindungen standen, wünschten für sich und ihre rechtgläubigen Abendländer eine Kirche des lateinischen Bekenntnisses am heiligen Orte. Sie wandten sich an den Khalifen von Ägypten und erhielten die Erlaubniß zur Erbauung derselben gegen das Jahr 1048. Diese lateinische Kirche wurde der heil. Jungfrau geweiht und den Benedictinern unterworfen, für welche daselbst ein Kloster errichtet wurde, St. Maria de Latina genannt, welches besonders auf Verpflegung der Pilger sehen sollte. Bald darauf wurde ein Hospital dazu erbaut, dem ein gewisser Gerhard, mit dem Zunamen Tom, aus der Insel Martigue in der Provence gebürtig, als erster Rector oder Meister vorstand. Gleich nach dem glücklichen Ausgange des ersten Kreuzzuges schenkte der fromme König von Jerusalem, Gottfried von Bouillon, diesem Hospital einige Güter. Man folgte seinem Beispiel und die Schenkungen mehrten sich. Gerhard Tom, der Vorsteher des Hospitals, trennte sich nun von dem Benedictinerkloster und begab sich unter den Schutz Johannes des Täufers. Die Hospitalbrüder nahmen jetzt den Namen der Hospitaliter des heil. Johannes von Jerusalem an, oder kurz Johanniter, welche bald als Ritter eine höchst bedeutende Rolle in der Christenheit spielten. Der Papst Paschalis II. bestätigte Gerhards Einrichtungen 1113. Nach Gerhards Ableben, 1118, folgte ihm Raymond du Puy aus der Dauphiné, veränderte den Titel eines Rectors in den eines Meisters und gab eine Regel nach den drei feierlichen Gelübden, deren Hauptsächlichstes in Helyot's Geschichte (3. Bd. S. 88 fg.), dann auch in der Encykl. unter dem Artikel Johanniter zu lesen ist. Helyot hat uns auch das Bildniß dieses wichtigen Großmeisters mitgetheilt, was am angeführten Orte nachgesehen werden kann. Diese Regel wurde bereits 1120 von Calixt II. bestätigt und in der Folge von mehren Päpsten; ja Einige versichern, sie sei schon 1118 von Gelasius II. bestätigt worden. Da in dieser Regel Manches aus den Statuten des heil. Augustins genommen ist, werden die Johanniter zuweilen wol auch den Augustinern zugezählt. Bei den häufigen Verfolgungen der abendländischen Christen erbot sich der aufstrebende Großmeister mit den Seinen, den Königen von Jerusalem auch im Kriege gegen die Ungläubigen beizustehen, weshalb nun die ganze Verbrüderung in drei Classen getheilt wurde: in Ritter, Priester und dienende Brüder, welche letztre gleichfalls am Kampf Antheil nahmen. Das Übrige gehört unter die Geschichte der Johanniter, aus denen bekanntlich die Rhodiser- und endlich die Malteser-Ritter wurden.

Auch die einst so mächtigen teutschen Ritter hatten gleichfalls Hospitalbrüder. Ja die Ordensritter führten anfangs den Namen der Hospitaliter U. L. Fr. der Teutschen. Man sehe das Geschichtliche im Artikel teutsche Ritter.

Seit dem Anfange des 12. Jahrh. gingen überhaupt die Institute der Hospitalvereine der unruhigen Zeiten wegen lebhaft vorwärts. So gehörte z. B. in Frankreich das Hospital Albrac, oder gewöhnlich Aubrac, zu den berühmtesten. Es war im Kirchspiele von Rhodez auf einem hohen und rauhen Berge in einer damals entsetzlichen Einöde zum Schutz unglücklicher Wanderer erbaut worden. Gegen 1120 hatte ein flandrischer Graf, Alard, oder Adalard, woraus der erste Name zusammengezogen wurde, den mildthätigen Gedanken auszuführen begonnen. Bald wurde die Anstalt von vielen Begüterten überaus reich beschenkt. Es währte nicht lange, so hatte das Hospital außer den Laienbrüdern und Donaten (s. d.), welche die Hauptdienste im Hospital und den Meierhöfen desselben zu besorgen hatten, seine Priester und Ritter. Auch nicht wenige vornehme Damen begaben sich in dasselbe und brachten eine Menge Dienerinnen mit, die sie zur Verpflegung der Kranken und der Pilger anstellten. Bald wurde auch für eine förmliche Regel gesorgt, die größtentheils nach der Regel des heil. Augustin eingerichtet war. Der immer zunehmende Reichthum brachte es bald in großen Ruf. Sowol die Johanniter als die Tempelherren gaben sich wiederholt alle Mühe, das angesehene Hospital mit ihrem Ritterorden zu vereinigen. Alle Schlauheiten waren von keinem Erfolge; das Hospital behauptete seine Unabhängigkeit und gelangte zum Vorstande vieler andrer Hospitaler Frankreichs. So erhielt es sich in guten Ehren und voller Wirksamkeit bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrh., wo der große Reichthum seinen gewöhnlichen Einfluß zu sichtbar äußerte. Es entstanden so bedeutende Unordnungen, daß man auf Verbesserungen bedacht wurde. Die Hospitaliter von Aubrac ließen sich aber so wenig von den eingerissenen Güterwertheilungen des Hospitals abbringen, daß sie vielmehr, um ihre Pfründen desto besser genießen zu können, sich auch nicht mehr zur Ablegung der feierlichen Gelübde verstehen wollten. Da gab Ludwig Gaston von Noailles den Rath, den noch übrigen Hospitalitern Jahrgelder zu zahlen, und das Institut den regulirten Chorherren von der Verbesserung zu Chancellade zu übergeben, die auch dahin versetzt wurden.

Sehr bedeutend für den Fortgang der Cultur sind diejenigen Hospitalbrüder, die ihre Häuser an Flüssen anlegten und ganz besonders für sichere und unentgeltliche Überfahrt der Reisenden sorgten, und an verschiedenen Orten Brücken anlegten. Sie werden daher Pontifices genannt, was eben Brückenmacher bedeuten soll. Sie scheinen schon früher ihre segensreiche Wirksamkeit begonnen zu haben, namentlich am Arno in Hetrurien. Ein

zu ehrender Pontifex war Benezet, was so viel
kleine Benedict heißt. Über seine Person ist un-
katholischen Schriftstellern über Heilige und Or-
en viel gestritten worden. Helyot, dem in sol-
ingen sehr zu vertrauen ist, versichert, daß die
n deutlich und unabweisbar für seine Jugend
. Den verbürgtesten Nachrichten zufolge war
enezet ein schlichter Hirtenknabe, der, das Vieh
Mutter hütend, in seiner Einsamkeit von göttlichen
ungen erfüllt, sich wie von Gott gesendet, in sei-
2. Jahr aufmachte und nach Avignon wanderte,
sich sogleich zum Bischofe begab und erklärte, er
Gott gesendet, eine Brücke über den Rhonefluß
en. Der Bischof und ein Vorsteher der Stadt
ihn für wahnwitzig, da sie das Unternehmen im
inen, des reißenden und breiten Flusses wegen,
usführbar hielten. Sie bedroheten den beharrli-
aben mit harten Züchtigungen, und riethen ihm,
er Heerde zurückzukehren. Benezet wendete sich
das Volk, wo er auch lebhafte Theilnahme fand.
ers soll die Menge dadurch für seine Verheißung
glücklichen Brückenbaues gewonnen worden sein,
Knabe zum Beweise seiner höhern Sendung einen
forttrug, den 30 Männer nicht hatten von der
bringen können. (Es steht nicht dabei, ob diese
nner die Fortschaffung des Steins vereint, oder
ach dem andern versuchten.) Kurz, die Menge
rch ihn entflammt, und das damals von den Er-
für unmöglich erachtete Werk wurde mit Eifer
tem Glauben 1177 begonnen und kam wirklich zu
. Benezet wirkte so geschickt, daß man Vieles,
that, für Wunder erklärte, weshalb denn auch
ndringlichen Ermahnungen zur Beharrlichkeit gu-
den fanden. Dennoch dauerte der Bau 11 volle
Die Brücke war 1340 Schritte lang und be-
us 18 Schwibbogen. Benezet starb während des
1184. Der Jüngling wurde in die Kapelle be-
die er auf dem dritten Pfeiler hatte errichten
Nach Andern soll dieser Benezet seiner kleinen
wegen diesen Namen empfangen haben und als
is, getrieben von göttlichen Befehlen, nach Avignon
en sein. Schon früher soll er einer ähnlichen
als Superior oder Comthur vorgestanden haben.
Darsteller versichern, die Gesellschaft der Brücken-
habe schon im 10. Jahrh., dem rohesten und
sten der ganzen Menschengeschichte nach Christi
, bestanden, was nicht völlig wegzuleugnen sein
Wenn diese Erzähler jedoch behaupten, die Ge-
t der Pontifices habe sich vor dem Baue der
zu Avignon an der Durance am Furth Maupas
auvais-Pas zusammengezogen) niedergelassen, und
ch ihre Arbeit bald in einen Bonpas verwandelt,
auch genannt wurde, so ist dies wider die ge-
hen Angaben. Helyot beweist gründlich, daß dies
eschehen ist und Mehres in diesen letzten Darstel-
irrig sein muß (vergl. 2. Th. S. 341 fg. der
Übersetzung Helyot's). An solchen Plätzen wa-
der Regel Hospitäler erbaut zur Verpflegung
Kranker und Reisender, die nicht immer von Geistlichen
verwaltet wurden.

Das nützliche Werk der Brückenmacher verbreitete
sich zusehends. So wurde z. B. 1265 eine andre merk-
würdige Brücke über die Rhone angefangen, an welcher
30 Jahre gebaut wurde. Es war le Pont Saint-Esprit.
Sie bestand aus 22 Schwibbogen, war 1200 Schritte
lang und 15 breit. Die Hospitalbrüder von Pont Saint-
Esprit gelangten bald zu großem Ansehen, die Schen-
kungen mehrten sich und der Reichthum äußerte seine
gewöhnlichen Folgen. Man schloß sich an die Johanniter.
1519 wurden diese Hospitaliter secularisirt und unter die
weltlichen Geistlichen gerechnet. Weil ihnen ein weißes
Kleid verwilligt worden war, sind sie auch nach und
nach weiße Priester genannt worden. Überhaupt hat
das Volk den mildthätigen, auf das allgemeine Wohl
nähern Einfluß habenden Orden mancherlei Nebennamen
gegeben, als gutthätige Brüder, Gastfreiheitsbrüder ꝛc.,
die dann öfter herrschender wurden, als der eigentliche
Ordensname. Übrigens nimmt Helyot an (S. 340. B. 2.),
daß der Orden der Brückenmacher einerlei sei mit dem
Orden der Hospitaliter von St. Jakob von Hautpas.
Wenigstens sind die Absichten beider völlig dieselben. So
zuverlässig es einen solchen Orden unter den Hospitali-
tern gab, so wenig ist die Geschichte desselben klar und
der Zusammenhang derselben mit den Brückenmachern ist
nur Vermuthung. Die letzten werden Hospitaliterchor-
herren du Hautpas oder von Lucca genannt. Man liest
von einer Pfarre in Paris, die neben ein Hospital des
heil. Jakob du Hautpas erbaut wurde und den Namen
des Hospitals annahm und beibehielt. Das Hospital
stiftete Philipp der Schöne (reg. 1285—1314) und P.
du Breuil erklärt ausdrücklich, daß es nicht seinen Na-
men von dem hohen Orte, oder von Stufen erhalten habe,
sondern der Verbindung wegen mit dem Hospitale zu
Lucca so genannt worden sei. Auf ihren Mänteln tru-
gen sie denselben spitzgestielten Hammer, wie die übrigen
Gesellschaften dieses Ordens. Der Orden war mit un-
ter denen, die Pius II. unterdrückte. Sie haben aber
noch lange in Frankreich bestanden. Als 1507 zu Paris
die Brücke zu unsrer lieben Frau und die kleine Brücke
nach dem Riß eines Franziskaners aus Verona, des
Jucundus, gebaut wurde, setzte man auf einen Schwib-
bogen der ersten Brücke U. L. Fr.:

Jucundus geminum posuit tibi, Sequana, Pontem;
Hunc tu jure potes dicere Pontificem.

Im 13. Jahrh. waren die Hospitaliter so sehr in
Aufnahme, daß von allen Seiten her ihre frühern An-
stalten gehoben und neue von Bedeutung geschaffen wur-
den. Schon am Ende des 12. Jahrh. war in Frank-
reich von Guido von Montpellier, Wilhelms und der
Sibylla Sohne, ein berühmtes Hospital für Kranke
mit ausnehmender Milde erbaut worden, das sich seiner
vortrefflichen Einrichtung wegen sehr schnell verbreitete.
Innocenz III. bestätigte die Verbrüderung schon 1198
am 23. April. Sie bestand nicht aus Geistlichen,
sondern nur aus Laien, die ihr frommes Werk so rühm-
lich betrieben, daß der Papst den Stifter dieser Anstalt

schon im J. 1204 nach Rom berief, um ihm die Verwaltung des Hospitals zu St. Maria in Sassia (Sachsen), später zum heiligen Geiste genannt, zu übergeben. Dieses Hospital zu Rom soll im J. 715 von Ina, dem Könige der Ostsachsen, erbaut und 718 für sächsische Pilger köstlich eingerichtet worden sein. So viel ist gewiß, daß es in der Folge zu den berühmtesten Spitälern Italiens gehörte. In den gewaltsamen Zeiten wilder Kriege erlebten die Brüder öfter Zerstörungen ihres Hauses, die ihnen aber stets zu größerer Erweiterung verhalfen. Innocenz III. machte sich um dasselbe sehr verdient; er baute es nicht nur wieder auf, sondern vermehrte auch seine Vorrechte. Hauptsächlich kam es dadurch zu hohem Ruhme, daß es sich ganz ausgezeichnet der weggesetzten Kinder annahm. Auch Sixtus IV. wendete große Summen auf die verfallnen Gebäude desselben und setzte es in den schönsten Stand. Hier gab es eigne Abtheilungen für Verwundete, für Ansteckende, für Irre &c.; für Kinder und Ammen war ein besondres Haus hinter dem Kloster eingerichtet worden. Knaben und Mädchen gesondert, von denen die letztern ihre Hospitalfrauen hatten. Die Räume für diese Frauen sind von Clemens VIII. 1600 erbaut worden. Gleich dabei steht der schöne Palast des Comthurs. Zwischen diesem und dem Haupthospitale liegen die Wohnungen der Ärzte, Chirurgen und ihrer Diener. Die Güter desselben sind höchst ansehnlich und die jährliche Ausgabe wird auf 500,000 Livres angeschlagen. Mit diesem römischen Hospitale waren viele andre in Italien vereinigt, desgleichen mit dem Hospitale von Montpellier. Man versuchte auch eine Zeit lang die Vereinigung dieser beiden Haupthäuser, mußte sie aber bald wieder trennen, um gefährliche Ehrenstreitigkeiten zu vermeiden. Das Ansehen, in welchem diese Hospitäler standen, hat ihnen nicht selten den Namen eines Ritterordens zu Wege gebracht, obgleich diese Verbrüderungen nicht wie viele andre Hospitalvereine, Waffen getragen, auch nie den Kreuzheeren gefolgt sind. Die Ehrennamen der Ritterorden, als Großmeister, Comthur, waren unter ihnen gewöhnlich. Seit Honorius' III. Zeiten fing man in Rom mit Ernst an, auf die Unterwerfung der Verbrüderung zu Montpellier hinzuarbeiten und Pius II. erklärte sie wirklich dem Generalate des römischen Klosters unterworfen. Es erhob sich daher ein langwieriger, oft heftiger Streit, in welchen sich seit 1600 vermittelnd die Könige von Frankreich selbst mischten, ohne die außerordentlichen Spaltungen zu beseitigen. Erst 1700 wurde das Hospital zu Montpellier wieder vom französischen Hofe als ein selbständiges bestätigt, was 1708 durch einen königl. Befehl wiederholt wurde: der Orden solle für einen regulirten angesehen und mit Geistlichen vermischt werden. Auch die Hospitaliterinnen vom Orden des heil. Geistes von Montpellier haben sich weit verbreitet.

Ein andrer, wenn auch nicht so verbreiteter, doch sehr nützlicher Orden dieser Art wurde zu Coustance unter dem Titel der regulirten Geistlichen vom Orden des heil. Augustin vom dasigen Bischofe Hugo von Morville 1209 gestiftet. Er bestand aus 12 Geistlichen, die ihre Vorschriften 1224 erhielten.

Auch in England gab es viele Hospitalbrüder, besonders die Hospitaliter-Chorherren zu St. Johannes dem Täufer zu Coventry, die auch des schwarzen Kreuzes wegen, das sie auf Rock und Mantel trugen, die Kreuzträger genannt wurden. Sie gehörten zum Orden des heil. Benedict. Andre, standen unter der Regel des heil. Augustin; die Meisten aber hatten ihre besondre Regeln. Ferner waren eigne Hospitäler für Aussätzige errichtet worden, z. B. unter dem Namen der heil. Maria Magdalena und des heil. Lazarus, die man deshalb nicht für besondre Orden anzusehen hat.

Unmöglich konnte Spanien in solchen Einrichtungen zurückstehen. Besonders feuerten die Zeiten der ritterlichen Kämpfe gegen die Mauren, die so manchen Ritterorden in das Leben riefen, auch zur Gründung solcher Hospitalbrüderschaften an. Das Hospital der regulirten Chorherren von Ronceval geht bis auf Karl den Großen von Frankreich zurück, der es nach Einigen bei seinem Zuge nach Spanien gestiftet haben soll, was Andre mit größerm Rechte verwerfen. Die letztern nennen als Stifter desselben einen Bischof von Pampelona, Sanchez, vornehmlich der Pilger wegen, die nach St. Jakob wallfahrteten oder aus Spanien nach Rom und dem gelobten Lande gingen. Die Chorherren dieses Hospitals werden Schüler des heil. Johann de l'Ortie genannt, welcher als Stifter vieler Spitäler in Spanien geehrt wird. Das Haupthospital gründete der Heilige unter Alfons VII. in einer Wüste des Gebirges Occa, das der Nesseln wegen de l'Ortie zubenannt wurde. Der Heilige starb 1163. Die regulirten Domherren zu Pampelona waren ebenfalls mit Verwaltung von Hospitälern beauftragt. Der treffliche Alfons VIII., König von Castilien, der sich bekanntlich im Kampfe gegen die Mauren besondern Ruhm erwarb, erbaute noch kurz vor seinem Tode (starb 1214 im Aug.) in demselben Jahre, das ihm im Vereine mit den Königen von Aragonien und Navarra am 16. Jul. den stattlichen Sieg in der Ebene von Tolosa brachte, 1212 ein prächtiges Hospital zu Burgos, wo er schon das berühmte Kloster U. L. Fr. der Königlichen, gewöhnlich de las Huelgas genannt, den Cisterzienserinnen hatte erbauen lassen. Diesem überaus bevorrechteten Kloster, das er zu dem reichsten im Lande erheben wollte, unterwarf er das Hospital, damit es von den Reichthümern des Klosters im etwanigen Nothfall unterstützt werden sollte. Die milden Schenkungen wurden aber so bedeutend, daß die Reichthümer des Hospitals bald sogar die ungemeinen Güter des Klosters dreifältig übertrafen. Anfangs war die Sorge für die Kranken 12 Laienbrüdern anvertraut worden, dann wurde sie den Cisterziensern übergeben. Seit 1474 fingen die reichen Krankenpfleger an, eine große Vorliebe für weltliche Pracht zu zeigen. Sie legten sich die Kleidung der Ritter von Calatrava zu, trugen auch das Ritterkreuz derselben, jedoch mit Hinzufügung eines goldnen Thurmes. Dagegen protestirten zwar die Ritter; man versuchte auch, sie von den weltlichen Kleidern abzubringen, allein vergeblich, sie behielten Kleidung und Ritterkreuz mit dem Thurme der Unterscheidung. Auch

ke Frauen wurde hier durch eigne Wärterinnen
forgt 2c.
jen das Ende des 13. Jahrh. wurde in Frank-
Orden der Hospitaliter von der christlichen Liebe
eben Frau von Guido von Joinville und dem
Jougens (damals Dongiers, lateinisch de Domno
) gestiftet. Er hatte auf einem seiner Güter zu
umont in der Diöces von Chalons ein Hospital
und es unter Verpflegung der Laien gegeben.
verschaffte diesen eifrigen Pflegern der Herr von
ein neues Haus in Paris an der Stelle gelegen,
ein Jude eine Hostie furchtbar gemißhandelt haben
weshalb man es auch das Kloster nannte, wo
on den Juden gekocht worden. Bonifaz VIII.
den Orden 1300. Anfangs stand er mit dem
Orden des heil. Franciscus, der sich ebenfalls in
ng und Verwaltung vieler Hospitäler auszeich-
Verbindung, wurde aber in der Folge von Cle-
I. unter die Regel des heil. Augustin gethan.
iviten haben mit Unrecht Ansprüche an dieses
gemacht, wovon Helyot im 3. B. ausführlich

hann, mit dem Zunamen von Gott, in Portugal
gerlichen Ältern 1495 geb. und gottesfürchtig er-
ing in seinem neunten Jahre mit einem Priester
älterlichen Hause, die Klöster in Madrid zu se-
er Priester verließ ihn und er trat in Dienste
n castilischen Hirten, der ihn in der Folge mit
ochter vermählen wollte. Das zu vermeiden,
unter Karls V. Soldaten, wo ihn das Beispiel
eraden verschlimmerte. Ein Unfall, der ihm fast
n kostete, brachte ihn bald wieder zur Besinnung.
e, als ihm die bewachte Beute gestohlen wurde,
ickt und begab sich wieder in das Haus des Hir-
damals Kerkermeister geworden war, wo er lie-
ufgenommen wurde. Der Antrag der Heirath
zum zweiten Mal unter das Kriegsvolk, das ge-
Muhammedaner zog. Als Schäfer in Andalusien
m in anhaltenden Bußübungen sein voriges Le-
beweinen, was so weit ging, daß er zu Granada
er Predigt des berühmten Johann d'Avila (des Apo-
n Andalusien, wie man ihn nannte) die Kirche
chrei und Wehklagen erfüllte, durch die Straßen
t, sich im Kothe wälzte, das Gesicht zerfleischte
einen Unsinnigen gehalten wurde. Der Pöbel
ihn mit Steinen. Des andern Tages wieder-
die Scene; man brachte ihn zum Doctor Avila,
abgelegter Beichte den Geist Gottes in ihm er-
und ihm Beistand versprach. Jener setzte seine
eifungen fort und wurde in ein Tollhaus ge-
wo man ihn täglich peitschte, was ihn dem Tode
chte, da er seine Peiniger immerwährend auf-
Johann d'Avila besuchte und ermahnte ihn, seine
m zu lassen und etwas zu thun, was ihm und
ebenmenschen nützlich wäre. Johann gehorchte
ber seine schnelle Änderung verwunderten Aufseher
en ihn mit schonender Sorgfalt. Er genas
rtete eine Zeit der dasigen Kranken und verließ
das Haus 1539, um Gott in seinen Armen zu dienen.
Anfangs ernährte er einige Arme mit Holzfällen. Milde
Spenden ließen ihn schon 1540 ein Haus miethen zur
Verpflegung der Kranken in Granada. Sein Eifer war
so groß, wie die Mildthätigkeit der Zeit. Der Bischof
von Granada, Peter Guerrero, untersuchte die neue An-
stalt und unterstützte sie reichlich, was Andre zur Nach-
eiferung reizte. Das Hospital vergrößerte sich, die Armen
wurden außerordentlich verpflegt. Johann aber erschien
stets in den schlechtesten, zerlumpten Kleidern; denn er
schenkte die seinen den Armen und zog die ihren an.
Der Bischof von Tuy, Präsident der königl. Kammer
zu Granada, gab ihm den Zunamen „von Gott;" schrieb
ihm auch ein Kleid vor, das er ihm machen ließ und
womit er ihn bekleidete. Dabei ermahnte er ihn sehr ver-
nünftig, daß ihn die Demuth keineswegs befreite, einen
ehrbaren Wohlstand zu beobachten; seine bisherige ekel-
hafte Kleidung verhindre ehrbare Leute, ihn zu besuchen
und um sich zu haben. Dasselbe Kleid solle er auch de-
nen geben, die sich mit ihm vereinen würden. Dabei
hatten Beide nur die Absicht, die weltlichen Krankenpfle-
ger von andern Weltleuten zu unterscheiden, keinen neuen
Orden zu stiften. Das neue Kleid lockte auch wirklich
bald mehre an, seine Schüler und Gehülfen zu werden.
Sein Hospital mußte zum dritten Male vergrößert wer-
den. Durch Vermittelung des Prälaten Peter Guerrero
und durch reiche Geschenke Philipps II. wurde ein sehr
weitläufiges Haus ehemaliger Mönche gekauft. Auch
schamhafte Arme wurden nun unterstützt. Er starb 1550
und wurde in der Kirche der Minimen in der Ordens-
kleidung mit aller Pracht begraben. Da auf seinem
Grabe große Wunderwerke sich ereigneten, sprach ihn
Urban VIII. 1630 selig und Alexander VIII. 1690 hei-
lig; 1714 erlaubte Clemens XI., daß das Amt dieses
Heiligen als ein doppeltes in der ganzen Kirche gefeiert
würde. Eine Regel hat Johann von Gott seinen Schü-
lern nicht gegeben, außer der Ordnung der Kranken-
pflege. Sein Nachfolger (Superior, Major) wurde
Anton Martin. Dieser begab sich zu Philipp II. und
beredete ihn, ein ähnliches Hospital in Madrid zu erbauen,
was geschah. Martin starb schon 1553. Darauf wur-
den mehre Hospitäler nach diesen Vorbildern errichtet,
deren berühmtestes das von Granada blieb. Unter der
Verwaltung Rodrigo's von Siguenza erkannten es die
andern Hospitäler dieser Gemeinschaft für ihr Oberhaupt.
Man kam bei dem Papste um die Bestätigung ein.
Pius V. bewilligte 1572 und that sie unter des heil.
Augustin Regel. Joh. von Österreich gab auch dem Bru-
der Seb. Arias, der nach Rom gereist war und in Jenes
Palaste wohnte, 5000 Dukaten, in Neapel ein ähnliches
Hospital anzulegen. Darauf wurde auch zu Mailand
ein solches begründet; noch später auch in Rom. Da
sich diese Hospitäler auf 18 vermehrt hatten, erlaubte
ihnen Sixtus V. 1586 ein Generalcapitel zu Rom zu
halten und Satzungen zu entwerfen. Der Orden be-
kam den Namen der Congregation des heil. Johannes
von Gott. Gregor XIV. bestätigte seine Privilegien
1591. Selbst die Vorrechte des Hospitals des heiligen

Geistes in Sachsen wurden ihnen übergeben. Da erhoben sich einige Widerwärtigkeiten. Clemens VIII. unterwarf die Congregation der Gerichtsbarkeit der Bischöfe, weil sie über dem Studiren, um zur Weihe zu gelangen, die Pflege der Kranken vernachlässigt hätten. Er verbot ihnen die Weihe und Profeß zu thun, 1592, was jedoch durch eine Bulle von 1596 wieder aufgehoben wurde, sodaß sie sich von neuem einen General wählen durften. Paul V. erlaubte auch einigen ihrer Brüder die Weihe wieder, welche dann nichts mit der Krankenpflege zu thun hatten. Auch feierliches Profeßthun wurde zugestanden nicht nur in Spanien und Italien, sondern auch in Frankreich, Teutschland und Polen. Seit 1592 hat dieser Orden zwei Generale gehabt, einen für Spanien und Westindien, wo sich die Hospitäler gleichfalls verbreitet hatten, den andern für die übrigen Länder, welcher seinen Sitz in Rom hat. Die Franzosen haben gleichfalls diese Congregation über dem Meere verbreitet. Die polnischen Klöster dieser Congregation erhielten einen Generalvicar. Ihre Satzungen billigte Paul V. 1617 (s. davon Helyot 3. B. S. 173). Ihre Kleidung ist braun; das Wappen eine goldne Granate mit goldnem Kreuz im blauen Felde; auf dem Schilde ruht eine Krone. Schwestern dieses Ordens gab es nie, obgleich es Einige versichern.

Ein ähnlicher Orden entstand ungefähr 1585 durch einen frommen Spanier in Mexico, Bernhardin Alvarez, unter dem Namen der Brüder der christlichen Liebe von St. Hippolyt (s. Hippolyt B. Geistliche und Schriftsteller).

Gegen das Ende des 16. Jahrh. entstand eine neue wichtige Gesellschaft von Hospitalbrüdern des dritten Ordens des h. Franciscus, welche Bernhardin von Obregon stiftete. Er wurde 1540 am 20. Mai geb. zu las Huelgas, bei Burgos in Spanien. Sein Vater Franz von Obregon und seine Mutter Johanna von Obregon stammten von den alten Rittern von Obregon. Seine frommen Ältern starben früh und sein Oheim, der Cantor zu Siguenza war, nahm sich seiner und seiner beiden Schwestern väterlich an. Bernhardin nahm Soldatendienste unter Philipp II. im Kriege gegen Heinrich IV. von Frankreich. Er verließ diesen Stand, von frommen Betrachtungen angezogen, und ging in ein Hospital zu Madrid, den Kranken zu dienen und sie zu trösten. Hier unterwarf er sich völlig dem Administrator desselben, trug ein Kleid von Farbe und Art der Minimen, was er nach einiger Zeit mit dem Gewande des dritten Ordens des h. Franz vertauschte. Unter diesen Kleidern trug er beständig ein härenes Hemd. Zwölf Jahre verweilte er hier mit allem Eifer, sodaß man ihn zu bewundern anfing. Viele thaten es ihm nach und mehre wünschten seine Schüler zu werden. Mit Einwilligung des Administrators bat er den König, unter dessen Schutze dieses Hospital stand, um die Erlaubniß, eine eigne Congregation von Hospitalitern zu gründen. Philipp II. bewilligte es gern, nicht minder der Erzbischof von Toledo. Im J. 1567 gab er daher sechs jungen Buben das Kleid seiner Congregation (sergene Hemden, Rock und Mantel von braunem Tuch, einen ledernen Gürtel, schwarzen Hut und im Hause schwarze kleine Mützen). Gleich im ersten Jahre vermehrten sich seine Schüler auf 20. Mit ihnen blieb er im Hospitale und verpflichtete die Seinen zum Gehorsam gegen den Administrator. Ihr Hauptgeschäft war Pflege der Kranken und festgesetzte Betstunden, wozu alle Übungen in Abtödtung des Fleisches kamen. Achtung und Einkünfte erhoben sich. B. nahm noch 20 auf, hielt um Bestätigung seiner Congregation an bei dem Erzbischofe von Damasco und dem päpstlichen Nuntius, Caraffa in Spanien 1769. Er erhielt sie. Das Lob der neuen Gesellschaft erfüllte das Land; in vielen Städten wünschte man sie eingeführt; zuvörderst in Burgos, dann in Guadalaxara, Murcia, Najara, Belmonte und an andern Orten. Bernhardins Vorstellungen zufolge wurde auch vom Könige 1569 ein Hospital für Wiedergenesende gestiftet. Weil aber die 18 Hospitäler zu Madrid nicht ausreichende Einkünfte hatten, wollte der König einige abschaffen und ihre Einkünfte den beibehaltnen geben, wozu Gregor XIII. die Erlaubniß gab. Das Hospital der Wiedergenesenden war unter den aufgehobenen. Man vereinigte es mit dem allgemeinen Hospitale, worüber Bernh. v. Obregon die Aufsicht erhielt. Da noch einige andre kleinere Hospitäler mit ihm vereinigt wurden, wuchs der Eifer der Verbrüderung in Erfüllung ihrer Pflicht. Die Menge der Kranken war so groß, daß auch selbst die vereinten Einkünfte nicht reichen wollten: dennoch fehlte es nicht an oft wunderbarer Hülfe. Zur bessern Zusammenhaltung und Befestigung der vermehrten Krankenwärter fand es ihr Stifter gerathener, den Seinen die Gelübde der Keuschheit, der Armuth, der Gastfreiheit und des Gehorsams gegen die Ordinarien der Örter, wo sie sich eben aufhielten, ablegen zu lassen. Es wurde ihm vom König und dem Erzbischofe von Toledo verwilligt und der letzte ließ ihnen durch seinen Großvicar von Madrid die Gelübde abnehmen. So wurden sie denn 1589 unter den dritten Orden des heil. Franz gethan und ihnen erlaubt, nach zweijähriger Prüfung Novizen aufzunehmen. Der Cardinal Erzbischof stiftete ihnen 1590 ein Hospital in Toledo. Die Städte Talavera, Pampelona, Sarragossa, Valladolid ꝛc. waren gleichfalls nach ihrer Pflege begierig und in Lissabon sollte Bernh. v. Obregon die Hospitäler verbessern. 1592 ging er mit 12 der Seinen dahin, verwaltete das Hospital aller Heiligen und besetzte mit den Seinen viele Spitäler Portugals und stiftete, trotz aller Verfolgungen in Lissabon, ein Waisenhaus für Mädchen. Um seine Satzungen zu vollenden, bat er den König von Spanien, sich der Verwaltung des Hospitals aller Heiligen begeben zu dürfen. Er ging in das Kloster U. L. Fr. vom Lichte und brachte seine Regel 1594 zu Stande. Darauf begab er sich von Lissabon aus in das Spital von Evora und dann nach Escuriale, dem Könige beizustehen, welcher am 13. Sept. 1598 daselbst starb. In das Haupthospital zu Madrid zurückgekehrt, starb er selbst am 6. Aug. 1599. In Spanien verbreiteten sie sich nach seinem Tode noch mehr und in Mecheln (in Flandern) erhielten sie ein neues Haus. Man hat sie

nimen = Seitenbrüder genannt, weil ihr Stifter
ein solches Kleid trug, ob sie gleich nicht zu
)rden gehören. Unter dem Namen der Obrego=
men sie oft vor. Paul V. gab ihnen 1609 die
ß, auf der linken Seite ihres Rockes und Man=
schwarzes großes Kreuz zu tragen, damit sie
würden und sich unterschieden von Betrügern,
rer Kleidung zu betteln wagten.
ie andre Art Hospitalbrüder des dritten Francis=
ens waren die gewöhnlich sogenannten guten
(Bons-fieux oder Bons-fils), oder die Congrega=
r bußfertigen Brüder, welche zu Armentières in
n 1615 entstanden. Dort hatten sich fünf Hand=
zu frommen Werken verbunden, der älteste der=
)einrich Pringuel. Ihr Beichtvater war ein Ka=
weshalb sie versuchten, in diesen Orden aufge=
zu werden, was ihnen aber nicht gelang. Auf
h ihres Beichtvaters (Angelus von Nivelle) leb=
als eine besondre Gemeinde in einem Privathause
rschriften, die ihnen Pater Angelus gab. Einer
)tete Kinder, drei webten Tuch und der fünfte
ste seidne Spitzen u. dergl. Des Sonntags
t sie allen Kirchenämtern bei, die gehalten wur=
Sie trugen sich schwarz, vom Bürgerlichen nicht
nd in der Form. 1626 vertauschten sie das
he Kleid mit dem regulirten des dritten Ordens
Franziscus, dessen vom Papste Leo X. in dem=
Jahre verbesserte Regel sie annahmen. Rock und
von grauem Tuche mit einem dicken weißen
umgürtet. Seit der Zeit bis 1671 waren sie
erioren der Recollecten von der Provinz St. An=
d des dritten Ordens zu Arras unterwürfig, welche sie
ließen. Sie unterwarfen sich daher den Bischö=
Orter, wo sie Häuser hatten, nämlich zu Arras und
el, wo eins 1664 eröffnet wurde. 1679 erhiel=
noch ein drittes Haus zu St. Venant in der
St. Omer. Überall hatten die Bischöfe ihre
n gebilligt. Bis hierher gehörten sie noch nicht
Hospitalbrüdern. Jetzt aber übertrug ihnen Lud=
V., auf Anrathen des Ministers von Louvois,
ge für seine Land= und Seehospitäler zu Dün=
Bergen und Ypern, wodurch sie den Hospitali=
gesellt wurden. Dennoch waren nicht alle ihre
oder Familien, wie sie es nannten, Spitäler: in
wurden auch kleine Kinder im Lesen und Schrei=
terrichtet. Jede Familie hat an ihrer Spitze ei=
perior, einen Vicar und drei Räthe, die ihre
drei Jahre verwalten und in einem Capitel er=
erden, was die Familien der Reihe nach trifft.
ischof des Sprengels ernennt dabei seinen Vor=
Hier wird auch für jede Familie vom Bischof
licher Director gewählt, der ihnen in schwierigen
beisteht. Jedes Jahr wird Rechnung in jeder
abgelegt. Sie haben Alles untereinander ge=
d eine Familie steht immer der andern in Noth=
ei. Sie leben so einig, daß sie sehr selten an
als ihre Superioren sich zu wenden haben. Ih=
ent fangen sie, gegen die Regel der Tertiarier,

die ihn zu Martini beginnen, zu Allerheiligen an; tragen keine Leinwand, schlafen gekleidet auf Stroh, geißeln sich wöchentlich dreimal, stehen um vier Uhr zum Amte der heil. Jungfrau auf, arbeiten fleißig und beten. Dazu nehmen sie junge Leute in die Kost, die zur Züchtigung zu ihnen gethan werden, ferner Verstandberaubte, und gehen sogar in weltliche Häuser als Krankenwärter. Die Formel ihres Gelübdes lautet nach Helyot: „Im Namen unsers Herrn Jesu Christi, der Jungfrau Maria, des heil. Josephs, des heil. Erzengels Michaels und aller Engel, der heil. Apostel, unsers Vaters, des heil. Franciscus, des heil. Ludwigs, Patrones des dritten Ordens, Allerheiligen im Paradiese, gelobe ich, N. aus meinem reinen und freien Willen euch, mein Vater, Gehorsam, Armuth und Keuschheit, und dem heil. Vater Papste in Rom und allen seinen kanonisch erwählten Nachfolgern, und dem Superior dieser Congregation mein ganzes Leben lang zu gehorchen, ohne besagte Congregation, ohne Erlaubniß des hochwürdigsten Bischofs des Ortes, wo ich wohne, oder seiner Generalvicarien, verlassen oder mich ihr entziehen zu können." 1698 sind ihre Satzungen gedruckt worden.

Sowie die Wichtigkeit des Dienstes die Mönchsvereine der Hospitaliter, deren vornehmste Congregationen kurz beschrieben wurden, in alle Welt verbreitete und in Ansehen erhielt, so war es auch mit den Hospitalschwestern. Die Nützlichkeit der barmherzigen Brüder und Schwestern wird selbst von denen nicht verkannt, die gegen alles Mönchswesen ankämpfen. Die Massen der Nachrichten vom Einzelnen sind so groß, daß die Kunst einer übersichtlichen Beschränkung größer ist, als die Kunst einer weitläufigen Erzählung, die ein ganzes Buch fassen würde.

Hospitaliterinnen waren ebenso verbreitet, wenn nicht noch mehr und von der verschiedensten Art. Wohlthätige Verbindungen gottseliger Frauen gab es schon sehr früh in der Christenheit, wenn sie auch in den ältesten Zeiten keine eigentlichen Congregationen bildeten, worüber das im Anfange des Art. Bemerkte zu vergleichen ist.

Eins der ältesten Hospitäler, das in der Folge als Congregation wichtig geworden ist, findet sich zu Paris. Der 28ste Bischof dieser Stadt, St. Landry, hat es allen Nachrichten zufolge erbauen lassen. Bis 1097 ist es auch unter der Verwaltung der dortigen Bischöfe geblieben. Dann wurde es nebst der Kirche St. Christoph dem Domcapitel U. L. Fr. geschenkt. Von jetzt an machten die immer zunehmenden Schenkungen bedeutende Vergrößerungen möglich. Es wurde reich. Anfangs waren Mönche und Nonnen zum Verpflegen der Kranken darin. Später erhielten es die Hospitaliterinnen allein, die sich zu Augustins Regel bekannten und erst nach einem Noviciate von 12 Jahren aufgenommen werden konnten. Da unter der Zeit viele Novizen sich bei so großen, ihnen auferlegten Anstrengungen matt und krank arbeiteten und dann gar nicht zur Aufnahme in den Orden zugelassen werden konnten und deshalb dann nicht selten verlassen in der Welt herumirrten, wurde seit 1636 das Noviciat auf sieben Jahre heruntergesetzt, im=

mer noch ein Zeitraum, der Viele hätte zurückschrecken müssen, wenn nicht in solchen frommen Gemüthsstimmungen die später mögliche Gefahr völlig in den Hintergrund zu treten pflegte. Die Mutter Geneviève Bouquet, vom heiligen Namen Jesu zubenannt, verbesserte das Kloster und die Lage der Novizen schon dadurch beträchtlich, daß sie als Novizen-Meisterin ein regelmäßiges Noviciat einrichtete. Die eifrige Krankenpflegerin (eines Goldschmidts Tochter zu Paris) soll zur Zeit der Pest im St. Ludwigshospitale, wohin man sie zur Wartung der Pestkranken geschickt hatte, die Beulen und Wunden derselben sogar geküßt haben. Ihr Eifer erstreckte sich, nach ihrer Rückkehr in das Haupthospital, das Hôtel-Dieu, auf alle Gegenstände; selbst der Verfertigung der Arzneien nahm sie sich geschickt an. Endlich wurde sie auf neun Jahre zur Priorin erwählt, in welchem Amte die von aller Eitelkeit weit entfernte Frau fortwährend selbst die geringsten Dienste verrichtete. Dennoch wurde sie trotz aller Anstrengungen 74 Jahre alt und starb plötzlich 1665, als sie auf dem Wege zum allgemeinen Gebete war. Sie hat das ganze große Kloster unter die Ordnung des eigentlichen Klosterlebens gebracht. Nun erhielten diese Nonnen auch das Ludwigshospital in Paris, eins zu Moulin, St. Julien und einige andre in Frankreich, auch eins in Italien zu Raquete. Das Hôtel-Dieu, an beiden Ufern der Seine gelegen, sodaß ein Arm des Flusses durch das Kloster geht, über welchen eine Brücke führt, ist so groß, daß es nicht selten 6000 Kranke verpflegte, die ohne allen Unterschied, ausgenommen die Ansteckenden, aufgenommen wurden. Die Arbeit der dienenden Schwestern war außerordentlich hart; selbst im Winter mußten sie die Wäsche der Kranken, im Flusse stehend, reinigen. Im Anfange des 18. Jahrh. zählte das Hospital etwa 100 Nonnen, 50 Novizen und eine große Zahl Aufwärter und Aufwärterinnen. Ihre Güter werden von Verwaltern besorgt. Die Schwestern legen nicht nur die drei Hauptgelübde ab, sondern auch das vierte einer lebenslänglichen Krankenpflege. Es ist bereits erwähnt worden, daß sie auch die Pestkranken im stattlich eingerichteten St. Ludwigshospital warteten. Dieses prächtige Spital war von Heinrich IV. gestiftet, im Jahre 1607 angefangen und 1810 vollendet worden. Seit dem Anfange des 18. Jahrh. brauchte man es für leichte Kranke und für Wiedergenesende aus dem Hôtel-Dieu.

Die Hospitaliterinnen des Ordens des heil. Johannes von Jerusalem sind ebenso alt, als die Hospitaliter dieses Ordens daselbst. Sie weiheten ihre Verpflegungsanstalt der heil. Maria Magdalena. Als Gottfried von Bouillon 1099 Jerusalem eroberte, war eine Römerin, Agnes die Selige, Superiorin dieses Klosters, das derselben Regel folgte, wie die Johanniter. Was aus diesen Hospitaliterinnen geworden ist, als Saladin 1187 Jerusalem den Christen wieder wegnahm, ist unbekannt. Das Jahr darauf stiftete aber Sancha, Gemahlin Alphons II., Königs von Aragonien, ein Kloster dieses Ordens zu Sixena bei Saragossa für arme Fräulein. 1190 wurden die prachtvollen Gebäude fertig. Hier wurden zu der Regel der Hospitaliterinnen von Jerusalem noch Zusätze gemacht, die sämmtlich der Regel des heil. A stin entnommen waren. Die Einrichtung wurde Cölestin III. 1193 bestätigt. Das Kloster war fa ner Festung zu vergleichen und enthielt einen vorzü herrlichen Palast der Priorin, deren Audienzsaal eine Thron von vielen, mit Teppichen belegten Stufen hielt, worauf 25—30 carmosinrothe Sammetkisse ihre Frauen lagen. Gegen 60 Damen haben hier besondern prächtigen Wohnungen und werden von großen Anzahl Mädchen bedient, die keine Gelübde dazu 15 Donaten, welche das halbe Kreuz des O tragen. Die Königin Sancha begab sich nach dem ihres Gemahls mit ihrer Tochter Duza selbst d ebenso andre hohe Frauen. Die Unterpriorin hat Chor, den Schlafsaal, die Einkünfte und die Verthei derselben zu verwalten. Der aus ihrer Mitte gew Rath der Klosterfrauen (las Sennoras del Esgu trägt ein etwas größeres Ordenskreuz. Ohne bewie Adel wird Niemand aufgenommen. Übrigens w die Novizen ohne Brautschatz aufgenommen. Die gen Damen führen den Namen Schülerinnen, die Meisterinnen. Sie haben zehn Priester und einen denen sie das Ordenskleid geben. Der Gottesdien vor Allem prächtig. An Sonn- und Festtagen t sie sehr feine Kleider und einen Scepter in der Sie haben auch ein besondres Brevier. 1470 ent sie sich dem Gehorsam ihres Großmeisters, des Cast zu Emposta, und begaben sich unmittelbar unter de mischen Stuhl. 1575 erlaubte Gregor XIII. den ken Klosterfrauen (denn die dortige Luft soll ung sein), zu ihren Anverwandten zu gehen, um sich pflegen zu lassen. Dieses vornehme Kloster wird für die Pflege aufgenommener Kranken nicht von deutung gewesen sein. Nach dem Muster desselben aber in Spanien, Portugal, Italien und Malta andre gestiftet worden. Sie haben auch in En fünf bis sechs Häuser gehabt. In Frankreich sin verbesserte Klosterfrauen geworden. Die Ceremoni Aufnahme findet man im 3. B. Helyot's S. 148— Vor der Eroberung der Insel Rhodos von den Mu medanern trugen sie einen rothen Rock, schwarzen S belmantel und darauf ein weißes Kreuz mit acht S (an jedem Ende zwei). Nach dieser Eroberung sie zum Zeichen der Trauer schwarze Kleider an. rühmen sich mehrer Heiligen, z. B. der Flora, Ubalt Toscana 2c. Seit dem 13. Jahrh. gab es solche liche Klöster zu Beaulieu in Quercy. Es war nur kleine Herberge für Pilger gewesen, die der Ritter bert von Themines 1235 in ein ordentliches Kloster wandelte, das sein Sohn und Mehre noch vergröß 1259 wurde es den Klosterfrauen dieses Ordens ü ben, denen des Ritters Ehefrau mit seiner Bewilli vorstand. Guibert stiftete auch noch ein andres der Art zu Fieux, weshalb er dem Orden zugesellt Die Priorin von Beaulieu wurde Großpriorin alle ser Klöster in Frankreich 1298. In das Hauptk Frankreichs von diesem Orden zu Beaulieu war

Monat ihres Lebens (geb. am 5. Dec. 1589), e ihrer Mutter zufolge, Galliotte von Gourllac und Baillac, Tochter des Grafen Ludwig x. gekommen, welche früh für ein Muster Tugend galt, sodaß sie auch schon in ihrem Jahre zur Gehülfin der Priorin erwählt wurde. en Jahre wurde sie zur Priorin des Klosters mt, welches Amt sie mit Freuden übernahm, einer Waldwildniß gelegne Kloster nur sehr cht wurde und sie die Einsamkeit über Alles noch ging sie wieder zurück, weil Viele die junge schöne Nonnen in einer so abgelegnen groß fanden. Jetzt ging sie mit dem Gedanhr Kloster zu verlassen, das ihr nicht streng Man rieth ihr, an der Verbesserung desselteiten. Darin widersetzte sich ihr aber die ost und unter den Nonnen hatte sie nur sechs nen gewonnen. Ohne sich schrecken zu lassen, hr angefangnes Werk muthig fort, starb aber 518. Die Verfolgung ihrer Anhängerinnen a immer härter fortgesetzt bis 1623, wo sich meister Anton von Paulo der Verbesserten anveranlaßte sie auszuwandern und schlug ihnen Toulouse vor, wohin sie sich auch wendeten ihrer Spitze stand die Priorin von Fieux ndol). Anfangs ernährten sie sich kümmerlich. ihnen bald einen Garten und großen Platz, n der Großmeister auf seine Kosten ein Klon ließ, dessen Superior er wurde; er setzte ihinen eignen Beschützer in der Nähe, damit sie bfällen sogleich an ihn wenden könnten. Ihre ungen wurden erst 1636 vollendet und 1644 Der Orden bestand gleichfalls aus dreierlei n: aus Adeligen, dienenden Amtsschwestern und tern. Späterhin hat auch das Kloster Beau-Verbesserung angenommen. Auch erhielten sie zu Martel in Quercy.

Hospitaliter-Chorfrauen in Frankreich haben len Jahrhunderten als Pflegerinnen der Kranhr beliebt gemacht, und daher auch sehr verdennoch sind aber noch mehr Hospitäler von waltet worden, die sich unter die Regel des stin, des heil. Franciscus und seiner Laienbegeben hatten. Man rechnet auch wol mehre Chorfrauen, die sich selbst nicht darunter zählHospital der heil. Katharina zu Paris, auch en genannt (wie denn sonst alle Spitäler so urden, auch Maisons-Dieu), hatte vor Zeiten Opportuna, weil es in der Nähe der Pfarrwelche dieser Heiligen gewidmet war. Die-Namen findet man noch 1188. Gegen 1222 en Namen der heil. Katharina an, der Kapelle dem Kloster erlaubt worden war, welche zur rina benannt wurde. Seit 1328 wird von nd Schwestern gesprochen, die hier den Kran-. Seit 1558 bekamen es die Frauen allein, Spitze ein Superior (aus den Weltpriestern t, ohne welchen die Klosterfrauen nichts Wichtiges unternehmen dürfen. Ihre Hauptverpflichtungen sind: arme Frauen und Mädchen, die nach Paris kommen, drei Tage aufzunehmen und zu verpflegen, und die in den Gefängnissen Gestorbenen, Ermordeten und Ersäuften auf den Gottesacker der unschuldigen Kinder zu begraben. Sonst trugen sie sich schwarz. Seit der Mitte des 16. Jahrh. änderten sie und trugen nun einen weißen sergenen Rock mit weißlinnenem Rochetto darüber, den Gürtel und den weiten Mantel schwarz. Die Schwester Alix la Bougotte zeichnete sich durch ein einsiedlerisches Leben aus. Ludwig XI. hat ihr ein ehernes Grabmal errichten lassen.

Die Hospitaliterinnen von St. Gervasius zu Paris tragen sich ebenso, nur ohne Gürtel. Das Kloster wurde 1171 von Girin Masson für Mönche gestiftet, die es bis 1300 verwalteten. Von dieser Zeit an wurde es Klosterfrauen übergeben zur Verpflegung kranker Männer. Die Klöster derselben vermehrten sich bald. Man nannte sie Gottestöchter (was auch oft ein allgemeiner Name der Hospitaliterinnen ist, wie Hôtel-Dieu für Spital). Der heil. Ludwig von Frankreich errichtete in Paris ein neues Kloster dieser Art und erzeigte auch den Gottestöchtern zu Rouen große Wohlthaten. Sie sollen einen mit Hermelin gefütterten Mantel getragen haben, und manche Klöster derselben werden einer ziemlich ungebundenen Lebensart bezüchtigt. Gottestöchter hießen ferner die Hospitaliterinnen zu Orleans und zu Beauvais, von welchem letzten Kloster man Urkunden aus dem 12. Jahrh. aufzuweisen hat; den Klosterfrauen wurde es erst im 13. Jahrh. übergeben. Ein andres wurde zu Abbeville von Johann II., Grafen von Ponthieu, 1158 gestiftet und mit Brüdern und Schwestern besetzt. 1259 gründete Ludwig der Heilige zu Pontoise ein Hospital, dessen Nonnen unter Augustins Regel lebten, bis sie 1629 verändert wurden. Camerich hatte seit dem 12. Jahrh. zwei Hospitäler, die von regulirten Chorfrauen verwaltet wurden. Zu Menin und an andern Orten Flanderns gab es ähnliche. Über alle diese Hospitalanstalten, die im Ganzen nichts besonders Ausgezeichnetes haben, mag man das Ausführliche im Helyot lesen, im 2. B. S. 345—362.

In der Mitte des 13. Jahrh. entstanden die Hospitaliterinnen zu Champeau, die unmittelbar unter dem Schutze des römischen Stuhles standen, sich nach der Regel Augustins richten und sich zufolge der Einrichtung des Erzbischofs Franz van der Burch violett tragen. Der dritte Orden des heil. Augustin wurde jedoch erst durch den Eifer des P. Angeli le Proust (Einsiedlers des heil. Augustin) in Frankreich bekannter. Der Verfall vieler Hospitäler und die Noth der Armen regten ihn an, eine Gesellschaft frommer Frauen zu gründen, die er Hospitaliterinnen des heil. Thomas von Villeneuve nannte. (Damals wurde eben dieser Thomas von Alexander VI. 1659 heilig gesprochen). Sein erstes Spital wurde zu Lambale erbaut. Die Einrichtung fand großen Beifall und die Klöster dieser Art vermehrten sich bald außerordentlich. Sie erhielten Häuser zu Moncantour, St. Brieu, St. Malo, Dol, Rennes, Landerno,

Brest, Morlaix, Chateaubriant ꝛc. Das Haus in der pariser Vorstadt St. Germain wird von Helyot ein Seminar der Schwestern dieser Gesellschaft genannt. Daselbst lebt die Generaldirectorin, an welche sich diejenigen zu wenden haben, die Schwestern für eine neue Anstalt wünschen. Namentlich haben sie sich in Bretagne ausgebreitet. Der unermüdliche Stifter dieser erneuerten Gesellschaft starb 1697 im 73. Jahre seines Alters. Sie tragen einen schwarzen Rock mit Gürtel, Cornetten von weißer Leinwand und eine weiße Haube darüber, spitzes Halstuch und weiße Schürze daheim, bei dem Ausgehen schwarze Haube mit schwarzem Schleier. Ihre Observanzen halten sie geheim.

Um dieselbe Zeit als die vorhergehende, später erweiterte Congregation wurden in Paris die Haudrietten gestiftet. Haudry, Geheimsecretair Ludwigs IX. oder des Heiligen, hatte seinen Herrn 1248 auf dem Kreuzzuge nach Ägypten und dem gelobten Lande begleitet. Als er mit dem Könige 1254 wieder zurückkehrte, hatte sich seine Gemahlin Johanna la Dalona mit andern Frauen klösterlich eingeschlossen. Der Papst befreite sie zwar auf das Ansuchen ihres Eheherrn von ihrem Gelübde: Haudry wurde aber dafür verpflichtet, ein Kapital zur Erhaltung 12 armer Frauen zu zahlen, welche Haudrietten genannt wurden, die sich in der Folge ansehnlich vermehrten. 1414 bestätigte Johann XXIII. ihre Satzungen, in deren Befolgung sie nach und nach sich so lau bewiesen, daß man sich zu einer Verbesserung derselben genöthigt sah, welche sie unter Augustins Regel brachte. 1622 bezogen sie ein neues Haus, erbaueten dazu eine Kirche, die den Namen von Mariä Himmelfahrt führte. Davon nahmen diese Klosterfrauen die Benennung des Ordens von Mariä Himmelfahrt. Man findet ein Haus dieses Ordens bei Loretto, 1626 gestiftet. Am Ende des 17. Jahrh. war in Paris noch ein zweites Haus erbaut worden, was die kleine Himmelfahrt hieß, aber aus Mangel an Unterhalt wieder einging.

In der Grafschaft und im Herzogthume Burgund gab es gleichfalls eine Menge Hospitäler. Das älteste und ansehnlichste findet sich zu Beaune; es ist 1443 durch den Kanzler Philipps des Guten, Nic. Rolin, gestiftet worden, welcher für dieses Haus sechs Beguinen (s. diesen Art.) aus Mecheln kommen ließ. Das Hospital ist überaus prächtig eingerichtet. Man nimmt darin kranke Edelleute und angesehene Bürger zur Verpflegung auf. Für Essen und Arzenei müssen die Kranken selbst stehen; die Wartung hingegen ist völlig frei. In andern Abtheilungen des Spitals, deren Einrichtung höchst anständig und angemessen ist, werden arme Kranke ganz unentgeltlich verpflegt. Die Apotheke der Anstalt wird besonders gerühmt. Ein andres zu Chalons an der Saone wurde, nachdem das alte zerstört worden war, 1528 von neuem und noch prächtiger aufgebaut. Besonders kostbar wurden vier hohe, mit geschmackvoll gewirkten Tapeten ausgeschlagne Zimmer gerühmt, die für vornehme Kranke bestimmt sind. Die Schwestern von St. Martha nehmen Männer und Frauen zur Verpflegung auf und leisten nur einfache Gelübde der Armuth und Keuschheit, sodaß es ihnen also freisteht, das Haus wieder zu verlassen und in die Welt zurückzutreten. Sie sind demnach wie die Beguinen eine Art Halbnonnen. Ihre Kleidung nimmt sich recht gut aus.

1624 errichtete Francisca vom Kreuze (de la Croix) den Orden der Hospitaliterinnen von der christlichen Liebe U. L. Fr. zu Paris. Ihr eigentlicher Name ist Simona Saugain, stammt von niedern Ältern und mußte in ihrer Jugend die Schafe hüten, hatte auch von ihrer eignen Mutter, die ihr Wesen nicht leiden mochte, viel zu ertragen. Sie ging in ein Kloster der verbesserten französischen Congregation des dritten Franciscanerordens, dessen Hospitaliterinnen sehr verschiedner Art in Frankreich, Teutschland und Flandern sich immer mehr verbreiteten. Es entstanden durch einige übelgesinnte Vorsteher, deren etliche sogar als Zauberer später verbrannt wurden, so bedeutende Unordnungen, daß die fromme Ordensschwester, die bereits, bevor sie noch Profeß gethan, zur Priorin erhoben worden war, mit mehren treuen Novizen nach Paris floh, wo sie eine Zeit lang von Almosen lebten, ihre Regel streng beobachteten und Kranke pflegten. Hier hatten sich nun die Mönche des heil. Johannes von Gott, die man auch Brüder der christlichen Liebe nannte, seit 1601 festgesetzt und sich der Pflege kranker Männer gewidmet. Nach ihrem Beispiele wollte Francisca sich der Wartung kranker Frauen annehmen, für welche allein noch keine Anstalt vorhanden war, denn im Hôtel-Dieu werden beide Geschlechter aufgenommen. Die Ausführung ihres Vorhabens brachte ihr unsägliche Mühe und Noth. Endlich war ihr die Königin von Frankreich, Anna von Österreich, dazu behülflich. Sie erhielt durch Vermittelung derselben die Erlaubniß vom Erzbischof und es wurde ein Haus in der Nähe des Minimenklosters gekauft. Ludwig XIII. und das Parlament bestätigten die Niederlassung 1627. Ein andres Haus wurde der neuen Einrichtung geschenkt. 1629 thaten die Frauen Profeß. Die Mönche gleiches Namens wollten zwar die Benennung des Ordens nach dem ihren und die Überschrift am Hospital nicht dulden, setzten aber ihre Klage nicht durch und mußten sich gefallen lassen, auch Schwestern der christlichen Liebe (de la Charité) U. L. Fr. zu haben. Das Institut gewann guten Fortgang. Die Stadt Rochelle foderte die Schwestern auf, in ihren Mauern ein zweites zu errichten; in der Vorstadt von Paris St. Anton sah man ein drittes sich erheben, das Anfangs mit dem ersten in Verbindung stand, seit 1690 jedoch von ihm getrennt wurde. In ihrem Geburtsorte Pate erbaute Mutter Francisca das vierte. In der Geschichte derselben kommen noch Nonnen vor, die von Teufeln besessen sind, welche von Bischöfen ausgetrieben und gezwungen werden, lange Reden zu halten. Eine mit den oben genannten beiden Zauberern in Verbindung stehende und in das Gefängniß geworfne Laienschwester hatte böslicher Weise die fromme Francisca als Genossin angegeben. Sie wurde also zur Untersuchung gezogen, wobei sich das Volk wüthend gebehrdete und ihr Kloster zu zertrümmern drohete.

Man erkannte sie für unschuldig und sprach sie los. Unter dieser Zeit war aber eine andre Superiorin gewählt worden. Ob sie nun gleich bei nächster Wahl zu dieser Würde wieder hätte gelangen können, wollte sie es dennoch nicht und starb in hohen Ehren 1655. Ihre Satzungen hat der Erzbischof Joh. Franz von Gondy gegeben, welche 1628 gebilligt wurden. Haben auch diese Hospitaliterinnen die dritte Regel des heil. Franciscus verlassen und sich zu Augustins Regel gewendet, so haben sie sich doch fortwährend Töchter des heil. Franciscus genannt, dessen arme Einrichtung sie beibehielten. Ihre Kleidung soll eigentlich grau sein, sie kleiden sich aber in den meisten Klöstern schwarz. Von kranken Frauen, die allein von ihnen aufgenommen werden, sind ausgeschlossen Ansteckende, Schwangre, Wahnsinnige, Ketzer, und solche, die mit dem St. Antonsfeuer behaftet sind, was früher nicht ungewöhnlich hausete.

Die Hospitaliterinnen zu Loches in Tourraine am Indre (zehn Meilen von Tours) haben ihre Errichtung der Schwester Susanne Dubois aus dem Hôtel-Dieu zu danken. In einem kleinen Hause und bei höchst kümmerlichem Leben nahm die Eifrige allerlei Arme auf und verpflegte sie möglichst. Der Anfang war sehr gering und Mutter Dubois starb schon 1626. Erst nach ihrem Tode wurde hier ein eigentliches Hospital errichtet, wo gleichfalls Augustins Regel galt.

Die Hospitaliterinnen des dritten Ordens des heil. Franciscus von Assisi waren nicht minder verbreitet und von sehr verschiedner Art. Die Stifterin derselben war nach Helyot (5. Th. Cap. 49. S. 342 fg.) die gräfliche Angelina von Corbare, erste Generalin dieses Ordens, welche in ihrem Kloster zu Foligny 1435 starb. Die Kleidung derselben war grau. Nicht lange nach Errichtung dieses Ordens übergab man den Brüdern und Schwestern die Hospitale, woraus verschiedne Congregationen entstanden, davon einige bereits genannt wurden, z. B. der Orden der Hospitaliter von der christlichen Liebe U. L. Fr., die Bons-Fils, Obregonen ꝛc. Ihrer Kleidung wegen wurden diese Hospitaliterinnen die grauen Schwestern genannt (Soeurs grises oder Soeurs du pot, auch Filles de la charité). Der Name **graue Schwestern** ist der gewöhnliche geblieben, obgleich mehre Vereine sich schwarz, andre dunkelblau und noch andre weiß kleideten. Diejenigen, welche keine Einkünfte hatten und sich ihren Unterhalt durch Almosen verschafften, hießen Schwestern von der Zelle und dienten den Kranken außer ihren Klöstern, waren also eine Art Halbnonnen. Diejenigen, die Häuser und Einkünfte besaßen, wurden vorzugsweise Hospitaliterinnen genannt, von denen einige den Namen der Schwestern von der Faille führten, wegen ihres großen Mantels mit einem das Gesicht verhüllenden Käppchen (chaperon), den sie bei dem Ausgehen aus dem Kloster trugen. Sonst hielten die Superiorinnen allgemeine Capitel in ihren Klöstern, was in neuern Zeiten nicht mehr geschieht. In Mons gab es verbesserte graue Schwestern vom Ende des 17. Jahrh. an. Das Hospital zu Mons ist zwar schon 1300 gestiftet, es hatte aber nur weltliche Frauen. Erst 1689 gelobten sie die Verschließung, weshalb sie eben den Namen der verbesserten erhielten. Das Weitere s. Helyot am angeführten Orte. Die meisten der grauen Schwestern (auch Dienerinnen der armen Kranken) sind jedoch keine völligen Klosterfrauen, sondern nur dienende Schwestern, denn sie legen nur die einfachen Gelübde auf ein Jahr (oder drei) ab, die sie dann erneuern oder nicht.

Einen außerordentlichen Schwung erhielten diese Anstalten durch den berühmten Vincenz von Paul (s. d. Art.) und die gottselige Frau le Gras im 17. Jahrh., in welchem überhaupt aus vielfachen Ursachen die Thätigkeit der Katholiken groß war. Dieser Missionspriester und Stifter derselben erweckte 1617 zu Chatillon in Bresse eine Gesellschaft begüterter Frauen zu einem Vereine für Kranke. Seine Mühe, diese Vereine weiter zu verpflanzen, glückte. In Paris gewann er besonders die Dame le Gras 1626, die ihm in seinen Unternehmungen eifrig diente. Diese fromme Wittwe kam seit 1629 in vielfältige Thätigkeit zur Vermehrung solcher Gesellschaften. Es wurde in Paris ordentlich Mode, daß die Damen den Kranken im Hôtel-Dieu Erfrischungen des Leibes und der Seele brachten, so auch den kranken Hausarmen. Überall waren Frau le Gras und Vincenz mit Rath und Hülfe bei der Hand. Vorzüglich nahm sich die fromme Wittwe der jungen Mädchen an, die sie unterrichtete und zu solchen Geschäften abrichtete, daß sie als tüchtige Krankenpflegerinnen zu gebrauchen wären. Es war ein ordentliches Seminar für Hospitaldienerinnen, das bald in Ruf kam. Ihre Schülerinnen wurden in- und außerhalb der Hospitäler am liebsten genommen, ja gesucht. 1641 legte sie eine große Schule für solche Mädchen an, in einem Hause der Vorstadt St. Denis (Dionysius), das der Priorei St. Lazarus gegenüberlag. In diesem großen Seminar erlernten ihre Zöglinge außer der Krankenpflege das Katechisiren und mußten sich in den Recollectionen oder Eingezogenheiten der benachbarten Lazaristen üben. Die Leitung dieser Anstalt stand unter dem thätigen Vincenz oder einem andern Priester der Mission. Jetzt wurden die hier erzognen Hospitaldienerinnen nicht blos in Frankreich, sondern auch auswärts gesucht. 1651 schrieb Vincenz von Paul einen Aufsatz über diese Anstalt, der den Plan, die Regeln und geschichtlichen Nachrichten enthielt. 1655 bestätigte der Erzbischof von Paris diese Pflanzschule und erhob sie zu einer Congregation unter dem Namen der Dienerinnen der armen Kranken. Die beiden Gründer, Vincenz von Paul und die fromme le Gras starben in einem Jahre, 1660. Ihr Institut dauerte fort und verbreitete sich nicht nur in Frankreich und den Niederlanden immer weiter, sondern drang auch bis nach Polen. Die Zahl ihrer Häuser vermehrte sich bis gegen 300, die alle unter der ersten Anstalt zu Paris, als ihrem Haupte, stehen. Um den einigen und unverfälschten Geist dieses wichtigen Vereins zu erhalten, werden die auswärtigen Zöglinge von Zeit zu Zeit in ihren Hauptsitz berufen. Die Superiorin verwaltet in der Regel ihr Amt drei Jahre. Alle diese Töchter der christlichen Liebe stehen unter dem Generalsuperior von St. Lazarus, d. i. der

Missionspriester, der ihre Vicarien und Beichtväter ernennt, und unter der geistlichen Gerichtsbarkeit des pariser Erzbischofs. Sie verknüpfen das thätige Leben mit dem beschaulichen. Keine Zelle in ihren Häusern ist unter Schloß und Riegel, die Wohnungen der Beamteten abgerechnet. Alles, was den Schwestern zu lieb wird, wird ihnen weggenommen, um sie allem Irdischen zu entziehen. Darum müssen sie am Abend vor Christi Beschneidung, als am letzten des Jahres, Alles, was sie gebrauchen, der Superiorin überliefern, die es dann durch das Loos wieder vertheilt. Selbst die Zellen wechseln sie, ohne etwas daraus mitzunehmen. Pönitenzen, Fasten, Geißeln sind gewöhnlich. Die Aufzunehmenden müssen körperlich gesund, stark und wohlgewachsen sein, von welchem letzten Erfoderniß nur ausgezeichnete Geistesgaben eine Ausnahme gestatten. Nicht einmal solche, die einen übelriechenden Athem haben, trepanirt worden sind oder sonst in irgend einem übeln Rufe stehen, werden zur Aufnahme gelassen. Leichtsinnige, hochmüthige, mistrauische, mürrische und zanksüchtige Frauen sind völlig ausgeschlossen. Die Arbeit der Novizen ist hart. Büßen sie im Eifer ihrer Pflichterfüllung ihre Gesundheit ein, werden sie nicht selten verabschiedet und ohne Hülfe der Welt zurückgegeben. Die grauen Schwestern oder Topfschwestern werden daher gewöhnlich aus armen Mädchen der Bürger und Bauern gewählt. Das Noviziat im Seminar dauert fünf Jahre, dann legen sie ein einfaches Gelübde auf ein Jahr ab, das wieder erneuert wird, so lange man will. Die Hospitaliterinnen tragen als Augustinerinnen einen schwarzen Rock und Gürtel, langen Wimpel, die gewöhnlichen Schleier, den weißen und darüber den schwarzen, zu Feierlichkeiten einen großen schwarzen Mantel und bei der Krankenpflege einen Linnenüberwurf, wie ein Chorhemd. Donaten und Mägde gehen grau mit einiger Verschiedenheit. Die Kleidung der Schwestern der christlichen Liebe ist grau, schlicht und ehrbar, hat übrigens von der weltlichen Tracht wenig Abweichendes. Topfschwestern heißen sie vom Besorgen der Küche und der Krankensuppen.

Die Hospitaliterinnen St. Josephs waren Anfangs weltliche Frauen, deren Verein 1642 vom Fräulein de la Ferre in der Stadt la Fleche (in Anjou) errichtet wurde und 1643 Satzungen mit einfachen Gelübden auf ein oder auf drei Jahre erhielt. Ihre Kleidung war ebenfalls schlicht und ehrbar. Nach Ablegung des Gelübdes empfangen die Hospital- und Hausschwestern einen Silberring mit den Worten: Jesus, Maria, Joseph, den sie am kleinen Finger der linken Hand tragen. Zu diesen Josephsschwestern flüchtete sich die Prinzessin Anna von Melun, eine eifrige Klosterfrau der Schwestern der Heimsuchung zu Saumur, um der Ehre und den Welthändeln ihres Klosters zu entgehen. Sie wünschte ihren Stand zu verbergen, allein ihr Beichtvater, ein Jesuit du Breuil, hatte schon durch die Art der Anmeldung gesorgt, daß man etwas Hohes in ihr vermuthete, was auch dann die feine Wäsche ihrer Truhe um so mehr verrieth, je stärker die holländische Leinwand mit ihrer groben Ankleidung im Widerspruche stand. Bald darauf schenkte sie die feinen Linnen der Kirche zu Altartüchern und Chorhemden. Als um 1652 ein neues Hospital dieses Vereins in Laval und zugleich in Bauge begehrt wurde, ernannte man die Prinzessin, welche den Namen Anna de la Haye angenommen hatte, den sie auch beibehielt, zur Superiorin von Bauge, wo sie auch ihr väterliches Erbgut zum Baue dieses Hospitals und eines andern zu Beaufort verwendete. Die Mutter de la Ferre errichtete gleichfalls noch ein neues Haus zu Moulin in Bourbon, wo sie 1651 starb. 1659 erhob sich sogar ein neues Hospital dieser Gesellschaft zu Montreal in Canada. Das Hospital zu Laval war das erste, welches sich 1663 zu feierlichen Gelübden unter Augustins Regel anheischig machte, dem auch andre nachfolgten. Ihre Satzungen schrieb der Bischof von Angers, Heinrich Arnaud, 1685. Das Haus zu la Fleche, das erste dieser Stiftung, war das letzte, das sich zu beständiger Verschließung entschloß und sich dadurch regulirte. Sie behielten jedoch ihre erste Kleidung. Die verschiedenen Häuser (denn sie verbreiteten sich immer mehr) unterstützen sich gegenseitig und stehen miteinander im beständigen Briefwechsel, Einigkeit und liebevolle Gesinnung zu einander zu erhalten. Außer den Chor- und Laienschwestern werden auch noch sogenannte zugesellte angenommen, die wegen Körperschwäche oder aus andern Ursachen nicht zu den Gelübden gelassen werden können. Diese zugesellten sind frei von Beobachtung der Observanzen.

Ferner gibt es Hospitaliterinnen, die sich vorzüglich der Erziehung der Mädchen annehmen. Dafür hatte sich besonders der Cardinal-Erzbischof zu Bordeaux, Franz d'Escoubleau von Sourdis verdient gemacht. Da die Klosterfrauen sich schlechterdings nicht Aller annehmen konnten, die des Unterrichts bedurften, so billigte es der genannte Erzbischof mit Freuden, als eine Gesellschaft Witwen und Jungfrauen sich zum Unterrichte der Waisenmädchen verbunden hatte. Er fing an, ihnen ein Haus zu errichten, das sein Bruder und Nachfolger Heinrich erst vollendete. Maria Delpech de l'Estang gab dazu drei aneinanderstoßende Wohnungen her (1638) und die Gesellschaft erhielt den Namen Schwestern des heil. Josephs zur Regierung der Waisen. Auch für den Unterhalt der verwaisten Mädchen wollte man sorgen. Heinrich schrieb ihnen Satzungen vor, denen sie bis 1652 folgten, seit welcher Zeit sie vermehrt wurden. Aus sieben Schwestern waren 12 geworden, dazu sieben Hausschwestern. Der König hatte ihr Institut bestätigt. Besondre Einnahmen hatten sie nicht. Der Gewinn von der Arbeit des Hauses war ihre vorzüglichste Einnahme. Man nahm daher außer den Waisenmädchen noch Kostgängerinnen auf. Anfangs legten sie nur das Gelübde des Gehorsams ab, in der Folge auch das Gelübde der Keuschheit. Sie kleideten sich schwarz. Die verschiednen Häuser zu Paris, Rouen, Toulouse, Limoge, Rochelle haben jedoch verschiedne Satzungen und Kleidung. Einige derselben sind regulirt. Die Stifterin Delpech nannte die Schwestern zu Paris Töchter des heiligen Josephs von der Vorsehung. In ihrer Mitte ist

871 gestorben. Weil diese Congregation unter dem
ße Jesu, Mariä und Josephs steht, sind sie auch
er der erschaffnen Dreieinigkeit genannt worden.
edem Hause sollen in der Regel 33 Jungfrauen
zur Ehre der 33 Jahre, die Christus auf Erden
ete. Außerdem konnten sie noch andre Jungfrauen
Wittwen aufnehmen, die jährlich 400 Livres zu ent-
n hatten, von denen die Hälfte der Summe für
Waisen, die andre für den Unterhalt der Wohlthäte-
n, wie man sie nannte, verwendet wurden. Auch
iche Frauen nahm man unter dem Namen der zu-
lten auf, welche jedoch die Armuth ebenso streng zu
hatten. Diese Zugesellten, die natürlich mit der
t im beständigen Umgange blieben, gebrauchte man,
erwachsenen Waisenmädchen in Familien unterzu-
en.

Endlich hat sich der Priester und Doctor der Theo-
Benignus Joly, ein Schüler der Väter des Orato-
s und der Jesuiten, um die große Gesellschaft der
italiterinnen rühmlich verdient gemacht. Seine Stu-
vollendete er zu Paris, wo er den Doctorhut 1672
27. Jahre seines Alters erhielt. Der eifrige Mann
e Sonntags die Armen und gab ihnen Almosen.
Geistlichen theilten seine Bemühungen, da er bei zu
em Zulaufe nicht fertig zu werden vermochte. Die
lichen selbst, die der Nachhülfe benöthigt waren, be-
e er. Dies Alles geschah in Dijon, seinem Geburts-
wohin er sich begeben hatte, nachdem sein Vater
gestorben war, auf Veranlassung seines Bruders.
t nur als Chorherr zu St. Stephan daselbst, wel-
schon im 14. Jahr erhaltnen Amt er früher sei-
Studien wegen nicht ordentlich hatte vorstehen kön-
bewies er sich eifrig, sondern auch als Großvicar,
ihn der Abt dieser Collegiatkirche, eines ehemals
ımten Augustinerklosters, Namens Fiot, erwählt hatte.
n gründete er daselbst die Gemeinde des guten
en, wo liederliche Frauenspersonen, die zur Besse-
Lust bezeigten, aufgenommen wurden, desgleichen
zerathne Familienkinder zur Correction. Seine Bes-
ıgsanstalt wurde 1687 bestätigt. Eine andre Gesell-
t, welche Kammer der göttlichen Vorsehung ge-
ıt wurden, gründete er, wo arme Mägde aufgenom-
wurde, die außer Dienst gekommen waren. Bei
n vielfachen Geschäften nahm er sich der Kranken
leiblichem und geistlichem Beistande so eifrig an, daß
der Bischof die geistliche Verwaltung des dortigen
pitals übertrug. Dies gab ihm Veranlassung zur
ichtung der Hospitaliterinnen zu Dijon, da das alte
pital zum heil. Geiste nicht ausreichte, obschon ein
tes hinzugefügt worden war. Beide wurden von
Klosterfrauen des Ordens des heil. Geistes verwaltet.
Rath, der die Aufsicht hatte, fand Mancherlei zu
rken, was sich mit dem gemeinen Wohle nicht recht
ertragen schien und nahm ihnen das neue Hospital
. Fr. von der christlichen Liebe. Joly führte neue
vestern eines nur einfachen Gelübdes in dieses Haus,
ngs nur 15 (seit 1685). Der Zulauf war außer-
tlich. Wider seinen Willen wurde Joly zu ihrem
Superior ernannt. Als solcher gab er diesem weltlichen
Vereine Regeln, worüber er mehre Jahre arbeitete, in
allen Dingen das Nützlichste wollend. Nachdem der
Mann seine Satzungen erprobt hatte, übergab er sie zur
Bestätigung dem Bischofe von Langres, erlebte sie aber
nicht. Er wurde ein Opfer seiner vielen Krankenbesuche
während der ansteckenden Krankheiten in den Jahren
1693 und 1694, die eine Folge der Korntheuerung waren.
Er starb am 9. Sept. 1694. Kurz nach seinem Tode
wurden seine Statuten bestätigt. Die Gesellschaft der
Hospitaliterinnen legt nur einfache Gelübde der Keusch-
heit, des Gehorsams und der Liebe gegen die Kranken
ab. Das Noviziat ist fünfjährig. Ihre Kleidung ist
schwarz und gleicht der Tracht der Töchter der heiligen
Agnes und der heil. Familie zu Douay, welche Waisen-
mädchen erziehen, bis sie sich verheirathen oder in Dienste
treten können. Diese letzten verdanken ihre Stiftung
der Frau Johanna Biscot, geb. zu Arras 1601 und
gest. 1664.

Dieser nützlichste aller Mönchs- und Nonnenorden
hat sich bis auf unsre Zeiten in sehr mannigfaltigen Ver-
zweigungen erhalten, und wird, wenn auch nach dem
Geiste der Zeit vielfach verändert, wohl fernerhin zum
Segen der Armen bestehen. Von den allerneuesten Ein-
richtungen der Länder im Wesen der Hospitalvereine man-
geln genaue Nachrichten. (*G. W. Fink.*)

Hospitalius, s. l'Hôpital.

HOSPITALSCHIFF, ein Schiff bei einer Flotte,
welches dazu eingerichtet und bestimmt ist, die Kranken
und Verwundeten der Kriegsschiffe aufzunehmen, zu wel-
chem Endzwecke sich Ärzte und Wundärzte mit ihren Ge-
hülfen am Borde desselben befinden. Das Zwischendeck
(man vergl. den zu Bd. VIII. von Sect. 2. gelieferten
nautischen Plan Fig. 1. ii.) der Hospitalschiffe ist sehr
hoch, höher als bei andern Schiffen und mit vielen Luft-
pforten versehen, damit die frische Luft daselbst circuliren
kann. (*Braubach* und *C. H. Müller.*)

HOSPITALWEIN, die beste Sorte der im spani-
schen Königreich Aragonien bei Zaragoza, Huesca und
Carinena wachsenden Weine, welche sich durch ihre rothe
Farbe, Stärke und Schwere rühmlichst auszeichnen und
unter dem allgemeinen Namen: „Garnachas" bekannt sind.
(*Fr. Thon.*)

HOSPITIUM oder **SPITAL**. So werden in den
Alpen fromme Stiftungen genannt, welche nicht für be-
hagliches Wohlleben müßiger Mönche in lachenden Ge-
genden bestimmt, sondern auf der Höhe wichtiger Alpen-
pässe angelegt sind, um den Reisenden in unwirthlicher
Einöde Verpflegung und Hülfe in Gefahren zu gewäh-
ren. Das älteste dieser Hospitien ist dasjenige auf dem
großen Bernhardsberge zwischen Wallis und dem pie-
montesischen Aosta-Thale, 7680 Fuß über der Meeres-
fläche, der höchste auch im Winter bewohnte Punkt der
Alpen. Acht bis zehn Mönche vom Orden der Augusti-
ner-Chorherren bewohnen dasselbe, und bewirthen nicht
nur die Durchreisenden unentgeltlich (wohlhabende Rei-
sende lassen aber ein Geschenk an Gelde zurück), sondern
leisten ihnen auf dem gefährlichen Wege alle mögliche

Hülfe, und retten oft mit eigner Lebensgefahr die Ermüdeten und Erstarrten, welche das Hospitium nicht erreichen konnten. Eine eigne Art von Hunden dient ihnen zur Aufspürung der Verunglückten. Ein kleineres Hospitium war dasjenige auf dem Simplon, auch von einigen Capitularen des Hospitium auf dem großen Bernhard besorgt. Nach Vollendung der großen Straße über dieses Gebirge, die in einiger Entfernung von dem alten Hospitium vorbeiführt, ließ Napoleon im J. 1811 den Grund zu einem neuen großen Hospitium legen; allein nach seinem Sturze wurde der Bau nicht mehr fortgesetzt. Im J. 1825 kaufte dann das Capitel auf dem Bernhardsberge das angefangne Gebäude mit den Materialien von der Regierung des Wallis, sodaß man nun mit Wahrscheinlichkeit die Vollendung desselben und die Herstellung eines Hospitium auf dem Simplon erwarten darf. Auf der Höhe des Gotthardpasses, 6650 Fuß über der Meeresfläche, war auch ein kleineres Hospitium, in welchem zwei Kapuziner lebten, und wo die wohlhabendern Reisenden gute Bewirthung und Nachtlager fanden. Für die ärmern stand daneben ein eignes Gebäude, wo sie unentgeltlich verpflegt wurden. Für die Lastthiere war auch gut gesorgt. Schon im 13. Jahrh. soll hier eine Herberge gestanden haben. Allein während des Winters 1800 wurde das Holzwerk des Hospitium von franz. Vorposten, welche hier lagen, abgebrochen und zur Feuerung verwandt, sodaß nur das Gemäuer übrigblieb. Das andre Gebäude ist jetzt ein gewöhnliches Wirthshaus und die Kapuziner sind verschwunden. An der Grimsel, zwischen dem berner Oberland und Wallis, findet sich auch ein, zwar nicht von Geistlichen besorgtes, Hospitium, 5580 Fuß über der Meeresfläche. Der Wirth, Spitalmeister genannt, bewohnte dasselbe ehemals nur bis zum Anfange des Winters, war aber verpflichtet, einige Lebensmittel in dem unverschlossenen Gebäude zurückzulassen für Reisende, die später noch über das Gebirge kommen möchten. Jetzt bleibt er auch den Winter durch dort; arme Reisende werden auch hier unentgeltlich verpflegt. (*Escher.*)

Hospodar, s. Moldau und Walachei.

HOSRI (حُصْري) [1]. Abu Ishak Ibrahim Ben Ali El-Hosri aus Kairowan (in Afrika, vielleicht Cyrene), dessen Tod am richtigsten in das J. 453 d. H. (1061 n. Chr.) gesetzt wird [2], ist ein berühmter Dichter und als solcher Verfasser mehrer ausgezeichneter Werke, von denen hier nur vier genannt werden sollen: 1) Eine Gedichtsammlung (ديوان); 2) Blumen der Gesittetheit und Früchte für das Herz (زهر الاداب وثمر الالباب) in drei Heften (اجزا), eine Sammlung lauter auffallender und seltner Gedanken, die er, wie Abu Ali Hasan Ben Reschik aus Kairowan, der 456 d. H. (1064 n. Chr.) starb, in seinem Enmusedsch erzählt, im J. 450, d. i. 1058, veranstaltete; 3) der Wohlverwahrte über das verborgne Geheimniß der Liebe (المصون في سرّ الهوى المكنون), mit dem Anfange: Gelobt sei Allah, der die Linien seines Buches gemacht hat; 4) ein Auszug aus den Blumen der Gesittetheit unter dem Titel: Das Licht des Auges und die Blüthe des Gefäßes (نور الطرف ونَوْر الظرف) in einem Hefte (في جزء).

Einen andern und ebenso berühmten Dichter aus demselben Orte Kairowan erwähnt Abulfeda [3]) mit dem vollständigen Namen Abu'l Hasan Ali Ben Abd-El-Gani (الغني) El-Hosri, mit dem Zusatze „der blinde Koranleser" (المقري الضرير). Er begab sich von Kairowan weg nach Andalusien und starb 488 d. Fl., d. i. 1095 n. Chr. Nach Hadschi Chalfa's bibliogr. Wörterbuch ist er Verf. einer Kasside, die von ihm den Namen führt (القصيدة الحصرية). Dieses kleine Gedicht, das aus 209 Beit besteht und über die Redaction des Korans von Nafi (قرأة النافع) handelt, wurde von Muredscha Ben Junis Safiki, der 600 (beg. 9. Sept. 1203) starb, commentirt.

Sa'd Ben Ali Verrak (الوراق) El-Hosri, den d'Herbelot anführt, ist ebenso wenig in Hadschi Chalfa zu finden, als sein von demselben Schriftsteller angezogenes Werk: Les Antécédens exprimées grammaticales aus den Mekamen des Hariri (اللفظيات من المقامات الحريريات). (*G. Flügel.*)

HÖSS, 1) Nikolaus der ältere, Bildhauer und erzbischöflicher Kammerportier zu Salzburg, gestorben im Pensionsstande im Januar 1806, 70 Jahr alt, an Entkräftung, half dem Statuar J. Hagenauer, nachmaligem Director der k. k. Graveurschule zu Wien, bei der Verfertigung der Marienstatue ꝛc. auf dem Domplatze zu Salzburg. Auch verfertigte er kleinere Figuren für die Fürst-Erzbischöfe Sigmund und Hieronymus. 2) Nikolaus der jüngere, Sohn des Vorigen, wurde 1780 zu Salzburg geboren, widmete sich der Zeichnungskunst und zeichnete sich darin aus. Er zeichnete vorzüglich Architekturgegenstände, Wappen, Münzen u. dergl., z. B. das Portal der St. Peters- und das neue Portal der Franciskanerkirche zu Salzburg, den Dom zu Salzburg von Innen und Außen, die auf den loiger Feldern im J. 1815 ausgegrabenen römischen Alterthümer, die Münzen, welche Greiner in Kupfer herausgab ꝛc. Als 1819 der Kunstkenner und ästhetische Kritiker Wilhelm Heben-

1) Das so zu schreiben s. Cod. Dresd. No. 392. f. 11. v. und Hadschi Chalfa's Bibl. Mscr. der wiener Akademie unter ديوان الحصري, Andre lesen حَصَري. *Abulf.* Annal. Mosl. III, 306. 2) S. Hadschi Chalfa's chronol. Tafeln zum J. 453.

3) Ann. Mosl. III, 306.

von Wien nach Salzburg gekommen war, befrie-
n ihn die Zeichnungen von Höß in einem solchen
e, daß er seine im Drucke herausgegebenen Reise-
bungen mit mehren lithographirten Zeichnungen
Höß begleitete, z. B. mit der Zeichnung des Tauf-
im salzburger Dom, des Römerbades im Hofe
St. Johannesspitals zu Salzburg ꝛc. (*Rumy.*)

HOSSA (Franz), ein böhmischer Virtuos auf der
ne und Viola, machte sich von 1780 bis in die
des Decenniums 1790 durch äußerst lebhaften
rag berühmt. Er unternahm mehre Kunstreisen,
e in Leipzig einige Zeit als Concertspieler angestellt
darauf in Wien, wo er unter der Menge (und
scheinlich vom Alter außer Thätigkeit gesetzt) ver-
en ist. Sein Geburts- und Todesjahr ist, so viel
wissen, nirgend angezeigt worden. (*G. W. Fink.*)

HOSSCH (Sidonius), ein berühmter Jesuit zu
em oder Markem in der Diöces Ypern, geb. 1596,
e in seiner Jugend mit seinem Vater die Schafe
, kam aber durch sein poetisches Talent in solches
hen, daß ihn nicht allein Papst Alexander VII.
te, sondern auch seine Ordensbrüder, Jak. de Well
Wilh. Becan, ebenfalls Dichter, ihre Gedichte den
jen beifügten. Er war Priester und starb zu Ton-
den 4. Sept. 1659. Man hat von ihm Elegiae
pibus Gandam inducit Franc. de Moncada Ay-
Marchioni loquentem (Antw. 1635. 4.; ibid.
.); Elegia I. ad Ferdinandum Cardinalem In-
m gratulatoria, Poema in laudem Casimiri Sar-
i in Epicitharisma a Belgis Poetis ipsius Ly-
additum *). (*Rotermund.*)

HOSSE (Friedrich Wilhelm), ein Gelehrter des
Jahrh., war brandenburgischer Secretair. Durch
Schrift: Concordia rationis et fidei s. harmonia
sophiae moralis et religionis christianae (Am-
[eigentlich Berol.] 1692.) machte er bei den Theo-
und Philosophen seiner Zeit großes Aufsehen, weil
rin von den Grundsätzen des Spinoza ausging.
achte sich Gott als die Ursache aller Dinge, aber
als eine äußere; außer sich wirkende und etwas
rbringende, sondern als eine immanente, inwoh-
e Ursache der Welt, als die einige und nothwendige,
e Substanz, deren Eigenschaften insgesammt unter
unendlichen Ausdehnung und dem unendlichen Den-
begriffen werden, von welcher alle einzelne, endliche
e nur verschiedne, aber nothwendige Modificationen
in welcher alles Einzelne ist und besteht, welche
nicht sinnlich wahrnehmen, sondern mit dem Ver-
e anschauen, in welcher alles, auch die Ausdehnung
das Denken, Eins ist, durch welche Alles, was
h ist, auch wirklich ist und sein muß. Weil er
menschlichen Seele keinen freien Willen einräumte,
n sie selbst nur als eine Modification des göttlichen
ns, also nicht als die freie Ursache der Entschlüsse
Handlungen, sondern immer von fremden Ursachen
und zuletzt von der einigen freien Ursache aller Dinge
abhängig betrachtete, so glaubten viele daraus schließen
zu müssen, daß er die Unsterblichkeit der Seele leugne.
Er wurde seines Amtes entsetzt, obschon er so wenig wie
Spinoza ein Gottesleugner war, sondern nur nach pan-
theistischer Ansicht die Kraft Gottes und der Natur nicht
geschieden haben will, und das höchste Gut, d. h. die
Tugend und die Seligkeit des Menschen, nur in der Er-
kenntniß und Liebe Gottes bestehen läßt. Beiden wäre
eher der Vorwurf zu machen, daß sie Alles zu Gott ge-
macht haben; und daß nach ihrer Lehre von dem unbe-
dingten Glauben an die Nothwendigkeit der göttlichen
Natur der Mensch nichts zu thun habe, als sich gehen
lassen, und wenn er es auch nicht thut, so muß er es
nach ihrem Systeme. Nach diesem, bemerkt man witzig,
darf man nicht sagen: „Die Teutschen haben 10,000
Türken niedergemetzelt," sondern: „Gott in den Teut-
schen erlegte Gott in 10,000 Türken." Nach H. steht
sich Gott selbst im Wege. Er haßt sich selbst, er bittet
sich selbst um Gnade, verfolgt sich selbst, belügt, ißt
und trinkt sich selbst. Der Mörder ist Gott und der
Gemordete, der Verführer und die Verführte, der Lüg-
ner und der Belogne. Alles ist Gott und Gott ist
Alles. (*Al. Müller.*)

Hossein, s. Hosein.

HÖSSLE (Joh. Georg von), geb. am 21. April
1748 zu Walkertshofen im Landgericht Ursberg, erhielt
bei den Jesuiten in Augsburg Elementarunterricht, studirte
Philosophie zu Freiburg, Arzneikunde zu Ingolstadt und
Wien, und erhielt 1767 zu Ingolstadt die medicinische
Doctorwürde, prakticirte darauf als Arzt zu Augsburg
anderthalb Jahr und bekam einen Ruf nach Dillingen
als Professor der Arzneiwissenschaft, mit dem Charakter
eines fürstbischöflichen augsburgischen Hofmedicus und
Hofrathes. Seine Hauptbemühung ging dahin, gute
Lehranstalten für Hebammen und Landärzte zu errichten;
war Director des von ihm in Dillingen zu Stande ge-
brachten medicinisch-chirurgischen Instituts, welches aber
noch vor Aufhebung der Universität wieder einging, und
starb am 17. März 1807. Seine Schriften sind: Kran-
kengeschichte der A. M. Zeitlerin, welche zehn Jahre lang
ohne Speis und Trank lebte (Augsb. 1780); der gesunde
und kranke Mensch, eine kurze Übersicht medicinischer
Kenntnisse, zum Gebrauche der chirurg.-medicin. Pflanz-
schule in Dillingen (Ebend. 1791); Lehrsätze der Ge-
burtshülfe (Ebend. 1794); Kurzer und gründlicher Un-
terricht, wie die jetzt an mehrern Orten herrschenden
hitzigen Krankheiten zu heilen sind, und wie man sich
vor denselben am besten verwahren könne (Dilling. 1800);
verfaßte auch Aufsätze in Kohlbrenner's münchner In-
telligenzblatt und in einigen andern Zeitschriften *).
(*Rotermund.*)

HÖSSLENSWARTH, ein Dorf im Königreiche
Würtemberg, im Jagstkreise und Oberamte Schorndorf
mit 520 evangel. und 18 kathol. Einw., wovon ein gro-

---

*) *Alegambe*, Script. Soc. Jesu, p. 421. *Borrichius*, De
at. Diss. III.

*) Baader, Lex. verstorb. bair. Schriftsteller aus dem 18.
und 19. Jahrh. S. 244.

ßer Theil aus Hafnern besteht. Die Evangelischen sind der Pfarrkirche Buoch, die Katholiken der von Öffingen zugetheilt. (*Memminger.*)

Hossmann, s. Hosemann.

Hossn, s. Hissn.

HOSSNKEIF, HOSNKEIF, Name eines Sandschaks des Ejalet Diarbekr im osmanischen Asien und des darin befindlichen Hauptortes, einer Stadt am östlichen Ufer des Tigris mit einem Bergschloß und berühmt durch ihre Weintrauben. (*R.*)

HOST, gewöhnlich HOSTUS (Matthäus), Philolog und Numismatiker, von sehr armen Ältern 1509 in dem Dorfe Wilhelmsdorf bei Cöln an der Spree geboren, studirte zu Frankfurt an der Oder, war 53 Jahre daselbst Professor der griechischen Sprache, und starb den 29. April 1587. Die Numismatik dankt seinem Fleiß und seiner Einsicht mannichfaltige Aufklärungen: Historia numariae veteris (Francof. ad Viad. 1580). Opuscula de re numaria (Ib. 1586). Vol. III., vorher einzeln auch in Rechenberg's Scriptoribus rei numariae (1692). Aus seinem Nachlaß edirte sein Eidam Val. Becker: Narratio de vita, studiis, scriptis et morte Jod. Willichii (Ib. 1601. 4.)*). (*Baur.*)

HOST VON ROMBERCH (Johann), geb. gegen Ende des 15. Jahrhunderts zu Kyrspen in Westfalen, daher auch Kyrspensis genannt, trat um 1500 zu Cöln in den Dominikanerorden, studirte darauf zu Venedig, Rom und Bologna, wurde Magister, 1520 Baccalaur. Theolog., und starb gegen 1533. Er schrieb Congestorium artificiosae memoriae (Cöln 1520. Veneb. 1533); Orat. de dignitate et officio Sacerdotum (Cöln 1532) und De ratione confitendi; gab auch *Borchardi* Alimanni descriptio terrae sanctae (Veneb. 1519), *Alberti* M. Comm. in Ethicam Aristotelis (Ib. 1520 Fol.), *J. Fabri*, Tract. de sacerdotio (Cöln 1523 Fol.), Desselben Antilogiae Mart. Lutheri (Augsburg 1530) und *Dionysii* Carthusiani compendium Theologiae (Cöln 1521) heraus **). (*Rotermund.*)

HÖST, 1) Georg, geb. zu Aarhus in Jütland 1734, hielt sich 1760—68 in Marokko, zuerst im Dienste der ehemaligen kön. dänischen afrikanischen Compagnie und nachher als Viceconsul des Königs von Dänemark in Suira oder Mogodor auf, ging darauf von 1769—1779 nach Westindien als Mitglied und Secretair des königl. Rathes auf St. Thomas, und war dort zuletzt Interims-Commandant. Nach der Zurückkehr wurde er Staatsrath in Copenhagen und gab an Ort und Stelle selbst gesammelte Nachrichten von Marokko und Fes unter dem Titel: Efterretninger om Marokos og Fes 1779 heraus, die 1781 ins Teutsche übersetzt zu Kopenhagen mit 34 Kupfertafeln erschienen [1]). Auch machte er bekannt: Geschichte Mohammeds Ben Abdallah, Kaisers von Marokko (Ebend. 1791) [2]). Efterretninger om Ön St. Thomas og dens Gouverneurer optegnede der paa Lander (Das. 1791.) [3]). Er ist im J. 1794 gestorben. Sein Sohn, Jens Kragh, geb. 1772, war Assessor des Hof- und Stadtgerichts, verlor aber diese Stelle wieder, wahrscheinlich wegen zu freier Äußerungen und ist auch als Schriftsteller aufgetreten.

2) Stephanus, war Professor der Theologie zu Heidelberg; von ihm ist bekannt: Modus praedicandi subtilis et compendiosa, mit einigen andern kleinen Schriften zu Straßburg 1513. 4. gedruckt [4]). (*Rotermund.*)

Höst, s. Höchst.

HOSTA *Jacq. et Humb.* Diese Pflanzengattung so genannt nach dem k. k. Leibarzte Nic. Thom. Host, dem Verfasser zweier vortrefflicher botanischer Werke (Synopsis plantarum in Austria sponte crescentium. Vindobon. 1797 und Icones et descriptiones graminum austriacorum. Vienn. 1801—1814. Voll. IV. Fol.), fällt zusammen mit der Linné'schen Gattung Cornutia, sowie Willdenow's Gattung Hostea mit Aublet's Matelea. (*Sprengel.*)

HOSTALRICH, Villa der spanischen Provinz Cataluña, Vegeria de Gerona, am Tordera, 11½ Meilen von Barcellona, mit einem festen Schlosse. (*Stein.*)

Hostato, s. unter Höchst.

HOSTAU (Hostow), fürstl. Trautmannsdorff'sche Stadt an der Radbuza im Klauttauerkreise des Königreichs Böhmen, hat starke Leinenbandweberei, eine Essigsiederei und gegen 900 Einw. (*R.*)

Hostay, s. Arnau.

HOSTE (Paul l'), ein besonders um Kriegswissenschaften und Marine verdienter Mathematiker, geboren zu Pont de Vesle en Bresse im J. 1652. Nachdem er in seinem 17. Jahre bei den Jesuiten aufgenommen war, erhielt er bald die Regenz der untern Classen, widmete sich aber nachher ganz den mathematischen Studien, und gewann durch seine Talente die Protection der Marschälle von Estrées und von Tourville, welche er auf mehren Seeexpeditionen begleitete. Er verfaßte hierauf eine Abhandlung über den Schiffsbau, welche er dem Urtheile Tourville's unterwarf. Da er manche Einwürfe des Letztern nicht genügend beantworten konnte, so kamen beide überein, jeder ein Schiff nach seinen Ansichten bauen und dasselbe von Kennern beurtheilen zu lassen. Dies geschah und Tourville's Schiff wurde für das bessere erklärt, worauf sich l'Hoste für besiegt erkannte [1]). L'Hoste war zu jener Zeit königl. Professor der Mathematik an der Schule zu Toulon, wo er am 23. Febr. 1700 starb. Man hat von ihm 1) Recueil des traités de mathématiques les plus necessaires à un officier. (Paris 1692. 3 voll. in 12). 2) L'art des armées navales avec le traité de la construction des vais-

*) Sein Leben in der Vergnügung müßiger Stunden. 8. Th. S. 3 fg. *Beemann*, Notitia acad. Francof. *Fabricii* hist. bibl. P. I. p. 329. Catal. bibl. Bunav. T. I. Vol. II. p. 1339.
**) *Echard*, Bibl. Domin. T. II. p. 88.
1) Gätting. gel. Anzeiger. Zugabe 1781. S. 673.

2) Hall. allgem. Lit.-Zeit. 1792. IV, 76. 3) Götting. Zeit. 1791. S. 930. 4) Amoenit. Friburg. T. I. p. 335.
1) Vergl. einen Brief des Marinecommissair Deslandes über diesen interessanten Wettstreit in den Mém. de Trévoux, Mars 1748.

: (Lyon 1697 in fol., nouv. édit. 1727. 2 Tom.
, avec fig.). Letztres Werk wurde sehr geschätzt
r Verfasser von Ludwig XIV. mit einem Geschenk
ner Pension belohnt. Es gründet sich ganz auf
htungen und Versuche und kann noch jetzt als
ute Geschichte der französischen Marine im 17.
angesehen werden [2]). (*Gartz.*)

lostein, f. Bistritz.

IOSTENDITIAE, eine Unterart der Adoha (f.
.), nannte man die Gelder, mittels welcher der
. seinen, dem Lehnsherrn bei einem Feldzuge zum
des römisch-teutschen Reichs, zu leistenden Natu-
iegsdienst abkaufte. Die Vasallen hatten nämlich
ahl, entweder selbst in Person, oder durch einen
rtreter den Kriegsdienst zu leisten, oder endlich die
ditien zu bezahlen, deren Größe gesetzlich bestimmt
Siehe in erster Hinsicht das lombardische Lehn-
II. F. 55. §. 1, in letztrer: II. F. 40. Hatte ein
Lehen von verschiednen Lehnsherren, so mußte
n einen den Kriegsdienst in Person oder durch
Stellvertreter leisten, dem andern dagegen die Ho-
ien geben. S. Vetus auctor de beneficiis. §.
Spieß in Zepernick's Miscellaneen. 12. Bd. no.
(*Spangenberg.*)

Iostengau, f. Hostingabi.

IOSTERLITZ (Hostiehradice), Marktflecken im
r Kreise der Markgrafschaft Mähren mit gutem
au und ungefähr 1150 Einw. (*R.*)

IOSTERWITZ, Dorf nahe bei Pillnitz im Amte
n meißner Kreises im Königreiche Sachsen; der
Prediger ist Schloßprediger zu Pillnitz. Seit
waren hier ausgebreitete Maulbeerbaumplantagen,
über 300,000 Stämmchen (mit denen in andre
des Landes abgegebenen) enthielten, jedoch zu An-
des 19. Jahrh. wieder eingingen. (*G. F. Winkler.*)

IOSTIA, OSTIA, alte zerstörte römische Coloni-
dt im lombardisch-venetianischen Königreich, in der
von Verona, zwischen welchen beiden Orten die
agna di Verona ist, wo der römische Feldherr
s die Cimbern geschlagen haben soll. Bei Ostia
Salzgruben [1]). In der Folge war in dieser Stadt
ein Bisthum. Ostia war die erste römische Colo-
elche der König Ancus anlegte. Ihren Namen er-
ie von ostium (Mündung oder Ausfluß ins Meer),
sie an der Mündung des Flusses Tiber lag. Die
blühete in kurzer Zeit auf und trieb Schiffahrt [2]).
s eroberte und zerstörte sie [3]). In der Folge er-
sie sich wieder und verdankte vorzüglich viel dem
Trajan. Daher auch eine Inschrift auf einem
ihm gesetzten Denkmale sagt: Colonia Ostia conservata
et aucta omni indulgentia et liberalitate ejus. Pli-
nius der Jüngere sagt von ihr (Lib. II. epist. 17): ce-
teras copias Ostiensis colonia ministrat. Minucius
Felix (lib. II.) nennt sie amoenissimam civitatem. In
der Folge nahm ihre Blüthe ab und sie wurde endlich
von den Barbaren ganz zerstört [4]). (*Rumy.*)

HOSTIE. Hostien (von dem lateinischen Worte
hostia, ein Opfer,) werden die Symbole des Abendmahls
genannt, die aus kleinen, runden, dünnen, weißen, von
ungesäuertem Weizenmehle gebackenen Scheiben, mit
dem Bilde des gekreuzigten Erlösers, bestehen, und in den
römischen und Lutherischen Kirchen bei der Communion
statt des Brodes gebraucht werden [1]). Diesen Namen
bekamen die seit dem 12. Jahrh. in der christlichen Kirche
statt des Brodes im heiligen Abendmahle gebrauchten
Oblaten in der katholischen Kirche darum, weil sie die
Verwandlung derselben durch die Consecration in den
Leib Christi annimmt, und sich des Ausdrucks bedient,
der Leib Christi werde von dem Meßpriester als ein
unblutiges Opfer dargebracht. Die katholische und evan-
gelisch-lutherische Kirche fodern für die Hostien ungesäuer-
tes Brod. Vergleicht man übrigens die Lehre der Kir-
chenväter über den Inhalt der Eucharistie und das zur
Verrichtung derselben erfoderliche Material [2]), so sagen
sie nicht bestimmt, ob gesäuertes oder ungesäuertes Brod
dazu nöthig sei; sie nennen es zwar gemeines Brod, aber
mehr in Beziehung auf seine wunderbare Verwandlung.
Man darf indessen wohl annehmen, daß in den ersten
Zeiten der Kirche, wo das Opferbrod aus den Gaben
der Gläubigen genommen wurde, und wo der Verfol-
gungen wegen jede Außerordentlichkeit verhütet werden
mußte, auch gesäuertes Brod zur Eucharistie gebraucht
ward, welches dann in der Folge die griechische Kirche
beibehielt, und die lateinische mit dem ungesäuerten ver-
wechselte. Bestimmt ist die Lehre der Kirche darüber.

Vergl. Biogr. univers. T. XX. p. 588, 589. (Art. von
)

Vgl. *Strauch*, De hostenditiis, in f. Opuscul. p. 874 sq.
Livius I, 33. In ore Tiberis Ostia urbs condita, sa-
rca factae. Daher die Straße, welche ins Land der Sa-
hrte, via salaria hieß. (*Varro*, De re rust. I, 14).
s sagt (Lib. XXIII. cap. 38): 50 naves ab ostia Ta-
profectae. 3) Epit. LXXIX: Ostiam coloniam Ma-
gnavit et crudeliter diripuit.

4) Prokopius (Lib. I. Bell. Goth. cap. 26) sagt: *πόλις Ὀστία λόγου μὲν πολλοῦ τὸ παλαιὸν ἀξία, νῦν δὲ ἀτείχιστος παντάπασιν οὖσα.*

1) Indem man in der christlichen Kirche nicht blos das nach dem Abendmahl übrigbleibende Brod als Almosen, das in der Schrift ein Opfer genannt wird, an die Armen vertheilte, sondern auch bald auf die Idee eines durch den sterbenden Heiland gebrachten Sühnopfers geleitet wurde, brauchten die Kirchenväter vom Abendmahle die Ausdrücke hostia, oblatio, victima, immolare und offerre, und das Wort Hostie ging in die christlich-kirchliche Sprache über. In den ältesten Zeiten brachten die Communicanten das gewöhnliche Brod selbst mit, dessen man sich im Abendmahle bediente. Öfters aber war dieses Brod unbrauchbar, und so kam es auf, dem Priester statt Brodes und Weines Denarien zu bringen und demselben die Bereitung des Brodes zu überlassen. Nun wurden große Oblaten gefertigt, welche nach stattgehabter Consecration in so viel Stücke gebrochen wurden, als Communicanten vorhanden waren. Wahrscheinlich nahm man sich die bei den Juden gewöhnlichen Osterkuchen, deren sich wol Jesus bei Einsetzung des heil. Abendmahls bediente, zum Vorbilde. Das Crucifix auf der Hostie sollte den durch d.. Brod dargestellten Leib Jesu andeuten. 2) f. Brenner, Freie Darstellung der Theologie, oder: Neueste katholische Dogmatik nach den Bedürfnissen unsrer Zeiten (Bamb. u. Würzb. 1818.). 3. Bd. S. 273—310.

Das Conc. Florent. erklärt: „Diffinimus — in azymo sive fermentato pane triticeo corpus Christi veraciter confici, sacerdotesque in altero ipsum Domini corpus conficere debere, unumquemcunque scilicet juxta suae ecclesiae sive occidentalis sive orientalis consuetudinem.“ In der katholischen Kirche, wo der Glaube an die wirkliche Gegenwart Christi in der Eucharistie die Grundlage von der gesammten Betrachtungsweise der Messe ist, welche als Opfer die Feier der in Christo Jesu von Gott der Menschheit ertheilten Wohlthaten, und bestimmt ist, durch Darbringung Christi theils in Lob, Preis, Dank und Anbetung das freudige Gefühl des Erlöstseins der Gläubigen auszudrücken, theils die Verdienste Christi zu fortwährender Aneignung zu bringen [3]), wird dieselbe Anbetung, die dem höchsten Gotte gebührt, auch dem Sacramente der Eucharistie, als dem ersten und vorzüglichsten unter allen Sacramenten, erwiesen [4]). Daher ist auch, wenn die Monstranz und der Kelch nach der Consecration emporgehalten werden, oder wenn die Hostie entweder zu einem Kranken oder in einer andern feierlichen Procession getragen wird, allgemeines Knien verordnet [5]). Schon das Concil zu Lambeth im J. 1281 befahl, bei der Elevation der Hostie zu läuten, damit die Anwesenden knieen sollten. Die geweihte Hostie wird in einer Kapsel (pyxis) von kostbarem Stoff

3) über dieses katholische Dogma und die Auffassung der eucharistischen Opferhandlung aus einem doppelten Gesichtspunkte vergl. Möhler, Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnißschriften (Mainz 1832.). §. 30. S. 236—256. 4) Conc. Trid. Sess. XIII. c. 5: „Nullus dubitandi locus relinquitur, quin omnes Christi fideles . . *latriae cultum*, *qui vero Deo debetur*, huic sanctissimo sacramento in veneratione adhibeant. Neque enim ideo minus est adorandum, quod fuerit a Christo Domino, ut sumatur, institutum; nam illum eundem Deum praesentem in eo adesse credimus, quem Pater aeternus introducens in orbem terrarum dicit: Et adorent eum omnes Angeli Dei; quem Magi procidentes adoraverunt, quem denique in Galilaea ab Apostolis adoratum fuisse scriptura testatur.“ 5) Miss. Rom. pag. XXXIV. Conc. Trid. Sess. XIII. c. 5 et 6: „Declarat praeterea sancta Synodus, pie et religiose admodum in Dei ecclesiam inductum fuisse hunc morem, ut singulis annis peculiari quodam et festo die praecelsum hoc et venerabile sacramentum singulari veneratione ac solennitate celebraretur, utque in processionibus reverenter et honorifice illud per vias et loca publica circumferretur.“ Die Synode meint das Festum Corporis Christi, oder sogenannte Frohnleichnamsfest von Urban IV. 1264 vorzüglich zum Andenken an die liebevolle Handlung Jesu angeordnet, zunächst in Veranlassung des Wunders mit der blutigen Hostie in Bolsena. Dieses Wunder hat sich noch in unsern Tagen wiederholt, und zwar diesseits der Apenninen und Alpen. In Augsburg nämlich, in der Kirche zum heiligen Kreuze, wird eine Hostie unter dem Namen „das wunderbarliche Gut“ aufbewahrt, welche ebenfalls die Gestalt des Fleisches angenommen hat, und zwischen dem Osterfest und dem Feste Johannis des Täufers, zumal zur Zeit der Messe, in dieser Gestalt geblieben ist. Der historische Bericht von diesem Wunderkleinod ist in derselben Stadt im J. 1800, und zwar „mit Erlaubniß der Obern“ herausgekommen. Am merkwürdigsten sind die drei geweihten Hostien auf dem Berge Andechs. (S. kurze Beschreibung der wunderbarlichen heil. drei Hostien, welche sich auf dem heil. Berge Andechs in Oberbaiern befinden, S. 18 u. 24. Ein Wallfahrtsbüchlein): „Eine Matrone brachte dem Papste Gregor dem Großen, da er die Messe zu lesen begann, das gewöhnliche Opfer von Brod und Wein. Als nun Gregorius am Ende der Messe dieser Matrone das heilige Abendmahl ertheilen wollte und sagte: Nimm hin den Leib Christi zu dem ewigen Leben! fing sie zu lachen an. Der Papst fragte, was diese Unehrerbietigkeit zu bedeuten hätte, und die Matrone bekannte ihren Unglauben offenherzig und antwortete: Ich lache, weil Du jenes Brod, welches ich kurz vorher backen ließ, den Leib Christi nennst. Gregor, voll Eifer für die Glaubenslehre und zugleich von Mitleid gegen die Irrende beseelt, fiel sammt seiner Geistlichkeit auf die Knie und flehte zum Höchsten, ein sichtbares Zeichen zur Bestätigung der Wahrheit zu geben. Siehe, da erschien auf den geopferten Brodgestalten ein blutfarbiges Fingerglied, gleichsam als wollte es der ungläubigen Matrone den Weg zum Heile zeigen, und offenbaren, daß Jesus wahrhaft im heiligen Abendmahle verborgen sei. Der Papst bestrafte sie väterlich wegen ihres Unglaubens, und nachdem sie ihren Fehler bereuet und zur würdigen Communion vorbereitet werden, erlangte Gregor von Gott, daß etwas von dem Geopferten die vorige Brodgestalt wieder bekam, mit welchem die neubekehrte Zweiflerin gespeist wurde. Das übrige behielt man als das herrlichste Zeugniß der Glaubenswahrheit in heiligen Gefäßen auf. Von der etwas größern Hostie, die von eben diesem Papste verwandelt worden ist, und auf welcher ein purpurfarbiges Kreuzzeichen erschien, ist zwar in gleichzeitigen Geschichtschreibern nichts Ausdrückliches aufgezeichnet. Aber, spricht der Verfasser des Wallfahrtsbüchleins, sind wol alle Wunderwerke aufgeschrieben worden, welche in der ersten Kirche gewirkt wurden? Es mag also sein, daß Gregor zu einer andern Zeit diese größere Hostie consecrirt hat und ein blutfarbiges Kreuzzeichen auf selbiger erschienen ist, damit entweder ein Ketzer zu Schanden, oder ein Katholik im Glauben gestärkt würde. Diese zwei wunderbarlichen Hostien wurden zu Rom bis zu den Zeiten des Papstes Leo IX., welcher im 11. Jahrh. lebte, sorgfältig aufbehalten. Damals entstand in der Kirche die Ketzerei des Berengar, welcher die Gegenwart Christi in dem Abendmahle leugnete. Wider diese Irrlehre hielt Leo 1050 zwei Kirchenversammlungen, und zu dieser Zeit mag es geschehen sein, daß dieser eifrige Papst die dritte heilige Hostie consecrirte, in welcher Gott zur Bekräftigung der Wahrheit durch ihn Wunder wirkte, und den heiligen Namen Jesus blutfarbig erscheinen ließ, wie derselbe noch heutzulage dunkel zu sehen ist. Auch diese heilige Hostie wurde sorgfältig aufbewahrt. Leo wußte von keinem größern Schatz in der Stadt Rom; er nahm ihn auf seinen Reisen mit, theils seiner Andacht Genüge zu leisten, theils in Gefahren eine sichere Zuflucht zu haben. Im J. 1052 kam Leo zum dritten Male nach Teutschland, den Kaiser Heinrich zu besuchen, theils um den Frieden zwischen demselben und dem König Andreas von Ungarn zu stiften, theils auch um eine Hülfe wider die Normänner zu erhalten. Der Kaiser nahm den Papst nach Bamberg mit sich und ruhte nicht eher, bis er ihm die drei heiligen Hostien, die er mitgebracht hatte, zum Geschenke gab. Leo konnte nicht widerstehen und überließ ihm diesen Schatz. Von dieser Zeit an blieben sie zu Bamberg der öffentlichen Verehrung ausgesetzt. Zu Anfange des 12. Jahrh. wurde der heil. Otto, ein Graf von Andechs, Berchtholds I. Sohn, Bischof zu Bamberg. Berchthold, der Vater, wie auch der jüngre Berchthold, ein Bruder des Otto, ließen nicht nach, den Bischof zu quälen, daß er ihnen die drei heiligen Hostien zukommen lasse, bis er endlich mit Einwilligung seines Capitels dieses Heiligthum selbst nach Andechs brachte. Otto II., Herzog zu Meran und Graf von Andechs, zerfiel im J. 1280 mit Otto dem Erlauchten, Herzog in Baiern. Es galt die andechsischen Güter außer den Alpen, welche in Abwesenheit ihres Herrn leicht zu überwältigen waren und sehr übel mitgenommen wurden. Weil Otto von Andechs bald darauf ohne männliche Erben starb, erlosch mit ihm die ganze Familie, und sein Stammhaus sammt der Kapelle zu Andechs wurden in einen Steinhaufen verwandelt. Graf Heinrich sein Vorgänger, mochte es wol vorhergesehen haben, daß es nach seinem Ableben dem Schloß und der Kapelle nicht am be-

aufbewahrt, und diese hat ihre Stelle in einem Behältnisse (ciborium — eigentlich Samenbehälter — s. Tabernaculum) im Hochaltar, oder wo das Locale es gestattet[6]) in einem besondern Altar (altare sacramenti) an der rechten Seite von jenem (cornu evangelii). Wo letztres der Fall ist, muß der Priester knien, wenn er bei diesem Altare vorbeigeht, um an irgend einem andern Messe zu lesen, während der Hochaltar nur einen einfachen Gruß (reverentia) erhält; vor dem Tabernakel brennt Tag und Nacht eine Lampe und die heiligen Gefäße dürfen in der Regel von keinem Laien berührt werden[7]). Bei dem Ceremoniell der heiligen Messe und zwar bei dem Offertorium, bringt der Priester den Kelch und die Hostie unter Gebet und Anrufung, zum Theil mit leiser Stimme (orationes secretae) Gott und der heiligen Dreieinigkeit zum Opfer dar; auch wird die Beräucherung des Altars und das symbolische Handwaschen des Priesters während dieses Acts der Messe vorgenommen. Bei dem eigentlichen Mittelpunkte der Messe, wo der mysteriöse Opferungsact selbst verrichtet wird, segnet der Priester nach vorhergehendem Gebete für Lebende und Todte den Kelch und die Hostie ein und nimmt darauf die Consecration mit den Worten: „hoc est corpus meum, hic est sanguis meus," vor, welche die Verwandlung bewirken, die alsdann dem versammelten Volke durch Glockengeläute und Emporhaltung des Kelches und der Monstranz zur allgemeinen Anbetung verkündigt wird. Unmittelbar darauf folgt die Opferung selbst mit folgender Formel: „offerimus praeclare majestati de donis tuis ac datis hostiam puram, hostiam sanctam, hostiam immaculatam, panem sanctum vitae aeternae et calicem salutis perpetuae." Die Hostie wird vom Priester gebrochen (damit nichts davon verloren gehe über dem Kelche), zur Bezeichnung der Dreieinigkeit, oder des dreifachen Standes Christi, als lebend, todt und unsterblich, in drei[8]) Stücke, von denen das eine (nach Durandus IV, 31, 17 entweder als Bild der Auferstehung Christi, wo die Seele sich wieder mit dem Leibe vereinigte, oder der unzertrennlichen Vereinigung beider Elemente im Sacrament) in den Kelch, die beiden andern aber auf die Patene gelegt und von dem Priester genossen werden, der ebenfalls den Wein austrinkt und darnach das Brod austheilt, wenn die Communion stattfinden soll. Aus dem katholisch-dogmatischen Standpunkte betrachtet läßt sich gegen diese mysteriöse Ehrfurcht, selbst gegen die Anbetung der Hostie, nichts einwenden; denn so muß sich ja unwillkürlich die Andacht da ausdrücken, wo sich wahrer und wirklicher

---

sen ergehen würde; daher befahl er den Benedictinermönchen vom Kloster Seon, auf den heiligen Schatz sorgfältig Acht zu haben, und ihn von Andechs zu entfernen. Diese ließen nun starke eiserne Kisten verfertigen, um bei andringender Gefahr das Heiligthum zu verwahren und in unterirdischen Gewölben zu verbergen. Sie gossen ein kleines Gefäß aus Blei, mit welchem sie die drei wunderbaren Hostien decken konnten. Zwischen sie legten sie zwei Pergamentzettel, die sich ohnehin schon bei dem Heiligthume befanden und so verwahrt wurden sie nebst mehren Reliquien in den Brautrock der heil. Elisabeth, Markgräfin von Thüringen, gewickelt, und in der eisernen Kiste in die Erde versenkt. Die Feinde kamen an, verwüsteten Alles, und Andechs lag im Schutte vergraben. Jahre über Jahre vergingen und die Heiligthümer lagen im Schooße der Erde verborgen. Nach und nach kamen ruhigere Zeiten und Gott wirkte Wunder. Eine stockblinde Weibsperson zu Widdersberg, einem von Andechs eine Stunde entlegnen Dorfe, hatte den Glauben, durch Gebet auf den Trümmern von Andechs das Augenlicht wieder zu erlangen; sie verrichtete auf dem Gemäuer der zusammengefallnen Kapelle ein eifriges Gebet, und ihre Augen öffneten sich. Der Ruf dieses Wunders kam dem damaligen Herzog in Baiern, Ludwig dem Strengen, zu Ohren; er ließ daher ein Kirchlein an jenem Platz erbauen, wo ehedem die Kapelle stand; zwei von dem zerstörten Kloster Petersberg ankommende Geistliche unterhielten sie, und Herzog Ludwig vermachte einige Güter, sodaß ein Beneficium gestiftet werden konnte. Im J. 1388 wurde der heilige Schatz am Dienstage nach der Octave des Pfingstfestes (26. Mai) gefunden. Als Jakob Dachauer, einer der Benedictiner, welche die Kapelle Andechs mit besorgten, die Messe las, lief eine Maus von dem Innern des Altars hervor, und hielt einen Zettel in den Zähnen, auf welchem die Namen einiger Reliquien standen, die hier vergraben lagen. Der Priester, welcher nach geendigter Messe den Verlauf der Sache von den Umstehenden vernommen hatte, besah den Zettel, und merkte, was Gott durch diese Botschaft habe andeuten wollen; denn er wußte von der allgemeinen Sage, daß hier ein heiliger Schatz verborgen liege, gab seinem Vorsteher Nachricht, und dieser brachte Alles bei der Herzogin in Baiern an. Es wurde beschlossen, nachzugraben. Der 25. Jun. 1388 war zu dieser Arbeit bestimmt, und die Mühe wurde bald mit dem glücklichsten Erfolge belohnt. Man fand die eiserne Kiste mit den Heiligthümern ganz unverletzt, und nicht im Geringsten von der feuchten Erde verderbt. Die bairischen Herzöge achteten diese Kleinodien sehr hoch und suchten die würdige Verehrung derselben auf alle Weise zu befördern. Nachdem die Wallfahrt von Tage zu Tage zunahm, faßten die frommen Herzöge den Entschluß, statt der Kapelle eine Kirche zu bauen. Um dieses Vorhaben auszuführen, wurden die Heiligthümer (1389) nach München gebracht und in der alten Burg, die man jetzt den alten Hof nennt, beigesetzt. Papst Bonifaz IX. verlieh einen Ablaß gleich den Jubeljahren, wobei vier Kirchen zu besuchen waren. Der Zulauf der Wallfahrer war so groß, daß sich täglich bei 60,000 Menschen einfanden, welche den heiligen Schatz zu sehen verlangten. Nach einigen Jahren wurde der Kirchenbau vollendet, und die Heiligthümer brachte man unter einer Begleitung von vielen tausend Menschen wieder nach Andechs. Sie wurden in der neuerrichteten Kirche und in der festgebauten Kapelle hinterlegt, wo sie von dem Augenblick an beständig blieben. Dies geschah wahrscheinlich unter der Regierung der Herzöge Ernst und Wilhelm III." Merkwürdig ist das apostolische Breve Eugens VI. an Philipp den Gütigen, Herzog von Burgund und Brabant. Es lautet darin: „Wir willfahren daher Deinen frommen Bitten, und schenken Dir eine Hostie, mit dem Bilde des auf dem Throne sitzenden Erlösers, das wunderbare Sacrament des Leibes unsers Herrn, welche an vielen Stellen durch die grausame Wuth eines Menschen mit dem Schwerte durchstoßen, und daselbst mit Blut bespritzt und in unserm Heiligthum aufbehalten ward. Zugleich geben Wir Dir den Auftrag, daß Du sie in einer von den Kirchen, welche Du besitzest, oder an einem andern hehren Orte zu jener Hochachtung und Verehrung in Zukunft aufbewahrest, welche die Majestät und Größe dieses erhabenen Sacraments erfodert."

6) Rit. Rom. p. 65 sq. Ceremon. Rom. p. 49. 7) Rit. Rom. p. 66. 8) In der griechischen Kirche wird das Brod in vier Stücke getheilt, von denen der Priester selbst das eine nimmt; das zweite vertheilt er unter die Geistlichen, die zugleich mit ihm aus dem Kelche trinken; das dritte und vierte werden in kleinere Stücke zerlegt, die in den Kelch gethan und mit einem Löffel an die Laien ausgetheilt werden (panis intinctus). S. Abriß d. russ. Kirche. S. 106—108.

Glaube an das Wunder der Verwandlung findet. Spuren der Anbetung der Eucharistie finden sich schon im Alterthume [9]). Die Reformirten und in unserer Zeit auch die Unirten (Evangelischen) suchen sich in der Form der Einsetzung des Abendmahls zu nähern und brechen große Hostien. Die Lutherischen Theologen, welche diesen Gegenstand als unwesentlich betrachteten und die Hauptsache darein setzten, daß nur wahres Brod, aus Wasser und Mehl bestehend, gebraucht werde, behielten die einmal vorhandnen Hostien bei. Da aber die evangelische Kirche die Wandlung so wenig als die Opferung oder den Genuß des Priesters für die Gemeine annimmt, die Messe in diesem Sinne verwirft, und blos die Communion behält, so findet in derselben weder die Adoration der geweiheten Hostie noch Umtragung und Ausstellung statt [10]). (*A. Müller.*)

Hostiehradice, s. Hosterlitz.

HOSTIENSIS. Mit diesem Namen wird meistens schlechthin der Bischof von Ostia, Henricus de Segusia, ein berühmter Kanonist, bezeichnet. Geboren zu Susa (Segusia) im Piemontesischen, aus der Familie de Romanis (nicht de Bartholomaeis), studirte er unter Jakob Balduini und Homobonus zu Bologna die Rechte, und trat dann als Lehrer im kanonischen Rechte mit einem so glänzenden Erfolg auf, daß man ihn allgemein als den ersten Kanonisten betrachtete. Von da begab er sich nach Paris, wo er gleichfalls das kanonische Recht lehrte, hierauf nach England, wo er bei dem Könige Heinrich III. in großem Ansehen stand, und von demselben als Gesandter an Papst Innocenz IV. geschickt wurde. Die Eifersucht der englischen Geistlichkeit wurde hierdurch rege, und so benutzte er die Gelegenheit, daß er 1244 zum Bischofe zu Sisteron in Frankreich erwählt wurde, um England zu verlassen. Im J. 1250 ward er Erzbischof zu Embrun, ward noch einmal 1259 von Heinrich III. zugleich mit dem lüttichschen Archidiakon Theobald (nachmals Papst Gregor X.) an den Papst Alexander IV. gesandt; und nachdem 1261 Urban IV. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, von diesem zum Cardinal und Bischof von Ostia bestellt. Er starb zu Lyon 1271. Er schrieb: Commentaria in Decretales, wie es heißt, auf Anregung Alexanders IV., zuletzt gedruckt zu Venedig 1581. Fol.; von den spätern Rechtslehrern oft nicht gehörig von seiner unten zu erwähnenden Summa unterschieden. In diesem Commentare kommt zu Cap. 1, X de testament. eine Nachricht vor, der Spruch Matth. 10, 29: „Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig," sei die Veranlassung gewesen, daß das Rechtsstudium nach Bologna gekommen sei, eine Nachricht, welche Hugo *) mit der Eintheilung der Digesten in Verbindung zu setzen geneigt war. Noch berühmter war seine Summa Decretalium, gewöhnlich schlechthin Summa Ostiensis, oder Summa Archiepiscopi genannt. Er soll sie bereits, ehe er Bischof wurde, ausgearbeitet haben; indessen verbrannte die Handschrift und so arbeitete er sie, als Erzbischof von Embrun, von neuem aus. Neuere Ausgaben derselben sind: Henr. de Segusia summa aurea ... cum Nic. Superantii, atque ex Summa F. Martini, ... Azonis et Accursii, ut ferunt, coaetanei, adjectis additionibus (Basil. 1573. Colon. 1612. Fol.), aus welchem Titel man durch ein Misverständniß geschlossen hat, daß Azo und Accursius Anmerkungen zu der Summe geliefert hätten, obgleich Hostiensis beträchtlich neuer ist, als diese Rechtslehrer. Nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Alvarotus (super feudis, prooem.) hat er auch eine Summa de feudis geschrieben; einen Auszug aus einer ähnlichen des Pillius, mit wenigen eignen Zusätzen. Diese scheint jedoch verloren gegangen zu sein. (*Spangenberg.*)

HOSTILIA, ein veronensischer Ort am nördlichen Ufer des Po in Gallia Transpadana, 30 röm. Meilen südöstl. von Verona, und 25 nordöstl. von Mutina gelegen **); das jetzige Ostiglia. (*R.*)

Hostilia Curia, s. Curia.

Hostilianus, s. unt. Decia gens.

HOSTILINA, nach Augustin †) römische Göttin, welche den Halmen des Getreides gleich hohe und schwere Ähren schenkt. (*Schincke.*)

HOSTILIUS, der Name eins der ältesten römischen Geschlechter, welches von den frühesten Zeiten an bis zum Ende der Republik in mehre Zweige unter dem Beinamen der Mancinen, Catonen, Tubulen und Saserner getheilt bestanden hat. Es sind folgende davon historisch merkwürdig geworden:

1) Hostus H., der Stammvater des Geschlechts, zog i. J. 4 n. d. Erb. d. St. aus der Stadt Medulia in Latium nach Rom, heirathete daselbst die als Friedensstifterin bekannte Hersilia, und focht nach *Liv.* L. I. c. 12. in dem Kriege der Römer gegen die Sabiner mit Muth und Tapferkeit, bis er fiel.

2) Tullus H., Enkel des Hostus, wurde nach dem

9) Hierher gehören folgende Belege aus der Lehre der Väter: *Cyrillus Hieros.*, Catech. Myst. V: „Accede et ad sanguinis poculum — pronus et veneratjonis ac adorationis in modum." *Chrysostomus*, Hom. LXII. ad pop. Antioch.: „Mensa regalis est apposita; ipse Rex adest: tu astas oscitans? — pura sunt vestimenta, pura est animae tuae stola; mensae igitur accumbe, adora et communica." *Ambrosius*, L. III. de Spir. s. c. 12: „Per scabellum terra intelligitur, per terram autem Caro Christi, quam hodie quoque in Mysteriis adoramus, et quam Apostoli in Domino Jesu adorarunt." *Augustin*, In Ps. XCVIII: „Nemo istam Carnem (Christi) manducat, nisi prius adoraverit." 10) Über diese Lehre der Lutheraner und Reformirten, sowie überhaupt über die Polemik der Reformatoren gegen das Meßopfer vergl. Möhler's Symbolik, §. 31. S. 257—264. Clausen, Kirchenverfassung, Lehre und Ritus des Katholicismus und Protestantismus. (Neustadt 1829.) 3. Bd. S. 644—650. Über Hostien insbesondre s. Augusti, Denkwürdigk. aus der christl. Archäol. 8. Th. S. 275, 276, 280, 282, 285, 387—389, 477. Flügge, Geschichte des teutschen Kirchen- und Predigtwesens. 2. Th. S. 119—121. Schröckh, Chr. Kirchengesch. 28. Th. S. 73—75.

*) S. dessen Beiträge, 2. Bd. S. 599, und dessen Geschichte des röm. Rechts seit Justinian. (1830.) S. 101.

**) *Tacit.* Hist. II, 100. III, 9, 14, 40.

†) De civ. d. IV, 8. Der Name kommt von einem alten Zeitworte, hostire, her, welches aequare, gleichmachen, bedeutet.

Numa Pompilius i. J. d. St. 81 zum drit- von Rom gewählt. Er war staatsklug und und erweiterte durch seine Eroberungen das :biet beträchtlich. Den ersten Streit führte er lbanern. Römische und albanische Landleute gegenseitig beraubt, und der Albanerkönig C. ickte Gesandte nach Rom, um Genugthuung)dern. Tullus ließ zu der nämlichen Zeit durch after eine gleiche Foderung an die Albaner ma- aber der Vorwurf eines ungerechten Krieges nicht n die Albaner treffe, hielt er die albanischen durch Feste und Gastmähler hin und verhin- ihren Antrag zu thun, bis er erfahren, daß en Gesandten eine abschlägige Antwort von i der Genugthuung erhalten hätten; da er- en Albanern den Krieg. Als beider Völker dem römischen Gebiet einander gegenüber stan- urde auf den Vorschlag des nach des Königs ötzlichem Tode zum Dictator ernannten Met- ius verglichen, daß durch einen Zweikampf werden solle, welches Volk künftig dem an- ten solle. Es wurden dazu aus jedem Heere er gewählt, aus dem römischen die Horatier), aus dem albanischen die Curiatier. Der begann; der Sieg blieb den Römern und e Rom unterworfen. Durch den Unwillen)sleute über den nachtheiligen Vertrag veran- ete Fuffetius die Fidenater und die Vegenter i zum Kriege auf, und versprach ihnen den er Albaner in der Schlacht. Als es zum n, zog sich Fuffetius, der mit seinen Alba- idenatern gegenüber stand, auf einen nahen dem Streit, um sich auf dessen Seite zu er Sieger bleiben würde. Die Römer gerie- er in Furcht und wollten fliehen, Hostilius ie aber durch die Versicherung, daß der Abzug r auf seinen Befehl geschehen sei, um die Fi- Rücken anzugreifen. Diese wähnten sich ver- riffen die Flucht und überließen den Römern htfeld, die nun bald auch die Vejenter über- Hostilius ließ darauf beide verbündete Heere gungsopfer versammeln, und die unbewaffnet i Albaner von den bewaffneten Römern um- er Dictator wurde auf seinen Befehl zwischen nnte Wagen gebunden und zerrissen, die Stadt n den Grund zerstört; die Albaner aber zogen , erhielten daselbst das Bürgerrecht und bauten m Berge Cölius an, woselbst Tullus sich auch st errichten ließ, und nachdem er die Zahl der durch mehre albanische Familien vergrößert hostilische Curie gründete. Nachdem die Rö- die Einverleibung der Albaner verstärkt wor- Tullus einen Krieg mit den Sabinern an, die h den Etruskern das mächtigste Volk in Ita- und gewann, besonders durch Hülfe der al- rieger, bei dem Walde Malitiosa einen gro- ber sie. Nach mehren glücklichen Kriegen mit chen Städten und nach der Eroberung von Medulia wurden die Römer durch einen Steinregen auf dem albaner Berge und durch eine verheerende Pest in Schrecken gesetzt. Tullus wollte dem Volke durch neue Feldzüge die Gegenstände des Schreckens vergessen machen, verfiel aber in eine Krankheit und wurde nun selbst so kleinmüthig, daß er durch abergläubische Mittel sich und sein Volk gegen den Zorn der Götter schützen wollte. Er glaubte durch die von Numa vorgeschriebenen, dem Jupiter Elicius dargebrachten geheimnißvollen Opfer den Willen der Götter zu erforschen; beging aber ein Versehen dabei und wurde während des Opferns vom Blitz erschlagen, und nebst seinem Palaste von den Flammen verzehrt [1]).

3) Lucius Mancinus H. diente im römischen Heer unter Quintus Fabius Maximus gegen Hannibal in Italien, und wurde von seinem Feldherrn mit 400 Reitern auf Kundschaft ausgesandt, ließ sich aber gegen den Befehl des Dictators in einen Kampf mit den Numidiern ein, die ihn durch verstellte Flucht bis an ihr Lager lockten, ihn umzingelten und nebst dem Kerne seiner Reiter niederhieben [2]).

4) Cajus Tubulus H. wurde im J. d. Erb. Roms 545 Prätor und darauf durch das Loos Prätor der Stadt. In dem Kriege gegen Hannibal, als bei Hasdrubals Annäherung nach Italien in Rom eine große Unruhe herrschte, erhielt Cajus Hostilius Tubulus eine Legion, jeder der übrigen Prätoren aber zwei Legionen [3]). Hostilius griff den Hannibal auf dessen Zuge längs den Grenzen von Lavinium in das Salentinische an, richtete eine große Unordnung in dessen Heer an, hieb 4000 Mann nieder und erbeutete neun Fahnen. Im 13. Jahre des punischen Krieges wurde ihm der Heeresbefehl auf ein Jahr verlängert und Capua zur Provinz angewiesen. Das Gleiche geschah auch im 15. Jahre dieses Krieges [4]).

5) Des Aulus H. wird (*Liv.* XXVII, 35 und XXVIII, 10) als eines Prätors gedacht, dessen Provinz Sardinien gewesen.

6) Cajus Cato H. war gleichzeitig mit dem Aulus Prätor und hatte den Oberbefehl in Tarent, darauf aber erhielt er die Prätur über die Stadt und über die Fremden [5]).

7) Lucius Cato H. wurde 553 nach Erbauung der Stadt zum Duumvir bei der Ackervertheilung ernannt; zugleich mit ihm Aulus Hostilius, welches kein andrer als der unter 5) genannte Prätor sein kann [6]).

8) und 9) Aulus Cato H. und Lucius Cato H. waren i. J. 568 d. Erb. d. St. unter Lucius Scipio dem Afrikaner Legaten und wurden von den beiden Petilliern wegen der von dem Könige Antiochus und aus seinen Ländern zusammengebrachten unterschlagnen Geldsummen verklagt. Aulus Hostilius sollte 80 Pfund Gold und 400 Pfund Silber unterschlagen haben [7]).

---

1) *Liv.* L. I. c. 22—31. Vergl. Niebuhr, Röm. Gesch. 1. Bd. 2. Ausg. S. 358—364. 2) *Liv.* L. XXII. c. 15. 3) *Liv.* XXVII, 36. 4) *Liv.* XXVIII, 10. XXIX, 13. 5) *Liv.* XXVII, 35, 36. 6) *Liv.* XXXI, 64. 7) *Liv.* XXXVIII, 55.

10) Aulus Mancinus H. wird 575 als Prätor genannt, der durch das Loos die Rechtspflege über die Bürger erhielt. 584 wurde er Consul und bekam darauf die Provinz Macedonien als Proconsul [8]).

11) Cajus H. wurde 586 als Gesandter geschickt, um den König Antiochus von Syrien und Ptolemäus von Ägypten zu versöhnen [9]).

12) Lucius Saserna H. kommt als Quästor auf einigen Münzen vor.

13) Cajus Mancinus H. war Consul i. J. d. St. 616. Zu seiner Zeit wurde der Krieg mit den Numantiern in Spanien mit großem Nachtheile geführt; deshalb schloß der Feldherr Quintus Pompejus Aulus einen Vertrag mit den Numantiern, nach welchem sie ihm 30 Talente Silber zahlen und mit den Römern in ein Bündniß treten sollten. Der Nachfolger des Pompejus, Papilius Länas, hielt diesen Vertrag nicht, und da er auch nicht glücklich im Kriege war, so wurde Cajus Hostilius zu seinem Nachfolger im Heeresbefehl ernannt. Auch er war unglücklich gegen die Numantier, und auf ein falsches Gerücht, daß die Cantabrer und Vakkäer den Numantiern zu Hülfe kämen, ergriff er schimpflicher Weise die Flucht, wurde aber von den Numantiern umringt und wußte das Heer nicht anders zu retten, als daß er mit den Numantiern Frieden schloß und ihnen völlige Freiheit zugestand [10]). Der Senat genehmigte diesen Frieden nicht, und lieferte den Numantiern den Hostilius nackt und gebunden aus, damit sie sich wegen des gebrochnen Friedens an ihn halten könnten. Sie nahmen ihn aber nicht an, und er kehrte nach Rom zurück [11]). (*Rauschnick.*)

HOSTIMURI, Villa und Alcadia mayor in dem mexikan. Staate Sonora an der Hauptstraße nach Neu-Mexico mit einträglichen Silberminen und ziemlich starker Bevölkerung. (*R.*)

Hostina, s. Arnau.

HOSTINGABI, Hostengau, Gau an der Hoste oder Oste im Königreiche Hanover im Herzogthume Bremen, hat in der Geschichte durch Karls des Großen Vertilgungskrieg gegen die Sachsen einen traurig berühmten Namen erlangt; nämlich im J. 804 sandte der Eroberer seine Schaaren nach Wimodien, nach dem Hostingabi, und nach dem Rosogavi, und ließ dessen Bewohner, sowie auch die Sachsen jenseits der Elbe, aus ihrem Vaterlande führen, und vertheilte sie in seinem Reiche hier- und dorthin *). (*Ferdinand Wachter.*)

Hostinney, Hostinni, s. Arnau.

HOSTIS bezeichnete bei den Römern eigentlich jeden Fremden, jeden Ausländer, und bildete daher den Gegensatz zu civis; in dieser Bedeutung kommt es noch bei Plautus vor. Doch die zu den spätern Zeiten gewöhnliche Bedeutung ist: ein öffentlicher Staatsfeind, mag es ein ganzes Volk oder eine einzelne Person sein. Den ganzen Völkern wurde durch die Fetialen der Krieg angekündigt. Dagegen wurden Privatleute, welche die Waffen gegen das Vaterland ergriffen hatten, oder von dem Staat abgefallen waren, durch den Senat für Feinde des Staates erklärt, und zugleich der Beschluß gefaßt, sie mit Kriege zu verfolgen [1]). Bei Aufruhr wurde gewöhnlich nur der Anführer für Feind erklärt, den andern Theilnehmern aber wurde Verzeihung versprochen, wenn sie vor einem bestimmten Tage die Waffen niederlegten; die Formeln, durch welche dieses geschah, verzeichnet Brisson [2]). Gegen wen diese Formeln einmal ausgesprochen waren, der konnte sich weder an das Volk, noch an eine Obrigkeit wenden, noch konnte auch der Senat seinen Beschluß ändern; der Krieg war beschlossen. Von den besiegten Feinden glaubte man, daß sie durch den Sieg ganz und gar Eigenthum der Römer geworden wären, daher wurde auch alles gegen sie für erlaubt gehalten. Man schnitt wol dem Besiegten das Haupt ab, steckte es auf eine Lanze und trug es zum Hohne herum, oder der Sieger trat auf die Nacken der besiegten Fürsten und stieg über sie in den Triumphwagen. Waren sie dem Triumphwagen in Ketten gefolgt, so wurden sie gewöhnlich in dem Gefängnisse hingerichtet, oder mußten dort verhungern; so Marobod, Thusnelda und Hermann's Sohn in Ravenna. Zuweilen schor man allen Gefangnen die Haare ab und verkaufte sie als Sklaven, oder man schickte sie unter dem Joche weg, d. i. unter zweien Balken oder Lanzen, die in die Erde gesteckt waren und über welche eine dritte lag, und gab ihnen dann wol die Freiheit. Im Ganzen wendeten aber die Römer vorzüglich in gefährlichen Lagen des Staates öfter Milde als Strenge an, und erlaubten den Gefangnen, welchen die Waffen genommen waren, zu den Ihrigen zurückzukehren. Die Leichname der in der Schlacht getödteten Feinde begruben die Römer entweder selbst, oder sie übergaben den bittenden Verwandten die Leichname, um dieses mit ihnen zu thun. (*C. W. Müller.*)

HOSTIWIT (Hostivitius), der neunte und letzte heidnische Herzog von Böhmen, Sohn Neklans und der Ponislawka, geb. 853, wurde nach dem Tode seines Vaters 873 zum Herzoge gemacht, heirathete hierauf Miloslawa, des Hraboslaw von Dworecz Tochter und zeugete mit ihr den Borziwog (Borivor), welcher 894 zur christl. Religion überging. Im Kriege gegen seinen jüngern Bruder Mstibog (Mystibog), der sich mit andern Großen des Landes gegen ihn auflehnte und nach einem Herzogthume strebte 874—75 und später 883 gegen den aufrührischen Sukoslaw, der selbst getödtet und dessen Schloß Sukoslaw zerstört wurde, focht H. glücklich. Er war übrigens ein sehr friedliebender Fürst, ließ 884 westlich von Prag ein Schloß, mit Namen Hostiwit, errichten,

---

8) Nach *Liv.* XLIII, 4. XLIV, 1. wird die gute Mannszucht des Aulus Hostilius im Lager bei Altpharsalus in Thessalien gerühmt, wo er als Proconsul das Heer befehligte. 9) *Liv.* XLIV, 19 u. 29. 10) Nach *Liv.* epitom. LV. 11) *Appian.* L. VI. c. 76—81. *Plutarch.* im Tiberius Gracchus. *Liv.* Epit. LV.

*) Chronicon Moissacense, bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 307, T. II. p. 257.

1) s. *Brisson*, De formul. lib. II. form. 162. 2) lib. II. formul. 163.

890 auf seinem, am Südende der Stadt Prag Schlosse Wischehrad *). (*R.*)

TLAUNG, wörtlich die Herbstlange (nämlich d. h. das lange Herbstlied, ein berühmtes Lied ischen Skalden Thiódólfr or Hvini (Thiodolf auf Island), besingt des Gottes Thor Kampf Riesen Hrungnir, Ithuns Raub durch den Riesen, und dessen Fall durch die Götter, sowie die dda, welche auch bemerkt, daß der Thiodolf er Sage gesungen, sie erzählt. Doch ist der eniger umständlich. Den Abschnitt des Liedes, von Ithuns Entführung handelt, hat uns die Ausg. von Rask S. 119—121) größtentheils weniger von dem Abschnitte des Liedes, welcher ampf mit Hrungnir besingt (S. 111—112). s hat sich durch eine Übersetzung dieses wegen eln Dichtersprache und dichterisch freien Wortschwierigen Liedes verdient gemacht [1]). Nicht heinlich ist die Vermuthung, daß das Lied Bilge, welche auf einem Schilde dargestellt waren, Thorleif, wahrscheinlich ein Opferhäuptling, te Thor verehrt [2]), wie sich dieses aus dem vern Anfang und dem Schlusse des Liedes schlie. Die Worte mögen zugleich als Probe der rache des Liedes dienen: Wie soll die Redweise Zunge) zu Thorleif Vergeltung des Schlacht. h. des Schildes) legen, um da die Riesenbrücke Schild) zu vergelten, welche dem Gotte zieme. — — auf der rein (hell) gemachten Wange des Weilburs [3]) (d. h. dem Schilde) der drei gottstarr und Thiassi's treulose Fahrt. Dem Namen chließen ist die Vermuthung nicht unwahrscheindie Höstlaung (die Herbstlange) bei dem grobstopferfeste zuerst und dann alljährlich vorgeorden [4]). (*Ferdinand Wachter.*)

STOMITZ (Hostomnice), königl. freie Stadt mer Kreise des Königreichs Böhmen auf der seite des Waldes Brdy gelegen, hat über 200 nd gegen 1400 Einw. (*R.*)

tovin, s. Osthovin.

tow, s. Hostau.

STRUP, Kirchdorf und Kirchspiel in der Schlurs schleswigischen Amtes Tondern mit starker öppelei. Es liegt am hostrupper See, einem rn unter den vielen kleinen schleswigischen Landicher 500 Ruthen lang und 300 Ruthen breit (*Klaehn.*)

tua, s. Host.

SULA (حزولة wofür Dschosula جزولة zu lesen), Stadt in der Wüste Lemtuna (لمتونة) in Afrika am atlantischen Ocean, worüber Edrisi und Abulfeda zu vergleichen bei Hartmann *Edris.* Afr. ed. 2. p. 132. (*Gustav Flügel.*)

Hoszdather, s. Hunyader Gespannschaft.

Hoszka, s. Gastdorf.

Hoszufalu, s. Langendorf.

HOSZUMEZÖ, Marktflecken in der marmaroser Gespannschaft des ungarischen Kreises jenseits der Theiß, an der er gelegen ist, wird zum Theil von Walachen bewohnt und hat eine reformirte und eine unirte Kirche. (*R.*)

Hotagen, s. Jämtelands-Lappmark.

HOTAIJA, HOTAYYA (حطيئة), ein alter arabischer Dichter, mit seinem ganzen Namen Dscherwel Ben Aus Ben Malik, der als Beduine in der Wüste lebte, seine Heerde weidete, und dabei nach altarabischer Sitte dichtete und sang. Er war Zeitgenosse Muhammeds, bekannte sich auch anfänglich zu seiner Lehre, fiel jedoch wieder ab und kehrte erst später zum neuen Glauben zurück. Abulfeda [1]) hat uns einige Verse von ihm aufbewahrt, während Hadschi Chalfa ihm einen vollständigen Diwan zuschreibt. Mehr über ihn findet sich im Buche der Gesänge (Kitáb el-aghâni) von Abu'lfaradsch aus Isfahan [2]), und einzelne Verse sind dem Commentar zur Hamasa da und dort einverleibt. Er starb im J. d. Fl. 59, d. i. 678 n. Chr. (*Gustav Flügel.*)

Hotän, s. Khoten.

HÖTENSLEBEN, Pfarrdorf und Sitz eines landgräflich hessen-homburgischen Domänenamtes, zu welchem die Dörfer Hötensleben, Barneberg, Ausleben, Ohrsleben und Wackersleben gehören, über welche es die hohen und niedern Gerichte ausübt. Das Dorf H. zählt 115 Häuser, 940 Einw., 1 Wasser-, 3 Wind-, 3 Roßölmühlen, 5052 Morgen Acker, $143\frac{1}{4}$ Fuder Wiesen, $43\frac{7}{16}$ Morgen Gärten, 1146 Morgen Anger und 8 Morgen Holzung, und liegt an der Wirpke. Das Amt H. wurde 1247 vom Erzstifte Magdeburg gegen das Amt Schöningen vom Herzogthume Braunschweig eingetauscht und 1475 den Herren von Bartensleben wiederkäuflich überlassen. Von diesen kaufte es 1645 ein Graf von Königsmark, der es 1662 dem Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg überließ, dessen Nachkommen es noch besitzen. Es gehört übrigens zum Kreise Neu-Haldensleben des preußischen Regierungsbezirks Magdeburg. (*Klaehn.*)

HOTMAN (Hotomannus). Die Familie Hotman stammt aus Breslau in Schlesien. Einer der Nachkommen derselben, Pierre H., war Forstmeister und nachher Parlamentsrath in Paris. Von seinen 11 Kindern zeichneten sich folgende als Gelehrte aus.

1) Anton H., Generaladvokat zu Paris. Er hielt es anfänglich mit der Ligue, behauptete aber seit 1593 vor dem Parlamente die rechtmäßige Gewalt des Königs und die Gültigkeit des salischen Gesetzes mit Gefahr seines Lebens. Er starb 1596 und hat folgende Werke

---

*) *agecii* Böhm. Chronik, teutsch von Sandel (Prag 57, 65 fg. Lucä, Fürstensaal. S. 1293 fg.

1) *Thorlacii* Fragmenta Höstlangae Observ. Ant. Bor. p. 2—82. 2) *Finn-Magnusen*, Lex. Mytholog. S. 3) Hildur, der Kampf, die Göttin des Kam. 4) Stuhr, Glauben und Wissen der Skandinavier. S. , Geschichte des Heidenthums des nördlichen Europa. 114 fg. Er überträgt Höstlaung durch „langer Herbst."

1) Annal. Musl. I, 347 und Reiske Anm. 149. 2) S. *Möller*, Catal. Bibl. Goth. T. II. p. 186. No. 60.

herausgegeben: Traité de la dissolution du mariage par l'impuissance et froideur de l'homme ou de la femme (anonym; Paris 1581, 1595.). Les droits de l'Oncle contre le Neveu en faveur du Cardinal de Bourbon (worin er noch für die Ligue focht; 1584). Pogonia sive dialogus de barba. (Antwerpen 1586. Rostock 1624. 4., auch in *Pitisci* Lexic. antiquitat., den Facetiis facetiarum. Rostock 1637. 4., den Opp. Francisci Hotomanni. T. I., und in *Dornavii* Amphitheatr. T. I. p. 318. Irrig von Einigen seinem Bruder Franz beigelegt.) Traité des droits et libertés de l'Eglise Gallicane, öfters gedruckt, z. B. 1639 und in den Opuscules. Tractatus de veteri ritu nuptiarum, auch mit *Brissonius*, De veteri ritu nuptiarum und seines Bruders Franz, de sponsalibus, zusammengedruckt (Leyden 1641, Amsterdam 1662. 12. und in *Graevii* Thesaur. Tom. VIII., sowie in den Opp. Francisci H. T. I.). Traité de la Loi Salique. 1593. 4. und in den Opuscules: (Opuscules françaises des Hotomans. Paris 1616., worin auch die seines Bruders Franz enthalten sind). Viel berühmter ist sein ältester Bruder:

2) Franz H. geworden. Dieser war zu Paris den 23. Aug. 1529 geboren, studirte zu Orleans und ward dort Doctor der Rechte. Da ihm sein Vater seine Stelle als Parlamentsrath abzutreten dachte (die Stellen waren bekanntlich damals sowol verkäuflich, als erblich), so ließ er den Sohn zu sich zurückkommen und advociren. Franz hatte jedoch hierzu keine Neigung und legte sich vorzüglich auf das römische Recht und die schönen Wissenschaften, daneben ertheilte er schon in seinem 23. Jahre zu Paris öffentlichen Unterricht im römischen Rechte. Um dieselbe Zeit neigte er sich zu dem protestantischen Lehrbegriffe hin, und entschloß sich, die katholische Confession zu verlassen. Da er aber diesen seinen Austritt aus der katholischen Kirche, ohne sich großer Gefahr auszusetzen, in dem Hause seines Vaters nicht bewerkstelligen konnte, so verließ er 1597 Paris heimlich und begab sich nach Lyon. Seine Flucht und die Religionsveränderung brachten seinen Vater so auf, daß derselbe ihm alle zu seinem Unterhalte nöthige Hülfe versagte, und so konnte er, aufs Äußerste gebracht, sich nur dadurch retten, daß er eine philologische Lehrstelle annahm, welche ihm seine Freunde von der Stadt Lausanne erwirkt hatten. Hier verheirathete er sich mit der Tochter eines gewissen Bruet, aus Orleans, der sich gleichfalls der Religion wegen dahin geflüchtet hatte; mit derselben hatte er elf Kinder erzeugt. Nachdem er sich zwei Jahre in Lausanne aufgehalten, wurde er von der Stadt Straßburg als Professor der Rechte auf die dortige Universität berufen; er nahm diesen Ruf an, und blieb daselbst bis zum J. 1561. Während seines dasigen Aufenthalts erhielt er Berufungen von dem Herzog Albert von Preußen, den Landgrafen von Hessen, den Herzögen von Sachsen und sogar von der Königin Elisabeth von England; allein er lehnte sie sämmtlich ab. Dagegen nahm er die Stelle eines Requetenmeisters am Hofe des Königs von Navarra (1561) an, und wurde von der Königin Mutter Karls IX. nach Teutschland gesandt, um sich von dem Kaiser Ferdinand und den Reichsfürsten Hülfsvölker zu erbitten. Die von ihm in dieser Hinsicht vor der Reichsversammlung zu Frankfurt gehaltne öffentliche Rede ist gedruckt erschienen. Zu Ende des Jahres 1562 wurde er von dem Bischofe Montluc nach Valence als Professor der Rechte berufen, 1566 durch die Herzogin Margarethe, auf Michel l'Hopitals[1]) Vorschlag, in gleicher Eigenschaft nach Bourges, an Cujas Stelle; allein er blieb nicht lange in dieser Stadt, denn nach fünf Monaten begab er sich nach Orleans zu den Anführern der protestantischen Partei, welche sich seiner Rathschläge mit Nutzen bedienten. Einen Monat später ward zwar der Friede geschlossen; indessen trauete er demselben nicht, sondern begab sich nach Sancerre, um bessere Zeiten dort zu erwarten. Von da ab ging er wieder nach Bourges, um seine Professur daselbst von neuem anzutreten. Zwei Jahre blieb er dort in Ruhe, bis er sich 1572 einer großen Gefahr ausgesetzt sah. Es fehlte nämlich sehr wenig daran, daß er nicht in der Bartholomäusnacht umkam; auf die erste Nachricht der Metzeleien suchte er zu entkommen, und hatte auch das Glück, sich so gut zu verbergen, daß man ihn nicht finden konnte. Von nun an faßte er den Entschluß, Frankreich zu verlassen, er begab sich als Professor der Rechte nach Genf, und wiewohl ihm später die Stelle eines Raths in Montpellier angetragen wurde, so lehnte er solche dennoch ab, da er dem Frieden nicht trauete. Von Genf ward er gleichfalls als Professor nach Basel berufen, und hier gefiel es ihm so sehr, daß er eine Vocation auf die Universität zu Leyden ausschlug. Indessen brach die Pest in Basel aus, und so flüchtete er nach Mümpelgard, wo er seine Ehefrau verlor, mit welcher er beinahe 30 Jahre sehr glücklich gelebt hatte. Hierüber sehr niedergeschlagen begab er sich wiederum nach Genf, und da er nun von der Wassersucht befallen wurde, und wegen der Kriegsunruhen keine sichre Cur beginnen konnte, nach Basel, wo er am 12. Febr. 1590 in den Armen des Basilius Amerbach starb. Jakob Grynäus hielt ihm die Leichenrede.

Als Mensch hat Franz Hotman manches widrige Urtheil erdulden müssen, bei welchem jedoch billigerweise in Anschlag zu bringen ist, daß es von katholischen und politischen Gegnern herrührte; sogar seine Bemühungen, durch Aufsuchen berühmter Gönner und Dedicationen, sowie seine beständigen Klagen über drückende Nahrungssorgen[2]), hat man ihm zum Vorwurfe gemacht und ihn des Geizes beschuldigt, ohne zu bedenken, daß er durch seine Religionsveränderung sein väterliches Vermögen eingebüßt und eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte. Als Rechtslehrer war er einer der ausgezeichnetsten seiner Zeit, aber auch entschiedener Gegner des Jakob Cujas, seines Collegen zu Bourges, als derselbe dahin zurückgekehrt war.

Seine zahlreichen juristischen Werke sind von Jakob

1) *Berriat St. Prix*, Vie de Cujas. Eclairciss. §. 22.
2) Indessen hatte er auch durch seine Thorheit, den Stein der Weisen auffinden zu wollen, einen großen Theil seiner Einkünfte zugesetzt.

Francisci Hottomanni Opera, cura *Jacobi* J. C. edita) zu Genf 1599 bis 1600 in drei [...]n erschienen.

[I]n dem ersten Bande sind folgende enthalten: 1) [...]torum in Pandectas Libri XXII. 2) Dispu[...]m juris civilis volumen unum, quod comple[...] a) de gradibus cognationis et affinitatis (zuerst [...] 1547); b) de sponsalibus; c) de ritu nuptia[...] d) de spuriis et legitimatione (a bis d nebst [...]bruders Anton H. tr. de veteri jure nuptiarum, [...]engedruckt unter dem Titel: Disputationes de [...] incestisve nuptiis et de spuriis et de legiti[...]e. Genf 1585, Lyon 1593, Frankf. 1619 und [...]*issonius*. De ritu nuptiarum. Leyden 1641, Am[...] 1662. 12.); e) De dotibus (auch in der Samm[...] De dotibus earumque viribus et privilegiis. [...]591.); f) De donationibus omnium generum; [...] pactis et transactionibus; h) De praescriptis[...] i) De eo quod interest et mora (auch zusam[...]ruckt mit den ähnlichen Abhandlungen des Ste[...] Forcabel und Amil. Ferreti. Hanau 1599); k) [...]uris et foenore (zuerst Basel 1576); l) De tri[...]uartis, Falcidiana, legitimaria et Pegasiana [...] l auch zusammengedruckt zu Lyon 1569 fg. mit [...]me von i und k). 3) Quaestionum illustrium [...] Disputatio habita Biturig. *Cujacii* Commentar. *Frater a Fratre:* cui subjuncta est *Hotto*[...] vetus renovata disputatio in *L. Frater a* [...] et disputat. de testamentis (Genf 1573, 1598. 1576. Lyon 1579, 1585. Hanau 1610). 4) Ob[...]onum et emendationum Libri XIII. (Seit 1560 [...]el einzeln gedruckt; zusammen, nebst den Consul[...]a, Genf 1586, 1589 fg., ohne dieselben, Hanau [...]u. 1611 in 12.). 5) Commentarius de verbis [...]ntiquitatum Romanarum elementis amplificatus; [...]gistratibus, de legibus, de senatu et senatus[...]tis, de comitiis populi Romani; de formulis. Basel 1558, 1563. Paris 1558. Lyon 1569 Fol., [...] Stücke z. B. de formulis und de senatu, in [...]*ii* Thesaur. Tom. II.; von Dirksen in dem [...]ben Museum für Jurisprudenz, dem ähnlichen des Brissonius zur Seite gestellt.) 6) Parti[...] juris elementariae. (Zuerst Basel 1560. Genf 12.) 7) Juris consultus, sive de optimo ge[...]ris. (Ein sehr geschätztes Werk; zuerst Basel 1559. [1]566, 1569. Genf 1589. 16.; auch in *Reusneri* [...]ra juris.) 8) Institutiones dialecticae ex fon[...] philosophorum. Libri IV. (Zuerst Genf 1573,

[I]m zweiten Bande: 1) Commentarius in IV. In[...] jur. civ. libros. (Basel 1560, 1569. Venedig 1588. Lyon 1567, 1588. Mit dem Texte.) 2) [...] in quamplurimos titulos Digestorum et Co[...] (Diese Abhandlungen sind zu verschiednen Zeiten [...]s gedruckt.) 3) Commentatio tripartita in li[...]eudorum. (Zuerst Lyon 1573 fg. Cöln 1573.) [...]siliorum volumen. (Genf 1578, 1586 Fol.)

[I]m dritten endlich: 1) De jure regni Galliae libri III. (Basel 1585. Genf 1588.) Die drei Abhandlungen, die unter dieser Aufschrift gesammelt worden, sind: a) Franco-Gallia, sive tractatus isagogicus de regimine regum Galliae et de jure successionis. (Zuerst Genf 1573, dann unter dem Titel: Libellus statum veteris reipublicae Gallicae, deinde a Francis occupatae describens. Colon. 1574, dann mit 18 Capiteln vermehrt, Colon. ex off. Bertulphi 1576, dann mit sechs neuen Capiteln vermehrt. Frankf. 1586. Auch unter dem Titel: La Gaule française. Cologn. 157[?] ins Französische übersetzt.) In diesem Werke suchte Hotman darzuthun, daß das Königreich Frankreich nicht erblich, sondern ein Wahlreich sei, dagegen aber die Frauen stets für successionsunfähig und untüchtig gehalten habe. Das Werk machte vieles Aufsehen, weil es der Ligue zur Wahl des Herzogs von Guise und zur Ausschließung Heinrichs IV. starke Waffen in die Hand gab. Deshalb ward es von Matharel und Papyrius Masson [3]) sehr bestritten. Diese Widerlegung erschien unter dem Titel: Ad Fr. H. Franco-Galliam responsio, in qua agitur de initio regni Franciae, successione, regum publicis negotiis et politia; per *Antonium Matarellum.* Praefixum est judicium *Papyrii Massonis* de libello Hotomanni. (Paris 1575) und abgedruckt in einer Ausgabe der Franco-Gallia (Frankf. 1665). Hotman beantwortete Matharel's Kritik in: *Matagonis de Matagonibus* decretorum baccalaurei moniteriale adversus Italo-Galliam sive Anti-Franco-Galliam Antonii Matarelli Alvernogenii. Lutriviani 1575, 1578, 1584. Villiobani 1593, im Latein der Epistolae obscurorum virorum. Wenn einige angeben, Hotman habe auch eine Schrift de regno vulvarum herausgegeben, so wird nur seine Franco-Gallia gemeint sein; indem sonst keine Spur von derselben existirt. Aber es existirt ein Epigramm von 1561, welches diese Aufschrift trägt und dessen Anfang folgendermaßen lautet:

Vulva regit Scotos (Maria Stuart), haeres tenet illa Britannos (Elisabeth),
Flandros et Batavos nunc notha vulva regit (Margarethe von Parma, uneheliche Tochter Karls V.)
Vulva regit populos, quos signat Gallia portu (Katharina von Österreich, Regentin)
Et fortes Gallos Itala vulva regit (Katharina von Medicis)
His furiam furiis, vulvam conjungite vulvis,
Sic natura capax omnia regna capit u. s. w.

b) De jure successionis regiae in regno Francorum leges (Gedr. 1588); c) Disputatio de controversia successionis regiae inter patruum et nepotem atque in universum de jure successionis regiae in regno Galliae; regni haereditas utrum ex aetatis et gradus praerogativa an repraesentationis jure deferatur? (Zuerst ohne Ort, jedoch zu Frankf. 1585. Für Heinrich IV. und gegen die Ligue abgefaßt.) 2) Antiquitatum Romanarum libri V. (Zuerst Paris 1585. Ein Theil dieses Werkes erschien besonders unter dem

3) Ebenfalls erschien gegen dasselbe: *Petri Turelli*, Campani, et in supremo Galliarum senatu Advocati contra Othomanni Franco-Galliam libellus (Paris, de Roigny. 1576).

Titel: De re nummaria populi Romani. Basel 1584 und ap. Guil. Leimarum. 1585.) 3) Commentarius in XXV. Orationes Ciceronis, una cum notis ad Asconium Paedianum. (Paris 1554. Fol. und öfters wiederholt.) 4) Commentarius in epistolam Ciceronis ad Q. Fratrem. (Lyon 1564. 4. Basel 1591.) 5) Notae renovatae in C. Julii Caesaris commentarios. (Lyon 1574. Frankf. 1606. Fol.) 6) Consolatio e sacris literis. (Lyon 1593. Hanau 1613. 16.)

Außerdem hat Franz Hotman noch geschrieben:

1) Amicabiles responsiones, eine heftige Streitschrift gegen Cujas. 2) Strigilis Papyrii Massoni sive remediale cantativum contra rabiosam phrenesin P. Massoni, Jesuitae excucullati per Matagonidem de Matagonibus baccalaureum formatum in jure canonico et in medicina, si voluisset. (1575, 1578) gegen Masson's Kritik der Franco-Gallia. 3) l'Antitribonien, in französischer Sprache. Dieses Buch hat er auf Antrieb des Kanzlers l'Hopital im J. 1567 abgefaßt, um das Studium des französischen einheimischen Rechts und die Abfassung eines Gesetzbuchs in der Landessprache zu empfehlen. Gedruckt ward das Werk durch Nevelet's Besorgung zu Paris, und 1616 in den Opuscules françaises des Hotmans. Eine lateinische Übersetzung erschien 1635 zu Hamburg, und so kam es zur Kunde der teutschen Juristen, wo Thomasius, Beyer und Hofmann dafür, Tabor, Ludewig und Heineccius ebenso dagegen auftraten, wie in Frankreich schon früher Wilhelm Maran in seinen: Discours politiques de l'établissement et conservation des loix de la justice, contre les mocqueries et cavillations de l'Anti-Tribonien deguisé et de ses sectateurs. (Toulouse 1621. 4.) und in einer andern lateinischen Schrift: De justitia et aequitate commentarii duo adversus nugamenta et offusias Antitriboniani personati. (Tolosae 1622. 4.) Bemerkenswerth bleibt das Buch immer auch für das teutsche Privatrecht. 4) Ad Remundum Ruffum defensorem Romani pontificis contra Carolum Molinaeum de statu primitivae ecclesiae ejusque sacerdotio. (Genf 1553.) Er hat solches unter dem Namen Franz de Villiers herausgegeben; es ist eine Vertheidigung des Charles Dumoulin gegen den Parlamentsadvokaten Remond le Rouge in Paris, welcher in einer lateinischen Schrift des erstern Abhandlung über die kleinen geistlichen Gefälle angegriffen hatte. 5) Papae Sixti fulmen brutum in Henricum regem Navarrae et Henricum Borbonium, principem Condaeum vibratum, cujus multiplex nullitas ex protestatione patet. (s. l. 1585, dann Leyden 1586, und 1602, 1603, auch in Goldast's Monarchia imperii. Tom. III) Französisch: Protestation et défense pour le Roi de Navarre Henri IV. premier prince du sang et Henri prince de Condé, aussi prince du même sang contre l'injuste et tyrannique bulle de Sixte V., publiée à Rome au mois de Septembre 1585 au mepris de la maison de France. (1585.) Eine der gelehrtesten und stärksten Satyren. 6) De furoribus gallicis et caede admiralii Castillionii atque illustrium virorum passim edita per complures Galliae civitates vera et simplex ratio ab *Ernesto Eremundo Frisio*. (Edim[illegible] 1573. 4. Londini 1573. Lugd. Batav. 1619. Amst[illegible] 1641.) Irrig dem Theodor Beza und Hubert La[illegible] zugeschrieben. 7) Nullitatis protestationes adv[illegible] formulam concordiae per Johannem Palmerium (1[illegible] 8) *Johannis Francisci Aspastis Salassi* V. D[illegible] in virulentam planeque sophisticam Andreae [illegible] chenii criminationem, quam adversus Jo. Pal[illegible] justas et necessarias protestationes conscripsit, eodem Palmerio vera et modesta defensio. ([illegible] 1580.) Diese beiden von Hotman abgefaßten Sch[illegible] betreffen die Streitfrage von der Gegenwart Jesu [illegible] im Abendmahl. 9) Französische Übersetzung der V[illegible] digung des Socrates von Plato. 10) Außerdem [illegible] die Inhaltsanzeigen bei den Digesten in der Au[illegible] des Corpus juris (Paris 1562) besorgt[4]). 11) Brief[illegible] ihm sind enthalten in: Francisci et Johannis H[illegible] manorum patris ac filii et clarorum virorum a[illegible] epistolae, ex bibliotheca *Jani Guilielmi Me[illegible]* C. (Amst. 1700. 4.), aber ihr Inhalt ist nicht von [illegible] derlichem Belang. — Sein Leben schrieb Nevel[illegible] Doscher, der Ausgabe der Operum vorgesetzt[5]). [illegible] vorzüglich Niceron. 9. Bd. S. 212 fg. der teu[illegible] Übersetzung.

3) Johann H., Sohn des vorigen, hat die [illegible] Lect herausgegebenen Opera Francisci H. mit be[illegible] einzelne Briefe von ihm stehen in der ebengedr[illegible] Sammlung.

4) Franz H., gleichfalls ein Sohn des ältern [illegible] H. und Bruder des Johann. Er schrieb sich auch [illegible] de la Tour, und gab heraus: Histoire Celtique [illegible] sous le nom d'Amindorix et de Celanire sont [illegible] prises les principales actions de nos Rois. ([illegible] 1634.) In Versen. (*Spangenb*[illegible]

Hothpaal, s. Species Verbi.

Hotikiang, s. Sangkoi.

Hotomannus, s. Hotman.

HOTT (حتّ), 1) Name eines Ortes in D[illegible] dann 2) eines zu Medina gehörigen Districts, un[illegible] einer außerhalb Basra gelegnen Vorstadt. Nach [illegible] Muscht. (*Joseph v. Hamm*[illegible]

HOTTE, auch Kotze, Kütze, nennt der Land[illegible] eine Art von Traggerüste, oder Korb, in welchem [illegible] auf dem Rücken Waaren und andre Stoffe trägt. (*Fr. Heusin*[illegible]

HOTTEMANN, ein gerühmter Gambist in F[illegible] reich, soll nach Brossard um 1650 die Theorbe erfunden [illegible] darauf in Italien erst bekannt gemacht haben. Die A[illegible] ist aber irrig. Er kann nur einige Verbesserungen an d[illegible] nun vergessenen Instrumente, das lange in Ansehen [illegible] und großer Virtuosen sich rühmen konnte, angebracht [illegible] da Zeugnisse vorhanden sind, die das frühere Dasei[illegible] Theorbe außer Zweifel setzen. S. Theorbe. (*G. W. F*[illegible]

---

4) Meine Einleitung in das Römisch-Justinianische [illegible] buch, S. 807. 5) Auch bei *Leikher*, Vitae JCtorum.

TENTOTTEN, ein noch jetzt in Süd-
wärts an und auf dem Vorgebirge der gu-
ung nomadisirendes Volk, sind die Urein-
s Caplandes. Diese, sonst holländische, seit
ische Besitzung von 6000 □M., umfaßt nur
nw., wovon 40,000 Hottentotten und 35,000
nd malaiische Sklaven sind [1]). Der Hottentotte
et sich durch starke hervorragende Backenknochen,
ne Lippen, eine platte, eingedrückte Nase mit
asenlöchern; die Stirn ist hervorstehend, die
d munter und lebhaft, die Zähne blendend weiß
gerichtet. Er ist gelbbraun, fast bartlos, kraus-
eicht, schnell, harmlos und sanft, doch ernst,
ätig. Das weibliche Geschlecht ist wohlgebildet.
Hottentottin würde schön sein, wenn sie das
cht mit verschiednen Farben und den Leib mit
stinkendem Öle beschmierte. Die Mädchen
hr früh mannbar, und heirathen gewöhnlich
13. Jahre. In ihrer Ehe herrscht große Ein-
s gibt wol keine zärtlichern Mütter als die
tinnen. Die meisten Hottentotten durchstreifen
in fast thierischer Dummheit ihre Wüsten. Ihre
heißen Namaquaer, Kabriquaer, Koras u. a.
ermischung mit Weißen entstehen die Mestiz-
ten. Jeder Stamm hält sich zusammen und
kleines Dorf, Kraal genannt. Ihre Häuser
, und gleichen ziemlich einem Backofen. Eine
Plage für sie sind die Läuse. Wird die Ein-
z dieser lästigen Gäste zu zahlreich, so steckt
ganze Dorf in Brand, und die Einwohner
aus. Die Hottentotten lieben den Taback lei-
ch, beschäftigen sich vorzüglich mit der Jagd,
sich dabei der Spieße, Bogen und Pfeile, welche
vergiften. Sie reden eine eigne, durch Schnal-
er Zunge, scharftönende Kehltöne und pfeifende
ausgezeichnete Sprache (wahrscheinlich durch
Bau des Gaumens bedingt), haben einige
von der Medicin, aber nur wenige religiöse
denn es fehlten ihnen Priester und Tempel.
s haben christliche Missionarien für ihren Un-
n Christenthume nicht ohne Glück gearbeitet [2]).
Holländer, Teutsche und Engländer das Cap-
ohnen, beschäftigen sich die Hottentotten zum
heil (unter dem Schutze der Colonie) mit Vieh-
Ackerbau. Viele von ihnen gehen auch in
Nach Berichten der Reisenden haben aber bis
jetzt die Hottentotten durch ihren Verkehr mit der euro-
päischen Civilisation weder in Hinsicht auf Volksglück
noch moralische Besserung viel gewonnen. Nach diesen
ist der Hottentotte noch in demselben Grade wie früher
der Sklave heftiger Leidenschaften und schlechter herab-
würdigender Gewohnheiten, noch ebenso unwissend,
noch ebenso sehr in allen seinen Bedürfnissen von dem
Zufall und der Milde der Natur abhängig, ebenso sehr
den Angriffen seiner natürlichen Feinde bloßgestellt und
ebenso unvollkommen vor der Wuth der Elemente geschützt,
als er es war, ehe der Fuß eines Europäers seine Ge-
stade betrat. Noch jetzt ist er ein rastloser Wandrer, wie
sein Geschlecht immer gewesen ist; aber wenn er seine
temporäre Heimat verläßt, so geschieht dieses jetzt nicht,
um eine andre auf grünerem Rasen, oder neben reicherer
Quelle aufzusuchen, sondern weil seine christlichen Ver-
folger über ihn gekommen sind, und, nachdem sie sein
Vieh weggetrieben und seine Hütte in Asche verwandelt
haben, die Luft mit ihrem blutdürstigen Geschrei der
Vertilgung erfüllen. Die Details, welche Philip [3]) über
den gegenwärtigen Zustand der Hottentotten und über-
haupt der ureingebornen Bevölkerung von Südafrika lie-
fert, müssen jeden Freund von Menschenwohl und Hu-
manität mit Unwillen erfüllen. Barrow's Reisen mach-
ten im vergangnen Jahrh das System der Unterdrückung
und Grausamkeit bekannt, welches gegen die Eingebor-
nen des Gebietes der Capstadt geübt wurde, als diese
Niederlassung im Besitze der Holländer war. Anderthalb
Hundert Jahre beinahe dauerte die Herrschaft, aber das
Elend und die Leiden jener Unglücklichen hatten, wie es
scheint, in dem Laufe dieser Zeit statt abzunehmen, sich
nur vermehrt und vervielfältigt. So lange die Zahl der
Colonisten noch gering war und nur unzulängliche Mit-
tel zur Unterdrückung ihnen zu Gebote standen, waren
sie es zufrieden, die Eingebornen als Freunde zu behan-
deln, und was sie von ihnen bedurften, durch Kauf zu
erwerben. Aber nicht sobald hatten sie einiges Vertrauen
auf ihre Macht gewonnen, als sie ein ganz verschiednes Sy-
stem annahmen. Zuerst wurde dem armen Hottentotten,
welcher sein Vieh für die Glasperlen, die ihm von den
Bauern oder Beamten dafür geboten wurden, nicht hin-
weggeben wollte, unter irgend einem Vorwande dasselbe
mit Gewalt entrissen. Daß die Unglücklichen, die sich

1) Th. Schacht, Lehrb. d. Geogr. alt. u. neuer Zeit, Rücks. auf polit. u. Culturgesch. (Mainz 1831.) S. sonders Menzel, Ausführl. Beschreib. des Vorgebir-ten Hoffn. 3. Bd.; W. Patterson, Reise u. s. w. f. von Forster. 5. Bd.; Sparrmann, Reise nach d. d. guten Hoffn. aus d. Schwed. von Groskurd, f. von G. Forster; J. Barrow, Reise ins Innere Aus dem Engl.; R. Percival, Beschreib. des Vor-Hoffn. Aus d. Engl. von Ehrmann; Joh. Camp-im südl. Afrika rc. (Nürnb. 1816.); Gesch. d. Schiff-Herkules an der Kaffernküste (Emden 1816.). 2) Das wie es die bekehrten Hottentotten in ihrer Sprache t also:

Cita üp ne nanoop sa ons anoohe, sa
Unser Vater den Himmel in, dein Name geheiliget sei, dein
koop ha, sa ei i hoop ei ne nanoop
Königreich komme, dein Wille sei gethan Erde auf dem Himmel
na koomi, cita eecorobe berip mata neci i cita
in wie: unser täglich Brod gieb uns diesen Tag, und unsre
soorootikoo oobekata cita soorooti aukoo citee oobeka
Schulden vergieb uns unsre schuldigen Menschen wir vergeben
kommi i ta oowa keikata gawe ooreta
also und nicht Versuchung führe hinein uns, sondern befreie uns
eip ga; o sa ne koop ke, i de keip, i de
übel von; denn dein das Reich ist, und die Macht, und die
isa i amo. Amen.
Herrlichkeit in Ewigkeit.

3) Researches in South Africa, by the Rev. *John Philip*. (Lond. 1828.) 2 Vols.

auf diese Weise ihres Eigenthums beraubt sahen, zuweilen die Gelegenheit ergriffen, den Räubern Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ist nicht zu verwundern; in mehr als einem Falle waren sie dazu gezwungen, wenn sie nicht Hungers sterben wollten. Den Weißen diente dieses jedoch nur zum Vorwande, um ihre Pläne in einem größern Maßstabe und mit offnerer Verachtung alles Rechts und aller Menschlichkeit auszuführen. Im J. 1778 wurde eine militairische Expedition beschlossen, um den ganzen Stamm der Buschmänner oder Hottentotten, soweit dieselben sich noch nicht der Sklaverei unterworfen hatten, auszurotten; und so blutig war dieser Plan, daß der Befehl ertheilt wurde, alle männlichen Gefangnen, die bereits zu reiferm Alter erwachsen waren, niederzumachen. Der auf diese Weise begonnene Vertilgungskrieg wurde viele Jahre hindurch durch Commando's oder Streifparteien von Bauern fortgeführt, die von den Distriktsfähndrichen aufgeboten und von der Regierung mit Munition und Waffen versehen wurden. Ihr Befehl war, das Land zu durchstreichen, die Schlupfwinkel der Buschmänner aufzusuchen, und, wenn sie einen Kraal erspäheten, denselben wo möglich zu überraschen, die Männer auszusondern und zu erschießen. Die Weiber und Kinder wurden unter die Theilnehmer der Expedition als Sklaven vertheilt. Wie groß die Anzahl der auf diese Weise hingeopferten menschlichen Wesen war, können wir nicht angeben; beträchtlich muß dieselbe jedenfalls gewesen sein; denn man sprach von einer Jagd auf die Hottentotten am Cap nicht anders, als anderwärts von einer Jagd auf Hasen oder Rehe.

Daß es auch von Seiten der Buschmänner an Beispielen wilder Grausamkeit nicht fehlte, war unter diesen Umständen nicht anders denkbar; doch geht aus Allem, was die glaubwürdigsten Zeugen aus jener Zeit berichten, hervor, daß der Grundzug ihres Charakters eine an Leichtsinn gränzende Gutmüthigkeit war; und neben derselben finden wir Züge edler Hingebung und Selbstaufopferung, die den civilisirtesten Völkern zur Ehre gereichen würden.

Anfangs wurde den Eingebornen von ihren neuen Herren mit vieler Milde begegnet, da man ihrer Dienste bedurfte, um die misvergnügten holländischen Einwohner im Zaume zu halten. Nach einiger Zeit jedoch, als dieser Grund, ihre Menschenrechte zu achten, nicht länger vorhanden war, trat das alte System der Ungerechtigkeit und Unterdrückung im vollsten Umfange wieder ein und hat mit ungemilderter Strenge bis auf den heutigen Tag fortgedauert. Um einen Begriff von der Behandlung zu erhalten, welcher die Gesetze des freien Englands hier eine Bevölkerung unterwerfen, die, wie zum Hohne, gleichfalls frei genannt wird, hat man nur einige Titel der Colonial-Proclamation vom J. 1809 auszuheben, welche man am Cap die Magna Charta der Hottentotten genannt hat.

So heißt es Art. 6 in Bezug auf Klagen des Hottentotten wegen übler Behandlung seines Herrn vor Gericht: „Wenn die erlittne Beleidigung sich nicht bis zu einer Verstümmlung erstreckt, d. i. bis zu dem Verlust eines Armes oder eines Auges rc., so ist die Strafe in eine Geldbuße zu verwandeln, die nicht über 50 und nicht unter 10 S
thaler betragen darf; wenn sich aber findet, da
Hottentotte seine Klage nur aus Muthwillen
Bosheit erhoben hat, so wird verfügt, daß er eine
Züchtigung erhalten soll, als die Natur der Sach
sich bringt." Bedenkt man nun, daß die Richter
Fälle selbst Bauern sind, — denn von einer Appel
an die Assisen ist dabei keine Rede — so kann de
leidiger in der That wenig zu fürchten und der
wenig zu hoffen haben. Wenn ein Hottentotte
so wird er sogleich provisorisch in das Gefängni
worfen, so lange bis es seinem Herrn, gegen w
die Klage gerichtet ist, gefällt, vor den Landdrost
erscheinen und sich zu vertheidigen. In dieser tra
Lage kann der klagende Hottentotte drei Tage ode
Wochen bleiben, ehe die Sache nur zur Untersu
kommt. Nachdem der Unglückliche vielleicht auf H
und Füßen fortgekrochen ist, um seinem Unterdrüc
entkommen, und nachdem er sich genöthigt gesehe
in der Nacht seinen Weg zu der Drostei zu suchen
des Tages sich im Gebüsche zu verbergen, um nich
deckt und von seinem Verfolger ergriffen zu werde
er seine Klage angebracht hat, wird er noch wi
Verbrecher behandelt, indem man ihn in das Gefä
wirft, und ehe noch eine Untersuchung stattgefunde
ist er schon einer Behandlung verfallen, die m
England als eine schwere Strafe betrachten würde.
einem solchen Anfang ist das Weitre leicht vorauszu
In demselben Geiste sind die Gesetze abgefaßt, welch
Verfahren bestimmen, wenn der Herr sich über
hottentottischen Dienstboten zu beklagen hat. Ha
Hottentotte seinen Herrn beleidigt, so darf dieser i
das öffentliche Gefängniß schicken, wo derselbe nicht
eine Untersuchung, den Urtheilsspruch und die von
Richter ausgesprochne, seinem Vergehen angem
Strafe, sondern auf die einfache und völlig unmo
Foderung seines Herrn eine Züchtigung zu erwarten
Der letztre braucht nämlich nichts als einen Brief
dem Hottentotten zu senden, worin er angibt, daß
selbe ungehorsam oder unbescheiden gewesen sei, we
er den Aufseher des Gefängnisses bitte, ihm 39 Peit
hiebe zu geben; so wird der Gefangne angebunden
peitscht, und so lange im Kerker gehalten, bis es
Herrn beliebt, die Kosten des Gefängnisses zu be
und ihn daraus zu erlösen. Eine andre der Coloni
fügungen ist, daß kein Hottentotte, der nicht in
Dienst eines Bauern ist, sich auf der Straße be
lassen solle, ohne einen Paß bei sich zu tragen.

Durch eine Verordnung, welche die Regierun
Caps im J. 1812 erließ, erhält der Colonist das
jedes Kind eines Hottentotten, das auf seinem G
und Boden geboren ist und ein Alter von acht Jahr
reicht hat, zehn Jahre lang als „Lehrling," d. i. als
lichen Dienstboten oder Sklaven zu sich zu nehmen.
Vorwand, auf welchen diese Anordnung sich gründ
die Billigkeit, dem Gutsherrn eine Entschädigun
die Unterstützung zu geben, die er den Kindern w
ihrer Kindheit gewährt habe; der Zweck ist jedoch

erei der Eingebornen unaufhörlich zu machen
i jede Hoffnung auf Befreiung von derselben
den, indem die Pächter sich unter dem Deck-
ier Verfügung durch tausend Mittel jeder Zeit
ohne Lohn zu verschaffen wissen. So erlangte
er die Dienste zweier Mädchen, auf sechs und
hre, indem er das Alter der einen auf 12, der
if 11 Jahre angab; während jene in der That
:r 24 und diese nur wenig jünger war. Der
, dem dieser grobe Betrug entdeckt wurde, be-
ntsdestoweniger darauf, die Ansprüche des Päch-
nd zu machen, und ein Missionär, der es über-
ine Appellation an die Regierung zu bringen,
nichts dadurch, als einen Vorwurf für seine Ein-

aublich, wenn eine ununterbrochne Reihe von
a den geringsten Zweifel gestatteten, wäre selbst
iter diesen Scenen der Barbarei die Fortdauer
klichen Commandosystems. Im J. 1816 befahl die
g auf die Vorstellung eines Bauern, der von
hmännern beraubt zu sein vorgab, ohne die
Untersuchung, die Zusammenziehung eines Com-
welches, wenn es wirklich zu jener Zeit zu
ekommen wäre, den ganzen unglücklichen Stamm
alten Grenzen der Colonie bis zum Oranjeflusse
rt haben würde. Der Landdrost des Distriktes,
in menschlicher Mann, foderte indeß zum Glücke
für die angebliche Räuberei und hatte, da diese
jebracht werden konnten, Einfluß genug, um
nahme des blutigen Befehls zu bewirken.

(*Alex. Müller.*)

den Hottentotten rechnet man gewöhnlich auch
smans oder sogenannten **Buschmänner**, welche
hottentottischen Stamme der Koranas mit dem
Saal belegt werden, obschon sie eine eigne Na-
eigenthümlicher, von den Hottentotten nicht ver-
Sprache ausmachen, in mancher charakteristischen
a jenen abweichen, auch meist mit denselben in
Verhältnissen leben. Ihre Heimat ist der
zwischen dem Oranjerivier und dem Gebirge,
ich vom Roggeveld zu den Schneebergen und
östlich zieht; ein unfruchtbares, steiniges, oft
ing von keinem Regen benetztes, und daher
t an Thieren reiches Land. Nördlich vom Sackri-
ver Ebene, welche nur durch einzelne Höhen un-
wird, aber auch hier ist die Vegetation fast
ben; in den noch nördlicher sich erhebenden Kar-
dagegen ist die Natur thätiger, desgleichen in
barschaft des Oranjeflusses. Der Bosjesman ist
h vier Fuß groß, hat einen wilden und unsi-
k, schlaffe, aber auf List hindeutende Gesichts-
ne gelbe Farbe verdeckt er durch häufiges Be-
mit Fett und Asche. Die breite, platte Nase
auffallend breite Hervorragen der Backenknochen,
Hottentotten markiren, sind auch ihm zu Theil
Gehör und Gesicht sind, wie bei allen Wil-
rn beständiger Übung ungemein scharf, die übri-
e dagegen wenig ausgebildet. Wenn die Kin-
der meist durch unförmliche Dicke auffallen, so erscheinen ältre Personen meist in ungeheurer Magerkeit. Die Häßlichkeit tritt bei dem weiblichen Geschlechte noch schärfer hervor als bei dem männlichen, was Folge von der Länge und Schlaffheit der Brüste und von der auffallenden Unförmlichkeit des Gesäßes ist. Die Kleidung des Bosjesman besteht aus der einfachen Hülle eines Schaffelles, welches wie ein Mantel umgehängt ist, einer mit Glaskorallen besetzten Mütze, welche das wollige Haar nicht ganz verbirgt, dem Felle eines Schakals oder andern Thieres mittels eines Riemens um die Hüften befestigt, und Sohlen von Rindshaut zum Unterbinden unter die Füße. Die Handgelenke werden mit Ringen aus Metall, auch wol blos aus Leder, der Hals mit Glaskorallen geschmückt. Manche Buschmänner gehen fast ganz nackt. In einem ledernen Sacke pflegen sie Lebensmittel, Taback und Pfeife, aus einer Knochenröhre bestehend, mit sich zu führen. Von Ackerbau, zu welchem der Boden auch nicht sonderlich geeignet wäre, wissen sie nichts und das Hirtenleben ist ihnen verhaßt; Jagd dagegen und Raub sind ihr Element. Ihre Waffen bestehen in Pfeil und Bogen. Die Pfeile pflegen sie zu vergiften, wozu sie Schlangengift verwenden, und mit ihnen wissen sie auch große Thiere, wie Löwen, zu erlegen. Elephanten und Flußpferde fangen sie gewöhnlich in Gruben. Fischerei treiben sie, wo die Localität es verstattet. Die Lieblingsspeise derselben besteht in Heuschrecken, sowie in weißen Ameisen und Eiern derselben. Sie sind aber überhaupt keine Kostverächter, genießen Schlangen, Spinnen, Knollen von Gewächsen, wilde Wurzeln ꝛc. Salz gebrauchen sie nicht, alles, auch das Fleisch, verschlingen sie roh, trinken wie die Thiere und verschlucken den Dampf des Tabacks. Einen festen Wohnsitz hat der Bosjesman nicht; von einem Orte wandert er zum andern. Befindet er sich im Gebirge, so sind Höhlen und Bergklüfte bei Nacht seine natürlichen Zufluchtsörter, treibt er sich dagegen in der Ebene umher, so birgt er sich in einen Strauch, oder gräbt sich eine kleine, einige Zoll tiefe, länglich runde Grube, um sich zusammengerollt hinein zu legen und mit seinem Felle zu bedecken. Gewöhnlich hält sich jede Familie allein und ohne daß einer aus ihrer Mitte die übrigen Glieder derselben beherrschte. Körperliche Kraft entscheidet allein. Bei der Rohheit dieses Volkes darf es denn auch nicht auffallen, daß weder die Ehe noch die übrigen Familienverhältnisse fest geregelt erscheinen, Ehebruch also als kein Verbrechen gilt, daß aus Zerstörungswuth alles vernichtet wird, was nicht mehr gebraucht werden kann. Ihre Sprache erscheint sehr unvollkommen, was sie aber durch eine ausgezeichnete Fertigkeit, sich durch Geberden und Zeichen verständlich zu machen, zu ersetzen wissen; der Klang derselben ist widerlich durch häufiges Schnalzen, Häufung von Kehllauten und hellen Nasaltönen und das Singende der Rede [4]).

4) Ausführlich verbreiten sich über diese Völkerschaft **Lichtenstein's** Reisen im südlichen Afrika (Berl. 1811.), an mehren Stellen beider Bände, welche man im Register unter dem Worte

Die Dammaras, auch Damroquaer und Tamaquaer genannt, ein nördlich vom Caplande wohnender Hottentottenstamm, in einem gebirgigen, großentheils unfruchtbaren, aber an Kupfererz reichen Landstriche, welches derselbe zu schmelzen und trotz seiner mangelhaften Werkzeuge recht gut zu bearbeiten weiß. Latrobe[5]) nennt diese Hottentotten Dambra und bemerkt über sie, daß sie sich durch größere Schwarzbräune und bessere Gesichtszüge vor andern Hottentotten auszeichnen und nach Lichtenstein[6]) haben sie die Sitte der Beschneidung.

Die Giriquas, Chisiquas und andre bei ältern Reisebeschreibern erwähnten Hottentottenstämme sind verschwunden[7]). Eines Hesqua-Stammes gedenkt Latrobe[8]), und Grootriviershottentotten fand Lichtenstein[9]) in schmuzigen Pondocken uud mit Fellen behängt. Die bedeutendsten Stämme aber sind unstreitig die Koras, Koranas oder Koranen und die Namaaquas (Namaquas) oder Nimiquas, welche beide in mancherlei Abtheilungen zerfallen und das sogenannte Land der Hottentotten inne haben. Dieses erstreckt sich nördlich vom Gebiete der Bosjesmanen, welche zunächst die Cap-Colonie im Norden berühren, etwa vom 30. Grade bis zum 27., an der Westküste selbst bis über den 26. Gr. südlicher Breite.

Zu den Flüssen des Hottentottenlandes im engern Sinne gehört der südlich von den Kamiesbergen strömende Hartebeestfluß, dann der Sandfluß (t'Koussie), welcher aus einer zwischen denselben Bergen und den nördlicher laufenden Kupferbergen sich hinziehenden Schlucht hervortritt und sich in das atlantische Meer ergießt. Nach dem Meere zu ist hier ebenes und sandiges Land, selten von einer Quelle bewässert und mit sehr spärlicher Vegetation. Die Kupferberge sind dürr und unfruchtbar; nördlich von ihnen stößt man auf eine große Ebene und in derselben den Gemsbockberg und Wälder von Mimosen. Bemerkenswerth ist aus dieser Gegend in der Nähe der Küste die Insel Secos und nördlicher die Groote- oder Zeequelle. In der Nachbarschaft des Oranjeflusses zeigt sich Vegetation und das Land wird von Zebra's, Quagga's, Antilopen und Giraffen belebt, wie der Fluß Flußpferde in seinem Schooße birgt. An der Küste hausen wilde Enten, Flamingo's, Pelikane. Nördlich vom Oranjeflusse zieht sich eine weite Ebene, begrenzt von den Bergen der Brenas (Brequas); sie wird vom Löwenflusse bewässert. Nördlicher davon ist der Fischfluß, dem manche andre Flüsse zuströmen; Reichthum an Giraffenbäumen, dessen Gummi die Hottentotten essen, zeichnet diese Gegend aus. Weiter östlich zieht sich eine große Wüste unter dem 21. Gr. der L. von Greenwich.

Man unterscheidet Klein-Namaquas und Groß-Namaquas unter den Hottentotten dieses Landes. Die erstern, welche niemals sehr zahlreich waren, wohnen südlich, die andern nördlich vom Oranjefluß oder t' Gariep. Beide sind groß und von ansehnlicher Gestalt, tapfer, klug, gut geartet, auch reinlich. Den Häusern geben sie die Form einer Halbkugel, und bedecken sie mit Matten; ihre Kleidung besteht aus Fellen und ihre Beschäftigung ist Viehzucht. Zum Schutz ihrer Heerden, welche aus Rindern, Schafen und Ziegen bestehen, richten sie Streitochsen ab. Die Sprache derselben ist abweichend von der sonstigen Hottentottensprache. Südlich vom Gariep in einer unfruchtbaren Gegend, von rauhen Bergen umschlossen, liegt eine Niederlassung derselben, Pella. Missionsplätze unter ihnen sind Jerusalem und Bethany[10]).

Am Fischflusse wohnen die Kabobiquaer, ein kriegerischer Stamm, dessen Glieder groß und schwarz sind, sich tättowiren, gern mit Kupfer putzen. Nördlich davon die kleinen, aber starken und gelenkigen Huswanaer, oder sinesischen Hottentotten, mit großen lebhaften Augen, krausem Haar und ausgezeichnet durch Thätigkeit, Kühnheit und Stolz. Den Namaquas ähnlich sind die Kominuquaer, ein armer und gutmüthiger Stamm; östlich davon, am Oranjeflusse, leben die Geisiquaer, in Sprache und Sitte ebenfalls den Namaquas vergleichbar, und noch östlicher die Briquaer. Endlich die Korqquaer, durch bedeutende Schwärze von andern Hottentotten unterschieden, in einem äußerst dürren Lande, nähern sich in Sprache und Sitte den Namaquas. Die ältern Nachrichten geben statt aller dieser Namen von Völkerschaften, mit Ausnahme der Namaquas, ganz andre Bezeichnungen, nämlich die Komeinaquaer (benannt nach einem Berge Komma) nordöstlich vom Gariep, in ihrer Nähe die Tradiamaquaer, dann die Kobanaer am Flusse Keima, welche sich mit Viehzucht beschäftigten; westlich von diesen die Koenquaer, ferner die Koricambier am Flusse Cham, die Keinamaquaer am Fischflusse, von diesen wieder östlich die Eniquaer mit vieler Viehzucht und die Korangojer am Oranjeflusse.

Ein sehr ansehnlicher Stamm der Hottentotten sind die Koranas, welche sich selbst Kora oder Koraqua nennen, die Buschmänner aufs heftigste hassen, dagegen mit den Kaffern in freundlichem Verhältnisse stehen. Ihre Wohnsitze liegen östlich von denen der Namaquas und Dammaras, von welchen sie zum Theil durch große Wüsten getrennt werden, nördlich vom Oranjefluß an den Asbestbergen und dem Langenberge, sodaß sie gegen Mit-

---

Buschmänner verzeichnet findet. Vergl. ferner Sparrmann, Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung; aus d. Schwed. übers. von Groskurd, und *Burchell*, Travels in the interior of southern Africa (Lond. 1822 sq.). In *Latrobe's* Journal of a Visit to south Africa. 2d edit. (Lond. 1821.) trifft man dagegen über die Buschmänner, weil dieser Reisende sich fast nur innerhalb der Colonie am Cap aufhält, so gut wie nichts. *Campbell's* Travels in south Africa und dessen second Journey enthalten, so viel ich mich erinnere, ebenfalls manches dahin Gehörige, konnten aber hier nicht benutzt werden.

5) Journal of a Visit to south Africa, p. 457, 458, 467, 472. 6) a. a. O. 1. Th. S. 111. 7) Lichtenstein's Reisen. 2. Bd. S. 396. 8) a. a. O. p. 154 u. 402. 9) a. a. O. 2. Th. S. 398.

10) Vergl. besonders Patterson, Reisen in das Land der Hottentotten und Kaffern. Aus d. Engl. übers. mit Anmerk. von Forster (Berl. 1790.).

ıit den Bachapins und Bamuchars zusammen-
iber Mobatee, jenseits Malapeetzee, erstreckt sich
amm nicht nach Norden; im Westen bilden die
des Oranjeflusses etwa die Grenze. Camp-
t als einen besondern Stamm derselben die
s, und Lichtenstein [11]) am Hartrivier und Baal-
Kharemankeis. Am Flusse Cradock bis
nd an dem gelben Flusse bis vier Tagereisen
seiner Vereinigung mit dem Flusse Malalareen
n die Nähe des Donkin findet man die Koranas.
ße und Körperbildung ist bei den Koranas im
ben ebenso wie bei andern Hottentotten; doch stehen
nknochen und Kinnladen derselben weiter hervor,
ht ist runder und charakteristisch ist ihnen ein
Zug um den Mund, welcher ihrem wollüsti-
lenten, unkräftigen Wesen, sowie ihrer Gutmü-
d ihren trüben Augen entspricht. Sie sind von der
de nicht vernachlässigt, besitzen aber nicht das
und Verschmitzte andrer Stämme, und über-
dabei ihrem Hange zur Trägheit im höchsten
Ihre Kleidung bilden Felle von Rindern und
l, in deren haariger Seite sie Figuren einscha-
n Ringe um Hals, Arme und an den Ohren;
tragen sie ein Messer, einen kleinen Beutel oder
ildkrötenschale zur Aufbewahrung des Tabacks,
d Feuerzeug an sich. Nahrung liefern ihnen
en, welche sie unter der Aufsicht von Knaben
ffen, sonst aber mit vieler Sorgfalt behandeln.
en verstehen sie auch zum Reiten und Tragen
abzurichten, und benutzen sie dazu bei ihrer
g von einem Orte zum andern. Denn feste
ze haben sie meistens nicht, sondern sie ziehen
nd wohnen in Hütten aus Stäben, die mit
elegt werden. Das Flechten der Matten und
er Hütten ist Geschäft der Weiber, Errichtung
en fürs Vieh, Jagd und allenfalls Verfertigung
tel für sich und ihre Familie liegt den Männern
einfache Hausrath besteht in einigen Fellen und
darauf zu schlafen, einigen ledernen Säcken,
Kannen, Kalebassen und Bambusröhren. Ihre
ist trotz ihrer Wandrungen überall dieselbe und
Hottentottensprache innerhalb der Colonie des
s nur dialektisch verschieden, hat aber einen hei-
ng. Jedem Orte steht ein Häuptling (Googoo)
en Würde erblich ist; doch hat immer der Be-
größesten Heerde den wesentlichen Einfluß, und
uch von einem Orte zieht den der übrigen nach
elweiberei ist selten; die Ehe wird auf die ein-
Weise geschlossen. Wird ein Knabe mannbar,
n ein Fest (Dorro). Ihre Art zu tanzen ist
, aber ihrer Faulheit angemessen. Alte Leute
erstoßen; Vornehme begräbt man im Kraal und
die Heerde darüber gehen, um die Stelle un-
zu machen, andre werden außerhalb der Nie-
bestattet und ihr Grab mit Steinen überwor-
durch christliche Missionarien sind Koranas zu

eisen rc. 2. Th. S. 411.

festen Ansiedlungen veranlaßt; einer derselben, Anderson, brachte so 1802 ihrer sechs zu Stande: Laauwaterfontein, Rietfontein, Witwater, Taaybosch-fontein, Leeuwenkuil und Ongeluksfontein, in welchen jedoch auch noch andre Hottentotten wohnen. Später kamen neue Ortschaften hinzu [12]).

Außer diesen Hottentottenstämmen gibt es auch noch Bastardhottentotten oder Mischlinge durch Verbindung der Hottentotten oder Hottentottinnen mit Gliedern andrer Völker. Dahin gehören 1) die Hottentottenkaffern, Mischlinge von Hottentotten und Kaffern, welche vorzüglich im östlichen Theile des Caplandes, an der Grenze des eigentlichen Kafferlandes, angetroffen werden; 2) die Mestizhottentotten oder Mischlinge von Weißen oder Negern und Hottentottinnen. Die weißen Mestizen, ein starker und wohlgebildeter Menschenschlag, Sprößlinge von Europäern oder aus Europa stammenden Männern mit Hottentottinnen, sind im Caplande sehr zahlreich, von hellgelber Farbe, welche sich wie das krause Haar erst in den nachfolgenden Generationen verliert. Sie sind frei, und betrachten die übrigen Hottentotten als tief unter sich, beweisen sich arbeitsam, zeigen Muth und Kraft, aber auch viel Tücke und Freude an Unruhe, Zank und Streit. Die Bastarde von Negern und Hottentottinnen sind von geringer Zahl, weil letztre sich mit den Negersklaven nicht leicht einlassen, haben aber bessern und höhern Wuchs, braune Gesichtsfarbe, und zeichnen sich durch Arbeitsamkeit und Treue vortheilhaft aus. (*R.*)

HOTTENTOTTSCH-HOLLAND ist der Name einer fruchtbaren Gegend am Vorgebirge der guten Hoffnung in dem Distrikte Stellenbosch, in welchem die meisten Bewohner sehr wohlhabend sind. In der Nähe liegt der Paß Hottentottsch-Hollands-Kloof, welcher von der Capstadt nach den östlichen Theilen der Colonie führt. Die Gebirge bestehen aus Sandstein; in der Tiefe steht Granit an. Die Aussicht von der 2000 Fuß hohen Spitze ist trefflich. Der beschwerliche Weg ist erst in neuerer Zeit bequemer gemacht worden. (*L. F. Kämtz.*)

HOTTER, ein Sänger und Operndichter, der als Cantor zu Jevern ungefähr 1725 starb. Besonders erwähnt Mattheson in seinem musikalischen Patrioten eine seiner Opern „Störtebecker und Gödje Michel" in zwei Theilen, die Keiser 1701 componirte. (*G. W. Fink.*)

HOTTETERRE (le Roman.), Flötist und Kammermusikus zu Paris, machte sich, außer vielen praktischen Compositionen für sein Instrument, hauptsächlich durch seine Flötenschule, einen Namen, die in Paris unter dem Titel erschien: **Principes de la Flûte traversière, de la Flûte à bec et du Hautbois.** Die erste Ausgabe erschien nach der Jahrzahl eines Kupfers von Picart, zu dieser Anweisung gehörig, 1707. 4. Sie machte so großes Glück, daß sie 1708 zum zweiten, und 1710 zum dritten Male aufgelegt werden mußte. Außer einer spätern vierten Auflage zu Paris sind auch Über-

12) Lichtenstein, Reisen. 2. Th. S. 411 fg.

setzungen derselben vorhanden. Weniger verbreitete sich seine Kunst zu präludiren, l'art de préluder (Paris 1722. 4.). Er starb nach 1730. (*G. W. Fink.*)

HOTTINGER. Der Name eines, durch eine Reihe gelehrter Theologen, Ärzte und Philologen im 17. und 18. Jahrh. berühmt gewordnen zürcherischen Geschlechtes. Wir heben die merkwürdigsten derselben aus, lassen aber, um ihre Verwandtschaft mit dem berühmtesten, Johann Heinrich, zu bezeichnen, eine kurze Tafel ihrer Abstammung von demselben vorausgehen.

1) Johann Heinrich, geb. 1620, † 1667.

- 2) Joh. Heinrich, geb. 1647, † 1692.
  - 6) Joh. Heinrich, geb. 1681, † 1750.
- 3) Salomon, geb. 1649, † 1713.
- 4) Joh. Jakob, geb. 1652, † 1735.
  - 7) Joh. Heinrich, geb. 1690, † 1743.
    - 8) Joh. Heinrich, geb. 1717, † 1760.
      - 9) Joh. Jakob, geb. 1750, † 1819.
- 5) Joh. Konrad, geb. 1655, † 1730.
  - 10) Joh. Heinr., geb. 1680, † 1756.
  - 11) David, geb. 1685, † 1736.
  - 12) Joh. Konrad, † 1727.

1) Joh. Heinrich, der Erste, war der Sohn eines Mitgliedes der Schiffergilde zu Zürich, geboren den 10. März 1620. Sobald er von seinem siebenten Jahr an die Schule besuchte, gab er Beweise vorzüglicher Anlagen und seltner Gedächtnißkraft. Die ausgezeichneten Fortschritte in den alten Sprachen erwarben ihm die Liebe und besondre Sorgfalt seiner Lehrer, und er wurde rasch in die obern Classen befördert. Schon damals schrieb er oft Predigten, welche er angehört hatte, in griechischer Sprache nieder. Das Studium der hebräischen Sprache zog das religiöse Gemüth, als Sprache der Bibel, besonders an, und sein Lehrer in dieser Sprache, der Professor Joh. Jakob Wolf, empfahl ihm auch die arabische Sprache. Dadurch wurde der Grund gelegt zu der Richtung, die Hottingers Hauptstudium nahm. Im Umgange mit seinen Mitschülern war er freundlich und gefällig, und wirkte durch Beispiel und Ermahnungen wohlthätig auf ihren Fleiß; seine Lebensart war eingezogen. Schon im 18. Jahre hatte er den vollständigen Cursus der Lehranstalten seiner Vaterstadt durchgemacht, und die Ordination erhalten. Die Vorsteher beschlossen, den ausgezeichneten Jüngling auf öffentliche Unkosten zu Vollendung seiner Studien in das Ausland zu senden. Im Frühjahre 1638 reiste er nach Genf, wo er besonders Friedrich Spanheims Unterricht benutzte. Seine eigentliche Bestimmung war aber Holland; daher verließ er schon nach zwei Monaten Genf wieder und begab sich durch Frankreich und die Niederlande nach Gröningen. Hier studirte er unter Gomarus, besonders aber unter Heinrich Alting, an welchen er durch den zürcherischen Antistes Breitinger empfohlen war, und dessen Zuneigung er bald in vorzüglichem Grade genoß. In einem Briefe Altings an Breitinger, vom 29. Nov. 1638, heißt es: **Hottingerus singulare quid pollicetur, cum in ceteris studiorum partibus, tum in linguis orientalibus, in quibus praeceptore utitur Judaeo ex oriente ad nos delato. Est non minus constantia simul et contentione studii, quam ingenii ac memoriae excellentia commendabilis.** Neben dem Unterrichte dieses Juden, welchen H. sehr lobt, dessen Name aber nicht genannt wird, genoß er in der arabischen Sprache Unterricht bei Matthias Pasor. Mit Freuden nahm er dann 1639 den Antrag an, welcher ihm durch Altings Sohn, damals Professor in Leyden, gemacht wurde, dorthin in das Haus des berühmten Orientalisten Jakob Golius zu ziehen, der einen Hauslehrer für seine Kinder, zugleich aber einen jungen, tüchtigen Gehülfen für seine wissenschaftlichen Arbeiten suchte. Diese Versetzung war ihm äußerst vortheilhaft, Golius unterstützte seine Studien auf alle Weise; und dessen reiche Bibliothek, besonders seine ausgezeichnete Sammlung arabischer Handschriften, stand H. ganz zu Gebote. Überdies fand H. dort einen Muhammedaner (wahrscheinlich Ahmed Ibn Ali aus Marocco, dessen H. gedenkt), der ihm in der arabischen und türkischen Sprache Unterricht ertheilte. Er machte auch solche Fortschritte, daß Golius einst äußerte, er kenne jetzt Niemanden, der ihm in der Kenntniß der arabischen Sprache gleich käme. Für seinen Gebrauch schrieb er eine solche Menge arabischer Codices aus Golius' Bibliothek ab, daß dieser einst äußerte, er habe mehr Schriften in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes abgeschrieben, als viele Andre in ihrem ganzen Leben zu lesen vermögen. Sein Aufenthalt zu Leyden dauerte 14 Monate. Gegen Ende desselben wurde ihm der Antrag gemacht, den holländischen Gesandten Wilhelm Boswell nach Constantinopel als Gesandtschaftsprediger zu begleiten. Golius setzte Alles in Bewegung, um ihn zur Annahme zu bewegen, und stellte den Gewinn für die Kenntniß des Zustandes und der Geschichte der griechischen Kirche, und für Sammlung orientalischer Codices vor. Auch Constantin L'Empereur unterstützte seine Bemühungen. In einem Briefe an den Antistes Breitinger, der im Museum Helveticum (Tom. VI. Part. 22. p. 288) abgedruckt ist, sagt er, man sollte Alles aufbieten, um H. nach dem Oriente zu schicken. H. war nicht abgeneigt, den Antrag anzunehmen, allein von Zürich aus wider-

setzte man sich entschieden, und er wurde im März 1641 nach Hause gerufen. (Ein spätrer Brief von Edw. Pocock an H. vom 23. März 1642 gibt ihm den Rath, ja nicht die gefährliche Reise nach Constantinopel zu unternehmen, indem Christ. Ravius, der dort Handschriften gesammelt, sich nur mit Mühe habe flüchten können, und der Großwesir verboten habe, den Franken Bücher mitzutheilen; s. ebd. S. 280. Ob H. damals noch ein solches Project gehabt habe, ist ungewiß). Von Leyden reiste H. nach England, knüpfte dort mit Usher, Selden, Pocock und Whelock, dann auf der Rückreise durch Frankreich zu Paris und in andern französischen Städten mit Hugo Grotius und den damaligen berühmten französischen Theologen freundschaftliche Verhältnisse an. Vor Ende des Jahres 1641 kam er nach Zürich zurück, und wurde dann im folgenden daselbst zum Professor der Kirchengeschichte erwählt. Im nämlichen Jahre verheirathete er sich mit der einzigen Tochter eines gelehrten zürcherischen Predigers, Joh. Heinr. Ulrichs, die ihm 11 Kinder gebar. 1643 wurden ihm noch zwei andre Lehrstellen aufgetragen, die der Katechetik am Collegium Humanitatis (einer Zwischenclasse zwischen der Schule und dem Collegium Carolinum) und die der hebräischen Sprache am Carolinum, die aber, so lange H. lebte, in eine Professur der orientalischen Sprachen verwandelt, dann aber wieder auf die hebräische beschränkt wurde. Damals sprach H. das Hebräische und Arabische mit seltner Geläufigkeit. 1644 trat er zum ersten Mal öffentlich als Schriftsteller auf; die Exercitationes Anti-Morinianae des vierundzwanzigjährigen Gelehrten machten seinen Namen überall rühmlich bekannt, und von jetzt an setzt seine schriftstellerische Thätigkeit wahrhaft in Erstaunen. Man kann kaum begreifen, wie er neben den Collegien, welche er las, neben dem ausgebreiteten und lebhaften Briefwechsel, neben den unaufhörlichen Unterbrechungen durch Besuche von Fremden und Einheimischen, die ihn über Gegenstände aller Art zu Rathe zogen, noch Zeit zu einzelnen, geschweige denn zu der Menge von Schriften fand, die er erscheinen ließ. (Unter den Besuchen von Fremden ist besonders der der Jansenistischen Deputirten, welche von Rom zurückkehrten, zu erwähnen. In *Leideckeri* Historia Jansenismi findet man einen Bericht von H. über seine Unterredungen mit ihnen.) Freilich läßt sich denn auch nicht läugnen, daß dieselben hier und dort Spuren von Eilfertigkeit zeigen, und daß das Nonum prematur in annum nicht seine Sache war. Er äußert sogar irgendwo, daß die Gewohnheit, einem Buchhändler eine Schrift zu versprechen, ehe er noch eine Zeile geschrieben habe, viel zu dieser Fruchtbarkeit beigetragen habe, indem er dann durch den Setzer beständig zum Fleiße genöthigt worden. Wenn dabei Übereilungen unvermeidlich waren, so beweist er dagegen auf der andern Seite, welchen Schatz von Gelehrsamkeit er in sich tragen mußte, um auf diese Weise nicht Producte der Phantasie, sondern Ergebnisse gründlicher Kritik und angestrengter Forschungen über Sprachen, Kirchen- und politische Geschichte, Alterthümer rc. zu Tage zu fördern. Im J. 1653 wurden ihm zu den bisherigen Lehrstellen, von denen er nur die der Katechetik abgab, noch zwei neue aufgetragen, die der Logik und Rhetorik, und die Professur des alten Testaments und der Controversen. Mit letztrer war ein Kanonikat verbunden. So erstattete er seinen Mitbürgern mit Wucher wieder, was sie früher für seine Bildung verwandt hatten. Aber auch sie waren dankbar gegen jeden, der dazu beigetragen hatte. So wurde unter Andern nach seiner Rückkehr von Leyden durch die Vorsteher ein förmliches Dankschreiben an Golius erlassen. Desto unwillkommner war es ihnen, als 1655 der Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, der die durch den dreißigjährigen Krieg gänzlich zu Grunde gerichtete Universität Heidelberg wieder zu heben suchte, den Rath zu Zürich bat, ihm Hottinger, dessen Name jenen Zweck ganz besonders befördern konnte, für einige Jahre als Professor des alten Testaments und der orientalischen Sprachen zu überlassen. Lange schwankte der Entschluß zwischen dem freundschaftlichen Verhältnisse mit dem Kurfürsten, dessen Gewicht noch von der Vorstellung des Interesses der reformirten Kirche überhaupt verstärkt wurde, und zwischen dem Interesse der eignen Lehranstalten. Endlich gewann erstres das Übergewicht und H. erhielt für drei Jahre die Erlaubniß, nach Heidelberg zu gehen; doch wurde er seiner Lehrstellen zu Zürich nicht entlassen. Auf der Durchreise disputirte er zu Basel über Thesen: De duobus primariis fidei christianae articulis, scriptura sacra et gratuita peccatoris per Christum justificatione, und erhielt hierauf den theologischen Doctorgrad. Er hatte wegen der häufigen Verschwendung dieses Titels an Unwürdige, und aus Abneigung gegen äußere Auszeichnungen überhaupt, denselben früher nicht annehmen wollen, und auch jetzt verstand er sich erst dazu, als er vernahm, daß die Statuten der Universität Heidelberg dies foderten. Durch seinen Namen gewann die Hochschule schnell eine ungewohnte Frequenz; auch von H. Schülern zu Zürich waren ihm über 20 gefolgt. Kurz vor Hottinger war auch Spanheim zu Heidelberg angekommen. Außer seiner Lehrstelle erhielt H. auch das Ephorat des Collegii Sapientiae, eines theologischen Seminars, welches der Kurfürst hergestellt hatte. 1656 wurde er zum Rector der Universität ernannt. Dem Kurfürsten, der ihn hochschätzte, zu Gefallen schrieb er einige Disputationen für das damals stark, aber so lange man den Weg theologischer Disputationen einschlug, fruchtlos betriebene Vereinigungsgeschäft zwischen Lutheranern und Reformirten. 1658 begleitete er den Kurfürsten auf den Tag zu Frankfurt zur Kaiserwahl Leopolds I. Hier machte er Bekanntschaft mit dem großen Sprachkenner Hiob Ludolf, von welchem er Anleitung zum Studium der äthiopischen Sprache erhielt. Ein lebhafter Briefwechsel dauerte dann zwischen ihnen fort; besonders beschäftigte sie die Erforschung des Zustandes der christlichen Religion in Abyssinien. Sie machten wirklich den Plan, heimlich einige Männer, welche der orientalischen Sprachen kundig waren, auf Entdeckungen nach Afrika zu senden. Damals aber waren die Zeiten einem solchen Unternehmen nicht günstig, und die Kräfte zur Ausführung hätten sie

schwerlich aufbringen können. Auf dringende Bitten des Kurfürsten wurde ihm der zuerst auf drei Jahre ertheilte Urlaub in den Jahren 1658 und 1659 verlängert und bis auf Michaelis 1661 ausgedehnt. Während dieser Zeit 1658 wählte ihn der Magistrat zu Zürich zum Professor der Theologie, und ernannte bis zu seiner Rückkehr einen Stellvertreter, bediente sich aber auch zugleich seiner zu einer Sendung an den Herzog von Würtemberg in politischen Angelegenheiten. Im J. 1661 wurden ihm fast gleichzeitig vortheilhafte Anträge zu Lehrstellen an den Universitäten Deventer und Marburg gemacht, und kurz nachher zu Amsterdam und Bremen. Allein Dankbarkeit gegen sein Vaterland bestimmte ihn, alle diese, in ökonomischer Rücksicht weit vortheilhaftere Anträge abzulehnen, und auf den bestimmten Termin nach Zürich zurückzukehren, wo er den 8. Nov. 1661 ankam. Durch seinen Eifer wurde das theologische Studium neu belebt, wie es vorher zu Heidelberg geschehen war. Auf die öffentlichen Disputationen hielt er viel, da sie unstreitig, wenn sie zweckmäßig geleitet und nicht blos der Schauplatz scholastischer Spitzfindigkeiten werden, zur Weckung und Übung der jugendlichen Kräfte sehr wohlthätig wirken können, so unbedeutend auch gewöhnlich das Resultat selbst für die Erforschung der Wahrheit bleibt. 1662 wurde ihm das Rectorat aufgetragen, und es war eine öffentliche Anerkennung seines Werthes, daß es ihm ununterbrochen bis an seinen Tod verlängert wurde, da es sonst Niemandem länger als auf zwei Jahre ertheilt wurde. Neben seinen Vorlesungen und der Herausgabe mehrer Schriften beschäftigte ihn in dieser Zeit auch die damals zu Zürich angeordnete Revision der teutschen Bibelübersetzung. Ein Collegium unter der Leitung von Hottinger besorgte sie. H.'s Plan, daß dieselbe eine allgemeine, von allen reformirten Kirchen der Schweiz anerkannte Übersetzung werden und daher auch andre reformirte Städte Gelehrte zu der Revision senden sollten, kam nicht zu Stande. Folgende Artikel der Instruction für die Revisoren zeigen den Sinn, mit welchem das Werk betrieben werden sollte. „Die Interpretes sollen gewisse Tage und Stunden ansetzen. In der Translation sollen zwei den Originaltext vor sich haben; die andern aber versionem tigurinam latinam, sonderlich Belgicam Tremelii et Junii; wo eine Ungleichheit sich zeigt, soll man dieselbe anzeigen und alsdann darüber deliberiren. Sonst soll es quoad rem ipsam bei der alten Übersetzung so viel als möglich, sein Verbleiben haben. Auch die Emphases sollen, wo der Genius linguae germanicae solches ertragen mag, ausgedrückt werden. Schwere Dubia sollen nach Hause getragen und erst hernach wieder im Collegium proponirt werden; wo dann die mehren Stimmen entscheiden. Hebraismi, Ellipses und was sonst Lichts bedarf, soll allezeit in margine ausgezeichnet und erklärt werden. Die Concordanzen sollen fleißig beobachtet werden, aber nicht zu weitläufig sein, auch nicht so weit herbeigezogen, sondern dergestalt eingerichtet werden, daß der einfältige Leser durch die Consequentias nicht mehr irre gemacht als erbaut werde." Fünf Jahre dauerte diese Revision. H. beklagt sich an verschiednen Stellen über den großen Zeitverlust. Die Übersetzung erschien 1667 in Fol. Sie entspricht aber den Erwartungen, welche man von den Männern hegen konnte, die zu dem Collegium gehörten, wenig; neben H. waren unter Andern Waser, Schweizer, Wolf, Ott, Lavater in demselben, deren noch vorhandne Handschriften zeigen, daß sie Besseres zu leisten im Stande gewesen wären; aber die Bestimmung, „so viel möglich bei der alten Übersetzung zu bleiben," und bei mehren Mitgliedern eine übertriebene Verehrung der eingeführten Übersetzung, wol auch Besorgnisse, daß bedeutende Abweichungen nicht nur bei dem Volke, sondern auch in andern reformirten Städten der Schweiz großes Aufsehen und Unzufriedenheit erregen könnten, alles dies hinderte die Aufnahme wichtiger Verbesserungen. Im J. 1664 wurde H. von seiner Regierung eine wichtige Unterhandlung aufgetragen. Thätlichkeiten, welche zu Wigoldingen, einem reformirten Pfarrdorfe im Thurgau, zwischen den Einwohnern und durchziehenden Soldaten, die für ein Schweizerregiment in spanischen Diensten zu Constanz waren geworben worden, entstanden und wobei einige dieser Soldaten auf dem Platze blieben, hatten zwischen Zürich und den fünf katholischen Orten: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, so heftige Streitigkeiten erregt, daß der Ausbruch eines neuen innern Krieges unvermeidlich schien. Zürich, welches damals wenig Unterstützung von andern reformirten Orten zu erwarten hatte, suchte daher auswärtige Hülfe. Unter dem Vorwand einer literarischen Reise wurde also Hottinger heimlich an den Herzog von Würtemberg, den Kurfürsten von der Pfalz, die Landgräfin von Hessencassel, die clevische Regierung und an die Generalstaaten gesandt. Von letztern sollte er Hülfe an Geld, von den übrigen Truppen verlangen. Würtemberg ausgenommen erhielt er überall gute Versprechungen, die aber nicht benutzt werden mußten, da unterdessen der Streit gütlich beigelegt wurde. H. kam im Nov. nach Zürich zurück. Theologen wurden bekanntlich damals häufig zu politischen Unterhandlungen gebraucht; auch im vorhergehenden Jahre war H. nach Lindau gesandt worden, um sich dort mit Heider zu berathen, wie am zweckmäßigsten Hülfe gegen die Türken könnte geleistet werden. Daß aber die Reise durch Teutschland nach Holland für den berühmten Gelehrten auch in literarischer Rücksicht sehr vortheilhaft war, versteht sich von selbst. Heidegger (in der Vita J. H. Hottingeri) führt eine ganze Reihe von Gelehrten an, mit denen er theils die frühern Bekanntschaften erneuerte, theils neue anknüpfte. Als nun 1666 Hoornbeck zu Leyden starb, erhielt H. alsobald vorläufige Anträge, seine Stelle zu übernehmen, allein er lehnte sie ab, mit Berufung auf die Verpflichtungen gegen sein Vaterland und aus Rücksichten für seine Familie. Golius aber und Coccejus bestürmten ihn mit Bitten und glänzenden ökonomischen Bedingungen; besonders aber mit der Vorstellung, wie weit mehr er dort für die orientalischen Studien leisten könne, als irgendwo, wegen des Schatzes von Hülfsmitteln, die er sonst nirgends so vereinigt finden könne. Zugleich schrieben nicht nur die

Curatoren der Universität, sondern die Staaten von Holland selbst an die Regierung. Alles dies erschütterte H.'s ersten Entschluß, und er überließ die Entscheidung der Regierung. Diese entschloß sich zur Ablehnung; allein es kamen neue dringende Bitten, daß H. wenigstens für einige Jahre der Universität Leyden möchte geliehen werden. Nach einer langen Berathung entschied endlich die Rücksicht auf die politischen Verhältnisse mit Holland die Mehrheit für die Einwilligung. Die Stelle von H. zu Zürich sollte unterdessen wieder durch einen Vicar besorgt werden. Er traf nun die Anstalten für die Reise nach Holland mit seiner Gattin und neun Kindern. Sein, zwei Stunden nordwestlich von Zürich gelegnes Landgut, Sparrenberg, verpachtete er an einen seiner Freunde. Den 5. Jun. 1667 schiffte er sich mit diesem und einem andern Freunde, ferner mit seiner Gattin, einem Sohn und zwei Töchtern auf der Limmat ein, um seinem Freunde die Verwaltung des Landgutes zu übergeben. Kaum eine Viertelstunde von der Stadt stieß der Kahn an einen wegen des hohen Wasserstandes unbemerkbaren Pfahl. Er schlug um. Hottinger und seine beiden Freunde retteten sich schwimmend an das Ufer. Aber, als sie die Noth der übrigen erblickten, stürzten sie sich wieder in das Wasser, um sie zu retten. Allein zwei von ihnen fanden mit denen, die sie zu retten suchten, in den Wellen des reißenden Stromes ihr Grab. Nur dem einen Freunde gelang es den umgestürzten Kahn zu erreichen, an dem sich H.'s Gattin und die Magd festhielten. H. selbst, sein Sohn, seine zwei Töchter und der Freund, dem er das Landgut übergeben wollte, wurden todt aus dem Strome gezogen. Schon als Knabe war er einst, da er Fische angelte, in den Fluß gestürzt, und nur mit Mühe gerettet worden. Abergläubische Gemüther erinnerten sich nun natürlich jener frühern Gefahr.

Kurz war Hottingers Leben den Jahren nach; in seinem 47. Jahre wurde er der Erde entrückt; aber nicht nach der Tage Zahl, sondern nach dem, was der Mensch für Gegenwart und Zukunft gewirkt hat, soll die Dauer des Lebens geschätzt werden. Vita non est imperfecta, si honesta est; ubicunque desines, si bene desinis, tota est, sagt Seneca, und trefflich paßt dies auf Hottinger. Die folgende Angabe seiner Werke wird dies bestätigen; was er durch Lehre, Aufmunterung und Beispiel auf eine große Zahl von Schülern gewirkt hat, ist ein zweites unvergängliches Verdienst des großen Mannes.

Die Werke, die H. bekannt gemacht hat, beziehen sich theils auf die orientalische Literatur, theils auf die Kirchengeschichte, und auf die politische Geschichte der Schweiz, theils gehören sie der dogmatischen und polemischen Theologie an. Über die Eilfertigkeit, womit er schrieb, ist oben im Allgemeinen eine Bemerkung gemacht worden. 1) Orientalische Literatur. Dieser wichtige Zweig der theologischen Kenntnisse war vor H. in der Schweiz sehr beschränkt. Zwar hatte Theodor Bibliander (Professor der Theologie zu Zürich von 1531—1560) neben dem Hebräischen schon verwandte Dialekte bei der Exegese angewandt, und sein College, Conrad Pellicanus (auch Prof. der Theologie zu Zürich 1526—1556) war einer der größten Kenner der rabbinischen Literatur. Kaspar Waser (Prof. der griechischen und hebräischen Sprache zu Zürich von 1607—1625) besaß große Kenntnisse in den Sprachen und der Geschichte der Morgenländer, besonders auch in der orientalischen Numismatik. Doch war im Ganzen der Einfluß der orientalischen Literatur auf die Exegese in der Schweiz nicht sehr bedeutend gewesen; namentlich war man in dem wichtigsten der verwandten Dialekte, dem arabischen, sehr weit zurück. Desto wichtiger waren dann H.'s Leistungen. In seinem 24. Jahre publicirte er: Exercitationes Anti-Morinianae de pentateucho samaritano ejusque udentica authentia, cet. (Tiguri 1644. 4.). Der gelehrte Joh. Morinus (Pater Oratorii, nicht Mönch, wie ihn H. irrig nannte), hatte die Glaubwürdigkeit und Ächtheit der um 1620 bekannt gewordnen Recension des samaritanischen Pentateuchs über den hebräischen Pentateuch erhoben, den er als unvollständig und interpolirt darzustellen suchte; er strebte dadurch auch das Ansehen andrer kanonischer Bücher verdächtig zu machen, hauptsächlich aber die Vulgata über den hebräischen Text zu erheben, um sie als Waffe gegen die Protestanten zu brauchen. Hottinger wagte es, gegen den berühmten Gelehrten aufzutreten, und zeigte, daß der samaritanische Text aus dem hebräischen geflossen sei, und daß die Abweichungen sich aus der eigenthümlichen Theologie und Hermeneutik der Samaritaner erklären lassen; eine Ansicht, die auch durch die neuesten Untersuchungen von Gesenius und Winer bestätigt worden ist. Richard Simon, der H. nicht günstig ist, erklärt diese Schrift (in der Histoire critique du Vieu Test.) für sein bestes Werk; bei den Protestanten verschaffte ihr nicht nur die dargelegte Gelehrsamkeit, sondern auch der Gegenstand selbst die günstigste Aufnahme, und H.'s Name wurde dadurch schnell in ganz Europa verbreitet. Morinus wagte es nicht, seinem vierundzwanzigjährigen Gegner zu antworten. Erotematum linguae sanctae libri duo, cum appendice aphorismorum ad lectionem bibliorum hebr. isagogicorum (Tig. 1647.), ist eine kurze Grammatik der hebr. Sprache für seine Zuhörer; vermehrt und verbessert 1667 unter dem Titel: Grammaticae linguae Sanctae libri duo. Thesaurus Philologicus seu Clavis Scripturae, qua quidquid fere Orientalium, Hebraeorum maxime et Arabum habent monumenta de religione ejusque variis speciebus, Judaismo, Samaritanismo, Muhammedismo, Gentilismo, de Theologia et Theologis, Verbo Dei etc. breviter et aphoristice referatur et aperitur (Tig. 1649. 4. und wieder gedruckt 1659 und 1696. 4.). Dieser Thesaurus beleuchtet Gegenstände der jüdischen Archäologie und Geschichte, erläutert schwierige Stellen des A. T. mit Benutzung jüdischer Commentatoren und enthält Vieles, was jetzt zur biblischen Einleitungswissenschaft gehört. Grammaticae Chaldaeo-Syriacae libri duo, cum triplici appendice Chaldaea, Syra et Rabbinica (Tig. 1652.). Juris Hebraeorum leges 261, juxta Νομοθεσίας Mosaicae ordinem atque seriem depromtae, et ad Judaeorum mentem ductu R. Levi Barzelonitae pro-

positae (Tig. 1655. 4.). Die mosaischen Gesetze, wie sie von den spätern Juden aufgefaßt und weiter ausgeführt wurden, sind hier nach einer ähnlichen Darstellung des Rabbi Levi von Barcellona dargestellt. Diese Schrift ist flüchtig und unvollkommen. Smegma orientale sordibus barbarismi, contemtui praesertim linguarum Orientalium oppositum (Heidelb. 1657. 4.). Das Werk besteht aus acht Abhandlungen, deren Hauptzweck ist, das Studium der orientalischen Sprachen zu empfehlen und ihren Nutzen für das Verständniß der Bibel zu zeigen; besonders empfiehlt er die arabische als die wichtigste. Die achte Abhandlung, welche mehr als die Hälfte des ganzen Buches einnimmt, handelt von dem Nutzen der orientalischen Sprachen für die historische Theologie, und gibt zugleich eine Geschichte des A. T. bis auf die Zeiten der Richter aus damals noch ungedruckten orientalischen Quellen, namentlich aus dem Patricides, Elmacin und Andern. (Hirzel in der gründlichen Abhandlung: Joh. H. Hottinger, der Orientalist des 17. Jahrh., bemerkt hier, daß die 1625 von Erpenius herausgegebene Elmacini historia Saracen. mit Muhammed anfange, also was H. aus Elmacin gab, noch nicht gedruckt war. S. Neues krit. Journal der theol. Literatur von Winer und Engelhardt, 2. Bd. 1. Stück.) Promptuarium s. Bibliotheca Orientalis, exhibens Catalogum sive centurias aliquot tum autorum quam librorum Hebraicorum, Syriacorum, Arabicorum, Aegyptiacorum; addita mantissa Bibliothecarum aliquot Europaearum (Heidelb. 1658. 4.). Dieses Verzeichniß von jüdischen, arabischen, syrischen, samaritanischen und koptischen Schriften und ihren Verfassern wird wegen Mangels an Genauigkeit getadelt; es enthält ferner eine Inhaltsanzeige der einzelnen Suren des Korans und Erklärung ihrer oft räthselhaften Überschriften. Der Anhang gibt ein Verzeichniß von 261 arabischen Handschriften im Escurial, und von andern arabischen, türkischen und persischen Handschriften. Auch der Druck des Arabischen ist in diesem Werke sehr fehlerhaft. Grammatica quatuor linguarum Hebraicae, Chaldaicae, Syriacae atque Arabicae Harmonica (Heidelb. 1658. 4.). Der Zweck ist, die Verwandtschaft des Hebräischen und der Dialekte zu zeigen. Cippi Hebraici, s. Hebraeorum tam veterum (Prophetarum, Patriarcharum), quam recentiorum, Tannaeorum, Amoraeorum, Rabbinorum Monumenta (Heidelb. 1659. und wieder 1662.). Ein hebräisches Manuscript von einem unbekannten Juden, welches eine auf Reisen gemachte Sammlung von Grabmälern in und außer Palästina enthält. H. hatte dasselbe zu Frankfurt gefunden und fügte eine lateinische Übersetzung bei. Der Anhang enthält zwei Abhandlungen über orientalische Denkmäler und Inschriften, und über hebräische und arabische Münzen. Bei der Ausgabe von 1662 findet sich ein Verzeichniß von H.'s Schriften. *Κτίσις ἑξαήμερος*, i. e. Historiae Creationis examen theologico-philologicum (Heidelb. 1659. 4.), ein ausführlicher Commentar über die Schöpfungsgeschichte in der Genesis. Etymologicum orientale, sive Lexicon harmonicum heptaglotton — cum praefat. de gradibus studii philologici, et apologetico brevi contra Abrah. Ecchellensem, Maronitam (Francof. 1661.). Die hebräischen Stammwörter werden mit Benutzung der Dialekte gesammelt und erklärt. Die sieben Sprachen oder Dialekte sind die hebräische, chaldäische, syrische, arabische, samaritanische, äthiopische und rabbinische. Auch das arabische und äthiopische sind mit hebr. Buchstaben gedruckt. Das Werk, obgleich blos auf die Stammwörter beschränkt, leistete für jene Zeit sehr viel. In der Vorrede widerlegt H. den, bei der Propaganda zu Rom angestellten Maroniten, Abraham Ecchellensis († 1664), welcher Selden, Hottinger, Calixtus, de Dieu, L'Empereur und Salmasius Unwissenheit und grobe Fehler in den orientalischen Sprachen vorgeworfen hatte. Compendium universae theologiae judaicae (Heidelb. 1661.), für seine Vorlesungen bestimmt. Dazu kam Epitome utriusque juris hebraici. *Ἀρχαιολογία* Orientalis (Heidelb. 1661. 4.). Sie besteht aus zwei Abtheilungen: 1) Compendium Theatri orientalis, de Arabum, Persarum, Turcarum, Tartarorum, Indorum, Mauritanorum, Muhammedanorum potissimum Statu politico, Ecclesiastico, Scholastico et Oeconomico. 2) Topographia ecclesiastica orientalis, eine Statistik der orientalischen Kirche. Hier findet sich auch die Confession des äthiopischen Königs Claudius, und eine Vertheidigung der Confession des Cyrillus gegen Neuhusius, Allatius rc. Noch kommen zu seinen Leistungen für die orientalische Literatur verschiedne einzelne Dissertationen, die in den nachher anzuführenden Sammlungen enthalten sind. Seine Verdienste nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft zu beurtheilen, wäre eine Ungerechtigkeit, die, so häufig sie auch gegen verdiente Männer begangen wird, doch nichtsdestoweniger schreiend bleibt. Hottingers ausgebreitete Gelehrsamkeit ist um so bewundernswerther, da sie ganz aus den Quellen geschöpft werden mußte, die noch wenig bekannt und noch weniger benutzt waren. Am richtigsten ist wol das Urtheil, welches Hirzel in der obenangef. Abhandlung über H.'s Verdienste in dieser Rücksicht fällt: „Eine richtigere, historisch und grammatisch begründetere Interpretation der biblischen Bücher, als die damals geltende, war der Hauptzweck, auf welchen er hinarbeitete; aber er gab mehr die Mittel, denselben zu erreichen, als daß er ihn selbst erreichte; denn die Quellen mußten erst nachgewiesen werden, aus denen, wie die Sprache, so auch der Inhalt der heil. Bücher erläutert werden könne. H. wies sie nach rc. Sein Verdienst besteht also zunächst zwar in einem bloßen Sammlerfleiße, der aber um so höher geachtet werden muß, je nöthiger er damals war, und je verschiedner er ist von dem gewöhnlichen Zusammentragen des allgemein Bekannten." Aus verborgnen Schachten hat H. das Gold zu Tage gefördert; einen Theil desselben verarbeitete er selbst mit Scharfsinn und richtiger Beurtheilung zum nützlichen Gebrauche; und auch für das, was er Andern noch zur Verarbeitung überließ, verdient er Dank, denn durch ihn wurde der Forschungsgeist lebhaft aufgeregt. „Als eigentlichen Exegeten," heißt es a. a. O. weiter, „zeigt er sich in seinen Schriften nur selten; wo

er aber als solcher auftritt, da ist seine Exegese noch ganz frei von der bald nach ihm herrschend gewordnen Interpretationsweise des Pietismus, und das Grammatische und Historische, nicht das Dogmatische, erscheint als das Hauptmoment, welches ihn bei derselben leitete." 2) Kirchengeschichte. Einiges hierher Gehörige ist auch in den schon angeführten Werken enthalten. Das Hauptwerk ist Historia ecclesiastica Novi Testamenti. 9 Tom. 1651—1667. Auch hier zeigt sich sein sehr verständiger Sammlerfleiß. Der Text ist kurz, ist aber von einer Menge sehr ausführlicher Anmerkungen, besonders von vielen Citaten begleitet, und auch für die jüdische und muhammedanische Religionsgeschichte merkwürdig, Plan und Ordnung sind hingegen nicht überall zu billigen; desto wichtiger sind die gelieferten Materialien. Vorzüglich wichtig ist der 4. Bd., welcher die Geschichte des 15. Jahrh. enthält, und dann die folgenden Bde., welche sich mit dem 16. beschäftigen. Aber auch die frühern Bände enthalten viele merkwürdige Nachrichten. Sorgfältig werden eine Menge von Urkunden benutzt. Zu bedauern ist es, daß H. die Geschichte des 16. Jahrh. nicht mehr ganz bearbeiten konnte. Der Inhalt der letzten Bände, besonders des neunten, erst nach seinem Tode von Heidegger herausgegebenen, aber von H. selbst ausgearbeiteten Bandes, (De causis reformationis adjuvantibus seu sociis, und De impedimentis reformationis) und die wichtigen Sammlungen, die er hinterließ, beweisen, wie merkwürdig und belehrend auch die Fortsetzungen namentlich für die schweizerische Kirchengeschichte hätten werden müssen; denn überall zeigt sich ein scharfer und tiefer Blick in den wahren Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen, ein glückliches Gedächtniß und ein richtiges Urtheil. In den Prolegomenis zum 6. Bd. gibt H. selbst den Plan bei der Reformationsgeschichte an. Abhandlungen von Andern sind hier und dort eingeschaltet. Der Jesuit Labbe und Leo Allatius griffen H. besonders heftig an. Historia orientalis ex variis orientalium monumentis collecta (Tig. 1651. 4. und vermehrt 1660. 4.). Um die Historia ecclesiastica nicht zu sehr zu überladen, gab er dieses ganz aus den Quellen geschöpfte, von großer Belesenheit in den orientalischen Schriftstellern zeugende Werk besonders heraus. Es handelt von dem Muhammedismus, dem Leben Muhammeds und von seinen Nachfolgern, von der Religion der Araber vor Muhammed, vom Chaldäismus oder den Religionsmeinungen der Nabatäer, Chaldäer und Chananäer, von der Lage der Juden und Christen zur Zeit der Entstehung des Muhammedismus; von den verschiednen religiösen Sekten unter den Muhammedanern rc. Für die politische Geschichte der Schweiz sind vorzüglich merkwürdig: Methodus legendi historias helveticas und Irenicum helveticum, beide in Dissertationum miscellanearum πεντάς. (Tig. 1654.). Der Methodus enthält einen Abriß der wichtigsten eidsgenössischen Begebenheiten und gibt eine kritische Übersicht der Schriftsteller, die sich damit beschäftigt haben. Auch das Irenicum ist eine gründliche historische Arbeit über die eidsgenössischen Bünde. (Die übrigen drei Dissertationen dieser ziemlich seltnen Sammlung sind: De Abusu patrum, Catalogus scriptorum ecclesiasticorum suppositiorum, Specimen Philosophiae historicae. Sie macht eigentlich den zweiten Theil aus von Analecta Historico-Theologica. (Tig. 1653.), welche acht Dissertationen enthalten.) Speculum Helvetico-Tigurinum. (Tig. 1665. 12.) Später mit einem neuen Titel und Vorrede: Antiquitates Germanico-Thuricenses etc. (1737. 12.) Eine mit vielen Urkunden belegte politische und Kirchengeschichte von Zürich. Schola Tigurinorum Carolina (Tig. 1664. 4). Eine wichtige Geschichte der zürcherischen Stiftsschule, deren Ursprung man Karl d. Gr. zuschreibt, bis auf H.'s Zeiten und des Chorherrnstiftes selbst. Das beigefügte Verzeichniß zürcherischer Schriftsteller ist großentheils aus Konrad Geßners Bibliotheca gezogen. Seine eignen Schriften zählt H. hier selbst auf. 3) Dogmatische und polemische Schriften. Wegweiser, dadurch man versichert werden mag, wo heut zu Tage der wahre katholische Glaube zu finden. (Zürich 1647—49.) 3 Bde. 4., eine nach dem damaligen Geiste verfertigte Vertheidigung des reformirten Lehrbegriffs, worin er zeigt, daß die reformirte Kirche nicht neu sei. Sie ist gegen die Schrift, Katholisch-Solothurnisches Magnificat (Freiburg 1644), von dem Chorherren Gotthard gerichtet. Fründt eydtgenößische Werelschreiben dreier politischer Personen betreffend allerhand jetziger Zyt bedenkliche Sachen. s. l. e. a., eine polemische Schrift gegen den luzernischen Jesuiten Lorenz Forer. Cursus theologicus methodo Altingiana expositus. (Duisb. 1660, 1666.) Modesta Apologia disceptationi de Eucharistia, Solodori emissae opposita. (Tig. 1663.) Einige weniger bedeutende Schriften werden hier übergangen. Zu erwähnen ist indessen noch Bibliothecarius Quadripartitus (Tig. 1664. 4.), woran aber in Rücksicht des Planes und der Genauigkeit manches auszusetzen ist; ferner folgende Sammlungen von Dissertationen: Primitiae Heidelbergenses. (Heidelb. 1659. 4.) Quaestionum theologico-philologicarum Centuriae II. (Heidelb. 1659. 4.) Dissertationum theologico-philologicarum Fasciculus (Ibid. 1660. 4.); Dissertat. theolog. philol. Enneas. (Tig. 1662. 4.); Collegium sapientiae restitutum (Heidelb. 1656. 4.), eine Säcular-Oration über dieses Seminar mit Nachrichten über die Geschichte der Universität Heidelberg. Außer diesen gedruckten Werken hinterließ H. noch Vieles in Handschrift, z. B. eine arabische Übersetzung der helvetischen Confession, Synopsis antiquitatum Helveticarum, Liber de statu ecclesiae et Scholae Tigurinae inde a primordiis christianismi, sehr wichtige Sammlungen für die Fortsetzung seiner Hist. eccles., Vieles über den Alcoran und die Religionsverfassung der Türken. Er äußert verschiedentlich den Vorsatz, ein Theatrum Mohammedicum herauszugeben, welches eine vollständige Darstellung der Religionslehre, Staatsverfassung, Gelehrsamkeit, des Kriegswesens und der Sitten der Muhammedaner werden sollte. Durch andre Arbeiten abgehalten machte er das oben angeführte Compendium theatri orientalis bekannt. Alle seine handschriftlichen Samm-

lungen nebst der höchst wichtigen Briefsammlung füllen 52 Bde. in Fol. und 4. Sie wurden von seinen zwei jüngsten Söhnen der Stiftsbibliothek in Zürich geschenkt, wo sie unter dem Namen Thesaurus Hottingerianus aufgestellt sind. Seine Correspondenz war außerordentlich stark, gegen Ende seines Lebens war die Zahl seiner Correspondenten auf 117 gestiegen. Heidegger gibt in der Historia vitae et obitus J. H. Hottingeri (vor dem 9. Bande der Hist. Eccles.) dieselben an, und nicht leicht wird man den Namen eines bedeutenden Gelehrten damaliger Zeit vermissen. Einige wenige Briefe von Golius, Pocock, Capellus, Constantinus l'Empereur, sind abgedruckt im Museum Helveticum. Tom. 6. partic. 22.

Noch sind einige Nachrichten über H.'s theologische Ansichten überhaupt beizufügen. Was Kanon, Tradition und Interpretation der heil. Bücher betrifft, so sind seine Grundsätze dem Geiste des echten freisinnigen Protestantismus völlig angemessen; er spricht dieselben in der oben angeführten Dissertation aus, welche er bei der Doctorpromotion zu Basel 1655 vertheidigte. Weniger unbefangen erscheint er im Gebiete der dogmatischen Theologie. Abweichungen von der orthodoxen Kirchenlehre der Reformirten, in welche durch Calvin und durch die dordrechter Synode die menschenfeindliche Prädestinationslehre war aufgenommen worden, waren ihm verhaßt. Der damals sich regende Geist der Prüfung, welcher besonders die neu entstandne cartesianische Philosophie im Kampfe mit der aristotelisch-scholastischen erweckte, und der nachher durch die Formula Consensus (s. Helvetischer Consensus) niedergehalten wurde, schien ihm verwerflich. Ex iis, schreibt er den 12. Jun. 1664 an Joh. Buxtorf, qui inter nos magnis caeteroquin pollent dotibus, non pauci sunt φιλαυτοι, κακοζηλοι, quibus nihil, quod ipsi non extruserint, placere potest. Masculam gravitatem theologicam in tumultuosam contendendi libidinem licenter nimis convertunt. — Quae in multis Academiis amentur aut colantur studia, tute optime nosti. Nova omnia, nova philosophorum portenta ita omnia occupant subsellia, ut vix pro Veritate amplius cum veteribus, sed vel pro Aristotele, vel Cartesio pugnetur. Sanctarum linguarum studium — quam paucis vel mediocriter placet! Allerdings trugen neben dem Geiste der Theologie, in welchem H. war gebildet worden, und neben den Besorgnissen der Vernachlässigung gründlicher historischer und Sprachstudien auch mancherlei Verirrungen, welche von dem lebhaften Schulgezänk unzertrennlich waren, besonders die Schwärmerei und der Mysticismus, die sich damit verflochten, zu dem starren Festhalten an dem hergebrachten Lehrbegriffe bei. Von diesem ist der Schritt zum Verfolgen sehr leicht gethan, und bekanntlich wurde von dieser Zeit an der Glaubenszwang in den schweizerischen reformirten Kirchen immer drückender. Doch darin erhob sich H. über manche seiner Zeitgenossen, daß er jenes unaufhörliche Streiten über müßige Spitzfindigkeiten der Dogmatik verwarf, und desto eifriger die Theologie auf ihre wahren Grundlagen, auf historische und philologische Studien, zurückzuführen strebte. Was er dafür geleistet, ist oben angeführt worden; daß es lange dauerte, bis auf diesen Grundlagen mit freierm Geiste fortgebaut wurde, kann H. nicht zum Vorwurfe gereichen.

2) Joh. Heinrich, geboren 1647, starb 1692. Von dem Vater in das Studium der oriental. Sprachen eingeführt, wurde er 1671 zum Professor der hebräischen Sprache am Collegium Humanitatis zu Zürich, und 1681 auch am Collegium Carolinum gewählt. 1687 wurde er Inspector des Collegii Alumnorum (Convict für Studirende der Theologie), starb aber schon in seinem 45. Jahre. Man hat von ihm eine Dissertation De Theologia Jobi (Lugd. Batav. 1668. 4.) und Libri Job analysis simplex (Tig. 1690).

3) Salomon, geboren 1649, starb 1713, widmete sich der Arzneiwissenschaft, erhielt den Doctorgrad zu Basel 1672, und wurde 1691 zum Professor der Physik und Mathematik in Zürich erwählt. Eine bedeutende Anzahl philosophischer und physikalischer Dissertationen, die von ihm gedruckt sind, findet man in Leu's Helvet. Lexikon (10. Bd. S. 315) angeführt; einige Berücksichtigung verdienen jetzt noch: Beschreibung des Urdorfer-Bades (zwei Stunden von Zürich) (1691. 4.) und die Beschreibung der warmen Bäder zu Baden im Aargau (1701).

4) Joh. Jakob, geboren 1652, starb 1735, der Dritte von des ersten J. H. Hottingers vier Söhnen, und derjenige, welcher durch seine literarische Thätigkeit am meisten mit dem Vater wetteiferte, ohne ihn jedoch zu erreichen. Er wurde den 1. Dec. 1652 zu Zürich geboren. Als der Vater mit seiner ganzen Familie nach Heidelberg zog, war er drei Jahre alt; dort erhielt er den ersten Unterricht. Als neunjähriger Knabe kam er mit dem Vater nach Zürich zurück, aber nur noch sieben Jahre konnte er den Unterricht desselben genießen. Sein Fleiß und seine Fassungskraft als Schüler wird gelobt, aber ein schwächeres Gedächtniß (was grade umgekehrt bei dem Vater so ausgezeichnet gewesen war) verzögerte seine Fortschritte, doch durch anhaltende Übung stärkte er dasselbe mit glücklichem Erfolg; eine dieser Übungen war das Memoriren des ganzen 119. Psalms. — Die erste öffentliche Probe seiner Fortschritte war eine Dissertation De Spiritu praedicante Spiritibus in carcere ad 1. Petr. III. 19. 20. (Tig. 1672), welche er unter Heidegger vertheidigte. Dann studirte er zu Basel zwei Jahre, besonders unter Lukas Gernler. Hierauf unternahm er 1674 eine Reise nach Marburg; allein der damalige Krieg Ludwigs XIV. gegen Teutschland nöthigte ihn, sein Vorhaben aufzugeben; er kehrte nach Basel zurück, und ging dann 1675, nach Gernlers Tode, nach Genf, wo besonders der Theolog Franz Turretin sich seiner sehr annahm. Die drei Theologen: Heidegger zu Zürich, Gernler zu Basel und Franz Turretin zu Genf erscheinen bei der bekannten Formula Consensus Helvetici (s. den Art. Helvetischer Consensus) besonders wirksam, und da dieselben vorzüglich Hottingern bildeten, so wird dadurch die Richtung seiner theologischen Ansichten und Bestrebungen ganz begreiflich. Von Genf kehrte H. nach Zürich zurück und erhielt 1676 im März die

Ordination. Unterricht junger Studirender und Predigen beschäftigte ihn dann bis 1680, wo er eine Landpredigerstelle in dem züricherischen Dorfe Stallikon erhielt. Im nämlichen Jahre vermählte er sich mit einer Tochter des züricherischen Professors der Philosophie, Joh. Lavater, mit welcher er 40 Jahre vereinigt lebte. Ein Sohn und eine Tochter überlebten ihn; der älteste Sohn starb fünf Jahre vor dem Vater, mehre andre in früher Jugend. Nach sechs Jahren (1686) wurde er als Diakon an die Hauptkirche zu Zürich berufen. Schon zu Stallikon hatte er sich besonders mit der helvetischen Kirchengeschichte beschäftigt, und dazu die handschriftlichen Sammlungen des züricherischen Archivs sorgfältig benutzt, zunächst in der Absicht, das Werk seines Vaters fortzusetzen. Eine Probe seiner Studien war die gelehrte Streitschrift: Sfortia Pallavicinus infelix concilii Tridentini Vindex (Tig. 1692. 4.). Indessen änderte H. seinen Plan, und beschloß eine vollständige helvetische Kirchengeschichte in teutscher Sprache auszuarbeiten. Die Veranlassung dazu gab das 1692 erschienene Werk des katholischen Dekans zu Frauenfeld im Thurgau, Kaspar Lang: Historisch-theologischer Grundriß der alt und jeweiligen christlichen Welt, bei Abbildung der alten und heutigen christlich-katholischen Helvetia und sonderbar des alten christlichen Zürichs (Einsiedeln 1692. 2 Tom. Fol.). Der größere Theil dieses Werkes ist polemisch gegen die Reformirten, besonders gegen Zürich und gegen J. H. Hott. Historia Ecclesiast. Gegen dieses Werk ist Hottinger's helvet. Kirchengesch. gerichtet. Sie umfaßt die Zeiten von der Gründung der christlichen Kirche in Helvetien bis auf den Anfang des 18. Jahrh. in drei starken Bänden in Quarto (Zürich 1698 und 1707). In seinem hohen Alter fügte er noch einen vierten Band bei, welcher theils Nachträge zu den ersten drei Bänden, theils die Fortsetzung der Geschichte im Anfange des 18. Jahrh. enthält. Der polemische Charakter und die Heftigkeit des Verfassers gegen die katholische Kirche ist unstreitig dem Werke sehr nachtheilig; indessen geht Glutz-Blozheim auch zu weit, indem er H. den reformirten Kapuziner nennt. Der außerordentliche Fleiß, womit die Quellen, besonders handschriftliche, benutzt sind, und die Menge von unbekanntern Nachrichten, die in dem Werk enthalten sind, machen dasselbe sehr wichtig und verdienstlich, wenn man auch oft dem Verfasser mehr Mäßigung und besonders Anerkennung der Fehler wünschen möchte, die auch von seinen eignen Glaubensgenossen begangen wurden. Besonders scheint er den Widerspruch nicht zu ahnen, in welchen die Protestanten dadurch verfallen, wenn sie auf der einen Seite den Autoritätsglauben der römischen Kirche verwerfen, auf der andern Seite jede Abweichung von den in ihrer eignen Kirche aufgestellten Dogmen für verwerflich und strafbar erklären. Im J. 1698 wurde H. nach Heidegger's Tode zum Professor der Theologie ernannt. Seine zahlreichen theologischen Dissertationen und Streitschriften gegen Katholiken übergehen wir hier (man findet sie angeführt in Leu's helvet. Lexikon 10. Bd. S. 316), sie tragen das Gepräge seiner Zeit und gewähren jetzt wenig Interesse mehr. In historischer Rücksicht verdient dasjenige Aufmerksamkeit, was er bei Anlaß der Säcularfeier der schweizerischen Reformation 1719 bekannt machte. Dahin gehört: Dissertatio Secularis de necessaria majorum ab ecclesia romana secessione, et impossibili nostro tum in eandem ecclesiam reditu, tum pace cum ea (Tig. 1719. 4.) und teutsch ibid. eod. Dagegen erschien Ludovici Ruscae (eines italienischen Mönchs) Judicium Ecclesiasticum in J. J. Hottingeri dissertationem secularem (Lucernae 1721), worauf H. wieder antwortete in der Schrift: Dissertatio secularis de necessaria etc. adversus Lud. Ruscae Judicium ecclesiasticum asserta et vindicata (Tig. 1721. 4.). Auf eine neue Schrift von Rusca, Ecclesiastici Judicii Confirmatio (Lucernae 4 Tom. 1725), antwortete H. nicht mehr. Andre Schriften H.'s waren gegen den fanatischen Pietismus und Mysticismus gerichtet, der sich als Opposition gegen das leere scholastische Wortgezänk erhoben, aber, wie gewöhnlich, bald alle Schranken überschritten hatte, und in die wildesten und verkehrtesten Schwärmereien ausgeartet war. Die mystische Schwärmerei hatte sich vorzüglich von Bern her, wo der orthodoxe Glaubenszwang beinahe noch härter war, als zu Zürich, über mehre Gegenden der reformirten Schweiz verbreitet. Zu Zürich begünstigte eins der Häupter des Staates die Verbreitung. Durch inquisitorische Maßregeln glaubte man dieselbe bekämpfen zu müssen, und zwar um so mehr, da diese Bewegungen den katholischen Cantonen Vorwände gaben, über Verletzungen des Landfriedens zu klagen, der nicht mehr als zwei Religionen gestatte. Aber weder bei den Vertheidigern des bestehenden Lehrbegriffes, noch bei den schwärmerischen Neuerern kam das Urtheil der Vernunft in Betrachtung: starrer Autoritätsglaube ohne freie Prüfung leitete Jene, die Ausgeburten einer zügellosen Phantasie, Inspirationen und Prophezeiungen Diese. H. gehörte zu den Erstern; doch suchte er mehr durch Schriften zu wirken, indessen Andre, eingedenk der Unruhen, welche die ähnlichen Schwärmereien der Wiedertäufer erregt hatten, äußerliche Zwangsmittel vorzogen. Als daher 1710 die Geistlichkeit von Glarus zu Herstellung der Orthodoxie eine Synode der reformirten Schweizer vorschlug, arbeitete H. diesem Unternehmen mit Erfolg entgegen, indem er an die Bewegungen erinnerte, welche die dordrechter Synode verursacht hatte. Hierher gehören folgende Schriften: Getreuer Gewissensrath in der Lehr von der Gnad Gottes in der sündlichen Menschen-Erwählung und Bekehrung (Zürich 1711); Zustand der Seelen nach dem Tod (1715); Die unverfälschte Milch der christlichen Lehre von der heilsamen Gnade Gottes (1716); Nachbericht verfassende gründliche Nachrichten und getreue Warnungen wegen dermalen in Schwang gehenden übel genannten Pietismi (1716); Versuchungsstunde über die evangelische Kirche durch neue selbst laufende Propheten (1717). Diese Schrift ist für die Geschichte der damaligen pietistischen Bewegungen wichtig. Nicht weniger thätig, aber ebenso starr an dem eingeführten Lehrbegriffe festhaltend, zeigte sich H. bei den 1720 und folgenden Jahren

gemachten neuen Versuchen zu Vereinigung der protestantischen Kirchen. Die Formula Consensus wurde von dem Corpus Evangelicorum zu Regensburg als ein Haupthinderniß derselben betrachtet (s. Helvetischer Consensus). H. gehörte zu derjenigen Partei, welche fest an diesem symbolischen Buche hielt. Doch zeigte er in Rücksicht des Vereinigungsgeschäftes selbst eine gewisse Unbefangenheit darin, daß er den Satz aufstellte: Es solle über die höchsten Geheimnisse der Religion nichts festgesetzt werden, als was aus der heil. Schrift geschöpft sei; dabei aber jedem Theile freistehen, seine Erklärungsweise darzulegen, ohne daß ein Theil gezwungen wäre, so lange er nicht überzeugt werden könnte, dieselbe aufzugeben; aber wegen einzelner Dogmen, über die man sich nicht vereinigen könnte, solle die kirchliche Einheit nicht gestört werden. Diese, freilich auf leidenschaftslose Theologen berechneten, Grundsätze stellte er in folgenden Schriften auf: Anhang an den nähern Entwurf, oder Erklärung der reformirten Kirche von der ewigen Gnadenwahl zu Beförderung des Kirchenfriedens der protestirenden Kirchen, durch Salomon Aletheum (Zürich 1720). Besonders aber in: Dissertatio Irenica de Veritatis et Charitatis amicissimo in Ecclesia Protestantium connubio (Tig. 1721. 4.), von welcher auch ohne sein Vorwissen zu Tübingen durch Lutherische Theologen eine neue Auflage veranstaltet wurde. Aber an der Formula Consensus und der darin aufgestellten Prädestinationslehre hielt H. ganz im Geiste seiner drei oben angeführten Lehrer fest. In diesem Sinn ist die kurze historische Erzählung des Ursprungs, Errichtung und Beibehaltung der Formulae Consensus (teutsch und latein. Zürich 1723. 4.); die Vertheidigte Formula Consensus (1723. 4.) und die Memoria Secularis Synodi Dordracenae (1719. 4.) abgefaßt. Überhaupt beschäftigte ihn die Lehre von der göttlichen Gnade in seinen spätern Jahren ganz besonders, wie sich theils in seinen Dissertationen vom J. 1718 an zeigt, theils in der Schrift: Fata doctrinae de praedestinatione et gratia Dei salutari (Tig. 1727. 4.). In diesem Werke suchte er die Meinungen der Kirchenväter, besonders des Augustinus, und die verschiednen Gestalten, in welchen diese Lehre durch die ganze Kirchengeschichte herunter, bis auf seine Zeiten, erscheint, zu entwickeln, wozu es ihm freilich an der nöthigen Unbefangenheit fehlte. Noch ist von seinen Schriften zu erwähnen: Πεντας Dissertationum Biblico-Chronologicarum, qua Jesum et in plenitudine temporis natum, et Christum esse adversus Judaeos demonstratur; accedit appendix de Samaritanis primis eorumque in Assyriam deportatione, de novis ex Assyria missis Samariae incolis et de XII. Tribuum dispersione (Traj. ad Rhen. 1723.).

Bis in sein 77. Jahr hatte H. unter unausgesetzter Anstrengung einer festen Gesundheit genossen. Den 14. Aug. 1729 traf ihn dann ein Schlagfluß, von dem er aber bis zu Ende des Jahres wieder ganz hergestellt wurde, sodaß er im Januar 1730 seine Vorlesungen wieder beginnen und nun noch fünf Jahre lang ohne Unterbrechung fortsetzen konnte. In seinem 83. Jahre zeigte sich endlich allmälige Erschöpfung ohne Krankheit; doch mußte er nur zuweilen seine Geschäfte unterbrechen, und selbst die Vertheidigung seiner Dissertationen bei den regelmäßigen öffentlichen Disputationen setzte er fort. Nur der Körper erlag dem Alter, der Geist behielt seine frühere Kraft. Den 18. Dec. 1735 entschlief er sanft, nachdem er nur kurze Zeit das Bette hatte hüten müssen. Seine ungeheuchelte Gottesfurcht und sein reines Leben verdienen ebenso viel Achtung als sein angestrengter Fleiß und seine ausgebreitete Gelehrsamkeit. Damit verband er ein freundliches und munteres Wesen, das ihm die Herzen gewann, und eine praktische Tüchtigkeit, wodurch er theils zu Stillung der damaligen bürgerlichen und kirchlichen Bewegungen zu Zürich vieles beitrug, theils in Briefen auch außer der Schweiz, in der Pfalz, in Ungarn &c. wohlthätig einwirkte. Sehr wichtig für die Geschichte des bekannten Processes zu Basel gegen Wetstein ist sein Briefwechsel darüber mit den Baselern. Seine ausgebreitete Correspondenz, in welcher unter andern die Namen Leibnitz, Seckendorf, Spanheim, Ludolf, Jablonsky, Pfaff, Heumann, Wetstein, Burtorf, Werenfels &c. vorkommen, wird zum Theil in der Stiftsbibliothek zu Zürich, theils von seinen Nachkommen aufbewahrt. Wenn von H. erzählt wird, daß er seine Schüler beschworen habe, sich ja nicht zu Ausbreitung des copernicanischen Lehrgebäudes hinreißen zu lassen, so ist auch dies nur eins der vielen Beispiele, wie schwer es oft auch Männern von ausgebreiteter Gelehrsamkeit ist, über die Vorurtheile ihrer Zeit und über das, was in der Jugend tief bei ihnen gewurzelt hat, sich zu erheben.

5) Johann Konrad, der vierte Sohn, widmete sich der Apothekerkunst, und machte sich zugleich als Sammler und Kenner der helvetischen Münzen bekannt. Von ihm ist gedruckt: Theriaca Andromachi etc. (Tig. 1685. 4.). Ferner im Alten und Neuen aus der gelehrten Welt (Zürich 1717—1720.) eine Abhandlung über die sogenannten Baderwürfel, welche lange Zeit großes Aufsehen machten. Es sind dies kleine knöcherne tesserae, die man im 17. Jahrh. auf einer Wiese zu Baden in der Schweiz fand. Die Aufmerksamkeit, welche dieselben erregten, reizte die Habsucht, sodaß man sie bald in sehr großer Menge fand. Dennoch wollte man lange nicht an Betrug glauben, und von Einigen wurde die Behauptung aufgestellt, sie seien ein Spiel der Natur. Es erschien eine Menge Dissertationen über dieselben, wodurch der Gewinn der Betrüger vermehrt wurde. Sie wurden in großer Menge an auswärtige Sammlungen verkauft, das Stück oft bis auf vier Laubthaler. Erst später entdeckte man den Betrug; die zuerst in bedeutender Zahl gefundnen scheinen aber wirklich römischen Ursprungs gewesen zu sein, da zu Baden ein römisches Castellum Thermarum war.

6) Johann Heinrich, der Sohn des ältesten Sohnes von Joh. Heinr. dem Ersten. Er wurde zu Zürich den 5. Nov. 1681 geboren und erhielt seine Bildung in den dortigen Schulanstalten. Er war erst zehn Jahre alt, als er seinen Vater verlor. Nach vollendetem Stu-

biencursus reiste er nach Genf. Neben andern Lehrern hörte er dort Alfons Turretin, damals Professor der Kirchengeschichte, der sich durch den freiern Geist in der Theologie so sehr von seinem 1687 verstorbenen Vater, Franciscus, unterscheidet. Von hier ging er nach Marburg, wo er die orientalischen Sprachen sehr eifrig studirte. Um die rabbinische Literatur zu studiren, ging er hierauf nach Amsterdam, dem Sammelplatze vieler gelehrter Juden, wo er theils von einem gelehrten Rabbiner gegen starke Bezahlung, theils von Wilhelm Surenhusius, bei welchem er wohnte, Unterricht erhielt. Von Amsterdam ging er nach Leyden, und disputirte dort innerhalb sechs Wochen elf Mal über seine Exercitationes de Incestu, Creationis et currus opere, die er bald nachher zusammen herausgab unter dem Titel: Discursus Gemaricus de Incestu, Creationis et currus opere ex Codice חגיגה Cap. II. Mischna I. petitus (Lugd. Bat. 1704. 4.). Diese Schrift verschaffte ihm 1705 zu Marburg ein außerordentliches Professorat der jüdischen Alterthümer, das nachher in ein ordentliches verwandelt und von ihm mit großem Beifalle bekleidet wurde. Einen Ruf nach Zweibrücken als Lehrer der Theologie und Kirchenrath lehnte er ab, obgleich damals schon unfreundliche Verhältnisse, die sein Biograph (Abel Adam Hottinger, sein einziger Sohn) dem Neide zuschreibt, ihm eine Veränderung seiner Lage wünschbar machten. Der Landgraf erhöhte ihm hierauf seinen Gehalt und ertheilte ihm die Erlaubniß, theologische Collegien zu lesen, und bei theologischen Disputationen zu präsidiren. 1710 wurde er dann zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt. Diese Stelle bekleidete er bis 1717, in welchem Jahr Untersuchungen gegen pietistische Schwärmer zu Marburg begannen. Ein Fanatiker, Joh. Ulrich Giezendanner (er war aus dem Toggenburgschen gebürtig und 1715 von Zürich verbannt worden), Lehrer am Waisenhause, der sich mit Inspirationen und Offenbarungen brüstete, hatte Gelegenheit gefunden, öffentlich zu predigen. H. wurde vor der landgräflichen Untersuchungscommission des Einverständnisses beschuldigt. Er leugnete dies. Indessen wurde gegen ihn und seine Collegen eine Untersuchung angeordnet. H.'s Äußerung, „Möge nur an Klägern und Angeklagten keine größere Schuld als diese vor Gott erfunden werden," mag den Verdacht gegen ihn vergrößert haben. Seine Gegner wirkten einen Befehl beim Landgrafen von Hessen aus, daß er sein Urtheil über den kitzlichen Punkt von den außerordentlichen Offenbarungen später Zeit als die heil. Schrift öffentlich bekannt mache. Alles Widerstandes ungeachtet wurde er durch wiederholten Befehl dazu genöthigt. Als aber vier Bogen davon gedruckt waren, wurde von dem Landgrafen die Fortsetzung untersagt und die gedruckten Bogen mit der Handschrift nach Cassel gebracht. Den Inhalt gibt sein Biograph so an: „Non dari sub N. T. revelationes extraordinarias, quae canonicis adversarentur; etiam non dari ejusmodi revelationes extraordinarias, quae veritates fundamentales, ad salutem necessarias concernerent, seu quae in utroque testamento sacro jamjam sufficienter reperiundae essent. Interim tamen possibilem esse revelationem illorum, quae obscuriora dogmata, vel etiam futura et peculiaria fata in Ecclesia et mundo concernerent, hac tamen cum cautela: Postremas hasce revelationes accurate inquirendas, ad lapidem lydium examinandas, et praevio sollicito conscientiae examine vel pro veris habendas vel rejiciendas esse." Ausführlicher findet man den Inhalt dieser unterdrückten Schrift angegeben in der sogleich anzuführenden Historia Facti. Über die damals verbreiteten Prophezeiungen und sogenannten Offenbarungen, und ob ihre Quelle gut oder böse sei, enthielt er sich jedes Urtheils. Er mußte sich nun persönlich verantworten und es wurde bei dem Landgrafen ein Befehl ausgewirkt, der ihn nöthigte, entweder zu widerrufen oder sein Amt niederzulegen. Er wählte das Letztre, verließ Hessen und war im Begriff, ein Landgut anzukaufen, als er ganz unerwartet nach Frankenthal, wo er doch Niemanden persönlich kannte, als erster Prediger berufen wurde. Er sah dies als einen Wink der Vorsehung an, und blieb nicht ganz fünf Jahre bei dieser Stelle. 1723 erhielt er einen Ruf nach Heidelberg als Prediger bei St. Petri und als zweiter reformirter Professor der Theologie. 1740 wurde er nach Christian Miegs Tode Professor Primarius der Theologie, das Dekanat der Facultät bekleidete er 13 Male; das Rectorat der Universität in den Jahren 1736 und 1748. Seine Geschäftsverhältnisse und die Krankenbesuche ausgenommen, hatte er wenig Umgang, und lebte sehr zurückgezogen den Studien. Seine Wohlthätigkeit gegen Arme wird sehr gerühmt. Von sechs Kindern überlebten ihn nur ein Sohn und eine Tochter. Er starb zu Heidelberg nach kurzem Krankenlager den 7. April 1750. Ein Verzeichniß seiner Schriften unter 57 Nummern, sowie von 12 in Handschrift hinterlassenen Werken findet man seiner Lebensbeschreibung beigefügt im Museum Helveticum (Partic. 22. Turici 1752) und vollständiger in Leu, Helvet. Lexikon 10. Bd. S. 322 fg. Wir heben nur folgende aus. Anonym gab er in Beziehung auf seine Streitigkeiten zu Marburg heraus: Historia Facti, oder kurze und wahrhafte Erzählung, was sich mit J. H. Hottinger, gewesenem Prof. Theol. et Antiqu. Jud. Ord. bei der hessischen Universität zu Marpurg, theologischen Bedenken von denen außerordentlichen Offenbarungen insgemein, und von einigen heutigen sogenannten inspirirten insbesonders — — zugetragen (1717. 48 S. s. l.). H. hatte sich zu Marburg durch seine Abneigung gegen die unfruchtbaren dogmatischen Streitfragen, wozu wol sein Umgang zu Genf mit dem trefflichen Alfons Turretin den Grund gelegt hatte, viele Feinde gemacht, dadurch schien er sich den schwärmerischen Pietisten zu nähern, weil der Pietismus in seiner ersten reinern Gestalt auch davon ausgegangen war; wie weit er sich aber damals mit denselben wirklich eingelassen, ist um so schwerer zu entscheiden, da seine Foderung, daß das Protokoll seines Verhörs zu Cassel öffentlich bekannt gemacht werde, verweigert wurde. Späterhin findet sich wenigstens keine Spur einer Verbindung mit diesen Schwär-

mern, und er schrieb wirklich gegen den bekannten Joh. Christian Edelmann ein theologisches Bedenken, betreffend die Frage: Ob ein Wiedergeborner ganz und gar nicht mehr sündigen könne. Zur Kenntniß seiner Ansichten dient vorzüglich folgende Stelle (aus der Vorrede zu seiner Theologia Catechetica oder Lehre der Wahrheit [Zürich 1750], einer weitern Ausführung seines Katechismus, der unter dem Titel: Kinderspeis, an verschiednen Orten wiederholt aufgelegt wurde): „Unter den Ränken des Satans in heutigen Zeiten mag man wol rechnen, daß er die Lehrer untereinander reizet, viele hohe, curiose, dunkle, schädliche oder doch unnütze Sachen und Streitfragen zu verhandeln, mit großem Eifer davon und dagegen zu streiten, die Ohren und Gemüther der Zuhörer, selbst der Einfältigen und Kinder, damit zu beschweren, und in gleiches Feuer zu bringen, um dadurch zu vergessen, oder doch und wie es erfodert wird, nachdrücklich zu lehren und auf das Gewissen zu legen die heilsame und heilende Lehre Jesu Christi, von der Sinnesänderung und ihrer wahren Natur, vom lebendigen und thätigen Glauben, vom Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit, Buße, Glauben und Liebe, darin allein unser Heil bestehet, leiden Schaden. Hingegen oben erzählte Fragen werden nicht verstanden, oder so sie ja von einigen sollten verstanden werden, bringen sie der Seele keinen Nutzen zu ihrem Heil. Die Klugheit eines evangelischen Lehrers fodert deswegen, solche Punkte nicht zu berühren, in Ansehung derselbigen wie ein Tauber und Stummer zu sein, um seines Zwecks nicht zu verfehlen." Deswegen übergeht er auch in dieser Schrift alle solche dogmatische Punkte ganz mit Stillschweigen. Viele seiner Dissertationen betreffen die jüdischen Alterthümer. Die Notae in *Th. Goodwini* Mosen et Aaronem haben drei Auflagen erlebt (Marburgi 1710 und 1716. Lugd. Batav. 1724). Die übrigen Schriften sind theils dogmatischen, theils ascetischen, wenige exegetischen Inhalts. — Sein Sohn Abel Adam starb 1756 als Pfarrer zu Kreuznach.

7) Joh. Heinrich, Amtmann des zürcherischen Amtes Embrach, und sein Sohn

8) Joh. Heinrich, Pfarrer des zürcherischen Dorfes Ossingen, zwei wackre Männer in ihrem Kreise, werden hier nur wegen der Abstammung des folgenden berühmten Philologen und Kritikers angeführt, des ausgezeichnetsten Nachkommen von Joh. Heinrich dem Ersten.

9) Joh. Jakob, wurde den 2. Febr. 1750 zu Hausen bei Ossingen, einem zürcherischen Pfarrdorfe, geboren. Sein Vater war ein rechtschaffner, dabei ernster, kräftiger und strenger Mann, der, bei aller väterlichen Liebe seine Kinder, sowie die ihm anvertraute Gemeinde, mit militairischer Rauhigkeit beherrschte, aber auch mit ebenso gewissenhafter Strenge seine eignen Pflichten erfüllte. Die Mutter war von sanftem, mildem und stillem Wesen. Beide wirkten daher sehr verschieden auf ihre Kinder, und die Jugendeindrücke blieben unauslöschlich. Wenn das Beispiel und die Leitung des Vaters die körperliche Entwicklung des Knaben durch Reiten, Jagen, Werfen rc. kräftig beförderte; wenn er ihm früh eine edle Ruhmbegierde und unbestechliche Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit durch die Erinnerung an seinen großen Urältervater einflößte, so verdankte dagegen H. die erste Entwicklung zarterer Empfindung und eines ausgezeichneten Schönheitssinnes den stillen Unterhaltungen mit der sanften, liebevollen Mutter, welcher er durch seine ganze natürliche Anlage näher stand, als dem Vater. Ein Beispiel dieser verschiednen Behandlungsweise des Knaben ist folgendes: Als die Mutter einst eine Schachtel mit Seide vor sich hatte und den fünfjährigen Knaben fragte, welche Farbe ihm am besten gefalle, rief der hereintretende Vater: „Ei was; du bist nicht zum Krämer bestimmt; das Evangelium, und Cicero, und Seneca gehören in die Hände eines Enkels von Heinrich und Jakob Hottinger, nicht Seidenknäuel." Wohl fällt daher auf Rechnung solcher Jugendeindrücke eine gewisse Schüchternheit, welche H. auch in spätern Jahren oft hinderlich war. Indessen entwickelte sich sein Körper trefflich in ländlicher Lebensart, und erwarb damals eine Stärke und Gewandtheit, die ihm auch in spätern Jahren blieb. Für den muntern, kräftigen, ja vom Vater wider die natürliche Anlage beinahe zum Wildfange gestempelten Knaben bedurfte es eines geschickten Erziehers, allein die Wahl des Vaters fiel auf einen sehr untauglichen Hauslehrer für seine drei Kinder. Der Mann war durchaus nicht geeignet, sich Achtung und noch viel weniger Liebe zu erwerben oder Lernbegierde bei den Kindern zu wecken. Besonders durchschaute unser H., bei dem sich seine Beobachtungsgabe ungewöhnlich früh entwickelte, bald die Schwächen des Lehrers, der seinem angebornen Talente zu witziger Satyre reichen Stoff darbot. Weit gefährlicher noch für den Knaben war die Beschaffenheit des Religionsunterrichtes, den er erhielt. Blinder Glaube an alle kirchliche Dogmen und Unterdrückung jeder Prüfung, jedes Zweifels war damals noch das Kriterium eines wahren Christen. Besonders wurde der leiseste Zweifel an der menschenfeindlichen Lehre von der ausschließenden Gnadenwahl für wahre Sünde erklärt. In diesen Grundsätzen wurde der Knabe erzogen. Aber früh schon regten sich bei ihm Zweifel gegen solche Lehren, die sein denkender Geist nicht mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes vereinigen konnte. Ein fürchterlicher Kampf zwischen dem eingepflanzten Irrwahn und den Zweifeln, welche sein Nachdenken ihm darbot, erhob sich in seinem Innern, und da er lange nirgends Belehrung suchen durfte, so versank er in eine geheime Angst und in einen Zustand finstern Kummers, dessen er sich noch in spätern Jahren nicht ohne Beklemmung erinnern konnte. „O nie werde ich sie vergessen," sagt er von sich selbst, „die Tage meiner frühen Jugend, in welchen ich den mir damals gezeigten Gott zu lieben, ach umsonst! aus allen meinen Kräften mich bestrebte; nie vergessen die Tage, in welchen die ängstigende Furcht vor der von den Schriftgelehrten der damaligen Zeit so häufig erwähnten und nie erklärten Sünde in den heil. Geist, die Schrecknisse des Weltgerichtes, Zweifel an meiner Erwählung, Zweifel an der Seligkeit des meiner hülflosen Kindheit entrissenen Vaters und meines ihm

bald nachfolgenden Bruders mir den Genuß meines ersten Daseins verkümmerten, und durch furchtbare Traumerscheinungen selbst die Tröstung der nächtlichen Ruhe vergifteten." (Rectoratsreden S. 55.) Doch der zu Bessern als zum melancholischen Träumer oder zum feindseligen Glaubensrichter bestimmte Geist ging endlich siegreich aus dem harten Kampfe hervor. Gründliche Studien unter Breitingers und des trefflichen Philologen Steinbrüchels Leitung lehrten ihn Menschensatzungen von wahrer Christusreligion unterscheiden, und eingedenk des Jammers, in welchen jene ihn versetzt hatten, machte es ihm schon sein menschenfreundliches Herz zur heiligen Pflicht, Irrthum und Aberglauben, in welcher Gestalt sie sich zeigten, mit den Waffen des Ernstes oder des Spottes zu bekämpfen. Der frühzeitige Tod des Vaters hatte doch, so hart der Schlag für die Seinigen war, die glückliche Folge, daß H. im 13. Jahre nach Zürich auf die Schule kam. Steinbrüchel, damals Professor der hebr. Sprache, erkannte bald, wie viel in dem schüchternen Knaben, dem Alles neu war, liege, und es knüpfte sich das innigste Verhältniß eines Sohnes zum Vater an, das in spätern Jahren als Muster echter Freundschaft erschien. H. machte unter dieser Leitung schnelle Fortschritte; die Früchte davon zeigten sich zuerst öffentlich, als er nach seiner Ordination 1769 eine Abhandlung über die Wunder bekannt machte, die sowol durch den Inhalt als durch die reine latein. Diction vergessen ließ, daß der Verfasser das 20. Jahr noch nicht zurückgelegt hatte. (Diatribe philosophico-theologica de miraculis: cui adjectus est excursus philosophicus ad doctrinam Bonneti de miraculis. Turici 1770.) Um so bereitwilliger wurde er dann von der Regierung zu Fortsetzung seiner Studien im Ausland unterstützt. Nach einem Aufenthalte zu Iverdon und Genf reiste er nach Göttingen, wo er seine philologischen und philosophischen Studien fortsetzte, und mit Heyne, besonders aber mit Feder, in sehr vertraute Verhältnisse kam. Damals schrieb er eine Abhandlung De sensu Honesti, veranlaßt durch eine Preisaufgabe der Verwalter des Stolpischen Vermächtnisses zu Leyden. Die Hälfte der Richter erkannte ihr den Preis zu; allein da die andre Hälfte sich für die Abhandlung des Professors Hennert zu Utrecht erklärte, so mußte nach der Verordnung des Testators das Loos entscheiden, und dieses war H. ungünstig; die Abhandlung aber wurde mit den übrigen zu Leyden gedruckt, 1773. (Vermehrt gab sie H. zu Zürich 1776 heraus: Disputatio Stolpiana de sensu Honesti.) Im nämlichen Jahre schrieb er eine Widerlegung von Holbachs berüchtigtem Système de la nature. (De nonnullorum in oppugnanda religione ineptiis ac malis artibus, maxime in Francogalli cujusdam pessimo libro, qui systematis naturae nomine fertur, conspicuis, Libri II. Lugd. Batav. 1774.) Über den Zweck seiner Schrift äußert sich Hottinger in einem Briefe so: „Den Verfasser, wenn anders meine Schriften bis zu ihm kommen sollten, würde ich schwerlich bekehren, und dies ist auch meine Absicht nicht. Leute, die sowie er mit Wahrheit und Religion auf eine so unbillige Art umspringen, die drücken lieber die Augen freiwillig zu, ehe sie sich nöthigen lassen, der Wahrheit in's Gesicht zu sehen, um sich zu überzeugen, daß sie es ist, die sie gelästert haben. Ich suche weiter nichts, als an einem der größten Freigeister zu zeigen, wie unredlich diese Herren insgemein in ihren Einwürfen wider die Religion und die gesunde Vernunft verfahren; zu zeigen, wie schwankend und willkürlich ihre Grundsätze und wie mager ihre Philosophie sei." Während er mit dieser Schrift beschäftigt war, erhielt er unerwartet den Ruf als Prof. der Beredtsamkeit in seiner Vaterstadt. Er blieb indessen noch bis zum Frühjahre 1774 in Göttingen, knüpfte dann auf einer Reise durch Holland mit Valkenaer, Ruhnken und Allamand freundschaftliche Verhältnisse an, die bis zum Tode dieser Männer durch Briefwechsel unterhalten wurden, und kam nach einem Aufenthalte zu Paris im Sommer 1774 nach Zürich zurück. Hier hatten unterdessen Lavaters Meinungen von noch heutzutage zu bewirkenden Wundern und von einer gewissen magischen Kraft des Gebetes auf die Außenwelt schwärmerische Auftritte veranlaßt. Auch hatten mehre Jünglinge, welche früher schöne Hoffnungen erregten, angefangen, seitdem sie sich an Lavater anschlossen, die gründlichern Studien zu vernachlässigen, und von Gebet, Glauben, Wundern und Auslegung der heiligen Schrift ohne Exegetik und Hermeneutik zu träumen. Hottinger fühlte sich berufen, dagegen aufzutreten und wählte dazu das Mittel der Satyre, da ernsthafte Belehrungen von großen teutschen Theologen bei Lavater keinen Eingang gefunden hatten. Die Gelegenheit gab Lavaters anonymer Aufsatz: Nachricht von den zürcherischen Gelehrten, im ersten Bande der theolog. Bibliothek, die damals zu Mitau erschien. Hottinger gab nun ebenfalls anonym heraus: Sendschreiben an den Verfasser der Nachricht von den zürcher. Gelehrten, worin nebst andern einige Nachrichten vom Hrn. Diakon Lavater enthalten sind; von einem zürcherischen Geistlichen. 1775. (Berlin u. Leipzig.) Salomon Geßner und Steinbrüchel hatten einige Zusätze beigefügt. Diese satyrische Flugschrift, deren Verf. bald nachher entdeckt wurde, erregte die heftigste Bewegung, und machte auch außer der Schweiz großes Aufsehen. H. ergriff noch einmal in dieser Sache die Feder und schrieb: Briefe in der Person des Verfassers vom Sendschreiben (Halle 1776. 51 S.), ein wahres Meisterstück muntrer Laune und des witzigsten Spottes über das Benehmen des Publicums in dieser Sache, und über einzelne Schriftsteller, die gegen ihn aufgetreten waren. Ernster sprach er sich bald nachher in der Vorrede zu vier Reden von Breitinger aus (*Breitingeri* Orationes IV. Solennes. Turici 1776.), worin er die Geschichte der Theologie zu Zürich während des 18. Jahrh., besonders die Verdienste Joh. Jak. Zimmermanns und Breitingers schildert, und die Flachheit des damaligen sogenannten Geniewesens darstellt, welches mit Verachtung der Philologie und Philosophie alles durch vermeintlichen Geist, d. h. durch die Einbildungskraft, leisten zu können wähnte. In eben diese Zeit fallen seine Briefe Selkofs an Welmar (Zürich 1777.), eine humoristische Schrift, welche manche

Züge aus seinem Jugendleben und treffliche Charakterschilderungen enthält; sie beweist, daß er in diesem Gebiet Ausgezeichnetes hätte leisten können. Indessen wandte sich seine literarische Thätigkeit bald mehr auf rein philologische Gegenstände, ohne daß er die schönen Wissenschaften vernachlässigt hätte, welche ihm immer Erholung und Aufmunterung gewährten, und ihn vor Einseitigkeit und Pedanterie schützten. Es sind noch mehre geistreiche poetische Versuche schon aus seinem 17. Lebensjahre übrig; andre, vollkommnere lyrische Gedichte von ihm finden sich in Füßli's Allgemeiner Blumenlese der Teutschen, und in Bürkli's Schweizerischer Blumenlese, und noch in spätern Jahren verschönerte er dadurch zuweilen die häuslichen Verhältnisse. Man hat auch von ihm zwei beachtenswerthe Schauspiele, deren Stoff der Schweizergeschichte enthoben ist, Karl von Burgund und Ulrich von Regensperg (Zürich 1793.), und wovon erstres zunächst für eine Aufführung durch Schüler bestimmt war. Der Hauptcharakter seiner lyrischen Gedichte ist inniges Gefühl, verbunden mit höchster Klarheit des Gedachten und Empfundnen. Doch ist nicht zu leugnen, daß Hottinger wie Lessing, mit welchem er auch in andern Rücksichten große Ähnlichkeit zeigt, sich mehr als Kunstrichter auszeichnete. Sein ganz vorzügliches Talent dafür beweisen unter andern seine Aufsätze in der von ihm herausgegebenen Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Literatur (Zürich 1784—1786. 3 Bde.) und die Vergleichung der teutschen Dichter mit den griechischen und römischen (eine von der teutschen Gesellschaft in Mannheim gekrönte Preisschrift, 1789.). Was H. von Lessing als Kunstrichter rühmt, paßt ebenso gut auf ihn selbst: „Genug Gelehrsamkeit, um für ein Gebäude, das er aufführte, Grundlage, Pfeiler und Verzierung zu finden; genug Witz, um tausend Verhältnisse zu entdecken, durch welche die abgenutztesten und trivialsten Dinge ihn auf neue Entdeckungen und Aussichten leiteten; genug Scharfsinn, um zu scheiden, was ineinander zu fließen, und zu spalten, was theillos zu sein schien; genug Philosophie, um nie seicht, genug Geschmack, um nie spitzfindig und trocken zu sein, und endlich nicht Phantasie genug, um blos sinnreich zu träumen." Seine Vergleichung der teutschen Dichter mit den griechischen und römischen verdient auch jetzt noch, ungeachtet die teutsche Dichtkunst seither eine ganz neue Gestalt gewonnen hat, als Muster scharfsinniger und geschmackvoller Prüfung, auch für richtige Würdigung neuerer Dichter studirt zu werden. Auch die durch Styl und Inhalt gleich ausgezeichnete, im J. 1792 von der teutschen Gesellschaft in Mannheim gekrönte Preisschrift über die Ursachen der Seltenheit classischer Prosaisten in Teutschland (Zürich 1816.), und die kleine Schrift: Etwas über die neuesten Übersetzerfabriken der Griechen und Römer (1782), sind würdig, nie in Vergessenheit zu kommen. In diese Zeit gehören ferner die Ausgabe des Sallustius, mit kritischen Anmerkungen (Turici 1778.), mehre Aufsätze im Museum Turicense (1782.), die Bearbeitung von Olivets Eklogen des Cicero für die zürcherische Schule (1783.), welche vorzüglich auch auf Weckung des Sinnes für Auffassung des Inhalts und für genaue und geschmackvolle Übersetzung berechnet war, das Grammatische hingegen mehr dem Lehrer überließ. Ferner eine von der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Padua geehrte Preisschrift (**De artibus, quibus hominum olim potentium aut divitiorum animis instillandus et ad certam constantiae firmitatem educendus videatur humanitatis sensus.** Padovae 1784.), eine andre, welche von der Societät der Wissenschaften zu Leyden den ersten Preis erhielt (**De luminibus eloquentiae, 1785.**), die Übersetzung von Cicero's Büchern von der Divination (1789) und hierauf (1793) die Ausgabe des lateinischen Textes, welche nach dem damaligen Standpunkte der Philologie als ausgezeichnet, und auch jetzt noch als ein Muster geschmackvoller Behandlung zu empfehlen ist, wobei der Herausgeber nicht, über dem Bestreben seine Gelehrsamkeit an den Mann zu bringen, den Schriftsteller selbst dem Leser aus den Augen rückt. Wie H. überhaupt das philologische Studium betrachtete, zeigt folgende Stelle aus der Schrift über die Übersetzerfabriken: „Teutschland wird mehr gute Übersetzer haben, wenn seine Schullehrer nirgends mehr trockne Pedanten und Wortklauber, seine Philologen nicht blos einseitige, eingeschränkte Köpfe und Bewundrer der alten Sprachen mehr als der alten Schriftsteller sein werden." Seine Übersetzungen von Cicero's Büchern von den Pflichten (Zürich 1800.), von Theophrast's Charakterschilderungen (München 1810 und im Attischen Museum), von Platon's Kriton und Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates (Zürich 1819.) sind Beweise, daß er die Foderungen, die er an einen Übersetzer der Alten machte, selbst getreu erfüllte. Auch lassen die Proben einer Übersetzung der Äneis in Hexametern, welche er 1783 im schweiz. Museum bekannt machte, es bedauern, daß er dieses Werk nicht vollendet hat.

Während dieser Zeit gewann H.'s Name im Auslande verdiente Anerkennung. Schon Anfangs der achtziger Jahre versuchte es Heyne wiederholt, ihn nach Teutschland zu ziehen, wo die ökonomischen Vortheile weit bedeutender gewesen wären. Im Julius 1786 erhielt er einen förmlichen Antrag, ein theologisches Professorat zu Heidelberg zu übernehmen, und im folgenden Jahre geschahen Anfragen wegen Übernahme eines Professorats auf irgend einer Universität in den preußischen Staaten. Liebe zum Vaterlande und für seine Mutter, welcher im Greisenalter die Versetzung in eine fremde Welt sehr hart hätte sein müssen, bestimmten ihn, alle diese Anträge abzulehnen. Im J. 1789 wurde er zum Professor der alten Sprachen am untern Collegium ernannt und folgte dann seinem Freunde Steinbrüchel im J. 1796 auf dem mit einem Kanonikate verbundnen Lehrstuhle der Hermeneutik und der griechischen Sprache. Die Denkrede, die er diesem schmerzlich beweinten Freunde hielt (**Acroama de J. J. Steinbrychelio, 1796**), ist sowol von Seite des Inhalts und der Behandlung, als der classischen Diction ausgezeichnet, und verdient wiederholt gelesen zu werden. Mit Recht wird für Bildung eines reinen lateinischen Styls auch das Lesen neuerer Lateiner

empfohlen. H.'s lateinische Schriften (Opuscula oratoria. Turici 1816. Opusc. philosophica, critica atque hermeneutica. Lips. 1817.) gehören in dieser Rücksicht zu den vorzüglichsten, und das Studium derselben ist um so mehr zu empfehlen, je seltner, trotz den Fortschritten, welche Kritik und Grammatik gemacht haben, heutzutage echte Latinität gefunden wird. Schon 1783 hatte H. ein Acroama de J. J. Bodmero bekannt gemacht, das sich durch die nämlichen Vorzüge auszeichnet. Ein schönes Denkmal eines andern Freundes ist seine Biographie des Idyllen-Dichters Salomon Geßner (Zürich 1796.).

So lebte H. ruhig und zufrieden den Wissenschaften, glücklich im häuslichen Kreise, hochgeachtet von seinen Mitbürgern und geliebt von seinen Schülern. Wol regte sich zuweilen das in körperlicher Anlage begründete Übel der Hypochondrie; doch besiegte er dasselbe immer, so lange nicht äußere Umstände seine Kraft verstärkten. Aber als 1798 die Revolutionsstürme und das Einrücken fremder Truppen ihn aus seiner friedlichen Ruhe aufschreckten; als das Vaterland der Tummelplatz der wildesten Leidenschaften wurde und fremde Heere um den Besitz desselben kämpften, als er den verderblichen Einfluß sah, den diese Bewegungen auf die Studien seiner Schüler nothwendig haben mußten, da unterlag er für einige Zeit einer düstern Stimmung. Die Ungerechtigkeit, womit den Lehrern ihre kärgliche Besoldung vorenthalten wurde, während die Unterhaltung fremder Krieger die Lasten vermehrte, mußte den Vater einer zahlreichen Familie schwer drücken; aber was Hottingern noch weit mehr niederdrückte, war das nicht aus der Luft gegriffne Schreckbild überhandnehmender Oberflächlichkeit und Unwissenheit bei Regenten und Lehrern, und allmäligen Erlöschens des ignis sacer, wie er gründliche, wissenschaftliche Bildung und Aufklärung nannte, an deren Stelle eine verderbliche Halbbildung zu treten drohte. Wol gingen seine Besorgnisse oft allzuweit, aber wer will dies dem Manne verdenken, der seit 30 Jahren mit Wort und That Wahrheit und Wissenschaft gefördert, diese zum Zwecke seines Strebens gemacht hatte, an den er oft seine Gesundheit durch anhaltendes Nachtwachen setzte, und der nun, als der Abend seines Lebens begann, als seine ältern Vorkämpfer für die edelsten Güter, ein Breitinger, Bodmer, Hirzel, Ulrich, Steinbrüchel, Salomon Geßner ihm schon lange vorangegangen waren, eine Erschlaffung des wissenschaftlichen Strebens erkannte, welche bittere Früchte erzeugen mußte? War es ihm zu verdenken, wenn er darin das Einbrechen einer Dämmerung zu sehen glaubte, die allmälig in finstre Nacht übergehen werde? Mußten nicht die beunruhigendsten Besorgnisse bei ihm entstehen, wenn von dem Studium der alten Literatur, welchem die größten Männer ihre Bildung verdankten, öffentlich mit Geringschätzung gesprochen, wissenschaftliche Institute vernachlässigt, und dagegen mit großem Eifer die Idee verbreitet wurde, daß mit Verbesserung der Elementarbildung wirklich schon alles gethan sei? Offen sprach er seine Besorgnisse aus, und in den Fehden, die dadurch entstanden, zeigte sich wieder die Überlegenheit des durch fortgesetzte philologische und philosophische Studien gebildeten scharfen Denkers, bei welchem nicht „Phantasie und Gedächtniß der denkenden, überlegenden und raisonnirenden Vernunft zur Unzeit ins Amt griffen." Wol verminderten sich allmälig diese Besorgnisse, als die hergestellte Ruhe auch das wissenschaftliche Streben wieder begünstigte; aber sie wichen eigentlich nur andern, zwar beständig wechselnden, aber oft höchst quälenden Ideen, jemehr bei vorrückendem Alter die körperlichen Anlagen der Hypochondrie hervortraten, denen die frühere Regsamkeit des Geistes nicht mehr das Gegengewicht zu halten vermochte. Ganz konnte er sich aber niemals mehr von jenen Besorgnissen befreien, und oft rief er auf seinem Krankenlager mit Wehmuth aus: „Ach! sollte wol das Licht der Aufklärung und Wahrheit wieder verdunkelt und jene Barbarei früherer Zeit wieder herrschend werden?"

Am stärksten äußerten sich solche Anfälle der Hypochondrie, wenn seine Nerven durch anhaltende Geistesanstrengung besonders gereizt waren. Aber so viel Kraft behielt seine Vernunft am Ende doch immer wieder, daß er sich nicht menschenscheu in sich selbst zurückzog, wenn die Angelegenheiten sich nicht nach seinen Ansichten und Wünschen entwickelten. Das Verhältniß des öffentlichen Lehrers litt darunter nicht, denn niemals trug er in dasselbe die Gefühle über, welche die unwillkommnen Erfahrungen jener Zeiten bei ihm erregten. Nur desto entschlossener suchte er seine Schüler zu gründlichen, aber zugleich auch mit Geschmack betriebenen, den Schönheitssinn, wie das eigne Prüfen und Forschen befördernden Studien anzuleiten. Dies war überhaupt der Zweck seines Unterrichtes. Weit entfernt davon, nur eine Masse von Gelehrsamkeit darzulegen, bei welcher der Schüler den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, und die ihn oft mehr an passives Auffassen, als an eigne Thätigkeit gewöhnen kann, behielt er den Zweck des Unterrichts immer im Auge, und suchte den Schüler dahin zu führen, daß er frei und selbständig auf der Bahn der Wissenschaften fortschreiten könne. Was er dem Studium der alten Literatur, d. h. nicht blos der alten Sprachen, sondern der alten Schriftsteller, zu danken hatte, erkannte er selbst zu klar, um irgend ein Mal, auch nicht unter den widrigsten Erfahrungen, irre an der Wohlthätigkeit dieses Studiums zu werden; aber wohl wußte er zu unterscheiden, was dem Unterrichte der Classe, was dem eignen Studium des Weiterstrebenden angehöre; und auch darauf war seine äußerst sorgfältige Vorbereitung für jede einzelne Stunde berechnet. Sowie seine Verehrung der Alten nicht blinde Lobpreisung war, wie er sich von Schönheiten und Fehlern immer unbefangen Rechnung gab, so war überhaupt geschmackvolle Behandlung und scharfsinnige Entwicklung, verbunden mit höchster Klarheit, ein Hauptvorzug seines Unterrichtes. Der Eindruck, welchen Form und Inhalt derselben machte, wurde durch das edle Äußere, durch die von schreckender Strenge ebenso weit als von jeder falschen Anmaßung entfernte Würde des Lehrers, und durch sein unverkennbares Interesse an den Fortschritten der Schüler wirksam unterstützt. Feierliche Stille herrschte in seinem Hörsale, und

nichts hat ihn je verleitet, seiner Würde zu vergessen, und in polternde oder heftige Worte auszubrechen. Auch sein vorzügliches Talent witziger Satyre wandte er nur selten und nur gegen beharrliche Nachlässigkeit oder anmaßende Selbstgefälligkeit an; dann wirkten, wo noch ein Funke von Ehrgefühl war, wenige satyrische, aber mit ernsthafter und Mitleiden ausdrückender Miene gesprochne Worte mehr, als irgend eine ausführliche Strafpredigt vermocht hätte. Dennoch wurde er auch von manchen seiner Schüler verkannt. Eine gewisse Zurückhaltung, die Folge der durch seine erste Erziehung begründeten Schüchternheit, gab ihm zuweilen den falschen Schein von Kälte und Stolz. Aber wer in nähere Berührung mit ihm kam, erkannte das tiefe Gefühl, die aufrichtige, wohlwollende Theilnahme, die weniger nach Außen sich kund machte, aber desto tiefer und inniger im Herzen wirkte. H. gehörte überhaupt nicht zu den Menschen, die ihr Herz und ihre Gefühle auf der Zunge tragen; seine Empfindungen wirkten mehr im Innern, und durch die seltne Kenntniß des menschlichen Herzens, die ihm Studien und scharfe Beobachtung erwarben, wurde seine natürliche Neigung zur Zurückhaltung befördert. Um ihn zu kennen, mußte man ihn im Kreise der Familie als liebenden Gatten und Vater, und unter wenigen vertrauten Freunden beobachten. Hier war es, wo sein gefühlvolles Herz, seine muntre Laune, sein treffender Witz sich ganz ungehemmt und doch immer so äußerte, daß auch der feinste Schönheitssinn nie verletzt wurde. Weniger frei fühlte er sich im größern Kreise, und nicht gern ergriff er hier das Wort, wenn er den Gegenstand der Unterredung nicht vorher durchdacht hatte. Dies hing mit seinem ganzen Wesen aufs Innigste zusammen. Gewohnt, ehe er über irgend einen Gegenstand etwas niederschrieb, das Ganze lange und von allen Seiten zu durchdenken, äußerte er sich auch nicht gern mündlich, ohne vorher tief in die Sache eingedrungen zu sein. — Wenn jene Art, wie seine Schriften entstanden, eine gewisse Langsamkeit unvermeidlich machte, so hatte sie dagegen den Vortheil, daß alles so klar und zusammenhängend ist, so auf den Hauptzweck hinwirkt, wie dies selten bei einem Schriftsteller der Fall ist. Nirgend findet man bei ihm Stellen, wo der Schriftsteller im Fortgange der Rede entweder den Gegenstand aus dem Auge verliert, oder weil er erst während des Niederschreibens tiefer in denselben eindringt, allmälig seine Ansichten ändert, sodaß zuletzt etwas ganz andres herauskommt, als er selbst anfänglich wollte. Darum ist das Studium seiner Schriften so belehrend, und außer den schon angeführten sind auch seine Rectoratsreden (Zürich 1813) als wahre Muster zu empfehlen. Wenn er dort irgendwo dem Studirenden wiederholtes und dreifaches Lesen guter Bücher empfiehlt, so wird es gewiß keiner bereuen, diese Regel vor allen auch bei H.'s Schriften befolgt zu haben. Ist der Geschmack nicht schon durch die geschraubte, auch das Unbedeutendste in hochtönende Worte verhüllende Sprache vieler Neuern verdorben, so wird man sich durch die klare und bestimmte, kunstvolle und dennoch von aller Künstelei entfernte Schreibart angezogen fühlen, und darin grade erkennen, was Horaz fodert, ut sibi quivis speret idem, sudet multum, frustraque laboret ausus idem. Die Rectoratsreden sind eine Auswahl der Vorträge, die er als Rector bei verschiednen Schulfeierlichkeiten gehalten hat. In diesem Amte, das er wiederholt bekleidete, zeigte sich seine Würde und Einsicht besonders in hellem Lichte. Die Art, wie er den ungezognen und störrischen Schüler zurecht wies und strafte, den nachlässigen anspornte, den schwachen aber lernbegierigen aufmunterte und den, welcher sich auszeichnete, durch seinen Beifall zu unausgesetztem Streben antrieb, aber ihn auch durch Nachweisung seiner Mängel vor Eigendünkel bewahrte, diese Art, ältre und jüngre Schüler zu leiten, beweist seine tiefe Menschenkenntniß nicht weniger, als seine unausgesetzte Sorge für das Wohl der Lehranstalten im Ganzen, und für die Bildung der einzelnen Schüler. Die übrigen, oft sehr lästigen Geschäfte dieses Amtes besorgte er immer mit seltner Treue und Gewissenhaftigkeit, und die öffentlichen Prüfungen gewannen durch sein Beispiel eine Würde und einen Anstand, der sonst oft dabei vermißt wird. Auch in dieser Stellung gab er sich übrigens Mühe, alle Berathungsgegenstände vorher sorgfältig zu überlegen, und wo unvorgesehene Fragen auf die Bahn kamen, konnte er einen gewissen Mangel an Zutrauen zu sich selbst nicht verhehlen. Deswegen zog er sich auch immer so viel möglich von solchen Verhältnissen zurück, wo er in den Fall kommen konnte, über Gegenstände, die ihm vorher unbekannt waren, eine Meinung aufzustellen und einen Entschluß anzurathen. Es war aber dieses um so mehr zu bedauern, da die Erfahrung mehre Male bewies, daß eben seine Gewohnheit, nichts oberflächlich zu betrachten, seinen Blick so geschärft hatte, daß er gleich im ersten Augenblicke tiefer sah, als Mancher, der mit geläufiger Zunge sich sogleich über jeden Gegenstand ausbreitet.

Die Verketzerungssucht, die auch Hottingern, wie jeden Vertheidiger der Denkfreiheit, verfolgt hatte, wagte sich später nicht mehr öffentlich an ihn, geschreckt durch die Würde des Mannes und seine scharfe, satyrische Geißel fürchtend. Mit Recht lächelte er schon früher über diese ohnmächtigen Angriffe von Leuten, denen Religion nur in ihren eignen Meinungen und Irrthümern besteht. Seine Widerlegung des Système de la nature hätte seinen Gegnern zeigen können, daß sein Sinn wahrhaft religiös war, und diese religiöse Gesinnung, die er freilich nicht zur Schau trug, äußerte sich durch sein ganzes Leben im Handeln und Lehren. Spott über Aberglauben, Schwärmerei und Heuchelei, wenn er auf Besserung hinzielte, war ihm nicht unwillkommen: aber Spott über Religion war ihm ebenso verhaßt, als jene Gebrechen und Laster selbst. Als Lehrer der Hermeneutik und der Philologia sacra leitete er seine Schüler mit der nämlichen Unbefangenheit auf gründliche Erforschung dessen, was wirklich in den heil. Schriften steht, mit Berücksichtigung der Zeit, des Orts und der Denkungsart des Volkes, wo diese Schriften entstanden, wie er dies bei Profanscribenten that. Nichts wurde in

den Text hineingetragen, was nicht klar darin lag, aber auch nichts wegerklärt, was derselbe enthält, sei es nun etwas allgemein und für alle Zeiten Gültiges, oder nur auf die besondern Zeitumstände der Entstehung jener Schriften Berechnetes. Eine Probe davon gibt die im Druck erschienene, gründliche Bearbeitung des Briefes von Jakobus und des ersten von Petrus. (Epistolae D. Jacobi atque Petri I., cum versione germanica et commentario latino. Lipsiae 1815.) Wie sehr H.'s Verdienste von den größten Gelehrten anerkannt wurden, beweist die Menge von Briefen, die sich unter seinem Nachlasse mit der ihn auszeichnenden Ordnungsliebe in mehren Bänden gesammelt finden. Die Namen: Semler, Meiners, Villoison, Schütz, Boie, Dohm, Joh. Müller, Nicolai, Feder, Sulzer, Claparede, Vernet, Heyne, Ruhnken, Valkenaer, Becker, Bernoulli, Wyttenbach, Gedicke, Van Wesele, Scholten, Ith, Abel, Martyni=Laguna, Cesarotti, Musäus, Eberhard, Lichtenberg, Schultens, Biester, Sack, Klein, Spalding, Spittler, Nösselt, F. A. Wolf, Jacobs, von Dalberg, Conz, Böttiger, Wieland, Göthe, Ittner, Creuzer, Voß — diese Namen, die in der Briefsammlung erscheinen, sind ein Beweis, daß Männer von sehr verschiedenartigen, wissenschaftlichen Bestrebungen und Ansichten doch alle in der Hochachtung für H. übereinstimmten. Zu bedauern ist es, daß nur von wenigen seiner Antworten Abschriften vorhanden sind, denn diese beweisen es, wie anziehend und belehrend der ganze Briefwechsel sein müßte. H.'s Ordnungsliebe, der man die Aufbewahrung dieser Sammlung verdankt, zeigte sich auch in seiner ganzen Umgebung. Sie hing aufs Genaueste mit seinem feinen Gefühl für Anstand und Schönheit zusammen. Daher denn die sorgfältigste Ordnung und Reinlichkeit in seinen Büchern und Schriften. Selbst seine Kleidung war ihm nicht gleichgültig, und zeigte bei aller Einfachheit doch immer eine gewisse Eleganz. Die ganze Haltung und jede Bewegung des Körpers war der Ausdruck einer Seele, die nur durch das Edle, Geschmackvolle und Wohlanständige sich angezogen fühlte.

H.'s mütterlicher Großvater, „ein rechtschaffner, bescheidner, gutmüthiger, zuweilen etwas hypochondrischer Prediger" (so schildert ihn der Enkel selbst), war in der letzten Zeit seines Lebens durch einen apoplektischen Zufall einer besondern Wartung bedürftig geworden. Die ältre seiner zwei noch im väterlichen Hause lebenden Töchter, unsers H.'s Mutter, übernahm diese Sorge mit besondrer Angelegenheit. Diese Krankheitsanlage ging auch auf den Enkel über. Die ersten Spuren zeigten sich im Herbste 1812. Der Besitz eines kleinen, zu seiner Stelle gehörigen Weinberges, hatte ihm immer großes Vergnügen gemacht. Manche Erholungsstunde brachte er dort zu; die Beobachtung des allmäligen Wachsthums der Trauben gewährte ihm eine wohlthätige Zerstreuung und weckte willkommne Erinnerungen seiner frühern Jugend wieder auf. Das Auffinden der ersten reifen Weintraube, die er seiner Gattin brachte, war für ihn ein froher Genuß, und wenn die völlige Zeitigung eingetreten war, beschäftigte er sich mehre Abende damit, die besten Trauben für die Seinigen und für einige Freunde selbst zu sammeln. Der Tag der Weinlese selbst erfüllte ihn immer mit stiller Freude. Im Herbste jenes Jahres zeigte sich nun eine Hemmung des linken Arms, die anfänglich nur rheumatischer Art, und die Folge einer im Weinberge entstandnen Erkältung schien, allmälig aber in eine Lähmung übeging, von der sich auch Spuren im linken Schenkel zeigten. Doch wurde er so weit hergestellt, daß er noch zwei Jahre lang sein Lehramt ungehindert erfüllen konnte. Allein im Herbste 1814 wurden die trauernden Schüler des trefflichen Lehrers beraubt. Ein heftigerer apoplektischer Zufall trat ein, und in ungleichen Zwischenräumen folgten andre, wodurch die linke Seite allmälig ganz gelähmt wurde. Mit seltner Kraft kämpfte der immer rege Geist gegen den Druck des geschwächten Körpers. Lange noch waren die alten Classiker, Seneca besonders oft, seine Tröster und Freunde, und in heitern Stunden ergossen sich seine Gefühle in kleinen Gedichten, welche meistens seine nächsten Umgebungen betrafen, und mit zitternder Hand niedergeschrieben wurden. Aber als das Werkzeug immer mehr seine Dienste versagte, der Geist hingegen seine Regsamkeit fest bewahrte, da trat ein peinlicher Zustand unbestimmter Sehnsucht, ein Streben nach etwas Vermißtem ein, das ihm Minuten in Tage und Wochen in Jahre verwandelte. Doch auch dieser Zustand war von ruhigern Augenblicken unterbrochen. Dann erquickte es ihn, Stellen aus alten und neuern Schriftstellern zu recitiren, die seinem Gedächtnisse fest eingeprägt waren. Besonders lebhaft erhob sich sein Geist am Tage der schweizerischen Reformationsfeier (1. Jan. 1819). Als ob er die Fesseln des Körpers schon abgestreift habe, unterredete er sich lange mit seinem Schüler Brämi, und beschwur ihn mit erschütternder Begeisterung, aus allen Kräften der Rückkehr religiöser Verfinsterung zu widerstehen. Mit seltner Klarheit sprach er lange von Luthers und Zwingli's Verdiensten, und zog eine überraschende Parallele zwischen Letzterm und dem Apostel Paulus. Noch später, wenige Tage vor seinem Hinscheiden, beschäftigten ihn beinahe eine ganze Nacht Entwürfe zu Aufschriften auf das damals viel besprochne Denkmal der Schlacht bei Waterloo, die er mit voller Bestimmtheit und geistiger Klarheit in griechischer, lateinischer und teutscher Sprache mittheilte. Als merkwürdiges Beispiel, wie der Geist, auch wenn die Hülle schon beinahe ganz zerfallen ist, die gesammelten Schätze nicht verliert, hätten diese Mittheilungen aufgezeichnet zu werden verdient. Der vierte Febr. des Jahres 1819 löste endlich das letzte der Bande, welche den Aufschwung der schönen Seele zu ihrer höhern Bestimmung verzögert hatten.

10) Joh. Heinrich, 11) David und 12) Joh. Konrad, die Söhne von Joh. Konrad (5.), waren drei gelehrte Männer, die sich durch ihre Schriften zum Theil auch außer der Schweiz bekannt gemacht haben. — Joh. Heinrich, ein geschickter Arzt und Naturforscher, seit 1702 Mitglied der kaiserl. Akademie Naturae curiosorum, 1723 des zürcherischen großen und 1740 des kleinen Rathes. Von ihm findet man mehre Abhandlungen

in den Ephemerid. Acad. Nat. curios., unter andern Montium glacialium Helveticorum descriptio, vom J. 1703. Diese Beschreibung der Gletscher blieb lange eine der vorzüglichsten, und enthält merkwürdige Beobachtungen. Die Forschungen der Neuern haben zwar viele Irrthümer berichtigt; doch ist die Schrift noch nicht entbehrlich. — David, ein gelehrter Numismatiker, und der erste, welcher den 1713 zu Zürich errichteten Lehrstuhl der Schweizergeschichte bekleidete. Man hat von ihm eine zwar kurze, aber sehr gelehrte und gründliche Schrift: Numi bracteati Tigurini (Tig. 1702. 4.). Die Hohlmünzen, welche vor dem 15. Jahrh. zu Zürich geprägt wurden, werden darin sehr sorgfältig beschrieben. Der Verfasser führt die Münzstätte zu Zürich auf Karl den Großen zurück. Die Schrift ist sehr selten, und wurde daher im Museum Helveticum (Tom. IV.) wieder abgedruckt, aber ohne die Kupfer. Zu einem größern numismatischen Werke, welches die ganze Schweiz umfassen sollte, sind nur Bruchstücke in Manuscript, mit Zeichnungen von ungefähr 300 Münzen vorhanden. Sein frühzeitiger Tod (David H. starb im 51. Jahre) verhinderte die Vollendung. Man hat auch von ihm eine teutsche Übersetzung von der Relazione del Paese dei Suizzeri, Grigioni e loro aleati, di *Arminio Dannebuchi*, wovon es zwei Ausgaben (Venezia 1708 und 1719) gibt. Dies Werk ist indessen unbedeutend, und enthält viele Unrichtigkeiten; dessen ungeachtet wurde es auch ins Englische und Französische übersetzt. H. fügte der teutschen Übersetzung Anmerkungen bei. Der wahre Name des Verfassers ist Vendramino Bianchi; er war ein Edelmann von Padua, der sich 1705 in der Schweiz aufhielt, um ein Bündniß zwischen der Schweiz, Graubündten und Venedig zu unterhandeln, welches aber nicht zu Stande kam. — Joh. Konrad, der dritte Bruder, Landprediger in dem zürcherischen Pfarrdorfe Höngg, hat einige Dissertationen geschrieben, die man bei Leu verzeichnet findet, wo ihm auch unrichtig die von seinem Vater herrührende Abhandlung über die badener Würfel zugeschrieben wird *). (*Escher.*)

HOTTI-SCHEWE, ein Distrikt der Insel Nukahiwa, die zu den Washingtonsinseln und wie alle diese zu dem Mendana's Archipel gehört. (*Klaehn.*)

Hottomann, s. Hotman.

HOTTONIA *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Primuleen und der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe, welche ihren Namen erhalten hat nach dem Holländer Peter Hotton (geb. 1648, gest. 1709), Aufseher des amsterdamer und dann des leydener botanischen Gartens. Der Gattungscharakter von Hottonia ist: Ein fünfgetheilter Kelch; eine Corolle mit abgekürzter Röhre und ausgebreitetem, fünflappigem Saum; Antheren, welche innerhalb der Corollenröhre stehen, und eine kugelige, klappenlose, mit dem Griffel gekrönte Kapsel. 1) H. palustris *L.* Fl. suec. mit gestielten, in Wirbeln stehenden Blüthen, gleichen Zwischenräumen von einem Knoten des Stengels zum andern, einer Corolle, welche den Kelch an Länge übertrifft, und kammförmig-vielgetheilten Blättern. Dieses perennirende Kraut wächst in stehenden Gewässern Europas. Abb. Engl. bot. t. 364. 2) H. inflata *Ell.* South-Carol., mit gestielten, in Wirbeln stehenden Blüthen, aufgeblasenen Zwischenräumen zwischen den Knoten des Stengels, einer Corolle, welche mit dem Kelch von gleicher Länge ist, und kammförmig-vielgetheilten Blättern. In Georgien (H. palustris *Pursh.* am. bor.). 3) H. sessiliflora *Vahl.* Symb. mit ungestielten, in Wirbeln stehenden Blüthen, zwei Mal gefiederten untern und dreigetheilten obern Blättern. In Ostindien. — S. *Spr.* Syst. I, 582. — H. serrata *W.* ist Udora verticillata *Nutt.*, H. litoralis *Lour.* = Erythraea cochinchinensis *Spr.*, und H. indica *L.* = Hydropityon ceylanicum *Gärtn.* (*Sprengel.*)

Hotwel, s. Clifton.

Hotze, s. am Ende des Buchstaben H.

HOTZENPLOTZ, ein linker Nebenfluß des Oderstromes, entspringt in Schlesien im österreichischen Antheile des Fürstenthums Neiße, über Johannisthal an der Bischofskoppe, eilt am österreichischen Städtchen Hotzenplotz vorüber zur Grenze von preuß. Schlesien, wo sie den neustädter Kreis, wie einen Theil des oppeln'schen, durchfließt und bei dem Städtchen Krappitz in die Oder mündet. Ihre Nebenflüsse sind: die Prudnika oder das neustädter Wasser (von Manchen irrig die Braune genannt, die ein Zufluß derselben ist) und das zülzer oder kleinstrehlitzer Wasser; beide zur Linken. Bei Ober-Glogau liegen herrliche Wiesen an ihren Ufern, denen sie aber nicht selten durch Überschwemmungen schadet. Ihr ganzes Flußgebiet beträgt gegen 20 geographische □Meilen. (*Knie.*)

HOTZENPLOTZ (Osoblaha), erzbischöfliche Stadt und Herrschaftssitz der Grafschaft Hennersdorf im troppauer Kreise Mährens mit Dechantskirche und gegen 2100 Einwohnern. (*R.*)

Hötzing, s. Hatzeg.

Hotzschevie, s. Gottschee.

HOU (Hau, How), in Ägypten im 26° 13′ nördl. Br. am Nile, unweit von Denderah, in dessen Nähe sich Ruinen vorfinden. (*L. F. Kämtz.*)

HOUARD (David), Rechtsgelehrter, geboren zu Dieppe den 26. Febr. 1725, wurde 1747 Advokat beim Parlament zu Paris, 1785 Correspondent der Akademie der Inschriften, dann Associé des Nationalinstituts im Fache der Geschichte und alten Literatur, und starb den 15. Dec. 1802 zu Abbeville. Als gelehrter Kenner der

*) Vgl. über Joh. Heinr. Hottinger den Ersten: Historia vitae et obitus J. H. H. autore *J. Henr. Heideggero*, vor d. 9. Bde. von *J. H. Hott.*, Hist. eccles. *Niceron* Tom. VIII. p. 115 u. in der teutschen Bearbeit. 8. Bd. S. 146. *Crenii* Animadverss. Philol. P. I. p. 16. Meister, Berühmte Züricher. II. S. 10. über Joh. Jak. (4): Miscell. Groning. T. II. P. I. p. 112. Moser, Theolog. Lexikon. Acta Hist. Eccles. T. CCXL. Supplem. ad Nova Acta Erud. III, 522. Meister, Berühmte Züricher. II. S. 239. über Joh. Heinr. (6): Moser, Theol. Lexikon, vergl. mit Neubauer, Lexikon der Geistlichen evangel. Religion, wo von Hottinger selbst Anmerkungen über Moser's Nachrichten zu finden sind. Miscell. Groning. T. I. *Lampe*, Bibl. Bremensis historico-philolog.-theolog. I, 11, 17.

französischen Rechtsalterthümer hat er sich durch folgende Werke rühmlich bekannt gemacht: Anciennes loix des François conservées dans les coutumes angloises, recueillies par Littleton (Rouen 1766, Lond. et Par. 1779). Vol II. 4.; Traité sur les coutumes Anglo-normandes etc. (Lond. et Par. 1776—81). Vol. IV. 4.; Dictionnaire analytique, hist. etymol. et crit. de la coutume de Normandie (1780). Vol. IV. 4.; Abhandlungen über Rechtsgegenstände, in Journalen xc. Ob er gleich Sachwalter der Geistlichkeit war, so hegte er doch gegen die Protestanten sehr günstige Gesinnungen, und verwendete sich für sie*). (*Baur.*)

HOUARI, französisches kleines offnes jellenartiges Fahrzeug. Es führt eine Art dreieckiger Sprietsegel, die beträchtlich höher als die Masten sind. Das Langboot (vergl. den zu Bd. VIII. dieser Sect. gelieferten nautischen Plan, Fig. 13) hat Houarisegel. Ein kleines offnes, sehr leicht gebautes Fahrzeug mit Houarisegeln wird von den Engländern Wherry genannt. (*C. H. Müller.*)

HOUASSE, 1) Michel Ange, Sohn und Schüler von Renat Anton H., malte zu seiner Aufnahme in die Akademie zu Paris 1707 Herkules, welcher den Lichas ins Wasser wirft. In der Folge begab er sich nach Spanien, wo er mit vielem Beifall arbeitete und auch gestorben ist. Seine meisten Werke bestehen in Historien, Landschaften und Bambocciaden, welche sich im Palaste zu San Ildefonso befinden.

2) Renat Anton, geboren 1645 zu Paris, war ein Schüler von le Brün, arbeitete Anfangs mit an den Werken zu Versailles, und wurde 1673 zum Mitgliede der Akademie aufgenommen; später wählte man ihn zum Vorsteher der Akademie zu Rom, von wo er jedoch nach einem fünfjährigen Aufenthalte zurückkehrte, und darauf 1704 das Amt als Rector und Schatzmeister der Akademie erhielt. Seine vorzüglichsten öffentlichen Arbeiten sind zu Trianon: Diana und Endymion, Merkur, welcher den Argus einschläfert, Narcissus, die Verwandlung der Cyane und Alpheus und Arethusa. Auch zu Versailles und an andern Orten finden sich Werke von ihm †). (*A. Weise.*)

HOUAT, Insel an der bretagnischen Küste, eine Stunde lang, eine halbe Stunde breit, gehört zu der Gemeinde du Palais im Cantone Belle-Isle-en mer des Arrondissements L'Orient im französischen Departement Morbihan. Ringsum zeigt sie nur schroffe Klippen und ist ohne Hafen. Ihre 250 Einwohner beschäftigen sich hauptsächlich mit der Fischerei von Sardellen und mit Ackerbau, der von den Weibern besorgt wird. Die Insel wird durch ein Fort beschützt. (*Klaehn.*)

HOUBIGANT (Karl Franz), ein durch seine Kühnheit berufner Kritiker, zu Paris 1686 geboren, trat 1702 in den Orden der Väter des Oratoriums, und wurde wegen seines Fleißes den Geistlichen in dem Seminario St. Magloire vorgesetzt. Um die Stelle eines Thomassin, Massillon u. a. würdig auszufüllen, studirte er so fleißig, daß er in eine schwere Krankheit fiel und in derselben sein Gehör verlor. Sonderbar war seine Taubheit; er konnte den Schall der Kanonen bei der Bastille nie hören, aber das Kratzen der Feder auf dem Papiere. Dieser Mangel eines Sinnes machte ihn zum Umgang unfähig und fesselte ihn an seine Studirstube, wo er sich mit Kritik des biblischen Textes beschäftigte. In vielen Stücken dachte er heller und freier, als es die Kirche sonst erlaubte, daher wurde denn auch viel gegen ihn geschrieben. Er starb zu Paris den 31. Okt. 1783. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Racines hébraïques sans points voyelles ou Dictionnaire hébraïque (1732); Psalmorum versio vulgata et nova ad hebraicam veritatem facta (1746. 12.); Prolegomena et notae criticae in Vet. Test. (1747. 4.), fortgesetzt unter dem Titel: Conferences de Metz entre un Juif, un Protestant et deux Docteurs de Sorbonne (1750.). C. Stridsberg und Seb. Ravius schrieben dagegen; letztrer mit erschöpfender Gründlichkeit. Seine Biblia Hebraica cum notis criticis et versione latina (Paris 1753 II Vol. Fol.) ist eine prächtige, aber wegen verfehlter Kritik wenig brauchbare, Ausgabe. Die Notae criticae in universos V. T. libros sind Francf. 1777. 2. Tom. gr. 4. sehr mangelhaft nachgedruckt. Die Biblia Latina V. T. erschien 1753. Vol. Sonst schrieb er noch Examen du Psautier françois des Pères Capucins (1764.); übersetzte Sherlock's Reden aus dem Englischen ins Französische (1768. 12.); edirte Ouvrages de Forbes, cont. des Pensées sur la religion (1769. 12. und 1775.); Ouvrages de Leslie contre les Déistes et les Juifs aus dem Engl. nach der 7. Ausgabe (1770.). Nach Adelung's Ergänzungen zum Jöcher hinterließ er Vieles handschriftlich. Die haltungslose Kritik dieses Gelehrten ist heutzutage nur noch für die Geschichte interessant*). (*Rotermund.*)

HOUBRAKEN, 1) Arnold, geboren zu Dort in Holland 1660 und gestorben 1719, ein sehr geschickter Bildniß- und Geschichtsmaler und Schüler von Samuel Hoogstraaten. Seine Compositionen enthalten viel Geist und schöne Zeichnung, und zugleich herrscht in ihrem Ausdruck eine Grazie, welche man in Vergleich zu mehren seiner holländischen Zeitgenossen nicht gesuchte, sondern mehr natürliche nennen darf. Nur der Vorwurf dürfte ihn treffen, daß auch er dem damals herrschenden Geschmacke, die Figuren reich zu kleiden, sich zuweilen in historischen Gegenständen hingibt, wodurch etwas Schweres und Gesuchtes entstand, dagegen das Leichtre und Edlere, dem reinern Geschmack Angemessenere verloren ging. Für das Colorit wird Arnold H. nicht als besonders glücklich genannt. Er radirte mit sehr geistreicher Nadel drei Folgen allegorischer Figuren, die er mit einigem von ihm verfaßten Text unter dem Titel [1]): Toneel van Sinnbeelden geopent tot dienst voor Schilders, Beeld-

*) Ersch, Gel. Frankr. Biogr. univers. T. XX. (von Beuchot). Allg. Lit.-Zeit. 1808. Intelligenzbl. Nr. 57.

†) d'Argensville, Teutsche übers. 4. Th. S. 183.

*) S. *Ersch*, Franc. littér. II, 190.

1) Schaubühne von Sinnbildern zum Gebrauche für Maler, Bildhauer xc.

houwers etc. door *Arnold Houbraken* 3 deele fol. herausgab, und wovon der erste nebst 2 Titeln 22 Blatt, der zweite 17 Blatt und der dritte 20 Blatt enthält. Eins seiner radirten größern Blätter ist die Fabel des Erichthonius in gr. Fol.-Format. Nach seinen Erfindungen und Zeichnungen sind übrigens viele Kupfer zu der berühmten holländischen in sechs Sprachen von Picart herausgegebenen Bilderbibel, sowie viele Vignetten und Titelkupfer, gestochen. Arnold H. war auch als guter Dichter und Schriftsteller bekannt, besonders hat er in der Kunstwelt einen großen Namen durch die Herausgabe der Lebensbeschreibung der holländischen und niederländischen Maler erhalten [2]), worin zugleich mehre radirte Blätter und die Bildnisse der Maler befindlich sind. Letztre sind zum Theil von ihm radirt, die meisten aber von seinem Sohne Jakob H. gestochen und überarbeitet. Das Werk ist eins der merkwürdigsten, welches sich an Karl v. Mander's älteres Werk anreiht und nächst diesem eine Fortsetzung der holländischen Kunstschule gibt, worin die Künstler des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts enthalten sind.

2) Jakob, Sohn von Arnold, geboren 1698 zu Utrecht (nach Watelet zu Dordrecht), ist gestorben 1780. Er war einer der berühmtesten Kupferstecher des vorigen Jahrhunderts, aber bloß für Bildnisse. Wenige Bildnißkupferstecher vereinigten wie er in ihren Werken mit schöner Zeichnung die zarteste Ausführung, wußten ihnen eine so herrliche Wirkung zu verleihen, dabei Licht und Schatten an ihren Orten gehörig zu vertheilen und den wahren Farbenton der Originalgemälde zu treffen, kurz alles so in der schönsten Harmonie darzubieten. Die Weichheit des Fleisches, Glanz und Leichtigkeit in den Haaren sind ganz vortrefflich; weniger beachtet erscheinen die Nebenwerke, die, man darf nicht sagen roh, aber im Verhältnisse zu der andern Arbeit des Grabstichels in den Köpfen sehr zurücktreten, wodurch allerdings andrerseits der Vortheil für die Wirkung der Köpfe sehr erhöht wird. Jakob H. hatte die kurz vor oder mit ihm lebenden berühmten Bildnißkupferstecher, Gerhard Edelinck und die beiden Drevets vor Augen, und in ihnen die trefflichsten Muster zu seiner Ausbildung erwählt. Besonders scheint er wegen der außerordentlichen Feinheit und Zartheit die von Drevet vorzugsweise als Vorbilder benutzt und ihre schöne zarte Behandlung hauptsächlich für die Köpfe angewendet zu haben. Es herrscht, um den allgemeinen Charakter seiner Arbeiten zu schildern, in seinen Blättern eine Weichheit, die das gewöhnlich auffallende Technische des Kupferstechers dem Beschauer verbirgt und ihm nur das Ganze und Schöne zeigt, ohne durch Andeutung des Mechanischen der Arbeit den Eindruck zu schwächen. Unter der Zahl seiner Blätter, die sich ziemlich hoch beläuft, sind weniger mittelmäßige, sondern meist gute Blätter in nicht unbedeutender Größe, größtentheils in Fol. Form. Hauptsächlich schön sind die Blätter, die er zu der Sammlung der Bildnisse der berühmtesten Personen von Großbritannien (London 1743) gestochen hat; ihrer sind über 80, darunter Personen aus der Zeit Heinrichs VIII., der Maria Stuart und Elisabeth, Karls I. und II., aber auch spätre berühmte Engländer [3]). Man verweilt mit Vergnügen an den Bildnissen der Maria Stuart, der Katharina Howard, der Johanna Seymour, des Thomas Morus, des Burleigh, des Leicester, des Cardinal Wolsey und andrer, mehrentheils nach H. Holbein, sowie an denen von Cromwell, Shakespeare, Franz Drake und andern. Vor andern sind noch merkwürdig das Bildniß des Hugo Grotius und seiner Frau. Unter die seltensten gehören folgende vier Blatt: Sir, Lieve Geelvinck, Egid. v. d. Bempden und Ferd. v. Collen, welche jedoch in artistischer Hinsicht manchen andern nachstehen. In dem Werke Gallerie de Dresde ist das Bildniß des Dan. Barbaro nach Veronese und das Opfer des Manoah nach Rembrandt ebenfalls als ganz vorzüglich zu nennen. (*Frenzel.*)

HOUCHARD (Jean Nicolas), französischer General, zu Forbach 1740 geboren, trat in seinem 14. Jahr als gemeiner Reiter unter das Regiment Royal-allemand, focht im siebenjährigen Kriege, und kam darauf mit seinem Regimente nach Corsica. Beim Ausbruche der Revolution war er Hauptmann beim Regimente Bourbon-Dragoner, und schon 1792 stand er als Obrist an der Spitze eines Regiments Jäger zu Pferde. In dieser Eigenschaft kam er zu Custine's Armee, erkämpfte über die Hessen und Preußen bei Speyer, Gießen rc. verschiedne Vortheile, und erhielt deswegen im Mai 1793 an Custine's Stelle das Commando der Mosel-Nord- und Ardennenarmee. Das Glück begünstigte seine ersten Unternehmungen, und besonders leistete er der jungen Republik im September durch das dreitägige mörderische Gefecht bei Hondschooten, nach welchem der Herzog von York zu einem verlustvollen Rückzuge gezwungen wurde, einen großen Dienst. Die Engländer mußten die Belagerung von Dünkirchen aufheben, und die Plane der Verbündeten zu einem Angriff auf Frankreich waren vernichtet. Houchard schlug die Holländer wenige Tage nachher in einem blutigen Treffen bei Menin und nahm mehre Stellungen in Besitz. Weil er aber die Feinde nicht ganz zu Grunde richtete, und bald darauf selbst bei Courtray gegen den österreichischen General Beaulieu einen Unfall erlitt, bei welchem die Franzosen in wilder Flucht bis unter die Kanonen von Lille sich ergossen, so riefen ihn die argwöhnischen Demagogen, die damals Frankreich beherrschten, nach Paris, und machten ihm den Proceß. Man gab ihm Schuld, er hätte die Engländer leicht vollends in die See hineintreiben können, aber aus Schonung wieder entkommen lassen; er habe dieselben, wie einst Dumourier bei Gemappe, wider seinen Willen durch die unwiderstehliche Tapferkeit seiner Truppen besiegt, aber seinen Sieg so wenig verfolgt, daß Dünkirchen in Gefahr gerathen sei; er sei stets mit Anhängern des Verräthers Custine umgeben gewesen, und ohne Jourdan's Hülfe wäre Houchard geschlagen worden; bei Douai hätte er 6000 Österreicher umzingeln

2) *Houbraken*, Groote Schouwburg etc. 3 Deele.

3) Sie gehören zu dem von Knapton herausgegeb. Werke.

können, aber es nicht gethan. Auf diese grundlosen Klagepunkte wurde er als ein treuloser, ungeschickter und ungehorsamer Anführer von dem Revolutionstribunale zum Tode verurtheilt und den 17. Nov. 1793 guillotinirt. Er zeichnete sich mehr durch große Thätigkeit und Kühnheit, als durch tiefe militairische Kenntnisse aus *). (*Baur.*)

HOUCK (Friedrich Gottfried), geboren 1708, Professor zu Deventer und 1746 an Wieling's Stelle, zu Utrecht, wo er 1767 gestorben ist. Seine geschätzte Abhandlung de rationibus veterum ICtorum falso suspectis, erschien in einer zweiten Auflage 1768. (*Spangenberg.*)

HOUCKE (Karl van), war zu Ypern im Jahre 1593 geboren, trat daselbst in den Jesuiterorden, lehrte erst die Humaniora, wurde hernach Missionarius und Coadjutor spiritualis, auch Kanonikus zu Ypern und Archidiakonus; schrieb: De origine, progressu atque institutis monasterii Virginum de Nonnen bossche unter dem Titel: Append. ad origines Coenobiorum Benedictinorum in Belgio Aub. Miraeo collectore (Audomaropoli 1607.); übersetzte Ribadeneira's spanischen Tr. de tribulatione in das Niederländische (Antw. 1635.), und aus dem Französischen Lytrum spirituale pro animabus in purgatorio, und starb den 15. Oct. 1650 †). (*Rotermund.*)

HOUDAIN, 1) Marktflecken und Cantonshauptort im Arrondissement Bethune des französischen Departements Pas des Calais, unweit des Flüßchens Larve. Er zählt 950 Einwohner, welche Leinenbleichen unterhalten.

2) Dorf im Arrondissement von Avesnes des französischen Norddepartements mit 585 Einw. (*Klaehn.*)

HOUDAN, Stadt und Cantonshauptort im Arrondissement von Mantes, des französischen Departements Seine und Oise, unter 48° 47′ 21″ nördl. Breite und 19° 15′ 38″ östl. Länge von Ferro, am Zusammenflusse der Vesgre und des Optou und an der großen Straße von Paris nach Brest. Sie zählt 321 Häuser und 1855 Einw., welche eine Wollenstrumpf-, eine Hutfabrik, Wollen- und Baumwollenweberei und Handel mit Korn, Wolle, Geflügel, Rindvieh und Pferden unterhalten. Es werden hier zwei Jahrmärkte und sehr besuchte Wochenmärkte abgehalten. Bei der Stadt steht ein hoher Thurm, der einst ein Theil eines festen Schlosses war. (*Klaehn.*)

HOUDEMANN auch HUDEMANN (C. F.), ein Rechtsgelehrter in Friedrichstadt, blühete um das Jahr 1730, und zeichnete sich damals als Belletrist und geübter Dilettant in der Musik aus. Mattheson rühmt von ihm, er habe nicht nur in der theoretischen Musik große Fortschritte gemacht, sondern auch in praktischer Ausführung derselben, und zwar als Spieler und Sänger; er wird als Componist und Dichter von ihm belobt. Sind aber seine Compositionen nicht besser als seine Verse, so hat er sich nicht im Geringsten über seine Zeit erhoben, vielmehr muß er dann zu den mittelmäßigen gezählt werden. Man kann auf Matthesons Lob nicht immer bauen, besonders dann nicht, wenn von einem Manne gesprochen wird, der sich dem musikalischen Patrioten durch Schmeicheleien empfohlen hatte, was hier der Fall ist. (*G. W. Fink.*)

Houdetot (Elisabeth), s. unter Rousseau.

HOUDON (Johann Anton), geb. 1741 zu Versailles, widmete sich früh aus Neigung der Bildhauerkunst. Einen Lehrer hatte er eigentlich nicht, aber ein einflußreiches Vorbild an Coisevoix, Vancleve, Lapautre, Legros und andern berühmten französischen Bildhauern, deren Periode sich eben schloß, als er seine Laufbahn begann. Sein angebornes Talent, sein natürlicher Geschmack bewahrten ihn vor Irrwegen. Er benutzte Pigalle's Rathschläge, ohne sein Schüler zu sein. Einflußreich für seine höhere Ausbildung ward sein Aufenthalt in Rom, wo Winckelmann und späterhin Canova, allem Kleinlichen in Studien, Methode und Manier abhold, der bildenden Kunst einen neuen Aufschwung gaben. In Rom führte H. die schöne Statue des heil. Bruno, für die Carthäuserkirche bestimmt, in Marmor aus, ein Ideal der Demuth in der Gestalt eines frommen Klausners. Dieses herrliche Bildwerk nöthigte Clemens XIV. das Geständniß ab: „Es würde sprechen, wenn ihm die Ordensregel nicht Schweigen auferlegte." Als H. nach zehnjährigem Aufenthalt in Italien, vielseitig gebildet, wieder nach Frankreich zurückgekehrt war, verschaffte ihm eine Statue des Morpheus den Eintritt in die Akademie. Für den dortigen Unterricht arbeitete er zwei mit großer Kenntniß der Muskellagen ausgeführte Modelle menschlicher, der Haut beraubter, Körper aus, deren größeres 5½ Fuß hoch und bekannt unter dem Namen l'Ecorché, seitdem in den Schulen Musterbild für die Kenntniß der Muskeln ward. Sein damals (1782) schon fest begründeter Ruf drang über die Grenzen Frankreichs hinaus. Ein Auftrag der vereinigten nordamerikanischen Staaten, eine Bildsäule Washingtons zu fertigen, führte ihn, in Franklins Gesellschaft, nach Amerika. In Philadelphia, wo er eine Zeitlang bei Washington wohnte, modellirte er jenes großen Mannes Büste, die er späterhin als Marmorstatue für den Versammlungssaal des Staates von Virginien ausführte. Nach seiner Rückkehr arbeitete Houdon für den Palast Hermitage, auf Bestellung der russischen Kaiserin Katharina II., eine Statue der Diana, und mit noch glänzenderem Erfolge für das Vestibule des Théatre françois eine Bildsäule Voltaire's. Von einem richtigen Gefühle geleitet stellte er den Dichter in der Tracht griechischer Philosophen dar, nachdem Pigalle lange vor ihm den unbegreiflichen Misgriff gethan hatte, den magern hinfälligen Greis von Ferney ganz nackt darzustellen. Mitunter, doch zum Glück selten, war es H. in seinen künstlerischen Leistungen hauptsächlich um Krafteffect zu thun. Eine übertriebene und manierirte Heftigkeit brachte er, erfüllt von der Idee, einen See-

*) Notice hist. et justificative sur la vie militaire du gén. Houchard, par son fils (Strasb. 1809.). Nouv. Dict. hist. Biograph. univ. T. XX. (von Michaud dem jüngern). Reichard, Moderne Biogr. 3. Bd. S. 159.

†) *Andreae*, Bibl. Belg. p. 121.

mann darzustellen, der zugleich mit Feinden und Elementen kämpft, in die Statue des Admirals Tourville, die er, von Ludwig XVI. beauftragt, in Marmor ausführte. Dagegen ist der Charakter des Reizend-Naiven vorherrschend in seiner bekannten Frilleuse. Er drückte in dieser Statue, die ein Gegenstück zu der des Sommers bildet, die Idee des Frierens sehr glücklich aus. Besonders machte er Epoche durch seine Geschicklichkeit im Portrait. Aber indem er, statt mit wenigen starken Zügen den körperlichen und geistigen Charakter auszudrücken, die Ähnlichkeit durch die Menge und Feinheit der Details zu erreichen suchte, übertrieb er zuweilen. Die einzelnen Blatternarben in Glucks Gesicht genau auszudrücken, war ein solches unkünstlerisches Verfahren. Gleichwol ließ sich neben der sprechenden Ähnlichkeit in seinen meisten Portraits auch nicht die große Leichtigkeit und Anmuth in der Ausführung verkennen. Unter den zahlreichen, größtentheils höchst gelungnen Portraitbüsten befanden sich die berühmtesten Männer seiner Zeit, als: Prinz Heinrich von Preußen, Voltaire, Rousseau, d'Alembert, Buffon, Gluck, Sacchini, Franklin, Mirabeau, Barthelemy. Zu diesen Portraitbüsten kamen in spätrer Zeit noch Napoleon, der Marschall Ney, die Kaiserin Josephine u. a. m. Seinen ruhigen Lebenslauf unterbrach die Revolution. Ihren Stürmen entging er nur mit Mühe, ward aber doch beim Convent angeklagt, weil er in Mußestunden sich damit beschäftigt hatte, eine alte Bildsäule der heil. Scholastica zu überarbeiten. Doch kam er mit dem bloßen Schrecken davon, als sein Vertheidiger die Statue der Heiligen für eine Statue der Philosophie ausgab. Unter der Regierung Napoleons traf ihn das Schicksal, von frischern und jugendlichern Talenten überflügelt zu werden in einer Zeit, wo man so wenig als möglich Altes wollte. Aber seine schöpferische Kraft schien auch von ihm gewichen zu sein. Dafür schienen die Bildhauerwerke zu sprechen, die er für die kolossale Säule von Boulogne geliefert hatte. Eine falsche Anwendung alter Gedanken zeigte sich in den von ihm gefertigten Skulpturen, und es war kein Verlust für die Kunst, als man, da das Denkmal blos der Architektur nach vollendet ward, späterhin die Broncen zu andern Werken verwandte. Allgemein geachtet wegen seiner frühern Kunstleistungen durchlebte H. als Ritter der Ehrenlegion, Mitglied der Akademie der Künste, anfangs als wirklicher, späterhin als Ehren-Professor der Kunstschule, ein hohes Alter. Vor den körperlichen Gebrechlichkeiten, die es zu begleiten pflegen, bewahrte ihn seine kräftige Gesundheit. Doch nahmen seine Geisteskräfte sichtbar ab, und der Tod nahte ihm den 16. Jul. 1828 im 87. Lebensjahre desselben [1]). (*Heinr. Döring.*)

Mitglied der Akademie war er 1780 geworden. Als bei der Ausstellung im J. 1802 Mangel an neuen Kunstwerken stattfand, zierten seine Werke die leeren Stellen im Salon. Im Almanach des beaux arts vom J. 1805, worin er zu den Professeurs adjoints der Specialschule der Malerei und Skulptur zu Paris gezählt wird, werden eine Diana, eine Näherin und eine Büste einer Vestalin von ihm angeführt. 1804, nach Juliens Tode, wurde er Professor der Malerei, Bildhauer- und Baukunst, und erhielt 1806 den Gehalt von 2400 Livres. Die Statue, welche er für den Herzog von Gotha, eine Diana in Marmor, ausführte, wird als ein Meisterwerk bewundert. Man sagt, es mangele ihr nichts, als daß sie nicht in den Ruinen zu Ephesus gefunden sei [2]). (*A. Weise.*)

HOUDRY (Vincent), Jesuit, geb. zu Tours oder in der Nähe dieser Stadt 1631, war als Prediger sehr beliebt, und starb zu Paris den 29. März 1729 in seinem 98. Jahre. Man hat von ihm, außer lateinischen Gedichten: Sermons sur tous les sujects de la morale chrétienne (Par. 1696. Vol. XX. 12) und Bibliothèque des prédicateurs (Lyon 1712—1733. Vol. XXII. 4.; Liège 1716. Vol. IV. Fol.). Bibliotheca concionatoria (Aug. Vind. 1749.) Vol. IV. Fol. In dem letztern Werke schildert er die zu seiner Zeit in Frankreich herrschende Predigtmethode, und theilt in alphabetischer Ordnung Themen, Dispositionen und Texte zu Predigten mit, führt die dahin gehörigen Bücher, Schriftstellen und Aussprüche der Väter an, und fügt nicht nur seine eignen Ideen, sondern auch Beispiele aus guten Kanzelrednern hinzu. In beiden Werken wird eine gute Auswahl der Materien und der benutzten Schriftsteller vermißt *). (*Baur.*)

HOUEILLES, Dorf und Hauptort eines Cantons im Arrondissement von Nérac des französischen Departements Lot-Garonne. Es liegt mitten in den traurigen Haiden, die sich aus dem Departement der Landes bis hierher erstrecken, und zählt 600 Einw. (*Klaehn.*)

HOUET (Jean), geb. zu Rouen 1735, bildete sich unter le Mere zum Kupferstecher, und Casanova unterrichtete ihn in der Malerei. Auf seiner Reise nach Sicilien und den benachbarten Inseln zeichnete er die interessantesten Denkmäler und malerischen Ansichten, welche er nach seiner Rückkehr nach Paris in Tuschmanier in Kupfer brachte, und so eine Voyage pittoresque de Sicile in 44 Heften in gr. Fol. herausgab, jedes Heft von sechs Platten mit Text begleitet, ein Werk, welches durch Geschmack und Abwechselung allgemeines Lob verdiente. Er wurde Mitglied der Akademie, und später erschien noch von ihm eine Beschreibung der Elephanten des kaiserl. Museums mit Abbildungen unter dem Titel: Histoire naturelle des Eléphans du Muséum etc. Fol. †). (*A. Weise.*)

1) S. das Beiblatt zu Nr. 49 des Gesellschafters. 1833. Nr. 8. Allgem. teutsche Real-Encyklopädie (Conversationslexikon). 7. Aufl. 5. Bd. S. 402. (Schorn's) Kunstbl. Jahrg. 1829. Nr. 90.

2) Meusel, 10. Heft. S. 63, und Füßli, Künstlerlexikon. 2. Th. S. 572.

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univers. T. XX. (von Weiß). *Brunet*, Manuel du libraire. Unschuld. Nachrichten. 1716. S. 86. Stäudlin, Gesch. d. theol. Wissenschaften. 2. Bd. S. 738.

†) Rost, Handb. 8. Th. S. 258, und Fiorillo, Gesch. d. Malerei. 3. Th. S. 425.

HOUFFALIZE, ein Flecken im Großherzogthume Luxemburg, in einem Thal an der Durthe. Das dort befindliche Kloster der sogenannten Kreuzherren, im J. 1236 gestiftet, wurde 1783 vom Kaiser Joseph II. aufgehoben. Der Prior des Klosters hatte das Sitz- und Stimmrecht in der geistlichen Kammer der jährlichen Landtage zu Luxemburg. Der Ort selbst schickte jährlich einen Deputirten in die Kammer des dritten Standes. Das auf einer Anhöhe befindliche Schloß gehörte der im 12. Jahrh. schon bekannten Dynastenfamilie von Houffalize. In der Klosterkirche sah man das Grabmal von schwarzem Marmor des Thierry von Houffalize, Stifters des Klosters. (*Wyttenbach.*)

HOUGA (le), Marktflecken im Canton Nogaro und Bezirke Condom des französischen Departements des Gers, mit 1100 Einw. (*Klaehn.*)

HOUGAERDE (Hoegaerde), Marktflecken an der großen Geete im Bezirke Löwen der niederländischen Provinz Südbrabant; hat 2250 Einw., Branntweinbrennereien und berühmte Weißbierbrauereien. (*R.*)

HOUGHTON, einer der Reisenden, welche von der afrikanischen Gesellschaft in England ausgesendet wurden, um den Lauf des Niger zu erforschen und als Märtyrer der Wissenschaft in Afrika den Tod fanden. Nachdem derselbe nämlich als englischer Consul sich längere Zeit in Marokko aufgehalten, dann seit 1779 als Major dem Fort der Insel Goree an der afrikanischen Küste zum Commandanten gegeben worden war, bot sich ihm Gelegenheit genug dar, mit den Sitten der Mauren und Neger bekannt zu werden, und er kam dadurch auf den Gedanken, seine Erfahrungen und Kenntnisse zu Entdeckungen in Afrika zu benutzen. Zu dem Ende bot er im J. 1789 der afrikan. Gesellschaft in London seine Dienste an, welche ihm Erforschung der Quellen und Mündung des Niger und Bestimmung seines Laufes, Besuchen der Städte Tombuktu und Haussa im Innern Afrika's und Rückkehr durch die Wüste auftrug, jedoch so, daß sich das Unternehmen nach den Umständen modificiren sollte. Die Abreise geschah am 16. Oct. 1790 und H. kam bereits am 16. Nov. an die Mündung des Gambia. Diesen Fluß fuhr er 900 engl. Seemeilen weit hinauf und wanderte dann in nordöstlicher Richtung durch mehre Negerreiche. Am 1. Sept. 1791 befand er sich zu Simbing, wo sein Diener, ein Neger, ihm nicht weiter folgen wollte; doch beschloß er, die Reise fortzusetzen. Zu Jarra machte er die Bekanntschaft maurischer Kaufleute, welche nach Tischit gingen, schloß sich ihnen an, traute ihnen aber nicht nach zwei Tagen, und kehrte zu Fuß durch die Wüste nach Jarra zurück und starb daselbst wahrscheinlich an einer Dysenterie. Der unglückliche Ausgang seiner Reise wird theils der zu nördlich genommenen Richtung, theils seiner Überladung mit Gepäck zugeschrieben. Seine Papiere sind verloren gegangen; die afrikan. Gesellschaft konnte daher nur die an sie geschriebenen Briefe sammeln. Abgedruckt sind diese in den Denkschriften derselben (London 1792. 4.); es gibt auch eine französische Übersetzung davon (Paris an VI. mit 3 Karten). Die Nachrichten des unglücklichen Reisenden waren für jene Zeit allerdings wichtig und schätzbar *). (*R.*)

Hougly, District in Bengalen, s. Hoogly.

HOUGTON (Johann), ein Engländer, geboren im letzten Viertel des 15. Jahrh., studirte zu Cambridge und wurde daselbst Doctor der Theologie, trat darauf in den Carthäuserorden, ward aber bei dem Anfange des Schisma's unter König Heinrich VIII. als ein Verräther den 4. Mai 1535 aufgehenkt und ihm alsdann das Herz aus dem Leibe gerissen. Man hat einen Band seiner Episteln zusammengetragen **). (*Rotermund.*)

Houlières (des), s. Deshoulières.

HOULLIER (Jacques), lateinisch Hollerius, ein geachteter französischer Arzt des 16. Jahrh., gebürtig aus Etampes in der Nähe von Paris, bildete sich zu Paris, promovirte auch daselbst und wurde 1546 Dechant der medicinischen Facultät. Verdienstlich wurde seine Wirksamkeit dadurch, daß er zuerst sich von der herrschenden Autorität des Galen und der arabischen Arzneikundigen losmachte, dagegen sich an die Ansichten des Hippokrates anschloß, für deren Verbreitung auch seine berühmtern Schüler Duret, Fernel, Baillou sorgten. Trotz einer sehr ausgebreiteten Praxis wußte er doch die erforderliche Muße für seine Studien zu gewinnen. Diese bezogen sich theils auf Erklärung des Hippokrates, theils auf Sammlung und Sichtung seiner eignen Erfahrungen; jedoch sind seine Arbeiten über beides nicht von ihm selbst, sondern von seinen Schülern nach seinen Dictaten herausgegeben, und zum Theil erst nach seinem Tode, welcher im J. 1562 erfolgte, durch den Druck bekannt geworden. Dahin gehören: Ad libros Galeni de compositione medicamentorum secundum locos periochae VIII. (Paris 1543. 16. Francof. 1589 u. 1603. 12.); de materia chirurgica libri tres (Paris 1544 und 1610. fol. Lyon 1547. Francof. 1589 u. 1603. 12.; findet sich auch gewöhnlich an Joh. Tagault's chirurgicae institutiones und in Gesner's Scriptores chirurgici); de morborum curatione, de febribus de peste (Paris 1565.), herausgegeben von Jacot; de morbis internis libri duo (ibid. 1571. 8. 1611. 4. Venet. 1572. Lyon 1578. Francof. 1589 u. 1603. 12.). Alle diese Schriften umfaßten desselben Opera omnia practica (Paris 1612. 4. u. 1644. fol. Genev. 1635. 4.), welche zuerst von Chartier herausgegeben wurden; man findet darin auch die Anmerkungen Durets, Valets, die Commentare von Hautin und die Therapeutik der Kindbetterinnen von Le Bon. Ein wichtiges Werk desselben ist die Ausgabe von Hippocratis coeca praesagia, griech. u. lat. (Lyon 1576. Fol.), mit Varianten und Verbesserungen des Textes. Die Herausgabe besorgte Jacot, von welchem auch der ausführlichere Commentar herrührt. Endlich schrieb er auch noch: In Aphorismos Hippocratis commentarii septem (Paris 1579 u. 1583. Leipz. 1597. Frankf. 1597. 16. 1604. Genf 1620, 1644 u. 1675.), worin er sich bemüht, die Ansichten des Hippokrates zu

---

*) Biogr. univers. T. XX. p. 608 sq. (Art. von *Eyriès.*)

**) S. *Petreji* Bibl. Carthus. p. 194.

rechtfertigen; die Herausgabe besorgte J. Liébault. Manches von seinen Schriften ging verloren, oder wurde von Andern benutzt, ohne ihn zu nennen. Auch mit der chirurgischen Behandlung der Kranken war H. sehr bekannt; beim Haarseile wendete er nicht, wie es damals gewöhnlich war, das Glüheisen an. Da er ansehnliches Vermögen hatte, curirte er umsonst *). (*R.*)

Houmiri *Aubl.* (Humiria *Pers.*), s. Myrodendron *Schreb.*

HOUN, Stadt in Afrika, östlich von Sockna in Fezzan, welche von Arabern aus dem Stamme Fateima bewohnt wird, ummauert ist und drei Thore und drei Moscheen hat. (*L. F. Kämtz.*)

HOUNSLOW, engl. Marktflecken in der Shire Middlesex am Flusse Colne, mit 2500 Einw. (*Dede.*)

HOUNY, ein Vorgebirge auf dem südlichen Punkte des Meerbusens Mac-Cluers-Inlet, welcher tief in die nordwestl. Halbinsel von Neuguinea einschneidet; es liegt unter 2° 45′ südlicher Breite und 150° 17′ Länge von Ferro. (*Klaehn.*)

HOUPELAND (Wilhelm), in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Boulogne in der Picardie geboren, wurde 1457 zu Paris Lehrer der Theologie, dann Archipresbyter St. Severini zu Paris, bald darauf Kanonikus an der dortigen Marienkirche und Archidiakonus Briensis, und starb als Decan der theologischen Facultät den 11. Aug. 1492. Er hatte die Kirchenväter und Philosophen fleißig gelesen, und hinterließ ein schönes Werk, de immortalitate animae et statu post mortem, ex patribus, Philosophis et Poetis, das zu Cöln 1496 in 4. gedruckt ist, und Paris 1499 **). (*Rotermund.*)

Houris, s. Huris.

HOUSE ISLAND, britische Insel, eine Meile von der Küste Northumberlands, merkwürdig wegen der Eiderenten, die hier brüten und ihre Dunen lassen; zugleich der Aufenthalt vieler Seehunde. (*Dede.*)

Housemann (Jakob), s. Huysmann.

Houssa (Geogr.), s. Haussa.

Houssaye (Amelot de la), s. Amelot de la Houssaye.

HOUSSETTER SEIDE, eine Sorte persischer Seide, die man von Aleppo erhält, wo sie nach Rottel von 680 Quentchen (5 Pfd. 5 Unzen marseiller Gewicht) verkauft wird. (*Fr. Thon.*)

HOUSTON, eine seit 1820 erst errichtete Grafschaft im nordmerikanischen Staate Georgia, die nördl. von Monroe, östl. von Pulasky, südl. von Doolen und westl. von dem Lande der Creeks und dem Flint begrenzt wird. (*R.*)

HOUSTON (Richard), nach Basan 1729 in England geboren, war einer der geschicktesten Künstler, Platten in schwarzer Kunst oder geschabter Manier zu bearbeiten, und hat in dieser Art eine große Menge von Gegenständen geliefert, besonders Bildnisse, welche er vorher selbst zeichnete. Er starb zu London 1775. Viele Blätter von ihm sind in Rost's Handbuch 8. Th. S. 210—213 angegeben †). (*A. Weise.*)

HOUSTONIA *L. Cliff.* Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gentianeen und der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe hat ihren Namen erhalten nach dem schottischen Arzte Will. Houstoun, welcher nach einem vieljährigen Aufenthalt in Neuspanien und auf den Antillen im Jahre 1733 daselbst starb; seinen botanischen Nachlaß gab Sir Joseph Banks unter dem Titel Reliquiae Houstounianae (Lond. 1781. 4.) fragmentarisch heraus. Der Charakter der Gattung Houstonia besteht in einem viergespaltnen Kelch, einer trichterförmigen, viergespaltnen Corolle und einer zweifächerigen Kapsel, in welcher die schwammige Placenta an der Scheidewand sitzt. 1) H. coerulea *L.* Sp. pl. mit aufrechtem, unbehaartem, fast ästigem Stengel, spathelförmigen Wurzelblättern, linienförmig-lanzettförmigen Stengelblättern, einblumigen, verlängerten Blüthenstielen und zugespitzten Corollenfetzen. Dieses perennirende Kraut wächst in den Sümpfen von Virginien und Karolina. Abb. *Lam.* Ill. t. 79. f. 1. 2) H patens *Ell.* South-Carol. mit weitschweifigem Stengel, ausgesperrten, scharf anzufühlenden Zweigen, spathelförmig-lanzettförmigen, gewimperten Blättern, am Ende stehenden Blüthenstielen und stumpfen Corollenfetzen. An dürren Stellen der Meeresküste von Karolina (H. Linnaei var. *β. Mx.* bor. am.). 3) H. Longifolia *W.* Sp. pl. mit aufrechtem, ästigem Stengel, lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten Blättern, am Ende stehenden Doldentrauben und fast büschelförmigen Blüthen. In Karolina und Florida (H. angustifolia *Mx.* boram., Hedyotis lanceolata *Poir.* Enc.). 4) H. tenuifolia *Nutt.* am. bor. mit aufrechtem, gelblichem, unbehaartem Stengel, linienförmigen Blättern und doldentraubigen, borstenförmigen Blüthenstielen. In der nordamerikanischen Provinz Tennessee. 5) H. purpurea *L.* mit aufrechtem, ästigem, feinbehaartem Stengel, ablangen, linienförmig-lanzettförmigen Blättern und am Ende stehenden Doldentrauben. In Virginien und Karolina (Hedyotis umbellata *Walt.* Carol., Knoxia purpurea *Lam.* Enc., Houstonia varians *Mx.* bor. am., H. pubescens *Rafin.* in Newyork medic. repos.). 6) H. rotundifolia *Mx.* bor. am. mit kriechendem Stengel, rundlichen, gestielten, ziemlich dicken, gewimperten Blättern und einblumigen, in den Blattachseln stehenden Blüthenstielen. In Karolina (Anonymus procumbens *Walt.* carol.). 7) H. serpyllifolia *Mx.* mit niederliegendem, sehr ästigem Stengel, fadenförmigen, fast kriechenden Zweigen, spathelförmigen, stumpfen Blättern und am Ende stehenden, einblumigen, verlängerten Blüthenstielen. In Virginien und Karolina. 8) H. tenella *Pursh.* am. bor. mit kriechendem, fadenförmigem Stengel, kreisrunden, zugespitzten, nervenreichen Blättern und einblumigen, am

---

*) Vergl. Jöcher, Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 1735, welcher jedoch Houlier schreibt; Biogr. univers. T. XX. p. 614, 615 (Art. von *Renauldin*), und die Biogr. médic. T. V. p. 295 sq.

**) Append. ad Hist. liter. Guil. Cave. p. 113.

†) Fiorillo, Gesch. d. Malerei in Engl. 5. Th. S. 387.

Ende stehenden, sehr langen Blüthenstielen. In Karolina. — S. *Spr.* Syst. I, 427. — H. coccinea *Andr.* ist Bouvardia Jacquini *Humb.* (*Sprengel.*)

HOUTE (Petrus van den), oder latinisirt Petrus Ligneus, geboren zu Grevelingen in Flandern, Professor der Rechte zu Löwen, nachher Advokat in Antwerpen. Er gab zu Antwerpen 1558 heraus: Annotationes ad Institut. jur. civilis, von welchen gerühmt wird, daß er communes glossarum errores notavit *). Außerdem Annotationes in IV. priores libros Aeneidos Virgilii und ein Trauerspiel Dido. (*Spangenberg.*)

HOUTEVILLE, HOUTTEVILLE (Claude François), Theolog, geboren zu Paris 1688, trat in seinem 16. Jahre in die Congregation des Oratoriums, und bekleidete in derselben verschiedne Ämter. Er verließ sie aber, als ihn der berüchtigte Cardinal Dubois zu seinem Secretair annahm, wurde 1723 in die französische Akademie aufgenommen, war zuletzt beständiger Secretair derselben und starb den 8. Nov. 1742 zu Paris als Abt von St. Vincent du Bourg sur mer, in der Diöcese Bordeaux. Als Apologet des Christenthums hat er sich einen Namen gemacht durch ein Werk, worin er sowol die in der heil. Schrift befindlichen als anderwärts vorkommenden und dahin einschlagenden historischen Nachrichten benutzte, um die Wahrheit der christlichen Religion zu beweisen: la religion chrétienne prouvée par les faits (Par. 1722. 4.; augm. Ib. 1740. Vol. III. 4., auch Amst. 1744 und Par. 1749. Vol. IV. 12.); Teutsch von J. E. Philippi mit Vorrede von Baumgarten (Frankf. und Leipz. 1745. 4.; Engl. Lond. 1739.). Das Werk machte in Frankreich großes Aufsehen, veranlaßte viele Gegenschriften, ist aber mehr witzig und rednerisch, als gründlich und gelehrt geschrieben, und die Behauptung, die Wunder wären nach einer uns unbekannten Ordnung der Natur geschehen (eigentlich von Malebranche entlehnt) konnte am wenigsten gefallen [1]). Außerdem schrieb H. einen Essai philos. sur la providence (Par. 1728. 12.), eine historische Lobrede auf Bossuet, auf den Marschall Villars, und einige antiquarische Abhandlungen [2]). (*Baur.*)

HOUTMAN (Cornelius), auch Cornelius von Gouda genannt, ein holländischer Seefahrer, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Gouda geboren. Als er im männlichen Alter in seinen eignen Angelegenheiten nach Lissabon kam, richtete er seine Aufmerksamkeit, Anfangs aus bloßer Neugierde, auf die großen Vortheile, welche die Portugiesen aus dem ostindischen Handel zogen. Es entging ihm nicht, wie nützlich dieser Handel, in dessen ausschließendem Besitze damals die Portugiesen waren, seinen Landsleuten sein würde; da er aber durch sein unbedachtsames Forschen nach dem Weg in jene fernen Gegenden und andre diesen Handel betreffende Umstände Verdacht erregte, so wurde er verhaftet und zu einer ansehnlichen Geldstrafe verurtheilt. Unvermögend diese zu bezahlen, ließ er heimlich einigen Kaufleuten in Amsterdam den Vorschlag thun, ihnen wichtige Eröffnungen hinsichtlich des ostindischen Handels zu machen, wenn sie ihn loskauften. Sie bezahlten die verlangte Summe, und als Houtman 1594 zurückkam, traten sie in eine Verbindung, die den Namen: Compagnie der entfernten Lande führte. Es wurden vier Schiffe ausgerüstet, mit denen H. am 2. April 1595 unter Segel ging. Am Vorgebirge der guten Hoffnung vorbei kamen die Seefahrer nach Madagaskar, und nach einem langen Aufenthalte daselbst am 23. Jun. 1596 nach Bantam, auf der Insel Java. Die Einwohner nahmen sie wohlwollend auf, aber die Portugiesen entzweiten sie mit denselben, und wußten die Ankömmlinge so verdächtig zu machen, daß H. auf Befehl des Königs von Bantam verhaftet, und nur für ein ansehnliches Lösegeld in Freiheit gesetzt wurde. Eine günstigere Aufnahme fanden sie auf den Inseln Liboc und Bali, und H. wollte seinen Weg nach den Molukken nehmen. Allein die Mannschaft widersetzte sich; denn schon hatte man ein Schiff verbrennen müssen, und von 249 Mann, die Holland verlassen hatten, waren nur noch 89 am Leben. Die Rückreise wurde daher am 26. Febr. 1597 angetreten, und am 14. Aug. liefen die Schiffe in dem Hafen von Amsterdam ein. So gering die Vortheile waren, welche diese erste Reise gebracht hatte, so verloren die holländischen Kaufleute doch den Muth nicht. Sie schlossen neue Verbindungen, und traten endlich in eine einzige zusammen, die den Namen der holländisch-ostindischen Compagnie annahm. Dieser gelang es durch die Klugheit, Kraft und Beharrlichkeit in ihren Unternehmungen, den Portugiesen den ostindischen Handel zu entreißen, sie aus ihren meisten Besitzungen zu vertreiben und sich bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts in dem ausschließenden Besitze des Handels in jenen fernen Meeren zu behaupten. H. war am 15. März 1598 mit zwei Schiffen, welche einige Kaufleute in Middelburg ausgerüstet hatten, wieder in See gegangen, und hatte glücklich Madagaskar, die Maldiven, Cochim und endlich Achem auf der Insel Sumatra erreicht. Anfangs vom Könige freundlich aufgenommen, ließ ihn derselbe bei einem Feste mit mehren seiner Begleiter verhaften, andre aber tödten. Die bereits mit Pfeffer beladnen Schiffe gingen eiligst nach Malakka unter Segel, besuchten die Inseln Nicobar und Ceylon, und kamen am 29. Jul. 1600 nach Middelburg zurück. Houtman, dessen Befreiung die Portugiesen verhinderten, starb auf Sumatra; andern Nachrichten zufolge soll er 1599 zu Achem ermordet worden sein. Zehn von seinen Unglücksgefährten erhielten ihre Freiheit, unter diesen sein Bruder

---

*) *Struve*, Bibl. sel. jur. ed. *Buderi*. Cap. VII. p. 120.

1) *Walchii* bibl. theol. T. I. p. 832. Schlegel, Kirchengesch. d. 18. Jahrh. 1. Bd. S. 459. Schröckh, Kirchengesch. seit d. Reform. 6. Bd. S. 256. Houteville dedicirte sein Werk, mit den niedrigsten Schmeicheleien, dem berüchtigten Cardinal Heinrich Oswald, Prinzen von Auvergne, Erzbischofe von Vienne. On rit (sagt Voltaire in seiner Defense de Bolingbroke, Par. 1751, auch Guerre litéraire, Génève 1759. T. II.) beaucoup à Paris et du livre et de la dedicace, et on sait, que les objections, qui sont dans ce livre contre la religion chrétienne, étant malheureusement plus fortes, que les reponses, ont fait une impression funeste etc. 2) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. XX. (von Picot). Adelung's Zus. z. Jöcher.

Friedrich, der nach einer Gefangenschaft von 27 Monaten wunderbar errettet wurde und glücklich in sein Vaterland zurückkam. Von diesem, der 1607 Gouverneur von Amboina war, wovon er eine gute Beschreibung entwarf, hat man außerdem ein, in seiner Gefangenschaft ausgearbeitetes, malayisches und madagaskarisches Wörterbuch: Spraak-ende woord-boeck in de Maleysche ende Madagaskarische talen. (Amst. 1603. 4.[1]) und einige astronomische Beobachtungen[2]). Ein Bericht von der ersten Reise der Holländer nach Ostindien erschien unter dem Titel: Journal van de Reyse der hollandsche Schepen in Oost-Indien (Middelburg 1598. fol.); Appendix achter t'journal etc. (Ib. 1596. fol., mit Kpf.); lateinisch: Diarium nauticum itineris Batavorum in Indiam orientalem (annis 1595—1597) (Amst. 1598. fol. Arnhem 1598. 4. mit Kpf.); französisch: Premier livre de l'hist. de la navigation aux Indes orientales par les Hollandois (Amst. 1606. fol. mit Kpf. und Karten). Ein second livre, ebendas. gedruckt, enthält die Beschreibung der zweiten Reise. Beide Reisen, wie die folgenden, bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts sind beschrieben in dem Werke: Begin ende voortgangh van de vereinigte niederlandsche oostindische compagnie, verwattende de voornaemste reysen (Amst. 1645. fol. u. II Vol. in 4. m. Kpf.). Aus diesem Werke ist entstanden: Recueil de voyages, qui ont servi à l'établissement et aux progrès de la compagnie des Indes orientales. Formée dans les provinces unies des Pays-bas (Amst. 1702—1706. Vol. V. 12. m. Kpf.); oft wiederholt, neueste sehr verm. Aufl. (Rouen 1728. Vol. XII. m. Kpf.). Diese noch immer schätzbare Sammlung enthält die ersten guten Nachrichten von den Sundainseln, den Molukken, Formosa, dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Madagaskar, den nördlichen Seefahrten der Holländer und ihren Reisen um die Welt[3]). (*Baur.*)

HOUTTUYNIA *Thunb.* Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Aroideen und der dritten Ordnung der dritten Linné'schen Classe (nach *W.* Sp. pl. aus der ersten Ordnung der siebenten Classe) hat ihren Namen erhalten nach Mart. Houttuyn, Arzte zu Amsterdam und Verfasser einer vollständigen Beschreibung aller damals bekannten Pflanzen (in der Natuurlyke historie of uitvoerige beschryving der dieren, planten en mineraalen volgens het zamensteel van *Linnaeus*, Amst. 1774—1783, Stuk I—XIV. — Teutsch von Christmann und Panzer, Thl. I—XIV. Nürnberg 1777—1788). Der Charakter der Gattung Houttuynia ist folgender: Eine vierblättrige Blumenscheide; ein Blüthenkolben; keine Corolle; dreizählige Staubfäden; Zwillingsantheren; und eine dreieckige, meist achtsamige Kapsel. Die einzige bekannte Art, H. cordata *Thunb.* jap. t. 26. (Polypara cochinchinensis *Lour.*), wächst in Nepal, Cochinchina und Japan, gleicht im Äußern einer Calla oder einem Arum, und hat eine kriechende Wurzel, einen aufrechten, krautartigen Stengel, herzförmige, nervenreiche Blätter und eine glänzend-weiße Blumenscheide. — S. *Spr.* Syst. I, 364. (*Sprengel.*)

1) *G. H. Werndly*, Maleysche Spraakkonst. (Amst. 1730. 1736.) p. 276. 2) Kepler versichert in den Tabulis Rudolphinis p. 118, Friedrich Houtman habe diejenigen Sterne neu beobachtet, welche Blaeu auf seiner Himmelskugel angebracht habe. 3) *Struvii* bibl. hist. p. 199. Stuck, Verzeichn. v. Reisebeschr. S. 377. Biogr. univ. T. XX. (von Eyries).

HOUWALD, HUBALD, ein edles Geschlecht, welches seine Besitzungen in der Niederlausitz, Schlesien und Preußen hat. Aus ihm hat sich vorzüglich hervorgethan Christoph II. v. H., der Sohn von Christoph I. v. H. und Ursula Lobenstein, geb. Völkel. Er war geboren 1602 zu Grimma bei Meißen, besuchte darauf das Gymnasium in Halle, von wo aus er einige Reisen in Teutschland unternahm, in Folge derselben 1616 zu Augsburg in kaiserliche Dienste trat und den italienischen Krieg gegen die Venetianer mitmachte. Nach Endigung dieser Feldzüge ging er 1618 in die Dienste des Kurfürsten von der Pfalz; in der Schlacht von Fleurus 1622 wurde er im Arme verwundet und mußte deswegen seinen Abschied nehmen. Geheilt betrat er von neuem die kriegerische Laufbahn; unter Herzogs Christian von Braunschweig Fahnen versuchte er sein Glück, erhielt aber auch hier in dem Gefechte bei Loo gegen den Grafen von Tilly solche Schuß- und Hiebwunden, daß er unter die Todten gezählt wurde, und nur durch einen Zufall sein Leben erhielt. Nach seiner Genesung ließ er sich zu Homburg in schwedische Dienste anwerben, und benahm sich in dem liefländischen Feldzuge so tapfer, daß ihm der König Gustav Adolf seine Leibcompagnie als Hauptmann anvertraute (1624). Bald hatte sich Houwald zum Obersten emporgeschwungen, und bei der Erstürmung von Frankfurt an der Oder, ebenfalls verwundet, so ausgezeichnet, daß der König seinen Adel erneuerte und das Wappen vermehrte. Innerhalb dreier Monate errichtete er auf Befehl des Königs vier Regimenter, eins zu Pferd und drei zu Fuß, von 4500 Mann, womit der Feldzug 1631 eröffnet wurde und er Hanau eroberte. Der König gab ihm nun den Oberbefehl über die Garnisonen der Festungen und festen Waffenplätze in Hanau, Friedberg, Worms, Speyer, Höchst und Rüsselsheim. Auch wurde H. zum Generalmajor des eben neuerrichteten Armeecorps vom Rhein von 11,000 Mann ernannt. Persönlich nahm er noch einige Städte und Schlösser ein, als Stollhofen 1632, Lichteneck im Elsaß und Lichtenau in Franken 1633. Nach dem Tode Gustav Adolfs nahm er seinen Abschied und erhielt vom Kurfürsten von Sachsen das Commando über die sächsische Armee in Schlesien, der er bis zum prager Frieden vorstand. Nur im Feldlager fühlte sich sein kriegerischer Geist beschäftigt, deswegen trat er als Generallieutenant in die Dienste des Königs Wladislaus von Polen (1637). Gegen die Kosaken erprobte er wiederum sein militairisches Talent, sodaß der König von Polen ihn außerordentlich schätzte und nach Endigung des Krieges ihm das Obercommando der Stadt Danzig übertrug (1647). Während dieser Zeit suchte sowol der Kaiser Ferdinand III., als auch die Könige Ludwig XIII. von Frankreich und Christian

IV. von Dänemark durch Anbietung hoher Stellen ihn in ihre Dienste zu ziehen, welche er aber sämmtlich ausschlug. Nur nach dem Tode von Wladislaus von Polen verließ er das Königreich, und wurde vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1648 zu seinem General und geheimen Kriegsrath ernannt; auch wurde ihm die Errichtung von einigen Regimentern zu Fuß und zu Pferde in Preußen anvertraut. Als die Kosaken in der Ukraine, der polnischen Herrschaft müde, in Aufstand geriethen, bat der König Johann Casimir von Polen bei dem Kurfürsten von Brandenburg um einige Hülfstruppen. Dieser überließ die neu errichteten Regimenter unter dem Befehle von Houwald dem Könige von Polen, weßwegen H. von Johann Casimir, eingedenk seiner frühern glücklichen Kämpfe gegen diese Nation, das Obercommando der polnischen Armee erhielt. Nach drei Feldzügen hatte er endlich das Glück, in der Schlacht bei Beredsteczko 1657, wo die Kosaken und Tataren ihre ganzen Kräfte vereinigt hatten, und eine Armee von 30,000 Mann stellten, diese gänzlich zu vernichten und zu unterjochen. Der König Johann Casimir belohnte ihn mit dem jus indigenatus, und gab ihm die Erlaubniß, den polnischen weißen Adler in seinem Wappen zu führen. Im Jahre 1660 verließ er diese Dienste, und begab sich auf seine in der Niederlausitz erkaufte (1656) Herrschaft Straupitz, wo er 1663 im 60. Jahre seines Alters starb. Seine in Preußen erworbenen Güter waren Muldeuter, Seyerswalde, Trinken und Tosorten. Er war zwei Mal verheirathet gewesen, mit Florentine von der Becke, von welcher er vier Söhne und eine Tochter hatte, und mit Gottliebe von Bredow. Einer seiner Söhne, Wilibald v. H., herzogl. sächs. merseburg. Geheimerath und Regierungspräsident, pflanzte sein Geschlecht fort 1714, und hinterließ einen Sohn, Christoph Wilibald v. H., kursächs. Kammerherrn, welcher sich 1732 mit Johanna Helena von Dieskau aus Knauthayn verheirathete. Der bekannte und beliebte Dichter Christoph Ernst v. H. (geb. 29. Nov. 1778) ist ein Abkömmling dieses tapfern Generals *).

(*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

Houzeaux, s. Nadeln.

Hovaheim, s. Hoffenheim.

Hoval, s. Ualo.

Hovas, s. Ovas.

HOVAEUS, HOVEUS (Anton), zu Egmond in den Niederlanden, zu Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrh. geboren, trat daselbst in den Benedictinerorden, wurde 1563 Abt zu Epternec im Herzogthume Luxemburg, verwaltete aber diese Stelle nur sechs Jahre, und starb am 6. Sept. 1568. Man hat von ihm einen Dialogus de seculi calamitate, mit der Überschrift: Zuermund (Coeln 1564.); De arte amandi Deum (Ibid. 1566.); Odarum, Hymnorum ac precum liber; Chronicon Flandricum dominorum (1630.) *).

(*Rotermund.*)

HOVEA *R.* Br. (Hort. Kew. ed. 2). Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen und der sechsten Ordnung (Decandria) der 17. Linné'schen Classe, hat ihren Namen erhalten nach Anton Pantaleon Hove, einem Polen, der in den Jahren 1787 und 88 eine Reise durch die Provinz Guzerat (an der Westküste von Indien diesseits des Ganges) machte. Der Charakter der Gattung Hovea ist: Ein zweilippiger Kelch mit schwach ausgerandetem, breiterem Oberlippchen; ein stumpfer Kiel der Schmetterlingsblume; eine ungestielte, bauchige Hülsenfrucht, und Samen, welche mit Keimgrübchen versehen sind. Die vier hierher gehörigen Arten wachsen in Neuholland und sind strauchartige Gewächse. 1) H. Celsii *Bonpl.*, mit ablangen, stachlichtstumpfen, lederartigen, unbehaarten Blättern und in den Blattachseln angehäuften Blüthenstielen. 2) H. lanceolata *Sims.* (Bot. mag. t. 1624), mit lanzettförmigen, stachlichtstumpfen, unten feinbehaarten Blättern, und je doppelt in den Blattachseln stehenden Blüthen. 3) H. longifolia *R.* Br., mit linienförmigen, stachlichtstumpfen, unten wie die Zweige rostroth-filzigen Blättern und in den Blattachseln stehenden, meist dreiblumigen Blüthenstielen. 4) H. linearis *R.* Br., mit linienförmigen, verlängerten, stachlichtstumpfen, unten etwas krummhaarigen Blättern und je doppelt in den Blattachseln stehenden, ungestielten Blüthen (Poiretia linearis *Sm.* in den *Linn.* Trans.). — S. *Spr.* Syst. III. 186.

(*Sprengel.*)

HOVEDEN oder **HOWDEN** (Johann von), ein Engländer, vorzüglich seit 1260 berühmt, war der Sacellan der Königin Eleonora, der Mutter Eduards I., und schrieb mehre ascetische Werke in Prosa und in Versen, die noch handschriftlich in englischen Bibliotheken befindlich sind; so in der Bodleianischen das Speculum Laicorum (auch in der oxforder Univers. Bibl.); Rosarium de nativitate, passione, et ascensione J. C. in der Univers. Bibl. zu Cambridge; Philomela versus rhythmici, i. e. Canticum pium de planctu animae; auch Hymni variae †).

(*Rotermund.*)

Hoveheim, s. Hoffenheim.

HÖVEL, Kirchdorf im königl. preuß. Regierungsbezirke Münster, Kreis Lüdinghausen, hat Ziegelei, brennt Kalk, spinnt Garn und verfertigt Holzschuhe. Das letzte Gewerbe ernährte 1819 im lüdinghauser Kreise 75 und im recklinghauser Kreise des Bezirks Münster 173 arme Familien. Dergleichen Schuhe werden aufgekauft und mittels kleiner Schiffe auf der Südersee ins Innere von Holland gebracht. Sie werden von Pappelholz gemacht, welches man daher in den Gegenden der Verfertigung fast überall an den Bächen sieht. In Westfalen

---

*) Pufendorf, Schwed. Kriegsgesch. Chemnitius, Böm teutschen Kriege. v. Grünwald, Niederlausitz. Ehrenpforte. Biograph. Lexikon aller preuß. Helden u. Militairpersonen. II. S. 186.

*) *Andreae*, Bibl. Belg. p. 67. *Swertius* in Athen. Belg. p. 133.

†) Seiner erwähnt *Thom. Smith* in Catal. Mss. codicum Cottonianae Bibl. (Oxon. 1696. fol.) p. 55 und 186.

selbst verliert sich der Gebrauch der Holzschuhe immer mehr, was für körperliche Bildung des Volks sehr wichtig ist. (*Rauschenbusch.*)

HÖVEL, eine noch blühende adelige Familie, hat wol gewiß ihren Ursprung in Westfalen, wo in verschiednen Gegenden, als im Kreise Arnsberg, Altena ꝛc., Ortschaften dieses Namens liegen. Die Familie stammt aber vom Schlosse Hövel an der Lippe in Münster. Sie wird Huvele, Huvili, Hövele, Hövel geschrieben. Der Ritterspiegel der Gr. Mark von 1571 zählt 97 Geschlechter, die er nach dem Alter ordnet. Hier haben die von Hövel die 18te Stelle. Das Geschlecht hat sich in Holland, der Pfalz, Mecklenburg und Liefland verbreitet; am bekanntesten sind in Westfalen die von Hövel von Sölde. Von Steinen stellt vier verschiedne Wappen verschiedner Zweige auf. Im J. 1026 erscheint schon in einer Urkunde bei Menken Adolphus de Hövel, eine Merkwürdigkeit, weil man damals noch die Geschlechtsnamen wenig findet. 1243 in der Friedensurkunde zwischen Gr. Adolf von der Mark und dem Grafen von Isenburg wird Johann de Huvele Miles und Castellanus de Altena als Zeuge angeführt. Ebenso Gottfried de Hövele in einer Urkunde von 1254 in einem Vertrage zwischen Engelbert von der Mark und der Abtei Kappenberg. 1356 als Engelbert III., Graf von der Mark, der Stadt Iserlon die Bieraccise versetzte, erscheint Godeke von Hovele als adeliger Zeuge. 1426 haben die Brüder Godeke und Johann von Hovele seligen Lambertus zone und Johann von Hovele to Solde die Verbindung zwischen der Ritterschaft und den Städten der Gr. Mark mit besiegelt. Im Anfange des 16. Jahrh., als der westfälische Adel, seinen Vorfahren folgend, häufig nach Liefland ging, zogen auch Glieder dieser Familie dorthin, heiratheten und hinterließen Nachkommen *).

Heinrich von Hövel, aus derjenigen Familie von Hövel, die drei schwarze Berge im Wappen führt, war von Epe und nannte sich Epäus. Er war schon 1566 bekannt, und lebte noch im Anfange des 17. Jahrh. Gedruckt sind von ihm Poemata Henrici ab Hoevel libri quinque 1605. Handschrift blieb sein speculum Westphaliae, sive descriptio urbium, oppidorum cet., welche indeß von vielen Geschichtsfreunden, besonders von Stangenfoll, reichlich benutzt ist. Er soll auch ein opus syngraphicum und Annalen geschrieben haben (v. Steinen).

Friedrich Alexander von Hövel, von der Familie von Hövel zu Solde, die seit dem 17. Jahrh. Herbeck an der Lenne besitzt, geboren 1766, gestorben den 8. Nov. 1826. Er wurde erzogen bei den Jesuiten in Fulda, trat dann in die adelige Garde in Münster, verließ diesen Dienst aber, um in Göttingen Staatswissenschaften und hernach in Freiberg unter Werner Mineralogie zu studiren. Er blieb bis ans Ende seines Lebens Werner's dankbarer und treuer Schüler. Zuerst wurde er königl. preuß. Landrath des Kreises Wetter in der Gr. Mark, dann Kammerpräsident in Minden. Dort erlebte er die Zeit der Schlacht von Jena, und die Nachricht von derselben bleichte in Folge einer schrecklich durchwachten Nacht sein Haar. Er nahm darauf die Stelle als Präfect des Leinedepartements und hernach die eines Staatsraths in Cassel an, weil er hoffte, für seinen Lieblingsgegenstand, die Mineralogie, zu wirken. Indeß bald verließ er diese Stellung und lebte bis an sein Ende als Privatmann zu Herbeck. Der König von Preußen verlieh ihm den rothen Adlerorden zweiter Classe. Er war Mitglied der Societät der Wissenschaften in Göttingen, der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, der mineralog. Gesellschaft in Jena ꝛc. Ein wichtiger Aufsatz von ihm über das westf. märkische Gebirge befindet sich in Stracke's Reisen, andre, mineralogischen Inhalts, in Nöggerath's Werke: das Gebirge in Rheinland Westfalen. Am meisten hat er für westf. Zeitschriften, namentlich den Hermann und den westf. Anzeiger, gearbeitet. Man wird wenige Menschen finden, die so innig von dem Wunsche durchdrungen waren, durch Hebung des Gewerbslebens Menschen zu beglücken. Er war ein wahrer Sokrates, der mit jedem Gewerbtreibenden sich gern in ein Gespräch einließ und Bürger und Bauern zum Nachdenken über ihre Geschäfte brachte. Überall liebte er das Vereinen der Menschen zu gemeinnützigen Zwecken. Er schloß sich an den literar. Verein in der Gr. Mark, an den landwirthschaftl. Verein in Minden und Arnsberg, und an den Apothekerverein im nördlichen Teutschland an, und benutzte Volksblätter, um seinen Landsleuten Neues, was er durch Correspondenz, durch teutsche und englische Journale erfahren, zur Prüfung vorzulegen. Er fühlte sich so ganz zu dieser Art von Volksbelehrung berufen, und wenn das von ihm Gesagte übersehen wurde, so ließ er sich nicht abhalten, es nach einiger Zeit zu wiederholen. Die Natur war seine innigste Freundin. Der Reisende, der von Iserlon nach Hagen zieht, freut sich der von ihm gepflegten Lerchenwälder. Er verpflanzte manchen amerikanischen Baum in seine Forsten, und wo er Sämereien vertheilen konnte, freute er sich mehr, als derjenige, der sie empfing. Die Cultur des Nadelholzes, besonders der Lerche, ist durch ihn in Westfalen sehr gehoben. Sein Andenken wird in seinem Vaterlande nicht erlöschen. Eine Sammlung seiner Werke, von Harkort und Rauschenbusch veranstaltet, ist in dem Augenblicke, da dieses geschrieben wird, unter der Presse. Er hatte, was nicht alle berühmt gewordne Männer haben, das Glück, von denen am meisten verehrt und geliebt zu werden, die ihm im Leben am nächsten standen. (*Rauschenbusch.*)

HÖVEL (Otto von), aus Epe, beider Rechte Doctor, Administrator und Landvoigt zu Germersheim, zur Zeit des Pfalzgrafen Friedrich III., schrieb: **Jus civile universum in tabulas redactum (Witteb. 1603)** *). (*Rotermund.*)

HÖVEL oder **HÖVELN** (Johann), aus Riga, wurde 1628 zu Leyden Doctor der Arzneikunst, 1632

*) Ausgezogen aus den handschriftl. Nachrichten d. badischen Justizministers v. Hövel, u. vergl. mit v. Steinen.

*) *Driver* p. 58.

Professor der Naturkunde und Sittenlehre an der Oberschule seiner Vaterstadt, und starb daselbst am 6. Jan. 1652 als Stadphysikus und Leibarzt des Herzogs von Kurland, im 51. Jahre seines Alters. Er schrieb: Disp. med. inaugur. de variolarum et morbillorum natura et curatione (Lugd. Bat. 1628. 4.); Disp. de principiis rerum naturalium, materia, forma et privatione (Rigae 1632. 4.); Problemata IV Physica (Ib. 1633. 4.); Orat. funebris memoriae — Gustavi Adolphi Suecorum etc. regis (Ib. 1634. 4.); Disp. de Elementis (Ib. 1635. 4.); Disp. de anima rationali (Ib. 1635. 4.); Disputatt. duae de sensibus internis atque externis (Ibid. 1635. 4.); Panegyricus ad Jacobum ducem Curlandiae (Ib. 1642. 4.); Disp. de natura summi boni und Disp. de natura et constitutione ethices. Er besang auch jedes Trauer- und Freudenfest in teutschen oder lateinischen Gelegenheitsgedichten *). (*Rotermund.*)

HOVELBERG, Herred im dänischen Stifte Wiborg, hat 4 □Meilen im Umfange und gegen 4000 Einw. in 13 Kirchspielen; darunter Hvorslev, worin sich der hohe Blesbjerg erhebt. (*R.*)

HÖVELHOF, Kirchdorf und Gemeine (1821) mit 1684 Seelen, im Kreise Paderborn des königl. preuß. Regierungsbezirks Minden, drei Stunden von jenem, 17 Stunden von diesem entfernt. Die Ems entspringt hier. (*Rauschenbusch.*)

HÖVELKE, HEVELIUS [1]) (Johann), einer der fleißigsten und geschicktesten beobachtenden Astronomen des 17. Jahrh., geb. zu Danzig den 28. Januar 1611. Sein Vater, Besitzer einer großen Brauerei, ließ ihn nach einer für diesen Zweck ziemlich sorgfältigen Erziehung die Handlung erlernen; allein der junge H. fand bald so großen Geschmack an wissenschaftlichen Beschäftigungen, daß seine Ältern ihm auf seine Bitte und den Rath ihrer Freunde eine gelehrte Ausbildung zu geben beschlossen. Die Hauptabsicht hierbei war wol, einen Rathsherrn oder gar Bürgermeister Danzigs in demselben zu erziehen, daher er auch eigentlich für juristische und kameralistische Studien bestimmt wurde. Bei der Vorbereitung hierauf, welche etwa von seinem 16—18. Jahre dauerte, entwickelte sich jedoch schnell sein Talent für die Mathematik, in welcher er den Unterricht eines geschickten Lehrers, des Professors Peter Krüger, genoß, und darüber wol, wie es scheint, die Beschäftigung mit classischer Literatur etwas vernachlässigte [2]). Unter den mathematischen Wissenschaften war es besonders die Sternkunde, welche ihn anzog, und worin ihm Krüger, durch Schwäche der Augen am eignen Beobachten sehr behindert, Tycho von Brahe's Beispiel zum Muster aufstellte. H. unterstützte seinen würdigen Lehrer soviel als möglich in dessen Beobachtungen und beschäftigte sich nebenher viel mit Drechseln, Glasschleifen, Kupferstechen und mit Verfertigung astronomischer Instrumente, worin er bald große Fertigkeit erlangte. Die juristischen Studien H.'s führten aber bald eine lange Unterbrechung in seinen übrigen Arbeiten herbei, besonders als er in seinem 20. Jahre nach Leyden ging. Dort verweilte er indessen nur ein Jahr, und reiste dann nach London, wo die Bekanntschaft mit Jak. Usher, Joh. Wallis, Sam. Hartlieben und andern berühmten Männern jener Zeit, die den Grund der nachmals errichteten königl. Gesellschaft der Wissenschaften legten, und die unserm H. erlaubten, ihren Privatvorlesungen beizuwohnen, die Liebe zur Mathematik wieder in ihm anregte. Ein Jahr später besuchte er Frankreich und wurde von den Mathematikern Mersenne, Peter Gassendi und Ismael Bouillaud zu Paris und Athanasius Kircher zu Avignon gleichfalls freundschaftlich aufgenommen. Besonders schloß er sich an Gassendi und Boulliaud an, mit welchen er auch nachher fleißig Briefe wechselte. Eigentliche mathematische Studien machte indessen H., wenn man die Beobachtung von einigen Finsternissen und einige Vervollkommnung in mechanischen und optischen Arbeiten ausnimmt, auf diesen Reisen nicht. Von Frankreich aus wünschte er Italien zu besuchen, wo er mit Galilei und Scheiner gern bekannt geworden wäre, kehrte aber auf den sehnlichen Wunsch seiner Ältern durch die Schweiz und Teutschland nach Danzig zurück, wo er im J. 1634 nach vierjähriger Abwesenheit eintraf. Hier studirte er nun mit Eifer die Verfassung seiner Vaterstadt und betrieb die Geschäfte seines Vaters, als dessen einziger noch übrig gebliebener Sohn er die bedeutende Brauerei zu ererben die Aussicht hatte. Schon in seinem 24. Jahre verheirathete er sich mit Katharina Rebaschken, der Tochter eines angesehenen Kaufmanns. Diese Ehe blieb zwar kinderlos, darf aber in andrer Hinsicht glücklich genannt werden, da H.'s Frau alle häusliche Geschäfte so gut besorgte, daß er sich wieder der Astronomie hingeben konnte. Hierzu vermochten ihn besonders die Ermahnungen seines sterbenden Lehrers Krüger, sodaß er bald darauf die am 1. Junius 1639 eintretende Sonnenfinsterniß mit der größten Sorgfalt beobachtete und sein Leben der Sternkunde zu widmen beschloß. Die damals noch neue Erfindung der Fernröhre hatte schon dem Galilei das Mittel zu wichtigen Entdeckungen geliefert; unserm H. drang sich zuerst der sehr natürliche Gedanke auf, diese Erfindung zu genauerer Beobachtung des Mondes und zur Entwerfung von Mondskarten zu

*) Jöcher. Gadebusch, Lievl. Bibl. II. S. 88.

1) So nennt er sich selbst auf den Titeln aller seiner lateinisch geschriebenen Werke. Einen teutschen Brief, den v. Zach in seiner monatl. Correspondenz, 8. Bd. S. 54—57, hat abdrucken lassen, unterzeichnet H. mit J. Hewelke; dies also ist sein eigentlicher Familienname, den er nach der Sitte seiner Zeit latinisirt hat. Nach Delambre hat H. auch einige Briefe mit Hoffelius unterzeichnet. 2) Einige behaupten, H. sei der lateinischen Sprache nicht mächtig gewesen und habe seine Schriften alle erst vom Professor Titius ins Lateinische übersetzen lassen. Dies ist indessen sehr unwahrscheinlich, ja fast unmöglich bei dem weit ausgedehnten, oft sehr raschen Briefwechsel, welchen H. meistens lateinisch führte; vergl. z. B. den Brief an H. Oldenburg in den philos. Transact. 12. Bd. S. 870, worin es heißt: „dabam raptim hora 6. matutina, die 1. Maji, statim post observationes habitas, propter tabellarium stantem in procinctu.“

benutzen. Sein scharfes Auge beim Beobachten, seine im Zeichnen und Kupferstechen geübte Hand und seine unermüdliche Geduld machten ihn hierzu vor allen Andern fähig; auch setzte ihn seine Geschicklichkeit im Glasschleifen in den Stand, sich selbst zwei Fernröhre von 6 und 12 Fuß zu verfertigen, wie er sie damals schwerlich für Geld hätte bekommen können. Jetzt erfuhr aber H., daß sein Freund Gassendi ebenfalls vorhabe, mit Hülfe eines geschickten Zeichners und Kupferstechers eine Mondskarte zu entwerfen. Er sandte darauf sogleich einige seiner schon fertigen Zeichnungen an Gassendi und erbat sich dessen Rath. Gassendi antwortete, er stehe von seinem Vorhaben gänzlich ab und bitte dringend, daß H. das angefangne Werk vollenden möge. H. erweiterte nun seinen anfänglichen Plan, eine Karte des Vollmonds zu liefern dahin, daß er alle Lichtwechsel des Mondes beobachtete und abbildete. Diese Arbeit beschäftigte ihn Tag und Nacht, indem er die in der Nacht gemachten Beobachtungen sogleich am nächsten Morgen, wo ihm noch Alles frisch im Gedächtnisse war, mit dem Grabstichel in Kupfer stach, was zwar viel mühsamer war, als wenn er sie geätzt hätte, aber dafür auch viel reinlichere Abbildungen gewährte. Nachdem H. fünf Jahre mit beharrlichem Fleiße dieser Arbeit obgelegen hatte, gab er seine Zeichnungen [3]) mit vollständiger Beschreibung im J. 1647 unter dem Titel Selenographia [4]) heraus und erntete dafür im In- und Auslande verdientes hohes Lob. Dadurch angefeuert fuhr H. in seinen Untersuchungen über die physische Beschaffenheit der Himmelskörper eifrig fort. Schon früher hatte er mit glücklichem Erfolge Sonnenflecke und Planeten beobachtet, wovon er auch in der Selenographie einiges mittheilt; jetzt sollten nun diese Beobachtungen seine Hauptbeschäftigung ausmachen. Dazu reichten jedoch seine bisher gebrauchten Fernröhre nicht aus. Um die Wirkung dieser Instrumente zu verstärken, verfiel H. leider auf kein andres Mittel, als darauf, Linsen von größerer Brennweite als Objectivgläser zu gebrauchen. Er verfertigte daher Fernröhre von 40, 60, ja sogar von 150 Fuß Länge, welche jedoch wegen Biegung der Röhren und Beschwerlichkeit der Aufstellung fast ganz unbrauchbar waren. Zuerst wandte H. nun seine Aufmerksamkeit auf den Saturn, dessen veränderliche Gestalt schon früher von ihm und Andern (vergl. z. B. Selenogr. p. 42.) beobachtet worden war, von ihm aber noch irriger Weise durch die Annahme erklärt wurde, daß Saturn aus einem elliptischen Hauptkörper und zwei halbmondförmigen, um den Hauptkörper beweglichen Seitenkörpern bestehe. Richtiger war seine schon in der Selenographie angefangne, später aber weiter ausgeführte Theorie der Schwankung des Mondes, und einen Beweis seiner ungemeinen Ausdauer und Beharrlichkeit gab er durch die Beobachtung des Merkurdurchgangs am 3. Mai 1661. Weil nämlich bei Berechnung der Zeit jenes Durchgangs die Longomontanischen Tafeln den 1., die Rudolphinischen den 3., die Prutenischen den 6., die Alphonsinischen den 11. Mai angaben, so entschloß er sich, die ganze Zeit vom 1. bis zum 11. alle Tage ununterbrochen die Sonne zu beobachten. Obgleich am 3. Mai ein nur zuweilen sich aufklärender Himmel und der Untergang der Sonne ihm weder den Eintritt noch den Austritt des Planeten zu beobachten erlaubten, so benutzte er doch seine wirklichen Beobachtungen aufs Beste. Er fand, daß die Rudolphinischen Tafeln den Eintritt um elf Stunden, die Boulliaudschen um vier Stunden zu früh angegeben hatten. Ferner bestimmte er die Breite des Merkur, also die Entfernung desselben vom aufsteigenden Knoten, die Neigung der Bahn, die stündliche Bewegung von der Sonne und die Länge. Den Durchmesser des Planeten bestimmte er durch Vergleichung des Flecks, welcher dem Merkur im Sonnenbilde der Camera obscura entsprach, mit kreisrunden Scheibchen von Papier zwar nicht ganz genau, jedoch bei weitem richtiger als alle seine Vorgänger, welche er auch an Genauigkeit bei Messung der Durchmesser der übrigen Planeten übertraf. Letztre Messung bewerkstelligte er so: Aus dem auf die eben angegebene Art für eine gewisse Zeit gefundnen scheinbaren Durchmesser des Merkur ließ sich dieser Durchmesser für jede andre Zeit berechnen, und H. konnte daher nun, wie er es auch öfters that, die Scheibe des Merkur mit kleinen kreisrunden Scheiben von Metall vergleichen und dadurch festsetzen, welchen Durchmesser letztre haben müßten, um bei einer Irradiation, welche der des Merkur gleich war, mit diesem gleich groß zu erscheinen. Eine neue Vergleichung dieser Scheiben mit größern gab die Durchmesser der letztern, und mit diesen wurden die Scheiben der übrigen Planeten verglichen. Um hierbei die Fehler, welche durch die Irradiation und den verschiednen Glanz der Planeten erzeugt werden, soviel als möglich zu vermeiden, gab H. dem Fernrohr eine starke Bedeckung. Was man jetzt europäische Berühmtheit zu nennen pflegt, hatte H. nun erlangt, und von allen Seiten wurden ihm Ehrenbezeigungen zu Theil. Den Anfang machte hierin seine Vaterstadt, welche ihm schon im J. 1641 das Schöppenamt bei der Altstadt übertragen hatte und ihn zehn Jahre nachher zum Rathsherrn [5]) erwählte, als welcher er zehnmal das wortführende und sechsmal das richterliche Amt bekleidete. Als im J. 1660 der Friede zwischen Schweden und Polen zu Kloster Oliva abgeschlossen wurde, nahmen nicht nur die dort sich aufhaltenden Gesandten, sondern auch der König Johann Kasimir von Polen die Sternwarte H.'s in Augenschein, bei welcher Gelegenheit H. dem Könige eine Pendeluhr schenkte, die er, ohne von den gleichzeitigen Erfindungen Huyghens' Etwas zu wissen, mit Hülfe

3) 112 Kupfertafeln, ohne die in den Text eingedruckten, welche alle, mit Ausnahme von etwa fünf, der Verfasser selbst gestochen hat. 4) Die vollständigen Titel der Werke H.'s werden am Schlusse dieser Biographie mit einigen Bemerkungen folgen.

5) Es ist ein Irrthum, wenn einige Schriftsteller behaupten, H. sei Bürgermeister von Danzig gewesen, weil er sich Consul schreibt. Vielmehr nannten sich die danziger Rathsherren Consules, zum Unterschiede von den polnischen Senatoren; die Bürgermeister hießen Praeconsules.

seines Mechanikers verfertigt hatte. Einen zweiten fürstlichen Besuch erhielt H. im J. 1677 von dem Könige Johann III. von Polen, der ihm einen Jahrgehalt von 1000 Gulden aussetzte und ihn zugleich von allen Abgaben, die er als Brauer an die Zunft zu entrichten hatte, frei sprach. Aus Dankbarkeit setzte H. späterhin das Stammwappen des Königs unter dem Namen des Sobieski'schen Schildes an den Himmel. Auch Frankreichs großer Minister, Colbert, setzte unsern H. auf die Liste derjenigen fremden Gelehrten, welchen Ludwig XIV. Jahrgehalte gab, welchen Gehalt H. jedoch nur sieben Mal, vom J. 1664 an, erhielt, späterhin aber, wahrscheinlich der Kriege wegen, worein Frankreich verwickelt wurde, nur noch zwei Mal ein außerordentliches Geschenk von dorther empfing. Seine Dankbarkeit bewies H. dadurch, daß er Ludwig XIV. seine sämmtlichen bis dahin erschienenen Werke übersandte und ihm nachher den ersten Theil seiner Machina coelestis zueignete. In nicht geringerm Maße besaß H. die Hochachtung der Gelehrten seiner Zeit. Die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London nahm ihn bald nach ihrer Errichtung im J. 1664 einstimmig zu ihrem Mitgliede auf. Viele Gelehrte unterhielten einen Briefwechsel mit ihm, manche, z. B. Ismael Boulliaud, kamen sogar selbst zu ihm, um seine astronomischen Anstalten kennen zu lernen. Während dieser erfreulichen Ereignisse traf unsern H. in seinem häuslichen Leben ein harter Schlag: seine Gattin, mit der er 27 Jahre in glücklicher Ehe gelebt hatte, starb. Entwöhnt, die Sorge für eine so große Wirthschaft, wie die seinige war, zu tragen, suchte er ein Jahr nach jenem Verlust Ersatz in der Verehlichung mit Elisabeth Koopmann, einer 16jährigen Kaufmannstochter von ausgezeichneter Schönheit. Diese zweite Gattin verschaffte unserm H. die lang erwünschten Vaterfreuden, indem sie ihm nach einander einen Sohn und drei Töchter gebar, von denen zwar der erstre bald wieder starb, die letztern aber ihre Ältern überlebten und beerbten. Überdies war die zweite Frau H.'s eine ebenso sorgsame Vorsteherin seiner Wirthschaft als die erste, ja sie leistete sogar ihrem Manne treuen Beistand bei seinen Beobachtungen. Leider war der Gegenstand, welchem H. jetzt zunächst seine Aufmerksamkeit zuwandte, für seine Kräfte und Hülfsmittel zu schwer, obgleich H. selbst nie zu dieser Überzeugung gelangte, sondern etwas Vollendetes zu liefern glaubte. Der Hauptgegenstand seiner Untersuchung wurde nämlich für die nächsten Jahre die, selbst in unsrer Zeit, bei soviel vollkommneren Instrumenten und soviel weiter fortgeschrittnen Kenntnissen und Erfahrungen, doch noch keineswegs genügend aufgehellte Theorie der Kometen. Vom J. 1652, wo H. zuerst selbst einen Kometen zu beobachten Gelegenheit hatte, verzögerte sich die Vollendung seines großen Werkes über diesen Gegenstand bis ins J. 1668, während welcher Zeit er noch drei andre Kometen beobachtete. Um indessen die Ungeduld seiner Freunde zu befriedigen, gab er vorläufig in zwei Abhandlungen die ebenerwähnten Beobachtungen und einen Abriß seiner Kometentheorie heraus, gerieth aber dadurch sogleich mit den beiden französischen Mathematikern Petit und Auzout in einen Streit, indem diese ihm einen Beobachtungsfehler vorwarfen und Vieles an seiner Kometentheorie tadelten. Obgleich sich H. gegen diesen Angriff lebhaft vertheidigte und auch noch lange nachher an dem altorfer Professor Sturm einen Vertheidiger fand, so hatten doch eigentlich seine Gegner Recht. Als H.'s Kometographie wirklich vollständig erschien, so zeigte sich bald, daß sie nicht den gemachten Erwartungen entsprach, so sehr dies auch der durch vieles Lob verwöhnte Verfasser glaubte. Seine Ortsbestimmungen für die Kometen sind zwar aus damaliger Zeit die besten, jedoch, wie sich dies bei der Unvollkommenheit seiner Instrumente nicht anders erwarten läßt, mangelhaft; noch mehr aber ist dies seine Theorie, welche er durch einige seiner Beobachtungen unterstützt, während er andre ihr widersprechende Beobachtungen nicht berücksichtigt. Nur zufällig stimmen einige seiner größtentheils falschen Resultate, z. B. die parabolische Bahn, näherungsweise mit den spätern Entdeckungen Newton's über die Kometen überein. Ebenso hinderlich war unserm H. die Unvollkommenheit seiner Instrumente bei seinem nächsten großen Unternehmen, nämlich bei Anfertigung eines Fixsternverzeichnisses. Kepler hatte aus Tycho von Brahe's Beobachtungen die Örter von tausend Sternen bestimmt, H. wollte dies Verzeichniß auf 3000 Sterne erweitern, und fing schon vom Jahre 1641 an, hieran zu arbeiten. Bald bemerkte er aber, daß seine Beobachtungen wenig übereinstimmten und nicht scharf genug waren. Durch Vergrößerung seiner Instrumente glaubte er diesem Fehler, der unstreitig aus der mangelhaften Zusammensetzung und Eintheilung derselben entsprang, abhelfen zu können. Als er daher im J. 1644 von seiner Vaterstadt einen sechsfüßigen Azimuthalquadranten geschenkt erhielt, setzte er seine bisherigen Instrumente bei Seite, verwarf seine frühern Beobachtungen, richtete bei der Sternwarte, die er auf einem seiner Häuser erbaut hatte, einen eignen Pavillon für das neue Instrument ein und verfertigte sich zugleich, ganz nach Tycho von Brahe's Anweisung, große Sextanten von 6—8 Fuß Halbmesser von Holz mit Messingblech überzogen. Diese neue Einrichtung zog sich, durch die Herausgabe der Selenographie und durch eine lange Krankheit H.'s aufgehalten, bis ins J. 1652 hin. Von diesem Jahr an aber gebrauchte H. die neuen Instrumente und bestimmte auch durch sie schon die Örter des ersten von ihm beobachteten Kometen. Es währte indessen nicht lange, so erkannte H., daß seine neuen Instrumente noch immer sehr unsicher und wandelbar seien, und entschloß sich, keinen Aufwand an Geld und Mühe scheuend, zum dritten Male neue Instrumente anzuschaffen, sie jedoch dies Mal ganz von Metall und sechs bis neun Fuß im Halbmesser zu machen, weil er hier, wie bei seinen Fernröhren, durch Größe der Werkzeuge erzwingen wollte, was er vielmehr durch vollkommnere Ausarbeitung derselben hätte zu erreichen streben sollen. Im J. 1655 begann er mit Hülfe eines Mechanikers die Arbeit; da dieser vor Beendigung des Werkes starb, so vollendete dasselbe ein andrer geschickter Künstler, Wolfgang Günther. Nun

wurde aber auch eine größere Sternwarte als die bisherige nöthig, wobei es H. zu statten kam, daß drei seiner Häuser, die dicht neben einander lagen, gleiche Höhe hatten und also leicht durch eine darüber gelegte Platteform verbunden werden konnten. Auf diese Platteform wurde der Drehpavillon für den Quadranten, ein andrer für einen neuen sechsfüßigen Sextanten und zwischen beiden ein dritter Pavillon zur Bequemlichkeit des Astronomen, zur Aufnahme der nöthigen kleinen Instrumente, der Schreibmaterialien rc. errichtet. Die Sternwarte hatte nach allen Seiten eine freie und schöne Aussicht und gewährte für die damalige Art zu beobachten alle mögliche Bequemlichkeit. Voll Hoffnung glücklichen Erfolgs fing daher H. im J. 1657 seine Beobachtungen von neuem an, wobei ihn, wie schon erwähnt, nach dem Tode und Abgange mehrer Gehülfen seine zweite Frau treulich unterstützte. Um nun, wie er es wünschte, alle seine Beobachtungen zugleich mit einer genauen Beschreibung seiner Instrumente und Beobachtungsmethoden vollständig bekannt zu machen, nahm H., um nicht durch die vielen dazu nöthigen Abbildungen zu lange aufgehalten zu werden, einen Zeichner und einen Kupferstecher an, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, den ersten Theil seiner machina coelestis im J. 1673 herauszugeben. Ein Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London, Robert Hooke, trat jetzt mit einer bittern Kritik[6]) gegen H. auf; Hooke hatte nämlich schon früher dem H., als ein Gegengeschenk für Werke, die ihm dieser übersandt hatte, eine Beschreibung dioptrischer Fernröhre und ihrer Anwendung auf Meßinstrumente zugeschickt. H. aber weigerte sich, von solchen Instrumenten, die übrigens, wie man zu seiner Entschuldigung bedenken muß, damals wol noch sehr unvollkommen sein mochten, Gebrauch zu machen, und behielt seine früher gebrauchten einfachen Dioptern bei, mit welchen er, bei der Schärfe seiner Augen und seiner vieljährigen Übung, ebenso große Genauigkeit erreichen zu können behauptete. Hierdurch gereizt und vielleicht auch empfindlich darüber, daß ihm H. nicht, wie andern londner Gelehrten, ein Exemplar der Machina coelestis schenkte, griff nun Hooke unsern H. in einem stolzen meisternden Ton an, erklärte dessen Beobachtungen für unbrauchbar und vermaß sich zu behaupten, er selbst könne vermittels eines mit Fernröhren versehenen Sextanten 40, ja 60 Mal genauer beobachten als H. Der Streit zog sich in die Länge; als daher im J. 1679 H.'s Beobachtungen selbst im zweiten Theile der Machina coelestis erschienen, fand es die londoner Gesellschaft der Wissenschaften nöthig, den Dr. Halley (s. d. Art.) nach Danzig zu senden, um Beobachtungen, die er dort mit einem Instrumente von der neuern Art anstellen sollte, mit den gleichzeitig von H. an dessen Instrumenten gemachten Beobachtungen zu vergleichen. Diese Prüfung fiel zu Gunsten des H. aus, legte jedoch den Streit zwischen ihm und Hooke noch nicht ganz bei. Ein großer Unglücksfall traf am 26. Sept. desselben Jahres 1679 unsern H., indem in der Nacht eine Feuersbrunst, angelegt von einem rachsüchtigen Knechte, sieben Häuser H.'s mit allem Geräth und leider auch die darauf angelegte schöne Sternwarte mit ihren Instrumenten, zugleich auch die Bibliothek, die Buchdruckerei und fast alle noch übrige Exemplare von H.'s Schriften in Asche legte. Unter den wenigen, beim Beginnen des Feuers geretteten Sachen befanden sich glücklicher Weise die Handschriften Keplers, welche H. auf seinen Reisen von Keplers Sohne, Hardwig, gekauft hatte[7]), ferner auch ein Theil seiner eignen Manuscripte, namentlich der noch nicht ganz fertige Fixsternkatalog, sodann mehre Bücher, einige der schlechtern Instrumente und die Kupferplatten zu den bisher herausgegebenen Werken. Alles Übrige war unwiderbringlich verloren, und wenngleich die Könige von Polen und Frankreich ihm bei dieser Gelegenheit ansehnliche Geschenke machten, so wurde doch dadurch sein Verlust, den man auf 30,000 Thaler schätzte, bei weitem nicht ersetzt. Wahre Seelengröße bewies unser H., indem er nicht allein sein Unglück mit christlicher Gelassenheit ertrug, sondern auch den Urheber desselben nicht einmal verfolgte und manchen Personen, welche sich dabei nichts weniger als wohlwollend gezeigt hatten, von Herzen verzieh, und mit unerschüttertem Muth auch jetzt noch in seinem 69. Lebensjahre nur auf Herstellung einer neuen Sternwarte und neuer Instrumente bedacht war, wodurch er schon im J. 1682 im Stande war, den berühmten Halley'schen Kometen zu beobachten. Auch die Arbeiten über den Fixsternkatalog setzte er fort und beabsichtigte, denselben zugleich mit neuen Sternkarten und einer neuen Himmelskugel herauszugeben. Es gelang ihm indessen nur noch, seine neuen Beobachtungen mit einer weitläufigen Vertheidigung der frühern im J. 1685 bekannt zu machen; bald darauf nöthigten ihn heftige Steinschmerzen, alle weitern Arbeiten aufzugeben und eben dies Übel führte auch seinen Tod herbei. Er starb am 28. Jan. 1687, grade an seinem Geburtstage nach vollendetem 76. Jahre. Seine Witwe legte auf die hinterlassenen Papiere des Verewigten noch hohen Werth und gab auch noch einige nicht ganz vollendete Werke desselben heraus; die übrigen Erben aber verschleuderten späterhin den Nachlaß; einer von ihnen ließ aus der Kupferplatte der großen Mondskarte ein Theebret machen, die übrigen Platten wanderten zum Kupferschmied. Würdiger benahmen sich die spätern Nachkommen H.'s; sie setzten ihm ein Monument und feierten hundert Jahre nach seinem Tode sein Ehrengedächtniß. Noch im J. 1790 schenkte der König Stanislaus Augustus von Polen dem Gerichte der Altstadt Danzig, dessen Mitglied H. 46

6) Animadversions on the first part of the Machina coelestis of the honourable learned and deservedley famous Joh. Hevelius etc. (Lond. 1674. 4.).

7) H. hatte die Absicht, diese Handschriften in Druck zu geben, führte dies aber nicht aus. Nach seinem Tode verkaufte sein Schwiegersohn Lange jene Papiere im J. 1707 an Michael Gottlob Hansch für 100 Gulden. Dieser gab einen Theil der Briefe heraus und verpfändete das übrige im J. 1721 zu Frankfurt für 828 Gulden, von wo es auf v. Murr's Betrieb im J. 1774 nach Petersburg für 1000 Rubel verkauft wurde.

Jahre lang gewesen war, eine metallne Büste desselben, die jetzt in dem Versammlungssaale der dortigen naturforschenden Gesellschaft aufgestellt ist.

Werfen wir einen Rückblick auf das Leben H.'s, so finden wir in ihm freilich nicht das Genie eines Kepler oder Herschel, wol aber den unermüdlichen Fleiß und die sich aufopfernde Liebe für die Wissenschaft eines Tycho von Brahe. Seine Instrumente, wie er sie in der Selenographie und im ersten Bande der Machina coelestis beschreibt, gehörten, obschon sie keine Vergleichung mit den Werkzeugen eines Bessel oder Struve aushalten, zu den vollkommensten seiner Zeit. Seine Meßinstrumente wurden dadurch, daß er den Mangel teleskopischer Dioptern durch die Größe des Halbmessers zu ersetzen suchte, unbehülflich und wandelbar; sodaß, obgleich er weder Mühe noch Kosten scheuete, und die Theilung des Limbus, sowie andre Stücke der Arbeit, welche große Genauigkeit erfoderten, selbst übernahm, auch die größtmögliche Übung und Schärfe des Auges besaß, dennoch diese Vortheile großentheils wieder verloren gingen. Bei Verbesserung seiner Uhren kam er gleichzeitig mit Huyghens oder vielleicht noch etwas früher auf die Erfindung der Pendeluhren, und ließ zwei dergleichen von seinem Uhrmacher verfertigen; während jedoch diese noch in der Arbeit waren, machte Huyghens im J. 1658 die Erfindung bekannt [8]), deren Theorie er freilich viel gründlicher abhandelte, als sie unserm H. bekannt sein mochte. Die innere Einrichtung von H.'s Fernröhren war die gewöhnliche, nur schliff er die Gläser dazu selbst und erfand für die größeren eine eigne Aufstellung. Das schon erwähnte 150füßige Fernrohr war seiner Größe halber nicht auf der Sternwarte, sondern auf dem Landhause H.'s an einem 90 Fuß hohen Maste aufgerichtet, und war, um nicht zu schwer zu werden, der Länge nach nur auf zwei Seiten durch Bretter geschlossen, zwischen welche von drei zu drei Füßen viereckige, jedes mit einem runden Loche versehene, Brettchen eingesetzt waren. Das Objectiv dazu war von dem geschickten Optiker Buratini in Warschau geschliffen. Indessen hat H. mit diesem ungeheuern Fernrohre schwerlich viel beobachtet, da in jedem Falle die unvermeidliche Biegung der Röhre und das falsche Licht, welches von den offnen Seiten herein fiel, sehr hinderlich sein mußten, obgleich H. selbst das Gegentheil behauptete. Ein von H. erfundnes optisches Werkzeug, dem er den Namen Polemoskop gab, bestand aus einem Fernrohr, in welchem das Objectiv an der Seite, und hinter demselben unter 45 Grad Neigung ein ebener Spiegel angebracht ist, sodaß man die zur Seite liegenden Gegenstände durch das Rohr erblickt. H. meinte, dies Werkzeug könne im Kriege sehr nützlich werden, daher obiger Name.

Über H.'s Beobachtungen der einzelnen Himmelskörper möge hier außer dem, was schon angeführt worden ist, noch Folgendes bemerkt werden. Seine Beobachtungen der Sonne im Mittagskreise konnten bei der Unvollkommenheit des dabei gebrauchten Azimuthalquadranten nicht genau sein; doch hat er aus diesen Beobachtungen durch Vergleichung mit den Bestimmungen der alten Astronomen Elemente der Sonnenbahn und Sonnentafeln hergeleitet, die, wenn nicht besser als die Kepler'schen, doch auch nicht eben schlechter sind. H.'s Sonnentafeln kamen übrigens nie in Gebrauch, weil sie die damals allgemein verbreiteten Rudolphinischen Tafeln von Kepler nicht übertrafen. Die Sonnenflecke beobachtete H. nur in den Jahren 1642—45, wenigstens hat er keine spätern Beobachtungen bekannt gemacht (vergl. Selenographia p. 500 sq.). Er bediente sich dabei des Scheiner'schen Verfahrens, indem er das Sonnenbild durch ein Fernrohr in ein dunkles Zimmer auf Papier fallen ließ, es zeichnete, und die Zeichnungen selbst genau und sauber in Kupfer stach. Die Sonne hält H. für eine feurige Kugel, die sich in ungefähr 27 Tagen um ihre Are zu drehen scheine. Die Sonnenflecken entstehen, seiner Meinung nach, dicht bei der Sonne aus sehr feinen Dünsten, welche von derselben aufsteigen, aber erst dann sichtbar werden, wenn sie sich zusammengeballt haben. Seine übrigen Beobachtungen und Größenbestimmungen der Flecken stimmen ziemlich mit denen der neuern Astronomen überein. Für die Zeichnung der Mondskarte bediente sich H. gleichfalls des schon erwähnten Scheiner'schen Verfahrens, jedoch des schwachen Lichtes wegen nur bei den größern Flecken, die er in Umrissen zeichnete, und dadurch ein Netz entwarf, in welches er nun die übrigen Flecken und Schattirungen nach seinem scharfen Augenmaße eintrug. Die Höhen der Mondsberge bestimmte H., wie schon früher Galilei, dadurch, daß er in den Quadraturen die Entfernung der erleuchteten Bergspitze von der Lichtgrenze maß. Zur Benennung der Mondsflecke wollte H. Anfangs, wie es nachher seit Riccioli gewöhnlich geworden ist, die Namen berühmter Mathematiker und Philosophen wählen, fürchtete jedoch manchem seiner Zeitgenossen, ohne es zu wollen, wehe zu thun, wenn er ihm einen minder ausgezeichneten Platz anwiese als Andern [9]). Deshalb entlehnte er seine Benennungen lieber von Theilen der Erdoberfläche, die ihm der Mondsoberfläche in Ansehung ihrer Berge, Thäler und Meere sehr ähnlich schienen. Auch eine bedeutende Atmosphäre nahm H. um den Mond, sowie um Merkur, Venus, Jupiter und Saturn, an. Den Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe im J. 1639 am 24. Nov. a. St. hatte H. zwar nicht selbst beobachtet, machte aber in seiner Schrift über den von ihm beobachteten Merkursdurchgang eine ihm von Huyghens zugesandte Abhandlung des früh verstorbenen Horrox über jenen Venusdurchgang bekannt. Die Flecken des Mars scheint H. nicht bemerkt zu haben, wol aber sah er die Streifen des Jupiter, für dessen Umdrehung um seine Are er jedoch eine viel zu lange Zeit annahm. Die vier Trabanten des Jupiter beobachtete er fleißig, und bestimmte die scheinbare Größe, welche dieselben vom Jupiter aus gesehen haben müssen, ziemlich genau. Die fünf neuen Monde des Jupiter, welche der Pater Anton Maria

8) Mach. coel. Pars I. p. 366.

9) Selenographia, p. 224 sq.

von Rheita am 29. Dec. 1642 entdeckt haben wollte, hatte H. schon vorher richtig für Fixsterne erkannt. Auch den von Huyghens entdeckten Mond des Saturn beobachtete H. ziemlich richtig. Die Kometen läßt H. dadurch entstehen, daß sich die im Weltraume schwebenden feinern Ausdünstungen der Sonne und der Planeten zusammen ballen. Der Komet nehme daher auf seinem Wege zur Sonne an Größe und Glanze zu, indem er immer mehr solche Ausdünstungen an sich reiße; auf dem Rückwege des Kometen aber zöge jeder Planet das Seinige wieder an sich, daher sich der Komet nach und nach wieder auflöse. Ebenso unhaltbar erklärt H. die Entstehung der Schweife und der Bahnen der Kometen, obgleich er die Bahnen richtig als parabolisch annimmt, wobei jedoch noch nicht an die eigentliche strenge Newton'sche Theorie gedacht werden darf. Besser als H.'s Theorien sind seine Beobachtungen, nach welchen Halley die Bahn der Kometen von 1652, 1661, 1664, 1665 und 1672 berechnete. Was H. in Bezug auf die Fixsterne leistete, sind Ortsbestimmungen und die Anfertigung eines großen Sternverzeichnisses, über deren Werth schon oben das für unsern Zweck Nöthige gesagt worden ist. Der physischen Beschaffenheit nach hält H. die Fixsterne für Sonnen, bei denen die Axendrehung und das Aufsteigen der Dünste das Funkeln und bei einigen den Lichtwechsel hervorbringe. H. suchte auch Parallaxe und Größe der Fixsterne zu bestimmen, wobei aber die Mangelhaftigkeit seiner Instrumente ihn zu Fehlschlüssen verleitete. Ebenso erging es ihm auch bei Bestimmung der Strahlenbrechung, welche er für die Sonne, für die Planeten, Kometen und Fixsterne verschieden annahm.

H.'s Schriften, welche jetzt fast alle zu den literarischen Seltenheiten gehören [10]), sind nach chronologischer Ordnung folgende: I) **Selenographia sive Lunae descriptio atque accurata, tam macularum ejus, quam motuum diversorum, aliarumque omnium vicissitudinum phasiumque, telescopii ope deprehensarum, delineatio. In qua simul caeterorum omnium planetarum nativa facies, variaeque observationes, praesertim autem macularum solarium atque jovialium, tubospicillo acquisitae, figuris accuratissime aeri incisis, sub aspectum ponuntur: nec non quam plurimae astronomicae, opticae, physicaeque quaestiones proponuntur atque resolvuntur. Addita est lentes expoliendi nova ratio; ut et telescopia diversa construendi et experiendi, horumque adminiculo varias observationes coelestes, inprimis quidem eclipsium, cum solarium tum lunarium, exquisite instituendi itemque diametros stellarum veras via infallibili determinandi methodus; eoque quidquid praeterea circa ejusmodi observationes animadverti debet, perspicue explicatur. Gedani edita, anno aerae Christianae 1647. Autoris sumtibus, typis Hünefeldianis. Fol.** Sieben Bogen Zueignung an seine Vaterstadt, Vorrede, Lobgedichte und Inhaltsanzeige; 563 Seiten Text und Register; 112 Kupfertafeln, ohne die in den Text eingedruckten. Das kostbarste Exemplar dieses Werks, welches im J. 1768 mit 90 Thalern bezahlt wurde, befindet sich jetzt auf der Rathsbibliothek in Danzig und enthält sehr künstlich, wahrscheinlich von H. selbst, illuminirte Figuren. II) **Eclipsis Solis observata. Gedani, anno a nato Christo 1649 die 4. Novembris St. Greg. Fol.** 1 Bog. mit einer vom Beobachter selbst gestochnen Kupfertafel, ohne besondern Titel als ein Brief an den danziger Professor Laurentius Eichstädt gedruckt. Die Beobachtung steht auch im zweiten Theile der **Machina coelestis p. 17.** III) **Observatio eclipseos solaris. Gedani anno aerae christianae 1652, die 8. Aprilis a J. Hevelio peracta. Fol.** 2 Bogen mit einer eingedruckten Kupfertafel, ohne besondern Titel als ein Brief an die Mathematiker Pet. Gassendi und Ismael Boulliaud gedruckt. Die Beobachtungen stehen auch **Mach. coel. T. II. p. 18.** IV) **Epistola de motu Lunae libratorio in certas tabulas redacto; ad perquam reverend. praeclariss. atque doctiss. virum P. Joh. Bapt. Ricciolum cet. (Gedani 1654.) Sumtibus auctoris. Fol.** 12 Bogen und 4 Kupfertafeln. Riccioli hatte aus Misverständniß in seinem **Almagestum novum p. 212** dem H. einen Irrthum Schuld gegeben. Dagegen vertheidigt sich H. freundschaftlich und theilt zugleich seine weitern Beobachtungen über die Schwankungen des Mondes und seine Theorie derselben mit. V) **Epistola de utriusque luminaris defectu anni 1654; ad generos. et magnif. dominum Pet. Nucerum, sereniss. reginae Poloniae et Sueciae consiliarium et secretarium etc. (Gedani 1654.) Sumtib. Autoris. Fol.** 6 Bogen Text mit 2 Kupfertafeln. Beide vorgehende Briefe haben fortlaufende Signaturen und Seitenzahlen, und kommen gewöhnlich unter dem gemeinschaftlichen Titel vor: **Epistolae II. Prior de motu lunae libratorio etc., posterior de utriusque luminaris defectu etc., (1654.)** 72 Seiten. Auch findet man alle vier bisher genannten Briefe verbunden unter dem Titel: **Epistolae IV. 1) De observatione deliquii solis, anno 1649. habita etc. 2) De eclipsi solis anno 1652 observata etc. 3) De motu lunae libratorio etc 4) De utriusque luminaris defectu anni 1654 etc. (Gedani 1654.)** $21\frac{1}{2}$ Bogen mit 8 Kupfertafeln. VI) **Dissertatio de nativa Saturni facie, ejusque variis phasibus certa periodo redeuntibus. Cui addita est tam eclipseos solaris anni 1656 observatio quam diametri Solis apparentis accurata dimensio. (Gedani 1656.) Sumtibus auctoris. Fol.** 1 Bogen Zueignung (an den Herzog von Orleans, Oheim Ludwigs XIV.) 40 Seiten Text mit 4 Kupfertafeln. VII) **Mercurius in sole visus (Gedani,**

---

10) Alle Werke H.'s sind schön, zum Theil prächtig, gedruckt. Von den meisten gibt es zweierlei Exemplare, die einen auf vorzüglich weißem Papier im größern, die andern auf gewöhnlichem Papier in etwas kleinerm Folioformate; jene wurden verschenkt, diese verkauft. Alle vor dem Brande 1679 gedruckte Werke H.'s sind selten, jedoch nicht in gleichem Grade, vergl. darüber: Hevelius, oder Anekdoten und Nachrichten zur Geschichte dieses großen Mannes. In Briefen mit erläut. Zusätzen und Beilagen v. Karl Benj. Lengnich (Danzig 1780.). Ein Werk, welches viele wichtige Beiträge zur Lebensbeschreibung H.'s enthält, mir aber nicht zu Gebote stand.

anno Christiano 1661 die tertio Maji, cum aliis quibusdam rerum coelestium observationibus, rarisque phaenomenis. Cui annexa est Venus in Sole pariter visa anno 1639 d. 24. Nov. St. V. Liverpoliae a Jeremia Horroxio: nunc primum edita notisque illustrata. Quibus accedit succincta historiola novae illius ac mirae stellae in collo Ceti certis anni temporibus clare admodum affulgentis, rursus omnino evanescentis. Nec non genuina delineatio paraselenarum et pareliorum quorundam rarissimorum (Gedani, Auctoris typis et sumtibus. 1662. Fol.). Zueignung an Ismael Boulliaud ein Bogen, dann 181 Seiten Text und Register nebst zehn Kupfertafeln. VIII) Prodromus cometicus, quo historia cometae 1664 exorti, cursum faciesque diversas capitis et caudae accurate delineatas complectens, nec non dissertatio de cometarum omnium motu, generatione, variisque phaenomenis exhibetur. (Gedani, Auctoris typis et sumtibus, 1665. Fol.) Zwei Seiten Zueignung an den berühmten Colbert, 64 Seiten Text nebst drei Kupfertafeln. IX) Descriptio cometae anno aerae Christianae 1665 exorti, cum genuinis observationibus tam nudis quam enodatis, mense Aprili habitis Gedani. Cui addita est Mantissa prodromi cometici, observationes omnes prioris cometae 1664, ex iisque genuinum motum accurate deductum, cum notis et animadversionibus exhibens. Ad sereniss. Leopoldum, Etruriae principem. (Gedani, Auctoris typis et sumtibus, 1666. Fol.) 2½ Bogen Zueignung und Vorrede, 188 Seiten Text nebst vier Kupfertafeln. X) Cometographia, totam naturam cometarum, utpote sedem, parallaxes, distantias, ortum et interitum, capitum caudarumque diversas facies affectionesque, nec non motum eorum summe admirandum, beneficio unius ejusque fixae et convenientis hypotheseos exhibens. In qua universa insuper phaenomena quaestionesque de cometis omnes rationibus evidentibus deducuntur, demonstrantur ac iconibus aeri incisis plurimis illustrantur. Cumprimis vero cometae anno 1652, 1661, 1664 et 1665 ab ipso auctore summo studio observati aliquanto prolixius pensiculatiusque exponuntur, expenduntur atque rigidissimo calculo subjiciuntur. Accessit omnium cometarum a mundo condito hucusque ab Historicis, Philosophis et Astronomis annotatorum historia, notis et animadversionibus Auctoris locupletata, cum peculiari tabula cometarum universali. (Gedani, Auctoris typis et sumtibus, 1668. Fol.) Acht Bogen Zueignung an Ludwig XIV., Vorrede, Privilegien, Inhaltsanzeige und Lobgedicht von Titius; 913 Seiten Text und 11½ Bogen Register nebst 38 Kupfertafeln. XI) Epistola de cometa anno 1672 mense Martio et Aprili Gedani observato. Ad illustr. et celeberr. virum dominum Henr. Oldenburgium cet. (Gedani, Auctoris typis et sumtibus, 1672. Fol.) Drei Bogen und ein Kupfer. XII) Machinae coelestis pars prior, organographiam seu instrumentorum astronomicorum omnium, quibus Auctor hactenus sidera rimatus ac dimensus est, accuratam delineationem et descriptionem, plurimis iconibus aeri incisis illustratam et exornatam exhibens: cum aliis quibusdam tam jucundis quam scitu dignis ad mechanicam opticamque artem pertinentibus; inprimis de maximorum tuborum constructione et commodissima directione, nec non nova ac facillima lentes quasvis ex sectionibus conicis expoliendi ratione. (Gedani, Auctoris typis et sumptibus, 1673. Fol.) Zwei Bogen Zueignung an Ludwig XIV. und Inhaltsanzeige, 464 Seiten Text und Register nebst 30 Kupfertafeln, welche größtentheils von Andr. Stech gezeichnet und von J. Saal gestochen. XIII) Epistola ad amicum de cometa anno 1677 Gedani observato. Fol. ein Bogen. Dies ist das seltenste von H.'s Werken, indem, soviel bekannt ist, nur drei Exemplare davon vorhanden sind, nämlich eins in Paris, welches ehemals Lalande gehörte, das zweite in Breslau in der Bibliothek des Prof. Scheibel, das dritte in Danzig unter der vollständigen Sammlung von H.'s Schriften, welche die dortige naturforschende Gesellschaft besitzt. Die in diesem Briefe enthaltenen Beobachtungen befinden sich auch im zweiten Bande der Machina coelestis. XIV) Machinae coelestis pars posterior, rerum uranicarum observationes, tam eclipsium luminarium, quam occultationum planetarum et fixarum; nec non altitudinum meridianarum solarium, solstitiorum et aequinoctiorum; una cum reliquorum planetarum fixarumque omnium hactenus cognitarum, globisque adscriptarum aeque ac plurimarum hucusque ignotarum observatis; pariter quoad distantias altitudines meridianas et declinationes; additis innumeris aliis notatu dignissimis, atque ad astronomiam excolendam maxime spectantibus rebus, plurimorum annorum, summis vigiliis, indefessoque labore ex ipso aethere haustas, permultisque iconibus, Auctoris manu aeri incisis, illustratas et exornatas, tribus libris exhibens. Gedani. In aedibus auctoris, ejusque typis et sumtibus imprimebat Simon Reiniger. Anno 1679. Fol. Zwei Bogen Zueignung an Johann III. von Polen, 46 Seiten Vorrede, dann ordo figurarum, 3½ Bogen Lobgedichte, 840 und 446 Seiten Text nebst Register. Mit 42 Kupfertafeln. Dieser zweite Theil der Machina coelestis enthält das zweite, dritte und vierte Buch des Werkes, indem der erste Theil das erste Buch ausmacht. In der Vorrede spricht H. von der Mangelhaftigkeit des Tychonischen Fixsternverzeichnisses, und sagt, daß diese ihn bewogen habe, selbst ein vollständigeres Verzeichniß auszuarbeiten. Das zweite Buch (also das erste dieses Bandes) enthält die sämmtlichen Ortsbestimmungen am Himmel mit Einschluß der schon früher bekannt gemachten bis zum 8. Januar 1679. Im dritten Buche theilt H. die Resultate des zweiten Buches in Hinsicht auf die Sonne, den Mond und die Planeten, und im vierten in Hinsicht auf die Fixsterne mit; die letztern beiden Bücher geben also eine vollständige und geordnete Zusammenstellung der Beobachtungen; auch sind im dritten Buche noch die verbesserten Beobachtungszeiten, im vierten die Fixsternabstände andrer Astronomen beigefügt. Nächst

der Epistola ad Amicum ist dieser zweite Theil der Machina coelestis das seltenste von H.'s Werken, indem die meisten Exemplare davon bei der obenerwähnten Feuersbrunst am 26. Sept. 1679 mit verbrannt sind. Indessen hatte der Verfasser, wie er selbst an Rabener schreibt [11]), doch schon 90 Exemplare verschenkt und nach dem Brande nur noch ein einziges übrig behalten, welches einem Grafen von Schwerin in Berlin zu Theil wurde. Manche Exemplare dieses Theils enthalten nur das zweite und dritte, manche sogar nur das zweite Buch. Die Rathsbibliothek zu Danzig besitzt von beiden Theilen der Mach. coel. ein schön illuminirtes Exemplar, welches von einem Nachkommen des H., dem Kaufmanne C. E. Broen, mit 651 Thalern bezahlt wurde. Einige andre noch übrige Exemplare findet man verzeichnet in *Lalande*, Bibliographie astron. p. 290, *Delambre*, Hist. de l'astron. moderne. T. II. p. 467, v. Zach's geograph. Ephemeriden 1798. 1. B. S. 229. 2. B. S. 573. Auch die Universitätsbibliothek in Halle besitzt ein vollständiges Exemplar, welches ich in den ebengenannten Werken nicht erwähnt finde. XV) Annus climactericus seu rerum uranicarum observationum annus quadragesimus nonus, exhibens diversas occultationes tam planetarum quam fixarum post editam machinam coelestem, nec non plurimas altitudines meridianas solis ac distantias planetarum fixarumque eo anno quousque divina concessit benignitas impetratas; cum amicorum nonnullorum epistolis ad rem istam spectantibus et continuatione historiae stellae novae in collo ceti et annotatione rerum coelestium (Gedani, sumtibus Auctoris, 1685. Fol.). Zwei Bogen Zueignung an den danziger Bürgermeister Krummhausen, 24 S. Vorrede, 196 S. Text und Register, nebst sieben Kupfertafeln vom Verfasser gestochen. XVI) Prodromus Astronomiae exhibens fundamenta, quae ad novum plane et correctiorem stellarum fixarum catalogum construendum, quam ad omnium planetarum tabulas corrigendas omnimode spectant, nec non novas et correctiores tabulas solares aliasque plurimas ad astronomiam pertinentes, utpote refractionum solarium, parallaxium, declinationum, angulorum eclipticae et meridiani, ascensionum rectarum et obliquarum horizonti Gedanensi inservientium, differentiarum ascensionalium, motus item et refractionum stellarum fixarum. Quibus additus est uterque catalogus stellarum fixarum tam major ad annum 1660, quam minor ad annum completam 1700. Accessit corollarii loco tabula motus Lunae libratorii ad bina secula proxime ventura prolongata, brevi cum descriptione ejusque usu (Gedani, 1690. Fol.). Zwei Bogen Zueignung der Witwe H.'s an Johann III. von Polen. Zwei Bogen Cenotaphium von Schmieden. 350 S. Text, und 3½ Bogen Register. Das Fixsternverzeichniß hat, der fortlaufenden Seitenzahl ungeachtet, folgenden besondern Titel: Catalogus stellarum fixarum ex observationibus multorum annorum indefesso labore Gedani habitis constructus, supputatus, correctus ac plurimis stellis hactenus nondum a quopiam rite observatis locupletatus. Exhibens tam longitudines quam latitudines, quam ascensiones rectas et declinationes ad annum Christi completum 1660. Cui annexa sunt quorundam illustrissimorum virorum loca, ad eundem annum reducta, earum videlicet fixarum ab ipsis observatarum, secundum nempe longitudinem et latitudinem, utpote Tichonis Brahaei, Principis Hassiae, Riccioli, Ulugh Beighii et Ptolemaei, quo protenus cuique pateat, quousque observationes omnium inter se conveniant vel discrepent (Gedani, sumptibus auctoris, 1687). Dieser Katalog ist also noch bei Lebzeiten H.'s gedruckt, das Übrige des Werks nach seinem Tode. XVII) Firmamentum Sobiescianum s. Uranographia, totum coelum stellatum utpote tam quodlibet sidus, quam omnes et singulas stellas secundum genuinas earum magnitudines nudo oculo, et olim jam cognitas et nuper primum detectas, accuratissimisque organis rite observatas, exhibens et quidem quodvis sidus in peculiari tabella in plano descriptum, sic ut omnia conjunctim totum globum coelestem exactissime referant, prout ex binis hemisphaeriis majoribus, boreali scilicet et australi adhuc clarius unicuique patet (Gedani, 1690. Fol.). 21 Seiten Einleitung und 56 Kupfertafeln von Andr. Stech gezeichnet und von Karl Delahaye gestochen. Auf dem Kupfertitel steht die Jahrzahl 1687, auf beiden Hemisphären aber 1686. Auch hat dieses Werk, welches ohnehin mit dem prodromus oder vielmehr mit dem Sternverzeichnisse dem Inhalte nach in Verbindung steht, mit jenem einen gemeinschaftlichen Schmutztitel: Prodromus Astronomiae cum Catalogo fixarum et firmamentum Sobiescianum. Gedruckte Briefe von H. findet man in seinem Annus climactericus, in den Philosophical Transactions 1—16. Band, in den Acta Eruditorum der Jahre 1682—84, in *Lubienietzki*, Theatrum cometicum Tom. I., in *Pet. Gassendi*, opera, in der Sylloge nova epist. varii argumenti (Norimb. 1760—66), in v. Murr's Journal zur Kunstgeschichte 17. Th., in v. Zach's monatlicher Correspondenz 8. B. und in (Geo. Serpil's) Verzeichniß einiger rarer Bücher (Frankfurt und Leipzig 1723). Die Beobachtungen H.'s, welche in den Philos. Transact. und in den Act. Erud. bis zum J. 1684 mitgetheilt sind, kommen auch im zweiten Theile der Mach. coelest. und in dem Annus climact. wieder vor. Von den an ihn gerichteten Briefen ausgezeichneter Männer und seinen Antworten hatte H. im J. 1683 eine 16 Foliobände anfüllende Sammlung, welche von seinen Erben im J. 1726 an einen der Brüder de l'Isle, als dieser auf der Reise nach Petersburg durch Danzig kam, für 100 Dukaten verkauft wurde [12]). Nach de l'Isle's Tode kam diese Sammlung an Godin, und blieb, wie Mon-

11) Sylloge nova epistolarum varii argumenti. (Norimb. 1764.) T. IV. p. 160.

12) Nach Lalande's Angabe waren es 13 Bände Correspondenz und vier Bände Beobachtungen, zusammen also 17 Bände, Fol.

tucla sagt, als Godin in Spanien starb, im Besitze des Königs von Spanien; nach Lalande befindet sie sich im dépôt de la marine zu Paris, nach Delambre auf der dortigen königlichen Sternwarte. Eine kurze Anzeige dieser Sammlung steht im neunten Supplementbande der Act. Erud. S. 359 fg. Einen Auszug, der aber fast nur die Lobeserhebungen auf H. enthält, gab der Secretair Olhof unter dem Titel: Excerpta ex literis ill. et clariss. virorum ad D. Johannem Hevelium conscriptis, judicia de rebus astronomicis ejusdemque scriptis exhibentia (Gedani 1683. 4.) heraus. Daß H. selbst die leider nicht vollführte Absicht hatte, jene wichtige Sammlung in Druck zu geben, erhellt aus einem dem zweiten Theile der Mach. coelest. angebundnen Blatte, worauf er die noch von ihm herauszugebenden Schriften nennt.

Außer dem vorher angeführten Werke von Lengnich enthält die besten Nachrichten über H.: Leben, Studien, und Schriften des Astronomen Johann Hevelius von J. H. Westphal (Königsberg 1820) 8 und 122 S., warin auch die kleinern Schriften über H. genannt und beurtheilt sind. Vergl. Joh. Bernoulli, Reise durch Brandenburg, Pommern rc. (Leipzig 1779.) 1. B. S. 234 fg.; v. Zach, Monatl. Corresp. 8. B. S. 30 fg., S. 362 fg., S. 403 fg.; Astronomie par *Jérome le Français* (*La Lande*) T. I. §. 488—491; *Hutton*, Mathem. and philos. Dict. Art. Hevelius; *Montucla*, Hist. des Mathém. nouv. édit. T. II. p. 628. 637—640; *Delambre*, Hist. de l'astron. moderne T. II. p. 435—495. Von Delambre ist auch der lesenswerthe Artikel Hevelius in der Biographie univ. T. 20. (*Gartz.*)

HÖVELN (von), 1) Gotthard, ein Sohn des lübecker Bürgermeisters gleiches Namens, wurde den 6. Mai 1578 Rathsherr in Lübeck und 1589 Bürgermeister, hatte in den damaligen bürgerlichen Unruhen vielen Verdruß, behauptete aber des Senats Ansehen mit Muth und Entschlossenheit und starb den 16. März 1609, nachdem er eine Apologie oder Hintertreibung eines Schandgedichts (Lübeck 1605. 4.) hatte drucken lassen [1]). Ebenso heißt ein Sohn von Christian von H., welcher zu Lübeck am 21. Oct. 1603 geboren. Er studirte zu Königsberg, Gröningen und Straßburg, bereiste England, Holland und Frankreich, kam 1628 zurück, wurde 1640 Senator in Lübeck und 1654 Bürgermeister; legte aber 1669 wegen der bürgerlichen Unruhen sein Amt nieder, zog nach Glückstadt, ward am 9. Jun. 1669 vom Könige Friedrich III. zum dänischen Rath und Vicekanzler von Schleswig und Holstein ernannt, und starb den 14. Febr. 1671. Er hinterließ ein Manuscript: Ursachen, warum er das Bürgermeisteramt niedergelegt, nebst andern Schriften, die sich auf die damaligen Unruhen beziehen [2]). (*Rotermund.*)

2) Johann, s. Hövel.

3) Konrad, im Jahre 1630 auf einem Landgute bei Hamburg geboren, beschäftigte sich mit Geschichte, Poesie und der teutschen Sprache, trat 1661 in die Zesische teutschgesinnte Genossenschaft unter dem Namen des Höflichen, und in Ristens Schwanenorden unter dem Namen Candorin, hielt sich 1669 zu Lübeck auf, und schrieb: Geistliche Tagübung, in sich begreiffend Morgen- und Abendsegen, mit drei Dank- und Tischliedern, mit Melodien (Kopenhagen 1653); Rationes orthographicae (1656); die wieder auflebende Adelrune oder des alt und neu Schwedens Herrlichkeit. Ein Schauspiel (Stockh. 1663); Candorin's Entwurf der Ehren-, Tanz- und Singschauspiele, in fünf Theilen (1663); Die Freuden, Trauer- und Scherz-Schauspiele, Entwurf (1664); Heldenlust und Geschichtspiel üben (Halberst. 1665); Abgefaßter Kometenentwurf Candorin's (1665. 4.) — Candorin's weit aussehende Wunder über Wunder, sammt den neuen Sternerscheinungen des Jahres 1665 (Lübeck 1665. 4.); Candorin's Zimberschwan (Ebendas. 1665); Lübecks glaub- und besehenswürdige Herrlichkeit (1666); Ratzeburgs Merkwürdigkeiten (Lüb. 1667); Hamburgs besehenswürdige Herrlichkeiten (Ebendas. 1668); Lüneburgs Vortrefflichkeit (Ebendas. 1668); Thränfließender Zimberschwan (Ebendas. 1669); Candorin's vollkommner teutscher Gesandter (Frankf. 1679. 12.) [3]). (*Rotermund.*)

HOVEN (Johann David von), Professor der alten Literatur, der Theologie und des Naturrechts zu Campen in der batavischen Provinz Oberyssel, Sohn eines reichen Kaufmanns und Manufakturisten zu Hanau, wo er den 20. Aug. 1705 geboren war, Abkömmling einer angesehenen niederländischen Familie, die der Religion wegen ihr Vaterland verlassen hatte. Er studirte zu Marburg und Utrecht, folgte 1728 einem Ruf als Professor der Geschichte und Beredsamkeit an das akademische Gymnasium zu Lingen in Westfalen, wurde 1739 zugleich Consistorialrath, ging 1758 nach Campen, und starb daselbst 1795. Unter seinen vielen Schriften, meistens exegetischen und kirchenhistorischen Inhalts, bemerken wir: Specimen historiae analyticae, exhibens res in republica Hebraeorum a condito mundo usque ad Christum natum gestas (Lingae 1732, Amst. 1732. 4.); Verosimilia sacra et profana (Ling. Fasc. III. 1732); Vera et verosimilia sacra et profana (Amst. I—VI. 1742—51); Index aevi antiqui, s. chronotaxis generalis celebrium epocharum a mundo condito ad Carolum M. descripta et digesta (Ling. 1746. Fol.); Historiae ecclesiasticae pragmat. Spec. I—III. (ibid. 1748—52); Disquis. historico-crit. de vera aetate legationis Athenagorae pro Christianis (ibid. 1752. 4.); Entwurf einer pragmatischen und unparteiischen Friedensgeschichte der evangelischen Kirche in Teutschland (Lemgo 1756. 2 Th.); Antiquitates evangelicae (Zwollae 1758); Antiquitates romanae (Campis 1759); Epistola historico-crit. de vera aetate, dignitate et patria Minucii Felicis (ibid. 1762. 4.); Otia literaria ad Isalam, sive spicilegia hist. crit. nova et nov-

1) Jöcher. *Molleri* Cimbr. liter. I, 263. 2) Jöcher. *Molleri* Cimbr. liter. I, 263.

3) Jöcher. *Molleri* Cimbria liter. I, 262. *Neumeister*, De poetis germ. p. 51.

antiqua, sacra et profana (ibid. Fasc. I—III. 1762—64); Curae Wolfianis posteriores s. Flores ex amoenissimis Graeciae hortis decerpti (Amst. 1766); Campensia s. spicilegia crit. antiquar., in quibus varia juris ecclesiastici primaevi et antiquitatum ecclesiast. capita illustrantur (Amst. et Camp. Fasc. I—III. 1766—79. 4.). Viele Programme, Disputationen, Streitschriften, Beiträge zu Stosch's Mus. crit. und andern Journalen *). (*Baur.*)

HÖVENER (Walther), aus Cöslin in Hinterpommern, beider Rechte Doctor und seit 1467 Professor zu Greifswald, verwaltete noch in diesem Jahre das Rectorat, auch 1478, 1480 war es ihm wieder zugedacht, da er sich aber auf eine unrechtmäßige Art wählen ließ, entstand Streit, und er zog sich Verachtung zu. Der Herzog Bogislaus IX. entzog, um diesen Zwiespalt zu ahnden, der Universität ihre Einkünfte auf ein Jahr, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen. H. bekam indessen 1484 das Rectorat wieder. Er hat des *Joh. Brügge* Responsum juris in causa capituli Ratzeburg. contra Senatum Wismar. in puncto furti a presbytero Wismariensi perpetrati, welches im 1. Th. der Cons. JCtor. Germ. num. 37 der frankf. Ausgabe befindlich ist, mit abgefaßt und unterschrieben [1]). Er war Rector an der Schule zu Anclam und darauf Pastor an der Nikolaikirche [2]). (*Rotermund.*)

HOVENIA *Hörnstedt.* (Diss. — *Thunb.* jap.) Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rhamneen und der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe, ist so genannt worden zu Ehren des holländischen Commissairs in Japan, David Hoven. Diese Gattung hat zum Charakter einen fünfgetheilten Kelch, zusammengerollte, die Staubfäden einschließende Corollenblättchen, drei Narben, Blüthenstiele, welche sich in der Folge verdicken und saftig werden, und eine dreikörnige Kapsel. 1) H. dulcis *Hornst.* l. c., ein Baum mit abwechselnden, fast herzförmig-eiförmigen, geaderten, gesägten, auf beiden Seiten unbehaarten Blättern und gabliger Rispe. In Japan. Die Blüthenstiele schwellen stark an, werden fleischig und bekommen einen angenehmen Geschmack, welcher dem der Birnen ähneln soll. Abb. *Kämpf.* am. ex. t. 809.. *Lam.* Illustr. gen. t. 131. 2) H. acerba *Lindl.* (Bot. reg. t. 501) mit abwechselnden, fast herzförmig-ablangen, geaderten, gesägten, wie die Zweige feinbehaarten Blättern und wiederholt dreifachgetheilter Rispe. In China und Ostindien. Die Blüthenstiele schwellen nicht so stark an, wie bei H. dulcis, und haben einen herben Geschmack. — S. *Spr.* Syst. I, 773. (*Sprengel.*)

Hoveus, s. Hovaeus.

*) Strodtmann, Neues gel. Europa. 4. Th. S. 1049—1108. 10. Th. S. 440—473. 14. Th. S. 514—550. *Saxii* Onomast. T. VIII. p. 3. Meusel, Lexikon der verstorb. Schriftsteller. 6. Bd.

1) Adelung, Ergänz. zum Jöcher. S. W. Haken, Geschichte v. Cöslin. 2) Dähnert, Pommersche Biblioth. 4. Bd. S. 304 u. 306.

HOVIUS (Matthias) [1]), welcher in Mecheln 1542 geboren wurde und zu Löwen studirt hatte, ein ausgezeichneter Prediger seiner Zeit, war Anfangs Pfarrer an der Petrikirche zu Mecheln, promovirte als Licentiat der Theologie, ward alsdann Archidiakonus an der genannten Kirche, und als die bischöfliche Stelle durch den Tod des Levinus Torrentius erledigt war, Generalvicar, auch 1596 wirklicher Erzbischof. Der Erzherzog Albert von Östreich und die Infantin Isabella ernannten ihn zu ihrem Staatsrath in den sämmtlichen Niederlanden. Im J. 1607 hielt er auf der dritten Provincialsynode zu Mecheln eine vortreffliche Rede, wie man die in der Kirche eingerissenen Misbräuche abschaffen müsse. Er starb den 20. Mai 1620 und hinterließ Compendium historiae Leodiensis (Lüttich 1655. 12.). Er soll einmal beim Gastmahl eines vornehmen Herrn ein kunstreiches aber unzüchtiges Gemälde gesehen, dasselbe um einen theuern Preis gekauft und dann haben verbrennen lassen [2]). (*Rotermund.*)

Howakel, Insel, s. d. folg. Art.

HOWAKELBAI (Howakilbai), eine Bucht an der Ostküste von Habesch im rothen Meere, welche wir durch die Reise von Salt kennen gelernt haben *). Tief ins Land tretend wird diese Bucht nördlich von der Spitze Hurtou, südlich vom Dschebel Garbo geschützt. Sie hat mehre Inseln, von denen Howakil die größere ist und eine Höhe von etwa 650 Fuß hat, die kleinere Bucka besteht aus Basaltmassen. Die niedern Inseln sind Korallengebilde. Viele Mollusken in der Nähe färbten das Meerwasser so auffallend roth, daß das ganze Schiffsvolk darüber verwundert war. Vier Monate hindurch, während welcher es regnet, zeichnen sich die Gebirge der innern Bai durch treffliche Wiesen aus, dann sind hier viele Heerden von Ziegen, dagegen in den übrigen Monaten ist alles dürr. Die Einwohner gehören zu den Dumhöta der Danakilstämme. Vincent hielt diese Bai für die obsidianreiche des Plinius (Hist. Nat. XXXVI, 26), weil es im Peripl. maris erythraei heißt: „achthundert Stadien von Adule ist eine zweite sehr tiefe Bai, wo am Eingange rechts ein großer Sandhaufen liegt; an dessen Fuße wird der Obsidianstein gefunden, und nur an dieser einzigen Stelle." Salt konnte diese Thatsache bei seiner zweiten Reise bestätigen. Er fand am Vorstande der Bai eine große Menge Stücke dieser Steinart von zwei bis vier Zoll Länge, und tiefer landeinwärts sollen ihrer noch mehre sein (Ritter, Erdkunde I, 237). (*L. F. Kämtz.*)

Howara, s. Hoares.

HOWARD, Grafschaft im Missurithale des nordamerikanischen Staates Missuri, östl. an Pike, westl. und nördl. an das Gebiet Missuri und südl. an Cooper und das Reservatgebiet der Osagen grenzend, hat sehr fruchtbares Land (Bradbury fand hier 15 Fuß hohen Mais) und wird vom Grande, Good-Woman, Great-Maniton, Little-Plate, Tiger, Wabcondah und dem West- und Ostarme des Charaton bewässert. Die Zahl

1) Nach Jöcher Johann Matthias. 2) *Andreae*, Bibl. Belg. p. 660. *) *Salt*, Travels p. 178 sq.

der Einw. belief sich im J. 1820 auf 13,426, worunter 2089 Sklaven und 18 freie Farbige waren. Der Hauptort ist Franklin. (*R.*)

HOWARD, das große Haus in England, wird gemeiniglich, doch ohne Beweis, von Walram Rowson, einem jüngern Sohne des Grafen Robert von Passy, in der Normandie hergeleitet. Walram besaß die Stadt Bernon. Sein älter Sohn, Wilhelm, begleitete den Eroberer auf seinem Siegeszuge, wurde zum Grafen von Glocester gemacht, und fiel in einer Schlacht mit den Wallisen; der jüngre, Robert, kam erst nach des Bruders Tode nach England, und wurde Vater von Wilhelm, der, weil er auf dem Schlosse Howard geboren, den Zunamen davon annahm. Wilhelm Howard besaß Whiggenhall, in dem Marschlande von Norfolk, und war mit Mathildis, der Witwe von Roger Bigot, dem Grafen von Norfolk, verheirathet. Er wurde der Vater von Johann, der Großvater von Robert, Gemahl der Johanna von St. Mere, der Urgroßvater von Johann, Gemahl der Anna von Bardolfe, der Ururgroßvater von Heinrich, Gemahl der R. Trusbert, letztrer aber Vater von Johann, Gemahl der Johanna Morley und Großvater von Robert. Dieser und der Anna von Ebringham Sohn, Johann, auf Whiggenhall, war König Eduards I. Kammerherr, und kommt unter Eduard II. und III. als Sherif von Norfolk und Suffolk vor. Sein Sohn, Johann, war mit Maria, der einzigen Tochter und Erbin von Robert Boys verheirathet, befehligte unter Eduard III. mehrmals die englische Flotte, mußte aber seinen einzigen Sohn, Robert, als welcher am 3. Jul. 1378 das Zeitliche segnete, überleben. Robert hinterließ indessen aus seiner Ehe mit Margaretha Scales einen Sohn, Johann genannt, der in erster Ehe mit Elisabeth Tendring, in andrer Ehe mit Margaretha de Pleyes verheirathet wurde. Der Sohn der ersten Ehe, Robert, vermählte sich mit Margaretha, der jüngern Tochter von Thomas Mowbray, dem Herzoge von Norfolk, und legte durch diese Ehe den Grund zu der Größe seines Hauses, die mit seinem Sohne Johann wirklich beginnt. Johann, der bereits 1452 mit der Ritterwürde bekleidet war, folgte dem berühmten Talbot in die Schlacht bei Castillon, und gerieth in Gefangenschaft, aus welcher er nach sieben Jahren entlassen wurde. Eduard IV., der ihm sein Vertrauen geschenkt hatte, sendete ihn 1462 mit einer bedeutenden Flotte aus, welche die Küsten von Bretagne und Poitou verheerte. H. verrichtete eine Sendung an den Hof Ludwigs XI., wurde 1468 Schatzmeister des königlichen Hauses, und 1470 in dem erneuerten Kampfe mit des Königs Gegenpart und den Anhängern des Hauses Lancaster, Oberbefehlshaber der gesammten Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, auch, am 15. Oct. 1470, Lord Howard. Nach Warwicks Tod erhielt Johann das Gouvernement von Calais, sowie später jenes vom Tower sammt dem Hosenbandorden. Von Calais aus ging er mehrmals als Unterhändler nach Frankreich, Flandern und Portugal; er begleitete den Monarchen in den Feldzug nach Frankreich 1475, that bei Ludwig XI. einige Schritte, um ihn zu vermögen, daß er seinen versöhnten Gegner nach Paris einlade, und empfing seinen Antheil an dem Jahrgehalte von 12,000 Kronen, womit Ludwig XI. sich die Gunst der englischen Minister erkaufte. Nach Eduards IV. Tode trat Lord Howard, der stets ein Gegner der Königin gewesen, und der sich nur scheinbar, auf des sterbenden Königs Wunsch, mit ihr versöhnt hatte, auf des Herzogs von Glocester Seite. Er half diesem die Stufen des Throns ersteigen, und nahm auch seinen reichlichen Antheil an der Beute. Anna, die einzige Tochter des letzten Herzogs von Norfolk, aus dem Hause Mowbray, war an den Herzog Richard von York verheirathet, wurde aber durch dessen Ermordung vor der Zeit Witwe. Der Herzog von Glocester, jetzt König Richard III., übergab sogleich die ganze reiche Hinterlassenschaft des Hauses Mowbray dem Lord Howard, als nächstem Erben, ernannte ihn auch am 28. Jun. 1483 zum Lord-Marschall und zum Herzoge von Norfolk, sowie einige Zeit später zum Großadmiral von England, Ireland und Aquitanien. Dankbarkeit und Interesse fesselten H. gleich sehr an den neuen Gebieter, und er war unter den Großen beinahe der einzige, der es redlich mit Richard III. meinte. Kaum erscholl das Gerücht von Heinrichs von Richmond Landung, als der Herzog mit der Mannschaft der westlichen Grafschaften dem königlichen Heere zuzog; in der Schlacht bei Bosworth, den 22. Aug. 1485, befehligte er den Vortrapp; aber von Verräthern umgeben konnte er auf das Schicksal des Tags nicht einwirken, und er fiel nach mannhaftem Kampfe. Das erste Parlament, welches sich unter Heinrich VII. versammelte, verhängte über ihn, sowie über seinen Sohn, Thomas, der am 28. Jun. 1483 zum Grafen von Surrey (ein Titel des Hauses Mowbray) ernannt worden war, die Achtserklärung.

Thomas fand indessen Fürbitter, wurde nach drei Jahren aus dem Tower entlassen, in die Würde eines Grafen von Surrey und Lord Howard wieder eingesetzt, und verschiedentlich von Heinrich VII. gebraucht. Namentlich beschützte er 1497 die Nordgrenze gegen eine überlegne schottische Macht, und es gelang ihm sogar, das Castell Aiton, unweit Berwick, wegzunehmen. Er wurde auch noch von Heinrich VII. zum Lord-Schatzmeister ernannt (1501). Als ein vollendeter Hofmann wußte er sich bei Heinrich VIII. nicht weniger in Gnaden zu setzen, und obgleich unter allen Ministern kaum einer mehr Antheil an dem Ersparungssysteme der vorigen Regierung gehabt, so fiel es ihm doch gar nicht schwer, sich nach der Laune seines neuen Herrn zu bequemen, und Niemand war bereitwilliger, als er, die Freigebigkeit, die Pracht- und Vergnügungsliebe, welche unter dem jungen Monarchen zu herrschen anfingen, zu befördern. Durch diese Politik machte er sich bei Heinrich beliebt, er benutzte, gleich den andern Hofleuten, des Gebieters verschwenderische Neigungen, und verleitete ihn zu solcher Spielerei und Trägheit, daß auch die Staatsangelegenheiten vergessen wurden, und die Regierung gänzlich den Ministern, d. i. dem Schatzmeister und dem Bischofe Fox von Winchester, überlassen blieb. In dieser Stel-

lung, die sich verbesserte, wie des Bischofs von Winchester Ansehen abnahm, behauptete sich Thomas eine Reihe von Jahren, bis Wolsey am Hofe auftrat, und alles Ansehen und alle Gewalt an sich riß. Doch blieb das Schatzmeisteramt in des Grafen Händen, und der Krieg mit Schottland 1513 gab ihm bald Gelegenheit, sich Einfluß andrer Art zu verschaffen. Er befand sich zu Pontefract, als König Jakob über die Tweed ging, beschied sogleich den kriegerischen Adel der nördlichen Provinzen nach Newcastle, und eilte für seine Person nach Alnwick, von wo aus er den Herold Rouge Croix mit zwei Botschaften an den König von Schottland absendete. Durch die eine bot er für den nächsten Freitag eine Schlacht an, durch die andre erklärte sein ältester Sohn, Lord Thomas Howard, da König Jakob ihn in den Conferenzen der Grenzcommissarien mehrmals der Ermordung Bartons beschuldigt habe, so sei er gekommen, um den Tod dieses Seeräubers zu verantworten, und wie er kein Quartier zu erhalten gewärtige, so gedenke er auch keins zu geben. Dem Vater antwortete der König von Schottland, er nehme die Ausfoderung mit Vergnügen an; den Sohn würdigte er keiner Antwort. Nach der Zerstörung der Veste Ford hatte das schottische Heer die Till überschritten, und lagerte auf dem Hügel von Flodden, dem äußersten der Cheviotberge, welche das Thal der Tweed begrenzen. Am nämlichen Tage, den 6. Sept. 1513, musterte Surrey zu Bolton, in Glendale, seine Truppen. Es waren 26,000 Mann, mehrentheils Vasallen des Adels der nördlichen Grafschaften und Grenzbewohner, welche mit der Kriegsmanier der Schotten hinlänglich vertraut waren. Von Bolton rückte Surrey auf Woolerhaugh, nur noch fünf Meilen von dem Feind entfernt, vor, und mochte sich durch die Stärke der Position, die er angreifen sollte, nicht wenig überrascht finden. Sie hatte den Tillfluß in der Fronte, und war auf der einzigen zugänglichen Stelle durch eine zahlreiche Artillerie vertheidigt. Rouge Croix wurde nochmals an Jakob abgesendet, um ihn zu ersuchen, in die geräumige, zwischen beiden Heeren gelegne Ebene von Milfield herabzukommen, und dort, wo die Verhältnisse für beide Theile gleich, zu schlagen. Trocken erwiederte der König, er werde die Engländer, ihrem Versprechen gemäß, bis Freitag Mittag erwarten. Neue Verlegenheit für den englischen Feldherrn. Vermied er die Schlacht, so mußte er sein Wort brechen, griff er der Schotten Stellung an, so war eine Niederlage unvermeidlich. Aus dieser peinlichen Lage riß ihn der kühne Rath seines Sohnes, des Lords Thomas, der vorschlug, gegen Schottland zu marschiren, dann umzukehren und dem Feinde in den Rücken zu fallen. Am folgenden Morgen, 8. Sept., setzte sich das Heer, in zwei Treffen geordnet, in Bewegung; das Vordertreffen führte Lord Thomas, das Hintertreffen der Graf selbst. Die Engländer gingen über die Till, hielten sich außer dem Bereiche des Geschützes, und zogen bis zum Abend an dem rechten Ufer hin. Mit Tagesanbruch, am 9. Sept., gingen sie auf der schmalen Brücke von Twissel wieder über den Fluß, und rückten auf dem linken Ufer gegen das schottische Lager an. Jetzt gewahrte Jakob den Zweck einer Bewegung, die, im Angesichte eines unternehmenden Feindes, den Engländern so verderblich werden konnte. Er gab Befehl, die Lagerhütten anzuzünden, und eilte, sich einer weiter nördlich gelegnen Anhöhe, des Hügels von Brankston, zu bemächtigen. Da der Wind den Rauch in das Thal trieb, so konnte keins der beiden Heere die Bewegungen des andern wahrnehmen; als die Aussicht endlich wieder frei wurde, sah sich Lord Thomas am Fuße der Anhöhe, und gewahrte auf dieser, in der Entfernung von einer Viertelmeile, den Feind in fünf Brigaden abgetheilt. Bestürzt über die schwarze Tiefe dieser Colonnen ließ er das Vordertreffen Halt machen, bald schloß sich seinem linken Flügel das Hintertreffen an, und beide rückten in gleicher Höhe vor. In demselben Augenblicke begannen die Schotten „en bon ordre, en la manière que marchent les Allemands, sans parler, ne faire aucun bruit," in das Thal herabzusteigen. Der rechte Flügel des Vordertreffens, unter Edmund Howard, konnte dem ungestümen Angriffe einer starken Schar Lanzenträger unter Lord Home nicht widerstehen. Die Engländer wurden durchbrochen, Edmund selbst hatte sein Pferd verloren, und lag, Gefangenschaft oder Tod gewärtigend, am Boden, als das Gefecht unerwartet durch die Ankunft des Bastards von Heron mit einem zahlreichen Haufen Geächteter wieder hergestellt wurde. Auf Heron's Ruf sammelten sich die Fliehenden, und es wurde gekämpft, bis Lord Dacres mit einer Reiterreserve von 1500 Mann die Home's angriff und zum Weichen nöthigte. Zunächst daran stand Thomas Howard, der Lord Admiral, mit der Hauptmacht des Vordertreffens, den Grafen von Huntley, Errol und Crawford entgegen, als welche 7000 in eine dichte Masse zusammengedrängte Schotten befehligten. Der Kampf war hier hartnäckig und blutig. Endlich fielen Errol und Crawford, und die durch der Führer Tod entmuthigten Truppen begannen zu wanken, geriethen in Verwirrung und flohen zuletzt nach allen Richtungen. Das Hintertreffen, unter Surrey, hatte mit dem Könige selbst zu ringen. Jakob focht zu Fuß, umgeben von einigen Tausend auserlesenen Kriegern, die, vom Kopfe bis zu den Füßen geharnischt, dem mörderischen Geschosse der englischen Bogenschützen minder ausgesetzt waren. Durch ihres Monarchen Gegenwart und Beispiel angefeuert drangen sie beharrlich und mit einer Entschlossenheit vor, die, wenn sie auch den Sieg nicht erringen konnte, ihn doch wenigstens verdiente. Obgleich Surrey Alles aufbot, war er doch unvermögend, solchem Ungestüm Einhalt zu thun; die Schotten drangen bis an das königliche Banner, und Jakob, dem es nicht unbewußt, was an andern Stellen des Schlachtfeldes vorgefallen war, mochte sich mit Siegeshoffnung schmeicheln. Mittlerweile hatte aber Sir Eduard Stanley, der den äußersten linken Flügel der Engländer befehligte, die Grafen von Argyle und Lennox geschlagen. Ihre Truppen waren, als sie die Anhöhe herabstiegen, durch einen Pfeilregen in Unordnung gerathen, und in dem Augenblicke, wo sie zum Handgemenge kamen, vervollständigte ein plötzlicher Flankenangriff, durch drei Com-

pagnien Geharnischter ausgeführt, die Verwirrung. Die Schotten wichen, Stanley jagte sie über den Hügel zurück, wendete sich rechts und fiel der von König Jakob befehligten Masse in den Rücken. Binnen wenig Minuten fiel dieser tapfere Fürst von unbekannter Hand, etwa eine Speereslänge von Surrey's Füßen. Zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags hatte die Schlacht begonnen; in etwas mehr als einer Stunde war sie entschieden. Die Verfolgung ward ungefähr vier Meilen weit fortgesetzt, aber durch die einbrechende Nacht und den Mangel an Reiterei bald gehemmt. 10,000 Schotten, der König selbst und sein unehelicher Sohn, der Erzbischof von St. Andrews, zwei Bischöfe, zwei Äbte, 12 Grafen, 13 Barone, 50 angesehene Edelleute blieben auf dem Platze. 6000 Pferde und das aus 17 Stücken bestehende Geschütz wurden erbeutet. Schottland hatte Niederlagen erlitten, in denen der Verlust der Zahl nach größer gewesen war, allein in keiner wurden, verhältnißmäßig zu den Todten niedern Ranges, so viele Edle erschlagen. Zum Glück mußte Surrey sein in Eile zusammengebrachtes Heer, aus Mangel an Lebensmitteln und sonstigen Kriegsbedürfnissen, alsbald wieder entlassen. Seinen General zu belohnen, gab Heinrich VIII. ihm den verwirkten Titel eines Herzogs von Norfolk zurück (1514), während sein ältester Sohn zum Grafen von Surrey ernannt wurde, und noch im J. 1514 hatte Norfolk die Ehre, die Prinzessin Marie nach Abbeville zu führen, und sie dort ihrem bestimmten Gemahle, dem Könige Ludwig XII., zu übergeben. Er übte in dem Processe gegen den Herzog von Buckingham das Amt eines High-Steward, trat am 4. Dec. 1522 die Schatzmeisterstelle an seinen ältesten Sohn ab, und starb auf seiner Burg zu Framlingham in Suffolk den 21. Mai 1523, nachdem er in erster Ehe mit Elisabeth, der Tochter und Erbin von Sir Friedrich Tilney, in andrer Ehe mit Agnes, einer Tochter von Hugo Tilney, verheirathet gewesen, und in beiden Ehen eine zahlreiche Nachkommenschaft erzeugt hatte. Aus der ersten Ehe sind vornehmlich die Söhne Thomas II., Eduard und Edmund, dann die Tochter Elisabeth, aus der zweiten Ehe die Söhne Thomas und Wilhelm zu bemerken. Thomas II., der erstgeborne Sohn, folgte dem Vater als Herzog von Norfolk, und wird alsbald seine Stelle finden.

Eduard, vermählt mit Alisia, des Heinrich Lonell von Morley Schwester und Erbin, befehligte als Lord-Admiral die Flotte, welche im Sommer 1512 zwischen England und Spanien kreuzte, und bezog als solcher täglich zehn Schillinge. Nachdem er mehre Landungen an den Küsten von Bretagne gemacht, traf er am 12. Aug. 1512 auf die 20 Segel starke französische Flotte unter Primauget. Sir Karl Brandon, nachmaliger Herzog von Suffolk, der sich dem Feinde zunächst befand, griff, ohne Befehl abzuwarten, den Cordelier von Brest, ein ungeheures, 1600 Mann an Bord führendes Schiff, an. Das seinige wurde durch das überlegne Feuer des Gegners bald entmastet, und nothgedrungen mußte er seine Stelle einem jungen Ritter, Sir Thomas Knevit, überlassen, der mehr Muth als Erfahrung besaß, und als des Lord-Admirals Schwager (er war mit Mariella Howard verheirathet) das größte Schiff in der englischen Marine, den Regent, commandirte. Primauget zündete, um die Ehre seiner Flagge zu retten, den Cordelier an, das Feuer ergriff den Regent und beide Schiffe gingen gänzlich in Flammen auf. Die übrige französische Flotte entkam nach Brest, und Sir Eduard gelobte zu Gott, „dem Könige nimmermehr vor die Augen zu treten, ehe er nicht den Tod des edeln und tapfern Ritters, Sir Thomas Knevit, gerächt habe.“ Schon im April des folgenden Jahres ging er unter Segel, sein Gelübde zu lösen. Er plünderte einige Küstenstriche der Bretagne, und blockirte eben den Hafen von Brest, als er hörte, in der Bai von Conquet lägen zwischen mit Gebüsch besetzten Felsen sechs Galeeren, unter dem Admiral Prejent vor Anker. Auf diese Nachricht nahm er zwei Galeeren und vier Böte, ruderte auf den Feind los und sprang, treu seinem Grundsatze, daß ein Admiral nichts tauge, wenn er nicht bis zum Unsinne tapfer sei, auf das Verdeck des französischen Hauptschiffes (25. April 1513). Carroz, ein spanischer Ritter, und sieben andre folgten ihm, aber seine Galeere, statt zu entern, wie ihr befohlen worden, wendete sich; der tapfere Eduard und seine Gefährten wurden übermannt und über Bord geworfen, und die über den Verlust ihres Befehlshabers bestürzte Flotte ergriff die Flucht. Edmund Howard, der in der Schlacht bei Flodden das Marschallamt bekleidete, war mit Jocosa, der Tochter von Richard Colepeper und Witwe von N. Leigh vermählt, und erzeugte mit ihr zwei Söhne und zwei Töchter. Ein Sohn, Karl, blieb in einer Schlacht in Frankreich, die ältre Tochter, Katharina, wurde, da sie früh die Ältern verlor, durch ihre Stiefgroßmutter, die verwitwete Herzogin von Norfolk, erzogen. Bei einem von dem Bischofe von Winchester gegebenen Gastmahl erregte sie Heinrichs VIII. Aufmerksamkeit. Von der würdevollen Haltung, die er bisher von seinen Idealen gefodert hatte, besaß sie nichts, aber ihre Gestalt, obwol klein, war regelmäßig, ihre seltne Schönheit war allgemein anerkannt, und durch einen ansehnlichen Schein von Ehrbarkeit, Reinheit und jungfräulichem Wesen gewann sie des Königs Herz. Sie wurde ihm, bald nachdem seine Scheidung von der Prinzessin von Cleve ausgesprochen worden, angetraut (8. August 1540), und länger als ein Jahr hindurch überhäufte Heinrich sie mit Merkmalen der wärmsten Zuneigung. Er ließ sogar in seiner Kapelle in einem Gebete dem Himmel danken für die Glückseligkeit, die er in seinem Ehestande genieße, und der Bischof von Lincoln sollte ebendeswegen eine Danksagung aufsetzen. Aber die Ereignisse, durch welche der Katharina Erhebung herbeigeführt worden, Cromwells Sturz und der erhöhte Einfluß des ihr zwar persönlich verhaßten, aber für den Katholicismus eifrig wirkenden, Herzogs von Norfolk, zogen ihr die Feindschaft der Protestanten zu. Cranmer hatte durch eine Dienerin Katharinens erfahren, daß diese vor ihrer Heirath mehrmals den Dereham, einen bei ihrer Großmutter in Diensten stehenden Edelmann, in ihr Bett aufgenommen habe. Er berieth sich augenblicklich mit sei-

nen Freunden, dem Kanzler und dem Grafen von Hertford, und es ward beschlossen, der Erzbischof sollte dem Könige, sobald dieser zurückkehren würde, das wichtige, aber auch gefährliche Geheimniß mittheilen. Heinrich soll bei der unglücklichen Eröffnung (4. Nov. 1541) Thränen vergossen haben. Dereham gestand, die Königin leugnete zwar vor den Lords des Raths, wurde aber noch am nämlichen Abende durch den Erzbischof verleitet, ein schriftliches Bekenntniß zu unterzeichnen. So schmerzlich diese Entdeckung aber auch für Heinrichs Gefühl und zugleich auch für seine Eitelkeit sein mußte (denn vor Kurzem noch, in Sachen der Anna von Cleve, hatte er seine Geschicklichkeit, eine reine Jungfrau zu unterscheiden, nicht sattsam preisen können), so war sie doch schwerlich ein Grund zur Scheidung, oder Anklage wegen Hochverrathes. Die Königin wurde noch einmal durch Cranmer scharf verhört; alle Versuche, eine frühere Verlobung zwischen ihr und Dereham darzuthun, mislangen, und als letztes Mittel ward eine genaue Untersuchung ihres Betragens nach der Heirath angeordnet. Hierdurch erlangte man die Gewißheit, daß Katharina den Dereham in ihre Dienste genommen, und daß ein Hofjunker, Colepeper, wahrscheinlich ein mütterlicher Anverwandter, der ihr früher, dem Vernehmen nach, zum Ehemanne bestimmt gewesen war, während des Aufenthaltes des Hofes in Lincoln mit ihr und der Lady Rochford des Nachts über drei Stunden in einem Zimmer zugebracht hatte. Diese Umstände schienen die Vermuthung zu begründen, daß sie schuldig sei. Dereham und Colepeper wurden vor Gericht gestellt und hingerichtet; Lord Wilhelm Howard, der Königin Oheim, seine Gemahlin und neun andre Personen verfielen in die Strafe der Verhehlung des Verraths, weil sie die ehemalige Unkeuschheit der Königin verschwiegen hatten. Um Katharinens Schicksal zu entscheiden, ward ein neues Parlament berufen und eine Bill eingebracht, welche sie und Lady Rochford des Verraths, die verwitwete Herzogin von Norfolk, die Gräfin von Bridgewater, und die obenerwähnten Individuen der Verhehlung des Verraths überführt erklärte. Es scheint jedoch, daß die Sache entweder großen Widerspruch im Rathe fand, oder daß Heinrich selbst noch unentschieden war. Eine Woche verstrich, ohne daß von der Bill Notiz genommen wurde; dann aber ward eine Deputation von Lords ernannt, um sich zu Katharinen in den Tower zu begeben, und sie zu ermahnen, sonder Trug oder Furcht zu sprechen, der König sei barmherzig, das Gesetz gerecht; könne sie ihre Unschuld beweisen, so werde es ihren Gemahl hoch erfreuen, wo nicht, so werde es ihm wenigstens lieb sein, die Wahrheit zu erfahren. Zwei Tage später schlug man aber einen andern Weg ein. Dieselbe Deputation ward beauftragt, sich zu Heinrich zu verfügen, und ihn zu bitten, sein Misgeschick mit Ergebung zu tragen, den beiden Häusern zu gestatten, daß sie die Bill in Berathung zögen, und seine Genehmigung mittels offnen Briefs zu ertheilen, damit er sich den Schmerz erspare, die Vergehen seiner Gattin erzählen zu hören. Er bewilligte ihre Bitte; nach einigem Aufschube ging die Bill im Oberhause in drei, im Unterhause in zwei Tagen durch, und der Kanzler brachte sie, von Heinrich unterzeichnet und mit dem großen Insiegel versehen, den Lords. Die Gemeinen wurden berufen, und ehe sie kamen, referirte die obenerwähnte Commission die Antwort der Königin, die man bisher geheim gehalten hatte. Sie bekannte, Gott, den König und die Nation beleidigt zu haben, hoffte aber, ihre Schuld werde nicht an ihren Brüdern und Verwandten geahndet werden, und erbat sich als letzte Gunst die Erlaubniß, einen Theil ihrer Kleider an ihre Dienerinnen zu verschenken. Zwei Tage darauf (13. Febr. 1542) ging sie und Lady Rochford zum Tode. Katharina gestand nochmals, und beweinte die Unsittlichkeit ihres frühern Wandels, betheuerte aber bei ihrer Hoffnung auf ewige Seligkeit, und rief Gott und seine Engel zu Zeugen, „nie habe sie gefrevelt an dem Bett ihres Herrn und Gemahls." Ohne Zweifel redete sie die Wahrheit; denn aus dem Urtheile selbst leuchtet ein, daß ihr kein Ehebruch bewiesen werden konnte. Vielleicht wurde sie, gleichwie die Rochford, lediglich den Manen der Anna Boleyn geopfert. Wenn Hume zwei Jahrhunderte nach der Trauerscene versichert, beide Frauen hätten sich auch noch auf Towerhill auf eine ihrem liederlichen Leben gemäße Weise bezeigt, so ist dagegen zu bemerken, daß bei den gleichzeitigen Geschichtschreibern auch nicht der mindeste Beweis dafür vorkommt.

Des Herzogs von Norfolk ältre Tochter erster Ehe, Elisabeth, wurde an Thomas Boleyn, den Grafen von Wiltshire, verheirathet, und Mutter mehrer Kinder, worunter die berühmte Anna Boleyn, die andre Gemahlin Heinrichs VIII., und vielleicht gar seine eigne Tochter. Thomas, der zweite Sohn der andern Ehe, vermählte sich wider Heinrichs VIII. Willen, mit Margaretha Douglas, des Grafen Archibald von Angus und der verwitweten Königin von Schottland (Schwester Heinrichs VIII.) Tochter, wurde zur Strafe in den Tower geschickt, und starb daselbst den 1. Nov. 1537, nachdem noch in dem Parlament vom J. 1536 eine Verurtheilungsbill gegen ihn ergangen war. Die Prinzessin, die ebenfalls im Tower gesessen hatte, wurde bald wieder entlassen, heirathete den Matthäus Stuart von Lennox und wurde die Mutter von Heinrich Darnley, dem zweiten Gemahle der Maria Stuart. Wilhelm endlich, der jüngste Sohn, Lord Howard von Effingham, wurde der Ahnherr der Howarde von Effingham und Nottingham.

Thomas II., des Herzogs Thomas I. ältester Sohn, wurde zuerst bekannt, als der König ihm, nach seines Bruders Eduard Tode, das Commando der Flotte im Canal übertrug. Nicht nur daß er die Franzosen zwang, ihre Unternehmungen an den Küsten von Sussex einzustellen, jagte er sie auch nach Brest zurück, machte einige ansehnliche Prisen und deckte sodann die Überfahrt des Heeres von Dover nach Calais (1513). Seine Theilnahme an dem Siege bei Flodden wurde dem Admiral durch die Würde eines Grafen von Surrey vergolten. Im J. 1520 ging er als Vicekönig nach Ireland, und seine, obgleich im Allgemeinen durchaus kriegerische Verwaltung, erwarb ihm die Achtung und Liebe der Einge-

bornen. Allein der Ruf, den er sich bei Flodden erworben, bewog den König, ihn schon nach zwei Jahren zurückzurufen und ihm das Commando des nach Frankreich bestimmten Heeres zu übergeben (März 1522). Während man sich nun beschäftigte, diese Armee, die vorerst nur auf dem Papiere bestand, auszurüsten, empfing der König von Kaiser Karl V. den zweiten Besuch: der Feldzug gegen Frankreich wurde umständlich besprochen, und als der Kaiser sich endlich zu Southampton beurlaubte, um sich auf einer Flotte von 180 Segeln einzuschiffen, übergab er das Obercommando derselben dem Grafen von Surrey, dem er zugleich eine Bestallung als Admiral aller seiner Gebiete ausfertigen ließ. Surrey setzte sodann einige Truppen bei Cherbourg ans Land, verheerte die umliegenden Bezirke und segelte nach Morlaix in Bretagne. Diese in den damaligen Zeiten durch ihren Reichthum bekannte Stadt wurde eingenommen und geplündert, worauf Surrey die Flotte dem Viceadmiral übergab, und für seine Person nach Calais segelte. Hier musterte er 12,000 Mann im Solde des Königs, 4000 Freiwillige und 1000 aus den Niederlanden zugezogne teutsche oder spanische Reiter. Mit dieser Macht zog er (31. Aug. 1522) durch Boulonnais und Artois bis in die Gegend von Amiens, alle feste Plätze sorgfältig vermeidend, und jedes auf seinem Wege liegende Haus den Flammen überliefernd. Die Franzosen, denen verboten war, eine Schlacht zu wagen, umschwärmten ihn in kleinen Haufen, hielten bald sein Vorrücken auf, und schnitten zu andern Zeiten die Nachzügler ab; allein sein furchtbarster Feind war das Wetter. Kälte und Regen erzeugten im Lager die Ruhr, die Belagerung von Hesdin mußte aufgehoben werden, und der Graf führte sein Heer nach Calais zurück, verlor aber noch auf diesem Rückzuge, in einem Nachtrabsgefechte bei Pas, 500 oder 600 Mann. Im J. 1523 wurde er an die Nordgrenze verschickt, um den angedrohten Einfall der Schotten abzuwehren; denn wenn auch der Regent, der Herzog von Albanien, Schottland verlassen hatte, so beharrten die vornehmsten Lords dennoch in ihrer Anhänglichkeit an Frankreich. Die Königin Margaretha, die sich jetzt mit ihrem Bruder zu versöhnen suchte, erbot sich, falls der englische Feldherr mit einem starken Corps ihr zum Beistande vorrücken wolle, ihren zwölfjährigen Sohn nach Edinburgh zu führen, und dort zu verkündigen, daß er selbst die Regierung übernehme; allein Surrey, der kein Vertrauen in ihre Entwürfe setzte, begnügte sich, die Grenzbezirke Tweedale und March auf das Greulichste zu verheeren und die ansehnliche Stadt Jedburgh in Brand zu stecken. Jedoch am nämlichen Tage (18. Mai 1523), landete Albanien mit 5000 Mann Hülfstruppen und reichen Vorräthen und Cassen. Margarethens Entwürfe wurden auf der Stelle vereitelt, auf den Ruf des Parlaments griff die ganze schottische Nation zu den Waffen, und auf dem Burrowmoor sah der Regent über 60,000 Mann unter seinen Fahnen. Als Surrey die Überzahl des Feindes erwog, zitterte er vor dem Ausgange; wiederholt und dringend begehrte er von dem geheimen Rathe Verstärkung, insbesondre ein Corps von 4000 teutschen Lanzknechten, damit sie die Engländer die Schlachtordnung halten lehrten, und er Pikenirern auch Pikenirer entgegenzustellen habe; dem Könige schrieb er, ihm alle die jungen Lords zu schicken, die am Hof ihre Zeit mit Karten, Würfeln und Bällen versplitterten, auch um seine Familie zu empfehlen, falls er in der bevorstehenden Schlacht umkommen sollte. Die allmälige Ankunft von Verstärkungen, die sein Heer nach und nach von 9000 auf 50,000 Mann brachten, belebte jedoch seine Hoffnungen, und nachdem er Wark, Norham und Berwick mit angemessenen Besatzungen versehen hatte, eilte er nach Belford, um die Bewegungen des Regenten zu beobachten. Dieser belagerte Wark, ein Sturm war abgeschlagen worden, auf einen zweiten konnte es die Besatzung nicht ankommen lassen. Aber schon am folgenden Tage (3. Nov.) setzten die Engländer sich in Bewegung; Albanien zitterte vor dem Namen des Helden von Flodden, und um Mitternacht ging das schottische Heer in Verwirrung über die Grenze zurück. „Zuverlässig," sagt Surrey in seinem Bericht an den König, „ging Niemand je mit so viel Schande und Furcht davon, als der Herzog an diesem Tage." Ein solcher Ausgang brachte den Regenten um alles Ansehen, und er ging nach Frankreich, um Schottland nie mehr zu sehen. Dieses Königreich aber, beunruhigt durch innerliche Parteien, war in vielen Jahren nicht mehr im Stande, gegen England Feindseligkeiten zu verüben, und König Heinrich gewann Zeit genug, seine Absichten auf dem Festlande zu verfolgen. Einen nicht minder wichtigen Dienst erwies Surrey, jetzt Herzog von Norfolk, im J. 1525 dem König, als er eine Versammlung von 4000 bewaffneten Insassen der Landschaft Suffolk, die gerüstet und entschlossen waren, den neuen Geldfoderungen des Hofs zu widerstehen, lediglich durch sein Ansehen vermochte, nach Hause zu gehen. Auf Wolsey's Sturz hatte er den größten Einfluß; ihn herbeizuführen, benutzte er den Einfluß seiner Nichte, der schönen Anna Boleyn, als welche ihn auch unmittelbar nach des Ministers Fall an die Spitze des Cabinets stellte. Dessen ungeachtet trat er nachmals in dem Processe dieser unglücklichen Fürstin als High Steward auf.

Als der Aufruhr der nördlichen Grafschaften oder die sogenannte Gnadenwallfahrt, the pilgrimage of grace, dem alten Glauben zum Besten ausbrach, war Norfolk, obgleich ein eifriger Katholik, sogleich gerüstet, den Rebellen Widerstand zu leisten. Mit 5000 Mann übernahm er die Vertheidigung von Doncaster, während Aske mit 30,000 Rebellen heranzog, um den Übergang über die Don zu erzwingen; eine Batterie wurde in Eile errichtet, um die Brücke zu bestreichen, und das zufällige Anschwellen des Wassers machte die Furten ungangbar. Unter diesen Umständen willigten die Insurgenten in einen Waffenstillstand (7. Nov. 1536) und ernannten Deputirte, um ihre Foderungen dem Könige vorzulegen, der schon dem Adel geboten hatte, sich zu Nottingham bei ihm einzufinden, durch den Herzog aber bewogen wurde, den Befehl zu widerrufen, und sich auf den Einfluß des Schreckens und der Zwietracht unter den

Wallfahrtern zu verlassen. Norfolk erhielt demnach Vollmacht, mit ihnen zu unterhandeln, und ihnen, mit Ausnahme von sechs bestimmten und vier ungenannten Individuen einen Generalpardon zu bewilligen. Allein die Ausnahme machte jeden Anführer für sein Leben besorgt, die angetragnen Bedingungen wurden verworfen, und nicht ohne Schwierigkeit konnte Norfolk die Insurgenten bewegen, daß sie eine Deputation von 300 Personen mit neuen Vergleichsvorschlägen nach Doncaster abordneten. In einer so zahlreichen Versammlung hoffte er durch List und getrenntes Interesse ohne allzugroße Mühe Uneinigkeit zu stiften. Die Foderungen der Aufrührer (16. Dec.) waren aber zu übermäßig, als daß sie hätten angenommen werden können; die Wallfahrter riefen diejenigen ihrer Gesellen, die das Lager verlassen hatten, zurück; ihre Anzahl vermehrte sich täglich, und Norfolk, der das Resultat eines Angriffs fürchtete, mußte zu gleicher Zeit mit seinem Herrn und mit seinen Gegnern unterhandeln. Endlich besiegte er die Hartnäckigkeit beider, und Heinrich trug den Insurgenten eine unbeschränkte Amnestie an, die sie sich unter der Bedingung gefallen ließen, daß ihre Beschwerden binnen Kurzem in einem Parlament zu York untersucht werden sollten. Allein der seiner Besorgnisse entledigte König vernachlässigte die Erfüllung seines Versprechens, und vor Ablauf von zwei Monaten waren die Wallfahrter wieder unter den Waffen (Februar 1537). Jetzt aber stand der Herzog mit einer bedeutenden Kriegsmacht im Herzen des Landes, und es wurde ihm nicht schwer, ihre Verbindung zu unterbrechen, und alle ihre Maßregeln zu vereiteln. Sie belagerten, 8000 Mann stark, und von Musgrave und Tilby angeführt, die Stadt Carlisle. Dort abgewiesen, stießen sie bei ihrem Rückzuge auf den Herzog, und erlitten eine völlige Niederlage: alle ihre Officiere, bis auf Musgrave, wurden gefangen genommen, und nach Kriegsrecht ließ der Herzog sie alle, 70 an der Zahl, auf der Stelle hinrichten. Ein Versuch des Franz Bigot, Hull zu überrumpeln, schlug nicht glücklicher aus; andre partielle Bewegungen wurden durch Norfolks Wachsamkeit unterdrückt. Die meisten Anführer wurden gefangen nach London geschickt und hingerichtet [1]), die andern haufenweise zu York, Hull und Carlisle geschlachtet, und als der Widerstand verschwunden und die Rache des Königs befriedigt war, stellte endlich die Verkündigung eines Generalpardons (Junius 1537) die Ruhe wieder her.

Im August des Jahrs 1542 brach die alte Feindschaft mit Schottland neuerdings in Thätlichkeiten aus, der Herzog von Norfolk, den Heinrich die Geißel der Schottländer nannte, erhielt Befehl, in Newcastle ein mächtiges Heer zu versammeln, allein König Jakob V., der noch keine Anstalten zum Kriege gemacht hatte, hielt ihn durch Unterhandlungen auf, bis Heinrich, ungeduldig über den Verzug, dem Herzoge den kategorischen Befehl schickte, in Schottland einzurücken. Der Herzog ging am 21. Okt. 1542 mit 20,000 Mann zu Berwick über die Tweed, zog längs den Ufern des Flusses bis nach Kelso und brannte zwei Städte und 20 Dörfer nieder; zog sich aber am achten Tage, aus Mangel an Lebensmitteln oder wegen der rauhen Witterung zurück. Jakob war ihm mit 30,000 Mann bis Fala entgegengerückt; als er den Rückzug vernahm, schlug er vor, dem Feinde nach England zu folgen: das verweigerten seine Barone. Gezwungen, sein Heer zu entlassen, ging er in die westlichen Marken, und befahl dem Lord Maxwell, mit 10,000 Mann in England einzufallen und dort so viele Tage zu wirthschaften, als der Herzog von Norfolk in Schottland zugebracht hatte; Maxwell ging über die Grenze, und traf schon am folgenden Tage (am 25. Nov.) auf den englischen Grenzhüter, Sir Thomas Wharton, der keine 1000 Mann bei sich hatte. Sei es nun, daß die Schotten, wie ihre Geschichtschreiber berichten, nicht fechten wollten, weil der Befehl dem Maxwell genommen und dem Günstling Sinclair gegeben war, sei es, daß sie, wie es in England hieß, Norfolks ganzes Heer vor sich zu haben glaubten, sie flohen, ohne Kampf in unheilbarer Verwirrung. Zwei Grafen, fünf Lords, 200 Edelleute und 800 Krieger geringern Standes wurden gefangen, 24 Stücke, die gesammte Artillerie erbeutet. Diesem Schlag unterlag König Jakob, er starb am gebrochenen Herzen den 14. Sept. 1542, nachdem ihm acht Tage vorher eine Tochter, die unglückliche Maria Stuart, geboren worden. Im J. 1544 folgte Norfolk dem König in den Feldzug gegen Frankreich, er belagerte, während der König vor Boulogne lag, Montreuil, war aber nicht so glücklich als sein Gebieter, und mußte am 30. Sept. die Belagerung aufheben.

Allgemach rückte indessen die Zeit heran, welche den Herzog belehren sollte, daß alle seine Klugheit, alle seine höfische Kunst doch nur Eitelkeit sei. Zwischen ihm und den Seymours, den Oheimen des Prinzen von Wallis, hatte sich eine gehässige Eifersucht erzeugt. Der bejahrte Herzog sah mit Unwillen, welchen hohen Rang jene in der königlichen Gunst einnahmen, und klagte laut, das Reich werde durch Emporkömmlinge beherrscht und der alte Adel mit Füßen getreten. Er war der mächtigste Unterthan im Land, im Besitze eines sehr großen, theils ererbten, theils erworbenen Vermögens: der König hatte sich nach einander mit zweien seiner Nichten vermählt; außer seiner Abkunft von dem uralten Hause der Mowbrays, durch welche Thomas mit dem Throne verwandt war, hatte er auch eine Tochter des Herzogs von Buckingham geheirathet, welche weiblicher Seits von König Eduard III. abstammte; er hatte sein ganzes, langes Leben dem Dienste seines Fürsten geweiht, und sich nicht minder im Cabinet, als im Felde, bei Sendungen im Auslande und daheim in wichtigen und schwierigen Geschäften ausgezeichnet. Allein obwol er den König in seinem Anspruch auf kirchliche Suprematie kräftig unterstützt hatte,

1) Vor seiner Hinrichtung beschuldigte Lord Darcy den Norfolk, daß er die Rebellen unter der Hand aufgemuntert hätte, aber Heinrich wies die Anklage ab, entweder weil er des Herzogs große Dienste erkannte und von seiner Treue überzeugt war, oder weil er einen Vasallen von so ausgezeichneter Macht und Fähigkeit nicht beleidigen wollte.

so war er doch in allen andern Punkten der eifrigste Beschützer der alten Lehre. Darum war das Verderben oder die Unterdrückung der Howards gleich wichtig für die Oheime des Prinzen von Wallis und für die Männer der neuen Schule: für jene, um während der Minderjährigkeit ihres Neffen die Zügel der Regierung ergreifen und festhalten zu können; für diese, um das Strafgesetz der sechs Artikel, dieses unleidliche Joch, endlich einmal abzuschütteln. Nichts aber trug mehr dazu bei, den Herzog dem Unwillen des Königs bloß zu stellen, als der Haß, welchen Heinrich gegen dessen Sohn, den Grafen von Surrey, gefaßt hatte. Surrey war ein viel versprechender junger Mann, ausgezeichnet durch jede Vollkommenheit, die einen Gelehrten, Hofmann und Krieger schmücken kann. Er glänzte in allen den kriegerischen Leibesübungen, welche damals von seinen Standesgenossen gefodert wurden; er beförderte die schönen Künste durch seinen Schutz und sein Beispiel. Seine Gedichte machten die Lust seiner Zeitgenossen, und würden auch heutzutage mit Vergnügen gelesen werden. Sein Muth und sein Ehrgeiz waren seinen Talenten und seinem Stande gleich, und er wußte sein Betragen nicht allezeit so vorsichtig zu ordnen, als es seine Lage erfoderte. Nach der Einnahme von Boulogne blieb er daselbst als Commandant; aber obgleich seine persönliche Tapferkeit von Niemandem bezweifelt werden konnte, so hatte er doch Unglück in einigen Scharmützeln mit den Franzosen. Der König, der mit seiner Führung nicht ganz zufrieden war, schickte Hertford hinüber, um ihn abzulösen; und Surrey war so unvorsichtig wegen des Schimpfes, der ihm hierdurch angethan sein sollte, einige Drohungen gegen die Minister fallen zu lassen, und äußerte, die Zeit der Rache sei nicht weit entfernt. Und weil er, als Witwer, sich geweigert hatte, die Tochter Hertfords zu heirathen, überhaupt alle Heirathsvorschläge ablehnte, so glaubte Heinrich, er hoffe auf die Hand der Prinzessin Maria, und entschloß sich sogleich, einen so gefährlichen Ehrgeiz durch die gewaltsamsten Mittel niederzuschlagen. Der Graf wurde im geheimen Rath zu Westminster verhört, der Herzog an den Hof berufen, und Vater und Sohn wurden ungefähr gleichzeitig in den Tower gebracht (12. Dec. 1546), ohne daß einer um des andern Verhaftung wußte. Weil Surrey ein Glied des Unterhauses war, so ging sein Proceß desto geschwinder. Nach den Feiertagen, am 13. Jan. 1547, wurde er zu Guildhall angeklagt, das Wappen Eduards des Bekenners geführt zu haben. Er vertheidigte sich mit Beredsamkeit und Muth, und bewies, daß ihm dieses Wappen durch die Herolde zugesprochen worden sei, und daß er es Jahre lang geführt habe, ohne daß man hierin ein Vergehen gesehen. Allein das Factum war erwiesen; das Gericht erklärte es für einen zureichenden Beweis, daß Surrey nach dem Throne strebe, und die Jury fand ihn schuldig. Sechs Tage später, am 19. Jan., starb er auf dem Blutgerüste. Noch schwerer war es, etwas zu finden, welches man dem Vater zur Last legen konnte. Einige Wochen nach seiner Verhaftung wußte der Herzog noch immer nicht, und seine Verfolger wußten es wahrscheinlich ebenso wenig, welche Klage gegen ihn vorgebracht werden würde. Seine Gemahlin, mit welcher er in Uneinigkeit lebte, war niederträchtig genug, seinen Feinden von Allem, was sie gegen ihn wußte, Nachricht zu geben, seine Maitresse, Elisabeth Holland, hatte dem Hofe gleiche Dienste geleistet: dennoch entdeckten seine Widersacher mit allen diesen Vortheilen kein größeres Verbrechen, als daß er einmal gesagt hatte, der König wäre kränklich und könnte es nicht lange machen, und dann würde das Königreich wegen der religiösen Spaltungen wahrscheinlich in Unordnung gerathen. Vergebens bat er zu wiederholten Malen, in Gegenwart des Königs, oder doch mindestens des geheimen Rathes, mit seinen Anklägern, wer diese auch sein möchten, confrontirt zu werden. Am Ende verstand er sich nach vielen geheimen Verhören dazu, ein Bekenntniß zu unterzeichnen, welches für jeden Unbefangnen ein überzeugender Beweis seiner Unschuld war. Er gestand darin, während seiner langen Dienstzeit habe er, seinem Eide zuwider, die Geheimnisse des Königs zuweilen Andern mitgetheilt, er habe den Verrath verhehlt, den sein Sohn durch Annahme des Wappens Eduards des Bekenners begangen und auf seinem eignen Schilde verrätherischer Weise das englische Wappen mit einem Turnierkragen, wie es lediglich dem Prinzen Eduard zustehe, geführt.

Hoffte der Herzog durch diese Unterwerfung den Zorn des Königs zu entwaffnen, so irrte er sich; aber in dem Versuche, die Raubgier seiner Feinde zu täuschen, war er glücklicher. Sie hatten Heinrichen schon das Versprechen entlockt, die Beute ihres Opfers nach einem gewissen Verhältniß unter sie zu theilen; allein Norfolk, der einsah, daß seine Familie das Vermögen leichter zurückerhalten könne, wenn es ungetheilt blieb, entwarf eine Bittschrift an den König, worin er dieses Vermögen als eine gute und stattliche Sache schilderte, und sich als Gnade erbat, daß es dem Prinzen Eduard und dessen Erben auf ewige Zeiten verliehen werde. Dem kranken Monarchen gefiel die Idee, er bewilligte die Bitte und versprach seinen Günstlingen, um sie zu beruhigen, Entschädigung. Dies verursachte jedoch keinen Aufenthalt in ihrem Verfahren gegen den Gefangnen. Statt ihn vor die Pairs zu stellen, brachten sie im Oberhause (18. Jan. 1547) eine auf sein Bekenntniß gegründete Verurtheilung ein. In solchen Fällen war es Sitte, die königliche Genehmigung bis zum Schlusse der Sitzung anstehen zu lassen; allein zwei Tage nach Annahme der Bill (25. Jan.) wurde der König plötzlich schlechter, und am folgenden Morgen (27. Jan.) benachrichtigte der Kanzler beide Häuser: Da Se. Majestät die Ämter, welche der Herzog von Norfolk bekleide, noch vor der Krönung des Prinzen neu zu besetzen wünschten, so hätten Sie gewisse Lords ernannt, um Ihre Genehmigung des Urtheils zu erkennen zu geben. Die mit dem königlichen Handzeichen versehene Vollmacht wurde verlesen, die königliche Genehmigung in rechtskräftiger Form ertheilt, und dem Lieutenant des Towers aufgetragen, den Gefangnen am folgenden Morgen hinrichten zu lassen.

Diese unanständige Hast, zu einer Zeit, wo der König in den letzten Zügen lag, bestätigte den Verdacht, daß außer Heinrich auch noch Andre nach dem Blute des Herzogs dürsteten. Aber die Vorsehung wachte über sein Leben. Vor Sonnenaufgang war Heinrich todt. Die Hinrichtung ward dem gemäß verschoben, aber der Herzog mußte während der ganzen Regierung Eduards VI. im Tower aushalten; denn so mächtig waren seine Feinde, daß der bei dem Regierungsantritte für alle Arten von Verbrechen erlassene Generalpardon nur für ihn und für fünf andre Personen eine Ausnahme machte. Er wurde befreit, als die Königin Maria, unmittelbar nach ihrer Thronbesteigung, Besitz von der Feste nahm, und das gegen ihn ergangne Urtheil wurde bald darauf umgestoßen, weil die dem Herzoge zur Last gelegte Handlung kein Verrath war, und Heinrich die Vollmacht, kraft welcher seine vorgebliche Genehmigung ertheilt wurde, nie wirklich unterzeichnet hatte. Norfolk erlangte großen Einfluß auf die Monarchin, erschien als High Steward in dem über Northumberland, seinen Sohn, den Grafen von Warwick, und über den Marquis von Northampton verhängten Proceß, und beförderte nach Kräften die spanische Heirath. Gegen den Rebellen Wyat, der in Rochester Position genommen hatte, zog er mit einer Abtheilung von der Leibwache, mit 500 Mann vom londoner Aufgebot, und mit der Miliz von Kent aus. Er war an Zahl weit schwächer, als der Feind; was noch gefährlicher, einige Hauptleute standen in geheimem Bunde mit Wyat. Da der von dem Herzoge gebotne Pardon nicht angenommen wurde, befahl er, den Übergang über die Medwaybrücke zu erzwingen (29. Jan. 1554). Allein der Vortrab wendete sich; der Ruf: Wyat! Wyat! durchlief die Reihen, und die Londoner, statt gegen die Rebellen vorzurücken, kehrten ihre Waffen gegen die Königlichen. In diesem Augenblicke stieß Wyat selbst mit seinen Reitern zu den Bürgern, und der Herzog, einen allgemeinen Abfall befürchtend, floh mit den vornehmsten Officieren nach Gravesand, und dann nach London. Am 19. Jul. 1554 empfing er mit andern Großen den Infanten Philipp, als dieser zu Southampton ans Land stieg. Er starb wenige Wochen später zu Kenninghall in Norfolk, den 25. Aug. 1554, in einem Alter von mehr denn 80 Jahren. Aus seiner ersten Ehe mit Anna, der dritten Prinzessin König Eduards IV., kamen zwei Kinder, die aber beide jung verstarben. Seine andre Gemahlin, Elisabeth Stafford, eine Tochter des im J. 1521 enthaupteten Herzogs von Buckingham, hatte ihm zwei Söhne und eine Tochter geboren. Die Tochter, Maria, wurde an Heinrich Fitzroy, Herzog von Richmond, einen natürlichen Sohn Königs Heinrich VIII., verheirathet. Der jüngre Sohn, Thomas H., war einer der ersten Edelleute, welche sich für die Königin Maria gegen den Usurpator bewaffneten, wechselte aber später die Farbe; denn er wurde einer der fünf neuen protestantisch gesinnten Lords, mit welchen Elisabeth 1559 das Oberhaus vermehrte, und erhielt bei dieser Gelegenheit den Titel eines Viscount von Bindon. Er starb im J. 1582. Mit seinen Söhnen, Heinrich und Thomas († 1619), ist die Linie der Viscounts von Bindon erloschen. Von des Herzogs Thomas II. älterm Sohne, von dem Grafen Heinrich von Surrey und von dessen tragischem Ende ist bereits die Rede gewesen. Nachträglich müssen wir noch bemerken, daß Heinrich mit Franziska de Vere, des Grafen Johann von Oxford Tochter, verheirathet gewesen, und mit ihr zwei Söhne und drei Töchter erzeugte. Die älteste Tochter, Johanna, wurde an Karl Nevil, den Grafen von Westmoreland, verheirathet, half denselben wider ihres Bruders, des Herzogs von Norfolk, Rath, in die Empörung verwickeln, und mußte sein trauriges Schicksal und seine langwierige Verbannung theilen. Der jüngre Sohn, Heinrich, theilte seines Bruders Anhänglichkeit an das Haus Stuart, brachte in den letzten Zeiten der Königin Elisabeth die Versöhnung zwischen König Jakob und dem allmächtigen Staatssecretair Cecil zu Stande, und besorgte auch seitdem ihren Briefwechsel. Unmittelbar nach Jakobs Thronbesteigung wurde er am 13. März 1603 zum Lord Marnhill, und bald darauf zum Grafen von Northampton, zum Gouverneur der fünf Häfen und zum Connetable des Castells von Dover ernannt, in den geheimen Rath aufgenommen und 1605, zugleich mit dem Herzog Ulrich von Holstein, mit dem Hosenbandorden bekleidet. Im J. 1608 wurde er Siegelbewahrer, später Kanzler der Universität Cambridge. Im J. 1610 erhielt er ein königliches Privilegium zu Gründung einer Colonie in Virginien; er schickte wirklich Pflanzer dahin, das Unternehmen scheint jedoch keinen sonderlichen Fortgang gehabt zu haben, so wenig wie seine Bemühungen um den Anbau der Bermuden. Dagegen erbaute Heinrich die Dreifaltigkeitskirche zu London, auch begründete und dotirte er die Hospitäler zu Greenwich, zu Castle-Rising in Norfolk, und zu Clun in Shropshire (das zu Greenwich insbesondre wurde 1613 für 20 verarmte Hausväter gestiftet), und starb, ohne daß er jemals verheirathet gewesen, den 14. Jun. 1614. Er wurde in der Kirche des Castells von Dover beigesetzt, und erhielt auch in derselben ein ansehnliches Monument von weißem Marmor, obgleich das Gerücht sich verbreitete, die Leiche sei nach Rom abgeführt worden. Gewiß ist, daß Heinrich der katholischen Religion nicht abgeneigt gewesen und besonders die Einwanderung von fremden Priestern beförderte. Es beerbte ihn, und folglich auch seine an poetischen Werken vorzüglich reiche Bibliothek, sein Großneffe, der Graf Thomas von Arundel.

Thomas III., des Grafen Heinrich von Surrey ältrer Sohn, und nach des Großvaters Tod Herzog von Norfolk, war um 1536 geboren, und kam bei der Königin Elisabeth in große Gnade, sodaß sie ihm in dem ersten Jahr ihrer Regierung, 1558, den Hosenbandorden verlieh. Nachdem sie sich entschlossen hatte, der Congregation in Schottland offnen Beistand zu leisten, wurde Norfolk zum Statthalter in den nördlichen Grafschaften ernannt, als solcher leitete er die Unterhandlungen mit den Gliedern der Congregation. Er schloß auch mit ihnen zu Berwick, am 27. Febr. 1560, einen Vertrag, worin die Königin versprach, bis zu gänzlicher Vertrei-

bung der Franzosen aus Schottland, ein englisches Heer in diesem Reiche zu unterhalten. Unmittelbar nach Abschluß des Friedens mit Frankreich, den 2. April 1564, empfing Norfolk, zugleich mit dem Günstlinge Dudley, von König Karl IX. den St. Michaelsorden, und er schien zwar nicht zu den Günstlingen, aber doch zu den einflußreichsten Personen des Hofes zu gehören. Seine Stellung im Oberhause brachte ihn um diesen Vortheil; er galt, obgleich er sich stets mit Vorsicht äußerte, für das Haupt der Opposition, und war bereits vor Ende des Jahrs 1567 zu Verfolgung und Gefangenschaft ausersehen. Vielleicht geschah es, um sich hierzu den Weg zu bahnen, daß die Königin ihn, den Grafen von Sussex, und den Sir Ralph Sadler zu Commissarien ernannte, um in der Conferenz zu York, zwischen der Königin von Schottland und ihren empörten Unterthanen zu entscheiden. York wurde der Schauplatz thätiger und verwickelter Unterhandlungen. Murray, der Königin von Schottland gewichtigster Gegner, befürchtete zu unterliegen; um seine Schwester zu einem Vergleiche zu bringen, bediente er sich der Künste des listigen Maitland. Dieser hatte die Königin, unter der Maske der Freundschaft, von der gegen sie erhobenen Anklage unterrichtet, ihr heimlich eine schottische Übersetzung der Documente, aus welchen ihre Schuld bewiesen werden sollte, zugeschickt, und sie zu einem Vergleich, als dem einzigen Mittel, ihre Ehre zu retten, ermahnt. In diesem Sinne ferner handelnd gab er dem Herzoge von Norfolk den Rath, die Königin von Schottland zu heirathen; an ihrer Schuldlosigkeit sei, so versicherte er unter vier Augen, nicht zu zweifeln. Endlich suchte er den Bischof von Roß, den ersten Bevollmächtigten seiner vormaligen Gebieterin, zu überreden, daß die Königin von England die Schwesterkönigin, wenn diese den zu Lochleven ausgestellten Verzicht erneuern und den Herzog von Norfolk heirathen wolle, alsbald wieder auf den Thron setzen werde.

Der Herzog von Norfolk war der einzige Pair, der zu dieser Zeit das höchste Adelsrecht genoß, und da auch keine Prinzen des königlichen Hauses vorhanden waren, hatten der Glanz seiner Geburt, sein unermeßliches Eigenthum und sein ausgebreiteter Einfluß ihn ohne Vergleich zu dem ersten Unterthanen in England gemacht. Die Eigenschaften seines Herzens entsprachen seinem hohen Stande; durch Wohlthun, Leutseligkeit, Großmuth hatte er die Liebe des Volkes erworben; durch Klugheit, Bescheidenheit, Gehorsam, verdiente er wenigstens die Achtung der Königin. Sein Großvater und Vater waren lange als die Anführer der Katholiken betrachtet worden, und die noch nicht erloschene Anhänglichkeit für dieselben, sowie ausgebreitete Familienverbindungen, hatten ihm die Freundschaft der Angesehensten dieser Partei gesichert; da er aber unter den Reformirten erzogen war, hatte er eine aufrichtige Neigung zu ihren Grundsätzen gefaßt, und sich zugleich die ordentliche Lebensart, wodurch man zu der Zeit die Protestanten unterschied, angeeignet, und dadurch genoß er das seltne Glück, bei den entgegengesetztesten Parteien gleich beliebt zu sein. Er war eben Witwer, stand in der Blüthe des männlichen Alters, und ihn mit der Königin von Schottland zu vermählen, schien so natürlich, daß schon vor Maitland mehre von seinen, wie von der Königin Freunden daran gedacht hatten. Noch war nichts entschieden, als die englischen Minister für gut fanden, die Unterhandlungen, und mit ihnen den Sir Ralph Sadler, nach Hamptoncourt zu ziehen, Norfolk und Sussex aber, welche sahen, daß man ihrer nicht mehr bedürfe, kehrten zu ihren vormaligen Anstellungen, jener als Statthalter im Norden, zurück. Nach kurzer Frist besuchte Norfolk den Hof. Er wurde sehr ungnädig empfangen. Die Ursache erkennend, versicherte er, das Project einer Heirath zwischen ihm und Marien sei nicht von ihm ausgegangen, er habe dasselbe nie begünstigt, und werde es nie begünstigen. „Möchtet Ihr aber nicht," sprach Elisabeth, „die schottische Königin heirathen, wenn Ihr wüßtet, daß es zu der Ruhe meines Reichs, und zu meiner persönlichen Sicherheit beitragen würde?" „Diejenige," erwiederte der Herzog, „diejenige soll nimmer mein Weib werden, die Eure Nebenbuhlerin war, und deren Gatte sein Haupt nicht ruhig niederlegen kann." Diese beißende Anspielung gefiel Elisabethen, und schläferte ihren Argwohn ein, Murray versäumte aber nicht, vor seiner Rückkehr nach Schottland die Intrigue wieder anzuknüpfen. An Marien schickte er den Robert-Melville, den Herzog besuchte er persönlich. Gegen beide äußerte er, das einzige Mittel, die Ruhe beider Reiche zu sichern, sei die Verheirathung der schottischen Königin mit einem protestantischen Edelmanne, und keiner sei geeignet, wie der Herzog von Norfolk, die Billigung aller Parteien zu erhalten. Der Herzog erwiederte, er könne sich in einer so wichtigen Angelegenheit nicht entscheiden, ohne den Willen seiner Königin zu kennen. Die Idee an sich schmeichelte freilich seinem Ehrgeiz, aber er gedachte seines Versprechens, und fürchtete Elisabeths Zorn. Deshalb empfahl er, als Throckmorton durch sich selbst und durch seinen Gönner, den Grafen von Leicester, die Angelegenheit mit erneuerter Lebendigkeit betrieb, den Grafen von Leicester, und als dieser es ablehnte, seinen eignen Bruder, den nachmaligen Grafen von Northampton, als den geeignetesten Gemahl für Maria. Endlich ward ihm bei einer Zusammenkunft mit den Grafen von Leicester, Arundel und Pembroke, mit dem Bischofe von Roß, und mit Wood, dem Abgesandten Murray's, seine Einwilligung abgedrungen, und Norfolk, Arundel, Leicester und Pembroke schrieben gemeinschaftlich an Maria. Sie boten ihr Wiedereinsetzung auf den schottischen Thron und Bestätigung ihres Erbfolgerechtes in England, unter nachstehenden Bedingungen an: sie solle nie etwas gegen das Recht Elisabeths oder ihrer Leibeserben unternehmen; ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß mit England schließen; die englische Kirchendisciplin in Schottland einführen; ihre widerspenstige Unterthanen zu Gnaden aufnehmen; den Herzog von Anjou auf alle Rechte, die sie ihm etwa cedirt habe, verzichten lassen, und in die Heirath mit dem Herzoge von Norfolk willigen. Sie beantwortete die ersten fünf Punkte genügend, auf den

letzten aber erwiederte sie: durch schmerzliche Erfahrung habe sie zwar den ehelosen Stand vorziehen gelernt, doch wolle sie ihre eigne Neigung dem reifern Urtheile jener zum Opfer bringen, nur verlange sie, daß dieselben vorher Elisabeths Einwilligung erwirkten, denn das Misfallen der Königin von England an ihrer Heirath mit Darnley sei die Quelle ihres ganzen Unglücks geworden. Als hierauf im englischen Cabinet Maria's Freilassung besprochen wurde, brachten die vier Lords die ersten fünf Artikel in Vorschlag, beschlossen aber, von der Heirath zu schweigen, bis Maitland, welcher der Königin Elisabeth das Project mittheilen sollte, aus Schottland angelangt sein würde. Lord Boyd und Wood wurden abgeschickt, jener um die Einwilligung des schottischen Adels, dieser um die Genehmigung des Regenten und seiner Partei einzuholen. Norfolk trat in geheimen Briefwechsel mit Marien; er hielt sich überzeugt, Elisabethen sei die ganze Sache noch unbekannt, allein es ist zweifelhaft, ob Leicester es ehrlich meinte, und gewiß, daß Wood, vor seiner Abreise, das Geheimniß verrathen hatte. Einstweilen aber schien Alles den erfreulichsten Gang zu gehen.

Bothwell hatte mittelst einer förmlichen Urkunde in die durch die Behörde auszusprechende Scheidung gewilligt, und der Herzog hatte sich gegen Marien so weit verpflichtet, daß er, wie er selbst sagte, mit gutem Gewissen nicht mehr zurücktreten konnte. Die Zustimmung der Könige von Frankreich und Spanien war durch ihre Gesandten angesucht worden; Cecil wollte die Sache zwar nicht unterstützen, versprach aber doch, ihr nicht entgegen zu sein, und die einflußreichsten Edelleute in England hatten eingewilligt, wobei jedoch einige die Besorgniß äußerten, der Herzog werde das Opfer seiner Leichtgläubigkeit werden. Nichts fehlte mehr, als daß der Regent Murray die obenerwähnten Bedingungen genehmige, und Maitland die Sache der Königin von England eröffne. Man gewärtigte von dieser vielen Widerwillen, hoffte denselben aber durch die vereinten Anstrengungen ihres Raths und Adels zu besiegen. Murray versammelte das schottische Parlament, und sprach scheinbar für Mariens Befreiung, bot aber insgeheim seinen ganzen Einfluß auf, um sie zu verhindern. Die angebotnen Bedingungen wurden demnach verworfen, und ein Gleiches geschah sogar dem Antrage, die Gültigkeit der Ehe der Königin mit Bothwell zu untersuchen. Ein Abgesandter, der die Nachricht von diesen Verhandlungen nach England trug, fand die Königin Elisabeth zu Farnham, und sogleich verbreitete sich das Gerücht, Maria und Norfolk seien mit einander verlobt. Auf vieles Dringen versprach Leicester der Königin den ganzen Handel vorzutragen, verschob es aber neuerdings. Elisabeth lud den Herzog zur Tafel, und erinnerte ihn beim Aufstehen, er solle bedenken, wo er sein Haupt niederlegen werde. Diese ernste Anspielung erhöhete seine und seiner Freunde Besorgniß; Leicester versprach abermals, und zögerte, bis ihn ein plötzliches und gefährliches Übel auf das Siechbett warf. Die Königin eilte ihn zu besuchen, und empfing, an seinem Lager sitzend, das durch Seufzer und Thränen unterbrochene Bekenntniß seiner Undankbarkeit und Untreue, indem er, ohne ihr Vorwissen, versucht habe, ihre Nebenbuhlerin mit einem ihrer Unterthanen zu verheirathen. Die Königin verzieh ihm willig, Norfolk aber erhielt einen strengen Verweis, und es ward ihm bei Eid und Pflicht geboten, das Verhältniß für immer aufzugeben. Er versprach es mit Freuden, versicherte, sein Vermögen in England wäre mehr werth, als das Einkommen eines durch Parteien und innerliche Kriege verheerten Königreichs, und erklärte, wenn er sich auf seinem Ballhofe (der herzoglichen Burg) zu Norwich unter seinen Freunden und Unterthanen ergötze, so halte er sich wenigstens für einen kleinen Fürsten, auch wäre er vollkommen zufrieden mit seinem Stande. Er bemerkte aber bald, daß die Königin, so oft er erschien, ihn mit Zorn und Geringschätzung behandelte, daß die Hofleute ihn vermieden, und Leicester sich feindlich benahm. In der Hoffnung, durch demüthige Zuschriften und die Vermittelung seiner Freunde die Königin zu besänftigen, verließ er den Hof. Er versprach, nur acht Tage auszubleiben, ging aber nach London, und von da nach Kenninghall, wo er der Königin schrieb, der Grund seiner Abwesenheit sei die Furcht vor ihrem Zorne. Mittlerweile waren ihr aber Zweifel an seiner Treue eingeflößt worden; sie befahl ihm daher auf der Stelle zurückzukehren, während sie zugleich die Aufsicht über die Königin von Schottland schärfte. Eben um diese Zeit war es dem Regenten Murray gelungen, sich der Person Maitlands zu versichern; es wurde versucht, ihn dahin zu bringen, daß er der Ankläger des Herzogs von Norfolk werde; er schlug es aber ab, und nun übernahm Murray die Rolle des Verräthers, und schickte der englischen Königin die Briefe des Herzogs. Dieser befand sich auf dem Wege, bevor er aber das Hoflager erreichen konnte, traf er in St. Albans auf Fitzgarret, den Lieutenant von der adeligen Leibwache, der ihn nach Burnham, drei Meilen von Windsor, wo die Königin weilte, brachte. Am 10. Oct. 1569 wurde er sodann in den Tower geschickt, gleichwie auch der Bischof von Roß, Lord Lumley u. A. m., verhaftet wurden. Alle wurden nach dem damals üblichen, strengen und verfänglichen Systeme verhört, und es sind von den bei dieser Gelegenheit aufgenommenen Protokollen noch viele vorhanden, aus denen aber erhellt, daß der Herzog und seine Freunde keine verrätherische, oder sonst mit ihrer Unterthanenpflicht im Widerspruche stehende Absicht hegten. Norfolk wurde daher am 4. Aug. 1570 aus dem Tower entlassen, blieb aber noch immer an verschiednen Orten ein Gefangner, und alle seine Schritte wurden mit ängstlicher Aufmerksamkeit belauscht.

Im August 1571 brachte ein gewisser Brown vor den geheimen Rath einen Sack Geld, den er von Highford, dem Secretair des Herzogs, empfangen hatte, um ihn an Bannister, den Intendanten des Herzogs, zu übergeben. Man untersuchte den Sack, und fand Briefe, aus denen hervorging, daß das Geld nach Schottland, für Maria's Dienst bestimmt sei. Sofort wurden der Herzog, Highford, Norfolks andrer Secretair, Barker,

Bannister und der Bischof von Roß eingezogen. Highford beantwortete alle Fragen, die man ihm stellte, und zeigte freiwillig den Ort an, wo er Papiere verborgen hatte, die sein Herr ihm zur Vernichtung übergeben; auch Barker und Bannister wurden, jener auf der Folter, dieser aus Furcht, ebenso gesprächig. Der Bischof von Roß berief sich auf die Vorrechte der Gesandten, da ihm diese nicht zugestanden wurden, antwortete er ausweichend; sobald er aber bemerkte, daß Alles schon bekannt sei, bestätigte er die Aussage der übrigen Gefangnen. Es ging daraus hervor, daß mehre Plane zur Befreiung der Königin von Schottland gemacht worden waren; daß sie öfters, und nicht ohne Erfolg, den Herzog von Norfolk um Rath gefragt, und daß dieser das aufgefangne Geld von dem französischen Gesandten für Marien empfangen hatte. Was aber am meisten gegen Norfolk sprach, war die Sendung Rudolphi's an den Herzog von Alba, den König von Spanien und den Papst. Sie war von Maria ausgegangen, der Herzog aber sollte Rudolphi's Instructionen durchsehen, und nöthigenfalls berichtigen. Rudolphi hatte den Herzog in Howardhouse gefunden, wo er noch Arrest hatte, sich bitter über das erlittne Unrecht beschwerte, und besonders aufgebracht war, weil man ihm seine Bitte, in dem Parlament erscheinen zu dürfen, versagt hatte. Rudolphi legte ihm zwei Entwürfe vor: nach dem einen sollte er mit seinen Freunden die Königin auf dem Wege nach dem Oberhause aufheben, nach dem andern hingegen versprechen, mit so viel Mannschaft, als er aufzubringen vermöge, zu dem Herzoge von Alba zu stoßen, der mit 10,000 Mann zu Harwich landen werde. Norfolk hörte ihn geduldig, und wie jene sagen, die mit Rudolphi deshalb gesprochen hatten, mit Beifall an. Der Herzog hingegen behauptete bis zu seinem letzten Athemzuge, sein Gespräch mit Rudolphi habe lediglich Geldgeschäfte und die Herbeischaffung flandrischer Hülfstruppen für Mariens schottische Anhänger gegen ihre schottischen Widersacher betroffen. Übrigens gab sich Rudolphi an den fremden Höfen für den Abgesandten Maria's und Norfolks aus, und empfing Zusicherungen von Beistand.

Der durch diese Entdeckungen veranlaßte Schrecken war nicht sobald vorüber, als man beschloß, gegen die Verschwornen nach aller Strenge der Gesetze zu verfahren. Der Herzog von Norfolk sollte zuerst bestraft werden. Die Hartnäckigkeit, mit der er auf der Heirath mit der Königin von Schottland bestand, hatte Elisabeths höchsten Zorn erregt. Zwei Monate wurden verwendet, das Publicum auf seinen Proceß und seine Verurtheilung vorzubereiten. Am 16. Jan. 1572 mußte er vor 26, durch die Minister gewählten und von dem Grafen von Shrewsbury, als High Steward, präsidirten Pairs erscheinen. Vor diesen ward der Herzog angeklagt, seiner Monarchin nach dem Leben gestrebt zu haben, indem er 1) die Königin von Schottland heirathen wollen, obwol er gewußt, daß sie Anspruch auf die englische Krone mache, und solche Elisabethen abspreche, 2) durch Rudolphi's Vermittelung fremde Mächte zu einem Einfall in das Königreich gereizt, und 3) die gegen die Königin empörten Engländer und die Schotten, ihre Feinde, mit Geld unterstützt habe. Der Herzog behauptete, er sei hinsichtlich aller drei Punkte unschuldig; denn 1) mache die Königin von Schottland keinen Anspruch an die englische Krone; 2) habe er mit Rudolphi nur einmal gesprochen, und zwar in der Meinung, dessen Mission bezwecke lediglich, Mariens Getreuen in Schottland Hülfe zu verschaffen; 3) habe er den englischen Rebellen niemals Geld geschickt, und wenn er einem seiner Leute erlaubte, die Besorgung einer Geldsumme für den schottischen Laird Herries zu übernehmen, so glaube er hierin nichts Unrechtes gethan zu haben, denn Herries sei Maria's treuer Diener, und Maria die anerkannte Alliirte der Königin von England. Dies Alles trug er gelassen, fest und mit ungekünstelter Beredsamkeit vor. Indessen war sein Untergang einmal beschlossen. Seit 18 Wochen, vom 7. Sept. 1571 an, befand er sich in enger Haft im Tower, wo man ihm weder Bücher, noch den geringsten Verkehr mit seinen Freunden verstattete. Von dem ihm bevorstehenden Processe ward er erst am Abende vor seiner Vorladung benachrichtigt; wessen man ihn anklagte, erfuhr er erst vor den Gerichtsschranken. Man verweigerte ihm einen Anwalt. Die Advokaten der Regierung traten völlig vorbereitet, mit einer Masse von Papieren, gegen ihn auf; er mußte unvorbereitet auf Fragen antworten, die eine Menge Personen, Orte, Gespräche und Daten betrafen, und einen Zeitraum von drei Jahren umfaßten. Die Beweise gegen ihn bestanden zum Theil aus Briefen, größtentheils aber aus Bekenntnissen, die Furcht oder Folter andern Gefangnen abgepreßt hatten. Als er gegen solche Zeugen protestirte, antwortete man ihm, die Deponenten hätten die Wahrheit ihrer Aussagen beschworen, und sein bloßes Leugnen sei im Vergleiche mit ihren Eiden von keinem Gewichte. Hierauf verlangte er, mit ihnen confrontirt zu werden, und berief sich auf den Schutz, den Eduards VI. Statut den Gefangnen gewährte, allein man erwiederte, dieses Statut sei zu hart und gefährlich für den Fürsten gefunden und daher zurückgenommen worden. Als er den ihm zur Last gelegten Verrath abermals leugnete, langte eine Botschaft der Königin an, welche erklärte, sie habe von einem auswärtigen Gesandten die volle Bestätigung der Anklage erhalten, da es aber unklug sein würde, die nähern Umstände öffentlich bekannt zu machen, so wurde es den Pairs überlassen, diese durch ihre Collegen im geheimen Rathe vertrauliche Mittheilung zu erfahren. Sie zogen sich zurück, in Abwesenheit des Beklagten wurden ihnen neue Beweise vorgelegt, und nach einstündiger Berathung sprachen sie das Schuldig aus. Sofort entgegnete der Herzog mit fester Stimme und furchtloser Haltung: „Das, Mylords, ist das Urtheil für einen Verräther, ich aber sterbe als ein so treuer Unterthan der Königin, wie einer da lebt. Ich bitte Euch nicht, Euch für mein Leben zu verwenden, Ihr habt mich aus Eurer Mitte gestoßen, und bald hoffe ich in besserer Gesellschaft im Himmel zu sein. Nur bitte ich die Königin, meinen verwaiseten Kindern gnädig zu sein, und für die Bezahlung meiner Schulden

zu sorgen. Gott weiß, welch treues Gemüth ich hegte gegen sie und gegen mein Vaterland, trotz Allem, was mir heute vorgeworfen ward. Lebt wohl, Mylords!"
Es war Samstags, den 11. Febr. 1572, als Elisabeth den Befehl zu der Hinrichtung unterzeichnete. Sie nahm ihn alsbald zurück, erneuerte ihn, konnte aber doch zu keinem Entschlusse gelangen. Um ihren Widerwillen zu bezwingen, rief der verschmitzte Burleigh die Hülfe des Parlaments an. Auf seinen Betrieb entschieden die Gemeinen, das Leben des Herzogs sei mit der Sicherheit der Königin unverträglich; theilten diese Ansicht den Lords mit, und beschlossen, eine in heftiger, fanatischer Sprache abgefaßte Bittschrift, um den Tod des Herzogs, an den Stufen des Throns niederzulegen. Die Königin wurde beredet, den unseligen Befehl zum dritten Male zu unterzeichnen, und vier Monate nach der Verkündigung des Urtheils, am 2. Jun. 1572, geleiteten D. Nowell, Dechant zu St. Paul, und des Herzogs vormaliger Hofmeister, der Martyrologist Fox, ihn zum Blutgerüste. Er zeigte keine Furcht, und betheuerte in seiner durch die Gerichtspersonen mehrmals unterbrochenen Rede an die Umstehenden, er sei kein Verräther, und sterbe im reformirten Glauben. Sein Kopf fiel auf den ersten Streich. Thomas III. war dreimal verheirathet, 1) mit Maria, des Heinrich Fitz-Alan, Grafen von Arundel, Enkelin und Erbin. Sie starb den 25. August 1557; 2) mit Margaretha, der Tochter und Erbin von Thomas Audley, dem Baron von Walden; 3) mit Elisabeth Layburn, des Thomas Dacres, Herrn von Gillesland, Witwe. Diese letzte Ehe war kinderlos. Aus der zweiten Ehe kamen die Söhne Thomas und Wilhelm, dann zwei Töchter. Thomas wurde der Stammvater der Grafen von Suffolk, Wilhelm jener der Grafen von Carlisle; von beiden Linien wird zu seiner Zeit gehandelt werden.

Philipp, das einzige Kind der ersten Ehe, wurde in dem Alter von 18 Jahren, 1575, der Königin Elisabeth vorgestellt, gnädig empfangen, und mit Merkmalen ihrer Gunst überhäuft. Bald nahm er an allen Genüssen und Lastern des wollüstigen Hofes Theil, und seine Gattin ward einer vornehmen Dame, die nicht näher bezeichnet wird, die aber wol die Königin selbst war, zu Liebe vergessen, ja sogar verstoßen. Philipps mütterlicher Großvater, und seine Tante, Lady Lumley, vermachten, um ihre Misbilligung seiner Aufführung an den Tag zu legen, Andern einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens. Nach des ersten Tod, den 26. Febr. 1579, foderte er das Schloß und die Grafschaft Arundel, sammt den Baronien Fitz-Alan, Clun, Oswaldestre und Maltravers, und obwol er noch nicht rehabilitirt war, erkannte doch der geheime Rath seine Ansprüche an. Er nahm demnach, als Graf von Arundel, am 11. April 1580 seinen Sitz im Oberhause, und die ihn rehabilitirende Bill empfing die königliche Genehmigung am 18. März 1581. Späterhin sank er aber, sei es nun, wie er glaubte, deswegen, weil jene ihn verleumdeten, die ihn, als den Rächer von seines Vaters Tode fürchteten, oder wegen der Unklugheit der Freunde der Maria Stuart, die ihn als das erbliche Oberhaupt ihrer Partei ansahen, mit reißender Schnelligkeit in der Gunst seiner Monarchin, und bald war es offenbar, er sei ihr ein Gegenstand des Argwohns, wo nicht des Abscheues, geworden. Unter diesen Umständen verließ er den Hof und begab sich zu seiner Gattin, die er fortan durch Liebe für die frühere Vernachlässigung zu entschädigen suchte; allein die Königin ließ sie nicht lange beisammen. Zwei Versuche, den Grafen in eine Anklage wegen Verschwörung zu verwickeln, mislangen, aber nach Throckmortons Verhaftung ward ihm (1583) verboten, sein Haus in der Hauptstadt zu verlassen, und Lady Arundel wurde in Sussex unter die Aufsicht von Sir Thomas Stirley gestellt. Keinem von beiden konnte etwas zur Last gelegt werden, und nach vier Monaten ward der Graf in Freiheit gesetzt, aber ein Jahr verstrich, ehe dieselbe Begünstigung seiner Gemahlin zu Theil wurde. So viele Beleidigungen machten auf den Grafen tiefen Eindruck. Sein Glaube an die protestantische Religion war erschüttert; er überredete sich, seine dermalige Ungnade sei die Strafe der Saumseligkeit, mit welcher er den Regungen seines Gewissens folge, ließ einen Missionarius zu sich bescheiden, und ward wieder in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen (1584). Dieser Schritt mußte nothwendig die Königin erzürnen und seinen Feinden neue Vortheile gegen ihn gewähren. Die im nächsten Parlament gegen die Katholiken erlassenen Strafgesetze vergrößerten seine Furcht, und nach langem Kampfe beschloß er das Land zu verlassen. Vor seiner Abreise schrieb er an die Königin einen langen und beredten Brief (April 1585), in welchem er ihr Alles, was er, ohne Erfolg, gethan, um ihr Vertrauen wieder zu gewinnen, den überlegnen Einfluß seiner Feinde im Rathe, die ihm zugefügten Kränkungen, das Schicksal seines Vaters und Großvaters, die unschuldig den Verräthertod gelitten, und die Strafen zu Gemüthe führte, denen seine Religion ihn aussetzte. „Er sei auf einen Punkt gekommen," sprach er „wo er entweder seinen Leib sicherm Verderben weihen, oder seine Seele in augenscheinliche Gefahr bringen müsse, und hoffe demnach, wenn er das Land verlasse, um solchem Unglücke zu entgehen, so werde sie ihn nicht mit ihrer Ungnade strafen, die er für den härtesten Schlag und das größte aller Drangsale ansehen würde." Er wußte nicht, daß er längst von den Spionen der Minister umringt war, und daß sein eignes Haus von Verräthern wimmelte. Kaum hatte das Schiff, welches er heimlich zur Reise nach Flandern gemiethet, die Küste von Sussex verlassen, als zwei Kriegsfahrzeuge, unter dem vorgeblichen Piraten Kelloway, dasselbe nahmen. Kelloway übergab den Gefangnen dem Sir Georg Carey, und dieser brachte ihn, auf Weisung des geheimen Raths, in den Tower. Auf Philipps Verhaftung folgte jene seines Bruders, des Lords Wilhelm Howard, sowie seiner Schwester, der Lady Margaretha Sackville. Im Verhöre machte seine Unschuld die Bosheit seiner Feinde zu Schanden. Länger als ein Jahr blieb er unbewacht im Gefängnisse, zuletzt verwandelte man die Anklage wegen Verraths in eine andre wegen Ungehorsams, und er wurde von der Sternkammer belangt, weil er das Königreich ohne Erlaubniß

zu verlassen gesucht, und mit Allen, dem erklärten Feinde der Königin, correspondirt habe. Er entgegnete, hinsichtlich des ersten Punktes rechtfertige ihn die Nothwendigkeit, da die Landesgesetze ihm nicht erlaubten, Gott nach seinem Gewissen zu dienen; und sein Briefwechsel mit Allen betreffe nicht Staatsangelegenheiten, sondern die Religion. Er wurde verurtheilt, 100,000 Pf. St. Strafe zu bezahlen, und so lange im Gefängnisse zu bleiben, als es der Königin gefallen werde. Er mußte wirklich das ganze Gewicht ihres Zorns ertragen; seine Haft war beispiellos streng, sodaß selbst seine Gemahlin, die ihm während derselben einen Sohn geboren hatte, ihn nicht sehen durfte, und währte lebenslänglich. Nach und nach wurde diese Strenge jedoch gemildert, und Philipp durfte den neben ihm wohnenden katholischen Priester, Wilhelm Bennet, besuchen, bei dem er zuweilen Messe hörte, und zwei Mitgefangne, Sir Thomas Gerard und Wilhelm Shelley, antraf. Diese Begünstigung hatte seine Gemahlin, durch ein Geschenk von 30 Pf. an die Tochter des Lieutenants im Tower erkauft; der endliche Ausgang läßt aber vermuthen, daß sie mit Zustimmung eines Höhern stattfand, der das Verderben des Gefangnen beabsichtigte. Bei dem Erscheinen der spanischen Armada erhielt Arundel einen Wink, daß er und die andern Katholiken geschlachtet werden sollten, sowie die Spanier den Boden von England betreten würden. Die Gefahr, in der sie schwebten, ward natürlich für die Gefangnen ein Gegenstand des Gesprächs, und der Graf schlug vor, sich in einem gemeinschaftlichen Gebete dem Schutze des Himmels zu empfehlen. Sein Vorschlag ward angenommen, aber wieder aufgegeben, weil man besorgte, die Sache möge der Königin in einem ungünstigen Lichte dargestellt werden. Die Armada verschwand, und Shelley, Gerard und Bennet wurden in andre Gefängnisse gebracht, und einzeln über Arundels Reden und Betragen verhört. Die Aussage des ersten war unschädlich, Gerard schilderte ihn als einen Freund der Spanier, und Bennet bekannte, aus Furcht vor Folter und Strang, wie er sagt, der Graf habe von ihm verlangt, er solle für das Gelingen der Invasion Messe lesen. Auf diese Aussagen gründete man eine Anklage wegen Hochverraths (1589); die Königin ernannte den Grafen von Derby zum High Steward, und 24 andre Pairs zu Richtern, vor denen Arundel sein Leben zu vertheidigen hatte. Die Kronadvokaten nahmen in die Anklage Alles wieder auf, was vordem in der Sternkammer gegen ihn vorgebracht worden war. Der eigentliche Gegenstand der Untersuchung war jedoch die Frage, ob der Graf Andre ersucht habe, mit ihm für den Sieg der Spanier zu beten. Die Hauptzeugen waren Gerard und Bennet. Jenen foderte der Gefangene im Namen des lebendigen Gottes auf, die Wahrheit zu reden, und zu bedenken, daß er in der Folge vor einem mächtigern Richter werde Rechenschaft ablegen müssen. Bei dieser feierlichen Anrufung zitterte Gerard, stotterte einige Worte, und wurde abgeführt. Gegen Bennets Zeugniß ward ein Schreiben producirt, in dem er bekannte, seine frühere Aussage sei falsch, und durch Androhung von Folter und Tod abgepreßt; jetzt behauptete er aber, Randal, ein Mitgefangner, habe den Brief geschrieben, und, ohne seine Einwilligung oder Unterschrift, dem Grafen zugeschickt. Randal ward nicht vernommen, und Arundel betheuerte feierlichst, das von ihm vorgeschlagne Gebet habe gar keinen Bezug auf die Invasion, sondern nur den Zweck gehabt, den Schutz des Himmels für ihn und seine mit dem Tode bedrohte Gefährten zu erflehen. Nach einstündigen Debatten erklärten ihn die Pairs für schuldig; er vernahm das Urtheil mit Fassung und Heiterkeit, und bat, als letzte Gunst, um die Erlaubniß, ehe er sterbe, seine Gattin und seinen Sohn, einen ungefähr fünfjährigen Knaben, der während seiner Gefangenschaft geboren war, zu sehen. Es erfolgte keine Antwort. Seine Verurtheilung war indessen lediglich eine Handlung der Politik, nicht der Gerechtigkeit, und die Beschuldigung, wegen welcher ihm der Proceß gemacht worden, zuverlässig ungegründet. Burleigh und Hatton riethen daher der Königin, seiner zu schonen. Sie ließ sich überreden, verhehlte aber ihren Entschluß sorgfältig dem Gefangnen, der mehre Jahre in der Überzeugung verlebte, das Beil schwebe über seinem Haupte, und des Morgens nie ohne die Besorgniß aufstand, vor Einbruche der Nacht auf dem Blutgerüste zu verscheiden. Im J. 1595 fand er sich bei Tische, nachdem er von einem Wasserhuhn gegessen, plötzlich unwohl; sein Arzt verzögerte zwar die Fortschritte der Krankheit, die von einigen übermäßigen religiösen Kasteiungen zugeschrieben wurde, konnte sie aber nicht überwinden, und nach Verlauf von zwei Monaten starb Philipp, im 11. Jahre seiner Haft, am 10. Novbr. 1595. Er ward in der Kapelle des Towers mit seinem Vater in ein und dasselbe Grab gelegt, im J. 1624 aber auf seines Sohnes Veranstaltung nach Arundel getragen. In der dortigen Grabschrift heißt es: **non sine veneni suspicione.** Die Königin zeigte in ihrem Benehmen gegen diesen unglücklichen Edelmann eine kaum erklärbare Rachgier. Er scheint ihr eine schwere, geheime Beleidigung zugefügt zu haben, die nie bekannt, aber auch nie vergessen wurde. Es gab eine Zeit, wo er ihre Gunst ausschließlich zu besitzen schien, und bei allen ihren Partieen und jeder Festlichkeit des Hofs die erste Rolle spielte. Allein von dem Augenblick an, wo er zu seiner Gattin zurückkehrte, verfiel er in Ungnade. Während seiner langen Haft ward ihm nicht einmal an den Pforten des Grabes die Erlaubniß, Gattin, Kind, oder irgend einen seiner Verwandten, er sei protestantisch oder katholisch, zu sehen. Selbst nach seinem Hinscheiden hörte die Erbitterung der Königin nicht auf. So lange sie lebte, empfand Lady Arundel, Anna, des Thomas Dacres, Barons von Gillesland Tochter und Miterbin (ihr war unter andern Greystock in Cumberland zugefallen), die Wirkungen der königlichen Ungnade. Sie konnte ihr Haus nicht verlassen, ohne zu besorgen, daß sie sich hierdurch vergehe, mußte für jeden Besuch in London, selbst wenn sie ihren Arzt zu befragen hatte, um Erlaubniß bitten, und so oft Elisabeth nach dem Palaste zu St. James kam, erhielt die Gräfin Befehl, die Hauptstadt vor Ankunft der Königin

zu verlassen. Mit Recht mochte daher Maria Stuart, als in einem Verhör ein von ihr mit Babington gewechselter Brief vorgelesen wurde, worin des Grafen von Arundel und seiner Brüder Erwähnung geschah, seufzend ausrufen: „Ach was hat dieses edle Haus für meine Sache gelitten!" Philipp hatte eine sehr bedeutende Bibliothek, besonders im Fache der Alterthumskunde und Heraldik, seine Lieblingsstudien, zusammengebracht. Seine Lebensbeschreibung, Life of Philippe Howard, in der Handschrift befindet sich im Besitze des Herzogs von Norfolk.

Philipps einziger Sohn, Thomas IV., geb. 1587, wurde 1603 von König Jakob in die Titel eines Grafen von Arundel und Surrey, auch in die Familiengüter, wie sie der Vater besessen hatte, restituirt, und hieß seitdem, nach seinem vollständigen Titel, Graf von Arundel und Surrey, Lord Howard, Mowbray, Segrave, Clarke, Brewes, Clun, Oswaldestre, Gorpes, Maltravers und Greystock. Im J. 1605 warb er auf eigne Kosten ein Reiterregiment von 1500 Mann, um solches dem Erzherzog Albert nach den Niederlanden zuzuführen; er diente auch, unter Spinola, bei der Belagerung von Wachtendonk und anderwärts. Bei seiner Rückkehr wurde er in den Staatsrath, und 1611 in den Hosenbandorden aufgenommen, gleichwie er auch nach und nach Lord-Lieutenant der Grafschaften Norfolk, Surrey, Sussex, Northumberland, Cumberland und Westmoreland wurde. Im J. 1614 fiel ihm seines Großoheims, des Grafen von Northamton, Erbschaft zu, und im November desselben Jahrs trat er, in Gesellschaft seiner Gemahlin, eine Reise nach Italien an. Er ließ daselbst und in der Levante durch Wilhelm Petty eine reiche Sammlung von griechischen und römischen Alterthümern, die sogenannten Marmora Arundeliana, aufkaufen, und versetzte dieselben nachmals (1627) in die Gärten des Palastes Arundel zu London. Am 29. August 1621 wurde er mit dem Lordmarschallamt, und bald darauf mit dem Schatzmeisteramt bekleidet; es übertrug ihm auch der König 1622 die Verrichtungen des Connetable, so lange kein solcher vorhanden sein würde. Im J. 1623 wurde er Oberrichter über alle königliche Forsten und Gehölze im Norden der Trent. Im nämlichen J. war er einer der Commissarien, die mit Carlos Coloma und Ferdinand Bouhout, den spanischen Abgeordneten, um die Restitution der Pfalz unterhandelten. Unter Karls I. Regimente wurde seine Stellung zu dem Hofe weniger freundlich, sein hochfahrender Geist erlaubte ihm nicht, sich vor Buckingham zu beugen, und der Günstling wurde sein entschiedner Widersacher. In dem Parlamente von 1626 dachte Arundel, der zugleich der Bevollmächtigte von sechs andern Pairs war, seine Rache zu nehmen, allein im Laufe der Sitzungen wurde er auf königlichen Befehl verhaftet; Veranlassung oder Vorwand dazu war, daß sein Sohn, Lord Maltravers, insgeheim, und ohne die königliche Erlaubniß nachzusuchen, sich mit der Tochter des Herzogs von Lennox vermählt hatte. Vergeblich führte der Graf, sich zu entschuldigen, an, die Heirath sei durch die beiderseitigen Mütter heimlich verabredet worden; er mußte sich nach dem Tower bringen lassen (13. Mai). Aber unerwartet erklärten die Lords, die Verhaftung des Grafen während der Session sei eine Verletzung ihrer Privilegien, und überreichten eine Adresse nach der andern, worin sie baten, ihn sofort in Freiheit zu setzen. Karl gab ausweichende Antworten, befahl dem Kronanwalt, für seine königliche Prärogative das Wort zu führen, und schilderte das Benehmen des Lord-Marschalls als persönlich beleidigend für ihn, und gefährlich für den Staat. Die Lords weigerten sich aber nachzugeben; sie faßten (8. Jun.) den Beschluß, alle andre Geschäfte zu suspendiren, bis ihr College seinen Platz wieder eingenommen haben würde, und nach dreimonatlichem Kampfe siegten sie über den Stolz und den Widerwillen des Königs. Arundel ward in Freiheit gesetzt und nahm seinen Platz unter den lauten Glückwünschen des Hauses wieder ein, das Parlament war jedoch kaum geschlossen (15. Jun.), als der Graf neuerdings verhaftet und im eignen Hause bewacht wurde, bis das Murren des Volkes den König nöthigte, auch diese Plackerei aufzugeben. Im J. 1633 ging Arundel als Gesandter nach Holland, um der verwitweten Kurfürstin von der Pfalz, wegen des Verlustes ihres Gemahls, zu condoliren, und mit den Generalstaaten zu Gunsten der pfälzischen Prinzen zu unterhandeln; im nämlichen Jahre hob er auch den Herzog von York, nachmaligen König Jakob II., Namens der Pathen, des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, aus der Taufe. Im J. 1636 wurde er wegen Restitution der Pfalz an den Kaiser Ferdinand II. abgesendet. Er nahm zugleich eine Reise nach Ungarn vor, die dasigen Grenzfestungen zu sehen, erneuerte bei der Rückkehr seine Bemühungen zu Gunsten des pfälzischen Hauses vor dem Kurfürstentage zu Regensburg, konnte aber in beiden Unterhandlungen nicht durchdringen. Im J. 1639 übergab ihm der König das Commando der gegen die Schotten bestimmten Armee, bei der Essex als Generallieutenant, und der Graf von Holland als General der Cavalerie dienen sollte. Der Waffenstillstand machte aber seinem Commando, dem er ohnehin nicht gewachsen war, alsbald ein Ende. Im J. 1641 war er in Straffords Proceß High Steward, und im nämlichen Jahr einer der Deputirten, welche mit den nach England gekommenen holländischen Gesandten wegen Vermählung der Prinzessin Maria mit dem Prinzen Wilhelm II. von Oranien handelten; er befand sich auch im Gefolge der Königin, als sie ihre Tochter 1642 nach Holland führte. Im J. 1644 wurde er zum Grafen von Norfolk creirt. Bald darauf trat er, um dem fortwährenden Bürgerkriege zu entgehen, mit königlicher Genehmigung eine Reise nach Italien an; er erkrankte zu Padua und starb daselbst den 24. Sept. 1646; die Leiche wurde nach England gebracht und zu Arundel beigesetzt. Walker, in seinen politischen Discursen, hat von Thomas IV. angemerkt, daß er der erste gewesen, der in dem hölzernen London steinerne Häuser erbaute; seinen starren Hochmuth schildert der Volksspruch: „er gehe zuweilen nach Hof, weil nur dort ein Höherer sei, als er,

und er gehe desto seltner dahin, weil dort ein Höhrer sei, als er." Mit seiner Gemahlin, Alathea Talbot, des Grafen Gilbert von Shrewsbury Tochter und Miterbin, hat er Sheffield und Furnival, in Yorkshire, dann Worksop, in Nottinghamshire, erheirathet; er dachte wol nicht, daß seine Nachfolger dereinst aus Sheffield allein jährlich 30,000 Pf. St. erheben würden. Sein jüngrer Sohn, Wilhelm Howard, gründete die Linie der Viscounts und Grafen von Stafford, von denen unmittelbar nach den Herzogen von Norfolk die Rede sein wird; der ältre, Heinrich Friedrich, Graf von Arundel, Surrey und Norfolk, bei des Vaters Lebzeiten aber Lord Mowbray oder Maltravers genannt, vermählte sich mit Elisabeth Stuart, des Herzogs Esme von Lennox Tochter, und starb den 17. April 1652. Unter seinen 12 Kindern sind die Söhne Thomas V., Heinrich, Philipp, Karl und Bernhard zu bemerken. Thomas V. und Heinrich, nach einander Herzoge von Norfolk, werden sogleich vorkommen. Philipp, ein Dominikanermönch, wurde 1677 vom Papste Clemens X. zum Cardinale gemacht, und starb zu Rom den 16. Jun. 1694. Karl, auf Greystock, verheirathete sich mit Maria, der ältesten Tochter und Erbin von Georg Tattershall, auf Finchampstead, in Berkshire, und wurde der Vater von Heinrich Karl, Gem. der Maria Aylward, und der Großvater von Karl, der seinen Vettern als zehnter Herzog von Norfolk succedirte. Bernhard stiftete die Nebenlinie, welcher der heutige Herzog angehört.

Thomas V. zeigte in seiner Jugend die herrlichsten Fähigkeiten, eine Krankheit beraubte ihn jedoch seiner Sinne, er wurde, um ärztliche Hülfe zu suchen, nach Padua gebracht, und mußte dort, bis an sein Ende, in Gewahrsam bleiben. Nichtsdestoweniger gab ihm König Karl II. in Gefolge Parlamentsschlusses vom Jahre 1660 am 8. Mai 1661 den Titel eines Herzogs von Norfolk, und die seit dem J. 1572 confiscirten Stammgüter zurück. Das Recht, in dem Herzogthume zu succediren, wurde zugleich auf seines Vaters gesammte Nachkommenschaft ausgedehnt. Thomas starb unbeweibt im J. 1677, und hatte seinen Bruder Heinrich zum Nachfolger. Heinrich war am 27. März 1669 zum Lord Howard von Castle Rising, und am 19. Oct. 1672 zum Grafen von Norwich ernannt worden, und hatte zugleich auch die von seinen Vorfahren vielfältig besessene Würde eines Earl Marshal für sich und seine männliche Nachkommenschaft erworben. Weil er aber, als Katholik, kein Kronamt zu führen befugt war, wurde ihm Robert Bruce, Graf von Ailesbury, als Stellvertreter substituirt. Im J. 1667 schenkte er die Marmora Arundeliana der Universität Oxford, und später seine Bibliothek der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften [2]), er gab auch des Grafen von Leslie Reisebeschreibung nach Wien, und ferner nach Constantinopel, englisch heraus. Er war zweimal verheirathet, 1) mit Anna, einer Tochter von Eduard Somerset, Marquis von Winchester, und 2) mit Johanna Bickerton, und starb den 11. Jan. 1684, aus seiner ersten Ehe die Söhne Heinrich und Thomas, dann zwei Töchter, aus der andern Ehe aber die Söhne Georg, Jakob, Friedrich Heinrich und Johann, von denen doch keiner Nachkommenschaft hatte, dann drei Töchter hinterlassend. Der älteste Sohn, Heinrich, siebenter Herzog von Norfolk, Graf von Arundel, Surrey und Norwich, Baron von Mowbray, Howard, Segrave, Brewes, Fitzalan, Warren, Clun, Oswaldestre, Maltravers, Greystock, Furnival, Verden, Lovetot, Strange und Howard von Castle Rising, Ritter des Hosenbandordens, Erb-Earl-Marshal von England, Lordlieutenant von Norfolk, Surrey und Berkshire, Connetable und Gouverneur von Windsor Castle, Hüter von Windsor Forest, wurde bei seines Vaters Lebzeiten, am 14. Jan. 1677 als Lord Mowbray in das Oberhaus berufen. Er vermählte sich im nämlichen J. 1677 mit Maria Mordaunt, des Grafen Heinrich von Peterborough Tochter und Erbin, führte aber mit ihr eine höchst misvergnügte Ehe, bis er sich im J. 1692 wegen Ehebruchs von seiner treulosen Hälfte scheiden ließ. Er war nachgehends Willens, sich mit der Enkelin eines schottischen Kaufmanns, Namens Browne, zu verheirathen, starb aber unerwartet, den 13. April 1701. Da er kinderlos war, so folgte ihm seines Bruders Thomas ältester Sohn, auch Thomas genannt. Thomas, der Vater, besaß Worksop, und übte wegen dieses Gutes, bei Jakobs II. Krönung, am 23. April 1686, das Recht, dem König einen Handschuh für die rechte Hand zu besorgen, auch dessen rechten Arm, während er den Scepter hielt, zu unterstützen. Er ertrank auf der Überfahrt nach Frankreich, den 9. Nov. 1689, und hinterließ aus seiner Ehe mit Maria Elisabeth, der Tochter und einzigen Erbin des Baronets Johann Savile, auf Copley, in Yorkshire (sie starb den 10. Decbr. 1732), die Söhne Thomas, den achten, Eduard, den neunten Herzog von Norfolk; Heinrich und Richard (starben beide unvermählt), und Philipp. Letzterer war in erster Ehe mit Winfriede, der Tochter von Thomas Stonnor, und in andrer Ehe mit Henriette, Tochter und Miterbin von Eduard Blount auf Blagdon, in Devonshire, verheirathet, und hinterließ aus der ersten Ehe einen Sohn, Thomas, geb. 1727, † unvermählt im J. 1763, und eine Tochter, Winfriede, vermählt 2. Oct. 1749 an Lord Wilhelm Stourton; aus der zweiten Ehe aber einen Sohn, Eduard, geb. 1744, † unvermählt 1767, und eine Tochter, Anna, die den Lord Robert Eduard Petre heirathete. Thomas VI., geb. 11. Decbr. 1683, succedirte seinem Oheim als achter Herzog von Norfolk, vermählte sich den 26. Mai 1709 mit Maria, der einzigen Tochter und Erbin von Sir Nikolaus Shireburne, auf Stonyhurst, in Lancashire, wurde am 1. Nov. 1722 zu Bath verhaftet, und nach dem Tower gebracht, indem man ihn der Theilnahme an der dem Bischof Atterbury von Rochester, dem Advokaten Lear, und andern Misvergnügten zugeschriebenen Verschwörung beschuldigte. Er sollte auch die von den Jakobiten für den Prätendenten zusammengeschossenen Gelder übermacht,

2) Catalogus librorum MS. et impressorum bibliothecae Norfolcianae, olim Arundelianae, ab Henrico D. Norfolciae, regiae societati Londinensi donatae (Lond. 1681. 4.).

kraft des väterlichen Testaments jährlich eine bestimmte Summe an den Papst entrichtet, und den Entschluß gefaßt haben, nach Frankreich zu entfliehen. Aber bereits im Jul. 1723 wurde er auf Bürgschaft entlassen. Er starb kinderlos, den 23. Decbr. 1732; sein Bruder Eduard folgte ihm als neunter Herzog von Norfolk. Eduard, geb. 5. Jun. 1686, vermählte sich den 26. Nov. 1727 mit Maria, der zweiten Tochter und Miterbin von Eduard Blount auf Blagdon, starb aber ohne Nachkommenschaft, den 20. Sept. 1777. Hierdurch war die Grafschaft Norwich und die Baronie Howard von Castle Rising erloschen; in die Allodien theilten sich des Herzogs zwei obengenannte Nichten, Lady Winfriede Stourton und Lady Anna Petre, den Titel eines Herzogs von Norfolk, die Grafschaft Arundel, mit den ihr durch Parlamentsacte unter Karl I. unveräußerlich einverleibten Baronien Fitzalan, Clun, Oswaldestre und Maltravers, die Grafschaften Surrey und Norfolk, die Erbmarschallswürde und das Stammgut erbte Karl, ein Enkel von Karl Howard auf Greystock, dem vierten Sohne des Grafen Heinrich Friedrich von Arundel, und Bruder von Thomas und Heinrich, dem fünften und sechsten Herzoge von Norfolk.

Karl, zehnter Herzog von Norfolk, geb. 1. Decbr. 1720, war mit Katharina, der zweiten Tochter und Miterbin des Ritters Johann Brockholes, auf Claughton, in Lancashire, verheirathet, und hatte zeither, als ein schlichter Landjunker, in großer Einfachheit auf seinen Gütern gelebt, was ihn jedoch nicht verhinderte, im Jünglingsalter weite Reisen vorzunehmen und sich ausgebreitete Kenntniß der Classiker zu verschaffen. Von dieser Kenntniß zeugen besonders seine schriftstellerischen Arbeiten, über die Strafgesetze, über vermischte Gegenstände, und die Anekdoten von mehren Gliedern des Hauses Howard. Er starb den 31. Aug. 1786. Sein einziger Sohn, Karl, 11. Herzog von Norfolk, war den 15. März 1746 geb., trug bei des Vaters Lebzeiten den Titel eines Grafen von Surrey, und trat 1780 zur anglikanischen Kirche über; wie man glaubt, um alle seine parlamentarischen Rechte üben zu können, und um das von 1661—1782 commissionsweise versehne Earl-Marshall-Amt selbst zu bekleiden. Im Jul. 1780 trat er in das Haus der Gemeinen, als Repräsentant der Stadt Carlisle, und sogleich nahm er Partei gegen den Minister North. Unter Rockinghams Administration wurde er Lord Lieutenant in dem West-Riding von Yorkshire, und zugleich Oberst über ein Regiment Milizen. Als der Graf von Shelburne Minister geworden, schloß sich Surrey an Fox an, und wurde eins der thätigsten und einflußreichsten Glieder der neuen Opposition. Unter dem Coalitionsministerium wurde er, April 1783, Commissair der Schatzkammer, welches Amt aber schon nach wenigen Monaten, durch Pitts Erhebung, verloren ging. Surrey trat demnach in die Reihen der Opposition zurück, und vereinigte sich mit den zahlreichen Beförderern einer parlamentarischen Reform. Als Herzog von Norfolk mußte er in das Oberhaus eintreten, aber auch hier machte er sich durch beharrliche Opposition gegen das Ministerium bemerkbar. Einen besonders lebhaften Antheil nahm er an den Debatten über den Proceß des vormaligen Generalgouverneurs Hastings. Nachdem er ihn, in Ansehung der beiden ersten Klagpunkte für schuldig erklärt, zog Norfolk sich von den Verhandlungen zurück, weil er die Majorität entschlossen sah, nicht zu strafen. In dem Laufe des Revolutionskrieges brachte Norfolk, in einer Versammlung des Whig-Clubs den Toast: „die Majestät des Volkes!" Zur Strafe wurde er seines Amtes als Lordlieutenant entsetzt. Acht Jahre später, bei Pitts momentaner Entfernung von den Geschäften, fand auch für ihn eine Restauration statt. Eben diese Jahre hatten ihn aber auch belehrt, und fortan votirte Norfolk, wenn es der Vertheidigung des Vaterlandes galt, stets mit den Ministern, selbst, was auch allgemeines Erstaunen erregte, bei Gelegenheit der so unpopulairen Eigenthumstaxe. Diese Sitzung, 10. Mai 1815, war aber auch seine letzte. Er erkrankte gleich darauf, und starb den 16. Decbr. 1815, nachdem er noch in den letzten Augenblicken den ihm von seinen Verwandten zugeschickten katholischen Priester abgewiesen hatte. Er war in erster Ehe mit Marianne, der einzigen Tochter und Erbin des Ritters Johann Coppinger, auf Ballyvolane, in der Grafschaft Cork (sie starb den 28. Mai 1768), und in zweiter Ehe, seit 2. April 1771, mit Franzisca, der Tochter und Erbin des Ritters Karl Fitzroy Scudamore, auf Hom-Lacy, in Herefordshire, (sie starb den 22. Oct. 1820) verheirathet, blieb aber in beiden Ehen kinderlos. Sein jährliches Einkommen betrug 90,000 Pf. St.; davon kommen 50,000 auf die unter Karl II. zurückgegebenen Stammgüter. Obgleich er das Schloß zu Worksop [3]) von Grund auf und auf das Prächtigste wiederherstellte, auch viele andre kostspielige Bauten, insbesondre zu Sheffield, vornahm, so hinterließ er doch an baarem Gelde 400,000 Pf. St.; jedem seiner 18 natürlichen Kinder vermachte er eine Jahresrente von 100 Pf. In dem Titel und den Gütern aber succedirte Bernhard Eduard Howard, ein Abkömmling von Bernhard, dem achten Sohne des Grafen Heinrich Friedrich von Arundel. Bernhard war mit Katharina, einer Tochter und Miterbin des Ritters Georg Tattershall auf Finchampstead, in Berkshire, verheirathet, und starb im J. 1717, mit Hinterlassung des Sohnes Bernhard II. und dreier Töchter. Bernhard II. starb den 22. April 1735, nachdem er in seiner Ehe mit Anna, der Tochter von Christoph Roper, Lord Teynham, vier Söhne, 1) Bernhard III. geb. 1711, † unverehelicht, 27. Mai 1745; 2) Heinrich; 3) Thomas, Kanonikus des St. Peterstiftes zu Douay; und 4) Karl, † 1793 als Vorsteher des englischen (St. Gregor-) Seminariums zu Paris, dann eine Tochter, Anna, Äbtissin des Klosters der englischen Augustinerinnen in der Vorstadt St. Antoine zu Paris, erzeugt hatte. Heinrich, Bernhards II. andrer Sohn,

3) Das vorige Haus, Worksop-Manor, brannte im J. 1761 mit einer trefflichen Gemäldesammlung, Bibliothek und andern Kostbarkeiten ab. Der Schaden wurde auf 100,000 Pf. Sterling geschätzt.

geb. 9. April 1713, vermählte sich den 30. Oct. 1764 mit Juliana, des Baronets Wilhelm Molyneux Tochter, wurde Vater von vier Söhnen und drei Töchtern, und starb den 11. Nov. 1787. Der älteste seiner Söhne, Bernhard Eduard, geb. 1765, wurde, durch des Herzogs Karl Absterben, 12. Herzog von Norfolk, Graf und Erbmarschall von England, Graf von Arundel, Surrey und Norfolk, Baron Howard, Fitzalan, Clun und Oswaldestre und Maltravers, erster Herzog und Graf nächst denen aus königlichem Geblüte. Durch Parlamentsacte, welche am 24. Jun. 1824 die königliche Sanction empfing, erhielt er, obgleich Katholik, das Recht, seine Functionen als Erbmarschall selbst auszuüben. Er hat drei Söhne; der älteste, Heinrich Karl, geb. 12. Aug. 1791, führt den Titel eines Grafen von Surrey.

Die Linie von Stafford.

Wilhelm, des Grafen Thomas IV. von Arundel jüngrer Sohn, geb. 1610, verheirathete sich mit Maria, des Lord Heinrich Stafford Schwester und Erbin, und wurde am 11. Nov. 1640 von König Karl I. zum Viscount Stafford creirt. Er entging der Wuth des Bürgerkriegs, aber nicht der Bosheit der verabscheuungswürdigen Erfinder des papistischen Complots. Oates bezeichnete ihn als den Zahlmeister der neu zu errichtenden Regierung, und er wurde, gleich den Lords Powis, Arundel, Petre und Belasyse, nach dem Tower gebracht (Oct. 1678). Ihn, der wegen seines Alters, seiner Schwachheit und seiner beschränkten Fähigkeiten am wenigsten geeignet schien, sich zu vertheidigen, ersah sich die Landpartei als ihr erstes Opfer höhern Ranges, und an seinem 69. Geburtstage, am 30. Nov. 1680, erschien er vor den Schranken. Dieser erste Tag wurde zu dem Versuche verwendet, das Dasein der Verschwörung festzustellen. Am zweiten Tage wurden die Zeugen Dugdale, Oates und Turberville, gehört. Dugdale's Deposition umfaßte drei Thatsachen: 1) daß Lord Stafford, bei einer Berathung zu Tixall, dem Gute des Lords Aston, seine Einwilligung zu des Königs Tode gegeben; 2) daß er am folgenden Sonntage, wo er, um Messe zu hören, von Stafford nach Tixall kam, dem Deponenten gesagt habe, die katholische Religion werde bald wieder die herrschende in England sein; und 3) daß er am 20. oder 21. Sept. 1678 den Angeber in sein Zimmer beschieden, und ihm 500 Pf. angeboten habe, wenn er es übernehmen wolle, den König zu ermorden. Oates wollte viele Briefe gesehen haben, in welchen Lord Stafford seine Theilnahme an der Verschwörung ausgesprochen, bezeugte aber noch besonders, daß er gesehen habe, wie Ireland dem Gefangnen ein von dem General der Jesuiten ausgefertigtes Patent als Kriegszahlmeister der katholischen Armee einhändigte. Turberville erklärte, daß er in Paris ganze 14 Tage bei Lord Stafford zugebracht habe, und von ihm dringend angegangen worden sei, den König zu ermorden. Stafford trat den gegen ihn aufgestellten Beschuldigungen kühn entgegen. Jeder der drei Zeugen, sagte er, sei ein meineidiger Schurke. Von Dugdale wies er nach, daß derselbe nichts von der vorgeblichen Berathung zu Tixall gewußt, als er seine erste eidliche Deposition, im Decbr. 1678, machte. Sieben Monate später, in Wakemans Proceß, kündigte er zuerst dem Publicum die Existenz derselben an; damals aber setzte er sie in den August, während er sie nun in den Anfang des Sept. zu verlegen suche. Dieser Kunstgriff werde ihm jedoch nichts nützen. Lord Stafford brachte, wie es klar erwiesen, den Monat August in Bath zu, und kam nicht vor dem 12. Sept. nach Tixall. Ebenso wußte Dugdale zur Zeit seiner ursprünglichen Angabe nichts von dem vorgeblich am 20. oder 21. Sept. ihm gemachten Anerbieten von 500 Pf. St. für die Ermordung des Königs. Zwar erwähnte er dort einer Zusammenkunft mit Lord Stafford am 20., beschuldigte denselben, daß er gesagt habe, „es sei ein Plan im Werke, und wenn Dugdale sich ihm unterziehen wolle, könne er eine gute Belohnung haben, und sich berühmt machen;" allein um den eigentlichen Plan zu erfahren, eilte er von Lord Stafford zu dem Jesuiten Evers, und von diesem hörte er, nach vorher abgelegtem Eid der Verschwiegenheit, daß es dem Leben des Königs gelte. Wie war diese Deposition mit seinem Zeugniß in dem gegenwärtigen Proceß vereinbar? Wie konnte ihm der Plan unbekannt sein, wenn er bereits der Berathung, worin derselbe beschlossen worden, beigewohnt, und ein Anerbieten von 500 Pf. St. erhalten hatte, um denselben auszuführen? Noch leichter wurde es dem Gefangnen, die Schändlichkeit des Zeugen Oates, die Widersprüche, in welche derselbe gerathen war, nachzuweisen. Der Aussage des Turberville entgegnete er: 1) eine feierliche Betheuerung, daß ihm Person und Namen dieses Angebers ganz fremd seien; 2) das Zeugniß der zwei Bedienten, die ihm zu Paris aufgewartet, daß sie den Turberville niemals in ihres Herrn Wohnung gesehen hätten; 3) Turberville's Geständniß vor den Schranken, daß er weder die Bedienten kenne, noch das Haus, oder die Zimmer, oder deren Einrichtung beschreiben könne; und 4) die Depositionen verschiedener Personen, daß Turberville, nachdem er sich der herrschenden Kirche conformirt, wiederholt und einigemal eidlich betheuert habe, er wisse nichts in Betreff der Verschwörung. Stafford mußte unter dem Geschrei und den Mishandlungen eines wüthenden Pöbels — und jetzt war das ganze Volk Pöbel geworden — sprechen. Er stellte vor, daß er während eines Zeitraums von 40 Jahren, von dem Beginnen des Bürgerkriegs an, unter vielen Gefahren, Schwierigkeiten und Verlust, dem König unerschütterliche Treue bewiesen habe, ob es wol glaublich sein könnte, daß er jetzt, in einem Alter von 70 Jahren, in den erfreulichsten Verhältnissen, nur durch Leibesschwachheit entkräftet, sein ganzes Leben verleugnen, und sich wider seinen königlichen Herrn verschwören würde, gegen einen Herrn, der auch in den traurigsten Zeiten immer nur Gnade und Güte für ihn gewesen sei? Er zeigte die Schändlichkeit der Zeugen, die Widersprüche und Ungereimtheit ihres Zeugnisses; die äußerste Armuth, worin sie gelebt hatten, ungeachtet sie, ihrer Aussage nach, mit fremden Mächten in einer Verschwörung wider den König und den Adel begriffen gewesen; den

Credit und Reichthum, wozu sie seitdem erhoben worden. Er bezeugte in rührender Einfalt seine Unschuld, und konnte sich nicht entbrechen, alle Augenblicke über die verwegene Unverschämtheit seiner Gegner das lebhafteste Erstaunen und den tiefsten Unwillen an den Tag zu legen. Nach sechstägiger Verhandlung wurde am 7. Decbr. zur Abstimmung geschritten. Von 86 Stimmen erklärten 31 den Gefangnen unschuldig, 55 schuldig. Er ward hereingeführt, und das ungünstige Resultat ihm bekannt gemacht. Es war ganz anders, als er erwartet hatte, aber er bemeisterte sein Gefühl. „Gottes heiliger Name sei gepriesen!" war seine Antwort. „Ich gestehe, daß es mich überrascht, doch Gottes und Eurer Herrlichkeiten Wille geschehe; ich will nicht murren darüber. Gott vergebe denen, die falsch geschworen haben wider mich." Die Gemeinen in corpore, den Sprecher an der Spitze, trugen auf das Urtheil an, und der präsidirende Lord verurtheilte den Gefangnen zu der gewöhnlichen Strafe der Hochverräther. „Mylords," sagte der unglückliche Viscount, „erlauben Sie mir einige Worte. Ich danke Ihnen für Ihr Wohlwollen gegen mich. Ich erkläre hier in Gegenwart des allmächtigen Gottes, daß ich keinen Groll in meinem Herzen hege gegen diejenigen, die mich verurtheilt haben. Ich weiß nicht, wer sie sind, und verlange auch nicht es zu wissen. Ich vergebe ihnen allen, und ersuche Eure Herrlichkeiten für mich zu beten. Eine demüthige Bitte aber habe ich, daß ich für die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe, nicht in enger Haft bleibe, wie bisher, sondern die Erlaubniß erhalte, mein Weib, meine Kinder und meine Freunde zu sehen." Die Bitte wurde bewilligt, zugleich mit dem Versprechen, daß die Lords sich bei dem Könige verwenden wollten, daß ihm nur der Kopf abgeschlagen, alle übrigen Theile der Strafe aber erlassen werden möchten. Bei diesen Worten brach er in Thränen aus: „es ist nicht Ihr Urtheil, sondern Ihre Güte, was mich weinen macht." Als aber der König wirklich Gnade erwies, nämlich hängen und viertheilen untersagte, da zweifelten die Sherifs Bethel und Cornish, ob der König die Gewalt habe, solche Gelindigkeit auszuüben. „Da er das Ganze nicht vergeben kann," sagten sie, „wie kann er die Gewalt haben, einen Theil des Urtheils zu erlassen?" Sie trugen ihren Zweifel den beiden Häusern vor: die Pairs erklärten ihn für überflüssig, und die Gemeinen, in der Besorgniß, die Verhandlung einer solchen Frage möchte dem Stafford Zeit und Gelegenheit verschaffen, zu entkommen, gaben die seltsame Antwort: „dieses Haus ist zufrieden, daß die Sherifs den Wilhelm vormals Viscount von Stafford, nur so hinrichten lassen, daß ihm der Kopf abgeschlagen werde," und es ist nicht weniger seltsam, daß der Lord Russel in den Augen seiner Partei ein Heros von Tugend und Menschlichkeit, den höllischen Zweifel der Sherifs theilte, und dem Könige das Begnadigungsrecht absprach. In der Zeit zwischen Urtheil und Hinrichtung geschahen viele Versuche, die Entschlossenheit des bejahrten Gefangnen zu erschüttern, und ihn zu einem Bekenntnisse der Verrätherei, wegen deren er verurtheilt war, zu verleiten. Es verbreitete sich sogar ein Gerücht, daß er bekannt habe, und die verworfnen Schmieder und Verkündiger des papistischen Complots legten darüber große Freude an den Tag; aber als Stafford wirklich noch einmal vor die versammelten Pairs gestellt wurde, erklärte er, die einzige Verrätherei, deren er sich jemals schuldig gemacht habe, bestehe in mancherlei Entwürfen, um den Katholiken Duldung, oder doch wenigstens Milderung der gegen sie gegebenen Strafgesetze zu erwirken. Gestützt auf das Bewußtsein seiner Unschuld, und die Überzeugung, daß er als Märtyrer seiner Religion sterbe, ging Stafford festen Schrittes und mit heitrer Miene nach dem Richtplatze (29. Decbr. 1680). Die Strenge der Witterung nöthigte ihn, um einen Mantel zu bitten. „Vielleicht," sagte er, „könnte ich vor Kälte zittern, aber die Zuversicht habe ich zu Gott, nicht vor Furcht." Bei seinem Erscheinen ließ sich einigemal Gemurmel und Geschrei vernehmen; auf sein Ersuchen, daß die Sherifs dies untersagen möchten, gab Cornish die berühmte Antwort: „ich habe Befehl, keines andern Menschen Mund zu stopfen, als den Eurigen." Wie er aber weiter kam, behandelte ihn das Volk mit Ehrfurcht, und viele entblößten ihre Häupter. Vom Blutgerüste herab hielt er mit fester Stimme und vieler Lebhaftigkeit eine lange Rede. Er wies mit Unwillen die schändlichen Verläumdungen zurück, welche in dem Processe gegen die katholische Religion geäußert worden, und betheuerte seine eigne Unschuld in den kräftigsten Ausdrücken. Er erklärte auf seine Seligkeit, daß er Oates und Turberville in seinem Leben niemals, und Dugdale nicht mehr denn zwei- oder dreimal gesprochen habe, und dies nur über unbedeutende Dinge und jedesmal im Beisein Andrer. Hierauf fiel er auf die Knie, sprach laut ein eignes, für seine Lage verfertigtes Gebet, und erhob sich wieder, um noch einmal seine Unschuld zu betheuern. Die Zuschauer hörten ihn mit entblößtem Haupt an, und antworteten ihm mit dem wiederholten Zurufe: „Wir glauben Euch, Mylord — Gott segne Euch, Mylord!" Nachdem er seine Freunde umarmt, kniete er nieder, und streckte sein Haupt auf den Block. Der Scharfrichter wog das Beil in der Luft, als zum Zielen; auf einmal hielt er inne, und senkte es wieder zu seinen Füßen. Lord Stafford schaute auf, fragte nach der Ursache der Zögerung, und hörte, daß der Mann auf ein Zeichen warte. „Nehmt Eure Zeit wahr," sagte er, „ich werde kein Zeichen geben." „Vergebt Ihr mir, Herr?" fragte der Scharfrichter. „Ich vergebe," war die Antwort. Auf einen Streich war der Kopf vom Rumpfe getrennt. Der Geist, mit welchem Stafford sich bei seinem Processe vertheidigte, übertraf die Erwartungen seiner Freunde und machte die Hoffnungen seiner Feinde zu Schanden; seine christliche Ergebung und furchtlose Haltung auf dem Blutgerüste bestärkte den wachsenden Glauben an seine Unschuld. Er hinterließ die Söhne Heinrich und Johann, dann drei Töchter. Johann, der jüngre Sohn, wurde 1688 von König Jakob II. als Gesandter nach Spanien geschickt, folgte seinem Herrn in die Verbannung, und starb, als dessen Kammerherr, zu St. Germain, im J. 1700. Heinrich

wurde 1685 in den verwirkten Titel eines Viscount von Stafford restituirt, später zum Grafen von Stafford ernannt, emigrirte mit König Jakob II., vermählte sich am 6. April 1694 mit Claudia Charlotte, Gräfin von Grammont, kehrte aber bald darauf, nachdem er Wilhelms III. Verzeihung erhalten, nach England zurück. Er hinterließ zwei Söhne; der ältre, Wilhelm, Graf von Stafford und Lord Stafford von Stafford Castle, war mit Anna, der Tochter von Georg Holmanns, vermählt, hielt sich der Religion halber mehrentheils zu Rouen auf, und starb den 16. Jan. 1734, sein Sohn, ebenfalls Wilhelm genannt, den 11. März 1751. Letzterer war 1720 geb., und starb ohne Nachkommenschaft, daher ihn seines Vaters Bruder, Paul H., beerbte. Paul, der letzte Graf von Stafford, der zeither in Abbeville seinen Wohnsitz gehabt, starb im J. 1762, und hatte sein Monument zu Westminster, in St. Edmundskapelle.

Die Linie von Suffolk.

Thomas, der ältre Sohn des im J. 1572 enthaupteten Herzogs von Norfolk, aus dessen andrer Ehe mit Margaretha Audley, besaß die mütterlichen Güter, unter andern das vormalige Kloster zu Walden, in Essex, oder Audley End, wie es hieß, seitdem es von Heinrich VIII. an den Kanzler, Thomas Audley, gegeben worden. Im J. 1585 wurde er in alle Ehrenrechte, die er durch des Vaters Verurtheilung verloren haben konnte, wieder eingesetzt, und 1587, als Lord Howard von Walden, in das Parlament berufen. Im J. 1592 wurde er mit sieben Kriegsschiffen ausgeschickt, um die spanische Silberflotte aufzufangen, er traf aber bei den Azoren auf eine Flotte von 55 Segeln, welche aus Spanien abgegangen war, um die Silberflotte zu geleiten; es kam zu einem schrecklichen Kampfe, der sich damit endigte, daß das englische Hauptschiff, nach des Viceadmirals Sir Richard Grenville Heldentode, von den Spaniern genommen wurde. Der Rest des Geschwaders kehrte unversehrt nach England zurück. Bei der Einnahme von Cadiz, 1596, bei der Expedition nach den Azoren, 1597, diente Thomas als Viceadmiral, und vor Fayal machte er, nicht ohne Glück, den Mittler zwischen den auf das Äußerste gegen einander erbitterten Nebenbuhlern, zwischen Essex und Raleigh. Am 21. Jul. 1603 wurde er von König Jakob I. zum Grafen von Suffolk creirt; er erhielt auch viele von des Vaters confiscirten Gütern zurück, wurde mit dem Hosenbandorden bekleidet und in den geheimen Rath aufgenommen. Bald darauf wurde er an des Grafen von Salisbury Stelle Lordoberkammerherr. Dieser hat die Anstalten für die Eröffnung eines Parlaments zu treffen. Am 4. Nov. 1605, am Vorabende des zum Ausbruche der Pulververschwörung bestimmten Tags, kam Suffolk in das Parlamentshaus, und besuchte mit Lord Mounteagle den Keller. Mit anscheinender Gleichgültigkeit umher blickend fragte er, wer denselben gemiethet habe, fixirte dann den Hauptverschwörer Fawkes, der als Piercys, des Kellermiethers, Diener zugegen war, und sprach, sein Herr habe sehr viel Brennholz hier niedergelegt. Diese Warnung war aber für den starrsinnigen Verschwörer verloren. Im J. 1614 wurde Suffolk Lordschatzmeister. Sein Hauptbestreben ging dahin, die Zinsen der königlichen Schuld beizubringen, und deren Anwachs zu verhüten; zu dem Ende nahm er seine Zuflucht nicht blos zu den so oft angewendeten temporairen Aushülfen, sondern auch zu einem freiwilligen Geschenke, welches Anfangs nur von Beamten, später aber auch von Andern gefodert wurde. König Jakob rieth zu einer andern Maßregel, zur Verminderung der Ausgaben für den Hofstaat, worein der Minister aber nur sehr ungern willigte, wahrscheinlich, weil er fürchtete — was auch in der Folge eintraf — daß Alle, die durch das neue Ökonomiesystem litten, sich seinen Widersachern anschließen würden. Und deren hatte der Schatzmeister sehr viele, denn er war hart und geizig in hohem Grade. Ihre Zahl wuchs zumal, als er den kostspieligen Bau von Audley End vornahm, und Alles, was der feinste Geschmack damaliger Zeiten hervorbringen konnte, und gegen 200,000 Pf. St. daran verschwendete, sodaß König Jakob selbst stutzte, als er den Palast besah, sich weigerte, ihn für die Krone anzunehmen, und hinzusetzte: „Dies Haus ist viel zu prächtig für einen König, und schickt sich nur für einen Großschatzmeister." Doch war es eigentlich nur die Feindschaft Buckinghams, welche seinen Sturz herbeiführte. Buckingham war kaum mit Somerset fertig geworden, und er schickte sich an, dessen Schwiegervater, den Lordschatzmeister, anzugreifen, und des Unterschleifes bei Verwaltung seines hohen Amtes anzuklagen. An Beweisen fehlte es nicht, unter Andern ergab sich, daß Sir Fulko Greville für die Stelle eines Kanzlers der Schatzkammer den Ladies Suffolk und Somerset 4000 Pf. St. gegeben hatte, dessenungeachtet zeigte sich Jakob geneigt, den Grafen mit dem Processe zu verschonen, wenn er sich unterwerfen wolle; allein Suffolk bestand auf seiner Unschuld, und wurde in der Sternkammer zu Gefängniß im Tower, und zu einer Geldstrafe von 30,000 Pf. St. verurtheilt (1618). Nach kurzer Zeit wurde diese Geldstrafe herabgesetzt, und der Gefangne erhielt seine Freiheit wieder, wobei ihm jedoch in das Ohr gesagt wurde, der König erwarte, daß seine beiden Söhne ihre Hofstellen aufgeben würden, als welche er an des Günstlings Anhänger zu vergeben beabsichtigte. Der Graf hatte jedoch zu viel Muth, um sich zu unterwerfen, und verbot seinen Söhnen, was auch immer für ihn selbst daraus entstehen möchte, ihre Stellen anders, als gezwungen, abzutreten. Von allen seinen Ämtern behielt Suffolk nur die Kanzlerstelle der Universität Cambridge bis an sein Ende, welches am 28. Mai 1626 erfolgte. Er war in erster Ehe mit Maria, des Thomas Dacres, Barons von Gillesland, Tochter, und in andrer Ehe mit Katharina, des Ritters Heinrich Knevit ältester Tochter und Miterbin (sie besaß unter andern Charleton, in Wiltshire), und des Richard Rich Witwe, verheirathet. Aus der zweiten Ehe kamen die Söhne Theophil, zweiter Graf von Suffolk, Thomas, Graf von Berkshire, Robert und Eduard, dann die Töchter Elisabeth, Francisca und Katharina. Elisabeth heirathete in

erster Ehe den Lord Knolles, der um dieser Verbindung willen, ohne Kauf, Präsident des Vormundschaftshofs wurde. Katharina wurde die Gemahlin von Wilhelm Cecil, dem Grafen von Salisbury. Francisca wurde in dem zarten Alter von 13 Jahren an Robert Devereux, Grafen von Essex, und nachdem diese Ehe getrennt worden, am 4. Nov. 1613 an Robert Carr, Grafen von Somerset, verheirathet; ließ den Sir Thomas Overbury, der sich hauptsächlich dieser zweiten Vermählung widersetzt hatte, durch Gift hinrichten, nachdem sie vorher dem Sir John Wood 1000 Pf. St. geboten hatte, wenn er den Overbury im Zweikampfe tödten werde, und wurde am 24. Mai 1616 als Giftmischerin von dem Gerichtshofe der Pairs zum Tode verurtheilt, jedoch schon am 11. Jun. begnadigt. Indessen mußte sie bis zum 22. Jan. 1622 im Tower aushalten, dann erhielt sie die Freiheit, den Rest ihres Lebens in Schottland zuzubringen. Sie starb 1632 (vergl. den Art. Devereux). Robert H. hatte eine Liebschaft mit der Vicomtesse Purbeck. Sie wurde des Ehebruchs überwiesen, und verurtheilt, in der Savoykirche, barfuß und im Hemde, Buße zu thun. Es gelang ihr jedoch, in Mannskleidung zu entfliehen, sie kam zu ihrem Geliebten in sein Landhaus, lebte mit ihm einige Jahre, und gebar ihm mehre Kinder. Im J. 1635 wagten es Beide, nach Westminster zurückzukommen. Der König sagte es dem Erzbischofe Laud, der sie verhaftete, den Ritter auf die Flotte verbannte, und die Lady nach Gatehouse, dem Gefängnisse von Westminster, schickte, mit dem Befehl, ihre Buße am nächsten Sonntage zu vollziehen. Howard bestach den Kerkermeister, Lady Purbeck entkam nach Guernsey, und von da nach Frankreich, und der hohe Commissionshof verurtheilte den Liebhaber zu enger Haft, so lange bis er die Flüchtige stelle. Nach drei Monaten ward er freigelassen, gegen eine Bürgschaft von 2000 Pf. St., daß er die Strafbare nie mehr vor sein Angesicht lassen werde, und gegen eine weitre Bürgschaft von 1500 Pf. St. für sich selbst und seinen Bruder, und für dessen Erscheinen, so oft er vorgeladen werde. Unter dem langen Parlament sprachen die Lords dem Ritter 1000 Pf. St. Entschädigung, 500 von dem Erzbischof und 250 von Martin und Lambe, den Richtern jenes Hofes, zu. Eduard H. wurde 1628 zum Lord Howard von Escrick creirt. Sein Enkel, Lord Karl H. von Escrick, machte sich in den letzten Jahren von Karls II. Regierung ebenso bekannt durch seinen unordentlichen Wandel, als durch politische Intriguen. Er war es, der im J. 1680 die Aussöhnung der Herzogin von Portsmouth mit Monmouth, Shaftesbury und Russel zu Stande brachte, und dabei stipulirte, daß das ganze gegen die Herzogin eingeleitete Verfahren auf Hochverrath unterdrückt werden solle, wogegen sie sich anheischig machte, ihren ganzen Einfluß auf den König zu verwenden, um die Ausschließungsbill gegen den Herzog von York durchzusetzen. Als Shaftesbury, einige Monate später, im Oberhause eine Bill vorbrachte, um die Ehe des Königs aufzulösen, war Escrick sogleich fertig, die Motion zu unterstützen. Von Fitzharris wurde er angegeben, als sei er der wahre Verfasser der Notizen, welche Fitzharris dem Everhard mittheilte, um daraus die Schmähschrift „Der wahre, auf gut Englisch redende Engländer" zu bilden, und der Angeber hatte sich auf Weib und Diener berufen, um seine Verbindung mit H. zu beweisen. In der weitern Untersuchung zeigte sich jedoch ein wesentlicher Unterschied zwischen der Aussage der Frau Fitzharris, und jenes des Dieners, und die Anklagejury wollte den gegen H. gerichteten Anklageact nicht gehörig begründet finden. Der Generaladvokat hatte indessen die Gewandtheit, diesen Act zurückzunehmen, bevor das „Ignoramus" ausgesprochen war, und brachte es durch diesen Kunstgriff dahin, daß der Gefangne, obgleich er seine Freilassung foderte, und seine Unschuld mit feierlichem Eidschwur erhärtete, nicht zur Bürgschaftstellung zugelassen wurde, bis er weitre fünf Monate Gefängniß ausgehalten hatte. Aus der Haft entlassen überließ H. sich den verzweifeltsten Anschlägen, verabredete mit der verwaiseten Partei Shaftesbury's einen Aufruhr in der Hauptstadt, und die Ermordung der königlichen Brüder (die Ryehouseverschwörung), und unterhielt zugleich eine indirecte Verbindung zwischen den Theilnehmern des Complots und den Misvergnügtesten unter den Whighäuptern, dem Herzoge von Monmouth, dem Grafen von Essex, den Lords Grey und Russel, Algernon Sidney und Hampten, die, obgleich sie von Ermordung durchaus nichts hören wollten, von den Diensten derer, unter denen der Vorschlag dazu gemacht wurde, gar gern Vortheil gezogen hätten. Die Verschwörung wurde entdeckt, Howard ergriffen, indem er sich in einem Kamine verbergen wollte, und die Hoffnung, vielleicht ein Versprechen der Begnadigung, brachte ihn dahin, die Geheimnisse der Verschwörung aufzudecken. Er gab sein Zeugniß in einer künstlichen Erzählung, welche, während sie über die Plane und Schritte Shaftesbury's und seiner unmittelbaren Verbündeten sich ausführlich verbreitete, das Benehmen des Lords Russel nur leise und schonend berührte. Es ist offenbar, daß er ein unfreiwilliger Zeuge war, daß er mehr wußte, als er zu enthüllen gedachte, daß er das Verbrechen des Angeklagten weniger zu constatiren, als zu mindern suchte, und daß durchaus kein Grund vorhanden ist, ihn des falschen Zeugnisses zu beschuldigen. In seinen Aussagen gegen Hampden und Sidney, die ganz unleugbar zu dem Committé-Directeur der Verschwörung gehört hatten, war H. weniger umsichtig. Er starb in Dunkelheit und Verachtung; mit ihm erlosch der Titel des Lords H. von Escrick.

Theophil, zweiter Graf von Suffolk, war mit Elisabeth, einer der zwei Erbtöchter des reichen Georg Home, Grafen von Dunbar, verheirathet, und starb den 3. Jun. 1640, mit Hinterlassung der Söhne Jakob, Georg und Heinrich, die alle drei als Grafen von Suffolk vorkommen. Jakob, dritter Graf von Suffolk, verkaufte Audley End an König Karl II., erhielt aber, statt baarer Zahlung, die Schornsteintaxe, und wurde zum Intendanten des Palastes mit 1000 Pf. St. Gehalt ernannt. Er starb 1688, und die Baronie Walden verfiel an seine Töchter Essex und Elisabeth, von denen jene an den Lord

Eduard Griffin, diese an den Baronet Thomas Felton verheirathet war. Georg, vierter Graf von Suffolk, starb ebenfalls ohne männliche Nachkommenschaft im J. 1691, und wurde von seinem Bruder, dem Grafen Heinrich I., beerbt. Diesem gab König Wilhelm III., nachdem die Schornsteintaxe abgeschafft worden, den Palast von Audley End zurück, und der Graf ließ drei Viertel des Gebäudes abtragen, sodaß nur ein Flügel, der aber doch noch einen ansehnlichen, großen Palast ausmacht, steht. Heinrich I. starb 1709, und hinterließ drei Söhne, Heinrich II., Eduard und Karl, die alle drei als Grafen von Suffolk vorkommen. Heinrich II., sechster Graf von Suffolk, wurde 1706, bei des Vaters Lebzeiten, zum Lord Chesterford und Grafen Bindon creirt, übte commissarisch das Erbmarschallamt aus, starb 1718 und hatte seinen Sohn Karl Wilhelm zum Nachfolger. Dieser starb ohne Kinder (1722), und der Titel von Suffolk (jener von Bindon war hiermit erloschen) fiel an seines Vaters Bruder, Eduard. Eduard, achter Graf von Suffolk, starb den 3. Jul. 1731, und wurde von seinem Bruder Karl beerbt. Karl, neunter Graf von Suffolk, starb im September 1733, sein einziger Sohn, Heinrich III., den 19. April 1745. Mit dem kinderlosen Heinrich III. war die ganze männliche Nachkommenschaft von Theophil, dem zweiten Grafen von Suffolk, erloschen, der Titel fiel daher auf die Grafen von Berkshire, die von Thomas Howard, Theophils jüngerm Bruder, abstammen. Thomas, des ersten Grafen von Suffolk zweiter Sohn, wurde durch Patent König Jakobs I. vom 23. Jan. 1621 zum Lord Howard von Charleton und Viscount Andover, von Karl I. aber am 6. Febr. 1625 zum Grafen von Berkshire creirt, war einer der Unterhändler des Tractats von Rippon, und starb 1669, nachdem er in seiner Ehe mit Elisabeth, einer Tochter und Miterbin von Wilhelm, den zweiten Grafen von Exeter, ein Vater von acht Söhnen, Karl, Thomas, Heinrich († ohne Kinder 1663), Wilhelm, Eduard († ohne Kinder), Robert, Philipp und Jakob und von fünf Töchtern geworden. Eine Tochter, Elisabeth, heirathete den Dichter Dryden. Philipp ist Stammvater der heutigen Grafen von Suffolk und Berkshire. Roberts männliche Nachkommenschaft erlosch 1702 mit seinem Enkel Thomas. Wilhelm wurde der Vater von Craven Howard, der Großvater von Heinrich Bowes, der seinem Großoheim als vierter Graf von Berkshire und nachmals auch als Graf von Suffolk succedirte. Karl folgte dem Vater als zweiter Graf von Berkshire, lebte in kinderloser Ehe mit Dorothea, des Viscount Thomas Savage Tochter, und starb 1679, worauf ihm sein Bruder Thomas succedirte. Auch dieser dritte Graf von Berkshire starb ohne männliche Nachkommenschaft im J. 1706, daher der Titel sich auf seinen Großneffen, den oben genannten Heinrich Bowes Howard vererbte. Heinrich Bowes, vierter Graf von Berkshire, succedirte als elfter Graf von Suffolk im J. 1745, und starb, 69 Jahre alt, den 21. März 1757, nachdem er in seiner Ehe mit Katharina Graham von Levens ein Vater von neun Kindern geworden. Darunter sind die Söhne Wilhelm und Thomas zu merken. Wilhelm, Viscount Andover, war mit Maria, der zweiten Tochter des Grafen Heneage von Aylesford, verheirathet, starb aber vor dem Vater den 18. Jul. 1756 mit Hinterlassung eines einzigen Sohns. Dieser, Heinrich, geboren 16. Mai 1739, succedirte dem Großvater als zwölfter Graf von Suffolk und fünfter Graf von Berkshire, wurde im December 1763 an des verstorbenen Grafen von Effingham Stelle zum Verweser des Erbmarschallamtes ernannt, vermählte sich den 25. Mai 1764 mit Maria Constantia, des Lords Robert Trevor einziger Tochter, und nach deren Absterben, am 7. Febr. 1767, zum andern Male mit Charlotte Finch, der ältesten Tochter von Heneage, dem dritten Grafen von Aylesford, und starb den 7. März 1779. Ein Sohn und eine Tochter hatten die Jahre der Kindheit nicht überlebt, und ein Posthumus, von dem die Gräfin am 8. Aug. 1779 entbunden wurde, Heinrich, Graf von Suffolk und Berkshire, lebte nur zwei Tage. Es succedirte demnach der Großoheim, Thomas, der vierte Sohn von Thomas Bowes. Thomas, vierzehnter Graf von Suffolk, siebenter Graf von Berkshire, geboren 11. Junius 1721, war seit dem 12. April 1747 mit Elisabeth, des Ritters Wilhelm Kingscote Tochter, verheirathet, hinterließ aber, als er am 23. Febr. 1783 das Zeitliche segnete, nur eine Tochter Diana, die an den Baronet Michael le Fleming auf Rydal in Westmoreland verheirathet war. Weil also hiermit die männliche Nachkommenschaft von den sechs ältern Söhnen des ersten Grafen von Berkshire erloschen war, gelangte der Titel an den Urenkel von dem siebenten Bruder, von Philipp Howard. Philipp, Obrister in der Leibwache Königs Karl II., war mit Maria Jennings verheirathet, und hinterließ sterbend im J. 1717 zwei Söhne, von denen der ältre, Jakob, ohne männliche Nachkommenschaft verstarb, der jüngre aber, Karl, Schiffscapitain, aus seiner Ehe mit Elisabeth Batten einen Sohn und eine Tochter hinterließ. Der Sohn, Philipp II., Gemahl von Margaretha Skeene, starb 1741. Von dessen drei Söhnen blieb der älteste, Thomas, Obrister in der Garde, im J. 1778; der zweite, Johann, geboren 7. März 1739, wurde durch seines Vetters Tod, im J. 1783, Graf von Suffolk und Berkshire, verheirathete sich den 2. Jul. 1774 mit Julie, einer Tochter des Ritters Johann Gasgarth von Penrith (sie starb den 19. Oct. 1819) und starb als General von der Armee, den 23. Febr. 1820. Sein ältester Sohn, Karl-Nevinson, Viscount Andover, geboren 13. Mai 1775, und seit dem 21. Jul. 1796 mit Johanna Elisabeth, der Tochter des Ritters Thomas Wilhelm Coke von Holkham, in Norfolk verheirathet, wurde den 11. Jan. 1800 durch Unvorsichtigkeit in der Behandlung eines Feuergewehrs, getödtet; er war ohne Kind. Sein Bruder Thomas ist der heutige sechszehnte Graf von Suffolk und neunte Graf von Berkshire. Der Erstgeborne in dieser Linie führt den Titel Viscount Andover.

Die Linie von Carlisle.

Wilhelm, des Herzogs Thomas III. von Norfolk dritter Sohn, aus der andern Ehe, verheirathete sich mit

Elisabeth, einer Schwester und Miterbin von Lord Georg Dacres von Gillesland, welche ihm unter andern Naworth Castle, in Cumberland, und Hinderskille, in dem North-Riding von Yorkshire zubrachte, und starb 1640. Von seinen fünf Söhnen wurde der zweite, Franz, der Stammvater der Howarde von Corby Castle in Cumberland, der älteste, Philipp, wurde der Vater von Wilhelm, der Großvater von Karl. Dieser, geboren um 1630, diente in Cromwells Heer und wurde dafür von ihm am 20. Jul. 1657 zum Viscount von Morpeth ernannt. Nachmals war Karl eins der wirksamsten Mitglieder des Militairconseils, das seinen Sitz in Whitehall genommen hatte, und es sich angelegen sein ließ, gegen Fleetwood und dessen Freunde die Armee in dem Gehorsam von Richard Cromwell zu erhalten. Seine Bemühungen zu dem Ende waren fruchtlos, und er wendete nun seine Blicke auf den verbannten Prinzen. Seine Verdienste um die Restauration wurden am 20. April 1661 mit dem Titel eines Lord Dacres von Gillesland, Viscount Howard von Morpeth und Grafen von Carlisle, belohnt. Er war es, der gemeinschaftlich mit Lord Ashley dem Könige den Wink gab: „daß, wenn er einen Privatehecontract mit Monmouths Mutter anzuerkennen geneigt sei, werde es nicht schwer halten, Zeugen zu finden, die durch ihre Aussage die Ächtheit der Urkunde bekräftigen würden." Wenige Monate darauf wurde Carlisle als Gesandter nach Moskau versendet. Zweck der Gesandtschaft war es, von dem Zar die Rückgabe der Freiheiten zu erlangen, welche im J. 1555 dem englischen Handel bewilligt worden, die aber Alexis Michailowitsch, auf die Kunde von dem tragischen Ende Karls I., zurückgenommen hatte. Die prachtvolle, aus mehr denn 120 Personen bestehende Gesandtschaft ging am 14. Jul. 1663 unter Segel und hielt am 6. Febr. 1664 ihren feierlichen Einzug zu Moskau. Die Pracht, welche der Zar seiner Seits entwickelte, setzte die Engländer in Erstaunen, aber ihr Geschäft schien eine misliche Wendung zu nehmen. In einer Privataudienz bot Carlisle seine ganze Redekunst auf, um den Zar für seine Ansichten zu gewinnen; als dieses fehl schlug, verließ er Moskau am 24. Jan. 1665. An der schwedischen Grenze wurde er so freundlich aufgenommen, daß seine Leute sich Glück wünschten, wieder unter Christen zu sein. Er schiffte sich am 18. Aug. zu Riga au einem schwedischen Kriegsschiff ein, besuchte, wie es seine Instructionen mit sich brachten, die Höfe von Stockholm und Kopenhagen, konnte aber die gewünschte Tripelallianz nicht zu Stande bringen. Er kam incognito durch Niedersachsen, Westfalen, die Niederlande, über Calais nach England zurück, aber vor ihm hatte sich schon ein russischer Gesandter in London eingefunden, lediglich um den Grafen zu verklagen; sein hochfahrendes Wesen und seine Verachtung fremder Gebräuche hatten die Moskowiter höchlich beleidigt. Carlisle rechtfertigte sich durch ein Memoire an den König, sowie in dem Gesandtschaftsberichte, den Guido Miège, sein Reisegefährte, unter seinen Augen und mit Benutzung seiner Schriften herausgab (zum ersten Male 1669). So sehr hätten ihm die Russen eigentlich nicht zürnen sollen; denn er gab ihrem Zar, wie auch schon Cromwells Abgesandter, Prideaux, gethan hatte, den Kaisertitel, und es war besonders sein Beispiel, welches die russischen Diplomaten in ihren Verhandlungen mit dem wiener Hofe benutzten, um für ihren Beherrscher die allgemeine Anerkennung des kaiserlichen Titels zu erlangen. Carlisle wurde nachmals mit dem Gouvernement von Jamaica bekleidet, und starb den 24. Jul. 1686. Seine Gemahlin, Anna Howard, Tochter von Lord Eduard Escrick, hatte ihm drei Söhne und drei Töchter geboren. Maria wurde an den Baronet Johann Fenwick verheirathet, den nämlichen, der am 7. Febr. 1697 auf dem Blutgerüste starb. Friedrich Christian, geboren zu Kopenhagen (1664), starb an den Wunden, die er in der Belagerung von Luxemburg (1684) als Volontair in der französischen Armee empfangen hatte. Eduard folgte dem Vater als zweiter Graf von Carlisle, vermählte sich mit Elisabeth, einer Tochter und Miterbin des Ritters Wilhelm Uvedale, auf Wickham in Hants, und starb den 23. April 1692. Sein Sohn, Karl, dritter Graf von Carlisle, war von 1715—1717 erster Lord von der Schatzkammer, Connetable des Towers, Gouverneur von Windsor Castle und von Carlisle, Lord Lieutenant von Cumberland und Westmoreland, Verweser des Erbmarschallamtes, vermählte sich 1688 mit Anna, der einzigen Tochter und Erbin von Arthur Capell, Grafen von Essex, erbaute von 1702—1731 bei dem Dorfe Hinderskille das Schloß Howard-Castle, Vanbrugh's Meisterwerk, das noch immer als eins der prächtigsten Gebäude des Königreichs gelten kann, und starb den 1. Mai 1738. Sein jüngrer Sohn, Karl, war General von der Armee und Obrister des dritten Dragonerregiments von der Garde (1765), der ältre, Heinrich, vierter Graf von Carlisle, geboren 1694, verheirathete sich 1) den 27. Nov. 1717 mit Franziska Spencer, Tochter von Karl, dem dritten Grafen von Sunderland und von Arabella Cavendish, einer Tochter und Miterbin des Herzogs Heinrich von Newcastle, und 2) nachdem er am 27. Jul. 1742 Witwer geworden, den 8. Jun. 1743 mit Isabella, einer Tochter von Wilhelm, dem vierten Lord Byron. Sie starb den 22. Jan. 1795, Graf Heinrich aber den 4. Sept. 1758. Die drei Söhne seiner ersten Ehe waren sämmtlich jung verstorben, die Tochter, Arabella, ihrer Mutter und Großmutter Erbin, verheirathete sich 1741 mit dem Ritter Jonathan Cope, dem sie unter andern Overton-Longueville, vormals eine Besitzung der Herzoge von Newcastle, zubrachte. Der einzige Sohn der zweiten Ehe, Friedrich, fünfter Graf von Carlisle, Viscount Howard von Morpeth, Baron Dacres von Gillesland, geboren 28. Mai 1748, mag noch heute am Leben sein. Der älteste Sohn führt den Titel Viscount Morpeth.

Die Linie in Effingham

stammt von Wilhelm, dem jüngsten Sohne des Herzogs Thomas I., ab. Wilhelm besaß Effingham in Surrey, wurde von König Heinrich VIII. zu vielen Versendungen gebraucht, mußte aber dessenungeachtet seiner Nichte,

der Königin Katharina, Ungnade theilen, und wurde sogar sammt seiner Gemahlin Margaretha, des Ritters Thomas Gamage Tochter, ins Gefängniß geschickt. Sie wurden des Verbrechens der Verhehlung des Verraths angeklagt, doch ziemlich bald wieder entlassen. Eduard VI. machte den Ritter Effingham zum Gouverneur von Calais; von der Königin Maria aber wurde er zum Lord Effingham und zum Großadmiral von England, Irland und Wallis ernannt. Als Lord-Admiral befehligte er das Geschwader, welches bestimmt war, den König Philipp aus Spanien überzusetzen; die Expedition unterblieb aber, weil Effingham es für allzu gefährlich hielt, den Prinzen den misvergnügten Seeleuten anzuvertrauen. Der misvergnügteste mögte wohl der Admiral selbst gewesen sein, wenn es anders wahr, daß er, wie Monson erzählt, auf die spanische Flotte, die den Prinzen an Bord hatte, feuern ließ, weil sie nicht die Topsegel, zum Zeichen ihrer Ehrerbietung gegen die englische Flagge, innerhalb des Canals herabgelassen hatte. Im J. 1558 befehligte Wilhelm eine Flotte von 140 Segeln, die er in dem Hafen von Portsmouth zusammengebracht hatte. Sie sollte, ihrer Bestimmung nach, Brest überfallen, statt dessen aber verbrachte der Admiral seine Zeit mit einer Landung in der Nähe von Conquet. Er brannte die Stadt nieder und plünderte die umliegenden Dörfer; mittlerweile entstand Allarm, von allen Seiten strömten Truppen nach Brest, und der Admiral kehrte, ohne etwas gethan zu haben, nach England zurück. Bei den Conferenzen von Château-Cambresis (1559) erschien er als englischer Botschafter, er bekleidete auch noch das Amt eines Groß-Siegelbewahrers und starb den 11. Jan. 1573. Sein Sohn, Karl, geboren 1536, kam 1559 nach Frankreich, um Namens seiner Gebieterin dem Könige Franz II. wegen seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Er wurde Ritter des Hosenbandordens, Oberkammerherr und 1585, nach des Grafen von Lincoln Tode, Lord-Admiral. Als solcher führte er den Oberbefehl über die der spanischen Armada entgegengesetzte Flotte (1588). Schon hatte er auf die Nachricht von dem gewaltigen Sturme, der die feindliche Flotte auf der Höhe des Cap Finisterre betraf, den Befehl erhalten, die vier größten Schiffe der königlichen Marine abzutakeln. Zum Glücke war er so kühn, nicht zu gehorchen, und segelte, indem er sich erbot, die Kosten aus Eignem zu tragen, nach der Bai von Biscaya, um sich gründlich von dem Zustande der spanischen Flotte zu überzeugen; aber ein scharfer Südwest zwang ihn zur Rückkehr; der Feind benutzte denselben Wind, um auszulaufen, und kaum waren die Engländer auf der Rhede von Plymouth vor Anker gegangen, so erschien der Herzog von Medina Sidonia auf der Höhe von Lizardpoint. Die Spanier versäumten den günstigen Augenblick, in dem sie den Feind vor Anker liegend getroffen hatten, und der Lord-Admiral gewann Zeit, seine Dispositionen zu treffen. Seine Schiffe standen in Dimension und Geschütz den feindlichen nach, übertrafen sie aber an Beweglichkeit. Diese mußte er benutzen, um aus der Ferne zu beunruhigen, langsame Segler anzugreifen und die Nachzügler abzuschneiden. Ehe zwei Stunden vergingen, eröffnete er eine lebhafte Kanonade mit Ricaldez, der die Nachhut der Spanier befehligte (21. Jul. 1588), und zwang den Herzog, demselben mehre Schiffe zu Hülfe zu senden. In diesem Gefechte litt keine der beiden Flotten bedeutend, aber während der Nacht steckte ein flamändischer Kanonier, dem sein Capitain Feigheit oder Verrath vorgeworfen hatte, aus Rachsucht eine Galeere in Brand, eine andre, die zufälliger Weise einen Mast verloren hatte, blieb zurück, und ward nach hitzigem Widerstande von den Engländern genommen, und eine dritte, die sich in der Dunkelheit von der Flotte getrennt hatte, erfuhr an der französischen Küste dasselbe Schicksal. Diese Unfälle lehrten dem spanischen Admiral Behutsamkeit. Er ging langsamer und bedächtlicher vorwärts, der Feind war verwegen, das Wetter launenhaft, einige seiner Schiffe wurden durch mehrmalige Gefechte zum Kampf unfähig gemacht, andre geriethen zwischen die Klippen der unbekannten Küste, und die Nothwendigkeit, die einen und die andern gegen die unablässige Verfolgung der Engländer zu schützen, hielt den Herzog dergestalt auf, daß er erst am sechsten Tage, am 27. Jul., seine Bestimmung erreichte und in der Nähe von Gravelingen Anker werfen konnte. Während der Zeit lernten die Spanier des Feindes Muth und Stärke achten, und den Engländern gaben die errungnen Vortheile, wie unbedeutend sie auch waren, jene Zuversicht, die so oft des Sieges Vorbote ist. Aber das große Ereigniß, von dem Englands Schicksal abhing, die Überfahrt des spanischen Heers, war noch immer zu gewärtigen. Der Herzog von Parma hatte seine Anstalten vollendet, und in Nieuport 14,000 Mann eingeschifft; in Dünkirchen erwartete ein beinahe gleich starkes Corps nur noch den Befehl zum Einschiffen, und man glaubte am folgenden Tage, dem zweiten nach Ankunft des Herzogs von Medina Sidonia, werde das große Unternehmen stattfinden. In dieser Nacht (29. Jul.), sie war bewölkt und stürmisch, wurde die See plötzlich durch acht Brander erhellt, die pfeilschnell gegen die Armada hintrieben. Die Spanier kappten unverzüglich die Ankertaue, suchten die hohe See und fügten einander in Schrecken und Verwirrung viel mehr Schaden zu, als sie bisher in einem Gefechte gelitten hatten. Die Brander liefen auf den Strand, ohne gezündet zu haben, aber ein heftiger Wind aus Südwesten erhob sich, der Regen stürzte in Strömen herab, das Leuchten der Blitze verwirrte die Matrosen, und der anbrechende Tag fand die Armada längs der Küste von Ostende bis Calais zerstreut. Bald brachte eine von Gravelingen her erschallende Kanonade die Spanier zum Gefechte. Vierzig Segel stark hielten sie den Angriff tapfer aus, am Abende trieb die zunehmende Heftigkeit des Windes sie gegen die Klippen und Sandbänke an der Scheldemündung. Am andern Morgen (31. Jul.) zogen sie sich heraus, sie hatten aber zwei Gallionen, eine war gesunken, die andre von den Holländern genommen, und eine Galeasse, die unter den Kanonen von Calais gestrandet war, verloren. Ihr Admiral hielt Kriegsrath, und es wurde, den Rest der Flotte zu erhalten, die Umschiffung von

Schottland beschlossen. Zum ersten Male flohen jetzt die Spanier vor ihren Verfolgern, und die Engländer konnten sie vernichten, hätte der Mangel an Munition ihnen nicht geboten, die Häfen der Heimath zu suchen. Das J. 1596 brachte Kunde von neuen ausgedehnten Rüstungen in den spanischen Seestädten; wie das erste Mal rieth Effingham dem Feinde zuvorzukommen, und eine Flotte auszusenden, die seine Häfen, Schiffe und Magazine zerstöre. Er fand einen mächtigen Beistand an dem Grafen von Essex, und nach langem Kampfe mit den übrigen Räthen erfolgte die Zustimmung der Königin, die jedoch Effingham wie Essex, durch bedeutende, auf die Expedition verwendete Unkosten erkaufen mußten (vergl. den Art. Devereux). Cadiz wurde genommen, nachdem sich der Lord Admiral selbst an die Spitze einer der stürmenden Colonnen gesetzt hatte, aber schon vor Ablauf der zehnten Woche kehrte die Flotte, ohne weiter Beträchtliches unternommen zu haben, in den Hafen von Plymouth zurück. Beide Oberbefehlshaber fanden einen wenig freundlichen Empfang, doch gelang es einem wie dem andern sich zu rechtfertigen; Effingham wurde sogar am 23. Okt. 1597 zum Grafen von Nottingham ernannt, und zwar, wie es in dem Patent heißt, weil der Ruhm der Einnahme von Cadiz ihm gebühre. Gegen diese Auszeichnung erhob sich Essex mit Macht, und er ruhete nicht, bis er die Stelle eines Lord-Marschalls, und mit ihr den Vortritt vor dem Lord-Admiral erhielt. Zur Stunde (20. Dec. 1597) verließ Nottingham den Hof. Er konnte das gewohnte Element nicht lange meiden; denn als Essex von der Königin die berühmte Ohrfeige empfing und zum Schwerte griff, wurde er durch den Admiral festgehalten, der außerdem jede Gelegenheit benutzte, um den Zorn der Königin gegen den gefallnen Günstling wach zu halten. Das Vollgefühl der Rache wurde ihm indessen erst, als er die Belagerung von Essexhouse leitete, und Essex gezwungen war, sich an ihn zu ergeben. Am Morgen des 23. Dec. 1603 trat Nottingham, von dem Lord-Siegelbewahrer und dem Staatssecretair begleitet, vor der sterbenden Königin Lager, und bat sie, sich zu erinnern, was sie ihm zu Whitehall gesagt, daß ihr Thron ein Thron von Königen sei. Auf seinen Zuruf soll sie wie aus einem Traum aufgefahren sein, die Worte wiederholt und hinzugefügt haben: „ich will keinen Schuft zum Nachfolger. Wer sonst sollte mir nachfolgen als ein König?“ Cecil bat sie, zu erklären, was sie unter „keinen Schuft“ verstehe. Sie erwiederte, ein König solle ihr nachfolgen, und wer könne dies anders sein, als ihr Vetter von Schottland. Abends kamen die drei Lords wieder, und baten sie, ein Zeichen zu geben, falls sie auf derselben Meinung verharre. Sie hob die Hände auf und faltete sie über dem Kopfe. Um sechs Uhr Morgens trafen die drei Lords wieder in London ein, und auf ihren Bericht wurde Jakob als König ausgerufen. Er bezeigte sich auch nicht undankbar für den ihm geleisteten Dienst. Nottingham wurde in allen seinen Ämtern bestätigt, und 1604 an der Spitze einer ungemein glänzenden Gesandtschaft nach Spanien gesendet, um den Frieden von Philipp III. beschwören zu lassen. Im J. 1613 setzte er den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und dessen junge Gemahlin, die Prinzessin Elisabeth, nach Seeland über. Im J. 1614 hatte er einen harten Streit mit der Stadt London wegen der Gerichtsbarkeit auf der Themse; im n. J. wurde er Lord-Lieutenant von Sussex und Surrey. Im J. 1621 wurde er, unter dem Vorwande seines hohen Alters, genöthigt, die Admiralsstelle, mit Vorbehalt einer Pension, an Buckingham abzutreten. Er starb nicht in seinem gewöhnlichen Wohnsitze zu Ryegate in Surrey, sondern auf einem andern Gute zu Haigling, in Kent, den 13. Dec. 1624, mit Hinterlassung eines glänzenden Namens, aber geringen Vermögens. Er war zwei Mal verheirathet, 1) mit Katharina Carey, des Lords Hunsdon Tochter; 2) mit Margaretha Stuart, einer Tochter des Grafen Jakob von Murray. Letztre, die Busenfreundin der Königin Elisabeth, wurde von derselben nur kurze Zeit überlebt. Ihr gilt die Geschichte von dem Ringe, den sie von Essex empfangen und der Königin nicht überliefert haben soll. Wäre die Sage wahr, so würde sie einer von denen, welche die Krankheitsgeschichte der Königin vortragen, aufgenommen haben. Der ältre Sohn der ersten Ehe, Wilhelm, Lord Effingham, starb vor dem Vater 1615; der andre, Karl, succedirte als zweiter Graf von Nottingham, war mit Franziska, des Ritters Georg Gurthop von Whillighy Tochter, verheirathet, überlebte aber seinen einzigen Sohn, den Lord Franz Howard von Effingham. Im J. 1681 erlosch die gesammte Nachkommenschaft des Grafen Karls I. von Nottingham, sowie der Titel selbst, die Baronie Effingham aber fiel an Franz Howard von Great-Buckham, dessen Sohn, Franz, Lord Howard von Effingham im December 1731 zum Grafen von Effingham, 1733 zum Verweser des Lord-Marschallamtes und 1739 zum Brigadier ernannt wurde, und am 23. Febr. 1743 verstarb. Sein Sohn, Thomas, Graf von Effingham, den ihm seine erste Gemahlin, Diana Farrel, im Julius 1728 geboren, vermählte sich im Februar 1745 mit Elisabeth Beckford, einer reichen Erbin aus der bekannten, in Westindien reich gewordnen Familie, ward im Januar 1758 Generalmajor und den 14. März 1761 Generallieutenant, bekleidete wie sein Vater, als Verweser das Lord-Marschallamt, und starb den 19. Nov. 1763. Seine Nachkommenschaft erlosch, zugleich mit dem Titel der Grafen von Effingham, im J. 1816; eine entfernte Seitenlinie hat aber in der Baronie Howard von Effingham succedirt. Das Geschlechtswappen ist ein silberner, rechter Schrägbalken, von sechs silbernen Kreuzen begleitet, im rothen Felde. Auf dem Balken erscheint (als Geschenk für den Sieger von Flodden) in einem doppelt gerändeten, goldnen, mit Lilien besäeten Schildlein, der rothe schottische Löwe, dem ein Pfeil im Rachen steckt. Motto des Herzogs von Norfolk: Sola virtus invicta; des Grafen von Suffolk: Nous maintiendrons; des Grafen von Carlisle: Volo, non valeo. (*v. Stramberg.*)

HOWARD, 1) John, Esq., Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London; einer jener

seltnen Menschen, die sich mit dem uneigennützigsten Eifer ganz dem Dienste der Menschheit hingeben, und diesem Dienste Vermögen, Ruhe, Gesundheit und selbst das Leben zum Opfer bringen. Er war ums Jahr 1726 zu Lower Clapton in der Grafschaft Middlesex geboren, und stammte von einem Zweige der edeln Familie seines Namens ab, die in den Jahrbüchern des britischen hohen Adels rühmlich eingezeichnet ist. Sein Vater, der sich durch den Handel mit Tapeten ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, hielt sich zu den protestantischen Dissenters, und bei diesen wurde auch sein Sohn erzogen. Er sollte ein Kaufmann werden, und kam deswegen in eine Spepereihandlung nach London; allein da sein Vater 1742 starb, entsagte er dieser Bestimmung, die weder seiner Neigung, noch seiner körperlichen Schwächlichkeit entsprach. Er widmete seine Muße ganz der Bildung seines Geistes, beschäftigte sich viel mit Natur- und Arzneiwissenschaft, und benutzte eine Reise durch Frankreich und Italien zur Erweiterung seiner Kenntnisse. Die sorgsame Pflege einer alten Frau, bei der er nach seiner Rückkunft zur Miethe wohnte, flößte ihm so viel Wohlwollen gegen dieselbe ein, daß er sie 1752 heirathete, ob sie gleich über 30 Jahre älter war als er. Durch ihren Tod 1755 schmerzlich verwundet, beschloß er, sich durch eine Reise zu zerstreuen, und die Begierde, die Ruinen des durch ein schreckliches Erdbeben verwüsteten Lissabon zu sehen, bestimmte ihn, sich nach Portugal einzuschiffen, ungeachtet der Krieg zwischen Frankreich und England ausgebrochen war. Das Packetboot, auf dem er sich befand, wurde von einem französischen Kaper weggenommen und nach Brest gebracht. Hier war er nicht nur Augenzeuge von den Drangsalen, denen Gefangne oft ausgesetzt sind, sondern erfuhr dieselben auch in eigner Person, und von der Zeit an richtete er seine Aufmerksamkeit auf Gefängnisse und Zuchthäuser, und beschäftigte sich mit Planen zur bessern Einrichtung derselben. Schon damals hatte ihn die königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London unter ihre Mitglieder aufgenommen, und in den Schriften derselben sind von ihm drei Abhandlungen [1]) abgedruckt, die seine Kenntnisse wie seinen Beobachtungsgeist beurkunden. Nachdem er auf sein Ehrenwort aus der Gefangenschaft entlassen worden war und eine Reise nach Italien gemacht hatte, kaufte er in Hamshire ein kleines Landgut, heirathete 1758 zum zweiten Male und verlebte in Ruhe einige Jahre unter einem Volke, gegen dessen Feindseligkeiten sich seine Vorgänger mit Gewalt zu beschützen genöthigt gewesen waren. Seit dem Jahre 1765 war das von seinem Vater ererbte Cardington unfern Bedford sein beständiger Aufenthalt, und hier war die Sorge für das Wohl seiner Unterthanen der tägliche Gegenstand seines Denkens und Handelns.

1) Die erste befindet sich im 54. Bde. und handelt von dem Grade der Kälte zu Cardington im Winter 1763. Die zweite, Bd. 57, handelt von der Wärme des Wassers zu Bath, und enthält eine Tabelle über die Wärme des Wassers von den verschiedenen Bädern. Die dritte, Bd. 59, redet von der Hitze des Bodens am Berge Vesuv.

Den Armen verschaffte er Arbeit, baute ihnen Wohnungen, sorgte für den Unterricht ihrer Kinder, und erwarb sich die allgemeine Liebe nicht nur seiner Unterthanen, sondern auch der Benachbarten, denn auch diese hatten Theil an seinen Wohlthaten. Schon 1765 hatte er seine zweite Gattin im ersten Wochenbette verloren, aber der Sohn, den sie ihm hinterließ, entsprach in der Folge seinen sorgfältigen Bemühungen nicht, und verfiel sogar in Wahnsinn. Eine starke Anregung, sich eifriger als bisher für die Gefangnen zu verwenden, und auf die Verbesserung der Strafanstalten zu dringen, erhielt er, als er 1773 zum Oberlandrichter (High-Sheriff) der Grafschaft Bedford ernannt wurde, und ihm als solchem auch die Sorge für die Gefangnen seines Sprengels oblag. Um sich durch eigne Anschauung und Untersuchung die nöthigen Kenntnisse zu verschaffen, besuchte er die meisten Landgefängnisse in ganz England, und darauf auch die Zuchthäuser und Stadtgefängnisse. Da er überall die traurigsten Entdeckungen machte und die schändlichsten Misbräuche herrschend fand, so setzte er einen Bericht an das Haus der Gemeinen auf, und schilderte in diesem den Zustand der Gefangnen und der Gefängnisse mit den lebhaftesten Farben, welches die Folge hatte, daß zwei Bills durchgingen, die Erhaltung der Gesundheit der Gefangnen und ihre Loslassung bei dem documentirten Unvermögen, die Gefängnißgebühren zu bezahlen, betreffend. Für seine patriotischen Bemühungen erhielt er vom Unterhause eine öffentliche Danksagung. Hierdurch ermuntert, bildete er seine vielumfassenden Plane in Hinsicht auf Gefängnisse, Strafanstalten, Zuchthäuser und Spitäler (denn auch diese hatten seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen) immer weiter aus. Um die bestehenden Anstalten dieser Art kennen zu lernen, gute Einrichtungen zur allgemeinen Nachahmung zu empfehlen, und die Regierungen zur Abhülfe fehlerhafter Einrichtungen aufzufodern, reiste er 1775 durch Frankreich, die Niederlande, Holland und Teutschland, besuchte diese Länder 1776 auf's neue, und dehnte seine Reisen auch auf die Schweiz aus. Eine dritte Reise unternahm er 1778 durch die preußischen und österreichischen Länder, ging dann durch Italien und besuchte noch einmal einige der Länder, die er schon vorher gesehen hatte. Unermüdet in Verfolgung seiner Plane besuchte er 1781 abermals Holland und einige Städte in Teutschland, reiste dann durch Dänemark, Schweden, Rußland und Polen, und kehrte durch Frankreich, die Niederlande und Holland 1783 zurück. In eben diesem Jahre besuchte er auch Portugal und Spanien. Die Zwischenzeit verwandte er auf wiederholte Untersuchung der Gefängnisse in England, Schottland und Irland, und gegen das Ende des Jahres 1785 unternahm er eine Reise, bei der er vorzüglich das Untersuchen der Lazarethe zur Absicht hatte, um auf solche Art Mittel gegen ansteckende Krankheiten, besonders gegen die Pest, ausfindig zu machen. Er nahm seinen Weg durch Holland und Flandern in das südliche Frankreich, kam dann nach Genua, Livorno und Neapel, und besuchte die Inseln Malta und Zante. Von hier ging er über Smyrna bis nach Constantinopel, und wie-

fange, und ist so hoch, daß man sie auf 20 Meilen weit sehen kann. Admiral von Krusenstern gibt ihr die Lage von 31° 37′ südl. Breite und 159° 15′ östl. Länge von Greenwich. Sie besitzt Kokospalmen und Manglebäume, hat aber Mangel an frischem Wasser und ist unbewohnt. (*Klaehn.*)

HOWE, 1) **Johann**, der Sohn eines Predigers, am 17. Mai 1630 zu Lougborough in der Provinz Leicester geboren, genoß seine erste Erziehung in Irland, wegen der innerlichen Unruhen in England, studirte zu Cambridge und Oxford und ward bald darauf in Torrington presbyterianischer Prediger. Zu Cromwells Zeiten verrichtete er sein Amt in großer Unzufriedenheit, unterließ jedoch nicht, zum Besten der Religion und der Wissenschaft wirksam zu sein, und wurde deshalb von vielen Gelehrten der bischöflichen Kirche hochgeschätzt. Da er sich nicht entschließen konnte, in die Conformität der englischen Kirche zu willigen, legte er sein Amt 1662 nieder, ging nach Irland zu dem Lord Massarene und erhielt die Erlaubniß zu predigen. Bei der Unterdrückung der Presbyterianer ging er nach Teutschland, alsdann nach Utrecht, wo er vom Prinzen Wilhelm von Oranien viele Gnade, von den berühmtesten Gelehrten aber viele Liebe genoß, und starb mit dem Ruhm eines gelehrten und scharfsinnigen, aber auch bescheidenen Mannes, den 2. April 1705. Seine bekannteste Schrift ist: The Living temple (Oxford 1701. Vol. II.), worin er unzufrieden mit dem P. Lami ist; sonst hat man auch von ihm Predigten und Dissertationen *). (*Rotermund.*)

2) **Richard, Graf H.**, einer der berühmtesten britischen Seehelden des 18. Jahrh., geboren auf dem Landsitze Harthill in Middlesex im Jahre 1722, trat im 14. Jahre seines Alters in den königl. Seedienst, zeichnete sich in mehren Gefechten aus und erhielt den Grad eines Schiffscapitains bereits im J. 1746. Nach dem Frieden zu Aachen, der auch den britisch-französischen Seekrieg beendigte, widmete er sich mit Anstrengung dem wissenschaftlichen Theile seines Berufs, nahm, als im J. 1755 der Krieg mit Frankreich wieder ausbrach, an allen Hauptactionen, namentlich an der Wegnahme der Insel Aix unter dem Lord Hawke 1757 Theil und befehligte die Expedition, welche die Hafenwerke von Cherbourg zerstörte, dann aber bei St. Cast scheiterte, wo seine Kaltblütigkeit und Ausdauer vielen Seeleuten und Soldaten das Leben rettete. Nach dem Tode seines ältern Bruders, der in Amerika diente und bei der Eroberung von Cap Breton blieb, erhielt er den irländischen Baronstitel 1758, im Jahre 1770, während er seit dem Frieden 1763 auf seinen Gütern lebte, die Ernennung zum Admiral der blauen Flagge und Oberbefehlshaber der Station im mittelländischen Meere, wo er bis 1776 befehligte. In diesem Jahr ernannte ihn der König zum Viceadmiral und Flottenbefehlshaber in den nordamerikanischen Gewässern; H. waltete dort ebenso umsichtig als menschenfreundlich im Vereine mit seinem jüngern Bruder, der vor dem General Clinton Befehlshaber der Landtruppen war, und bot Alles auf, um den Britten den Besitz von Philadelphia zu erhalten, nahm, als dies vergebens war, eine Stellung bei Sandyhook unweit Newyork, wohin die Armee sich zurückgezogen hatte, und entging durch Kühnheit und List dem französischen Admiral Grafen d'Estaing, der ihn in der Delawarebai zu überraschen gedachte, und folgte demselben, als er nach verfehltem Streiche sich gegen Rhode-Island wandte. Im Begriff sich zu schlagen wurden beide Flotten durch einen furchtbaren Orkan getrennt; d'Estaing rettete sich nach Boston, um seine vielfach beschädigten Schiffe auszubessern; doch bald erschien Howe, der seine Flotte schneller hergestellt hatte, vor der Bai, um seinen Gegner anzugreifen, den er jedoch in einer so guten Verfassung fand, daß er es vorzog, sich zurückzuziehen. Hierauf sicherte er Rhode-Island, übergab, als dort nichts mehr zu fürchten war, das Commando der Flotte an den Contre-Admiral Byron, und kehrte, um seine zerrüttete Gesundheit herzustellen, nach England zurück, wo er bis 1782 ohne Anstellung lebte. Damals aber erhielt er den so ruhmvollen als waglichen Auftrag, das von den Franzosen und Spaniern belagerte Gibraltar zu verproviantiren, den er, trotz der ungünstigen Jahreszeit, vom 11. bis 20. Oct. des gedachten Jahres glücklich ausführte und zog unangefochten heim. Hierauf ernannte ihn der König zum ersten Lord der Admiralität; doch legte er bereits 1788 diese Stelle nieder und erhielt den Rang eines britischen Grafen. Als Admiral der weißen Flagge nahm er 1793 beim Ausbruche des Krieges gegen das revolutionirte Frankreich trotz seines hohen Alters das Commando der Kanalflotte an, blockirte die Rhede von Brest, griff am 1. Jun. 1794 die unter Begünstigung eines ihn entfernenden Landwindes ausgelaufne Flotte des Feindes bei Ouessant an, schlug sie vollständig und kehrte mit sechs eroberten Linienschiffen nach Portsmouth zurück, wo der König ihn in Person empfing und mit einem goldnen Ehrendegen beschenkte. Im J. 1795 zum Obergeneral der Seetruppen und zum Ritter vom Hosenbande ernannt, behielt er den Befehl über die Flotte bis zum J. 1797; doch gab der Aufstand der Matrosen auf der zu Portsmouth befindlichen Flotte ihm noch einmal Gelegenheit, durch Stillung desselben seinem Vaterlande den letzten Dienst zu leisten. Er starb als Nestor der britischen Seemacht am 5. August 1799. (*Benicken.*)

HOWEL oder HO-EL (**William**), ein englischer Rechtsgelehrter und Kanzler der Diöces von Lincoln, gestorben 1683. Man hat von ihm eine, mit Benutzung der Quellen fleißig bearbeitete, Institution on general history, or the history of the world (Lond. 1680. Vol. II. fol.), wovon der erste Band die Geschichte bis auf Constantin den Großen ausführlich erzählt, der zweite aber nur dürftige Regenten-Verzeichnisse, bis zum Untergange des abendländischen Kaiserthums, enthält *). (*Baur.*)

Höwelhof, s. Hövelhof.

---

*) Großes Universallexikon. 13. Th.

*) Gatterer, Handb der Universalhist. 2. Th. 1. Bd. S. 288. *Meusel*, Bibl. hist. Vol. I. P. I. p. 112.

HOWELL (Laurentius), ein Prediger zu London, im Anfange des vorigen Jahrh., einer der vornehmsten Nichtschwörenden (Nonjurors) oder Jakobiten, die dem abgesetzten Könige Jakob II. anhingen und sich öffentlich von der englischen Kirche absonderten. Sie versammelten sich besonders und wollten die Leute überreden, daß sie die wahre englische Kirche ausmachten. H. gab eine Schrift heraus: The case of Schism of the church of England truly stated (Lond. 1716.), wodurch er in viele Streitigkeiten verwickelt wurde. Der strenge Episkopal Thom. Bennet schrieb dagegen: The Nonjurors separation from the public assemblies of the church of England examined and proved to be schismatical, upon their own principles; da aber diese vermeinte Widerlegung mehr schadete als nützte, so ergriff der Bischof von Bangor, Benjamin Hoadly, die Feder wider Howell und die Nonjurors in einer Schrift: A preservative against the principles and practices of the Nonjurors (Lond. 1716.), darin er die Rechte der englischen Kirche und die Rechte der königl. Familie vertheidigte, womit sich der Verfasser auf der einen Seite viele Hochachtung, auf der andern vielen Verdruß erweckte. Bald darauf erschien: The Laymanns Letter to the Bishop of Bangor (Lond. 1716.) von Richard Steele. Auch erschien, von Thom. Dawson, A Vindication of the Church of England (Lond. 1716.), hauptsächlich gegen Howell, mit Vertheidigung der englischen Kirche [1]). Dr. Joh. Tourner gab An essay on ecclesiastical autority wider Howell heraus. Früher schrieb H. Synopsis Canonum et Conciliorum Ecclesiae Graecae et Britannicae (Lond. 1708. fol. und 1711. 8.), und eine Geschichte des Papstthums bis auf das tridentinische Concilium in englischer Sprache [2]).

(*Rotermund.*)

HÖWEN, HEWEN, ALTENHÖWEN, HOHENHÖWEN, zerstörtes Schloß, ¼ teutsche M. südwestlich von der Stadt Engen im Hegau, auf dem Gipfel eines großen und sehr hohen Berges, auf dessen Rücken unter dem Schlosse jetzt der fürstl. Fürstenbergische Kameralhof Höwen mit acht evangel. Einw., zum standesherrlichen Amt Engen gehörig, befindlich ist. Dieses Schloß ist das Stammhaus der ehemaligen Freiherren von Höwen, und war lange Zeit ihre Wohnung. Von ihm haben der ganze Berg, auf welchem man eine der ausgebreitetsten Aussichten in Schwaben hat, und die fürstl. Fürstenbergische Standesherrschaft Hohenhöwen, mit der das Schloß gleiche Schicksale hatte, ihre Namen. Auch leitet man den Namen des Hegaues (s. d. Art.) selbst von dieser uralten Bergfeste her. Das Schloß war groß, sehr fest und weitläufig, was auch einige Ansichten von Ferne auf Merian'schen Blättern, z. B. auf dem Blatte Hohentwiel, bemerkbar machen. Es wurde im dreißigjährigen Kriege am 12. Jul. 1639 von den Kaiserlichen eingenommen und ausgebrannt.

(*Thomas Alfried Legèr.*)

HÖWEN, NEUENHÖWEN, Burgruine im Hegaue, gewöhnlich das stettemer Schloß genannt, ¼ teutsche M. nordwestlich von der Stadt Engen und ebenso weit von Altenhöwen, westlich über dem Dorfe Stetten auf dem Gipfel des höchsten aller benachbarten Berge mit einer reizenden Aussicht über den Hegau und Bodensee. Einst floß die südliche Dachtraufe dieses Schlosses in den Rhein und die nördliche in die Donau ab. Es wurde von den Dynasten von Hewen erbaut und war einst der Sitz einer jüngern Linie dieses uralten Hauses, die bis in das Jahr 1135, vielleicht bis 1205, hinaufreicht *). Doch schon im 14. Jahrh. herrschten auf dieser Burg über das dazu gehörige Stetten die damaligen berühmten Ritter, jetzt Freiherren von Reischach. Mißliche Zeiten zwangen sie, Schloß und Dorf im 17. Jahrh. an die Ebringer von der Burg zu veräußern, von welchen es im J. 1753 ebenfalls durch Kauf an Fürstenberg kam, und dem fürstl. Oberdoigteiamte Möhringen zugetheilt wurde. Das Schloß wurde schon im 17. Jahrh. sehr vernachlässigt und zerfiel; doch sieht man noch bedeutende Trümmer von seinem Umfange. Die Mark des Dorfes Stetten, welches diese kleine Herrschaft ausmachte, besteht aus 740 Morgen Ackerfeld, 100 Morgen Wiesen, 45 Morgen Privatwaldung und 61 Morgen Gemeindewald. Das Dorf selbst hat 33 Häuser und 220 kathol. Einw., welche der Pfarrei, Kirche und dem jetzt standesherrlichen Fürstenbergischen Amt Engen einverleibt sind.

(*Thms. Alfr. Leger.*)

HÖWEN, HEWEN, HOHENHEWEN, fürstl. Fürstenbergische Standesherrschaft im Hegaue, welche von einem Bergschlosse H., ihrem uralten Haupte, den Namen hat. Ihre Grenzen sind im Norden ein Theil der Landgrafschaft Baar, der jetzt zum standesherrlichen fürstl. Fürstenbergischen Amte Möhringen gehört, und das königl. würtembergische Amt Tutlingen, im Osten ein Theil der Landgrafschaft Nellenburg oder das großherzogl. badische Bezirksamt Stockach, im Süden abermals zum jetzigen Bezirksamte Stockach gehörige Theile von Nellenburg und ein Theil des großherzoglichen Bezirksamtes Blumenfeld, im Westen dasselbe Bezirksamt und Theile der Landgrafschaft Baar, die jetzt den standesherrlichen Fürstenbergischen Ämtern Hüfingen und Engen zugetheilt sind. Die Herrschaft selbst wird gewöhnlich in die obere oder nördliche, und in die untere oder südliche eingetheilt. Die Bestandtheile der obern Herrschaft sind: Die Dörfer Binsendorf, Emmingen ab Egg, Hattingen, Honstetten, mit den Weilern Eckartsbrunn, Kriegerthal und Zeilen, den Höfen Hageln, Schlatt und Winkel, dem Kameralhofe und alten Bergschlosse Höweneck und noch einigen andern alten Burgen. Zur untern Herrschaft gehören: Das Städtchen Engen mit dem Hofe Schopfloch; das Dorf Anselfingen mit den Ruinen des Schlosses Hohenhöwen, und den Höfen Höwen und Hausen am Ballenberg; die Dörfer Altdorf, Bargen, Ehingen, Schlatt am Randen, Welschingen und Neuhausen, nebst dem Weiler Schmelze. Ehemals bestanden in der Herrschaft

1) Vergl. Unschuld. Nachr. 1717. S. 522. 2) *Walch*, Bibl. theol. p. 1047 sq.

*) Fecht in Gesch. der badischen Landschaften. III, 188.

noch drei Dörfer: Schenkenberg, Schlatt auf Egg, und Zeilen, welche aber abgegangen und mit ihren Gemarkungen in den jetzigen weiten emminger Banngrenzen eingeschlossen sind. Alle diese Bestandtheile der Herrschaft H. sind nun mit dem großherzogl. badischen standesherrlich fürstlich Fürstenbergischen Amt Engen vereinigt. Ihre Bevölkerung ist seit 1820—30 von 4700 Einw. bis auf 5800 angewachsen (alle katholisch). Boden, Klima und Erzeugnisse sind verschieden. Die obere Herrschaft liegt hoch, ist gebirgig und rauh, die untere hingegen liegt tief und ihr Klima ist mild und angenehm. In den meisten Orten der letztern werden Wein und Obst, so wie alle Gattungen Getreide, besonders Korn, Gerste, Spelz, Hafer, Erbsen und Linsen gebaut. Aber in der obern gibt es keinen Wein, und nur weniges Obst; doch findet man dort die nämlichen Getreidearten, wie in der untern, nur mit dem Unterschiede, daß sie die letztre in größerer Menge und von besserm Gehalte hervorbringt. Überhaupt aber ist der Boden der Herrschaft meistens sandig und leicht, die Fruchtbarkeit sehr mittelmäßig und mit jener der benachbarten Baar nicht zu vergleichen. Die ganze Herrschaft wird von zwei Hauptstraßen durchkreuzt, nämlich von der Dauphinsstraße, die von Osten gegen Westen (von Stockach nach Donaueschingen), und von der kanstatter Straße, die von Norden gegen Süden (von Tutlingen nach Schaffhausen) zieht. So weit die Geschichte der Herrschaft H. verfolgt werden kann, erscheint diese immer als eine unmittelbare Reichsherrschaft, gleichwol aber als ein österreichisches Afterlehen. Ihre ältesten bekannten Besitzer waren die Freiherren von Höwen. Sie besaßen sie bis in das J. 1398, und 1404 kam dieselbe an Graf Hans von Lupfen, dessen Nachkommen sie inne hatten, bis der Lupfische Mannsstamm mit Grafen Heinrich von Lupfen, Landgrafen zu Stühlingen, Herrn zu Hohenhöwen und Roßneck am 26. Dec. 1582 ausgegangen war. Noch im nämlichen Jahr erhielt sie Graf Konrad von Pappenheim, und nach ihm sein Sohn, der Reichsmarschall Maximilian. Dieser verschied 1639, und vererbte die Herrschaft Hohenhöwen zugleich mit der Landgrafschaft Stühlingen durch Testament an seinen Tochtermann, den Grafen Friedrich Rudolf von Fürstenberg, dessen Nachkommen sie bis auf den heutigen Tag noch besitzen*).

(*Thms. Alfr. Leger.*)

HÖWEN, HEWEN, HOHENHÖWEN, die Freiherren, ehemaliges Herren- und Rittergeschlecht von hohem Alter und großem Ansehen im Hegaue, wo Hohenhöwen ihre Stammburg war und wo sie als die ältesten Besitzer der gleichnamigen Herrschaft vorkommen. Als eins der ältesten Herrengeschlechter in ganz Schwaben leiten es fabelreiche Chronikenschreiber des teutschen Mittelalters, wol aus Schmeichelei, von einem uns ganz unbekannten römischen Oberhaupte, Curio, her, der zu den Zeiten des Kaisers M. Antonius des Christenthums wegen Rom habe verlassen müssen. Sie machen diesen Curio zu einem Bruder des Kaisers, und geben dem Geschlechte von H. einen seiner ebenso fabelhaften Söhne, den sie Magnus nennen, zum Stammvater[1]). Allein nach Angabe besonnener alter Genealogen aus den Zeiten der wiederaufgehenden Sonne der Wissenschaft entstammten die Freiherren von H. dem hessischen Grafengeschlechte von Ziegenhain, mit dem sie auch wirklich gleiches Wappen führten, einen quergetheilten Schild von Schwarz und Gold, oben im schwarzen Feld einen sechsstraligen goldnen Stern. Als Helmzierde hatten sie Büffelshörner. Sie sollen die Grafschaft Ziegenhain inne gehabt und aus Hessen ins Hegau gezogen sein. Schon unter K. Heinrich I., dem Vogler, war laut der Turnierverzeichnisse[2]) Friedrich von H. einer der 15 feierlich gewählten Anordner der Turniere. Karl von H., durch Herzog Hermann von Schwaben zum Turniervoigte von Seiten der schwäbischen Ritterschaft für das erste Turnier ernannt, soll von K. Heinrich bestätigt als solcher demselben vorgestanden, und Marquard von H. das Amt eines Grießwärtels von Seiten Schwabens bei eben diesem Turniere geführt haben. Eberhard von H. erscheint in der Reihe der vornehmsten Grafen und Dynasten, welche auf dem Turniere zu Augsburg im J. 1080 beim ersten Zusammentreffen genannt werden. Gottfried von H. war auf dem großen Turniere, das Herzog Welf 1165 zu Zürich hielt, unter denjenigen Grafen und Herren, die dasselbe auf ihre eigene Kosten besuchten, und selbst zum Turnierschaun auftragen ließen. Andreas von H. wird 1209 auf dem Turniere zu Worms und Georg von H. 1235 neben den angesehensten Grafen und Herren auf jenem zu Würzburg erwähnt. In diesem Jahrhundert erscheinen die Herren von H. zugleich urkundlich als Schirmvoigte der berühmten Abtei S. Blasien auf dem Schwarzwalde: Die edeln Herren und Ritter Rudolf und Rudolf von H. schädigten als solche das Gotteshaus in seinen Besitzungen, Gefällen und Rechten, mußten aber 1251 dem mächtigen Abt Arnold II. und seinem Convente durch feierliche Urkunde versprechen, es nicht mehr zu thun, sondern sich in Zukunft als tüchtige Schirmvoigte zu erweisen[3]). Im Jahre darauf sehen wir Burchard, Freiherrn von H., den Fürstenstuhl der berühmten Abtei Reichenau besteigen. Er folgte in dieser Würde Konraden, Freiherrn von Krenkingen, der 1252 gestorben war, hatte aber eine verdrußvolle Regierung, von der er sich im sechsten Jahr entfernen mußte: denn zwei seiner Mönche, Friedrich von Thengen und Berthold von Roth wollten ihn beim Nachtessen mit Hülfe einiger Soldaten ermorden. Als ihnen aber ihr Vorhaben mißlang, bemächtigten sie sich während des Abtes Abwesenheit zur

*) *Merian*, Topograph. Sueviae, p. 68 und 176. Iselin, Histor. Lex. Art. Höven. *Spener*, Histor. Insignium illustr. Lib. III. cap. 19 und 28. *Imhof*, Notitia S. R. Imp. Procerum Lib. VII. cap. 9. p. 647.

1) Thoman Lirer zu Rankweil in Chronica, geschrieben im J. 1133; alter Druck in Cod. No. 127. Bibliothecae Palatinae fol. 124. 2) Rüxner, Turnierbuch an vielen Stellen. 3) Actum in Guotenburch anno Domini MCCLI, Indict. IX, in festo S. Joannis Bapt. praesentibus etc. In Hist. Silv. Nigr. Codice diplomat. No. CXII.

Nachtzeit mit einer Menge Bewaffneter des Klosters, des festen Schlosses Schopflen, und der ganzen Insel Reichenau; plünderten des Klosters Eigenthum und Dörfer, verwüsteten und verbrannten die Klosterhöfe und Befestigungen der Insel, und verjagten die Mönche, die mit ihnen keine gemeinschaftliche Sache machten. Der unglückliche Abt sah sich genöthigt, beim Papst Alexander III. Hülfe zu suchen, weil das Kloster unmittelbar unter dem Oberhaupte der römischen Kirche stand. Dieser übertrug nun im J. 1258, am 6. Februar, die Verwaltung der zerrütteten Angelegenheiten in geistlichen und weltlichen Dingen dem Abte von St. Gallen, Bertholden von Falkenstein, mit dem Auftrage, dem Abte Burchard die Lebensbedürfnisse zu reichen, das Kloster aber zu reformiren und gegen feindliche Angriffe zu beschützen. Im J. 1260 unter dem Abt Albrecht, einem Herrn von Ramstein, wird Burchard von H. als Großkeller desselben Klosters, und neben ihm Friedrich von Thengen als Propst, ohne Zweifel der alte Abt und sein ehemaliger Feind, beide in brüderlicher Eintracht bei einem öffentlichen Gütertausche des Klosters gefunden [4]). Einen Rudolf von H., Domherrn am Münster zu Constanz, finden wir in Urkunden von den Jahren 1274 und 1275 [5]). Rudolf der jüngre Freiherr (nobilis) von H. kommt in eben dieser Urkunde v. J. 1275 vor, und 1279 resigniren die Freiherren (nobiles viri) Rudolf von H., Ritter, und seines verstorbenen Bruders Söhne zugleich mit den hochgebornen Herren (spectabiles Domini) Albrecht und Hartmann, Grafen von Habsburg und Kyburg, Landgrafen im Elsaß, zum Vortheile des Jungfernklosters S. Katharinenthal bei Diessenhofen auf die Zehnten in Gottmindingen und Obergailingen, die sie vom Bisthume Constanz zu Lehen trugen [6]). Es ist dieses wahrscheinlich derselbe Rudolf Freiherr v. H., der 1282 und 1290 auch in S. Blasianischen Urkunden vorkommt [7]), und 1313 in dem hohen Amt eines kaiserlichen Hofrichters erscheint [8]). Im J. 1319 hatte Herr Rudolf v. H., Freiherr, etwas Ungnade und Feindschaft gegen die Stadt Zürich wegen einiger Gefangnen, welches jedoch am 7. Juli so vertragen wurde, daß derselbe die nächstfolgenden fünf Jahre, wenn er gemahnt würde, der Stadt gegen Jedermann, ausgenommen den römischen König und die Fürsten von Österreich, mit zehn Helmen 14 Tage lang auf seine Kosten dienen und helfen solle [9]). Im J. 1325 beweist sich ebenfalls ein Rudolf v. H. als einen besondern Wohlthäter des S. Blasianischen Frauenklosters Berau [10]). Im J. 1334 starb Frau Benedicta von Arburg, eine geborne von Hewen, und ruht neben ihrem Gemahle, Ritter Rudolf von Arburg, der ihr im J. 1339 folgte, in der Kirche zu Büren, einem Ort im lucerner Gebiete unterhalb Sempach, wo die Freiherren von Arburg, ein sehr reiches und angesehenes Herrengeschlecht im Argau, ein Schloß hatten [11]).

Erst mit der Mitte des 14. Jahrhunderts fängt die ordentliche Geschlechtstafel der Freiherren von Hewen bei Bucelin an [12]), welche keins der bis hierher aus Urkunden ausgezognen Stammglieder aufweist. An die Spitze stellt sie drei Brüder oder Vettern, Johann, Freiherrn v. H., welcher Utha, eine geborne Gräfin von Fürstenberg, zur Gemahlin hatte, Wolf, Freiherr v. H., der dem Turniere zu Eßlingen im J. 1374 beiwohnte, und N.... v. H., welcher vielleicht eben dieser Wolf ist, und eine Freiherrin von Griessenberg zur Ehe hatte. Dem erstern gibt sie drei Söhne: Burchard, welcher 1387 als Dompropst zu Constanz einmüthig zum Bischofe daselbst gewählt wurde, und am 19. August 1388 die päpstliche Bestätigung und wirkliche Profession erhielt. Er starb den 13. Sept. 1398 und liegt in der Kapelle der heil. Peter und Paul im Kreuzgange der Domkirche begraben. Der andre Sohn hieß Rudolf, dessen Gemahlin Bertha eine geborne Gräfin von Toggenburg war, und der dritte Heinrich, der Clementia, ebenfalls eine Toggenburgerin, heirathete. Es ist ohne Zweifel eben der Heinrich, welcher in einer Urkunde des Bischofes Mangold von Constanz vom 7. Mai 1384 unter den gebetenen Zeugen gleich nach dem Grafen Wolfram von Nellenburg und vor Johansen von Bodmen, dem Ältern, genannt wird [13]). Rudolf pflanzte diese ältre Linie der Freiherren v. Hewen durch seinen Sohn Peter fort, der Anna, die Tochter Grafen Hugo's von Heiligenberg, zur Gemahlin nahm.

Die jüngre Linie, in der oben bezeichneten Geschlechtstafel von Johanns Bruder oder Vetter mit der Freiherrin von Griessenberg angefangen, zeigt im zweiten Glied ihre Söhne: Georg, der im J. 1392 dem Turniere zu Schaffhausen beiwohnte, und Heinrich, welcher mit einer gebornen Freiherrin von Klingen Peter den Andern zeugte. Um diese Zeit, im J. 1398, wird der ehrwürdige und edle Herr Rudolf v. H., den die genannte Geschlechtstafel ebenfalls nicht aufführt, als Propst zu Münster im Ergow und Rath der Herrschaft von Österreich an der Spitze der übrigen Räthe, Grafen und Herren, urkundlich in Wirksamkeit gefunden [14]). In eben diesem Jahre verloren die Herren v. H. ihre Stammherrschaft, und konnten auf keine Weise wieder zum Besitze derselben gelangen. Peter der Andre zeugte mit einer gebornen Freiherrin von Krenckingen Heinrich, mit welchem sich die jüngre Linie der Freiherren v. H. nach der oben

4) Instrumentum permutationis apud *Herrgott* in Genealog. Habsburg. Codice Probat. Nr. CCCCXLVI. 5) Ejusd. Codicis cartae DXLI et DXLVIII. 6) Datum et Actum Constantiae an. Domini MCCLXXIX Nonis Septembr. Indictione VII, praesentibus etc. In Genealog. Habsb. Codice Probat. No. DXCI. 7) Ejusdem Codicis carta DCVII et Codicis diplomatici Silvae Nigr. carta CLXXIII. 8) Urkunde in Cod. diplomat. Zaring. Badens. No. CCXII. 9) Stumpf in Schweizer Chronik, 6. Buch. 17. Cap. 10) *Gerbertus* in Histor. Sylvae Nigrae. Tom. II. p. 154.

11) Excerptum ex Necrologio pergameno ecclesiae in Buron; apud *Neugart.* in Codice diplomat. Allemanniae et Burgund. Transjur. in nota ad cartam DCCCCLXXIV. 12) In *Bucelini* Topo-Chrono-Stemmatographiae Parte III. Sect. III. p. 39. 13) In Codice Alemann. et Burgund. Transj. carta MCLV. 14) Graf Hans von Habsburg, der Herrschaft zu Österreich Landvoigt, im Bestätigungsbriefe eines Rechtsspruches: In Genealogiae Habsburg. Codice Probationum. No. CMIV.

angezeigten Geschlechtstafel endigte. Dieser Heinrich wurde Dompropst zu Constanz und Dombechant zu Straßburg, endlich am 4. August 1436 als Heinrich IV. zum Bischofe von Constanz erwählt, und wenige Tage darauf von dem damals beim Concilio zu Basel gegenwärtigen Papst Eugen IV. confirmirt. Seine Dompropstei vertauschte er im J. 1442 an Heinrich von Rechberg gegen das Bisthum Chur, und obgleich ihn die Unterthanen dieses Hochstiftes zuerst nicht anerkennen wollten, so behielt er doch die Administration bis in das Jahr 1452. Er war ein äußerst prachtliebender Prälat, der zu Constanz mit 500 Pferden seinen ersten Einzug hielt, kostbare Tafel gab und einen zahlreichen Hofstaat führte. Er starb am 1. Oct. 1462 und liegt im Kreuzgange der Kathedralkirche neben seinem Großvetter, Bischofe Burchard I., begraben. Er hatte noch einen Bruder, Namens Hans v. H., den die Bucelinische Geschlechtstafel ebenfalls nicht kennt. Dieser saß zu Schwarzenbach im Turgau[15]), und hat die jüngre Linie wahrscheinlich noch etwas weiter fortgeführt: Denn im J. 1483 verkauften Peter und Heinrich, Freiherren v. H., vermuthlich Söhne von Hans, das Schloß Schwarzenbach mit allem Zugehör, sammt der Voigtei zu Jonßwyl an den Abt Ulrich VII. von San-Gallen[16]), von welcher Zeit an S. Gallen als Inhaber dieser Herrschaft erscheint. In eben dieser Zeit regierte noch Frau Anna v. H., Fürstin Äbtissin am berühmten Frauenmünster zu Zürich. Auch sie hat die Bucelinische Geschlechtstafel ausgelassen. Sie scheint eine Schwester Bischofs Heinrich gewesen zu sein. Im J. 1438 hatte sie diesen heiligen Stuhl bestiegen und 1484 durch ihren Tod erledigt[17]).

In der ältern Linie hatten indeß Peters Söhne, Johann und Friedrich, geblühet, welcher letztre mit seiner Gemahlin Adelheid, einer gebornen Gräfin von Eberstein, um 1445 den Stamm fortpflanzte. Seine Tochter Clementia wurde an Wilhelm, Grafen von Montfort, verheirathet. Von seinen vier Söhnen wurde Heinrich im J. 1491 ebenfalls Bischof von Chur; resignirte aber nach 12 Jahren, und zog sich nach Straßburg zurück, wo er Domküster war, und mit dem weit verbreiteten Ruhm eines herrlichen und gastfreien Mannes im J. 1530 hochbejahrt starb[18]). Er ist höchstwahrscheinlich eben derselbe Heinrich v. H., Domherr zu Straßburg und Constanz, der 1480 Bürger zu Zürich war[19]). Wilhelm, der jüngste Sohn Friedrichs, war um 1520 Domherr zu Straßburg; Georg scheint Rhäta, eine geborne Gräfin von Montfax, zur Gemahlin gehabt zu haben; doch nur Petermann, der zweite Sohn Friedrichs, pflanzte den Stamm mit einer gebornen Gräfin von Lupfen fort. Seine Tochter Agnes wurde an Kaspar von Bubenhofen vermählt. Von seinen drei Söhnen nannte sich Kaspar, der älteste, Herr zu Hohentrimß, einer der ältesten Herrschaften und Schlösser in Graubündten, welche nach Erlöschung des uralten Stammes der Freiherren von Hohentrimß im J. 1360 an das Hochstift Chur, von diesem an die Freiherren von Vatz, dann an die Grafen von Wertenberg und endlich an die Freiherren von Hewen gekommen war, die sie schon vor dem Jahre 1470 besaßen[20]). Sein andrer Sohn Heinrich war des churischen Bischofs Paul Obersthofmeister, und der dritte Georg zeugte mit Helena, einer gebornen Gräfin von Hohenlohe, den letzten Freiherrn von Hewen, Albert Arbogast, der als würtembergischer Landvoigt die gefürstete Grafschaft Mümpelgard verwaltete, und mit seinem am 15. Febr. 1570 erfolgten Tode das uralte Dynastengeschlecht beschloß[21]). Seine Herrschaft Hohentrimß fiel erbweise an seiner Schwester Rosalia Sohn, Grafen Wolfgang von Löwenstein den Jüngern[22]). (*Thms. Alfr. Leger.*)

HÖWENECK, auch **JUNGHÖWEN** in ältern Zeiten genannt, zerstörtes Bergschloß in der Herrschaft Hohenhöwen, fast eine t. M. nördlich von Engen an der Vicinalstraße, die von Engen über das Gebirge nach Möhringen führt. Die Inhaber der dabeiliegenden von ihm benannten zwei Erblehenhöfe, jetzt 13 kathol. Einw., gehören zur Gemeinde Hattingen, in die Kirche zu Immendingen und in das großh. badische fürstl. Fürstenbergische Amt Engen. Vorhin gehörten die niedern Gerichte nach Engen, und die hohen zum fürstl. Fürstenbergischen Obervoigteiamte Möhringen. (*Thms. Alfr. Leger.*)

Howenstein, s. Hauenstein.

HOWE-OST, das südöstlichste Cap des Austral-Continents auf Neusüdwales, unter 37° 30′ 30″ südl. Breite und 167° 25′ östl. Länge von Ferro. (*Klaehn.*)

HOWE-WEST, eine felsige Landspitze auf der Südspitze des Austral-Continents, auf der Küste Nuitsland, unter 35° 8′ 30″ südl. Breite und 135° 19′ 45″ östl. Länge von Ferro. (*Klaehn.*)

Howingen, s. Hauingen.

HOWLAND, Insel im Osten des Gilberts-Archipels, 45 kleine Seemeilen nördl. vom Äquator. Sie wurde am 1. Dec. 1828 vom nordamerikanischen Capitain Daniel Mac-Kenzie entdeckt, welcher ihre Position zu 176° 49′ westl. Länge von Greenwich bestimmte. Sie hat zwei kleine Seemeilen im Umfang, ist niedrig, gut bewaldet, bietet aber keinen Ankerplatz dar. Ebenso wenig zeigt sich eine Spur von Bewohnung. Die Küstengewässer wimmeln von Fischen. (*Klaehn.*)

HOWORA. Dieses ursprünglich aus Slavonien herstammende, seit dem 11. bis in die erste Hälfte des 17. Jahrh. in Böhmen so mächtige, reiche und weitausgebreitete Herrengeschlecht, zählt die Grafen von Nonow und Bieberstein[1]) in Sachsen jetzt allein noch zu seinen

---

15) Stumpf im 10. Buche 19. Cap. 16) Stumpf im 5. Buche 7. Cap. 17) Stumpf im 6. Buche 19. Cap. und Iselin im Art. Höven. 18) Stumpf im 10. Buche 19. Cap. 19) Iselin im Art. Höven.

20) Iselin im Art. Trins. 21) *Merian* in Topographia Sueviae, p. 68. *Spener* in Histor. Insignium Illustr. Lib. III. cap. 19. §. 19 und Andre. 22) Iselin im Art. Trins und im Art. Löwenstein.

1) S. Jacobi, Geneal. Handb. v. J. 1800. 2. Th. S. 315. Allgem. genealog. u. Staats-Handb. v. J. 1811. 1. Th. S. 751. Geneal. Taschenb. d. teutschen gräfl. Häuser auf d. J. 1833. S. 377.

berühmten Sprößlingen. Nach der allgemeinsten Meinung wendete es sich im 5. Jahrh. nach Chr. aus Slavonien nach Böhmen, wohin es jedoch wahrscheinlich erst im 7. kam. Bis zu Anfange des 11. Jahrh. hüllt das graue Alterthum jene Edlen des Böhmerlandes, die Ahnen eines großen, vortrefflichen Geschlechts, in dichten, undurchdringlichen Schleier [2]), wo im J. 1003 eine dem Herzoge Jaromir grauenvoll bereitete, drohende Gefahr dem Lieblinge desselben, dem gefeierten Ahnenherrn Howora, durch ritterlich bewährte Treue und Gewandtheit, treffliche Gelegenheit verschaffte, seinem Hause bleibenden Glanz und Reichthum zu erwerben, ja es bis zu den dem Throne Nächsten zu erheben. Kochan, aus dem Geschlechte der Wrssoweczen, der abgesagtesten Feinde des fürstlichen Hauses der hochherzigen Libussa, welcher den jungen arglosen Herzog Jaromir zu einer Jagd eingeladen hatte, trennte ihn unterwegs von dem herzoglichen Jagdgefolge, Howora und Hrziwecz, ließ ihn vom Pferde reißen, nackend ausziehen, rücklings auf der Erde an Pfähle und zuletzt an eine Eiche binden, und war gesonnen, ihn in dieser schrecklichen Lage mit Pfeilen tödten oder langsam verschmachten zu lassen. Howora fand so seinen Herrn, als er im Augenblick ihn zu retten, von der wrssoweczischen Bande selbst übermannt, ein Opfer seines Muthes und seiner Treue werden sollte. Während man ihn an eine Eiche aufknüpfen wollte, erbat er sich noch von Kochan die Erlaubniß, auf seinem Jagdhorne einige Stücken blasen zu dürfen. Er erhielt sie, und rettete bei dem Hinzueilen einer durch schreckende Träume der geängstigten Herzogin Strzizka in Prag aufgebotnen und durch die glücklich berechneten Töne seines Jagdhorns [3]) noch zu rechter Zeit zum Ziele geleiteten Mannschaft, sich und seinem Fürsten das hartbedrohte Leben [4]). Zum Danke für so außerordentliche Dienste erklärte Herzog Jaromir Howora und dessen Nachkommen für die ersten Herren in Böhmen nach der fürstlichen Familie, welches Kaiser Heinrichs des Heiligen Bestätigung erlangte; verlieh ihm ferner, ebenfalls erblich, das Oberjägermeisteramt von Böhmen [5]), und schenkte ihm die Herrschaft Stebno nebst den Dörfern Gublow, Braum, Trubin und Hudlitz [6]). Von Howora's Nachkommen finden sich in den frühesten Jahrh. nur sehr wenige Nachrichten verzeichnet. Der Sohn, Matthias, Herzog Bretislavs Rath und Hofmeister, erscheint im J. 1042. Dessen Sohn, Girig oder Georg, Herzog Bretislavs erster und Spitigneus zweiter Rath, kommt im J. 1055 vor. Georgs Sohn, Gindrich oder Heinrich, lebte im J. 1086 und war König Wratislavs Rath. Der Sohn desselben, Gicha Howoretz, bekleidete bei Herzog Sobieslav I., welchem er nach Wladislavs Tode vorzüglich mit zur Regierungsnachfolge geholfen hatte, die erste Rathsstelle im J. 1130, und starb im J. 1148 oder bereits schon 1140. Gicha's drei Söhne [7]), Zdislav, Jaroslav und Smilo, nannten sich nach der Gewohnheit ihres Zeitalters von den Hauptsitzen ihrer überkommenen Güter: von (der) Leipe (Leippe, Leippa), von Ronow und von Lichtenburg (Lichtenberg, Leuchtenberg, Luchtenburg). Ihre Nachkommen behielten diese Benennungen von ihren Gütern als eigne Geschlechtsnamen bei. Zwar blieb ihnen das Andenken an ihren hehren Ahnenherrn stets theuer und werth; seinen Namen feierte für immer die Geschichte des Vaterlandes; doch verschwand nach Gicha der Name Howora im eignen Geschlechte 500 Jahre lang, bis nach dem Falle Bertholds VI., Bohubud genannt, Herrn von der Leipe und dem Verluste des Erbmarschallamtes des Königreichs Böhmen, welches dem Hause Leipe und seinen Agnaten seit 1336 erblich verliehen war, die angefachte Eifersucht der noch blühenden Geschlechter von Leipe und von Ronow gegen andre sich darum bewerbende Große, jenen gefeierten Namen auf geraume Zeit wieder in das Leben rief. Die jetzt allein noch blühende Familie der Grafen von Ronow und Biederstein führt ihn seit längrer Zeit nicht mehr. Der von Zdislav abstammenden Geschlechtsreihe widmen wir künftig unter Leipe, der von Jaroslav unter Ronow und der Nachkommenschaft Smilo unter Lichtenburg, als besondern Geschlechtsartikeln, die an jenen Stellen sich besser eignende Ausführung. Die hier beigefügte Stammtafel diene dem Ganzen als kurze Übersicht. Bemerkenswerth ist hier noch, daß die Behauptung des Paprocius, Lucá und Sinapius [8]), als gehöre das nun ausgestorbene Geschlecht der Herren von Berka, Freiherren von Duba und Leipa, zu den Howora'schen Agnaten, von Balbinus und Beckler [9]) wenigstens so weit widerlegt wird, daß nach dem Erweise der Abstammung jenes Geschlechtes von Berka oder Berkowecz [10]) dem Zeitgenossen Howora's, es zu den Nachkommen desselben keineswegs gehören könne. Das geschlechtsvetterliche Verhältniß beider Häuser von Howora und von Berka, welches sonst fast durchgängig bei den Schriftstellern angedeutet ist [11]), ja durch das fast gleiche Wappen beider nur noch wahrscheinlicher wird, würde daher, hat es wirklich bestanden, seine Entstehung noch vor Howora's Zeiten gefunden haben. Durch die Geschlechtstafel, welche über Howora und Berkowecz oder Berka nicht hinausreicht, wird der Beweis stets unerreichbar bleiben.

Das Wappen der Familie Howora besteht in einem

2) Beckler, Histor. u. geneal. Beschreib. des uralten Geschl. Howora. 2. Th. S. 24. 3) Das gerühmte Jagdhorn, den Herren von Ronow ein überaus schätzbares Erbstück, ging 1620 auf dem Schlosse Neu-Ronow, nach der für die pfälzische Partei verlornen Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, als Beute der eingefallnen Croaten, auf immer verloren. S. Beckler a. a. O. 2. Th. S. 222. 4) Dieser Vorfall wird ausführlich erzählt von Beckler a. a. O. 1. Th. S. 14—16. 5) Vergl. Beckler a. a. O. 2. Th. S. 31 fg. 6) Beckler a. a. O. S. 55. Schaller, Topographie des Königr. Böhmen. 1. Th. S. 140.

7) S. die Stammtafel bei Beckler a. a. O. 1. Th. S. 173. 2. Th. S. 56 fg. 8) In dessen schles. Curiositäten, 2. Th. S. 302—304, wo eine genauere, jedoch unrichtige, Auseinandersetzung der verschiednen Häuser zu finden ist. 9) a. a. O. 2. Th. S. 268. 10) Beckler a. a. O. 2. Th. S. 56. 11) Auch bei Beckler a. a. O. 1. Th. S. 40.

goldnen Schilde, in welchem zwei in die Figur eines Andreaskreuzes gelegte, schwarze, oben und unten abgeschnittne Eichenäste[12]), jeder fünfmal[13]), oben 2 und 1 und unten zweimal geästet, erscheinen. Auf dem gekrönten Turniershelme liegt ein quergeordnetes rothes[14]) Kissen, welches an jeder der vier Ecken goldne Quasten hat. Dieses ist mit einem silbernen, den Kopf links kehrenden Fische belegt, und oben mit fünf[15]) neben einander stehenden goldnen Pfauenfedern besteckt. Die Beschreibung davon findet man in der oft angezognen Beckler'schen Beschreibung des uralten Geschlechts Howora, im 1. Theile, S. 40.; von Meding's Nachrichten von adeligen Wappen im 3. Theile, S. 535 fg. in der ausführlichern Beschreibung des Wappens der Grafen von Ronow und Bieberstein und die Abbildung eben dieses gräflichen Wappens im großen nürnberger Wappenbüche, in dem Zusatze zum 5. Theile, S. 1, Nr. 1 führen das Wappen des Hauses Howora als das Stammwappen der gräflichen Familie zugleich mit aus, und gewähren davon noch eine deutlichere Vorstellung als die zuerst angeführte Beckler'sche.

Die von diesem Geschlechte handelnden Schriften sind: *Peter Beckler*, Chronicon Bohemiae, d. i. histor. und geneal. Beschreibung der uralten Geschlechter im Königr. Böhmen &c. insonderheit von dem mächtigen Hause Howora, in zwei Theilen (Hof im Voigtl. 1694.); Hörschelmann, Nachrichten von der gräfl. Familie der v. Ronow und Bieberstein. Ein Auszug aus *Becklers* Hist. hovorea (Jena 1777.); *Balbini* Tabularium stemmatographicum (Pragae 1688.); Gauhe, Geneal. histor. Adelslexikon (Leipz. 1740. 1. Thl., S. 680 fg.); Sinapius, Schlesische Curiositäten, 1. Thl. (Leipz. 1720, S. 166—169, 2. Thl., Leipz. u. Bresl. 1728, S. 301—305); Zedler, Univers. Lexik., 13. Bd., S. 1022 fg.

(*Ludw. Heinr. Kabisch, Freih. v. Lindenthal.*)

HOWSON (Johann), ein englischer Theolog, geb. 1557, gelangte auf der hierarchischen Stufenleiter bis zur Bischofswürde erst in Oxford, dann zu Durham und starb 1632. Er ist durch ein zu Oxford 1606 in 4. herausgegebenes Buch bekannt, worin er zeigt, in welchem Fall eine Ehescheidung rechtmäßig geschehen könne, sowie durch seine Predigten wider den Kirchenraub und wider den Supremat des Papstes, zu deren Ausarbeitung er vom Könige Jakob I. aufgefodert wurde, um sich von der Beschuldigung, als begünstige er die katholische Confession, loszumachen *). (*Rotermund.*)

Hoxsemius (Joh.), s. Hocsem.

HÖXTER, 1) Stadt auf dem linken Ufer der Weser, im königl. preuß. Regierungsbezirke Minden der Provinz Westfalen, hat ungefähr 450 Häuser, zwei Kirchen und 2800 Einw., welche sich theils zur evangel., theils zur kathol. Kirche bekennen, und deren vorzüglichste Erwerbzweige Ackerbau, Viehzucht und Schiffahrt sind. Die Stadt, welche in einem angenehmen und fruchtbaren Thale liegt, gehörte bis zum J. 1802 zu der ehemaligen gefürsteten Abtei Corvey. Zu Karls des Großen Zeiten ward die Gegend um Höxter zu dem östlichen Engern gerechnet, (vergl. *Paullini* de Pagis antiq. Germ.) und nach den Volkssagen und alten Chroniken hat jener Fürst mit den Sachsen hier manchen Kampf gehabt, öfter Hof gehalten und bei dieser Gelegenheit mehre Meierhöfe (villae regiae) angelegt. Eine solche Ville, mit Namen Huxori, stand auch in der Nähe der Benedictinerabtei Corvey, von welcher man das Bestehen und den Namen des jetzigen Höxter ableitet. Über den Ursprung des Namens herrschen verschiedne Sagen; die meisten Annalen behaupten, daß jener Meierhof der Gemahlin Karls zu Ehren gebauet und deshalb Uxori genannt sei[1]). Durch die Nähe des Klosters veranlaßt und von den Äbten vielseitig unterstützt, siedelten sich immer mehr Menschen an, sodaß ein Dorf mit gleichem Namen entstand. Als 999 der Blitz in die Ville einschlug und diese abgebrannt war, die Einwohner auch durch häufige Überschwemmungen viel gelitten hatten, so zogen sie an der Weser höher hinauf (auch von diesem Umstande leiten Einige den Namen Höxter=Höchter=höher hinaufziehen, her), und legten eine neue Colonie an, woraus sich nach und nach die Stadt gebildet hat. Als Gründer derselben wird der Abt Sarracho von Corvey genannt, der ihr 1058 mancherlei Privilegien und Gerechtsame schenkte, welche besonders Markt, Handel und Gewerbe betrafen. Da die Villa Huxori mit allen Angesessenen unter Corvey's Oberherrschaftlichkeit gestanden hatte, so trat auch die neue Colonie in dieses Verhältniß, weshalb auch ihre Angelegenheiten von Grafen (comes urbis) und Voigten besorgt wurden, die von den Äbten ernannt waren. Mit Ende des 12. Jahrh. erscheint der Ort bereits als eine constituirte Stadt; Kaiser Konrad verlieh ihr 1140 kaiserlichen Schutz und Friedrich I. schenkte ihr das dortmunder Stadtrecht[2]). Von jetzt heißt die Stadt in den Chroniken Huxara, Hurere, auch Huxaria. Außer dem Grafen und Voigte, welche fortwährend das Stift einsetzte, gab es nun auch zur Besorgung der innern Angelegenheiten sogenannte Schöffen, etwas später Bürgermeister, auch organisirten sich Zünfte und Gilden, und die Stadt erfreuete sich eines sehr gedeihlichen Fortgangs. Dabei suchte sie immer mehr Rechte an sich zu reißen

12) Heißt im Ronow'schen Grafendiplom ohne weitern Zusatz: ein über einander geschrenktes schwarzes burgundisches Kreuz. Vergl. Beckler a. a. O. 2. Th. S. 242. 13) Beckler a. a. O. 1. Th. S. 41 setzt: sechs Enden im Vergleich zu dem Berka'schen, welches er mit fünf Enden (fünfmal geästet) beschreibt. 14) Im Ronow'schen Grafen-Dipl. bei Beckler a. a. O. 2. Th. S. 242 ist es ein gelber Polster. 15) Im Ronow'schen Grafen-Diplom ist statt eines Fisches ein Fischkopf, und statt fünf Pfauenfedern sind deren zehn angegeben. S. Beckler a. a. O.

*) *Wood*, Athen. Oxon.

1) Vergl. Paul Wigand, Geschichte der gefürsteten Reichs-Abtei Corvey und der Städte Corvey und Höxter, wo sich S. 30—34 die bekanntesten Ableitungen zusammengestellt finden. 2) Wigand hat in seinem Werke, S. 265, die vorzüglichsten Punkte der Rechte der Stadt Dortmund angegeben; auch findet sich bei demselben ein genau diplomatischer Abdruck des Antwortschreibens von Dortmund, worin dieses Recht den Bürgern zu Höxter mitgetheilt wird.

wora.

Zu Seite 270.

und sich von Corvey unabhängiger zu machen. Sie stiftete daher mit andern Städten Bündnisse und ließ sich in die Hansa aufnehmen. Im 15. Jahrh. besaß sie eine eigne Münze, Stapelrecht und die Befugniß, Juden als Schutzverwandte aufnehmen zu können; dem Stifte blieb fast nur noch der Titel der Oberherrlichkeit, Huldigung und Heerfolge, welche aber auch nur vertragsmäßig stattfand. Anfangs waren die Grafen von Pyrmont, später von Dassel, Schutzadvokaten, und in spätern Zeiten ging diese Advokatie auf das Haus Braunschweig über. Bei dem regen Bestreben nach Freiheit fand auch die Reformation leicht Eingang und Beifall. Johann Winnigstadt, ein Augustinermönch aus Halberstadt, verkündigte 1533 die evangelische Lehre, und sofort wurde der Lutherische Ritus in allen Kirchen eingeführt, nach einigen Jahren vertrieb man die Franciskaner, welche ein Kloster in der Stadt hatten, jedoch ward die alte Verfassung nicht weiter gestört. Aber mit dem Anfange des 17. Jahrh. begann ein Auflauf der Bürger, der Rath wurde abgesetzt und vertrieben, das Stift Corvey förmlich belagert und drei Monate lang beschlossen. Trotz mehrer kaiserlicher Strafmandate wurde die Unruhe erst nach neun Jahren gedämpft. Im dreißigjährigen Kriege hat Höxter außerordentlich viel gelitten. Nach dem wechselnden Kriegesglücke ward es bald von dieser, bald von jener Partei belagert und eingenommen, wobei es besonders die plündernde Wuth der kaiserlichen Truppen hart empfand. Fast ganz eingeäschert und verheert ward die Stadt und Umgegend, als 1634 die Stadt vom kaiserl. Feldmarschall Hug, Freiherrn von Gleen, belagert und eingenommen wurde. Die meisten Bürger wurden getödtet, die Häuser verbrannt oder niedergerissen und Alles zerrissen und zertrümmert; gegen 1500 Leichname stürzte man in die Weser, und die ganze Stadt war wie ausgestorben. Nach dem westfälischen Frieden kehrte die alte Verfassung zurück. Das Stift Corvey behielt die Oberherrschaftlichkeit, Braunschweig ward Schutzherr, und die protestantischen Einwohner, die sich aber minderten, standen in rein kirchlichen Angelegenheiten unter dem Consistorio zu Braunschweig. Im Frieden von Amiens 1802, als das Haus Oranien mit dem Fürstenthume Fulda und der Abtei Corvey entschädigt wurde, wurde auch Höxter von Preußen für Oranien in Besitz genommen, 1807 ward es dem westfälischen Königreich einverleibt, bis es endlich 1814 unter Preußens milden und gerechten Scepter kam, unter welchem es sichtbar an Cultur und Wohlstand gewinnt. Die erste Chronik von Höxter besitzen wir von Wisselbeck, einem gebornen Höxteraner, welcher 1395 starb; sie wurde fortgesetzt von Wittehenne, dem Sohne eines höxterschen Rathmannes; das Manuscript kam in die Hände eines gewissen Geistlichen, mit Namen Erben, gestorben zu Erfurt 1587, der es fortsetzte; von dessen Familie kaufte es Paullini, der es zum Drucke beförderte. Außerdem hat Letzner in seiner Corbeischen Chronika (Hamb. 1590.) Einiges von Höxter beigebracht. Die neueste und vorzüglichste Geschichte ist die durch Quellensammlung und Reichthum gleich ausgezeichnete von Paul Wigand gelieferte, wovon jedoch nur der erste Band (Höxter. 1819.) in zwei Büchern erschienen ist. Das erste Buch enthält die Geschichte Corveys bis 1056, das zweite die Geschichte der Städte Corvey und Höxter bis 1200.

2) Ein Kreis im königl. preuß. Regierungsbezirke Minden, nach der gleichnamigen Stadt benannt und gebildet aus dem vormaligen Fürstenthume Corvey und einem Theile von Paderborn, an der Weser, mit Bergen und Thälern versehen, umfaßt sechs Quadratmeilen und über 21,000 Einwohner. (*Fr. Aug. Hoffmann.*)

Hoy (Nicol. v.), s. Hoje.

HOY, (vgl. den nautischen Plan zu Sect. II. Bd. X.) englischer Name verschiedner Arten von Schiffen. Dazu gehört der Bremerkahn, ein ganz plattes Fahrzeug mit Schwertern, einem Gaffelsegel, Stagfock und Klüver, auch Raasegel; der Kaag, sehr flach gebautes holländisches Fahrzeug mit einem Maste, hohem Sprietsegel und Stagfocke. Der Tjalck, langes schmales, sehr flach im Boden und rund gebautes, holländisches Fahrzeug, Fig. 3. mit Schwertern h, einem Sprietsegel, Stagfock und Klüver, auch Raasegel. Der Schmack, von den Engländern auch Smak genannt (Fig. 5.), ein unten beinahe plattes, vorn und hinten sehr voll gebautes Fahrzeug bei den Holländern, Dänen und Schweden gebräuchlich mit Schwertern h und einem Roof i. Er hat einen großen Mast, ein Gaffelsegel, Stagfock, Klüfock und Jager, und zwei Raasegel, auch hinten auf dem Heck einen kleinen Besaansmast mit einem Gieksegel. Der englische Hoy oder Leichter, hat einen Mast, ein Gaffelsegel, Stagfock und Klüver. F. 2. Der Schnig, kurzes rundes, in der Nordsee, zum Fischfang eingerichtetes und gebräuchliches Fahrzeug mit einem Spriet, Boom oder Gaffelsegel, Stagfock und Klüver und zuweilen einem kleinen Raasegel am großen Mast; an einer auf dem Hintertheil errichteten Spier führen sie ein Giekbesaansegel. Der Hoy mit zwei Masten, auch hartloper Galeoth genannt. F. 6. ein galeaßenartig aufgetakeltes Fahrzeug. Der Hoy mit drei Masten, auch dreimastige Galeoth genannt. F. 1. Eine Art von Flutschiff mit rundem Hintertheil und Schiffstakelage.

(*C. H. Müller.*)

Hoy und Wayns, s. Orkneyinseln.

HOYA *R. Br.* (Mem. of the *Wern.* Soc.). Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Asklepiadeen der natürlichen Familie der Contorten und der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe, so genannt nach dem englischen Gärtner Thomas Hoy. Ihr Charakter ist: Eine radförmige Corolle; die Decke der weiblichen Theile (gynostegium) ist mit niedergedrückten, fleischigen Platten umgürtet, und bedeckt bisweilen innerhalb mit fünf Zähnchen die Pollenmassen. Die hieher gehörigen Arten sind strauchartige Schlingpflanzen. I. Das Gynostegium mit fünf Zähnchen, die Blüthen doldenförmig: 1) H. carnosa *R. Br.* l. c. mit oval-ablangen, lederartig-fleischigen Blättern, kurzzottigen Corollen, und unterhalb gefurchten Platten des gynostegii. Im tropischen Asien und in Neuholland. (Asclepias carnosa *L.* fil. Suppl., Stapelia chinensis Lour. cochinch., Schollia crassifolia *Jacqu.* fil. Eclog. I, t. 2.). 2) H. viridiflora *R. Br.* l. c. mit

fast herzförmig-eiförmigen, langzugespitzten, häutigen, wie die Corollen unbehaarten Blättern und ungefurchten Platten des gynostegii. Auf Zeylon. (Asclepias volubilis *L.* Suppl.). Abb. Rheed. Malab. IX. t. 15. II. Das Gynostegium ungezähnt, die Blüthen doldenförmig. 3) H. grandiflora *Spr.* Syst. mit herzförmig-eiförmigen, zugespitzten, wie die Zweige feinbehaarten Blättern, und fast ungestielten, wenigblumigen Blüthendolden. Wächst, wie die folgenden Arten, in Neuholland. (Tylophora grandiflora *R. Br.* Prodr. fl. nov. Holl.). 4) H. barbata *Spr.* Syst. mit eiförmigen, zugespitzten, glatten Blättern, gestielten, meist je doppelt stehenden Blüthendolden, und bärtiger Corolle. (Tylophora barbata *R. Br.* l. c.). 5) H. flexuosa *Spr.* Syst. mit herzförmigen, ablangen, geaderten Blättern, hin und hergebogenem Blüthenstiel und bartloser Corolle. (Tylophora flexuosa *R. Br.* l. c.). 6) H. paniculata *Spr.* Syst. mit fast herzförmig-eiförmigen, langzugespitzten, ziemlich unbehaarten Blättern, rispenförmigen Blüthen, und oben mit einem Häutchen versehenen Corollenfetzen. S. *Spr.* Syst. I, 843. (*Sprengel.*)

HOYA. Grafschaft im Königreiche Hanover, groß 54 □ M. mit 84,000 Einw. Sie wird bewässert von der Weser, Aller, Hunte und andern Flüssen. Der Boden besteht aus Marschland, doch mehr aus Haide und Sand. Neben Feld- und Gartenfrüchten bringt er Hanf und Tabak. Jetzt ist Hoya mit der Grafschaft Diepholz vereinigt. Beide zusammen haben 66 □ M. und 104,000 Einw. Die Grafschaft Hoya wird eingetheilt in die obere und untere. Zur letztern gehört Nienburg an der Weser mit 3430 Einw.; Hoya, Flecken an der Weser mit 1700 Einw.; der Flecken Liebenau an der Aue, mit Eisengewerbe. Zur erstern Grafschaft gehört Bassum, Heiligenrode, Dorf, adel. Klosterstift; mit den drei vormals kurhessis. Ämtern Uchte, Freudenburg und Auburg.

Die Grafen von Hoya kommen schon im 9. Jahrh. vor. Ihr Gebiet ward durch Aussterben benachbarter Dynastengeschlechter vergrößert und sie wurden reichsunmittelbar. Die niedre Grafschaft Hoya verlieh Kaiser Maximilian als angeblich erledigtes Reichslehen dem Herzoge Heinrich dem Mittlern (aus dem braunschweigischen Hause) 1501. Die damals noch blühende Linie der Grafen von Hoya in der sogenannten obern Grafschaft widersprach dieser Belehnung, verstand sich aber durch Vergleich 1504 die untre Grafschaft und 1511 (bestätigt 1524) die ganze Grafschaft Hoya mit der Herrschaft Bruchhausen von Herzoge Heinrich dem Mittlern zu Lehen zu nehmen. Das Haus Braunschweig erwarb auch die Anwartschaft auf die Grafschaft Diepholz durch Kaiser Maximilian 1518. Zum Besitze der ganzen Grafschaft gelangte ebengedachtes Fürstenhaus dadurch, daß der Stamm der alten Grafen von Hoya am 25. oder 26. Febr. 1582, durch den Tod des letzten Grafen Otto erlosch [1]). Die Herzoge Wilhelm der jüngre zu Lüneburg, Julius zu Wolfenbüttel, und Erich der jüngre zu Calenberg, theilten das angefallne Lehen unter sich, und die beiden letztern erhielten die sogenannte Obergrafschaft [2]), welche sie gemeinschaftlich regierten, und zu welcher außer den Ämtern Stolzenau, Diepenau, Steyerberg und Siedenburg, auch die Ämter Bruchhausen, Syke, Bahrenburg, Harpstedt und Ehrenburg gehörten [3]). Als Herzog Erich am 7. Nov. 1584 ohne Leibeserben verstarb, führte Herzog Julius zu Wolfenbüttel die Regierung allein, bis durch seinen am 3. Mai 1589 erfolgten Tod der größte Theil der Obergrafschaft an Herzog Heinrich Julius gelangte, indem dessen Bruder Philipp Sigismund sich mit den Ämtern Syke, Diepenau und Wölze abfinden ließ [4]). Dem am 20. Jul. 1613 verstorbenen Herzog Heinrich Jul. folgte Herzog Friedrich Ulrich in der Regierung, mit dessen am 11. Aug. 1634 erfolgtem Ableben die damalige wolfenbüttelsche Linie zu Ende ging [5]). In dem darauf zwischen den Agnaten wegen der Theilung der nachgelassenen Lande am 14. Dec. 1635 zu Braunschweig errichteten, und nachmals den 10. Dec. 1636 zu Zelle bestätigten Recesse, ward §. 3, unter andern Stücken, auch die Obergrafschaft Hoya dem Herzoge Wilheim zu Harburg überlassen [6]). Als dieser am 30. März 1742 unbeerbt starb, und die harburgische Linie schloß, occupirte sogleich Herzog Friedrich zu Lüneburg die Obergrafschaft Hoya und behielt auch solche bei dem nochmals mit Herzog August zu Wolfenbüttel getroffnen Vergleiche, bis zu seinem am 10. Dec. 1684 erfolgten Absterben [7]). Dem Herzoge Friedrich succedirten seines Bruders, Herzogs Georg zu Herzberg, vier Söhne, Christian Ludwig, Georg Wilhelm, Johann Friedrich und Ernst August. Da nun Herzog Georg in seinem Testamente vom 20. März 1641 verordnet hatte, daß, wenn das Fürstenthum Zelle seinen Söhnen anfallen würde, solches gegen Calenberg gesetzet, sämmtliche Lande in zwei Fürstenthümer getheilet, die Exäquation vermittelst der oberhoyaischen Stücke gemacht, und nach berichtigter Abtheilung dem Herzoge Christian Ludwig, als dem ältesten, die Wahl gelassen werden solle; ferner dieses Wahlrecht in dem zwischen Herzog Christian Ludwig und Georg Wilhelm, nach ihres Vaters Tode, am 10. Jun. 1646 zu Zelle getroffenen Haupttheilungsrecesse bestätiget, und §. 2 und 9. eventualiter auf die Zeit des zellischen Anfalles, wegen der Obergrafschaft Hoya verabredet war, daß solche in Communion bleiben, und daraus die Exä-

---

1) Vergl. Pfeffinger, Braunschw.-Lüneb. Historie. L. 5. C. 1. 9. 2. Nr. 9. Scheidt, Zusätze zu Moser's braunschw.-lüneb. Staatsrechte. S. 284. Palm, Vom Hoya'schen Leibeigenthum, im Vorberichte, §. 5. Eichhorn, Teutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 3. Th. §. 415. 4. Th. §. 584.

2) Pfeffinger a. a. O. L. 3. C. 12. 9. 2. Nr. 18. Scheidt und Palm a. a. O. 3) Letztgedachte sechs Ämter machten ursprünglich einen Theil der Herrschaften Alt- und Neu-Bruchhausen aus, welche aber schon 1301 und 1384 von ihren alten Besitzern, den Grafen von der Hoya, abgetreten wurden. Scheidt a. a. O. S. 204. 4) Pfeffinger a. a. O. L. 3. C. 14. 9. 2. Nr. 4. Palm a. a. O. 5) Pfeffinger a. a. O. L. 3. C. 15. 9. 2. Nr. 4. C. 16. 9. 1. Nr. 3. 9. 2. Nr. 1. 6) Scheidt und Palm a. a. O. Pfeffinger a. a. O. L. 4. C. 8. 9. 2. Nr. 11. 7) Scheidt S. 285. Pfeffinger a. a. O. L. 4. C. 8. 9. 1. Nr. 3. L. 5. C. 5. 9. 1. Nr. 2.

quation der Intraden gemacht werden möge[8]); endlich auch Herzog Friedrich zu Zelle durch einen Nebenreceß, von eben dem Tage, vorbenannten beiden Brüdern bereits damals, bei seinem Leben, den Besitz der Obergrafschaft Hoya per pactum constituti possessorii übergab; so führten daselbst die Herzoge Christian Ludwig und Georg Wilhelm die Regierung gemeinschaftlich, bis zu des Erstern den 15. März 1665 erfolgtem Ableben. Nun setzte sich der dritte Sohn Herzogs Georg, der Herzog Johann Friedrich, sofort in den Besitz nicht nur des Fürstenthums Lüneburg und Grubenhagen, sondern auch der ganzen Grafschaft Hoya, worin er verblieb, bis die zwischen ihm und Herzog Georg Wilhelm über das Jus optionis entstandne große Streitigkeit, durch Vermittelung der Krone Frankreich und verschiedner teutschen Fürsten, am 2. Sept. 1665 zu Hildesheim verglichen wurde, und durch den damals errichteten Receß Herzog Georg Wilhelm unter Andern auch die Obergrafschaft Hoya erhielt[9]). Letztgedachter Herzog gab seiner, am 21. Nov. 1682 mit dem damaligen hanöverischen Erbprinzen Georg Ludwig, nachherigen Könige von England Georg I. vermählten einzigen Tochter, Sophie Dorothea, die Grafschaft Hoya zum Heirathsgute mit, trat dem Hause Hanover die Ämter: Harpstedt, Bahrenburg, Diepenau, Stolzenau, Steierberg und Siedenburg mit der Landeshoheit ab, und behielt blos die Ämter Ehrenburg und Syke unter seiner Landesherrschaft[10]). Als endlich durch des Herzogs Georg Wilhelm am 28. Aug. 1705 erfolgten Tod die Regierung der braunschweig-lüneburgischen Lande, zellischen und hanoverischen Theils, vereinigt wurden, so kamen auch die beiden Ämter Ehrenburg und Syke in den landesherrlichen Besitz des vormaligen Kurhauses Braunschweig-Lüneburg. Unter dem Königreiche Westfalen gehörte Hoya theils zum Departement Aller, theils zum Departement Wesermündungen; 1814 fiel Hoya an seine alten Herrn zurück.

Aus der Regierung der ehemaligen Grafen von Hoya finden sich überall keine Verordnungen mehr, daher ist bei Beurtheilung der Verfassung der Obergrafschaft Hoya, und bei der Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten unter den dortigen Eingesessenen, insofern sich nicht ausdrücklich das Gegentheil verordnet findet, auf folgende Landesverordnungen zu sehen: 1) Vom 26. Febr. 1582 bis zum 7. Nov. 1584 die gemeinschaftlichen Constitutionen Herzogs Julius zu Wolfenbüttel und Herzogs Erich des Jüngern zu Calenberg; 2) vom 7. Nov. 1584 bis zum 3. Mai 1589 auf die Verordnungen Herzogs Julius zu Wolfenbüttel allein; 3) vom 3. Mai 1589 bis zum 10. Jul. 1613 auf die Gesetze Herzogs Heinrich Julius zu Wolfenbüttel; 4) vom 20. Jul. 1613 bis zum 11. Aug. 1634 auf die Verordnungen Herzogs Friedrich Ulrich zu Wolfenbüttel[11]); 5) vom 11. Aug. 1634 bis zum 30. März 1642 auf die Constitutionen Herzogs Wilhelm zu Harburg; 6) vom 30. März 1642 bis zum 10. Decbr. 1648 auf die Gesetze Herzogs Friedrich zu Lüneburg; 7) vom 10. Decbr. 1648 bis zum 15. März 1665 auf die gemeinschaftlichen Verordnungen der Herzoge Christian Ludwig und Georg Wilhelm; 8) vom 15. März bis zum 2. Sept. 1665 auf die Verfügungen Herzogs Johann Friedrich; 9) vom 2. Sept. 1665 bis zum 21. Nov. 1682 auf die Verordnungen Herzogs Georg Wilhelm zu Zelle[12]); jedoch mit Ausnahme der Ämter Ehrenburg und Syke, in welchen die, von dem gedachten Herzoge von 1665 bis zum 28. Aug. 1705 erlassenen Constitutionen gelten[13]); endlich 10) nach dieser Zeit auf alle auf die Grafschaft Hoya allein, oder in Verbindung mit andern Landesprovinzen gerichtete kur-braunschweig-lüneburgische Landesconstitutionen.

Was die kirchliche Verfassung betrifft, so wurde in der Grafschaft Hoya[14]) Graf Jobst II. durch seine Gemahlin und den Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg 1524 zur Annahme der Reformation bewogen; 1526 wurde sie eingeführt, die Klöster mit den gräflichen Domainen vereinigt, und ein eignes Consistorium angeordnet. Im J. 1581 wurde eine allgemeine Kirchenordnung publicirt; aber seit 1582, als diese Grafschaft an das Haus Braunschweig-Lüneburg zurückfiel, richtete man sich in derselben, da nun auch das eigne Consistorium hinwegfiel, nicht mehr nach der hoyaischen, sondern nach der vom Herzoge Friedrich für das Fürstenthum Lüneburg publicirten Kirchenordnung von 1693. In der Grafschaft Diepholz begann die Reformation durch den Grafen Friedrich im J. 1528; vollendet wurde sie durch dessen Sohn Johann im J. 1537; Stifts- und Klostergüter wurden eingezogen. Unter der Herrschaft des Grafen Rudolf 1558 und 1559 schlich sich der Calvinismus dort ein; als aber, nach dessen Tode, die Vormundschaft über seinen minderjährigen Sohn, Friedrich, dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg zufiel, so bewog derselbe 1571 sämmtliche Prediger, die vom Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg im Jahre 1543 für sein

---

8) Pfeffinger L. 5. C. 7. 9. 2. Nr. 3. 9) Pfeffinger L. 5. C. 8. 9. 2. Nr. 10. Palm a. a. O. v. Selchow, Geschichte des Hauses Braunschw.-Lüneb. §. 300. 10) Palm a. a. O. §. 307. Rethmeier, braunschw.-lüneb. Chronik. S. 2, 799 fg. Schlegel, Kirchenrecht. 1. Bd. S. 52. 11) Nach dem Zeugnisse Palm's a. a. O. §. 9 soll in der Obergrafschaft Hoya auch die Polizeiordnung Herzogs Christian zu Lüneburg v. J. 1618 durch die Observanz recipirt sein. Hier ist in einem Rescripto de emendando de 1792 in causa Bruchinteressenten zu Leese c. Hornemann, darauf ausdrücklich Bezug genommen. Die Sache war aus dem Amte Stolzenau, und betraf die Pfandungsgerechtigkeit. Dessenungeachtet hat man es bei der Deliberation in Sachen Magistrats zu Steierberg c. Amt daselbst im Jahre 1796 zweifelhaft gefunden. Die Sache verdiente allerdings eine legislatorische Bestimmung.

12) Seit dem 21. Nov. 1682 haben in den obenerwähnten sechs Ämtern nur die calenberg. Verordn. gesetzliche Kraft, und daher gilt in denselben auch die dannenbergische Schulordnung v. 16. August 1687 nicht. Schlegel, Kirchenrecht. 3. Bd. S. 405. Erörterung, Nr. 42. 13) Die Grafschaft Hoya erhielt unterm 19. Nov. 1705 und 26. März 1706 eine ausdrückliche Zusicherung wegen der Beibehaltung der vorigen Verfassungen und Gesetze. *Engelbrecht*, De genuin. decis. font. in terris Brunsv. Luneb. p. 8. Not. a. 14) S. Geschichte der Reformation in der Grafschaft Hoya, von Mirow, in Saalfeld's Beiträgen zum Kirchen- und Schulwesen. 6. Bd. 3. Heft. Nr. 1.

Fürstenthum publicirte, und 1564 und 1595 revidirte allgemeine Kirchenordnung anzunehmen.

In Bezug auf die vormaligen Diöcesan-Verhältnisse standen die Grafschaften Hoya und Diepholz unter den Diöcesen Bremen, Osnabrück und Minden. Seitdem aber der hierarchische Bau durch die Reformation zertrümmert, und vermöge des Normaljahrs von 1624 in jenen Grafschaften die Luther. Religion die herrschende geworden ist, trat an die Stelle der frühern Diöcesan-Verfassung, deren Object zu Grunde gegangen war, die Consistorial-Verfassung und die Einrichtung der Generalsuperintendenturen und Superintendenturen. Die evangelischen Landesherren selbst traten an die Spitze der kirchlichen Verfassung. Seit dieser Zeit, und nachdem durch die oben vorgetragne successive Vereinigung der genannten Landestheile in der Hand eines Regenten die kleinern städtischen Consistorien gänzlich aufhörten, und einzelne Landesconsistorien mit einander vereinigt worden sind, besteht das Consistorium zu Hanover, als Landesconsistorium auch für die Grafschaften Hoya und Diepholz. Die Generalsuperintendentur dieser Grafschaften zerfällt in sieben Inspectionen, nämlich Hoya mit zehn Pfarren, Nienburg mit neun Pfarren, Stolzenau mit zehn Pfarren, Sulingen mit zehn Pfarren, Bilsen mit sechs Pfarren, Weihe mit sieben Pfarren und Diepholz mit zehn Pfarren [15]).
(*Alex. Müller.*)

Hoya (Graf von), s. im Art. **Hildesheim** Bischof Johann III.

HOYER, 1) Harde, aus der nord- und südhoyer Harde bestehend, im Amte Tondern des dänischen Herzogthums Schleswig. Sie hat ein Areal von 1½ □ M. und zählt 1800 Einw., in den vier Kirchspielen: Hoyer, Hierpstedt, Schads und Emmerslöf; auch gehört dazu die kleine Insel Jorsand. Die Harde hat mit der Tonderharde einen gemeinschaftlichen Hardesvoigt und einen gemeinschaftlichen Gerichtschreiber. In der Hoyerharde ist der Hardesvoigt zugleich Birkvoigt im Flecken Hoyer.

2) Marktflecken am teutschen Meer unter 54° 59′ nördl. Br. und 26° 22′ östl. Länge von Ferro im Umfange der Südhoyerharde, doch mit einem eignen Birkgerichte, zählt 170 Häuser und 660 Einw., welche etwas Handel treiben, hat einen kleinen Hafen und eine Rhede, königliches Zollamt, Fähre nach der Insel Sylt, Austernfang. Zu Hoyer wird das Dinggericht der Südhoyerharde gehalten und in der Nähe fangen die Deiche an der Westsee (dem teutschen Meere) an, und erstrecken sich bis an die Eider.
(*Klachn.*)

Hoyer, Graf von Mansfeld, s. **Mansfeld**.

HOYER, 1) **Kaspar**, geb. zu Husum den 28. Mai 1540, aus einem adeligen Geschlechte, wurde zu Kopenhagen erzogen, studirte die Rechte zu Wittenberg, Cöln, Straßburg und Frankfurt an der Oder, begab sich, nachdem er eine Zeit lang auf Reisen zugebracht, nach Kopenhagen zurück, trat in Hofdienste und wurde zu verschiednen Gesandtschaften gebraucht, trat hierauf als geheimer Assistenzrath in holstein-gottorpsche Dienste, begleitete, nachdem er Gesandtschaftsposten in England, Polen und andern Ländern bekleidet gehabt, den Herzog 1572 in den niederländischen Krieg, ward 1578 Staller (Oberamtmann) im Eiderstädtischen, und starb zu Husum den 19. Nov. 1594. Außer einer „Kurzen und förmlichen Beschreibung des eiderstädtischen Landes" und Briefen hat man von ihm eine Ausgabe des eiderstädtischen Landrechts, nach der ihm aufgetragnen Revision des alten Landrechts von 1572. Sie erschien unter dem Titel: „Unser von Gottes Gnaden Johan Adolffen, Postulirten und Erwelten zu Erz und Bischoffen der Stifte Bremen und Lübeck, Erben zu Norwegen, Herzogen zu Schleßwig Holstein, Stormarn und der Dithmarschen, Graffen zu Oldenburg und Delmenhorst: Beschrieben neves Land Recht, welches wir unsern getrewen Unterthanen, in unsern dreyen Landen, Eyderstede, Euerschop und Utholm, zu gewisser Handthabung und verfolge der Justitien, ordentlichs Gerichts und der Gerechtigkeit, auffs new gnedigst gegeben, verbessert, confirmirt und bestettigt haben." Gedruckt zu Schleßwig, durch Nicol. Wegmer (1591. 4.).
(*Spangenberg.*)

2) **Franz Heinrich** (auch **Hoijer**), ein Sohn des Predigers Engelbert Hojer, war zu Cappel im Holsteinischen, den 20. Jul. 1639 geb., bezog im Sept. 1657 die Universität zu Helmstädt, ging von da der Pest wegen einige Jahre nach Gießen, wurde dort 1660 Magister, begab sich nach Hamburg und genoß den Unterricht des Licentiaten Edzardi in der chaldäischen und rabbinischen Sprache, sowie in der jüdischen Polemik, des Dr. Gutbier aber im Syrischen ein Jahr lang, kehrte 1665 nach Gießen zurück, und hatte kaum angefangen Collegia zu lesen und pro facultate disputirt, als er am 20. Dec. 1665 von Gießen zum dritten Prediger nach Norden in Ostfriesland berufen wurde, erhielt 1683 die Stelle eines Oberpredigers und starb den 20. Mai 1699, im 33. Jahre seines Amtes. Außer acht Dissertationen, die er von 1659—1666 zu Gießen gehalten hat, schrieb er: *Oxonis Walles* fanatici in utraque Frisia famosissimi *παράδοξα* de salute Judae proditoris et prima N. T. periodo (Giess. 1666.); Catechismusübungen für die Einfältigen (1676); Christliche Übung von der rechten Buße und Beichte bei öfterem Gebrauche des Abendmahls (1666); Der bekehrte Jude (1679); Der Aftersabbat, wobei ein Vorschlag zum Collegio pietatis (Ebendas.); Das Spruch-A. B. C. (1690.); Sonnenzeiger der Laien bei dem Tische des Herrn (1692.); Fragstücke für die Jugend (1692.); Zwischen Sabbather (1697.); Norder Gesangbuch (1697.); Norder Catechisationen (1698.) *).
(*Rotermund*)

3) **Johann Georg**, geb. am 23. Aug. 1663 zu Mühlhausen, wo sein Vater Georg Christoph Rathsherr und Stadthauptmann war, studirte seit 1684 Medicin in

15) Vergl. das Territorial-Kirchenrecht im Königreiche Hanover, dargestellt von D. Spangenberg, in den Annalen des katholischen, protestantischen und jüdischen Kirchenrechts. Herausgegeben von D. Heinr. Ludw. Lippert. (Frankf. a. M. 1832.) 2. Heft. S. 20—65.

*) Vergl. Reershem, Ostfriesisch Luther. Predigerdenkmal. S. 288 und 305. Adelung zum Jöcher.

Jena und kehrte 1687 nach Mühlhausen zurück, um daselbst die medicinische Praxis auszuüben. Da es ihm aber damit nicht nach Wunsche ging, so begab er sich 1689 nach Kopenhagen, in der Absicht, von dort aus Holland und England zu bereisen, woran er jedoch durch eine in seiner Vaterstadt ausgebrochne Feuersbrunst, die ihm sein Vermögen raubte, behindert wurde, sodaß er sich veranlaßt sah, 1693 zurückzukehren. Im folgenden Jahre ging er daher nach Halle, wurde nach Vertheidigung der Diss. de salivâ et ejus morbis (Hal. 1694.) unter Fr. Hoffmann's Vorsitze zum Doctor promovirt und ließ sich sodann wieder in Mühlhausen nieder, wo er 1695 Mitglied der kaiserl. naturforschenden Gesellschaft mit dem Zunamen Apollodor, 1711 aber erster Stadtphysikus wurde und den 4. April 1737 starb. H. versuchte sich besonders im chemischen und pharmaceutischen Fache durch mehre Schriften, als: Eigentliche Untersuchung der Säure und des Schleimes (Halle 1696.); eine Übersetzung von F. Hoffmann's Diss. de acido et viscido; Beschreibung und Gebrauch des Theriaci coelestis (ibid. 1702. 12.); Erneuerte und verbesserte Medicinal-Apotheker-Chirurgorum und andre Ordnungen, sammt beigefügter Taxa derer Apothekerwaaren, Arzneien und ertheilten Privilegien in der kaiserl. freien und des heil. Reichs Stadt Mühlhausen (Mühlh. 1714. 4.); L. Blumentrost's Haus- und Reiseapothek, oder Beschreibung der auserlesensten und bewährtesten Arzneien, nach ihrer Zubereitung, Kraft, Gebrauch und Vorsichten (Leipz. 1716.) und Erklärung des von Ictis und Medicis sogenannten Poculi abortivi, anstatt einer Apologie entgegen die einfältige Beschuldigung eines unbesonnenen verkehrten Critici wider die sogenannte balsamische Bewahrungstinktur (Frankf. u. Leipz. 1728.). Außerdem verfaßte er: Diss. epistolica de Mulhusina territorii finitimorumque locorum constitutione epidemica anno 1700 observatâ, ad Lucam Schroeckhium (Mühlh. 1701. 12.); Ausführliche Untersuchung der ansteckenden, pestilenzialischen Seuche, welche etliche Jahre her in Europa grassiret (Gotha 1714.); einige Gelegenheitsschriften und mehre Observationes in den Ephemerid. Acad. naturae curios. *). (*R.*)

4) Johann Heinrich, geb. den 1. Nov. 1663 zu Königsberg in Preußen, studirte daselbst, ward 1698 Licentiat der Rechte, 1701 außerordentlicher Professor derselben, und starb den 8. Sept. 1715. Er hat mehre Dissertationen herausgegeben: de nundinali debitorum privilegio, de avaria, de poena perduellionis, de consciis criminum, de rogatione testium in testamentis, de privata damni incendio dati reparatione, de periculo rei ad gustum emtae venditae, de divisione majoris et electione minoris, de solemni rei debitae depositione. (*Spangenberg.*)

HOYERSWERDA, 1) landräthl. Kreis und Standesherrschaft der königl. preuß. Provinz Schlesien. Er ist der westlichste Kreis des Reg.-Bez. Liegnitz, wie der ganzen Provinz Schlesien, macht den untern Theil des Markgrafthums Oberlausitz im preuß. Herzogthume Sachsen. Bis 1815 war der Kreis nur ein Bestandtheil des budissiner Kreises der königl. sächs. Oberlausitz; hierauf nach der Abtretung an Preußen ein Bestandtheil des spremberg-hoyerswerdaer Kreises, des Reg.-Bez. Frankfurt, der Provinz Brandenburg, bis er wegen seines landständischen Verbandes mit der Oberlausitz seit dem 1. Jan. 1825 als selbständiger landräthl. Kreis dem Reg.-Bez. Liegnitz der Provinz Schlesien überwiesen wurde, und nur in Hinsicht der Gerichtsbarkeit gehört er noch zu dem Oberlandesgerichte zu Frankfurt a. d. O., militairisch zum 32. Landwehr-Regiment im vierten Armeecorps, und kirchl. unter das evangel. Consistorium in Breslau als eigne Superintendentur, und wegen der Katholiken zu dem Archipresbyteriat des Bisthums Breslau. Er liegt unter dem 32. und 33° östl. Länge und dem 51. und 52° nördl. Breite, grenzt nur im O. an den rothenburger Kreis des Reg.-Bezirks Liegnitz, im N. an den kalauer und spremberger Kreis der Niederlausitz, Reg.-Bez. Frankfurt, Prov. Brandenburg, im W. an den liebenwerdaer Kreis, merseburger Reg.-Bez., Prov. Sachsen, und im S. an das Königreich Sachsen und dessen Antheil des Markgrafthums Oberlausitz; ist 16,28 geograph. □M. oder 249,863 preuß. Morgen groß, von der Spree und schwarzen Elster mit dem Schwarzwasser durchflossen; eine sandige, sehr waldreiche Ebene, nur mit fettem Boden an den Flüssen und um Hoyerswerda von vielen Teichen bewässert. Landbau, die Hauptnahrung, ist mittelmäßig; die Viehzucht, außer der Pferdezucht, stark; Fischerei und Bienenzucht nicht unbedeutend; aus dem Mineralreich aber wird nur Raseneisenstein gewonnen, auch außer vier Eisenhütten wenig Fabrikwesen betrieben. Die Einwohner, 22,006 (19,150 Evangel., 2847 Kathol. und 9 Juden), gehören größtentheils zum slavischen Stamme der Sorben-Wenden, und es haben sich wendische Sprache und viele Stammeigenthümlichkeiten noch ganz unverfälscht neben dem Teutschen erhalten; auch werden beide Sprachen in den meisten der 21 evangel. und 3 kathol. Kirchen, wie der 80 evangel. und 11 kathol. Schulen des Kreises neben einander gelehrt. Die Bestandtheile des Kreises sind: a) die Standesherrschaft Hoyerswerda mit der Stadt gleiches Namens und 38 Dörfern des königl. Amtes, ohne die einzelnen Anlagen; b) die vormaligen landvoigteilichen Antheile der jetzt ebenfalls königl. und zum Domainenamte Hoyerswerda geschlagnen Dörfer Dreiweiber, Neida, Friedersdorf und Kolpen; c) die der Stadtkämmerei Hoyerswerda gehörigen Dörfer Groß- und Kleinneida; d) die Herrschaft Wittichenau mit der Stadt gleiches Namens und acht Dörfern; sie gehört dem in der königl. sächs. Oberlausitz befindlichen Cisterzienser-Nonnenkloster Marienstern; e) 54 Vasallengüter, zu deren einem die Stadt Ruhland gehört; mithin im Ganzen drei Städte und 104 Dörfer, ohne die einzelnen Etablissements.

2) H., wendisch Wofrez, Wojyrezy, auch Woreeza, die Wasserstadt, genannt, königl. preuß. Stadt der Provinz Schlesien, im Reg.-Bez. Liegnitz, dem preuß.

*) Vergl. Adelung's Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 2169 fg. Biograph. médicale. Tom. V. p. 104.

Markgrafthum Oberlausitz und Hauptstadt in dem landräthlichen Kreise und der jetzt königl. Standesherrschaft Hoyerswerda, von Liegnitz im W. 22, von Breslau 28, von Bautzen im Königreiche Sachsen in N.N.O. nur drei Meilen entfernt, und zwischen Armen der schwarzen Elster gelegen. Bis 1815 lag sie im bautzner oder budissiner Kreise des Königreichs Sachsen, und stand, als königl. sächsische Domaine, gerichtlich unmittelbar unter dem sächsischen geheimen Concilium; 1815 kam sie zum Königr. Preußen, wurde zum spremberg-hoyerswerdaer Kreise der Regierung Frankfurt, seit dem Januar 1825 aber als eigne Kreisstadt der preuß. Oberlausitz zu dem Regierungsbezirke Liegnitz geschlagen, wobei sie jedoch an dem Oberlandesgerichte Frankfurt a. d. O. verblieb. Völlig offen mit der Stadt- und Amts-, der Senftenberger-Vorstadt, den daran stoßenden bewohnten Pfarräckern, dem Haag und dem Burglehen Hoyerswerda, von denen die drei letztern und die Amtsvorst besondre unter das königl. Rentamt gehörige Communen sind. Ohne sie werden gezählt 288 Wohnhäuser, zur Hälfte massiv, 2083 Einw., worunter 2064 Evangelische, zehn Katholiken und neun Juden sind in 423 Hausständen. Ein königl. Schloß mit zwei Flügeln; in ihm sind: das königl. Gerichtsamt der Herrschaft, welchem auch die Stadt untergeben ist, das Polizei-, ein Domainen-, Rent- und das Hauptgrenz-Zollamt. Außer ihm das landräthliche, das Kreissteuer- und Grenzpostamt; ferner eine Salzfactorei mit Magazin und die königl. Forstinspection, diese in dem erst 1823 eingerichteten Gebäude. Eine evangel. Pfarrkirche mit einem Pastor, Archidiakonus und Subdiakonus, und jeden Sonntag mit teutschem und wendischem Gottesdienste; eine Kapelle, als Tochterkirche nur zu teutscher Predigt, und eine nicht mehr brauchbare Begräbnißkirche; drei evangel. Schulen, teutsche für Knaben mit drei Lehrern, für Mädchen mit einem Lehrer und wendische mit einem Lehrer; ein Rathhaus, ein Stadthospital für Männer und Frauen, eine königl. Gerichtsamt-Frohnveste, Schießhaus ꝛc.; ein Communebrauhaus, 18 Brennereien, eine holländische Windmühle; Schuhmacherei durch 101 Schuster; Leinweberei auf 24 Stühlen, Tuchmacherei auf sechs und Strumpfstrickerei sind Hauptgewerbe. Man betreibt einigen Handel und Getreideausfuhr nach Sachsen, hält einen Wochengetreidemarkt und drei Kram- und Viehmärkte. Noch sind im östlich anstoßenden Burglehn mit 13 Häusern und 187 evangel. Einw., eine große Bandfabrik und eine Lein- und Garnfabrik zu bemerken. Die Stadt war bereits im 12. Jahrh. vorhanden. Anfangs besaßen sie die Herren von Dube bis 1448, wo sie Kurfürst Friedrich von Sachsen, der Sanftmüthige, erkaufte, 1461 aber an Friedrich Schumburgk wieder veräußerte. Unter ihm wurde 1467 am 20. Sept. die hiesige Burg von den Sechs- und andern Städten der Ober- und Niederlausitz zerstört; allein die Sechsstädte mußten sie auf ihre Kosten wieder erbauen. Nach Schumburgks Tode hatten die Landvoigte der Oberlausitz, Jaroslav von Sternberg bis 1486 und Georg von Stayn bis 1492, Stadt und Herrschaft in Besitz, worauf sie wieder an die Familie von Schumburgk kamen bis 1571. Nun folgten im Besitze die Herren von Maltitz, von Promnitz, von Kittlitz und von Ponikau; dann die Kurfürsten Johann Georg I. und Friedrich August. Von diesem erkaufte sie am 19. April 1700 dessen Geheimerath und oberster Kanzler, Wolf Dietrich, Graf von Beuchlingen, erb- und eigenthümlich, der am Ende des Jahres 1703 angeschuldigter Verbrechen wegen auf den Königsstein gesetzt wurde, 1705 aber wieder auf seine Güter gehen durfte, wo er am 28. Sept. 1725 starb. Nach seinem Tode überließ das Kurhaus die Herrschaft der Fürstin Ursula Katharina, Herzogin zu Teschen lebenslang zum Nießnutz, welche sie indeß schon 1737 dem Kurhause wieder überließ, das sie nun von 1738 an als Domainen- und Kammergut behandelt und seit der Mitte des 18. Jahrh. in einzelnen Gütern vererbpachtet hat, bis die ganze Standesherrschaft in Folge des wiener Congresses im J. 1815 an die Krone Preußen kam. Die erwähnte Burg brannte 1589 den 30. Jan. ab, worauf Graf Siegfried von Promnitz 1592 ein neues dreistöckiges Schloß in Hufeisenform erbauen ließ; und 1727 führte die Herzogin von Teschen südwärts vom alten das neue Schloß in Dreiecksform und verbunden mit dem alten auf. Die Stadt selbst brannte 1735 den 2. Oct. zur Hälfte ab, ein Unglück, das nach und nach alle Vorstädte 1786, 89 und 1824 traf. In militairischer Hinsicht verdient angeführt zu werden, daß 1759 der kaiserl. österreichische General v. Mehlau mit seinem Corps hier durch den Prinzen Heinrich von Preußen überfallen und des erstern Truppen größtentheils zerstreut oder niedergemacht wurden. Ein Ähnliches versuchte der preuß. Generallieutenant v. Bülow am 28. Mai 1813 gegen den französischen Feldmarschall Herzog von Ragusa, mußte aber der französischen Übermacht weichen. (*Knie.*)

HOYM, zu verschiednen, besonders in den ältern Zeiten, auch Hoymb, Hoim, Hoimb, Haym, Hayme, Haymer von Haym, Heim, Heime, Heym, Heyme, Haino, Hume. Von diesem in der Geschichte Teutschlands seit den ältesten Zeiten glänzenden adeligen freiherrlichen und gräflichen, jetzt noch blühenden Geschlechte glauben Einige die Spuren der ersten Abstammung bis in die Zeiten Kaiser Karls des Großen nach Frankreich [1] verfolgen zu können, wo der Erste, welchen man aufgezeichnet findet, Adelgiers oder Adelgis [2], um das J. 790 Herzog genannt wird; dessen Sohn, Heino [3], einer der 12 berühmten Helden zu Bern, den gefürchteten Riesen Schritthahn im offnen ritterlichen Kampf erlegte. Gleich darauf machte sich Haymo [4]) durch seine ausgezeichnete Gelehrsamkeit bekannt. Er war erst Lector Theologiae, nicht Mönch, beim Stifte Fulda, dann

1) Vergl. Ranft, Geneal. histor. Archivar auf d. J. 1738. S. 107. Fortsetz. des allgem. histor. Lex. (Leipz. 1740.) 1. Th. S. 699. 2) S. Seifert, 17 hoher Familien hist. und geneal. Beschreib. (Regensb. 1709.) S. 188. 3) Großes Universal-Lex. 13. Bd. S. 1035. Seifert a. a. O. S. 138 fg. 4) Mehres über ihn s. in dem 1730 zu Leipzig herausgekommenen allgem. histor. Lex. 2. Th. S. 773 und das große Univers.-Lex. 12. Bd. S. 950 fg.

dasselbe zu Corvey und Hirschfeld, nach Einigen an letztern Ort Abt, und wurde im J. 840 zum Bischofe von Halberstadt erwählt. Veranlaßt durch seine rastlosen Forschungen in der Theologie, welchen er alle seine Zeit widmete, indem er unter andern Commentarien fast über alle Bücher der heiligen Schrift, sowie eine Kirchengeschichte in zehn Büchern schrieb, trug er die Regierungssorgen einem seiner Geschlechtsvettern, dem Stiftsbeamten Ruodger [5]) auf, dem Ahnherrn des berühmten Geschlechts der Grafen und Herren von Hoym. Bischof Haymo, welcher das nach ihm benannte Stammhaus Hoym im Fürstenthume Halberstadt, ¼ Meile von Quedlinburg an der anhaltischen Grenze am Flusse Selke, für seinen Vetter und Statthalter Ruodger gebaut haben soll, starb den 27. März 853. Siegismund wird von Rürner auf dem von Kaiser Otto I. im J. 968 zu Merseburg gehaltnen Turnier aufgeführt. Soviel aus der dunkeln Periode dieses Geschlechts. Gewiß ist es, daß es seit den ältesten Zeiten im Stifte Halberstadt blühte, wo es mit dem Erbkämmereramte beliehen war. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts stützen sich die Nachrichten auf mehr historischen Grund. Nikolaus von Hoym kommt im J. 1249 als Zeuge vor [6]). Erhard von Hoym, von welchem die Familie ihre Abstammung in ununterbrochner Reihe ableitet, wurde im Streite mit dem Erzbischofe von Mainz, Gerhard II., im J. 1299 gefangen nach Bingen geführt [7]). Von seinen zwei Söhnen wurde Friedrich als Domdechant zu Naumburg im J. 1356 zum Bischofe zu Merseburg erwählt, wo er zwar eine strenge Regierung führte, jedoch für das Beste des Stiftes, besonders durch Vermehrung der Güter desselben, äußerst besorgt war. Im J. 1368 wurde er vom magdeburgischen Domcapitel zum Erzbischofe zu Magdeburg erwählt; konnte sich aber damals nicht behaupten, sondern mußte dem von Papst Urban V. aus Rücksicht für Kaiser Karl IV. eingesetzten Grafen Albert von Sternberg aus Böhmen weichen; doch wurde er bei schon erreichtem hohem Alter im J. 1382 nach Erzbischofs Ludwig aus dem markgräfl. Hause Meißen Tode nochmals, und diesmal ohne den geringsten Widerspruch, dazu erwählt, starb aber schon drei Monate nachher am 9. Nov. desselben Jahres noch zu Merseburg, wo er auch begraben liegt [8]).

Friedrichs Bruder, Benedict von Haym oder von Hoym, Kaiser Ludwigs des Baiern († 1347) Feldherr, von welchem er, jedoch noch früher als zu der von allen [9]) Schriftstellern angegebenen Zeit um das J. 1350, einen gepanzerten Arm mit der Streitkolbe, wegen seiner bei allen Gelegenheiten erwiesenen Tapferkeit in sein Wappen erhielt, mag im J. 1350 und noch einige Zeit nachher gelebt haben. Obgleich Gauhe [10]) einigen Zweifel erregt, so erkennen ihn doch sowol die braunschweigische und sächsische als die österreichische Linie des Hoym'schen Geschlechts als ihren gemeinschaftlichen Stammvater an, was Spener [11]) und Sinapius [12]) bekräftigen. Der für den Sohn Benedicts gehaltne Magnus und dessen Brüder sind einer genauern Zeitrechnung zufolge wohl Enkel des erstern, und höchstwahrscheinlich ist Gebhard von Hoym [13]), welcher in einer Urkunde vom J. 1391 als der Fürsten von Anhalt Rath, nebst andern zum Schiedsmanne zwischen den Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen und dem Fürsten von Anhalt ernannt wird, ein Sohn Benedicts und von seiner Gemahlin, einer gebornen von Rößing, Vater folgender sieben Söhne: 1) Johanns, Bischofs zu Halberstadt, seit dem J. 1419, gestorben den 8. April 1437 [14]). 2) Magnus', des Ahnherrn der braunschweig-sächsischen Linien, von welchem gleich die Rede sein wird; 3) Siegfrieds, Herrn auf Steckelberg, dessen Tochter, Anna [15]), an Curt von der Asseburg auf Hadmersleben und Germersleben, erzbischöfl. magdeburg. Rath, Oberhauptmann und Hofmarschall († 1473), vermählt war. 4) Heinrichs, welcher sich zuerst in Steyermark niederließ. Spener erwähnt seiner ausdrücklich als Enkel Benedicts [16]). 5) Christophs [17]), sowie seines Bruders, Heinrichs, gewöhnlich Haymer von Haym genannt. Er wurde durch seine Nachkommenschaft in Steyermark und Österreich Stifter der österreichischen Linie, welche zuletzt beschrieben werden wird. 6) Rüdigers; er wird 1426 in einer Urkunde der Grafen von Gleichen als Bürge angeführt [18]); 7) Gebhards [19]), Bischofs von Halberstadt von 1458—1479, wo er nach 21jähriger Regierung in Folge der zu sehr überhand genommenen Streitigkeiten der Geistlichkeit und der Bürgerschaft zu Halberstadt und vermuthlich der Beschwerden seines hohen Alters wegen dieselbe freiwillig niederlegte; er starb 1484.

A. Die ältre sächsische Hauptlinie.

Magnus, Herr zu Hoym und Steckelberg, der schon erwähnte zweite Sohn Gebhards und Enkel Benedicts, war Erbkämmerer des Stiftes Halberstadt, auch Reichs- und Stiftshauptmann zu Merseburg; stiftete die zum Unterschiede der von seinem jüngern Bruder, Christoph, gegründeten österreichischen Hauptlinie genannte ältre sächsische Hauptlinie, welche die gleich folgende braunschweigische und jüngre sächsische Linie in sich vereinigt. Magnus starb, wahrscheinlich im schönsten Mannesalter, im J.

5) Allgem. histor. Lex. a. a. O. 6) *Harenberg*, Histor. Eccl. Gandersh. Dipl. Diss. X. §. 17. p. 1368. Vergl. das Univers.-Lex. 13. Bd. S. 1033. 7) Großes Univ.-Lex. a. a. O. 8) Hübner, Polit. Historie. 8. Th. S. 676. 9) *Spener*, Histor. Insignium, s. Operis herald. Pars specialis. im ersten Index unter Haym. v. Meding, Nachr. v. adel. Wappen. 2. Th. S. 288. Gauhe, Adelslex. 1. Th. S. 604. Sinapius, Schlesische Curiosit. 2. Th. S. 116. 10) a. a. O. S. 604 u. 683.

11) a. a. O. 2. Th. S. 464 und im ersten Index unter Haym. 12) a. a. O. 13) S. *Horn*, Fridericus Bellicosus, p. 686 sq. Vergl. auch Gauhe a. a. O. S. 682. Seifert a. a. O. S. 130. 14) Vergl. allgem. histor. Lex. Forts. (Leipz. 1740.) 1. Th. S. 699. 15) Behrndt, Nachr. von Abstammung, Leben rc. des Feldmarschall-Lieuten. Busso v. Hagen (Berlin 1735.); in der mütterlichen Ahnentafel. König, in der geneal. Adelshistor. 3. Th. S. 10, nennt sie Katharina. 16) Spener a. a. O. im ersten Index. 17) Gauhe a. a. O. S. 604. 18) *Sagittarii* Histor. der Grafsch. Gleichen. S. 339. 19) S. *Albini* Historia der Grafen und Herren v. Werthern. S. 40.

1421. Seine Gemahlin war, nach den bei der Familie befindlichen Papieren, Ilse von Warsleben, oder nach Albinus [20]) und andern, die Tochter eines Herrn von Warberg und einer gebornen von Ihlenburg. Außer folgenden drei Kindern: 1) Fritze, dem Stifter der braunschweigischen Linie, deren Ausführung gleich nachher; 2) Gebhard dem Ältern, Stifter der jüngern sächsischen Linie, deren Ausführung der erstern folgen wird; 3) Elisabeth [21]), vermählt den 1. Jun. 1439 an Dietrich, Herrn von Werthern zu Wiehe, Ritter, Herzog Wilhelms zu Sachsen Rath und Kriegsobersten, Witwe den 28. Jun. 1470 und gestorben den 2. Mai 1480, sind wahrscheinlich noch dazu zu zählen; 4) Reinhard; 5) Hans, welche beide im J. 1431 mit dem erfurtischen Hauptmann, Eckart von der Tanne, Krieg führten [22]). Hans und Fritze nahmen beide, als der stifts-halberstädtischen Städte Hauptleute, an dem Kriege Theil, welchen ihr Bischof im J. 1437 wider den Grafen von Hohenstein führte; wobei sie trotz der tapfersten Gegenwehr geschlagen wurden [23]); auch kommt Hans und Gebhard noch im J. 1477 in einer Urkunde vor [24]); 6) Siegfried war im J. 1458 Domherr zu Halberstadt [25]).

I. Die ältere braunschweigische Linie.

Fritze oder Friedrich von Hoym, einer der ältern Söhne Magnus', wurde der Gründer der noch jetzt in mehren Zweigen blühenden braunschweigischen Linie. Wie schon erwähnt, nahm er als Hauptmann der stifts-halberstädtischen Städte im J. 1437 an dem Kriege des Bischofs zu Halberstadt wider den Grafen von Hohenstein Theil. Er starb 1471. Aus seiner im J. 1438 mit Jutta von Solms geschlossenen Ehe [26]) hinterließ er: Otto von Hoym, welcher sehr zeitig im J. 1479 starb [27]). Dessen im J. 1471 mit ihm verbundne Gemahlin, deren Name unbekannt geblieben ist, gebar ihm Otto, gestorben 1518; aus dessen mit einem Fräulein von Ribbesbüttel eingegangnen Ehe entsproß Hans, gestorben 1560. Der diesem von seiner Gemahlin, Margarethe von Baumbach a. d. H. Dannenberg, im J. 1560 geborne Sohn: Otto von Hoym, fürstl. braunschw.-lüneburg. Geheimerath und Hofrichter, gestorben im J. 1604, wurde in zweimaliger Ehe mit a) Anna von Oberg und b) Giesela von Meltzing [28]), der Erbtochter Heinrichs von Meltzing auf Königslutter, Vater von sieben Söhnen [29]). Durch zwei derselben breitete er seinen Stamm in Pommern und Braunschweig aus: 1) Christoph, wurde Stifter der pommerschen oder blauen, 2) Julius, Fortpflanzer der braunschweigischen oder Stifter der jüngern braunschweigischen Linie, deren kurze Beschreibungen hier auf einander folgen.

1. Die pommersche oder blaue Linie.

Christoph von Hoym, Erbherr auf Poblotz, Otto's Sohn, befand sich unter dem Gefolge der Prinzessin Hedwig von Braunschweig-Wolfenbüttel, welche 1619 an Herzog Ulrich von Pommern vermählt wurde. Dort blieb er als Hofmarschall des letzten Herzogs Boguslaw XIV., welcher ihn und seine männlichen Erben zur Belohnung für seine treuen Dienste am 26. Febr. 1624 mit dem Gute Poblotz im stolpeschen Kreise belehnte. So wurde er Stifter einer eignen, der von der jüngern braunschweigischen abgetheilten ältern Linie, der sogenannten pommerschen oder blauen. Die drei im Braunschweigischen gelegnen Güter, Valberg, Uslar und Schöningen, welche ihm von seinem Vater zugefallen waren, verkauften seine Nachkommen [30]). Von den mit seiner Gemahlin, Anna von Massow, erzeugten vier Söhnen, war Klaus Rüdiger, Erbherr auf Poblotz, der älteste [31]). Er war zwei Mal vermählt: a) mit Anna von Krockow; b) mit Anna Katharina von Jatzkow; und starb im April 1671. Aus der ersten Ehe sind ein Sohn und zwei Töchter: 1) Anna Brigitte, welche zwei Mal, zuletzt an Matis v. Zastrow, vermählt war; 2) Gneomar Reinhold, welcher das Gut Poblotz nach des Vaters Tode einige Zeit gemeinschaftlich mit seinen beiden Brüdern besaß, und sowie sein Vater zwei Mal vermählt war. Die erste Gemahlin, Florentine Concordia von Zierenberck, gebar ihm Anna Constantia, Franz Heinrichs v. Jatzkow Gemahlin, und Daniel Ernst; die zweite eine geborne von Ramel a. d. H. Weitenhagen: Gneomar vermählt mit Katharina v. Ramel a. d. H. Weitenhagen, Barbara, vermählte von Zitzwitz, und Esther von Hoym. 3) Katharina Hedwig, vermählt an Philipp von Jatzkow. Aus der zweiten Ehe Klaus Rüdigers sind folgende zwei Söhne entsprossen: 4) Christoph George, dessen gleich weiter gedacht werden wird; 5) Boguslaw Rüdiger, besaß Anfangs mit den Brüdern das Gut Poblotz gemeinschaftlich. Im J. 1727 wurde seiner Witwe, Gertrud Sophie von Puttkammer, ein Theil des Gutes Prebentow tauschweise für einen Theil von Groß-Podel vom Generallieutenant, George Dietrich von Puttkammer, überlassen, deren Tochter, das Fräulein von Hoym, ihn später durch ihren Vormund an die früher im Besitze gewesene Familie von Stojenthin für das Einlösungsquantum von 2150 Thalern zurückgab [32]). Der vorhergenannte zweite Sohn Klaus Rüdigers, Christoph George, Erbherr auf Poblotz, welches Anfangs in gemeinschaftlichem Besitze der Brüder, ihm diese in der Folge ganz überlie-

20) a. a. O. 21) Albinus a. a. O. S. 40 fg. Hübner, Geneal. Tabellen. 3. Th. Tab. 788. 22) Großes Univ.-Lex. 13. Bd. S. 1033. 23) Gauhe a. a. O. S. 682. Großes Univ.-Lex. 13. Bd. S. 1034. Allgem. histor. Lex. Forts. 1. Th. S. 699. 24) Großes Univ.-Lex. 13. Bd. S. 1034. 25) Großes Univ.-Lex. 13. Bd. S. 1033. 26) S. allgem. geneal. u. Staatshandb. v. J. 1811. 1. Bd. S. 613. 27) Diese, sowie die gleich darauf folgenden, Nachrichten über die braunschweigische Linie verdanke ich größtentheils den Mittheilungen eines sehr geehrten Mitgliedes der hohen Familie. 28) Vergl. allgem. geneal. u. Staatshandb. v. 1811 a. a. O. 29) S. Seifert a. a. O. S. 137.

30) Brüggemann, Beschr. des Herzogth. Vor- u. Hinterpommern. 2. Th. 2. Bd. S. 992. 31) Allgem. geneal. u. Staatshandb. a. a. O. S. 614. 32) Brüggemann a. a. O. S. 994.

ßen, war königl. preuß. Landrath des stolpeschen Kreises, starb den 18. Oct. 1712. Mit seiner Gemahlin, Esther Juliane, des Landraths Kaspar Ernst von Massow auf Woblanse Tochter, geboren den 11. Mai 1672, gestorben den 3. Febr. 1752, zeugte er außer sieben, theils jung, theils unvermählt gestorbenen Söhnen [33]), folgende zwei Töchter und einen Sohn: 1) Sophie Esther, des königl. preuß. Staatsministers, Adam Ludwig, Grafen von Blumenthal, 2) Anna Katharine, des königl. poln. Generallieutenants von Woitke Gemahlin; 3) Hans Boguslaw von Hoym, Erbherrn auf Poblotz, königl. preuß. Generaladjutanten und Capitain des Infanterieregiments Karl, welcher den 22. April 1741 an den in der Schlacht bei Mollwitz erhaltnen Wunden starb. Seine Gemahlin, Auguste Henriette, des königl. preuß. Präsidenten der neumärkischen Kriegs- und Domainenkammer zu Küstrin, Peter Heinrich von Wobeser auf Sohren, Tochter, geboren 1716, gestorben zu Poblotz den 18. Jun. 1742, gebar ihm zwei Söhne und eine Tochter: 1) Karl George Heinrich, von welchem das Nähere gleich beigebracht werden wird, 2) Ludwig Boguslaw Gneomar, Erbherrn und Mitbesitzer des Gutes Poblotz, starb den 27. Mai 1761, 3) Esther Wilhelmine, Gemahlin des königl. Landraths, Karl von Massow zu Hohenselchow. Karl George Heinrich, Graf von Hoym, der ältere Sohn Hans Boguslaw's, war als Zwilling den 20. Aug. 1739 geboren, Erbherr auf Poblotz in Pommern, welches er nach des Bruders Tode ganz allein besaß, und sich am 11. Jul. 1764 mit seiner einzigen Schwester völlig aus einander setzte; auch Herr der Herrschaft Dyhrenfurt, Nymkau, Wahren, Glositten, Cranz, Ganscheren, Logau und Haugsdorf in Schlesien; war zuletzt königl. preuß. wirkl. geheimer Staats-, Kriegs- und in Schlesien dirigirender Minister, Chef-Präsident der beiden Kriegs- und Domainenkammern in Schlesien, Prälat und Dompropst zu Camin, auch Ehrenmitglied der Akademie der Künste zu Berlin, Ritter des schwarzen Adlerordens; vormals 1761 Kammerreferendar zu Breslau, 1762 Kriegs- und Domainenrath, 1767 Geheimerath und Kammerdirector zu Cleve, 1769 Kammerpräsident daselbst, 1770 dirigirender Minister in Schlesien. Von König Friedrich Wilhelm II. wurde er am 15. Oct. 1786 in den preußischen Grafenstand erhoben. Am 22. Dec. 1806 nahm er als Staatsminister seine Entlassung und starb den 26. Oct. 1807 zu Dyhrenfurt als der letzte der pommerschen oder blauen Linie. Die mit seiner Gemahlin, Antoinette Louise Amalie, Freiin von Dyhren, des herzogl. würtembergischen Hofmarschalls und Kammerdirectors zu Bernstadt, Anton Ulrichs, Freiherrn von Dyhren und Schönau auf Gimmel und Osterwine Tochter, geboren den 22. Dec. 1745, vermählt den 15. Sept. 1767, erzeugten beiden Töchter sind: 1) Antoinette Wilhelmine Karoline Katharine, geboren den 14. Jul. 1768, vermählt zu Dyhrenfurt den 16. Mai 1786 mit dem Grafen Joachim Alexander Kasimir von Maltzan, Freiherrn von Wartenberg und Penzlin, Standesherrn zu Militsch, Obererblandkämmerer in Schlesien, Obersten vom zweiten Aufgebote der schlesischen Landwehr, geboren den 24. Jun. 1764; sie starb als die erste Gemahlin desselben, den 27. Nov. 1799, 2) Friederike Sophie Amalie Henriette, geboren den 17. März 1770, vermählte sich als Hof- und Staatsdame der Königin Friederike Louise von Preußen den 7. Dec. 1791 zu Berlin an Hans Gottfried, Grafen von Stosch, königl. preuß. Kammerherrn, Erbherrn der Herrschaften Löwen, Hartau ꝛc.

2. Die jüngre braunschweigische Linie.

Julius von Hoym, Herr auf Esbeck, Rohden und Wolstorf, geboren 1593, ein Sohn des Geheimenraths und Hofrichters, Otto von Hoym, und Bruder Christophs, des Stifters der pommerschen Linie. Er setzte die noch jetzt in mehren Zweigen blühende braunschweigische Linie dauerhaft fort. Von zwei Gemahlinnen: a) Anna Susanne von Erthal a. d. H. Haßfurth, und b) Gertrude Katharine von Veltheim a. d. H. Upplingen und Harbke, hinterließ er mehre Kinder, von welchen wir hier besonders bemerken: Christoph Friedrich, Herrn auf Esbeck ꝛc., geboren 1636, starb den 20. April 1711. Er war drei Mal vermählt: a) mit Anna Marie von Schafgotsch; b) mit Gertrude von Veltheim a. d. H. Alvensleben; c) mit Ursula Benigna von Kempinska a. d. H. Schwisitz, Nikolaus, Freiherrn v. Kempinsky Tochter, einer Schwester der Herzogin Susanne Elisabeth von Sachsen-Coburg. Von seinen Söhnen war Johann Christian, geboren den 20. Nov. 1675, Herr auf Esbeck ꝛc., herzogl. braunschweig.-lüneburg. Kammer- und Schatzrath; er starb den 11. Febr. 1763 in hohem Alter, nachdem er durch seine Gemahlin, Anna Magdalene von Schönfeld, mit welcher er sich im J. 1704 verbunden hatte, 12 Söhne und eine Tochter gezeugt hatte, von welchen wir hier folgende fünf anführen: 1) Johann Ernst Friedrich, dessen gleich weiter gedacht werden wird, 2) Eduard August Anton, geboren 1713, herzogl. braunschw.-lüneb. Geheimer-Kammerrath, Oberforstmeister und Kanonikus des Capitels St. Cyriaci; wurde den 14. Jan. 1773 an des verstorbenen Herrn von Rößing Stelle zum wirkl. Oberst-Jägermeister ernannt, und starb den 6. Dec. 1776; 3) Heinrich Julius Gottschalk, herzogl. braunschw.-lüneburg. Generalmajor; 4) der herzogl. braunschw.-lüneburg. Hofrath und Hofgerichtsassessor zu Wolfenbüttel, C. L. von Hoym; 5) Louise Charlotte, Gottfried Philipps von Bülow, kurbraunschweig. geheimen Kammerraths und Berghauptmanns Gemahlin. Der obengenannte älteste Sohn, Johann Ernst Friedrich, geboren den 4. Nov. 1704, herzogl. braunschw.-lüneb. Berghauptmann, wirkl. Geheimerath, Schatzrath und Propst des Stiftes Steterburg, zeugte in der Ehe mit Anna Louise, Freiin von Knigge a. d. H. Bredenbeck, neun Kinder, von welchen wir hier folgende fünf Söhne bemerken: 1) Karl Ludwig Anton, herzogl. braunschw.-lüneb. wirklichen geheimen Rath und Präsidenten der Regierung zu Blankenburg, starb in dem Alter von 60 Jahren am 14. Jan.

33) Allgem. geneal. Staatshandb. a. a. O. S. 615.

1798; 2) Franz Friedrich Philipp, Stifter der russischen Linie; 3) Gottlieb Ernst Friedrich, den jüngsten Ahnherrn der heutigen braunschweigischen Linie; 4) Hartwig Ludwig Anton, Grafen von Hoym, Stifter der jetzt blühenden preußischen Grafenlinie; von welchen drei letztern und ihrer Nachkommenschaft sogleich besondre Abtheilungen folgen; 5) Ernst Heinrich Septimus von Hoym, geboren den 3. März 1754, königl. preuß. Hofgerichts-Assistenzrath zu Insterburg, ist gestorben. Von dessen zwei Töchtern ist die eine an den königl. preuß. Rittmeister von Eichmann im fünften Kürassierregimente vermählt.

a) Die russische Linie.

Franz Friedrich Philipp von Hoym, ein Sohn des wirkl. geheimen Raths, Johann Ernst Friedrich v. Hoym, geboren den 18. März 1745, nahm russische Kriegsdienste und wurde, da seine Nachkommenschaft in Rußland ihr neues Vaterland fand, Gründer einer besondern, von den übrigen Nebenlinien der braunschweigischen Hauptlinie abgetheilten Linie, der jetzt blühenden russischen. Er starb als kaiserl. russischer Hauptmann im astrachanschen Dragonerregiment im J. 1784 und hinterließ aus der Ehe mit der Tochter des ehemaligen Commandanten zu Saratow, Thomas von Junger, folgende zwei Söhne: 1) George Johann von Hoym, kaiserl. russisch. Lieutenant; stand bis 1806 im Dimitriew'schen Garnisonregimente, jetzt außer Dienst, lebt in Rostow am Don; 2) Cyrillus von Hoym, kaiserl. russisch. Oberstlieutenant außer Dienst, zuletzt Major im sechsten Karabinierregimente; seit 1818 wegen Wunden verabschiedet und als Schiffahrt-Aufseher in Saratow versorgt. Er ist vermählt und hat zahlreiche Familie.

b) Die fortgesetzte braunschweigische Linie.

Gottlieb Ernst Friedrich von Hoym, Herr auf Esbeck, Johann Ernst Friedrichs Sohn, geboren den 26. Sept. 1747, erhielt, laut Vergleiches mit seinen Brüdern vom J. 1798, den Besitz von Esbeck, und wurde durch seine noch jetzt in diesem alten Stammhause blühende Nachkommenschaft Fortpflanzer der braunschweigischen Linie. Er war herzogl. braunschw.-lüneburg. geheimer Kammerrath und starb zu Braunschweig den 31. Oct. 1809. Mit seiner Gemahlin, Louise Amalie, gebornen von Hermelin, zeugte er folgende zwei Söhne: 1) August Gustav Ferdinand von Hoym, Herrn auf Esbeck, geboren den 14. Oct. 1788, welcher von seiner Gemahlin, Johanne Sophie Elisabeth, gebornen von Wedell, zwei noch lebende Söhne erhalten hat; 2) Gottlieb Friedrich Ernst v. Hoym, geboren den 20. Jun. 1802, ist mit einem Fräulein von Rinow aus Lindstädt in der Altmark vermählt.

c) Die preußische Grafenlinie.

Hartwig Ludwig Anton, Graf von Hoym, ein Sohn des wirkl. geheimen Raths, Johann Ernst Friedrich v. Hoym, geboren zu Braunschweig den 20. Jul. 1750, königl. preuß. geheimer Oberfinanzrath und Präsident der Kriegs- und Domainenkammer zu Warschau; wurde von Sr. Majestät Friedrich Wilhelm III. mittels Diploms vom 18. April 1809, nebst seinen rechtmäßigen ehelichen Leibeserben und Nachkommen beiderlei Geschlechts in absteigender Linie in den Grafenstand des Erbkönigreichs Preußen erhoben. Er ist Stifter einer besondern, von den übrigen braunschweigischen Nebenlinien abgetheilten, der jetzt blühenden preußischen Grafenlinie. Das vom verstorbenen Staatsminister, Grafen Karl George Heinrich von Hoym, auf 30 Jahre antichretisch verpfändete Gut Poblotz in Pommern war ihm zwar von Letzterm durch Testament vermacht worden, fiel aber bei dem über des Testators ungenügenden Nachlaß eröffneten Liquidationsverfahren dem Pfandbesitzer, dem Landschaftsrath, Friedrich Philipp von Blankensee, als Eigenthum zu. Graf Hartwig Ludwig Anton starb zu Breslau den 18. Febr. 1811. Seine Gemahlin, Karoline Wilhelmine Sophie von Tauentzien, des 1791 verstorbenen Generals der Infanterie, Gouverneurs von Breslau, Friedrich Boguslaw von Tauentzien und Louisen Charlotten von dem Knesebeck vierte Tochter, erfreute ihn mit folgenden zwei Söhnen: 1) Karl Wilhelm Boguslaw Otto, Grafen v. Hoym, geboren den 10. Sept. 1790, königl. preuß. Major, Adjutanten Sr. königl. Hoheit des Prinzen Karl von Preußen, aggregirt dem Garde-Kürassierregimente. Von seiner Gemahlin, Henriette Friederike Philippine von Tauentzien, des 1807 verstorbenen Majors a. D., Karl Heinrichs v. Tauentzien auf Balkow, und Philippinen Johannen Marien von Arndt ältesten Tochter, ist er Vater von vier Töchtern; 2) Anton Ludwig Heinrich Otto, Grafen von Hoym, geboren den 26. Nov. 1794, königl. preuß. Rittmeister, früher im sechsten Kürassierregimente, jetzt Chef der sechsten Divisions-Garnisoncompagnie zu Wittenberg; ist vermählt mit Luitgarde Auguste von Münchow, des verstorbenen Hauptmanns von Münchow und Karolinen von Weinmeyer einzigen Tochter, welche ihm zwei noch lebende Söhne und ebenso viele Töchter geboren hat.

II. Die jüngre sächsische Linie.

Gebhard der Ältre von Hoym, Erbsasse auf Steckelsberg am Harz, ingleichen Hoym, Ermsleben und Conradsburg, der oben in der ältern sächsischen Hauptlinie angeführte jüngre Sohn von Magnus, Herrn zu Hoym und Steckelberg, setzte die väterliche Stammlinie in den väterlichen, in beiden sächsischen Reichskreisen gelegnen Erbgütern fort, wodurch er Stifter einer besondern, von der ältern braunschweigischen Linie abgetheilten, der jüngern sächsischen, wurde, welche sich in der Folge vorzüglich in Obersachsen ansässig machte. Er starb den 30. März 1491 [34]). Mit Anna von Schlüsselburg a. d. H.

34) Nach den von der Familie aufbewahrten Nachrichten. Da Gebhard der Ältre bereits 1491 starb, so ist es unrichtig, daß er die Stelle eines Kriegsobersten wider die Türken bei Kaiser Karl V. bekleidet habe, wie zwar überall von ihm angeführt wird. In jedem Fall ist er hier, worauf auch Gauhe, im ersten Theile des Adels-Lexikons, S. 604, 682 fg. hindeutet, mit einem Vetter gleiches Namens in Österreich verwechselt. Auch der Umstand, daß Gebhard von Kaiser Karl V. in den Freiherrenstand versetzt

Kirchen-Sittenbach, zeugte er Siegfried [35]), von welchem gleich die Rede sein wird. Wahrscheinlich sind auch unter seine Söhne zu zählen: Albrecht, welcher sich im Gefolge bei der von Herzog Albrecht dem Beherzten von Sachsen im J. 1476 nach Jerusalem unternommenen Wallfahrt unter des Grafen von Mansfeld Leuten befand [36]), und Gebhard der Jüngre auf Ermsleben ꝛc., vermählt mit Dorothea von Wegeleben. Siegfried, oder nach der ältern Schreibart, Syvert von und auf Hoym und Steckelberg, war vermählt mit Elisabeth von und aus Warberg, mit welcher er 1) Siegfried, 2) Heinrich, und vermuthlich auch 3) Friedrich zeugte, welcher letztre mit der 1510 gebornen und 1573 gestorbenen Elisabeth, Herrin von Werthern [37]), in der Ehe lebte, welche sich nach seinem Tode an Volrath von Krosigk vermählte. Der eben erwähnte ältre Sohn, Siegfried, Herr auf Steckelberg, war mit Anna von Veltheim vermählt, welche ihm einen Sohn, ebenfalls Siegfried genannt, Herrn auf Steckelberg, gebar, welcher durch seine Gemahlin, Giesela, einer Tochter des kaiserl. Obersten, Johann von der Asseburg, einen Sohn, Hans Gebhard, Herrn auf Steckelberg und Wolfsberg, Erbkämmerer des Stifts Halberstadt, erhielt. Dieser hinterließ bei seinem 1590 erfolgten Tode von seiner Gemahlin, Margarethe, einer Tochter des kursächs. Geheimenraths und Oberhofrichters zu Leipzig, Abraham Bock von Polach auf Klipphausen, zwei Töchter: 1) Anna Marie, welche als Gemahlin George Melchiors von Wangenheim auf Tüngeda, herzogl. sachsen-gothaischen Obersteuereinnehmers, im J. 1606 starb, und 2) Margarethe, Eckards v. Stammer auf Wörmlitz Gemahlin. Der weiter obenerwähnte zweite Sohn Siegfrieds, Heinrich von Hoym, auf Hoym, Ermsleben, Wegeleben und Conradsburg, Erbkämmerer des Stifts Halberstadt, auch kurmainzischer Statthalter dieses Stiftes und Hauptmann des Stiftes Quedlinburg, lebte in der Ehe mit Katharine, Friedrichs von Leipziger auf Zwethau Tochter, Mutter von: 1) Blandine, vermählten von Nißmitz auf Nebra; 2) Christoph, Herrn der Herrschaft Droyßig, auch auf Hoym, Ermsleben, Wegeleben, Steckelberg, Conradsburg und Radegast, Inhaber der Ämter Leinungen und Morungen, Erbkämmerer des Stifts Halberstadt, fürstl. anhaltischen Oberpräsidenten und Kammerrath. Er kaufte im J. 1576 von den Herren von Bünau Burg- und Kirchscheidungen und die schöne Herrschaft Droyßig mit mehr als 20 Dorfschaften, doch mit Ausnahme des Tempelhofes zu Droyßig, welcher im Besitze der Trebenschen Linie der Herren v. Bünau blieb. In Religionssachen erwies er sich als einen eifrigen Lutheraner, und widersetzte sich dem immer mehr überhandnehmenden Calvinismus. Im J. 1563 vermählte er sich mit Elisabeth, Herrin v. Werthern, des kursächs. Raths und Hauptmanns in Thüringen, Christophs, Herrn v. Werthern auf Frohndorf, dritten Tochter, geboren 1547, welche mit ihm in einem Jahre 1605 starb [38]). Aus dieser Ehe sind folgende neun Kinder entsprossen: 1) Siegfried [39]), Herr auf Steckelberg und Wegeleben, und nach seines Bruders, Hans George, Tode auch auf Guteborn und Ruhland, Erbkämmerer des Fürstth. Halberstadt, herzogl. braunschw.-lüneb. Rath und Hauptmann der Grafschaft Blankenburg; vermählt mit Katharine, Karl von Wrampen auf Schwanberg Tochter, deren Sohn, Christoph auf Steckelberg, Wegeleben, Guteborn, Ruhland ꝛc., Erbkämmerer des Fürstenthums Halberstadt, kursächs. und herzogl. braunschw.-lüneb. Rath und Hofmarschall zu Wolfenbüttel, Domherr zu Naumburg, starb 1672, nachdem er zuvor die Güter Guteborn und Ruhland in Erbe verwandelt hatte. Von den mit seiner Gemahlin, Helena, Nicols v. Wiedebach auf Ögeln Tochter, erzeugten Kindern starben die Söhne frühzeitig; zwei Töchter vermählten sich: Polyxena an Wolf Christoph v. Luttitz auf Schöna, Schmerlitz und Petershayn, Landes-Kriegscommissair in der Oberlausitz; Katharine an Adam Magnus v. Dachröden auf Schmerkendorf, kurbrandenburg. Lieutenant zu Roß; sie starb als Witwe 1705; 2) Albrecht, Herr auf Hoym, 3) August auf Ermsleben, gestorben 1617 in der Ehe mit Christiane, Levins von der Schulenburg auf Schochwitz, Domdechanten zu Magdeburg Tochter, Vater von Eleonore Sophie, der Gemahlin des Schatzraths, Christian v. Bülow auf Essenrode, im J. 1664 und von Siegfried August, welchem seine Gemahlin, Anna Katharine v. Hacke a. d. H. Königerode, einen Sohn gebar: Adam August, gestorben zu Leipzig 1704; 4) Gebhard, Herr der Herrschaft Droyßig, kursächs. Oberhofgerichtsassessor zu Leipzig, starb unvermählt im J. 1616; 5) Christian Julius, dessen gleich mehr gedacht werden wird; 6) Hans George auf Conradsburg; er kaufte 1622 die Güter Guteborn und Ruhland, welche nach seinem Tode an seinen Bruder Siegfried fielen; 7) Sabina, Gemahlin des Raths Wolf Ernst von Wolfframsdorff; 8) Eleonore, geboren 1582, vermählt 1607 an George, Herrn von Werthern zu Beichlingen und Frohndorf, des h. R. R. Erbkammerthürhüter, kursächs. Geheimenrath, Oberhofrichter zu Leipzig und Oberhauptmann in Thüringen, als dessen erste Gemahlin sie im J. 1622 starb; 9) Anna Sophie. Christian Julius von Hoym, Herr der Herrschaft Burgscheidungen, auch seit 1616 nach seines Bruders, Gebhards, Tode der Herrschaft Droyßig, Erbkämmerer des Fürstenthums Halberstadt; geboren zu Ermsleben den 4. Mai 1586. Auf seinen vielen im jugendlichen Alter unternommenen Reisen erneuerte er in Österreich die Freundschaft mit seinen dortigen Geschlechtsvettern [40]), was als ein neuer Beweis angesehen werden

---

worden sei; dessen sich die österreichische Linie seit jener Zeit wirklich bediente, von der sächsischen dagegen erst Ludwig Gebhard vom Kaiser Leopold I. in den Freiherrenstand erhoben wurde, spricht wider die Behauptung, daß der 1491 gestorbene Gebhard der Ältre hierunter zu verstehen sei. Kaiser Karl V. wurde am 25. Februar 1500 geboren.

35) Allgem. geneal. u. Staatshandb. a. a. O. S. 612. 36) Müller, Annales des kur- u. fürstl. Hauses Sachsen, S. 42. 37) Vergl. Hübner, Geneal. Tabellen. 3. Th. Tab. 789.

38) Seifert a. a. O. S. 127 fg. 39) Vergl. König, Geneal. Adelshistor. 1. Th. S. 184. 40) Seifert a. a. O. S. 124.

mag, daß beide Geschlechtslinien einen gemeinschaftlichen Stammvater anerkannten. Durch sein redliches Benehmen und seine überall getroffnen trefflichen Anstalten erwarb er sich einen ausgezeichneten Ruf; er starb den 19. Mai 1656 zu Droyßig, wo er auch begraben liegt. Seine Gemahlin Giesela, Ludwigs von der Asseburg auf Schernicke rc., erzbisch. magdeb. Landraths Tochter, vermählt zu Wallhausen im J. 1617, gebar ihm folgende drei Söhne und drei Töchter: 1) Anna Elisabeth, starb 1621; 2) Eleonore, starb 1628, beide jung; 3) Dorothea Katharine, gestorben den 21. Aug. 1660, war seit November 1638 an Wolf Christoph von Arnim auf Pretzsch rc., kursächs. Generallieutenant und Obercommandanten zur Pleißenburg und zu Wittenberg vermählt; 4) Christoph Adam, Herrn auf Burgscheidungen, kursächs. Hof- und Justitienrath, geboren den 27. Mai 1629, starb zu Dresden den 15. Febr. 1654, wo er in der Sophienkirche begraben liegt; 5) Ludwig Gebhard I., von welchem das Nähere gleich folgen wird; 6) Christian, Herrn auf Burgscheidungen, starb den 10. Febr. 1692 ohne männliche Nachkommenschaft, ob er gleich in zwei Ehen Vater von 12 Kindern geworden war. In der ersten Ehe, von Hedwig, Joh. Friedrich v. Brand auf Haardorf, herzogl. sachsen-altenburg. Geheimenraths und Hofrichters zu Jena Tochter, vermählt den 19. Jan. 1662, wurden ihm folgende zwei Töchter geboren: 1) Giesela Blandina, geboren den 18. Dec. 1662, die erste Gemahlin Gottfrieds von Bissing auf Löberitz rc., Hofmeisters des Herzogs zu Sachsen-Zörbig; 2) Sophie Elisabeth, geboren den 25. April 1664, Gemahlin des im Mai 1722 verstorbenen königl. poln. kursächs. Hauptmanns, Otto Adolf v. Dieskau; in der zweiten, von Anna Sabina, Christ. Hermann v. Uffel auf Burg-Uffeln Tochter, drei jung verstorbene Söhne und sieben größtentheils ebenfalls jung verstorbene Töchter. Ludwig Gebhard I., der vorher erwähnte mittelste Sohn von Christian Julius, des heil. röm. Reichs Edler Panner- und Freiherr von Hoym, Herr der Herrschaft Droyßig auf Burgscheidungen rc., Erbkämmerer des Fürstenthums Halberstadt, königl. poln. kursächs. wirkl. Geheimerath, Kammerpräsident und Oberhauptmann in Thüringen, geboren den 17. Nov. 1631, wurde im J. 1684 von Kaiser Leopold I. mit dem Prädicat eines Edlen Panners in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Er hatte das Glück, daß er nicht nur am sächsischen Hofe zu den größten Ehrenstellen, sondern auch durch seine gutgeführte Wirthschaft zu vielen schönen Gütern und einem großen Vermögen gelangte, wodurch er zu dem großen Ansehen seines Hauses viel beitrug. Vier Mal vermählt zeugte er in den drei ersten Ehen 16 Söhne und fünf Töchter, von welchen drei Söhne und zwei Töchter aus der zweiten und ein Sohn aus der dritten Ehe ihn überlebten. Sein Tod erfolgte zwei Tage nach dem Ableben seiner vierten Gemahlin den 2. Jan. 1711. Die Gemahlinnen waren folgende: a) Sibylle Elisabeth, Reinhards, Freiherrn v. Taube, kursächs. Oberstallmeisters Tochter, geboren den 11. Nov. 1637, vermählt den 8. Dec. 1656, gestorben den 25. Jul. 1659; b) Katharine Sophie, Hans Asmus von Schönfeld auf Döben bei Grimma Tochter, vermählt zu Döben den 2. Dec. 1660 [41]), gestorben den 12. Jul. 1681; c) Anna Christine, Peter Ferdinands von Haugwitz auf Dahren, königl. dän. Hauptmanns Tochter, vermählt den 10. Jul. 1684, gestorben den 23. Jun. 1702; d) Anna Sibylle, Philipp Wolfgangs von Irmentraut Tochter und Günthers von Bünau auf Meineweh, kursächs. Obersten der Cavallerie, Witwe, vermählt 1708, starb den 31. Dec. 1710 ohne Kinder. Die obenbemerkten vier Söhne und zwei Töchter Ludwig Gebhards, welche zu reifern Jahren kamen, sind: 1) Adolf Magnus, des heil. röm. Reichs Graf von Hoym, in welchen Stand er von König August II., Kurfürsten von Sachsen, als Reichsvicar den 18. Jul. 1711, mit allen seinen Geschwistern und ihren Nachkommen erhoben ward; königl. poln. kursächs. geheimer Cabinets- und Staatsminister, wirkl. Geheimerath, Generalaccis- und Obersteuerdirector, Ritter des weißen Adlerordens, geboren zu Droyßig im Mai 1668. Von seinen Besitzungen verkaufte er Schkölen an Grafen Moritz von Sachsen, welcher es bei seinem Abgange nach Frankreich dem Bruder des Grafen Adolf Magnus, Grafen Ludwig Gebhard, verkaufte; 1713 verkaufte er nebst seinen Brüdern die im Halberstädtischen gelegnen Stammgüter; Burg- und Kirchscheidungen vertauschte er 1716 an den General-Feldmarschall Heinrich Jakob, Grafen v. Flemming, gegen die Herrschaft Schlawentitz in Schlesien. Er starb den 15. Oct. 1723 zu Ratibor in Schlesien, nachdem er einige Jahre vorher alle seine Stellen freiwillig niedergelegt hatte. Von zwei Gemahlinnen hatte er keine Kinder. Die erste, Anna Constantia, Tochter des königl. dän. Obersten, Joachim von Brockdorf, auf Deppenau im Holsteinischen, geboren den 17. Oct. 1680, eine Dame von großer Schönheit und Munterkeit des Geistes, vermählt im J. 1699, trennte sich von ihm und wurde im J. 1700 völlig geschieden; stand seit dieser Zeit als Favoritin König Augusts des Starken bis zum Jahre 1713, wo sie in Ungnade fiel, seit 1706 unter dem Namen einer Reichsgräfin von Cosel, wozu sie Kaiser Joseph I. erhob, in großem Ansehen; wurde den 25. Dec. 1716 auf das Schloß Stolpen gebracht, wo sie bis zu ihrem Tode, den 31. März 1765, zuletzt mit mehrer ihr gestatteter Freiheit, lebte [42]). Die zweite Gemahlin des Grafen Adolf Magnus, Charlotte Johanne Maximiliane, Tochter des tapfern kaiserl. General-Feldmarschalls Heinrich, Grafen von Friesen, geboren den 18. Oct. 1683, vermählt den 27. April 1708, starb zu Frankfurt a. d. O. den 19. Aug. 1749. 2) Giesela Erdmuth, geboren zu Droyßig den 13. Jun. 1669, gestorben zu Dresden den 22. Jan. 1741, vermählt an: a) Ernst Dietrich, Grafen von Taube, Reichspfennigmeister des obersächsischen Kreises, kursächs. Kammerherrn auf Neukirchen rc. im J. 1686, gestorben den 8. April 1694 kinderlos; b) Johann Kaspar, Grafen von Bothmar, königl. großbritann. kurbraunschw. Geheimenrath und

41) Zufolge Nachricht des Kirchenbuches zu Döben; also nicht den 18. Jun. 1661, wie überall angeführt ist. 42) S. fortgesetzte neue geneal. histor. Nachrichten. 5. Bd. S. 239 fg.

Premierminister zu Hanover, den 28. Oct. 1696, gestorben den 6. Febr. 1732. 3) Karl Siegfried, Stifter der reichsgräfl. Linie zu Guteborn, deren Ausführung bald folgt; 4) Rahel Charlotte, geboren zu Dresden den 1. Nov. 1676, gestorben zu Wölkau den 17. März 1753, vermählt zu Droyßig den 8. Aug. 1699 an Friedrich, Grafen Vitzthum von Eckstädt, königl. poln. kursächs. Cabinetsminister, wirkl. Geheimerath und Oberkämmerer, welcher von Victor, Marquis de St. Gile, am 13. April 1726 bei Warschau im Duell erschossen wurde; 5) Ludwig Gebhard II., Stifter der reichsgräfl. Linie zu Droyßig, deren Ausführung ebenfalls folgen wird; 6) Karl Heinrich, Reichsgraf von Hoym, Herr auf Neusalza, Spremberg, Schönbach, Lauba und Dürrhennersdorf, aus der dritten Ehe des Vaters zu Dresden geboren, war Anfangs königl. poln. kursächs. Appellationsrath, Kammerherr, 1729 Generalaccis- und Obersteuer-Vicedirector; wurde 1727, nachdem er sich lange Zeit als Gesandter des poln. sächsischen Hofes am französischen Hof aufgehalten hatte, zum Cabinetsminister und Ritter des weiß. Adlerordens, und 1730 zum vortragenden Staats- und dirigirenden Cabinetsminister ernannt; fiel jedoch 1731 in Ungnade; versprach sein Leben entfernt vom Hofe in der Stille auf seinen Gütern zuzubringen; wurde den 18. Dec. 1734 zu Lichtenwalde, wo er sich bisher aufgehalten hatte, gefangen genommen und den 22. Dec. auf den Königstein gebracht, wo er 1736 in der Nacht vom 21. zum 22. April durch eigne Veranlassung auf eine höchst unglückliche Weise sein Leben endete[43]. Er starb unvermählt.

1. Die reichsgräfliche Linie zu Guteborn.

Karl Siegfried, Reichsgraf von Hoym, geboren zu Droyßig den 9. Jul. 1675, erhielt 1711, in welchem Jahr er auch am 18. Jul., nebst seinen Geschwistern und ihren Nachkommen in den Reichsgrafenstand erhoben ward, nach des Vaters Tode das Gut Guteborn und die dazu gehörigen Ortschaften: Ruhland, Grünwalde, Arnsdorf, Schwarzbach rc., und 1723 nach seines ältesten Bruders Tode einen Antheil der Herrschaft Schlawentitz; war königl. poln. kursächs. Geheimerath, Kammerherr, Hof- und Justitien-, auch Appellationsrath; stiftete die besondre, von der droyßiger abgetheilte Linie zu Guteborn, und starb den 2. April 1738. Seine Gemahlin, Dorothea Sophie, George Adolphs von Löben auf Holzkirch Tochter, geboren den 12. Jan. 1680, vermählt den 12. Jan. 1702, gestorben den 31. Dec. 1742, gebar ihm außer sieben Kindern, welche frühzeitig starben, folgende zwei Töchter und einen Sohn: 1) Anna Sophie, geboren den 30. März 1708, gestorben zu Dresden den 16. Sept. 1769, vermählt den 3. Dec. 1727 an Johann Friedrich von Erdmannsdorff, auf Rennersdorf rc., königl. poln. kursächsisch. geheimen Rath, Ritter des rothen Adlerordens, gestorben den 26. Jan. 1763; 2) Erdmuth Friederike, geboren den 24. April 1712, gestorben den 30. Dec. 1742, wurde den 23. Nov. 1729 die zweite Gemahlin Heinrichs, Grafen von Bünau, auf Dahlen und Domsen, kaiserl. königl. wirkl. geheimen Raths rc., Ritter des Seraphinen-, Johannen- und weißen Falkenordens (gest. den 7. April 1762), im J. 1736 aber wieder von ihm geschieden; 3) Karl Gotthelf, Reichsgrafen v. Hoym, Herrn auf Guteborn rc., königl. poln. kursächs. Kammerherrn und wirkl. Hof- und Justitienrath, geboren den 19. Febr. 1715, starb zu Guteborn den 26. März 1748. Er hatte sich den 11. Aug. 1739 mit Charlotte Sophie, Wolfgang Dietrichs, Grafen v. Beichlingen, vormaligen königl. poln. kursächs. Großkanzler und Geheimenraths Tochter, vermählt, geboren den 22. März 1720, welche als Vormünderin ihres Sohnes, 1756 die gräfl. Flemming'schen Güter, Hermsdorf und Grünberg bei Dresden, erkaufte und im Juni desselben Jahres durch einen Bevollmächtigten die Huldigung annahm; sie überlebte lange den Tod aller ihrer Kinder, und starb als Frau auf Hermsdorf und Grünberg im hohen Alter den 24. Jan. 1808 zu Hermsdorf. Von ihren Kindern kamen nur zwei zu erwachsenen Jahren: 1) Charlotte Dorothea, geboren den 5. Jan. 1743, gestorben zu Hermsdorf den 6. Nov. 1789, war seit dem 19. Aug. 1764 an den 1791 verstorbenen kursächs. Hausmarschall, Peter August von Schönberg, vermählt; 2) Adolf Magnus Gotthelf, Reichsgraf v. Hoym, auf Guteborn, Ruhland, Schwarzbach, Spremberg, Neusalza, Hermsdorf, Grünberg rc., kursächs. Kammerjunker, geboren nach des Vaters Tode den 17. Oct. 1748, stand bis 1769 unter mütterlicher Vormundschaft; starb den 12. Jul. 1775 unvermählt als der letzte der Linie zu Guteborn. Seine beträchtlichen Güter fielen mit Ausnahme von Hermsdorf und Grünberg an den Grafen Gotthelf Adolf von Hoym zu Droyßig.

2. Die reichsgräfliche Linie zu Droyßig.

Ludwig Gebhard II., Reichsgraf von Hoym, geboren den 23. Oct. 1678, Herr der Herrschaft Droyßig; brachte 1721 Schkölen durch Kauf, 1723 einen Antheil der Herrschaft Schlawentitz durch Erbschaft, sowie 1724 durch Kauf die beträchtlichen Güter Gleina, Nebra und Birkigt und 1730 das schöne Gut Löbichau im Fürstenthum Altenburg an sich. Er bekleidete die Stellen eines königl. poln. kurf. geheimen Raths und Oberhauptmanns in Thüringen; wurde mit seinen Geschwistern und ihren Nachkommen den 18. Jul. 1711 in den Reichsgrafenstand erhoben, und stiftete die besondre, von der zu Guteborn abgetheilte Linie zu Droyßig, wo er am 6. Mai 1738 mit Tod abging. Seine Gemahlin, Rahel Louise, George, Grafen von Werthern, Herrn auf Groß-Neuhausen und Beichlingen, königl. poln. kursächs. Cabinetsministers, wirkl. geheimen Raths und Kanzlers, zweite Tochter, geboren zu Regensburg den 24. Febr. 1699, vermählt zu Dresden den 2. Jun. 1716, gestorben zu Thallwitz den 15. Jul. 1764, führte nach ihres Gemahls Tode mit großer Klugheit die Vormundschaft über ihre Kinder, und kaufte von ihres ältesten Sohnes ererbtem baaren Gelde das schöne Rittergut Thallwitz im Stifte

43) Allgem. histor. Lex., Fortsetz. (Leipz. 1740.) 1. Th. S. 700. Geneal. hist. Nachr. 1. Th. S. 691 fg.

Wurzen, wo sie sich bis zu ihrem Tode meistens aufhielt. Aus dieser Ehe waren folgende neun Kinder: 1) Rahel Erdmuth, geboren und gestorben 1719; 2) George Ludwig, geboren den 17. Jun. 1720. Ihm fiel 1723 außer baarem Geld auch ein Theil der Herrschaft Schlawentitz von seinem Oheime zu. Er studirte seit 1735 zu Wittenberg, starb aber schon den 29. Mai 1738 zu Droyßig an den Masern; 3) Julius Gebhard, dessen bald gedacht werden wird; 4) Louise Sophie, geboren 1722, gestorben 1723; 5) Gottlob Ferdinand, geboren 1724, gestorben 1725; 6) Charlotte Henriette, geboren den 21. Nov. 1726, gestorben den 23. Febr. 1766, seit dem 25. Nov. 1746 Karl Siegismunds von Arnim, kursächs. Generals der Cavalerie Gemahlin; 7) Christiane Karoline, geboren zu Dresden den 24. Mai 1728, vermählt zu Thallwitz den 4. Oct. 1748 an Ludwig Siegfried, Grafen Vitzthum von Eckstädt auf Lichtenwalde rc., kursächs. Oberkammerherrn, als dessen erste Gemahlin sie den 14. Febr. 1760 zu Otterwisch ohne Kinder starb; 8) Gotthelf Adolf, von welchem das Nähere bald folgen wird; 9) Helena Renata, geboren den 6. Sept. 1733, gestorben zu Budissin den 5. Dec. 1787, war zwei Mal vermählt an: a) Heinrich Adolf, Grafen von Reder in Krappitz, königl. preuß. Oberamts-, Regier.- und Oberconsistorial-Präsidenten in Oppeln, den 7. Nov. 1751; er starb den 28. Oct. 1759. b) Ludwig Gottlob, Grafen von Lüttichau auf Nieder-Gurig, Doberschütz rc., königl. sächs. Kammerherrn und Landeshauptmann des Markgrafthums Oberlausitz, den 6. Sept. 1769 zu Niedergurig als dessen erste Gemahlin.

Julius Gebhard, Reichsgraf von Hoym, Herr der Herrschaften Droyßig, Schlawentitz, Oppurg rc., kursächs. wirkl. Geheimerath, auch Kammerherr, geboren den 17. Nov. 1721 als der zweite Sohn Grafen Ludwig Gebhards. Er hatte die Herrschaft Droyßig vom Vater, die Herrschaft Schlawentitz vom ältesten Bruder geerbt, und kaufte nach zurückgelegter Minderjährigkeit das große Gut Oppurg. Er starb den 14. Febr. 1769 zu Dresden ohne männliche Nachkommenschaft und wurde nach Droyßig begraben. Seine bedeutenden Lehngüter fielen daher seinem einzigen Bruder, Oppurg und Schlawentitz aber als Allodialgüter der einzigen Tochter zu. Seine erste Vermählung, welche zu Dresden am 8. Febr. 1750 unter den größten Feierlichkeiten, ja mit wahrhaft fürstlicher Pracht, mit Marie Anne Christiane, Johann Adolfs, Grafen von Brühl auf Zehista, königl. poln. kursächs. Oberstallmeisters ältesten Tochter, vollzogen wurde, hatte keine Kinder zur Folge; sie war den 19. April 1734 geboren, und starb zu Breslau den 22. Jul. 1753. Von der zweiten Gemahlin, Christiane Charlotte Sophie, des kurbraunschweig. geheimen Raths, Johann Adolfs von Dieskau auf Trebsen Tochter, geboren zu Trebsen bei Grimma den 20. Nov. 1733, vermählt zu Thallwitz den 7. Oct. 1754, welche sich den 10. Nov. 1771 zu Oppurg zum zweiten Male mit dem im J. 1794 verstorbenen Fürsten Karl von Sacken, königl. preuß. Oberkammerherrn, vermählte und zu Berlin den 6. Jul. 1811 starb, wurde ihm eine einzige Tochter, Amalia Louise Marie Anna Christiane Charlotte, den 6. Oct. 1763 zu Mainz geboren, Frau auf Oppurg, Schlawentitz rc. Diese vermählte sich zuerst am 8. April 1782 zu Gleina mit dem am 15. Febr. 1818 verstorbenen Friedrich Ludwig, regierenden Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, Reichsgeneral der Cavalerie, auch königl. preuß. wirkl. General der Infanterie rc., von welchem sie 1799 geschieden wurde; worauf sie sich zum zweiten Male im J. 1802 mit Friedrich Ludwig, Grafen von der Osten-Sacken, Obersten und Commandeur eines Jägerregiments, Erb- und Gerichtsherrn auf Bellin, Marienhoff rc. in Mecklenburg (geb. den 20. März 1780) vermählte.

Gotthelf Adolf, letzter Reichsgraf von Hoym, Herr der Herrschaft Droyßig, auch Herr auf Guteborn, Ruhland, Thallwitz, Gleina, Nebra, Schkölen rc. Kursächs. wirkl. Geheimerath und stift-naumburg. zeitzischer Kammerdirector seit 1764, auch bis 1778 gewesener bevollmächtigter Minister am kaiserl. Hofe in Wien, jüngster Sohn des Grafen Ludwig Gebhard, geboren den 24. Oct. 1731, vermählte sich am 27. Nov. 1769 zu Gera mit Sophie Auguste, des Grafen Friedrich Botho zu Stolberg-Roßla, und Sophien Henrietten Dorotheen, Gräfin Reuß j. L. zu Gera, einzigen Tochter, geboren den 11. Jun. 1754. Sie starb schon am 3. März 1776 zu Dresden, nachdem sie ihm zwei Töchter geboren hatte, von welchen die jüngre, Amalie Auguste, den 13. Febr. 1774 im ersten Jahre starb. Der schmerzliche Verlust der geliebten Gemahlin vermochte den Grafen Gotthelf Adolf, welcher sich als den Letzten seiner Geschlechtslinie ohne männliche Erben sah, aus Liebe zu seiner Tochter, zu dem Entschlusse, durch den in solchen Fällen in der Oberlausitz üblichen Rittersprung, auch seine oberlausitzer Lehngüter auf seine Tochter übergehen zu lassen. Diesen Entschluß führte er wirklich durch den zu Bautzen am 25. Nov. 1777 in Gegenwart des kurfürstl. sächsischen Hofes bei großer Feierlichkeit gethanen Rittersprung aus. Bald starb er am 22. April 1783 zu Droyßig als der Letzte der droyßiger Linie, und es fielen nun auf seine Tochter, Louise Henriette, geboren den 30. März 1772, seine bedeutenden Güter: Guteborn, Ruhland, Schwarzbach, Grünewald, Selle, Arnsdorf, Biehlen, Droyßig, Thallwitz, Gleina, Nebra, Schkölen, Birkigt, Großhelmsdorf. Diese vermählte sich den 16. Aug. 1791 zu Gera mit dem damaligen regierenden Grafen, Heinrich LI., später Fürsten Reuß j. L., Grafen und Herrn von Plauen, regierenden souveränen Fürsten zu Ebersdorf und Gera, durch dessen am 10. Jul. 1822 erfolgten Tod sie Witwe wurde; sie folgte ihrem Gemahl am 9. April 1832.

B. Die österreichische Hauptlinie.

Christoph Haymer von Haym, ein Bruder[44]) Heinrichs, welcher sich zuerst in Steyermark niederließ und welchen Spener, wie schon oben gedacht, ausdrücklich Benedicts Enkel nennt, wurde durch seine nach Steyermark und Österreich verpflanzte Nachkommenschaft Stif-

44) Gauhe a. a. O. S. 604.

ter der österreichischen Hauptlinie. Mit seinem Sohn, Andreas [45]), fangen Bucelin und Seifert [46]) die Stammreihe dieser österreichischen Linie an. Er war mit Dorothea von Moßheim vermählt. Hier schreibt nun Gauhe ganz in Übereinstimmung mit der Zeitrechnung und den sonstigen Umständen: „Von dem allem Ansehen nach abgestammt Gebhard von Haym, Kaisers Caroli V. Kriegsobrister in Ungarn, welcher den Freiherrnstand erhalten und von einigen unrecht von Hoym genennet wird." Dieser schon oben bei Erwähnung Gebhards des Ältern in der 34. Anmerkung berührte Gebhard ist also höchst wahrscheinlich ein Sohn des Andreas. Ein andrer Sohn desselben ist Johann von Haym in Friedburg, gestorben 1567, welcher durch sechs Gemahlinnen: a) Felicitas Huffnagel; b) Margarethe, Freiin von Rauber; c) Judith v. Eggenberg; d) Regina v. Hagen; e) Katharine v. Kindscheit; f) Margarethe v. Drechsler, Vater zu 17, meistens in der Jugend gestorbenen Kindern wurde. Aus der ersten Ehe war: 1) Christoph, dessen nachher weiter gedacht werden wird; aus der dritten: 2) Franz, Freiherr von Haym, Herr in Friedburg, vermählt mit Helena Neißer; 3) Polyrena, Freiin v. Haymb; aus der vierten: 4) George, Freiherr v. Haymb; 5) Andreas, Freiherr v. Haym, dieser zeugte in der ersten Ehe mit Rosina, Baronesse von Stadel, eine Tochter, Ehrentrud, Ulrich Christoph Schirfflingers Gemahlin; in der zweiten, mit Felicitas Leininger, drei Töchter, Veronica, Joh. Ludw. Sauers, Elisabeth, George Sauers, und Maria, Christoph v. Mordax Gemahlin; 6) Barbara, Wolf Prunners v. Vasoltsberg Gemahlin; aus der sechsten: 7) Susanne, vermählt an David v. Cronegg. Christoph von Haim in Friedburg, der älteste Sohn Johanns, zeugte mit seiner Gemahlin, Apollonia Perner von Rauchenschach, sieben Söhne und vier Töchter: 1) Johann, Freiherrn v. Haymb, geboren 1544, welcher durch Margarethe v. Schönkirchen, Joh. Ehrenreichs, Freiherrn v. Haym, Vater wurde; 2) Theodor, Freiherrn v. Haym, Gemahl der Anna v. Schönkirchen; 3) George, Freiherrn v. Haymb, starb 1583, vermählt mit Sidonia v. Hohberg, 4) Christoph, geboren 1552, zeugte mit Esther, Herrin v. Ödt, zwei Söhne und eine Tochter: George Christoph, Freiherrn v. Haymb in Friedburg, Joh. Adam und Polyrena; 5) Jakob, starb unvermählt; 6) Paul Bartholomäus; 7) Felicitas, Ernsts, Freiherrn v. Pranck, 8) Afra, Joh. Baptista, Freiherrn v. Paar, Gemahlin; 9) Helena, starb unvermählt; 10) Anna, vermählt an Christoph Geyer von Osterburg; 11) Stephan, Freiherrn v. Haymb, kaiserl. Rath. Dieser zeugte mit zwei Gemahlinnen: Margarethe, Baronesse v. Landau, und Anna Marie v. Gundreching, sieben Kinder, von welchen zu bemerken sind: Anna Marie, gestorben 1598, Anna Apollonia, Johann Christoph, Freiherr v. Haymb, Herr in Friedburg und Wolf George. So weit gehen die Nachrichten des Bucelin und Seifert. Ob nachher bald, wie Viele glauben, diese Linie ausgestorben sei, ist noch sehr zu bezweifeln, da nicht allein bekannt ist, daß im J. 1716 die Äbtissin des Klosters Marienthal in der Oberlausitz, Agnes, Freiin von Haym, war, sondern auch zu unsern Zeiten in Ungarn zwischen St. Georgen und Pösing ein Graf oder Freiherr von Hoym als Gutsbesitzer leben soll. Ein vormals in sachsen-gothaischen, dann in altenburgischen Kriegsdiensten stehender Premierlieutenant, Freiherr von Hoym, vermählte sich zu Gera am 4. Sept. 1817 mit einem Fräulein von Egidy. Man hat nicht erfahren können, zu welcher Geschlechtslinie derselbe gehöre.

Das Wappen der Herren von Hoym oder Heime bestand nach des Micrälius [47]) Beschreibung in zwei weißen und zwei schwarzen Querbalken; auf dem gekrönten Helm erheben sich zwei scheckige Adlersflügel. Albinus [48]) gibt folgende Beschreibung davon: Ein Schild, in welchem vier Balken, zwei schwarze und zwei weiße wechselsweise; auf dem Helm eine goldne Krone, über welcher zwei Flügel sich erheben, in deren jedem die zwei schwarzen und zwei weißen Balken, sowie sie im Schilde sich befinden, zu sehen sind. Die Helmdecken weiß und schwarz. Von Meding [49]) sagt, daß das Wappen in neuern Zeiten verschiedentlich verändert worden sei. Demselben fehlt die Beschreibung des von den Reichsgrafen von Hoym geführten Wappens, da er, seinem Geständnisse zufolge, sich dasselbe, ungeachtet aller angewandten Mühe, nicht hatte verschaffen können. In der vorher von Micrälius und Albinus beschriebenen Weise führten die sächsischen Linien das Wappen bis spät ins 17. Jahrh. und zum Theil noch länger. Die österreichische Linie der Freiherren von Haymb oder Hoym bediente sich des vermehrten Wappens, wie es im großen nürnberger Wappenbuche [50]) und von Spener abgebildet und von letzterm beschrieben ist [51]), auf folgende Weise: Ein vierfeldiges Schild, dessen erstes und viertes Feld in dem angestammten Familienschilde der zwei weißen und zwei schwarzen querliegenden Balken einen im ersten Felde links, im vierten sich rechts wendenden, aufrechtstehenden goldnen Bären aufgenommen hat; im zweiten und dritten Felde sieht man sechs blaue und sechs weiße querliegende Balken, in deren Mitte zwei mit langen Hälsen versehene, aufrechtstehende, rechts und links gekehrte, goldne Adlerköpfe zu sehen sind, zwischen welchen ein silbernes Scepter sich befindet. Im silbernen Mittelschilde reicht aus dem obern rechten Winkel ein von Eisen geharnischter streitfertiger Arm hervor, welcher in der geschlossenen Faust eine mittels einer goldnen Kette am Hinterarme befestigte goldne Streitkolbe hält. Auf dem Schilde stehen drei goldne Helme mit goldnen Kronen. Auf dem ersten zeigen sich zwei ausgebreitete Adlerflügel, in welchen die im ersten und vierten Felde bezeichneten zwei weißen und zwei schwarzen Balken, sowie zwischen denselben der ebenfalls dort bezeichnete goldne, links gekehrte

45) Gauhe a. a. O. 46) *Bucelini*, Germ. Topo-Chrono-Stemmatogr. Tom. III. p. 72. Seifert a. a. O. S. 156.

47) S. dessen sechstes und letztes Buch des Pommerlandes, S. 491. 48) a. a. O. S. 64. 49) In den Nachrichten von adel. Wappen. 2. Th. S. 266 fg. 50) Im 1. Thle. Tab. 20. Nr. 1. 51) a. a. O. Tab. 18. Nr. 3 und S. 464.

Bär zu sehen sind; auf dem zweiten, sechs aufgerichtete, oben vorwärts schwankende, rechts weiße, links blaue Straußfedern; auf dem dritten, zwei Adlerflügel, deren rechter weiß, der linke blau, jeder mit einem der im zweiten und dritten Felde beschriebenen Adlerköpfe belegt ist, in der Mitte zwischen beiden Flügeln sieht man den ebenfalls dort bezeichneten silbernen oder goldnen Scepter, wie ihn das nürnberger Wappenbuch angibt. Die Helmdecken sind rechts golden und schwarz, links silbern und blau. Der in dieses Wappen der österreichischen Linie aufgenommene Bär, sowie die Adlerköpfe und der Scepter, sind zu Ehren einer der Stammmütter dieser Linie, Apollonia, geborner Pernet von Rauchenschach, aus deren angebornem Stammwappen in das Hoymsche übergetragen worden [52]). Der im Mittelschilde befindliche gepanzerte Arm mit der Streitkolbe ist, wie schon oben erwähnt, dem gemeinschaftlichen Stammvater beider Hauptlinien, Benedict, von Kaiser Ludwig dem Baiern verliehen worden. Die ausgestorbene reichsgräfliche Linie führte diesen gepanzerten Arm mit der Streitkolbe ebenfalls im Wappen, sowie sie auch die Adlerköpfe nebst dem Scepter aus dem der österreichischen Linie entlehnt hat. Nach einem Wappensiegelabdrucke des letzten Reichsgrafen von Hoym bestand das Wappen in einem Schilde von neun Feldern, in welchen sich folgende Bilder zeigten: im ersten die zwei schwarzen und zwei weißen Balken des ursprünglichen Stammwappens; im zweiten die Grafenkrone; im dritten ein Schach; im vierten eine Bischofsmütze; im fünften der doppelte Reichsadler; im sechsten ein Löwe; im siebenten ein Palmbaum; im achten der gepanzerte Arm mit der Streitkolbe und im neunten die beiden im Wappen der österreichischen Linie erwähnten Adlerköpfe mit dem in der Mitte sich befindenden Scepter. Auf dem Schild erheben sich drei gekrönte Helme, auf deren erstem zwei Adlerflügel, auf dem zweiten der doppelte Reichsadler und auf dem dritten ein halb hervorspringender Wolf zu sehen sind. Die Tincturen lassen sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Das jetzige Wappen der Familie besteht in einem lazurblauen Felde mit sechs querliegenden silbernen Balken. Auf dem darüber stehenden adeligen gekrönten Turnierhelm erheben sich zwei Adlerflügel. Die gräfliche Linie, sowol der verstorbene Minister, Graf Karl George Heinrich, als der geheime Oberfinanzrath und Präsident, Graf Hartwig Ludwig Anton, erhielten dazu: Eine auf dem Schilde ruhende Grafenkrone und die preußischen Adler als Wappenhalter.

Von den bereits in den Anmerkungen bezeichneten historischen Schriften, welche über das berühmte Hoymsche Geschlecht Auskunft ertheilen, heben wir hier folgende heraus: *Phil. Jac. Speneri* **Historia Insignium Illustrium seu Operis heraldici pars specialis**, handelt auf der 464. Seite und in dem Nachtrage des ersten Index von den Baronen von Haym; auf der 18. Wappentafel ist das Wappen derselben abgebildet; Gauhe, in des heil. röm. Reichs geneal.-histor. Adelslexikon, gibt im ersten Theil auf der 604 fg. und 681—85. S. eine kurze Beschreibung; desgl. Sinapius in des schlesischen Adels zweitem Theile, oder Fortsetz. schlesischer Curiositäten S. 116 fg.; das allgem. histor. Lexikon (Leipz. 1730) im zweiten Thl. S. 948 und in der Fortsetz. im ersten Thl. S. 699 fg.; das große Universal-Lexikon aller Wissenschaften u. Künste im 13. Bd. S. 1033—35; das Supplement zu dem baselischen allg. histor. Lexikon von Beck u. Burtorff im zweiten Thl. S. 175; *Gabr. Bucelini*, Germania Topo-, Chrono-, Stemmatographica P. III. p. 72 enthält die Stammtafel der Freiherren von Haym in Österreich; Joh. Seifert, XVII. florirender hoher Familien kurze histor. und geneal. Beschreibung (Regensb. 1709. 12. S. 118—39); allgem. Geneal. u. Staatshandbuch vom J. 1811 im ersten Thl. S. 612—15; v. Meding, Nachrichten von adel. Wappen im zweiten Thl. Nr. 348 u. 349 S. 237—40 u. Nr. 389 S. 266 fg. Noch ist zu bemerken, daß Brüggemann [53]) einer Stammtafel der gräfl. u. adel. Familie v. Hoym erwähnt (Manuscript von 4½ Bogen), doch ist dabei nicht angeführt, in wessen Händen sich diese Stammtafel befindet. v. Hellbach [54]) führt noch folgende bemerkenswerthe Schrift an: *M. Pancr. Crügeri*, **Liber s. Carmen nuptiale de pervetustis ac nobiliss. duabus Saxon. familiis Schwichaldia et Hoymia** (Helmst. 1580. 4.).

(*Ludw. Heinr. Kabisch, Freih. v. Lindenthal.*)

HOYM, HOIM, Amt und Stadt im obern Theile des Herzogthums Anhalt-Bernburg, von der Selke durchflossen und von der Landstraße von Ascherleben nach Quedlinburg durchschnitten. Außer dem Städtchen Hoym gehören dazu: Die beiden Dörfer Frose und Reinstedt, und das Vorwerk Hohndorf. Im Jahre 1832 waren im ganzen Amte 900 Feuerstellen und 4850 Einwohner. Der Boden ist durchaus eben und sehr fruchtbar. Flachs wird viel gebaut und von besondrer Güte. Den Mangel an Holz ersetzt eine bedeutende Torfgräberei beim Dorfe Frose. Das Amt ist eine uralte Besitzung des Hauses Anhalt, das sie schon 1314 vom Stifte Quedlinburg zu Lehn empfing. Im J. 1709 stiftete Fürst Victor Amadeus von Bernburg für seinen zweiten Sohn Lebrecht eine Secundogenitur mit diesem Amte, doch unter der Hoheit der ältern Linie. Die hierdurch entstehende Nebenlinie des Hauses hieß Anhalt-Bernburg-Hoym. Sie acquirirte späterhin die Grafschaft Holzappel und Herrschaft Schaumburg im Nassauischen, nannte sich nun von Anhalt-Bernburg-Schaumburg-Hoym und verlegte ihren Wohnsitz von Hoym nach dem Schlosse Schaumburg an der Lahn. Mit dem Fürsten Friedrich Ludwig erlosch diese Linie am 24. Dec. 1812, im Mannsstamme. Das Amt Hoym fiel an die Hauptlinie zurück, die Besitzungen im Nassauischen gingen auf die weibliche Linie über, und sind jetzt, durch Heirath, Eigenthum des Erzherzogs Stephan von Österreich, dessen Vater, der Erzherzog Joseph,

52) Vergl. Spener a. a. O. S. 464.

53) In den Beiträgen zu der ausführlichen Beschreib. des Herzogth. Vor- u. Hinterpommern. 1. Th. S. 280. 54) Im Adels-Lexikon. 1. Bd. S. 593.

Zu Seite 286.

Ende des 13. Jahrhunderts.

[illegible]eldherr, lebte 1350.

gleich 15[illegible]
durch den
Er war König Karls V. und Ferdinands I. [illegible]

ıus, mit der Prinzessin Hermine von Anhalt-
ırg-Schaumburg-Hoym vermählt war.
as Städtchen Hoim, früher Hoymb, an der
zählt in 402 Häusern 2200 Einwohner. Stadt-
erhielt es 1543. Es ist der Sitz eines Justiz-
auch ist eine sehr bedeutende herrschaftliche Do-
ba, wozu das erwähnte Vorwerk Hohndorf (frü-
Dorf) gehört, sowie noch zwei Privatgüter. Das
, ein ansehnliches Gebäude, 1720 vollendet, steht
ıbewohnt. Hoym ist von Ballenstedt, Quedlin-
ınd Aschersleben zwei Stunden entfernt. Im
orfe Frose war schon im J. 961 ein Nonnenkloster,
tift in Gernrode untergeordnet. Die Dorfkirche
ı jetzt die des ehemaligen Klosters. Frose zählt
275 Häusern 1500 Einwohner, und enthält auch
rrschaftliche Domaine. Das zweite Amtsdorf,
ot, an der Selke gelegen, von 223 Häusern mit
Einwohnern, enthält ebenfalls eine Domaine,
zum Allodio der anhalt-bernburg-schaumburg-
ıen Linie gehört, und noch eine dergleichen herr-
he. (*F. Gottschalck.*)

YOS. Dieses jetzt in den kaiserl. Erbstaaten blü-
Geschlecht ist von dem vornehmsten und ältesten
s Königreichs Spanien entsprossen, und hat sei-
men von dem Markte Hoyos in Castilien erhalten,
zu dem Jahre 1500 im Besitze der Familie war.
et seine Abkunft von Chibasvindo, dem 27. go-
König in Spanien her, welche Abstammung durch
n acht Grandes de España erster Classe sub dato
5. Mai 1545 ausgefertigte Urkunde, und durch
neres Diplom des Königs Karls I. von Spanien
Karls V.) de dato Worms 12. Jun. 1545
et ist. Der älteste dieses Geschlechtes, Richildis
os, wird von gedachtem Könige Chibasvindo selbst
guineus noster, in einer Urkunde vom J. 683
t. Unter seinen Nachkommen war, laut alter Briefe,
Nuñez de Hoyos 1360 und Gomez und Gar-
)7 Königs Juan von Castilien Oberststallmeister;
Domherr zu Toledo. Gundisalvus Guttery de
König Heinrichs von Castilien und Arragonien
Feldherr, erzeugte mit Maria de Los Rios einen
Johann Alfons v. H., Baro di St. Martino,
unter König Ferdinand dem Katholischen Präsi-
s hohen Raths von Castilien wurde, und in sei-
e mit Katharina de Sagedro Alfons Martin de
erzeugte. Dieser vermählte sich mit Katharina de
und hatte Alfons Sanco de Magnia de Hoyos,
i St. Martino, königl. spanischen Admiral zum
welcher Johanna de Lazore et de Lara ehelichte,
ıter von Johann Martin de Hoyos wurde; dieser
nannte lebte noch 1512 als Gubernator zu Com-
in Spanien, und zeugte mit Ines de las Huelgas
za Johann Baptist de Hoyos, Baro di St. Mar-
elcher zuerst mit Kaiser Karl V. im J. 1520 nach
land kam, und sich in Niederösterreich, wo er
1520 in den Herrenstand aufgenommen wurde,
en Ankauf des Guts Trübeswinkel ansässig machte.
: König Karls V. und Ferdinands I. Kämmerer,
General-Feldzeugmeister, Hofkriegsrath und Comman-
dant zu Gradiska, und erhielt von dem Erstern 1545
die Bestätigung des oben ausgewiesenen, uralt adeligen
Herkommens. Er starb 1561, und ist mit seiner Gemah-
lin Agnes de Salamanca der nächste Stammvater aller
hierländigen Grafen von Hoyos geworden. Sein Sohn
Johann Baptist, k. k. Kämmerer und Reichshofrath,
wurde von Kaiser Ferdinand I., laut Diploms vom 13.
Juli 1549, mit dem Titel Freiherr auf Stüchsenstein in
den Freiherrnstand erhoben, die von dem Kaiser, laut
Kaufbriefes vom 5. Oct. 1548 erbeigenthümlich erlangte,
und schon vorher als Pfandschaft inne gehabte Herrschaft
Stüchsenstein gefreit, und sein Wappen mit nachfolgen-
dem Diplom d. d. Augsburg am 30. Mai 1555 vermehrt
und verbessert. Er ward späterhin kaiserl. Hofkriegsrath,
Gouverneur und Hauptmann zu Triest, Oberster eines
Regiments zu Fuß und zu Pferd, und des spanischen
St. Jakobsordens Ritter. Er starb den 25. Oct. 1579,
war vermählt gewesen mit Judith Elisabetha Freyin von
Weißenwolf, und hinterließ zwei Söhne, Ludwig Gomez
und Ferdinand Albert, deren jeder eine Linie stiftete.

Ludwig Gomez gründete die ältre Linie zu Gutten-
stein, aus der zuerst sein Sohn Johann Balthasar, Frhr.
v. H., k. k. Kämmerer, geh. Rath und niederösterreich.
Landmarschall, auch General-Landoberster in Österreich
unter der Ens, nachher Ritter des goldnen Vließes und
Staatsminister, vom Kaiser Ferdinand I. sub dato Prag
26. April 1628 in den Reichsgrafenstand, und seine
Herrschaften Hohenberg und Guttenstein zu einer Graf-
schaft erhoben wurden; er bestimmte mit kaiserl. Consens
vom 28. Febr. 1628 diese, sammt den Herrschaften Stüch-
senstein und Rothengrueb sammt Zugehör, zu einem im-
merwährenden Majorate seiner Familie. Seine Descen-
denz verblühte mit seinem Enkel, dem Grafen Johann
Ernst Ludwig v. H. im J. 1718.

Ferdinand Albert wurde der Urheber der jüngern
noch bestehenden Linie; sein Urenkel Leopold Karl, Sohn
von Johann Albert, Frhr. v. H. und Esther Susanna,
Gräfin von Trautmannsdorf, geb. 1651, † 1699, wurde
von Kaiser Leopold I. mit dem Titel Graf von Gutten-
stein und Hohenberg, Frhr. auf Stüchsenstein, Festenhof
und Rothengrueb, laut Diploms datirt Wien 23. Sept.
1674, in den Reichs-, und sub dato 8. Jänner 1682
auch in den erbländischen Grafenstand erhoben. Sein
mit Maria Regina, Gräfin von Sprinzenstein, erzeugter
Sohn Philipp Joseph Innocenz (geb. 1687, † 1762), k.
k. Kämmerer und wirkl. Geh. Regierungsrath, vereinigte
nach Abgang der ältern Linie das große Majorat dersel-
ben mit seinen väterlichen Fideicommißgütern Persenbeug,
Rohreck, Weinberg und Emersdorf, und den von der
Mutter ererbten Herrschaften Horn, Rosenburg, Rann
und Moldt, und hinterließ selbe seiner mit Maria Mag-
dalena, Gräfin von Hohenfeld, erzeugten weitern Descen-
denz, wovon Johann Ernst Ludwig (geb. 1718, † 1781),
k. k. Kämmerer, und Johann Anton Joseph (geb. 1731,
† 1791), k. k. Kämmerer, niederösterreich. Regierungsrath
und Weg- und Brücken-Amtsdirector, verheirathet wa-
ren, und sich in zwei noch blühende Äste geschieden ha-

ben. Der jetzt lebende Majoratsherr ist Johann Ernst (geb. 1779), des Leopoldsordens Commandeur, k. k. Kämmerer, Geh. Rath, Obersthof- und Landjägermeister, auch k. k. Oberst in der Armee, verheirathet mit Maria Theresia, Gräfin von Schlaberndorf, zu Münsterberg.

Das Wappen ist ein gevierter Schild mit einem Mittelschild, in dessen blauem, mit einem ausgerundeten Hermelinrand umgebenen Felde, zwei aus dem obern rechten und untern linken Eck, gegen einander hervorstehende goldgrüne Drachenköpfe, einen silbernen schrägrechten Balken mit den Rachen fassen. Das erste und vierte Feld ist in drei Theile gespalten, im mittlern blauen Grunde schwebt oberhalb einer grüngewellten Fluth ein silberner Anker mit goldnen Ringen und Haken, an einer goldnen Kette, die am obern Schildrande angespannt, ihre Enden in die zwei andern rothen Nebentheile herabhängen läßt. Im zweiten und dritten rothen Felde sieht man zwei über einander gegen die Rechte schreitende silberne Löwen. Auf dem Schilde ruhen zwei offne gekrönte Helme, der zur Rechten trägt mit roth, blau und gold gemischter Decke den Hals und den Kopf eines goldgrünen, einwärts gewendeten Drachen ohne Flügel und Klauen, der zur Linken mit rothsilberner Decke einen wachsenden, rechts gewendeten silbernen Löwen *).

(*Albert Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HOYTIAINEN, ein großer Landsee im kuopioschen Kreise in Finnland. (*J. C. Petri.*)

HOZA, eine kleine Stadt am Niemen im grodnoer Kreise der Statthalterschaft Grodno, mit 265 Wohnhäusern und 1100 Einwohnern, welche städtische Gewerbe, daneben auch Viehzucht und Ackerbau treiben, und einen Jahrmarkt halten. (*J. C. Petri.*)

Hozenplotz, s. **Hotzenplotz**.

Hozez, s. unt. **Ignatius v. Loyola**.

Hrabanus Maurus, s. **Rabanus**.

HRABIN, Marktflecken im troppauer Kreise der Markgrafschaft Mähren, mit dem Lustschlosse Charlottenburg, einer Wachsfabrik und über 600 Einwohnern. (*R.*)

HRABOVSZKY, 1) **Georg von H.**, evangelisch-lutherischer Prediger zu Lajos Komárom in Ungarn, Senior des weßprimer untern Seniorats und Archivar der Superintendentur A. C. jenseits der Donau, gestorben am 12. April 1825. Er war geboren zu Homok-Bödöge in der weßprimer Gespanschaft am 8. März 1762 und Sohn des Superintendenten Samuel v. H., studirte 11 Jahre in dem evangelisch-lutherischen Lyceum zu Ödenburg (Soprony) lateinische Grammatik, Humaniora, Philosophie und Theologie. Sein nach höhern Wissenschaften strebender Geist begnügte sich aber nicht mit den in dem Lyceum erworbenen wissenschaftlichen Kenntnissen, sondern wünschte sie auf Teutschlands hohen Schulen zu erweitern. Da er nicht gleich einen Paß nach Teutschland erhielt, bekleidete er 2½ Jahre lang die Predigerstelle zu Uraj-Ujfalu, wo er zugleich Erzieher in dem Hause des Herrn von Barcza war. 1786 erhielt er endlich einen Reisepaß nach Teutschland, um sich mit Adam Németh, Prediger zu Meszlény, auf die Universität zu Wittenberg, und dann nach Halle zu begeben. Schon hier fing er an, sich viele Bücher anzuschaffen und seine Bemerkungen über das Gelesene aufzusetzen. Im J. 1788 berief ihn die evangelisch-lutherische Gemeinde zu Palota von Halle aus zum Prediger in ungarischer Sprache, und sandte ihm ein Reisegeld, welches er zum Theil auf Bücherankauf verwendete. Mit wahrem Eifer und männlicher Festigkeit verwaltete er die ihm übertragne Stelle, und durch seine Bemühungen kam der Bau einer neuen Schule, eines Pfarrhauses und eines Waisenhauses zu Stande. Im J. 1791 wohnte er der merkwürdigen protestantischen Synode zu Pest bei, wurde 1795 nach Kis Somlyó zum Prediger berufen, wo er acht Jahre zubrachte, während welcher Zeit er im J. 1800 in der Districtsversammlung zu Vadoska zum zweiten Archivar ernannt wurde. Im J. 1803 kehrte er zu seiner frühern Gemeinde nach Palota zurück und wurde in der Superintendenzversammlung zu Kis Somlyó zum Senior des untern weßprimer Districts ernannt. Von Palota folgte er 1817 einem Rufe zu der magyarisch-teutsch-slawischen Gemeinde zu Lajos-Komárom, wobei er den Vorsatz hatte, durch seine Bemühungen die ganze gemischte Gemeinde in eine magyarische zu verwandeln, worin er ziemliche Fortschritte machte. Er war ein großer Freund und Beförderer der magyarischen Nationalliteratur. Sehr gern sprach und disputirte er vom magyarischen Nationalismus, und vom Feuereifer für die magyarische Literatur hingerissen überschritt er nicht selten das gehörige Maß und Ziel, indem er von diesem Gegenstand auch vor solchen sich in lange Erörterungen einließ, die davon nichts verstanden oder hören wollten, und dabei auch das schöne Geschlecht nicht verschonte [1]). Wenn seine Amtsgeschäfte es erlaubten, beschäftigte er sich ganz mit Lectüre und Schriftstellerei (denn von gewöhnlichen Unterhaltungen war er kein Freund), ungeachtet er wol wußte, daß seine schriftstellerischen Bemühungen im Vaterland unbelohnt und seine meisten Werke ungedruckt bleiben würden. Er wünschte nur seine Geisteswerke gedruckt zu sehen und durch dieselben zu nützen. Selbst als seine dringenden Gesuche an mehre ungarische Magnaten und selbst katholische Prälaten, die Druckkosten herzugeben, fast ganz fehlschlugen, schreckte ihn dies nicht ab, fortwährend gelehrte Werke in ungarischer Sprache zu schreiben. Durch seine Gelehrsamkeit hatte er sich viele Gegner und Feinde gemacht, auch Verfolgung zugezogen; er antwortete aber, besonders seinen Vorgesetzten, auf ihre Vorwürfe mit Bescheidenheit und Nachgiebigkeit; selten wurde er heftig und schonungslos. Unter den von ihm und größtentheils auf seine eignen Kosten erschienenen Schriften (sämmtlich in ungarischer Sprache) sind mehre Reden, Trauergedichte und Predigten; mit Ausschluß derselben und des fürs Allgemeine minder Wichtigern, dürften zu nennen sein: 1) **Jobb Egyházi Embernek Kevés**

*) Megerle v. Mühlfeld IV. S. 442. Schönfeld, Adelsschematismus. I. S. 82. II. S. 155. Seifert, Genealog. Adelstaf.

1) Dies gesteht auch sein ihn lobpreisender Biograph im Tudományos Gyüjtemény, 1825. VII. Heft. S. 55.

tudományal birni de a' Kevéssel használni etc. (Es ist besser, wenn ein Geistlicher wenig Gelehrsamkeit besitzt, aber mit dieser wenigen nützt, als viel zu wissen, aber bei vieler Gelehrsamkeit die Regeln der Menschlichkeit und des Christenthums zu übertreten.) Pest (Halle) 1787. Diese polemische in Halle gedruckte Schrift ist gegen Matthias Ráth, Prediger zu Raab, gerichtet, der in der Ankündigung eines ungarischen Wörterbuchs die transdanubianischen Prediger angegriffen hatte. 2) A'szent Lutzai új szállóknak eredetek 's szaporodások, azon törvényekkel együtt, mellyekkel virágzásokat eszközli negyedik Ferdinand etc. (Ursprung und Zuwachs der neuen Colonie von St. Lucia, sammt den Gesetzen, durch welche Ferdinand IV. ihre Blüthe befördert.) Weßprim 1792. 3) Fő T. Fock Bétsi Evang. Superintendensnek az igaz hazafiságról mondott szent beszédjei. (Geistliche Reden des Hochw. wiener Superintendenten Fock über die Vaterlandsliebe.) Ebendas. 1793. 4) Az embernek Istenhez, magához, egyebekhez, a' Királyhoz és a Hazához való Kötelességei Kérdésekben és feleletekben. (Pflichten des Menschen gegen Gott, sich selbst und andre, gegen den König und das Vaterland, in Fragen und Antworten.) Ebendas. 5) Evangyeliomos Könyv, mellyben a' vasárnapok és a' jeles innepekre rendelt evangyeliomi szakaszok magyaráztatnak etc. (Evangelienbuch, in welchem die für die Sonn- und Feiertage bestimmten evangelischen Perikopen erklärt werden rc.) Ebendas. 1793. 6) Papitükör, vagy a' Dunántúli Evang. Aug. Conf Superintendentia Prédikatorai. (Spiegel der Geistlichen oder die Prediger der Prediger in der evang. Superintendenz A. C. jenseits der Donau.) Ebendas. 1806. 127 S. Schätzbare biographische Notizen von 125 Predigern. (Durch diese Schrift zog er sich viele Feindschaft zu.) Von seinen Trauerreden ist z. B. und zwar auf Kosten des Grafen Zichi gedruckt: 7) A'gyilkosul megölettetett XVI Lajos Frantzia Királyról tartott gyász beszéd. (Trauerrede auf den meuchelmörderischer Weise getödteten französischen König Ludwig XVI.) Wien 1815. Überdies lieferte er verschiedne Aufsätze in der Zeitschrift von und für Ungarn 1804 (Leben und herausgegebene Werke des Seniors David Perlaky), im Prédikátori Tárház (Predigerarchiv), im Magyar Kurir, im Tudományos Gyűjtemény. In dem letzten zeichnen sich folgende Beiträge aus: Beschreibung des Waisenhauses zu Palota (1817. II. Heft); Leben des ödenburger Professors Jonathan Vietoris (1818 I. Heft); die Schriftsteller des ödenburger Comitats (1818. III. H.); die Schriftsteller des eisenburger Comitats (1818. VI.); Leben des Doctors und Arztes David Mádai zu Halle (1818. XI.); Schriftsteller der raaber Gespanschaft (1820. III. H.); Leben des evang. Rectors Johann Deccard des ältern zu Ödenburg (1820. X. H.); Leben des k. k. Historiographen Johann Michael Brutus (1825. VII. H.).

Seine ungedruckten Werke, deren 31 sind, werden als weit vorzüglicher und interessanter bezeichnet als die gedruckten. Darunter befindet sich eins: Wozu dienen die symbolischen Bücher? Verfaßt auf der pesther Synode 1791. Das Leben Jesu, zum Besten aller den Glauben schätzenden christlichen Jünglinge und Erwachsenen. Nach Feddersen zu Altona [2]). Dispositionen zur Erklärung der heiligen Schrift. 2 Bände. Der erste Band verbreitet sich über die Bücher Mosis, Samuels, der Könige und über die Psalmen; der zweite über die Apostelgeschichte, die Briefe Pauli an Timotheus und den Brief Judas. Auch ist eine Harmonie der vier Evangelien beigefügt. Alterthümer der evang. Kirchen zu Bük und zu Ostfi Asszonyfa; Geschenk anstatt der Osterhostie [3]), enthält Notizen über die ältern und spätern Prediger zu Kis Somlyó, über die ältre Kirchenvisitation zu Kis Somlyó und in der Umgebung, über die ältern und neuern Senioren zu Kemeneš Allja, über die ältern und spätern Schullehrer zu Kis Somlyó. Beschreibung und Beurtheilung einiger vorzüglichern magyarischen Bücher. Memorabilia Aug. Confessionis in Hungaria Transdanubiana 1521—1817, nebst einer Tabula chronologica Memorabilium Aug. Conf. in Hung. Transdanubiana. Grabhügel zehn verdienstvoller in dem letzten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts gestorbener evang. Herren; Begebenheiten der evang. Kirche zu Klein-Somlyó von 1783—1806; Entstehung, Zuwachs und Untergang des Waisenhauses zu Klein-Somlyó; Register über die die Superintendenz jenseits der Donau betreffenden königl. Befehle und ihrer Beschlüsse; Leben des Andreas Dudith, k. k. geheimen Raths und fünfkirchner Bischofs; mit dem größten Fleiß und Vorliebe verfaßt. Sie verdient unstreitig den Druck. Zwar sind über jenen berühmten und gelehrten ungarischen Bischof, der, um ein polnisches Hoffräulein zu heirathen, seine hohe Würde niederlegte, aus der römisch-katholischen Kirche austrat und in Breslau privatisirte und starb, mehre, zum Theil sehr schätzbare Biographien (auch im Tudományos Gyűjtemény 1817, IV. H. S. 36 ff. eine aus fünf Kirchen eingeschickte), erschienen, aber alle dürften dieser Biographie nachstehen. Klerogamie oder Verzeichniß einiger ungarischen und ausländischen kathol. Bischöfe, die deswegen viel zu leiden hatten, weil sie heiratheten (mit schönen Anmerkungen); evangelische Professoren, Akademiker und Schullehrer A. C. im Kreise jenseits der Donau, in alphabetischer Ordnung; Prediger der evang. Superintendenz A. C. jenseits der Donau, von der Reformation durch Luther und Dévay [4]) an bis auf unsre Zeiten, in alphabetischer Ordnung, ein mühsam verfaßtes, sehr schätzbares Werk; Schriftsteller der Gespanschaften Weßprim, Schimegh, Tolna, Szala, Baranya, Raab, Wieselburg, Ödenburg, Eisenburg, Komorn, Stuhlweißenburg; biographische Notizen und genaue Verzeichnisse

2) Der rosenauer römisch-katholische Bischof Ladislaus Graf Esterházy würde dieses Werk haben drucken lassen, wenn ihn nicht plötzlich der Tod weggerafft hätte. 3) In Ungarn ist hin und wieder die Gewohnheit, daß die Prediger und Schulmeister Oblaten zum Ostergeschenk, in Erwartung eines bessern Geschenks, herumschicken. 4) Dévay, ein Schüler Luthers, war einer der ersten Verbreiter von Luthers Reformation in Ungarn, trat aber selbst bald zur reformirten Kirche Calvins über.

der herausgegebenen Schriften. Der Druck ist sehr wünschenswerth. Friedenswörterbuch, oder die Namen jener Fürsten, Gelehrten, Städte und Dörfer in alphabetischer Ordnung, welche die in das Christenthum eingeschlichnen traurigen und schädlichen Spaltungen sich zu Herzen nehmend, zu ihrer Erstickung oder doch zu ihrer Schwächung gute Schritte thaten oder thun wollten [5]). Die von Fürsten, Nationen, Städten und Herren belohnten Wohlthäter, Gelehrten und Künstler in alphabetischer Ordnung. Wohlthätige Institute, Waisenhäuser, Spitäler, gelehrte Gesellschaften und andre nach dem letzten Willen erfolgte Stiftungen. Ein mit vielem Fleiße zusammengetragnes Verzeichniß alter und neuer durch Stiftungen gegründeten wohlthätigen Institute im In- und Auslande, die theils kürzer, theils ausführlicher beschrieben werden. Magyarische Mäcenen, oder Gönner gelehrter Ungern und im Druck herausgegebener ungarischer Werke. Gelehrte Frauen, die sich durch Herausgabe gedruckter Werke vor ihrem Geschlechte zu ihrer Zeit auszeichneten [6]). In das Ausland gewanderte und größtentheils daselbst gestorbene ungarische Gelehrte. Annales sui temporis 1784—1821 (den Kalendern von ihm beigeschrieben). Alle hinterlassenen Handschriften betragen 965 Bogen, sind rein und correct geschrieben und in der schönsten Ordnung. Seine Briefsammlung ist auch von Wichtigkeit. Was von seinen geringen Einkünften, nach Bestreitung der häuslichen Bedürfnisse und der Ausgaben für die Erziehung seiner Kinder, übrig blieb, verwandte er auf die Vermehrung seiner Bibliothek, die gegen 2000 Bände enthält. Er war von mittler Statur, schön gewachsen, von röthlicher Gesichtsfarbe und corpulent. Geradheit und Festigkeit zeichneten seinen Charakter aus. Nachdem er zu Lajos-Komárom acht Jahre als Prediger, emeritirter Senior und Censor der theologischen Werke der augsburgischen Confessionsverwandten im weßprimer Seniorate verlebt hatte, starb er im 64. Jahre seines thätigen Lebens am 12. April 1825 und hinterließ eine betrübte Witwe, Rosina geb. Gayer, und vier Kinder, von welchen der älteste Sohn, Johann von Hrabowszky, geschworner Landesadvocat, der Erbe seiner Bibliothek und seiner Handschriften wurde. Möchten doch diese für die Bibliothek des ungarischen Nationalmuseums zu Pesth angekauft werden, und möge das Königreich Ungarn viele so fleißige, aber glücklichere Literatoren, als Georg Hrabovszky war, zeugen! [7]) (*Rumy.*)

2) Peter, Präfect oder Verwalter des Schlosses und der Herrschaft Budetin im trentschiner Comitat, ein eifriger Beförderer der evangelischen Sache im 17. Jahrh., und ein mächtiger Gönner der protestantischen Schulen in Ungarn, namentlich jener zu Bartfeld, auch ein eifriger Beförderer der slawischen Sprache und Literatur. Er schrieb und ließ auf seine Kosten drucken: Manuale latino-hungarico-slavicum ad praxim Pietatis ordinatum ac ex variis devotionum libellis collectum, opera et sumtu etc. Petri Hrabovszky de Hrabowa etc. (1663). (*Zipser.*)

HRACHINA (l. Hratschina), Dorf in der agramer Gespanschaft Kroatiens, im St. Johanner Bezirk, in einer Gebirgsgegend, mit einer katholischen Pfarre und einem adeligen Gerichtshofe, berühmt wegen der Masse meteorischen gediegnen Eisens, welche hier am 26. Mai 1751 unter den gewöhnlichen meteorischen Erscheinungen aus der Luft gefallen und drei Klafter tief in einen kurz zuvor gepflügten Feldgrund eingedrungen ist. Sie wird in dem kaiserl. Naturaliencabinet zu Wien aufbewahrt und ist abgebildet und genau beschrieben in Dr. Karl v. Schreibers Beiträgen zur Geschichte und Kenntniß meteorischer Stein- und Metallmassen und deren Erscheinungen, welche deren Niederfallen zu begleiten pflegen (Wien 1820. Fol., mit neun Steinabdrücken und einer Titelvignette). Die sorgfältig gemachten Zeichnungen sind von Ерміну. (*Rumy.*)

HRADEK, böhmische Benennung der in der preußischen Provinz Schlesien, in der Grafschaft und dem Kreise Glaz, nördlich unter der Heuscheuer gelegnen Stadt Wünschelburg (s. d. Art.). Das böhmische Wort hrad heißt: eine Burg, und mit der angehängten Verkleinerungssylbe ek hradek eine kleine Burg, ein Schlößlein; sowie denn auch Wünschelburg, als schlesische Verkleinerung von Wunschburg angesehen werden kann. (*Knie.*)

Hradek Czerweny, s. unt. Rosenberg.

HRADISCH (mährisch Hradisst), weiland ansehnliches Prämonstratenserkloster, jetzt Amtssitz der Herrschaft Hradisch und Militairhospital für die Besatzung von Ollmütz, liegt nur eine Viertelstunde vor dem östlichen Thore von Ollmütz, fast an den Festungswerken der Stadt. Den Namen hat es von der Burg (Hrad), welche der böhmische Herzog Bretislaw 1030 auf dieser Stelle erbaute, und die sein Sohn, Otto der Schöne, Fürst in Mähren, in ein Kloster verwandelte, und um 1074 mit Benedictinermönchen besetzte. Der von diesem Fürsten und seiner Gemahlin Euphemia 1078 gegebene Stiftungsbrief nennt als ursprüngliche Stiftungsgüter die Dörfer Kösselowitz, Rochechin, Haychin, Ugezd, Lasene und Lodinitz, den Hof Usobren, mit den davon abhängenden Höfen, den Wald Lubieczka, die Teiche Widoma und Tekaletz und den sechsten Pfennig von der Brückenmauth zu Lundenburg. Das Kloster wurde nach und nach von neun Äbten regiert, erweiterte seine Besitzungen gar ansehnlich, und stand im schönsten Flor, als es 1161 von den Polen, die für den böhmischen Prinzen Sobieslaw stritten, gänzlich zerstört wurde. Die Mönche zerstreuten sich, ohne je mehr zusammenzukommen. Einige Jahre später führte Otto III., der Fürst von Ollmütz, an ihrer Stelle Prämonstratenser, die aus dem Strahof und von Leutomischel kamen, ein. Er übergab ihnen die Besitzungen des bisherigen Klosters, wozu bereits das Dorf Rigow, oder die nachmalige Stadt Gaya gehörte, und vermehrte sie durch fernere Schenkungen. Seinem Beispiele folgend gab König Wladislaw 1170 den Flecken Zwitawka und Usobren, dann die Dörfer Lubkow und Michnow; von

5) Dieses nützliche Werk liefert einen treffenden Beweis von Hrabovszky's großer Belesenheit. 6) Unter diesen gelehrten Frauen trifft man sehr wenige Ungarinnen an. 7) S. seine Biographie im Tudományos Gyűjtemény, 1826. VI. Heft. S. 53—72.

Herzog Friedrich wurde um das J. 1181 das Gut Oldrzichow (Odersch?) bei Troppau, von dem Fürsten Wladislaw 1190 ein Wald bei Rakle, 1196 von dem Fürsten Brzetislaw Otto das Dorf Zerkowitz, und von dem Fürsten Waldimir das Dorf Bouniowitz, von dem Fürsten Wladislaw Heinrich 1200 der Flecken Kinitz mit den Dörfern Schebetau, Czetkowitz und Urczitz, sammt einem großen Walde von demselben 1203 der große Wald Strzelna, zwischen Oder und March, dann 1220 die Stadt Weißkirch mit den Dörfern Hermanitz, Luczka, Polom, Bielotin, Rahorach und Jessenitz, endlich in demselben J. 1220 von König Wenzel das Dorf Hatschein geschenkt. Zwanzig Jahre später, 1241, wurde Mähren von den Mongolen überschwemmt. Sie griffen zu gleicher Zeit die Stadt Ollmütz und das Kloster Hradisch an. Die Vertheidiger des Klosters leisteten heldenmüthigen Widerstand; nachdem sie sich überzeugt, daß eine längre Vertheidigung der Mauern unmöglich sein würde, fielen sie in die unzähligen Schaaren der Feinde, und kämpften, so lange einer von ihnen das Schwert erheben konnte. Das Kloster wurde verbrannt und zerstört, und ermordet, was von den Ordensleuten nicht hatte entfliehen können oder wollen; der Abt Gerlach starb 1243. Die Welt war aber noch jung, und kaum hatte die wilde Fluth sich verlaufen, als König Wenzel, Markgraf Przemisl Ottokar und Herzog Ulrich von Kärnthen, zugleich Fürst von Lundenburg, gemeinschaftlich den Wiederaufbau des Klosters bewerkstelligten. Unter den Äbten Robert I., † 1269, und Budisch, † 1290, gelangte dasselbe bald wieder zu seinem alten Wohlstand, und es wurde noch Manches zugekauft, als um 1260, die Dörfer Hradisko und Drozdein, noch später die Dörfer Repschein, Topolan, Rosstin und Tieschetitz. Zwar verpfändete der verschwenderische 11. Abt, Chwalko, † 1299, die Stadt und das Gebiet von Weißkirch, im J. 1298, dagegen erwarb Roman, sein unmittelbarer Nachfolger, das Patronat in Hlinsko Thomas I, † 1332, jenes in Kolein, und Friedrich, vorher Bischof von Pavia? (Episcopus Ticinensis) † 1336, jenes von Rasile, bei Troppau, Terward, erwählt 1365, † 1381, erkaufte die Güter in Przemislawitz, Ustin, Ohnitz und Lubenitz, sowie er für sich und seine Nachfolger den Gebrauch der Inful erlangte, und Benesch, erwählt 1395, † 1412, lösete die verpfändeten Städte Gaya und Weißkirch wieder ein. Unter des Benesch Nachfolger, unter Wenzel von Horka, wurde Hradisch am 7. Mai 1432 von einem Schwarme böhmischer Taboriten erstiegen; sie erpreßten zuerst große Geldsummen, ermordeten viele der Conventualen, plünderten und verbrannten das Kloster, und führten den Abt gefangen fort. Diesem gelang es bald, sich aus ihren Händen loszukaufen, aber als er Anstalten treffen wollte, die zerstörten Mauern aus dem Schutte zu erheben, wurde er von einigen mächtigen Edelleuten der Nachbarschaft angefallen. Diese neuen Feinde zerstörten das Wenige, was der Wuth der Taboriten entgangen war, und theilten sich in die Klostergüter, der Abt aber bezog mit seinen Brüdern ein Haus in der Vorstadt von Ollmütz, und starb daselbst im nämlichen J. 1433. Seine Nachfolger, Nikolaus I., Krkawec, † 1446, und Nikolaus II., Ryß, löseten, jener die Dörfer Zlobitz und Bouniowitz, dieser die Dörfer Oldrzisow, Hayczin, Repschein, Topolan, Ohnitz, Hradschan, Brzesowitz, Bediehoßt, Tieschetitz und Zwitawka, von den unrechtmäßigen Besitzern ein. Nikolaus II. baute auch das Kloster wieder auf, und es wurde gleich nach seinem Tode, 1461, von der Gemeinde, die sich bisher fortwährend in Ollmütz aufgehalten hatte, bezogen. Das neue Gebäude war mit hohen Mauern umgeben und einer Festung nicht ungleich, darum schien es dem Könige Georg ein gelegner Punkt, die Fortschritte der Ungarn aufzuhalten. Er hatte so viel für die Wiederherstellung von Hradisch gethan, daß sein Wunsch, daselbst Besatzung einzulegen, sich nicht abweisen ließ. Mehre Jahre vergingen, in abwechselndem Kampfe mit den Ollmützern, die der Ungarn Partei ergriffen hatten, 1469 aber kam es zu einer ordentlichen Belagerung, die zwar der königliche Befehlshaber, Georg Schattny, mit großem Muthe zwei Jahre lang aushielt, endlich aber waren die Vorräthe verzehrt, und es mußte die Feste auf ehrliche Bedingungen aufgegeben werden. Aber die Belagrer hielten weder der Besatzung, noch dem Abte Wort. Dieser, Georg II., mußte entweichen, und starb 1487 zu Troppau; in die Stiftsgüter aber theilten sich einige Günstlinge des Königs von Ungarn. Den besten Theil erbat sich Johann von Prosnitz, der Vater des Bischofs Johann von Waradein und Ollmütz, ein andres Stück hielt Georg Schattny, pro studio et labore, fest. Diesen abzufinden mußte die Herrschaft Weißkirch um 2000 Dukaten verpfändet, dann gar, im J. 1491, verkauft werden. Der neue Abt, Marcus, verlor darum den Muth nicht, durch die Gnade des Königs Wladislaw wurden ihm mehre Besitzungen zurückgegeben, und während er mit seinem Convent ein Haus zu Ostrow bewohnte, wirkte er mit großer Thätigkeit für die Wiederherstellung des Klosters. Im J. 1498 war der Bau vollendet, und des Marcus Nachfolger, Johann, erwählt 1497, konnte ihn sofort beziehen. Noch waren viele Stiftsgüter in fremden Händen, ihre Wiedereinlösung kam erst unter dem Abte Paul, † 1525, vollends zu Stande; nur die Stadt Gaya blieb verloren. Der 35. Abt, Martin, erwählt 1532, war zugleich Bischof von Nicopolis und Weihbischof zu Ollmütz, und starb 1549, der 37. aber, Kaspar, erwählt 1556, erbaute die Stiftsgebäude von Grund auf neu, auch einen Thurm an der Kirche, und starb 1576. Dieser Nachfolger, Johann IV. Ponietowsky und Paul II. Grünwalder von Grünwald, hauseten sehr schlecht, veräußerten mehre Güter, als Bezmirau, Hradisko, Zlobitz, und hinterließen dessenungeachtet schwere Schulden, die aber der 40. Abt, Georg III. Pavorin, erwählt 1594, † 1608, großentheils tilgte. Unter dem 42. Abte, Georg IV. Leodegar, mußte das Kloster den Hauptmann des Kriegsvolkes der mährischen, unkatholischen Stände, den von Puchheim, aufnehmen; er besetzte dasselbe mit 500 aufgebotnen Bauern, bemächtigte sich aller klösterlichen Einkünfte, und warf für Abt und Convent nur einen dürftigen Unterhalt aus. Georgs Nachfolger, Maximilian Pracher, erwählt 1629, erbaute

die erste Kirche auf dem Heiligenberge, und starb 1635; Elisäus, erwählt 1635, verschaffte dem Stifte viele verlorne Rechte zurück, erwarb neue Freiheiten, und starb 1641; Jakob war kaum erwählt, als ihn der schwedische Einfall von 1642 traf. Das Kloster wurde gänzlich ausgeplündert und in Brand gesteckt, die Capitularen zerstreuten sich nach allen Weltgegenden hin, und der Abt flüchtete nach dem Kloster Obrowitz, bei Brünn, wo er 1647 verstarb. Sein Nachfolger, Johann V., starb noch in demselben Jahre, zu Obrowitz, und auch der 47. Abt, Friedrich II, mußte daselbst, bis zum Abzuge der Schweden, 1650, aushalten. Sofort wurde an der Wiederherstellung des Klosters gearbeitet, und dasselbe im J. 1653 wieder bezogen. Drei Jahre später resignirte der Abt Friedrich, der an seine Stelle erwählte Thomas II. Olschansky, erbaute von 1656 — 1659 die Stiftskirche von Grund auf neu, kaufte die Dörfer Piwein und Skaliczka an (1660), war Generalvisitator des Ordens, und starb 1666, sein Nachfolger, Friedrich III., im J. 1708. Letztrer hatte aber bereits 1671 resignirt. Der hierauf erwählte 50. Abt, Alexius, baute die neue Kirche auf dem Heiligenberge, starb aber bereits 1679, und an seine Stelle trat Norbert I. Zieletzky von Poczenitz. Dieser, der wahrhaft der Wiederhersteller des Stiftes genannt werden mag, baute, nebst dem prächtigen Klostergebäude, auch die Residenzen zu Schebetau, Konitz und Brzesowitz, dann die Pfarrhöfe zu Kinitz, Zwitawka, Tieschetitz, Krönau, Bouniowitz und Brzesowitz, vollendete die schöne Kirche auf dem Heiligenberge, erkaufte 1699 um 60,000 Fl. das Gut Konitz, dann das schöne Gut Hrochow-Teinitz, in dem chrudimer Kreise von Böhmen, und starb 1709. Sein Nachfolger, der 52. Abt, Bernhard II., erwarb 1710, von dem österreichischen Stifte Berneck, die in dem ödenburger Comitate von Ungarn gelegne Abtei Czorna, baute die Kirchen zu Schebetau, Tieschetitz und Olschan, und starb 1714, der 53. Abt, Benedict II., im J. 1721. Dieser hatte die schönen Gebäude auf dem Heiligenberge aufgeführt, auch die Kirchen zu Bouniowitz und Krönau gebaut. Der 56. Abt, Paul Ferdinand Waczlawik, erwählt 1741, war erst Visitator, dann Generalvicar seines Ordens, auch k. k. Geheimerath, ließ sich 1747 von dem Stifte Berneck die Abtei Turien, in dem zalader Comitat, abtreten, erkaufte 1763 um 21,000 Fl. das Gut Hradisko, erlebte aber noch die Aufhebung seines Stiftes, und starb, wenige Monate später, im J. 1784, im 84. Jahre seines Alters.

Die Abtei Hradisch, unstreitig eine der vornehmsten des Ordens, besaß, außer der eigentlichen, im fruchtbarsten Boden gelegnen, und landtäflich auf 739,477 Fl. 40 Kr. abgeschätzten Stiftsherrschaft, in Mähren noch die Güter Schebetau, Konitz, Brzesowitz und Hradisko, in Böhmen Hrochow-Teinitz, in Ungarn die Propsteien Czorna und Turien; sie hatte acht Pfarreien: Bouniowitz, Brzesowitz, Kinitz, Kolein, Krönau, Rakle, Tieschetitz und Zwitawka, dann, außer der Wallfahrtskirche auf dem Heiligenberge, mehre Expposituren aus seinem Mittel zu versehen, und zählte überhaupt 90 Capitularen. Der Abt war mährischer Landstand, hatte auf den Landtagen, unter den Regularäbten, den zweiten Rang unmittelbar nach jenem von Wellehrad, bediente sich auch, seit 1370, der bischöflichen Insignien. Die gesammten mährischen Güter waren landtäflich auf 1,431,842 Fl. 20 Kr., die böhmischen auf 363,500 Fl. abgeschätzt. Das verlassene Kloster enthielt von 1786 — 1790 das für Mähren bestimmte Generalseminarium. (*v. Stramberg.*)

Hradisztie, s. Tabor.

Hradschitz, s. Hradisch.

HRAFNAFREISTADR, Abfrager (Forscher) der Raben *), Beiname Odins, weil seine Raben an jedem Morgen in die Asenwelt fliegen und beobachten, was geschieht, und Mittags zurückkehren. Was sie erfuhren, berichten sie leise ihrem Beschützer ins Ohr. (*Schincke.*)

HRAFNA-GALDR ÓTHINS, eins der bedeutungsvollsten Eddalieder und von einem der größten Dichter, hat die Aufmerksamkeit der Forscher auch wegen seiner Dunkelheit in hohem Grad auf sich gezogen. So hat der berühmte isländische Dichter Erik Paulsson von Höfdi zehn Jahre auf Betrachtung desselben verwendet, und zuletzt, wie man erzählt, das Lied mit der Erklärung hinweggeworfen, daß er wenig oder nichts davon verstehe. Die Schwierigkeit des Verständnisses des Gedichtes besteht aber nicht, wie bei den Skaldenliedern, in künstlicher Wortstellung, denn sie ist so natürlich und einfach, wie bei den übrigen Eddaliedern; auch nicht in Häufung räthselhafter Bildersprache, denn die Sprache ist mit wenigen Ausnahmen ebenso leicht verständlich, als die der andern Eddalieder, und mit der räthselhaften bilderreichen Sprache der Skalden nur in einigen Fällen zu vergleichen. Die Schwierigkeit des Verständnisses des Liedes besteht im Gedankengange des Dichters und dem Plane desselben. Wir wollen zuerst den Namen des Liedes, dann seinen Inhalt, hierauf die verschiednen Meinungen über den Zweck desselben und die Lösung des Problems behandeln, und zuletzt das Versmaß, die Ausgaben und Übersetzungen bemerken. Hrafna-Galdr Othins geben die lateinischen Übersetzer in der großen Ausgabe der Edda Saemundar hinns Fróda durch Corvicinium Odini, Mone [1]) durch Rabenruf Othins, Sandvig [2]) durch Odins Ravne-Besvaergelse (Odins Raben-Beschwörung), Stubach [3]) durch Umschreibung Othins Zauberlied oder Rabenschwüre. Galdr, galldr bedeutet nämlich Zauberlied, und weil Zauberei und Weissagung im innigen Zusammenhange standen, hat es auch zugleich die Bedeutung von Orakellied. Berücksichtigen wir die eigenthümliche Wortstellung im Altnordischen, und geben ihr den wahren Sinn, so ist Hrafna-Galdr Othins durch Orakel-Zauberlied der Raben Othins, oder wenn wir nicht Alles

---

*) Tentator s. examinator. *Finn-Magnusen*, Lexic. p. 370.

1) Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 218, 440—445. 2) (Sandvig), Forsög til en Oversättelse af Sämunds Edda. Förste Hefte. (Kiöbenh. 1783.) S. 28. 3) Stubach, Sämunds Edda des Weisen, oder die ältesten norränischen Lieder. Als reine Quellen über Glauben und Wissen des germanischen vorchristlichen Nordens. Aus dem Isländ. übers. u. mit Anmerk. begleitet. S. XIX.

umfassen, durch Orakellied der Raben Othins zu übertragen. Die Raben gehörten nämlich zu den bedeutsamsten Orakelvögeln des Nordens überhaupt, wozu nicht wenig ihre Gabe, menschliche Wörter deutlich nachsprechen zu lernen, und auch die Mannichfaltigkeit, welche ihr gewöhnlicher Ruf durch verschiedne Modulation erhält, beitragen mochte; und so sind auch von den göttersaglichen Orakelvögeln die bedeutungsvollsten die beiden Raben Odins. Im Grimnismál (St. 20. gr. Ausg. d. Edd. Säm. Th. 1.) wird Odin eingeführt, dieses von ihnen singend: Huginn und Muninn fliegen jeden Tag über den Erdengrund. Mir ist bange um Huginn, daß er nicht wiederkomme, doch mehr noch sorge ich um Muninn. Hugr und Hugi bedeutet Seele, Geist, Gedanke, animus, daher Huginn, Denker, Nachdenkender, oder auch Geist, Gedanke selbst, Munr und Muni, Gedächtniß, mens, memoria, daher Muninn, der Eingedenke, sich Erinnernde, oder auch das Gedächtniß selbst. Die Skalda (bei Rask, S. 181—182) führt Huginn und Muninn als dichterische Benennungen der Raben überhaupt auf, sowie z. B. in der Quitha Sigurdar Fafnisbana in önnur. Fyrri Partr Str. 20. gr. Ausg. d. Edd. Th. 2. S. 168 von Sigurd gesungen wird: erfreute Huginn (hugin gladdi erfreute den Raben, d. h. schlug eine blutige Schlacht). In der Skalda S. 322 heißt es von Odins Raben: „Zwei Raben flogen von Hnikars (Odins) Schultern, Huginn zu den Gehängten, aber zu den Leichnamen (den in der Schlacht Gefallnen) Muninn." Die jüngre Edda (bei Rask S. 42) sagt: „Zwei Raben sitzen auf Odins Schultern, die ihm in die Ohren alle Neuigkeiten sagen, welche sie sehen und hören. Sie heißen Hugin und Munin. Sogleich bei dem Beginnen der Morgendämmerung läßt er sie die Welt umfliegen. Zur Mittagszeit aber kommen sie wieder. Dadurch wird er von vielen Ereignissen unterrichtet. Davon heißt er gewöhnlich Raben-Gott (Hrafna-god, Gott der Raben)." In der Ynglinga-Saga (C. 7. in der Heimskringla bei Claussön S. 6), in welcher die Göttersage in Menschensage umgestaltet ist, heißt es von Odin: Er hatte zwei Raben, die er sprechen gelehrt. Sie durchflogen weit die Länder, und brachten ihm mancherlei Zeitungen (Nachrichten) heim. Hierdurch ward Odin sehr weise (d. h. in die Zukunft schauend, andern Verborgnes wissend ꝛc.). Daß Odin die Schicksale der Menschen und die zukünftigen Dinge zu erforschen verstanden, bemerkt die Ynglingasaga auch an zwei andern Stellen (S. 4 u. 6), nur daß sie es dort seiner Kunde in der Zauberei zuschreibt. Vorzüglich als Schlacht-Orakelvögel galten die Raben, wie aus Folgendem hervorgeht. 1) Eines Morgens kam ein Rabe vor Brekka's Fenster, und krächzte laut. Da sang Hrodmund: „Draußen hör' ich den Schwan des Blutes des Wundendorns (Schwertes, Spießes) krächzen. In der Frühe weckt die Beute den kecken, dunkelgefiederten (wörtlich den geborgenmuthigen, blaugefiederten). So krächzte vordem, wenn Heernährende (Heerführer, Fürsten) dem Tode nahe waren, der Habicht der Schlacht (d. i. Rabe), als die Kukuke der Schlacht (Raben) Gauts (Odins) Künste weissagten." Thorbiörn sang: „Es gluchset von Leichnamshagel (Blut) besprengt, wenn er zum Leichnamssee (Blut) kommt, der Muthige, verlangt Morgenbeute, das Meer der Welle des Haufens der Erschlagnen. So krächzte vormals vom alten Baume der Erdzunge der Leichenhabicht (Rabe), wenn die Habichte den Wundenmeth der Krieger wollten." Inzwischen kamen die Ostmannen in die Befestigung, welche die Arbeitsleute offen gelassen. Die Brüder gingen hinaus, die Frauen aber sagten, daß Hrodmund zu alt, und Thorleif, welcher damals 15 Winter alt war, zu jung sei, hinaus zu gehen. Da lief Hrodmund mit den Waffen hinaus, und sang: „Baum der Ringe des Flachfeldes (Mann des Schildes), laßt uns zum Tosen der Schlacht uns bereiten. Mir wird der Tod heute nicht, ist er nicht früher durch den Speer bestimmt. Mich kümmert wenig, obgleich das blutige Schwert spiele. Uns war früher das Alter mit rothen Schilden abgemarkt." Hrodmund und Thorbiörn und fünf andre Schwertschwinger fielen, Thorleif ward schwer verwundet. Auch büßten sieben von den Seeräubern, den Ostmannen, mit dem Leben, und die andern flohen. Der Sieger Hastein sang unter Anderm: Die Bäume des Siegesgestelles (die Männer), welche verwundet fallen, müssen den Schwan des Blutfalles an der Leiche krächzen hören. Der Beinzerschneider (das Schwert) trinkt die Welle (Blut). Da erhielt der Adler einen Trunk, als der schuldreiche Slettu-Helgi das Roth (Blut) fallen ließ; dem Adler waren die Fänge leichnam-umwickelt. (Islands Landnámabók P. II. c. 32. S. 172—175, 177—178). 2) Der siegreiche Kaiser Otto hatte den Dänenkönig Harald, Gorms Sohn, auf Marsey taufen lassen. Hierher kam auch Hakon Jarl von Norwegen, welchen Harald gegen Kaiser Otto zu Hülfe gerufen, und wurde von diesem zur Taufe gezwungen. Kaiser Otto zog heim. Hakon wartete in Halse auf günstigen Wind. Als dieser eingetreten, setzte er die Christenpriester, durch welche er Norwegen bekehren lassen sollte, an das Land, segelte durch den Öresund und plünderte, da er mit dem Christen Harald gebrochen, das Land zu beiden Seiten und gleicher Weise unterhalb Skanör. Als er östlich zwischen die gothischen Scheeren kam, legte er an das Land, und brachte seinen Göttern ein großes Blutopfer. Da kamen dahin zwei Raben, und schrieen laut. Dieses Orakel verkündete ihm, daß Gott Odinn das Blutopfer angenommen, und daß Hakon glücklich in Schlachten sein werde. Auf diesen Orakelspruch vertrauend steckte er alle Schiffe in Brand, landete sein ganzes Heer, durchzog Gothland mit Heeresschild, erschlug den Häuptling Ottar, Jarl von Gothland in der Schlacht, und gelangte sieggekrönt nach Norwegen. (Snorri Heimskringla, bei Claussön S. 123—124). In der Quitha Helga Hundíngsbana en Fyrri (gr. Ausg. d. Edd. Säm. Th. 2. S. 57) wird bei Gelegenheit von Helgi's Geburt gesungen: Eins war zur Angst dem Ylfingen-Sohn, und der Frau, die Wonne-gebar. Der Rabe sang zu dem Raben, saß auf hohem Baume, Speise erwartend: Ich weiß etwas. Es steht im Panzer Sigmunds Sohn einen Tag alt. Nun ist der Tag

gekommen. Scharfe Augen (sind ihm) wieder Helden. Er ist der Wölfe Freund (d. h. wird viele Krieger in der Schlacht fällen, und ihre Leichname den Wölfen zur Speise lassen), wir sollen (werden, skolom) uns freuen (denn auch den Raben wird ihr Antheil an den Gefällten nicht entgehen). Gesunken war Sigurd südlich am Rhein, ein Rabe laut vom Baume rief: „An euch wird Atli die Schneiden (des Schwertes) röthen; eurer beiden (Gunnars und Haugni's) Eide werden das Tödten (d. i. den Tod, den ihr durch Atli erdulden werdet) schneiden (d. i. bittrer machen, da ihr die Sigurden geschwornen Eide ewiger Brüderschaft gebrochen habt). [Brot af Brynhildar-Quido II. Str. 11 gr. Ausg. d. Edda Säm. S. 250—251 [4])]. Weiter unten Str. 12—13, S. 251—252 kommt das genannte Lied auf das Vögelorakel zurück. Alle schliefen, als sie in das Bette kamen, Gunnar allein wachte länger, als alle, rührte den Fuß, sprach viel; das überdachte der Heerverderber (Schlachtheld), was sie im Streite beide sagten der Rabe immer und der Adler, als sie (Gunnar und die Seinen) heimritten.

Wenn wir so sehen, wie die Raben Orakel ertheilen, so brauchen wir nicht anzunehmen, das Lied habe seine Benennung dadurch erhalten, daß die Asen, von Ahnungen beunruhigt, den Hugur (muthmaßlich den Huginn, einen der Raben Odins, weshalb Rask Huginn auch in den Text aufgenommen) zu den Zwergen Thrain und Dain um Traumauslegung senden. Auch kann die Stelle hverfr thví hugr, es verschwindet deshalb hugr (der Geist), bedeuten, man verzweifelt deshalb; und dann ist von der Sendung des Hugurs an die Zwerge gar nicht die Rede, und die Erklärung der Benennung des Liedes aus dieser Stelle gar nicht begründet. Es ist daher die sicherste Annahme, daß das Lied Odins Raben in den Mund gelegt; nämlich ähnlich wie in der Völuspá die Vala (Weissagin) das Schicksal der Götter verkündet, weissagen hier die Raben Odins die Beängstigungen der Götter, und wie sich deshalb die Götter vergebens an die Orakel wenden. Zu Hrafna-Galdr Othins findet sich der erklärende Zusatz Forspialls-Lióth [5]), Forspialls-Mál, welches die lateinischen Übersetzer in seiner tiefern Bedeutung auffassend, ganz richtig durch oraculi sive vaticinii melos, Orakellied, wörtlich Vor(voraus)gespräch-Lied, Vor(voraus)gespräch-Gedicht, nämlich in Beziehung auf die Befragung der Orakel, geben, und nicht, was es auch heißen könnte, durch introductionis carmen, Vorspielgedicht, Einleitungsgedicht; denn es ist nicht, wie man gemeint hat, ein Einleitungsgedicht zu einem andern Gedichte, sondern ein selbständiges Lied, welches, weil es den Raben Odins in den Mund gelegt wird, Orakellied der Raben Odins heißt, und seine zweite Benennung von seinem Inhalte hat, nämlich davon, daß die geängstigten Götter die Orakel befragen. Bevor wir die verschiednen Meinungen über den Zweck des Liedes betrachten, müssen wir dessen Inhalt vorausschicken. Es beginnt: Alfödr (Allvater) wirkt (waltet), die Alfen verstehen (nämlich die Zukunft), die Wanen wissen (nämlich in seiner höhern Bedeutung von Weissagung, da die Wanen weissagekundig), die Nornen weisen (zeigen, nämlich das Schicksal), Ividia (Inwaldin, d. h. die den Wald bewohnende Riesin) gebiert (nämlich die den Göttern verderblichen Ungeheuer), die Sterblichen tragen, die Thiersen (Riesen) erwarten (nämlich die Erfüllung des Schicksals der Asen) die Walkyrien sehnen sich (nämlich nach der Schlacht). So deutet das Lied mit wenigen Worten die Verhältnisse der Götterwelt an, und geht hierauf zu seinem Gegenstande der geängstigten und deshalb an die Orakel sich wendenden Götter über. Die Asen beschließen, vermutheten Übles, die Werfer irrten mit den Runen der Zauberin (Vettar rúnom, d. h. die Loosorakel gaben keine Auskunft). Den Odhrärir (Name des mit dem begeisternden Methe gefüllten Orakelkessels) sollte Urdur (eine der Nornen) bewachen, mächtig abzuwehren die meiste Menge. (Zum Verständniß der Stelle muß man hinzudenken, daß der Dichter vermöge der Sprünge, welche er liebt, nicht erst erzählt, wie die Götter nach Befragung der Loosorakel das Orakel des Kessels befragen, sondern sagt sogleich, wie die Götter den gebrauchten Kessel der Urdur zur Bewachung vor der Menge zurückgeben.) Hierauf werden, weil, wenn man weile, Schaden zu besorgen, die Zwerge Thrain und Dain befragt, von welchen aber erstrer nur so viel sagt, daß der Traum schwer, und letztrer, daß er verborgen sei. Hierauf beschreibt das Lied beängstigende Vorzeichen, nämlich den Zwergen (den Stützen des Himmels) vergehen die Kräfte, die Welten sinken nieder in Gunnungs Dunkel, oft Alsvithr [6]) (der Allversengende) (sie) von Oben fället (d. h. läßt sie fallen), oft sammelt er die Gefallnen wieder (d. h. erhebt sie wieder), nie steht der Strand (für die Erde gebraucht) noch die Rütherin (die Sonne), die Luft mit Verderben (Pest gemischt) hört immer auf mit Strome (d. h. zu strömen). Im klaren Mimirsbrunnen verbirgt sich die Weisheit der Wesen (d. h. auch der Mimirsbrunnen, diese berühmteste Orakelquelle gibt keine Auskunft). Hierauf folgt die in der Völuspa so oft wiederkehrende, an die Zuhörer gerichtete Frage, auch in diesem Liede. Wißt ihr aber? oder was? Sie ist nicht, wie Gudmund Magnusson meint, hier unpassend eingeschoben, sondern um die Aufmerksamkeit der Zuhörer rege zu erhalten, und zu spannen und von schlagender Wirkung, wenn man sie im Zusammenhange liest. Da nämlich selbst Mimirsbrunnen keine Auskunft gibt, so scheint alle Befragung der Orakel zu Ende zu sein, und die Frage muß die Zuhörer in überraschende Verlegenheit setzen, was nun weiter geschehen soll. Die Befragung des Todtenorakels ist nur noch übrig, und

4) Über die verschiednen Auslegungen dieser schwierigen Stelle s. Wachter, Thür. u. obersächs. Gesch. 2. Th. S. 387, 437.
5) Über Forspiall s. im Art. Orakel bei den Germanen am Anfange, wo von den in Beziehung auf Weissagung gewöhnlichen Wörtern und Redensarten gehandelt wird.

6) Vermuthlich Surtur; doch kann man die Stelle auch so verstehen, daß Alsvithr (eins der Sonnenrosse) oft falle, und von einem Gefallnen sich wieder sammle, d. h. der Gefallne sich wieder sammle (sich wieder emporraffe).

diese wird hierauf beschrieben. Die Vala Ithun, welche nun befragt wird, halten die meisten Neuern für eins mit Ithun, der Gattin Bragi's, der Bewahrerin der Verjungsäpfel. Von ihr singt der Hrafna-Galdr Othins: In den Thälern weilt die vorauswissende Göttin (Dys forvitin), von der Esche Yggdrasill (dem obern Weltbaue) gesunken. Sie ist aus dem Geschlechte der Alfen. Ithun hießen sie das jüngste von Iwalds ältern Kindern. Übel war sie zufrieden, daß sie herabgekommen, gehalten unter des Haarbaumes (bezweigten Baumes) Stamm, konnte es am wenigsten bei Niörvi's Tochter (der Nacht), da sie daheim an behaglicheres Sein gewöhnt. Die glücklichen Götter sehen Nanna'n (hier Ithun, da Nanna von jedem weiblichen Wesen gebraucht werden kann) trauern in der Wohnung Viggs (der Erde oder auch der Hel). Einen Wolfsbalg gaben sie ihr (Ithun), sie ließ sich hineinfahren, verkehrte ihre Gemüthsanlage, spielte mit Trug, veränderte ihr Antlitz. Widrir (Odin) wählte den Wächter Bifrosts (Heimdall), die Erblickerin (gätt, Wächterin, Schauerin, spectatricem) der Sonne Gialls (Name des größten unterweltlichen Flusses, also Ithun in der Unterwelt) um Orakel zu befragen (at fretta), was sie von allem und jedem in der Welt wisse. Bragi und Loptr trugen den Gesang, Zauberlieder sangen, auf Zauberwölfen ritten Rögnir und Regin (der König und die Mächte) zur Wohnung Heimi's (der Unterwelt). Odin lauscht von Hlidskialf aus auf die weit entfernten Laute. Es fragte der Weise (Heimdall) die Trankreicherin der Söhne der Götter und ihrer Genossen (der Helden), ob sie wisse die Zahl der Jahre, die Lebenszeit und das Alterende der Welt, des Himmels, der Hel (d. h. der Oberwelt). Sie meldete nicht das Mindeste, konnte den Verlangenden keinen Laut hervorbringen. Zähren, mit aller Anstrengung verborgne, brachen wiederholt aus den Augen hervor. Hierauf beschreibt das Lied in erhabnen Bildern den Zustand Jorums (der Rossefreundin, ein Name der der Wala, wahrscheinlich in Beziehung auf die Orakelrosse, gegeben wird). Dieser Zustand war, als wenn die von Trauer Geschwollne in schweren Schlaf und Erstarrung gesunken. Gudmund Magnusson (S. 204) erblickt in dieser Schilderung nur eine unnütze Abschweifung, und meint, der Dichter habe blos eine Beschreibung des Schlafes und der Nacht überhaupt, nicht in Beziehung auf den Gegenstand seines Liedes, beabsichtigt. Aber die Beschreibung ist, wenn wir den Gegenstand des Liedes, nämlich die Orakelbefragung, nicht aus dem Auge verlieren, und uns die verschiednen Weissagungsarten des Nordens vergegenwärtigen, ganz an seinem Orte, da wir finden, daß die weissagende Göttin vermöge des Zauberschlafes ein Orakel ertheilen soll. Das Orakel des Zauberschlafes war nämlich bei den Finnen, wie die Nordmannen die Lappen nennen, sehr gewöhnlich. Die Finnen galten ihren germanischen Nachbarn als Meister in der Zauber- und Weissagekunst, und übten ihre Kunst auch außerhalb ihres Landes, vorzüglich bei den Nordmannen. Da alle andern Orakel keine Auskunft gegeben, wenden sich die Asen an das Todtenorakel, und zwar soll die in das Todtenreich gesunkne Weissagegöttin die Antwort vermöge des Zauberschlafes ertheilen, weil die Asen diesen als die wirksamste Weissageart ansehen. Aber auch dieses schlägt hier fehl, und die in Schlaf und Erstarrung Gesunkne gibt nur Thränen und keine wörtliche Antwort. Da die drei Asen keine Antwort erhielten, so suchten sie um so mehr (welche zu erhalten), je mehr Verweigerung dagegen stand. Doch minder als ihr Wunsch vermochte ihre Rede. Es ging fort der Führer der Orakelreise, der Wächter bei Herians (Odins) Giallarhorn (d. h. Heimdall), nahm Nals Kind (Loki'n) sich zum Gefolge. Der Dichter Grimnirs (Odins) bewachte das Gatter (d. h. die Vala) darin. So führt auch diese Orakelreise zu keinem Erfolge. Der Dichter besingt nun weiter, wie die Heimdall und Loki nach Vingolf kommen, die Asen bei dem Opfermahle sitzen, die beiden Abgesandten den fruchtlosen Ausgang ihrer Orakelreise erzählen, und Odin nun sagt: Die Nacht soll (man) nehmen zu Neurathen; denke bis morgen jeder, der vermag, heilsamen Rath den Asen vorzulegen. Dann folgt die berühmte schwierige Stelle vom Untergange der Sonne, und wie die Asen vom Opfermahle gehen. Hierauf beschreibt der Dichter auf das Schönste den Anbruch des Tages (eine Schilderung, die schon an sich dem Hrafnagaldr der größten Aufmerksamkeit werth macht). Der Schluß des Liedes singt, daß die Götter aufstehen, und endigt: Emporrannte auf der Argiöll (der frühe tönenden, Name des Regenbogens, der Asenbrücke) Alfruns Sohn (Heimdall), der Hornlautwalter (Hornbläser) der Himmelsfelsen (Himmelsburg). So endet das Lied, und hat, weil es auf den ersten Anblick keinen Schluß hat, und der Zweck desselben dunkel ist, zu den verschiedensten Meinungen Veranlassung gegeben. Wir wollen diese zuerst berühren, und dann die Lösung des Räthsels geben.

Gunnar Paulsson nimmt den Zusatz thad. eru Forspiallsliód in der Bedeutung von: das sind die Einleitungslieder, bezieht die im Rafnagaldr beschriebenen Vorzeichen auf Baldurs bevorstehenden Tod, obgleich bei der Orakelfrage an Ithun nicht von Baldurs Tode die Rede ist, und ist nicht abgeneigt zu glauben, daß hier ein Lied in zwei zerrissen wurde, der Hrafnagalldr und die Vegtumsquida früher eins gebildet habe, und der Hrafnagalldr aus Hraefa für Hraefva-galldr (Leichenlied) gemacht worden sei. Nur weiß Gunnar Paulsson, und mit Recht, sich nicht zu erklären, warum im Hrafnagalldr die Orakel ein hartnäckiges Stillschweigen beobachten, und in der Vegtamsquida reichliche Antworten gegeben werden. Gudmund Magnusson zeigt, daß zwischen dem Hrafnagalldr und der Vegtamsquida kein Zusammenhang und keine Verwandtschaft stattfinde, aus der Verschiedenheit der Darstellungsweise in beiden Gedichten, und aus andern Gründen. Seine eigne Meinung ist, daß das Lied am Anfang und Ende Bruchstück sei, am Anfange wegen der Dunkelheit der vier ersten Strophen, vorzüglich der ersten, weshalb anzunehmen sei, daß etwas vorausgehen müsse. Aber wie die erste Strophe an sich verständlich, und als Anfang des Liedes an seiner Stelle, haben wir bereits

gesehen. Daß in den drei folgenden Strophen nicht gesagt wird, warum die Orakel befragt werden, zeigt auch das Lied nicht als Bruchstück, da aus dem Folgenden hervorgeht, warum die Götter sich an die Orakel wenden, und der Dichter Spannung der Aufmerksamkeit der Zuhörer beabsichtigt. Daß das Lied am Ende Bruchstück, schließt Gudmund Magnusson daraus, weil nicht erzählt wird, daß Bragi die Weissagin verlassen oder die Götter sonst etwas unternommen, welcher Schluß daher rührt, daß Gutmund Magnusson der Zweck des Dichters dunkel geblieben. Da Ithun eine Hauptrolle spielt, so nimmt Gudmund Magnusson als den Hauptinhalt des unverstümmelten Liedes die Erzählung an, wie die Lebensäpfel, welche Ithun bewahrt, zu den Asen gekommen, eine Annahme, die er, wie er selbst sagt, sich nicht leicht nehmen lasse. Die Aufschrift habe das Lied, wie er meint, wegen seiner Dunkelheit erhalten, weil die Rabenstimmen den Menschen dunkel seien. Zuletzt stellt er seine Vermuthung auf, daß das Lied nicht von Sämund oder wer immer der Verfasser der ältern Edda sei, sondern von einem Nebenbuhler desselben herrühre, der durch ausgesuchtere und ungewöhnlichere Sprache habe Sämunden überbieten wollen. Doch auch die andern Eddalieder verrathen nicht alle einen Verfasser sämmtlicher Lieder, sondern verschiedne Lieder verschiedne Verfasser, und unter diesen ist allerdings der Verfasser des Hrafna-galdr's der schwungreichste, hält sich aber doch von der Künstlichkeit des Versbaues der Skaldenkunst ganz fern, und von Anhäufung räthselhafter Bildersprache, in welche die nahmhaften Skalden verfallen, ziemlich entfernt, und sein Lied hat mehr Ähnlichkeit mit den übrigen Eddaliedern, als mit den künstlichen Skaldenliedern. Nach Mone enthält der Rabenruf Othins die Ahnungen von Baldurs Tod, und die angstvollen Rathschläge der Götter darüber, aber von Baldur ist im Liede ja gar nicht die Rede. Mone's Ansicht ist ferner, der Rabenruf sei ein sehr dunkles, aber altes Lied, das in Versmaß, Sprache, Gedanken und überhaupt in der ganzen Anlage zu sehr mit der Völuspa zusammenhänge, als daß man leugnen könnte, es sei die Einleitung zu dieser, da es gewiß nicht umsonst Forspallslióth, Einleitung, heiße. In die letzte Nacht der Berathung, die nach dem Rabenrufe vom Othin angeordnet worden, gehöre nach seiner Meinung die Weissagung der Wala, da stehe sie von ihrem Grabe auf rc. Aber die Wala in der Völuspa weissagt nur den Untergang der Götter und der Welten, und durch wen er geschehen wird, aber die Zeit, wann er eintreten werde, darüber schweigt sie. Die durch die Vorzeichen geängstigten Götter in dem Hrafnagaldr wollen aber wissen die Zahl der Jahre, die Lebenszeit und das Alterende der Welt, des Himmels der Hel (d. h. der Oberwelt). Dieses ist der Schlüssel zum Verständnisse des Liedes. Des Dichters Zweck ist, die große Verlegenheit der Götter den Tag vor ihrem Falle durch Muspellssöhne, und dem Weltbrande zu schildern. Wenn Loki seiner Fesseln frei hier wieder bei den Asen ist, so nimmt der Dichter das Loskommen desselben den Tag vor dem großen Kampf und als durch die Erschütterung der Welten bewerkstelligt an. Auch kann nicht befremden, daß Loki, der Feind der Asen, sich noch einmal zu denselben vor ihrem Untergange begibt, und sich an ihrer Angst weidet, bevor er an die Muspellssöhne sich schließt; denn dieses liegt in seinem zweideutigen heimtückischen Charakter. Daß die Götter nicht daran denken, Loki'n wieder zu fesseln, ja selbst ihn zum Genossen der Orakelreise machen, liegt im Plane des Dichters, welcher die Beängstigung der Götter nicht besser schildern konnte, als wenn er sie darstellt, wie sie über ihre durch die Vorzeichen bewirkte Verlegenheit Loki's früher bewiesene Heimtücke vergessen. Nehmen wir hingegen den Hrafnagaldr als Einleitungsglied zur Völuspa an, so bleibt Loki's Gegenwart bei den Göttern ganz unerklärlich [7]), da die Wala den Loki gefesselt sieht, und diese Schwierigkeit ist nicht einmal durch die auch außerdem immer mißlich bleibende Annahme zu retten, der Dichter habe jene Mythe vom gefesselten Loki nicht berücksichtigt; denn er mußte ja auf sie Rücksicht nehmen, wenn er kein selbstständiges Ganze, sondern ein Einleitungslied zur Völuspa sang. Nehmen wir das Lied als schildernd an, wie sich die Götter vor ihrem Ende zum letzten Mal an die Orakel wenden, so findet das Schweigen der Orakel seine volle Bedeutsamkeit; denn es war hier keine Auskunft mehr nöthig und von Nutzen, da der Tag des Untergangs unvermeidlich morgen bevorstand, ja eine Antwort auf die gestellte Frage nicht einmal möglich, da an Jahre der Welt nicht mehr, sondern nur noch an einen einzigen Tag zu denken. Wenn Heimdall, der Wächter des Giallarhorns, bei dem Anbruche des Tages auf die Himmelsfelsen eilt, so hat dieses nicht, wie man meint [8]), die gewöhnliche Bedeutung, daß er es thue, weil eben ein Tag angebrochen, sondern er thut es, um in das Giallarhorn zu blasen, wie es die Wala in der Völuspa (42) weissagt, und den Asen das Erscheinen ihrer Feinde zu melden. Daher ist auch das Lied am Ende gar nicht mangelhaft, sondern es hat den bedeutungsvollsten Schluß. Wenn wir oben sahen, wie es Glaube im Alterthume war, daß die Raben vorzüglich unmittelbar vor Schlachten weissagten, so konnte der Dichter sein Lied, welches die unmittelbare Zeit vor jener großen letzten Schlacht besingt, nicht bedeutungsvoller als Raben in den Mund legen, denn so verstanden seine Hörer schon durch die bloße Benennung des Liedes den Zweck desselben, eine Zeit unmittelbar vor einer Schlacht zu besingen. Wenn das Lied jene schöne Beschreibung des Anbruchs des Tages enthält, so hat der Dichter nicht

---

7) S. das Nähere in der Einleitung zum Hrafna-Galdr in der gr. Ausg. der Edda Sämundar, S. 201 fg. Mone selbst sagt S. 444, unerklärlich seien ihm dabei Bragi und Loptr; dieser sei kein andrer als Loki, denn er werde in demselben Liede der Sohn der Nál und selbst Loki genannt, weil er aber nach den vorigen Sagen gebunden sei, so trete er mit anderm Namen auf und verhalte sich leidend. Aber wie kann ein Sänger, der ein Einleitungslied zur Völuspá verfaßt, Loki'n an der Orakelreise im Hrafna-Galdr Theil nehmen lassen, da er in dem Hauptliede gebunden erscheint, und seine Fesselung nicht in diese Zwischenzeit, sondern früher fällt? 8) *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 417.

blos bezweckt, eine schöne Stelle einzuweben, sondern er hat es in Beziehung auf die gethan, welchen er das Lied in den Mund legt, nämlich um die Raben, sowie die Vögel[9]) überhaupt, nach der Natur und dem Volksglauben zu charakterisiren, nach welchem sie sich über den Anbruch des Tages freuen, sowie z. B. Sigrun in der Helgaquida Hundingsbana (Str. 42) sagt: Nun bin ich froh über unsre Zusammenkunft, wie die aasgierigen Habichte Othins (d. h. die Raben), wenn sie Wal (Gefallne) wissen, warme Beute, oder thaubeglänzt des Tages Schimmer sehen. Feiner konnte der Dichter des Hrafna-Galdrs nicht verfahren, wenn er den Raben sein Lied nicht blos durch die Überschrift, sondern auch durch die Haltung desselben in den Mund legen wollte, als er durch schöne Beschreibung der Stelle des Anbruchs des Tages gethan, deren Zweck vermöge der sprichwörtlichen Redensart der Freude der Vögel über den Tag allen seinen Hörern verständlich war, die aber Neuern, so z. B. Gudmund Magnusson, der doch vier ganze Monde auf Erklärung des Hrafnagaldr verwandte, nur eine schöne Abschweifung ist. Zugleich war, daß der letzte Tag der Welt so schön anbrach, von der tragischsten Wirkung. Wir bedauern, daß der Raum nicht erlaubt, das Lied Stelle für Stelle zu betrachten, und so zu zeigen, daß sein Verfasser einer der geistreichsten Dichter ist, dessen Größe aber nicht hinlänglich anerkannt worden, da man den Plan desselben nicht kannte. Uns bleibt nun noch übrig, vom Versmaße, den Handschriften, Ausgaben und Übersetzungen desselben zu sprechen. Das Versmaß ist einfach und das der übrigen Eddalieder, nämlich das Fornydalag (Gesetz [Satz] der Vorfahren) und von diesem zwar die achtzeilige Art[10]). Der Dunkelheit des Liedes schreibt es Gudmund Magnusson zu, daß dasselbe sich nicht in dem Suhmischen papiernen Codex der Eddalieder und auch nicht in den Handschriften der Bibliothek des Arna Magnusson findet. Doch, meint er, habe es einige gegeben, denen es sich, wie es zu geschehen pflege, durch seine Dunkelheit empfohlen, und so sei es nicht nur erhalten, sondern auch unter die Sämundischen Lieder aufgenommen worden. So findet es sich in den Geir Vadalischen, Lurdophischen und Gunnar Paulsson'schen Handschriften[11]). Es bleibt zweifelhaft, ob es in die ursprüngliche Sammlung aufgenommen war, und später wegen seiner Dunkelheit in einigen Abschriften hinweggelassen wurde, oder ob es erst später aus einer besondern Handschrift hinzugefügt ward; daher ist der Schluß der Vorredner zur großen Ausgabe der Edda Sämundar daraus, daß in der Suhmischen Handschrift der Hrafnagaldr fehlt, auf das größere Alter dieses Codex unsicher, da das Lied eben wegen seiner Dunkelheit vom Schreiber jener Handschrift hinweggelassen sein kann, während es frühere Handschriften haben mochten. Auf jeden Fall athmet das Lied den Geist des heidnischen Alterthums, wenn auch eine oder die andre der Sprachformen desselben auf das 13. Jahrh. hinweisen sollten, welches leicht von den Abschreibern herrühren kann. Vermuthlich hatte das Lied religiöse Bestimmung und wurde an Opferfesten vorgetragen. Herausgegeben ist es in der großen Ausgabe Edda Saemundar hinus Fróda T. I. (Kopenh. 1787.) und in Edd. Saem. Ex recensione *Rask* curavit *Afzelius*. Übersetzungen haben wir 1) die lateinische in der großen Ausgabe der Edd. Säm.; 2) zwei dänische a) von Sandvig, Forsög til Oversättelse af Sämunds Edda 1. H. (1783.); b) von Finn-Magnusen, Den äldere Edda — oversat og forklaret 1. Bd. (1821.), welche die fehlerfreieste Übersetzung[12]) ist, und wobei sich auch, sowie in der großen Ausg. der Edd. Säm., Erläuterungen finden; 3) eine schwedische von Afzelius, Saemund den Vises Edda (Stockh. 1818.). (*Ferdinand Wachter.*)

HRAFNAGUD, wörtlich: Rabengott, wird Odin genannt, welcher auf seinen Schultern die Raben Hugin (der Gedanke) und Munin (das Gedächtniß) sitzen läßt. Vgl. Hugin. Wegen des scharfen Gesichts ist der Rabe den Dänen, Isländern, Norwegern ein Thier besondrer Bedeutung und sein Bild sogar in der Fahne Dänemarks. (*Schincke.*)

HRAMMI oder **HRAMI** heißt Odin, weil er Herr der Witterung ist und keine menschliche Macht ihm entgegen sein kann, doch oft den Menschen Schaden zufügt. Daher heißt Odin der mit Adlerklauen Hinraffende, Hrammi, wie Zeus oft auch Παλαμναῖος d. i. ἀλάστωρ*). (*Schincke.*)

HRANA (d. h. Rabe), ein bosnisches Geschlecht, aus welchem ein gewisser Wtlak vom ungarischen Könige Sigismund zu seinem Woiwoden von Bosnien 1389 ernannt wurde. Sein Vater, Wuk (Wolf, Wolfgang) Hrana, soll aus dem Geschlechte der polnischen Corvinen abgestammt, 1317 geboren und 1359 von seinen Dienern erschlagen worden sein[1]). Dieser Wuk hatte von dem serbischen Zar (Kaiser) Stephan einen Theil der Herzegowina erhalten. Wtlak Hrana verwaltete sein Woiwodenamt sehr getreu, und hielt die Türken durch seine Aufmerksamkeit und Tapferkeit, mittels einiger kleiner Siege, von den bosnischen Grenzen ab. Der König Sigismund ward darüber so sehr erfreut, daß er ihm sein Amt erblich verlieh, und zu dem Theile der Herzegowina, welchen bereits sein Vater Wuk im Besitze hatte[2]), das Übrige des Landes, nebst dem Wallfahrts- und Begräbnißorte St. Sabas (Sawa) hinzufügte. Wtlak zeugte vier Söhne: Sandal, Wkatz, Wuk und Wchich. Wkatz setzte den Stamm fort, wie die Geschlechtsregister in *du Cange* Illyricum und in dem

9) Stellen, wo die sprichwörtliche Redensart, wie die Vögel über den Tag sich freuen, gebraucht wird, haben die Brüder Grimm, Lieder der alten Edda, 1. Bd. S. 114 gesammelt mitgetheilt, wozu wir noch Konrad von Würzburg, Trojan. Krieg, Z. 20183 bei Müller S. 148 fügen. 10) Eine Probe dieser Versart theilen wir nicht mit, da ohnedies dem Fornydalag ein eigner Artikel gewidmet werden muß. 11) Mehres s. in der Vorrede der großen Ausgabe der Edda Sämundar. 1. Th. S. 41—47.

12) Für Erklärung einzelner schwieriger Stellen s. auch Lex. Mytholog. p. 215, 387, 393, 469, 704, 713, 744.

*) *Hesych.* T. I. p. 219. πικρὸς δαίμων.

1) S. *du Cange*, Illyric. p. 126. Anzeigen aus den k. k. Erbländern, herausgeg. von Trsztyanszky in Wien. 5. Jahrg. S. 249. 2) Er besaß den sogenannten Comitatus Rotimensis.

Werke Genealogiae diversorum principum Familiarum editae per *Joh. Andr. Angel. Flavium Comnenum* (Venet. 1621.) zeigen. Das Geschlecht hieß Anfangs Hrana, nachher Cossarich (Kossaritsch), von Stephan, dem Sohne des Wlatz Hrana, der zu Cossach (Kossatsch) geboren war[3]). Das Land desselben führte den Namen San Sawa, weil die ältesten Herren desselben sich Custodes sepulchri S. Sabae nannten, ferner Herzegowina, Erzegevina oder Orzega, und zwar (nach der gewöhnlichen Meinung) weil der bosnische König Tvartko oder Stephan Myrces vom Kaiser Friedrich zum Herzog erhoben ward, und endlich bei den Türken das Land des Sandals oder Chersecogli oder das Land der Cuturgeroi[4]). (*Rumy.*)

HRANI (nord. Myth.), nannte sich Odin bei dem Dänenkönige Rolf, der ihn freundlich auf seinen Zügen einst aufnahm und nicht erkannte. (*Schincke.*)

Hranice, s. Weisskirchen.

HRÄREKR SLAUNGVANBAUGI, HRÖRIK, RÖRICUS SLYNGEBOND (bei Saxo Grammaticus), König von Dänemark, dem Sagenthum angehörend, war nach Islands Landnámabók (P. V. C. I. p. 323.) Sohn des Dänenkönigs Harald Hilditönns (Hildetands), und Vater Thorolf Voganefs, Großvater Ordlukárs, Urgroßvater Vemunds, Ältervater Valgards und Urältervater Rafn des Dummen (hinn Heimski), welcher aus Drontheim nach Island fuhr, und Land zwischen der Kálldaklofsá und der Lambafellsá in Besitz nahm. Saxo Grammaticus schließt ihn sogleich der Erzählung an, die er aus der Göttersage gestaltet, läßt ihn Sohn und Nachfolger Hoders, des Mörders Ballburs, und funfzehnten König der Dänen sein, während ihm Harald Hildetand der sieben und dreißigste König ist; so weit sind das Landnámabók und Saxo Grammaticus aus einander, und Hrärekr Slaungvanbaugi und Röricus Slyngebond müßten zwei ganz verschiedne Personen sein, wenn in den aus Sagen gestalteten Geschichtswerken Wahrheit zu suchen. Doch ist mehr Wahrheit auf Seite des Landnamaboks, da dieses doch dem Hrärek (wie er ohne Zeichen des Nimativs heißt) einen Menschen, und Saxo Grammaticus einen aus einem Gott in einen Menschen Umgeschaffnen zum Vater gibt. Saxo Grammaticus (Lib. III. p. 46—49, 52, 59) erzählt von seinem funfzehnten Dänenkönige nur Folgendes: Als Hoder gegen Ballburs Halbbruder, den von Othin mit der russischen Königstochter Rinda gezeugten Boo ziehen wollte, und von den Weissagern wußte, daß er in diesem Kampfe fallen werde, bat er die Dänen, seinen Sohn Hrärekr zum Könige zu erheben. Als Hoder gefallen, suchten sich die Kuren und Schweden von ihrer Zinspflichtigkeit frei zu machen, und griffen Dänemark an. Auch die Slaven ließen sich diese Gelegenheit zum Abfalle nicht entschlüpfen, und noch andre Feinde erhoben sich. Hrärekr rief das Vaterland zu den Waffen. Die Feinde, um eines gemeinsamen Führers nicht zu ermangeln, wählten sich einen König, und legten einen doppelten Hinterhalt. Hrärekrn entging dieses nicht, und er wußte seine Flotte so gut an den Küsten zu führen, und traf außerdem so geschickte Vorkehrungen, daß er die feindlichen Schlachthaufen, welche im Hinterhalte lagen, durch Hinterhalte der Seinen vertilgte. Das übrige Heer der Slaven, welches von der Niederlage seiner Genossen nichts wußte, konnte sich Hrärekrs Zögern nicht erklären, und beschloß ihn mit der Flotte anzugreifen. Doch foderte zuvor ein durch Körpergröße ausgezeichneter Slave einen Dänen zum Zweikampfe heraus, unter der Bedingung, daß, siege er, die Slaven von der Zinspflichtigkeit frei sein, werde er besiegt, den Zins nach alter Weise zahlen sollten. Ein Däne, dessen Tapferkeit größer als seine Stärke war, fragte Hrärekrn, was er dem zum Lohne geben wollte, der den Herausfoderer bestände. Hrärekr hatte sechs Ringe, welche unauflöslich miteinander verschlungen, und versprach sie zum Kampfeslohne. Der Däne erlag im Zweikampfe; den Slaven gelüstete den Tag darauf, in der Meinung, er habe den stärksten Dänen erschlagen, nach neuem Kampfe. Ubbo erbot sich ihn anzunehmen, und verlangte vom Könige den Kampfeslohn voraus, doch nur zum Scherze. Der König nahm es für Ernst, und wollte ihm aus dem Schiffe die Ringe zuwerfen, warf aber zu schwach, und sie wurden von den Wellen verschlungen. Daher soll er den Beinamen Slyngebond haben. Slynge bedeutet im Dänischen schleudern, schlingen, so auch das altnordische (at) Sleyngia oder slaungva, und Slyngebond also Schleuder-Bauer. Der Beinamen Slaungvanbaugi, gebildet aus slaunginn, geschlungen, und baugr, Ring hatte Hrärekr ursprünglich wohl von seinen künstlich verschlungnen Ringen erhalten; weil aber slaunginn auch geschleudert bedeutet, so gab dieses Veranlassung zur Bildung der Sage vom zu schwachen Wurfe der Ringe, und zur Umbildung des Beinamens Slaungvanbaugi in Slyngebond (Schleuder-Bauer), wofür aber vermuthlich Slyngeboug (Schleuder-Ring, Werfe-Ring) zu lesen ist. Der dänische und der slavische Kämpfer fielen beide. Die Slaven unterwarfen sich Hrärekrn wieder. Hierauf kommt Saxo Grammaticus auf Horwendill und Fengo, die Söhne des Jarl Gerwendill v. Jütland. Horwendill erwarb sich durch die Thaten seiner Tapferkeit die Gunst Hrärekrs so, daß dieser ihm seine Tochter Geruth zur Gemahlin gab. Von ihr hatte er den Sohn Amleth. Aus Mißgunst brachte Fengo seinen Bruder meuchlerisch ums Leben, und heirathete Geruth, indem er lügnerisch vorgab, er habe seinen Bruder umgebracht, um Geruthen vor dessen Grimme zu retten. Als Amleth dieses sah, stellte er sich blödsinnig, um nicht seinem Vatersbruder durch kluges Handeln verdächtig zu werden, und sein Leben zu gefährden. Er wälzte sich in Schmuz, entstellte durch Koth sein Gesicht, und was er that und sprach, war thöricht und ungeschickt. Unter andern, als er einst einen Ritt machen sollte, setzte er sich so auf das Pferd, daß sein Rücken dem Nacken des Rosses zugekehrt war, faßte das Roß beim Schweife, und brauchte diesen als Zügel zc. Über die umständliche Erzählung dieser und andrer ergötzlichen Listen Am-

3) S. *Kaprinai*, Hungar. diplom. temp. Matthiae de Hunyad. Tom. II. p. 311. 4) S. *Stritter*, Mem. Popul. Tom. II. p. 427.

leths, welche dem großen Briten die Grundzüge zu seinem Hamlet gegeben, vergißt Saxo Grammaticus seinen funfzehnten Dänenkönig, sagt nur S. 52, daß Fengo aus Furcht vor Amleths Großvater seinen Stiefsohn nicht habe selbst umbringen wollen, sondern deshalb zum Könige der Briten geschickt, und endlich S. 52, daß der Dänenkönig während der Thaten Amleths in Schottland und Britannien, wohin er nach seines Stiefvaters Falle zu seinem Schwiegervater und seiner Gemahlin sich begeben, gestorben, und läßt ihm Viglet als 16. König folgen. Von Hrärekr erzählt das Bruchstück von der Brávallaschlacht*) diesen tragischen Ausgang. König Ivar Vidfadmi auf einer Heerfahrt von Schweden nach Reidgothland (Jütland) landete auf Seeland, und ließ seinen Schwiegersohn Hrärekr zu sich bitten. Hrärekrs Frau, Oda, fragte ihn, ob er nicht seinen Schwiegervater zum Gastmahle laden wolle, doch solle Hrärekr mit seiner Reise noch diese Nacht verziehen. Als Hrärekr schlafen gehen sollte, hatte Oda mitten auf dem Boden ein Bette von Sarsche bereiten lassen, welches mit ganz neuen Lacken gebettet war. In ihm hieß sie den König schlafen und merken, was ihm träumte, welches er ihr den andern Tag erzählen sollte. Nun legte sich der König zur Ruhe, nahm aber ein andres Bett ein. Um den Morgen kam Oda zu ihm, und fragte nach seinem Traume. Der König erzählte ihn, und er war kürzlich dieses Inhalts. Hrärekrn kam es so vor, als sei er in der Nähe eines Waldes, wo ein Hirsch weidete. Aus dem Walde lief ein Leopard, welchen der Hirsch zu Tode stieß. Hierauf sah Hrärekr einen Drachen auf den Hirsch fliegen und ihn zerreißen. Alsdann sah er eine Bärin mit den Jungen, der Drache wollte sie ergreifen, wurde aber von ihr verwundet, und in diesem Augenblicke wachte der König auf. Oda sagte zu ihrem Gemahle: „Dieses ist ein merkwürdiger Traum, und hüte Dich vor Ivar, meinem Vater, daß er Dich nicht betrüge, wenn Du ihn besuchest. Mache Dich auf einen schweren Krieg gefaßt, und es wäre besser, daß Du den Hirsch nicht jagest, der Dir erscheint; doch gleichwol kommt es mir vor, als wenn Du damit bezeichnet seist." Als Hrärekr seinen Schwiegervater noch denselben Tag besuchte, reizte ihn dieser zu Ermordung seines Bruders Helgi, da dieser in unerlaubtem Umgange mit seiner Frau lebe. Hrärekr glaubte diesen trügerischen Worten und durchstach, als sein Bruder den Herbst darauf zu ihm kam, ihn bei einem Kampfspiele mit dem Speere. Oda merkte, daß dieses auf Anstiften ihres Vaters geschehen, und floh mit ihrem Sohne Harald. Kurz darauf erschien König Ivar wieder, und stellte sein Heer zur Schlacht auf, in welcher Hrärekr mit allem seinem Volke fiel.

(*Ferdinand Wachter.*)

HRASTOVICZA (Chrastovicz), Marktflecken und Herrschaft des Bischofs von Agram an der Szave in der agramer Gespanschaft des mit Ungarn vereinigten Kroatiens, mit einem Franziskanerkloster. (*R.*)

Hravnn, s. Hrönn.

*) Bei *Göransson*, Sve Rikes Konungars Historia, p. 56 sq.

HRDLORŽEZ (Hrdlorsitz), Gut und Dorf in Böhmen, kaurzimer Kreis, eine Meile von Prag gelegen, theils zur Jurisdiction der Kreuzherren vom rothen Stern in Prag, theils dem Spitale St. Peter und Paul, sonst Tempel genannt, in der Altstadt Prag, theils dem Ritter Joh. Ferdinand von Schönfeld, der einen demselben Spitale gehörenden Antheil kaufte, gehörig, mit 40 Häusern, einer großen und wichtigen schönfeldischen Papierfabrik, in welcher täglich über 20,000 Bogen Papier verfertigt werden, und berühmten englischen Gärten. In der Nähe ist der sogenannte Zizkaberg, den der Hussitenanführer Zizka im J. 1420 mit seinen Truppen besetzt hatte. (*Rumy.*)

HREGG-MIMIR wird oft der personificirte Himmel genannt, von dem Orkane herabstürmen. Odin ist der Sender derselben und heißt ebenso. Bekanntlich dachte sich der Nordländer über seinen neun Welten auch neun Himmel, unter welchen der sogenannte Sturmhimmel der zweite ist*). (*Schincke.*)

HREIDMAR oder **HREITHMAR**, ein wohlwollender Gutsbesitzer und im Rufe stehender Zauberer. Er hatte einen Sohn, welcher in der Hülle einer Fischotter Fische fing und unerkannt als solcher von dem bösen Gott Loke, mit Odin und Hänir auf einer Inspectionsreise durch einen Steinwurf getödtet wurde. Alle drei kehren am Abend bei Hreidmar ein. Loke verräth seine Unthat durch die mitgebrachte Otternhaut, und entrüstet darüber nimmt H. seine Gäste, mit Hülfe seiner Söhne, Reigin und Fafner, gefangen, und entläßt sie nicht eher ihrer Fesseln, bis sie das gefoderte Lösegeld herbeigeschafft haben. Er fodert, daß sie nicht allein die Otternhaut mit Gold anfüllen, sondern auch die Außenseite damit belegen. Eidlich müssen die Gefangnen die Erfüllung versprechen. Loke wird mit der Besorgung des Goldes beauftragt, geht zur Rana, der nordischen Meergöttin, bemeistert sich ihres Netzes, eilt nach Andvarafors, einem besonders fischreichen Wasserfalle, wirft das Netz aus, und fängt den Zauberer Andvari. Der Arme muß dem bösen Gott versprechen, alles Gold, das er in seiner Höhle besitzt, auch den Ring, den er als Kleinod und als Mittel, das Verlorne wieder ersetzen zu können, nur allein zurückbehalten möchte, abzuliefern. Wie sehr Andvari es auch bereuete, seine Höhle, wo er als Wolf lebte, verlassen und sich einmal mit den Fischen abgegeben zu haben; wie er auch auf Verwünschungen und Drohungen sann, daß jeden künftigen Besitzer des Ringes der Tod unvermeidlich treffen würde; er mußte ihn hingeben. Andvari wiederholte diese Drohung auch Hreidmarn, aber umsonst. Dieser nimmt alles Gold und den todbringenden Ring als Lösegeld, gibt Odin seinen Reisestab und Loken seine Sohlen zurück und entläßt sie. Bald geht die Drohung in Erfüllung. Hreidmars Gehülfen, Reigin und Fafner, fodern ihren Antheil am Lösegelde, den ihnen der Vater verweigert. Fafner überfällt den schlafenden Vater mit dem Schwert, dieser erwacht mit Schrecken, überträgt die Rache seinen beiden

*) Mone, Gesch. d. Heidenth. 1. Th. S. 387.

Töchtern, Lyngheida und Lofnheida und — stirbt. Der Mörder kommt in den Besitz aller Reichthümer; es entstehen zwischen ihm und seinem Bruder Streitigkeiten, die beiden das Leben kosten *). (*Schinke.*)

HREPP, HREPPSTIORI und **HREPPSTIORATHING** (nord. Rechtsalterthümer). Island war in vier Viertel getheilt, jedem Viertel stand ein durch die freien Stimmen des Volkes gewählter Oberbefehlshaber mit ausgedehnter Vollmacht und Gerichtsbarkeit vor. Jedes Viertel war in drei Pflegen oder Hauptmannschaften getheilt, mit Ausnahme des nördlichen, welches wegen seiner Größe in vier Hauptmannschaften getheilt war. Jede Hauptmannschaft ward von einem Beamten regiert, welchem die Sorge für die Religion, die Erhaltung des Tempels und die Aufrechthaltung der schuldigen Ehrfurcht gegen den Gottesdienst, und für Erhaltung der bürgerlichen Ordnung, die Berufung einer Versammlung für Untersuchung öffentlicher Sachen, der Vorsitz dabei, die Aufsicht, daß die gesetzliche Strafe in Ausführung gebracht ward, oblagen. Die Hauptmannschaften waren in Hrepps, kleinere Bezirke, getheilt, welche aus den zunächstwohnenden Familien bestanden, und gewöhnlich von der Größe der gegenwärtigen isländischen Kirchspiele waren. Das isländische Gesetz (Islands Laug oder Jonsbok [Jons Buch], in der Abtheilung über Vormundschaft) bestimmt Cap. 9, daß in jedem Hrepp nicht weniger als 20 angesehene Bönder (Bauende, d. h. Bauern, nämlich freie Grundeigenthümer) sein sollen. Jedem Hrepp stand ein Hreppstiori (Hreppsteurer, d. h. Regierer) vor, welcher die unmittelbare Aufsicht über sein Hrepp hatte, und dessen Geschäft meist in der Sorge für die Armen, und vorzüglich in der Verhütung der zunehmenden Armuth bestand. Das isländische Gesetz bestimmt hierüber Folgendes: Fünf verständige Männer sollen ernannt werden, das zu verwalten und zu beachten, was dem Hrepp frommen kann, und die Zehnten zu vertheilen und die Speisen, die den Armen zukommen, und was an Festtagen gewonnen wird. Diejenigen Armen müssen zuerst Zehnten bekommen, welche keinen Vorrath oder Vormund haben, und doch zu dem Hrepp gehören, und diejenigen danächst, welche am meisten bedürfen, so weit die Zehnten dazu ausreichen. Aber diejenigen sind Hreppsleute, welche in demselben Hrepp erzogen sind, oder einen Erben haben, der mit ihnen im dritten Gliede oder näher verwandt ist und einen sichern Verdienst hat. Aber was die Unmündigen und Hülfslosen betrifft, welche keinen Vormund haben, noch jemand in dem Hrepp besitzen, welcher im dritten Gliede oder näher mit ihnen verwandt ist und einen sichern Verdienst hat, die müssen mit gleichem Fuge in allen Hrepps umhergeführt werden, wo sie die meiste Hülfe erwarten können. (Über das Umherführen armer Leute s. das Nähere Cap. 7.) Das 12. Cap. lehrt, daß auf dem Hreppstiorathing (Bezirksversammlung) die sogenannten Zehnten eines Jeden für die Unterhaltung der Armen bestimmt wurden, und daß dieses auch die Zahl der Nächte bestimmte, welche Jeder sie behalten mußte, ehe er sie einem andern Nachbar zuführen durfte. Über die Verpflichtung, das Hreppstiorathing besuchen zu müssen, findet sich diese Bestimmung. Alle Bönder sind pflichtig zum Thing zu reisen, sobald die Botschaft an ihr Haus gekommen, ausgenommen Alleinwerker (Einvirkar, geringre Bonden, welche keinen Knecht, ja nicht einmal einen dem Jünglingsalter ganz nahen Jungen halten konnten) [1]. Diese sind schuldig, vier Thing zu besuchen: nämlich das Thing, wo Königsbriefe vorgelesen werden sollen, Todschlagsthing, Momtalsthing zur Ausgleichung (der Ausgaben und Abgaben für den Staat), und das Thing, welches dem Hreppstiori angehört. Aber wenn alle andre Thing gehalten werden, dürfen Alleinwerksmänner daheim bleiben, wenn sie wollen. Solche Sachen, welche vor den Gerichten der Hreppstiorar, bei deren jedem vier der achtbarsten Glieder der Gemeinde, wohlberüchtigte und angesehene Männer, damit sie der Verführung und Bestechung weniger preisgegeben wären, Beisitzer sein mußten, nicht abgemacht werden konnten, wurden vor den Landeshauptmann gebracht, welchem auch die Hreppstiorar wegen jedes Hauptvergehens Rede stehen mußten. Die Hreppeinrichtung hatten die Isländer nicht erfunden, sondern mit aus ihrem Vaterlande Norwegen gebracht. So heißt es in dem norwegischen Gesetzbuche Gulathings Laug, Landsleigo Bolkr (Landverpachtungs-Balk): Jeder, welcher Schafe besitzt, muß einmal zu Field (Gebirge) gehen, und überall sein Land im Herbste, wenn das Lavrett gehalten werden soll (d. h. wenn alle aus dem Field kommenden Schafe in eine Umzäunung getrieben, und von jedem die Seinen genommen werden); aber die Hreppsteurer entscheiden, wohin ein jeder gehen soll [2]. (*Ferdinand Wachter.*)

HRID (Sturmregen), ein Bach, der durch Sturmregen leicht zum reißenden Strom anschwillt und sich aus Hvergelmer in der Nebelwelt ins Asenland ergießt, dieses durchströmt und in die Welt der Hel fällt *). (*Schincke.*)

HRIMFAXI (Reif- oder Frostmähne) heißt das mythische Pferd, mit welchem die Nott (Nacht) von Ost aus die Erde täglich in Dunkel hüllt. Der Mythus gibt ihr noch ein zweites, Fiörswartnir, das unsichtbar durch den nächtlichen Schlummer den Menschen neue Kräfte bringt und erhält. Thorkelin vergleicht Hrimfaxi mit Hesperus, wie Skinfaxi das Pferd der Dagr (Tages) mit Lucifer †). Ganz der Natur des Nordens angemessen träufelt vom Gebisse Hrimfaxi's Reif (Meldropa), in dem Gräter den Mehlthau fand ††). (*Schincke.*)

HRIMGERDUR (Reifgerdur, Gertrud), des Riesen Hati Tochter, eine gewaltige Riesin, die meist auf Bergen hauset, und mit einem Schwanz am Hintern

*) So die Völsung-Saga.

1) S. das norwegische Gesetzbuch Gulathings Laug, Landsleigo Bolkr, Cap. 55. 2) Vergl. über die Hrepps *Henderson*, Iceland Sec. edit. Edinburgh 1819. p. 12. Arndt, Nebenstunden. S. 434, 443, 444, 448—451.

*) Edda fab. 4. Grimn.-Mal. 28.

†) Jubar (Mähne) dicitur stella Lucifer, quae in summo habet diffusum lumen, ut Leo in capite jubam. *Varro*. Vergl. Edda antiq. Not. 16, 19. ††) Hauptquelle: Vafth.-Mal. 13, 14

dargestellt wird [1]). Mordfroh suchte sie die Mannschaft und die Schiffe Hölgi's, des Helden unter den Haddingern, welche im Hafen Hatafiord lagen, zu versenken, und so den Tod ihres Vaters zu rächen. Sie gab nach mancher Unterredung ihren Plan auf und foderte Hölgi's Steuermann Atli zum Zweikampf auf. Atli wußte sie aber durch ein angenehmes Gespräch so zu fesseln, daß sie auch diesen vergaß, gleichsam in ein steinernes Bild verwandelt wurde, welches den Schiffern weithin den Hafen anzeigte [2]). (*Schincke.*)

HRIMGRIMNIR (Reifriese), ein Riese der entsetzlichsten Art, vor welchem selbst Riesentöchter sich scheuen [3]). Er lebt unter der dritten Wurzel der Esche Ygdrasil, die ins Reich der Hel hinabreicht [4]). (*Schincke.*)

HRIMNIR (Riese), Beherrscher der Entsetzen erregenden Riesen. Er lebt in der Unterwelt, dem Reiche der Hel [5]). Ob er der Vater der Valkyr sei, die von Odin mit den Unsterblichkeit und ewige Jugend gewährenden Äpfeln an den Hunnenkönig Rerer und dessen Gemahlin gesendet worden, bleibt unentschieden, weil dort Hrimner genannt ist. (*Schincke.*)

HRIMTHURS, in der Mehrzahl Hrimthursar (die Urfrostriesen), verschieden von den Jötnar, welche in Jötnagardar ihren Hauptsitz haben [6]), gehören der nordischen Kosmogonie an. In der ersten Periode sind sie bei Allfödur, dem Vater der nordischen Welt, welcher Himmel, Erde und Luft schuf, ehe er sein Asgard, seinen besondern Götterstaat, gründete, bevölkerte und ordnete. Ihr Ursprung fällt ins Dunkel. Die Füße Ymirs, des Stammvaters aller Riesengeschlechter, erzeugten sie mit einander; eine durch den Sieg der Wärme über die Kälte entstandne Kuh, Audhumla, ernährte sie alle. Nach Einigen sollen die Hrimthursar in der ersten Periode ein unbekannter Völkerstamm gewesen sein, bei dem sich Odin aufgehalten, ehe er seine Asenwelt ordnete. Damals sei er Allfödur genannt worden [7]). Analog dem Mythos andrer Völker scheinen diese Hrimthursar die Elementarkräfte und Massen anzudeuten und, wie die Titanen, in furchtbaren Kämpfen die Unordnung in Ordnung verkehrt zu haben. Andre denken sich unter ihnen Sommer und Winter, wie sie um die Herrschaft kämpfen. (*Schincke.*)

HRINGHORNI (das Eirund), heißt das größte Schiff im Asenlande, Balder gehörig. Es ward zu seiner Leichenbestattung gewählt und er darauf verbrannt. Balder, des Nordens Apollo, mußte auch, wie Jener, sein Schiff haben, in welchem er seinen täglichen Pfad durchlief. Vergl. Hirrokin. (*Schincke.*)

HRING-MIMIR wird zuweilen der Himmel, auch Odin der Himmlische genannt. Odin hatte sein Auge an Mimir verpfändet; dies erklärt sein Name: Das Auge Mimirs. (*Schincke.*)

HRIODR wird zuweilen Odin genannt, wie Zeus τύραννος, der Grausame. (*Schincke.*)

Hriothr, s. Himmel.

HRIPUDR nennt der nordische Mythos das schnell um sich greifende Feuer [8]). (*Schincke.*)

HRIST heißt eine der Mundschenkinnen Odins, und Mist die andre. Jene, die Schüttelnde, diese, die Nebeldunkle, gehören zu den jungfräulichen Valkyren [9]). Eilf andre bedienen die Einheriar, und führen Namen von Krieg, Schlacht und Waffen. Sie sind den kriegerischen Amazonen ähnlich, haben aber Geschäfte in Valhal. (*Schincke.*)

Hrlev, s. Harlev.

Hrob, s. Klostergrab.

HRÖDA (das Schrecken) heißt, nach dem Fragment eines Skalden, die Kette, mit welcher der Weltwolf Fenrir, der die Götter vor dem Weltuntergange zu verschlingen droht, in Asgard auf der Insel Lyngvi an einen Felsen befestigt ist*). (*Schincke.*)

HRODGAR, König der Skyldingen (Skioldungen), nämlich des Theiles der Dänen, über welche Könige aus dem Geschlechte Skylds (Skiolds) herrschten, ähnlich wie Frankreich nach Karl Kerlingen im Mittelalter hieß, und Lothars Reich den Namen Lothringen erhielt; Hrodgar war Skylds Urenkel, und Enkel Beowulfs, und Sohn Healfdens (Halfdans), hatte zu Brüdern Heorogar und Halga (Helgi) und zur Schwester Elan, welche an einen Skylfingen verheirathet ward. Frühe ward Hrodgarn ein Heer gegeben, und als eine seiner Kriegsthaten wird diese gefeiert. Ein friesischer König, Namens Finn, hatte die Treue gebrochen. König Hrodgar segelte gegen ihn, gewann in einer blutigen Schlacht, in welcher Finns und Hildeburgs Söhne fielen, den Sieg, ließ dem besiegten Könige die Hälfte des Reichs, und ihn schwören, seine Unterthanen bestens zu regieren und ihm Heerfolge zu leisten. Hrodgar überwinterte in der Hochburg (Hauptstadt des bezwungnen Königs), erneuete im Frühlinge den Kampf gegen ihn, da er seinen Zorn erregt. Finn, obwol von Gudlaf und Oslaf, welche ihm zum Beistande herbeigesegelt, unterstützt, verlor Sieg und Leben. Hrodgar schiffte mit Schätzen beladen und mit der gefangnen Königin Hildeburg heim. So glücklich Hrodgar im Auslande war, so unglücklich machte ihn daheim der Riese (zaubergewaltige Geist) Grendel. Hrodgar baute sich nämlich eine weitberühmte, mächtig große Halle zur Volksstätte (Hauptstadt), welche er Heort nannte, und weihte sie durch ein großes Gastgebot ein. Über die nach dem Trinkgelag in der Halle schlafenden Dänen kam der Riese Grendel, raubte 30 Dänen und brachte sie um; dieses war der Anfang. Zwölf Winter hindurch setzte er diese nächtlichen Überfälle und das Aussaugen des Blutes der ergriffnen Dänen fort, sodaß die große Halle zur Nachtzeit verödet stand, und niemand in ihr zu schlafen wagte. Hrodgar war in Trauer versunken. Von Grendels Unthaten ihn zu befreien, sandte der

1) Helgaquida Haddingjaskata. I, 16, 20. 2) 29, 30. 3) Vafth.-Mal. 33. 4) För Skirn. 34, 35. 5) För Skirnir. 28. 6) Siehe Odin und Ymir in *Finn-Magnusen*, Lex. Mytholog. 7) Stuhr, Abhandl. S. 66.

8) Grimn.-Mal. 1. Die Ableitung des Wortes ist unsicher; vielleicht von hrifa, rauben? *Finn-Magnusen*, Lex. p. 171. 9) Grimn.-Mal. 36.

*) *Finn-Magnusen*, Lex. p. 68.

Gothenkönig Higelak seinen Tochtersohn und Degen Beowulf, Egthno's Sohn; dieser blieb des Nachts in der Königshalle. Grendel brachte Beowulfs schlafende Gefährten um, kam auch zu Beowulf, ward aber von diesem kräftig gefaßt, entriß sich wieder und entfloh. Über diesen Sieg erfreut nahm Hrodgar Beowulfen zu seinem Sohn an, und gab ihm den Sitz neben seinen Söhnen Hrethrik und Hrothmund, die er mit seiner Gemalin Wealtheoth gezeugt. Grendels Mutter, brennend, ihren Sohn zu rächen, kam die Nacht darauf und raubte, während Beowulf nicht dort war, aus der königlichen Halle den schlafenden Äscher, Hrodgars Vertrauten (runvita), Rathgeber (raedbora) und Achselgestallen (eaxle gestealla), den nächsten an seiner Seite, wenn er in der Schlacht Schaaren führte), und liebsten Helden (haeletha leofest), den er zum Vorgesetzten an beiden Meeren gemacht hatte. Unbeschreiblich war Hrodgars Schmerz über diesen Verlust. Beowulf foderte Hrodgarn auf, die Spuren der Mörderin zu verfolgen. Hrodgar ritt mit seinen Kriegern an das finstre Vorgebirge und die Sümpfe, wo Grendel, Schlangen und andre Ungeheuer wohnten. Beowulf schiffte dahin; Hrodgar hatte ihm sein berühmtes Schwert Hrunting gegeben. Aber wie taugbar auch dieses Schwert war, vermochte es doch nichts gegen den Zaubergeist Grendel und seine Mutter. Beowulf fand am Meer ein ihm von der Gottheit gezeigtes altes Riesenschwert mit Runenschrift; mit ihm erlegte Beowulf Grendeln und seine Mutter. Der Sieger gab Hrodgarn das gefundne Riesenschwert, und dieser schenkte ihm das Schwert Hrunting. Hrodgar benutzte diese Gelegenheit, den verderblichen Unfrieden, welcher bisher zwischen den Dänen und Gothen obgewaltet, in Freundschaft zu verwandeln, gab Beowulfen herrliche Geschenke an den König Higelak mit, und verhieß dessen Sohne Frodi seine Tochter. Mehr noch ward dieser Friede zwischen den Dänen und Gothen befestigt, als der den Dänen befreundete Beowulf Higelaken auf dem Throne der Gothen folgte*). (*Ferdinand Wachter.*)

HRODGAUS, HROTGAUZ, HROGAUD, HRUODGAUD, Herzog von Friaul, ein Langobarde, ward bei Unterwerfung des Langobardenreiches durch Karl den Großen dessen Mann und von ihm zum Herzoge von Friaul gemacht, brach aber im J. 775 die Eide, und trachtete, in Verbindung mit andern, Italien gegen die Franken zu empören. Papst Hadrian I. klagte dem Frankenkönig in einem Schreiben: Die Herzoge Arigis von Benevent, welcher ein Schwiegersohn des gestürzten Langobardenkönigs Desiderius war, Hrodgaus von Friaul, Karls Mann, Reginald von Chiusi und Hildebrand von Spoleto hätten sich miteinander verbündet, im nächsten März gemeinschaftlich loszubrechen. Adalgis, Desiderius' Sohn, werde mit einer griechischen Flotte kommen; dann wolle man Rom zu Wasser und Land angreifen, alle Kirchen Gottes plündern, den Papst gefangen hinwegführen, und den König der Langobarden wieder herstellen. Deswegen beschwor der Papst den Frankenkönig vor dem wahren und lebendigen Gotte, daß er mit der größten Schnelligkeit zur Rettung herbeieilen möge, und stellte ihm vor, wie er, der nach Gott des Papstes und aller Römer Leben in der Hand habe, wenn er nicht komme, vor dem Richterstuhle Gottes Rechenschaft geben müsse, weil der Papst die heilige Kirche Gottes und das Volk der römischen Republik in des Königs Schirm gegeben habe[1]). Diese Klage des Papstes, und noch mehr der Umstand, daß schon mehre Städte von den Franken abgefallen und sich an Hrodgaus angeschlossen, bewog Karln, ungeachtet er erst aus einer blutigen Heerfahrt gegen die Sachsen zurückkehrte, und es Winter war, zur Unterdrückung der Empörung mit einem Heer über die Alpen zu eilen, am Anfange des J. 776. Er nahm seine Richtung gegen Friaul; Hrodgaus fiel, und Friaul, Treviso und die andern Städte, welche sich empörten, wurden eingenommen, und erhielten fränkische Grafen zu Regenten[2]). (*Ferdinand Wachter.*)

HRODMARR, ein König des Nordens in uralter Zeit, liebte Sigurlin, die Tochter des Königs in Swewenland (Swawaland), Svafir, ward aber von ihr verschmäht. Das Land wurde von Hrodmarr dafür verheert und sein Wohlstand war auf Jahre zerrüttet, aber nicht verloren ging die geliebte Tochter, welche Jarl Fraanmoor beschützte und vor Hrodmarrs Rache verwahrte. (*Schincke.*)

HRODVITNIR, der verwüstende, berüchtigte Wolf. Der nordische Mythos nennt bald einen*), bald mehre Wölfe, welche die Sonne, die als Jungfrau betrachtet wird, verschlingen wollen**). Beide Wölfe werden von einer alten Zauberin im Osten Mitgards, des Erdkreises, im Walde Jarnvid (Eisenbusch) geboren. Alle ihre Brüder sind Riesen in Wolfsgestalt. Offenbar eine Localsage. Bei den meisten Völkern haben wol die Nebensonnen zum Dichten mehrer Sonnenwölfe und Verschlinger Anlaß gegeben. Denn die Nebensonnen heißen in Sibirien und anderwärts noch Sonnenwölfe. Auf Island, wo es keine Wölfe gibt, nennt man den Fuchs Wolf, um dem Alterthume treu zu bleiben***). (*Schincke*)

HROLF KRAKI, König in Dänemark, Helgi's

---

*) De Danorum rebus gestis secul. III. et IV. Poëma Danicum dialecto Anglosaxonica. Ex bibliotheca Cottoniana Musaei Britannici edidit *Grim. Johnson Thorkelin*, p. 3—162, 175, 176.

1) Cod. Carolin. Epp. 59, bei *Bouquet*, Hist. Franc. Vol. V. p. 452. 2) *Einhardus*, Vita Caroli Magni Cap. 6, bei *Pertz*, Monum. Germ. Histor. Scriptt. T. II. p. 446. *Einhardus*, Annales. T. I. p. 155. Annales Laurissenses, p. 154. Annal. Lauriss. Minores, p. 116. Annal. Lauriss. Pars II. p. 30. Annal. Petavianorum. P. II. p. 16. Alle diese Jahrbücher sprechen sich über Hrodgaus' Todesart nur im Allgemeinen aus, und sagen blos, daß er erschlagen worden, das Chron. Virdunense (bei *Bouquet*, Vol. V. p. 373) fügt hinzu: in der Schlacht.

*) Völusp. 36. **) Grimnis-Mal. 39. ***) *Finn-Magnusen* in Calendar. ethnic. von *Sorterup*, 1722 schreibt: Etenim nihil Sialландicis adhuc rusticis familiarius quam cum viderint unum in crassiore nube parelium, vel simul plures, inde orituram brevi tempestatem et pluviam augurari dicentes: Intemperies aëris propediem expectanda, quia vidimus in coelo lupos solis.

und Yrsa's Sohn, war an Freigebigkeit, Tapferkeit und Leutseligkeit der berühmteste unter den alten Königen. Als Beispiel seiner Leutseligkeit wird in alten Sagen dieses angeführt. Ein armer Jüngling, Namens Voggur, kam in König Hrolfs Halle; da dieser noch jung an Alter und klein an Wuchse war, ging er zu ihm und sah ihn an. Da sprach der König: was willst Du, Bursche, daß Du mich so ansiehst? Voggur antwortete: Als ich daheim war, hörte ich sagen, König Hrolf in Hledra sei der größte Mann in den Nordlanden, aber nun sitzt hier auf dem Hochsitz ein winziger Wicht (Kraki litill). Saxo Grammaticus[1]), der dieses der Hauptsache nach gleich, in Nebenumständen etwas abweichend erzählt, läßt den Voggur die Frage thun: quisquam esset iste Krage? Krage bedeute nämlich in der dänischen Sprache einen Stamm, dessen Wipfel man auf den halbabgehauenen Ästen wie auf einer Leiter ersteige. Krage bedeutet noch im Dänischen, sowie auch das altnordische Kraka, Krähe. Kraka (Krähe, Schmutzige, Unansehnliche) hieß die schöne Aslaug, als sie von ihrer Pflegemutter durch Abscheerung der Haare und Einschmierung von Theer unkenntlich gemacht, in Spangerheide lebte[2]). Kracke heißt noch jetzt in Teutschland in der Volkssprache ein altes kraftloses Pferd, bei den Niederteutschen und Holländern auch ein altes, den Einsturz drohendes Haus[3]). Auch wird Kracke in der Pöbelsprache als Schimpfwort von Menschen von kurzem und schwarzem Körperbaue gebraucht, sodaß Kraki, wie Voggur den Hrolf nannte, zwar ganz verständlich, aber in der Schriftsprache unübersetzbar, und Wicht für Kraki nur als Nothbehelf anzusehen ist. Der König sagte: Du, Bursche! hast mir einen Namen gegeben, daß ich Hrolf Kraki heißen werde, aber das ist bei uns Sitte, daß eine Gabe der Namenbefestigung folgen soll. Nun sehe ich, daß Du keine Gabe zur Namenbefestigung zu geben hast. Da soll, wie billig, dem andern geben der, der hat. Der König zog einen Goldring von seiner Hand, und gab ihn ihm. Voggur, von Dank erfüllt, gelobte, des Mannes Mörder zu werden, der des Königs Mörder werde, welches Gelübde er auch erfüllte. Hrolf, als freigebiger König, wird vorzüglich als Gegensatz zu dem kargen König Adils von Schweden hervorgehoben. Dieser hatte Hrolfs Mutter, Yrsa, geheirathet. Er führte Krieg mit dem König Ali von Norwegen auf dem Eise des Wänersees, foderte von seinem Stiefsohne Hrolf Hülfe, und versprach dessen ganzem Heere Sold, so lange die Heerfahrt währte; der König selbst sollte drei Kostbarkeiten erhalten, die er aus Schweden wählen würde. Hrolf Kraki hatte eben Krieg mit den Sachsen, und konnte deshalb nicht zuziehen, sandte aber seine zwölf[4]) Berserker: Adilsi, Bodwar, Biarki und Hjallti, Hugprudi, Hwitserkur, Hvati, Böttur, Veseti und die Brüder Svipdagur und Breidagur. Die Namenfolge der Berserker ist bemerkenswerth in Beziehung auf die Quelle der Sage; denn die Stabreime zeigen, daß sie Auflösung eines Liedes in ungebundne Rede, sowie auch die meisten andern nordischen Sagen, ist. König Ali fiel in diesem Kampfe, und König Adils nahm von seiner Leiche den Helm Hildesvin (Kampfesschwein) und sein Pferd Rave (Rabe); die Berserker Hrolfs verlangten ihren Lohn, jeder drei Pfund Gold, und die Kostbarkeiten, die sie für Hrolf Kraki erlesen hatten, den Helm Hildegöltur (Kampfeseber), den Panzer Friedsleif, der allem Eisen widerstand, und den Goldring Sviagrys, den Adils Ahnen gehabt hatten. Sviagrys bedeutet Schweinchen der Schweden, wahrscheinlich, weil auf ihm der heilige Eber Freyrs, das Sinnbild der Fruchtbarkeit, abgebildet, und der Ring ein Gold und Ringe erzeugender, wie der Ring Andvari's und der Draupnir war. Der König verweigerte alle Kostbarkeiten, und bezahlte auch nicht einmal den Lohn. Die Berserker zogen Böses gedenkend fort zu ihrem Herrn Hrolf Kraki. Er unternahm eine Heerfahrt nach Upsal[5]), und die zwölf Berserker mit ihm. Seine Mutter Yrsa empfing ihn wohl, und folgte ihm zur Herberge, aber nicht zur Halle des Königs, wo Bier gegeben ward. Das Feuer in der Halle machten Adils Leute so groß, daß Hrolfs und seiner Leute Kleider verbrannten, indem sie sagten, sie hätten gehört, daß Hrolf und seine Leute sich weder vor Eisen noch Feuer fürchteten. Hrolf sprang mit den Worten auf: Laßt uns das Feuer in Adils Haus vermehren! warf seinen Schild hinein, und lief über das Feuer, während der Schild brannte; und so that auch jeder von seinen Leuten. Sie warfen die Leute des schwedischen Königs, die das Feuer vermehrt hatten, hinein. Da kam Yrsa, gab ihrem Sohn ein Hirschhorn voll Gold und zugleich den Ring Sviagrys, und sie bat ihn, fortzuziehen zu seinem Heere. Sie ritten über Fyrisvall (Fyrisfeld), und Adils mit seinem ganzen bewaffneten Heere nach, sie zu tödten. Hrolf nahm mit der rechten Hand Gold aus dem Horn, und säete es auf den Wegen. Die Schweden sprangen aus den Sätteln und nahmen jeder soviel, als er wollte, aber der König gebot ihnen zu reiten, und ritt selbst ununterbrochen auf Slugner (Beschlagner), dem besten aller Pferde. Als Hrolf Kraki sah, daß König Adils immer näher kam, nahm er den Ring Sviagrys, warf ihn nach ihm und bat ihn, denselben als eine Gabe zu nehmen. König Adils ritt nach dem Ring und nahm ihn mit der Speerspitze. Da sah Hrolf, daß Adils sich niederbeugte und sprach: Gebogen wie ein Schwein habe ich nun den (nu hef eg svinbeygt hann), der der reichste unter den Schweden war. So schieden sie. Daher wird das Gold genannt Kraki's

1) *Saxo Grammaticus*, Hist. Dan. Lib. II. Ausg. von Stephan Stephanius, S. 51. 2) Volsunga-Saga, Cap. 52, bei v. d. Hagen, Altnordische Sagen, S. 117. 3) Bremisch-Niedersächsisches Wörterbuch. 2. Th. S. 862. 4) Eigentlich elf, da der König selbst der zwölfte ist. Rühs, Die Edda, S. 252, welcher soviel als möglich den isländischen Sagen ihre Selbstursprünglichkeit abzusprechen sucht, sieht in Hrolfs zwölf Berserkern eine Nachahmung der zwölf Ritter von der Tafelrunde, als wenn die Zahl zwölf im Norden nicht auch in andrer Beziehung eine wichtige Rolle spielte.

5) Nach der Gestaltung der Sage bei Saxo Grammaticus S. 29 begibt sich Hrolf Kraki nach Upsal, nicht der verweigerten Kostbarkeiten und des verweigerten Lohnes wegen, denn diesen Theil der Sage berührt er nicht, sondern Hrolf wird von seiner Mutter eingeladen, weil sie ihrem kargen Gemahle das Gold nehmen, und ihrem Sohne zuwenden will.

Saat (Krakasaad), und Samen von Fyrisvall. Nach Trautvetters Auslegung stellen die 63. und 64. Dämesaga der Edda, welche Obiges erzählen, den Kreislauf des Getreides dar, vom Samenkorne, das in der Erde keimt, bis zu seinem Abkömmlinge, der wieder in die Erde gesäet wird; Hrolf ist das Samenkorn, gleich dem auf Wucher gegebenen Gelde, und Kraki heißt er, weil das Samenkorn immer klein, Adils-Bücken ist das Bücken der Ähre[6]) ꝛc. Doch hat diese Sage aller Wahrscheinlichkeit nach nur ethischen Sinn, und dieser ist deutlich genug: es ward nämlich an Königen nichts höher gepriesen als verschwenderische Freigebigkeit, und nichts schärfer getadelt als Kargheit[7]). Von Seiten seiner Freigebigkeit fassen Hrolf Kraki auch die berühmten Kunstverse, die Skiolldunga-Visur (Weisen der Skiolldungen) auf:

1) Haki Kraki hoddum broddum
Saerdi naerdi seggi leggi
Veiter neiter vella pella
Bali stali beittist heittist;

2) Haki Kraki hamde framde
Geirum eirum gotna flotna
Hreiter neiter hodda brodda
Brendist endist bale stale;

welche, wenn wir ihnen die prosaische Wortstellung geben, abermals zu den kunstvollsten, und jetzt zwar zu den wohlklingendsten Versen werden:

1) Haki broddum saerdi leggi
Kraki hoddum naerdi seggi
Veiter pella bali heittist
Neiter vella stali beittist;

2) Haki hamde geirum gotna
Kraki framde eirum flotna
Neiter brodda endist stale
Hreiter hodda brendist bale;

und die metrisch zu übersetzen unmöglich ist, daher wir uns auf eine Übersetzung, welche den Wortsinn wiedergibt, beschränken müssen:

1) Haki (Hakon) mit Spitzen verwundete Glieder,
Kraki mit Ringen ergötzte Männer.
Der Verschenker der Seidenkleider (Hrolf) ward vom Feuer erhitzt,
Der Genießer des Goldes (Hakon) vom Stahle geschnitten.

2) Haki hemmte mit Speeren die Gothen (d. h. Männer überhaupt)
Kraki förderte mit Golde die Schiffer (d. h. Männer überhaupt)
Der Nutzer der Spitzen (d. h. Krieger) endete durch Stahl,
Der Verstreuer der Ringe verbrannte durch Feuer.

Hrolf Kraki's Ende war nämlich dieses, und ward von seiner bösen Schwester, welche wie die jüngste der drei Hauptnornen Skuld (d. h. was sein soll) hieß, herbeigeführt. Sie war von einem Elfenweibe geboren, und rief auch zu ihrem Beistande durch Zauberkünste Nornen und Elfen herbei. Ihr Bruder Hrolf hatte sie nämlich an Hiarthwar verheirathet und diesen als zinsbaren Jarl über Schweden gesetzt. Skuld, über diese Zinspflichtigkeit voll Scham, spornte ihren Gatten an, ihren Bruder des Lebens zu berauben. Er brachte verborgen Waffen, als wenn er den Zins brächte, nach Hlethra, welches Hrolf Kraki gebaut (nämlich nach der Sage, sowie überhaupt Hrolf rein dem Sagenthum angehört). Hrolf empfing seinen Schwager durch ein herrliches Gastmahl. Während die Dänen endlich der Rausch und Schlaf bewältigt, stahlen sich die Schweden hinweg und griffen zu den Waffen. Hrolf und alle seine Leute bis auf Voggur kamen durch Feuer oder Stahl um. Hiarthwar bestieg den dänischen Tron, aber nur auf einen Tag; denn Voggur erfüllte sein Gelübde. Hrolf Kraki wird in einem besondern Sagenwerke gefeiert, nämlich in der Saga Hrólfs Kraka, aus dem Isländischen in das Dänische übersetzt von Rafn, Nord. Kaempe-Histor. Th. I. Hrolfs Name ertönt auch in dem berühmten Schlachtliede Biarkamál, in der Weise eines Gespräches zwischen Hrolfs Berserkern Hialti und Biarki (welcher Hrolfs Schwester Ruta zur Gemahlin hat), zur Anfeuerung zum Kampfe gegen die Schweden, welches herrliche Lied aber nur in Bruchstücken auf uns gekommen (bei Snorri in der Olafs-Saga bei Bartholin, S. 178—182, bei Bodvar, Bjarkes Saga in Björners Nordiska Kampadater), aber vollständig (nämlich seiner Ausdehnung nach, dem Geiste nach durch Verwischung desselben sehr mangelhaft) in einer lateinischen Umschreibung des Saxo Grammaticus, 2. Buch. S. 32—38. Bei den Versuchen, aus den Sagen Geschichte zu bilden, ist natürlich der berühmte Hrolf Kraki auch nicht vergessen, und von Saxo Grammaticus S. 28—31 als 13. König von Dänemark eingereiht worden, nämlich als Sohn und Nachfolger des 12. Königs, Helgi, welcher auf der Insel Thoröe die Jungfrau Thora geschändet, und Yrsa gezeugt; die entehrte Thora habe sich vom Rachegefühle so weit hinreißen lassen, daß, als Helgi auf einer Seeraubfahrt wieder an die Insel Thoröe gekommen, sie ihre nun mannbare Tochter an das Ufer zu Helgi'n, ihrem Vater, geschickt, und so sei Yrsa beides, Hrolf Kraki's Mutter und Schwester geworden. Die Historia Gentis Danorum p. 263, ein Werk des 13. Jahrh.[8]), führt Hrolf Kraki'n nicht als unmittelbaren Nachfolger seines Vaters Helgi's auf, sondern erzählt, während Hrolf Kraki unerwachsen gewesen, habe der König Athisl (Adils) von Schweden den Dänen Zins aufgelegt, und ihnen zum Zeichen der verworfensten Knechtschaft einen H. Racki, und nachdem diesen die Hunde umgebracht, einen Hirten Snio vorgesetzt, welchen, nachdem er, wie Athisl gedroht, den Dänen zahllose Übel bereitet, die Läuse gefressen. Racki und Snio werden als 13. u. 14. König, und Hrolf Kraki als 15. aufgezählt, der nach manchen herrlichen Siegen von seinem Schwager Hyerward auf dem königlichen Hofe Lordra (so für Hle-

---

6) Die mehren andern gedeuteten Einzelheiten s. bei Trautvetter selbst, Schlüssel zur Edda, S. 128—132. 7) S. hierüber die Nachweisung bei *Ferdinand Wachter*, Quid Sigifridus cornea cute, Nibelungorum thesauro et tarencappa ornatus sibi velit, p. 13—22.

8) Durch einen Irrthum führt sie bei Lindenbrog in der Aufschrift als Namen des Verfassers den Namen des Dänenkönigs Erichs, des Sohnes des Herzogs Wratislav VII. von Pommern.

thra, Lethra) [9]) verrätherisch erschlagen worden. Fast ganz Gleiches hat Hermann Körner; nur daß er Helgi'n, Hrolfs Vater, als 11. König, den zum Könige gesetzten Hund [10]) Racki billig nicht, den Hirten Snio hingegen zählt, und Hrolf Kraki'n als 13. König aufführt. So traurig war hiernach Hrolf Kraki's Jugend!

In Beziehung auf Hrolf Kraki's Grabhügel erzählt Islands Landnámabók (P. III. C. I. p. 182.), daß der große Held und Seefahrer Midfeardar-Skegge (Midfeörds Skegge, so genannt, weil er Midfeörd auf Island besaß), als er auf einer Raubfahrt nach Osten bei Seeland in Dänemark lag, hinaufgegangen, und in den Hügel (haug) des Königs Hrolf Kraki's gebrochen, und daraus das Schwert des König Hrolfs, Namens Sköfnung, und die Axt Hialti's (eines der Berserker Hrolfs) und andres großes Gut genommen. Aber das Schwert Lausi konnte er Bodvarn nicht entwinden, da er seine Armglieder nicht zu beugen vermochte. Bodvar wollte auf ihn, aber Hrolf Kraki wehrte es.

(*Ferdinand Wachter.*)

HROLF OR SKALMARNES, aus Skalmarnes in Breidafiörd auf Island, ein erfahrner Skalde und Geschichtskenner, blühte um d. J. 1119 (Sturlunga-Saga I. 8. 15.).

(*Ferdinand Wachter.*)

HROLLEIF, Besitznehmer Islands; 1) Hrolleifr hinn Mikle (der Große), Arnallds Sohn, war Bruder Sämunds des Sudureyischen (Sudureyskr von Sudureyar, Südeilande, wie nämlich die Nordmannen die Hábuden hießen). Sámund war Genosse des großen Seeräubers Ingemunds des Alten gewesen, und beide hatten sich dann auf Island niedergelassen. Hrolleif kam mit seiner Mutter Liot in Borgarfiord an, reiste nördlich durch die bewohnten Gegenden, und fand nicht eher Rath, als bis er zu Sámund kam. Dieser wies ihn nördlich nach Höfdaströnd zu Thord, welcher ihm Land in Hrolleifsdal (Hrolleifs Thal) gab. Hier wohnte Hrolleif, bis ihn Thord aus dem Norden wegen des Mordes an Odd, dem Sohne Uni's, verbannte. Hrolleif hatte nämlich Hrodny, die Tochter Uni's von Unadsdal, geschändet. Odd lauerte ihm auf, erschlug Hrolleifs Schwestersohn und verwundete Hrolleifen am Fuße, da seinen Rock kein Eisen durchschnitt. Hrolleif erschlug nun Odden, und zwei andre Männer, aber zwei entkamen. Höfda Thórd verbannte Hrolleifen aus der Landschaft, so weit als sie die fließenden Gewässer bis zur See in Skafiörd theilten. Da sandte Sámund Hrolleifen zu Ingemund, dem Alten, welcher das ganze Vatnsdal (Wasserthal) in Besitz genommen und in Hof wohnte. Dieser siedelte ihn in Oddsa's gegen Hof hin, an. So wohnte Hrölleif seitdem im Vatnsdal. Er hatte die Fischerei in der Vatnsdalsa (Wasserthalsfluß) mit Ingemund, und sollte sich ihrer begeben vor den Männern von Hof. Aber er wollte Ingemunds Söhnen nicht weichen, und sie schlugen sich um den Fluß. Als der blinde Ingemund davon benachrichtigt ward, ließ er durch einen Schafhirten einen Hengst in den Fluß zwischen die Kämpfenden reiten (um sie aus einander zu bringen). Hrolleif durchschoß ihn mit dem Spieße. Der alte Ingemund, der den Streit von neuem durch Absendung des Knechtes an Hrolleifen zu vermitteln suchte, war auf dem Hochsitze gestorben, bevor seine Söhne heimkamen. Hrolleifs Mutter unternahm es zu versuchen, ob das Glück der Söhne Ingemunds mehr vermöchte, als ihre Kunst (Zauberkunst), und hieß ihren Sohn sich einstweilen hinwegbegeben. Thorstein, einer der Söhne Ingemunds, erhielt von ihnen den Auftrag, Hrolleifen zu verfolgen, und sollte dafür aus dem Erbe ihres Vaters eine Kostbarkeit wählen dürfen. Sie setzten sich nicht auf den Hochsitz ihres Vaters (d. h. traten das Erbe ihres Vaters nicht eher an), bevor sie sich an Hrolleif gerächt. Thorstein bewog Sámunden, zu dem sich Hrolleif geflüchtet, durch Geld, ihn fortzuschicken. Sie verfolgten seine Spur bis nach dem Vatnsdal, und ließen erspähen, daß Hrolleif in As war, und seine Mutter unter Absingung von Zauberliedern ihm ein Blutopfer zum Langleben (til Lánglífes) brachte. Ingemunds Söhne umgaben das Haus, und Hrolleif verlor, als er es verließ, durch Jökull, Ingemunds Sohn, sein Leben. 2) Hrolleifr, der Sohn Einars, des Sohnes Ölvir Barnakarls, welcher letztre ein Enkel des berühmten Kriegsmannes Snealls, des Sohnes des Königs Vatnars, war, kam nach Leyruwog in Island, als schon Alles an der See besetzt war, nahm alles Land gegen Steinraind hin, westlich von der Exará, welche durch den Thingvöll (Feld der Versammlung) floß, und wohnte einige Winter in Hnédabá. Dann foderte er Eyvinden in Kviguvogar zum Holmgange (Zweikampf, so benannt, weil er auf kleinen Inseln statthatte) oder zur Abtretung seines Landes heraus. Eyvind zog vor, mit den Ländereien zu tauschen*). (*Ferdinand Wachter.*)

HRÖNN (der Funkelnde, Brandende), ein Fluß in der Asenwelt, der mit vielen andern ins Reich der Hel sich ergießt [1]). Das Wasser war, wie den Persern, Indern und Ägyptern, den Nordländern heilig. (*Schincke.*)

HROPTATYR (Gott der Rufenden), wird Odin genannt [2]). S. darüber Hroptr. (*Schincke.*)

HROPTR (Herold), Odins Name [3]). In doppelter Beziehung wird er so genannt, in Beziehung auf Gladsheim und auf Valhal. Am Eingange nach Gladsheim (Licht-, Freudewohnung) dem fünften Sonnenhause im Thierkreise, dem Widder, gleichsam am Thore des Himmels, wenn die Sonne in der Frühlingsgleiche sich zu

9) Lethra hat auch richtig *Hermannus Cornerus*, Chronicon, bei *Eccardus*, Corp. Hist. Med. Aev. T. II. p. 478, der im übrigen mit wenigern Ausnahmen dieselben Worte, als die Historia Gentis Danorum braucht. 10) In signum abjectissimae servitutis praefecit eis catulum quendam in Regem nomine Racki. Quem cum alii canes occidissent, propter raptum cujusdam ossis de mensa projecti etc. *Hermannus Cornerus*. Die Historia Gentis Danorum deutet den Hund nur durch den Anfangsbuchstaben c. an, nämlich: praefecit eis c. quendam Racki nomine, quem quum canes occidissent, Athissus posuit etc., und läßt auch das alii hinweg.

*) Islands Landnámabók. P. III. c. 4. (kopenhag. Ausg. 1774.) p. 192—195. Cap. 11. p. 221. P. V. Cap. 13. p. 373. Mant. p. 388.

1) Grimn.-Mal. 28. 2) Grimn.-Mal. 53. 3) Grimn.-Mal. 8.

heben beginnt, steht Odin, als Thorwart, und zeigt den auf dem Schlachtfelde Gefallnen den Weg nach Valhal[4]). Sinnbildlich wird die Erhebung der Natur aus dem Winterschlaf angedeutet und der Anfang des Naturjahres, den die Morgenländer, Griechen und Römer auch für das bürgerliche Jahr wählten. (*Schincke.*)

HRORIK, RORIK, RORIH (nach althochteutscher Schreibart), **HORIK** (bei Adam von Bremen), ein Nordmann, wie ihn die fränkischen Schriftsteller nennen, nämlich ein Nordmann in weitrer Bedeutung, nach welcher auch die Dänen darunter begriffen werden *), war des Königs Harald des Ältern von Dänemark Sohn, erhielt nebst seinem einen Bruder, dem vertriebenen Könige Harald dem Jüngern von Dänemark, von Kaiser Ludwig dem Frommen Dornstadt (Wykte Dunrstede) zu Lehn. Während Hrorik im Übrigen der Geschichte angehört, so dürfte Folgendes der Sage anheimfallen. Bei der großen Sterblichkeit, welche die Seeräuber im J. 845 erlitten, kam auch der Gottlosen Fürst, der die Christen und heiligen Orte geplündert, Reginher, um. Sie beriethen sich und warfen die Loose (Orakelstäbe), von welchem ihrer Götter sie Heil erhalten sollten. Aber die Loose fielen nicht heilsam. Ein gefangner Christ beredete sie jedoch, das Loos (Orakel) auf den Gott der Christen zu stellen, und heilsam fiel ihr Loos. Da enthielt sich ihr König Hrorik mit dem ganzen Volke der Heiden vierzehn Tage lang des Fleisches und des Methes, und die Plage ließ ab, und sie sandten alle gefangnen Christen, die sie hatten, heim. Eine ähnliche Orakelgeschichte, wie die bei einer Heerfahrt in Kurland bedrängten Schweden sich an den Gott der Christen wenden, ist aus dem Leben des heiligen Anskar im Art. Orakel bei den Germanen bei Gelegenheit der Loosorakel mitgetheilt. Daß Hrorik sich an den Gott der Christen wendet und gefastet hat, hat übrigens nichts Befremdendes, da Hrorik sicher unter den Dänen war, die nach Einhard, (Eginhart) Annal., und nach Enhard Ann. Fuld. im J. 826 mit seinem Bruder Harald zu Mainz die Taufe empfangen, und auch Adam von Bremen ausdrücklich bemerkt, daß Harald nebst seinem Bruder getauft worden. Auch würde Ludwig der Fromme einem Ungetauften kein Lehn gegeben haben, sowie Einhard berichtet, daß Harald nach der Taufe viele Geschenke und die Grafschaft Hriustri in Friesland erhalten. Hroriks Bruders Taufe unterliegt daher keinem Zweifel. Auch Hroriks Neffe, Rudolf, war getauft, der sich doch durch seine Raubzüge in den Niederlanden und Frankreich den Christen so furchtbar machte. Wenn aber auch an obiger Erzählung der xantner Jahrbücher nichts geschichtlich sein sollte, als daß Hrorik als König unter den Seeräubern im J. 845 erscheint, so ist sie doch bemerkenswerth. Rudolf von Fulda berichtet nämlich, daß Hrorik nach dem Tode des Kaisers, und nachdem sein Bruder Harald gestorben, bei des Kaisers Sohn und Nachfolger Lothar I. des Verbrechens der Verrätherei angeklagt worden, und zwar, wie die Sage gehe, fälschlich. Ist die Erzählung der xantner Jahrbücher insoweit begründet, daß Hrorik im J. 845 als König unter den Seeräubern war, so ward ihm das Verbrechen der Verrätherei nicht fälschlich Schuld gegeben. Lothar hielt den Angeschuldigten in Haft. Hrorik entrann, ward des Königs Ludwig des Teutschen Mann, weilte in dessen Reich einige Jahre (bis 850), und hielt sich unter den Sachsen, welche den Nordmannen (Dänen) benachbart waren, auf. Der König der Nordmannen (Dänen), Orik (Erik), ward damals von seinen beiden Neffen bekriegt. Als sie im Jahr 850 versöhnt waren, nahm Hrorik in Verbindung mit seinem Neffen Godfrid die Heere der Nordmannen (Dänen), begann Seeräuberei, und plünderte im J. 850 die der Nordsee benachbarten Orte des Reiches Lothars. Namentlich traf, indem er durch den Rhein und die Waal schiffte, seine Plünderung Friesland (in damaliger größerer westlicher Ausdehnung), die batavische Insel und hierauf Flandern. Da Lothar ihm nicht Einhalt zu thun und ohne seine Leute aufs Spiel zu setzen, nicht zu vertreiben vermochte, so nahm er ihn als Mann an, und gab ihm Dornstadt, welches Hrorik erobert und in Besitz genommen hatte, und andre Grafschaften, unter der Bedingung, daß er die Zinsen und Dienste, welche zur königlichen Kammer gehörten, treulich besorgte, und den seeräuberischen Einfällen der Dänen Widerstand leistete. Sein Neffe, Godfrid, trennte sich nun von ihm, plünderte die Menapier (einen Theil Flanderns), die Tarviser (Tavanenser, deren Hauptstadt Tarvanna bei S. Omer gelegen) und andre an der Seeküste, lief hierauf in die Seine ein und plünderte das Reich Karls des Kahlen. Im J. 843 oder 845 fielen in jenem fürchterlichen Bürgerkriege der Dänen in der dreitägigen Schlacht König Orik (Erich) und die übrigen Könige, und fast alle Edelinge, aus welchen nach altgermanischer Sitte die Könige gewählt wurden. Kaiser Lothar I. schenkte im Jahre 855 seinem Sohne Lothar II. ganz Friesland. Daher gingen Hrorik und Godfrid in ihr Vaterland, nach Dänemark zurück, in der Hoffnung, die königliche Gewalt zu erlangen; aber ihnen lachte hier das Glück nicht. Sie setzten sich also wieder in Dornstadt fest, und bemächtigten sich des größten Theils von Friesland. Im J. 857 führte Hrorik, der Vorgesetzte von Dornstadt, mit Einwilligung seines Herrn, des Königs Lothar II., eine Flotte in das Gebiet der Dänen, und nahm mit seinem Genossen mit Bewilligung des Dänenkönigs Orik (Erichs des Kindes) den zwischen dem Meere und der Eider gelegnen Theil des Reiches in Besitz. Welche nützliche Dienste Hrorik in Dornstadt geleistet hatte, sieht man daraus, daß es noch im nämlichen Jahre, wo er seine Stellung darin gegen die Besitznahme eines Theils des dänischen Reichs vertauscht hatte, von Dänen erstürmt, und die ganze batavische Insel und die übrigen benachbarten Orte geplündert wurden. Den in Besitz genommenen Theil des dänischen Reiches konnte Hrorik nicht behaupten; denn

4) J. L. Studach, Sämunds Edda. 1. Abth. (Nürnberg 1829.) S. 86.

*) Nam Dani et caeteri, qui trans Daniam sunt populi, ab historicis Francorum omnes *Nordmanni* vocantur, *Adamus Bremensis*, Hist. Eccl. Lib. I. c. 13, bei Lindenbrog, Fabricius'sche Ausg. S. 5.

wir finden, wie im J. 873 der Dänenkönig Sigfrid (Sigurd) Gesandte an den König Ludwig den Teutschen auf die Versammlung zu Bisestat bei Worms schickt, um Frieden auf den Grenzen zwischen den Dänen und Sachsen zu schließen, damit die Kaufleute beider Theile sicher hin- und herreisen können, und wie Halbden (Halfdan), des Königs Sigfrids Bruder, seine Botschafter zu König Ludwig dem Teutschen auf die allgemeine Versammlung zu Metz mit dem nämlichen Verlangen wie sein Bruder sendet, nämlich daß König Ludwig seine Gesandten an die Eider, welche die Dänen und Sachsen schied, zum Abschlusse des Friedens abordnen möge. Hieraus erhellt deutlich, daß Hrorik nicht mehr im Besitze des zwischen dem Meer und der Eider gelegnen Theiles des Dänenreichs war. Auch finden wir Hrorik bereits im J. 863 wieder in Teutschland. Dänen plünderten nämlich im Januar 863 den Handelsort Dorstadt, und ein großes Dorf, wohin die Friesen geflohen, erschlugen viele Kaufleute derselben, fingen eine große Menge Volkes, schifften den Rhein hinauf, und gelangten bis zu einer Insel bei der Burg Neus. Lothar mit den Seinen griff sie von der einen Seite des Rheines und die Sachsen von der andern an, und lagerten hier bis gegen den ersten April. Die Dänen begaben sich da auf den Rath Hroriks, so wie sie gekommen waren, zurück. Eine wichtige Rolle spielte Hrorik auch bei den Streitigkeiten zwischen König Ludwig dem Teutschen und Karl dem Kahlen um das Reich Lothars. Letztrer ging im J. 870 zu einer Unterredung mit dem Nordmanne Hrorik zu Nymwegen, und verband sich mit ihm durch ein Bündniß. Von der Pfalz Compiegne aus ging Karl der Kahle den 20. Januar 872 nach Münster (Monasterium, nach Mabillon's Vermuthung das Münster des heiligen Lambert zu Lüttich), um mit den Nordmannen Hrorik und Rudolf (Hroriks Neffen) zu sprechen. Im October des nämlichen Jahres (872) schiffte Karl der Kahle auf der Maas bis Mastricht, um mit den beiden Genannten, welche dahin zu Schiffe entgegengekommen, sich zu unterreden. Den ihm getreuen Hrorik empfing er gütig. Den auf Abfall sinnenden und Übermäßiges fodernden Rudolf ließ er leer ausgehen, und bereitete seine Mannen zur Vertheidigung gegen dessen Nachstellungen. König Ludwig der Teutsche schiffte im J. 873 den Rhein hinab zu einer gemeinen Unterredung mit den Seinen in der Pfalz zu Aachen. Hierher kam auch Hrorik, stellte Geiseln, unterwarf sich der Herrschaft des Königs und schwur ihm unerschütterliche Treue. Hroriks Neffe, Rudolf, obwol getauft, das Schrecken der Küstenbewohner Frankreichs und der Niederlande, wurde, nachdem er noch fast ganz Friesland verheert, von den Friesen in Ostrachia (Ostergowe), wo auch Bonifacius seinen Tod gefunden, im J. 873 erschlagen. Hrorik auch scheint noch im drittletzten Jahrzehend des neunten Jahrhunderts gestorben zu sein; denn wir finden ihn bei den bedeutenden Einfällen der Nordmannen, gegen die er wachen sollte, zu Anfange des vorletzten Jahrzehends des neunten Jahrhunderts nicht erwähnt. Nur wissen wir, daß im J. 882 Kaiser Karl der Dicke dem Nordmannenkönige Godfrid das zu Lehen gab, was einst Hrorik gehabt, nämlich das Reich der Friesen, wie die vedastinischen Jahrbücher, Friesland und andre Lehen (honores), wie Hinkmar von Rheims, die Lehen und Grafschaften in Kinnin, wie die fuldaischen Jahrbücher sagen (nämlich im Gaue Kinnem, welcher von dem Flusse seinen Namen hatte, und einen großen Theil des nördlichen Hollands, das damals Friesland hieß, umfaßte). Groß war der Ärger der damals Lebenden, daß der schwache Karl der Dicke das seinem Feinde Godfrid zu Lehen ertheilte, was der den Königen der Franken getreue Hrorik gehabt, wie die fuldaischen Jahrbücher ihn nennen. Die xantner Jahrbücher heißen ihn die Galle der Christen. Seine Stellung war ungemein schwierig. Wollte er bei seinen Landsleuten Einfluß haben, so durfte er nicht mit ihnen brechen und mußte diesen Seeräubern Manches nachsehen, um im Ganzen etwas ausrichten zu können. Diese Rolle, die er spielen mußte, konnte ihn nicht anders als in ein zweideutiges Licht setzen, und war ganz geeignet, die Galle der Christen zu erregen*). *(Ferdinand Wachter.)*

Hrörik, s. Hrærekr.

HROSSHÖRS-GRANI (der Bärtige, Strahlende), heißt Odin als Sonnengott. *(Schincke.)*

HROSSTHIOFR (der Pferderäuber oder Wegtreiber), heißt ein Nordriese [1]). Sein Name bezeichnet das wilde Leben der kräftigen Naturen, wie sie in Finn- und Lappland, wohin man alle Riesenvölker verweiset, sich finden sollen. Man nannte wol auch die Finnen selbst Riesen [2]). *(Schincke.)*

HROSTAHILMIR wurde Odin als Herrscher über Asgard genannt, der für das körperliche Wohl Sorgende. Der Name selbst preist ihn als Erfinder des Meths (Bieres), auf dessen gute Bereitung er ein besondres Augenmerk hat. *(Schincke.)*

HRÖSVELGR [3]) (der Aasverschlinger), ein Riese in Adlergestalt, am Nordpole lebend, welcher durch das Schlagen und Schwingen seiner Flügel den von Mitternacht her die Wellen des Meeres erregenden Sturm bewirkt [4]). Nicht undeutlich gibt der Name einen wohlthätigen Genius der Winterstürme, welcher die durch die Hitze entstehenden unreinen Dünste zerstreut. Die Gestalt, in welche der Nordländer ihn hüllt, theilen diese mit den Alten [5]). *(Schincke.)*

*) Die Quellen zu Hroriks Geschichte sind: *Rudolphus Fuldensis*, Annales bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 366, 370. Annalium Fuldensium Pars tertia p. 385, Pars quarta p. 390. *Prudentius Trecensis*, Annales p. 444, 449, 451. *Hincmarus Remensis*, Annales p. 459, 486, 498, 494, 514. Annales Vedastini. T. II. p. 199. Annales Xantenses, p. 229, 235. Fragmentum Chron. Fontanellensis, p. 303. Hülfsmittel: *Adamus Bremensis*, Histor. Eccl. Lib. I. Cap. 6. p. 6, verglichen mit *Einhardus*, Annal. und *Enhardus Fuldensis*, Ann. bei *Pertz*, T. I. p. 214 u. p. 359. Rerum Danicarum Scriptores bei *Ludewig*, Reliquiae Manuscriptorum. T. IX. No. 1. p. 5.

1) Hyndl. L. 30. 2) *Finn-Magnusen*, Lex. p. 308. 3) Von hrö und velgr, schwelgen; daher Aasschwelger. *Finn-Magnusen*, im Glossar. T. I. u. d. W. 4) Vafthr.-Mal. 36, 37. 5) *Statius*, Theb. VII, 6 sq. Boreas excussit pennas, quarum jactatibus omnis adflata est tellus, latumque perhorruit aequor. *Ovid.* Met. VI, 702.

Hroswitha, s. **Roswitha.**

HROSZAW, eine kleine unbedeutende Stadt im Kreise Sluzk (dem ehemaligen Herzogthume Sluzk), der minsk'schen Statthalterschaft im europäischen Rußland, mit 1060 Einwohnern, die sich meistens von Ökonomie nähren. (*J. C. Petri.*)

HROTTE heißt Fafners Schwert, welches den Vater Hreidmar im Schlafe mordete, weil dieser seinen Söhnen, Fafner und Reigin, den versprochnen Antheil vom Lösegelde, welches die gefangnen Götter Odin und Loke zahlen mußten, verweigerte. Fafner raubte das ganze Lösegeld, gerieth mit seinem Bruder in Zwist und kam um. Nach seinem Tode fand Sigurd das Schwert neben dem Schatze *). (*Schincke.*)

HRUBIESZOW, 1) Obwod (District) in der polnischen Woiwodschaft Lublin, der sich längs dem Bug und der russischen Grenze hin erstreckt und den südöstlichsten Theil der Woiwodschaft einnimmt. 2) Hauptstadt des Obwods unter 50° 48′ Br. und 41° 31′ L. an der Hulzwa gelegen, treibt bedeutenden Handel mit Ungarweinen und Meth, und hat ein Kloster, drei Kirchen und gegen 1700 Einwohner, von denen ein großer Theil Juden sind. (*R.*)

Hrudim, s. **Chrudim.**

Hrugnir, s. **Hrungnir.**

HRUND, die Muthigantreibende, Drängende, heißt eine Waffen und Schlacht liebende Jungfrau, Valkür, welche seltner vorkommt. (*Schincke.*)

HRUNGNIR oder **HRUGNIR** [1]), der Streiter, der Gewaltige, Bild eines furchtbaren Elementenkampfes, des Winters und Sommers nach der Natur des Nordens. Die Waffen, die er führt, das Herz, das er in sich trägt, verrathen seinen Charakter deutlich. Gott Thor verreiste in die Morgengegenden der Nordwelt, die Geister zu züchtigen; Odin auf seinem trefflichen Rosse Sleipner [2]) nach Jötungheima, dem Riesenlande. Dieser trifft zuerst auf Hrungnir, welcher das Pferd ungemein lobt. Odin stimmt ein und versichert, ein solches finde sich im ganzen Riesenlande nicht. Hrungnir sucht Händel und preiset das seinige als weit vorzüglichern Schnellläufer. Lange streiten sie sich, wessen Pferd den Vorzug verdiene. Zornig springt endlich der Riese auf sein Pferd, Gullfari, Goldmähne, und setzt Odin nach, die Ehre seines Pferdes zu retten und den Großsprecher zu züchtigen. In seiner Hitze überschreitet er die Grenze seines Landes und kommt wirklich an dem Thore des Götterlandes, Asgards, bei Asgrindur (Verzäunung, Gitter), in welches Odin schon gesprengt ist, an. Er war in Gefahr, für seine Kühnheit büßen zu müssen; doch nein, man gedenkt nicht nur nicht derselben, sondern ladet ihn sogar als Gast nach Valhal ein. Er tritt in die Götterversammlung und fodert keck zu trinken. Thors Trinkschalen werden jetzt nicht gebraucht, man füllt sie für ihn. Mit den Lippen berührt er sie kaum, und sie sind leer. Das Übermaß des starken Göttertrankes berauscht ihn und er spricht unverständig und beleidigt die Götter. Valhal droht er in das Riesenland zu versetzen, Asgard zu vernichten, alle Götter zu tödten, und nur Freya und Sif will er mit sich nehmen. Schrecken und Furcht bemächtigen sich der Götter; nur Freya schenkt ihm noch immer ein. Allen vorräthigen Meth im Götterstaate versichert er zu sich nehmen zu wollen. Keiner der Götter wagte gegen ihn aufzutreten; Thor fehlte. Sie riefen ihn an, und er erscheint unter ihnen und fragt den kühnen Jöten: Wer ihn hierher zum Trinkgelage geladen? Wer ihm den Becher gefüllt? Zürnenden Blicks auf Thor winkt er auf Odin; da hob Thor seinen nie fehlenden Hammer und drohte ihm Tod und Verderben. Einen Wehrlosen anzugreifen macht Schande, entgegnet der Riese. Meine Steinkeule, meinen Schild habe ich vergessen. Laß mich diese holen, und ich bin bereit, dort auf jener felsigen Anhöhe, Griotunagardar, mich mit dir zu schlagen. Mit Bewilligung der Götter eilt er in seine Heimath, und verkündigt den bevorstehenden Kampf, Tag und Platz des Kampfes seinen Geschlechtsgenossen, die der Entscheidung begierig entgegensehen. Auch sie fürchten Thors Gewalt, und wollen Alles beitragen, den Sieg auf ihre Seite zu wenden, wenigstens Thor zu erschweren. Sie sinnen, wie sie Thor einen Schrecken einjagen wollen, formen aus Thon einen neun Ellen hohen und drei Ellen breiten Riesen mit kräftigen Armen, und — setzen in seine Brust ein einer Stute entnommenes Herz. So stellen sie diese Gestalt an dem zum Zweikampfe bestimmten Platz auf. Sie hieß nicht bedeutungslos Möckurkalfi [3]), mit dunstigen Waden. Auch der indische Mythos kennt einen mit Indra kämpfenden Riesen, im dicken Nebel streitend, Meghanada [4]). Hrugnir glich diesem Schattenhelden. Auch er hatte einen Kopf und ein Herz von Stein; auf dem letzten sah man einen zauberischen Schriftzug, den Truhtenfuß [5]). Seinen Schild, eine breite, dicke Felsenplatte, hielt er vor sich, und sein Schwert, eine steinerne Keule, ruhte auf seiner Achsel. So bewaffnet trat er an die Seite des thönernen Möckurkalfi dem Thor, und seinem Begleiter, Thialfi nicht ohne unverkennbare Zeichen der Ängstlichkeit gegenüber. Thialfi blickte mitleidig auf ihn und erinnerte, daß er sich immer noch nicht recht gegen Thors Angriffe gesichert habe: Thor greife nicht immer von vorn an, daß man es sehe; er schleiche oft unsichtbar unter der Erde hin und falle in den Rücken. Schnell warf Hrugnir seinen Schild zur Erde

---

*) Völsung-Saga.

1) Hauptquelle: Edda Dämisag. 55. ed. *Finn-Magnusen*, p. 106. Siehe dessen Lex. p. 173. Thiodolf v. Hwin (ein Dichter des 9. Jahrh.) besang den berühmten Zweikampf in Höstlanga. Er findet sich in *Thorlacii* Antiq. boreal. Spec. VI. p. 2—31, einzelne Theile in *Finn-Magnusen*, Lex. p. 178. über die Ableitung des Namens siehe *Magnusen*, Glossar. unter Hrungnir. Die zweite Form desselben vielleicht von hrugá, häufen, anhäufen. 2) Von sleipr, schlüpfrig, schnelllaufend.

3) Von Möck, Dunst, Nebel, Wolke, und Kalfi, die Wade. 4) *Finn-Magnusen*, Lex. myth. p. 178. 5) über diese Figur, Pentagon, Pentalpha, bleibt Vieles dunkel. Hier symbolisirt sie Stärke, Gesundheit. Siehe A. Lange, Der Drudenfuß, in C. A. Böttiger's Archäologie und Kunst. 1. Bds. 1. H. (Bresl. 1828.) S. 56 fg.

und trat mit den Füßen darauf. Der Himmel verfinstert sich, die Blitze zucken, der Donner rollt furchtbar, Thor drängt gewaltig auf den Riesen. Gewaltig hebt er seinen Hammer Mjöllner und schleudert ihn durch die Luft nach seinem Gegner. Dieser wirft mit beiden Händen sein Kieselschwert ihm entgegen; beide stoßen aneinander in der Luft mit solcher Gewalt, daß der Kiesel berstet, die eine Hälfte in kleine Theile zerschellt auf die Erde fällt, und die andre des Riesen Kopf so stark berührt, daß dieser zu Boden sinkt, Mjöllner aber so heftig an Thors Stirn flog, stückweis in das Gehirn drang, ihn hinstürzte, daß des Riesen Füße auf Thors Hals zu liegen kamen. Thialfi fiel den Thonhelden an und siegte. Befreien wollte er Thor von der auf ihm liegenden Last, aber er vermochte es ebenso wenig, als die Asen, die ihm zu Hülfe eilten. Endlich kam Magni, der drei Nächte alte Sohn Thors und der Jarnsaxa, und hob mit Leichtigkeit des Riesen Füße von des Vaters Nacken. Thor erstand und schenkte seinem Sohne das Pferd des Erschlagnen, Gullfari.

Mit dem in die Stirn eingedrungnen Steine, dem Denkmale seines Kampfes, begab sich Thor nach seiner Burg Thrudvangr und suchte Befreiung von demselben durch Zauberei. Groa (die Blühende, Belebende), die Gattin eines Töpfers Orvandil[6]), begann ihre Zauberkünste, und der Stein hatte sich schon aus seiner Höhle gehoben. Er sah sich nach wenig Tagen schon geheilt, und vor Freude erzählt er seiner Wohlthäterin, wie er einst ihren verstorbenen Mann aus dem Riesenland über Elivagar auf den Schultern getragen und gerettet habe. Groa zweifelte an der Wahrheit dieser Erzählung; Thor wies sie nach dem Himmel und zeigte ihr ein Sternbild, Orvandils Zehe[7]) genannt, das daher entstanden und davon benannt sei. Denn er habe ihrem schon erfrornen Mann eine Zehe abgebrochen und sie an den Himmel geworfen, und so sei diese Sterngruppe entstanden. Die Verwunderung darüber unterbrach Groa in ihrem Zaubergesange, und ließ sie ihn ganz vergessen, und — der Kiesel ging wieder so tief in die Stirn wie zuvor, und blieb dem Gott ein ewiges Wahrzeichen[8]).

Die Deutung dieses Kampfes ist physikalisch, wie schon der Name, den Thiodolf von Hwin seinem Gesange gibt, Haustlanga, langer Herbst, verräth. Mone[9]) gibt sie ausführlich; sie folgt hier im gedrängten Auszuge. Odin reitet auf seinem Sommerrosse nach Jötungheima, vom Sommer zum Herbste. Hrungnir verfolgt ihn bis nach Asgard. In der Zeit des Überganges sitzen Götter und Riesen zusammen, Freya muß dem Riesen einschenken; er, das Symbol des Herbstes, muß aus dem Becher Thors, des Sommergottes, der abwesend ist, trinken. Der Genuß macht den Riesen nicht frucht-, sondern furchtbar, trotzig, daß er die Asen zu tödten, nur Freya, die Lust, und Sif, die Frucht, am Leben zu erhalten sich anmaßt. Beide, der Frühlingsgott und der Herbstriese, auf den Nachtgleichen stehend, trinken aus denselben Schalen. Thor erschlägt Hrungnir nicht im Gebiet Asgards, denn die Herbstgewitter sind schwach, der Frühling darf ohne Geheiß Odins nicht eintreten. Außerhalb der göttlichen Landesgrenzen auf Griotunagardar, Steinburg, am Ende des Winters, im Gegensatze zum herbstlichen Asgard, am Ende des Sommers, in der Frühlingsnachtgleiche kommen die Kämpfenden zusammen. Der Winter (Hrungnir) fodert den Sommer (Thor) auf das Frühlingsfeld im Herbste heraus. Der Thonheld, Möckurkalfi mit schwachem Herzen und Leben ist die Winterkälte, der Schneemann, Schneeberg, der zwar für das ganze Jahr groß genug geformt ist, aber doch keine Beständigkeit hat und bald schmilzt; Thialfi, Begleiter des Sonnengottes Thor, ist die Frühlingswärme und Möckurkalfi's Besieger. Thialfi täuscht Hrungnir, Thor werde ihn unter der Erde angreifen, er kann nur mit seiner Frühlingswärme die Oberfläche der Erde erweichen, daß die Kälte sich zurückzieht, Thor aber sie ganz entfernen. Thialfi und Möckurkalfi sind nur Äußerungen der Kraft; Thor und Hrungnir besitzen, was ihren Gehülfen fehlt, Herz, Kraft, Waffen von Stein, durchdringende, sie tödten sich beide und auf dem Nacken Thors liegen Hrungnirs Füße so lange, bis Magni sie abträgt. In der Frühlingsnachtgleiche spürt man noch wenig im Norden die Wirkungen des Sommergottes, der Winterriese liegt ihm auf dem Halse, bis Magni, Thors Sohn und der Jarnsaxa (die Pflugschar), die Erde lockert, und die aufkeimende Saat (Magni) nach drei Wochen mächtig stark aufschießt, und Gullfari, das fruchtbringende Herbstpferd, goldne Halmen und Ähren sein Lohn werden. Magni hat das Zeitroß; wie wahr! der Herbst so schnell fliehend, den reifen Segen bringend. Thor trägt Orvandil über die Elivagar aus dem Eislande; die gefesselte Erdwärme kehrt vom Nordpole zurück. Dort am Nordpole glänzt Orvandils Zehe, als Gestirn; Thor hat sie zum Gestirne gemacht, Thor, die Kraft des Erdfeuers. Darüber verwundert vergißt Groa, ihr Zauberlied weiter zu singen, und der Stein, welcher sich lösen wollte, sinkt in seine Tiefe an Thors Stirn zurück, d. h. die Erde im äußersten Norden thaut nur wenig auf, wenn der Polarstern höher steigt, oder über die Elivagar herüberkommt, und gefriert gleich wieder, wenn er zurückgeht. Das nordische ästhetische Gewand des rein physikalischen Mythos, wie wenig es auch unsern Geschmack anspricht, kann und darf den Forscher doch nicht verleiten, die Dichtung burlesk, trivial und unpoetisch zu nennen, wie Heiberg es thut[10]). (*Schincke.*)

Hruodgaud, s. **Hrodgaus**.

HRUSSKOWITZ, spr. **Hruschkowitz (Samuel)**, evangelischer Superintendent, nicht mit Unrecht von ei-

6) Nach Cod. Upsal. Orvaldi s. Aurvalldi, des Feuchtenden, im Feuchten Wirkenden. 7) Unter diesem Namen kennt man kein Sternbild, so wenig überhaupt Sternbilder jener Zeit sicher gedeutet werden können. 8) Mit dem Kiesel in der Stirne verehren die Isländer und andre Völker das hölzerne Bild, und die Lappländer vergessen es nie, mit demselben ihn zu malen. Nur teutsche Mythographen scheinen dieses Abzeichen nicht zu kennen, wie *Legis.* Alkuna (Leipz. 1831.). Taf. 11. 9) Gesch. d. Heidenth. 1. Th. S. 414 fg.

10) Nordische Mythol. (Schleswig 1827.). S. 180.

nem ungarischen Gelehrten der Gellert der Slaven genannt, wurde in Karpfen (Karpona, Krupina) geboren. Er hatte das Glück, die berühmtesten Männer seines Zeitalters zu Lehrern gehabt zu haben, und studirte 1717 in Wittenberg. Nachdem er als Privaterzieher und Prediger mehre Jahre gearbeitet hatte, berief ihn die neusohler Gemeinde in Niederungarn zu ihrem Prediger. Hier erwarb er sich durch Beredsamkeit und Gelehrsamkeit einen großen Ruf, weshalb er denn 1743 zum Superintendenten der bergstädtischen Superintendenz vorgeschlagen und 1744 wirklich erwählt wurde. Nach den Landesgesetzen und den Wünschen der evangl. Gemeinden trat er als solcher die Visitation an. Dies zog ihm aber eine zweimalige Citation vor das höchste Gericht in Preßburg zu, welches ihn seines Amtes auf einige Zeit enthob. Indessen setzte man ihn 1748 wieder in seine vorigen Würden ein; er starb aber in demselben Jahre, müde des unruhigen Lebens. Er besorgte eine verbesserte und vermehrte Auflage der Cythara Sanctorum, die in Lublau 1745 aufgelegt wurde. In dieser sind 88 Lieder, die aus seiner gewandten Feder kamen; mehre davon übersetzte er aus dem Teutschen. (*Zipser.*)

HRYM, Frost, scheint vorzugsweise der Anführer der Hrimthursar zu sein, welcher von Osten her die Seinen zum Weltgerichte zu Wasser führt*). (*Schincke.*)

HRYNHENDA, eine nordische Versart, eine Unterart des feierlichen und majestätischen Drottquädi, der eigentlichen Helden- und Königsweise, welche vorzugsweise zu Ehren- und Lobgedichten gebraucht wurde, während das Toglag auch hierzu, aber nicht so hauptsächlich, und das Fornydalag besonders zu erzählenden Liedern, nämlich zu göttersaglichen und heldensaglichen, gebraucht wurde. Das Drottquädi in weitrer Bedeutung zerfällt in zwei Unterarten, nämlich in das Drottquädi in engerer Bedeutung und in die Hrynhenda, welche immer achtzeilig ist, und acht Sylben in der Zeile hat, während das eigentliche Drottquädi gewöhnlich zwar acht-, doch auch sechs-, oder auch zehnzeilig ist, und acht Sylben in der Zeile hat. Die übrigen Eigenschaften, nämlich, daß die Vorzeilen durchgehends den unvollkommnen, die Nachzeilen den vollkommnen Beiklang, was übrigens nicht immer genau beobachtet wird, und außer den Beiklängen den Stabreim haben, sind dem eigentlichen Drottquädi und der Hrynhenda gemeinsam. Eystein Asgrimsson sang sein Messiaslied, Lilia [1]) genannt, in der Hrynhenda, weshalb diese auch Liliulag (Liliensatz) heißt. Ohne Probe dürfte der Versbau der Hrynhenda nicht anschaulich sein, daher folge eine der ersten Strophe aus dem erwähnten Gedichte:

Fyrri Menn, er Fraedin kunnu
Forn oc klök, á sinum Bókum
Slungin miúkt af sinum Kongum
Sungu Lof med Danskri Tungu
I thvilíku Modurmále
Meir skyldunst oc enn nockur theirra
Hraerdan dikt med Astarordum
Allsvalldanda Kongi at gialda.

Vorige Männer, welche Gelehrsamkeit kannten,
Alte und kluge, in ihren Büchern
Viel verschlungen von ihren Königen
Sangen Lob in dänischer Zunge,
In derselben Muttersprache
Bin ich mehr schuldig, als einer jener
Durch ein demüthiges Gedicht mit Liebesworten
Dem allwaltenden Könige zu vergelten [2]).

(*Ferdinand Wachter.*)

HRŽAN von HARRAS. Als das Stammhaus dieses, seit der Mitte des 17. Jahrh. gräflichen, Geschlechtes wird das Dorf Chomutitz, in dem bidschower Kreise von Böhmen, bezeichnet, und soll die Familie ursprünglich unter dem Namen Chomutitz vorkommen. Paul Hrzan, Ritter, stand bei Karl IV. in solchem Ansehen, daß der Kaiser auf seine Fürbitte den Rebellen Nikolaus Zampach von Pottenstein begnadigte (1338). Adam Stiastny Hrzan von Harras erkaufte 1585 die Herrschaften Pottenstein und Kostelecz am Adlerflusse, königgrätzer Kreises, verkaufte sie aber nach 1620 an Kaspar von Gramb, einen Niederländer. Wenzel Hrzan von Harras machte sich der Theilnahme an der böhmischen Empörung schuldig, und wurde darum verurtheilt, die Hälfte seiner Güter zu verlieren; ein ihm gehöriges Gut, Lieben und Wrutitz, bunzlauer Kreises, wurde von der Hofkammer um 55,765 Schock 20 Groschen an den durch seinen Sturz aus dem prager Schlosse so berühmten Philipp Fabricius, ein andres, Sowinka, nämlichen Kreises, um 21,820 Schock 40 Gr. an den Appellationsrath Peter Fuchs von Wrannholz verkauft. Wenzel selbst starb 1631 zu Dresden, als ein evangelischer Exulant. Adam Tobias Hrzan von H. war mit Elisabeth von Duba und Wrabsky verheirathet. Sein Sohn, Adam, Herr zu Landskron, Roth-Hradek, berauner und Skalka, leutmeritzer Kreises, erkaufte 1605 aus der Confiscation des Georg Popel von Lobkowitz, um 236,000 Fl. die Herrschaft Rothenhaus, saatzer Kreises, und starb 1622, aus seiner Ehe mit Katharina von Berka den Sohn Johann Adam hinterlassend. Dieser war mit Sabina von Wrzezowecz verheirathet, führte 1610 zu Eidlitz, auf der Herrschaft Rothenhaus, einen evangelischen Prediger ein, verkaufte um 1624 die große Herrschaft Landskron, chrudimer Kreises, an den Fürsten von Lichtenstein, wurde am 3. Nov. 1650 in den Freiherrenstand erhoben, und starb den 6. Sept. 1655. Sein Sohn*),

*) Völusp. 44.

1) *Eystein Asgrimssonar* Lilia, cum versione latina et lectionibus variantibus edita (Hafniae 1778).

2) Über die Hrynhenda, sowie über die nordischen Versarten überhaupt, handelt am besten Rask in seiner Verslehre; und daraus, sich ganz an Rask haltend, Legis, Fundgruben des alten Nordens, 1. Th. S. 136—138, wo man die erste Strophe der Lilia: Almáttugr gud allra stétta 2c. als Probe der Hrynhenda mitgetheilt findet.

*) Der angebliche zweite Sohn, Johann Bonaventura, den ihm Hübner's Tabelle Nr. 954 beilegt, mit der Gräfin Johanna Theresia von Lamberg verheirathet, und im J. 1706 aus dieser Welt scheiden läßt, ist der am 15. Jun. 1706 verstorbene, als Diplomat hochberühmte Graf Ferdinand Bonaventura von Harrach.

Johann Adam, k. k. Kämmerer und Oberjägermeister, auch Statthalter in Böhmen, Herr zu Rothenhaus, Skalka und Koletsch, rakonitzer Kreises, wurde, der erste aus seinem Geschlecht, in des heil. röm. Reichsgrafenstand erhoben, stiftete am 10. Oct. 1660, im Gefolge eines in gefährlicher Krankheit zu Rom abgelegten Gelübdes, in Eidlitz ein Hospital für 12 Pfründner, sprach im J. 1662 die dasigen Bürger von der Unterthänigkeit los, wobei er ihnen zugleich einen Freitagswochenmarkt bewilligte, und starb im J. 1681, aus seiner ersten Ehe, mit der Gräfin Maximiliana von Waldstein die Söhne Ferdinand Maximilian und Ernst Karl, und aus der andern Ehe, mit der Gräfin Maria Isabella von Lamberg, die Söhne Johann Leopold, Sigmund Valentin und Franz Guidobald hinterlassend. Die Söhne der ersten Ehe, die Grafen Ferdinand Maximilian und Ernst Karl, theilten sich, nach den Bestimmungen des väterlichen Testaments, vom 12. März 1681, in die Herrschaft Rothenhaus. Aber schon am 3. Sept. 1681 verkaufte Ernst Karl die ihm zugehörige Hälfte um 150,000 Fl. an seinen ältern Bruder. Später, am 16. Jan. 1691, trat Ferdinand Maximilian an Ernst Karl das Gut Eidlitz um 70,000 Fl. ab, und am 12. März 1696 überließ jener diesem, gegen ein Jahrgeld von 6600 Fl. und Übernahme der auf der Herrschaft haftenden Schulden, das ganze Gebiet von Rothenhaus zu Eigenthum. Ernst Karl, um sich der Schuldenlast schneller zu entledigen, verkaufte Eidlitz, wo er sich von 1692—1695 ein Schloß erbaut hatte, um 100,000 Fl. an seinen Halbbruder, den Grafen Sigmund Valentin, und hinterließ sterbend 1697 eben demselben die ganze Herrschaft. Sigmund Valentin, k. k. Geheimerath, Kämmerer, Kammerpräsident und Statthalter in Böhmen, besaß schon früher Jeschow und Ptenjn jetzt zur Herrschaft Merklin, klattauer Kreises, gehörig, verkaufte am 18. Oct. 1707 die Herrschaft Rothenhaus, um 900,000 Fl. an den Fürsten Johann Adam Andreas von Lichtenstein, vermählte sich in zweiter Ehe, den 12. Nov. 1719, mit der Gräfin Claudia von Souches, und starb 1726, mit Hinterlassung der Söhne Franz Anton, Wenzeslaus, Karl und Adam. Franz Anton kommt 1732 als böhmischer Kammerrath vor, Karl wurde der zweite Gemahl der Fürstin Maria Antonia von Lichtenstein, die von ihrem Vater, dem Fürsten Johann Adam Andreas, die Herrschaft Göding ererbt hatte, und in erster Ehe mit dem Grafen Czobor verheirathet gewesen war. Johann Leopold, des Grafen Sigmund Valentin vollbürtiger Bruder, besaß aus der väterlichen Erbschaft das Gut Skalka, beerbte aber auch den Grafen Kaspar Zdenko von Kaplirz, wodurch ihm insbesondre die Herrschaft Milleschau, leutmeritzer Kreises, zufiel, fügte mit kaiserl. Bewilligung des Erblassers Geschlechtsnamen, Kaplirz, dem seinigen bei, und starb den 28. Febr. 1711, mit Hinterlassung der Söhne Ferdinand Maximilian, Sigmund Gustav und Maximilian Anton. Maximilian Anton war Domherr zu Passau, resignirte aber, wurde im J. 1736 Viceoberstfalkenmeister, nachmals Oberstfalkenmeister am dresdener Hofe, und vermählte sich mit der Gräfin Gottliebe Maria Katharina Colonna von Fels. Ferdinand Maximilian, auf Skalka, erheirathete mit Maria Anna Freiin von Putz und Adlersthurm die Herrschaften Dlaschkowitz, mit Podsetitz, leutmeritzer, und Kosmonos, bunzlauer Kreises, gerieth aber durch übertriebenen Aufwand in schwere Schulden, und mußte bereits 1730 Skalka, Dlaschkowitz und Podsetitz an den Grafen von Hatzfeld verkaufen, und auch Kosmonos verfiel späterhin in Crida. Sein Sohn, Karl Joseph, vermählt mit Aloysia Ludovica von Nauendorf, erscheint nur als Besitzer des Gutes Nahoschitz, klattauer Kreises. Sigmund Gustav endlich, k. k. Geheimerath, Kämmerer und Kreishauptmann zu Leutmeritz, besaß die Fideicommißherrschaft Milleschau, vermählte sich mit der Gräfin Maria Anna von Harrach, verwitweten Gräfin von Rabatta, und starb den 24. Sept. 1760. Sein jüngrer Sohn, Franz Xaver, geboren zu Prag, den 5. April 1735, wurde im Jahre 1769 Auditor Rotä, Cardinal den 12. Jul. 1779, war auch Bischof zu Stein am Anger, Protector von Teutschland und von den kaiserl. Erbkönigreichen, k. k. bevollmächtigter Minister bei dem päpstlichen Stuhl, und des St. Stephansordens Großkreuz, und starb 1803. Johann Joseph, des Grafen Sigmund Gustav älterer Sohn, Herr auf Milleschau, starb den 25. April 1785. Sein Sohn, Karl Friedrich Hrzan, Graf von Harras und Kaplirz, ist der gegenwärtige Fideicommißinhaber von Milleschau.

Zu Chlumin, auf der Herrschaft Kosmonos, war in ältrer Zeiten ein Rittergeschlecht, Hrzan von Ugezd, ansässig. (*v. Stramberg.*)

HU (هو), als der Inbegriff des Geheimnisses aller Geheimnisse, das nicht sichtbar ist, wird in der muhammedanischen Mystik von dem göttlichen Wesen und als Name Gottes selbst gebraucht. Sein eigentlicher Sinn „Er" — „Er ist" (als Pronomen der dritten Person), der im Koran oft bedeutungsvoll wiederkehrt als das weder in der Zeit noch im Raum existirende Göttliche, erschaffende und erhaltende Princip (Gott selbst spricht im Koran: Ich bin, der ich bin), hat zu dem mannichfachsten Gebrauche bei den Mystikern, die jede Gelegenheit zur Geheimnißkrämerei benutzen, Veranlassung gegeben, während der Koran nichts weniger darunter ausspricht als ein Geheimniß. Noch lächerlicher ist das Misverständniß, welches sich hinsichtlich dieses Namens und seiner Deutung Christen, die das Wort nicht verstanden, haben zu Schulden kommen lassen. Nur Eins zu erwähnen, was Le Moyne in seinem Werke Varia Sacra (p. 444) aus einem fremden Schriftsteller erzählt. So beschuldigt dieser die Muhammedaner, daß sie die Venus und den Morgenstern (Phosphorus) unter dem Namen Dua, d. i. Hu, verehrten. Andre machten den Namen Jehova daraus.

Noch jetzt wird das Wort von den Muhammedanern zu guter Vorbedeutung vielen Schriften, diplomatischen Papieren, Fermanen, Bestallungen, Ausfertigungen, Rescripten und sogar Pässen vorangesetzt, und der fromme in sich gekehrte Muslim murmelt das Wort unaufhörlich zum Zeichen seines Gottvertrauens zwischen seinen

Lippen. D'Herbelot erzählt auch, daß Baba Bazarlu in Natolien, einer jener Mystiker, die eingeschlossen in ihrer Celle, durch Gebet, Kasteiungen und Fasten zur Anschauung Gottes in sich selbst verloren zu gelangen streben, das Wort Hu so groß auf die Mauer seiner Halle geschrieben hatte, daß es die ganze Wand bedeckte und ihm statt jeder andern Lectüre diente.

Auch sonst findet sich das Wort auf Kunstdenkmälern, geschnittnen Steinen, Spiegeln in Verbindung mit andern Worten oder allein bei den Muslimen, worüber da oder dort zu vergleichen **Monumens arabes, persans et turcs — par** *Reinaud* **2 Tom. (Paris 1828.)**

Hu ist ferner bei den Arabern soviel als das koptische Ho, was ein egyptischer Nomos ist und dem alten **Diospolis parva** entspricht (*Quatremère* **Mémoires sur l'Egypte II, 502**). Leztre Stadt liegt auf einer Höhe und zieht sich lang hin. (Über ihre Lage s. Pococke, Beschreibung des Morgenlandes 1. Theil S. 140).

(*G. Flügel.*)

HU (spr. **Hy**), erscheint in der Kosmogonie der celtischen Völker in Wales als zuerst. Er war es, durch den das Wasser sank, das Feste vom Flüssigen sich sonderte, durch den gleichsam die Welt emportauchte. Sie erhebt sich im Frühjahre, das der Stier eröffnet. Mit seinen drei Stieren, welche die hervorragenden, ansehnlichen Buckelochsen (**Ychain Banawg**) heißen, nämlich: **Melyn Gwanwyn**, dem gelben des Frühlings, dem Stier am Himmel; **Gwinen ych glwwlyad**, dem braunen Stier, welcher die Rinne zustopft, daß das Wasser, die Fluth, sich nicht weiter verbreite; **Ych brych, brâs ei benrhwy**, dem scheckigen mit dem dicken Kopf und Halsband [1]), zieht Hu den **Avanc**, Biber, aus dem Wasser. Er theilt nun nach Erschaffung der Welt die Kräfte und ordnet sie, ist der Erfinder des Gesanges, die Ordnung der Welt, des Himmels Saitenspiel (Gewalt des Liedes über den Willen des Menschen ordnet Gesellschaft und Staat); darum ist er auch Stifter aller Anstalten und Einrichtungen und wacht über sie. Er ist darum im alten, walischen Glauben der Erste, Älteste, Höchste und Größte [2]), der Eine, und hat seinen Priester (Teithans Kind genannt, weil er auch Teithan, Titan oder die Sonne heißt). Seine hohen Eigenschaften offenbaren sich in seiner ewigen, in jedem Jahre zurückkehrenden neuen Wirksamkeit. Er herrscht als Sonne über alle Planeten, ist der große Kämpfer am Himmel, **Buddugre**, Siegsgott, der im Licht aufsteigt, am Himmel einherschreitet, der glänzende Grannawr, dessen Hitze man fühlt, Hëwr Eirian, der glänzende Beweger, und heißt in Beziehung auf den Thierkreis der Löwe des längsten Weges. Als Sonnenheld ist er dem Wechsel unterworfen, er stirbt auf der Insel Mona und wird begraben. Als Todter heißt er **Aeddon** (Adonis?) und ist Todtenrichter, Vergelter. Auf dieser Insel fließt der Fluß Menai an der Grenze und hier ist der lebengebende Becher. Alles Bilder der Wiedergeburt. Er lebt wieder auf, und heißt mit Recht dann Däon, der Vertheiler alles Guten, was die Erde und die Menschen segnet. Als Gott des Krieges hat er den Regenbogen zum Gürtel. Er beschützt die Menschen in der Dunkelheit, steht am Pfluge, vertheidigt seine Tempel gegen die Anfälle der Riesen, ermuthigt die Helden, ist Zauberer, Barde, Sänger, Besitzer eines Schiffes mit eiserner Thür, Häarndor, welches auf der Spitze des Hügels pflügt, darum wird er auch ein stralender Stier, ins Joch gespannt, und doch aller Menschen Stammvater. Er baut die Arche, Kyd, ist Vater derselben, durchschifft auf ihr die schrecklichen Wasser. Die Arche wird mit Korn beladen und von Schlangen in der Höhe gehalten. Drachenregent der Welt, Drachenhaupt heißt er. Wie er pflügt und bestellt, so schneidet er auch und wird geschnitten, er lebt, belebt, und stirbt, belebt sich wieder, seine Güte macht ihn arm [3]). Das Schiff ist der Pflug des Meeres, seine Kornladung der Same der künftigen Frucht, und die Schlangen der Weltstrom. Das Schiff mit der eisernen Thür ist das verschlossene Zeugungsgefäß, das durch das Zauberschwert geöffnet und befruchtet wird. So öffnet der Pflug die Erde und streut den Samen in sie, so gräbt der Mensch ein Grab und legt seinen Leib als Samen zur Ewigkeit hinein.

Daß alle diese Bilderlehren dem Volke nicht preisgegeben, sondern in Mysterien enthüllt wurden, läßt sich leicht vermuthen. Durch einen heiligen Trank wurden Alle in dieselben aufgenommen und stiegen durch drei Grade zu immer deutlicherer Erkenntniß. Der bardische Ochsenstall, Baarth beirdd, bezeichnet den Inbegriff der Hu'schen Lehre, und an der Auflösung der bilderreichen Lehrsätze wurde der Barde, der in den Geheimorden eingeweiht war, erkannt. Eine Frühlingsfeier weihete zunächst in die Geheimnisse ein und stellte die Rettung des Weltschiffes dar. Der Frühling ist des Jahres Morgendämmerung, das Weltschiff des Jahres Schiff, das durch den Thierkreis führt und von Hu im Stierzeichen aus der Winterflut gerettet wird, damit das Samenkorn, womit es beladen ist, ausgesäet werde. Der Durchgang durch den Thierkreis wird zugleich auf das Leben und die Seele angewendet, die auch denselben Weg durch das Jahr wandern. Die drei Ochsen sind die drei alten Jahreszeiten. Der Eine verrenkte sich, die Anstrengung trieb die Augen aus dem Kopfe; sobald das Werk verrichtet war, sank er todt nieder; der Andre starb trauernd über den Ersten, nahm kein Futter zu sich, irrte umher und starb in Cardiganshire, an einem Orte, Brevi, Gebrüll, genannt [4]), d. h. der Winter hört auf in der Nachtgleiche, der Frühling in der Sonnenwende. Jener Stier ist die Wintererde, die von den Frühlingsstralen des Hu getödtet wird, damit sie Früchte bringe; dieser ist Hu selbst, der in der Sonnenwende stirbt. Die Druiden opferten einen Stier, dessen Blut Einweihungstrank ward. Auf der heiligen Insel von Tenby in Pembrocke, wo

1) Mehre andre Dreiheiten erwähnt Mone, Gesch. d. Heidenth. 2. Th. S. 501 fg. Daher ist die Darstellung des ganzen Mythos entlehnt. 2) Jolo Goch in *Davies* Mythol. p. 108. Mone S. 497 fg.

3) *Davies* Mythol. p. 114. Mone S. 499 fg. 4) *Davies* Mythol. p. 140 fg.

der Glaube am reinsten und unverdorbensten erhalten war, feierte man ein reines Naturfest, wenn das Wasser im heiligen See stieg. Hier stand das Heiligthum der Barden, Mic Dinbych. Räthselhafte Festlichkeiten waren an dasselbe geknüpft. Der heilige Stier des Hu, Ych banagw, steht vor dem See, bereit, den Avanc, Biber, oder die Arche, Kyd, auf das Land zu ziehen. Der See ist der Eraint ab Erbin, des Schiffes des hohen Herrn. Die Priester veranstalten am Festtag eine Procession. Der Adler, das Bild der Sonne, ist in den offnen Steintempel, welcher der Himmel heißt, versetzt. Der Weg, welchen die Procession nahm, ging durch den Thierkreis und wurde von dem schwebenden Adler bezeichnet. Das Fest begann in der Morgendämmerung und ward bei Tage in Gegenwart des großen Herrn begangen. Im heiligen Haine wurde es gefeiert mit einem Gesange, der den Kampf des Frühlings in der Nachtgleiche, oder Hu, zum Gegenstande hatte. Die Farbe der Aufzunehmenden (Novizen) war die grüne. Auf Mona, Insel der Kuh, dem Wohnsitze des mächtigen Hu, dem schwarzen Eilande, yr ynis dowyll, jenem heiligen Mittelpunkte des ganzen Glaubens, wurde der Oberdruide unter dem Namen Aeddon bildlich unter Absingung von Todtenliedern begraben. Dies ist Hu's dritter Zeitraum des jährlichen Wirkens. Der Ochsenstall ist der Winter, das Fest zu Tenby Frühlingsfeier, und die Todtenklage auf Mona das Sommerbild, worauf dann im Liede die Geheimlehre der Seelenwanderung durch den Herbst geschildert wird [5]. Hier erscheint Hu als Vergelter und Aufseher. Menai ist der Todtenfluß, welcher das Land der Lebendigen von der Unterwelt, Mona, trennt. Hu fährt in seinem zum Sarge gewordnen Schiff über den Fluß zu den Todten, und der Trank, den man reicht, ist der Lethe gleichbedeutend. Offenbar ist das Todtenschiff die Erde, die das Samenkorn vor der Verwesung rettet, das Grab, das durch Seelenwanderung und Wiedergeburt den Menschen vom Tode rettet; der Mutterleib, der durch Zeitigung des Embryo den Untergang des Geschlechts verhindert; der Winter, der alle erstorbenen Erdkräfte zum Wiederleben vorbereitet. Von mancher andern Seite faßten noch die Ceridwen, Oberpriester, die Bilder, wie das ganze Lied, auf. Aber alle Bilder lassen sich auf folgende Hauptlehren zurückführen. Der Gang der Sonne durch den nördlichen Thierkreis ist ein Vorbild des irdischen Lebenslaufes, und ihr Gang durch den südlichen ein Bild der Wanderung der Seele durch den dunkeln Tod bis zur Wiedergeburt und Auferstehung. (*Schincke.*)

HUAHEINE, eine Insel des Gesellschafts-Archipels, $20\frac{1}{3}$ Meilen nordwestl. von der Hauptinsel Tahiti. Ihre Nordspitze liegt unter 16° 39′ 30″ südl. Br. und 153° 20′ 20″ westl. Länge von Paris, die Südspitze unter 16° 47′ 30″ nördl. Br. und der vorigen Länge. Diese Insel wurde 1769 von Cook entdeckt; sie liegt in der nordwestlich sich erstreckenden Reihe des genannten Archipels, und bildet wie die übrigen von Tahiti abhängigen Inseln eine völlig basaltische Insel mit einzelnen vulkanischen Ausbrüchen, während Tahiti der Centralvulkan der Gruppe ist. (v. Buch, Canarische Inseln.) Ihre Berge sind schroff und steil; der Umfang beträgt $4\frac{1}{3}$ Meilen; im Süden und Westen ist die Insel von einem Korallenriff umgeben. Ein Meerbusen, welcher unter andern Meereseinschnitten besonders tief eindringt, theilt sie in zwei Hälften, in Huaheine nue und Huaheine été (Groß- und Kleinhuaheine). Die Landenge, welche beide Hälften verbindet, ist sehr niedrig und wird oft von der Fluth überspült. Ein sehr schmaler Küstenrand umgibt die Felsen und Hügel der Insel, daher sind es letzte, welche von den Einwohnern zum Anbaue des Arums (caribischen Kohls), der Igname und der Yawa oder Awa benutzt werden. Die Kokospalme und der Brodfruchtbaum sind im Überflusse vorhanden; überhaupt scheint Huaheine reicher an Producten zu sein, als Tahiti; das Klima ist hier wärmer und die Vegetation tritt einen Monat früher ein. Die Einwohner stehen unter eignen Häuptlingen, die jetzt vom Könige von Tahiti abhängig sind. An der Westküste ist der Hafen Owharre, wo Cook landete; Turnbull legte in einem Hafen auf der Ostküste an, den er als groß, tief und sicher vor allen Winden beschreibt. (Siehe übrigens Gesellschafts- oder Societäts-Archipel.) (*Klaehn.*)

HUALLAGA, auch **GUALLAGA**, ein großer Strom Südamerika's, der in der Landschaft Huanuco (Guanuco) in Peru aus dem See Chiquiacoba unter dem Namen Huanuco (Guanuco) unter 10° 57′ südl. Br. hervorströmt, oder nach Andern aus den Gebirgsflüssen entsteht, die von den Cordilleras von Pasco, Yauricocha, Huamalies, Patas, Chachapoyas, Goran und Quinjalca zusammenkommen. Er durchläuft vom S. nach N. das Thal zwischen den beiden Armen der Anden, die Provinz Huanuco und Cajamarquilla, und wird durch eine Menge von Flüssen vergrößert, von denen der Monzon (mündet unter 9° 22′ südl. Br.), der Huayabamba (mündet unter 7° 33′) und der Moyo (Moyobamba) (mündet unter 7° 10′) die bedeutendsten sind. Sein Lauf ist äußerst reißend, und er kann deshalb, vorzüglich mehrer Stürzungen wegen, erst vom Einflusse des Monzons an, wo er ruhiger wird, befahren werden, wiewol er vor dem Einflusse des Huayabamba noch einige gefährliche Passagen hat. Weiter unten fließt er in den District de los Lamas, wo er erst, wie einige behaupten, den Namen Huallaga statt des bisher geführten Huanuco annimmt *), durchströmt die Provinz Mainas und ergießt sich unter 5° 4′ in zwei Armen in den Marañon. (*R.*)

Huamachuco und **Huamalies**, Provinzen im Staate Peru, s. **Guamachuco** und **Guamalies**.

Huamalisrinde, s. **Chinarinde**.

Huamanga, Provinz in Peru, s. **Guamanga**.

5) Den Inhalt des ganzen Liedes gibt nach *Welsh*, Archaeolog. T. I. p. 70, und *Davies*, Mythol. p. 533 sq. Mone a. B. 2. Thls. S. 512, 513.

*) Einer Nachricht des Pfarrers von Moyobamba zufolge, welche Lieutenant Maw in seiner Reise S. 96 mittheilt, führt jedoch der Fluß von seinem Entstehen an den Namen Huallaga, und der Rio Huanuco ist nur ein kleiner Nebenfluß desselben.

Huanaca *Cav.*, s. Oenanthe *L.* (Huanaca *Spr.*)

Huancavélica, Huanta und **Huanuco**, Provinzen im Staate Peru, s. Guancavelica, Guanta und Guanuco.

Huanucorinde, s. Chinarinde.

Huar, Insel Dalmatiens, s. Lesina.

HUARANCA-LEUWU (Tausendflüsse) auch Moyalec-Leuwu und Cum Leuwu (rother Fluß), von den Indianern, dann aber auch Rio Colorado (welcher Name der gebräuchlichste ist, und, synonym mit Cum Leuwu, von den rothfarbenen Ufern des Flusses herrührt) und Desaguadero primo (d. i. erster Abzugs- oder Entwässerungsfluß) genannt, ein sehr bedeutender Fluß Südamerika's, welcher an der Ostseite der Anden und zwar nach Parchappe aus zwei Hauptästen entsteht, von denen der eine grade von Osten, der andre von Norden kommt. Über seinen Lauf läßt sich wenig mit Gewißheit sagen, nur weiß man, daß alle Gewässer, die zwischen 30° und 36° s. Br. von dem Andengebirge nach Osten herabfließen, in den Provinzen Mendoza, San Juan und San Luis in ein System zusammenhängender Seen sich ergießen und zwar im Norden in die Lagunas de Guanacache und im Süden in den Lago Bebedero, welchem letztern aus erstern der Desaguadero primo (so wird er hier gewöhnlich genannt) eine bedeutende Wassermasse zuzuführen scheint. Wahrscheinlich jedoch hat diese Verbindung nur in wasserreichen Jahreszeiten statt. Der Fluß ist übrigens sehr breit, aber überall seicht, außer wenn er durch Regen- und Schneewasser angeschwollen ist, und seine Mündung in das Magellanische Meer unter 39° 50′ südl. Br. voll Schlamm und Sandbänke. Zuflüsse des Huaranca Leuwu sind, der Rio Diamante, in den sich früherhin der Rio Tunuyan, welcher, südlich von Mendoza aus dem Gebirge kommend, jetzt dem Lago Bebedero zufließt, gemündet haben soll; der Rio de Limari u. a. m. (*R.*)

Huari, Provinz im Staate Peru, s. Guari.

HUAROCHIRI, eine Provinz in dem peruanischen Departement Lima mit einem Flächenraume von etwa 184 geogr. □M., wird im Norden von der Provinz Canta, nordöstl. von Tarma, im Osten von Jauja, im Süden von Yauyos und im Westen vom Cercado von Lima begrenzt, hat größtentheils kaltes Klima und ist ergiebig an Gold, Silber und Quecksilber. Die Anzahl der Bewohner belief sich im J. 1793 auf 14,023, nämlich 13,084 Indianer, 591 Mestizen, 220 Spanier und Creolen, 84 Sklaven, 19 freie Mulatten und 25 zum Klerus Gehörige, welche in 11 Pfarreien und 35 Gemeinden lebten und deren Hauptbeschäftigungen Ackerbau, Bergbau und Viehzucht sind. Der Hauptort der Provinz gleiches Namens, auf der Straße zwischen Lima und Tarma gelegen, treibt bedeutenden Handel mit Schnee oder Eis nach Lima. (*R.*)

HUARTE, Villa des spanischen Königreichs Navarra, Merindad de Sanguessa. (*Stein.*)

HUARTE (**Johann**), praktischer Arzt zu Madrid um die Mitte des 16. Jahrh., aus dem Städtchen St. Jean Pied de Port im niedern Navarra gebürtig. Ein selbstdenkender Arzt und Philosoph, schrieb in spanischer Sprache ein Buch „Über die Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften," das viel Aufsehen erregte, manches Neue und Nützliche, aber auch eine Menge Paradoxien, unhaltbare Hypothesen, verjährte Grillen alter griechischer Ärzte und Philosophen, besonders Galens, enthielt, vielen Widerspruch erfuhr, aber wegen seiner Originalität und einzelner treffenden Gedanken in viele Sprachen übersetzt und sehr oft gedruckt wurde: Examen de ingenios para las ciencias (Pampelona 1578.) oft neu gedruckt (zuletzt Amsterd. 1662. 12.), und jedesmal vom Verfasser so verändert, daß keine Ausgabe der andern ähnlich ist. Lateinisch von Äschacius Major (eigentlich Joachim Cäsar), unter dem Titel: Scrutinium ingeniorum (Lips. 1612.) öfter, auch von Anton Possevin in das Lateinische übersetzt. Italienisch von Camillo Camilli (Ven. 1586 oder 1590.). Englisch von Bellamy, mit der Aufschrift: Trial of wit (Lond. 1698.). Französisch, mehrmals, am besten von Bion Dalibray (Paris 1645.) und Savinien d'Alquier (Amst. 1672. 12.). Teutsch von G. E. Lessing (Wittenb. 1752.); mit Anmerk. und Zus. verm. von J. J. Ebert (1785.) *). (*Baur.*)

HUASCO oder **GUASCO**, ein ziemlich besuchter Hafenort mit Zollamt im Freistaate Chili des südlichen Amerika unter 28° 29′ südl. Br.; ist reich an Rind und anderm Vieh, und hat eine sehr fruchtbare Gegend. Rephühner sollen hier in unglaublicher Menge angetroffen werden. Am 25. Aug. 1833 wurde der Ort durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört. (*R.*)

Huaskar, s. unt. Peru (Gesch.).

HUATMÖDUR, Name Odins, welcher ihn als den Schöpfer des menschlichen Geistes bezeichnet †). (*Schincke.*)

Huaylas, Provinz im Peru-Staate, s. Guaylas.

Huayna-Kapac, s. unt. Peru (Gesch.).

HUB, Marktflecken im osmanischen Ejalet Rumili, Sandschak Semendra, am Flusse gleiches Namens. (*Stein.*)

HUB, HUBER BAD, Meierei oder Zinke mit einem Bad in der Ortenau am Vorgebirge des Schwarzwaldes, im großherzogl. badischen Bezirksamte Bühl, eine halbe Meile südlich vom Amtsorte Bühl, in einem anmuthigen Thale, dessen Wiesen von einem Waldbache durchschlängelt werden, mit etwa sieben ländlichen Wohnungen und einer Getreidemühle hinter Fruchtbäumen versteckt; im Schatten überhängender Kastanienbäume eine gothische Kapelle, worin Sonntags Gottesdienst gehal-

---

*) *Struvii* bibl. philos. T. II. p. 93. Ebert, Bibliogr. Lex. Allgem. teutsche Bibl. 65. Bd. S. 244—248. *Halleri* biblioth. anat. T. I. p. 249. Dieser sagt vom Inhalte des Buches: „Scopus est quaerere, quae ingenii facultates ad quodque vitae genus sint aptissimae. Multa vero hic habet Physiologica, ex scholarum sapore. Sedes animae, in cerebro. Tres Facultates principes, tres animae. Ut ex cerebro calefacto, etiam in maniacis, ingenium exaltetur, et vulgares homines eloquentes fiant, per exempla. Discrimina ingeniorum esse a calore, humiditate, et siccitate. Ad medicinam discendam omnes tres facultates animae requiri. De generatione: ut sapientes et ingeniosi generentur. Feminarum temperamenta. Ut pueri potius, aut puellae generentur.

†) Kenningar. 2.

ten wird. Tiefer im Wiesengrunde die neuen Badegebäude schön und groß; südlich begrenzende Hügel mit Eichen und Kastanien bedeckt; östlich das hervortretende Gebirge, das links mit den malerischen Überresten der alten Burg Windeck prangt; in seiner mittlern Vertiefung, keine halbe Meile entfernt, liegt das Dorf Neusatz, mit vorzüglichem rothen und weißen Wein, und gegen Südwest das Dorf Sasbach, wo der berühmte französische Feldmarschall Turenne fiel, und wo ihm auf derselben Stelle ein Denkmal errichtet wurde. Das Thal gehörte sonst zur österreichischen Landvoigtei Ortenau, das Bad aber von jeher zur Markgrafschaft Baden. Letzteres war schon 1475 bekannt und wird 1581 von Jakob Theodor (Tabernae montanus) den Alaunwässern beigezählt. Nach den neuesten Untersuchungen gehört sein Mineralwasser zu den lauen Kalkthermen, hat einen Wärmegrad von 23 Reaum. oder 83 Fahrenh. und enthält nach Salzer in einem Pfunde zu 16 Unzen

a) an fixen Bestandtheilen:

salzsaures Natron	13,4	Gran,
salzsaure Kalkerde	0,28	=
= Talkerde	0,17	=
Kieselerde	0,17	=
schwefelsaure Kalkerde	4,05	=
kohlensaure =	2,06	=
	20,13	Gran.

b) an flüchtigen Bestandtheilen:

kohlensaures Gas	3,28	Cubikzoll.

Nach Kölreuter ist der Wärmegrad 30 Fahrenh. wärmer als die mittlere Temperatur der Erde. Alkalität drei Grade und enthält in einem Pfunde zu 16 Unzen

an fixen Bestandtheilen:

basisch schwefelkohlensaure Kalkerde	6	Gran,
salzsaures Natron	12	=
salzsaure Kalkerde	+ $\frac{1}{3}$	=
= Talkerde	+ $\frac{1}{6}$	=
Kieselerde	+ $\frac{1}{8}$	=
bas. kohlensaures Eisen, Extractivstoff	+ $\frac{1}{16}$	=
	$18\frac{11}{16}$	Gran.

Das Bad wird in verschiednen Gliederkrankheiten, gewöhnlich aber dem weiblichen Geschlechte, zumal jungen Frauen im Falle der Unfruchtbarkeit aus örtlicher Schwäche verordnet, daher es auch meistens von Frauen, besonders aus dem nur vier Meilen südwestlich von hier entlegnen Straßburg besucht wird *). (*Th. A. Leger.*)

HUBACKER, altes Bergschloß und schwäbisches Rittergeschlecht, s. **Neuenstein**.

Hubald, s. **1) Houwald, 2) Hugbald.**

HUBALECK (**Joh.**), geb. zu Prag am 8. Sept. 1741, den 27. Oct. 1757 in die Gesellschaft Jesu aufgenommen, lehrte die Humaniora einige Jahre, lebte in Prag als Administrator in Spiritualibus im Waisenhause, und starb am 14. Jan. 1787. Er schrieb und zwar in böhmischer Sprache: Grundwahrheiten des kathol. Glaubensbekenntnisses (Prag 1784.); Beweis, daß die Katholiken unter einer Gestalt den Leib und Blut des Herrn, die Unkatholischen aber keines von beiden, weil sie nicht wahre Priester haben, genießen (Ebend. 1785.); besondre Wahrheiten des kathol. Glaubens mit Beweisen (Ebend. 1785.) *). (*Rotermund.*)

HUBBAUER (**Joseph**), trat nach vollendeter Schulbildung in den Jesuiterorden, studirte in demselben Philosophie und Theologie, wurde Dr. der letztern, hielt sich eine Zeit lang zu München auf und machte, da er Pfarrer zu Moosthan wurde, in seinen amtsfreien Stunden die Stattlerische Philosophie zu seinem Lieblingsstudium. Nach unermüdetem Forschen aber wurde er 1791 für die Kantische Philosophie gewonnen. Er war auch in der theologischen und belletristischen Literatur sehr bewandert, schrieb Recensionen in der oberteutschen allgem. Literaturzeitung, und eine freie Übersetzung gewählter Predigten Bourdaloue's, für alle Sonn- und Festtage des Jahres, ohne Nennung seines Namens (Augsb. 1785—1789, 4 Bde.) **). (*Rotermund.*)

HÜBBE (**Karl Johann Heinrich**), war den 12. Dec. 1764 zu Hamburg geb. Seine früh erwachte Lernbegierde hatte mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, da seine unbemittelten Ältern nur dürftig für seine Erziehung sorgen konnten. In der Johannisschule seiner Vaterstadt entwickelten sich bald seine geistigen Anlagen in einer leichten Auffassungsgabe und einem treuen Gedächtnisse. Bereits 1782 konnte er, dem Studium der Theologie sich widmend, die Universität Helmstädt beziehen. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn übernahm er eine Hauslehrerstelle bei einem Herrn von Kettenburg im Mecklenburgischen. In diesen Verhältnissen blieb er einige Jahre. Als er wieder nach Hamburg zurückkehrte, sah er sich, ungeachtet seines Talents zum Kanzelredner, in der Hoffnung getäuscht, dort bald eine Predigerstelle zu erhalten. Um jene Zeit (1788) unternahm er mit J. D. Thieß und andern talentvollen jungen Männern die Herausgabe der hamburger Literaturzeitung, die durch ihren freimüthigen und unparteiischen Charakter große Sensation machte, doch bald, aus Mangel an hinlänglicher Unterstützung, wieder eingehen mußte. Einen günstigen Einfluß auf seine Bildung und auf die Vermehrung seiner Kenntnisse äußerte die bald nachher angeknüpfte Bekanntschaft mit mehren französischen Emigranten, welche Hamburg zu ihrem Asyl gewählt hatten. Besonders wichtig ward für Hübbe die Verbindung, in die er mit dem General Dumouriez trat. Die Lebensbeschreibung dieses merkwürdigen Mannes sollte damals zugleich in französischer und teutscher Sprache erscheinen. H. übernahm die Bearbeitung der teutschen Übersetzung [1]). Noch in demselben Jahre gab Dumou-

*) Umständliche Beschreib. dieses Badeorts gibt D. Aug. Jak. Schütz, Nachricht über den Curort in der Hub (Karlsr. 1813.).

*) Vgl. Pelzel, Böhmische, mährische u. schlesische Schriftsteller aus dem Orden der Jesuiten. S. 281 fg.

**) Vgl. Baader, Gel. Baiern. 1. Bd. S. 526.

1) Denkwürdigkeiten des Generals Dumouriez, von ihm selbst geschrieben; aus dem Franz. (Frankf. u. Leipz. 1794.) Zwei Abtheilungen.

riez drei andre kleine Schriften heraus, und darunter **Lettre du Général Dumouriez au traducteur de sa vie**, welche, nach dem Wunsche des Verfassers, sämmtlich von H. übersetzt wurden. Auch in den J. 1791—1802, in welchen er die Stelle eines Katecheten des hamburgischen Waisenhauses mit rühmlichem Eifer versah, und sich besonders um den Schulunterricht und das Erziehungswesen große Verdienste erwarb, blieb er als Schriftsteller thätig. In jene Zeit fällt besonders seine von J. L. Ewald herausgegebene Schrift: Über das Schulwesen im hamburgischen Waisenhause, veranlaßt durch die Phantasien auf einer Reise (Hamb. 1799.) und die gleichzeitig herausgegebene Antwort auf Ewalds Erklärung über jene Schrift. Von seinen ökonomischen Kenntnissen zeugten die Anmerkungen, mit denen er seine zu Hamburg 1800 erschienene Übersetzung von Lasteyrie's Werk „über die spanische Schafzucht" begleitete. Mehre andre Abhandlungen über gemeinnützige Gegenstände theilte H. in den Schriften der patriotischen Gesellschaft zu Hamburg, die ihn im J. 1792 zu ihrem Mitglied und späterhin zu ihrem Bibliothekar ernannte, mit. Im J. 1802 hatte H. eine Predigerstelle zu Allermöhe im Billwärder an der Elbe erhalten. In diesen Verhältnissen erwarb er sich bald die allgemeine Achtung und Liebe seiner Gemeine. Mit großer Gewandtheit wirkte er manchen Misbräuchen entgegen, und ließ manche zweckmäßige Einrichtung in das Leben treten. Ohne Menschenfurcht scheute er Niemand, wo es die Förderung gemeinnütziger Zwecke galt. Mit vieler Entschlossenheit, und unterstützt durch seine gründliche Kenntniß der neuern Sprachen wußte er besonders während der verhängnißvollen Periode der französischen Occupation und der Belagerung Hamburgs den kühnen Anmaßungen übermüthiger Sieger entgegenzutreten und von seiner Gemeine manches Unheil abzuwenden. Ihr Vertrauen besaß er so unbedingt, daß mehre Mitglieder derselben ihn selbst da, als er nicht mehr in ihrer Mitte weilte, fast in allen ihren Angelegenheiten zu Rathe zogen. Durch seine Ernennung zum Prediger und Schulinspector an dem Waisenhause in Hamburg war er im J. 1815 wieder mit dieser Anstalt in Verbindung getreten, für deren zweckmäßigere Einrichtung er seitdem unermüdet sorgte. Er errichtete ein Schullehrerseminar, das aus Zöglingen des Waisenhauses bestand, und manche tüchtige Lehrer bildete er nicht nur für jene Anstalt, sondern auch für auswärtige Schulen. Er war allgemein geachtet unter seinen Mitbürgern. Aber manche fürchteten ihn auch wegen seiner Gradheit und Freimüthigkeit. Die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, verbunden mit seiner rastlosen Thätigkeit und seltnen Uneigennützigkeit, machte es ihm möglich, in mehrfachen Verhältnissen und Beziehungen Andern nützlich zu werden. Seine Zeit und Kräfte schonte er nicht, wo es irgend einen gemeinnützigen Zweck galt. Durch eine genaue Eintheilung seiner Zeit blieb ihm, bei oft überhäuften Amtsgeschäften, hinlängliche Muße zu literarischen Beschäftigungen. Ein besondres Interesse belebte ihn für das Studium der ältern teutschen Satyriker des 16. und 17. Jahrhunderts. Reichhaltige literarische Notizen über verschiedne wissenschaftliche Gegenstände fanden sich in seinem Nachlasse. Die wenigen Schriften, welche er, außer den bereits angeführten, herausgab, bestanden größtentheils aus zerstreuten Brochüren, Gelegenheits- und Streitschriften. Von seinen Predigten gab er nur diejenigen heraus, die er bei seiner Amtsveränderung und am Friedensfeste gehalten (Hamb. 1817.). Er pflegte seine Kanzelvorträge nie niederzuschreiben, sondern frei nach bloßen Entwürfen zu predigen. Von den Ansichten der vier freien Städte, welche bei Wilmans in Frankfurt am Main erschienen, lieferte Hübbe (1824) nur den Text zu dem ersten Theile, welcher die Ansichten der freien Hansestadt Hamburg und ihrer Umgebungen enthält. Der zweite Theil, den er aus politischen Rücksichten nicht schreiben zu dürfen glaubte, ist von fremder Hand. Als H. den 26. Febr. 1830 plötzlich während der Ausarbeitung einer Predigt vom Schlagflusse befallen, im 66. Lebensjahre starb, hinterließ er den Ruhm eines vielseitig gebildeten Gelehrten, eines echt christlichen Predigers und eines in jeder Hinsicht rechtschaffnen, und für das Wohl Andrer, sowie seiner Familie, unermüdet thätig sorgenden Mannes [2]. (*Heinrich Döring.*)

HUBDED nennt *Leo Africanus* (Edit. Elzevir. p. 505) eine kleine, südlich von Telemsan im Lande der Berbern gelegne und nach Art eines Kastells gebaute Stadt, deren Bewohner sich zu seiner Zeit fast durchgängig mit Tuchfärbereien beschäftigten. Auch befindet sich daselbst das Grab eines Heiligen, nach ihm Sidi Bu Median genannt. Außerdem hatte diese Stadt eine Lehranstalt (Collegium) und eine reich ausgestattete Fremdenherberge als wohlthätige Stiftungen. (*G. Flügel.*)

HUBE (Johann Michael), Director des königl. adeligen Cadettencorps zu Warschau, geb. den 1. Oct. 1737 zu Thorn. Von dem Gymnasium seiner Vaterstadt kam er auf die hohen Schulen zu Leipzig und Göttingen, wo er außer der Rechtswissenschaft besonders Mathematik, Physik und Ökonomie studirte. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt 1761 wurde er öfters bei Ländervermessungen und öffentlichen Bauten gebraucht, und 1765 erhielt er die Stelle eines Rathssecretairs. Als er 1778 in Angelegenheiten der Stadt nach Warschau gesandt wurde, ernannte ihn der König zum Hofsecretair, und 1782 zum Director und Professor der Physik und höhern Mathematik am adeligen Cadettencorps zu Warschau. Die letzte polnische Revolution und die Besitznahme der Stadt durch die Preußen, welche die Auflösung des Cadetteninstituts zur Folge hatte, bestimmte ihn Warschau zu verlassen, und sich auf das Land zurückzuziehen. Er übernahm die Pachtung des Gutes Kolodziaž, zehn Meilen von Warschau, im österreichischen Antheile von Polen, lebte darauf als Pachter in dem Dorfe Potyczy bei Warschau, und starb daselbst den 16. Jul.

2) S. Allgemeine Kirchenzeitung. (1830.) Nr. 57. Den neuen Nekrolog der Teutschen. 8. Jahrg. 1. Th. S. 184 fg. Meusel, Gel. Teutschl. (5. Ausg.) 9. Bd. S. 631. 11. Bd. S. 381. 14. Bd. S. 198. 18. Bd. S. 224. 22. Bd. 2. Lief. S. 862.

1807. Er war ein in seinen bürgerlichen Verhältnissen sehr geachteter, um sein Vaterland vielfach verdienter, und durch seine Schriften auch außer demselben rühmlich bekannter Gelehrter. Schon in seinen akademischen Jahren schrieb er einen, durch Kästners Vorrede empfohlnen, Versuch einer analytischen Abhandlung von Kegelschnitten (Göttingen 1759.); dann eine Abhandlung **De figura telluris** (Ib. 1761. 4.), ganz umgearbeitet und sehr vermehrt: **De telluris forma** (Varsov. 1780.); ein schätzbarer Beitrag zur mathematischen Geographie, in der Absicht geschrieben, um durch Hülfe aller bisher gemachten Versuche und einzelner Messungen, mit der größtmöglichsten Evidenz die wahre Krümmung unsrer Erde zu bestimmen, und gegen jeden etwa noch zu machenden Zweifel zu sichern. Diesen Schriften folgten **Reflexions sur l'Architecture** (Königsb. et Leipz. 1765.). Von den Kometen (Thorn 1769.); eine Abhandlung über festre Dämme gegen Ströme und Eis, die von der naturforschenden Gesellschaft in Danzig gekrönt, und in der Sammlung der Jablonowskischen Preisaufgaben (Danz. 1766.) abgedruckt wurde, (auch einzeln, Danz. 1770. 4.); und eine Abhandlung mit der Devise **Curarum dulce lenimen**, welche 1777 zu Warschau in der physischen Classe den Preis erhielt. Viel Neues und Anwendbares enthält das von ihm herausgegebene Journal: Der Landwirth, oder Entwicklung der allgemeinen Grundsätze des Ackerbaues durch Naturlehre und vieljährige Beobachtung (Warschau 1779—1782. 2 Bde.), und sein, an neuen Ideen reiches Werk: Über die Ausdünstung und ihre Wirkungen in der Atmosphäre (Leipz. 1790.), gehört zu den schätzbarsten meteorologischen Schriften der neuern Zeit. In lichtvoller Ordnung, aus eigner Überzeugung und nach sorgfältiger Prüfung geschrieben ist sein vielfach belehrender, die neuesten Entdeckungen bis 1801 enthaltender: Vollständiger und deutlicher Unterricht in der Naturlehre, in Briefen an einen jungen Herrn von Stande (Leipz. 1793. 3 Bde.); zweite ganz umgearb. Aufl. 4 Bde. (1801.) mit 34 Kpf. Das Werk umfaßt neben der Physik auch die physische Geographie, die Optik, Chronologie, Astronomie, Statik, Mechanik und Akustik, und ist gewissermaßen das, was Eulers Briefe an eine teutsche Prinzessin zu ihrer Zeit waren. Hube hatte vielen Antheil an den zu Thorn 1762—1766 herausgekommenen Nachrichten von gelehrten Sachen, war mehre Jahre Herausgeber der in Warschau gedruckten polnischen und französischen staats- und genealog. Kalender, und Abhandlungen von ihm stehen in den Actis erudit., im hamb. Magaz., den hanövrischen und thornischen Anzeigen u. a. O. Alles, was er schrieb, verräth den Mann, der Fleiß, Nachdenken, ausgebreitete Kenntnisse, echten Forschungsgeist, Ordnung in Gedanken und Deutlichkeit in der Darstellung in hohem Grade miteinander verband *). (*Baur.*)

Hube (Landwirthsch.), s. Hufe.

HUBE, ein hoher Berg im Fürstenthume Grubenhagen, der sich an der nördlichen Seite der Stadt Einbeck erhebt, und bei schlechtem Wetter sonst nur mit Lebensgefahr befahren werden konnte. Vor etwa 36 Jahren ließ die hanövrische Regierung eine gute Chaussee in Winkelgängen darauf anlegen; der Blick von der Höhe auf die im Thale liegende Stadt Einbeck und die Umgegend ist sehr schön. Die im J. 1827 neu angelegte Straße führt um den Berg; eine große Brücke bei Kuventhal über ein tiefes Thal verbindet zwei Berge miteinander. Das Ganze bietet einen großartigen Anblick dar. (*Rotermund.*)

Hubengüter, s. Bauerngut.

HÜBENTHAL, ein v. Berlepschscher Hof am Fuße des Schlosses Berlepsch im kurhessischen Kreis und Justizamte Witzenhausen. Nach ihm nennt sich eine Linie der v. Berlepsch, v. B.-Hübenthal. Schon 1095 findet sich sein Name. (*G. Landau.*)

HUBER, 1) **Franz**, war den 2. Juli 1750 zu Genf geboren und ein Sohn des dortigen talentvollen Silhouetteurs Johann Huber, der im J. 1790 starb. Der Vater war ein vielseitig gebildeter Mann, den unter mehren Gelehrten besonders Voltaire schätzte *). Ein besondres Interesse fand er an der Naturgeschichte, und weckte dadurch in dem Sohne früh die Neigung für dies Studium, die durch Saussure's Vorlesungen genährt ward. Einem Verwandten, der sich mit Alchymie beschäftigte, half H. in dessen Laboratorium. Die frühe Entwicklung seiner Geistesanlagen schien indeß nachtheilig auf seine Gesundheit und besonders auf den Zustand seiner Augen zu wirken. Er war kaum 15 Jahre alt, als sich eine bedeutende Gesichtsschwäche zeigte, die durch unausgesetztes Studiren und Lesen beim Mondscheine, wenn dem zu fleißigen Jünglinge das Licht weggenommen ward, immer mehr zunahm. Um die Hülfe erfahrner Ärzte gegen dies Übel in Anspruch zu nehmen, reiste der Vater mit seinem Sohne nach Paris. Tronchin hoffte Stärkung der Augen von dem Genusse des Landlebens und der freien Natur. Wenzel aber prophezeihte Blindheit, ohne eine Operation wagen zu wollen. Der Gesundheitszustand Hubers verbesserte sich unter ländlichen Beschäftigungen. Als er sich aber einst in einer Winternacht verirrte, erlosch, geblendet vom Schnee und angegriffen von der strengen Kälte, das Licht seiner Augen für immer. Dennoch trug ein geistreiches Mädchen, Aimé Lullin, welche H. früher gekannt, kein Bedenken, sich mit ihm zu vermählen, ungeachtet sie sich durch diesen Schritt harten Vorwürfen und selbst den Verfolgungen ihres Vaters aussetzte. Sie war während einer 40jährigen höchst glücklichen Ehe die Vorleserin und Beobachterin des Blinden. Eine ähnliche Hülfe leistete ihm, nach vorhergegangnem Unterrichte, sein Bedienter Franz Burnens. So ward es dem Blinden möglich, in seiner Wissenschaft fortzuschreiten. Durch Bonnet war er zu einem gründlichen Studium der Naturgeschichte der Bienen geführt worden,

*) Meusel, Gel. Teutschl. Goldbeck, Liter. Nachr. von Preußen. 1. Th. S. 58. 2. Th. S. 37. Hall. Lit.-Zeit. (1807.) Intelligenzbl. Nr. 68. Der Biograph. 7. Bd. S. 496.

*) Interessante Mittheilungen über ihn enthält die Correspondance littéraire des Baron Grimm (teutsch unter dem Titel: Grimm's und Diderot's Correspondenz von 1750—1790. (Brandenb. 1820.) 2 Bde.

und bemühte sich, das darin noch herrschende Dunkel aufzuklären. Durch gläserne Bienenstöcke, sinnreich ausgedacht, beobachtete Burnens die Arbeiten der fleißigen Thiere, und theilte, was er gesehen, H.'s Frau und einigen Freunden mit. Die Resultate, die aus ihren übereinstimmenden Beobachtungen hervorgingen, machte H. in Briefen an Bonnet öffentlich bekannt, unter dem Titel: **Nouvelles observations sur les abeilles** (Paris 1796. 12.). Eine neue Ausgabe, in der er die Resultate seiner spätern Beobachtungen mittheilte, erschien zu Paris und Genf 1814. Nach diesen Beobachtungen bestätigte sich, was schon früher geahnt worden, daß sich das Wachs im Leibe der Bienen erzeuge. Man verdankt Huber aber auch manche interessante Aufklärungen über die Sinne der Bienen, und besonders über ihr Athmen. Er bestätigte die Angabe Schirachs, daß bei einer veränderten Behandlung und Nahrung der Larven aus Arbeitsbienen Königinnen entstehen können. Besonders wies er den Einfluß nach, den die Zelle auf die Verwandlung des Insects hat. Er suchte darzuthun, daß nicht blos die Königin, sondern auch eine gewisse Art von Arbeitsbienen fruchtbare Eier lege, gab einen genauen Bericht von der sogenannten Drohnenschaft, von dem Erkennen der Bienen unter einander durch die Fühler rc. Bei diesen Beobachtungen wäre H., als Burnens eine öffentliche Anstellung erhielt, aller Hülfe beraubt gewesen, hätte nicht seine Gattin und späterhin ein Sohn des Dieners Stelle zu ersetzen gesucht. Es fehlte ihm aber auch nicht die Theilnahme wissenschaftlich gebildeter Freunde. Mit Karl Victor von Bonstetten, ganz besonders aber mit Sennebier stand er in fortwährender Verbindung. Den zuletztgenannten Gelehrten hatte er bei den über das Athmen der Bienen anzustellenden Versuchen zu Rathe gezogen. Beide Freunde waren dadurch zu andern Untersuchungen geführt worden, besonders zu Beobachtungen über das Keimen der Samen. Diese Beobachtungen findet man in dem von Huber zu Genf 1802 herausgegebenen **Memoire sur l'influence de l'air et des diverses substances gazeuses dans la germination des plantes.** Unter seinen übrigen Schriften verdient noch sein, auch in das Englische übersetztes Werk: **Essai sur l'histoire et les moeurs des fourmis indigènes** (Paris 1806) ausgezeichnet zu werden. Huber ward Stifter der zu Genf bestehenden Gesellschaft für Physik und Naturgeschichte. Seine Correspondenz führte er meist gedruckt. Er übergab seine Briefe der Presse, mit Hülfe einer Druckerei, die ihm sein Diener Claude Lechet, dessen Talent für Mechanik er sorgfältig ausgebildet, eingerichtet hatte. In Stunden der Muße huldigte er, unterstützt durch eine sonore Stimme, der Tonkunst. Den größten Theil seines Lebens blieb er in Genf. Erst in spätern Jahren zog er nach Lausanne, wo er, bei seiner Tochter, Madame Mollin, wohnend, in hohem Alter den 22. Dec. 1831 starb. Daß seine Geisteskräfte bis zum Tod ungeschwächt geblieben waren, bewies ein Brief, den er, sein nahes Ende nicht ahnend, den 20. Dec. an einen geliebten Freund geschrieben hatte. (*Heinrich Döring.*)

2) **Johann**, geboren zu Genf 1722. Obwol dieser talentvolle Mann sich nur aus Liebhaberei mit der Kunst beschäftigte, so verdient er doch unter die Künstler gezählt zu werden, da er nicht nur eine Anzahl radirte Blätter verfertigte, sondern auch eine außerordentliche Geschicklichkeit besaß, Gegenstände von Papier und Pergament auszuschneiden. Diese Arbeiten zeigen sich auf weißer Fläche ohne alle Trennung, sind aber mit solcher Delicatesse und Wahrheit ausgeführt, daß sie von Kunstkennern um hohe Preise gekauft wurden. In der Folge verwendete er seine Geschicklichkeit zum Sammeln eines Capitals, um von den Zinsen einen jungen Künstler unterstützen zu können. Auch als Naturhistoriker machte er sich bekannt, indem er ein Werk über die Raubvögel zeichnete, welches unter dem Titel: **Observations sur le vol des Oiseaux de proie, avec fig. dessinées par l'auteur** gr. 4. heraus kam. Er starb zu Lausanne 1786 *). (*A. Weise.*)

3) **Joh. Albert** wurde zu Grätz in Steyermark am 27. Dec. 1744 geboren, studirte in Wien Humaniora, Philosophie und Theologie, und erhielt 1769 die Priesterweihe. Schöne Wissenschaften und Politik wählte er zu seinen Lieblingsstudien. Er war der erste aus dem Klerus, der es nicht für unanständig hielt, sich öffentlich mit den Grundsätzen bekannt zu machen, welche die Beförderung des Wohls so vieler Tausende zum Gegenstande haben, die es zeigen, wie die Gesetze des Staates dem Volk ehrwürdig zu machen sind. Im J. 1774 kam er als Katechet zur Normalschule nach Freiburg und 1775 erhielt er an der dortigen hohen Schule ein außerordentliches Lehramt der teutschen Sprache. Zuletzt war er Hofmeister eines jungen Grafen von Dietrichstein in Wien. Man hat von ihm: Lehrsätze aus den politischen Wissenschaften (Wien 1772); Rede über den Nutzen der Feldigerischen Lehrart in den kaiserl. königl. Normalschulen für beide Geschlechter (Freib. 1774); Trauerfeier des Helden von der guten Sache, dem Kurfürsten Emmerich Joseph zu Mainz gewidmet (ebend. 1774); Dank der Schüler für eine neue Wohltat (ebend. 1775); Erwin und Elmire, ein Schauspiel von Göthe, nachgedruckt zu Wien 1776. Vielleicht mit Abänderungen, wie das Folgende: Elfride, von Bertuch in Weimar mit Abänderungen auf dem Nationaltheater in Wien am Tage Theresens aufgeführt †). (*Rotermund.*)

4) **Johann Jakob**, ein ausgezeichneter Botaniker und Anatom, der Sohn eines geschickten Pharmaceuten, geboren zu Basel den 11. Sept. 1707, starb zu Cassel den 6. Jul. 1778 als Professor der Anatomie und Chirurgie am Carolinum. Er studirte die Arzneiwissenschaft zu Basel, dann 1730 und 1731 16 Monate lang zu Bern unter Albrecht v. Haller, den er auf kleinen botanischen Reisen begleitete. Haller hat viele Beobachtungen und Entdeckungen von Huber in seine botanischen Werke aufgenommen, und rühmt seine Verdienste um die Botanik. Zu Straßburg, wohin er 1731 ging, studirte

*) Meusel, Miscellan. 14. Heft. S. 89. 28. Heft. S. 247; vergl. Füßli 2. Bd. S. 574.

†) Vergl. de Lucas, Gel. Österreich. 1. Bd. S. 206 fg.

er vorzüglich Anatomie. 1733 erhielt er zu Basel den Doctorgrad, und kam in Vorschlag zu der erledigten Lehrstelle der Botanik und Anatomie an der Universität. Da aber das Loos damals noch zu Basel alle Wahlenentschied, und es für ihn ungünstig ausfiel, so privatisirte er einige Zeit zu Basel, machte 1735 eine Reise nach Frankreich, und setzte seine botanischen Excursionen in der Schweiz fort. Auf Hallers Empfehlung wurde er 1736 zum Prosector bei dem anatomischen Theater zu Göttingen, und 1739 ebendaselbst zum außerordentlichen Professor der Arzneiwissenschaften ernannt. 1738 hatte er eine botanische Reise in die Hochgebirge der Schweiz gemacht. Haller schlug ihn auch zu einer projectirten, aber nicht erfolgten, botanischen Reise nach den Antillen ꝛc. vor. 1742 wurde er als Professor nach Cassel berufen, mit dem Titel eines königl. schwedischen und hessen-casselschen Hofrathes und Leibmedicus, und ebendaselbst 1767 zum ersten Professor der Arzneiwissenschaft ernannt. Diese Stelle bekleidete er bis an seinen Tod. Als einer der ausgezeichnetsten Anatomen seiner Zeit wurde er von den Akademien zu London und Berlin, und von der kaiserl. Gesellschaft Naturae curiosorum als Mitglied aufgenommen. Er verheirathete sich mit der gelehrten Elisabetha Geßner, Tochter Matthias Geßners, zu Göttingen. Literarische Fehden, die er nach seiner Versetzung nach Cassel mit Haller hatte, und die theils auf gegenseitiger Eifersucht, theils auf Misverstand beruhten, haben jetzt kein Interesse mehr. Größere Werke hat man von ihm nicht; hingegen eine Reihe von vortrefflichen anatomischen Dissertationen, die theils einzeln, theils in den Actis Academ. Naturae curiosorum, in den Philosophical Transactions, in den Actis Helvet. Physic. Mathemat. Anat. etc. abgedruckt sind. In Hallers Bibl.-Anat. Tom. 2. p. 262 findet man ein Verzeichniß mit kurzen Inhaltsangaben. Auch in Leu's Helvet. Lexikon (10. Bd. 338) und in Holzhalbs Fortsetzung desselben (3. Bd. 204) findet sich ein Verzeichniß *). (*Escher.*)

5) **Johann Jakob**, war im J. 1733 zu Basel geboren und von seinem Vater dem Handelsstande bestimmt worden. Er folgte indeß seiner Neigung zur Philosophie und Mathematik. Daniel und Johann Bernoulli unterwiesen ihn in diesen Lieblingsstudien. Nachdem er die Magisterwürde erlangt, führte ihn eine Reise durch Frankreich und England. Er kam auf derselben mit mehren ausgezeichneten Gelehrten in Berührung und erweiterte auf mannichfache Weise seine mathematischen Kenntnisse. Eine seinen Wünschen entsprechende Stelle erhielt er (1755) als königl. preuß. Astronom in Berlin. Dort ward er vorzüglich mit Maupertuis näher bekannt, der ihn späterhin sehr schätzte. Im J. 1759 ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Als er im J. 1798 auf einer Reise nach Gotha starb, hinterließ er den Ruhm eines vielseitig gebildeten Gelehrten, der vorzüglich in der Mathematik schätzbare Kenntnisse besaß. Er entwickelte sie in mehren interessanten Abhandlungen, die größtentheils in dem English Magazine gedruckt worden sind *). (*Heinr. Döring.*)

6) **Johann Kaspar**, geboren zu Glattfelden, einem Dorf im Canton Zürich, 1752, Sohn eines Fleischers, wurde von J. H. Wüst im Landschaftsmalen unterrichtet. Nachdem er es in diesem Fache zu einer gewissen Fertigkeit gebracht hatte, reiste er nach Basel, Straßburg, und arbeitete dann zu Frankfurt a. M. vier Jahre, in welcher Zeit er sich bei Hufnagel zu einem geschickten Künstler bildete. Nach einem Aufenthalte von einigen Jahren zu Amsterdam begab er sich nach Düsseldorf; hier verheirathete er sich, und wurde Mitglied der dasigen Akademie. Die Arbeiten, welche er um diese Zeit ausführte, sind mehrentheils Ansichten des Meeres mit Schiffen oder sonstige niederländer Ansichten. Um seine Darstellungen naturgetreuer zu bilden, reiste er mehre Male nach Holland; denn ihm gnügte nicht die Erinnerung, welche, will man sich ihr ganz überlassen, immer Mangelhaftes geben wird. Im J. 1789 kehrte er mit seiner Familie in sein Vaterland zurück, wo ihn die Ansichten von Schweizergegenden hinlänglichen Stoff zu seinen Gemälden gaben. Seine Seeansichten sind mit vielem Fleiße auf das Zarteste gearbeitet und geistreich mit Figuren staffirt. Nicht mindern Ruhm erwarb er sich in seinen Schweizerlandschaften, welche trefflich ausgeführt sind, obschon ihnen doch der eigentliche Schweizercharakter, wie auch die Wärme der Tinten, fehlt. (*A. Weise.*)

7) **Johann Ludwig**, war den 4. März 1723 zu Großheppach, einem Dorf im Würtembergischen, geboren. Seinem Vater, einem dortigen Prediger, verdankte er eine strenge, aber zweckmäßige Erziehung. In niedern Klosterschulen seines Vaterlandes ergab er sich, mit dem Plane, Geistlicher zu werden, dem Studium der ältern und neuern Sprachen. Späterhin trat er in das theologische Stift zu Tübingen, und erlangte 1744 die Magisterwürde. Er vertauschte indeß einige Jahre später das Studium der Theologie mit der Jurisprudenz, und ward (1747) nach Vertheidigung seiner Dissertation: de pictura principali, scriptura accessorio Doctor der Rechte. Den Institutionen und dem teutschen Staatsrechte gewann er ein besondres Interesse ab, widmete sich aber in Mußestunden auch der Musik und Dichtkunst. Als angehender Advokat hatte er, ohne sichere Einkünfte und nicht zur Sparsamkeit geneigt, den Muth, sich mit der Tochter eines unbegüterten Mannes zu vermählen. Die Empfehlung und der Einfluß seines Schwiegervaters verschafften ihm indeß die Stelle eines würtembergischen Voigts und Oberamtmanns zu Nagold. Damals (1751) wurden seine ersten poetischen Versuche unter dem Titel: Oden und Lieder zu Tübingen gedruckt. Einen ähnlichen Posten, wie den erwähnten, bekleidete er seit dem J. 1756 zu Bebenhausen. Im J. 1762 ward er Regierungsrath und Oberamtmann in Tübingen. In einer kurzen Selbstbiographie, welche H. kurz vor seinem Tode drucken

*) Vergl. Friedr. Börner, Nachr. von jetzt lebenden gel. Ärzten. I, 593. III, 401, 694. Pütter, Geschichte d. götting. Universität.

*) S. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer. (Aarau 1812.) S. 238 fg.

ließ [1]), gab er sich selbst ein schmeichelhaftes, aber, nach zuverlässigen Zeugnissen Aller, die ihn gekannt, nicht unwahres Zeugniß. „Ich habe," sagt H., „mein Amt geliebt, ich habe meine Untergebenen geliebt, wie meine Brüder. Seit 30 Jahren und noch bis diese Stunde kommen Menschen aus meinen ehemaligen Oberämtern, und holen meinen Rath. Ich war ein fleißiger Mann. Ich habe keinen Rechtstag, keinen Gerichtstag, keinen Amtstag versäumt ohne dringende Nothwendigkeit. Ich habe alle meine Protokolle selbst geführt, alle meine Berichte selbst verfertigt und geschrieben. Ich habe Ordnung geliebt und Frieden gepflanzt und erhalten, wo ich nur konnte. Ich habe mit meinem eignen Gelde Parteien unter einander verglichen und Processe verhindert. Mein Amt und Wahrheit und Gerechtigkeit, sowie die Besetzung der mir untergeordneten Ämter, war mir um keinen Preis feil." Das redliche Bewußtsein, seine Pflichten im strengsten Sinne des Wortes erfüllt zu haben, und seine unerschütterliche Rechtschaffenheit gaben ihm den Muth, in der für Würtemberg damals höchst drückenden Periode sich mehren eigenmächtigen Finanzoperationen des Herzogs Karl zu widersetzen. Besonders zeigte sich H. einer allgemeinen Veränderung des Steuerwesens abgeneigt, die mit Hülfe der Oberamtleute im Würtembergischen eingeführt werden sollte. Vorzüglich machte sich H. den Minister v. Montmartin zum Feinde, als er durch einige Gegenvorstellungen das neue Finanzproject zu vereiteln suchte. Er ward indessen bald ein Opfer seines standhaften Patriotismus. Das Ansinnen des Fürsten war von den Vorstehern der unter H.'s Aufsicht stehenden Landescorporationen verworfen, und der standhafte Widerstand jener Behörde ihm und seinem Einflusse beigemessen worden. Militairische Execution rückte in Tübingen ein, die Stadt wurde von den Truppen besetzt, und Soldaten mit bloßen Säbeln füllten das Haus des Patrioten. Huber, damals von einem hitzigen Fieber befallen, ward verhaftet, und ohne Verhör, unter starker militairischer Bedeckung, auf die Festung Asperg gebracht. Dort schmachtete er seit dem J. 1764 sechs Monate lang in enger Haft. Er verlor sein Amt, und erlangte es auch da nicht wieder, als ihm durch Verwendung des kaiserlichen Ministers und der würtembergischen Landstände wieder die Freiheit geschenkt war. Die letztern bewilligten ihm einen Jahrgehalt von 600 Fl. Aber auch von andern Seiten regte sich auf mehrfache Weise die innige Theilnahme an seinem Schicksale. Durch Ertheilung von Rechtsgutachten und durch andre Dienstleistungen sicherte er sich die Mittel seiner Subsistenz. Vortheilhafte Anträge, die von mehren Seiten an ihn ergingen, lehnte er ab, seit ihm das Leben eines Privatgelehrten in Tübingen lieb geworden war. Gewöhnlich brachte er jährlich einige Monate bei seinem Freunde, dem als Dichter bekannten Regierungspräsidenten von Gemmingen, zu. Diesem Freunde zu Liebe, dessen Lob er durch ein würdiges Denkmal ehrte [2]), ward seit dem J. 1788 Stuttgart sein bleibender Aufenthalt. Dort starb er den 30. September 1800 im 77. Lebensjahre. Seinen Grundsätzen war er bis zum Ende seines Lebens unerschütterlich treu geblieben. In allen seinen Handlungen zeigte sich der innige Vaterlandsfreund, der muthige Bekämpfer des Unrechts, der Willkühr und Unterdrückung, der kühne Vertheidiger der Unschuld und der aufrichtige Verehrer des Christenthums. Wegen ihres religiösen Inhalts zunächst, doch auch in Hinsicht auf Sprache und Versbau, wurden unter Hubers schriftstellerischen Arbeiten besonders seine Versuche mit Gott zu reden (Reutl. 1775.) sehr geschätzt. In der Vorrede zu einer zweiten vermehrten Auflage dieses Werkes (Tübing. 1787.) äußerte Huber: „Einer meiner Recensenten hat geglaubt, es möchte nicht so ganz schicklich sein, dem lieben Gott in einem Gebete die Pflichten des Amtes und Standes vorzutragen, und bei jeder besondern Pflicht ihn zum Beistand anzurufen. Und ich glaube, daß ein Beter nach Lob und Dank dem lieben Gott kein angenehmeres Opfer bringen kann, als dieses, wenn er in seinem Gebet, Andacht, Selbstgespräch, oder wie man dergleichen religiöse Äußerungen nennen mag, sich aller seiner Pflichten erinnert, und dabei seiner väterlichen Leitung empfiehlt. Denn ich bin überzeugt, daß nichts die Seele des Menschen mehr zur Tugend und Rechtschaffenheit anfeuern kann, als die beständige Association der beiden Gedanken: Gott und Pflicht." Hubers Poesien, theils epigrammatischen, theils satyrischen Inhalts, früher in Musenalmanachen und Journalen zerstreut, hatte er 1783 unter dem Titel: Vermischte Gedichte gesammelt, herausgegeben. Mehre dieser Gedichte enthält C. H. Schmid's Anthologie der Teutschen 3. Th. S. 287 fg., Matthisson's lyrische Anthologie 3. Th. S. 165 fg. und Haug und Weißer's epigrammatische Anthologie. 3. Th. S. 273 fg. Unter seinen übrigen Schriften, größtentheils durch äußere Veranlassung entstanden, und vollständig verzeichnet von Meusel [3]), befinden sich auch einige dramatische Versuche, unter andern das Drama Tamira (Tübing. 1791.), welches Huber mit einer Abhandlung über das Melodrama begleitete [4]). (*Heinrich Döring.*)

8) Johann Rudolf, geb. zu Basel 1668. Schon von Kindheit an zeigte er große Neigung zur Malerei, und obschon sein Vater, Mitglied des großen Raths, ihn davon abhalten wollte, gab er doch endlich den Bitten

1) Etwas aus meinem Lebenslaufe ꝛc. (Stuttg. 1798.). 2) Denkmal des herzogl. würtemb. Regierungspräsidenten v. Gemmingen (Stuttg. 1795. gr. 4.). Vergl. Allgem. Liter.-Zeit. 1795. 1. Bd. Nr. 91.

3) S. dessen Lexikon d. vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 150 fg. 4) S. Huber's Selbstbiographie unter dem Titel: Etwas aus meinem Lebenslauf, und etwas von meiner Muße auf der Festung; ein kleiner Beitrag zu der selbsterlebten Geschichte meines Vaterlandes (Tüb. 1798.), vergl. Allgem. teutsche Bibliothek. 41. Bd. S. 516 fg. Küttner, Charaktere teutscher Dichter u. Prosaisten, S. 298 fg. (Haug), Schwäbisches Magazin. 1777. S. 778. Nationalzeitung der Teutschen. 1800. 48. St. S. 1065 fg. Heerwagen, Literaturgeschichte der evangelischen Kirchenlieder. 1. Th. S. 248 fg. Baur, Galerie histor. Gemälde. 1. Th. S. 361 fg. Dessen Galerie d. berühmtesten Dichter des 18. Jahrh. S. 245 fg. Jördens, Lexikon teutscher Dichter u. Prosaisten. 2. Bd. S. 462 fg. 6. Bd. S. 343. Bouterwek, Gesch. der Poesie u. Beredsamkeit. 11. Bd. S. 281. Raßmann, Literar. Handwörterbuch der verstorb. teutschen Dichter, S. 175.

des Sohnes nach, und brachte denselben 1682 zu Kaspar Meyer in die Lehre. Bald übertraf der Lehrling den Meister, und da letztrer bald darauf starb, begab sich H. zu Joseph Werner, bei welchem er so schnelle Fortschritte machte, daß er auf den Rath seines neuen Lehrers sich in seinem neunzehnten Jahre nach Italien begab. In Mantua studirte er die Werke Julio Romano's, auch Tizians; Tintoretto und Paul Veronese beachtete er nicht weniger, und so kam er erst im dritten Jahre seines Aufenthalts in Italien nach Rom, wo er mit Carlo Maratti bald näher bekannt wurde, der sich auch väterlich seiner annahm. Nach sechsjährigem Verweilen in Italien ging er nach Frankreich, und kehrte erst 1693 nach Basel zurück, woselbst er sich verheirathete. Von jetzt an wird sein Künstlerleben bedeutungsvoller. Hinlänglich bekannt durch seine Arbeiten, vorzüglich in Bildnissen, häufen sich seine Geschäfte; das Bildniß des Markgrafen von Baden-Durlach Friedrich Magnus nebst seiner Familie, ist ein Meisterstück. 1696 wurde er an den Hof nach Würtemberg als erster Maler berufen, wo er Platfonds und Geschichtsbilder malte; auch von Berlin aus erging eine bedeutende Einladung an ihn, welche er aber ablehnte. Erst im J. 1700 kehrte er nach Basel zurück; doch sein Aufenthalt war von kurzer Dauer. Aufs neue wurde er nämlich am Hofe zu Durlach beschäftigt; dann malte er zu Heidelberg mehre hohe Personen, und stellte 1713 in Baden beim Abschlusse des Friedens sämmtliche Minister, welche hier versammelt waren, in einem großen Gemälde dar. Man rechnet blos über 3000 Bildnisse, welche er mit eigner Hand vollendete. Als guter Zeichner arbeitete er zugleich schnell, und die Gemälde treten lebendig hervor. Als Künstler wurde er so geachtet, daß man ihm den Namen des schweizer Tintoretto beilegte. Er starb 1748 im 80. Jahr und hinterließ eine einzige Tochter, welche sich mit dem Maler Schellenberg in Winterthur verheirathete*). (*A. Weise.*)

9) **Joseph**, Doctor der Theologie, in dem Dorfe Mils, unfern Hall in Tyrol 1739 geboren, studirte zu Dillingen und Ingolstadt, war von 1765 bis 1792 Pfarrer im Markte Au bei Freysing, privatisirte einige Jahre in München, ging dann als Pfarrer nach Ebersberg in Oberbaiern, und starb daselbst 1801. In seinem Wirkungskreise ein um Volksbildung und Verbesserung des Schulwesens sehr verdienter Mann, und als Schriftsteller rühmlich bekannt durch das Volksbuch: Isidor, Bauer zu Ried (München 1797; 2. Aufl. 1802. 2. Th.), das sehr viele nützliche Belehrungen über Kinderzucht, Landökonomie ɩc. enthält, ganz so eindringend, angenehm und faßlich vorgetragen, wie Bücher dieser Art geschrieben werden müssen, wenn sie ihrem Zweck entsprechen sollen†). (*Baur.*)

10) **Joseph**, geb. zu Augsburg 1730, war Schüler von Bergmüller und Götz, und führte viele Malereien in Öl und Kalk für Kirchen und Schlösser, vorzüglich für Augsburg, aus. Im J. 1784 wurde er in seiner Vaterstadt zum Director der Akademie der bildenden Künste ernannt. Von seinem fernern Leben ist nichts weiter bekannt, aber im Kataloge von Winkler sind vier radirte Blätter von ihm angeführt, die vier Welttheile in Halbfiguren darstellend *). (*A. Weise.*)

11) **Joseph Ignaz**, Sohn von Joseph H., geb. zu Augsburg 1759. Obwol der Sohn eines Künstlers, und mit angeborner Neigung zur Kunst, hinderte ihn doch die Armuth seiner Ältern, sich diesem Fache zu widmen, bis endlich die fortgesetzte harte Behandlung seiner Stiefmutter sein Gefühl empörte, daß er sich vom älterlichen Hause entfernte und Zuflucht beim Kupferstecher Nilson suchte, der ihn menschenfreundlich aufnahm und ihn in den Anfangsgründen der Kunst unterrichtete. Fleiß und gute Aufführung förderten seine Fortschritte; einige Jahre später konnte er, unterstützt von dem Hause Obwexer, nach Paris reisen, wo er unter Wille's Leitung sich im Kupferstechen vervollkommnete. Seine erste Platte vom J. 1782 **la petite Boudeuse**[1]) widmete er seinen Gönnern Peter und Paul Obwexer. 1792 verheirathete er sich in Paris, wo er durch Handelsgeschäfte viel von der Kunst abgezogen wurde[2]). (*A. Weise.*)

12) **Kandidus**, Benedictiner, geboren zu Ebersberg in Baiern den 4. Febr. 1747. Er legte im Sept. 1769 in dem Benedictinerstifte zu Niederaltaich die Klostergelübde ab, wurde 1772 zum Priester geweiht, und versah mehre Jahre die Pfarrei zu Ebersberg. Nach seinem Wunsche wurde er 1799 Waldmeister an der Rüssel, einer Waldgegend, fünf Stunden von Niederaltaich, und nachdem dieses Kloster 1803 aufgehoben wurde, wohnte er einige Jahre zu Niederviehbach, dann zu Stallwang bei Landshut, wo er den 15. Julius 1813 starb. Die Naturwissenschaften, besonders die Botanik, Forstwissenschaft und Entomologie, beschäftigten ihn bis an sein Ende auf eine fruchtbringende Art, und er machte sich am bekanntesten durch die Bearbeitung einer sogenannten Holzbibliothek, die aus 143 kleinen Bänden von 10 bis 15 Zoll Höhe und verhältnißmäßiger Stärke besteht, wegen ihrer sinnreichen und nützlichen Einrichtung vielen Beifall fand, und von der er Exemplare an verschiedne Höfe und Bibliotheken verkaufte. Die beiden Deckel eines jeden Bandes sind die Holztafeln selbst, der eine nach den Jahrgängen, der andre über das Hirn oder die Scheibe, und jeder so bearbeitet, daß man die natürlichen Gänge und Adern, die Weichheit oder Härte der Holzart, und ihre Gestalt, die sie durch die Säge und unter dem Hobel erhält, erkennt. Der Rücken des Buches weiset die natürliche Rinde. Inwendig in dem ausgehöhlten Buch ist oben auf der einen Seite der lateinisch-linné'sche Name, auf der andern mehre teutsche Provinzialnamen; unten aber auf der Seite der französische, und auf der andern der englische Name jeder Holzart zu lesen. In der Mitte der ausgehöhlten Tafel sieht man auf der einen Seite den Winterzweig und den Sommerzweig sammt dem Laube,

*) S. Füßli 2. Th. S. 212, und Deschamps 4. Th. S. 125—131.

†) Baader, Gel. Baiern. 1. Bd. S. 527. Neue allgem. teutsche Bibliothek. 86. Bd. S. 486.

*) Meusel, Lexikon, S. 422.

1) Ebendas. S. 423. 2) Rost, Handb. 8. Th. S. 349.

das meistens an der Sonne in Sand getrocknet worden ist, die Frucht und gleich unten die Auswüchse oder Masern sammt der natürlichen Rinde, die man auch herausnehmen und rückwärts im Sägeschnitt unpolirt betrachten kann. Auf der andern Seite sind die Blüthe, die Saatpflänzchen und gleich unten die Wurzel, freilich nur im Kleinen, aber doch kenntlich zu sehen. Mitten am Rücken ist ein kleines Kapselchen, worin der reife Saame, und der Länge nach oder auch an einem Seitentheil ist der Kern oder das Mark, soviel thunlich war, angebracht. Als ein Commentar zu dieser Holzbibliothek ist zu betrachten: Huber's vollständige Naturgeschichte aller in Teutschland einheimischen und einiger naturalisirten Bau- und Baumhölzer (Münch. 2 Bde. 1808. 4.). Vorläufer dieses Werkes waren: seine Ankündigung einer natürlichen Holzbibliothek (1792. 4.) und seine kurzgefaßte Naturgeschichte der vorzüglichsten Holzarten (Münch. 1793.). Im bairischen Wochenblatte 1801 7. St. S. 100—120 steht von ihm eine Abhandlung über Einzäunungsarten. Zur Beförderung der Obstcultur hat er viele Tausend von ihm veredelte Stämme unentgeltlich unter die Landleute ausgetheilt. Die bairische Regierung belohnte seine patriotischen Bemühungen mit der goldnen Verdienstmedaille*). (*Baur.*)

13) **Ludwig Ferdinand**, war im J. 1764 zu Paris geboren. Seine Mutter war eine höchst lebhafte, geistreiche Pariserin, sein aus Baiern gebürtiger Vater, der durch seine französische Übersetzung von Geßners Idyllen bekannte Michael Huber. Durch eine kleine Pension und andre Vortheile bewogen verließ der Vater bald nach der Geburt seines Sohnes die Hauptstadt Frankreichs und wandte sich nach Leipzig, wo er als öffentlicher Lehrer der französischen Sprache angestellt ward. Die geistreichsten Gelehrten des In- und Auslandes versammelten sich in seinem Hause, und dieser Umstand hatte auf Hubers Geistesanlagen, die sich in frühem Alter entwickelten, den günstigsten Einfluß. An dem Kosttische, den seine Ältern für eine Zahl von Studirenden, die ihnen besonders empfohlen waren, errichtet hatten, lenkte sich die Unterhaltung oft auf den damals ausgebrochnen amerikanischen Freiheitskrieg. Hubers Aufmerksamkeit ward aufs Höchste gespannt, er interessirte sich lebhaft für die Sache der Amerikaner, und die ersten Keime zum künftigen politischen Schriftsteller wurden um jene Zeit in ihm geweckt. Mit Begeisterung huldigte er der ältern englischen und französischen Literatur, aufgemuntert durch einige Jugendfreunde, zu denen Jünger, Gallisch u. a. talentvolle Köpfe gehörten, die sich mit Glück in Übertragungen englischer und französischer Werke versuchten. Ähnliche Versuche machte auch Huber. In jene Zeit (1782) fallen die zwei Bände seiner aus dem Französischen übersetzten Schrift: Emiliens Unterredungen mit ihrer Mutter. Nach Beaumarchais bearbeitete er das Lustspiel: Figaro's Hochzeit (Leipzig 1785.) [1]) und nach Beaumont und Fletcher das Schauspiel: Ethelwolf, oder der König kein König (Dessau und Leipzig 1785.) [2]). Bis in sein 18. Jahr schien Huber, der sich, wenn es die Lage seiner Ältern erlaubte, gern einem geschäftslosen Dichterleben gewidmet hätte, keinen bestimmten Plan für seine künftige Existenz entworfen zu haben. Ein innerer Trieb nach ruhigem Genusse, den seine nächsten Umgebungen nicht zu unterdrücken strebten, hinderte ihn vielleicht daran, und als sich späterhin seine moralischen Kräfte durch veränderte Umgebungen und eine andre Lage schnell entwickelten, waren sie nach einem ganz andern, heiligern Ziele gerichtet, das er auch zuletzt wirklich errang, aber früh, dem Tode verfallen, nur eine kurze Zeit verfolgen konnte. Im J. 1785 ward Huber von seinen Ältern nach Dresden geschickt. Ein Freund seines Vaters, der Minister Gutschmid, versprach ihm zum Eintritt in die diplomatische Laufbahn behülflich zu sein. Zufällig fand Huber den Cirkel, in dem er in Leipzig sich bewegt, in Dresden wieder. Dies mußte für seine Sitten von wohlthätigen Folgen sein, aber für seine Ausbildung als Welt- und Geschäftsmann wirkte dieser Umstand nachtheilig. Er bewegte sich, ohne die Welt im Allgemeinen und ihre Verhältnisse kennen zu lernen, in dem beschränkten Kreise von Jugendfreunden, mit denen er schöne Literatur trieb und fröhliche Abende verlebte, wenig sich um die Laufbahn kümmernd, die er nach dem Wunsche seiner Ältern betreten sollte. Günstig für ihn wirkte sein väterlicher Freund, der Minister Gutschmid, der ihn immer mehr und mehr in sein Haus zog, und ihm die nähere Bekanntschaft von Personen verschaffte, die zum fürstlichen Hofe gehörten.

Lebhaft regte sich um jene Zeit in ihm der Drang, seinen Gefühlen durch Dichtung Luft zu machen. Mehr auf seines Vaters Rath und Anleitung, als aus eignem Antriebe waren seine bereits erwähnten Bearbeitungen französischer Werke entstanden. Das Studium Shakespeare's gab seinem Geist eine neue Richtung. Die Vorliebe für den großen Briten mußte ihm auch Schillers erste Theaterstücke, die Räuber, Fiesko und Cabale und Liebe höchst interessant machen. Gesteigert ward dies Interesse noch durch Schillers persönliche Bekanntschaft, der damals (1785) großentheils auf Veranlassung des kleinen Kreises von Hubers Freunden nach Leipzig gekommen war [3]). Schiller und Huber wohnten lange in einem Zimmer, und hatten gemeinschaftliche Wirthschaft. Ausdrücke für die Welt von Gefühlen zu finden, die in seinem Busen wogten, ward Hubers innigstes Bestreben, das er in seinem Trauerspiele: das heimliche Gericht, zu

*) Baader, Gel. Baiern. 1. Bd. S. 528. Allgem. Zeitung. 1813. Nr. 186. Hall. Lit.-Zeit. 1813. Nr. 172. Neue allgem. teutsche Bibl. 12. Bd. S. 379.

1) Vergl. Gothaische gel. Zeitung. 1785. 56. St. S. 450 fg.

2) Vergl. Ebend. 1785. 59. St. S. 473 fg. Allgem. Lit.-Zeitung. 1785. 4. Bd. Nr. 252. S. 79 fg. Allgem. teutsche Bibliothek. 67. Bd. 1. St. S. 120. Nürnberger gel. Zeitung. 1786. S. 237.

3) S. Schillers Leben von Heinr. Döring. 2. Aufl. (Weimar 1824) S. 100. Leipz. 1790. Neue Aufl. Berlin 1795. Vergl. Allgem. Literaturzeit. 1790. 4. Bd. Nr. 301. S. 116 fg. Allgem. teutsche Bibliothek. 104. Bd. 2. St. S. 398. Oberteutsche allgem. Literaturzeit. 1791. 1. Bd. S. 120. Leipziger gel. Zeitung. 1796. 4. Bd. S. 700. Tübinger gel. Zeitung. 1796. S. 617 fg.

realisiren suchte. Den Gang, den seine Ideen bei diesem langsam und mit großer Anstrengung unternommenen Werke nahmen, sieht man aus mehren seiner damaligen Briefe, aus Mainz geschrieben, wo er bei der dortigen Gesandtschaft die Stelle eines kursächsischen Legationssecretairs erhalten hatte. „Mit dem heimlichen Gerichte," schrieb Huber den 24. Mai 1788 an einen Freund, „bin ich gedruckt besser zufrieden, als geschrieben. Ich glaube doch, it will do. Schreibe mir doch, ob Du etwas darüber sagen hörst. L. war davon enthusiasmirt, er hat sehr viele Papiere von dem Illuminatenorden, die er mir mittheilen will, wenn ich wieder daran arbeite. Sein Lob war mir nicht ganz gleichgültig, weil er ein unbefangnes Urtheil aus dem Eindruck und dabei Feuer hat. Am Arbeiten verhindert mich jetzt alles, doch fühle ich die innere Unmöglichkeit dazu nicht, und das ist mir schon viel werth." In einem spätern Briefe, aus Mainz vom 11. August 1788 datirt, heißt es: „Lachen müßte ich über Deinen Rath, mein Manuscript vom heimlichen Gerichte nicht zu wohlfeil abzulassen. Wenigstens hast Du doch sehr früh dazu gethan, mir diesen Rath zu geben, denn noch ist es um keine Zeile weiter. Warum soll ich Dir nicht gestehen, daß mir der Beifall, den das Fragment findet, sehr schmeichelt? Auch von Schiller habe ich vorige Woche einen Brief bekommen, worin er mir viel davon sagt. Ich habe also jetzt die erste Probe, daß ich auf das Publikum wirken kann; ich habe sie auf eine völlig befriedigende Art, weil ich in dieser Arbeit ganz meinem Kopfe gefolgt bin; die Fehler, die das Fragment hat, sind nicht aus Resignation darin, es sind keine Opfer, die ich irgend einer Rücksicht gebracht habe; ich muß sie ganz allein auf mich nehmen. Darum also, und darum allein, ist dieser Succeß, der erste, den ich erlebe, eine feine Kost für meine Eigenliebe. Tritt nun vollends Hoffnung des Gewinnstes, die ich billig auf den Succeß gründen kann, dazu, so sollte man denken, daß ich mit bewundernswürdiger Schnelligkeit zur Vollendung gelangen müßte. Aber ich kann auch nicht *eine* Schäferstunde erhaschen. Mein Zustand ist ganz eigentlich ein fortdauernder Priapismus des Geistes, ohne Zweck, ohne Auflösung. Kein Versuch schlägt an; Naturgenuß, Einsamkeit, gesellige Freude: nichts schlägt Funken aus mir heraus. Ich sehe es mehr als jemals, Reibung ist das einzige, was bei mir wenigstens etwas hervorbringen kann; Reibung war es, was die zwei Acte hervorgebracht hat, und Reibung muß es wieder sein, was mich weiter treibt. Allein bin ich nichts, nichts wenigstens für diese Thätigkeit. Gegen Ende dieser Woche gehe ich nach Manheim; ich will sehen, ob das etwas thut, ob ich da Zunder einsammeln kann. Auf die Vorstellungen, die ich sehen werde, baue ich am meisten; denn von den Menschen selbst kann es leicht sein, daß ich keinen Nutzen ziehe. Es gibt eine gewisse Art von Verbindung, wobei weder gegenseitige Achtung, noch Liebe, noch hoher Genuß, den man von einander hat, nur zu ahnen ist, für die ich den Namen Freundschaft zu entweihen weit entfernt bin, die aber doch Menschen zusammen fesselt, und etwas mehr Reiz in das Leben bringt. Mit solchen sanften, nie schmerzlichen Banden habe ich oft an Menschen gehangen, sogar an platten Menschen, und diese wieder an mir; aber hier ist auch davon nicht ein Schatten da. Auch diesem Mangel schreibe ich großentheils die Impotenz meines Geistes zu. Nur eins tröstet mich noch. Ich bin noch ich selbst; ich fühle wesentlich keine Abnahme meiner Seelenkräfte, Funken sprühen täglich in meiner Einsamkeit aus mir heraus, nur kein Feuer will es geben. Rathe mir zu einer Methode, das Heer der zerstreuten Ideen zu sammeln; sie gehorchen keinem Rufe, laufen hier und da herum, fliegen auf und zerfahren."

„Die Schlußscene des zweiten Acts[4])," schrieb Huber den 11. Nov. 1788, „ist mir philosophisch äußerst nothwendig. Die Wirkung des Betragens eines so ausgezeichneten Neophyten, wie Heinrich ist, auf zwei Hauptcharaktere des Ordens, kann ich nirgends anders hinstellen, zumal da der ganze Plan für alle die eigentlichen Ordenscharaktere mir wenig Spielraum läßt, und ich also sehr sparen muß. Du wirst mir zugeben, daß ich auf diese kleine Scene nur die Charaktere des Truchseß und Arlheims als bekannt voraussetzen kann. Der Truchseß, hart, unempfindlich, eingeschränkt, sieht in der Art, wie Heinrich selbst bei der Aufnahme noch frei zu handeln weiß, nichts als Mangel an Subordination. Arlheim, der alle Schulen durch ist, in dessen ursprünglichem Charakter sogar Affinität mit Heinrich liegt, der das Gedeihen des Ordens im Großen jesuitisch betrachtet, ärgert sich nicht, erschrickt nicht über einen großen Geist, sondern sieht die entgegengesetzten Mittel voraus, ihn zur Glorie des Ordens dienen zu lassen. Diese Absonderung dieser zwei Charaktere brauche ich sehr nothwendig, und kann sie nirgends so in der Kürze hinstellen. Doch bin ich selbst der Meinung, die Scene für das Theater wegzulassen, und bei dem Abgehen zur innern Einweihung den Vorhang fallen zu lassen."

„Ich verstehe wohl, was Du mit dem Mangel an Deutlichkeit willst. Doch sehe ich kein Mittel ab, diese hineinzubringen, ohne die dramatische Darstellung zu stören; sie muß, deucht mich, aus allen einzelnen Stellen in der Scene Heinrichs mit Albert aus dem ersten Act, und in diese Aufnahmescene zusammengetragen werden, sodaß, wenn Du willst, jede einzelne Stelle nicht demonstrationsmäßig anschaulich wäre, aber doch alle zusammen, sei es auch oft durch Betrug der Beredsamkeit, eine Art von Hineindenken in die Idee des Ordens bei dem Leser hervorbrächten. Wenigstens halte ich bei dieser Form keine andre Behandlung für möglich. Der Leser muß bestochen werden, daß er die Übergänge nicht vermißt, die Sprünge nicht bemerkt, sondern durch poetisches Feuer entzündet wird. Daß der Älteste, wenn er statt Albert den Auftrag gehabt hätte, Westhausen zu überreden, weniger jugendlich hätte sprechen müssen, ist wohl kein Zweifel; aber mitten in der Aufnahme stimmt alles den Greis, der doch auch ein Schwärmer ist, zum Orakeltone, der auch an sich dem Alter wol nicht unna-

4) Vom heimlichen Gerichte.

türlich ist. Und Orakelton ist durchgängig in seinen Reden; daher wird seine Declamation nicht feurig, nicht heftig, sondern langsam feierlich sein, folglich dem Greis angemessen. „Weg mit dem Todtenschein!" ist das Symbol dessen, was der Orden mit den Menschen vornimmt. Er nimmt ihnen die halbe Aufklärung, löscht das matte Licht aus, das ihnen die Dinge falsch und verwischt zeigte, und läßt sie lieber vor der Hand im Finstern tappen ꝛc. Meine Feinheit hast Du vielleicht gefühlt, aber nicht errathen. Sie liegt in dem Sprunge, den der Älteste von der platt-bombastischen Idee: „Der nächste Seraph am Thron ꝛc." auf die so furchtbare macht: „Schön sind die Geburten ꝛc." Ich dachte mir dabei, daß der Älteste gewöhnt war, den gemeinen Neophyten die erste Idee gleichsam zum Wärmen hinzugeben, aber auf einmal durch Heinrichs leere unbefriedigte Miene erinnert wird, wen er vor sich hat, und nun mit verdoppelter Wärme ihm seine eigne Lieblingsidee hingibt, die des Zuhörers werth ist, wie der Zuhörer ihrer. Ich hatte gewissermaßen in diese Rede den ganzen Contrast zwischen platter und hoher Schwärmerei gelegt."

Über dieser poetischen Arbeit, die, wie man aus mehren spätern Briefen Hubers sieht, nur langsam vorrückte, regte sich in ihm ein lebhaftes Interesse an den damaligen politischen Ereignissen. „Ich fürchte," schrieb er aus Mainz den 3. Mai 1790, „Du bist ungerecht über die französische Revolution. Es liegt gewiß an dem Geist unsers Zeitalters, daß die details dieser Begebenheit so wenig innern Gehalt haben, es liegt vielleicht in jeder Begebenheit, so lange sie noch geschieht, für den Augenzeugen zu verlieren. Aber in der Geschichte des letzten Jahres ist doch eine wichtige entscheidende Krisis des menschlichen Geistes, durch Cultur und Literatur zunächst hervorgebracht, nicht zu verkennen, und entschieden scheint es auch, daß die Folgen davon weit in die Zukunft hinabreichen müssen."

„Mein Posten," schrieb Huber den 2. Jul. 1791, „hat jetzt viel Angenehmes durch die Nähe von Frankreich, und dadurch, daß Personen des Schauspiels, freilich nicht die interessantesten und brillantesten, in diesen Gegenden gegenwärtig sind. Wir haben hier in Spannung, in Ungewißheit, und sogar, was die Gegenpartei betrifft, in Leidenschaft gelebt, trotz den Parisern. Ich weiß nicht, ob Du so genau von den Handlungen der Nationalversammlung und der ganzen Nation selbst unterrichtet bist, als Du es nur durch weitläufige Bulletins von den Sitzungen der Assemblée nationale, die am besten im Moniteur stehen, sein kannst; aber ich wünschte es sehr. Möge soviel Spielwerk, soviel französischer Flitterstaat bei allem dem sein, als Du willst; die That selbst hat doch eine eclatante Widerlegung des Unglaubens gegeben, und noch sehr, sehr viel bleibt übrig, das unsrer Ideale vom Alterthume würdig ist. Die Nationalversammlung hat mit einer gottähnlichen Consequenz und Ruhe gearbeitet, die zuerst aufgenommenen Grundsätze waren die einfachsten und sichersten, das Steigen ihrer Kraft mit der steigenden Gewißheit vom unüberwindlichsten Einverständnisse der ganzen Nation ist so unmerklich als schön; der tiefe Fall der Minorität übertrifft alle Erwartung, und die Revolution scheint nun so fest gegründet, als jemals eine in der Geschichte."

Begeistert von diesen Ideen unternahm Huber damals eine Übersetzung von Duclos' Memoiren[5]). „Der erste Theil von Duclos," schrieb er den 15. Oct. 1791 an einen Freund, „ist nun abgegangen. Ich habe Voß[6]) aufgetragen, Dir von Leipzig aus ein Exemplar zu schicken. Mich verlangt, Dich über die Einleitung zu vernehmen; sie ist zum Theil sehr viel anders geworden, als ich sie in meinem Kopfe herumtrug. Aber ich hatte keine Wahl, ich mußte froh sein, einen Ideengang zu haben, und alles entfernen, was ihn erschweren konnte. Etwas Lakonisches, Gedrängtes und dadurch vielleicht Pikanteres scheint der Aufsatz mir jetzt zu haben, was nicht gewesen wäre, wenn ich alles mitgenommen hätte, was ich erst wollte. Die Details und Facta sah ich am hellsten, wie ich meditirte; aber bei der Ausarbeitung drangen sich mehr und andre Resultate auf."

„Ich habe von Voß," heißt es in einem Schreiben vom 10. Jul. 1792, „lange keine Briefe, und weiß daher nicht, ob der erste Theil der vermischten Schriften[7]) heraus ist. Sonst hättest Du ihn schon, sowie den zweiten Theil des Duclos, dessen Aushängebogen ich zwar alle habe, aber noch keine Exemplare. Die Noten werden Dir beweisen, daß ich hier etwas mehr von der politischen Wärme, die uns aus Frankreich zukommt, participire, als Du es in Dresden zu thun scheinst. Einseitigkeit aber wirst Du mir schwerlich vorwerfen können. Nun ich alles Übrige abgethan habe, muß ich mit ununterbrochenem Ernst an das letzte Buch des Duclos und den Anhang. Dieser ist mir so lange her aus dem Kopfe gekommen, daß ich mit Furcht und Schrecken daran gehe."

Noch im Jahre 1791 war Huber, nach Abberufung des Gesandten, kursächsischer Resident in Mainz geworden. Als indeß die französischen Truppen 1792 sich der genannten Stadt näherten, ging er, wie alle Gesandtschaften, nach Frankfurt am Main. Von dort schrieb er den 15. Oct. 1792 an einen Freund: „Ich bin jetzt ein Emigrirter, so gut wie einer. Seit die Franzosen, unsrer von ihrer Ohnmacht so überzeugten Welt zum größten Wunder, in noch unbekannter Anzahl von Landau aufgebrochen sind, ein Magazin in Speyer erobert, Speyer und Worms besetzt, das Corps Mainzer und Kaiserliche, das in Speyer war, in alle Welt gesprengt haben, seitdem ist am Rhein Alles auf der Flucht, von einem Ort zum andern, Alles hat den Kopf verloren, oder beweist vielmehr, daß es nie einen hatte. Mainz ist ganz leer, weil man sie dorthin am sichersten vermuthet, und ich habe mit den Andern fort gemußt, nolens volens, weil

5) Karl Duclos, Geheime Memoiren zur Geschichte der Regierungen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., aus dem Franz. übersetzt, mit einer Einleitung u. Anmerkungen begleitet vom Verfasser des heimlichen Gerichts. (Berlin 1791—1793.) 3 Thle. 6) Buchhändler in Berlin. 7) Vermischte Schriften von dem Verfasser des heimlichen Gerichts. (Berlin 1793.) 2 Thle.

mein Archiv in Consideration kam. Der Augenblick ist höchst wichtig und wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Ich bin entschlossen, wenn ich nicht andre Ordre bekommen sollte, hier zu verweilen, wo man die Franzosen im Guten aufzunehmen schon Alles gerüstet hat."

Acht Monate dauerte H.'s Aufenthalt in Frankfurt am Main. Er ward sodann nach Dresden zurückberufen. Noch in Mainz war er mit Georg Forster bekannt geworden, ohne sich ihm Anfangs eigentlich genähert zu haben. „Forster," heißt es in einem Briefe vom 11. Nov. 1788, „scheint ein gar guter Mensch zu sein, voll Feuer und reinen Gefühls und echter Naivität. Wäre der Umstand nicht, daß ihn ein Paar Menschen umgeben, von denen ich weiß, daß sie Antipathie gegen mich haben, so würde ich mich ihm sehr hingeben. Aber auf diese Weise lege ich einen langsamen Eroberungsplan auf ihn an. Meine Situation mit ihm ist piquant, weil ich überzeugt bin, daß er durch jene Menschen gewissermaßen ein widriges Vorurtheil gegen mich haben muß; und doch ist mir's schon gelungen, Feuer aus ihm zu schlagen, aber ungefähr wie die Gräfin Orsina mit dem Grafen Odoardo[8]), da sie ihn wider seinen Willen auf sich aufmerksam macht, und da er sie doch für wahnwitzig hält."

Der nach diesem Brief auf Forster angelegte Eroberungsplan glückte. Bald hatten sich die innigsten Freundschaftsbande zwischen ihm und Huber angeknüpft. Dieser fand in der geistreichen Gattin seines Freundes, einer Tochter des berühmten Heyne in Göttingen, alle Annehmlichkeiten des geselligen Umganges und mit ihnen seine oft durch Mismuth getrübte Heiterkeit wieder. Aber H.'s Verhältnisse zu Forster und sein ganzes Schicksal gestalteten sich auf eine eigenthümliche Weise nach dem wirklichen Ausbruche der französischen Revolution. Auch Forster theilte mit den Bessern unter seinen Zeitgenossen den traurigen Wahn, von jenem Freigeist allgemeine Beglückung des ganzen Erdkreises zu erwarten. Sein Enthusiasmus trieb ihn nach Paris, wo er mit Gut und Leben für seinen Irrthum büßte. Huber ward der Retter, Vater und Pfleger seiner hinterlassenen Familie, mit Aufopferung aller seiner bürgerlichen Verhältnisse, die ihm eine glänzende Laufbahn versprachen, mit unglaublicher Anstrengung und Selbstverleugnung. Er vermählte sich mit Forsters geschiedner Gattin. Umständlich erklärte er sich über diesen Schritt in einem Brief an einen Freund:

„Nachdem ich," sagt H., „alle möglichen Mittel angewandt hatte, um Forster abzuhalten, daß er seine Ruhe, seine und seiner Familie Sicherheit durch seine Theilnahme an den mainzer Begebenheiten nicht in Gefahr bringen möchte, und ihn sein Schicksal dennoch zu sehr gewagten Schritten hinriß, machte der Rath, den ich ihm bis dahin gegeben hatte, andern Betrachtungen Platz. Einmal vom Strom ergriffen, ward seine Lage um so schrecklicher durch das Bewußtsein des unzuberechnenden Unglücks, dem er seine Frau und Kinder aussetzte. Eine entschiedne Unübereinstimmung des ganzen Wesens des Mannes und der Frau hatte ihre Ehe von jeher unglücklich gemacht, und diese beiden Menschen, die sich gegenseitig ehrten und Freunde sein konnten, litten gegenseitig unter dem Unglücke, durch andre Bande vereinigt zu sein. Forster kannte die zärtliche Freundschaft, die seit Jahren zwischen seiner Frau und mir stattfand, und hieß sie gut. Die Wendung, welche unsre beiderseitige Lage in der letzten Zeit genommen hatte, schrieb mir einen Entschluß vor, den ich, so außerordentlich er ist, nur nach der strengsten Überlegung und nach meinem innern Gewissen genommen habe. Ich schlug Forster'n vor, sich von seiner Frau zu trennen; er billigte diesen Vorschlag, der seine Mühseligkeiten verminderte, und seinem Herzen jeden Vorwurf, die Seinigen in Gefahr gebracht zu haben, erspart, da ich mich verbindlich mache, mein Schicksal mit dem seiner Frau und seiner Kinder zu verbinden. Der unselige Begriff, den man jetzt mit dem Namen Forster verbindet, und die Sonderbarkeit eines Entschlusses, der vielleicht unter keinen andern Umständen gut zu heißen wäre, überzeugt mich, daß er sich nicht mit dem Posten vertrüge, den ich bisher zu bekleiden die Ehre hatte. Ich habe mit einem berliner Buchhändler einen Contract abgeschlossen, der mir, bei der strengsten Sparsamkeit, das Einkommen, welches ich aufopfre, ersetzen kann, und eile nach der leipziger Messe nach Neufchatel, wo sich Forsters Familie aufhält, um meine Vereinigung mit ihr zu bewerkstelligen."

Nachdem dieselbe zu Stande gekommen war, lebte H. seit dem J. 1793 als Privatgelehrter abwechselnd in dem Dorfe Bole bei Neufchatel und in Neufchatel selbst. Ein neues, schönes und würdiges Leben begann nun für H., der die schwere Verbindlichkeit auf sich genommen, einer ganzen Familie ihre bürgerliche Existenz wiederzugeben, ihr der Vater und Verpfleger zu werden. Seine ökonomischen Mittel waren äußerst beschränkt, und die Lebensbedürfnisse durch die Zeitumstände in einem sehr hohen Preise. Der strengsten Sparsamkeit ungeachtet fand sich H. doch oft in der ängstlichen Besorgniß, für den nothdürftigsten Unterhalt der Seinigen nicht hinlänglich sorgen zu können. An Freunden, die zu ihrer Unterstützung sich bereitwillig gezeigt hätten, fehlte es weder H., noch seiner Gattin. Aber sie wollten nur sich selbst ihr Schicksal verdanken, und ertrugen wirkliche Entbehrungen mit dem ruhigen Gefühl ungetrübter Heiterkeit. Dies geht unter andern aus nachfolgender Stelle eines Briefes hervor, den H. am Neujahrsmorgen 1794 an seine Gattin schrieb: „Guten Morgen, gutes neues Jahr! wir wollen uns dieses Jahr viel lieben und oft zusammen erfreuen und betrüben, wir wollen in diesem Jahre Niemandem Böses zufügen, und es so treiben, daß wir auch keins leiden. Wir wollen Geduld haben mit unserm Schicksal und dem der ganzen Welt, und vielleicht genießen wir in ihm das größte Glück, das uns werden kann, den schönsten Lohn unsrer Liebe, uns auf einem Boden des Friedens und der Freiheit zu umarmen, wo man uns gewiß nicht wird Gastfreiheit versagen, und wo wir gewiß nicht unnütz für Andre leben werden"[9]).

8) In Lessing's Emilie Galotti.

9) Damals hatte Huber noch immer die Hoffnung einer freien

Mit diesem Frieden im Herzen widmete sich H. einer fast unausgesetzten literarischen Thätigkeit. In jene Zeit fallen seine Friedenspräliminarien[10]). Unstreitig war das Local, in welchem er sich befand, dem Geiste jener Zeitschrift in mehrfacher Art günstig. Die Nähe von Frankreich und der tägliche Verkehr zwischen den Neufchatellern und jenem Lande, besonders mit Paris, brachte ihm die Geschichte des Tages so nahe und in einer täglich ununterbrochnen Folge so vor Aug' und Ohr, daß er gleichsam in ihr lebte. Dessenungeachtet fanden die Friedenspräliminarien nie ein großes Publikum. Sie mochten zu mild sein für den Geist der Zeit und enthielten vielleicht auch zu viel Raisonnement. „H.'s Friedenspräliminarien," sagt ein scharfsinniger Beurtheiler jener Zeitschrift[11]), „enthalten einen Schatz tiefer Blicke über die Revolution, die kein künftiger Tacitus oder Guicciardini jenes Zeitraums unbenutzt lassen wird. Freilich konnte der behutsam wägende, so Vieles hinter der Coulisse ganz anders erspähende, Welt- und Zeitbeobachter sich über alle Gegenstände nicht so laut und bestimmt erklären, als es der treuherzige Referent thun mag, der seinen Augen und Ohren alles gutmüthig nacherzählt. Wol möglich, daß daher in H.'s Styl hier und da eine gewisse Unbestimmtheit (Zweideutigkeit wäre ein viel zu hartes Wort) und Dunkelheit kam, die oft seine besten Freunde in Verlegenheit setzte. Doch dies konnte höchstens bei Werken der reflectirenden Vernunft, bei Kritiken, sei es über Staatsbegebenheiten oder über neue Geistesproducte der Fall sein. Da, wo er ganz sein selbst war, wo er sein Inneres offenbart, schwindet jeder verschleiernde Schatten. Da gattet sich Präcision mit Tiefe und Fülle."

In dem ersten halben Jahre seines neufchateller Aufenthalts vollendete H. auch seine Juliane[12]). Sie war das Kind seiner Liebe, denn er legte in ihr und der sanften Gräfin seine Ansicht des weiblichen Charakters nieder. Die ersten Versuche im erzählenden Fache fallen ebenfalls in jene Zeit. H.'s erste Beschäftigung dieser Art war die Reise nach Neuholland, und in Rudolfs Charakter dürfte leicht, wer Forster kannte, einige seiner Züge wiedererkennen. Die stille Ergebung, die weiche Theilnahme, der innere unerschütterliche Glaube an das Schöne und Gute, den Rudolf ausdrückt, waren der Sinn seiner Briefe an seine neufchateller Familie, der Sinn des letzten Abschieds, den er im November 1793 von ihr nahm. Zu seinen übrigen literarischen Arbeiten während seines Aufenthalts in Neufchatel gehören sein neues französisches Theater[13]), Adele von Senange oder Briefe des Lords Sydenham; aus dem Französischen übersetzt[14]), seine Briefe, einen Abriß der französischen Angelegenheiten vom 31. Mai 1793 bis zum 10. Thermidor, enthaltend[15]), das Leben der Bürgerin Roland, aus dem Französischen übersetzt[16]), und eine Schilderung der Ursachen und Resultate der Revolution, nach A. Lezari[17]).

Die zuletztgenannte Schrift erschien im J. 1798. Um diese Zeit erhielt H.'s Leben eine neue Wendung, durch welche er seine ökonomischen Umstände bedeutend verbesserte. Durch Cotta in Tübingen erhielt er den Antrag, mit Posselt die Redaction der neuesten Weltkunde (der nachherigen allgemeinen Zeitung) zu übernehmen. Die Hoffnung einer sorgenfreien Zukunft schien sich für ihn zu eröffnen, als er im März 1804 als Landesdirectionsrath bei der bairischen Provinz Schwaben in der Section des Schulwesens mit 1000 Fl. Gehalt angestellt ward. Doch nicht lange konnte er sich der mit dieser Lage verknüpften Vortheile erfreuen. Er starb den 24. Dec. 1804 an den Folgen eines hartnäckigen Katarrhalfiebers, das jeder ärztlichen Hülfe trotz geboten hatte, in seinem 40. Lebensjahre.

H. war in mehrfacher Hinsicht einer der ausgezeichnetsten Menschen. Vielseitig gebildet, mit den besten Schriftstellern des Alterthums und der neuern Zeit vertraut, und dabei beseelt von einer rastlosen Thätigkeit, charakterisirte seine literarischen Arbeiten jene geistreiche Leichtigkeit, die das Talent weniger durch Bücher, als durch lebendigen Umgang sich erwirbt. Zur Gründung seines schriftstellerischen Ruhms trugen unstreitig seine Erzählungen am meisten bei, ungeachtet es seiner Phantasie an lebendiger Schöpfungskraft fehlte. Dieser Mangel zeigt sich vorzüglich in seinen dramatischen Werken, besonders in dem heimlichen Gerichte. Sehr glücklich war er aber in geistreichen Bearbeitungen ausländischer Werke, und als Kunstkritiker mit Recht geschätzt. Mit diesen Vorzügen des Geistes verband er manche Eigenschaften, welche auch seinen Charakter als Mensch von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigten. Er war ein zärtlicher Gatte und Vater, wohlwollend, dienstfertig, ein treuer Freund, nachsichtig gegen menschliche Schwächen und beseelt von einer wahrhaft edelmüthigen Gesinnung.

Für die letztre spricht ein wenig bekannt gewordner Brief H.'s an Kotzebue, in welchem er diesem Schriftsteller, den er durch seine Kritiken gekränkt zu haben glaubte, unaufgefodert die Hand zur Versöhnung reichte[18]). „Sie und ich," schrieb H. aus Tübingen den 30. Mai 1798 an Kotzebue, „haben vor dem Publikum so laut

---

Verfassung in Frankreich und eines nahen Friedens, der es ihm erlaubt hätte, sich in Paris anzusiedeln, wo er bei der Affinität, die er mit der Nation hatte, und bei seiner Kenntniß der teutschen Sprache sein schriftstellerisches Talent um so vortheilhafter benutzen zu können glaubte.

10) Zehn Bände, jeder von acht Stücken (Berlin 1793–96.). Vergl. Allgem. Literaturzeit. 1794. 4. Bd. Nr. 371. S. 409 fg. Nr. 372. S. 417 fg. 11) S. den Aufsatz im Freimüthigen. 1805. Nr. 34 u. 35. 12) S. dies Lustspiel in Huber's Schauspielen (Berlin 1795; auch einzeln gedruckt ebend. 1794.). Vergl. Allgem. Literaturzeitung. 3. Bd. Nr. 235. Neue allgem. teutsche Bibliothek. 17. Bd. 1. St. S. 270. Allgem. Literaturzeit. 1795. 3. Bd. Nr. 235. S. 448.

13) Leipzig 1795—1797. Drei Bände. Vergl. Allgem. Lit.-Zeitung. 1796. 1. Bd. Nr. 94. 1797. 3. Bd. Nr. 239. 4. Bd. Nr. 395. Oberteutsche allgem. Lit.-Zeit. 1796. 1. Bd. 34. St. 14) Tübingen 1795. (vergl. Allgem. Lit.-Zeit. 1798. 2. Bd. Nr. 164. S. 478 fg.) 15) Leipzig 1796. 16) Berlin 1796. 17) Leipzig 1798. 18) S. die Allgem. Lit.-Zeit. 1798. Intell.-Bl. Nr. 159. S. 1317 fg. Vergl. Kotzebue's Leben von Heinr. Döring. (Weimar 1830) S. 177 fg.

miteinander gesprochen, daß Sie und auch sonst Niemand ahnen mochten, ich würde je den Versuch machen, einen ordentlichen Briefwechsel mit Ihnen zu eröffnen. Sowie es aber närrisch wäre, etwas blos darum, weil es sonderbar schiene, zu thun, so wäre es auch albern, etwas, das man sonst für gut und recht hielte, blos darum, weil es sonderbar schiene, zu unterlassen. Also zur Sache!"

„Ich hatte während meines fünfjährigen Aufenthaltes in der französischen Schweiz fast keine Gelegenheit, deutsche Bücher zu lesen. Ihre Schrift über Recensenten rc. [19]) wurde mir zugeschickt, aber Ihre Vorrede zu einem Bande jüngster Kinder meiner Laune, in welcher Sie, wie man mir gemeldet hatte, auch von mir sprachen, und die ich zu sehen wünschte, konnte ich mir nicht verschaffen. Jene Schrift, die fast ex professo wider mich gerichtet war, beantwortete ich durch ein Gegen-Manifest in der allgemeinen Literaturzeitung, das Sie wahrscheinlich gelesen haben. Doch auf meiner Hierherreise bekam ich endlich den Band jüngste Kinder rc. zu sehen, und ich lernte aus der mich betreffenden Stelle [20]), daß ich Recensent nicht allein Sie Schriftsteller beleidigt, sondern auch, daß ich Mensch Sie Menschen gekränkt hatte. Das that mir herzlich und ernstlich leid, und darüber will Ihnen schreiben."

„Ehe Sie sich in Mainz aufhielten, hatte ich Vorurtheil gegen Ihre Person, und war auch mit Ihren Schriften größtentheils unzufrieden. Als ich Ihre nähere Bekanntschaft machte, verschwand das erste Vorurtheil, und Ihre Sonnenjungfrau, die Sie mir und einigen Freunden vorzulesen die Güte hatten, machte mir aufrichtiges Vergnügen, das ich gegen Sie äußerte. Mit Ihrem Papagei war es ein andrer Fall; ich las ihn damals auch im Manuscript, und Sie können sich vielleicht erinnern, daß ich über dieses Stück, das mir gänzlich misfallen hatte, gänzlich gegen Sie stillschwieg. Nun verließen Sie Mainz, und einige Zeit darauf erfuhr ich mit dem übrigen Publikum Ihren Antheil bei der fatalen Geschichte des Bahrdt mit der eisernen Stirne. Ich verdammte Sie hierüber ganz unbedingt, und um so mehr, als ich, wie Sie sich vielleicht noch erinnern werden, einen Nachmittag auf Schröders Kaffeehause, wo Sie mir eine eben erhaltne gedruckte Erklärung Zimmermanns über den Bahrdt rc. mittheilten, Ihrer geäußerten Meinung: Zimmermann habe nicht Unrecht, die Sache an sich als unwerth des darüber gemachten Aufhebens zu behandeln, sehr lebhaft und bestimmt widersprochen hatte. Jene Entdeckung machte mir Ihre Person wiederum sehr verhaßt, und es war mir, als müßten Sie, wenn Sie meiner noch gedächten, um jener Conversation auf Schröders Kaffeehause willen, und wegen meines damals gegen Sie geäußerten Urtheils über den damals mir noch unbekannten Verfasser des Bahrdt rc., das selbst recht gut voraussehen."

„Nun sollen allerdings die Werke des Schriftstellers und die Person des Menschen sich im kritischen Urtheile nicht vermischen; und ich versichre Ihnen auch auf meine Ehre, daß ich in meinen Recensionen Ihrer Schriften [21]) beides nie wissentlich und vorsätzlich verletzt habe; ja von den Stellen in meinen Recensionen, die Sie besonders als persönlich beleidigend aufgenommen zu haben scheinen, wiederhole ich Ihnen hier mit freundlichem Herzen, was ich mit dem etwas scharfen Tone literärischer Fehde in meiner gedruckten Erklärung schon gesagt habe: daß sie sich durchaus blos auf den Schriftsteller beziehen. Jeder andre Sinn wäre in der That so schändlich, als er fern von meinen Gedanken war. Daß aber mein Recensentenurtheil nicht viel mäßiger, und also gerechter, hätte ausfallen können, wenn ich als Mensch von Ihnen als Menschen keinen andern spätern Eindruck empfangen hätte, als den unsers Umgangs in Mainz — diese Menschlichkeit muß ich nach reiferer Überlegung, zu welcher mich Ihre Vorrede veranlaßt hat, wirklich eingestehen; und ich setze hinzu, daß sie mir in der That aufrichtig und von Herzen leid thut. Indessen hat, ich schwöre es Ihnen heilig, das von Ihnen vorausgesetzte besondre Acharnement, was mich zu literarischen Conspirationen und Intriguen gegen Sie hingerissen hätte, nie bei mir statt gehabt."

„Noch muß ich Ihnen zu meiner Entschuldigung mehr als Rechtfertigung sagen, daß ich zu der Zeit, wo ich Recensionen schrieb, grade in dem Tone, durch welchen Sie, und mit Recht, sich gekränkt gefühlt haben, doch nur von solchen Schriftstellern schreiben konnte, bei denen ich, zwar ohne allen Neid, Verstand und Talent anerkannte; darüber gerieth ich, sowol über die Art, wie Sie Ihren Verstand und Ihre Talente anwandten, als auch über die Wirkung, die Sie dadurch auf den Geschmack des Publikums machten, leicht in einen besondern Amtseifer, in der falschen Meinung, dieser Eifer sei für alle Theile nützlich, während er im Gegentheile die Schriftsteller sowol, als den ihnen zugethanen Theil des Publikums durch seine anscheinende Ungerechtigkeit und Leidenschaftlichkeit aufbringen, und am Ende blos leidigen Parteigeist einnisten lassen muß. Sollt' ich je wieder Schriftsteller zu recensiren haben, von denen ich urtheilte, wie von Ihnen, so würd' ich, und zwar hauptsächlich durch die an Ihnen gemachte Erfahrung belehrt, meinen Ton und Ausdruck immer von der Achtung, die Witz, Verstand und Talent verdienen, zeugen lassen; und ich glaube, daß alsdann motivirte, detaillirte Kritik von wahrem allseitigem Nutzen sein könnte."

„Das war es ungefähr, was ich Ihnen zu sagen hatte. Von meinem Briefe machen Sie welchen Gebrauch Sie wollen. Es thäte mir leid, wenn Sie unversöhnlich wären, da ich es nicht bin, der ich doch das erste Unrecht gethan habe; es thäte mir leid, wenn Sie meinen sehr herzlich und aufrichtig gethanen Schritt nicht erwiederten, wie er es verdient; wenn Sie, einmal zu Mistrauen und Argwohn gegen mich aufgeregt, die Herzlichkeit und Aufrichtigkeit dabei verkennten [22]). Freilich würde

19) Fragmente über Recensentenunfug, eine Beilage zur jena'schen Literaturzeitung, von A. v. Kotzebue (Leipz. 1797.). 20) S. Kotzebue, Die jüngsten Kinder meiner Laune. 5. Bd. S. 238—240.

21) Diese Recensionen befinden sich in den vermischten Schriften vom Verf. des heimlichen Gerichts, 2. Th. S. 51 fg. 22) „Ihr Brief," schrieb Kotzebue an Huber den 18. April 1798, „hat

mein Beispiel, wenn Sie alles grade nehmen, wie ich es gebe, zwischen Recensenten und Autoren ziemlich ohne Beispiel sein; aber ein gutes Beispiel wäre es doch gewiß, und es würde mir zu großer Freude gereichen, wenn die Sitte davon, wie Orest zum Scythenkönige sagt, von Dir und mir begönne."

Zu H.'s letzten literarischen Arbeiten gehören die aus dem Französischen übersetzten Romane: Marie von Sinclair (Leipzig 1799. Vergl. Allgem. Lit.-Zeitung 1800. 2. Bd. Nr. 123. S. 245 fg.) und Susettens Aussteuer (Luzern 1799. Vergl. Allgem. Lit.-Zeitung 1800. 3. Bd. Nr. 213. S. 223 fg.), vorzüglich aber die Sammlung seiner Erzählungen (Braunschweig 1801—1802. 3 Bde., späterhin fortgesetzt von Therese Huber. Stuttgart 1820.). Außer der Allgemeinen Zeitung, deren Redaction H., wie früher erwähnt worden, bis zu seinem Tode besorgte, gab er noch einzelne Journale heraus, oder unterstützte sie durch seine Beiträge. Dahin gehört die für die französische Zeitgeschichte wichtige Zeitschrift Klio, in den Jahren 1795—1796 in 5 Bänden herausgegeben, und fortgesetzt in den Jahren 1796—1798 in 6 Bdn. (Vergl. Allgem. Lit.-Zeitung 1798. 4. Bd. Nr. 355. S. 481 fg. Nr. 356. S. 489 fg. Nr. 357. S. 497 fg. 1799. 4. Bd. Nr. 347. S. 279 fg.) und die Monatsschrift: Flora, Teutschlands Töchtern geweiht, die seit dem J. 1803 unter dem Titel: Vierteljährige Unterhaltungen fortgesetzt wurde. (Vergl. den Freimüthigen 1804. Nr. 115. S. 457 fg. Nr. 190. S. 237 fg.) In Verbindung mit Lafontaine, Pfeffel u. a. Schriftstellern gab er in den Jahren 1799—1804 das Taschenbuch für Damen heraus, und zu dem Kartenalmanach (Tüb. 1804), dessen sinnreiche Erfindung seiner Gattin gehört, schrieb er einige Blätter als Vorrede. Einige Jahre nach seinem Tod erschien noch sein Schauspiel der natürliche Sohn in dem Taschenbuch auf das J. 1807. (Tübing. 1806. Vergl. Bibliothek der redenden und bildenden Künste. 2. Bd. 2. St. S. 380 fg.)[23]). (*Heinr. Döring.*)

---

mich höchst angenehm überrascht. Ja, ich nehme Alles, sowie Sie es geben: kein unlautrer Beweggrund ist mir dabei gedenkbar. Mistrauen und Argwohn sind meinem Herzen fremd, und mit der nämlichen Offenheit, mit der ich Ihnen in Mainz entgegenkam, reich' ich Ihnen auch jetzt wiederum die Hand" rc. S. die Allgem. Literaturzeit. 1798. Intell.-Bl. Nr. 159. S. 1519 fg. Vergl. Kotzebue's Leben von Heinr. Döring. (Weimar 1830.) S. 184 fg.

23) S. Huber's Leben, beschrieben von seiner Gattin (Therese Huber) in Huber's sämmtlichen Werken seit d. J. 1802. 1. Th. S. 1—246, seine ebendaselbst S. 247 fg. und 2. Th. S. 1—104 abgedruckten Briefe. Zeitung für die elegante Welt. 1805. Nr. 18. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 70. Bd. 2. St. S. 360 fg. Der Freimüthige. 1805. Nr. 7, 34 und 35. Abendzeitung. 1805. Nr. 4. S. 13 fg. Fr. Horn's Aufsatz in der Latona. (Berlin 1811.) S. 101—131. Meusel, Gelehrtes Teutschland. 3. Bd. S. 439 fg., nebst Nachträgen in den folgenden Bänden. Eichhorn, Geschichte der Literatur. 4. Bd. 2. Abtheil. S. 1089. Jördens, Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 467 fg. 6. Bd. S. 349 fg. Raßmann, Literar. Handwörterbuch d. verstorb. teutschen Dichter. S. 394 fg. Fr. Horn, Die Poesie u. Beredsamkeit der Teutschen. 3. Bd. S. 439 fg. (wo Hubers Vorname Ludwig durch Leonhard entstellt worden ist). Aretin, Neuer literar. Anzeiger. 1808. Nr. 24.

14) Maria, eine Schriftstellerin, die nicht nur durch Geist und gelehrte Kenntnisse sich auszeichnete, sondern auch durch eine bei weiblichen Autoren seltne scharfe Logik und einen streng wissenschaftlichen Ideengang. Sie war die Tochter eines Kaufmannes v. Genf, (Joh. Jakob) der sich einige Zeit zu Lyon niedergelassen und 1693 in den großen Rath zu Genf gewählt wurde. Maria Huber wurde 1695 zu Genf geboren und starb 1753 zu Lyon. Von ihrer Jugendgeschichte vernimmt man wenig; aus ihren Schriften sieht man, daß sie früh eine gelehrte Richtung erhalten haben muß. Die erste Schrift, die sie bekannt machte, ist **Systèmes des theologiens anciens et modernes, conciliés par l'exposition des différents sentiments sur l'état des ames séparées des corps.** (1731. 12.) und eine zweite vermehrte Ausgabe, worin sie auf die ihr gemachten Einwürfe antwortet (1739. 12.). Mit großem Scharfsinn, und auf eine Weise, wobei ihr menschenliebendes Herz und ihr unbefangner und aufrichtiger Eifer für die Wahrheit, aufs Schönste sich kund thut, bekämpft sie hier die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen. Sie nimmt für die Bösen nach diesem Leben einen gewissen Mittelzustand der Reinigung an, nach dessen Vollendung sie auch selig werden sollen. Natürlich erhoben sich Katholiken und die sich so nennenden orthodoxen Protestanten gleich heftig gegen diese Lehre. Das „unendliche, sich selbst genügende Wesen," das die Grundlage ihrer Vorstellungsart bildet, war den anthropomorphistischen Begriffen von der Gottheit, welche sich die Eiferer bilden, zu sehr entgegengesetzt. (Daraus erklärt sich auch die feindselige Art, wie Tabaraud in der Biographie universelle von Maria Huber spricht. Tom. XXI. p. 3.) Sie gab ihrer Vorstellungsart eine weitre Entwicklung in den **Lettres sur la religion essentielle à l'homme,** (1739 und sehr vermehrt 1754. 6 Tom. 12.) die auch ins Teutsche und Englische übersetzt wurden, und großen Beifall bei den Einen, heftige Misbilligung bei den Andern fanden. Sie führt mit Beseitigung einer Menge von Dogmen, die ihr als Menschenwerk erschienen und mit vieler Achtung für die heil. Schrift, die Religion auf eine kleine Zahl von Grundwahrheiten zurück, worüber sich Gebildete und Ungebildete vereinigen könnten. So richtig diese Ansicht war, so scheint sie doch die Bedürfnisse der Letztern zu wenig gekannt und berücksichtigt zu haben. Dabei aber zeigt sich überall eine reine und strenge Moral, ein seltnes Bestreben nach Klarheit der Begriffe, und ein entschiedner Widerstand gegen alle menschliche Autorität in Glaubenssachen. Dieser reine Rationalismus bei einer weiblichen Schriftstellerin ist allerdings sehr merkwürdig. Man würde auch beim Lesen ihrer Schriften kaum auf die Vermuthung gerathen, daß sie nicht von einem Manne herrührten. Den-

---

S. 377 fg. Weyermann, Handbuch merkwürd. im 19. Jahrh. gestorb. Personen. 1. Bd. S. 288 fg. Baur, Histor.-biograph.-literar. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 646 fg. Baader, Lexikon verstorb. baierischer Schriftsteller. 2. Bd. 1. Th. S. 105 fg. (Zerstreute Notizen über Huber finden sich auch in dem von seiner Gattin herausgegebenen Briefwechsel J. G. Forsters. [Leipzig 1829.] Zwei Bände.)

noch soll, was noch seltner ist, die schöne Weiblichkeit durch ihre schriftstellerischen Beschäftigungen keineswegs gelitten haben, und Alle, die sie persönlich kannten, sagen einstimmig, daß im täglichen Umgange die Schriftstellerin sich durchaus nicht verrathen habe. Nach ihrem Tod erschien **Recueil de diverses pièces, servant de Supplément aux lettres sur la religion essentielle à l'homme (1754. 12.)**. Weniger bekannt sind andre ihrer Schriften: **Le monde fol préféré au monde sage (1744.); Reduction du spectateur anglais (Amst. 1753. 6 Tom. 12.); Histoire d'Abassay (1753.)**. (Diese wird von Einigen auch der Schriftstellerin Fauque zugeschrieben.) (*Escher.*)

15) **Marie Therese**, den 7. Mai 1764 zu Göttingen geb., war die älteste Tochter des berühmten Philologen Heyne, aus dessen erster Ehe mit Therese Weiß. Die Kränklichkeit ihrer Mutter und deren Gemüthsstimmung beraubte sie jeder Sorgfalt bei der Erziehung. Therese war meist ohne alle Gespielen auf ein enges Haus und einen kleinen öden Garten beschränkt. Schon im dritten und vierten Jahre lernte sie von ihrem zwei Jahre ältern Bruder lesen, der mit treuer Liebe an ihr hing bis zum Grabe, das er früh im J. 1795 vor Warschau im russischen Lager fand. Bis in ihr 12. Jahr las sie Romane und Trauerspiele. Meist ernst gestimmt, und zur Zurückgezogenheit geneigt, regte sich doch in früher Jugend ihr Gefühl für die Schönheiten der Natur, wenngleich ihre Spaziergänge durch geringfügige Umstände einen trüben oder zwangvollen Anstrich erhielten. Dürftig war, bei der fehlenden Aufsicht ihrer Ältern, Theresens Unterricht; aber ihre Umgebung war geistreich und wissenschaftlich. Während sie an einem Ende des Zimmers spielte, las Herder am andern ihrer Mutter Klopstocks Messias vor, oder Balle, ein gelehrter Däne, übersetzte ihr den Homer. Oft horchte sie auch den Gesprächen zwischen Bürger, Dohm, den Grafen Stolberg und ihren Ältern zu. Mit ihrem Vater, den überhäufte Geschäfte und eine unausgesetzte literarische Thätigkeit ihrem Blick entzogen, kam sie selten in Berührung, außer bei Tische. Aber auch dort fand selten ein eigentlich belehrendes Gespräch statt, und diese Ungewohnheit vertraulicher Mittheilung ging auf Theresen über. Mit dem Tod ihrer Mutter schloß sich ihre trübe Kindheit. Sie war damals zwölf Jahre alt, und um des Vaters Schmerz zerstreuen und ihn unterhalten zu können, las sie Geschichte und Völkerkunde. Als nach 18 Monaten Heyne zu einer zweiten Ehe schritt, ward Therese in eine hanöverische Pensionsanstalt gesendet, und genoß dort einen zweckmäßigern Unterricht, als bisher. Als sie nach drei Jahren in das väterliche Haus zurückkehrte, fand sie in ihrer Stiefmutter eine theilnehmende Freundin. Zum blühenden Mädchen herangewachsen hatte sie sich eine Unabhängigkeit des Denkens und Betragens gebildet, die mitunter misgedeutet werden konnte, und nichts für sich hatte als das Bewußtsein einer fleckenlosen Jugend. In ihrem 20. Jahre vermählte sie sich mit Georg Forster, mit dem sie eigentlich wenig persönlichen Umgang gehabt hatte. Aber sein Charakter, seine Schicksale und Bestimmung nöthigten ihr Achtung ab, indem sie zugleich ihren Enthusiasmus und Ehrgeiz entflammten. Sie folgte ihm nach Wilna, wohin er einen Ruf als Professor der Naturgeschichte erhalten hatte. Wesentliche Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Charaktere führte in Mainz, wo Forster sich drei Jahre später angesiedelt hatte, eine Trennung dieser Ehe herbei. Forster, für die damaligen politischen Ereignisse, und besonders für die französische Revolution begeistert, ging nach Paris, wo er im J. 1794 starb. Unterdeß war mit Forsters Einwilligung der damals in Mainz als Legationssecretair angestellte Schriftsteller L. F. Huber Theresens Gatte geworden. Er lebte mit ihr und ihren Kindern abwechselnd in dem Dorfe Bole unweit Neufchatel, und zu Neufchatel selbst von dem Ertrage seiner schriftstellerischen Arbeiten.

In jene Zeit fällt Theresens erster schriftstellerischer Versuch. Es war eine Übersetzung von *Louvet's* **Divorce nécessaire**, die aber, bei ihrer Unbekanntschaft mit Grammatik und Orthographie völlig mislang. Aber eine seltene Leichtigkeit des Styls war unverkennbar in dem Schlusse, den sie, während des Übersetzens, aus ihrer eignen Phantasie zu jenem Romane hinzudichtete. Die ersten Romane, die sie, doch anonym, in Druck gab, waren: Die Familie Seldorf (Tübing. 1795.) und Louise, ein Beitrag zur Geschichte der Convenienz (Leipz. 1796.). Eine für ihre geistige Ausbildung günstigere Periode eröffnete sich für Theresen im Sept. 1798 in Stuttgart, wohin die Redaction der allgemeinen Zeitung, welche ihr Gatte damals übernommen hatte, verlegt worden war. Große Gesellschaften liebte sie nicht; aber sie fühlte sich sehr froh in einem Cirkel auserlesener und geistreicher Freunde. Der Tod ihres Gatten, der 1804 zum Landesdirectionsrathe der bair. Provinz Schwaben in der Section des Schulwesens ernannt worden war, machte sie noch in dem genannten Jahre zur Witwe, mit zwei Forsterschen und zwei Huberschen Waisen. Die ersten zehn Jahre nach ihres Gatten Tode lebte sie, unterstützt durch eine Pension, bei ihrem Schwiegersohn, einem angesehnen bairischen Beamten, zum Theil auf dem Lande, größtentheils aber in einer kleinen Landstadt. Ihre Anonymität als Schriftstellerin behielt sie bei in mehren literarischen Arbeiten, deren Ertrag sie für die Erziehung ihres Sohnes in Hofwyl bestimmte. Auch als Huber noch lebte, dessen hinterlassene Schriften sie nachher, von einer Biographie begleitet, herausgab [1]), hatte sie manches anonym geliefert, unter Andern einen großen Theil der Erzählungen, die unter seinem Namen gedruckt wurden. Ihr Antheil an diesen literarischen Arbeiten blieb selbst ihren vertrautesten Freunden lange ein Geheimniß. Im Morgenblatte ward sie zuerst mit den Buchstaben Th. H. bezeichnet, bei einer Anzeige ihrer Briefe über Holland. Ausgeschrieben fand sich ihr Name zuerst unter einem kleinen Beitrage zu dem Taschenbuche Minerva. Doch verbarg sie sich nicht mehr, seitdem sie durch Literaturfreunde dem Publikum bekannt geworden war. Eine ge-

1) Hubers sämmtliche Werke seit dem J. 1802, nebst seiner Biographie (Tübingen 1806—1810.). Zwei Bände.

wisse Schüchternheit blieb ihr indeß immer, wahrscheinlich die Folge des innern Bewußtseins, nur zur Erreichung ihrer theuersten Lebenszwecke die schriftstellerische Laufbahn betreten zu haben. Eine Frucht ihrer Reise nach Holland, wohin sie ihre älteste Tochter (1809) in das Haus des Herrn Stryck v. Lindschoten gebracht hatte, waren die über jenen Ausflug im Morgenblatt abgedruckten Briefe. Als Haug von der Redaction des Morgenblatts, die er bisher geführt, im J. 1819 zurücktrat, übernahm Therese dieselbe, auf den Antrag der Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen. Aus den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Fächern suchte sie bei der Übernahme jenes Geschäfts alles in ihren Kreis zu ziehen, was, ohne intellectuellen oder moralischen Pedantismus, zur Belehrung und Erhebung des Geistes irgend dienen konnte. In ihren eignen Beiträgen berücksichtigte sie vorzugsweise ihr Geschlecht, und was sich dafür eignete, trug sie sorgfältig zusammen, auch die reiche Ährenlese des Auslandes für ihre Zwecke nicht verschmähend. Die Redaction des Morgenblatts wurde von ihr auch zu Augsburg ununterbrochen fortgeführt, wohin sie sich zu Anfange des Jahres 1824 begeben hatte. Die Vorsehung gönnte ihr bis an das Ende ihrer Tage die ungetrübteste Geisteskraft. Ihre drei in Augsburg um sie versammelten Töchter pflegten sie liebevoll bis zu ihrem letzten Athemzuge, den 15. Jun. 1829.

Therese wurde innig betrauert von ihren zahlreichen Freunden und Freundinnen wegen ihrer unter vielfachem Wechsel des Schicksals bewiesenen Charakterstärke und wegen ihres belehrenden Umgangs [2]). Die Leiden, die sie erfahren, hatten sie zu einer frommen Resignation geführt, die ihr eine unerschütterliche Seelenruhe gab, trotz der Beweglichkeit und Reizbarkeit ihres Innern. Sie zeigte sich als kluge, unermüdet thätige Hausfrau, als liebende Mutter ihrer Kinder. Wenig aus Büchern lernend, obgleich sie viel las, hatte sie sich mehr durch den Umgang mit den edelsten Menschen ihrer Zeit gebildet, aber zugleich dadurch, daß sie unter allen Ständen lebte, einen reichen Schatz von Menschenkenntniß und Beurtheilungskraft gewonnen. Beide geben, verbunden, mit der Individualität ihres Gemüths, ihren Erzählungen und Romanen, fast ohne Ausnahme, Gehalt und Tiefe. Ihre bekanntesten Werke sind: Hannah oder der Herrnhuterin Deborah Findling (Leipz. 1821.); Ellen Percy, oder Erziehung durch Schicksale (Ebendas. 1822.); Jugendmuth (Ebendas. 1823. 2 Bde.) und die Ehelosen (Ebendas. 1829. 2 Bd.). Nach dem Französischen bearbeitete sie Capitain Landolphs Denkwürdigkeiten, die Geschichte seiner Reisen während 36 Jahren enthaltend. Verdienstlich war auch die Herausgabe von Forsters Briefwechsel, begleitet von einigen Nachrichten aus seinem Leben (Leipz. 1829. 2 Bde.).

Außer mehren Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen im geschichtlichen, politischen und belletristischen Fache, die sich in dem von ihr redigirten Morgenblatte befinden, unterstützte sie mehre Journale und Taschenbücher, besonders das Taschenbuch für Damen in den J. 1807—1822 und die Urania in den J. 1817—1819 mit ihren Beiträgen [3]). (*Heinr. Döring.*)

16) **Michael**, war den 27. Sept. 1727 zu Frankenhausen, einem Marktflecken in Niederbaiern, geboren. In früher Jugend, wahrscheinlich im J. 1742, ging er nach Frankreich, und seit dieser Zeit nannte er Paris immer seinen Aufenthalt. Über seine Jugendgeschichte herrscht großes Dunkel. Es ist nicht auszumitteln, wie es dem sechszehn- oder siebenzehnjährigen Bauerburschen gelang, sich zu einem homme de lettres, zu einem Gesellschafter Diderots, Turgots und andrer geistreichen Köpfe Frankreichs zu bilden. Gleichwol galt er als ein von den gebildetsten Franzosen geschätzter Mann. Seine Übersetzung Geßners war es, die ihm in Frankreich einen bleibenden Namen gab. Seine ökonomische Lage in Paris scheint stets beschränkt, doch nie eigentlich abhängig gewesen zu sein. Im J. 1764 verheirathete er sich mit einer jungen Pariserin. Wer die Ältern seiner Gattin waren, ist unbekannt; doch besaß sie viel Bildung und Geist, schrieb schön, und hatte zu viel consequenten Anstand in ihrer Lebensweise, um eine gemeine Erziehung gehabt zu haben. Unter den sechs Kindern, die aus dieser Ehe entsprangen, blieb nur Ludwig Ferdinand übrig, der sich späterhin als politischer und belletristischer Schriftsteller rühmlich bekannt machte.

Im J. 1764 kam Huber, durch die Fürsprache der Witwe des Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen, einer bairischen Prinzessin, nach Leipzig, wo er die Stelle eines Lectors der französischen Sprache mit dem Charakter eines Professors erhielt. Aus der kurfürstlichen Chatulle erhielt er eine kleine Pension von 300 Thalern. Nur die strengste Sparsamkeit und eine häusliche Thätigkeit von Seiten seiner Gattin konnte seine Lage erträglich machen, und ihm sogar seine, wenn auch nie zum Nachtheile seines Haushalts befriedigte Neigung des Sammelns von Kupferstichen erlauben. Der Ruf, den

2) Zu ihren vorzüglichsten Freundinnen in Stuttgart gehörte Matthissons Gattin. Als Therese in Baireuth, wohin sie im J. 1824 gereist war, die Nachricht von ihrem Tod erfuhr, tröstete sie den gebeugten Dichter in einem Schreiben vom 8. Dec. des genannten Jahres mit nachfolgenden Zeilen: „Sie würde nun zunächst um mich weinen, das war mein so natürlicher Gedanke, wie Ihr im Sommer uns verließet, und nun weine ich alte Frau um sie! Aber es ist recht schön so! Das war ein so seltnes Wesen, ein so seltnes Dasein, es war eine Blume, die wir uns verblühend nicht denken konnten! Der stille Tod mußte sie pflücken, sowie sie war, in ihrer Geistes- und Lebensfülle. — Aber wir blicken ihr verwaist nach. Sie vor allen. Wie werden Sie's ertragen? Bonstetten wird Sie bitten, wie ich: Haben Sie ein Bischen Geduld! Unser Erben ist jenseits, lieber Freund! Bedürfen Sie Theilnahme, die bietet Ihnen unser Herz, bieten Ihnen viele Herzen überschwenglich; aber das wahre Leben ist dahin! — Der Friede Gottes sei mit Ihnen! Er und Luisens Geist stärke, tröste, beruhige Sie!" (S. Matthisson's literarischen Nachlaß. 4. Bd. S. 196 fg.)

3) S. v. Schindel, Teutsche Schriftstellerinnen des 19. Jahrh. 1. Th. S. 227 fg. 3. Th. S. 172 fg. Raßmann, Pantheon teutscher jetztlebender Dichter. S. 151 fg. Meusel, Gelehrtes Teutschland. 18. Bd. S. 223 fg. 22. Bd. 2. Lieferung. S. 859 fg. Den neuen Nekrolog der Teutschen. 7. Jahrg. 2. Th. S. 495 fg. Fr. Horn, Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Teutschlands. S. 238 fg.

ihm seine Übersetzung Geßners und andre literarische Versuche in Frankreich verschafft hatten, war ihm auch nach Teutschland gefolgt. Alle Freunde von Geschmack suchten ihn auf. Seine Kunstkenntnisse und Kunstliebhaberei erweiterten noch den Kreis seiner Bekanntschaften. Sie wurden für ihn eine Quelle vielfachen Genusses und gewährten ihm manche kleine Vortheile. Er bekam Aufträge, Kupferstiche zu kaufen, Copien von Gemälden verfertigen zu lassen, Erkundigungen über diesen oder jenen literarischen Gegenstand einzuziehen. Dadurch diente er Künstlern und Kunsthändlern, und diese dienten ihm wieder. So bildete er mit beschränkten Mitteln eine in ihrer Art glänzende Existenz. Obgleich sie ihn nie aus seiner Einfachheit herausbrachte, so legte er doch auf die Besuche vornehmer und einflußreicher Personen einen entschiednen Werth. Er besaß in dieser Hinsicht ganz die Eitelkeit eines Franzosen, aber seine Art, sich zu äußern, behielt immer die angeborne Kindlichkeit seines Charakters. Sein gesellschaftlicher Ton unter vornehmen Personen hatte durchaus nichts Untergeordnetes. Er bewegte sich in solchen Kreisen mit einer seltnen Anmuth und Leichtigkeit, die zum Theil aus dem Gefühle seines Werthes hervorgehen mochte. Selbst seine Rechte und persönliche Freiheit vertheidigte er zuweilen mit einer einfachen Festigkeit, die seinen Charakter von einer sehr achtungswerthen Seite zeigte. Aber ein Freund des geselligen Lebens gab er, nur auf dringende Vorstellungen seiner Gattin, einen von ihr für einzelne Studirende errichteten Kosttisch auf, da ihm dadurch die Annehmlichkeit einer muntern Tischgesellschaft, die Leichtigkeit, einen Freund oder Fremden zu bewirthen, und die Gewohnheit eines wohlbesetzten Tisches entzogen ward. An dieser Mittagstafel wurden, neben der unerläßlichen Übung im Französischen, auch die interessantesten Gegenstände aus der Politik und Literärgeschichte mit der Urbanität abgehandelt, die den feinen Weltmann charakterisirt.

Huber schloß seine Laufbahn den 15. April 1804 im 77. Lebensjahre. Unbestritten gebührt ihm als Literator und Übersetzer das Verdienst, die Franzosen in ihrer Sprache, die er wie seine Muttersprache vollkommen inne hatte, zuerst mit den bessern teutschen Werken bekannt gemacht zu haben. Ein großer Theil der poetischen Kraft des Originals ging zwar dadurch verloren, daß er seine Übersetzungen nur in Prosa abfaßte. Wie richtig er aber in den Geist seines Originals eingedrungen war, zeigten die kritischen Noten, die er seinen Übersetzungen beifügte. Außer seinen Übertragungen Geßners[1]) übertrug er noch Thümmels Wilhelmine, eine Auswahl von Gellerts Briefen, Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums, Meiners' Briefe über die Schweiz, und Campe's Robinson in das Französische[2]); unter dem Titel: Choix de Poésies allemandes (Paris 1766. 4 Voll. 12.) gab er die erste französische Anthologie deutscher Gedichte heraus, welche Gedichte von Klopstock, Wieland, Kleist u. A., begleitet von einem Discours préliminaire sur l'histoire de la Poésie Allemande enthielt. Für seine Kunstkenntniß sprechen die 1787 zu Dresden gedruckten Notices générales des Graveurs et des Peintres, précédées de l'histoire de la gravure et de la peinture depuis l'origine de ces arts jusqu' à nos jours, et suivie d'un Catalogue raisonné d'une collection choisie d'estampes. Eine teutsche Übersetzung dieses Werks unter dem Titel: Handbuch für Kunstliebhaber und Sammler über die vornehmsten Kupferstecher und ihre Werke ꝛc. erschien zu Zürich 1796—1802 in fünf Octavbänden. Außer diesen und einigen andern Schriften, sämmtlich in französischer Sprache, und von Meusel verzeichnet[3]) hatte Huber Antheil an dem Journal étranger und der Gazette littéraire. Hubers Bildniß von Geyser nach Graff befindet sich vor dem 20. Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften (1776)[4]). (*H. Döring.*)

17) Samuel, einer der vielen Theologen, welche ihre Zeit und ihre zu Besserm bestimmten Kräfte an den unfruchtbaren, auf Anthropomorphismen beruhenden Streitfragen über die Gnadenwahl verschwendet, und dadurch nicht nur ihr eignes Lebensglück zerrüttet, sondern auch den Frieden der protestantischen Kirche mannigfaltig gestört, den Geist müßigen Disputirens über Worte genährt und eben dadurch zu Vernachlässigung des thätigen Christenthums viel beigetragen haben. Er wurde 1547 zu Bern geboren, wo sein Vater Schullehrer, und nach Hubers Behauptung der Lutherischen Lehre vom Abend-

1) La Mort d'Abel, Poème en cinq Chants, traduit de l'Allemand de Mr. *Gessner*, par Mr. *Huber* (à Paris 1761, à Berlin 1762.). (Vergl. Bibliothek der schönen Wissenschaften. 6. Bd. 1. St. S. 102 fg.) Idylles et Poèmes Champêtres de Mr. *Gessner*, traduit etc. (à Lyon 1762, à Berlin 1762.). (Vergl. die angef. Biblioth. 1. St. S. 102 fg.) Daphnis et le premier Navigateur, Poèmes de Mr. *Gessner*, traduits etc. (à Paris 1764, à Berlin 1765.). (Vergl. die angef. Bibliothek. 11. Bd. 1. St. S. 123 fg.) Oeuvres de Mr. *Gessner*, traduites de l'Allemand etc. Tom. I–IV. (à Zuric. 1768—1772.).

2) Wilhelmine, Poème heroï-comique, traduite de l'Allemand de Mr. de *Thümmel* (à Leipzic 1769.). (Vergl. Allgem. teutsche Bibliothek. 9. Bd. 1. St. S. 319 fg.) Lettres choisies de *Gellert*, traduites de l'Allemand etc., précédées de l'Eloge de l'Auteur, suivies de quelques Lettres de Mr. *Rabener*, et de l'Avis d'un père à son fils en l'envoyant à l'Université par Mr. *Gellert* (à Zuric. 1770, à Leipsic 1770.). Neue Auflage unter dem Titel: Lettres familiaires de Mr. *Gellert* etc. Edition augmentée (à Zuric. 1777, à Leipzic 1777.). Histoire de l'Art de l'antiquité par Mr. *Winckelmann*, traduite de l'Allemand. T. I—III. (à Leipzic 1781—1784. 4. Mit 58 Kupfern.). (Vergl. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 22. Bd. 2. St. S. 315 fg. 26. Bd. 2. St. S. 279 fg. Leipziger allgem. Verzeichniß neuer Bücher, mit kurzen Anmerkungen. 1781. S. 113 fg.) Lettres philosophiques de la Suisse par Mr. *Meiners*, Prof. à Gottingue, traduites etc. 2 Voll. (à Strasbourg 1786.). Le nouveau Robinson, traduit de l'Allemand de Mr. *Campe* (à Brunsvic 1793.).

3) In dessen gelehrtem Teutschland. (5. Ausg.) 3. Bd. S. 440 fg.

4) S. Allgem. Literaturzeitung. 1804. 2. Bd. Nr. 115. S. 460 fg. (von seinem Sohne Ludw. Ferd. Huber). Eck, Leipziger gelehrtes Tagebuch auf das J. 1804. S. 50 fg. Den Freimüthigen. 1805. Nr. 34. S. 133 fg. Baader, Gelehrtes Baiern. 1. Bd. S. 529 fg. Jördens, Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 475 fg. 6. Bd. S. 352. C. F. Weisse, Selbstbiographie. S. 132 fg. Raßmann, Literar. Handwörterbuch der verstorb. teutschen Dichter. S. 175 fg.

mahle zugethan war. In derselben habe er auch den Sohn erzogen. H.'s Gegner behaupten zwar (in dem Gegenbericht auf Sam. H.'s Schmachbüchlein), daß er in diesem Punkte nicht als Lutheraner habe gelten wollen, so lange er in Bern sich aufhielt; indessen neigte sich damals eine Partei zu Bern zu dieser Lehre hin, wozu Buzers zweideutige Vermittlungsversuche, und Simon Sulzer, der deswegen dann von Bern entfernt wurde, durch seinen Einfluß viel beitrugen. Seine Bildung erhielt H. zu Bern und erscheint dann 1570 als Pfarrer der bernischen Berggemeinde Sanen, 1581 als Pfarrer der kleinen Stadt Burgdorf. Zwischen ihm und dem Dekan Musculus zu Bern scheint schon früh Uneinigkeit gewaltet zu haben. 1582 entstand zwischen ihnen Streit bei Anlaß eines Synodalgutachtens an die Regierung, daß in allen bernischen Kirchen das Brotbrechen statt der runden Oblaten bei dem Abendmahle möchte eingeführt werden, da die Übung der verschiednen Kirchen des Landes hierin verschieden war. Musculus hatte dem Gutachten beigestimmt; H. gelang es aber, zu bewirken, daß die bisherige Übung in jeder Kirche fortdauern sollte. (Erst 1605 wurde dann das Brotbrechen allgemein eingeführt.) Zu heftigerm Streite zwischen Huber und Musculus gab das Colloquium zu Mümpelgard Veranlassung, 1586. Beza disputirte dort mit Jakob Andreä, Schnepf und Osiander. Eine Rathsgesandtschaft war von Zürich und Bern hingeschickt worden, Bern sandte überdies noch Musculus, Petrus Hübner, Professor zu Bern, und Claudius Alberius, Professor zu Lausanne. Außer der Streitfrage über das Abendmahl brachte Andreä auch die Gnadenwahl auf die Bahn. Über die Acten der Gespräche entstanden nachher zwischen Andreä und Beza neue Streitigkeiten, indem wider die getroffne Abrede Andreä dieselben bekannt machte, worauf Beza ihm Verfälschungen vorwarf. Zugleich trat nun Huber gegen Musculus und Hübner auf, und warf ihnen vor, sie seien wider Ehre und Eid von dem bisherigen Lehrbegriffe der bernischen Kirche, von welcher Calvins Prädestinationslehre 1555 verworfen worden sei, auf dem Colloquium abgewichen; denn Musculus habe die Acten, wie sie von Andreä herausgegeben worden, unterschrieben. Musculus mußte sich deswegen vor dem Rathe zu Bern verantworten. H. erbot sich nun, vor einem Ausschusse des Rathes und Abgeordneten der Landgeistlichkeit folgende Sätze gegen Musculus zu vertheidigen: 1) Daß Christus für alle Menschen, auch für die Verdammten und für solche, die niemals weder geglaubt haben, noch glauben werden, gestorben sei. 2) Gott habe von Ewigkeit her alle Menschen erwählt, dieselben selig zu machen. 3) Die Auserwählten können wieder vom Glauben abfallen und dann verdammt würden. 4) Auch Verdammte und Verworfne seien Christo wahrhaftig durch Glauben und die Kraft des heiligen Geistes einverleibt gewesen. Da die Sache schon großes Aufsehen gemacht hatte, so verlangte Musculus, daß auch von andern schweizerischen Kirchen Abgeordnete berufen würden. Stucki von Zürich, Grynäus von Basel und Jezeler von Schafhausen wurden also als Präsidenten berufen; auch Beza, Fayus und Rotanus von Genf eingeladen. Das Colloquium begann den 15. April 1588. Der Streit ging eigentlich Beza näher an als Musculus, indem die Lehrsätze über die Gnadenwahl, wegen deren Huber den Musculus angegriffen, zu Mümpelgard von Beza gestellt und vertheidigt, von Musculus aber nur unterschrieben worden waren. Drei Tage dauerte das unnütze und heftige Gezänk. H.'s Leidenschaftlichkeit bewirkte endlich, daß die drei Präsidenten der Obrigkeit erklärten, sie halten für unangemessen, daß sich ferner Jemand mit ihm einlasse. Endlich verstand sich H. dazu, die Sache dem Ausspruche der anwesenden berner Theologen zu überlassen, weigerte sich dann aber, die von ihnen abgefaßte Entscheidung, welche Musculus und Beza annahmen, zu unterschreiben. Es enthielt dieselbe die Erklärung, daß die Lehren (vom Leiden Christi für die Menschen, von der Verheißung des Evangelii, die allen Kindern Gottes geschehen, ferner von der Gnadenwahl und Verwerfung der Ungläubigen, von Tauf und Wiedergeburt der Gläubigen und ihrer Kinder im Gnadenbund Gottes begriffen), wie sie von Beza vorgetragen und von Musculus unterschrieben worden, nicht neu sei, sondern mit der bernischen Reformation und den Thesen der Disputation von 1528 (vergl. den Art. **Helvetische Confession**) mit der Lehre Berchtold Hallers und andrer erster Reformatoren der Schweiz übereinstimmen. H. konnte sich davon nicht überzeugen, und allerdings war durch Calvins Einfluß in der Lehre von der Gnadenwahl allmälig eine wichtige Veränderung des Lehrbegriffs der reformirten Kirchen in der Schweiz entstanden (s. a. a. O.). Seine Weigerung, diese Entscheidung zu unterschreiben, hatte zur Folge, daß er, ungeachtet der Fürbitte der berner Theologen, den 22. April vom großen Rathe seines Amtes entsetzt wurde. H. gehörte aber zu denjenigen, die durch eine Niederlage nur zu desto heftigerm und erbitterterm Kampfe gereizt werden. Von der Wahrheit seiner Ansicht überzeugt und nach damaligen Begriffen in solche Streitfragen die Hauptsache des Christenthums setzend, hielt er es für Pflicht, unablässig für seine Ansicht zu kämpfen, und so wurde sein natürlicher Hang zum Streit und zur Rache durch die Überzeugung, daß er ein Märtyrer der Wahrheit sei, begünstigt. Er setzte also seine Angriffe gegen Musculus fort, und wurde deswegen verhaftet. Im Gefängnisse beharrte er auf der Weigerung, jene Erläuterung der von ihm aufgestellten vier Artikel zu unterschreiben; dagegen erbot er sich zur Unterschrift der helvetischen Confession. Allein er wurde den 28. Jun. 1588 aus dem ganzen Gebiete der Stadt Bern verwiesen. Von jetzt an tritt er als eifriger Lutheraner auf, und setzt mit großer Heftigkeit den Kampf gegen die reformirten Schweizer fort; aber sein Hauptsatz, in welchem er sich wie im Kreise herumdrehte, uti redemtionem sic electionem ex parte Dei universalem esse, mußte ihn auch mit den Anhängern der Concordienformel in immer erneuerte Streitigkeiten verwickeln. Mit Empfehlungsschreiben eines bernischen Rathsherrn versehen kam er den 8. Jul. mit seiner Familie nach Tübingen. Vergeblich verwandten sich der Herzog Ludwig von Würtemberg und Graf

Friedrich von Mümpelgard für ihn zu Bern. Er erhielt nun in der Nähe von Tübingen eine Pfründe, nachdem er die Concordienformel unterschrieben hatte. Durch seine Streitschriften theils gegen den Jesuiten Scherer, theils gegen die Reformirten machte er sich auch in weitern Kreisen bekannt. Bald aber brachte ihn seine Ansicht von der Allgemeinheit der göttlichen Gnadenwahl auch in Verwicklungen mit den würtembergischen Theologen, besonders über die Frage, ob der Glaube der Menschen Grund seiner Erwählung sei, was Huber leugnete, und deswegen auch die Orthodoxie der Würtemberger verdächtigte. Indessen verglich er sich noch mit ihnen, und als er bald nachher einen Ruf auf die Universität Wittenberg erhielt, unterschrieb er noch vor seiner Abreise eine förmliche Erklärung seiner Übereinstimmung mit ihnen, namentlich auch mit einer Dissertation, welche Gerlach im Sept. 1592 bekannt gemacht hatte, und worin die besondre Auserwählung der Gläubigen vertheidigt wurde; er erklärte dabei, daß er aus der Desinition der Gnadenwahl den Glauben, als Bedingung, nicht mehr weglassen werde. Man hielt seine Erklärung für aufrichtig, und es ist möglich, daß er für den Augenblick wirklich den Gründen seiner Collegen nachgab; denn grade bei solchen dunkeln und unauflöslichen Fragen, wo man das Unendliche nach den Beschränkungen der menschlichen Natur erklären will, wo es also an einer sichern Grundlage fehlt und der Streit sich meist nur um Worte dreht, sind augenblickliche aber vorübergehende Abweichungen von einer gefaßten Ansicht ganz erklärlich. Die Frage war eigentlich folgende: Ob nach der heil. Schrift die Gnadenwahl (und zwar im eigentlichsten Sinne, als ein göttlicher Act der Sonderung der Menschen zur ewigen Seligkeit,) so allgemein sei, daß sie sich auf alle Menschen, ohne Ausnahme, erstrecke, oder ob es nach den eigentlichen Ausdrücken der heil. Schrift eine besondre und partikuläre Auserwählung von Seiten Gottes gebe, welche (zwar nicht nach einem willkürlichen, ewigen und unwiderruflichen Rathschlusse Gottes, wie die Calvinische Prädestinationslehre sagt,) sich auf den von Gott vorhergesehenen Glauben der Einen gründe, sodaß deswegen diese zur Seligkeit von ihm auserwählt werden, die Andern hingegen nicht. Die erstre Ansicht, die von den strengen Lutheranern, wie von den Anhängern Calvins, verworfen wurde, war die Grundlage von H.'s Lehre. Er behauptete, die Lehre der Lutherischen Theologen von der besondern Auserwählung sei im Widerspruche mit den von ihnen anerkannten Sätzen, daß kein Mensch durch einen absoluten Rathschluß Gottes von der Seligkeit ausgeschlossen sei, ferner von der Güte Gottes gegen alle Menschen, von der Genugthuung Christi für die ganze Welt, und von den allgemeinen Verheißungen der Gnade: sie lehren also in der That das Nämliche mit Calvin. Diesen Kryptocalvinismus glaubte er sich nun berufen und verpflichtet zu bekämpfen, und es wurde dies bei ihm allmälig zur firen Idee. Zu Wittenberg fand er zwar günstige Aufnahme, indessen hatten die Würtemberger doch den Dr. Hunnius heimlich gewarnt, und so konnte es nicht fehlen, daß auch hier zwischen Huber auf der einen Seite und Hunnius, Polykarpus Leyser und Salomo Geßner auf der andern bald heftige Zerwürfnisse entstehen mußten. H. mischte bei jeder Gelegenheit seine Ideen von der Allgemeinheit der Erwählung ein. Zum Unterschreiben der Concordienformel entschloß er sich, als er den Doctorgrad annehmen wollte, erst nach langem Streite. Die allgemeine Erwählung und die Gerechtmachung dehnte er auch auf die Heiden aus. Je lebhafter der Streit wurde, desto heftiger äußerte sich H. gegen seine Collegen, die er des Calvinismus anklagte. Er dictirte den Studenten eine ausführliche Schrift, welche seine Ansichten über die allgemeine Erwählung, die Gerechtmachung, die Wiedergeburt und die Heiligung enthielt, und in welcher bittre Klagen über seine Collegen vorkamen. Einem Verbote des Rectors zuwider verbreitete er überall Abschriften. Ein Colloquium mit seinen Collegen war vergeblich, und die Parteiung verbreitete sich auch unter die Studenten. Im Febr. 1594 kamen kurfürstl. Commissarien zur Untersuchung nach Wittenberg. Indessen gab sich H. alle Mühe, seine Collegen am kurfürstl. Hofe, und die tübinger Theologen zu Mümpelgard zu verdächtigen. Nach damaliger verkehrter Sitte wurde die unfruchtbare, den Gelehrten selbst dunkle Frage auch vor das Volk gebracht. Am Pfingstfeste 1594 trug Morgens Geßner seine Ansicht von der besondern Gnadenwahl von der Kanzel vor; Nachmittags H. die seinige von der nämlichen Kanzel, und am folgenden Morgen stritt dann Geßner wieder gegen ihn in der Predigt. Wahrscheinlich hätte das Ärgerniß noch länger gedauert, wenn der akademische Senat nicht noch am nämlichen Tage H. Stillschweigen geboten und an den Hof berichtet hätte. Die Antwort war ein Decret, wodurch H. von seinen Verrichtungen suspendirt und mit Hausarrest bedroht wurde, wenn er fortfahre, Streit zu erregen. Hierauf berief ihn der Administrator des Kurfürstenthums nach Regensburg, wo der Reichstag versammelt war. Dort mußte er mit den pfälzischen und würtembergischen Theologen, Osiander, Bidembach, Heilbronner und Binder disputiren. Allein die Unterredung war vergeblich, und statt nach dem von dem Administrator erhaltenen Befehle, von Regensburg nach Tübingen zu gehen und sich mit den dortigen Theologen zu unterreden, eilte er nach Wittenberg zurück und fing dort die alten Händel wieder an. Endlich wurden beide Parteien nach Torgau berufen. Nach einer fruchtlosen sechstägigen Disputation wurden die übrigen entlassen; H. mußte den Entscheid zu Torgau abwarten; derselbe erschien im Dec. 1594 und enthielt seine Entsetzung. Mit einem Geschenke von 200 Rthlrn. kam er im Jan. 1595 nach Wittenberg zurück, setzte aber seine Umtriebe fort und hetzte die Studenten auf durch Invectiven gegen die übrigen Theologen, die er in die Stammbücher schrieb. Jetzt wurde ein Befehl ausgewirkt, daß er Wittenberg in Zeit von acht Tagen zu verlassen habe. Nun versuchte er nach einander zu Helmstädt, Braunschweig (wo die Wittenberger dafür sorgten, daß ihm nichts gedruckt wurde,) Wolfenbüttel, Lüneburg, Hamburg, Lübeck und Rostock seinen Meinungen Eingang zu

verschaffen. An letzterm Orte gab er in Einigem nach, sowie er überhaupt den Streitpunkt zu verschiednen Zeiten auch verschiedentlich bestimmte. Es kam eine Art von Vergleich zu Stande, indem die rostocker Theologen, zwar mit einigen Vorbehalten, folgende drei Sätze, die er ihnen vorlegte, billigten. 1) Deum per Christum et in Christo elegisse et praedestinasse omnes homines, nemine eorum ullo antegresso consilio excluso, ut vitam atque salutem per media a Deo ordinata, quibus offertur Christus fide apprehendendus, habere possent. 2) Credentes solos electos esse, ut actu ac effectu habeant vitam et salutem. 3) In comparatione itaque credentium et non credentium dici posse et debere, credentes proprie esse nuncupandos electos, non credentes autem electos nuncupari non posse. (Späterhin 1607 behauptete er in einem Schreiben an Dr. Sattler zu Wolfenbüttel gradezu, er habe die besondre Gnadenwahl nie geleugnet. Se equidem nonnisi illam, ab Hunnio defensam, particularem electionem, cujus causa statuatur praevisa fides et perseverantia hominum, rejecisse, illam contra, quae nullo nostro merito, viribus, qualitate aut dignitate, sed sola Dei gratia et intercessione Christi mediatoris nitatur, et sub universali hominum, in Christo ab aeterno facta, electione et ad vitam destinatione subsumatur, toto animo amplecti.) Man erlaubte ihm auch eine Predigt zu Rostock unter der Bedingung, daß er den Streit nicht berühre; was er auch hielt; er fand großen Beifall. Um diese Zeit erschien auch seine Confession: Beständige Bekanntniß Dr. Sam. H.'s, ob Gott durch seinen lieben Sohn, Jesum Christum, nur allein etlich wenig Menschen, oder zumal alle Menschen in seinem Rath und Willen, ohne Ausschluß einiges Menschen, vom Tode allesamt erlöset, und also auch zum Leben, Heil und Seligkeit allesamt erwählet und verordnet habe (Ursel 1595. 4.). So sehr er sich nun aber auch mit diesem Consensus mit den Rostockern brüstete, so verschaffte ihm derselbe doch nirgends eine bleibende Stätte. Die Verfolgungen seiner Gegner und sein streitsüchtiges leidenschaftliches Gemüth bereiteten ihm ein unstätes Leben, bei dem er in Noth und Armuth kam, und ungeachtet seines Fleißes doch wiederholt um Unterstützung bitten mußte, die er auch theils vom sächsischen Hofe, theils von seinem treuen Freunde Dr. Olearius zu Halle wiederholt erhielt. Seine Gattin und Kinder lebten unterdessen meist bei seinem Schwiegervater, einem Pfarrer in Thüringen. Von Rostock war er, ohne Wittenberg zu berühren (obschon er den Rostockern versprochen hatte, daß er dort seinen Consensus vorlegen wolle,) nach Torgau, und von dort weggewiesen, nach Leipzig und Jena gegangen. In dieser Zeit erschienen mehre heftige Streitschriften von ihm gegen die Wittenberger. Im Sept. 1595 ging er nach Tübingen, aber auch hier war sein Versuch, sich zu verständigen, vergeblich, und da er einige Studenten an sich zu ziehen wußte, so wurde er im Nov. aus dem Würtembergischen weggewiesen. Das nämliche Schicksal hatte er zu Durlach. Endlich fand er auf vier Jahre zu Speyer ungestörten Aufenthalt, aber keine Ruhe. Seine heftigen Streitschriften gegen Osiander, Hunnius ꝛc. wurden von diesen mit gleicher Heftigkeit beantwortet; der Streit machte in ganz Teutschland immer größeres Aufsehen; überall sandte er eine neue Streitschrift, Rettung der allzeit beständigen Bekenntnuß von der Gnadenwahl (1597.) an Fürsten und Kirchen herum, voller Klagen über den Ruin der Kirche durch den immer mehr um sich greifenden Calvinismus. Dieses Gespenst trieb ihn aus einer schlimmen Lage in die andre. Damals erschien der erste Band der Acta Huberiana (Tubing. 1597. 4.), von seinen Gegnern herausgegeben. Der zweite Band erschien (ebendas.) 1613. Im J. 1599 unternahm er eine Reise nach Berlin, wurde aber, nachdem er anfänglich gut aufgenommen worden war, bald wieder weggewiesen. Nun bat er in Sachsen dringend, aber vergeblich, um eine Schul- oder andre Stelle; und trieb sich einige Zeit in Sachsen und Thüringen herum, bis er auch hier weggewiesen wurde. Auch von Speyer, wohin er nun zurückkehrte, vertrieben ihn die Predigten der Geistlichen bald wieder. Auf sein Versprechen, ruhig zu bleiben, bewilligte ihm dann der Magistrat zu Erfurt Aufenthalt. Er beschäftigte sich nun mit Bearbeitung eines Commentars zur Apokalypse. Allein die Prediger griffen ihn von der Kanzel an und schlossen ihn und die Seinigen vom Abendmahl aus. Zu Halle, wohin er sich wenden wollte, wurde ihm, ungeachtet der Verwendung von Olearius, der Aufenthalt verweigert, und ganz natürlich äußerte sich seine Erbitterung in neuen Umtrieben und Klagen über zunehmenden Calvinismus. Besonders erhob er sich auch gegen Mylius in Jena, den er gradezu der Ketzerei anklagte. Damals mußte er blos von Unterstützungen leben. Der Administrator von Sachsen setzte ihm nun 1602 eine jährliche Pension von 50 Thalern aus; da er aber noch in diesem Jahre starb, so wurde auch diese Hoffnung vereitelt. Ein neuer Versuch zu einem Vergleiche mit den Wittenbergern mislang, wie die frühern. Dazu kamen häusliche Zerwürfnisse mit seiner Frau, die ihn ganz verließ; das Mislingen seiner Bewerbung um eine Stelle zu Helmstädt, wozu ihn Olearius dem Herzoge von Braunschweig empfohlen hatte, und eine Erklärung der sächsischen Stände an den Kurfürsten 1604, worin sie jede Unterhandlung mit Huber abrathen. Die Folge waren neue heftige Streitschriften, die er bekannt machte, in denen überall die Furcht vor dem Calvinismus vorwaltet. Er hielt sich in dieser Zeit meistens zu Erfurt auf. 1606 ging er nach Göttingen, und lebte von da an meistens zu Goslar, wo 1607 der erste und zweite Theil, 1608 der dritte seines Anti-Bellarminus erschienen. Ein neuer Versuch zu einem Vergleiche, den er 1611 zu Dresden machte, mislang wie alle vorigen. Damals erschienen von ihm noch einige kleine Schriften gegen die Calvinisten. Endlich aber ermattete der Streit, obgleich auch sein Sohn Joh. Rudolf angefangen hatte, des Vaters Meinungen zu verbreiten. (Dieser war von einem Freunde seines Vaters, Joh. Keck aus Halle, der 1610 nach Eisleben zog, als Hauslehrer angenommen, bald aber mit Keck, wegen der

Umtriebe, die sie machten, weggewiesen worden.) Huber erhielt eine Pension vom Herzoge von Braunschweig, und beschäftigte sich vorzüglich mit der Ausarbeitung seines **Anti-Bellarminus**. Die Vorrede zum sechsten Band enthält eine ausführliche Geschichte seines Lebens, welche den **Actis Huberianis** gegenüber gelesen zu werden verdient. Noch in den letzten Jahren seines Aufenthaltes zu Goslar wurde der Greis durch einen Versuch der dortigen Geistlichen, ihn vom Abendmahl auszuschließen, beunruhigt. Da aber ein Gutachten der Universität Helmstädt dies misbilligte, so unterblieb die neue Verfolgung. Indessen verließ er dann Goslar 1622, und begab sich zu seinem Schwiegersohne nach Osterwick, wo er 1624 den 25. März starb. So ging ein mit nicht gemeinen Fähigkeiten und vielen Kenntnissen ausgestatteter Mann durch unaufhörliches Streiten über Worte, denen auf keiner Seite bestimmte Begriffe zum Grunde lagen, für die Wissenschaft selbst verloren. Allerdings war Huber von Natur zum Streite geneigt, und rachsüchtig, und diese Leidenschaften entwickelten sich, je länger der Streit dauerte, mit desto größerer Heftigkeit. Aber auch auf seine Gegner fällt ein nicht geringer Theil der Schuld, die ihn ebenso leidenschaftlich verfolgten. H.'s Zweck war die Bekämpfung der Calvinischen Lehre von der Gnadenwahl. Dies trieb ihn von Bern weg, und da er einmal sich in die müßigen Streitfragen des Universalismus und Particularismus vertieft hatte, konnte es ihm in der damaligen Zeit auch in Teutschland nicht an Gegnern fehlen, indem er von der Ansicht ausging, ohne die Allgemeinheit der Gnadenwahl anzunehmen, könne die Calvinische Lehre nicht siegreich widerlegt werden. In der That aber war sein Streit mit den Wittenbergern und Tübingern nur ein Wortstreit, und so beurtheilte denselben auch der gemäßigte Olearius. In seinem Empfehlungsschreiben an den Herzog von Braunschweig sagt er, H. sei unverdienter Weise unterdrückt, und nennt ihn **ob logomachiam vocis** *electi* **Witteberga ejectum**. Hätte H. statt des Ausdrucks allgemeine Erwählung den Ausdruck allgemeine Berufung zur Seligkeit gebraucht, so wäre vielleicht eine Verständigung möglich gewesen. Aber der Eigensinn, womit er auf diesem Ausdrucke beharrte, gab seinen herrschsüchtigen und leidenschaftlichen Gegnern gefährliche Waffen gegen ihn in die Hand. Wie wenig er aber in der Sache selbst von ihnen entfernt war, zeigt folgende Stelle seiner Rettung der allzeit beständigen Bekenntnuß von der Gnadenwahl: „Ich glaube und bekenne, daß, wenn nun solches allgemeines Gnadenwerk Gottes über alle Menschen an die Menschen kommt, gelehrt, verkündigt und gepredigt wird, daß sich allda die Menschen durch Glaube und Unglaube theilen in zwei Haufen. Der eine Haufe folgt und geht demjenigen nach, zu welchem er von Gott erwählt und berufen ist, und bekommt also durch den Glauben dasjenige, dazu er erwählt ist in Christo, nämlich das ewige Leben. Der andre Haufen, und leider der größte Haufen, will das Evangelium nicht anhören; oder, wenn er es gleich hört, so verachtet er es, undwol alsbald verfolgt er es dazu, und will deswegen aus eignem Muthwillen und eigner Schuld demjenigen nicht folgen und nicht nachgeben, dazu er von Gott durch seinen lieben Sohn, nicht weniger als die andern versehen, verordnet und erwählt war. Dieser Haufen wird ewiglich verdammt und verloren." Noch verdienen hier die Händel angeführt zu werden, welche er 1593 zu Leipzig veranlaßte. Er war dort im Hause eines heimlichen Reformirten, Adolf Weinhausen, mit einigen bei Weinhausen wohnenden Studenten aus der Schweiz zusammengekommen. Zwischen ihm und Weinhausen entstand nun ein heftiger Streit über die Calvinische Lehre, wobei H. sich in Schmähungen gegen die Calvinisten ergoß. Er entfernte sich und klagte Weinhausen als Calvinisten an; da aber die Untersuchung des Rathes zu keinem Resultate führte, so wurde der Pöbel aufgehetzt, der dann das Haus von Weinhausen stürmte und verwüstete, nachdem der Besitzer sich mit Mühe geflüchtet hatte. (Ausführlich findet man diesen Tumult bei Zedler 54 Bd. S. 785.) Die Menge von Streitschriften, die er und seine Gegner gegen einander bekannt machten, hat heutzutage kein Interesse mehr. Die meisten findet man verzeichnet in **Dissertat. de Sam. Huberi Vita, Fatis et Doctrina, quam Praeside Joh. Andr. Schmidio eruditorum disquisitioni submittit** *Laur. Diter. Richertz* (**Helmst.** 1708. 4.), wo man umständliche Nachrichten über H.'s Streitigkeiten in Teutschland findet. Der Verfasser benutzte dabei ein Diarium, welches H. selbst geschrieben hatte. Dauerndern Werth hingegen behält sein (oben angeführtes) Werk **Anti-Bellarminus**, das in sechs Theilen zu Goslar herauskam, und die Lutherische Lehre gegen den Katholicismus vertheidigt. Wenn H. auch mit den großen Polemikern jener Periode, Chemnitz und Calixtus, nicht zu vergleichen ist, so verdient sein Werk doch immer noch Beachtung, und beweist, was er hätte leisten können, wenn sein unglückliches Temperament, die Verfolgungen seiner Feinde und die unfruchtbare Scholastik jener Zeit dem eisernen Fleiß und den vorzüglichen Fähigkeiten des Mannes nicht eine so falsche Richtung gegeben hätten. (*Escher.*)

18) **Ulrich**, geb. zu Dockum in Friesland 1606, war Professor der Rechte zu Franecker. Sein berühmtestes Werk ist: **De jure Civitatis** (Leyden 1674. 4.). Er nahm an den Streitigkeiten Theil, welche über einige Sätze der Descartesschen Philosophie geführt wurden, und verfocht in seinen Schriften: **Positiones juridico-theolog. de auctoritate S. S.** und **Liber de concursu rationis et S. S.** die Nothwendigkeit einer unmittelbaren göttlichen Erleuchtung und Belehrung zum Glauben an die heilige Schrift. Er starb 1694 *). (*Alex. Müller.*)

19) **Zacharias**, ein Sohn Ulrich H.'s, geb. zu Franecker den 29. Aug. 1669, studirte die Rechte daselbst, sowie

*) Vergl. *Haubold*, **Institutiones juris Romani literariae** (Lips. 1809.). No. 175. Hugo, Lehrbuch der juristischen, meist civilistischen, gelehrten Geschichte. Zweiter Versuch. (Berlin 1818.) §. 324. Jöcher, Allgemeines Gelehrten-Lexikon. (Leipzig 1750; fortgesetzt von Adelung, Ebendas. 1784, unt. Huber). Nettelbladt, Hall. Beiträge. 11. Bd. S. 24. Nähere Nachrichten über

auch zu Utrecht und Leyden, Schüler des Jakob Perizonius und Gerhard Noodt, wurde, nachdem er einige Jahre als Advokat prakticirt hatte, Doctor der Rechte und Professor derselben in seiner Vaterstadt (1694), und hielt als solcher eine Antrittsrede de usu atque auctoritate juris Romani in Frisia. Im J. 1716 wurde er Mitglied des Gerichtshofs Frieslands zu Leuwarden, und starb daselbst am 21. Oct. 1732. Er hat herausgegeben: 1) Dissertationum juridicarum et philologicarum Pars I. et II. (Franequerae 1703—1706), und viel vermehrter unter dem Titel: Dissertationum libri III. (Amstelod. 1721. 4.). 2) De casibus enucleatis quaestionum forensium (Franeq. 1712. 4.). 3) Observationes rerum judicatarum in zwei Bänden. Auch gab er seines Vaters Institutiones juris civilis, (Franecker 1703. 4.) heraus; sowie er auch eine zweite vermehrte Ausgabe von dessen holländischem Compendium des friesischen Rechts besorgte. Über den Werth seiner Schriften ist das Urtheil sehr verschieden ausgefallen; Hamberger [1]) nennt ihn ineptissimum et plagiarium; wogegen Haubold [2]) ihn als antiquitatum juris Romani peritissimum bezeichnet; daß er wenigstens seinem Vater nicht gleich kam, ist wol unbestritten [3]).

(*Spangenberg.*)

HÜBER, eine in Baiern übliche Bezeichnung der Besitzer eines Bauernhofes. (*Fr. Heusinger.*)

HÜBER, 1) Adrian, aus Landsberg in Oberbaiern gebürtig, trat in den Augustinerorden, war viele Jahre Lehrer der Philosophie und Theologie, auch Secretair der Augustinerprovinz zu München, und Mitglied der kurbairischen Akademie der Wissenschaften. Er hatte sich vortreffliche Kenntnisse in der Astronomie erworben, ließ aber nichts in diesem Fache drucken, und starb am 27. Jan. 1767. Es erschienen von ihm: Theses ex philosophia et theologia (1748—1759. 4.); Tractatus Historiae Missae Romano-catholicae, seu apparatus praevius, in quo formatur idea praevia totius historiae missaticae, seu in quo datur cognitio omnium Liturgiarum orientalium et occidentalium (Monachii 1758. Fol.) *).

2) Andr. Oswald (hieß eigentlich Hieber), Dr. der Theologie und regulirter Chorherr des Stiftes Hegelwerth im Salzburgischen, war zu Linz in Oberösterreich 1639 geb. Er begab sich erst im 43. Jahre seines Alters in das genannte Stift, nachdem er vorher schon 18 Jahre im Weltpriesterstande gelebt hatte, stand nach einander zwei zum Stifte gehörigen Kirchen vor und starb den 25. Mai 1693. Er schrieb: Dux vitae ad patriam coelestem, d. i. fruchtbare und nützliche Predigten auf alle Festtage des Jahres (Salzb. 1685. 4.); Mariale, d. i. sechs Predigten auf jedes Fest U. L. Fr. (Ebendas. 1686. 4.); Eucharistiale, d. i. fruchtbare und nützliche Predigten vom hochwürdigsten Sacrament des Altars (Ebendas. 1687. 4.) [1]).

3) Ferdinand, ein Jesuit zu München, war von 1731—1740 im Jungfrauenhause ad Stellam zu Augsburg Prediger und starb zu München am 1. April 1762 im 83. Jahre seines Alters. Schrieb: Der neue zur Seelenweid rufende Seelenhirt, d. i. sonn- und festtägliche Predigten (1. Jahrg. 1. Th. Ingolstadt 1733 und Augsb. 1738, 2. Th. ebendas. 1734, neue Ausgabe, Augsb. 1739. Fol.); Marianischer Hof- und Lustgarten, d. i. Predigten auf die Festtage Mariens (Ingolst. 1746. 4.); Flores poetico-theologici tum sacri, tum scholastici, 2 partes (Ingolst. 1747. 4.) [2]).

4) Fortunatus, wurde zu Neustadt an der Donau in Baiern geb., trat in den Franciskanerorden und machte sich in der letzten Hälfte des 17. und zu Anfange des 18. Jahrh. berühmt. Er versah im Orden die Ämter eines Visitators, Lectors, Provinzials- und Generaldefinitors der bair. Franciskanerklöster, und starb zu München am 12. Febr. 1706. Seine Schriften sind meist vergessen; davon zu erwähnen ist: Historie der Helden und Herren von Andechs, Hohenwarth rc. (Ingolst. 1670. 4.); Das Leben Petri von Alcantara (Münch. 1670.); Sanctuarium praelatorum, seu exhortationes pro visitationibus (ib. 1684.); Saeculum conventus Monacensis Franciscan. (ib. 1684. 4.); Dreifaches Chronicon vom Franciskanerorden in Teutschland (Ebendas. 1686.) [3]).

5) Philibert, ein gelehrter Benedictiner am 29. Nov. 1662 zu Wien geb., trat 1681 im Kloster Mölck in den Orden, ward 1689 Priester, war 30 Jahre seit 1692 Archivar des Klosters, schrieb die vorhandnen Documente zusammen, und suchte das für die Kenntniß der österreichischen Staaten Wichtige heraus; so entstand sein Austria ex Archivis Mellicensibus illustrata (Lips. 1722. Fol.) mit 16 Bogen Kupfer; und starb am 25. Aug. 1725 [4]). Handschriftlich hinterließ er: Jus consuetudinarium emphyteuticum juxta modernam Austriae inferioris praxin. (*Rotermund.*)

HUBERINUS (Caspar), ein für die Reformation thätiger Prediger zu Augsburg, welchen der dortige Stadtrath mit dem Dr. medic. Geryon Sayler im Jul. 1535 zu Luther nach Wittenberg schickte, sich über die Lehre vom heiligen Abendmahle recht belehren zu lassen *). Er predigte auch lange Zeit die reine Lehre zu Augsburg; 1544 aber ging er als erster evangelischer Stiftsprediger nach Öhringen und führte daselbst die evangelische Lehre und Gottesdienst mit glücklichem Erfolg ein. Im Dec. 1551

diesen niederländischen Rechtsgelehrten finden sich in *Campegii Vitringae* Or. parentalis in funere Ulr. Huberi habita (Franeq. 1694.). Über dessen Schriften s. noch König, Lehrbuch d. allgemeinen juristischen Literatur. (Halle 1785.) 11. Th. S. 366, 422, 614, 623.

1) Opusc. p. 327. 2) Instit. jur. rom. literar. No. 242. 3) S. *Vriemoet*, Athen. Frisic. No. 90. p. 711—715.

*) S. *Offinger*, Biblioth. Augustin. p. 456. Baader, Gelehrtes Baiern, S. 531.

1) Kobolt, Gelehrtes Baiern, S. 342. Gandershofer, Nachträge, S. 156. 2) Baader, Gelehrtes Baiern, I, 532. Meusel, Lexikon verstorb. Gelehrten. 6. Bd. S. 161. *Veith*, Biblioth. Augustana, Alphab. X, 55. 3) Kobolt, Bairisches Gelehrten-Lex. S. 342. Baader, Gelehrtes Baiern. I, 533. 4) S. teutsche Acta erudit. 78. Th. S. 426. Adelung, Ergänzungen zum Jöcher.

*) *Mencken*, Script. rer. germ. Tom. I. p. 1800.

reiste er zum Besuche nach Augsburg und machte sich da des Interims wegen verdächtig; er kehrte bald wieder nach Öhringen zurück und starb den 6. Oct. 1553. Er schrieb: Ein tröstlich Sermon von der Urstende Christi den Schwachen im Glauben nützlich zu lesen (1525); 70 Schlußreden oder Punkte von der rechten Hand Gottes und der Gewalt Christi (Wittenb. 1529.); Etlich Schlußrede vom Gnadenbund Christi, d. i. vom Tauf- und vom Kinderglauben (Wittenb. [Nürnberg] 1529.); Vom Zorn und Güte Gottes (Wittenb. 1534, und öfter); Vom wahren Erkenntnisse Gottes (das. 1537. Magdeb. 1539.); Katechismus (Magdeb. 1544. Nürnb. 1561.); 40 kurze Pred. über den ganzen Katechismum (Nürnb. 1552.); Schlußreden, daß beide Theile des Sacraments allen Christen gereicht werden sollen (Ebendas. 1550.); Streitbuch, wie ein jeder Christ streiten soll wider alle Anfechtung (1550. 1581.) u. A. m. (*Rotermund.*)

HUBERT (Saint). 1) Ein Flecken in den waldigen Ardennen (Großherzogthum Luxemburg) in einem Thal, und einer wilden, unfruchtbaren Gegend; doch ist die Schafzucht beträchtlich, und daher der Wollhandel bedeutend. Das Städtchen mag jetzt an 260 Häuser und an 1300 Seelen zählen. Hier war eine alte, reiche, und wegen des sogenannten St. Hubertsschlüssels berühmte Benedictinerabtei. Dieses Kloster war eine Stiftung Pipins um das Jahr 697; aber erst im J. 824 sollen die Benedictiner Besitz genommen haben[1]). In den ältesten Urkunden wird das Kloster Monasterium Andagenense genannt, und der Ort selbst hieß später noch Vicus Andagenensis, oder Andagium, bis zur Zeit, wo die Leiche des heil. Hubertus (im J. 817) hier beigesetzt wurde[2]). Die zu diesem Heiligen an dieser Stelle üblichen Wallfahrten, um von den schrecklichen Folgen des Bisses rasender Hunde geheilt zu werden, sind bekannt genug. Aber daß, außer der Anwendung des St. Hubertsschlüssels, den Unglücklichen auch eine gewisse physische Lebensordnung vorgeschrieben wurde, lesen wir bei Calmet[3]).

Dieses Kloster stand unter der Landeshoheit der Herzoge von Luxemburg; in geistlicher Hinsicht aber unter dem Bischofe von Lüttich. Im J. 1568 mußte das Kloster durch wildes herumirrendes Gesindel, das damals häufig sein Wesen trieb, schrecklich leiden. Brand und Plünderung bezeichneten die Spuren der Räuberhorde. Unter der Regierung der Spanier und Österreicher hatte der Abt das Sitz- und Stimmrecht in der geistlichen Kammer der luxemburgischen Landstände. Durch die französische Regierung wurde das Kloster aufgehoben und der Ort kam zu dem Departement der Ardennen. Die Gegend um St. Hubert ist einer der höchsten Punkte des Landes und der Ardennen. Man rechnet die Höhe an 591 Meter über der Meeresfläche; das Kloster selbst soll 422 Meter über dieselbe erhoben sein. (*Wyttenbach.*)

2) Marktflecken im Kreise Kempen des preußischen Regierungsbezirks Düsseldorf, hat eine katholische Kirche, Leinen- und Bandwebereien und gegen 2000 Einw. (*R.*)

Hubert I., Erzbischof von Cöln, s. Heribert.

HUBERT der Heilige, I., Bischof zu Lüttich, von adeligen Ältern in Aquitanien, Schüler des Bischofs Lambrecht zu Mastricht, und Hofmeister am Hofe des fränkischen Königs Dietrich oder Theoderich. Da er mit dem ersten Staatsminister Ebroim nicht einig sein konnte, verfügte er sich zum Statthalter Pipin in Austrasien. Durch dessen Einleitung gelangte er zur Verehelichung mit der vortrefflichen Floribane, mit welcher er den Sohn Floribert erzeugte, welcher sein Nachfolger im Bisthume Lüttich geworden ist. Nach einer Reihe von Jahren wurde er vom Rufe der Tugenden des Bischofs Lambrecht so begeistert, daß er sich entschloß, nach dem Tode seiner Gemahlin sich dem geistlichen Stande zu widmen. Er begab sich nach Mastricht zum Bischofe Lambrecht und vollzog sein Vorhaben. Nach den Prüfungsjahren verfügte er sich in das Stift Stablo zur eifrigern Pflege seines Entschlusses in der Entfernung von allen öffentlichen Angelegenheiten, begab sich dann nach Rom, und wurde, nachdem der heil. Lambrecht zu Lüttich ermordet worden war, vom Papste Sergius I. zu dessen Nachfolger im Bisthume Mastricht ernannt. Da die Bewohner Lüttichs an dem Platze, wo der Heilige ermordet worden war, eine Kirche zu bauen Lust hatten, so nahm er daraus Veranlassung, dessen Leib auch unter größter Feierlichkeit dahin zu versetzen. Von dieser Zeit verlegte Hubert auch seinen bischöflichen Sitz nach dem Flecken Lüttich, seine Nachfolger blieben daselbst, und der Anfangs kleine Flecken gedieh allmälig zu einer großen Stadt. Um seine Diöcesanen in der Verehrung des heil. Lambrecht zu stärken, gab er der neuen Stadt als Gemeindesiegel das Bild desselben mit der Umschrift: „Sancta Legia, Romanae Ecclesiae Filia." Durch ausharrenden Eifer im Predigen gewann er die weiteste Umgebung Brabants für den katholischen Glauben. Er starb den 29. Jun. 727, und wurde nach der Einbalsamirung in die von ihm selbst erbaute Kapelle des heil. Peter begraben. Im J. 743 wurde sein Leib aus der Grabstätte erhoben, und noch ganz unversehrt gefunden. Im J. 827 wurde derselbe in das Benedictinerkloster Ardenne gebracht, welches deswegen St. Hubert genannt worden ist*). (*Jaeck.*)

1) *Bertholet*, Hist. de Luxemb. II. p. 146, 337. 2) *Berthol.* l. c. p. 339 sq. *Bertelii* Hist. Luxemburgens. p. 199 sq. Bei Letzterm heißt es: „Vico isti initium dedit ejus fundatrix Begga Ducissa, a qua etiam Andagium nomen accepit, quod ex rei eventu tandem in Divi Huberti appellationem abiit. Nam cum sanctissimus iste Leodiensium Praesul in humanis adhuc agens (im 7. Jahrh.), ecclesiastico statui necdum adscriptos, pro principum more venationi esset deditus, locaque haec sylvis ferarum ferocibus exercitii gratia frequentasset, saepius, ad sacra postmodum munda divinitus evocatus, in eadem singulari affectu ferebatur, quin et ad gloriosam evectus sanctorum societatem miraculo contestatus est sibi perplacere, ut suum corpus ex cathedrali civitate Leodica in hunc locum humanum deveheretur. Ex quo contigit, Andagii nomen in Sancti Huberti vocem immutari. 3) Histor. de la Lorraine, I. p. 584.

*) *Jo. Chapeauville*, Gesta Pontif. Leod. (1612. 4.) T. I. p. 129—144. *Barth. Fisen*, Hist. Eccl. Leod. *Anselm.*, De gestis Leod. *Burcellini*, Germ. sacra. *Jo. Placent.*, Catal. omn. Antist. Leod. *Sig. Calles*, Ann. Eccl. Germ. Godeau, Kirchengesch. 24. Th. S. 47—57.

HUBERT, 1) Conrad, heißt auch oft Huberts oder Humbertus, war um 1542 Diakonus an der Thomaskirche in Straßburg, machte sich durch mehre Religionsvergleiche bekannt, welche sonderlich den Artikel vom Abendmahle betrafen. Sie sind in Bucers Leben unter der Samml. evangel. Streitschriften in Schröckhs Abbildungen berühmter Gelehrten, 1. Th. (Leipz. 1790.) S. 226 fg. angezeigt. Er war der zweite protestantische Prediger zu Straßburg, lebte 44 Jahre im Amte, starb im hohen Alter, und ist Verfasser der Lieder: O Gott, du höchster Gnadenhort; In dieser Abendstunde; Nun sieh, wie fein und lieblich ist [1]). Von ihm ist auch Historia vera de vita et obitu, sepultura, accusatione haereseos, condemnatione, exhumatione, combustione honorificaque tandem restitutione — Mart. Buceri et Pauli Fagii, quae intra annos XI, in angliae regno accidit. Cum oratt. Concionibus, Epitaph., carminibus (Argent. 1577. 4.). Den Inhalt dieser ziemlich seltnen Samml. gibt G. E. von Haller in der Bibl. der Schweizer Gesch. Th. II. S. 159, Nr. 543 an. Sie soll auch Lugd. 1588 und Teutsch übers. 1562 in 4. gedruckt sein.

2) Matthäus, 1640 zu Chatillon im Herzogthume Maine von nicht bemittelten Ältern geb., fing seine Studien zu Mans im Collegio der PP. Oratorii an, wurde auf das Zeugniß des berühmten Joh. Mascaron, nachdem er Philosophie studirt hatte, im J. 1661 in das Ordenshaus zu Paris aufgenommen. Um die schönen Wissenschaften anderwärts zu lehren, verließ er es wieder und erwarb sich durch seine Lehrgabe Beifall. Nachher beschäftigte er sich einige Jahre mit Selbststudium, besonders in der Theologie, las die heilige Schrift und die Kirchenväter; darauf predigte er viele Jahre in den Provinzen, in Paris und am Hofe mit dem glücklichsten Fortgange. In den letzten Jahren seines Lebens übernahm er, weil der für die Kirche S. Jean-en-Greve zur Fasten bestimmte Prediger fehlte, das Amt desselben und beschloß, an Kräften erschöpft, seinen rühmlichen Lauf am 22. März 1717 im Hause St. Honorati zu Paris. Seine Predigten sind zu Paris 1725 in 12. VI Vol. unter dem Titel: Sermons du père Hubert, Prêtre de l'Oratoire, erschienen [2]). (*Rotermund.*)

Hubertia *Bory de St. Vine*, s. Senecio *L.* (Ambavilla *Pers.* und daphnoides *Poir.*)

Huberts (Conrad), s. Hubert.

HUBERTSBURG, HUBERTUSBURG, Jagdschloß im Amte Mutzschen des leipziger Kreises im Königreiche Sachsen, nahe bei Wermsdorf, angelegt 1721 von August III., vergrößert und verschönert 1748, diente bis auf späte Zeiten zur Befriedigung der Jagdlust, oft mit ungeheuerm Aufwande, hatte schönen, doch im siebenjährigen Kriege zugleich mit dem Schlosse, auf Befehl des Königs Friedrich II. zerstörten Garten, prächtige katholische Hofkapelle (verschont geblieben), Steingutfabrik und 200 Einw. H. ist durch den Friedensschluß nach dem siebenjährigen Kriege 1763 und durch Stiftung des Heinrichsordens bekannt geworden. Im hubertsburger Walde sind die Spuren von zwei verwüsteten Schlössern. Der hubertsburger See ist sehr groß und fischreich. (*G. F. Winkler.*)

Hubertsburger Friede, s. u. Österreich, Preussen und siebenjähriger Krieg.

Hubertus (Biogr.), s. Humbertus. H. de Bobio und de Bonacurso, s. Ubertus.

HUBERTUSORDEN. Dieser königlich bairische Orden ist der älteste in Baiern. Die Veranlassung zu seiner Stiftung war folgende: Als Rainald IV., Herzog von Jülich und Geldern, im J. 1423 unbeerbt starb, folgte ihm seiner Schwester Enkel, Arnold von Egmont, in Geldern, und seines Vaters Bruders Enkel, Adolf II., Herzog von Berg, in Jülich. Arnold, mit seinem Antheile nicht zufrieden, suchte auch Jülich mit gewaffneter Hand zu nehmen, schloß jedoch bald nach angefangnem Streite mit Adolf einen zehnjährigen Waffenstillstand und Vergleich ab. Als Adolf 1437 ohne Erben starb, und ihm sein Vetter, Gerhard V., in Jülich gefolgt war, trat Arnold von neuem mit seinen vermeintlichen Ansprüchen darauf hervor, suchte sie durch die Waffen geltend zu machen, und rückte mit seinem Heere 1444 wirklich in das Jülichsche ein. Gerhard ging ihm, mit dem Gefühle für eine gerechte Sache zu streiten, entgegen, und schlug ihn bald und gänzlich bei Ravensberg in Westfalen, am Tage des heil. Hubertus. Zum Andenken an diesen merkwürdigen Sieg, der die Ansprüche wie die Heere Arnolds vernichtete, stiftete Gerhard im nämlichen Jahr einen Orden, seiner Ritterschaft Tapferkeit damit zu belohnen, und sie zu fester Treue zu ermuntern. Den heil. Hubertus wählte er zum Schutzpatron, und nannte seine Stiftung sowol Hubertsorden, als auch Orden vom Horne, weil die Ritter eine goldne Kette von Jagdhörnern trugen. Er blühte fort unter den Herzogen von Jülich, Berg und Cleve bis 1609, wo dies Geschlecht in männlicher Linie mit Herzog Johann Wilhelm erlosch, und nun der Successionskrieg zwischen Brandenburg, Pfalzneuburg, Pfalzzweibrücken und den sächsischen Häusern über den Besitz dieser Länder begann. Während dessen, und während des darauf folgenden dreißigjährigen Krieges, gedachte Niemand des Ordens, und als er auch noch ein halbes Jahrhundert nach dem westfälischen Frieden vergessen blieb, so schien er erloschen zu sein. Allein, als Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz, aus dem Hause Neuburg, nach der bairischen Achtserklärung, 1709 das Erztruchseßamt mit der Oberpfalz erhielt, so rief er, als Besitzer eines Theils des Landes, dem der Orden ehedem angehörte, ihn in das Leben zurück, gab ihm Statuten, und erklärte sich selbst zum Großmeister davon. Kurfürst Karl Theodor von Baiern bestätigte und erweiterte die Statuten, welche im J. 1808 von neuem durchgesehen und den Zeitumständen angepaßt wurden. Sie bestimmen, daß der Hubertusorden aus einer Classe bestehen, und nie mehr als 12 Mitglieder, welche Inländer und altadeligen Geschlechts sein müssen, zählen soll. Diese bilden das Ordenscapitel, das jährlich am 12. Oct. gehalten wird, haben allein Stimme in diesem Ca-

1) *Wetzel*, Hymnopoeogr. T. I. p. 461. 2) Vgl. Lambert, Gel. Gesch. der Regier. Ludwigs XIV. 1. Bd. S. 296.

pitel, müssen die Aufzunehmenden prüfen, und dem König, als Großmeister des Ordens, darüber Vorschläge thun. Ihre Ergänzung wird aus den Commandeuren des Ordens der bairischen Krone genommen, wenn sie sich dazu eignen, und diese Stelle sechs Jahre bekleidet haben. Nur in ihrer Ermangelung werden jüngre gewählt, und solche Promotionen finden nur jährlich einmal am 12. Oct. statt. Außer diesen 12 Mitgliedern kann der Orden aber an so viele Fremde gegeben werden, als es dem Großmeister beliebt. Für diese ist er jedoch nur eine Decoration. Früher erhielten ihn auf diese Art nur Fürsten oder Prinzen regierender Häuser; in neuern Zeiten scheint dies nicht mehr Grundsatz geblieben zu sein. Die Gebühren bei der Aufnahme betragen für eine fürstliche Person 200 Dukaten, für einen Grafen oder Edelmann 100 Dukaten und 100 Kaisergulden.

Die Decoration des Hubertusordens ist ein weiß emaillirtes goldnes Kreuz, mit acht Spitzen, worauf goldne Kugeln stecken. In den Winkeln desselben sind goldne Strahlen. Auf der Vorderseite des runden Mittelschildes ist auf grünem Grunde die Bekehrungsscene des Hubertus, wobei sein Jagdhund und sein Knecht, der das Pferd hält, zugegen waren, in Gold dargestellt. Auf der Umseite ist der Reichsapfel mit dem Kreuz, in der Form einer Weltkugel, umgeben von den Worten: In memoriam recuperatae dignitatis avitae 1708, welche sich auf die 1709 geschehene Erneuerung und Wiederherstellung des Ordens beziehen. Gewöhnlich wird dies Ordenskreuz an einem hochrothen Bande mit grüner Einfassung von der Linken zur Rechten getragen, bei feierlichen Gelegenheiten aber, wo die Ritter in einer eignen Festordenskleidung in altspanischem Geschmacke, von schwarzer und ponceaurother Farbe, erscheinen, an einer goldnen Kette. Diese besteht aus 42 Gliedern, wovon eins um das andre den verschlungnen Namenszug Karl Theodors, der abwechselnd roth und grün emaillirt ist, und die Bekehrungsscene des Hubertus darstellt. Außer dem Ordenskreuze tragen die Ritter auf der linken Brust einen silbernen Stern, worauf ein goldnes, mit weißen und rothen Quadraten angefülltes Kreuz liegt, in dessen rundem, hochrothem Mittelschilde man die mit goldner altteutscher oder gothischer Schrift geschriebenen Worte liest: In Trau vast; In der Treue sei fest, beharrlich! *(F. Gottschalck.)*

HUBERTY (St. Dem.), gegen 1760 zu Manheim geb., wo ihr Vater noch 1771 Repetitor der dortigen französischen Oper war. Schon da erlangte sie durch die vielen Proben, denen sie beiwohnte, bedeutende Sicherheit im Treffen, und stand bald ihrem Vater in seinen schweren Geschäften bei. Als diese Operngesellschaft wieder nach Frankreich zurückkehrte, behielt der Vater seinen Posten und kam mit ihr nach mancherlei Vorfällen auch nach Paris, wo sich die Familie Anfangs kümmerlich durchhelfen mußte, sodaß die arme H. ihrer geringen und unmodischen Kleidung wegen nicht selten den Spott ihrer Umgebung erdulden mußte. Nachdem aber der Ritter Gluck mit seinen Opern daselbst so außerordentliches Aufsehen erregte und zum Einüben derselben tüchtigen Beistand brauchte, wählte er die kenntnißreiche und überaus starke Sängerin zu seiner Gehülfin auf dem Theater, die bald den Sängerinnen einzelne Stücke vortragen, bald in ganzen Rollen aushelfen mußte. Ihre vortreffliche Stimme, gründliche Methode, sichre Gewandtheit und vor Allem ihr gebildeter Geschmack erhoben sie in Kurzem so sehr, daß ganz Paris ihres Preises voll wurde. Sie stieg bald zu einer solchen Höhe, daß man sie die Theatergöttin der Pariser nannte, und viele Jahre hindurch nicht Worte genug zu ihrer Verherrlichung finden konnte. 1790 wurde sie die Gemahlin des Grafen d'Entragues und schied vom Theater zum Bedauern Aller. Gleich das folgende Jahr versetzte ihren Gemahl in die Nothwendigkeit auszuwandern. Sie folgte ihm nach Mailand, wo er als russischer Geschäftsträger eine Zeitlang sich aufgehalten haben soll. Darauf wurden sie von den Franzosen als Gefangne zurückgeführt, fanden aber Mittel, der Haft zu entkommen und begaben sich nach Grätz, wo sie in hoher Achtung privatisirten. Nur einmal ließ sie sich dort öffentlich hören zum Vortheile der Armen. Die enthauptete Königin der Franzosen hatte ihr, als Vorsteherin ihres Concerts, den St. Michaelsorden verliehen, den sie fortwährend trug bis an ihren Tod, dessen Jahr ebenso wenig genau angegeben werden kann, als ihr eigentliches Geburtsjahr. *(G. W. Fink.)*

Hubgüter, f. Bauerngut und Hufe.

HÜBLER (Daniel Gotthold Joseph), Conrector an dem Gymnasium zu Freiberg im sächsischen Erzgebirge, wo er den 15. Sept. 1734 geb. war. Seinen Vater, der daselbst Archidiakonus war, verlor er schon im 11. Jahre. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er seine erste wissenschaftliche Ausbildung erhielt, zeichnete er sich durch immer regen, musterhaften Fleiß und ein untadelhaftes Verhalten rühmlich aus; allein der Unterricht, den er erhielt, war mangelhaft und einseitig, denn der sonst gelehrte und als Schriftsteller rühmlich bekannte Rector Biedermann hielt streng ob der alten, von Luther und Melanchthon eingeführten Lehrweise. Desto nützlicher wurde für Hüblern der Unterricht Ernesti's, den er seit 1754 auf der Hochschule zu Leipzig benutzte, und von dem er zuerst lernte, wie man die Alten lesen, und wie er selbst lesen und studiren müsse. Nachdem er einige Jahre in angesehenen Familien Hauslehrer gewesen war, kam er 1765 als Tertius an das Gymnasium seiner Vaterstadt, erhielt 1771 das Conrectorat, und verwaltete dieses, bis er den 4. April 1805 unverheirathet starb. Daß ihm, bei einer zweimaligen Erledigung, das Rectorat nicht zu Theil wurde, kam hauptsächlich daher, weil er sich das erste Mal nicht entschließen konnte, um dasselbe anzuhalten, und weil er sich das zweite Mal (1795) für zu alt hielt, um allen Pflichten dieses Amtes zu genügen. Indessen stand er mit seinen Collegen in einem guten Vernehmen, und die Maxime, die er in seinem Betragen gegen dieselben befolgte, drückte er mit den Worten aus: „Ich bin mit keinem zu sehr Freund gewesen, und habe mich gehütet, mit einem Feind zu werden." Als gelehrter Schulmann steht er ehrenvoll in der Reihe derjenigen, die sich um

die studirende Jugend hochverdient machten, und dieselbe auf dem sichersten Weg in das Heiligthum der Wissenschaften einführten. Ihm verdankte das freiberger Gymnasium zum Theil eine zweckmäßigere Behandlung der alten classischen Literatur im Geiste Ernesti's, und die Einführung andrer nützlicher Zweige des Unterrichts, nach den Foderungen eines guten Zeitgeistes. Er selbst besaß in einem hohen Grade die Eigenschaften, die den vorzüglichen Schulmann bilden, und die Wirksamkeit des Unterrichts befördern. Mit einem sprechenden, sehr imponirenden Äußern und einem anziehenden mündlichen Vortrage verband er vortreffliche Geistesgaben; ein schnell fassendes starkes Gedächtniß, eine ausgezeichnet starke Urtheilskraft, Witz und vielen Schönheitssinn. Dazu kam ein lebendiger Eifer für wissenschaftliches Fortschreiten, der richtigste Überblick über das Gesammtgebiet der Schulwissenschaften, Liebe zu seinem Amt und zu seinen Schülern, und eine strenge Moralität. Ein Feind der Nachbeterei prüfte er Alles streng, und hielt auch seine Schüler zum eignen Forschen und Denken an. Am meisten drang er auf echte Geistesbildung durch ein gründliches Studium der Alten. Seine richtigen und wohlerwognen Ansichten hierüber enthalten die neun Programme, die er unter dem Titel drucken ließ: Die Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache auf Schulen, nach ihrer wahren Absicht und ihrem eigentlichen Nutzen dargestellt (Freib. 1788—1796. 4.), und die daraus entstandne gehaltreiche und musterhafte Schrift: Der verkannte Werth der classischen Schriftsteller in Rücksicht auf Bildung des Geistes (Breslau 1800.). In vielen andern kleinern, zum Theil anonym erschienenen Schriften, die Meusels gelehrtes Teutschland verzeichnet, erörtert er ebenfalls mehre, das Schulwesen betreffende u. a. Gegenstände mit geprüfter Einsicht: **Vicissitudines studiorum scholasticorum** (Freib. 1772. 4.); **De accuratione interpretis** (Ib. 1776. 4.); **De methodo mathematica** (Ib. 1780. 4.); **Animadversiones ad loca quaedam Ciceronis** (Ib. 1791. 4.); Über die Bedeutung des Worts Gratulari (Ebds. 1791. 4.). Am bekanntesten wurde er als Schriftsteller durch seine mit verdientem Beifall aufgenommenen historischen Arbeiten: Synchronistische Tabellen der Völkergeschichte, hauptsächlich nach Gatterers Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte (Freib. 3 Liefer. 1796 fg.; 3. Aufl. [bis 1453] 1802. Querfol.); Synchron. Tabellen der neuern Geschichte der europäischen Staaten (Ebds. 1804. 2 Liefer. gr. 4.); Handbuch der allgemeinen Völkergeschichte alter Zeiten, vom Anfange der Staaten bis zum Ende der röm. Republik (Ebds. 1798—1802; zweite wohlfeile Aufl. Ebds. 1814. 5 Bde.). Auch unter dem Titel: Vorlesungen über die synchronist. Tabellen der allgem. Völkergeschichte, fortgesetzt: Geschichte der Römer unter den Imperatoren, wie auch der gleichzeitigen Völker (Ebds. 1803—1807. 4 Bde.). Die Tabellen sind mit großer Mühe und bewundernswürdiger Genauigkeit entworfen, und übertreffen alle frühern ähnlichen Arbeiten. Auch das Handbuch ist ein gelungnes, seinem Verfasser Ehre machendes Werk zu nennen. Zwar stößt man in demselben nirgends auf neue Ansichten, und selten auf eigne Bemerkungen; dagegen findet man das Neue, was in den Schriften eines Heeren, Eichhorn, Schlözer, Michaelis rc. vorkommt, mit Sorgfalt ausgehoben, und auf eine lehrreiche und angenehme Art zusammengestellt. Nur selten vermißt man eigentliches Quellenstudium, überall aber wird man gewahr, daß der Verfasser, nebst eignen historischen Kenntnissen, auch eine gesunde Beurtheilungskraft besaß, um das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden, und die vorzüglichsten Begebenheiten im Zusammenhange vorzutragen. Im bürgerlichen Leben zeichnete sich Hübler als angenehmer Gesellschafter, treuer Freund und echter Patriot rühmlich aus*). *(Baur.)*

HUBMEIER, HUEBMAJER, HUBMEYER oder **HIEBMEIER** und **HUBMÖR**, 1) Balthasar, wie er sich selbst in seinen Schriften nannte, Doctor der Theologie, einer der berühmtesten Wiedertäufer im Zeitalter der Reformation, von Joachim Vadianus **eloquentissimus** und **humanissimus vir** genannt. Er war zu Friedberg, einem bairischen Städtchen an der schwäbischen Grenze, geboren, weswegen er sich auch den Namen Friedberger und Pacimontanus beilegte. Mit guten grammatischen und andern Vorkenntnissen ausgerüstet kam er auf die hohe Schule zu Freiburg im Breisgau, wo er vornehmlich den Unterricht des in der Reformationsgeschichte wohlbekannten Dr. Johann Eck genoß, dessen Vorlesungen er fleißig nachschrieb und wiederholte, mit dem er sich aber später entzweite, und gegen den er selbst in einer Schrift zu Felde zog [1]). Man wollte ihn bereden, die Arzneiwissenschaft zu studiren, er setzte aber seine theologischen Studien so lange fort, bis ihn Armuth nöthigte, die hohe Schule zu verlassen, und eine Schullehrerstelle in Schafhausen anzunehmen. Nach einiger Zeit kam er wieder nach Freiburg zurück, wurde Baccalaureus der Theologie, und zeichnete sich in Disputation, Vorlesungen und Predigten so rühmlich aus, daß er 1512 als Professor der Theologie und erster Stadtpfarrer nach Ingolstadt berufen wurde, wo er auch die theologische Doctorwürde erhielt. Nachdem er dieses Amt drei Jahre und fünf Monate verwaltet hatte, folgte er einem Rufe nach Regensburg als Prediger an der Kapelle zu der schönen Maria. Da er aber Luthers Grundsätzen an-

---

*) Dankbare Erinnerungen an Hübler, von C. G. Flade. (Freib. 1805.). Ebend. Nachrichten über Hüblers Leben, Charakter und Schriften (Ebend. 1806.). Charakteristische Skizze Hüblers von J. B. Bidermann (Ebend. 1805.). Nachrichten und Charakt. H.'s von F. A. Hecht (Ebend. 1808.). Hall. allgem. Lit.-Zeitung. 1807. Nr. 261.

1) Sie führt den Titel: Schlußreden, die Baldazar Friedberger, Pfarrer zu Waltzhut, ein Bruder Hulbrich Zwingli's, dem Joanni Eckio zu Ingoldstatt, die meysterlich zu examiniern fürbotten hat. In dem span des glaubens, wo zwen streytig sind, wer doch sölle sin der recht Richter. (Ein Bogen in 4., ohne Jahr, vermuthlich 1524). Den Inhalt dieser und einiger andern Schriften Hubmörs gibt Prof. Veesenmeyer an in Stäudlins, Tzschirners und Vaters kirchenhistor. Archiv für 1826. 2. St. S. 228 fg. Eck nennt dagegen Hubmörn in seinem Enchiridion locor. communium einen Irrlehrer, und führt ihn in seinen 404 Artikeln, worüber er zu Augsburg 1530 disputiren wollte, unter den Ketzern auf.

hing und seine freisinnigen Ideen in Baiern zu verbreiten suchte, mußte er das Land räumen, erhielt aber dagegen eine Predigerstelle zu Waldshut am Rhein oberhalb Basel. Weil er sich während seines Aufenthaltes daselbst von Thomas Münzer verführen ließ, der Secte der Wiedertäufer beitrat, und öffentlich gegen den Kirchenglauben zu Felde zog, so ward er nach einigen Jahren vertrieben und mußte nach Zürich flüchten, wo er in das Gefängniß kam, und nach dreitägiger Disputation mit Zwingli widerrief. Bald kehrte er wieder zu seinen frühern Behauptungen zurück, verwarf mit vielen, zum Theil scharfsinnigen, Gründen die Kindertaufe, lehrte dagegen die Wiedertaufe, und schrieb mit Heftigkeit gegen alle, die seinen zum Theil schwärmerischen Behauptungen widersprachen. Aus der Schweiz vertrieben kam er endlich nach Mähren, suchte auch hier, als Vorsteher der wiedertäuferischen Gemeinde zu Nicolsburg, seine Lehre auszubreiten, predigte Aufruhr gegen die Obrigkeit, und wurde deswegen auf Befehl des Kaisers Ferdinand verhaftet und nach Wien gebracht. Ein Religionsgespräch, das der Bischof von Wien, Johann Faber, mit andern Theologen veranstaltete, um Hubmeier auf andre Gesinnungen zu bringen, änderte wenig, veranlaßte aber den letztern, in einer schriftlichen Erklärung an eine künftige Kirchenversammlung zu appelliren. Allein diese Appellation blieb unbeachtet, vielmehr wurde er als ein Ketzer und Empörer, der die Bande der bürgerlichen Gesellschaft aufzulösen trachtete, zum Feuertode verurtheilt, und am 10. März 1528 zu Wien lebendig verbrannt[2]). Seine mit ihm gefangne Gattin wurde in der Donau ersäuft. Hubmör war ein gelehrter und scharfsinniger Mann, und zu seiner Zeit das Haupt der Wiedertäufer, besonders in der Schweiz, der in dieser Beziehung eine Celebrität genoß, wie nur wenige von seiner Secte. Mit Consequenz und Gewandtheit wußte er sein angenommenes System zu vertheidigen, und was er nach angestellter Prüfung für wahr erkannte, that er ohne Menschenfurcht öffentlich kund, und suchte es zu verbreiten, war aber im Vortrage seiner Meinungen zuweilen dunkel, weil er die Sprache nicht genug in seiner Gewalt hatte. Von Schwärmerei ist er ebenso wenig freizusprechen, als von einem störrischen Beharren bei seinen Behauptungen, und von einer leidenschaftlichen Heftigkeit und Bitterkeit im Streite mit seinen Widersachern, die ihn indessen gewöhnlich mit ebenso viel Unglimpf behandelten. In der Lehre vom Abendmahle war er Zwingli's Meinung zugethan, und er ließ eine Abendmahlsagende drucken[3]), die sich durch Einfachheit und erbauliche Würde und Feierlichkeit empfiehlt. Auch eine Taufagende schrieb er[4]), und als Bestreiter der Kindertaufe und Verfechter des Wiedertaufens machte er seinen Gegnern den Sieg keineswegs leicht. Der Vorwurf, daß er die öffentliche Ruhe gestört und Aufruhr gegen die Obrigkeit gepredigt habe, beruht mehr auf Beschuldigungen erklärter Feinde, als beglaubigten Zeugnissen. Das vollständigste Verzeichniß seiner Schriften findet man in den dresdnischen Anzeigen vom Jahre 1756, S. 546 fg., wo 20 Schriften von ihm angeführt werden. Wir bemerken, außer den schon angeführten, folgende: Ein ernstliche Christenliche Erbietung an einen ersamen Rate zu Schaffhusen (1523. 4.); er erbietet sich darin zu einer öffentlichen Disputation, um seine Lehre zu rechtfertigen. Von der Christlichen Tauff der Gläubigen ausgangen 1523. 4. Schreiben an den Edlen rc. Herren Burgermeister, kleinen und großen Rath der Stadt Zürich (Waldsh. 1525.); betrifft seinen Streit mit Zwingli wegen der Kindertaufe. Ein Gespräch B. Hubmörs auf Mayster Ulr. Zwinglius Tauffbüchlein (Nicolsb. 1526. 4.). Der vralten, und gar neuen Leerer vrtail, das man die jungen kindlein nit tauffen solle, bis sy im Glauben vnderrigt sind (Ebds. 1526. 4.). Von ketzern vnd iren verbrenner vergleichung der Geschäften, durch Dr. Balth. Fridbergern zu gefallen Bruder Anthonium vicarien zu Costanz dem außerlesnen Thorwächter on ain Pusannen. Die wahrhait ist vntödtlich (Anno M. D. 24. Jar. 4. ein Bogen[5]). *(Baur.)*

2) Hippolyt, zu Laber im Fürstenthume Neuburg gegen 1567 geboren, studirte seit 1595 zu Jena sieben Jahre, disputirte verschiedene Male, ward Magister, kaiserlich gekrönter Dichter und hielt daselbst philosophische

---

2) Eine (wahrscheinlich nicht unparteiische) Nachricht von Hubmör's Ketzereien und Hinrichtung gibt der genannte Bischof Joh. Faber in der Schrift: Ursach, warumb der widertuffer Patron, und erster Anfenger Doctor Balth. Hubmayer zu Wien auf den 10 Tag Martii Anno 1528 verbrennet sey. S. l. e. a. (Wien 1528. 4) Drei Bogen. Einen Auszug aus dieser Schrift gibt Hummel in seiner Bibliothek von seltnen Büchern. 1. Bd. S. 218—227. 3) Unter dem Titel: Ein Form des Nachtmals Christi. D. Balthasar Hubmör von Fridberg. (1527. 4.) 2½ Bogen, wahrscheinlich zu Nicolsburg gedruckt. Einen Auszug gibt Beesenmeyer a. a. O. S. 239 fg. In fünf verschiednen kleinen Schriften handelt er vom heil. Abendmahl, am vollständigsten entwickelt er seine Meinung in derjenigen, die unter dem Titel erschien: Ein ainfeltiger vnderricht, Auff die wort, das ist der Leib mein, in dem Nachtmal CHRISTI. D. Balth. Hübmör von Fridberg. (Nicolsburg 1526. 4.) 3½ Bogen. S. Beesenmeyer a. a. O. S. 235 fg. Kurz drückt er seine Überzeugung von der Abendmahlslehre in seinem Glaubensbekenntniß aus, welches in den Unschuldigen Nachrichten 1746. S. 902 fg. nach der 1527 erschienenen ersten Ausgabe abgedruckt ist.

4) Sie ist vollständig abgedruckt in des jüngern Schelhorn Beiträgen zur Erläuterung der Gesch. 3. St. S. 91 fg. 5) Ausführlich findet man sein Leben, nebst seinem Bildnisse, in C. V. S. iconica et historica descriptione praecipuorum haeresiarcharum (Arnh. 1609. fol.). Ferner: Afbeeldinge ende historie, Doct. Balth. Hubmor van Fridburch, zyne leere ende articulen int cort beschreben (Amst.). Greuel der vornehmsten Hauptketzer (Leyden 1600.). Raupach, Evangel. Österr. 1. Bd. S. 23. Schelhorn (der Vater), Acta hist. eccles. sec. XV et XVI. P. I. p. 100, 286. Schelhorn (der Sohn), Samml. für die Gesch. 1. Bd. S. 314. Dessen Beiträge zur Erlern. d. Gesch. 3. St. S. 89, u. die Recension dieser Beiträge im literar. Museum. 2. Bd. S. 449. Haller, Biblioth. der Schweizergesch. 2. Bd. S. 260. Winter, Geschichte der bairischen Wiedertäufer, S. 65—76. Füßlin, Beiträge zur Reform.-Gesch. 5. Th. S. 397. *Klausing*, Diss. de misera morte haeret. p. 52. Kobolt, Bair. Gelehrten-Lex. S. 345. Ergänz. u. Berichtig. S. 163 und 345. Fuhrmann, Handwörterbuch der Kirchengesch. 2. Bd.

Vorlesungen, kam 1605 als Pädagogiarch an das Gymnasium in Göttingen, 1611 als Rector nach Gera, 1620 als Director an das Casimirianum in Coburg, verwaltete dabei seit 1622 das Bibliothekariat bei der fürstlichen Bibliothek Johann Casimirs, und ward, weil er unverträglich mit seinen Collegen war, auch seine Schulden von seiner Stelle nicht bezahlen konnte, 1623 oberster Prediger in Schalkau und der Erste daselbst mit dem Prädicat eines Inspectors, 1632 Superintendent zu Heldburg, und starb am 9. Decbr. 1637. Er schrieb: Dispp. de Respectivis, de Conjugatis et notatione, de toto et partibus, de genere et specie (Jenae 1604.); Programmata, Orat. Parental. Petro Piscatori dicta den 3. Februar 1611, abgedruckt in *Witten*, Memor. Theolog. Decas I. p. 39—59. Orat. Parent. Facta Henrico VIII. Filiolo Henrici junioris (Gerae 1614. 4.). Noch andre Dispp., Progr. Gedichte in verschiednen Werken abgedruckt. Von ihm ist die Erklärung der BB. Samuels in der sogen. Ernestinischen Bibel*). (*Rotermund.*)

HÜBNER, 1) Bartholomäus, aus Erfurt gebürtig, studirte daselbst seit 1562, und gab in demselben Jahre schon seine erste Schrift (eine metrische Bearbeitung der Geschichte des Propheten Jonas) heraus, setzte nachher seine Studien in Wittenberg weiter fort, und wurde 1566 zu Erfurt Magister. Anfangs widmete er sich dem Schulstande, und erscheint 1573 als Rector der Schule zu Weimar; nachher aber legte er sich auf die Medicin, erlangte in dieser Wissenschaft die Doctorwürde, und kehrte nach Erfurt zurück, wo wir ihn schon 1580 wiederfinden, und wo er sich theils als praktischer Arzt, theils als Lehrer bei der Universität beschäftigte. Er galt zu seiner Zeit sowol für einen guten lateinischen Dichter, als für einen geschickten Arzt. In letztrer Eigenschaft war er ein heftiger Gegner des Paracelsus, und wurde durch die Bekämpfung der Paracelsischen Medicin besonders mit Johann Gramann in lebhafte Streitigkeiten verwickelt. Dieser Gramann war früher Pfarrer zu Schönstädt gewesen, hatte sich nachher auf Medicin und Chymie gelegt, und in Erfurt, zwar mit Erlaubniß des Rathes, aber mit Widerspruch der medicinischen Facultät, als Arzt niedergelassen, wo er nun die Paracelsische Medicin auszubreiten suchte. Er gab unter andern heraus: Tractatus de Pharmaco purgante, quod Galeni mancipia, Pseudomedici ac Logiatri, suis catharticis et purgantibus, cum sint deleteria, venenosa, corrosiva, nullo Spagirices artificio separata, digesta atque correcta, plurimum obsint (Erf. 1593. 4.) und: Apologetica refutatio calumniae, qua Paracelsistae philosophi et medici saniores nimis violenta, corrosiva, deleteria, aegris propinare dicuntur (Erf. 1593. 4.). Da er in diesen Schriften die Galenischen Ärzte mit heftigen Vorwürfen und Schmähungen angriff, so wurden dagegen, sowol von dem damaligen Senior der medic. Fac., D. Quemt, als von Barthol. Hübner, Widerlegungen an den Collegien angeschlagen, und H. hielt zur vollständigern Vertheidigung der Galenischen Medicin eine öffentliche Rede, die hernach gedruckt wurde, unter dem Titel: Oratio de veris immotisque fundamentis artis medicae et Philosophiae, deque impietate, portentosis et perniciosis erroribus phil. Paracelsi et Sectariorum ejus, quibus Theologiam pariter et Philosophiam cum Medicina nefarie conspurcant (Erf. 1593.) Gramann schrieb dagegen wieder: Responsio ad Programmata quorundam Antichimistarum, in qua, caeteris calumniis refutatis, imperfectio artis Galenicae ostenditur, atque gloriosa ista ostentatio de fundamentis optime constitutis et firmissimis rationibus demonstratis, multisque seculis comprobatis, redarguitur (Erf. 1594. 4.). Hübner scheint sich in dieser Sache nicht weiter schriftlich erklärt zu haben; statt dessen trat gegen Gramann nun der bekannte Andreas Libavius auf. (Dess. Neo-Paracelsica, in quibus vetus medicina defenditur adversus Amwaldum et Gramannum. Francof. 1594.) In Erfurt scheint indessen der Streit persönlich fortgegangen zu sein, und der hieraus entstandne Verdruß mag nicht wenig dazu beigetragen haben, Hübners Tod zu beschleunigen, der im Jahre 1597 erfolgte*).

(*H. A. Erhard.*)

2) Christian Gotthelf, wurde am 12. März 1772 zu Chemnitz geboren, wo sein Vater, Johann Friedrich, als Kaufmann lebte. Seine Mutter, Christiane Dorothea, war eine geborne Hanf. Nachdem er auf dem Lyceum seiner Vaterstadt den Unterricht der damaligen Lehrer Kretzschmar, Börner, Lessing und Rothe genossen hatte, begann er zu Ostern 1789 seine akademischen Studien in Leipzig. Hier waren in der Philosophie Cäsar und Platner, in der Philologie aber, für die er sich ganz besonders interessirte, August Wilhelm und Joh. Christ. Gottlieb Ernesti, Reiz und Beck seine Lehrer; außerdem besuchte er noch Wenks historische Vorlesungen. Zu Ostern 1790 begab er sich nach Wittenberg, um die Vorträge Reinhards über die Philosophie und Schröckhs über die Geschichte benutzen zu können; wobei ihm zugleich die juristischen Vorlesungen von Wernsdorf und Wilisch nützlich wurden. Seit seiner Rückkehr nach Leipzig zu Ostern

---

*) Vergl. mein gelehrtes Hanover. 2. Bd. S. 421.

*) Hübners Schriften, von denen ich nirgends ein vollständiges Verzeichniß finde, sind, soviel mir bekannt: 1) Jonae Prophetae Historia, Carmine elegiaco conscripta (Erf. 1562.). 2) Gratulationum Carmine conscriptarum libri II (Erf. 1569.). Sind zum Theil an damals berühmte Männer gerichtet, und daher für die Literärgeschichte nicht unwichtig. 3) Prodromus suspensae disputationi D. Henr. Fabri de Lichenibus praemissus, in quo de Mercurio sublimato potissimum agitur (Erf. 1580.). Hiermit begann er seine medicinische Schriftsteller-Laufbahn, und zugleich seine Fehde gegen die Paracelsische Medicin, in der bekanntlich der Merkur eine große Rolle spielte. 4) Oratio de optima Imperii seu gubernationis Reipublicae forma, recit. in Acad. Erford. cum novus Rector inaugur. etc. (Erf. 1581. 4.). 5) Erotica casta; quibus adjuncta est nuptial. versuum etc. farrago (Erf. 1587.). 6) Speisebüchlein, darinnen kurzer Unterricht vom Essen und Trinken, auch von allerlei Speisen und Getränk, so zur menschlichen Nahrung dienlich und im täglichen Gebrauch sind, den Einfältigen zu Gut angezeigt wird (Erf. 1588.). Sein bedeutendstes Werk; verm. von Dan. Lipsius (Jena 1607.). 7) Capita de morbis incurabilibus (Erf. 1589. 4.) Seine letzte Schrift ist die oben schon angezeigte Rede gegen Gramann.

1791 wandte er seine Aufmerksamkeit ungetheilt auf die Jurisprudenz, namentlich auf den civilistischen Theil derselben, wozu ihm die Vorträge von Sammet, Biener, Schott, Stockmann, Reichel, Einert, Bauer und Rau die zweckmäßigste Anleitung gaben. Im J. 1793 ward Hübner Baccalaureus der Rechte, und machte sich zu gleicher Zeit durch die beiden kleinen Schriftchen: **De vera Esaiae et Samuëlis Puffendorfiorum patria, Obs. ad hist. litt. pertinens (Lips. 1793.)** und: **Meditationes, quomodo juvenes jurisprudentiae se destinantes jam in scholis ad studiorum rationem recte instituendam sint praeparandi (Lips. 1793.)**, vortheilhaft bekannt. Zu Folge seiner Absicht, dem academischen Leben sich zu widmen, begann er zu Ostern 1794, nachdem er Doctor der Philosophie geworden war, Vorlesungen über das römische Recht zu halten. Bald darauf, den 30. Jul. desselben Jahres, habilitirte er sich durch die Vertheidigung seiner Dissertation: **Hist. legg. Rom. ad sepulturas pertinentium specimen primum (Lips. 1794. 4.)**, auf dem philosophischen Katheder, und promovirte sodann am 24. Sept. 1795, nachdem er deshalb das **specimen secundum** der eben angeführten Dissertation vertheidigt hatte, als **Doctor juris**. Seitdem hatten seine, durch zunehmenden Beifall unterstützten Vorlesungen über einzelne Theile des römischen Rechts ungestörten Fortgang; auch verband er damit sehr bald Vorlesungen über andre Rechtstheile, wie z. B. Proceß, Kirchenrecht und Criminalrecht, und über philologische Materien. Da überdies mehrfache literarische Arbeiten, obwol sie größtentheils anonym oder unter fremden Namen bekannt wurden, ihm allgemeine Achtung erwarben, so erhielt er im J. 1798 eine außerordentliche Professur der Rechte, welche er am 26. Sept. d. J. mit einer (ungedruckt gebliebenen) Rede: **De jurisprudentiae ecclesiasticae fructibus** antrat. Das Einladungsprogramm dazu hat den Titel: **Observationes edicto vario aedilium curulium adspersae (Lips. 1798. 4.)**. Seine akademische Thätigkeit erweiterte sich nun immer mehr und verschaffte ihm, unter Haubolds Mitwirkung, im Jahre 1803 einen Ruf an die Universität zu Greifswald. Nach Beseitigung mancher Bedenklichkeiten war H. wirklich gesonnen, darauf einzugehen, als ihm zu Anfange des Jahres 1804 von Jena aus der Antrag gemacht wurde, als vierter ordentlicher Professor der Rechte und Beisitzer des dortigen Hofgerichts und Schöppenstuhls dahin zu kommen. Er folgte im September dieses Jahres diesem letzten Rufe, und sah sehr bald auch auf dieser Universität einen sehr anhänglichen Schülerkreis um sich versammelt. Ebenso gestalteten sich seine collegialischen Verhältnisse mit den übrigen Professoren in Jena sehr angenehm, und versprachen ihm eine lange, freudige Wirksamkeit; während andrerseits durch seine Verheirathung mit einer Tochter des Vice-Präsidenten Eichmann zu Altenburg seine persönliche Stellung an Festigkeit gewann. Allein seine ununterbrochen beibehaltne, sitzende Lebensart hatte ihm schon in Leipzig einen Anfall von Selbsucht zugezogen, der in Jena sich wiederholte, und, verstärkt durch die Nachwirkungen der Schreckenstage vom 13. und 14. Oct. 1806, in eine Schwindsucht überging, welcher Hübner leider schon am 16. Mai 1808 gänzlich unterlag. Noch wenige Tage vor seinem Tode war er zu der erledigten dritten Professur der Rechte designirt worden, und hatte auch schon früher den Charakter eines herzoglich sächs. Hofraths bekommen.

Die literarischen Leistungen dieses, der Welt viel zu früh entrissenen Gelehrten concentriren sich vorzugsweise in der civilistischen Jurisprudenz. In diesem Fach aber finden wir seine eigenthümlichsten Ansichten, in dem von ihm anonym herausgegebenen Werke: „Berichtigungen und Zusätze zu den Institutionen des römischen Rechts, als Anhang zu Höpfners Commentar und als Materialiensammlung zu einem künftigen neuen Institutionencommentare zu gebrauchen (Leipzig 1801.)" näher entwickelt. Zwar ist es nicht zu leugnen, daß H. hier und da in seinem Urtheil über Höpfners Behandlungsart der Institutionen und über das zu Grunde liegende Compendium von Heineccius sich sehr scharf und schneidend ausspricht, allein es kann doch auch nicht in Abrede gestellt werden, daß er seine Ideen meistens richtig begründet und höchst geistvoll vorgetragen hat [1]).

Unter H.'s übrigen civilistischen Abhandlungen, die namentlich von großer Kenntniß der römischen Antiquitäten zeugen, verdienen außer seiner schon obengenannten Inauguraldissertation über die **leges sepulturam spectantes**, und dem ebenfalls angegebenen Programm von 1798 noch bemerkt zu werden das **Specim. Meditt. et Observ. ad Persii Satiras (Lips. 1797. Resp.** *Schindler*), die **Diss. ad Senatuscons. Macedonianum (Lips. 1798. Resp.** *Reiz*), welche höchst selten ist, da nur 150 Exemplare abgezogen wurden; die **conject. de natura obligg., quae quasi ex contractu et quasi ex delicto (Lips. 1802. Resp.** *Fr. Chr. Hübner*) und das **Specim. Proleg. ad titulum Digestorum de diversis regulis juris antiqui (Lips. 1803. Resp.** *Röntgen*). Namentlich diese letzte Abhandlung muß der nähern Beachtung aller derer empfohlen werden, welche von den Erfodernissen einer umsichtigen, historisch und dogmatisch richtig begründeten Einleitungsschrift über einen Gegenstand, der leider jetzt so sehr vernachlässigten juristischen Exegese, sich einen anschaulichen Begriff machen wollen. Auch gehören noch das **Specim. Verisimilium juris civilis (Lips. 1798.)**, die von Thibaut in dessen civilistischen Versuchen etwas heftig beantwortete **Diss. de juris civilis objectis (Lips. 1798.)**, das **Progr. de**

1) Das kleine Schriftchen (190 Seiten) ist, weil es anonym erschien und überhaupt Hübner viel zu zeitig verstarb, bei weitem nicht genug bekannt geworden, und enthält auch jetzt noch viele unbenutzte Materien. Vortrefflich sind darin besonders die Erörterungen über die Justinianeischen Rechtsbücher und ihr gegenseitiges Verhältniß, über den Gebrauch und Misbrauch der juristischen Definitionen, und über die juristische Auslegung. Selbst in den Punkten, wo die Theorie des Verfassers dem bedachtsamern Leser als irrig erscheinen muß, läßt sich doch der zur Vertheidigung derselben aufgewendete Scharfsinn nicht verkennen. Um somehr ist es zu bedauern, daß H. seinen anfänglichen Plan, diese Berichtigungen in einem zweiten Bändchen fortzusetzen, nicht ausgeführt hat.

conditione difficili, ultimis voluntatibus adscripta (Lips. 1798. 4.) und die disputationes testamentariae (Jenae 1806.) in diese Kategorie. Viele nennen Hübner auch noch als den wahren Verfasser mehrer andern, civilistisch-exegetischer, in den Jahren 1796—1803 zu Leipzig erschienenen juristischen Abhandlungen; und wenigstens die eigenthümliche Schreibart, auf welche H. viel Aufmerksamkeit verwendete, stimmt mit diesen Angaben meistens zusammen.

Daß H. aber auch die praktische Tendenz der Rechtswissenschaft richtiger zu würdigen verstand, als viele andre Civilisten, dafür enthalten die dahin gehörigen, aus seiner Feder geflossenen Schriften die genügendsten Beweise. Wir bemerken davon: 1) die sorgfältig bearbeitete Tabellensammlung, Ordo judiciorum Electoralium Saxonicorum secundum legem judiciariam novam et emendatam (Lips. 1795. 4.). 2) Die Monographie über die Anwendbarkeit der Bergbaustrafe in Teutschland (Leipzig 1796.). 3) Die tabellarischen Principia processus inquisitorii, maxime ex sententia legum morumque in Saxonia Electorali obtinentium (Lips. 1799.). 4) Die vortreffliche Monographie über Ehre, Ehelosigkeit, Ehrenstrafen und Injurien (Leipzig 1800.). 5) Die Biga quaestionum juris metallici Saxonici (Lips. 1802. Resp. *Repmann*). Auch verdient H. in dieser Beziehung als Herausgeber der Schrift von Aug. Fr. Schott genannt zu werden, welche den Titel führt: Grundlinien des processualischen Verfahrens in geringfügigen Sachen nach den chursächsischen Gesetzen; mit Anmerkungen und einer Beilage (Leipzig 1799.).

Selbst als Literator in allgemeiner Bedeutung hat sich H. mancherlei Verdienste erworben; besonders durch die in Verbindung mit K. A. Tittmann bewerkstelligte Herausgabe der Bibliothek kleiner juristischer Schriften (Leipzig 1800—1802. 3 Bde.), worin die damals erscheinenden kleinern akademischen Abhandlungen juristischen Inhalts mit Geist und ansprechender Klarheit beurtheilt wurden. Auch war er während des Jahres 1804 Mitarbeiter an der jenaischen allgemeinen Literaturzeitung.

Über H.'s Charakter als Mensch verdienen hier Eichstädts Worte, in dessen Memoria *Hübneri* (Jenae 1808. Fol.) einen Platz. „Erat Hübneri animus" heißt es daselbst S. 6. „ad praeclara quaevis vel natura formatus, vel doctrina excultus: erat simplex, apertus, nil simulati habens, nil reconditi: favebat amicis, lubenter opitulabatur miseris, de omnibus bene mereri studebat: sed a pertinaciori animi firmitate ipsum abalienaverat timiditas, orta paternae disciplinae rigore, aucta domesticis difficultatibus, postremo etiam valetudinis imbecillitate paene in naturae consuetudinem versa. Itaque, quamvis nonnisi proba et honesta consilia et ipse suscipere cuperet, et in aliis probaret: tamen in iis capiendis saepe tardus erat, saepe meticulosus; in exsequendis, praesertim ubi inexspectatae difficultates objiciebantur, nec forte repentino quodam ardore pectus incaluerat, non modo cunctator, sed interdum quoque inconstans reperiebatur. Nec ipse quo erat animi candore, illam vel timiditatem vel inconstantiam suam dissimulabat." Es paßt jedoch diese Schilderung mehr auf H.'s spätre, als frühere Lebensjahre; auch muß damit die ebendaselbst S. 7. befindliche Äußerung verbunden werden: „Quid petierit Hübnerus, nescimus: quid optaret, quid exspectaret, ipse dicere et prae se ferre solebat. Quemadmodum enim magna laudis cupiditas eum adolescentulum ad haec literarum studia impulerat, juvenem in iis, vel adversante natura, continuerat: sic eadem novo ardore incendit virum, omnibusque ejus coeptis et institutis vitam et vigorem velut afflavit" [2]. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

3) Eberhard Friedrich, war im J. 1763 zu Neuenstatt im Würtembergischen geboren. Seine wissenschaftliche Bildung verdankte er der Universität Tübingen. Dort widmete er sich dem Studium der Jurisprudenz, und wurde, nachdem er die philosophische Magisterwürde erlangt hatte, späterhin auch Doctor der Rechte. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn wurde ihm (1781) die Stelle eines Lehrers der lateinischen und griechischen Sprache und Literatur an der Carlsschule zu Stuttgart übertragen. Die Muße, die ihm dies Amt gönnte, benutzte er zu einigen literarischen Arbeiten. Ohne seinen Namen ließ er seine „Geschichten und Ursachen der holländischen Unruhen" (Frankf. und Leipzig 1787.), eine Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung (Stuttgart 1787.) und eine ziemlich unparteiisch abgefaßte Lebensschilderung des in mehrfacher Hinsicht übelberüchtigten Freiherrn von der Trenck drucken; mit einem Vorworte von Schubart (Ebend. 1788—1789. 3 Bdchn.); noch unvortheilhafter als in einer Sammlung vermischter Gedichte (Ebend. 1788—1791. 2 Theile) zeigte sich sein poetisches Talent in den verwandelten Ovidischen Verwandlungen (erstes bis drittes Buch. Ebend. 1790—1791.). Es war ein verunglückter Versuch, die komische Kraft und den Reichthum der disparaten Zusammenstellungen nachzuahmen, den Blumauer in seiner travestirten Äneide gezeigt hatte. Einem Werke, das 1799 aus seinem literarischen Nachlasse gedruckt ward, und ebenfalls humoristisch sein sollte, hatte er den Titel gegeben: „Johann Martin Spassers, Hofnarren und Hofpoeten des Kaisers von Rußland, des Herzogs von Würtemberg und des Königs von England, Pritschenschläge." In den Jahren 1791—1793 schrieb er die politische Zeitung, welche bei Cotta in Stuttgart erschien, und außer einer Diss. historico-juridica de salvis Imperatoris Imperiique in Italiam juribus (Stuttg. 1790. 4.) noch einige kleinere Schriften, welche Meusel verzeichnet hat [1].

2) Als Quellen sind bei diesem Artikel benutzt worden: Hübners eigne autobiographische Angaben in Ecks poetischem Programm: Vota pro pace. (Lips. 1794. 4.) No. III, und in Bauers Programm: Respons. jur. 58 et 59. (Lips. 1795. 4.) S. 17—19. *Eichstädt*, Memoria Chr. Gotth. Huebneri (Jenae 1808. fol.). Eck, Leipziger gelehrtes Tagebuch auf das Jahr 1794, S. 7 fg. und auf das Jahr 1798, S. 85. Die jenaische allgemeine Literaturzeitung vom Jahre 1808. Intelligenzbl. Nr. 35 und Nr. 42.

1) S. dessen Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 162 fg.

Im J. 1794 hatte H. die Stelle eines Regierungsregistrators in Stuttgart erhalten. Späterhin ward er Regierungssecretair. Er starb mit dem Charakter eines hohenlohe-schillingsfürstlischen Hofraths den 22. April 1799 [2]). (*Heinrich Döring.*)

4) Johann, Rector des Johanneums in Hamburg, war den 17. März 1668 zu Türchau, einem nahe bei Zittau in der Oberlausitz gelegnen Orte, geboren, wohin sich sein Großvater der Religion wegen aus Böhmen begeben hatte. Die Armuth seiner Ältern konnte ihn nicht hindern, auf dem Gymnasium in Zittau so viele Kenntnisse zu sammeln, um auf der hohen Schule zu Leipzig seine weitre Ausbildung zu verfolgen, und sich besonders in Geschichte, Philosophie und Theologie schätzbare Kenntnisse zu sammeln. Er erhielt 1691 die Magisterwürde, und erwarb sich durch Privatvorlesungen über Geographie und Geschichte, und bei den öffentlichen Disputationen soviel Achtung und Vertrauen, daß er 1694 als Rector nach Merseburg berufen wurde. Seinem literarischen Rufe hatte er es zu danken, daß ihm 1711 das Rectorat an dem Johanneum in Hamburg übertragen wurde, welches er bis an seinen Tod verwaltete, der am 31. März 1731 erfolgte. Hübner war für seine Zeit ein verdienter Schulmann, der als Schriftsteller auf Verbesserung und Erweiterung des Schulunterrichts wohlthätig einwirkte, und die harte Beurtheilung [1]) nicht verschuldete, die er zum Theil bei seinem Leben, noch mehr aber nach seinem Tod erfuhr, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß seine Schul- und Unterrichtsbücher längst in verdiente Vergessenheit gerathen, und durch bessere verdrängt worden sind, zu deren Bearbeitung und Einführung in den Schulen er aber den Weg bahnte. Sein vornehmstes Streben ging auf Verbreitung gemeinnütziger historischer und geographischer Kenntnisse, und auf Verbesserung der Lehrart derselben. Er verstand die nicht leichte Kunst, alles faßlich, deutlich und angenehm vorzutragen, und zwar in einer Ordnung, die ebenso leicht als natürlich war. Nicht nur die Abfassung seiner historischen und geographischen Unterrichtsbücher in Fragen und Antworten, sondern selbst die Anekdoten und Mährchen, die er in dieselben verwebte, trugen dazu bei, die Liebe zu diesen Studien zu verbreiten, und er wußte seine Unterrichtsweise geschickt so zu benutzen, daß dem Gedächtnisse andre wichtige Wahrheiten eingeprägt wurden. Das Behalten erleichterte er überdies durch eine strenge chronologische Ordnung, und den Gesichtspunkt erweiterte er dadurch, daß er die Aufmerksamkeit weit mehr als zuvor auf die neuere Geschichte lenkte. Hätte er mit dem großen Fleiße, den er auf die Verbreitung geographischer und historischer Kenntnisse verwendete, mehr Beurtheilungskraft, hingegen weniger Leichtgläubigkeit und Pedanterie verbunden, so würde er weit mehr geleistet haben; aber auch bei diesen Mängeln ist der Nutzen groß, den er stiftete, und seine Schriften wirkten in weitern Kreisen, als die irgend eines andern Schulmannes seiner Zeit. Von seinen kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie, die er zuerst (Leipz. 1693. 12.) ohne Namen herausgab, erschienen bei seinem Leben 36 Auflagen in mehr als 100,000 Abdrücken, und Übersetzungen ins Holländische, Englische, Französische, Italienische, Schwedische und Russische. Sein Atlas methodicus für die Schuljugend, der mehrmals bei Homann in Nürnberg herauskam, und die von ihm erfundne Art, die Landkarten zu illuminiren, von welcher Homann seit 1702 den ersten Gebrauch machte, dienten dem geographischen Studium zur Empfehlung. Er selbst besaß eine große Menge der besten Landkarten, wovon er in seinem Museum Geographicum oder Verzeichniß der besten Landkarten (Leipz. 1712, 1726, 1746.) Nachricht gibt. In vielen Auflagen verbreitet wurden seine kurzen Fragen aus der politischen Historia bis zum Ausgange des 17. Saeculi (Leipz. 1702—1721. 9 Bde. 12.); der zehnte Bd. unter dem Titel: Kurze Einleitung in die politische Historia (Ebend. 1722. 12.), zunächst für den Gebrauch der Jugend. Zu diesem Werke gehören: Supplemente (Ebend. 1708—1753. 48 St. oder 12 Bde. 12.). Am öftesten gedruckt, und auf die mannigfaltigste Weise neu bearbeitet, wurden seine zwei Mal 52 biblische Historien, die zuerst Leipz. 1714. gedruckt wurden [2]). Bei weitem die mühevollste unter seinen Arbeiten sind seine genealogischen Tabellen (Leipz. 1708—1733. 4 Bde. Qu.-Fol.), womit seine genealogischen Fragen (Ebend. 1719—1728, 1737. 4 Bde. 12.) zu verbinden sind. Bei aller Mangelhaftigkeit und theilweiser Unrichtigkeit haben seine Tabellen doch lange Zeit allein gute Dienste geleistet. Einen bleibenden Werth hat die von ihm mit J. A. Fabricius, Richey und Andern herausgegebene hamburgische Bibliotheca historica (Leipz. 1715—1729. 10 Centurien oder Theile. 12.), worin die vorzüglichsten historischen Werke, besonders des Mittelalters, nach Plan und Ausführung beurtheilt und meistens richtig gewürdigt werden. Auch zur Oratorie schrieb der fleißige Mann eine Anleitung, und denen, die sich auf die teutsche Poesie legen wollten, diente er ebenfalls mit einer kurzen Anweisung und einem poetischen Handbuche oder vollständigen Reimregister, dem er einen ausführlichen Unterricht von teutschen Reimen beifügte. Er selbst war ein sehr fruchtbarer Versmacher, und gab unter andern eine teutsche poetische Übersetzung des Büchleins Thomä

---

2) S. Haug, Gelehrtes Würtemberg, S. 102.

1) Man sehe seine abgenöthigte Vertheidigung seiner herausgegebenen Schriften, wider die unbillige Censur, welche sich Herr I. B. M. angemaßt hat (Leipzig 1710. 12.).

2) Von neuern Umarbeitungen der Hübner'schen biblischen Historien, die in vielen Schulen eingeführt sind, bemerken wir nur einige der vorzüglichsten: Horrer, Handbuch zu Hübners bibl. Historien. (Erfurt 1788.) 2 Bde. Hübners bibl. Historien zum Gebrauch für die Jugend und in Volksschulen, herausgeg. von F. C. Adler. 5. Aufl (Leipz. 1818.). Auserlesene Historien aus d. alten u. neuen Test. nach Hübner (von Rauschenbusch). 5. Aufl. (Schwelm 1817.). Bibl. Erzählungen nach Hübner von J. W. Trefurt (Hanov. 1818.). Zweimal 52 bibl. Erz. nach Hübner von S. C. G. Küster (Berl. 1819.). Zweimal 52 bibl. Hist. von Hübner. Für unsere Zeit verbessert von D. J. Lindner. Die hundertste der alten und die erste der neuen Aufl. (Leipzig 1828.).

a Kempis von der Nachfolge Christi (Leipzig 1727.) heraus. Zu den beiden Wörterbüchern, die seinen Namen führen, nämlich dem realen Staats-, Zeitungs- und Conversationslexikon (31. Aufl. erweitert, umgearbeitet und verbessert von F. A. Rüder. Leipz. 1824. 4 Bände mit vielen Bildnissen), und dem curiösen und realen Natur-, Kunst-, Berg-, Gewerb- und Handlungslexikon (ehemals herausgeg. von G. H. Zinker, jetzt aber aufs neue durchgehends verbessert und umgearbeitet. Leipzig, 1792.), hat er nur Vorreden geschrieben, aber sein Name diente beiden Werken zur Empfehlung, und beförderte ihre weite Verbreitung [3]). Er hinterließ einen Sohn

5) Johann, Licentiat der Rechte und Advocat in Hamburg, gestorben den 26. März 1758. Er hat mehre Schriften seines Vaters fortgesetzt und vollendet, und von Andern neue verbesserte Auflagen besorgt, namentlich von den genealogischen Tabellen und dem Museum geographicum. Ganz seine eigne Arbeit sind folgende mit Fleiß und Einsicht geschriebene Schriften: Lexicon geneal. portatile, d. i. ein Verzeichniß aller jetzt lebenden hohen Häupter (Hamb. 1729; oft, 1751. 12., auch ins Holländische übersetzt). Bibliotheca geneal., d. i. ein Verzeichniß aller alten und neuen geneal. Bücher (Ebend. 1729.). Vollständige Geographie (Ebend. 1730. 3 Bde., oft aufgelegt, zuletzt Dresden 1773.), auch ins Dänische und Französische übersetzt [4]). (*Baur.*)

6) Karl war den 13. Januar 1797 zu Berlin geboren. In frühem Alter verlor er seinen Vater, einen dortigen achtbaren Bürger. Für seine moralische und intellectuelle Bildung sorgte sein Stiefvater, der Buch- und Kunsthändler Lüderitz in Berlin. Schon in den Jahren der Kindheit entwickelte sich Hübners Talent zur Malerei und zu allen mit ihr verwandten Künsten. Als er Lust zeigte, die Kupferstecherkunst zu erlernen, ward er in seinem 15. Jahre Schüler des Professors Buchhorn in Berlin. Unter der Leitung jenes rühmlich bekannten Künstlers zeichnete er sich bald aus durch manche höchst gelungne Arbeiten in einzelnen Kalendern und Taschenbüchern. Daß er sich späterhin der Lithographie mit glücklichem Erfolge gewidmet hatte, bewiesen mehre Bildnisse der königl. preuß. Familie nach Zeichnungen des Professors Krüger. Das Jahr 1828 führte ihn, zu seiner höhern Ausbildung, nach Paris. Unterstützt von Seiten des Staats, besonders aber durch seinen Stiefvater, widmete er sich in der Hauptstadt Frankreichs seinen Studien und der Betrachtung der dortigen Kunstschätze. Auch dort bewahrte er sich die reine Sittlichkeit seines Charakters und unter mannigfachen Zerstreuungen behielt er den Hauptzweck seiner Reise, sich in der ihm liebgewordnen Kunst zu vervollkommnen, scharf im Auge. Sein Fleiß war unermüdet; aber ein Lungenübel setzte seinem Leben bereits den 14. Oct. 1831 im 34. Lebensjahre ein Ziel. Ein von ihm lithographirtes Portrait Friedrichs II. darf zu den ähnlichsten Bildnissen jenes großen Königs gezählt werden. Mit einer höchst treuen und sauber ausgeführten Zeichnung nach Raphaels bekanntem Portrait der Johanna von Arragonien beschloß Hübner seine künstlerische Laufbahn *). (*Heinrich Döring.*)

7) Lorenz, königl. bairischer wirklicher geistlicher Rath, und Director der historischen Classe, der königl. Akademie der Wissenschaften in München, geboren zu Donauwörth den 2. August 1752. Er studirte zu Amberg in der obern Pfalz bei den Jesuiten, und trat schon in seinem 15. Jahr in ihren Orden. Nach der Aufhebung desselben erhielt er 1774 die Priesterweihe, und das Jahr darauf wurde er als Lehrer der französischen und italienischen Sprache an der Realschule in Burghausen angestellt. Von hier begab er sich 1779, da die Schulen den Ordensgeistlichen übergeben wurden, nach München, und besorgte daselbst bis 1784 die Herausgabe der von ihm ganz neu eingerichteten münchner Staatszeitung, nebst dem Journal unter dem Titel: Münchner gelehrte Beiträge. Aber die Chicanen und Verfolgungen, die er von den Feinden des Lichts unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor erleiden mußte, bewogen ihn, sich im December 1783 unter den Schutz des freisinnigen und toleranten Erzbischofs und Fürsten Hieronymus nach Salzburg zu begeben. Hier setzte er seine journalistischen Arbeiten fort, und gab von 1784 bis 1799 die oberteutsche Staatszeitung, das salzburger Intelligenzblatt und die monatlichen gelehrten Beiträge zur Literatur Oberteutschlands, und statt der letztern seit 1791 ein raisonnirendes Magazin des Wichtigsten aus der Zeitgeschichte heraus. Neben diesen Blättern besorgte er von 1788 bis an seinen Tod die Redaction der oberteutschen allgemeinen Literaturzeitung, zu deren Herausgabe er sich mit vielen Gelehrten verband. Als nach dem Regierungsantritte des Kurfürsten Maximilian für die Literatur in Baiern eine neue günstigere Periode eintrat, säumte H. nicht, 1799 nach München zurückzukehren. Er übernahm sogleich den Selbstverlag der Literatur- und politischen Staatszeitungen, die seit 1800 in einer verbesserten Form erschienen, und fügte denselben noch einen münchner Anzeiger und ein auf Weckung des Lesegeistes und auf Volksbildung hinwirkendes Wochenblatt bei. Zum Behufe dieser literarischen Unternehmungen errichtete er eine eigne geschmackvolle Buchdruckerei. Er wurde zugleich kurfürstl. geistlicher Rath und frequentirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und beharrte in seiner vielseitigen Thätigkeit, bis ihn den 9. Febr. 1807 der Tod abrief. Mit vielen schätzbaren Kenntnissen verband er den regsten und redlichsten Eifer,

3) *J. A. Fabricii* Elog. Hub. in den Memor. Hamburgens. T. VIII. p. 419. Acta eruditor. Suppl. T. X. Sect. IV. p. 183. Leipziger gel. Zeit. 1731. S. 477. Beuthner, Hamb. Gelehrten-Lex. S. 164. Thieß, Hamb. Gelehrten-Lex. S. 327. *Saxii* Onomast. T. VI. p. 594. Otto, Lex. der oberlausitz. Schriftst. 2. Bd. S. 194. Neue berlin. Monatsschr. 1. Bd. S. 329. Wachler, Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. S. 261. 4) Adelungs Zus. z. Jöcher. Meusel, Lex. d. verstorb. Schriftst. 6. Bd.

*) S. Karl Müchlers Notizen über H. in dem neuen Nekrolog der Teutschen. 9. Jahrg. 2. Th. S. 907 fg.

in seinem Wirkungskreise nützliche Erkenntniß und Geschmack, Licht und Wahrheit zu verbreiten, ohne sich durch den Haß und die Verfolgung der Obscuranten irre machen zu lassen, mit denen er manchen harten Kampf ehrenvoll bestand. Die von ihm herausgegebene Staatszeitung übertraf durch Reichhaltigkeit, kritische Auswahl, freien Sinn, gemeinnützige Tendenz und reine Sprache lange beinahe alle ihre Schwestern. Mehr als irgend ein andres literarisches Blatt wirkte im katholischen Teutschland die von ihm unternommene viel gelesene oberteutsche Literaturzeitung für Verbreitung der Denk- und Gewissensfreiheit, und er stiftete dadurch zugleich einen schönen Bund von Gelehrten beider Confessionen zum Streben nach einem, jedes Gute fördernden Ziele. Von der Vielseitigkeit seiner eignen Geistesbildung und der Mannigfaltigkeit seiner gelehrten Beschäftigungen zeugt die große Zahl seiner Schriften, die sich auf Theologie, Staatswissenschaft, teutsche Sprache, Landwirthschaft, Dichtkunst, Kritik, Statistik, Numismatik, Geschichte, Naturwissenschaft und populäre Philosophie erstrecken. Manches, das er schrieb, hat der Strom der Zeit verschlungen, alles aber wirkte wohlthätig in den Verhältnissen, in denen er lebte, und für die Classe von Lesern, für die er schrieb. Von allgemein anerkanntem Werthe, mit großem Fleiß aus den besten Quellen geschöpft sind seine topographischen und statistischen Werke: Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt Salzburg und ihrer Gegenden, verbunden mit der ältesten Geschichte (Salzb. 1792. 2. Bd. Auszug 1794.); Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstenthums Salzburg, in Hinsicht auf Topographie und Statistik (Ebend. 1796. 3 Bde.); Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München und ihrer Umgebungen, verbunden mit ihrer Geschichte (München 1803. 2 Abtheil. Auszug ebend. 1808.). Manche nützliche Belehrungen und Erfindungen aus der Naturkunde, Landwirthschaft, Heilkunde ꝛc. enthält das von ihm gemeinschaftlich mit mehren Gelehrten herausgegebene physikalische Tagebuch für Freunde der Natur (Salzb. 1784—87. 4 Jahrg. in 7 Bdn. mit Kpf.). Von seinen übrigen Schriften bemerken wir die (anonym herausgegebenen) dringenden Vorstellungen an Menschlichkeit und Vernunft, um Aufhebung des ehelosen Standes der katholischen Geistlichkeit (München 1782.); Rosen auf das Grab Friedrichs des Einzigen (Salzb. 1787. 2 Bde.); Lebensgeschichte Josephs II. (Ebend. 1790. 2 Bde.); Reise durch das Erzstift Salzburg (Ebend. 1796.); Über die Analogie der elektrischen und magnetischen Kraft, in den neuen philosophischen Abhandlungen der bairischen Akademie (2. Bd. 351—384.); viele Übersetzungen und Aufsätze in Journale, Gedichte, Schauspiele ꝛc.*). (*Baur.*)

8) Matthias, geboren zu Anclam in Pommern, ward Professor der Rechte zu Altorf, und von der Stadt Nürnberg als Rath und Abgesandter gebraucht, namentlich nach Frankfurt am Main geschickt, wo er 1614 verstarb. Man hat von ihm Disputationes in Institutiones juris Just. (*Spangenberg.*)

*) Baader, Gelehrtes Baiern. 1. Bd. S. 536. Hübner, Beschreib. v. Salzb. 2. Bd. S. 595. Oberteutsche allgem. Liter.-Zeit. 1807. Nr. 26. Pahl, Kronos der Teutschen. 1807. S. 70.

HÜBNERGERICHTE. Zu den altteutschen Eigengerichten, welche Ausfluß des Eigenthums waren, und daher zum Theil auch bei Unterthanen vorkommen, ohne daß eine ausdrückliche Verleihung vom Landesherrn nöthig gewesen wäre, gehören unter Andern auch die Gerichte, in welchen der Gutsherr oder sein Beamter (der Maier, Schulte) die Streitigkeiten untersuchte, welche sich auf die Colonatsverhältnisse der Hintersassen bezogen. Diese Gerichte kommen unter dem Namen Maier-, Landsiedel-, Hübnergerichte vor [1]). In diesen gutsherrlichen Gerichten ließ man auch die unfreien Leute zu. Von den Schöffen wurde das Urtheil gesprochen, der Richter hatte nur für Aufrechthaltung der Ordnung während des Gerichts zu sorgen [2]). (*Alex. Müller.*)

HÜBPAUER (Theophilus), geboren zu Auley Niederviehbach, einer gräfl. Arkoischen Hofmark in Unterbaiern, am 4. Dec. 1749, studirte Philosophie, Moral, Theologie und Kirchenrecht zu Straubing und Landshut, trat 1771 in den Augustinerorden, machte sein Probejahr im Kloster zu München, disputirte 1774 öffentlich mit allgemeinem Beifall und empfing die Priesterweihe, beschäftigte sich dann vorzüglich mit Dogmatik und Kirchengeschichte, wurde 1778 Lector derselben, und lehrte 12 Jahre zur Zufriedenheit seiner Obern und Schüler. In seinen Nebenstunden legte er sich mit Erfolg auf Meteorologie, wurde 1781 von der meteorologischen Gesellschaft in Manheim zum wirklichen Mitglied und bald darauf von der kurfürstl. Akademie der Wissenschaften zu München zum Mitarbeiter für Meteorologie ernannt. Im J. 1788 bekam er von Rom das Decret eines Ordensmagisters, 1786 wurde er Provinz-Secretair, 1790 Prior seines Klosters zu München, 1792 Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte am kurfürstlichen Lyceum zu München, 1793 kurfürstl. Censurrath und bald darauf des Ordens Provincial. Er starb nach 1817, und schrieb acht verschiedne Assertiones theologicas cum positionibus historicis (Monachii 1779—1793.); Propositiones selectae ex Theologia univera (Ibid. 1782.); De sacramentis asserta theologica ex VI., VIII. et IX. Saec.; Conspectus juris ecclesiastici univ. publici et privati (1796.)*). (*Rotermund.*)

HUBRIG (Jeremias), zu Friedeberg in Schlesien am 5. Mai 1690 geboren, bildete sich zu Lauban und Leipzig, wurde Katechet der Kirche und Schule zu Wigandsthal, einer Granzgemeinde in der Oberlausitz, 1726 erster

1) Vergl. Urk. aus dem 13. Jahrh. bei Bodmann, Rheingauische Alterth. II. S. 681. Curia debet habere villicum sive scultetum cum 7 scabinis. Scabini autem — — obligati sunt per totum annum, prout Villico seu sculteto placuerit, et necessitas exegerit, ad conveniendum super jure curie, et censibus sub jure jurando sententiare. Vergl. Bodmann a. a. O. S. 679—681. 2) Vergl. Maurer, Geschichte des altgermanischen Gerichtsverfahrens, S. 99—116, 227—243, in welchem Werke besondre Aufschlüsse über die Hübnergerichte gegeben werden.

*) Vergl. Baader, Gelehrtes Baiern. 1. Bd. S. 541 fg. Felder, Gelehrten-Lex. d. kathol. Geistlichk. ꝛc. 1. Bd. S. 333 fg. Sein Bildniß, von Bock in Nürnberg gestochen, befindet sich nebst seiner Biographie in der Samml. von Bildnissen gelehrter Männer. 24. Heft. (Nürnb. 1802.).

Katechet daselbst und zu Meffersdorf, 1736 Pfarrer in Schwerta. Hier wurde er ganz blind, mußte einen Hülfsprediger, Gottfried König, der ihm nachher im Amte folgte, annehmen, und starb am 22. April 1775. Man hat von ihm Gott geheiligte Früchte, oder geistlich poetische Betrachtungen über verschiedne Bücher heil. Schrift; auf alle Monate und Tage durchs ganze Jahr (Lauban 1730); es sind über viertehalb hundert Lieder, die er seit 1729 erst monatsweise drucken ließ. Evangel. Denkmal der Prediger zu Meffersdorf, oder Ermunterung, auf dem angewiesenen Wege der Tugend und Gottseligkeit fortzuwandeln rc. (Ebend. 1737.)*).

(*Rotermund.*)

HÜBSCH (Joh. Georg Gotthelf), geboren gegen 1690, war Lehrer der Mathematik in Schulpforta um 1755 und stand nach des Lexikographen Walthers Angaben, welcher in seinem musikalischen Werke Manches aus dessen handschriftlichen Aufsätzen benutzte, im Rufe eines erfahrnen und gründlichen Lehrers der Tonkunst. Diesen Ruf bestätigt Ernst Ludw. Gerber in seinem neuen Tonkünstlerlexikon vollkommen, nachdem er 1805 durch einen glücklichen Zufall zu einem ganzen Stoße handschriftlicher Aufsätze dieses thätigen Mannes gekommen war. Die seltne Hinterlassenschaft bestand in Abhandlungen über einzelne Gegenstände der Tonkunst behufs seiner Vorlesungen in Pforta. Der auf Gerber gekommenen Aufsätze waren 31, sämmtlich von H. eigenhändig geschrieben, in den Jahren 1764—67. Gerber vertheilt sie unter drei Haupttitel:

I. Von der Composition. 1) Musica poetica, mit Beilagen von der Composition; 2) Thom. de Pinedo, Beschreibung der musikalischen Intervallen; 3) Untersuchung des Grundes der verbotnen Folge von Quinten und Octaven, nebst den Meinungen andrer Tonlehrer über diesen Gegenstand; 4) Von den Modis und deren Ambitu; 5) Über die Bezeichnung der Modorum, nebst einer Rechtfertigung derselben mit Lingkens (Verfassers der Abhandlung von der Trompete; aus Altenburg); 6) Über die diatonischen Verhältnisse zu den chromatischen rc.; 7) Von neuen Tactarten, mit Beilage über den Tactmesser (mit einem Risse). Vom Tactführen und Metamorphosis tactus; 8) Über die Länge und Dauer musikalischer Stücke; 9) De expressione musica; 10) Musikalische Stille von Kirnberger; 11) Von der Verbindung der Tanzkunst mit der Musik.

II. Über musikalische Instrumente und deren Bau. 12) Nachrichten von der Entstehung der Instrumente; 13) Über das Clavier, dessen Theile und Behandlung; 14) Vorschläge zu einer neuen Claviatur und Notenscala, mit beigeschriebenen Anmerkungen und Einwürfen von Lingke; 15) Von Verfertigung einer Violine, mit Zeichnungen. Dazu ein Verzeichniß von Geigenmachern und ein zweites von Violinisten, aus Walthers Lexikon gezogen, wobei die Componisten angemerkt worden sind; 16) Von der Leier und dem Gamhenwerke; 17) Von der Guitarre und ihrem Griffbrete; 18) Vom Hackebret; 19) Von der Strohfidel, mit Zeichnung; 20) Vom Brummeisen oder der Maultrommel; 21) Von den Hörnern jeder Art; 22) Über Automata musica; 23) Fragen wegen der schicklichsten Materialien zu den Körpern der musikalischen Instrumente; 24) Über die Bearbeitung eines Sub-Basses. Desgl. vom Stimmen; 25) Vorschlag zu einer Flötenposaune; 26) Vom Gebrauche und von der Verbindung der Orgelregister; 27) Von der Temparatur (mehre Aufsätze); 28) Untersuchungen der musik. Verhältnisse durch Gewichte.

III. Kritische Aufsätze. 29) De prudentia musica; 30) De absurdis musicis (mancherlei Gegenstände betreffend, z. B. von Schellenorgeln); 31) Briefe vom Bergrathe Lingke rc. mit Einwürfen und Antworten H.'s, die genannten und andre theoretisch-musikalische Punkte betreffend.

Da nun des Lexikographen Gerbers sämmtl. musikal. Nachlaß in die jetzt schon äußerst bedeutende Bibliothek des Conservatoriums der Musikfreunde in Wien gekommen ist*), so kann der Wißbegierige das Nähere darüber sich leicht zur Ansicht bringen. Überdies bemerkt Gerber noch des sonderbaren Vorfalls, daß die Schrift Joh. Kohleders: „Erleichterung des Clavierspielens, vermöge einer neuen Einrichtung der Claviatur und eines neuen Notensystems (Königsberg 1792. 4.)" Punkt für Punkt mit der 14. Abhandlung von Hübsch, was auch die beiliegenden Zeichnungen ausweisen, völlig übereinstimmt. Mancher Aufsatz des Mathematikers mag in den 30 Jahren, die seit dem Tode des Verfassers und seit der Zeit, als jene 31 Aufsätze in Gerbers sammelnde Hände fielen, verstrichen, von der Gesammtanzahl abhanden gekommen sein, während die übrigen von Vielen gelesen und ausgeschrieben wurden. Der um die gelehrte Schule, wie um die Tonkunst vielfach verdiente Mann starb in dem hohen Alter von mehr als 80 Jahren etwa 1773.

In neuern Zeiten wurde seit 1798 und in den folgenden Jahren oft eines guten Bassisten Hübsch Erwähnung gethan, der sich in Dessau, Leipzig, Petersburg, Frankfurt a. M., München, Straßburg, und zuletzt in Wien auszeichnete. 1818 sang er noch auf dem Theater an der Wien den Sarastro und den Kapellmeister in Anfossi's Intermezzo, jedoch schon mit so matter Stimme, daß man nur noch das Alter an ihm ehrte. Seit 1819 wird seiner nicht mehr gedacht. (*G. W. Fink.*)

HÜBSCHMANN (Joh. Matthaeus), war zu Großen-Lupnitz den 20. Juni 1697 geboren, besuchte das Gymnasium zu Eisenach, studirte zu Leipzig und Jena, wurde auf letzter Universität Magister, und trat sein Pfarramt zu Eckardshausen im Eisenachischen am zweiten Jubelfeste der augsburg. Confession 1730 an; verwaltete dasselbe nur etwas über 11 Jahre und starb am 26. Jan. 1742; seine Witwe gebar den Tag nach seiner Beerdigung einen Sohn. Seine Schriften sind: Kurzgefaßte

*) Vergl. Otto, Lex. oberlausitzer Schriftst. 2. Bd. S. 192. Schulze, Supplem.-Bd. S. 184.

*) Vergl. die Abhandl. der leipz. allgem. musikal. Zeit. 1833. Nr. 46. S. 757: Über den Verein der Musikfreunde in Wien und das damit verbundne Conservatorium.

katechetische Fragen für Katechismusschüler rc. (Eisenach 1736.); Katechetische Moral, darin gezeigt wird, wie die Katecheten die Tugend nach den zehn Geboten lehren sollen (1738.); Physikalisches Gespräch von Donner und Blitz (Ebend. 1736.); Katechetische Philosophie, worin die Logik, Hermeneutik, Didactik und Metaphysik erklärt werden (Jena 1740.); Der geschwinde Hebräer, nach Danzs Grammatik (Eisenach 1741.); Die besudelte und gereinigte Fama der Gelehrten (Ebend. 1740.); Ein gut Präservativ und Seelenarznei der grassirenden Seuchen, in teutschen Versen (Ebend. 1741.); Reim- und Spruchbüchlein über Luthers Katechismum (Ebend. 1741.)*). (*Rotermund.*)

Hucbald, s. Hugbald.

HUCBEN, Name eines Berberstammes in der Nähe von Telemsan und Oran, und an der Grenze von Meliana (مليانة), das zum Staate Algier gehörte. Jener Stamm, der durch wilden Sinn und Rohheit vor andern sich auszeichnet, liefert gute Reiter und Miethtruppen. (*Gustav Flügel.*)

Hucbert, s. Hugbert.

HUCH, 1) Ernst Ludw. Daniel, ein Sohn des Kaufmanns und Kämmerers Georg Daniel H. zu Köthen, geb. am 11. Nov. 1728, studirte nach gehöriger Vorbereitung in der Schule seiner Vaterstadt von 1748 zu Marburg Theologie, Philosophie und Mathematik, kehrte 1751 nach Köthen zurück und beschäftigte sich mit schönen Wissenschaften in den Stunden seiner Muße, wurde 1758 als Theolog examinirt und bald darauf zum Professor der Philosophie und Beredsamkeit an das Gesammtgymnasium zu Zerbst berufen; Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Bernburg und Duisburg, und starb am 16. November 1774. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Virgilii Horatiique nonnulla loca a stricturis cel. *Baumgartenii*, *Baylii* etc. vindicata (Lips. 1756.); Die Religion des Glaubens entworfen und mit dem Leben, wie auch einer Abhandlung Franz Bacons von Berulam erläutert (Köthen und Dessau 1758.); Sam. Lenzs Leben und Schriften (1758. 4., auch in Lenzs Geschichte von Anhalt abgedruckt); D. theologicae experimentalis (Servet. 1758. 4.); D. de Q. Horatii Flacci Oda 22, lib. I. (Ib. 1761. 4.); Patriotische Vertheidigung der vielen gelehrten Gesellschaften in Teutschland, gegen den 257. Brief der neuesten Literatur (anonym Deutschburg 1765.); Der kritische Christ (Zerbst 1767.); Verdienste des Archilochus um die Satyre, mit einer Nachlese wider den Harduin (Eb. 1767.); Aesopus, oder Versuch über den Unterschied zwischen Fabel und Mährlein (Wittenb. und Zerbst 1769); Pr. de Basilico M. oratore logico (Servet. 1771. Fol.); Pr. in obitum J. H. Eberhardi de juris naturalis principio (Ib. 1772. Fol.); Pr. in mortem Fr. W. Mencelii, in quo quaedam loca Horatii Flacci, contra stricturas Henr. Home, Angli, vindicantur (Ib. 1773. Fol.); Unterschied der freien und mechanischen Malerei, praktisch erklärt (Halle 1773.); Philosophie der Bildhauer, mit einer Nachlese über die Cherubinen (Brandenb. 1775, erschienen nach seinem Tode); Beweis, daß der erste Psalm die 22. Ode in Horazens 1. Buche an Schönheit weit übertreffe (in den Schriften der gel. Gesellschaft zu Duisburg. 1. Th. S. 72—86.); Pr., continens vitam *H. J. de Bashuysen* (Serv. 1759. Fol.); Pr., ad Jes. Cap. 26, 11. (ib. 1762. Fol.); Pr., vitam Huchii ab *H. J. de Bashuysen* delineat. et ab *Huchio* ipso amplificata (ib. 1764. F.)*). (*Rotermund.*)

2) Friedrich August, Secretair des schwäbisch-reichsritterschaftlichen Cantons Kocher zu Eßlingen, geb. zu Hettstädt im Mansfeldischen den 24. April 1734. Er studirte zu Jena, wurde 1761 Beamter eines Freiherrn von Stein, und bekleidete die zuerst angezeigte Stelle von 1764 bis an seinen Tod den 29. Nov. 1794. Er hat sich rühmlich bekannt gemacht durch seinen Versuch einer Literatur der Diplomatik (Erlang. 1792.), ein Buch, welches, bei manchen unverkennbaren Mängeln, die Geschichte der Wissenschaft von Urkunden zweckmäßig erläutert, ein kritisches Verzeichniß aller Schriften liefert, in welchen Gegenstände dieser Wissenschaft behandelt sind, von ihren Verfassern Nachrichten ertheilt, und für jeden sehr brauchbar ist, der mit Documenten und mit Beweisen durch dieselbe zu thun hat. Von seinen schätzbaren Kenntnissen zeugen auch viele Abhandlungen, die er in Siebenkees' jurist. Magazin, dessen Beiträgen zum teutschen Recht, in Mabers reichsritterschaftlichem Magazin und Zezernicks Miscellen zum teutschen Lehnrecht abdrucken ließ †). (*Baur.*)

HUCHENFELD, evangel. Pfarrdorf im großh. badischen Oberamte Pforzheim, ½ t. M. südlich von der Oberamtsstadt, auf der Straße nach dem würtemberg. Badeorte Liebenzell, mit einer Kirche, einer Schule und 580 evang. Einwohnern in 107 Familien. Aus dem Jahre 1263 als eine Besitzung der Belrem und Berthold von Wizenstein bekannt, die es als Lehensherren mehren andern Adeligen überließen, und ihnen gestatteten, es dem Markgrafen Rudolf v. Baden zu übergeben. In der Folge als badisches Lehen im Besitze der Geschlechter von Gemmingen, von Kaltenthal, von Ehingen, von Neuhaus und von Remchingen, und endlich wieder bei Baden. (*Th. A. Leger.*)

Huchtenburg, s. Hugtenburch.

HUCK, mährischer Marktflecken im hradischer Kreise, mit 1550 Einw. und einem Sauerbrunnen. (*Rumy.*)

HUCK (Johann Gerhard), geboren um 1748 im Hanöverschen, ging nach einem langen Aufenthalt in der Galerie zu Düsseldorf 1780 nach London, und zeigte sich hier durch seine Arbeiten als geschickter Kupferstecher. In der Folge ließ er sich in Hanover nieder, wo er eine Kunstakademie errichtete. Daß er ein fähiger Künstler war, erkannte der Baron von Brabeck, ein Mann

---

*) Vergl. Acta Histor. Eccles. T. XXXVIII. p. 283 sq.

*) Vergl. Neues gelehrtes Europa. 21. Th. S. 968 fg. Schmidt, Anhalt. Schriftst.-Lex. S. 161.

†) Weidlich, Biograph. Nachr. 4. Th. S. 304. Koppe, Lex. der jurist. Schriftst. 1. Bd. S. 504. Dessen jurist. Alm. 1795. S. 396. Meusel, Lex. der verstorb. Schriftst. 6. Bd.

von vielen Kunstkenntnissen; dieser ließ sein Bildniß, ein Meisterstück von Anton Graf gemalt, von H. in Kupfer stechen *). (*A. Weise.*)

HUCK nennen die Seeleute eine kleine vorragende Landspitze. (*C. H. Müller.*)

Hucker, s. **Höcker.**

HUCKER (vergl. den naut. Plan zu Sect. 2. Bd. VIII. F. 19.), Fahrzeug mit einem großen Mast und Besaansmast; im großen Mast ein großes Segel (a), ein Gaffelsegel (b), ein Marssegel (c), ein Bramsegel (d), auch wohl ein Ober-Bramsegel (e), eine Stagfock (f), einen Klüver (g) und einen Jager (h); am Besaansmast ein Besaansegel (i), ein Kreuzsegel (k) und ein Kreuz-Bramsegel, oberes Kreuzsegel, oder Greitje van Dyk (l). Von den Engländern werden diese Arten Hucker auch Ketch genannt. Die Huckerjacht, welche am großen Mast ein großes, ein Mars- und Bramsegel nebst Gieksegel, oder Gaffelsegel, eine Stagfock, Klüver und Jager, am Besaansmast ein Gieksegel führt (Fig 7 im nautischen Plane zu Sect. 2. Bd. X.), ist wie die bei den Holländern, Dänen und Schweden gebräuchlichen Hucker aufgetakelt. Der Fischer-Hucker führt am großen Mast ein großes, ein Mars- und Bramsegel, Stagfock, Klüver und Jager, und am Besaansmast ein Ruthensegel (im naut. Plane zu Sect. 2. Bd. X. F. 4.). Dreimastige Hucker oder Galeoten nennen die Engländer auch Hoy mit drei Masten. (*C. H. Müller.*)

HUCKMANNEN (vgl. d. naut. Plan zu Sect. 2. Bd. VIII. F. 11.), Tarmen, Galjons Knie, stehende Riegelungen, auch Stützen der Riegelungen genannt (g. g. g.), sind aufrecht stehende Hölzer, die vom Ausleger des Galjons (f f), oder vom Schiffe bis zur obersten Riegelung (f) gehen und zur Verbindung und Verstärkung des Galjons dienen. (*C. H. Müller.*)

HUCQUELIERS, Marktflecken und Cantonshauptort im Arrondissement Montreuil des französischen Departements Pas-de-Calais, mit 733 Einwohnern. (*Klaehn.*)

HUCZEK, Dorf in Galizien, im sanoker Kreise, mit ergiebigen Salinen. (*Rumy.*)

Hud (Johann), s. **Apinus.**

HUD (هود), der im Koran als Prophet geschildert wird, und sogar die Aufschrift zu einer Sure, der 11., hergibt, wird im Allgemeinen mit dem Eber (עֵבֶר) der heil. Schrift (Gen. 10, 21.), den die Vulgate Heber nennt, verglichen. Bekanntlich gilt Letztrer nach der eignen Angabe der Genesis als Semit für den Stammvater der hebräischen Nation, obwol man sich geneigter fühlt, dieser eine andre Ableitung beizulegen. Daß die Araber, d. i. hier Muhammed, in seinem Koran, Hud für Eber (عابر) setzte, findet ebenfalls in jener ersten Annahme seinen Grund, nach welcher Hebräer und Juden für gleich gehalten werden. Nach Ibn Kethir, der uns in seinem Werke: „der Anfangs- und Endpunkt," die Geschichte dieses angeblichen Propheten (nur die Juden und Muhammedaner legen ihm dieses Prädicat bei, die heilige Schrift weiß nichts davon) ausführlich erzählt, stammte er durch Saleh (شالح) Arphachsad (أرفخشد) und Sem (سام) von Noah ab, und es wird gradezu gesagt, daß Hud Eber sei, eine Annahme, die fast von allen muhammedanischen Geschichtschreibern und Korans-Commentatoren festgehalten wird. Dessenungeachtet führen andre durch eine andre Genealogie sein Geschlecht auf Sem und Noah zurück. Der Schauplatz seines Prophetenthums war das Land der Aditen im Thale Maghith am Meere, zwischen Oman und Hadhramaut in einer Gegend Ahcaf (أحقاف d. i. nach Ibn Kethir „Sandberge") genannt. Die Aditen, deren Stammgenosse Hud war, da auch sie als Nachkommen des Ad (عاد), eines Sohnes des Aus und Urenkels des Sem, ihren Ursprung auf Noah zurückführen, waren, wie alle Bewohner Arabiens, vor Abraham (denn die Zeit des Auftritts von Hud fällt zwischen Noah und Abraham), Götzendiener, und ihnen namentlich wird die Verehrung von vier Götterbildern, bei d'Herbelot die Tränkende (ساقية angerufen bei Mangel an Regen), die Bewahrende (حافظة als Schützerin der Reisenden vor unglücklichen Begegnissen), die Ernährende (رازقة als Spenderin der Lebensbedürfnisse) und Rettende (سالمة als Patronin der Kranken) genannt, zugeschrieben; Abulfeda dagegen und Ibn Kethir beschuldigen sie nur der Anbetung dreier Götzenbilder, die letztrer Sada (صدا), Samud (صمود) und Hera (هرا) nennt. Auch fügt er hinzu, daß sie nach der Sündfluth die ersten Götzendiener in Arabien waren. Zu ihnen nun schickte Gott, um sie zu seiner Anbetung zu bewegen, den Propheten Hud, und die Worte, mit welchen sie dieser anredete, sind uns im Koran überliefert worden. Vergebens predigte er ihnen mehre Jahre; keine freundliche Zusprache, selbst Drohungen halfen nichts. Sie hielten ihn in Narrheit versunken, und schalten ihn einen Lügner. Deshalb duldete sich Gott nicht länger, sondern suchte sie durch eine dreijährige Hungersnoth heim, welche ihre besten Kräfte und großen Reichthümer verzehrte, sodaß das Volk, sonst das mächtigste und Beherrscher der benachbarten Stämme, sich, als auch ihre Gottheiten, keinen Trost zu geben vermochten, genöthigt sah, eine Wallfahrt nach Hedschas zu einem Hügel von rothem Sand in der Nähe Mekka's zu veranstalten, von dem man glaubte, daß, wer mit frommen Gemüthe zur Gottheit auf ihm bete, auch der Erfüllung der gebetnen Wünsche gewürdigt werde. Auf welche Weise nun diese Wallfahrt vollzogen wurde, und welchen Erfolg sie hatte, hat uns d'Herbelot unter Houd vollständig erzählt, und ich verweise deshalb auf diesen Artikel des französischen Gelehrten. Auch Ibn Kethir erzählt nach handschriftlichen Auszügen, die der Unterzeichnete sich aus dem Werke jenes Schriftstellers in Wien angefertigt hat, fast ganz dasselbe. Die Folge war, daß, als der Chef dieser Karawane Kail (قيل) von den drei

---

*) Meusel, Neue Miscellan. 10. Heft. S. 244 und 13. H. S. 610. Rost, Handb. 9. Th. S. 327.

Wolken, die nach seinem auf jenem Hügel an Gott gerichteten Gebete sich sogleich zeigten, auf die Auffoderung, sich eine zu wählen, sich die schwarze (die andern waren weiß und roth) wählte, diese von der göttlichen Rache geschwängert, einen sehr kalten und heftigen Wind, von den Arabern Sarsar genannt, entwickelte, der sieben Nächte und acht Tage fortwährend blies, in die Nasenlöcher der Aditen, und so durch den ganzen Körper drang, daß kein einziger derselben am Leben blieb, mit alleinigem Ausschluß des Hud und der geringen Anzahl derer, die an ihn geglaubt hatten. Hud endigte hierauf seine Tage in Hadhramaut, oder, wie Andre wollen, er zog sich mit seiner kleinen Schaar Gläubiger nach Mekka zurück, und fand daselbst sein Lebensende. Unstreitig liegt dieser Erzählung irgend eine Tradition zu Grunde, welche Muhammed ausschmückte und durch ihre Aufnahme in den Koran (Sur. VII, XI, XXIII, XXVI, XLI, XLVI, LI, LXIX, LXXXIX und an andern Stellen) zur Glaubenssache der Muslimen machte. Von ihm scheint sie also mehr benutzt als erfunden zu sein und grade das öftre Zurückkommen desselben auf das Prophetenthum des Hud und auf die an seinen Namen geknüpften Begebenheiten beweist, daß Muhammed die ganze Erzählung für vorzüglich geeignet hielt, als warnendes Beispiel seinen Gläubigen vorgehalten zu werden. Auch konnte ja auf die ersten Bekenner des Islams nichts eindrucksvoller wirken, als grade Beispiele aus der Geschichte der eignen Vorfahren, in denen sich der Zorn Gottes über die Abgötterei so deutlich aussprach. Vergl. Encykl. I. S. 355—56 unter Ad. *Abulfed.* Histor. Anteisl. ed. *Fleischer*, pag. 18—20. Monumens Arabes, Persans et Turcs par *Reinaud* I, 141. Der Koran von Arnold, vorläufige Einl. S. 8. *Marracci*, Prodromi Pars IV, pag. 92. (*Gustav Flügel.*)

HUDDART (Joseph), ein geschickter englischer Hydrograph, geboren zu Allenby, einem Dorfe Cumberlands im J. 1741. Sein Vater, ein Schuhmacher, bestimmte ihn für den geistlichen Stand, wozu aber der junge H. keine Neigung hatte. Glücklicher Weise brachte ihn ein Zufall auf die rechte Bahn. Im Jahre 1757 kamen nämlich große Züge von Heringen in den Meerbusen von Forth, mit deren Fange bald sämmtliche Einwohner Allenby's, und unter ihnen auch Hudarts Vater sich eifrig beschäftigten. Dadurch wurde dem jungen H. das Seeleben bekannt, und so lieb, daß er fortan sich ganz demselben ergab. Nach seines Vaters Tode blieb er Interessent bei den Fischereien und übernahm das Commando einer kleinen Brigg, welche Ladungen von Fischen nach verschiednen Häfen, besonders Irlands, verführte. In seinen Mußestunden studirte er Schiffsbau und nautische Astronomie, und erwarb sich ebenso gründliche theoretische als treffliche praktische Kenntnisse. Von beiden legte er Proben ab durch den Bau eines Fahrzeugs, welches ganz aus seinen Händen hervorging und durch seine schätzbaren Seekarten. Von 1768 bis 1773 machte er alle seine Reisen in dem von ihm selbst erbauten Schiff und untersuchte in derselben Zeit den Grund der Häfen und Baien des St. Georgskanals. Aufmerksam gemacht durch den Beifall, den H.'s Seekarten bei vielen Kennern fanden, zog die ostindische Compagnie ihn in ihre Dienste. Auf seiner ersten Reise nach Indien in den Jahren 1773 und 1774 entwarf er eine Karte von der Westküste Sumatra's. Nach seiner Rückkehr übernahm er wieder das Commando seines eignen Schiffs und machte eine Reise nach Amerika. Nachher beauftragte ihn ein Kartenhändler, damit eine Karte vom St. Georgskanale zu entwerfen. Diese schwierige Arbeit vollendete H. im J. 1777 zur Zufriedenheit der geschicktesten Hydrographen. Das Jahr darauf trat er wieder in den Dienst der ostindischen Compagnie und machte in dem Zeitraume von 10 Jahren mit dem Rang eines Schiffscapitains, vier Reisen nach Asien, während welcher er den Plan der ganzen Halbinsel von Bombai bis Coringo entwarf. Die geographische Länge von Bombai bestimmte er aus Verfinsterungen der Jupiterstrabanten mit größerer Genauigkeit als seine Vorgänger. Nach seiner Rückkunft, im J. 1788, gab er eine Skizze von Gaspars Meerenge, der Durchfahrt zwischen den Inseln Banka und Billiton, heraus. Die ostindische Compagnie nahm ihn, zur Belohnung seiner Dienste, unter die Zahl ihrer Directoren auf. Huddart entwarf nun Karten von den westlichen Inseln Schottlands und bereicherte die philosophical Transactions der königl. Societät in London, deren Mitglied er geworden war, mit mehren nützlichen Aufsätzen. Das Schiff, mit welchem H. seine erste Reise nach Indien machte, büßte auf derselben durch einen Sturm seine Kabeltaue ein. Dadurch aufmerksam gemacht erfand H. Verbesserungen in der Verfertigung des Tauwerks, worauf er ein Patent nahm und zu Maryport eine Seilerwerkstätte nach seinem neuen Plan errichtete. Eine Zeit lang blieben die Vorzüge dieser Erfindung wenig beachtet, wurden aber endlich allgemein anerkannt und H.'s Kabeln in der ganzen Marine eingeführt. Hierdurch in Wohlstand versetzt, beschloß H. sein arbeitsvolles Leben in ruhiger Zurückgezogenheit im J. 1816 *). (*Gartz.*)

HUDDE (Johann), ausgezeichnet durch mathematische und staatswirthschaftliche Kenntnisse, stammte aus patricischem Geschlecht und wurde im J. 1640 zu Amsterdam geboren, wo er nach einander mehre angesehene Ämter, zuletzt das Amt eines Bürgermeisters, bekleidete und im J. 1704 starb. Leibnitz [1]) setzt ihn wegen seiner Gewandtheit in der Analysis mit den beiden Bernoulli's, mit Huygens, l'Hopital und Newton auf eine Linie, und bedauert, daß ihn Staatsgeschäfte von dieser Wissenschaft abzögen. Solcher Geschäfte, wohin z. B. die Unterwassersetzung des Landes im J. 1672 zur Abhaltung des Angriffs der Franzosen gehört, lasteten allerdings viele auf Hudde, sodaß er nur wenige seiner analytischen Entdeckungen verfolgen und für den Druck ausarbeiten konnte. Zwei Briefe von ihm. De aequationum redu-

*) Nach Depping in der Biogr. univers. T. XXI.

1) Commercium philos. et mathem. (Lausannae et Genevae 1745. 4.) T. I. p. 186, 247.

ctione und de maximis et minimis hat Franz van Schooten, Professor der Mathematik zu Leyden, in seiner 1659 zu Amsterdam erschienenen Ausgabe von Descartes' Geometrie abdrucken lassen; später ist noch der Auszug eines dritten Briefs über die Methode der Tangenten ins Publicum gekommen. Diese drei Werkchen sind Bruchstücke eines größern: De natura, reductione, determinatione, resolutione atque inventione aequationum, welches H. schon im J. 1660 hatte herausgeben wollen, wovon aber leider so wenig als von seinen übrigen Manuscripten, die er einem seiner Schwestersöhne vermacht hatte[2]), weiter Etwas bekannt geworden ist. Nach Leibnitzens Zeugnisse sollen diese Papiere noch vieles Interessante und Wichtige aus der analytischen Geometrie, aus der Theorie der Leibrenten und aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung besonders in Bezug auf Lebensdauer enthalten haben[3]). (*Gartz.*)

Hudde, s. Huldre.

HUDDERSFIELD oder HUTHERSFIELD, ansehnlicher Marktflecken in West-Riding von Yorkshire in England, mitten in einem an Manufacturen reichen Districte mit etwa 1400 Häusern und 7300 Einwohnern, hat sehr besuchten Wochenmarkt und drei Jahrmärkte. Ein Kanal Huddersfield ist seit Anfang dieses Jahrhunderts in Yorkshire und Lancashire angelegt. (*R.*)

HUDE, ein Kirchdorf des oldenb. Amts Ganderkesa, mit sehr schönen Ruinen eines großen vormaligen Klosters im reizenden Parke des dortigen Ritterguts. Wenige Ruinen sind so glücklich benutzt worden, um die Schönheit neuer Anlagen zu vollenden. (*Rüder.*)

HUDEL, 1) ein Baum, der auf einem Wagen, auf welchem keine Leitern aufgestellt sind, als Unterlage angebracht ist; 2) ein Lappen, Tuch (ein obersächsischer Ausdruck). (*Fr. Heusinger.*)

HUDEMANN, 1) Heinrich der Jüngre, ein Sohn Heinrichs des Ältern, Dichters und Predigers, der 1606 zu Wevelsfleth in Stormarn starb, geboren um 1597 zu Bejensfleth, studirte auf der Schule zu Itzehoe, und seit 1617 zu Rostock, wurde darauf Pastor zu Wevelsfleth, und ist bekannt als lateinischer Dichter. Er schrieb auch teutsche Gedichte, die aber nicht so gut gewesen sein sollen, und gab zuerst Joh. Caselii Gnomica Graeca et Latina ex scriptis ejus selecta (Hamb. 1624.) heraus. Er schrieb Divitiae poeticae (Ib. 1625.); Hirnschleifer, d. i. auserlesene teutsche Emblemata oder Sinnenbilder, welche zur Schärfung des Verstandes, Besserung des sündlichen Lebens und Erlustigung des ganzen Menschen mit Versen geziert sind (1628.); hinterließ seines Vaters gesammelte Gedichte, den Propheten Joel in Versen, eigne lateinische nnd teutsche Gedichte handschriftlich *). (*Rotermund.*)

2) Johann, ein Bruder Heinrichs des Jüngern, geb. zu Wevelsfleth am 12. Oct. 1606, besuchte die Schulen zu Wüster, Itzehoe und das Gymnasium zu Hamburg, ging 1624 auf die Universität Rostock, 1626 nach Leipzig, und wurde 1628 Magister, 1629 seines Vaters Nachfolger zu Wevelsfleth, und 1652 Pastor zu Krempe, auch Propst zu Münsterdorf und Segeberg, 1653 zu Pinnenberg, 1668 Inspector und holsteinischer Oberkirchenrath und 1673 Generalsuperintendent zu Schleswig, und starb plötzlich zu Krempe am 27. März 1678. Von seinen zwölf Kindern haben verschiedne wieder ansehnliche Ämter verwaltet. Man hat von ihm zwei Disputationen und vier Leichenpredigten im Drucke *). (*Rotermund.*)

3) Ludwig Friedrich, s. Houdemann.

Hudenberg, s. Hodenberg.

Hudentze, s. Hiddensee.

HUDHFARUCH (حوض فروخ) ist der Name eines schönen Hafens im Gebiete von Algier mit einer verhältnißmäßig volkreichen Stadt in der Nähe. Östlich landeinwärts befindet sich die größere Stadt Mazuna (مازونة). Shaw meint, es sei derselbe Hafen, der jetzt die Bucht von Tebbert bildet. (*Gustav Flügel.*)

Hudibras, s. unter Butler (Samuel).

HUDIKSWALL, die freundliche Hauptstadt der nordschwedischen Provinz Helsingland, an einer Meeresbucht, Hudikswallsfjärden, mit vortrefflichem Hafen, breiten und graden Straßen, einer größern Trivialschule, einer musikalischen Gesellschaft, und, im J. 1815, 1609 Einwohnern, deren viele im Sommer zum Strömlingsfang auf den Scheeren (Klippeninseln im Meere) sich aufhalten. Hier sind vier Kapellen errichtet, in dem fünf Mal die Geistlichkeit der Stadt Gottesdienst hält; an den übrigen Sonntagen liest ein Fischer aus einer Postille vor. Die Stadt treibt ansehnlichen Handel mit Landesproducten, insbesondre Holzwaaren, Leinwand und Vögeln. Auf Befehl des Königs Johann des III. geschah die erste Anlegung der Stadt um 1582 in einiger Entfernung von ihrer gegenwärtigen Stelle, die sie seit 1640 einnimmt. Zur Stadt gehört die Filialgemeinde Idnor, im J. 1815 mit 514 Seelen. (*v. Schubert.*)

HUDSCHNUGGER, Stadt in der Provinz Pischaur des Reichs Afghanistan auf dem nördlichen Ufer des Kabul mit einer Muhammedanischen Hochschule und 2000 Häusern. (*R.*)

HUDSCHUR (حجور), Name eines Ortes im Gebiete der Beni Saad hinter Omman und dann ein Ort in Jemen. Nach Jakut's Muschterek. (*Joseph v. Hammer.*)

HUDSON, einer der breitesten Flüsse Nordamerika's, Hauptfluß von Neuyork, in dessen nördlichem Theile er entspringt zwischen den Seen Ontario und Chamblain. Sechs bis acht engl. M. vom Georgssee verfolgt er einen südöstlichen Lauf, dann einen ganz östlichen, bildet mehre Wasserfälle, geht bei Neuyork vorüber, theilt sich in zwei Arme und fällt in die Neuyorksbai. Seine Länge wird

2) Commerc. phil. et math. T. II. p. 120. 3) *Montucla*, Hist. des mathématiques. Nouv. édit. T. II. p. 149—151. *Marron* in der Biograph. univers. T. XXI. p. 9, 10.

*) S. *Molleri* Cimbr. liter. I. p. 267. Jöchers Gelehrten-Lexikon.

*) S. *Molleri* Cimbr. liter. I. p. 268. Jöchers Gelehrten-Lex. Nova Acta Hist. eccles. T. VIII. p. 416.

auf 250 engl. M. geschätzt, wovon auf den Raum von Albany bis zum Georgssee 65 kommen; 16—18 engl. M. geht er durch die Hochlande, und bildet dort romantische Partien. Sein Bett ist tief und berührt selbst die Spitzen einiger hohen Berge der vereinigten Staaten von Nordamerika. Schiffbar ist er für Boote von 80 Tonnen bis Albany und für Schiffe bis zur Stadt Hudson. Die Fluth geht herauf bis einige engl. M. über Albany. Der Fluß ist reich an Fischen und sehr vortheilhaft zur Verbindung mit Canada und für den innern Handel. Ein andrer Fluß des Namens von kurzem Laufe fällt in die Chesapeakbai.

2) Hauptstadt der Grafschaft Columbia im Staate Neuyork der vereinigten Staaten Nordamerika's an der östlichen Seite des Hudson. Die Stadt wurde angelegt im J. 1783 und hat sich reißend schnell vergrößert, sodaß innerhalb zweier Jahre 150 Wohnhäuser erbaut wurden. Von Südost nach Südwest ist die Stadt von Hügeln umgeben, an welche sie sich anlehnt; sie ist regelmäßig gebaut, hat breite gepflasterte Straßen, eine Akademie, ein Postamt, ein Rathhaus, auf dem die County-Courts gehalten werden; ferner vier Kirchen, zwei Banken und vier Druckereien, bedeutende Fabriken in Wolle und Segeltuch, Brennereien und Brauereien, Schiffbau, Schiffahrt und beträchtlichen Handel. Die Stadt hat ihr eignes Magistratscollegium und fast 5000 Einwohner. Mit ihr ist nicht zu verwechseln eine andre Stadt gleiches Namens in der Grafschaft Trumbull im Staat Ohio mit ungefähr 200 Einw. (*R.*)

HUDSON, 1) Henry, ein berühmter englischer Seefahrer des 17. Jahrh., von dem ein Meerbusen im nördlichen Amerika den Namen führt (s. d. A. Hudsonsbai). Er hatte bereits auf mehren Seereisen Beweise von Unerschrockenheit und Einsicht gegeben, als ihn eine Gesellschaft reicher Kaufleute in London auffoderte, einen nähern Weg, als um das Vorgebirge der guten Hoffnung, nach Japan und China durch die Nordsee aufzusuchen. Zweimal machte er in den Jahren 1607 und 1608, ohne eine Gefahr zu scheuen, diesen Versuch, aber ohne den gewünschten Erfolg. Weil die englischen Kaufleute dadurch entmuthigt wurden, so gab Hudson dem Antrage der holländisch-ostindischen Compagnie Gehör, und unternahm 1609 vom Texel aus die dritte Fahrt nach Nordwesten, aber auch diesmal kam er nur bis Nova Zembla, und nicht nur die Eismassen, sondern auch der Mangel an Lebensmitteln, und die Unzufriedenheit seiner Reisegefährten zwangen ihn zur Rückkehr. Er wandte sich jetzt, weil die Holländer seinen Vorschlägen zu einer vierten Reise kein Gehör gaben, wieder an die englischen Kaufleute, und diese sandten ihn 1610 abermals aus, um zu untersuchen, ob nicht im Westen der Davisstraße ein Weg in das Südmeer aufzufinden wäre. Auf dieser Reise kam er an der isländischen und grönländischen Küste vorbei, bis an den Eingang des an der nördlichen Küste von Canada gelegnen Meerbusens, welchem die Engländer seinen Namen gaben; er selbst nannte die umliegende Gegend Neubritannien. Obgleich er nur auf sechs Monate mit Lebensmitteln versehen war, so beschloß er doch, in diesem unwirthlichen Lande zu überwintern, um im folgenden Frühlinge seine Entdeckungen zu verfolgen. Eine Menge Seevögel, welche gefangen wurden, begünstigte das Wagstück, allein als der Frühling kam, zwang ihn der Mangel an Lebensmitteln, Anstalten zur Rückkehr nach England zu machen. Seit längrer Zeit hatte er sich den Unwillen der Schiffsmannschaft zugezogen, und als er am 21. Jun. 1611 in See stach, brach eine Verschwörung gegen ihn aus. Die Bösewichter, an deren Spitze ein gewisser Green stand, ergriffen ihn, seinen Sohn, den Mathematiker Woodhouse, den Zimmermann nebst fünf Matrosen, warfen sie in eine Schaluppe, und gaben sie den Wellen Preis, nur mit einer Flinte, einigen Säbeln und sehr wenigen Lebensmitteln versehen. Wahrscheinlich sind sie umgekommen, wenigstens hat man von ihrem Schicksale nichts erfahren. Von den Rebellen wurde Green nebst zwei andern von den Wilden erschossen, andre starben auf der Reise, und der Rest kam im Sept. ganz ausgehungert nach Irland zurück. Durch den Schiffsschreiber Pricket wurde das Complot entdeckt, aber die Protection entzog die Verbrecher der verdienten Strafe. Von Hudsons Reisen, und besonders von der vierten, auf welcher er Entdeckungen machte, die seinen Namen im Andenken erhalten, findet man Nachricht in *S. Purchas* pilgrimes (Lond. 1625. Fol. Vol. IV.), und in einer seltnen (ungenauen) Schrift unter dem Titel: **Descriptio ac delineatio geographicae detectionis freti sive transitus ad occasum, supra terras americanas in Chinam atque Japonem ducturi, recens investigati a M. *Henrico Hudsono* Anglo. Narratio regi Hisp. facta super tractu in quinta orbis terrar. parte, cui Australiae incognitae nomen est, recens detecto, par *P. F. de Quir*** (Amst. 1612, auch 1613. 4.) mit einer Erdkarte. Die Übersetzung eines Theils dieses Werks, das nur dem kleinsten Theile nach von Hudsons zwei letzten Reisen handelt, hat den Titel: **Copie de la requête présentée au roi d'Esp. par *P. F. de Quir*, sur la découverte de la 5me partie du monde** (Par. 1617.) [1]).

2) John, Doctor der Theologie und Bibliothekar zu Oxford, geb. zu Widehope in der Grafschaft Cumberland um das Jahr 1662. Er studirte seit 1676 zu Oxford Philosophie und alte Litteratur, erhielt 1684 die Magisterwürde, und wurde bald darauf öffentlicher Lehrer der Philologie und Philosophie. Als 1701 der berühmte Th. Hyde starb, ernannte man ihn an dessen Stelle zum Aufseher der Bodlejanischen Bibliothek, und 1712 wurde er zugleich Vorsteher des Mariencollegiums. Ununterbrochne, allzugroße Anstrengung im Studiren beschleunigte seinen Tod, der den 27. Nov. 1719 erfolgte. Als Philolog, Kritiker und Antiquar steht er in ehrenvollem Andenken, und seine Verdienste erscheinen um so achtungswerther, da er mit seiner gründlichen Gelehrsamkeit eine nicht gemeine Bescheidenheit verband, nie sich ein hartes Urtheil über andre Gelehrte erlaubte, und selbst erlittne Beleidigun-

1) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. XI. (von Eyriès). Ebert, Bibliograph. Lex.

gen und Ungerechtigkeiten mit Stillschweigen ertrug. Die Schriftsteller, welche er (mit Anmerkungen und var. lectt. aus codicibus mscr. versehen) herausgab, sind: Velleji Paterculi quae supersunt (Oxon. 1693; auct. 1711.); nur bei der ersten Ausgabe, von Hudson anonym herausgegeben, findet man *Dodwell*, Annales Vellejenses [2]). *Thucydides*, de bello Peloponnesiaco lib. VIII. gr. et lat. (Ib. 1696. Fol.); eine sehr schöne Ausgabe mit den alten Scholien, var. lectt. und einigen kurzen Anmerkungen; wieder abgedruckt in Dukers Thucydides (1731.). *Dionysii Halicarnass.* opera omnia, gr. et lat. (Ib. 1704. II Vol. Fol.); sehr incorrect gedruckt, die lateinische Übersetzung von Äm. Portus verbessert, das Register aus der Sylburgschen Ausgabe wörtlich abgedruckt, ohne die nöthige Veränderung der Ziffern. Der Herausgeber benutzte ein vaticanisches Manuscript und Biragus lateinische Übersetzung, hat aber für die Emendation des Textes nichts, für die Erläuterung wenig gethan [3]). Geographiae veteris scriptores graeci minores, gr. et lat., cum dissertationibus et annotatt. *H. Dodwelli*; accedunt geographica arabica cum not. (Oxon. 1698. 1703. 1712. Vol. IV.). Hudsons Name steht nicht auf dem Titel, aber unter der Dedication. Diese sehr geschätzte und gesuchte, aber auch sehr seltne Ausgabe, welche 21 geographische Schriftsteller enthält, ist mit mehren sehr genau gestochnen erläuternden Karten versehen [4]). Der Abdruck des Textes ist nicht durchaus correct, geographische Erläuterungen und Benutzung der Arbeiten andrer Gelehrten werden öfters vermißt, obgleich die Anmerkungen am Ende jedes Bandes vieles aufklären. *Dion. Longini* de sublimitate libellus, cum Praef. de vita et script. Longini, notis, indicibus, variis lectt. (Oxon. 1710. 4.; 1718.); des Tollius Text mit dessen verbesserter Übersetzung und einer guten Auswahl des Besten aus seiner Ausgabe. Die zweite Ausgabe ist mit Zusätzen aus Boivins und Schurzfleischs Noten vermehrt, und der Text verbessert. *Moeris Atticista*, De vocibus atticis et hellenicis, graece. Acced. *G. Martini* Diss. de graecarum literarum pronunciatione (Oxon. 1712.); vorher ungedruckt, aber von Hudson eigenmächtig in alphabetische Ordnung gebracht. Fabularum Aesopicarum collectio quotquot graece reperiuntur, cum interpr. lat. cura *Mariani* (Oxon. 1718.), nicht correct nach Nevelets Ausgabe (Frankf. 1610.) abgedruckt, doch mit Verbesserungen und Vermehrungen. *Flavii Josephi* opera, quae reperiri potuerunt omnia. Ad codd. mss. diligenter recensuit, nova versione donavit, et not. illustr. (Oxon. 1720. Vol. II. Fol.). Diese sehr correct und schön gedruckte Ausgabe war vor der Haverkampschen von 1726 die richtigste und genaueste. Hudson benutzte einen großen Apparat alter Ausgaben, Manuscripte und kritischer Bemerkungen, bearbeitete eine wohlgelungne neue Übersetzung, begleitete den Text mit Anmerkungen, welche eine gute Auswahl unter den Varianten, Conjecturen und Erläuterungen der Gelehrten enthalten, und fügte am Ende vier Register bei über die griechischen Wörter, über die Länder, Städte und Orte, über die merkwürdigen Sachen und Personen, und über die von Josephus angeführten Schriftsteller. Während des Abdrucks der Register starb Hudson, weswegen sein Freund Hall die Besorgung der letzten Bogen übernahm [5]). (*Baur.*)

HUDSONIA *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Cisteen und der ersten Ordnung der 11. Linné'schen Classe, deren Charakter in einem röhrenförmigen, fünfgetheilten Kelche, fünf Corollenblättchen, und einer dreiklappigen, wenigsamigen Kapsel besteht. Ihren Namen hat diese Gattung erhalten nach Will. Hudson (gest. 1793), Apotheker zu London und Verfasser der Flora anglica (ed. 1. Lond. 1762, ed. 2. Ib. 1778.). Die vier zu dieser Gattung gehörigen Arten sind kleine Staudengewächse. 1) H. ericoides *L.* Mant., feinbehaart und fast aufrecht, mit fadenförmigen, pfriemenförmigen, fast dachziegelförmig beisammenstehenden Blättern, einzeln stehenden Blüthenstielen und stumpfen Kelchen. In Nordamerika. Abb. W. hort. berol. t. 15. 2) H. montana *Nutt.* gen. Am. bor., ziemlich unbehaart und niederliegend, mit fadenförmigen, pfriemenförmigen, verlängerten Blättern, am Ende stehenden Blüthenstielen, langzugespitzten, wolligen Kelchen, und dreisamigen Kapseln. Auf den Gipfeln der Berge in Nordcarolina. 3) H. tomentosa *Nutt.* l. c., weißgraufilzig, mit kleinen, eiförmigen, dachziegelförmig beisammenstehenden, angedrückten Blättern, fast ungestielten, angehäuften Blüthen, und stumpfen Kelchen. An sandigen Stellen der Meeresküste von Nordamerika. 4) H. australis *Spr.* Syst., ziemlich unbehaart und aufrecht, mit linienförmig-lanzettförmigen, unten krummhaarigen, zerstreut und offenstehenden Blättern, einzeln am Ende stehenden, gestielten Blüthen, und langzugespitzten, etwas steifbehaarten Kelchen. In Monte-Video von Sello gefunden. S. *Spr.* Syst. II. 452. (*Sprengel.*)

HUDSONSBAI, oder bezeichnender HUDSONSMEER, ein von dem Seefahrer H. Hudson, welcher im J. 1610 die seinen Namen tragende Straße (Hudsonsstraße) entdeckte, zunächst sorgfältiger untersuchtes und nach demselben benanntes Binnenmeer, das von 52 bis 68° nördl. Br. und von 272—299° der Länge sich ausdehnt; etwa 1350 geographische Meilen lang und im Durchschnitte 350 breit, von Neusüdwales und Neunordwales in W., sowie von Labrador in O. begrenzt ist. Rechnet man die darin befindlichen Inseln Southhampton, Mansfield und andre hinzu, so wird die ganze

2) *P. Burmannus* in Praef. ad Vellej. Patercul. 6. 3) *Reiske* in praef. ad Dionys. Halicar. XII sq. 4) Man sehe von dieser Ausg. (Baumgarten), Nachr. v. einer hall. Bibl. 2. Bd. S. 389—408; u. das Verzeichniß der abgedruckten Schriftsteller in Eberts bibliograph. Lex. s. v. Geographi.

5) Sein Leben bei seiner Ausgabe des Josephus. *Leclerc*, Bibl. anc. et mod. T. XIV. P. II. Leipz. gel. Zeit. 1721. S. 193. *Chaufepié*, Dict. T. II. Mém. de *Niceron*. T. V. p. 350, nach der teutschen Übers. 5. Th. S. 458. *Freytag*, Analect. lit. p. 471. Catal. bibl. Bunav. T. I. Vol. II. p. 1341. Bamberger, Anekd. v. großbrit. Gel. 2. Bd. S. 307.

Fläche über 14,000 Meilen geschätzt. In Osten hat dieses Meer eine dreifache Verbindung mit der Davisstraße und vermöge derselben mit dem atlantischen Meere, nämlich die Cumberlandsstraße zwischen dem Baffinsland und der Hallsinsel, die Frobishersstraße oder Lumley's Inlet zwischen Hallsinsel und der Resolutionsinsel, und die Hudsonsstraße zwischen der Resolutionsinsel und Labrador; jedoch kann nur die letztre im hohen Sommer ohne große Beschwerde befahren werden, während die beiden andern vom Eise verschlossen oder durch Klippen und Felsenriffe Gefahr drohen. Die Ufer zu beiden Seiten der Hudsonsstraße sind meist felsig und steil, ein ödes, Grauen erregendes Land. Das Wasser in der Mitte der Hudsonsbai wurde 140 Klafter tief befunden. Diesem Meere führen der Churchill oder Missinippi, der Nelson, die Severne, der Albany, der Moosefluß, der Rupertsfluß und der Schubafluß ihr Wasser zu. Unter den zahlreichen Baien, welche es bildet, sind die Repulsebai, die Wagerbai und die Jamesbai am bekanntesten. Die Jamesbai mit den Inseln Charlton und Agomisca liegt zwischen Long-Island und Cap Henriette Maria. In jedem Winter wird die Hudsonsbai mit Eise bedeckt; die starke Strömung der Ebbe und Fluth zwischen den vielen Inseln derselben wirkt in Gemeinschaft mit der Wärme des Sommers, das Eis zu brechen und fortzuschaffen. Sie ist meist sehr sorgfältig durchforscht, im J. 1823 und 1824 erst noch in Nordwest durch Parry bis zur Tury- und Heklastraße und zur großen Insel Cockburn; nur über die Nordseite schwebt noch Dunkel. Alle um sie herumliegenden Länder, die dermaligen englischen Besitzungen Eastmain, Newsouthwales und Newnorthwales pflegte man sonst Hudsonsbailänder zu nennen, auch Neu-Britannien. Da man sich von den arktischen Ländern große Handelsvortheile versprach, bildete sich auch eine Hudsonsbaigesellschaft; unter den von derselben gegründeten Niederlassungen ist die ansehnlichste Hudsons-house, eine Factorei und Fort im Lande der Scheperyno am nördlichen Arme der Saskatschawan unter 53° 0′ 32″ Br. und 271° 7′ Länge. (*R.*)

Hudsonsbaigesellschaft, Hudsonsbailänder, Hudsonshouse, Hudsonsmeer, Hudsonsstrasse, s. den vor. Artikel.

Hudzoglow und **Hudzuglu,** s. **Hadzoglu.**

HUE, auch wol **KUE,** eine äußerst fruchtbare rücksichtlich ihres Klima's angenehme und gesunde Provinz in der Landschaft Südanam des hinterindischen Reichs Anam, im Süden von Dinh-Cath, wird von dem Flusse Hue bewässert, der in der Mitte von Hinterindien entspringt und sich in zwei Armen unter 16° 40′ Br. in das Meer ergießt. Die Provinz hat Überfluß an Lebensmitteln; in ihr liegt Phuxuau, die Hauptstadt von ganz Südanam. (*R.*)

HUE (J. F.), geboren zu Versailles 1759, bildete sich nach Vernet und erreichte in der Darstellung von Seestürmen und Seehäfen fast sein Vorbild. Seit 1780 war er Mitglied der Akademie, und erhielt später den Auftrag, zu den 15 Seehäfen, welche Vernet früher ausgeführt hatte, die noch fehlenden sieben darzustellen. 1796 empfing er für eine zweite Darstellung des Hafens von Brest 40,000 Livres. Einer minder beifälligen Aufnahme erfreuten sich die Gemälde, welche er 1800 ausstellte; doch auch unter diesen verdient eine Ansicht der Stadt und des Hafens von Granville, welche von den Einwohnern der Vendée belagert, und von den Belagerten selbst in Brand gesteckt wird, eine ehrenvolle Ausnahme. Bei der Ausstellung im 12. Jahre der Republik lieferte er einige schöne Gemälde, als eine Seeküste beim Aufgange der Sonne, eine andre beim Untergange derselben. Auch verdient das schöne Gemälde: der Strahl der Hoffnung, bemerkt zu werden; auf einen Felsen im Meere hat sich ein Mann mit Frau und Kindern gerettet, in der Ferne segelt ein Schiff, von dem sie Befreiung hoffen*). (*A. Weise.*)

HUEBRA, ein Fluß in der spanischen Provinz Salamanca, der in den Yeltes und mit diesem in den Duero fällt. (*Stein.*)

HUECAR, Villa der spanischen Provinz und Partido Murcia, an der Grenze von Granda und am Flusse gleiches Namens, der in der Provinz Cuenca in den Xucar fällt. (*Stein.*)

HUECAT, Nebenfluß des Xucar, in der spanischen Provinz Cuenca. (*Stein.*)

HUEHAN, von den Chinesen Fai-fo genannt, die vornehmste Handelsstadt in ganz Anam, ist in der Provinz Cham, der Landschaft Südanam, am Flusse Han und unweit dessen Mündung in die Han- oder Turonbai unter dem 15° 50′ nördl. Br. gelegen, hat neben einer Menge Pagoden auch zwei kathol. Kirchen, 15,000 Einw. und zwei Häfen, den einen in der Bai von Han oder Turon, wo die größern europäischen Schiffe, den andern in der Mündung des kleinen Flusses Faifo, wo gewöhnlich die Junken Anker werfen. Man trifft hier Niederlagen von den vorzüglichsten, zur Ausfuhr bestimmten Landeserzeugnissen. Die Lebensmittel sind wohlfeil. (*R.*)

Huehuetlapallan, s. unter **Mexico** (Geographie u. Geschichte).

HUELBA, Nebenfluß des Guadalquivir der spanischen Provinz Sevilla. (*Stein.*)

HUELBES, Villa der spanischen Provinz Cuenca, Partido de Huete. (*Stein.*)

HUELCHA, Nebenfluß des Ebro in der spanischen Provinz Aragon. (*Stein.*)

HUELGAS (Las) de Burgos, oder **Sta Maria la Real,** unter allen weiblichen Klöstern des Cistercienser-Ordens wol das vornehmste, liegt einige 1000 Schritte vor den Thoren der Stadt Burgos, in Altcastilien, und wurde von König Alfons III. von Castilien im J. 1187 gestiftet, und mit mehr als königlicher Freigebigkeit ausgestattet. Die ersten Nonnen wurden aus dem Kloster Tulebras berufen; eine derselben, Michol, oder Misol, trat als Äbtissin an ihre Spitze. Kaum war die Stiftung vollzogen, so erwachte in König Alfons ein neuer Ehrgeiz, er wollte seinem Gestifte Vorzüge beilegen, wie

*) Fiorillo, Gesch. d. Mal. in Frankreich. 3. Th. S. 397 u. 586, und Landon, Annal. 2. St. S. 183 u. Annal. 6. St. S. 158.

sie kein andres besitze. Zu dem Ende fertigte er 1188 den Bischof von Siguenza an das Generalcapitel von Cisterz ab, um von demselben zu erlangen, daß es den Äbtissinnen der Königreiche Castilien und Leon vergönnt sei, sich in eignen Generalcapiteln zu versammeln. Dies wurde bewilligt, und am 7. April 1189 traten demnach zu las Huelgas die Bischöfe von Burgos, Plasencia und Siguenza, der Abt von l'Echelle-Dieu, als Commissarius des Abtes von Cisterz, sechs andre Äbte, und die Äbtissinnen von Perales, Torquemada, S. Andrea de Arroyo, Carrizo, Gradefes, Cannas und Fontalmesi zusammen. Auch die Äbtissinnen von Sta Colomba und Tulebras waren beschieden, blieben aber aus; die letztre, weil sie, als geistliche Mutter von las Huelgas, es ungeziemend fand, sich dem Tochterstifte zu unterwerfen. Auch die Äbtissinnen von Perales und Gradefes, Töchter von Tulebras, ließen einige Widerspenstigkeit merken, mit deren Bekämpfung dieses erste Generalcapitel beinahe seine ganze Zeit verlieren mußte; endlich erlaubte ihnen das Mutterstift, gedrängt durch königliche Befehle, die geistliche Gerichtsbarkeit von las Huelgas anzuerkennen. In dem nächsten Capitel, 1190, erschienen, neben den genannten sieben Äbtissinnen und jener von Sta Colomba, auch drei Äbte, und es wurde festgesetzt, daß alle Jahre, zu Martini, eine ähnliche Zusammenkunft stattfinden solle, daß die verbundnen Klöster die Äbtissin von las Huelgas als ihre Mutter anerkennen und ihr gehorchen würden, wie die Äbte des Ordens dem Erzabt und dem Generalcapitel von Cisterz gehorchten, daß die Äbtissin von las Huelgas die ihr unterworfnen Klöster visitiren sollte, wogegen die Äbtissinnen von Perales, Gradefes, Cannas und Arroyo zusammen das Kloster las Huelgas visitiren könnten; daß eine Äbtissin, wenn sie das Generalcapitel besuche, sechs Diener beiderlei Geschlechtes und fünf Pferde mit sich führen könne. Die Äbtissin Michol hatte die Prinzessin Constantia, eine Tochter des Königs Alfons III., zur Nachfolgerin. Constantia, die sich mit so großer Macht bekleidet sah, glaubte, daß ihr alle Rechte eines Abtes zustehen müßten, ja sie war kühn genug, mehre priesterliche Attributionen auszuüben. Von 1210 an ließ sie sich beigehen, die Novizen einzuweihen, die Evangelien zu erklären, zu predigen, zuletzt hörte sie gar die ihr unterworfnen Klosterfrauen Beichte. Der König billigte schweigend diese Anmaßungen, so unerhört sie auch waren. Ihm schien es, als würde der Glanz seiner Stiftung gar sehr erhöhet, wenn dieselbe auch in geistlicher Hinsicht vollkommen unabhängig bestände und Privilegien übe, von denen noch nirgends ein Beispiel gesehen worden. Die Ordensvorsteher konnten sich auch kaum entschließen, dem König entgegen zu handeln; zögernd berichteten sie endlich an den Papst Innocentius III., der sodann 1210 die Bischöfe von Burgos und Palencia, und den Abt von Morimond anwies, dem unerhörten Beginnen zu steuern. Der Constantia Nachfolgerin (um 1218) Sanctia, aus dem aragonischen Königshause, erwarb von König Ferdinand dem Heiligen neue Privilegien; unter ihrer Regierung wurde auch das neu gegründete Kloster zu Bilena, sieben Stunden von Burgos, der Abtei las Huelgas unterworfen (1222). Sechs Jahre später, 1228, geschah ein Gleiches mit dem Kloster Villamayor. Elvira, die fünfte Äbtissin von las Huelgas, bestimmte, daß das Kloster jederzeit 100 Nonnen, 40 Kostfräulein und 40 Conversen, für die Bedienung der Nonnen, unterhalten solle, wurde aber von dem Generalcapitel des Ordens excommunicirt, weil sie 1260 den Abt von Cisterz, Guido III., nicht als Visitator aufnehmen wollen. Unter der Äbtissin Maria von Guttierez wurde das Kloster Avia, unter Maria von Velasco das Kloster Barria der geistlichen Herrschaft von las Huelgas unterworfen. Eleonora de Mendoza behauptete vor Papst Leo X. mit vieler Standhaftigkeit die Rechte ihres Klosters auf das Hospital zu Burgos und die dasselbe bedienenden Brüder. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. ging mit der Abtei eine große Veränderung vor; die bisher immer beibehaltnen Generalcapitel mußten unterbleiben, weil das Concilium von Trident allen Nonnen die strengste Clausur vorgeschrieben hatte, und der Äbtissin blieb nur das Recht, die ihr unterworfnen Klöster durch Commissarien visitiren zu lassen, dann mußten die Äbtissinnen, die es bisher auf Lebenszeit gewesen, ihr Amt auf eine dreijährige Dauer beschränken lassen. Unter diesen Verhältnissen erscheint zum ersten Mal Agnes Henriquez im J. 1587. Zum zweiten Mal erwählt im J. 1596, war sie auf das Ernstlichste bedacht, die aus dem Kloster Perales beinahe verschwundne regelmäßige Observanz wieder herzustellen. Kaum damit zu Stande gekommen, faßte sie den Gedanken einer allgemeinen Reform, für welche sie auch im Sept. 1599 von dem Legaten, Camillo Gaetani, eine Bulle empfing, allein hiermit war ihr Regiment zu Ende, und es blieb ihrer Nachfolgerin, Johanna von Ayala, die Ausführung des Entwurfes vorbehalten. Johanna wählte aus den ihr unterworfnen Klöstern die tauglichsten Subjecte aus, und baute für sie zu Valladolid das St. Annakloster, worin die Regel von Cisterz in ihrer alten Strenge geübt werden sollte. Sie ließ auch Satzungen für die werdende Congregation entwerfen, starb aber, bevor dieselben angenommen werden konnten. Maria von Navarra, erwählt 1601, verlegte das Kloster Perales in jenes von Sta Anna zu Valladolid, und ließ 1604 die Satzungen der neuen Reform durch den päpstlichen Legaten bestätigen. Eine anderweitige Bestätigung erwirkte ihre Nachfolgerin, Francisca von Villa Mizaria, von Papst Paul V. im J. 1606, und sie benutzte die von dem nämlichen Papst erhaltne Erlaubniß zu Anlegung neuer Klöster von der Reform der Recollecten, wie man sie nennt, um ein solches in Toledo zu begründen. Ein zweites stiftete Johanna von Leyna zu Talavera. Noch mehr aber that Anna von Austria, die natürliche Tochter des Siegers von Lepanto, und auch anderweitig bekannt durch ihre Verbindungen mit einem der falschen Sebastiane, mit dem Pastetenbäcker Gabriel de Spinosa; denn sie stiftete 1615 das Kloster zu Brihuega, 1616 jenes zu Madrid, und 1617 jenes zu Consuegra. Anna starb als Äbtissin von las Huelgas, im Februar 1630. Eine spätre Äbtissin, Katharina de Arellano y Zuniga,

erbaute 1634 das Kloster zu Casarubios. Später machte die Reform noch weitre Fortschritte, wie ihr denn der Bischof von Canaria, Christoph de la Camara, ein Kloster auf seiner Insel einräumte, doch scheint das Hauptkloster, las Huelgas, selbst sie niemals, oder doch nur unvollständig angenommen zu haben.

Um die Mitte des 18. Jahrh. lebten in las Huelgas 150 Nonnen, mehrentheils aus den vornehmsten Familien des Reichs entsprossen; der Äbtissin waren 14 Städte und 50 Flecken oder Dörfer unterthänig, sie hatte 12 Comthureien zu vergeben, und übte eine geistliche Gerichtsbarkeit über 17 andre Klöster, über die Brüder des Hospitals zu Burgos, und über eine Menge von Kanonikaten, Pfarreien und Kaplanaten. (*v. Stramberg.*)

HUELGOËT (Le), Marktflecken und Cantonshauptort im Arrondissement Châteaulin des französischen Departements Finisterre, an dem großen Teiche von Huelgoët, der sein Wasser aus den Bächen St. Gucnès und Spazalès erhält, das zum Theil in einen Kanal geleitet ist, der die Maschinen bei den dortigen Bergwerken treibt, zum Theil aber über eine 60 Fuß hohen Felsen in ein Thal hinabstürzt. Der Ort ist durch seine Bleimine berühmt, welche silberhaltiges Bleierz liefert und an 400 Bergleute beschäftigt, die in Huelgoët wohnen, welcher Marktflecken überhaupt 1000 Einw. zählt. Das Granitplateau der Bretagne ist in dieser Gegend mit großen Granitblöcken überschüttet, daher hat die Gegend ein wildes Aussehen. (*Klaehn.*)

HUELMA, 13° 5′ Länge, 37° 34′ n. Br., Villa der spanischen Provinz Jaen, am Odiel, mit 2400 Einw. und einem Schlosse. (*Stein.*)

HUELVA, Villa der spanischen Provinz Tesoneria Sevilla, an der Bai, in die sich der Tinto und Odiel ergießen, mit 5000 Einw., einem kleinen Hafen und Sardellenfischerei. (*Stein.*)

HUEN (Nicol. le), trat in der letzten Hälfte des 15. Jahrh. zu Ponteaux de Mer in den Carmeliterorden, wurde Beichtvater der Königin Charlotte von Frankreich und starb nach 1517. Er schrieb eine franz. Übersetzung von Bernhard von Breitenbachs Reise nach Jerusalem, mit dem Titel: **le grand Voyage de Jerusalem, lequel traite des Pérégrinations de la sainte Cité, du monte sainte Cathérine de Synai, et autres Lieux saints** (Paris 1517. Fol.) [1]. Im zweiten Theile derselben steht: **Des Croisées et entreprises faites par les Rois et Princes Chrétiens pour le recouvrement de la terre sainte** [2]). (*Rotermund.*)

HUENEGA, Villa im östlichen Landstriche der spanischen Provinz Granada. (*Stein.*)

HUERMECES, Villa der spanischen Provinz Quadalaxara, Tierra de Jadrague. (*Stein.*)

HUEROAL, Villa im östlichen Küstenstriche der spanischen Provinz Granada, an der Grenze von Murcia. (*Stein.*)

HUERTA, Villa der spanischen Provinz Salamanca, Quarto de Val de Viloria, am Tormes. (*Stein.*)

HUERTA (Gaspar de la), geboren in der Provinz Cuenca 1645, kam sehr jung nach Valencia, wo er die Anfangsgründe der Malerei bei Jesual da Sanchez, einer Malerin, erlernte; doch unbefriedigt von diesem Unterrichte sah er sich genöthigt, nach Kupferstichen zu arbeiten. So schwierig ihm auch der Anfang gemacht wurde, brachte er es doch durch Fleiß und Ausdauer so weit, daß er einer der bedeutendsten Künstler dieser Stadt wurde. Denn es befindet sich keine Kirche daselbst, welche er nicht mit einigen Gemälden verzierte, dabei ist seine Zeichnung richtig und die Färbung klar und freundlich. Dieser Künstler hatte die Eigenheit, in einem Buche zu bemerken, daß er durch seine Malereien eine Summe von 35,000 Pesos verdient hatte. Er starb 1714 *). (*A. Weise.*)

HUERTEA *R.* et *P.* Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rhamneen (?), und der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe, ist so genannt nach Jeronimo de Huerta, welcher den Plinius in das Spanische übersetzt hat. Der Charakter der Gattung Huertea besteht in einem glockenförmigen, fünfgezähnten Kelch, an den Kelch angedrückten, mit den Staubfäden alternirenden Corollenblättchen, einer zweigespaltnen Narbe und einer Steinfrucht mit einsamiger Nuß. Die einzige bekannte Art, H. glandulosa *R.* et *P.* (Fl. Per. III, t. 227. f. a.) ist ein in Peru wachsender Baum mit gefiederten, ablangen, gesägten, glänzenden, an der Basis drüsigen Blättern und traubenförmigen, gelblichen Blüthen. S. *Spr.* Syst. I. 779. (*Sprengel.*)

HUESCA, 16° 22′ L., 40° 2′ n. Br., Ciudade der spanischen Provinz Aragon, im gleichnamigen Corregimiento, an der Isuela, mit verfallnen Festungswerken, einer Citadelle, drei Thoren, 6800 Einw., einer Kathedrale, vier Pfarrkirchen, fünf Klöstern, einem unter den Erzbischof zu Saragossa gehörigen Bisthum, einer 1354 gestifteten Universität mit 400 Studenten, zwei Collegien, Tuchweberei, Gerberei, Märkten. (*Stein.*)

Huesca (Huescar) ist unstreitig das von den Arabern in ihren Geschichtswerken oft genannte Beschcar (بشكر), woraus Veschcar, Huescar, geworden. Diese Stadt erlangte vorzüglich Berühmtheit in der Zeit der Mauren, seitdem der Usurpator Kalib Ben Hassan, gewöhnlich Omar genannt, aus niedriger christlicher Herkunft unter des Muhammed Ben Abdallah Herrschaft sich empört (um das 9. Jahrh.) und seine Residenz in Beschcar aufgeschlagen hatte, wo er und seine Nachkommen sich auch glücklich über 70 Jahre zu behaupten wußten. (*Gustav Flügel.*)

HUESCAR, Ciudade in dem östlichen Landstriche

---

1) Die von Adelung (Ergänzungen zum Jöcher) angeführte Ausgabe (Lyon 1488. Fol.) scheint nicht vorhanden zu sein, wenigstens führt sie Panzer in den Annal. typogr. nicht an. 2) Von dieser Reise siehe J. M. Gesners kleine teutsche Schriften, S. 88. A. G. Kästner im allgem. liter. Anz. 1799. S. 782 fg. Ebert, Bibliograph. Lex. S. 288.

*) Fiorillo 4. Th. S. 371; vergl. Valesco S. 339. der teutschen Übers.

der spanischen Provinz Granada, am Fuße der gleichnamigen Sierra, einer Abtheilung der iberischen Bergkette, zwischen den Flüssen Barbaso und Guarcadar, mit 1500 Einw., einem Schlosse, zwei Pfarrkirchen und vier Klöstern. Sie erhielt 1563 vom Könige Philipp II. den Titel eines Herzogthums zu Gunsten des dieselbe besitzenden Hauses Alva. (*Stein.*)

HUET, 1) **Christophe**, gehört in das Zeitalter, wo die französische Malerei ganz gesunken, und sich nur in Darstellungen schlüpfriger Scenen gefiel, um dadurch die Sinne der Großen zu kitzeln. Auch dieser Künstler erhob sich nicht zum Edeln, seine Leistungen sind Arabesken und unsittliche Ausführungen. So verzierte er im Pallaste Rohan die Zimmer des Cardinals Soubise mit asiatischen Wunderbildern, und im ähnlichen Geschmacke die Schlösser Plaisance und Champs. In den Versammlungssaal letztern Orts malte er Chinesen, und die Decke mit Ornamenten, Vögeln und Insecten, und in einem Cabinet daselbst chinesische Hirten Blau in Blau. Er starb 1759 *). (*A. Weise.*)

2) **Pierre Daniel**, Sohn des Daniel Huet (eines Patriciers zu Caen in der Normandie, welchen jesuitischer Bekehrungseifer vom Calvinismus in den Schoos der römisch-katholischen Kirche zurückgeführt hatte), wurde zu Caen den 8. Febr. 1630 geb., und, nachdem er seine Ältern frühzeitig verloren hatte, in dem dortigen Collegium der Jesuiten gebildet. Frühzeitig schon zeichnete er sich durch seine Talente und durch Universalität des Geistes aus; denn mit gleichem Eifer und Erfolge widmete er sich den Sprachstudien und den strengen Wissenschaften, namentlich der Alterthumskunde, der Philosophie, der Naturlehre, der Jurisprudenz und Theologie, als er den Künsten der Musen, insonderheit der Poesie und Beredsamkeit, oblag. In der Philosophie war Anfangs Cartesius, in der Alterthumskunde und den Sprachen des Morgenlandes Sam. Bochart sein vornehmster Führer. An den letztern hatte er sich innigst angeschlossen, ungeachtet die Verschiedenheit des Bekenntnisses ihn nöthigte, seine Verbindung mit diesem Calvinisten geheimzuhalten. Als aber Bochart von der schwedischen Königin Christina nach Stockholm berufen worden war, benutzte Huet die größere Freiheit, welche ihm die eben erlangte Volljährigkeit verschaffte, um sich dem berühmten Reisenden anzuschließen. Ihr Weg führte sie (1652) über die Niederlande, einen Theil des nördlichen Teutschlands und Dänemark nach Schweden, und überall wurden auf der Reise erfolgreiche Verbindungen mit den berühmtesten Gelehrten jener Zeit angeknüpft. In der königl. Bibliothek zu Stockholm entdeckte Huet eine griechische Handschrift, den größern Theil der Commentarien des Origenes und dessen Abhandlung vom Gebet enthaltend, ein Geschenk des Isaak Vossius, welcher sie um geringen Preis einigen Soldaten, als in Worms gemachte Kriegsbeute, abgekauft hatte. Diese Handschrift, von welcher er sich auf Bocharts Rath eine Abschrift verschaffte, weckte, wie er selbst berichtet, zuerst bei ihm den Gedanken, die Werke des Origenes in griechischer Sprache herauszugeben. Indessen bewogen ihn die Launen der Königin und häusliche Angelegenheiten früher als Bochart, nach einem Aufenthalte von drei Monaten, Stockholm zu verlassen und über die Niederlande zurückzukehren. In Leyden aber verweilte er, ungeachtet seiner Eile, längre Zeit, theils durch Krankheit aufgehalten, theils durch den lehrreichen Umgang mit Claudius Salmasius gefesselt, und den Weg über Brüssel und Paris einschlagend, konnte er nicht umhin, auch in der großen Hauptstadt, welche er zum zweiten Male begrüßte, wissenschaftliche Verbindungen mit den ersten Gelehrten anzuknüpfen. In seiner Vaterstadt wieder angelangt, zog er sich, mit den nöthigen Mitteln reichlichst versehen, von allen Geschäften zurück und widmete seine gelehrte Muße vornehmlich seinen umfassenden Origenischen Studien. Beschäftigt mit einer neuen lateinischen Übersetzung der Schriften dieses Kirchenlehrers, wurde ihm die Willkür und Nachlässigkeit, welche man sich damals bei dem Übersetzen aus dem Griechischen in das Lateinische erlaubte, besonders auffallend, und da er bei seiner Auslegung des Origenes sich eine größere Treue zum Gesetze gemacht hatte, hielt er es für nöthig, dies Verfahren zu rechtfertigen, um seinen Zeitgenossen im Voraus Geschmack für seine genauere Übersetzung beizubringen. In dieser Absicht schrieb er seine lateinische Abhandlung de interpretatione in zwei Büchern [1]), eine Theorie der Auslegungskunst, mit welcher er seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete. Isaak Casaubonus hatte eine solche in der Vorrede zu Polybius versprochen und mündlich seine Grundsätze dem Fronto Ducäus, damals Vorsteher der königlichen Bibliothek zu Paris, entwickelt. Dies gab die Veranlassung, daß Huet, dessen Grundsätze in dieser Hinsicht ganz mit denen des Casaubonus übereinstimmten, sie dem Letztern in den Mund legte und demnach seine Darstellung derselben in die Form eines Gespräches zwischen Casaubonus und Fronto Ducäus brachte. Der allgemeine Grundsatz [2]) wird zuerst entwickelt und begründet; dann im Einzelnen gezeigt, wie er bei Schriftstellern verschiedner Gattung anzuwenden sei; endlich werden die sämmtlichen ältern und neuern Übersetzer nach dem Maßstabe dieses Gesetzes einer strengen, aber fast immer gerechten, Kritik unterworfen.

Unter solchen ernstern Beschäftigungen fand Huet Erholung in den Musenkünsten und einem heitern Umgange mit geistreichen Männern und Frauen höhern

*) Fiorillo, Gesch. d. Mal. in Frankr. 3. Th. S. 363.

1) De interpretatione libri duo, quorum prior est de optimo genere interpretandi, alter de claris interpretibus (Par. 1661. 4. *Stadae 1680, Hagae Comit. 1683.). [Die mit einem Asterisk bezeichneten Ausgaben kennt der Verf. dieses Art. aus eigner Anschauung und Benutzung.] 2) Er liegt am bestimmtesten ausgesprochen in den Worten (S. 6): „existimo, quicunque interpretis suscipit partes, in eo praecipue ipsius eniti debere industriam, non ut facultatem dicendi, si qua forte praeditus est, exerceat, et orationis suavitate auribus fucum faciat, sed ut auctorem, cujus interpretationem molitur, tanquam in speculo et imagine, sic in verbis suis contuendum exhibeat, ascititiamque omnem ornatum, quasi integumentum, detrahat, vel quasi inductum nativo colori pigmentum abstergat."

Standes. Die Verbindung, in welche er um diese Zeit mit der Prinzessin von Orleans, Anna Marie Louise, trat, machte ihn zuerst auf die Romane und deren Literatur aufmerksam. Marie Madelaine Lafayette, die Verfasserin des von Segrais unter seinem eignen Namen herausgegebenen Romans Zayde; Katharine Vionnais, Marquise von Rambouillet, durch Malesherbes bekannt; Madelaine Scudery; Anna Maria Schurmann u. A. erwähnt er unter den Freundinnen, in deren Gesellschaft er sich der heitersten Stunden erfreute. Anregung aber zu gelehrten Forschungen gab ihm der Eintritt in die Akademie der Wissenschaften, welche seine Vaterstadt zierte. Da indessen diese Gesellschaft sich auf antiquarische und historische Untersuchungen beschränkte, und er sich vergebens bemüht hatte, ihr Interesse auch den Naturwissenschaften zuzuwenden, so gründete er selbst für diesen Zweck im J. 1662 daselbst eine naturforschende Gesellschaft, welche neben der eigentlichen Naturlehre und Naturgeschichte allmälig auch die Anatomie, selbst die vergleichende, die Chemie, die Heilkunde, die Mathematik, die Optik und Astronomie, nebenbei aber auch die Astrologie und die Alchemie auf seine Veranlassung und nach seinem Beispiel in den Kreis ihrer Forschungen zog. Auf Colberts Antrag wurde dies neue Institut vom König anerkannt und unterstützt, Huet aber erhielt einen bis an sein Lebensende bezognen Jahrgehalt als Vorsteher desselben, ohne dadurch zu bestimmten literarischen Leistungen und Geschäften verpflichtet zu werden. Diese freie literarische Muße war ihm aber auch so theuer, daß er die glänzendsten Anerbietungen ausschlug, um derselben nicht verlustig zu gehen. Besonders schmerzlich berührte ihn der Verlust seines frühern Freundes Sam. Bochart, welcher 1667 zu Caen starb; denn obwol sich das enge Band, welches früher zwischen beiden bestand, in Folge eines Streites über die Abendmahlslehre des Origenes aufgelöst hatte, so dauerte doch die literarische Verbindung unter ihnen fort, und die Hochachtung, welche Jeder den Verdiensten des Andern schuldig war.

Noch ehe sein Hauptwerk, der Origenes, vollendet war, wurden seine poetischen Versuche in griechischer und lateinischer Sprache, ganz ohne sein Wissen und Wollen, zu Utrecht gedruckt [3]). Ein Holländer, Gottlieb Hogers, hatte diese Versuche, als er auf seinen Reisen auch Huet besuchte, sich von ihm erbeten, dieselben mit sich geführt und nach der Heimkehr veröffentlicht. Erst 45 Jahre später gab Huet selbst eine berichtigte und vollständigere Sammlung heraus [4]).

Im J. 1668 erschien endlich seine durch funfzehnjährige Studien vorbereitete Ausgabe der Erklärungsschriften des Origenes [5]). Er hatte darin die griechischen Überreste dieser wichtigen Commentarien zuerst vollständiger gesammelt, mit einer getreuern und berichtigten lateinischen Übersetzung versehen und unter dem Namen Origeniana eine historisch-kritische und theologische Einleitung vorausgesandt, welche gründliche und mit soviel Unparteilichkeit, als der Standpunkt eines Katholiken gestattete, angestellte Untersuchungen über das Leben, die Schriften, die Lehrmeinungen des Origenes, und die über die letztern entstandnen kirchlichen Streitigkeiten, in sich faßte [6]).

Seine fortdauernden Verbindungen mit gebildeten Freundinnen führten ihn zunächst auf Untersuchungen über die Geschichte des Romans, welche er bei der Prinzessin Marie Lenore de Rohan, damals Äbtissin eines Jungfrauenstiftes zu Melun, deren Urtheil er sie vor dem Abdruck unterwarf, ausarbeitete. Sie wurden als ein Sendschreiben an Segrais dem von Mme de Lafayette verfaßten, aber unter Segrais' Namen erschienenen, Romane Zayde vorgedruckt, und mit demselben in mehre Sprachen übersetzt [7]). Für die Geschichte des ältern, besonders französischen, Romans ist diese Abhandlung noch immer eins der besten Hülfsmittel; aber dem Verfasser zog sie, weil man den Gegenstand für seiner unwürdig hielt und sein Werk diese Dichtungsart zu empfehlen schien, manche ungünstige Urtheile zu, durch welche er sich indessen so wenig irre machen ließ, daß er selbst um diese Zeit sich im Romane versuchte, jedoch ohne es zu wagen, sein Werk an das Licht treten zu lassen [8]). Auch hob er den Anstoß sofort, indem er ein Gnadenbild der heiligen Jungfrau in der Nähe von Caen in einem eleganten lateinischen Gedichte nach Sapphischem Versmaße besang, welches er, einer Marmortafel eingegraben, in ihrem Heiligthume zu stetem Angedenken aufstellen ließ.

---

3) Carmina Latina et Graeca (Ultraj. 1664, Daventriae 1668, Amstelod. 1672. 16. *Ultraj. 1700. 12.), cura *Jo. Geo. Graevii.* Beigefügt sind dieser Ausgabe *Huetii* Notae ad Anthologiam Epigrammatum Graecorum, welche für eine neue von Grävius beabsichtigte Ausgabe der Anthologie bestimmt waren. Vergl. *Huetii* Comment. L. III. p. 61. 4) Paris 1709. 12. bei Jac. Stephanus. Vergl. über die verschiednen Ausgaben *Huetii* Commentar. p. 98, 170 sq. Huet spricht dort so, als habe er die Ausgabe von 1709 selbst veranstaltet, doch eignet sie sich der Abbé d'Olivet (Éloge historique de Mr. Huet, p. XXIV) selbst zu, und glaubt durch diese Ausgabe die entschlafnen Musen des alten Mannes wieder erweckt zu haben zu den fünf neuen Metamorphosen, welche er 1710, 1711 dichtete. Mit diesen und andern Dichtungen vermehrte dann d'Olivet die Ausgabe (Paris 1729. 12.).

5) *Origenis Commentaria in Sacram Scripturam (Rothomagi 1668. 2 Voll. Fol. Par. 1679, Colon. Agripp. [Francof. ad M.] 1686.). 6) Die Benedictiner, welche zu den griechischen Commentarien noch die später entdeckten des Origenes über das Johanneische Evangelium hinzufügten, haben auch die Origeniana des Huetius, mit Anmerkungen vermehrt, im 4. Thle. ihrer Opp. Origenis wieder abdrucken lassen. 7) Lettre sur l'origine des Romans (Par. 1670 u. öfter), in der achten Ausgabe (Paris 1711), vermehrt mit einer Lettre sur l'auteur de l'Astrée (*Honorius d'Urfe*), in der zweiten (Paris 1678. 12.) besonders abgedruckt, sonst immer in Verbindung mit der Zayde; in englischer Sprache (London 1672. 16.); Holländ. von Jan Broekhuisen (Amsterd. 1679. 16.); Lateinisch von Piron (Haag 1683 u. öfter). Vergl. *Huetii* Comment. L. IV. p. 105, 106. 8) Nach seinem Tode soll dieser Roman unter dem Namen Diane de Castro, ou le faux Yncas (Paris 1728. 12.) anonym erschienen sein. Nach der Angabe, daß er denselben im 25. Jahre seines Lebens geschrieben habe, wäre er indessen älter als jenes Sendschreiben. Nach d'Olivet a. a. O. S. 26 fand sich ein Roman unter der Aufschrift: Le faux Yncas, wirklich unter dem handschriftlichen Nachlasse Huets.

Als er nach einem zweijährigen Aufenthalte zu Paris im J. 1670 nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, ehrten ihn die dortigen Juristen durch Ertheilung der Doctorwürde; aber sein Aufenthalt daselbst dauerte nur kurze Zeit, indem ihm neben Bossuet die Erziehung des Dauphin übertragen wurde, welches Amt er noch in demselben Jahre, kaum genesen von einem hitzigen Fieber, anzutreten sich beeilte. Durch diese Versetzung an den Hof wurde ihm sein bisher festgehaltner Plan, die sämmtlichen Schriften des Origenes herauszugeben, bald verleidet[9]. Dagegen bemächtigte sich seiner die Idee eines Werkes, durch welches er die Wahrheit der christlichen Religion und seinen eignen Ruhm sichrer zu begründen glaubte. Denn indem er die Gründe, auf welche man bisher den christlichen Glauben gestützt hatte, genauer prüfte, bot sich ihm eine Methode der Beweisführung dar, nach welcher sich, wie er meinte, der Glaube ebenso streng demonstriren ließ, als dies nur bei mathematischen Wahrheiten möglich ist. Diesen Beweis führte er aus in seiner **Demonstratio evangelica**. Nachdem er hier die christliche Religion als diejenige definirt hat, welche in Jesus von Nazareth den Christ oder Messias erkennt und Alles für wahr hält, was die heil. Schriften des alten und neuen Testaments von ihm aussagen, stellt er alsdann folgende vier Axiome auf: 1) Jedes Buch ist echt, welches dafür von den Zeitgenossen und der Reihenfolge der nächsten Geschlechter gehalten wird. 2) Jede Geschichte ist wahr, welche die Begebenheiten so erzählt, wie sie in vielen gleichzeitigen oder dem Zeitalter derselben zunächststehenden Büchern erzählt werden. 3) Jede Weissagung ist wahr, welche Ereignisse so voraus verkündigt, wie der Erfolg sie bewährt. 4) Jede Gabe der Weissagung ist von Gott. Darauf zeigt er, daß diese Axiome volle Anwendung erleiden auf die christliche Religion, welche sich auf Bücher gründe, deren durchgängige Echtheit erweislich sei, deren geschichtliche Wahrheit sich bei der strengsten Prüfung bewähre, deren Weissagung endlich in Jesu ihre volle Erfüllung gefunden habe und also auf Gott zurückzuführen sei. So ergibt sich denn der Schluß, daß Alles, was diese Bücher von Jesu als dem Christ aussagen, wahr sein müsse. Eine genaue kritische Untersuchung der heiligen Schrift gehörte zur Vollständigkeit der Beweisführung, und sie wird mit solcher Ausführlichkeit gegeben, daß in dieser Hinsicht das Werk die Stelle einer kritischen Einleitung in die heil. Schriften vertreten konnte. Um aber die religiöse Wahrheit, wiefern sie auch in den übrigen Religionen des Alterthums zu finden ist, aus einer Voraussetzung zu erklären, nach welcher sie überall in der einzigen, in den heil. Schriften enthaltnen, Gottesoffenbarung ihre Quelle gehabt hat, führte er mit einem nicht geringen Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn die Hypothese aus, daß alle diese heidnischen Religionen aus den Mosaischen Schriften geflossen, ja daß alle Namen der Religionsstifter und der ältesten Gottheiten unter den Heiden nur als Variationen des Namens Moses, oder als Beinamen des Gesetzgebers der Hebräer, zu verstehen seien. Zur Ausarbeitung eines Werkes von solcher Bedeutung und Gelehrsamkeit mußte er sich die Zeit künstlich erkaufen, da er den ganzen Tag über mit dem Dauphin, welchem er sein Werk widmete, sich zu beschäftigen hatte. Auch erschien dasselbe erst nach neunjährigen Vorbereitungen und nachdem ein unzeitiger Geburtshelfer, nach mündlich vernommener Auseinandersetzung des Planes, schon zuvor diese Art der Beweisführung in einem ungenügenden Abriß an das Licht gefördert hatte. Am Hofe sowol als bei dem höhern Klerus fand Huets Schrift einen allgemeinen Beifall, und ein Franciscaner, Claude Frassen, welcher auf Antrieb des bekannten Psalmenübersetzers Louis Ferrand den Verfasser, welchem er seine ganze Gelehrsamkeit zu verdanken hatte, mit Schmähungen belohnte, wurde von Bossuet gezüchtigt. Auch erbot sich Richard Simon, die **Demonstratio evang.** durch einen Auszug noch gemeinnütziger zu machen, wozu der Verf. zwar seine Genehmigung ertheilte, aber sofort wieder zurücknahm, als ihm bekannt wurde, daß der Epitomator damit umgehe, sein Werk ganz zu verändern, um seinen eignen Meinungen unter diesem Deckmantel Eingang zu verschaffen. Nicht minder wurde dasselbe von den Protestanten des Auslandes hochgeschätzt und benutzt. Samuel Pufendorf, damals Geheimsecretair der Königin Ulrika Eleonora von Schweden, äußerte in einem gedruckten Sendschreiben an seinen Bruder Esaias sogar die Hoffnung, daß auf dieser Grundlage sich eine Wiedervereinigung der getrennten kirchlichen Parteien werde bewirken lassen[10].

Seine Stellung als Erzieher des Dauphin ließ ihn Ausgaben der lateinischen Classiker wünschenswerth finden, welche, ganz auf den Gebrauch der Jugend höhern Standes berechnet, nur die nothwendigsten Sprach- und Sacherläuterungen, ohne gelehrten Apparat, in einem zierlichen Äußern darböten. Da Ludwig XIV. das von dem Herzoge von Montausier ihm empfohlne Unternehmen begünstigte und die Arbeit königlich honorirte, so wurden besonders jüngre Gelehrte leicht für dieselbe gewonnen, aber auch ebenso leicht verleitet, mehr für den Lohn als für ihren eignen Ruhm zu arbeiten, sodaß der innere Werth dieser Ausgaben **in usum Delphini** ihrem äußern Glanze wenig entsprach. Huet selbst, welcher sie seit 1673 als ἐργοδιώτης betrieb, übernahm keinen Autor, wurde aber von Michaël de la Faye, welcher den Manilius übernommen hatte, bewogen, seine Noten zu

9) **Deterrebat me** — sagt er selbst **Comment. L. V. p. 115. — obscuri laboris magnitudo, malebamque in minutis observationibus, et vili variantium lectionum aucupio, ab aliis quam a me humilem ac pene servilem operam collocari.**

10) **Demonstratio evangelica ad serenissimum Delphinum (Paris 1679. Fol. Amstelod. 1680. 2 Voll.), cura** *Chph. Sandii* **(Paris 1687, 1690, Fol. Lips. 1694, *1703, 1722 4.).** Vgl. *Huetii* **Comment. L. V. p. 115—118,** und über die Ausg. von **1703 L. VI. p. 167.** Sein derselben beigefügtes Bildniß erklärt er dort für ein höchst plumpes und bäurisches, in welchem er sich selbst nicht wiederzuerkennen vermocht habe. Zufriedner äußert er sich mit einem andern, von Edelink, einem niederländischen Maler, in Kupfer gestochen.

diesem Schriftsteller, welche vornehmlich Scaligers Irrthümer im Astronomischen berichtigten, der neuen Ausgabe beizugeben [11]). Auch brachten es seine Verhältnisse am Hofe eben sowol, als die Achtung, welche seinen Verdiensten und der bewundernswürdigen Vielseitigkeit seines Geistes gebührte, mit sich, daß er, obwol gegen seine Neigung und in Widerspruch mit der ernstern Richtung, welche seine Studien genommen hatten, im Jahre 1674 unter die 40 der französischen Akademie aufgenommen wurde, woraus ihm wenigstens der Vortheil einer noch engern Verbindung mit den ersten Dichtern und beredtesten Schriftstellern seiner Nation erwuchs [12]). Dieser Verkehr mit den schönen Geistern des Zeitalters, die Stellung am Hofe, die Lebhaftigkeit seines Geistes, verbunden mit Neigung zu heitrer Geselligkeit, seine Liebe endlich zur Dichtkunst und weltlichen Literatur hatten ihn bisher die religiösen Pflichten des geistlichen Standes, dem er sich schon als Jüngling gewidmet hatte, vernachlässigen lassen, und obwol er sich zu Zeiten in die Einsamkeit zurückzog, um der Selbstprüfung und frommen Übungen obzuliegen, so war dies doch, wie er selbst eingesteht, immer mit einem gewissen Widerstreben und nur auf kurze Zeit geschehen; daher dann auch die Eindrücke solcher Askesen von keiner Dauer sein konnten und im Strudel eines so vielbeschäftigten Lebens sich bald wieder verlieren mußten. Aber während er die evangelische Beweisführung unter Händen hatte, bemächtigte sich seiner eine ernstre Stimmung, welche sich auch im Äußern kund gab, indem er allmälig und unmerklich die Tracht und die Manieren eines Weltmanns in die eines Geistlichen verwandelte. Die priesterliche Weihe aber empfing er erst 1676, im 46. Lebensjahre, und an dem Grabe der heil. Genovefa in der Krypta der ihr gewidmeten Kirche zu Paris verrichtete er seine erste Messe. Zwei Jahre später belohnte ihn der König für seine dem Staate geleisteten Dienste mit der Cistercienser-Abtei d'Aunay, 12 Lieues südlich von Caen, in der Nähe des gleichnamigen Städtchens der Normandie überaus reizend gelegen. Auf diesem anmuthigen Landsitze, seinem Tempe, verbrachte er die Sommermonate in der glücklichsten literarischen Muße, körperlich und geistig erfrischt durch die reinere Luft und die einfachre Lebensweise. Hier erwachte auch von neuem in ihm die Liebe zur Poesie. Die Lieder, worin er die Reize seines ländlichen Aufenthaltes besingt, übertreffen alle frühern an Lieblichkeit und Anmuth, während sie ihnen an Lebhaftigkeit der Empfindung nicht nachstehen. Die erste literarische Frucht seiner dortigen Mußestunden war aber eine Kritik der Cartesianischen Philosophie [13]). Schon längst mit der Geschichte der ältern Philosophie, bei deren Studium er den Diogenes Laertius zum Grunde legte, vertraut und in der Kritik philosophischer Meinungen geübt, hatte er durch selbständige Prüfung gefunden, daß die Lehren des Cartesius, welche er früher mit jugendlicher Begeistrung ergriffen und sich angeeignet hatte, weder neu noch in sich selbst zusammenhängend seien, die Religion aber, welche sie zu stützen vorgeben, mit den größesten Gefahren bedrohten. Seine Censur schonte zwar auch den Urheber der Secte nicht, dessen Unwissenheit, Aufgeblasenheit und feige Charakterschwäche sie, bei aller Anerkennung seines speculativen Tiefsinnes, schonungslos rügte; aber weit mehr noch traf sie seine blinden Anhänger, welche die Fehler des Meisters überbieten zu wollen schienen, ohne vermögend zu sein, sich seine Vorzüge anzueignen. Von ihnen wurde daher Huetius mit einer Heftigkeit und in einer Art angegriffen, welche dafür zeugen konnte, wie gering der wissenschaftliche Gehalt der Lehre sei, deren Vertheidigung solcher Mittel bedurfte [14]). In genauem Zusammenhange mit jener Censur standen die nach seinem lieblichen Landsitze benannten Untersuchungen über die Zusammenstimmung des Glaubens mit der Vernunft, welche er im nächsten Sommer von dort ausgehen ließ [15]). Den Cartesianischen Lehrsatz, daß die Philosophie mit dem Zweifel beginnen müsse, nahm er hier zwar auf, aber er verfolgte ihn strenger, indem er zeigte, daß der Zweifel auch die Vernunft selbst und ihr Vermögen, die Wahrheit zu erkennen, zum Gegenstande habe [16]). Die Vernunft zu der Erkenntniß ihrer eignen Schwäche zu führen sei das letzte Ziel der Philosophie, durch welche die Vernunft eben nur dahin gebracht werden solle, sich nicht auf sich selbst zu verlassen, sondern einen zuverlässigern Führer zur Wahrheit aufzusuchen und sich seiner Leitung völlig anzuvertrauen [17]). Als dieser sichre Leiter zur Wahrheit biete sich nun Gott selbst, d. i. die Vernunft an sich, dar. In dem vollen Vertrauen aber, welches die Vernunft in seine Leitung setze, bestehe das Wesen des Glaubens [18]). Die menschliche Vernunft sei also dem

11) Animadversiones in Manilium et Scaligeri notas, ad calcem editionis Manilii in usum Serenissimi Delphini adornatae (Paris 1679. 4.). Vergl. *Huetii* Comment. L. V. p. 119—121.
12) Comment. L. V. p. 128—130. Sein Discours prononcé à l'Académie Françaisе (Paris 1674. 4. Amsterd. 1709. 12.). Er überließ sich darin bittern Klagen über die immer allgemeiner überhandnehmende Geringschätzung der Studien des Alterthums.
13) Censura Philosophiae Cartesianae (Paris 1689. 12. *Francof. et Lips. 1690. Helmst. 1690. 4.), curante *Henr. Meibomio* (Franeq. 1690. 12. Hanov. 1690. 12. *Par. 1694. 12.) vermehrt.

14) Vergl. *Huetii* Comment. L. VI. p. 161 sq. Als den wildesten und hitzigsten Gegner bezeichnet er dort Johannes Schotanus, Prof. zu Franequer, dessen *Exetasis censurae, qua P. D. Huetius, designatus Episc. Suessionensis, philosophiam Cartesianam inique vexavit (Franeq. 1691.) erschien.
15) Alnetanae Quaestiones de concordia rationis et fidei. Libri tres (Cadomi [Caen] 1690. 4. Par. [Lipsiae] 1695. 4. *Lipsiae 1719. 4.). Vgl. *Huetii* Comment. L. V. p. 142 sq.
16) Über das Verhältniß seiner Lehre zu den vornehmsten Secten der Alten sagt er Lib. I. Cap. 1, 3: „Nos fulgorem lucis hujus (rationis) agnoscimus cum Dogmaticis: fatemur item cum Socraticis, nihil nos certissime scire, summa nempe et perfecta certitudine. — Dicimus denique cum Scepticis, ne hoc quidem nos certissime scire, perfecta scilicet illa certitudine, quod nihil certissime sciamus."
17) L. I. C. 1, 7: „Ratione ipsa edocti, non acquiescimus in rationis ductu, certioremque nobis quaerimus ad veritatem ducem, in cujus regimen nos sine haesitatione commendemus."
18) L. I. C. 2, 1: „*Fidem* per vulgata significatione appello, mutuam in pactis servandis constantiam; tum ejus, qui se ducem nobis ad veritatem praebeat, tum mentis nostrae, quae se duci huic futuram dicto audientem polliceatur. Quamobrem, cum Fides sit de genere earum rerum, quae referuntur ad

Glauben so wenig entgegen, daß sie, je vollständiger sie ihr eignes Vermögen erkannt habe, desto williger auch dem Glauben sich zuwenden werde. Aber auch dadurch bereite sie auf den Glauben vor, daß sie die Gegenstände desselben nachweise, den göttlichen Führer zur Wahrheit kennen und von andern blinden Leitern unterscheiden lehre. Habe sie auf diese Weise den Glauben bewirkt, so höre damit ihre Thätigkeit nicht auf, sondern sie begleite denselben fortwährend, und indem sie sich nun auf seine Objecte richte, finde sie in ihnen sich selbst immer mehr und mehr wieder; obwol sie, innerhalb ihrer jetzigen Schranken, nicht im Stande sei, die Glaubenslehren vollkommen zu durchdringen und als Selbsterkanntes und durchaus Verstandnes sich anzueignen. Auf der Basis dieser Grundsätze, welche das erste Buch entwickelt, wird sodann im zweiten und dritten ausführlich gezeigt, daß die religiösen und sittlichen Dogmen der Philosophen, in wie weit sie vor dem Richterstuhle der Vernunft bestehen können, auch mit den Gegenständen des christlichen Glaubens übereinstimmen, obwol ihnen, wiefern sie durch die Vernunft begründet sind, die Gewißheit fehlen müsse, welche lediglich auf dem Wege des Glaubens zu erlangen sei. Es finde also auch, sobald man die Frage geschichtlich untersuche, kein Widerstreit, wol aber ein verschiedner Grad der Gewißheit hinsichtlich des durch die beiden Quellen Erkannten statt, und in dieser Hinsicht sei die Vernunftwahrheit der Glaubenswahrheit untergeordnet. Die Cartesianische Behauptung dagegen, daß in Gottes Macht auch die Bewirkung dessen gegeben liege, was nach dem Urtheile der Vernunft sich selbst widerspreche, und also der Glaube der Vernunft Widersprechendes festhalten könne, ohne der Wahrheit zu widersprechen, wird von ihm als eine absurde und in ihren Folgen höchst verderbliche überall nachdrücklich bestritten [19]).

Seinen Widerwillen gegen diese Secte gab er noch deutlicher zu erkennen durch seine satyrischen Beiträge zu ihrer Geschichte, mit welchen er sich bei einem Augenübel die Zeit verkürzt hatte, die er aber, da der leichtfertige Witz, welchen er darin spielen ließ, der Würde eines hohen geistlichen Amtes wenig zu entsprechen schien, ohne seinen Namen zu verrathen an das Licht treten ließ [20]).

Daß er über diesen philosophischen Streit seinen biblischen Studien nicht ungetreu geworden sei, zeigten seine Untersuchungen über die Lage des irdischen Paradieses [21]), und über die von dem Könige Salomo veranstalteten Schiffahrten [22]), welche für seine Kenntniß des Hebräischen und seine große Belesenheit in den alten Geographen und Geschichtschreibern zeugen. Auch den Alterthümern seiner Vaterstadt Caen, und der Normandie überhaupt, wandte er, durch gelehrten Streit angeregt, seine Aufmerksamkeit zu, und die aus Benutzung der städtischen Archive und Chroniken gewonnenen Ergebnisse wurden in einer besondern Schrift von ihm bekannt gemacht [23]). Einige seiner gelehrten Sendschreiben aus diesen Jahren traten später ohne seine Veranlassung an das Licht. In denselben hatte er Meinungen seiner Freunde nicht ohne Scharfsinn bestritten, oder seine eignen gegen Angriffe vertheidigt [24]). Für eine umfassendere Schrift „Über den Handel und die Schiffahrt der Alten“ fing er schon damals, von Colbert veranlaßt, zu sammeln an, obwol er die Ausarbeitung derselben seinem höchsten

---

aliud, ac dupliciter propterea spectari possit, vel quatenus ad eum pertinet, qui ducit, vel quatenus ad eum, qui ducitur, saepius ac fere semper alteram hanc ei notionem tribuimus, ut significetur promptum illud animi nostri obsequium in eo audiendo et sequendo, quem ad veritatem ducem sumserimus.“

19) Die erst nach seinem Tode von dem Abbé d'Olivet herausgegebene Schrift: Traité philosophique de la foiblesse de l'esprit humain (*Amsterd. 1723. 12. Lond. 1741.), und mit der vom Verf. herrührenden lateinischen Übersetzung (Amst. 1738. 12.) durch du Sauzet veranstaltet, teutsch (Frankf. a. M. 1724.), wurde ihm zwar von dem Jesuiten Châtel (Mémoires de Trevoux 1725. p. 989 sq.) abgesprochen, aber d'Olivet bewies in einer Apologie (Paris 1726. 12.) ihre Echtheit. Übrigens ist es ebenso unrichtig, wenn man dieselbe für das letzte Werk seines Lebens ausgibt, als wenn man behauptet, der Skepticismus der Alnetanen sei darin bis zum Pyrrhonismus gesteigert worden. D'Olivet, welcher am genauesten unterrichtet sein konnte, sagt ausdrücklich (Éloge p. 26), sie sei fait dans le même temps que ses Quaestiones Alnetanae. Sie enthält auch nur eine Umarbeitung des ersten Buches dieser Schrift, in welcher zwar die Lehren des Sextus Empirikus vollständiger dargelegt werden (der Provençal, homme de qualité, von welchem dies geschieht, ist der von Huet [Comment. L. IV. p. 94 sq.] erwähnte Cormisaeus, d. i. de Cormisy, Präsident des Parlaments zu Aix in der Provence), aber das Ergebniß dasselbe bleibt (S. 21): que l'homme aidé seulement des forces de la nature, ne puisse connoître la Vérité *avec une parfaite certitude et une entière évidence*, et qu'il la puisse connoître *bien plus certainement* par le secours de la Foi, mais suivant les termes de l'Apôtre „*par un miroir, en énigme.*“ Car ce qui manque à la nature humaine pour avoir *une parfaite connoissance* des choses, la grâce de Dieu le *supplée* par la Foi etc.

20) Nouveaux Mémoires pour servir à l'Histoire du Cartésianisme (Paris 1692. 16. Utrecht 1698. 16. Amst. 1698. 12. Mit Vermehrungen.). Vergl. *Huetii* Comment. L. VI. p. 168. 21) De la situation du Paradis terrestre (Par. 1691. 12.). Lateinisch von J. G. Pritius (*Leipz. 1694. 16.) und in 4. zugleich mit der Demonstr. evangel. s. Note 10; mit dem Tractate De navigationibus Salomonis (Amstel. 1698. 12.) und in demselben Jahre daselbst in den Criticis sacris, Vol. I. Fol.; dann wieder besonders gedruckt (daselbst 1701. 12.) und ins Holländ. übersetzt (ebendaselbst 1716. 12.). 22) In den Note 21 nachgewiesenen Ausgaben. 23) Les origines de la ville de Caen et des lieux circonvoisins (Rouen 1702, dann vermehrt 1706.). 24) So im J. 1683 das Schreiben an den Herzog von Montausier, zur Vertheidigung der in der Demonstr. evangel. Propos. IV. Cap. 2, 51 geäußerten, von Boileau Despréaux in seiner Übersetzung Longins heftig angegriffnen, Meinung, daß Longin die Schriften Mosis nicht selbst gelesen, sondern nach den Berichten Andrer daraus referirt habe. Dies Schreiben, welches ihm die bitterste Feindschaft des eitlen Boileau und seiner Schule zuzog, ließ **Le Clerc*, Bibliothèque choisie. T. X. (Amst. 1706. 16.) p. 211 sq. zuerst abdrucken, indem er seine eignen Anmerkungen beifügte. Vergl. *Huetii* Comment. L. V. p. 150 sq. L. VI. p. 174. Dann am 10. Oct. 1692 die Lettre à Mr. *Perrault* sur le parallèle des Anciens et des Modernes (abgedruckt in der Sammlung Pièces fugitives T. III. Paris 1704.), worin er die unter den großen Geistern und Dichtern im Zeitalter Ludwigs XIV. verbreitete und besonders von Perrault vertheidigte Einbildung großer Vorzüge vor den Alten hinsichtlich des Geschmacks und der allgemeinen geistigen Bildung zu vernichten sucht. Vergl. seine Comment. L. V. p. 150.

Greisenalter aufbewahrte. Sie war die erste, welche diesen wichtigen Gegenstand der alten Geschichte mit Ausführlichkeit erläuterte und dabei eine Sachkenntniß und einen Takt für das Praktische verrieth, wie man beides bei den eigentlichen Gelehrten damals nicht leicht vereinigt fand [25]).

Seine für die Wissenschaften so ersprießliche Muße dauerte jedoch nur bis zum Jahre 1685, wo ihn der König zum Bischofe von Soissons ernannte. Denn obwol er dies Amt nicht wirklich antreten konnte, weil die päpstliche Bestätigung, wegen der damaligen Differenzen zwischen Ludwig XIV. und der römischen Curie verweigert wurde, so nahmen doch seitdem seine Angelegenheiten zu Rom und die vorläufige Inspection jenes Sprengels seine Thätigkeit vorzugsweise in Anspruch. Das ihm zugefallne Bisthum vertauschte er noch, bevor die päpstliche Confirmation erfolgte, unter Genehmigung des Königs im J. 1689 mit dem zur Normandie gehörigen Sprengel von Avranches, für welchen er, nach Empfang der päpstlichen Confirmationsbulle, im J. 1692 zum Bischofe consecrirt wurde. Seitdem richtete er allen Eifer auf die Herstellung der während einer langen Vacanz in diesem Sprengel gänzlich verfallnen, Disciplin, welche er durch neue synodische Statuten von den Jahren 1693, 1695, 1696, 1698, zu bewirken suchte [26]). Da jedoch der Aufenthalt zu Avranches seiner Gesundheit schadete, gestattete ihm der König im J. 1699 die Niederlegung dieses Amtes, für welches ihn die königliche Gnade durch die an den Thoren von Caen gelegne Abtei Fontenay entschädigte. Die spätern Jahre seines Lebens seit 1701 brachte er in Paris zu, wo er sich im Profeßhause der Jesuiten niedergelassen hatte, nachdem seine frühere Wohnung während seiner Abwesenheit zusammengestürzt und er durch diesen Unfall des größten Theiles seiner herrlichen Bibliothek verlustig gegangen war [27]). Die Beschwerden eines hohen Alters lasteten seit dem J. 1712 hart auf ihm; manche bittere Angriffe, vornehmlich von Seiten Despréaux's und seines Anhanges, hatte der reizbare Alte zu erdulden; seine besten und bewährtesten Freunde, sowie fast alle Glieder seiner Familie, mußte er dahin scheiden sehen. Daß er aber die geistige Freiheit und Lebendigkeit über diese vielfachen Kümmernisse nicht verlor, zeigen seine im J. 1717 aufgezeichneten Commentarien über sein Leben, welche überall jugendliches Feuer, Witz und Anmuth athmen und ein treffliches Gemälde der wissenschaftlichen und gelehrten Bestrebungen unter Ludwig XIV. in einer eleganten Latinität entwerfen, obwol man einige Anachronismen darin dem so geschwächten Gedächtnisse des Greises zu Gute halten muß. Sie bleiben jedenfalls die besten gelehrten Memoiren aus diesem Zeitabschnitte, und sind, wie schon Matthias Geßner urtheilte, so anziehend geschrieben und so reich an merkwürdigen Vorfällen und Verwicklungen, daß man von ihnen wie von einem Roman im Lesen gefesselt wird [28]). Sie waren die letzte Frucht seines Geistes, und nicht völlig drei Jahre nach Erscheinung derselben starb er am 26. Jan. 1721 im fast vollendeten 91. Lebensjahr eines sanften und erbaulichen Todes. Von seinen gelehrten Sendschreiben und kleinern Abhandlungen war noch bei seinen Lebzeiten durch seinen Freund, den Abbé Tilladet, eine Sammlung veranstaltet worden [29]). Seine nachgelassenen Aufsätze über die französische Sprache wurden einer von dem Abbé d'Olivet veranstalteten Sammlung [30]) einverleibt. Ebendieser Freund stellte auch die zerstreuten Gedanken und Bemerkungen, sowie einige noch ungedruckte lateinische Poesien, welche sich unter dem Nachlasse des Verstorbenen vorgefunden hatten, unter dem Namen Huetiana an das Licht [31]). Von Huets Lebensschicksalen, Charakter, Studien und Meinungen geben seine eignen Commentarien die sicherste Auskunft und den unparteiischsten Bericht. Erfüllt von einer unbeschränkten Wißbegierde, welche mit gleicher Liebe alle Gebiete des Wissens umfaßte, galt ihm die Beschäftigung mit den Studien für wichtiger als alles Andre. In die glänzendsten Kreise der Gesellschaft eingeführt und mit bedeutenden Geschäften der schwierigsten Art beauftragt, wußte er dennoch durch weise Benutzung der Zeit sich die Muße für eine freie geistige Thätigkeit zu gewinnen. Mit voller Hingebung der Wissenschaft und Gelehrsamkeit lebend, verrieth er doch niemals die Schwerfälligkeit eines Stubengelehrten, sondern seine Sitte

25) Histoire du Commerce et de la Navigation des Anciens (Par. 1716.). *Seconde Édition, revue, in demselben Jahre. [Die Bemerkung in der Biographie universelle, daß diese Schrift erst Lyon 1763 mit dem Namen des Vfs. erschienen sei, ist unrichtig; denn schon die mir vorliegende zweite pariser Ausgabe von 1716 nennt denselben auf dem Titelblatte.] Nachgedruckt Brüssel 1717. Die anonym erschienenen Mémoires sur le commerce des Hollandois etc. (Paris 1716. 12.) werden von Le Clerc, Jacques Bernard u. A., doch ohne sichern Grund, gleichfalls für sein Werk gehalten. 26) Statuts synodaux pour la Diocèse d'Avranches, lûs et publiez dans le Synode d'Avranches l'an 1693 etc. (A Caen 1693.) und Trois supplémens aux dits Statuts vom J. 1695, 1696, 1698. Ebendas. 27) Er hatte dieselbe schon früher den Jesuiten dieser Stiftung unter der Bedingung eines lebenslänglichen freien Gebrauchs zum Geschenke gemacht, welchen auch die, besonders durch ihre Hülfe geretteten, Überreste derselben nach seinem Tode zufielen. Die Schenkungsacte vom 18. April 1691 hat *Schelhorn*, Amoenit. liter. T. V. p. 164 sq.

28) *Petri Dan. Huetii* Commentarius de rebus ad eum pertinentibus. Libri sex. (Hag. Com. 1718. 12. *Lips. 1719. 4.) ad calcem Quaestionum Alnetarum. Vergl. Note 14. Englische Übersetzung mit biographischen und kritischen Noten von John Aikin (London 1810. 2 Thle.). Huet selbst bemerkt zwar im Anfang und Schlusse dieser Schrift, daß die Confessionen des Augustinus ihn zu derselben veranlaßt hätten; aber sie verrathen nicht im Entferntesten den finstern ascetischen Geist der Selbstpeinigung, welcher Augustins Bekenntnisse beseelt. Der erste Herausgeber derselben war nach Einigen der Abbé de Sallengre, nach Andern der Abbé Bonardi. 29) Dissertations sur diverses matières de religion et de philologie, contenues en plusieurs lettres (Par. 1712 und A la Haye 1714. 2 Voll.). Vergl. *Huetii* Comment. L. VI. p. 173. Daß die darin befindliche Lettre de Mr. *Morin* de l'Académie des Inscriptions à Mr. *Huet* touchant le livre de Mr. *Tolandus*, Anglois, intitulé Adeisidaemon et Origines Judaicae, nicht von Morin, sondern von Huet sei, deutet er selbst an in seinem Comment. L. VI. p. 173. 30) Opuscules sur la langue françoise (Par. 1754. 12.). 31) Huetiana ou Pensées diverses de Mr. *Huet* (Paris et Amsterd. 1722. 12.).

Weltkenntniß, eine geistreiche Unterhaltung, reiche, lebendige Phantasie, heitre Laune und ein stets anregender fröhlicher Witz, welcher Keinen beleidigte, empfahlen ihn der Gesellschaft. Seine Werke zeichnen sich aus durch Eleganz des lateinischen Styls, durch eine einfache, klare Behandlung des Gegenstandes, durch den Reiz der Einkleidung, durch Originalität der Vorstellungen, Neuheit der Ergebnisse, durch eine Gelehrsamkeit endlich, welche den Scholasticismus und die Pedanterie glücklich zu vermeiden weiß und sich überall mit einem richtigen Tacte für das Praktische verbindet. Er ist zu sehr Theolog, um in der Philosophie seine volle Befriedigung zu finden. Die Dogmen der Philosophen dienen ihm nur zum Beweise, daß menschliches Erkennen nicht die Evidenz gewähre, welche dem Glauben beiwohnt, wenn er sich auf die Auctorität göttlicher Zeugnisse stützt. Aber er ist keinesweges Verächter der Vernunft und ihrer Bestrebungen, welche nach seinem Urtheile, wenn sie richtig geleitet werden, den Glauben zwar niemals ersetzen, aber auch niemals gefährden, sondern ihm vielmehr die Bahn bereiten. Entschiedener Bewunderer des classischen Alterthums, welches die schönen Geister seiner Nation dazumalen übertroffen zu haben wähnten, erläuterte er die Werke desselben als Alterthumsforscher und Geschichtskundiger, und überhaupt mehr ihrem Inhalt und Geist, als ihrer Sprache nach. In seinen lateinischen und griechischen Gedichten bewundert man den antiken Geist, die Frische und Natürlichkeit, die Wahrheit der Empfindung und den kräftigen Humor. In den Gebieten der Geschichte und Geographie hat er durch seine Forschungen Vieles aufgeklärt, Vieles angeregt. Für die höhere Kritik zeigte er einen feinen Tact, obwol ihn die Wortkritik, wiefern sie auf mühsamer Vergleichung der Handschriften beruht, bald anekelte; wiefern sie durch Conjecturen glaubt heilen zu können, nur als ein müßiges Spiel zur Übung des Scharfsinnes galt. Die Hermeneutik und Übersetzungskunst führte er wieder auf die richtigen Grundsätze zurück. Als Theolog blieb er der Rücksichten eingedenk, welche seine Confession foderte, und vermied daher in seinen Schriften, was einer Abweichung von derselben ähnlich sehen konnte, gleichwie er durch seine äußern Handlungen Ehrfurcht gegen die Kirche und regen Eifer für ihre heiligen Institute und Gebräuche beständig an den Tag zu legen sich befliß. Aber seine Verbindung mit Gelehrten aller Confessionen machte ihn duldsam; sein eignes Herz zog ihn von den Vätern der Überlieferung zu den heiligen Schriften, als der lautersten Quelle der Wahrheit und dem ersten aller Bücher. In den letzten 30 Jahren seines Lebens wurde ihm ihr Studium so sehr zum täglichen Bedürfnisse, daß er sie in diesem Zeitabschnitte nicht weniger als 24mal im Grundterte durchstudirt zu haben versichert. Auch bestand sein schriftlicher Nachlaß größtentheils aus biblischen Adversarien, welche die Früchte dieser Studien mögen gewesen sein. Daher erklärt es sich, daß seine theologischen Schriften unter den Protestanten einen fast unbedingten Beifall einernteten und die Hoffnung einer Wiedervereinigung der Confessionen anregten. Mögen immerhin seine Versuche, den christlichen Glauben mathematisch zu demonstriren und demselben den Primat über die Vernunft zu sichern jetzt ungenügend erscheinen; die Strenge ihrer Methode und ihre Folgerichtigkeit werden ebenso bildend bleiben, als ihre tiefe Gelehrsamkeit unterrichtend; der sittliche Charakter aber, welcher sich in ihnen ausspricht, wird jedem Unbefangnen Hochachtung abnöthigen [32]). (*D. v. Coelln.*)

HUETE, Ciudade der spanischen Provinz und Partido Cuenca, an einem kleinen, in den Guadamejus fließenden Fluß, in einer weiten, an Safran, Hanf reichen Ebene, mit 2500 Einw., elf Pfarrkirchen, sieben Klöstern, drei Hospitälern. (*Stein.*)

Huetfeld (Ambros.), s. Hiedtfeldt.

HUETOR DE SANTILLAN, Villa im westlichen Landstriche der spanischen Provinz Granada. (*Stein.*)

HUETOR TAJAS, Villa im westlichen Landstriche der spanischen Provinz Granada, am Xenil, mit 500 Einwohnern. (*Stein.*)

HUETTAGOE, WETTAGOE (nach einer Lesart auch Huthagoe) [1]), nach den Handschriften des Einhard, welcher in Huettagoe und auch in Wettagoe die niederteutsche Form als die für jenen Gau passendste gegeben, in hochteutscher Form Waizzagawi, Waisagawi, Waizzgaui, nach den Lesarten der Handschriften der laurisheimer Jahrbücher [2]). Von letztern ist die Lesart Waizzagawi und Waizzagavi die häufigste, wofür Waisagawi als gleichlautend und nur als spätre Schreibart anzunehmen; Wizzaugi nach den tilianischen Jahrbüchern [3]), Wizzawi nach Regino [4]), bedeutet also Weiß-Gau, Weißen-Gau, oder auch, wiewol unwahrscheinlicher, Waitzen-Gau, ein Gau, welcher die Grafschaften Pyrmont und Swalenberg und die anliegenden Länder umfaßte [5]). Im J. 784 feierte Karl der Große Weihnachten an der Emmer, im Gaue Huettagoe (Waizzawi), bei der Burg der Sachsen Skidroburg (Schie-

32) Seine Éloge in der Académie française verfaßte der Abbé d'Olivet, welcher sie auch in seiner Sammlung der Huetiana und vor der Schrift de la foiblesse de l'esprit humain abdrucken ließ. Sie ist aber ebenso dürftig, als die Gedächtnißreden über Huet, welche die Akademie von Caen in ihre Denkschriften vom J. 1769 aufnahm. Ausführlichere biographische und litterarische Nachrichten geben *J. P. Niceron*, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres etc. T. I. p. 49—66. T. II. P. I. p. 8 sq. P. II. p. 7., in der teutschen Bearbeitung von *S. J. Baumgarten*, 1. Bd. S. 331—346. *Jac. Brucker*, Histor. crit. Philos. T. IV. p. 552—574. *Jacques George de Chaufepié*, Nouveau Dictionnaire, T. II. sub voce Huet. *Biographie universelle, ancienne et moderne. T. XXI. (à Paris 1818.) p. 17—22. Artikel von *Hippolyte de Laporte* mit einigen Zusätzen von *Beuchot*.

1) *Einhardi* Annales zum J. 785 bei *Pertz*, Monum. German. Hist. Scriptt. T. I. p. 167. 2) Ann. Lauriss. bei *Pertz*, p. 166, welche außer den oben angeführten noch diese Lesarten haben: Wazzagunni, Wazzagaium, Wauzanaga. Diesen und den oben erwähnten Lesarten der Annal. Laurise. kommen nahe oder stimmen bei die Annal. Loiseliani: Wauzaunaga, der Auctor Vitae Caroli M.: Waitzagawi, die Annal. Bertiniani: Waisagawi. 3) Annal. Tiliani bei *Pertz*, p. 221. 4) *Regino*, Chronicon l. c. p. 560. 5) *Falk*, Tradit. Corbej. p. 6. *Pertz* zu den Annal. Lauriss. u. *Einhardi* Ann. p. 165—167.

der, Schyr, an der Emmer, in dem Dorfe Luidihi, und zog von da verheerend an den Ort Rimi (Remen), wo die Weser und Waharna (Werne) zusammenfließen. Nach Falk's Meinung ist Luidihi das jetzt wüste Olden-Lüde, da Lüde in der Nähe Pyrmonts erst später erbaut sei, welcher Muthmaßung auch Pertz beistimmt, da Schieder von Lüde zu entfernt liege, als daß man sagen könne, es sei dabei (juxta) gelegen; doch ist dieses bei Orten nicht zu genau zu nehmen, zumal bei berühmten Orten, wie damals die Skidroburg war. Da nicht von einer Belagrung derselben die Rede ist, so hätte Karl sein Lager in Lüde ihr noch nahe genug aufgeschlagen, und man konnte recht wohl sagen, er habe Weihnachten bei der Skidroburg gefeiert, weil sonst kein namhafter Ort in der Nähe war; denn daß Luidihi unbedeutend, sieht man daraus, daß es von Einhard nicht einmal, sondern nur von den übrigen genannt wird. Wenn K. Konrad II. im J. 1030 das Alod Saunanabiki (jetzt Sandbek) in der Grafschaft Widinkins, im Gaue Wettiga dem Bischofe Meinwerk schenkt, so ist der Wettiga mit dem Huettagoe, Wettagoe, offenbar eins, wiewol sich bei Fürstenberg [6]) der Huettagoge und der Wettiga als zwei verschiedne Gaue aufgeführt finden. Im nämlichen J. hatte Konrad II. Meinwerken die Alode Bennanhusun (Bensen), Walaborch, Dadanborch, gelegen in den Gauen Wetiga und Tiliti in der Grafschaft Widikinds geschenkt. Die Abtei Sceldize (Schildese), gelegen im Gaue Weisaga in der Grafschaft des Gr. Friedrichs, hatte Meinwerk von Kaiser Heinrich II. erhalten. Bei Fürstenberg ist der Weisaga als ein von dem Huetagoge und dem Wetiga verschiedner Gau aufgestellt, doch könnte auch der Weisaga, wiewol Schildese von Lüde, Schyr und Sandbek ziemlich entfernt liegt, mit dem Huetagoge und dem Wetiga nur Eins sein. Eins mit dem Huettagoe ist nach den Anmerkungen zu Regino bei Pistorius [7]) der Wentsgoi, in welchem Kaiser Otto II. dem Bischofe Meinwerk zwei königliche Hufen in Lutterun, in der Burgwarte Daleheim, in der Grafschaft des Grafen Herields, schenkte [8]). *(Ferdinand Wachter.)*

HUF heißt in der Zootomie: 1) der hornartige Überzug der äußersten Fußglieder oder Zehen mehrer Säugthierordnungen, in denen man einhufige Thiere, oder Einhufer (solidungula), deren letztes Fußglied ein einfaches ist, und zwei-, drei-, vier- und fünfhufige unterscheidet. Insgemein aber wird der gespalten oder getheilt vorkommende hornartige Überzug eines Thierfußes Klaue oder Kralle genannt. 2) Bezeichnet man mit dem Namen Huf denselben Überzug, schränkt ihn aber gewöhnlich auf die mit nur einem Endgliede des Fußes, auf welches sie auch zugleich allein auftreten, versehenen Thiere: Pferd, Esel und Zebra, ein. Zwischen dem hornigen Theile des Hufes und dem Hufbeine liegt ein verdicktes, mit vielen Gefäßen und Nerven durchzognes Schleimgewebe. Somit zerfällt der Huf in diesen weichen, fleischigen Theil (Fleischsohle), und in den eigentlichen oder hornigen Huf oder Hornschuh (Hornsohle). Letztrer besteht aus einer Menge einzelner Fasern, die, durch eine feste Masse wie zusammengeleimt, einen schrägen Verlauf haben. Er ist ganz unempfindlich, und erzeugt sich, nach unten abgenutzt, und fortwährend von Oben nach Unten wachsend, immer wieder von neuem. Seine Farbe ist schwarz (die beste), oder auch weiß, oder schwarz und weiß gestreift. Die unauflösliche Substanz desselben hält Hatchett für eine Art geronnenen oder erhärteten Eiweißstoffes, der jenem der Hornsubstanz (s. d. Art.) analog ist; Vauquelin aber für eine erhärtete Mucusart, und Fourcroy für einen oxydirten gallertartigen Stoff, der mit ein wenig Pigment und weniger auflöslicher, durch Gallussäure nicht fällbarer Materie, 0,04 phosphorsaurem, und noch weniger kohlensaurem Kalke verbunden ist. Die Elasticität des Hufes und zum Theil seine Weichheit sollen von einem Öl in ihm herrühren.

Übrigens sind die Hinterhufe weniger Gefahren ausgesetzt, mithin schwächer und mehr länglich als die Vorderhufe. Der untre Rand der Hufwand dient dem Pferde rc. zur eigentlichen Stütze, ist daher auch viel härter. Wenn aber das Thier viel auf steinigem, hartem, scharfem Boden geht, so nutzt es ihn stärker ab, als er nachwachsen kann; deshalb muß der Hufrand durch ein hartes Metall gegen äußere Beeinträchtigung zweckmäßig geschützt werden durch den Hufbeschlag (s. d. Artikel). Pferde in hohen, trocknen Gegenden haben kleine, harte Hufe, in niedern, feuchten große und weiche. Nach der Form unterscheidet man den hohen Huf und den Platthuf, der niedrig und zugleich breiter ist, als er sein sollte, den hohlen Huf, der unten sehr ausgehöhlt ist, und den Vollhuf, bei dem die Sohle sehr gewölbt ist. Platte Hufe sind der Vollhufigkeit am meisten ausgesetzt; diese ist aber immer erst die Folge des Beschlags, wogegen Platthufe auch schon bei Fohlen vorkommen, und wol erblich sind. Der trockne Huf entsteht gewöhnlich vom Abraspeln und Beschaben des Hufes, wodurch er nett und klein erhalten werden soll. Der sogenannte fette Huf ist zu weich, seine Wände sind zu dünn, sodaß er leicht beschädigt werden kann. Andre Unterschiede beruhen auf bereits gebildeten Huffehlern, wozu die genannten schon Übergänge sind (mehres s. bei dem Artikel Pferdehuf). Technisch kann aus Hufspänen, wie aus Horn- und Knochenabfällen rc., Ammonium- oder Hirschhorngeist, Ammonium- oder Hirschhornsalz, und Hirschhornöl rc. zu arzneilichen und andern Zwecken im Großen bereitet werden. Beim Land- und Gartenbaue dienen sie zu einem guten Düngungsmittel. *(Th. Schreger.)*

HUFBESCHLAG heißt die Fußbekleidung oder Beschuhung unsrer domesticirten, d. h. an ein mehr erkünsteltes Sklavenleben gewöhnten Pferde, Esel, Maulthiere und Zugochsen, wodurch die Gestalt, Größe und das Wachsthum der Füße dieser Thiere mancherlei Veränderungen erleidet. Zwar ist er in jenen Gegenden, die durchaus mit leichtem Wellsande bedeckt sind, oder

6) *Fürstenberg*, Monumenta Paderbornensia, lemgoer Ausg. v. 1714. S. 185 und auf der von den Karten, welche Dioecesis Paderbornensis sub Imperio Francorum et Saxonum heißt. 7) *Pistorius*, Scriptt. Rer. Germ. T. I. Struve'sche Ausg. S. 42. 43. 8) Vita Meinwerci, Cap. VI. bei *Leibnitz*, Scriptt. T. I. p. 519. Cap. LIX. p. 547. Cap. CVI. CVII. p. 559. 560.

auf weit ausgedehnten, ebenen und hochgrasigen Triften nur wenig oder gar nicht üblich, aber desto unentbehrlicher auf felsigen Gebirgen, in gepflasterten Orten, auf den gewöhnlichen Feldwegen, Steindämmen und Land- oder Kunststraßen. Da wir nämlich diese Thiere nicht nur auf Boden gebrauchen, wohin sie die Natur keineswegs gewiesen hat, sondern auch mehr und anhaltender zum Laufen antreiben, als es im Naturstande geschieht, so würden sich unbeschuhet, oder unbeschlagen, die Hufe bald abnutzen.

In den ältesten Zeiten dienten zu diesem Zwecke für Pferde und Maulthiere eine Art Sandalen aus Leder, Matten oder Strickgeflecht, später wol auch metallne Schuhe. Denn obschon die alten Griechen und Römer den Fuß ihrer Maulesel ꝛc. durch Eisen zu schützen suchten (s. *Catull.* XVII, 26.), welches Nero's unsinnige Verschwendung (nach *Sueton.* XXX.), mit Silber, ja sogar (nach *Plin.* hist. nat. XXXIII, 11.) Nero's Gemahlin Poppäa mit Golde vertauschen ließ, so war doch damals der Gebrauch von Hufeisen noch nicht so allgemein, vielleicht auch weniger anerkannt. Die bei obigen Schriftstellern von unsrer Fußbekleidung entlehnten Wörter: Solea, Thoama, dürften wol am wenigsten durch Schuh zu verdeutschen sein, da sie weit mehr auf eine dem Hufeisen, als auf eine unserm heutigen Schuhwerke verwandte Form hindeuten. Was indeß hier entscheidet, ist eine alte Münze, welche schon ehemals Patin und Beger in dem Thesaur. Brandenb. II. 597. Nr. 6, und neuerlich Eckhel in seiner Doctrina numorum veter. VIII. p. 306 bekannt gemacht haben. Diese Münze, worauf zwei Hufeisen neben einander in einem Cirkel von zwei Schlangen liegen, deren Schweife sich nach Unten verschlingen, findet man in der herzogl. Münzsammlung zu Dessau. Begers Abbildung zeigt sogar die Nagellöcher deutlich. Nach Eckhels treffender Deutung galt es hier den Triumph eines Rennpferdes im Circus, und wahrscheinlich war das Vertheilen oder Auswerfen solcher geprägten Münzen unter die Zuschauer dabei eingeführt. Sonach sind die Hufeisen zur Zeit der Griechen und Römer nicht so ganz unbekannt, wie Andre behaupten.

Die Anfangs freilich weit schwerern, plumpern und unvollkommenern Eisen wurden in der Folge der Zeit immer mehr verbessert, und lassen jetzt, wenigstens für gesunde Füße, wol nichts mehr zu wünschen übrig, da hingegen der Beschlag für kranke Füße noch mancher Vervollkommnung bedarf.

Bis auf La Fosse's Zeit in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Beschlagkunst in einem sehr rohen Zustande, wie sie es wohl noch jetzt hie und da unter den Fäusten mancher Grobschmiede sein dürfte. Erst in den neuern Zeiten gab eine sorgfältige zootomische Untersuchung des Pferdehufes neue und richtige Aufschlüsse über die Beschlagkunst, wie vorzüglich Freemans, Colemans und Andrer Werke darthun. Moorcrofts Abh. darüber enthält neben vielem Unbrauchbaren doch eine sehr wichtige Beobachtung über den Beschlag der Pferde, beim sich Streichen.

Die bekanntesten Beschlagarten seit dem La Fossischen, die eigentlich schon ein Jahrhundert früher im Gebrauche war, als ein Mittel gegen den Zwanghuf, sind: der Osmersche, Clarksche, Pemproke'sche, Saintbellsche, Moorcroftsche [1], der Freemansche [2], Colemansche [3], Lundsche [4], Dreyersche [5], Pewissche, Lawrence'sche [6], der Dickinsonsche [7], Balassa'sche [8] u. a. Hufbeschläge. In Betreff derselben bleibt Natur immer die beste Führerin. Man lasse keine Theile des Hufes wegnehmen, als nur solche, die, wenn der Fuß zur Erde gesetzt ist, von selbst verschwinden würden. Bei einem guten Beschlage müssen dieselben Theile den Boden berühren, die es auch ohne Beschlag thun würden. Vorzüglich sehe man darauf, daß die ursprüngliche Gestalt des Fußes erhalten werde. Da aber heftige Bewegung auf harten Straßen, oder fehlerhafte Beschlagarten beträchtliche Verschiedenheiten in der Form der Füße hervorbringen, so folgt hieraus, daß derselbe Beschlag nicht in allen Fällen passen, sondern es wol einen bestimmten Fall für jeden der obengenannten Beschläge geben könne. Neuerlich hat man in England Hufeisen mit Gelenken sehr vortheilhaft angewendet, die der Elasticität des Pferdehufes nicht entgegenwirken, die aber sorgfältig und mit besondern Werkzeugen gemacht werden müssen, was freilich deren allgemeine Einführung bei uns sehr erschweren möchte [s. die Handwerker- und Künstlerfortschritte und Muster (Weimar 1826.) I, 16. S. 251.].

Die Kunst, Pferde ꝛc. zu beschlagen, ist für das Glück der Haushaltungen von der größten Wichtigkeit, und umfaßt viel mehr Kenntnisse, als ein Eisen zu schmieden und aufzuheften, oder das Horn zu raspeln, auszuwirken ꝛc., mit einem Worte weit mehr, als sich die

---

1) S. dessen Abhandl. über d. Hufbeschlag ꝛc., ins Teutsche übers. (Hanov. 1802.) m. Kpf. 2) a. a. O. 3) a. a. O, vergl. Dinglers polytechn. Journ. VII, 1. S. 84 fg. mit Abbild. Noch neuere s. Ebendas. VIII. S. 84. IX. 152 fg. 4) S. Analyse des Travaux de la Soc. R. vétérin. de Copenhague, (1815.) II. Taf. 1. 5) Ebendas. von Viborg beschrieben. 6) In Pewis, engl. Hufschm. 7) Bei Dingler a. a. O. XV. S. 239. 8) S. dessen Schrift: Der Hufbeschlag ohne Zwang ꝛc. mit sechs Steintaf. Fol. (Wien 1828), worin eine faßliche und durch Erfahrung erprobte Mittheilung gegeben wird von dem, was wir von dem Pferde verlangen, und durch Blicke, Worte, Mienen, Geberden und eine Art magnetischer Manipulation, durch Streicheln ꝛc., durch Güte, Zurechtweisung und ernste Behandlung die reizbarsten, empfindlichsten, menschenscheuesten, verdorbensten und widerspenstigsten Pferde vorzüglich in Beziehung auf den Hufbeschlag, fromm, willig und folgsam gemacht werden können. Die einfache ganz auf die Natur des Pferdes berechnete Methode ist nicht neu, sondern das Alte davon nur geordnet und in ein System gebracht. Sie bezweckt nichts andres, als die Aufmerksamkeit des Pferdes zu gewinnen, an sich zu fesseln und ihm zu imponiren, zugleich aber durch sanftes Streichen mit der Hand, dem Striche der Haare nach, magnetisch auf dasselbe zu wirken ꝛc. [vergl. de Bachs Schrift, als Anhang zu Balassa's Hufbeschlage (Dresden 1829.). v. Hördt, Unterr. über die Pferdehufbeschlagkunst ꝛc. 2. Aufl. (Stuttg. 1829.)]. Durch Percivals neuesten Patentpantoffel für Pferde (s. bei Dingler a. a. O. XXX. 4. S. 289. Tab. IV. fig. 9, 10), dürfte der Fuß des Thieres, das man damit schonen will, mehr leiden, als durch zweckmäßigen guten Hufbeschlag. Längst hat man in Frankreich und England, und neuerlich auch zu Berlin, Schmieden eingerichtet, die blos dem Hufbeschlage bestimmt sind.

Philosophie eines gewöhnlichen Grobschmieds träumen mag [s. Kerstings Unterricht, Pferde zu beschlagen rc. (Gött. 1777.); Bouwinghausen von Wallmerode, Anweisung, die Pferde besser und nützlicher als bisher zu beschlagen (Stuttg. 1780.); Freeman, über den Bau und Mechanismus des Pferdefußes rc., mit Kpfn., aus dem Engl. (Leipz. 1797. 4.); Colemans Grunds. des Hufbeschlags, aus dem Engl. von D. L. Bojanus; mit 6 Kpfn. (Gießen 1805.); Langenbucher über den Beschlag der Pferdehufe rc. (Wien 1811. mit Kpfn.); R. Dewis' neuester engl. Hufschmied rc., aus dem Engl. (Pesth 1817.); K. L. Schwabs Katechism. der Hufbeschlagkunst mit Steindrucktaf. 3te Aufl. (München 1820.); J. Godwin, Neues System des Pferdebeschlagens rc., aus d. Engl. (Leipz. 1820.); G. v. Tennecker, Prakt. Lehrb. der Hufbeschlagkunst rc. (Altenb. 1821.); J. F. C. Dietrichs Hufbeschlagkunst rc., mit Kpfn. (Berl. 1822.). Vergl. meine chirurg. Operationslehre für Thierärzte (Fürth 1803.)]. (*Th. Schreger.*)

Xenophon erwähnt der Hufeisen noch nicht, aber aus dem schon Bemerkten ergibt sich, daß den Nachrichten Montfaucons nicht zu trauen ist, wenn er den König Childerich (gest. 481) als den bezeichnet, welcher das erste mit Hufeisen beschlagne Pferd geritten habe. Nach England kam die Gewohnheit, die Hufe des Pferdes mit geschmiedetem Eisen zu benageln, zu Folge Bracy-Clarks Behauptung, durch Wilhelm den Eroberer, welcher einem gewissen Simon de Liz, gebornen Normann, die Stadt Northampton und den Bezirk Fakley mit der Bedingung schenkte, dem Sieger alle nöthigen Hufeisen zu liefern.

Der Hufbeschlag führt auch mehre Nachtheile mit sich, die seine Brauchbarkeit mehr oder weniger verringern. Manches davon läßt sich vermeiden, oder schwächen, wenn man mit den nöthigen Kenntnissen verfährt und den organischen Bau und die Natur des Hufs beachtet. Die Nachtheile, welche durch den Beschlag, auch wenn er nach den richtigsten Grundsätzen bewerkstelligt wird, auf die complicirte Organisation des Hufes erwachsen müssen, sind: 1) Der stete Druck, und die dadurch erschwerte Ausdehnung des Horns; 2) Ungleichheit in dem Stützpunkte der Körperlast; Trachten und Zehe tragen da, wo das Eisen aufliegt, Alles, Sohle und Strahl, wenn nicht weicher Boden ist, nichts; 3) Störung der Hornbildung durch Quetschung und Druck vermöge der eingezwängten fremden Körper (der Nägel); 4) behinderte Leichtigkeit in der Bewegung durch die Schwere des Metalls, die nur die Gewohnheit mildert; 5) muß die Eigenschaft des Eisens, daß es guter Wärmeleiter ist, in beiden Extremen der Temperatur nachtheilig auf alle Verrichtungen in diesem abgeschlossenen Theile des Pferdekörpers wirken. Bei großer Kälte wird dem Huf unaufhörlich eine große Menge Wärmestoff durch die schnelle Leitung des Metalles entführt, folglich die Lebensthätigkeit in ihm herabgesetzt; und bei großer Hitze, schnellem, anhaltendem Laufen im heißen Sand erhitzt sich das Metall durch die Friction doppelt, also auch der Huf erregt in ihm ein topisches Fieber und trocknet das Horn aus. Daß dem Wachsthume des Hufs augenfällig Eintrag geschieht, hat die Erfahrung gelehrt. Man ließ ein Pferd fünf Jahre lang barfuß gehen, und beschlug es, nachdem man seinen Huf vorher genau abgezeichnet hatte; nach einem Jahre fand sich durch Vergleichung, daß der Fuß bedeutend kleiner geworden war.

Um nun diese meist unvermeidlichen Nachtheile nicht noch durch fehlerhaftes Verfahren beim Beschlage selbst zu steigern, muß man Folgendes beachten:

1) Beschaffenheit des Hufeisens; die Dicke wird auf 2‴ für ein Reitpferd, für ein gewöhnliches Wagenpferd auf 3 bestimmt; das schwere Last- und Kärnerpferd mag sie, nach Beschaffenheit der Umstände, noch dicker bekommen. Das Eisen wird genau nach dem Umfange des Hufs gerichtet, steht nirgends über, als nur einige Linien unter der Ferse, damit es hier, beim fortschreitenden Wachsthume des Hufes, nicht zu kurz werde, Spannung, Abbrechen der Wand, oder Steingallen veranlasse. Gegen die Zehe wird es am breitesten gemacht, nach den Fersen zu nur so schmal (für ein Reitpferd etwa 3‴; breiter beim starken Zugpferde), daß die Tracht grade damit bedeckt ist; breiter würde es eine Höhle bilden, zwischen welche sich Steinchen rc. festsetzen könnten. In weichem Boden wird dann Strahl und Sohle ihren Antheil an der Last mittragen helfen; sonst müssen die schmalen Trachten den ganzen Quadratinhalt von 25″, zu dem man im Durchschnitte die ganze Huffläche anschlägt, allein übertragen. Das Eisen bekommt in der Regel 8, nur von der äußern Seite durchgeschlagne Löcher in gleicher Entfernung, die nur von der Zehe an durch einen weitern Raum geschieden sind. Die französische und englische Gewohnheit, dem Eisen keine Stollen zu geben, ist nicht zu billigen. Das Reitpferd kann ihrer so wenig als das Zugpferd weder im Sommer noch im Winter entbehren. Im schnellen Laufe kurz angehalten (parirt) müssen sie ihm zum Stützpunkte der Croupe dienen, damit diese das Gleichgewicht nicht verliere; wenn die Hinterfüße, durch nichts aufgehalten, tief unter den Bauch geschoben werden (rutschen sie jenseits des Schwerpunktes), so fällt das Thier aufs Hintertheil). Ebenso sind sie ihm nothwendig in feuchtem, schlüpfrigem Boden oder auf Wiesen, und die Sicherheit des Reiters hängt hier ebenso gut von Stollen ab, die man aber im Sommer nur kurz zu machen braucht, als von langen und scharfen auf dem Eise. Das Lastzugpferd, vorzüglich das zum Aufhalten bestimmte, namentlich das Scheren-, oder Stellpferd der Kärner kann der Stollen noch weniger entrathen, wenn es in bergigen Gegenden arbeiten muß; es würde so gut, als das Reitpferd hinten zusammenbrechen, wenn es, bergab, aufhalten soll, und vorn niederstürzen, wenn es, bergauf, sich anstrengen muß. Ihm ist außer den Stollen unter den Fersen noch eine dritte Hervorragung der Eisen der Hinterfüße nöthig, der sogenannte Aufzug, um sich beim Aufhalten nicht im Kreuze, den Hanken rc. zu beschädigen. Die Hufnägel müssen nicht zu groß, ihre Köpfe kegelförmig gestaltet und die für sie bestimmten Löcher so beschaffen sein, daß die Köpfe eingelassen werden können, um nicht über die Fläche hervorzuragen und

dadurch früher abgenutzt zu werden. Die letzte Zubereitung des Eisens geschieht, wenn es beinahe erkaltet ist; es wird dann genau über die ganze Fläche durchhämmert, um seine innere Fläche ganz zu ebenen, damit es nirgend hohl bleibe; denn sonst würde es zwängend, wie ein Schraubstock auf die Trachten und aufs Hufbein wirken. Die Stärke und Dauer des Eisens hängt vom guten, zähen Metalle, dessen letzter halbwarmer Bearbeitung (Hartschmieden), nicht von dessen Dicke, ab[9]).

2) Auswirken und Vorrichtung zum Aufschlagen. Ein eigentliches Auswirken des Hufs, im Sinne der gewöhnlichen Schmiede, ist unnöthig. Bei gesunder Hufbildung bedarf es nur des leichten Abstoßens der Oberfläche der Trachten, der Sohle und des Strahls, welche die Natur im unbeschlagnen Zustande freiwillig absondert. Pferdebesitzer müssen deshalb ihren Wärtern einschärfen, daß sie in diesem Fall ein tiefres Ausschneiden nie gestatten, und dahin sehen, daß von den Trachten und den Zehen soviel weggenommen wird, als nöthig ist, sie mit dem Strahl in gleiche Fläche zu bringen. Tiefres Auswirken beeinträchtigt das Gesetz der Natur, vermöge dessen Strahl und Sohle den Boden berühren und die Last mittragen sollen. Außerdem würde die Fleischsohle gequetscht, die Beugesehne gereizt, die Fersen zusammengezogen und Hinken, Zwanghuf und Steingallen veranlaßt werden; auch können spitze Körper den innern Huf leichter verletzen. Nur ausnahmsweise kann ein eigentliches Auswirken stattfinden, wenn nämlich Sohle und Strahl ungewöhnlich dick, mit Auswüchsen oder Ungleichheiten bedeckt sind, die Eisen sehr lange gelegen haben. Wie weit der Schmied hier gehen darf, muß ihm sein durch Übung geschärfter Blick sagen. Nie muß der Wärter zugeben, daß das Eisen heiß, oder auch nur warm aufgepaßt werde, sondern durchaus kalt, weil sonst die Hornröhrchen und Blättchen ausgetrocknet und die, durch den Beschlag ohnehin unvermeidliche Verminderung der Ernährung (Atrophie) zunehmen müßte.

3) Aufschlagen und Vernieten. Die Vorsichtsmaßregeln, welche der Schmied zu diesem Geschäfte bedarf, sind schwer zu beschreiben; er muß von einem erfahrnen und geschickten Meister selbst dazu angeführt werden, dem Nagel die gehörige Richtung zu geben, daß er das Horn in der Tiefe fasse, ohne die mit ihm verbundnen empfindlichen Theile zu verletzen, oder auch nur durch nahen Druck zu reizen. Jeder eingeschlagne Nagel muß sogleich abgezwickt werden. Das Umnieten erfodert gleichfalls eine geschickte Hand.

4) Das Abraspeln der äußern Hufwand erfodert große Behutsamkeit, und soll immer nur sehr oberflächlich geschehen, damit sie nicht geschwächt &c. werde. Diese Erinnerung ist um so nöthiger, als die meisten Schmiede mit diesem Instrumente sehr geschäftig sind, um, ihrer Meinung nach, einen recht zierlichen Fuß zu bilden.

5) Der Umschlag von feuchtem Leimen und Kuhmist am Abende vor dem Beschlag ist nur bei sehr hartem, sprödem Horn und langgelegenem Eisen zweckmäßig, sonst überflüssig.

6) Vom Winterbeschlage. Auf dem Eis erfodert es die Sicherheit der Menschen und der Thiere, die Eisen mit scharfen Stollen zu versehen, um das Gleiten und Fallen zu verhüten, und schon deswegen ist es nöthig, auch dem Eisen in andern Jahreszeiten niedrige Erhöhungen unter den Fersen zu geben, damit das Pferd einigermaßen an die Unnatürlichkeit der Richtung seines Fußes und Knies (nothwendige Folge der Stollen) gewöhnt werde. So geschärfte Pferde muß man im Stalle besonders ruhig zu erhalten suchen, sie nicht erschrecken oder hart behandeln, weil sie sich leicht auf die Krone treten und gefährliche Geschwüre veranlassen. Pferden, die nur selten und nicht lange gebraucht werden, kann man Stollen mit Schrauben machen lassen, die im Stall ausgenommen werden; oder man läßt sogenannte Eisnägel einschlagen, die aber von vorzüglichem Eisen geschmiedet werden und Pyramidengestalt haben müssen. Beides ist indessen nicht sehr dauerhaft; die Stollen verliert man nicht selten[10]).

7) Vom Vernageln. Das Horn hat keine Nerven, ist daher nicht empfindlich. Alle ihm naheliegende Theile sind es aber in hohem Grade; trifft diese der eingeschlagne Nagel, oder drückt er sie auch nur durch zu nahes Vorbeigehen, so empfindet das Thier Schmerz, dem Entzündung und endlich Eiterung folgt, die sich, wenn keine Hülfe geschieht, einen Ausgang nach der Krone hin sucht und dort die langwierigsten und gefährlichsten Geschwüre bildet. Sobald die Vermuthung des Vernageltseins eintritt, muß das Eisen abgenommen, vorher aber auf jeden Nagelkopf mit dem Hammer angeschlagen werden; das Pferd zuckt, sobald der verletzende Nagel berührt wird. Das fehlerhafte Loch im Hufe wird mit schmalem Messer vorsichtig erweitert und jede zwei Stunden einige Tropfen Kirschlorbeerwasser, von größter Stärke, eingegossen. Dies mindert die Entzündung, statt daß die von den Kurschmieden gewöhnlich und ebenso angewendete Schwefelsäure sie als ein Reizmittel vermehren muß. Dann werden unaufhörlich Umschläge von eiskaltem Wasser, oder feuchtem, mit ganz grobem Salmiak gemischten Leimen angelegt. Ist das Pferd geduldig, so mag man den Fuß, noch besser, in einen Kübel mit stets erneuertem kaltem Wasser, oder Eis, stellen. Damit wird so lange fortgefahren, bis die Zeichen der Entzündung (vermehrte Hufwärme und Äußerung von Schmerz) verschwunden sind. Ist man nicht aufmerksam gewesen und hat sich bereits Eiter gebildet,

9) Man hat vor wenigen Jahren in England in drei Stücke getheilte Hufeisen erfunden (aus einem Zehenstück und zwei Trachtenstücken bestehend), von denen man mancherlei Vortheile anrühmt. Erfahrungen darüber sind in Teutschland nicht bekannt geworden.

10) Die Nachtheile des französischen und englischen Beschlags bemerkte der Verf. in dem kalten Winter 1794 auffallend. Die englische Reiterei, auf dem Marsch in Holland begriffen, war genöthigt, abzusitzen und die Pferde zu führen. Es war seltsam, die stets hin- und herschwankende Bewegung eines so marschirenden Regiments auf den Dämmen zu sehen. Manche Pferde fielen, bekamen Verrenkungen und Bauchbrüche.

so muß man durch vorsichtiges Ausschneiden noch der Tiefe bis zum Eiterheerde dringen, um durch dessen ungesäumte Ausleerung seinen Andrang nach der Krone zu verhüten. In den ersten Tagen kann man leichte Wieken mit einer erweichenden Salbe (ung. digestiv. oder Alth.) einbringen. Die Heilung bewirkt die Natur, wenn der Schaden nicht ungewöhnlich groß ist. Es geschieht indessen, daß die Zeichen der Entzündung und des Schmerzes verschwinden, das Pferd ganz natürlich auftritt und doch nach sechs bis acht Tagen eine heimliche Eiterung zum Vorscheine kommt. Darum muß man 14 Tage lang ein solches vernagelt gewesenes Pferd aufmerksam beobachten. Die Behandlung der späten Eiterung ist übrigens wie bei der frühern.

Jedes Pferd, das zum ersten Male beschlagen wird, muß mit der größten Sanftheit und unermüdlicher Geduld behandelt werden, um seinen natürlichen Widerwillen und seine Furcht gegen diese widernatürliche Operation zu überwinden. Mit Streicheln, angenehmen Futter, selbst mit Zucker, durch Stellung seiner langen Seite gegen eine Wand überwindet man meist diese Schwierigkeit. Ein bei den ersten Versuchen mishandeltes Pferd bleibt meist immer mistrauisch und erschwert das Geschäft ungemein. (*G. H. Ritter.*)

HUFE, HUBE[1]), ein in verschiednen Landschaften verschiednes Ackermaß, welches im nördlichen und nordöstlichen Teutschland üblich ist. Im eigentlichen Preußen, in der Umgegend von Königsberg und Danzig, rechnet man die Hufe zu 1½ Haken = 30 Morgen zu 300 Gewenden oder 300 □Ruthen oder = 52,668 französ. Fuß; in Pommern, in der Gegend von Stralsund, beträgt die Hakenhufe 30 Morgen, die Hägerhufe 60 Morgen; der Morgen hält 300 Ruthen zu 16 rhein. □Fuß oder im Ganzen 40,329 franz. Fuß; in Stettin enthält die flämische oder die Hägerhufe ebenfalls 60 Morgen, der Morgen aber 440 rhein. □Ruthen oder 300 pommersche Ruthen; übrigens ist sie gleich 1½ Tripelhufen, zwei Landhufen, drei Priesterhufen, vier wendischen Hufen oder Haken (das Dreifache einer Hakenhufe ist nämlich eine Tripelhufe); im Brandenburgischen beträgt die große Hufe Land 30 große oder 66⅔ kleine Morgen; eine Hakenhufe hat daselbst zwei, die Landhufe nur einen großen Morgen, der große Morgen hat 400 □Ruthen = 53,771 franz. □Fuß, der kleine Morgen 180 rhein. □Ruthen zu 144 □Fuß, also im Ganzen 24,197 franz. □Fuß. Hier bestimmt man auch bisweilen das Maß der Hufen nach der Aussaat an Roggen, wonach sie in große, mittlere und kleine abgetheilt werden. Auf die große Hufe rechnet man alsdann mehr als einen Winspel, auf die mittlern einen Winspel, auf die kleinen etwa ½ Winspel Roggen. So verfährt man auch mit dem Kammeranschlage. Im Brandenburgischen ist der ganze Steuerfuß nach Hufen eingetheilt, daher werden auch die Flächenräume in Teichen und andern Gewässern darnach bestimmt (es gibt auch Wasserhufen). Weil nun die Einwohner auf dem Lande häufig keinen Acker besitzen, ihre Steuern aber nach gewissen für sie berechneten Summen, welche nach Art der Hufengelder eingenommen werden, entrichten müssen; so werden diese Verhältnisse eingebildete Hufen, Scheinhufen, Schattenhufen genannt, um in den Contributionsanlagen einerlei Haupttitel zu führen. Hier finden auch noch andre merkwürdige Verhältnisse statt; sind nämlich die Hufen frei von allen übrigen Lasten, den Ritterdienst und die Lehenspflichten ausgenommen, so heißen sie Ritterhufen; liegen hingegen Frohndienste darauf, so heißen sie Dienst- oder Bauernhufen, welche letzten jedoch auch frei von Frohnen sein können und dann Freihufen genannt werden. In Sachsen enthält die Hufe meistens 30 Morgen; in der Lausitz hat die Hube 3096 Schritte in die Länge, und 135 Schritte in die Breite, den Schritt zu 1½ Ellen. Im weimarischen Land enthält sie mehrentheils 30 Acker zu 140 □Ruthen, die Ruthe zu 16 □Fuß; in Böhmen hält sie 60 Morgen oder 12,600 Ellen; in Frankens nördlichen Landschaften gibt es Dorfschaften, deren Flurmarkungen in Huben und Sölden getheilt sind, die Huben haben alle einen gewissen Namen eines alten Einwohners des Dorfes vor sich, mit welchem sie von einander unterschieden werden. Hier haben die Morgen auf den Bergen ein größeres und die fruchtbaren, oder vielmehr bequem gelegnen in der Tiefe ein kleineres Flächenmaß[2]). (*Fr. Hensinger.*)

Schon in der ältesten Zeit, als die teutschen Völker sich nur mit Jagd und Viehzucht beschäftigten, finden wir sie doch auch überall auf den Anbau des Landes hingewendet. Sie wohnten in mehr oder weniger von einander entfernt liegenden Höfen (Curiae, Mansi), zu deren jedem in der Regel eine Hufe Landes (huba, auch Mansus) gehörte. Huba, Hoba, Hufe bezeichnet

1) Hof und Hufe (oder Hube) scheinen beide ursprünglich einen eingefriedigten Ort bedeutet zu haben. Hof nachmals mehr von den zur Landwirthschaft gehörigen Gebäuden, Hufe dagegen mehr von Äckern gebraucht worden zu sein; nach Ihre stammen diese Wörter von dem Hoba oder Pfluge des Ulphilas her, und bedeutet das Wort sodann soviel Land, als mit einem Pfluge von einem Manne das Jahr hindurch bestellt werden kann; nach Aventin aber gab es in Baiern zweierlei Bauern, einige hatten so viele Äcker, als sie mit zwei Paar Pferden bestreiten konnten, deren Ackerfläche hieß eine Hufe, und mit der Wohnung Huba et Mansus; andre nur soviel, als von ein Paar Pferden bestellt wurde, dieser Acker hieß schlechthin Hof oder Curtis. Schon in den ältesten Zeiten wendete man dieses Wort auch auf andre als urbare Flächen an; in alten Urkunden kommen dergleichen Ausdrücke vor: quatuor Hobae in sylvis, in aquis, in aquarum decursibus; daher die Wasserhufen der Fischer im Brandenburgischen.

2) Zur Erklärung dieser Erscheinung dient Folgendes: Die Hufen bestehen aus Morgen, diese Morgen aber aus einer solchen Fläche, als ein Bauer vom Morgen des Tages bis zum Abende desselben umarbeiten kann. Da nun ein Stück Land leicht, das andre aber schwer zu bearbeiten ist, mithin eine bald größere, bald kleinere Fläche in einem Tag umgearbeitet werden kann; so geschah es, daß diese Theile bald größer, bald kleiner sein mußten; dieses und dann die größere oder geringere Fruchtbarkeit gaben Veranlassung zu dem ungleichen Feldmaße, wonach sich mit der Zeit die Erbregister und Steuerkataster richten mußten, worin bisweilen ein Gut zu vier Hufen angeschlagen wird, welches doch nach dem Flächenraume kleiner ist, als ein andres Gut, welches zu zwei Hufen angesetzt ist.

einen größern Gutscompler[1]), und obgleich in spätern Urkunden[2]) es gleichbedeutend ist mit Mansus oder mit boel in der nordischen Bezeichnung[3]), so bedeutet doch Mansus (von manere) wörtlich nur eine Wohnung[4]). Aber dieser Ausdruck wird in der Theorie der teutschen Ansiedlung nie anders gebraucht als so, daß er einen Hof mit dazu gehörigem Land und den vollen Gerechtsamen bezeichnet, die nach Markrecht einen Theilhaber in der allgemeinen Feldmark haben sollte. In jeder Feldmark war nämlich das gebaute Land ursprünglich in eine bestimmte Anzahl solcher Theile mit gleicher Berechtigung in der gemeinen Feldmark getheilt, deren regelmäßig einer zu einem Mansus gehörte. Daher heißt Mansus oft auch dieses ursprüngliche Ackermaß, dessen eigentliche technische Benennung aber eine Hufe (hoba oder hauba) ist. Zu einem Hofe können mehre Mansi in diesem letztern Sinne gehören, und ein Mansus konnte auch getheilt sein, wodurch denn eine Ungleichheit in der Berechtigung in der gemeinen Mark entstehen konnte[5]). Hufe, als bestimmtes Feldmaß, kannten auch die Römer. Die plebejischen Hufen bildeten geschlossene Höfe, eine Bestimmung, ohne welche die agrarische Controverse vom Modus offenbar nicht denkbar wäre[6]). (*Alex. Müller.*)

Hufeisen, s. u. **Hufbeschlag** und **Hufschmied.**

Hufeisenfall, s. u. **Niagara.**

HUFELAND (Gottlieb). Dieser höchst ausgezeichnete Mann, welcher unter den wahrhaft philosophisch gebildeten Rechtsgelehrten der neuern Zeit eine der ersten Stellen behauptet, ward am 19. (nicht am 16.) Oct. 1760 zu Danzig geb., wo sein Vater, Daniel Hufeland, Kaufmann und Senator war. Seine Mutter, Anna Constanze, war eine geborne Granzau. Er verlor jedoch seinen Vater, welcher aus Liebe zu den Wissenschaften dem Sohne den ersten Unterricht selbst ertheilte, schon im neunten Jahre; und nur der Umstand, daß ihm die bald erfolgte Wiederverheirathung seiner Mutter in dem Kaufmann und Senator Michael Malonek einen sehr braven Stiefvater verschaffte, konnte ihm dafür einigen Ersatz gewähren. Schon seit dem Jahre 1767 hatte er das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt besucht; in den beiden höhern Classen desselben genoß er, als Vorbereitung auf die Universität, namentlich den Unterricht von Ver-Porten in der Religion; von Gralath in der Geschichte, Geographie und den allgemeinen Grundlehren der Rechtswissenschaft; von Sendel in der Physik und Naturgeschichte; von Strauß in der Philosophie; von Bartholdi in der Mathematik; von Cosak im Lateinischen; von Groddek und Trendelenburg im Griechischen. Im Oct. 1780 bezog er die Universität Leipzig. Vorzugsweise schöpfte er hier aus Platners trefflichen Vorträgen über die Philosophie reiche Nahrung für seinen lebendigen Geist, und ward dadurch für die spätre Beschäftigung mit der Kantischen Philosophie auf das Zweckmäßigste vorbereitet. Außerdem besuchte er die Vorlesungen von Ludwig über die Physik, von Leske über die Naturgeschichte, von Morus, Clodius und Eck über die humanistischen Wissenschaften, und hörte dann zum Besten seiner eigentlichen juristischen Ausbildung bei Biener die Rechtsgeschichte und bei Sammet Naturrecht, Institutionen und Pandekten. Nach einiger Zeit ward ihm von einem begüterten Landsmanne, dem nachherigen Senator Joh. Heinrich Schmidt aus Danzig, der Antrag gemacht, in dessen Gesellschaft Teutschland, die Niederlande, Frankreich und die Schweiz zu bereisen; er ging darauf ein, und beide führten diesen Plan in den Jahren 1782 und 1783 wirklich aus. Wie viel auch dadurch H. an Kenntnissen, Weltbildung und Umsicht gewinnen mußte, läßt sich leicht ermessen, zumal, da er mit vielen auswärtigen Gelehrten in unmittelbare Verbindung kam, wie z. B. mit dem berühmten Ingenhouß in Wien. Hierauf begab er sich nach Göttingen (1783) und benutzte besonders die juristischen und historischen Vorträge von Böhmer, Pütter, Spangenberg, Claproth, Waldeck, Meister, Schlözer und Spittler zur Vollendung seines wissenschaftlichen Cursus. Endlich im Oct. 1784 ging er, um die eingesammelten wissenschaftlichen Schätze durch ungestörtes Privatstudium zu verarbeiten, und sodann selbst als Privatdocent der Rechte aufzutreten, nach Jena. Er promovirte daselbst schon 1785 als Doctor der Philosophie, und den 10. Sept. d. J. als Doctor der Rechte, bei welcher letztern Gelegenheit er seine vortreffliche Abhandlung **De legum in Pandectis interpretandarum subsidio, ex earum nexu et consecutione petendo** (Jenae 1785. 4.), schrieb und vertheidigte, die ihm überall gerechte Anerkennung seines gelehrten Scharfsinns erwarb. Zu Ostern 1786 eröffnete er seine akademischen Vorlesungen, nachdem er kurz vorher dem größern Publicum die philosophische Richtung seiner Studien durch die Herausgabe seiner gediegnen Abhandlung über den Grundsatz des Naturrechts (Leipz. 1785.) gezeigt hatte. Schon zu Ende des Jahres 1788 ward H. außerordentlicher Professor der Rechte; 1790 Professor juris ordin. supernumerarius; 1793 ordentlicher Professor des Lehnrechts, und außerordentlicher Beisitzer der Juristenfacultät und des Schöppenstuhls; 1796 erhielt er den Charakter eines sachsen-weim. Justizraths; und 1798 wurde er Professor der Institutionen und fünfter ordentlicher Beisitzer der Juristenfacultät. Unterdessen hatte sich aber der Ruf seiner vielseitigen Kenntnisse soweit verbreitet, daß er 1803 den Antrag zu einer ordentlichen Professur der Rechte auf der Universität zu Würzburg erhielt, welchen er auch annahm. Doch führte ihn schon 1806 die Wiederlostrennung Würzburgs von

1) Vergl. Dahl, Beschreibung von Lorsch, S. 124. 2) Z. B. 1202 in *Günther*, Cod. II. p. 73. 3) S. Schonische Gesetze. IV, 1. 4) Cod. Laurish. I. p. 451, unam hobam, in qua Erlebaldus manere videtur, cum aedificio in ipso manso posito. 5) Vergl. über die Bedeutung von Mansus und Hoba Eichhorn, über den Ursprung der städt. Verfassung in Teutschland, in der Zeitschrift für geschichtl. Rechtswiss. I. S. 149—156. Anton, Geschichte d. Landwirthschaft. I. S. 271—312. Grimm, Teutsche Rechtsalterthümer, S. 532—539. Wigand, Der Corveysche Güterbesitz (Lemgo 1831.). S. 19—21, 30—33. 6) Den besten Aufschluß hierüber, sowie über das plebejische Hufenmaß, von sieben Jugern, von Cato auf die Trojaner bezogen, gibt Niebuhr in seiner römischen Geschichte (Berlin 1830.) II. S. 458 u. I. S. 214. (200).

Baiern auf die Universität zu Landshut. Während er hier in gewohnter, literarischer Thätigkeit sich bewegte, erging ganz unerwartet zu Ostern 1808 die ehrenvolle Auffoderung von seiner Vaterstadt Danzig an ihn, daselbst die Stelle eines Senatspräsidenten und ersten Bürgermeisters mit einem Gehalte von 1000 Louisd'or, anzunehmen. Allerdings waren die damaligen politischen Zeitumstände für Danzig sehr bedenklich; und der bisherige erste Bürgermeister, von Gralath, hatte grade aus diesem Grunde seine Stelle niedergelegt; allein H. folgte wirklich dem erhaltnen Rufe. Doch konnte ihm, nach dem wirklichen Eintritt in diese neuen Verhältnisse, die Unbehaglichkeit seiner Stellung nicht entgehen; und da besonders bald nachher durch den russisch-französischen Krieg Danzig mit neuen Unfällen bedroht wurde, so legte er in richtiger Vorahnung derselben im März 1812 seine Stelle wieder nieder, und ging sogleich auf die Universität Landshut zurück. Grade hier aber wurde sein neubeginnendes akademisches Leben und Wirken durch mehre, höchst unangenehme Misverhältnisse ihm sehr erschwert, und vielleicht damit die erste Veranlassung zu seinem frühzeitigen Tode gegeben [1]).

Je mehr ihm hierdurch der längere Aufenthalt zu Landshut verleidet werden mußte, desto willkommner war ihm der Antrag der königl. preuß. Regierung, als zweiter ordentlicher Professor der Rechte nach Halle zu gehen. Er erhielt ihn im J. 1816, und begann schon im Sommer dieses Jahres daselbst seine akademische Wirksamkeit. Leider war ihm hier, wo sein Erscheinen die schönsten Hoffnungen für die Zukunft erregt hatte, ein nur allzukurzes Ziel gesteckt. Schon am 18. Febr. 1817 endigte ganz unerwartet ein Lungenschlag sein Leben im 57. Jahre seines Alters.

Die außerordentlich vielseitige, akademische und literarische Thätigkeit H.'s auf vier verschiednen Universitäten, wo er sowol über das römische Recht in seinem ganzen Umfange, als über das teutsche Staats- und Privatrecht, das europäische Völkerrecht, das Naturrecht, die Geschichte und Encyklopädie der Rechte, und über Politik, Staatswirthschaft und Handelswissenschaft Vorträge hielt, und Schriften ausarbeitete, verlangt durchaus eine von ganz verschiednen Standpunkten ausgehende Würdigung seiner Verdienste. Seine philosophischen Ansichten sind namentlich aus seinem Versuche über den Grundsatz des Naturrechts (Leipzig 1785.) zu erkennen. Das Eigenthümliche des hier aufgestellten Systems besteht darin, daß H. den Grund alles Naturrechts und aller Befugniß in eine vorhergehende, natürliche Verbindlichkeit setzt, wobei er annimmt, daß der Mensch darum befugt sei, Andre zu zwingen, weil er hierzu verbunden sei. Er glaubt, auf andre Art lasse sich die Befugniß zum Zwange gar nicht erklären. Es scheint allerdings, als ob er bei diesem Verfahren den gordischen Knoten der Auffindung eines consequenten Grundprincips für das Naturrecht mehr durchgehauen, als aufgelöst habe; gleichwol werden selbst diejenigen, welchen dieses Princip nicht zusagt, gestehen müssen, daß in dem kleinen Buche sehr viel scharfsinnige Ideen kurz, deutlich und einleuchtend vorgetragen sind [2]). Eine nähere Anwendung der in diesem Versuch aufgestellten Grundsätze lieferte H. in seinem Lehrbuche des Naturrechts (Jena 1790, zweite Ausgabe 1795.), welches sich auch wieder besonders durch Consequenz, Deutlichkeit und umsichtige Beachtung besondrer hierher gehöriger Streitfragen auszeichnet. Auf das Rechtssystem im Allgemeinen finden wir seine naturrechtliche Theorie übergetragen in seinen: Institutionen des gesammten positiven Rechts (Jena 1798, zweite Ausg. 1803.). Wofern man überhaupt die Ersprießlichkeit der sogenannten innern Encyklopädien des positiven Rechts anzuerkennen geneigt ist, worüber allerdings die Stimmen noch immer sehr getheilt sind, läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß H. die hier zu machenden literarischen Ansprüche fast durchgängig besser, als irgend ein Vorgänger oder Nachfolger zu erfüllen gewußt habe. Freilich aber wird sich dem denkenden Leser auch bei der Prüfung dieser innern Encyklopädie an mehr als an einem Orte das als beherzigenswerthe Wahrheit ausdrängen, was der geistreiche Thibaut in der Vorrede zu seiner (äußern) juristischen Encyklopädie und Methodologie (Altona 1797.) S. 12 mit soviel Nachdruck über die innern Encyklopädien geäußert hat, die innere Encyklopädie sei ein Gerippe der Wissenschaft, vortrefflich für den Kenner des Details, in dem durch einen einzigen, kurzen Satz eine ganze schlummernde Gedankenreihe hervorgerufen werden könne, aber ohne Geist und Leben für den Anfänger, welcher keine einzige begleitende Vorstellung an das Gegebene anheften, und schlechterdings nicht errathen könne, daß dieser oder jener Satz für eine ganze Lehre im höchsten Grade fruchtbar sei. Ein besondres Interesse gewährt übrigens dieses Hufelandsche Werk dadurch, daß man in ihm den Keim zu manchen späterhin vom Verfasser weiter ausgeführten rechts- und staatswissenschaftlichen Lehrsätzen auffindet; weshalb es als ein Schlüssel zum Verständnisse der letztern betrachtet werden kann. Verschieden von

---

1) Hufeland selbst hat über die hier zu Grunde gelegnen Misverständnisse noch kurz vor seinem Tod im Januarhefte des neuen rheinischen Merkurs vom J. 1817, 9—13. St. dem Publicum freimüthig die Actenstücke vorgelegt.

2) Der Einfluß der Kantschen Philosophie auf diese Ansicht ist unverkennbar, und wird auch vom Verfasser selbst ebenso zugestanden, wie von Kant acceptirt, welcher letztre in seiner Recension dieser Schrift (jen. allgem. Literaturzeit. 1786. Nr. 92) ausdrücklich erklärt: „Es wäre unschicklich, Einwürfe wider eine Schrift aufzustellen, die sich auf das besondre System gründet, das sich der Recensent über ebendenselben Gegenstand gemacht hat; seine Befugniß erstreckt sich nicht weiter, als nur auf die Prüfung der Zusammenstimmung der vorgetragnen Sätze unter einander, oder mit solchen Wahrheiten, die er als vom Verfasser zugestanden annehmen kann. Daher können wir nichts weiter hinzufügen, als daß gegenwärtige Schrift den lebhaften und forschenden Geist des Verfassers, von welchem sich in der Folge viel erwarten läßt, beweise, und eine ähnliche Bearbeitung in dieser sowol, als in andern Vernunftwissenschaften zur Berichtigung der Principien, dem Geschmack und vielleicht auch dem Berufe dieses Zeitalters angemessen, und daher allgemein anzupreisen sei." Vergl. damit das Urtheil von E. F. Klein in dessen Grundsätzen der natürlichen Rechtswissenschaft. (Halle 1797.) S. 262. §. 49 fg.

dieser Schrift ist die kleinere äußere Encyklopädie, welche H. unter dem Titel: Abriß der Wissenschaftskunde und Methodologie der Rechtsgelehrsamkeit (Jena 1797.) als Leitfaden zu einem formalen Einleitungscollegium herausgegeben hat. Doch hat er auch hier die im Lehrbuche des Naturrechts enthaltnen Grundsätze immer vor Augen gehabt und angewendet. Eine zweite, veränderte Ausgabe dieses Lehrbuchs sollte 1817 erscheinen; wo jedoch der Tod des Verfassers den Plan vereitelte.

Die civilistischen Leistungen H.'s, welche eigentlich den wichtigsten Theil seiner akademischen und schriftstellerischen Thätigkeit ausmachen, sind theils historisch-literarischer, theils theoretischer, theils praktischer Natur. In erstrer Beziehung sind zu bemerken: 1) Sein Lehrbuch der Geschichte und Encyklopädie aller in Teutschland geltenden positiven Rechte, erster Theil, Einleitung und Geschichte des römischen Rechts, erste Abtheilung (Jena 1796.). Dieses Werk gehört seines allgemeinen Titels ungeachtet hierher, denn es ist davon weiter nichts erschienen. Außer einer sehr gut geschriebenen Einleitung über die allgemeine Rechtsgeschichte und deren historische Vorkenntnisse liefert es blos die äußere und innere Geschichte des römischen Rechts bis zur Schlacht von Actium. Es ist sehr zu bedauern, daß der Verfasser durch andre Arbeiten sich abhalten ließ, dieses Werk zu vollenden; denn die Art und Weise, wie er in diesem Bruchstücke die römische Gesetzgeschichte mit der Geschichte der Ausbildung der einzelnen Rechtsinstitute verbunden hat, ist vortrefflich. 2) Seine Vorläufige Nachricht von den juristischen Schätzen der würzburger Universitätsbibliothek (Bamberg 1805.). Er verbreitet sich hier mit großer Sachkenntniß über einige in Würzburg befindliche Handschriften des **Breviarii Alariciani**.

In theoretisch-civilrechtlicher Hinsicht verdienen von H.'s Leistungen besonders ausgezeichnet zu werden: 1) Sein Lehrbuch des in den teutschen Ländern geltenden, gemeinen oder subsidiarischen Civilrechts (Gieß. 1806—1814, 2 Bde.). Dies ist auf jeden Fall sein Hauptwerk; denn mit unsäglichem Fleiß und großem Scharfsinne hat er darin die große Masse der hierher gehörigen civilrechtlichen Lehren aus den Quellen selbst bearbeitet, und daher über viele sehr wichtige Gegenstände des Pandektenrechts ein ganz neues Licht verbreitet. Besonders zeichnet es sich vor vielen, oft gerühmten Schriften dieser Art durch die Genauigkeit aus, womit bei der Citirung und Anwendung der römischen Gesetzstellen zu Werke gegangen ist. Um so mehr ist auch zu bedauern, daß dieses treffliche Buch so unbekannt geblieben ist, wovon die Ursache vielleicht in dem unglücklichen Zeitpunkte seines Erscheinens (1806) gesucht werden muß. 2) Seine Schrift Über den eigenthümlichen Geist des römischen Rechts, im Allgemeinen und im Einzelnen (erster Band Gieß. 1815, zweiten Bandes erste Abtheilung 1816, zweite Abtheilung 1817.). Dieses Werk ist eine Art von Commentar zu dem Lehrbuche des Civilrechts, um über die hier vorkommende, ungewöhnliche Darstellung einzelner Lehren nähere Auskunft zu geben. Unter den einzelnen darin befindlichen Abhandlungen sind besonders die über die Ableitung der Rechtsbestimmungen aus den Rechtsquellen, über die Rechtslehre vom Besitz und über die dinglichen Dienstbarkeiten, sehr beachtenswerth. Leider wurde der Verfasser durch seinen frühzeitigen Tod verhindert, die übrigen wichtigen Lehren des Civilrechts ebenso zu bearbeiten.

In praktisch-civilistischer Beziehung sind unter H.'s Arbeiten besonders seine Beiträge zur Berichtigung der positiven Rechtswissenschaften (Jena 1792, fünf Stücke) zu bemerken, worin sich wieder die beiden Abhandlungen über die Existenz eines allgemeinen teutschen Privatrechts, und über die Beweislast bei der **actio negatoria** namentlich auszeichnen.

Für das rein-teutsche Privatrecht hat H. in seiner Einleitung in die Wissenschaft des teutschen Privatrechts (Jena 1796.) viel Gutes geleistet, obgleich die hier von ihm festgehaltne Ansicht, es gebe gar kein allgemeines teutsches Privatrecht, wol nur auf einer **petitio principii** beruhte. Das Erscheinen einer neuen, bei weitem vollständigern, Ausgabe dieses Buchs ward nur durch den Tod des Verfassers verhindert.

Seine Ideen über einen der wichtigsten Gegenstände des Kirchenstaatsrechts hat er in der Schrift: Über das Recht protestantischer Fürsten, unabänderliche Lehrvorschriften festzusetzen, und über solchen zu halten, veranlaßt durch das preußische Religionsedict vom 9. Jul. 1788 (Jena 1788.) mit ebenso viel Freimüthigkeit, als Präcision entwickelt, und damit zugleich ein Muster von anständiger Polemik über eine so ernste Sache geliefert [8]).

Bei dem ungewöhnlichen Talente H.'s, sehr heterogene Gegenstände nach allgemein interessanten doctrinellen Gesichtspunkten zusammenzufassen und zu charakterisiren, konnte es ihm nicht schwer fallen, auch im staatswirthschaftlichen Fache sich einen ehrenvollen Namen zu erwerben. Hierher gehören: 1) Seine Schrift unter dem Titel: Die Lehre vom Gelde und Geldumlaufe (Jena 1798, neue Ausgabe, Gießen 1820.). Der höchst wichtige, zugleich aber auch für eine concentrirte, wissenschaftliche Darstellung sehr schwierige Gegenstand ist hier mit so viel Umsicht, Klarheit und Unparteilichkeit behandelt, daß diese Schrift durch die Vergleichung mit den hierher gehörigen ausgezeichneten Werken Andrer, wie z. B. eines Büsch, nichts von ihrem Werthe verliert. 2) Sein Handbuch der Staatswirthschaftskunst, durch Prüfung und Berichtigung ihrer Hauptbegriffe von Gut, Werth, Preis und Volksvermögen; mit ununterbrochner Rücksicht auf die bisherigen Systeme (Gießen 1807. zwei Bde., neue

---

8) Der Recensent dieser Schrift in der jen. allgem. Literaturzeit. (Jahrg. 1788. Nr. 302 b.) sagt mit Recht darüber: „Ohne Zweifel von Allem, was über diesen Gegenstand bisher erschienen ist, bei weitem das Vorzüglichste. Es zeichnet sich diese Abhandlung durch bündige Kürze, philosophische Bestimmtheit und durch die hier ganz nothwendige Reinheit der Principien, welchen keine eigne Privatreligionsmeinung beigemischt ist, auf das Vortheilhafteste aus. Solche Grundsätze und darauf gebaute Raisonnements sollten billig, der treffenden Bemerkung in der Vorrede nach, jeder Partei, auch der herrschenden, willkommen sein; denn es ist nicht gewiß, daß sie ewig die herrschende bleiben werde."

Ausgabe, ebendas. 1820.). Es wird darin zunächst die Idee festgehalten: „die Gegenstände in der Sinnenwelt werden dadurch Güter für den Menschen, daß er sie als Mittel auf Zwecke bezieht;" im zweiten Abschnitte wird sodann die Anwendung jenes Begriffs von einem Gute auf das Verhältniß Mehrer gemacht, und bemerkt, daß durch solche Meinungen Mehrer eine Masse von Zwecken, Mitteln und also Gütern entstehe, und daß bei der Verschiedenheit der Ansichten der Subjecte eine Vergleichung der Güter und ein Tausch möglich werde; im dritten Abschnitt endlich, wo vom Preise die Rede ist, werden aus dem Unterschiede zwischen Gebrauchs- und Tauschwerthe der Gegenstände die nöthigen Bestimmungen über die Natur des Preises so abgeleitet, daß die ganze Lehre sich gleichsam historisch vor dem Leser entwickelt[4]. Auch seine, mit einer Einleitung und mehrfachen Anmerkungen und Zusätzen bereicherte, Verteutschung von Mouniers Betrachtungen über die Staatsverfassungen (Jena 1791.), verdient hier erwähnt zu werden; denn dieses vortreffliche Werk ist dadurch noch weit brauchbarer und interessanter geworden.

Als Literator im Allgemeinen hat sich H. ein bleibendes Verdienst durch seinen Antheil an der Redaction der jenaischen allgemeinen Literaturzeitung erworben (in den Jahren 1788—1799); wo sich auch eine große Anzahl gründlicher Recensionen aus seiner Feder finden. Ein so systematisch-philosophischer, und doch zugleich so helldenkender Kopf, wie er, war allerdings vorzugsweise dazu geeignet, ein literarisches Institut von größerm Umfange mit Festigkeit, Ruhe und Eifer leiten zu helfen[5]. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

HUFENBRODE. Der Besoldungstheil, welcher in Broden besteht, beruht auf alter Gewohnheit, welche aber durch die Territorialkirchengesetze sowol rücksichtlich derjenigen Hüfner und andrer Bauern, die weder Decem noch Zins von ihren liegenden Gründen an die Geistlichkeit zu entrichten haben, als derjenigen Grund- und Hausbesitzer überhaupt, deren Verbindlichkeit zu einer solchen Leistung auf sonstigen Gründen beruhet, mit der Vorschrift anerkannt ist, daß dergleichen Brode „nicht übel oder zu klein gebacken, sondern als gewöhnliche hausbackne Brode den Kirchen- und Schuldienern geliefert werden sollen." In Ansehung der Hufenbrode, die von den keinem Zins und Decem unterworfenen Äckern und Grundstücken an den Pfarrer entrichtet werden müssen, nimmt die Praxis, z. B. im Königreiche Sachsen[*], an, daß ein solches Brod ein Gewicht von 14 Pfunden haben müsse, und, wenn es in Natura nicht gegeben wird, im Geldwerthe zu wenigstens sechs bis acht Groschen zu vergüten sei. Der Empfänger hat die Wahl zwischen den Broden oder dem Geldwerthe. (*Alex. Müller.*)

HUFENGELDER kennt man im Königreiche Sachsen, wo sie statt der auf besondern Verträgen oder auf dem Herkommen beruhenden Amts- und Baufuhren bezahlt werden[†]. (*Alex. Müller.*)

HUFENGROSCHEN gehört zu den fixirten Realgeldbesoldungen. Er ist hie und da bald durch Vertrag, bald durch Herkommen erhöht worden. Am häufigsten ist er noch im Königreiche Sachsen, wo er durch die Kirchenordnung vom Jahre 1580 für diejenigen, welche Ackerbau treiben, ohne Zehenten oder Zinsen zu geben, dergestalt vorgeschrieben ist, daß sie von jeder Hufe, die sie besitzen, dem Pfarrer außer dem Brod und dem Opfergeld einen Groschen zu entrichten haben[1]. Die Richter müssen diese Groschen einnehmen, die auch fremde Confessionsverwandte bezahlen müssen. Rückständige Hufengroschen, wie auch dergleichen Brode, können von jedem Besitzer, insofern er nicht durch Subhastation den Besitz erlangt hat, gefodert werden, und in Fällen, wo zu dem Vermögen des Restanten Concurs entsteht, sind dergleichen Rückstände auf die fünf letztern Jahre, von dessen Eröffnung zurückgerechnet, als prioritätisch in die erste Classe der Gläubiger zu lociren[2]. (*Alex. Müller.*)

HÜFFENHARD, evangelisches Pfarrdorf im großherzoglich badischen Bezirksamte Neckarbischofsheim, eine starke Meile östlich von dem Amtssitze Bischofsheim und ¼ Meile westlich vom Neckar. Eine grundherrliche Besitzung der Freiherren von Gemmingen-Bonfeld zu ⅔ und von Gemmingen-Guttenberg zu ⅓, mit einer Bevölkerung von 206 Familien und 930 Einw. (darunter 20 Juden). Die ältesten Nachrichten von diesem Orte findet man aus dem J. 1083 in der Geschichte des Klosters Hirschau, welches hier zwei Hubengüter besaß. Die ältesten bekannten Besitzer von Hüffenhard sind aber die Dynasten von Weinsberg, welche in dem alten Elsenzgaue reich begütert waren. Schon Engelhard von Weinsberg verpfändete 1397 die Hälfte von Hüffenhard nebst Guttenberg der Burg und Mühlbach, und endlich wurde es nebst noch mehren andern hier herumliegenden weinsber-

4) Der Recensent dieses Werks in der jen. allgem. Literaturzeit. (Jahrg. 1808. Nr. 3.) bemerkt darüber unter andern: „Wenn auch wenig oder nichts Neues in diesem Werke vorkäme, — was gleichwol gar nicht der Fall ist, — so würde doch immer die Art, wie von dem Einfachsten zu dem Zusammengesetzten sorgfältig, ohne die Mittelglieder zu vergessen, ohne Sprung, fest und ernst fortgeschritten wird, ehrenvoll zu erwähnen sein, und die Deutlichkeit, Bestimmtheit und Klarheit des Ganzen, im Gegensatze gegen die, auch in dieser Wissenschaft immer mehr einreißende, Barbarei seltsamer Terminologien, ohne neue bestimmte, die Wissenschaft erweiternde, Begriffe ihr Verdienst behaupten." 5) Als Quellen sind zu diesem Art. benutzt worden: Hufelands Selbstbiographie, in dem zu seiner Doctorpromotion von K. F. Walch geschriebenen Programm: Reliquiae controversiae inter Bulgarum de Bulgaria et Martinum Gosiam de praelatione dotis (Jenae 1785. 4.). S. 12—15. Die in der jen. allgem. Literaturzeit. Jahrg. 1817. Nr. 72 enthaltnen biographischen Notizen. Eine theils von Hufeland selbst, theils von dessen Verleger, Tasché, herstammende Anzeige über des Erstern juristische Schriften, in der jen. allgem. Literaturzeit. Jahrg. 1817. Nr. 88.

*) Vergl. das Communicat der Landesregierung in Dresden vom 25. Sept. 1807 an den dortigen Kirchenrath; und Rescript des Kirchenraths v. 6. Jun. 1805.

†) Vergl. *Chph. Henr. de Berger*, Diss. de jure Ordinum Imperii territoriali circa operas subditorum (Viteb. 1724. 4.).

1) Vergl. Gen. Art. v. J. 1557, u. v. J. 1580. 25. Syn. Decr. v. J. 1624 und 1673. §. 66. Corp. jur. eccl. Sax. p. 64, 373, 390. 2) Vergl. Erl. Proc.-Ordn. ad Tit. XLII. §. 8.

gischen Ortschaften und Burgen von Gottfried Schenk von Limpurg, Bischofe zu Würzburg, als Vormunde der Söhne Konrads von Weinsberg 1449 an Reich Hansen von Gemmingen verkauft, wodurch es an seine jetzige Grundherrschaft kam. *(Th. Alfr. Leger.)*

HUFFÖRMIGER ABSCHNITT heißt derjenige Theil eines Cylinders (oder auch eines Kegels oder Konoids), welchen eine die Grundfläche schneidende Ebene von demselben abschneidet. Z. B. wenn in Th. 20 der ersten Section, Taf. 4. Fig. 5. FNOG einen Cylinder zwischen den Grundflächen FG und NO darstellt, welcher von der Ebene AB geschnitten wird, so ist dasjenige Stück desselben, welches zwischen dem Kreissegmente QNqPQ, dem elliptischen Segmente QAqPQ und dem zwischen beiden liegenden Theile der Cylinderfläche enthalten ist, ein hufförmiger Abschnitt. Es würde hier zu vielen Raum wegnehmen und mehre Kupfer nöthig machen, wenn wir die, übrigens durch eine keineswegs schwierige Integration zu findenden, Formeln für die Cubatur dieser Körper und die Quadratur ihrer Oberflächen mittheilen wollten. Es mag daher genügen, auf Tob. Mayers praktische Stereometrie (den fünften Band von dessen prakt. Geometrie) zu verweisen, wo man im 2. und 3. Cap. die wichtigsten dieser Formeln ausführlich erwiesen und durch Beispiele erläutert findet. Merkwürdig ist es, daß manche hufförmige Abschnitte und deren gekrümmte Oberflächen genau gradlinig begrenzten Figuren gleich sind, z. B. der Huf, welchen eine durch den Mittelpunkt der Grundfläche eines senkrechten Cylinders gehende Ebene abschneidet, ist grade doppelt so groß, als eine Pyramide, welche mit dem Hufe gleiche Höhe und das Quadrat des Halbmessers der Grundfläche des Cylinders zur Grundfläche hat; die gekrümmte Oberfläche eben dieses Hufs ist genau gleich dem Rectangel unter der Höhe des Hufs und dem Durchmesser der Grundfläche. *(Gartz.)*

HUFFSCHMIDT (Franz Konrad), war den 26. Nov. 1776 zu Mörsburg am Bodensee geboren, und der Sohn eines Hof- und Mundkochs des damaligen Fürstbischofs von Constanz. In der dortigen Schule und in den Lehranstalten zu Mörsburg erhielt er Unterricht. Früh widmete er sich aus Neigung dem Militairstande, und wurde 1793 Cadet bei dem schwäbischen Kreisregimente Königseck, zu welchem das Fürstenthum Constanz sein Contingent stellen mußte. Mit jenem Regimente wohnte er in den Jahren 1793—1801 mehren Feldzügen bei, der Beschießung von Kehl, der Belagerung von Fort Louis und den Schlachten bei Stockach und Möskirch, welche den 3. und 5. Mai 1800 geliefert wurden. Als 1803 ein Theil seines vaterländischen Gebiets an Baden abgetreten wurde, erhielt er die Stelle eines Secondlieutenants bei dem badischen Jäger- und jetzigen leichten Infanteriebataillon. Bei diesem Bataillon befand er sich auch, als dasselbe in dem Feldzuge von 1806 und 1807 gegen Preußen und Schweden nach Pillau und zur Belagerung von Stralsund marschiren mußte. H. war unterdessen zum Hauptmanne hinaufgerückt. An Muth und Ausdauer war er seinen Soldaten ein glänzendes Vorbild; aber sie hatten mit großen Anstrengungen zu kämpfen, besonders (1809) in dem österreichischen Kriege, in der Schlacht von Ebersberg und bei der Erstürmung dieses Ortes. Kaum genesen von einer Schußwunde, die er damals erhalten, eilte H. um so ungeduldiger zu seinem Corps zurück, da er schon an einer wichtigen Expedition nach Steyermark nicht hatte Antheil nehmen können. Er wohnte den Gefechten von Sabadeky und Papa, der Belagerung von Raab und der Schlacht bei Wagram bei. Das Ritterkreuz des badischen Militair-Verdienstordens belohnte ihn für die in diesem Feldzuge bewiesene Tapferkeit und Umsicht. Aufs neue bewährte sich sein Muth in dem 1812 ausgebrochenen Kriege gegen Rußland. Als einstweiliger Befehlshaber des Bataillons (seit dem 21. Nov.) war er bemüht, seinen Untergebenen die Schrecknisse und das Elend dieses Feldzuges minder fühlbar zu machen, bis das traurige Schicksal der französischen Heeresmacht auch den Rest der ihm anvertrauten Truppenabtheilung fast gänzlich vernichtete. Den ganzen November hindurch war sein Bataillon in fast ununterbrochnem Gefechte mit dem Feinde gewesen. Umringt von ihm gelang es H. gleichwol, sich den 22. Nov. durchzuschlagen, und sich mit der badischen Brigade zu vereinigen. Am 27. passirte er mit seinem Bataillon bei Strunziany die Beresina. Aber bereits am folgenden Tage mußte er auf das linke Ufer des Flusses zurückkehren, um den Übergang über denselben zu decken. Er hatte sich den ganzen Tag über mit dem Feind aufs Hartnäckigste herumgeschlagen, und war mehre Male genöthigt gewesen, denselben mit dem Bajonet zurückzuwerfen, als endlich das Bataillon die Straße von Minsk nach Molodelzino erreichte. Dort aber, wiederum von dem Feind angegriffen, hatte es den letzten und schwersten Kampf zu bestehen. Standhaft behauptete H., der mit seiner Mannschaft zur Unterstützung der Division Girard vorgerückt war, die Anhöhe vor der Fronte seiner Brigade, zu großer Zufriedenheit des Marschalls Victor, der während des Gefechts ihm und seinen Truppen unzweideutige Lobsprüche ertheilte. Jenseits Osmiana löste sich das von H. befehligte Bataillon, wie alle übrigen Corps, den 7. Dec. 1812 völlig auf. Mit zwei Offizieren und 49 Unteroffizieren und Soldaten kehrte er in sein Vaterland zurück. Ausgezeichnet ward er durch den französischen Orden der Ehrenlegion, und im März 1813 durch die Erhebung zum Rang eines Majors. Im August des genannten Jahres marschirte er mit einem neu recrutirten Bataillon nach Sachsen, und nahm an der Schlacht bei Leipzig Theil. Auf glänzende Weise entwickelte er seinen Muth und seine Besonnenheit den 4. Febr. 1814 in einem Gefechte bei Neuhof. Mit seinem Bataillon auf das feindliche Rheinufer geworfen und abgeschnitten von aller Hülfe, stellte er sich entschlossen dem überlegnen Feind entgegen und nöthigte ihn zum Rückzuge. Ebenso tapfer zeigte er sich in dem Gefechte bei Burgfelden, wo er (1815) sein Bataillon als Avantgarde bei Basel über den Rhein geführt hatte. Auch während der Belagerung Straßburgs lieferte er den 3. und 9. Jul. 1815 bei Grafenstedt dem Feinde zwei selbstgeleitete

treffen. Nach eingetretenem Frieden erhielt er, in gerechter Anerkennung seiner Verdienste, von seinem Fürsten (1820) das Commandeurkreuz des Militair-Verdienstordens. Im J. 1823 ward er zum Obristlieutenant befördert und 1826 zum Commandeur des zähringer Löwenordens ernannt. Gewöhnt an Thätigkeit benutzte H. die durch den Frieden gegönnte Ruhe zur militairischen Ausbildung seiner Untergebenen. Als er bei der Cantonsverrichtung zum Inspector des Cantons Rastadt ernannt worden war, unterzog er sich auch diesem Geschäfte mit der strengen Rechtlichkeit, die ihm in allen Lebensverhältnissen eigen war. Er ward daher mit Recht betrauert, als er den 21. Oct. 1831 im 55. Lebensjahre starb. Seine militairische Laufbahn umfaßte 38 Jahre. Er hatte 15 Feldzüge, und darunter acht Schlachten, sechs Belagerungen und 15 Gefechte mitgemacht. Ein würdiges Vorbild war er seinen Kriegsgefährten durch unerschütterlichen Muth, Entschlossenheit, Ausdauer und durch seine hohen Begriffe von Ehre und Vaterland. Aber er war auch der rechtschaffenste Bürger, und, seit dem J. 1821 mit Regina v. Sensburg sehr glücklich vermählt, auch in seinem Familienkreise der zärtlichste Gatte und Vater *). (*Heinr. Döring.*)

HUFI, richtiger HAUFI, Name mehrer ausgezeichneter arabischer Gelehrten.

1) Abu'lhasan Ali Ben Ibrahim Ben Saîd Haufi, arabischer Grammatiker, der das klassische Werk über die grammatische Abwandlungslehre der im Koran vorkommenden Wörter (Ilm i'râb El-Korân) in zehn Bänden verfaßte, und nach Einigen 562 (beg. 28. Oct. 1166), nach Andern 430 (beg. 3. Oct. 1038) starb. Letztre Angabe ist die allein richtige. Dasselbe Werk führt den Titel: El-Borhân fi tefsir El-Korân, d. i. der Beweis, ein Commentar zum Koran. Er erklärt in demselben vorzüglich die seltner vorkommenden Wörter (Gharib), setzt ihre Abwandlung aus einander, und läßt sich zuletzt in die Erklärung des Sinnes, in die eigentliche Commentation, ein (Tefsir). Auch ist er Verfasser eines andern rein grammatischen Werkes unter dem Titel: Der Erheller (Mudhih).

2) Muhammed Haufi, schrieb Lebensbeschreibungen persischer Dichter unter der Aufschrift: Tedakiret elschoará.

3) Abu'lcasim Haufi, der Richter (Cadhi), ist Verfasser eines Handbuchs des Erbschaftsrechtes und der Erbschaftsrechnung, d. h. über die Vertheilung der rechtlichen Antheile jeder der Erbnehmer und die Ausrechnung der auf Jeden kommenden Summen (Ilm hisâb el-ferâïdh). Er nannte es kurzweg Ferâïdh, und erhielt davon den Beinamen Feradhi, d. h. des im Erbschaftsrecht und der Erbschaftsrechnung Erfahrnen, obgleich er auch Jurist (Fekih) im umfassenden Sinne war. Einen Auszug aus seinem Werke verfertigte der Malikite Muhammed Ben Muhammed Ben Orfa aus Tunis, der im J. 803 (beg. 22. Aug. 1400) starb. Abu'lcasim Ahmed Ben Muhammed Ben Half — das ist der vollständige Name des Verfassers — war dagegen bereits 588 (1192 nach Chr.) gestorben, und hatte Sevilla zur Vaterstadt.

4) Abu'labbas Ahmed Ben elmobarek Haufi, gestorben 664 (beg. 13. Oct. 1265), ist einer der ausgezeichneten Commentatoren des von dem großen Hariri metrisch verfaßten grammatischen Werkes: Schönheiten der Beugungslehre (Molhet el-i'râb), von dem uns Silv. de Sacy unter dem Titel: Récréations grammaticales in seiner Anthologie grammaticale (p. 145 des Textes) Auszüge gegeben hat.

5) Pir Muhammed Ben Cotbeddin Haufi, ein Hanefit, ist einer der geachtetsten Erklärer des ethischen Werkes Nosuh vom Scheich Sadr-ed-din Muhammed Ben Ishac aus Iconium, der im J. 673 (um 1275) starb. Er begann seinen Commentar im J. 1452 und vollendete ihn 1455 nach Chr.

Noch kennen wir 6) den Dichter Hosam-ed-din Hasan Ben Abd-el-mumin Ibn-elhaufi, der in 350 persischen Distichen das Glück der Liebenden besang. Sein Todesjahr ist unbekannt. (*G. Flügel.*)

HÜFINGEN, Stadt in der fürstl. Fürstenbergischen Landgrafschaft Baar, und großh. badisches Bezirksamt im Seekreise. Die Stadt liegt unter 26° 10′ östl. Länge und 47° 55′ nördl. Br., ½ M. südlich von Donaueschingen, am linken Ufer der Brege, hat ein artiges Schloß, ein um 1750 erbautes Zuchthaus, welches jetzt in ein Correctionshaus für leichte Verbrecher umgewandelt ist, eine 1100 erbaute Kirche, 190 Häuser und 1481 kath. Einw., welche außer einigen gewöhnlichen Handwerken größtentheils Getreidebau und Viehzucht treiben, und in ihrer Gemarkung 3748 Jauchart Ackerfeld, 1354 Jauch. Wiesen, und 910 Jauch. Waid- und Reut-Feld besitzen. Die Stadt gehörte in frühern Zeiten dem alten Geschlechte der Herren von Blumberg, welches sie von dem Hause Fürstenberg zu Lehen trug. Im J. 1381 kam sie von diesem Geschlechte durch Vermächtniß an die Herren von Schellenberg, deren zwei Linien Schellenberg-Landstrost und Schellenberg-Öffingen die beiden hier einst bestandnen Schlösser besaßen, und in der Stadtkirche ihr Begräbniß hatten, was noch manche Grabsteine daselbst verkündigen. Ernst Schweikard und Burkard von Schellenberg verkauften H. an das Haus Fürstenberg. In dem sogenannten Mühlöschle bei Hüfingen werden nicht selten römische Münzen gefunden, und westlich von dem Städtchen auf der Seite gegen Bräunlingen stößt man häufig in einer Strecke von ¼ Meile auf unterirdisches Gemäuer, welches von den Alterthumsforschern mit großer Wahrscheinlichkeit für die Überreste des alten Brigahannis gehalten wird, dessen das Itinerarium Antonini und die Tabula Peutinger. gedenken. Eine halbe Meile südlich von H., auf der Poststraße nach Schaffhausen, liegt das schon aus dem J. 889 urkundlich bekannte Dorf Welle, oder Behla, der Geburtsort des preuß. geheimen Oberbauraths Alb. Hirt.

Das großherzogl. badische Bezirksamt H. umfaßt nebst der Amtsstadt H. die Fürstenbergische Stadt Donaueschingen, das Städtchen, Dorf und Schloß Blumberg, wo-

*) S. den Neuen Nekrolog der Teutschen. 9. Jahrg. 2. Th. S. 922 fg.

von die Fürstenbergische Herrschaft Blumberg den Namen hat, das Städtchen und Schloß Fürstenberg, und die ebenfalls Fürstenberg. Dörfer: Asen, Almendshofen, Aufen, Bachheim, Behla, Bruggen, Döggingen, Hausen vor dem Wald, Heidenhofen, Herzogenweiler, Hochemmingen, Hondingen, Kirchdorf, Mundelfingen, Neidingen, Neuenburg, Pfohren, Riedböhringen, Riedöschingen, Sumpfohren, Sunthausen, Tannheim, Unadingen, Walterdingen, Zindelstein, mit den zu ihren Gemeinden gehörigen Weilern und Höfen, mit einer Bevölkerung von 2,624 Familien, 16,395 Einw., wovon 16,312 Kath., 65 Evangel. und 18 Juden, 7785 männl. und 8610 weibl. Geschlechtes sind. (*Thomas Alfried Leger.*)

HUFLATTICH (**Tussilago**). 1) Der kleine H. (**Tussilago Farfara**) ist auf urbaren Feldern ein schädliches Unkraut, welches auszurotten dem Landmanne viele Mühe macht. Er kann es bewerkstelligen, wenn er seine feuchten Äcker durch Gräben auf jedem möglichen Wege trocken legt, Flachsahnen oder Schäben, Mergel und Asche auf die früher nassen Stellen aufstreut, mehre Jahre hindurch behackte Früchte darauf bauet und beim Behacken und Häufeln im heißen Sommer alle Stöcke des Huflattichs auszieht, im Frühjahr alle Blüthen desselben wegnimmt, bevor sie abblühen, und überhaupt bei jedem Pflügen die aufgeackerten Stöcke und Würzeln desselben fleißig sammelt. Dieses Gewächs, welches jedoch sich immer in dem ihm zusagenden Erdreich, auf Rangen an Wegen rc. erhalten wird, hat auch seinen Nutzen für den Landmann. Die zarten, jungen Blätter kann man auf der Heckerlingsbank klein schneiden und zum Futter verwenden, die verschiednen Theile desselben aber zum Hausarzneimittel bei vielen Übeln gebrauchen; denn es ist eins der vorzüglichsten den Auswurf befördernden Brustmittel. Die im Schatten getrockneten Blätter werden bei dem Katarrh als Thee mit oder ohne Milch mit dem besten Erfolge getrunken; als Taback geraucht befördern sie bei tabackrauchenden Kranken dieser Art den Auswurf ungemein zu merklicher Erleichterung, und der durch einen Trichter aufgefangne und eingeathmete Rauch angezündeter dürrer Huflattichblätter hilft im trocknen Husten. Dieses und ein Brustthee von diesen Blättern curirt auch das convulsivische Asthma. Der Huflattich ist eine Zuflucht der Schwindsüchtigen, indem bei ihnen die Blüthen, Blätter und Wurzeln zweckmäßig angewendet, ihnen die besten Dienste thun; er dient auch in Scrofeln und scrofulösen Geschwüren; bei der Krätze dienen die auf den Geschwüren oft erneuerten Blätter dazu, den Krätzstoff auf eine unschädliche und dem Kranken sehr wohlthuende Art auszuziehen, wobei freilich auch noch innerliche Mittel angewendet werden. Bei dem Viehe, welches an Husten und Lungenzufällen leidet, kann dieses wohlfeile fast überall vorhandne Mittel auch gebraucht werden. Es verdient also vom Landwirth in seinen Theilen gesammelt und getrocknet zu werden, wenn er für die Zeit es nicht frisch haben kann.

2) Der große H. (**Tussilago Petasites**), auch Pestilenzwurz, ist weit seltner, und fast von gleichen Eigenschaften; die Blätter gestampft und mit Heckerling vermischt, sind ein gutes Viehfutter. Auch suchen die Schafe diese Blätter, die Bienen aber die Blüthen auf; die Wurzel ist schweißtreibend und mit Bezoarpulver und Essenz ein treffliches Mittel bei zurückgeschlagnem Schnupfen.

(*Fr. Heusinger.*)

HUFMESSER (Oplometer, nicht Optometer), ein von Nüsken in Minden erfundnes ziemlich einfaches und nützliches Instrument, vermöge dessen man einen Hufschmied in den Stand setzen kann, passende Eisen für Pferde zu machen, die ihm nicht in der Schmiede vorgeführt werden können [s. westfälische Provinzialblätter rc. (Mind. 1828. 1. Hft. mit einer Abbild.)]. (*Th. Schreger.*)

HUFNAGEL, 1) Georg, s. Hoefnaghel.

2) **Johann Jakob**, ein katholischer Geistlicher, 1706 zu Beilngrieß im Eichstädtischen geboren, studirte zu Eichstädt und Regensburg, wurde Pfarrer zu Berg bei Neustadt an der Donau, dann zu Greding im Eichstädtischen, 1750 Stadtpfarrer zu Eichstädt, dann auf sein Ansuchen 1766 wieder Pfarrer zu Greding, und starb daselbst den 2. September 1770. Außer einigen geistlichen Reden hat man von ihm ein **Vade mecum rituale, mappa geographica totius dioeceseos Eichstettensis, specialibus mappis et serie chronologica 65 episcoporum Eichstettensium illustratum** (Eichst. 1749. Vol. II. 4.) und **Calendarium Wilibaldino-ecclesiasticum, seu schematismus totius cleri et singularum parochiarum in dioec. Eichst. existentium** (Eichst. 1766. 4.), seitdem alljährlich, auch nach H.'s Tode, fortgesetzt*). (*Baur.*)

3) **Wilhelm Friedrich**, war den 15. Jun. 1754 zu Hall in Schwaben geboren. Sein Vater, Johann David H., ältester Stadtmeister, Director des Consistoriums, Scholarch und Lehenrath, weckte vereint mit seiner Gattin Elisabeth Charlotte, einer gebornen Drechsel, in dem Sohne die schlummernden Gefühle für Tugend und Wissenschaft. Unterrichtet von Privatlehrern wurde H. (1767) Zögling des Gymnasiums seiner Vaterstadt. In jener Lehranstalt gewannen Schloßstein, Stang und Liebreich, vorzüglich aber der Rector Seiferheld und dessen Nachfolger Leutwein einen entschiednen Einfluß auf seine wissenschaftliche Bildung. Den beiden zuletztgenannten Männern verdankte er sehr gründliche Kenntnisse im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen. Im J. 1773 eröffnete er seine akademische Laufbahn auf der Universität zu Altdorf, wo Will, Nagel, Dietelmair und besonders Döderlein seine Hauptführer im Gebiete des theologischen Wissens waren. „Will und Nagel," erzählte Hufnagel selbst [1]), „waren in Altdorf meine ersten Lehrer. Beiden danke ich sehr viel. Dietelmair zog mich sonst durch den Ruf der Orthodoxie an sich, aber dabei habe ich ein Jahr bessern Unterricht verloren. Endlich siegte doch mein Gefühl für Wahrheit.

*) (Straus) Viri scriptis insignes, qui Eichstadium vel genuit, vel aluit (Eichst. 1799. 4.) p. 198. Meusel, Ler. d. verstorb. Schriftst. 6. Bd. Baader, Ler. verstorb. bair. Schriftst. 1. Bd 1. Th. S. 246.

1) S. seine in Beyers allgem. Magazin f. Prediger. 3. Bd. 3. St. S. 308 fg. abgedruckte Selbstbiographie.

Die Veranlassung gab die damals neue Erscheinung der paraphrastischen Erklärungen einiger Paulinischen Briefe von Zachariä. Hier fand ich das Beweisende nicht mehr für das Dogma, das Dietelmair in einer Stelle im ersten Brief an die Korinther fand. Indem ich ihm meine Verlegenheit entdeckte, schien er mich aufmerksamer zu betrachten, und antwortete mit frommem Ernste: „Ich kann Sie nicht genug warnen, neue Bücher zu lesen!" Döderlein wurde mir nun Alles; er weckte in mir den Geist der Prüfung, und sein Rath leitete meine eignen Untersuchungen. Im J. 1776 verließ H. nach dreijährigem Aufenthalte die Universität Altdorf, wo er noch Vogels und Hofmanns medicinische Vorlesungen mit Vortheile benutzt hatte. Er wandte sich nach Erlangen, um dort unter Seiler, Rosenmüller, Harleß und Breyer seine akademische Laufbahn zu vollenden. Auf den Rath der genannten Gelehrten bewarb er sich, mit dem Plane, sich zum Docenten zu bilden, um die Magisterwürde, die er 1777 nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation über 1 Sam. 6, 19. erlangte. Das Recht, öffentliche Vorlesungen zu halten, ward ihm durch seine Disputation: Animadversiones ad loca quaedam Jobi. Am 15. Mai 1779 hielt er seine Antrittsrede: De variis poëseos Hebraeorum fatis als außerordentlicher Professor der Philosophie in Erlangen. „Der Beifall," sagt er[2], „den meine ersten Lehrversuche fanden, gab mir Hoffnung, auf dieser Laufbahn glücklich zu wandeln." Bereits 1782 ward er, nachdem er einen Ruf nach Altdorf abgelehnt, ordentlicher Professor der Theologie. Er trat dadurch mit Rosenmüller, dessen Unterricht und Umgang in mehrfacher Hinsicht für ihn vortheilhaft gewesen war, in nähere Verhältnisse. Als jener verdienstvolle Mann 1783 einem Rufe nach Gießen folgte, erhielt H. die vierte theologische Lehrstelle. Aber Kränklichkeit, die Folge einer zu unermüdet geistigen Anstrengung, trübte diese Periode seines Lebens und beschränkte auf mehrfache Weise seine frühere Thätigkeit. „Gehäufte Arbeiten," sagt H. selbst[3], „warfen mich nieder, raubten mir den Schlaf, und peinigten mich mit allen Martern der Hypochondrie. Mit unaussprechlicher Güte linderten gute Menschen meine Leiden; älterliche Hülfe fand ich im Breyerschen Hause, und die Kunst der erfahrensten Ärzte milderte meine Schmerzen. Aber nur die Zeit, nur anhaltender Gebrauch der einfachsten Heilmittel, nur Fassung, nur Aufmerksamkeit auf mich selbst in angstvollen Augenblicken konnten mich endlich heilen."

Nachdem H. im März 1783 sein theologisches Lehramt mit der Vorlesung: De vaticiniorum natura et optima interpretandorum eorundem ratione eröffnet hatte, ward er nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: de Psalmis prophetias Messianas continentibus Doctor der Theologie. Im J. 1784 disputirte er in der theologischen Facultät pro loco, und 1788 erhielt er mit dem Pastorat an der akademischen Kirche zugleich die Aufsicht über das Predigerseminar. „Was ich damals in meinen Verhältnissen als Lehrer leisten konnte," äußerte H. mit Bescheidenheit einige Jahre später[4], „war zu unbedeutend, um es nachzuerzählen. Aber verschweigen darf ich die glücklichen Umstände nicht, unter welchen ich jene 11 Jahre verlebt habe. Zwei meiner Freunde, die ich als akademische Jünglinge von großen Erwartungen kennen lernte, Hänlein und Ammon, lehrten (1790) gemeinschaftlich mit mir; Junkheim, ein Mann von den entschiedensten Verdiensten, interessirte sich als Mitglied der ehemaligen Universitätsdeputation und als Assistenzrath der nachherigen Curatel auf mehr als eine Weise voll Freundschaft für mich, und der dirigirende Minister von Bairenth, Freiherr von Seckendorf, durch Geist, Herz und Kenntnisse der Wohlthäter eines Fürstenthums, übernahm es selbst, als Curator der Friedrich-Alexanders-Universität mir von Zeit zu Zeit die Merkmale der Zufriedenheit meines Fürsten zu verschaffen." Dem Beifalle, den H.'s Kanzelvorträge und besonders seine akademischen Vorlesungen fanden, verdankte er 1791 einen Ruf nach Frankfurt am Main, wo er seitdem als Senior des geistlichen Ministeriums seine Berufsgeschäfte mit seltner Treue erfüllt, doch in den Jahren 1792 und 1796 abermals durch Kränklichkeit und hypochondrische Zufälle in seiner Wirksamkeit gehemmt war. Als er den 7. Februar 1830 starb, hinterließ er den Ruhm eines gelehrten, scharfsinnigen, gründlichen und freimüthigen Theologen, der zugleich als Kanzelredner allgemein geschätzt war. Wohl bewandert war er in den Semitischen Sprachen, und kein Zweig der theologischen Literatur war ihm ganz fremd geblieben. Höchst charakteristisch war sein Eifer in der Ausbreitung religiöser Wahrheiten und besonders der reinen Christuslehre; aber auch für die moralische Veredlung des Herzens suchte er unermüdet zu wirken. Dies Ziel verfolgte er theils in mehren einzelnen Predigten[5], theils in den dreizehn Jahrgängen seiner „Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtagsevangelien"[6], und in den bereits im höhern Alter herausgegebenen „Vorträgen an christlichen Festtagen"[7]. Eine ähnliche Tendenz hatten mehre seiner Schriften, während er in Dissertationen und Programmen das Studium der orientalischen Literatur empfahl, und besonders durch eine leichtere und zweckmäßigere Methode zur gründlichen Kenntniß des Hebräischen beizutragen suchte[8]. Manchen Widerspruch fand seine theologische Freimüthigkeit, als er in seiner „Bearbeitung der Schriften des Alten Testaments nach ihrem Inhalt und Zweck für Leser aus allen Ständen"[9] darzuthun suchte, daß die biblischen Urkunden keine göttlichen Offenbarungen enthielten. Von der Inspirationstheorie durchaus abweichend ließ er jene Urkunden nur als Religions- und Geschichtsbücher gelten, geschrieben von Israeliten für Israeliten, und daher,

2) S. Beyer a. a. O. 3) S. Beyer a. a. O.

4) S. Beyer a. a. O. 5) Über die christliche Herzensbesserung (Erlangen 1784.). Wie betrachtet der Christ die Lehre von Gott dem Vater, Sohn und Geist fürs Herz (Ebd. 1786.) u. a. m. 6) Frankf. a. M. 1792—1804. 7) Ebd. 1819. 8) Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften liefert Heinr. Döring in den gelehrten Theologen Teutschlands. 1. Bd. S. 769—771. 9) Erlangen 1784. Es erschien nur das erste Bändchen.

weit entfernt, zu allgemeinem Gebrauche bestimmt zu sein, nur für das genannte Volk von bleibendem Localinteresse. Auch in der Pädagogik schlug H. einen neuen Weg ein, als er in einer 1784 herausgegebenen Schrift von der bisherigen Methode abwich, den Religionsunterricht der Jugend mit den zehn Geboten beginnen zu lassen. Nicht ohne Scharfsinn zeigte er, wie man diese Gebote Kindern auf eine ihren Fähigkeiten und Bedürfnissen weit angemessenere Weise beibringen, und dieselben nicht blos zur Gedächtnißübung, sondern auch zur Herzensangelegenheit machen könnte. H.'s Bildniß ist 1790 von Schwarz in 8, und in demselben Jahre von Schmidt in Form eines Medaillons gestochen worden, desgleichen von Bock in dessen Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer. 1. Hft. (1791), auch besonders mit einer andern Einfassung. Als Vignette befindet es sich vor Beyers allgemeinem Magazin für Prediger. 3. Bd. 3. St. (1790) in dem 8. Bande des Tellerschen Magazins für Prediger. Sein Schattenriß steht vor den rintelnschen Annalen. 4. Jahrg. 1. Quartal[10]). (*Heinr. Döring.*)

Hüfner, Hübner, s. unt. Hintersassen.

Hufraschmodad, s. Albordi (Albordsch).

HUFSCHMIED wird im engen Sinne derjenige Professionist genannt, welcher vorzugsweise mit der Verfertigung von Hufeisen und mit dem Beschlage der Pferde, Maulesel und Zugochsen sich abgibt. Beschäftigt sich derselbe außerdem noch mit andern großen und groben Eisenarbeiten, wozu blos Feuer, Amboß, Zangen und Hämmer, aber keine Eisenfeilen u. fg., nöthig sind, namentlich mit Verfertigung von Pflugscharen, Eggen- und Rechenzinken, Mist- und Heugabeln, Ärten, Beilen, Hauen, Spaten, Feuerböcken, Rosten, Bratspießen, des Beschlags an Wagen, Kutschen, Schiebekarren ꝛc., so führt er den Namen Grobschmied, zum Unterschiede des Kleinschmieds und Schlossers, welche kleinere, feinere und künstlichere Eisenarbeiten darstellen, sich dazu nicht allein des Feuers, Amboßes und der Hämmer, sondern auch der Feilen, Gehenke, Schraubeneisen, Polirstähle u. a. zusammengesetzter Instrumente und Werkzeuge bedienen; sind aber Waffen, und insbesondre Küraße, Panzer, Harnische, eiserne Kopfbedeckungen, Säbel, Piken u. dergl. Gegenstände seiner Thätigkeit, so nennt man ihn Waffenschmied, wiewol in gegenwärtigen Zeiten die Waffen und Gewehre in besondern Anstalten fabricirt werden[1]).

Der Hufschmied braucht zu Ausübung seiner Profession, wiefern derselbe blos Hufeisen verfertigt und sich mit dem Beschlage der Pferde ꝛc. abgibt, mancherlei Instrumente und Werkzeuge. Vor Allem nöthig ist ihm eine besondre Werkstatt, die Schmiede genannt, in welcher das in einer Esse durch Kohlenfeuer erhitzte Stabeisen auf einem Amboß und Reckhorne mittels Hämmer, Zangen ꝛc. zu der bekannten Form von Hufeisen gebildet wird. Ihm unentbehrliche Geräthschaften, Instrumente und Werkzeuge sind:

1) Ein eiserner Amboß zum Ausschmieden, Strecken und Schlagen des Eisens. Er kann von verschiedner Größe und Schwere, nach Maßgabe des Gebrauchs zwei, vier bis sechs Centner schwer sein.

2) Ein Sperrhorn, welches aus einem mit einer Angel in einem Klotze befestigten, einerseits runden, andrerseits viereckigen, an beiden Enden zugespitzten eisernen Horne besteht, und vornehmlich zum Bilden allerlei hohler und runder Sachen dient.

3) Ein sogenannter Possekel oder großer, schwerer Schmiedehammer mit platter oder etwas muscheliger Bahn.

4) Ein Schrothammer zum Zerschroten oder Durchhauen der Eisenstäbe in kleinere Stücke. Statt eines solchen Hammers läßt sich auch ein gut verstählter Hartmeißel gebrauchen.

5) Mehre Handhämmer oder kleine Hämmer von verschiedner Größe, welche bequem mit der Hand zu führen sind.

6) Ein Falzhammer zur Bildung der Falze und Kerben.

7) Ein Hufstempel, eine Art Spitzhammer mit etwas stumpfer Spitze, womit die Nagellöcher in die Falze des Hufeisens vorgezeichnet werden.

8) Ein eigentlicher Spitzhammer mit spitziger Finne, zum völligen Durchschlagen der Hufeisenlöcher.

9) Ein Hufeisendorn, eine Art Locheisen, womit die Hufeisenlöcher, welche während der Arbeit durch das Schlagen zugelaufen sind, wieder geöffnet werden.

10) Ein Hufnageleisen, ein länglich-viereckiges Nageleisen mit zwei Löchern an jedem Ende zur Bildung der Hufnägel und deren Köpfe.

11) Ein Hufhammer zum Einschlagen der Hufnägel durch die Löcher des Hufeisens in den Huf. Er darf auf keinen Fall zu schwer, muß lieber zu leicht, etwas gekrümmt und, der Schlagseite entgegengesetzt, mit einem keilförmigen Einschnitte zum Herausziehen der Hufnägel, die beim Einschlagen eine falsche Richtung nehmen wollen, versehen sein.

---

10) S. Beyer, Allgem. Magazin für Prediger. 3. Bd. 3. St. S. 308 fg. Charakteristik der Erziehungsschriftsteller Teutschlands. S. 179 fg. J. P. Reimherr, Predigt bei Hufnagels Vorstellung. (Frankf. a. M. 1791.) S. 38 fg. Neuer Kirchen- und Ketzeralmanach. 1. Jahrg. S. 88 fg. Fikenscher, Gelehrtengeschichte der Universität Erlangen. 1. Abth. S. 149 fg. Allgem. Kirchenzeitung. 1830. Nr. 26. Heinr. Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 1. Bd. S. 767 fg. Den neuen Nekrolog der Teutschen. 8. Jahrg. 1. Th. S. 119 fg. Meusel, Gelehrtes Teutschland. 3. Bd. S. 461 fg. 9. Bd. S. 638 fg. 11. Bd. S. 388. 14. Bd. S. 206 fg. 17. Bd. S. 231. 22. Bd. 2. Abth. S. 873 fg.

1) Im gemeinen Leben wird der Huf-, Grob- und Waffenschmied oft mit der allgemeinen Benennung Schmied belegt, ein Ausdruck, der jedoch viel zu umfassend ist, und einer sehr großen Anzahl von Metallarbeitern in der Wortzusammensetzung zukommt; denn es gibt Ahlenschmiede, Amboßschmiede, Angelschmiede, Ankerschmiede, Beilschmiede, Blechschmiede, Bohrschmiede, Büchsen- und Gewehrschmiede, Clausurenschmiede, Drahtschmiede, Eisenschmiede, Feilenschmiede, Gold- und Silberschmiede, Kettenschmiede, Kesselschmiede, Klingenschmiede, Kupferschmiede, Langmesserschmiede, Messerschmiede, Messingschmiede, Nagelschmiede, Plattenschmiede, Reifschmiede, Ringschmiede, Rohrschmiede, Sägeschmiede, Schwarzschmiede, Schwertschmiede, Sensen- und Sichelschmiede, Stab- und Stangenschmiede, Stahlschmiede, Zainschmiede, Zeugschmiede, Zirkelschmiede u. a. m.

12) Eine Huf-, Kneip- oder Beißzange zum Abreißen der gelüfteten alten Eisen und Abkneipen der eingeschlagnen Hufnägel.

13) Eine Horn- oder Hufraspel, eine Art Feile, um damit den scharfen Rand eines Hufes zu glätten, oder demselben eine rundere Gestalt zu geben. Sie darf keine zu spitzigen und zu starken Hiebe haben, welche das Horn des Hufes zu sehr angreifen und demselben eine rauhere Fläche ertheilen würden.

14) Ein Wirkmesser, womit das überflüssige Horn des Hufes auf der Sohlenseite ausgewirkt, d. h. ausgeschnitten wird. Das teutsche hat einen eisernen, das englische und französische einen hölzernen Griff, und jenes, in mancher Hinsicht, vor den beiden letztern einen Vorzug. Ein zweckmäßig eingerichtetes Wirkmesser darf nicht zu lang im Griff und muß stets recht scharf sein. Manche Wirkmesser haben in der Mitte der Handhabe ein Schraubengewinde, um, wenn eine Klinge stumpf geworden ist, sogleich eine andre scharfe einschrauben zu können.

15) Ein Nieteisen zum Festnieten der eingeschlagnen Hufnägel, nachdem deren Spitzen abgezwickt worden sind, und zum Anziehen der Eisen.

16) Eine Hauklinge, womit die Nieten, wenn ein Hufeisen abgenommen werden soll, zuvor abgestoßen werden.

17) Ein Hufräumer, der auf dem einen Ende wie ein Haken gekrümmt ist, um damit die Hufe von anhängenden Unreinigkeiten säubern zu können.

18) Ein Bock, worauf der Vorderfuß des Pferdes gestellt wird, wenn man dessen Huf abraspeln und die eingeschlagnen Nägel vernieten will. Es ist eine Maschine von Holz, die nur vorn zwei Füße hat und hinten auf der Erde aufliegt.

19) Eine Blende, welche in einem Gurte mit zwei großen, runden, etwas ausgehöhlten Augenledern besteht, und mit einer Schnalle zum Festschnallen am Kopf über die Augen versehen ist. In Ermanglung einer solchen Blende kann ein großes Tuch, eine Decke oder ein Sack, womit der Kopf des Pferdes umhüllt wird, die Stelle derselben versehen.

20) Eine Bremse, ein Instrument von Eisen, welches wie eine Feuerzange gestaltet ist und aus zwei langen und eingekerbten Schenkeln besteht, welche oben mittels eines Gewindes aneinander hängen. Mit diesem Instrumente, das auch von Holz sein und oben mit einem Leder oder einer Schnur gebunden sein kann, wird dem Pferde, wenn es beim Beschlage nicht ruhig stehen will, die Oberlippe eingeklemmt. Statt einer solchen Bremse kann man auch einen Strick um die Oberlefze herumbinden, einen kurzen Stab als Reitel dazwischen stecken und diesen mit dem Strick etliche Male umdrehen. Wenn man aber den Fohlen von Jugend auf die Füße öfters aufhebt und mit einem Steine, Holz oder Hammer sanft auf die Hufe schlägt, wol auch ein loses Eisen auflegt und mit einem harten Körper darauf schlägt, um den Schall, der sich beim Beschlagen hören läßt, nachzuahmen, so werden sie sich daran gewöhnen und später vor der Schmiede nicht so leicht widersetzen, oder ungeberdig stellen, daß keine solche Zwangsmittel nöthig sind. Meistens werden die Pferde erst durch ungeschickte Behandlung der Schmiede verderbt, daß sie sich ungern beschlagen lassen.

Die Verfertigung der Hufeisen geschieht auf folgende Weise: Zuerst wird von einer Stange Schabloneisen oder Schamploneneisen (ein starkes, für die Hufeisen besonders zugerichtetes Stangeneisen, dessen Breite die Dicke um etwas übertrifft) mit dem Schrothammer oder Hartmeißel ein Stück abgehauen, welches fast die Länge eines Hufeisens hat. Dann wird dieses abgeschrotne Stück im Feuer bis zur Schweißhitze durchglüht und erst die eine Hälfte desselben ausgeschmiedet, wobei der Hufschmied das Eisen auf dem Amboße so lenkt, daß durch das Hämmern die Fläche breiter als dicker und das Ende schmäler als die Mitte wird, welche die runde Krümmung geben soll. Ist die eine Hälfte völlig ausgeschmiedet, und wieder heiß gemacht, so schlägt der Meister mit dem sogenannten Vorschlaghammer gegen die hohe Kante des Eisens, welches bis jetzt noch grade war, und krümmt es hierdurch und mit Hülfe des Sperrhorns zur Gestalt eines halben Hufeisens. Ist man soweit mit der einen Hälfte, so wird an das Ende der Zapfen oder Stollen gebildet. Dies geschieht dadurch, daß man das heißgemachte Eisen dergestalt auf den Amboß legt, daß das Ende vor der scharfen Kante desselben um soviel, als nöthig ist, hervorragt, welches man umlegt, indem man es mit dem Possekel umschlägt und zum Stollen vorbereitet. Ist auch dies gethan, so wird das Eisen auf dem Amboße schnell wieder umgekehrt; der Zapfen oder Stollen breiter geschlagen und völlig ausgearbeitet. Nun wird der Falzhammer auf die Mitte derjenigen Seite des Hufeisens gesetzt, worauf der Zapfen oder Stollen steht, und mit dem Possekel auf den Kopf jenes Hammers geschlagen, wobei der Werkmeister den Falzhammer stets nach der Krümmung des halben Hufeisens bewegt. Dies gibt demselben den Falz oder die Furche, worin die Köpfe der Hufnägel zu sitzen kommen und zum Theil versenkt werden, damit sie nicht so leicht sich abnutzen. In diesem Falze werden die Löcher zu den Nägeln erst mit der stumpfen Spitze des Hufstempels vorgestampft und dann auf einem Klotze mit dem eigentlichen Spitzhammer völlig durchgeschlagen. Auf dieselbe Art und Weise wird auch mit der andern Hälfte des Hufeisens verfahren. Endlich wird das soweit fertige Hufeisen abermals rothglühend gemacht und mit einem Handhammer völlig geebnet oder eingerichtet, wodurch zwar durch das Hämmern die Nagellöcher auf der einen Seite, welche keinen Falz bekommen hat, wieder zulaufen, die man aber zuletzt mit dem Hufeisendorne von neuem gehörig öffnet und mit einer Feile abschlichtet. Einige Hufeisen bekommen in der Mitte der Krümmung noch einen Griff oder dritten Zapfen, welcher angeschweißt wird, wenn das Eisen bereits fertig ist. Bei den Wintereisen werden die Stollen, zum Eingreifen in das Eis oder in den gefrornen Boden, entweder mit Stahl belegt und spitziger gemacht, oder man wendet Schraubeneisen an, bei welchen der verstählte

Stollen mit einem Gewinde, und das etwas stärkre Eisen mit einer Schraubenmutter versehen ist, um erstre, den Umständen gemäß, in letztres einschrauben zu können, wodurch der Vortheil erlangt wird, daß man den Eisen, ohne sie abzunehmen, willkührlich geschärfte Stollen zu geben und diese wieder mit ungeschärften zu wechseln im Stande ist.

Die Engländer haben bei Verfertigung der Hufeisen, wie überhaupt bei Fabrication vieler ihrer andern technischen Waaren, mancherlei Vortheile ausgedacht und angebracht. Sie walzen z. B. das hämmerbare Eisen zu Stangen- oder Schabloneisen auf eine sehr gleichförmige Art. Die Walzen, welche das Ausdehnen des Stabeisens verrichten, sind gestreift oder gefurcht, und die Einschnitte oder Vertiefungen genau von einerlei Dimensionen, und zwar von solchen, wie sie die zu walzenden Stangen oder Stäbe erhalten sollen. Dies veranlaßte den Gedanken, die Flügelpressen bei Verfertigung der Hufeisen in Anwendung zu bringen. Die Presseneinschnitte der obern Walze sind nämlich so genau ausgehöhlt, wie das Profil der obern Fläche eines Hufeisens beschaffen ist; die untre Walze wird aber so gestellt, daß sie eine Fläche preßt, welche den untern glatten Theil des Eisens abgeben soll. In gehörigen Entfernungen kommen die Löcher zu stehen, durch welche die Nägel gehen sollen. Außerdem bringt man den Streifen an, welcher ihre Richtung, sowie ihre Entfernung von den Rändern anzeigt. Beim Pressen erhalten die Walzen dann eine solche Stellung, daß die verschiednen Dicken oder Stärken der Hufeisen durch verschiedne Einschnitte bezeichnet werden. Der Umfang einer jeden Walze steht mit der Entfaltung von zwei Hufeisen in völliger Gleichheit, sodaß bei jeder Umdrehung der Walze in jedem Einschnitte zwei Hufeisen gebildet werden können. Sind die Stangen auf diese Art bereitet, so werden sie der Länge nach durchschnitten. Man wendet sie dann auf dem Amboß und gibt ihnen eine Glühung, um sie, nach den Füßen der Pferde, für welche sie bestimmt sind, richten zu können. Der geschickte Hufschmied Moorcroft in London wandte dies Verfahren bei Verfertigung einer großen Quantität Hufeisen zum Gebrauche der Kriegsheere mit vielem Erfolg an. Er erfand aber auch ein schnelleres und einfacheres Mittel zur Fabrication derselben. Dieses bestand darin, die Eisenstangen nach der erforderlichen Länge und Breite so zu schneiden und zu krümmen, daß sie ganz die Gestalt eines Hufeisens erhielten. Er hatte vorläufig die Stempel oder Stampfen eines Druckwerks dazu gebraucht, in welchen die beiden Flächen und die genaue Gestalt des Hufeisens, sowie alle Stellen für die Löcher der Nägel, genau angegeben waren. Das Eisen, welches heiß unter das Druckwerk gebracht wurde, erhielt, wie bei den Münzen, einen Druck durch einen oder mehre Stöße, und bildete die Gestalt eines Pferdehufes viel genauer nach, als bei dem gewöhnlichen Verfahren. Diese Maschine zum Schlagen der Hufeisen soll indessen wieder in Stillstand gekommen sein, theils wegen der vielen erfoderlichen Stampfen für die mancherlei Form und Größe der Hufeisen, theils wegen der kostspieligen Niederlagen zur Beförderung eines ausreichenden Absatzes.

Diese Beschreibungen geben zwar ein allgemeines Bild über die Verfertigung der Hufeisen für die Pferde; allein fast jede Nation weicht darin und in der Form der Eisen wesentlich und eigenthümlich ab, und kommt bald mehr, bald weniger dem wahren Zwecke, den Huf vor Abnutzung und Beschädigung zu sichern, ohne den leichten Gang und die Verrichtungen des Thieres sehr zu hindern, näher. Das englische Vordereisen ist am innern Rande gegen sechs Linien (½ Zoll) dick, am äußern hingegen kaum halb so stark, und die Nagellöcher, welche in einer flachen Furche sitzen, sind von gleicher Weite. An dem Hintereisen ist der innere Rand noch etwas stärker, als an dem Vordereisen an derselben Stelle, und am äußern Rand ebenfalls dünn, übrigens etwas schmäler, besonders vorn an der Zehe. Beide Eisen sind ohne Stollen. Die Nägel haben ganz glatte, platte und kurze Köpfe, sind auf den Seiten schmal, werden von Oben bis zum Stift immer schmäler, bilden daher, wie die Öffnungen des Eisens, ein längliches Viereck, und sitzen tief in dem Falze, daher sie wenig abgenutzt werden und den Beschlag lange fest erhalten. Aus dieser Einrichtung geht hervor, daß die englischen Hufeisen, wegen ihrer Breite, die Hornsohle des Pferdes sehr beschützen, sich auch nicht leicht krumm ziehen, lange Zeit auf dem Fuße festliegen, demselben ein kleines hübsches Ansehen geben, und das Pferd nicht leicht anstoßen oder straucheln lassen; allein sie geben auf glattem Steinpflaster und schlüpfrigem Boden wenig festen Halt und Stand, und sind besonders den Zugpferden mit schweren Lasten nicht angemessen. Das französische Vordereisen, welches im Ganzen eine größere Dicke als das englische hat, ist am innern Rande fast so stark wie am äußern, jedoch vorn bei der Zehe etwas nach dem Fuße hin in die Höhe gezogen, durchaus von gleicher Stärke, mit weiten und zugleich trichterförmigen Löchern versehen, in welche sich die langen und dicken, oben platten und viereckigen Nagelköpfe tief einsenken können, und ohne Stollen. Das Hintereisen ist so dick als das vordre, an der Zehe gleichfalls aufwärts gebogen, hat daselbst eine Kappe und an demjenigen Ende, welches auswärts zu liegen kommt, einen Stollen, an der innern Seite aber keinen. Auch diese Einrichtung macht, daß das französische Hufeisen, wie das englische, lange Zeit auf dem Hufe fest liegen bleibt, wegen seiner vordern Beugung nicht so leicht zurückweichen kann, und daß das Pferd auf ebenem Boden ziemlich sicher geht und nicht leicht anstößt; jedoch es kann ebenso wenig, wie das englische, in dem Boden tiefe Eingriffe machen, ist daher, besonders den Zugpferden, ebenso wenig angemessen, und gibt Veranlassung, daß das Pferd leicht einen schiefen, auswärts eingebognen Fuß erhält, da es beständig mit der innern Wand um soviel tiefer treten muß, als der äußere Stollen hoch ist. Das spanische Hufeisen ist in der Stärke dem französischen gleich, nach hinten zu nur viel länger, an seinen beiden Enden nach dem Ballen hinauf in die Höhe gebogen, und nach Außen hin in der ganzen Rundung mit

einem etwas erhabenen Rande versehen, hinter welchem die versenkten Löcher befindlich sind. Dadurch entstehen ebenso große Nachtheile wie bei dem französischen Eisen, nur auf andre Art. Ein Mal können die Vordereisen, wegen ihrer übergreifenden Länge, ungeachtet ihrer aufwärts steigenden Richtung, leicht von den Hintereisen abgetreten werden, dann verursacht der erhabene Rand einen unausgesetzten weit stärkern Druck auf die Tracht, wodurch der fatale Zwanghuf herbeigeführt wird. Die türkischen Hufeisen sind durchaus sehr dünn, fast wie ein starkes, rundes Blech gestaltet, haben am äußern Rande, wie das spanische, ringsum einen erhabenen Reif, hinter welchem die Nagellöcher angebracht sind, und in der Mitte eine runde so kleine Öffnung, daß die Hornsohle, nebst dem Strahle, fast zugedeckt erscheint. Daß ein damit beschlagnes Pferd beim Ziehen wenig Kraft anwenden kann und dem Ausglitschen sehr unterworfen ist, daß der schmale erhabene Rand nachtheilig auf den Huf wirke, die sehr kleine Öffnung die Reinigung der Hornsohle, wenn etwas Hartes unter das Eisen gekommen ist, sehr erschwere, fast unmöglich mache, und daß ein solches Hufeisen, wegen seiner sehr geringen Stärke, keine lange Dauer haben könne, läßt sich leicht begreifen. Das teutsche Hufeisen unterscheidet sich von den genannten wesentlich dadurch, daß es am äußern Rande um ⅓ stärker als am innern, und vorn bei der Zehe grade und nicht aufwärts gebogen ist, auch an jedem Ende einen Stollen hat, welche in der Regel für Reit- und Kutschenpferde niedriger und schwächer als bei den schweren Zugpferden sind, und daß für letztre vorn, zwischen den beiden mittelsten Nagellöchern, sich noch ein dritter Stollen oder Griff befindet. Diese Stollen lassen das Pferd tiefer in den schlüpfrigen Boden eintreten, geben demselben überhaupt einen festern Halt und Stand, und verschaffen dem schweren Fuhrwerk, auf- und abwärts, wesentlichen Vortheil, der durch den vordern Griff noch vergrößert wird; nicht zu gedenken, daß sich diese Stollen mit Stahl belegen und spitzen lassen, wodurch auch im Winter das Gehen auf dem Eise mehr Sicherheit bekommt. Da aber diese Stollen, worauf das Pferd mit seiner ganzen Last ruht, weniger Fläche darbieten, da sich das Thier mit diesen Stollen leichter verletzen kann, und endlich ein solches Eisen, auch wegen seiner geringern Breite, weniger fest und dauerhaft auf dem Fuße liegt, als ein andres ohne Stollen, und welches breiter ist; so hat man darin einen Vorwurf finden wollen, der inzwischen nur dann gegründet ist, wenn die Stollen des teutschen Eisens zu hoch sind und die Breite desselben zu gering ist. Die Nägel, womit die teutschen Hufeisen aufgeschlagen werden, halten das Mittel in der Stärke zwischen den englischen und französischen, sind dicker als jene und dünner als diese, auf den Seiten viereckig, unten gegen den Schaft zu breit, die Köpfe gewölbt, und stehen, wenn sie eingeschlagen sind, etwas über den Falz des Eisens hervor. Der vorzüglichste Nutzen, den das teutsche Hufeisen gewährt, besteht darin, daß man der nach dem Fuße hingekehrten Seite desselben eine von der Hornsohle etwas entfernte Vertiefung geben kann, ohne daß dadurch die dem Erdboden zugekehrte Fläche, nach dem innern Rande des Hufeisens hin, eine zu große Erhabenheit bekommt, und daß ein solches Eisen, ohne sich, wegen seiner beträchtlichen Stärke, im Geringsten zu verziehen, der Hornsohle, da es von derselben abwärts gerichtet ist, nicht den mindesten Druck verursacht. Wenn daher ein teutsches, mit Stollen versehenes, Hufeisen gehörig gemacht ist, so hat es in vieler Hinsicht Vorzüge vor denen der andern Nationen. Ein solches Eisen, wenn man es für gut und zweckmäßig halten soll, muß folgende Eigenschaften haben:

1) Es muß genau nach dem Fuß und Hufe der Pferde aus gutem, ganzem, weder zu weichem, noch zu sprödem Eisen gemacht und mehr kalt oder mäßig warm als heiß gehämmert und gerichtet sein; und weil die vordern Füße mehr Horn an der Zehe als an der Ferse, die hintern aber mehr dergleichen an der Ferse als an der Zehe haben, so müssen die Nagellöcher an den Vordereisen bei der Zehe herum, an den Hintereisen hingegen näher bei der Ferse angebracht werden.

2) Das Eisen darf weder zu schwer und plump, noch zu leicht sein, sondern muß mit der Corpulenz der Pferde und deren Bestimmung und Gebrauch in genauer Übereinstimmung stehen. Daher müssen große und starke Pferde größere und stärkere Eisen als kleine und geringe, und ein schweres Zug- und Wagenpferd mit dickern und längern Stollen, als ein leichtes Kutschen- oder Reitpferd bekommen. Gewöhnlich sind die Eisen für Zug- und Wagenpferde vier bis sechs Linien dick und zwei Pfund schwer, die Eisen für leichte Kutschen- und Reitpferde haben nur zwei bis drei Linien Stärke und 1¼ bis 1½ Pfund Schwere.

3) Kein Hufeisen darf in der Stärke ungleich oder buckelig, weder zu dick oder zu dünn, noch zu weit oder zu eng, auch nicht zu lang oder zu kurz, und mit zu hohen Stollen versehen sein. Aus dem Gegentheil entspringen mancherlei Fehler und Nachtheile. Ein ungleiches, buckeliges Eisen verursacht einen ungleichen Druck, wodurch ein zu großer Reiz erregt und Entzündung bewirkt werden kann; ein zu weites macht den Huf eng und ein enges denselben zu weit, wodurch eingezogne und umgebogne Trachten entstehen, zuletzt aber ein wahrer Zwanghuf die Folge ist; sind die Eisen zu lang, so leiden die Trachten, das Pferd schlägt in die Eisen und kann sich leicht verfangen; sind sie zu kurz, so leidet die überstehende Ferse; sind endlich die Stollen zu hoch, so geben diese dem Fuß ein schlechtes Ansehen, bewirken einen unsichern, fehlerhaften Gang und machen das Pferd leicht überwichtig oder bocksfüßig. Übrigens müssen die Nagellöcher weder zu eng, noch zu weit, nicht falsch gerichtet, länglich-viereckig und trichterförmig versenkt sein, auch die Nägel weder zu viel noch zu wenig Kopf haben und überhaupt mit der Form der Löcher übereinstimmen.

Von einem richtigen Beschlage hängt großentheils die Brauchbarkeit eines Pferdes und die Beschaffenheit seiner Füße ab, besonders der Vorderfüße, welche einen weit größern Theil von der Schwere des Körpers, als die hintern, zu tragen haben, und den Gefahren, verletzt zu

werden, weit mehr unterworfen sind. Ein Hufschmied ist aber nur dann im Stande, ein Pferd naturgemäß zu beschlagen, wenn er eine gründliche Kenntniß von dem äußern und innern Baue der Füße und ihrer Theile besitzt, auch die Fehler und Gebrechen derselben genau kennt, und solche durch einen zweckmäßigen Beschlag möglichst beseitigen, wenigstens unschädlicher machen kann. (Das Nähere s. unter Hufbeschlag.)

Beim ersten Beschlag eines Pferdes wendet man gern die sogenannten Pantoffeleisen an, welches ganz leichte Eisen ohne Stollen sind, die das junge Pferd wenig belästigen und bei falschen Tritten ebenso wenig beschädigen. Bei den folgenden Beschlägen werden die Eisen nach und nach immer etwas stärker und schwerer gemacht, bis sie zuletzt das rechte Gewicht erreicht haben. Wie oft aber ein Pferd zu beschlagen sei, ist eine Frage, deren Beantwortung von den Umständen abhängt. Nicht allein das größere oder geringere Wachsthum des Hufes, sondern auch der mehr und mindre Gebrauch, nächstdem die Beschaffenheit der Wege, die Qualität des Eisens als Material betrachtet, die größere und geringere Stärke ꝛc., muß über die Zeit entscheiden. In der Regel ist es besser, den Beschlag nicht allzubald zu erneuern, sondern erst dann, wenn soviel frisches Horn nachgewachsen ist, daß man die Nägel ohne Nachtheil tiefer setzen kann. Würde man solche bei einem zu jungen Beschlag in die alten erweiterten Löcher bringen, so können die Eisen unmöglich einen festen Halt bekommen, und das durch das Auswirken seichter gewordne Horn ist auch überdies, bei einiger Gewalt, der Gefahr des Aufreißens ausgesetzt; wollte man sie aber zwischen die alten Löcher einschlagen, so wird die Wand zu sehr durchlöchert, und folglich zerbrechlich; im dritten Falle, wenn die Nägel eine tiefre Richtung erhalten, ist leicht ein Vernageln möglich. Bringt also nicht die Nothwendigkeit einen frühern Beschlag herbei, z. B. bei großen Strapatzen, oder wenn ein Eisen verloren geht, so kann derselbe immer sechs bis sieben Wochen liegen bleiben, binnen welcher Zeit der Huf unter den Eisen so gewachsen sein wird, daß genug frisches Horn zur Aufnahme der Nägel vorhanden und jene Vernaglung nicht leicht zu befürchten ist. Am Vernageln ist meistens die Eilfertigkeit und Ungeschicklichkeit des Schmieds, das fehlerhafte Lochen der Eisen, die unzweckmäßigen, schlecht gezwickten, schiefrigen Nägel ꝛc. Schuld; es kann aber auch das zufällige Abbrechen der Nagelspitzen, oder wenn letztre auf alte im Hufe verborgne Eisentheile stoßen, und dadurch eine falsche Richtung nehmen, ferner ein zu schwacher oder fehlerhaft gebauter Huf ꝛc., die Ursache sein. (Vergl. den Artikel Hufbeschlag) [2]). *(Fr. Thon.)*

HUFSUBSTANZ DER THIERE (**substantia ungularis**), besteht, nach Hatchett, aus einer Art geronnenen und erhärteten Eiweißstoffs, etwas phosphorsaurem und kohlensaurem Kalke, sehr geringen Antheilen von Natronsalzen und Spuren von Eisen. Sie enthält aber weder oxydirte Gallerte ꝛc., wie Fourcroy (in seinem Syst. de conn. chim. 4. Bd.), noch erhärteten Mucus, wie Vauquelin behauptet (in den Ann. de Ch. etc. 1806. T. LVIII. p. 53.); vergl. den Art. Hornsubstanz. *(Th. Schreger.)*

Hüft, s. Hief.

Hüftader, s. Hüftenblutader.

Hüftarterien, s. Hüftenpulsadern.

HÜFTBECKENNERF, (**iliohypogastrisch. Nerv, Nervus ilio-hypogastricus, N. ileo-hypogastricus**), ein aus dem ersten Lendennerven entstehender, zwischen dem runden und dem viereckigen Lendenmuskel zum Vorscheine kommender Nervenzweig, welcher zwischen dem innern, schiefen und queren Bauchmuskel längs dem Hüftbeinkamme nach vorn geht und sich besonders in dem äußern schrägen Bauchmuskel, sowie in der Haut dieser Gegend und des Hodensackes, verbreitet. (S. Lendennerven.) *(Wiegand.)*

HÜFTBEIN (**ungenanntes Bein, unbenannter Knochen, Hüftknochen, Hüftenknochen, Darmbein, Beckenknochen, Seitenbein oder Seitenknochen des Beckens, Seitenbeckenknochen, Schossbein, Knochen an der Hüfte, Dreibein; Os coxae, O. coxarum, O. coxale, O. anonymum, O. innominatum, O. itium, O. ischii, O. coxendicis, O. pelvis, O. pelvis lateralis, O. laterale pelvis, O. sacri ossis lateribus commissum, Coxendix**), der paarige Knochen, welcher den vordern und die Seitentheile des Beckens bis hinten an das Kreuzbein bildet.

Die ungenannten Knochen übertreffen alle übrigen platten Knochen des Körpers an Größe und entsprechen sowol hinsichtlich ihrer Gestalt, als hinsichtlich ihrer Lage den Schulterknochen der obern Gliedmaßen, wie dies der hochverdiente J. F. Meckel *) sehr scharfsinnig nachgewiesen hat. Der bequemern Beschreibung wegen theilt man jeden der ungenannten Knochen, nach der Entwicklung derselben in drei Theile, als: 1) in das Darmbein, 2) in das Sitzbein und 3) in das Schambein.

1) Das **Darmbein** (Darmstück des Hüftknochens,

---

2) Vergl. über diesen Gegenstand: F. M. F. v. Bouwinghausen, Anweisung, die Pferde nützlicher u. besser als bisher zu beschlagen ꝛc. (Stuttg. 1781.). J. A. Kersting, Unterricht, Pferde zu beschlagen ꝛc. (Gött. 1794. Dritte Aufl. m. 1 Kpf.). W. Moorcroft, Beschreib. aller bisher gebräuchl. Methoden des Hufbeschlags der Pferde, a. d. Engl. von F. Beck (Hanov. 1802.) m. 11 Kpf. G. Binz, Unterricht über den Hufbeschlag der Pferde (Wien 1807.). B. A. Greve, Anleit. zum zweckmäßigen Beschlage ꝛc. (Osnabrück 1815.). C. Wagner, Der Hufschmied, oder gründl. Unterr. in dem zweckmäß. Beschlagen der Pferde ꝛc. (Berlin 1816 u. 1817.) Zwei Hefte m. Holzschn. J. Langenbacher, Unterricht über den Beschlag ꝛc. (Wien 1817.) m. 6 Kpf. S. v. Tennecker, Prakt. Lehrbuch d. Hufbeschlagkunst ꝛc. (Altenb. 1821.). K. F. Schwab, Katechismus für Beschlagsschmiede ꝛc. (München 1828.) m. 7 anatom. Taf. J. F. C. Dietrich, Die Hufbeschlagkunst ꝛc. (Berlin 1823.) m. 2 Kpf. A. F. Brunn, Prakt. Hufbeschlagskunde ꝛc. (Neubrandenb. 1825.) u. A. m.

*) Handb. d. menschl. Anatom. (Halle u. Berlin 1816.). 2. Bd. S. 239 u. 240. §. 743, und Beiträge zur menschl. u. vergleich. Anat. (Leipzig 1808—1812.). 2. Bd. 2. Heft.

Hüftstück des Hüftknochens, Hüftbein, Hüftknochen, Hüftenknochen, Anke (Os ileum, s. ilium, s. ilei, s. ilii, s. coxae, s. lumbare, Ileum, Scaphium, Os clunium, s. clavium, Collum, s. dorsum coxendicis, Ancha) macht den größten, breitesten, hintersten und obersten Theil des ganzen Knochens aus, ist von unregelmäßiger, fast dreieckiger Gestalt und hat seinen Namen von der Gegend der Hüfte und der weichen Seite des Unterleibes, auch von den in der, durch die Darmbeine gebildeten, Höhle enthaltnen Därmen erhalten. Man unterscheidet an jedem dieser Knochen eine äußere und eine innere Fläche, und einen obern, einen vordern und einen hintern Rand.

Die äußere Fläche ist zwar größtentheils glatt, aber nicht ganz eben, sondern hat nach Hinten und Oben eine starke und nach Vorn und Unten eine schwächere Aushöhlung. Von der Wirkung der hier gelegnen Muskeln wird diese Fläche gegen den Rand zu, besonders nach Hinten, stets rauher, woselbst man auch einen sehr rauhen Knorren (Tuberositas ossis ilium externa) antrifft. Da, wo der rauhe und glatte Theil dieser Fläche zusammenstoßen, bildet sich eine nach Oben und Hinten convexe bogenförmige Linie (Linea semicircularis externa s. Linea arcuata externa), an welcher der kleinste Gefäßmuskel entspringt. An dieser Fläche sieht man, besonders in der Nähe des Randes und nach Vorn, theils größere, theils kleinere Öffnungen, wodurch die Ernährungsgefäße in den Knochen treten. Die innere Fläche besteht aus einer obern, untern und hintern Abtheilung.

Die obere Abtheilung ist die größte, glatt und flach ausgehöhlt, und läuft schief von Oben und Außen nach Unten und Innen. Nach Vorn und Unten verliert sie sich, allmälig an Breite abnehmend, in den horizontalen Schambeinast. Die hintre Abtheilung der innern Fläche (Gelenkfläche, pars articularis, s. rostriformis) ist kleiner, als die obere, und sehr rauh und uneben, weshalb sie auch Höcker des Darmknochens (Tuber ossis ileum, tuberositas ossis ilei interna) genannt wird. Ihr vordrer und untrer, nach Vorn gewölbter, nach Hinten ausgeschnittner, nierenförmiger Theil ist mit einem fast S förmigen Knorpel überzogen, wird ohrförmige Fläche (facies auricularis) genannt, und dient zur Verbindung mit dem Kreuzbeine. Der hintre, größere Theil ist nicht überknorpelt, weit mehr uneben und rauh, und ragt weit über das Heiligbein, mit dem er durch Bänder verbunden, hervor. Die untre Abtheilung, als das kleinste Stück dieser Fläche, biegt sich unter einem stumpfen Winkel von der obern ab, steht fast senkrecht und bildet den obern Theil der Seitenwand des kleinen Beckens. Der Winkel, welcher die obere von der untern Abtheilung trennt, springt hinten, sowol nach Oben, als nach Unten zwischen der glatten und rauhen Hälfte der innern Fläche als eine bogenförmige, nach Vorn convexe, stark hervorragende Linie (Bogenlinie, Linea arcuata, Linea eminens arcuata) hervor, nach Vorn setzt er sich in den hintern scharfen Rand der obern Fläche des horizontalen Schambeinastes fort und bildet so um das ganze ungenannte Bein eine schwache, glatte Linie, die ungenannte Linie, auch Grenzlinie, Linea innominata, s. terminalis, s. mediana, genannt, wodurch das große Becken von dem kleinern geschieden wird. Es geht diese Abtheilung nach Unten in die innere Fläche des Körpers des Sitzknochens, und nach Vorn in die innere Fläche des horizontalen Schambeinastes über, während sie nach Hinten in dem obern Theile des obern Hüftknochenausschnittes ihre Grenze findet.

Der obere gewölbte Rand des Darmbeines läuft von Vorn nach Hinten um den ganzen Umfang des Knochens, ist der größte, und hinten und unten, sowie nach Vorn, sehr breit und wulstig. Er führt den Namen Hüftbeinkamm (Hüftknochenkamm, hahnenkammähnlicher Rand des Darmbeines, Crista des Darmstückes des Hüftknochens, auch Darmbeinstachel, Crista ilei, Crista ossis ilei, s. ilii, s. ilium, s. ileum, Costa, s. Spina, s. Margo superior, s. supremus ossis ilium). Man unterscheidet an ihm eine äußere und innere Lefze (Lippe oder Auskehlung, Labium externum et internum cristae ossis ilium) und eine mittlere Fläche (mittlere Linie, Linea intermedia). Sein vorderes Ende bildet eine stumpfe, über den vordern Darmbeinrand hervorstehende Ecke, den obern vordern Darmbeinstachel (obere vordre Spitze des Darm- oder Hüftbeins, Spina anterior superior ossis ilium); nach Hinten endigt er sich mit zwei, durch einen kleinen halbmondförmigen Ausschnitt (hintrer Ausschnitt des Kammes, Incisura semilunaris ossis innominati, Incisura posterior cristae ossis ilium) getrennte Vorsprüngen, dem obern, untern, und hintern Darmbeinstachel (Spina posterior, superior et inferior ossis ilium).

Der hintre oder untre Rand ist sehr kurz, glatt, wulstig, stark ausgeschnitten, bildet den größten hintern und obern Theil des Hüftbeinausschnittes (großer Ausschnitt oder Einschnitt des Hüftknochens, ischiadische Incisur, größerer oder elliptischer, oder oberer oder vordrer Hüftbeinausschnitt, Sitzbeinausschnitt, Einschnitt des Gesäßbeines, Incisura ischiadica major, s. superior, s. anterior, Incisura, s. Excisura iliaca, s. iliaca superior) und geht in den hintern Rand des Sitzstückes über. Der vordre Rand fängt unter der vordern Ecke des Kammes mit einem kleinen Ausschnitte (vordrer Ausschnitt der Crista des Darmbeins, Incisura anterior cristae ossis ilium) an, steigt schräg von Oben und Hinten nach Vorn und Unten herab, bildet den untern vordern Darmbeinstachel (Spina anterior inferior ossis ileum) und geht dann in den horizontalen Schambeinast über. Unten und vorn, wo der untre und vordre Rand zusammenstoßen, ist der Knochen am dicksten, hat nach Vorn und Außen eine starke Aushöhlung mit einem rauhen, aufgeworfnen Rand, und bildet die obere und äußere kleinere Hälfte der Pfanne. Bei Einigen heißt dieser Theil des Knochens der Körper des Darmbeines, Hüftbeinkörper.

2) Das **Sitzbein** (Sitzstück des Hüftknochens oder des ungenannten Knochens, Sitzknochen, Gesäßknochen, Gesäßbein, Os ischii, s. ischium, s. coxae, s. coxendicis, s. femoris, s. pixis ossis coxae) nimmt den mittlern und untern Theil des ungenannten Beines ein, bildet den

größten untern Theil der Pfanne, und hat diesen Namen, weil es dem Körper beim Sitzen zum Ruhepunkte dient. Es wird in den Körper und in einen absteigenden und aufsteigenden Ast eingetheilt.

a) Der Körper (Corpus ossis ischii) ist der dickste und breiteste Theil des Knochens, steigt zwischen dem großen Hüftbeinausschnitt und dem eiförmigen Loche ziemlich senkrecht herab, und zeigt an seiner äußern Fläche eine beträchtliche Aushöhlung, wodurch er die Pfanne bilden hilft. Seine innere Fläche macht die Seitenwand des kleinen Beckens aus, ist ziemlich glatt und eben, hat eine schräge Richtung von Außen und Vorn nach Innen und Hinten, und geht nach Oben in die untre Abtheilung der innern Darmbeinfläche, nach Unten in die innere Fläche des absteigenden Astes über. Der hintre Rand des Körpers ist scharf, ausgeschweift, bildet den vordern untern Theil des großen Hüftbeinausschnittes und verlängert sich nach Hinten und Innen in eine stark hervorragende, einwärts gekrümmte Spitze, den Sitzstachel (Sitzbeinstachel, Sitzknochenstachel, Stachelfortsatz des Sitzbeins, Spina des Sitzstückes des Hüftknochens, Stachel des Sitzstückes, Gesäßbeinstachel, Sitzbeingräthe, Hüftbeinstachel, Spina ossis ischii, s. ischiadica, Processus spinosus ossis ischii), wodurch der große und kleine Ausschnitt des Hüftknochens von einander getrennt werden. Der vordre Rand ist kurz, scharf, bildet einen Theil des eiförmigen Loches und begrenzt den Pfannenausschnitt.

b) Der absteigende Ast des Sitzknochens (hintrer Sitzbeinast, heruntersteigender Ast des Sitzstückes des Hüftknochens, absteigender Winkel des Gesäßbeines, Ramus descendens, s. posterior ossis ischii) fängt unter dem Sitzbeinstachel und unter der Pfanne an, ist ziemlich dick und hat eine vordre, hintre und äußere Fläche. Die vordre Fläche ist glatt, leicht ausgehöhlt, gehört zum tiefsten Theile der Beckenhöhle und gibt durch den zwischen ihr und der äußern Fläche gelegnen Rand den untersten Theil des äußern Randes des eiförmigen Loches ab. Die äußere Fläche ist conver und bildet eine sehr rauhe, oben breitre, unten schmälere überknorpelte Fläche, den Sitzknorren (Sitzhöcker, Rauhigkeit oder Tuberosität oder Erhabenheit oder Hervorragung des Sitzstückes des Hüftknochens, Tuberositas, s. Tuber ossis ischii, Tuber ischiadicum, Appendix ossis coxendicis), welcher vom untern Pfannenrande durch eine breite Furche oder Rinne (Sulcus) getrennt wird und mehren Muskeln und Bändern zur Anlage dient. Die hintre Fläche ist glatt und die Grenze zwischen ihr und dem Sitzknorren ist der nach Oben und Innen vom Sitzstachel anfangende, kleine Hüftknochenausschnitt (halbmondförmige oder untre oder hintre Aus- oder Einschnitt des Hüftknochens, Incisura, s. Excisura ischiadica minor, s. inferior, s. posterior, s. lunata, s. semilunaris, Luna Albini, Incisura ischii).

c) Der aufsteigende Ast des Sitzknochens (vordrer oder heraufsteigender Ast des Sitzstückes des Hüftknochens, Ramus ascendens, s. anterior ossis ischii, Crus parvum ossis ischii), eigentlich die Fortsetzung des vorigen, geht unter einem spitzen Winkel vom untern Ende des absteigenden Astes schief aufwärts nach Innen, wird nach oben schmäler und dünner, und geht in den absteigenden Schoßknochenast über. Die äußere Fläche desselben ist rauh, die innere glatt und etwas conver, und trägt zur Schließung der Beckenhöhle nach Vorn und Unten bei. Der obere Rand ist concav und macht den untern Theil des innern Randes des eiförmigen Loches aus; der untre Rand ist conver und wulstig, und bildet den untern Theil des Schambogens.

3) Das **Schambein** (Schamknochen, Schooßstück oder Schamstück, oder Schambeinstück des Hüftknochens, Schooßknochen, Schooßbein, Schloßbein, Schlußbein, vordres Hüftbein, Os pubis, s. pectinis, s. penis, s. fenesteratum, s. pudibundum, Pecten, Epischion) der obere vordre Theil der ungenannten Beine, der, indem er sich mit demselben Theile des gegenüberstehenden Hüftbeines verbindet, das Becken vorwärts schließt und zugleich zur Bildung des eirunden Loches und der Pfanne beiträgt. An jedem der Schambeine unterscheidet man den Körper, den wagerechten und den absteigenden Ast.

a) Der Körper (Körper des Schooßstückes des Hüftknochens, Corpus, s. Pars grassior, s. maxima ossis pubis), der dickste Theil des Schambeines ist nach Oben mit dem Darmbeine, nach Unten mit dem Sitzknochen verbunden, und bildet mit seiner auf der äußern Fläche befindlichen Aushöhlung den mittlern und obern Theil der innern Seite der Pfanne.

b) Der wagerechte Ast (horizontale oder obere oder quere Ast, Querstück des Schooßstückes des Hüftknochens, Ramus horizontalis, s. transversus, s. transversalis, s. superior, Pars interna, s. anterior ossis pubis) geht vom Körper nach Vorn und Innen, hat ein rundliches, gewundnes Aussehen, ist in der Mitte zusammengezogen, an seinen Enden aber breit. Man unterscheidet an demselben die hintre, die untre und die vordre Fläche, und einen obern, vordern und untern Rand.

Die hintre oder innere Fläche desselben ist der Beckenhöhle zugekehrt und der Länge nach ausgehöhlt; sie fängt vom äußern Ende schmal an, wird nach Innen breiter und geht in die hintre Fläche des absteigenden Astes über. Seine untre Fläche ist die kleinste und stellt eine breite, schief von Innen nach Außen und Hinten gehende Furche dar. Seine vordere Fläche ist der Länge nach ausgehöhlt, von Oben nach Unten gewölbt, fängt nach Innen schmal an, nimmt aber nach Außen immer mehr an Breite zu. Oben und vorn, da wo diese Fläche mit ihrem innern Ende beginnt, gegen die Knorpelverbindung der Schooßknochen zu, sieht man eine knotige Hervorragung, den Schambeinhöcker (Schamknochenhöcker, Tuberculum ossis pubis), in welchem der obere und vordre Rand dieses Knochens zusammenlaufen. Jener, der obere Rand, welchen man auch den Kamm, die Leiste, den scharfen Rand des Schooßbeines (Crista, s. Pecten, s. Margo superior ossis pubis) nennt, ist scharf, gegen die vordre Fläche zu rauh, und geht nach Außen und Hinten in den rundlich gebognen Rand der innern

Darmbeinfläche über, während der vordre Rand stumpf ist und zum obern Ende der halbmondförmigen Gelenkfläche der Pfanne ausläuft. Der untre Rand fängt zwischen der hintern und untern Fläche stumpf an, schließt das eiförmige Loch nach Oben zu und setzt sich unmittelbar in den äußern Rand des absteigenden Schooßbeinastes fort.

c) Der absteigende (untre, herunter- oder herabsteigende) Ast (**Ramus descendens, s. inferior, Cornu inferius pubis**) fängt unter dem innern Ende des vorigen Astes mit seinem äußern schmalen, schräg nach Innen absteigenden Rande schon unter der Mitte des horizontalen Astes, mit seinem innern breitern, rauhern, gradern Rande vom Schambeinhöcker an, wendet sich nach Unten und Außen und fließt mit dem aufsteigenden Aste des Sitzbeines zusammen. Man unterscheidet an ihm eine vordre und eine hintre Fläche, einen äußern und einen innern Rand. Seine vordre Fläche ist rauh, die hintre oder innere, der Beckenhöhle zugekehrte, glatt; beide sind oben breiter, unten viel schmäler. Der äußere Rand ist concav und bildet den innern und obern Rand des eiförmigen Loches; der innere Rand ist wulstig, nach Oben breit und dick und mit einem eignen bandartigen Knorpel innigst verbunden, welcher sich mit dem gleichen Knorpel des gegenüberstehenden Schooßknochens vereinigt, und die Knorpelverbindung der Schooßknochen (Schamknochen- oder Schooßknochenvereinigung oder Verbindung, Synchondrose oder Symphyse der Schambeine, Schooßknorpel, **Symphysis, s. Synchondrosis, s. Commissura ossium pubis**) bildet.

Noch sind die Pfanne und das eiförmige Loch, welche von mehr als einem der drei Stücke des ungenannten Beines gebildet werden, zu betrachten. Die Pfanne (große Pfanne, pfannenförmige Vertiefung, tiefe Gelenkverbindung, vertiefte Grube, Essigschälchen, **Acetabulum, Acceptabulum, Cotyla, Cotyle, Cavitas cotyloidea, Pyxis, Hiccella**) liegt an der äußern Seite der dicksten Stelle des Hüftbeines, an dem Vereinigungspunkte der drei, das ungenannte Bein constituirenden Knochen, etwas nach Hinten und Außen vom eiförmigen Loche. Sie bildet eine halbkugelförmige, größtentheils überknorpelte Gelenkhöhle, die tiefste im ganzen Gerippe, worin der Oberschenkelkopf aufgenommen wird. Das Darmbein macht den größten, hintern und obern, das Sitzbein den größten untern und das Schambein den kleinsten vordern Theil derselben aus. Ihr scharfer, oberwärts etwas ausgebogner Umfang (Pfannenrand, **Margo s. Supercilium acetabuli**) ist nach Innen, gegen das eiförmige Loch zu, durch eine beträchtliche Lücke, den Pfannenausschnitt (Ausschnitt oder Lücke der Pfanne, **Incisura, s. Hiatus acetabuli, Incisura cotyloidea**) unterbrochen. Der mittlere und vordre, nach Vorn in den Ausschnitt übergehende Theil am Grunde der Pfanne (Boden oder Vertiefung der Pfanne, **Cavitas, s. Excavatio, s. Fundus acetabuli**), die Grube der Pfanne (Grund der Pfanne, rauhe Grube des vertieften Theils der Pfanne, rauhe Delle der Pfanne, unebene Vertiefung der tiefen Pfanne, ungleiche Eindrückung der pfannenförmigen Hohligkeit, **Fovea, s. Sinus acetabuli, Impressio inaequalis cavitatis cotyloideae**) genannt, ist rauh, ungleich, vorzüglich in seiner obern und vordern Gegend mehrfach vertieft und nicht überknorpelt. Derselbe wird von der größern, mit einem glatten Knorpel überzognen Fläche der Pfanne halbmondförmig umgeben (mondförmige Fläche der Pfanne, **facies lunata, s. articularis acetabuli**), welche letztre nach Vorn in zwei rundliche, sich bis an den Pfannenausschnitt erstreckende Enden (Hörner der Pfanne, **Cornua acetabuli**) ausläuft, von denen das obere schmäler und spitziger, das untre breiter und stumpfer ist, auch stärker hervorspringt, sodaß es mit dem Ausschnitt eine Rinne bildet.

Das eiförmige Loch (ovales Loch, oder obturatorisches, od. großes, od. verstopftes, od. schildförmiges, od. verschlossenes, od. eirundes Loch, od. eiförmige Lücke, od. Hüftloch, od. Hüftbeinloch, od. weites Loch oder großes Hüftbeinloch des Beckens, **foramen ovale pelvis, foramen magnum, foramen obturatum, s. obturatorium, s. thyroides, s. thyroideum, s. thyreoides, s. thyreoideum, s. magnum ovale, s. amplum pelvis**) die große, fast dreieckige oder selbst sehr ungleichseitig viereckige, nach Oben und Innen vom Schooßbeine, nach Unten und Außen aber vom Sitzbein umschlossene Öffnung an der vordern Seite des Beckens. Man unterscheidet an ihr einen äußern, einen obern und einen innern Rand. Der äußere (längste oder grade) Rand wird vom vordern Rande des Körpers und vom innern Rande des absteigenden Astes des Sitzbeins, sowie von dem äußern Theile des horizontalen Schooßknochens gebildet, ist zuweilen in zwei deutlich von einander abgesetzte Hälften getheilt, im obern Theil immer beträchtlich breit, und zeigt daselbst die (schon erwähnte) von Außen und Hinten nach Innen und Vorn verlaufende Furche. Der obere Rand steigt schief von Oben, erst von Hinten nach Unten, Innen und Vorn, wird durch den untern Rand des innern Theils des horizontalen Astes des Schooßknochens gebildet, und geht unter einem stumpfen Winkel in den innern, durch den obern Rand des absteigenden Schambein- und des aufsteigenden Sitzbeinastes gebildeten, Rand über, welcher schief nach Außen und Unten herabsteigt und unter einem spitzen Winkel in den äußern übergeht.

Was die Entwicklung des ungenannten Beins betrifft, so haben wir hierüber Folgendes zu bemerken: Die drei diesen Knochen zusammensetzenden Beine bilden sich aus drei verschiednen Stücken nach einander. Zuerst, und zwar meist schon im drei- oder viermonatlichen Embryo erscheint das Darmstück, darauf, gemeiniglich am Ende des vierten oder zu Anfange des fünften Monats, das Sitzstück, und zuletzt, in der Regel mit dem sechsten Monate, das Schooßstück, und zwar so, daß die Entwicklung allmälig von dem Knochenkern aus gegen die Mittellinie der vordern Fläche hin geschieht. Noch beim reifen Fötus sind alle drei Stücke getrennt, in der Pfanne ist ein dreieckiger, die spätre Vereinigung andeutender, Knorpel wahrnehmbar, und der aufsteigende Sitz- und absteigende Schambeinast zeigen fast gar keine Verknöcherung, sondern einen Knorpel in ihrem Zwischen-

raum. Erst nach dem siebenten Jahre verwachsen diese beiden Äste unter sich, während noch im 14. Jahre die drei Theile des ungenannten Beins in der Pfanne getrennt und nur durch eine dreieckige Knorpelmasse verbunden sind. Im 15. bis 16. Jahre fängt die Ossification dieses Knorpels an, wo sich dann einzelne schmale Knochenkerne von Yförmiger Gestalt zwischen dem Hüft- und Sitzknochen und zwischen dem Hüft- und Schooßbein erzeugen, die hernach mit den ebengenannten Knochen so verwachsen, daß man nur noch kurze Zeit die Spur der vorigen Trennung durch einen daselbst befindlichen Strich wahrnehmen kann. Später erscheinen im Hüftknochenkamm und am untern Rande des Sitzknochens die letzten Knochenkerne, mit deren Verschmelzung mit den Hauptknochen endlich gegen das 20. Jahr die Entwicklung des ganzen ungenannten Beins vollendet ist. Es ist dann das so zu einem Ganzen gewordne Hüftbein beim Körper des Darmbeins (über der Pfanne) am dicksten, und in der Mitte des letztgenannten Knochens am dünnsten. Inwendig besteht es größtentheils aus schwammiger Substanz mit zellichter (zumal im Körper und in der Tuberosität des Sitzstückes und im Körper und gegen den innern Rand des untern Astes des Schambeins) untermischt, welche von der dichten Substanz überall und fast von gleicher Dicke, mit Ausnahme der Pfannengegend, wo sie dicker wird, überzogen wird.

Was die Verbindung der ungenannten Beine betrifft, so vereinigen sie sich a) mit den Seitenflächen des Kreuzbeins durch die ohrförmige Fläche, und die hinter dieser befindliche Rauhigkeit des Hüftstücks durch einen bandartigen Knorpel und durch Bänder; b) unter sich, indem der innere Rand des absteigenden Schambeinastes mit dem nämlichen Rande des gegenüberstehenden Schooßknochens durch einen bandartigen Knorpel sich zusammenheftet, und c) mit dem Kopfe des Schenkelbeins, welchen die Pfanne aufnimmt, in ein Nußgelenk. (S. Becken, 1. Sect. Bd. VIII. S. 289.)

Der Nutzen der beschriebenen Knochen besteht hauptsächlich darin, daß sie, indem sie das Heiligbein zwischen sich einschließen, dem übrigen Rumpfe zur Stütze, den Eingeweiden des Beckens und einigen des Unterleibes zu einer sichern Lage, und vielen Muskeln und Bändern zum Befestigungspunkte dienen.

Über die Verschiedenheiten der ungenannten Beine in den verschiednen Thierclassen vergl. u. a. *B. G. Schreger*, Pelvis animantium brutorum cum humana comparatio (Lipsiae 1784.), und *J. H. Autenrieth* et *J. Fischer*, Observationes de pelvi mammalium (Tubing. 1798.); außerdem die bessern Werke über vergleichende Anatomie, wie von Blumenbach, Cuvier, Meckel rc. (*Wiegand.*)

Hüftbeinausschnitt, f. Hüftbein.

HÜFTBEINBRUCH, Hüftbruch, Bruch des Hüftbeinausschnittes (Hernia ischiadica, Ischiatocele, Ischiocele), Gesässbruch, f. unter Bruch. Über Hüftbeinbruch (fractura ossis ilium), die plötzliche, durch eine gewaltsam wirkende Ursache hervorgebrachte Trennung des Zusammenhangs des Hüft- oder Darmbeins, f. unter Knochenkrankheiten. (*Wiegand.*)

Hüftbeinkamm, Hüftbeinkörper, Hüftbeinloch, f. unter Hüftbein.

Hüftbeinlochartarie, f. unter Hypogastrische Arterie.

Hüftbeinlochblutader, f. unter Hypogastrische Vene.

Hüftbeinlochbruch, f. unter Bruch.

HÜFTBEINLOCHMEMBRAN (Hüftbeinmembran) — auch Membran des grossen Hüftbeinlochs oder des eiförmigen Lochs, verstopfende Membran des ovalen Lochs, verstopfendes Band, verstopfendes Ligament des Hüftbeinlochs, obturatorisches Beckenligament, verschliessendes Band, oder Verstopfungsband des eiförmigen Lochs, häutiges Band des Hüftbeinlochs (Ligamentum pelvis obturans, s. obturatorium, Membrana obturans foraminis thyreoidis ossium coxae, s. Membrana obturans foraminis thyreoidei ossium pubis, Membrana obturatrix, M. obturatoria) genannt — die aus unregelmäßigen, größtentheils queren, wenig schiefen, vielfach verwebten Fasern gebildete und eigentlich aus zwei Platten bestehende Haut, welche zwischen den scharfen Rändern des eiförmigen Loches des Hüftbeins ausgespannt ist, und dasselbe fast ganz, bis auf eine am obern und äußern Winkel desselben befindliche Öffnung (Lücke, Hiatus), verschließt. Letztre, durch welche die Hüftbeinlochgefäße und Nerven aus der Beckenhöhle gehen, ist besonders dadurch wichtig, daß durch sie beim Hüftbeinlochbruche die Eingeweide hervortreten. Außer dieser Öffnung wird die Hüftbeinlochmembran noch durch einige kleinere, weniger beständige und für durchdringende Blutgefäße bestimmte Löcher, vorzüglich in ihrem untern Theil, unterbrochen. Es dient diese ligamentöse Haut den Hüftbeinlochmuskeln zur Anlage, und gibt dem Drucke der im Becken enthaltnen Theile nach. (*Wiegand.*)

HÜFTBEINLOCHMUSKELN (Schenkelroller, verschliessende, oder verstopfende, oder Verstopfungs-, oder zustopfende Muskeln, Musculi obturatorii, s. obturatores, s. obturatorio-trochanterici), die beiden platten, breiten Muskeln, welche von der Seitenwand des Beckens zum großen Rollhügel des Schenkelbeins gehen und letztern nach Außen rollen.

Man unterscheidet einen innern und einen äußern Hüftbeinlochmuskel.

a) Der innere Hüftbeinlochmuskel (innerer Verstopfer, Taschen- oder Beutelmuskel, Musc. obturator internus, M. marsupialis, s. bursalis, M. marsupialis internus, M. intra-pelvio-trochantericus, M. sub-pubo-trochantericus) entsteht von der innern Fläche des Umfanges des Hüftbeinloches, und bedeckt dieses ganz bis auf die zum Durchgange der Gefäße und Nerven bestimmten Öffnungen. Seine untern Fleischbündel steigen schräg aufwärts, seine obern schräg abwärts, und seine mittlern laufen in die Quere gegen den Sitzausschnitt. Er wird schnell schmäler, auf der den Knochen zugekehrten Fläche flechsig, und tritt unter der Spina in einem rechten

Winkel über den Sitzknochenhöcker, nach Hinten durch das Heiligbeinknorrenband bedeckt, aus der Beckenhöhle. Nun wird er ganz sehnig, wendet sich, zwischen den beiden Zwillingsmuskeln liegend, nach Außen und Vorn, wird von letztgenannten, sich mit seiner Flechse vereinigenden Muskeln und einer fleischigen Scheide bedeckt, und heftet sich durch seine starke Sehne, weit unter der Flechse des Birnmuskels, an den mittlern Theil der innern Fläche des großen Rollhügels. Zwischen der Sehne dieses Muskels und den Zwillingsmuskeln liegt nach Hinten und Außen am großen Rollhügel ein länglicher Schleimbalg, und auch zwischen dem Stachel und dem Knorren des Sitzbeins wird der innere Theil seiner Sehne von einem rundlichen Schleimbalg umgeben. Er rollt den Schenkel grade nach Außen und entfernt ihn von dem der andern Seite, auch wendet er das Becken mit der vordern Fläche nach der entgegengesetzten Seite.

b) Der äußere Hüftbeinlochmuskel (äußerlicher Verstopfer, Musc. obturator externus, M. extra-pelvio-trochantericus) kommt von der vordern Fläche des absteigenden Scham- und des aufsteigenden Sitzbeinastes und der vordern Fläche der Hüftbeinlochmembran durch kurze sehnige Fasern, welche gegen die Breite, nach der zwischen dem Sitzknorren und der Pfanne befindlichen Furche, strahlenförmig näher zusammentreten. Der an seinem Ursprunge dünne und breite Muskel wird bis dahin allmälig schmäler und dicker, läuft über die genannte Furche in die Quere nach Außen, geht auf der hintern Fläche des Schenkelhalses in eine starke Flechse über, die sich mit dem Kapselbande des Schenkelgelenks verbindet, gegen die tiefe Grube des großen Rollhügels aufsteigt, und sich, in geringer Entfernung unterhalb der Sehnen des vorigen und der Zwillingsmuskeln, in dieser befestigt. Er rollt den Oberschenkel nach Außen, nähert ihn von Hinten dem entgegengesetzten und wendet die vordre Beckenfläche nach seiner Seite hin. (*Wiegand.*)

HÜFTBEINLOCHNERV (Hüftbeinlochsnerv, Hüftlochnerv, Nervus obturatorius s. obturator — verstopfender Nerv, Obturatornerv, Nerv des eiförmigen Lochs oder des Beckenlochs, Zustopf- oder Verstopfungs- oder Stopfnerv, kurzer, oder kleiner, oder innerer und vordrer, oder hintrer, oder dritter Schenkelnerv, dritte Spannader des Schenkels, Nervus tertius femoris, s. cruris, s. cruralis, s. cruralis posterior, s. cruralis parvus, s. cruralis internus, s. gracilis femoris), der dünnste und kürzeste von den drei großen Nerven der untern Gliedmaßen. Er entspringt gewöhnlich aus den vordern Ästen des zweiten, dritten und vierten Lendennerven, meist mit zwei Wurzeln, von denen die obern aus den vordern Ästen des zweiten und dritten Lendennerven zusammengesetzt wird, die untre aber vom vierten Lumbarnerven kommt. Seltner tragen auch die vordersten Bündel des ersten und noch seltner jene des fünften Lendennerven zu seiner Entstehung bei, wo dann mehre Wurzeln unter spitzen Winkeln hinter dem Psoas sich in ihm vereinigen und hier das von Einigen aufgeführte Hüftlochgeflechte (obturatorischer Nervenplexus, Plexus obturatorius) bilden. Der Stamm steigt vor dem Schenkelnerven hinter dem Musculus psoas major in das kleine Becken herab, wendet sich hier, in Begleitung der gleichnamigen Gefäße, längs der ungenannten Linie gegen die Öffnung der Hüftbeinlochmembran, tritt durch diese nach Außen und theilt sich dann, was bisweilen auch schon in der Beckenhöhle geschieht, in einen vordern und in einen hintern Ast.

Der vordre, oberflächlichere, größere Ast kommt zwischen dem Schambeinmuskel und dem kurzen Anzieher des Schenkels hervor, läuft zwischen den schlanken und den anziehenden Schenkelmuskeln, ungefähr der Länge des obern Drittheils des Schenkels nach, herab, und verbreitet sich in dem schlanken Schenkelmuskel und im kurzen und langen Anzieher. Er schickt auch Zweige zum innern Hautnerven des Schenkelnerven, die oft sehr bedeutend sind und sich zuweilen bis zur innern Seite des Knies, und selbst bis zur Wade herab verbreiten.

Der hintre, tiefre, kleinere Ast durchbohrt den kurzen oder den langen Anzieher des Schenkels, und verbreitet sich in den Hüftbeinlochmuskeln, besonders dem äußern, sowie im großen Schenkelanzieher bis zum Knie herab. (*Wiegand.*)

Hüftbeinlochpulsader, Hüftbeinlochschlagader, s. unter Hypogastrische Arterie.

Hüftbeinlochvene, s. unter Hypogastrische Vene.

Hüftbeinmembran, s. Hüftbeinlochmembran.

HÜFTBEINMUSKEL (Hüftenmuskel, Hüftmuskel, innerer Hüft- oder Hüften- oder Hüftbeinmuskel, grosser Hüftmuskel, Darmbeinmuskel, innerer Darmbeinmuskel, Musculus iliacus, s. iliacus internus, s. iliacus major, s. ilio-trochantericus, s. iliaco-trochantericus, s. trochantinus), der ansehnliche, breite Muskel, welcher von der innern Fläche des Darmstücks des Hüftknochens, welche er ganz ausfüllt, halbmondförmig entspringt, allmälig schmäler und dicker werdend nach Innen herabsteigt, sich in der Nähe des Schenkelbogens mit der Sehne des großen runden Lendenmuskels verbindet, mit dieser dann über dem obern, vordern Rande des Beckens aus der Bauchhöhle herausgeht und bis an den kleinen Rollhügel läuft, zuweilen aber auch noch tiefer an der innern Lefze der rauhen Linie, theils auch an der vordern Trochanterlinie des Schenkelbeins seinen Anheftungspunkt findet. Er hebt den Oberschenkel nach Vorn in die Höhe, wendet sich zugleich nach Innen, und zieht das Becken nach Unten und Vorn herab.

Der von Einigen, namentlich von J. B. Winslow (Exposition d'anatomie etc. Tom. II. §. 372) und Schaarschmidt (myolog. Tabellen, Tab. 18) aufgeführte kleinere Hüftmuskel (Muscul. iliacus minor, M. petit iliaque) ist als ein Theil des größern Hüftmuskels anzusehen. (*Wiegand.*)

Hüftbeinspitze, Hüftbeinstachel, s. unter Hüftbein.

Hüftbeinverrenkung, s. Verrenkung der Beckenknochen.

Hüftblutader, s. Hüftenblutader.

Hüftbruch, s. unter Bruch.

Hüftdarm, s. Hüftendarm.

HÜFTE (Coxa, Coxendix, Ancha, Ischion), die zur Bildung des Hüftgelenkes vereinigten Theile, oder auch die Gegend um jenes Gelenk herum. (*Wiegand.*)

HÜFTENBLUTADER (Hüftblutader, gemeinschaftliche Hüftblutader, ursprüngliche Hüftenblutader, Hüftvene, Ilium vena, Vena iliaca, V. iliaca communis, V. iliaca primitiva), die beiden aus der Vereinigung der hypogastrischen und Cruralvene entstehenden kurzen Blutaderäste, welche vom Darmbein ihrer Seite von Unten und Außen nach Oben und Innen verlaufen, und sich zur Bildung der untern Hohlader auf der vordern Fläche der letzten Lendenwirbelbeine unter einem stumpfen Winkel vereinigen. (*Wiegand.*)

HÜFTENDARM (Hüftdarm, Intestinum ileum), der lange und gewundne Theil des dünnen Darms, welcher zwischen dem Leer- und Blinddarme liegt, und auch Krummdarm, gewundner oder umwickelnder Darm, untrer Theil des Krummdarms, Intestinum circumvolutum, Ileum, Ileon, Eileon ꝛc. genannt wird. S. Darmkanal. (*Wiegand.*)

Hüftengeflecht, s. Hüftnervengeflecht.

HÜFTENMESSER, künstliche Vorrichtungen zum Ausmessen der Rollhügelbreite und des Querdurchmessers des großen Beckens. Sie bestehen in einem Tastercirkel mit einem zwischen seinen Schenkeln angebrachten verjüngten Zollstabe, mittels dessen die Cirkelschenkel selbst festgestellt werden können. Die größte Entfernung beider Knöpfe des Cirkels muß, da die normale Entfernung der großen Rollhügel 12 bis 13 Zoll mißt, gegen 15 Zoll betragen. (S. Osianders Grundriß der Entbindungskunst. [Götting. 1802.] 1. Th. S. 80.) (*Wiegand.*)

Hüftenmuskel, s. Hüftbeinmuskel.

HÜFTENPULSADER (Hüftpulsader, gemeinschaftliche Hüftpulsader, Beckenschlagader, Pulsader des Beckens, Beckenpulsaderstamm, Ilium arteria, Arteria iliaca, s. iliaca communis, s. iliaca primitiva, s. pelvi-cruralis, s. cruri-lumbalis, s. cruralis lumbalis), jeder der beiden Gefäßstämme, in welche sich die absteigende Aorta, gewöhnlich auf dem vierten, oder zwischen diesem und dem fünften Lendenwirbel, spaltet, und deren jeder, unter einem spitzen Winkel nach Außen, Unten und Vorn in das Becken herabsteigend, in der Gegend der Heilig- und Hüftbeinfuge in zwei ansehnliche Äste, nämlich in die Becken- und in die gemeinschaftliche Schenkelpulsader, sich theilt. (*Wiegand.*)

Hüftenschlagader, s. Hüftenpulsader.

HÜFTGEBURT (Hüftlage, Partus praeternaturalis ob coxas ad os uteri conversas, Partus coxis praeviis, l'accouchement contre nature, quand les hanches sont à l'orifice), die regelwidrige Stellung eines Kindes zur Geburt mit vorliegender Hüfte, welche letztre entweder rechts oder links, oder nach Vorn oder nach Hinten aufstehen kann. (S. Geburt.) (*Wiegand.*)

Hüftgeflecht, s. Hüftnervengeflecht.

HÜFTGEGEND, 1) Regio ischiadica, Cochone, die dem Hüftgelenke des Oberschenkels äußerlich entsprechende Gegend des Körpers, der untre vordre Theil der Hinterbacken; 2) synonym mit Darmgegend, Regio iliaca, jede der beiden Gegenden, welche den äußern Theil der vordern und den vordern Theil der Seitenflächen der Mittelbauchgegend einnehmen; der zwischen den untern Rippen und dem obern Rande des vordern Theils des Darmstückes des Hüftknochens (zwischen der Nabel- und der Lendengegend) liegende Theil der mittlern Abdominalregion. (*Wiegand.*)

HÜFTGELENK, Schenkelgelenk (Articulatio coxendicis, s. femoris, Ischion), die Gelenkverbindung des Kopfes des Schenkelknochens mit dem Hüftbeine (zu einem Nußgelenke — Enarthrosis —), welche durch die Aufnahme des Oberschenkelkopfes in die noch mit einem Knorpelringe versehene knöcherne Pfanne des Hüftknochens, durch eine Synovial- und Faserkapsel, sowie durch ein inneres Faserband, gebildet wird. (S. unter Gelenkverbindung.) (*Wiegand.*)

HÜFTGELENKABSCESS (abscessus ischiadicus s. coxarum), ist eine Eitergeschwulst in dem Hüftgelenk oder in seinen Umgebungen; demnach unterscheidet man den äußern und innern Hüftgelenkabsceß. Jener, der abscessus ischiadicus externus, hat seinen Sitz in der Haut, dem Zellgewebe, den Muskeln ꝛc., welche das Hüftgelenk umgeben, eine Folge von Entzündung in diesen Theilen, die durch äußere Gewaltthätigkeiten, einen Stoß, Schlag, Fall ꝛc., oder durch Ablagerungen bei fieberhaften, Ausschlags- oder andern Krankheiten entstehen können. Die Zufälle, die Vorhersagung und Behandlung unterscheidet sich nicht von ähnlichen Krankheiten in andern äußern Theilen. Bei dem innern Hüftgelenkabscesse hingegen hat die Entzündung in den Theilen, welche das Gelenk bilden, ihren Sitz, der Eiter sammelt sich innerhalb der Gelenkkapsel selbst an, oder liegt auf ihrer äußern Fläche; es ist dieses der zweite Grad der Hüftgelenkentzündung, man sehe daher den folgenden Artikel. (*Seiler.*)

HÜFTGELENKENTZÜNDUNG (coxitis, coxalgia). Die Theile, welche das Hüftgelenk zunächst bilden, das Sehnenfasergewebe der Gelenkkapsel, die Synovialhaut, das runde innere Hülfsband, der Gelenkknorpel und die innere Knochenhaut, können von einer acuten Entzündung befallen werden, die sich durch Schmerz, Hitze, Unbeweglichkeit des Gliedes zu erkennen gibt, und zu welchen sich, im höhern Grade, Fieber gesellt. Die Erkenntniß dieser Krankheit ist leicht und ihre Behandlung ist wie bei Entzündungen andrer äußerer Theile mit vorzüglicher Berücksichtigung der Ursachen, die ebenso wol örtliche äußerliche, wie Fall, Stoß, Schlag ꝛc., als den Körper im Allgemeinen treffende, oder in ihm entwickelte Schädlichkeiten sein können, wie Erkältung, Gicht, Skrofeln, Ausschlagskrankheiten ꝛc. Die Cur dieser Krankheit ist nicht selten langwierig und der Ausgang dann, wenn sie in Eiterung oder in die schleichende Hüftgelenkentzündung übergeht, öfter mit Verbildungen in den Gelenktheilen und allen unten anzuführenden unglücklichen Folgen dieser Krankheit verbunden.

Die Erkennung (Diagnosis) der schleichenden Hüftgelenkentzündung ist viel schwieriger, besonders in der ersten Periode, da hier die Schmerzen ganz unbedeutend

sind, der Gebrauch des Gliedes nur kaum merklich gestört ist und der Kranke sich übrigens wohl befindet. Und doch kommt auf eine zeitige Erkennung dieser Krankheit sehr viel an, da sie in der ersten Periode, richtig behandelt, meistens leicht, in kurzer Zeit und gründlich, ohne Nachkrankheiten, gehoben werden kann, in den spätern Perioden aber erst erkannt, langwierig wird, Veränderungen der Mischung und Form der Gelenktheile bewirkt, in deren Folge der Gelenkkopf aus der Pfanne tritt, Hinken, gänzliches Unvermögen zum Stehen und Gehen, ja selbst Knochenfraß der Gelenktheile, schleichendes Fieber und den Tod herbeiführen kann.

Es kannten diese Krankheitsform zwar schon Hippokrates und die ihm folgenden Ärzte des Alterthums, aber erst in neuern Zeiten wurde ihre Diagnose und Curmethode genauer erforscht und bestimmt; besonders haben Ford, de Haen, Petit, van der Haar, Dyl, P. Frank, Ficker, Albers und Andre die Kenntnisse von dieser Krankheit erweitert, Schreger hat aber das Verdienst, zuerst gezeigt zu haben, daß sich dieselbe nicht allein auf das Hüftgelenk beschränkt, wie man bis dahin allgemein annahm, sondern daß derselbe Krankheitszustand auch in andern Gelenken vorkommt, wie er es insbesondre durch einen Fall spontaner, nicht durch äußere Gewaltthätigkeiten entstandner Verrenkung des Oberarms nachwies, und diese Krankheit Omalgie nannte. (Schreger, Chirurgische Versuche. 2. Bd. [Nürnb. 1818.] S. 209.) Nach den verschiednen Ansichten der Schriftsteller über die Natur und Ursachen dieser Krankheit ist sie mit mehren zum Theil ganz unpassenden Namen belegt worden, als: **Luxatio consecutiva lenta, spontanea, a causis internis, morbus articuli femoris, morbus coxarius, abscessus coxae, coxalgia, claudicatio spontanea, tumor albus scrophulosus, angina Hippocratis, malum Petiti.** So weit waren die Verhandlungen über diesen Gegenstand gediehen, als Rusts ausgezeichnet treffliche Monographie erschien [1]), in welcher er das Bild der Krankheit der Natur treu mit unübertrefflicher Klarheit zeichnete, viele eigne neue Beobachtungen mittheilte, die ältern Erfahrungen mit gründlicher Kritik zusammenstellte, und jener schleichenden Gelenkentzündung, die so oft mit spontaner Verrenkung endigt, den allgemeinen Namen **Arthrocace,** von *ἄρθρον*, das Gelenk, und *κακός*, schlecht, krank) gab, unter welchen Gattungsnamen die einzelnen Arten nach den Gelenken, welche befallen werden, zu ordnen und zu bezeichnen sind, nämlich: **Omarthrocace, Coxarthrocace, Gonarthrocace** ꝛc.

Wir haben uns hier nur mit der schleichenden Hüftgelenkentzündung (**Coxalgia lenta, Coxarthrocace**), ihrem Verlauf, ihrer Cur und ihren Ausgängen zu beschäftigen, doch wird das von dieser Krankheit entworfne Bild, mit einigen Änderungen rücksichtlich der Zufälle und des operativen Verfahrens, auch auf ähnliche Leiden des Knie- und andrer Gelenke passen. Unter den Nichtärzten wird jene Krankheit des Hüftgelenks gemeiniglich freiwilliges Hinken genannt, eine Benennung, welche von einem ihrer Symptome hergenommen ist, welches oft zuerst in die Augen fällt und auf den Krankheitszustand aufmerksam macht. Dzondi nennt diese Krankheit, wenn sie bei Kindern vorkommt, skorische Hüftgelenkentzündung der Kinder, **Ischias scorica,** weil nach seiner Meinung das freiwillige Hinken der Kinder immer nur durch Erkältung und den dadurch auf das Hüftgelenk geworfnen skorischen Reiz verursacht wird. Allerdings befällt dieselbe Kinder vorzüglich häufig, besonders von vier bis 14 Jahren, doch bleiben auch Erwachsene von derselben nicht verschont. In manchen Gegenden scheint sie vorzugsweise häufig vorzukommen; in Bremen wird nach Albers der funfzehnte, in Holland nach van der Haar der zwanzigste Mensch durch dieselbe lebenslänglich hinkend. Es ist die schleichende **Coxarthrocace** um so gefährlicher, da sie heimtückisch versteckt beginnt, und dann erst plötzlich in ihrer schreckenden Gestalt hervortritt, wenn sich schon tiefliegende krankhafte Umänderungen der Mischung und Form der Materie der Gelenktheile gebildet haben; es kommt dann die Hülfe oft zu spät, wo der traurige Ausgang in spontane Verrenkung, Vereiterung, Verwachsung, Knochenfraß, schleichendes Fieber und Tod nicht mehr zu hemmen ist. In der zeitigen Erkenntniß dieser langsam und verborgen herbeischleichenden Krankheit in der ersten Periode ist das Heil des Kranken gegründet. Hier ist in den meisten Fällen noch gründliche Hülfe ohne irgend eine üble Folge möglich, und es hat sich daher Professor Dzondi zu Halle ein dankbar anzuerkennendes Verdienst erworben, daß er in seiner auch für Nichtärzte, besonders Ältern und Erzieher, bestimmten lehrreichen Schrift: „Wie kann man das freiwillige Hinken in seinem Entstehen erkennen?" (Halle 1833), das Bild dieser Krankheit so klar und allgemein verständlich gezeichnet, und die zweckmäßigsten Mittel, welche in der ersten Periode derselben, bis ein Arzt zu Hülfe gerufen werden kann, auch von Nichtärzten angewendet werden können, so deutlich angegeben hat, daß zu hoffen ist, es werden durch die allgemeinere Verbreitung solcher Lehren viele Kinder vor einem gräßlichen, oft viele Jahre lang dauernden Leiden bewahrt und gegen Verkrüppelung geschützt werden.

Da der Zweck dieser Encyklopädie rücksichtlich des chirurgischen Theiles nur Bezeichnung des gegenwärtigen Standpunktes unsrer Kenntnisse und allgemeine Verbreitung richtiger Ansichten über chirurgische Krankheiten, besonders auch unter Nichtärzten, sein kann, nicht aber Ärzte und Wundärzte bis ins Einzelne über die Pathologie und Therapie jeder Krankheit zu belehren, so werde ich diesem Zwecke gemäß die ersten Perioden der **Coxarthrocace** vorzüglich deutlich zu beschreiben mich bemühen und die anzuwendenden Heilmittel genau angeben, bei den übrigen Perioden hingegen mich kürzer fassen.

Der Verlauf der Krankheit von ihrem Beginnen bis zu ihrem Ausgange wird zur Erleichterung der Erkenntniß derselben und der richtigen Bestimmung der zweckmäßigsten Heilmittel in drei Perioden eingetheilt, die sich durch bestimmte Zufälle, oder Krankheitszeichen (Sym-

1) **Arthrocacologia**, oder über Verrenkung durch innere Bedingung (Wien 1817).

ptoma) zu erkennen geben; nämlich: 1) die Periode der Congestion und der Entzündung bis zur Zertheilung oder zum Übergang in Eiterung; 2) die Periode der fortschreitenden Eiterung; 3) die Periode der organischen Zerstörungen, auf welche schwer oder gar nicht zu beseitigende Nachkrankheiten, ja selbst hektisches Fieber und der Tod folgen können.

Erste Periode. Ein schädlicher Reiz hat einzelne Theile, welche das Hüftgelenk bilden, befallen, und die Art von krankhafter Thätigkeit erregt, welche wir Entzündung nennen, deren Zufälle aber anfänglich meistens so gelind und die Zeichen derselben so dunkel sind, daß sich selbst Ärzte nicht selten über die wahre Beschaffenheit der Krankheit täuschen, noch viel leichter werden daher Nichtärzte das Übel ganz gering achten und ärztliche Hülfe nicht suchen, was sehr nachtheilig ist, da nur in dieser Periode vollkommene Genesung ohne heftig wirkende Arzneien und ohne alle Nachkrankheiten erlangt werden kann. Die Krankheit beginnt mit oft ganz unbedeutenden, den rheumatischen ähnlichen Schmerzen in der Gegend des Hüftgelenkes; sie sind unstät, wechseln den Ort, setzen einige Zeit ganz aus, bisweilen bleiben sie aber so dauernd immer auf derselben Stelle, daß man die entzündliche Natur derselben leichter erkennen kann. Das Gefühl des Schmerzes wird sehr verschieden beschrieben, wie ein dumpfer Druck, flüchtige Stiche, Brennen, Wühlen, wie ein lästiges Gefühl von Wehsein, Schwere, Ziehen, Spannen; bisweilen sind sie nur beim Drucke fühlbar. Die Verwechselung mit rheumatischen Schmerzen wird dadurch noch leichter, daß sie gemeiniglich durch Federwärme schlimmer werden, und bisweilen bei schlechter Witterung zunehmen, oder wenn sie ausgesetzt haben, wieder eintreten. Jedoch sind auch in manchen Fällen die Schmerzen gleich anfänglich sehr heftig und mit einem gemeiniglich erst später bemerklichen Schmerz im Knie verbunden. Bisweilen hat aber derselbe seinen Sitz in der Wade, der Ferse, dem Fußrücken oder an den Zehen; auch fehlt er bei manchen Kranken in dieser und der zweiten Periode der Krankheit gänzlich. Es kommt nämlich darauf an, ob die Congestion oder Entzündung überhaupt einen der Nervenstämme in Mitleidenschaft zieht, und wann es geschieht, welchen derselben, ob zeitig oder später. Vorzüglich des Morgens beim Aufstehen empfinden die Kranken zuweilen ein eignes Gefühl von steifer Unbehülflichkeit und Schwere, was sich im Laufe des Tages wieder verliert, beim Gehen ermüden sie leicht und bemerken eine Entkräftung in den beiden Schenkeln. Man sieht und fühlt in der Umgegend des Gelenks keine abweichende Bildung, aber ein starker Druck auf den obern vordern Theil desselben, von der Schenkelschlagader nach Außen, dicht unter dem Leistenbande (Ligamentum Poupartí), oder in die Vertiefung hinter dem großen Rollhügel (Trochanter major), oder bei einem, wenn auch gelinden, Andrücken des Schenkelbeins gegen die Pfanne, erregt augenblicklich und bisweilen sehr empfindliche Schmerzen. Schreitet die Krankheit vorwärts, so wird der Gang des Kranken unsicher, schleppend und schwach hinkend. Diese zuletztgenannten Zufälle machen Nichtärzte gemeiniglich zuerst auf die beginnende Krankheit aufmerksam, und da das Schleppen des Schenkels und Hinken öfters nur sehr gering ist, so muß man den Gang der Kinder von Zeit zu Zeit genau beobachten, besonders dann, wenn sie über leichte Ermüdung beim Gehen, oder über, wenn auch periodische und gelinde, Schmerzen in dem Hüftgelenke klagen. Bei recht sorgfältiger Beobachtung sieht auch zuweilen schon in dieser Periode das geübte Auge ein mehr als gewöhnliches Ein- und Auswärtssetzen des Fußes. Vorzüglich schwierig ist die Diagnose dieser Krankheit bei kleinen Kindern, die ihre Gefühle nicht deutlich und bestimmt angeben können, die noch nicht, oder erst vor kurzer Zeit angefangen haben, zu laufen. Unter diesen Umständen wird diese Krankheit auch von dem geübten Arzt in der ersten Periode nicht selten verkannt. Genaue wiederholte Untersuchung des Gelenkes, Äußerungen von Schmerz beim Druck auf dasselbe wird einigen Aufschluß über den vorhandnen krankhaften Zustand geben.

Zweite Periode. Wird die Krankheit in der ersten Periode sich selbst überlassen, so tritt sie nach Wochen, nach Monaten, allmälig weiter schleichend und sich verschlimmernd, mit bemerkbaren Veränderungen in den organischen Formen der Gelenktheile hervor. Der kranke Schenkel wird länger, magrer, schlaffer, die Hinterbacke flacher, ihre Falte kommt tiefer und der große Rollhügel mehr aus- und abwärts zu stehen, als am gesunden Schenkel, und der Fuß ist mehr auswärts gerichtet. Um dieses zu erkennen, muß man den Kranken im Stehen, Gehen und Liegen untersuchen, den kranken und gesunden Schenkel sorgfältig mit einander vergleichen, auch durch Messen die Verhältnisse derselben zu erforschen suchen. Das Hinken ist anfänglich eine Folge des Schmerzes beim Auftreten, später des Längerwerdens des kranken Schenkels, eines beständigen und sichern Merkmals dieser nun schon Gefahr drohenden Periode der wirklichen Hüftgelenkentzündung, das aber fehlt, wenn nur eine entzündliche Reizung vorhanden ist, und die gefährlichen Folgen des freiwilligen Hinkens noch nicht zu besorgen sind. Um die Verlängerung des Schenkels zu erforschen, lasse man den Kranken ganz grade ausgestreckt auf eine Matratze legen, sorge besonders dafür, daß das Becken ganz grade liege und vergleiche nun zuerst die Länge beider Schenkel in den Knien, dann in den Fersen und Knöcheln. Um sich aber vor Täuschungen bei nicht ganz grader Lage des Beckens, oder scheinbarer Verlängerung zu hüten, so messe man von dem vordern obern Stachel des Darmbeins eine Seite bis zu dem innern Knöchel derselben Seite, und vergleiche dieses Maß mit dem auf ähnliche Weise genommenen Maße der andern Seite, oder man lasse, nach Dzondi's Rathe, den Kranken mit entkleideten Schenkeln auf einen Stuhl setzen, sodaß nur die Knie vorstehen, dann sehe man darauf, daß er die Beine ganz grade nach Vorn parallel neben einander liegen habe und das Becken hinten eine grade Richtung mit den Schenkeln bilde. Dann vergleiche man erst die beiden Knie mit einander, und bemerke, ob das eine mehr vorsteht als das andre, dann hebe man beide Unterschenkel auf, bringe sie mit dem Oberschenkel in grade

Richtung, worauf man die Lage der beiden Fersen und Knöchel mit einander vergleicht. Endlich kann man den Kranken auch im Stehen untersuchen; man lasse denselben ganz grade aufrecht stehen, stelle sich hinter ihn und lege die rechte Hand auf das rechte, die linke auf das linke Hüftgelenk, stemme nun den Daumen auf den großen Rollhügel des Schenkelknochens und den Zeige- oder Mittelfinger auf den obern Rand des Beckenknochens (crista ossis ilei), so wird man deutlich bemerken, daß der große Rollhügel des kranken Schenkels weiter nach Unten und Außen zu steht, als der gesunde, und daß die Entfernung desselben von dem Rande des Beckenknochens größer ist. Der Grad der Verlängerung ist sehr verschieden, von einem viertel- bis halben und ganzen Zoll; im kindlichen Alter ist sie geringer als bei Erwachsenen; bewirkt wird sie jetzt von der Anschwellung der weichen Theile des Gelenkes. Nach heftigen Einwirkungen von Schädlichkeiten kann die Verlängerung des Schenkels schnell entstehen, aber auch nach zweckmäßigen Heilmitteln schnell wieder verschwinden. Es kann aber die Verlängerung scheinbar oder wirklich sein, wie Wattmann [2]) beobachtet hat; wenn nämlich die Congestion oder Entzündung das Zellgewebe in der Nähe des Gelenkes befällt, sodaß sich die Geschwulst desselben wie ein Keil zwischen die benachbarten Beckenknochen und den großen oder kleinen Trochanter wie ein Keil stemmt, so entsteht eine scheinbare Verlängerung; wenn hingegen das runde Band, die Knochenmasse des Schenkelkopfes oder der Gelenkpfanne anschwillt, so ist es eine wirkliche Verlängerung. In Hinsicht der Diagnose ist dieser Unterschied wichtig, auf die Heilmethode ist er aber nur von geringem Einflusse. Das Einwärtsdrehen des Schenkels verursacht nun Schmerz. Der Schmerz im Knie, welcher in der ersten Periode nur bisweilen erschien, ist nun meistens ein beständiges Ziehen, er wird bei manchen Kranken sehr heftig, heftiger als der Schmerz im Hüftgelenke selbst, ist andauernd, oder kommt periodisch, bei Bewegung des Knies wird er vermehrt. Die Geschwulst tritt später hervor, ja werden die passenden Mittel jetzt angewendet, so wird die Krankheit gehoben, bevor sich dieselbe entwickelt. Die Geschwulst wird zuerst bedingt durch die Anschwellung der weichen Theile, welche das Gelenk bilden, später auch noch durch das Hervortreten des Gelenkkopfes und des großen Trochanters. Jene Geschwulst erkennt man durch das Gefühl und die Vergleichung des kranken mit dem gesunden Schenkelgelenke, diese schon durch einen geübten Blick, dann durch die obenangegebene Untersuchung beim Stehen des Kranken. Die kranke Seite ist bedeutend breiter als die gesunde, und der Hintre hängt auf jener Seite bisweilen herab. Das Hüftgelenk in der Gegend des großen Rollhügels und dieser selbst werden dicker, haben mehr Umfang als die gesunden, von der Seite angesehen hat das kranke Hüftgelenk mehr Stärke und Breite als das gesunde. Nach Dzondi zeigt eine weiche, fast schwappende Geschwulst es an, daß der ursprüngliche Sitz der Reizung in der fibrösen Gelenkkapsel sei; eine harte, feste, holzartige Geschwulst hingegen läßt mit Sicherheit annehmen, daß sich der entzündliche Reiz zuerst auf die Knochenhäute entweder des Schenkelknochens oder des Beckens geworfen hat; ist die Geschwulst gespannt elastisch, so sind die Muskelscheiben zunächst der Sitz der entzündlichen Reizung. Der Sitz der Geschwulst kann nur in einzelnen Theilen des Hüftgelenkes, aber auch die Gelenkkapsel in ihrem ganzen Umfange sein. Ist der Schenkelknochen selbst der leidende Theil, so hat die Geschwulst meist ihren Sitz hinter dem großen Rollhügel, der gewöhnlich stark angeschwollen ist. Durch das Hervortreiben des Gelenkkopfes aus der Pfanne wird die Gelenkkapsel verkürzt, auch die Beugung des Schenkels beschwerlich und nur unvollkommen möglich, durch abwechselnde Beugung des kranken und gesunden Schenkels im Stehen und Sitzen wird man den Grad der Hemmung der Beugung am besten beurtheilen können. Im weitern Verlaufe der Krankheit magert der Schenkel ab, wird schlaff, und es nimmt der ganze Körper an der örtlichen Krankheit Antheil; Eßlust und Verdauung werden geschwächt, der Kranke wird blaß, schwach, magert ab, er hat unruhigen Schlaf, besonders durch den Knieschmerz gestört, es gesellt sich Fieber hinzu, öftres Frösteln, ein Gefühl von Stechen, ein klopfender Schmerz in den Gelenktheilen, heftiger Schmerz in dem Kniegelenk, ein im Schlaf öfter wiederkehrendes Muskelhüpfen deuten auf den Übergang in Eiterung hin und bezeichnen den Anfang der dritten Periode.

Dritte Periode. Die Eiterbildung ist nun in vollem Gange, und wird er nicht entleert, so bewirkt er die Fortdauer des chronischen Entzündungsprocesses und mehrfache Zerstörungen in den Gelenktheilen. Die Schmerzen dauern fort, sind aber nicht mehr so heftig und hören endlich im Kniegelenk, in manchen Fällen auch im Hüftgelenke, ganz auf, oder werden periodisch. Die Geschwulst ändert in dieser Periode Größe, Gestalt, Ort und Beschaffenheit. Im Anfange nimmt dieselbe wegen Ansammlung des Eiters zu, sowie sich aber derselbe einen Weg in die benachbarten Theile bahnt, so verändert die Geschwulst ihre Form nach dem Orte, wohin er sich senkt. Ein charakteristisches Zeichen dieser Periode ist das Kürzerwerden des Schenkels, welches einen halben bis ganzen Zoll betragen kann. Es ist dieses Folge von nachstehenden Veränderungen der Gewebe der Gelenktheile durch die chronische Entzündung und Vereiterung, von der Abweichung der Richtung des Schenkelkopfhalses von der eines stumpfen Winkels zur Annäherung zu einem rechten Winkel, von dem Schwinden der weichen und harten Theile, nämlich Dünnerwerden oder Zerstörung des knorpeligen und Synovialüberzuges des Gelenkkopfes und der Pfanne, des Knochengewebes des Gelenkkopfes, der Gelenkpfanne und des ganzen Oberschenkelknochens; hierdurch kann Verkürzung von einem halben bis ganzen Zoll bewirkt werden, die bis zu zwei und mehren Zollen anwachsen kann, wenn der Gelenkkopf aus der Pfanne

2) Dr. von Wattmann, Diagnostische Erörterungen über Coxalgie. In den medicinischen Jahrbüchern des kaiserl. königl. österreich. Staats. 5. Bd. 4. St. S. 86.

weicht, oder in seltnen Fällen die Gelenkpfanne durchbohrt und in die Beckenhöhle tritt. Erfolgt die Verkürzung des Schenkels schnell, so wird die in der frühern Periode schlaffe und flache Hinterbacke gewölbt, kugelrund und hart, weil der Gelenkkopf auf die äußere Fläche des Hüftbeins hingezogen wird; tritt aber die Verkürzung langsam ein, so kann jene Umänderung der Form der Geschwulst zwar noch stattfinden, sie kann aber auch fehlen, wenn nämlich der Schenkelbeinkopf oder die Pfanne durch Auffaugung oder Caries theilweise zerstört sind, was besonders bei letztrer oft gefunden wird. Der Fuß ist nun nach Einwärts gekehrt, seine Sohle erreicht bei aufrechter Stellung die Erde nicht mehr, sondern nur die Zehenspitzen berühren dieselbe; die kranke Beckenseite erscheint deutlich hinausgeschoben durch den auf der äußern Hüftbeinfläche ruhenden Schenkelkopf. Der Kranke zieht den Oberschenkel gegen den Unterleib in die Höhe, oder das Glied hängt als eine beschwerliche, schmerzende Masse vom Stamme herab. In dieser Lage bringt der Kranke Tag und Nacht zu, mit den Händen sich ängstlich unterstützend, weil ihm die geringste Bewegung die heftigsten Schmerzen verursacht. Bei der Ausweichung des Schenkels nach Hinten und Oben lassen anfänglich die schmerzhaften Folgen der Verlängerung und Ausdehnung des Schenkels nach, wodurch die Kranken nicht selten durch Hoffnung der Besserung und Erhaltung der freiern Bewegung getäuscht werden. Selten ist es der Fall, daß durch eine zufällig momentan vorwaltende Action der anziehenden Schenkelmuskeln oder durch vorwaltende cariöse Zerstörung des untern innern Pfannenrandes, der Kopf nach Innen und abwärts gegen das eirunde Loch ausgleitet; dann wird der Schenkel nicht verkürzt, sondern im Gegentheil und bisweilen sehr beträchtlich verlängert, wobei denn auch die Form der Geschwulst dieselbe bleibt, wie sie in der zweiten Periode erschienen ist, nur wird sie nach und nach noch flacher und mehr in die Länge gezogen. Man erkennt diese Ortsveränderung des Schenkelbeins daran, daß der Rollhügel weniger als in der zweiten Periode nach Außen hervorragt, die Weichengegend vor dem in ihr liegenden Gelenkkopfe kugelartig aufgetrieben und hart, der Oberschenkel durch die angespannten Gefäßmuskeln stark extendirt erscheint, während das Knie gebogen bleibt. Die schmerzhaften Folgen der Dehnung und Spannung der weichen Theile, welche das Hüftgelenk umgeben und welche die zweite Periode bezeichnen, werden noch vermehrt. Die ganze Körperconstitution wird nun durch das örtliche Leiden immer mehr gestört, und um so mehr und schneller, je bedeutender die krankhafte innere Disposition war, durch welche dasselbe herbeigeführt wurde. Die Abmagerung, die Blässe, livide Hautfarbe, das schleichende Fieber vermehren sich, abwechselnd befallen den Kranken Schauer und Hitze, nächtliche Schweiße, Wasseransammlungen in den Füßen (Oedema pedum), trüber Urin mit eiterartigem Bodensatze gesellen sich hinzu, und verkündigen den herannahenden Tod durch das sich steigernde Zehrfieber. Auch diese dritte Periode hat keine bestimmte Grenzen, sie kann Monate, aber auch Jahre lang dauern.

Die anhaltende chronische Entzündung, die nun wieder secundär durch die Reizung des Eiters unterhalten, erhöht und weiter verbreitet wird, sowie die zerstörenden Wanderungen des Eiters, führen den Gebrauch des Gliedes mehr oder weniger störende, ja dem Leben Gefahr drohende Nachkrankheiten herbei. Hierher gehören: Vereiterung des Zellgewebes zwischen den einzelnen Muskeln, Durchbohrung der Schenkelbinde und der allgemeinen Hautdecken in verschiednen Entfernungen von dem Hüftgelenke, Zerstörung der Beinhaut in der Umgegend des Gelenkkopfes und der Kapselmembran des Hüftgelenkes, Entblößung des Knochens mit darauf folgendem Absterben desselben (Necrosis) und secundäre Caries, Eindringen des Eiters in die Gelenkhöhle durch die zerstörte Gelenkkapsel, oder, nach Dzondi's Erfahrungen, ohne deren Verletzung durch den knöchernen Rand der Gelenkpfanne, Auffaugung und Zerstörung der Synovialhaut und des Knorpels des Gelenkkopfes und der Gelenkpfanne, Ablösung dieser Theile durch cariöse Zerstörung des Gelenkkopfes und der Pfanne, bisweilen mit Trennung des Kopfes vom Halse verbunden, Durchfressung der hintern Wand der Gelenkpfanne, Eindringen des Eiters und des Gelenkkopfes in die Beckenhöhle. Dieses sind die nächsten Folgen der Wanderungen des scharfen Eiters. Durch die fortdauernde Reizung erregt er aber auch die Naturthätigkeit zu krankhaften Erzeugnissen und Umänderungen, die dem Kranken auch bleibenden Nachtheil bringen; hierher gehören: wuchernde fleischige Auswüchse in der Gelenkkapsel, Knochenwucherungen in den verschiednen Gelenktheilen, Verwachsung des entblößten Gelenkkopfes mit der Pfanne und dadurch bewirkte Steifheit des Gelenks, Verschiebung und Verbiegung der Beckenknochen, Verziehung, Erschlaffung und Anspannung mehrer Muskeln des Beckens und des Schenkels, Zusammenschrumpfung und Verkümmerung der Gelenkpfanne, nach ausgewichenem Kopfe, Bildung einer neuen Gelenkpfanne in der Nachbarschaft der alten, nach Dzondi's Erfahrungen Abglättung des Gelenkkopfes und der Pfanne mit elfenbeinartiger Oberfläche und lebenslängliches, mit Schmerz verbundnes lautes Knarren des Gelenks, Hinabsinken des Gelenkkopfes sammt des Schenkelbeinhalses zu einem rechten, ja bis zu einem spitzen Winkel mit dem Schenkelbeine, sodaß der große Rollhügel höher steht, als der Gelenkkopf, wodurch große Verkürzung des Schenkels bedingt wird.

Über die Beschaffenheit der Theile in der ersten Periode der Krankheit haben Leichenöffnungen sichere Resultate bis jetzt noch nicht gegeben; in den Leichnamen der in der zweiten Periode der Krankheit Verstorbenen fand man die Gelenkbänder entzündet, geschwollen, verdickt, eine krankhafte Vermehrung oder Verminderung des Gliedwassers, aus der spätern Zeit dieser Periode Entartungen der drüsigen Fettmasse und des knorpeligen Überzuges der Gelenktheile, Eiteransammlung und Ausweichung des Gelenkkopfes. Einige wollen schon um diese Zeit den Gelenkkopf cariös gefunden haben. In der dritten Periode zeigen sich die obenangeführten Nachkrankheiten, Eiteransammlungen und Wanderungen, An-

schwellungen und Verzehrungen der weichen und harten Gelenktheile, Auswüchse von den weichen Theilen und den Knochen aus Ausweichung des Gelenkkopfes, Knochenfraß nicht allein in dem Schenkelkopf und der Pfanne, sondern bisweilen über einen beträchtlichen Theil der Beckenknochen verbreitet und Auflösung in einzelne Knochenfragmente.

Bisweilen geht die entzündliche Reizung nicht in Eiterung über, sondern es dauert Jahre lang eine subinflammatio in den Gelenktheilen fort und gibt sich durch Zufälle zu erkennen, die oben bei der ersten Periode der Hüftgelenkentzündung angegeben worden sind, nur ist der Verlauf noch langsamer, die Schmerzen weniger heftig und anfänglich wenigstens in längrer Periode ganz aussetzend. Im Anfang ist der Schenkel länger und kann Jahre lang in diesem Zustande bleiben, später wird er kürzer, bisweilen gesellt sich ein dumpfes Knarren hinzu. Dzondi nennt diese Krankheit das chronische freiwillige Hinken.

Auch ohne in Eiterung überzugehen hat diese langwierige entzündliche Reizung doch bisweilen andre üble Folgen; in manchen Fällen werden die Gelenktheile, die Knorpel sammt der Synovialhaut, selbst ein Theil des Gelenkkopfes oder der Pfanne, aufgesaugt, bei andern Kranken hingegen bilden sich Knochenwucherungen an dem Gelenkkopf oder der Pfanne. Sehr beträchtliches Hinken, Abzehrung und Schwinden des Schenkels sind nicht selten die Folgen. Die Ursachen, Prognose und Cur sind, wie bei der ersten Periode der schleichenden Hüftgelenkentzündung angegeben werden wird.

Die Coxarthrocace kann mit einigen andern Hüftgelenkkrankheiten verwechselt werden: 1) mit dem angebornen Hinken der Kinder, die Verkürzung ist aber bei dieser Krankheit gleich Anfangs vorhanden, man kann dieselbe durch gelindes Anziehen ohne Schmerz momentan aufheben. Die Hinterbacke ist entweder normal oder flacher als auf der gesunden Seite, die Beweglichkeit des Schenkelgelenks ist übrigens ungehindert. 2) Quetschung der Gegend des Hüftgelenks; die Ursachen und das schnelle Erscheinen nach der Gewaltthätigkeit, schon binnen zwei bis sechs Tagen und der Mangel mehrer obenangegebenen charakteristischen Zeichen der Coxarthrocace, z. B. die Schmerzen des Kniegelenks, dagegen das Vorhandensein von Blutunterlaufungen, Geschwulst und Entzündung der Weichtheile werden die Diagnose bald feststellen lassen. 3) Verschiebung des Kreuzbeins als Folge einer Abweichung des Hüftknochens; hier zeigen sich die Veränderungen nicht in der Gegend des Schenkelgelenks, sondern höher zwischen Hüft- und Kreuzbein. Die Hüfte steht höher und das Kreuzbein ragt nach Hinten und Außen hervor. Das Gehen ist des Morgens beim Aufstehen weniger beschwerlich als Abends; umgekehrt verhält es sich bei der Coxarthrocace. Es fehlt der obenbeschriebene Verlauf der Krankheit, die Verkürzung des Schenkels wird gleich Anfangs bemerklich. 4) Das nervöse Hüftweh des Cotunni; bei diesem ist der Schmerz Anfangs gewöhnlich hinter dem großen Trochanter, längs des Laufes des ischiadischen Nerven, nicht vorn unter dem Leistenbande, wie bei der Coxarthrocace; die Bewegung des Schenkels ist schon beim Beginnen der Krankheit bedeutend beschränkt, ehe die geringste Spur einer Veränderung in der Lage und Richtung der Gelenktheile zu bemerken ist. 5) Den Psoas abscess. wird man leicht durch den Sitz des Schmerzes in der Lendengegend, die Vermehrung desselben bei der aufrechten Stellung und der Streckung des Schenkels, dagegen die Abwesenheit des Schmerzes in dem Kniegelenke, die Veränderung der Richtung oder Länge beider Schenkel erkennen. Mit der Verrenkung des Schenkelkopfes durch äußere Gewaltthätigkeiten (primitive Ausrenkung), dem Bruche des Schenkelbeinhalses und der Phlegmatiá alba dolens, dürfte wol kaum je eine Verwechselung stattfinden können.

Fricke theilt in einer schätzbaren Abhandlung über Coxalgie und Coxarthrocace [3]) eine Meinung mit, welche von allen bisher über diese Krankheit aufgestellten Ansichten verschieden ist. Er will nämlich jene beiden krankhaften Zustände als ihrem Wesen nach verschiedne Krankheiten angesehen wissen; bei der Coxalgie soll eine verminderte Reizbarkeit einzelner Muskelfasern und ganzer Muskeln stattfinden, wodurch eine Muskelschwäche (atonia muscularis) erzeugt wird; bei der Coxarthrocace hingegen ist der congestive oder entzündliche Zustand in dem Hüftgelenk und seinen Umgebungen vorhanden, welchen man bis jetzt bei allen Krankheiten, die mit jenen beiden Namen belegt worden sind, angenommen hat. Die Gründe, welche Fricke für seine Meinung aufführt, verdienen gewiß Beachtung; doch glaube ich, daß die Muskelschwäche, durch welche die Zufälle der Coxalgie hervorgebracht werden sollen, noch nicht so hinlänglich deutlich erklärt und als ursächliches Moment derselben begründet ist, daß wir uns jetzt schon und vor genauer und vielseitiger Prüfung derselben am Krankenbette, und vorzüglich auch durch anatomische Untersuchungen solcher Kranken, die an Coxalgie von Fricke's Sinne leidend, zufällig durch andre Krankheiten das Leben verloren haben, vollkommen davon überzeugt halten könnten.

Die meisten Schriftsteller geben als entfernte Ursachen der Hüftgelenkentzündung sowol äußere als innere schädliche Einwirkungen auf die Gelenktheile an; Stöße, Schläge, Ausdehnungen, Zerrung und Dehnung der Gelenkbänder, Fälle, Erkältung, Ablagerung von skrofulösen, rheumatischen, gichtischen, psorischen und ähnlichen Dyskrasien. Diese Ursachen werden die Hüftgelenkentzündung um so leichter erregen, wenn sie einen zarten und schwächlichen, oder zu entzündlichen, rheumatischen und gichtischen Affectionen disponirten Körper treffen. Kinder bis zum 14. Jahre scheinen besonders dazu geneigt zu sein, doch verschont diese Krankheit kein Alter, kein Geschlecht, keinen Stand; nur scheint, den jetzigen Erfahrungen zu Folge, das männliche Geschlecht mehr zu der Coxarthrocace, das weibliche mehr zur Gonarthrocace geneigt zu sein. In den meisten Fällen, die

3) Annalen der chirurgischen Abtheilung des allgem. Krankenhauses in Hamburg (Hamb. 1833). 2. Bd. S. 21.

ich zu beobachten Gelegenheit hatte, konnte ich Erkältung, Rheumatismus, Gicht, seltner Skrofeln als Ursache auffinden, und ich bin durch diese Erfahrungen, die Mittheilungen andrer Ärzte und mehre in Schriften bekannt gemachte Beobachtungen belehrt, allerdings der Meinung, daß die Coxarthroeace, besonders bei Kindern, in den meisten Fällen Folge von Erkältung, oder Unterdrückung der Hautausdünstung ist; Dzondi scheint mir aber doch zuweit zu gehen, wenn er (a. a. O. S. 31) behauptet, daß das freiwillige Hinken ohne Ausnahme eine Skorie sei, durch einen skorischen Reiz, durch zurückgetriebene Hautschlacke oder Hautausdünstung verursacht werde, und daß, wenn ein Hüftgelenkübel nicht durch einen skorischen Reiz erzeugt würde, es auch nicht den Charakter des freiwilligen Hinkens haben könne.

Da aber Erkältung eine so häufige Ursache dieser gefürchteten Krankheit ist, an deren Verhütung Ältern und Erziehern sehr viel gelegen sein muß, so will ich die Gelegenheiten noch erwähnen, bei welchen Erkältungen besonders kleiner Kinder oft vorfallen, und die man daher abzuwenden suchen muß. Man sorge dafür, daß Wärterinnen kleine Kinder, die noch auf dem Arme getragen werden, nicht auf kalten feuchten Boden, steinerne Bänke, Roste und dergl. setzen; denn während des Tragens werden die Kinder, besonders in der Gesäß- und Hüftgegend, warm, und es ist daher die Erkältung um so leichter möglich. Dasselbe geschieht, wenn jener Fehler nach Erhitzung durch Laufen, Springen, beim Spielen im Freien ɪc. geschieht. Bei kleinen Kindern, die noch nicht laufen können, sei man sorgfältig darauf bedacht, daß sie stets mit trockner Wäsche, Windeln, Hemden, Betten ɪc. versehen werden; denn die Feuchtigkeit, auch schon feuchte Luft und feuchte Wohnungen, bewirkt in so zartem Alter Erkältung. Es ist eine üble Gewohnheit der Wärterinnen, daß sie die kleinen Kinder auf die Fensterbreter setzen, sich mit ihnen stundenlang an die Fenster oder die Schwellen der Hausthüren stellen, wo fortdauernder Zug ist. Wenn die Kinder laufen lernen, so setze man sie nie sogleich, aus den warmen Betten, unangezogen auf den Fußboden, denn dieser ist gewöhnlich kalt und feucht; man lege immer eine Decke unter und vermeide die zugigen Stellen. Auch bei Erwachsenen kann die Coxarthroeace durch eine Erkältung der Hüftgelenkgegend bewirkt werden, und sie haben sich daher ebenfalls vor mehren der obenangegebenen Gelegenheitsursachen zu hüten.

Die meisten Schriftsteller sind darüber einig, daß die Coxarthroeace mit einer langsam oder schnell zunehmenden Congestion, welche bald oder spät bis zur Entzündung gesteigert wird, in den leidenden Theilen beginne; nur über den ursprünglichen Sitz derselben herrschen sehr verschiedne Ansichten und es ist kein Theil des Gelenkes, in welchem man dieselbe nicht gesucht hätte. In den frühern Zeiten vermuthete die Mehrzahl der Ärzte den Sitz der Entzündung in der Fettmasse im Innern des Schenkelgelenkes, welche man für ein Convolut von Synovialdrüsen hielt (Valsalva, Morgagni, de Haen, Schwenke und Portal); nach Andern soll diese Krankheit in den Gelenkbändern, mit einer Anhäufung und Verdickung des Gliedwassers, oder einer Ablagerung von Eiter ihren Anfang nehmen. Nachdem die Leichenöffnungen über die veränderte Beschaffenheit der Gelenktheile schon mehr Aufschluß gegeben hätten, vereinigten sich viele Ärzte dahin, daß jene Krankheit von den Gelenkknorpeln ausgehe und sich secundär auf die Knochen und Weichtheile verbreite. So war der Stand dieser Streitfrage, bis Rust's treffliches Werk erschien, in welchem er zu beweisen suchte, daß diese Krankheit allemal von dem Gelenkkopfe des Schenkelbeines ausgehe, daß alle übrige in den Leichnamen gefundne Abnormitäten ebenso gut als die Ausrenkung des Schenkelbeinkopfes Folgen des Urleidens in diesen Gelenktheilen sind, welche er in der Mehrzahl der Fälle für eine Entzündung in der sehr gefäßreichen Markhaut des schwammigen Knochengewebes des Gelenkkopfes (Inflammatio periostii interni, s. telae medullaris Blumenbachii), mit der Tendenz zur Alienation und später zur Caries profunda centralis hält. Rust suchte diese Ansicht theils durch die Symptome, theils durch den Leichenbefund zu bestätigen, allein ebendiese Untersuchungen, welche in den neuern Zeiten von mehren Wundärzten, besonders auch durch Brodie[4]) und Dzondi fleißig fortgesetzt wurden, gaben Veranlassung, daß jener Meinung wichtige Zweifel entgegengesetzt wurden. Dürfte es allerdings wol noch lange Zeit sehr schwierig bleiben, über den primitiven Sitz jener Krankheit vollständig ins Klare zu kommen; so scheint doch für jetzt als wahrscheinlich angenommen werden zu können, daß die entzündliche Reizung ihren Sitz bald in dem einen, bald in dem andern organischen Gewebe des Hüftgelenkes nehmen kann, daß in einigen Fällen die weichen Theile, die Gelenkbänder ɪc. ursprünglich ergriffen sind, und die Krankheit sich von da aus auf die Knorpel und Knochen nach und nach weiter verbreitet, daß aber auch in andern Fällen diese Gelenktheile die primitiv afficirten sein können, sodaß von Innen heraus erst die Zerstörungen sich auf die Weichgebilde verbreiten. Dieser Meinung sind unter andern auch: Larrey, Brodie, Callisen ɪc. Vorzügliche Beachtung und genaue weitre Prüfung scheint mir Dzondi's Meinung (a. a. O. S. 39) zu verdienen, der auf wichtige Gründe gestützt, behauptete, daß der ursprüngliche Sitz der Entzündung bei dem freiwilligen Hinken nie innerhalb des Gelenkes, sondern immer außerhalb desselben in verschiednen Stellen der äußern Oberfläche der Gelenkkapsel und der ganzen Umgebungen ringsherum, sowol der Knochenhaut, welche den Umkreis um die Gelenkpfanne bedeckt, als der Knochenhaut, welche den obern Theil des Schenkelknochens umgibt, von wo aus sich die skorische Entzündung weiter verbreite. Unleugbar hat Dzondi durch die angeführten Leichenbefunde, wo er bei allen Zeichen des freiwilligen Hinkens doch nur außerhalb der Gelenkhöhle Eiteransammlung, alle innere Gelenktheile ganz unversehrt gefunden hat, dargethan, daß jene Ansicht von dem ursprünglichen Sitze der Hüft-

4) Patholog. u. chirurg. Beobachtungen über die Krankheiten der Gelenke; a. d. Engl. von Holscher (Hanover 1821).

gelenkentzündung in mehren Fällen vollkommen begründet ist, wenn es auch noch zu früh sein sollte, sie in der Allgemeinheit anzunehmen, wie sie Dzondi ausgesprochen hat. Dazu gehören noch länger fortgesetzte und zahlreichere Beobachtungen; sehr verdienstlich sind aber dessenungeachtet Dzondi's wichtige Untersuchungen auch rücksichtlich der Prognose und Cur dieser gefahrvollen Krankheit.

Neuerlich hat endlich auch Rust (in dem theoretisch-praktischen Handbuche der Chirurgie, 2. Bd. [Berlin 1830.] S. 342. Anmerk. 1) sich folgendermaßen erklärt: „Endlich will ich auch nicht leugnen, daß die Krankheit primitiv von den Weichgebilden ausgehen und sich zuletzt als Caries periphérica manifestiren kann, wovon mich spätre Beobachtungen und Leichenbefunde auch hinreichend überzeugten; allein dann muß man auch zugeben, daß man es hier mit zwei nur der Form und den äußern Erscheinungen nach ähnlichen, ihrem Wesen nach aber ganz verschiednen Krankheiten zu thun habe. Ein von einer Entzündung und Entartung des Zellstoffes, der Fettmasse, der Synovialmembran &c. ausgehendes, coxalgisches Leiden ist von der Coxarthrocace ebenso verschieden, wie die Gonarthrocace ein von dem Tumor albus oder Fungus articuli dem Wesen nach verschiednes Leiden ist, nur mit dem Unterschiede, daß letztrer eine am Kniegelenke sehr häufig, am Hüftgelenke hingegen nur selten vorkommende Krankheit ist.“ In dieser Beziehung dürfte nur aber zuerst auszumitteln sein, durch welche Zeichen man bei dem Entstehen und dem Verlaufe jener beiden Krankheiten des Hüftgelenkes, welche Rust unterschieden wissen will, erkennen kann, und inwiefern die Heilmethoden nach der erlangten richtigen Diagnose (was wahrscheinlich immer sehr schwierig sein wird) modificirt werden muß; denn sonst würde ja die Unterscheidung einer von Außen nach Innen und von Innen nach Außen sich verbreitenden Hüftgelenkkrankheit ohne allen praktischen Werth sein.

Die Vorhersagung (Prognosis) richtet sich nach der Körperconstitution des Kranken, den Ursachen und der Periode der Krankheit. Ist der Kranke frei von sogenannten Diskrasien, skrofulöser, gichtischer, herpetischer Disposition, noch im jugendlichen Alter und übrigens gesund, ist die Krankheit durch Erkältung oder eine äußere Gewaltthätigkeit entstanden, so ist die Prognose gut, bei dem Gegentheile bedenklich. Erkennt man die Krankheit zeitig in der ersten Periode und können sogleich die zweckmäßigsten Mittel angewendet werden, so ist die Prognose im Allgemeinen günstig, die Krankheit kann in kurzer Zeit und ohne irgend eine rückbleibende Störung gehoben werden, nur einer Neigung zu Rückfällen, bei nicht passendem Verhalten, bleibt der Genesene ausgesetzt. Minder günstig ist die Prognose in der zweiten Periode; doch kann der angesammelte Eiter bald ausgeleert werden, so ist doch noch Herstellung ohne bleibende Veränderung in der Form der Gelenktheile und Gewebe zu hoffen; ist aber die Ausleerung des Eiters versäumt worden oder nicht möglich gewesen, erreicht die Entzündung einen höhern Grad, beginnen schon Desorganisationen, Verdickungen, Verhärtungen &c., so ist zwar Wiederherstellung noch möglich, allein sie kann sich Monate, ja Jahre lang verzögern, und nur sehr langsam wird das Gelenk seine vollkommne Beweglichkeit wieder erhalten. Die Vorhersage wird in dieser Periode auch dadurch sehr erschwert, daß es nicht möglich ist, den Grad der Veränderungen im Innern des Gelenkes zu bestimmen; dieses ist auch der Grund, weswegen die Prognose ganz unsicher bleiben muß. Hat sich der Eiter außerhalb der Kapselhaut angesammelt, senkt er sich nach einer Gegend hin, wo sein Abfluß leicht ist, dauert die chronische Entzündung nur in einem gelinden Grade fort, ist Caries noch nicht vorhanden, so ist, wiewol in seltnen Fällen, auch jetzt noch Genesung, ja selbst allmälige Wiederherstellung der Beweglichkeit des Gelenkes möglich, öfter aber wird Verwachsung, Ankylose, und Unbeweglichkeit des Schenkels die Folge sein, welche bei vorhandner Caries im glücklichsten Falle immer eintritt. Das Vorhandensein der Caries erkennt man aber theils durch die Sonde, theils an den Wällchen von Fleischwärzchen, welche sich um den Eingang in den Fistelkanal ansetzen.

In der ersten Periode der Hüftgelenkentzündung beruht die Wahl der Heilmethoden vorzüglich darauf, ob die Krankheit durch Erkältung, durch eine mechanische schädliche Einwirkung, oder durch eine in dem Körper vorhandne krankhafte Disposition verursacht worden ist. Mit Dzondi bin ich nach eignen Erfahrungen überzeugt, daß die Hüftgelenkentzündung, besonders das häufig vorkommende freiwillige Hinken der Kinder, in den meisten Fällen durch Erkältung herbeigeführt wird, und daß daher alle Mittel wohlthätig wirken werden, welche die Hautausdünstung kräftig befördern und Schweiß bewirken, wenn man nur gleich im Beginnen der Krankheit ein zweckmäßiges Verfahren anordnen kann, bevor die Entzündung einen höhern Grad erreicht hat. Es sind daher diesen Indicationen zufolge auch von Nichtärzten nachbenannte Mittel anzuwenden: Ruhe und Warmhalten des ganzen Körpers und des kranken Gliedes insbesondre; am besten sogleich grade ausgestreckte Lage in dem Bette, oder auf einer Matratze, Tag und Nacht; Vermeidung aller Bewegung, besonders des Gehens und Stehens; ist es ja nöthig, daß der Kranke einige Schritte weit gehe, so muß er sich der Krücke bedienen und beim Stehen muß man ihn stets unterstützen. Die Hüftgegend bedecke man mit Flanell, Wolle, Wachstaffet, oder dünnen Lämmerfellchen von neugebornen Lämmern mit ganz kurzen krausen Haaren. Es ist nützlich und hält noch wärmer, wenn man ein solches Fellchen auf der mit Wolle nicht bedeckten Fläche mit Wachstaffet überziehen und mit vier Bändern versehen läßt, von denen zwei um den Unterleib und zwei um die Schenkel befestigt werden. Laue Bäder von 26° bis 28° Reaum., die man, wenn der Kranke im Bade sitzt, durch Zugießen von heißem Wasser bis zu 30° Reaum. erhöhen kann. Der Kranke verweilt $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Stunde in dem Bade, wird dann, sorgfältig abgetrocknet, in das Bette gebracht, wol auch, um den Schweiß zu befördern und Erkältung zu verhüten, in eine durchwärmte, wollene Decke einge-

schlagen. Die Wirkung der Bäder und der Verlauf der Krankheit müssen bestimmen, wie oft dieselben zu wiederholen sind, ob täglich oder einen Tag um den andern. Dabei gibt man warme Getränke, entweder blos warmes Wasser mit Zucker, oder schwache Aufgüsse von Flieder, Lindenblüthen, Königskerzen und dergl. Vorzüglich nöthig ist es bei dieser Behandlung, jede Erkältung, die Zugluft, die Nähe der Fenster und Thüren, kaltes Wasser, kaltes Getränke, schwerverdauliche Speisen, unangenehme Gemüthsaffecte zu vermeiden. Es können diese Mittel zwar auch von Nichtärzten angewendet werden, man thut aber wohl, wenn man einen geschickten und erfahrnen Arzt sobald als möglich um Rath fragt. Sind jene einfachen Mittel nicht hinreichend, so sind innerlich und äußerlich kräftigere Arzneien anzuwenden, um den auf die Gelenktheile einwirkenden krankhaften Reiz zu entfernen. Vorzüglich nützlich sind zu diesem Zwecke Brechmittel, schwache Aufgüsse von Fliederblüthen, Lindenblüthen, kleine Gaben Dover'sches Pulver (pulv. ipecacuanhae compos. Ph. Boruss.). Bei heftigen Schmerzen ist Opium in größern Gaben zu geben. Dzondi läßt in solchen Fällen Erwachsene stündlich zwei Gran nehmen, bis aller Schmerz aufhört; kleinen Kindern läßt er Opiumtinctur in die Gegend des Hüftgelenkes reichlich einreiben.

Örtlich lege man Blasenpflaster auf den Oberschenkel unter den großen Trochanter, auch längs der hintern und vordern innern Fläche des Schenkels herab, abwechselnd mehre Blasenpflaster (fliegende Vesicatorien); man lasse einen Tag um den andern ein bis anderthalb Quentchen Quecksilbersalbe (Ung. Neapolitanum s. Hydrarg. cinereum) einreiben. Bei der Coxarthrocace, die von Erkältung entstanden ist, sind Blutegel nur dann anzuwenden, wenn die Schmerzen sehr heftig sind. Das Glüheisen, welches schon Hippokrates bei dieser Krankheit gebrauchte, und welches in neuern Zeiten besonders von Rust dringend empfohlen worden ist, halte ich in dieser Periode für unnöthig; Abführmittel, sowie kalte und warme Fomentationen und Breiumschläge, sind eher schädlich als nützlich.

Bei der Coxarthrocace aber, die durch äußere Gewaltthätigkeiten, einen Fall, Schlag ꝛc., entstanden ist, sind Blutegel um das Hüftgelenk, nach Beschaffenheit des Zustandes, auch allgemeine Blutausleerungen Hauptmittel; hier sind auch kalte Fomentationen, Nitrum und andre antiphlogistische Heilmittel wohlthätig.

Über die Behandlung der Coxarthrocace im zweiten Zeitraume sind die Meinungen sehr getheilt, wenngleich die zu erfüllende Indication ganz klar ist, nämlich Beseitigung der noch fortdauernden chronisch gewordnen entzündlichen Reizung und der Eiteransammlung. Mehre Schriftsteller empfehlen verschiedne örtliche Mittel, um die organische Thätigkeit in der Tiefe der Gelenktheile zu erhöhen, und dadurch die Einsaugung des Eiters zu bewirken. Ford[5]) hat zu diesem Zwecke Fontanelle so nahe als möglich an das Gelenk und von beträchtlicher Größe zu legen gerathen. Brodie ließ, besonders um den sehr empfindlichen Knieschmerz zu beseitigen, daneben noch ein Haarseil in der Nähe des kranken Gelenkes ziehen. Mehre Jahre lang wurden diese Rathschläge befolgt, bis Rust, welcher die Fontanelle unwirksam gefunden hatte, das Glüheisen nach Hippokrates wieder aufnahm; und da ihm eine seltne Gelegenheit zu zahlreichen Beobachtungen über diese Krankheit zu Gebote stand, so konnte er durch eigne Erfahrungen den Nutzen desselben bestätigen, und zieht es in Folge dieser der Moxa und den von Dzondi gerühmten heißen Wasserdämpfen wegen seiner geringern Schmerzhaftigkeit und eindringendern Wirkung vor. Boyer[6]) beschränkt dagegen das Glüheisen auf die Fälle, wo eine Anschoppung der Bänder und des unterliegenden Zellgewebes den Übergang des rein dynamischen Leidens in das organische bezeichnen. Er ist der Meinung, daß das Glüheisen im Anfange die Entzündung vermehre und bei schon eingetretner Caries nichts mehr nützen könne. Nach meinen Erfahrungen ist das Glüheisen bei der Coxarthrocace auf den Zeitpunct der beginnenden Eiteransammlung und die Fälle zu beschränken, wenn man bei schon vorhandner Eiteransammlung die Entleerung durch den Einschnitt nicht wagt, oder der Kranke den Schnitt nicht gestatten will, welchem ich mit Dzondi immer den Vorzug gebe. Entschließt man sich zu der Anwendung des Glüheisens, so ist die prismatische Form, nach Rusts Angabe, gewiß die vorzüglichste, sowie die in seiner classischen Schrift über die Arthrocace angegebenen Regeln über den Gebrauch des Glüheisens so deutlich und vollständig, daß ich nur auf dieselben verweisen darf, da die vollständige Mittheilung der hierhergehörigen Vorschriften für den Zweck dieser Abhandlung über die Coxarthrocace zu weitläufig sein würde. In manchen Fällen wurde das Glüheisen mit dem besten Erfolg angewendet; in solchen verkürzte sich das kranke Glied schon in wenigen Tagen, ja zuweilen in einigen Stunden nach der Anwendung des Glüheisens, durch die starke Reizung der Nerven und die darauffolgende kräftige Muskelcontraction. Allein diese Verkürzung ist nicht von Dauer; wenn die erste starke Reizung nachgelassen hat, gegen den siebenten Tag hin, verlängert sich das Glied wieder, ist aber die Einwirkung fortdauernd günstig, so wird die Einsaugung kräftiger, der angesammelte Eiter wird resorbirt, die entzündliche Reizung wird vollständig gehoben, worauf der günstigste Ausgang folgt, nämlich vollständiger und bleibender Rücktritt des Gelenkkopfes in die für ihn bestimmte Lage, Aufhören der Schmerzen und allmälige Rückkehr der Beweglichkeit des Hüftgelenkes. Bei minder günstigem Erfolg ist das Glüheisen mehre Male anzuwenden, was aber auch schon in mehren Fällen ohne Nutzen geschehen ist, die Krankheit ging unaufhaltsam in die dritte Periode über.

Die baldige Entleerung des Eiters ist auch in dieser Periode das zweckmäßigste Heilmittel, besonders

5) Bemerkungen über die Krankheiten des Hüftgelenks. Aus d. Engl. (Breslau u. Hirschberg 1798).

6) Abhandl. über die chirurgischen Krankheiten; übers. von Textor (Würzburg 1819). 4. Bd.

da wahrscheinlich in den meisten Fällen der Eiter nicht innerhalb, sondern außerhalb der Gelenkhöhle seinen Sitz hat, und ich verweise auf die genaue Beschreibung des Verfahrens bei dieser Operation, auf Dzondi's obengenannte treffliche Schrift S. 94. Der Zeitpunkt des Einschneidens ist allerdings nicht selten schwierig zu bestimmen, und man wird, um die günstigste Periode nicht zu versäumen, wie Dzondi ganz richtig bemerkt, auch dann einschneiden müssen, wenn das Dasein des Eiters nur höchst wahrscheinlich ist, wo man sich, da die Fluctuation in solchen Fällen nicht zu fühlen ist, auf die übrigen obenangegebenen Zeichen verlassen müsse.

Zum Einschneiden bedient sich Dzondi eines größern wiener Bauchbistouri's, welches zu diesem Zwecke gewiß recht brauchbar ist. Die Wahl der Stelle des Einschnittes macht auch einige Schwierigkeiten. Allerdings steht die Regel fest, daß in der Gegend einzuschneiden ist, wo der Eiter seinen Sitz hat; allein da die Fluctuation oft gar nicht zu fühlen ist, so ist da einzuschneiden, wo der klopfende Schmerz gefühlt wird, und wurde nie ein klopfender Schmerz gefühlt, so schneide man da ein, wo in den letzten Tagen der empfindlichste Schmerz war, oder sich bei dem Drucke zu erkennen gab. Die Länge des Einschnittes wird in den meisten Fällen ½ bis 1 Zoll betragen müssen, die Tiefe ungefähr 1 Zoll. Da vorzüglich an der hintern und vordern Fläche des Hüftgelenkes bedeutende Gefäß- und Nervenstämme liegen, so muß man sich mit der Lage dieser Theile genau bekannt machen und soviel möglich ist, die Stelle wählen, wo man den Gefäß- und Nervenstämmen leicht ausweichen kann, das Messer nicht einstechen, so mit sorgfältiger Untersuchung der vorliegenden Theile von Außen in die Tiefe schneiden, auch die nöthigen Apparate zum Unterbinden bereit halten.

Um dem Eiter einen freien Abfluß zu erhalten, bringe man einige Tage lang nach der Operation ein schmales, mit Öl getränktes Leinwandstreifchen bis auf den Grund der Wunde; später verbinde man mit Charpie und einfacher Salbe. Übrigens ist mit dem Gebrauche der in der ersten Periode empfohlenen Mittel fortzufahren: Ruhe, laue Bäder, Einreibung der Quecksilbersalbe, bei heftigen Schmerzen die Opiumtinctur und innerlich Calomel mit Opium.

In der dritten Periode sind die Hauptzwecke der ärztlichen Behandlung: der Eiterung und fortschreitenden Zerstörung ein Ziel zu setzen, die Verheilung, sei es auch mit Verluste der normalen Form und der Beweglichkeit des Gelenkes zu bewirken, die Schwäche, Abmagerung und die verschiedenartigen Störungen in dem Gesammtorganismus zu heben.

Ist dem Eiter in dem zweiten Zeitraum ein Ausgang noch nicht gebahnt worden, oder ist dieses durch die Natur nicht geschehen, so muß man nun mit der Operation nicht länger zögern. Ist dieses geschehen, so ist der freie Ausfluß des Eiters zu erhalten, die noch fortdauernde Entzündung zu heben und dahin zu wirken, daß die Kräfte des Kranken sich heben, um den Heilungsproceß der Natur hinlänglich unterhalten zu können. Zuweilen wird es selbst nöthig, mehre Male einzuschneiden, um den Abfluß des Eiters zu erleichtern. Übrigens ist die Behandlung so, wie sie für die zweite Periode angegeben worden ist, fortzusetzen. Die Natur muß hier das Beste thun, der Wundarzt kann sie nur leiten und unterstützen. Damit aber die Kräfte des Kranken aushalten, die cariös gewordnen Knochenstücken abgestoßen werden können, der Verschwärungsproceß gehemmt, dagegen eine mäßige Eiterung und der Ansatz guter Fleischwärzchen erzeugt werde, wodurch die Verheilung bewirkt wird; so muß man dem Kranken eine leicht verdauliche, nahrhafte Diät und stärkende Arzneien verordnen; lauwarme Bäder und fleißiger Genuß der frischen, reinen Luft werden die Wirkungen derselben kräftig unterstützen.

Rust empfiehlt auch für diese Periode das Glüheisen; wird durch wiederholte Anwendung desselben die Resorption des Eiters nicht bewirkt, so soll man die ganze Oberfläche der fluctuirenden Geschwulst durch das Glüheisen, durch Moxen oder Lapis infernalis in eine heftige allgemeine Entzündung versetzen, und an einer abhängigen Stelle des Abscesses das Eisen tiefer und energischer einwirken lassen, um den höchsten Grad der Entzündung und Eiterung in den Hautdecken zu bewirken; erfolgt aber auch dann die Resorption noch nicht, so soll man den Absceß durch einen Lancettenstich öffnen. Rust sah von diesem Verfahren mehre Male den günstigsten Erfolg. Wenn aber der Kranke den hinreichenden Grad von Lebensenergie nicht mehr besitzt, um den zu neuen organischen Bildungen und Verbindungen erfoderlichen Grad von Erregung herbeizuführen, so soll man auf dem größten Durchmesser der auf obige Weise in Entzündung gesetzten Geschwulst einen langen glühenden Trokar durchstoßen und mit einer Öhrsonde ein Leinwandstreifchen durchziehen, welches aber sogleich wieder entfernt wird, sobald ein gehöriger Grad der Entzündung in der Tiefe erregt worden ist. Nur dann, wenn nach drei Mal 24 Stunden auch dieses Verfahren den gewünschten Erfolg nicht gehabt hat, die Kräfte des Kranken immer mehr sinken und das Zehrfieber sich steigert, soll man als zweifelhaftes Mittel den ganzen Absceß der Länge nach spalten, die abgestorbenen und losgetrennten Theile entfernen und in dem Grunde des Abscesses durch China, Kampher, Myrrhe, Chlorkalk, Kohlenpulver rc. eine gute Eiterung und die Erzeugung guter Fleischwärzchen zu bewirken suchen. Unter solchen Umständen dürfte aber der Schnitt wol in den meisten Fällen zu spät kommen. Sind die Zerstörungen der Knochengebilde in den Gelenken beträchtlich, so wird die Exarticulation oder Aussägung der Knochenenden nöthig, die in einigen Fällen mit Nutzen unternommen worden ist. Hat aber die Krankheit einen so hohen Grad erreicht, so wird in den meisten Fällen der Tod durch hektisches Fieber herbeigeführt werden.

Endigt sich die dritte Periode dieser Krankheit glücklich, so bilden sich doch entweder künstliche Gelenke oder es entstehen Ankylosen von Steifigkeit der Gelenkbänder, Verkürzung der Beugemuskeln und ihrer Flechsen, oder Verwachsung des Gelenkkopfes mit der Pfanne. Bei dieser zuletztge-

nannten Ursache der Ankylose ist keine Hülfe möglich, bei jener Ursache aber ist es bisweilen gelungen, durch lange Zeit fortgesetzte Einreibungen von Fett oder Öl, laue, Dampf- und animalische Bäder, Kataplasmen, Mohnbäder, Bewegung des Gliedes und Streckapparate die Steifigkeit zu mindern, ja in manchen Fällen ganz zu heben.

Außer den oben bereits genannten Schriften sind vorzüglich noch folgende Werke zum Nachlesen über diese Krankheit zu empfehlen: J. A. Albers und W. A. Ficker, Gekrönte Preisschr. über das sogenannte freiwillige Hinken der Kinder (Wien 1807). Thom. Volpi, Theoret. prakt. Versuch über die Coxalgie, in seinen medicinisch-chir. Abhandlungen. Aus dem Ital. (Weimar 1821), auch in Langenbecks neuer Bibl. II. S. 507. H. Callisen, System der neuern Chirurgie; aus dem Latein. von A. C. P. Callisen. 2 Bde. (Kopenhagen 1824). (*Seiler.*)

Hüftgelenkschmerz, s. unter Gicht und Rheumatismus.

Hüftgelenkverrenkung, s. Verrenkung des Oberschenkels.

Hüftgelenkwassersucht (**Hydrops articulationis coxendicis s. femoris, Cholosis hydrarthrosa**), s. unter **Gelenkwassersucht** und **Wassersucht**.

Hüftgicht, s. unter Gicht und Rheumatismus.

HÜFTGRIMMDARMPULSADER (**Arteria colica inferior dextra, s. ileo-colica**), die aus der Aushöhlung des Bogens der obern Gekröspulsader, der Ursprungsstelle der dritten bis sechsten Darmpulsader gegenüber, entspringende unterste rechte Grimmdarmpulsader, welche nach Rechts, Unten und Außen geht, in einiger Entfernung von ihrer Entstehung einen kleinen, theils mit der letzten Dünndarmpulsader anastomosirenden, theils sich als Wurmfortsatzpulsader (**Arteria appendicalis**) an den Wurmfortsatz begebenden Ast nach Unten abgibt und sich dann in einen absteigenden und aufsteigenden Ast theilt. (S. **Gekröspulsader.**) (*Wiegand.*)

Hüfthorn, s. **Hief.**

Hüftknochen, **Hüftknochenkamm** und **Hüftknochenstachel**, s. **Hüftbein.**

Hüftlage, s. **Hüftgeburt.**

HÜFTLÄHMUNG, ein Übel, welches sich bisweilen bei Pferden und Rindern findet. Wenn beim Rindviehe der Kopf des Beckenbeins wirklich aus der Pfanne ausgetreten ist, so ist zu rathen, das Stück Vieh zu schlachten, weil die Heilung sehr schwierig und doch selten von bleibendem Erfolg ist. Bei den Pferden findet selten eine wirkliche Ausrenkung statt, sondern nur eine heftige Ausdehnung des Gelenkes, wobei das Thier mit den Hinterfüßen sehr lahm geht. Um das Pferd herzustellen, lasse man es ruhen, wasche den Hinterbacken oft mit kaltem Wasser, später mit scharfen Einreibungen, und ziehe zwei Haarseile über das Gelenk hin. (*Fr. Heusinger.*)

HÜFTLEISTENNERV, **äusserer Inguinalnerv**, **Ilio-Inguinalnerv** (**Nervus ilio-inguinalis, s. ileo-inguinalis, s. inguinalis externus**), ein aus dem ersten Lendennerven entspringender Nervenfaden, der sich in den queren und in den aufsteigenden schrägen Bauchmuskel zerästelt. (S. **Lendennerven.**) (*Wiegand.*)

Hüftlendenarterie, s. unter **Hypogastrische Arterie.**

Hüftlendenblutader, s. unter **Hypogastrische Vene.**

Hüftlendenpulsader, **Hüftlendenschlagader**, s. unter **Hypogastrische Arterie.**

Hüftlendenvene, s. unter **Hypogastrische Vene.**

Hüftloch, s. unter **Hüftbein.**

Hüftlocharterie, s. unter **Hypogastrische Arterie.**

Hüftlochgeflecht, **Hüftlochnerv**, s. **Hüftbeinlochnerv.**

Hüftlochvene, s. unter **Hypogastrische Vene.**

Hüftmuskel, s. **Hüftbeinmuskel.**

HÜFTNERV, **grosser Hüftnerv**, **hintrer** oder **grosser Schenkelnerv**, **Gichtnerv**, **Sitzbeinnerv**, **grosser Beinnerv**, **Gesässnerv** (**Nervus ischiadicus, s. ischiaticus, s. sciaticus, s. cruralis posterior, s. cruralis posticus, s. cruralis magnus**). Der Hüftnerv, der größte Nerv nicht nur der untern Gliedmasse, sondern auch des ganzen Körpers, ist die Fortsetzung des Hüftnervenplexus, aus dessen unterm Ende er hervorgeht (s. **Hüftnervenplexus**). Er tritt zwischen dem Birn- und den Zwillingsmuskeln zum großen Hüftbeinausschnitte heraus, steigt zwischen dem Sitzbeinhöcker und dem großen Rollhügel, hinter den Rollmuskeln und vom großen Gesäßmuskel bedeckt, am Schenkel herab, und gelangt, von dem langen Kopfe des zweiköpfigen Schenkelmuskels in den von diesem und dem halbsehnigen und halbhäutigen Muskel gebildeten Raum der Kniekehle.

Auf diesem Wege schickt der ischiatische Nerv drei ansehnliche Zweige ab, wovon der erste, zwischen dem Stachel- und Knorrenheiligenbeinbande nach Innen dringend, sich im innern Hüftbeinlochmuskel verbreitet, während der zweite vor den Zwillingsmuskeln aus der Sehne des innern Hüftbeinlochmuskels herabgeht, diese Muskeln versieht und sich im viereckigen Schenkelmuskel verliert, und der dritte, weiter unten, nach Außen entspringende Ast sich mit dem untern Gesäß- oder mit dem hintern Hautnerven, oder mit beiden zugleich für den großen Gesäßmuskel verbindet. Hierauf entspringen vier bis fünf Zweige für die Beuger des Unterschenkels aus dem Hüftnerven, welche sich im langen und kurzen Kopfe des zweiköpfigen Schenkelmuskels, in den halbhäutigen und halbsehnigen Muskel, sowie in den großen Anzieher verästeln. Nun spaltet sich der ischiatische Nerv, nachdem er zuvor noch einen sich mit Fäden vom obern und untern Hautnerven verbindenden Zweig für die Haut der hintern Fläche des Ober- und Unterschenkels (den hintern mittlern Hautnerven, **Nervus cutaneus posterior medius**), und einen zweiten, sich theils auf dieselbe Weise verbreitenden, theils zu dem hintern Theile des Kapselbandes des Kniegelenkes gehenden Ast (den hintern untern oder kleinen Hautnerven, **Nervus cutaneus posterior inferior**) unter jenem abgegeben hat, in zwei Äste, in einen in-

ern, den Schienbeinnerven, und in einen äußern den Wadenbeinnerven. Diese Spaltung, welche schon am Ursprunge des Hüftnerven, oder frü- später in seinem Verlaufe geschieht, hat in der der Mitte des Oberschenkels statt, von wo aus e Stämme durch lockres Zellgewebe verbunden, ben einander bis zur Kniekehle verlaufen.

Der Wadenbeinnerv (Waden-, oder Waden- er Wadenknochen-, oder Wadenbeinshüft-, oder n-, oder Kniekehlen-, oder peroneischer Nerv, Hüftnerv, vordrer Schienbeinsnerv, Hüft- und rve, Nervus fibularis, s. peroneus, s. pero- . ischiadicus minor, s. ischiaticus externus, ticus peronaeus, s. poplitaeus externus, s. externus, s. sciaticus peronaeus, s. tibialis s. cruralis posterior), welcher nicht selten die hintern Hautnerven abgibt, geht an der innern zweiköpfigen Beugers herab, nach Außen, tritt den gemeinschaftlichen langen Zehenstrecker und adenbeinmuskel, versieht diese und den vordern nmuskel mit Zweigen und spaltet sich hoch oben Äste, in den oberflächlichen und tiefen Ast.

Der oberflächliche Ast des Wadenbeinnerven (fla- er vordrer Ast, Hautnerv des Fußrückens, vor- äußerer, oder oberflächlicher Wadenbeinnerv, peronaeus superficialis, s. anterior externus, eus dorsi pedis anterior, s. pedalis cutaneus, eus pedalis anterior) gibt dem langen Waden- welchen er schräg nach Vorn abwärts durch- wie dem kurzen Wadenbeinmuskel, Zweige, steigt m herab, durchdringt die Flechsenbinde und in zwei Äste, nämlich in einen flachern und fern, welche nicht selten schon hoch oben entste- dann getrennt die Unterschenkelbinde durchbohren.

Der flachere (äußere, kleinere) Ast (der Haut- nnerv, der mittlere Hautnerv des Fußrückens, e Ast des Wadenbeinnerven, Nervus cutaneus , s. cutaneus medius dorsi pedis, s. cuta- oneus externus, s. Ramus externus nervi pe- perficialis) geht dicht auf der Schenkelbinde Haut über das Kreuzband der Fußwurzel weg, sich an der Haut des äußern kleinern Theils ückens, und verbindet sich mit dem tiefen Aste enbeinnerven und mit dem Schienbeinrückenaste n Zehe.

Der zweite, weit ansehnlichere Ast des ober- Astes des Wadenbeinnerven, der vordre Fuß- v, Nervus dorsi pedis anticus cutaneus s. s internus, s. pedalis anticus, liegt vor die- ich oberflächlich, verbreitet sich theils in der Haut n und vordern Fläche des Unterschenkels, theils nern Hälfte des Fußrückens und verbindet sich Muskelaste des Wadenbein- und dem Rücken- Schienbeinnerven.

e Zweige spalten sich dann in die Rückennerven , Nervi digitales dorsales pedis, Rami di- orsales, sodaß jede Zehe an ihrem äußern und and einen, in der Haut des Rückens derselben sich zerästelnden Nerven erhält, wovon jedoch der äußere, zuweilen auch der innere Rand der kleinen Zehe und der äußere Rand der vierten Zehe, welche vom Hautnerven des Tibialastes ihre Zweige erhalten, eine Ausnahme machen.

β) Der tiefe Ast des Wadenbeinnerven (Muskelast oder Muskelnerv des Fußes, Nervus peroneus profundus, s. muscularis) steigt in der Tiefe zwischen den Muskeln an der vordern Fläche des Schienbeins, neben der vordern Schienbeinpulsader, dicht vor der Zwischenknochenmembran herab, gibt an den großen Wadenbeinmuskel, den langen, gemeinschaftlichen Zehenstrecker, den vordern Schienbeinmuskel und den langen Strecker der großen Zehe, tritt unter dem Kreuzband an den Fußrücken und spaltet sich vor dem Fußgelenk in zwei Äste, einen innern und einen äußern.

αα) Der äußere Ast des Muskelastes des Wadenbeinnerven (Ramus externus nervi peronei muscularis) verläuft mit der Fußwurzelarterie dicht auf der Fußwurzel unter dem kurzen Strecker der großen Zehe und dem kurzen gemeinschaftlichen Zehenstrecker quer nach Außen, gibt diesen Muskeln Zweige und endet in letzterm.

ββ) Der innere Ast (Ramus internus nervi peronei muscularis) geht mit der Fußarterie über den ersten Zwischenknochenmuskel des Mittelfußes vorwärts, gibt diesem Muskel und dem innern Theile der Haut des Fußrückens Zweige, und fließt mit dem oberflächlichen Hautnerven des Fußrückens zusammen, sodaß oft der äußere Rückennerv der großen Zehe und der innere der zweiten Zehe mehr von diesem als von jenem kommen.

b) Der Schienbeinnerv (Schienknochennerv, Hüftnerv des Unterschenkels, Hüft- und Schienbeinnerv, innerer Hüft- und Schienbeinnerv, innerer Kniekehlennerv, hintrer Schienbeinnerv, Tibialnerv, Nervus tibialis, s. tibicus, s. sciaticus cruralis, s. ischiadicus cruralis, s. ischiadicus cruralis internus, s. poplitaeus internus, N. tibialis posticus) ist der innere und stärkere Ast des Hüftnerven und die Fortsetzung desselben. Er tritt an die Kniekehlenarterie und Vene, ist mit diesen und mit vielem Fett umgeben, und gelangt in grader Richtung in die Kniekehle. Er gibt zuerst einen unbeständigen Hautzweig an die Wade und dann gewöhnlich den ansehnlichen langen hintern Hautnerven (Hautnerven des Unterschenkels und des Fußes, äußern Hautnerven des Fußes vom Schienbeinnerven, Nervus cutaneus longus posterior tibiae, N. cutaneus longus pedis externus s. tibialis, Ramus communicans tibialis) ab, welcher jedoch oft ein Ast des Fibularnerven ist, oder wenigstens, besonders bei sehr hoher Spaltung des Hüftnerven, zum Theil durch den untern oder selbst mittlern hintern Hautast des Hüftnerven ersetzt wird. Dieser steigt hinter den Wadenmuskeln herab, schlägt sich nach Außen unter den äußern Knöchel weg und verbreitet sich längs dem äußern Fußrand und dem Wadenbeinrande der kleinen Zehe als Wadenbeinrückenast derselben bis zu ihrer Spitze. Hierauf entspringen aus dem Tibialnerven bisweilen auch höher oder in gleicher Höhe ein kleiner Zweig für den hintern Theil der Kniegelenkkapsel, sowie äußere und innere

Zweige an die drei Köpfe des Wadenmuskels, den schlanken Sohlenmuskel, den Kniekehlmuskel, den hintern Schienbeinmuskel und den langen Beuger der großen Zehe.

Nunmehr tritt der Tibialnerv zwischen den beiden obern Köpfen des dreiköpfigen Wadenmuskels nach Vorn in die Tiefe und steigt zwischen der Achillessehne, dem langen Beuger der großen Zehe und dem hintern Schienbeinmuskel herab, und hinter dem innern Knöchel an die Fußsohle, wo er für den innern und hintern Theil der Ferse verschiedne Zweige abgibt und sich in drei Zweige, einen oberflächlichen und zwei tiefe, spaltet.

α) Der oberflächliche oder äußere Schienbeinnerv, der eigenthümliche Hautnerv der Sohle (**Nervus tibialis exterior, N. cutaneus plantaris proprius**) verbreitet sich in der Haut unter dem innern Knöchel und dem hintern Theile der Sohle.

β) Der eine der tiefen Äste, der innere Sohlennerv (**Nervus plantaris internus**), größerer Plantarnerv, innerer Schienbeinast (**N. plantaris major, Ramus plantaris interior**), tritt unter dem langen Kopfe des Anziehers der großen Zehe, zwischen ihr und dem kurzen gemeinschaftlichen Beuger der Zehen, welchen er Zweige schickt, nach Vorn, und spaltet sich in einen kleinen innern und einen größern äußern Ast.

αα) Der innere Ast versorgt den Ab- und Anzieher und den kurzen Beuger der großen Zehe, geht bis zur Spitze derselben und heißt erster Sohlenzehennerv (**Nervus digitalis plantaris primus**), Schienbeinsohlenast oder innerer Sohlennerv der großen Zehe (**Nervus plantaris internus s. tibialis internus hallucis**).

ββ) Der äußere Ast spaltet sich wieder in zwei Zweige, in einen innern und in einen äußern.

1) Der innere Zweig, zweiter Sohlenzehennerv (**Nervus digitalis plantaris secundus**) genannt, spaltet sich am vordern Ende des Mittelfußes in zwei Zweige, als: a) in einen äußern oder Wadenbeinast der großen Zehe (**Ramus plantaris peroneus s. externus hallucis**) und b) in einen innern Ast, den innern Ast der zweiten Zehe (**Ramus internus digiti secundi**).

2) Der äußere, stärkere Zweig zerfällt, etwas weiter nach Vorn, in zwei Äste, als: a) in einen innern, der dritte Sohlenzehennerv, welcher größer ist, als der folgende, und sich aa) in den äußern Sohlenast der zweiten und bb) in den innern Sohlenast der dritten Zehe spaltet, und b) in einen äußern Ast, vierter Sohlenzehennerv, der, wie der vorige, in zwei Äste: aa) in den äußern Sohlenast der dritten und bb) in den innern Sohlenast der vierten Zehe zerfällt.

Dieser Stamm versieht daher die innere größere Hälfte der Haut des Fußes, und die drei innern Zehen ganz, die vierte aber an ihrem innern Rande mit Nerven, welche letztern in der innern Lage der Haut, in der Richtung der Arterien, bis zur Spitze der Zehe verlaufen und hier in einen Bogen zusammenfließen, aus welchem viele kurze Zweige in die Haut der Zehenspitze hervortreten.

γ) Der zweite der tiefen Äste des Schienbeinnerven, der äußere Sohlennerv (**Nervus plantaris externus**), kleinerer Plantarnerv, äußerer Schienbeinast (**Nervus plantaris minor, Ramus plantaris exterior**), gibt sogleich einen Zweig an den viereckigen Fußmuskel, wendet sich zwischen dem kurzen gemeinschaftlichen Zehenbeuger und der Sehne des langen nach Außen und Vorn, und theilt sich vor dem Fersenhöcker in drei Äste.

αα) Der innere, oberflächliche Ast geht neben dem kurzen Zehenbeuger vorwärts, gibt kleine Hautzweige zur Sohle und spaltet sich in zwei Nerven, nämlich: 1) in den äußern Sohlennerven der vierten, und 2) in den innern Sohlennerven der fünften Zehe.

ββ) Der zweite Ast, äußerer Muskel- und Hautast, geht längs dem äußern Rand an der Sohlenfläche nach Vorn, versieht den Abzieher der kleinen Zehe mit Zweigen und geht als äußerer Sohlennerv der fünften Zehe bis zur Spitze derselben, sodaß also diese, wie die große Zehe an ihrem Rand einen langen getrennten Ast erhält, welcher den sechsten Sohlenzehennerven bildet.

γγ) Der dritte, größte, tiefe, mittlere oder Muskelast ist die Fortsetzung des äußern Sohlennerven, wendet sich bogenförmig an dem Arterienbogen der Sohle, von Außen nach Innen und Vorn, dringt zwischen die Sehnen des langen gemeinschaftlichen Zehenbeugers und die tiefen Sohlenmuskeln, versieht den kurzen Beuger der kleinen Zehe, die Lumbricalmuskeln, die Zwischenknochenmuskeln, sowie den Anzieher der großen Zehe mit Zweigen, und endet in dem ersten Dorsalzwischenknochenmuskel.

Der Hüftnerv der Haussäugethiere bietet von dem des Menschen folgende Verschiedenheiten dar: Bei dem Pferde, dem Rinde, dem Schaf und der Ziege entsteht er mit vier Wurzeln aus dem fünften und sechsten Lenden- und aus dem ersten und zweiten Kreuznerven, beim Schweine, dem Hund und der Katze aber nur mit drei, nämlich vom sechsten und siebenten Lenden- und dem ersten Kreuznerven. Er geht über den äußern, obern Rand des Sitzbeins aus dem Becken, liegt zwischen dem obern Umdreher und dem Sitzbeinhöcker auf dem viereckigen Muskel des Backenbeins und dem dicken Einwärtszieher des Schenkelbeins, und spaltet sich, nachdem er an das Backenbein gekommen, in den Wadenbein- und Schenkelbeinnerven.

Der Wadenbeinnerv ist schwächer, läuft bis zum Kniegelenk herab und theilt sich in einen oberflächlichen und tiefen Ast. Jener tritt bei den Wiederkäuern zwischen die beiden Klauen und spaltet sich in zwei Äste, wovon jede Klaue einen erhält; bei den Schweinen werden, wie bei diesen, alle vier und bei dem Hund und der Katze jede der drei äußern Klauen aber mit zwei Zweigen versehen, während beim Pferde derselbe an dem Seitenausstrecker des Hufbeins herabsteigt, diesen versorgt und sich in der Haut an der äußern Seite des Sprunggelenks endigt. Der tiefe Ast geht beim Pferd um das Wadenbein nach Vorn, gibt den hier gelegnen Muskeln Zweige, läuft dann an der äußern Seite des vordern Hufbeinausstreckers herab, vorn über das Sprunggelenk und verzweigt sich im untern Ausstrecker des Hufbeins und der Haut. Bei den Wiederkäuern und dem Schweine läuft ein Zweig des Astes über das Sprunggelenk herab

›indet sich am untern Ende des Schienbeins mit
rflächlichen Äste. Beim Hund und der Katze
t sich ein Zweig des tiefen Astes des Wadenbein-
der zwischen dem Klauenausstrecker und dem
inbeuger, zwischen dem ersten und zweiten Schien-
die innerste Klaue geht, an der zweiten und in-
Klaue.
: Schenkelbeinnerv begleitet den peroneischen Ner-
zur Kniekehle, gibt auf diesem Wege viele Mus-
: ab, tritt hierauf zwischen den beiden Zwillings-
in die Tiefe, läuft am dicken Beuger des Huf-
erab und spaltet sich an der äußern Seite des
beins in den innern und äußern Sohlennerven,
ener, an der Beugesehne des Hufbeins nach In-
bsteigend, an dem Fesselgelenke nach Vorn und
Hautzweige abgibt, und sich in einen vordern
) Zweig, der sich an der vordern Fläche des Fußes
aut, in der Kronenwulst und in der Fleischwand
, und in einen hintern (Volar-) Zweig theilt,
in mehre an die Fleischwand, die Fleischsohle
Fleischstrahl gehende Zweige zerfällt. Der äu-
hlennerv geht zwischen den Beugesehnen des Kro-
nd des Hufbeins nach Außen am Scheinbeine
und verzweigt sich an der äußern Seite des Fu-
: der innern.
ht so, wie oben vom Pferd angegeben wurde,
sich der Tibialnerv der Wiederkäuer, welcher sich
m Sprunggelenk in drei Äste theilt, deren äu-
h an der äußern Seite der äußern Klaue verbrei-
hrend der innere an die innere Seite der innern
ch begibt, und der mittlere, zwischen beide Klauen
sich an beiden verzweigt. So beim Schweine,
vier Klauen mit Zweigen versehen werden. Beim
nd der Katze theilt sich der Schenkelbeinnerv un-
Sprungbein in den innern und äußern Sohlen-
Erstrer gibt zwei Zweige der innersten und einen
ten Klaue, sowie einen an die Sohlenballen, wäh-
trer die Zwischenknochenmuskeln versieht, an die
laue einen Zweig sendet und an die dritte, wie
ierte Klaue einen äußern und einen innern Zweig
(S. Gurlt, Handbuch d. vergleich. Anatomie.
1822.] 2. Bd. S. 348 fg.) (*Wiegand.*)
ÜFTNERVENGEFLECHT, Hüft- oder Hüf-
cht, Hüftnervenplexus (Heiligbein- oder Ge-
echt, ischiadischer Nervenplexus, ischia-
Plexus, Plexus ischiadicus, Pl. nervorum
cus, Pl. isacralis), das aus den vordern Ästen
en und fünften Lenden-, sowie des ersten, zwei-
dritten Kreuzbeinnerven gebildete, nach Oben mit
enplexus zusammenhängende, nach Unten in den
en übergehende Nervengeflecht. Sobald die Bil-
es Nervenplexus aus den erwähnten Nerven, deren
durch einige kurze Verbindungszweige mit dem Be-
des sympathischen Nerven vereinigt, geschehen,
: seine Richtung nach Außen, steigt vor dem
kel, der zuweilen von einem Theile desselben
t wird und ihn nach Unten bedeckt, herab und
m Hüftbeinausschnitte. Nach Unten und Hinten

ist er mit dem Schamgeflechte, Plexus pudendalis, das aus der Vereinigung der dünnen Äste des dritten Sacralnerven mit denen des vierten und unter sich hervorgeht, verbunden.

Aus den untern Wurzeln dieses Geflechtes entspringen (innerhalb der Beckenhöhle) nach Innen mehre Zweige, welche theils zur Bildung des hypogastrischen Geflechtes beitragen, theils zum Mastdarm und zur Harnblase, außerdem aber noch beim Manne zur Vorsteherdrüse und den Samenbläschen gehen, beim Weibe hingegen die Gebärmutter und Scheide versorgen, und als mittlere Mastdarm-, Blasen-, Gebärmutter- und Scheidennerven des Hüftgeflechtes bekannt sind.

Aus dem obern Theile treten nach Außen einige kleine Nerven aus dem Geflecht, über dem Birnmuskel, dicht unter dem obern Rande der Incisura ischiadica, hervor, welche den genannten und den großen Gesäßmuskel versehen und mit dem obern Gesäßnerven (Nervus glutaeus superior) sich verbinden. Letztrer, bisweilen ganz oder zum Theil aus der Vereinigung der vordern Äste des vierten und fünften Lendennerven, noch ehe diese mit dem ersten Sacralnerven sich verbinden, hervorgehend, begibt sich sogleich unter dem obern Rande des Hüftbeinausschnittes aus dem Becken, geht zu dem großen Gesäßmuskel, tritt über den mittlern und kleinen Gesäßmuskel, diesen, wie dem vorigen Muskel, Zweige gebend, und über den großen Rollhügel des Oberschenkelbeins nach Vorn und endet sich in dem Spanner der Schenkelbinde. Sodann entspringt der untre Gesäßnerv (Nervus glutaeus inferior) mit zwei, sich bald vereinigenden Zweigen, einem höhern und tiefern, nämlich aus dem Geflechte, welcher entweder unter oder über dem Pyriformmuskel, dem er bisweilen Zweige sendet, hervortritt, sich mit einem etwas tiefer entstehenden Äste vom Hüftnerven und einem des hintern Hautnerven verbindet und sich mit diesen im großen Gesäßmukel verbreitet.

Unten und außen gibt das Geflecht einen Zweig ab, der sich mit einem obern Zweige des Hüftnerven zum hintern gemeinschaftlichen Hautnerven (Nervus cutaneus femoris posterior s. communis) vereinigt. Dieser geht an der innern Fläche des großen Gesäßmuskels, welchem er bisweilen Ästchen gibt, herab, sendet einen Zweig zum untern Gesäßnerven, dann zwei bis drei Hauptzweige zum untern Theile der Haut des Gesäßes, sowol gegen den Sitzhöcker und das Mittelfleisch, als auch gegen den großen Rollhügel hin; hierauf einen bis zwei Zweige zur Haut an der innern Oberschenkelseite, am Damm und dem hintern Theile des Hodensackes, wo sie sich mit dem untern Schamnerven verbinden, tritt dann unter dem untern Rande des großen Gesäßmuskels, die Schenkelbinde durchbohrend, hervor, gibt einen Zweig für die Haut des obern innern Theils des Oberschenkels ab und theilt sich dann in den mittlern und in den äußern hintern Hautast des Oberschenkels (Ramus cutaneus medius et externus femoris), welche sich in der Haut des Oberschenkels bis zum Knie herab verästeln.

Unten, an der Übergangsstelle des Hüftnervengeflechts

in den Hüftnerven, tritt aus dem erwähnten Schamgeflechte der gemeinschaftliche Schamnerv, Nervus pudendus communis (N. pudendus s. spermaticus communis, gemeinschaftlicher äußerer Scham- und Mastdarmnerv, N. pudendo-haemorrhoidalis communis externus) hervor, welcher zwischen den beiden großen untern Beckenbändern in den tiefern Theil des Beckens und unter den Aufheber des Afters tritt, einen Zweig zum innern Hüftbeinlochmuskel sendet und sich dann in den untern und obern Schamnerven spaltet. Der untre oder innere Schamnerv, Nervus pudendalis, s. pudendus inferior, s. internus (untrer Mastdarmnerv, N. haemorrhoideus inferior) ist, besonders beim Weibe, der größere, und spaltet sich unter dem Aufheber des Afters in drei bis vier nach Vorn verlaufende Zweige, welche unter sich mit den untern Mastdarmnerven und den hintern Hautnerven des Oberschenkels vielfach verbunden sind und von denen der eine nach Außen zum Ruthenheber geht, während die übrigen, sich zahlreich verästelnd, zum vordern Theile des Schließmuskels und Aufheber des Afters, sowie zu den Quermuskeln des Mittelfleisches und zum Harnschneller laufen; ein ansehnlicher Ast dringt in die Zwiebel der Harnröhre bis zur Schleimhaut derselben, zur Haut des Hodensackes und der Schamlefzen, sowie auch zahlreiche kleinere Äste sich in der Haut der letztern, des Scrotums, des Afters und des Mittelfleisches verbreiten. Der obere oder äußere Schamnerv, Nervus pudendalis, s. pudendus superior s. externus, gewöhnlich beim Manne der größere, tritt längs dem aufsteigenden Aste des Sitz- und dem absteigenden des Schambeins, zum Theil vom hintern Rande des Ruthenhebers bedeckt, herauf, gibt dem Hüftbeinlochmuskel und dem Harnschneller Zweige, geht dann unter der Schambeinfuge nach Vorn, beim Mann auf den Rücken der Ruthe (Rückennerv der Ruthe, Nervus dorsalis penis, Nervus penis superior), wo er der Länge nach auf dem Penis neben der Rückenarterie desselben verläuft und sich in den Theilen der obern Hälfte, besonders auch in der Eichel und der Vorhaut, verbreitet, beim Weib aber an den Kitzler (Kitzlernerv, oberer Schamnerv an den Kitzler, Nerv des Kitzlers, Clitorisnerv, Nerv. clitoriteus, s. clitoridis, s. pudendus superior), wo er ebenso verläuft und hier, wie beim Manne, der Haut des Schamberges und der Schleimhaut der Harnröhre Zweige gibt.

Sodann tritt noch neben dem gemeinschaftlichen Schamnerven nach Hinten und Innen der untre Mastdarmnerv, Nervus haemorrhoideus inferior, aus dem Schamgeflecht. Er läuft mit dem vorigen Nerven zum Aufheber des Afters, verbreitet sich in dem hintern Theile desselben und des Sphincters in die Haut, welche den After umgibt und verbindet sich mit dem untern Schamnerven.

Zuletzt entspringt nicht selten ganz oder zum Theil ein Nervenzweig aus dem Hüftgeflechte, welcher dicht unter dem Sitzknochenstachel durch den kleinen Hüftbeinausschnitt zum innern Hüftlochmuskel geht und sich in diesem verbreitet (s. Hüftnerv), zuweilen auch einen Ast zum obern Zwillingsmuskel schickt. (*Wiegand.*)

Hüftpfanne, s. unt. Hüftbein.

Hüftpulsader, s. Hüftenpulsader.

Hüftschmerz, s. Gicht und Rheumatismus.

Hüfttheil des Zwerchfells, s. Zwerchfell.

HÜFT- UND HEILIGBEINBAND (Ligamentum sacro-iliacum)*), die dicke, faserknorpelige, unregelmäßige, filzartige Masse, welche dem größern hintern nicht überknorpelten Theile der Gelenkfläche des Darmbeines, wie des Kreuzknochens zum Vereinigungsmittel dient; der hintre Theil der Hüft- und Heiligbeinfuge (s. diesen Art.). (*Wiegand.*)

HÜFT- UND HEILIGBEINFUGE, HÜFT- UND KREUZKNOCHENFUGE (Kreuzhüftknochenfuge, Vereinigung des Hüftbeins mit dem Kreuzbeine, Symphysis sacro-iliaca, Symph. ossis sacri et coxae), die Verbindungsstelle des Heiligbeins mit den Darmstücken des Hüftknochen. Sowol die S förmige Gelenkfläche des Kreuzbeins, als die ohrförmige Verbindungsfläche am Darmbeine, sind nämlich von einer glatten, festanliegenden Knorpelplatte bedeckt, die einander zwar berühren, aber sich nirgends mit einander verbinden, in der Jugend ganz besonders deutlich getrennt sind und selbst ein dickes, kaum flüssiges Fluidum zwischen sich enthalten. Die Knorpelplatte am Kreuzbein ist (besonders im männlichen Becken) dicker als jene am Darmbein; auch sind beide Knorpel in solchen Becken fester, als in den weiblichen. Zu ihrer Verstärkung tragen die sehr dicke und starke, filzartige, hauptsächlich aus Querfasern gebildete Masse an dem rauhen, nicht überknorpelten, größern, hintern Theilen der Gelenkflächen dieser Knochen, sowie die übrigen benachbarten Beckenbänder bei (s. Becken und Hüft- u. Heiligbeinband). (*Wiegand.*)

Hüft- und Kreuzknochenfuge, s. Hüft- und Heiligbeinfuge.

Hüft- und Lendenarterie, s. Hypogastrische Arterie.

Hüft- und Lendenvene, s. Hypogastrische Vene.

Hüftvene, s. Hüftenblutader.

Hüftverrenkung, s. Hüftbein- und Hüftgelenkverrenkung.

Hüftweh, Hüftenweh, Hüftschmerz, Hüftgelenkschmerz, s. unt. Gicht und Rheumatismus.

Hüftwirbelknochen, s. Lendenwirbel.

HUFWUNDEN, Wunden am untersten Theile des Pferdefußes, können meist vom Landwirthe selbst mit Überschlägen von den Blättern des Wollkrautes (Verbascum, auch Königskerze genannt), oder mit einem Absude der Wurzel des Acker- oder Wiesengrindkrautes (Scabiosa succisa auch Teufelsabbiß genannt) geheilt werden. Wenn man selbst beim Ausziehen von eingetretenen Nägeln rc. und, um den Eiter auszunehmen, Wunden gemacht hat, so muß man die Wunde täglich einmal mit einer Flüssigkeit verbinden, welche aus vier Loth Branntwein und einem Lothe Terpentinöl zusammengesetzt ist, bis die Heilung vollendet ist. (*Fr. Heusinger.*)

*) Nach *Bichat*, Traité d'anatomie descriptive. Tom. I. p. 197. (Paris 1801).

UFZWANG, eine fehlerhafte Bildung des Pfer-, wenn der Strahl so eng ist, daß sich die Stollen Eisen zusammenziehen, und enger sind, als die Stelle des Hufes an der Krone, wodurch zu-s Pferd hinkend wird. Wenn der Huf all-wird, so verlängern sich vorwärts die Fersen, was ng veranlaßt, oder es wird die eine Seite der öher als die andre, Fehler, welchen beim Beschla-: Pferde abgeholfen werden kann und muß.

(*Fr. Heusinger.*)

UGBALD (Hucbald, Hubald), ein gelehrter ctiner zu St. Amand in Flandern, im Jahre 840 t, ein Schüler und Enkel des Milo, machte schon ig so große Fortschritte in der Musik, und com-, seine Kräfte zu prüfen, ein modulamen antipho-vom heil. Andreas; dieser Versuch brachte seinen o auf, daß er ihm nicht nur den Zutritt zur versagte, sondern auch den Vorwurf machte, er sich den Namen eines Philosophen anmaßen. In rischer Weise hatte er die Tonkunst nach Tetra-a erlernt, ist aber der Erste, welcher etwas mehr r mehrstimmigen Musik oder Diaphonie, wie er rmonie nennt, erwähnt. Seine Werke werden ch dadurch wichtig, daß wir aus ihnen die Ge-phie oder Notirkunst seiner Zeit kennen lernen. eben endigte sich den 21. Oct. 930. Er schrieb: a mirabile de Laude Calvorum ad Carolum torem, in 130 Versen, die sich alle mit C an-(in 4., ohne Zeit und Ort auf vier Blätter ge-[1]); Vitae Sanctorum et Sanctarum aliquot, lich S. Lebuini Martyris et Episc. Patroni Da-e, Vita Rictrudis Abbatis Marchianensis, S. ndis Abatissae et Fundatricis Monasterii Mal-sis in Hannonia, S. Madelbertae Abbatissae liensis, davon einige in den Actis Sanctorum Cantus multorum Sanctorum dulci et regu-lodia compositi; Epistolae ad diversos. Seine schen Handschriften hat der Abt Gerbert Band I, usikalischen Schriftsteller, S. 105 fg. unter dem sammelt: Ubaldi seu Hucbaldi Monachi opus-Musica Saec. X., nämlich: 1) de harmonica ione; 2) Alia Musica; 3) de mensuris orga-n fistularum; 4) de cymbalorum ponderibus; uinque Symphoniis seu consonantiis; 6) Mu-nchiriadis cum scholiis in tres partes div.; amentatio brevis de tonis et psalmis modulan-

(*Rotermund.*)

igberg, s. Höchberg.

UGBERT, HUGOBERT, Herzog von Baiern, erts Sohn, Grimmoalds Nachfolger in ganz um 727, gestattete dem heil. Bonifacius in den n Kirchen zu predigen und den vermeintlichen Ketzer Erenwulf zu verdammen; starb um 737. Ihm folgte Otilo*).

(*Ferdinand Wachter.*)

HUGBERT, HUCBERT, Bruder Thietbergs, der Gemahlin des Königs Lothar II., erhielt von diesem 859 das Herzogthum zwischen dem Jura und dem Donnersberg, und, ungeachtet er ein beweibter Geistlicher war, von König Karl dem Kahlen 862 die Abtei St. Martin, nahm 861 seine von Lothar verstoßene Schwester auf, und empörte sich 866 gegen seinen Schwager. Daher zog dieser dreimal mit Heeresmacht gegen ihn, aber ohne Erfolg, da H. in unzugänglichen Stellen zwischen dem Jura und den penninischen Alpen den sichersten Zufluchtsort fand. Gegen den Willen des Kaisers Ludwig von Italien hatte Hugbert die Abtei S. Maurice und andre Würden inne, und wurde von dessen Leuten, den Söhnen des Grafen Konrad, des Bruders der vormaligen Kaiserin Judith, im Treffen bei dem Schloß Orbe, nördlich von Lausanne, erschlagen, war auch excommunicirt von fünf Bischöfen. Er hinterließ einen Sohn Teutbald, der 880 von der vereinten Heeresmacht des Königs Ludwig von Teutschland und der Könige Ludwig und Karlmann von Frankreich, als sie unter Anführung des berühmten Herzogs der Ostfranken Heinrich gegen den König Boso von Burgund zog, in einer schweren Schlacht geschlagen ward**).

(*Ferdinand Wachter.*)

Hugdenburg (Joh. van der), s. Hugtenburch.

Hugdietrich, s. unt. Heldenbuch.

HÜGEL, HÜGELLAND. Hügel heißt eine Erhöhung in einer im Verhältnisse zu derselben größern ebenen Fläche; es gibt Hügel auf Wiesen, welche der Landwirth mit der Breithaue oder dem Hügelpfluge (s. d. Art.) wegnimmt, Hügel auf der Erdoberfläche, welche auf andre Weise von dem Ökonomen zweckmäßig behandelt werden müssen, wenn ihre Bildung seinem Gewerbe keinen Nachtheil bringen soll. Bei vielen dergleichen Erhabenheiten in einer Landschaft heißt dieselbe Hügelland, im Gegensatze gegen Gebirgsland und Marschland. Teutschland besteht zum größten Theil aus Hügelland; daher ist die Verbreitung des besten Verfahrens in der Behandlung der Hügel zum Behufe des Baues und der Erzeugung von Garten- und Feldfrüchten von der größten Wichtigkeit. Denn diese Theile eignen sich weniger für die Verwendung zu Wiesen, und sind in der Regel von einem zu hohen Werth und Preis, als daß man Holz darauf erziehen sollte.

Bei allen Vorzügen, welche Hügel für den Garten- und Feldbau haben, insofern besonders die gegen Süden, Südwesten oder Osten gelegnen Seiten derselben mehr von den Sonnenstrahlen erwärmt werden, als die Tiefe,

[1]) ...Götzens dresdner Bibl. III, 20. (Erfurt 1516. 4. Basel und 1561). 2) Vergl. *Sigebert*, De scriptor. eccle-p. 107. *Joh. Trithemius*, De script. Eccles. cap. 284 *cii* Bibl. ecclesiast. p. 75 und 105. *Oudin*, Comment. Eccles. II. c. 417.

*) *Willibaldi* Vita S. Bonifacii, c. 23. Mon. Germ. Histor. Tom. II. p. 345. Wachter, Geschichte Sachsens. 3. Bd. S. 252.

**) Annales Laubac. Mon. Germ. Hist. I. p. 15. *Prudentii Trec.* Ann. p. 454. *Hincmari* Rem. Ann. p. 456, 466, 467, 513. *Reginonis* Chron. p. 570, 571, 577. Ann. Lobiens. Mon. Germ. Hist. II. p. 195. Ann. Vedastini. p. 198. Ann. Xantenses. p. 230, 231.

zumal in den Jahreszeiten von gemäßigter Temperatur, insofern hier von stehendem Wasser und Überschwemmungen weniger zu leiden ist, und die Luft allenthalben einen freien Zutritt hat; so haben sie doch ihre ihnen eigenthümlichen Mängel. Sie leiden häufig durch allzustarke Trockenheit, sind wegen der Abhängigkeit, ja oft Abschüssigkeit ihrer Seiten schwer von dem Zugviehe mit dem Pfluge zu bearbeiten und von Frucht- und Mistwagen zu befahren, die beste Erde und der aufgefahrne Dünger wird von dem Regen- und Schneewasser abgespült, und der Hügel immer ärmer an Humusboden, während die Feldsteine liegen bleiben, die Felsenplatten hervortreten und der rohe Keuper oder Sand oder überhaupt der rohe Boden unausgesetzt unter die Ackererde in solcher Masse gemischt wird, daß die Äcker auf Hügeln unter die sehr mittelmäßigen oder schlechten gerechnet und hie und da vernachlässigt und der Verwilderung überlassen werden, da sie doch die besten sein könnten.

Den meisten Mängeln und Fehlern der Gärten und Äcker kann der Landwirth durch die Verwandlung der schiefen Fläche an den Seiten der Hügel in ebene Garten- oder Ackerbeete sehr leicht und wohlfeil abhelfen, wenn er einige Jahre hindurch seine Feldbestellung auf eine solche Weise ausführt, daß zugleich immer die horizontale Bildung seiner Ackerfläche bezweckt und bewirkt wird, für welche Absicht er nur die Sättel oder Beete seiner Äcker in einer wagerechten oder einer der horizontalen Linie sich nähernden Richtung an dem Hügel hin, als längre oder schmälere Beete, ziehen lassen muß (während sie gegenwärtig oft nach ihrer Länge von der Höhe zur Tiefe sich ziehen), was bisweilen einen Umtausch mit den Besitzern der Nachbaräcker nöthig machen wird. Man bezeichnet die Linie, welche ein solches wagerechtes Beet am Hügel hin zu nehmen hat, an seiner obern und untern Grenze nach Anleitung und mit Hülfe einer Lothwage mit Furchen und bringt dann in die untre oder tiefre Furche alle Steine, wenn auf dem Beete darüber dergleichen vorhanden sind, mit Hülfe eines mit eisernen Zinken besetzten Rechens; sind keine Steine vorhanden, so hat man eine Arbeit weniger und kann, sowie bei dem von Steinen befreiten Beete pflügen. Dieses Pflügen wird so ausgeführt, daß der Pflüger, wenn er den Pflug ansetzen will, den höhern Theil des Hügels zur linken Seite und den niedrigern zur rechten hat (vorausgesetzt, daß man sich des gemeinen Pfluges bedient), oder er muß mit seinem Pfluge, der die Erde immer auf die rechte Seite des Pflügers wirft, die Erdriemen immer abwärts legen. Deshalb kann der Pflüger nicht, wie jetzt, vor- und rückwärts pflügen, sondern er muß, wenn er seinen Pflug zurückzubringen hat, leer zurückfahren oder seine Schaar nicht eingreifen lassen. Alle nach der Ernte wieder auf der Oberfläche liegende Feldsteine werden jederzeit zu den untersten Furchen mit Hülfe des Rechens gebracht, und endlich wird dadurch an der untersten Grenze ein schmaler Damm gebildet, der das Beet darüber gleichsam emporhält, und der Böschungsdamm heißt; die oberste Furche aber wird alle Jahre mehr ausgetieft und wird eine Furchenrinne oder ein Ringgraben, der alles wilde Wasser vom Regen oder Schnee aufnimmt, und, sobald das Wasser nicht vom Erdreich aufgenommen werden kann, auf den Seiten an seinen zwei Mündungen abführt, damit nicht, wie bisher, am Hügel oft zu geschehen pflegt, die Wintersaat von dem Schnee, der im Frühjahre des Tags an der Sonne schmilzt, und verursacht, daß sodann die Roggen- und Weizenpflänzchen mit Wasser und in der Nacht mit Eis überdeckt werden, zerstört werde, und bei heftigen Regengüssen im Sommer das Erdreich mit dem Fluthwasser weggeführt und die Wurzeln der Gewächse ausgewaschen werden.

Der Erfolg, welchen diese Maßregel auf die Fruchtbarkeit und die Arbeit des Landmanns und seines Zugviehes hat, ist außerordentlich, besonders wenn auch zugleich dafür gesorgt wird, daß durch größere und tiefre Gräben, welche in weitern Entfernungen von einander ebenfalls fast horizontal, d. h. nur soweit geneigt, geführt sind, daß das Wasser langsam abfließen kann, das wilde Wasser, welches aus den Ringgräben der einzelnen Beete abfließt, von Raum zu Raum aufgenommen und verhindert werde, sich zuletzt auf die tiefer liegenden Äcker zu stürzen und dieselben zu zerreißen, oder Bergschutt auf ihnen abzusetzen. Diese tiefen Gräben, oder die Ableitungsgräben der Hügel müssen jedoch nach einer Übereinkunft aller Feldbesitzer, die auf den Hügeln Besitzungen haben, oder von den Gemeinden ausgemittelt und mit gemeinschaftlichem Aufwande hergestellt und unterhalten werden. Die Vortheile, welche diese Gestalt der Hügel den Feldbesitzern gewähren, beschränken sich übrigens nicht auf den Bau der Getreidefrüchte, sondern kommen auch denjenigen zu Statten, welche Weinbau treiben oder Hopfen an Hügeln gewinnen wollen. Selbst die Obstbäume befinden sich besser und bringen in trocknen Sommern ihre Früchte mehr zur vollen Reife und zu größerer Vollkommenheit auf solchen ebenen Hügelflächen, welche man Erdbänke oder Stufen nennen kann, die aber gewöhnlich Terrassen heißen.

Die Hauptsache bei der Herstellung der Erdbänke oder Ebenbeete ist, außer der ebenen Fläche selbst, die den Regen nöthigt, sich in das Erdreich einzuziehen, und dieses Erdreich in den Stand setzt, die Feuchtigkeit vom Regen in sich zu bewahren und nach und nach an die Gewächswurzeln abzugeben, die Herstellung der Ringgräben, welche ebenfalls zur Aufnahme und längern Aufbewahrung des Regenwassers, zugleich aber auch zur Aufsammlung des feinen Erdreichs dienen, welches etwa doch von der Fluth fortgeführt worden sein könnte, und welches leicht aus diesen Ringgräbern auf den Acker gebracht werden kann. Was den Dünger betrifft, so braucht der terrassirte Hügelacker nur die Hälfte des Düngers, welchen der abschüssige nöthig hat. (Vergl. Terrassen und Terrassirung.) (*Fr. Heusinger.*)

HÜGELHEIM, evangel. Pfarrdorf im Breisgau, im großherzogl. badischen Bezirksamte Müllheim, ¼ M. nördlich von der Amtsstadt, und ½ M. östlich vom Rheinstrome, mit 112 Familien, 576 Einw. (nur 18 kathol.), einer Kirche, einer Schule, einem Pfarrhause und vielem Weinbaue, dessen Product dem müllheimer, dem Haupt-

weine des badischen Oberlandes, des sogenannten Markgräflers, gleich gehalten wird. Urkundlich hatte es schon im J. 773 Weinbau. Es gehörte einst zur Herrschaft Usenberg, mit deren einem Theil es 1470 an Baden kam. (*Th. Alfr. Leger.*)

HÜGELPFLUG, auch Wiesenhobel, ein Werkzeug, mit welchem Maulwurfs- und Ameisenhügel und andre Erhöhungen auf Wiesen und Räsen weggeräumt, und diese Flächen eben oder vielmehr glatt gemacht werden. Es besteht in einem Gestell oder einem viereckigen starken Rahmen, zwei Scharen, zwei Sterzhölzern und einer Deichsel, welche auf eine solche Weise unter einander verbunden sind, daß die ganz horizontal gestellten Scharen nicht in den ebenen Boden, sowie er glatt und gleich ist, eingreifen, sondern nur dasjenige, was über diesen glatten Boden hervorragt, ergreifen und rasiren. In dieser Absicht schwebt der Rahmen in der Höhe und wird von den beiden nach Hinten einander sich nähernden und endlich in einem spitzigen Winkel vereinigenden Scharen getragen, wobei zugleich der Pflüger mit seinen Sterzen heben und tragen hilft, was allerdings bei diesem viele Aufmerksamkeit und Übung voraussetzt. Durch den Rahmen gehen vier Schäfte oder Scharenträger, welche die beiden Scharen unter dem Rahmen unverrückt in derselben Richtung und Lage erhalten. Die zwei Scharen sind nach Vorn hin scharf und schneiden alles ab, was sich ihnen entgegenstellt, allein sie lassen das Abgeschnittne auch in der Nähe der Stelle liegen; es muß daher das Erdreich von den Maulwurfshügeln von einem Arbeiter auf der Wiese ausgestreut werden. Die Sterzhölzer sind nach Hinten hin, wie bei andern Pflügen, angebracht, auf dem Rahmen mit Schrauben befestigt und in ihrer Mitte durch eine Strebe mit einander verbunden; gegenüber nach Vorn hin ist ebenfalls auf dem Rahmen die lange Deichsel für zwei Zugthiere aufgeschraubt, und dicht am Rahmen nach Oben hin mit einem Haken versehen, in welchen der Schwengel für die Zugthiere eingehängt wird. Die Deichsel, oder der Pflugbaum, muß über die Zugthiere hinausgehen, damit er mit dem vordersten Ende an dem Geschirre befestigt werden kann, mit dessen Hülfe der Pflug zum Theil regiert wird. (*Fr. Heusinger.*)

HÜGELSHEIM, Pfarrdorf am Rheinstrom, im großherzogl. badischen Oberamte Rastatt, ¼ M. südwestlich davon, auf der Poststraße nach Strasburg, mit 112 Familien, 630 kathol. Einw., einer Kirche, einem Pfarrhause, einer Schule und einer Rheingoldwäscherei. Der Ort gehörte in frühern Zeiten den Herren von Windeck, und kam von diesen nebst dem nachbarlichen Städtchen Stollhofen und Dorfe Söllingen 1309 durch Kauf an das Haus Baden. (*Thms. Alfr. Leger.*)

HÜGELZAHN ist die teutsche Übersetzung des Namens Lophiodon, womit ein Geschlecht fossiler Säugthiere unter den Pachydermen bezeichnet wird. (S. Lophiodon.) (*H. G. Bronn.*)

Hugenius, s. Huygens.

HUGENMATTER (Johann Heinrich), eins der vielen Schlachtopfer römischer Intoleranz. Er stammte aus einem angesehenen katholischen Geschlechte zu Rapperschweil am Zürichsee, geb. 1592 oder 1593, wurde zum geistlichen Stande bestimmt und besuchte zuerst einige Schulen in der Schweiz; seine weitre Ausbildung erhielt er zu Freiburg im Breisgau, Dillingen, Mailand und Bologna. Sein religiöser Eifer führte ihn in den Capucinerorden, in welchem er den Namen Alphonsus erhielt. Er beschäftigte sich besonders mit Buß- und Controverspredigten, die um so mehr Beifall und Zulauf erhielten, da er von der gewöhnlichen Art der Capucinerpredigten abwich, und die heil. Schrift selbst zum Grunde legte. So predigte er 1621 und 1622 in den durch die Österreicher besetzten bündtnerischen Dörfern im Engadin und Prätigau, wo damals die reformirte Religion ganz unterdrückt werden sollte, in den folgenden Jahren in Schwaben, besonders zu Constanz und Rheinfelden, überall mit dem größten Beifalle. Nachher hielt er sich zu Luzern auf, wo Alles nur seinen Predigten zulief. Um den Kampf gegen die Protestanten mit desto mehr Gründlichkeit und Überzeugungskraft zu führen, studirte er aber neben der heil. Schrift auch Controversschriften der Protestanten, ein Unternehmen, das für einen Capuciner, der aufrichtig und, wie der Erfolg zeigte, mit Unbefangenheit die Wahrheit suchte, einen ganz unerwarteten Ausgang nehmen mußte. Allmälig änderten sich seine Ansichten, und bald hatten dies seine eifersüchtigen Nebenbuhler ausgespäht. Er wurde als heimlicher Protestant bei dem päbstlichen Nuntius angeklagt und endlich in harte Gefangenschaft gelegt. Es gelang ihm aber, nach Zürich zu entfliehen. Damals war er 36 Jahre alt; durch Gespräche mit den dortigen Theologen wurde er in dem Entschlusse bestärkt, zur reformirten Kirche überzutreten. Er wurde dann nach Genf gesandt und führte seinen Entschluß nach einigen Monaten öffentlich aus. Hierauf machte er die Gründe bekannt in **Epistola de causis religionis Tridentinae desertae, ecclesiarum vero in Helvetia reformatarum receptae a** *F. Alphonso Ruperti-Villano* **ad suos rescripta (Colon. Allobrogorum 1629.** Teutsch: Kurze Epistel: Aus was Ursachen die Römische Tridentinische Glaubensbekantnuß möge verlassen und hergegen die Eidgenössische Reformirte angenommen werden. Zürich 1633.). Von Genf ging er nach Bern und wollte von da nach Zürich zurückkehren, wurde aber zu Olten im Canton Solothurn von einem Priester, seinem vermeintlichen Freunde, verrathen, hierauf gefesselt dem Bischofe von Basel zugeführt, und dann aus einem Capucinerkloster ins andre geschleppt. Da aber weder Martern, noch die Überredungskünste der Jesuiten zu Luzern ihn zum Abfalle von der reform. Confession bringen konnten, wurde er endlich nach Rom abgeführt, wo er in den Mörderhöhlen der Inquisition verschwand. (*Escher.*)

HUGENOTTEN oder **HUGONOTTEN**. Die in Teutschland durch Luther veranlaßte Kirchen-Reformation fand bald nach ihrem Entstehen großen Beifall in Frankreich, und wurde von der Königin Margaretha von Navarra, der Schwester Franz I., eifrig unterstützt. Schon um oder bald nach 1522 verbreitete Melchior Wolmar, ein Schweizer, der in Bourges die griechische Sprache lehrte, die Grundsätze Luthers, und bald darauf stifteten Gerhard Roussel und

Jakob le Fevre zu Nerac, unter dem Schutze der Königin Margaretha, heimlich Lutherische Kirchengemeinden. Zu ihnen wandte sich der nachmals so berühmt geworbne Reformator Johann Calvin, ein Schüler Wolmars, der bereits in Poitiers eine ähnliche Religionsgesellschaft gestiftet, und drei seiner Anhänger ausgesandt hatte, seine Lehre, die in einigen Punkten von der Lutherischen abwich, in andern Gegenden Frankreichs zu verbreiten [1]). Das gelang über Erwarten. Die Anhänger Calvins vermehrten sich zusehends, und die Bekenner der Lutherischen Grundsätze vereinigten sich mit ihnen. Sobald die Calvinisten durch ihre Zahl anfingen, Aufsehen zu erregen, wurden sie auch verfolgt, theils von der Geistlichkeit, theils von den Obrigkeiten auf Befehl des Königs, der, weil er in seinen Kriegen mit Kaiser Karl V. den Beistand des römischen Hofes bedurfte, demselben sich gern durch Verfolgungen der Ketzer gefällig zeigte. Um diesen Anfeindungen zu entgehen, verheimlichten viele Calvinisten ihr Religionsbekenntniß und hielten ihre Andachtsübungen bei Nacht an abgelegnen Orten. In Tours, dem Mittelpunkte der Reformation, versammelten sich ihre Anhänger auf einem Felde, von welchem die Sage ging, daß sich das Gespenst des Königs Hugo Capet bei Nacht dort sehen lasse. Davon sollen sie den Namen Huguenots erhalten haben, der bald als ein Spottname auf die ganze Religionspartei überging [2]). Obgleich diese Erklärung des Entstehens der Benennung der historischen Beweise ermangelt, so ist sie doch wenigstens wahrscheinlicher, als manche andre, wie unter andern die von der Verwandlung der teutschen Benennung Eidgenossen in Egenots und davon Huguenots oder von einer verrufnen Scheidemünze aus Hugo's Zeit, noch abgeschmackterer nicht zu gedenken.

Franz I. ließ, durch die Geistlichkeit aufgereizt, scharfe Verbote gegen die Bekenner und Verbreiter der verbesserten Lehre ergehen, besonders nachdem im J. 1532 Calvin in Paris öffentlich aufgetreten war und von ihm und seinen Anhängern viele gegen die römische Kirche gerichtete Schriften verbreitet worden waren. Die protestantischen Bücher wurden weggenommen und verbrannt, der Calvinistische Gottesdienst bei schweren Geldstrafen, Verbannung, endlich sogar bei Todesstrafe untersagt, und als die Verbote wirkungslos blieben, auch wirklich an Mehren vollzogen. Zu diesem Religionseifer ließ Franz I. sich besonders von dem Cardinal Tournon entflammen, dessen Haß gegen die Reformirten unauslöschlich war [3]). Obgleich König Franz alle Ursachen hatte, seine Calvinistischen Unterthanen zu schonen, da er mit den teutschen Protestanten gegen Karl V. in Verbindung zu treten wünschte, so beschränkte er seine blutigen Verfolgungen deshalb keineswegs, vielmehr wurde er mit zunehmendem Alter immer grausamer, und ließ noch ein Jahr

1) über den Ursprung und die Verbreitung der Calvinistischen Glaubenslehren in Frankreich s. *Theod. Beza*, Hist. des Eglises reformées en France (Anvers 1580). III Vol. 2) *J. A. Thuanus*, Hist. sui temp. L. XXIV. p. 494. 3) *Mezeray*, Abrégé chron. de l'hist. de France. T. IV. p. 636 s.

vor seinem Tode, 1546, zu Meaux 14, zu Paris eine noch größere Anzahl, und auch in andern Gegenden des Reichs mehre Hugenotten verbrennen. Unter Heinrich II. ließen die Bedrängnisse dieser Religionspartei anfangs einigermaßen nach, denn der fanatische Cardinal Tournon wurde vom Hof entfernt; auch mußte der König seines Bündnisses mit den Protestanten in Teutschland wegen deren Glaubensgenossen in Frankreich schonen, deren Zahl, aller Bedrückungen ungeachtet, sich ansehnlich vermehrt hatte. Bald aber gewann die Partei der Guisen bei Hofe die Oberhand, und diese betrieb die Verfolgungen der Hugenotten mit verdoppeltem Eifer. Um freiere Hand dabei zu haben, zogen die Guisen den Eigennutz der königlichen Maitresse, Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, ins Spiel, der viele Güter vertriebener oder hingerichteter Hugenotten zu Theil wurden, und die deshalb den König überredete, daß die neue Religionspartei seinem Ansehen gefährlich wäre. Sie bewirkten im J. 1555 ein Edict, durch welches den Ketzern die Strafe des Scheiterhaufens zuerkannt wurde. Die Hinrichtungen, Verbannungen und Vermögenseinziehungen nahmen nun überhand und die Guisen wütheten mit unerhörtem Blutdurste gegen die Hugenotten, deren Zahl sich dennoch täglich mehrte, da an vielen Orten ihrer Menge wegen, oder auch, weil mächtige Große sie in Schutz nahmen, die grausamen Gesetze gegen sie nicht vollzogen werden konnten. Um die Ausrottung der Protestanten desto gewisser zu bewirken, veranlaßten die Guisen und die Valentinois den Parlamentspräsidenden Egidius le Maitre anzuzeigen, daß die Hugenotten im Parlamente Beschützer hätten, und um deren Bestrafung zu bitten. Um sich davon zu überzeugen, sollte der König unvermuthet selbst ins Parlament kommen, wenn eben die Mercurialien [4]) gehalten würden. Das geschah, und da die Parlamentsräthe Annas de Bourg und Ludwig du Four die harten Maßregeln gegen die Protestanten tadelten, so wurden sie nach der Bastille gebracht; der erstre auch, jedoch erst unter der folgenden Regierung, hingerichtet. Heinrich II. verfolgte in der letzten Zeit die Hugenotten um so eifriger, als er sich in einem geheimen Artikel des Friedensschlusses von Chateau Cambresis zur Ausrottung der Ketzer in seinem Reiche verpflichtet hatte. Sobald 1559 Franz II. in seinem 16. Jahre den Thron bestiegen hatte, rissen die Guisen, begünstigt von der Witwe Heinrichs II., Katharina von Medici die Zügel der Herrschaft an sich, und theils aus Fanatismus, theils um ihre Gegner, die Bourbons, die sich zur Calvinistischen Lehre bekannten, zu schwächen, verfolgten sie die Hugenotten mit der unmenschlichsten Grausamkeit. Auf ihren Betrieb wurde jedem Parlament eine eigne Behörde beigeordnet, die alle Ketzer richten und zur Strafe ziehen mußte. Diese Gerichte wurden die brennenden Kammern genannt, weil sie jeden des Calvinis-

4) Die Mercurialien waren Parlamentssitzungen, die alle drei Monate an einer Mittwoche, — daher der Name, von Dies Mercurii — gehalten, und worin die Sitten und die Amtsführung der Parlamentsglieder untersucht wurden.

mus überführten verbrennen ließen. Viele Hugenotten flohen, um ihr Leben zu retten, doch wurde ihre zurückgelassene Habe sogleich in Beschlag genommen und verkauft. Eine Menge Kinder, die ihren Ältern auf der Flucht nicht hatten folgen können, irrten hungernd und bettelnd in den Straßen umher, und ihr Anblick erregte den Haß gegen ihre hartherzigen Verfolger.

Diese Gewaltthätigkeiten erweckten endlich bei den Hugenotten den Gedanken, ihren Gegnern Widerstand zu leisten, doch waren sie so gewissenhaft, zuvor das Gutachten auswärtiger Juristen und Theologen darüber zu erfodern. Die protestantischen Theologen in Teutschland äußerten sich dahin, daß es allerdings erlaubt sei, sich der unrechtmäßigen Herrschaft der Guisen zu entledigen, wenn es unter Leitung eines Prinzen von Geblüt und mit Beistimmung des größten Theils der Stände geschehe[5]). Nun wählten sie den Prinzen Ludwig von Condé zu ihrem Haupte. Doch wurde sein Name noch vorläufig und bis eine völlige Verschwörung sich geordnet hatte, geheim gehalten und zu seinem Stellvertreter wurde Johann du Barri, Herr de la Renaudie aus Perigord, ernannt. Dieser durchreisete unter fremdem Namen alle Provinzen, erforschte die Stimmung der Gemüther seiner Glaubensgenossen, und bewog sie, Abgeordnete nach Nantes zu senden. Daselbst wurde am 1. Febr. 1560 beschlossen, eine Bittschrift dem Könige zu überreichen, daß er den Hugenotten freie Religionsübung verstatten und die Guisen entlassen möchte. Im Falle der Verweigerung sollte eine bewaffnete Schar die Guisen festnehmen, und den König nöthigen, den Prinzen von Condé zum Generalstatthalter des Königreichs zu erklären. Dieser Anschlag wurde durch Renaudie's Freund, den Advokaten Peter Avenelles, verrathen, darauf begab sich der Hof sogleich von Blois nach dem festen Schlosse zu Amboise, und der Herzog von Guise wurde zum Generalstatthalter des Reichs ernannt. Die Königin Mutter lockte nun den Admiral Coligny und seinen Bruder Andelot, die beide großes Ansehen bei den Hugenotten besaßen, an den Hof, in der Absicht, sie zu verhaften; da sie aber in die Verschwörung nicht verwickelt waren, wurden sie freigelassen, und Coligny bewirkte gemeinschaftlich mit dem Kanzler Olivier ein Edict, nach welchem mit dem Verfahren wider die Hugenotten bis zu einem künftigen Concilium innegehalten, und nur die Verschwörer und Aufrührer bestraft werden sollten. Der Herzog von Guise foderte unterdessen den Adel und die Statthalter der Provinzen auf, sich zu rüsten, und jeden, den sie bewaffnet auf dem Wege nach Amboise antreffen würden, zu verhaften. Renaudie ließ sich dadurch nicht abschrecken, gegen Amboise vorzurücken; er wurde aber von den königlichen Truppen in mehren Gefechten geschlagen und endlich nach hartnäckiger Gegenwehr getödtet. Der größte Theil seiner Schar blieb im Kampfe, der Rest wurde gefangen genommen. Der Kanzler Olivier rieth, die Gemüther durch gelinde Maßregeln zu beruhigen, die Guisen dagegen drangen auf die Hinrichtung der Gefangnen, und da noch einer der Verschwornen, la Motte, den Versuch machte, Amboise zu überfallen, so wurden auf ihren Vorschlag die Gefangnen, mit Ausnahme einiger wenigen, 1200 an der Zahl, theils gehängt, theils enthauptet, theils ersäuft.

Die Königin Mutter nebst den drei jüngern Prinzen und den Hofdamen wohnten den Hinrichtungen bei; der Prinz von Condé wurde auch verhaftet, doch da ihm nicht bewiesen werden konnte, daß er an der Verschwörung Theil genommen, so wurde er wieder auf freien Fuß gestellt. Der Kanzler Olivier starb aus Gram über das harte Verfahren gegen die Hugenotten. Sein Nachfolger, Michael de l'Hopital, bewog den König im Mai 1560, das Edict zu Romorantin zu erlassen, durch welches den Bischöfen die Untersuchungen wegen Ketzerei überwiesen, und den Parlamenten alles gerichtliche Verfahren in Religionssachen verboten wurde. Dadurch vereitelte er die Absicht der Guisen, die Inquisition einzuführen[6]). Auf einer Versammlung der Notablen zu Fontainebleau, am 21. August 1560 überreichte der Admiral Coligny dem Könige Bittschriften, worin die Protestanten um freie Religionsübung baten. Zu ihren Gunsten sprachen auch der Bischof von Valence und der Erzbischof von Vienne, doch der Herzog von Guise und sein Bruder, der Cardinal von Lothringen, hintertrieben alle Beschlüsse, die zum Besten der Protestanten gefaßt werden sollten. Die Religionsstreitigkeiten sollten auf einer Ständeversammlung zu Orleans ausgeglichen werden. Ehe diese noch eröffnet war, wurde der Prinz von Condé verhaftet, und sein Bruder, König Anton von Navarra, unter strenge Aufsicht gestellt. Die Guisen wollten sich der Bourbons entledigen, deßhalb ließen sie dem Prinzen von Condé den Proceß wegen Verschwörung machen und ihn zum Tode verurtheilen; den König von Navarra wollten sie in den Zimmern des Königs Franz ermorden lassen; dieser gab aber seine Einwilligung nicht dazu[7]), und auch das Todesurtheil des Prinzen von Condé wurde nicht vollzogen. Franz II. starb am 5. Dec. 1560, und die Königin Mutter schonte, auf den Rath des Kanzlers de l'Hopital, die Bourbons, um in ihnen einen Rückhalt gegen die Guisen zu haben, deren Macht ihr lästig wurde. Da Karl IX., Bruder und Nachfolger Franz II., erst zehn Jahre alt war, so übernahm die Königin Mutter, Katharina von Medici, die Regierungsverwaltung; doch ließ sie zum Scheine dem König Anton von Navarra den Titel eines Generalstatthalters des Reichs. Die Guisen waren nun von der Regierung verdrängt; um sich ihrer wieder zu bemächtigen, schloß der Herzog von Guise eine Verbindung mit dem Connetable Montmorency und mit dem Marschall St. Andrée, die den Namen des Triumvirats erhielt[8]). Dieser Bund beunruhigte die Königin, daher näherte sie sich den Hugenotten, und erließ im Juli 1561 ein Edict zu Fontainebleau, worin den Protestanten größere Freiheiten zugestanden wurden, auch

5) *Mably*, Observations etc. T. VI. L. VII. ch. 4. p. 136 sq.

6) *Davila*, Istor. delle guerre civile in Francia (Venezia 1660). L. II. p. 36 sq. 7) *Thuanus* L. XXVI. p. 522. 8) *Mezeray* T. V. p. 40.

der Spottname Hugenotten verboten ward. Gegen dieses Edict machten das Parlament zu Paris und der Cardinal von Lothringen dringende Vorstellungen. Daher kam es nicht ganz zur Vollziehung, doch fanden durch das sogenannte Juli-Edict zu St. Germain en Laye viele Milderungen statt. Die Todesstrafen wurden völlig abgeschafft. Zur Beendigung aller Religionsstreitigkeiten wurde ein Religionsgespräch zu Poissy angeordnet, und am 3. Sept. 1561 eröffnet. Es waren dabei sechs Cardinäle und 40 Bischöfe von katholischer und von protestantischer Seite, die angesehensten Gottesgelehrten, anwesend. Auch der König, die Königin Mutter und der ganze Hof waren zugegen. Der Cardinal von Lothringen und Theodor Beza waren die Hauptstreiter. Das Gespräch währte bis zum November, und jede Partei behauptete den Sieg errungen zu haben. Statt die Spaltung zu beendigen, war sie vielmehr vergrößert worden[9]). Die Hugenotten waren aber dadurch kühner geworden; sie hielten nicht nur, dem Edicte vom Juni zuwider, öffentliche gottesdienstliche Versammlungen, sondern bemächtigten sich auch an mehren Orten der Kirchen und vertrieben die katholischen Priester. Da ihre Macht zusehends wuchs, so sah sich der Hof genöthigt, sie mit großer Schonung zu behandeln. Um sie zu schwächen, bewogen die Guisen den wankelmüthigen König Anton zur katholischen Kirche überzugehen und dem Triumvirate beizutreten[10]); dadurch fand sich die Königin Mutter auf den Rath des Kanzlers l'Hopital bewogen, den Hugenotten durch das Edict vom 17. Jan. 1562 noch größere Freiheiten einzuräumen. Zwar wurde ihnen die Rückgabe der den Katholiken entrissenen Kirchen anbefohlen, dagegen ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte außerhalb der Städte erlaubt; nur sollten die königlichen Beamten dabei freien Zutritt haben. Das pariser Parlament wurde nach mehrfachen Weigerungen gezwungen, das Edict einzuregistriren. Die Katholiken waren über diese Begünstigungen höchst erbittert, und es kam zwischen beiden Religionsparteien zu blutigen Kämpfen, bis endlich das Blutbad zu Vassy den ersten Religionskrieg eröffnete. Der Herzog von Guise reiste am 1. März 1562 durch Vassy in der Champagne, als eben die dortigen Protestanten in einer Scheune außerhalb der Stadt Gottesdienst hielten. Sein Gefolge beleidigte die Protestanten mit Schimpfwörtern, und drang, als dies erwiedert wurde, bewaffnet in die Scheune ein. Der Herzog wollte die Ruhe herstellen, wurde aber durch einen Steinwurf verwundet, und nun begann eine Metzelei, bei welcher 60 Hugenotten das Leben verloren und über 200 verwundet wurden.

Die Hugenotten erklärten diesen Angriff für eine Verletzung des Edicts vom Januar; der Prinz von Condé trat nun öffentlich, als ihr Haupt, auf, und griff zu den Waffen. Der Herzog von Guise bemächtigte sich des Königs und der Königin Mutter, führte sie von Fontainebleau nach Paris, und erklärte die Protestanten für Aufrührer. Dagegen bemächtigte sich der Prinz von Condé der Stadt Orleans, deren Einwohner größtentheils Protestanten waren, und machte sie zu seinem Waffenplatz. Er foderte alle Protestanten auf, die Waffen zu ergreifen, um den König und die Königin Mutter aus den Händen der Guisen zu befreien, und die königlichen Edicte aufrecht zu erhalten. Dann wandte er sich an die protestantischen Fürsten nach Teutschland um Beistand, und schloß mit allen Häuptern der Hugenotten eine Verbindung, die so lange währen sollte, bis der König die Regierung selbst übernehmen würde. Ein Gerücht, daß die Guisen mit dem Papst und dem Könige von Spanien einen Bund zur Ausrottung aller Calvinisten geschlossen haben sollten, machte alle Hugenotten bereitwillig, die Waffen zu ergreifen, und in Kurzem hatten sie sich der Städte le Mans, Angers, Bourges, Blois, Tours, Poitiers, Lyon, Rochelle, Angoulême, Rouen, Dieppe, Havre de grace u. a. bemächtigt. Darauf schloß Condé mit der Königin Elisabeth von England einen Vertrag, nach welchem sie ihn mit 6000 Mann und 140,000 Goldthalern unterstützen, dagegen Havre de grace pfandweise eingeräumt erhalten sollte[11]). Das Triumvirat zog auch seine Macht schnell zusammen, und eroberte die Städte Poitiers, Blois und Tours, darauf Bourges. Rouen wurde von dem Grafen Montgomery tapfer vertheidigt, endlich aber doch nach großem Blutvergießen am 11. Sept. 1562 erobert, wobei der König von Navarra tödtlich verwundet wurde.

Nachdem die Königin Mutter vergebens einen Vergleich zu vermitteln versucht hatte, kam es am 19. Dec. bei Dreux zwischen beiden Heeren zur Schlacht. Das hugenottische Heer bestand aus 8000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferde, das katholische aus 16,000 zu Fuß und 2000 Reitern. Der Kampf war heftig; 8000 Mann blieben von beiden Theilen auf dem Platz, und die Katholischen behaupteten das Schlachtfeld; sie hatten aber bei Weitem mehr Menschen verloren, auch wurde der Marschall von St. Andrée erschossen, und der Connetable Montmorency gefangen. Dagegen gerieth der Prinz von Condé in die Gefangenschaft der Katholiken. Der Herzog von Guise hatte nun die Aussicht, die Hugenotten ganz zu überwältigen; als er aber Orleans belagerte, wurde er am 18. Febr. 1563 von einem hugenottischen Adeligen, Poltrot, hinterrücks erschossen. Die Königin Mutter, die durch seinen Tod die volle Gewalt wieder erhielt, eilte nun, mit den Hugenotten Frieden zu schließen, der auch am 19. März zu Amboise zu Stande kam. Dem hugenottischen Adel war da, wo ihm auf seinen Gütern die hohe Gerichtsbarkeit zustand, der öffentliche Gottesdienst, wo er nur niedere Gerichtsbarkeit hatte, die Andachtsübung in Bethäusern gestattet. In jedem Kreise wurde den Hugenotten eine Stadt zum öffentlichen Gottesdienst angewiesen, und in allen Städten, in denen sie bis zum 7. März freie Religionsübung gehabt hatten, ward sie ihnen auch fernerhin bewilligt; nur Paris und die Umgegend blieb davon ausgeschlossen.

9) *Davila* L. III. p. 68 sq. 10) *Daniel*, Hist. de France. T. IX. p. 318.

11) *Thuanus* L. XXXIII. p. 665.

ich erhielten alle Hugenotten eine vollständige Amne-
). Der Prinz von Condé half nun selbst den Eng-
rn das ihnen eingeräumte Havre de Grace wie-
entreißen [13]). Der Friede von Amboise war nicht
Dauer; denn die damit unzufriednen Katholiken
n keine einzige Bedingung desselben, und besonders
stigte das pariser Parlament die Bedrückungen und
ndungen der Hugenotten, die, im Gefühle ihrer
, Gewalt mit Gewalt vertrieben, und von der Kö-
Mutter verlangten, daß sie den Prinzen von Condé
Generalstatthalter des Reichs ernennen möchte. Ka-
na, die sich der Hugenotten nur zur Niederhaltung
Guisen bedient hatte, ihrer Lehre aber abgeneigt war,
te, als sie nunmehr wieder im Besitze der Gewalt war,
hrer entledigen zu können. Zu dem Zwecke veran-
sie im Juni 1564 eine Zusammenkunft mit ih-
Tochter, der Königin Elisabeth von Spanien zu
onne, bei welcher sie mit dem Herzoge von Alba,
von spanischer Seite verhandelte, die Ausrottung
Hugenotten verabredete, wobei ihr Spaniens Beistand
ichert wurde. Durch diesen Vertrag ermuthigt, er-
der König, auf Betrieb seiner Mutter, am 4. Aug.
das Edict von Roussillon, wodurch die im Frie-
zu Amboise den Hugenotten zugestandnen Freiheiten
: Beschränkungen erlitten. Die Verhandlungen in
onne waren den Hugenotten durch das Edict von
sillon verrathen worden, sie eilten daher, der ihnen
nden Gefahr zu begegnen, zu welchem Zwecke der
z von Condé und der Admiral Coligny ihre Ver-
ingen mit England und den teutschen Protestanten
erten. Diese Maßregeln vereitelten den Plan der
gin, die Häupter der Hugenotten auf einer Ver-
lung der Notablen zu Moulins aus dem Wege zu
en, und sie hoffte nun mit dem Beistande Alba's,
aus Italien durch Franche Comté und Lothringen
Heer nach den Niederlanden führte, ihren Zweck zu
hen. Um ihre Absicht nicht zu verrathen, mußte
rina der Vorstellung des Prinzen Condé nachgeben
zur Sicherung der Reichsgrenzen 6000 Schweizer
old nehmen, und auch Truppen werben; als diese
enmacht aber statt an die niederländische Grenze in
Innere des Reichs verlegt wurde, da ward es offen-
wem es gelten sollte. Ein Anschlag, den Prinzen
é für immer einzukerkern, den Admiral Coligny
zu ermorden, brachte beide zu dem Entschlusse, sich
Person des Königs, der zu Monceaux Hof hielt,
mächtigen. Das sollte am 29. Sept. 1562 gesche-
doch der gewarnte König floh mit seiner Mutter
Meaux und begab sich von da unter einer Bede-
von 6000 Schweizern nach Paris. Der Prinz
Condé hielt diese Stadt sechs Wochen lang einge-
sen, während welcher Zeit dir Königin Mutter durch
Kanzler l'Hopital mit ihm unterhandelte, doch ohne
eine Ausgleichung zu Stande kam. Darauf kam
wischen dem Connetable von Montmorency und dem
Prinzen von Condé bei St. Denis am 10. Nov. zur
Schlacht. Des Erstern Heer zählte 19,000, das Con-
dé'sche nur 2700 Mann, dennoch that dieses den ersten
Angriff. Die Hugenotten fochten mit bewundernswürdi-
ger Tapferkeit gegen den siebenmal stärkern Feind, der
zwar endlich das Schlachtfeld behielt, doch seinen Feld-
herrn durch eine tödtliche Wunde verlor. Unangefochten
zog Condé mit seiner tapfern Schar durch die Champagne
nach Lothringen, dem teutschen Hülfsheere von 10,000
Mann, welches ihm Pfalzgraf Johann Kasimir zuführte,
entgegen, dann, mit demselben vereinigt, nach Orleans,
und belagerte darauf, nachdem er sich noch durch einen
Heerhaufen aus der Guienne verstärkt hatte, Chartres.
Er würde nun die Katholischen leicht haben überwäl-
tigen können, wenn nicht viele seiner Krieger aus Man-
gel an Sold entlaufen und die Adeligen seiner Partei,
deren Güter von den Königlichen verwüstet wurden, des
Krieges müde geworden wären. Da dennoch die Königin
Mutter den Fall von Chartres und die Einnahme von
Paris fürchtete, so schloß sie den 27. März 1568 den
Frieden zu Longjumeau, nach welchem das Edict von
Amboise bestätigt, und den Hugenotten eine allgemeine
Amnestie bewilligt wurde. Dieser Friede, auch der kleine
Friede genannt, weil er den Waffenkampf nur auf sechs
Monate unterbrach, kam eigentlich gar nicht zur Vollzie-
hung; denn die Hugenotten wurden fortwährend ange-
feindet, und binnen drei Monaten über 2000 der Ihrigen
theils öffentlich hingerichtet, theils durch Meuchelmord
umgebracht [14]). Die Königin Mutter, die sich nun den
Hugenotten gewachsen glaubte, ließ ihrem Hasse gegen
sie freien Zügel, weshalb auch der edle Kanzler l'Hopi-
tal sein Amt niederlegte.

Sie wollte im September den Prinzen von Condé
und den Admiral Coligny zu Noyers aufheben lassen,
beide entkamen nur mit großer Mühe nach Rochelle, und
nun begann der dritte Religionskrieg. Rochelle wurde
zum Hauptquartiere gemacht, und dahin brachte die Kö-
nigin Johanna von Navarra ihren 15jährigen Sohn Hein-
rich, nachmaligen König Heinrich IV. Die Königin
von England sandte 100,000 Goldthaler und einen ansehn-
lichen Zug Geschütz; auch von Teutschland kam Hülfe.
Die königliche Partei rüstete sich nicht weniger thätig, und
die Feindseligkeiten nahmen ihren Fortgang. Am 13.
März kam es bei Jarnac in Angoulême zur Schlacht,
in der die Königlichen unter des Herzogs von Anjou und
des Marschalls von Tavennes Befehl, Sieger blieben.
Der Prinz von Condé, durch den Schlag eines Pferdes
schwer verletzt, wurde gefangen, und als er auf der Erde
saß, von Montesquieu, einem Officiere des Herzogs von
Anjou, meuchlings ermordet. Mit ihm verloren die Hu-
genotten ihre festeste Stütze und ihre Lage wurde verzweif-
lungsvoll. Der Admiral Coligny und sein Bruder An-
delot flohen nach Cognac. Dahin kam auch Johanna
von Navarra, richtete durch eine feurige Rede den ge-
sunknen Muth der Hugenotten wieder auf, und stellte
ihnen ihren Sohn Heinrich den Bearner als Haupt ih-

12) *Thuanus* L. XXXIV. p. 694. 13) *Rapin de Thoy-*
. VI. p. 207.

14) *Mezeray* T. V. p. 110. *Thuanus* L. XLIV. p. 895.

rer Partei vor, dem auch bereitwillig der Treueid geleistet wurde. Der Tod Andelots war ein zweiter harter Verlust für die Hugenotten, deren Angelegenheiten nunmehr der Admiral Coligny allein leitete. Der Herzog Wolfgang von Zweibrücken führte ihm ein Hülfsheer von 11,000 Mann aus Teutschland zu, starb aber unterwegs, worauf Graf Volrad von Mansfeld den Heeresbefehl übernahm, und sich am 15. Jun. 1569 mit den Hugenotten vereinigte. Coligny verlor sechs Wochen mit der fruchtlosen Belagerung von Poitiers und wurde dann am 3. Oct. in der Schlacht bei Moncontour aufs Haupt geschlagen. Die Königlichen benutzten diesen Sieg nicht, sondern hielten, von dem bei dem Heer anwesenden Könige Karl IX. dazu genöthigt, sich bei der Belagerung von St. Jean d'Angeli auf, dessen Eroberung ihnen 6000 Mann kostete. Coligny hatte sich unterdessen von der Königin von England, den teutschen protestantischen Fürsten und den protestantischen Schweizercantons Beistand ausgewirkt, und eine so ansehnliche Streitmacht zusammengebracht, daß er noch vor Ende des Jahres Nismes erobern und das belagerte Rochelle entsetzen konnte. Bald darauf gewann La Noue ein glänzendes Treffen bei Luçon gegen die Königlichen, und der Graf von Montgomery brachte durch Brandschatzungen von den Gütern der Katholischen bei Toulouse soviel Geld zusammen, daß davon die teutschen Soldtruppen bezahlt werden konnten. Da Coligny an Hülfsquellen unerschöpflich und daher unbesiegbar schien, so entschlossen sich Katharina und König Karl IX. den Waffenkampf gegen die Hugenotten aufzugeben, und durch List sie zu verderben. Der Friede wurde unterhandelt, und am 8. Aug. 1570 zu St. Germain en Laye geschlossen.

Es wurde den Hugenotten allgemeine Amnestie und völlige Gewissensfreiheit bewilligt. Nur in Paris und da, wo sich der Hof aufhielt, blieben ihre gottesdienstlichen Versammlungen untersagt. Sie erhielten zu ihrer Sicherheit die vier festen Plätze: Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac auf zwei Jahre eingeräumt, und wurden für fähig erklärt, alle Ämter und Würden zu bekleiden; alle gegen sie erlassene Urtheile und Verfügungen wurden widerrufen und aufgehoben. Die größten den Hugenotten in diesem Frieden eingeräumten Vortheile ließen bezweifeln, daß es von Seiten des Königs und seiner Mutter aufrichtig damit gemeint sei, deshalb bewiesen Coligny und die übrigen Häupter seiner Partei eine große Vorsicht, und wollten nicht an den Hof kommen, bis die Guisen davon entfernt wären und l'Hospital wieder das Kanzleramt bekleiden würde. Der König gab darüber befriedigende Zusicherungen, bot dem Prinzen Heinrich von Bearn seine Schwester Margarethe zur Gemahlin an, und unterhandelte sogar mit der Königin von England wegen eines Bündnisses gegen Spanien, zum Schutze der niederländischen Protestanten [15]). Dadurch sicher gemacht erschien Coligny bei Hof und wurde mit Gnadenbezeugungen überhäuft; besonders aber ward er durch den ihm verheißenen Oberbefehl des Heeres im niederländischen Kriege geködert. Die Königin Johanna von Navarra, diese muthvolle Vertheidigerin des Protestantismus, kam, begleitet von ihrem Sohne, Heinrich von Bearn, und dem jungen Prinzen von Condé, dem Sohne des zu Jarnac ermordeten, im April 1572 an den Hof nach Blois, um den Heirathsvertrag ihres Sohnes mit Margarethe von Valois, der Schwester des Königs, abzuschließen. Von da ging sie zur Veranstaltung der Vermählungsfeierlichkeiten nach Paris, wo sie am 8. Juni, wahrscheinlich vergiftet [16]), starb. Coligny, vergeblich gewarnt, ging auch dahin, und ihm folgten viele der vornehmsten Hugenotten, die alle mit ausgezeichneten Ehren empfangen wurden. Heinrichs, des nunmehrigen Königs von Navarra, Vermählung erfolgte am 18. Aug., und während der 14tägigen Feierlichkeiten gedieh der schauderhafte Mordplan gegen die Hugenotten, der ein unauslöschlicher Schandfleck in Frankreichs Geschichte ist, zur Reife. Getäuscht durch die Freundschaftsbezeugungen der Höflinge verabsäumten die Hugenotten alle Vorsichtsmaßregeln, und glaubten noch selbst da an keine Gefahr, als am 22. Aug. Coligny durch einen Schuß des Meuchelmörders Morevel verwundet wurde. Der König wußte durch scheinbare Besorgniß für Coligny's Sicherheit und durch Betheuerungen, daß er den Mordversuch hart bestrafen werde, den Verdacht der Hugenotten so einzuschläfern, daß sie die ihnen drohende Gefahr nicht ahneten.

Am 23. Aug. wurde der letzte Blutrath gehalten, die Theilnehmer waren der König und seine Mutter, die Herzoge von Anjou und Nevers, der Graf von Angoulême, des Königs natürlicher Bruder, der Marschall Tavannes, der Großsiegelbewahrer Birague und der Graf von Retz; endlich auch der Herzog von Guise, dessen Tod anfänglich selbst beabsichtigt worden war. Die Ermordung aller Hugenotten, mit Ausnahme des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé, ward beschlossen, und schon die nächste Mitternachtsstunde, die Nacht vor dem St. Bartholomäustage, zur Ausführung dieser Greulthat bestimmt.

Der Herzog von Guise, der die Leitung der Metzelei übernommen hatte, drang mit dem Herzoge von Aumale, von Bewaffneten begleitet, in Coligny's Wohnung und ließ diesen tödten. Dann wurde mit der Sturmglocke das Zeichen zum Morden gegeben. In dieser Nacht und den sieben darauf folgenden Tagen verloren über 5000 Hugenotten, worunter 600 Adelige, in Paris das Leben, doch rettete sich eine noch größere Zahl. In den Provinzen veranstalteten die Statthalter auf königlichen Befehl gleiche Metzeleien, doch einige von ihnen, als: die Grafen von Tendes und von Charne; die Herren von St. Heran, le Veneur, de Gordes, de Mandelot, d'Ortes u. A. verweigerten den Gehorsam. Am schrecklichsten wütheten die Katholiken in Meaux, Orleans, Troyes, Nevers, Lyon, Toulouse, Bordeaux und Rouen. Das Morden währte an zwei Monate und

15) *Rapin de Thoyras* T. VI. p. 318 sq.

16) *Ch. J. F. Henault*, Nouv. Abrégé chronol. de l'hist. de France. T. I. p. 510.

mehr als 30,000 Hugenotten verloren das Leben. Der König wollte anfangs die Schuld dieses greulvollen Blutbades von sich abwälzen, erklärte aber bald, daß es auf seinen Befehl geschehen sei, um eine Verschwörung Coligny's gegen sein Leben zu bestrafen [17]).

Der König von Navarra und der Prinz von Condé wurden, unter Bedrohung mit dem Tode, gezwungen, zur römischen Kirche überzutreten, und nun glaubten Karl IX. und seine Mutter die Hugenotten für immer unterdrückt. Ihre Hoffnung hatte sie aber getäuscht; denn die dem Mord entgangnen Protestanten griffen zu den Waffen, bemächtigten sich mehrer wichtiger Plätze, die sie mit großem Muthe vertheidigten, und so entbrannte denn der vierte Religionskrieg. Der Ausbruch begann damit, daß die Hugenotten zu Montauban den königlichen Truppen den Einzug verwehrten, welchem Beispiele la Chatre, Nismes, Rochelle und alle Städte folgten, in denen die Hugenotten die stärkern waren. Drei Heere wurden gegen sie in Bewegung gesetzt, wovon das eine la Chatre acht Monate lang vergebens belagerte. Rochelle war das Hauptziel der Königlichen, weil von da aus die Protestanten von den Engländern am leichtesten unterstützt werden konnten. Um diese Stadt zu unterwerfen, versuchte König Karl anfangs verstellte Milde und List. Nachdem sein Statthalter Biron nicht angenommen worden, sandte er den Calvinisten la Noue, einen Feldherrn von Ruf, die Einwohner zur Unterwerfung zu überreden. Die Rocheller nahmen ihn zwar an, doch übertrugen sie ihm den Oberbefehl der Vertheidigungsanstalten gegen die Königlichen. Nun wurde die Stadt von Strozzi und Biron zu Wasser und zu Lande belagert. Nach zwei Monaten führte der Herzog von Anjou eine Verstärkung herbei, und übernahm die Leitung der Belagerung. Gezwungen mußten selbst der König von Navarra und der Prinz von Condé Theil an der Belagerung nehmen, der auch die Herzoge von Alençon, von Aumale, von Guise, von Mayenne, und die Mehrzahl des hohen Adels beiwohnten. Die Belagerten hielten neun Stürme aus und vertheidigten sich so tapfer, daß die Königlichen die Hoffnung aufgeben mußten, die Stadt zu überwältigen. Nachdem der Herzog von Anjou den größten Theil seines Heeres eingebüßt hatte, nahm er die auf ihn gefallne Königswahl der Polen und die Fürbitte der polnischen Protestanten für ihre französischen Glaubensbrüder zum Vorwand, einen Vergleich mit den Hugenotten zu vermitteln, der am 24. Jun. 1573 geschlossen wurde. Die Vergleichspunkte waren den frühern ähnlich. Montauban, Nismes und Rochelle verblieben den Hugenotten als Sicherheitsplätze. In diesen Städten war ihnen öffentlicher Gottesdienst, in den übrigen Theilen des Reichs Gewissensfreiheit im Allgemeinen zugestanden. Dieser Friede währte nicht lange; denn eine mit der Regierung unzufriedne Partei der Katholiken, die Politiker genannt, an deren Spitze des Königs jüngster Bruder, der Herzog Franz von Alençon, stand, wollte die Guisen und die Königin Mutter von der Herrschaft verdrängen, und verbündete sich mit den Hugenotten, denen sie Erweiterung ihrer Freiheiten zusicherten. Eben als die Verschwörung ausbrechen sollte, wurde sie durch den Günstling des Herzogs von Alençon, la Mole, verrathen. Der Herzog von Alençon und der König von Navarra wurden zu Vincennes, die Marschälle Montmorency und Cossé in die Bastille festgesetzt, la Mole aber und Coconnas, des Herzogs Günstlinge, enthauptet. Der Prinz von Condé, der hatte verhaftet werden sollen, floh nach Strasburg, trat dort zur protestantischen Religion zurück, und bereitete die Rüstung zu einem Kriege vor. Unterdessen war König Karl IX. am 30. Mai 1574 gestorben, und hatte die Königin Mutter bis zur Ankunft seines Nachfolgers, König Heinrichs aus Polen, zur Reichsregentin eingesetzt. Heinrich III. gab bei seiner Ankunft in Frankreich zwar dem Könige von Navarra die Freiheit wieder, doch ließ er sich von seiner Mutter verleiten, die Feindseligkeiten gegen die Hugenotten fortzusetzen. Sein Marschall Bellegarde hatte aber in der Dauphiné kein Glück; Marschall d'Anville, der in Languedoc befehligte, trat sogar zu den Hugenotten über. Der Krieg wurde während des Jahres 1575 fortgesetzt und die Hugenotten behielten das Übergewicht. La Noue eroberte die Schlösser St. Jean, d'Angeli und Benon, und stellte die Verbindung zwischen Rochelle und Paris her. La Popelinière besetzte Tonnai-Boutonne; Langoirant eroberte Perigueux. In der Dauphiné eroberte Montbrun viele Plätze und schlug dann die Königlichen bei Gordes. Bald darauf wurde er aber gefangen und zu Grenoble hingerichtet. Darüber wurden die Hugenotten so erbittert, daß sie sogar den Vorschlag der Königlichen zu Friedensunterhandlungen zurückwiesen. Die Entweichung des Herzogs von Alençon, der sich aufs Neue mit den Hugenotten verband, setzte den König in große Verlegenheit. Als nach vieler Mühe am 22. Nov. 1575 ein Waffenstillstand mit ihm zu Stande gekommen war, entfloh im Februar 1576 der König von Navarra nach Guienne, trat zur protestantischen Religion zurück, und vereinigte sich mit den Hugenotten. Nun brach auch der Prinz von Condé, in Begleitung des Pfalzgrafen Johann Kasimir, mit einem starken Heer in Frankreich ein, vereinigte sich am 11. März 1576 bei Moulins mit dem Herzoge von Alençon, und trat ihm den Oberbefehl des Heeres ab. Da dieses Heer 30,000, das königliche, unter dem Herzoge von Mayenne, kaum 18,000 Mann stark war, so fanden es der König und seine Mutter am räthlichsten, den Frieden unter allen Bedingungen zu schließen. Er kam am 8. Mai zu Beaulieu zu Stande, und gewährte den Hugenotten größere Vortheile als jeder frühere. Sie erhielten die uneingeschränkteste Religionsübung, nur zu Paris und zwei Meilen umher ausgenommen. In allen acht Parlamenten des Reichs wurden Kammern, Chambres mi-parties errichtet, deren Mitglieder zur Hälfte aus Protestanten bestehen sollten, um die Streitigkeiten beider Parteien zu entscheiden. Außer den Städten, die sie bereits inne hatten, wurden ihnen noch

17) Über die Metzeleien der St. Bartholomäusnacht s. den besondern Artikel im VII. Bde. der allgem. Encyklopädie. Außer den darin angeführten Schriften ist noch nachzulesen: L. Wachler, Die pariser Bluthochzeit (Leipzig 1824).

acht neue: Beaucaire, Aigues mortes, Perigueux, le Mas de Verdun, Mons, Serre, Issoire und Seine la grand Tour eingeräumt, die sie mit ihren Truppen besetzen konnten. Die Bezahlung des teutschen Hülfsheers übernahm der König, der noch dem Pfalzgrafen Johann Kasimir ansehnliche Vortheile bewilligte und dem Prinzen von Condé die Statthalterschaft über die Picardie verlieh. Dieser Friedensvertrag war zu günstig für die Hugenotten, als daß die Katholiken nicht darnach hätten trachten sollen, ihn wieder zu vernichten. Besonders erbittert darüber war der Herzog von Guise.

Dieser thätige und unversöhnliche Feind der Protestanten hatte schon vor dem Abschlusse des Friedens unter dem Vorwande, daß die katholische Religion in Gefahr sei, zu Peronne durch Humieres einen Verein der Bürger, dann eine Verbindung der Stände der Picardie zur Aufrechthaltung der Religion errichten lassen, aus welcher durch den Beitritt mehrer katholischen Großen und Stände die sogenannte heilige Ligue entstand, die außer der Vertheidigung des Glaubens auch die Behauptung der Rechte und Freiheiten einzelner Provinzen, Stände und Bundesglieder zum Zwecke haben sollte[18]). Die Absicht des Herzogs von Guise, sich an die Spitze dieses Bundes zu stellen und den König abhängig von sich zu machen, scheiterte, als der König auf dem Reichstage zu Blois, den er am 6. Nov. 1576 eröffnete, sich auf den Rath des Bischofs Morvilliers von Orleans selbst zum Haupte der Ligue erklärte. Durch diesen Schritt sah er sich aber genöthigt, den Foderungen der Liguisten nachzugeben und die den Hugenotten bewilligten Rechte zu widerrufen. Dadurch veranlaßte er den sechsten Krieg, der aber nur von kurzer Dauer war; denn als ihm der Plan des Herzogs von Guise, sich mit dem Beistande der Ligue der Regierung zu bemächtigen, offenbar wurde, schloß er auf den Rath des Parlamentspräsidenten, Christoph de Thou, mit den Hugenotten im September 1577 den Frieden zu Bergerac, der nur einige Rechte der Hugenotten beschränkte, doch sie im Besitze der acht Freiheitsplätze, nur Beaucaire wurde gegen Montpellier vertauscht, und der Chambres mi-parties ließ. Diese Friedensbedingungen wurden nicht pünktlich vollzogen, und daher erhoben sich mehre Streitigkeiten zwischen beiden Religionsparteien, doch ohne daß es zum Kriege gekommen wäre. Da der König durch seine ausschweifende Lebensweise sich um die Achtung seiner Unterthanen gebracht hatte, dagegen das Ansehen des Herzogs von Guise täglich höher stieg, so suchte der erste die Hugenotten wieder auf seine Seite zu bringen. Zu dem Zwecke begab sich die Königin Mutter unter dem Vorwande, dem Könige von Navarra seine Gemahlin zuzuführen, nach Guienne, und eröffnete Unterhandlungen zu Nerac, die, da die Königin von Navarra den Rathgeber ihrer Mutter, Pibrac, zu gewinnen gewußt hatte, ganz zum Vortheile der Hugenotten ausfielen; denn ihnen wurden nicht nur einige Erweiterungen ihrer Rechte bewilligt, sondern auch drei neue Sicherheitsplätze in Guienne und 11 in Languedoc eingeräumt. Diese Plätze sollten noch in demselben Jahre, 1579, nach Vollziehung der übrigen Friedensbedingungen zurückgegeben werden; doch da letztre nicht vollzogen wurden, so verweigerte der König von Navarra die Rückgabe der Plätze, vereinigte sich mit Lesdigueres, einem der einsichtsvollsten Feldherren seiner Partei, und rüstete zum Kriege. Der Prinz von Condé eröffnete den Krieg am 30. Nov. 1579 mit der Eroberung von la Fere, in der Picardie, und ging darauf nach Teutschland, um Truppen zu werben. Der König von Navarra begann im April 1580 die Feindseligkeiten, ganz gegen den Willen seiner Glaubensverwandten, die sehr richtig behaupteten, daß dieser Krieg hätte vermieden werden können. Er eroberte am 5. Mai Cahors, und bewies dabei eine so umsichtige Tapferkeit, daß er dadurch seinen Feldherrnruhm begründete. Übrigens wurde weder in Guienne noch in Languedoc etwas Wichtiges unternommen, und der Herzog von Anjou (früher von Alençon), der zum Regenten der Niederlande berufen war und dazu der französischen Kriegsmacht bedurfte, vermittelte am 12. Sept. 1580 den Frieden zu Fler, durch welchen der Vertrag zu Nerac bestätigt, und der Besitz der darin eingeräumten Sicherheitsplätze den Hugenotten noch auf sechs Jahre gestattet wurde. Der Friede blieb nun mehre Jahre ungestört, bis der am 10. Jun. 1584 erfolgte Tod des Herzogs von Anjou große Unruhen im Reiche veranlaßte, durch die auch die Hugenotten hart bedroht wurden.

Der König Heinrich III. war nämlich kinderlos, und der König von Navarra der rechtmäßige Thronerbe von Frankreich. Der Herzog von Guise aber strebte nach der Krone, und deshalb ließ er durch die Geistlichen und durch seine Agenten das Volk gegen den protestantischen Thronfolger einnehmen, die Gefahren, die dem Staat und der Religion drohten, recht furchtbar darstellen, und sich als den einzigen Retter bezeichnen. Heinrich III., dem diese Umtriebe nicht verborgen blieben, ließ den König von Navarra auffodern, die katholische Religion anzunehmen und an den Hof zu kommen, um die Anschläge der Guisen zu vereiteln; da aber der König von Navarra diesen Antrag von sich wies, so behielt der Herzog von Guise freie Hand, für seinen Zweck zu wirken. Er rief die bereits aufgelöste heilige Ligue wieder ins Leben, schloß mit Spanien einen Bund, versicherte sich der Genehmigung des Papstes Gregor XIII., erklärte den Cardinal von Bourbon, einen altersschwachen und blödsinnigen Greis, zum Thronfolger, und eröffnete dann in dessen Namen, zur Ausrottung der Ketzerei und zur Herstellung der Rechte des Adels und der Parlamente, die Feindseligkeiten. Da der König zu feig war, seinem Gegner Widerstand zu leisten, so ließ er sich durch seine Mutter leicht zu dem Vergleiche von Nemours (den 7. Jul. 1585) überreden, nach welchem im ganzen Reiche keine andre, als die katholische Religion geduldet werden sollte. Die Protestanten, die nicht katholisch werden wollten, sollten binnen sechs Monaten, ihre Prediger aber in Monatsfrist das Reich verlassen; auch wurden die Hugenotten aller Ämter für entsetzt und die Chambres mi-parties für aufgehoben erklärt. Gleich

18) *Daniel* T. X. p. 142 sq. *Davila* L. VI. p. 257 sq.

darauf that am 10. Sept. Papst Sixtus V. den König von Navarra und den Prinzen von Condé in den Bann und erklärte sie als unverbesserliche Ketzer der Thronfolge für verlustig. Noch wurden die Feinde der Hugenotten durch die Ligue der Sechszehner vermehrt, die der pariser Bürger Rocheblond stiftete, die mit der großen Ligue in Verbindung und ihren Zwecken beitrat. Unter diesen Umständen mußten die Hugenotten die Waffen zu ihrer Vertheidigung ergreifen, und nachdem die Friedensverhandlungen sich zerschlagen hatten, begann 1587 der achte Krieg, in welchem die Hugenotten von der Königin von England durch Geld, von den teutschen Protestanten aber durch eine ansehnliche Heeresmacht unterstützt wurden. Die Katholiken stellten drei Heere ins Feld, von denen eines vom Könige, das zweite vom Herzoge von Guise, das dritte vom Herzoge von Joyeuse befehligt wurde. Das letztre wurde am 8. Oct. 1587 bei Coutras von dem Könige von Navarra so völlig geschlagen, daß 5000 Mann, und darunter 400 Adelige, auf dem Platze blieben, der Herzog selbst gefangen und getödtet wurde[19]) und alles Geschütz und Gepäck in die Hände der Sieger fiel. Dieser Sieg würde den Hugenotten ein entschiednes Übergewicht gegeben haben, wenn der König von Navarra sich mit den teutschen Hülfstruppen vereinigt und Paris angegriffen hätte. Mit unbegreiflichem Leichtsinne kehrte er nach Bearn zurück und überließ sich hier seinen Zerstreuungen[20]). Die vorrückenden Teutschen wurden von den Katholischen geschlagen, unterhandelten darauf mit König Heinrich III. und kehrten nach Teutschland zurück. Der Herzog von Guise, der nun alle Gewalt an sich gerissen hatte, zwang den König den 19. Jul. 1588 zu Rouen, das Reunionsedict zu erlassen, nach welchem alle Nichtkatholiken mit Waffengewalt ausgerottet, die Beschlüsse des Conciliums von Trient angenommen, und alle Unterthanen geloben sollten, nur einen katholischen Prinzen als Thronfolger anzuerkennen[21]). Durch diesen Vertrag wurden die Hugenotten hart bedroht, doch kam er nicht zur Vollziehung; denn da die Absicht des Herzogs von Guise, den König zu entthronen, immer sichtlicher wurde, so ließ dieser ihn am 23. Sept. 1588, und den Tag darauf auch dessen Bruder, den Cardinal, ermorden. Der dritte der Guisen, der Herzog von Mayenne, der auch umgebracht werden sollte, entkam durch die Flucht. Der Mord der Guisen veranlaßte einen Aufruhr der Pariser und vieler andrer Städte gegen Heinrich III. Der Herzog von Mayenne stellte sich an die Spitze der Ligue und leitete den Aufstand gegen den König, der auch, von dem Papste mit dem Banne bedroht, genöthigt war, den König von Navarra um Hülfe zu bitten. Philipp du Plessis Mornay unterhandelte von protestantischer Seite den Bundesvertrag, und der König von Navarra eilte, nachdem ihm Saumur zu seiner Sicherheit eingeräumt worden war, zum Beistande seines Schwagers herbei und vereinigte sich mit ihm. Beide Könige belagerten Paris und hatten es beinahe zur Übergabe gezwungen, als Heinrich III. am 1. August 1589 von dem Dominikaner Jakob Clement ermordet wurde. Der König von Navarra war nun, vermöge des Erbfolgerechts, als Heinrich IV. König von Frankreich; allein seine katholischen Unterthanen erkannten ihn nicht an, und er mußte sich mit dem Beistande seiner Glaubensgenossen die Krone erkämpfen. Die Stellung der Hugenotten erlitt dadurch, daß ihr Haupt den französischen Thron bestiegen hatte, eben keine günstige Veränderung; denn nach wie vor mußten sie gegen die Katholiken kämpfen, und überdies fürchteten sie, daß der König sie aufopfern würde, um sich dadurch mit seinen katholischen Unterthanen auszusöhnen. Diese Besorgniß nahm zu, als der König am 25. Juli 1593, um dem Bürgerkriege ein Ende zu machen, zur römischen Kirche übertrat. Wiewol er diesen Schritt nur aus Politik gethan hatte, um seinen Feinden den Vorwand zu nehmen, ihn zu bekämpfen, und wiewol es das einzige Mittel war, sich auf dem Throne zu erhalten, so bezeugten doch die Hugenotten eine große Unzufriedenheit darüber, und bestürmten den König unablässig um Bestätigung und Erweitrung ihrer Rechte durch ein neues Edict. Dieses konnte er ihnen aber nicht gewähren, bevor er sich nicht mit allen seinen Feinden ausgesöhnt und auf dem Throne befestigt hatte; doch ließ er ihnen alle mögliche Freiheiten und gewährte ihnen Schutz. Die Hugenotten glaubten sich von dem Könige verrathen, entzogen ihm ihren Beistand, als er ihn grade am dringendsten bedurfte, hielten mehre Versammlungen, in denen sie über die zu ihrer Sicherheit zu nehmenden Maßregeln berathschlagten, und waren schon entschlossen, ein neues Haupt zur Leitung ihrer Angelegenheiten und zu ihrer Vertheidigung zu wählen. Dieses Misvergnügen unterhielten besonders zwei ihrer Häupter, die Herzöge von Bouillon und la Trimouille. An den letztern wandte sich de Rosny, des Königs Minister, und veranlaßte diesen, seine Glaubensgenossen zu beruhigen[22]). Endlich, nachdem die Friedensunterhandlungen mit Spanien sich bereits dem Schlusse näherten, gab er am 13. April 1589 das berühmte Edict von Nantes, welches die Staatsräthe Casper Schomberg, Jakob August de Thou, Jeannin und Calignon entworfen hatten, und welches aus 91 öffentlichen und 56 geheimen Artikeln bestand. Durch dieses Edict wurden alle ältre, zum Vortheile der Hugenotten erlassene Verordnungen, bestätigt, und ihnen überdies der Zutritt zu allen Ämtern und Würden gestattet. In den Gerichten sollte die Hälfte der Beisitzer von ihrer Glaubenspartei sein. Die Söhne der Hugenotten erhielten das Recht, auf französischen Universitäten zu studiren, die Armen und Kranken sollten in die Hospitäler aufgenommen werden. Ihnen wurde völlige freie Religionsübung, doch mit Ausnahme einiger Städte, die sich die Katholiken durch besondre Vergleiche vorbehalten hatten, gestattet. Auch waren sie berechtigt, Kirchenversammlungen zu halten, und darauf auswärtige

19) Er bot vergeblich 100,000 Thaler für sein Leben. S. *Thuanus* L. LXXXVII. p. 120. 20) *Henault* T. I. p. 536 sq. 21) *Davila* L. IX. p. 402. *Henault* T. I. p. 539.

22) Mémoires de *Sully*. T. I. ch. 74. p. 354 sq.

Protestanten zuzulassen. Zur Unterhaltung ihrer Prediger wurde ihnen die jährliche Summe von 45,000 Thlrn. bewilligt; auch war ihnen gestattet, die ihnen eingeräumten Sicherheitsplätze noch acht Jahre hindurch zu behalten[23]).

Heinrichs IV. Regierung war eine goldne Zeit für die Hugenotten, da sowol dieser König als auch sein Minister, der edle Sully, der selbst zu ihrer Glaubenspartei gehörte, sie auf das Kräftigste schützte und für ihr Wohl sorgte; mit Heinrichs IV. Tod endete dieser glückliche Zustand sogleich, und zwar nicht ohne der Hugenotten eigne Schuld. Die verwitwete Königin Maria von Medici, die sich der Regentschaft für ihren neunjährigen Sohn, Ludwig XIII., bemächtigt hatte, wünschte den großen Sully, der noch an der Spitze der Finanzen stand, zu entfernen, hatte aber dazu den Muth nicht, bis protestantische Große, der Prinz von Condé und der Marschall von Bouillon, selbst die Hände zu seinem Sturze boten. Er war, so lange er der Verwaltung vorgestanden, der Hugenotten mächtigste Stütze gewesen, die nun gebrochen war. Die Großen dieser Partei widersetzten sich den allerdings verderblichen Maßregeln des Hofes, und wollten sich dabei, sowie auch zur Erreichung eigennütziger Absichten, des Beistandes ihrer Glaubensgenossen bedienen. Das verhinderte zwar der vorsichtige du Plessis Mornay, allein die Regentin und ihre Minister hatten doch die Gefahr kennen gelernt, die unter andern Umständen ihnen von dieser Seite drohte, und von da ab war die Schwächung und Beschränkung der Hugenotten stets ein Augenmerk der französischen Regierung. Als Ludwig XIII. sich im J. 1614 für volljährig erklärte, bestätigte er auch das Edict von Nantes. Da hierdurch die Rechte der Hugenotten gesichert waren, so hielt sie du Plessis Mornay ab, sich gegen den König mit dem Prinzen von Condé zu vereinigen, der die Waffen ergriffen hatte, um die Günstlinge und Räthe der Königin Mutter zu stürzen, und die Doppelheirath des Königs mit einer spanischen und des Prinzen von Asturien mit einer französischen Prinzessin zu hindern. Bald darauf gelang es aber doch dem Herzoge von Rohan, seine Glaubensgenossen zur Theilnahme an den Unruhen zu bewegen. Diese wurden am 4. Mai 1616 durch den Vertrag von Loudun beigelegt, durch welchen die Hugenotten neue Zusicherungen ihrer Rechte und Freiheiten erhielten. Damit war es aber nicht ernstlich gemeint; denn schon im Jahre 1617 wirkten die katholischen Geistlichen ein königliches Edict aus, nach welchem die katholische Religion in der Landschaft Bearn wieder eingeführt werden sollte, und den Protestanten geboten wurde, alle, seit 50 Jahren besessene Kirchengüter herauszugeben. Dieses Edict blieb unbefolgt, bis der König im J. 1620 selbst nach Bearn ging, und es mit Gewalt in Vollziehung setzte. Er vernichtete zugleich alle den Bearnern bewilligte Freiheiten, hob die Kanzlei zu Pau auf, und vereinigte die Provinz mit dem Reiche[24]). Da durch dieses Verfahren das Edict von Nantes verletzt worden war, so hielten die Hugenotten eine Versammlung zu Rochelle, um sich wegen der zu nehmenden Sicherheitsmaßregeln zu berathen. Der König erklärte die Versammlung für aufrührerisch und gebot die Aufhebung derselben. Die Hugenotten wurden beschuldigt, eine unabhängige Republik in Frankreich stiften, und in den Provinzen, die sie inne hatten, Statthalter setzen zu wollen. Die Meinungen waren unter ihnen getheilt. Einige, mit ihnen du Plessis, riethen zu Unterhandlungen und zum Nachgeben in einigen Punkten, Andre dagegen bestanden auf strengem Beharren nach dem Buchstaben der bewilligten Gerechtsame, und riethen der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen; die letztre Meinung gewann die Oberhand, und der König erhielt den längst gewünschten Vorwand, die durch ihre Uneinigkeit geschwächten Hugenotten mit Kriege zu überziehen. Ludwig XIII., dieser schwache Fürst, der stets das Werkzeug seiner Günstlinge und Minister war, ließ sich durch seinen Günstling de Luines bestimmen, gegen seine protestantischen Unterthanen zu Felde zu ziehen, und dieser wünschte den Krieg, da er den Oberbefehl des Heeres erhielt, und er ohne große Mühe Waffenruhm zu erlangen hoffte[25]). Wirklich begünstigte die Uneinigkeit der Hugenotten und der Verrath ihrer Befehlshaber seine Absicht, und seine Unfähigkeit zur Leitung des Heeres hinderte ihn, den vollen Nutzen daraus zu ziehen. Sobald im Frühjahre 1621 der Krieg entschieden war, verlockte de Luines den Marschall Lesdiguières, den talentvollsten Feldherrn der Hugenotten, durch große Verheißungen, zur königlichen Partei überzutreten. Darauf wurden zu Anfange des Mai die Feindseligkeiten eröffnet. Viele Sicherheitsplätze der Hugenotten übergaben die feigen oder verrätherischen Befehlshaber ohne Gegenwehr, doch St. Jean d'Angely von Soubise vertheidigt und Nerac ergaben sich nur nach harter Belagerung. Montauban, ein Hauptplatz und durch den Marquis la Force vertheidigt, belagerte der König drei Monate lang vergebens und verlor dabei den dritten Theil seines Heeres[26]). In dem folgenden Feldzug eroberte der König viele Plätze in Poitou und Guienne. La Force übergab St. Foi verrätherisch; auch der alte Sully unterwarf sich dem König und lieferte die von ihm befehligten Plätze und Quercy aus. Nun wandte sich Ludwig nach Languedoc, um Montpellier zu belagern. Vorher noch übergab ihm der Graf von Chatillon Aigues mortes für den Marschallstab und eine Geldsumme. Durch so viele Verräthereien sehnten die Hugenotten sich nach dem Frieden, der, da auch dem Könige der Krieg lästig wurde, am 21. Oct. 1622 zu Montpellier zu Stande kam. Das Edict von Nantes wurde bestätigt, eine allgemeine Amnestie und Herstellung der Hugenotten in ihre Güter und Würden bewilligt, auch ihnen gestattet, Synoden zu halten, doch waren politische Versamm-

23) *Elie Benoit*, Hist. de l'Edit de Nantes (Delft 1693). II Vol. 4. 24) *Mich. le Vassor*, Hist. du Règne de Louis XIII. (Amsterdam 1757). VII T. 4. T. III. L. XV. p. 561.

25) De Luines war eigentlich auch nur ein Werkzeug des päpstlichen Nuntius Bentivoglio, der, im Bunde mit dem Cardinale Retz, seinen Ehrgeiz zu entflammen wußte. Der Jesuit Arnoux, des Königs Beichtvater, half diesen bestimmen. S. *le Vassor* T. III. L. XV. p. 561 sq. 26) Mémoires de *Rohan* L. II. p. 129 sq.

en ohne Genehmigung des Königs zu halten nicht
ubt. So endigte der erste Religionskrieg, der noch
heilhaftre Ergebnisse für die Hugenotten geliefert ha-
würde, wenn ihr tapfrer Oberfeldherr, der Herzog
Rohan, besser von seinen Unterbefehlshabern unter-
worden wäre. Zwei unerfüllt gebliebene Bedin-
gen des Friedens zu Montpellier veranlaßten den
ruch des zweiten Religionskrieges. Die königliche
tzung sollte aus Montpellier gezogen und das Fort
s bei Rochelle geschleift werden; beides war, der drin-
en Vorstellungen der Hugenotten ungeachtet, nicht
ehen, und da grade der König in Italien Krieg
en mußte, so hielten sie die Gelegenheit für geeig-
sich mit Waffengewalt Recht zu verschaffen. Sie
n aber ihre Kräfte überschätzt; denn den großen Streit-
en, die der gewaltthätige Richelieu, der nun Frank-
s Regierung leitete, gegen sie aufbieten konnte, wa-
sie nicht gewachsen. Richelieu hatte eine Flotte aus-
n lassen, um Rochelle zu sperren. Im Anfange des
es 1625 lief Soubise mit einer Flotte aus, über-
igte in dem Hafen von Blavet die königlichen Schiffe,
r nach der Insel Rhé führte, und bemächtigte sich
Insel Oleron. Gleichzeitig setzte der Herzog von Ro-
die Hugenotten in Languedoc in Bewegung. Die Huge-
n rechneten bei ihrem Aufstand auf die Unterstützung von
and und Holland, die aber nicht erfolgte; im Gegen-
e gab Karl I. von England dem Könige von Frankreich
e Schiffe zu Hülfe [27]), und auch holländische Kauf-
vermietheten ihre Schiffe an Frankreich. Nachdem
bise am 16. Jul. 1625 einen zweiten Seesieg über
Flotte des Königs erfochten hatte, bot Richelieu den
enotten einen Frieden an, den sie aber, als nicht
eilhaft genug, verwarfen. Darauf erfocht im Sept.
tmorency einen Seesieg über die Flotte der Rocheller,
bemächtigte sich der Insel Oleron. Dadurch entmu-
trugen die Hugenotten auf den Frieden an, den
Richelieu nur auf sehr harte Bedingungen zuge-
n wollte. Die Drohungen der Engländer und Hol-
r, ihre Glaubensgenossen zu unterstützen, bewirkten
Milderung einiger Punkte, worauf am 5. Febr. 1626,
r Englands Bürgschaft, der Friede geschlossen wurde.
Fort Louis blieb stehen, doch wollte der König die
eller in ihrer Handelsfreiheit nicht beeinträchtigen,
dagegen sollten kein zum Krieg ausgerüstetes
iff in ihrem Hafen haben, und den Katholiken die
Übung des Gottesdienstes in ihrer Stadt ein-
ien. Richelieu schloß diesen Frieden nur mit dem
satz, ihn bei günstiger Gelegenheit zu brechen; denn
Absicht war, die Hugenotten so zu schwächen, daß
ie wieder die Waffen gegen die Regierung ergreifen
n, zu welchem Zweck ihm die Eroberung von
elle, welches der Mittelpunkt der Macht der Huge-
n war, unerläßlich wurde. Sowol der Krieg mit Spa-
, als auch eine gefährliche Verschwörung verhinder-
Richelieu, sogleich zur Ausführung seines Planes zu
iten, doch traf er alle Vorbereitungen dazu, und so-
bald er sich seiner Gegner entledigt hatte, brach er ge-
gen die Hugenotten los. Den Einwohnern von Rochelle,
gegen die der Hauptschlag gerichtet war, konnten die
Absichten des Cardinals nicht verborgen bleiben, sie wand-
ten sich deshalb an den König Karl I. von England um
Beistand, und erhielten von ihm die Zusicherung seines
Schutzes. Wirklich erschien auch im Jul. 1627 der Her-
zog von Buckingham mit einer Flotte von 100 Schiffen
und einem Heere von 10,000 Mann vor Rochelle, wurde
aber nicht eingelassen, weil zu seinem Empfange keine
Vorkehrungen getroffen waren. Er landete darauf, statt
die schwachbesetzte Insel Oleron zu erobern, auf der In-
sel Rhé, versäumte aber das Fort St. Martin anzugrei-
fen, und mußte nachmals die Zeit mit einer fruchtlosen
Belagerung desselben verschwenden. Der Herzog von
Rohan, der in Poitou ein Heer sammelte, fand wenig
Unterstützung bei seinen Glaubensgenossen, mußte sich
daher nach Languedoc zurückziehen, wo ihn der Prinz
von Condé so im Schach hielt, daß er den Rochellern
keinen Beistand leisten konnte [28]). Rochelle wurde vom
10. August an von den königlichen Truppen ein-
geschlossen, und nachdem die Engländer am 8. Nov. mit
großem Verluste von der Insel Rhé vertrieben waren,
zu Wasser und zu Lande belagert. Der König und der
Cardinal waren selbst im Lager gegenwärtig, und der
letztre ließ, um der Stadt die Zufuhr zu Wasser zu sper-
ren, mit einem unermeßlichen Aufwand einen Damm
im Meer aufführen. Die Belagerten vertheidigten sich
mit dem größten Muthe, wiewol sie bittern Mangel an
Mundvorrath litten. Eine Hülfsflotte, die im Mai
1628 erschien, kehrte unverrichteter Sache zurück; eine
andre, 140 Segel stark, die am 28. September anlangte,
hatte gleichfalls den Muth nicht, den Damm zu durch-
brechen, und so sahen sich denn die Belagerten genöthigt,
am 28. Oct. die Stadt zu übergeben.

Der König bewilligte ihnen freie Religionsübung,
den ungestörten Genuß ihrer Güter und eine allgemeine
Amnestie, hob aber alle ihre Privilegien auf und ließ
die Festungswerke abtragen. Die Belagerung hatte 16
Monate gewährt, und über 40 Millionen Livres gekostet.
Die Einwohnerzahl war von 20,000 auf 4000 gesunken.
Mit Rochelle hatten die Hugenotten die stärkste Schutz-
wehr ihrer Freiheit verloren. Der Herzog von Rohan,
der mit einem Heer in Languedoc stand und im
Besitz einiger festen Plätze war, hielt sich noch mehre
Monate, dann mußte er sich am 27. Jun. 1629 zu dem
Vertrage zu Alais verstehen. Allen Hugenotten wurde
freie Religionsübung, Amnestie und Herstellung in ihre
Güter bewilligt, dagegen mußten die Festungswerke von
Castres, Montauban, Nismes und Usez, die letzten, die
noch nicht erobert waren, geschleift werden. Damit war
die Kraft der Hugenotten für immer gebrochen, und ihre
Sicherheit hing von nun an von der Willkür des Kö-
nigs ab. Richelieu hatte die Hugenotten zwar wehrlos
gemacht, damit sie keinen Staat im Staate bildeten,
doch beschränkte er sie in ihrer Gewissensfreiheit nicht.

27) *Hume*, Hist. of England. T. VI. p. 208.

28) Mém. de *Rohan*. L. VI. p. 232 sq.

Auch unter Mazarin und noch viele Jahre nach dessen Tode genossen sie freie Religionsübung, und hatten Zutritt zu öffentlichen Ämtern und Würden; sie bewiesen dagegen eine musterhafte Treue, und gehörten zu den wohlgesinntesten Einwohnern Frankreichs. Endlich, da Ludwig XIV. in seinem spätern Mannesalter von seinen Ausschweifungen zur Frömmelei überging, ließ er sich von seinem Beichtvater la Chaise, dem Minister Louvois und der Frau von Maintenon verleiten, durch gewaltsame Maßregeln ihren Übertritt zur römischen Kirche zu erzwingen. Seit 1681 entzog er ihnen nach und nach die wesentlichsten bürgerlichen Rechte, und ließ sie auf alle mögliche Weise bedrücken, um sie dadurch zur Religionsveränderung zu bewegen. Viele verlockte der Eigennutz, viele drängte die Noth zur Abschwörung ihres Glaubens, vielen wurden gewaltsam ihre Kinder entrissen und in der katholischen Lehre unterrichtet.

So lange Colbert lebte, wurde noch nicht zum Äußersten geschritten, nach dessen Tod aber, 1683, und seitdem die Maintenon den König beherrschte, wurden die Verfolgungen der unglücklichen Hugenotten, auf Louvois' und des Kanzlers le Tellier Betrieb, mit einer schauderhaften Grausamkeit vollzogen. In die südlichen Provinzen, wo die meisten und angesehensten Hugenotten wohnten, wurden große Scharen Dragoner gesandt, die bandenweise in die Häuser der Nichtkatholiken einfielen, und durch Raub, Plünderung, körperliche Mißhandlung, Martern und Quälereien den Übertritt zur römischen Kirche erzwingen wollten und bei beharrlicher Weigerung sogar viele der Unglücklichen mordeten. Mönche durchzogen das Land, um die sogenannten Ketzer zu bekehren, und entflammten, wo sie Widerstand fanden, die unmenschlichen Dragoner zu noch größerer Wuth. Mit ganz besondrer Grausamkeit verfuhren die blutdürstigen Bekehrer gegen die protestantischen Prediger, von denen sie alle, die in ihre Hände fielen, auf die qualvollste Weise umbrachten. Die protestantischen Kirchen wurden niedergerissen. Um ihren Peinigern zu entgehen verließen die Hugenotten in großer Menge ihr Vaterland und begaben sich nach der Schweiz, nach Teutschland, Holland und England, wo sie bereitwillig aufgenommen wurden[29]). Um das Auswandern zu verhindern, ließ Louvois die Grenzen besetzen; dennoch gelang es mehren Hunderttausenden zu entkommen. Viele, die nicht so glücklich waren, traten zum Scheine zur römischen Kirche über, da sie hofften, daß bei einem Ministerwechsel die Verfolgungen nachlassen würden; kehrten sie aber zu ihrem väterlichen Glauben zurück, so wurden sie unerbittlich hingerichtet. Als endlich Ludwig XIV., getäuscht durch seine Minister, die protestantische Lehre in seinem Reich ausgerottet zu haben glaubte, da hob er am 23. Oct. 1685 das Edict von Nantes völlig auf[30]). Dadurch wurden abermals viele heimliche Protestanten zur Auswanderung veranlaßt. Frankreich verlor durch diese so unklugen als grausamen Verfolgungen beinahe eine Million seiner treusten und nützlichsten Bürger, die ihr Vermögen und ihren Kunstfleiß dem Auslande zubrachten. Aller grausamen Verfolgungen ungeachtet waren die Hugenotten in Frankreich nicht ausgerottet, eine große Zahl derselben hatte sich in die rauhen Sevennengebirge geflüchtet und lebte dort unter Entbehrungen aller Art dem väterlichen Glauben treu, während andre die äußern Ceremonien des römischen Gottesdienstes zwar mitmachten, heimlich aber der reformirten Kirche zugethan blieben. Sobald die Regierung Kenntniß davon erhielt, wurden die Verfolgungen erneuert. Die Ehen der Hugenotten wurden für ungültig erklärt, ihre Kinder von der Erbfolge ausgeschlossen, oder ihnen entrissen und in Klöstern in der katholischen Religion erzogen. Die gewaltsamen Bekehrungen begannen wieder, die an abgelegnen Orten gehaltnen gottesdienstlichen Versammlungen der Hugenotten wurden überfallen, ihre Geistlichen hingerichtet, die übrigen gemißhandelt, und alle auf eine so grausame Weise gedrückt und gequält, daß endlich im J. 1702 auf den Sevennen ein heftiger Aufruhr ausbrach. Die ersten Theilnehmer desselben waren meistens Landleute und nur mit Knitteln bewaffnet, die, weil sie über Kleidern Hemden trugen, **Chemises**, provençalisch **Camises**, davon **Camisards** genannt wurden. (S. diesen Art.) Ihre Zahl betrug anfangs nur 6000, vermehrte sich aber mit reißender Schnelligkeit, und bald waren alle Gemeinden der Sevennen im Aufstande begriffen. Fehlte diesen Insurgenten zwar ein Haupt von Ansehen und Einsicht, so ersetzten sie den Mangel durch einen brennenden Eifer für ihre Sache, genährt durch einen langjährigen Haß gegen ihre Dränger und durch einen Glaubensmuth, der von ihren Führern durch angebliche Wunder und Prophezeiungen unterhalten und gekräftigt wurde. Die französische Regierung, die durch ihr unweises Benehmen grade zu der Zeit, wo sie in einen höchst gefährlichen auswärtigen Krieg verwickelt war, diesen Aufstand veranlaßte, hielt ihn irriger Weise für unbedeutend, wurde aber bald eines andern belehrt, als ihre unvernünftige Strenge das Übel nur vergrößerte. Die Camisards erhielten Unterstützung von England, auch von Holland und Savoyen, und ein junger Bäcker, Johann Cavalier, der an die Spitze getreten war, gab ihren Unternehmungen Einheit und Nachdruck. Um diesen Aufruhr mit einem Schlage zu dämpfen, wurde der Marschall von Montreuil mit 20,000 Mann gegen die Camisards geschickt. Dieser glaubte durch eine blutige Strenge die Ruhe herzustellen, doch bewirkte er dadurch nichts, als daß die Camisards gegen die Katholiken auch schauderhafte Grausamkeiten verübten, und daß der Aufruhr immer weiter um sich griff. Nachdem er empfindliche Verluste erlitten hatte, wurde er durch den Marschall Villars ersetzt, der ebenso vergeblich Gewalt und Strenge anwandte, endlich aber 1704 mit dem Johann Cavalier einen Vergleich schloß, wodurch dieser mit einer Schar der Seinigen freien Abzug und einige andre Vortheile bewilligt erhielt. Die Camisards, obgleich ihres vorzüglichsten Heerführers

29) Die Schicksale und Verhältnisse dieser Ausgewanderten s. unter Refugiés. 30) *Rhulière*, Eclaircissemens historiques sur les causes de la révocation de l'Edit de Nantes etc. (Paris 1788). II Vol.

ht, fechten dennoch den Krieg fort, und machten Gewissensfreiheit zur Bedingung ihrer Unterwerfung. nach und nach ihre besten Anführer gefangen wur- und viele der Ihrigen, des Krieges müde, ins Aus- wanderten, so wurden ihre Streitkräfte immer ge- r, und sie verdankten es wol nur der Unzugäng- t der Gebirge, daß sie nie völlig überwältigt wer- onnten. Da der König in den spanischen Erbfolge- verwickelt, und von den fremden Heeren im Aus- hart bedrängt war, so wurde er des nutzlosen es mit seinen Unterthanen endlich satt, und es kam en Camisards 1706 ein Vergleich zu Stande, durch en sie eine Amnestie und dann eine stillschweigende ung ihres heimlichen Gottesdienstes erhielten[31]). Von an wurden sie unter Ludwigs XIV. Regierung mehr beunruhigt, und auch in den ersten Regierungs- Ludwigs XV. blieben sie von aller Anfechtung ch frei. Dadurch ermuthigt breiteten die Hugenotten mmer mehr aus, und verhüllten nicht mehr so streng Glaubensbekenntniß unter dem Schleier des Geheim- . Schon wagten sie es, öffentlich in den größern ten der Provence und der Dauphiné ihr Glaubens- ntniß einzugestehen, auch in ihren Häusern Gottes- zu halten, und die Obrigkeiten gewährten ihnen ung und Schutz, als im Jahre 1724 von den Je- , durch den Principalminister, Herzog von Bour- veranlaßt, ein königliches Edict erschien, welches Duldung der Hugenotten auf das Strengste untersagte zu ihrer Verfolgung berechtigte. Dieser harte Be- würde wahrscheinlich einen Aufstand bewirkt haben, die Gouverneure nicht Mäßigung geübt, und die notten geschont hätten. Diese betrugen sich zwar großer Vorsicht, um keinen Vorwand, sie anzufein- zu geben, widerstanden aber allen Versuchen, sie Religionsveränderung zu bewegen, mit unerschütter- Standhaftigkeit. Den Gottesdienst hielten sie nun r an abgelegnen unzugänglichen Orten unter freiem nel, und ließen daselbst ihre Kinder taufen und ihre ungen vollziehen. Da die Bekehrungssucht des Ho- von den Obrigkeiten keine Unterstützung fand, so die Verfolgung dieses Mal wenigstens nicht durch vergießen bezeichnet, und es blieb bei einzelnen Be- ungen und Beschränkungen. Zwar wurden von Zeit eit noch immer harte Verfügungen erlassen, doch ihrer ganzen Strenge vollstreckt, da die Hugenotten bei Hofe heimliche Beschützer fanden. Der König die ihn leitenden Geistlichen hatten aber keineswegs Verfolgungssucht aufgegeben, sondern sie nur ruhen , weil sie nicht zweifelten, daß ihre Bekehrungs- egeln die beabsichtigte Wirkung gethan hätten; so- aber das Gegentheil bekannt wurde, erließ von dem 1744 ab der König wieder harte Befehle, wodurch Hugenotten der wesentlichsten bürgerlichen Rechte be- und ihre gottesdienstlichen Versammlungen auf das gste verboten wurden. Diese Verfügungen wurden von Zeit zu Zeit erneuert und geschärft, und alle Vorstellungen der Hugenotten dagegen, sowie die Vorbitten menschlicher Großen, blieben ohne Wirkung. Endlich erschien im Jahre 1752 der Befehl, daß alle von protestantischen Geistlichen vollzogne Taufen und Trauungen von katholischen Priestern noch einmal verrichtet werden, und alle auf diese Weise Getauften und Getrauten zur römischen Kirche übertreten sollten. Die Hugenotten ließen sich aber dadurch zum Übertritte nicht zwingen, sondern entzogen sich dieser gewaltsamen Bekehrung überall, wo mit Strenge darauf gedrungen wurde, durch die Flucht, und manche von ihnen verließen ihr Vaterland. Als die Regierung die nachtheiligen Folgen ihrer Bekehrungssucht gewahr wurde, und sie die allgemeine Misbilligung vernahm, die ihr Verfahren bei allen aufgeklärten Katholiken erregte, da gab sie die Verfolgungen auf, wiewol ohne ihre Befehle zu widerrufen. Die öffentliche Meinung, die sich nunmehr schon anfing geltend zu machen, gewährte den Hugenotten einen großen Schutz und hemmte die Maßregeln ihrer Verfolger. Der berühmte Montesquieu, bald auch andre Gelehrte, sprachen in öffentlichen Druckschriften sich für die Duldung der Protestanten aus. Voltaire zog außerdem noch den von dem fanatischen Gerichtshofe zu Toulouse an dem Protestanten Johann Calas begangnen Justizmord ans Licht und brachte es durch seine kühne Beleuchtung dieses Frevels dahin, daß die Verüber dieser Schandthat dem Abscheue des gesammten Europa bloßgestellt wurden, und daß der Hof, um dem Verdachte zu entgehen, als habe er seine Ungerechtigkeit genehmigt, die Revision des Processes veranlassen und nach befundner Unschuld des Hingerichteten seine Ehre herstellen und seine Familie entschädigen mußte. Von da ab blieben die Hugenotten von allen Anfeindungen der Obrigkeiten verschont, und wenn gleich die Anerkennung als Staatsbürger gesetzlich nicht ausgesprochen wurde, so genossen sie doch eine vollkommene Duldung und ihr Privatgottesdienst blieb ungestört. Ludwig XVI. erklärte endlich durch ein Edict vom Jahre 1787 die Taufen und Trauungen der Protestanten für gültig, gestattete ihnen die Ausübung ihrer Religion und räumte ihnen alle bürgerlichen Rechte ein, doch mit Ausnahme der Fähigkeit, öffentliche Ämter zu bekleiden. Diese Beschränkung hatte aber keine Folge; denn schon 1777 ernannte der König den Protestanten Necker zum General-Controleur der Finanzen. Durch die Revolution wurden die Protestanten in allen staatsbürgerlichen Rechten hergestellt, und alle Beschränkung hat aufgehört. Zwar wurden sie nach der Restauration als der Napoleonischen Regierung zugethan, verdächtig und im südlichen Frankreich, besonders in und um Nimes, der katholische Pöbel gegen sie aufgereizt; doch gewährte ihnen die Regierung Schutz, der ihnen übrigens auch durch die Charte zugesichert ist[32]). (*Rauschnick.*)

1) (*Ant. Court de Gebelin*), Hist. de troubles de Ceven- de la guerre des Camisards (Villefranche 1760). III Vol.

32) Zu vergleichen sind die Artikel: Bartholomäus-Nacht, Camisards, Heinrich III. und Heinrich IV. von Frankreich, und außer den bereits bezeichneten Quellenschriften noch: Meusel, Gesch. von Frankreich. 3. u. 4. Bd. (Halle 1774 u. 1776). La-

HUGENPOTH (Joh. Hermann), Doctor der Philosophie und Theologie, ein Sohn des Kaufmanns Wilhelm, zu Mörs im J. 1634 geboren, bildete sich auf der Schule zu Herborn bis 1651, zog mit Joh. Clauberg, seinem dortigen Lehrer, nach Duisburg, und wurde einer der ersten Studenten auf dieser neuen Universität, setzte dann seine Studien zu Gröningen fort, erhielt 1656 die Predigerstelle in Ruhrort, nach sechs Jahren eine gleiche Stelle in Elberfeld, 1666, nach Martin Hundius' Tode, das Pastorat und die Professur der Theologie zu Duisburg, war 1669 Rector Magnificus und starb 1676 im 42. Jahre seines Alters. Seine Ämter ließen ihm nicht viel Zeit zum Schreiben, doch hat man von ihm: **Exercitationes vindices pro veritate fidei reformatae contra Damianum a Salieeto** (Duisb. 1670. 4.), gerichtet gegen einen katholischen Geistlichen von Bologna, der ein Buch, **de falsitate ecclesiae Reformatae et Lutheranae**, geschrieben hatte *). (*Rotermund.*)

Hugens, s. Huygens.

Hugesdorf, s. Heusdorf.

HUGHES, 1) Georg, war zu Ende des 16. oder Anfange des 17. Jahrh. in London geboren, studirte im Collegio corporis Christi zu Oxford, wurde im Collegio aller Heiligen zu London Prälector, darauf Vorsteher der Kirchen in Devonshire, schrieb in seiner Muttersprache einen Commentar über das erste Buch Mosis, einen Tractat vom Sabbathe, vom Nutzen der Trübsale ꝛc., und starb den 14. Jul. 1667 †). (*Rotermund.*)

2) John, ein englischer Dichter, geboren 1677 zu Marlborough in Wiltshire, war ein kenntnißreicher und belesener Mann, der, was ihm an Phantasie und Begeisterung fehlte, durch Eleganz und Feile zu ersetzen strebte. Er bildete sich vorzüglich nach den Dichtern des Alterthums, und suchte in seinen lyrischen Versuchen die englische Poesie in engre Verbindung mit der Musik zu bringen, was ihm jedoch nicht ganz gelang. Sein Trauerspiel: Die Belagerung von Damaskus, ist, hinsichtlich der Correctheit, ein Meisterwerk, doch fehlt es demselben an tragischem Interesse und poetischer Kraft. Es ward mit allgemeinem Beifalle 1720 aufgeführt. Wenige Stunden nachher starb der Dichter. Auch als Prosaist verdient Hughes eine ehrenvolle Erwähnung; er nahm Theil an den Zeitschriften Tatler, Spectator, Guardian ꝛc., welche von so großem Einfluß auf die Bildung des englischen Styls waren. Pope soll von ihm geäußert haben: Was ihm an Genius abging, das ersetzte er durch seine Ehrlichkeit (**what he wanted in genius, he made up as a honest man**). Er hinterließ folgende Schriften: **Poem on the Peace of Ryswick** (1697.); **Of the House of Nassau, a Pindaric Ode** (1702.); **Ode in Praise of Music** (London 1703.); **The Siege of Damascus, a Tragedy** (Lond. 1720.); **Poems on several occasions** (Lond. 1735.) 2 Voll. Außerdem besorgte er eine Ausgabe von Spencers **Fairy Queen**, mit Anmerkungen (1715.), sechs Bde.; Übersetzungen von Fontanelle's Todtengesprächen; Vertots Revolutionen von Portugal; den Briefen Abälards und Heloisens; Euripides Medea; Molière's Misanthrop ꝛc. *). (*O. L. B. Wolff.*)

HUGI (Geist, Denkkraft, Gedanke). Sinnig macht die nordische Dichtung der Gedanken Ursprung, Flug und Verbindung, überhaupt des Geistes Leben anschaulich in einem Wettstreite, den der böse, aber kluge Gott Loke veranstaltet. Die jüngre Edda stellt den Geist als schnellfüßigen Knaben in Thialfi dar. Loke fragt Thialfi, Thors Lieblingsgefährten, welche Künste er am besten verstehe? Dieser fodert ihn auf, ihn mit einem dazu von ihm Erkornen einen Wettlauf bestehen zu lassen. Eine große, weite Ebene wird bestimmt und Hugi zu Thialfi's Nebenbuhler erwählt. Beide treten an, beginnen den Lauf und kommen zugleich ans Ziel. Loke lobt sie als die Einzigen, die an Schnellfüßigkeit alle Anwesenden übertreffen, räth aber Thialfi, seine Muskeln mehr anzustrengen, damit der Sieg entscheide. Sie wiederholen den Wettlauf, Hugi kommt ans Ziel, wendet sich nach Thialfi um, der noch einen Pfeilwurf weit von ihm entfernt ist. Noch sei Keiner Sieger, spricht Loke das Urtheil; der dritte Lauf werde ihn auszeichnen. Sie setzen an, Hugi steht abermals am Ziel, als Thialfi noch auf der Mitte der Bahn weilt. Der Preis fällt Hugi zu. Offen gestand Loke dem ihm begegnenden Thor, daß der Wettlauf nur Augenspiel gewesen, sein Geist in Hugi gekämpft, dieser aber weit schneller als der schnellste Schnellfüßler vorwärts eile †). (*Schincke.*)

HUGIN oder **HUGINN** [1]), Gedanke, Ahnung, Gott des Geheimnisses, einer der beiden auf Odins Schultern sitzenden Raben, die täglich am Morgen über die Erde fliegen und Mittags heimkehren, geheime Kunde zu bringen von der Erde Kindern und ihren Schicksalen. Hugin verweilt vorzüglich bei den Gehenkten, die Odin als Opfer fallen, und bei der Gerechtigkeit Anheimgefallnen; Munin bei den in der Schlacht Gebliebenen [2]). Um Beide ist Odin bange, um Munin mehr als um Hugin, weil nicht alle Menschen zurückkehren rein und gut, für Odin, den Guten, also verloren sind. Viele Alterthumsforscher sehen in Odins Raben geistige Ausflüsse auf die Menschen, Verstand und Gedächtniß [3]), doch scheint diese Ansicht zu früh und zu fein. Offenbar beziehen sie sich auf zwei Hauptttugenden der nördlichen Völker: den Opferdienst und die Tapferkeit im Kriege. Auf jenem ruhte die Sicherheit der Herrschaft, auf dieser der Ruhm des

---

cretelle, Gesch. von Frankreich während der Religionskriege, mit Anmerk. von Kiesewetter (Leipzig 1815). B. Keith, Gesch. der königl. Macht in Frankreich ꝛc. 2 Bde. (Leipzig 1796, 1797).

*) S. Hering, Neue Beiträge zur Gesch. der reformirten Kirche ꝛc. 1. Th. S. 359. Miscell. Duisburg. I. p. 548.

†) *Witte*, Diar. Jöchers Gelehrten-Lex.

*) Vergl. *Watt*, Bibl. Britannica. T. I. p. 524 b, c. *Anderson*, English Poets. T. VII. *Bell*, British Theatre. T. I. Bouterwek, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 8. Th. S. 68 und 200.

†) Edda jun. p. 55, 56. *Finn-Magnusen*, Lex. p. 181, 182.

1) Von hugr, hugi. S. Barth, über die Druiden der Kelten (Erlang. 1826). §. 56. 2) Grimn.-Mal. 20. 3) *Finn-Magnusen*, Lex. p. 188.

Volkes. Um beide mußte sich Odin als Herrscher bekümmern. (*Schincke.*)

Hugly, s. Hoogly.

Hugmarchi, s. Humareha.

HUGO. I. Könige. A. Könige von Cypern. Hugo I., ein Sohn des Königs Almerich von Cypern und Jerusalem, von seiner ersten Gemahlin, Eschiva, einer Tochter Balduins von Ramla, und Nichte Balians von Ibelim, ward nach seines Vaters Tode, 1205, König von Cypern, war jedoch unerwachsen. Vormund des Knaben und des Reichs ward sein Schwager, Walter von Mümpelgard [1]). Hugo heirathete 1208, der von ihren Ältern getroffnen Verlobung gemäß, die Tochter seiner Stiefmutter, der Königin von Jerusalem und des Grafen Heinrich Champagne, zog, als er erwachsen war, seinen Vormund, Walter von Mümpelgard, 1210 wegen verwendeter großer Geldsummen zur Rechenschaft, aber dieser entfloh zu dem Könige Johann von Jerusalem. König Hugo vereinigte sich bei Ptolemais im J. 1217 mit den Heeren der Kreuzfahrer unter dem König Andreas von Ungarn und dem Herzoge Leopold VII. von Österreich, welche von Ptolemais den Feldzug gegen Adel, Saladins Bruder, auszogen, bis an den Jordan drangen, die heiligen Orte besuchten und am ersten Advent einen Angriff auf die Burg auf dem Berge Tabor thaten. Nicht ohne Ruhm ward vorzüglich vom Könige Johann von Jerusalem gekämpft, aber die einbrechende Nacht vereitelte den Erfolg. Viel hatte das Heer durch Anfälle aus den Schlupfwinkeln der Räuber und Härte des Winters zu leiden. Vierfach theilte sich da das Heer der Christen. Die Könige von Ungarn und Cypern begaben sich in die Winterquartiere nach Tripolis, wo Hugo auch 1228 eines frühen Todes starb [2]). Er hinterließ einen Sohn, Heinrich I., seinen Nachfolger, ein Kind von neun Monaten, und zwei Töchter, von denen die eine, Maria, den Grafen Walter von Brienne, und die andre, Isabella, den Fürsten Heinrich von Antiochien heirathete [3]).

Hugo II., des Vorigen Enkel, Sohn des Königs Heinrich I. und Placentia's, der Tochter Boamunds V. von Antiochien, geboren 1253, verlor seinen Vater in diesem Jahr und stand unter der Vormundschaft seiner Mutter, die sich 1254 mit dem Ritter Balian von Ibelim vermählte. Bei dem Kriege der Genueser mit den Venetianern und Pisanern im J. 1256—1258 nahm Placentia die Partei der Letztern, welche sich in Ptolemais festgesetzt hatten. Diese Stadt zu verstärken, geleitete im Februar 1257 Fürst Boamund VI. von Antiochien seine Schwester, die Königin von Cypern, und seinen Neffen Hugo, den Erben des Königreichs Cypern [4]), nach Ptolemais. Die Zwistigkeiten zwischen Boamund VI. und Balian wurden zwar 1258 beigelegt, doch trennten Balian und Placentia ihre Ehe in diesem Jahre. Von Ptolemais ging Placentia im nämlichen Jahre mit ihrem Sohne Hugo und ihrem Bruder wieder nach Tripolis, und als Baillif von Ptolemais blieb Johann von Ibelim zurück. Hugo verlor im J. 1261 seine Mutter durch den Tod, kam nun unter die Vormundschaft seines Vetters, Hugo's von Lusignan (s. den folgenden), der Baillif von Cypern ward, und starb schon 1267 im November [5]). Ihm folgte Hugo von Lusignan.

Hugo III., von Lusignan, König von Cypern und Jerusalem, Sohn des Fürsten Heinrich von Antiochien und Isabella's, der Tochter des Königs Hugo I. von Cypern, ward 1261 Baillif von Cypern und führte die Regierung dieses Königreichs als Vormund seines Vetters Hugo's II. (s. den vorigen), kam im J. 1265 am Georgientage nach Ptolemais, welches vom Sultan Bondokdar von Ägypten bedroht ward, der bereits Cäsarea erobert hatte und das Schloß Arsuf belagerte, mit einer Flotte, welche die schöne Ritterschaft des Königreichs Cypern, die damals sehr ausgezeichnet war, brachte. Nichts vermochte daher Bondokdar gegen diese Stadt, als er am 1. Jun. 1268 vor ihr erschien. Nach acht Tagen zog er wieder ab. Im August ging Hugo mit den Ordensrittern von drei Häusern (cum tribus mansionibus), mit den französischen Rittern und andern Rittern und Fußvolk bis Tiberias vor, doch nicht ohne Verlust, da durch den Hinterhalt, welchen die Türken, die zu Saphet waren, bei der Ebene von Ptolemais legten, die Vorhut von Hugo's Heere, welche, um Beute zu machen, sich von den Übrigen drei Stunden Weges entfernt hatte, eine schmähliche Niederlage erlitt. Als im November 1267 Hugo II., Erbe des Königreichs Cypern, starb, folgte ihm sein Blutsfreund, Hugo von Lusignan, als Hugo III. Da während des Waffenstillstandes Bondokdar den 7. März 1268 in dem verrätherisch eingenommenen Japha ein großes Blutbad angerichtet, und den 15. April das Schloß Belfort erobert hatte, kam Hugo III., König von Cypern, nach Ptolemais. Der Sultan erschien vor Tripolis und zerstörte die Gärten, eroberte und entvölkerte hierauf Antiochien (den 29. Mai), und nahm den Hafen Prâbenelli beim Eingange nach Armenien ein. An diese Ereignisse im J. 1268 und an die große Hungersnoth im J. 1269 muß erinnert werden, um begreiflich zu finden, warum Hugo III. mit weniger Feierlichkeit und Herzensfreude in Tyrus den 24. Sept. 1269 die Krone des Königreichs Jerusalem nahm [6]), ohne daß man die bei der Krönung herrschende schweigsame Niedergeschlagenheit des Volkes seiner sich noch verrathenden Anhänglichkeit an den alten, mit Konradin den 23. Aug. 1268 erloschnen, Regentenstamm der Hohenstaufen [7]) zuzuschrei-

1) S. die Stammtafel XII bei Reinhard, Gesch. des Königreichs Cypern. 2) *Oliverus Scholasticus*, Historia Dumiatina bei *Eccard*, Corp. Hist. Med. Aev. T. II. p. 1397, 1399. 3) *Mar. Sanutus Torsellus*, Lib. Secretorum Fidelium Crucis super terrae Sanctae recuperatione. Lib. III. P. XI. Cap. 3—7 bei *Bongarsius*, Gesta Dei per Francos p. 205—209. P. XII. Cap. 7. p. 221.

4) Sanutus nennt ihn Erben der Königreiche Jerusalem und Cypern, aber der Hohenstaufe Konradin lebte ja noch. 5) *Sanutus* Lib. III. P. XII. Cap. 4—6. p. 220, 221. Cap. 8. p. 228. 6) *Wilhelm. Tyr.* Cont. c. 14. p. 748. *Sanutus* Lib. III. P. XII. Cap. IX. p. 223. 7) (Funck), Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. 4. Th. S. 217.

ben braucht. In Verbindung mit dem Kronprinzen Eduard von England zog König Hugo III. im J. 1271 nach Cäsarea, um den Thurm Caco zu zerstören. Sie überraschten unterweges die Turkmanen, und brachten ihnen eine große Niederlage bei. Aber aus Gewinnsucht, um die 5000 Stück erbeuteten Viehes zurückzubringen, gaben sie ihr Hauptvorhaben, die Eroberung des Thurmes Caco, auf. Daher sanken sie bei den Sarazenen in Verachtung, und der Sultan mischte in seine Antwort, die er den Gesandten des Königs von Sicilien, Karls von Anjou, welche um Abschließung eines Waffenstillstandes zu ihm gekommen waren, dieses: da so viele und solche Männer nicht einmal eine einzige Festung hätten erobern können, wären sie schwerlich zur Wiedereroberung des Königreichs Jerusalem geschickt. Doch ward zwischen dem Könige Hugo von Jerusalem und Bondokdar den 21. April 1272 ein Waffenstillstand auf zehn Jahre geschlossen, welcher sich aber nur auf die Ebene von Ptolemais und den Weg nach Nazareth erstreckte [8]). Im September 1272 brach zwischen König Hugo und den Rittern von Cypern Zwistigkeit aus, indem der König verlangte, daß sie mit ihren Waffen auch außerhalb der Insel dienten, sie aber versicherten, daß sie dazu durchaus nicht gehalten wären. Endlich ward die Sache durch Vermittler dahin beigelegt, daß sie vier Monate im Jahre dem König außerhalb der Insel dienen sollten, wo der König persönlich oder ein Sohn desselben zugegen wäre. Diese festgesetzte Zeit von nur vier Monaten des Kriegsdienstes ward Hugo'n sehr verderblich, wie wir unten sehen werden. So wenig auch vom Königreiche Jerusalem übrig war, so machte diese Krone doch Hugo'n Maria, eine Enkelin Isabella's und des Königs Almerich von Jerusalem, auf das Erbrecht sich stützend, streitig. Hugo mußte deshalb im J. 1256 Sachwalter auf die Kirchenversammlung nach Lyon senden, um auf Maria's Ansprüche zu antworten. Nach dem Tode des Fürsten von Antiochien, seines Blutsfreundes, 1273, ging der König von Cypern nach Tripolis, um dem hinterlassenen Knaben beizustehen. Aber der Bischof von Tortosa war auf Einladung der Mutter zuvorgekommen, und hatte die Sorge für den Knaben übernommen. So ward Hugo's Vorhaben vereitelt, und er kehrte nach Ptolemais zurück. Bekümmert und bestürzt verließ er im October 1276 diese Stadt, und begab sich nach Tyrus, ohne in Ptolemais einen Beamten zur Rechtspflege oder zu anderm Behufe zurückzulassen; denn zwischen ihm und der Gemeinde, den Brüderschaften und den Ordenshäusern (mansiones), waren mehre Streitigkeiten, und er vermochte sie nicht nach seinem Willen zu regieren. Zu diesem Allen kam noch, daß die Templer den Falknereihof von einem Ritter, der ihn vom Könige zu Lehen hatte, ohne den König zu fragen, an sich gebracht. Mehrmals ward der König ersucht, Beamte zu bestellen und die Stadt nicht in einem solchen Zustande zu lassen, zumal wegen der Nachstellungen und Angriffe der Feinde. Die Botschafter waren Prälaten, Ordensgeistliche, Ritter, Hospitaliter, Bürger, Teutsche, Pisaner, Genueser. Nur die Templer und Venetianer blieben zurück und sagten, es kümmere sie nicht, ob der König komme oder nicht. Der König aber ließ sich durch Niemandes Bitten bewegen. Während dessen erregten die Freunde des Königs, um einen Aufstand in der Stadt zu veranlassen, Händel zwischen den Gesindeschaften des Hospitals und des Tempels, sodaß einige von der Gesindeschaft des letztern das Leben verloren. Doch ließen die beleidigten Theile, um das Vorhaben der Aufwiegler zu vereiteln, die Sache ruhen. Da sich aber der Templermeister im Übrigen der Sorge für die Stadt nicht annahm, begaben sich die oben Erwähnten wieder zum König und suchten ihn durch die süßesten Reden zur Rückkehr zu bewegen. Er gab Gehör, setzte den Herrn von Arsur, Balian von Ibelim, zum Baillif, und Wilhelm von Flori zum Vicegrafen ein, bestellte die übrigen Beamten und kehrte heimlich nach Cypern zurück. Doch schon von Tyrus aus hatte der König Botschafter an die Könige und Fürsten des Abendlandes, vorzüglich an den Papst und die Cardinäle, gesandt, um den Ungehorsam der in Ptolemais Weilenden anzuzeigen und zu bitten, für sie und den Zustand des Königreichs Jerusalem ein Heilmittel anzuwenden. Maria aber, die beständig dem römischen Hofe folgte, um als Erbin des Königreichs Jerusalem ihre Ansprüche unablässig zu betreiben, hatte durch die Gesandten der Templer schon Alles erfahren. Sie ersuchte daher nach gewohnter Weise den Bischof von Albano, der zum Richter bestellt worden war, ihr Recht zu entscheiden. Der Sachwalter des Königs von Cypern machte die gewöhnliche Einrede, daß der Streit um das Königreich Jerusalem nicht an den römischen Hof gehöre, und der König hier nicht Rede zu stehen brauche; denn den Baronen des Reichs kam das Urtheil in dieser Sache zu. Maria nahm die Einrede als geltend an, ließ durch die Cardinäle und andern Prälaten eine Urkunde darüber ausstellen, und so ward der Streit dem römischen Hof entzogen. Doch nachher, im J. 1277, vollführte sie, was sie schon vorher betrieben, und schenkte vor den Cardinälen, Prälaten und dem größten Theile des römischen Hofes als rechtmäßige Erbin des Königreichs Jerusalem, wie oft durch Richter und Rechtskundige erklärt worden, die Rechte an diesem Königreiche dem Könige Karl von Sicilien. Nach gerichtlicher Ausstellung dieser Schenkungsurkunde gab Karl ihr Besitzungen und andre Geschenke zur Genüge. Karl sandte als Baillif des Königreichs Jerusalem den Grafen von St. Severino mit sechs Schiffen nach Ptolemais, wo er den 7. Jun. 1277 landete. Der von Hugo gesetzte Baillif, Balian von Ibelim, räumte sogleich das Schloß, und Roger erlangte, mit Hülfe der Templer und ihrer Anhänger, die Herrschaft des Landes. Mehre Ritter weigerten sich jedoch, dem Könige Karl den Lehenseid zu leisten, da sie ihn dem Könige Hugo geleistet. Aber sie sandten oft zum Könige Hugo, um Erlaubniß zur Leistung jenes Leheneides zu erhalten. Der König von Cypern suchte durch seine Antworten nur Zeit zu gewinnen. Endlich gebot ihnen Roger, peremtorisch entweder die Lehen aufzulassen, oder

8) *Wilhelm. Tyr.* Cont. c. 16. p. 746. *Sanutus* Lib. III. P. XII. Cap. 11. p. 224.

ehenseid zu leisten; doch erhielten sie durch die Ver=
ung des Tempelmeisters, daß sie noch einmal zu
schicken durften, und da auch jetzt des Königs
ort ungenügend war, leisteten sie dem Grafen für
Karl den Lehenseid. Auch Roger beschwor nun
eiches Verfassung und bestellte die Beamten. Nicht
r leistete hierauf auch der Fürst von Antiochien dem
hen Folge, und schwor dem Könige Karl den Le=
id. Noch im nämlichen Jahre (1277) kam König
von Cypern mit einem großen Gefolge und 700
m nach Tyrus, in der Absicht, nach Ptolemais zu
, unterhandelte mit sehr Vielen in dieser Stadt und
ier den Pisanen, Polaern oder Polanen (aus Pola)
Andern Sold ertheilen. Aber bevor er sein Vorhaben
hren konnte, waren vier Monate abgelaufen, die
von Cypern kehrten heim, und auch der König
ihnen unverrichteter Sache folgen. Im Februar
setzte er nach Berythus über, und segelte im Septem=
is Tyrus vor. Bei dem Passe von Daugia bei
a verlor er auf Veranstaltung der Templer von Si=
urch überfallende Sarazenen die zu Lande gesende=
Pferde seines Heeres. Die sich ereignenden Todes=
Johanns, des Herrn von Tyrus, und des Bruders
ben, Anfred, und seines eignen zweiten Sohnes,
nund, nahm der schon lange kränkelnde königliche
sich so zu Herzen, daß er den 25. März 1284 zu
s starb. Sein Sohn, Johann, ward den 11. Mai
icosia gekrönt, starb aber schon den 27. Mai [9]), und
folgte Hugo's nächster Sohn, Heinrich II., von
—1324. Hugo's III. ihn überlebender dritter Sohn,
Guido, Connetable von Cypern, der Vater Hugo's IV.,
gs von Cypern von 1324—1361. Hugo's III. Ge=
n war Isabella von Ibelim. (*Ferd. Wachter.*)

B. Könige von Frankreich.

1) Hugo Capet, der älteste Sohn Hugo's des Gro=
nd Hedwig, einer Schwester Kaiser Otto's I., geboren
941, war von der Natur und von glücklichen Ver=
issen ganz vorzüglich begünstigt, und dadurch geeig=
der Stifter eines neuen Königsgeschlechts zu wer=
Eine lange Reihe hochberühmter Ahnen, von denen
ge, als sein Großahn Odo, sein Großvater Ro=
und sein Oheim Rudolf, Frankreichs Königskrone
gen hatten, gaben seinem Stamme Glanz [1]). Sein
Vater war Herzog von Frankreich [2]), Burgund und Aqui=
tanien, Graf von Paris und Orleans, besaß also mehr
als ein Drittheil des Königreichs und herrschte mehr als
20 Jahre lang, wenngleich ohne königlichen Titel, doch
mit königlicher Macht in Frankreich. Bei seinem Tode,
956, war Hugo Capet [3]) noch nicht 16 Jahre alt. Er
erbte von seinem Vater das Herzogthum Frankreich und
die Grafschaften Paris und Orleans. Das Herzogthum
Burgund fiel an seinen zweiten Bruder, Otto; nach des=
sen kinderlosem Tode 957 die beiden jüngern Brüder,
Odo und Heinrich, hinter einander darin folgten. Das
Herzogthum Aquitanien fiel an die Grafen von Poitiers,
die es früher besessen hatten, zurück.

Hugo Capet verband alle Fähigkeiten zum Herrschen
mit den Eigenschaften eines guten, wohlgesinnten Fürsten;
daher ging das Ansehen und der Einfluß, den sein Va=
ter einst besessen, auf ihn über. Er wurde von seinen
Standesgenossen geliebt und geehrt, von dem König aber
als ein mächtiger Vasall geachtet und gefürchtet, als ein
treuer Schützer des Thrones geschätzt. Um ihn an sich
zu fesseln, verlieh ihm König Lothar die Landschaft Poi=
tiers. Dafür leistete Hugo und sein Bruder Odo von
Burgund ihm treuen Beistand in den Kriegen gegen den
Herzog Richard von der Normandie 962—965, und
dann gleichzeitig gegen den Grafen Arnulf den Jüngern
von Flandern. Als König Lothar nach Kaiser Otto's I.
Tode Lothringen wieder an Frankreich zu bringen strebte,
stand ihm in den Kriegen, die er deshalb führte, Hugo
Capet mit seiner Kriegsmacht bei. Den Vorwand zum
Kriege gaben die Grafen Rainer und Lambert von Mons,
die, nachdem der Vater, Rainer mit dem langen Halse,
von Otto I. aus der Grafschaft vertrieben worden, nach
Frankreich geflüchtet waren, und nach des Kaisers Tode
sowol von König Lothar, als auch von Hugo Capet
Beistand erhielten, mit welchem sie ihre väterlichen Güter
im Hennegau zurückeroberten. Kaiser Otto II. setzte aber
zwei andre Grafen ein, und es entstand deshalb ein blu=
tiger Krieg zwischen Frankreich und Teutschland, an dem
auch Hugo Theil nahm. Die Feindseligkeiten endigten
975 und die kaiserlichen Schützlinge blieben im Besitze
der Grafschaft Hennegau. Nachdem aber Rainer Hugo
Capets und Lambert des Prinzen Karl, des Bruders Kö=
nig Lothars, Tochter geheirathet hatte, schlossen Lothar,
Karl und Hugo Capet einen Bund gegen den Kaiser,
der, um einen Krieg zu vermeiden, im J. 977 beide
Grafen in ihr väterliches Erbe einsetzte, und auch dem
Prinzen Karl das Herzogthum Niederlothringen, doch als
Lehen vom teutschen Reich, abtrat. Dadurch war aber
Lothar nicht befriedigt; er überfiel 978, von Hugo Capet
unterstützt, Oberlothringen, ließ in Metz sich huldigen

9) *Sanutus* Lib. III. P. XII. Cap. 8—19. p. 212—229.

1) Zur bessern Übersicht der Abstammung Hugo Capets wird
de, durch Blondel berichtigte, Geschlechtstafel dienen.

ert der Tapfre. Gem.: Adelheid, Kaiser Ludwigs
des Frommen Tochter.

König von Frank= reich, † 898. — Robert, zum Könige von Frank= reich gewählt, † 923.

Hugo der Große, Herzog v. Frankreich, Burgund ɾc., † 956. Gem.: Hedwig, Kaiser Heinrichs Tochter.

Ca- König Frank- ch.	Otto, Herzog v. Bur- gund.	Odo, Herzog v. Bur- gund.	Heinrich, Herzog v. Burgund.	Beatrix, Gem. Herzog Friedrichs v. Ober-Lothrin- gen.	Emma, Gem. Herzog Richards v. d. Normandie.

2) Zum Herzogthume Frankreich gehörten die Grafschaften
Blois, Touraine, Anjou und Maine, und die Landschaften Char-
train und Perche. 3) Gewöhnlich wird der Beiname Capet von
Capito hergeleitet und Großkopf oder Breitkopf übersetzt. Da
Hugo aber von gleichzeitigen Schriftstellern Capucius oder Capa-
tus genannt wird, so deutet der Beiname vielmehr auf eine auf-
fallende Kopfbedeckung hin. S. Meusel, Geschichte von Frank-
reich. 1. Th. S. 268.

und drang verwüstend bis Aachen vor. Kaiser Otto vergalt diesen Angriff durch einen Einbruch in Frankreich, und verwüstete das Land bis vor Paris, dessen Vorstädte er verbrannte. Hugo Capet versammelte gemeinsam mit seinem Bruder, dem Herzog Odo von Burgund, ein starkes Heer, um den Kaiser im Rücken zu überfallen, der sofort seinen Rückzug nicht ohne großen Verlust antrat. Wie hierbei, so in allen Angelegenheiten des Reichs, zeigte Hugo Capet sich als dessen festeste Stütze und erwarb sich dadurch sowol die Liebe und Anhänglichkeit der Franzosen, als auch das unbeschränkte Vertrauen des Königs Lothar, der, als er 986 starb, seinen neunzehnjährigen Sohn und Thronerben, Ludwig V. den Faulen, seiner Aufsicht und seinem Schutz anvertraute.

Ludwig war ein schwacher Fürst, der, überdies durch unglückliche häusliche Verhältnisse vielfach bedrängt, verhindert wurde, sich der Staatsverwaltung zu widmen, die beinahe völlig in den Händen Hugo Capets lag. Ludwig starb kinderlos nach einer funfzehnmonatlichen thatenlosen Regierung. Bei Ludwigs V. Hintritt lebte noch ein Karolinger, Herzog Karl von Niederlothringen, Oheim des letztverstorbenen Königs, und unstreitig dessen rechtmäßiger Thronfolger; allein die Karolinger hatten sich seit langer Zeit durch ihre schwache und unheilvolle Regierung den Franzosen verächtlich gemacht, und besonders wurde ihnen Herzog Karl verhaßt, weil er ein Lehensträger Teutschlands war, und in dem Rufe stand, die Teutschen mehr als die Franzosen zu lieben. Dagegen stand Hugo Capet als ein staatskluger, tapfrer, leutseliger und gerechter Fürst in allgemeiner Achtung. Er war übrigens der Mächtigste und Reichste von allen französischen Großen, sein Stamm der berühmteste und vornehmste, und selbst königlicher Abkunft, sein Bruder der Herzog von Burgund, sein Schwager der Herzog von der Normandie, und somit war beinahe das ganze nördliche Frankreich bis zur Loire bereits bei seiner Familie. Endlich hieß es, daß König Ludwig auf dem Todbette seinen Oheim Karl ausdrücklich von der Thronfolge ausgeschlossen habe. Alle diese Umstände vereinigten sich, dem Hugo Capet den Weg zum Throne zu bahnen. Er berief gleich nach Ludwigs Tod eine Wahlversammlung der großen Kronvasallen nach Noyon zusammen, wurde daselbst zum Könige gewählt, und am 3. Jul. 987 in Rheims gekrönt. Hugo Capet ward auf diese Weise Stifter der dritten französischen Königslinie und Ahnherr aller nachfolgenden Könige von Frankreich [4]). Nach seiner Erhebung auf den Thron hatte sich aber weder sein Ansehen noch sein Besitzstand beträchtlich vermehrt; denn er fand die Macht der Krone durch die großen Reichsstände so beschränkt, die Güter derselben so zersplittert, daß dem Könige kaum noch ein dürftiger Schein von Herrschergewalt blieb. Hugo strebte darnach, die Macht und Würde der Krone herzustellen, und wenn ihm zwar unter den damaligen Umständen die Lösung dieser schwierigen Aufgabe nicht gelingen konnte, so bleibt ihm doch das Verdienst, die ersten Schritte dazu gethan und seinen Nachfolgern die Bahn zur Erweitrung der königlichen Macht gebrochen zu haben. Seine Lage war Anfangs höchst schwierig. Mehre Kronvasallen, unter ihnen Herzog Wilhelm VI. von Aquitanien, wollten ihn nicht anerkennen, sondern hielten es mit Karl von Lothringen, der sein Erbrecht auf den Thron geltend machen wollte. König Hugo zog gegen Herzog Wilhelm, den mächtigsten seiner Widersacher, zu Felde und belagerte Poitiers. Zwar mußte er die Belagrung aufheben und sich an die Loire zurückziehen; als ihn aber Wilhelm verfolgte, überwand Hugo ihn in einer blutigen Schlacht bei Bourguel, und zwang ihn zur Huldigung. Um sich der Anhänglichkeit der großen Kronvasallen zu versichern, bestätigte er gleich bei seiner Thronbesteigung die Erblichkeit ihrer Ämter und Güterlehen, die ihnen bis dahin rechtlich nicht zugestanden hatten. Die Geistlichkeit gewann er durch seine ungemessene Freigebigkeit. Die von seinen Vorfahren geerbten Abteien St. Martin zu Tours, St. Germain des Prez, St. Denis, St. Riquier u. a., deren Einkünfte er genoß, gab er den Geistlichen zurück, bewilligte vielen Klöstern die Wahlfreiheit, und verschaffte mehren Kirchen die ihnen bei den frühern Verwirrungen entwandten Reliquien wieder. Dafür zeigten sich die Stände auch bereit, seinen Sohn, Robert, zum Mitregenten anzuerkennen, und derselbe wurde am 1. Jan. 988 zu Orleans gekrönt. Hierdurch befestigte er seine Herrschaft und sicherte seinen Nachkommen die Thronfolge. Unterdessen hatte Herzog Karl ein großes Heer gesammelt und Laon nach tapfrer Gegenwehr der verwitweten Königin Emma und des Bischofs Ancelin, die beide in der Stadt und auf Hugo's Seite waren, erobert. Hugo belagerte zwar Laon, ward aber von Karl bei einem Ausfalle geschlagen und zur Aufhebung der Belagrung genöthigt. Die Kaiserin Theophania erbot sich zur Vermittlung dieses Krieges; Karl wies ihren Antrag zurück, nicht so Hugo, der eine Zusammenkunft seiner Gemahlin Adelheid mit der Kaiserin zu Stenai veranlaßte, und dadurch den Kaiserhof günstig für sich stimmte. Die Königin Adelheid, eine Tochter des Herzogs Wilhelm III. von Aquitanien, war eine kluge, hochherzige Frau, die Theil an den Staatsgeschäften nahm und den König mit ihren Rathschlägen unterstützte. Sie stand im Briefwechsel mit dem berühmten Gerbert [5]), nachmaligem Papste Sylvester II., und scheint

4) Die meisten spätern französischen Geschichtschreiber, wie unter andern Mezeray und Daniel, geben Hugo Capets Wahl für einstimmig aus, um von ihm den Verdacht der Usurpation zu entfernen. Ihre Angabe wird aber durch unbezweifelte Thatsachen widerlegt. Einmal hatten, als Ludwig schon auf dem Todbette lag, die Anhänger des alten Königshauses eine Zusammenkunft zu Compiegne veranstaltet, die Hugo mit 600 Bewaffneten aus einander trieb. Dann starb König Ludwig am 20. Jun. Gleich darauf fand die Wahlversammlung zu Noyon und am 3. Jul. schon die Krönung statt. Wie hätten bei der Wahlversammlung alle Großen anwesend sein können? Endlich ist es auch Thatsache, daß beinahe alle Kronvasallen südlich der Loire an Herzog Karl hingen, und sich nur nach und nach, einige erst nach schwerem Kampf, unterwarfen.

5) *Gerberti* Epistolae. Epist. 122 ap. *du Chesne*, Script. Franc. T. IV.

viel zu der Mäßigung beigetragen zu haben, durch die ihr Gemahl die Art, wie er zum Throne gelangte, vergessen machte. Da Karl die verwitwete Königin Emma, Witwe Ludwigs, in Laon gefangen genommen hatte und sie, aller Anträge ungeachtet, nicht frei gab, so belegten mehre Bischöfe ihn mit dem Kirchenbanne. Das war die einzige Unterstützung, die König Hugo erhielt; denn die weltlichen Vasallen leisteten ihm keinen Beistand in diesem Kriege. Um Karls Partei zu schwächen, verlieh Hugo dem natürlichen Bruder König Lothars, Arnulf, das Erzbisthum Rheims. Der aber verrieth ihn, und überlieferte die Stadt Rheims dem Herzoge Karl [6]). Dagegen überrumpelte Hugo, durch geheimen Beistand des Bischofs Ancelin von Laon, im J. 991 diese Stadt, und nahm darin den Herzog Karl und dessen Gemahlin, und den Erzbischof Arnulf gefangen. Karl starb im J. 994 zu Orleans im Gefängniß. Er hinterließ zwei Söhne, mit denen nach einigen Jahren der Mannsstamm der Karolinger völlig ausstarb [7]). Nach Karls Gefangennehmung unterwarfen sich dessen Anhänger und der Krieg hatte ein Ende. Noch fürchtete Hugo aber auswärtige Feinde; denn Karls Söhne waren nach Teutschland geflohen und konnten leicht den Kaiserhof wider ihn aufregen; auch dem Könige Konrad von Burgund durfte er nicht ganz trauen, wiewol dieser wenig unternehmend war. Um sich gegen sie zu sichern, trachtete Hugo ein Bündniß mit den griechischen Kaisern zu schließen.

Damals saßen die Brüder Basil und Constantin auf dem Throne zu Constantinopel. Von diesen erbat sich Hugo eine Prinzessin ihres Hauses zur Gemahlin für seinen Sohn Robert, und trug ihnen ein Bündniß gegen den teutschen Kaiser zum gegenseitigen Schutz an [8]). Dieser Antrag hatte keine Folge, ist aber deshalb bemerkenswerth, weil er zeigt, welche Richtung schon damals Frankreichs Politik gegen Teutschland nahm. Wegen der Besetzung des Erzbisthums Rheims gerieth Hugo mit dem Papste Johann XV. in langwierige Streitigkeiten. Der gefangne Arnulf wurde von einem Nationalconcilio, welches der König zu St. Basle bei Rheims zusammenberufen ließ, und dem er selbst beiwohnte, als Hochverräther und Meineidiger für abgesetzt erklärt, und statt seiner der berühmte Gerbert erwählt. Der Papst zeigte sich darüber höchst unzufrieden, erklärte die Beschlüsse des Conciliums für ungültig, und ließ sogar durch seinen Legaten die Bischöfe mit dem Interdict belegen, die für Arnulfs Absetzung gestimmt hatten. Gerbert und seine Anhänger protestirten zwar gegen das Interdict, als die Rechte der gallicanischen Kirche verletzend, allein der König, der seiner noch unbefestigten Herrschaft wegen es mit dem Papste nicht verderben wollte, unterstützte sie nicht hinreichend, sondern suchte durch friedliche Unterhandlungen mit dem römischen Hofe den Streit zu schlichten. Dazu hatte er noch einen besondern Beweggrund. Sein Sohn Robert hatte aus Neigung die verwitwete Gräfin Bertha von Chartres, eine Tochter des Königs Konrad von Burgund, geheirathet, und da sie mit ihm im vierten Grade verwandt war, so erklärte der Papst diese Heirath für ungültig, wol besonders noch deshalb, weil dazu die Dispensation von ihm nicht nachgesucht worden war. Da diese Heirath auch in politischer Hinsicht vortheilhaft war, so wünschte König Hugo die Genehmigung des Papstes, die dieser hoffen ließ, wenn der König ihm bei der Besetzung des Erzbisthums Rheims nichts in den Weg legen und besonders auf die Wahl Gerberts nicht länger bestehen wollte. Der päpstliche Legat wandte sich deshalb besonders an die Königin Adelheid, und schlug vor, den Neffen des Bischofs von Chalons, einen Schützling der Königin, zum Erzbischofe von Rheims zu ernennen [9]). Doch diese kluge Frau sah bald ein, daß der Papst nicht gesonnen sei, die Dispensation zu ertheilen, deshalb verließ sie die Partei Gerberts nicht. Obgleich der Papst durch ein zweites Concil zu Rheims 996 den Arnulf für den rechtmäßigen Erzbischof erklären ließ, so gab Hugo ihm doch die Freiheit nicht wieder, dagegen erhielt auch Robert die Dispensation zu seiner Heirath nicht. Außer diesen Streitigkeiten wurde Hugo's Regierung nicht beunruhigt, und war in vieler Hinsicht wohlthätig für das Reich. Die Streitigkeiten und Fehden der Großen währten allerdings noch fort, allein theils war seine Macht noch nicht groß genug, um sie daran zu hindern, theils gereichte es auch der Krone zum Vortheile, wenn ihre großen Lehnsträger durch Privatkriege sich schwächten, denn um so weniger gefährlich wurden sie der königlichen Macht. Wie beschränkt diese damals noch war, und mit welcher Kühnheit die großen Kronvasallen ihr trotzten, das zeigte unter andern der Graf Adalbert von Perigord. Als er gegen den Willen Hugo's und seines Sohnes Robert die Stadt Tours belagerte, da wagten beide nicht, ihn mit Gewalt davon abzuhalten, sondern ließen ihn nur fragen: „Wer hat Dich zum Grafen gemacht?" Adalbert ließ dagegen zurückfragen: „Wer hat Euch zu Königen gemacht?" und setzte die Belagrung der Stadt fort, die er auch eroberte. Hugo war darauf bedacht, die Einfälle und Streifereien der Normannen zu verhindern, und ließ zu dem Ende viele Plätze befestigen, unter andern die Stadt Abbeville, die bis dahin nur ein Meierhof des Klosters St. Riquier gewesen war. Er übergab diese Stadt dem Schirmvoigte des Klosters, Hugo, den er mit seiner Tochter Gisela vermählte, und welcher Stammherr der Grafen von Ponthieu wurde. Mehr noch als zur Vertheidigung gegen die Normannen scheint die Befestigung der Städte zur Bändigung der mächtigen Kronvasallen bestimmt gewesen zu sein, welches bei einer längern Regierung dieses Königs sich unfehlbar gezeigt haben würde.

Da er das Herzogthum Frankreich mit der Krone vereinigte, so wurde Paris wieder Hoffitz der Könige,

6) Histor. depositionis Arnulfi Remens. Archiepisc. ap. *du Chesne* T. IV. p. 101 sq. 7) Nach Einigen gingen Karls Söhne, Otto und Ludwig, nach Teutschland, und der Letzte wurde Stammvater der Landgrafen von Thüringen. S. *Pagi*, Crit. ad ann. 990. 8) *Mezeray*, Abrégé chronologique etc. T. I. p. 97.

9) *Daniel*, Hist. de France. T. III. p. 269.

nachdem es unter den letzten Karolingern Laon gewesen war. Hugo Capet starb am 24. Oct. 996 [10]) und wurde in St. Denis begraben. Er hinterließ von seiner Gemahlin Adelheid nur einen Sohn, Robert, und drei Töchter, wovon Hedwig an Rainer IV., Grafen von Hennegau, Adelheid an den Grafen Reinhold I. von Nevers, und Gisela an den Grafen Hugo von Ponthieu vermählt wurde. Außerdem hatte er einen unehelichen Sohn, Goscelin, der später Erzbischof von Bourges wurde [11]).

(*Rauschnick.*)

2) Hugo, Sohn des Königs Robert von Frankreich und Constantia's, der erstgeborne von ihren Söhnen, wurde, gegen zehn Jahre alt, von seinem Vater im J. 1017 zu Compiegne als Mitkönig angenommen [1]), ungeachtet dem letztern von den einsichtsvollern Großen des Reichs hiervon abgerathen, da Hugo noch zu jung sei, um als Stütze des Reichs dienen zu können, und sein Vater ihn lieber erst zu männlichen Jahren kommen lassen sollte. Robert hatte sich aber vorzüglich durch die Anregung seiner Gemahlin dazu verleiten lassen. Als Hugo herangewachsen war, und von dem Reiche, dessen Krone er trug, nichts als Kost und Kleidung hatte, fühlte er sich zurückgesetzt, und trieb seinen Vater an, ihm Güter zu geben. Dieses hinderte jedoch die geizige Constantia, die Beherrscherin ihres Gemahls, die nach weiblicher Art in Widerspruch mit sich gerathend, nun den Sohn, der doch nur auf ihren Antrieb die Königskrone erhalten, mit Schimpfworten überhäufte, daß er königliche Einkünfte haben wollte. Der von seiner eignen Mutter [2]) wie ein fremdes Kind behandelte und entehrte Jüngling duldete nicht länger mit Gleichmuth, sammelte andre Jünglinge seines Alters um sich, und befehdete und plünderte die Besitzungen seiner Ältern. Bald doch kehrte er in sich und zu seinen Ältern zurück, und gewann, indem er demüthig Genugthuung leistete, ihr Wohlwollen wieder. Jetzt erhielt er vom Vater überall königliches Recht und königliche Gewalt. Den Schandflecken der Empörung tilgte er durch um so größere Folgsamkeit und Treue gegen die Ältern, machte sich einen beliebten Namen durch ausgezeichnete Mildthätigkeit gegen die Armen, und Begünstigung der damaligen Stimmführer, der Mönche und Geistlichen, und erhielt solchen Ruf, daß er selbst im Auslande bekannt ward, und namentlich die Italiener ihn einluden, ihr König zu werden. Mit dem Beinamen seines Urgroßvaters ward er von Allen Hugo der Große genannt, aber der Tod, der in seinem 28. Lebensjahre vor dem seines Vaters erfolgte, verhinderte ihn, den Namen des Großen als König zu verdienen, und er erhielt seine Grabstätte zu Compiegne, wo er die Krone empfangen [3]).

(*Ferdinand Wachter.*)

C. König von Jerusalem, s. unter den Königen von Cypern.

D. König von Italien. Hugo, Graf von Arles oder der Provence, Sohn des Grafen Theobald von Arles, und Bertha's, der Tochter des Königs Ludwig von Italien [1]), welche in zweiter Ehe den Grafen Adalbert von Toscana geheirathet hatte, kam zur Zeit des Königs Berengar I. nach Italien, um sich dieses Reich zuzueignen, ward aber von Berengar in die Flucht geschlagen. Seiner vielen Bestrebungen um das Königreich Italien erinnerte sich später die Partei der Italiener, welche sich gegen Berengars Nachfolger, den König Rudolf II. von Burgund, empörte, und an deren Spitze der Erzbischof Landbert von Mailand stand, und lud den durch Macht und Klugheit, Tapferkeit und Kühnheit ausgezeichneten Grafen von der Provence ein, Rudolfen das Reich zu entreißen und sich zuzueignen. Während im J. 926 Rudolf verstärkt von seinem Schwiegervater, dem Herzoge Burkhard von Schwaben, nach Italien zurückkam, und nachdem dieser bei Novara durch einen Überfall der Italiener das Leben verloren hatte, nach Burgund zurückeilte, landete Hugo in Pisa, wo er den Gesandten des Papstes Johann, und die Gesandten fast aller Italiener fand, die ihn zur Übernahme des Reichs einluden. Freudig, das zu erlangen, was er lange gewünscht, eilte er nach Pavia, und erhielt auf einer Versammlung Aller das Reich. Kurz darauf ging er nach Mantua, wo ihm der Papst entgegen kam und mit ihm ein Bündniß schloß. Zu dieser Zeit starb Hugo's herrschsüchtige Mutter, Bertha, die schon früher ihren zweiten Gemahl, Adelbert, in den Krieg gegen den König Lanthbert getrieben, und nicht minder gegen den König Berengar I. gereizt, und deren Söhne aus zweiter Ehe den größten Antheil an Rudolfs Vertreibung und dem Falle seines Schwiegervaters hatten [2]). Diese Halbbrüder Hugo's waren Wido, welcher jetzt die Markgrafschaft Toscana besaß und die berüchtigte Marozia geheirathet hatte, und Lambert, welchen er später schändlich behandelte. Hugo selbst hatte zu jener Zeit schon seinen Sohn Lothar von seiner Ehefrau, Alda, aus dem Geschlechte der Ostfranken, und von einem andern edeln Weibe, Wandelmoda, einen Sohn, Hubert, der nachmals Fürst von Toscana

10) Von den meisten Geschichtschreibern wird das J. 996 für Hugo's Todesjahr angenommen, dagegen beweisen Baluze in Marca Hispanica. T. IV. ad an. 997 und *Pagi*, Crit. ad ann. 996 und 997 mit ziemlich einleuchtenden Gründen, daß er im J. 997 gestorben ist. 11) Außer den bereits angezognen Schriften sind als Quellen für die Geschichte Hugo Capets die Excerpta u. Fragmenta bei *du Chesne* T. IV. und *Glabri Rudolphi* Hist. sui temp. LV, ap. *Bouquet* T. X. zu betrachten.

1) Annales Floriacens., bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 255. 2) Die Sache ganz schief darstellend ist die beliebte Angabe, Hugo habe sich auf Antrieb seiner Mutter gegen seinen Vater empört, da seine Mutter durch ihre schlechte Behandlung des Sohnes nur die Veranlassung gab, und Hugo sich gegen beide Ältern empörte.

3) *Glaber Radulphus*, Histor. Francor. Lib. III. Cap. 8, bei *Pithöus*, Histor. Francor. ab ann. 900 ad ann. 1285. p. 36.

1) Tabula Genealogica ex codice Bibliothecae Regiae Monacensis bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. T. II. p. 314. Nach Andern, z. B. Mascov (Commentarii de rebus Imperii Romano-Germanici a Conrado Primo usque ad obitum Henrici tertii, p. 25), war Hugo's Mutter, Bertha, die Tochter des fränkischen Königs Lothar II. und Walbrada's. 2) *Luitprand*, Hist. Lib. I. Cap. 8 bei *Reuber*, Scriptt. Ausg. von Joannis S. 143. Lib. II. Cap. 10. p. 259. Lib. III. Cap. 3, 4. p. 171, 172.

An Hugo'n tadelt sein Geschichtschreiber Luitprand [3]), ...n dieses Königs Hof aufwuchs, als Knabe ihn durch Stimme erfreute (Lib. IV. Cap. I. p. 181, 182) die letzte Hälfte von Hugo's Thaten nach eigner Er-ng und zwar erst nach dessen Tode schrieb, nur, daß n Reizen der Weiber zu sehr gehuldigt, und preist ils tapfern, kühnen, listigen, kenntnißreichen Mann, iberdies für die Armen sehr gesorgt, die Kirchen be-, und fromme und weise Männer geliebt habe. Mu-i (zum J. 926) dagegen meint, bei Abwägung sei-Handlungen nach dem Fortgange der Geschichte müsse geneigter sein, ihn für einen kleinen Tiberius, einen elernten Fuchs (una solennissima volpe) und einen n Heuchler zu halten, der aus menschlichem Zwecke Verehrung der Kirche und geweihten Personen be-, aber nicht aus Eifer für Gott und für die Ge-igkeit. Aber Hugo, welchen wir keineswegs verthei-i wollen, konnte freilich mit den empörungssüchtigen nischen Großen nicht glimpflich verfahren, wenn er behaupten wollte, und entsprang seine Verehrung n die Kirche auch nicht aus echter Frömmigkeit, so er sich doch wol, wie die meisten Menschen des Mit-ters, nicht aus Heuchelei den Schein der Verehrung lben, sondern verehrte sie insofern aufrichtig, als er rch Vergebung seiner Sünden zu erlangen glaubte. ier Klugheit gemäß schickte der neue König von Ita-überall hin Gesandte, und suchte die Freundschaft Könige und Fürsten, vorzüglich des berühmten Kö- Heinrich I. von Teutschland. Luitprands Vater te er mit Geschenken an den oströmischen Kaiser Ro-us, und der Gesandte ward von demselben gut auf-mmen, ungeachtet die beiden Hunde seltner Art, ie sich unter den Geschenken befanden, bei Darrei-g derselben einen Angriff auf den Kaiser, vermuth-seiner ihnen ungewohnten Tracht wegen, machten. lich hatte Hugo'n bei dieser Gesandtschaft außerdem Glück begünstigt; denn sein Gesandter hatte unter-s, wo er in der Gegend von Thessalonich von Sla- welche sich gegen den Kaiser empört hatten, ange-n worden, ihre Fürsten gefangen, sie mit nach Con-inopel gebracht, und hierdurch den Kaiser sehr er-t [4]). Nicht minder suchte der kluge Hugo die Freund-t seines Nebenbuhlers, des aus Italien vertriebenen igs Rudolf II. von Burgund, begab sich 927 nach gund und gab bei der Unterredung mit dem genann-Könige dem mächtigen Grafen Heribert, welcher den ig Karl den Einfältigen in Haft hielt, und durch n Einfluß Rudolf König von Frankreich geworden, Heriberts Sohn, Otho, die Landschaft Vienne [5]).

Gegen den König bildeten im J. 1228 eine Verbindung die übermächtigen Richter von Pavia: Walbert und der von Ehrsucht, Mißgunst und Aufruhrgeist glühende Eberhard Gezo. Dieser wollte, als Hugo eines Tages nichts argwöhnend zu Pavia mit Wenigen weilte, über ihn herfallen, ward aber an sofortiger Ausführung durch Walbert, welcher nicht so ungestüm und wild war und in dessen Hause sich die Empörer versammelt hatten, behindert. Hugo, der ihr Vorhaben erfuhr, sandte hin, und ließ ihnen in schönen Worten vortragen, wie er, wenn er etwas Misfälliges begangen, sich zur Besserung erbiete, und daß sie sich nicht übereilen möchten. Hierdurch ließen sich Alle besänftigen, nur Gezo nicht, der auf Ermordung des Königs drang. Listig hörte dieser den Bericht seiner Unterhändler mit erkünstelter Gleichgültigkeit an, eilte aus Pavia und versammelte seine Mannen. Unter ihnen war der mächtige Samson, der Todfeind Gezo's, welcher sich Gezo mit allem seinem Vermögen erbat, und zur Erreichung seines Zweckes sich einer List bediente. Es war Sitte, daß, wenn der König von andern Orten nach Pavia kam, die mächtigern Bürger ihm entgegenkamen. Als dieses das nächste Mal geschah, verschloß der Bischof von Pavia, wie ihm aufgetragen worden, die Thore, und Alle wurden gefangen. Samson erhielt Gezo'n, ließ ihm die Augen ausstechen, die Zunge abschneiden, und nahm sein Vermögen. Die übrigen Mitgenossen an der Verschwörung wurden in Gewahrsam gebracht, Walbert enthauptet, sein unermeßlicher Schatz genommen, und seine Gemahlin gefoltert, um verborgne Schätze anzugeben. So wuchs nicht nur in Pavia, sondern auch im ganzen Reiche die Furcht vor dem Könige. Seine Macht versprach auch dadurch eine Stütze mehr zu erhalten, daß zu jener Zeit (928) der von seinem Sitze vertriebene Bischof Hilduin von Lüttich, ein Verwandter Hugo's, zu ihm kam, und von ihm das Bistbum Verona, und als kurz darauf der Erzbischof Lambert von Mailand starb, dieses Erzstift erhielt. Hugo hatte nun auch Gelegenheit, zu zeigen, wie er die Wissenschaft schätzte, indem er dem frommen und der sieben freien Künste kundigen Mönch Rather, der mit Hilduin gekommen war, das Bisthum Verona gab, aber dafür mit Undanke belohnt wurde. Hugo's Halbbruder, Markgraf Wido von Toscana, und seine Gemahlin Marozia ließen 930 Peter, den Bruder des Papstes Johann, erschlagen, und den Papst selbst in Haft setzen, aus welcher ihn kurz darauf der Tod befreite, und machten den Sohn der Marozia, den sie vom Papste Sergius hatte, Namens Johann, zum Papste. Von dem Schauplatze dieser Greul rief nicht lange darauf Wido'n der Tod ab. Die freche Marozia lud nun den

3) Bei *Pithoeus*, Annal. et Hist. Francor. ab ann. 708 ad 990. p. 127: Occiso quoque a filiis Bertae Burchardo, annorum principe etc. 4) *Luitprand*, Lib. III. Cap. 5 2, 173. 5) Wenn wir hier nach Flodoards Berichte (S. Hugo über die Landschaft Vienne verfügen sehen, so ist er ntlich auch eins mit Hugo von Vienne, dessen er (S. 120 1) zum J. 1224 in der Erzählung gedenkt, wornach der schof Seulf von Rheims das in der lyoner Landschaft ge-Land des heil. Remigius, von welchem der Erzbischof Heriveus von Rheims nichts besessen, durch Hugo von Vienne wieder erhält, und wornach Rudolf, König des cisalpinischen Gallien, und Hugo von Vienne die nach Gallien kommenden Ungarn in den Engpässen der Alpen einschließen, die Ungarn unerwartet auf Umwegen entkommen, Gothien anfallen, die beiden genannten Heerführer ihnen folgen und eine Niederlage beibringen. Zum J. 926 jedoch (S. 127), wo er berichtet, wie Hugo König von Italien wird, nennt er ihn nicht Hugo von Vienne, sondern bezeichnet ihn durch Hugo, Bertha's Sohn.

König Hugo ein, zu ihr zu kommen und die edle Stadt Rom anzunehmen, aber nur unter der Bedingung, daß er sie heirathe. Hugo wies diese schmähliche Einladung nicht von sich, kam nach Rom, aber nicht mit einem Heere, sondern nur von Wenigen begleitet, da er der festen Engelsburg vertraute, welche Marozia inne hatte. Zu ihr ward er eingelassen, nachdem er ehrenvoll von den Römern empfangen worden; bestieg das schandvolle Bette der berüchtigten Buhlerin und fing an, die Römer zu verachten. Als Alberich, Marozia's Sohn, den sie vom Markgrafen Alberich hatte, auf Geheiß seiner Mutter seinen Stiefvater beim Handwaschen bediente, und das Wasser zu heftig goß, gab der König ihm einen Backenstreich zur Züchtigung. Alberich, die erlittne Schmach zu rächen, versammelte die Römer, und stellte ihnen die Schande vor, daß Rom durch die Wollust eines Weibes untergehen und Burgunder über die Römer herrschen sollten. Da verließen sogleich Alle den König Hugo, wählten Alberich zu ihrem Herrn, und schlossen schnell die Engelsburg ein, um Hugo keine Zeit zu lassen, seine Mannen hineinzubringen. Der Verschlagne, gleich einem Fuchs im Baue von Jägern und Netzen umstellt, sah kein andres Mittel, als sich von dem Theile der Engelsburg, wo sie an die Stadtmauer stößt, herabzulassen, und zu den Seinen zu fliehen. Nach seiner Vertreibung hatte Alberich mit seiner Mutter Marozia die Stadt Rom inne, während sein Bruder auf dem päpstlichen Stuhle saß. Der so mit Schande beladne Hugo faßte nun um so mehr Argwohn gegen seinen kriegerischen und thatenkühnen Halbbruder Lambert, der nach seines Bruders Wido Tode die Mark Toscana besaß, und fürchtete, die Italiener möchten ihn verlassen und Lambert zum Könige wählen. Sehr wahrscheinlich ist daher Luitprands Vermuthung, daß durch Hugo's Ränke die unbegründete Sage entstanden, Bertha habe ihrem Manne, dem Markgrafen Adelbert, keinen Sohn geboren, sondern Wido und Lambert untergeschoben, damit es ihr nach Adelberts Tode nicht an Söhnen fehle, mit deren Hülfe sie ihre Macht behaupten könne. Doch kann diese Sage auch von Boso, dem Halbbruder Hugo's von väterlicher Seite, herrühren, welcher, weil er selbst brannte, Markgraf von Toscana zu werden, Lamberten Schlingen gelegt hatte. Auf Boso's Rath ließ Hugo Lambert drohend entbieten, daß er sich nicht mehr seinen Bruder nennen sollte. Der wilde Lambert erwiederte, daß er durch Zweikampf vor aller Augen darthun wolle, daß er aus demselben Leib, als sein Bruder Hugo, gegangen. Der König wählte den Jüngling Theduin zum Kämpfer, welcher indessen schnell erlag, sodaß Alle, nach dem Glauben jener Zeit, hierin ein die Wahrheit erhellendes Gottesgericht sahen. Hugo ward bestürzt, doch gab er schlechtem Rathe Gehör, ließ Lambert ergreifen und in Haft legen; denn er fürchtete, wenn er ihn frei ließe, würde er ihm das Reich entreißen. Seinem Halbbruder von väterlicher Seite gab er die Mark Toscana und ließ kurz darauf seinen Halbbruder von mütterlicher Seite blenden. Da sandten die Italiener nach Burgund, und luden den König Rudolf ein, zu kommen. Doch Hugo gab diesem alles Land, was er vor Übernahme des Reichs in Gallien besessen, und erhielt von ihm die eidliche Zusicherung, daß er niemals nach Italien kommen wolle. Auch hatte sich Hugo den König Heinrich I. von Teutschland, der damals in Italien wegen seiner Siege über die bis dahin unbezwungnen Dänen gefeiert ward, zum Freunde gemacht. Daher handelte Herzog Arnulf von Baiern, der ziemlich unabhängig vom Könige Heinrich sich betrug, aus eignem Antrieb[6]), als er im J. 933 oder 934[7]) nach Italien mit Heeresmacht zog, um Hugo das Reich zu ent-

---

6) Der Verfasser des Chron. Gotvicense Lib. II. p. 145 erzählt eine Vermuthung als Thatsache, König Heinrich habe Arnulf nach Italien als Vorläufer gesendet. Aber Luitprand (Lib. IV. Cap. 13) sagt ausdrücklich, Hugo habe sich den König von Teutschland zum Freunde gemacht gehabt. Wittikind von Corvey (Ann. Lib. I. bei *Meibom*, Scriptt. p. 641) erzählt zwar, Heinrich habe nach Besiegung aller umliegenden Völker (der Slaven, Dänen, Ungern) eine Fahrt nach Rom vorgehabt, sei aber durch den Tod (im J. 936) daran verhindert worden. Diese beabsichtigte Fahrt wird aber von den meisten neuern Geschichtschreibern nicht unwahrscheinlich bezweifelt, denn es konnte ja auch Heinrich mit Hugo befreundet sein, und dennoch die Ordnung in Rom herstellen wollen, konnte Hugo die langobardische Krone lassen, wenn er auch den Patrizier Alberich aus Rom vertrieb, und die Kaiserkrone sich aufsetzte. Auch sagt Luitprand, der in jene Verhältnisse am tiefsten Eingeweihte, mit keiner Sylbe, daß Arnulf vom Könige Heinrich gesendet worden, sondern sagt, nachdem er vorausgeschickt, wie Hugo den teutschen König sich zum Freunde gemacht gehabt, Arnold (Arnulf), der Baiern und Kärnthner Herzog, habe, da er nicht weit von Italien entfernt gewesen, Truppen gesammelt, und sei gekommen, um Hugo'n das Reich zu entreißen (quatenus Hugoni regnum auferret). Im Folgenden bemerkt Luitprand beiläufig, daß Arnulf von Italienern eingeladen worden. Diese Einladung ist also nicht anders zu denken, als die übrigen Einladungen der Italiener an auswärtige Fürsten, nämlich Arnulf sollte kommen, und dem Könige, den sie nicht mehr wollten, das Reich entreißen, und selbst König werden. 7) Siegbert von Gemblours (bei *Pistorius*, Scriptt. T. I. Struve'sche Ausg. S. 811) und *Sigonius* (Histor. de regno Italiae. Lib. I. p. 158) setzen Arnulfs Heerfahrt gegen Hugo ins J. 932. Der Annalista Saxo (bei *Eccard*, Corp. Hist. Med. Aev. T. I. p. 254) ins J. 933; Pagius bemerkt (zum J. 928 N. 4.), Arnulf sei nicht vor dem J. 934 oder 935 nach Italien gekommen; ihm stimmt Mascov a. a. O. (Adnotationes de Arnulphi, Bavariae Ducis in Italiam expeditione. p. 14, 15) bei, und führt als Beweis das Chron. Salisburg. (bei *Petz*, Scriptt. Rer. Austr. T. I. p. 338) an, welches zum J. 935 sagt: Volbert, der Erzbischof von Salzburg, sei auf der Rückkehr vom Angriff auf Italien gestorben. Über die Bischöfe in Baiern hatte nämlich Herzog Arnulf, obgleich er Mann des Königs Heinrich geworden, königliche Gewalt erhalten (s. *Luitprand* Lib. II. Cap. 7. p. 156), und sie mußten ihm daher auch auf den Heerfahrten folgen. Flodoard (S. 163) setzt die Belagerung Roms durch Hugo ins J. 936, und auch Luitprand (Lib. IV. Cap. 1. p. 182) stellt die Belagerung Roms durch Hugo als erst nach dem Sieg über Arnulf geschehen dar. Doch tritt hier eine neue Schwierigkeit ein, nämlich Luitprand stellt Lothars Ernennung zum Mitkönige zwischen Hugo's Sieg über Arnulf und als Folge desselben dar, und läßt unmittelbar Hugo's Heerfahrt gegen Alberich folgen. Nun erscheint aber Lothar schon in einer Urkunde vom J. 932 als Mitkönig, und ebenso in zwei Urkunden vom J. 933 (s. das Verzeichniß der von Hugo, als er Lotharn noch nicht zum Mitkönig angenommen hatte, und der von Hugo und Lothar als Königen ausgestellten Urkunden bei *Muratori*, Antiquitates Italicae. T. VI. p. 1059—1061, wo angegeben ist, in welchen Bänden dieses Werkes sie sich abgedruckt finden, ihre Verzeichnung und Inhaltsangabe würde uns zu

a. Er kam durch die tridentiner Mark bis nach Ve-
, wo er von dem Grafen Milo und dem Bischofe
er, die ihn eingeladen hatten, gern aufgenommen
e. Hugo zog ihm bis dorthin entgegen; als seine
rei ringsum ausgesandt worden, ging ein Theil der
n aus dem Schlosse Gauseningo, focht mit den
enern und erlitt eine große Niederlage. Arnulf
e darüber sehr bestürzt, wollte den Grafen Milo fan-
ihn mit aus Italien nach Baiern führen, sein Heer
erherstellen, und mit Milo nach Verona zurückkehren.
er merkte den Plan und war in großer Verlegen-
weil er sich fürchtete, zu Hugo zu gehen, aber von
lf nach Baiern geführt zu werden, schien ihm noch
nmer, als der Tod. Er baute daher auf Hugo's
eid, zu dem dieser bei aller seiner Härte und Grau-
eit leicht zu bewegen war, und floh zu ihm. Arnulf
rte die Burg in der Stadt Verona, und führte Milo's
er und die Besatzung der Burg mit nach Baiern.
Arnulfs Abzuge ward die Stadt alsbald dem Kö-
Hugo übergeben, welcher den Bischof Rather mit
nach Pavia führte. Hier in der Verbannung ver-
Letztrer eine zierliche Schrift über dieses sein Elend.
dem Hugo das Glück so gelächelt, daß er Arnulf
gt, setzte er, wie Luitprand es darstellt, mit Ein-
zung Aller, seinen mit Alda gezeugten Sohn Lothar
Mitkönig ein, und zog gegen Rom, aus welchem er
hmählich vertrieben worden [8]). Wahrscheinlicher je-
hatte Hugo seinen Sohn schon vorher, als er von
Italienern verdrängt werden sollte, zum Mitkönig
Nachfolger angenommen, damit, wenn er selbst ver-
en würde, seinem Sohne wenigstens der Thron ver-
e, wie auch nachher geschah, als Hugo wirklich den
n aufgeben mußte. Gewiß ist, daß seit 932 neben
o Lothar in Urkunden als König erscheint. In Rom,
n welches der Besieger Arnulfs zog, herrschte noch
rich, aber nicht mehr mit seiner Mutter, sondern hielt
in Haft [9]). Schrecklich verheerte Hugo die Umge-
Roms, bestürmte täglich die Stadt, vermochte jedoch
einzubringen [10]). Er hoffte indessen durch List
Alberich zu siegen, und bot ihm als Pfand des
dens und der Sicherheit seine Tochter, Alda, die
e Schwester des Königs Lothar, zur Gemahlin an.
kluge Alberich heirathete Alda, übergab aber seinem
wiegervater Rom ebenso wenig, als er sich selbst ihm
rtraute. Doch würde Hugo sicher Alberich noch an-
dert und gefangen haben, wenn des Königs Kriegs-
nen den Frieden mit Alberich hätten haben wollen.

führen). Hätte Luitprand also Lothars Annehmung zum Mit-
richtig nach Hugo's Sieg über Arnulf gestellt, so hätte
ert von Gemblours Recht, wenn er Arnulfs Heerfahrt gegen
ins J. 932 setzt.

8) *Luitprand*, Lib. III. Cap. 10—14 Lib. IV. Cap. 1. p.
-182. 9) *Flodoard* p. 137. 10) Flodoard nennt zwei
erungen Roms durch den König Hugo von Italien, nämlich
39) zum J. 933 sagt er: König Hugo von Italien belagerte
, und zum J. 936 berichtet er Hugo's Angriff auf Rom,
amit endet, daß Hugo seine Tochter mit Alberich vermählt.
rand erzählt blos von dieser Belagerung im J. 936, und hat
ie von 933 und 936 in eine geschmolzen.

Ihnen sagte aber die Lage, in welcher sich ihr König be-
fand, ganz zu; wollte er nämlich einen seiner Leute züch-
tigen, so floh er zu Alberich und lebte in Rom geehrt.
Zur Ergänzung von Luitprands (Lib. IV. Cap. I. p.
182) Berichte dient Flodoard, welcher zum J. 936 (S.
173) erzählt: König Hugo von Italien unternahm, Rom
zu erobern, da aber sein Heer durch Hunger und Pferde-
sterben litt, schloß er mit Alberich Frieden, indem er ihm
seine Tochter zur Frau gab, und hob die Belagerung auf.
Daß aber dieser Friede keinen Bestand hatte, bestätigen
Luitprand und Flodoard. Bei Ersterm (Lib. V. Cap. I.
p. 194) heißt es: Zu jener Zeit, als ein großer Komet
in Italien erschien, suchte König Hugo Alberich jährlich
schwer heim, verheerte Alles durch Feuer und Schwert,
und nahm ihm alle Städte bis auf Rom. Nach Flo-
doard (S. 154 und 164) bemühte sich der französische
Abt Odo im J. 942, Frieden zwischen dem Könige Hugo
von Italien und dem Patrizier Alberich zu stiften, brachte
ihn aber nicht zu Stande, sondern erst 946 ward der
Friede zwischen König Hugo und dem Patrizier Alberich
abgeschlossen, zu einer Zeit also erst, als sich Hugo's
Macht zu Ende neigte.

Hugo's Glück und Macht bewog um das J. 935
seinen Blutsverwandten, den Bischof Manasses von Ar-
les, sein Bisthum aufzugeben und nach Italien zu ge-
hen. Da nämlich Hugo sein Reich sichrer behaupten zu
können glaubte, wenn er die Stellen des Reichs Ver-
wandten ertheilte, übergab er ihm gegen das Gesetz die
Bisthümer Verona, Trident und Mantua; hiermit noch
nicht zufrieden erlangte Manasses vom König auch die
tridentiner Mark, und ward so zum Greul seiner Mit-
bischöfe Bischof und Kriegsmann zugleich. Den Mark-
grafen Berengar von Ivrea verschwägerte Hugo mit sich,
indem er ihm seine Nichte, Willa, die Tochter seines
Halbbruders, des Markgrafen Boso von Toscana, zur
Frau gab. Berengars Halbbruder war der durch Macht
und Thatkraft blühende Anscar, welchen Markgraf Adal-
bert in zweiter Ehe mit Hugo's Schwester [11]), Ermen-
gard, gezeugt, während Berengar aus Adalberts erster
ehelichen Verbindung mit Gilla, der Tochter des Königs
Berengar I., entsprossen war. Ein andrer Neffe des Kö-
nigs Hugo war der Held Theobald, Markgraf von Ca-
merino und Spoleto, der dem Fürsten von Benevent ge-
gen die ihn bedrängenden Griechen zu Hülfe zog, und
siegte. An solchen Verwandten schien Hugo feste Stützen
zu haben; aber sie waren nicht Alle treu. Auf Anre-
gung seiner habsüchtigen Frau, Namens Willa, vor wel-
cher der Schmuck keiner Frau Toscana's sicher war, un-
ternahm, wie Luitprand sagt, oder soll unternommen
haben, wie Flodoard zum J. 936 (S. 143) erzählt, der
Markgraf Boso von Toscana Nachstellung gegen seinen
königlichen Halbbruder von väterlicher Seite, der ihm
die Mark nach Lamberts Sturze verliehen. Hugo ließ

11) Daß Ermengard Hugo's Schwester gewesen, sagt Luitprand
Lib. IV. Cap. 4. p. 184, daß es Hugo's Tochter, sagt er Lib. V.
Cap. 2. p. 196. Daß Erstres richtiger, s. bei *Muratori*, Antiq.
Ital. T. II. p. 938.

ihn durch List fangen und in Gewahrsam, und die Urheberin Willa nach Burgund ins Elend bringen. Durch rücksichtslose Nachforschungen nach den Schätzen Boso's, die er einzog, lud er neue Schande auf sich, da er so weit ging, daß er, als bei wiederholter Untersuchung der mit kostbaren Edelsteinen besetzte Gürtel des wunderbar langen und breiten Boso sich nicht fand, Willa durch seine Diener entkleiden ließ, wobei denn die Entdeckung und Herausziehung des Gürtels aus einem verborgnen Ort ihres Leibes große Ergötzlichkeit zu Willa's und Hugo's Schmach gewährte. Als König Rudolf von Burgund im J. 937 gestorben war, heirathete Hugo dessen Witwe, Berta, da Alda, die Mutter seines Sohnes Lothar, gestorben, und vermählte mit diesem Rudolfs und Berta's durch Schönheit und Tugend ausgezeichnete Tochter, Adelheid, die nachmals durch ihre traurigen Schicksale in Folge von Berengars II. Verfolgung und dann als Gemahlin des Kaisers Otto des Großen so berühmt geworden. Daß Hugo seine eheliche Verbindung mit Berta nur aus Staatsklugheit eingegangen, zeigte er dadurch, daß er von den Reizen seiner Beischläferinnen befangen, großen Widerwillen gegen sie hegte. Er hatte mehre solche Kebsweiber, aber durch seine unsinnige Liebe zu den drei folgenden machte er sich vorzüglich einen bei seinen kirchlich-christlich gesinnten Zeitgenossen großes Ärgerniß erregenden Namen. Die aus dem niedrigsten schwäbischen Geschlecht entsprossene Bezola, mit der er Boso zeugte, den er nach Wido's Tode zum Bischofe von Placentia machte, nannte er wegen ihrer körperlichen Reize seine Venus, Roza, die Tochter des obenerwähnten Walbert, den er hatte enthaupten lassen, durch ihn Mutter einer wunderschönen Tochter, hieß er wegen ihrer stattlichen Gestalt und wegen ihres ewigen Schmollens seine Juno, und die Römerin Stephania, die ihm einen Sohn, Theobald, geboren, den er nachmals in der mainzer Kirche zum Archidiakonus auf diese Weise setzte, daß er nach des Erzbischofs Tode dessen Stelle erhalten sollte, bezeichnete er durch Semele. Mit diesen drei Kebsweibern begnügte er sich nicht einmal, und zeugte noch andre uneheliche Kinder. Seinen Neffen, den thatkühnen Anscar, hatte er im Verdachte, daß er ihn erschlagen und das Reich an sich reißen wolle. Daher machte er ihn, als ein andrer Neffe, Theobald, gestorben, zum Markgrafen der Cameriner und Spoletiner, und hoffte um so sicherer zu sein, je entfernter er ihn wußte. Auch hielt sich Anscar nun weniger im Zaum, und ließ seine übeln Absichten gegen den König deutlicher blicken. Doch dieser sandte zu den Camerinern und Spoletinern, um sie gegen ihn aufwiegeln zu lassen, den Burgunder Sarli mit Gelde, da dieser Theobalds Witwe geheirathet hatte, und vermöge ihres Einflusses um so mehr zu wirken vermochte. Das Geld und die Worte verfehlten auch bei den Camerinern und Spoletinern ihre Wirkung nicht; sie versammelten sich um Sarli. Gegen ihn eilte Anscar gegen den Rath seines Vorkämpfers mit nur wenigen, verlor diesen und den Sieg, sammelte dann soviel Truppen als möglich, mähte die Gegner, namentlich den Grafen Hatto, der den Lehenseid gebrochen und an Sarli sich geschlossen, zahlreich nieder, bis sein Roß in eine Grube fiel und er selbst den feindlichen Geschossen erlag. Nach seinem Tode setzte sich Sarli in sichern Besitz der Mark, Hugo ward von mächtiger Freude über den Fall des gefürchteten Anscar erfüllt. Aber des Letztern Halbbruder von väterlicher Seite, Markgraf Berengar von Ivrea, bereitete sich heimlich zu Unternehmungen gegen den König. Dieser verbarg seinen Zorn und heuchelte Wohlwollen, beabsichtigte jedoch, ihn, wenn er zu ihm käme, blenden zu lassen. Aber der junge Lothar, Hugo's Sohn, der als Mitkönig bei diesen Rathschlägen gewesen, vermochte nicht zu verhehlen, was er wußte, sondern sandte einen Boten an Berengar, und entdeckte ihm, was sein Vater ihm anthun wolle. Da verließ Berengar Italien und floh über den Donnersberg nach Schwaben zum Herzoge Hermann, und ihm folgte auf einem andern Wege seine Gemahlin Willa. So stürzte Lothars Edelmuth und Jugend seinen Vater und ihn selbst ins Verderben. Zur Zeit dieses Vorganges (um das J. 940 oder 941) bereitete König Hugo seine Heerfahrt gegen die Sarazenen vor, welche sich in der vom Meer auf der einen Seite, und auf der andern von den dichtesten Dornsträuchern umgebenen Festung Frazinet in den cottischen Alpen festgesetzt, von dort aus die Provence zu Grunde gerichtet hatten, und Italien durch verheerende Einfälle heimsuchten. König Hugo von Italien bat um 941 den Kaiser Romanus, daß er ihm Schiffe mit griechischem Feuer schicken möchte. Während er selbst zu Lande Frazinet zu zerstören suchte, sollten die Griechen den vom Meere beschützten Theil der Festung belagern, die Schiffe der Sarazenen verbrennen, und wachen, daß sie von ihren Glaubensgenossen in Spanien keine Truppen noch Lebensmittel erhielten. Der oströmische Kaiser sandte mit Hugo's Botschaftern seine Gesandten, und versprach Hülfe, aber unter der Bedingung, daß der König von Italien seine Tochter des Kaisers Neffen zur Gemahlin gäbe. Hugo bot, da er keine eheliche Tochter hatte, eine mit seinem Kebsweibe Bezola gezeugte von ausgezeichneter Schönheit dem Kaiser an. Da bei den Griechen nicht der Grundsatz galt, daß das Kind zur ärgern Hand gehe, sondern der Adel nur vom Vater abhing, so rüstete Kaiser Romanus sogleich Schiffe mit griechischem Feuer, und ließ durch eine Gesandtschaft die Verbindung des versprochnen Mädchens mit seinem Neffen betreiben. Hugo sandte seine Tochter Bertha durch den Bischof von Parma nach Constantinopel, wo sie den Namen Eudoxia erhielt. Unterdessen war die griechische Flotte (im Jahre 942) [12]) gegen die Sarazenen in Frazinet gesegelt und Hugo zu Lande dahin gezogen. Die Griechen verbrannten durch ihr Feuer alle Schiffe der Sarazenen; Hugo

12) Siegbert von Gemblours S. 822 und auch Alberich (Monach. Tri. Font. bei *Leibnitz*, Access. Hist. p. 271) setzten ihren Auszug aus Luitprands Erzählung von Hugo's Unternehmung gegen die Sarazenen von Frazinet ins J. 941, Flodoard S. 154 sagt zum J. 942, König Hugo versuchte die Sarazenen von Frazinet in ihrer Festung zu verderben. Die Vorbereitungen zur Heerfahrt fallen also wol ins J. 941, und die Heerfahrt selbst ins J. 942.

drang in Fraxinet ein, und die Sarazenen sahen sich genöthigt, auf den maurischen Berg zu fliehen. Hier hätte er sie durch Einschließung fangen können, wenn ihn nicht die Furcht gehindert hätte, Berengar möchte, nachdem er Truppen aus Schwaben und dem Frankenlande gesammelt, über ihn daherstürzen und das Reich nehmen. Er schickte daher die Griechen nach Hause und schloß mit den Sarazenen ein Bündniß unter der Bedingung, daß sie die Berge, welche Schwaben und Italien schieden, besetzt halten, und Berengar, wenn er ein Heer darüber führen wolle, verhinderten. Die Sarazenen vergossen in dieser Stellung das Blut unzähliger nach Rom wallfahrender Christen, ohne Berengars Übergang über die Alpen hindern zu können. Die Ungern schaffte Hugo aus Italien, indem er sich den Frieden mit ihnen für zehn Scheffel Münze erkaufte, Geißeln von ihnen erhielt, und sie nach Spanien wies, welches sie aber nicht erreichten, da sie in eine wasserlose, rauhe Gegend geführt, umzukommen fürchteten, den ihnen von Hugo gegebenen Wegweiser tödtlich verwundeten und heimkehrten. Nach Berengars Flucht nach Teutschland sandte Hugo an den König Otto den Großen, und versprach ihm Gold und Silber soviel er wollte, wenn er Berengarn keinen Aufenthalt gestattete und ihn nicht unterstützte. Otto antwortete, Berengar sei nicht zu ihm gekommen, um Hugo zu stürzen, sondern damit Otto Versöhnung zwischen Beiden stiften möchte. Da Berengar vom teutschen Könige, welcher noch anderwärts zu schaffen hatte [13]), oder sich überhaupt noch nicht in die italienischen Händel mischen wollte, keine Truppen erhielt, so mußte er, wenn er handeln wollte, auf die Gesinnungen der Italiener allein bauen, bei denen Hugo sich durch seine Härte, vorzüglich aber dadurch, daß er den Söhnen seiner Kebsweiber und Burgundern die Würden verliehen, und den Italienern genommen [14]), verhaßt gemacht hatte. Der listige und kühne Ritter Amadeus, der mit Berengar nach Teutschland geflohen, stellte ihm vor, daß die Italiener nur darum nichts gegen Hugo unternähmen, weil sie Niemanden hätten, den sie zum Fürsten machen könnten, und foderte Berengar auf, Jemand in Verkleidung nach Italien zu senden, den Willen der Italiener zu erforschen. Berengar kannte Keinen, der hierzu geeigneter war, als Amadeus selbst. Auch vollführte dieser seinen Auftrag in der Verkleidung eines nach Rom Pilgernden sehr geschickt. Als Hugo, zu dem das Gerücht von seiner Anwesenheit gelangte, nach ihm forschen ließ, machte er sich durch Schwärzung dergestalt unkenntlich, daß er, als Bettler verkleidet, selbst in Hugo's Palast zu spähen wagte, und während der König an den Engpässen der Alpen jeden Wandrer untersuchen ließ, um ihn zu fangen, im Hofe des Königs aus dessen eigner Hand ein Gewand zum Geschenk erhielt. Durch Umwege vermied der neue Odysseus die Klausen der Alpen, und gelangte glücklich zu Berengar zurück. Der von den Italienern ersehnte Berengar begab sich durch die Vallis venusla (den Vinstgau) aus Schwaben, von nur Wenigen begleitet, nach Italien, und erhielt von Manasse, den Hugo so reichlich bedacht hatte, die Festung Formicaria eingeräumt, indem er ihm das Erzstift Mailand, und dem Kleriker Adelhard, dessen Wachsamkeit die Festung anvertraut war und der die Unterhandlung betrieb, das Bisthum Como eidlich zusagte. Der gegen Hugo so undankbare Manasses lud hierauf alle Italiener ein, sich an Berengar anzuschließen. Alsbald verließen auch einige Italiener Hugo, und hingen Berengarn an, namentlich Milo, welchem der König, da er Verdacht gegen ihn hatte, Wächter zur Aufsicht beigegeben, von denen Milo aber keine Kenntniß zu nehmen sich stellte. Er entfloh des Nachts, während seine Wächter im Rausch und Schlafe begraben lagen, eilte nach Verona, und nahm hier Berengar auf, wodurch dieser einen festern Haltpunkt gewann. Nicht wie Milo, wegen erlittner Unbill, sondern von der großen Abtei Nonantula, welche er zugesagt erhielt, angelockt, verließ der Bischof Wido von Mutina den König Hugo, und zog viele andre mit sich fort. Da rückte der König mit Heeresmacht gegen das Schloß Riveola, bestürmte es tapfer, aber vergebens. Inzwischen eilte Berengar, von dem Bischofe Herderich von Mailand gerufen, von Verona nach Mailand. Traurig kam Hugo nach Pavia. Alle Großen Italiens fielen indessen von ihm ab, und schlossen sich an Berengar an. Während dieser in Mailand weilte, und die italienischen Würden an seine Anhänger vertheilte, sandte Hugo seinen Sohn Lothar an Berengar sowol, als zu dem versammelten Volke, mit der Bitte, sie möchten, da sie sich von ihm, als ihrem Willen nicht entsprechend, losgesagt, doch wenigstens seinen Sohn, der in nichts gefehlt, annehmen. Während Lothar sich nach Mailand begab, ging Hugo mit allem Geld aus Pavia, in der Absicht, Italien mit Burgund zu vertauschen. Aber die Italiener, welche, von Mitleid bewegt, den in der Domkirche zu Mailand vor dem Kreuze knieenden Lothar aufhoben und zum Könige bestellten, sandten eiligst einen Boten an Hugo, und verhießen ihm, daß er wieder über sie herrschen sollte. Dieses hatte der verschlagne Berengar veranstaltet, nicht als wenn er Hugo und seinen Sohn Lothar auf den Thron gewünscht, sondern um zu verhüten, daß Hugo mit den Schätzen aus Italien gehe und ein Heer aus Burgundern und andern Völkern werben möchte. Auch ließ er sich erbitten, und entfernte Hugo's unehelichen Sohn nicht von dem Bischofsstuhle von Pia-

13) Luitprand bleibt sich nicht gleich; Lib. V. Cap. 7. p. 200 erzählt er, Otto habe geantwortet, Hugo's Schätze nehme er nicht an, sondern er theile die seinigen ihm sehr gern mit; Berengarn aber, oder jedem der seine Gnade angegangen, keinen Beistand zu leisten, sei die größte Thorheit. Cap. 8. p. 202 erzählt derselbe Luitprand, Otto habe Berengarn keine Truppen geben können, sowol weil ihn einige Angelegenheiten gehindert, als auch, weil König Hugo ihn jährlich mit unermeßlichen Geschenken gewonnen.

14) Außer Luitprand gibt es auch noch andre Quellen hierfür; so sagt z. B. der farfenser Abt Hugo (De Destructione Monasterii Farfensis bei *Muratori*, Antiq. Ital. T. VI. p. 277): König Hugo, von Burgund ausgegangen, fing an über die Italiener zu herrschen, und des Reichs Regierung zu handhaben. Er eilte nach der firmaner Mark, warf die Anverwandten des farfenser Abtes Rimo aus dem eignen Lande, und diesen mit ihnen. Der Abt ging nach Rom und starb da nach einem Jahre.

cenza. Ungeachtet die Italiener die Könige Hugo und Lothar wieder annahmen [15]), behielt doch Berengar, der blos Markgraf hieß, der Sache nach die königliche Gewalt in den Händen. Da Hugo über Berengar sich nicht wieder aufzuschwingen vermochte, verließ er seinen Sohn Lothar, empfahl ihn Berengarn, indem er mit diesem Scheinfrieden schloß, und eilte (im J. 947) mit allem Geld in die Provence. Da kam Fürst Raimund von Aquitanien zu ihm, ward für tausend Minen sein Mann (Vasall) und gelobte, mit einem Heer in Italien gegen Berengar einzudringen. Kurz darauf starb Hugo (im J. 947) [16]), und hinterließ sein Geld seiner Nichte, Berta, der Witwe des Grafen Boso von Arles, welche Raimund geheirathet hatte [17]). (*Ferdinand Wachter.*)

II. Kurfürsten, Grafen, Herzoge, Markgrafen, Prinzen.

A. Markgraf von Arles, s. Hugo, König von Italien.

B. Herzog von Athen, s. Brienne le Châtelet.

C. Herzoge von Burgund.

1) **Hugo, der Schwarze**, auch der Eigensinnige genannt, war der dritte Sohn Richards des Gerechten, Markgrafen von Autun, dann Herzogs von Niederburgund (im Gegensatze von Oberburgund, Arelat), und jüngster Bruder Raouls oder Rudolfs, Königs von Frankreich, nach dessen Tode (936) er auch das Herzogthum Burgund erbte; allein Hugo der Weiße (der Große, Vater Capets) machte ihm aus Eifersucht zum Theil und zum Theil aus Ansprüchen, die von Heirathsverhältnissen hergeleitet wurden, das Besitzthum streitig. In seiner Verlegenheit setzte sich der Schwarze in Langres fest, der Weiße zog mit König Ludwig IV. Ultramarin heran, und zwang, jedoch ohne Schwertes Schlag, den Schwarzen, mit ihm sein Herzogthum zu theilen. Erst durch seinen Schwager und Nachfolger Gisebert, welcher seine einzige Tochter mit Hugo's des Weißen Sohne, Otto, vermählte, fiel das Herzogthum wieder in ein Ganzes zusammen und wurde dadurch mächtiger als zuvor [1]). Übrigens leistete der schwarze Hugo dem weißen Beistand, als dieser im J. 946 den König Ludwig IV. aus der normannischen Gefangenschaft zu Rouen befreiete; ungewiß aber ist, ob Hugo der Schwarze 947 oder später starb, sowie auch sein Geburtsjahr unbekannt geblieben ist. Er hinterließ keine Kinder [2]).

2) **Hugo, der Weiße** oder **Große**, s. Hugo, Herzog v. Neustrien und Burgund.

3) **Hugo I.**, war Enkel Roberts I., Stifters einer neuen burgundischen Herrscherlinie aus dem Geschlechte Hugo's des Weißen, dessen Söhne, Otto und Eudo, das gesammte Herzogthum nach einander ohne Nachkommen beherrscht und dasselbe nach ihrem Tode der königlichen Familie überlassen hatten. König Heinrich I. von Frankreich aber trat im J. 1030 (? 1031) dieses Herzogthum Burgund (der Gegensatz von Oberburgund, Königreich Arelat, erlosch mit Rudolfs III. Tode 1032, als die teutschen Kaiser es mit Teutschland vereint) an seinen jüngern Bruder Robert ab, welcher Heinrichs, seines 1066 verstorbenen Sohnes Kinder, zu denen Hugo I. gehörte, zu Gunsten seiner jüngern Söhne, Robert und Simon, von der Erbfolge ausschloß [3]). Sobald aber Hugo, der seinen Großvater 1075 verlor, an Jahren gereift war, vertrieb er die beiden Oheime und richtete sich Dijon zum Hauptwohnsitz ein. Mit seinen sieben Geschwistern scheint er wegen der Erbschaft wenigstens keine Aufsehen erregende Streitigkeit bestanden zu haben, und konnte ungehindert einen Heerzug gegen die Mauren in Spanien unternehmen. Mit Kriegsruhme bedeckt kehrte er in die Heimath zurück, legte, da seine Gemahlin Jolande von Nevers kinderlos starb, das Scepter in die Hände seines jüngern Bruders Eudo I., und bezog in christlicher Demuth das Kloster der Abtei Cluny, wo er 1093 starb. Das noch dort befindliche Grabmal läßt, nach Moreri, Zweifel übrig, ob es zu seinen oder eines arelatschen Hugo Ehren errichtet worden sei, sowie auch das Jahr seiner Geburt im Dunkel geblieben ist [4]).

---

15) Luitprand gibt die Zeit nicht an. Flodoard (S. 163) sagt zum J. 945: König Hugo von Italien ward von den Seinigen vom Reiche vertrieben, und sein Sohn zum Reiche genommen, und zum J. 946: König Hugo wird von den Seinen wieder zum Reich angenommen. 16) Siegbert von Gemblours S. 814. Annalista Saxo p. 277. 17) *Luitprand* Lib. IV. Cap. 3. p. 182. Cap. 4. p. 186. Lib. V. Cap. 1—9. p. 196—202. Cap. 12—14. p. 205—207. Lib. VI. Cap. 1. p. 209. Mehres von Hugo's Handlungen, nachdem er Italien verlassen, bemerken Pagius zum J. 945 Nr. 2, und *Plancherius*, Hist. Burgund. Lib. IV. §. 54. Verbreitet ist in den neuern Geschichtswerken (z. B. Meusel, Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatengeschichte. 4. Ausg. S. 672) die Angabe, daß Hugo ins Kloster gegangen. Wogegen wir bemerken, daß Luitprand, der gern Erzählende, hiervon nicht einmal etwas andeutet.

1) Dieser Gisebert oder Gilbert war nach *Gollut*, Mémoires des Bourgougnons de la Franche-Comté, p. 272 und 274 ein Sohn des mächtigen Grafen Manasse von Burgund.

2) S. *Gollut* a. a. O. S. 278 fg. mit S. 406, und *du Chesne*, Histoire des Rois, Ducs et Comtes de Bourgogne et d'Arles, p. 198 fg. mit p. 215 fg.

3) Hugo der Weiße (Große, stammt in grader Linie von Karls des Großen Sohne, dem Abte Hugo, ab).

Hugo Capet, König von Frankreich. | Otto, Herzog von Burgund. | Eudo, Herzog von Burgund.

Robert, König von Frankreich.

Heinrich I., König von Frankreich. | Robert I., Herzog von Burgund.

Heinrich, Herzog von Burgund. | Robert II., vergiftet von seiner Schwiegermutter. | Simon, verjagt.

Hugo I., Herzog. | Eudo I., Herzog. | Robert, Geistl. | Heinrich, Gr. von Portugal. | Renaud, Geistl. | Alderade. | Beatrix. | Helie.

4) Vergl. *du Chesne*, Histoire des Rois, Ducs et Comtes de Bourgogne, p. 274 sq. mit Pater *Anselme*, Histoire généalog. de la maison Royale de France, I, 252.

4) Hugo II., der Friedfertige, Neffe des Vorhergehenden und Sohn Eudo's I. und Mathildens, einer Tochter des Grafen Wilhelm II. von Burgund, welche den Sohn erzog, während der Vater auf einem Kreuzzuge 1103 umkam. Herzog Hugo hielt sich hauptsächlich an König Ludwig VI., oder den Dicken, lebte häufig um ihn und stand demselben auch in den gegen Heinrich I. von England und Herzog der Normandie glücklich geführten Kriegen bei. Vermählt mit Mathilde von Turenne erzeugte er zehn Kinder und segnete das Zeitliche im J. 1141. Hugo wurde in der von seinem Vater gegründeten Abtei zu Citeaux begraben [5].

5) Hugo III., Enkel des Vorhergehenden und Sohn Eudo's II. und Mariens von Champagne, folgte diesem 1163 in der Regierung und hielt sich ebenfalls an das königliche französische Haus. Er leistete demselben in der Noth Beistand, wie z. B. dem Könige Ludwig VII., dem Jüngern, welcher mehre Vasallen zu bekämpfen hatte, wandte sich aber nach dessen Tode (1180) zu dem Grafen Philipp von Flandern, und zog ihm, im Kriege mit König Philipp August begriffen, selbst zu Hülfe. Da trat in seinem Rücken der heimgebliebene Landadel, insbesondre der mächtige Guy von Vergy, feindselig gegen ihn auf, und zwang ihn nicht nur zur Heimkehr, sondern sogar zu einem fast vierjährigen Kriege. Hugo drängte seinen Feind, nachdem er dessen Bundesgenossen abtrünnig gemacht hatte, endlich (1184) in der Feste Vergy zusammen, bis König Philipp August, nach Beilegung seiner Streitigkeiten mit dem Grafen von Flandern, letzterem zu Hülfe kam, und einen Frieden zwischen den kriegführenden Parteien in Folge einer Heirath der Tochter Vergy's, Alix, mit Herzogs Hugo Sohn, Eudo, vermittelte. Hingegen mußte der Herzog dem Abte von Cluny wegen Verwüstungen eine Entschädigung geben, sowie er früher schon (angeblich 1179) seinem (väterlichen) Oheime, dem Bischofe von Langres, die später in ein Herzogthum verwandelte Grafschaft gleiches Namens abgetreten hatte. Dieser Hugo soll im J. 1171 mit Stephan von Sancerre, seinem (wahrscheinlich mütterlichen) Oheim, eine Reise ins gelobte Land unternommen und nach glücklicher Rückkehr 1172 die heilige Kapelle zu Dijon gestiftet, aber, nach Pater Anselm, im J. 1185 abermals eine Reise mit Philipp August ins Morgenland gethan haben. Gewiß ist, daß er sich 1190 im Kreuzheere befand, welches derselbe König von Frankreich in Verbindung mit Richard Löwenherz ins Morgenland führte. Dort zeichnete sich Hugo gegen die Ungläubigen aus, wohnte 1191 der Belagerung Acre's bei und fand am 8. August 1192 seinen Tod in Tyrus. Der Leichnam wurde in die Gruft der Väter nach Citeaux zurückgebracht. Hugo war zweimal vermählt gewesen; zuerst mit einer Prinzessin Adelaide von Lothringen, welche ihm zwei Söhne gebar; dann mit der Dauphine von Viennois und Albon, Beatrix, um das J. 1183, mit welcher er einen Sohn und eine Tochter zeugte, und die ihn bis im December 1228 überlebte [6].

6) Hugo IV., Enkel des Vorhergehenden und Sohn Eudo's III. und des obenerwähnten Fräuleins von Vergy, Alix (Adelaide), war geboren am 9. März 1212, also noch minderjährig beim Tode des Vaters (1218). Alix erzog ihn zum frommen Christen im Sinne jener Zeit und zu ritterlichen Thaten, ohne dabei die Aufmerksamkeit auf die Gerechtsame der burgundischen Städte zu beeinträchtigen, welche Alix sehr beschützte. Im J. 1230 stiftete der junge Herzog mit seiner Mutter das Predigerkloster zu Dijon; dann nahm er 1237 die Grafschaften Chalons und Auxonne an sich gegen den Austausch etlicher um Besançon gelegner Städte, und einige Jahre später erwarb er noch die Herrschaften Charolles und Mont Saint Vincent. Über diesen sämmtlichen Erwerb huldigte Hugo 1239 dem heiligen Ludwig, Könige von Frankreich, durch den Lehenseid, und schloß sich 1248 an des Königs Heerzug ins Morgenland an. Nach seiner Rückkunft (1254) warf er sich zum Beschützer der Stadt Besançon auf, wofür diese ihm und seinen Leuten stets willige Aufnahme und die jährliche, in einem Habichte bestehende, Abgabe gewährte. Ungewiß ist, ob Hugo den König 1270 auf dem zweiten Kreuzzuge begleitete; aber nach Joinville wahrscheinlich, und er kehrte im folgenden Jahre nach Ludwigs Tod unter Philipp dem Kühnen nach Frankreich zurück. Er starb im J. 1272 und wurde in Citeaux beigesetzt. Zweimal vermählt gewesen hinterließ er viele Kinder. Die erste Gemahlin (1229) war Jolande, Gräfin von Dreux; die zweite (im November 1258) Beatrix, eine Gräfin von Champagne, die ihm 230,000 Livres und einigen Grundbesitz als Heirathsgut zuführte [7].

7) Hugo V., Enkel des Vorhergehenden, Sohn Roberts II. und Margarethens von Provence, hat sich über ebenso dürftige Nachrichten von seinem Leben als Manche seiner gleichnamigen Vorfahren, zu beklagen. Man weiß blos, daß er noch bei Lebzeiten seines Vaters (dieser starb am 9. Oct. 1305 nach Anselm, Vignier und du Chesne lassen ihn aber noch drei Jahre leben) mit einem Kind in der Wiege, Katharine von Valois, im J. 1302 verlobt, sie aber später vom Papste freigesprochen, und 1313 im Angesichte des königl. Hofes zu Fontainebleau mit Philipp von Sicilien verheirathet wurde, während Hugo am Pfingstfeste desselben Jahres vom Könige Philipp dem Schönen unter großem Gepränge in der pariser Kathedrale den Ritterschlag empfing. Nachmals verlobte er sich mit Johanna, Königs Philipp des Langen Tochter, allein der Tod ereilte ihn schon 1315 vor

5) Vergl. *du Chesne* a. a. O. p. 277 fg. mit Pater *Anselme* a. a. O. p. 252 fg.

6) Vergl. *du Chesne* a. a. O. p. 279 fg. mit Pater *Anselme* a. a. O. p. 253 fg. und *Gollut*, Mémoires des Bourgougnons, p. 406 sq. 7) S. *du Chesne* a. a. O. p. 286 fg. mit Pater *Anselme* a. a. O. p. 254 fg., welcher dem Herzoge Hugo auch die Herrschaft Rochefort zuertheilt, und dazu noch ihn zum Könige von Thessalonich macht, welches Reich ihm Balduin II. vertragsmäßig im Januar 1266 abgetreten haben soll. Er und die Erstgebornen seiner männlichen Nachkommenschaft führten wenigstens diesen Titel.

der Vermählung. Sein jüngrer Bruder, Eudo IV., wurde Nachfolger und zugleich Gemahl Johanna's, mit deren Nachkommenschaft die Capetingersche Linie des burgundischen Herrscherhauses im J. 1361 erlosch[8]). (*B. Röse.*)

D. Herzog von Elsaß.

Hugo, der Bastard (als solcher angesehen, weil seine Mutter Walrade den König Lothar II. zu einer Zeit geheirathet hatte, wo dieser von seiner ersten Gemahlin Thietberg kirchlich noch nicht geschieden war), erhielt 867 das Herzogthum Elsaß von seinem Vater geschenkt, als dieser seinen Sohn und sein Reich, um sie vor König Karl dem Kahlen von Frankreich sicher zu stellen, auf einer Reise nach Frankfurt Könige Ludwig dem Teutschen anempfahl und anvertraute. Zu Folge eines vom Papste Johann VIII. und den übrigen Bischöfen auf der Versammlung zu Troyes gegen diejenigen, welche Kirchengüter an sich gerissen, gefaßten Beschlusses wurden Hugo, Immino und ihre Mitschuldigen im J. 879 excommunicirt. Hugo, als unehelich geboren, war von der Nachfolge im väterlichen Reich ausgeschlossen worden; dieses wieder zu erobern schien ihm endlich das Jahr 879 günstig, wo nach Ludwig des Stammlers Tode der Thron Frankreichs an Ludwigs Kindern, Ludwig und Karlmann, eine schwache Stütze hatte. Er sammelte daher eine Schar Räuber; aber König Ludwig der Jüngre, der schon früher einen Theil des Reiches besaß, und soeben von der einen Partei der französischen Großen den andern erhalten hatte, sandte eine Heerschar gegen ihn, um ihn zu vertreiben. Die Mannen des teutschen Königs eroberten und zerstörten ein von Hugo's Leuten besetztes Schloß bei Verdun. Noch größeres Unglück hatte diesen in demselben Jahre schon durch eine übel ausgeführte Heerfahrt gegen die auf der Schelde hereinbrechenden und ganz Brabant verheerenden Nordmannen getroffen. Außer der Schande der Flucht erlitt er auch großen Verlust durch Tod und Gefangenschaft sehr vieler seiner Gefährten, auf letztre Weise einen Abt, den Sohn Adalards, und erweckte durch seine Niederlage bei den Nordmannen größere Kühnheit. Gegen den gebeugten, sich aber in einem Theile des ehemaligen Reiches seines Vaters immer noch als Herrscher haltenden, Hugo schickte König Ludwig der Jüngre 880 wieder eine Kriegsschar und zog 881 selbst nach Gallien. Da kam Hugo zu ihm, unterwarf sich und erhielt von ihm Abteien und Grafschaften zu Lehen, um ihn treu zu erhalten. Aber er brach die Treue, da er sich der Leitung übler Rathgeber überließ, wurde dem Könige lästig, und darum von dessen Heere verfolgt und genöthigt, nach Burgund zu fliehen. Günstigere Zeiten erschienen für ihn unter Ludwigs Nachfolger, dem schwachen Kaiser Karl dem Dicken. Von ihm erhielt er 882 die Erlaubniß, das Vermögen des erledigten Bisthums Metz zu nehmen, ungeachtet die Gesetze der Kirche und Rechte des künftigen Bischofes dadurch gröblich verletzt wurden. Von Freunden der Zwietracht und Unruhstiftern ward in ihm 883 die Hoffnung erregt, daß er das väterliche Reich wieder gewinnen könnte. Alle Feinde der Gerechtigkeit und des Friedens strömten zu ihm, und in wenig Tagen unterwarf sich eine zahllose Menge Räuber seiner Herrschaft. Daneben huldigten ihm auch einige von den Großen des Reiches, von eitler Hoffnung verführt, nämlich die vier Grafen: Stephan, Ruodbert, Wigbert, Thietbald; hierzu kam noch Alberich und dessen Bruder Stephan. Von ihnen wurde fürchterlich Raub und Gewaltthätigkeit in Lothars Reiche geübt. In dieser Zeit brachte Hugo auch den Grafen Wigbert um, ungeachtet dieser ihm von Kindheit auf hold und günstig gewesen war. Wenige Tage darauf ließ er durch Meuchelmord den ihm treu ergebenen Bernhard, einen Edeln, des Lebens berauben, den Gatten Friederada's, deren Schönheit ihn fesselte und die er nun heirathete. Als er sich im J. 885 anschickte, gegen den Kaiser die Waffen zu erheben, sandte er heimlich nach Friesland zu dem Nordmannenkönig Godfried, der Lothars II. Tochter, Hugo's Schwester, im Frieden von 882 vom Kaiser zur Gemahlin und Friesland zu Lehen erhalten hatte, und ermahnte seinen Schwager, in seine Heimath zu schicken, ein starkes Hülfsheer aufzubringen und ihm Beistand zur Wiedereroberung seines väterlichen Reiches zu leisten, von welchem er als Belohnung die Hälfte erhalten sollte. Godfried that nun an den Kaiser verfängliche Foderungen, und Karl ließ ihn, um sich seiner zu entledigen, durch den Herzog der Ostfranken Heinrich verrätherischer Weise umbringen. Nach Verlauf weniger Tage wurde auch Godfrieds Schwager und Aufwiegler, Hugo, nach Heinrichs Rath durch Versprechungen nach Gondreville bei Toul gelockt, durch Arglist gefangen, und auf des Kaisers Befehl durch Heinrich der Augen beraubt. Hierauf ward er in die Klöster Fulda und St. Gallen gestoßen, nachmals von da in sein Vaterland zurückgerufen, erhielt zuletzt zu den Zeiten des Königs Zwendebolf im Kloster Prüm von der Hand des damaligen Custos, des berühmten Geschichtschreibers Regino, die Tonsur, und starb dort nach wenigen Jahren[1]).

(*Ferdinand Wachter.*)

E. Markgraf von Neustrien.

Hugo, der Abt, Sohn des Grafen Konrad, des Bruders der Judith, der Gemahlin des Kaisers Ludwig des Frommen, war nur durch die Tonsur Geistlicher und durch Ordination Subdiakonus, sonst Laie, als er 864 von König Lothar II. das Bisthum Cöln erhielt, welches Gunthar entzogen wurde, hatte es aber nur bis zum J. 866, wo es der genannte König Hilduin, Gunthars Bruder, gab, ungeachtet sich Hugo's Bruder und vielleicht auch Hugo selbst mit in demselben Jahre dadurch verdient machten, daß sie im Treffen den Empörer Hugbert, den Bruder Thietbergs, erschlugen. Als gegen die Nordmannen, welche 867 die Landschaften Nantes, Anjou, Poitiers und Tours von der Loire aus wiederholt

8) Vergl. *du Chesne* a. a. O. p. 296, mit Patre *Anselme* a. a. O. p. 255 fg.

1) *Reginonis* Chron. Mon. Germ. Hist. I. p. 593—596. *Hincmari Remensis* Ann. p. 508, 512. Annalium Fuldensium Pars III. p. 393, 394. Pars IV. p. 402. Annalium Alamannicarum Cont. Sangall. III. p. 52. Ann. Vedastini Mon. Germ. Hist. II. p. 197, 199, 201.

auszuplündern begannen, der Markgraf Ruotbert 867 gefallen, seine Söhne, Odo und Ruotbert, noch klein waren, setzte König Karl der Kahle den Sohn seines Mutterbruders, den thatkräftigen, Gerechtigkeit liebenden und den Frieden beschirmenden Hugo, den er zu diesem Zwecke mit den Grafschaften Tours und Anjou nebst der Abtei St. Martin und noch andern Abteien begabte, als Markgrafen an Ruotberts Stelle nach Neustrien. Mit den Nordmannen, die sich in der Loire festgesetzt, hatte Hugo im J. 869 ein glückliches Gefecht, erlitt aber 871 eine bedeutende Niederlage, als er unvorsichtig das Eiland in der Loire angriff, auf welchem die Nordmannen ihre Festung hatten. Nordmannen taufte er zwar 876, aber als sie vom Kaiser Karl dem Kahlen beschenkt heimgekehrt waren, lebten sie als Heiden wie zuvor. Weil Hugo nebst andern Großen des Reichs 877 sein Versprechen nicht hielt und zu dem ihn in Italien erwartenden Kaiser nicht zog, mußte dieser vor Karlmann aus Italien fliehen. Von den Nordmannen bedrängt bewog Hugo 878 den König Ludwig den Stammler zu seinem Beistande zu einer Heerfahrt über die Seine. Von dem erkrankten Könige Ludwig wurde 879 sein gleichnamiger Sohn, der Abt Hugo, der Herzog Boso von der Provence, der Markgraf Bernhard von Gothien und der Kämmerer Dietrich nach Autun gesendet, damit sie letzterm die ihm vormals vom Könige verliehene Grafschaft zusprächen. Nach des Königs Tode vermittelte Hugo Boso's und Dietrichs Streitigkeiten dahin, daß Boso die Grafschaft Autun, und Dietrich die Abteien, die Boso in jenen Gegenden gehabt, erhielt. Die glänzendste Rolle spielte er aber nach König Ludwigs des Stammlers Tode, als Haupt der Großen, welche dessen jungen Söhnen, Ludwig und Karlmann, anhingen, während der Abt Gozlen von St. Germain, der von seinen Nebenbuhlern erlittnen Beleidigungen eingedenk, eine mächtige Gegenpartei bildete, und den König Ludwig den Jüngern von Teutschland herbeirief. Hugo aber bewog den nach Verdun Gekommenen zur Rückkehr, indem er ihm den Theil des Reiches Lothars des Jüngern darbot, welchen Karl der Kahle in der Theilung mit seinem Bruder Ludwig dem Teutschen, dem Vater Ludwigs des Jüngern, erhalten hatte. Des Letztern Gemahlin aber war misvergnügt, daß er nicht das ganze westfränkische Reich an sich genommen. Zu ihr flohen die bedrängten Gozlen und Konrad, der Graf von Paris, und kehrten, nachdem sie Gesandte, welche sie von Seiten Ludwigs bestärken sollten, und auch andre als Geißeln erhalten, nach Westfranken heim, indem sie überall Verheerungen stifteten, und ihren Gefährten verkündigten, daß Ludwig sobald als möglich, da er für den Augenblick wegen der Krankheit seines Bruders nicht kommen könne, mit einem großen Heer erscheinen werde. Bei dieser Nachricht ließ Hugo die jungen Ludwig und Karlmann zu Königen weihen und krönen. Im Februar 880 erschien auch Ludwig der Jüngre abermals in Frankreich, und lagerte sich an der Oise. Abt Hugo war mit den jungen Königen und einem Heer ihm entgegen gezogen, und schlug seine Zelte bei dem Kloster St. Quentin auf. Aber er ließ es zu keiner Schlacht kommen, unterhandelte ein Friedensbündniß, zog mit den Ostfranken gegen die Nordmannen, welche sich an der Schelde festgesetzt, und hatte Theil an dem berühmten Siege, welchen das berühmte Ludwigslied verherrlicht[2]). Nachdem Ludwig und Karlmann im J. 880 das väterliche Reich getheilt, diente ihr Verwandter Hugo dem letztern, reiste für ihn 882 nach Worms, wo Kaiser Karl der Dicke im November einen Hoftag hielt, und ging den Kaiser um den Theil des Reiches an, welchen dessen nun gestorbener Bruder Ludwig der Jüngre zur Abfindung erhalten, und Karl an Karlmann zurückzustellen einst versprochen hatte. Doch erhielt Hugo keine gewisse Antwort. Seine Abwesenheit brachte aber Karlmanns Reiche den größten Nachtheil, da dieser den Nordmannen nicht Widerstand zu leisten vermochte, weil Große des Reiches ihm ihre Hülfe verweigerten. Nach seiner Heimkehr sammelte Hugo ein Heer, ging zum König und schlug mit ihm die aus dem beauvaiser Gaue mit der Beute zurückkehrenden Nordmannen in dem Walde La Vicogne bei Condé. Die Heerfahrt im J. 885 machte Hugo wegen Fußkrankheit nicht mit, und Karlmann war unglücklich gegen die Nordmannen. Der mächtige und einsichtsvolle Hugo starb 886 und ward im Kloster des heiligen Germanus zu Auxerre begraben. Seine kräftig verwaltete Markgrafschaft erhielt seines Vorgängers, Ruotberts Sohn, Odo[3]). (*Ferd. Wachter.*)

F. Herzog von Neustrien und Burgund, Graf von Paris.

Hugo, der Große, von seinen Zeitgenossen der Weiße genannt, Sohn Roberts, des Grafen von Paris und Gegenkönigs, vereinte sich nach Ostern 928 bei Fisme an der Vesle mit den Mannen des Erzbischofs Heriveus von Rheims und einigen Grafen Franciens, und ging über die Aisne in den Laonergau, um Hagano zu verfolgen, welchem Karl der Einfältige Chelles, die Abtei Rothilds seiner Tante, der Schwiegermutter Hugo's, gegeben. Aus Furcht vor Hugo begab sich König Karl mit seinem Liebling über die Maas. Ihn verfolgte jener mit 2000 Streitern bis an den genannten Fluß. Hier aber traf er den Herzog Giselbert von Lothringen und kehrte mit ihm von seinem Vater Robert, der sich im laoner Gaue befand, zu einer Unterredung gerufen, zurück. Hugo's Vater gewann in diesem Jahre (922) noch soviel Anhang, daß er zu Rheims von den Großen des Reichs zum Könige bestellt ward. Er sandte seinen Sohn mit einer Schar Franken nach Lothringen, um Giselberts Burg, Caprâmont, zu entsetzen, welche von König Karl bedrängt wurde, worauf dieser die Belagerung aufhob. Hugo erhielt von einigen Lothringern Geißeln und kehrte

2) S. F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bd. 1. Abth. S. 4—11. 2. Abth. S. 122. 3) *Hincmari Rem.*, Ann. Mon. Germ. Hist. I. p. 465, 471, 478, 486, 492, 500, 503, 510, 511, 512, 514. *Reginonis* Chron. p. 578, 590, 597, 598. Ann. S. Columbae Senens. p. 104. Ann. Xantens. Mon. Germ. Hist. II. p. 231, 232. Ann. Vedastini, p. 197, 198, 200, 202, 204. Fragmentum ex antiqua membrana Flor. Coenobii ap. *Pithoeum*, Ann. et Hist. Fran. p. 511.

zum Vater zurück. Dieser fiel 923 in der Schlacht bei Soissons, doch gewannen sein Sohn Hugo und der Graf Heribert von Vermandois nebst den Übrigen den Sieg, trieben Karl mit den Lothringern in die Flucht, gaben aber die Verfolgung des Feindes, wegen des Todes ihres Königs Robert, auf. Karl lud die Sieger vergebens ein, zu ihm zurückzukehren. Sie riefen den Herzog Rudolf von Burgund, und bestellten ihn zum Könige. So nach Flodoard. Da Heribert noch lebte, ruhte der größte Theil der Macht in dessen Händen, und von Hugo's Willkür hing nicht, wie man sich nachher vorstellte, die Königswahl allein ab. Nach Glaber Rudolf (Lib. I. Cap. II. p. 4) soll Hugo, von dessen Willkür die Besetzung des Königsthrones abgehangen, seine Schwester Emma, die Gemahlin des Herzogs Rudolf von Burgund, haben fragen lassen, ob sie lieber ihren Bruder oder ihren Gatten auf dem Throne wünsche, und Emma geantwortet haben, sie wolle lieber das Knie ihres Gemahls, als Königs, als das ihres Bruders küssen. Dieses habe Hugo'n bewogen, Rudolfen das Reich zu überlassen. Karl ward von Heribert durch Verrath gefangen und in Haft gehalten[1]). Während nun Rudolf nach Burgund zurückkehrte, drangen die Nordmannen unter Ragenold, die sich an der Loire festgesetzt, von Karl früher aufgefodert, in Francien ein, über die Serre (Isara), worunter Flodoard zugleich die Oise versteht. Hugo rief in dieser Noth Rudolf aus Burgund herbei; dieser unternahm eine siegreiche Heerfahrt gegen sie, ließ die Grafen Hugo und Heribert jenseits der Serre (d. h. Oise) zum Schutze des Landes zurück, und seine Gemahlin, Emma, die Schwester Hugo's, zu Rheims zur Königin weihen. Im J. 924 erhielt Hugo von seinem königlichen Schwager Le Mans, das er aber im Frieden, welchen die Franken durch Hugo, Heribert und den Erzbischof Seulf in Abwesenheit des Königs Rudolf, aber mit dessen Bewilligung, mit den Nordmannen eidlich schlossen, diesen gab. Der Friede hatte jedoch, vermuthlich weil ihn König Rudolf nicht genehmigte, keinen Bestand; denn die Nordmannen plünderten 925 Burgund. Daher half Hugo dem Könige die Schlösser der Nordmannen an der Seine belagern, worauf sie dieselben verlassen mußten. Hugo's Mannen und die Pariser verheerten den Theil des rouener Gaues, welchen die Nordmannen besaßen. Wegen des fortdauernden Nordmannenkrieges befanden sich Hugo und König Rudolf gegen Ende des Jahres 925 im beauvaiser Gaue. Hugo erhielt von den Nordmannen Sicherheitsvertrag, während das Land der Söhne Balduins, und das Rudolfs von Gaujac und Hilgalds außer Sicherheit gelassen ward. Im J. 926 vermählte sich Hugo mit der Tochter des Königs Eduard von England, der Schwester des Königs Karl. Er und Heribert hatten 927 eine Unterredung mit König Heinrich I. von Teutschland, und befestigten den Frieden mit ihm. Hierauf zogen sie gegen die Nordmannen, die sich an der Loire festgesetzt, belagerten sie fünf Wochen, erhielten Geißeln, und überließen ihnen im Friedesvertrage den nanteser Gau. Als König Rudolf am Anfange des Jahres 928 mit einer Burgundenschar Francien verheerte, eilte ihm Robert entgegen, ging mit ihm an die Serre (Oise), ward Vermittler zwischen Rudolf und Heribert, und erhielt von Letztern Geißeln, bis sie wieder zu dieser Zusammenkunft kämen. Hierauf kehrte Rudolf nach Burgund zurück. Hugo und Heribert hatten alsdann eine Zusammenkunft mit den Nordmannen und schlossen Freundschaft. Als König Heinrich von Teutschland über den Rhein gegangen, begaben sich jene zu einer Unterredung mit ihm, gingen nach ihrer Rückkehr dem Könige Rudolf entgegen, Heribert unterwarf sich ihm wieder, und setzte Karl wieder in Haft. Wegen der Alode der kurz vorher verstorbenen Rothild, welche Boso, des Königs Rudolfs Bruder, an sich genommen, und Hugo, als Rothilds Schwiegersohn zurückfoderte, zogen Hugo und Heribert zu Anfange des Jahres 929 gegen Boso, und Heribert nahm das Schloß Vitry ein. Sie gaben Boso Waffenstillstand bis zu Ende Mai's; dieser reiste zu König Heinrich von Teutschland und ward genöthigt, öffentlich Frieden zu schwören. Heribert und Hugo belagerten Monterau, das Schloß Herluins, des Sohnes des Grafen Hilgauds, erhielten Geißeln und zogen ab. Zwischen Hugo und Heribert entstand Feindschaft, dadurch, daß Herluin mit seinem Lande von Hugo, und Hilduin, der Mann Hugo's war, von Heribert angenommen ward. Im J. 930 nahm Heribert auch Arnolden, einen Mann Hugo's, an. Verschiedne Kampfbewegungen hatten in Francien zwischen Hugo und Heribert statt. König Rudolf kam nach Francien und schloß Frieden zwischen ihnen und Boso mit großer Mühe nach vielen Zusammenkünften. Als aber Rudolf nach Burgund zurückgekehrt war, belagerte Hugo im J. 930, mit Hülfe der Lothringer, unter dem Herzoge Giselbert, die Stadt Douay, welche Arnold inne hatte, eroberte sie im J. 931, und gab sie Rotgar, Rotgars Sohne. Für Douay ertheilte Heribert Arnold die Burg St. Quentin. Als Heribert in diesem Jahre (931) vom Könige Rudolf abfiel, zerstörte dieser, in Verbindung mit Hugo, Heriberts Schloß Doulens, und belagerte hierauf Arras. Heribert, der sich durch den Herzog Giselbert mit den Lothringern vereint, zog gegen den König. Doch ward ein Waffenstillstand bis zum ersten October geschlossen. Während dessen zogen Mannen Heriberts aus Rheims und eroberten und zerstörten Hugo's Schloß Braine an der Vesle, welches dieser vom Bischofe von Rouen genommen, und Graf Heribert unterwarf sich dem teutschen Könige Heinrich. Rudolfs und Hugo's Heer verwüsteten darauf den laoner und den rheimser Gau, und Rudolf sandte Hugo zu Heinrich; dieser nahm von Hugo Geißeln, schloß einen Sicherheitsvertrag und kehrte über den Rhein zurück. Mit Hugo und Boso nahm K. Rudolf nach dreiwöchentlicher Belagerung Rheims ein, und ließ den Mönch Artald

1) Flodoard bei *Pithoeus*, Annal. Hist. Franc. ab ann. 708—990. p. 115—117. Nach Wittikind von Corvey (Annal. Lib. I. bei *Meibom*, Scriptt. T. I. p. 637) hätte Hugo Karln durch List gefangen und in Haft gehalten. S. aber über Karls Gefangennehmung durch Heribert, nicht durch Hugo, F. Wachter, Forum der Kritik im Gebiete der Geschichte. 1. Bds. 1. Abth. S. 80—82.

aus dem Kloster des h. Remigius, der schon vorher, doch erst in diesem Jahre (931) Heribert verlassen und zu Hugo übergegangen war, zum Erzbischof ordiniren. Den Bischof Bovo von Chalons, der nebst Heribert vom König abgefallen, gab er Hugo zur Verwahrung und das Bisthum dem Kleriker Milo. Hierauf schritt er zur Belagerung Laons, wo sich Heribert eingeschlossen, und gestattete ihm, sich in die von ihm innerhalb Laons gebaute Burg zurückzuziehen. Diese zu erobern hatte nachher Rudolf größere Mühe, und kehrte, nachdem dieses geschehen, nach Burgund zurück. Der König hatte mit Hugo im J. 932 eine Unterredung, begnadigte den Bischof Bovo und ertheilte ihm das Bisthum wieder. Hugo, in Verbindung mit Bischöfen Franciens, belagerte die Stadt Amiens, die Heriberts Mannen inne hatten, brachte sie durch häufigen Kampf in Noth, und erhielt für Aufhebung der Belagerung Geißeln. Hierauf nahm er nach zweimonatlicher Belagerung das Schloß St. Quentin ein, welches endlich die Bürger übergaben, weshalb er mit ihnen, den Tag nach seinem Einzug, in der Kirche einen Vertrag schloß. Auf Hugo's Einladung belagerten Giselbert und die Lothringer Peronne, Heriberts Festung, erlitten eine Niederlage und gingen zurück, nachdem Giselbert, durch Vermittlung Hugo's, eine Unterredung mit König Rudolf gehabt. Dieser belagerte nun, in Verbindung mit Hugo Ham, Heriberts Burg, nahm Geißeln und ging zurück. Heribert dagegen eroberte im J. 933 das Schloß St. Quentin, wobei die Bürger keinen Widerstand leisteten, sondern nur Hugo's Besatzung widerstrebte. Diese nahm Heribert gefangen und ließ sie schwören; er ließ indeß auch von den Seinigen Besatzung der Stadt zurück. Hugo eilte herbei, nahm das Schloß wieder und ließ den Kleriker von edler Geburt, den Heribert dort gelassen, nebst einigen andern hängen. Von St. Quentin begab er sich mit dem Erzbischof Artald von Rheims nach der Festung Roye, und nahm sie leicht ein, da sie Heriberts Besatzung übergab. Das von König Rudolf in diesem Jahre (933) eroberte Schloß Chateau-Thierry an der Marne, welches Heribert gehörte, nahm letztrer zwar am Schlusse des Jahres wieder ein, da es einige, die Walo zur Bewachung zurückgelassen, übergaben; allein Hugo ließ es sogleich wieder belagern. Die durch ihn und König Rudolf unternommene Belagerung am Anfange des Jahres 934 verzog sich bis in den vierten Monat, wo ein Theil der Stadt vermittels nächtlicher Ersteigung durch Walo und die Seinen eingenommen wurde. Nur die festre Burg behaupteten Heriberts Mannen; da sie sich indeß bedrängt sahen, gaben sie nicht lange darauf Geißeln, damit die Belagerung aufgehoben wurde. Da aber Heribert die Geißeln, welche die Seinigen gegeben, nicht berücksichtigte, nahm der König und Hugo die Belagerung wieder auf. König Heinrich von Teutschland sandte Giselbert und Eberhard nebst den Bischöfen von Lothringen zu Gunsten Heriberts an den König Rudolf. Diesem ward Chateau-Thierry übergeben, und Heribert Ham und Peronne bis zum 1. Oct. 934 eingeräumt. Heribert ließ die Feldfrüchte (**messes**) derer, die ihn verlassen, oder denen Hugo Land gegeben, sammeln und nach Bray bringen, und Herzog Giselbert kam mit den Lothringern ihm zu Hülfe, um St. Quentin zu belagern. Aber bevor es hierzu kam, erschienen Hugo's Gesandte, und schlossen zwischen ihrem Herrn und Heribert durch Eidesleistung bis zum Monat Mai 935 Frieden, in Folge dessen die Lothringer heimkehrten. König Rudolf sandte zu Anfange des Jahres 935 Gosfried über den Rhein zu König Heinrich von Teutschland, sprach darauf mit Heinrichs Gesandten, und eilte zu einer Unterredung mit Heinrich, bei welcher auch Rudolf, der König des Reichs Jura, sich befand; sie schlossen unter sich Freundschaft und verglichen auch Heribert mit Hugo, indem einige Besitzungen Heribert zurückgegeben wurden. Lothringer mit einigen Grafen aus Sachsen, Freunden Heriberts, kamen zu einer Unterredung mit Hugo mit einem großen Heere. Da aber Hugo das Schloß St. Quentin Heribert zurückzugeben sich weigerte, belagerten und zerstörten sie diese Festung, schickten sich auch an, Laon zu belagern, kehrten indeß auf Befehl des Königs Rudolf heim. Als dieser zu Anfange des Jahres 936 gestorben, sandte Hugo nach England, um Ludwig, Über-Meer zubenannt, Karls des Einfältigen Sohn, zu rufen und auf den Thron zu erheben. Ihn sandte sein Oheim, König Äthelstan, nachdem er von den fränkischen Gesandten den Eidschwur erhalten, nach Frankreich mit einigen Bischöfen und Mannen. Hugo und die übrigen fränkischen Großen reisten Ludwig entgegen, unterwarfen sich ihm auf dem Schiff an der Küste bei Boulogne, dem beiderseitigen Vertrage gemäß, und brachten ihn nach Laon, wo er gekrönt ward. Der König und Hugo gingen nach Burgund und belagerten die Festung Langres, welche Hugo der Schwarze, Richards Sohn, des verstorbenen König Rudolfs Bruder, eingenommen hatte, nahmen sie ohne Kampf, da die Besatzung floh, erhielten von den Bischöfen Burgunds und den andern Großen Geißeln, und begaben sich nach Paris. Zu Ende des Jahres 936 schloß Hugo der Weiße [2]), Roberts Sohn, mit Hugo dem Schwarzen, Richards Sohn, Frieden, und sie theilten Burgund unter sich. König Ludwig trennte sich zu Anfange des Jahres 937 von Hugo's des Weißen Verwaltung (procuratione), und nahm seine Mutter in Laon auf. Hugo schloß mit Heribert Frieden. Auch erhielt dieser Chateau-Thierry wieder, welches ihm Walo öffnete, den er aber, obschon er bereits sein geworden, in Bande werfen ließ. Hugo heirathete 938 Hedwig, die Tochter Heinrichs I. von Teutschland, Schwester Otto's des Großen, und Gerbergs, der Gemahlin des Herzogs Giselbert von Lothringen. Dieser, sein Schwager, kam hierauf mit den Lothringern Hugo und Heribert gegen den König Ludwig zu Hülfe; sie erstürmten darauf die Burg Petreponte. Graf Arnulf von Flandern

2) Flodoard bezeichnet diesen Hugo als H. den Weißen oder Roberts Sohn, nicht aber als H. den Großen. Dieser wurde also nicht bei seinen Lebzeiten so zubenannt, wie die beiden andern französischen Hugo's die Großen ihrem Ahnherrn (diesem Hugo) zu Ehren schon bei ihren Lebzeiten auf eine Weise genannt werden, daß Magnus von Hugo unzertrennlich und ihr Name eine eigne Bildung **Huguemagne**, wie **Charlemagne**, gewesen zu sein scheint.

nahm zwischen König Ludwig und Hugo Vertagung an, und schloß eidlichen Vertrag des Friedens bis zu Ende Januars 939. In der ersten Hälfte desselben Jahres zog König Ludwig mit Hugo dem Schwarzen gegen Hugo den Weißen und den Grafen Wilhelm von der Normandie zu Felde. Hugo gab Geißeln und schloß einen Vertrag des Friedens bis zum ersten Juni. König Otto der Große that eine Heerfahrt nach Lothringen, dessen Große sich dem Könige Ludwig unterworfen hatten, und unterredete sich mit seinem Schwager Hugo, Heribert, dem Grafen Arnulf von Flandern und dem Grafen Wilhelm von der Normandie, errichtete mit ihnen eidlich beschwornen Vertrag, und kehrte über den Rhein zurück. König Ludwig fiel in den verduner Gau, und zwang einige lothringische Bischöfe, sich ihm zu unterwerfen. Von da drang er in das Land Elsaß. Aber kaum wandte sich Otto der Große gegen ihn, so ging er erschrocken in sein Reich zurück. Als aber nach Kurzem der Rhein Giselbert verschlungen, eilte Ludwig nach Lothringen, um Gerbergs Gemahl zu werden. Sein nunmehriger und Hugo's Schwager, König Otto, kam nach Lothringen zurück, und nöthigte fast alle Lothringer, zu ihm zurückzukehren. Wilhelm von der Normandie unterwarf sich dem Könige Ludwig in der ersten Hälfte des Jahres 940 im amienser Gaue; von hier aus zog nun der König gegen Hugo, und kehrte, da dieser zu ihm zu kommen sich weigerte, nach Laon zurück. Hugo belagerte im Vereine mit Bischöfen Franciens und Burgunds, dem Grafen Heribert, und Wilhelm von der Normandie Rheims. Am sechsten Tage der Belagerung ward es eingenommen, da fast die ganze Heerschar des Erzbischofs Artald zu Heribert überging. Hugo und Heribert ließen in Rheims Hugo, Heriberts Sohn, Hugo's des Weißen Neffen als zum Erzbischof Erwählten zurück, und belagerten mit Wilhelm Laon. Als aber König Ludwig im Anzuge war, gaben sie die Belagerung Laons auf, eilten hinweg nach der Burg Petreponte, und gingen von da dem König Otto entgegen, führten ihn nach der Pfalz Attigny's, unterwarfen sich daselbst, nebst dem Grafen Rotgar, dem teutschen Könige. Ludwig dagegen verproviantirte Laon und kehrte mit Hugo dem Schwarzen und dem Grafen Wilhelm von Poitiers nach Burgund zurück. Otto gab Lothringen seinem Bruder Heinrich, und wandte sich gegen Ludwig nach Burgund. Als er an der Seine sein Lager aufgeschlagen, stellte Hugo der Schwarze Geißeln, und leistete einen Eid, daß dem Grafen Heribert und Hugo dem Weißen ihre Unterwerfung unter Otto nicht zum Nachtheile gereichen sollte. Als aber Ludwig den großen König auf dem rechten Rheinufer wußte, wandelte ihn das Verlangen nach Lothringen wieder an. Doch kaum hörte er, daß Otto wieder auf dem linken Rheinufer sei, so ließ er einen Waffenstillstand unterhandeln. Hugo und Heribert veranlaßten 941 eine Synode zu Soissons zur Berathung über den Zustand des rheimser Erzbisthums, dann zu Rheims die Ordination Hugo's, des Sohnes von Heribert, und belagerten Laon. Als sich ihnen der König Ludwig mit starkem Heere näherte, hoben sie die Belagerung auf, eilten ihm entgegen, griffen unerwartet sein Heer an und trieben es in die Flucht, sodaß kaum der König entkam. Erzbischof Artald, der in der Schlacht seine Habe verloren, wandte sich an sie, leistete die gefoderten Eide, gab die Abteien des Basolus und Avennacus nebst dem Orte Vindenissa zurück, und schloß mit dem Erzbischofe Hugo, Heriberts Sohne, Frieden. Hugo der Weiße und Heribert gaben die Belagerung Laons auf, welche sie jedoch nach einer Unterredung mit Wilhelm wiederholten, in der Meinung, die Burg werde ihnen durch Verrath übergeben werden. Da dieses aber nicht geschah, kehrten sie unverrichteter Sache heim. Hugo, Heribert, Wilhelm und Arnulf hatten am Schlusse des Jahres 941 eine Unterredung, und Heribert reiste von da über den Rhein zu König Otto. Im J. 942 baten die Bischöfe der rheimser Diöces Heribert, daß er sich bei Hugo um Wiederannahme des Königs verwenden möchte. Herzog Wilhelm von der Normandie nahm den König Ludwig königlich in Rouen auf. Graf Wilhelm von Poitiers und die Brittonen (Bretagner) mit ihren Fürsten kamen auch zum Könige. Mit ihnen kam er an die Serre (Oise). Hugo und Heribert nebst dem Herzog Otto von Lothringen standen nach Abbrechung der Brücken und Hinwegnehmung der Schiffe mit ihrer möglichst starken Heeresmacht am jenseitigen Ufer. Durch Unterhändler ward die Streitsache geführt, endlich ein Waffenstillstand von der Mitte Septembers bis zur Mitte Octobers geschlossen und durch gegenseitige Stellung von Geißeln, unter welchen sich Heriberts jüngrer Sohn befand, bekräftigt. Der König und Wilhelm, sowie auch Hugo, schickten durch den Herzog Otto auch dem König Otto Geißeln. Diesem reiste Ludwig entgegen. Beide Könige schlossen unter sich Freundschaft, und des teutschen Königs Bemühen wandte seinen Schwager, Hugo, wieder zu Karls Sohne, sowie auch Heribert mit seinem gleichnamigen Sohn Otto's königlichem Schwager Treue schwor. Als zu Anfange des Jahres 943 Graf Arnulf von Flandern den Herzog Wilhelm von der Normandie verrätherisch hatte ermorden lassen, gab König Ludwig Wilhelms mit einem Kebsweibe, einer Brittonin, gezeugtem Sohne Richard das Land der Nordmannen, und einige Fürsten desselben unterwarfen sich dem König, andre Hugo'n. Dieser hatte häufige Gefechte mit den Nordmannen, die erst angekommen und noch Heiden waren, oder die zum Heidenthume zurückkehrten. Hugo's christliches Fußvolk erlitt großen Verlust. Doch auch Hugo erschlug einige Nordmannen, trieb die übrigen in die Flucht, und gewann die Festung Evreux durch Begünstigung der Christen unter den Nordmannen, welche es inne hatten. Ludwig kehrte nach Rouen zurück, griff die ihm feindlichgesinnten Nordmannen an, und es fielen Tormod, der zum Heidenthume zurückgekehrt war, und auch den Sohn Wilhelms und Andre zum Abfall gezwungen hatte, und der König Setrik, ein Heide. Der König Ludwig vertraute Rouen Herluin an, und kehrte nach Compiegne zurück, wo ihn Hugo mit seinen Neffen, den Söhnen des in diesem Jahre 944 verstorbenen Heribert, erwartete, über deren Annahme bei dem Könige

häufig verhandelt worden. Von ihnen nahm der König zuerst den Erzbischof Hugo durch Vermittlung des Herzogs Otto von Lothringen und des Bischofs Adelbero und auf Andringen Hugo's des Weißen unter der Bedingung an, daß er die Abteien dem Erzbischof Artald von Rheims zurückgäbe und er selbst ein andres Bisthum erhielte. Hierauf wurden auch die übrigen Söhne Heriberts vom König angenommen. König Ludwig reiste nach Rouen und empfing von Hugo Evreux; Letztrer hob die Tochter des Königs aus der Taufe, und dieser verlieh ihm das Herzogthum Francien, und ganz Burgund unterwarf er dessen Herrschaft. Hugo machte Frieden zwischen dem König und Arnulf, dem jener wegen Wilhelms Ermordung feindlich gesinnt war. Im J. 944 befestigte er den Vertrag mit den Nordmannen durch Geben und Nehmen von Geißeln. Von da bereitete er seine Fahrt, um mit Heriberts Söhnen dem König Otto nach Lothringen entgegenzugehen. Dieser verschob aber seine Ankunft, und schickte den Herzog Hermann mit einem mächtigen Heere. Hugo begab sich zu einer Unterredung mit Hermann, der die Burgen der Brüder Ragenars und Rodulfs, der Mannen des Königs Ludwig, belagerte. Als Otto der Große hierauf eine Unterredung mit Lothringern zu Aachen hatte, schickte Hugo Gesandte dorthin, welche aber Otto nicht, wohl aber die von Ludwig, ehrenvoll aufnahm. Als aber Manasses, ein Gesandter Hugo's, bemerkte, daß Ludwigs Gesandte Hugo's Gesandschaft entgegen waren, entledigte er sich der Aufträge, die ihm der König an Otto zu überbringen aufgetragen, und eröffnete die Vorwürfe, die ihm der König gegen Otto zu machen anbefohlen, daß dieser nämlich meineidig sei in Beziehung auf das an Ludwig Versprochne und andres Unziemliche. Otto hatte nämlich im J. 943 Mannen Ludwigs, die ihm nachstellten, ergreifen und in Haft legen lassen, woraus zwischen beiden Königen großes Ärgerniß entstanden. Durch Manasses' Eröffnung bewogen, hielt Otto Hugo's Gesandte ehrenvoll, und befahl allen seinen Mannen, die Verbindung mit Ludwig abzubrechen. Hugo belagerte mit den Seinigen und einigen burgundischen Großen die Stadt Bayeux, die ihm der König zugesagt, falls er ihm bei Unterwerfung der Nordmannen beistände. Da aber dieser unterdessen von den Nordmannen angenommen worden, befahl er dem Herzoge, von der Belagerung der Stadt abzulassen. Als aber Hugo abzog, ging der König selbst hinein, was Zwietracht zwischen beiden veranlaßte, welche dadurch vermehrt wurde, daß der König von den Evreuxern, welche Hugo unterthan waren, Geißeln nahm, und dem Hugo nicht zurückgeben wollte. König Ludwig verwüstete im J. 945 mit dem Heere der Nordmannen den vermandoisser Gau, und belagerte Rheims. Herzog Hugo hatte eine Schlacht mit den Nordmannen, die in sein Gebiet eingedrungen, brachte ihnen eine große Niederlage bei, und warf sie aus seinen Grenzen. Hierauf sandte er an den König und stellte Geißeln auf, damit von Seiten desselben Ragenold zu einer Unterredung mit ihm käme. Hierbei hatte er den Zweck, den König gegen Geißeln, die Erzbischof Hugo stellen sollte, zur Aufhebung der Belagerung von Rheims zu bewegen, sodaß der Erzbischof auf einer festzusetzenden Zusammenkunft dem Könige Rechenschaft gebe. Eine ähnliche Unterhandlung um St. Johanns-Messe hatte nur den Erfolg, daß Waffenstillstand bis zu Mitte Augusts geschlossen wurde. Ludwig gerieth aber in die Gefangenschaft der Nordmannen, wurde an Hugo ausgeliefert und von diesem dem Grafen Tetbald anvertraut. Hugo reiste nämlich dem König Otto entgegen, der sich jedoch nicht mit ihm unterreden wollte, sondern den Herzog Konrad von Lothringen sandte, worauf Hugo in feindlicher Stimmung gegen Otto heimkehrte. König Edmund von England schickte zu Anfange des Jahres 946 Gesandte an ihn mit Anträgen zu Gunsten des Königs Ludwig; Hugo hielt deshalb mit seinen Neffen und andern Großen des Reichs öffentliche Versammlungen, rief Hugo den Schwarzen und die übrigen Reichsfürsten zu sich, setzte den König Ludwig, der fast ein Jahr in Haft gehalten worden, wieder in sein Reich ein, nachdem er die Burg Laon, welche die Königin Gerberg inne gehabt, erhalten und Tetbald anvertraut, und unterwarf sich nebst den übrigen Großen des Reichs Ludwig, dem er die königliche Würde erneute. Gerberg hatte indessen Hülfe von ihrem Bruder, Otto dem Großen, verlangt [3]). Dieser sammelte wirklich, um Hugo wegen des seinem Schwager angethanen Unrechts zu züchtigen, bei Cambray ein Heer aus allen Theilen seines Reichs, und drang in Frankreich ein. Da sandte Hugo ihm eine Botschaft entgegen, durch die er bei der Seele seines Vaters schwören ließ, daß er eine so große Menge Krieger habe, als der König niemals gesehen, und über die Sachsen verächtlich und aufgeblasen hinzufügen ließ, daß sie unkriegerisch wären, und er auf einen Schluck sieben sächsische Geschosse verschlingen könne. Der König gab die berühmte Antwort: Er aber habe eine so große Menge Halmhüte [4]),

3) Flodoard S. 118—165. 4) Bei der Erklärung der pileorum foeninorum durch Helme oder Pickelhauben, welche Heuhüte genannt würden, weil sie die Gestalt von Heuhaufen gehabt (Luden, Geschichte des teutschen Volks. 6. Bd. S. 484, 650), geht Otto's Feinheit in der Antwort verloren; denn sie enthält dann nichts, als daß Otto Pickelhauben Heuhüte nennt, und daß er gegen Hugo eine solche Menge Krieger führe, als er und sein Vater noch nie gesehen. Wie wäre da Otto's Antwort so berühmt geworden? Der König geht vielmehr scheinbar in Hugo's Vorwurf ein, daß die Sachsen weichlich, weil sie Schattenhüte trügen, und der Sinn seiner Antwort ist: Hugo hat, so lange sie diese Hüte tragen, nichts von ihnen zu fürchten, denn dann haben sie die Helme nicht aufgebunden, d. h. dann fechten sie noch nicht. Reichen sie Hugo aber diese Halmhüte dar, d. h. werfen sie sie von sich und binden die Helmhüte auf, dann wird Hugo wünschen, daß der Halmhüte nicht eine so große Menge wäre. Daß aber unter pileus foeninus bei Wittikind nicht an Helme zu denken, lehren die Annal. Corveiens. bei *Paulini*, Syntagma, p. 378, welche, was Wittikind durch pileus foeninus gibt, durch pileus aestivalis ausdrücken, und die umschreibende und erläuternde Lesart der Casinensischen Handschrift des Wittikindschen Werkes (bei *Leibnitz*, Scriptt. T. I, p. 229) pileorum ex culmis contentorum für pileorum foeninorum. Wir erhalten also aus Halmen geflochtne Sommerhüte. Otto's Krieger befanden sich aber in keinem Ritterromane, wo die Helden, ohne zu ermüden, die lastenden Helme immerwährend auf dem Haupte sitzen haben, sondern

die er ihm überreichen müsse, wie weder er selbst noch sein Vater jemals gesehen. Und obgleich das Heer 32 Legionen stark war, so wurde doch keiner gefunden, der nicht einen Halmhut (d. h. Sommerhut gegen die Hitze, Schattenhut) trug, ausgenommen der Abt Bovo von Corvey mit drei Begleitern [5]). Als Ludwig Otto entgegengekommen war, wandte man sich gegen Laon, mußte aber wegen Festigkeit des Schlosses abziehen; dagegen wurde Hugo's Neffe, Erzbischof Hugo von Rheims, gezwungen, sich zu ergeben, Artald wieder eingesetzt, die Königin Gerberg in Rheims zurückgelassen, und Hugo's Land [6]) angegriffen. Das feste Senlis belagerte man vergebens, das Land diesseit und jenseit der Seine aber wurde mit schwerer Hand heimgesucht [7]), auch Hugo in Paris belagert [8]). Dann wandten sich die verbündeten Könige nach Rouen gegen die Nordmannen; Otto kehrte heim, nachdem er fast alle Großen des westfränkischen Reichs bis auf Hugo, Roberts Sohn, seinem königlichen Schwager, unterworfen hatte [9]). Hugo eröffnete das J. 947 mit einem Feldzug in das Land des Grafen Arnulf von Flandern, belagerte einige Festungen desselben und kehrte, ohne Erfolg gehabt zu haben, heim. Auch König Ludwig war nicht unthätig und belagerte mit einigen Lothringern Mouzon, welches Hugo's gleichnamiger Neffe, der vertriebene Erzbischof von Rheims, innehatte; aber vergebens. Mit diesem machte hierauf Hugo, als Ludwig das Osterfest mit Otto zu Aachen feierte, einen Angriff auf Rheims, indem ihm einige Hoffnung zu dessen Eroberung gemacht war, zog aber, da die Mannen des Königs und Erzbischofs Artald widerstanden, am achten Tage wieder ab. Auf seines Oheims, des Herzogs Hugo's Antrieb, ordinirte Erzbischof Hugo Tetbald, einen Kleriker der soissonser Kirche, zum Bischofe von Amiens. Im August hielten die beiden Könige eine Zusammenkunft am Flusse Chier, während Hugo bei Mouzon sein Lager hatte. Die Schlichtung des Streites zwischen Artald und Hugo's Neffen wurde auf eine Synode verschoben, und einstweilen Atald auf dem Bischofsstuhl und Hugo's Neffe in Mouzon gelassen, und zwischen dem König und dem Herzoge durch Otto's Vermittlung bis zur Zeit der Synode Waffenstillstand geschlossen. Aber Erzbischof Hugo erschien nicht auf der Synode zu Verdun im J. 947, so auch nicht auf der Synode vor Mouzon im J. 946, wo er bis zur nächsten Synode als abgesetzt erklärt und excommunicirt wurde, welches auf der Synode zu Ingelheim Bestätigung erhielt. Hier klagte auch König Ludwig, wie er durch Hugo's Einladung übers Meer zur Annahme des Reichs gekommen, wie er dann von Hugo vertrieben, durch List gefangen sei (welches so verstanden werden muß, daß er die Nordmannen dazu angetrieben), und nicht anders habe Freilassung erlangen können, als bis er die Burg Laon, die damals noch allein Gerberg und des Königs Mannen inne gehabt, ihm übergeben habe, und erbot sich, seine Unschuld durch Ausspruch der Synode oder Zweikampf zu beweisen. Während der Synode zu Ingelheim flehte König Ludwig den König Otto um Hülfe gegen Hugo und seine übrigen Feinde an, und der teutsche König sandte den Herzog Konrad mit dem Heere der Lothringer. Die lothringischen Bischöfe zwangen einstweilen mit Heeresmacht Hugo's Neffen, den Erzbischof, in Mouzon zur Übergabe und Geißelstellung, und vereinigten sich hierauf mit dem König und dem Herzoge Konrad im laoner Gaue. Hier eroberten der Herzog und das Heer die von Tetbald, dem Hugo auch Laon gegen den König anvertraut, erbaute Burg Montaigu, und nahmen hierauf Laon ein, wo Tetbald von den versammelten Bischöfen excommunicirt, und Herzog Hugo von Seiten des päpstlichen Gesandten brieflich vorgeladen wurde, zu kommen und wegen der Übel, welche er König und Bischöfen angethan, Genugthuung zu leisten. Als aber nach Zerstörung der Burg Mouzon die Lothringer heimgekehrt, bestürmte Hugo mit einer großen Heerschar der Seinen und der Nordmannen Soissons, und da er es nicht erobern konnte, belagerte er dann die noch nicht vollendete Burg Ragnolds, eines Grafen Ludwigs, Roucy an der Aisne, doch vergebens, und verheerte die an seine Burgen grenzenden Dörfer des rheimser Erzbisthums. Seine Räuber richteten ein großes Blutbad unter den Bauern an, selbst unter denen, die sich in die Kirchen geflüchtet. Endlich kehrte er mit seinem Neffen heim; die rheimser Mannen, die bisher noch seinem Neffen angehangen, schlossen sich vollends an Artald, der aber nicht Alle annahm. Auf der Synode zu Trier fragte der päpstliche Vicar Marinus, was Fürst Hugo nach der letzten Synode gegen sie und den König gethan. Sie erzählten die ihnen und den Kirchen angethanen Übel. Hierauf verhandelte Marinus, ob die Vorladungsbriefe an Hugo gelangt, und Erzbischof Artald berichtete, wie Vorladungsbriefe an Hugo gebracht worden, ungeachtet andre von Hugo's Wüthe-

in der Wirklichkeit, wo die schweren Helme nicht eher aufgebunden werden, als in der Nähe des Kampfes (vergl. F. Wachter, Gesch. Sachsens. 3. Bd. S. 178). Hatte Otto's Heer die Helme nicht auf, so trug es Schattenhüte gegen die Sommerhitze, sowie der von Briberc im Tristran Z. 6099 fg. (bei Müller S. 47) singt: Nun hatte einen Schattenhut von glänzenden und feinen Blumen gemacht der hübsche Cädin des Morgens dort in dem Hage, den führte er auf (trug ihn), und wie Wolfram von Eschenbach (Parcival Z. 23198 bei Müller S. 184): Der Tag schien in süßer lautrer Klarheit, da strich mancher Ritter wohl (gut) sein Haar, darauf blumene Schapel. Nur der ernste Abt Bovo und drei von seinem Gefolge, welche sich nach ihm richteten, wollten keine Schattenhüte tragen. Die Lesart pileorum foeminorum und pileo foemino, findet, wenn wir foeminus für foemininus nehmen, wodurch wir Frauenhüte erhalten, dieselbe Erklärung, und wäre für die Antwort des Königs die witzig-stärkste, und gegen Hugo die schlagendste. Auf jeden Fall mußte für den sich feiner dünkenden Franzosen Otto's Antwort um so empfindlicher sein, je mehr er auf den Wortsieg auch den Schwertsieg über Hugo folgen ließ.

5) Wittikind S. 651. 6) Wir folgen bei dem Gange der Erzählung Flodoard S. 165, 166. Nach Wittikind S. 651 zieht Otto gegen Laon, dann nach Paris, hierauf gegen Rheims, und endlich gegen Rouen. 7) Flodoard S. 166. 8) Wittikind S. 651. Flodoard sagt von der Belagerung von Paris nichts, sondern erzählt, wie die Könige nach der vergeblichen Belagerung von Senlis über die Seine gedrungen, und dann das Land der Nordmannen durchstreift. 9) Continuator Reginonis bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 6.0.

ufgefangen worden. Da auch kein Gesandter Hugo's
Synode erschien, ward noch bis auf den folgen=
g gewartet, und dann die Excommunication bis
dritten Tag der Synode verschoben. An diesem
orzüglich auf Antrieb des Legaten Luitdolf und
des Kapellans des teutschen Königs, weil dieser
hlen hatte, Hugo als Feind des Königs Ludwig
der von ihm vollbrachten Unthaten excommunicirt,
in sich gehe und zur Genugthuung vor dem Vi=
arinus oder den Bischöfen, die er beleidigt, er=
Wolle er dieses nicht, so solle er um seine Los=
nach Rom reisen. Auch wurden zwei Bischöfe,
von Amiens und Ivo von Senlis, welche Hugo's
der gleichnamige Erzbischof, auf seines Oheims An=
dinirt hatte, excommunicirt, nicht minder der lyoner
e Adelon, der Hugo's Grafen, den excommuni=
Tetbald, in die Kirche geführt. Hugo's Neffe,
t, Heriberts Sohn, ward vorgeladen, Genugthuung
schöfen wegen der ihnen zugefügten Unbilden zu
Die Amienser, des ihnen von Hugo gesetzten
s Tetbald überdrüssig, verriethen 949 die Burg
rafen Arnulf. Dieser rief den König Ludwig her=
oberte die Stadt, vertrieb Tetbald, und führte
ald ein. König Ludwig nahm durch einen nächt=
Überfall Laon ein, und die Besatzung gefangen,
emjenigen Theile, welcher den von Ludwig selbst
Thore der Burg gebauten Thurm des Königs=
bestiegen hatte. Durch eine Mauer trennte nun
nig den Thurm von der Stadt; da zog Hugo mit
inen nach Laon, indem er zugleich durch eine Ge=
aft den Herzog Konrad von Lothringen um Bei=
itten ließ, nahte sich dem Thurme vor dem Thor
achte auf die Burg Besatzung mit hinreichenden
nitteln. Der König ging Konrad entgegen, der
hatte eine Unterredung mit ihm und schloß einen
stillstand zwischen ihm und Hugo bis zum Monat
Während dieser Zeit wollte der König zu Otto
roßen, welches er auch that. Zu Rheims unter=
h ihm Hugo's Neffe, Adelbert, Heriberts Sohn,
ard sein Mann. Die Burg Coucy wurde von
welche sie für Hugo und Tetbald besetzt hielten,
rzbischof Artald übergeben. Die Mannen des
r Erzstiftes, welche sich mit Artald nicht einließen,
vorher (949) die Burg Altmont durch Verrath er=
und Hugo's gleichnamigen Neffen, den mit Bann
n Erzbischof, aufgenommen. Jetzt belagerten dieses
it Dodo, der Bruder des Erzbischofs Artald, mit
annen desselben, und Graf Dietrich, und befestig=
Lager vor der Burg. Herzog Hugo ging mit
Heerschar der Seinen und der Nordmannen nach
führte die Seinen, welche das Burghaus besetzt
heraus, setzte andre mit gehörigem Proviante
ging in den portiener Gau, schickte von da an
önig Ludwig nach Rheims, zum Schein um Frie=
tend, und machte einen unerwarteten Angriff auf
adt Laon, mußte aber ohne Erfolg abziehen. Der
ging mit dem Grafen Arnulf von Flandern und
thringern bis in den senliser Gau, und Arnulf
verbrannte die Vorstadt von Senlis; Hugo aber führte
ein großes, aus Franken und Nordmannen bestehendes,
Heer in den soissonser Gau, rief durch die an den Kö=
nig gesandten Bischöfe Vindo von Auxerre und Ansegis
von Trois den Grafen Ragnold zu sich. So wurde
durch beiderseitige Eidesleistung Waffenstillstand bis nach
der Osterwoche 950 geschlossen, doch ruhten die Waffen
nicht gänzlich; denn Chatillon wurde vom Grafen Rag=
nold, und Altmont auf ähnliche Weise von Dodo, des
Erzbischofs Artald Bruder, eingenommen. Auf der Syn=
ode zu Rom (noch im J. 949) bestätigte der Papst
Agapit die auf der Synode zu Ingelheim geschehene Ver=
dammung des Erzbischofs Hugo, und belegte auch dessen
Oheim, den Fürsten Hugo, mit Kirchenbann, bis er dem
Könige Ludwig Genugthuung geleistet haben würde. Ber=
nard, ein Anhänger Hugo's, übergab sich mit seiner
Burg Chauny an der Oise dem Grafen Adelbero. König
Ludwig bat 950 persönlich seinen Schwager Otto, ihm
zum Abschlusse des Friedens mit Hugo zu verhelfen. Otto
sandte den Herzog Konrad zu Hugo, und zu Folge der
auf dieser Zusammenkunft, welcher von Seiten Konrads
auch Bischöfe und Grafen beiwohnten, getroffnen Ver=
abredung, welcher der König beitrat, kamen Ludwig und
Hugo jeder an ein Ufer der Marne, und schlossen durch
Vermittlung des Herzogs Konrad, Hugo's des Schwar=
zen, der Bischöfe Adelbero und Fulbart Frieden. Hugo
kam zu dem Könige, ward sein Mann, verglich sich mit
dem Grafen Arnulf, Ragnold und dem Erzbischof Ar=
tald, gab dem Könige den Thurm Lyons zurück, und
hatte hernach eine neue Unterredung mit dem Könige zu
Compiegne. Nicht lange darauf griff er mit einem Heer
Amiens an, ward daselbst in den Thurm, welchen der
Bischof Ragenbald besetzt hatte, aufgenommen, und be=
lagerte den andern von den Leuten des Grafen Arnulf
besetzten Thurm, während der König zu Laon krank dar=
nieder lag. Die Leute des Grafen Ragnold nahmen
Braine, eine Festung der rouener Kirche an der Vesle,
durch heimliches Eindringen. Darüber erzürnt sandte
Hugo an den König; dieser trieb die Eingedrungnen
aus Braine, gab sie der frühern Besatzung wieder, und
ging zu einer Unterredung mit Hugo. Während diese
statthatte, nahm die Besatzung der Burg von Coucy,
welche vom Erzbischof Artald abgefallen, den Grafen
Tetbald in die Stadt auf. Der König, darüber aufge=
bracht, verlangte von Hugo, daß er ihm die Festung zu=
rückgebe. Da er sie wegen des Widerstrebens des Gra=
fen Tetbald nicht erlangen konnte, ging er, feindlich ge=
sinnt, ohne sich weiter mit Hugo zu berathen, nach Laon
zurück. Der Bruder des Bischofs Adelbero von Metz,
Namens Friedrich, der Verlobte der Tochter Hugo's,
der mit Hedwig gezeugten Beatrix (sie ward mit Frie=
drich im J. 954 verheirathet), baute, ohne den König
oder die Königin zu befragen, in dessen Reich eine Burg
an dem Orte, welcher nach Flodoard Banis, oder nach
Andrer Lesart Fanis hieß, und beraubte von da aus die
Umgegend. König Ludwig, hierüber sehr aufgebracht,
schickte eine Gesandtschaft an Otto den Großen. Zu die=
sem begab sich, von ihm eingeladen, auch Hugo, schickte

zwei Löwen voraus, ward das Osterfest hindurch zu Aachen vom teutschen König ausgezeichnet behandelt, reichlich beschenkt, und vom Herzoge Konrad bis an die Marne zurückbegleitet. Ludwigs Gesandte brachten von Otto die Bestimmung, weder Friedrich noch sonst Jemand solle ohne des Königs Ludwig Bewilligung eine Festung in dessen Reiche haben. Von der Zerstörung des Raubschlosses Brienne, welches die Brüder Gotbert und Angelbert inne gehabt, begab sich König Ludwig zu einer Unterredung mit Arnulf und Hugo. Da aber Letztrer wegen des Schlosses Montereau und des Landes weiland Herluins, welches Arnulf genommen, gegen diesen feindlich gesinnt war, wollte er nicht erscheinen, sondern zog mit Rotgar, Herluins Sohn, in jenes Land und belagerte eine Burg. Auf Bitten Arnulfs ließ König Ludwig Hugo die Belagerung aufheben, und erhielt Waffenstillstand zwischen beiden bis zum 1. Dec. Hugo vereinigte sich 952 mit Herzog Konrad nebst Lothringern an der Marne, und belagerte, erstürmte und zerstörte die Burg zu Mareuil (Maroillum), welche 949 Ragnold mit Mannen des Erzbischofs Artald in den Fluß gebaut hatte. Während der Belagerung der Burg zu Mareuil durch Hugo, bauten seine Neffen, Hugo und Rotbert, eine Festung auf den Mons-felicis. Als aber Hugo und Konrad heimgekehrt waren, stellten König Ludwig und Erzbischof Artald die Burg zu Mareuil wieder her. Hierauf wandte sich Erstrer gegen Hugo's Neffen, Heribert, Heriberts Sohn, der die Pfalz Pontion an sich gerissen, verheerte dessen Ortschaften und baute eine Burg gegen die Burg Vitry, da Walter, vom König abfallend, diese und sich selbst Heribert übergeben hatte. Zu Anfange des J. 953 sandte Hugo an den König Ludwig und bat, daß zur Befestigung des Friedens und der Eintracht die Königin Gerberg zu einer Unterredung mit ihm kommen möge. Dies wurde gewährt; Hugo ehrte sie durch Geschenke, und erhielt vom Könige, daß die gegen Vitry errichtete Gegenburg abgebrochen ward. Zu Mittfasten hatte der König selbst und Hugo eine Zusammenkunft für gleichen Zweck. Als jener 954 gestorben war, wandte sich die Königin Gerberg mit der Bitte um Rath und Beistand an Hugo. Bei einer Zusammenkunft mit ihr, welche seine Schwägerin war, versprach er ihr, ihren Sohn zum Reiche zu befördern. Durch seine Begünstigung wurde dann auch der Knabe Lothar zu Rheims gekrönt, und der Herzog erhielt von ihm Burgund und Aquitanien. Zum Osterfeste 945 nahm Hugo Gerberg mit ihrem Sohn ehrenvoll zu Paris auf, und zog von da mit dem Könige nach Aquitanien gegen Poitiers, fand zwar Wilhelm nicht hier, belagerte jedoch die Festung, aber ohne Erfolg. Nur die daran stoßende Burg der heil. Radegunde eroberte Graf Ragnold, indem er heimlich aufgenommen war, worauf sie angezündet wurde. Als nach zwei [10]) Monaten wegen Erschöpfung des Heeres und Mangels an Lebensmitteln die Belagerung von Poitiers aufgehoben ward, folgte Wilhelm mit seinem Heere dem Heere des Königs. Dieser und Hugo wandten sich gegen ihn; vor ihrer Übermacht ergriff Jener sogleich die Flucht, und entkam nur mit Wenigen, da die königlichen Scharen ein schreckliches Blutbad unter den fliehenden Aquitaniern anrichteten. Hugo starb 956 [11]), den 16. Jun. zu Dourdon [12]) (begraben zu St. Denys), und hinterließ als Erben seines Fürstenthums seine Söhne. Der berühmteste war der mit Hedwig [13]), Otto's des Großen Schwester gezeugte Hugo Capet, welcher Herzog der Franken und nachher König wurde; sein andrer Sohn, Otto, wurde Herzog von Burgund, und diesem folgte nach dessen Tode Hugo's des Großen dritter Sohn, Heinrich [14]). (*Ferdinand Wachter.*)

G. Graf von Provence, s. Hugo, König von Italien.

H. Markgraf von Toscana.

Hugo, Markgraf von Toscana, Herzog von Spoleto, Huberts Sohn, des Königs Hugo und Wandelmoda's Enkel, käme nach Muratori als Markgraf von Toscana schon im J. 961 vor, aber die bei ihm angeführte, das Kloster della Vangadizza betreffende, Urkunde muß unecht sein; denn damals lebte ja noch als Markgraf von Toscana Hugo's Vater, Hubert [1]). Dieser Hubert, der Salier genannt, weil er von den Franken stammte, und sowie sein Sohn Hugo nach salischem Rechte lebte [2]), ist von Hugo's Zeitgenossen, dem Markgrafen Obert, dem Langobarden, verschieden [3]), und hatte zum Nachfolger seinen Sohn Hugo, der als Herzog und

10) So Floboard. Die Annales Sanctae Columbae Senensis bei *Pertz* p. 105 erzählen, wie Hugo im Monat August 955 die Stadt Poitiers mit den Franken und Burgundern gegen Wilhelm belagert, nichts ausgerichtet, und nach Francien heimkehrt.

11) Floboard S. 166—190. 12) Annal. S. Columbae p. 105 erzählen zugleich, wie der Fürst der Burgunder, Giselbert, bei Hugo das Osterfest 955 feiert. 13) Genealogia B. Arnulfi bei *Pithoeus*, l. c. p. 221. *Glaber Rodulph.* bei dems. Hist. Franc. ab ann. 900—1035. p. 4, 5. 14) *Richard. Clun.* Chron. bei *Muratori*, Antiq. Ital. T. IV. p. 1084.

1) *Muratori*, Antichità Estensi, Parte Prima, Cap. 12. p. 92, 93. Cap. 15. p. 136, 137, und Antiquitat. Ital. T. VI. p. 404 nimmt, auf eine Urkunde der Könige Berengar und Adelbert von 961 gestützt, an, der darin erwähnte Markgraf Hugo von Toscana sei eins mit Huberts Sohn, und bestreitet den *Cosmus de Arena* (Series Ducum et Marchionum Tusciae), der, wegen dieser Urkunde und von einer Erzählung des *Petrus Damianus* (Opusc. 57. Dissert. 2. Cap. 3) getäuscht, zwei Hugo's annimmt. Aber beide (Cosmo della Rena und Muratori) sind zu berichtigen; denn Luitprand (Lib. V. Cap. 5) sagt von Hubert: Hubertus, qui nunc usque superest, et Tusciae provinciae potens Princeps habetur. Damals, als Luitprand schrieb, war also Hubert noch Markgraf von Toscana, und kein Hugo, weder Huberts Sohn, noch ein andrer Hugo, und Hubert kommt urkundlich schon in den Jahren 941, 944 und 952 als Markgraf vor (s. die Hubert betreffenden Urkunden bei *Muratori*, Antiq. Ital. T. I. p. 372, 499, 661. T. II. p. 257, 935, 941). Daher kann die Urkunde von 961 nicht wol anders als unecht, oder Hubert mußte wirklich eine Zeitlang vertrieben gewesen sein. 2) S. *Muratori*, Ant. Est. p. 131 sq. Er sagt in der Urkunde von 996 (bei *Muratori*, Antiq. Ital. T. VI. p. 208), in welcher er das Kloster Vangadizza beschenkt, mit halbitalienisirtem Latein: Ego in Dei nomine Vgo Marchio, *Lege vivente* (vivens) *Salica*, filio (filius) bonae memoriae Vberti, qui fuit Marchio et *Salico* (Salicus). 3) *Muratori*, Ant. Est. p. 131 sq.

, und Sohn des sel. Markgrafen Hubert in
unde von 970 oder 971 [4]) vorkommt. In einer
Urkunde vom 13. April 970 sendet Markgraf
inen Boten, Inghfried, den Richter des Kai=
Im J. 993 stellt Hugo (Dux et Marchio,
nae memoriae Vberti, qui fuit item Mar-
bst eine Urkunde aus, in welcher er zum See=
eines Vaters Hubert und seiner Mutter Willa
die Kirche von Flumine Veclo dem Abte Mar=
Stiftung eines Klosters übergibt [6]). Wegen sei=
en Anhänglichkeit an das Kaiserhaus erhielt Hugo
s Herzogthum Spoleto und die Mark Came=
Namentlich stand er der Kaiserin Theophania
diese nach ihres Gemahls Otto's II. Tode die
g für ihren Sohn, den jungen Kaiser Otto III.,
Wir finden, wie Theophania durch Verwendung
ischofs Johann von Ravenna und des Fürsten
n 1. April 990 zu Ravenna die Freiheiten des
Klosters bestätigt [8]). Als sie und der junge
91 den glänzenden Hoftag zum Osterfeste zu
urg hielten, war unter den Fürsten, welche ihn
ch die kostbarsten Geschenke ehrten, auch der
f Hugo von Toscana. Er folgte dienend der
und ihrem Sohn überall, wohin sie sich in An=
iten des Reichs begaben, so auch nach Nimme=
die Kaiserin den 15. J. 991 starb [9]). Durch
der Kaiser, um den Tod des Fürsten Landulf
ua zu rächen, welchen untreue Bürger 993 er=
diese Stadt belagern. Dieser Heerfahrt wohn=
r Hugo's Befehl der theatiner Graf Thrasamund
Grafen der Marsen, Rainald und Oderis, bei [10]).
J. 1001 von den aufrührerischen Römern schon
e in seinem Palaste belagerte Kaiser Otto III.
werlich der Gefahr entgangen, wenn nicht Her=
rich von Baiern und Markgraf Hugo von Tos=
elche draußen im Lager sich befanden, ihm bei
Hülfe gekommen wären. Weislich glaubten
ühnheit der Feinde nicht durch Waffen aufre=
ern durch süße Worte besänftigen zu müssen, und
, indem sie vorgaben, sie wollten einen Friedens=
vermitteln, und vorläufig auch einen solchen trafen,
ng der Belagerung und Zutritt zu dem Kaiser.
beten ihn, da sie den Feinden nicht gewachsen
zur Flucht, und brachten ihn durch List heimlich
aus Rom [11]). Kurz darauf (noch im J. 1001) starb Hugo, von den Geschichtschreibern der Große genannt [12]). (*Ferdinand Wachter.*)

I. Graf von Tours.

Hugo der Furchtsame, Graf von Tours, Sohn des Herzogs Edith, galt für den furchtsamsten Menschen seiner Zeit, sodaß seine Leute von ihm sangen, er habe häufig nicht gewagt, den Fuß vor die Thüre zu setzen. Im J. 811 war er unter der von Karl dem Großen nach Constantinopel zur Friedensbefestigung abgeordneten Gesandtschaft. Eine traurige Berühmtheit erwarb er sich als Schwiegervater Lothars I., welchem 821 seine Tochter Irmingard vermählt ward, dadurch, daß er seinen Schwiegersohn gegen dessen kaiserlichen Vater, Ludwig den Frommen, schon 821 einnahm, ihn im J. 828 den Eid, den er dem Vater geschworen, daß er zu Ertheilung eines beliebigen Theils des Reichs an seinen Halbbruder Karl seine Einwilligung geben wolle, zu brechen antrieb, und im J. 830 als einer der Hauptempörer gegen den zu liebevollen Kaiser auftrat. Als Lothar 834 gezwungen war, sich seinem Vater zu Füßen zu werfen, mußte ein Gleiches auch Hugo thun. Er starb im J. 836 in Italien, wohin er Lothar gefolgt war, an einer ansteckenden Seuche *). (*Ferdinand Wachter.*)

K. Graf von Vermandois.

Hugo der Große, Graf von Vermandois, zweiter Sohn des Königs Heinrich I. von Frankreich, und seiner zweiten Gemahlin Anna, der Tochter des Großfürsten Jaroslaw von Rußland, geboren 1057, erhielt von seinem ältern Bruder, Philipp, als dieser König geworden, die Grafschaft Vermandois [1]), ward Hugo der Große zu Ehren des Grafen Hugo's des Großen von Paris, des Sohnes Roberts, schon von seinen Zeitgenossen genannt [2]), spielte bei dem ersten Kreuzzuge zwar eine wichtige, wiewol nicht bei allen Gelegenheiten rühmliche und glänzende Rolle, zeichnete sich jedoch durch seine Tapferkeit so aus, daß man behauptete, er trage den Namen des Großen mit Recht [3]). Ritter von hohem Sinne, durch

---

ämlich im zehnten Jahre des Kaiserreichs des Kaisers
der 13. Zinszahl, s. *Puccinell.* Chron. Badia Fiorent.
5) Urk. vom 13. April im zehnten Jahre des Kaiser=
Kaisers Otto und im dritten seines Sohnes Otto, in
nszahl im Tabular. Lucens. Auszug bei *Muratori*, An-
T. VI. p. 240. 6) Urk. bei *Muratori*, l. c. T. V.
7) S. *Mascov*, Commentarii de rebus Imperii Ro-
manici a Conrado primo usque ad obitum Henrici III.
8) Urk. bei *Mabillon*, Annal. Benedict. zum J. 990.
on Quedlinburgense (bei *Leibnitz*, Scriptt. Br. T. II.
Hugo vero cum eadem Imperatrice filioque suo,, quo-
ni vel imperando vel regendo proficiscuntur, famulando
etc. Vergl. den Annalista *Saxo* (bei *Eccard*, Corp.
Aev. T. I. p. 351, 352. 10) Chron. Casin. Lib.
).

11) *Baldericus*, Chron. Cameracense. Lib. I. Cap. 114. p. 204. *Sigbertus Gemblacensis* (bei *Pistorius*, Scriptt. Ausg. v. Struve. T. I. p. 825) zum J. 1002, gehört jedoch ins J. 1001. 12) *Muratori*, Antichità Estensi. T. I. p. 92.

*) *Theganus* Cap. 28. Mon. Germ. Hist. II. p. 597. Cap. 55. p. 602. Vita Hludovici Imp. Cap. 34. p. 626. Cap. 41. p. 630. Cap. 56. p. 642. *Nithardus* Cap. 3. p. 651. Annal. Lobiens. p. 195. Ann. Xantens. p. 224. Ann. Xant. App. 296. *Adonis*, Continuatio I. p. 324. *Einhardi* Ann. Mon. Germ. Hist. I. p. 203. *Enhardi* Ann. Fuldens, p. 355, 360. *Prudentii* Trec. Ann. p. 431.

1) Fragmentum Hist. Francor. bei *Pithoeus*, Hist. Francor. ab ann. 900 ad ann. 1285. p. 86, 91. 2) S. z. B. den Ungenannten, Gesta Francorum et aliorum Hierosolymitanorum bei *Bongarsius*, Gest. Dei per Franc. p. 2. *Fulcherus Carnotensis*, Gest. Peregrin. Franc. p. 384, 388 und die übrigen Schriftsteller, welche den ersten Kreuzzug beschreiben. 3) Der Mönch Robert (de Christianorum Principum in Syriam Profectione an. 1096 instituta Lib. VII. Cap. 8 bei *Reuber*, Scriptt. Ausg. von Joannis, S. 171) sagt in Beziehung auf die Schlacht gegen

Schönheit des Körpers und anständige Sitten ausgezeichnet, nahm er mit vielen andern Fürsten 1095 das Kreuz, führte aber seine Kreuzfahrt nicht mit christlicher Demuth aus [4]), sondern that sich vor allen andern durch Hoffahrt hervor, die ihm seine königliche Geburt, seine Stellung als erster französischer Ritter, sein Geld und seine Macht einflößten. Mit Pracht und einem zahlreich versammelten Heere, da er nicht nur seine eignen Unterthanen, sondern auch die des Königs Philipp unter seinen Fahnen hatte [5]), zog er im J. 1096 aus, wie sich nur immer von einem Bruder des Königs von Frankreich erwarten ließ, der ihn unterstützte, und in dessen Gegenwart er im Februar eine Berathung mit den Großen des Reichs über die Angelegenheiten des zu unternehmenden Kreuzzuges gehabt hatte [6]). Wie alle Pilger, welche den Weg über Italien nahmen, empfing er zu Lucca, wohin damals Urban vor seinem Gegner Guibert geflohen war, den päpstlichen Segen, und begab sich von da über Rom nach Bari. In seinem Stolze hatte er sich, wie die Griechin Komnena es ausdrückt, zu der thörichten Frechheit verleiten lassen, vor seinem Aufbruche folgenden Brief an den oströmischen Kaiser zu schicken: „Wisset, Kaiser, daß ich der König der Könige [7]), der größte unter dem Himmel bin. Wenn ich ankomme, müßt Ihr, wie es sich ziemt, mir entgegengehen, und mich standesmäßig mit aller Pracht empfangen." Dieses Schreiben veranlaßte den Kaiser Alexius, durch einen Brief dem Dux von Dyrrhachium (Durazzo) Johannes, Isaaks, des Sebastokrates Sohn, den Auftrag zu ertheilen, auf dem Lande sowol, als am Strande genau Acht zu haben, wenn Hugo käme, ihn auf das Prächtigste zu empfangen, und sogleich einen Eilboten mit der Nachricht an den Hof abzufertigen. Durch einen andern Brief munterte der Kaiser den Admiral der Flotte, Nikolaus Maurokatakalo, der damals bei Durazzo, um das Meer von Seeräubern zu reinigen, kreuzte, auf, auf seiner Station ein wachsames Auge auf Alles, was in der See vorfiele, zu haben. Aus Italien schickte Hugo eine Gesandtschaft von 24 goldne Panzer und Stiefeln tragenden Personen, unter ihnen den Grafen Wilhelm, Charpentier zubenannt, an den Dux von Dyrrhachium mit dem Antrage: „Kund und zu wissen sei es gethan, daß unser Herr Hugo baldigst erscheinen wird, mit der aus Rom erhaltnen goldnen Fahne des heil. Petrus [8]), und zwar als der oberste Befehlshaber des gesammten fränkischen Heeres. Schickt Euch also an, ihn und seine Macht würdig zu empfangen, und ihm entgegenzugehen." Hugo schiffte sich in Bari ein. Auf der See verlor er durch Sturm den größten Theil seiner Schiffe, nebst aller darin befindlichen Mannschaft. Das Fahrzeug, welches ihn selbst trug, lief zwischen Dyrrhachium und Palus halb zerschmettert an den Strand. Zwei Schildwachen, die blos seinetwegen aufgestellt waren, riefen ihm zu, daß der Dux seiner sehnlichst warte. Einer von ihnen überreichte ihm auch sein Pferd. Johannes nahm ihn mit allen Ceremonien auf, erkundigte sich, wie es ihm bisher ergangen wäre, vertröstete ihn auf die Zukunft, und ließ es nicht an köstlichen Mahlzeiten fehlen. Bei allen diesen Herrlichkeiten war Hugo fast so gut als ein Gefangner. So nach Anna Komnena [9]). Anders stellen es die abendländischen Schriftsteller dar. Nach dem Abte Guibert ging Hugo der Große, ohne auf der Seinen und der Ritter und Mitfürsten Begleitung zu warten, zu unüberlegt und eilig nach dem Hafen Bari, und kam durch glückliche Schiffahrt nach Dyrrhachium. Die Grundlagen von ganz Griechenland hatten bei Erwartung so zahlreicher Truppen gezittert; da nun der Dux des Kaisers eine so kleine Schar sah, folgte auf seine Besorgniß Schelmerei. Er ergriff Hugo, und ließ ihn mit großer Verpflegung und Ehrfurcht nach Constantinopel zum Kaiser bringen [10]). Nach Balderich [11]) begeben sich Hugo der Große und Wilhelm, des Markgrafen Sohn, im Hafen Bari zu voreilig auf das Meer und landen bei Duracium (Durazzo). Der Dux dieser Stadt läßt sie, um sich bei dem Kaiser zu empfehlen, als große und kundige Männer greifen, da sie noch nicht von Heerscharen umgeben waren, und sie unter sorgfältiger Hut zum Kaiser bringen. Fulcher von Chartres [12]) sagt: Hugo der Große ging zuerst von den Helden über das Meer, landete mit den Seinen bei der Festung Duratà (Durazzo), während er aber unvorsichtig mit geringer Schar zog, wurde er daselbst von den Bürgern gefangen und zum Kaiser nach Constantinopel gebracht, wo er einige Zeit nicht ganz frei

---

Korboga: Erecto vexillo antecedit Hugo Magnus, qui jure vocatus est *Magnus*, quoniam hoc privilegium commendavit actu et moribus, und Abt Guibert (Hist. Hierosol. bei *Bongarsius* p. 525): In prima acie in his videlicet, qui primas vires ictusque Turcorum exciperent, extitit Hugo, juxta nominis sui qualitatem vere Magnus etc.

4) Doch preist Abt Guibert (Histor. Hierosolym. Lib. II. Cap. 14 bei *Bongarsius* p. 486) auch seine Demuth gegen den Ordensgeistlichen (erga omnem sanctum ordinem humilitas), außer seiner Tapferkeit, Biederkeit ꝛc. s. über Hugo's Vorzüge auch den Mönch Robert (Lib. II. p. 319). 5) Michaud, Geschichte der Kreuzzüge, übersetzt von Ungewitter. 1. Bd. S. 124. 6) *Guibert* Lib. II. Cap. 17. p. 486. 7) Er nennt sich König der Könige, nicht weil er selbst König war, sondern der Bruder des Königs von Frankreich, der nicht blos bei den Griechen ein König der Könige hieß, und von den übrigen Mächten vorzugsweise König der Könige genannt ward, sondern unter den abendländischen Mächten nach dem Kaiser den ersten Rang hatte. S. Anmerkungen zu den Denkwürdigkeiten der Anna Komnena bei Schiller, Allgemeine Sammlung historischer Memoiren, S. 232.

8) Es war eine alte Gewohnheit der Päpste, an die Fürsten Fahnen zum Gebrauch im Treffen gegen die Ungläubigen zu schicken. Weil der schismatische Papst Guibert oder Clemens III. zum Ärger der rechtgläubigen Christen zu Rom herrschte, und nach Fulcher von Chartres selbst die Pilger als Anhänger seines Gegners verfolgte, so sagt Wilken (Gesch. d. Kreuzzüge. 1. Th. S. 105), Hugo habe zu Lucca vom Papst Urban die von Anna Komnena erwähnte goldne Fahne des heiligen Petrus erhalten. Doch kann Hugo mit seinem mächtigen Heere sie sich auch von Guibert zu Rom ausgebeten haben. Wie hätte Guiberts schwache Macht gegen Hugo's Übermacht die Fahne verweigern können? 9) Bei Schiller, Memoiren. I. S. 234—236. 10) *Guibert*, Abbas, Lib. II. p. 487. 11) *Baldericus*, Archiepiscopus, Hist. Hierosol. bei *Bongarsius* p. 91. 12) *Fulcher. Carnot.* Cap. 2. p. 384.

verweilte. Der Ungenannte und nach ihm der Mönch Robert sagen: Hugo der Große und Wilhelm, des Markgrafen Sohn, schifften sich im Hafen Bari ein, und kamen übersetzend nach Durachium (Dyrrhachium, Durazzo). Da der Dux jenes Ortes hörte, daß diese so klugen Männer dort gelandet, berührte üble Gesinnung sein Herz. Er ließ sie greifen und nach Constantinopel bringen, damit sie daselbst den Lehenseid leisteten [13]). Robert fügt noch hinzu, der listige Kaiser habe geboten gehabt, daß alle Jerusalemsfahrer gefangen und zu ihm nach Constantinopel gebracht würden; denn er wollte, daß Alle ihm den Lehenseid leisteten, damit nämlich sein wäre, was sie durch die Waffen erlangten [14]). Es scheint der Bericht der Anna Komnena, daß Hugo sein Heer durch Schiffbruch verloren, am wahrscheinlichsten, da nirgends im Verfolge der Begebenheiten ein eignes französisches Heer unter Hugo erwähnt wird [15]). Wenn auch Hugo den andern Fürsten noch so sehr vorauszueilen suchte, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß er ohne sein Heer sich eingeschifft haben würde; denn hierdurch konnte er ja erst seinen prahlenden Worten Gewicht geben. Die abendländischen Schriftsteller gerathen hierbei mit sich selbst in Widerspruch, wenn sie ihn als einen klugen Mann darstellen, und ihn doch ohne Heer in das Reich des zweideutig gesinnten Kaisers eilen lassen. Oder wenn er mit dem Heere gelandet, und nur gefangen worden, weil er sich mit Wenigen unvorsichtig vorgewagt, wo blieb dann sein Heer, dessen Gefangennehmung nicht erwähnt wird? Warum machte es keinen Versuch, seinen Herrn zu befreien? Der Befehl des Kaisers, alle Jerusalemsfahrer zu fangen, konnte nicht, wie Robert sagt, in der Allgemeinheit gegeben sein, sondern nur für Fälle gelten, wo, wie bei Hugo's Schiffbruch, eine günstige Gelegenheit sich darbot. Hugo's Aufenthalt in Durazzo verzögerte sich von einem Tage bis zum andern, bis endlich, wiewol mit der größten Eile, Butumites aus Constantinopel ankam und ihn abholte, mit dem er aber nicht der graden Straße folgte, sondern einen Umweg über Philippopolis machte, um nicht mit dem starken noch folgenden celtischen Heere zusammenzutreffen. Unter diesem celtischen Heere kann Anna Komnena nicht Hugo's Heer verstehen, da sie eben zuvor berichtet, wie der größte Theil von seinen Schiffen mit der Mannschaft untergegangen, sondern das Heer unter dem Grafen von Flandern, welches auch bei Dyrrhachium landete. Hugo erhielt vom Kaiser eine ehrenvolle Aufnahme und viele Geschenke, wofür er sich, ohne fernern Anstand, durch den bei den Lateinern gewöhnlichen Eid als seinen Vasallen erklärte. So nach Anna Komnena. Aber die Geschenke thaten es nicht allein, auch nicht unmittelbar, daß seine Eitelkeit sich durch die ausgesuchten Ehrenbezeugungen, die man ihm während seiner Gefangenschaft bewies, geschmeichelt fühlte [16]), denn diese mußte durch Anmuthung des Lehneides auf das Empfindlichste gekränkt werden. Aber Hugo, im Glücke hochfahrend, konnte keine Ausdauer im Unglücke haben. Nach Verluste seines Heeres und in Gefangenschaft mußte Kleinmuth auf seinen Hochmuth folgen. Seine ritterliche Ehre ward durch Leistung des Lehneides nicht verletzt, sondern nur seine königliche Ehre, aber diese konnte er eben, da er Heer und Schätze verloren, nicht mehr geltend machen. Er suchte sich neue Wichtigkeit bei den Kreuzfahrern zu verschaffen, indem er sich an den Kaiser schloß; was er in Frankreich als Bruder des Königs gewesen, wollte er hier in Constantinopel und auf dem Kreuzzug als ein vom Kaiser Ausgezeichneter sein. Die kaiserlichen Geschenke und Ehrenbezeugungen wiegten ihn in einen süßen Traum von Einfluß, Glanz und Herrlichkeit, und um diesen in Erfüllung gehen zu lassen, trank er den bittern Kelch und leistete den Lehnseid, als das einzige Mittel, aus der Gefangenschaft und wieder zu Einflusse zu kommen [17]). Aber auch hier betrog den übrigens klugen Mann der verschlagne Kaiser, denn dieser gab seinen neuen Vasallen, dem der Lehnseid durch die Umstände aufgedrungen war und dem er daher nicht trauen mochte, keineswegs los. Doch nahte Hugo's Befreier, Gottfried von Bouillon. Dieser war mit seinem Pilgerheere bis nach Phinopolis gelangt, als er die Gefangennehmung Hugo's des Großen, Drogo's und Clarebolds erfuhr, und foderte den Kaiser durch eine Gesandtschaft auf, jene gefangnen Fürsten seines Landes freizugeben, sonst könne er das mit ihm geschlossene Freundschaftsbündniß nicht halten. Als die wiederkehrende Gesandtschaft berichtete, wie der Kaiser die gefangnen Fürsten nicht zurückgegeben, entbrannte Gottfried und seine ganze Genossenschaft so vor Zorn, daß sie die ganze Umgegend verheerten. Da bat der Kaiser um Einstellung der Feindseligkeiten; ja als Gottfried bis vor Constantinopel gezogen war, kamen ihm, vom Kaiser freigelassen, Hugo, Drogo, Wilhelm der Zimmermann und Clarebold freudig entgegen. Als aber der Kaiser, nachdem Gottfried von Bouillon ihm den Lehnseid zu leisten sich geweigert hatte, dem Pilgerheere die Zufuhr der Lebensmittel abschnitt, rieth Hugo jenem, sich zu fügen. Allein Gottfried wies ihn mit harten Vorwürfen zurück und antwortete: „Du, der Du wie ein König, mit so großem Reichthum und einem so ansehnlichen Heer aus Deinem Vaterlande gezogen, bist von jener Höhe zur Niedrigkeit eines Dienstmannes [18]) herabgestiegen; und als sei dies etwas Ruhmwürdiges, kommst Du mir zu rathen, ein Gleiches zu thun."

13) Anonymus, Gesta Franc. Lib. I. p. 2. 14) *Robertus*, Monachus, Hist. Lib. II. Cap. 3. p. 322. 15) Wilken S. 105. 16) (Funk), Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. 1. Th. S. 29. Michaud S. 136.

17) *Albert. Aquens.* Lib. II. Cap. 7—9 bei *Bongarsius* p. 200. 18) Anna Komnena (Alexias, p. 297) braucht δοῦλος (Sklav), welches in der Übersetzung in der Schillerschen Sammlung von Memoiren S. 243 durch Vasall, und von Wilken S. 117 durch Knecht wiedergegeben ist. Gottfried konnte aber Hugo nicht Knecht nennen, welches er nicht geworden, auch nannte er ihn nicht Vasall, obwol er es geworden, sondern, um Hugo's Verhältniß mit gesteigertem Ausdrucke zu bezeichnen, Dienstmann (ministerialis), weil auch die Vasallen, um ihre Huldigung zu zeigen, bei gewissen Gelegenheiten Dienstmannenstellen versehen mußten. S. den Art. Dienstmannen.

Hugo erwiederte: „Herr! wir hätten in unsern Grenzen bleiben und nicht nach fremdem Gute trachten sollen. Da wir uns aber einmal an einem Orte befinden, wo uns des Kaisers Gnade unumgänglich nothwendig ist, so müssen wir, unsrer eignen Wohlfahrt wegen, seinen Willen verehren." Hugo richtete zwar augenblicklich nichts aus. Gottfried fügte sich aber doch bald darauf den Umständen, als der Kaiser seinen Sohn, Johann Porphyrogennetus, als Geißel gegeben, und schwor den Lehnseid[19]), und Hugo's und Gottfrieds Beispiele folgten, bis auf Grafen Raimund von Toulouse, der nur gelobte, dem Kaiser nicht nach Ehre und Leben zu trachten, auch die übrigen Fürsten. Als Raimund Constantinopels Vorstädte besetzt hatte, und die Anfoderung des Kaisers, ihm Treue zu schwören, mit dem Schwerte beantworten wollte, weigerte sich Hugo, wie Gottfried und die übrigen Fürsten, ihm beizustehen, indem sie sagten, sie wollten das Schwert nie gegen Christen, sondern die Türken ziehen[20]). Bei der Belagerung Nicäa's im J. 1097 nahmen Hugo der Große und die Grafen von Toulouse, der Normandie, Flandern und Chartres mit dem Kerne des Pilgerheeres ihre Stellung auf der östlichen Seite der Stadt, weil sie hier am festesten und ihre Bekämpfung am schwierigsten war[21]). Durch eine schmähliche Niederlage und den Verlust seiner Hauptstadt Nicäa ward Kilidsch Arslan belehrt, daß Heere, in welchen Gottfried, Hugo der Große, Raimund, Boamund und Tankred stritten, furchtbarer seien, als dasjenige, welches einem schwärmerischen Mönche nachgelaufen war. Er brachte daher durch Aufruf an die türkischen Horden ein unzählbares Heer von Reitern unter seine Fahnen[22]). Mit ihm griff er die Heeresabtheilung der Pilger unter Boamund, Tankred und Robert von der Normandie im Thale Gorgoni unweit Doryläum den 7. Jul. 1097 an, während der leichtern Erlangung der Lebensmittel wegen die andre Heeresabtheilung unter Gottfried, Hugo, Raimund, dem Grafen Robert von Flandern und dem Bischofe von Puy etwas entfernt einen andern Weg nahm. Jene, von den Türken auf das Äußerste bedrängt, benachrichtigten diese Heeresabtheilung. Sie rückte herbei; Gottfried und Hugo eilten mit 40,000 erlesenen Rittern begeistert voran, und brachten den von den Türken Bedrängten die erste Hülfe[23]). Aus Ehrfurcht vor Hugo kam sein Blutsverwandter, der tapfre Ritter Wilhelm der Zimmermann (so genannt von der Leichtigkeit, mit der er im Kampfe die Helme und Panzer der Gegner spaltete), welcher wegen Mangels an Lebensmitteln das Antiochien belagernde Kreuzheer verlassen hatte, aber von dem nachsetzenden Boamund wieder herbeigeholt worden, und wegen seiner Flucht den größten Beleidigungen ausgesetzt war, wieder in eine günstigere Lage[24]). Den meisten Ruhm aber erwarb sich Hugo in der siegreichen Schlacht der Kreuzfahrer gegen den Sultan Korboga von Mosul, welcher sie in dem von ihnen eingenommenen Antiochien belagerte. In sechs Schlachtordnungen, jede derselben in zwei Haufen getheilt, zogen sie den 28. Juni 1098 aus dem Brückenthore der Stadt, und Hugo wurde zum Führer der ersten Schlachtordnung, in welcher sich die Franzosen und der Graf von Flandern befanden, und zum Träger der heiligen Fahne gewählt. Ungeachtet ihn lange Krankheit geschwächt[25]), verwaltete er diesen schwierigen Posten doch auf das Rühmlichste. Als seine Schlachtordnung gegen die türkischen Reiter, die ihre Rosse verlassen hatten, um den Übergang über die Brücke, über den Orontes, zu vertheidigen, vordrang, bestiegen diese eilig ihre Rosse wieder. Anselm von Riburgsberg, über den glücklichen Erfolg erfreut, sprengte nun mit gefällter Lanze mitten unter die Feinde, und richtete ein großes Blutbad an. Als Hugo sah, wie Anselm die Feinde zurückdrängte, flog auch er herbei mit gleichem Erfolg, und schaffte durch Zurückwerfung der feindlichen Vorhut dem christlichen Heere Raum. Als dieses nun sich gegen Westen nach der Gegend hin ausbreitete, wo der Orontes sich den Gebirgen nähert, stellten sich Hugo, die beiden Roberte (von Flandern und der Normandie), der Graf von Belesme und der Graf von Hennegau auf dem linken Flügel auf, und warfen den rechten Flügel der Feinde, ungeachtet des ungestümen Anfalles derselben, bald über den Haufen, während Gottfried auf dem rechten Flügel der Christen mehr Widerstand fand. Der Sultan Kilidsch-Arslan von Nicäa, der die Berge umgangen, und die von des tapfersten Emirs, welchen Korboga hatte, Sokmans, des Ortokiden, Beispiel ermunterten Emirn, Tokthekin von Damask, Rodvan von Haleb und Kalinth von Harran, überfielen das Fußvolk unter Boamund, welches den Nachtrab bildete, und es vermochte dem ersten Angriffe der sarazenischen Reiterei nicht zu widerstehen. Hugo der Große, von dieser Gefahr benachrichtigt, ließ von der Verfolgung der Flüchtlinge ab, kam dem Nachtrabe zu Hülfe, und nun entbrannte der Kampf von neuem. Kilidsch-Arslan, der die Schmach mehrer Niederlagen und den Verlust seiner Staaten zu rächen hatte, kämpfte an der Spitze seiner Scharen, seinem Namen Arslan (Löwe) entsprechend, und ein Geschwader von 3000 ganz in Eisen gehüllter und mit Keulen bewaffneter sarazenischer Reiter brachte Unordnung in die christlichen Reihen. Hugo's Fahne ward genommen, wiedergenommen und mit Blute der Kreuzfahrer und Ungläubigen getränkt. Gottfried und Tankred eilten Hugo und Boamund zu Hülfe; Kilidsch-Arslan hielt tapfern Stand, mußte aber zuletzt weichen. Jenseit des Flusses zogen die Sarazenen sich auf einer Anhöhe wieder zusammen, aber Hugo und Gottfried griffen sie auch

19) *Albert. Aquens.* Lib. II. Cap. 15. p. 202, verglichen mit Anna Komnena, welche zwar manche Umstände verschweigt, welche nicht zum Vortheil ihres Vaters gereichen, aber doch zur Ergänzung der lückenhaften Darstellung der abendländischen Schriftsteller beiträgt. 20) Anonymus, Gesta Francorum, p. 5. *Raimond de Agiles* bei *Bongarsius* p. 141. *Guibert* p. 490. 21) Anonymus, Gest. Franc. p. 89. *Robert* p. 529. *Albert. Aquens.* p. 205. Wilken S. 154. 22) Quadam epulari alacritate, sagt Guibert S. 495. 23) Anonymus, Gest. Franc. p. 6, 7. *Baldericus* p. 98. *Fulcher. Carnotens.* p. 388. *Guibert* p. 493—495. *Robert* p. 332—334.

24) *Robert* p. 343. 25) Michaud S. 246.

hier an, und trieben sie in die Flucht[26]). Kurz nach diesem Siege sandten die fürstlichen Kreuzfahrer Hugo mit dem Grafen Balduin von Hennegau an den griechischen Kaiser ab, um ihn einzuladen, das von ihnen eroberte Antiochien in Empfang zu nehmen, aber auch ihn zugleich an Erfüllung der von ihm eingegangnen Verbindlichkeiten zu mahnen, nämlich sie mit einem Heere nach Jerusalem zu begleiten; erfülle er sein Versprechen nicht, würden sie auch sich selbst von den ihm geleisteten Eiden für entbunden achten[27]). In der Nachbarschaft von Nicäa von Turkopolen (nach Albert von Aix Abkömmlinge von Türken von väterlicher und von Griechinnen von mütterlicher Seite) überfallen, verlor Balduin, der etwas vorausgegangen war, sein Leben, oder gerieth in Gefangenschaft; Hugo aber, der in mäßigem Zwischenraume folgte, und den gefährlichen Engpaß sah, eilte zurück in einen an das Gebirge stoßenden Wald, der ihn vor den Händen der Feinde sicherte, gelangte nach Constantinopel[28]), richtete aber bei dem Kaiser nichts aus, brachte daher den Kreuzbrüdern keine Antwort, sondern kehrte nach Frankreich zurück. Nach Guibert erklärte man sich dies Betragen desselben daraus, daß er bei seiner sonstigen ungeheuern Thätigkeit doch in Herbeischaffung der erfoderlichen Bedürfnisse zu lässig gewesen, außerdem an Pracht und Wohlleben gewöhnt[29]), unter denen, die entweder zäher, oder in Herbeischaffung der Bedürfnisse eifriger gewesen, nicht in Armuth schmachten wollen. Das Benehmen fand bittern Tadel. Den Kreuzfahrern, die Alexius schon von früherer Zeit kannten, ehe sie Hugo absandten, und ihm auch auftrugen, sich zu beschweren, daß der Kaiser sie seinem Versprechen gemäß nicht in ihrer Noth zu Antiochien unterstützt[30]), geschah durch das Ausbleiben der Antwort kein großer Nachtheil. Daß Hugo überhaupt die Kreuzfahrt aufgegeben, entschuldigt Abt Guibert[31]), da er nachher als Martyr und bester Ritter den Tod gefunden. Allerdings konnte Hugo, der den größten Theil seines Heeres durch den Schiffbruch verloren, mehr nützen, wenn er nach Frankreich zurückging und neue Scharen um sich sammelte, als wenn er seinen Genossen die Nachricht brachte, der Kaiser wolle sie nicht unterstützen. Er hatte die Schwierigkeiten eines Kreuzzuges gehörig kennen gelernt, und wollte sich wahrscheinlich von den Anstrengungen desselben erholen, um sich zu einem neuen zu rüsten. Im Jahre 1102 finden wir ihn nebst den Grafen Wilhelm von Poitiers und Stephan von Blois, welche von Antiochien hinweggegangen und ihre Mitstreiter verlassen hatten, nun wieder gut machen wollten, was sie gefehlt, in dem großen Heere der Franzosen, durch Rum nach Jerusalem ziehend, welches von Soliman geschlagen wurde. Hugo aber, der soviel für das heilige Grab gelitten und gestritten, sah es nicht. Er starb 1102 in Tarsus, wo er auch begraben ward[32]). Seine Kinder waren Rodulphic und Heinrich, und drei Töchter[33]).

(*Ferdinand Wachter.*)

26) Brief Anselms von Rigburgsberg, bei *d'Achery*, Spicilegium T. VII. p. 295. Anonymus, Gesta Francor. p. 20—22. *Baldericus* p. 120, 121. *Raimond. de Agiles* p. 154, 155. *Albert. Aquens.* p. 255, 256. *Guibert* p. 521, 522. *Wilhelm. Tyr.* bei *Bongarsius* p. 723—726. *Robert* p. 369—373. Radulf von Caen (Radulphus Cadmonensis), Gesta Tancredi Cap. 116—120, der doch die Schlacht in epischen Versen beschreibt, erwähnt keiner Wunderbegebenheit. Michaud S. 248—252. Wilken S. 221—224. 27) Anonymus p. 22, *Robert* p. 375, *Baldericus* p. 122, die Hugo als den wichtigern allein nennen. 28) *Albert. Aquens.* p. 260, 261. Guibert S. 523 nennt sie nicht wie Albert Turkopolen, sondern Türken. *Wilhelm. Tyr.* 29) Vir honestissime delicatus, *Guibert* p. 523. 30) *Albert. Aquens.* p. 260. 31) *Guibert* p. 518 und 523. Robert S. 375 entschuldigt ihn am besten: electus est Hugo, vere regulis, moribus et genere etc., und erzählt nun, wie Hugo unmittelbar nach Vollbringung seiner Gesandtschaft gestorben, er habe zurückkehren wollen, sei aber von dem Tode daran verhindert worden.

32) *Richard. Cluniac.*, Mon. Chronicon bei *Muratori*, Antiq. Ital. T. IV. p. 1089, 1092, 1093. 33) Genealog. B. Arnulphi bei *Pithoeus* l. c. p. 121.

III. Feldherren, Geistliche und Gelehrte.

1) Hugo, Hug, Karl des Großen und einer seiner Beischläferinnen, Regina's, zweiter Sohn, Drogo's jüngrer Bruder, wurde 813 zu Aachen, wo Karl seinem Sohne, Ludwig dem Frommen, die Kaiserkrone aufsetzte, diesem anempfohlen, und auf dessen Befehl nach des Vaters Tode in noch zartem Alter 817 zum Geistlichen geschoren, im kaiserlichen Palast erzogen und in den Wissenschaften unterrichtet, erhielt nachmals die Abteien St. Quentin, Lobbes und andre, diente seinem kaiserlichen Halbbruder bei verschiednen Gelegenheiten als Gesandter an Lothar, des Kaisers ältesten Sohn, fiel den 7. Juni 844, in Karls des Kahlen Heer, in der Schlacht im angoulêmer Gau, in welcher des genannten Königs Scharen von König Pipin von Aquitanien durch unerwarteten Angriff eine gewaltige Niederlage erlitten[1]).

2) Hugo, Sohn des Königs Ludwig des Jüngern von Teutschland, den er mit einem Kebsweibe gezeugt, ist durch seinen Tod merkwürdig geworden, der seinen Vater an Verfolgung des Sieges über die Nordmannen hinderte. Als nämlich der König von Teutschland im J. 879 Lothringen sich unterworfen, wandte er sein Heer zum Kampfe gegen die Nordmannen, die sich an der Schelde festgesetzt hatten. Plötzlich stieß er auf das zahllose Heer dieser Räuber bei Thuin[2]), an der Sambre unterhalb Maubeuge, als sie eben mit unermeßlicher Beute auf der Rückkehr nach ihrer Flotte begriffen waren. Mehr als 5000 fielen durch das Schwert der Teutschen, die übrigen entrannen und befestigten sich in Thuin. Hier

1) *Ruodolfi* Ann. Fuld. Mon. Germ. Hist. I. p. 364. Annal. Laubacenses. p. 15, welche letztern aber den Schlachttag auf den 24. Jun. d. J. 846 setzen. *Prudentii Trecensis* Ann. p. 430, 432, 440. Chronicon Moissiacense. p. 310, 311, 313. Mon. Germ. Hist. II. p. 259. Ann. Lobiens. p. 195. Ann. Xantens. p. 227. *Einhardi* Vita Caroli M. c. 18. p. 458. *Theganus*, c. 24. p. 596. Vita Hludovici Imp. p. 637, 641. *Nithardus* p. 651, 656, 661. 2) Apud Tumiomum, Ann. Vedast.; juxta Carbonariam, in loco qui vocatur Thimiun, *Regino*. Vergl. über die Örtlichkeit *Lebeuf* in den Mémoires de l'académie des Inscriptions. T. XXIV. p. 694. *Pistorius* zu *Regino* (Scriptt. T. I. Struve'sche Ausg. S. 80) und *Pertz* zu *Regino* (Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 590).

kämpfte gegen sie Hugo zu unvorsichtig, ward vom Könige der Nordmannen schwer verwundet und gefangen, und verhauchte in den Händen der Feinde seinen Geist. Der königliche Vater glaubte, daß sein Sohn noch am Leben, und gebot, um ihn um jeden Preis von den Räubern unversehrt zurückzuerhalten, seinem Heere, von der Bekämpfung der Feinde abzulassen. Die Nacht brach ein und zwang den König, mit dem Heer ins Lager zurückzukehren. Die Nordmannen verbrannten ihre Leichen und entflohen unter dem Schirme der Nacht nach ihren Schiffen. Als der König im Strahle der Morgenröthe seinen Sohn todt fand, ergriff ihn unermeßliche Trauer, ließ seine Leiche in das Kloster Lauresheim bringen und begraben[3]), wo schon Hugo's Großvater, Ludwig der Teutsche, seine Grabstätte hatte, und auch Ludwig der Jüngre in der von ihm zu diesem Behufe gebauten Kirche neben seinem Vater 882, zwei Jahre nach Hugo's Tode, beigesetzt ward[4]). (*Ferdinand Wachter.*)

3) **Hugo** (auch Ugo causidicus, Ugo de Alberico, Ugo de Porta Ravennate in Urkunden genannt)[1]), geb. zu Bologna, wie der Beiname de porta Ravennate ergibt; denn so hieß ein Stadtviertel von Bologna, in welchem sein Stammhaus belegen war. Sein Vater hieß Albericus, daher auch sein andrer Beiname de Alberico. Er war causidicus und legum doctor zu Bologna; sein Tod fällt zwischen die Jahre 1166 und 1171[2]), da er in jenem Jahre noch in einer Urkunde erscheint, in diesem aber seine Frau, Isabella, als Witwe erwähnt wird. Sonstige Nachrichten über sein Leben sind nicht vorhanden, nur weiß man, daß er mit Bulgarus, Martinus Gosia und Jakobus durch gemeinsame Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, namentlich in Bezug auf den roncalischen Reichstag, thätig war. Die Familie des Hugo wurde späterhin als gibellinisch verbannt, dann aber wieder aufgenommen, und blühte noch im 14. Jahrhundert. Als Schriften des Hugo lassen sich theils Glossen anführen, theils Distinctiones.

Die Glossen desselben werden in einer pariser Handschrift des Digestum vetus, in einer pariser, metzer und bamberger Handschrift des Digestum novum, in einer pariser, münchner und wiener Handschrift des Codex, in zwei münchner und einer pariser Handschrift der Novellen und in einer pariser und wiener Handschrift der Institutionen gefunden; indessen sind in diesen Handschriften die Glossen des Hugo gewöhnlich sparsamer als die seiner Zeitgenossen, wie sie auch denselben an innerm Werthe nachzustehen scheinen. Die Glossen sind in der Regel mit der Sigle U, zuweilen mit Ug oder Ugo unterschrieben; dagegen darf die Sigle h nicht auf ihn, sondern nur auf den spätern Hugolinus bezogen werden.

Die Distinctiones stehen in einer sehr alten Sammlung von Distinctionen, welche, wenigstens theilweise, noch jetzt in mehren Handschriften vorhanden ist; so z. B. in einer pariser, mit der Überschrift: Incipiunt distinctiones a domino Ugone compositae et a domino Alberico consummatae. Das Verhältniß des Hugo zu Albericus in Bezug auf diese Distinctionen ist nicht klar, indem die Zeugnisse hierüber abweichen, und einige nur von Distinctionibus Albericanis reden, und Hugo's Antheil gänzlich verschweigen, ja sogar von ältern und neuern Distinctionen des Albericus reden. Von Savigny vereinigt dieselben dahin, daß er annimmt: Hugo habe wirklich Distinctionen geschrieben; aus diesen habe Albericus ein ganz neues Werk gemacht, worin das des Hugo großentheils wörtlich enthalten, daneben aber sehr vermehrt und verändert gewesen, so daß Manches aus dem ältern Werke weggeblieben sei. Dadurch sei das Werk des Albericus, als das neuere, bekannter geworden, als das ältre des Hugo. Da aber auch von diesem letztern noch Handschriften vorgekommen seien, die nur ohne Titel gewesen, so sei man durch die unverkennbare Verwandtschaft beider Werke verleitet, auch das ältre dem Albericus zuzuschreiben; solchergestalt sei die Benennung der alten und neuen Distinctionen des Albericus entstanden, und so sei es geschehen, daß der Name des Hugo dabei ganz vergessen worden sei. Irrig werden dem Hugo noch eine andre zu Paris handschriftlich befindliche Sammlung von Distinctionen, und eine handschriftlich zu Metz aufbewahrte ähnliche von Quästionen beigelegt, denn beide haben nicht ihn, sondern den Hugolinus zum Verfasser.

Ein vollständiges Verzeichniß der dem Hugo und Albericus zugeschriebenen Distinctionen, und einige dieser Distinctionen selbst, wodurch der Charakter des Werks anschaulich wird, hat v. Savigny im Anhange No. VII des vierten Bandes seiner Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter mitgetheilt. Vergl. überdies jenen Band, S. 139—150. (*Spangenberg.*)

4) **Hugo von Amiens**, Erzbischof von Rouen (Hugo Rothomagensis), soll aus dem Geschlechte der Grafen von Amiens abstammen. Er besuchte die zu seiner Zeit berühmte Schule zu Laon, und trat zu Clugny in den Benedictinerorden. Eine Reise nach England gab Veranlassung, daß ihn Heinrich I. zum Abte von Reading ernannte. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er (als Hugo III.) 1130 Erzbischof von Rouen, und

---

3) *Regino*, Chronicon, bei *Pertz*, Monum. Germ. Histor. Scriptt. T. I. p. 590, 591. Annales Vedastini. T. I. p. 518. T. II. p. 198. Annalium Fuldensium Pars Tertia. T. I. p. 393. Vergl. *Hincmar. Remens.*, Ann. p. 512. 4) Chronicon Laurishamense bei *Freher*, Scriptt. T. I. p. 66, 67. Wenn dieses erzählt, wie Ludwig der Jüngre, weil er seinen Vater im Kloster Lauresheim im J. 876 begraben, diesem im J. 877 sein Allod zu Winenheim (Weinheim) gegeben, so galt die Schenkung seines Allodes Aberinesberg (Abrinsberg) im Lobodengaue, die er dem Kloster unter dem Abte Babo 881 oder 882 machte, und von welcher das Zeitbuch keinen Grund angibt, aller Wahrscheinlichkeit nach seinem geliebten, wiewol natürlichen, Sohne Hugo. Der König hatte, wahrscheinlich aus Rücksicht für seine Gemahlin Luitgard, der er das Allod vorher gegeben hatte, die eigentliche Ursache der Schenkung verschwiegen. Hatte der König Hugo so geliebt, daß er seinetwegen die Vernichtung der Nordmannen aufgab, so ist nicht zu verwundern, daß er auch ihm zu Liebe seiner Ehegemahlin das Allod Abrinsberg wieder nahm.

1) *Pancirol.*, De claris legum interpretibus II, 17 macht aus unserm Hugo, dem Hugolinus Presbyteri und dem Hugolinus Fontana, eine einzige Person. 2) Nicht bestimmt auf 1168, wie die meisten annehmen.

blieb es bis an seinen Tod, den 11. Nov. 1164. Er wohnte den Kirchenversammlungen zu Rheims, Pisa und Paris bei, hatte einen bedeutenden Antheil an allen kirchlichen Verhandlungen seiner Zeit, und erwarb sich durch Lehre und Leben hohe Achtung. Als scharfsinniger Denker, nach dem Beispiel und der Methode der Alexandriner, als biblischer Theolog und gelehrter Vertheidiger des Kirchenglaubens, hatte er in seinem Jahrhunderte wenige seines Gleichen. Sein Bestreben ging vornehmlich dahin, die positive Theologie mit der Dialektik zu vereinigen, aber nur selten entfernte er sich von Augustins Grundsätzen. Unter seinen Schriften sind besonders die sieben Büchergespräche zu bemerken, worin er nach einer gewissen, wenngleich nicht systematischen, Ordnung einige Hauptstücke der Kirchenlehre erläutert, und verschiedne theologische Fragen beantwortet: Libri VII. dialogorum seu quaestionum theologicarum cum epistola ad Matthaeum Albanensem; Tractatus in hexaëmeron. Vita S. Adjutoris, abgedruckt in Martene's Thesaur. anectod. T. V. 895. 1001. 1011. Ferner hat man von ihm: Libri III dogmatum christianae fidei contra haereticos sui temporis, ed. L. d'Acherii, bei den Werken des Guibertus von Nogent (Paris 1651. Fol.); Libri III in laudem memoriae, et de memoria divinorum dogmatum. Super fide catholica, et dominica oratione; Epistola ad Innocentium II. de obitu (an. 1154) Stephani, regis Angliae, in Martene's Collect. ampliss. monument. T. IX. 1187. 1212. 1236. Einige Briefe im vierten Bande von Duchesne's Script. Francor. Seine Diction ist den abgehandelten Gegenständen angemessen*). (*Baur.*)

5) H. Argentinensis, von seiner Geburtsstadt Strasburg so genannt, lebte in der andern Hälfte des 13. Jahrhunderts, soll, wie Einige glauben, in Paris die theologische Doctorwürde erhalten haben, war Lehrer der Theologie in Strasburg und Prior des Dominikaner-Profeßhauses daselbst, und schrieb: Comment. in IV libros sententiarum. Sermones varios u. a. m.[1]).

6) H., Erzbisch. von Besançon, s. H. Bisch. von Lüttich.

7) H. (Seguinus) de Billonio, zu Billon in der französischen Landschaft Auvergne geboren, trat zu Clermont im 16. Jahre seines Alters in den Dominikanerorden, studirte und wurde 1282 zu Paris Doctor der Theologie, hielt gegen 1281 daselbst Vorlesungen über den Lombardus und darauf im Kloster St. Sabinä zu Rom. Nachher ward er Erzbischof zu Lyon; 1288 von Nikolaus IV. zum Cardinale mit dem Titel St. Sabinä erhoben, wozu ihm Cölestin V. 1294 noch die Bisthümer von Ostia und Velitri gab. Er starb zu Rom am 30. Dec. 1296, nach Andern 1298. Von Schriften hinterließ er Commentaria in Thren. Jeremiae, in IV libros sententiarum; de immediata visione divinae essentiae contra corruptorium Thomae Aquinatis, Sermones etc.[2]).

8) H. de Castro Novo, ein Engländer aus der Diöces Durham zu Anfange des 14. Jahrh., trat in den Franciskanerorden, wurde Professor zu Paris und eifriger Scotist. Er suchte seine Meinung, daß der Antichrist ein Jude aus dem Stamme Dan sei, aus Ägypten kommen, als ein mächtiger Herr in Jerusalem regieren und die Kirche verfolgen, Henoch und Elias aber endlich erscheinen, den Antichrist überwinden und dann der jüngste Tag kommen würde, in dem Buche de victoria Christi, contra Antichristum zu beweisen, das 1471 in Fol. gedruckt[3]), und ist ein Zeugniß der größten Blindheit aus dem 14. Jahrhundert. Er schrieb auch Commentar. et reportata in 4 libros Sententiarum und Tractat de finali judicio[4]).

9) Hugo III., Abt zu Clugny, aus einer altadeligen Familie in Burgund, geb. im J. 1023, ein Sohn des Dalmatius, Herrn von Semur, genoß in Chalons Unterricht, trat im 15. Jahr in das Kloster zu Clugny, und hatte den Abt Odilo zum Lehrer. Nach einigen Jahren ward er Prior dieses Klosters, und nach Odilo's Tode, 1048, Abt. Er war 1058 bei dem Tode des Papstes Stephan in Florenz gegenwärtig, reiste 1074 in Religionsangelegenheiten nach Rom, und starb 1108 oder 1109. Er schrieb Epistola de virtutibus S. Hugonis I., Abbatis Cluniacensis, auch vita integra Hugonis I.; sie stehen beide in Biblioth. Cluniac. und in actis Sanctor. *Bollandi* ad diem 29. April. Einige Epist. stehen in *Dacherii* Spicilegio Tom. II.[5]).

10) H. Diensis, aus der Stadt Dye in der Dauphiné, wurde daselbst 1075 Bischof, 1080 Erzbischof zu Lyon, auch nachher Legat des päpstlichen Stuhls, bekam 1077 von Gregor VII. den Auftrag, die Sache des Bischofs von Dol in Bretagne zu untersuchen, präsidirte darauf auf dem Concilio zu Lyon. Da er sich der Wahl des Papstes Victor III. widersetzte, weil er selbst diese Würde zu erhalten wünschte, kam er 1087 in den päpstlichen Bann, wovon ihn erst Urban II. befreite. Im J. 1094 belegte er den König Philipp von Frankreich, auf dem Concilio zu Ostia, mit dem Bann, und 1095 befand er sich auf dem Concilio zu Clermont. Einige behaupten, er sei von Alexander II. zum Cardinal erhoben worden; es läßt sich aber nicht mit Gewißheit behaupten. Seine zu große Geneigtheit gegen den römischen Hof erregte zuweilen die Unzufriedenheit der französischen Bischöfe. Es endigte sein irdisches Leben im J. 1106. Von ihm sind noch Epistolae II. ad Gregorium VII. in der Conciliensammlung Tom. X. p. 364 und zwei andre ad Ma-

*) Hist. liter. de la France. T. XII. p. 647. *Pagii* crit. Baron. a. 1134. *Oudin*, Comm. T. II. p. 1470. *Fabricii* bibl. lat. med. et inf. T. III. p. 299. *Cave*, Scriptt. eccles. T. II. p. 220. Hamberger, Zuverläss. Nachr. 4. Th. S. 102. Auszug S. 1511. Schröckh, Kirchengesch. 28. Bd. S. 336, 411. Tiedemann, Geist der spec. Philos. 4. Th. S. 300.

1) *Echard*, Scriptt. O. P. T. I. p. 470. Jöcher, Gelehrten-Lexikon.

2) Vergl. *Ughelli*, Ital. sacra, I. p. 70. *Anton. Senens.*, Bibl. Praedicat. Jöcher, Gelehrten-Lex. 3) S. Löscher in Stromateo, S. 240. 4) *Waddingen*, Bibl. Ord. Minor. p. 179. Jöcher, Gelehrten-Lex. 5) S. *Oudin*, Comment. de Script. eccles. II. p. 1484. *Cave*, Hist. liter. p. 524.

thildem Comitissam, ebend. S. 414 vorhanden. Nach Jöchers Gelehrten-Lex. auch einige in *Hugonis* Flaviacensis Chronico Virdunensi und in *Balaei* miscellan.[6]). (*Rotermund.*)

11) Hugo, oder, wie er sich vollständig nennt: Celsus Hugo Dissutus, Cavillonus Celta Lic. juris, hat mehre glossirte Ausgaben der Justinianischen Institutionen bevorredet und besorgt, welche zu Lyon per Johannem de Vingle, expensis honesti viri Stephani Gueynard, 1511 und zu Paris Impressum per Gaspardum Philippe, expensis Claudii Chevallon, 1512. rc. herausgekommen sind. Die Vorrede beginnt mit den Worten: Alienis me implicitum negotiis Stephanus Gueynard Lugdunensis bibliopola adiit, was in bibliographischer Hinsicht zu beachten ist. (*Spangenberg.*)

12) H. Eterianus, Etherianus, Aetherianus, Heterianus, aus Toscana gebürtig, lebte zu Constantinopel am Hofe des Kaisers Manuel Komnenus, wo er sich um das Jahr 1170 als gelehrter Theolog und scharfsinniger Philosoph auszeichnete. Er hat in zwei Hinsichten historische Bedeutsamkeit. Erstlich durch seine drei Bücher: de Haeresibus, quas Graeci in Latinos devolvunt, s. de processu spiritus sanct. ex Patre et Filio[1]), worin er die Lehre der griechischen Kirche über diesen Punkt mit großem Scharfsinne widerlegt, und welche in den damals lebhaften Streit zwischen der griechischen und lateinischen Kirche bedeutend eingriff. Er schickte sie im J. 1177 an den Papst Alexander III., an Leo in Toscana, seinen Bruder und einen gewissen Caciareda. Das zweite, wodurch er sich, und zwar für die Geschichte der Philosophie, einige Bedeutung erworben hat, sind seine Verdienste um die Verbreitung der Aristotelischen Philosophie, die er nicht blos, wie die abendländischen Philosophen, von den Arabern, sondern aus den in Constantinopel befindlichen Urschriften kannte. Auch werden zwei andre Schriften: de anima, corpore iam exuta, s. de animarum immortalitate et regressu earum ab inferis[2]), und: de immortali Deo[3]) ihm zugeschrieben. Ein Brief von ihm an den Patriarchen Almerich von Antiochien findet sich in *Martène* thes. anecd. T. I. p. 479. Einige andre Schriften von ihm werden angeführt in eines Ungenannten tract. adv. Graecos, ed. Stevart[4]). Vergl. *Fabric.* bibl. med. et inf. lat. T. III, h. v.; Tiedemann, Geist der spec. Ph. 4. Bd. S. 320; Krug, philos. Handw. 2. Th., d. Art. (*Hr. Schmid.*)

13) H. Farsitus, ein Niederländer, von seinem Vaterlande Fossensis genannt, war 1128 das erste Oberhaupt der Prämonstratenser und Nachfolger Norberts in Frankreich, und starb am 10. Febr. 1164. Sein um 1140 geschriebenes Buch de miraculis Mariae Suessionensis hat Mich. Germanus in der historia Abbatiae regularis Mariae Suession. in franzöf. Sprache (Paris 1675. 4.) abdrucken lassen. Die Vita S. Norberti, herausgegeben von Joh. Chrysostomus van der Sterre (Antw. 1656), steht auch in den Actis Sanctor. unt. d. 6. Jan. Sonst schrieb er Constitutiones pro regendo ordine Praemonstrat. u. a.[1]).

14) H. von Flavigni, ein Sohn Rainer's und einer Tochter von der Crotilda, der Schwester des Kaisers Konrad des Saliers, kam 1065 auf die Welt, begab sich nach 1077 in die Abtei St. Vannes zu Verdun. Die Verfolgung, welche diese Gesellschaft von dem dortigen Bischofe zu erdulden hatte, brachte ihn mit seinen übrigen Ordensbrüdern nach Flavigny und darauf nach Dijon, wo er an dem Abte zu St. Benignus, Jarenton, einen Freund und Beschützer fand. Dieser nahm ihn 1095 mit sich auf eine Reise nach England, und bewirkte, daß er 1097 zum Abt in Flavigny ernannt wurde. Er genoß aber diese Würde nicht länger als zwei Jahre in Ruhe, und ging derselben, von 1101 an, ganz verlustig. Im J. 1111 gelangte er zur Abtei St. Vannes, und besaß sie noch im J. 1115. Man legte ihm den Besitz derselben als eine Usurpation aus, da der Abt Laurentius wegen seiner Anhänglichkeit an den römischen Stuhl von dem Bischofe Richard zu Verdun von seiner Würde verdrängt worden war. Von Hugo haben wir ein Chronikon in zwei Büchern von Christi Geburt bis 1002 und von da bis 1102; es hat den Titel: Chronicon Virdunense a quibusdam dictum Flaviniacense, historiae eccles. undecimi praesertim seculi thesaurus incomparabilis. Ex ipso auctoris autographo Ms., quod servatur in Bibl. Collegii Claromontani Parisiensis Soc. Jesu, nunc primum prodit. (In *Ph. Labbei* nov. Bibl. Mss. libr. T. I. 75). Series abbatum Flaviniacensis Coenobii (ex Cod. Ms. collegii Paris. Soc. Jesu, Ibid. 791). Acta Gregorii VII. ex chronico ejusdem (cum annotatis *Conr. Janningii*, in Act. SS. Antv. Jun. Tom. VI. p. 166—198). Vita Richardi Abb. Virdunensis ex ejusd. Chronico (cum commentar. praevio et notis Dan. Papebrochii, in Act. SS. Antverp. Jun. Tom. II. 974)[2]). (*Rotermund.*)

15) H. von Fleury (Floriacensis), führte diesen Beinamen von dem Kloster Fleury, in der Grafschaft Namur, wo er im Anfange des 12. Jahrh. (bis ums Jahr 1135) als Benedictiner oder Prämonstratenser lebte; hieß auch Hugo de Sancta Maria, von einem seinem Vater gehörigen Dorf, in welchem eine Marienkirche war. Er zeichnete sich unter seinen Zeitgenossen durch Mannigfaltigkeit der Kenntnisse, einen hellen, unbefangnen Blick, und Freimüthigkeit in Äußerung seiner Überzeugungen aus. In der letzten Beziehung sind seine Libri II de regia potestate et de sacerdotali dignitate (an König Heinrich I. von England, der von 1101

6) Vergl. *Cave*, Hist. liter. P. I. p. 587. *Olearii* Biblioth. scriptorum Ecclesiast. p. 350.

1) Ed. Basil. 1543. und Bibl. Patr. Max. T. XXII. p. 1198. 2) Bibl. Patr. Max. l. l. Erste Ausg. derf. Cöln 1540, ferner Hamb. 1579 (teutsch) und in den Orthodoxographis (Basil. 1569. Fol.). 3) Bei *Trithemius*, c. 398. 4) Bibl. Patr. max. T. XXVII. p. 590.

1) Jöcher, Gelehrten-Lex. *Olearii* Bibl. Script. eccles. p. 350. 2) Vergl. Hugo über sich selbst in seinem Chronico, p. 247. *Cave*, Hist. liter. II. p. 185. *Oudin*, Comment. de Script. eccles. II. p. 886.

135 regierte), abgedruckt in *Baluzii* Miscellan. V. p. 9, eine beachtenswerthe Erscheinung. Über Vorurtheile seiner Zeit erhoben stellt er in dieser, besondre Veranlassung geschriebenen, Abhandlung, rwogne und durchdachte Grundsätze auf, um die r streitenden Mächte zu versöhnen. Wichtiger noch ine Chronik, eine Art Welt- oder Kirchengeschichte Abraham bis auf Karl den Kahlen, bei deren Be- ung er nicht allein die alten Schriftsteller, son- auch mehre verloren gegangne historische Denkwür- iten mit Einsicht benutzte. Sein Hauptzweck ist zu n, wie Gott die Menschen in verschiednen Zeitaltern seinen weisen Absichten leitete: Chronicon, nunc um ex membranis antiquis in lucem datum ac brevibus illustr. a *B. Rottendorf*. (Monasterii . 4.)[1]). Von seiner Chronik der französischen Könige sich nur Fragmente erhalten, abgedr. in Bouquets ptor. rer. gallic. et franc. T. VIII. 317 und du ne, Scriptor. hist. franc. T. III. 347. T. IV. 142. rscheinlich ist dieser Hugo auch Verfasser des Chro- de regibus Francorum, welches unter Ivonis, otensis episcopi, Opp. (Par. 1647.) p. 305 und im . hist. Franc. p. 55 abgedruckt ist; vergl. den Art. In den Actis Sanctor. Antw. ad 5. Maji findet von Hugo eine Vita S. Sacerdotis, episc. Lamo- s., das er eigentlich nur aus dem Volkslatein in es Latein übersetzte[2]). (*Baur.*)

16) H. von Hohenlandenberg, wurde der Nach- des Bischofs Ferlower zu Kostnitz, trat diese Würde an und resignirte 1532. Man hat von ihm zwei estiones de imaginibus retinendis, welche Georg ter in das Deutsche übersetzte (Ingolst. 1546. 4.)[*]). (*Rotermund.*)

17) Hugo, Erzbischof und Kurfürst zu Cöln, aus Familie der Grafen von Sponheim, Domdechant von , wurde nach Bruno's II. Tode vom K. Lothar II. end seines Aufenthaltes in Italien ernannt, vom Dom- el und dem Volk angenommen, vom Papst Inno- II. eingesegnet, und mit dem Pallium versehen. seiner Rückkehr verweilte er wegen Unpäßlichkeit zu oder Bari kaum vier Wochen, und starb nach Aderlaß, ehe er seinen erzbischöflichen Bezirk er- n konnte. Sein Andenken erhielt sich durch das ertiner Kloster Knechsted, welches er als Domdechant it und ausgestattet hatte †).

18) Hugo III. von Chalons, Verwandter des Herzogs von Burgund, wurde am 24. Jun. 1296 zum Bischofe von Lüttich ernannt. Nach dem Tode des B. Johann III. von Flandern nämlich wählte ein Theil des Domcapitels den Erzdiakon Guido von Hennegau, der andre den Erzdiakon und Mag. Wilhelm von Mecheln, welcher zugleich Propst zu Löwen gewesen ist. Beide Theile trugen ihre Angelegenheit dem Papste Benedict VIII. zur Entscheidung vor, welcher keinen der Gewählten für Lüttich genehmigte, sondern Hugo III. bestimmte. Letzterer nahm sogleich von dem Bisthume Besitz; sammelte seine Truppen und rückte gegen die Festung Mastricht vor, welche der Herzog von Brabant in Belagerungsstand erklärt hatte. Der Herzog zog sich sogleich mit seinen Truppen zurück, und schloß mit B. Hugo III. einen Frieden. Das erste Geschäft des Bischofs war nun, Scheidemünzen prägen zu lassen, welche nur halben Werth gegen die der Nachbarn hatten. Den vieljährigen Streitigkeiten zwischen den Künstlern und Handwerkern zu Lüttich ein Ziel zu setzen, bestätigte B. Hugo im J. 1297 ihre Zünfte. Da er die gleichzeitigen Zwiste mehrer adeliger Familien nicht durch sanfte Mittel beilegen konnte, so ergriff er gewaltsame Maßregeln. Dadurch reizte er die stets unzufriednen Bewohner der Stadt so sehr gegen sich, daß im J. 1299 Unruhen entstanden. Voll Eigensinns wollte er ihren gerechten Forderungen nicht nachgeben, verließ die Stadt, und begab sich nach Huy, wohin er auch das Domcapitel rief, wenn es nicht in den unvermeidlichen Krieg verwickelt werden wolle. Obschon die Geistlichkeit ihre Überzeugung von seinem Unrecht ihm offen bekannte, und ihn um Herstellung der von ihm gestörten öffentlichen Ruhe durch Nachgiebigkeit ersuchte, so beharrte er doch auf seinem Vorhaben, sich durch bewaffnete Gewalt sein vermeintliches Recht zu verschaffen. Zur Bestreitung der Kosten dieses Krieges verpfändete er Thuin, Hugard, Savemhine und andre bischöfliche Güter; auch leistete er gegen Entschädigung Verzicht auf die Ansprüche seines Bisthums, welche es auf Mecheln und andre Ortschaften hatte. Dadurch steigerte er die Unzufriedenheit seiner Diöcesanen, bis sie ihre Beschwerde vor den Papst Bonifaz VIII. brachten, welcher Hugo sogleich nach Rom rief. Während dieser zu der gezwungnen Reise Anstalten machte, hegte er noch keine friedliche Gesinnungen gegen die Diöcesanen; vielmehr traf er noch ernstlichere Anstalten zum Kriege gegen dieselben, und schloß sogar im J. 1300 mit dem Kaiser Albrecht I. den Vertrag, daß er ihn auf dessen feindlichem Zuge gegen den Grafen Johann von Hennegau unterstützen wollte, wenn er selbst durch Hülfstruppen gegen seine Diöcesanen unterstützt werden würde. Indessen begab er sich nach Rom, wo der Papst sich ebenso sehr von seiner Schuld und seinem unruhigen Charakter überzeugt hatte, als von der Unmöglichkeit, die gegen ihn erhitzten Gemüther der Diöcesanen zur vollen Versöhnung mit ihm zu bringen. B. Hugo sah die Nothwendigkeit ein, sein Bisthum 1301 niederzulegen, hoffte aber von der päpstlichen Gewogenheit eine ehrenvolle Entschädigung zur Beschämung seiner Gegner zu erhalten. Papst Bonifaz VIII. ernannte ihn auch 1302

[1]) Von dieser sehr seltnen (einzigen) Ausgabe s. Götz, Merkwürdigkeiten der königl. Bibl. zu Dresden. 3. Th. S. 477, und ág, Analecta, p. 472. Rottendorf hat den ganz ver- en Text sehr verbessert und nützliche historische Anmerkungen igefügt. 2) *Vossius*, De hist. lat. p. 365. *Cave*, Script. eccles. T. II. p. 106. *Fabricii* bibl. lat. med. T. III. F. Hamberger, Zuverläss. Nachr. 4. Th. S. 129. Aus- S. 1447.

[*]) Jöcher, Gelehrten-Lex.

†) *Moercken*, Conatus chron. ad Catal. archiep. (Colon. 4.) p. 106. *Mersaeus*, De archiep. Col. origine (1756).

zum Erzbischofe von Besançon, welche Stelle er bis zu seinem im J. 1316 erfolgten Tode behauptete *). (*Jaeck.*)

19) H. de Mancestria oder de Maveeestria, ein in England lebender Dominikaner, wurde zu Oxford Doctor der Theologie und gegen 1272 Provincial von England, welche Stelle er 1281 noch verwaltete. König Eduard III. schätzte ihn und schickte ihn als Gesandten an König Philipp III. in Frankreich. Hugo war im Jahre 1305 noch am Leben und schrieb de fanaticorum deliriis Lib. I und Compendium Theologiae etc. †).

20) H. de Miramors oder de Miro Mari, ein Franzose in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wurde Archidiakonus zu Montpellier, dann Karthäusermönch im Kloster Montis Rivi und schrieb Tract. de Antonomasia et Mysterio hujus numeri quaternarii; Flores juris Canonici; Speculum Spirituale in neun Büchern, wovon aber nichts gedruckt ist ††). (*Rotermund.*)

21) H. von Mulndorf, teutscher Dichter. In der vatikanischen Handschrift der Minnesänger befinden sich zwei Strophen von ihm a), die in der Manessischen Sammlung 2. Th. S. 207 unter den Gedichten des Chunze von Rosenhein stehen b). (*Heinrich Döring.*)

22) H. von Payens, Pajens (Hugo de Paganis), Stifter und erster Großmeister des Ordens der Tempelherren, wurde zur Stiftung desselben durch die häufigen Beraubungen und Ermordungen, welche die Pilger auf ihren Wallfahrten zu den heiligen Städten in Palästina erlitten, bewogen, und führte den Gedanken einer bewaffneten Beschützung derselben in Verbindung mit Gottfried von St. Omer und einigen andern Rittern aus. Um so kühner war sein Entschluß, je geringer die Zahl seiner Genossen war, die in den ersten neun Jahren, Hugo eingeschlossen, die Zahl neun nicht überstieg. Zu den drei Gelübden: der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth, welche sie, um nach Art der regulären Chorherren zu leben, im J. 1119 in die Hand des Patriarchen von Jerusalem ablegten, fügten sie ein viertes, nämlich die Wege und Straßen vornehmlich zum Heile der Pilger von Räubern rein zu halten [1]. Hugo hatte diesen Zweck so sehr vor Augen, daß er beim Entstehen seines Ordens die Abfassung von Vorschriften über die Religionsübungen seiner Ritter, die sie mit ihrem Stande verbinden sollten, nicht für nothwendig hielt, sondern an die Chorherren des heil. Augustin, die den Gottesdienst in der Patriarchalkirche versahen, sich anschloß, und dieselbe Regel, welche jenen vorgeschrieben war, beobachtete [2]. Da er ebenso wenig als eine eigne Kirche eine bestimmte Wohnung für seine Ordensbrüder hatte, so räumte ihm König Balduin II. von Jerusalem eine solche in seinem an die Morgenseite des Salomonischen Tempels stoßenden Palast ein, wovon die Ritter den Namen der Templer (Templarii, vollständiger Fratres militiae Templi) erhielten. Der König und der Patriarch wiesen von ihren Gütern ihnen einige Einkünfte zu Kleidung und Nahrung an. Im Übrigen lebten sie von den Gaben frommer Christen, und neun Jahre in weltlicher Kleidung, welche sie ebenfalls der Mildthätigkeit Andrer verdankten. Hugo hielt so sehr das Gelübde der Armuth, daß er die ihm zufließenden Gaben frommer christlicher Fürsten nur zum Nutzen des heiligen Landes und der Pilgrime anwandte, und so arm blieb, daß er und Gottfried von St. Omer sich mit einem Streitrosse begnügten. Zum Andenken hieran wurden nachmals Beide auf einem Rosse reitend auf dem Siegel des Tempelordens dargestellt [3]. Um den Anstrengungen nicht selbst zu erliegen und seine Brüder nicht erliegen zu lassen, wandte sich Hugo wiederholt an den beredtsten Mann seiner Zeit, den Abt Bernhard von Clairvaux, mit der Bitte, ihn und seine Mitstreiter durch eine Schrift anzufeuern und gegen die Tyrannei der Feinde, da er die Lanze nicht führen dürfe, den Kiel zu wenden. Bernhard pries auch nicht nur den Eintritt des Grafen Hugo von Champagne in den Tempelorden in einem Brief [4]) als ein der höchsten Belohnung würdiges Werk, sondern ermahnte auch auf des Meister Hugo's wiederholtes Gesuch die Templer zum Ausharren in ihrem schweren Werk in einer besondern Schrift (S. Bernhardi Liber de laude novae militiae ad milites Templi) [5]. Bernhards Schrift, das schönste Denkmal von Hugo's Anstrengungen, war auf folgende Weise veranlaßt worden: König Balduin von Jerusalem hatte den beiden Templern, Andreas und Gundemar, welche Hugo, um dem Papste Honorius II. die Angelegenheiten des Ordens dringend zu empfehlen, und die Bestätigung ihres Ordens nachzusuchen, 1127 ins Abendland reisen ließ, an den Abt Bernhard, den Neffen des Templers Andreas, ein Empfehlungsschreiben mitgegeben, in welchem er den Tempelorden als von Gott für das Heil des gelobten Landes erweckt und in

*) *Chapeauville*, Gesta pontificum Leodiensium. (Leodii 1613. 4.) T. II. p. 328—336. †) *Echard*, Bibl. Praedic. I. p. 498. *Fabricii* Bibl. med. et inf. Latinit. VIII. p. 468. Jöcher, Gelehrten-Lex. ††) S. *Fabricii* Bibl. med. et inf. Latinit. VIII. p. 869.

a) S. Adelung, Nachrichten von altteutschen Gedichten. S. 123. b) S. v. d. Hagen u. Büsching, Literarischer Grundriß zur Geschichte der teutschen Poesie. S. 495. v. d. Hagen, Docen u. Büsching, Museum für altteutsche Literatur u. Kunst. 1. Bd. 1. St. S. 178.

1) *Willerm. Tyricus.*, Archiep. Hist. Lib. XII. Cap. 7, bei *Bongarsius*, Gesta Dei per Francos. T. I. p. 819, 820. 2) S. Münter, über die Regel und das Statutenbuch des Tempelordens, als Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Statutenbuche. S. 1. 3) Excerpta ex *Matthaei Paris.* Historia minori auf dem letzten Blatte der Adversaria zu *Matthaei Par.*, Chron. majus ed. Wats. 4) Epist. Bern. XXX (vom J. 1125) in Opp. ed. *Mabillon.* T. I. p. 45, vergl. *Alberici* Chron. zum J. 1125 bei *Leibnitz*, Access. Hist. T. II. p. 250. 5) In S. *Bernh.* Opp. ed. *Mabillon.* T. I. p. 549. Anton (Gesch. des Tempelherrenordens, S. 9) meint, daß Bernhards Ermahnung an die Tempelherren ohne Zweifel auf der Kirchenversammlung zu Troyes gehalten worden. Wilken (Gesch. der Kreuzzüge. 2. Th. S. 555) dagegen zeigt, daß sowol aus der ganzen Anlage der Schrift, welche ganz die Form einer Abhandlung hat, als auch aus dem im Anfang angegebenen Zwecke: Semel et secundo et tertio, ni fallor, petiisti a me, Hugo carissime, ut tibi tuisque commilitonibus scriberem exhortationis sermonem etc., das Gegentheil erhellt.

ı schrecklichen Gefahren auf wunderbare Weise erhal-
der Fürsorge des allgemein verehrten Abtes angele-
ich empfahl und ihn um Abfassung einer Ordensre-
ür die Templer ersuchte, welche ihnen auch künftig
Beschirmung des heiligen Landes zur Pflicht machte.
:r fromme Mann konnte nicht anders als einen Or-
der soviel Nutzen für das gelobte Land verhieß,
dessen Mitglieder sein Oheim Andreas und Graf
) von Champagne, der Wohlthäter der Abtei Clair-
, waren, befördern helfen. Günstig gestimmt mußte
r der Meister Hugo den Abt finden, als dieser nicht
t nach jenen beiden von ihm abgesandten Rittern selbst
in das Abendland kam. Durch seine Vorstellungen
te er den Papst Honorius II. zur Ausschreibung
Concils zu Troyes im J. 1128. Hier vor einer
ımmlung der größten Geistlichen (den 31. Jan. 1128)
en Hugo mit sechs seiner Brüder in aller Armuth,
zog hierdurch dem Orden den Namen der armen
:r vom Tempel oder der armen Brüder zu, sowie
ie **Regula Pauperum Commilitonum Christi, San-
Civitatis et Templi Salomonis**[6]) selbst nennt.
o las auf der Kirchenversammlung die bisherige Weise
s Kriegsordens ab, wobei man Erinnerungen und
ıderungen machte, sodaß die ebengenannte, aber nicht in
:ünglicher Gestalt auf uns gekommene Regel entstand,
elcher zu den bisherigen Ordnungen der Templer viele
tze aus der Regel der Benedictiner, besonders die
ıchtsübungen und das geistliche Leben betreffend, hin-
fügt wurden. Ihre Gültigkeit erhielt sie durch die
ätigung des Papstes und des Patriarchen von Jeru-
ı. Der Papst ließ auch durch die Kirchenversammlung
Orden ein Ordenskleid ertheilen, nämlich ein weißes,
noch ohne rothes Kreuz, welches erst Papst Eugen
:h. Hugo hatte bisher nur acht Ritter gehabt, von
an aber sah er seinen Orden mit unglaublicher Schnel-
it an Mitgliedern und Besitzungen wachsen. Wäh-
er noch im Abendlande war, nahmen von ihm schon
Ritter das Ordenskleid und durchzogen mit ihm
kreich und England, um die Christen zum Kampfe
)as heilige Grab zu entflammen, und begaben sich
mit ihm nach dem gelobten Lande. Doch behaup-
er seinen strengen Charakter; denn er nahm keine
r in seinen Orden auf, wenn sie nicht zuvor alle
Fehden und Feindschaften versöhnt und alle von ihnen
ıgne Ungerechtigkeiten gut gemacht hatten. So ge-
te er dem Ritter Hugo von Amboise, der Bedrückun-
gegen die Unterthanen von Marmoutier geübt und
richterlichen Ausspruche des Grafen von Anjou getrotzt
, nicht eher die Ablegung des Gelübdes, als bis er
den Beschädigten volle Genugthuung geleistet hatte[7]).
Durch solches gerechtes Verfahren verschaffte er seinem
Orden die höchste Achtung; und aus dieser entsprossen
die reichlichen Schenkungen, welche ihm gemacht wurden.
Noch im Jahre 1128 begab er sich in die Normandie
zum Könige Heinrich I. von England, ward von ihm
sehr höflich aufgenommen und mit Geschenken überhäuft[8]).
Ihm erzählte er die Geschichte des nun bestätigten Or-
dens, die Schicksale der Christen im heiligen Lande, und
brachte durch seine Beredsamkeit den König in solche
Begeisterung, daß er ihm freiwillig seine Schätze öffnete,
und ihn mit dringenden Empfehlungen an die angesehensten
englischen Barone zur freundlichen Aufnahme und frei-
gebigen Unterstützung seines gottgefälligen Werkes nach
England sandte. Von allen Vornehmen mit offnen Ar-
men in England empfangen und reichlich beschenkt er-
hielt er auch eine große Summe Geldes nach Jerusalem
für die dasigen Christen. Er lud die Engländer ein,
diese Stadt zu besuchen, und das Land gegen die Feinde
zu vertheidigen, indem er ihnen das Edle dieser That in
den reizendsten Ausdrücken vorstellte. Aber er wußte seine
Thaten besser, als den Strom seiner Rede zu beherrschen;
denn er ließ sich von ihm hinreißen, und gedachte einer
großen zwischen den Christen und den Ungläubigen vor-
gefallnen Schlacht. Wiewol nun die Geschichte nicht eben
sagt, daß er hierbei den Christen den Sieg beigemessen,
so rechnete man ihm doch nachher die falsch befundne
Sache hoch an. Die Engländer, welche bei dem ersten
Kreuzzuge unter dem Papst Urban nicht sehr zahlreich ge-
wesen waren, brachen jetzt in großer Menge mit Hugo
auf, oder folgten ihm bald nach; aber sie fanden sich
betrogen in Ansehung der gelieferten Schlacht, und das
ganze Heer war unglücklich. Hugo besuchte von Eng-
land[9]) aus auch Schottland, und wurde auch dort reich-
lich beschenkt. Er und die andern Ordensleute, die vom Könige
von Jerusalem und andern Fürsten dieses Reiches zu den
abendländischen Fürsten gesandt worden, um die Völker
aufzufodern, den Christen im Morgenlande Beistand zu
leisten, und namentlich Damaskus belagern zu helfen,
kehrten im J. 1129 nach Jerusalem zurück, und ihnen
war, auf ihre Worte sich verlassend, eine mächtige
Zahl edler Männer gefolgt. Auf diese Macht vertrauend
versammelten sich König Balduin, Graf Fulko von An-
jou, schon früher ein Templer, der sich auch jetzt,

)[6] Wie jedoch diese Regula (z. B. in *Lucae Holstenii* Cod.
lar. et Canon. ed. a *Mariano Brocke*, T. II. p. 431 sq.)
genau die auf dem Concile zu Troyes sein könne, sondern
:ende Zusätze erlitten, hiervon s. *Mabillon*, Opp. S. Ber-
Vol. I. p. 547. Münter, Statutenbuch. S. 4 fg. und
:en, Gesch. der Kreuzzüge. 2. Th. S. 558. *Prieur*, His-
critique et apologétique de l'ordre des chevaliers du
)le de Jerusalem (Paris 1789). T. I. p. 11. *Du Pui*, His-
de l'ordre des Templiers, p. 4. *Alexander Natalis*, Hist.
siast. Veter. et Novi Testament. T. VI. p. 592.

7) Annal. Ordin. Bened. ad ann. 1128. 8) Chronicon Saxonic. *Edm. Gibsonii* (Oxon. 1692). p. 233. 9) Wenn Anton (S. 11) weiter erzählt, daß Hugo, der einige Zeit in England geblieben, den größten Beifall mit seinem Orden gefunden, sodaß auch damals schon der König einen Tempelhof zu London gestiftet, und gegen 1150 durch eine Urkunde befohlen, daß nach seinem Tode sein Körper daselbst begraben werden solle (Monasticon Anglican. T. II. P. II. p. 521), so ist zu bemerken, daß diese Urkunde, mit der folgenden zusammengehalten, wenn sie wirklich echt ist, nicht Heinrich I. angehören kann, sondern von Heinrich II. herrühren muß, da Eleonora Heinrichs II. Gemahlin war. Aber auch bei dieser Annahme bietet die Urkunde andre, erhebliche Schwierigkeiten dar; s. Wilken, Beilagen zur Gesch. d. Kreuzzüge. 2. Bd. VIII. (zu S. 562, wo er Anton gefolgt), der Tempelhof zu London. S. 45—47.

nachdem der Orden neugestaltet worden, seinem Meister wieder anschloß, Graf Pontius von Tripolis, Fürst Boamund der Jüngre von Antiochia, Graf Joscelin von Edessa mit ihren Truppen, und zogen zur Belagerung des festen Damaskus. Aber das Unternehmen nahm einen unglücklichen Ausgang in der Gegend von Marusch Safar (5. Dec. 1129), wo das geringe Volk, das auf Plünderung in die Dörfer ausgezogen, von damascenischen Kriegern überfallen wurde und eine schreckliche Niederlage erlitt, das übrige Heer diese zu rächen, zwar den Damascenern muthig entgegenzog, sich aber durch ein furchtbares Gewitter zum Rückzuge bewegen ließ[10]). Hugo erhielt durch diesen Unglücksfall im Abendland einen traurigen Namen, da die Pilger seiner Einladung gefolgt waren, wiewol man die Niederlage selbst als Rache des Herrn für die durch die Sünden der morgenländischen Christen erlittne Beleidigung ansah[11]). Hugo starb um 1136[12]). Je berühmter Hugo von Payens ist, um so weniger bekannt ist Hugo, vierter Großmeister des Tempelordens, welcher diese Würde etwa von 1151—1153 besaß. Auch sein Name würde uns nicht bekannt sein, würde er nicht 1151 in den Privilegien der Johanniter genannt[13]). (*Ferd. Wachter.*)

23) Hugo a oder de Porta. Aymon a Porta, Bürger und Kaufmann zu Lyon, sowie Hugo a Porta (vielleicht war der Familienname Laporte) ebendaselbst, kommen in der Geschichte der Ausgaben des Corpus juris civilis sehr oft vor. Schon seit dem J. 1510 erscheint zu Lyon ein Buchdrucker, Franz Fradin, welcher sich ein Gewerbe daraus machte, die einzelnen Theile des glossirten Corpus juris in oft wiederholten Abdrücken herauszugeben, und seit dem Jahre 1518 nimmt an dieser Speculation Aymon a Porta Theil; indem nunmehr die Unterschrift lautet: Impressum Lugduni per Franciscum Fradin, calchographum sedulum, impensis vero honesti viri Aymonis de Porta, civis et mercatoris Lugdunensis.

Seit 1532 tritt Hugo a Porta hinzu, indem die Schlußschrift nunmehr lautet: Excudebat Lugduni Franciscus Fradin impensis honesti viri Hugonis de Porta. Im J. 1538 verschwindet Fradins Name, sowie der des Aymon a Porta seit 1532 verschwunden ist; und seit dem erstgedachten Jahre treten Hugo et haeredes Aymonis a Porta, als Verleger auf, die sich dann verschiedner Drucker, z. B. Barbous, Bertheau, Arnoullet, Ausoult ꝛc. bedienen. Seit 1545 wird Hugo a Porta allein auf den Titeln erwähnt; seit 1551 erscheint er mit Anton Vincent als Verleger, seit 1560 wieder allein, mit 1575 erlischt seine Firma, sowie die Reihefolge seiner Ausgaben. Einige seiner Ausgaben haben kritischen Werth, namentlich die von 1551 in Quart, wo bei den Pandekten die Florentiner Handschrift, wenigstens mittelbar, benutzt ist, wiewol der Lobspruch auf dem Titel: ita in universum ex Pandectis Florentinis recognitus, ut nihil quoad puram putam eorum librorum lectionem attinet, desiderari potest. Wie diese Worte zu verstehen sind, ist aus Taurellius' Vorrede zu seiner florentinischen Pandektenausgabe (1553) zu ersehen. Hugo a Porta, heißt es dort, quidem puram putam quam praetendit, Florentinarum Pandectarum lectionem nunquam vidit; accepit autem multa ex quodam bono viro, cui familiariter suorum privatorum librorum Laelius pater (nämlich des Taurellius) non adeo tunc emendatorum copiam fecerat, ex quibus tum alia tum adnotatiunculas nonnullas desumsit, Hugonique exhibuit, nobis ignaris. Haec ille omnia pro suis edidit, plurima tamen omisit, plurima secus, quam in Florentino exemplari habeantur, tradidit. (Vergl. übrigens den Art. Corpus juris civilis.) (*Spangenberg.*)

24) H. de Prato, ein Dominikaner, wie er selbst in den Sermones dominicales (Nürnberg 1458) sagt: ego oriundus de Prato de Florido ordinis praedicatorum minimus, von seiner Heimath so genannt. Quetif*) irrt daher, wenn er meldet, daß er eigentlich Hugo de Prado geheißen und erst in den neuern Zeiten de Prato Florido genannt worden sei. Er lebte zu Anfange des 14. Jahrh., war ein beliebter Prediger, trat zu Florenz in dem Kloster S. Mariae Novellae in den Orden, und starb 1332 in seinem 60. Jahre zu Prato. Er schrieb sermones dominicales super Evangelia et Epistolas totius anni (Nürnb. 1483. Fol. und 1484 ohne Angabe des Ortes); Sermones de Sanctis (Heidelb. 1485. Fol.; beide Werke zu Lyon, 1511. 4. Ebend. 1528 in zwei Theilen, Paris 1542. in drei Theilen, Antw. 1617 in vier Thlen.); Sermones quadragesimales (Venet. 1578). Das Übrige liegt noch im Mst.**). (*Rotermund.*)

25) H. Rothomagensis, s. H. von Amiens.

26) Hugo de Sancto Caro oder Charo[1]), von seinem Geburtsort in der Nähe von Vienne in Frankreich eigentlich Hugues de St. Chers oder de St. Theuder (Hugo de St. Theuderio) genannt, wurde gegen das Ende des 12. Jahrhunderts in einer angesehenen burgundischen Familie geboren. Nicht ohne Talent studirte er zu Paris Philosophie und Theologie, wandte sich aber, nachdem er Baccalaureus der letztern geworden war, zum Studium beider Rechte, welche er in der Folge an die-

10) *Willerm. Tyr.* Lib. XIII. Cap. 27. p. 848, 849. *Abulfeda*, Ann. ad ann. 523. T. III. p. 432 sq.; vergl. Wilken S. 567, 568. 11) *Rogerus de Hoveden* (bei *Savilius*, Scriptt. Angl.) p. 479 ad ann. 1129: Eodem anno male illis contigit, quos Hugo de Paens secum duxerat in Jerusalem etc. 12) Wir folgen hierbei Wilken S. 683, welcher zum J. 1138 sagt, daß Robert von Craon vor zwei Jahren zum Meister der Templer nach Hugo's von Payens Tod erkoren worden, aber ohne zu sagen, woher er jene Zeitbestimmung habe; denn der von ihm angeführte *Willerm. Tyr.* Lib. XV. Cap. 6. p. 875 erwähnt zwar Roberts als Tempelmeisters, aber nicht, wann er gewählt worden. Wie die Geschichte über Hugo's, dieses großen Mannes, Ende nichts meldet, s. z. B. Gebhardi (der mit dem Matthäusstifte verbundne große Kaland zum heil. Geist, oder histor. Nachricht von dem Stifte St. Matthäi zu Braunschweig, das erste Cap. von dem Tempelorden), S. 4, und Anton S. 2. 13) Anton S. 20.

*) Script. Ord. Praedic. T. I. p. 551. **) Vgl. *Echard*, Bibl. Praedic. I. p. 551. *Fabricii* Bibl. med. et inf. Latinit. VIII. p. 874.

1) *Quetif* et *Echard*, Scriptores Ordinis Praedicatorum. T. I. p. 194 sq.

ser Universität öffentlich lehrte. Als er bereits ins männliche Alter getreten war, wurde er, zunächst durch den Übertritt eines seiner Verwandten zum Orden der Dominikaner veranlaßt, im Jahre 1224 ebenfalls in diesen Orden einzutreten. Nicht lange nach seinem Übertritte wurde er schon zum Provinzial seines Ordens in Frankreich erwählt; doch legte er 1230 dieses Amt wieder nieder, wurde Licentiat der Theologie und hielt theologische Vorlesungen zu Paris. Seiner Thätigkeit verdankte sein Orden die Gründung mehrer namhafter Klöster, worauf ihm, als einem thätigen und gewandten Mann, in der Folge noch mehre bedeutende Ämter übertragen wurden. Er besaß ein großes Talent, seine Ansichten überall geltend zu machen, weshalb er auch nah und fern einen ziemlich bedeutenden Einfluß übte. Er war es, der 1238 in einer Versammlung der theologischen Facultät zu Paris bei Untersuchung der Frage: „Ob ein Kleriker mehr als ein geistliches Amt bekleiden dürfe?“ diese Frage zuerst am Bestimmtesten verneinte und seine Ansicht durch solche Gründe unterstützte, daß sie als allgemeiner Beschluß anerkannt wurde [2]). Bei seiner Anwesenheit zu Lüttich ums Jahr 1240 war er sehr thätig für die Einführung des Frohnleichnamsfestes [3]), wobei der Ruf seiner Gelehrsamkeit und Heiligkeit ihn sehr unterstützte. Zwar fruchtete seine eifrige Empfehlung desselben nicht länger, als er sich in jener Gegend aufhielt; doch konnte er es 1252 als päpstlicher Legat förmlich bestätigen [4]). Überhaupt wußten auch die Päpste seine Gewandtheit sehr wohl zu schätzen und zu benutzen. Innocenz IV. machte ihn (propter vitae et scientiae famam) schon 1244 zum Cardinale [5]), wofür er demselben auf der Kirchenversammlung zu Lyon im folgenden Jahre sehr wesentliche Dienste geleistet haben soll. Als Papst Alexander VI. sich genöthigt sah, das sogenannte ewige Evangelium [6]) einer apokalyptischen Partei unter den Franciskanern genauer prüfen zu lassen, weil es unter andern Ketzereien auch manche dem Ansehen des römischen Bischofes gefährliche Äußerungen enthielt, war Hugo ebenfalls unter den vier dazu bestimmten Cardinälen. Von einem Collegium, worin ein so eifriger Dominikaner saß, ließ sich das Resultat dieser Prüfung schon zum Voraus erwarten; auf den Antrag seiner Cardinäle verdammte der Papst bekanntlich dies Buch als gefährlich und verderblich, befahl auch, daß es sammt allen daraus gemachten Auszügen verbrannt würde. Hugo starb zu Civita Vecchia im J. 1262, von wo seine Gebeine nach Lyon gebracht worden sein sollen. Daher kommt es, daß er auch mehre Grabschriften hat. In einer derselben, welche sich auf einem alten Denkmale zu Civita Vecchia gefunden haben soll, wird er Praeco Dei, Doctor Fidei, Cytharista Mariae genannt [7]).

Bei einer so ausgedehnten Geschäftthätigkeit ist es zu verwundern, wie viele Zeit dieser Mann noch außerdem auf literarische Arbeiten verwandte. Soweit seine Einsichten reichten, hat er sich besonders viel mit der Bibel beschäftigt. Auf Befehl des Generals seines Ordens unternahm er um das Jahr 1236 eine nach hebräischen, griechischen und alten lateinischen Handschriften aus den Zeiten Karls des Großen angestellte Verbesserung der Bibelübersetzung, welche unter dem Titel: **Sacra Biblia recognita et emendata, id est a scriptorum vitiis expurgata additis ad marginem variis lectionibus codicum Ms. Hebraeorum, Graecorum et veterum Latinorum codicum aetate Caroli Magni scriptorum** in vier Foliobänden erschien. Das Werk fand im 13. Jahrh. so vielen Beifall, daß mehre geistliche Gesellschaften sich wenigstens die verschiednen Lesarten vom Rande derselben abschreiben ließen [8]). Daraus entstand in der Folge dann jenes berühmte Correctorium Bibliae Sorbonicum, welches auch in Abschriften vorhanden ist. Auch als Exeget hat Hugo von St. Caro sich durch einen großen Commentar über die heil. Schrift bekannt gemacht. Er lebte zu einer Zeit, wo man ohne mühsame, vorbereitende Anstrengung eines gründlichen Sprachstudiums, auch ohne weitre große Gelehrsamkeit durch Erforschung des geheimen, vierfachen Sinnes der Bibel sich überaus großen Ruhm erwerben, auch in den Augen der Menge Witz, Scharfsinn und tiefes religiöses Gefühl beurkunden konnte. Ein Werk, wie seine **Postillae in universa Biblia, juxta quadruplicem sensum: literalem, allegoricum, moralem et anagogicum** konnte daher in jener Zeit auf einen sehr großen, fast allgemeinen und ungetheilten, Beifall rechnen. Die Worte und Redensarten der lateinischen Übersetzung werden darin meistens nur ganz kurz erläutert, wobei er seine Vorgänger meistens sehr treu ausgeschrieben hat, desto weitläufiger sind aber seine Betrachtungen über den Sinn der einzelnen Stellen, die nicht selten zugleich allegorisch, mystisch und moralisch gedeutet werden. Bei den apostolischen Briefen fällt diese vielfache Deutung meistens weg; dafür werden aber manche subtile Untersuchungen über einzelne Stellen wie Röm. 11. 1 Kor. 13. 2 Petr. 3. angestellt, wobei die ältern Kirchenväter sehr fleißig benutzt werden. Bis zum 17. Jahrh. ist das Werk vielfach abgedruckt worden, welches noch jetzt erwähnt werden muß, als die in demselben von dem Verfasser angebrachte Capiteleintheilung der biblischen Schriften auch in unsre gewöhnliche Bibelausgaben übergegangen ist; allein den größten Ruhm erwarb sich Hugo durch eine bloße Handarbeit, durch seine biblische Concordanz: **Sacrorum Bibliorum Concordantiae**, welche in Handschriften auch sehr oft blos den Titel führt: **Concordantiae S. Jacobi**, von dem ersten Kloster der Dominikaner zu Paris, von welchem auch Hugo, weil er eine

2) *Bulaeus*, Historia Universitatis Paris. T. III. p. 164. 3) Histoire de l'institution de la Fête-Dieu, p. 93 sq. (Liège 1781). 4) Die Bestätigungsbulle findet sich in dem Anhange von Urkunden zu der Histoire de l'institution de la Fête-Dieu, p. 48. 5) *Bulaeus*, Historia Universitatis Paris. T. III. p. 197. 6) *Bulaeus* l. c. p. 292 sq. et 302. *Becardi*, Corpus histor. med. aevi. T. II. p. 849 sq. 7) *Bulaeus* l. c. p. 365.

8) Richard Simon in seinen Nouvelles observations sur le texte et les versions du Nouveau Testam. P. II. p. 128 sq. erwähnt dieses Werkes nicht nur, sondern führt auch mehre Stellen der Schriften des A. und N. T. mit den am Rande bemerkten Lesarten daraus an.

Zeit lang darin lebte, zuweilen Hugo de S. Jacobo genannt wird. Dies Werk von einer ganz neuen Einrichtung sollte den Gebrauch seiner verbesserten lateinischen Bibelübersetzung, nach welcher man bei der biblischen Auslegung doch einzig entschied, möglichst erleichtern. Zu dem Ende stellte er mit Hülfe einiger seiner Ordensgenossen alle Wörter jener Übersetzung nach alphabetischer Ordnung neben einander und zeigte bei jedem alle Stellen der Bibel an, wo es vorkomme, damit durch die Vergleichung derselben unter einander der richtige Sinn eines jeden leichter erkannt werden möchte. Um das Jahr 1250 suchten einige Dominikaner zu Paris: Johann von Derlington, Richard von Stavenesby und Hugo von Croyndon, geborne Engländer, das Werk des Cardinals noch zu vervollkommnen, indem sie die biblischen Stellen, welche in der Originalausgabe nur angezeigt waren, wörtlich hinzusetzten, damit man beim Gebrauche dieses Werkes nicht mehr genöthigt sei, die Bibel selbst immer erst nachzuschlagen. Nach dieser Verbesserung nannte man das Werk auch Concordantiae Anglicanae. Später wurde auch ein kürzerer Auszug aus diesem Werke veranstaltet; im 15. Jahrh. wurde das Ganze aber noch vermehrt durch eine Concordanz der in jenem Werk ausgelassenen unbeugsamen Partikeln. Bis zum 16. Jahrh. ist besonders das ältre Werk noch öfter wieder gedruckt; unter andern zu Nürnberg und zu Basel 1543 und 1551 in Fol. Hier noch ein Verzeichniß seiner übrigen Werke: Sermones super epistolas et evangelia de tempore. Cod. memb. Fol. Paris.; Commentarius in quatuor sententiarum libros. Cod. memb. fol. Biblioth. Cantuar.; Speculum ecclesiae (Lugd. 1554); Regula fratrum B. Mariae de Carmelo recognita et in usum ipsis commodiorem redacta, sicque ab Innocentio IV. confirmata. Processus in librum Evangelii aeterni (Paris. Cod. No. 1. p. 594); Diplomata tum de festo corporis Christi, tum de solemnitate B. Dominici celebrandis. Ap. *Chapeauvill.* T. II. p. 648. (D. *K. Meier.*)

27) Hugo von S. Victor, ist dadurch eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Entwicklungsgeschichte der mittelalterlichen Theologie, daß die beiden Hauptrichtungen derselben, Scholastik und Mystik, die sich bisher meist feindlich gegenübergestanden hatten, durch ihn in eine innige Gemeinschaft traten, die in der Folge beiden einen wesentlich neuen Charakter verlieh. Aber auch außerdem gehört er durch seine Individualität und seine Wissenschaft zu den interessantesten Erscheinungen des Mittelalters. Über Hugo's äußere Lebensumstände sind uns nur sehr unvollständige und zum Theil widersprechende Nachrichten überliefert worden. Sein Vaterland ist zweifelhaft. Nach Einigen war er zu Ypern in Flandern geboren, lebte aber von früher Jugend an außerhalb seines Vaterlandes. Wahrscheinlicher ist die andre Nachricht, daß er aus Nordteutschland (damals Sachsen genannt) gebürtig, dem Geschlechte der Grafen zu Blankenburg und Regenstein angehörig, im J. 1097 geboren wurde[1]). Gewiß ist wenigstens, daß er sehr frühzeitig dem Kloster zu Hamersleben bei Halberstadt, das von seinem Oheime, dem Bischofe zu Halberstadt, gegründet war, zum Unterricht übergeben wurde, daher ihm teutsche Bildung die erste geistige Nahrung gab, die, verbunden mit seinem muthmaßlichen teutschen Ursprung, auf seine nachmalige geistige Richtung nicht unwesentlichen Einfluß gehabt haben mag. Sein tiefes, vorherrschend auf das Innere gerichtetes Gemüth ergriff mit dem größten Eifer das Studium der Wissenschaften, dasselbe und seine klösterlichen Umgebungen veranlaßten ihn aber auch zugleich, sich ganz dem Klosterleben zu weihen, und sich, selbst wider den Willen seiner Ältern, als Novize aufnehmen zu lassen. Der Trieb nach höherer wissenschaftlicher Ausbildung bewog ihn in seinem 18. Jahre zu einer gelehrten Reise, die er, in Begleitung eines andern Oheims, eines Archidiakonus Hugo in Halberstadt, durch Flandern nach Marseille und von da nach Paris machte. Dort fand sich H. von der Lehranstalt für Theologen in dem Kloster zu St. Victor so sehr angezogen, daß er daselbst blieb und sich unter die regulären Kanoniker dieses Klosters aufnehmen ließ. Hier war es, wo er nicht allein seine ganze theologische Bildung vollendete, sondern wo er auch, bis zu seinem Ende, als Lehrer, den Schauplatz seiner stillen, aber fruchtreichen, Wirksamkeit fand. Ohne höhere kirchliche Ämter und Ehren zu erreichen, nur dem Lehramte, seinen zahlreichen Schriften und frommer Betrachtung alle seine Thätigkeit weihend, blieb er fast unberührt von dem äußern Leben und starb frühzeitig im J. 1141 in dem Alter von 44 Jahren[2]).

Die Lehranstalt zu St. Victor war erst kürzlich durch Wilhelm von Champeaux gestiftet worden (im J. 1108), hatte aber bereits eine hohe Bedeutung für die theologische Bildung der Zeit gewonnen. Wilhelm von Champeaux, im Kampfe mit seinem ehemaligen Schüler, Abälard, auf dem Gebiete der scholastischen Dialektik besiegt, ward dadurch veranlaßt, sich aus der leeren Scholastik auf eine gehaltvollere und praktischere Behandlung der Theologie zurückzuziehen[3]). Er gründete in diesem Sinne die Lehranstalt zu St. Victor, worin eine gründlichere, historisch gelehrte, und religiös-praktische Richtung, im Gegensatze gegen die einseitige dialektisch-scholastische Richtung, vorherrschend ward, die durch die mit dem Unterrichte verbundne Einführung einer strengern Regel des kanonischen Lebens unterstützt wurde. Die Tendenz dieser Anstalt entsprach in dem Maße dem Bedürfnisse der Zeit, daß sie in kurzer Zeit als ein Gegengewicht gegen die alles religiöse Leben verdorrende und alle materielle Wissenschaft unterdrückende Scholastik, den ausgebreitetsten Einfluß auf den ganzen Geist der damaligen Theologie, vorzüglich auf die Bildung praktischer Theologen, ausübte.

Hugo mußte seiner ganzen geistigen Eigenthümlich-

1) *Mabillon*, Vet. Anal. T. I. p. 133, nov. ed. *Leibnitz.* praefat. ad Chron. *Alberici* Monachi, T. II. Accession. Historic. p. 4 sq. 2) Über sein Leben im Allgemeinen: Hist. litt. de la France. T. XII. p. 1 sq. 3) Vergl. über ihn Schlosser, Vincent von Beauvais. 2 Thle. (Frankf. a. M. 1819).

nach durch den Geist der Schule zu St. Victor die
le Befriedigung finden; aber zugleich mußte sein
r und vielseitig gebildeter Geist, nachdem er erst
) diese Schule zur Reife geführt war, die bisher
in den allgemeinsten Zügen bestimmte Richtung der-
n zu einer bestimmten wissenschaftlichen Form ent-
ln, die als eine bleibende theologische Ansicht sich
: Zeit erhielt und dadurch das Ansehen und die Wirk-
eit der Schule zu St. Victor noch bedeutend erhöhete.
o, von zartem und schwächlichem Körper (sodaß er
die zu jener Zeit üblichen Selbstgeißelungen nicht
rtragen vermochte), war, so scheint es, schon dadurch
ein vorherrschendes innerliches Leben gewiesen, und
e dagegen eine gewisse Schwäche in dem thätigen
ı nach Außen hin. Hingegen war ihm in dieser
lichen Richtung schon als Naturanlage eine hohe
t, eine Fülle und ein Ebenmaß zwischen den ver-
nen geistigen Elementen verliehen, die ihn zu einem
en Reichthum, Originalität, Vielseitigkeit und Har-
ie sich entwickeln ließen. Wenn er daher auch durch
seine Eigenthümlichkeit von allem weltlichen und
rlich wirksamen Leben abgelenkt und zu dem davon
schlossenen Mönchsleben, sowie zu dem Stillleben der
iösen Betrachtung und der Wissenschaft hingetrieben
de, so blieb er dagegen in diesem Gebiete vor Ein-
keiten größtentheils bewahrt, sodaß er hier die Rolle
Vermittlung und Ausgleichung zwischen den entge-
ehenden Richtungen des religiösen Lebens und der
enschaft seiner Zeit als die ihm eigenthümliche mit
m Glück übernahm, und darin hauptsächlich seine we-
iche Bedeutung fand. So sehr sich auch Hugo in
r ganzen theologischen Ansicht in vieler Hinsicht über
Zeit erhob, so klar er auch die wahren Quellen
r irrigen Bestrebungen einsah, so hinderte ihn doch
Mangel an energischer Thatkraft, sich entschieden von
Bestehenden loszureißen und mit Entschlossenheit
Kampf für das Bessere, das er erkannt hatte, zu
rnehmen, sondern sein innerlich still wirkender Geist
te sich an das Gegebene anschließen, hier durch Mil-
ng und Versöhnung sein Inneres geltend machend.
klarem, scharfem Verstand ebenso ausgezeichnet wie
iefem, lebendigem Gefühle, konnte die speculativ-wis-
haftliche mit der contemplativ-mystischen Geistesrich-
, die beide einen hohen Grad der Entwicklung in
erreichten, doch im glücklichen Gleichgewicht in ihm
hen; und so ward er der Gründer jener Vereinigung
bisher feindselig gegen einander gestandnen hervorste-
dsten Geistesrichtungen jener Zeit, der Scholastik und
Mystik. Daher sagt Schlosser (Vincent von Beau-
, 2. Th., S. 38) treffend von Hugo: „Im Allge-
en kann man bemerken, daß er bei dem Philosophi-
ı stets das hervorhebt, was zum Contemplativen füh-
kann, und bei dem Mystischen das vermeidet, was
abgeschmackt dem Verstande widerstrebt." Hugo konnte
seiner Eigenthümlichkeit nach, ebenso wenig mit
alle Wissenschaft anfeindenden Mystik eines Bernhard
Clairvaux, oder mit einer bis zum Unsinne gesteiger-
mystischen Überspannung mancher Schwärmer, wie
einer Hildegard von Bingen, als mit der sich selbst über-
steigenden und das innerste Gefühl ertödtenden einseitigen
Scholastik eines Abälard u. A. befreunden; aber gleich
unfähig, sich thatkräftig beiden entgegenzusetzen, als den
tiefern Grund ihrer Einseitigkeit in der Organisation des
menschlichen Geistes zu entdecken (denn dazu war diese
von aller philosophischen Kritik entblößte Zeit überhaupt
noch lange nicht reif), konnte er nur durch eine äußere
Vereinigung das tiefgefühlte Bedürfniß befriedigen, bei-
den Elementen ihre Stelle in dem menschlichen Geistes-
leben anzuweisen. Beide sollten sich in dem Streben
nach dem Einen Ziele der Befestigung des Glaubens ge-
genseitig ergänzen und mäßigen. Das mystische Gefühl
sollte da in Thätigkeit treten, wo der scholastische Ver-
stand nicht mehr ausreichte, und dieser sollte wiederum
die mystischen Anschauungen verständig prüfen und ver-
stehen, sowie das mystische Gefühl den Verstand von den
leeren oder irreligiösen Spitzfindigkeiten zurückhalten sollte.
Die Mystik bildete so eine höhere Sphäre des religiösen
Lebens, und das Verhältniß der Scholastik zu ihr war
eigentlich ein untergeordnetes, nur daß jene durch diese
zugleich in den Grenzen der Mäßigung gehalten wurde;
und dies war Alles, was für jene Zeit erreicht werden
konnte. Mit gleichem Glücke gelang es ihm, auch zwi-
schen andern Gegensätzen seiner Zeit den rechten Vermit-
telungspunkt hervorzuheben. Hugo, obgleich selbst dem
thätigen Leben entfremdet, verkannte darum doch in sei-
nem Innern nicht die Bedeutung des praktischen Elements
im Verhältnisse zu dem speculativ-contemplativen, und
ein hoher sittlicher Ernst spricht sich durchgängig als ein
wesentlicher Charakterzug in seinen Schriften aus, so-
daß er oft alle Scholastik und Mystik auf das Sittliche
hinausführte, und damit für beide einen neuen Vermit-
telungspunkt fand. Aber zugleich bot dies sittliche Ele-
ment seines Charakters eine Vermittelung für einen an-
dern Gegensatz in der Theologie seiner Zeit dar, der zwi-
schen einer einseitig-praktischen Richtung, der sogenann-
ten biblischen Theologen, und der einseitig wissenschaft-
lichen der Scholastiker bestand. Hugo wußte recht wohl
den Werth jener populär-praktischen Theologie zu schä-
tzen, die, fern von aller scholastischen Grübelei und my-
stischen Überspannung, nur das unmittelbar der Er-
bauung und Besserung Dienende hervorhob; ja er selbst
schrieb nicht allein einige Schriften in diesem populär-
praktischen Sinne, sondern auch seine wissenschaftlichen
Darstellungen enthalten immer die fruchtbarsten prakti-
schen Andeutungen. Vorzüglich aber erkannte er mit
jenen Praktikern die hohe Bedeutung der Bibel für die
unmittelbaren Bedürfnisse des Herzens an, er ermahnte
dringend zum Studium der Bibel, schrieb mehre Anwei-
sungen dazu und zahlreiche Commentare über mehre Theile
derselben, bediente sich derselben sehr häufig in seinen
scholastischen und mystischen Schriften, und suchte die
Schrifterklärung mehr auf das Praktische, Bessernde hin-
zulenken und von der spitzfindigen allegorischen Erklä-
rungsweise zu befreien; obgleich er freilich in Übereinstim-
mung mit seiner Zeit einen historischen, allegorischen und tro-
pologischen Sinn der heil. Schrift neben einander annahm,

und die Norm der Kirchenlehre bei der Auslegung anerkannte. Wenn nun aber diese biblisch-praktische Theologie zum Theil in eine einseitige positive Ansicht überging, und von da aus, mit einem blinden Hasse gegen alle freie Wissenschaft in der Ansammlung der kirchlichen Überlieferung und der Autoritäten der Kirchenväter das Wesen der Theologie allein suchen wollte, und mit verketzerndem Eifer jeden Fortschritt der Lehre abwies, so sträubte sich dagegen Hugo's freier Geist und wissenschaftlicher Sinn, und wußte auch hier den vermittelnden Standpunkt zwischen den Extremen zu finden. Die weltliche Wissenschaft, die Kenntniß classischer Literatur und heidnischer Philosophie, die jenen positiven Theologen als an sich verderblich galt für christliche Lehre, hielt zwar auch er für unfähig der Erkenntniß des Göttlichen, aber er gestattete ihr einen hohen Werth als Vorbereitung und Hülfsmittel zu der ihr übergeordneten Theologie. Er hatte von den heidnischen Philosophen, besonders von Aristoteles und Plato, eine, nach damaligem Stande der Wissenschaft nicht geringe Kenntniß, d. h. er kannte einzelne ihrer Schriften aus abgeleiteten Quellen der Kirchenväter, und benutzte ihre Philosopheme zu seinen Speculationen, hatte sogar einige damals höchst seltne Kenntniß der griechischen Sprache, hatte die Römer zum Theil selbst gelesen, und schätzte im Allgemeinen heidnische Wissenschaft und Tugend. Die weltliche Wissenschaft nach ihrem damaligen Begriff aber, wie sie früher in dem sogenannten trivium (Grammatik, Rhetorik und Dialektik) und quadrivium (Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie) dargestellt und überliefert war, hatte er sich in einem hohen Grade zu eigen gemacht, und legte davon ein vollgültiges Zeugniß ab durch eine für jene Zeit ausgezeichnete Darstellung derselben in seinem berühmten didascalion oder eruditio didascalica, die von den Zeitgenossen und zunächstfolgenden Zeiten sehr hoch geschätzt und vielfach gebraucht wurde, daher sie ihrem Verfasser den Ehrennamen didascalus brachte, und weswegen der gelehrte und fromme Vincent von Beauvais dieselbe beinahe ganz in sein Werk von der Erziehung der Prinzen aufnahm. Daß nun aber mit dieser Kenntniß und Hochschätzung der weltlichen Wissenschaften bei Hugo der positive Grund der Theologie ganz und gar nicht erschüttert wurde, daß er der durch Kirche und Kirchenväter überlieferten Autorität im Glauben ein großes Gewicht einräumte, und sich darin mit dem Positiven befreundete, dies war ganz seiner milden, sich gern anschließenden Denkart angemessen. Hugo hatte nie die Absicht, die Kirchenlehre selbst anzugreifen, und setzte die Autorität der Kirchenväter und der kirchlichen Beschlüsse beinahe der der heiligen Schrift gleich, indem er sie beide göttlich nannte, beide als Bestandtheile des N. T. betrachtete, denen unbedingte Unterwerfung vor aller Prüfung gebühre. Wenn er bei dieser Ansicht sich dennoch innerlich von sklavischer Unterwerfung frei erhielt, so geschah dies mehr nach einem unbewußten Instincte, der ihn manche Dogmen unwillkürlich umgestalten ließ. Unter den Kirchenvätern standen ihm keine näher als Augustinus und Gregorius; dem erstern schloß er sich in seiner Lehre so sichtbar an, daß er der alter Augustinus genannt wurde. Wie er aber den Zwiespalt zwischen kirchlicher Autorität und freier Wissenschaft auch in seiner tiefern Wurzel als Streit zwischen Supernaturalismus und Rationalismus, der, obgleich in engern Schranken, doch auch damals schon existirte, wiederum seinem vermittelnden Charakter getreu auffaßte, dies kann nur im Zusammenhange mit seinen besondern Lehrmeinungen bestimmter entwickelt werden.

Diese bisher dargestellte allgemeine Eigenthümlichkeit Hugo's prägte sich auf folgende Weise bestimmter in seinen Lehren aus. Drei Grundelemente sind es, aus denen die Theologie des Mittelalters im Allgemeinen zusammengesetzt war, das rein kirchlich-supernaturalistische des Glaubens, das scholastisch-rationale des Wissens und das mystische des Schauens. Die verschiednen Verhältnisse, in welche diese drei Elemente zu einander gestellt wurden, bildeten die verschiednen theologischen Parteien jener Zeit. Das einseitig hervorgehobene Element des Glaubens bildete die Partei der Positiven; wurde damit das Element des Wissens verbunden, so entstand die Scholastik, die sich wieder bald mehr supernaturalistisch auf die Seite des Glaubens, bald mehr rationalistisch auf die des Wissens hinneigte. Trat ferner das mystische Element des Schauens einseitig hervor, so entstanden entweder, sofern das Element des Glaubens in dem Schauen aufgelöst werden sollte, ketzerische Mystiker, oder, sofern das Element des Wissens ausgeschlossen wurde, schwärmerisch-praktische Mystiker. Das Ziel der gesunden Entwicklung der mittelalterlichen Theologie war nicht der Sieg des Einen dieser Elemente mit Unterwerfung der andern, sondern einer harmonischen Durchdringung aller zu Einem Ganzen. Darauf hatte schon längst die Scholastik hingearbeitet in Hinsicht der Elemente des Glaubens und des Wissens, und man konnte in dieser Richtung das Ziel der gegenseitigen Durchdringung bereits seit Anselm als erreicht betrachten; wogegen das Element der Mystik noch unvereinigt im Widerspruche mit der Scholastik da stand, wie dies besonders in Bernhards von Clairvaux und Abälards Kampfe sichtbar wird; wogegen die Mystik mit dem kirchlichen Elemente des Glaubens, einige schwärmerische Ketzer ausgenommen, von Anfang an im Einklange gestanden hatte. Die Auflösung aber des letzten Widerspruchs zwischen Wissen und Schauen, oder Scholastik und Mystik, wurde durch Hugo zuerst begonnen. Doch fand er auch dafür schon Keime genug in dem vorhandnen Standpunkte der Theologie. Denn schon früher hatte man diese drei Elemente in ein Verhältniß der Unterordnung gebracht, sodaß sie nur als stufenweise Fortschritte des religiösen Bewußtseins zu seinem höchsten Gipfel in dem mystischen Schauen erschienen. Hugo war es, der dieses Verhältniß klar aussprach und dasselbe zur Grundlage seiner ganzen Lehre machte, die es auch in der Folge für alle diejenigen Lehren blieb, die Scholastik mit Mystik verbanden. Der Anfang und die Grundlage alles religiösen Bewußtseins ist hiernach der Glaube. Im Glauben spricht sich die in der Kirche von Allen auf gleiche Weise anerkannte Form

ligion aus. Es versteht sich, daß dabei nicht von freien Vernunftglauben die Rede war, sondern daß dieser Glaube allein auf die Autorität einer göttlichen barung gründet, und sich daher rein als Supernaismus darstellt, und zwar, da die allgemeine Kirhre die Norm für die göttliche Offenbarung abgibt, in kirchlicher Supernaturalismus. Über den Glaurhebt sich das religiöse Bewußtsein auf die zweite e des Wissens. Dieses erhebt sich erstlich über das Kirchliche, indem es die Gegenstände des Glaubens allein als Vorschrift der Kirche durch Autorität annt, sondern diese auch auf die allgemeinen Gesetze nenschlichen Erkenntniß überhaupt zurückzuführen sucht; erhebt sich zweitens über den bloßen Supernaturais, indem es die Vernunft auf den Glauben anwenund diesen als einen vernünftigen zu begreifen strebt, aber doch drittens nicht vollkommen zu dem Standte des Rationalismus gelangen, sondern bleibt auf halbem Wege bei dem rationalen Supernaturais stehen, weil es mit seiner ganzen Thätigkeit iman den Grund jener kirchlich-supernaturalistischen rität und an die Grenzen der allgemeinen kirchliForm des Glaubens gebunden ist. Dies ist der ndpunkt des Wissens, der sich in der Scholastik aust. Über Glauben und Wissen erhebt sich endlich das uen, als die höchste Vollendung des religiösen Beseins, als Mystik. So lassen sich diese drei Standte bezeichnen als die der Kirche, der Scholastik und Mystik, und wir haben den der Kirche als reinen ernaturalismus, den der Scholastik als rationalen ernaturalismus erkannt, die Mystik aber sucht beide die höhere Vollendung in sich aufzulösen, indem die anschauliche Erkenntniß des Göttlichen das blos rliche Annehmen göttlicher Wahrheit im Glauben in innerliche Erfahrung verwandelt und die Mittelbarund Beschränktheit des Wissens in unmittelbares und ndetes Schauen verwandelt wird.

Dies war die Grundansicht aller Scholastiko-Mystiund Hugo war es, der diese zuerst ausbildete. Eipsychologischen Grund erhielt diese Ansicht durch seine von dem dreifachen Auge des Geistes, d. h. der rchen unmittelbaren Erkenntnißweise des Menschen, nden mit den kirchlichen Lehren von der Sünde und Gnade[4]). Ursprünglich, lehrt Hugo, hatte der menschGeist ein dreifaches Auge, das Auge des Fleisches, Erkenntniß des Äußern, der Welt, das Auge der Ver, zur Erkenntniß des Innern, des Geistigen, das der Anschauung, zur Erkenntniß Gottes und der chen Dinge[5]). Durch die Sünde aber ward das der Anschauung ganz vernichtet, das der Vernunft nkelt und nur das des Fleisches blieb unverletzt. Daher vermag der Mensch wol sinnliche Gegenstände vollkommen deutlich zu erkennen; er ist auch fähig, unvollkommen sein Inneres, wozu auch seine natürlichen Pflichten gehören, zu erkennen, zur Erkenntniß des Göttlichen hingegen ist ihm die natürliche Fähigkeit durch Vertilgung des Auges der Anschauung gänzlich geraubt. Die natürliche Vernunft kann sich nur eine mittelbare, dunkle Erkenntniß des Göttlichen erwerben durch Schlüsse aus den Gegenständen des Innern (denn durch die Anschauung ist nur die unmittelbare Gotteserkenntniß verschlossen), und nur so weit reicht also die weltliche Wissenschaft oder die Philosophie. Hieraus leitet Hugo zunächst die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung ab, und gründet so alle wahre Gotteserkenntniß auf den Glauben. Der Glaube wird somit als nothwendige Grundlage der Theologie im Unterschiede der Philosophie festgestellt. Mit dem Elemente des Glaubens wird dann auf gewöhnliche scholastische Weise das Element des Wissens verbunden, und aus dem durch unterstützende Gnade erleuchteten Auge der Vernunft abgeleitet. Endlich das mystische Element des Schauens konnte er, bei der vorausgesetzten Vernichtung des Auges des Schauens, ebenfalls nur retten durch die göttliche Gnade, welche dasselbe denen, die den Geist Gottes in sich haben, oder die allem Fleischlichen entsagt haben, schon auf Erden zum Theil wieder öffnet.

Aus dieser allgemeinen, theils psychologischen, theils kirchlichen, Grundlage der ganzen Lehre ergibt sich zuerst die nähere Bestimmung des Verhältnisses zwischen Vernunft und Offenbarung. Hugo's selbstthätiger Geist konnte zwar nicht bei der blos positiven Theologie stehen bleiben, und mußte sich demnach der im Scholasticismus sich geltend machenden rationalen Richtung hingeben; allein innerhalb des Scholasticismus selbst hielt er sich mehr auf der supernaturalistischen Seite. Wenn daher ein Theil der Scholastiker den Glauben vor das Wissen stellte (*Anselmus* credo ut intelligam), ein andrer Theil das Wissen oder vernünftige Prüfung vor dem Glauben verlangten (wie Abälard), so entschied sich Hugo bestimmt für die erstre Ansicht, worin er auch seinen Augustin als Autorität hatte. Dies sprach er ausdrücklich durch den Grundsatz aus: „Daß Alles, was durch deutliche Zeugnisse der göttlichen Schriften, d. h. derjenigen, die in der Kirche für kanonisch gelten, bestätigt wird, unbedingt muß geglaubt werden (sine ulla dubitatione credendum est. Cfr. De sacram. L. II. P. XVIII, c. 17), sowie er auch durchgängig mit dem übermüthigen Verstande der Scholastik eines Abälard in entschiedner Opposition stand. Dagegen eröffnete er der Mitwirkung der Vernunft für die Entwicklung der Gotteserkenntniß die freieste Bahn, indem er diese als den göttlichen Logos betrachtete, welche in gewissem Grade Theil habe an dem Lichte der göttlichen Offenbarung, und somit in Übereinstimmung stehen müsse mit der im Glauben geoffenbarten göttlichen Wahrheit. Wenn aber aus diesem Grundsatze der unbeschränkteste rationalistische Gebrauch von der Vernunft gemacht werden konnte, so setzte er dagegen die bestimmten Schranken fest durch die erwähnte psychologisch-

[4]) De sacram. L. I. P. X. c. 2. cf. P. VI. c. 13, 14, 15.
[5]) Wir finden in der Bestimmung dieses dreifachen Auges die schon Bernhard von Cl. vorkommende Unterscheidung zwischen disiver, ästimativer und contemplativer Betrachtung wieder, nd diese Betrachtungsweisen nicht in dasselbe Verhältniß gewie bei Hugo. Vergl. Schmid, Der Mystic. d. Mittel- S. 195.

kirchliche Theorie von dem dreifachen Auge, nach welcher jedoch keineswegs, im Widerspruche mit der soeben erwähnten Göttlichkeit der Vernunft, alle vernünftige Gotteserkenntniß geleugnet wird, sondern nur die unmittelbare der Anschauung, wogegen eine mittelbare und unvollkommene durch Reflexion, Schlüsse und Beweise aus der unmittelbar erkennbaren Außen- und Innenwelt anerkannt wird. Darüber erklärt er sich durch folgende Lehre genauer. Er unterscheidet eine blos natürliche Vernunft von einer durch göttliche Gnade unterstützten, oder durch Glauben erleuchteten Vernunft. Die natürliche Vernunft ist ihm durchaus unfähig, Gott zu erkennen; denn über die der natürlichen Vernunft nach jener Theorie einzig erreichbaren Gegenstände, nämlich Körper und Geist oder Äußeres und Inneres, ist Gott so weit erhaben, daß sein Wesen für dieselbe ganz verhüllt bleiben muß, und auch sein Dasein nur im Glauben anerkannt werden kann. „Das Wesen Gottes ist für menschliche Vernunft ganz unbenkbar; denn Alles, was wir denken, muß im Verhältnisse zu etwas Anderm gedacht werden; ohne ein solches Verhältniß läßt sich nichts denken. Wie also soll man Gott denken, der über jedes Verhältniß erhaben ist? Selbst keine Ähnlichkeit mit Gott läßt sich in denjenigen Gegenständen finden, die für die Vernunft erkennbar sind; denn Gott ist über alles Sichtbare und Denkbare unendlich erhaben. Welche Ähnlichkeit wäre es, wenn jemand den Geist begreifen wollte, und er zeigte einen Körper vor; und doch ist Gott vielmehr von dem Geiste verschieden, als der Geist von dem Körper; denn alles Geschaffene ist weniger von einander verschieden, als der Schöpfer von dem, was er geschaffen hat. Es läßt sich also gar nicht begreifen, was Gott sei, und nur glauben, daß Gott sei" (**De sacr. L. I. P. X. c. 2**). In dieser Ansicht, worin wir eine treffende Darstellung des reflectirenden Verstandes in unserm neuern Sinne wiederfinden, liegen bedeutsame Keime zu richtiger Unterscheidung zwischen Wissen und Glauben, der Unbegreiflichkeit der Ideen im Sinne des neuern transcendentalen Idealismus. Statt aber darüber hinaus nur die symbolisch-ästhetische Ansicht der Ahnung zu stellen, kehrt Hugo zu dem Supernaturalismus zurück. Aus der Erhabenheit Gottes über alles Geschaffne folgert er, daß er nur soweit erkannt werden könne, als er sich selbst geoffenbart hat. Und hier schlägt er einen neuen Vermittlungsweg ein, um die Vernunft nicht ganz aus der Glaubenslehre zu verdrängen (über diese ganze Lehre vergl. **De sacram. L. I. P. III.**). Gott nämlich hat sich auf eine doppelte Weise geoffenbart, durch die Vernunft und durch unmittelbare Offenbarung. Die Vernunft findet Gott ferner theils in sich selbst, theils in der Außenwelt in den Werken der Schöpfung und Regierung. Die unmittelbare Offenbarung erfolgt theils innerlich durch Inspiration, theils äußerlich durch Belehrung und Bestätigung durch Wunder. Dieser durch göttliche Gnade unterstützten Vernunft nun wird ein weit größerer Umfang ihrer Thätigkeit für die Gotteserkenntniß gegeben; denn Hugo versucht jetzt selbst aus der Vernunft die Eigenschaften Gottes, und selbst die Dreieinigkeit zu beweisen, obgleich er dabei bemerkt, daß die Vernunft Gott nur im Abbild oder durch den Spiegel, also dunkel und mittelbar erkenne, und daß sie den geoffenbarten Glauben voraussetzen müsse und den Inhalt desselben nur einigermaßen erklären könne. Auf diese Lehre von der Offenbarung gründet Hugo eine zweite Theorie von der menschlichen Erkenntniß. Alle Dinge, sagt er, von denen dem menschlichen Geist überhaupt eine Vorstellung möglich ist, sind entweder aus der Vernunft, oder der Vernunft gemäß, oder über die Vernunft, oder wider die Vernunft. Wahrheiten, die aus der Vernunft nothwendig hervorgehen, aus ihr allein abgeleitet werden können, gehören dem Wissen oder der natürlichen Erkenntniß, und sind also nicht Inhalt des Glaubens; was dagegen die Grenzen der Vernunft zwar überschreitet, aber doch in Übereinstimmung *mit ihr* steht, das ist Gegenstand des Glaubens. Allein er verwahrt sich zugleich gegen die Schwärmereien eines blinden Glaubens; denn was im Widerspruche mit der Vernunft steht, das kann weder im Wissen noch im Glauben als Überzeugung angenommen werden. Dem Glauben also gehört nur, was der Vernunft gemäß ist, aber doch über ihre Begriffe hinausliegt. Bei dem erstern kann der Glaube durch Vernunft noch unterstützt werden, bei dem letztern ruht der Glaube unmittelbar und unabhängig von der Vernunft auf dem Wunderbaren. Zu dem Vernunftgemäßen zählte er die Lehre von Gottes Dasein und Eigenschaften, ja selbst eine gewisse Ansicht von der Dreieinigkeit, also dasjenige, was man auch als Inhalt einer natürlichen Religionslehre betrachtet; zu dem Übervernünftigen rechnete er die rein positiven Lehren von der Dreieinigkeit, Person Christi, Erlösung (**De sacramentis, c. 30**). Mit diesen Grenzen der Vernunft ist der Standpunkt der Scholastik bezeichnet. Darüber aber erhebt sich, auf dem Vermögen der Anschauung, die Mystik. Anschauung[6]), **contemplatio**, ist die Thätigkeit, Intelligenz, **intelligentia** oder **intellectus**, das Geistesvermögen, woraus die Thätigkeit entspringt, das Intellectibele, **intellectibile**, ist der dieser Thätigkeit eigenthümliche Gegenstand, welcher von dem Intelligibeln, **intelligibile**, dem Gegenstande des endlichen Verstandes, der **ratio**, zu unterscheiden ist. Hugo gebraucht das Wort **intelligentia** und **intellectus** bisweilen in einem weitern Sinne, wonach es das ganze höhere vernünftige Wesen des Menschen, verbunden mit der Empfänglichkeit für übernatürliche Eindrücke und Verbindung mit Gott in sich begreift, im Gegensatze gegen die niedern, sinnlich bedingten Geistesthätigkeiten, wozu im Erkennen das Gedächtniß, die Einbildungskraft und die Verstandesthätigkeit oder das Intelligible gehört. Hier gehört also auch die **ratio** (worunter er meistens unsern Verstand denkt), mit dazu. Im engern Sinne hingegen bedeutet die **intelligentia** nur die von aller sinnlichen Beschränkung unabhängige rein geistige Thätigkeit, die über die Vernunft (oder eigentlich den Verstand) hinausgeht, und hier ist dann das Intelligible der an die Sinnlichkeit ge-

6) Vergl. über diese psychol. Bestimmungen vorzüglich **Didascalion. L. II. c. 4, 5, 6.**

e Geist. So erscheint als die wahre Rangordnung
ienschlichen Erkenntnißvermögen: Sinn, Vernunft
), Intelligenz. Darin finden wir die obige Theo-
s dreifachen Auges wieder. Diesen drei gradweise
ednen Grundvermögen aber entsprechen die drei Be-
ungsweisen des Vorstellens (cogitatio), Nachdenkens
tatio) und Anschauens (contemplatio). In diesen
lelt Hugo am bestimmtesten die Eigenthümlichkeit
ystischen Schauens im Verhältnisse zu den niedern
ntnißthätigkeiten (vergl. dafür **Comm. in Psalmos,
3, c. fol. 54. c. 1. 2. ed. Paris. 1526**). Er
sie drei **animae rationalis** *visiones*. „Die co-
o entsteht, wenn der Geist durch die Vorstellung
legenstandes vorübergehend angeregt wird, indem
egenstand selbst durch sein Bild dem Geiste plötzlich
wärtig wird, sei es, daß es durch den Sinn ein-
oder aus dem Gedächtnisse hervortritt.“ Es er-
ch daraus, daß man cogitatio nicht durch Den-
versetzen darf, sondern es ist ganz unser sinnliches
llen, das entweder der sinnlichen Anschauung oder
nlichen Reproduction der Einbildungskraft gehört,
nn auch Richard, Hugo's getreuster Schüler, die-
gradezu dem Sinn und der Einbildungskraft zu-
t. Die meditatio dagegen entspricht ganz unserm
n als willkürlicher Reflexion. Sie ist nach Hugo
nhaltende und forschende Wiederholung (**assidua
rax retractatio**) des Vorstellens, welche das Dunkle
lären, das Verborgne zu durchdringen strebt. „Die
uung ist ein klares und freies unmittelbares Sehen
eistes (**animi contuitus**), das sich auf die Gegen-
schrankenlos ausbreitet (**in res perspiciendas us-
aque diffusus**). Das Nachdenken unterscheidet
durch von der Anschauung, daß sich das erstre im-
uf Dinge bezieht, die unsrer Einsicht verborgen
das letztre auf Dinge, die ihrer Natur oder un-
higkeit nach uns offenbar sind. Nachdenken ist also
uchen nach der Wahrheit, die noch unbekannt ist,
uung ist jene Lebendigkeit der Intelligenz, welche
ffen vor sich hat und im unverhüllten Licht ergreift;
also, was das Nachdenken sucht, die Anschauung
“ Die Anschauung selbst aber nimmt Hugo wie-
n einem doppelten gradweise verschiednen Sinne.
erste Grad derselben, die Speculation, für die An-
', besteht in der unmittelbaren und vollendeten An-
ng der Welt, des Endlichen; der andre Grad, die
nplation im engern Sinn, ist für die Vollkomm-
und ist die unmittelbare Anschauung Gottes, des
n. Ihr Verhältniß zu dem Nachdenken ist dieses:
achdenken wird die zu frommem Sinn erregte Seele
sinnliche Leidenschaften getrübt; in der Speculation
die Neuheit der ungewohnten Anschauung zur Be-
rung; in der Contemplation versetzt der Genuß der
rbaren Lieblichkeit die ganze Seele in Freude und
efühl. Das Nachdenken also hat Sorge, die Spe-
n Bewunderung, die Contemplation süßen Genuß.“
Contemplation also ist das eigentliche mystische Or-
ugo's, wodurch er das Ziel der mystischen Einheit
t. Die Speculation dient mehr zur Vorbereitung
auf das mystische Ziel, die Meditation dagegen steht noch ganz auf der niedern Stufe der Scholastik. Neben dieser psychologischen Begründung der Mystik von der theoretischen Seite her entwickelte sie Hugo auch von der praktischen Seite her, und stellte hier als den psychologischen Grund die Liebe hin. Obgleich Hugo in der Ausführung seines Mysticismus selbst dieses praktische Moment keineswegs gegen das theoretische in den Schatten stellt, so entwickelt er doch das psychologische Wesen dieser Seite weniger genau als das der andern. Von dem Wesen der Liebe spricht er meistens mehr ascetisch als theoretisch. In dieser Weise commentirt er mit großer Begeisterung eine Beschreibung der Liebe in Dionysius' Areopagita himmlischer Hierarchie, wo sie ein „unaufhörlich Bewegliches nach dem Göttlichen, ein Unermüdliches, Heißes, Scharfes, Überwallendes“ genannt wird. Der wesentliche Begriff von der Liebe ist ihm jener mystische Gedanke von der auf Selbstentäußerung gegründeten unmittelbaren Richtung des Herzens auf Gott. Wenn der Mensch allem irdischen, menschlichen Begehren gänzlich entsagt, so soll ihm die reine Liebe zu Gott allein übrig bleiben, durch welche er sich zu unmittelbarer Gemeinschaft mit Gott zu erheben vermag. Hugo aber mäßigt diesen Begriff der reinen Gottesliebe, der von manchen andern Mystikern bis zu völliger Aufgebung des eignen Ichs und gänzlicher Verschmelzung des Ichs in Gott ausgedehnt wurde, dadurch, daß er die Selbstliebe nicht durch die Gottesliebe vernichten, sondern nur durchdringen und verklären lassen will, indem grade die echte Selbstliebe, als Streben nach Seligkeit, zur Einheit mit Gott treibe, eine Liebe ohne Streben nach Vereinigung aber ganz nichtig, ohne vernünftiges Ziel sein würde (vergl. **Annott. in Dionys. Areop. de coelesti Hierarchia, fol. 368 sq.**).

Dies sind die Hauptmomente der psychologischen Grundlage, worauf das ganze Lehrsystem Hugo's ruht. Die systematische Ausbildung der dogmatischen und moralischen Lehre verdankte Hugo's Einflusse sehr viel. Denn obgleich Hugo, seinem milden Charakter nach, eine entschiedne Umgestaltung der theologischen Lehre nicht auszuführen vermochte, sondern dem wesentlichen Gehalte nach sich an seine Zeit anschloß, so bildete sich dennoch, seiner ursprünglich selbständigen und lebendigen Individualität nach, unwillkürlich fast jede Lehre im Einzelnen eigenthümlich vor seiner Behandlung, und er übte so, meist unbewußt und eigentlich im Widerspruche mit seinen Grundsätzen in Rücksicht der kirchlichen Autorität eine ziemlich freie Kritik der Kirchenlehre aus. Auf diese Weise ließ ihn sein gesundes Gefühl nicht allein bei fast jeder einzelnen Lehre, durch Milderung, Mäßigung und Anregung das Bessere treffend andeuten, sondern seine natürliche Umsicht und Vielseitigkeit machte ihn auch zur klaren systematischen Anordnung des Gegebenen besonders geeignet. So zeigt sich bei Hugo, nach Anselm und Abälard, wieder die erste eigenthümliche Entwicklung der theologischen Lehre im Ganzen, die, da er grade in der Zeit der systematischen Ausbildung der Theologie stand, nachdem man bisher bei der Entwicklung einzelner Lehren stehen geblieben war, ein wesentliches Element in der Ge-

schichte des theologischen Systems des Mittelalters ausmacht. Hugo baut vorzüglich auf Anselms und Augustins Lehren fort, und sowie die Scholastik zunächst durch P. Lombard (der in St. Victor, wahrscheinlich unter Hugo selbst, seine Bildung erhielt) auf den Grund seines Systems fortbaute, so entwickelte sich aus den von ihm gelegten Keimen, durch Richard von St. Victor und später durch Bonaventura das System des speculativen Mysticismus.

Aus seinem scholastischen Systeme heben wir hier nur das Wichtigste hervor, indem wir darin vorzüglich seiner ausführlichen Schrift: de sacramentis christianae fidei folgen. Den Grundgedanken des ganzen Systems bildet die Lehre von der Erlösung, welcher die übrigen Lehren des Christenthums so angereiht werden, daß sie gleichsam als Momente der Geschichte der Erlösung erscheinen. So geht die Darstellung von der Lehre von der Schöpfung und dem ursprünglichen Zustand aus, kommt dann zu dem Fall und dem damit verbundnen Zustande des Elends, schreitet darauf zu der Widerherstellung fort und endet mit dem Ziele der Erlösung, der ewigen Seligkeit. Die Lehre von Gott kommt demnach bei der Lehre von der Schöpfung vor (1—3. Abschn.), indem er Gott als selbständigen Urheber der Welt, und die Schöpfung aus Nichts, den emanatistischen, pantheistischen und dualistischen Theorien gegenüber zu behaupten sucht, womit sich nach Augustins Autorität, der hierzu durch seinen Kampf gegen den Manichäismus seiner Zeit veranlaßt war, fast alle Scholastiker beschäftigten, obgleich schon längst kein Widerspruch gegen diese Lehre existirte. Den oben dargestellten Ansichten über Vernunft und Offenbarung gemäß versucht Hugo hier eine rationale Begründung des Daseins, der Einheit und der Dreieinigkeit und der übrigen Eigenschaften Gottes. Das Dasein Gottes gründete er nicht auf den Anselmschen ontologischen Beweis, sondern auf die Geistigkeit der Vernunft, welche einen geistigen Schöpfer, und auf die Veränderlichkeit der Natur, welche einen unveränderlichen Grund haben muß; dabei werden noch teleologische Gründe zu Hülfe genommen. An die Begründung des Daseins Gottes schließt sich gleich die ebenfalls rationale Darstellung der Einheit Gottes. Außer dieser stellt Hugo drei Haupteigenschaften Gottes fest: Macht, Weisheit, Güte, bei deren Entwicklung zugleich die Verhältnisse Gottes zur Welt, namentlich die Schwierigkeit des Vorherwissens, ohne die Freiheit aufzuheben, die Zulassung des Bösen und die Frage wegen der besten Welt behandelt werden. Hugo streift hier bisweilen an die rein ideale Ansicht, indem er z. B. sich zum Optimismus bekennt, ja er ahnt sogar bisweilen die blos symbolische Bedeutung der Eigenschaften Gottes, wie er z. B. das Vorherwissen nur als uneigentlichen Ausdruck für Gott gelten läßt, weil bei ihm Zukunft und Gegenwart Eins sei. Die Dreieinigkeit erkennt Hugo aus dem Wesen der Schöpfung, in der sich Gottes Wesen abgedrückt habe, und zwar theils in der äußern Natur, die als Zeichen des göttlichen Wesens gilt, theils in der vernünftigen Natur, dem wirklichen Abbilde desselben. In der letztern findet er die Dreieinigkeit abgebildet in dem Verhältnisse der Seele zu der Weisheit und der Liebe derselben. In der darauffolgenden Lehre von dem Willen Gottes (4. Abschn.) kommt ein merkwürdiger Versuch einer Theodicee vor, die sich auf Augustins Lehre von der Prädestination stützt, aber mit Selbständigkeit und schönem religiösem Gefühl ausgeführt ist. Aber die ganze, mit seiner dialektischen Schärfe lang ausgeführte Theodicee führt doch am Ende auf den unbefriedigenden Gedanken hinaus, daß Gott das Böse zulasse, weil es für das Ganze gut sei, sodaß also Gott das Wohl des Einzelnen mit dem des Ganzen nicht zugleich zu realisiren vermocht hätte, was er in dem widersprechenden Satz ausspricht: Deus non vult mala, quamvis velit ut mala sint, quia hoc bonum est.

Hierauf geht H. zu der Lehre von dem Menschen über, und hier ist, bei der Lehre vom Zustande des Menschen vor dem Fall, eine Ausführung der ganzen Lehre von dem freien Willen und der Gnade gegeben (6. u. fg. Abschn.). H. konnte sich begreiflicher Weise von der Augustinischen Grundlage nicht frei machen, aber sein besseres Gefühl trieb ihn zu Milderungsversuchen im Sinne des Semipelagianismus. Er erklärte Freiheit des Willens ziemlich richtig als Vermögen, sich durch sich selbst zu bestimmen, ohne fremden Antrieb, im Gegensatze des durch natürliche Triebe bestimmten Thieres. Aber diese, die ideale Freiheit beinahe aussprechende Erklärung verwirrte er sogleich wieder durch die Einmischung der kirchlich-religiösen Lehre von der Gnade und dem Sündenfall. Er unterscheidet nämlich 1) die Freiheit vor der Sünde: erste Freiheit, welche Unterstützung der Gnade zum Guten, aber Schwäche zum Bösen hatte, doch ohne Zwang zum Guten oder Bösen; 2) Freiheit nach der Wiederherstellung, letzte Freiheit, welche Gnade zum Guten haben wird, aber auch Befreiung von der Schwäche zum Bösen, und 3) Freiheit während der Sünde, mittlere Freiheit, welche keine Gnade zum Guten und zugleich Schwäche zum Bösen hat. Dies ist die gegenwärtige Beschaffenheit der Freiheit des Menschen im natürlichen Zustande. Hier also hat der Mensch, ganz Augustinisch, sowol die Möglichkeit zu sündigen (vermöge seiner Schwäche), als auch die Unmöglichkeit nicht zu sündigen (vermöge des Mangels an Gnade) Die hinzukommende unterstützende Gnade gibt zwar die Möglichkeit nicht, zu sündigen, sie läßt aber zugleich die Möglichkeit zu sündigen stehen. Da aber jene Möglichkeit, nicht zu sündigen, nur ein Werk der Gnade ist, so war darin vollkommen die Augustinische Lehre ausgedrückt, daß der Mensch nur zur Sünde Freiheit habe, wie er denn auch bestimmt den Grundsatz ausspricht, daß der freie Wille nur zum Bösen zureiche, zum Guten aber die Unterstützung der Gnade erfoderlich sei. In Rücksicht der Mitwirkung der Gnade hingegen versucht H. mit den meisten Scholastikern die Augustinische Lehre zu mildern, zu Gunsten des Verdienstes. Er unterscheidet zwischen der gratia creatrix, durch welche dem Menschen sein ursprünglicher Zustand verliehen worden ist; hier also wird die Schöpfung selbst als Act der Gnade betrachtet, und gratia salvatrix, wodurch der Mensch aus dem Zustande der Sünde befreit wird, also

die eigentlich so genannte Gnade, welche der Erlösung und Beseligung dient. Denn die erstre gab dem Menschen seine ursprünglich gute Natur, wonach er aus natürlichem Triebe das Gute wollen kann, jedoch nur das natürliche Gute; zur Erwerbung des übernatürlichen Gutes, d. i. der ewigen Seligkeit, ist die zweite Gnade nothwendig. Diese ist ferner theils gratia operans, theils cooperans. Durch die gr. operans wird der gute Wille selbst erst bewirkt, die gr. cooperans wirkt bei der Ausübung des guten Willens mit, und unterstützt diesen zur wirklichen Ausführung guter Werke. Hier ist also H. ganz Augustinisch in Ansehung der gr. operans, semipelagianisch hingegen in Ansehung der gr. cooperans. Das Verdienst nun, dessen der Mensch einzig fähig ist, besteht demnach allein darin, daß er den durch Gnade bewirkten guten Willen gebraucht unter Mitwirkung der Gnade; also weder der gute Wille selbst, noch die Ausführung des guten Werkes gehört dem freien Willen, sondern lediglich der Act des wirklichen guten Wollens, welches dem gegebenen guten Willen gemäß ist.

Auf diese Theorie von der Freiheit und Gnade gründet H. seine Lehre von dem Fall und der Erbsünde (7. Abschn.). Interessant ist hier die vorausgeschickte Untersuchung über das Wesen der Sünde überhaupt, weil H. hier tiefer, als es bei den Scholastikern gewöhnlich war, in eine psychologische Grundlegung der Sittlichkeit in den Trieben des Menschen eingeht. Er verläßt jedoch bald wieder diesen freiern philosophischen Standpunkt und kehrt zu der kirchlichen Ansicht von der Erbsünde zurück. Im Augustinischen Sinn erklärt er die Erbsünde daraus, daß alle Menschen in Adam mit enthalten gewesen und insofern an dessen Schuld Theil genommen haben. Die Fortpflanzung der wirklichen Sünde hingegen will er nicht nach der Augustinischen Theorie des Traducianismus, wonach die Seelen von Adam her allen seinen Nachkommen physisch mitgetheilt worden seien, erklärt wissen, denn er huldigte hier der Theorie des Creatianismus, nach welcher jede Seele unmittelbar von Gott geschaffen sei; sondern er nahm an, daß nur die Sünde mit dem Körper fortgepflanzt worden sei, und berief sich gegen den Einwurf der Unvereinbarkeit der Zurechnung einer solchen physisch überlieferten Sünde auf den bloßen Glauben. In der Lehre von der Erlösung (Abschn. 8) sucht H. eine Vermittlung zwischen der Willkür und der Nothwendigkeit der göttlichen Gnadenwahl und bildet dafür eine Satisfactionstheorie nach juristischer Ansicht, die wenig Bedeutendes hat. Nach der Lehre von den Sacramenten (9. Abschn.), worin Hugo zuerst die Grundlage zu den nachmals in der Kirche stabil gewordnen sieben Sacramenten legte, und wo er die kirchliche Tradition von der wunderbaren Wirkung der Sacramente durch die Behauptung einer geistigen Wirkung zu verdrängen sucht, folgt (10. Abschn.) die Lehre vom Glauben. Hier sind zwei Ansichten Hugo's sehr beachtenswerth. Erstlich nämlich die, daß er unter dem Glauben nicht blos eine Art des Fürwahrhaltens verstand, die sich von dem Wissen als der deutlichen Einsicht unterscheide, sondern daß er als wahres Wesen des Glaubens eine Richtung des Herzens und Willens (affectus), also eine praktische Geistesthätigkeit verstand. Dieser praktische Glaube ist der seligmachende Glaube, im echt Paulinischen Sinne. Diese Ansicht vom Glauben hatte übrigens Hugo mit vielen Scholastikern und Kirchenvätern gemein; ihm eigenthümlich aber ist zweitens die wichtige Unterscheidung zwischen dem Subjectiven des Glaubens, oder dem unmittelbaren Zustande des Glaubens im Geist, und dem Objectiven, oder dem in der Erkenntniß ausgesprochenen Gehalte desselben. Beide sollen im vollkommenen Glauben immer zusammen sein, aber zur Seligkeit nothwendig ist über den subjectiven Glauben hinaus nur die Erkenntniß des Schöpfers und des Erlösers. Jenes, als des wesentlichen Gehaltes der natürlichen Gotteserkenntniß, dieses, als des wesentlichen Gehaltes der geoffenbarten Gotteserkenntniß. Die Lehre von den guten Werken behandelt H. (11. u. 12. Abschn.) nach der gewöhnlichen Unterscheidung zwischen dem natürlichen, dem geschriebenen und dem Gesetze der Gnade.

Freiere und reinere Ansichten äußert H. in der Lehre von der Kirche (2. Buch, 1. Abschn.). Er mildert hier die hierarchische Lehre von der allein in der äußern Kirche erreichbaren Seligkeit dadurch, daß er das Wesen der Kirche auf Glauben und Liebe gründet, und so die Seligkeit von diesen innern Beschaffenheiten abhängig macht. Dagegen spricht er wieder auffallend streng in hierarchischem Sinn in der Lehre von der Buße und Sündenvergebung (14. Abschn.), die er streng an das mündliche Bekenntniß vor dem Priester, an die Absolution desselben und an äußere Genugthuung durch gute Werke knüpft. Doch tritt auch hier sogleich wieder sein Milderungsstreben hervor, indem er zu dem äußern Bekenntniß auch innere Reue, zu der äußern Genugthuung oder Buße auch innere durch Zerknirschung des Herzens als Bedingung der Sündenvergebung fodert, und zu der Absolution des Priesters, welche die ewige Verdammniß löst, noch eine durch zuvorkommende Gnade bewirkte Herzensbuße verlangt, welche die Schuld und Sünde selbst hinwegnimmt. Fast mit reformatorischer Freiheit urtheilt er über die Gelübde. Mit Ernst eifert er über die sündlichen und thörichten Gelübde, wie z. B. die zu Selbstgeißelungen, die seiner Ansicht nach nicht gehalten zu werden brauchen; auch an sich löbliche Gelübde können durch Dispensationen vertauscht werden, ausgenommen das Gelübde, Gott seine Seele zu weihen, womit er den Indulgenzenhandel verurtheilte. In der Lehre von den letzten Dingen (16., 17. u. 18. Abschn.) zeigt H. eine den Scholastikern sehr ungewöhnliche Schüchternheit, Bescheidenheit und Unbestimmtheit, die gegen die bei Andern darin erschienene speculative Neugierde sehr vortheilhaft absticht. Über künftige Belohnung und Bestrafung hatte er schon bei der Lehre von der Vorsehung gesprochen (2. Abschn.). Das Fegfeuer hat er bei der Lehre von der Buße vertheidigt, indem er es für eine Fortsetzung der äußern Buße auf Erden, sofern sie hier noch nicht vollendet ist, erklärte (2. B., 14. Abschn.); das Wesen der ewigen Seligkeit hatte er theils in theoretischer Hinsicht als ein unmittelbares Schauen Gottes, im Gegensatze mit dem bloßen Glauben auf Erden (in der

Lehre vom Glauben, 1. B., 10. Abschn), theils in praktischer Hinsicht als Freiheit von Sünde und Elend, oder als die sogenannte letzte Freiheit, welche durch Gnade sowol Fähigkeit zum Guten als Befreiung von der Schwäche zum Bösen hat, dargestellt (in der Lehre von der Freiheit und Gnade, 6. Abschn.). Dagegen läßt er den eigentlichen Zustand nach dem Tode ganz in Unbestimmtheit, und bleibt nur bei dem Hauptgedanken stehen, daß der Mensch nach dem Tode ganz der Allmacht Gottes anheimfalle; hier auf Erden sei dem Menschen von Gott eigne Macht verliehen, die er zur Erfüllung seiner Pflicht anwenden könne, jenseits höre dies ganz auf, und er werde dort der Anwendung der eignen Kraft gemäß von Gott gerichtet werden. So wendete er den Sinn der Unsterblichkeit von dem theoretischen ganz auf das praktische Interesse hin.

In Ansehung der Sittenlehre ist Hugo ausgezeichnet, nicht allein durch den sittlichen Ernst und die sittliche Wärme, die sich durch seine ganze theologische Lehre hindurchzieht, sondern hauptsächlich auch dadurch, daß er die Sittenlehre als ein wesentliches Element in das System der theologischen Lehre aufnahm und sie mit entschiednem wissenschaftlichen Interesse bearbeitete. Hugo widmete der Moral eine besondre Stelle in seinen umfassenden Darstellungen des kirchlichen Systems, also namentlich in seinen Schriften de sacramentis und der summa sententiarum, und behandelte sie auch außerdem im Ganzen und nach einzelnen Theilen in mehren besondern Schriften. Aber freilich, ungeachtet er manche Partien der Moral tiefer und richtiger auffaßte, als seine Zeitgenossen, so konnte er sich doch in der Hauptsache nicht von dem religiös-kirchlichen Standpunkte losreißen und verwirrte überdies die gesunden sittlichen Ansichten oft durch mystische Gesichtspunkte. Sein schon erwähnter Versuch einer psychologischen Begründung des Sittlichen konnte deswegen nicht allein der Entwicklung seiner moralischen Lehre wenig Licht geben, weil sie an sich sehr unvollkommen war, sondern hatte auch darum wenig Einfluß auf das Ganze, weil er nicht im Stande war, diesen richtigen Standpunkt gegen die ihm tief eingewurzelten religiös-kirchlichen Ansichten zu behaupten. Einige reinere sittliche Ansichten in Ansehung der Form der Sittlichkeit scheinen allerdings die Frucht seiner tiefern psychologischen Untersuchungen zu sein. Dahin gehört die schärfere Unterscheidung zwischen Begierde und Willen, wodurch ihm die richtigere Bestimmung des sittlichen Antriebes und der Zurechnung gelang. Denn hiernach konnte er die böse Begierde, als nothwendige Folge der Erbsünde, annehmen, ohne diese den Menschen für sich als Schuld zuzurechnen; denn der Wille galt ihm doch als frei, er ist nicht nothwendig durch die Begierde bestimmt, und nur wenn der Wille in den Reiz derselben einwilligt, entsteht die Schuld. Er sprach dieses Verhältniß aus durch den schon von Abälard angenommenen Unterschied zwischen vitiis, den durch Erbsünde angebornen bösen Neigungen, und peccatis, den durch Einwilligung des freien Willens in den Reiz der bösen Neigungen erfolgten Handlungen (De sacr. 2. B. 13. Abschn.). Dabei aber blieb er freilich mit seiner ganzen Zeit dem kirchlichen Irrthum ergeben, den sinnlichen Trieb an sich als den bösen Trieb zu betrachten, weil die ganze sinnliche Natur des Menschen als durch die Erbsünde verderbt galt. Dem Fehler (vitium) entgegen steht die Tugend, die er als Gesundheit oder Unverdorbenheit der vernünftigen Seele darstellt, also nach einem natürlichen, psychologischen Standpunkte beurtheilt; allein bei der Ausführung des Inhaltes der Tugend wird er ganz von einem religiös-kirchlichen Gedanken geleitet. Das Princip der Sittlichkeit ist ihm der Wille Gottes; denn wenn er auch anderwärts die Vernunft als solches nennt, so wird die Entwicklung des Sittengesetzes doch ganz von diesem religiösen Principe bestimmt. Diese Entwicklung versucht Hugo wieder auf psychologischem Wege, aber seine Psychologie war selbst mystisch bestimmt, daher auch das Sittliche hier einem mystischen Grundgedanken unterworfen wird. Furcht und Liebe nämlich sind nach Hugo die Hauptantriebe alles menschlichen Handelns und somit die Wurzeln alles Guten und Bösen. Sind diese gut, dann flieht die Seele das Böse (Furcht) und sucht das Gute (Liebe); sind sie böse, umgekehrt. Die Furcht aber ist diejenige Gemüthsbeschaffenheit, wodurch sich die Seele einem Höhern unterwirft, die Liebe, wodurch sie nach Gemeinschaft damit strebt. Die Furcht aber ist 1) eine knechtische, diese sucht Abwendung der Strafe mit bösem Willen; 2) eine weltliche, welche guten Willen, aber Furcht vor Menschen hat; 3) eine kindliche, welche den guten Willen, zugleich mit Scheu vor Gott, hat; diese ist der Anfang der Tugend, aber sie ist schwach ohne Liebe. Über die Liebe legt Hugo die Augustinische Lehre von der Liebe Gottes zum Grunde. Zwei Liebesgebote sind es, denen der Mensch folgen soll, Liebe zu Gott und zu den Nächsten. Gott, als das höchste Gut, soll um sein Selbst willen geliebt werden, der Nächste um Gottes willen. Daher soll an dem Nächsten auch nur geliebt werden, was göttlich an ihm ist, oder insofern er ein Abbild Gottes ist. Hierauf bleibt Hugo bei der reinen Liebe Gottes, als dem Grundgedanken seiner ganzen Sittenlehre, in materieller Hinsicht, stehen, die er in ihrer mystischen Bedeutung faßt, jedoch mit der ihm eignen Mäßigung. Er erklärt sich entschieden gegen die Ansicht der einseitigen Mystiker von der reinen Gottesliebe, welche die Selbstentäußerung mit ihr in dem Grade verbanden, daß sie selbst das Streben nach eigner Seligkeit von ihr ausschlossen. Reine Gottesliebe, sagt er, darf nicht das Begehren der göttlichen Seligkeit verschmähen; denn wahre Liebe muß den Gegenstand derselben auch besitzen wollen. Liebe ohne Verlangen ist keine Liebe. Nur nichts Andres, außer ihm, soll reine Liebe begehren, aber doch ihn selbst. Indessen tritt die mystische Bedeutung der Liebe Gottes als Selbstentäußerung, im Gegensatze mit der Selbstliebe, bei Hugo entschiedner hervor, indem er Hingebung an Gott an die Spitze der Tugenden und ihr Gegentheil, den Stolz, an die Spitze aller Laster stellt. In seiner Schrift, de quinque septenis, stellt er nämlich, nach der Sitte seiner Zeit, eine Tabelle aller Tugenden und Laster auf. Er bestimmte nämlich sieben Kapitallaster, gegen welche die sieben Bitten ge-

braucht werden, um die sieben Gaben des heil. Geistes, die sieben Cardinaltugenden und die sieben Seligkeiten zu erlangen. Hier wird als das erste Kapitallaster der Stolz bezeichnet, weil er die Seele Gott raubt. Stolz ist nämlich die Liebe zur eignen Vollkommenheit, ohne Liebe zu dem, von dem sie diese hat, Gott. Aus ihm entspringen dann die übrigen Laster: Neid, Zorn, geistliche Verdrossenheit, Geiz, Schwelgerei, Wollust. Der Mensch vermag sich nicht durch sich selbst von diesen Lastern zu befreien, nur Gott. Den Anfang der Besserung macht daher Überwindung des Stolzes durch Furcht Gottes, d. i. Demuth und Hingabe an Gott überhaupt. Durch Gottes Beistand gelingt es der Seele, sich von allem Äußern loszusagen, und ganz in sich selbst befriedigt, in Gottes Ebenbild umgewandelt zu werden. Die Sünde scheidet von Gott, die Tugend vereinigt mit ihm.

So führt die Moral Hugo's zuletzt gänzlich in den Mysticismus hinein. Die Moral thut es positiv, die Scholastik hingegen negativ, durch ihr Nichtbefriedigendes.

Der Mysticismus Hugo's umfaßt sehr verschiedenartige Gestalten, und man kann ihn im Allgemeinen nur dahin näher charakterisiren, daß er vorzüglich contemplativer Mysticismus war, im Gegensatz eines thätigen, in das Leben wirkend eingreifenden, wie etwa der von Bernhard von Clairvaux. Äußerlich schloß er sich hauptsächlich und auch ausdrücklich (Comm. in Dionys. Areop. hier. coel.) an Dionysius, den Areopagiten, an. Er entwickelte ihn in sehr verschiedner Gestalt, theils mit scharfer Speculation, theils nur praktisch und ascetisch, und stellte ihn bald im Zusammenhange mit scholastischen Darstellungen, bald in eignen Schriften dar, und nirgends hat er seinen ganzen Mysticismus in einem vollständigen System ausgeführt (die myst. Schriften s. unten). Der obenmitgetheilten psychologischen Grundlage nach ging sein Mysticismus in zwei Hauptrichtungen aus einander, in eine theoretische und eine praktische. Das eine Ziel alles Mysticismus, unmittelbare Vereinigung mit Gott, wurde dadurch von einem doppelten Gesichtspunkt ein doppeltes, nämlich theoretische Einheit mit Gott, unmittelbares Schauen Gottes, durch das mystische Vermögen der Anschauung, und praktische Gemeinschaft mit Gott, ein Empfinden und Genießen Gottes, durch Liebe. Dem doppelten Ziele der Mystik entspricht ein doppelter Weg dahin, nämlich theils der theoretische, durch Entsagung von allem irdischen, menschlich beschränkten Wissen, theils der praktische, durch Reinigung des Herzens von allen irdischen Reizungen. Aber auch diese beiden Richtungen blieben in der Darstellung nicht immer streng geschieden. So ließ er bisweilen zugleich durch moralisches Handeln und Besserung zu dem theoretischen Ziele des Schauens aufsteigen, wie dies in den von ihm angenommenen fünf Hauptstufen des religiösen Lebens: Lesen, Nachdenken, Gebet, Handeln, Anschauung der Fall ist (Didasc. L. V, c. 9). Dasselbe ist der Fall in seiner Ansicht von der doppelten Erleuchtung, einer zur Besserung und einer zur Anschauung und unmittelbaren Vereinigung mit Gott, wo die erstere der letztern nothwendig vorausgehen soll, wie das Gesetz der Gnade (De sacram. L. I. P. I. c. 12).

Der theoretische Mysticismus entstand bei Hugo aus dem Nichtbefriedigen der Scholastik, aber er verband sich dann selbst wieder mit dieser. Das Resultat aus der Scholastik war für Hugo: Das Ewige kann nur sehr unvollkommen von der Vernunft begriffen werden. Die Unbegreiflichkeit Gottes (die Schranken des Wissens), die blos negative Ansicht der verständig vermittelten Erkenntniß des Göttlichen (die Negativität der Ideen), ja die nur uneigentliche oder bildliche Bedeutung aller positiven Aussprüche von Gottes Wesen (symbolische Bedeutung der Ahnung) hatte Hugo oft mit großer Klarheit ausgesprochen, wenn auch nicht consequent festgehalten. Daraus nun hatte er bisweilen wol einen bloßen Glauben entwickelt, der sich über die Schranken des Wissens erhebt und nur im Gefühle sich geltend macht, und worin er nahe an das richtige Verhältniß zwischen Wissen und Glauben im Sinne des kritischen Idealismus streift (vergl. hauptsächlich De sacram. L. I. P. X. [de fide] c. 2). Gewöhnlich aber setzt er über das beschränkte Wissen jenes mystische Schauen, wie es oben psychologisch dargestellt wurde, das er aus der Unvollendbarkeit der Erkenntniß des Ewigen förmlich erschloß. Der Sprung in diesem Schlusse zeigt sich uns sehr deutlich in der falschen Prämisse, daß der Mensch eine vollkommene Erkenntniß des Ewigen haben müsse. Der Grund zu dieser Voraussetzung lag ihm in der obenerwähnten religiös-psychologischen Theorie von dem dreifachen Auge des Menschen. Denn wenn auch nach dieser Theorie durch die Sünde das Auge der Anschauung verschlossen und das Auge der Vernunft getrübt war, so galt ihm dieser Zustand doch nur für den natürlichen, von der Erlösung noch ausgeschlossenen Zustand des Menschen. Aber eben aus diesem Zustande sollte nach der Lehre von der Erlösung der Mensch schon hier zum Theil durch göttliche Gnade befreit werden. Jene Voraussetzung also folgte aus dem Zwecke der Erlösung. Daher konnte er denen, die der Gnade theilhaftig geworden, oder die den Geist Gottes in sich haben, schon hier in gewissem Grade die Wiedereröffnung des Auges der Anschauung zuschreiben, obgleich er diese hier auf Erden mögliche Anschauung noch nicht der vollkommenen Anschauung der Seligen in jener Welt gleich setzte (Comm. in Dionys. coel. hier. fol. 348, c. 1. 2). Damit verwarf er jedoch keineswegs die Scholastik ganz durch die Mystik, sondern sie galt ihm nur als niedre Stufe, und die Scholastik selbst wurde wieder durch die Mystik erhöht, insofern die Anschauung selbst scholastisch aufgefaßt werden sollte. Ebendaraus entstand bei ihm der speculative Mysticismus, durch den Hugo am merkwürdigsten ist; denn seit Joh. Scotus Erigena war diese Erscheinung fast verschollen, und Hugo war der erste, der sie wieder erneuerte. Wenn er freilich an einer Stelle die Erkenntniß der Anschauung als unaussprechlich und durch keine Worte und Begriffe darstellbar nennt, und behauptet, daß sie nur gefühlt und empfunden werden könne (a. a. O.), so kann man darin nur eine Inconsequenz finden, weil damit alle speculative Auffassung der Mystik ausgeschlossen wäre. Eine Anlage zur speculativen Entwicklung der Mystik ist schon in den angeführ-

ten Begriffen der cogitatio, meditatio und contemplatio gegeben. Am meisten aber schließt er sich dabei an Dionysius Areopagita an (sowie an die christlichen Neuplatoniker überhaupt), aber dessen Lehren wurden doch von ihm vielfach modificirt, besonders christlich-kirchlicher aufgefaßt, gemäßigt, und mehr praktisch gedeutet. Daher wurde namentlich der neuplatonische Emanatismus und Pantheismus von Hugo möglichst vermieden, indem er Vieles nur als Bild nahm. Den Hauptgedanken des Dionysius, von dem Ausströmen der Gotteskraft und von dem alles Seins in Gott, wandelte Hugo in die kirchlichen Formen von Gnade und Natur um. Die von Gott ausströmende Kraft ist die Gnade und der widerstrebende Stoff ist die verderbte Menschennatur (vergl. darüber im Allgemeinen den Comm. in coel. hier.). Ferner hielt Hugo, auch in Ansehung des mystischen Ziels der Einheit mit Gott, die Idee der Selbständigkeit Gottes und seines Unterschieds von den Geschöpfen fest. Die Dionysische ἕνωσις und θέωσις nahm er nie physisch, sondern immer moralisch. Auch war das mystische Schauen bei ihm immer noch der irdischen Beschränkung unterworfen; denn das vollkommene Schauen fand nach ihm erst in der Ewigkeit statt, und das hier erreichbare Schauen Gottes war zwar mehr als Glauben, aber weniger als das vollkommene Schauen. Nur bisweilen kommen auch härtre Ausdrücke von vollkommenem Schauen vor (z. B. de sacr. L. I, P. I. c. 12).

Der praktische Mysticismus Hugo's entwickelte sich von dem schon dargestellten mystischen Standpunkte der Moral aus. Der Gegensatz der Liebe, als Hingebung an Gott und des Stolzes als eigner Wille, bildete die Grundlage. Meistens herrscht in dieser Ansicht ein rein sittlicher Geist; sittliche Reinigung führt zur sittlichen Gemeinschaft mit Gott (so in der Schrift: de arrha animae u. a.). Aber nicht selten tritt hier auch eine mönchisch-ascetische Lebensansicht hervor, worin die schärfern Gegensätze zwischen Fleisch und Geist, Welt und Himmel oder Gott, schroffer sichtbar werden (z. B. de arca morali, de arca mystica, de vanitate mundi etc.). Auch in Ansehung des praktischen Ziels des Mysticismus aber bewahrt Hugo seine Mäßigung. Das höchste Ziel ist auch hier nur ein unmittelbares Berühren, Kosten, Vorempfinden Gottes, nie ein völliges Hingeben des Ichs, oder Einssein mit Gott. Der rohe sinnliche Ausdruck des Schmeckens Gottes kommt freilich auch bei ihm bisweilen vor, er scheint aber in einem bildlichen, moralischen Sinne verstanden worden zu sein (mit der glühendsten Phantasie schildert H. den Zustand der mystischen Vereinigung in seinem Commentare zu den Psalmen).

Die Schriften Hugo's sind für seine kurze Lebenszeit sehr zahlreich und zum Theil auch umfangreich. Eine große Anzahl derjenigen aber, die seinen Namen tragen, sind unecht oder zweifelhaft. Die gründlichsten kritischen Untersuchungen über Hugo's Schriften sind neuerlich von Dr. Albert Liebner angestellt, und nach deren Ergebnisse sind folgende für echt zu halten: De scripturis et scriptoribus praenotatiuncolae. Annotationes in prologum Hieronymi in Pentateuchum. Annott. in Genesin, Exodum, Leviticum, Numeros, Deuteronomium, L. Judicum, IV LL. Regum, Annott. in plurimos Psalmos. In Ecclesiasten homiliae XIX. Annott. in Threnos Hierimiae, in Johelem prophetam, in Abdiam prophetam. De quinque septenis. In canticum Mariae virginis. Quaestiones in epp. Pauli. Annot. in epp. Pauli ad Romanos, ad Corinthios I et II. Annott. in Dionysium Areopagitam de coelesti Hierarchia LL. X. Institutiones in decalogum. De substantia dilectionis. Expositio regulae Augustini. Institutio novitiorum. Soliloquium de arrha animae. De laude caritatis. De modo orandi. De arte meditandi. De arca morali. De arca mystica. De vanitate mundi. Didascalion LL. VI. De tribus diebus. De potestate et voluntate Dei. De quatuor Christi voluntatibus. De sapientia animae Christi. De educatione Emanuelis. Epp. II. ad Ranulphum de Mauriaco. Ep. ad Johannem archiepiscopum Hispalensem. De triplici vitio, triplici peccato et triplici remedio. De filia Jephthae. De sacramentis legis naturalis et scriptae decalogus. Summa sententiarum septem distincta tractatibus. De sacramentis LL. II. Zu den unechten oder sehr zweifelhaften gehören hingegen: Excerptionum allegoricarum, LL. XIII (s. excerptiones posteriores). Annott. in Ev. Johannis. De claustro animae LL IV. De medicina animae. De amore sponsi ad sponsam. De fructibus carnis et spiritus. De nuptiis carnalibus et spiritualibus LL. II. Excerptionum de variis scientiis et varia historia, LL. X (s. excerptiones priores). De bestiis et aliis rebus LL. IV. Opus centum sermonum (s. excerptt. lib. ultimus). De unione corporis et spiritus. De verbi divini efficacia. Apologia de verbo incarnato. De verbo incarnato collationes tres. De perpetua virginitate Mariae. Speculum ecclesiae. De officiis, ceremoniis et observationibus ecclestiasticis. Canon mystici libaminis de septem missae ordinibus. Über Hugo's noch ungedruckte Schriften s. Oudinus de script. eccl. p. 1159—60. Hist. litt. de la France p. 23—62; und Fabricius bibl. lat. med. et inf. aet. T. III, p. 888. Vollständige Ausgaben der sämmtlichen Werke Hugo's existiren folgende fünf: Paris. 1526, Venet 1588, Mogunt. 1617, Colon. 1617, Rothomag. 1648. Ausgaben einzelner Schriften s. Hist. litt. de la France. T. XII, p. 51—53. Als Hauptwerk über Hugo ist die umfassende und gründliche Darstellung des ganzen äußern und innern Lebens desselben im Verhältnisse zu seiner Zeit von Dr. Albert Liebner, Hugo von St. Victor und die theologischen Richtungen seiner Zeit (Leipzig, 1832), dessen Darstellungen hier auch vorzüglich benutzt worden sind. Außerdem vergl. man: Schröckh, K.G. 24. Th., S. 392 fg. 29. Th., S. 274. Cramer, Forts. von Bossuets Weltgeschichte, 6. Bd., S. 271—74 und S. 791—846. Tennemann, Gesch. d. Philos. 8. Bd., 1. Abth., S. 206-222. H. Schmid, Der Mysticismus des Mittelalters in seiner Entstehungsgeschichte, S. 282—308, und zwei ältre Dissertationen über

): *Polyc. Leyserus*, Diss. de tribus primis S.
logiae doctoribus e gente Saxonum (Helmst.
). *Chr. G. Derling*, Diss. de Hugone a S.
ore (Ibid. 1745). Literar-historische und kritische
richten über Hugo finden sich in *Gesner*, Biblioth.
fol. 340 (1545). *Cave*, Script. eccl. hist. litt.
55, ed 1688. *Du Pin*, Nouv. bibl. des auteurs
s. T. IX, p. 216 (1697). *Oudinus*, Comm. de
t. eccles. T. II, p. 1142—43, und von demselben
eigne Abh.: Diss. discutiens ac ventilans opera
. Vict. attributa (l. l. p. 1138—61). *Fabricius*,
lat. med. et inf. aetatis. T. III, p. 1138—61.
Benedictiner Hist. litt. de la France, T. XII, p.
72. Liebner, Abh. in Ullmanns und Umbreits
-Studien &c. Jahrg. 1831, 2. Heft, S. 254—282.
(*Hr. Schmid.*)

28) H. von Trymberg, teutscher Dichter, der in
zweiten Hälfte des 13. und in der ersten des 14.
h. lebte. Er stammte nicht von den berühmten frän-
n Grafen jenes Namens ab, sondern war zu Trym-
einem Dorf im Bisthume Würzburg, geboren.
Geburts- und Todesjahr läßt sich nicht angeben.
über seine übrigen Lebensverhältnisse herrscht großes
kel. Einiges Licht verbreitet der Schluß seines sa-
h-didaktischen Gedichts: „Der Renner," das zu den
glichsten Spruch- und Lehrgedichten der ältern Zeit
lt werden muß. Er sagt:

> Der diß Buch getichtet hat,
> Der pflag der schul zu tewrstadt
> Wol vierzig jar vor Babenberg
> Und heyß Hug von Trymberg.
> Es ward volltichtet, das ist war,
> Do tusent und dryhundert jar
> Von Christus gepurt vergangen waren,
> Dritthalb jar glich vor den jaren
> Do die Juden in Franken wurden erschlagen &c.

cheint demgemäß Schullehrer in der bambergischen
tadt Teurstadt, und vermuthlich ein Geistlicher, wenn
kein Klosterbruder, gewesen zu sein. Unter den „Ge-
," die er an einer andern Stelle erwähnt, sind wahr-
lich seine Collegen zu verstehen, wenn man nicht an-
en will, daß er Vorsteher einer sogenannten Mei-
ngerschule gewesen. An einer andern Stelle, welche
ns nach einer halb hochteutschen, halb niederteutschen
dschrift der wolfenbüttler Bibliothek mitgetheilt hat [1]),
Hugo von Trymberg, daß er gewisse theologische
hrungen den „Klosterleuten und andern Pfaffen, die
berufen seien, überlassen wolle." Daraus glaubte
ns folgern zu müssen, Hugo von Trymberg sei kein
licher gewesen. Es scheint daraus aber nur hervor-
hen, daß er nicht zu jener Classe von Geistlichen ge-
, die er dort bezeichnet.

Hugo von Trymberg gedenkt in seinem Gedichte des
ies, der Thätigkeit seiner Jugendjahre, seiner Anla-
und Neigung zur Poesie und Literatur. Er sagt,
be „zwölf Bücher" gedichtet, nämlich „sieben teutsche
und fünftehalb lateinische" [2]); mit der teutschen Poesie habe er sich indessen erst seit seinem 30. Jahre beschäftigt, nachdem er bis dahin blos lateinische Verse geschrieben. Mehre dieser Poesien sind verloren gegangen. Nach einer Stelle in der wolfenbüttelschen Handschrift hatte er gehofft, mit Hülfe einer Bibliothek von 200 Büchern, worunter die obenerwähnten zwölf von ihm selbst, durch Unterricht sich soviel zu erwerben, um bequem leben zu können in seinen alten Tagen; aber in dieser Hoffnung habe er, den das gewöhnliche Dichterschicksal, arm zu sein, getroffen, sich getäuscht gesehen, „da Niemand mehr die Kunst lernen wolle, die doch Ehre und Gunst bringe." Doch ließ er sich nicht die Mühe verdrießen, den Schatz von Lebensweisheit, den er seinen Büchern und vielleicht noch mehr eigner Beobachtung verdankte, in dem sogenannten „Renner" zusammenzutragen, den er im J. 1300 vollendete. Von dieser sonderbaren Benennung gibt er selbst folgenden Grund an:

> Renner ist dis Buch genant,
> Wenn es sol rennen durch alle lant.

Nach der gedruckten, späterhin genauer anzuführenden Ausgabe, die offenbar einen verfälschten und modernisirten Text liefert, sollte dieses Buch den verlornen Büchern nachrennen, und ihren Inhalt gewissermaßen einholen oder ersetzen. Nach dem Geiste der damaligen Poesie, der versteckte Anspielungen liebte, sollte vielleicht auch jener Titel darauf hindeuten, daß dies Buch, das letzte des altgewordnen Verfassers, eilen sollte, sein Glück zu machen und der Welt zu nützen. Außer dem Renner nennt er unter den Büchern, die er gedichtet, noch den „Sammler." Er sagt:

> Ich hett vor vier und dryssig jaren
> Mynen gesellen, die do bei mir waren,
> Gemacht ain klaines Büchelyn,
> Das sy bei dem gedachten min,
> Das war der sameler genant,
> Eh denn das kam von myner Hand,
> Da ward sin ain quintern verlorn:
> Dieselb verlust was mir so zorn,
> Das ich es do gar nicht vollbracht
> Mit dem Flyß, als ich gedachtt,
> Wie vil aber sin was geschrieben,
> Das ist hin und her becliben.
> Und das, denn ich mich versach:
> Jens louffet vor, dies rennet nach.
> Wer jenes les der merk dopy,
> Das dis von jenem genomen sy,
> Und das ir baider sin sy glich.

Aus dieser Stelle sieht man, daß Hugo von Trymberg 34 Jahre vor dem Renner (1266) ein kleineres Werk verfaßte unter dem Titel der Sammler, es aber aus Unwillen nicht vollendete, weil ihm ein Fünftel (ain Quintern) verloren gegangen. Was sich davon erhalten, fand, wie er selbst sagt, vielen Beifall. Dieser Sammler ist demgemäß als die Grundlage des später geschriebenen Renners zu betrachten. Handschriften des Renners befinden

1) S. Bragur von Gräter. 6. Bd. 2. Abth. S. 206 fg.

2) Ich hett syben Büchelyn
In Dütsch gemacht, und zu Latyn
Fünfthalb &c.

sich in der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, auf der Universitätsbibliothek zu Erlangen, in der Klosterbibliothek zu Tübingen, auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig, auf der königl. Bibliothek zu München, auf der königl. dänischen Bibliothek zu Kopenhagen, auf der Universitätsbibliothek zu Helmstädt, auf der Universitätsbibliothek zu Heidelberg, auf der vaticanischen Bibliothek in Rom, in der Bibliothek des Klosters St. Emmeran zu Regensburg, auf der kaiserl. königl. Bibliothek zu Wien, in der großherzogl. Bibliothek zu Darmstadt, in der großherzogl. Bibliothek zu Weimar, in der Stadtbibliothek und Karmeliterbibliothek zu Frankfurt a. M., und im Besitze mehrer Privatpersonen [3]). In der Ausgabe des Renners, die 1549 zu Frankfurt a. M. in Folio erschienen ist [4]), scheint das Original durch fremde Zusätze willkürlich entstellt, der Sinn von dem Umarbeiter (Sebastian Brant) verfehlt, und nicht selten in Unsinn verwandelt zu sein. Lessing beabsichtigte eine neue Ausgabe des Renner, mit Vergleichung der verschiednen Handschriften [5]). Er starb indessen, ohne diese Arbeit vollendet zu haben. Die Abschrift, die er nach drei Handschriften der wolfenbüttelschen Bibliothek verfertigte, umfaßt nur Vers 1—4366. Von der Idee, nach welcher er sie angefertigt, gab er selbst einige Auskunft [6]). Eine neue Ausgabe hat der historische Verein zu Bamberg im J. 1833 begonnen, und vorläufig einen Abdruck der erlanger Pergamenthandschrift vom J. 1347 gegeben [7]), von alterthumskundigen Gelehrten zweckmäßige Beiträge erwartend [8]).

Einen bestimmten Plan scheint H. von Trymberg bei diesem Werke nicht vor Augen gehabt zu haben. Weder logische noch poetische Einheit findet sich in den willkürlich aneinander gereihten Betrachtungen und Gemälden, welche den Inhalt des Renner bilden. Satyrische Schilderungen, Sittensprüche, Fabeln, Erzählungen und Schwänke [9]) scheinen auf eine didaktisch-poetische Art gewissermaßen die Stelle moralischer Abhandlungen in diesem Werke zu vertreten. Die Allegorie, mit der es beginnt, dreht sich um die Idee eines Gartens, wo die Brunnen, Bäume, Früchte ꝛc. Bilder moralischer Verhältnisse sein sollen. Dann folgen einzelne Capitel von den Maiden (Mädchen); von bösen Herren; von den Bauern; von Edelknaben; von Pfaffen, Klosterleuten und Capitelbrüdern; von einer jungen Thörin und einem alten Manne; von bösen Wirthen und von Räubern. An die Darstellung von mancherlei Tugenden und Lastern schließen sich Betrachtungen über das Naturell der Thiere, vermischt mit botanischen und physiologischen Erörterungen. Dann folgen allerlei didaktische Erzählungen, und den Beschluß macht eine Betrachtung des jüngsten Tages. Schon aus dieser kurzen Inhaltsanzeige des Werkes, in welchem die Fabeln, mehre Sittensprüche, einige komische Erzählungen und Schwänke den Vorzug verdienen, geht hinlänglich hervor, daß der Plan des Werkes schwerlich je ein Ganzes war, und Hugo von Trymberg in diesen Schatzkasten seiner Lebensweisheit nur einzelne Betrachtungen niederlegte, wie sie sich ihm eben darboten.

Das Muster, nach dem er sich gebildet, und auf welches er sich oft namentlich beruft, ist das bekannte Spruchgedicht des Meisters Freydank oder Frygedank, die Bescheidenheit betitelt [10]). Aber auch in dem didaktischen Theile seines Werkes, wo er besonders jenem Vorbilde folgt, entspringen seine moralischen Reflexionen aus eigner Anschauung und Erfahrung, und behaupten dadurch ein individuelles Interesse. Seine oft rauhe und herbe Moral weiß Hugo von Trymberg zu mildern durch Humor und echte Satyre. Das komische Interesse seiner Sittengemälde wird erhöht durch den Ton naiver Beredsamkeit und durch Anhäufung charakteristischer Züge. So unter andern in dem Capitel von den Maiden [11]). Wo

3) Panzer, Oberlin, Ebeling, Brentano u. a. m. Ein Herr H. A. R. nannte sich in Nr. 199 des allgemeinen Anzeigers der Teutschen vom J. 1807 als Besitzer einer Handschrift des Renners, und ebendaselbst Nr. 255 bot ein Herr W. in D. ein Manuscript jenes Buches zum Verkauf an. Genauere Nachweisungen über die einzelnen Handschriften findet man in den von Gräter herausgegebenen Zeitschriften Bragur, Braga und Hermode, besonders aber in Jördens' Lexikon teutscher Dichter u. Prosaisten. 2. Bd. S. 482 fg. 6. Bd. S. 868, in dem literarischen Grundrisse zur Geschichte der teutschen Poesie von v. d. Hagen und Büsching. S. 384 fg., und in der von den obengenannten Gelehrten herausgegebenen Sammlung teutscher Gedichte des Mittelalters. 1. Bd. Einleitung. S. 30 fg. 4) Der vollständige Titel lautet: Der Renner. Ein schön und nützlich Buch, darinnen angezeygt wirdt, eynem jeglichen welcher wirden, wesens oder standes er sey, so wol geistlichen, als des untersten, des weltlichen Regiments, darauß er sein Leben zu bessern, und seinem Ampt nach gebüre desselben, außzuwarten und nachzukommen zu erlernen hat, mit viel schönen sprüchen der heyligen schrift, alter Philosophen und Poeten weisen reden, auch feinen gleichnüssen und beispielen gezieret. Jtzunder allererst in Druck außgegangen. Mit Kay. Maye. Privilegio nit nachzutrucken. 1549. Gedruckt zu Franckfurt am Meyn, durch Cyriacum Jacobum zum Bock. (Nach einem Exemplare, das er laut der Zueignung an den Pfalzgrafen Friedrich, von dessen Vater erhalten. Das Buch enthält im Ganzen 123 Blätter in Folio. Vergl. Gräters Bragur. 6. Bd. 2. Abth. S. 207. v. d. Hagen, Literar. Grundriß zur Geschichte der teutschen Poesie. S. 304.) 5) S. Lessing, Beiträge zur Geschichte u. Literatur. 5. Beitrag. S. 252. Sämmtliche Schriften. 29. Th. S. 498. Herder, Zerstreute Blätter. 5. Samml. S. 232. 6) S. die angeführten Beiträge. 5. Beitr. S. 19. 7) Sie befand sich früher zu Heilbronn. S. *J. L. Hockeri* Biblioth. Heilbron. p. 71 sq., wo Proben aus dieser Handschrift mitgetheilt werden. 8) S. Göttinger gel. Anzeigen. 1833. 88. St. S. 878.

9) Eine Auswahl von Hugo von Trymbergs Erzählungen, Fabeln und Schwänken, nebst Sprüchen aus dem Ende des 13. Jahrh. erschien zu Tübingen 1827. 10) S. Heinr. Döring, Galerie teutscher Dichter u. Prosaisten. 1. Bd. S. 296 fg.

11) Kurtzen muth und langes haar
Haben die Meyd, das ist war.
Die zu iren tagen kommen sindt,
Die wahle ja machet das hertze blindt.
Die Augen zeygen jhn den weg,
Vor jren Augen geht ein stegk
Zu dem hertzen nit gar lang,
Auff den steiget mancher gedangk,
Wen sie wöln nemen oder nicht.
O wehe wie offt dasselbig geschicht,
Das sie gar zweifeln von der wahl,
Die sie haben darinn, ohne zal.
Dis ist zum ersten jhr gedank:
Dieser ist kurtz, yener ist lang;
Dieser ist höfferig und alt,
Der ander jung, vnd übel gestalt.
Dieser ist mager, vnd ist kahl,

es seiner Phantasie um Bilder moralischer Begriffe zu thun ist, da sucht er sie in den Reichen der Natur, so unter andern in der Stelle, wo er die unregelmäßigen Menschen an die regelmäßige Lebensweise der Vögel erinnert [12]). Sein Spott, der manche Gebrechen und Mängel seiner Zeit trifft, verschont selbst nicht die ritterlichen Übungen und Lustbarkeiten. Über diese äußert er sich in dem Capitel vom Stechen [13]). Daher ist er auch den Rittergeschichten abhold, besonders insofern, als so Mancher über dem Lesen derselben die eigne moralische Bildung vernachlässige [14]). In stylistischer Hinsicht erscheint Hugo von Trymberg am glänzendsten in seinen Fabeln und Schwänken, von denen hier einer als Probe mitgetheilt werden mag, da sich aus Bruchstücken kein genaues Urtheil fällen läßt über die Art und Weise, wie Hugo von Trymberg jene Gattung der Poesie behandelt hat [15]). Daß er überhaupt gründlich nachgedacht über Sprache und Styl, dafür sprechen mehre Stellen im Renner, unter andern das Capitel: Von mancherlei Sprachen, wo er eine drollige Charakteristik der teutschen Dialekte entwirft [16]). Interessant ist auch die in dem Capitel: Von bösen Herren, befindliche Kritik mehrer Dich-

---

Der ist feyst, der ist schmal.
Dieser ist edel, yener ist schwach,
Der nümmer nie kein speer zübrach.
Eyner ist weiß, der ander ist schwartz,
So heißet einer meyster hartz;
Dieser ist bleich, yener ist roth,
Yener isset selten fröhlich brodt ꝛc.

12) Alle vögel hant dieselbe witze;
Wo sie des nachts wöllent sitzen,
Da fliegen sie des abends hin.
Anders steht der welt sinn.
Einer geht aus, das er stehle;
Ein ander würget ihm ab die kehle ꝛc.

13) Gott möchte wol lachen, sollte es sein,
Wann seine Kathermennelein
So wunderlich auff erden leben,
So daß zwen gegen einander streben,
Vnd wöllen des selben nit entberen,
Sie wöllen mit zweien langen speren
Auff einander reiten und stechen.
Wer sol diese wunden rechen?
Wenn einer den anderen durch den magen
Stichet, oder durch den kragen,
Des wolte er nit gern verdragen.
Wer zwang sie aber zu dieser not?
Er were sunst doch vil sanffter todt.
Noch besser ist ein zage gut,
Was soll ein solcher übermuht?

14) Wie herr Dieterich fochte mit Ecken,
Und wie hievor die alten recken
Betrogen seyn durch frowenlist,
Des hört man sie noch manche frist
Mehr klagen und weinen zu manchen stunden,
Denn das sie beweinen ir eigen Sünden.

15) Wie ein Mann sein Fraw beschloß.
Ich lase in eynem büchelein
Eyn mere, die wol war mag sein,
Das hievor ein reicher man
Hatte eyne frawe wolgethan,
Zu der seine lieb war also groß,
Das ehr sie tag und nacht beschloß
In eyn eigen gemach;
Alß mancher narre duch wohl noch;
Dann man spricht: wer frawen hüte,
Vnd hasen zhäme, das der wüte.
Den reichen man das nicht verdroß,
Das er nachtes die thür beschloß.
Er legte die schlüssel unter sein heubt.
Eyns nachtes was er wol besteubt,
Da schloß die fraw leiß vff die thür,
Und ging zu jhrem büln herfür.
Vnderdeß erwachte der man,
Vnd mißt jhr, vnd von stunden an
Werff ehr da eynen riegel für.
Die frawe kam bald an die thür
Vnd badt, das er sie liehe ein.
Er sprach: du böse Ehbrecherin,
Ir müssen zwar daraußen sein.
Bitt ewer freunde vnd auch die mein
Morgen zu einander zu komen,
Euch zu schaden oder zu fromen.
Sie sprach: Vnd wüstu meine pein,
Ane zweiffel du ließest dein zorn sein.
Ich were gern bei dir geblieben,
Hette mich noth nicht außgedriben,
Die ich hier nicht sagen wil.
Er sprach: Setzt langer rede ein zyel,
Ihr müßt davor des dages erbeyten.
Sie sprach: Ich kan mit dir nicht streyten,
Denn das ich mich wil gehn ertrencken,
Ehe ich mich lasse kräncken
An meinen ehren, die ich han
Bißhär behalten ane argen whan.
So ward der gute man verrhaten.
Den es stundt bei der kameren
Eyn groß loch, daß war dieff,
Zu dem die frawe gar balde lieff,
Vnd warff ayn großen steyn darin,
Als obe sie selber sölte sein
Darin gefallen. Der gute man
Kam in seim Hembde von stunden an
Gelauffen, dann ehr wollte sehen,
Wie seiner frawen were geschehen.
Die standt verborgen bey der thür,
Vndt wartet wan jhr man käm herfür,
Da lieff sie bald wider hinein,
Vnd beschloß die thür. Das laßt nun sein,
Sprach der man, du drügerin,
Es kost dein leben oder das min.
Sie sprach: Nach weß hauß fragent jhr?
Mich dünckt, das laster, des jhr mir
Gerne hetten ahn schuldt erzenget,
Das hab sich nun auf euch geneyget,
Den jhr wolt bei mihr nie bleyben,
Und ginget zu andern weybern.
Das will ich meinen freunden klagen,
Vnd wil sein auch nicht mehr verdragen,
Als ich bisher gelitten han.
Sehen, so ward der gute man
Gefangen in seym eygen strick.
Er muß thun als noch offt vnd dick
Manch man thun muß vmb seyne ehre,
Ehe daß sich das laster gemehre,
So muß er etwan vbersehen.
Ein ding als es sey nie geschehen.

16) Die Schwaben jhr wörter spalten,
Die Francken eyn theyl sie falten,
Die Beyern sie zu zerren,
Die Döringen sie auff sperren,

ker seiner Zeit, unter denen er Konrad von Würzburg einen hohen Rang anweist.

Außer dem Renner und Sammler soll Hugo von Trymberg noch Verfasser eines Buches sein, „Neu ins Land" betitelt [17]). Diese Angabe beruht wahrscheinlich auf einem Irrthum. Es ist der Renner gemeint, und statt Neu ins Land, Renn ins Land zu lesen. Proben von Hugo von Trymbergs Poesie, theils aus verschiednen Handschriften, theils aus der gedruckten Ausgabe, findet man in mehren Werken, besonders in Flögels Geschichte der komischen Literatur, 3. Bd. S. 11 fg. und in den von Conz herausgegebenen Beiträgen für Philosophie, Geschmack und Literatur, 1. Heft. S. 82 fg. [18]).

29) **H. von Werbenwag**, teutscher Dichter, der ums J. 1250 in Schwaben lebte. In der Manessischen Sammlung (2. Th. S. 49 fg.) befinden sich von ihm fünf Lieder und eine Strophe, die in jeder Zeile ein anrührendes Wort (Anaphora) enthält. Den Scherz des Dichters, daß er über die Härte seiner Geliebten bei dem Könige Konrad klagen will, hat Adelung wunderlich genug so ausgelegt, „daß er dem Könige Konrad Trotz bot, und sich auf den jungen König aus Thüringen (us Duringer landt) verläßt [19])". (*Heinr. Döring.*)

30) **Hugo**, 985—990 Bischof zu Würzburg, Graf von Ostfranken, Blutsverwandter seines 961 gestorbenen Vorgängers Poppo, und Kapellan des Kaisers Otto II. während dessen Aufenthaltes in Italien. Nachdem er vom Kaiser Otto III. zum Bischofe von Würzburg (1. Jan. 985) ernannt, vom dasigen Domcapitel auch erwählt war, traf er am 9. Febr. aus Rom zu Würzburg ein. Sein Eifer für seine neue Würde erprobte sich an der Wiederherstellung des fast ganz zerfallnen Klosters des heil. Andreas am Fuße des Berges zu Würzburg. Da dessen Stifter Burchard auf Antrag des Bischofs Poppo vom Papste Benedict VII. heilig gesprochen war, so ließ Hugo 986 auch den Leichnam desselben dahin versetzen, nannte das Kloster zum heil. Burchard, ließ dessen Fest am 14. Oct. im ganzen Kirchsprengel feiern, und vermehrte das Einkommen des Klosters mit Zehnten und Gütern. Nach der Vollendung des Klosters schickte er auch neue Mönche dahin, und sorgte für wissenschaftliche Hülfsmittel, damit die neue klösterliche Ordnung sich erhalte. Er legte Schulen daselbst an, und vertraute diese dem Eifer des Mönchs Arnold, welchen er sich vom Abte Lupold zu Hirschau erbeten hatte, und welcher sich als Lehrer und Schriftsteller daselbst sehr berühmt machte. Bald erhob er denselben zum Abt, und dessen Mitbruder Bernward aus Hirschau zum Prior des Klosters Burchard. Er starb am 29. Aug. 990 *). (*Jaeck.*)

HUGO, 1) Charles Louis, Prämonstratenserabt zu Estival in Lothringen, aus einem adeligen Geschlechte zu St. Michel, 1667 geboren. Er erhielt zu Bourges

---

Die Sachssen sie vnderzücken,
Die Rheinlender sie vnderdrücken,
Die Wederrauwer sie würgen,
Die Meissener sie wol ausschürgen.
Eger landt die Wörter schwencken,
Steyer landt sie baß lencken,
Oster landt sie schrencken
Kernthen eyn theil sie sencken.
Böhem, Vngern, Polen, Lamparten
Die hauwen nit mit teutschen Barten.
Franckreich, Wahlen, vndt Engellandt,
Norwegen, Ybernia findt vnbekandt
An jhren sprachen teutschen leuten.
Niemandt kan euch wol gebeuten
Kriechisch, Jüdisch, Heydenisch,
Syrisch, Windisch, Kaldeisch,
Wer das misschet in teutsch gedichte,
Seyn meisterschaft würd gar zü nichte ꝛc.

17) S. diese aus *Wolfii* Lection. memorab. T. II. p. 1061 entnommene Notiz in Flögel, Geschichte der komischen Literatur. 3. Bd. S. 15, und in Koch, Compendium der teutschen Literaturgesch. 1. Th. S. 146, wo das obenerwähnte Buch eine „Invection gegen alle Stände, vorzüglich gegen die Geistlichen" genannt wird. 18) S. *S. G. Oetter*, Commentatio de poëtis quibusdam medii aevi teutonicis, inprimis de *Hugone Trienberga Franco*, ejusque satyra vulgo *Renner* dicta (Erlangae 1747. 4.). (Vergl. S. G. Oetter, Nachrichten aus allen Theilen der histor. Wissenschaften [Erlangen u. Leipzig 1749]. 1. Bd. 5. St. Nr. 30. S. 473 fg.) Enoch Hanmann, Anmerkungen zu Opitzens Buch von der teutschen Poeterei (Breslau 1660). S. 140 fg. Gottscheds Programm: De rarioribus nonnullis Bibliothecae Paullinae codicibus. (Lipsiae 1746. 4.) (im Auszuge in der bayreuthischen gel. Zeitung vom J. 1747. Nr. 3. S. 28 fg.) Morhof, Unterricht von der teutschen Sprache u. Poesie. S. 319 fg. Lessing, Beiträge zur Geschichte der Literatur aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. 5. Beitrag. S. 32 fg. und S. 186. Lessings Leben. 3. Th. S. 79 fg. *Gellert*, Diss. de poësi apologorum eorumque scriptoribus. (Lips. 1745. 4.) (Teutsch unter dem Titel: C. F. Gellert, Abhandlungen von den Fabeln und deren Verfassern. [Leipzig 1773.] S. 82 fg.) Gellerts sämmtl. Schriften (Ebend. 1784). 1. Th. S. 25 fg. Conz, Beiträge für Philosophie, Geschmack u. Literatur. 1. Heft. S. 82 fg. Flögel, Geschichte der komischen Literatur. 3. Bd. S. 11 fg. Gräter, Bragur. 2. Bd. S. 189 fg. Dessen Braga und Hermode. 1 Bd. 2. Abth. S. 146 fg. 3. Bd. 2. Abth. S. 206 fg. Fr. Adelung, Altteutsche Gedichte in Rom ꝛc. S. 130 fg. Nasser, Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Literatur. 1. Bd. S. 73 fg. Adelung, Magazin für die teutsche Sprache. 2. Bd. 3. St. S. 86. C. H. Schmid, Skizze einer Geschichte der teutschen Dichtkunst, in der Olla Potrida. 1781. 2. St. S. 107 fg. 1789. 3. St. S. 70 fg. Koch, Compendium der teutschen Literaturgeschichte. 1. Th. S. 145 fg. S. 246. 2. Th. S. 354. Küttner, Charaktere teutscher Dichter u. Prosaisten. S. 56 fg. Jördens, Lexikon teutscher Dichter u. Prosaisten. 2. Bd. S. 430 fg. 6. Bd. S. 353 f. Docen, Miscellaneen zur Geschichte der teutschen Literatur. 1. Bd. S. 77 fg. 2. Bd. S. 141 fg. S. 292 fg. v. Aretin, Beiträge zur Geschichte u. Literatur ꝛc. S. 322 fg. v. d. Hagen, Docen u. Büsching, Museum für altteutsche Literatur u. Kunst. 1. Bd. 1. Heft. S. 178 fg. 2. Heft. S. 555, 565, 586. Teutsche Gedichte des Mittelalters, herausgegeben von v. d. Hagen u. Büsching. 1. Bd. Einleit. S. 80 fg. Literarischer Grundriß zur Geschichte der teutschen Poesie, von v. d. Hagen u. Büsching. S. 384 fg. Bouterwek, Geschichte der Poesie u. Beredsamkeit. 9. Bd. S. 253 fg. Fr. Horn, Geschichte und Kritik der teutschen Poesie u. Beredsamkeit. S 41 fg.

19) S. Adelung, Magazin für die teutsche Sprache. 2. Bd. 3. St. S. 38 fg. Koch, Compendium der teutschen Literaturgeschichte. 2. Bd. S. 56. v. d. Hagen u. Büsching, Literärischer Grundriß d. teutschen Poesie. S. 272. v. d. Hagen, Docen u. Büsching, Museum für altteutsche Literatur u. Kunst. 1. Bd. 1. St. S. 218.

*) *Trithemii* Annal. T. I. p. 123. *Ussermann*, Episc. Wirc. p. 36—38. Friese, Geschichtschr. von Würzburg, herausgeg. v. Ludewig. S. 439—441.

die theologische Doctorwürde, lehrte die Theologie in den Abteien Vandouvre und Estival, erhielt in der letztern 1722 die abteiliche Würde, und starb den 2. Aug. 1739. Benedict XIII. ernannte ihn 1728 zum Bischofe von Ptolemais in partibus infidelium. Freund und Kenner der Wissenschaften, beförderte er die Cultur derselben in seiner Abtei mit dem regsten Eifer, und unter seinen eignen zahlreichen literarischen Productionen sind mehre, die sein Andenken in Ehren erhalten. Dahin gehören: Sacri et canonici ordinis Praemonstratensis annales. P. I. monastereologiam, sive singulorum ordinis monasteriorum singularem historiam complectens. (Nanceii, Vol. II. 1734—1736. Fol.). Mit Kpf. (der zweite Theil ist nicht erschienen). Sacrae antiquitatis monumenta historica, dogmatica, diplomatica, notis illustrata. T. I. (Stivagii in Lotharinga 1732. Fol.); ein schätzbarer Abdruck mehrer älter, vorher ungedruckter Werke des Mittelalters, bis zum 16. Jahrh. Die gesammelten Materialien zum zweiten Bde. blieben handschriftlich, und blos ein neuer Titel zum ersten Bd. ist: Accessiones novae ad historiam eccles. et civ. sive collectio nova scriptor. ecclesiast. historiam illustrantes (Francof. ad Moen. 1744. Fol.). Vie de St. Norbert, fondateur des Prémontrés (Luxemb. 1707. 4., lateinisch zu Prag 1732. Fol.). Ohne sich zu nennen schrieb er: Histoire de la maison de Sales, originaire de Béarn (Nanci 1716. Fol.), und unter dem Namen Babricourt einen sehr freimüthigen und eben deswegen in Frankreich confiscirten Traité hist. et crit. sur l'origine et la généalogie de la maison de Lorraine (Nanci 1711. 4.). Ohne Kritik und tiefer gehende Forschung geschrieben ist seine Histoire de Moïse, tirée de l'écriture sainte et des saints pères (Luxemb. 1699). Die kirchliche Trinitätslehre vertheidigte er gegen den Priester des Oratoriums, Pierre Faydit, in seiner Apologie du système des saints pères sur la trinité (Luxemb. 1699). Wegen der Exemtion seiner Abtei, die er gegen den Bischof von Toul und den Herzog Leopold von Lothringen behauptete, wurde er in einen langwierigen, zum Theil in Druckschriften verhandelten, Streit verwickelt, den Benedict XIII. zu seinen Gunsten entschied [1]).

2) Hermann, auch Hugon, Jesuit, zu Brüssel 1588 geboren, machte sich in früher Jugend die Erlernung alter und neuer Sprachen, neben dem Studium der Philosophie und Theologie, zu seiner Aufgabe, und zeichnete sich in allen diesen Beziehungen so vortheilhaft aus, daß er, nach seinem Eintritt in den Orden, in den Collegien desselben zu Antwerpen und Brüssel ein sehr geschätzter Lehrer war. Er begleitete darauf, als Beichtvater, den Herzog von Arschot nach Spanien, und nach seiner Rückkunft kam er in derselben Eigenschaft zu dem berühmten spanischen General Spinola, den er auf allen seinen Feldzügen begleitete, bis ihn am 10. Sept. 1629 zu Rheinbergen die Pest wegraffte. Unter seinen Schriften sind mehre, die noch jetzt gesucht werden, weil sie von Kenntniß und Belesenheit zeugen, vornehmlich folgende: De prima scribendi origine et universa rei literariae antiquitate (Antw. 1617; cum notis etc. *C. H. Trotz.* Traj. 1738; Französisch, abgekürzt, Paris 1774. 12.). Obsidio Bredana ductu Ambr. Spinolae perfecta (Antw. 1626, 1629. Fol.); ins Franz., Engl. und Spanische übersetzt. Hugo schrieb als Augenzeuge. De militia equestri antiqua et nova lib. V. (Antw. 1630. Fol.) mit Kpf.; selten und gesucht. Einiges poetisches Talent verrathen seine sehr oft gedruckten, ins Holländische und Französische übersetzten: Pia desideria, emblematibus, elegiis et affectibus SS. Patrum illustrata (Antw. 1624). Es sind 45 Elegien oder poetische Paraphrasen in drei Büchern, unter der Aufschrift: Gemitus animae poenitentis; vota animae sanctae; suspiria animae amantis. Handschriftlich hinterließ er eine Geschichte von Brüssel und ein Werk gegen die Atheisten [2]). (*Baur.*)

HUGOBALDUS, auch Hugwald, Hugualdus, eigentlich Muz oder Mutius (Ulrich), ein wenig bekannter Beförderer der Reformation in der eidgenössischen Landschaft Thurgau, geboren 1496 entweder zu Wylen oder zu Stocken, zwei Dörfchen des thurgauischen Amtes Schönenberg, aus dem Geschlechte Muz; daher er gewöhnlich unter dem Namen Mutius erscheint. Er widmete sich mit Erfolg den Studien, und war unter den ersten in diesen Gegenden, welche Neigung für die reformirte Religion zeigten. Schon 1522 wird er in einem eidgenössischen Abscheide als Verbreiter ketzerischer Lehren genannt. Auch erließ er 1521 ein Sendschreiben an die zürichsche Kirche (Ad sanctam Tigurinam ecclesiam Udalrichi Hugualdi Epistola. 4. Am Ende: Ex Schonenberga Anno 1521). Nachher kam er mit den Wiedertäufern in Verbindung, und entschloß sich, die Studien aufzugeben, um nach den Worten der Schrift „im Schweiße seines Angesichtes sein Brod zu essen." Er lernte das Böttcherhandwerk, verließ es dann aber wieder, um Feldbau zu treiben. Allmälig erkannte er aber das Irrige in seiner Meinung von der Verwerflichkeit der Wissenschaften. Er kehrte zu den Studien zurück, legte sich auf die Arzneiwissenschaft, besonders auf Anatomie und Botanik, worin er von Joh. Quercetanus Unterricht erhielt. Zu Basel erhielt er 1540 den Grad eines Baccalaureus, 1541 denjenigen eines Magister gratis. Hierauf wurde er zum Ludimagister an der Schule und zum Professor der Logik an der Akademie gewählt, und noch im nämlichen Jahre (1541) zum Professor der Ethik. Diese Stelle behielt er bis an seinen Tod, der den 25. Jan. 1571 erfolgte. Er hat Mehres geschrieben; unter andern Epistola ad omnes, qui Christum ex animo quaerunt (Bas. 1522); de

1) *Calmet*, Biblioth. de Lorraine, p. 512. *Grandidier*, Hist. de l'église de Strasbourg. T. II. p. 179. Jugement des écrits de Mr. Hugo par *Blampain* (1736). Biogr. univ. T. XXI. (von Lecuy). Ebert, Bibliograph. Lex.

2) *Sotwel*, Bibliotheca soc. Jesu. *Baillet*, Jugem. T. IV. p. 204. *Sweertii* Athenae belg. p. 842. *Foppens*, Bibl. belg. T. I. p. 475. *Fabricii* Hist. bibl. suae P. VI. p. 545. Biogr. univ. T. XXI. (von Weiß). *Saxii* Onomast. T. IV. p. 267.

Germanorum prima origine, moribus, institutis et rebus gestis (Bas. 1539. Francof. 1584 et 1589. fol. und in *Pistorii* Scriptt. Rerum german. Ratisb. 1720). (*Escher.*)

Hugobert, s. Hugbert.

HUGOLINUS, 1) Aemilius, mit dem Zunamen de Arimino von seinem Geburtsorte, lebte in der Mitte des 13. Jahrh., war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, wurde von Gregor IX. sehr geschätzt und von ihm 1232 zum Bischofe von Rimini ernannt, wo er 1249 starb, und eine Summa Theologica, ein Compendium sacrorum Canonum, auch Sermones de tempore per Annum hinterließ *). (*Rotermund.*)

2) Bartholomäus. Sein Vaterland war die Lombardei. Er stand bei den Päpsten Sixtus V., Clemens VIII. und Paul V. in großem Ansehen, und ward zum Bischofe zu Bertinoro ernannt, starb aber vor seiner Inthronisation. Man hat von ihm einen Tractatus de sacramentis novae legis; ferner de censuris ecclesiasticis; de irregularitate u. a. Er lebte im 16. Jahrh. (*Spangenberg.*)

3) H., in den Urkunden und Handschriften auch Hugo, Ugo, Hugolinus, Ugolinus, bisweilen mit dem Beinamen Presbyteri oder de Presbytero bezeichnet, indem die Familie diesen Geschlechtsnamen von einem Presbyter oder Priester Huguccio, der in Bologna großes Ansehen genoß, und von der Familie als ihr Haupt verehrt wurde, angenommen hatte. Nicht zu verwechseln ist mit ihm Hugo a Porta Ravennate (s. diesen Art.); auch nicht Hugolinus Fontana (aus Parma, wo er in Urkunden von 1285 und 1288 vorkommt, und welcher gleichfalls Quästionen und Distinctionen geschrieben hat; vergl. v. Savigny, Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter. 5. Bd. S. 395, 396); auch nicht ein andrer Hugolinus Presbyteri, welcher 1221 als Judex der Stadt Bologna; endlich auch nicht ein Hugolinus Presbyteri legum doctor, welcher zu Ende des 14. Jahrh. lebte; wiewol beide letztre aus demselben Geschlecht abstammten. Er war aus Bologna gebürtig, nicht aus Florenz, wie man nach einer misverstandnen Stelle aus der Glosse des Accursius wähnt; ein Schüler des Johannes, folglich in einer und derselben Schule mit Azo gebildet. Unter seinen eignen Schülern finden sich drei berühmte Namen: Roffredus, Jacobus de Ardizone und Odofredus.

Nicht nur als Lehrer, Schriftsteller und Richter war Hugolinus thätig, sondern er wurde auch in wichtigen Staatsgeschäften gebraucht, wie er denn unter andern als Gesandter der Stadt Bologna in Rom, Florenz und Reggio auftrat. Aus seinem Privatleben ist wenig Sicheres bekannt. Zu dem Dominikanerorden, dessen Stiftung er erlebte, scheint er besondre Zuneigung gehabt zu haben, da er dem heil. Dominicus zur Unterstützung des Klosterbaues in Bologna, im J. 1221, hundert Lire schenkte. Eine Nachricht, daß er unerlaubten Umgang mit der Frau des Accursius gepflogen, dadurch große Feindschaft zwischen beiden Juristen und endlich die Verbannung des Hugolinus bewirkt worden, ist nicht hinlänglich beglaubigt, weil sie von keinem gleichzeitigen Zeugen herrührt. Über die Todeszeit des Hugolinus läßt sich nur das mit Gewißheit behaupten, daß er nicht früher als 1233 gestorben sein kann, indem er in einer Urkunde dieses Jahres vorkommt, und daß er den Azo überlebte, wie Jacobus de Ardizone ausdrücklich bezeugt. Es ist also ein Mährchen, daß Azo ihn ermordet haben soll. Ebenso ist der Hugolinus Presbyteri, welcher im J. 1231 unter den Bogen des Rathhauses von Bologna plötzlich starb, gewiß nicht der unsrige, sondern wahrscheinlich der obenerwähnte Verwandte desselben, welcher gleichen Namen mit ihm führte. Sein Begräbniß soll in der Domkirche zu Bologna gewesen sein. Als Erbin hinterließ er eine einzige Tochter, Feliciana.

Unstreitig gehört Hugolinus zu den berühmtesten Juristen aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh., indessen haben seine Schriften das eigne Schicksal gehabt, daß nur wenige derselben gedruckt, grade diese aber andern Verfassern fälschlich zugeschrieben sind. Folgende Schriften sind überhaupt von ihm bekannt: Glossen, Summa der Digesten, Summa des Codex, Distinctionen, Quästionen, eine Controversensammlung und Zusätze zu Azo's Summa.

Die Glossen haben insgesammt den Charakter eines eigentlichen vollständigen Apparatus. Seine Sigle ist stets und unveränderlich h., wahrscheinlich um seine Glossen von denen früherer Schriftsteller, namentlich des Hugo a Porta Ravennate, zu unterscheiden. Erhalten sind uns seine Glossen: a) zum Digestum vetus, Infortiatum und Digestum novum, alle handschriftlich. Der Apparat zeichnet sich besonders durch kritischen Fleiß aus, indem er eine bedeutende Menge von Varianten, selbst aus der pisanischen Handschrift, angibt, zuweilen auch beurtheilt. In dem Apparate zu dem Digestum novum citirt er zuweilen alte Schriftsteller, namentlich Cicero's Topik, Virgil, Vegetius; ferner nicht selten das Decret, besonders häufig aber seine übrigen Schriften, namentlich seine Glossen zu den beiden andern Digesten, dem Codex und den Institutionen, seine Distinctionen und seine Summa der Digesten; sodaß dieser Apparat später als die übrigen Werke geschrieben oder doch überarbeitet sein muß. b) Zum Codex Buch I bis IX einschließlich; gleichfalls in mehren Handschriften befindlich. Auch hier werden andre Arbeiten, namentlich seine Distinctionen, citirt. Als Stücke dieser Glosse zum Codex können auch die Authentiken (s. d. Art.) betrachtet werden, welche Hugolinus theils zuerst excerpirt, theils nur erweitert hat. Die Glosse zu Buch X bis XII des Codex ist seit dem 16. Jahrh. öfters gedruckt, jedoch unter einem falschen Namen, nämlich als letzter Theil der Lectura des Azo über den ganzen Codex. Nicht erhalten ist seine Glosse zu den Institutionen, die er selbst in seinem Apparate zum Digestum novum allegirt.

Die Summa der Digesten ist in einer Sammlung von Summen über alle Theile des Corpus juris

*) *Echard*, Script. O. Praedic. I, 122. Jöchers Gelehrten-Lexikon.

enthalten, welche als ein geschlossenes Werk angesehen und mehren Handschriften, späterhin aber fast allen Ausgaben, zum Grunde gelegt wurde. Zuerst erscheint sie gedruckt in der Ausgabe Papiae per Christ. de Canibus (1484. fol.), und von da findet sie sich in allen Ausgaben von Azo's Summen. Beigelegt ist sie früher dem Johannes Bassianus, dem Johannes de Deo, dem Azo, und dem Irnenus; erst v. Savigny hat aus überzeugenden Gründen dargethan, daß kein Andrer als Hugolinus ihr Verfasser sei. Sie ist unvollständig auf uns gekommen, da eine große Zahl von Titeln, namentlich solche, auf welche Hugolinus in seiner Glosse zurückgewiesen hat, fehlt. Die Vorrede des Werkes ist für die Geschichte des Lehrvortrags sehr merkwürdig. Die Summa des Codex, welche er selbst in seinen andern Schriften anführt, hat sich nicht erhalten. Distinctionen, eigentlich Glossen zu einzelnen ausgewählten Stellen der Digesten und des Codex, die ohne Ordnung oder innern Zusammenhang neben einander gestellt sind. Die meisten dieser Erklärungen sind in der Form von Distinctionen abgefaßt, und daher hat die ganze Sammlung den Namen Distinctiones bekommen, obgleich dieser nicht auf alle Stücke paßt; noch ungedruckt; Probestellen findet man bei v. Savigny, Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter. 5. Bd. 3. Anhang. Quästionen (Quaestiones schlechthin, Quaestiones insolubiles, oder auch Insolubilia in den Handschriften betitelt), noch ungedruckt. Die Controversensammlung (Diversitates sive Dissensiones dominorum) ist in mehren Handschriften erhalten, noch ungedruckt; aber, nach v. Savigny (a. a. O. 5. Bd. S. 229 fg.) des Abdrucks sehr würdig. Zusätze zur Summa des Azo werden nur von Diplovataccius erwähnt.

Unter die wissenschaftlichen Arbeiten des Hugolinus muß endlich auch noch die Anordnung einer zehnten Collation zum Volumen (s. d. Art. Corpus juris civilis, S. 359) gerechnet werden.

Außerdem wird ihm eine neue Recension der Usus Feudorum zugeschrieben, und zwar auf Veranlassung der Anordnung jener zehnten Collation. Diese soll, nach Dieck's Ermittlung, darin bestanden haben, daß er mehre in der ältern Ausgabe des Lehenrechts vorkommende Texte gestrichen, welche seitdem vom liber Feudorum ausgeschlossen geblieben sind; daß er ferner zwar keine Texte versetzt, wol aber mehre neue Texte der Lehenrechtssammlung hinzugefügt; zwar nicht im ersten, wol aber im zweiten Buche; daß er dem Lehenrechte neue Titelrubriken gegeben, und endlich die Zahl der Bücher durch Unterscheidung eines dritten Buches um eins vermehrt habe. Auf jeden Fall hat jedoch diese neue Recension keinen Eingang gefunden *). (*Spangenberg.*)

4) H., ein Rechtsgelehrter zu Parma aus dem vornehmen Geschlechte Pisani, in der Mitte des 16. Jahrh., ein geachteter Dichter, schrieb lateinische Lustspiele, von welchen nur noch eins, Philogenia betitelt, ungedruckt vorhanden ist [1]). Albert van Eyb hat einen Auszug davon in der Margarita Poet. P. II. Tom. V. cap. 17 geliefert. Sie ist in Prosa ziemlich nach dem Geschmacke der Alten. Eine Abschrift davon findet sich in der herzogl. modenesischen Bibliothek [2]). (*Rotermund.*)

Hugon, s. Hugo.

HUGONIA *L.* Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Chlaenaceen, und der sechsten Ordnung (Decandria) der 16. Linné'schen Classe, hat ihren Namen erhalten nach Joh. Aug. von Hugo, großbritannischem Leibarzte, welcher in Italien und am Harze gesammelte Pflanzen dem großen Haller mittheilte. Der Gattungscharakter der Hugonia besteht in einem fünfgetheilten, ungleichförmigen, stehenbleibenden Kelche, fünf zusammengedrehten Corollenblättchen, einem zweigespaltenen Krüglein, welches durch die verwachsenen Staubfäden gebildet wird, fünf Griffeln, und einer fleischigen Steinfrucht, deren Kern zehnfächerig mit einsamigen Fächern ist. 1) H. Mystax *L.* Sp. pl. mit gegenüberstehenden, zurückgebognen Dornen, und ovalen, unbehaarten, glattrandigen Blättern. In Ostindien. Abb. *Rheed.* malab. II, t. 29. Rinde und Wurzeln dieses Baumes haben einen bittern Geschmack und starken aromatischen Geruch. 2) H. serrata *Lkm.* Enc. mit gegenüberstehenden, zurückgebognen Dornen, und oval-ablangen, gesägten, ziemlich unbehaarten Blättern. Auf den Mascarenhas. (H. Mystax *Cav.* diss. III, t. 73. f. 1.). 3) H. tomentosa *Cav.* (Diss. III, t. 23. f. 2.) mit elliptischen, gesägten, auf beiden Seiten filzigen Blättern, und wahrscheinlich ohne Dornen. Ebenda; s. *Spr.* Syst. III, 69. (*Sprengel.*)

Hugonotten, s. Hugenotten.

HUGOT, der Ältre und Jüngre, beide Virtuosen auf der Flöte in Paris, deren einer schon seit 1796, beide seit 1799, wo sie am italienischen Theater angestellt waren, gerühmt wurden. Als Componisten zeichneten sie sich nicht aus, am meisten noch der Jüngre, A. Hugot, der auch am Conservatoire de musique als Lehrer der Flöte angestellt wurde und seinen Posten rühmlich verwaltete (zugleich mit Devienne). Im J. 1803 ergriff ihn ein Fieber. In einem heftigen Paroxismus sprang er aus dem Bette, ergriff, ohne daß es die schreiende Wärterin hindern konnte, ein Messer, womit er sich schwer verwundete. Beim Herbeieilen der Seinigen stürzte er sich zum Fenster hinunter aus dem vierten Stockwerk und starb in wenig Minuten 1803 im September. Aus seinen nachgelassenen Papieren hat sein Nachfolger und College Wunderlich mit Hinzuthun des Seinen die Flötenschule zusammengesetzt, die von dem pariser Conservatoire angenommen wurde. Sie hat daher den Titel: Hugots und Wunderlichs Flötenschule für das Conservatorium zu Paris verfaßt und zum Unterricht angenommen. Ins Teutsche übersetzt und

*) Vergl. v. Savigny, Geschichte d. röm. Rechts im Mittelalter. 5. Bd. S. 41—62. Dieck, Literärgeschichte des longobardischen Lehenrechts (1828). S. 309—388.

1) *Ludwig*, Reliquiae Mspt. Vol. V. p. 274, wo auch sein Elogium steht. 2) *Fabricii* Bibl. med. et inf. Latin. VIII. p. 894.

mit Anmerkungen begleitet von A. E. Müller. Nebst Supplementen (Leipzig). (*G. W. Fink.*)

Hugstari, s. Högstari.

HUGSTETTEN, Pfarrdorf im Breisgau, am Flüßchen Dreisam, eine Meile fast nördlich von Freiburg, mit einem schönen Schloß und Garten, worin eine ansehnliche Obstbaumschule. Eine grundherrliche Besitzung des Geschlechts der Freiherren von Andlau-Birseck, und ein Bestandtheil der sogenannten Mark im Breisgaue (s. d. Art. Hochdorf), jetzt mit einer Bevölkerung von 530 kathol. Einw. in 109 Familien, die sich von Viehzucht und Ackerbaue nähren, dem großherzogl. badischen Landamte Freiburg zugetheilt. In den ältesten Zeiten gehörte das Dorf zur Herrschaft Usenberg, von der es die Schnewlin Kotz zu Lehen trugen, und 1391 mit landesherrlicher Bewilligung an Ulrich Rüber verkauften. Nach Erlöschung des Hauses der Grafen von Usenberg kam die Oberlehensherrlichkeit an Markgraf Hesso von Hachberg, welcher aber das Dorf H. gedachtem Ulrich Rüber als eigen käuflich überließ. Von diesem erhielten es die Schnewlin von Landeck zu Wißneck, von wo an das Dorf gleiche Schicksale mit der Mark im Breisgaue hatte, bis es endlich nach Erlöschung des männlichen Stammes des letzten Besitzers dieser Mark, des Freiherrn Franz von Schakmin durch Heirath an das Geschlecht der Freiherren von Andlau kam. (*Th. Alfr. Leger.*)

HUGSWEYER, HUGESVILLARE, ansehnliches Pfarrdorf in der Ortenau, im großh. badischen Oberamte Lahr, ¼ Meile westnördlich von der Oberamtsstadt, auf der Extrapoststraße von Strasburg; mit 790 evangel. Einw. in 131 Familien, und einer an allen Arten von Getreide fruchtbaren, auch zum Weinbaue benutzten Gemarkung, durch welche die Schutter fließt. Ein sehr altes Dorf, welches schon Richuin, Bischof von Strasburg, von einem gewissen Humfried, der aus Italien stammte, und ein Schwestersohn Hugo's war, erkauft, und im J. 920 dem Kloster St. Thomas in Strasburg geschenkt hat. Dieser Hugo, der dem Kaiser Otto jederzeit mit Treue anhing, war wahrscheinlich ein Römer und Dynast von Mahlberg. Als daher Richuins Nachfolger, Bischof Ruthard II., dem Kaiser Otto sich widersetzte, hat dieser den Ort mit mehren andern dem Bisthume Strasburg und dem Kloster St. Thomas entzogen und dem Herrn von Mahlberg um das J. 938 wieder zugestellt. Heilika, die letzte Erbtochter von Mahlberg, verehelichte sich an Walter II. von Geroldseck und brachte ihm um 1250 Hugsweyer sammt der Herrschaft Mahlberg zu. Bald darauf erscheint der Zehnte zu H. im Besitze des Klosters der regulirten Chorherren auf dem grünen Werd zu Strasburg, kam nach dem Verfalle dieses Stiftes mit allen noch übrigen Einkünften desselben zwischen 1371 und 1375 an die Johanniter-Ordenscommende St. Johann zu Strasburg, bei der er auch bis zu ihrer Auflösung geblieben ist. Diese Commende besetzte auch die Pfarrei, besoldete den Ortsgeistlichen, und unterhielt Chor und Thurm der Kirche in baulichem Stande. Die weltliche Herrschaft über H. kam bei der Theilung der Herrschaft Geroldseck im J. 1277 an die Linie Geroldseck-Lahr und Mahlberg, bei Erlöschung derselben 1426 durch Heirath an die Grafen von Mörs und Saarwerden, und bei dem unablöslichen, aber ungetheilten Verkaufe der Hälfte dieser Herrschaft an Markgraf Christoph von Baden 1477 zugleich auch unter Baden. Als aber Markgraf Wilhelm v. Baden-Baden 1629 die bestimmte Abtheilung der Herrschaft bewirkte, fiel H. mit Lahr und andern Orten dem fürstlichen Hause Nassau zu, von welchem es kraft des lüneviller Friedens 1803 wieder an Baden abgetreten wurde. (*Thms. Alfr. Leger.*)

HUGTENBURCH (Jan van), geb. zu Harlem 1646, gest. zu Amsterdam 1733, war einer der berühmtesten Schlachten- und Pferdemaler. Von der Natur mit den schönsten Anlagen ausgestattet, machte er in seiner Kunst, man kann sagen, ungeheure Fortschritte. Sein Bruder, Jakob von Hugtenburch, welcher ein Schüler des berühmten Thier- und Landschaftsmalers Berghem war und damals in Rom lebte, nöthigte oder veranlaßte ihn dorthin zu reisen, sodaß er von 1667 bis 1674 dort verweilte und alsdann nach Paris ging. Hier blieb er mehre Jahre bei dem berühmten am Hofe Ludwig XIV. angestellten Hof- und Schlachtenmaler van der Meulen, welcher ihn auf mehre Vortheile und Geheimnisse seiner Kunst aufmerksam machte. Hugtenburchs Gemälde erhielten die Bewunderung aller Kunstfreunde und vielfache Aufträge und Bestellungen veranlaßten ihn, einige Zeit in Paris zu bleiben, die kriegerischen Unternehmungen Ludwigs XIV., welcher zugleich ein großer Beförderer und Beschützer der schönen Künste war, gaben auch Gelegenheit, die merkwürdigsten Thaten durch die Kunst zu verewigen. Van der Meulen erhielt von seinem Monarchen den Auftrag, alle die Ereignisse des großen Feldzugs in den Niederlanden und am Rheine, die Märsche, Belagerungen, Einzüge rc. nach den von ihm vollendeten Gemälden durch die Radirnadel und den Grabstichel in ein kostbares Werk[1]) zusammenzubringen, um diese Thaten in einer Reihe bildlicher Darstellungen der Nachwelt zu hinterlassen. Bei diesem Werke wirkte auch H. durch van der Meulens Auftrag kräftig mit, und wurde dadurch nicht minder als durch seine Malereien zu einem längern Aufenthalt in Paris genöthigt. Später kehrte er nach Holland zurück und ließ sich im Haag nieder, wo er sich ebenfalls viel mit der Kunst beschäftigte, und da es ihm sehr schnell von der Hand ging, eine große Anzahl von Arbeiten gut vollendet lieferte, womit alle berühmte Sammlungen geziert wurden. Hierdurch erwarb er sich, sowie durch seinen Gemäldehandel, viel Vermögen. Er lebte daher auch sehr anständig und genoß

1) Zu den kostbaren Werken, die unter der Regierung und auf Kosten Ludwigs XIV. erschienen und womit gewöhnlich den Höfen und höhern Staatsbeamten Geschenke gemacht wurden, gehört denn auch das zu den franz. Galerien und Cabinets gesammelte Werk: Vües, marches, entrées, passages et autres sujets, servants à l'histoire de Louis XIV. gravées d'après *van der Meulen* s. gr. real qu. fol. in drei Abtheilungen, die gewöhnlich einen großen Band formiren und zusammen 139 Bl. enthalten. In *Heinecke*, Idée générale d'une collection d'estampes, p. 31, ist eine nähere Erläuterung hierüber.

Umgang vieler großer und achtbarer Männer. Nicht ,e vor seinem Tod änderte er seinen Aufenthaltsort vertauschte ihn mit Amsterdam. Der berühmte Künst= ograph Descamps in seiner Vie des peintres Fla- ıds gibt eine vortreffliche Schilderung dieses berühm= Künstlers, indem er ihn lieblich, geistreich, gebildet wohlerfahren nennt und in der That jener Kunst= r urtheilt äußerst wahr. Die Lebhaftigkeit des Künst= istes spricht sich in allen seinen Gemälden aus. Nächst : gefälligen und höchst verständigen, planmäßigen An= ıung findet man das größte Studium des Ausdrucks verschiednen Leidenschaften: Verzweiflung, Wuth, recken, Schmerz, Angst und Furcht; alle Gegen= de, die der Schlachtenmaler genau kennen muß, sind nes Künstlers Werken aufzufinden. In seinen Zeich= ıen herrscht eine gewisse Sicherheit und Festigkeit zu=) mit dem treuesten und wahrhaftesten Studium nach Natur; kaum würde ein andrer Künstler das Pferd die militairischen Figuren so zeichnen, als es H. ver= te; jedem verstand er seinen verschiedenartigen Charak= u geben, ohne in Ausartung zu verfallen. Sein Co= ist feurig, lebhaft und sehr wahr, zugleich in schö= weichem Tone durch freie und kräftige Führung des els. Überdies herrscht in seinen Werken eine vorzüg= Kenntniß der Anordnung und zugleich ein militai= s Studium der Lager, Angriffe, Märsche und Be= ungen. Nicht allein als Maler steht H. in einem en Ansehen, sondern ist ebenso berühmt durch die ı mit dem größten Geiste radirten Blätter, die er s nach eignen Studien, theils nach denen seines ndes und Lehrers van der Meulen vollendete. Man jener Kupferblätter 50 Stück, worunter einige von bedeutender Größe sind; darunter sind acht in Schwarz= oder Mezzatinta gearbeitete Blatt höchst selten. Es sich in ihnen Geist und Vollendung bis auf den sten Gegenstand, zugleich die herrlichste, kräftigste ung, sodaß diese Blätter zu den höchsten Meister= en gehören und also auch durch ihren innern Gehalt Beachtung verdienen, welche sie als Seltenheiten auf gezogen haben. Gute Abdrücke sind wenig zu finden. Peintre Grav. Vol. V. von Bartsch zeigt nur ı solche Blätter in Schwarzkunst an, es gibt aber ı acht; das achte Blatt führt auch Regnault de la le in Rigals Kataloge S. 178 an, welches ein „Ca= iegefecht vorstellt: Der General ist in der Mitte des s, mit dem Degen in der Hand commandirt er sein ment, von welchem ein Reiter und ein Trompeter rechts befinden, gegen den Feind vorwärts. Im runde rechts mehre verwundete Reiter und Pferde. ist Hugtenburchs Name. Das Blatt ist 13 Z. breit und 11 Z. 4 L. hoch.“ Nächst diesem von ch nicht genannten Blatte verdient eine Wiederho= des Blattes No. 2 P. Grav. genannt zu werden, benfalls weder Bartsch noch Rigal gekannt zu haben en und von welcher sich ein Abdruck in der königl. erstichgalerie zu Dresden befindet[2]). Wollte man dieses Blatt, welches man wegen seiner vielen Verän= derungen keine Copie nennen darf, weil es einiges Fremd= artige, von der technischen Behandlung der andern Blät= ter dieses Meisters Abweichende in sich hat, als Arbeit ei= nes andern Künstlers betrachten, so würde man nach Ähnlichkeit der technischen Ausführung es nur dem Jan de Later (welcher mehres nach du Sart arbeitete) zu= schreiben können. Indeß ist es möglich, daß H. dieses seltne Blatt etwas früher als die andern gearbeitet hat. Die schönsten mit der Nadel von H. radirten Blätter sind nach seiner eignen Zeichnung: Sechs Blatt große Kriegsscenen, mit allen dahin gehörigen Ereignissen und Vorfällen: *Bartsch* No. 8—13. Nach van der Meu= len: Acht Bl. kleine militairische Scenen aus den Cam= pagnen Ludwigs XIV, in quer Oval: *Bartsch* No. 15—22; vier Bl. dergleichen einzelne Studien: *id.* No. 31—34; zehn Bl. die Schlachtpferde, vortreffliche und höchst geistreiche Studien: *id.* No. 35—44; zwei Bl. große Cavaleriegefechte mit Zueignung an den Herzog von En= ghien und den Herzog Chevreuse: *id.* No. 46—47; ein Bl. der Einzug Ludwigs XIV. über die Brücke, genannt Pontneuf zu Paris, eins der reichsten und vortrefflichsten Blätter mit einer Unzahl Figuren, 35 Zoll breit aus drei Blatt bestehend, *id.* No. 48; ein Bl. Ansicht der Stadt Lille, im Vorgrunde Ludwig XIV. mit seinem Ge= neralstabe, 48 Zoll breit, aus zwei Blatt bestehend: *id.* No. 49; ein Bl. Einnahme der Stadt Dole in der Franche=Comté; im Vor= oder Mittelgrund ebenfalls Ludwig XIV, 48 Zoll breit aus zwei Blatt bestehend: *id.* No. 50. Beide letztre Blätter sind von Hugtenburch und B. Bauduins zusammen gearbeitet; erstrer fertigte die Figuren, letztrer die Landschaft. (*Frenzel.*)

Hugualdus, s. **Hugobaldus**.

HUGUCCIO (**Hugutio, Ugutio**), aus Pisa ge= bürtig, lehrte anfangs zu Bologna (1178), ward 1190 Bischof zu Ferrara, und starb als solcher 1210. Er ist nicht zu verwechseln mit dem **Huguccio Presbyter** (s. den Art. **Hugolinus**), und nicht, mit dem hundert Jahre später lebenden Bischofe von Ferrara, **Hugo de Vercellis**. Er hat eine **Summa Decretorum** geschrieben, ei= gentlich einen sehr ausführlichen Commentar über das **Decretum Gratiani**, aus welchem vieles in die gewöhn= liche Glosse zu demselben übergegangen ist. Dieser Com= mentar ist unvollendet geblieben; fortgesetzt wurde er von **Johannes de Deo**, welcher aus dem zweiten Theile des Decrets vier **Causae** (C. 23—26) bearbeitet hat. Jene

[2]) Dieses merkwürdige Blatt hat sehr sichtbare Veränderun= gen in sich. Z. B. der Reiter im Hintergrund ist in Profil (im ersten Blatt en face oder von Vorn), der neben ihm mit einem kleinen, kaum sichtbaren Hut (im ersten mit einem größern drei= eckigen Hut). Im Vorgrunde rechts fehlt der im ersten Blatte befindliche liegende Hund; die Frau mit der Schüssel ist ziemlich grade stehend, während sie im ersten Blatte sich nach links neigt. Im Hintergrund ist ein alter Thurm bei Mondlicht, im ersten Blatt in der Ferne ein Bivouak mit dem kleinen flammenden Feuer. Links unten: **Hugtenburch invent. et fecit**; im ersten Blatte bloß **HB fecit.** bezeichnet. Die Größe des Blattes ist bis auf eine Li= nie eines Zolles weniger dieselbe, als die im Bartsch von Nr. 2 angezeigte.

Summa hat sich in mehren Handschriften erhalten; gedruckt ist sie nicht *). (*Spangenberg.*)

HUGUENIN (David), war gegen 1662 zu Neufchatel geboren, wurde zuerst Feldprediger in Holland, bald darauf Prediger der französischen Gemeinde zu Wesel, dann Doctor der Theologie und Professor der morgenländischen Sprachen zu Duisburg, auch Pfarrer an der französischen Kirche und lateinischer Prediger. Das letzte, allerdings merkwürdige, Amt trat er 1699 mit einer lateinischen Predigt über Jes. 49, 13. an. In demselben Jahre bekam er eine Professur der Theologie, trat aber 1702 zur katholischen Kirche über, und gab eine Schrift: Veritas catholicae religionis heraus, welche aber sein College Hulsius durch die Schrift: Pseudo-catholicae religionis inanitas so widerlegte, daß er H. zu dem Entschlusse brachte, in die reformirte Kirche zurückzugehen. H. eröffnete sein Vorhaben den heidelbergischen Theologen, die sich auch bemühten, ihm wieder eine Stelle zu verschaffen, er starb aber noch vor der Vollziehung seines Vorhabens. Seine Schriften sind: Diss. de Dei primae causae concursu cum secundis, istarum libertate salva (Duisb. 1689. 4); Christianus ratiocinans contra H. A. R. (Leyden 1690); Elementa linguae hebraicae; D. de logo universali (Ibid. 1702. 4); Hebdomades ad Collegii Braunani exercitium disputatorium. Theod. Hase schrieb eine D. de magno Propheta ad Deut. 18, 15 gegen ihn, weil er aus der Stelle 5 Mos. 18, 15 des Papstes Ansehen befördern wollte und den wunderlichen Satz behauptete, der Papst wäre der daselbst verheißene große Prophet †). (*Rotermund.*)

Huguenotten, s. Hugenotten.

Huguer, s. Albordi.

HUGUES (Ue) ist französische Form des Namens Hugo; es sind daher die Frankreich angehörenden Könige, Herzoge, Grafen, Gelehrten und Geistliche dieses Namens unter Hugo aufgeführt. Hier folgen nur noch die französischen Dichter, welche diesen Namen hatten:

1) H. (Ue) de la Bachelerie (de la Bacalaria), ein Troubadour aus der kleinen Stadt Uzerches im Limousin, blühte in der ersten Hälfte des 13. Jahrh., und soll nur ein mittelmäßiger Dichter gewesen sein. Es sind nur wenige Lieder von ihm auf die Nachwelt gekommen, von denen eins, ein erotischer Gesang, eine sehr regelmäßige Abwechselung männlicher und weiblicher Reime darbietet [1]).

2) H. de Bercy, nordfranzösischer Dichter, auch der Chastelain de B. (Berze, Bersil) genannt, blühte um 1210 und ist der Verfasser einer sehr heftigen Satyre gegen die verderbten Sitten seiner Zeit (abgedruckt bei Barbazan und Méon, Contes et Fabliaux etc. Tom. II. p. 394) und mehrer sehr hübscher Lieder. Seine Gedichte finden sich auf der königl. Bibliothek zu Paris, in den Manuscripten Nr. 7218 und 218 de la Belgique [2]).

3) H. (Ue) Brunet (Brunec), provenzalischer Dichter zu Ende des 12. und Anfange des 13. Jahrh., war ein Geistlicher aus Rhodez und stand im Dienst Alfons II., Grafen von Provence, und andrer Großen. Er starb als Karthäusermönch. Nur sieben von seinen Liedern sind auf die Nachwelt gekommen [3]).

4) H. de Cambrai, ein Trouvère des 13. Jahrh., ist der Verfasser eines sehr witzigen Fabliau La male honte, das eine Satyre gegen König Heinrich von England sein soll. Es findet sich in dem Mscpt. Nr. 7218 der königl. Bibliothek zu Paris und ist abgedruckt bei *Auguis*, Poètes français (Paris 1824). Tom. I. p. 380 und bei *Barbazan* und *Méon*, Fabliaux et Contes etc. Tom. III. p. 204. Von des Dichters Lebensumständen findet sich nirgends eine Nachricht.

5) H. Catola (Ue Catola), Troubadour des 13. Jahrhunderts. Es sind nur zwei Lieder von ihm erhalten worden, von denen noch dazu das eine auch dem Marcabrus beigelegt wird. Das andre ist ein Tenzon mit seiner Dame [4]).

6) H. (Ue) de l'Escure, Troubadour des 13. Jahrh., von dem uns jedoch nur ein lückenhaftes Sirventes geblieben ist, in welchem er sich mit andern Troubadours vergleicht, und behauptet, er stände weder dem Peire Vidal noch dem Albertet nach [5]).

7) H. de Mataplana (Ue de M.), catalonischer Edelmann aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh., Gönner der Troubadours und selbst provenzalischer Dichter, verfaßte Sirventen und Tenzonen, von denen sich jedoch nur zwei erhalten haben [6]).

8) H. (Hugon, Huon) de Méry, französischer Dichter des 13. Jahrh., war Geistlicher in der Abtei Saint-Germain des Prés. Fauchet (de la langue et de la poésie françoise) behauptet in dem von ihm mitgetheilten Verzeichnisse französischer Dichter, er habe um 1227 unter dem heiligen Ludwig geblüht. H. d. M. ist der Verfasser eines großen allegorischen Gedichtes Le Tournoyement de l'Antéchrist, in welchem die Tugenden unter Christi Banner gegen die Laster unter dem Banner des Antichrists kämpfen und den Sieg davon tragen. Handschriften des Gedichts finden sich auf der königl. Bibliothek zu Paris unter Nr. 7615 und Fonds de l'Eglise de Paris No. 5 M. $\frac{2}{3}$. Zwei Bruchstücke aus demselben theilt *Auguis*, Poètes françois etc. Tom. II. p. 106 mit.

*) S. *Sarti* de clar. archigymn. Bonon. prof. T. I. p. 296.

†) Vergl. Dunkel, Histor. krit. Nachr. von verstorb. Gelehrten. 2. Bd. 1. Th. S. 84 und 567. Bibl. Hist. Phil. Theolog. Bremensis. Class. VII. Fasc. V. p. 903. Adelung zum Jöcher.

1) *Auguis*, Les poètes français etc. (Paris 1824). T. I. p. 281. Diez, Leben und Werke der Troubadours (Zwickau 1829). S. 405 und 603.

2) Vergl. die Abhandlung von Caylus, in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions. 4. T. XXI. p. 191. 3) Vergl. über ihn *J. de Nostradamus*, Vies des poètes provençaux, p. 68. *Crescimbeni*, Istoria della volgar Poesia. T. I. p. 48. *Bastero*, La Crusca provenzale, p. 75. *Millot*, Hist. des Troubadours. T. I. p. 40. Parnasse occitanien, p. [illegible]. 4) Vergl. *Millot*, Hist. des Troubadours. T. III. p. 414. 5) Vgl. *Millot*, Hist. des Troubadours. T. II. p. 205. 6) Vgl. *Bastero*, Crusca provenzale, p. 102. *Crescimbeni*, Istoria della volgar Poesia, p. 220. *Millot*, Hist. des Troubadours. T. II. p. 118.

H. (Ue) de Murel, Troubadour des 13. Jahr-
. Von ihm ist jedoch nur ein Sirvente auf
ommen [7]).

H. (Ue) de Pena, Kaufmannssohn aus Mes-
lgenois, Troubadour des 13. Jahrh. und großer
g. Von seinen Gedichten sind uns jedoch nur
lten worden [8]).

) H. (Ue) de Saint Cyr. Dieser für die Kennt-
provenzalischen Poesie höchst wichtige Trouba-
r der Sohn eines armen Edelmannes von Quercy
rd in dem Flecken Tegra geboren. Seine Blüthe-
t in die erste Hälfte des 13. Jahrh. Nach dem
ines Vaters bestimmten ihn seine ältern Brüder
stlichen Stand und sandten ihn in dieser Absicht
ontpellier. Er kümmerte sich aber nicht um die
elahrtheit, sondern beschäftigte sich mit Poetik,
und Geschichte, und begann darauf seine Wan-
als Troubadour. Nach manchen Kämpfen ge-
ihm, Gönner und Freunde zu finden, doch scheint
icht immer haben mit denselben vertragen zu kön-
nn in mehren seiner Gedichte greift er dieselben
beklagt sich, sie hätten ihn übel behandelt. Er
sich nun nach Spanien, und fand hier wahr-
) eine bessere Aufnahme. Nach seiner Rückkehr
er eine berühmte Schönheit, Clara von Anduze,
ne seines Herzens und brachte ihr seine Huldi-
dar. Sie erwiederte seine Neigung, behandelte
: mit Strenge, er ward ihr untreu und wandte
einer andern Edeldame, Pansa geheißen, die er
ablässig feierte. Als er jedoch sah, daß diese ihm
Eigennutz zugethan war, verließ er sie und ver-
ich wieder mit der frühern Dame seines Herzens,
lerte jene. Darauf ging er nach Italien, hielt
ire Zeit in der Mark Treviso auf und war ein An-
der Guelphen. Über seine fernern Lebensschicksale
n Ende ist nichts bekannt. Sechs und dreißig
Gedichte, von denen jedoch mehre auch andern
ours zugeschrieben werden, sind bis auf uns ge-
; sie besitzen mehr rhetorischen als poetischen
sind aber besonders wichtig, weil sie manche Aus-
ber gleichzeitige oder frühere provenzalische Dich-
n [9]). (*O. L. B. Wolff.*)

igutio, s. **Huguccio.**

igwald, s. **Hugbald, Hugobaldus.**

HN (Haushuhn), Haushahn, Kapaun (pha-
gallus). Die Hühner haben, wenn sie noch
oder doch schon soweit herangewachsen sind, daß
sie die Mutter verlassen können, bis zum sechsten Mo-
nat ein weißes, weiches, leicht verdauliches, doch nur
wenig nährendes Fleisch. Es dient blos zur Suppe,
zum Fricassé und gebraten; ausgekocht ist es nichts als
trockne, nahrlose Faser. Ausgewachsene Hühner führen
mehr Gallerte bei sich, ihr Fleisch ist mithin nahrhafter.
Man sollte statt des manchmal sehr unrein ausgeschlachteten,
zu lange gelegnen oder kranken, wol seuchekranken und
an irgend einer Krankheit verreckten Hühnerviehes, wel-
ches wol auch, um dies zu verdecken, mit Bärlapsamen
oder feinem Weizenmehl eingerieben ist, lieber dergleichen
Geflügel lebendig auf dem Markt einkaufen.

Das Fleisch der Haushähne ist weniger weiß, zart,
wohlschmeckend und nährend, als das Hühnerfleisch. Am
zartesten, fettesten, saftreichsten, wohlschmeckendsten und zum
Braten am tauglichsten fällt das Kapaunenfleisch aus,
zumal von zweijährigen und vollkommen gekappten Häh-
nen (vergl. d. Art. **Hahn**).

Der Gebrauch des warmen Hühnerblutes, als an-
geblichen Vorbauungsmittels der Wasserscheu, ist nach
Rittmeister (in den Commentat. Societatis physico-
medicae Mosquensis [Mosqu. 1823. 4.]. Vol. III. P. I.;
vergl. Hufelands Journ. d. prakt. Arzneikunde. 1821.
II. S. 83 fg. Zieglers neue Ansichten v. d. Hunds-
wuth rc. [Regensb. 1821]) folgender: Man gibt das
warme Blut von einem Huhne mit etwas warmem Weine
sogleich nach der Verwundung von einem wuthkranken
Thiere, wiederholt dies dann einmal in der zweiten, drit-
ten und vierten Woche; daneben wird die Wunde durch
Kantharidenpulver vier Wochen lang offen erhalten. Da-
mit das Blut beim Auffangen in einem kalten Gefäße
nicht gerinne, gieße man einen Eßlöffel schwachen Weins
oder Branntweins in eine Theetasse, halte diesen so lange
in heißes Wasser, bis der Wein rc. gehörig erwärmt ist,
und lasse dann das Blut aus dem Thier in den Wein rc.
fließen, während die Mischung mit einem erwärmten
Theelöffel so lange umgerührt wird, bis die Theetasse
halb voll ist. Das Blut muß schnell getrunken, und
etwas Wasser nachgetrunken werden. (*Th. Schreger.*)

HUHN, 1) Christian Gottfried, Sohn eines Kauf-
manns, Joh. Gottfr. H., geb. zu Leipzig den 13. April
1715, wurde von Privatlehrern zur Universität vorberei-
tet, studirte seit 1731 in seiner Vaterstadt. Neben der
Theologie trieb er Musik und Poesie. Außer mehren
kleinern Schriftchen hat er Buchanans Paraphras. Psal-
mor. in teutsche Verse gebracht, schrieb auch andre Ge-
dichte nebst poetischen Betrachtungen über die Sonntags-
evangelien, verfertigte eine katechetische Erklärung der
augsburg. Confession, Betrachtungen über das Leiden
Christi u. a. m. Er starb schon am 1. April 1747, nach-
dem er als Baccalaureus der Theologie in Vorlesungen
sich nützlich gemacht und das Subdiakonat erst an der
Thomaskirche, dann zu St. Nikolai erhalten hatte *).

---

3. *Millot*, Hist. des Troub. T. III. p. 415. 8) Vgl.
amus, Vies des poètes provençeaux, p. 147. *Bastero*,
rovenzale, p. 102. *Crescimbeni*, Istoria della volgar
. 101. *Millot*, Hist. des Troubadours. T. III. p. 309.
occitanien, p. 325. 9) Vgl. *Raynouard*, Choix des
riginales des Troubadours (Paris 1816). T. III. und N.
occitanien, p. 161. *Nostradamus*, Vies des poètes
aux, p. 76. *Bastero*, Crusca provenzale, p. 102. His-
érale du Languedoc. T. II. p. 519. T. III. p. 328. *Mil-*
t. des Troubadours. T. II. p. 174. Diez, Leben und
r Troubadours (Zwickau 1829). S. 412 fg.

*) S. des damaligen Rectors der Akademie, Dr. Kapps,
Gedächtnißschrift. Albrecht, Sächs. Predigergeschichte. S. 217.
Dietmann, Sächs. Priestersch. 1. Th. 2. Bd. S. 190. Jö-
cher, Gelehrten-Lexikon.

2) Johann Benjamin, geb. zu Waltershausen im Herzogthume Gotha, bildete sich auf dem Gymnasium zu Gotha und der Universität zu Jena, wurde 1716 Hofprediger des Herzogs Friedrich, führte nach einigen Jahren dessen zwei älteste Prinzen, Friedrich und Wilhelm, auf Reisen, und sah sich manchen Nachstellungen der Papisten ausgesetzt, denen er jedoch glücklich entging. Als er zurückkam, verwaltete er seine Hofpredigerstelle, bis er 1729 die Generalsuperintendentur erhielt und zugleich Kirchenrath, Hauptpastor in Gotha und Aufseher über das Gymnasium wurde. Am 3. Sept. 1744 starb er plötzlich an einem Stickfluß und hinterließ eine aus 13,000 Büchern bestehende Bibliothek. Seine Schriften bestehen blos in praktischen Arbeiten *). (*Rotermund.*)

Hühnefeld, s. Hünfeld.

Hühnen, Hühnengräber, s. Hünen.

Hühnenthränen, s. Hünenthränen.

Hühnerauge, s. Leichdorn.

Hühnerbeize, s. Falknerei und Taubenjagd.

Hühnerblindheit, synonym mit Nachtblindheit, s. Hemeralopie.

HÜHNERDARM. Sowol der rothe (Anagallis arvensis) als der blaue (A. coerulea), auch Gauchheil genannt, sind Acker- und Gartenunkraut, dessen Samen jedoch nebst den zarten Blättern zum Futter für Haus- und Stubenvögel gebraucht werden können. Bei dem Viehe, welches viel davon frißt, erfolgt Durchlauf. Hühnerdarm heißt auch die Vogelmiere, Vogelmeier (Alsine media), welche ebenfalls vom Federviehe gefressen wird; Finken, Stieglitze u. a. lieben den Samen, die Bienen die Blumen; diese öffnen sich früh neun Uhr, und gehören zu den natürlichen Stundenzeigern. (*Fr. Heusinger.*)

Hühnerdorf, s. Hünerdorf.

Hühnergarn, s. unter Decknetz und Netz.

HÜHNERHAUS, HÜHNERKOBEL, die Wohnung der Hühner; ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, daß sie gegen die kleinern Raubthiere: Marder, Wiesel, Füchse u. dergl., wohl verwahrt ist, und um immer die gehörige Reinlichkeit gegen Hühnerläuse und andre Insecten und Gewürme herstellen zu können, mit breiten Steinplatten und Backsteinen, im Winter aber wegen der Wärme, die diesen Hausthieren sehr nöthig ist, mit Brettern auf dem Fußboden belegt werde. Nesterkörbe von Stroh geflochten, Sitzstangen und Wassertröge sind die Geräthe eines solchen Behälters, der übrigens auch seine mit Drahtgittern versehenen Fenster haben muß. (*Fr. Heusinger.*)

Hühnerhund, s. Canis und Hund.

HÜHNERKORB, ein glockenförmiger Korb, welcher aus einem Gerüst und Weidenruthen, nach Art eines hölzernen Vogelbauers, oder aus Weidengeflechte zusammengesetzt ist, um junge Hühnchen darin zu erziehen, und sie selbst in freier Luft haben zu können, ohne daß sie der Gefahr ausgesetzt sind, von Raubvögeln oder andern Raubthieren fortgeführt zu werden. (*Fr. Heusinger.*)

*) Vergl. Hamburger Berichte von gelehrten Sachen. 1746. S. 556.

Hühnerkoth, s. Excremente.

Hühnernetz, s. unter Decknetz u. Netz.

HÜHNERSTEIGE, ein Behälter für Hühner, die man eingekauft hat, um sie nach einiger Zeit abzuschlachten, sie aber in der Zwischenzeit sicher aufbewahren und füttern will; die Hühnersteige ist aus kleinen hölzernen Stäben und Sprossen zusammengesetzt. (*Fr. Heusinger.*)

Hühnertyrass, s. Decknetz.

Hühnerweh, synonym mit häutiger Bräune (Angina membranacea, Croup), s. Croup.

HUIJUANTSCHIN, auch Ilän und Guldscha-Khainek (kirgisisch), eine mit 3800 Mann besetzte Festung und Hauptstadt der Provinz Ili im chinesischen Schutzlande Songarei, ist am Ili gelegen, hat viele Kaufleute und Handwerker und eine Kupfermünze. (*R.*)

HUILLICHES, ein Molutschenstamm (Moluches) zwischen dem Flusse Buono und dem Inselmeere Chiloé's im südamerikan. Staate Chili. Sie sind den Spaniern sehr feindselig und stehen mit den Araukaniern, (Araucanen, s. d. Art.), denen sie im Allgemeinen ihrem ganzen Wesen nach gleichen, in Verbindung. (*R.*)

Huilquilemu, s. Rede (Rere).

HUINE (Huisne), einer der vornehmsten Flüsse des französ. Departements der Sarthe, entspringt in dem Departement Orne, durchfließt einen kleinen westlichen Theil des Departements Eure-Loir, nimmt sodann seinen Lauf in das Departement Sarthe, wo er flößbar ist, und vereinigt sich zwischen Mons und Pont St. George mit der Sarthe. In ihn ergießen sich die Barbe d'Orge, der Grabon, die Meme, der Horais u. a. (*R.*)

HUIS (L'), Marktflecken und Cantonshauptort am rechten Ufer der Rhone im Bezirke von Belley des französischen Ain-Departements. Er zählt mit den zur Gemeinde gehörigen kleinern Ortschaften 1120 Einwohner. (*Klaehn.*)

Huis de Britten (Brittenhaus), s. unter Katwyk op Zee.

Huis der Liefde, s. Haus der Liebe.

HUISH (Alexander), war nach seiner eignen Angabe 1583 im Städtchen Wells in der Grafschaft Somerset, in der Parochie St. Curbberti geboren, studirte zu Orford, wurde Kanonikus bei der Stiftskirche zu Wells und 1660 Pfarrer zu Bekington, half Brian Walton bei der zu London 1657 erschienenen Polyglottenbibel. Von ihm rührt die Vergleichung der 12 kleinen Propheten, röm. Ausgabe, mit einer uralten Handschrift des Card. Barberini, her, worin auch die Abweichungen andrer Übersetzungen angemerkt sind; ferner die gesammte Arbeit über die 70 Dolmetscher. Er verlor in der Zeit der Verfolgung nach Karls I. Tode sein Vermögen, bekam es aber unter Karl II. wieder, schrieb in englischer Sprache: Lectiones in orationem Dominicam (Lond. 1626. 4.) und starb 1668. (*Rotermund.*)

Huiskooper und Contra-Huiskooper, s. Taufgesinnte.

HUISMES, Dorf im Canton und Bezirke von Chinon des französischen Indre-Departements. Es liegt eine

halbe Stunde nordöstl. von Chinon und zählt 1250 Einwohner. (*Klaehn.*)

HUISSIERS. Frankreichs Civil-Justizverfassung unterscheidet sich von der teutschen unter anderm auch wesentlich durch die Trennung des Justizzwangs von der eigentlichen Gerichtsbarkeit. Diese hat eine besondre Art der gerichtlichen Beamten, welche bei keinem Gerichte, von den Friedensgerichten bis zum Cassationshofe, fehlen darf, ins Leben gerufen. Die Huissiers sind ihrem wesentlichen Charakter nach Hülfsbeamten der Justizverwaltung [1]). Sie haben einen weit größern und bedeutendern Wirkungskreis, als die teutschen Canzlei- oder Gerichtsdiener. Da ihnen der Justizzwang übertragen ist, so sind deren Functionen so umfänglich und eigenthümlich, daß es eine vergebliche Mühe sein würde, ein teutsches Wort aufzufinden, durch welches der Begriff, welchen man sich von ihnen bilden muß, auch nur annähernd bezeichnet werden könnte. Unsre Gerichtsboten (Gerichtsdiener oder Pedellen) vom Gerichte abhängig und mit keiner selbständigen Amtsgewalt bekleidet, haben wenigstens nicht die geringste Ähnlichkeit mit den französischen Huissiers, die in Sachen ihres Amtes selbst Befehle geben, und zugleich rechtsgültige Protocolle (procès verbaux) aufnehmen können. Das Institut der Huissiers gehört so nothwendig in das Ganze der französischen Justizorganisation und hängt mit dem Gange des französischen Verfahrens, das selbst wieder auf die Möglichkeit, collegialisch ertheilte und prompte Justiz mit einander zu verbinden, berechnet ist, so innig zusammen, daß das Ganze des französischen Rechtsorganismus ohne dieses Institut nicht bestehen kann.

I. Die Bestimmung der Huissiers besteht A) im Allgemeinen in Vollziehung der ihnen aufgetragenen Mittheilungen, Bekanntmachungen, Auffoderungen und Ladungen in Rechtssachen, auch in außergerichtlichen Rechtsangelegenheiten, z. B. bei Mahnungen, Protestationen, Oppositionen u. dgl. m. Sie dienen in dieser Rücksicht sowol den Gerichten, deren Befehle sie vollziehen müssen, als den Parteien, deren Aufträge sie zu besorgen haben. Über alle diese Amtsverrichtungen nehmen sie glaubwürdige Instrumente (exploits) und Protocolle auf. Die Ladungen, die sie zur Betreibung processualischer Angelegenheiten im Namen der öffentlichen Gewalt machen, fertigen sie ohne Dazwischenkunft des Gerichts aus. Die bei ihnen von der Partei übergebene Klage stellen sie dem Beklagten mit einem Ladungsbefehle (ajournement, assignation) und einem exploit zu, welches gewöhnlich schon vom Sachwalter der Partei entworfen ist, und dann nur vom H. besorgt wird. B) Die bei den Civilgerichten angestellten Huissiers haben außerdem noch die wichtige Function, daß sie alle rechtskräftige Urtheile, richterliche Befehle und zur Execution qualificirte Instrumente durch den öffentlichen Zwang und in den dafür festgesetzten Formen in Vollzug bringen. Sie ersparen dem Richter das Detail der Vollziehungen, welche doch nach gefälltem Urtheil oder bei einer schon für sich vollstreckbaren Urkunde außer seiner Sphäre liegen, und erleichtern so das Geschäft der vollstreckenden Gewalt. Während in Teutschland der Gerichtsbote immer nur einen einzelnen Act nach dem gerichtlichen Decrete vornimmt, bedarf der französische Huissier keines Auftrags und keiner Vorschrift des Gerichts, weil das Gesetz, indem es die ganze Reihe der Executionshandlungen angibt, je nachdem ein oder das andre Executionsmittel gewählt wird, den Huissier schon im Allgemeinen instruirt hat. Der Huissier ist der eigentliche Vollziehungsbeamte, und der Sieger hat sich mit dem Urtheile nur an ihn zu wenden und ihn zur Vollstreckung aufzufodern. Die Übergabe des Urtheils ist für den H. hinreichende Vollmacht für alle Executionsacte, mit Ausnahme der Beschlagnahme unbeweglicher Güter und der Verhaftung des Schuldners (Code de proc. art. 556). Widersetzungen gegen die Huissiers bei Verhängung der Execution erfodern ein correctionelles Verfahren, welches, bei Strafe der Nichtigkeit, öffentlich statthaben muß. Übrigens bleibt der Huissier für seinen Vollstreckungsact verantwortlich. Er ist dabei nicht an die Instructionen des Sachwalters, oder seiner Partei, sondern an die Gesetze, die er kennen, und den Inhalt des Erkenntnisses, den er selbst zu verstehen im Stande sein muß, gebunden. Behauptet der requirirende Sachwalter, im Namen seiner Partei, daß diese durch das Urtheil Rechte erhalten habe, welche ihr darin nicht zugesprochen sind, so ist es des Huissiers Sache, dem Inhalte des Erkenntnisses, und nicht übertriebenen Prätensionen Genüge zu leisten. Thut er dieses Letztre, so wird er, und nicht die Partei, oder der Sachwalter, der ihn requirirte, straffällig, obgleich die Partei allerdings den Umständen nach, zu einem Schadenersatze verurtheilt werden kann. Der Huissier hat auch die Verpflichtung, bei einer Provocation auf eine audience aux référés, mit der Vollziehung selbst innezuhalten, nur Sicherheitsmaßregeln zu nehmen, und die Entscheidung zu erwarten. Thut er dies nicht, so wird gleichfalls er, nicht aber die Partei, oder der Sachwalter, welcher ihn requirirte, straffällig. In Ansehung aller dieser den Huissiers übertragnen Geschäfte [2]), zu deren Besorgung sie so gut, wie die Notarien, einer Schreibstube bedürfen und ihre Schreiber (clercs) haben können, stehen sie zu den Gerichten auch in demselben Verhältnisse, wie die Notarien, d. h. sie können zwar wie diese, wegen ihrer Handlungen zur Verantwortung gezogen werden, sind dem Gericht und den Parteien zu ungesäumter Dienstleistung verpflichtet, und machen sich durch Verletzung dieser Pflicht zu vollständigem Schadenersatze verbindlich, außerdem aber versehen sie, wie die Notarien, ihre Geschäfte (die sie übrigens bei

---

1) Vergl. alphabetisches Handbuch für Huissiers. Nach dem Französischen bearbeitet von J. C. Fischer (Göttingen 1809). Willigerode, Handbuch für Huissiers. Die neueste Organisation dieses Instituts geschah durch Decret vom 14. Jun. 1813.

2) Vergl. Art. 4, 52, 61, 62, 66, 67, 68, 70, 71, 89, 90, 132, 145, 144, 156, 293, 350, 435, 587, 591, 611, 625, 783, 785, 826 im Code de procédure civile, wo die Verfügungen bezeichnet sind, die sich auf die Functionen der Huissiers beziehen.

Strafe der Nichtigkeit in Person verrichten müssen) kraft eignen Rechts, als öffentliche Beamte, und, bis ein Einhalt gebietendes Urtheil erfolgt, von den Gerichten unabhängig. C) Die Huissiers bei den Tribunalen und Gerichtshöfen, bei weitem die geringre Zahl, aber die ausgezeichnetsten, welche eines besondern Zutrauens der Gerichte genießen und durch die Bezeichnung: Huissiers audienciers geehrt werden, haben den Dienst im Innern zu verrichten. Dieser besteht aber keineswegs in dem blos mechanischen Bedientendienst unsrer bei höhern Gerichten angestellten Boten, Diener und Pedellen, sondern vielmehr in dem innern Polizeidienste, vermöge dessen es dem Huissier audiencier obliegt, für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung bei den öffentlichen Gerichtssitzungen, in denen sie gegenwärtig sind, und für den regelmäßigen Gang der Geschäfte in denselben, vermittels des Aufrufs der zu dieser Sitzung geladenen Partien, nach der Ordnung der rôle und der Bescheinigung der Mittheilungen, welche in dem Processe kurzer Hand von dem Avoué (Procurator) der einen Partei dem der andern gemacht werden müssen, zu sorgen. Diese in ihrer Amtstracht mit einem schwarzen Talar bekleideten Huissiers aud. zeigen dem im Gerichtssaale gegenwärtigen Publicum dadurch, daß sie mit einem Stäbchen an die Thür klopfen, die Ankunft des Gerichts an, und haben daher in dem Sitze des Tribunals ihren Wohnort, während die übrigen Huissiers in den Cantons wohnen. Beide dürfen ihren Wohnsitz nicht ändern und bei Strafe und Nichtigkeit keine Functionen außerhalb desjenigen Gerichts, in dessen Sprengel sie wohnen, verrichten.

II. Die Anordnung der Huissiers, deren Zahl sich nach den Bedürfnissen der Tribunale richtet, geschieht auf den von letztern an den Justizminister eingesendeten Vorschlag, vom Könige, worauf sie durch eine öffentlich angeschlagne Liste dem Publicum bekannt gemacht werden. In Rücksicht ihrer Gebühren haben sie sich genau nach der bestehenden Sportelordnung zu richten, und am Ende ihrer Protocolle oder Aufsätze deutlich zu bemerken, wie viel ihnen dafür bezahlt worden ist. Ein Mehres zu nehmen ist ihnen bei Strafe untersagt.

III. Die Huissiers sind leider meistens Leute aus den niedern Ständen, die ihre Rechtskenntnisse nur in Schreibstuben, oder aus einem Noth- und Hülfsbüchlein für H. erlangt haben. Dieser Umstand veranlaßt, daß viel aus Ungeschicktheit und Unwissenheit, oft auch aus Bosheit, von ihnen gefehlt wird. Um so dringender macht sich die Controle über sie. Die Nothwendigkeit, den Huissier zu bewachen und zu controliren, und dadurch die ihm zu ausgedehnt eingeräumte Gewalt unschädlich zu machen, hat den französischen Gesetzgeber bewogen, durch sehr genaue Instructionen dem Huissier jeden Schritt vorzuschreiben. Auch die große Zahl der Formalitäten und die oft vorkommende Drohung der Nichtigkeit ist eine consequente Folge der Überzeugung des Gesetzgebers, daß nur dadurch die Willkür dieser subalternen Personen gezügelt und der Huissier zur Aufmerksamkeit gespornt werden kann. Sie stehen daher unter beständiger Aufsicht des Präsidenten und der General- und königlichen Procuratoren, denen es obliegt, über das Betragen der bei ihren Gerichtshöfen und Tribunalen angestellten Huissiers zu wachen. Die königl. Procuratoren haben insbesondre die Verbindlichkeit, über die den Friedensgerichten ihres Districtes beigegebenen H. die Aufsicht zu führen. Die Präsidenten können ihnen nach vorgängigem Gutachten der General- und königl. Procuratoren Verweise ertheilen, und, wenn dieselben den Gesetzen und Verordnungen zuwider gehandelt haben, sie auf den Antrag des General- oder königl. Procurators, zu einer Geld- oder Gefängnißstrafe, die jedoch nicht drei Tage übersteigen darf, verurtheilen. In Fällen, wo eine härtre Strafe stattfindet, muß der General- oder königliche Procurator die Beweismittel sammeln, und den H. vor Gericht laden lassen, um im Berathschlagungszimmer abgehört und vernommen zu werden. Wird der H. schuldig befunden, so kann demselben, nach Beschaffenheit der Umstände, auf eine bestimmte Zeit, jedoch nicht über sechs Monate hinaus, die Ausübung seines Dienstes untersagt werden. Sollte eine gänzliche Absetzung und anderweite Besetzung der Stelle nöthig scheinen, so hat das Gericht an den Justizminister Bericht zu erstatten, und dieser des Königs Befehle einzuholen.

Einer Nachahmung des Instituts der Huissiers in Teutschland stehen sehr bedeutende Schwierigkeiten entgegen, welche sich vorzüglich aus der Verlegenheit entwickeln, brauchbare Subjecte für die Functionen der Huissiers aufzufinden. Wären aber auch diese Schwierigkeiten zu überwinden, so ist die Verpflanzung des Instituts auf teutschen Boden schon deshalb nicht zu wünschen, weil die Stellung der Huissiers, ihr ganzes Verhältniß zu den Parteien, mit welchen sie als von den Bürgern gedungne Personen in vielfachem bürgerlichem Verkehre mit den Unterthanen treten, manche Nachtheile erzeugt. Die Parteien gewöhnen sich daran, den H. als eine von ihnen abhängige Person zu betrachten, und sein Interesse nöthigt ihn, sich gut mit den Unterthanen zu halten. So steht er als eine nicht unschwer zu gewinnende Person zwischen Sieger und Schuldner, und es hängt von ihm ab, ob er mehr mit Strenge oder nachsichtsloser Härte dem Ersten durch rasche Execution helfen, oder, weil ein größeres Interesse ihn zu dem reichern Schuldner zieht, den Letztern begünstigen will. Dazu fehlt es dem gewandten Huissier nicht an Mitteln, und ist kein schickliches andres Mittel da, um z. B. die Vollstreckungshandlung zu verschieben, so weiß die Praxis sich gut dadurch zu helfen, daß der H. aus Gefälligkeit für den Schuldner eine Nullität begeht, die dem letztern Gelegenheit gibt, durch einen Zwischenproceß den lästigen Sieger sich für einige Zeit vom Halse zu schaffen. Es ist, auch bei der größten Vorsicht des Gesetzes, immer höchst bedenklich, einer subalternen im ganzen Gebiete des Rechts nicht hinreichend orientirten Person die Rolle eines leitenden Beamten besonders im Laufe der Execution zu überlassen, wo häufig so viele Streitigkeiten vorkommen, die eine augenblickliche Entscheidung bedürfen, und eine richtige Aufzeichnung der Einwendungen, Oppositionen und Ge-

generklärungen zu Protocoll erfodern, die von den wenigsten Huissiers erwartet werden darf[3]). (*Alex. Müller.*)

HUISTEN, eine Freiheit, im Bezirk und Kreise Arnsberg der kön. preuß. Provinz Westfalen, mit 81 Häusern, 679 katholischen, drei Lutherischen und 24 jüdischen Einwohnern (im J. 1819). (*Rauschenbusch.*)

HUITFELD, HVITFELD (Arild), königl. dänischer Reichskanzler, geboren zu Oderborg 1549. Um sich zum Staatsdienste vorzubereiten, besuchte er in seiner Jugend fremde Länder, wurde nach seiner Rückkunft Secretair, und zeichnete sich in verschiednen Ämtern so rühmlich aus, daß ihn Friedrich II. 1586 zum Mitgliede des Reichsraths und Reichskanzler erhob. Diese Stelle bekleidete er auch unter Christian IV., der ihn zu Gesandtschaften in England, Holland und Bremen gebrauchte. Zuletzt nahm er seinen Abschied und starb den 13. Dec. 1609 unverheirathet. Er war nicht nur ein einsichtsvoller Staatsmann und Diplomatiker, sondern auch der eifrigste Forscher in der Geschichte seines Vaterlandes, um deren Aufklärung er sich durch emsige Sammlung alter Urkunden, Documente und glaubwürdiger Notizen verdient machte. Sein Hauptwerk ist eine ohne rhetorische Kunst in harter dänischer Sprache verfaßte Reichschronik, die von den ältesten Zeiten bis zum Tode Christians III. (1559) geht. Sie ist unvollständig und uncorrect, aber mit einem guten Register versehen, abgedruckt unter dem Titel: Danmarckis rigis Krönnicke etc. (Kbhvn. 1595—1604). Vol. X. 4. (Ib. 1652). Vol. II. Fol. Was er aus der ältesten Geschichte, wo er blos dem Saxo folgt, berichtet, ist unzuverlässig, und besteht zum Theil aus bloßen Legenden; allein für die spätern Perioden ist er um so schätzbarer, weil er viele Urkunden eingerückt hat, die man sonst nirgends findet. Seinem Fleiße dankt man auch die Herausgabe folgender Schriften: Leges terrae Scanieae (Hafn. 1590. 4); Hirdskas seu Gaards Rett. (Ib. 1594. 4); Aelnothi vita Canuti (Ib. 1602). Seine handschriftlich hinterlassenen Sammlungen haben spätern Forschern gute Dienste geleistet*). (*Baur.*)

HUITTEJO, der alte Name eines Flüßchens in Thüringen, an welchem Arnstadt liegt. Er kommt in der Schenkungsurkunde des Hedenus und seiner Gemahlin Theodrada vor, in welcher dieselben am 1. Mai 704 auf dem Castelle Virteburch (Würzburg) dem Bischofe Willbrod mehre in Thüringen gelegne Ortschaften abtreten†). Nach Eckhart ist Huittejo der alte Name des Baches Welge, der durch Arnstadt hindurchfließt und sich hier in die Gera ergießt, nach Schultes das Flüßchen Gera selbst, welches übrigens schon in einer Urkunde Dagoberts III. vom 1. März 706 Gera genannt wird. (*Aug. Wilhelm.*)

Huitzilihuitl, Huitzilopochtli (**Vitzliputzli**), **Huitziton**, s. unt. Mexico.

Huitzitpitlan, s. Tzintzontzan.

Huixtocihuatl, s. unt. Mexico.

Huka (**Hukah, Hukapfeife**), s. Bd. VIII. dieser Sect. S. 482 Note im Artikel Hindostan.

HUKANG oder auch **HUKUANG** und **HUQUANG**, eine der größten Binnenprovinzen China's, die sich von 24° 53′ bis 33° 17′ nördl. Br. und von 127° 12′ bis 133° 25′ östl. Länge erstreckt, einen Flächenraum von 9048, nach Barrow 6733½ □Meilen einnimmt und nördl. von Honan, östl. von Kiangsi, nordöstl. von Kiangnan, südöstl. von Kuangtung (Kanton), westl. von Kueitscheu und Ssetschuan, südwestl. von Kuangsi und nordwestl. von Schensi begrenzt wird. Das Land ist äußerst fruchtbar und eine Hauptkornkammer des Reichs; Obst, vorzüglich Orangen und Citronen, köstlichen Thee, Reis, Baumwolle, Wachs und Papier hat es im Überflusse. Seine Gebirge, die theilweise mit trefflichen Holzarten, Cedern, Bambus, Lack- und Firnißbäumen bewachsen sind, führen Kupfer, Zinn, Blei, Quecksilber, herrliche Krystalle, Vitriol, Talk, Lasursteine und Farbenerde mit sich, wahrscheinlich auch Gold und Silber, was zu graben jedoch die Politik verbietet. Der bedeutendste Fluß ist der Jantsekiang, der die größten Fahrzeuge trägt und dem der Henkiang die meisten Flüsse der nördlichen Hälfte der Provinz, der Yunkiang aber die meisten Flüsse der südlichen Hälfte zuführt. Die Zahl der Einwohner schätzte man im J. 1761 auf 17, neuern englischen Nachrichten zufolge auf 27 Millionen, worunter die besonders in den Gebirgen von Tschingtscheu-fu sich aufhaltenden Miaotsen, ein halbwilder Volksstamm, sonst mit eignen Gesetzen, jetzt unter chinesischer Oberherrschaft, begriffen sind. Mit den Landesproducten wird bedeutender Handel getrieben, und die Erzeugnisse des Kunstfleißes der Bewohner, als: Baumwollenzeuge, Papier aus Bambusrinde, Eisen- und Stahlarbeiten, werden geschätzt. Die Provinz enthält 120 Städte, darunter 15 vom ersten Range, und wird von dem in der Mitte des Landes sich ausbreitenden großen See Tungting in zwei Theile getheilt, nämlich in Hupé, den nördlichen Theil der Provinz, mit der Hauptstadt Wutschang, der 1761 acht Städte ersten, 53 zweiten und dritten Ranges und 8,080,603 Einw. enthielt, und in Hunan, den südl. Theil, mit der Hauptstadt Yotscheu, welcher 1761 sieben Städte ersten und 52 zweiten Ranges mit 8,829,320 Einw. zählte. (*R.*)

Huker, s. Hucker.

HÜKESWAGEN. Das bergische Städtchen d. N. hat eignen Grafen den Namen gegeben, die, aus dem großen Stamme von Altena entsprossen, zunächst doch mit den Burggrafen von Cöln und Arenberg verwandt sein mögen. Ihre Geschichte kann eigentlich nur aus den Schätzen des düsseldorfer Archivs geliefert werden, aber vergeblich hat der verdiente Lacomblet auf dieselben aufmerksam zu machen gesucht. Heinrich, Graf von Hukineswage, erhält von dem Grafen Engelbert von Berg ein Darlehen von

3) Noch andre Bedenklichkeiten gegen die Huissiers in ihrer Haupteigenschaft als Vollziehungsbeamte führt Zum Bach auf in seiner „Vollständigen Gegeneinanderstellung der Hauptmomente der preußischen und französischen bürgerlichen Proceßordnung“ (Magdeb. 1822). §. 16.

*) Nyerup, Vaterländ. Begebenheiten. S. 286. Wachler, Gesch. d. histor. Forschungen. 1. Bd. 2. Abth. S. 986.

†) Falkenstein, Thüring. Chronik. 2. Th. S. 73. *Eccardt*, Comment. Rer. Francic. Tom. II. p. 311. *Schultes*, Direct. Diplom. Tom. I. p. 1.

100 Mark, und verschreibt ihm dagegen 1189 aus seinem Allodium jährliche 10 Mark. Kauft Heinrich binnen der nächsten vier Jahre ein andres, 100 Mark werthes Gut, um solches von dem Grafen von Berg zu Lehen zu empfangen, so wird sein Allodium hierdurch wieder freigemacht, läßt er aber die vier Jahre unbenutzt verstreichen, so geht das verpfändete Allodium in des Grafen von Berg Eigenthum über, und Heinrich wird dasselbe nur mehr als bergisches Lehen haben. Drei Jahre später, 1191, wurde solche Abrede dahin verändert, daß Engelbert einstweilen, statt der obigen 100 Mark, dem Grafen Heinrich seinen eigenthümlichen Hof Steinshusen anwies, und dieser dafür sein Allodium Hükeswagen als ein einstweiliges bergisches Lehen einsetzte, mit der abermaligen Bedingung, daß, wo die in dem vorigen Vertrag angeordnete Substitution von dem nächsten Feste des heil. Jakob an bis über ein Jahr nicht bewerkstelligt sein würde, alsdann H. ein bergisches Lehen bleiben sollte. Graf Heinrich kommt noch 1197 und 1199 als Zeuge vor. Arnoldus comes de Hochmeswage wird in einer Urkunde von 1226 als Zeuge genannt. Heinrich und Franko, Gebrüder von Hükeswage, filii Arnoldi comitis, verzichten, Heinrich für seine Person, Franko für sich, seine Hausfrau und Kinder, zu Gunsten der Gräfin Margaretha von Berg (gebornen Gräfin von Hochstaden, Witwe des Grafen Adolf VII. von Berg seit dem 22. April 1257) allem Anspruche super predio de Hukinswage et omnibus ejus attinentiis (6. Jul. 1260). Später heirathete die nämliche Gräfin Margaretha, die noch 1267 als Witwe vorkommt, einen Grafen von Hükeswagen (vielleicht den ebengenannten Heinrich). Im J. 1298 kommt Hükeswagen als eine bergische Kellnerei vor. In dem Testamente des Bischofs Bruno von Ollmütz vom J. 1267 heißt es, er habe von Franko comite de Hukeswagh den ganzen Landstrich, anfangend am Bache Sedlnitz, von einer Seite begrenzt von der Oder, von der andern bis an die Ostrawa oder Ostrawicza, und von der dritten bis Rosenau und Grabowe, erkauft, und von diesem ganzen großen Gebiete (gegenwärtig die Herrschaft Hochwald, prerauer Kreises, in Mähren bildend) habe gemeldter comes Franko den gegen Mähren zu gelegnen Theil von der ollmützer Kirche wieder zu Lehen angenommen. War dieser Franko comes de Hukeswagh, eine Person mit dem obengenannten Grafen Franko de Hükeswage, und etwa, nach dem Verkaufe der Stammgrafschaft, im J. 1260 nach Mähren gewandert? (*v. Stramberg.*)

HUKI, ein Ort auf dem Wege von Rosette nach Cairo, am westlichen Ufer des Nils, gegenüber von Gângara (entstellt entweder aus حنجر oder حنجرة oder كنكرة), gewöhnlich Monijet elhuki, der Weiler, das Dorf Huki genannt. Schon Edrisi führt ihn an, und auch Niebuhr und Forskâl nennen ihn entweder richtiger oder ebenfalls verdorben. Forskâl (bei Niebuhr I, 94 sub 50) sagt مية الحوفين Met el hofin, Niebuhr (S. 81. el. 74) Miet el Haufein (مية الحوفيني). Es bildet dieser Ort auf jener Straße eine der Stationen, und ist deshalb wichtig. (*G. Flügel.*)

HULAGU, Hulâku-chan, mit dem Beinamen Ilchan (هولاكو ايلخان) [1]), weil er aus der Dynastie der Ilchaniden stammte, war ein Sohn des Tuli-chan, des vierten Sohnes von Dschinkis-chan, und erster mongolischer Herrscher in Persien. Als sein älter Bruder Mangu-chan (منكو خان) [2]), 1251 n. Chr., den mongolischen Thron als Großchan bestiegen hatte, wurden ihm die westlichen Provinzen des großen Mongolenreichs angewiesen, zugleich mit dem Auftrage, dem Könige Haiton (Haitum ܗܐܝܛܘܡ) von Armenien beizustehen, welcher den Großchan um Beistand gegen seine Feinde ersucht hatte, und dem es gelungen war, den Mangu-chan zum (Nestorianischen) Christenthume zu bekehren [3]). Hulagu zog mit einem großen Heer, in welchem unter andern 1000 Chinesen dienten, um Kriegsmaschinen zu erbauen und geschickt im Gebrauche des Naphta, zunächst nach Samarkand (1255), überschritt im folgenden Jahre (1256) den Dschihun, und schlug sein Lager in den Ebenen von Chorasan auf. Von hier wendete er sich gegen die Ismaeliten, auch Melahebiten oder Assassinen genannt, über welche damals Rokn-eddin herrschte. Trotzend auf die Gebirge ihres Landes und auf die zahlreichen festen Plätze desselben beachteten sie Hulagu's Auffoderung zur Unterwerfung nicht, hielten sogar ihren Fürsten zurück, welcher in das Lager der Mongolen gerufen worden war, bis Hulagu mehre feste Plätze erobert, und den Rokneddin befreit hatte. Dieser blieb einige Zeit bei Hulagu, wurde aber später, auf Befehl des Mangu-chan, hingerichtet und sämmtliche Ismaeliten vertilgt (1257) [4]). Während dieses Krieges soll Hulagu den Khalifen El-Mostaassem-billah um Hülfe gebeten haben, allein der Khalif, schwach und verweichlicht, nicht fähig, die damaligen Zeitverhältnisse zu fassen, schlug dem Hulagu sein Gesuch zwar nicht ab, that aber auch nichts, weder um ihn zu gewinnen, noch sich gegen die Rache des Eroberers zu schützen [5]). Dazu kamen Streitigkeiten zwischen den Sunniten und Schiiten oder Rafedhiten, welche selbst unter den ersten Staatsbeamten Zwiespalt erregten [6]). Mitterweile waren die westlicher liegenden kleinen Herrschaften von den Mongolen unterworfen worden, und

1) Auf Münzen *Fraehn*, Rev. p. 635. هولاكو بن طلو بن جنكز خان, *Abulfedae* Ann. V. p. 60. هلاكو خان und هلالحي خان, *Abulghasi*, Casani 1825. ܗܘܠܐܓܘ bei *Abulfaradsch*, Chron. 2) Auf Münzen منكو قاان *Fraehn*, Rev. p. 196. 3) *Deguignes*, Hist. gén. des Huns etc. III. p. 125 sq. 4) *Abulfaradsch* p. 520 sq. *Deguignes* a. a. O. p. 129. Hadschi Chalifa setzt den Untergang der Melahebiten ملاحد in das J. 654 d. Fl., 1256 n. Chr. 5) *Deguignes* a. a. O. p. 130. 6) *Deguignes* a. a. O. vgl. *Abulfedae* Ann. IV. p. 550.

Verderben bringende Zug ging gegen Bagdad, wozu
erbitterte Vezir des Khalifen, Movaijed-eddin Ibn
mi, angefeuert haben soll [7]). Genug, im J. 656
l., 1258 n. Chr., erschien zuerst Hulagu's Unter-
err Badschu oder Baghu [8]) in der Nähe von Bag-
wurde aber geschlagen und zurückgedrängt; bald
kam das Hauptheer unter Hulagu heran und beide
ssen nun den Sitz des Khalifats von allen Seiten
Noth und Verrath standen den Mongolen zur
e; der Khalif El-Mostaassem nebst seinen beiden
nen überlieferten sich selbst dem Führer der Mongo-
die Stadt wurde mit Sturm eingenommen und
ort. Sieben, nach Andern 40, Tage dauerte das
ben und Morden, und am Ende wurde auch Mo-
sem zum Tode verurtheilt, in einen ledernen Sack
ht- und erstickt unter den Füßen der Sieger, weil
den Zorn der Gottheit fürchtete, wenn das Blut
Fürsten der Gläubigen vergossen würde [9]). Der
Bagdads zog bald die Unterwerfung ganz Iraks
sich; Bedr-eddin-lolu, Fürst von Mossul, unterwarf
freiwillig, ebenso Hassan und Hems; nur Miafare-
unter Malek El-kâmel Mohammed Ibn El-mobha-
[10]), aus der Dynastie der Aijubiten, vertheidigte sich
Jahre lang mit großer Tapferkeit, bis er der Über-
t unterlag (1259). Im J. 1260 führte Hulagu
400,000 Mann starkes Heer nach Syrien, und zwar
chst nach Haleb, wo, unter der Oberherrschaft des
ans El-Malek-Ennâsser Jusof (الملك الناصر
يو) von Damask, El-Malek El-Moaddham Turân-
, Sohn des Ssalah-eddin (الملك المعظم
توران), regierte. Die Stadt wurde nach zweimo-
cher Belagerung von dem Sohne des Hulagu, Sa-
(سموب), eingenommen und die meisten Einwohner
rgehauen. Gleiches Schicksal hatten mehre Städte
ens, andre ergaben sich freiwillig; El-Malek En-
r floh gegen Ägypten hin, was er aber nicht zu
ten wagte, aus Furcht, gefangen gehalten zu wer-
sondern wendete sich, verfolgt von den Mongolen,
Palästina; Damask aber hatte das Schicksal der
rn syrischen Städte.

Um diese Zeit starb Mangu-Khan, und sein Bruder
Kublaï [11]) folgte ihm als Groß-Khan, von welchem Hu-
lagu die eroberten Länder als Lehen empfing. Hulagu
wendete sich nach der Eroberung Syriens wieder nach
Osten, und überließ es seinem Unterfeldherrn Ketbogha
(كتبغا) [12]), die neuen Eroberungen zu behaupten und
zu erweitern. Während sich dieser zur Eroberung Palä-
stina's rüstete, zog ein ägyptisches Heer heran, unter El-
Malek El-Modhaffer Kothus (الملك المظفر قطز)
dem dritten Sultan der Mamluken, überfiel die Mongo-
len bei Ain dschalut in der Umgegend von Damask, und
schlug sie, wobei Ketbogha selbst getödtet wurde; verfolgt
und gedrängt von den Muhammedanern waren endlich
die Mongolen genöthigt, Syrien aufzugeben, und sich
nach Armenien, unter dem Schutze des Königs Haiton,
zurückzuziehen. Hulagu rächte die Niederlage seines Hee-
res durch die Hinrichtung des Malek En-nassr, welcher
nebst seinen Brüdern in die Hände der Mongolen gefal-
len war (1260) und des sonstigen Fürsten von Hems,
Malek Ess-ssaleh [13]); er selbst kam nicht wieder nach Sy-
rien zurück, welches indessen von einzelnen Abtheilungen
des Mongolenheeres noch mehrmals verwüstet wurde.
Nicht lange darauf (1264 oder 65 n. Chr.) starb Hu-
lagu, 48 Jahre alt. Seine Residenz war Tebriz; in dem
benachbarten Marâga hatte er die berühmtesten Astrono-
men seiner Zeit, ließ von Nassir-eddin aus Thus eine
Sternwarte erbauen, und verwendete 20,000 Denare auf
astronomische Instrumente [14]). Dokus Kâtun, früher un-
ter den Frauen seines Vaters Tuli-chan, eine Christin,
war seine Lieblingsgemahlin, die ihn auf allen Zügen
begleitete und überall als Beschützerin ihrer Glaubensge-
nossen auftrat; sie starb noch in demselben Jahr [15]). Es
wird erzählt, Hulagu habe die Tochter des griechischen
Kaisers Michael Paläologus zur Gemahlin gewünscht und
sie sei ihm auch zugeschickt worden; als sie aber ankam,
fand sie den ihr bestimmten Gemahl todt, und heirathete
nun seinen Sohn und Nachfolger, Abaka-Khan [16]). Die
Besitzungen dieses tapfern und einsichtsvollen Mongolen-
fürsten waren, bei seinem Tode, folgende: 1) Khorasan,
Hauptstadt Nisabur; 2) Dschebol oder das persische Irak,
Hptst. Isfahan; 3) das arabische Irak, Hptst. Bagdad;
4) Adserbidschan, Hptst. Tebriz; 5) Persien, Hptst. Schi-
ras; 6) Khusistan, Hptst. Toster; 7) Diarbekr, Hptst.
Mossul; 8) vom Lande Rum (dem griechischen Reich)
Armenien, Georgien und ein Theil von Kleinasien, Hptst.
Iconium [17]).

(*H. Möller.*)

7) *Abulfedae* Ann. IV. p. 550. 8) باجو *Abulfeda* ...52. *Rasi* in *de Sacy*, Chrest. I. p. 57. II. p. 49. ܒܐܓܘ ...*faradsch*, Chron. p. 527. باغو *Abulghasi* p. 81. 9) ...*feda* IV. p. 554. *Abulfaradsch* p. 529. *Rasi* a. a. O. ...sq. *Deguignes* a. a. O. IV. p. 101 sq. Nach Andern ... der Khalif ersäuft oder erdrosselt. 10) الملك الكامل محمد ابن الـ... *Abulfeda* IV. p. 562. ...*faradsch* p. 531 nennt ihn Aschraf, Sohn des Malekgasi, ...ܐܫܪܦ ܒܪ ܡܠܟܓܙܝ.

11) ܩܘܒܠܝ ܩܐܢ *Abulfaradsch* p. 536. 12) ܟܛܒܘܓܐ *Abulfaradsch* p. 534. *Abulfeda* IV. p. 590 sq. *Deguignes* a. a. O. p. 252 sq. 13) *Abulfeda* IV. p. 610. *Abulfaradsch* p. 535. 14) Die Sternwarte wurde im J. 657 d. Fl., 1258 n. Chr., erbaut, und hier die berühmten Tafeln verfertigt, welche den Namen der Ilechanischen führen; vergl. *d'Herbelot*, titr. Nassireddin und Zig; *Dschihannuma* p. 386. 15) ܕܘܩܘܙ ܚܬܘܢ *Abulfaradsch* p. 516. 16) *Deguignes* a. a. O. p. 258. Sie hieß Marie, wird aber von den Orientalen gewöhnlich Tesbineh genannt, corrumpirt aus *Δέσποινα*. 17) Ben Schohnah bei *d'Herbelot*, titr. Holagu. *Abulf.* V. p. 16.

HULAIVA, kleines Eiland des Tonga-Archipels, nördl. der Insel Tonga. (*Klaehn.*)

Hulbe, s. **Holm.**

HÜLCHRATH, Dorf oder Flecken, von nicht völlig 500 Menschen bewohnt, und an dem Gillbache, der sich weiter unten mit der Erfft vereinigt, gelegen, gibt einer Bürgermeisterei des Kreises Grevenbroich, Regierungsbezirk Düsseldorf, den Namen. In diese Bürgermeisterei, die 1828 überhaupt 2404 Einwohner zählte, gehören noch die Dörfer Neukirchen, Speck, Wehl, Hoisten, Helfenstein und Weckoven, die Weiler Gubisrad, Heidt, Mühlrath, Münchrath und Röttgen rc. Hülchrath selbst hat ein zerstörtes Schloß, welches der Chorbischof, der Herzog Friedrich von Sachsen-Lauenburg, im J. 1583, nach einer ziemlich scharfen Belagerung, den Truppen des Kurfürsten Gebhard entriß, und welches 1642, nach fünftägiger Beschießung, von der hessisch-weimarischen, gleich darauf aber von der kaiserlich-bairischen Armee erobert wurde. Dieses Schloß, in einer Urkunde von 1248 Hillerode genannt, und darum für die Commentatoren dieser Urkunde gar nicht aufzufinden, war der Hauptort der Grafschaft Hülchrath, die, wie unter Hochstaden bemerkt ist, ein durch Brudertheilung abgerissenes Stück der Grafschaft Hochstaden, gleichwie die Grafschaft Saffenberg ein Stück der Grafschaft Are, oder die Grafschaft Herzogenrade ein Stück der Grafschaft Daeshem gewesen ist *). Diese drei Grafschaften, Hülchrath, Saffenberg und Herzogenrade, wurden von den Grafen von Saffenberg besessen, bis eine Erbtochter sie, mit alleiniger Ausnahme von Herzogenrade, in das Haus der Grafen von Sayn trug. Eine andre Erbtochter, die saynsche Adelheid, brachte unter andern auch Saffenberg und Hülchrath an ihren Gemahl, den Grafen Gottfried von Sponheim, und diese Herrschaften wurden das Erbtheil ihres jüngern Sohnes, des Grafen Heinrich, des Ahnherrn des dritten Hauses von Heinsberg; allein auch in diesem Hause fanden Hülchrath und Saffenberg keine bleibende Stätte, sie wurden vielmehr der Brautschatz von Heinrichs Tochter, Adelheid, als er sie an den Grafen Dieterich VII. von Cleve verheirathete. Hülchrath blieb hierauf den Grafen von Cleve, bis es im J. 1323 von dem Erzbischofe Heinrich von Cöln erkauft, und in ein cölnisches Amt verwandelt wurde. In dieses Amt gehörten: Hülchrath, Neukirchen, Weckoven, Speck, Wehl, Nievenheim, Lüttengleen, Capellen, Reisdorf, Laach, Belmen, Elfgen, Fürth, Straberg, Alrath, Rosellen, Norff, Widdeshoven, Immekoven, Ramrath, Auweiler, Bocklemünd, Merkenich, Longerich, Rommerskirchen, Gyll, Vanikum, Sinsteden, Eckum, Nettesheim, Anstel, Frixheim, Bützheim, Oekoven. Das ganze Amt hatte eine sporadische Lage, als Resultat der angedeuteten historischen Verhältnisse. (*v. Stramberg.*)

Hulak, s. **Hulk.**

Hulda, 1) s. **Holla**; 2) bibl. Gesch., s. **Prophet.**

*) Letzteres haben wir neuerlich erst aufgefunden, sowie auch, daß die Grafen von Saffenberg, als Besitzer von Herzogenrade, Stifter der nahegelegnen Abtei Klosterrade geworden sind.

HULDE hieß der Vertrag, den die Huldsassen über ihre Dienstbarkeit eingegangen hatten *). (*Alex. Müller.*)

Hulderich, s. **Huldrich** und **Hilderich.**

Huldgöttinnen, s. **Grazien.**

HULDIGUNG ist jene Rechtshandlung, durch welche die Unterthanenpflicht feierlich, meist eidlich, versprochen, folglich das Unterthanenverhältniß zum Landesherrn durch Angelobung der Treue und des Gehorsams ausdrücklich anerkannt wird. Dieser die Staatshoheit beweisende Act, Staatshuldigung, Huldigungseid [1]) (**homagium, tessera subjectionis civilis**) kommt bei jeder Regierungsveränderung vor, und geschieht entweder auf eine eigentliche solenne Weise, wo der Landesherr, unter einem Throne sitzend, den Eid von den zur Huldigung abgeordneten Bürgern und Bauern, oder von den Ständen empfängt, oder auf eine weniger ceremonielle Weise, indem der Regent durch irgend einen hohen Staatsbeamten repräsentirt wird, dem die Chefs der Behörden ihren Eid ablegen, während diese ihn wieder von ihren Untergebenen empfangen. Die Huldigungsformel ist gewöhnlich folgende: „Ihr sollet geloben und schwören, zu Gott und auf das heilige Evangelium, daß ihr dem N. N. und dero Nachkommen treu, hold, gehorsam und gewärtig sein, dero Schaden warnen, und, soviel möglich, abwenden, Frommen und Nutzen befördern, sofort alles dasjenige thun und verrichten sollet und wollet, was treuen Unterthanen zusteht und gebührt; getreulich und ohne Gefährde. Eid: Wie mir anjetzo ist vorgelesen worden, ich auch wohl verstanden und darüber angelobt habe, dem verspreche ich überall getreulich nachzukommen, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort rc."

Als noch an der Spitze des heil. röm. Reichs teutscher Nation ein teutscher Kaiser stand, empfing dieser vermöge der kaiserlichen Repräsentativgewalt die Huldigung im Namen des ganzen Reichs. Die Reichsstände leisteten bei der Belehnung mit dem Lehenseide zugleich den Huldigungseid. Er enthielt die ausdrückliche Verpflichtung, „dem Kaiser und dem h. Reiche getreu, hold, gehorsam und gewärtig" zu sein [2]). Die Reichsritter leisteten diesen Huldigungseid bei ihrer Reception oder Immatriculation. In der Krönungsstadt Frankfurt empfing der Kaiser die Huldigung vom Magistrat und der Bürgerschaft. Andre Reichsstände mußten den Huldigungseid vor den eigends dazu abgeschickten kaiserlichen

*) Ebendeshalb nennt man diejenigen, welche einen besondern Vertrag über ihre Dienstverhältnisse geschlossen haben, Huldsassen oder Hiltschalken. (*R.*)

1) Vergl. C. G. Bunz, Grundsätze der Huldigung (Tübing. 1795). Moser, Von der Landeshoheit, in Ansehung der Unterthanen, Personen und Vermögens, S. 45, und die im Repertorium des teutschen Staats- und Lehnrechts, von Scheidemantel (Leipz. 1783) 2. Th. S. 498 fg. angeführten Schriften. 2) Osn. Fr. Art. VIII. §. 2: „salvo per omnia juramento, quo quisque Imperatori et Imperio obstrictus est," vergl. mit Art. IV. §. 14. Sonderbare Discussionen gab es auf dem westfäl. Friedenscongresse. *Meyern*, Act. pac. T. IV. p. 20, 45. Diese Reichslehenpflicht durfte übrigens der Kaiser nicht auf sein Haus zugleich richten. W. K. Art. X. §. 3.

Commissarien ablegen, wenn sie nicht durch besondre Dispensation die Erlaubniß erhielten, denselben durch einen Mandatarius bei dem Reichshofrathe zu leisten.

Die landesherrliche Huldigung, wie sie in unsern teutschen Staaten bei dem Regierungsantritte vorkommt, wird nicht nur von allen Unterthanen, wenigstens von den Familienhäuptern, sondern auch von den Staatsbeamten und von der Geistlichkeit geleistet [3]). Während der jedesmaligen Regierung wird sie von den neuen Bürgern, Unterthanen, Schutzverwandten, Staatsbeamten rc. bei ihrer Annahme, und in den Staaten, wo der volle Landsassiat gilt, auch von den Forensen, sowie von den Territorialvasallen bei Ablegung ihrer Lehenpflicht geleistet. Die Staatshuldigung ist entweder vollständig oder allgemeine (homagium plenum, s. universale), oder unvollständig oder particuläre (minus plenum, s. particulare), je nachdem sie entweder in Ansehung der Person und des Grundeigenthums zugleich, oder blos in Hinsicht auf den Gutsbesitz in dem Staatsgebiete geleistet wird. Daher auch manche Publicisten von persönlicher und dinglicher (realer) Huldigung sprechen, wie z. B. Schweder, Vitriar, Horn, Chladenius u. a.

Die Staatshuldigung unterscheidet sich von andern Verpflichtungen, die z. B. auf Lehen-, Schutz-, Cent-, Gerichts-, Standes-, oder Gutsherrlichkeit (Ablegung der Lehenpflicht, Lehenhuldigung oder Vasallagium der Vasallen, Untersassenhuldigung der standesherrlichen Untersassen, Patrimonial- oder Erbhuldigung der Patrimonialpflichtigen, und Erbeid oder Erbpflicht, juramentum assecurationis, der Eigenhörigen) oder auf Bürgerpflicht (Bürgereid) sich beziehen [4]). Ordentlicherweise geschieht die Huldigung nur dem regierenden Landesherrn. Wird sie auch den Successionsberechtigten geleistet, so heißt sie die vorläufige oder Eventualhuldigung. Diese gehört zu den Ausnahmen; wenigstens sind die präsumtiven Nachfolger, Eventualbelehnte, Erbverbrüderte u. dergl. ohne Voraussetzung besondrer Normen nicht befugt, die Huldigung zu begehren. Wo sie vorkam, geschah sie, um einem Successionsberechtigten, auf den Todesfall des jetzigen Besitzers, die Vortheile des Besitzes schon jetzt zu verschaffen, und so dessen Nachfolge zu sichern [5]). Sie ist, da sie nur für den künftigen Successionsfall geleistet wird, kein Merkmal der gegenwärtigen Unterwürfigkeit.

Sonst hielt man die Staatshuldigung, nämlich die allgemeine Landeshuldigung, für wesentlich nothwendig; doch mit Unrecht; denn die rechtliche Fortdauer der Landesverfassung ist so wenig von der Leistung des Regierungseides abhängig, als die Verbindlichkeit der Unterthanen zu staatsbürgerlichem Gehorsam gegen den neuen rechtmäßigen Landesherrn von der allgemeinen Landeshuldigung es ist. In mehren teutschen Staaten, z. B. im Königreiche Baiern [6]), findet aber der Regierungseid sowol als die allgemeine Staatshuldigung verfassungsmäßig statt.

Der für die Gewähr der Verfassung verordnete Constitutionseid ist von allen Staatsdienern bei ihrer Anstellung zu leisten. Er lautet: „Ich schwöre Treue dem Monarchen, Gehorsam dem Gesetz und Beobachtung der Staatsverfassung, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium.“ (*Alex. Müller.*)

Huldigungseid, s. d. vorh. Art.

HULDIN, HULDI, VLDIN (Οὔλδης, Οὖλδις), hieß ein Fürst und Heerführer der Hunnen. Als der gothische Heerführer Gaina nach großem Verlust im Kampfe mit den Römern im J. 400 sich über die Donau zurückgezogen hatte, und seine Sitze wieder hier aufschlagen wollte, hielt Huldin dieses für sich gefährlich, auch glaubte er durch Gaina's Vertreibung dem römischen Kaiser einen angenehmen Dienst zu erweisen, zog daher gegen Gaina zu Felde und dieser ihm entgegen. Mehre Schlachten wurden geschlagen. Viele fanden den Tod darin, und Gaina endlich selbst. Sein Haupt schickte Huldin dem Kaiser Arcadius, erhielt von ihm Geschenke und machte ein Bündniß mit ihm. So nach Zosimus (V, 21). Die Kirchengeschichtschreiber setzen Gaina's Untergang nach Thrazien. Ihnen folgt Gibbon, sich auf die alexandrinische Chronik stützend, und bezweifelt Gaina's Übergang über die Donau; aber die Kirchenschriftsteller zeigen sich nicht so genau unterrichtet, als Zosimus. Sokrates [1]) sagt nämlich, als Gaina nach dem unglücklichen Seetreffen durch Thrazien geflohen, sei er auf eine andre Macht der Römer gestoßen, und nebst den Barbaren, die er um sich gehabt, erschlagen worden. Gleiches berichtet auch Sozomenus [2]), nur daß er blos sagt, Gaina sei auf ein andres Heer gestoßen, ohne Römer ausdrücklich hinzuzusetzen, versteht aber, wie der Zusammenhang lehrt, ein Heer der Römer darunter. Philostorgius [3]) erzählt, Gaina sei nach Oberthrazien geflohen, und gewisse Hunnen hätten ihn nach Verlauf von nicht langer Zeit angegriffen und erschlagen. Zosimus legt den Schauplatz von Huldins zuerst bekannt gewordnen Thaten, den Kämpfen mit Gaina, zu bestimmt jenseit (oder in Beziehung auf uns, diesseit) der Donau, als daß wir ihm nicht folgen sollten. Auch ist, wenn wir die Zeit berechnen, unwahrscheinlicher, daß Huldin mit hinreichender Macht so schnell nach Mösien oder Thra-

3) Vergl. Estor, Neue kleine Schriften. I. S. 65 fg. 4) Vergl. Strube, Nebenstunden. IV. S. 167. *Moeller*, Usus practicus distinctionum feudal. XIII. p. 1. Bunz a. a. O. §. 3. Note a. §. 33—38. Von der Gerichtspflicht s. *Puffendorf*, De jurisdict. germ. §. 108. G. A. Kleinschrod, Lehre von der peinl. Gerichtsbarkeit (Frankf. a. M. 1812). S. 102. 5) Vergl. *Just. Korthold*, Diss. de possessione ea lege, ne contra tradentem, dum vivit, exerceatur, tradita, §. 8. *Henr. Cocceji* deduction. illustr. T. I. p. 209. Moser, Persönl. Staatsrecht. 2. Th. S. 593 fg. Ebend., Familien-Staatsrecht. 1. Bd. S. 17 fg. G. L. Böhmer, Rechtsfälle. 1. Bd. S. 506. *Schweder*, Theatrum praetension. T. II. (nach Glafey's Ausg.) p. 21. Klüber, Kleine jurist. Bibliothek. 8. St. S. 441 fg. Dessen Öffentliches Recht des teutschen Bundes und der Bundesstaaten (Frankf. a. M. 1831). §. 246. Note e.

6) S. Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818. Tit. X. §. 1 und 3.

1) Eccles. Hist. Lib. VI. Cap. 6. p. 307. 2) Ecclesiast. Hist. Lib VIII. Cap. 4. p. 765. 3) Ecclesiast. Hist. Lib. XI. p. 157.

zien gekommen, und wahrscheinlicher, daß er sich mit Gaina jenseit der Donau in der Nähe seiner Sitze schlug, da er hier ein größeres Interesse für solchen Kampf haben mußte [4]. Auch hatte er noch kein Bündniß mit den Römern, sondern erst, nachdem er Gaina'n bezwungen. Als Radagais Italien im J. 406 bedrängte, zog Huldin den Römern unter Stilicho's Anführung zu Hülfe [5]), und hatte an der Aufreibung des gewaltigen Heeres des Radagais auf dem Gebirge von Fiesole so großen Antheil, daß Marcellinus und Jordanes, ohne der Römer und des Stilicho dabei zu gedenken, blos erzählen: Radagais überschwemmte mit 200,000 der Seinen ganz Italien. Huldin und Sarus, der Hunnen und der Gothen Könige, besiegten alsbald den Radagais, schnitten ihm das Haupt ab, und verkauften die Gefangnen, jeden blos für ein Goldstück [6]). Nach Stilicho's Tode finden wir Huldin nicht mehr als Bundesgenossen, sondern als Feind der Römer. Man hat daher gemeint, er habe das Schwert gegen die Römer ergriffen, um Stilicho's Tod zu rächen. Noch nähere Veranlassung zur Rache lag darin, daß Sarus, vermittels der unter ihm dienenden Gothen, alle Hunnen, welche den Stilicho beständig umgaben, im Schlaf erschlagen lassen [7]), und dadurch Stilicho der besten Stütze beraubte. Als hierauf dieser unter dem Henkerbeile sein Leben verloren, war der einzige Mann der Römerwelt gefallen, der Huldin noch mit Achtung erfüllen mochte. Die Römer selbst (Stilicho war von nichtrömischer Abkunft) mußten Huldin, nachdem er ihre Schwäche kennen gelernt, verächtlich geworden sein. Ihn trieb daher wahrscheinlich nicht blos Rachegefühl; statt der Bundesgenossenschaft mit den Römern schien ihm die Eroberung eines Theils des römischen Reichs vortheilhafter. Sozomenus erzählt Folgendes: Zur Zeit, als Stilicho endete, trug es sich zu, daß die Hunnen, welche in Thrazien lagerten, ohne daß sie jemand angriff oder verfolgte, schmählich zurückgingen, und die meisten verloren. Nämlich Vldis (Huldin), das Oberhaupt der Barbaren um die Donau, war mit einem großen Heer über den Fluß gegangen, hatte in den Grenzen der Thrazier sein Lager aufgeschlagen, und verheerte, nachdem er Castra Martis, eine Stadt Mysiens (Mösiens), durch Verrath eingenommen, von hier aus durch Streifereien das übrige Thrazien [8]), und wollte aus Anmaßung kein Bündniß mit den Römern eingehen (er hatte also seine Gesinnung geändert, und hielt sich auch des frühern Bündnisses entledigt). Als der Befehlshaber der Truppen in Thrazien mit ihm wegen des Friedens eine Unterredung hatte, zeigte Huldin auf die aufsteigende Sonne, und sagte, nicht schwer sollte es ihm fallen, die ganze Erde, die sie erleuchte, sich zu unterwerfen. So prahlte er, legte Zins auf, soviel ihm beliebte, und wollte unter diesen Bedingungen mit den Römern Frieden haben, oder sie sollten Krieg erwarten. In großer Gefahr schwebte das römische Reich, wenn nicht Gott seine Sorge für dasselbe gezeigt (d. h. wenn Einigkeit in Huldins Heere geherrscht); denn nicht lange darauf hatten Gespräche mit den Vertrauten oder der Umgebung des Huldin und den Hauptleuten [9]) über den Staat der Römer und die Menschenfreundlichkeit des Kaisers statt, und durch welche und wie große Geschenke er gute und tapfre Männer ehre. Nicht ohne Gottes Wirkung faßten sie Liebe zu jenen, gingen zu den Römern über und vereinten mit diesen ihr Lager nebst denen, die unter ihnen dienten [10]). Huldin rettete sich kaum jenseit des Flusses, nachdem er viele und von Grund aus die verloren, welche Skiren hießen. Oben hat Zosimus, seinem Zwecke gemäß, vorausgeschickt, wie die Hunnen, ohne von jemand angegriffen und verfolgt zu sein, die meisten der Ihrigen eingebüßt. Aber Huldin wurde, nachdem ein Theil seines Heeres mit den Römern sich vereinigt, allerdings angegriffen; denn Zosimus selbst, nachdem er berichtet, wie Huldin viele, und gänzlich die Skiren verloren, erzählt, dieses barbarische Volk sei, bevor es in dieses Unglück gestürzt, sehr mannschaftreich gewesen; aber da es auf der Flucht sich verspätet, sei ein Theil erschlagen, der andre gefangen nach Constantinopel geschickt, und theils um geringen Preis verkauft, theils unentgeltlich in Dienstbarkeit gegeben, und als Bauern an verschiedne Orte gesetzt worden. Welche wichtige Rolle Huldin spielte, erhellt daraus, daß sich an ihn auch die zahlreichen Skiren angeschlossen hatten. Verrath eines Theils seines Heeres hemmte seine Eroberungslust und zertrümmerte seine Macht.

(*Ferdinand Wachter.*)

HULDRE, HUDDE, d. h. die Verborgnen, gelten in Norwegen als das weibliche Geschlecht der Unterirdischen oder Alfen, als eine Art Waldfrauen, blau von Farbe, welche ihr blaues Vieh bisweilen ins Feld treiben sollen. An vielen Stellen wird, wie man sagt, ihr unterirdischer, in einem hohlen, traurigen Tone bestehender Gesang, der berühmte **Huldreslaat**, vernommen [1]). Auf den Faröern heißen die Alfen Huldeleute (verborgne Leute), und werden als begierig nach christlichen Frauen und ihren Kindern, welche sie mit ihren eignen vertauschen (daher die Wechselkinder, Wech-

4) Vergl. *Tillemont*, Histoire des empereurs, p. 903 und 1058. Maskov, Gesch. der Teutschen. 1. Th. 4. B. 9. Cap. Nr. 10. 2. Ausg. S. 337. Frhr. v. Gagern, Die Nationalgeschichte der Teutschen. S. 670. 5) *Orosius*, Histor. Lib. VII. Cap. 37. p. 569, 570 6) *Marcellinus* bei *Roesler*, Chron. Med. Aev. T. I. p. 204. *Jordanes* (vulgo *Jornandes*), De regn. success. bei *Hugo Grotius*, Goth. et Langobard. Rer. Scriptt. p. 122. 7) *Zosimus*, Lib. V. Cap. 34. p. 474. 8) Mösien war nämlich von einem thrazischen Volke bewohnt, und wurde daher zu Thrazien in weitrer Bedeutung gerechnet.

9) *λόγοι πρὸς τους ἀμφὶ τὸν Οὔλδιν οἰκείους καὶ λοχαγους ἐγένοντο κ. τ. λ.* *Zosimus*. Eccles. Hist. Lib. IX. Cap. 5. Ausg. v. Valesius, S. 806, 807. 10) Zosimus stellt, seinem Zwecke gemäß, so wenig natürlich als möglich den Hergang dar, und läßt selbst im Dunkeln, von wem jene verführenden Gespräche ausgegangen; doch wol von den Römern. Diese, muß man schließen, verführten, da sie selbst mit Huldin nichts ausrichten konnten, dessen Umgebung und Hauptleute durch Versprechungen, und diese gaben, mit Huldin nicht besonders zufrieden, ihnen Gehör.

1) Rühs, Die Edda nebst Einleitung, S. 15.

selbälge), und als wohlgewachsen, in Grau gekleidet und mit schwarzem Hut auf dem Haupte gedacht. Unsichtbar unter den Heerden der Faröer weiden ihre großen fetten Kühe und Schafe; bisweilen jedoch, aber sehr selten, ist man so glücklich, ein Stück von ihrer Heerde oder ihre Hunde zu sehen [2]). In Island werden jetzt alle Arten Alfen und Zwerge überhaupt Huldufólk (verborgnes oder verbergendes Volk) genannt. Um das J. 1630 theilte man die Alfen in Huldufólk oder Huldumenn, welche den Menschen feindlich, und als Unheil stiftend, und in Liúflingar (Liebhaber), welche als gegen das Menschengeschlecht gütig und dasselbe beglückend gedacht wurden [3]). (*Ferdinand Wachter.*)

HULDRICH oder HULDERICH, 1) war zu Zürich im J. 1568 geboren, wurde daselbst um das J. 1594 Professor der Theologie und der griechischen Sprache, nachher Praepositus des Collegii Carolini, und starb 1638. Er schrieb: Vindiciae pro Bibliorum translatione Tigurina adversus Graetserum; Paraenesis ad Anabaptistas Schismaticos; Vindic. C. 17 Confessionis Helveticae; Tractat. de religione Ecclesiarum Graecanicarum. Auch Orationes u. a. m. *).

2) Johann Heinrich, auch aus Zürich, war erst Prediger zu Genf, dann zu Bremen, und starb als Prediger in seiner Vaterstadt im J. 1625 im 27. Jahre seines Alters. Er hinterließ: Disp. de Haereticis et contumacibus Ecclesiarum Turbatoribus; auch lateinische und griechische Gedichte **). (*Rotermund.*)

Huldricus (Johann Jakob), s. Ulrich.

Huldsassen, s. Hulde.

Huldufolk (verborgnes Volk), s. Huldre.

HULEIN (Hulin), Marktflecken im prerauer Kreise der Markgrafschaft Mähren an der Russowa gelegen, mit ungefähr 300 Häusern und 2000 Einw. (*R.*)

HULEWICZOW, ein Flecken im lutzker Kreise der russischen Statthalterschaft Wolhyn, mit 72 Häusern und 330 Einw. (*J. C. Petri.*)

Hülfe und mit diesem Worte gebildete Composita s. unter Hilfe.

HULIDSHJALMR heißt der unsichtbar machende Helm, oder die Kopfbedeckung der Zwerge im Norden. Analog ist der Helm Ägirs, oder die dichten, undurchdringlichen Wolken und Wellen, Ägirshjalmr. Im Nibelungenliede wird Tarnkappe gebraucht. (*Schincke.*)

Hulin, s. Hulein.

HULK (Hulck) oder HOLK (Holck), schwedischer Name für Bullen oder alte Schiffe, die mit einer Art Krahn versehen sind und gebraucht werden, um Masten in Schiffe einzusetzen, oder um Kanonen und andre schwere Sachen an Bord von Schiffen zu bringen. Auch bedient man sich derselben, um Schiffe zu Kielholen oder ganz auf eine Seite nieder zu winden, um ihren Boden auszubessern. Die Engländer nennen alte zum Theil abgebrochene Kriegsschiffe, welche zu demselben Gebrauch eingerichtet sind, Hulks (vergl. den nautischen Plan zu Bd. VIII. von Sect. 2 unter Fig. 17 und 18). Diese Hulks haben einen hohen und starken Mast (s. in der angegebenen Figur a), mit Wand (s. das. unter b) und Stagtauen (s. das. unter c) versehen. An dem Maste steht ein Bock oder Mastenkrahn (s. dort unter d) mit einem Takel, Gien oder Flaschenzuge. Der angegebene Plan zeigt in Fig. 17, wie ein Mast eingewunden wird. Überhaupt bedeutet Hulk bei den Engländern ein altes unbrauchbares und abgedanktes Schiff. In alten Zeiten wurde eine Art von Lastschiffen, die in den nördlichen Gewässern gebraucht wurden, so genannt. (*C. H. Müller.*)

Hull, s. Kingston am Hull.

HULLATAGH, eine fruchtbare Landschaft in der Provinz Ghasni des Landes Afghanistan, zwischen dem Gebirge Mukhur und der Gomulkette, wird von Tadschiken und Nomaden von türkischer Zunge, sowie auch von dem Ghildscherstamme Hotak (5—6000 Familien, von denen jedoch nur ein Theil ansässig ist) bewohnt. Die Landschaft reicht von der Ebene Schilgur bis zum Urghessan herab, und hat viele und große Dörfer; Abdurrihim, das Schloß und Sitz des Khans der Hotaker, und auf der Westseite der Gomulkette das Land Kattawaz gehören hierher. (*R.*)

HULLE (Anselmus van), ein Bildnißmaler aus Gent, in Diensten des Prinzen von Oranien (geb. gegen das J. 1600). Einen besondern Ruhm erwarb er sich durch die Bildnisse der Minister und Abgesandten beim münsterschen und osnabrückschen Friedensschlusse, sowie der dabei betheiligten Regenten und Fürsten *). Von diesen Bildnissen gibt es ein vortreffliches Kupferwerk, welches von den besten Kupferstechern der damaligen Zeit, Aubry, P. Baillu, A. Clouet, C. Galle, de Jode, Pontius und Waumans gestochen wurde, und 133 Blatt enthält, mit dem Titel: „Pacis Antesignani sive Icones Legatorum plena potestate instructorum, qui nomine pontif. max. Imper. Reg. etc. etc. ad pacem universalem constituendam Monasterium Westphalorum et Osnabr. conv. per *Anselm. v. Hulle.* (Antw. 1691.) Phil. Bouttats edidit. gr. fol. (wahrscheinlich gibt es noch etwas frühere Ausgaben??). Auf den Titel folgt ein Frontespice, die Friedensgöttin nach Abr. Diepenbeck von Peter de Jode gestochen; oben: Orbis Christiani Ao. MDCXLVIII. . . . . v. Hulle. Diesem Blatte zunächst folgt das Bildniß des Kaisers Ferdinand III. mit emblematischen Verzierungen. Die übrigen 131 Bildnisse sind alle mit sehr sinnreichen, zum Theil auch einfachen Umgebungen verziert. Von diesem Werke gibt es eine Wiederholung, die zwar nicht ganz complet und genau und in kleinem Maßstab, übrigens

2) *Finni Johannaei* Hist. eccles. Islandica. II. p. 368. 3) *Gislaus Oddi* De mirabilibus Islandiae (nur handschriftlich). *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. zur großen Ausg. der Lieder-Edda. S. 343, 839—850. Wachter, Forum d. Kritik. 2. Bd. 1. Abth. S. 30.

*) S. *Witte*, Diar. und Jöcher, Gelehrten-Lexikon.

**) S. Miscell. Tigur. T. II. p. 575. Jöcher, Gelehrten-Lexikon.

*) Von den 131 Bildnissen dieser Abgesandten und der dabei interessirten Regenten soll v. Hulle Copien an den großen Kurfürsten von Brandenburg gesendet haben.

ohne bedeutenden Kunstwerth ist. Die Kupfer sind mit Peter Aubry excud. bezeichnet; jedes Bildniß in Oval auf weißem Grunde, das Ganze kl. Fol. (*Frenzel.*)

Hüller, s. Hiller.

HÜLLESSEM (Karl Louis Gerhard, Baron Meerscheidt von), geboren den 12. Jun. 1793 zu Berlin, und ein Sohn des königl. preuß. Majors von der Artillerie, Baron von Hüllessem, erhielt seine Erziehung im älterlichen Hause, und besuchte dann die damalige Massow'sche Schulanstalt. Späterhin bildete er sich in dem königl. adeligen Cadettencorps. Früh erwachte seine Neigung zum Militairstand. Als sich ihm in königl. preuß. Diensten keine Aussichten zu baldiger Beförderung zeigten, unternahm er während der Abwesenheit seines Vaters im J. 1808, ohne Erlaubniß desselben, in seinem 16. Jahr eine mit manchen Entbehrungen und Beschwerden verbundne Fußreise nach Nachod in Böhmen. Dort trat er als Volontair in das von dem Herzoge von Braunschweig-Öls errichtete Corps, und zeichnete sich durch Muth, Besonnenheit und Geistesgegenwart mehrfach aus. Besonders war dies bei dem Angriff auf Halberstadt der Fall, wo er, unter dem Commando des damaligen Majors und nachherigen Generallieutenants v. Herzberg, nach mehren fruchtlosen Versuchen, das wohlvertheidigte Johannisthor zu sprengen, dies durch die Explosion einer an demselben befestigten und angezündeten Granate bewerkstelligte. Unter den hinter jenem Thore zusammengefahrnen Wagen hindurchkriechend drang er in die Stadt, nahm mit wenigen Begleitern die feindliche, aus einem Officier und 50 Mann bestehende Wache gefangen, und ließ durch diese Leute die Gegenstände, welche die Barrikade bildeten, hinwegräumen, wodurch den Truppen der Eingang in die Stadt geöffnet ward. Damals ernannte ihn der Herzog von Braunschweig-Öls zum Officier. Nach der Ankunft des Corps in England und der Formation der Infanterie in ein leichtes Infanterieregiment in englischen Diensten, erhielt Hüllessem eine Anstellung darin als Fähnrich. Im J. 1810 zum Lieutenant avancirt, folgte er dem Regiment auf dessen verschiednen Stationen nach den Inseln Wight und Guernsey, nach Irland, und zuletzt nach Portugal, wo es zu Wellingtons Heeresmacht stieß. Außer mehren größern und kleinern Gefechten wohnte H. 1811 der Schlacht von Fuentes und der ersten Belagerung von Badajoz bei, 1812 dem Treffen von Salamanca und der Belagerung von Burgos, 1813 den Schlachten von Vittoria und Pampeluna; bei der Belagerung von St. Sebastian (den 31. August 1813) erhielt er das Commando über eine der beiden Compagnien des Regiments, welche während des Feldzuges zur fünften Division der Armee detachirt waren und einen Theil der zum Sturme bestimmten Brigade des Generals Robinson bildeten. Auf sein Ansuchen ward ihm vergönnt, die Avantgarde jener Brigade bilden zu dürfen. Kaum waren die Truppen aus den Trancheen hervorgebrochen, als der Officier fiel, der die dicht davor marschirenden Freiwilligen befehligte. Hüllessem trat sogleich in dessen Platz an die Spitze. Als er aber mit denselben glücklich den Kamm der Bresche erreicht hatte, setzte ein Schuß, der die rechte Seite der Brust traf, seinen fernern Anstrengungen ein Ziel. Die schwere Wunde bedrohte sein Leben; aber seine Jugend und kräftige Körperconstitution rettete ihn. In England, wohin er sich damals begab, erhielt er eine Wundenpension neben seinem halben Gehalte. Nach seiner Wiedergenesung ging er 1814 nach Braunschweig. Mit dem dort neuerrichteten Truppencorps, bei welchem er als Capitain angestellt ward, wohnte er 1815 dem französischen Feldzug und den Schlachten bei Quatrebras und Waterloo bei. Als er im nächsten Jahre nach Braunschweig zurückkehrte, war er bemüht, durch eine gewählte Lectüre den Mangel einer höhern wissenschaftlichen Ausbildung zu ersetzen, die ihm bei seinem frühen Eintritt in den Militairdienst nicht hatte zu Theil werden können. Ein glücklicher Erfolg krönte diese Bemühungen; denn H. verband mit einem hellen Verstand und richtigem Urtheil einen unermüdeten Fleiß. Von Wolfenbüttel, wo er eine Zeitlang in Garnison gestanden, wurde er 1823 in Folge einer veränderten Organisation der Truppen wieder nach Braunschweig versetzt. Für sein häusliches Glück schien, bei seiner Empfänglichkeit für die Freuden des Familienlebens, hinlänglich gesorgt zu sein, seit er (1825) mit Louise v. Girsewald eine sehr glückliche Ehe geschlossen hatte. Getrübt wurde dieselbe nur durch wiederkehrende Schmerzen seiner bei St. Sebastian erhaltnen Wunde, die zu erkennen gaben, daß sie innerlich nicht gehörig geheilt sei. Dessenungeachtet bewies er eine große Thätigkeit in seinen Dienstleistungen. Auch körperliche Übungen, besonders Reiten und Fechten, setzte er fleißig fort, wahrscheinlich zu großem Nachtheile seines Gesundheitszustandes. Zu Ende des J. 1828 warf ihn ein heftiger Blutsturz aufs Krankenlager. Nachdem er mehre Monate bedeutend gelitten, und während dieser Zeit unter vier Kindern das jüngste verloren hatte, starb er den 25. April 1829, betrauert von seiner Gattin und von seinen ihn wahrhaft schätzenden Kameraden. Aus der Section ergab sich, daß seine Wunde innerlich nie geheilt gewesen, und eine Verletzung der Lunge durch einige nach Innen gekehrte scharfe Knochensplitter seinen frühen Tod beschleunigt hatte*). (*Heinr. Döring.*)

HÜLLHORST, Kirchdorf im königl. preuß. Regierungsbezirke Minden, Kreis Bünde, von Minden fünf, von Bünde zwei Stunden entfernt, mit 476 Seelen (im J. 1821). (*Rauschenbusch.*)

HULLIN (Peter August, Graf), geboren am 6. Sept. 1758 zu Genf, wo sein Vater Arbeiter in einer Uhrfabrik war. Nachdem er das Uhrmacherhandwerk in seiner Geburtsstadt erlernt hatte, und zum Werkmeister einer Fabrik aufgerückt war, ging er im J. 1787 nach Paris, wo er einen Commissionshandel mit genfer Uhren trieb, aber schon nach Jahresfrist Bankrot machte, und, von einer hohen Gestalt und ausgezeichnet schöner Gesichtsbildung begünstigt, als Staatsjäger in die Dienerschaft des Marquis von Conflans trat. Schon die er-

*) S. den neuen Nekrolog der Teutschen. 7. Jahrg. 1. Th. S. 381 fg.

sten Zeichen der Revolution erregten die Aufmerksamkeit des jungen Mannes; eifrig bedacht, sein Glück zu machen, erkannte er in Allem, was er am Hofe wie unter dem Volke sah und hörte, gleich den Meisten seines Alters und Standes, den günstigen Moment, um die Dienstbarkeit mit der Herrschaft zu vertauschen, und Ehren und Glücksgüter mit den bisherigen Besitzern derselben zu wechseln. Ebenso gewandt als ehrgeizig, mehr erfreut als überrascht von dem Herannahen eines unerhörten Neuen, lauschte er, dies ist sein eignes spätres Bekenntniß, durch seine Stellung begünstigt, nach Oben und Unten, um die Revolution in ihrem ersten Auftreten kennen zu lernen. Bald begriff er, daß eine Revolutionszeit für das menschliche Mittelgut bequem, für das Talent eine offne Goldgrube und ein fertiger Ehrentempel sei, daß Ton und Geberde dann leicht den reinern Ausdruck des Gedankens überwänden, ein hoher Wuchs mehr gelte als alle Charaktergröße, die Schamlosigkeit der Tageblätter jede Bücherweisheit augenblicklich verdunkle, ein Gassenstreich mindestens einen kleinen Ruhm und Namen mache. Er sah, wie ehrsüchtige Demagogen sich scheinbar geduldig von bartlosen Schulknaben belehren ließen, um sie zu ihren Absichten zu misbrauchen, wie Kinder sich auf die Fußspitzen stellten, um Männer anzupredigen, wie große Namen unter einander in Kothsäcke geworfen und durch Pamphletschreiber als Pöbel-Lotterieloose gezogen wurden, wie alte Familienschande zu republikanischer Ehre sich umbesserte und ein werthes Erbstück manches seitdem bekannten Talents wurde: — er sah die Revolution und stürzte sich keck in ihre Brandung, um aus dem Wracke des scheiternden Frankreichs seinen Antheil zu bergen.

Der 14. Jul. 1789 fand Hullin in den ersten Reihen der Bastillenstürmer; er zeichnete sich durch Gestalt und Kühnheit vortheilhaft aus, war einer der Ersten in der leicht erstürmten Feste, und suchte, im Vereine mit einem Grenadier der französischen Garden, Namens Arné, den 90jährigen Commandanten, Marquis von Launay, durch schnelles Abführen aus dem Getümmel auf das Rathhaus zu retten. Hullin setzte dem Unglücklichen seinen Hut auf, um ihn unkenntlicher zu machen, und brachte ihn glücklich bis auf den Greveplatz; dort aber erkannte der nachströmende Pöbelhaufen sein längst vermißtes Schlachtopfer, entriß den Greis seinen Beschützern und ermordete ihn auf die unmenschlichste Weise. Die pariser Municipalität verlieh dem zum Volkslieblinge gewordnen Hullin den Titel eines Besiegers der Bastille in feierlicher Sitzung, und überreichte ihm eine Medaille mit der Darstellung des eroberten Platzes und der merkwürdigen Tagzahl. An den vielfachen Pöbelaufständen der folgenden Jahre, namentlich an den Greueln des 5. und 6. Oct. 1789, des 10. Aug. und 2. und 3. Sept. 1792, wie an des unglücklichen Königs Ermordung, nahm Hullin keinen Antheil; oft als Deputirter des Corps der Bastillensieger vor die Schranken der gesetzgebenden Versammlung und des Nationalconvents berufen, äußerte er stets bei dem regsten Eifer für die Sache der Revolution eine gemäßigte Meinung; was ihn jedoch bald den stets mehr aus den schlechtern Volkstheilen auftauchenden Machthabern verdächtig machte. Schon im März 1793 begann unter Marat, Robespierre, Couthon und St. Just das Schreckenssystem; die Decemvirn der Revolution, von dunklem und gemeinem Instincte getrieben, zwischen eigner und fremder Dummheit schwankend, berauscht, betäubt, entmenscht durch ein trügerisches Gefühl von eigner Bravheit und von auf leeren Schattenbildern gestützten Rechten, vernichteten inmitten der Betäubung, in welcher der ekelhafte Anblick solcher verfehlten Naturen die Bessern unwillkürlich versetzt hatte, nach und nach jede Idee, die ihrem Terrorismus entgegenstand. Auf dem Schaffotte der Girondisten tödteten sie die Vaterlandsliebe, auf dem der Hebertisten die mit ochlokratischem Schmutze tollhäuslerisch verschmolzne Idee des Vernunftcultus, auf dem Dantons den letzten Gedanken an Mäßigung, und nur der Schrecken blieb. Solchen Machthabern konnte der Republikaner Hullin nicht gefallen; Robespierre ließ ihn verfolgen und einkerkern, und nur die Revolution vom 9. Thermidor, der Sturz des Terrorismus, rettete sein Leben (27. Jul. 1794). Hullin trat in die Reihen der Armee von Italien, wo Bonaparte (1796) ihn als Generaladjutanten an seine Seite nahm. In dieser Stellung zeichnete er sich vielfach, namentlich bei Lodi, durch seine besonnene Tapferkeit aus, erhielt den Befehl der Citadelle von Mailand (1797 und 1798), befand sich im folgenden Jahr unter den braven und ausdauernden Vertheidigern Genua's, und wurde vom commandirenden General (Massena) zu Ende des Jahres 1799 mit einer Sendung an das Directorium zu Paris beauftragt. Nach der Revolution vom 18. Brumaire, dem Grundsteine der nachmaligen Größe Bonaparte's, nahm der erste Consul den Brigadegeneral Hullin mit sich nach Italien, und vertraute ihm nach dem Siege von Marengo wiederum den Oberbefehl in Mailand. Im J. 1802 wurde er zum Divisionsgeneral und Befehlshaber der Grenadiere der Consulargarde ernannt, und mußte 1804 den Vorsitz des Kriegsgerichts führen, vor das eine unheimliche Politik den unglücklichen Herzog von Enghien schleppte. Durch Stimmenmehrheit ward der Prinz zum Tode verurtheilt; Hullins Bemühen, dies Schlachtopfer zu retten, scheiterte, wie die Rettung Launay's an der Pöbelwuth, so hier wahrscheinlich an dem unüberlegten, vielleicht auch bösartigen, Diensteifer derer, die den Riß zwischen Frankreich und den Bourbons entweder unheilbar machen, oder dem ersten Consul den Weg zum Throne durch das Verbrechen bahnen und ihm wie der Nation jeden Rückschritt unmöglich machen wollten. Wie groß Bonaparte's Antheil an diesem Justizmorde gewesen, ist noch nicht entschieden; gewiß ist, daß Hullin an der übereilten Vollstreckung der Sentenz des von ihm präsidirten Kriegsgerichts keinen Antheil gehabt. Es geht dies aus seiner im J. 1824 erschienenen Schrift über diesen Gegenstand wider den eigentlichen Vollstrecker Savary klar hervor. Bei der Thronbesteigung Napoleons ward Hullin Reichsbaron, später Reichsgraf (1809). Während der Feldzüge von 1805, 1806 und 1807 führte er mit Auszeich-

nung eine Division, und bewies seine Umsicht und Festigkeit in Leitung großer Geschäfte als Gouverneur von Wien und Berlin. Als Napoleon den verhängnißvollen Feldzug von 1812 gegen Rußland begann, ließ er Hullin als Befehlshaber der ersten Militairdivision und Commandanten von Paris zurück, welchen Posten derselbe schon seit 1809 inne hatte, und der jetzt, wie damals, eines bewährten Mannes und treuen Anhängers der neuen Dynastie bedurfte. Doch wäre hier seine Wachsamkeit fast an den Umtrieben der Gegner Napoleons gescheitert. Der General Mallet nämlich machte während der Abwesenheit des Kaisers und der Ungewißheit des Ausganges seiner ungeheuern Unternehmung den kühnen Versuch, die kaiserliche Regierung umzustürzen. Mallet, aus dem Staatsgefängniß entkommen mit Hülfe einer Partei, die ihn vorschob, um zu revolutioniren, und die vom Kaiser geschaffne Ordnung der Dinge in die alte Unordnung zu verwandeln, hatte in der Überraschung des Augenblicks seine Wächter, den Präfecten von Paris, sogar den Polizeiminister, verhaftet, und von seinen Helfershelfern waren bereits die Mitglieder eines provisorischen Gouvernements ernannt worden, während er selbst sich zum General Hullin begab, um diesen zu gewinnen oder unschädlich zu machen. Er berichtete ihm den Tod Napoleons, suchte ihn von der Nothwendigkeit der Änderung des Gouvernements zu überzeugen, und bot ihm die Stelle eines Oberbefehlshabers der bewaffneten Macht an. Hullin widerstand, drang auf Beweise, suchte Zeit zu gewinnen und seine Umgebung (es war früh Morgens) zu wecken. Mallet schöpfte Verdacht, drückte ein Pistol auf ihn ab und zerschmetterte ihm die untere rechte Kinnlade, worauf der General ihn entwaffnete, der Schuß die Adjutanten weckte und Mallets Unternehmen mit seiner Verhaftung an dieser Unvorsichtigkeit scheiterte. Mit Erstaunen erfuhr das erwachende Paris, daß die politische Ausschweifung einiger Enthusiasten mit dem Morgen begonnen, zur Hälfte gelungen und bereits wieder vorbei sei.

Hullin wurde geheilt und behielt das Commando der pariser Garnison bis zum März 1814, wo er die Kaiserin Marie Louise nach Blois begleitete. Nach Napoleons erster Abdankung schickte er am 8. April dem Fürsten Talleyrand seine Anerkennung der bourbonischen Dynastie in folgenden Ausdrücken zu: „Des Eides der Treue entbunden, den wir dem Kaiser geleistet, beeile ich mich mit meinem Generalstabe, den von der Regierung ergriffnen Maßregeln beizutreten. Meine Grundsätze sind unveränderlich. Ich gehöre vor Allem meinem Vaterlande. Überzeugt, daß die neue Ordnung der Dinge nur zu dessen Glück sich bildet, bitte ich Ew. Durchlaucht, das Organ meiner Gesinnungen für die Sache des Volkes und meiner Unterwerfung unter den neuen Souverain zu sein." Dessenungeachtet wurde der General augenblicklich seines Commandantenpostens wie seiner übrigen Dienstverhältnisse entbunden. Jedoch nach Napoleons Rückkehr von Elba erhielt Hullin seinen Posten wieder, bis nach des Königs zweiter Heimkehr er in Folge der Ordonnanz vom 24. Jul. 1815 im Departement des Ain, wohin er sich zurückgezogen hatte, verhaftet und nach Paris abgeführt wurde, von wo aus man ihn wiederum als Gefangnen in den Geburtsort seiner Gattin (im Departement des Nievre) brachte, bis die Kammern über das Schicksal derer entschieden haben würden, welche auf den beiden bekannten Proscriptionslisten sich befanden. Die Ordonnanz vom 17. Jan. 1816 zwang den General zur Auswanderung ins Exil. Er ging zuerst nach Brüssel, dann nach Hamburg, wo ihm kleine Handelsunternehmungen seinen Unterhalt verschafften; denn der grade und gute Patriot hatte jede Sicherung seines Vermögens im Auslande verschmäht. Im J. 1819 erhielt er durch die Bemühungen seiner Gattin die Erlaubniß zur Rückkehr. Halberblindet kam er in die Heimath zurück und bald verlor er durch ungeschickte Behandlung eines englischen Augenarztes sein Gesicht völlig. In diesem Zustande regten den 66jährigen Greis die Beschuldigungen des Herzogs von Rovigo zur offnen Erklärung des Hergangs bei der Verurtheilung und Hinrichtung des Herzogs von Enghien auf. Seine Vertheidigungsschrift hatte den besten Erfolg und söhnte die billigern Royalisten mit dem alten Republikaner aus. Seitdem lebte er theilnahmlos an den Ereignissen in seinem Vaterlande; selbst die Juliusrevolution von 1830 ging als eine Carricatur seiner frühern Jahre an ihm vorüber, und am 24. Aug. 1832 beschloß er sein vielbewegtes Leben. (*Benicken.*)

HÜLLMOOS (Fontinalis antipyretica), großes Hüllmoos, auch Quellenmoos genannt, welches im Herbst und Winter an Quellen, Bächen und Flüssen blüht, soll feuerwiderstehend sein, wenn man es zwischen die Wände der Gebäude steckt; in Schweden wird es, mit Bier gekocht, zu Fußbädern gebraucht. (*Fr. Heusinger.*)

HÜLLSCHEID, Gemeinde im königl. preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, von welcher Stadt es 10 Stunden, im Kreis Altena, von welchem Ort es zwei Stunden entfernt ist, hatte 1410 Einw. (im J. 1830), 754 Lutheraner, 650 Reformirte, 6 Katholiken. Die Lutheraner haben Kirche und Schule in Heedfeld, die Reformirten in Hüllscheid. Außer Ackerbau hat man Osemunds, Rohstahl und Reckhämmer, auch Kleinschmiedereien. (*Rauschenbusch.*)

HULME'S TRÄNKCHEN (Potiuncula *Hulmiana*), eine von Hulme gegebene Vorschrift, um Kohlensäure im Magen zu entbinden. Man nimmt darnach einen Löffel voll von einer Auflösung eines Quentchens kohlensauren Kali's in sechs Unzen und trinkt alsbald eine gleiche Gabe von einer Auflösung einer Unze verdünnter Schwefelsäure in einem Pfunde destillirtem Wasser nach. Zu demselben Zwecke dienen die (ganz ähnliche und nur dadurch verschiedne, daß statt der Schwefelsäure ein Löffel voll Citronensaft oder Essig genommen wird) Potio *Riverii* (Rivers Tränkchen) und Voglers Brausepulver (Pulvis aërophorus *Vogleri*) aus zwei bis drei Quentchen reinem kohlensaurem Kali, ein Quentchen reiner Weinsteinsäure und vier Quentchen weißem Zucker, das man zu zwei Scrupel bis zu $1\frac{1}{2}$ Quentchen nimmt; auch kön-

nsaures Natron und kohlensaure Magnesia auf
Weise angewendet werden. (*Wiegand.*)

LOMIDSCH, Canton auf der Halbinsel Morea,
Westküste, mit dem ¼ Meilen vom Vorgebirge
ntfernten Schlosse gleiches Namens. (*Stein.*)

LOT (Heinrich), geboren zu Paris 1732, ein
von Bouchaud, ward Parlamentsadvocat daselbst
teur agrégé de la faculté de droit, und ge-
775. Er faßte 1764 den Plan, eine franzö-
rsetzung des Corpus Juris herauszugeben, und
rhalb einen Prospectus drucken. Indessen wur-
so viele Einwürfe über den Nutzen einer solchen
ıg gemacht (sogar die Universität soll sich dage-
rt haben, und dieses der Grund gewesen sein,
ihm die Stelle eines Professors der Rechte,
e er sich beworben, abgeschlagen habe), daß er
rnehmen aufgab. Erst lange nach seinem Tode
seine Erben den Druck seiner Übersetzung der
nen und der 44 ersten Bücher der Pandecten,
ter war er nicht gelangt; und so erschienen also
Paris: Les cinquante livres du Digeste —
en français par feu Mr. Hulot — pour les
iers livres, et pour le six derniers par *M.*
ot, und 1806: Les Instituts de l'Empereur
traduits en français par Mr. *Hulot*, eben-
r Codex, die Novellen ꝛc. sind von Tissot, Be-
nd Daubanton übersetzt, und dadurch die Ge-
rsetzung ergänzt. Ist Hulots Arbeit zwar einer
03 begonnenen von Goujis du Favrit (welche
h schlecht ist) bei weitem vorzuziehen, so ist sie
keinesweges fehlerfrei. Vgl. *Berriat St. Prix*,
tions sur les traductions des lois Romaines
le 1807). *). (*Spangenberg.*)

LS, Bürgermeisterei und Dorf im Kreise Kem-
königl. preuß. Regierungsbezirks Düsseldorf. Im
waren dort 2589, 1828 schon 2777 Einwoh-
r 45 Juden sämmtlich katholisch. Das Dorf
t 284 Häuser, Sammetbandmanufacturen und
reien. Die ehemaligen Herren von Hüls wer-
2. Jahrh. erwähnt. Im J. 1583 besiegte hier
Adolf von Meurs und Nuenar die Baiern und
(*Rauschenbusch.*)

LSE, Pfarrdorf im kurhess. Kreise und Landge-
mberg, 2½ Stunde von dieser Stadt, am Knüll-
mit 67 Häusern und 390 Einw. Das Patro-
ehörte ehemals den von Falkenberg. (*G. Landau.*)

se, 1) s. Ilex aquifolium und Stechpalme;
lsius.

*) Notice historique sur Henry Hulot, vor der Über-
: Institutionen und den Discours préliminaire vor den
Ferner: Discours sur le droit Romain, destiné à
ncé devant la faculté de droit d'Orléans, concernant
tion du Corpus juris, par *Lambert* (Paris 1786. 4.).
Camus, Lettres sur la profession d'Avocat. T. I. p.
bold, Instit. jur. Rom. literar. No. 200, und meine
in das Römisch-Justinianische Rechtsbuch, S. 346 fg.

HÜLSEMANN (Johannes), Professor der Theolo-
gie in Leipzig, war zu Essen in Friesland den 26. Nov.
1602 geboren. Auf den Gymnasien zu Norden in Ost-
friesland, Stade und Hanover trieb er die vorbereiten-
den Studien, und auf den hohen Schulen zu Rostock,
Wittenberg und Leipzig bildete er sich zum gelehrten
Theologen, erlangte auch auf der letzten durch eine Dis-
putation de fidei ad justitiam imputatione die Erlaub-
niß, Privatvorlesungen zu halten. Zu seiner weitern
Ausbildung unternahm er eine Reise nach den Niederlan-
den und Frankreich, und ertheilte darauf in Marburg
und Leipzig Privatunterricht, bis er 1630 als Professor
der Theologie nach Wittenberg berufen wurde. Er stand
in so großer Achtung, daß er 1645, nach Hoe von Ho-
heneggs Tode, an dessen Stelle zum Oberhofprediger und
Kirchenrath in Dresden ernannt wurde; er ging aber bald
darauf als Pastor zu St. Nicolai, Professor der Theo-
logie und Consistorialassessor nach Leipzig, erhielt 1657
auch die Superintendentur, und starb den 12. Jun. 1661.
Er gehört zu den scholastischen Theologen des 17. Jahrh.,
die mit einer gründlichen theologischen Gelehrsamkeit einen
leidenschaftlichen Eifer in Behauptung und Vertheidigung
ihrer dogmatischen Meinungen, und einen unversöhnlichen
Haß gegen Andersdenkende an den Tag legen. Dieser
Haß fiel am stärksten auf die Calvinisten, und daß er
sich der Vereinigung mit ihnen aus allen Kräften wider-
setzte, beweisen seine Schriften: Calvinismus irrecon-
ciliabilis (Witteb. 1667); Examen confessionis Cal-
vinist. (Lips. 1759). Bei dem Religionsgespräche zu
Thorn, welches der König Wladislaw VI. von Polen
1645 veranstaltete, um wenigstens eine Verträglichkeit
zwischen Lutheranern und Reformirten zu stiften, führte
Hülsemann von Seiten der Erstern das Directorium,
und er trug mit Calov das Meiste dazu bei, daß der
schöne Zweck nicht erreicht wurde. Und wie seitdem Ca-
lov in Wittenberg, führte H. in Leipzig gegen Calixtus
und seine Schule das Wort, schrieb gegen denselben
Theses theologicae; ein Judicium de Calixtino stu-
dio concordiae; einen Calixtinischen Gewissenswurm ꝛc.
In allen seinen Schriften bediente er sich der scholasti-
schen Methode bis zur Ungebühr, und mehre Gelehrte
nannten seinen Styl barbarum, scholasticum, holco-
ticum, scoticum ac tenebrosum. Daher ist auch sein
dogmatisches Lehrbuch (Breviarium theologicum [Wit-
teb. 1644. 4.] emend. et auct. a *Scherzero* [Lips.
1687. 4.]) so dunkel geschrieben, daß es kaum verstan-
den werden kann [1]). Manche gute Regeln, deren An-
wendung zu jener Zeit besonders Noth that, enthält seine
Anleitung zur Kanzelberedsamkeit (Oratoriae ecclesia-
sticae liber unus [Witteb. 1633]), wobei der Verfas-
ser jedoch nicht unterläßt, die chrienmäßigen Eintheilun-
gen und Unterabtheilungen der Predigten nach der scho-
lastischen Dialektik nachdrücklich zu empfehlen. Von sei-
nen übrigen vielen Schriften [2]) bemerken wir: Commen-

1) *Buddei* Isagoge hist. theol. p. 358. *Walch*, Bibl. theo-
log. p. 40. 2) *Hülsemanni* Opera, quae reperiri potuerunt
omnia, in tomos partim secundum cognatas materias, partim se-

tarius in Jeremiam et Threnos (Rudolst. 1633 und 1695. 4.); Manuale Aug. Confess. contra Hagerum (Witteb. 1643, 1673); Tr. de auxiliis gratiae (Francof. 1705. 4.); Relation von dem Colloquio zu Thorn (Leipz. 1646. 4.); Dissertationen, Predigten ꝛc. [3]). (*Baur.*)

HÜLSEN, oder genauer, von Eckeln genannt Hülsen, bedeutendes Geschlecht in Lithauen, und besonders in dem sogenannten polnischen Livland, wo es seit dem J. 1260 einheimisch geworden sein soll. Der eigentliche Stammsitz ist das Kirchdorf Eckel oder Eickel, anderthalb Stunden von der vormaligen Amtsstadt Bockum, in der Grafschaft Mark; die Burg selbst ist verschwunden, wol aber heißt eine Stelle im Dorfe bis auf den heutigen Tag die Borg. Die von derselben abstammenden Ritter von Eckel, die mit denen von Essen und Dungel wol eine gemeinschaftliche Abstammung haben mögen, gehörten zu den bedeutendsten Geschlechtern der Grafschaft Mark, besaßen, außer Eckel, auch Gosewinkel, die Horst, Krange, Borden, Berckhoven, Wetmar und Riddershove, und scheinen nach dem J. 1719 mit Gert Johann von Eckel, Gem. N. von Schellard, ausgestorben zu sein. Die Zeit der Auswandrung des livländischen Zweigs, der Ursprung des Beinamens von Hülsen werden wol schwerlich zu ermitteln sein. In dem Verbande der märkischen Ritterschaft vom 10. August 1449 kommt Hinrich von Eykelen geheiten in me Hulse, und 1463 Johann von Eyckel geheiten in me Hulse, vor; beide aber hatten ihren Wohnsitz in Westfalen, und es ist wol kaum zu bezweifeln, daß das Geschlecht schon früher zu bedeutendem Güterbesitz in Livland gelangt sei. Vielleicht verdankte es denselben jenem Robin von Hülsen, in manchen Chroniken fälschlich von Eltzen genannt, der nach Wilhelms von Friemersheim Tod, im J. 1374, als Heermeister von Livland vorkommt, und der vorzüglich dadurch merkwürdig ist, daß er den Orden dem lange schon angefochtnen Einflusse des Klerus, und vorzüglich des Erzbischofs von Riga, gänzlich zu entziehen wußte. Die nächste Veranlassung dazu gab das Bisthum Dorpat. Der Bischof Johann II. war gestorben, und das Domcapitel wählte an seine Stelle 1378 den Johann Darmerow oder Damme, dem auch Papst Urban VI. die Bestätigung ertheilte. Das war wider des Heermeisters Meinung, er hatte einen andern Candidaten, Johann Hebet, in Bereitschaft, ließ diesen durch den Papst Clemens VI. ernennen, und führte ihn mit gewaffneter Hand in die Domkirche ein. Es vergaß nun zwar Hebet gar bald, was er dem Orden zugesagt, und veranlaßte dadurch eine blutige Fehde; allein der Heermeister hatte einmal Schutz in Avignon gefunden, und dieser Schutz gab ihm den Muth, mit einem andern Stift ein ähnliches Experiment vorzunehmen. Er umstrickte den Bischof Heinrich von Ösel, daß dieser versprach, aus den Händen des Ordens einen Coadjutor anzunehmen. Solches Versprechen blieb kein Geheimniß; die Domherren empörten sich, nahmen den Bischof gefangen, und warfen ihn in ein heimliches Gemach, darin er ersticken mußte (1385). Auf der Stelle fand sich der Heermeister ein; er gab dem Bisthum einen neuen Hirten, der aber von nun an dem Orden unterthänig sein mußte. Diese innern Angelegenheiten beschäftigten Herrn Robin so vollständig, daß er nicht einmal auf das Anerbieten der Bürger von Pleskow, die sich dem Orden ergeben wollten, um seine Hülfe gegen ihren vertriebenen Fürsten Sirgail zu erhalten, achten konnte, vielmehr ließ er dem Fürsten einige Hülfe zukommen. Auch der Zustand von Lithauen mochte solche Mäßigung räthlich machen. Der Großfürst Jagello empfing 1386, zugleich mit der Taufe, die polnische Krone, und wurde hierdurch dem Orden ein Gegner, wie er noch keinen zu bekämpfen gehabt. Einstweilen suchte Robin sich zu schützen, indem er unter den lithauischen Fürsten Mishelligkeiten anfachte oder nährte, aber eins war vornehmlich dringend, um zu Hause ganz freie Hände zu gewinnen, und über die ungetheilte Kraft Livlands verfügen zu können. Der Orden mußte von dem Kirchenbanne befreit werden, unter dem er sich seit beinahe 60 Jahren, hauptsächlich wegen der Beraubung des Erzbisthums Riga, befand. Robin legte zu dem Ende dem Propste von Greifswald, Bernhard von Wampen, echte oder verfälschte Urkunden vom J. 1387 [1]) vor, worin derselbe zum Beschützer der Ordensprivilegien ernannt war, und verlangte zugleich von *ihm* die Lösung des Bannfluches. Bernhard verordnete auf der Stelle ein gerichtliches Verfahren, welches mit der Vorladung des Domdechants von Lübeck eröffnet wurde. Dieser ließ durch seinen Anwalt deponiren, daß er durch Befehle des Papstes Innocentius VI., des Cardinallegaten Franz und des Bischofs von Westerås, als päpstlichen Executions-Commissarius, angewiesen worden sei, den Bannfluch über den Orden, wie geschehen, auszusprechen. Hingegen bewies Robins Vertreter, daß der Cardinallegat Franz, als päpstlicher Commissarius, alle wider den Orden ergangne Bannbriefe aufgehoben und vernichtet habe, und legte zugleich einen Befehl des Cardinals vor, worin er meldete, daß der Papst Innocentius ihn mündlich angewiesen habe, alle Kirchenstrafen und Verfügungen aufzuheben, welche auf Ansuchen des Erzbischofs Fromhold von Riga gegen den Orden ergangen waren. In dem Befehle hieß es sogar, der Erzbischof sei gegenwärtig gewesen, und habe angehört, „daß der Orden die Stadt Riga keinesweges aus seinen Händen lassen solle." Der Anwalt wies noch eine andre Schrift vor, worin alle von dem Erzbischofe Stephan von Arles gegen den Orden verhängte Bannbriefe aufgehoben waren. Der An-

cundum scriptionis tempus digesta. Dieses Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften ist einzeln, und in den Unschuld. Nachrichten vom J. 1721, S. 401—412, abgedruckt.

3) *M. Geieri* Concio fun. et vitae curric. Hulsem. (Lips. 1662. 4.). *Wittenii* Memor. theol. Dec. X. p. 1371. *Spitzelii* Templum honor. reserat. p. 289. Hist. biblioth. Fabricianae. T. IV. p. 45, 347, 350, 410. Das gelehrte Ostfriesland (Aurich 1787). 2. Bd.

1) Die Haupturkunde liefert der Cod. diplom. Polon. T. V. p. 83. Ihr Datum stimmt aber nicht mit dem angegebenen Regierungsjahre des Papstes, und sie wird daher schon aus diesem Grunde zweifelhaft.

von Lübeck wurde eingeladen, das Original in Au- hein zu nehmen, blieb aber am bestimmten Tage und wurde daher in contumaciam verurtheilt. So- ließ der Propst die Aufhebung des Bannes öffent- verlesen und an den Kirchenthüren anschlagen. Durch Verfahren hielt der Orden seinen Besitz der Stadt für vollkommen gerechtfertigt. Er gründete sich auf einen Beweis, den der Propst von Greifswald kräftig gemacht hatte, und Robin zögerte nicht, sei- Sieg zu vervollständigen, indem er einige seiner r mit gewaffneter Hand als wirkliche Capitularen s rigaische Domcapitel einführte. Dem Erzbischofe nn von Sinten blieb kein andres Mittel übrig, als on neuem an den Papst zu wenden. Dieser will- e ihm insofern, daß er 1390 die von Alexander IV. . 1255 gegebene Bulle, worin Riga und viele an- Schlösser dem Erzstifte zugesichert waren, bestätigte. wurde auch das Verfahren des Propstes von Greifs- vernichtet, und der Orden von neuem, und ebenso r, als je vorher, mit dem Banne belegt. Aber Ro- wußte sich durch Vertheilung von 15,000 Goldgul- ei den päpstlichen Curialisten Schutz zu verschaffen, die Sachen blieben, wie sie waren. Der Erzbischof seits suchte Hülfe bei den Lübeckern und bei dem schofe von Bremen, und es wurden unter ihrer Ver- ung Punktationen zu einem Vergleich aufgesetzt. Unterhändler aber, der sie nach Livland überbringen , wurde von streifenden Ordensbrüdern niedergewor- nd eingekerkert, und Johann, der jetzt anfing, für Person zu fürchten, entfloh nach Lübeck. Entfernt also der Erzbischof, gerechtfertigt wegen aller seiner agungen, wenigstens in den Augen seiner Mitglie- nd Unterthanen, der Orden, und es wurde ihm schwer, auch die erzbischöflichen Lehenleute von ihrer t abzuziehen. Einer nach dem andern unterwarf em Heermeister, und Hermann von Ürküll verkaufte sogar Ürküll, das älteste und wichtigste aller Stifts- er, obgleich der Papst Bonifacius IX. am 10. Mai jede Veräußerung der Art bei Strafe des Bannes sagt hatte. Mit dem Banne belastet ging Robin . 1392 zu Grabe, aber die Einheit von Livland er durchgesetzt, und die Erzbischöfe waren nicht vermögend, dem Orden die Oberherrschaft des wei- andes zu bestreiten. Robins Brudersöhne, Jakob Heinrich von H., kommen als bedeutende Gutsbe- in Livland vor; ihnen gehörten Salisburg, Hylsen- , Brackhusen, Aß und Ültzen. Ihre Nachkommen- theilte sich in mehre Linien. Helwich von Gilsen[2]) t im J. 1420 als Comthur zu Wittenstein, und als Voigt von Jerwen, Johann von Eckel 1533 omthur zu Dünaburg vor. Otto Gilsen unterfer- als einer der vier Deputirten von Wierland den , durch gemeinen Adell vnd Ridderschap der Lande

2) Schon früher hat der Castellan von Livland, Johann Au- on Hülsen, alle Comthure des Namens Gilsen zu seiner Fa- gerechnet, und wir selbst haben in Urkunden nicht selten den n Gilsen statt Hülsen, und umgekehrt, gebraucht gefunden.

to Lifflandt aufgerichtet zu Wolmar, Donnerstag nach Lä- tare 1543. Um die nämliche Zeit kam Dieterich von Eickel, Heinrichs Sohn, aus dem Hause Horst, nach Livland, verheirathete sich mit Dorothea Dücker, und wurde 1559 von dem Heermeister Wilhelm von Fürsten- berg mit dem Gute Lowiden, im Dünaburgischen, be- lehnt. Ein andrer Dieterich von Eickel kommt im J. 1605 unter den adeligen Insassen des dünaburgischen Bezirks vor, und mag er der Stammvater der kurländi- schen Linie sein, die zu Anfange des 18. Jahrh. mit dem Hauptmanne zu Candau, Johann Friedrich von Eckeln, genannt Hülsen, erloschen ist. In dem eigentlichen Liv- lande verschwindet das Geschlecht noch früher; in dem sogenannten polnischen Livlande besteht dasselbe aber bis auf den heutigen Tag, und hat sich aus dieser Linie be- sonders bekannt gemacht der Castellan von Livland, Jo- hann August von Hülsen. Sein Werk, in polnischer Sprache: „Livland nach seinen alten und verschiednen Geschichten ꝛc." (Wilna 1750) ist nicht ohne Verdienst. Von dieser Linie hatte sich ein Zweig nach der Oberlau- sitz gewendet, und daselbst das Rittergut Grunau, auf der Straße von Lauban nach Rothenburg, besessen; es hat auch das Haus Grunau der preußischen Armee mehre verdiente Officiere gegeben. Ein solcher war besonders Johann Dieterich von Hülsen, königl. preußischer Gene- rallieutenant von der Infanterie, Ritter des schwarzen Adlerordens, Inhaber eines Regiments zu Fuß, Dom- dechant zu Minden und Gouverneur der Hauptstadt Ber- lin, geb. 1693, † 29. Mai 1767 (vgl. den folg. Art.). Die von Eckeln, genannt Hülsen, führen mit denen von Eckel in Westfalen ein und dasselbe Wappen: ein rechts schräges rothes Gehänge, mit drei silbernen Rauten be- legt, im silbernen Felde; den Helm deckt ein von Roth und Silber gewundner Wulst, auf welchem sich zwei Elephantenrüssel, der rechte silbern, der linke roth, erhe- ben, dazwischen die Wappenfigur wiederholt ruht; die Helmdecke ist von Roth und Silber.

Man unterscheide von diesen Hülsen die in Kurland nach ansässigen von Meerscheidt, genannt Hülßem. Sie sind eines Herkommens mit dem zuletzt reichsgräflichen Geschlechte von Meerscheidt, genannt Hillesheim, also ursprünglich in dem Herzogthume Jülich zu Hause, und der Beiname Hülßem ist aus Hillesheim corrumpirt. Doch mögen sie schon längst nach Kurland eingewandert sein, denn die Pfarrkirche Petendorf heißt auch die Hül- ßemkirche. Webich Hülßem, aus dem Talsenschen, wurde im J. 1605 zu zwei, und Karl Hülßem, aus dem Can- dauschen, zu einem Reiter für den adeligen Roßdienst des Herzogthums Kurland angeschlagen. Robert von Hülßem meldete sich im J. 1620 bei der kurländischen Ritterbank, und wurde sofort in die erste Classe der ade- ligen Geschlechter aufgenommen. (*v. Stramberg.*)

HÜLSEN (Johann Dieterich von), geb. am 16. Nov. 1693 in Preußen, wo sein Geschlecht seit der Or- denszeit bedeutende Güter besessen, diese aber größten- theils wieder verloren hatte. Im J. 1708 trat er in die Dienste König Friedrichs I. von Preußen, rückte nach 32jähriger Dienstzeit beim Regierungsantritte König Frie-

drichs II. 1740 zum Major auf, und zwar in Folge der guten Meinung, welche der König von seiner militairischen Tüchtigkeit hatte. In den Feldzügen der beiden ersten schlesischen Kriege von 1740—1745 war Hülsen bei den wichtigsten Vorfällen gegenwärtig, und zeichnete sich durch Muth, Geistesgegenwart und umsichtige Führung der ihm untergebenen Truppen dergestalt aus, daß der König ihn im J. 1743 zum Oberstlieutenant, nach dem Frieden zu Dresden 1745 aber zum Obersten beförderte. Bei der neuen Organisation der Armee in den Friedensjahren von 1745—1756 erwarb er sich die Gunst des Königs in hohem Grade, rückte im J. 1754 zum Generalmajor auf und erhielt den Orden pour le Mérite. Beim Ausbruche des dritten schlesischen Krieges rückte Hülsen mit der Colonne des Königs (Centrum der Hauptarmee) nach Sachsen, wohnte am 1. Oct. der Schlacht bei Lowositz bei, und erhielt vom König ein Regiment als Auszeichnung für bewiesene Tapferkeit. An dem verhängnißvollen Tage bei Collin (18. Jun. 1757), wo die falsche Ansicht und die Übereilung eines bedeutenden Generals der trefflich disponirten Schlacht eine höchst unglückliche Wendung gab, führte der Generalmajor v. Hülsen die Brigade des linken Flügels (sieben Bataillons), machte mit ihr den ersten gelungnen Angriff, und hielt, trotz eines starken Verlustes, in Gemeinschaft mit dem Cavaleriecorps des Generals Ziethen, die gewonnene Stellung bis Abends neun Uhr fest, als die Armee des Königs bereits das Schlachtfeld dem Feind überlassen hatte. Nach dem Zuge Friedrichs gegen die Franzosen und die Reichsarmee nach Sachsen, der mit dem leichten Siege bei Rosbach endete, blieb Hülsen in Sachsen und stand im Feldzuge 1758 als Generallieutenant bei der Armee des Prinzen Heinrich von Preußen, und zwar mit einem abgesonderten Corps von 9 Bataillons und 15 Eskadronen in dem Lager bei Freiberg und Hilbersdorff bis zum 20. Jul., wo er eine Stellung zwischen Maxen und Gamich nahm, um des Feindes Absichten auf Pirna zu vereiteln, überhaupt um Dresden zu decken. Als in der Abwesenheit des Prinzen Heinrich nach der Schlacht bei Hochkirch der König den Generalmajor von Fink zur Armee in Sachsen sandte, um den beiden Generallieutenants von Itzenblitz und Hülsen im Commando beizustehen, zeigte letzterer die Loyalität seines Charakters und die treue Anhänglichkeit an des Königs Sache, namentlich durch Unterdrückung aller Eifersucht und willige Fügung in die Anordnungen seines Souverains, eine damals höchst seltne Selbstüberwindung. Bei Eröffnung des Feldzuges von 1759 commandirte Hülsen die Colonne der Armee des Prinzen Heinrich, welche über Sebastiansberg nach Kommotau und Saaz zur Zerstörung der österreichischen Magazine in Böhmen bestimmt war. Der General erreichte seinen Zweck vollständig in der kurzen Zeit vom 15. bis 20. April, zog dann nach Sachsen zurück, und ward am 5. Jun. mit 10 Bataillons und 22 Eskadrons zur Verstärkung des Generals Grafen Dohna detaschirt, der bestimmt war, den Russen das Einrücken in die Neumark zu verwehren. Am 19. Jun, traf diese Verstärkung zu Frankfurt an der Oder ein, worauf der Graf Dohna über die Wartha ging und seine Avantgarde bis gegen Posen vorschickte, wo die russische Armee schlagfertig stand. Bei dem vor der Übermacht der Russen unter Soltikof vom Grafen Dohna angeordneten Rückzuge führte General Hülsen mit 7 Bataillons und 15 Eskadrons die Arrieregarde so tüchtig, daß der Feind, ungeachtet seiner Übermacht an leichter Cavalerie, nichts anzuhaben vermochte. Am 22. Jul. erschien der vom König als Dictator zur Dohna'schen Armee abgeschickte General Wedel bei derselben. Beauftragt, um jeden Preis die Vereinigung der russischen und österreichischen Armee zu hindern, griff er die Russen am 23. Jul. auf ihrem Marsche nach Crossen bei Kai an, wobei Hülsen mit dem linken Flügel der Armee den Angriff der Avantgarde siegreich unterstützte, bei Palzig jedoch der Übermacht weichen und sich gegen Kai zurückziehen mußte, worauf der Dictator die Schlacht durch ein Cavaleriegefecht abbrach, die Russen aber, obgleich in Unordnung, Crossen gewannen und die Vereinigung mit dem Corps des Generals Laudon bewerkstelligten. Charakteristisch sind Hülsens Worte, als der verzweifelnde Dictator das verlorne Schlachtfeld für seine Person nicht verlassen wollte: „Nun, so mag der Narr sich in Gottes Namen todtschießen lassen." Der König zog eiligst seinem geschlagnen Feldherrn zu Hülfe, hatte aber das Unglück, am 12. August bei Kunnersdorf durch Laudons Reserve die über die Russen schon gewonnene Schlacht zu verlieren. Hülsen erhielt in derselben eine Schenkelwunde, von der er jedoch bald geheilt wurde, und schon Mitte Septembers wieder bei des Königs Armee thätig war. Nach dem Rückzuge der Russen nach Polen ward Hülsen mit 19 Bataillons und 30 Eskadrons nach Sachsen detaschirt; er kam aber zur Rettung des Generals Fink zu spät; denn erst am 20. Nov. erhielt er den Befehl, ihm zu Hülfe zu eilen, und schon am 21. capitulirte Fink bei Maxen, worauf Hülsen das Lager von Freiberg wieder bezog, und die Reserve der Armee des Königs bildete. Im Feldzuge des Jahres 1760, der in Folge der Unfälle des vorigen Jahres von Friedrichs Seite mehr defensiv geführt werden mußte, sollte Hülsen mit einem kleinen Corps in Sachsen, den Österreichern und Reichstruppen gegenüber, zurückbleiben, während der König den Hauptschauplatz des Krieges nach Schlesien verlegen wollte; ein Plan, der indessen an Fouquets Niederlage bei Landshut scheiterte, worauf der König den Entschluß faßte, das 1759 verlorne Dresden wieder zu erobern und die Hauptmacht des Feindes in Sachsen festzuhalten. Der Feind ward zum Rückzuge genöthigt und Dresden eingeschlossen, wobei Hülsen auf dem rechten Elbufer die Belagerung mit seinem Corps deckte. Der Feldmarschall Daun entsetzte jedoch mit der österreichischen Hauptarmee Dresden, der König hob am 27. Jul. die Belagerung auf, ging, von Daun gefolgt, nach Schlesien, um den Prinzen Heinrich abzulösen, und ließ Hülsen mit 17 Bataillons und 25 Eskadrons in Sachsen gegen die Reichsarmee zurück. In dieser gewagten Stellung gegen mehr als doppelte Übermacht entwickelte der General ein bedeutendes Feldherrntalent; es gelang

während der König durch den Sieg bei Liegnitz
uguſt) die faſt verlorne Sache in Schleſien wie-
tellte, nicht nur ſich in Sachſen zu halten, ſondern
em Feind oft großen Verluſt zuzufügen, nament-
dem Treffen bei Strehlen (20. Auguſt). Zuletzt,
Anzahl ſeiner Feinde durch den Heranmarſch des
gs von Würtemberg alles Verhältniß überſchritt
), wurde er zwar genöthigt, Sachſen zu räumen,
aber ſeinen Rückzug ſo geſchickt, daß der Feind
Zweck, ihn einzuſchließen, nicht erreichen konnte.
Wittenberg wies er das Corps des Generals Luc-
ſiegreich zurück (2. Oct.), und zog ſich dann in die
zurück, wo er ſich mit dem Prinzen von Würtem-
vereinigte, und der Reichsarmee bis zur Ankunft
önigs widerſtand, der ſich bei Jonitz am 26. Oct.
iden vereinigte, und die Führung des Reſervecorps
3 Bataillons und 15 Eskadrons dem General Hül-
ergab. In der Schlacht bei Torgau (3. Nov.)
gte H. den linken Flügel der Armee unter dem Kö-
elbſt, ward nach der durch ein Cavaleriegefecht ab-
nen Schlacht, während Ziethen mit dem rechten
Siptitz gewann und die Öſterreicher nach Dauns
ndung zum Rückzuge bewog, vom verwundeten
mit dem Sammeln und Ordnen der Truppen
agt, was der 67jährige Greis, dem alle Pferde
ſen waren und der ſich auf einer Kanone ins Feuer
en ließ, weil Alter und Wunden ihm das Gehen
geſtatteten, auch glücklich bewerkſtelligte, ja am fol-
Morgen mit 10 Bataillons und 25 Eskadrons
eind verfolgte und Torgau beſetzte. Hier leiſtete
edre Mann durch unermüdliche Sorgfalt für die
ndeten ſeinem Herzen ein Genüge, pflegte und
dort einen ſeiner älteſten Freunde, den Oberſten
en, vom Regimente Forcade, der beim Angriff auf
tödtlich verwundet war, und rückte dann auf Be-
es Königs nach Chemnitz vor, um das Erzgebirge
einde zu reinigen. Der König belohnte ſeine guten
e mit dem ſchwarzen Adlerorden und der Ernen-
zum Dombechanten zu Minden. Während der
ge von 1761 und 1762 commandirte der General
geſondertes Corps bei der Armee des Prinzen Hein-
Sachſen, zeichnete ſich in den Defenſivſtellungen
agern, zu denen das Misverhältniß der Truppen-
gegen den Feind den Prinzen zwang, mehrfach durch
eit und Vorſicht aus, nahm aber mit ſeinem Corps
letzten Schlacht dieſes Krieges, bei Freiberg (29.
keinen Antheil. Nach dem Frieden zu Hubertus-
ernannte der König ihn zum Commandanten von
. Zu Ende des J. 1766 aber überfiel den ſonſt
n Greis ein ſchmerzhaftes Steinübel, an deſſen
er am 29. Mai 1767 im 74. Jahre ſeines Al-
arb. (*Benicken.*)

HÜLSENFRÜCHTE (legumina), wohin bei und
s Hirſe, Schwaden, grüne und getrocknete Erb-
dergleichen Bohnen, Linſen ꝛc. gehören, ſind zwar
lgemeinen ſtark und anhaltend nährend, aber nicht
Grade wie das Getreide ꝛc. Sie taugen, wegen
Schwerverdaulichkeit und vielen eingeſchloſſenen Luft,
nur für ſolche, welche ſich viel bewegen, oder ſtarke kör-
perliche Arbeiten verrichten und gut verdauen. Daher
ſich Alle, die eine ſitzende Lebensart führen, und dabei
noch mit vielen Geiſtesarbeiten beſchäftigt ſind, gleich
jenen, die Leibſchäden (Brüche) an ſich tragen, oder zu
Hautausſchlägen geneigt ſind, des häufigen Genuſſes der
Hülſenfrüchte zu enthalten haben. Auftreibung des Un-
terleibes und Koliken ſind die gewöhnlichen Folgen ihres
Genuſſes. Doch ſollen ſie durch 24ſtündiges Einwäſſern
ihre blähende Eigenſchaft ziemlich verlieren. Am wenig-
ſten beſchweren noch den Magen junge, friſchgrüne Erb-
ſen, aber die reifen, trocknen blähen deſto ſtärker; ihre
Hülſen laſſen ſich ſchwer oder gar nicht verdauen, und
müſſen daher mittels eines Durchſchlages abgeſondert
werden. Leichter verdauen ſich noch grüne Bohnenſcho-
ten, friſch und getrocknet ꝛc., leichter Hirſe, Schwaden
und durchgeſchlagne Linſen. Auch Gartenbohnenſamen
blähen nicht ſo ſehr, als andre Hülſenfrüchte; gehörig
gekocht ſind ſie leicht verdaulich, aber nicht ſehr nahr-
haft. Durch Kochen in hartem, kalkhaltigem Waſſer wer-
den die Erbſen ꝛc. mit einer Kalkkruſte überzogen, da-
durch noch härter und ſchwerverdaulicher. Als Pudding
ſind ſie noch ſchädlicher; denn zu den nachtheiligen Ei-
genſchaften, die von ihrem zähen Gewebe herrühren, kom-
men noch jene, welche ihren Grund in der Zubereitung
haben. Geröſtet dienen manche Hülſenfruchtſamen, wie
Erbſen-, Bohnen-, Linſen-, Aſtragalwickenſamen bei uns
zum Afterkaffee (ſ. d. Art. Coffeesurrogate). Über das
Mehl der Hülſenfrüchte ſ. d. Art. Mehl. Das daraus
gebackne Brod macht leicht Blähungen und liegt ſchwer
im Magen (vergl. d. Art. Brod). Für unſere Haus-
und Zuchtthiere geben mehre Hülſenfrüchte, wie Erbſen,
Linſen, Wicken ꝛc. und deren Stroh, ein gutes Winter-
futter. Die einzelnen Hülſenfrüchte ſ. unter ihren be-
ſondern Artikeln. (*Th. Schreger.*)

HÜLSENGEWÄCHSE (Leguminosae), Ge-
wächſe mit Schmetterlingsblüthen und Samenkörnern,
die in einer Hülſe (Legumen) liegen und einen eigen-
thümlichen Pflanzenſtoff (Legumine *Braconnot*) enthal-
ten, wiewol man auch noch in landwirthſchaftlichen
Schriften den Buchweizen (ein Polygonum) unter den
Hülſengewächſen aufgezählt findet. Es iſt dieſes eine
ſehr zahlreiche Pflanzenfamilie von etwa 4000 Arten, von
welchen jedoch für die Ökonomen hauptſächlich die Pha-
ſeolen, Bohnen, Erbſen, Wicken, Linſen, Kichern, Platt-
erbſen, Feigbohnen, Faſeln, Feld- oder Saubohnen, auch
einige Tragantharten, Süßholz u. a. nützlich und wichtig
ſind; die meiſten dieſer Gewächſe geben ſowol in ihrem
Kraute, ihren Stengeln und Blättern Nahrungsſtoffe für
das Vieh, als auch in ihren Samen Speiſen für Men-
ſchen und Vieh, die unter den mannichfaltigſten Formen
und Zubereitungen genoſſen werden können; einige ſind
brauchbar zur Verbeſſerung der Felder, indem ſie eine
gute Gründüngung liefern, andre ſind nützlich durch ihre
Wurzeln und Wurzelknollen, wie einige Glycyrhiza- und
Platterbſenarten, oder durch die Brauchbarkeit ihrer Sa-
men zu Getränken, wie der ſpaniſche Traganth (Astra-
galus baeticus), der Stellvertreter des Kaffee's. Manche

Gewächse dieser Familie, die man gewöhnlich nicht hierher rechnet, liefern Holz, wie die Acacie (Robinia), manche nur Futter, wie die Esparcette (Hedysarum, Hahnenkopf Willd.). Die meisten der erstgenannten Hülsengewächse verlangen einen wohldurchgearbeiteten, humusreichen, besonders die Saubohne, einen feuchten, schweren Boden, die Kichern und Platterbsen ausgenommen, welche auch mit einem magern Boden, und die Linsen, welche mit einem im Herbste vorher umgerissenen und wohlzerstückten Rasen vorlieb nehmen; alle saugen das Land sehr aus, wenn sie bis zur vollen Reife auf ihrem Standorte bleiben, reinigen hingegen das Land von Unkraut und verbessern es, wenn sie grün abgenommen werden und unmittelbar nach dem Abschneiden das Land wieder urbar gemacht wird, ja sie dienen sogar, wenn man sie, bis auf eine gewisse Größe erwachsen, beim Graben oder Pflügen mit unter die Erde bringt, zur Gründüngung, wodurch eigentlicher Mist erspart werden kann. Die letztern Eigenthümlichkeiten dieser Gewächse kannten schon die alten Römer. In England werden die meisten Hülsengewächse fast allgemein in Reihen gesäet, behackt und gehäufelt, was in Teutschland nachgeahmt zu werden verdient, besonders bei den Saubohnen und Erbsen, um so mehr, da die neuen Werkzeuge der neuen Feldbestellung durch die Reihen hindurchgezogen werden können, um das Erdreich zu reinigen, ohne den Acker zu betreten. (*Fr. Heusinger.*)

HÜLSENWURM, oder der gemeine Hülsenwurm, der körnige, gesellige Blasenwurm, findet sich in Wasserblasen, in thierischen Körpern. Die Wurmkörperchen befinden sich in diesen äußerlich bräunlichen und leberartigen Blasen an der Stelle, die aussieht, als wenn sie mit weißem Pulver bestreut wäre; bei den Schafen und Kälbern sind sie in der Lunge und Leber, bei den Kühen an der Leber. (Vergl. Coenurus und Cysticercus.) (*Fr. Heusinger.*)

HULSIUS, 1) **Anton**, geb. 1615 zu Hilde im Herzogthume Bergen, besuchte die Schule zu Wesel und die Universität zu Deventer, reiste nach England und Frankreich, hielt sich einige Zeit in Genf auf, kam 1640 wieder nach Holland und erhielt vier Jahre darauf eine reformirte Predigerstelle zu Breda, und die Professur der hebräischen Sprache. Nachdem er diese Ämter 25 Jahre verwaltet hatte, ward er 1676 Director des theologischen Seminarii zu Leyden und Professor der Theologie und morgenländischen Sprachen. Er war ein thätiger Lehrer, zog sich aber manchen Verdruß zu, weil er keine Neuerungen in der Theologie zugeben wollte, und da er die Coccejaner mit dem größten Eifer bestritt, so erschienen manche satyrische Schriften gegen ihn. Besonders übel begegnete ihm Isaak Vossius, dessen Meinung von dem Grundtexte der Bibel Hulsius widerlegte. Er starb am 27. Febr. 1685. Unter seinen vielen Schriften sind die vorzüglichsten: Conferentie over d'Augsburg. Confessie (Breda 1657. 12.); Opus catecheticum didactico-polemicum (Lugd. 1676. 4.); Examen catechet. didactico polem. publicis Disputatt. etc. (ibid. 1673. 4.); Specimina Theologiae Hypotheticae, quae vulgo Coccejana vocatur. Partes II. (ibid. 1676); Systema controversiarum (ibid. 1678); Authentia textus Hebraici, contra Isaac Vossium (Roterod. 1662. 4.); Theologia Judaica (Bredae 1653. 4. Amstelod. 1654. 4.); Nomenclator Biblico-Hebraeo-Latinus (Bredae 1650); Non Ens praeadamiticum (Lugd. 1656) u. a. m.[1]).

2) **Heinrich**, war am 10. Oct. 1654 zu Kronenburg im Herzogthume Berg, wo sein Vater, Anton, Prediger war, geboren, besuchte die Schule zu Elberfeld, ging schon im 13. Jahre 1667 auf die Universität zu Duisburg, 1673 nach Marburg und endlich nach Leyden und Harderwyk. Auf der letztern wurde er 1679 Doctor der Theologie. Da er sich durch einige Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hatte, bekam er 1681 eine außerordentliche, hernach eine ordentliche Professur der Theologie zu Duisburg, war einer der berühmtesten Theologen seiner Zeit, diente der Universität 42 Jahre, und starb am 29. April 1723. Er war zweimal verheirathet, und erfuhr in der ersten Ehe in großem Maße, welch eine Plage ein böses Weib sei. D. Anton Hulsius zu Leyden war seines Großvaters Bruder. Seine vielen Schriften gehören theils zur prophetischen, theils philologischen, systematischen und polemischen Theologie. Die vornehmsten sind: Summa Theologiae, s. liber de molitione et opere et sabbato Dei (Lugd. 1689), und öfter unter dem Namen Systema Theologiae plenum (ibid. 1694); De principio credendi libri duo (ibid. 1688. 12.), weshalb er vom Prof. Regius in Franecker angegriffen wurde, worauf er ihm seine Vindiciae entgegensetzte; De vallibus Prophetarum sacris liber unus (ibid. 1693, vermehrt Amstelod. 1701. 4.); Verba Ithiel, Hebal et Lemuel (ibid. 1693. 4.); Melchisedecus una cum parente ex tenebris cum scripturae sacrae, tum fabulosae gentilis emergens ac caput protollens (ibid. 1706). Er glaubte den Melchisedek im Henoch und beide in der heidnischen Mythologie wieder gefunden zu haben, worüber er den J. H. von Elswich und Joh. d'Outrein zu Gegnern bekam. Ferner schrieb er einen Commentar in Israelis prisci praerogativas, dem 15 seiner Dissertationen beigefügt sind (Ebendas. 1713. 4.) u. a. m.[2]). (*Rotermund.*)

3) **Levinus**, der Name eines Mannes, der in Sprachen, Geschichte und Mathematik schätzbare Kenntnisse besaß, und eine beachtenswerthe literarische Thätigkeit bewies. Er war aus Gent in Flandern gebürtig, kam ums J. 1590 nach Nürnberg, gab daselbst Anfangs Unterricht in der französischen Sprache, war ferner öffentlicher Notar, fing aber bald einen Buchhandel an, und druckte viele von ihm selbst verfaßte und von Andern bearbeitete Schriften. Er unternahm 1602 eine merkantilisch-literarische Speculationsreise nach Holland und

1) Vergl. Friedr. Spanheims Leichenpred. über ihn. Jöcher, Gelehrten-Lexikon. 2) Man findet sie alle nebst Nachrichten von seinem Leben und vollständiger als in Adelungs Ergänzungen zum Jöcher, angezeigt in der Bibl. Histor. Philol. Theol. Classis VII. Fasc. V. p. 897 sq.

England, ließ sich zuletzt zu Frankfurt am Main nieder, und starb daselbst 1606. Ein noch immer schätzbares Werk, aber zugleich eine große literarische Seltenheit, ist die von ihm unternommene: Sammlung von 26 Schiffahrten in verschiedne Länder; aus dem Holländischen ins Teutsche übersetzt, und mit allerhand Anmerkungen, Figuren und Karten versehen, 1—7. Bd. (Nürnb. 1598—1602); 8. Bd. ebenfalls von Hulsius, zu Frankfurt, die Fortsetzung von Andern und an verschiednen Orten herausgegeben, zuletzt 1650. 4. mit vielen Kupfern und Karten [1]). Von seinen andern, von ihm selbst bearbeiteten, Verlagswerken bemerken wir: **Theoria et praxis quadrantis geometrici etc.** (Norimb. 1594. 4. mit 37 Kpf.); **Ocularis et radicalis demonstratio usus quadrantis etc.** (ibid. 1596. 4.); **Descriptio et usus viatorii et horologii solaris etc.** (Francof. 1597, 1632. 4.); Kurze Beschreibung des Königreichs Ungarn (Nürnberg 1595. 4); **Chronologia Pannoniae** (ibid. 1596. 4.); Geographische Beschreibung einiger Provinzen, mit einer Karte (1596. 4.); **Primorum XII Caesarum et LXIV ipsorum uxorum et parentum icones ex numismat. cum notis** (Francof. 1597; Spirae 1599 4.); **Imperatorum rom. numismatum series a C. Julio Caesare ad Rudolphum II** (Francof. 1603); **Dictionnaire franç.-allem. et allem.-franç.** (1600, oft); **Dictionarium italico-germanicum et germ.-ital.** (Francof. 1613, oft in 4. und 8.); **Grammatica italica** (ibid. 1618. 4. 1652. 8.), Dictionarium, teutsch, franz., ital., lat., sammt einer kurzen Unterrichtung der teutschen und ital. Sprachen (Ebend. 1616. 4. oft); **Epitome emblematum panegyricarum academiae Altorf** (Norimb. 1602); Bericht des neuen geometrischen grundreißenden Instrumentes, Planimetra genannt (Frankf. 1603. 4.); Unterricht des neuen Büchsen-Quadrantens (Ebendas. 1603. 4.); Beschreibung und Unterricht des Jobst Burgi Proportionalzirkels (Ebend. 1604. 4.); Beschreibung des dienstbaften und nutzbaren Instrumentes Viatorii oder Wegzählers (Ebend. 1604. 4.). Die vier zuletztgenannten Schriften sind eigentlich nur der Anfang eines, auf 15 Theile berechneten, Werkes, in welchem alle mathematischen und mechanischen Instrumente vollständig beschrieben werden sollten [2]). (*Baur.*)

4) **Paul**, wurde zu Breda *), wo sein Vater, Anton, damals Prediger war, am 25. Dec. 1653 geboren, und zog mit seinem Vater nach Leyden, als dieser dort Prof. der Theologie wurde. Seine erste Stelle erhielt er zu Edinburg, die andre zu Middelburg, und ward endlich zu Gröningen im J. 1681 Doctor und Professor der Theologie. Er war sehr arbeitsam, konnte aber wegen seiner vielen Vorlesungen wenig Bücher schreiben, hegte seines Collegen Joh. von Mark Meinungen, lebte jedoch auch mit dem andern Collegen Joh. Braun, der Coccejus' Meinungen hatte, in Einigkeit, und starb am 14. Oct. 1712. Man hat von ihm: **Specimina Theologiae hypothet.** und **Disputationes.** Seine **Sacra historia turpitudinis, s. de honestate et extensione Legis Levit. XVIII.** erschien nach seinem Tode (Gröningen 1714. 4.) *). (*Rotermund.*)

HULST (51° 16′ nördl. Breite und 21° 45′ östl. Länge), Stadt und Festung im Königreiche der Niederlande, in der Provinz Zeeland und im Bezirke von Goes gelegen. Die Stadt hat 400 Häuser und 2000 Einw., ist der Hauptort des gleichnamigen Cantons und liegt an einem Hafen, der mit dem Hellegat, einem aus der Westerschelde, südwestlich in das Land gehenden Wasser, in Verbindung steht. Auch führt von hier ein Kanal nach Gent. Die Stadt gehört zum sogenannten Staatsflandern, einem Theile von Flandern, der bereits 1648 durch den Frieden von Münster von den Spaniern an die sieben vereinigten Provinzen abgetreten wurde. (*D. J. C. Schmidt.*)

HULST, oder eigentlich **Peter van der Hult**, genannt **Zoneblom**, oder Sonnenblume, welchen Namen er von der damals zu Rom befindlichen Künstlergesellschaft oder **Schildersbent** (einer der interessantesten, dabei sehr jovialen Künstlerassociationen), die jeden ihrer Mitglieder hinsichtlich seines Kunstcharakters besonders taufte, erhielt, weil er sehr oft diese Blume in seinen Gemälden anbrachte. Er war geboren zu Dordrecht im J. 1651, nach Fuesli 1652, und einer der berühmtesten Blumen- und Stilllebenmaler, beschäftigte sich auch mit Landschaftsmalerei, weniger jedoch mit ihr allein, sondern wandte gewöhnlich die Landschaft bei seinen Blumenstücken an, sodaß er dann ausgezeichnete Werke vollführte. Sein Colorit ist vortrefflich zu nennen, die Ausführung weniger zart als die des Heem und die von Abraham Mignon. Besonders nahm er den Charakter des berühmten italienischen Blumenmalers, Maria di Fiori, an, und vollendete seine Werke mehr in feiner, breiter und geistiger Behandlung, wodurch in ihnen ein reges und sehr bewegtes Leben sichtbar wird, weil er seine Gemälde auch mit Schlangen, Eidechsen und andern Insecten ausstaffirte. Als eine besondre Merkwürdigkeit seiner Kunst gilt ein höchst seltnes, von ihm radirtes Blatt, nämlich sein eignes Bildniß, auf folgende Art dargestellt: Der Künstler in halber Figur, den Kopf mit langen Haaren geziert, sitzt gegen den Beschauer gewendet an einer zur Linken des Blattes stehenden Staffelei, worauf ein mit der Juno und deren Symbol, dem Pfaue, mit Blumenwerk geziertes Bild steht. In der Rechten hält der Künstler einen Distelzweig, in der Linken eine Palette. Durch ein offnes Bogenfenster sieht man in der Ferne die St. Peterskirche und eine Brücke. Auf der Stuhllehne liest man: **P. HV. f. 1686.** Das

1) Von dieser interessanten Sammlung sehe man den Catal. bibl. Rinckianae, p. 237, und Ebert, Bibliogr. Lexikon. Jeder Band hat auch einen besondern Titel, und in den meisten werden die Schiffahrten der Niederländer nach Ost- und Westindien erzählt. 2) Doppelmayr, Nachr. v. nürnberg. Mathemat. S. 162. Will und Kopitsch, Nürnberg. Gelehrten-Lexikon. 2. u. 6. Bd. Baumgarten, Nachr. v. merkw. Büchern. 11. Bd. S. 209. Beckmann, Beitr. zur Gesch. d. Erfind. 1. St. S. 19. Köhler, Beitr. zur teutschen Lit. 2. Th. S. 236.

*) Nicht zu Bremen, wie Jöcher im Gelehrten-Lex. sagt.

*) S. Benthem, Holländ. Kirchen- und Schulenstaat. II. S. 281. Büchersaal der gel. Welt, 21. Öffnung. S. 673.

Blatt ist ein Oval, in den Ecken sind einige emblematische Verzierungen, und oben links das Wappen des Malers. Die Umschrift des Ovals in römischen Lettern lautet: Pieter van der Hult. Gottschalks Zoon. Geboren te Dordrecht den XXVI van Sprokkelmaand Ano MVICLI und nun endigt diese Schrift durch eine Sonnenblume. Unter dem Oval in einer Cartouche stehen folgende Verse:

Die's maalt de Kunst, en Spiegel, Pieters Beeld;
Die,t Kapitool te Romen, zag na't Leven;
Daar t Vaticaan, zijn Konste is me gedeeld,
An't Napels Ryck: Savoye oock't zyn gegeven.
Matthys Balen.

Das Blatt ist mit vielem Geist und frei radirt, und verräth eine wahre treue Auffassung der Natur. Die Höhe ist nach französ. Maße 7 Zoll 6 Lin., die Breite 5 Zoll 6 Lin. Es befindet sich in der königl. Kupferstichgalerie zu Dresden und wird sonst in keinem Hauptkatalog erwähnt. (*Frenzel.*)

HULTSCHIN, Mediatstadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Ratibor; von Oppeln südl. zu südöstl. 13 Meilen, von Ratibor südl. 3 Meilen; am linken Ufer der Oppa, dem Grenzflusse gegen Österreichisch-Schlesien, mit einer Brücke über den Fluß und reizender Aussicht auf Gesenke und Karpathen. Hat Mauer und Graben, 3 Thore, 9 öffentliche Gebäude, 246 Wohnhäuser, meist massiv, 1813 Einwohner (1641 kathol., 16 evangel., 156 Juden), ein herrschaftl. Schloß am Westende, und gehört die Herrschaft jetzt der oberschlesischen Landschaft, ihr aber die Criminal- und zum Theil die Civiljurisdiction, sowie ein Silberzins der Stadt. Ferner ein königl. Stadtgericht für die übrige Jurisdiction der Stadt, ein königl. Nebengrenzzollamt erster Classe, eine königl. Posterpedition, eine kathol. Pfarrkirche, gehört zum preuß. Antheile des Erzbisthums Olmütz, eine kathol. Schule mit 3 Lehrern, eine Synagoge, eine städtische, eine herrschaftliche Brau- und Brennerei, eine Färberei, 4 Getreidewassermühlen, eine Sägemühle, eine Tuchwalke, eine Ziegelei. Unter den Handwerkern: 7 Töpfer, Tuchmacher mit 69, Leinweber mit 25, Strumpfwirker mit 6 Stühlen. Handel durch 13 Kaufleute, 8 Krämer; ein Wochenmarkt, 4 Jahrmärkte, 3 zugleich Viehmarkt. Hultschiner Gruben auf Steinkohlen, eine halbe Meile östlich von der Stadt bei Petrzkowitz, die jüngern in Fristen, die ältern im Besitze des Kammerherrn von Poser, lieferten im J. 1828 1066 Tonnen Stück-, 9600 Tonnen Schmiede- und 1147 Tonnen kleine Kohlen. Die Herrschaft Hultschin umfaßt außer der Stadt 6 Dörfer und 5 Vorwerke, und gehört zu dem preuß. Antheile des Fürstenthums Troppau, daher gerichtlich unter das fürstl. lichtensteinsche Gericht zu Leobschütz. Geschichtliche Nachrichten über Herrschaft und Stadt fehlen fast gänzlich, doch gehört das Städtchen nicht zu den jüngsten des Landes. (*Knie.*)

Ende des eilften Theiles der zweiten Section.

Nº I.

Tempel des Jupiter Hospitalis.

nach Pirrho Ligorio

Nº II.

Die Aesculaps Insel zu Rom.

nach Piranesi

Nº III.

Muster eines Armenhauses.

für 100 alte Männer und 100 alte Weiber:

C.

A

a a a d d a a a m e g i k h l

B.

HOSPITAELER

Nº IV
Albergo dei Poveri zu Genua.

Nº V.
Hospice du Faubourg Saint Jaques, in

0 100 200 300 400

Pariser Fuss für die Grundrisse
= 300 für die Aufrisse.

Das Hospital des Incurables in Paris.

Nº VII.

Das neue Waisenhaus zu Hamburg.

C.

Aufriss der Vorderseite.

A.

Grundriss des ersten Geschosses.

B.

Grundriss des zweiten Geschosses.

Nº VIII.

Das Königliche Invalidenhaus zu Berlin.

No. IX.

Das Chelsea College

für die Invaliden der Britischen Landmacht.

B.

A.

a a a

f e d m

g n

h c c h

p p

Tab. III

Gustav Dunze pro Thoma Alfredo Leger Architetto.

ur Allgemeinen Encyklopaedie de

Tab. VIII.

Allgemeine

ncyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Zweite Section

H — N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Zwölfter Theil.

HUM — HYPEXODON.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1835.

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Zwölften Theile der Zweiten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Hospitäler (Taf. IX — XII) . . . . Baukunst und medicinische Policei.
Hydraulus. . . . . Hydraulik.
Hyperbel. . . . . Geometrie.

HUM, der höchste Berg der dalmatinischen Insel
, mit einer herrlichen Aussicht, sechs Miglien west-
vom Orte Lissa gelegen. Von seinem Gipfel über-
man die ganze Insel. Zur Zeit der britischen Herr-
stand hier ein Telegraph zur Signalisirung der
fe. (*Rumy.*)

HUMADA MUDARRA (Barthol. de), Cantor
er Collegiatkirche zu Talavera in Spanien, wo er
1624 im 80. Jahre seines Alters verstarb. Er schrieb:
lium ad Glossam in primam et secundam Par-
im partem, conditam per eximium Doctorem
orium Lopezium de Tovar. (*Spangenberg.*)

HUMAID (Homeid), Ben Kahteba Ben Schebib,
:ajite, ist bekannt als Statthalter Mesopotamiens,
en Posten er 137 (754—755 n. Chr.) antrat. Zehn
: später, als Aschath von gleicher Stellung aus
ten zurückgerufen wurde, erhielt er den Auftrag, dort
Gebete vorzustehen und den Tribut einzutreiben. Er
diesen Auftrag nicht ohne ein bedeutendes Heer
00 Mann, unter ihnen 6000 Reiter) aus, und
te dieses bald dazu an, die Eroberungen nach Mau-
en hin über die sogenannte Provinz Afrika auszu-
n. Doch wird sein Unterfeldherr Abulachwas bei
geschlagen, und flieht nach Ägypten zurück. Jetzt
der tapfre und kriegserfahrne Humaid selbst auf,
chlägt, ebenfalls bei Barka, seinen Gegner Abul-
b zurück. Dennoch fiel er bald bei Mansur in
ade, da er im Verdachte stand, ein Freund der Ali-
u sein. Nicht volle 14 Monate war er Statthalter
Ägypten gewesen. Mansur nahm ihn dessenunge-
ehrenvoll auf und wies ihm einen Platz unter sei-
Emirn an. Im J. 148 (765 n. Chr.) ward er zum
rer im Glaubenskriege gegen Armenien ernannt,
aber, da er auf kein feindliches Heer stieß, bald
. Vier Jahre später erhielt er Befehl, Kabul zu
zen, und ward alsdann Statthalter der schönen
nz Khorasan. In diesem Posten blieb er bis zu
Tode, der unter dem Khalifate des Abbasiden Mehdi
um 776 n. Chr.) erfolgte. Allen Gefahren und dem
cht eines Parteigängers, in den die ausgezeichnet-
Männer am leichtesten gerathen konnten, wußte er
ch während der Regierungszeit mehrer Khalifen zu
en, und er gilt als ein sehr großer Feldherr.

Humaid (oder Humeid, vergl. Homeid), Name
r arabischer Schriftsteller:

1) Humaid Ben-elhilâl, der Dichter, von dem noch ein ganzer Diwan vorhanden ist.

2) Abu Jahja Ben Humeid, aus Haleb, gestorben 630 (um 1233), ist Verfasser eines Panegyrikus auf die 12 Imame (مناقب الائمة الاثني عشر). Über denselben Gegenstand schrieben auch noch Andre.

3) Abd Ben Humeid Ben Nasr, der 249 (863 n. Chr.) starb, ist durch seinen Commentar zum Koran berühmt. Derselbe ist wahrscheinlich Verfasser des Werkes: Die Ausgleichungen (موافقات), d. h. einer Beurtheilung juristisch-streitiger Fälle, die unter eine Analogie zu bringen der Herausgeber sich vorgesetzt hat. Auch Andre schrieben ähnliche Werke.

4) Der Imam Abd El-Humeid, von dem wir Dictata (أمالي) besitzen, und endlich

5) Abd El-Humeid Ben Humeid, aus Kiß oder Keß (Aussprache gleich richtig كسّ), einer in der Nähe von Samarkand gelegnen Stadt (eine Stadt gleiches Namens liegt auch in Mukran مكران). Thalebi in seinem Werke Keschf (كشف) erwähnt, daß er einen Commentar zum Koran herausgegeben hat. Aus mehren Gründen wird es wahrscheinlich, daß dies einer und derselbe Gelehrte mit dem oben unter Nr. 3 angeführten ist. (*Gustav Flügel.*)

HUMAJUN, im Türkischen königlich, majestätisch. Bab Humajun (باب همايون), d. i. majestätische Pforte, heißt das Hauptthor des ersten Hofes vom Serai (Serail) zu Constantinopel, das bei den Türken im größten Ansehen steht. Am Eingange desselben haben die Dschebehdschi (جبهجي, d. h. die Militairs, welche für die Kriegsammunition Sorge tragen müssen) ihr Arsenal, in welchem sie Helme, Säbel, Schießgewehre, Panzer, Hemden, kurz alle Waffengattungen aufbewahren, mögen sie alt oder neu, im oder außer dem Gebrauche sein. (*Gustav Flügel.*)

HUMAJUN NAMEH (همايون نامه), das königliche Buch, unter welchem Titel die türkische Übersetzung der bekannten indischen Fabelsammlung Hitopadesa von ihrem Verfasser Ali Ben Dschelebi in Umlauf gesetzt worden ist. Von dem Originale hier zu sprechen,

können wir uns um so mehr überheben, als ihm ein besonderer Artikel unter obigem Namen bereits in dieser Encyklopädie gewidmet worden ist (s. Bd IX dieser Sect. S. 66). Daselbst ward das Humajun Nameh nur namentlich erwähnt, und so bleibt uns übrig, zuerst über den Verfasser dieser Übersetzung, dann über ihre Quelle, über das Verhältniß derselben zu dieser, über die aus dem Humajun Nameh von Neuem ganz und stückweise geflossenen Übersetzungen und über die Literatur desselben zu sprechen.

Ala-ed-din Ali Ben Salih Dschelebi, mit dem Zusatze Rumi, d. h. der Rumelier oder aus Rumelien, ist nach Hadschi Chalfa (in seiner Bibliographie unter Kalila we Dimne, und in seinen Tabellen unter dem J. 950. Vergl. de Sacy in Notic. et Extr. X, 168 sq.) der vollständige Name des Verfassers vom Humajun Nameh. Noch hat von Diez in seinem Werke „Über Inhalt und Vortrag, Entstehung und Schicksale des königlichen Buches" (Berlin 1811) dem Namen „Aly Dscheleby" Waassi vorgesetzt, und glaubt (S. 101), daß er den Beinamen „Waassi, d. i. Erweitrer (amplificator)" davon erhalten habe, daß er die persische Übersetzung des Kaschifi, aus der die seinige geflossen, nicht sowol übersetzt als erweitert und gleichsam neu gemacht habe, weshalb er ihn auch nicht anders als den Verfasser nenne, und fügt hinzu, Galland habe sich deshalb in der Vorrede zu seiner französischen Übersetzung gar lächerlich geirrt, wenn er vorgegeben, daß der Name El-Waassi daher rühre, weil Ali Dschelebi unter einem Doctor Ali Waassi promovirt habe. Allein abgesehen davon, daß es in Frage steht, ob Waassi (واسع) Erweiterer bedeuten könne, hat von Diez nicht mehr Recht, seine Muthmaßung zu vertheidigen, als die Gallandsche Ansicht zu verwerfen oder lächerlich zu machen. Das einzig Richtige (de Sacy hat über den Namen geschwiegen) ist, was eine der benutzten Handschriften des Hadschi Chalfa als Zusatz enthält, daß nämlich Ali Dschelebi den ehrenden Beinamen Abd-el-wasi' (عبد الواسع) d. i. Diener, Verehrer des Wasi', erhalten habe. Wasi' (der Allumfassende) aber ist einer der 99 heiligen Namen Gottes, die im Tesbih, d. h. im türkischen Rosenkranze, vorkommen. Noch fügt dieselbe Handschrift den Namen Isa hinzu, was aber nichts anders sein kann als das Alisi (عيسى leicht zu verwechseln mit عليسي) des Latifi (Chabert's Übers. S. 235). Auch ließe sich der Zusatz Isa auf keine Weise rechtfertigen. Latifi setzt den Übersetzer unter die Molla von Philippopoli, und auch Diez läßt ihn in dieser Stadt geboren werden, und zwar unter der Regierung des Kaisers Soleiman I., der 1519—1566 n. Chr. auf dem Throne saß. Ali Dschelebi ward darauf Professor (Muderris مدرس) an dem von Murad (Amurat) II. daselbst gestifteten Collegium oder Gymnasium. Hier war es, wo er sich 20 Jahre mit Abfassung seiner Übersetzung beschäftigte und sie nach ihrer Vollendung dem Sultan Soleiman I. überreichte. Diese Zueignung veranlaßte auch den Titel „Königliches Buch" (doch ließe sich auch eine andre Ursache denken), was nicht auffallen darf, da bei den Muhammedanern selten eine Übersetzung den Titel des Originals führt. Der Sultan belohnte ihn dafür mit der dritten Richterstelle im Reiche, mit der der ersten türkischen Hauptstadt Brussa, die zu dem Amte des Kadhi-el-askar (قاضي العسكر) und des Mufti führt. Diese Rangerhöhung erlebte er jedoch nicht, sondern starb als Kadhi von Brussa im J. 950 der H. (beg. 6. Apr. 1543). Daß er ganz der Mann war, ein vollendetes Werk zu liefern, will wenigstens Latifi durch sein Urtheil über dessen geistige Eigenschaften beweisen, obwol er ihn weniger als Dichter als als Prosaiker rühmt: „Er ist aber ein Schriftsteller von kräftigen Ausdrücken und ein Scribent von neuen und starken Gedanken. Er hat das Buch des Hussein Waïz, betitelt: das Licht des Canopus, in geschmückten Ausdrücken, im schönen Vortrag und reizenden Styl aus dem Persischen ins Türkische übersetzt, und hat Kenntnisse und Schönheiten ohne Maß und Zahl eingeschaltet. In der That, es ist eine Schrift von glänzenden Eigenschaften und von so schöner Beredsamkeit, daß die wohlredendsten Schriftsteller und ausdrucksvollsten Verfasser erstaunt und verwundert sind über die Einrichtung seiner angenehmen Redensarten, und gebeugt und niedergeschlagen über die Manier seiner künstlichen Vorstellungen." (S. Diez a. a. O. S. 103.)

So haben wir denn zu gleicher Zeit erfahren, welche Übersetzung des indischen Originals der seinigen zum Grunde lag. Es war das Meisterwerk des Molla Hussein Ben Ali, gewöhnlich Waïz, d. i. der Prediger oder Kaschifi, d. i. der Eröffner, als Erklärer des Korans genannt. Seine Übersetzung, berühmt unter dem Namen Anwári Soheili (انوار سهيلي), d. i. die Lichter des Canopus (eine Anspielung auf den Emir Nizâm-ed-dewlet we ed-din Ahmed Soheili zu Herat, Vesir des Sultans Beikara, für den er sein Werk verfaßte; vergl. Not. et Extr. IV, 262 sq.), war jedoch ebenfalls nur die Überarbeitung einer frühern persischen, und wir erlauben uns hier um so mehr etwas ausführlicher zu werden, weil der Artikel Anwári Soheili zufällig in der Encyklopädie leer ausgegangen ist. Nach der bekannten Erzählung holte der persische Arzt Barzujeh (برزويه) das Original aus Indien, und übersetzte es für Anuschirwan. Keinesweges aber war der berühmte Vesir Bozurdschumihr (بزرجمهر) unter Anuschirwan Verfasser des Originals, wie Diez meint, der durchaus jeden indischen Ursprung leugnet, und ihn den Persern vindiciren will, zum Theil aus Gründen, die er nach neuern Resultaten selbst widerrufen würde. Aus der persischen Übersetzung floß die arabische des Abdallah Ben-elmokaffa, betitelt Kalila we Dimne (s. d. Art.), und nach dieser wurden wiederum andre persische unter neuer Überarbeitung, Abkürzung und Erweiterung ins Leben gerufen. Die älteste derselben ward auf Befehl des Wesirs Abu'lfadhl Bel'ami

Belghami) in Nisabur unter der Regierung des aniden Abu'lhasan Nasr Ben Ahmed, der 331 der beg. 15. Sept. 942) starb, unternommen, wenn vielleicht Bel'ami selbst Verfasser der Übersetzung Diese Arbeit scheint jedoch nicht zu allgemeiner Kunde nmen zu sein. Bekannter ist das Werk des blind- nen persischen Dichters Rudegi (رودكي), gewöhn-)stad Abu'lhasan genannt, der ebenfalls an dem Hofe Emirs Nasr lebte und seine Übersetzung metrisch ab- , was ihm eine Belohnung von nicht weniger als 00 Silberstücken (Dirhems) einbrachte. Ungewiß t, ob die Übersetzung des Belami oder die des Ibn- kaffa zum Grunde lag. Ersteres scheint zulässiger. noch Andre befaßten sich vor Abu'lmeali Nasrallah persischen Übersetzungen unter mehr oder weniger nach dem Urtheile des ebengenannten Schriftstel- Es war nämlich unter der Regierung des Gasne- n Abu'lmoẓaffer Behramschah Ben Masud, der die zperiode seiner Dynastie zu Ende neigen sah (gegen der Fl., oder 1121 n. Chr.), als Abu'lmeali Nasr- Ben Mohammed Ben Abd-el-hemid, aus innerer zum Studium der Wissenschaften, nachdem er mit n Schöngeistern wegen Unruhen den Hof des Beh- hah verlassen hatte, den Entschluß faßte, an die etzung zu gehen, und sein Vorbild, das Werk des elmokaffa, durch Stellen aus dem Koran und der na und durch eine Menge witziger Einfälle, Versen Dichtern und Sprüchwörtern zu bereichern und zu tern. Seine Arbeit war also mehr als Übersetzung; rabische, das nicht in den Sinn des Persers paßte, n ein persisches Gewand. Dennoch scheint sein Werk allgemeines Publicum gefunden zu haben, sonst wäre ihm 400 Jahre später folgende Hosein Waïz aus t, der 910 (beg. 14. Jun. 1504) starb, nicht so theilter Aufnahme gewürdigt worden. Doch hat auch r das Verdienst, Nasrallahs Arbeit aufgefrischt und chter und genußreicher gemacht zu haben. Abgese- aber von den Veränderungen, die sich der Vorgän- gefallen lassen mußte, fügte Hosein Waïz eine große ge aus Dichtern entlehnter Stellen bei, und auch Prosa hat jenen, den Morgenländern eigenthümlichen, nden Styl mit dem Parallelismus der Ausdrücke des Reimes. Anstatt der Vorreden aber, die das ische des Ibn-elmokaffa hat, verfaßte er eine neue, ganz eigenthümliche, Einleitung (deren Inhalt s. I. we Dimn. ed. *de Sacy*, p. 44 sq.). Eine noch re Übersetzung im Persischen, die uns hier aber we- angeht, ist die des Abu'lfadhl, der 1011 (beg. 11. 1602) einen gewaltsamen Tod fand, unter dem Ti- yari danisch, d. i. Probirstein der Wissenschaft.

Unter diesen Übersetzungen war es, wie oben be- t ward, die des Hosein Waïz, die Ali Dschelebi Grunde legte. Auch er verfolgte die Hauptidee des es, ist aber auf der einen Seite fast ebenso sklavi- Nachbildner, als Hosein Waïz origineller Anordner. gehört zum Verständnisse seines Werks mehr Kenntniß Persischen und Arabischen, als des Türkischen. Die persischen Verse hat er aus Anwari Soheili fast unverändert beibehalten, nur die schwerern sind durch leichtere türkische ersetzt, und auch sonst kehren häufig die Ausdrücke des Vorbildes zurück. Überdies fehlt es seiner Arbeit nicht an eingeschobenen Stellen des Korans, der Überlieferungen und türkischer Dichter. Auch neue arabische Verse hat er hinzugefügt, mehr als eine Erzählung oder Beschreibung nachgetragen, und im Ganzen kann man mit Zuversicht das Urtheil aussprechen, daß seine Redaction mit wenig Ausnahmen von Geschmack zeigt. Nur wäre das Diezsche Bekenntniß: „Ich nenne es (das Buch des Ali Dschelebi) ohne Bedenken das allerschwerste Buch, was mir auf der Welt vorgekommen ist," besser unausgesprochen geblieben. Zwar ist es voll der eigenthümlichsten Bilder, Wendungen und Gedanken, die ganz die Originalität des morgenländischen Schriftstellerthums verrathen, und genaue Kenntniß der drei durch das Band des Arabischen verschwisterten Sprachen zur Bedingung machen; dessenungeachtet theilt es aber diese Eigenschaften doch nur mit einer unzählbaren Menge anderer Werke, unter denen eine nicht geringe Anzahl an Schwierigkeiten überwiegend sein möchte. Um eine Idee vom Inhalt und Vortrage des Humajun Nameh beizubringen, mag hier eine Stelle aus seiner Vorrede, in der sich Ali Dschelebi über jenen ausspricht, nach der Diezschen Übersetzung (S. 33) Platz finden: „Während daß der Verfasser unter Tiefsinnigkeiten der Weisheit und Wissenschaft und guten Einfällen des Zeitvertreibes und Scherzes die vollkommenste Abwechselung beobachtet, so hat er beide mit einander auf der einen Seite vermischt und auf der andern verbunden, und hat die Form der Rede in Gleichnisse und Erzählungen gelegt, um die Gemüther darnach verlangen zu lassen; er hat daher von der Zunge des Wildes und aus dem Munde der Thiere und Vögel allerlei Erzählungen und Geschichten vortragen lassen, und hat in deren Inhalt alle Arten der Vortheile der Weisheit und der Segnungen der Lehre zusammengefaßt, damit Vernünftige der Lehre wegen zur Lesung der Erzählungen veranlaßt sein, und Unverständige sich um des Vergnügens willen die Erzählungen und Fabeln merken, und folglich ihre Lesung den Gelehrten und ihr Behalten den Lernenden erleichtert werden mögen."

Neben dem Persischen und Arabischen, aus denen eine große Menge Übersetzungen in neuern Sprachen gemacht worden sind, wurde auch der türkische Text zu gleichem Zweck angewandt. Galland war der erste, der das Humajun Nameh ins Französische zu übersetzen unternahm. Ob er die Übersetzung vollendet, bleibt ungewiß, da nach seinem Tode nur der erste Theil, vier Capitel enthaltend, unter dem Titel erschien: **Les contes et fables Indiennes de Bidpai et de Lokman traduites d'Ali Tschelebi Ben Saleh, auteur Turc, oeuvre posthume par M.** *Galland*; **première partie (Paris 1725).** Eine erste Ausgabe soll schon 1714 gedruckt und von Gueulette verbessert und vermehrt worden sein. Galland ist willkürlich mit seinem Texte verfahren, indem sämmtliche Vorreden fehlen und auch sonst Abschnitte vorkommen, die das Humajun Nameh nicht aufzuweisen

hat. Cardonne ließ dessenungeachtet die Gallandsche Arbeit in zwei Bänden unter seinem frühern Titel abdrucken, und fügte in einem dritten die zehn übrigen Capitel (Paris 1778) bei. So ging auch das ganze Werk in das Cabinet des Fées et autres contes merveilleux (Tom. XVII et XVIII. Genève 1786) über. Noch früher wurden die ersten acht Capitel des türkischen Textes durch den von Wien nach Madrid berufenen Dolmetsch Bratutti aus Ragusa unter dem Titel: Espejo politico y moral para principes y Ministros y todo genere de personas, traduito de la lengua Turca en la Castellana (Tom. I. zwei Capitel enthaltend, Madrid 1654. 4. Tom. II. mit sechs Cap. 1658) in das Spanische übertragen. Das Werk blieb unvollendet, und in diesem Zustand ist es auch vom Prof. Adam Ebert zu Frankfurt an der Oder 1725 ins Lateinische übersetzt, und als handschriftliches Geschenk an den König Friedrich Wilhelm I. in der königlichen Bibliothek zu Berlin niedergelegt worden. Der Titel dieser Übersetzung findet sich vollständig bei Diez (a. a. O. S. 154). Außerdem findet sich in Meninski's Instit. ling. Turc. (Vindob. 1756. Ed. 2. Tom. II. p. 243—247) ein Bruchstück von Lambecius übersetzt.

Wie es der lateinischen Übersetzung von Ebert ergangen, so theilt bis auf den heutigen Tag die teutsche von Diez dasselbe Schicksal. Nur das Verzeichniß der Capitel und ein Stück vom Anfange des Buchs erschien von S. 172—214 in seiner Vorrede zu dem obenangeführten Werk über das Humajun Nameh, das auch in diesem Aufsatze, soweit seiner Redseligkeit zu trauen, benutzt worden ist. Ein größeres Verdienst wäre erwachsen, wenn von Diez den Druck des Originals hätte besorgen und bestreiten wollen*).

Von Wichtigkeit für die Literaturgeschichte des Humajun Nameh sind überdies die einzelnen Anmerkungen von de Sacy in Not. et Extr. Tom. IX et X, und vorzüglich Kalila et Dimna p. 51. Auch vergl. man noch: Versuch einer Literatur der Sanskritsprache, von Friedrich Adelung (Petersburg 1830. S. 191 fg.). Im Morgenlande selbst erschien von Istikhár-ed-din (nicht Dschemal-ed-din, wie Not. et Extr. X. p. 170 aus Conjectur steht) Muhammed El-Bekri aus Kaswin eine spätere türkische (oder tatarische) Übersetzung; und ein Auszug, der das Ganze ungefähr auf ein Drittel zurückgeführt hat, ist vom Molla Jahja Efendi, dem Mufti. Als der neueste und als wohlgelungener Auszug ist endlich noch der vom Molla Othmanzadeh, der als Kadhi in Misr 1149 (beg. 1. Mai 1736) starb, zu erwähnen.

Ein andres Humajun Nameh wird von d'Herbelot angeführt. Unter dem vielen Überflüssigen, was von Diez (a. a. O. S. 115 fg.) über dasselbe auf mehren Seiten sagt, ist nur die Vermuthung richtig, daß d'Herbelot seine Nachricht aus Hadschi Chalfa genommen haben möchte. Allerdings nennt dieser ein Humajun Nameh, das aber mit dem Werke des Ali Dschelebi nichts als den Titel gemeinschaftlich hat. Es ist ein Werk über das Inscha, d. h. über den Styl bei diplomatischen und andern öffentlichen Verhandlungen nebst hinzugefügten Beispielen. Auch ist es persisch geschrieben, und hat den Muhammed Ben Ali Ben Dschemál-el-islám, mit dem Beinamen Schiháb El-Munschi, d. h. Secretair, der es für den Vesir Gajáth-ed-din Khodscha Pir Ahmed zusammentrug und nach zehn Capiteln ordnete, zum Verfasser. (*Gustav Flügel.*)

*) Den Anfang der ersten Geschichte des Humajun Nameh übersetzte Jos. v. Hammer in den Fundgruben des Orients (2. Bd. S. 272 fg.), mit glücklicher Nachbildung der geschmückten und gereimten Prosa. (*R.*)

HUMAJUN PADISCHAH, Großmogul und zwar der zweite Sohn des Padischah Babur, und Vater des größten der Großmogulen oder großen indischen Kaiser, war, wie sein Vater, Freund und eifriger Beschützer der Wissenschaften, vorzüglich der mathematischen. Auch als Dichter trat er auf, jedoch nur in geringem Umfange, wie man sich aus seiner Biographie in dem Werke des Prinzen Sam Mirsa näher belehren kann. Sein Reich erstreckte sich bereits um 1550 von Kandahar bis Bengalen. (*Gustav Flügel.*)

Humana, s. Homona.

HUMANAI, HUMANNA, HUMENE, richtiger und gewöhnlicher HOMONNA, ein slowakischer Marktflecken, in dem nagy-mihalyer Bezirke des zempliner Comitats, in einer wunderschönen Landschaft, an dem Laborczflusse gelegen, mit einem großen Castell, einer katholischen und einer griechischen Pfarre, einem aufgehobenen Franziskanerkloster und einem Salz- und Lottoamte, gehört sammt der weitläufigen Herrschaft den gräflichen Familien Csaky und Vandernoth, galt aber früher als das Stammhaus der berühmten Grafen Drugeth von Homonna. Der Drugeth eigentliches Vaterland soll aber, einer alten fortgesetzten Überlieferung zufolge, in Italien gewesen sein, und sollen sie viele Menschenalter hindurch in Salerno die höchsten Würden bekleidet haben. Aus Salerno brachte König Karl I. zwei Brüder Drugeth mit sich herüber nach Ungarn. Der eine wurde Hofrichter, der andere, Philipp, leistete dem Könige die wichtigsten Dienste in dem Kriege gegen Matthäus von Trentschin, wurde Graf von Zips und Ujvar, auch 1322 Palatinus, und bekleidete dieses Amt bis zu seinem kurz vor dem 26. Sept. 1327 erfolgten Ende. Allem Anscheine nach hat er zuerst Homonna erworben. Als Palatinus folgte ihm, kurz nach dem 29. März 1328, Johann Drugeth, der diese Würde noch im J. 1333 bekleidete, auch im nächsten Jahr als Obergespan von sechs Comitaten, Sümegh, Bacs, Tolna, Stuhlweißenburg, Zemplin und Unghvar vorkommt. Sein Sohn, Nikolaus, eben derjenige, der 1330 den König, die Königin und die königlichen Kinder auf dem Schlosse Visegrad vor des Felician Zahi mörderischem Anfall errettete, und der nachmals die Stelle eines königlichen Oberkammerherrn und Hofrichters bekleidete, folgte 1350 dem Vater als Obergespan des zempliner Comitats. Als Palatinus erscheint aber schon 1334 ein Wilhelm Drugeth, der diese Würde noch 1342 bekleidete, und sie nach König Ludwigs Krönung freiwillig niederlegte. Im J. 1403 nennt König Siegmund unter seinen Gegnern, und als Anhän-

ger des Königs Ladislaus von Neapel, die Edeln von Homonna. Unter denjenigen, welche den zu Schramowitz 1411 mit den Polen abgeschlossenen Waffenstillstand unterzeichneten, wird Johann von Homonna namentlich aufgeführt, der nämliche, der ein Jahr später das mit Polen errichtete Bündniß durch seine Unterschrift bekräftigte. Im J. 1449 wurde die Burg Homonna von den böhmischen Hussiten erstiegen, und die ganze Besatzung, darunter die Eigenthümer der Burg, Stephan und Bartholomäus Drugeth, in die Gefangenschaft geführt. Die beiden Herren erhielten aber schon 1450 die Freiheit wieder, nur mußte sie von dem Anführer der Hussiten, von dem berühmten Giskra, durch Abtretung des Ertrages des Bergwerks Telkibanya und der Zölle zu Sztropko und Humenau erkauft werden. Im J. 1460 bekennt Johann Thalafuz de Oztrova, einer der Anführer der Hussiten, daß er von Stephan und Bartholomäus de Humena und von Stephan de Peren die 1000 Gulden, welche sie an ihn zu Erhaltung des Friedens zu entrichten schuldig, empfangen habe. Gleichzeitig wird auch Simon von H. genannt. Im J. 1473 werden die Burgen Homonna, Sztropko und Nagy-Mihaly von den Polen genommen, von König Matthias aber bald wieder befreit. Johann von H. war einer derjenigen, welche 1505 auf dem Felde Rakos den Beschluß unterzeichneten, daß nimmermehr, wenn König Wladislaw ohne männliche Erben sterben sollte, ein König fremden Stammes und Volkes gewählt werden dürfe. Durch diesen Beschluß sollte die fernere Erhöhung des Hauses Zapolya vorbereitet werden. Im J. 1522, zu Ofen, errichtet Franz Drugeth von H. mit Anton Paloczy, Andreas Bathory, Peter Pereny und Kaspar Raskay ein Bündniß zu wechselseitiger Vertheidigung und zu des Königs Dienst; ein Dienst, in dem er bald genug, zugleich mit Paloczy, bei Mohach den Tod finden sollte. Sein Sohn, ebenfalls Franz genannt, zeichnete sich vor allen Großen Ungerns durch standhafte Anhänglichkeit an Johann Zapolya aus, daher er auch von diesem mit der durch des Anton Paloczy unbeerbten Abgang dem königlichen Fiscus heimgefallenen großen Herrschaft Unghvar (sie zählt 40 Ortschaften), in dem gleichnamigen Comitate, begnadigt wurde. Durch Briefe, d. d. Unghvar am Fastnachtdinstage 1527, foderte Franz, Obergespan von Unghvar, und Saros Rhavernicorum reg. Magister, im Auftrage seines Gebieters, alle Städte Oberungerns auf, ihre Deputirte zu gemeinschaftlicher Berathung auf den Montag nach Invocavit nach Homonna zu senden; er nahm Theil an allen Gefechten, welche Zapolya den Völkern Ferdinands, namentlich bei Tokay, an dem Hernad und Barsonyos, lieferte, er beherbergte den Zapolya zu Homonna, als dieser, nach seines Feldherrn Bodo Misgeschicke, nach Polen entwich, er setzte, während Zapolya an des Grafen von Tarnow Hofe weilte, allein den ungleichen Kampf fort. Verstärkt durch die Scharen unbeschäftigter, brodloser Heyduken, überzog er seinen eigenen Bruder, den zempliner Obergespan Stephan. Stephans Burg, Barco, war bald überwältigt, eine andere, Csicsva, that längern Widerstand, aber Franz ließ Feuer einwerfen, und nicht nur die Gebäude, sondern auch die Urkunden vieler adeligen Familien, und selbst das Comitatsarchiv, gingen im Rauch auf, Stephan aber mußte die Flucht ergreifen. Eigentlich war es allein seine zweideutige Haltung, welche des Bruders Zorn erregte. Zuerst ließ Stephan sich, 1526, von Johann Zapolya zum Obergespan des zempliner Comitats ernennen, sich auch als dessen Gesandter nach Polen verschicken, um dort die neue Königswahl anzukündigen. Aber schon im nächsten Jahre, 1527, schwuren er und Georg Drugeth, letzterer im eignen, seiner Mutter, und seiner Brüder Gabriel, Stephan, Anton und Emmerich Namen, dem Könige Ferdinand den Treueid. Später trat Stephan, immer noch Obergespan von Zemplin, abermals zu Johanns Partei über; er wurde, nach seines Bruders Franz Tode, zum Obergespan von Unghvar und zum Oberst-Feldhauptmann in Kaschau bestellt (1538), und mußte im folgenden Jahre des Zapolya Braut, die polnische Prinzessin Isabella, in Krakau übernehmen, hatte auch die Ehre, sie in Kaschau zu bewirthen. Nach Zapolya's Tode wurde Stephan mit dem Könige Ferdinand ausgesöhnt, und lebte geraume Zeit in Wien, wo ihm seine Gemahlin, Klara von Bathory, 1546 einen Sohn gebar, aber auch über der Geburt das Leben verlor. Er selbst starb 1556. Sein Sohn, Nikolaus, empfing vom Könige Ferdinand die Würde eines zempliner Obergespans als Pathengeschenk. Kaspar Drugeth wird 1567 als Mitschuldiger an des Georg Bocskai Verschwörung bestraft. Zwei Jahre später, durch den Art. 18 des Reichstagsschlusses vom 1. August 1569, wird der Ort Homonna als ein **Depositarium mercium** für den zempliner Comitat angeordnet. Am 2. Jan. 1570 wird Nikolaus Drugeth als Obergespan des zempliner Comitats installirt; in dem Gefechte bei Köröm, 1579, gerieth er in des Pascha von Szolnok Gefangenschaft. Er wurde erst nach Szolnok, dann aber, hauptsächlich weil er mit des gefürchteten Nikolaus Zriny Tochter, Margaretha, verheirathet, nach Constantinopel gebracht, und starb daselbst, nur 33 Jahre alt, im Kerker, während man um sein Lösegeld unterhandelte, behufs dessen auch bereits jede **Porta** in dem zempliner Comitate mit einer Abgabe von 100 Hellern belegt hatte.

Von Johann und der Margaretha von Zapolya, einer Schwester des Königs Johann, Söhnen, Gabriel, Anton und Emmerich, war bereits die Rede; am 14. Febr. 1542 schlossen diese drei Brüder zu Patak mit Peter Pereny, Franz Bebech und Kaspar Dragffy ein Bündniß zu gemeinsamer Vertheidigung und zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Gabriels auf Barco, und der Euphrosina Gyulaffy Sohn, Franz Drugeth, war in erster Ehe mit Euphrosina Gyulaffy, in anderer Ehe mit Elisabeth Pereny verheirathet. Der Sohn der ersten Ehe, Stephan, war noch ein Knabe, als er bei Kapos 1566 eine starke Horde Tataren besiegte. Nach seines Vetters Nikolaus Tode, 1580, wurde er, der bereits Erbobergespan des unghvarer Comitats, auch zum Obergespan des zempliner Comitats ernannt. Mit seinem Bruder Georg lebte er in fortwährendem Hader; als er denselben in

der Burg zu Terebes, 1582, überfiel, entsetzte sich Georgs zärtlich geliebte Gemahlin, Euphrosina Doczy, dermaßen, daß sie auf der Stelle eine unzeitige Niederkunft hatte. Der Vorfall wurde dem Vicegespan des zempliner Comitats, dem Ladislaus Barkoczy, angezeigt, und ohne Scheu foderte dieser den Obergespan vor sein Gericht, indem derselbe die Schuld der allzufrühen Entbindung, und folglich des Todes des unschuldigen Kindes geworden sei. Dieser Handel, zu dem sich bald der von Stephan an einem Bauer aus Pichnye verübte Mord gesellte, wurde endlich im J. 1588 in der Art beendigt, daß der Angeklagte schwor, er sei weder die Ursache der unzeitigen Geburt, noch des Todschlages gewesen, und daß 50 adelige Eideshelfer darüber, daß ihm zu glauben, ein **juramentum credulitatis** leisteten, womit er sodann aller Strafe ledig ging. In dem nämlichen Jahre 1588 befand sich Stephan in dem siegreichen Gefechte bei Szikszo, gegen Ferhates, den Pascha von Ofen, wo 2000 Türken auf dem Platze blieben. Des Obergespans Pferd stürzte, und er wurde der Türken Gefangener; allein während diese um die Theilung seiner Waffen und Kleider stritten, wurde er durch seiner Leute Vordringen befreit. Im J. 1593 belagerte Stephan das Schloß Szabadka. Tag und Nacht brachte er in den Laufgräben zu, nahm darin seine Mahlzeit und seine Ruhe, und als eine Bresche geschossen war, trat er an die Spitze der stürmenden Ungern und teutschen Knechte, deren Sprache ihm so geläufig, als die Muttersprache. Das Schloß wurde erobert und dem Erdboden gleich gemacht, seine barbarischen Vertheidiger fielen unter dem Schwert. Auch an dem Siege bei Tura, 1594, der 3300 Türken das Leben kostete, hatte er seinen reichlichen Antheil. Er erkrankte und starb auf der Burg zu Homonna, Anfangs des Jahres 1599, wie dieses sein Sohn Ladislaus am 2. März 1599 seinem vormaligen Lehrer, dem poetischen Bürgermeister von Kaschau, Johann Bocatius, berichtete. Bocatius erwiederte die Anzeige durch ein Gedicht auf Stephans Tod, welches im nämlichen Jahre zu Bartfeld im Druck erschien. Stephan wurde zu Unghvar begraben. Seine Gemahlin, Euphrosina Török de Enning, hatte ihm zwei Söhne, Ladislaus und Valentin, geboren. Der ältere, Ladislaus, folgte dem Vater als Obergespan von Zemplin, was die Vermuthung, Stephan sei **Comes perpetuus** in Zemplin gewesen, gar wahrscheinlich macht, stand der Provinz aber nur 14 Monate vor, und fand allem Anscheine nach einen frühen Tod; denn schon am 3. Mai 1600 schwor sein Bruder Valentin in Zemplin als Obergespan den herkömmlichen Eid.

Valentin, der neue Obergespan, war in der reformirten Confession erzogen, und sah darum mit doppeltem Ingrimme das harte Joch, welches Belgiojoso dem Königreich aufgeladen. Der kaiserliche Hof beleidigte ihn aber auch noch persönlich durch die Einziehung der Burg und Herrschaft Regetz, die zum Theil seiner Gemahlin Eigenthum war. Valentin erschien bei mehren Zusammenkünften, nahm Theil an unruhigen Bewegungen, an sträflichen Unterhandlungen mit den Türken, bewehrte seine Burgen, und wurde daher, wie Stephan Bocskai und andere Misvergnügte, durch den obersten Gerichtshof in Prag als Hochverräther verurtheilt (1604). Nichtsdestoweniger erhielt er durch den Art. 2 des Reichstagsschlusses von 1604 den Auftrag, die Miliz von Oberungern zusammenzuziehen. Bei Galszech schlug er sein Lager auf, und bald versammelte sich um ihn beinahe der gesammte Adel der obern Gespanschaften. Ihrer Stärke jetzt bewußt schickten die Misvergnügten von Galszech aus eine Gesandtschaft an Belgiojoso, um die Abstellung aller Beschwerden, die freie Übung der augsburgischen und helvetischen Lehre zu fodern, und auf seinen abschlägigen Bescheid brach mit reißender Gewalt und Schnelle die Empörung aus, die zumal unwiderstehlich wurde, nachdem Bocskai seine Vereinigung mit Homonna's Scharen bewerkstelligt hatte. Während Bocskai am 17. April 1605 zum Fürsten von Ungern und Siebenbürgen erwählt wurde, erhielt Valentin von den Insurgenten seine Bestallung als oberster Feldherr, daher er auch in einem Publicandum, d. d. Kaschau, 20. Jun. 1605, folgenden Titel annimmt: **Nos comes Valentinus Drugeth de Homonna, per regnum Hungariae supremus generalis capitaneus, comitatusque Zempliniensis perpetuus comes.** Valentin war des neuen Amtes wol würdig. Erfahren in der Kriegskunst, eines aufgeweckten, liebenswürdigen Gemüthes, verließ ihn selbst während des Waffengetümmels die Neigung zu den Wissenschaften nicht, und er fand Muße, nicht nur die Verhandlungen des Reichstages von Szerencs, sondern auch die Ereignisse des Bocskai'schen Krieges, an denen er Antheil genommen, zu beschreiben. Seine Handschrift wurde unter dem Titel: **Diarium Valentini Drugeth**, in der Bibliothek des Primas Joseph Bathiany aufbewahrt, und ist schon wegen der Anständigkeit, mit welcher überall von dem Kaiser oder von den Gebräuchen der katholischen Kirche gesprochen wird, merkwürdig *).

Seinen Feldzug beschreibt Valentin folgendermaßen. Die Fahnen trugen die Aufschrift: **Isten velünk senki ellenünk.** Bei Bodrog-Keresztur wurden die Truppen zusammengezogen. Am 14. Jul. 1605 aufgebrochen; der Marsch ging über Fülek, Lossoncz, Zolna, Skalitz, Neuhäusel. Hier zeichnet der Geschichtschreiber ein sehr lebhaftes Bild von dem stattlichen Schmause, welchen er am 2. Sept. den türkischen und tatarischen Hilfstruppen gab, von der Rohheit und Gier dieser Gäste. Sie wurden, des engen Raums halber, divisionsweise abgefüttert. Zum Beschlusse mußte Valentin den Sinan-Pascha von Erlau, gleichwie später den Vezir Mehmet und den Hassan-Pascha, an Vatersstelle aufnehmen. „Drei Väter, die, traun, dem Vaterlande wohl bekommen werden." Die Belagerung von Neuhäusel zog sich in die Länge, woran Rhedei, einer von Valentins Unterfeldherren, und zugleich sein größter Neider, nicht wenig Schuld tragen

*) Den gleichen Geist der Versöhnung athmet auch die Rede, die Valentin an Bocskai's Wahltage hielt. Er mahnt von allen Bitterkeiten gegen den Kaiser, oder dessen Minister ab, und will den bevorstehenden Krieg nur als einen Vertheidigungs-, ja nicht als einen Angriffskrieg betrachtet wissen.

Man wußte sich auch nicht zu vereinigen, we
tung haben sollte, indem die Bocskai'schen und
rken mit gleichem Ungestüm ihren Besitz verlang-
Schon am 18. Sept. sollte ein Sturm versucht
, daher die Ungern von den Türken Schonung
grischen Frauen begehrten, sich aber zugleich alles
s an den teutschen Frauen lossagten. Allein Va-
wollte nun selbst keinen Sturm mehr, der die
in der Türken Gewalt liefern konnte, auch hatten
: und Verrath bereits die Kräfte der Besatzung
en. Während Valentin von den kaiserlichen Ge-
, von Basta und Kollonitz, die dringendsten Ein-
n empfing, zu seiner Pflicht zurückzukehren, wurde
Übergabe von Neuhäusel unterhandelt; sie zu be-
gen, fand sich Illeshazy im Lager ein. Als die-
chickte Unterhändler in die Festung eingelassen
um dem Vertrage seine Vollendung zu geben,
Valentin die Gelegenheit, um sich in dessen Ge-
rkleidet einzuschleichen, und sich die genaueste Kunde
ı Vertheidigungsmitteln und Anstalten zu verschaf-
)ie Übergabe selbst erfolgte am 17. Oct.; 59 ge-
: Türken wurden auf der Stelle ohne Lösegeld, das
zu 16,260 Gulden berechnet war, freigegeben, aber
ı Türken des Belagerungsheeres durfte keiner die
betreten; wüthend, daß man sie dergestalt geäfft,
n Valentins drei Väter auf der Stelle das Lager.
alentin, nachdem er hinreichend für die Sicherheit
Eroberung gesorgt, trat den Rückweg an, und
am 19. Nov. zu Hause in Unghvar wieder an.
den Reconciliationsvertrag von Patak, vom 23.
.606, erhielt Valentin seinen Antheil an Regetz

ichtigeres hatte Bocskai ihm zugedacht; denn in
Testamente, vom 17. Dec. 1606, wurde Valen-
Siebenbürgern als der Würdigste, ihren Fürsten-
tragen, empfohlen; allein die Stände verwarfen
npfohlenen, vielleicht nur um ihr Wahlrecht zu
ten, und wählten, statt seiner, seinen alten gicht-
n Schwiegervater, den Siegismund Rakoczy, zum
. Valentin gebrauchte die Begleitung der Leiche
r Schätze des verstorbenen Fürsten zum Vorwand,
starkes Heer nach Siebenbürgen zu bringen und
n Herrn des Landes zu machen; allein die Stände
ı die Grenzen, wiesen die Begleiter der Leiche,
f die Leibwache von 1000 Siebenbürgern, zurück
ohten dem Grafen mit den Waffen. Getäuscht
en Erwartungen warf sich Valentin auf Bocskai's
:. Sechszehn reich beladene Wagen ließ er nach
ına schaffen; sie enthielten viele goldene und sil-
Gefäße, eine unsägliche Masse baaren Geldes, zwei
, die griechische und die servische, und den be-
n Karfunkel, der seitdem eine der Zierden der wie-
chatzkammer geworden ist, nachdem ihn Valentin
rzherzoge Matthias zum Geschenke machte. Auch
erte sich Valentin der Festen Kövar und Hußth.
achrichten, die er von seines Schwiegervaters kläg-
Gesundheitszustand empfing, bewogen ihn, von
Feindseligkeiten abzustehen. Er eilte an Siegis-
munds Hof, versuchte Schmeicheleien, Bitten und Drohungen, und verlangte endlich, daß Siegismund ihm, der durch die Stimmen der ungrischen Stände schon gewissermaßen die Fürstenwürde erhalten habe, der auch in einigen der wichtigsten Festungen gebiete, die allzubeschwerliche Regierung freiwillig abtreten möge, ehe ihm der Sultan dieselbe zugleich mit seinem Leben und seinen Gütern nehme. Allein der Fürst blieb standhaft, verwies ihn an die Stände, deren Wahl allein ihm das Fürstenthum zuwenden könne, und gab ihm zuletzt den Rath, sich zu beruhigen, da es ihm schwerlich gelingen werde, viele Wahlstimmen zu erhalten. Das Letztere fühlte Valentin selbst, er wendete daher seine Blicke nach Constantinopel, wo Bocskai's Schätze ihm überall Freunde gewinnen konnten. Es wurde ihm nicht schwer, den Großvezier zu überzeugen, daß Rakoczy ein abgelebter, kranker, unbrauchbarer Mann sei, und daß die siebenbürgischen Stände sich nach einem andern Regenten um soviel mehr sehnten, da sie die von ihm mit dem Kaiser eingegangene Verbindung verabscheuten. Dem Sultane war es ebenso unerwartet als misfällig, daß Rakoczy gewissermaßen des Kaisers Hoheit anerkannt habe, und sogleich wurde beschlossen, daß Homonna den Abtrünnigen vertreiben solle; allein Rakoczy, zeitig gewarnt, und unfähig, einen Bürgerkrieg zu führen, verzichtete zu Gunsten des Gabriel Bathory von Somlyo, und des Bathory beliebter Name, verbunden mit den diplomatischen Künsten seines Freundes Gabriel Bethlen (Bethlen Gabor), der selbst nach Constantinopel reiste, vernichtete allen Eindruck, den Valentin durch sein Gold gemacht. Noch blieben ihm die Heyduken, deren Freundschaft er wol auf ähnliche Weise erworben; in der Hoffnung, neue Unruhen zu erleben, sammelten sie sich scharenweise; Valentin wurde durch sie als König von Ungarn ausgerufen, und auf eine höchst tumultuarische Weise mit einer von Bocskai's Kronen, deren Auslieferung sie von ihm durch Drohungen erzwangen, gekrönt (1607). Solches Beginnen beunruhigte den kaiserlichen Hof auf das Lebhafteste; eine Consultation wurde sofort auf den 6. Jan. 1608 nach Presburg einberufen, um die Mittel zur Abwehr zu erwägen, und Commissarien wurden nach Kaschau abgesendet, um den Grafen zu bedeuten, „daß er sofort von einem Verfahren, welches ihn des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig mache, abstehe, und überhaupt seinen Ehrgeiz nicht über das öffentliche Wohl stelle." Valentin erwiederte, er werde gehorchen, und sich sogar in der königlichen Commissarien Gewahrsam begeben, hob aber unter den Heyduken die auserlesenste Mannschaft aus, und führte solche nach Presburg, dem Erzherzoge Matthias zu Hilfe. Eine so bedeutende Verstärkung setzte den Erzherzog in den Stand, den längst vorbereiteten Entwurf auszuführen, und Matthias erzwang von seinem Bruder die Abtretung der ungrischen Krone. Zur Belohnung, daß Valentin dazu so gewichtige Hilfe geleistet, wurde er zum Oberstthorrichter ernannt; er genoß aber seines Triumphes nur kurze Zeit, und starb sehr plötzlich zu Unghvar, den 9. Nov. 1609, nur 32 Jahre alt, der Sage nach an Gift. Er war

zweimal verheirathet, 1) mit Elisabeth Rakoczy, des Fürsten Siegismund von Siebenbürgen und der Judith Allaghy Tochter, mit welcher er den Antheil Regetz erheirathete; 2) mit Christiana Palocsay. Das Söhnlein dieser letzten Ehe, Stephan, überlebte den Vater nur um ein Jahr. Seine und seiner Schwestern Vormünder überlieferten zu Saros-Patak, den 30. Jun. 1610, dem Palatin Thurzo die Krone, die einst Bocskai von dem Sultan empfangen hatte.

Valentins Großvater, Franz, war in anderer Ehe mit Elisabeth Pereny verheirathet. Der Sohn dieser zweiten Ehe, Georg Drugeth, erbte 1567 von seinem Oheime, von Gabriel Pereny, das Schloß Terebes, zempliner Comitats, hatte viele Händel mit seinem Bruder Stephan, und wurde 1580 wegen des ihm zur Last gelegten Mordes eines Edelmannes, des Johann Tussay, vor dem Comitatsgerichte belangt. Er blieb aus, es erging gegen ihn ein Proscriptionsdecret, und zuletzt mußte Georg seine Zuflucht zu der königlichen Gnade nehmen, worauf ihm dann das Leben, und gegen Entrichtung einer starken Geldsumme an Tussay's Erben, auch Verzeihung geschenkt wurde (1583). Ein Jahr später stand er abermals, wegen des an einem Einwohner von Homonna verübten Mordes, vor Gericht. Sein und der Euphrosina Doczy von Nagy-Luche Sohn, Georg II., wurde 1600 zum Tode und zum Verluste seiner Güter verurtheilt, weil er in sechs Gespanschaften Gewaltthätigkeiten gegen den Adel, insonderheit gegen den Peter Zokoly und den Simon Banoczy verübt habe, und erhielt nicht ohne Schwierigkeit Begnadigung, nachdem er zuvor sein Schloß Terebes an die Hofkammer abgetreten. Durch den Art. 28 des Reichstagsschlusses von 1608 wurde er aber für unschuldig erklärt. Als Obergespan von Unghvar, Eques auratus, Pincernarum regalium per Hungariam magister, königlicher Rath und Kämmerer, wurde er von Peter Pazman von dem reformirten zum katholischen Glauben, dessen kräftiger Verfechter er gar bald werden sollte, bekehrt. Nach seines Vetters Valentin Tode wurde er zum Obergespan von Zemplin ernannt. Der Comitat, in dem die Evangelischen die Zahlreichsten, sträubte sich gar sehr gegen den katholischen Vorsteher, unter dem Vorwande, daß die Obergespanswürde dem Söhnlein des verstorbenen Valentin gebühre; allein dieses Söhnleins Tod, im J. 1610, machte dem Zwist ein Ende, und Georg mußte allgemein anerkannt werden. Eine seiner ersten Verrichtungen als Obergespan war die Rückgabe der Güter des Klosters zu Sator-Ujheli an die seit den Bocskai'schen Unruhen zerstreuten Mönche. Im J. 1613 führte er zu Homonna die Jesuiten ein, zu deren Unterhalt er aus seinem reichen Erbgute die Possessionen Nagy- und Kis-Kemencze widmete. Nach den Bestimmungen des Fundationsinstrumentes sollten diese Güter, im Falle der Orden aufgehoben oder aus Ungern vertrieben würde, an den Fundator oder dessen Erben zurückfallen. Wie leicht zu erachten, erhob sich gegen eine solche Stiftung der heftigste Widerspruch, und 1615 sah sich Georg genöthigt, das Kloster in Homonna den Franziskanern zu übergeben, und seine Jesuiten nach Unghvar zu versetzen. Im J. 1613 wurde er in Folge des Reichstagsschlusses von 1608 in seine Herrschaft Terebes wieder eingesetzt. Im J. 1615 hatte Georg, der schon damals des Gabriel Bethlen erbitterter Gegner war, alle Anstalten zu einem Einfall in Siebenbürgen getroffen, und es bedurfte des ganzen Einflusses des Palatins Thurzo, um ihn davon abzuhalten. Der eigentliche Gegenstand des Zwistes war die wichtige Feste Ecsed, in dem szathmarer Comitat, die Georg, sammt Bujak, mit seiner Gemahlin Katharina, der Tochter von Franz Nadasdy dem Ältern und von Elisabeth Bathory, erheirathet hatte, die ihm aber Bethlen vorenthielt. In dem allgemeinen Abfalle der Ungern, 1619, war Georg beinahe der einzige Mann von Bedeutung, der sich von dem Strome nicht hinreißen ließ. Vergeblich wüthete Bethlen Gabor gegen seine Schlösser und seine weitläufigen Besitzungen; seine Schätze preisgebend und zu schwach, um der Übermacht zu wehren, begab sich Georg mit seiner Gemahlin und seinem Sohne Johann nach Polen. Dort brachte er ein Heer von Polen und Kosaken, das man auf 16,000 Mann schätzte, zusammen, und damit that er einen Einfall in Oberungern. Rakoczy, der in Kaschau für Bethlen commandirte, zog ihm alsbald entgegen, und bei Homonna kam es am 23. Nov. 1619 zu einem scharfen Treffen, worin Georg erstlich unterlag. Er zog aber einige Verstärkungen unter dem Grafen von Althan und dem Woywoden Radul von der Walachei an sich, und es folgte nun eine zweite Schlacht, die mit großer Hartnäckigkeit ganzer zwei Tage durch fortgesetzt wurde. Endlich ergriffen die Polen scheinbar die Flucht; sie zu verfolgen, Beute zu gewinnen, brachen die Ungern und Siebenbürger ihre Ordnung, die Polen wandten sich, „die Bauwren, welche dem Humanay zuständig, haben sich mit Sänsen sehr tapffer gebraucht und großen Schaden gethan," und Rakoczy erlitt eine vollständige Niederlage. Alle seine Heydukken beinahe und 1500 Edelleute blieben auf dem Platze. Rakoczy und die wenigen Reiter, die mit ihm zu entkommen wußten, trugen ihren Schrecken bis Kaschau und Eperies, und als Bethlen Gabor die Trauerpost vernahm, verzichtete er auf alle weitere Unternehmungen gegen das eben von seiner Armee eingeschlossene Wien, und schickte Alles, was er nur von Truppen an der March und Leitha entbehren konnte, unter Rhedei nach Oberungern, um die Gewalt eines so furchtbaren Stoßes zu brechen. Er war so gewaltig, so wichtig durch seine Folge, die Befreiung der von ihren Vertheidigern beinahe aufgegebenen Kaiserstadt, daß dem Erzhause in dem Laufe des ganzen Krieges kaum ein Dienst von gleicher Bedeutung geleistet werden konnte. So lange Rhedei auf dem Marsche begriffen, spielte Georg überall den Meister; seine Kosaken verheerten Rakoczy's und Bethlens Besitzungen mit Feuer und Schwert, von Ujheli bis Szerencs wurde alles verwüstet, alle Bauern, alle Hausthiere wurden fortgeführt; endlich verschwand Georg mit seiner reichen Beute hinter den Karpathen. In Polen beschäftigte er sich mit den Entwürfen zu einem neuen Feldzug, als ein Gifttrunk, wie behauptet wird, ihm

21. Jul. 1620 das Leben nahm. Seine Freunde der Gesellschaft Jesu ließen die Leiche nach Tyrnau ren, und in der Domkirche zu St. Nikolaus zur bestatten *).

Georgs sämmtliche Besitzungen wurden von Bethlen r eingezogen, nach den Stipulationen des Friedens- ges von 1621 sollten sie zwar an Georgs Sohn, Grafen Johann, Erb-Obergespan von Unghvar, zu- geben werden; allein Georg Szechy, der aus dieser iscation die Herrschaften Zemplen, Barco und Te- davongetragen hatte, wußte der versprochenen Re- on mannichfaltige Hindernisse in den Weg zu legen. erfolgte erst, nachdem Szechy durch seinen eignen r ermordet worden, im J. 1625. Im J. 1627 htete Graf Johann an der Spitze der Insassen des iner Comitats, unter dem Beistand einiger polni- Hilfsvölker, eine große Tatarenschar, die von Nor- er in den Comitat eindringen wollte. Im J. 1632 er in seinem Schlosse Zemplen durch den Palati- Esterhazy als Obergespan des zempliner Comitats irt, und gleich bei dem Antreten des Amtes unter- e und bestrafte er den Aufstand des Peter Csaszar. J. 1636 wurde er an des verstorbenen Paul Ra- Stelle zum Oberstbofrichter, und an des verstorbe- Nikolaus Forgach Stelle zum Generalcapitain von ngern ernannt; im nämlichen Jahre (1636) kam ie alte Fehde mit den Rakoczy nochmals zum Aus- . Johann verlor an den Fürsten von Siebenbür- ehre Schlösser, blieb ihm aber stets furchtbar, da- akoczy zu Wien um Hilfe und um Auslieferung rafen bitten ließ. In Wien war es aber niemals die Freunde auszuliefern, und Johann, eines gen Schutzes gewiß, dehnte seine Feindschaft auf rotestanten der Nachbarschaft aus. Die Kirche in s nahm er ihnen 1638, um sie, gleichwie 1640 on Warano, den Katholiken zu übergeben; die letz- tte er, sowie die protestantische Kirche in Kaschau, waffneter Hand nehmen müssen. Um das durch Gewaltthätigkeiten veranlaßte Murren einigermaßen hwichtigen, legte er noch 1640 sein Amt als Ge- von Oberungern nieder. Im J. 1641 erfocht er blutigen Sieg über ein Corps Türken, das in den ner Comitat eingebrochen war und mit reicher nach Hause ziehen wollte; er wurde auch von dem mit der Herrschaft Tokay beschenkt, die ihm jedoch Rakoczy bald wieder entriß. Als nämlich der von Siebenbürgen 1644 die Waffen gegen den ergriff, behauptete Johann den alten Ruhm sei- eschlechts. Seine Schlösser wurden eingenommen, und Barco gänzlich zerstört, aber er selbst blieb unerschütterlich in seiner Treue zu dem Kaiserhause. Rakoczy ließ darum alle seine Güter confisciren, doch war des Kampfes Ausgang noch zweifelhaft, als auch Johann, ob im Kampf oder auf dem Krankenlager, ob im Ausland oder im Inland, ist unbekannt, am 22. Nov. 1645 in dem Alter von 36 Jahren sein Leben beschloß. Er ruht zu Tyrnau mit dem Vater in einem Grabe. Seine Witwe, Anna Jakusich de Orbova, eines berühmten kroatischen Geschlechts, widersetzte sich 1647 standhaft der Wegnahme der katholischen Kirche in Warano und der dem dasigen Kloster zuständigen Possession Kajnya.

Sein Sohn, Georg III., Erb-Obergespan von Unghvar, erhielt durch den Frieden seine Güter zurück, mit Ausnahme von Tokay, wofür ihm Rakoczy eine freilich sehr unangemessene Entschädigung von 6000 Gulden bewilligte, vermählte sich 1652 mit der Gräfin Maria Esterhazy, vertrieb, was weder sein Vater, noch sein Großvater gewagt hatten, den reformirten Prediger aus Unghvar, um dessen Wiederaufnahme die evangelischen Stände daher 1653 mit ihm unterhandelten, und wurde 1660 zum General von Oberungern ernannt. Im nämlichen Jahre befehligte er nicht nur das Contingent des zempliner Comitats von 3410 Mann, wozu er selbst 300, die Witwe Rakoczy 500 Mann gestellt hatte, sondern auch die Contingente der anstoßenden Comitate. Er starb im J. 1662 und wurde in der Kirche zu Unghvar beigesetzt. Die ihm am 30. Jan. 1662 von dem P. Stephan Tarnoczy, S. J. zu Kaschau gehaltene Leichenrede wurde zu Kaschau bei Martin Severin in 4. gedruckt. Georgs III. und der Gräfin Esterhazy (sie starb als Witwe zu Unghvar im J. 1684) älterer Sohn, Siegismund, Graf Drugeth von Homonna, Erb-Obergespan von Unghvar, **Eques auratus**, kaiserl. königl. Geheimerath, wurde nach des Grafen Siegismund Pethö, des bisherigen Obergespans, Tode, 1675, zum Obergespan des zempliner Comitats ernannt. Getreu dem Kaiser mußte er in dem großen Aufstande von den Tökely'schen die feindseligste Behandlung erfahren, seine Schlösser Unghvar, Csicsva, Terebes wurden mit Sturm, Homonna mit Accord genommen, alle seine Güter zu Tökely's Vortheil eingezogen. Er selbst wurde von den Rebellen gefangen (1684) und auf Tökely's Geheiß zu Kaschau hingerichtet. Seine Gemahlin, die Gräfin Theresia Keglevich, † 1710, hatte ihm nur Töchter, Juliana, Barbara und Klara, geboren, sein Bruder, Valentin, war Bischof von Corbavia und Abt von St. Job. Der Mannsstamm des Hauses konnte demnach als erloschen angesehen werden, und die Witwe erwirkte königliche Briefe, wodurch sämmtliche, bisher nur dem Drugethschen Mannsstamme verliehene Güter auch ihren Töchtern und der Schwester Siegismunds, der an Andreas Forgach verheiratheten, aber bereits verwitweten Christiana Drugeth, angeeignet wurden, mit Ausnahme des Schlosses und der Herrschaft Unghvar, welche sich der Graf Nikolaus Bercheny bereits von dem König erbeten hatte. (*v. Stramberg.*)

Humaniora, Humanismus, Humanisten, s. **Alterthumswissenschaft** und **Philologie (classische)**.

---

*) Seine Grabschrift lautet: **Sepulchrum Georgii Drugeth** onna, **Comitis Zempleniensium, herois longe clarissimi** ne, **Consiliarii, ac Cubicularii regii, die 21. Julii anno Polonia exstincti.**

)l magni Drugeth Manes! hic patria patrem,
Arma virum, pietas plangit avita Ducem.
Toxicat hunc livor fidum regique Deoque,
At nunc tuta DEI pocula fonte bibit.

HUMARCHA, HUGMERCHI, ein friesischer Gau. Vom heil. Willehald wird in dessen Leben erzählt, er sei aus dem Gaue Hostraga (Ostergoo), wo er das Christenthum gepredigt hatte, nach Übersetzung über den Fluß Loveke (Lauwers zwischen Westfriesland und Gröningen) in denselben gekommen, und habe daselbst den Heiden den Namen Gottes gepredigt [1]); und vom heil. Luidger wird berichtet, daß ihn Fürst Karl (der Große) zum Lehrer bei dem Volke der Friesen von der östlichen Seite des Flusses Labeki über die fünf Gaue: Hugmerchi, Hunusga (nördlich von Gröningen), Fivilga (östlich von Gröningen), Emisga (an der Unterems), Fediritga [2]) (wol westlich von Gröningen) [3]), gesetzt habe. Daß Humarcha und Hugmerchi (die Hochmark) eins ist, fällt in die Augen; des Gaues Lage zwischen dem Flusse Lauwers und der Ems ist im Allgemeinen zu erkennen, und zwar, daß er, wie aus der Erzählung im Leben des heil. Willihald zu schließen, in der Nähe des Ostergoo's, und auf der östlichen Seite des Flusses Lauwers in dessen Nähe, wenn nicht an diesem Flusse selbst gelegen haben müsse. Pertzens Vermuthungen seiner nähern Lage sind, daß er entweder bei dem Hunsingau in der Nähe von Gröningen gelegen, oder daß er des Hunsingaues Untergau [4]), Marne, gewesen. *(Ferdinand Wachter.)*

Humata *Cav.*, s. Davallia *Sm.*

HUMATA oder **UMATA**, eine Villa auf der Westküste der marianischen Insel Guajan, mit 34 Häusern und 189 Einwohnern. Dabei ist ein durch das Eiland Dano gedeckter, jedoch wenig brauchbarer, Hafen. (*Klaehn.*)

HUMBER, ein nicht unbedeutender Fluß Englands, der seinen Ursprung dem Zusammenflusse der Ouse und Trent verdankt, von welchen erstere durch die Vereinigung der schiffbaren Ure und Swale entsteht und dann noch durch den Warf und Derwent vergrößert wird, letztere aber in dem Newpool entspringt, die Tame, Dove u. a. aufnimmt, und nach einem 18 Meilen langen Laufe sich mit der Ouse, Farfeet gegenüber, vereinigt. Beide Flüsse führen nach ihrer Vereinigung den Namen Humber; dieser nimmt sodann noch die Hull auf, und mündet bei Spurnhead in das teutsche Meer, wo er einen großen Meerbusen macht. (*R.*)

HUMBERCOURT, fälschlich Imbercourt, bedeutendes Kirchdorf des Bezirks von Doullens (Dourlans) des französischen Sommedepartements, hart an den Grenzen der vormaligen Provinz Artois gelegen, war in den ältern Zeiten eine Besitzung des Hauses Humières, vererbte sich aber durch eine Erbtochter an ihren Gemahl, Wilhelm von Brimeu, und gab hierauf durch beinahe zwei Jahrhunderte der bedeutendsten Linie des Hauses Brimeu den Namen. Johann von Brimeu (de Brimeaus, de Brimodio), in Boulonnais, unweit Montreuil, stiftete 1153, zum Heile der Seelen seines Vaters Johann, seiner Mutter Clementia, und aller seiner Altvordern, eine Kaplanei. Ludwig von Brimeu fiel in der Schlacht bei Azincourt, mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, Margaretha, durch welche die Stammherrschaft Brimeu in das Haus Poix, sowie später auf gleiche Weise in die Häuser Lannoy, Hoorn &c. getragen wurde. Ludwigs Bruder, eben der Wilhelm, der Humbercourt erheirathete, besaß auch noch Ligny, Malincourt und Grigny, und wurde Vater von sechs Söhnen, Dionys, David, Florimund, Jakob, Archibald und Johann. David, auf Ligny, kommt 1423 als Statthalter von Artois vor, und wurde in dem ersten Generalcapitel des Ordens vom goldnen Vließe, sammt seinen Brüdern Florimund, auf Massincourt, und Jakob, auf Grigny, in denselben aufgenommen. Archibald blieb vor Compiegne im J. 1430, während zugleich seine Brüder, Florimund und Jakob, in Gefangenschaft geriethen. Johann erheirathete mit Maria von Boissy die Herrschaft Chaulnes, die aber seine Tochter, Johanna von Brimeu, an ihren Gemahl, Ägidius von Ongnies, brachte. Dionys endlich, der älteste von Wilhelms Söhnen, war Herr zu Humbercourt, und im J. 1415 Großamtmann zu Amiens. Dessen Sohn, Johann von Brimeu, Herr von Humbercourt, Gouverneur von St. Valery im J. 1432, und Großamtmann von Amiens im J. 1435, wurde in seiner Ehe mit Maria von Mailly der Vater des berühmten Guido von Humbercourt, der um seiner ausgezeichneten Waffenthaten willen den Beinamen der Große empfangen hat. Aber nicht nur als Krieger machte sich H. seinem Gebieter, dem Herzoge von Burgund, werth; unter den Räthen des kühnen Karls war kaum einer ihm, wie Philipp von Commines, der sachkundige Richter, bezeugt, an Klugheit und Geschäftskenntniß zu vergleichen. Als der Herzog im Zweifel stand, ob er nach des blutdürstigen Contay Rath die 300 Geisel der abermals aufrührerischen Lütticher schlachten solle (1467), da trat H. auf und rieth, alle 300 in Frieden zu entlassen, damit der Herzog sein Werk mit Gott beginne, und aller Welt zeige, wie er weder grausam, noch rachgierig sei. Und Karl hörte damals noch auf guten Rath und die Lütticher wurden wirklich freigegeben. Nach dem großen Siege bei St. Tron oder Brüstein, 28. Oct. 1467, schickte der Herzog den von H. mit 50 Lanzen, die zusammen etwa 200 Streiter ausmachen konnten, voraus, um von der Stadt Lüttich Besitz zu nehmen. Man hielt dieses für eine leichte Arbeit, zumal schon eine zahlreiche Deputation, im Hemde, barhäuptig und barfuß, die Barmherzigkeit des Herzogs angerufen, und ihm die Stadtschlüssel überbracht hatte. Dem war aber nicht also. Die Stadt, die man verödet zu finden wähnte, wimmelte von muthigen Kriegern, und ein kühner Ritter, Raso de la Riviere, Herr von Lintre und Hers, suchte zu verzweifeltem Widerstande zu begeistern. Humbercourt wurde darum auch nicht eingelassen, sondern genöthigt, in einem der Stadt benachbarten, einiger Vertheidigung fähigen, Kloster sein Quartier zu nehmen. Nachdem man sich nothdürftig eingerichtet und verwahrt, hörte man, gegen neun Uhr Abends, die große Glocke des Bischofshofes,

1) Vita S. Willehaldi Cap. 2, 3, bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 389. 2) Vita S. Luidgeri Cap. 19, bei dems. a. a. O. S. 410. 3) Nach dem, was Falke (Tradit. Corb. p. 440) beibringt, vergl. Pertz a. a. O. S. 416. 4) Pagellus, wie ihn Pertz S. 380 nennt.

bekannte Zeichen für die Bürgerschaft, sich zu ver-
meln, und H. zweifelte nicht, der Gegenstand ihrer
athung werde ein Angriff auf sein Häuflein sein.
enn wir sie nur," sagte er, beinahe wie Pethion, bei
icher Gelegenheit, „wenn wir sie nur bis Mitternacht
alten können, so sind wir geborgen; dann werden
nüde sein, und des Schlafs begehren. Dann werden
nigen, die uns feindlich, die Flucht ergreifen, sinte-
m sie nicht länger zweifeln können, daß ihr Anschlag
Wasser geworden." Um das aber zu erreichen, wählte
on den sechs städtischen Deputirten, die ihm der Her-
mitgegeben, zwei, und gab ihnen auf, Vorschläge
inem Vergleiche, die er schriftlich aufgesetzt, nach der
dt zu tragen. Sie hatten nicht weit zu gehen, denn
Kloster lag kaum zwei Pfeilschüsse weit von dem
dthor, und fanden zahlreiche Haufen von Bewaff-
1, die, nach ihrer verschiednen Stimmung, einen An-
auf das Kloster verlangten oder misriethen. Die
densboten verkündigten mit lauter Stimme, daß sie
tens des Sire von Humbercourt einige gute Dinge
utragen hätten, und begehrten darum, nach dem Bi-
schofe geführt zu werden. Alsbald ertönte neuerdings
Glocke, jetzt zum Troste der Burgunder, denen sie ein
)en war, daß man unterhandle. Die Gesandten ka-
nicht wieder, und es dauerte kaum eine Stunde,
atten der Lärm und der Auflauf an dem Thore be-
nd zugenommen; über die Mauern wurden den Bur-
ern grobe Schimpfreden zugerufen, und H. fühlte,
die Gefahr jetzt dringender sei, als vor einer Stunde.
um entwarf er ein zweites Schreiben an die Lütti-
des Inhalts, er sei schon einmal unter ihnen ge-
n als des Herzogs von Burgund Statthalter, und
sie mit Milde regiert; um keinen Preis werde er
)ren Untergang willigen; was sie ihm gewiß glauben
)en, wenn sie sich erinnerten, wie er noch vor Kur-
Mitglied ihrer Schmiedezunft gewesen sei, und die
tkleidung getragen habe. In dem Interesse des Frie-
und um der Erhaltung ihrer Stadt willen, be-
hre er sie, die beigefügten Bedingungen anzuneh-
Dieses Schreiben übergab er den vier Deputirten,
r noch bei sich hatte, und sie wanderten sofort nach
Stadt, fanden das Thor offen, und wurden von
einen mit Drohungen und Schimpfreden empfangen,
rend die andern, willig ihren Worten lauschend, sie
dem Bischofshofe geleiteten. Abermals ertönte die
ke, „deß wir große Freude hatten," schreibt Com-
s, „und es verstummte nach und nach der Lärm an
Thore." Gleichwol dauerte die Berathung bis um
Uhr nach Mitternacht, dann wurde, hauptsächlich
) den Einfluß der auf Humbercourts Fürbitte ent-
ten Geiseln, beschlossen, die Stadt zu übergeben. Auf
Stelle entfloh Herr Raso von la Riviere, mit allen
n Spießgesellen; mit dem grauenden Morgen aber
e H. eingeladen, sich nach dem Bischofshofe zu er-
t. Dort beschwor er die zwei Artikel, um deret-
n die Bürgerschaft noch in Sorgen stand, nämlich,
nicht geplündert, noch gebrannt werden solle; dann
te er das nächste Thor mit 12 Stenen und eini-

gen Schützen, ein zweites, das vermauert gewesen, übergab er dem Bastard von Burgund, ein drittes dem Marschall von Burgund, ein viertes einigen Edelleuten, die sich zu ihm gehalten hatten. Als der Herzog selbst mit der Armee nachrückte, fand er Alles gethan, und wohl bekam es ihm; denn hätte sich die Stadt nur zwei Tage gehalten, so mußte er sein Volk entlassen. Durch einen wunderlichen Glückswechsel wurde H. ein Jahr später, 1468, ein Gefangener der nämlichen Lütticher, die sich abermals gegen ihren Bischof empört hatten, und ihn in Tongern, wo er sich eben mit H. und mehren Domherren befand, überfielen. Glücklicher wie seine Gefährten wurde H. der Gefangene des Schultheißen von Lüttich, Johanns von Hautepenne, der Wilde genannt, der ihn nicht nur dem Tod entriß, sondern ihn auch auf sein Ritterwort entließ, daher er bei dem bald darauf erfolgten Angriff auf die Stadt Lüttich, gemeinschaftlich mit dem Marschall von Burgund, die Vorhut führen konnte.

Durch so viele Dienste hatte H. sich des Herzogs von Burgund unbegrenztes Zutrauen erworben, sich aber auch mächtige Feinde gemacht, an deren Spitze der berühmte Connetable von St. Paul sich befand. So groß von beiden Seiten die Abneigung auch sein mochte, so war ein Ausbruch dennoch verhütet worden, bis in den Conferenzen von Roye, 1473, wo der Connetable sich als französischer, der von H. als burgundischer Gesandter eingefunden hatte, jener diesen, in Gegenwart vornehmer Zeugen, auf die beleidigendste Art Lügen strafte. H. entgegnete nichts weiter, als daß er diese Unbill leiden müsse aus Ehrfurcht für den König von Frankreich und für den Herzog von Burgund, dessen Person er vorzustellen die Ehre habe, daß er aber Genugthuung erhalten werde. Im nächsten Jahre, 1474, fanden zu Bouvines, bei Dinant, neue Conferenzen statt, hauptsächlich wegen dieser, dem von H. angethanen Beleidigung, die auch auf seinen Freund, den Kanzler Hugonet, ausgedehnt worden; man schied aber, ohne sich über eine Genugthuung zu einigen, jedoch wußte H. in diesen Conferenzen den Grundstein zu jener Übereinkunft zu legen, die bald dem Connetable so verderblich werden sollte, und mit dessen schmählichem Tod ihre gänzliche Vollstreckung erhielt. H. und Hugonet herrschten von nun an unbeschränkt an dem burgundischen Hofe, bis Karls des Kühnen Tod vor Nancy eine ganz neue Gestaltung der Dinge hervorrief. H., der so oft drohend vor Ludwig XI. gestanden hatte, mußte jetzt zu Peronne ihm aufwarten, und seine Barmherzigkeit zu Gunsten der verlassenen Erbin von Burgund anrufen. Er sowol als Hugonet boten ihre ganze Beredsamkeit auf, um den König für sein wahres Interesse, für die schon früher in Vorschlag gebrachte Vermählung der Prinzessin mit dem Dauphin zu gewinnen; allein blinde Leidenschaft hatte den Blick Ludwigs XI. verfinstert, und H. und Hugonet, die nur in Rücksicht dieser Vermählung ihm angehören, außerdem aber der Fürstin treu bleiben wollten, misfielen ihm höchlich. Gleichwol wurden sie, wenn auch unverrichteter Sache, doch gnädig genug entlassen; denn der König dachte sie vielleicht zu einer andern Zeit zu benutzen. Bei

ihrer Rückkehr nach Gent fanden sie alle Spur eines ordentlichen Regiments verwischt, und die Prinzessin in den Händen eines aufrührerischen Volkes, dem sie versprechen müssen, daß sie auch nicht das Geringste ohne Zuziehung der drei Stände von Flandern thun würde. Der erste Gebrauch, den dieses Volk von seiner Souverainetät machte, war die Absendung einer zweiten Gesandtschaft an den König von Frankreich. Aber Ludwig, statt auf Geschäfte sich einzulassen, spottete der Genter, die sich berufen glaubten, an der Regierung ihres Landes Antheil zu nehmen, und zeigte ihnen einen von der Prinzessin Maria mehrentheils eigenhändig geschriebenen Brief, der den vorigen Gesandten als Beglaubigungsschreiben gedient hatte, und worin sie dem Könige meldete, daß die Leitung ihrer Angelegenheiten lediglich vier Personen, ihrer Stiefmutter, der verwitweten Herzogin, den Herren von Ravenstein, dem Kanzler Hugonet, und dem von Humbercourt anvertraut sein solle, daß er folglich Alles, was er mit ihr zu verhandeln habe, durch deren Hände gehen lassen, auch mit niemand anders deshalb verkehren wolle. Endlich ging Ludwig soweit, daß er diesen Brief den Gesandten zustellte, die, höchlich entrüstet, auf der Stelle nach Gent zurückkehrten. Sie verlangten Audienz, um von ihrer Sendung Bericht zu erstatten, und erzählten darin, wie der König ihre Behauptung, daß die Herzogin nach dem Rathe der drei Stände regieren werde, verlacht, und sich erboten habe, ihnen das Gegentheil durch Briefe zu beweisen. Die Herzogin erhob sich mit zorniger Geberde, und vermaß sich, daß das Alles eitel Lüge, daß ein solcher Brief niemals geschrieben oder gesehen worden; da zog der Rathspensionarius von Gent oder Brüssel den unglücklichen Brief aus der Tasche, und überreichte ihn der Fürstin. Augenblicklich gerieth die ganze große Stadt in Gährung, und geschäftig wurde sie durch die Feinde der beiden Minister, durch den Herzog von Cleve, den Bischof von Lüttich, den fürchterlichen Wilhelm von der Mark, durch den Grafen von St. Paul, der seines Vaters Schicksal nicht vergessen, angefacht und geleitet. In der nächsten Nacht schon wurden Humbercourt und Hugonet, die, obgleich zeitig gewarnt, nicht zu entfliehen wußten, verhaftet, und eine Deputation von Rechtsgelehrten, denen sich Humbercourts erbittertster Feind, der von der Mark, beigesellte, erhielt den Auftrag, sie zu verhören. Vier Punkte wurden ihnen vornehmlich zur Last gelegt, daß sie an des Cordes den Befehl gegeben, die Stadt Arras den Franzosen zu überliefern, daß sie Geschenke angenommen, daß sie namentlich in einem Processe der Genter gegen eine Privatperson sich von der städtischen Obrigkeit bestechen, und darauf diese ihren Proceß gewinnen lassen, daß sie endlich unter der vorigen Regierung mehrmals die Privilegien der Stadt Gent angegriffen, ein Verbrechen, welches vor allen todeswürdig sei. Der erste Punkt wurde nur leicht berührt; wirklich hatten beide Gefangene gar keinen Antheil an dem ihnen zur Last gelegten Ereignisse. Geschenke angenommen zu haben, konnten sie nicht leugnen, sie behaupteten aber, die Gelder nicht verlangt, sondern nur angenommen zu haben, wo sie

ihnen dargeboten worden. Die Foderung der Gent
eine gerechte gewesen, von einem Justizverkaufe
daher nicht die Rede sein. Was die Eingriffe i
Privilegien der Stadt betreffe, so habe der Herzog
persönlich gehandelt, daher könnten sie, die nicht e
der Stadt Unterthanen, niemals verantwortlich
Gleichwol wurden sie, nach einer Verhandlung von
Tagen, von den Hochgerichtsschöffen der Stadt zum
verurtheilt, und ob sie gleich, in der Hoffnung
Aufschubes, an das pariser Parlament appellirten,
man ihnen nur drei Stunden, um zu beichten un
Haus zu bestellen. Schon hatten sie das Blutgerü
stiegen, da machte die junge Herzogin den letzten
zweifelten Versuch, ihre Diener zu retten. Sie
schon früher auf dem Stadthause erschienen war, u
sie Fürbitte einzulegen, stürzte sich in Trauerkleidern
ten unter die wüthende Volksmenge, die bewaffnet
Markt füllte, und bat mit bittern Thränen um da
ben der beiden Männer. Viele waren geneigt, ihr
hen zu erhören, andre bestanden auf der Hinrich
schon bedrohten beide Parteien sich mit den Spießen
solle eine Schlacht beginnen, aber die Blutdürstigen
ren die zahlreichern, und auf ihren Wink fielen die H
ter der einst so mächtigen Gebieter (am grünen Don
tage, 3. April 1476). Außer daß er zu wiederh
Malen den Provinzen Lüttich und Namur als Statt
vorstand, hatte Humbercourt niemals einen andern
als den eines herzoglichen Raths und Kammerherr
führt; in dem Ordenscapitel zu Valenciennes, 3.
1473, hatte er den Orden des goldnen Vließes em
gen. Die durch die Gunst des Herzogs erwor
Reichthümer benutzte er zum Ankaufe vieler Güter;
mentlich erkaufte er am 6. Febr. 1469 von Dieteri
Batenburg die Grafschaft oder das Reich Megen, in
brabantischen Quartiere Herzogenbusch, und 1472
Johann von Croy die Baronie Wesemael, in dem Q
tiere von Löwen. Seine Gemahlin, Antonia von
bures, hatte ihm sechs Kinder, Karl, Adrian, Eu
Adriana, Lambertine und Guyone geboren. Die b
ältern Söhne starben unbeweibt; Adrian namentlich
1477 die Lehen über Megen empfing, blieb in der Sc
bei Marignano (1515) gegen die Schweizer. Eu
der durch seiner Brüder Tod Graf von Megen,
von Wesemael, Humbercourt rc. geworden, starb 1
aus seiner Ehe mit Barbara von Hillery, einer G
des Kaisers Maximilian I., die Söhne Karl II. und
hinterlassend. Karl II., Graf von Megen, Herr
Humbercourt, Vicomte von Dourlans, Ritter des
nen Vließes, Statthalter in Geldern, verkaufte
Wesemael und das dieser Baronie anklebende Erb
schallamt von Brabant, und starb um 1571 unbe
Georg, Baron von Querieux, an der Somme, w
in seiner Ehe mit Anna von Wallhausen Vater von
Kindern. Die beiden Söhne, wovon der ältere mit
Affaitadi verheirathet, der jüngere Domherr zu Lüttich
wesen, starben noch vor dem Oheime; die jüngere
ter, Adriana von Brimeu, wurde an Claudius von
Lannoy, auf Hautepenne, verheirathet. Die ältere,

ria, Gräfin von Megen, Vicomtesse von Dourlans, Frau auf Humbercourt, Housdain, Coullemont, Coussurelet, Mondricourt, Famechon, Prumerasse, Hurtibus, Gorselon, Rochefay, Esperlegues, Gesucourt, Gorges, Joncourt, Montigny, Noli, l'Hôpital, Hondic, Sontou, Zelucques, Brimeu, Querieux, heirathete in erster Ehe (laut Eheberedung d. d. Mecheln, 17. Nov. 1571) den Lancelot von Berlaymont, auf Hierges, und in zweiter Ehe, zu Aachen 1580, den Herzog Karl von Croy und Aerschot. Verschiedenheit in den religiösen Ansichten (die Herzogin lebte und starb in der reformirten Kirche) machte diese zweite Ehe sehr unglücklich, und schon nach drei Jahren mußte das lästige Bündniß aufgelöst werden. Die kinderlose Fürstin starb zu Lüttich, den 18. April 1605, nachdem sie vorher durch Testament die Grafschaft Megen und ihre sämmtlichen mehrentheils in Artois und Picardie gelegenen Besitzungen dem Grafen Eustach von Roeux, des Geschlechts von Croy, gegeben hatte, und mit ihr ist das Haus Brimeu oder Humbercourt erloschen.

(*v. Stramberg.*)

HUMBERT. A. Grafen v. Savoyen. Humbert I., mit weißen Händen (aux blanches mains). Dieser Name wird vielfältig, Ybert, Ymbert, Hubert, Hugbert, Augbert, Hucbert, Hupert, Humpert geschrieben, und jedenfalls ist er einerlei mit Humfroy, Humphrey und Humfred, sowie Manfroy und Manfred gleichbedeutend sind. Doch läßt sich daraus nicht die Abkunft von Hugo, welcher dieses Humberts Großvater gewesen sein soll, unmittelbar ableiten, sondern Humbert ist, nach den glaubwürdigsten und von neuern Geschichtsforschern berichtigten Nachrichten, Berolds (Bertholds) Sohn, eines Fürsten aus sächsischem, mit den teutschen Kaisern nahe verwandtem Geschlechte, welches bis auf Wittekind den Großen zurückgeführt zu werden pflegt. Die Genealogie hier ausführlich nachzuweisen, dürfte weniger zweckmäßig sein, als zu bemerken, daß durch die Verdienste Berolds um das kaiserliche Haus sowol, als um König Rudolf III. des Faulen, von Oberburgund, ein Regentengeschlecht in Oberitalien zu Ende des 10. Jahrh. hervortrat, und daß Berold (Berthold), wenn man alles Fabelhafte von seinem Leben abstreift, mit Sicherheit als der Stammvater desselben genannt werden kann. Rudolf der Faule machte ihn zum Grafen von Maurienne und Savoyen, vielleicht zur Sicherung der äußersten Grenze seines arelatschen Königreichs gegen die kampflustigen italienischen Herren [1]). Soviel ist gewiß, als Humbert I., dessen Geburtsjahr nicht ermittelt werden kann, seines Vaters Amt und Grafschaft erbte (zwischen 1019 und 1024), lebte er, nach dessen Vorbilde, in Unterthänigkeit des oberburgundischen Königshauses. Das Königreich selbst ging zu Folge testamentlicher Verfügung von Rudolf auf Kaiser Konrad den Salier über, wodurch sich Graf Eudo von Champagne beeinträchtigt glaubte. Dieser traf Kriegsbereitschaft; Graf Humbert aber, einer der Ersten im Reiche, welche Konraden huldigten, zog mit streitbarer Hilfe dem Kaiser so lange zu, bis Eudo zur Ruhe gebracht worden war. Für diesen Dienst schenkte ihm der Kaiser St. Maurice, Chablais und Valais. Der verwitweten Königin Irmengarde blieb Humbert ebenfalls so ergeben, daß sie ihn ihren Sachwalter und Vertheidiger nannte, und ihm aus Dankbarkeit auch einige Städte überlassen haben soll, wenn die Geschichtschreiber sich hier keiner Verwechselung mit den kaiserlichen Spendungen zu Schulden kommen lassen. Übrigens begleitete er den Kaiser 1032 nach Rom, und bekleidete das Reichsverweseramt über Arelat, sowie sich sein Leben sonst noch durch fromme Stiftungen und freigebige Schenkungen an Klöster auszeichnet. Diesem tapfern, wachsamen und klugen Fürsten werden zwar noch manche politische Handlungen zugeschrieben, die aber der genügenden Beweise ermangeln, gleichwie man sich lange gestritten hat über den Namen und die Abkunft seiner Gemahlin. Sie war nicht die Adelheide von Susa, wie Viele angenommen haben, sondern, laut urkundlicher Beweise, Hanchille oder Ancilie von bis jetzt nicht entdeckter Herkunft. Man hat zwar in neuerer Zeit den Namen dieser Fürstin mit dem der Adelheide gleichbezeichnend und verwechselt erklären wollen; allein so sehr auch die Zeitgenossen die Geschlechtsnamen verunstaltet haben, so hat sich doch in den erhaltenen Urkunden diese Verwechselung nicht vorgefunden, ohne der kritischen Ergebnisse Guichenons zu gedenken, die man dabei mit Unrecht übersehen hat. Ungewiß bleibt die Veranlassung zu Humberts Beinamen: mit weißen Händen; entweder erhielt er denselben wegen äußerer Schönheit dieser Gliedmaßen, oder wegen der Reinheit seiner Handlungen im arelatschen Reichsverweseramte [2]). Humbert, dessen Sterbejahr um 1048 fällt, zeugte mit dieser Hanchille: Amé I., Burkhard, Aimo, Otto und eine unbenannte Tochter, die Gottfrieds von Zähringen Gemahlin gewesen sein soll. Erst ein Großenkel Humberts trug als Graf von Savoyen und Maurienne diesen Namen wieder auf längere Zeit; nämlich

Humbert II., mit dem Beinamen des Starken (Reinforciatus, laut urkundlicher Bezeichnung; Renforcé), Sohn Amé's oder Amadeus II. und Johannens von Genf, und Enkel der berühmten Adelheide von Susa, des Grafen Otto Gemahlin, welche dem savoyischen

1) Siehe die Dissertation sur l'origine de la Maison de Savoye im Nouv. Théatre de Piemont et de la Savoye, Tom. IV.; die Histoire de la Maison de Sav. in demselben Werke, Tom. III. p. 5 sq. *Guichenon*, Histoire généalogique de la Royale Maison de Sav. I. p. 160 sq. und *van der Burch*, Sabaudorum Ducum Principumque historiae gentilitiae, p. 1 sq. So richtig Collut in seinen Mémoires de Bourgogne, p. 286 sq. über das Vasallenverhältniß der Grafen von Savoyen spricht, so verwirrt sind S. 298 seine genealogischen Nachrichten.

2) Der unbekannte Verf. der seconde Savoisienne (1630) und van der Burch sind weniger unterrichtet, als du Chesne in der Histoire des Roys, Ducs et Comtes de Bourgogne, p. 608 sq. Das meiste Verdienst aber erwarben sich um die dunkle Periode der sav. Geschichte der bereits angef. Guichenon a. a. O. S. 188 fg., und der unbekannte Verf. des Nouveau Theatre, III. p. 7; doch ergibt sich aus seiner Verlegenheit wegen Humberts Gemahlin, S. 8 fg., daß er die kritischen Arbeiten Guichenons nicht gekannt hat.

Grafengeschlechte durch reiche Erbschaft Länderzuwachs darbrachte. Daher nannte sich dieser Humbert, dessen Geburtsjahr im Dunkel schwebt, nicht nur Graf von Savoyen, Maurienne und Piemont, Herr von Chablais, Aosta, Valais und Bugey, sondern auch noch Markgraf von Susa und Italien; und kaum zur Regierung gekommen, unterwarf er sich noch das Gebiet Tarantaise, in welchem bisher die Herren von Briançon mit ihren Genossen willkürlich gewirthschaftet, und Pilger und Reisende durch Zölle und schwere Abgaben belästigt hatten. Der Erzbischof Heraklius von Tarantaise ersuchte Humberten, den Vorsteher der kaiserlichen Marken in Italien, um Beistand, solchem Unfug ein Ende zu machen, was im J. 1082 durch Unterjochung des Bezirkes gelang. Und als im J. 1091 seine Großmutter Adelheide, die Zierde ihres Zeitalters, starb, kam er kraft der salischen Gesetze, welche Humbert I. in seiner Familie eingeführt hatte, erst in vollkommenen Genuß der ansehnlichen Erbschaft an Ämtern, Titeln und Länderbesitz; und nirgends wird erwähnt, daß Humbert Streit oder Fehde, weder mit dem verwandten kaiserlichen Hause, noch mit den Seitenverwandten deshalb bestanden hätte; vielmehr gab ihm der friedliche Zustand seiner neuen mächtigen Stellung Anlaß, sich 1097 den begeisterten Kreuzzüglern unter Gottfried von Bouillon nach dem gelobten Land anzuschließen. Nach der Rückkehr machte er, wie es früher schon geschehen, sein Leben durch fromme Stiftungen und Schenkungen bemerkbar. Sein Tod erfolgte wahrscheinlich ums J. 1103 zu Moutiers, in dessen Kathedrale auch sein Leichnam begraben liegt. Mit seiner Gemahlin Gisela (Gilla), Tochter des Grafen Wilhelm II. von Burgund, zeugte Humbert: Amé III., Wilhelm, Bischof von Lüttich, Humbert, der ohne Nachkommenschaft 1131 starb, Guy, Abt von Namur, Reinhold, Propst zu St. Maurice, der 1140 starb, Adelheide, vermählt mit König Ludwig VI. dem Dicken von Frankreich, und nach dessen Tode mit dem Connetable Mathieu von Montmorency (eine damals nicht ungewöhnliche Erscheinung bei königlichen Witwen), und Agnes, Gemahlin Archembauds von Bourbon. Übrigens verheirathete sich Gisela nach Humberts Tode wieder mit dem Markgrafen Reinhard (Raynier, Rainer) von Montferrat, unbeschadet der Erbfolge ihrer männlichen Kinder aus erster Ehe [3]). Und so findet sich ihr Enkel

Humbert III., auch der Heilige genannt, in der Reihenfolge savoyischer Herrscher. Er war der Sohn Amé's III. und Mathildens von Alban, und zu Veillane geboren, ohne daß sein Geburtsjahr mit Sicherheit hat ermittelt werden können; vielleicht ist es 1137. Soviel ist gewiß, daß Humbert beim Tode seines Vaters, der sich am 1. April 1149 auf Cypern ereignete, noch unmündig war, und ihm dieser entweder beim Antritte seines Kreuzzuges oder auf dem Sterbebette den Bischof Amadeus von Lausanne zum Vormunde bestellte [4]). Amadeus zog den fürstlichen Knaben zur geistlichen Dienstbarkeit heran, und rief dadurch in demselben die politischen Fehler hervor, welche Humbert als selbständiger Herr in den schweren und unruhigen Zeiten Friedrichs Barbarossa beging. Genau genommen mochte er als gereifter Mann nicht selbständig wirken, sondern in weltlichen Dingen entweder durch den Drang der Umstände, oder durch die Seinigen getrieben und geschoben worden sein. Also lernt man in ihm eigentlich nur einen frömmelnden Weltbürger, in dem Kloster steckend, kennen, welcher hin und wieder aus den heiligen Gewölben hervorgelockt wurde, um sich dann wieder desto sicherer in die Klostermauern verkriechen zu können. Doch raubte ihm der Rosenkranz nicht den ritterlichen Sinn und die persönliche Tapferkeit, sicherte ihm aber den Geruch der Heiligkeit. Zuerst lockte ihn die Belagerung Montmelians durch den Dauphin von Vienne, welcher die tödtlichen Wunden seines vor denselben Mauern von Amé III. geschlagenen Vaters rächen wollte, aus dem Kloster zu Hautecombe hervor. Humbert schlug und vertrieb seinen Feind, welcher späterhin Wilhelm Taillefer, Grafen von Toulouse, einen Seitenverwandten des Dauphin, zu Grenzstreitigkeiten mit dem Grafen von Savoyen reizte; der Erzbischof von Tarantaise aber schlichtete dieselbe durch seine Vermittelung. Inzwischen sandte er 1158, zu Folge einer Einladung Kaiser Friedrichs I., seine drei Bischöfe von Maurienne, Turin und Ivrea zur Fürstenversammlung nach Roncaille, und er selbst wohnte gleich darauf der Belagerung Mailands bei, welche der Kaiser leitete. Nun geschah jedoch, daß der Kaiser mit dem Papst Alexander III. zerfiel, und daß wegen der Parteinahme eine Spaltung unter den italienischen Großen sich auswies. Da beging Humbert den Fehler, sich öffentlich 1167 für den heiligen Stuhl zu erklären, während etliche Bischöfe seines Landes sich zur kaiserlichen Partei schlugen. Des Papstes Freundschaft half ihm Nichts; denn Friedrich verachtete den Bannstrahl. Hilflos also hatte Humbert nicht nur zunächst den ansehnlichen Bischof Karl von Turin, der sich gegen ihn auflehnte, sondern auch den Markgrafen Manfred I. von Saluzzo wegen Lehensverletzungen zu bekämpfen. Beide wurden zwar 1169 gezüchtigt und wieder unterwürfig gemacht; aber die hergestellte Ruhe unterbrach Kaiser Friedrichs I. Ankunft in Italien, welcher, von seinen Anhängern aufgereizt, Susa und Veillane überfiel und sie mit den Umgegenden verwüstete, während Humbert ohne starke Mittel zur Gegenwehr bei seinen Mönchen saß. Den Kaiser riefen wichtige Dinge aus Piemont nach Teutschland zurück, und sogleich erschien Humbert jenseit der Gebirge, stellte die alte Ord-

---

3) Siehe *du Chesne* a. a. O. p. 618 sq. *Guichenon* I. p. 213 sq. und Nouveau Théatre, III. p. 12 u. IV, dissertat. mit van der Burch a. a. O. S. 12. 4) Die undatirte Urk. bei *Guichenon* IV. p. 38 sagt hierüber: Cum devoto servitio Reverent. Comes Pater vester *in suo recessu*, mihi (dem Bischof Amadeus) tanquam intimo amico studiose injunxit, vt *ad honorem dignitatis vestrae et ad incolumitatem terrae* pro modo meo diligenter evigilarem. Dagegen geht aus der Urk. des Bischofs v. 1150 S. 38 fg. unleugbar hervor, daß der unmündige Humbert und die Seinen den Bischof zum Vormunde gewählt hatten. *Chorier*, Histoire générale de Dauphiné, p. 55, gibt keinen bestimmten Aufschluß.

eder her, züchtigte den heimlichen Freund Frie-
, den Bischof von Turin, und verjagte densel-
aiser Friedrich wollte den Bischof 1185 wieder
Humbert verwarf diese Anordnung und zog
Reichsacht zu. Diese zu vollstrecken, erschien
s Sohn, König Heinrich, in Italien und über-
i den Mailändern getrieben und unterstützt, Pie-
iit Krieg. Veillane traf abermals ein hartes
l, und wie vermuthet wird, soll Humbert zu
r Gegenwehr Anstalten getroffen haben, als ihn
März 1188 der Tod überraschte. Seine irdische
urde der Klosterkirche zu Hautecombe anvertraut.
fürstlichen Sonderlinge, dem man Schuld gibt,
and eines Cistercienfermönchs getragen zu haben,
(obwol vielerlei Streit und Widerspruch deshalb
en Geschichtsforschern stattgefunden) mit großer
einlichkeit vier Gemahlinnen zugeschrieben. Zur
die zur zweiten wurde er, laut glaubwürdiger
t, fast gezwungen [5]). Faydive oder Faydide von
e, des Grafen Alfons I. Tochter, erwählte er sich
eugte aber mit ihr keine Kinder; dann nahm er,
aus Rücksicht gegen das gefürchtete Frankreich,
inzessin von Zähringen, Herzog Bertholds IV.
Mit dieser erzielte Humbert Agnes, welche mit
ohne Land, dem Sohne König Heinrichs II.
gland, 1173 verlobt wurde. Die Verhandlun-
rten lange und hatten auch eine Zusammenkunft,
che meinen, zwischen dem englischen König und
t zu Limoges zur Folge, in welcher zugleich der Friede
England und Frankreich geschlossen und durch Hum-
ermittelung der Streit zwischen König Heinrich
t Grafen von Albon geschlichtet wurde; über den
Heirathsvertrag hingegen wurden die Versammelten nicht einig, und Agnes starb im folgenden Jahre unvermählt. Mit der dritten Gemahlin, Beatrix von Vienne, zeugte Humbert 1) Eleonore, zuerst mit dem Grafen Guy von Vintimille, und dann mit Bonifaz III., Markgrafen von Montferrat, vermählt; und 2) Thomas, während dessen Minderjährigkeit das gräfliche Haus Savoyen mit dem Kaiser ausgesöhnt wurde. Die vierte Gemahlin Humberts, Gertrude von Flandern, soll nach dessen Tode kinderlos in eines ihrer vaterländischen Klöster zurückgegangen sein [6]). Übrigens hat sich Graf Humbert laut der erhaltenen Urkunden niemals „Von Gottes Gnaden" geschrieben, obwol sein Vater und sein Sohn es einige Male gethan haben; hingegen kann bis jetzt nicht genau erwiesen werden, ob und wie die Erbfolge in diesem Hause damals geregelt worden, wer von Humberts I. Kindern und deren Nachkommen bis auf Humbert III. der Erstgeborne gewesen war, und ob die verheiratheten Brüder neben einander regiert haben. Nur von Amé's III. Zeiten an läßt sich vermuthen, wie aus folgender Geschlechtstafel, die vom wachsenden Ansehen dieses Grafengeschlechts nach Außen hin zeugt, ersichtlich ist, daß zur Vermeidung vielfältiger Familienirrungen die nachgebornen Söhne meistens zum geistlichen Stand angehalten wurden. Außerdem herrschten diese Grafen in denselben Verhältnissen, in welchen die unmittelbaren Glieder des heil. röm. teutschen Reichs zum Kaiser standen. Ihre Geschlechtstafel von Berthold an möchte auf Folgendes bestimmt werden können:

---

5) Der Verf. des Nouv. Théatre, III. p. 14, sagt: Ses su-
it obligés de lui faire violence pour l'en tirer et l'en-
se marier.

6) Vergl. *du Chesne* a. a. O. p. 622 mit 655 sq. *Guichenon* I. p. 233 sq. Nouv. Théatre, III. p. 14 sq. La seconde Savoisienne, p. 14. van der Burch a. a. O. S. 20 fg., wo aber irriger Weise dem Grafen H. die Theilnahme an König Philipp Augusts Kreuzzuge beigemessen wird, und endlich *Chorier*, p. 55 u. m. O.

Graf Berthold, vermählt mit Katharinen von unbekannter Abkunft, † 1024 (?)

Humbert I.

Amé I., vermählt mit Adelheide von unbekannter Abkunft, † 1047 (1060). — Burkhard, vermählt mit Ermengarde von unbekannter Abkunft. — Aimo, † 1050 (?). — Otto, vermählt mit Adelheid v. Susa, † 1059 (?). — Ungenannte Tochter, vermählt mit einem jüringer Grafen.

Humbert, † jung. (Sohn Amé's I.) — Aimo. (Sohn Burkhard's)

Peter, vermählt mit Agnes von Guyenne, † 1064. — Amé II., vermählt mit Johanna von Genf. — Bertha, vermählt mit Heinrich IV. v. Schwaben, Kaiser. — Adelheide, vermählt mit Rudolf v. Schwaben. — Otto, Bischof, † 1102.

Agnes, vermählt mit Friedrich v. Mümpelgard. — Alix, vermählt mit Bonifaz v. Saluzzo. (Töchter Peter's)

Humbert II. — Constanze, vermählt mit Bonifaz II. von Montferrat. — Lucretia, vermählt mit Andreas, Visconti v. Mailand. (Kinder Amé's II.)

Adelheide, vermählt mit König Ludwig dem Dicken von Frankreich. — Amé III., vermählt mit Mathilde von Albon, † 1149. — Wilhelm, Bischof v. Lüttich, † 1130. — Humbert, † 1131 ohne Kinder. — Guy, Abt zu Namur. — Reinhold, Propst, † 1140. — Agnes, vermählt mit Archembaud v. Bourbon.

Agnes, vermählt mit Humbert von Genf. — Margarethe, Ordensgeistliche. — Humbert III. — Johann und Peter, Ordensgeistliche. — Alise, vermählt mit Humbert v. Beaujeu. — Mathilde, vermählt mit Alphons I., König von Portugal. — Juliane, Äbtissin, † 1194.

Agnes, † 1174. — Eleonore, vermählt mit Bonifaz III. von Montferrat. — Thomas, Nachfolger seines Vaters.

(*B. Röse.*)

B. Dauphinen von Viennois.

Humbert I. war der Stammvater des dritten Herrschergeschlechts der Dauphinen von Viennois [1]). Als vierter Sohn des Baron Albert III. de Latour (della Torre) du Pin (zum Unterschiede der verwandten Linie de Latour de Vinay) und der Beatrix von Coligny wurde er mit seinem ältern Bruder Guy frühzeitig für den geistlichen Stand bestimmt, und die Nachrichten nennen ihn anfänglich als Domsänger zu Lyon, dann als Kanonikus zu Paris, wo ihm nachmals die Besitznahme der Abtei St. Germain von Lambron mancherlei gewaltthätige Beleidigungen des Grafen Robert von Auvergne zuzog, und später als Domdechanten zu Vienne. Der Tod seines kinderlosen ältesten Bruders Albert IV. aber, und das Vermächtniß von dessen Witwe Beatrix, sowie die Bitten seiner Brüder, das Bischofs Guy von Clermont und des Seneschalls Hugo von Lyon, riefen ihn aus dem geistlichen Stande hinaus in den weltlichen, wo ihn die jungfräuliche Dauphine Anna von Viennois mit 6000 Mark Silber Heirathsgut 1273 zu einem ehelichen Bündnisse lockte, um dessen willen ihm die beiden genannten Brüder, namentlich Hugo, das Meiste ihres geerbten Grundbesitzes vermachten. Obschon dadurch mächtig geworden, trachtete er doch nach größerer Herrschaft, indem er neben und um sich sah, wo Schutznahme minder mächtiger Herren oder Vasallenverbindungen ihm Vortheile verschaffen konnten. Vorzüglich begünstigte ihn der Erzbischof von Vienne bei dem Streite zweier Vasallen, wodurch die Herrschaft Pisançon am Isere als kirchliche Lehen erledigt, Humberten im J. 1274 übertragen wurde, was ihn zur Erweiterung des Gebiets durch die Wegnahme der festen Burg la Roche de Glun aufmunterte. Dadurch reizte er einen Betheiligten vom Adel, Silvian von Clairieu, zum Kriege gegen sich, wurde aber dem starken Gegner so furchtbar, daß nach seines geistlichen Gönners Tode der Erzbischof von Lyon und der Bischof von Genf in Schrecken geriethen, und den verwüstenden Krieg beizulegen suchten. Eine Zusammenkunft von Rechtsgelehrten und Geistlichen 1279 konnte nur einen dreimonatlichen Waffenstillstand erwirken, und nach Ablauf desselben schützten ihn und seine Foderungen für Kriegsschaden das große Ansehen und die Aussicht auf die Herrschaft über das gesammte Dauphinat. Hierzu kam, daß Humbert um die Freundschaft des Kaisers buhlte, nach Wien reiste und Rudolfen von Habsburg als Lehensherrn huldigte. Dafür nahm ihn dieser zu besondern Gnaden auf und gab ihm das Erbseneschallamt des Königreichs Arelat. Nun geschah, daß sein Schwager, der Dauphin Johann I. von Viennois, 1281 ohne leibliche Erben starb, und mit ihm das zweite aus burgundischen Herzogen entsprossene Geschlecht der Herrscher über das Dauphinat erlosch. Anna, Humberts Gemahlin, war durch den letzten Wil-

1) Schon Dauphin Guigo III. (IV.) zeugte mit Beatrix von Montferrat einen Sohn, Namens Humbert, welcher aber seinen Vater († 1163) nur kurze Zeit überlebte, worauf das zweite Geschlecht der Dauphinen von Viennois in der Person Andreas' von Burgund hervortrat.

ihres Vaters Guigo (Wigo) V. und ihres Bruders
Erbfolge bestimmt worden, sobald die männliche Linie
erben würde; also trat Humbert durch den Willen
: Gemahlin in die Reihe der Dauphinen ein. Der
Dauphin suchte sich hierauf gegen einheimische und
ie Feinde zu sichern. Er erwarb sich zuerst die
ndschaft der Grafen von Valentinois, und des Dom-
els zu Vienne, von welchem er Lehen besaß. Mit
: Schwiegermutter, der Beatrix von Savoyen, welche
den Vicomte Gaston von Bearn geheirathet hatte,
e er sich in mehren Verträgen abzufinden; weniger
mit seinem gefährlichen Nebenbuhler, dem Herzoge
rt II. von Burgund. Dieser machte, als Nachkomme
's III., Ansprüche auf die Dauphinalländer, womit
er Kaiser belehnt hatte. Die Reise Humberts an
aiserlichen Hof zu Baden konnte den Ausbruch des
es nicht verhindern; er begann und wurde trotz der
nacht des durch Amé von Savoyen unterstützten
unders, vom Dauphin mit abwechselndem Glücke
rt, bis ihm König Philipp der Schöne von Frank-
im Januar 1285 zu Paris durch einen vermitteln-
Vergleich ein Ende machte, in welchem Robert gegen
r- und Geldentschädigung auf das Dauphinat ver-
e [2]). Dieser Umstand sowol als der kostspielige
hatten Humberts Finanzen angegriffen; darum
er dem feindselig gesinnten Grafen Amé V. von
yen, der vom pariser Frieden ausgeschlossen wor-
war, mehr auszuweichen als ihn zu reizen. Der Erz-
f Wilhelm von Vienne verhalf ihm noch 1285 zu
Waffenstillstande mit Amé auf zwei Jahre. In-
en wußte er die Grenzen an Piemont durch Län-
isch mit Aymeric von Briançon zu sichern, seine
t auszubreiten durch nachbarliche oder von seinen
chaften eingeschlossene Lehenländer, nahm in seinen
, wer denselben suchte, und kaufte auch Lehen an,
wie z. B. die Baronie Montauban. Dann reiste
91 zum Kaiser in die Schweiz, erhielt als Sene-
die Beschirmung der wichtig gelegnen Abtei St.
e in der heutigen Franche-Comté, und nach seiner
ehr stritt er sich mit dem Bischofe zu Grenoble we-
er Gerichtsbarkeit, deren Grenze die Dauphinal- und
lichen Beamten verwirrt hatten. Ein Vergleich im
93 schied sie von einander. Daneben huldigte der
ige Dauphin als Besitzer Gaps und Embruns dem
n von Provence, während er dem Erzbischofe von
un den Lehenseid versagte; hingegen trachtete er,
bisher die Dauphinen vermieden hatten, nach einem
verhältnisse mit der französischen Königskrone, viel-
weil Kaiser und Reich, als seine wirklichen Ober-
herren, ihm nicht mehr zusagten und Frankreich
it Geld unterstützen konnte. König Philipp der
Schöne kam dem Wunsch entgegen durch Übertragung einer Lehenrente von 500 Livres aus dem Staatsschatz, und das neue Band ward 1294 zu Paris persönlich geknüpft [3]). Gegen eine Entschädigung von 10,000 Livres, welche der König zu zahlen auf sich nahm, stellte Humbert demselben 200 geharnischte Männer gegen die Engländer, auf deren Seite sich Kaiser Adolf von Nassau schlug. Des Königs Friede mit diesem 1297 schloß den Dauphin ebensowol, als später das Bündniß Philipps mit Albrecht von Österreich, mit ein, sodaß diese Beachtung, wie die mehrfachen Reisen des Dauphin an den königlichen Hof Ansehen und Wachsthum desselben beförderten. Dies hatte Humbert um so nöthiger, als er mit dem Dauphinate zugleich einen fast ewigen Krieg gegen den herrschsüchtigen Grafen von Savoyen überkommen hatte. Die nächste Ursache hierzu mag, nach Chorier, in der Heirath Bonnens von Savoyen mit Humberts Schwager, dem Dauphin Johann I., gegeben haben; den Hauptanlaß aber gaben der Neid und des Grafen Amé V. Ansprüche auf die Lehen über die Baronie de Latour du Pin, welche Humbert, auf urkundliche Beweise gestützt, zu leisten sich weigerte. Man nahm den König Karl von Neapel, welcher auch Graf der Provence war, zum Schiedsrichter an; die sicilianische Vesper aber lenkte ihn auf andre Dinge, als auf ein ernsthaftes Ausgleichungsgeschäft. Dagegen griff der Erzbischof kräftig ein, und erwirkte den vorhingenannten Waffenstillstand im J. 1285, welcher aber im folgenden Jahre wieder gebrochen wurde. Dem Dauphin standen der Erzbischof von Vienne und der Graf von Genf zur Seite. Letzterer drang in die savoyischen Staaten verheerend ein, wurde aber von Amé V. wieder hinausgeworfen und in seinem eignen Lande gezüchtigt, während Humbert die savoyischen Besitzungen in Viennois verheerte [4]); und als der siegreiche Amé diesen angreifen wollte, riethen England, Robert von Burgund und der Papst zum Frieden, welcher endlich durch besondere Hilfe des vienner Erzbischofs am 17. Nov. 1287 abgeschlossen wurde. Die Hauptpunkte bestanden in gegenseitigen Heirathen der erstgebornen Söhne beider Herrscher mit Töchtern aus ihren Häusern, dann in Zurückgabe der Eroberungen, und endlich in der Lehensbarkeit der Baronie Latour, falls Humbert aus Urkunden nicht das Gegentheil beweisen könne, worüber der König von England und der Herzog von Burgund genaue Kenntniß nehmen und die richterliche Entscheidung geben sollten. Humbert aber, seiner Rechte nicht gewiß, suchte auf Anrathen der Rechtsgelehrten, seinem ältesten Sohne, Johann, die Baronie Latour und jeglichen Besitz über der Rhone zu übertragen, damit aller Grund des Streites gehoben werden sollte, und um seine Schwiegermutter Beatrix, von Amé in allen Dingen wider den Dauphin unterstützt, zufrieden zu stellen, gab er ihr die Herrschaft Montbonod und seinen Antheil an der Erbschaft des Pe-

Gollut in seinen Mémoires historiques de Bourgogne,
sq. schätzt die Summe auf 20,000 Livres, und bemerkt,
e abgetretenen Besitzungen den Herzogen von Burgund le-
gewesen wären. Sie bestanden in den Bezirken Coligni
evermont am Ain. Die frühern Streitigkeiten Humberts
n Pfalzgrafen Otto von Burgund erwähnen andere Schrift-
außer Gollut nicht.

3) Diese Lehenrente wurde vom Könige Ludwig Hutin auf 2000 Livres erhöht. 4) Siehe *Guichenon*, Histoire généalogique de la Maison de Savoye. I. p. 350.

ter Auruc (? Druce). Aber der Same der Zwietracht war dadurch nicht erstickt worden; denn Amé V. zog die Herren von Clermont in der Dauphiné als Lehensleute durch Güter- und Geldspendungen an sich, während Humbert sich ebenfalls Freunde zum Nachtheile des Grafen erwarb. Dies veranlaßte Klagen und endlich einen langwierigen Krieg, welcher die Heirathsversprechungen in Vergessenheit brachte. Das Waffenglück des Dauphins und die kampflustigen Vasallen desselben waren Ursache, daß die vielfältigen zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Mächten, unter andern auch von Philipp von Valois auf seiner Reise nach Italien, vermittelten Waffenstillstände und Friedensversuche keinen Bestand erhielten, und daß dieser Krieg die ersten Mächte Europa's, wie den Kaiser, Frankreich und Neapel zwar mit gespannter Aufmerksamkeit beschäftigte, aber von denselben wegen der verwickelten und drangvollen Umstände nicht ernstlich gehindert wurde, wodurch beiden kriegenden Theilen Anlaß gegeben ward, sich mehr und mehr Bundesgenossen in der Nachbarschaft zu erwerben. Der Krieg wurde also in kurzen Unterbrechungen mit Grausamkeit und Wuth fortgesetzt, der Vergleich vom 4. Mai 1304 brachte keinen wesentlichen Nutzen, und des Papstes Clemens V., wie Philipps des Schönen Bemühungen im folgenden Jahre, bereiteten blos den später nachfolgenden Frieden vor. Inzwischen aber war Humbert I. unter den Waffen alt und schwächlich geworden, und der Tod seiner Gemahlin Anna hätte ihn vor Schmerz beinahe schon 1296 in ein Karthäuserkloster zurückgescheucht, wenn ihn nicht Liebe zum Wachsthume seiner Macht abgehalten hätte. Im J. 1306 dachte er ernstlich an Übertragung des Dauphinats auf seinen ältesten Sohn, Johann, welcher zunächst auch den savoyischen Krieg fortsetzen sollte. Damit derselbe jedoch die Lande unzertheilt erhalten konnte, wie es der Vater ausdrücklich wünschte, so wurde die Baronie Latour mit dem Dauphinat unter gleichen souverainen Rechten vereint, und vom Kaiser Albrecht, wiewol ungern, da dieser Humberts Hause nicht sonderlich gewogen war, die Bestätigung gegeben, sowie die Beibehaltung des kaiserlichen Seneschallamtes über Arelat oder Hochburgund, auf welches Humbert noch großes Gewicht zu legen schien. Hierauf gestattete er zweien Juden die Gründung einer Bank zu Grenoble oder an jedem andern beliebigen Ort in der Dauphiné gegen Zahlung von 40 Livres und eines jährlichen Zinses. Humbert ging nun im September 1306 in das Karthäuserkloster St. Marie bei Valence, und unterstützte von dort aus seinen Sohn Johann mit weisem Rath in öffentlichen Sachen, starb aber schon im April 1307. Er hinterließ, außer dem erwähnten Erstgebornen, welcher zum Verdrusse des kaiserlichen Hauses mit der Königstochter Beatrix von Ungern 1296 vermählt worden war, noch acht Kinder; nämlich Hugo, Baron v. Faucigni, vermählt 1309 mit Maria von Savoyen, Tochter Amé's V.; Guy, Baron von Montauban, der den Königen von Frankreich und Sicilien diente und sich mit Beatrix von Beaux verheirathete [5]); Heinrich, Bischof von Metz, der sein Amt verwalten ließ, sich mit weltlichen Dingen beschäftigte und nach Guy's Tode 1317 Baron von Montauban genannt wurde; Alix, vermählte sich 1297 mit Grafen Johann von Forez; Maria, vermählt in demselben Jahre mit Aimar von Poitiers; Beatrix, vermählt 1302 mit Hugo von Chalons, ging aber nach dessen Tod in die väterlichen Lande zurück, wo sie zu Humberts II. Zeiten angetroffen wird; Margarethe, vermählt (vielleicht 1302) mit dem Markgrafen Friedrich von Saluzzo; und Katharine, verheirathet 1312 mit dem Fürsten Philipp von Achaja. Jede dieser fünf Prinzessinnen erhielt 20,000 Livres Mitgift. Nach Chorier hinterließ Humbert auch einen natürlichen Sohn, Wilhelm von Latour, welcher ein Vermächtniß von 30 Livres jährlicher Einkünfte empfing [6]). Übrigens war Humbert einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit, und verdiente so gut als sein Gegner, Amé von Savoyen, den Beinamen des Großen. Seine Klugheit half ihm seinem Feinde überlegen werden, und die Unabhängigkeit seiner Gebiete von Savoyen begründen, während er sich doch der geistlichen Lehensbarkeit fügte. So zahlreich endlich seine Nachkommenschaft war, so wenig konnte dieselbe hindern, daß sie mit dem gleichnamigen Enkel des Stifters dieses dritten Dauphinalgeschlechts erlosch, nämlich mit

Humbert II. Er, der zweite Sohn des Dauphins Johann II. und der Beatrix von Ungern, war 1312 geboren, also etwa sechs Jahre alt, als sein Vater starb. Die Mutter, der Oheim Heinrich und Geistliche mochten ihn erzogen haben, bis er 1328 nach Hugo's Tode die Baronie Faucigny, und in demselben Jahre noch eine ansehnliche Erbschaft von seiner Base, Clementine von Ungern, Ludwigs X. von Frankreich Gemahlin erhielt. Ungewiß ist, ob Humbert seinen Bruder, den Dauphin Guigo, zum französischen Heere nach Flandern begleitete; desto sicherer aber lauten die Nachrichten von seiner Reise nach Ungern, und von dort an den ihm verwandten sicilianischen Königshof zu Neapel, wo man großen Gefallen an ihm fand und ihn festhielt, zumal da der König gern sah, daß sich der junge Humbert in seine Nichte, Maria von Beaux, verliebte, welche er auch im October 1332 heirathete. Die Mitgift dieser Fürstin bestand in 1000 Unzen Gold und in den Einkünften der Grafschaft Andria. Von seinem Wohnsitze Neapel reiste Humbert bisweilen nach Rom, Montecassini, Capua, Barletta und Andria. Dieser Aufenthalt in Italien mochte ihm

5) Dieser Guy wird gewöhnlich für einen Ritter des Tempelherrenordens gehalten, als welcher er auch von Philipp dem Schönen verfolgt und verbrannt worden sei. Der Marquis von Valbonnais aber weist in seiner Histoire de Dauphiné, II. p. 154, das Irrige dieser Meinung nach.

6) Vergl. über Humbert im Allgemeinen *du Chesne*, Histoire de Bourgogne, p. 667 sq. *Guichenon* I. a. m. O. *de Gaya*, Histoire généalogique et chronologique des Dauphins de Viennois, chap. 8, hauptsächlich aber *Nicol. Chorier*, Histoire générale de Dauphiné (Lyon 1672. fol.) und des Marquis *de Valbonnais* Histoire de Dauphiné, particulièrement sous les Princes de la troisième Race (Génève 1722 in 2 Folianten). Hierbei verdient bemerkt zu werden, daß der Marquis die Chronologie verschieden von Chorier behandelt, indem er die Jahre jener Zeit von Weihnachten, dieser aber von Ostern an berechnet.

n für Astrologie und Arzneikunde eingehaucht haben, rend er früher sorgfältig für die Rechtswissenschaft onnen worden war. Dagegen sog er dort einen Hang Verschwendung und Pracht ein, welcher ihn am Dau- alhof in Viennois öfters in große Verlegenheit setzte; : minder mochte er in Neapel die scharfe Grenze zwi- ı Lehensherren und Vasallen genauer kennen gelernt n, während daheim kraft alten Herkommens der Le- herr zu seinen Vasallen wie ein adeliges Haupt zu iger Körperschaft betrachtet wurde. Mit neuen Sit- und Gewohnheiten, aber auch mit Strenge und wäche zugleich ausgerüstet, empfing Humbert die Nach- vom Tode seines Bruders, des Dauphins Guigo VI. esäumt verordnete er eine einstweilige Verwaltung der angefallenen Dauphiné, stellte seine Base Beatrix nöthiger Vollmacht an die Spitze derselben, und ließ durch sie von den Juden des Landes ein Darlehen Deckung der Kosten seiner Reise in die Heimath er- n. Diese aber wurde bis zur Niederkunft seiner Ge- lin verschoben, und als Maria am 5. Sept. von dem ıgen Andreas entbunden worden war, schiffte sich die ıphinalfamilie mit ihrem großen Gefolge am 15. Oct. 3 nach Nizza ein, wo sie den Weg zu Lande über gnolles nach Marseille nahm und zu Avignon die esverweserin sammt Vielen von Adel traf, welche sie ie Dauphiné begleiteten. Zu St. Marcellin, Greno- ınd andern Städten, welche H. sogleich bereiste, nahm ie Huldigungen, zu Cannieux die Lehenspflicht der ntlichen Vasallen an. Inzwischen hatten Beatrix Katharine von Viennois, im Vereine Philipps von ja und des Papstes, die Friedensverhandlungen mit Grafen Aimon von Savoyen eingeleitet, deren we- iche Bedingungen auf die Übereinkunft vom 10. Jun. 1 gestellt und andre wichtige hinzugefügt, durch welche Lehensverhältnisse beider Staaten, der Hauptgegen- ı des bisherigen Kampfes, gehoben wurden. Man nämlich zu dem noch nicht versuchten Mittel, durch ıseitiges Abtreten äußerster Grenzbesitzungen die im ırn gelegenen fremden Lehen zu räumen und hinfort zu dulden, daß Savoyen in der Dauphiné und in jenem Lehenbesitz haben sollte. Sonach kam am Mai 1334 ein dauerhafter Friede zu Stande, wel- Humbert auf ernstliches Anrathen Roberts von Nea- annahm [7]. Die schwierige Ausgleichung und der ausch der Lehen aber veranlaßten späterhin neue einkünfte, sogar persönliche Berathungen des Dau- mit dem Grafen, bei welchem der Friede erneuert beschworen und die Vasallen auch dazu angewiesen en.

Die neuen Begriffe von Gesetzgebung und Verwal- , von H. aus Italien in die Heimath gebracht, gen zwar im Dauphinat allgemach feste Wurzeln, ı aber Unzufriedenheit und Haß der vornehmsten aten, die in alten Gewohnheiten ergraut waren, her- Im Übrigen traf nur solche, welche von Guigo's VI. n her übel gewirthschaftet hatten, gerichtliche Ver- folgung, wurden aber, sei es, weil H. selbst nicht zu wirthschaften verstand, oder aus falschem Verfahren, be- gnadigt und zu Ehren wieder aufgenommen. Man hat diesen Fürsten häufig der Charakterschwäche und des Leicht- sinnes in allen Dingen beschuldigt, und Chorier sucht überall darauf hinzuweisen; aber wie dem auch sein mag, Humbert II. zeichnete sich durch großen Sinn für Recht und Gerechtigkeit aus [8]. Gewiß ist, daß er das Justiz- wesen verbesserte und ins Ansehen brachte, und gegen das Herkommen zuerst die Vasallen an die Unterthanen- pflichten zu gewöhnen suchte, damit der Gedanke der Gleich- bürtigkeit gehoben würde. Also benahm er auch dem Adel das noch unbestrittene Recht, sich in Privatstreitig- keiten nach Gefallen zu bewaffnen, Freunde und Unter- gebene zum Kampf um sich zu sammeln, wobei der Dau- phin als freundschaftlicher Vermittler zu erscheinen pflegte. Jetzt aber wies er die Streitigkeiten an seine Gerichte, und hob diese zugleich über die Untergerichte seines Adels empor. Dem Adel wie dem Bürgerstande verbot er bei Geldstrafe das willkürliche Jagen in seinen Gebieten; ja er verbot, was für jene Zeit auffallen dürfte, die Tur- niere, das Lanzenbrechen und jegliche ritterliche Übung unter einander, um den kriegerischen (wahrscheinlich aber widerspenstigen) Sinn zu dämpfen; zog aber die Vasallen und Stände der Dauphiné zur Berathung um sich zusammen, wenn sie zum Dienst aufgefordert wur- den, wie z. B. als Philipp von Valois ihn zum Kriege gegen England auffoderte. Doch blickt überall der un- gemischte Sinn für monarchisches Streben durch, so- wie das löbliche Bemühen, die noch sichtbaren Spu- ren barbarischen Ordalienunfugs gänzlich zu tilgen [9]. Also errichtete er am 22. Febr. 1337 zu St. Marcellin einen „Delphinalrath" — obersten Gerichtshof, woraus später ein Parlamentgericht entstand — aus sieben Mit- gliedern bestehend, welcher bald nachher nach Beauvoir und 1340 in die Hauptstadt Grenoble verlegt wurde. Hier bestand derselbe aus sechs Räthen und dem vor- sitzenden Kanzler; und als im J. 1341 ebendaselbst die Universität für das kanonische und bürgerliche Recht, für Arzneikunde und schöne Wissenschaften gegründet wurde, traten die vier Professoren der Rechte an die Stelle von ebenso vielen Dauphinalräthen, und die beiden übrigen wurden aus dem Adelstande genommen. Die Studenten aber an der Hochschule, welchen verschiedne Vorrechte gewährt wurden, nahm der Dauphin in seinen unmit- telbaren Schutz. Ihretwegen besonders verbot er damals in und um Grenoble alle Schmelzhütten, um das Holz wohlfeiler zu machen. Die Vorrechte, welche sein Groß- vater den Bankieren und den aus Italien unter dem Namen Lombarden kommenden Juden eingeräumt hatte,

7) Siehe *Guichenon* I. p. 389.

8) Valbonnais sagt: Les vues de Humbert sembloient n'avoir que la justice pour objet. 9) Chorier erzählt a. a. O. S. 259, daß noch im J. 1304 zwei Vasallen Humberts I. in einen Streit geriethen, welchen das Gerichtstribunal des Dauphin untersuchte, aber nach dem Bestande der Dinge nicht zu entschei- den wagte. Da nahm es seine Zuflucht zum Zweikampfe, ver- hängte denselben über beide Parteien, und ließ sie sich an einem anberaumten Tage schlagen.

waren allgemach zu Betrug und Druck misbraucht worden, welchen Humbert II. durch besondere Verfügungen zu beschränken suchte; die üble Meinung gegen diese Israeliten aber blieb, und als 1348 große Hungersnoth der verheerenden Pest voranging, hielt man sie allgemein für die Urheber und verfolgte sie; ja der Dauphin selbst theilte die Meinung seines Volkes, ließ die Juden in Latour du Pin verhaften und ihre Güter nach Belieben verschenken, was die Wuth des Volkes bestärkte und zu einem allgemeinen Blutbade gegen sie aufreizte.

Jene gerühmten Eigenschaften in Humberts Regentenleben werden durch mancherlei unabweisbare Vorwürfe verdunkelt. Er machte den Päpsten zu Avignon ununterbrochen auf fast zudringliche Weise den Hof, stürzte sich durch öftern und langen Aufenthalt daselbst in vielerlei vergebliche Unkosten, fröhnte ihnen durch die Bestätigung der geistlichen Gerichtsbarkeit in seinen Landen, worüber am 29. Sept. 1334 eine öffentliche Verfügung erschien, zog sich dadurch Irrungen mit den heimischen Prälaten, Spott und Hohn zu, und ließ endlich eine unverhältnißmäßige Prachtliebe in seinem wahrhaft königlichen Hofstaat, in unverständiger Freigebigkeit, ja in Verschwendung blicken, wie sie Chorier schon mit Recht tadelt. Nicht genug, daß er verdienstlose Menschen überflüssig beschenkte, er begabte auch Geistliche und Kirchen königlich und gründete neue Klöster. Diese Neigung wurde herrschender, je mehr der Fürst frömmelte, insbesondere seit dem Tode seines einzigen Kindes [10]. Aber auch die Vermehrung der Stellen aus Glanzliebe verleitete ihn zur Verschwendung. So z. B. zog er die Herren von Clermont, welche früher Savoyen an sich gekettet hatte, im J. 1340 als Vasallen auf seine Seite, erhob sie zu Vicomten und überhäufte sie mit Geschenken und Gnaden. Ainard von Clermont bestellte er zugleich als seinen Generalhauptmann der Truppen, und als Oberhofmarschall (grandmaître de l'hôtel), oder wie Valbonnais sich ausdrückt, als Seneschall und Generalintendant seines Hauses mit dem Recht, in den Rathssitzungen neben dem Dauphin Platz zu nehmen. Sodann hielt er sich zwölf Almoseniers, die ihm zu Pferde und später auf Eseln folgen mußten. Täglich standen an seinem Hofe vier Tafeln und ebenso viele bei der Dauphine Marie gedeckt. Die Aufnahme der fremden Besuche war in seiner Umgebung schon genau geregelt nach Geburt und Würde [11]. Darum mochte es seiner Eitelkeit schmeicheln, als im April 1335 Kaiser Ludwig der Baier ihm eine glänzende Gesandtschaft nach Balme zuschickte, und ihn mit der Königswürde von Vienne belehnte, um welche er wol nicht, wie Chorier annimmt, erst angehalten haben mochte, da er aus Rücksicht gegen den Papst, welcher den neuen Kaiser nicht anerkannte, keinen Gebrauch davon zu machen wagte. Dagegen begab er sich noch in demselben Jahre nach Paris, huldigte dem König auf Empfang der schon von seinen Vorfahren genossenen Geldlehen als Vasall, und bezog den von seinem Bruder bereits besessenen Lehenpalast auf dem Greveplatze [12]. Aus dieser Prachtliebe und Verschwendungssucht floß öftere Geldverlegenheit des Dauphin. Daher trat er schon 1335 dem Könige von Frankreich mehre Vortheile gegen Erstattung einer Geldsumme ab, verkaufte späterhin an des Papstes Clemens VI. Bruder, Roger, seine Besitzungen in der Auvergne für 40,000 Goldgulden [13], und 1345 diejenigen in Languedoc für 31,000 Livres, nachdem er schon 1341 die Güter in der Normandie an den Bischof von Beauvais veräußert hatte. Was nun die Lehensverhältnisse in der Dauphiné anlangt, so folgte Humbert II. der Weise seiner Väter, war aber nicht immer glücklich darin. Schon nach seiner Annahme des Dauphinats entstand ein Streit zwischen zwei Vasallenfamilien, Allemand und Ainard, welcher fast von dem gesammten Adel des Landes ergriffen, zu einem innern Kriege führte, und zuweilen durch Humberts Verfügungen gedämpft, aber von Neuem, wol ohne große Störungen des Ganzen, wieder angefacht wurde und das Ende vor Humberts Abdankung nicht erreichte. Hingegen zog Humbert die Lehensherrschaft von Beauvoir gegen Entschädigung der Anwartschaften ein, machte seine Hoheitsrechte auf die Grafschaft Gap zum Nachtheile Frankreichs geltend und gesichert, und siegte in dem Lehenstreite wegen Valentinois. Auch wagte er, wiewol ohne Glück, Frankreich von Besitznahme der Vorstadt Vienne's, St. Colombe auf dem rechten Rhoneufer, abzuhalten, und suchte bei dem Streite zwischen dem Domcapitel und dem Erzbischofe von Vienne im J. 1338 Herr dieser Stadt zu werden, indem er sich des Capitels annahm. Als Humbert aber sich die Stadt huldigen lassen will, zettelt der Erzbischof eine Empörung an, welche der Dauphin mit Kriegsmacht dämpft, den erzbischöflichen Palast erstürmt und den Prälaten verjagt. Darauf waltet er in der Stadt als unumschränkter Herr, und sendet eine Botschaft zum heiligen Vater nach Avignon, wohin der Erzbischof unter allerlei von Humberts Leuten erduldeten Drangsalen geflohen, und läßt sich entschuldigen. Nun leitete der Papst eine weitläufige Untersuchung ein, Humbert erscheint selbst vor dem heiligen Stuhle mehrmals, um die Eindrücke der erzbischöflichen Leidenschaft auf Benedict XII. zu mildern; allein das endliche Erkenntniß verdammte den Dauphin zur Herausgabe der Stadt an den Erzbischof und zu Entschädigung des von seinen Leuten geplünderten Palastes, wofür der Erzbischof den über seinen Gegner verhängten

10) Der in Neapel geborene Dauphin Andreas entschläpfte, nach *Chorier* p. 286, seines Vaters Händen aus den Fenstern der Burg zu Grenoble hinab in den Isere; nach Antern entfiel er den Armen seiner Wärterin und ertrank in demselben Flusse; Valbonnais aber vermuthet, laut urkundlicher Zeugnisse I. p. 306, daß der Knabe im October 1335 (nicht 1338) an einer Krankheit gestorben sei. Er war kurz zuvor verlobt worden mit Blanka d'Evreux, Tochter des Königs von Navarra. 11) Umständlich erzählt hierüber *Valbonnais* I. p. 360 sq., auch hin und wieder Chorier, besonders S. 290. S. 276 schätzt dieser die jährlichen Ausgaben für den Dauphinalhaushalt auf 100,000 Livres, eine für jene Zeit gewaltige Summe.

12) Valbonnais nennt ihn Maison aux piliers, domus ad pilaria. 13) Nach Chorier betrug ein Goldgulden damals 2[illegible] Sols, oder nach Valbonnais zwei pariser Livres.

Kirchenbann zurücknehmen mußte, ohne daß dadurch der Groll zwischen beiden gänzlich gehoben wurde; vielmehr traten neue Ursachen zum Zwiespalte hervor, welcher erst durch Clemens' VI. friedfertige Gesinnungen beigelegt wurde. Fast gleichzeitig mit den Vorfällen in Vienne denkt Humbert auch an die Eroberung der demselben Prälaten gehörenden Stadt Romans, deren Einwohner bisher seine Besitzungen am Isere befehdet hatten. Wirklich nimmt er die Stadt ein, der Papst aber benutzt sogleich eine alte Sage, welche dem heiligen Stuhle die lehensherrlichen Rechte auf diese Stadt gab; darum verfügte er zu seinen Gunsten und ertheilte dem Dauphin gegen gründliche Entschädigung die Gerichtsbarkeit über Romans nur gemeinschaftlich mit dem Erzbischofe von Vienne. Diese Dinge schreckten den ehrgeizigen Humbert nicht ab, den Prinzen Jakob von Achaja und Piemont gegen eine Lehenspendung von 500 Goldgulden Grundbesitzes, und den Prinzen von Oranien gegen ein Geschenk von 4000 Goldgulden zu seinen Vasallen zu machen, und Markgraf Thomas von Saluzzo suchte, wie der Abt von Pinerolo, Schutz bei ihm, mit dem Erbieten, Alles zu gewähren, nachdem sich die Grafen von Genf früher schon als Vasallen ihm unterworfen hatten. Humbert benutzte diese Vortheile und Anerbietungen zu wenig, um sich in Italien, besonders in Savoyen, ein mächtiges Gewicht verschaffen zu können. Dennoch war es keineswegs Furcht vor letzterm Staat, obwol es Guichenon [14]) behauptet, sondern vielmehr Verlegenheit im zerrütteten Finanzzustande, daß Humbert zeitig auf das Vermächtniß seiner Dauphiné an eine bedeutende politische Macht, nicht aber an seine nächsten Verwandten bedacht war. Er übersah nicht blos die Barone von Vinai, Seitenverwandte der Latour du Pin, sondern auch Johann von Chalons, den Sohn der Beatrix von Viennois, und sah sich im J. 1337, da ihn der Tod seines einzigen leiblichen Erben zur Abdankung verstimmt hatte, nach dem Könige Robert von Neapel und Sicilien um, sandte Abgeordnete zu demselben und ließ ihm, jedoch mit ausschweifenden Bedingungen, die Nachfolge im Dauphinat anbieten. Die Gründe des Mislingens sind unbekannt geblieben. Inzwischen mochte Heinrich von Villars, Erzbischof von Lyon, welchen Humbert zu seinem Statthalter (Lieutenant, Locum-tenens) bestellt hatte, den Dauphin für Frankreich allgemach gestimmt haben, als derselbe 1343 in Avignon zur feierlichen Weihe Clemens' VI. erschien und seine Gedanken dem anwesenden Herzoge Johann von der Normandie eröffnete, welcher mit Hilfe seines Vaters und des Papstes Humberten geneigt machte, das Dauphinat an den zweiten Sohn des Königs, Herzog Philipp von Orleans, zu vermachen. Am 23. April 1343 kam zu Bois Vincennes zwischen den Abgeordneten der wichtige Vertrag, unter dem Namen le Transport de Dauphiné bekannt, zu Stande, welcher bald nachher durch eine persönliche Zusammenkunft zwischen dem Könige Philipp und dem Dauphin erläutert und befestigt, sowie vom Adel und von den Prälaten vor königlichen Commissarien beschworen wurde. In diesem Vertrage werden dem königlichen Prinzen oder einem andern vom königl. Geblüt aus Vorsorge für Sicherung wider Gefahren, Zwiespalt und Widerwärtigkeiten das Herzogthum Champsaur, das Fürstenthum Briançon, die Markgrafschaft Cesana, die Grafschaften Vienne, Albon, Graisivodan, Embrun und Gap, sammt den Baronien Latour du Pin, Valbonne, Faucigni, Meuillon, Montauban und allen vom Dauphinat abhängigen Ländern und Lehen für den Fall verschrieben, daß Humbert ohne leibliche Erben aus rechtmäßiger Ehe sterben werde. Aus dem Gewirr und der Schwerfälligkeit des in französischer Sprache verfaßten Vertrages [15]) geht ferner hervor, daß sich Humbert einigen Grundbesitz, die 2000 Livres französischer Lehen sammt 10,000 Livres jährlicher Einkünfte und einer Abfindungssumme von 120,000 florentinischer Goldgulden in drei Zahlungsfristen ausbedung; jedoch versagte er seinem Nachfolger die Vereinigung des Landes mit dem Königreich, und schrieb ihm die Dauphinalwürde mit dem herkömmlichen Wappen vor. Kaum war diese Übereinkunft berichtigt und 40,000 Gulden auf Abschlag in Empfang genommen, so bot H. schon wieder aus Geldmangel dem Könige Robert von Sicilien den sich von Frankreich ausbedungenen Grundbesitz zum Verkaufe gegen Zahlung von 30,000 Gulden an; des Königs Tod vereitelte den Handel, und da hiervon nach Frankreich Nachricht kam, so beeilte man sich, dem Dauphin die rückständigen 80,000 Gulden nachzuzahlen, während er die Einwilligung der Beatrix von Viennois und ihres Sohnes in sein Vermächtniß beibrachte.

Kaum war H. aus der Verlegenheit, so versprach er 1345 auf des Papstes Bitten Ludwig von Spanien Schiffe zur Eroberung der glücklichen Inseln zu rüsten, und kaum hatte er in demselben Jahre von des Papstes Wunsch und Reden für einen Kreuzzug gegen die Türken Nachricht erhalten, als er wider Anrathen der Vernünftigern sich zum Befehlshaber des Heerzugs anbot, sammt der kostspieligen Rüstung von 300 Mann gewaffneten Volkes, 1000 Armbrustschützen, 12 Bannerherren, 100 Reitern und mehr als fünf Schiffen [16]). Man mistrauete mit Recht seiner Fähigkeit zu diesem Amt, und des Papstes alleinigem Wohlwollen verdankte H., daß er am 25. Mai zu Avignon feierlich zum Kreuzfahrerhaupte bestellt wurde. Die Lächerlichkeiten und Unbesonnenheiten des Dauphins bei Anwerbung allen Gesindels zur Kreuzfahrt zu geschweigen, verdient blos seine Grille hier erwähnt zu werden, daß er laut einer öffentlichen Bekanntmachung hinfort Ymbert genannt sein wollte. Nachdem er den Erzbi-

14) *Guichenon* I. p. 403 sq.

15) Siehe den Vertrag bei *Valbonnais* II. p. 452 sq., ist aber hier wie in andern Werken mangelhaft und voller Fehler. Die Unsicherheit der damaligen Sprache hat du Chesne, Chorier und selbst Valbonnais auf Irrthümer geführt, wohin wir z. B. die Bezeichnung von six vingt mille Fl. d'or rechnen, welches sie für die Zahl 26,000 Fl. genommen haben; nach einer Urkunde bei *Valbonnais* II. p. 489 sq. heißt es sechsmal 20,000, folglich 120,000 Fl. 16) Chorier zählt 12 Schiffe des Dauphin, von denen das seine äußerst prachtvoll geschmückt worden war.

schof Heinrich von Lyon als Landesverweser in der Dauphiné zurückgelassen hatte, begab er sich am 1. August mit seiner Gemahlin nach Marseille, und bereitete daselbst die Einschiffung vor, welche am 2. Sept. 1345 erfolgte. In Venedig wurde er sehr ehrenvoll empfangen, zu einem Edeln der Stadt erhoben und mit mehren hundert italienischen Kreuzzüglern versehen. Zu Anfang Octobers segelte die Flotte, deren Stärke nicht erwähnt wird, nach dem Archipelagus ab, wo sie im folgenden Jahre umhersegelte und endlich bei Smyrna auf die türkische Flotte stieß, welche eine Schlacht annahm. Der Sieg blieb auf Humberts Seite, jedoch ohne vorzügliche Folgen [17]). Der Waffenstillstand wurde auf Erbieten des Sultans angenommen, und Humbert zog sich im November 1346 auf die Insel Rhodus zurück, um daselbst zu überwintern. Hier starb seine Gemahlin Marie; dies und eine tödtliche Krankheit soll den Dauphin zur Rückkehr in die Heimath bewogen haben, wozu er sich aber vorerst die päpstliche Erlaubniß erbitten zu müssen glaubte, da sein Gelübde auf einen dreijährigen Kreuzzug aus eignem Antriebe gestellt worden war. Mit Beginne des Frühjahrs 1347 segelte H. nach Venedig zurück, wo er mit Auszeichnung empfangen, seinen Weg zu Lande fortsetzte. Gleiche Ehre thaten ihm die Visconti in Mailand an, mit welchen er ein Bündniß schloß. Im September zu Grenoble angelangt, fand er, daß während seiner Abwesenheit offene Gewalt, Unordnung, Befehdung und Zwiespalt im Lande, besonders an der savoyischen Grenze, geherrscht hatten, und daß die Willkür des Sire von Beaujeu noch im Schwange ging. Doch ließ sich Humbert nicht abhalten, vier Monate hindurch an dem päpstlichen Hof in Avignon zu verweilen, und erst nach der Rückkehr im März 1348 ernstlich an Abhilfe der eingerissenen Gebrechen zu denken, insbesondre aber an die Zügelung des übermüthigen Sire von Beaujeu. Dessen gewaltsame Besitznahme von Beauregard in Bresse reizte den Dauphin zur Eroberung der feindlichen Festung Mirabel, was den Sire mit Hülfe des Grafen von Savoyen zur Fortsetzung des Kampfes trieb, und Humbert zu einem allgemeinen Aufgebot aller Mannspersonen, die ihr 15. Jahr überschritten hatten. Der König von Frankreich aber hinderte den Ausbruch des weitaussehenden Krieges durch einen vermittelten Waffenstillstand, während dessen die Abdankung Humberts bewerkstelligt wurde.

Als nämlich H. seit der Rückkehr aus Griechenland nach Avignon gekommen, dem heiligen Vater Bericht erstattet hatte, rieth ihm dieser zur Wiedervermählung, wozu Blanka, des Grafen Amé von Savoyen Tochter, in Vorschlag gebracht wurde; als aber der Vater dieser Prinzessin Schwierigkeiten in den Weg legte, so rieth man ihm Johanna von Bourbon an. Die mit Eifer betriebenen Verhandlungen gediehen bis zum Abschlusse, da verlangte Johanna's Vater, der in Paris war, unter mancherlei Vorwand, ohne Zweifel auf Betrieb des französischen Hofes, einen wiederholten Aufschub der Vermählung, wogegen H. mistrauisch sein Versprechen zurücknahm. Indessen knüpfte der Herzog von Bourbon zu Anfange des Jahres 1349 die Unterhandlungen persönlich wieder an, die H. nach einigem Bedenken durch die plötzliche Erklärung abbrach, daß er sich nie wieder verheirathen werde. Hierin bestärkten ihn namentlich der Erzbischof Heinrich von Lyon und vor Allem der vielvermögende Karthäusergeneral Johann Birel. Dieser wußte des Dauphins Hang zum Klosterleben, welcher sich durch Stiftung mehrer Einsiedeleien in den Gebirgen um Grenoble kundthat, zu heben und zu entflammen. Und da im Lande bei Adel und Unadel über das Vermächtniß Unzufriedenheit herrschte, suchte H. noch vor seinem Abschiede mancherlei Verfügungen zu treffen. Er machte z. B. die Jagd wieder allgemein, ordnete das Münzwesen, Maß und Gewicht, erleichterte die Abgaben, hob das barbarische Recht der todten Hand (manus mortua) auf, befestigte Begünstigungen und Vorrechte, führte ein Municipalgesetz, unter dem Namen Dauphinalstatuten, ein, und schickte erfahrene Männer im Lande umher, damit sie bei Adel und Gemeinden die Gebrechen aufnehmen und ihm zur Abstellung derselben berichten sollten. Unter solcher nützlichen Thätigkeit drängte ihn Frankreich zur Abdankung; und zu Tournon wurde im Februar 1349 verabschiedet, daß nicht des Königs zweitem Sohne, sondern dessen Enkel, Karl, Herzogs Johann von der Normandie Sohne, die Dauphinalregierung erblich übertragen wurde. Humbert hingegen behielt den Titel Dauphin und die Souverainetät über sein Haus und Gesinde. Am 16. Jul. geschah zu Lyon, zur großen Unzufriedenheit des Landes, hauptsächlich des Adels [18]), die persönliche Übergabe der Dauphinalrechte und Besitzungen an den Prinzen Karl, der sich inzwischen mit Johanna von Bourbon verlobt hatte. Die Feierlichkeit wurde durch das Scepter, den Ring, den Banner und den alten Dauphinaldegen bewirkt. Tages darauf trat Humbert in den Dominikanerorden, und bezog als Novize und Klosterbruder, dessen Gläubiger der neue Regent befriedigen mußte, das Schloß zu Beauvoir. In dieser Prüfungszeit, erzählt Chorier, wollte sich H. nach und nach nicht gefallen, und dachte an den Rücktritt in die Welt; Birel aber, der ihn nicht aus den Augen verlor, bearbeitete seinen Wankelmuth dergestalt, daß Humbert am 24. Dec. 1350 zu Avignon vom Papste Clemens VI. in Gegenwart des Königs von Frankreich, der Prinzen von Geblüt und vieler Großen der Krone als Unterdiakonus eingeweiht wurde, und am Weihnachtstage vor der glänzenden Versammlung wirklich die Messe las [19]). Acht

17) Chorier a. a. O. S. 319 will wissen, daß der Sultan nach der Niederlage seinen siegreichen Gegner habe kennen lernen wollen, und daß H. wider den Rath seiner Freunde die Zusammenkunft zugesagt, und in derselben der Türke die persönliche Schwäche des Dauphin kennen und ihn nachher verachten gelernt habe.

18) Man stellte z. B. nach Chorier S. 329 den Leuten des neuen Dauphin nach, und nahm dessen Kanzler auf einem Spaziergange gefangen, der aber wieder freigelassen werden mußte.

19) Ce fut, bemerkt Chorier p. 344, avec tout de piété et de devotion, que si le Roy fut satisfait en ce moment de voir le Dauphiné asseuré à sa Maison, le Pape ne le fut pas moins

nachher salbte ihn der heilige Vater zum Patriar-
von Alexandrien und zum Prior des Jakobiner-
rs in Paris ein. Bald darauf bestellte ihn derselbe
beständigen Verweser des Erzbisthums zu Rheims.
ald als Humbert im Februar 1351 den neuen Bi-
in Grenoble eingeweiht hatte, reiste er zu seiner
mmung nach Frankreich ab, stiftete in seinem pari-
Kloster ein theologisches Seminar für 26 Studenten.
Anfange des J. 1355 wollte H. die Verwaltung
erzbischöflichen Amtes abgeben und sich auf Verlan-
Königs Johann zum Bischofe von Paris erheben
t. Dieserhalb sandte er an den Papst, und er selbst
rte zu Clermont die Entscheidung ab; allein er ver-
n eine tödtliche Krankheit, verfügte im letzten Wil-
um Besten mehrer Kirchen und Klöster, sowie über
Bezahlung rückständiger Schulden, und starb am
Mai desselben Jahres. Der Leichnam wurde nach
s in die Jakobinerklosterkirche neben der Königin
entine feierlich beigesetzt. Der König von Frank-
ehrte sein Andenken durch das Gepräge einer Münze
em Thurme, den Lilien und dem Kreuze[20]). (*B. Röse.*)

C. Bischof von Würzburg.

Humbert, 833—842 Bischof zu Würzburg, war
r Chorbischof des Erzbischofs Heistolf von Mainz,
unterzeichnete 815 als Domherr von Würzburg
Vertrag seines Bischofs Wolfger mit der Abtei
Als Bischof wohnte er 835 der Reichsver-
ilung auf dem Landhause von Theodo bei, und
unterzeichnete er den Beschluß des Kirchenraths zu
sia an der belgischen Grenze. Im nämlichen Jahr
t er vom Kaiser Ludwig dem Frommen, durch den
of Drogo von Metz, die Bestätigung eines Privi-
ms für sein Bisthum, welches Kaiser Karl der Große
n Vorgänger Bernwelf ertheilt hatte. Im J. 837
e er vom Abte Rhaban zu Fuld in das Kloster Holz-
n eingeladen, damit er die Gebeine der heil. Mär-
, Januarius und Magnus, erst ansehe, ehe sie in
steinerne Kapsel gebracht würden. Ebenso ertheilte
m Abte Rhaban die Genehmigung, daß die Gebeine
heil. Cäcilia in die Kirche Ratesdorf gebracht wur-
Am 15. Jul. 837 weihte er die von ihm gebaute
e zu Lauf am Neckar, und ließ den Leib der heil.
nswindis daselbst verwahren. Er war einer der drei
höfe, welche den Abt Rhaban veranlaßten, eine Er-
rung der Bücher Mosis zu schreiben. Ihm widmete
Rhaban seine Erläuterung des Buches Josua, Ruth
der Richter. Da er auch vom Abt über die für
helichungen verbotenen Grade der Blutsverwandtschaft
Rath gefragt wurde, so ist zu schließen, daß er als
rderer der Wissenschaften verehrt worden sei. Er
den 9. März 842 *). (*Jaeck.*)

HUMBERT (Abraham von), aus einer altadeli-
gen französischen Familie entsprossen, die ursprünglich
ihren Sitz in Lothringen hatte, aber wegen der dama-
ligen Verfolgungen der Reformirten sich im J. 1630
nach Metz begab, wo der Großvater von diesem H. Pro-
curator beim Parlamente war. Ein Sohn desselben, ein
angesehener Handelsmann, floh später, als nach Wider-
rufung des Edicts von Nantes die Reformirten auch hier
nicht sicher waren, nach Berlin und bald nach seiner An-
kunft wurde ihm Abraham im April 1689 geboren. Die-
ser zeigte schon in seiner frühen Jugend entschiedene Nei-
gung für den Militairstand, und beschäftigte sich deshalb
vorzugsweise mit der Mathematik, trat 1708 als Cadet
in holländische Dienste, kehrte nach beendigtem Feldzuge
nach Berlin zurück, nahm sodann 1711 sächsische Dienste,
wohnte als Fähnrich dem in demselben Jahre stattfinden-
den Feldzuge nach Pommern bei, wurde in der Schlacht
bei Gadebusch 1712 am 20. Dec. gefangen und nach
Wismar gebracht. Nach sieben Jahren verließ er als Lieu-
tenant die sächsischen Dienste, ging 1719 wieder nach
Berlin, trat hier als Hauptmann bei dem königl. preuß.
Ingenieurcorps ein, und wurde nach Memel gelegt, wo
er sich 1725 mit der Witwe des Bürgermeisters Stürzel,
und da ihm diese schon im folgenden Jahre durch den
Tod entrissen wurde, später mit einer Tochter des re-
form. Predigers Balleer verheirathete. Im J. 1731
wurde er, um die Festungswerke einzurichten, nach Stet-
tin beordert und kam hier mit mehren Gelehrten in Be-
rührung, die Veranlassung wurden, daß er sich der
Schriftstellerei hingab. Im J. 1737 wurde er als In-
genieurmajor nach Küstrin versetzt, vom Könige Frie-
drich II. aber 1740 nach Berlin zurückberufen und ihm
der Unterricht der beiden jüngsten Prinzen in der Mathe-
matik anvertraut. Humbert genoß hier eine vorzügliche
Achtung, wurde 1743 als Mitglied der Akademie der
Wissenschaften zu Berlin aufgenommen, auch zum königl.
geheimen Rath und Beisitzer des französisch-reformirten
Consistoriums ernannt. Er starb zu Berlin 1761 am
12. Jan., und hat viele, vorzüglich Geographie und Bau-
kunst betreffende, Schriften hinterlassen, von denen zu
erwähnen sind: die Lettres d'un Officier Ingénieur sur
quelques sujets de fortification et de géometrie pra-
tique (Berl. 1734. 4.). Über diese Briefe, deren Werth
übrigens mehrfach gerühmt wurde, gerieth er mit dem
Ingenieurcapitain Joh. Chr. Glaser, der ihn des Plagiats
beschuldigte, in Streit, vertheidigte sich aber wacker in
seinen Reflexions sur un écrit de Monsieur le Capi-
taine Glaser, intitulé: Lettres à trois demandes
(Stett. 1737. 4.), und wurde auch von einem erfahrnen
sächsischen Ingenieurcapitain Herlin in einer teutschen
Schrift vertheidigt. Ferner gab er Lettres politiques,
historiques et galantes (Amsterd. 1741. 1743. 2 Tom.
12.) heraus; Der Angriff und die Vertheidigung der Fe-
stungen durch den Herrn von Vauban in französ. Sprache

---

oir une ame si bonne, et si sainte asseurée à Dieu. In den
über ihn, als Geistlichen, liest man nebenbei stets den Titel
inus Viennensis antiquior.

20) Vergl. *du Chesne* a. a. O. p. 673 sq., *de Gaya* a. a.
ap. 9 und die ausführlichen, bereits angeführten Werke von
er und Valbonnais.

*) *Mabillon*, Annal. ord. s. Bened. T. II. p. 454. *du Chesne*, Script. Franc. T. II. p. 696. *Baluzii* Misc. L. III. c. 50. *Eccard* T. II. p. 834. Acta Sanctorum ap. *Bolland.* Jul. T. IV. p. 90. *Ussermann*, Episc. Wirceb. p. 21—23. Ludewig, Geschichtschreiber von Würzburg, S. 416—418.

beschrieben und nunmehr auf hohen Befehl ins Teutsche übersetzt, auch zu desto bequemerem Gebrauch der preuß. Herren Officiers mit einigen Anmerkungen erläutert, 2 Bände (Berlin 1744 u. 1745. 4.); Traité des Sièges pour servir de supplément à l'attaque et à la défense des Places de Mr. *de Vauban* (ib. 1747. Teutsch Potsdam 1747); Ouvrages divers sur les belles lettres, l'Architecture civile et militaire, les Méchaniques et la Géometrie (Berlin 1747); Nouveau Traité du Nivellement (ib. 1750); L'Art de génie pour instruction des Gens de guerre (ib. 1755, auch Teutsch Bernburg 1756) und m. a. Außerdem aber hat H. mit mehren kleinen Aufsätzen die Mémoires de l'Acad. de Berlin, sowie die Bibliothèque germanique und das Journal de Berlin bereichert *). Sein Bildniß findet sich in Bruckers Bildersaal in der neunten Decade. (*R.*)

HUMBERTIA *Commers.* (*Herb.*). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Convolvuleen und der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe, deren Charakter folgender ist: Ein lederartiger, fünfgetheilter Kelch; eine glockenförmige, außerhalb zottige Corolle mit ausgeschweiftem, fast ungetheiltem Rande, herausstehende Staubfäden, eine ausgerandete Narbe, und eine holzige, von einer Beere umschlossene Kapsel mit meist dreisamigen Fächern. Die einzige bekannte Art, welche Commerson auf Madagaskar entdeckt hat, H. madagascariensis *Lam.* Enc. (H. aeviternia Commers. herb., Endrachium madagascariense *Juss.* et *Gmel.* Syst. veg., Thoninia spectabilis *Sm.* Ic. ined. I, t. 7.) ist ein hoher Baum mit zerstreut stehenden, umgekehrt eiförmig-lanzettförmigen, ausgerandeten Blättern, und in den Blattachseln stehenden, einblumigen Blüthenstielen. Abb. *Lam.* Illustr. t. 103. S. *Spr.* Syst. I, 589. (*Sprengel.*)

HUMBERTUS oder HUBERTUS, 1) ein Mönch des 13. Jahrh., war von Romans aus Dauphiné in dem alten Königreiche Burgund, weshalb er von Einigen für einen Burgunder gehalten wird; studirte zu Paris kanonisches Recht und Theologie, wurde Magister und trat 1229 in den Convent des heil. Jakob Benedictinerordens, lehrte hernach zu Lison, ward Prior, alsdann Provincial von Toscana, 1254 General seines Ordens in Frankreich, und ging in diesem Jahre zum Convente nach Ofen in Ungern, 1263 in gleichen Geschäften nach London, legte 1264 sein Ordensgeneralat freiwillig nieder, schlug das Patriarchat zu Jerusalem aus, und starb am 14. Jul. 1277. Er schrieb: Officium ecclesiasticum universum tam nocturnum quam diurnum ad ordinis Praedicatorum usum; Expositio Regulae Augustini (Hagenau 1505. 4. Paris 1513. Dillingen 1581. 4.); Liber de instructione officialium Ord. Praedicat. (Mailand 1505. Vened. 1507. Lyon 1515); De eruditione Praedicatorum (Hagenau 1508. 4. Vened. 1603. 4. Barcellona 1607. 4.); Sermones de variis argumentis et epistola de tribus votis religionis substantialibus (Hagenau 1508. fol. Dillingen 1581. Vened. 1603 und 1609) u. a. m. *). (*Rotermund.*)

2) s. Hubert und Humbert.

HUMBLE (Gustav Adolf), geb. 1674 zu Jönköping. Mit einem Reisestipendium König Karls XI. besuchte er Rostock, Wittenberg und andre teutsche und holländische Universitäten; 1700 ward er Pastor und Propst zu Eskilstuna, 1709 Hofprediger und Beichtvater der verwitweten Königin Hedwig Eleonora, 1719 Admiralitäts-Superintendent zu Karlskrona und Doctor der Theologie, 1730 Bischof von Weriö. Von schönem Körperbaue, hatte er große Kanzelgaben, besaß gründliche Gelehrsamkeit, eiferte für die Reinheit der Lehre, war sehr thätig für das Kirchen- und Schulwesen seines Stifts, ein pünktlicher und tüchtiger Geschäftsmann und ein liebenswürdiger Gesellschafter. Er starb 1741. Seine gedruckten Schriften bestehen insbesondere in Predigten. (*v. Schubert.*)

HUMBOLDTIA *Vahl.* Symb. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen und der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe, deren Charakter in einem viergetheilten Kelche, fünf, fast gleichförmigen Corollenblättchen, Staubfäden, welche dem Kelch eingefügt sind, und einer ablangen, zusammengedrückten Hülsenfrucht besteht. Die einzige bekannte Art, H. laurifolia *Vahl.* Symb. (Batschia laurifolia *Ej.* Symb. t. 56.) ist ein auf Ceylon wachsender Baum mit gegliederten, röhrenförmig-hohlen, viereckigen Zweigen, abgebrochen-gefiederten, glatten Blättern und trauben-förmigen Blüthen. S. *Spr.* Syst. I, 794. — Humboldtia *R.* et *P.* S. Stelis. *L.* (*Sprengel.*)

Humboldtilith und Humboldtin, s. den folg. Art.

HUMBOLDTIT. Dem großen Naturforscher Alexander von Humboldt zu Ehren sind mehre Mineralien benannt, die aber, da nur ein Mineral diesen Namen führen kann, zum Theil verschiedene andere Benennungen erhalten haben, oder die man durch verschiedene Endsylben des Namens zu unterscheiden sucht. Diese sind:

Humboldtilith nach Covelli [1]) kommt in kleinen quadratischen Prismen mit abgestumpften Endkanten von gelber oder gelblichgrüner Farbe, von Feldspathhärte, mit einem specif. Gewichte von 3,1 am Vesuv vor. Die Abstumpfungen der Endkanten stammen von einer Quadratpyramide ab, deren Grundkantenwinkel 68° und die Polkantenwinkel 133° 25′ betragen. Vor dem Löthrohr ist das Mineral schwierig schmelzbar, in Salpetersäure gelatinirt es. Seine Bestandtheile sind: 43,96 Kiesel-

---

*) Vergl. Rathlef, Gesch. jetztlebender Gelehrten. 5. Th. S. 53 fg. Strodtmann, Gelehrtes Europa. 5. Th. S. 193 fg. Hirsching, Histor.-lit. Handb. 3. Th. S. 306. Adelung zum Jöcher. 2. Bd. Col. 2188. Meusel, Lexikon d. verstorb. teutschen Schriftst. 6. Bd. S. 171 fg. Außerdem sehe man sein Eloge von J. H. S. Formey in der Hist. de l'Acad. des Sciences de Berlin. T. XVIII. p. 116 sq.

*) Sein Leben hat Franz Diago beschrieben; es steht in der Bibl. P. P. Lugd. T. XXV. p. 421 sq. Vergl. *Echard*, Bibl. Praedicat. T. I. p. 141. *Oudin*, Commentar. de script. eccles. antiq. T. II. p. 251. *Possevin* in apparatu sacro, T. I. p. 773. Jöcher, Gelehrten-Lexikon.

1) *Montiulli* et *Covelli*, Prodromo della Min. Vesuv. p. 375. Breislack, Lehrbuch d. Geolog., übers. v. Strombeck. III. S. 275. Schweigger-Seidel, Neues Jahrb. d. Phys. u. Chemie. 1832. S. 293.

, 11,20 Thonerde, 31,96 Kalkerde, 6,10 Talkerde, Eisenoxydul, 4,28 Natron, 0,38 Kali. Der von ondini beschriebene Zurlit dürfte nicht verschieden sein.

Humboldtin findet sich in Braunkohlenlagern bei n in Böhmen und Almerode in Hessen, gewöhnlich Platten oder kleintraubig, mit faseriger Structur, die in dichten, unebenen und selbst erdigen Bruch über-, doch finden sich auch haarförmige und pyramidale e Krystalle, die von rhombischen Pyramiden herzu- men scheinen. Seine Farbe ist strohgelb, ohne Durch- igkeit, seine Härte die des Gypses und sein specif. icht ungefähr = 2. Nach Rivero [2]) besteht er aus 4 Sauerkleesäure und 53,86 Eisenprotoxyd. In den len neuern Lehrbüchern wird er unter dem, von Breit- t vorgeschlagenen, Namen Oxalit aufgeführt, auch ist nter dem Namen Faserresin bekannt.

Humboldtit. Mit diesem Namen hat man ein, der Seisalpe bei Sonthofen in Tyrol in Kalkspath ommendes, Mineral belegt, das aber einerlei mit lith ist. S. Datolith. (*Germar.*)

HUMBRACHT (Johann Maximilian von) *), mag fähr 1653 geboren worden sein, weil er nach Zedler Jöcher 61 Jahre alt war, als er am 4. Oct. 1714 . Er stammte aus einer altadeligen Familie zu Frank- am Main, zeigte von Jugend an große Liebe zur hichte, Genealogie und Heraldik, und sammelte zei- Beiträge zur Genealogie höchster und hoher europäi- Familien. Auf solche Weise spürte er auch das ge- gische Manuscript aus, welches der Kurfürst Georg rich von Mainz durch G. Helwig aus archivalischen richten hatte entwerfen und durch seinen Verwand- Greiffenklau von Vollraths, vermehren lassen. Hum- t zog es aus dessen Familienarchive hervor, arbei- s mit seinen Zusätzen, jedoch ohne strenge alphabe- Ordnung der Geschlechter, in 293 Stammtafeln Wappen der reichsfreien rheinischen, schwäbischen fränkischen Ritterschaft mit deren anverwandten Fa- n aus, und führte dieselben, wenn auch nicht Alle, uf seine Zeit herab. Das Werk erschien zu Frank- am Main 1707 unter dem Titel: Die höchste Zierde schlaads, und Vortrefflichkeit des teutschen Adels ꝛc. oß Folio. Von seinem Leben und seinen Schicksa- st nichts bekannt geworden, als daß er Rathsherr in Vaterstadt gewesen ist. (*B. Röse.*)

HUME (David), einer der größten Philosophen 18. Jahrh., war der jüngere Sohn eines schottischen , väterlicher Seite aus dem Geschlechte der Grafen e oder Hume, und mütterlicher Seite aus dem des David Falconer, und geboren zu Edinburgh am April 1711. Seinen gebildeten Vater verlor er früh- , und die junge schöne Mutter, die sich seiner und beiden Geschwister Erziehung annahm, bestimmte wegen unbeträchtlicher Vermögensumstände, für die swissenschaften, während sich in ihm der unbeug- same Hang zu allgemeiner Gelehrsamkeit entwickelte und festsetzte, wozu er ausdauernden Fleiß bewies. Heimlich studirte er die alten Classiker, besonders Virgil und Cicero, mit solcher Anstrengung, daß er, geschwächt, auf eine den Körper beschäftigende Lebensart denken mußte. Er begab sich daher nach Bristol in ein Kaufmannshaus, wo er aber in kurzer Zeit der neuen Thätigkeit überdrüssig wurde. Nun eilte er nach Edinburgh zurück und vollendete daselbst seine vielseitigen akademischen Studien, die sich sowol auf das classische Alterthum und die Nationalliteratur der britischen Inseln, als auch auf die Beobachtung des öffentlichen Lebens, das mit jenen in gewisser Wechselwirkung stand, erstreckte. Allerdings hätte dies in ihm eine überwiegende Neigung zum Praktischen und Gemeinnützigen erzeugen können; allein sein philosophisches Denken, allerdings wol veredelt durch die Art seiner Studien, wich sehr ab von seinem Handeln. Hume nämlich faßte das Streben der Menschen, unabhängig vom Erfolge, genau auf, suchte die Sittlichkeit der Handlungsweise von Verdunkelung oder Entstellung zu säubern, ging dann zur Staatsverfassung und zum bürgerlichen Leben über, und was er darin auffaßte, behandelte oder betrachtete er mit kalter Vernunftmäßigkeit und prüfender Zweifelhaftigkeit. Daraus floß für seine philosophischen Studien ein sehr strenger Skepticismus, der den Locke'schen Empirismus heftig erschütterte, indem er die Objectivität der philosophischen Erkenntniß, sowie die Realität der metaphysischen Speculation bestritt und alle Vorstellungen von instinctartigen Eindrücken oder Empfindungen der Erfahrung und subjectiven Angewohnheiten ableitete; folglich mußte ihm alles Wissen, mit Ausnahme des mathematischen, ungewiß und zufällig, und die positiven Satzungen des Christenthums zweifelhaft erscheinen, sowie er die Sittenlehre auf Principe des sittlichen Gefühls oder auf Triebe des Wohlwollens begründete, d. h. auf die moralische Sinnesart, in der Alle übereinstimmen, und leitete auch daraus die ursprüngliche Identität der Sittlichkeit und des Rechts her. Staat sammt Staatsverfassung führte er auf das, nach sittlichem Gefühl anerkannte Gemeinbeste und den Gemeinsinn zurück, ohne bedacht zu haben, daß allgemeine Beistimmung zur Gründung eines Staates wol nie stattgefunden habe, sondern daß sie hauptsächlich auf gewaltsame Weise hervorgetreten sei. Mit diesem Ideale, zu welchem Wahrheit und Wirklichkeit nicht immer stimmt, ging Hume zur Geschichte über, in der er fast heftigere Widersacher gefunden hat, als in der Philosophie. Natürlich kann ein Mann, der seine Ansicht schon zur Geschichte bringt, und sie nicht erst aus vorsichtigen und beharrlichen Forschungen gewinnt (desto merkwürdiger, je mehr ihn seine Skepsis zur sorgfältigen Prüfung hätte hinleiten sollen!), keine Ansprüche auf großes Quellenstudium machen, sondern man bewundert ihn, wenn er sich, wie Hume, ausgezeichnet in der Art der Behandlung seines Stoffes und der Darstellung. Wirklich steht er hierin unter den Meistern der neuen historischen Kunstschule oben an, und half den aus Frankreich auf die britischen Inseln verbreiteten Geschmack historischer Kunst fördern und pflegen. Sei-

[2]) Annal. de Chim. et de Phys. XVIII. p. 207.
*) In seinem Werke nennt er sich nicht von H., sondern bracht, edlen Geschlechtes. Seine Vorfahren schrieben ch Humpracht, Humbrecht oder Humprecht.

ner psychologisch-pragmatischen Darstellungsweise mangelt aber Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit der Forschung und gerechter, ruhiger Gleichmuth in der Auffassung, sodaß man ihm noch heute Befangenheit vorwirft, während er sich alle Parteien seiner Landsleute zu Feinden machte, sowie seine Schreibart immer verschiedenen Urtheilen unterworfen gewesen ist. Ein Mann, wie Hume, der in seinen Ansichten von dem Gewöhnlichen abwich, und in seinen Schriften Religion und Glauben erschütterte, sodaß er in den Ruf eines Atheisten kam, war vielen Anfechtungen des Lebens ausgesetzt; nur seine ruhige, gelassene und feste Gemüthsstimmung, eine Art menschlicher Glückseligkeit, sammt der ihm eigenthümlichen, heitern und trockenen Laune, half ihm Hohn, Spott, Verachtung und Schmähung ertragen. Mit bewundernswürdiger Fassung und Ruhe hörte oder las er die Schmähungen, in welche sich seine gelehrten Feinde durch Schriften gegen ihn ergossen; mit Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit sah er auf die Armen, welche in seiner Nachbarschaft gegen ihn aufgehetzt wurden; aber dann wurde er leidenschaftlich, wenn sein literarischer Ruhm empfindlich angegriffen wurde. Zwar soll er fest entschlossen gewesen sein, Keinem seiner Widersacher zu antworten; allein gegen Tytler, der in einer historisch-kritischen Untersuchung die Unschuld der schottischen Königin Maria gegen ihn vertheidigte, schrieb Hume eine bittere Bemerkung in der erneuerten Ausgabe seiner Geschichte; er wollte seit der Zeit nie wieder mit ihm in Gesellschaft sein, und wo sich Beide trafen, mußte Einer von ihnen jedesmal plötzlich weichen. Mit Beattie soll er in ähnlichen Verhältnissen gestanden haben, weil ihm dieser bei Besetzung der Moralprofessur zu Edinburgh vorgezogen wurde. Mit einem seiner vertrauten Freunde, einem Geistlichen (eine Ausnahme, da er sonst die Geistlichen haßte), zerfiel er, weil jener in einem Scherz auf seine philosophischen Grundsätze anspielte; ein Knabe verstimmte ihn gänzlich in einer Gesellschaft durch die Frage, ob er der Atheist Hume sei. Dagegen nahm er die Frau eines Lichthändlers, die ihn in ihrem heiligen Eifer bekehren wollte, freundlich auf, hörte ihr gelassen zu, und bat sie, da sie ihm die Theilhaftigkeit des innern Lichtes anwünschte, ihn künftig doch auch mit dem äußern Lichte zu versorgen, worüber das Weib beruhigt, ihm von nun an stets Lichter brachte. Im Übrigen führte er ein ehrbares, züchtiges, strengsittliches Leben, ohne Pracht und Prahlerei, und ohne den Gelehrten zu verrathen, der er wirklich war. Leutseligkeit und Zugänglichkeit milderten seinen verschrienen Ruf, und große Männer, wie Ferguson, Adam Smith, Blair und Black, waren seine vertrautesten Freunde. Spärliches Auskommen und das Bestreben, dasselbe zu verbessern, nöthigten ihn zu einer verschiedenartigen Lebensweise. So ging er nach vollendeten akademischen Studien 1734 in eine strenge, sparsame Einsamkeit nach Frankreich, um seine Unabhängigkeit behaupten zu können. Hier lebte er theils zu Rheims, theils zu la Fleche in Anjou, und schrieb seinen Treatise on human nature, welcher zu London 1738 u. fg. (3 Bde.) gedruckt wurde, und, teutsch von Ludw. H. Jakob bearbeitet, zu Halle 1790 u. fg. (3 Bde.) erschien. Er selbst ging nach drei in Frankreich verlebten Jahren nach Hause zurück, und obschon seine Abhandlung unbemerkt blieb, so betrat er doch mit Heiterkeit die schriftstellerische Laufbahn zum zweiten Mal in dem ersten Theile seiner Essays moral, political and litterary (Edinb. 1742; dann zu London mit den Fortsetzungen erschienen 1768. 2 Thle. 4. 1770. 1784. 4 Thle. 1810. 2 Thle.). Sie fanden Beifall. Hierauf widmete er sein einsames Leben der griechischen Sprache, die er früher vernachlässigt hatte; übernahm dann ein Jahr lang die Führung eines jungen Edelmannes, und ging nun zum Gesandtschaftssecretariat bei dem General St. Clair am wiener und turiner Hof über, wo man ihn in der Uniform eines Generaladjutanten sah. Nach Verlauf etlicher Jahre (1749) zog er sich mit 1000 ersparten Pfunden Sterling auf das Landgut seines Bruders in Schottland für die einsamen Studien zurück, und arbeitete hier seinen ersten jugendlichen Versuch um, der zu London 1748 erschien, unter dem Titel: Enquiry concerning hum. understanding, teutsch übersetzt von Sulzer (Hamb. u. Leipzig 1755) und von Tennemann, nebst einer Abhandl. v. Reinhold über den Skepticismus (Jena 1793). Diese Schrift, unter seinen philosophischen die beste, weil seine Ansichten am Bündigsten und Lichtvollsten darin vorgetragen worden sind, gab Kant insbesondere Anlaß, weitere Untersuchungen über die Kräfte und Schranken der menschlichen Erkenntnisse zu verhängen. An diese Arbeit schloß sich chronologisch an sein Enquiry concerning the principles of moral (Lond. 1751. 12.), später in die Essays and treatises on several subjects (Lond. 1770. 4 Thle.) aufgenommen. Hume gab hierin dem bei den Briten beliebten Systeme des moralischen Sinnes, gestützt auf seine sittliche Tendenz und den Reichthum trefflicher Beobachtungen und Betrachtungen, durch scharfsinnige Gedanken. Gehalt und Festigkeit. Er selbst hat, mit vielen Kunstrichtern, diese Schrift für die beste seiner philosophischen Werke erklärt. Auf diese, gleichfalls große Aufmerksamkeit erregende [1]), Schrift folgte seine Natural history of Religion (Lond. 1755), im freigeisterischen Sinne seines Jahrhunderts. Und so hatte man nun eine Sammlung von Schriften Hume's, worin er mit „furchtbar folgerichtigem Skepticismus" das Dasein Gottes, Vorsehung, Wunder und Unsterblichkeit der Seele angriff, in Zweifel setzte und sogar den Selbstmord für nicht unmoralisch hielt. Letzteres legte er besonders in seinen Essays on suicide and the immortality of the soul dar, die jedoch erst nach seinem Tode zu London 1789 erschienen. Seine Ansichten fanden bei seinen Landsleuten, bei Franzosen wie bei Teutschen, Anklang, wie die Geschichte der Philosophie uns ähnliche, gleichzeitige Erscheinungen darbietet, sodaß Hume bald

1) Aufmerksam wurde man namentlich in seinem Vaterlande auf ihn durch die Gegner seiner Meinungen, wie D. Warburton, Th. Reid, James Beattie, Th. Oswald und Joseph Priestley. Der Letzte griff ihn besonders in den Lettres to an philosophical unbeliever containing an examination of the princ. objections to the doctrines of natural religion and especially those contained in the writings of Mr. Hume (Bath 1780) an.

den größten Philosophen Europa's hochgeachtet und
hilosophisches Muster gefeiert wurde.
Inzwischen zog Hume (1751) nach Edinburgh, wo
'52 Bibliothekar der dortigen Advocaten wurde, und
dadurch eine ansehnliche Büchersammlung zur Be-
ng bereit stand. Dies veranlaßte ihn, sich mit ju-
ichem Feuer auf die Geschichte zu werfen, und sei-
rsten Versuch mit der Geschichte des Hauses Stuart
k gedruckt) zu machen, welche in Hinsicht auf Wirk-
eit des Kunsttones gelungen ist, aber bei seinen
sleuten durch alle Stände eine allgemeine Wuth ge-
ihn erregte. Sein Mitleiden mit den Schicksalen
I. und des Grafen von Strafford verursachte Er-
ung und das Buch sank bald in Vergessenheit. Nur
Männer, die Bischöfe von England und Irland,
ng und Stone, sollen ihn ermuntert haben; Hume
wurde muthlos, und wäre damals nicht der Krieg
en England und Frankreich ausgebrochen, so hätte
), wie er selbst erzählt, in irgend eine französische
t unter einem fremden Namen verkrochen. Die Um-
e geboten zu bleiben, und er arbeitete nun auch den
en Band vollends aus. Hierauf folgte die Ge-
te des Hauses Tudor (1759 in 2 Bänden gedruckt),
freimüthig, aber ebenso vieles Geschrei wider ihn
nd, als das erstere Werk; namentlich erbitterte seine
t über Elisabeth. Doch Hume, nun abgehärtet ge-
ffentliches Geschrei, arbeitete fort an der frühern
chen Geschichte, die 1761 (?) 1763 in 2 Bänden er-
; sie ist zwar dürftig, wurde aber mit besserm Er-
gekrönt. Das gesammte Geschichtswerk: The Hi-
of England from the invasion of J. Cesar to
revolution 1688 erschien von Neuem zu London
6 Bände. 4., und nachmals sehr oft; Bowyers
tausgabe trat zu London 1794 u. fg. in 10 Fo-
n mit Kpfrn., und mit Smollets Forts. zu London
13 Bände, ans Licht. Von den Übersetzungen in
her und französischer Sprache zeichnet sich keine aus.
der ungünstigen öffentlichen Stimmung fanden
e's Schriften allmälig sehr guten Abgang, und er
wohlhabend [2]). Dies machte seinen Vorsatz, die
ne Unabhängigkeit im Schottland nie zu verlassen,
nderlich, bis ihn der wiederholte Antrag des Grafen
Hertford, 1763, ihm als Secretair bei der englischen
dtschaft nach Frankreich zu folgen, endlich wankend
e. Der Ruf seines berühmten Namens ging ihm vor-
d ausgezeichnete, gelehrte und denkende Männer zu
harrten seiner mit Ungeduld. Unsägliche Höflichkei-
npfingen ihn, und je mehr er denselben ausweichen
, desto mehr wurde er mit denselben überhäuft.
en Frauen, die eine gleiche Neugierde hegten, ging
n anders; denn als sie ihm bei einem glänzenden
essen, das von einer Prinzessin seinetwegen veran-
und durch eine Masse Frauen verherrlicht worden
wortkarg und still fanden, obwol Alle nichts unver-
ließen, ihn zu entzücken, so meinten sie, einander
hr raunend: „Ce Monsieur Ume n'est qu'une
Bête," und ein Witzbold fügte hinzu: „C'est qu'il a fourré tout son esprit dans son livre." Im Anfange des J. 1766 verließ er Paris wieder und ging in seine philosophische Einsamkeit nach Edinburgh zurück, welches er 1767 abermals verließ, um dem Ruf eines Secretariats bei Herrn Conway zu folgen, das er nach zweijähriger Führung aufgab, und nun suchte er mit einer jährlichen Einnahme von 1000 Pfund sein ruhiges Privatleben in Edinburgh wieder auf, um dasselbe gemächlich zu genießen; allein im Frühjahre 1775 entwickelte sich in seinem Unterleibe ein Übel, das anfänglich nicht beachtet, aber unheilbar wurde. Er brachte die letzten Tage in Gesellschaft seiner vertrauten Freunde zu, ließ sich, trotz der annahenden Todesgefahr, zu ihnen in einer Sänfte tragen, und benahm sich stets so heiter und besonnen, daß man ihn hätte für gesund halten können. Kurz vor seinem Tode gab er ihnen ein Gastmahl, um noch einmal recht vergnügt zu sein. Er starb, wie ein wahrer Weltweiser, heiter und unerschüttert am 25. August 1776. Von seiner Hinterlassenschaft empfingen, laut letzten Willens, 200 Pfund d'Alembert, und ebenso viel Adam Smith. Drei Jahre nach seinem Tod erschienen seine mit großer Vorliebe bearbeitete Dialogues concerning natural Religion (Lond. 1779), ins Teutsche übersetzt von Schreiter, nebst einem Gespräch über den Atheismus von E. Platner (Leipz. 1781). Ein Jahr nach seinem Tode (1777) erschien zu London The life of D. Hume written by himself; lateinisch 1787. 4.; französisch zu London 1777. 12. Hierzu kam nun noch ein Supplement to the life of D. Hume. Teutsch findet man die Selbstbiographie unter anderm in Walchs neuester Religionsgeschichte VIII, 213 fg. Zu Oxford 1777 erschien ein Letter to Ad. Smith on the life, death and philosophy of his Friend D. Hume, by one of the people called Christians; ferner gleichzeitig zu London Apology for the life and writings of D. Hume, und 1778 trat Ad. Smith mit seinem Life of D. Hume (Lond.) hervor. Endlich gab man noch 1788 zu London Curious Particulars and genuine Anecdotes respect. the late Lord Chesterfield and D. Hume heraus. Über sein Leben und seine Schriften haben ungenannte und genannte teutsche Gelehrte [3]) sowol in wissenschaftlichen Zeitschriften, als in besondern Werken, wie Eschenburg und Zimmermann, vorzüglich Stäudlin im 2. Bande seiner Geschichte und Geist des Skepticismus, und Fr. H. Jacobi in: David Hume, über den Glauben, oder Idealismus und Realismus (Breslau 1787) gehandelt. *(B. Röse.)*

HUMEA *Sm.* Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Eupatorinen der natürlichen Familie der Compositae und der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe. Ihr Charakter wird gegeben durch einen cylindrischen, meist dreiblumigen, gemeinschaftlichen Kelch, dessen Schuppen

---

[2]) Als er starb, hinterließ er 10,000 Pf. Sterling.

[3]) So z. B. der Verf. der Geschichtserzählungen großer und seltener Menschen unsers Zeitalters, aus den ersten und richtigsten Quellen genommen (Leipz. 1798), 1. Bd. S. 316 fg.; noch kürzer, bündiger und wissenschaftlicher in Wachlers Handbuche der Geschichte der Liter. 3. u. 4. Th.

schlaff und trockenhäutig sind, einen drüsigen Fruchtbehälter und Samen ohne Krone. Die einzige bekannte Art dieser Gattung, H. elegans *Sm.* (Ex. bot. t. 1. — Calomeria amarantoides *Vent.* malm. t. 73), wächst in Neuholland, und ist ein klafterlanges, einfaches Kraut, mit stielumfassenden, ablangen, zugespitzten, fast runzligen Blättern, sehr ästiger Rispe, und überhängenden, röthlichen Blüthen. S. *Spr.* Syst. III, 459. (*Sprengel.*)

HUMECTANTIA (Remedia humectantia, anfeuchtende Arzneien, Ὑγραινοντα, Ὑγραντικα), nennt man diejenigen Heilmittel, welche vermöge ihrer feuchten Beschaffenheit den Theil, welchem sie aufgelegt werden, benetzen und feucht machen, und so die durch das Austrocknen herbeigeführte Härte und Unbiegsamkeit desselben heben. Zwar besitzen alle Flüssigkeiten das Vermögen, anzufeuchten, doch bedient man sich, um eine dauerndere Wirkung sich zu sichern, hierzu hauptsächlich der schleimigen und öligen Mittel. (*Wiegand.*)

Humeiris, s. Ismaeliten.

Humelius, s. Hommel.

Humeyris, s. Ismaeliten.

HUMFELD, Bauerschaft im Amte Sternberg des Fürstenthums Lippe-Detmold. Sie liegt an der Bega, die hier eine Mühle treibt und an der von Pyrmont über Barntrup nach Lemgo führenden Kunststraße. (*Klaehn.*)

Humfried, s. Bohun.

HUMIERES, Kirchdorf des Bezirks von St. Paul, des französischen Departements Pas-de-Calais, früher in das Amt Hesdin, Provinz Artois, gehörig, liegt an der Straße von Hesdin nach St. Paul, zwei Stunden nordöstlich von Hesdin entfernt. Johann, Herr von Humieres, von dem benachbarten Humereuil, und von Millesau, schenkte mit Willen seiner Gemahlin, Richilde von Fosseux, seiner Söhne Hugo, Matthäus und Simon, und seiner Tochter, Aleydis, 1150 der Abtei Mont St. Martin alle seine Güter bei Forenville. Ein andrer Johann von H., der mit Agnes von Renty verheirathet war, schenkte 1199 der Abtei St. Aubert, zu Cambray, 13 rasières Land, in der Markung von Queant, und möchte wol der nämliche sein, dessen Grabschrift: hic jacet nobilis domñus Johannes del Humiers qui obiit Colonie aõ MCCIII. Id. sept., Rosel aufbewahrt hat. Sein Sohn, Matthäus, war Statthalter in dem Theile von Artois zwischen der Schelde und Scarpe, beschäftigte sich aber lediglich mit seinen Pferden, oder mit der Besichtigung seiner Heerden, plagte die Hirtenmädchen mit seinen Liebschaften, strickte Jagdnetze, oder hänselte seine Untergebenen, bis das Volk sich im Unwillen erhob, und den Statthalter zum Lande hinaustrieb. Johann von H. diente dem Könige von Frankreich als Generalcapitain der Grenzen von Flandern und Hennegau, in den Feldzügen von 1340 und den folgenden Jahren, sowie auch in der Schlacht von Poitiers, 1356. Die ordentliche Stammreihe beginnt aber erst mit Matthäus von H., der 1372 und 1402 vorkommt, und mit Johanna von Azincourt verheirathet war. Zwei seiner Söhne, Matthäus und Johann, fielen in der Schlacht bei Azincourt, während der älteste, Andreas (Drieu), auf Humieres, Humereuil, Bouzincourt, Vaux-les-Boulencourt, der Engländer Gefangner wurde. Andreas war seit dem 3. Mai 1402 mit Isabella von Willerval, Frau auf Willerval, Sains, Flers etc. verheirathet, und Vater von fünf Söhnen, von denen der zweite, Balduin, zugenannt der Lüdticher, die um den Anfang des 17. Jahrh. erloschene Linie in Vitermont stiftete. Der älteste, Andreas II. auf H., Bouzincourt etc., war einer der eifrigsten Anhänger des Herzogs von Burgund, wurde in dessen Dienste 1432 von der Besatzung von Creil zum Gefangenen gemacht, jedoch nach Bezahlung eines schweren Lösegeldes entlassen, erkaufte 1434 um 1400 goldene Saluts alle die Lehen, die bisher Matthäus von Fessancourt zu Humieres inne gehabt, befehligte bei der Ersteigung von Luxemburg (22. Nov. 1443) ein eignes Truppencorps, wurde am 30. Nov. 1445 mit dem Orden des goldnen Vließes bekleidet, war in der Schlacht bei Rupelmonde, im Januar 1452, einer der Ritter, welchen der Herzog von Burgund die Beschützung seiner Person anbefohlen hatte, und starb den 21. Nov. 1458, aus seiner Ehe mit Johanna von Nedonchel die Söhne Johann, Philipp und Andreas hinterlassend. Der älteste, Johann, war Propst zu Fosseux und Dombechant zu Lüttich, der jüngste, Andreas, wird unter den 25 Rittern genannt, welche bei der Vermählung Karls des Kühnen mit Margarethe von York, zu Brügge 1463, das Turnier gegen den Ritter vom goldnen Baum und dessen Gefährten bestehen mußten, und kommt auch noch 1500 vor. Philipp endlich, Herr von H., Bouzincourt und Nedonchel, erheirathete mit Blanka von Falvy, vermählt am 21. Jun. 1460, die Herrschaften Ribecourt, Ronquerolles und Lassigny, und wurde Vater von sechs Kindern, worunter doch nur die beiden ältesten Söhne, Johann und Wilhelm, zu merken. Wilhelm besaß, laut des väterlichen Testaments, Lassigny und la Taulette, war Gouverneur von Mouzon, als diese Stadt 1521 von den Kaiserlichen, unter dem Grafen von Nassau, erobert wurde, und diente auch noch 1538 in Piemont. Mit seinen Söhnen, Wilhelm und Claudius, ist aber diese Linie in Lassigny wieder erloschen. Johann, Philipps ältester Sohn, Herr auf H., Ribecourt, Sauchey etc., wurde am 13. März 1497 mit der Herrschaft Mouchy-le-pierreux, bei Compiegne, belehnt, und starb den 31. Jul. 1514, nachdem er bereits durch Schenkung vom J. 1507 dem einzigen Sohn aus seiner Ehe mit Johanna von Hangest, dem Johann II. die Herrschaften H., Nedonchel, Becquencourt, Mouchy, Vignemont und Vandelicourt übergeben hatte. Dieser Johann II. war königlicher Rath und Kammerherr, seit 1517, Gouverneur von Peronne, Montdidier und Roye seit 1519, ging 1527 als Gesandter nach England, um das Bündniß der beiden Kronen zu unterhalten und zu befestigen, war einer der Commissarien für die Execution des Friedens von Cambray 1529, und überlieferte als solcher den Kaiserlichen die Citadelle von Hesdin, wurde 1535 zum Lieutenant-général für Dauphiné, Savoyen und Piemont, und zu einem der Gouverneure des Dauphin ernannt, und 1536 mit der Erhebung der königlichen Einkünfte in Savoyen, Piemont

Saluzzo beauftragt, wurde Kammerherr des Dau- … und Gouverneur seiner Prinzen den 1. Oct. 1546, starb im Julius 1550, aus seiner Ehe mit Fran- … von Contay, Frau auf Contay bei Amiens, Forê- …court, Fricourt und Nointel, die Söhne Johann III., …, Ludwig und Jakob, dann eilf Töchter hinterlassend. … älteste Tochter, Charlotte, wurde durch Vertrag vom … April 1522 mit Franz von Montmorenci, dem Herrn … la Rochepot, verheirathet, und gab Louise von Nesle, … jungen Eheleute gemeinsame Anverwandte, ihnen, um …r Vermählung willen, die Herrschaften Offemont, …lou, Ancre und Bray-sur-Somme. Charlotte starb …erlos im J. 1563, und verschaffte durch Testament …mont und Merlou den Montmorenci; ein Umstand, … zwischen diesen und den Humieres wüthende Feind- …t erzeugte, und nicht wenig beitrug, die Humieres zu … eifrigsten Liguisten zu machen. Der älteste Sohn, …nn III, Herr von H. und Becquencourt, Haupt- …n der Gardes-du-corps und einer Compagnie von …anzen, Gouverneur von Peronne, Montdidier und …e, starb im J. 1553, aus seiner Ehe mit Sidonia … Mervilliers nur Töchter hinterlassend; die jüngere, …ziska, nahm den Schleier, die ältere, Eleonore, …e an Wilhelm von Montmorenci, den Herrn von …é, verheirathet, entsetzte sich aber dergestalt über die …ichtungen zu Poltrots Hinrichtung, daß sie auf der …e … Todes sein mußte. Karl von H., Johanns II. …er Sohn, Abt von St. Riquier, St. Quentin zu …vais, von St. Martin-au-bois, und von St. Bar- …ny zu Noyon, Bischof von Bayeux, bekleidete vom … Jul. 1559 bis zum Todestage des Königs Franz II., …um 6. Dec. 1560, die Stelle eines Großalmoseniers … Frankreich, gleichwie er schon seit 1543 dieses Kö- … als Dauphin, Almosenier gewesen, starb den 5. Dec. …, und wurde in seiner Domkirche zu Bayeux beige- … Der dritte Sohn, Ludwig, Herr von Contay, …e durch seine Tante, die Frau von Nesle, seiner …ester Charlotte in dem Besitze der Herrschaften Of- …nt, Merlou, Ancre und Bray-sur-Somme substituirt, …e am 9. Febr. 1550 mit seinen Brüdern, gerieth … in Piemont in kaiserliche Gefangenschaft, und war … kriegsgefangen, als sein Bruder, Johann III., ihm … Herrschaften Mouchy und Vignemont schenkte, erhielt … das Gouvernement von Peronne, Montdidier und …, und starb (1560?), ohne Kinder aus seiner Ehe … Charlotte von Arces zu haben. Der vierte Sohn, …b, Sire d' Humieres, Marquis von Ancre, Herr … Becquencourt, Bouzincourt, Mouchy, Ronquerolles, …ancourt, Humereuil, kommt in der Brudertheilung … 9. Febr. 1550 als Kammerherr und Garderobemei- …es Dauphin, und 1559 als königl. Rath und Kam- …err vor. Nach seines Bruders Ludwig Tode wurde …n 15. Dec. 1560 zum Forstmeister und Gouverneur … Peronne, Montdidier und Roye, und 1567 zum …tmann über 50 Lanzen ernannt. Das Friedens- … vom Mai 1576 war vorzüglich das Werk des Mar- …s von Montmorenci; es erschien als unausbleibliche …, daß dieser, den hierdurch gewonnenen Einfluß be- nutzend, dem ganzen Königreiche gebieten würde; dieses zu verhüten, des verhaßten Nebenbuhlers Triumph wenigstens zu erschweren, entwarf Jakob den Plan zu der berühmten katholischen Ligue. Den Vorwand dazu gab das dem Prinzen von Condé zugesagte Gouvernement der Picardie, mit dem der Besitz von Peronne, als einer Garantiestadt, verbunden sein sollte; ferner die den Hugenotten im Allgemeinen bewilligte Gewissensfreiheit. Unter Jakobs Vorsitze traten die Prinzen, Herren, Edelleute und andre Einwohner der Picardie, sowol geistlichen als adeligen und bürgerlichen Standes, am 13. Febr. 1577 im Stadthause zu Peronne zusammen, und beschworen in Jakobs Hände den ersten Bundesbrief, der für alle andern, und selbst für die Erklärung des Reichstags von Blois, das Muster geworden ist. Zwei Jahre früher, 1575, hatte der von H. von Ghislain de la Vieuville, als Herrn von Auvin, die Lehen über Humereuil empfangen. Bei der Stiftung des heil. Geistordens wurde er zum Ritter ernannt, auch als solcher am 31. Dec. 1578 aufgenommen; er starb aber bald darauf, in den ersten Wochen des J. 1579. Seine Witwe, Renata von Averton, Frau auf Belin in Maine, und Milly in Gâtinais, vermählte sich zum zweiten Male, laut Eheberedung vom 14. August 1582, mit Johann Franz von Faudoas-Serillac. Dem von Humieres hatte sie drei Kinder, Karl, Anna und Jakobine, geboren. Karl, Sire d' H., Marquis von Ancre, Herr von Bray und Miraumont, Ritter der königl. Orden, Gouverneur von Compiegne für die Ligue, und später Lieutenant-général in der Picardie, erscheint in seiner Schwester Anna Ehecontracte vom J. 1585 als königl. Kammerherr und Hauptmann von 100 Lanzen. Von dem Vater erbte er die Herrschaften Mouchy, Baugy, Braine, Bienville, Villers, Bois-d'Oisemont, Vignemont, Vandelicourt, Janville, Choisy, Coudun, Ronquerolles, Nointel, Humieres, Humereuil, Vaux, Becquencourt, Ancre, Bray, Meaulle, Bouzincourt, Friencourt, Misaumont, Contay, Agnicourt, Biencourt, Fressencourt, Ville-sous-Corbie, Mercourt, Lully, St. Saulieu, Achaux, Leauvillier, Ribecourt, Dreslincourt, Bechenent, Grandruë und Lassigny. Er war unter den ersten Edeln, welche der Ligue entsagten, und sein Abfall um so folgenreicher, da er sich als einen ihrer tapfersten Streiter bewährt hatte; seitdem kämpfte er für den König, namentlich in den Schlachten von Senlis und Ivry, bis ihn die tödtliche Kugel eines spanischen Büchsenschützen bei einer der verwegensten Unternehmungen des ganzen Krieges, bei der Einnahme von Ham, am 10. Jun. 1595, traf. Er war, laut Eheberedung vom 28. Jul. 1585, mit Magdalena von Ongnies vermählt, aber kinderlos, gleichwie seine Schwester Anna, die durch Vertrag vom nämlichen Datum mit Ludwig von Ongnies, Grafen von Chaulnes, vermählt wurde, aber von des Gemahls Hand, wie man argwöhnt, einen frühen Tod fand. Die ganze Erbschaft des Hauses, außer den obengenannten auch noch die Herrschaften Milly, Beauregard, Pis, Islest, Herel, fiel daher an die jüngere Schwester, Jakobine, die im J. 1604 zu Hesdin die Lehen über Humieres empfing, und deren Ge-

mählt, Ludwig II. von Crevant, Vicomte von Brigueil, seitdem der Marquis von Humieres genannt wurde.

Ein Raoul von Crevant, Alberts Sohn, kommt bereits 1069 vor. Archibald von Crevant erscheint 1306 als Herr von Bauché in Touraine, und diese Herrschaft blieb seinen Nachkommen, bis die Erbtochter der Hauptlinie, Maria Angelika von Crevant, sie 1692 in das Haus Turpin trug. Johanns von Crevant, † im Nov. 1485, und der Katharina Brachet jüngerer Sohn, Jakob, erheirathete mit Isabella von Salignac die Herrschaft Cingé, und wurde Vater von vier Söhnen. Der älteste, Franz, auf Cingé, Jumilhac, Chaulnes, Villaret, wurde durch seine Vermählung mit Louise Ronsard, auf Villegaye, der Schwager des berühmten Dichters Peter Ronsard, und Vater zweier Kinder. Der Sohn, Ludwig I. auf Cingé, Azay-le-Feron in Touraine, le Puy-de-Villaines rc., vermählte sich, laut Eheberedung vom 20. Febr. 1561, mit Jakobine von Reilhac, und erheirathete mit ihr unter andern die Herrschaft Brigueil. Dessen jüngerer Sohn, Renat, stiftete die uns nicht weiter interessirende Speciallinie in Cingé, der ältere, Ludwig II., ist der Vicomte von Brigueil, der mit der Erbin von Humieres alle Besitzungen dieses großen Hauses erlangte. Ludwig II. war auch Herr auf Azay, Argy, Ozillac, Ritter der königl. Orden, Staatsrath, Hauptmann über 50 Lanzen, sowie über die 100 Edelleute des königlichen Hauses, Gouverneur von Ham, und sodann von Compiegne, und starb in seinem Schlosse zu Azay-le-Feron, 82 Jahre alt, den 2. Nov. 1648. Ludwigs II. älterer Sohn, Karl Herkules von Crevant, Marquis von Humieres, erster Kammerherr des Königs, Hauptmann über 50 Lanzen und Gouverneur von Compiegne, blieb vor Royan, den 12. Mai 1622, der andere, Ludwig III., Herr von Argy, nachmals aber Marquis von Humieres, starb den 20. März 1648 als erster Kammerherr des Königs und Hauptmann der zweiten Compagnie der 100 Edelleute des königl. Hauses. Seine Gemahlin, Isabella Phelypeaux, des Staatssecretairs Raymund Phelypeaux Tochter, vermählt am 14. Jul. 1627, hatte ihm neun Kinder geboren. Der zweite Sohn, Jakob, Marquis von Preuilly, war dem geistlichen Stande bestimmt, und bereits mit der Abtei St. Maixant versorgt, starb aber als Generallieutenant von der Flotte, zu Messina, im J. 1675, nachdem er sich kurz vorher, am 11. Febr. 1675, bei dem glücklichen Angriff auf die feindliche Flotte vor Messina, gar sehr ausgezeichnet hatte. Damals war er nur erst Chef d'escadre gewesen. Der dritte Sohn, Roger, Bailly und Großkreuz des Malteserordens, starb zu Malta den 18. Jul. 1687. Der vierte, Balthasar, war des Malteserordens Comthur zu Villiers-au-liège, auch Abt von St. Maixant und von St. Peter zu Preuilly, und starb den 20. Sept. 1684, der fünfte, Raymund Ludwig, den 20. Jun. 1688. Letzterer war Generallieutenant von der Flotte, Marquis von Preuilly und Herr von Lassigny. Der älteste endlich, Ludwig IV. von Crevant-Humieres, Herzog von Humieres, Vicomte von Brigueil, Baron von Preuilly, Herr von Mouchy und Contay, Ritter der königl. Orden, Marschall von Frankreich, Großmeister und Generalcapitain der Artillerie (seit 1685), Gouverneur von Bourbonnais, sodann Gouverneur und Lieutenant-général der Provinzen Flandern und Hennegau, auch der Städte Lille und Compiegne, Oberster der Füsilier- und Bombardierregimenter und Hauptmann der ersten Compagnie von den 100 Edelleuten des königl. Hauses. Er wurde Generallieutenant im J. 1657, nach dem pyrenäischen Frieden Lieutenant-de-roi in der Picardie, Marschall von Frankreich den 8. Jul. 1668; in dem Feldzuge von 1676 eroberte er Aire und das Fort Link, 1677 Saint-Guilain, 1683 Courtray und Dixmuyden, 1688 Huy, und commandirte 1689 nicht ohne Glück die Hauptarmee in den Niederlanden, wiewol er in dem Angriff auf die Postirung bei Walcourt mit Verlust zurückgeschlagen wurde. Durch königl. Briefe vom April 1690 wurden seine Herrschaften Mouchy, Coudun, Baugy, Brennes, Villers, Vignemont, Vandelicourt, Marigny, Giraumont, Beaumanoir, die Vicomté Choisy, endlich die Herrschaft Humieres selbst zu einem Herzogthum unter dem Namen Humieres, als welcher Name speciell auf Mouchy radicirt sein sollte, erhoben. Als Jakob II. den englischen Thron bestieg, wurde der Marschall an ihn abgesendet, um die herkömmlichen Glückwünsche darzubringen. Ludwig XIV. glaubte den neuen Monarchen zu ehren, indem er ihn durch denjenigen seiner Unterthanen, den er selbst am meisten schätzte, begrüßen ließ; und der Marschall war der Achtung seines Königs allerdings würdig. Er besaß alle Vorzüge, die an Höfen und in der großen Welt gelten, und verband mit ihnen den Anstand und die Haltung eines Fürsten. Streng rechtlich, und darum gegen die Minister stolz, war er doch ein sehr gewandter Hofmann. Er liebte die Pracht in allen Dingen, stand mit dem König auf einem Fuße, den man vertraulich nennen konnte, und wurde von demselben auf mancherlei Art ausgezeichnet. Die Vornehmsten und die Würdigsten rechneten es sich zur Ehre, sein Haus zu besuchen, und vornehmlich galt dieses von den Prinzen des königl. Hauses, die er beinahe täglich bei sich sah. Er legte sich aber um ihretwillen so wenig, wie überhaupt um Jemanden, auch nicht den mindesten Zwang auf; niemals aber war die Freiheit, die er sich nahm, beleidigend, sie schien nur andere einzuladen, sich ähnlicher Freiheiten zu bedienen. Als Spieler hatte er die possierlichsten Zornanfälle, die den Reiz seiner Gesellschaft gar sehr erhöhten. Allgemein beliebt in seinem Gouvernement Flandern, war er dort stets von einem Hof umgeben, den nicht sowol die Ehrfurcht für seinen Rang, als der Zauber seines Umgangs versammelte; der König selbst besuchte ihn gern in Mouchy, und half ihm diesen Prachtsitz verschönern. Dem Minister Louvois bezeigte der Marschall stets große Anhänglichkeit; der Minister hatte sein Glück begründen helfen, und namentlich seinen ganzen Einfluß angewendet, um dem Marschall die Herzogskrone und zugleich das beinahe einzige Privilegium zu erwirken, daß er das Herzogthum demjenigen zuwenden dürfe, der mit des Königs Genehmigung seine jüngste Tochter heirathen würde. Übrigens war nicht zu verkennen, daß der Marschall,

ꝛs auf das Handeln ankam, brauchbarer im zwei-
im ersten Range war. Sterbend bezeugte er die
ꝛste Reue über drei Dinge, die er jetzt endlich als
htigsten ansah, nämlich, daß er zu wenig seine
zenheiten, seine Gesundheit und sein Seelenheil
habe. Er starb, nachdem er in seinen letzten Au-
len den geistlichen Beistand dreier merkwürdiger
nisten, des Theatiners Caffaro, und der Kirchen-
Bossuet und Fénélon empfangen, an einem zu-
retenen Podagra, zu Versailles, den 30. Aug. 1694,
Alter von 66 Jahren. Seine Witwe, Louise Antonia
la de la Chartre, vermählt den 8. März 1653, folgte
die Ewigkeit den 2. Dec. 1723. Sie hatte ihm sechs
geboren. Der ältere Sohn, Heinrich Ludwig von Cre-
umieres, Marquis von Humieres, Oberster des In-
regiments seines Namens, wurde vor Luxemburg,
Mai 1684, erschossen. Der jüngere, Ludwig Franz
Graf von Brigueil, starb den 7. Sept. 1679.
teste Tochter, Maria Theresia, wurde am 10. Fe-
1677 mit Johann Alfons de Gand, dit Vilain,
ı von Isenghien, verheirathet, und starb als Witwe
. August 1732. Die zweite, Marie Louise, starb
tissin der Abtei zu U. L. Frauen in Mouchy, den
m. 1710. Dom Michael Felibien, Benedictiner
ngregation von St. Maur, gab im J. 1711 ihre
eschreibung heraus. Die dritte Tochter, Anna
vermählte sich im August 1682 mit Ludwig Alex-
Grafen von Bassé und Vidame von Mans, und
weiten Male, nachdem sie seit dem 7. Aug. 1684
gewesen, mit Karl Ludwig d'Hautefort, Marquis
urville, entzweite sich aber darüber mit ihrem Va-
er diese letzte Ehe nicht billigte, für lange Zeit.
arb den 21. April 1732. Die jüngste Tochter,
Louise Julie, Herzogin von Humieres durch die
mung des königl. Patents vom April 1690, wurde
Mai 1690 mit des Herzogs Ludwig Maria Victor
umont Sohne zweiter Ehe, mit Ludwig Franz von
t, Marquis von Chappes, getraut, als welcher,
Vorschrift des Ehecontracts, den Namen und das
n von Humieres annehmen mußte. Ludwig Franz,
rneur von Compiegne seit 1695, wurde General-
ant den 26. Oct. 1704, Gouverneur von Bou-
und Boulonnais im October 1724, und starb den
. 1751, nachdem er seit 1749 Witwer gewesen.
einzige Tochter, Louise Franziska d'Aumont de
t-Humieres, wurde den 2. März 1710 mit An-
dwig Armand von Grammont, Herzog von Lou-
und nachmals von Grammont, verheirathet, starb
inderlos den 9. Sept. 1742. Dessenungeachtet ist
erzogthum Humieres den Grammonts bis auf die
itionszeiten geblieben, nachher wurde es vereinzelt.
as Wappen von Humieres ist ein schwarzes Git-
silbernem Felde; jenes von Crevant von Silber
u geviertet. Die von Crevant-Humieres führ-
en geviertteten Schild: 1 und 4 Crevant, 2 und 3
res. (v. Stramberg.)

HUMILIATEN, oder Gedemüthigte, sind Ordens-
, deren Ursprung und sehr verschieden angegeben
wurde, bis Helyot, der um die Geschichte der Religiosen
Vielverdiente, durch möglichst genaue Untersuchungen auch
in die Historie dieses Ordens mehr Licht brachte, wenn
auch noch Manches eines reichern und sorgfältigern Quel-
lenstudiums benöthigt ist. Da jedoch selbst weit weniger
verborgene Quellen, als diese, in Italien aus Mangel an
Unterstützung sogar von solchen Freunden der Geschichte,
die dort leben, nur selten zu Tage gefördert werden, so
müssen wir uns mit den Berichten der vorzüglichsten
Kenner der Mönchshistorie begnügen, bis ein glücklicher
Zufall das noch hin und wieder Dunkle oder Ungewisse
ins helle Licht setzt. Im Grund ist Alles, was noch
schwankend genannt werden muß, von einer solchen Be-
schaffenheit, daß es auf das Pragmatische der Geschichte
dieses Ordens wenig oder gar keinen Einfluß hat.

Wenn viele Schriftsteller vor Helyot den Orden der Humiliaten schon 1017 unter der Regierung Heinrichs II., oder des Heiligen, entstehen ließen, Andere dagegen in mancherlei Abstufungen bis zum J. 1196 hinaufstiegen, so widersprechen ihre Angaben mehren geschichtlichen, von Allen angenommenen und nach den Chroniken des Ordens sichern Erzählungen so auffallend, daß die erste Jahreszahl für viel zu früh, die andere für zu spät anzusehen sind, gesetzt auch, die Chronikenschreiber des Ordens gäben eine solche Jahreszahl selbst an, was hier wirklich der Fall ist. Es trifft sich nach unsern Erfahrungen nicht gar zu selten, daß die Mönchsscribenten ihre Klostergeschichten besser kennen als die weltliche Geschichte, und daher in der Übereinstimmung heiliger und profaner Erzählungen nicht stark sind. In solchen widerstrebenden Fällen wird man das Zuverlässige die allermeisten Male dann finden, wenn man das Weltgeschichtliche nach den heiligen Erzählungen umändert. So berichtet der älteste Chronikenschreiber dieses Ordens, der Pater Hieron. Torecchio, Propst des Humiliatenklosters am neuen Thore zu Mailand, 1419, vom Ursprunge des Ordens: Heinrich der Fromme habe die aufrührischen Städte der Lombardei, vorzüglich Cremona, Lodi und Pavia, wieder zum Gehorsam gebracht und die gefangenen Vornehmen nach Teutschland geführt. Dort habe der selige Guido (dessen Lebensgeschichte ganz ungewiß ist und selbst im Mscr. des Puricelli, das in Mailand aufbewahrt wird, nicht deutlich wird und offenbar viel chronologisch Irriges enthält) sie in ihrem Unglücke dahin bewegt, die Eitelkeit der Welt zu fliehen. Die Barone hätten 1017 aschgraue Kleider angelegt und eine Mütze von derselben Farbe getragen, dabei sich mildthätig und fromm gegen die Armen erwiesen. Als sie darauf der Kaiser zu sich berief, haben sie sich weinend zu seinen Füßen geworfen, worauf der Kaiser zu ihnen gesagt habe: „So seid ihr denn endlich gedemüthigt." (Daher der Name Humiliaten.) Auf ihre Versicherung beständiger Treue gegen ihn und die ergriffene Lebensweise habe er ihnen die Freiheit gegeben, nach ihrem Vaterlande zurückzukehren. Bei ihrer Ankunft wollten ihnen ihre Frauen nicht nachstehen, bekleideten sich gleichfalls bräunlichgrau, fingen auch an Wolle zu spinnen, da ihre Männer die Verfertigung des wollenen Zeuches

zu ihrer Kleidung selbst betrieben. Da sich nun der heil. Bernhard in Mailand aufhielt, baten ihn die Humiliaten oder Barettiner von der Buße (ihrer Mütze, Barettino, wegen so genannt), er möge ihnen Lebensordnungen vorschreiben. Der Heilige rieth ihnen Absonderung von ihren Frauen und Klostergemeinschaft, wobei er sie ermahnte, sich unter den Schutz der heil. Jungfrau zu begeben, und zum Zeichen der Reinigung ihrer Herzen die graue Kleidung in eine weiße umzuwandeln. Helyot, der aus den ältesten der bis jetzt bekannten Schriftsteller des Ordens diesen Anfang ihrer Geschichte genau erzählt, bemerkt ganz richtig, daß beide mit einander verbundene Angaben sich gegenseitig widersprechen. Der heil. Bernhard begab sich 1134 nach Mailand. Es müßten also die Humiliaten 117 Jahre lang ohne Vorschrift geblieben sein, was sie selbst nicht zugeben, was auch gradehin gegen die Vorstellung des P. Torecchio liefe, der sie diese Lebensweise kurz nach ihrer Entstehung ergreifen läßt. Mit Recht schließt darum Helyot selbst, man müsse für Heinrich II. den V. setzen und ihren Ursprung ins Jahr 1117 verlegen, wo Alles in Übereinstimmung kommt, da auch Heinrich V. die lombardischen Städte mit Waffengewalt sich wieder unterwarf, die seine Oberherrschaft nach dem Tode der vielgenannten Gräfin Mathildis nicht anerkennen wollten.

In diesen überall erzählten Ursprungsbegebenheiten, die nur den Jahreszahlen nach verschieden sind, liegt zugleich die Schilderung des ersten Zustandes dieses Ordens. Die sogenannten Barettiner von der Buße kleideten sich grau und machten eine fromme Verbrüderung aus, welche die Wollenarbeiten in Oberitalien in lebhaftern Umschwung brachten, viele Arme damit theils beschäftigten, theils von dem erübrigten Gewinn unterstützten. Sie sollen auch später die Verfertigung von gold- und silberdurchwirkten Stoffen in Oberitalien eingeführt haben. In den ersten Zeiten ihrer frommen Gesellschaft lebten sie noch mit ihren Frauen in Verbindung, bis der heil. Bernhard 1134 sie davon zurückbrachte, sie zu eigentlichen Mönchen machte und so den zweiten Zustand ihres Ordens herbeiführte. Die Farbe ihrer in Schnitt und Art unveränderten Bekleidung wurde weiß, der Grund zu ihrem ersten Kloster in Mailand (im Stadtviertel Brera) gelegt und der Name Barettiner in Humiliaten verwandelt, der oben angeführten Ursache wegen. Auch in diesem zweiten Zustande blieb der Orden nicht lange. Nachdem der heil. Johann von Meda (vom Orte seines Besitzes in Oberitalien so genannt), aus der mailändischen Familie Oorati, auf besondern Antrieb der heil. Jungfrau sich in ihr Kloster zu Brera begeben hatte, wurde ihre ganze Einrichtung noch mönchischer. Alle Klosterbrüder bestanden damals aus Mönchen ohne Ordination; der heil. Johann war der einzige Priester unter ihnen, der schon darum eines großen Ansehens genoß, noch mehr seiner Tugenden und Beredsamkeit wegen. Das Jahr seiner Ankunft finden wir nicht angegeben; es muß gegen 1140 gewesen sein. Dieser wurde bald zu ihrem Vorsteher erwählt, und als solcher wußte er sie zur Annahme der für sie besonders eingerichteten Regel des heil. Benedicts zu bewegen. Von jetzt an wurden sie Chorherren anstatt Mönche genannt, mehre unter ihnen, die einige Wissenschaft besaßen, erhielten die Weihe; zu ihrer Kleidung nahmen sie noch ein Scapulier mit einer kleinen Kapuze, und über dem großen Mantel wurde noch ein kleines weißes Bischofsmäntelchen getragen. Diese drei verschiedenen Einrichtungen dieses frommen Vereins werden auch wol die drei Orden der Humiliaten genannt. Johanns Eifer für die Verbreitung seiner Brüderschaft gewann so bedeutenden Einfluß, daß die Zahl der Brüder sehr zunahm, und daß sich noch mehre willig fanden, dem Orden mit ihren Gütern aufzuhelfen. Es wurden mehre Klöster erbaut, und der erste Ort, den Johannes an sich kaufte, war Rondenario, derselbe, wo er seine ersten vorzüglichen Frömmigkeitsübungen vorgenommen hatte. Hier ließ er natürlich ein Kloster bauen mit einer sehr schönen Kirche. Mit Recht wird er daher der Fortpflanzer der Humiliaten genannt, denen er bis an seinen Tod in großer Frömmigkeit vorstand. Er starb am 26. Sept. 1159 und wurde in der Kirche zu Rondenario begraben. Die Wunder, die schon im Leben von ihm verrichtet wurden (z. B. daß das Öl, welches er in einer Theurung unter die Armen verschenken ließ, sich nicht erschöpfen lassen wollte), gingen auf seinem Grabe fort, weshalb er denn von Alexander III. unter die Heiligen gesetzt wurde. Mit dem Todesjahre dieses Heiligen trat nach Hadrians IV. Tod ein Schisma ein. Die meisten Cardinäle hatten Alexander III. gewählt, die übrigen Victor IV., welchen letztern der Kaiser Friedrich Barbarossa sammt der Lombardei anerkannte. Bald aber, nachdem sich Frankreich und England für Alexander erklärt hatten, wandte sich die immer unruhige Lombardei auf Alexanders Seite, wegen welcher Abtrünnigkeit der Kaiser das vorzüglich hartnäckige Mailand scharf belagerte, aushungerte und endlich 1162 schleifen ließ, mit Ausnahme der Kirchen. Die Gefangenen gelobten, zu den Humiliaten sich zu gesellen und eine Kirche auf dem Boden des verödeten Mailands zu bauen, wenn Friedrich sie begnadigen wolle, wozu der Kaiser seine Einwilligung gab. So entstand die prächtige Kirche im Stadtviertel Brera, die später ein Eigenthum der Jesuiten wurde. Nach wiederhergestelltem Frieden griff der Orden immer mehr um sich und erlangte die Billigung vieler Päpste, die ihm auch ansehnliche Privilegien schenkten. Im J. 1246 nahm daher der Superior des Ordens den Titel eines Generals an, deren erster Bertrand von Brescia war. In den Zeiten des Ruhms dieses Ordens zählten sie ihre Heiligen und Seligen, lieferten auch der Kirche Männer zu hohen geistlichen Ämtern. Die Reichthümer stürzten endlich auch diesen Orden; vorzüglich war es die Habgier ihrer Superioren oder Pröpste, die nach Willkür mit den Einnahmen schalteten, wenig Mönche aufnahmen und sogar die Zahl der Klöster verringerten, um desto mehr für sich zu behalten. Das Leben derselben wird als im höchsten Grade sittenlos beschrieben. Bald übertrafen sie hierin die unbewachten Mönche ihrer vernachlässigten Klöster.

Dieser beklagenswerthe Zustand [illegible] ihren Beschützer, den heil. Karl, welcher um Abwendung dieses Übel

eneralcapitel hielt und zugleich einen Abgeordneten
n Papst Pius IV. (zu den Zeiten des tridentini=
Concils) sendete. Durch den geringen Erfolg nicht
jeschreckt, verdoppelte er vielmehr seine Bemühun=
nter Pius V., welcher auch in zwei Breven ver=
e, daß die Pröpste nicht mehr lebenslang angestellt
ollten, daß ein ordentliches Noviziat eingerichtet
um Unterhalte desselben der zehnte Theil der Ein=
aller Propsteien verwendet werden sollte. Für die
führung desselben und zu anderweitig nöthiger Re=
tion des Ordens wurde ein apostolischer Commissar
. Der heil. Karl rief also 1568 ein neues Gene=
tel nach Cremona zusammen, wo die Gemeinschaft
üter der Religiosen durchgesetzt und ordentliche
meister erwählt wurden. Die Pröpste sollten ihre
nur drei Jahre verwalten, und der neue Ordens=
wurde der bisherige Propst zu St. Katharina in
na, Ludovico de la Basilicata. Die Mönche füg=
) willig, nicht so die Pröpste, gegen deren Ränke
rdinal Karl, dem der Papst die Sache übergeben
unerschütterlich blieb. Drei derselben verschworen
dlich gegen das Leben des heil. Karl, gewannen
ehre Theilnehmer, und waren schon darauf bedacht,
Werk zu setzen, als sich ein Priester, Hieron. Do=
it dem Zunamen Farina, meldete, für Geld die
zu vollbringen. Dieser Lohn der Ungerechtigkeit
mit einem Theile der Summe bezahlt, welche die
aus dem Verkaufe des Silbers und des Schmucks
rche in Brera lösten. Der gottlose Farina schlich
n am 26. Oct. 1569 in die Kapelle des heil. Karl
nals) und schoß nach ihm, während er mit den
das Abendgebet hielt. Die Kugel hatte jedoch
ommen Mann nur gestreift, ohne ihm Schaden zu
Der Thäter war nicht zu entdecken. Der Papst
etzte daher die Untersuchung fort, und sendete des=
n Bischof von Lodi, Anton Scarampa, nach Mai=
Der angedroheten Strafen wegen oder durch ihr
en getrieben, entdeckten zwei Pröpste das Verbre=
Die Verschwornen wurden eingezogen mit dem
, der Soldat in Savoyen geworden war. Mehre
te, unter ihnen die Pröpste zu Vercelli und Ca=
, wurden am 28. Jun. 1570 enthauptet und die
mit dem Farina gehängt.

ieses schreckliche Ereigniß brachte den Papst zu dem
usse, den Orden aufzuheben, zum Schrecken nicht
er Mönche, sondern auch der ganzen Stadt Mai=
Man wendete sich an den heil. Karl, welcher rieth,
neral der Humiliaten solle sich dem Papste zu
werfen und Gehorsam gegen alle Verbesserungen
; der Rath zu Mailand möge eine schriftliche Für=
nreichen, was Karl auch selbst zu thun versprach;
Alles ließ Pius V. ungerührt und der Orden
am 8. Febr. 1571 aufgehoben. Zur Zeit seines
bestand er aus 94 Klöstern, in welchen zusammen
ehr als 170 Mönche sich befanden. Er zählte im
34 Generale. Die Propsteien wurden vertheilt.
erhielt der heil. Karl zu frommer Verfügung, an=
kamen die Karthäuser, Franziskaner, Dominika=
ner rc. Über die noch vorhandenen Humiliaten wurde verordnet: 28 Priester und 7 Laienbrüder sollten in der Propstei zu Brera leben; 16 Priester mit 4 Laienbrüdern in Cremona zu St. Abunda, und zu St. Katharina daselbst 8 Priester und 4 Laien; 8 Priester und 2 Laienbrüder zu Verona rc. Überall sollten sie gemeinschaftlich beten und das heilige Amt halten, wozu ihnen Einkünfte angewiesen wurden bis an ihren Tod.

Das Wappen des Ordens war ein auf dem Boden liegendes Lamm, das einen Papierstreif im Munde hielt mit der Inschrift: Omnia vincit humilitas.

Die Klosterfrauen dieses Ordens traf damals das Loos der Unterdrückung ihrer Vereinigung nicht; mehre ihrer Klöster bestanden bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Von den allerneuesten Zeiten, wo so viele Klostervereine eingegangen sind, fehlen uns genaue Nachrichten. Der erste Zustand derselben ist bereits im Vorigen erörtert. Den zweiten führte gleichfalls der heil. Bernhard im J. 1134 herbei. Auf seinen Rath schieden sich mit Bewilligung der Männer viele Ehen. Ihr erstes Kloster erbauten auch sie zu Mailand in Brera, wozu sie ein Haus, das Gefängniß genannt, einrichteten, und es der heil. Katharina weiheten. Weil die ersten Stifterinnen aus dem Geschlechte der Blassoni stammten, wurden diese Nonnen auch Anfangs die Blassonischen Klosterfrauen genannt. Das Haus wurde bald zu klein; sie gründeten ein zweites in dem Stadtviertel Borgo nuovo, auch der heil. Katharina geweiht, was darauf das Hospital von der Observanz genannt wurde, nachdem sie ein Hospital für Hautkranke daselbst angelegt hatten. In neuern Zeiten erhielt es den Namen Hospital des heil. Erasmus. Auch sie fanden großen Beifall in Oberitalien und ihre Klöster verbreiteten sich sehr ansehnlich, sogar bis nach Rom. Die römischen Nonnen der Humiliaten weichen jedoch in einigen Einrichtungen von denen in Oberitalien ab, weshalb sie die mailändischen nicht für ihre Schwestern erkennen wollten, obgleich die Römerinnen dieselbe Kleidung trugen und den Namen führten. Der Untergang dieses Mönchsordens zerstörte die Blüthe der Nonnenvereine dadurch, daß ihnen ein großer Theil ihres Vermögens zu Grunde ging. Die Frauenklöster Oberitaliens hatten nämlich von jeher unter der Gerichtsbarkeit der Mönche gestanden, die auch deren Einkünfte verwalteten. Durch den Geiz der Pröpste waren sie nicht allein um Vieles gebracht worden, sondern es war auch durch das wüste Leben dieser entarteten Klostervorsteher dahin gekommen, daß vielen Frauenklöstern ihre Documente verloren gegangen waren, weshalb viele das gemeinschaftliche Leben nicht mehr fortsetzen und sich nur, jede für ihre Person, mit einigen mühsam sich verschafften Jahrgeldern erhalten mußten. Dadurch geschah es, daß 1750 nur noch 13 Frauenklöster dieses Ordens bestanden. Gehörten sie nicht grade zu den strengsten Orden, so war es ihnen doch unverbrüchliches Gesetz, Mittwochs ohne Fleisch zu leben, Freitags, an vielen heiligen Abenden und im Advent zu fasten, sowie in der allgemeinen Fastenzeit sich dreimal wöchentlich zu geißeln. Die Mailänderinnen haben das alte Ordensbrevier bei=

behalten, die übrigen das römische angenommen, was eine der Ursachen abgeben mochte, warum die mailänder Humiliatennonnen die römischen nicht als die ihrigen anerkennen wollten. Ihr Rock mit dem Scapulier ist weiß; im Winter tragen sie, wenn auch nicht in allen Klöstern, einen grauen (nach alter Weise) darüber. Gewöhnlich sind ihre Schleier weiß, in einigen, wie in Rom, schwarz. Die Laienschwestern, die auch noch den alten Namen Barettinerinnen führen, gehen grau. Die Humiliatinnen zu Varese, die sich ganz weiß kleiden, weichen auch in der Form der Kleidung von den meisten ab. (*G. W. Fink.*)

HUMILIMONT, eigentlich St. Martin d'Humilimont de Marsens (auch nur Marsens und Humilis mons), eine ehemalige Prämonstratenserabtei in der Pfarre Vuippens, im schweizerischen Canton Freiburg, im Amte Bulle. Sie lag am Fuße des Giebelberges in einem anmuthigen Thal, und soll 1136 von den Edeln, Johann, Herrn zu Grüningen und Wippingen, Ulrich, Herrn zu Pont, und Josselin von Arcomis, nach Andern von Anselm Gui und Burkhard, Herren zu Everdes, gestiftet sein. Vergabungen aller dieser Edelleute an die Abtei sind der Grund dieser Verschiedenheit der Angaben. Das Kloster gelangte zu großem Reichthume, welcher dann die Habsucht der Jesuiten reizte. Diese brachten es dahin, daß ein Beschluß der freiburgischen Regierung, welchen eine Bulle Gregors XIII. vom J. 1580 bestätigte, das Kloster mit allen seinen Einkünften dem Jesuitercollegium zu Freiburg einverleibte. Um das Andenken des Klosters und der Art, wie sie diese Besitzungen erwarben, zu vernichten, ließen dann die Jesuiten das ganze Gebäude, mit einziger Ausnahme des Chors der Kirche, abtragen, und bauten in der Entfernung von einer Viertelstunde beim Dorfe Marsens in reizender Lage ein schönes Landhaus, welches 1730 erneuert und verschönert wurde. Außer den Gütern des ehemaligen Klosters erwarben sie noch in diesem Dorfe mehre andre. (*Escher.*)

HUMILITAS (die heilige), wurde 1226 von adeligen Ältern zu Faenza geboren, und bewies schon in zarter Jugend große Anlage zur Frömmigkeit. Als sie Jungfrau geworden war, verschmähete sie es sogar, dem Antrag eines Fürsten, der sie zur Gemahlin begehrte, Gehör zu geben. Dennoch brachte es der Wunsch ihrer Ältern etwas später dahin, daß sie sich mit einem ihrer Mitbürger, Namens Ugolatto, aus dem Geschlechte der Caccianimici, vermählte. Nachdem beide neun Jahre mit einander in Friede und Freude gelebt hatten, war es ihr gelungen, ihren Eheherrn soweit bekehrt zu haben, daß sie beide sich in klösterliche Einsamkeit zurückzogen, wornach längst ihr Herz sich gesehnt hatte. Sie begab sich in ein unweit ihrer Geburtsstadt gelegenes Kloster der heil. Perpetua, wo ihre Mitschwestern schon viel Ausgezeichnetes an ihr bemerkten. Vorzüglich auffallend schien es Allen, daß sie hier auf einmal vollkommen fertig lesen konnte, da sie doch früher in dieser Kunst ganz unbewandert gewesen war. Da es ihr in diesem Kloster immer noch nicht einsam genug vorkam, erschien ihr einst ein Engel, der ihr zu Liebe bereit war, sie aus diesen
Mauern in ein anderes Kloster der Clarissinnen über d
Fluß zu führen; allein selbst die Wahl des Enge
hatte für ihre Einsamkeitslust nicht den besten Ort au
ersehen. Sie entfernte sich auch hier wieder und nah
ihre Zuflucht zu einem befreundeten Soldaten, welch
ihr eine Zelle neben der Kirche des heil. Apollinaris e
bauen ließ, wo sie, von einem frommen Abt eingefüh
12 Jahre lang in einem äußerst strengen Leben zubrac
zur Erbauung der ganzen Umgegend. Der Ruf ihr
Heiligkeit vermochte viele angesehene Geistliche, die i
eine größere Wirksamkeit wünschten, sie so anhaltend
bitten, bis sie sich entschloß, in der Nähe ihrer Gebur
stadt ein neues Kloster zu gründen, das dem Orden v
Vallumbrosa einverleibt wurde. Hier wurde sie Äbti
und erhielt vom Evangelisten Johannes den Befehl, i
zu Ehren noch ein zweites Kloster zu Florenz anzuleg
dem sie hernach vorstand. Immer war sie eine gr
Verehrerin der heil. Jungfrau Maria gewesen, zu w
cher sie in allen Dingen ihre Zuflucht nahm. Ma
erschien ihr daher auch nicht selten; ja sie gab ihr e
mal den besondern Auftrag, für ihr Jesuskind ein M
telchen zu verfertigen. Nach ihrem sel. Tode, der 1
erfolgte, wurde sie in der Kirche des Evangelisten
hannes feierlich beigesetzt. Hier ereigneten sich so v
Wunder, daß sie heilig gesprochen wurde. Sie ge
namentlich zu den Heiligen, aus deren Gräbern ein w
dersam heilendes Öl quillt. Später ist ihr Leib in
Kirche des heil. Salvius gebracht, 1562 an einen ne
ihr eignen Altar gelegt worden, wo man ihre Über
1623 noch unversehrt fand. Einen ihrer Arme hat
zu Faenza behalten. Die Heilige hat auch einige Sc
ten hinterlassen, die in lateinischer Sprache abgefaßt,
ter ins Italienische übersetzt worden sind: De Curia
radisi; Laudes B. Mariae und Sermones (nur ein
und Vitae suarum sanctarum Matrum. Ihr ki
ches Fest (mit einer Octava) ist am 22. Mai geha
worden. Die Feier ihres Festes soll schon 1311 beg
nen haben, wozu 1317 Indulgenzen verwilligt wur
Ein eignes Psalterium monasticum des Ordens
Vallumbrosa (gedruckt zu Florenz 1566) enthält
Hymnen und drei Sermonen über diese Heilige.
Leben hat besonders der Florentiner P. D. Ign. G
ducci, ein Mönch ihres Ordens und Abt des Klos
der heil. Christina, beschrieben, worin er auch ihre la
nischen Schriften ins Italienische übersetzte. Damit ve
man Acta Sanctorum *Bolland.* T. V. p. 203 (A
verpiae 1685). (*G. W. Fin*

HUMIT [1]). Am Monte Somma bei Neapel fin
sich mit Glimmer verwachsen kleine, gelbe, in das Bra
ziehende, glänzende, mehr oder weniger durchsicht
prismatische Krystalle, von einer Härte, welche die
Feldspaths übertrifft, und einem specifischen Gewichte
3,1 bis 3,2. Die Krystalle sind grade rhombische P
men mit Winkeln von 129° 40′, mit abgestumpf
scharfen Seitenkanten, und bilden häufig Zwillinge.
Bruch ist muschelig, die Spaltbarkeit ist unvollkom

1) Nach Hume, Vicepräsidenten der geologischen Gesells
zu London, benannt.

geht parallel der Endfläche des Prisma's. Vor dem
ohre bleibt das Mineral unschmelzbar, verliert aber
er Oberfläche die Durchsichtigkeit. Die Analyse fehlt
Bournon [2]) gab ihm den Namen Humit, und es
it dem Aragonit verwandt zu sein. (*Germar.*)

HÜMME, Kirchdorf im kurhess. Kreise und Justiz-
Hofgeismar, am Flüßchen Esse, $\frac{3}{4}$ Stunden von
Stadt Trendelburg, mit 148 Wohnhäusern und 825
., deren Erwerbsquellen im Ackerbaue, Flachsbau
Spinnerei bestehen. Schon im 11. Jahrh. hatte das
er Helmarshausen in Hümme (Hummi) Besitzungen;
r gehörte es zur Herrschaft Schöneberg. (*G. Landau.*)

HUMMEL oder HUMMELSCHLOSS, in älte-
eit auch Landfriede genannt, Burgruine in der
. preuß. Provinz Schlesien und dem Kreise Glaz;
der Stadt Reinerz $\frac{3}{8}$ Meilen nordwestl.; auf der
eines kegelförmigen, und seitwärts der Straße
Reinerz nach Lewin einzeln stehenden Berges, dessen
he nach Jungnitz und Lindener 2472, nach Andern
2250 paris. Fuß beträgt. Die Ruine besteht aus
Fuß dicken Umfassungsmauer des obern Hofraums,
4 breslauer Ellen lang und 30 breit ist, und aus
untern Theil eines Thurmes in der Mitte dieses
, dessen innerer nur 12 Fuß weiter Raum von
9 Fuß dicken und noch 20 Ellen hohen Umfassungs-
eingeschlossen wird. Nach der bergmännisch ge-
n Untersuchung im J. 1819 sind keine Gewölbe
Höhlen in dem Burgfelsen vorhanden. Ehemals
ostwärts noch eine Vorburg gewesen zu sein, und
gegen Osten stand ein Vorwerk auf einer Stelle,
is auf die neuere Zeit Hofestätte genannt wurde.
einzige Zugang ist an der Südostseite der Burg.
ussicht von Oben ist so schön als umfassend. Man
m Norden das heuscheuer, im Osten das silberber-
nd reichensteiner Gebirge mit dem Passe bei Wartha,
Süden das nahe Gebirge der hohen Mense und
hmischen Kämme, und im Westen über Lewin bis
Schloßthurme von Nachod. Ein Hauptpaß aus
en wurde durch diese Burg beschützt. Erbaut wurde
hrscheinlich im Anfange des 12. Jahrh. Ihr erster
r soll ein böhmischer Ritter, Homole, gewesen sein,
on diesem auch ihr Name herrühren. Von 1346
o die Familie von Pannwitz im Besitze der Burg
er zu ihr gehörenden Herrschaft war, kennt man
amen ihrer Herren. Im J. 1427 kaufte Trczka
usch Herrschaft und Burg, die aber 1428 von den
en, deren Feind er war, eingenommen, und einem
Pollak verkauft wurde. Dieser war ein höchst küh-
Raubritter, den jedoch 1433 die Breslauer und
idnitzer auf der Burg gefangen nahmen. Im J.
erhielt sie Hildebrand v. Kauffung, Erbauer des
Kauffung, Kreis Schönau, und Verwandter des
ten Prinzenräubers Kunz von Kauffungen, von
Heinrich von Münsterberg zu Lehen, dessen Sohn,
und von Kauffung von Landfred, abermals Wege-
ng trieb; 1526 sogar den Kaiser befehdete, aber
in Wien enthauptet wurde. Im J. 1561 löste
der Kaiser die Herrschaft ein, die 1684 vereinzelt wurde.
Die Burg, schon 1595 die wüste genannt, scheint seit
1579 nicht mehr bewohnt gewesen, und dadurch allmälig
von selbst verfallen zu sein. Im J. 1776—77 wurde
das alte Vorwerksgebäude in zwei Coloniehäuser verwan-
delt, deren Reinerz mehre anlegte. (*Knie.*)

Hummel, s. Bombus.

HUMMEL, 1) Albrecht, geboren zu Pfuhl bei
Ulm am 7. Nov. 1773, seit 1807 Privatdocent in Göt-
tingen, wo er 1830 verstorben ist. Er hat herausgege-
ben: Beiträge zur Berichtigung und Erweiterung des
positiven Rechts. 1. Bd. (auch unter dem Titel: Berich-
tigungen der gewöhnlichen Theorie über die Arten, Ver-
bindlichkeiten aufzuheben, nach römischem und teutschem
Rechte.) (Gießen 1804); Encyklopädie des gesammten
positiven Rechts. 1. Bd. (auch unter dem Titel: Einlei-
tung in das positive Recht.) (Gießen 1805); 2. Bd.
(auch unter dem Titel: Propädeutik zur gründlichen
Kenntniß des heutigen positiven Rechts.) (Ebend. 1805);
3. Bd. (Verfall des positiven Rechts.) (Ebend. 1806);
alle drei Bände wiederum unter dem Gesammttitel: Hand-
buch der Rechtsgeschichte, ein Commentar über Hugo.
4. Bd. 1. Abth. (Periode vom Consulate Napoleons bis
zur Auflösung des teutschen Bundes. 1813); Elementar-
lehre der gesammten Rechtswissenschaft (Gießen 1805);
Encyklopädie des heutigen positiven Rechts. Erste Abthei-
lung: wissenschaftliche und historische Vorkenntnisse (Gie-
ßen 1813); Kurzer Grundriß der Encyklopädie aller Wis-
senschaften (Göttingen 1818). (*Spangenberg.*)

2) Bernhard Friedrich, war den 14. Dec. 1725
zu Reusch im fränkischen Rittercanton Odenwald gebo-
ren, und der Sohn eines dortigen Predigers. Den er-
sten Unterricht verdankte er seinem Vater und einigen
Hauslehrern. Er ward hierauf Zögling der Schule zu
Uffenheim und späterhin der St. Lorenzschule in Nürn-
berg. Seit dem J. 1743 besuchte er das dortige Ägi-
dianum und bezog dann die Universität Altdorf. Dort
widmete er sich viertehalb Jahre dem Studium der Theo-
logie, beschäftigte sich aber auch, unter der Leitung des Pro-
fessors Schwarz, viel mit den schönen Wissenschaften. Bald
nachdem er (1748) unter Wills Vorsitz in Altdorf dis-
putirt, zeigten sich ihm Aussichten, das Rectorat zu Wein-
heim an der Bergstraße in der untern Pfalz zu erhalten.
Diese Stelle entging ihm aber, als er Bedenken trug,
eine seiner Neigung nicht entsprechende Ehe mit der äl-
testen Tochter des bisherigen Rectors zu schließen. Ge-
nöthigt, auf andre Mittel zu seiner Subsistenz zu den-
ken, wendete er sich nach Frankfurt am Main, wo er,
an den Consistorialrath und Senior des dortigen evan-
gelischen Ministeriums, Joh. Phil. Fresenius, empfohlen,
sich mit dem Unterrichte der Jugend zu beschäftigen ge-
dachte. Bald aber sah er sich seiner Freiheit beraubt.
Sein ansehnlicher Wuchs und Mangel an Welt- und
Menschenkenntniß führte ihn in preußische Kriegsdienste,
nachdem es ihm eine Zeitlang gelungen war, den fort-
währenden Nachstellungen der Werber zu entgehen. Ob-
gleich ihm eine Unterofficiersstelle in dem damaligen v.
Kleist'schen Regimente versprochen worden war, mußte er

[2]) Catalog. 52.

Musketier werden und kam nach Gardelegen ins Quartier. Einigen Trost fand er in seinem Misgeschick, als sich ihm Gelegenheit darbot, einige Edelleute und Officiere im Lateinischen, in der Geographie, im teutschen Styl und in andern Elementarwissenschaften zu unterrichten. Durch diesen Unterricht, wie durch Anfertigung von Briefen, Listen und andern militairischen Schreibereien für hohe und niedere Officiere, Adjutanten und Feldwebel erweiterte er seine Einkünfte, und erwarb sich zugleich so allgemeine Gunst, daß er mit sichtbarer Achtung behandelt ward. Zu Stendal, wohin er mit dem ersten Bataillon seines Regiments versetzt ward, eröffneten sich ihm neue Erwerbsquellen durch das Copiren bei dem dortigen Obergerichte, bei der Registratur und Kanzlei. Daneben unterrichtete er die Töchter des Hauptmanns v. Rohr.

Aber die innere Abneigung gegen den Militairstand machte ihn unzufrieden mit seiner Lage. Im J. 1756 zeigte sich ihm eine Aussicht, jenen drückenden Verhältnissen entrissen zu werden. Der Obergerichtspräsident Bismark hatte dem Major Ziethen, unter dessen Compagnie er stand, 300 Rthlr. für Hummels Abschied geboten, den er als Secretair bei seiner Correspondenz brauchen, und ihm späterhin eine Kanzellistenstelle verschaffen wollte. Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges (1756) machte diese Unterhandlungen rückgängig, und Hummel folgte noch im August des genannten Jahres seinem Regiment auf dem Feldzuge nach Böhmen. In der Schlacht bei Lowositz war er verwundet, doch nach Beendigung jenes Treffens zum Unterofficier ernannt worden. Verpflegt in dem Cadettenhause zu Dresden genas er in kurzer Zeit und begab sich zu seinem Regimente, welches zu Döbeln im Meißnischen im Winterquartiere lag. Als im Frühjahre 1757 die preußische Armee wieder nach Böhmen rückte, wohnte zwar Hummel der Schlacht bei Prag nicht bei, weil das Kleist'sche Regiment nicht dazu befehligt war; doch befand er sich während der Belagerung der genannten Stadt, vom 6. Mai bis 18. Jun., oft in Lebensgefahr. Als die Armee, die langsam wieder nach Sachsen zurückgegangen war, sich verstärkt gegen die Niederlausitz und die böhmischen Grenzen wendete, und vor Bautzen ein Lager schlug, fand Hummel dort (den 12. August 1757) eine günstige Gelegenheit, sich in Freiheit zu setzen. Er eilte durch Sachsen über Jena, Koburg und Bamberg, und kam glücklich in Nürnberg an, nachdem er mit der Witterung, mit Hunger und Anstrengung einen furchtbaren Kampf gekämpft hatte. Sein Vetter, B. Hummel, Cantor an der St. Sebaldkirche, nahm ihn auf in seiner Wohnung, und mehre seiner ehemaligen Universitätsfreunde verwandten sich thätig für ihn. Verdient machte er sich durch eine, mit vieler Sorgfalt angefertigte, vollständige Sammlung aller Additionaldecrete, die nach und nach den nürnberger Statuten beigefügt worden waren. Sowol durch diese Arbeit, als durch seinen Unterricht in angesehenen Familien gab er so unzweideutige Beweise seiner gründlichen Kenntnisse in mehren wissenschaftlichen Zweigen, daß man kein Bedenken trug, ihn (1763) zum Rector an der Schule zu Altdorf zu ernennen. Dies Lehramt eröffnete er mit seiner Rede: De damno, quod sibi inferunt juvenes litteris consecrati ludicrorum scriptorum lectioni nimium indulgentes. Die teutsche Gesellschaft zu Altdorf wählte ihn zu ihrem Secretair, und die helmstädtische zu ihrem Mitgliede.

Durch Rechtschaffenheit und Amtstreue erwarb er sich allgemeine Achtung. Als Lehrer wußte er Strenge mit Milde zu paaren. Er war unermüdet in seinem Wirken, und höchst gewissenhaft in der Verwaltung eines Amtes, dessen Einkünfte kaum hinreichten, die Kosten seines Haushaltes zu decken. Er corrigirte daher für Druckereien, verfertigte Kataloge, taxirte Bücher rc. Fruchtlos blieben seine Bemühungen, weiter befördert zu werden, ungeachtet er in dieser Absicht mehrmals zu Fuße nach Nürnberg gegangen war. Seine mäßige Lebensweise und eine ungetrübte Heiterkeit schienen ihm ein hohes Alter zu versprechen. Doch ward er zu Ende der achtziger Jahre von manchen körperlichen Leiden heimgesucht; Wassersucht und Auszehrung beschleunigten seinen Tod im 66. Lebensjahre den 4. März 1791.

Seit dem J. 1764 war er verheirathet gewesen und hinterließ eine Witwe und zwei Kinder. Sein Charakter als Mensch zeigte sich in mehrfacher Hinsicht von einer sehr liebenswürdigen Seite. Bei sehr ausgebreiteten Kenntnissen war er frei von Eigendünkel und Eigennutz, dienstfertig, rastlos thätig, höchst genügsam und ein Freund des geselligen Umgangs. Manche drückende Verhältnisse in seiner Jugend hatten ihm nicht den angebornen Frohsinn rauben können, der, gepaart mit Zufriedenheit und Vertrauen auf Gott, ihn auch durch sein späteres, nie ganz von Sorgen befreites, Leben begleitete.

Als Schriftsteller ist Hummel, außer einigen Übersetzungen und andern kleinen Arbeiten [1]), vorzüglich im bibliographischen Fache mit Ruhm aufgetreten. Er war Mitarbeiter an der Bibliotheca libror. rarior. universalis, die unter J. J. Bauers Namen zu Nürnberg in den Jahren 1770—1771 herauskam [2]). Von seiner neuen Bibliothek von seltenen Büchern und kleinen Schriften erschienen in den Jahren 1775—1782 3 Bde. oder 12 Stücke, zu Nürnberg in Octav gedruckt. Fast noch größere Verdienste erwarb er sich um die teutsche Alterthumskunde. Er schrieb, außer einer Biographie des Ritters Sebastian Schärtlin von Burtenbach (Frankf. u. Leipzig 1777) eine Bibliothek der teutschen Alterthümer, die er systematisch ordnete und mit Anmerkungen begleitete. Zu diesem Werke, das 1787 zu Nürnberg erschien, wurde 1791 noch ein Supplementband mit schätzbaren Zusätzen von Kinderling, Meusel u. A. hinzugefügt. Im J. 1788

---

1) Chr. Gottwaldt, Physikalisch-anatomische Bemerkungen über die Schildkröten. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit 10 Kupfertafeln (Nürnb. 1781. gr. 4.). Dessen physikalisch-anatomische Bemerkungen über den Biber. Aus dem Latein. übersetzt (Ebend. 1782. gr. 4.). Mit 7 Kupfertafeln u. a. m. S. das Verzeichniß von Hummels sämmtlichen Schriften in Meusels Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorb. Schriftsteller. 6. Bd. S. 174 fg. 2) Von der Mitte des Buchstaben M an bis R hat er das Meiste geliefert. Die Buchstaben S—Z aber, und drei Supplementbände (Nürnberg 1774—1791) rühren ganz allein von ihm her. Unter der Vorrede zum 3. Supplementbande steht sein Name

ließ er ein Compendium teutscher Alterthümer drucken, und in einer mit Noten und einem Glossar vermehrten neuen Ausgabe J. D. Kölers Disquisitio de incluto libro poëtico Theuerdanck (Norimb. 1790. 4.). Nach seinem Tode erschienen noch, von seinem Sohne C. F. K. Hummel herausgegeben, Briefe und Urkunden zur Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen, als ein Beitrag zur Geschichte des schwäbischen Bundes und des Bauernkriegs. Dies Werk erschien zu Fürth 1792 und in demselben Jahre zu Nürnberg eine Beschreibung entdeckter Alterthümer in Teutschland [5]). (*Heinr. Döring.*)

3) Johann Bernhard, ein Sohn des bekannten Musikalien-Verlegers Joh. Julius, welcher seine Verlagshandlung zuerst in Amsterdam anfing, und sich dann nach Berlin wendete, wo er den Titel eines Commerzienraths erhielt. Seine Zinnstiche, die er meist selbst besorgte, zeichneten sich seit 1770 durch Schönheit vor allen andern aus. Namentlich ist ihm die musikal. Welt dadurch verpflichtet, daß er 36 Symphonien Jos. Haydns veröffentlichte. Da seine Tochter Elise Christ. einen Hrn. v. Mettingh in Amsterdam heirathete, überließ er ihnen dort den Vertrieb aller seiner Ausgaben. Als er am 27. Febr. 1798 (75 Jahre alt) in Berlin starb, kehrte sein Sohn, Joh. Bernhard, von Warschau, wo er als Componist und Clavierspieler lebte, nach Berlin zurück, um das Geschäft seines Vaters zu übernehmen. Er hat sich mit mehren Sonaten und Variationen für sein Instrument bekannt gemacht, die meist in Wien gedruckt wurden; desgl. durch einige Liedersammlungen. Außer dem noch jetzt lebenden berühmten Pianoforte-Virtuosen und classischen Componisten (in seinen Hauptwerken) Joh. Nepomuk, haben wir noch einen Organisten dieses Namens zu Hildburghausen zu nennen (starb gegen 1800); einen geschätzten Violin- und Lautenmacher, Matthäus H., in Nürnberg 1720, und einen Waldhornisten, Georg Peter, gegen 1760—1780, einen Schüler des dresdener Anton Joseph Hampel, welcher um 1750 die beste Art Inventionshörner erfand, für welche bald darauf die Sordinen erfunden wurden, die das Horn weder höher noch tiefer stimmen. (*G. W. Fink.*)

HUMMELFÄNGER (sollte eigentlich Dronenfänger heißen), eine Maschine, welche eine solche Einrichtung hat, daß, wenn sie zu der Zeit, wo die Dronen von den gemeinen Arbeitsbienen verfolgt und getödtet werden, vor dem Flugloch eines Bienenstockes angebracht wird, die kleinern gemeinen Arbeitsbienen gar wol aus- und einfliegen, die größern dickern Dronen aber, welche ausgeflogen waren, nicht in den Stock zurückkehren können, und daher leicht vom danebenstehenden Bienenwärter getödtet werden. (*Fr. Heusinger.*)

Hummelschloss, s. Hummel.

5) S. Schwabachsche Schulzeitung. 1764. S. 142 fg. *W. Jaegeri* Progr. in memoriam B. F. Hummelii (Altd. 1791. fol.). Waldau, Neue Beiträge zur Gesch. Nürnbergs. 10. Heft. S. 116 fg. Will, Gesch. der Stadt Altdorf. S. 277. Dessen Nürnbergisches Gelehrtenlexikon (fortgesetzt von Nopitsch). 6. Th. S. 139 fg. Schlichtegroll, Nekrolog auf d. J. 1791. 1. Bd. S. 184 fg. Gräter, Bragur. 1. Bd. S. 383 fg. Baader, Lexikon verstorb. bairischer Schriftsteller. 1. Bd. 1. Th. S. 246 fg.

HUMMELSHAYN, Pfarrdorf im vereinigten Amte Leuchtenburg und Orlamünda des Herzogthums Altenburg, hat Oberforstmeisterei, Jagdschloß, Rieseneck genannt, wo das Wild im Winter gefüttert wird, 300 Einwohner. (*G. F. Winkler.*)

HUMMELWALD, eine Berggegend im Bezirk Obertoggenburg des eidgenössischen Cantons St. Gallen. Sie enthält 39 sehr zerstreute Wohnhäuser, die zum Pfarrdorfe Wattweil gehören, und ist wegen der Landstraße, die aus dem Toggenburg über diesen Bergrücken an den Züricher See und nach Glaris führt, zu bemerken. Die Anlegung derselben auf ihre eignen Kosten wurde 1701 von dem Fürstabte von St. Gallen den Einwohnern geboten; der Hauptzweck war erleichterte Verbindung mit den fünf kathol. Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, theils um von ihnen in seinen Unterdrückungsplänen gegen die Toggenburger überhaupt, und gegen die Reformirten daselbst insbesondere desto leichter unterstützt zu werden, theils um diesen Cantonen selbst die Kornzufuhren aus Schwaben zu erleichtern, wenn die Anschläge des Abtes einen neuen innern Krieg in der Eidgenossenschaft herbeiführen würden. Die despotische Härte, womit der Abt die Anlegung der Straße erzwang, war einer der vielen Gründe, welche wirklich 1712 den Krieg von Zürich und Bern gegen den Abt zum Ausbruche brachten. Schon vor dem Ausbruche hatte aber der Abt den Streitigkeiten eine religiöse Farbe zu geben, und dadurch auch von Anfang an jene fünf Orte in denselben hineinzuziehen gewußt. Die Geschichte dieses sogenannten Zwölfer- oder Toggenburgerkrieges s. in dem Artikel Toggenburg. (*Escher.*)

HUMMER (homari), gehören zu Cuviers zweiter Abtheilung der langgeschwänzten Krebse. Die eßbare Art aus der Gattung Edelkrebs (Astacus gammarus *Fabr.*) sieht schwarz marmorirt, gekocht roth aus, ist gewöhnlich 6—8 Zoll, zuweilen auch einen Fuß und darüber lang, ja man hat 3 Fuß große und 12 Pfund schwere gefangen. Sie kommen häufig in nördlichen europäischen Meeren vor, und werden da besonders auf felsigem Boden, tief in Felsenritzen versteckt gefunden. Man fängt sie jetzt mit eigenen Körben und verführt sie weit, zu Lande abgesotten, zu Wasser aber in eigenen Hummerschiffen. Die besten kommen aus Norwegen. Gewitter und Geschützdonner tödten sie oft. Von Ostern bis Johannis sind sie am vollsten. Man speist sie gewöhnlich gesotten, mit Essig und Öl. Das Fleisch, zumal der ältern Hummer, ist zwar derb und schwerverdaulich, aber doch nahrhaft, und vorzüglich jenes der Weibchen hier und da als Leckerbissen beliebt. Indessen erregen sie bei gewissen Personen Schmerzen im Schlunde, Hautausschläge, selbst Magenbeschwerden und Gliederreißen. Gewöhnlich sind die auf dem Markte zu London rc. verkäuflichen nicht gar gekocht, damit sie sich länger halten sollen, dann aber desto unverdaulicher, wenn sie nicht mit gewürzhaften Zusätzen und reizenden Brühen genossen werden. Ja man will sogar dergleichen Marktwaare vergiftet gefunden haben, weil sie in unverzinnten grünspanfleckigen Kupfergefäßen gesotten war. (*Th. Schreger.*)

HUMMER, der Theil der Stengen (s. sogleich anzuf. O. j j) unter den Saalings (das. x), welcher dicker als der darunter befindliche Theil und gewöhnlich achteckig ist. In dem nautischen Plane von Bd. VIII. dieser Sect. ist in Fig. 1 g 2 an den Bramstengen (y y) der Hummer (tz) unter dem Top oder obern Theile derselben. Im Hummer ist entweder ein mit einer Scheibe versehenes Loch, wodurch das Dreyreep fährt, womit die Raaen aufgehißt werden, oder es sind ein oder zwei Blöcke (a. a. O. unter x) daran befestigt, die dazu dienen. (*C. H. Müller.*)

HUMMERGAT, das mit einer Scheibe versehene Loch im Hummer. (*C. H. Müller.*)

HUMOR (Humoristen, Humoristisch). Der Humor ist ein ganz eigenthümliches Capitel der modernen Ästhetik, und hängt, soviel besondre und abweichende Ansichten sich auch zur Erklärung seines Wesens und zur Motivirung des für dasselbe üblich gewordenen Namens aufstellen lassen mögen, doch sehr genau und entschieden mit dem allgemeinen Charakter der modernen Bildung und Weltanschauung zusammen, deren natürlich hervorgegangener Ausdruck er ist. Ob die Alten bereits das gehabt und gekannt, was wir heute Humor und humoristisch nennen, dürfte wenigstens eine interessante Frage der Untersuchung sein, obwol sich dieselbe im Wesentlichen bereits dadurch erledigt, daß wir, wie noch weiter ausgeführt werden soll, das Humoristische als einen eigenthümlichen Ausdruck der modernen Weltanschauung bezeichneten. Die einfache antike Natur bewegte sich, ohne großen Kampf innerer Gegensätze, in jener schönen Einheit und Harmonie der Bildung, die von den Griechen am liebsten unter dem umfassenden Namen der *μουσική* bezeichnet und erstrebt wurde, und der Staat umschloß und befriedigte mit jenem erhabenen und Alles in sich fassenden Begriffe der freien Öffentlichkeit, zu der sich Jegliches herausbildete, auch die besondersten innern Bedürfnisse des Individuums. So war ein Einklang der Lebensbestrebung mit den vorhandenen Zuständen der Wirklichkeit da, der jeden ernstern und schmerzlichern Conflict des Persönlichen mit dem Allgemeinen hinderte, indem deren ursprüngliche Neigung, mit einander zu harmoniren, vielmehr die bestimmteste Grundlage des antiken Wesens war. Mochte daher auch die kräftige Heiterkeit und Befriedigung aus dem Leben der Alten in unverkümmerter Frische in ihre Poesie und Kunstgebilde übergehen, so vermochten sie doch, im Gebiete des Heitern, bei aller Anmuth ihres Scherzes, bei allem Sinnreichen ihrer Komik, wozu sie es nur bringen konnten, nichts zu erzeugen, das ein Höheres, als Scherz und Komik gewesen wäre, nämlich Humor, weil dieser ihrer ganzen Weltanschauung fremd und fern lag. Nur in der Komödie des Aristophanes regte sich bereits ein unsern heutigen Begriffen von Humor verwandtes Element, und zwar hier auf einer Stufe des Unterganges und Überganges des antiken Lebens, auf der jener Höhepunkt der humoristischen Anschauung in der künstlichen Überlegenheit, welche sich der Genius des Komikers im Geist über sein entsittlichtes und aus den alten Normen gewichenes Zeitalter gab, erreicht werden konnte; denn in einer solchen Zeit beginnt in der That die eigenthümliche Aufgabe und Stellung des Humors für die Welt wie für die Poesie.

Humor ist ein künstlicher Sieg der Gesinnung über den Zwiespalt des Individuums mit dem Allgemeinen der Weltordnung, er ist gewissermaßen eine burleske Philosophie. Die Philosophie, auf rein gedankenmäßigem Wege jene Conflicte des Individuellen und Allgemeinen überwindend, baut mit allem ehrbaren Ernste der Logik und der ganzen Mühsamkeit einer gewissenhaften Consequenz die Weltharmonie in der Idee auf, welche der Humor, der auf der lächelnden Höhe einer reinen, kindlichen, durch sich selbst sieghaften und im gewissen Siegesübermuthe spielenden und scherzenden Gesinnung Alles vermag, auf Einmal wie im Fluge erringt. Gleich der Philosophie, ist auch der Humor im Beginne seiner Operationen durchaus ein Skeptiker, der an allem durch Autorität Gegebenen zweifelt, aber indem er sich mit diesen Zweifeln belustigt, indem er sinnig Gegensatz gegen Gegensatz spielen läßt, und durch die wunderbare Gewalt seiner witzigen Combinationen allem Bestehenden das Ansehen und die Geltung streitig zu machen *droht*, hat er doch zugleich unvermerkt auf lustigen Flügeln die Wahrheit auf den Thron gehoben, deren streithafter Verfechter er nur gewesen. Diese Feier der Wahrheit, die er in bunten Festkleidern veranstaltet, gibt dem Humor zugleich jederzeit ein durchaus geistiges Element, einen geistigen Hintergrund, ohne den er niemals auftritt, und wodurch er sich seinem Wesen nach von seinen Dienern und Genossen, Witz und Laune, unterscheidet, die nur etwas Untergeordnetes gegen den Humor sind. Witz und Laune sind bloße Mittel des Humors, die auch an vereinzelten, zufälligen und äußerlichen Weltbeziehungen sich einfinden und geübt werden können, wie z. B. der Witz oft blos als Wortwitz, die Laune oft blos als grillenhaftes Moment einer besondern Charakteranlage erscheint, während dagegen die ideellere Natur des Humors aus keiner solchen Einzelnheit der Verstandes- oder Charakterrichtung sich erzeugt, sondern bei dem Individuum, in dem er hervortritt, immer den ganzen Menschen ausfüllt und herauskehrt, sowie in der Weltgegend, die er beleuchtet, einen Überblick des ganzen Himmelsgesichtskreises verräth. So tritt der Humor in dem modernen christlichen Leben, dessen Weltanschauung vornehmlich an jenen Zwiespalt der persönlichen Freiheit mit der allgemeinen Nothwendigkeit verfallen ist, als Versöhner der Gegensätze hervor, indem er ein künstliches Reich der Freiheit bildet, das die drückende Luft der Erdatmosphäre überwunden, und auf seiner Höhe die unter ihm liegende Welt von der Vogelperspective aus betrachtet. Daher hat er bei aller Miene der Überlegenheit, die er annimmt, und bei aller Schärfe des Zersetzens und Aussonderns, die er gegen die Theile ausübt, um zum Ganzen zu gelangen, doch zugleich etwas Weiches und kindlich Naives in seinem Wesen, das bisweilen sogar an Sentimentalität grenzen kann, und wodurch er sich hauptsächlich von der Ironie unterscheidet, die sonst eine ähnliche Aufgabe bis auf gewisse Punkte mit ihm gemein hat. Der Humor geht jedoch über die Ironie noch hinaus, und ist etwas Zu-

sammenfügendes, während die Ironie etwas Trennendes ist, d. h. die Ironie beruht wesentlich in der kühnen Entgegensetzung des Subjects gegen eine bestehende Welt, indem sie durch diesen mit aller Macht des Selbstbewußtseins von ihr festgehaltenen und aufgezeigten Gegensatz etwas ausdrücken will, das nur in ihm und durch ihn sich bemerklich machen läßt; sie ist also die eigentliche, unerbittliche Kraft des Gegensatzes selbst, die sich Geltung verschafft, und daher bei aller Weisheit, die aus der Stellung, welche sie sich gibt, hervorleuchtet, doch zugleich das Strenge und Schonungslose, das meistentheils in ihrem Charakter vorherrschend erscheint, obwol man auch hin und wieder von einer sogenannten leisen und gelinden Ironie zu sprechen pflegt, die jedoch in der Regel dem Ausdrucke bloßer Laune gleichkommt. Der Humor dagegen, den wir etwas Zusammenfügendes genannt haben, erweist sich in dieser Eigenschaft schon durch die vermittelnde Natur, die wir an ihm erkannt hatten. Er kann die Gegensätze, welche die Ironie hervorruft, nicht in dieser Trennung bestehen lassen, sondern es ist eben sein Wesen, sie sogleich zu verallgemeinern und in den reinen Äther seiner lachenden Weltansicht aufzulösen. Der Humor gewinnt hierin zugleich einen idealisirenden Charakter, er idealisirt überhaupt jeden materiellen Stoff, den er berührt, indem er ihn mit einer höchsten Weltordnung, wie sie gedacht werden kann, in Beziehung setzt, und in dieser sichernden Beziehung zum Unendlichen, von der er trunken scheint, bewegt er sich im Endlichen mit dieser großen Heiterkeit, Muthwillen und selbst Ausgelassenheit. Man muß daher mit Jean Paul übereinstimmen, wenn er (in seiner „Vorschule der Ästhetik") den Humor „das umgekehrte Erhabene" nannte, und dies umgekehrte Erhabene besteht in nichts Anderem, als in dem mit allem Endlichen spielenden Geistesübermuth einer Gesinnung, die sich tief im Unendlichen heimisch und gesichert fühlt.

Weil der Humor nun auf diese Weise so innig mit der Weltanschauung zusammenhängt, daß er vielmehr immer als ein besonderer Ausdruck derselben auftritt, so liegt darin zugleich ausgesprochen, daß er unter allen Künsten, in denen er productiv zu werden vermag, vorzugsweise in der Poesie seine Stätte und seinen eigensten Wirkungskreis finden muß, weil diese die eigentliche Kunst der zur Gestalt werdenden Weltbetrachtung ist. Der Humor ist in der That ein Lebenstheil der Poesie selbst, der von derselben gar nicht abgetrennt werden kann, und die moderne Poesie würde ohne den Humor ebenso wenig vollständig ihre Aufgabe und Bedeutung lösen, als der Humor in einer andern Kunst, denn in der Poesie, erschöpfend und in seinem ganzen Umfange hervorzutreten im Stande wäre. Das humoristische Element, dessen sich die Musik hin und wieder mächtig gezeigt hat, vermag indessen nicht über die ihrer ideellen Wirkung gesetzten Grenzen hinauszugehen, in welchen diese Kunst durch ihre unbestimmten Mittel, einen Gedanken auszudrücken, überhaupt zu bleiben genöthigt ist, und der Humor übt seine größte Stärke grade in der Art und Weise einer ideellen Wirkung aus. Dennoch scheinen die Verdienste, welche Componisten, wie z. B. Rossini, grade als Humoristen haben, noch nicht hinlänglich in ihrer Eigenthümlichkeit anerkannt zu sein. Was die Malerei anbetrifft, so ist in derselben, wo es auf heitere oder bizarre Effecte ankommt, in Situationen und Charaktergestalten die Komik an ihrer Stelle, und es würde den Begriff des Humoristischen unnöthig zerstreuen und verallgemeinern heißen, wenn man ihm überhaupt in der Plastik eine eigenthümliche Wirksamkeit einräumen wollte. Der Humor weist schon durch seinen Namen (humor, engl. humour, franz. humeur) auf das Flüssige hin, indem er dadurch die geistige Beweglichkeit und das Umherschweifen in allen Regionen und Richtungen des Geistes bezeichnet, das sein besonderes Eigenthum ist und wodurch er sich wesentlich hervorbringt. Die plastische Kunst, der es vornehmlich um eine abgegrenzte Situation zu thun sein muß, kann daher die flüssigen Motive des Humoristischen wenig brauchen, während diese mit der Poesie, welche die beweglichste, unruhigste und umhergreifendste aller Künste ist, naturgemäß sich zusammenfinden und aus derselben hervorquellen.

Der Humor ist in seiner wahren und höchsten Bedeutung noch nicht lange als ein heimisches Element der teutschen Poesie anzusehen. Lessing unterschied zwar schon an einer Stelle seiner Dramaturgie Humor und Laune, woraus hervorgeht, daß er den eigenthümlichen Begriff des erstern ahnen mochte, aber der ganze Umfang desselben lag damals, obwol Shakespeare eben in Teutschland bekannt zu werden anfing, noch keinesweges durchmessen vor. Man kann wol sagen, daß grade von England aus, und zwar vorzüglich durch Shakespeare, Swift und Sterne, eine gewisse Gattung des Humoristischen zuerst und am reichsten in die teutsche Literatur überging. Die barocken Contraste, die dem englischen Nationalcharakter eigen sind, jene Mischung von Schwermuth, Tiefsinn, Naivetät und Laune, scheinen hier für den Humor einen vorzugsweise fruchtbaren Boden abgegeben zu haben, wodurch ein origineller Typus desselben geschaffen wurde, der besonders bei uns einen lebhaften Anklang fand. In mehren Lustspielen von Lenz waltet ein echt Shakespeare'scher Humor, mit einer Freiheit der Behandlung, die für jene Zeit der Literatur als etwas Ausgezeichnetes geachtet werden muß. Der Einfluß Swifts und Sterne's trat in Hippel, diesem ersten großen Humoristen der Teutschen, nicht minder deutlich hervor, obwol man bei der hohen Originalität dieses Geistes nur die Anregung auf jene Einflüsse zurückführen kann. Zugleich erhielt der Humor bei Hippel ein entschieden philosophisches Element zu seiner Grundlage, das der teutschen Natur vornehmlich zuzusagen schien. In dieser Richtung war jedoch schon in Hamann, wenn auch zu seiner Zeit fast nicht gekannt, etwas Eigenthümliches hervorgetreten, das man mit dem Namen eines metaphysischen Humors bezeichnen könnte. Andere Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts, wie Thümmel, der immer als ein genialer Humorist genannt zu werden verdient, neigten sich mehr der französisch gesellschaftlichen Manier zu. In Jean Paul Friedrich Richters Individualität traf eine besonders glückliche Constellation für die humoristische Poesie zusammen. Phi-

losophisch und reflectirend wie Hippel, scharf und schlagend in seinen Combinationen wie Swift, zartsinnig und naiv wie Yorik, besaß er zugleich mehr dichterische Kraft und Productivität als alle diese, aber dennoch hinderte ihn oft sein manierirtes und formloses Wesen, das Höchste in der humoristischen Gestaltung zu leisten. Eine künstlerische Form gewann der Humor in der sogenannten romantischen Schule, besonders durch Tieck, der, außer den feinen geistigen Beziehungen, die er überall damit zu verbinden wußte, sich besonders als Meister in der Darstellung humoristischer Gestalten und Charaktere erwies. Hierin ist Tieck noch unübertroffen und kaum dürfte ihm irgend ein früherer teutscher Dichter an Gestaltenreichthum und psychologischer Feinsinnigkeit des Humors gleichgestellt werden. Zwar ist auch bei ihm nicht zu verkennen, wie er sich an großen Vorbildern herangebildet hat, namentlich an Cervantes, dessen Einfluß auf die Tieck'sche Poesie fast ebenso groß ist als der des Shakespeare, aber Tieck verstand die geistige und psychologische Grundlage des Humors noch reicher herauszukehren, als er sich in Cervantes findet. Die neueste gegenwärtige Periode der teutschen Poesie hat ebenfalls ihre eigenthümlichen Humoristen aufzuweisen. Hier ist es besonders der politische Oppositionsgeist, der eine originelle Färbung des Humors hervorgebracht hat, wie in Börne, Heine und einigen Andern. Man könnte ihn den liberalen Humor nennen, zum Unterschiede des psychologischen Humors der frühern Dichterschule. (*Theodor Mundt.*)

Humoralpathologie, s. Pathologie.

Humoristen, Humoristisch, s. Humor.

HUMPHREY, Eiland im australischen Ocean, im Nordwest der Societätsinseln, unter dem Winde der Insel Reirson in 10° 6′ südl. Br. und 199° 5′ östl. Länge von Greenwich. Es ist am 13. Oct. 1822 von dem Ostindienfahrer Good Hope entdeckt, gehört zu den niedrigen Koralleninseln und ist nur von geringer Größe und unbewohnt. (*Klaehn.*)

HUMPHREY (Humphredus), 1) **Laurentius**, war zu Newport Pagnell, einer Stadt der Grafschaft Buckingham in England, um 1527 geboren, bildete sich zu Cambridge, wurde 1547 in das Magdalenencollegium zu Oxford aufgenommen und zwei Jahre später ordentliches Mitglied desselben. Im J. 1552 nahm er die Doctorwürde in derselben an, wurde um dieselbe Zeit Professor der griechischen Sprache im Magdalenencollegium, erhielt die Weihen und im J. 1555 die Erlaubniß, in auswärtige Länder zu reisen. Er beobachtete aber die ihm gestellte Bedingung, die ketzerischen Gegenden zu vermeiden, durchaus nicht, und ging nach Zürich, wo er mit einigen der Religion wegen dahin geflüchteten Engländern Bekanntschaft machte. Ihr Glaube gefiel ihm und er eilte aus diesem Grunde nicht sehr, nach England zurückzukehren, wo die Königin Maria die Protestanten sehr heftig verfolgte. Erst nach dem Tode dieser Fürstin ging er nach England zurück, und erhielt seine Stelle im Magdalenencollegio wieder, die er bereits verloren hatte, weil er über den erhaltenen Urlaub ausgeblieben war. Im J. 1560 wurde er Professor der Theologie zu Oxford, und im folgenden Jahre der Erste seines Collegiums. Im J. 1560 erhielt er die Doctorwürde in der Gottesgelehrsamkeit, und ward 1570 Dechant von Glocester, zehn Jahre später dasselbe zu Winchester. Zu höhern Pfründen gelangte er nicht. Man muß solches seiner Abneigung gegen die Gebräuche und Meinungen der englischen Kirche beimessen, welche er von Zürich mitgebracht hatte; denn er kam als ein guter, kluger und gelinder Calvinist, doch ohne Verfolgungsgeist, zurück. Unter der Regierung der Königin Elisabeth verheirathete er sich und wurde Vater von sieben Söhnen und fünf Töchtern, führte ein ziemlich eingezogenes Leben, starb am 11. Febr. 1590 und wurde in der Kapelle seines Collegiums begraben. Seine Schriften sind: **Epistola de graecis literis et Homeri lectione et imitatione** (steht vor *Hadrian Junius*, **Cornu Copiae [Basil. 1558. fol.]**); **De religionis conservatione et reformatione, deque primatu Regum (Basil. 1559); De ratione interpretandi autores (ibid. 1559); Obadias Propheta hebr. et lat. et Philo de judice, gr. et lat.** (bei der vorhergehenden Abhandlung); **Optimates, s. de nobilitate ejusque antiqua origine, natura, officiis, disciplina etc. (Basil. 1560,** ins Engl. von einem Ungenannten übersetzt **Lond. 1563); Philo Judaeus de nobilitate,** übersetzt; **Oratio Woodstochiae habita ad Reginam Elisab. 3. Aug. 1572 (Lond. 1572. 4.); Joh. Ivelli, Episcopi Sarisburiensis, vita et mors ejusque verae doctrinae defensio (Lond. 1573. 4.); Orat. in Aula Woodstochiana hab. ad Reginam Elisab. 1575 (Lond. 1575. 4.); De fermento vitando. Concio in Matth. 16, Marci 8, Luc. 12: cavete fermento Pharisaeorum (Lond. 1582, Rupellae 1585); Jesuitismi Pars I. (Lond. 1582); Praxis Rom. curiae contra Respubl. et principes. Pars II. Puritano-Papismi s. doctrinae Jesuiticae aliquot rationibus ab Edm. Campiana comprehensae et a Jo. Duraeo defensae, confutatio (Lond. 1584); Apologetica Epist. ad Acad. Oxoniens. Cancellarium (Rupellae 1585);** Sieben Predigten wider die Verrätherei (englisch **Lond. 1588); Concio in die cinerum.** Übersetzte und verbesserte *Joh. Shepreve*, **summa et synopsis Novi Testamenti distichis ducentis sexaginta comprehensa (Argent. 1556, Oxon. 1586)** *). (*Rotermund.*)

2) **Pelham**, geb. 1647, war einer der ersten Chorknaben oder Kapellknaben der ersten Classe, welche nach Wiederherstellung der engl. Kirchenmusik unter Karl II. gegen 1660 von dem Capitain Henry Cook gebildet wurden. Sein Lehrer war bis hierher für den besten Sänger zur Laute gehalten worden; Humphrey übertraf ihn bald und erregte schon dadurch den Neid seines Lehrers. Als er nach dem Verluste seiner Stimme im Januar 1666 in die königl. Kapelle aufgenommen wurde, versuchte er sich mit allerlei Compositionen. Man fand seine Anthems und Motetten bald so schön, daß man ihn auch hierin über Cook setzte, worüber Cook vor Gram 1672 starb. Gerbert und noch Thomas Busby in sei-

*) Vergl. Athenae Oxon. Tom. II. p. 41, und Hist. Univ. Oxon. *Larrey*, Hist. d'Angleterre. Tom. II. Jöcher, Gelehrten-Lexikon.

ner allgemeinen Geschichte der Musik berichten, der König habe den jungen talentvollen H. nach Paris gesendet, um sich unter Lully vollends auszubilden; allein Gerber, der in seinem alten Lex. dasselbe nacherzählt, berichtigt im neuen Lex. der Tonkünstler, daß damals Lully kaum aus der Küche in die Violinschule gekommen war. Die misliche Behauptung mag wol hauptsächlich darin ihren Grund haben, daß die englischen Tonsetzer zum Anfange der Restauration des Königreichs weit mehr sich nach französischer als italienischer Musik richteten, bis des Königs Liebhaberei sich für italien. Compositionen entschied, weshalb mehre anfingen, der italischen Weise zu folgen. Unter diesen war auch Humphrey, der nicht blos Lehrer der Kinder, sondern überhaupt an die Stelle Cooks zum Master of the children ernannt wurde. Er überlebte seinen Lehrer nur zwei Jahre und starb schon am 14. Jul. 1674. Seine Kirchengesänge werden in England noch immer in Ehren gehalten. Hawkins theilt uns Einiges von ihm mit; auch liest man einige Anthems in verschiedenen englischen Sammlungen zerstreut. (*G. W. Fink.*)

HUMPHRIES, Grafschaft in der Westhälfte des nordamerikanischen Staates Tenessee, zählte im J. 1820 4067 Einw., von denen 542 Sklaven und drei freie Farbige waren. Die Grafschaft wird nördlich von Stewart, östlich von Dickson, südlich von Perry und westlich von Cabroll begrenzt, und der westliche Theil derselben von dem Tenessee, in welchen hier der 18 Meilen weit für Boote fahrbare Duck mündet, durchströmt. Hauptort ist Reynoldsburgh an der Mündung des Richland mit einem Postamte. (*R.*)

HUMPOLETZ, Stadt im czaslauer Kreise des Königreichs Böhmen, mit starker Tuchweberei und Strumpfwirkerei und gegen 1800 Einw. In der Nähe befinden sich die Ruinen des Schlosses Worlik. (*R.*)

Humpracht, Humprecht, s. **Humbracht**.

HUMULUS *L.* (Hopfen). Eine Pflanzengattung, welche, mit den Urticeen verwandt, zu der fünften Ordnung der 22. Linné'schen Classe gehört. Ihr Charakter ist folgender: Die männlichen Blumen stehen in Rispen beisammen, und bestehen aus einem fünfblätterigen Kelche, keiner Corolle, und zweifächerigen Antheren; die weiblichen Blumen bilden einen Blüthenzapfen, und bestehen aus vier bracteirten Schuppen, vier Fruchtknoten und zwei Griffeln; die Frucht ist ein Achenium, welches von einem Schlauch eingeschlossen ist. Die einzige bekannte Art, H. Lupulus, ist eine in Europa und Amerika wachsende, rauh anzufühlende Schlingpflanze, mit herzförmigen, drei- bis fünflappigen, gesägten Blättern, und zwei bis vier herzförmigen, zweigespaltenen Afterblättern. Die Früchte werden bekanntlich zum Bierbrauen benutzt, und bewirken, daß dieses Getränk sich besser hält und der Gesundheit zuträglicher wird. Die jungen Hopfenschößlinge, nach Art des Spargels zubereitet, geben eine angenehme und gesunde Speise. In der schwedischen Provinz Jämtland wird aus den Ranken des Hopfens ein Garn bereitet, welches zwar dem Flachsgarn an Weiße und Feinheit nachsteht, aber sowol dieses als das Hanfgarn an Festigkeit übertrifft. (*Sprengel.*)

Der Hopfen wächst bekanntlich hier und da theils wild, als Hecken- oder Staudenhopfen, theils wird er in England, Holland, Böhmen, Polen, Teutschland &c. in eigenen Gärten cultivirt (Garten- oder Berghopfen). Am besten gedeiht er in einem gutgedüngten Boden, welcher Kalktheile enthält, und dessen Ackerkrume einige Schuh tief ist. Bei uns sind vorzüglich beliebt: der böhmische und bairische Hopfen (s. Hersbrucks [bei Nürnberg] Hopfenbau, von T. E. v. Reider [Bamberg u. Leipzig 1819]; Beiträge zur Geschichte des Hopfens in dem ehemaligen Fürstenthume Bamberg, von Paul Österreicher [Bamb. 1823]; Anleitung zur einfachsten und vortheilhaftesten Art des Hopfenbaues &c, von F. A. Röber [Meißen 1826]). Über die periodischen Veränderungen der Hopfenzapfen, s. Kastners Archiv der gesammten Naturlehre &c. 1825. IV. S. 116 fg.

Um einen sichern Hopfenbau zu betreiben, kommt fast das Meiste auf die Art des Hopfens an, den man baut, denn zwischen den Hopfensorten ist bekanntlich ein großer Unterschied. Ein größerer ist noch in dessen Gerathen und in dem Ertrage. Der Frühhopfen, der Späthopfen, der rothrebige Hopfen verhalten sich im Gedeihen und Ertrage wie 1—2—3. Die Kenntniß dieser verschiedenen Hopfenarten ist die Grundlage einer sichern Hopfencultur. Schon im 12. Jahrh. benutzte man die Häupter, oder reifen weiblichen Kätzchen (Fruchtzapfen, strobuli) der Hopfenpflanze bei der Bierbrauerei (vergl. den Art. Bier), ohne daß sie bis jetzt einen ganz genügenden Stellvertreter gefunden hätten. Sie müssen groß, gehörig geschlossen, schön grünlichgelb oder gelbbraun von Farbe, reif genug, sodaß ihr gelber Blüthenstaub sich leicht ausschütteln läßt, ferner gut getrocknet, und mit nur wenigen einzelnen Blättchen vermengt sein, in der Hand gerieben stark gewürzhaft, in Menge betäubend riechen, und nicht unangenehm bitter schmecken, händevoll zusammengedrückt ankleben, sehr fettig sich anfühlen, mehl- oder samenreich, und in guten, dichtleinenen Säcken oder Züchen scharf eingepreßt sein. Geringer ist der zu frische, noch nicht genug ausgelegene und getrocknete, der überreife, dessen Schuppen aus einander fallen, der samenleere, der noch unreife, grüne, sowie der zu alte, verlegene, verrochene, kraftlose, samenarme, und der nasse, erhitzte, moderige oder sonst verdorbene Hopfen. Die böhmischen Hopfenhändler sollen bairischen Hopfen aufkaufen und, mit ihrem alten Gewächse vermengt, statt böhmischen Guts verkaufen; ein Betrug, den auch der erfahrenste Bierbrauer nicht leicht entdecken kann. Der wilde Hopfen fällt immer kleiner, leichter und geringer aus. Wasser und Weingeist ziehen aus dem Hopfen einen gleich aromatischen Bitterstoff. Das wirksame Princip (der Drüsenstaub der Hopfenzapfen), welches W. A. Ives Lupulin (s. Lupulin) nennt, und das der dreijährigen weiblichen Pflanze besonders angehört, soll nicht mehr als $\frac{1}{8}$ des Gewichts vom Hopfen ausmachen, so, daß von 6 Pfund desselben etwa 14 Unzen Lupulin sich abscheiden lassen, und ein ganz feines gelbes Pulver geben, wovon 120 Gran 5 Gr. Gerbstoff, 10 Extractivstoff, 11 Bitterstoff, 12 Wachs, 36 Harz und 46 Lignin

enthalten *). Seitdem will Raspail (Mém. de la Soc. d'Hist. nat. de Paris. III. p. 209 sq.) gefunden haben, daß dieses Lupulin nichts anderes, als ein Organ, eine Drüse, oder vielmehr ein hohles Gefäß des Hopfens sei, welches sehr große Ähnlichkeit mit den Staubbeuteln habe, und so wie diese auf dem Wasser platze. Dieses Lupulin soll sich nicht blos auf den Schuppen der weiblichen Hopfenblüthe, sondern auch häufig an den Drüsen der untern Fläche aller jungen Hopfenblätter und der Schößlinge finden, und in dem Maße abfallen, als das Blatt größer wird. Wenn man nämlich die jungen Blätter und Schößlinge auf einem Siebe trocknet, und dann das Sieb beutelt, so läßt sich daraus verhältnißmäßig ebenso viel Lupulin gewinnen, als aus den Hopfenzapfen. Auch haben jene Pflanzentheile ganz den specifischen Hopfengeruch. Nach Raspail (a. a. O.) scheint das Lupulin in Wasser, Ammonium und mit Jod dieselbe Erscheinung zu geben, wie der Antheren-Pollen, mithin auch dessen Function zu haben. Ein gleicher, nur viel feinerer Drüsenstaub soll sich an den Trieben und Hüllen der weiblichen Hanfblüthe finden, der wol auch zur Bereitung des Bieres anwendbar wäre.

Gleich den Hopfenhäuptern wirkt das Lupulin fast wie Opium. Beide lassen sich arzneilich benutzen, bei Magenschwäche, schlechter Verdauung, Scorbut, Skrofeln, Gicht, Rheumatismus und hektischem Husten mit Schlaflosigkeit, übrigens als harn- und wurmtreibende Mittel im Aufguß oder Absud mit Wasser, wovon $\frac{1}{2}$—1 Pfund früh getrunken wird. Auch hat man das Seltenerwerden der Steinkrankheit zu London von dem häufigen Genusse des daselbst gewöhnlichen stark gehopften Bieres herleiten wollen. Äußerlich wendet man den Hopfen zu Umschlägen bei Quetschungen, Lähmungen, Wassergeschwülsten ꝛc. an, das trockene Hopfenbad aber bei hartnäckigen Hautausschlägen, alten scorbutischen Geschwüren ꝛc.; die Lagerung auf Hopfenkissen gegen Schlaflosigkeit, doch mit großer Vorsicht wegen oft zu betäubender Einwirkung. Die Hopfentinctur ist, wenigstens in England, neben der Opiumtinctur das beliebteste Narcoticum, und wird dort, gleich dieser, drachmen- ja unzenweise bei Lähmungen und Starrkrampf ꝛc. gemisbraucht. Dgs Extractum Lupuli Lipp. enthält blos den Bitterstoff des Hopfens; Dosis: 20—30 Gran in Wasser aufgelöst, oder in Pillen. Die Species ad foment. Boruss. enthalten unter andern auch Hopfen. Die jungen Hopfenkeime oder Sprossen dienen zu Salat und Gemüse; sie sind sehr wenig nährend, wirken aber anfeuchtend und eröffnend, wenn man sie soweit genießt, als sie vollkommen weich gekocht, und nicht zäh, oder faserig sind.

Technisch setzt man den Hopfen oder sein Lupulin für sich, oder ein Extract aus den Fruchtzapfen, oder deren Ätheröl, das sich in Menge aus ihnen abdestilliren läßt, zur Bierwürze, oder man fängt die öligen Hopfendünste in einer kupfernen Maschine auf, worin sie sich verdichten, und dann mit den in Gährung gesetzten Braumaterialien vermischt werden. Außer dem Wohlgeschmack und der stärkenden Kraft, welche Hopfen dem Biere gibt, schlägt er auch, vermöge seines adstringirenden Stoffes, den Pflanzenschleim nieder, und entfernt somit jenen Bestandtheil, welcher das Bier gähren macht; ohne Hopfenzusatz müßten wir dasselbe entweder jung und trübe oder alt und sauer trinken (vergl. die Art. Bier und Bierbrauerei). Frischer Hopfen kommt mit zur trockenen Kunstbärme (s. d. Art. Bärme), zum Honigweine ꝛc. Blätter und blühende Stengel, frisch und getrocknet, färben die mit Wismuth gebeizte Wolle zimmtbraun. Die Hopfenranken lassen sich wie Hanf bearbeiten. Ihren Saft empfiehlt Berthollet zu einer sehr dauerhaften braunen Farbe. (*Th. Schreger.*)

HUMUS (Pflanzenhumus, Ackerkrume, Oberkrume, Damm-Stauberde). Humus, jenes pulverförmige, braune oder schwarzbraune, leichtverbrennliche Moderproduct der Fäulniß und Verwesung organischer Körper (größtentheils der Pflanzen), trägt sehr viel zum Wachsthume der Pflanzen bei, ohne doch dazu absolut nothwendig zu sein, weil viele Gewächse auch ohne ihn vegetiren. Je nach seinen chemischen und physischen Eigenschaften, oder nach dem Verhalten, welches er gegen Pflanzenwachsthum zeigt, läßt sich der Pflanzenhumus in verschiedene Unterabtheilungen bringen. Man nennt denjenigen Humus mild, der viel vom sogenannten Extractivstoff enthält, und augenscheinlich die Vegetation befördert; man nennt ihn halbverkohlt, sobald er ein schwarzbraunes, den Kohlen ähnliches, Ansehen hat, und Wasser, welches damit gekocht wird, nicht gelb färbt; man sagt ferner, der Humus oxydire sich, wenn aus der Auflösung des Extractivstoffes in Wasser, beim Zutritte der Luft, ein brauner Körper zu Boden fällt, der sich nicht wieder in Wasser auflöst, und nennt ihn endlich sauer, wenn er das Lackmuspapier röthet und sich unthätig gegen viele Pflanzen zeigt, oder ihr Wachsthum wol gar unterdrückt. Diesen Humusarten zählt Sprengel in Göttingen noch den Erdharz- und wachshaltigen Humus bei.

Überhaupt bildet der gemeine Humus, als Dungstoff der Ackererde, den Hauptbestandtheil der fruchtbaren Erdrinde, und, als Torfmaterie, größtentheils den Torf; auch kommt er, nach Jameson, im bituminösen Holze vor *). In tiefen und wasserreichen Gründen ist er als saurer Humus, aus dessen kalischer Auflösung Säuren, nicht in Überschuß zugesetzt, Moderstoff, als ein dunkelbraunes, nicht saures Pulver niederschlagen, und welcher, nach Einhof Wasser, Phosphor- und Essigsäure, Ammonium, brenzliches Öl, kohlensaures und brennbares Gas nebst Kohle enthalten soll, der Vegetation ganz ungünstig, denn hier, wo Licht und Wärme nicht auf

*) Eine frühere sehr sorgfältige chem. Analyse des englischen Hopfens s. in *J. J. de Rockes*, Diss. de humuli lupuli viribus medicis (Edinb. 1805). Vergl. *A. Freake*, Observ. on the humul. lup. etc. (Lond. 1807). A. Payen u. Chevallier in Trommsdorffs neuem Journal d. Pharm. ꝛc. VII, 1. Planche ebendaselbst.

*) Unter der auf abgehauenen Baumstämmen liegenden verfaulten Holzerde (Holzhumus, terreau) fand neulich Jenneck (s. Kastners Archiv für die gesammte Naturlehre XII, 4) Anhäufungen von halbverfaulter Holzasche, welche vermittels humussaurer Feuchtigkeit zu Cylinder conglomerirt waren.

ihn einwirken können, wird er immer mit Sauerstoff angefüllt sein müssen, welcher nun leicht zur Bildung der in dieser Erdart vorkommenden Säuren beitragen, somit ihn unfruchtbar machen kann. Daher wird ein solcher Boden durch Trockenlegen und durch den wohlthätigen Einfluß des Lichts, das aus ihm die zu große Menge Sauerstoff entbindet, nachdem zugleich durch Kalk ꝛc. die freien Säuren hinweggeschafft worden sind, zum fruchtbarsten Erdreich umgeschaffen. Übrigens dürfte die Fruchtbarkeit des obenliegenden Humus nicht blos darin bestehen, daß er durch seine allmälige völlige Zersetzung den Vegetabilien die zu ihrer Nahrung geschickten Theile, z. B. Kohlensäure ꝛc., zubereitet, sondern vorzüglich darin, daß er während der Nacht und Thauzeit aus der Atmosphäre den Sauerstoff anzieht, und dadurch die während der Sonnenhitze am Tage des Sauerstoffs zu sehr beraubten Pflanzen mit diesem Stoffe zur Nacht- und Thauzeit wieder erquickt.

Ein sogenannter fetter, zur Vegetation vieler Pflanzen vorzüglich tauglicher Boden ist daher ein solcher, der viel milden Humus, mit der eigentlichen Erde wohlgemengt, enthält; ein magerer, dürrer dagegen, welcher wenig dergleichen Humus hat. Der animalisch-vegetabilische Dünger verbessert den magern Boden, indem er durch die Verwesung zu Humus wird. Der Humus ist im getrockneten Zustand eine erdähnliche, feste, spröde, leicht zu Staub zerreibliche, grauschwärzliche, formlose Materie, die sich leicht mit Wasser befeuchten und dann zusammenballen läßt. Sowie er in der Natur auf dem Boden der Äcker, Wiesen, Waldungen ꝛc. gefunden wird, ist er gemeiniglich feucht, obenauf noch mit unvollkommen verwesten Pflanzentheilen ꝛc. bedeckt, und mit der eigentlichen Erdkrume desselben Bodens, mit Sand, Thon, Kalk ꝛc. vermengt. Er ist keine reine Erde, sondern gleichsam eine auf dem nassen Weg entstandene Kohle. Die flüchtigen Stoffe sind, wie bei der Verkohlung auf dem trockenen Wege, durch die Fäulniß, nur viel langsamer, ausgeschieden, sodaß der Kohlenstoff frei geworden ist, welches er jedoch nicht so frei, als die auf dem trockenen Weg entstandene Kohle enthält, sondern mit weit mehr Wasserstoff, als diese, und mit Sauerstoff verbunden, weshalb er auch vorher in einer bis zum Siedgrade des Wassers reichenden Hitze getrocknet, und in einer Retorte geglüht, Kohlenwasserstoffgas und kohlensaures Gas, brandige Säure oder Ammonium, und brandiges Öl liefert. Aller seiner flüchtigen Stoffe durch Glühen beraubt wird er endlich zu eigentlicher Kohle, die sich in freiem Feuer einäschern läßt, und dann erst in ihrer Asche Erde gibt, aber weit weniger, als der Humus selbst enthält.

Völlig ausgebildeter Humus besteht aus Humussäure (s. d. Art.), humussauren Salzen und Kieselerde; ferner aus salz-, schwefel-, salpeter- und kohlensauren Salzen. Die Humussäure und ihre Salze erleiden unter Anziehung von Sauerstoff fortwährend eine Zersetzung, welche indessen sehr langsam geschieht, sodaß darüber oft Jahrhunderte vergehen. Concentrirte Schwefel- und Salzsäure verkohlen, nach Th. v. Saussure, in der Hitze jeglichen Humus. Durch Wasser von allem Auflöslichen gereinigt und befeuchtet, verwandelt er das atmosphärische Sauerstoffgas in kohlensaures Gas, und tritt jetzt an Wasser eine braune Materie ab, Extractivstoff des Humus, die sich aus der wässerigen Lösung an der Luft allmälig wieder in braunen, unauflöslichen Häuten, als oxydirter Extractivstoff des Humus, oder oxydirter Humus, absetzt. Durch wiederholte Ausstellung an die Luft und durch Ausziehen des gebildeten Extractivstoffes mit Wasser, wird der Humus zu einer kohlenstoffreichen, bei der trockenen Destillation mehr Kohle liefernden Substanz, die aber bei längerer Einwirkung der Luft und des Wassers ganz auflöslich zu werden scheint. Ein Jahr lang feucht unter einer mit Quecksilber gefüllten Glocke aufbewahrt erleidet der Humus, nach Saussure, keine Zersetzung; allein in einem gesperrten, mit Sauerstoffgas gefüllten Gefäß eine Zeitlang liegend, vermindert er dieses beträchtlich, und, in atmosphärischer Luft ebenso eine Zeitlang aufbewahrt, entzieht er derselben den Sauerstoff und verwandelt sie in stick- und kohlensaures Gas. Während die organischen Körper, nach überstandener Fäulniß, zu Humus werden, erzeugt sich in ihnen, nach Maßgabe des mehr oder weniger freien Zutritts der atmosphärischen Luft, Salpeter, und gewöhnlich von der Kalkerde, welche mit dem Humus vermengt, oder in ihm selbst enthalten ist, meist Kalksalpeter, weniger eigentlicher Salpeter, davon nur in dem mit Asche vermengten Humus mehr gebildet wird. Humus, aus Körpern entstanden, welche Colla, oder thierischen Faserstoff, oder Eiweißstoff enthalten, gibt unter übrigens gleichen Umständen geschwinder und mehr Salpeter, wahrscheinlich weil diese Stoffe reichlich Salpeterstoff enthalten.

Das Düngen der Felder und Wiesen hat zum Zwecke, letztere gleichsam in ausgebreitete Salpeterpflanzungen zu verwandeln, und dadurch salpetersaures Kali und Ammonium zu erzeugen, welche Salze als Reizmittel zur Steigerung der Vegetation dienen, jenes galvanischen Processes, der in den Samen durch das Wasser und dessen Sauerstoffgas eingeleitet wird, wo Wasser- und Kohlenstoff, als zwei einander entgegenstehende Pole, wirken. Man kann daher auch Pflanzen in einem nicht erdigen Stoff erziehen, ja zum Reifwerden und Samentragen bringen, wenn man sie mit Wasser begießt, das etwas salpetersaures Ammonium enthält. Vergl. Ingenhouß, Über Ernährung der Pflanzen und Fruchtbarkeit des Bodens, übersetzt von Fischer (Leipz. 1798.) 30—34. Heft. C. W. Böckmann in Gilberts Annalen d. Physik. VII, 2. S. 214. Trommsdorff in s. Journal d. Pharm. VIII, 1. S. 22. Th. v. Saussure in Gehlens allg. Journ. d. Chem. IV. S. 644 fg. Einhof, Ebendas. VI. S. 381. Crome's Schrift: Der Boden u. sein Verhältniß zu den Pflanzen. 1812. Dan im Correspondenzbl. des landwirthschaftl. Vereins in Würtemberg. 1823. Bergsma in Buchners Repertor. XXI. S. 198 fg. *Davy*, Elements of agricultural chemistry, teutsch von Wolff. S. 181 fg. Die chem. Unters. der Erdarten s. im Monatsblatte der königl. preuß. märk. ökon. Gesellsch. zu Potsdam u. Frankf. a. d. O. Jahrg. 1824. Nr. 94. Sprengel zu Göttingen in

Kastner's Archiv für d. gesammte Naturlehre. VIII. S. 145 fg., und in C. C. André, Ökonom. Neuigkeiten und Verhandlungen ꝛc. 1827. Nr. 57; vergl. O. L. Erdmann, Journal für techn. u. ökon. Chemie. II. S. 474 fg. III. S. 42 fg., 313 fg., 322 fg. Zenneck in Poggendorffs Ann. d. Pharm. u. Chem. 1827. X. S. 217 fg. und in Erdmanns Journal für die techn. u. ökonom. Chemie. I, 3. S. 274 fg.). Loriot empfahl die gebrannte Dammerde statt des Ziegelmehls zu seinem Mörtel. Auch dient sie zur Salpeterfabrication ꝛc. (*Th. Schreger.*)

HUMUSSÄURE, wie Döbereiner (in seiner Schrift: Zur pneumat. Chemie, III, 55. IV, 99), diesen amphoteren Körper nennt, ist, nach Sprengel in Göttingen, nichts anders, als Klaproths und Braconnots Ulmin, oder kommt auch unter dem Namen Moder, Humus, vor. Sie entsteht durch die Verwesung der Pflanzen aus Humus, welcher den Gewächsen durch ihre Wurzeln nicht eher Nahrung geben kann, als bis er in Humussäure, in humussaure Salze und in Kohlensäure zersetzt ist, indem sich der meiste Pflanzenkohlenstoff mit atmosphärischem Sauerstoff und einem Theile des vorhandenen Wassers vereinigt. Auch bildet sich dieselbe Säure bei der Einwirkung der atmosphärischen Luft auf gewisse Pflanzensäfte. Man findet sie im Raseneisenstein und erdigen Eisenblau, die meiste aber im Torfe, wovon manche Arten fast ganz daraus bestehen, andre aber fast nichts enthalten. Dagegen führen Stein- und Braunkohle, nach Wiegmann, 4—5 Proc. Humussäure bei sich.

Möglichst rein stellte sie Sprengel aus Torf dar, als eine im feuchten Zustande schlüpfrige, schwarzbraune Masse, die beim Austrocknen zusammenschrumpft und in Stücke zerfällt, welche äußerlich sowol als auf ihrem muscheligen Bruche glänzend schwarz wie Gagat sind. Sie ist nicht krystallisirbar. Feucht röthet sie Lackmus, schmeckt säuerlich, hinterdrein herb, und bedarf zu ihrer Auflösung von siedendem Wasser 150—160, von 15° warmem 2500, von eiskaltem 6500 Theile. Aus dieser verschiedenen Auflöslichkeit derselben läßt sich die üppige Vegetation in warmen Climaten erklären. Duménil erhielt sie sehr rein, und sogleich möglichst gesättigt, wenn er die leicht darzustellende unlösliche Verbindung derselben mit Kupferoxyd durch Hydrothionsäure zersetzte. Das über jener Verbindung stehende Wasser wird schon mit den ersten Blasen der gasförmig hineingeleiteten Hydrothionsäure dunkelbraun gefärbt. Die so gewonnene Humussäure wird durch einige Tropfen einer stärkern Säure sogleich als unlösliche Mischung gefällt, und wieder löslich, wenn man die anhängende Säure größtentheils ausgewaschen hat. Das humussaure Kali wird auch durch Essigsäure ꝛc. zersetzt. Nur aus der Solution krystallisirter Erz- oder Schwermetallsalze und reiner Humussäure konnte Duménil constante Verbindungen in den Präcipitaten erhalten. Nach ihm treibt Humussäure, mit Mildkali gekocht, die Kohlensäure des letztern nicht völlig aus. Auch bloße Humussäure soll die Eisensolution vollkommen zersetzen, im mindern Falle die Kupfersolution. Ein Theil davon soll sich unter gewissen Umständen in Gallussäure umbilden können. Alle Oxyde und Erden haben, außer der Kieselerde, eine große Verwandtschaft zur Humussäure. Sie soll es insbesondre sein, welche den Übergang der Oxyde und Erden, mit Ausschluß der Kieselerde, in die Pflanzen vermittelt; denn alle humussauern Salze sind in geringer Menge im Wasser löslich. Sie spielen daher beim Vegetationsproceß und Pflanzenwachsthum eine überaus wichtige Rolle. So läßt sich z. B. vom humussauern Kali oder Ammonium, wenn man beide in torfreichen Gegenden fabrikmäßig als Düngungsmittel bereitet, für Weinberge und überhaupt für die Agricultur vieler Nutzen versprechen.

1) Humussaure Alaunerde erscheint in dem viele Alaunerde enthaltenden Thonboden, der dadurch lange fruchtbar bleibt, als ein basisches, ein neutrales und ein saures Salz, wovon nur die beiden letzten in Wasser löslich sind. Alle drei werden theilweise durch kohlensaures Kalk und Talk, sowie durch Ätzkalk und Ätztalk zersetzt. Auch freie Eisenoxyde, im Boden, besonders Eisenoxydul, wirken, gleich dem Manganoxydul, zersetzend auf die Alaunerdesalze. Endlich erleidet die humussaure Alaunerde, wenn sie an der Luft liegt und Feuchtigkeit mangelt, eine äußerst langsame Zersetzung. Bei dem neutralen Salze soll, nach Sprengel, das Verhältniß der Humussäure zur Alaunerde wie 91,2 : 8,8 sein (s. Kastners Archiv VIII. S. 145 fg., u. Erdmanns Journal ꝛc. II, 4. S. 451—454 fg.). Um die Menge obiger Salze zu erforschen, soll man die von schwefelsaurer ꝛc. Alaunerde durch Wasser zuvor gereinigte Ackerkrume mit Ammoniumlauge behandeln, das Ganze filtriren, die Flüssigkeit zur Trockne verdampfen, und den Rückstand einäschern, die Asche hierauf mit Salzsäure behandeln, und die Alaunerde auf die bekannte Weise abscheiden. 2) Humussaure Kalkerde findet sich als basisches, neutrales und saures in Wasser lösliches Salz, vorzüglich in den jüngst gebildeten nördlichen Seemarschen. Auch wird sie bei der Düngung humusreicher Äcker mit gebranntem Kalke gebildet. Durch Feuchtigkeit, Wärme und Luft zersetzt sie sich ebenso, wie durch Frostkälte, vollständig auch durch die kohlensauern Kalien, durch schwefelsaure Alaunerde, schwefelsaures Eisen ꝛc. Die größte Menge davon im Boden läßt sich, wie dergleichen Alaunerde, ausmitteln (s. vorher und Sprengel a. a. O. S. 471 fg.). 3) Humussaure Bittererde ist bei weitem auflöslicher in Wasser, als Nr. 1 und 2. Kälte und atmosphärische Luft wirken darauf ebenso zersetzend als auf Nr. 2, und beide verwandeln sich zum Theil in kohlensaure Salze, sobald das Wasser, worin sie gelöst sind, allmälig an der Luft verdunstet. Im Übrigen verhält sich Nr. 3 zu allen im Boden vorkommenden Körpern, wie Nr. 2. 4) Humussaures Eisenoxyd und Oxydul sind in Wasser lösliche Salze, besonders das neutrale humussaure Eisenoxydul. Das Oxydul wird an der Luft allmälig zu Oxyd, welches viel weniger in Wasser löslich ist als das Oxydulsalz. Das neutrale humussaure Eisenoxyd löst sich ziemlich leicht in flüssiger Humussäure auf, und stellt damit das saure humussaure Eisenoxyd dar. Das neutrale und das basische Eisenoxyd- und Eisenoxydulsalz sind im Ätz- und Mildammonium löslich. 5) Humus-

Manganoxydul findet sich in allen sehr fruchtba- ·denarten, denen man es, wie die übrigen humus- Salze, durch Ätzammonium entziehen kann. 6) umussaure Ammonium ist schon in 5—6 Wasser und ein treffliches Nahrungsmittel der Pflanzen. s humussaure Kali und Natron verhalten sich ge- e übrigen im Boden vorkommenden Salze ganz (s. Sprengel bei Erdmann a. a. O. II. S. . III. S. 42 fg., 313 fg.).

rigens scheint die Humussäure ein Kohlenoxyd zu welches erst durch die chemische Verbindung mit saure Eigenschaften erhält. Nach Andern soll sie lerbestoff und der Gallussäure nahe stehen, und Stoffe scheinen unter gewissen Umständen ineinan- rzugehen. Ihre Bestandtheile sind, nach Spren- 5800 Kohlenstoff, 0,3990 Sauerstoff, und 0,0210 stoff. Noch fand Braconnot bei seiner Analyse ußes (s. Ann. de Chim. et de Pharm. 1826. . p. 37 sq.) in gewissen Arten desselben 30 Pro- ner dem künstlichen Ulmin analogen Substanz, als t unvollkommener Verbrennung des Holzes, neben igenen ölartigen Bestandtheile, den er Asbolin nennt chners Repert. d. organ. Chemie. I, 2. S. 620 fg. 1270 fg. Sprengel in Kastners Archiv ꝛc. VII. 3 fg. VIII. S. 145 fg. Wiegmann Ebendas. 5. 408 fg. Sprengel Ebendas. III. S. 332 fg. ck in Poggendorffs Ann. d. Pharm. u. Chem. . 217 fg., und in Kastners Archiv d. gesammten ehre ꝛc. XII, 2. Erdmanns Journal f. d. techn. u. Chem. I, 3. S. 270, 274 fg. II, 4. S. 451. Du- l in Schweiggers ꝛc. Jahrb. d. Chem. u. Pharm. 1828. S. 126 fg.). Vergl. Humus, Moder, Ulmin.

brigens bemerkt Zenneck (a. a. O.), 1) daß die , frisch dargestellte Humussäure 92,3 (nicht wie gel [a. a. O.] angibt, 95) Proc. Wasser durch das cknen bis zum Sprödewerden verliert. 2) Daß . Alkohol von ganz trockener Humussäure in der ionswärme etwas auflöst, aber ungefähr ⅟₄ unauf- n Rückstands hinterläßt. 3) Daß sowol gebrann- s ungebrannter Gyps durch humussauerhaltiges : nach etwas längerer Zeit zersetzt wird, indem sich saurer Kalk bildet. 4) Daß man die Humussäure lls rein genug erhält, wenn man den gepulverten blos mit verdünnter Salzsäure, hierauf mit Am- m, und endlich wieder mit Salzsäure, welcher aber was Schwefelsäure zugesetzt wird, behandelt. Die ion der Säure muß aber jedesmal einen ganzen ang dauern. Die so dargestellte und getrocknete ısäure hinterläßt beim Verbrennen kaum 3 Proc. 5) Daß die von Sprengel für neutral gehaltenen sauern Salze mit den Basen nur unvollkommen gt sein mußten, indem die Sättigungscapacität umussäure wahrscheinlich = 7,88 (⅟₉) ihres Sauer- haltes sei. (*Th. Schreger.*)

Iuna, s. Haune.

Hünaberg (Edle von), s. Hünenberg.

HUNÁK (حناك), nicht zu verwechseln mit Hi- nák (حناك), einem Dorfe Jemens im Districte Dsi- már (ذمار), der zwei Tagereisen von Sanaa entfernt ist, war ein festes Schloß bei Maarra El-Noman (sonst Arra genannt und zum Districte Haleb gehörig) in Sy- rien, welche letztere Stadt zugleich mit jenem festen Schlosse von Abdallah Ben Taher, der an seines Vaters Stelle 207 der Fl. (beg. 27. Mai 822 n. Chr.) von Mamun zum Statthalter von Khorasan gemacht worden war, als er von Rakka aus in Syrien einfiel, und diese ganze Provinz in seine Gewalt brachte, völlig zerstört und in vertheidigungslosen Zustand versetzt ward. (*G. Flügel.*)

HUNALD, Unald, auch Hunold, Hunwald, Her- zoge von Aquitanien. 1) Hunald, Herzog von Aquita- nien und der Wasken, Eudo's älterer Sohn, wurde nach seines Vaters Tode (735), vermuthlich weil er die Ho- heit des fränkischen Reichs nicht anerkennen wollte, von dem Regenten der Franken, Karl dem Hammer, bekriegt, welcher bis Bordeaux und Château-Blaye vordrang, und sich jener Gegend bemeisterte, erhielt jedoch vom Sieger das Herzogthum, mußte aber ihm und seinen Söhnen, Pippin und Karlmann, Treue schwören. Diese brach er nach Karls Tode (741) und wurde deshalb von Pipin und Karlmann (742) mit Krieg überzogen. Sie gingen über die Loire, verheerten Aquitanien, der verfolgte Hu- nald floh und das Schloß Loches ward von Grund aus zerstört. Während 743 die Macht der Franken gegen die Baiern beschäftigt war, ging H., vom Herzog Odilo von Baiern angetrieben, über die Loire und zerstörte Char- tres. Die Verheerung zu rächen setzten Pipin und Karlmann 744 mit Heeresmacht über die Loire, und schlugen in Aquitaniens Grenzen ihre Zelte auf. Hunald sah, daß er ihnen nicht zu widerstehen vermochte, bat um Frieden, schwur, Pipins Willen in Allem nachzule- ben, und bewog ihn so zur Heimkehr. Noch in demsel- ben Jahre ließ H. seinen Bruder Hatto, ihn durch falsche Eidschwüre täuschend, von Poitiers zu sich kommen, blenden und in Haft bringen. Wenige Tage darauf legte er die Krone seines Hauptes nieder, leistete das Mönchsgelübde, ging in das Kloster auf der Insel Ré, und hinterließ im Fürstenthume seinen Sohn Waifar [1]. Da Waifar tapfer die Waffen gegen die Franken führte, so vermuthet Mascov II. S. 312, Hunald, welcher den Franken geschworen, habe die Regierung seinem Sohn übergeben, damit dieser sein Heil von Neuem gegen die Franken versuchen können; Andre, z. B. Luden (Gesch. d. d. V. IV. S. 156), meinen, daß Eudo's Sohn ins Kloster gegangen, weil er sein Gewissen durch die Blen- dung seines Bruders so schwer belastet gefühlt, daß er nur durch Entsagung der Welt den Frieden mit Gott und sich selbst wieder gewinnen zu können geglaubt. Doch

1) *Fredegarii* Chron. Continuat. apud *Freherum*, p. 157, 158, 160. Ann. Metens. Mon. Germ. Hist. I. p. 325, 327, 328. Ann. S. Amandi. Cont. p. 10. Ann. Petav. Cont. p. 11. Ann. Lauresham. p. 26. Ann. Alamann. p. 27. Ann. Lauris. Min. p. 114, 115. Ann. S. Columbae Senon. p. 102. Ann. Lauris. Maj. p. 134. *Einhardi* Ann. p. 136. *Enhardi* Fuld. Ann. p. 345. *Adonis*, Chron. Mon. Germ. Hist. II. p. 345.

scheint es vielmehr, daß H. schon vor dieser grausamen That den Entschluß, die Regierung niederzulegen, gefaßt, und eben deshalb seinen Bruder blenden ließ, damit dieser nicht seinem Sohne Waifar das Herzogthum streitig machen könne. Nach Mascovs, Ludens und anderer Neuern Darstellung ist dieser Hunald derselbe, der nach Waifars Tod auftritt, und sie erzählen, ohne von den Quellen im Mindesten unterstützt zu sein, und den geringsten Zweifel an der Wahrheit der Darstellung anzudeuten, Hunald sei bei der Kunde, daß sein Sohn Waifar durch die Franken umgekommen, wieder aus dem Kloster gegangen, habe den Krieg erneuert rc. Aber der im J. 769 auftretende Hunald ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein anderer [2]), und daher am besten als besonderer aufzuführen, nämlich als:

2) **Hunald II.**, des vorigen Hunald jüngerer Sohn, unterwand, als sein Bruder Waifar 768 durch die Franken unter König Pipin umgekommen und das Herzogthum Aquitanien unterjocht schien, sich der Herrschaft und suchte seine Landsleute zu neuem Widerstande gegen die Franken aufzuregen. Gegen ihn zog Karl der Große (769) mit Heeresmacht. Der verfolgte Hunald mußte sein Heil in der Flucht suchen, Aquitanien aufgeben und sich zu dem Herzoge der Wasken, Lupus, flüchten. Diesen aber bedrohte nun Karl mit Krieg, wenn er Hunald und dessen Gattin nicht auslieferte, und der Erschreckte gab beide in Karls Hände [3]). Blos nach Spätern war Hunalds ferneres Schicksal dieses. Er ging 771 (oder 772) nach Rom, als wenn er daselbst bleiben wollte, wurde aber abtrünnig, floh zu den Langobarden, und ward nicht lange darauf, da er sie zu Übelem verführen wollte, gesteinigt [4]). (*Ferdinand Wachter.*)

Hunan, s. unter **Hukang**.

HUNARORA, Fluß auf der Insel Owahu des Sandwichs-Archipels. Er ist für Boote fahrbar. (*Klaehn.*)

HUNARURU oder **HANARURU**, großer Flecken und Hauptstadt der Sandwichsinsel Owahu oder Woahoo. Sie breitet sich vor der Mündung eines offenen Thales in die Bai von Wahititi aus. Dabei liegt ein durch ein Korallenriff gebildeter Hafen, welcher geräumig und tief, dessen Einfahrt aber nur schmal und seicht ist, sonst könnte er für den besten Hafen der Erde gelten. Die Stadt zählt 300 reinliche Hütten der Eingebornen, über welchen zweistöckige, hölzerne Häuser von europäischer Bauart wie Paläste emporragen. Hier hat sich der Haupthandel der Sandwichsinseln concentrirt, und beständig sieht man hier europäische Schiffe zwischen den Kanots der Eingeborenen. Als Capitain von Kotzebue am 14. Dec. 1824 hier anlegte, fand er 20 europäische Schiffe, meist unter nordamerikanischer Flagge, vor. Hart am Ufer der Bai liegt die mit Kanonen bepflanzte Festung, ein Viereck von starken Mauern, und auf demselben weht die buntgestreifte Nationalflagge der Sandwichsinseln. Kotzebue bestimmte die Position von Hanaruru zu 21° 17′ 57″ südl. Br., die Länge zu 158° 0′ 30″ westl. von Greenwich. Die Festung ist in dem Krater eines 400 Fuß hohen, ausgebrannten Vulkans angelegt. (*Klaehn.*)

Hunbrod, **Hungarischbrod**, s. **Brod**.

HUNCZOVSKI (**Johann**), war den 15. Mai 1752 zu Czech bei Proßnitz in Mähren geboren. Die erste Bildung verdankte er seinem Verwandten, einem dortigen Prediger. In Olmütz studirte er Philosophie und schöne Wissenschaften. Er kam hierauf, da er sich der Chirurgie widmen wollte, auf seines Vaters Barbierstube in die Lehre. Arm und ohne Aussichten ging er in seinem 19. Jahre (1771) nach Wien, um dort seine Kunst gründlich zu studiren. Dort fand er mehre Gönner, besonders aber vollkommene Unterstützung von der Fürstin Tarocca und der Gräfin Burghausen. Jene sorgte für seinen Unterhalt in Mailand, wo er unter Moscati's Leitung seine chirurgischen Kenntnisse erweiterte. Aber der Tod der Fürstin nöthigte ihn nach zwei Jahren wieder nach Wien zurückzukehren. Dort wurde er in der chirurgisch-praktischen Schule des spanischen Spitals Assistent des Professors Steidele, von dem er unter gleichen Vortheilen zu Brambilla überging. In jene Zeit (1777) fällt sein erster schriftstellerischer Versuch, die Übersetzung eines italienischen Werks [1]), bei welcher er die besondern Erfahrungen, die er unter Brambilla's Leitung gemacht, sorgfältig benutzte. Durch den genannten Gönner empfohlen erhielt Hunczovski von Joseph II. die Mittel zu einer Reise nach Frankreich und England. Während eines zweijährigen Aufenthalts in Paris lernte er dort die bedeutendsten Wundärzte persönlich kennen, und fand einen Lehrer und Freund an dem Professor Louis, der die Stelle eines Secretairs an der königl. Akademie der Chirurgie zu Paris bekleidete. Ihren Sitzungen wohnte er regelmäßig bei. In London, wo er 13 Monate verweilte, besuchte er die dortigen Privatlehranstalten und Hospitäler. Besonders wichtig wurden für ihn durch ihren Unterricht und Umgang Pott, Ware, Brownefield, Cruikshank, Alanson und Hunter. In Portsmouth und Plymouth besuchte er die zwei großen Matrosenhospitäler und ähnliche Anstalten in den verschiedenen Seehäfen Frankreichs, wohin er (1780) wieder zurückgekehrt war. In wünschenswerthe Berührung kam er mit den berühmtesten französischen Ärzten und Chirurgen zu Rouen, Brest, la Rochelle, Rochefort, Bordeaux, Toulouse, Montpellier, Marseille und andern Städten Frankreichs. Eine seiner interessantesten Bekanntschaften, die auf die Erweiterung seiner Kenntnisse den entschiedensten Einfluß hatte, war David, der Nachfolger Lecats, zu Rouen. Zu Ende des Jahres 1780 kehrte er über Turin und Mailand nach Wien zurück. Dort eröffnete sich bereits im

2) Die Gründe s. bei Wachter, Forum der Kritik. 2. Bd. 3. Abth. 3) Ann. Sangall. Mon. Germ. Hist. I. p. 63. Ann. Lauris. Min. p. 117. Ann. Laur. Maj. p. 146, 148. Ann. Fuldens. p. 345. *Einhardi* Ann. p. 147, 148. *Einhardi* Vita Caroli M. c. 5. Mon. Germ. Hist. I. p. 445. Vita Ludovici Imp. c. 1. p. 607. Urkunde Karls des Kahlen in den Concil. Hist. ap. *Aguirre*. Tom. III. p. 131. 4) *Sigberti Gemblac.* Chronogr. ap. *Pistor.* Script. I. ex edit. *Struv.* p. 779. Alberici Mon. trium Fontium Chron. ap. *Leibnitium*, Acc. Hist. II. p. 107.

1) Bernhard Genga, Erläuterung der chirurgischen Lehrsätze des Hippokrates. Aus dem Italien. übers. (Wien 1777).

nächsten Jahr ein erfreulicher Wirkungskreis. Er ward bei der durch Brambilla eingerichteten medicinisch-chirurgischen Schule in dem Militairhospitale zu Gumpendorf als ordentlicher Professor angestellt. Dort lehrte er Anatomie mit Physiologie verbunden, allgemeine Pathologie und Therapie, und las über Chirurgie in Verbindung mit der Lehre von den Operationen. Zugleich leitete er in einem großen Krankensaale die chirurgische Klinik. Späterhin (1784), als die Anstalt durch drei Professoren erweitert wurde, übernahm Hunczovski blos den Unterricht über die Operationen, die Geburtshülfe, die gerichtliche Semiotik und die Medicinalpolizei. Zum Behufe seiner Vorlesungen schrieb er damals (1785) eine brauchbare Anweisung zu chirurgischen Operationen, welche 1794 die dritte, sehr vermehrte Auflage erlebte. Die Resultate der medicinisch-chirurgischen Beobachtungen, die er auf seinen Reisen durch England und Frankreich, besonders über die Einrichtung der Spitäler angestellt, hatte er bereits 1783 durch den Druck bekannt gemacht. Auch die Ärzte und Heilungsanstalten Italiens lernte er kennen, als er im J. 1791 den Kaiser Leopold II. auf seiner Reise durch jenes Land bis nach Neapel begleitete. In gerechter Anerkennung der unterweges geleisteten Dienste ward er von jenem Monarchen zum kaiserl. königl. Leibchirurgus ernannt. Er starb, nachdem ihm zwei Gattinnen vorangegangen waren, mit denen er, besonders mit der letzten, sehr glücklich gelebt, den 4. April 1798 an den Folgen einer unglücklichen Fingerverletzung, die er sich zehn Wochen vorher bei einer chirurgischen Operation zugezogen[2]). Die Josephinische Akademie ehrte sein Andenken in einer zahlreichen Versammlung ihrer Mitglieder, als sein Freund und College, J. A. Schmidt, ihm eine geistvolle Gedächtnißrede hielt[3]).

Einer wissenschaftlichen Erziehung und besonders seinen Reisen hatte Hunczovski einen seltenen Grad von Bildung zu danken. Eigenthümlich war seinem sanguinischen Temperament ein lebhaftes Interesse für das Schöne aller Art in der Natur und Kunst. Er war ein großer Freund von Mineralien, Gemälden, Kupferstichen, Zeichnungen, Prachtausgaben von alten und neuen Classikern. Nur insofern, als er damit seine Lieblingsneigungen befriedigen konnte, hatte das Geld einen Werth für ihn. Umgeben in seinem Zimmer von zahlreichen Producten der Natur und Kunst schien dies Chaos sein eigentliches Lebenselement zu sein. Er glaubte, der Reiz des Schönen gehe verloren durch eine geordnete Stellung seiner zahlreichen Kunst- und Naturschätze.

Unter den gebildeten Ständen fand er überall Zutritt durch seinen heitern Humor und sein einnehmendes Äußere. In der Jugend war seine Physiognomie schön, im Mannesalter hatte sie etwas Edles. Seine Tracht war einfach, mehr nachlässig als steif und geputzt. Besonders war er in Gesellschaften, wo feiner Witz sein munteres Wesen trieb, eine willkommene Erscheinung. Er hatte sich in jüngern Jahren in lebhafter Unterhaltung mit geist- und phantasiereichen Köpfen hinlänglich geübt, um bedeutende und unbedeutende Erscheinungen im Umgange leicht verbinden, trennen und vergleichen zu können, daß sie interessant wurden oder eine beachtenswerthe Seite darboten. Zum treffendsten Spotte wurde sein Witz in gereizter Stimmung. Er sprach mit vieler Fertigkeit Englisch, Französisch und Italienisch, und konnte durch diese Sprachkenntniß auch in den gemischten Cirkeln der höhern Welt glänzen. So mannichfache Talente verschafften ihm einen ausgebreiteten Umgang mit Personen aus allen Ständen, mit angesehenen Geschäftsmännern, Gelehrten und Künstlern vom ersten Range. Sein moralischer Charakter hatte manche schöne Seiten. Gutmüthigkeit und rege Theilnahme waren ihm in hohem Grad eigen. Unglück, Armuth und körperliche Leiden seiner Mitmenschen rührten ihn tief, und in solchen Stimmungen war er wohlwollend und wohlthätig. Einen schönen Beweis hiervon gab er während seines Aufenthalts in England, als er mit vieler Wärme und Sachkenntniß die Vertheidigung eines Mädchens übernahm, das wegen eines angeschuldigten vorsätzlichen Kindermordes durch einen Criminalproceß zum Tode verurtheilt war[4]). Seinem Geiste fehlte es, besonders in jüngern Jahren, nicht an Feuer und Energie. Doch sich anhaltend mit Einem Stoffe zu beschäftigen, war seine Sache nicht. Überhaupt waren seine Fähigkeiten größer als seine Fertigkeiten. Er suchte gewöhnlich das Neue und Anziehende in der Materie, war aber nicht geübt genug, das Gewohnte so verschieden zu modificiren, daß es für ihn den Reiz der Neuheit behalten hätte. Rastlos strebte sein Geist nach neuen Materialien, aber sie zu verarbeiten fehlte es ihm nicht selten an Kraft. Er hätte, minder zurückgeschreckt durch Hindernisse mannichfacher Art, seine Geistesthätigkeit mehr üben und anstrengen müssen, um sich zu einer psychologischen Freiheit zu erheben. Stets blieb er abhängig von äußern Bestimmungsgründen; innere bestimmten selten seine Thätigkeit. Er war leicht angeregt durch einen glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen, durch eine gute Meinung von Menschen und Dingen, die er eben behandelte. Fast immer leiteten zufällige Ereignisse seine Handlungen. Ohne daß er sie zu lenken wußte, folgte er den Umständen, und ward so oft getäuscht durch Scheinfreuden, niedergebeugt vom Schicksal und von Andern verkannt. Am hervorstechendsten unter seinen Geistesanlagen war offenbar der Scharfsinn. Er entdeckte und verglich selbst versteckte Merkmale der Begriffe; aber ihm fehlte das Vermögen, sie in ihre feinsten Theile zu zerlegen und sich zu dem Urstoff eines Gedankens zu erheben. Der eigentliche Tiefsinn mangelte ihm. Er besaß mehr die Gabe, zu beobachten, als das Talent, sich eine eigne Gedankentheorie zu bilden. Dessenungeachtet war sein Lehrvortrag höchst anziehend durch Reinheit der Sprache und äußern Anstand. Er bediente

2) In Hartenkeil's Salzburger medicinisch-chirurgischer Zeitung (Jun. 1798) findet man eine Beschreibung seiner letzten Krankheit. 3) J. A. Schmidt, Rede zum Andenken des kaiserl. königl. Raths und Professors D. J. Hunczovski (Wien 1798. 4).

4) S. die nähere Beschreibung jenes Vorfalls in Schlichtegrolls Nekrolog auf das J. 1798. 2. Bd. S. 306—310.

sich keines Hefts, und konnte eine Stunde lang sehr zusammenhängend von einem Gegenstande sprechen. Außer seinem bereits erwähnten Compendium über chirurgische Operationen [5]), verfaßte er nie ordentliche Hefte. „Ich bewahre," sagt Schmidt [6]), „noch ein Fragment von ihm, das er mir zurückließ, als er seine letzte Reise nach Italien machte, und ich seine Stelle ein Vierteljahr vertreten mußte. Er sollte mir seine Schriften übergeben, und er übergab mir unter mehren Bruchstücken eins von fünf Zeilen, wonach ich in drei Vorlesungen die Verrenkungen der obern Gliedmaßen abzuhandeln hatte."

Mit der Literatur seiner Wissenschaft hatte Hunczovski lange gleichen Schritt gehalten. Erst seit dem J. 1790 schien sein Eifer für die Akademie durch manche Irrungen und Misverständnisse erkaltet zu sein. Seitdem las er, obgleich er sie kaufte, wenig neue Schriften. Aber seine reiche Erfahrung ersetzte in seinen Vorlesungen den Mangel einer fortgesetzten Lectüre. Jene Erfahrung hatte ihn auch gelehrt, wie wohlthätig die operative Heilkunst in verzweifelten Fällen wirke, wenn sie mit einer von dem Verstande geleiteten Kühnheit gepaart sei. Als er indessen ein Paar gefährliche Operationen unter höchst bedenklichen Umständen unternahm, ohne, aller Sorgfalt ungeachtet, die Operirten retten zu können, ward er ängstlich und muthlos. Gelähmt war sein früherer Unternehmungsgeist, und wo er konnte, wich er seitdem in zweifelhaften Fällen allen über Leben und Tod entscheidenden Operationen aus. Doch verrichtete er die meisten mit glücklichem Erfolge nach der in seinem Compendium beschriebenen Methode. Auch läßt sich nicht leugnen, daß er alle Eigenschaften besaß, die dem operirenden Arzte nicht fehlen dürfen, einen geübten Gefühlsinn, Gewandtheit, Geistesgegenwart und einen an Kälte grenzenden Gleichmuth. Vieles Zutrauen genoß er auch in der nichtchirurgischen Praxis bei dem großen Publicum in Wien. Er verrieth innige Theilnahme während der Behandlung der Kranken, und ihr Wohl lag ihm sehr am Herzen. Er schien mit sich selbst unzufrieden zu sein bei dem Mislingen einer unternommenen Cur, und wenn diese selbst einem Individuum aus der niedrigsten Volksclasse galt.

In der Literatur erwarb sich Hunczovski, außer den bereits angeführten Schriften [7]), durch die Übersetzung eines Werks von Hamilton [8]) und durch die Herausgabe der Bibliothek der neuesten medicinisch-chirurgischen Literatur [9]), mit seinem Freunde, J. A. Schmidt. Auch war er ein thätiger Mitarbeiter an der wiener Realzeitung und an der jenaischen allgemeinen Literaturzeitung. In spätern Jahren schien seine literärische Betriebsamkeit zu erkalten. Doch würde er, hätte ihn nicht der Tod übereilt, vielleicht noch seine „Erfahrungen in der Chirurgie" und seine „Beobachtungen über die Hospitäler Italiens" zum Drucke befördert haben. Bei aller Gewandtheit im Teutschen, Englischen, Französischen und Italienischen wurde ihm übrigens das Schreiben nicht leicht. Sein Styl genügte ihm selten, und oft vertilgte er aus kritischer Ängstlichkeit das bereits Geschriebene. In seinen für die öffentliche Bekanntmachung geeigneten Urtheilen über Andre war er bescheiden; doch bewahrte er sich eine Unabhängigkeit der Meinung über medicinische und chirurgische Gegenstände. In seinen öffentlichen Verhältnissen erschien er ohne Ausnahme als ein rechtschaffener Mann, der seine Amtspflichten treu erfüllte [10]).

(*Heinr. Döring.*)

5) Wien 1785. 3. Aufl. Ebend. 1794. 6) S. dessen bereits angeführte Rede. 7) Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften liefert Meusel in seinem Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorb. teutschen Schriftst. 6. Bd. S. 179 fg. 8) R. Hamilton, über die Pflichten der Regimentschirurgen; aus dem Engl. frei übersetzt, und vorzüglich zum Gebrauche der österreichischen Feldchirurgen mit Anmerkungen versehen (Wien 1790). 9) Des 2. Bds. 1—4. St. (Wien 1790—1791), u. des 3. Bds. 1. St. (Ebend. 1791). (Den ersten Band hat ein Anderer herausgegeben.)

10) Vergl. J. A. Schmidt, Rede zum Andenken des kaiserl. königl. Raths und Professors D. J. Hunczovski (Wien 1798. 4.), (im Auszug in der Beilage zu Nr. 64 der medicinisch-chirurgischen Zeitung vom J. 1798. S. 225 fg.). Schlichtegroll, Nekrolog auf das J. 1798. 2. Bd. S. 299 fg. Allgem. literar. Anzeiger. 1800. S. 1990. Meusel a. a. O. 6. Bd. S. 179 fg.

HUND; die allgemeine zoologische Charakteristik s. unter Canis; hier nur über das Jagdwissenschaftliche. Der Hund (Canis familiaris *L.*), des Menschen, vorzüglich des Waidmanns, treuester Gefährte und Gehilfe aus dem Thierreiche, gleich ihm auf der ganzen Erde verbreitet und ebenso wahrscheinlich, als sein Herr und Gebieter, mehren Stammvätern entsprossen, oder in Folge von Klima, Lebensart und Erziehung in die mannichfachsten Gestaltungen umgewandelt, mit ihm schon in den ältesten Zeiten einwandernd aus dem fernsten Osten; kurz, ungetrennt und in Verbindung mit dem Menschen allerwärts und allzeitig erscheinend. Die zur Jagd gebräuchlichen Hunde sind:

A. Der Hühnerhund (Vorsteh-Hund, Canis familiaris avicularius). Der Hühnerhund steht unter den Hunden, die der Jäger braucht, oben an; denn es gibt Gegenden, wo, ja es ist eine Zeit, in welcher er dem Waidmann Alles in Allem sein, die Stelle des Schweiß- und Leithundes, des Saufinders rc. vertreten muß. Er ist aber auch so bildsam, daß er sich zu jedem Jagdgebrauche leicht gewöhnen läßt; denn er muß haben und hat auch: Gehorsam, einen scharfen Geruch und den festen Trieb, das Wild aufzuspüren, zu erlauern und zu beschleichen. Er hat einen starken Kopf, eine lange starke Schnauze mit breiter Nase, einen weiten, stark bezähnten Rachen, tief herabhängende Ohren, einen verhältnißmäßig langen Hals, starken Leib mit breiter Brust, muskelkräftige Beine und einen fleischigen, nicht allzulangen Schwanz. Spielarten an Gestalt und Farbe sind häufig; sie entscheiden wenig, Alles aber die Naturanlagen und die Gemüthsart des Hundes.

B. Der Wasserhund (polnischer Hühnerhund, Niederländer, Canis familiaris aquatilis), stammt aus Polen, ist kürzer und gedrungener gebaut als der vorige, hat einen stärkern Kopf, eine kürzere Schnauze, breitere Nase, kürzere Ohren, besonders starke Brust und Beine, und langes krauses Haar, das an den Ohren Zotten und am Schwanz eine Fahne bildet, gewöhnlich

braun und weiß gefleckt, oder getigert ist. Er geht von Natur gern ins Wasser.

C. Der Schweißhund (Pürsch- und Riemenhund, Canis familiaris scoticus). Für den Waldjäger und Pürschgänger der nöthigste Hund, weil er dem Schweiße verwundeten Wildes folgt, und anzeigt, wo selbiges sich befinde. Er ist gewöhnlich von mittler Größe (also zwischen Hühnerhund und Dachshund), mit gestrecktem Kopf und Leibe, starker Schnauze, breiten, tiefhängenden Ohren, mittelmäßigen Beinen, gradem, gefahntem Schwanz und ziemlich langem Haare, das meist gelbroth, braun oder schwarz gefärbt ist.

D. Der Leithund (Canis familiaris venaticus). Dieser zur Aufsuchung des Aufenthalts eines einzelnen Edelhirsches, auch wol Damhirsches und Keilers nöthige Hund, der deshalb mit dem besten Geruchsorgane versehen sein muß, ist von mittler Größe, untersetztem Körperbaue, starker Brust, verhältnißmäßigen Beinen, hat einen starken, herabhängenden Schwanz, kurzen Kopf, mit starker Schnauze und breiter Nase, dicke, breite, tiefhängende Ohren und ein kurzes Haar, das braun, gelblich, weiß, oft auch gefleckt ist. Wird in Teutschland nur noch da gefunden, wo Bestätigungs- und Parforcejagden im Schwange sind.

E. Der Dachshund (Dächsel, Dachsschliefer, Canis familiaris vertagus). Gehört unter die kleinen Hunde und hat die niedrigsten Beine; beides, um zur Dachs- und Fuchsjagd, auch wol zur Biber-, Fischotter- und Kaninchenjagd unter der Erde brauchbar zu sein. Er hat einen dicken Kopf, eine lange, starke Schnauze, ein sehr scharfes Gebiß, breite, hängende Ohren, einen langgestreckten Leib mit etwas gesenktem Rücken, einen abhängenden, dünngespitzten, kaum gekrümmten Schwanz (Otterruthe), kurze aber stämmige Beine, deren vordere stark einwärts gekrümmt, dickzehig und mit langen, scharfen Nägeln bewaffnet sind, dichtes, kurzes, fest anliegendes Haar, an Farbe in der Regel schwarz, nur an den Backen, über den Augen, an der Brust und an den Füßen rothbraun oder dunkel gelbroth gezeichnet. Doch gibt es mancherlei Spielarten in der Farbe.

F. Der Jagdhund (Bracke, Canis familiaris sagax). Dieser ist zum Aufsuchen, Verfolgen, Fangen und zum Treiben in die Netze bestimmt, also die älteste Art für den Jagdgebrauch. Ihm sind für diese Zwecke ein schlanker Kopf, hohe Beine, eine gute Nase, tiefe Suche und laute Stimme bei Entdeckung des Wildes nöthig. In der Jägerei unterscheidet man den teutschen, französischen, englischen und polnischen Jagdhund.

a) Der teutsche Jagdhund. Ist fast 3½′ lang, über 1½′ hoch, hat einen starken Kopf mit hoher Stirn, langer Schnauze, breiter Nase, einem in den Ecken belappten und stark bezähnten Rachen, vorliegenden finsterblickenden Augen, breiten und tiefhängenden Ohren; ferner einen starken Hals, schlanken Leib, einen an der Wurzel starken und nach der Spitze hin aufwärts gebogenen Schwanz, hohe Beine mit starken Lenden und Füßen, an denen sich hinten eine Wolfsklaue befindet; endlich glattes kurzes Haar von hell- oder rothbrauner Farbe, oft mit weißen Abzeichen.

b) Der französische Jagdhund (Parforcehund). Ist etwas größer, hat einen länglichen Kopf, eine breite Stirn, lange, hängende Ohren, hohe Hüften und einen langen, gestreckten Leib, ist am Bauche lang- und grobhaarig, von Farbe geschäckt, weiß, mit großen braunen und schwarzen Flecken.

c) Der englische Jagdhund (Fuchshund). Ist kleiner, hat einen dünnern Kopf mit längerer Schnauze und minder tiefhängenden Ohren, schwarzes oder grau und schwarz gesprenkeltes Haar. Er wird in England zur Hauptjagdlust der Briten, zur Fuchshetze, vorzugsweise gebraucht.

d) Der polnische Jagdhund (Waldbracke). Ist größer als der teutsche, überhaupt schwer, stark von Gliedern, sehr lang behangen und hat langes, zuweilen gekräuseltes Haar von wolfsgrauer, fahler oder schwarzer Farbe. Doch trifft man auch geschäckte an.

G. Der Stöberhund (Steinbracke, Canis familiaris irritans). Ist der Jagdhund im verjüngten Maßstabe, in Teutschland schwerlich reine Race, eher Blendling vom Schweiß- und Dachshund oder von diesem und dem Jagdhunde. Rein dagegen scheint die Race des englischen Stöberhundes (Pinscher) zu sein. Dieser hat eine kürzere Schnauze, minder tiefhängende Ohren, die man, wie die gekrümmte Ruthe, gewöhnlich stutzt, dünnere, höhere Beine als der englische Jagdhund. Er ist schwarz oder braun, mit rostfarbenen Extremitäten und Flecken, selten geschäckt. Er jagt, kriecht und geht auch auf den Schweiß.

H. Der Windhund (Canis familiaris grajus). Unstreitig der schönste Hund von Gestalt, aber nicht so gelehrig, zuthätig und treu als die meisten andern Hunde. Er ist überall schlank und schön geformt, groß, gewöhnlich 3½′ hoch und bis zum Schwanze 4½′ lang, hat einen kleinen, hinten erhabenen, in eine spitze, etwas gebogene Schnauze auslaufenden Kopf mit kurzen Lippen, scharfem Gebisse, vorliegenden Ohren. Der Hals ist lang, der Leib schlank, hinten sehr eingezogen, der Rücken erhaben; die Beine sind hoch, mager, mit muskelkräftigen Lenden und starken Zehen; der Schwanz hängt herab, ist lang, dünn zugespitzt und von der Mitte an etwas aufwärts gebogen; das Haar in der Regel kurz und glatt, fahl oder rehfarbig mit weißer Kehlzeichnung, doch oft auch weiß, semmelgelb, grau, braun, schwarz und gefleckt. Glatthaarig heißt der gemeine Windhund, zottig der polnische Windhund, der überall stärker gebaut, herzhafter, in echter Race meist wolfsgrau oder braun und grau geflammt ist, und in Polen oft zur Wolfshetze, in Teutschland auf Hirsche und Sauen gebraucht wird. Das Gesicht ist des Windhundes Hauptsinn.

I. Der Hetzhund (Saupacker, Canis familiaris agitator). Werden in leichte, schwere und mittelmäßige eingetheilt, blos zum Fangen und Halten des Wildes gebraucht und sind, mit Ausnahme des Bullenbeißers, keine Urracen, sondern Blendlinge.

Zu den leichten Hetzhunden rechnet man:

a) Den obgedachten zottigen Windhund.

b) Den irischen Hund (Canis familiaris hibernicus). Dieser stammt wahrscheinlich von der englischen Dogge und vom Windhund. Er hat eine stumpfere Schnauze als dieser, stämmigere Beine, einen ebenso gestreckten Leib, langen und magern Kopf, kurze, halbhängende Ohren, etwas gekrümmten Schwanz, glattes Haar und die Größe der Dogge.

c) Der Kurshund (kurische Hund, Pürschhund; Canis familiaris cursorius). Soll ein Abkömmling des Windhundes und des dänischen Hundes sein. Der Kopf ist lang, die Stirn platt, die Schnauze mittelmäßig stark, die Ohren sind klein und hängend, der Leib ist schlank, die Beine sind hoch und fleischig, das Haar am Halse, Bauch und Schwanz ist etwas länger, die Farbe weiß, mit gelben, grauen und schwarzen Flecken. Den Namen Pürschhund hat er von dem Gebrauche, mit ihm angeschossenes Wild einzuholen. Er ist in Kurland und Preußen heimisch.

Die schweren Hunde sind:

a) Der Bullenbeißer (Bärenhund; Canis familiaris molossus). Ein schwerer, starker, gedrängtleibiger, kurz- und stumpfköpfiger Hund, größer als der Wolf. Die Schnauze ist dick, kurz, etwas aufgeworfen, schlaff und faltenlippig; die Ohren sind klein, herabhängend und werden meist gestutzt; der Hals ist dick, der Leib stark, die Beine sind muskelkräftig und verhältnißmäßig hoch, der Schwanz ist stark, zugespitzt aufwärts und mit der Spitze vorwärts gebogen, das Haar kurz, fahl, gewöhnlich blaß- oder erdgelb; Ohren und Schnauze sind schwarz. Sein finsteres und boshaftes Wesen macht ihn bei weitem nicht so tüchtig zum Hetzen, als die von ihm gezogenen Blendlinge. Er fängt, hält und würgt Hirsche, Sauen, Bären und Elche.

b) Der englische Hund (Dogge; Canis familiaris anglicus). Noch größer als der vorhergehende, gestreckter an Leib und Schnauze, 3′ hoch bis zum Rücken und 5′ lang. Die Lippen sind schlaff, die Beine, besonders die vordern, stämmig; die Ruthe ist stark, lang, niederhängend, gegen die Spitze etwas in die Höhe gebogen, das Haar kurz, glatt, von Farbe gelb, weiß, oft mannichfach geschäckt. Er soll vom Bullenbeißer und vom großen Bauerhund oder dänischen Hund abstammen. Wird zur Hirsch-, besonders zur Saujagd gebraucht.

c) Der Saurüde (Pommer, pommerscher Rüde, Wolfshund; Canis familiaris suillus). War einst in Teutschland der gewöhnliche Hund zur Sauhetze. Größe und Gestalt ist wie die der großen Schäferhunde in Südfrankreich und Hinterpommern, welche die Viehheerden gegen die Wölfe vertheidigen. Der Kopf ist stark, mit ziemlich flacher Stirn, hinten dicker, vorn spitziger Schnauze, und schmalen, hängenden Ohren. Der Leib ist gestreckt, nach Hinten verdünnt, die Beine sind hoch und muskelkräftig, das Haar ist mehr oder minder lang, am längsten am Bauche, Schwanz und an den Beinen, die Farbe weiß, mit schwarzen Flecken, auch ganz braun oder schwarz.

Zu den Mittelhunden zählt man:

a) Den dänischen Blendling (Canis familiaris danicus). Wird für den besten Hetzhund geachtet, ist 2½′ hoch und 4′ lang, hat einen kleinen, von der Wurzel an aufwärts gezogenen Schwanz. Abstammung: von dem englischen Hund und dem Windhunde; wenigstens haben Kopf, Leib und Glieder von beiden verhältnißmäßig Gestalt, und Stärke. Der Kopf ist lang und läuft in eine starke, an der Spitze etwas gebogene, Schnauze aus, der Leib stark, hinten etwas eingezogen; Brust und Keulen sind stark und die Beine fleischig. Farbe: weiß, braun und grau gefleckt, stichelhaarig, gestreift und getigert. Sie bekommen oft Glasaugen.

b) Der pommersche Blendling (Canis familiaris suillus spurius). Da dieser Hund von einem englischen Hund und von einer pommerschen Rüde abstammt, so hat er auch die mittlere Gestalt zwischen beiden. Man lobt ihn gleich dem vorigen.

c) Der große Bauerhund (Canis familiaris domesticus). Dieser Hund, den man gewöhnlich aus den Wolfsgegenden Südfrankreichs unter dem Namen des französischen Schäferhundes erhält, ist fast so hoch und lang als ein Bullenbeißer, hat einen langen Kopf, eine flache Stirn, starke Schnauze, kleine, halbhängende Ohren, einen starken, gestreckten Leib, hohe, fleischige Beine, einen halbzirkelförmig gekrümmten Schwanz, an Kehle, Hals, Bauch und Schenkeln längeres Haar als am übrigen Leibe, und eine weiße Farbe, mit grauen, schwarzen oder braunen Flecken, wobei zuweilen die Fleckenfarbe Grundfarbe wird, oder beide gemischt sind.

K. Der Saufinder (Saubeller, Canis familiaris aprinus). Ist eine reine Race; man hat deren groß und klein; diese stellen und verbellen nur die Sauen in Dickichten, jene verfolgen und packen sie auch. Beide Arten stammen vom gemeinen Schäferhunde (Canis familiaris pommeranus) ab, haben also eine gestreckte Schnauze, ganz zugespitzte oder nur an der Spitze hängende Ohren, eine sehr gekrümmte Ruthe, sind meist zottig oder stichelhaarig. Aus einer Mischung leichter oder mittler Hetzhunde entsprossen, haben sie die Gestaltmischung derselben. Die Farbe wechselt unter grau, braun, schwarz und geschäckt.

L. Der Pudel (Wasserhund, Canis familiaris aquaticus). Der gelehrigste und treueste Hund, zu allen Jagdverrichtungen, außer dem Hetzen, brauchbar. Er steht vor, geht auf den Schweiß, ist bei der Wasserjagd ohne große Mühe anwendbar. Mit Unrecht hält der Zunftjäger es unter seiner Würde, ihn zu gebrauchen. Für den Federschützen ist ein wohldressirter Pudel unbezahlbar und in mancher Hinsicht dem Hühnerhunde weit vorzuziehen. Referent hatte vor 20 Jahren einen solchen und hat seitdem die Überzeugung gewonnen, daß es schwer halten dürfte, unter den besten Hühnerhunden an Gehorsam, Sicherheit in der Arbeit, guter Suche und Ausdauer seines Gleichen zu finden. Des Pudels Gestalt x. zu beschreiben, dürfte überflüssig sein.

Unter den vielen merkwürdigen Eigenschaften der Hunde steht der außerordentlich feine Geruch oben an; eigenthümlich sind überdies: das Bellen, unter dem ge-

mäßigten Himmelsstrich am ausgebildetsten, in der heißen und kalten Zone mehr oder minder verschwindend; ferner das behagliche Wälzen auf allem Aase; endlich eine Wachsamkeit sonder Gleichen. (*Benicken.*)

Im Mythos der Perser spielt der Hund eine bedeutende Rolle. Seine Schöpfung, Gestalt, Eigenthümlichkeit und Wichtigkeit für den Schutz der Heerden spricht er deutlich aus. Ormuzd und Ahriman, die zwei Hauptgegensätze im Parsismus, spiegeln sich gleichsam im Hund und Wolf ab. Den ursprünglich nomadisch lebenden Persern gewährte der Hund durch seine Wachsamkeit und Feindschaft gegen den Wolf Schutz für ihre Heerden; daher die Schonung und Verehrung desselben. Der Mord eines brauchbaren Hundes und einer tragenden Hündin zog den Tod nach sich. Er galt ihnen als das vornehmste und wichtigste Thier der Erde. Nur der Mensch steht über ihm. Gegen Ahriman, alle böse Erdmächte, die von tausend Seiten her eindringen, stellt er sich in jeder Mitternacht, d. h. zu jeder Zeit, wo der Mensch sein Eigenthum nicht bewacht, den Feind nicht einmal sehen kann; darin besteht sein Werth. Er schützt die Heerde gegen reißende Thiere, ahnt mit seiner Spürkraft das Fremde, fällt die Räuber an, sichert die Straßen und unterhält das Band der Völker. Tausend-Riemenstreiche dem, der einen nützlichen Hund beschädigt, der Tod dem, der ihn grausam mordet. Über die Eigenschaften des Hundes spricht Zoroaster sehr ausführlich, und preist ihn als den Inbegriff aller Vollkommenheiten, die an Menschen und Thieren zu finden sind [1]). Es ist reiner Naturdienst, Verehrung aller einzelnen Naturkörper, die sich darin offenbart. Er pflanzte sich nach Ägypten über und wurde da symbolisch, wie er es bei der gestiegenen Bildung unter den Persern ward. Vergl. auch **Hermanubis, Hermes** und **Thiercult.**

Zu den Reinigungsgebräuchen des alten Zendvolkes gehörte es, an das Lager des Leichnams einen Hund und einen Hahn (**Kehrkas**), welcher an der Stelle des himmlischen Hahns (**Hufraschmodads**), eines Planeten, mit seiner starken Stimme zum Gebete weckt und ebenso wacker gegen Ahriman steht, zu bringen, damit sie ihn anschauen und durch ihren Blick den bösen Geist, Devs Nesosch, der den Todten eingenommen hat, verscheuchen. So verunreinigt der Körper diejenigen nicht, welche ihn mit bedeckten Händen waschen und die trockenen, von allem Fleisch und Flüssigen freien, reinen Knochen in alte Kleider hüllen und in einer besondern, mit Steinen eingefaßten Grube aufbewahren. Hier erscheint der Hund als Abbild des Hundsterns, welchen Ormuzd geschaffen hatte zum φύλακα καὶ προόπτην [2]). Er führt heilige Seelen, die Gutes gethan haben, unter dem Schutze des Hundes und mit Glanze bedeckt, zur Brücke Tschinevad, und heißt Suro, Σείριος. Dem Sterbenden ist das Anschauen des Hundes (**Sagdid**) ein hoffnungsvolles Bild des ewigen Schutzes gegen das Böse, des Sieges alles Guten, der seligen Unsterblichkeit. Auch dem sterbenden Mithrasstiere steht der tröstende Hund zur Seite [3]). Den heutigen Persern weissagen der Hund und die Raubvögel das künftige Loos ihrer Todten. Sie halten es für Vorbedeutung eines glücklichen, wenn jener zuerst nach dem Brode giert, welches in dem Munde des Verstorbenen steckt, und wenn diese den ersten Angriff auf das rechte Auge machen. Elend aber ist sein Loos, wenn der Hund sich gar nicht an den Leichnam wagt und die Vögel auf das linke Auge fallen [4]).

Von Persien erbte Ägypten, von diesem Griechenland und Rom die Verehrung des Hundes in verschiedenen Beziehungen. Daß er Hermes begleitet, ist bekannt. Als man noch das Sonnenjahr nicht kannte und noch mit den Versuchen, ein solches zu entdecken und festzustellen, umging, war Hermes der Vertraute der Isis und ihr Begleiter, und als Osiris den ersten Zug um die Welt wagte, ließ er seiner Gemahlin diesen Freund zurück. Sein Symbol, der Hund, war von ihr unzertrennlich. Die Beobachtungen waren, so lange man an der Entdeckung und Berichtigung des Jahres arbeitete, vornehmlich auf den Mond gerichtet, um aus demselben die möglich genaueste Bestimmung des Zeitmaßes auszumitteln. Von dieser Zeit an war der Hund der Wächter der Mondgöttin und ihr Gefährte, der sie in Ägypten nimmer verließ. Nur in Griechenland, wo man Demeter (Isis) der Aufsicht über den Mond entband, wurde er ihr ungetreu, und schloß sich dafür an Artemis, ihre Tochter, an, die dafür ihre geliebte Katze verlor. Durch diese Versetzung wurde der geschäftigen Einbildungskraft Stoff zu neuen Zusammensetzungen geboten. Von dem Hunde begleitet erkannte man sie, wie auch an ihrer Kleidung, als Jägerin, wozu ihr nachtwandelndes Leben sich eignete. Der Hund suchte das Lager des Wildes auf. Nicht so traulich erscheint er in Hekate's Gesellschaft, der unterweltlichen Göttin, an deren Seite er dreiköpfig einhergeht, ein schreckbares Ungeheuer, welches die Thore der Unterwelt bewahrt [5]). Am 30. jedes Monats veranstaltete der Grieche ihr Sühnopfer und Reinigungsfeste, an welchen junge Hunde geopfert wurden. Was davon übrig blieb, legte man auf Kreuzwege, und mit Begierde fielen Arme darüber her [6]). Nur daran erinnern wollen wir, daß zwei Hunde bei den beiden Gleichungen Wache halten, einer am Eingang in das Unterreich, der andere am Ausgang aus demselben, und ein dritter im Abgrunde selbst neben dem Sonnenschiffe, welcher durch seinen Morgenaufgang den Ägyptern die letzte Ergänzung des Sonnenjahres verrieth. Aus ihrer Zusammensetzung muß die Gestalt hervorgehen, die wir bald neben Hekate sehen, bald an Aidoneus' Throne, bald ruhig zu Persephone's Füßen oder mit auffahrendem Ungestüme schreckend die Schatten der Ankömmlinge in der Unterwelt. Nur dem Hermes als Seelenführer stand die

1) Rhode, Die heilige Sage und das ganze Religionssystem der Baktrer &c. S. 309. 2) *Plutarch.* de Is. c. 47.

3) Creuzer, Symbol. 1. Th. S. 751. 2. Ausg. 4) Meiners, Allgem. krit. Gesch. d. Rel. 1. Th. S. 217. 5) *Sophocl.* Trach. 1098. *Euripid.* Herc. fur. p. 612, 1282. 6) *Heindorf* zu *Horat.* Serm. I, 85, 181. *Hemsterhuis* zu *Lucian.* Dial. Mort. 11. p. 399. ed. Bip.

Thür in beide Reiche offen, da ein befreundetes Thier, ehedem sein Begleiter, an ihrer Schwelle lag. Jasion, Liebling der Demeter, wird als Seelenführer vom Hunde begleitet [7]). Auch Kybele hat oft den Hund zum Begleiter, und man meint, weil man seine Beziehung zu dieser Göttin nicht deutlich erforschen kann, die Attribute der Hekate seien mit denen der Kybele vermischt [8]). Als heiliges und symbolisches Thier kommt der Hund im griechischen Mythos noch öfter vor. Im römischen erinnert an die Hitze des Hundsterns und den Schaden, welchen der sengende Sonnenstrahl oft anrichtet, der Hund neben dem Gotte Robigus, oder der Göttin Robigo, welche von den Umbrern nach Rom kamen. Ihm zu Ehren feierten sie die Robigalien und opferten eine trächtige Kuh und einen Hund [9]). Den schützenden und wachenden Hausgöttern, Lares, gaben sie den Hund gern zum Vorsteher, ja sie machten ihn selbst zum Lar. Man bekleidete die Larenbilder mit Hundefellen. Sehr charakteristisch. (*Schincke.*)

Der Orden des Hundes und des Hahns ist eine der vielen Erscheinungen im ritterthümlichen Mittelalter, welche kein hohes Alter erreichten, und deren Entstehung und Untergang im Dunkeln liegt. Andreas du Chesne erzählt in seiner genealogischen Geschichte des französischen alten Adels, daß Karl von Montmorency den Orden des Hundes und Hahns, aus Liebe zu seiner Gattin, Johanna von Roucy, welche in ihrem Wappen vier Hirsche gehabt, gestiftet habe. Das Ordenszeichen sei eine goldene Medaille mit dem Gepräg eines Hundes gewesen, welche an einer aus Hirschköpfen bestehenden Kette auf der Brust gehangen. Wann er gestiftet wurde, und wann und warum er erlosch, bleibt unbekannt.

Einen andern Orden des goldenen Hirsches stiftete der letzte piastische Herzog von Liegnitz, Georg Wilhelm, im J. 1672 für seine Jagdgefährten. Mit seinem Tod erlosch er aber schon wieder. (*F. Gottschalck.*)

HUND, 1) der Grosse. Dieses südlich von der Ekliptik stehende Sternbild befindet sich westlich vom Schiffe, südlich vom Einhorn und östlich vom Orion. Es zeichnet sich durch einen Stern erster Größe Sirius aus, der unter allen Sternen erster Größe der glänzendste ist, und sich am Maule des Hundes befindet. Es ist zu bemerken, daß man wol glauben darf, die Farbe des Lichts dieses schönen Sterns habe sich seit den Zeiten des alten Astronomen Ptolemäus geändert, indem sich aus dessen Ausdrücken schließen läßt, daß derselbe damals mit rother Farbe geglänzt habe, während jetzt sein Licht sich bläulich weiß zeigt.

2) der Kleine. Dieses Sternbild befindet sich viel nördlicher als der große Hund, steht aber immer noch südlich von der Ekliptik unter den Sternbildern der Zwillinge und des Krebses. Es zeichnet sich ebenfalls durch einen Stern erster Größe, Namens Procyon, aus. (*Eduard Schmid.*)

HUND, auch **HUNT**, ein beim Bergbaue gebräuchliches Fördergefäß, bestehend in einem vierseitigen Kasten mit mehren Rädern, worin die gewonnenen Berg- oder Gangmassen meist von Menschen, doch mitunter auch von Pferden, an den Tag gefördert werden. Man unterscheidet hauptsächlich teutsche und ungrische Hunde. Erstere, in der Regel größer, gehen mit vier Rädern auf besonders vorgerichteten hölzernen oder eisernen Bahnen, von denen sie nicht weichen können, zu welchem Behuf entweder Spuren an den Haupträdern oder besondere Leiträdchen angebracht werden. Der ungrische Hund hingegen hat zwar auch vier Räder, läuft aber, wenn er gut gestoßen wird, nur auf den zwei größern, welche sich wenig hinter der Mitte seiner Länge befinden, indem ihn der, dahinter befindliche, Hundstößer so balancirend erhält; er geht ohne alle Leitung auf einer 10 bis 12 Zoll breiten Pfoste, und seine beiden kleinen Vorderräder dienen blos dazu, daß er bei etwaigen Schwankungen nicht vorn aufstößt. Der ungrische Hund erfodert einen weit geübtern Stößer, als der teutsche. Die teutschen Hunde hat man von einem Fassungsraume von 3 bis 12 sächs. Kübel (à 2500 leipz. Cubikzoll) und darüber, die ungrischen in der Regel nur von 2½ bis 4 Kübel. Da, wo man leichte, mehr ins Volumen gehende Fördermassen (z. B. Kohlen) und dazu sehr geräumige Strecken hat, oder wo man die Kosten für eine, namentlich eiserne, Bahn nicht zu scheuen braucht, ist der teutsche Hund vorzüglicher; hingegen bei schweren, nicht voluminösen Massen, bei minder geräumigen und regelmäßigen Strecken und wo man keine kostbaren Bahnen anlegen kann, da ist der ungrische Hund vorzuziehen *). (*O. Freiesleben.*)

HUND (rother), veraltete Benennung des Scharlachs, auch des Purpurfriesels, nach dem belgischen Roodhond, oder Rood-hond, wo es wie Roodjong, Roodgrond, Roodvonk auch jede exanthematische Hautentzündung bedeutet. (*Wiegand.*)

HUND, eins der ältesten und angesehensten Urbeigeschlechter des niedern Adels in Hessen. Seine alte Stammburg, die Hundsburg, jetzt spurlos verschwunden, lag auf einem hohen, dicht bewaldeten Berg am linken Ufer der Schwalm, am Ausgange des löwensteiner Grundes, unfern Fritzlar. Nachdem diese schon zerfallen, hatte sie ihre Hauptsitze auf den Burgen Kirchberg, Falkenstein, Naumburg und zu Holzhausen. Schon seit ihrem Auftreten theilte sich diese Familie, von deren Ursprunge mancherlei Sagen im Munde des Volkes gehen, in zwei Linien, in die der Hunde und die der (Hunde) von Holzhausen. Giso Hund (canis) lebte zwischen den Jahren 1123—1131, Adelbert v. Holzhausen befand sich 1163 mit vielen hessischen Edeln in dem Gefolge des Herzogs Heinrich des Löwen zu Goslar. Otto v. Holzhausen lebte 1213, Burghard 1228, Dietrich und Heinrich Hund 1247. Hermann v. Holzh. beschenkte 1233

7) Creuzer, Symbol. 3. Th. S. 528. 8) Creuzer, 1. Th. S. 125. 9) *Virgil.* Georg. I, 150. *Gellius*, Noct. Att. V, 12.

*) Ausführliches über die ungrische Hundeförderung, wie sie in ihrem Geburtslande, Ungern, in größter Vollkommenheit anzutreffen ist, findet man in Beckers bergmännischer Reise nach Ungern.

das Kloster Merrhausen und besaß, wahrscheinlich als Burgmann, das Schloß Schaumburg am Habichtswalde. Seine Witwe stiftete nach seinem Tode 1253 für ihn durch reiche Gütervergabungen Seelenmessen in einigen Kirchen. Mit ihm und Giso von Holzhausen, die beide ohne Söhne starben, erlosch die alte Linie der Hunde zu Holzhausen. Von der Hauptlinie war Ritter Hermann in der Mitte des 13. Jahrh. mainzischer Oberamtmann in Hessen und focht für das Erzstift in vielen Fehden; auch er starb ohne Söhne, und Otto Hund stand als der einzige Stammhalter seiner Familie. Er hatte 1256 einen Streit mit dem Kloster Haine und beschenkte 1276 das Kloster Weißenstein. Er hinterließ zwei Söhne, welche die alte Linienabtheilung erneuerten. Otto wurde der Stammvater der Linie Hund und der jüngere der der Hund von Holzhausen. Otto und Hermann wurden Lieblingsnamen der Familie. Otto I. Hund lebte zwischen 1294—1333, und war von 1325—1333 Amtmann auf der Burg Schöneberg; er hinterließ vier Söhne und sechs Töchter. Hermann I. von Holzhausen findet sich zwischen 1294—1334. Er verkaufte ansehnliche Güter, theils dem Kloster Fritzlar, theils dem Kloster Breitenau, verband sich 1315 mit Mainz gegen Hessen und hinterließ drei Söhne und drei Töchter. Die Güter beider Linien waren ganerbschaftlich. Im J. 1340 hatten sie eine Fehde gegen die von Rosdorf. 1344 erschienen sie zuerst im Besitze Kirchbergs. 1346 erwarben sie die landgräfliche Burg Falkenstein, und bauten sie von Neuem. 1351 hatten sie eine Fehde mit den von Diedenshausen. Hermann von Holzhausen kehrte wieder zu dem Stammnamen zurück und nannte sich nicht mehr v. Holzhausen. Doch seinem Sohne kam dieses theuer zu stehen; als dieser nach seines Vaters Tode das Falkensteinsche Lehen muthen wollte, schloß ihn wegen dieses Namenswechsels der Landgraf aus, erklärte das Lehen für heimgefallen und gab es dem braven Ritter Eckebrecht v. Grisle für seine tapfere Vertheidigung Gudensbergs im J. 1368. Als die Hunde von Holzhausen in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. ausstarben, fielen ihre noch übrigen Güter an den Hauptstamm, die Hunde. Im Sternerkriege (1371—1373) focht Hermann Hund für den Landgrafen und fiel in Gefangenschaft. Später kamen sie jedoch auch mit dem Landgrafen in Streitigkeiten, die 1388 gütlich beigelegt wurden. Im J. 1416 stand Otto mit Simon v. Wallenstein im Bunde gegen Hersfeld. In der Mitte des 15. Jahrh. verwüstete die sogenannte Bundesherrnfehde die Eder- und Schwalmgegend, auch Hermann wurde hinein verwickelt und focht mit den v. Elben rc. gegen die v. Dalwigk, Hertingshausen rc.; nach seinem Tode setzte sie sein Sohn Otto fort, war mit bei einem siegreichen Gefechte bei Elben, in dem Friedrich v. Hertingshausen ein Bein verlor; später wurde ihm Holzhausen zerstört und er fiel in Gefangenschaft. Im J. 1465 wurde er in den Bann gethan. 1476 war Giso unter den tapfern Vertheidigern von Neuß. Georg zog 1529 mit 100 gerüsteten Pferden unter Pfalzgraf Philipp am Rhein zum Entsatze des belagerten Wiens. Otto fiel 1520 in den geistlichen Bann; er war Rath bei Landgrafen Philipp dem Großen, und dessen Amtmann auf der Burg Schönstein; durch seine Gattin Anna von Reckrod erbte er ein Viertheil der Burg Neuwallenstein. Otto's Urenkel, Kaspar Hund, hess. Oberstlieutenant, der sich im dreißigjährigen Krieg einen Namen erworben, war der letzte seines Hauses, das durch seinen Tod am 20. Mai 1660 erlosch. Er hinterließ nur eine Tochter, Clara Anna, welche mit Karl von Buttlar zu Elberberg vermählt, den größten Theil der Hundischen Güter an diese Familie brachte. (*G. Landau.*)

Hund (Wigul.), s. Hund von Lautterbach.

HUND von Altengrotkau, gehört zu den schlesischen und lausitzischen Adelsgeschlechtern, welches seinen Beinamen von dem Rittergut Altengrotkau führte, das es aber seit der Reformationszeit nicht mehr besitzt. Eine Linie, die sich später in Böhmen niederließ, ist 1726 in den Freiherrenstand erhoben und unter den böhmischen Herrenstand aufgenommen. Hentschel Hund kommt 1380 als ein Zeuge in der Urkunde vor, durch welche der Herzog Bulko von Münsterberg dem Abte Nikolaus zu Ratibor die Stifter Henrichow und Mußkowitz untergibt. Mit Heinrich H. v. A. beginnt seit 1480 die ununterbrochene Stammreihe dieses Geschlechts. Sein Sohn, Heinrich II. H. war Burggraf zu Glatz 1518, der einen Sohn, Hildebrand H., hinterließ, welcher als Rath des Herzogs Friedrich von Liegnitz in besonderm Ansehen stand. Dieser erkaufte das Rittergut Rausa 1576, welches noch von seinen Nachkommen besessen wird, und hinterließ zwei Söhne, Wenzeslaus und Christoph, wovon der erstere Stifter der Linie in der Lausitz wurde, nachdem er durch Erheirathung des Rittergutes Unwürden nach der Oberlausitz gezogen war. Einer seiner Enkel, Joachim Hildebrand I. H. v. A., studirte in Tübingen, Straßburg, und machte dann die sogenannte grand tour durch Frankreich, die Schweiz, Niederlande und England, trat darauf in kursächsische Dienste und starb als Geheimerath 1722 zu Dresden. Von eilf Kindern überlebte ihn nur ein Sohn, Joachim Hildebrand II. H. v. A., königl. polnischer und kursächs. Kammerherr, mit dessen Sohne, Karl Gotthelf H. v. A., diese Linie, welche die Rittergüter Unwürden, Mönau, Kittlitz, Ober- und Niedergebelzig und Lieskau in der Lausitz besaß, 1763 ausstarb. Christoph H. v. A., der andere Sohn von Hildebrand, Oberamtsrath bei dem Herzoge Johann Christian von Liegnitz, stiftete die Linie in Kursachsen, welche die Rittergüter Pratha, Opphausen und Ebersbach besaß. Seine Enkel waren Gabriel II. H. v. A., Rath bei dem Herzoge Christian von Liegnitz und Landeshauptmann des Fürstenthums Wohlau, und Hans Ludwig I. H. v. A., der als kaiserl. Major der Reiterei mit Hinterlassung von drei Söhnen, Hans Ludwig II., Dietrich Ludwig und Ernst Ludwig, 1646 starb. Alle diese waren verheirathet, aber sowol die Nebenlinien, welche Ernst Ludwig, kurbrandenburgischer Oberst zu Pferd, zu Opphausen, und Hans Ludwig II., kursächs. Major, zu Pratha bei Wittenberg, stifteten, erloschen mit ihren Kindern. Nur der mittlere, Dietrich Ludwig H. v. A. (geb. 1645, gest. 1676), Rittmeister in holländischen Diensten, pflanzte das

Geschlecht dauerhaft fort, und erwarb sich das Rittergut Siebenhufen bei Görlitz. Einer seiner Söhne, Friedrich Ludwig (geb. 1670, gest. 1740) zu Ebersbach, zeichnete sich als kursächs. Oberst in allen damaligen Feldzügen in Teutschland, Polen, Ungern und den Niederlanden vortheilhaft aus. Dessen Enkel, Christian Ludwig (geb. 1749), war ebenfalls königl. sächs. Oberst, und seine Nachkommen sind wahrscheinlich diejenigen, die sich noch in königl. sächs. Kriegsdiensten befinden. Das Wappen: Im blauen Feld ein silberfarbiger Hund, mit goldenem Halsband und Ring; auf dem Helme rechts sieben oder neun gefüllte rothe Nelken an langen grünen Stengeln, welche, jeder zu beiden Seiten, einige grüne Blätter haben. Die mittelste dieser Blumen steht grade in die Höhe; die übrigen neigen sich zu den Seiten und bilden dadurch gleichsam einen halben Zirkel; auf dem Helme links, zwischen zwei Büffelshörnern, eine schrägrechts gelehnte Leiter von sieben Sprossen, und oben an den Leiterbalken krumme Haken.

(*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

Hund von Altenstein, s. **Hund von Wenkheim**; **Hund von Holzhausen** und **Hund von Kirchberg**, s. **Hund**.

HUND von Lautterbach, ein seit 1703 gräfliches Geschlecht, welches seinen Beinamen vom Schlosse Lautterbach im Königreiche Baiern führt. Hans Hund erscheint schon in der Mitte des 14. Jahrh. in Urkunden. Einer seiner Nachkommen, Wilhelm H., war mit Barbara Dachau verheirathet. Mit dessen Urenkeln, Engelmann und Albert, theilte sich das Geschlecht in zwei Linien. Albert hinterließ einen Sohn, Georg, welcher im J. 1529 in der von den Türken belagerten Stadt Wien sich so tapfer hielt, daß er zum Ritter geschlagen wurde. Von seiner Frau, Barbara Rehlinger aus Augsburg, hinterließ letzterer Wiguleus III., der sich vorzüglich durch das bairische Stammbuch (Ingolst. 1581 u. 1598. 2 Bde. in Fol.) und mehre andere historische Schriften ausgezeichnet hat*). In dem nicht herausgegebenen dritten Bde. des Stammbuches (Manuscript der königl. bair. Bibliothek zu München) hat er mit einigen Worten seine Lebensschicksale aufgezeichnet. Darnach war er 1514 geboren, ging in Augsburg zur Schule, wo Konrad Rehlingers Hausfrau (Witwe des Jakob Fugger), seine Muhme, lebte, und wo er mit dem nachher berühmten Vicekanzler Selden Freundschaft schloß. Im J. 1530 kam er unter der Aufsicht des Johannes Agrikola nach Ingolstadt, besuchte 1535 die hohe Schule zu Bologna, mit Unterstützung der Rehlingischen Familie, wurde 1537 Professor der Rechte in Ingolstadt und 1540 Hofrath in München, wo er mit dem Vermögen seiner ersten Gattin, einer Witwe des Hofraths Schwab, geb. Kemmater, die Hofmark Sulzemos erkaufte. Im J. 1548 wurde er vom bairischen Kreise zum Kammergerichte nach Speier präsentirt, ging aber an die Stelle eines niederbairischen Kanzlers zu Landshut 1551 in sein Vaterland zurück, hielt sich meist in München auf, wurde seit 1552 aber bleibend für diese Stadt selbst bestellt, und schloß 1553 Namens Baiern den heidelberger Bund mit ab. Im J. 1555 erhielt er die Pflege Dachau, und vom Domcapitel zu Augsburg die Propstei Geißenhausen. Er verheirathete sich zum zweiten Male 1554 mit einem Hoffräulein, Anastasia von Frauenberg, die 1569 in ihrem zwölften Wochenbette verschied. Im J. 1570 entschloß er sich, eine betagte ehrliche Jungfrau, „die ihm nützer, als eine junge sei," Ursula von Pienzenau, zu ehelichen, mit der er im kleinen Thun Beilager gehalten. Er starb den 18. Febr. 1588 als geheimer Rathspräsident zu München, und liegt dort in der Franziskanerkirche begraben. Unter seinen Kindern waren vier Söhne, die sich in seine Güter Sulzemos, Leuting und Steinau theilten und sich verheiratheten. Aber nur Wiguleus IV., der die Herrschaft Adelshausen erwarb, und 1618 bei diesem Schloß eine besondere Wallfahrtskapelle, Maria-Stein, erbaute, hatte Kinder; doch auch mit dessen Urenkel, Christoph Ferdinand, erlosch 1688 diese Linie. Engelmann H. (gest. 1520), Landrichter zu Dachau, ist Stifter der noch jetzt blühenden Linie der Grafen Hund von Lautterbach. Im J. 1681 erhielt der kurbairische Kammerherr Franz Servatius Maximilian von dem Kurfürsten Max Emanuel die freiherrliche und am 1. Mai 1703 die gräfliche Würde. Sein Enkel, Maximilian (geb. 1771) H. zu Lautterbach und Weigertshofen, königl. bairischer Kammerherr und adeliger Stallmeister, ist das Haupt dieses Geschlechts. Das Wappen: Ein vierfach getheiltes Schild; das erste und vierte rothe Feld mit zwei silbernen und schwarz dreifach quergetheilten Adlerflügeln. Das zweite und dritte silberne Feld rothe Mauerspitzen. Auf dem rechten Helm ein rother Mannsrumpf mit den im Wappen angeführten Flügeln; auf dem linken eine rothe silberverbrämte ungrische Mütze, deren Spitze mit drei roth und silbernen Straußfedern geschmückt ist.

(*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HUND von Saulheim, ein altes rheinisches, sehr ausgebreitetes, nun ausgestorbenes Rittergeschlecht, das zur Unterscheidung von dem gemeinschaftlichen Stammnamen Saulheim sich Erlenhaupt, Hirt, Hund, Mohr und Selten nannte. Saulheim war ein berühmtes Gan-

---

*) Der erste Theil des bair. Stammbuches wurde 1598 zu München (nicht zu Ingolstadt) wieder aufgelegt, der zweite scheint nur ein neues Titelblatt erhalten zu haben. Seine andern Schriften sind: Metropolis Salisburgensis continens primordia christianae relig. per Bojariam et loca quaedam vicina etc. (Ingolst. 1582. fol.), fortgesetzt und mit zwei Theilen vermehrt von Christoph Gewold (München 1620. 3 Bde. Fol.); Anmerkungen zur Erläuterung teutscher und lateinischer Urkunden und anderer bairischer Historien u. Alterthümer (im zweiten Theile des Stammbuches). Finauer hat diesen Auszug dem zweiten Theile seiner Bibliothek zum Gebrauche der bairischen Geschichte einverleibt. Eine von ihm verfaßte fürstlich-pfälzische und bairische Genealogie nebst andern zur pfalzbairischen Geschichte gehörigen Sachen wurde erst 1632 zu Augsburg in Fol. gedruckt; die Handschrift davon befindet sich in der Ebnerschen Bibliothek zu Nürnberg (*Murr*, Memorab. Bibl. Norimb. P. II. p. 63). Eine Genealogie der Herzoge in Baiern, und geograph. polit. Beschreibung von Baiern, liegt noch im Manuscripte. Vergl. Kobold, Baier. Gelehrten-Lexikon. S. 347. Vorzüglich Joh. Tob. Köhler, Leben und Schriften Wigul. Hunds (Göttingen 1750. 4.), und in G. W. Oetter, Histor. Bibl. 2. Th. S. 225. (*Rotermund.*)

is und hatte ein kaiserl. freies Rittergericht, wie
zischen Burgen zu Oppenheim und Alzei. Werner
on Saulheim, Ritter zu Oppenheim, stiftete für
seine verstorbene Frau von einigen Korngülten
enheim ein Seelengeräth in dem Antoniterkloster.
(1300), und hinterließ einen Sohn, Hermann I.
S., der als Burgmann zu Oppenheim mit den
Burgmännern das Patronatrecht daselbst, welches
Nassau zu Lehen trugen, im J. 1314 ausübte.
ns Schwester, Adelheid, war an Gerhard von
rg verheirathet. Von seinen Söhnen, Hermann II.
ilhelm I., pflanzte letzterer das Geschlecht fort.
wurde Geistlicher (1371) und starb 1389. Wil-
Söhne, Arnold, Peter und Jakob H. v. S., kom-
129 als Burgmänner zu Alzei vor; nur der
war verheirathet. Mit Friedrich I. und Her-
VI. theilt sich im Anfange des 16. Jahrh. das
ht in zwei Linien. Hermann VI. H. v. S.,
nn zu Kreuznach, erzeugt mit Barbara von der
drei Söhne: Georg, der als teutscher Ordens-
zu Frankfurt 1560 starb; dann Friedrich II. und
, welche sich verheiratheten und Kinder hinterlie-
Von Friedrichs II. Söhnen wurde Johann Frie-
. v. S. im J. 1612 zum Johannitermeister und
or der teutschen Lande erwählt (starb 1635), und
starb als Domherr zu Mainz und Speier 1598;
dagegen, Christoph und Eberhard waren verhei-
Doch erloschen mit ihren Töchtern diese beiden
uch wieder. Dietrich I. H. v. S., Burgmann
enheim, hinterließ Jakob II. und Friedrich III,
sbott zu Mainz. Von ihnen geht ebenfalls eine
g in zwei Linien aus. Die erstere davon starb
en Enkeln, Johann Philipp, Domherrn zu Mainz,
Reinhard, Domdechanten zu Speier, und Adolf,
rrn zu Würzburg und Dompropst zu Mainz wäh-
es dreißigjährigen Krieges aus; die letztere aber
dessen Urenkeln, Johann, Domherrn zu Worms
ürzburg, und Adolf, teutschem Herrn, im Anfange
. Jahrhunderts. Das Wappen: Im silbernen
rei rothe wachsende Monde, in deren Mitte ein
er sechseckiger Stern; auf dem Helm ein liegen-
der Mond, woraus sieben Hahnenfedern wachsen.

(*Albert Frhr. v. Boynebu͏rg-Lengsfeld.*)

UND von Wenkheim, ein altes fränkisches Ge-
, welches in der Grafschaft Wertheim den wenk-
hen Grund, worin das Stammhaus Wenkheim und
orf Steinbach liegt, als ein würzburgisches und
misches Lehen besaß. Die Schlösser Homburg am
oberhalb Wertheim und Grünsfeld bei Bischofs-
erhielt es von den Bischöfen von Würzburg als
chaften, und eine Linie nannte sich sogar davon.
ch erwarb es sich mehre Güter, Zinsen und Zehn-
i diesen später wieder eingelösten Schlössern, die
ren Zubehörungen würzburgische Oberämter waren.
3. Jahrh. nannte sich dieses Geschlecht blos Wenk-
ohne den Beinamen Hund; dieser scheint später,
ht nach dem Wappen angenommen zu sein, um
: Benennung nach den Schlössern ein Zeichen ge-
meinschaftlicher Abkunft zu sein. Hermann von Wenk-
heim tritt 1291 als einer der Zeugen auf, welche die
Schenkung eines Zehntens an das Kloster Langheim durch
den Grafen Konrad von Wildberg bestätigen. Wahrschein-
lich ist er der nämliche, welcher als Ritter unter den
Zeugen 1315 vorkommt, in deren Beisein Graf Bertold
von Henneberg an den Johanniterorden den Burgstadel
sammt Vorwerk zu Kühndorf um 400 Mark Silber ver-
kaufte. Der Orden besaß schon das Schloß Kühndorf,
und des Grafen Bertolds zweiter Bruder, auch Bertold
genannt, war Comthur daselbst. Dieser Hermann wurde
mit Albrecht von Bartorf von dem Grafen Bertold von
Henneberg-Schleusingen und dem Grafen Heinrich von
Henneberg-Ascha zum Schiedsrichter erwählt, wegen der
Lehen und Gerichte zu Sulzfeld unterm Wildberg (am
29. Jan. 1320). In dem hennebergischen Lehensver-
zeichnisse des Grafen Bertold von Henneberg vom J.
1317 trugen die Brüder Hermann, Heinrich und Richolf
von Wenkheim folgende Güter von demselben zu Lehen:
die Dörfer und Voigteien zu Waldsassen und Heynbu-
chen nebst zwei Theilen des Zehnten daselbst und zu
Hausen, die Vorwerke zu Sulzfeld, Großbartorf, Tun-
dorf, Lauringen und eine Mühle zu Schonungen. Her-
mann für sich allein: das Dorf Rudenhausen, ein Burg-
gut zu Niederlauringen, den Knoblauchzehnten und drei
Gärten daselbst; desgleichen Gülten und Land zu Bar-
torf, Wildberg und Baunach. Heinrich für sich allein:
die Zehnten zu Owelin und Oberlauringen nebst einer
Mühle und einem Weinberge daselbst, die Vorwerke zu
Sulzfeld, Lyntach und Königshofen, wie auch 50 Malter
Hafer und 50 Hühner zu Bedheim. Richolf für sich
allein: die Zehnten zu Richalmshausen, Gochsheim, At-
tenhausen und Hessebach, Gülten zu einem Burggute zu
Eberhardtshausen und Schweinfurt, und Alles, was er
zu Schwanfeld besitzt. Die Brüder Konrad, Hans, Die-
trich und Heinrich (1308 als teutscher Ordenscomthur
erwähnt), die unter dem Beinamen Hund von Wenkheim
1303 vorkommen, besaßen die Dörfer Ober- und Unter-
euerheim, zwischen Wonfurt und Schweinfurt, die jetzt
den Grafen von Schönborn gehören, und den Zehnten
in dem dabei liegenden Grettstadt. Konrad H. v. W.
hatte wahrscheinlich Heinrich II. und Richolf II zu Söh-
nen. Dieser Heinrich II., Edelknecht, kommt 1350 als
Schiedsrichter zwischen Eberhard von Wittstadt und des-
sen Söhnen mit dem Kloster Gerlachsheim vor, worin
erstere ihre Ansprüche auf die Güter ihrer Muhme, Agnes
Stolz, zu Gunsten des Klosters aufgeben. Richolf II.,
Ritter, war 1355 mit Konrad von Heßberg von dem
Grafen Johann von Henneberg ernannt, den Vertrag
zwischen ihm und dem Markgrafen Friedrich von Meißen
abzuschließen. Der dritte Bruder, Hans I. H., welcher
mit Agnes von Randsacker Hans II., Adam und Die-
trich II. erzeugt hatte, erhielt das Schloß und Amt
Grünsfeld als Pfandschaft von dem Bischofe von Würz-
burg, nahm davon den Beinamen an und stiftete eine
besondere Linie; 1348 wird er schon als todt erwähnt.
Der Sohn, Hans II., bekam 1404 das Schloß und
Dorf Ingolstadt, als eine würzburgische Pfandschaft, be-

her er Grünsfeld seinem Bruder Dietrich II. überließ. Obgleich er zwei Söhne, Hans III. und Leonhard, und eine Tochter, die an Eberhard Sturmfeder verheirathet war, hinterließ, so erlosch doch diese Seitenlinie und die Pfandschaft ging auf den Tochtermann über. Dietrich II. H. v. Grünsfeld erwarb sich von dem Grafen von Wenkheim das Schloß Homburg am Main, wahrscheinlich als Pfandschaft. Er und seines verstorbenen Bruders Adams Söhne, Dietrich III. und Adam II., errichteten 1430 mit dem Pfalzgrafen Otto einen Burgfrieden auf dem Schlosse Homburg. Diese beiden Letztern erhielten nach Absterben Ulrichs von Dörzbach ein Drittheil vom Schloß und Gerichte Dörzbach, als den Antheil ihrer Mutter, und wurden 1445 von dem edlen Herrn Konrad, Erbschenken zu Limburg, wieder damit beliehen. Ihre Schwester, Elisabeth, verheirathet an einen von Vellberg, stiftete im J. 1428 ein ewiges Licht im Kloster Gerlachsheim. Mit ihren Brüdern scheint dieser Ast zu Grünsfeld erloschen zu sein. In welchem verwandtschaftlichen Grade Butze, der Ritter, war, und Lutze, welche 1359 die Anwartschaft auf 90 Pfund Heller jährliche Gülte zu Hildburghausen hatte, die der Burggraf Albrecht von Nürnberg an den Voigt zu Sonneberg, Dietrich Schott, um 600 Pfund Heller versetzte, mit den andern aus diesem Geschlechte Genannten standen, ist nicht zu bestimmen. Einer von den beiden hatte Dietrich IV. und Hans IV. H. v. u. z. W. zu Söhnen, die in Urkunden mit dem Beinamen „die Alten" vorkommen. Dietrich IV. vertrug 1385 Götz-Schetzel wegen der Gült auf seinen Hof zu Üttingen mit dem Kloster Holzkirchen. In seinem Testamente vom J. 1401 legirte er zwei Malter Korngülten von seinen Gütern zu einem Jahrgedächtniß an das Kloster Gerlachsheim, worin seine Schwester 1419 zur Meisterin erwählt wurde. Hans IV. besaß das Dorf Dietwar bei Bischofsheim an der Tauber 1380, und hinterließ zwei Söhne, Hans V. und Adam III. Letzterer, der bei der Theilung Dietwar bekam, hatte auch einen Antheil an dem Schlosse Dornburg, weswegen er mit Kunz von Wittstadt in Streitigkeiten gerieth, die aber von Ludwig von Sickingen 1425 beigelegt wurden. Hans V., welcher mit Würzburg wegen seiner Besitzungen 1412 einen Vertrag abschloß, erwarb 1414 das Schloß und Dorf Steinbach unweit Wenkheim, von dem Erzbischofe zu Magdeburg um 1000 Goldgülden. Seine Söhne waren: Friedrich, Kanonikus zu St. Stephan in Bamberg, und Eberhard, der mit Anna Zobel von Altertheim verheirathet war, und Georg I. und Andreas hinterließ. Eberhard wurde 1438 von Würzburg und 1436 von Wertheim mit Wenkheim belehnt. Georg I. und Andreas, alle beide verheirathet; der erstere mit Margaretha von Züllnhard und der zweite mit Margaretha von Würzburg. Nur Ersterer pflanzte den Stamm mit fünf Söhnen: Ruprecht, Hans VI., Leonhard II., Burkhard und Georg II. fort, wovon Hans VI. und Georg II. Urheber zweier Linien waren. Georg II., H. v. W., erhielt in der brüderlichen Theilung ein Drittheil von Wenkheim und erwarb sich das Rittergut Bockstadt. Mit den Grafen Hans und Wilhelm von Wertheim hatten sie wegen mancherlei Gerechtsame, vorzüglich wegen der Jagd, große Streitigkeiten, die endlich der Kaiser Friedrich 1472 zu ihren Gunsten entscheiden ließ. Seine Kinder waren Seifried, Domherr zu Mainz († 1548), Veronika, Äbtissin zu Kitzingen († 1544) und Georg III., welcher mit Anna von Harheim Hans Jakob, fürstl. bambergischen Kämmerer, und Martin erzeugte, die von ihren Vettern, den Hunden zu Altenstein, die andere Hälfte von Wenkheim erwarben. Mit Hans Jakobs Enkel, Heinrich Alexander H. v. u. z. W., der von seiner Frau, Regina von Herda zu Brandenburg, nur drei Töchter hinterließ, erlosch die Hauptlinie zu Wenkheim. Würzburg und Löwenstein zogen ihre Lehen ein, woraus ein doppelter Proceß entstand, indem die Tochtermänner, Philipp Christoph von und zu Adelsheim, Johann von Leubelfing zu Gartshofen, und Ludwig Gremp von Freudenstein das Mannlehen der Güter leugneten, welches auch schon der Schwiegervater beim würzburger Lehenhof im J. 1624, vorzüglich den wertheimer Lehensverband nicht geständig, angezeigt hatte, und die Linie von Wenkheim zu Altenstein als nächste Agnaten die Erbfolge verlangten. Der dreißigjährige Krieg, und der Umstand, daß alle Prätendenten der augsburgischen Confession zugethan waren, ist wahrscheinlich Schuld, daß man das Lehenversäumniß der altensteiner Linie bei der letzten Muthung mit Einziehung des Lehens bestrafte. Da die Tochtermänner, wovon die beiden ersten in schwedischen Diensten als Rittmeister und Oberster 1648 standen, kinderlos starben, so stand auch von dieser Seite kein Hinderniß im Wege, die Besitzergreifung der Lehenhöfe streitig zu machen.

Die Linie zu Altenstein. Hans H. v. W. war Rath und Landvoigt bei dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, mit dem er am 19. Mai 1493 nach dem gelobten Lande zog, und wurde mit dem Kurfürsten vom Ritter Heinrich von Schaumburg, der mit in dem Gefolge und schon früher in Jerusalem war, zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen. Bei seiner Zurückkunft belieh 1496 der Kurfürst diesen treuen Diener mit dem Schloß und Gericht Altenstein am Thüringerwalde, welches aus dem Marktflecken Schweinau, den Dörfern Steinbach, Gumpelstadt, Waldfisch und einigen Höfen bestand. Da sein Sohn Wolf unbeerbt starb, gab der Kurfürst das Schloß an Hansens Bruder, Burkard, der ebenfalls die Stelle eines heimlichen Rathes und Statthalters von Gotha bekleidete. Dieser war es, der vom Kurfürsten mit Kaspar von Berlepsch, Schloßhauptmanne zu Wartburg, den Auftrag erhielt, den vom Reichstag in Worms zurückkehrenden D. Martin Luther aufzuheben und ihn zur Sicherung vor dessen Feinden nach der Wartburg zu bringen, welches auch am 20. Mai 1520 unweit des Schlosses Altenstein im Walde vollführt wurde. Burkard H. v. W. erkaufte nach Aussterben der Herren von Willprechtsroda das nicht weit davon entfernt liegende Schloß und Gericht Willprechtsroda mit seinen Zubehörungen. Von seiner Frau, Elisabeth von Wangenheim, hinterließ er einen Sohn, Bartholomäus, der, mit Margaretha Rüd von Kollenberg verheirathet, sechs Söhne

und eine Tochter, Elisabeth, erzeugte, welche die Frau von Ludwig von Boyneburg zu Lengsfeld wurde. Der älteste Sohn, Hans II., Rath bei dem Herzoge Johann Ernst von Sachsen, empfing nach dem Tode seines Vaters für sich und seine Brüder im J. 1538 die würzburgischen und wertheimischen Lehen. Mit seinen beiden Söhnen, Hans Heinrich und Georg Burkard, die im J. 1619 als hohenlohe'sche Lehensvasallen aufgeführt werden, erlosch seine Nachkommenschaft. Der zweite Bruder, Georg III, war teutscher Herr und wurde 1566 zum Hoch- und Teutschmeister des Ordens erwählt († 1572). Ihre einzige Schwester, Anna, die an Heinrich Busch von Langersheim vermählt war, erhielt das Rittergut Steinbach bei Wenkheim als ein Allodium. Der dritte Bruder, Christoph I., führte mit Anna von Wallenstein die Altensteinische Hauptlinie fort. Er war von Jugend auf am sächsischen Hof erzogen, und bekleidete in der Schlacht bei Mühlberg 1547 die Stelle eines Hauptmanns und wurde an der Seite des Kurfürsten Johann Friedrich mit gefangen. Seine drei Söhne, Hans III., Christoph II., würzburgischer Rath, und Burkard II. waren verheirathet und mit Kindern gesegnet. Ihre Nachkommen standen größtentheils in sächsischen Diensten; im Anfange des 18. Jahrh. waren alle diese drei Linien bis auf Eberhard Friedrich H. v. W. zum Altenstein, der von zwölf Söhnen allein am Leben blieb, erloschen. Auch dieser starb ohne Kinder als der Letzte seines Geschlechts im 76. Jahre, am 10. Jul. 1722. Sein Andenken lebt noch in seinen ehemaligen Besitzungen dauerhaft fort, indem er 1708 ein Waisenhaus für 12 Kinder und 1712 ein Hospital für 12 arme kranke Personen zu Schweinau stiftete. Das Schloß fiel an die Lehensherren, die Herzoge von Sachsen-Meiningen, zurück, die es zu einem geschmackvollen Sommeraufenthalt eingerichtet haben. Das Wappen der Linie Hund zu Wenkheim war: Im silbernen Feld ein rechtsspringendes rothes Windspiel mit goldenem Halsband, auf dem gekrönten Helm eben ein solches Windspiel, doch wachsend. Die Linie Hund zu Altenstein: Ein im rothen Felde wachsender, gezäumter, silberner Pferdehals; auf dem Helme das nämliche Wappenbild.

(*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HUNDBORG, Herred im Amte Thisted des dänischen Stiftes Aalborg, hat 3¼ □Meilen im Umfang und gegen 2700 Einw. in 11 Kirchspielen. (*R.*)

HUNDEDIEBSTAHL. Hunds- und Habichtsdiebe wurden im Mittelalter mit theils schimpflichen, theils gefährlichen Strafen belegt. „Si quis acceptorem (accipitrem) alienum involare (furari) praesumpserit — sind Worte der lex Burgundiorum (Cap. 10 et 11 Additam. 1) — sex uncias carnis acceptor ipse (ipsi?) super testones (testiculos) comedat. Si quis canem veltraum (venaticum) aut segutium (cursalem) vel petrunculum (?) praesumpserit ivolare, jubemus, ut convictus coram omni populo posteriora ipsius osculetur" *). (*Alex. Müller.*)

*) S. *Hommel*, Rhapsod. 546. Ed. IV. p. 180, 181.

HUNDEEILAND, eine der dänischen Niederlassungen in dem nördlichen Inspectorate Westgrönlands, wozu 22 kleine Eilande gehören und wo der Wallfischfang bedeutend ist. (*R.*)

HUNDEFOCK wird die Falle des großen Stagsegels genannt, welche doppelt ist oder zwei Parten hat und dazu dient, dieses Segel zu hissen. Das eine Ende dieses Taues ist oben am Stage befestigt und geht durch einen Block, welcher am obern Ende oder der obern Spitze des Stagsegels ist, und durch einen andern Block, welcher oben am Stagauge sitzt, herunter. (*C. H. Müller.*)

HUNDEIKER (Wilhelm Theodor), war 1786 zu Großen-Lafferte im Braunschweigischen geboren, und verdankte die erste Bildung dem Anfangs dort, späterhin zu Vechelde durch seinen Vater, den Educationsrath Hundeiker geleiteten Erziehungsinstitute. Späterhin ward er Zögling des Carolinums zu Braunschweig. Mit gründlichen Vorkenntnissen ausgerüstet eröffnete er seine akademische Laufbahn in Halle, wo er, wie späterhin zu Helmstädt, sich vorzugsweise theologischen und philologischen Studien widmete. Dreizehn Jahre hindurch war er als Lehrer wirksam für den Flor der väterlichen Erziehungsanstalt zu Vechelde. Als dieselbe sich im J. 1819 auflöste, folgte Hundeiker einem Rufe nach Magdeburg. Er bekleidete dort die Stelle eines Directors der höhern Gewerb- und Handelsschule bis zum Herbste 1822. Um diese Zeit ward er Professor an der Handelsschule zu Bremen. Dort starb er den 21. Febr. 1828. H. war ein Mann von gründlichen und vielseitigen Kenntnissen, nicht nur vertraut mit der altclassischen Philologie, sondern auch mit den neuern Sprachen und ihrer Literatur. Er besaß alle Erfodernisse, die zu einem tüchtigen Pädagogen gehören, eine glückliche Lehrgabe und das Talent, mit Nachdruck einzuwirken auf jugendliche Gemüther. Von seinen Zöglingen ward ihm allgemeine Achtung und Liebe gezollt; aber auch seinen Collegen war er ein theilnehmender Freund und Mitarbeiter. Als Schriftsteller ward er durch ein im J. 1827 herausgegebenes englisches Lesebuch bekannt. Ein französisches hatte er früher in Verbindung mit seinem Collegen D. Plate herausgegeben. Es erschien in zwei Theilen, in den Jahren 1825 und 1826 zu Bremen in gr. 4. gedruckt. Der erste Theil enthält eine Sammlung zweckmäßig geordneter und lehrreicher Lesestücke zum Unterricht in der französischen Sprache, begleitet von einem Wörterbuche. Der zweite Theil führt auch den Titel: Nouveau recueil des plus beaux morceaux choisis des prosateurs et des poëtes français. Avec des notices biographiques et littéraires *). (*Heinrich Döring.*)

Hundeikers Tod erfolgte durch ein rheumatisches Fieber, welches er sich durch Erkältung im Schauspielhause zugezogen hatte, in Verbindung mit Hirnwuth. Der als Professor bei den jungen Leuten beliebte und geachtete Mann hatte Anfangs in Bremen sehr ärgerliche

*) S. den Neuen Nekrolog der Teutschen. 6. Jahrg. 1. Th. S. 144. Meusel, Gelehrtes Teutschland. 22. Bd. 2. Lieferung. S. 880.

Auftritte in der Handlungsschule, und sogar öffentliche Kränkungen, wegen zu großer Strenge, unverdient zu ertragen. Er war auch Kenner der ältern teutschen Sprache und Literatur, worüber er Vorlesungen im bremischen Museum hielt. Er hat einige Schriften, namentlich Handbücher für Schulen, herausgegeben; in der bremer Zeitung (1828) steht von ihm eine kräftige, religiös-moralische Auffoderung zur Unterstützung der Taubstummen und der in Bremen neuerrichteten Taubstummenschule unter Leitung von Ortgins, einem aus dem Preußischen gebürtigen, vielfach erfahrenen und tüchtigen Manne, der sich an ihn gewendet hatte. Man rühmte auch besonders H.'s stillen, frommen und bescheidenen Sinn und seine hohe Religiosität. (*Karl Iken.*)

Hundekrankheit, Hundelaune, s. Hundeseuche.

HUNDELSHAUSEN (Hunoldshusen), Kirchdorf in einem romantischen Thale des Meißners an der Gelster, im kurhess. Kreise Witzenhausen und Justizamte Ludwigstein, mit 88 Wohnh. und 628 Einw. Nach ihm nennt sich eine zahlreiche hessische Familie, die hier ihren ersten Stammsitz hatte, den sie jedoch in späterer Zeit nach dem benachbarten Harmuthssachsen (Ermensassen) verlegte, über dem man auf einer niedern Höhe noch die Reste der alten Burgsitze sieht. Im 13. Jahrh. tritt die Familie zuerst auf, meist in Zeugenunterschriften. Im Anfange des 14. Jahrh. hatte sie schon einen Burgsitz auf dem Schlosse Fürstenstein, 1341 erwarb sie auch einen solchen in Allendorf und 1342 Heinrich das Marktrecht in Witzenhausen. Im J. 1358 errichtete sie in dem ihnen halb zustehenden Dorfe Kappel mit den von Schlutwingsdorf eine Ganerbschaft, in deren Folge ihr beim Aussterben derselben im J. 1391 die andere Hälfte zufiel. Im J. 1363 erkaufte sie von den von Kappel die Hälfte der Dörfer Harmuthssachsen, Hasselbach, Eichenborf, Küchen und Diemerode, und errichtete mit denselben gleichfalls eine ganerbschaftliche Verbindung. Im J. 1379 erwarb sie Güter im Gerichte Schwarzenberg und beschenkte 1382 das Kloster Germerode. Nachdem sie 1391 und 1413 auch die noch übrigen Theile von Harmuthssachsen an sich gebracht, schlug sie, wenn nicht schon früher, in dem dasigen Schloß ihren Hauptsitz auf und errichtete darüber 1431 einen Burgfrieden. Im J. 1456 erhielt Burghard einen braunschweigischen Burgsitz zu Friedland. Im J. 1477 war Philipp Amtmann zu Reichenbach, sowie 1484 und 1486 zu Bilstein. Er hatte 1484 einen Streit wegen verschiedener Güter in den Gerichten Spangenberg, Rotenburg und Sontra mit Thimo v. Wildungen, der jedoch gütlich vermittelt wurde. Die Familie theilte sich schon früh in verschiedene Linien, die zum Theil wieder erloschen sind. Selbst ihre Wappen waren verschieden; das was sie noch jetzt führt, ist ein roth, schwarz und weiß in die Breite getheiltes Schild. Ihre Güter sind nicht unbeträchtlich. (*G. Landau.*)

HUNDEMÄUSLEIN (Musculus caninus), veraltete Benennung des Hebemuskels des Mundwinkels (Musc. levator anguli oris), z. B. bei Kulmus[1]) und Santorini[2]). (*Wiegand.*)

1) Anat. Tab. T. 28. 2) Observ. anat. c. 1. §. 24, 36.

HUNDENENDEN eines Taues. Das Ende eines neuen Taues, womit es, während es gedreht wurde, am Dreher (vergl. den nautischen Plan zu Bd. VIII. dieser Sect. unter Fig. 11 a b) befestigt war, und wo alle Kabelgarne zusammenlaufen. (*C. H. Müller.*)

HUNDENHAUS, hölzerne Lukenkappen, welche bei schlechtem Wetter gebraucht werden, und an einer Seite eine Öffnung haben, um hineinzusteigen. Diese Öffnung wird an die Lenseite oder an die Seite unter dem Winde gesetzt, damit das Wasser nicht hineinschlagen kann. (*C. H. Müller.*)

HUNDENPINT, ein spitz zulaufendes Ende eines Taues, welches gemacht wird, indem die Duchten oder Stränge nach und nach abgeschnitten und der ganze spitz zulaufende Theil mit einem Gewebe von Garn überzogen wird. Das spitze Ende wird mit einem Auge versehen, wozu man einige Duchten etwas länger läßt. (Vergl. den nautischen Plan zu Bd. VIII. dieser Section unter Fig. 14.) (*C. H. Müller.*)

HUNDENWACHE, die erste Wache von Mitternacht an, welche um vier Uhr Morgens abgelöst wird. (*C. H. Müller.*)

HUNDEPOST (sibirische und kamtschadalische Posthunde). Wie die Grönländer, Lappländer, westlichen Samojeden, Tungusen, Korjäken und andere westsibirische Völker der Rennthiere sich zum Fahren, Reiten und Reisen bedienen, so gebrauchen die Kamtschadalen, Ostjäken, die östlichen Samojeden, Tungusen, und selbst mehre Stämme der Mandschuren, die Hunde zum Ziehen und Fahren. Diese in allen Weltgegenden durch ihre Treue, Anhänglichkeit, Dienstfertigkeit und Folgsamkeit den Menschen auf so mannichfaltige Weise nützlichen Thiere müssen im nordöstlichen Asien Dienste verrichten, die man ihnen in keinem andern Lande zumuthet, und zwar bei einem Futter, welches kein europäischer Hund anrühren würde. In ganz Kamtschatka, bei den Tschuktschen, Jukagiren, Jakuten und Lamuten fährt man auf den daselbst regelmäßig angelegten Poststationen gewöhnlich mit Posthunden. Die Stationen sind sehr ungleich, manche sind 4, 6, 7, andere sogar 8—10 teutsche Meilen von einander entfernt. Jeder, der mit dieser Hundepost reist, erhält einen Begleiter, den Eigenthümer der Posthunde, welcher vorausfährt, und dem die andern willig folgen. Auf jeder Station werden 20—30 solcher Posthunde, sowie in Europa Postpferde, gehalten; fast jeder Kamtschadale, Tschuktsche etc. hat ihrer 6, 8, 10, mancher 15, 20 bis 30, die er mit den Überbleibseln von Fischen, Gräten, faulen Fischen, Aas u. dergl. füttert, und die ihm alle die Bedürfnisse erleichtern und verschaffen helfen müssen, welche man in der Regel von andern stärkern Zugthieren zu erhalten pflegt. In diesen wilden, öden und rauhen Gegenden, wo Pferde und Rennthiere entweder gar nicht, oder äußerst selten vorhanden sind, gebraucht man die Hunde, vornehmlich im Winter, zum Schlittenziehen. Es geschieht dieses auch schon in der Gegend um Beresow am Ob[1]), am nördlichen Jenisei

1) Pallas, Reisen. 3. Th. S. 19.

und an der Lena. Aber nirgends werden sie zu diesem Behufe mehr genützt als in Kamtschatka, weil der Hund das einzige Hausthier der Nationaleinwohner dieses entfernten Himmelsstriches ist. Gewöhnlich werden ihrer 5—6, bisweilen 8 und mehre vor einen Schlitten gespannt. Die Reisenden fahren sich selbst, jeder in einem Schlitten. In Cooks letzter Reise (2. Bd. S. 356) findet man einen solchen Anspann mit fünf Hunden abgebildet und beschrieben. Fremde Hunde, die nicht Posten fahren, taugen zu einem solchen Postzuge nicht, denn sie ziehen schlechterdings nicht am Postschlitten, wenn ihr Herr nicht dabei ist. Vier bis fünf Hunde bringen einen Reisenden auf einem leichten Schlitten, mit wenigem Gepäcke, schnell fort; sechs Hunde ziehen einen Schlitten von 640 Pfund, ohne große Anstrengung, meilenweit. Mit guten Hunden kann man, ohne zu wechseln, drei Tage hinter einander, höchstens 40 Meilen fahren, wobei sie blos etwas gedörrte oder frische Fische zu fressen bekommen; aber dann ist auch ein Rasttag nöthig. Gewöhnliche Posthunde laufen 1½ bis 2 Meilen in einer Stunde, und desto hurtiger, je näher sie der folgenden Station kommen, weil sie zu wissen scheinen, daß sie dann gefüttert werden. Ist die Schlittenbahn gleich gut, so kann man auch für jede Stunde eine gleich weite Entfernung rechnen, welche die Hunde zurücklegen. Bei einem guten Postzuge bedarf es weder Zaum noch Leitriemen, sondern nur der Worte. Die wohlabgerichteten Leithunde (von denen mancher mit 40—50 Rubel Silbermünze bezahlt wird) werden den Zughunden vorgespannt und gehorchen aufs Wort. Es geschieht nämlich bisweilen, daß ein Wild ihnen aufstößt oder quer über den Weg läuft, hinter welchem die Zughunde nachsetzen wollen. Dieses verhindert der vorgespannte Leithund dadurch, daß er sich mitten im Wege niederwirft und die Stränge oder Riemen verwickelt, wodurch die übrigen so lange aufgehalten werden, bis der Wolf, Hase, Zobel ꝛc. ihnen aus den Augen ist. Der kamtschadalische Führer ruft ihnen dabei in seiner Sprache zu: kach-kach! (rechts) hucha, hucha! (links) haha! (schnell) ahng! (langsam) ꝛc.

Das Schicksal dieser armen Thiere ist äußerst traurig und ihr Loos scheint ganz mit der harten Leibeigenschaft des Menschen zu verschmelzen. Steller [2]), Storch [3]) und Sonntag [4]) schildern uns in ihren Beschreibungen der östlich-asiatischen Hundepost den Gebrauch dieser Thiere und ihren schrecklichen Zustand mit so lebhaften Farben, daß wol jeder auch für das Schicksal der seufzenden, leidenden Thierwelt sich interessirende Mensch die nähern Nachrichten von ihrer Behandlung gewiß nicht ungern und ohne besondere Theilnahme lesen wird.

„Nirgends," sagt Steller a. a. O., „ist wol die Zucht dieser Thiere so wichtig und nothwendig, als in Kamtschatka, wo sie die einzige Gattung von zahmen einheimischen Thieren ausmachen, und wo man ihrer ebenso wenig entbehren kann, als in andern Ländern des Hornviehes oder der Pferde. Die kamtschatka'schen Hunde sind in der Größe und Gestalt nur wenig von den großen russischen Bauerhunden verschieden [5]); aber ihre Sitten haben sie durch die Art ihrer Erziehung fast gänzlich geändert. Durch die Sklaverei, in welcher man sie hält, werden sie tückisch, boshaft und verlieren alle Liebe zu ihrem Herrn, welche sonst diese Thiergattung so vortheilhaft auszeichnet. Sie werden für die besten und dauerhaftesten Läufer unter allen sibirischen Hunden gehalten, und ihr Feuer ist so groß, daß sie sich oft im Ziehen die Glieder verrenken, und daß ihre Haare sich von der heftigen Anstrengung, durch welche das Blut in die äußern Theile getrieben wird, röthlich färben. Der hohe Schnee, über welchen die Hunde, ohne einzubrechen, weglaufen; die steilen Gebirge und engen Thäler; die dichten, unwegsamen Wälder, die vielen Ströme und Quellen, die entweder gar nicht, oder nicht fest genug zufrieren; die Stürme, welche den Schnee verwehen und keine gebahnten Wege möglich machen [6]); — alle diese Umstände zusammengenommen würden das Reisen mit Pferden, selbst bei dem größten Überfluß an denselben, im Winter wenigstens, verhindern; es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Hunde, auch bei einer höhern Cultur, die Kamtschatka erhalten könnte, immer die vorzüglichsten und brauchbarsten Zugthiere bleiben werden. Auch ist die Liebhaberei für Hunde hier so groß, als sie es anderwärts für Pferde ist, und nicht selten wendet man beträchtliche Summen auf den Ankauf derselben und auf die Schönheit ihres Geschirres."

„Die Art, wie diese Thiere zu ihrer seltsamen Bestimmung erzogen werden, hat einen so großen Einfluß auf die individuellen Eigenthümlichkeiten der ganzen Gattung, daß ihre Beschreibung selbst für den philosophischen Leser nicht ohne Interesse sein wird. Zu eigentlichen Zughunden sucht man vorzüglich diejenigen aus, die hohe Füße, lange Ohren, eine spitze Schnauze, ein breites Kreuz und dicke Köpfe haben, und eine größere Munterkeit verrathen. Sobald diese Thiere sehen können, werden sie in eine finstere Grube geworfen, wo sie so lange eingeschlossen bleiben, bis man sie für stark genug hält, einen Versuch mit ihnen anstellen zu können. Alsdann spannt man sie mit andern gelernten Hunden an den Schlitten, vor welchem sie aus allen Kräften laufen, weil sie durch das Licht und durch so viele unbekannte Gegenstände in Schrecken gesetzt sind. Nach dieser kurzen Probe werden sie abermals in ihre finstern Kerker gesperrt, und diese Übung wird so lange wiederholt, bis sie des Ziehens gewohnt und ihrem Führer folgsam geworden sind. Von diesem Augenblick an beginnt ihr härtestes Schicksal, das nur durch die kurze Erholung ge-

2) Beschreibung von Kamtschatka. S. 132—140 und S. 370—374. 3) Gemälde des russischen Reichs. 2. Bd. S. 252 fg. 4) Monatsschrift zur Kenntniß der Geschichte ꝛc. des russischen Reichs. Novemberstück 1790. S. 278 fg.

5) Nach Cooks letzter Reise (2. Bd. S. 356) kommen sie der Bildung nach dem Spitz oder Pommer am nächsten, nur daß sie größer und stärker sind. 6) Man kann noch hinzusetzen, die mancherlei wilden Thiere, welche dem Reisenden oft in den Weg laufen.

milbert wird, die ihnen der Sommer gewährt. Da sie in dieser Jahreszeit von keinem Nutzen sind, so bekümmert sich auch niemand um sie, sondern sie genießen einer völligen Freiheit, welche sie vorzüglich zur Stillung ihres Hungers benutzen. Ihre einzige Nahrung besteht in Fischen, denen sie diese ganze Zeit über an den Flüssen auflauern, und die sie mit vieler Behendigkeit und List zu fangen wissen. Wenn sie einen Überfluß an denselben haben, fressen sie, gleich den Bären, nur die Köpfe und lassen den Überrest liegen. Doch diese Ruhe dauert nur bis in den October, da jeder Eigenthümer seine Hunde wieder versammelt und in der Nähe seiner Wohnung anbindet, wo sie zuerst weidlich hungern müssen, um sich des überflüssigen Fettes zu entledigen und dadurch zum Laufen behender zu werden. Sobald der erste Schnee fällt, geht ihre Plagezeit an, und dann hört man Tag und Nacht ihr schreckliches Geheul, wodurch sie gleichsam ihr hartes Schicksal zu beklagen scheinen. Bei dem schweren Loose, das diese Thiere den Winter hindurch zu tragen haben, besteht ihre Kost nur aus gesäuerten oder in Fäulniß übergegangenen und getrockneten Fischen, und doch werden ihnen die erstern, als die bessere Speise, nur zur Erquickung und Stärkung gereicht, weil man bemerkt hat, daß sie weichlich werden und leichter ermüden, wenn sie diesen Leckerbissen kurz vor dem Antritt einer Reise erhalten. Ihr gewöhnliches Futter sind verschimmelte und an der Luft getrocknete Fische, ein Schmaus, bei welchem sie sich selten anders als mit blutendem Maule sättigen können, weil Gräten und Zähne den größten Theil desselben ausmachen. Für diese Härte aber rächen sie sich auch durch ihre erstaunliche Gefräßigkeit, die keinen Gegenstand verschont, dessen sie habhaft werden können. Mit diebischer List steigen sie die Leitern hinauf in die luftigen Vorrathskammern ihrer tyrannischen Herren; mit unnatürlichem Heißhunger fressen sie Riemen und Lederwerk an, wo sie es finden; und soweit geht ihre Entartung, daß selten ein Kamtschadale den unedlern Bedürfnissen der Natur gehorsamen kann, ohne sich mit einem Prügel zu bewaffnen, weil jedesmal eine hungrige Heerde bereit ist, sich in dem Streit um die ekelhafteste Nahrung bis aufs Blut zu zerfleischen. Aber nicht blos in ihrer Gefräßigkeit, sondern in der ganzen Individualität der thierischen Sitten zeigt sich diese Entartung. Statt der Wachsamkeit, Treue und Anhänglichkeit, die der Hund überall für seinen Ernährer zeigt, und wofür er bei allen Völkern das Symbol dieser Tugenden geworden ist, haben die kamtschatka'schen Hunde den Charakter heimtückischer Sklaven angenommen. Scheu und unfreundlich meiden sie ihren Herrn, unbekümmert um die Sicherheit seines Eigenthums, das sie gegen keinen Unbekannten zu vertheidigen wagen. Furchtsam und traurig schleichen sie einzeln umher und blicken beständig aus Mistrauen um sich. Mit List und Betrug muß man sie vor die Schlitten zu spannen suchen; während dies geschieht, strecken sie sämmtlich ihre Köpfe empor und erheben ein wehmüthiges Geschrei; sobald aber die Fahrt beginnt, verstummen sie plötzlich, und dann scheinen sie durch hundert tückische Streiche wetteifernd die Geduld ihres Führers ermüden, oder sein Leben in Gefahr bringen zu wollen. Wenn sie an eine gefährliche Stelle kommen, verdoppeln sie ihre Schnelligkeit im Laufen, und um nicht von einem steilen Berge heruntergestürzt, oder in einen Fluß geworfen zu werden, sieht man sich gewöhnlich gezwungen, ihnen den Schlitten zu überlassen, den man selten anders als zerbrochen und erst beim nächsten Dorfe wiederfindet, wenn es ihnen nicht gelungen ist, sich gänzlich in Freiheit zu setzen. Doch so entartet auch die Hunde in Kamtschatka sind, so fehlt es ihnen dennoch nicht an Eigenschaften, wodurch sie den Menschen mit ihrem guten Willen nützlich werden. Außer dem Vortheile, daß man mit diesen leichten Thieren in den unwegsamsten Gebirgen und über den tiefsten Schnee fortkommen kann, sind sie auch sehr gute Wegweiser, die in der größten Dunkelheit und bei dem fürchterlichsten Schneegestöber das Ziel der Fahrt zu finden wissen. Wird der Sturm so heftig, daß man liegen bleiben muß, wie dies nicht selten geschieht, so legen sich die Hunde neben ihren Führer und erhalten durch ihre natürliche Wärme sein Leben. Auch geben sie die sicherste Anzeige von bevorstehenden Stürmen, indem sie Höhlen in den Schnee graben und sich darin zu verbergen suchen. Durch diese und viele andere gute Eigenschaften ersetzen die kamtschatka'schen Hunde bei weitem den Nachtheil, den ihre Unarten stiften; und welche Ursache sonst als die hartherzige Tyrannei der Menschen trägt die Schuld dieser Entartung? So groß ihre Tücke sein mag, so kommt sie doch dem kalten Eigennutz und der Undankbarkeit noch nicht gleich, welche diese herabgewürdigten und zur härtesten Knechtschaft gemisbrauchten Thiere von den Menschen erdulden. Kaum hat der kamtschatka'sche Hund durch das Übermaß seiner physischen Leiden das frühe Alter erreicht, in welchem er zum Ziehen untauglich wird, so fodert ihm sein unerbittlicher Herr das Letzte ab, was er noch herzugeben vermag, — seine Haut; und eben der hart behandelte Sklave, der seinem Tyrannen während eines kurzen und mühseligen Lebens so oft seine thierische Wärme mitgetheilt hatte, leistet ihm diesen Dienst auch nach seinem Tod auf eine ähnliche Weise."

Wegen des im J. 1821 auf ganz Kamtschatka gewesenen Mangels an Lebensmitteln sind den Einwohnern nur wenige Hunde übrig geblieben, sodaß in manchen Plätzen nur noch 5, 10, 15—30 Hunde vorhanden sind, mit denen man ausfahren, Lasten führen und auf die Jagd gehen kann. Sich der Hunde mehr zum Ziehen zu bedienen verdiente in solchen Gegenden nachgeahmt zu werden, wo es schwer ist, ein anderes Zugthier zu halten. So bediente man sich ihrer zu diesem Zwecke sogar in Lille (Ryssel), wo Arthur Young Hunde sah, wovon ein einziger 700 französische Pfund eine halbe französische Meile wegzuziehen im Stande war[7]). Wenn dies gegründet ist, so zeugt es wahrhaftig von einer seltenen Stärke dieser Thiere[8]).

(J. C. Petri.)

---

7) S. Arthur Young, Reise durch Frankreich. 1. Bd. S. 136. 8) Übrigens vergleiche man noch bei diesem ganzen

HUNDERT ist diejenige Zahl, zu deren Begriff die Völker durch Vervielfachung der Fingerzahl eines Menschen mit sich selbst gelangt sind; sie schließt daher die zweite Zahlenreihe, wie zehn die erste, und tausend die dritte; und wie die Zehner als Einheit der zweiten Zahlenreihe gelten, so die Hunderte als Einheit der dritten, sodaß die Zahl zehn in hundert ebenso vielmal enthalten ist, als hundert in tausend. So wenig es nun befremden kann, daß man, die Gegenstände zuerst an den Fingern abzählend, mit zehn die erste Zahlenreihe schloß, und so je zehn als eine Einheit nehmend zum Begriffe von hundert, sowie durch zehn Hunderte zum Begriffe von tausend gelangte; so bemerkenswerth scheint es doch, daß alle Völker die zweite Zahlenreihe mit hundert, wie die dritte mit tausend geschlossen haben, ungeachtet nicht Alle grade Zehn zum Schlusse der ersten Zahlenreihe wählten. Denn wenn sie, wie die Botocuden in Brasilien, nur für eins und zwei besondere Wörter erfanden, so beschloß die Fingerzahl einer Hand oder fünf, nach Vervielfachung der Zwei durch sich selbst, die erste Zahlenreihe, welche nach der Zahl der Hände verdoppelt auf zehn führte. Nun konnte man zwar, wenn man, wie im tuskisch-römischen Ziffersysteme, welches auch die alten Griechen annahmen, die Fingerzahl einer Hand und zweier Hände durch besondere Zeichen bezeichnete, auf gleiche Weise zur Bezeichnung von fünf oder zehn Zehnern, oder funfzig und hundert, wie weiter zu fünf- und zehnhundert oder tausend gelangen. Aber wenn man, wie die Botocuden, nach Beendigung der Fingerzahl beider Hände, die Zehen der Füße zu Hilfe nahm, so wurde man dadurch auf die Zahl zwanzig als die Zahl aller Finger und Zehen eines Menschen geführt. Dennoch hat nicht leicht ein Volk, wenn es auch nicht sowol nach Zehnern, als nach Zwanzigern, weiter aufzählte, die Vervielfachungszahl von Zwanzig mit sich selbst oder vierhundert zum Schluß einer zweiten Zahlenreihe gewählt, sondern mit fünfmal zwanzig oder hundert eine neue Zahlenreihe begonnen.

Ein Volk, welches, wie das unsrige, sogleich von Anfang an drei verschiedene Zahlwörter erfand, sodaß nicht einmal drei zählen zu können als die größte Dummheit galt, wurde, nach Vervielfachung dieser Zahl mit sich selbst, sofort auf den Begriff von zehn geleitet, ohne die Vermittelung der Fingerzahl einer Hand zu bedürfen. Da aber 10 nur durch 2, nicht auch durch 3 theilbar war, so fand man es für den Gebrauch im gemeinen Leben gerathener, noch bis 12 fortzuzählen, und ebenso die zweite und dritte Zahlenreihe bis zu 12 Zehnern und Hunderten fortzusetzen, ohne deshalb die ursprüngliche Zehnzahlrechnung zu verändern, indem man sich mit der Unterscheidung eines Klein- und Großhunderts, wie eines Klein- und Großtausends, begnügte, wovon jenes 100 und 1000, dieses 120 und 1200 Einer umfaßte. Auch erfand man für 11 und 12 keine neue Wörter, sondern bezeichnete diese Zahlen durch ainlif und twalif, eins und zwei über, wie die Esthen, Finnen und Lappen eins und zwei fehlend für 9 und 8 sagen, und bei den Römern der Ausdruck undecentum und duodecentum sogar auf die Bezeichnung IC und IIC für 99 und 98 führte. Die ersten drei Zahlen durch die einfachen Laute a, be, se bezeichnend, woraus im Lateinischen as, bis, ter ward, benutzten die alten Perser die Verdoppelung sese, hebräisch schesch, lateinisch sex, zur Bezeichnung von 2 mal 3 oder 6, wie man für 5 péantsché, 2 und 3, indisch pandsch, oder nach englischer Schreibart in der Bezeichnung des Getränks von fünf Ingredienzien punch sagte; und sowie die alten Perser durch se die Vielheit oder den Plural bezeichneten, so die Römer, deren Würfelzahlen nach uraltem Gebrauche, welcher die Zahl 7 zu einer heiligen Zahl schuf, nicht über 6 hinausgingen, eine große Zahl, welche die meisten Völker durch hundert, wie auch durch tausend, die Griechen durch *μύριοι* oder 10,000 ꝛc. bezeichnen, durch sexcenti; aber kein Volk hat irgend eine Zahlenreihe mit sechs geschlossen, obwol 60 und $360 = 6^2 . 10$ den Astronomen und Geometern ebenso bequeme Zahlen zu ihrem Gebrauche dünkten, als 12 im gemeinen Leben für Maß und Gewicht.

Nur einige der weitverbreiteten malayischen Sprachen weichen von den obigen Bemerkungen auf eine merkwürdige Weise ab, da diese ursprünglich nur bis fünf zählten, diese Zahl selbst durch lima oder rima Hand bezeichneten, höhere Zahlen aber durch Zusammensetzungen, wie in der Endé-Mundart limása $= 5 + 1$, limázua $= 5 + 2$, ruabútu $= 2 \times 4$, trása $= 3 \times 3$, sabúlu $=$ 1 pulu oder 10. Gleich den andern Malayen bilden nun nach Cook's Bemerkung die Otaheiten die Zahlwörter von 11—19 durch den Zusatz mehr, haben aber für 20 ein eigenes Wort, mit welchem sie bis 200 zählen, dann wieder ein eigenes Wort für 200, mit welchem sie bis 2000 steigen können. Indessen haben doch andere malayische Völker eigene Wörter für 100 und 1000, und entlehnen die höhern Zahlwörter aus der Kawi-Sprache, nach welcher láksa 10,000, kéti 100,000, yúta eine Million, bára 10 Millionen und mémeng 100 Millionen bedeutet. Nach neuern Nachrichten hat auch die tahitische Sprache für manche Zahlen zweierlei Benennungen, und außerdem ein Praefixum *a* für Zahlen der Vergangenheit und Gegenwart, und ein Praefixum *e* für Zahlen der Gegenwart und Zukunft, z. B. aono oder afene, 6 für heute wie gestern, aber eono oder efene, 6 für heute wie morgen. Über ahuru oder ehuru (zehn) hinaus zählen sie dann 10 + 1 ꝛc. bis 2 mal 10, 3 mal 10 ꝛc., und 100 heißt ran, 1000 mano, 10,000 manotini, 100,000 rehu, eine Million ihu. So weit brachten es die alten Einwohner Brasiliens nicht, da sie die ersten neun Zahlen aus den drei ersten Zahlwörtern gipí, moconhim und busapû zusammensetzten, und was darüber war, als unzählbar bezeichneten. Auch heutzutage zählen die Brasilier in ihrer Sprache nicht über drei, weil sie die übrigen Zahlwörter von den Portugiesen entlehnen: ojepé 1, mocóï 2, moçapyr 3, obwol man auch in einem Missionsberichte monheron-dye für 4 liest.

Artikel: Wagner's (königl. preuß. Postdirectors zu Graudenz) Lebensgeschichte während seiner Gefangenschaft in Sibirien.

Fünf heißt dann ojepé xé pó einmal meine Hand, 10 xé pó beide Hände, 20 xé pó, xé py Hände und Füße. Für 100 gebrauchen sie das Wort papaçaba Zählung, da dann ojepé papaçaba ein Hundert, des papaçaba zehn Hunderte oder 1000 bedeutet.

Auf eine ähnliche Weise läßt Notker auch unser Wort tausend entstehen, wenn er zu Ps. 89, 5 sagt: Welest du *mile* diuten after site *dusent*, so bechenne daz dazselba wort anderest *corruptum* (ferwerit) ist. Romani chedent *vulgariter* (in walescan) fure *decies centum* (zenstunt zenzech) *des cent;* darfure cheden wir *dusent.* So chedent wir *einhunt*, *zweihunt*, *triuhunt*, d. h. willst du Mille nach Sitte tausend deuten, so erkenne, daß dasselbe Wort anderswoher corruptum (verwirrt) ist. Die Romaner sagen vulgariter (auf Wälsch) für decies centum (zehenmal zehenzig) des cent; dafür sagen wir dusent. So sagen wir einhunt, zweihunt, triuhunt. Dem entspricht tius chunde zehn Hundert in den malbergischen Glossen nach der Schilterschen Handschrift, wofür andere Handschriften auch tusunde, thosunde oder tosondi schreiben, statt tus chunde oder tos chunde in der Schilterschen Handschrift. Auch im Isländischen hieß tausend thús-hund oder thús-hundrad, wovon Rask, der in seiner Preisschrift über den Ursprung der nordischen Sprache (S. 134) thus für ein slavisches Wort hält, in seiner isländischen Sprachlehre thúsund ableitet. Wirklich hatten die Slaven den Ausdruck tyschianz oder tiszenta vom lithauischen szimtas, hundert, in welcher Sprache übrigens tuxtantis, wie im Albanischen túkstoti, vom slavischen tisjaśta, zigeunerisch desch werschel, tausend bedeutete. Wenn nun die Slaven auch táwshent sagen für das russische tuisjatscha, wie die Esthen tuhhat, die Finnen tuhatta, so darf es nicht befremden, daß auch Ulfila's thusundi keine Vergleichung mit twa hunda für 200, der Form nach aushält, da den alten Teutschen tausend, wie in potz tausend, eine Schwindelgröße dünkte, welche der Schwabe noch tasig nennt. Ist doch auch das lateinische mille oder meile bei Lucilius mit moles und multum, *μύριοι*, verwandt, und sagt noch Notker Ps. 57, 18: Cen dusendig (decem millium multiplex) daz chit mannigfaltig, wannda iro nehein zala ne ist.

Aber selbst das Wort hundert ist auf eine ganz eigene Weise entstanden. Vergleicht man das Hundrats der Runenschrift, Hunterit in dem alten Gedicht auf den heiligen Anno, isländisch hundrad, schwedisch hundrade, dänisch hundrede, englisch hundred, mit dem schwedischen attraed, 80, niraed, 90, und dem isländischen tiraett, Kleinhundert, tolfraett, Großhundert, so sieht man Adelungs Meinung bestätigt, daß hund in den ältesten Zeiten auch nur zehn bezeichnete, rad aber eine Reihe oder Zählung (*ἀριθμός*), wie im Schwedischen och irad reihenweise, sexradig sechsreihig oder sechszahlig (sex radiis) heißt. Wir brauchen uns nicht einmal auf die noch üblichen Benennungen Ries, schwedisch R s, wallisisch Rhes, italienisch Risma, englisch Ream, französisch Rame, Riemen, Rudel, Ramus, Radius, Ruthe, weil man nach Zweigen oder Stäben zu zählen pflegte, zu berufen; schon Otfrid hat raitan für Zählen, wie Ulfila rathjan für Rechnen, und noch jetzt bedeutet raiten oder reiten im Oberteutschen rechnen, sowie noch überall in Teutschland die Rechnungsführer bei einem Salzwerke, Hüttenwerk oder einer Münze Salzreiter, Hüttenreiter, Münzreiter genannt werden. Daß aber auch hund bei unsern Vorfahren nur für eine große Zahl von unbestimmtem Begriffe gebraucht wurde, erhellt aus dem Gebrauche der Angelsachsen, 70 durch hundseofontig, 80 durch hund-eahtatig, 90 durch hund-nigontig, 100 durch hundteontig, 110 durch hundendlufontig, 120 durch hund-twelftig zu bezeichnen. Im Lateinischen war centum ursprünglich ein neutrales Substantiv, dessen Plural ginta die Zehnzahlen von 30—90 bildete, wie auch in der Sendsprache peantscha setém 50 heißt, von peantsche seté 500; nur viginti für 20 erhielt eine männliche Endung, als hätte man sich dabei die höchste Zahl der Persönlichkeit eines Menschen gedacht, während 100 als höchste Zahl für Sachen, und 1000 als höchste Zahl der Vorstellung galt.

Daß bei den Griechen auf gleiche Weise *Ϝείκατι* aus *ἑκατὸν* entstand, vermittels des Vorsatzes *Ϝε* für das altpersische bé, welches durch den vorgesetzten Artikel zum plattteutschen twei ward, wie se oder sre zu drei, erhellt aus der Form *εἴκοσι* oder *ἐείκοσι* für *ἐϜείκοσι*, wenn man damit *διᾶκοσιοι*, *τριᾶκοσιοι* rc. vergleicht. Wie in diesem Wort ein *ε* vorgeschoben ward, so auch in *ἑκατὸν* für das indisch-persische sad, dem gleich auch die alten Gothen in der Krim nach der Bemerkung des flandrischen Gelehrten Busbeg 100 durch sada bezeichneten; und wie die Griechen erst in der Pluralform der Zahlen von 30—90 ein n einschoben, so die Lateiner schon in centum, albanisch kinnt, und die Gallier in cañt, woher bei *Columella* V, 1, med. und *Isidor.* Origg. XV, 15. eine Strecke von 100 Fuß candetum heißt. Noch jetzt heißt im Kymrischen eine *Zahl von* hundert kañdved, während auf eine sonderbare Weise auch der erste keñta, oder mit vorgesetztem Artikel ar cheñta, weiblich ar geñta, heißt; und wie sich aus dem kymrischen ugeñt für 20 das lateinische viginti erklärt, so aus der dieser Sprache eignen Veränderlichkeit der Anfangslaute der Übergang von kañt in das chunna oder chunnas der malbergischen Glossen zum *salischen* Gesetz, und des Ulfila hund, pl. hunda, althochteutsch hunt, welches, wie die Declination zeigt, ebenfalls ein neutrales Substantiv war, gleich dem Hundert und Tausend unserer heutigen Sprache, und dem mille im Lateinischen für das gallische mil. Man muß sich aber hüten, auch die gothischen Zahlwörter sibuntêhund für 70, ahtáutêhund für 80, niuntêhund für 90, aus dem neutralen Substantive hund für 100 abzuleiten; vielmehr zeigt das gleichbedeutende taihuntêhund, wie wir in der oben angeführten Stelle Notkers noch zênzëch für einhunt lesen, und nicht nur im Althochteutschen zëhanzoc für hunt, sondern noch im Elsaß zehenzig für hundert gesagt wird, welchem ähnlich auch die nordischen Völker tiutiu für 100, wie ellifutiu für 110 sprachen, daß

têhund ein neutrales Substantiv für das griechische δέκας war, welchem in den Zahlen von 20—50 ein masculines Substantiv tigus entsprach, altschwedisch tijugh oder tiug, isländisch tugr.

Möglich ist es allerdings, daß man, wenn hund überhaupt eine große Zahl bedeutete, têhund als Bezeichnung einer kleinern Größe, wie thusundi als Bezeichnung einer Schwindelgröße betrachtete, und darum der Begriff dieser Zahlen so schwankend war, daß die Schweden blos tjugo, die Dänen tyve, die Runen tiuhu für das isländische tutigu und gothische twaimtigus zwanzig sagen, wofern nicht diese Wörter, wie thveio oder thvio in den malbergischen Glossen, aus thve, thvo, tva für zwei gebildet sind. Merkwürdig ist aber, daß die alten Gothen in der Krim, welche nach Busbeg thyn ita, thyne tua, thyne tria, zehn eins, zehn zwei, zehn drei für 11, 12, 13 ꝛc., aber threithyen, dritzehn für 30, fuordeithyen, vierzehn für 40 ꝛc. sagten, 20 durch stega bezeichneten, wovon sich noch im Hochteutschen eine Steige Eier, Steine, Thaler, im Niederteutschen eine Stiege Linnen oder Garben, im Englischen ein Esticke Aale erhalten hat. Dieses Wort, welches im Mittellatein steca oder stica geschrieben, im Dänischen aber mit skees, im Englischen mit score (Kerbholz) vertauscht wurde, scheint mit Stück und Stock verwandt, wovon das erste ein einzelnes Ding, das andere aber, wie in Eierstock, eine unbestimmte Menge von Dingen Einer Art bezeichnet. Während Stecken und Stab als Holz- und Längenmaß in Gebrauch kamen, ward im Isländischen stockr für eine Myriade gebraucht, wie stock and block im Englischen zur Bezeichnung des Ganzen, im Teutschen ward aber steige Bezeichnung der Zwanzigzahl, wie Zimmer für 40, schock für 60, wall für 80, hund für 100. Wie schwall im Teutschen, skockr im Isländischen, skock im Schwedischen, skok im Dänischen, shock im Englischen nur eine Menge ausdrückt, so ist auch Zimmer, im Mittellatein timbrum oder timbria, englisch und französisch timbre, schwedisch timmer, bei verschiedenen Pelzen verschiedener Gegenden eine verschiedene Zahl; aber schon in den malbergischen Glossen bezeichnet zymis 40 Deute, wie val im Schwedischen und oel im Dänischen eine Zahl von 80.

Aus allem geht aber hervor, daß die Teutschen ursprünglich ebenso nach Zwanzigen zählten, wie die Georgianer, Osseten und andere Völker des Kaukasus, und wie die alten Gallier, wovon die Franzosen noch quatre-vingt für 80 sagen. Mit den Galliern haben die Dänen das gemein, daß sie 50 durch halvhundrede bezeichnen, wie die Kymren durch hanter kant, und höhere Zahlen nach Zwanzigen aufzählen; aber während die Kymren nur für 30 das besondere Wort trégont haben, für 40 aber daou-ugeñt (deux vingt) sagen, haben die Dänen fyrretyve für 40, wie tredive für 30 eingeführt, wodurch sie genöthigt sind, bei 60 und 80 das Wort sinds (mal) einzuschieben, und tresindstyve für das kymrische tri-ugeñt, firsindstyve für das kymrische pevar-ugeñt zu sagen. Während ferner die Kymren immer von eins bis zwanzig zählen, wie noch die Franzosen von Soixante bis Quatre-vingt, und von Quatre-vingt bis Cent, indem sie 70 durch dék-ha tri-ugeñt, 90 durch dék-ha pevar-ugeñt bezeichnen, und so selbst bis 20 mal 20 oder pevar chañt (400) fortfahren, bilden die Dänen nach altteutscher Weise ein Dritthalb-, Vierthalb- und Fünfthalbmalzwanzig für 50, 70, 90. Mit der kymrischen Art zu zählen stimmt nicht nur die gaelische überein, in welcher schon 30 durch deich thar fichid, wie 50 durch deich agus da fichid ꝛc. bezeichnet wird, sondern auch die baskische, in welcher 30 oguei eta amar, 40 berroguei, 50 berroguei eta amar = 2 . 20 + 10 lautet. Daß die baskische Bezeichnung oguei für 20 aus dem gallischen ugeñt stammt, wird auch durch milla für 1000 wahrscheinlich; auffallend aber ist es, daß das baskische eun oder héun für 100 dem chunna in den malbergischen Glossen ähnlicher lautet, als dem cañt der Gallier, dessen gaelische Bezeichnung durch céad oder coig fichid (cinq vingt) mehr dem lateinischen centum und quinquies viginti gleicht, nur daß jedes n dieser Zahlwörter abgeworfen ist, das im Lithauischen szimtas für 100 und deszimt für 10 zu m ward.

Wünscht man die verschiedene Aussprache des Wortes hundert in den Hauptmundarten der germanischen, und den Volksmundarten der teutschen Sprache kennen zu lernen, so braucht man nur die Gleichnisse vom Sämanne zu vergleichen, welche Radlof in seinen Sprachen der Germanen gesammelt hat. Wünscht man aber alle diejenigen Völker kennen zu lernen, welche durch eine ähnliche Weise, bis 100 zu zählen, ihre nähere Verwandtschaft zu uns verrathen, so findet man diese in dem Aufsatz über die teutschen Zahlwörter im dritten Stücke der Abhandlungen des frankfurter Gelehrtenvereins für teutsche Sprache. Das Mittelglied von allen bildet aber das zuletzt angeführte lithauische und altpreußische szimtas, wenn man sie also ordnet: Send seté, Sanskrit śata, ossetisch sadda, esthnisch sadda, hunnisch sede, ungrisch száz, finnisch szád oder sata, lappisch szate oder shisette, lithauisch szimtas, slavisch seto oder sto, wallachisch sutä oder tschiunt, albanisch tshint oder kiüt, griechisch ἑκατόν, lateinisch centum, gallisch kañt, gaelisch céad, baskisch héun, fränkisch chunna, gothisch hund, teutsch hundert. Dies sind nur die Hauptstämme der unter sich verwandten Völker, die sich wieder in fast unzählige Mundarten theilen; und merkwürdig ist es, daß der Name des Hundes fast in allen jenen Sprachen ähnliche Lautveränderungen erfährt, und im Teutschen ebenso von einem Rudel Hunde gesprochen wird, wie das Wort hundert aus der umgekehrten Zusammensetzung hund-rata entstand. Es heißt nämlich der Hund im Send śag, altmedisch spaka, sanskritisch śchwa oder śvan, armenisch schun, ossetisch kchuds, griechisch κύων, albanisch kien oder chien, lateinisch canis, gothisch hunds, sowie die Hündin im Sanskrit schuni, georgisch dzag'ti, daher schakál, russisch śuka, lettisch und livisch śuni; und noch aus vielen andern Sprachen ließen sich ähnliche Bezeichnungen anführen.

Es theilen sich aber alle die angeführten Sprachen in drei Äste nach dem Gebrauche der Benennung für zehn, da die asiatischen Sprachen des indisch-persischen Stammes nach dem Zahlworte zehn die Hand, der griechisch-lateinische Stamm in Südeuropa die Finger, die germanischen Sprachstämme in Nordeuropa aber die Zehen des Fußes benannten. So heißt

in	Zend	zehn	deśé,	Hand	ześté,	hundert	śeté,	Hund	spaka, śag.
„	Sanskrit	„	dascha,	„	hasta,	„	schata,	„	schwa, śvan.
„	Afghanisch	„	laś,	„	laś,	„	śel, śil,	„	spei.
„	Zigeunerisch	„	desch,	„	waśt,	„	schel,	„	schukl'i, schikel.
„	Persisch	„	deh,	„	deśt,	„	śad,	„	śek, śeg.
„	Kurdisch	„	da, tga,	„	daśt,	„	śad,	„	śai, śeh.
„	Griechisch	„	δεκα,	Finger	δακτυλος,	„	ἑκατὸν,	„	κύων.
„	Lateinisch	„	decem,	„	digitus,	„	centum,	„	canis.
„	Albanisch	„	diett,	„	gist,	„	cint,	„	kien.
„	Italienisch	„	dieci,	„	dito,	„	cento,	„	cane.
„	Französisch	„	dix,	„	doigt,	„	cent,	„	chien.
„	Gothisch	„	taihun,	Zehe *)	tains,	„	hund,	„	hunds.
„	Holländisch	„	tien,	„	teen,	„	honderd,	„	hund.
„	Niederteutsch	„	tein,	„	teen,	„	hunnert,	„	hund.
„	Angelsächsisch	„	tyn,	„	ta,	„	hund,	„	hund.
„	Englisch	„	ten,	„	tòe,	„	hundred,	„	hound, hunt.

Bei Ulfila kommt zwar keine Bezeichnung der Fußzehe vor, aber wol tains für Zweig und tainjo für Zaine, und da er den Finger figgrs nennt, dessen angelsächsische Benennung fifner auf die Fingerzahl fif, gothisch fimf, als Stamm hinweist, so leidet es keinen Zweifel, daß der Gothe auch die Fußzehe auf eine ähnliche Weise, wie der Angelsachse oder Niederländer, benannte. Der griechisch-lateinische Sprachstamm hat für Finger und Zehe denselben Namen.

Es ist gar nicht schwer, die analogischen Bezeichnungen der Hunde und Hände, der Finger und Zehen, durch mehre Sprachen fortzusetzen; nur muß man nicht die erste beste Benennung, welche sich darbietet, zum Maßstabe der Verwandtschaft oder Verschiedenheit der Völker wählen, weil sich, besonders von den Hunden, immer mehrerlei Namen neben einander finden, die zum Theil aus den fremdartigsten Sprachen aufgenommen sind. Auch Zahlwörter gehen durch den Handelsverkehr häufig von einem Volke zu dem andern über; aber dennoch gibt die Zählungsweise eines Volkes von 1 — 100 immer den besten Aufschluß über die Völkerverwandtschaft, da man aus dem sonstigen Charakter einer Sprache bald erkennt, ob die Zahlwörter nur von einem andern Volk entlehnt, oder in das Innerste der Sprache verwebt sind. Ihre bestimmte Stufenfolge leitet mit Sicherheit auch durch die größten Verdrehungen, und verhütet zugleich am besten eine Vergleichung völlig gleichlautender, aber in sich ganz verschiedener Wörter, wie des arabischen elf für 1000, und unsers eilf für 11. Man lernt aus den allmäligen Übergängen eines sendischen tschetveré in unser vier, und péantsché in unser fünf am besten die Art der Lautveränderungen kennen, und in der Art, wie jedes Volk aus den Urzahlwörtern höhere Zahlen bildet, spiegelt sich ein besonderer Charakter desselben ab. Ja! diese Bildung höherer Zahlen bestimmt oft den höhern oder geringern Grad der Sprachverwandtschaft, sowie man aus der größern oder geringern Menge gleicher Zahlwörter die Bildungsstufe der Völker und die Zeit ihrer einstigen Trennung bestimmen kann. Statt der 300 Wörter also, welche einst die große Katharina in allen Sprachen sammeln ließ, wäre es viel gerathener gewesen, nur die Zählungsweise von 1—100 mit möglichster Genauigkeit zu bestimmen, deren verschiedene grammatische Beschaffenheit dann leicht zu tiefern Bemerkungen führt.

Ein Volk, welches bis 100 zählt, hat sich den Weg zu allen höhern Wissenschaften gebahnt; wie roh erscheint dagegen ein Volk, das, wie die Botoçuden, schon drei als eine Menge bezeichnet. Viel weiter waren unsere Vorfahren noch nicht, als sich die Malayen und Chinesen von ihnen trennten, da sich höchstens in den drei ersten Zahlen eine Verwandtschaft nachweisen läßt. Daher bezeichnet auch der Hebräer vier durch ein Wort, das ursprünglich, wie רְבָבָה *μύριοι*, viel bezeichnet, und weil er die Zehenzahlen durch eine Pluralform ausdrückt, ist ihm 40 eine runde Zahl, wie Sieben und 70, geworden, die auch durch die Araber zu den Persern in *Tschil minar* oder 40 Säulen für Hezar sutun oder 1000 Säulen als Bezeichnung der Ruinen von Persepolis übergegangen ist. Die Ostjäken vermögen noch heutzutage nur bis fünf zu zählen, und auch die schwedischen Lappen gehen nicht über Zehn hinaus. Daß auch bei Homeros noch zehn eine unbestimmt große Zahl andeutet, ist bekannt; und vielleicht ist aus dem hebräischen עָשׂוֹר und עֲשָׂרָה für 10, mit עָשִׁיר reich verwandt, das indische hazar für 1000, sanskritisch sahasra, persisch hezar ꝛc., hervorgegangen. Doch ist bei Hebräern und Griechen schon früh 100 und 10,000 eine Bezeichnung für große Zahlen geworden, wie 1000 bei Persern und Teutschen. Schon 2 Sam. 24, 3 und 1 Chron. 21, 3 bezeichnet noch 100 mal soviel jede beliebige Anzahl, wie hundertfältig (Matth. 19, 29. Marc. 10, 30), oder die 100 Schafe (Luc. 15, 4), die 100 Tonnen Öls und 100 Malter Weizen (Luc. 16, 6 fg.), und sowie Jesus im Gleichnisse vom Sämanne das gute Land (Luc. 8, 8) hundertfältige Frucht tragen läßt, so nennt auch Sokrates bei Xenophon (Oec. II, 3) einen großen Gewinn hundertfältig. Auch legt Xenophon mit Recht dem Perserkönige Kyros Hekatontarchen (Cyrop. II, 1, 75) oder Centurionen bei,

da schon Moses auf seines Schwähers Jethro Rath (Exod. 2, 18. 21 u. 25) Obersten über 1000, über 100, über 50 und über 10 zu Richtern bestellte.

Ob ἑκατόμβη bei Homeros als Bezeichnung eines großen Opfers, dergleichen Odyss. III, z. A. beschrieben wird, eine Zusammensetzung, wie ἑκατόμβοιος (Iliad. II, 449. VI, 236) sei, kann noch bezweifelt werden; aber schon aus älterer Mythologie kannte er den Ausdruck ἑκατόγχειρος (Iliad. I, 402) oder Centimanus, wornach er ἑκατόνζυγος (Iliad. XXI, 247) bildete, und das ägyptische Theben (Iliad. IX, 383) ἑκατόμπυλος, wie Kreta mit seinen 90 Städten (Odyss. XIX, 174) ἑκατόμπολις (Iliad. II, 649) nannte. Pindaros bildete nicht nur ἑκατονταέτης (Pyth. IV, 10), wie wir ein seculum oder Menschenalter Jahrhundert nennen, sondern erlaubte sich auch ἑκατοντακάρηνος (Pyth. I, 31), ἑκατόγκρανος (Pyth. VIII, 20) und ἑκατογκεφάλας (Ol. IV, 51) zu sagen, wie Horatius, der auch (Epist. II, 1, 36) hundert Jahre als eine unbestimmte Zahl ansetzt, belua centiceps (C. II, 13, 34., vgl. C. III, 11, 17). Ebenso sagte der Römer centipeda oder millepeda für multipeda oder πολύπους, Vielfuß, woher auch der Franzose eine giftige Schlange in Siam, cent-pieds, Hundertfuß, nennt; und der Name der Rose centifolia verleitete sogar die Neuern, die nach den Kentauren benannte Pflanze, centaurium oder centaureum, Tausendgüldenkraut zu übersetzen, wie wir auch Tausendfuß, Tausendschön und tausendschmetterig von der Kehle der Nachtigall sagen. Die Procentrechnung war schon durch die Römer eingeführt, da sie Eins vom Hundert, centesimae genannt, als monatlichen Zins für ein entliehenes Capital bestimmten; aber die Neufranken fügten in ihrem Decimalsysteme zum Centnergewichte von 100 Pfunden noch die Namen centiare, centigrade, centigramme, centilitre, centime, centimètre, centistère. Im Altnordischen verstärkte der Vorsatz hund den Begriff, wie hundgemall (centennis) für abgelebt, hund-margr (centuplus) für sehr viel, hund-vis (centiscius) für vielwissend rc.; ob dazu auch das teutsche hund-müde zu zählen sei, macht das Einschieben eines s in hunds-müde zweifelhaft. Daß der Orient dafür den Ausdruck 1000 liebt, beweist die Tausend und eine Nacht, verglichen mit dem französischen cent et un und vingt-un.

Das gallische Candetum für eine Strecke von 100 Fuß haben wir schon oben kennen gelernt; aber auch die Hundschaften am Niederrheine bezeichnen nach Minola Bauerschaften von 100 Feuerstellen oder Familien, zu Lateinisch centena, woraus sich die centeni comites in des Tacitus Germania und der Name des Centgrafen sowol als des Zehntners für centenarius comes erklärt. Im Angelsächsischen wurde eine solche Hundschaft Hundrede genannt, wallisisch cantred, wovon man wieder das italienische contrada, französische contrée, und englische country ableitet, wiewol es der Teutsche Gegend übersetzt, als wäre es von contra abgeleitet. Ob auch der schweizerische canton vom gallischen cant abzuleiten sei, oder wie das britische Cantium, Kent, und Cantabrigia, Cambridge, mit Kante (Ecke) zusammenhänge, ist schwer zu bestimmen; aber Alles nach der Zahl 100 zu bestimmen war den alten Teutschen so gewöhnlich, daß auch von den Sueven behauptet wird, sie hätten 100 Gaue bewohnt. Daß dieser Ausdruck ebenso wenig scharf zu nehmen sei, wie wenn Homeros das ägyptische Theben hundertthorig, und die Insel Kreta hundertstädtig nennt, leuchtet aus dem Obigen zur Genüge ein. Die Ausdrücke Zehn, Hundert, Tausend sind gleich unbestimmte Begriffe, obwol nach geringerer oder größerer Menge unterschieden, wie Vierzig bei den Hebräern und Sechshundert bei den Lateinern. Ein Menschenalter, das schon im 90. Psalm auf 70—80 Jahre geschätzt wird, wurde von den römischen Kaisern nach der runden Zahl von 100 Jahren bestimmt, wie schon Herodot zu nicht geringer Verwirrung der Chronologie drei Generationen oder Menschenzeugungen auf 100 Jahre rechnete; weil aber ein Mensch nicht leicht ein Alter von 100 Jahren erreicht, so wurde die Hälfte dieser Zeit um so mehr als eine Amtsjubelfeier angeordnet, da Moses schon die auf 7 mal 7 folgende Zahl 50, der wir auch das Pfingstfest und mehre andere Bestimmungen des Kalenders verdanken, als Jubelzahl geheiligt hatte. Die Päpste der katholischen Kirche fanden die Jubelfeier so einträglich für ihren Stuhl, daß sie dieselbe viermal in einem Jahrhunderte zu feiern anfingen; und da auch selten ein Ehepaar das 50. Jahr seiner Ehe durch eine goldene Hochzeit zu feiern vermag, so wird es immer gewöhnlicher, mit dem 25. Jahr eine silberne Hochzeit zu feiern; es liegt aber bei allen solchen Bestimmungen der Begriff der Hundertzahl zum Grunde. (*Grotefend.*)

HUNDERTBÜCHELN, ungarisch Szászhalom (d. h. Hundert-Hügel), walach. Hunderbek, sächs. Dorf in Siebenbürgen, in Sachsenland, großschenker Stuhl, mit einem Jahrmarktsprivilegium. In dieser Gegend sind viele Hügel, woher der teutsche und ungarische Name (der walachische Name ist aus dem Teutschen entstanden) kommt; denn der Hügel heißt in der siebenbürgisch-sächsischen Mundart: Brachel oder Büchel. (*Rumy.*)

Hundertjähriger Kalender, s. unter Calender.
Hundertjährige Spiele, s. Ludi saeculares.
Hundertmänner, s. Hundred.

HUNDERTMARK (Karl Friedrich), Sohn des am 21. Nov. 1739 zu Zeitz verstorbenen Doctors Heinrich Elias, war ebendaselbst am 11. April 1715 geboren und bezog, nach Beendigung seiner Schuljahre in seiner Geburtsstadt die Universität Leipzig, wurde hier 1740 nach Vertheidigung der Dissertation: De singulari usu frictionis et unctionis in curatione morborum (ib. 1740. 4.) zum Doctor der Medicin promovirt, erhielt daselbst 1748 eine außerordentliche, 1754 aber eine ordentliche Professur der Physiologie und bald darauf auch der Anatomie und Chirurgie. Außerdem war er Mitglied der Akademie der Naturforscher und der stockholmischen und bolognesischen Gesellschaft der Wissenschaften, starb am 8. Mai 1762 und hinterließ eine ziemliche Menge akademischer Schriften, von denen wir nur folgende anführen: Commentatio de principibus diis artis medicae tutelaribus apud veteres Graecos et Roma-

nos (Lips. 1735. 4.); Diss. de incrementis artis medicae, per expositionem aegrotorum apud veteres in vias publicas et templa (ib. 1739. 4. und 1749. 4.); beide werden noch jetzt geschätzt als wackere Beiträge zur Geschichte der Medicin; ferner: Diss. de mercurii vivi et cum salibus varie mixti summa in corpus humanum vi atque efficacitate ejusque cum sulphure laxius vel arctius conjuncti virtute in idem nulla (ib. 1754. 4.), worin er eine ebenso lächerliche als unverständliche Theorie von der Wirkung des Quecksilbers auf den thierischen Körper aufstellt, und seine Gelehrsamkeit ohne Geschmack verschwendet; Exercitatio academica de sacchari saturni usu interno salutari, in qua simul varia chemiae capita illustrantur (ib. 1741. 4., auch in den Actis Acad. Naturae Curios. Vol. VII. App. p. 95 sq.) u. a. m. *). (*R.*)

HUNDESEUCHE, auch **Staupe** genannt, ein Nervenfieber der Hunde, welches durch ein Zucken in den Gliedern angezeigt wird; das kranke Thier frißt wenig und endlich gar nicht, geht traurig, still und einsam, und der Schleim fließt ihm aus der Nase; bei einem stärkern Anfalle wird es an den Hinterbeinen vor Schwäche lahm, meist ist es Anfangs hartleibig. Durch Spießglanzleber (ohne und späterhin mit Glaubersalz), wodurch Erbrechen und Durchfall bewirkt wird, kann der Hund gerettet, und bald wieder hergestellt werden. Bei hartnäckiger Verstopfung müssen jedoch Klystire aus Seife, Wasser, Salz und Leinöl zu Hilfe genommen werden; gegen die Schwäche an den Hinterbeinen werden Eiterbänder an den Lenden angelegt, das Hintertheil aber wird mit einer Mischung von Kampher- und Salmiakgeist und Spanisch-Fliegentinctur oft bestrichen, und in die frühere Kraftäußerung versetzt. (*Fr. Heusinger.*)

HUNDESHAGEN (Johann Balthasar), war den 17. Febr. 1734 zu Cassel geboren. Sein Vater war früher Regimentschirurgus bei dem hessischen Cavalerieregimente Prinz Maximilian gewesen, hatte aber diese Stelle im J. 1728 niedergelegt. Den ersten Unterricht erhielt H., der früh Neigung zeigte, sich den Wissenschaften zu widmen, in dem Pädagogium seiner Vaterstadt. Ausgerüstet mit gründlichen Vorkenntnissen, eröffnete er (1752) seine akademische Laufbahn in Marburg. Sein Hauptstudium blieb dort Jurisprudenz, und im Gebiete dieser Wissenschaft waren besonders Estor und Hombergk seine Führer. Er machte so rasche Fortschritte, daß er bereits im September 1754, nach vorhergegangener öffentlicher Prüfung, für tüchtig befunden ward, die Advocatur bei den Obergerichten in Cassel zu übernehmen. Der Rath seiner Lehrer bestimmte ihn zu dem Entschlusse, sich der Laufbahn eines akademischen Docenten zu widmen. Er blieb daher noch einige Zeit in Marburg, um sich zu jenem Lehramt und zur Annahme der Doctorwürde vorzubereiten. Kränklichkeit seines Vaters nöthigte ihn gleichwol zur Rückkehr nach Cassel, wo er bis zum J. 1761 als Advocat lebte. Um diese Zeit erhielt er die Stelle eines Professors der Rechte an dem Gymnasium zu Hanau. Im J. 1762 ward er zugleich Syndicus bei dem dortigen reformirten Consistorium. Fünf Jahre später erhielt er den Charakter eines Consistorialassessors, und bei der in Hanau errichteten Militairakademie ward ihm das Lehramt der Geschichte übertragen. Bald nachher (1769) fand er in Dorothea Charlotte Stein, der Tochter eines fürstlichen Kammerdieners zu Cassel, eine in vieler Hinsicht seiner würdige Gattin, mit der er in einer durch mehre Kinder gesegneten Ehe lebte. Während eines hitzigen Gallenfiebers, das ihn im Herbste des Jahres 1775 befiel und Besorgnisse für sein Leben erregte, trat hinsichtlich der von ihm bisher bekleideten Ämter eine wesentliche Veränderung ein. Er ward in dem genannten Jahre zum Advocatus Fisci mit dem Charakter eines Hofgerichtsraths ernannt. Den Antrag, Regierungs- und Consistorialdirector in Neuwied zu werden, lehnte er (1779) ab. Im J. 1782 ward er Regierungsrath, wobei ihm zugleich die bereits seit dem J. 1780 verwaltete Besorgung der Reichsprocesse, nebst Sitz und Stimme im Regierungscollegium in solchen Angelegenheiten übertragen ward. Die völlige Stelle eines Regierungs- und Hofgerichtsraths erhielt er, mit einstweiliger Beibehaltung der Advocatura Fisci, im J. 1783. Er starb mit dem Charakter eines geheimen Regierungsraths, den er 1798 erhalten, den 22. Jun. 1800. Hundeshagen war ein vielseitig gebildeter Mann. Neben seinem Hauptstudium, der Jurisprudenz, hatte er sich mit mehren andern wissenschaftlichen Zweigen beschäftigt. Ein besonderes Interesse hatte für ihn das Studium des hessischen Staatsrechts [1]) und der vaterländischen Geschichte. Zu diesen Studien war er durch seine Lehrer Estor und Hombergk ermuntert worden, von welchen ihm jener seine beträchtliche Büchersammlung zu freiem Gebrauch eröffnete. Aus Cassel erhielt er durch den dortigen Rath und Bibliothekar Arckenholz viele seltene Werke und Handschriften, die er bei seiner 1756 zu Cassel in 4. herausgegebenen „Untersuchung der Trennung der Landgrafschaften Hessen und Thüringen" fleißig benutzte. Noch in dem genannten Jahre ward ihm der Auftrag, die von dem nachherigen herzogl. holsteinischen Justizrathe Groschuf angefangene Beschreibung der Stadt Cassel zu vollenden und zum Drucke zu befördern. Die unvollständigen Materialien nöthigten ihn zu einer gänzlichen Umarbeitung des Manuscripts. Indessen verzögerte sich die Herausgabe jenes Werkes durch die eingetretenen Kriegsunruhen, den Tod des Landgrafen Wilhelm VIII. und durch seinen Amtswechsel bis zum J. 1766. Um diese Zeit ward ihm auf Befehl des Landgrafen Friedrich II. die Handschrift abge-

*) Vergl. Adelung zum Jöcher 2. Bd. Col. 2194. Biographie médicale. Tom. V. p. 314, 315. Meusel, Lexikon der verstorb. Schriftst. 6. Bd. S. 180.

1) Eine ausführliche Darstellung desselben lag, wie man aus der gothaischen gel. Zeitung, 1781. 40. St. S. 336, sieht, in seinem Plane, wiewol dieser Nachricht in den hessischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit und Kunst (1781. 1. St. S. 91) widersprochen wurde. Doch ist nichts im Druck erschienen von jenem Werke, das aus zwei Theilen bestehen, und wovon der erste die Gesammtrechte, der zweite das besondere Territorialrecht des fürstlichen Hauses Hessen-Cassel enthalten sollte.

fodert. Sie erschien, revidirt und mit Zusätzen vermehrt von Schminke, zu Cassel 1767 im Druck, unter dem Titel: Versuch einer genauen und umständlichen Beschreibung der hochfürstl. hessischen Residenz- und Hauptstadt Cassel. Anonym ließ Hundeshagen seine Abhandlung: Der wahre Grund der wider die Pachtsteigerung und Abkündigung der Güter ergangenen Landesgesetze in Teutschland (Hanau 1767), drucken. Manche beachtenswerthe Beiträge empfing von ihm das hanauische Magazin. Dahin gehören die Aufsätze: Denkwürdigkeiten Herzog Heinrichs II. zu Lothringen und Brabant, als Landgrafen zu Thüringen und Hessen (1778. 1. Bd. 8. St. S. 57 fg.); Von der geistlichen Verfassung der Grafschaft Hanau vor der Reformation (2. Bd. 17—20. St. S. 129 fg.); Materialien zu einer Topographie der Stadt Hanau (3. Bd. 26. St. S. 217 fg.); Etwas zur Geschichte des reichsständischen Postwesens in Teutschland u. a. m. Der ebenfalls in dem hanauischen Magazin (27—29. St. S. 225 fg.) abgedruckte Versuch einer geographischen Beschreibung der Grafschaft Hanau-Münzenberg nach ihrem dermaligen Zustand erschien späterhin, mit Wegener's Geschichte der Herren und Grafen zu Hanau vereinigt [2]), unter dem Titel: „Geographische Beschreibung der Grafschaft Hanau-Münzenberg und Geschichte der ehemals regierenden Herren und Grafen zu Hanau überhaupt, mit den daher entstandenen Münzenbergischen und Lichtenbergischen Linien, nebst einer neuen Landkarte und Geschlechtstafel" [3]). (*Heinr. Döring.*)

Hundesorden, s. unter Hund.

Hundestaupe, s. Hundeseuche.

Hundestösser, s. unter Hund (Bergb.).

Hundetollheit, s. Hundswuth.

HUNDETRAGEN, eine ursprünglich bei den Franken und Schwaben, dann im ganzen teutschen Reich und in der Lombardei üblich gewesene Strafe des Landfriedensbruchs. Die zum Tode verurtheilten Landfriedensstörer mußten, bevor das Todesurtheil an ihnen vollzogen wurde, waren es Dienstleute, einen Sattel, waren es Landleute, ein Pflugrad, waren es Geistliche, einen Codex, waren es aber Edelleute, einen Hund aus einem Gau in den andern, oder in die nächste Grafschaft tragen. Man deutete das Hundetragen symbolisch als Bestrafung der Verletzung der Treue, und es sollte diese Strafe vielleicht auch soviel heißen, als: du hättest, statt zu kriegen, das Geschäft, das dir im Frieden zukommt, treiben sollen, und dieses war für die von edler Geburt, die Jagd *). So ließ Otto der Große 938 die Anführer der Anhänger des den Landfrieden störenden Herzogs Eberhard, und Kaiser Friedrich I. 1155 den mächtigen Pfalzgrafen Hermann bei Rhein, welcher mit dem Erzbischof Arnold von Rhein gekriegt, und seine Anhänger Hunde tragen. (*Alex. Müller.*)

HUNDHEIM, kathol. Pfarrdorf im großherz. badischen Bezirksamte Wertheim, dem Fürsten von Leiningen zuständig, eine Meile südlich von der Amtsstadt Wertheim, auf der Hauptstraße von Frankfurt über Mergentheim nach Bischofsheim und Würzburg, mit einer Posthalterei, 134 Familien und 754 kathol. Einw.; gehörte ehemals dem Erzstifte Mainz, bis es 1803 an das fürstl. Haus Leiningen und 1806 mit allen leiningischen Besitzungen unter badische Landeshoheit kam. (*Thms. Alfr. Leger.*)

Hundingialand, **Hundingar** (die Hundingen), s. Hundingr.

HUNDÍNGR (sprich Hundingur), ohne Zeichen des Nominativs Hunding, lat. Hundingus, bedeutet Abkömmling eines Hundes oder eines Mannes, Namens Hund. 1) Hundingr, König von Hundland oder Hundingia-Land, der sagenberühmte Gegner Helgi's, des Hundingstödters. Über seine Händel mit seinem Besieger und Erleger s. Helgi. Als Helgi nach Walhall kam, und Othin ihm anbot, in Allem mit ihm zu herrschen, sprach ersterer: Hundingr, Du sollst jedem Manne das Fußbad bereiten und das Feuer anzünden, die Hunde binden, Hengste hüten, den Schweinen Sud geben, bevor du schlafen gehst [1]). Sowie also im Leben der Besiegte des Siegers Sklave wurde, wie z. B. die in der teutoburger Schlacht gefangenen vornehmen Römer zu Hirten und Haushütern von den Siegern gemacht wurden [2]), so ward auch in Walhall der Erleger des Erlegten Sklave, wenn nämlich Othin dem Sieger die Gewalt

---

2) Hanau 1782. Vergl. goth. gel. Zeitung. 1782. 84. St. S. 697. Allgem. teutsche Bibliothek. 53. Bd. S. 444. Meusel, Historische Literatur. 1782. 8. St. S. 115. Leipziger gel. Zeitung. 1783. 11. St. S. 81. 3) S. Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrtengeschichte. 6. Bd. S. 236 fg. 11. Bd. S. 342. (Die ihm dort beigelegte Schrift: über Wilhelm IX., Landgrafen zu Hessen, ist nicht von ihm, sondern von W. Beck.) 12. Bd. S. 357. 13. Bd. S. 351. K. W. Justi in den hessischen Denkwürdigkeiten. 4. Th. 2. Abth. S. 102 fg. Meusel, Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorb. teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 181. fg.

*) S. *Otto Frising.* de rebus gestis Friderici Barbarossae, Lib. II. Cap. 28: „Denique vetus consuetudo pro lege apud Suevos et Francos inolevit, ut si quis nobilis, ministerialis, vel colonus coram suo judice pro hujusmodi excessibus reus inventus fuerit, antequam mortis sententia puniatur, ad confusionis suae ignominiam, nobilis canem, ministerialis sellam, rusticus aratri rotam de Comitatu in proximum Comitatum gestare cogatur." Über den Ursprung und die Ursache dieser Strafe vergl. *Jo. Heinr. Meibom*, De *Κυνοφορια* sive canis portatione ignominiosa, epistola per Silium Henric. Meibomium edita (Helmst. 161, Lips. 1749); auch in: Nova librorum rariorum collectione (Hal. 1709). Fasc. III. p. 467 sq. *Jac. Andr. Crusius*, D. de Canum portatione, poena antiquis temporibus apud Saxones, aliosque populos usitata; in dessen: Opusc. var. polit. jurid. historicis (Mind. 1668. 4.). Vol. V. Wilh. Friedr. Pistorius, Ob vor Zeiten Grafen und Herren durch die Strafe des Hundetragens von dem niedern Adel distinguirt worden; in dessen histor. und juridischen Anmerkungen über allerhand den Ursprung und Historie, Vorrechte rc. der Reichsgrafen betreffende Materien. 1. Th. Cap. 3. Sam. Wilh. Ötter, Untersuchung der Frage: ob die Personen, die den Landfrieden gebrochen haben, die Hunde zur Strafe führen oder tragen müssen (Augsb. 1784). Lenz, über die Strafe des Hunde-, Sattel- und Pflugtragens; in dessen diplomat. Historie des Stifts Magdeburg, S. 169 fg. *Du Fresne* im Glossar. voc. Canis.

1) Helga-Quida Hundingsbana II. gr. Ausg. d. Edda Säm. 2. Th. S. 109. 2) *Seneca*, Ep. 47.

dazu ertheilte. Sowie Hunding selbst einen sagenwichtigen Namen als harter Hunding hat [3]), so auch und noch mehr Hundings Söhne, von denen zwar auch ihre besondern Namen bekannt, die aber noch häufiger blos die Hundingssöhne (Hundings-synir) genannt werden; ein Theil derselben, nämlich Alf, Eólf, Hiörvarth (nach der Volsunga-Saga Hagbard) und Hávarth oder Hervarth, fielen durch Helgi in der Schlacht bei den Logafiöll unter dem Arasteine, der übrige Theil, nämlich König Lyngvi und seine drei Brüder (die Sigurdar-Quida nennt sie nicht, nach der Volsunga-Saga war wieder ein Hiörvard darunter), fanden durch die Schlacht, welche Helgi's Halbbruder, Sigurd, der Fafnistödter, schlug, dessen Vater Siegmund und Muttervater Eylimi sie in einer frühern Schlacht erschlagen hatten, alle ihren Untergang [4]). Nach der Nornagests-Saga wurden von Hundings Söhnen drei, Eyulf, Herraud und Hiörvard, erschlagen; Lyngvi und seine beiden Brüder, Alf und Heming, entkamen, und fielen dann in der Schlacht gegen Sigurd. Sie waren damals als die tapfersten Helden berühmt, und vor Allen Lyngvi. Dabei waren sie zauberkundig, hatten viele Kleinkönige bezwungen, viele Kämpfer erschlagen, viele Burgen verbrannt und in Spanierland und Frankenland die größten Verheerungen angerichtet. Damals aber war das Kaiserreich noch nicht über die Gebirge hierher nach Norden gekommen. Hundings Söhne hatten sich das Reich unterworfen, welches Sigurd im Frankenlande hatte, und waren daselbst sehr mämmerreich [5]). Diese Angabe, sowol in Hinsicht auf die Zeitbestimmung, man bezieht nämlich das erwähnte Kaiserreich nicht unwahrscheinlich auf die Erneuerung desselben durch Karl den Großen [6]), als in Hinsicht auf die Lage und Ausdehnung von Hundings und seiner Söhne Reich hat die größte Aufmerksamkeit der Geschichtforscher erregt, welche aus der Sage geschichtliche Ergebnisse zu ziehen suchen. Nach Saxo Grammatikus nämlich war Hunding des Königs Syrich von Sachsen Sohn, ward von Helgi bei der Stadt Stade in der Schlacht besiegt und im Zweikampf erlegt [7]). Unmittelbar darauf erzählt Saxo Grammatikus, Helgi habe das Recht und die Verwaltung des den Sachsen entrissenen Jütland den Herzogen Heska, Eyr und Ler anvertraut; er denkt sich also aller Wahrscheinlichkeit nach Hundings Reich über Jütland verbreitet, und seinen Sitz oder auch seinen letzten Zufluchtsort zu Stade. Die Erzählung in ungebundener Rede Fra Vaulsúngom (von den Volsungen) in der Lieder-Edda (S. 88) sagt: Hundingr hieß ein mächtiger König. Nach ihm ist Hundland genannt. In der Volsunga-Saga (26. Cap. S. 46) ist Hunding durch Hundingia-kóngr bezeichnet, es wird nämlich von Hundings Söhnen gesagt: Synir Hundingia-kongs (die Söhne des Königs der Hundinger) und S. 45 heißt es von ihnen: I riki Hundingia-sona (im Reiche der Söhne der Hundinger, der Hundingen-Söhne), während ihre häufige Bezeichnung in der Volsunga-Saga, sowie in der Edda und der Nornagests-Saga Hundings-synir ist; wir haben also, wenn wir von den Hundingen, ohne Misverständnisse zu veranlassen, reden wollen, in dreierlei Bedeutungen zu unterscheiden. 1) Hundingen in engster Bedeutung für Hundings-synir (Hundings-Söhne); 2) für Glieder aus Hundings Geschlecht, auch in aufwärts steigender Linie; 3) als Benennung der Beherrschten auf diese von den Beherrschern übergetragen, ähnlich wie im Mittelalter Frankreich Kärlingen von Karl hieß, und Lothringen und die Lothringer von Lothar ihren Namen haben. Aber wo Hundland, welches nach der Sage von Hunding seinen Namen hatte, oder nach anderer Benennung das Hundingialand (Land der Hundingen) lag, hierüber sind die Meinungen der Alterthumsforscher sehr getheilt. Nach Suhm, welcher Saxo folgt, und den Hunding von Helgi'n zu Stade erschlagen läßt, herrschte dieser über die Sachsen im Süden der Elbe, und Hundland nimmt er, sich auf das Zeugniß Saxo's berufend, als einen Theil Sachsens an [8]). Doch bleibt diese Annahme, wenn die Erzählung bei Saxo auch als Geschichte gelten könnte, immer noch mislich, da Stade eben nur Hundings letzter Zufluchtsort gewesen sein kann. Nach Finn-Magnusen stammten die hundingischen Sachsen aus Teutschland, sind aber in Dänemark, wovon Helgi einen Theil besaß, eingedrungen, und haben einen großen Theil von Jütland sich durch Waffengewalt unterworfen. Ihm ist wahrscheinlich, daß mehre ihrer Könige Hunding geheißen. Alle Umstände führen ihn zu der Meinung, daß die in den Liedern von Helgi den Hundingstödter besungenen Kriege mit den Hundingen im Norden von Seeland geführt worden, und ihr Schauplatz im nördlichen Jütland zu suchen. Hier werden aus Hund oder Hunn gebildete Ortseigennamen mit Leichtigkeit gefunden. Hundland und das in den altnordischen Sagen noch berühmtere Hunaland (Land der Hunnen) sind ihm eins, nämlich in Beziehung auf das Hunaland, welches er in Jütland sucht, und Hunnia Cimbrica nennt. Um Hundland, welches allerdings, wie aus der Erzählung Fra Vaulsúngom zu schließen, einen wirklichen Grund und Boden hatte, und nicht wie das von der nordischen Heldensage nach Nordteutschland gelegte und das selbst in Jütland vermuthete Hunaland im Gesange seinen Grund und Boden hatte, oder, mit andern Worten, rein mythisch war, in Jütland aufzufinden, nimmt er die allerdings wegen ihrer Häufigkeit in Beziehung auf das von Hunding genannte Hundland merkwürdigen Ortsnamen zu Hilfe, nämlich nach den Suhm-Langebeck-

---

3) Helga-Quida Hundingsbana I. Str. 10, 11. S. 61. Frá Vaulsúngom, p. 81—87. H. Q. H. II. Str. 1, 2. S. 88—90. Str. 9. S. 92, 95. Sigurdar-Quida, Str. 15. S. 105, 160, 161. Str. 26. S. 106. 4) Volsunga-Saga, Cap. 16 bei v. d. Hagen, Altnordische Sagen und Lieder, welche zum Fabelkreise des Heldenbuches und des Nibelungenliedes gehören. S. 24, 25. Cap. 26. S. 44—46. 5) Sogu thattur af Norna-Gesti (eine Episode aus der großen Olafs Saga Tryggvasonar), Cap. 3—5 bei v. d. Hagen a. a. O. S. 9—15. 6) *Torfaeus*, Hist. Norv. I. p. 468. 7) *Saxo Grammaticus*, Histor. Dan. Lib. II. Ausg. v. Stephanius, S. 28.

8) Suhm, Historie af Danmark. 1. Th. S. 192. 2. Th. S. 207.

schen Landkarten, welche das alte Jütland nach Urkunden und andern Denkmälern des Mittelalters darstellen [9]), im Thye-Land, Hundborg und Hunbjerg; in Wandelsyssel Hundslund (Hunds Hain), zur Zeit des Heidenthums, wie man aus den vielen Denkmälern auf den anliegenden Grundstücken schließt, eine ausgezeichnete Burg, dann in den Tagen des Katholicismus ein berühmtes Kloster, und jetzt ein bekanntes Gut mit in Dronninglund (Königin-Hain) verändertem Namen. Da die Reiche anderer in den hierher bezüglichen Eddaliedern besungenen Fürsten von der Heldensage nach Nordjütland versetzt werden, nämlich des Hialprets, des Pflegevaters Sigurds des Fafnirstödters, des Halbbruders Helgi's des Hundingtödters, nach Thjód (Thye) [10]), welches er nach Finn-Magnusens Meinung, nachdem Hunding erschlagen und seine Söhne aus der Eroberung vertrieben worden, entweder wieder erhielt, oder erst erlangte, und das Reich Eylimi's, des Muttervaters Sigurds in Warwithsyssel, so hegt Finn-Magnusen keinen Zweifel, daß Hundland, d. h. das von Hunding eroberte Land, der nämliche Landstrich mit dem jetzt Hundborgherred genannten Amtsbezirk und den benachbarten im Stift Aalborg gelegenen Gegenden sei, wo sich jetzt noch die Orte Hundborg, Hundstrup, Hundslund, der Amtsbezirk Huneherred, und die Dörfer Hunetorp und Hune finden, in welchem letztern nach alter von Pontoppidan (Danske Atlas) aufbewahrter Überlieferung vormals sieben, schon längst eingegangene Edelhöfe gewesen. Hierdurch glaubt Finn-Magnusen die Erzählung bei Saxo Grammatikus von Vertreibung der Sachsen aus Jütland nach Hundings Falle bestätigt. Auf Schönings Landkarten findet man Hundingialand (Land der Hundingen) in das heutige Rußland gesetzt. Nach Finn-Magnusen ist dieses Hundingialand von Hundland gänzlich verschieden, und vielleicht allein nur aus den mährchenhaften Schriften, z. B. der Sturlaugs Saga starfsama, genommen [11]). Nach unserer Meinung sind dieses Hundingialand und Hundland nur insofern verschieden, als verschiedene Sagenschreiber sie in verschiedenen Gegenden dachten, hingegen in reinmythischer Bedeutung, d. h. als Schauplatz der in Hundland und Hundingialand spielenden Handlungen, ohne Rücksicht auf die Lage, welche dem Lande gegeben ward, sind jenes Hundingialand und dieses Hundland eins und dasselbe. So ist es, um das allbekannteste Beispiel zu wählen, in rein heldensaglicher Bedeutung völlig gleich, ob das Heunenland oder Hunaland der Schauplatz des letzten großen Kampfes der Nibelungen nach Etzelsburg (Ofen) ins Ungerland oder nach Susat (Suſt) ins Engerland verlegt wird. Insofern aber die Heldensage nicht ganz frei von geschichtlichen Rückklängen ist, so hat in dieser Beziehung das Hundland in Jütland mehr Wichtigkeit als Hundingialand in Rußland.

9) *Langebeck* et *Suhm*, Scriptt. Rer. Dan. med. aev. T. VII. 10) F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 83, 84. 11) Finn-Magnusen zur großen Ausg. der Edda Säm. 2. Th. S. 54, 61, 87, 88, 95, 881, 882.

2) **Hundingr**, König von Schweden, wurde von dem Könige Hadding von Dänemark, nachdem dieser Hundings Bruder, den König Uffo von Schweden, erschlagen, dem besiegten Volke vorgesetzt, damit das Reich nicht an das Ausland gekommen, sondern in Asmunds Familie verblieben scheinen möchte, feierte von einer falschen Nachricht von Haddings Untergange bewogen, dessen Todtenfeier mit den Großen des Reichs, verrichtete hierbei das Schenkenamt in eigner Person, fiel dabei in das ungeheuer große, in die Mitte gestellte Bierfaß, und fand darin seinen Tod. Hundings Gattin war Thorild, die Verfolgerin ihrer Stiefsöhne Regner und Thorald [12]).

(*Ferdinand Wachter.*)

HUNDISBURG, ehemals **Hunoldsburg**, adeliges Pfarrdorf im Kreise Neuhaldensleben des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg, an der Bever und Garve, mit einem Rittergute (des betriebsamen Nathusius), 90 Häusern, 860 Einwohnern, einem Kupferhammer, einem Mauersteinbruch und einer Feldmark von 3420 Morgen Ackerland, 98 Fuder Wiesen, 62 Morgen Gärten und 2124 Morgen Wald. Eine Viertelmeile nordwestl. vom Dorfe liegen die Ruinen eines alten Thurmes, der Sage nach Reste der Kirche des daselbst vor Alters gestandenen Dorfes Nordhausen.

(*Klaehn.*)

Hundland, s. **Hundingr**.

HUNDORF (**Johann**), zu Erfurt 1603 geboren, bekleidete daselbst 40 Jahre lang ein geringes Schulamt, war zugleich Universitätspedell, und starb 1667. Nach diesen Verhältnissen würde sein Name längst vergessen sein, wenn er nicht durch seine Schriften: **Encomium Erfurtinum**, das ist: Beschreibung aller denkwürdigen Stücke der Stadt Erfurt; und **Encomii Erfurtini Continuatio**, oder fernere Beschreibung der Stadt Erfurt rc. (Erfurt 1650—1651. 4.), der Erste geworden wäre, der in einem gedruckten Buche die Geschichte von Erfurt in einem weitern Umfange (wenngleich weder vollständig, noch kritisch) bearbeitete. Da die Fortsetzung sich vornehmlich mit den seit der Reformation zu Erfurt gewesenen evangelischen Predigern beschäftigt, so haben sich darin auch für die Gelehrtengeschichte manche Notizen, die außerdem vielleicht ganz verloren gegangen sein würden, erhalten.

(*H. A. Erhard.*)

HUNDRED, angelsächs. *thaet* **hundrede**, *thaet* **hundred** (das Hundert, die Hundertschaft), altfranzösisch *le hundred*, latinisirt **Hundredum** (Mehrzahl **Hundreda**), bisweilen auch dem lateinischen **centuria**, wie es übersetzt wird, nachgebildet; **Hundreda** (Mehrzahl **Hundredae**), auch manchmal **Hundredus**, heißt noch jetzt eine Unterabtheilung einer Shire (Grafschaft) in England und ist selbst mit nach Nordamerika hinübergenommen worden, und besteht hier auch in den Freistaaten noch. Nach den englischen Geschichtschreibern wandelte, da bei Gelegenheit der Räubereien, welche die Dänen trieben, auch die Eingeborenen sich dergestalt auf Raub legten, daß ohne Waffenschutz aller Verkehr unmöglich war, allererst König Alfred die Gaue (**pagos**) von ganz

12) *Saxo Grammaticus*, Lib. I. p. 17, 19, 22.

England und die Districte (provincias)[1]) in Grafschaften um, und theilte die Grafschaften in Hundrede und in Teodthungen (Zehnschaften)[2]). Kraft dieser Eintheilung mußte jeder Eingeborene, jeder Angel, der gesetzlich lebte, sowahl zu einer Hundertschaft, als zu einer Zehnschaft gehören. Wurde Jemand eines Verbrechens, namentlich des Straßenraubes, beschuldigt, oder dessen verdächtig, so mußte er sogleich aus der Hundertschaft und der Zehnschaft einen stellen, der für ihn Bürgschaft leistete. Wer keinen Bürgen fand, war der Strenge der Gesetze verfallen, denn er galt als verdammt. Floh aber ein Schuldiger vor der Stellung eines Bürgen, oder nachher, so fielen Alle aus der Hundertschaft und der Zehnschaft in des Königs Strafe. Die Vorgesetzten der Provinzen (Herreds), die vorher Vicedomini waren, zerfielen nach Alfreds Einrichtung in zweierlei Beamten, nämlich in Richter, die nun (als Ingulph schrieb) Justiciarer hießen, und in Vicecomites, die jetzt (als Ingulph schrieb) noch dieselbe Benennung hatten. Durch die Sorgfalt derselben erblühte in Kurzem im ganzen Lande so großer Friede, daß ein Wanderer Abends eine noch so große Summe Geld auf den Feldern oder öffentlichen Scheidewegen lassen konnte, und wenn er den Morgen darauf, oder nach einem Monat zurückkehrte, sicher war, die ganze Summe wieder unberührt zu finden[3]). Wenn Ingulph sagt, König Alfred habe die Einrichtung der Eintheilung des Landes in Grafschaften, Hundrede und Zwölfschaften unter Allen zuerst getroffen, so hat er wol blos England im Auge, oder er wußte nicht, daß diese Eintheilung schon im Reiche der Franken sich fand (s. den Art. Centgerichte). Nach du Fresne[4]) erfand daher Alfred diese Einrichtung nicht erst, sondern nahm sie aus dem Reiche der Franken herüber; jedoch scheint ihm, was die Geschichtschreiber von der unter den Eingeborenen festgesetzten Sicherheit und der gegenseitigen Verbürgung erzählen, gänzlich Alfreds Einrichtung. Über die Alfreden zugeschriebene Sicherung des Eigenthums durch Befestigung des Landfriedens vergleiche jedoch die ähnlichen Sagen vom Dänenkönige Frodi[5]), und über die Bürgenstellung das dritte Capitular Karls des Großen vom J. 803[6]), welches in Beziehung auf die, welche das Gesetz zu halten unterlassen, bestimmt, daß sie durch Bürgen in die Gegenwart des Königs geführt werden sollen. Entlehnte also Alfred die Eintheilung in Hundertschaften von den Franken, so konnte er ebenso gut auch die Bürgenstellung entlehnen, und sie nach seinem Zwecke schärfer so ausbilden, daß wer in seiner Hundertschaft und Zehnschaft keine Bürgen fand, verurtheilt ward und die Strafe erlitt. Was es mit der Bürgschaftstellung für eine Bewandtniß hatte, wird deutlich aus Edgars und Äthelreds Gesetzen. Nachdem ersteres (I. 4. Cap. S. *101*) von den Gemoten (den Dingen, d. h. Gerichtsversammlungen) gehandelt, und namentlich des Hundrede-*gemotes* gedacht, bestimmt es (*5.*), daß Jeder zusehen sollte, daß er einen Bürgen habe, und daß der Bürge ihn dann zu jedem Rechte leite (d. h. vor Gericht stelle) und halte (d. h. dafür sorge, daß er dem Urtheile Folge leiste)[7]);

---

1) Ist als Unterabtheilung von einem Gau in der Bedeutung gebraucht, wie auch das isländische haerad in Islands Landnamabok durch provincia übersetzt wird. Vergl. das dänische Herred, Amtsdistrict. 2) Wir brauchen nämlich den Ausdruck, wie er sich in Knuts Gesetzen in angelsächsischer Sprache (I, 19. S. 154 bei Schmid) on hundrede and on *teodhunge* sich findet. Die Geschichtschreiber, die von Alfred reden, haben: In centurias, id est, hundredas, et in decimas, id est, in *trithingas* (*Ingulph*); centurias, quas hundred dicunt, et decimas, quas trithingas vocant (*Wilhelm. Malesbur.*). Decimae und decaniae, wie auch gebraucht wird, wäre also nicht genaue Übersetzung, denn trithingas (von tri, drei, und tyn, zehn) bedeutete Dreizehnschaft. Die Annal. Wintonienses und Matthaeus Westmonsteriensis zum J. 892, welche von derselben Einrichtung Alfreds reden, brauchen tithingas, und die Urkunde Königs Johann von England für die Freiheiten der englischen Kirche *te*thinga (Einmal); man könnte es vom angelsächsischen tu, twi, zwei, und tyn, zehn, ableiten, und erhielt also Zwei-Zehnschaften, d. h. Zwölfschaften. Da im ganzen germanischen Alterthume die Zahl 12 so beliebt war, so muß man vor Allem geneigt werden, unter der tithinga eine Zwölfschaft, und trithinga eine Dreizehnschaft, d. h. aus drei Hausvätern und einem Vorsteher bestehend, zu verstehen, und bei hundred die im Alterthume beliebte Rechnung nach dem großen Hundert (120) anzunehmen, wiewol die lateinischen Ausdrücke entgegen sind; so heißt es z. B. in den Leg. Henrici I. Cap. p. 227 (bei Schmid, Gesetze d. Angelsachsen. 1. Th. S. 227): Ipsi vero comitatus in centurias et sipessoina (statt sithessoina) distinguuntur, Centuriae vel Hundreda in Decanias vel Dicimas et in Dominorum plegios. Doch der Erklärung von teodhung, daß es aus twa, ti, tu, zwei, und tyn, als Zwölfschaft, ähnlich wie twelf (zwölf) aus twa und leof (vgl. endleof) gebildet sei, steht entgegen, daß nach den Leg. Edovard. Confessoris (ihm gewöhnlich zugeschrieben) Cap. 26, 32, p. 291 der Richter über die zehn Freiburgen (Freoburgos, Friburgos, Frithburgos) tienheofod oder tende heved hieß, und durch caput de decem (Haupt von zehn) erklärt wird, und daß, was die Angeln Freiburgen nannten, bei den Yorkern tien manna tala, tene mentale (decem hominum numerus) hieß, und daß, wenn einer unter der Zehn-Bürgschaft (sub decennali fideijussione) Unrecht that, von den übrigen Neun vor Gericht gestellt werden mußte. Teodhung, Tiding, wenn es Zehnschaft bedeuten soll, muß also aus tiende, tende, der zehnte, gebildet, und das n verschluckt sein. Das Triding aber muß entweder als fehlerhafte Lesart für Tinding oder als Verwechselung mit trithinga angenommen werden, welches der dritte Theil einer Provincia (d. h. Herred) war, und drei oder vier oder mehre Hundrede umfaßte. Daher sind die trithingas oder tithingas, wie doch z. B. *du Fresne*, Gloss. Lat. unter Thritinga thut, mit den trihingis, welches man blos für eine Abschweifung des zweiten t halten könnte, nicht als eins und dasselbe zu nehmen.

3) *Ingulph* p. 28. *Brompton* p. 818. Chron. S. Petri de Burgo p. 22. *Wilh. Gemetic.* zum Jahre 892. 4) *Du Fresne*, Gloss. Lat. unter Hundredus, frankfurter Ausg. v. 1681. P. I. p. 811. 5) *Wilhelm. Malmesbury*, De Gestis Regum Angl. Lib. II. Cap. 4. Mit diesen Sagen von den von Alfred an den Scheidewegen aufgehängten und von Niemand berührten Armbändern, und der Sicherheit des Eigenthums zu Alfreds Zeit, vergleiche die Sage, wie der Dänenkönig Frodi goldene Armbänder aufhängt, um zu sehen, ob jemand seine Gesetze zu übertreten wagt (*Saxo Grammaticus*, Histor. Dan. Lib. V. Ausg. von Stephanius S. 92, 95), und wie zur Zeit des nach ihm benannten Frodi's Frieden kein Dieb oder Räuber war, sodaß ein Goldring lange auf Jollangursheide lag, und Keiner ihn aufnehmen wollte (Jüngere Edda, 66. Dämesaga). 6) De illis, qui legem servare contempserint, ut per fideijussores ad praesentiam regis deducantur. Capitulare III. an. 803. Cap. 4 bei Georgisch S. 664. Capitularium Lib. III. Cap. 34. p. 1354. Lib. VI. Cap. 219. p. 1556. 7) Man vergl. Äthelreds Gesetz I. Cap. 1, be borgum (von Bürgen; bei Schmid, Gesetze der Angelsachsen.

nn dann einer Unrecht that und entfloh, so mußte
irge tragen, was jener tragen sollte. War es
hl und konnte der Bürge den Entwichenen binnen
naten erlangen, so stellte er ihn zu Recht, und
ib ihm zurück, was er früher zahlte. Wenn Je-
inrüchig und ohne Vertrauen beim Volke war und
das Gemot (Ding, Gerichtsversammlung) ver-
forbuge, ausbeuge), so mußten Etliche von dem
zu ihm reiten, und er Bürgen sich verschaffen,
r vermochte. Konnte er dieses aber nicht, so
man sich seiner bemächtigen, wie es ging, lebend
dt, ihm Alles nehmen, was er hatte, und
äger sein Ersatzgeld (ceapgyld, wörtlich Kauf-
nfach zahlen, und der Grundherr erhielt zur Hälfte,
Hundrede (thaet hundrede) zur Hälfte (näm-
als Strafgeld eingezogene Habe des Anrüchigen
Bürgen). Versagte Jemand, Verwandter oder
, den Ritt zum Anrüchigen, so mußte er dem
120 Schillinge[9]) zahlen. Diese Rechtsbestim-
, daß jeder Dingpflichtige (s. den Art. Ding-
g) zur Rechtspflege mitmirken mußte, wird zu-
licht auf die berühmte Stelle des Tacitus werfen,
elcher der in den Dörfern Rechtsprechende von hun-
innern als Rath und Macht umgeben war. Wäh-
mlich Spelman, Hume und Andre mit den ältern
tschreibern die Einrichtung der Hundrede Alfreden
ten, und du Fresne sie als den Franken entlehnt
it, gehen Dithmar und Joh. G. Wachter über
anken zurück, und finden nicht unwahrscheinlich,
Wiege dieser Einrichtung dem alten Germanien
und die Sachsen den Gebrauch mit nach Britan-
nd die Franken nach Gallien gebracht[9]); denn
itheilung in Hundrede fand bei den alten Teut-
owol in Beziehung auf den Kriegsdienst, als in
chtsverfassung statt, aus dem Fußvolke wurden aus
Gaue 100 ausgewählt, nach dieser Zahl benannt[10])
und unter die Reiterei vermischt ins Vordertreffen gestellt.
Hier finden wir also, wiewol in anderer Beziehung und
auf andere Art und Weise, die Eintheilung in Hundrede,
und die Benennung Hundrede nach dieser Eintheilung.
Die Scharen oder Keile waren außerdem nicht durch zu-
fällige Zusammenhäufung gebildet, sondern nach Familien
und Verwandtschaften, oder, um mit den Schotten zu
reden, nach Clans geordnet. Die Ordnung der Keil-
schlacht erfodert aber genaue Berücksichtigung der Zahlen-
verhältnisse. Daher läßt sich mit Sicherheit vermuthen,
daß die Scharen im Vordertreffen nicht allein aus Hun-
dreden bestanden, sondern diese Eintheilung in Beziehung
auf das ganze Heer statthatte, wenigstens fand dieses
erweislich bei den Nordgermanen später statt, und man
legte so hohen Werth auf die Aufstellung des Heeres
hundertweis in Rotten, daß man sie den Lehrorakeln
Odins zuschrieb. Die Aufstellung fand statt, mochten
auch die Züge einer Keile, aus welchen die große Keil-
schlachtordnung gebildet wurden, verschieden geordnet wer-
den, nämlich einmal so, daß die erste Reihe eines Zuges
aus zwei, die dritte aus vier, die vierte aus acht bestand,
und so fort jede folgende Reihe immer um das Zwiefache
stärker als die vorhergehende war, oder nach der andern
Art, daß die erste Reihe des Zuges aus zwei, die zweite
aus drei, die dritte aus vier gebildet ward, und so fort
die folgende Reihe immer um einen Mann stärker als die
vorhergehende war[11]). Die Kriegs-Hundrede mußte also
England vor Alfred von den Dänen und übrigen Nord-
mannen gesehen haben, wollten wir auch das Unwahr-
scheinliche annehmen, den Sachsen und Angeln wären sie
nicht, wie den übrigen Nordgermanen, eigenthümlich ge-
wesen. Auch die Rechts-Hundrede brachten die Angeln
und Sachsen wahrscheinlich mit nach Britannien; denn
Tacitus sagt, wo er von dem handelt, was allen germa-
nischen Völkern gemeinsam war: **Eliguntur in iisdem
conciliis et principes, qui jura per pagos vicosque
reddunt. Centeni singulis ex plebe comites, con-
silium simul et auctoritas adsunt.** Da die Zahl 100
Beisitzer zu groß schien, so machte man aus **centeni certi**
und **septeni**. Andre glaubten, daß in **centeni** die teutsche
zehn verborgen, und machten Zehntgrafen daraus. An-
dere übersetzten **centeni comites** durch Zentmänner oder
Zentener, nämlich in dem **centeni** sei ein altteutsches
Wort Zente, ein kleiner Theil eines Gaues, verborgen,
fanden in **centeni** die Benennung einer Würde des Zehnt-
ners, ohne Bezug auf eine Zahl[12]), und nahmen, da in

S. 107), wo bestimmt wird, jeder Frei-Mann (freie Mann,
) solle einen guten Bürgen (getreowne borh) haben, da-
Bürge ihn zu jedem Rechte halte (anhalte, d. h. zur Er-
jeder Rechtsbestimmung), wenn er bezüchtigt werde; wenn
oft bezüchtigt sei, solle er zum dreifältigen Ordale gehen rc.,
. 5 (S. 109), wenn Jemand allem Volke (dem ganzen
intreu sei (d. h. gegen dasselbe handele), so solle des Kö-
refa zufahren, und ihn unter Bürgschaft bringen, damit
u Rechte leite (zu Rechte, d. h. vor Gericht stelle), denen,
ansprechen, wenn er aber keine Bürgschaft habe, so solle
als Schuldigen erschlagen.
Die Rechtsbestimmungen in Edgars Gesetze I. Cap. 7.
) be tythbysigun (von Unrichtigen) haben auch Knuts Ge-
Cap. 23 de infidis accusatis (S. 155), und Wilhelms
I. Cap. 45. (S. 187), nur haben letztere statt der 120
ge 6 Pfund (VI lib.), und der Anfang lautet: wenn Je-
ezüchtigt, und Zeugnisse über seine Illegalität vorhanden
cil qui redte e testemoniet de delante) und das Gemot
t, gebildet aus placitum, s. den Art. Ding, Rechtsalterthü-
rimal vermeidet (escuit), und die Vorfoderer (li sumo-
ammonitores) thun beim vierten Male sein dreimaliges Aus-
kund rc. Vergl. Wilhelms Gesetze, III. Cap. 14. p. 191.
Geo. Wachter, Glossar. Germ. p. 766. 10) Definitur
erus: centeni ex singulis pagis sunt: *idque ipsum inter
ocant. Tacit.*, Germ. 7.

11) *Saxo Grammaticus*, Histor. Dan. Lib. I. p. 17, 19.
Lib. VII. p. 138, 139. Lib. VIII. p. 146, 147. Sage-Bruchstück
von der Bravallaschlacht bei *Göranson*, Svea Rikes Kon. Hist.
p. 73, 74, 83. Vergl. *v. Laurenberg* bei *Stephanius*, Not.
Vber. p. 55—57, 163, 164, vorzüglich aber s. das kriegswissen-
schaftliche Werk von F. H. Jahn, Almindelig Udsicht over Nor-
dens Krigshistorie (Kiöbenh. 1825). S. 280—295. Mit der nor-
dischen Keilschlacht vergl. die Beschreibung der südgermanischen bei
Agathias, Lib. II. bei *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. T. I. P. I.
p. 391. 12) Haus, Alterthumskunde von Germanien. 1. Th.
S. 72. Die Stelle des Tacitus überträgt er: „Es werden auch
in diesen Volksversammlungen Vorstände gewählt, in den Gauen
und Dörfern Recht zu sprechen, deren ein jeder die Zentner aus
den Wehren und dem Rathe zum Beistande hat.“

England nach altsächsischer Gewohnheit 12 Geschworene sind, bei jedem zum Richter erwählten Fürsten 12 Zentmänner an [13]). Andere stoßen sich an die Zahl 100 als Beisitzer nicht umd sagen, die jedem Gaurichter zugegebenen Personen seien das gewesen, was nachmals die Schöppen [14]) waren. Andere denken dabei an eine Wache und einen Rath; so sagt Gibbon: to each (nämlich jeder erwählten obrigkeitlichen Person) was given, by the public, a guard and a council of an hundred persons [15]). Wenn Arndt sagt: Hundert aus dem Volke saßen Jeglichem bei, zugleich als Rath und als Macht [16]), so hat er die Thatsache am treuesten wiedergegeben, ohne daß er sie jedoch durch eine Erklärung aufhellt. Alles jedoch wird erklärlich, wenn wir schon bei den alten Germanen Hundrede [17]) annehmen, und bedenken, daß zwar Tacitus im Berichte der Thatsachen ein sicherer Führer und also in die Thatsache, daß der Richter, wenn er Recht sprach, von 100 Männern mit Rath und Macht umgeben war, kein Zweifel zu setzen ist, aber wir müssen zugleich bedenken, daß den Römern das, was sie bei den Germanen sahen, nicht Alles klar ward. Nach der altteutschen Verfassung waren nämlich die Volksversammlungen zugleich Gerichtsversammlungen (s. den Art. Ding, Rechtsalterthümer). Alle im Dingbezirke Angesessene erschienen, ja mußten erscheinen vermöge der Dingpflichtigkeit (s. den Art. Dingpflichtig). War nun ein Centding, wie es später mit halblateinischem Ausdrucke hieß, ein Hundredegemote [18]), wie es die Angelsachsen nannten, ein Hundrededing, d. h. ein Ding (eine Volks- und Gerichtsversammlung) in einem Hundrede (Abtheilung des Gaues oder der Grafschaft, 100 Angesessene umfassend), so war der Rechtsprechende von 100 umgeben. Sie waren aber keine bloßen Zuschauer, sondern mußten Auskunft geben und, wie wir aus Edgars Gesetzen ersehen, überhaupt zur Rechtspflege thätig mitwirken. Auch bildeten sie in anderer Beziehung noch die Macht des Rechtsprechenden, denn sie waren es, welche den Verurtheilten verhinderten, in das nächste Heiligthum zu entfliehen; mißfiel ihnen hingegen des Richters Spruch, so ließen sie den Verurtheilten das Heiligthum erreichen, die Dingplätze waren nämlich in der Nähe der Opferstätten (s. den Art. Ding, vgl. Dingstuhl, wo zugleich von den Dingstätten gehandelt wird). Wenn wir die Gesetze der verschiedenen Könige überblicken, werden wir zu dem Glauben berechtigt, daß die Sage ihrem Geiste gemäß, die immer sich steigernde Strenge der Gesetze, die nach und nach unter verschiedenen Königen sich gebildet, dem berühmtesten, dem Alfred, zuschrieb. Alfreds oder wahrscheinlicher seiner Nachfolger Einrichtung bestand also nach unserer Meinung nicht in erster Einführung der Hundrede in England, sondern darin, daß er oder sie die Mitwirkung der Glieder derselben bei der Rechtspflege in so weit beschränkten, daß es nicht nur nicht mehr in ihrer Willkür stand, den Verurtheilten entrinnen zu lassen, sondern sie selbst, wenn der Verbrecher auch ohne ihre Mitwirkung entrann, die Buße zahlen mußten, welche auf das Verbrechen gesetzt war. Die Stelle des Tacitus, daß Hundert den Rechtsprechenden mit Rath und Macht umgeben, geht aber natürlich nur auf die, welche in den Dörfern Recht sprachen, nicht auf die Gaurichter, auf welche man es auch bezogen hat; denn ward das Gauding oder das Grafending, oder das Scirgemote, Sciregemote bei den Angelsachsen, gehalten, waren auch alle in dem Gau oder der Grafschaft (angelsächs. scire, später shire geschrieben) Angesessene zugegen, und den Rechtsprechenden umgaben so mehre, ja viele Hunderte, und der Römer fand dann nichts Besonderes darin, denn er betrachtete es als eine Volksversammlung, auf welcher außer den übrigen Berathungen zugleich die Rechtspflege geübt ward (S. *Tac. Germ.* XII. Vgl. über diese Stelle den Art. Opfer bei den Germanen). Das Verhältniß des Hundredinges zu dem Gaudinge ward ihm nicht klar. Merkwürdig gegen die Berichte der englischen Geschichtschreiber von Einrichtung der Hundrede durch Alfred sticht ab, daß in Alfreds Gesetzen sich nichts davon findet, während Äthelstans Gesetze eine Constitutio de hundredis enthalten, mit der Überschrift: Hoc est judicium, qualiter hundredum teneri debeat. Von erster Einrichtung der Hundrede kommt auch in ihr nichts vor, sondern sie nimmt sie als schon bestehend an. Die vornehmsten Rechtsbestimmungen sind diese: Das Hundredesgemote (Gerichtsversammlung des Hundrede) mußte alle vier Wochen (oder nach dem Ausdrucke der Leg. Henrici pr. 51. p. 244: „jeden Monat d. i. das Jahr hindurch zwölfmal") gehalten werden, und Jeder dem Andern leisten, was das Recht erfoderte. War ein Diebstahl vorgefallen, so mußte er sogleich den Leuten des Hundrede angezeigt werden, und diese es nachher den Leuten der Zehnschaften (decimarum) anzeigen, und Alle mußten gehen und suchen und das vom Gesetze zur Zeit des Königs Eduard Vorgeschriebene leisten, und das Ersatzgeld (ceapgyld, wörtlich Kaufgeld) erhielt der, welchem das Vieh gehörte, und das Übrige (nämlich von der eingezogenen Habe des Diebes) wurde in zwei Theile getheilt,

---

13) D. G. Herzog, Vers. einer allgem. Gesch. der Cultur d. teutschen Nation. S. 239–296. 14) Remer, Abriß des gesellschaftl. Lebens in Europa bis zum Anfange d. 16. Jahrh. nach d. ersten Theile von Robertsons Leben Karls V. bearbeitet. S. 56. 15) *Gibbon*, The history of the decline and fall of the Roman empire. chap. IX. Vol. I. p. 229. Zweite londoner Ausg. v. 1776. 16) E. M. Arndt, Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte. 1. Th. S. 96. 17) Luden, Gesch. d. teutschen Volks. 1. Bd. S. 504, nimmt die Gaueintheilung in Hunderte zwar schon bei den alten Teutschen an, aber er stützt (s. die Anmerkungen S. 725) sich auf den centenarius bei den Franken und auf die Hundrede bei den Sachsen in Britannien. Die Stelle des Tacitus überträgt er (S. 504): „Den Einzelnen stehen je hundert Gehilfen zur Seite," und bemerkt, daß diese Worte weder an sich einen deutlichen Sinn geben, noch mit den Einrichtungen unter den folgenden Geschlechtern zusammenstimmen. 18) Edgars Gesetze I. Cap. 5. Be gemotum (bei Schmid, Die Gesetze der Angelsachsen. 1. Th. S. 101. [Leipz. 1832.]), wo außer dem Hundredegemote auch das burhgemote (Burgding) und scirgemote, sciregemote (Grafschaftding s. auch Knuts Gesetze I. Cap. 17. p. 153) aufgeführt werden. Vgl. Alfreds englische Gesetze, Cap. 30. p. 49. Leg. Edovardi Conf. 29, 35. p. 294, in Beziehung auf das folcgemote (Volkding), und Leg. Henrici I. Cap. 78. p. 261, in Beziehung auf Halimot.

ı einen für das Hundrede, den andern für den Her-
ı, außer der Beute; diese erhielt des Diebes Herr alle.
enn das Hundrede eine Spur in ein anderes Hundrede
folgte, und den Leuten dieses Hundrede anzeigte, mußte
mit ihm gehen und im Unterlassungsfalle dem Könige
30 Schillingen büßen. Wer dem Urtheile des Hun-
de nicht Folge leistete, oder es verwarf, mußte dem
ındrede 30 Pfennige (denarios) geben, und das zweite
ıl 60 Pfennige, die Hälfte dem Hundrede, die Hälfte
a Herrn, und das dritte Mal 10 Schillinge; beim
rten Male verlor er Alles, was er hatte, und ward
ag (id est anul vel enlen, wie erklärend hinzugesetzt
d, nach teutschem Ausdruck: ehrlos und rechtlos), wenn
König ihn nicht mit der Heimathschaft begnadigte.
Hundrede, sowie auf jedem Volkgemote (in omni
lico), sollte in jeder Sache gerichtet und zur Erfül-
g des Urthels eine Frist gesetzt werden. Wer die Frist
ch, außer wenn ihn der Herrenbann (d. i. Herrendienst)
r Krankheit abhielt, mußte mit 30 Schillingen büßen
an einem festgesetzten Tage thun, was er früher ge-
t. Unbekanntes Vieh durfte Niemand kaufen ohne
ıgenschaft eines Mannes, des Hundrede oder der Män-
der Zehnschaft (hominum decimalium)[19]. Edgars
etze bestimmen, daß jeder Mann sowol innerhalb als
erhalb der Burgen (d. h. befestigten Orte, mit zu-
menhängenden Wohnungen, aus welchen nachmals
Städte sich bildeten) unter Bürgschaft stehen, und
es nicht war[20]), in eine Burg oder ein Hundrede
ßt werden solle. In jeder Burg mußten 33 zur Zeu-
schaft erkoren sein, in kleinen Burgen und in jedem
ndrede 12, doch konnte sie auch mehr wählen. Jeder-
m mußte mit dem Zeugnisse von zwei oder drei von
zur Zeugenschaft Erkorenen, welche beeidigt wurden,
Sache kaufen und verkaufen, mochte es in einer
g oder einem Wäpentak (andere Benennung für
ıdrede) sein. Wer auf einen Kauf ritt, mußte es
n Nachbarn verkünden, wohin er ritt, wonach er
und wenn er heimkam, kundthun, auf wessen Zeug-
er den Kauf abschloß; letzteres mußte er auch bei
n unerwarteten Kauf ohne verkündete Ausfahrt, und

19) Wie die Gerefen überhaupt alle vier Wochen ein Gemot
ı mußten, s. Edwards Gesetze. II. Cap. 10. p. 63. Äthel-
Gesetze. VII. Cap. 1—5, 7. p. 92, 93. 20) Edgars
ze. II. B. Cap. 1. p. 104, das and the hit naes könnte
geneigt sein, auf das Folgende zu beziehen, nämlich, daß
ißen solle, jeder, der noch in keiner Burg oder keinem Hun-
sei, solle in eine solche oder ein solches gesetzt werden.
dgars Gesetze, I. B. Cap. 6 be borgum (von Burgen) und
7 be tyhtbysigan (S. 101) schon festgesetzt haben, daß jeder
en solle, einen Bürgen zu haben, auch wenn er in einem Hun-
war. Aber hier ist nicht von der absoluten Nothwendigkeit,
einem Bürgen stehen zu müssen, die Rede. Aus Verglei-
von Gesetz I und VII geht also hervor, wer in keiner Burg
keinem Hundrede war, mußte nothwendig unter einem Bür-
tehen, wenn er nicht in eine Burg oder ein Hundrede gesetzt
n wollte. War er in einer Burg oder einem Hundrede, so
e er zwar ohne Bürgen sein, ward er aber eines Verbrechens
tigt, so war er, wenn er nun keinen Bürgen mehr fand,
Gesetze verfallen, und das Hundrede bemächtigte sich seiner
oder todt.

hatte, wenn es lebendiges Vieh war, es mit dem Zeug-
nisse seiner Tunschaft (Ortsbewohnerschaft) auf die ge-
meine Weide zu bringen. That er es nicht vor fünf
Nächten, so mußten es die Tunmänner (Ortsbewohner)
dem Hundrede-Ältern (hundrodesealdor, hudrode-
sealdor, dem Vorsteher der Hundertschaft) verkünden,
und sie selbst und ihre Hirten blieben ohne Strafe, aber
der, welcher es hergebrachte hatte, verlor sein Vieh, weil
er es den Nachbarn nicht hatte bekannt machen wollen, und
der Grundherr (landrica) erhielt die Hälfte, und die Hälfte
das Hundred. Blieb es aber fünf Nächte unverkündigt
auf der gemeinen Weide, so mußte überdies auch jeder
Hirte noch mit der Haut büßen. Sagte der, welcher
das Vieh gebracht, aber aus, daß er es mit dem Zeug-
nisse der Männer kaufte, die zur Zeugenschaft ernannt
waren, war es in einer Burg oder in einer Hundert-
schaft, und der Hundrodesealdor (Vorsteher der Hun-
dertschaft) brachte in Erfahrung, daß es wahr war, so
verlor jener dennoch sein Vieh, weil er es seinen Nach-
barn nicht hatte verkünden wollen, noch auch dem Hun-
drodesealdor, und er hatte weiter keinen Harm (Nach-
theil). War aber seine Aussage falsch, so mußte er als
Dieb mit dem Kopf und Allem büßen, was er hatte[21]).
Nach Knuts Gesetzen mußte jeder Freimann (freomann,
Freier) über 12 Winter (Jahr), wollte er der Reinigung
und der Were[22]) (des Wergeldes), wenn ihn Jemand
bezichtigte, würdig sein, in ein Hundrede und eine Zehn-
schaft (teodhung) gebracht sein, oder er war hinfort kei-
nes Freirechtes (keines Rechtes eines Freien) würdig,
mochte er herdfest (ansässig) oder Folger (in eines An-
dern Gefolge) sein. Jeder mußte nicht nur in ein Hun-
drede, sondern auch unter Bürgschaft gebracht sein, und
der Bürge ihn zu jedem Rechte leiten und halten (I, 19.
154. Vergl. 23. S. 155, dessen Inhalt schon oben
bei Edgars Gesetzen von der Bürgenstellung vorkam).
Jeder glaubwürdige (getriwa) Mann, der nicht öfter
beschuldigt war, und dem weder ein Eid noch ein Or-
dal mißlang, war in seinem Hundrede einfacher Rei-
nigung würdig, aber einem unglaubwürdigen (untrivan,
untreuen) Manne mußte man einen einfachen Eid in drei
Hundreden und dreifachen Eid, so weit das Gebiet der
Burg reichte, kiesen, oder er zum Ordale gehen (I, 20.
S. 154). War Jemand ohne Vertrauen bei dem Hun-
drede und oft bezichtigt, so blieb ihm dann, wenn ihn
drei (nach Wilhelms Gesetzen I, 50. S. 187 vier)
Männer auf einmal anklagten, nichts übrig, als zum
dreifachen Ordal zu gehen (nach Wilhelms Gesetzen I, 50,
S. 158 sich selbst 12 [mit 11 Eideshelfern] zu reinigen;
entfloh er, mußte der Herr sein Wergeld entrichten (li

21) Edgars Gesetze. II. B. Cap. 1—10. p. 104—106, wo
man die Rechtsbestimmungen über das Bewahren des gestohlenen
Viehes durch den Grundherrn, bis der Eigenthümer es zurück
erhielt, einzeln angegeben findet, nicht minder, wie die Tun-
männer und ihre Hirten bei des Königs und seiner Degen Vieh
ebenso gut, wie bei ihrem eigenen Viehe Nachsuchung halten durf-
ten. 22) d. h. der Sicherheit, welche seine Person dadurch
genoß, daß sein Todtschläger oder Verletzer das Wergeld eines
Freien, oder die Buße für Wunden zahlen mußte.

Sire rende sun were). Sagte der Herr (hlaford), daß ihm weder Eid noch Ordal fehlschlug, seitdem das Gemot zu Winchester war, so mußte sich der Herr zwei glaubwürdige (getriwe) Männer aus dem Hundrede nehmen und beschwören, daß ihm weder Eid noch Ordal mißlang und er keine Diebesbuße erlegte, es war denn, daß er einen Gerefen hatte, der das zu thun würdig war. Leisteten die Zwei aus dem Hundrede den Eid, so mußte der Bezichtigte einfaches Ordal vollziehen, wenn die Sache ein Pfund, in den drei Hundreden hingegen, wenn sie 30 Pfennige betrug. Wagten die Drei aus dem Hundrede den Eid nicht zu leisten, mußte er zum dreifachen Ordale gehen (Knuts Gesetze I, 27. S. 157. Leges Henrici primi, cap. 65. §. 2. p. 258). Wer in dem Gemote sich selbst oder seine Mannen durch Gegenbeschuldigungen vertheidigen wollte, hatte das Alles umsonst gesagt und mußte dem, wie es dem Hundrede recht dünkte, antworten (d. h. die Rechtsbestimmungen erfüllen, Knuts Gesetze I, 24. S. 1256). Jeder Herr (hlaford) mußte seine Hausleute oder Gesindeschaft (hiredmen) unter seiner Burgschaft haben, und wenn man ihn irgend einer Sache zieh, im Hundrede antworten (Rede stehen, die Rechtsbestimmungen erfüllen), Knuts Gesetze 28. S. 158. Vgl. die Leg. Edov. Conf. vulgo adscr. 2127. p. 289, nach welchen der Hausherr auch bei den Übelthaten der drei- und mehrnächtigen Gäste dem Hundrede verantwortlich war, da er sie, wie seine Gesindeschaft (familia), unter seiner Burgschaft haben mußte. Knuts Gesetze I, 16. S. 153, sowie auch Wilhelms Gesetze I, 41. S. 186 bestimmen, daß Niemand den König suchen dürfte, außer wenn er sein Recht in seinem Hundrede nicht erlangen konnte, und das Hundredesgemote (Hundrede-Gerichtsversammlung) suchen mußte bei Strafe, ganz so, wie es Recht war, es zu suchen. Wilhelms Gesetze III. 14. Cap. S. 191, da, wo sie davon reden, wie man das Hundrede und die Shire (Grafschaft) suchen solle, wie die Vorgänger festgesetzt, bestimmen, daß die, welche gesetzlich erscheinen sollten und nicht erschienen, einmal vorgemahnt werden und, wenn sie zum zweiten Male nicht erschienen, ein Ochse (nach den Leg. Henr. pr. Gr. p. 244 30 Denare, wenn die Schuld gegen das Hundrede war und keine gesetzlich gültige Säumniß sie verhindert hatte), und wenn zum dritten Male nicht, ein zweiter Ochse (nach den Leg. Henr. 30 Denare), und wenn zum vierten Male nicht, von der Habe dieses Menschen das Ersatzgeld für das, was er begangen, das Ceapgyld, genommen und überdies die Strafe für den König wegen des Gerichtsbruchs, oder, wie die Leg. Henrici pr. sich ausdrücken, die volle Wette (Strafe, plena wyta) genommen werden mußte. Nach Knuts Gesetzen I, §. 14. S. 153 und Wilhelms Gesetzen I, 41. S. 185 hatte, wer zu leisten versagte, was Rechte, Gesetze und Gerechtigkeit erfoderten, als Strafe an den verwirkt, welchem sie zustand, wenn an den König, 120 Schillinge (nach Wilhelms Gesetzen VI livres, 6 Pfund), wenn an den Earl (Wihelms Gesetze Cunte, Grafen) 60, und wenn an das Hundrede, 30 Schillinge; wir sehen zugleich, wie man die Rechnung nach dem großen Hunderte liebte, der König erhielt ein großes Hundert, der Earl die Hälfte eines solchen und das Hundrede ein Drittel eines solchen, sodaß wenn das Hundrede noch ein großes Hundert[23]) war, an ein Glied desselben ⅓ Schilling kam. Niemand durfte ein Pfand weder innerhalb der Shire, noch außerhalb derselben nehmen, bevor er in dem Hundrede dreimal um sein Recht gebeten (Knuts Gesetze I, 18. S. 153. Wilhelms I, 42. S. 186). Knut bestimmte, daß seine Forstbedienten aller drei Stufen von der Dingpflichtigkeit der Hundrede frei sein sollten[24]). Wilhelm der Eroberer verbot den Bischöfen und Archidiakonen, daß sie Gemote in kirchlichen Angelegenheiten im Hundrede halten sollten, damit geistliche Sachen nicht von Weltlichen gerichtet wurden[25]). In Beziehung des Mordes eines Nordmannes oder Franken (Franzosen), oder jedes Überseeischen setzte Wilhelm der Eroberer fest, daß wenn das Vermögen des Todtschlägers eines solchen nicht ausreiche, das Hundrede, in welchem der Todschlag geschehen, das Übrige zahlen sollte[26]). Wurde nach Heinrichs I. Gesetzen ein ermordeter Überseeischer (denn für einen Angel durfte das Murdrum nicht bezahlt werden) auf freiem Felde gefunden, so mußte das Murdrum vom ganzen Hundrede gemeinschaftlich, nicht von dem, dem das Land gehörte, bezahlt werden. Der Hundrodesealder (Aldermannus Hundredi) mußte, wenn ein solcher Ermordeter gefunden wurde, Pfand zur Sicherheit der Zahlung setzen. Ging ein Verwundeter in ein anderes Hundrede und starb hier, so mußte hier das Murdrum bezahlt werden. Wollte das Hundrede beweisen, daß der Ermordete kein Franzose sei, mußten 12 von den besten Männern des Hundrede schwören, und es ward ihnen geglaubt[27]). Sieben Hundrede galten, wenn man sie vor Gericht foderte, einer Shire (Grafschaft) gleich[28]). Was die Angeln hundred nannten, nannten die auch unter dem Gesetze der Angeln lebenden Grafschaften Warwichshire,

---

23) Bei der Liebe der Germanen zur zwölf kann man sicher annehmen, daß das Hundrede ursprünglich aus einem großen Hundert bestand; anders war es später. So heißt es in den Eduard dem Bekenner zugeschriebenen Gesetzen (Leg. Eduard. Conf. 26, 32. p. 291), daß die Centurionen oder Centenarien über hundert Freibürgen gerichtet, und über zehn Dekananen (angelsächs. tien heofod, tende heved, Haupt von Zehn, Richter über Zehn) gesetzt gewesen. 24) Knut (Constitutio de foresta, Cap. 9. p. 178) drückt dieses so aus: immunes, liberi et quieti ab omnibus provincialibus summonitionibus et popularibus placitis, quae *Hundred-laghe* Angli dicunt. Hundred-laghe bedeutet Hundert-Gesetze. 25) Constitutio Guilelmi Nothi bei *Seldenus*, Janus. Lib. II. §. 14. Vergl. Charta Edw. III. pro Abbatia S. Remigii Remens. in den Monast. Anglic. T. II. p. 993, wo verboten wird, die Mönche dieses Klosters zu mahnen, zu den Hundreden und den Shyren zu gehen, sondern sie sollen die Pröpste oder einen von ihren Leuten schicken. 26) Wilhelms Gesetze, III. Cap. 3. p. 189, 190. 27) Leges Henrici I. Cap. 91, 92. p. 270—272, s. daselbst auch noch andere Rechtsbestimmungen, namentlich darüber, wenn ein Baron sein Land aus dem Hundrede nehmen wollte, wenn er wegen eines daselbst gefurbenen Ermordeten hatte Pfand setzen müssen. Über das Verhältniß der Barone zu den Hundreden s. Cap. 48. p. 242, wo bestimmt wird, daß kein Baron allein Gericht über ein Hundred oder über das, was mehre angehe, Gericht halten solle. 28) S. das Nähere in Leg. Heur. I. Cap. 48. §. 1.

shyre, Notinghamshyre, Leyceſtershyre, Northamp-
yre, bis nach Watlingſtrete und acht Meilen über
ingſtrete hinaus, Wäpentak (latiniſirt Wapenta-
n) d. h. Waffenberührung, und Beſtätigung durch
Waffenberührung [29]). Wenn nämlich Jemand das Vor-
amt einer Wäpentak (eines Hundrede) erhielt, er-
r ſich alle Ältere, ſobald er auf dem Verſammlungs-
(Dingplatze) vom Roſſe ſtieg, vom Sitz und gingen
m; er nahm mit emporgehobener Lanze von Allen
Bündniß an, indem Jeder mit ſeiner Lanze des
Vorſtehers Lanze berührte. Es hieß alſo jene Ver-
lung Wäpentak, weil ſie durch gegenſeitige Berüh-
mit den Waffen ſich mit einander verbündet hatten.
die Eduard dem Bekenner zugeſchriebenen Geſetze.
Dudo wiſſen wir, daß auch die Dänen beim Schlie-
on Bündniſſen ihre gegenſeitige Zuſtimmung durch
anderſchlagen der Waffen kundgaben [30]). Aus
tus Germ. (12) iſt bekannt, daß die Germanen über-
auf Volksverſammlungen ihren Beifall einer vor-
genen Sache durch Zuſammenſchlagen der Framen
ße) gaben. Nicht minder lehrreich iſt die nordiſche
sart bei Verelius: daemt med wapnataki (geur-
mit Waffenberührung), d. h. Beſtätigung des Ur-
des Richters, indem deſſen Speer die Beiſitzenden
hren Speeren berührten. Wir brauchen daher nicht
Sommer (Dict. AS.) Wäpentak ſo zu erklären, als
, ſo oft ein neuer Herr geweſen, die Vaſallen ihm,
Zeichen ihrer Unterwürfigkeit, ihre Waffen über-
. Auch iſt in der betreffenden Stelle der Leg.
. nicht vom Herrn des Hundredes, ſondern vom
eher deſſelben die Rede; denn es heißt: cum quis
acciperet *praefecturam* Wapentachii, und nicht
nium. Nach Spelman (unter Wapentake) und
(Geſch. von England, 2. Cap.) war außer den
tlichen Zuſammenkünften der Hundrede noch eine
he Zuſammenkunft zu einer allgemeinen Unterſuchung
olizei angeſetzt, wo die Verbrechen unterſucht, die
äuche der Magiſtrate verbeſſert und alle Perſonen
ngen wurden, die Decanarie anzuzeigen, worin ſie
eichnet waren. Das Volk kam hier nach der Weiſe
Vorfahren, der alten Teutſchen, mit den Waffen
men; weswegen ein Hundrede zuweilen (war
gauthümlicher Gebrauch) eine Wapentake genannt
, und ſein Gericht diente blos zur Erhaltung der
zucht und zur Verwaltung der bürgerlichen Gerech-
. Wir glauben, wenn wir Obiges betrachten, viel-
Wäpentak (Waffenberührung und Beſtätigung durch
rührung) habe man zuſammenfaſſend auf diejenigen
etragen, welche jene Beſtätigung übten, nämlich auf
Gerichtsverſammlung im Gegenſatze zum Richter.

Während alſo Hundrede den Namen von der Anzahl ſeiner Mitglieder hatte, hatte ihn Wäpentak von ſeiner Verrichtung. In Äthelreds Geſetzen, II (Concilium Wanetungense), welche Cap. 4. S. 110 (vgl. Leg. Edovardi Conf. 25, 31. p. 291) beſtimmen, was man geben mußte, wenn man den Frieden in einer Wäpentake oder einem Hundredesgemote brach, hat Cap. 9 vorzüglich die Aufmerkſamkeit der engliſchen Geſchichtſchreiber, ſo z. B. Hume's, auf ſich gezogen, weil ſie darin den Urſprung der Gerichte der Geſchworenen bewundern und verehren. Äthelreds Geſetz beſtimmt nämlich, daß man das Gemot in jeder Wäpentak haben und die 12 älteſten Degen (thegnas, Thane) und der Gerefa mit hinausgehen, und auf das Heiligthum ſchwören ſollten, welches man ihnen in die Hand gab, daß ſie keinen Schuldloſen beklagen und keinen Schuldhaften verhehlen wollten. Was in den Wäpentaken oder Hundreden nicht ausgemacht werden konnte, ging an die Thrihingen. Trihing hieß nämlich der dritte Theil einer Provinz und umfaßte drei, vier oder mehre Hundrede, und die Vorgeſetzten der Thrihingen hießen Thrihingerefas. Der Wirkungskreis der Tidingen oder Teodungen war alſo himmelweit von dem der Thrihingen verſchieden; denn dieſe ſtanden unter den Hundreden, und ihre Wirkſamkeit beſchränkte ſich auf Einfoderung von Bußen wegen Gerichtsbrüche, auf Schließung von Vergleichen über Weiden, Wieſen, Felder, und andere Streitigkeiten unter den Nachbarn, während, wie wir oben beiläufig ſahen, die Hundrede vorzüglich mit Beſtrafung von Diebſtählen, namentlich des hauptſächlichſten Reichthums, des Viehes, ſich beſchäftigten. Der Vorſteher einer Teodung hieß tienheofod, Haupt von Zehn (Leg. Edov. Conf. cap. 26—28, 32—34. p. 291—293). Der Vorſteher eines Hundrede, angelſächſiſch Hundrodesealdor, hieß lateiniſch hundredarius und praepositus hundredi, und ward urſprünglich aller Wahrſcheinlichkeit nach [31]) vom Volke gewählt, nachher wurde er von Kanzler, Schatzmeiſter und den Baronibus scacarii deſignirt (Statutum Edw. II. an. 9). Als endlich alle Hundrede, wie es früher geweſen, den Grafſchaften zurückgegeben und ihnen einverleibt wurden, erhielten die Vicecomites den Befehl, taugliche Hundredaren und andere Diener zu wählen (Statuta Edw. III. ann. 2. cap. 13 et ann. 14. cap. 9). Dieſes galt nämlich nach Spelman von den Hundreden, welche unter dem Könige ſtanden, nicht von denen, welche mit Erbrecht durch königliche Privilegien an Andere gegeben waren. Nach du Fresne wäre hundredarius und praepositus hundredi mit dominus hundredi gleich, wir glauben aber, daß ein Hundrede, wenn es vom Könige verſchenkt war, ſowol einen Hundredesherren, als einen Hundredesältern (Richter) hatte. Bei Verleihung von Hundreden wurde natürlich auch der Grund und Boden mit vertheilt, Eine Hundrede in dieſer Beziehung

29) Anglice enim arma vocantur *waepnu* et *taccare*, con-
; quasi armorum confirmatio, vel ut magis expresse se-
n linguam Anglicam dicamus, Wapentac, armorum tactus
aepnu enim arma sonat, *tac* tactus est. Leg. Edovardi
soris (ei vulgo adscriptae) Cap. 27, 33. p. 292. Berüh-
nrühren, heißt gothiſch tekan, angelſächſ. taekan, engl.
ltnord. lat taka, dän. tage. 30) *Dudo*, De moribus
is Normannorum. Lib. III.

31) Dieſes läßt ſich aus der germaniſchen Verfaſſung mit Sicherheit ſchließen. Du Fresne unter Hundredarii, p. 811, will dieſes auch unter Wapentachium lehren, doch kann jene Stelle auch nur auf die Beſtätigung des Hundredars bezogen werden.

bestand aus einigen 100 Hyden, eine Hyde aus 100 Äckern [32]). Hundredes-penny hießen die Leistungen, welche vom Hundrede an die Vicecomites und Vorsteher der Hundrede gegeben werden mußten [33]); Hundretsetena die Satzungen, Verfassung des Hundreds [34]).
(Ferdinand Wachter.)

Hundsblatter, s. Schalblase.

HUNDSFELD, Stadt der königl. preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, im Fürstenthum und Kreis Öls. Von Breslau nur eine Meile nordöstl. an der Straße nach Öls und dem rechten Ufer der Weida, 403 Fuß über der Ostsee; offen, mit 96 Häusern, 809 Einw. (385 kathol., 354 evangel., 70 jüd.) Die Stadt, 1206 durch Herzog Heinrich I. von Schlesien dem Vinzentinerkloster der Prämonstratenser in Breslau für das ihm wichtigere Ohlau überlassen, gehörte dem Kloster bis zu dessen Aufhebung 1810, jetzt zur Herrschaft Hundsfeld, auch unter das Patrimonialgericht der Herrschaft. Am Orte sind ein Polizeimagistrat, ein königl. Untersteueramt (der herzogl. ölsische Zoll hat aufgehört), eine sehr alte kathol. Pfarrkirche, eine kathol. Schule, eine von der Commun 1793 gegründete evangel. Kirche und Schule, eine Synagoge. Ackerwirthschaft, geringer Handwerksbetrieb, zwei Krammärkte. Ein Gefecht zwischen Kaiser Heinrich V. und Herzog Boleslaus III. von Polen, im J. 1109, nach welchem viele Hunde sich einfanden, um die Leichen der Erschlagenen zu verzehren, und woher der Name Hundsfeld rühren soll, ist mehr geschichtlich widerlegt als erwiesen; richtiger ist es dagegen, daß der Ort bisweilen Friedrichsfeld genannt wird, weil Friedrich der Große im J. 1743 seine erste schlesische Revue hier hielt, und im Pfarrhofe quartierte. Das herrschaftliche Dominium Hundsfeld, nur ein Vorwerk, liegt am Ostende der Stadt, und es gehören außerdem zur Herrschaft Karlowitz und Schottwitz im breslauer, Sackrau im ölser und Pawelwitz im trebnitzer Kreise; die ganze Herrschaft aber unter das Fürstenthumsgericht Öls. *(Knie.)*

HUNDSFOT, kleiner Strop, womit der Läufer eines Takels (vergl. den nautischen Plan an Bd. VIII. dieser Sect. Fig 1. b) an den Strop eines Blocks (a. a. O. unter c) befestigt wird. *(C. H. Müller.)*

Hundsgrotte, s. unter Agnano.

HUNDSHÜBEL, Amtsdorf im Amte Schwarzenberg, erzgebirgischer Kreis, Königreich Sachsen; hat ansehnliche Spitzenklöppelei und Handel mit Spitzen und Eisenwaaren; 900 Einw. *(G. F. Winkler.)*

HUNDSHUNGER. Um das instinctartige, periodisch wiederkehrende Gefühl des Hungers zu beschwichtigen, nimmt der Mensch Speisen in den Magen auf, deren Menge je nach dem Lebensalter, dem Geschlechte, der Beschäftigung, aber auch ganz unabhängig von diesen Verhältnissen je nach der Individualität sehr verschieden ist. In Folge übler Gewohnheit geschieht es, daß manche Personen fortwährend, oder wenigstens so oft sich ihnen Gelegenheit dazu darbietet, ungeheure Quantitäten Speisen auf einmal zu sich nehmen, dann aber auch wenigstens das Gefühl der Sättigung bekommen. Ein solcher Zustand kann nicht wol den Krankheiten zugezählt werden, da sich solche Personen im Übrigen ganz wohl befinden; doch kommt es bei ihnen leicht *allmälig* zur Vielfräßigkeit, sodaß nicht sowol auf die Qualität, als auf die Quantität der aufzunehmenden Substanzen Rücksicht genommen wird, und so weiterhin wol selbst zum Verschlucken von unverdaulichen Dingen, von Messern, Glas u. dergl., welchen Zustand man mit dem Namen der Allotriophagie bezeichnet. Anders verhält es sich mit jenen Personen, die ebenfalls wol große Quantitäten von Speisen zu sich nehmen, aber das Gefühl der Sättigung ihres Hungers gar nicht, oder nur auf sehr kurze Zeit bekommen, und somit durch ein fortwährendes Hungergefühl zur Aufnahme neuer Speisen getrieben werden. Dieser Zustand ist als eine Krankheit anzusehen, die man mit dem Namen des Ochsenhungers (Bulimos, s. Bulimia, s. Bulimiasis, von *βοῦς*, der Ochse, und *λιμὸς*, der Hunger) belegt hat. Man unterscheidet übrigens drei Varietäten oder Formen des Bulimos:

a) Hundshunger (Fames canina s. Cynorexia, richtiger Cynorexis, von *κύων*, der Hund, und ὄρεξις, das Verlangen, die Begierde), wenn das Genossene nach einiger Zeit unverdaut wieder ausgebrochen wird.

b) Wolfshunger (Fames lupina s. Lycorexia, richtiger Lycorexis, von *λύκος*, der Wolf, und ὄρεξις), wenn das Genossene nach kurzer Zeit unverdaut durch den Stuhl abgeht.

c) Eigentlicher Bulimos, wenn es weder zum Erbrechen, noch zu einer vorzeitigen Entleerung durch den Stuhl kommt. Diese Form findet sich selten und ein anhaltendes Übel, weil sie bei einiger Andauer in die erste oder zweite Form übergeht; dagegen findet sie sich öfter als ein periodisch eintretender Zufall, z. B. nach anstrengenden Märschen, selbst bei Menschen, die im Übrigen ganz gesund sind. Es entsteht Druck und Angst in der Herz- und Magengegend, Abspannung des ganzen Körpers, ohnmachtartige Zufälle, die schnell durch den Genuß von etwas Speise beseitigt werden, selbst wenn auch erst vor kurzer Zeit eine Speiseaufnahme stattgefunden hatte. Man bezeichnet diesen Zufall als Heißhunger. Übrigens scheinen die griechischen Ärzte das Wort Bulimos nur vom Heißhunger und nicht in der weiten Ausdehnung gebraucht zu haben, die es jetzt in der ärztlichen Sprache hat. So heißt es bei Galenus (Definitiones medicae, No. 256. Edit. *Kühnii*. T. XIX p. 418): „Unter Bulimos versteht man, wenn schon nach sehr kurzen Zwischenräumen das Verlangen nach Speise entsteht. Die daran Leidenden werden schwach, blaß, ohnmächtig und bekommen kalte Extremitäten; es entsteht

32) *Gervasius Tilberiensis*, Lib. de Scacario p. 1. Cap. penult. 33) S. über diese Leistungen Charta Henrici II. Reg. Angl. Monast. Angl. T. II. p. 184. 34) Privilegium Edmundi Regis Angl. dat. 944 apud *Malmesbur*. Lib. II. de Gest. Reg. Angl.: jura, consuetudines et omnes forisfacturas omnium terrarum suarum, id est, burggerita et *hundretsetena*, athas et ordalas etc. Spelman fragt, ob nicht accatena? zu lesen, doch Sommer verwirft eine Änderung, da im Text. Roff. steht: debent habere constitutionem hundredi, quod Angli dicunt *Hundretsetene*.

Druck in der Magengegend und der Puls wird klein." Daß Galenus das Wort Bulimos in diesem Sinne gebraucht habe, dafür sprechen auch noch zwei andere Stellen, nämlich: De remediis parabilibus, Lib. I. Cap. X. Edit *Kühnii*. T. XIV. p. 374, und Commentarii in Hippocratis Aphorismos. Edit. *Kühnii*. T. XVII. Pars II. p. 501. Am letztgenannten Ort empfiehlt er nämlich den Wein als Heilmittel, und fügt dann hinzu: Beim Bulimos findet ein Darniederliegen der Kräfte statt, das zwar vom Hunger ausgegangen ist, aber von diesem nicht mehr begleitet wird.

Die Ursachen der verschiedenen Formen des Bulimos sind mannichfaltig; meistens bildet er aber keine für sich bestehende, eigenthümliche Krankheit, sondern nur ein Symptom anderer Krankheiten. Sehr häufig wird er von einer nervösen Reizung des Darmkanals bedingt, wenn er, z. B. bei der Kriebelkrankheit, bei Würmern, namentlich beim Bandwurm, im Verlaufe mancher intermittirender Fieber, bei Hysterischen, bei Gemüthskranken vorkommt; andere Male liegen besondere Abnormitäten des Darmkanals zum Grunde, deren ursächliches Moment oder deren begleitende Umstände darüber Aufschluß geben, z. B. Lienterie, chronischer Durchfall, chronisches Erbrechen durch organische Fehler des Magens &c. Hat das Übel bereits längere Zeit angehalten, so entsteht Abmagerung, hektisches Fieber, Obstruction der Unterleibsorgane, Wassersucht &c., und der Ausgang ist dann meistens übel. Die Behandlung muß die zum Grunde liegenden Ursachen zu beseitigen suchen, die Würmer durch Anthelminthica, die Nervenreizbarkeit des Darmkanals durch ölige Mittel und Antispasmodica, die Lienterie, den Durchfall durch Tonica, das Erbrechen durch die hierzu geeigneten Mittel, und hauptsächlich muß sie auf eine gehörige Regulirung der Speiseaufnahme Rücksicht nehmen, damit keine Überfüllung des Magens stattfindet.

Die größere und häufig wiederkehrende Begierde nach Speisen, die man in der Reconvalescenz von manchen acuten Krankheiten beobachtet, oder hin und wieder bei Schwangern, oder im Knaben- und Jünglingsalter zu der Zeit, wo das Wachsthum rasch vorschreitet, kann man kaum als zur dritten Form des Bulimos gehörig ansehen. In diesen Fällen ist eine größere Stoffaufnahme wirkliches Bedürfniß des Körpers, um den durch die Krankheit erlittenen Verlust zu ersetzen, oder um zureichendes Material für die Ausbildung eines neuen oder des eignen Organismus zu gewinnen. Hier bedarf es nur einer gehörigen Regulirung der Speiseaufnahme, um jede Überfüllung des Magens zu verhüten.

Beim Heißhunger ist der mäßige Genuß von Wein oder andern Spirituosis als prophylaktisches Heilmittel von Nutzen. (*Fr. Wilh. Theile.*)

HUNDSKEHL, ein sehr rauhes Seitenthal vom Zillergrund in Tyrol, und Passage aus Mayrhof am Ziller nach Prettau in Ahre. (*Rumy.*)

Hundskrampf, s. Krampf.

HUNDSMILBE (Acarus reduvius *L.*), auch die kleine Milbe genannt, ein für die Rinder sehr lästiges Insect; es durchbohrt die Haut und kommt zum Theil äußerlich in den Thierkörper, findet sich sehr häufig in Wäldern und Gebüschen, und geht hier auf das weidende Rindvieh über. Obgleich man dasselbe mit Weingeiste tödten kann, so ist dieses Mittel doch selten bei großen Heerden anwendbar; am besten ist es, das Vieh im Stalle zu füttern, und ihm das Holzgras aus dem Walde zu überliefern. (*Fr. Heusinger.*)

HUNDSRIBBENINDIANER (Dog rib'd Indians), ein indischer Volksstamm im hohen Norden des amerikanischen Binnenlandes, nordwestlich vom großen Sklavensee. Sie sind ein Zweig der großen Familie der Schepewyans (Chepewyans), die zwischen 48° bis 68° nördl. Br. wohnen, und grenzen im N. an die Kupfer-, im O. und S. O. an die Nord-, im S. W. an die Biber- und Binnen-, und im W. an die Nathana-Indianer, welche Nachbarn sämmtlich ihre Stammgenossen sind. Sie bewohnen ein rauhes und unwirthbares Land, mit Hügeln und Bergen bedeckt, das keine andere Vegetabilien als ein eßbares Moos und Beeren erzeugt, die mit zu ihrer Nahrung dienen, während ihre Hauptnahrung aus Wildpret und Fischen besteht. Ihr Stamm ist nicht zahlreich, und als Mackenzie sie kennen lernte, war ihnen der furchtbarste Feind ihres Stammes, der Branntwein, sowie auch der Gebrauch des Tabaks, noch unbekannt. Sie sind im Ganzen weniger wohlgebildet als die übrigen Indianer, von mittelmäßiger Statur, und selten von starkem Körperbau. Ihre Haut ist schwarzbraun, ihre Gesichtszüge sind grob; ihr Haar lang und glatt und meist von dunkler Farbe. Die Frauen sind theils hübscher, theils auch von so rohen Formen, wie die Männer, und von schlechter Haltung, was von den harten Arbeiten herrührt, die sie verrichten müssen, indem sie ganz als Sklavinnen betrachtet und behandelt werden. Die Männer nehmen so viele Frauen, als sie ernähren können, und obschon sie auch eifersüchtig sind, so kommt es doch häufig vor, daß sie Freunden und Verwandten den vertraulichern Umgang mit denselben gestatten, auch häufig mit den Frauen wechseln; und es ist nichts seltenes, daß sich der Stärkere ohne Weiteres des Weibes des Schwächern bemächtigt. Ihre Kleidung ist ganz einfach; im Winter bedecken sie den Körper mit einem Thierfelle, dessen behaarter Theil inwendig gekehrt wird, im Sommer bekleiden sie sich mit einer bloßen Haut. Sie tätowiren ihr Gesicht mit 3—4 parallel laufenden schwarzen Strichen und durchbohren den Nasenknorpel mit Federspulen. Ihre Hütten sind unten halbrund, mit Rinde und Baumzweigen bedeckt, und je zwei derselben stehen einander gegenüber; in der Mitte wird das Feuer angezündet. Ihre Hauptnahrung besteht, wie schon oben bemerkt wurde, aus Fischen und Wildpret, das vorzugsweise ihnen die Jagden auf Rennthiere liefern. Sie verzehren Fleisch und Fische theils roh, theils gebraten oder gesotten; sie können eine ungeheure Quantität von Nahrungsmitteln zu sich nehmen, sind aber auch im Stande, den Hunger in bewunderswürdiger Weise zu ertragen. Ihr dürftiges Hausgeräthe besteht aus Schüsseln von Holz, Rinde und Horn, die Kochgeschirre aus Watepa. Aus den Fasern der Weidenrinde machen sie Garn, und aus Rennthierseh-

nen Schnauzen zum Fischangeln. Die Spitzen ihrer Pfeile und Speere bestehen aus Knochen, Horn und Feuersteinen, zuweilen auch aus Eisen, das sie theils von ihren Nachbarn eintauschen, mehrentheils aber vom Sklavenfort beziehen, wohin sie die Ausbeute der Jagd verkaufen. Die Keulen, deren sie sich im Kriege bedienen, sind Rennthierhörner, wovon die Zacken abgenommen sind.

Ihr Charakter ist ruhig und ernst, jedoch furchtsam und geizig, daher sie sich häufig Betrügereien im Handel zu Schulden kommen lassen. Werden sie dabei ertappt, so dulden sie geduldig die härtesten Strafen, rächen sich aber fürchterlich, wenn sie unschuldig beleidigt werden. Mit den Eskimoern leben sie nebst ihrem ganzen Stamm in beständiger Fehde, die sich auch, um ihren unversöhnlichen und grausamen Feinden zu entgehen, nach dem höchsten bewohnbaren Norden zurückgezogen haben. Unter sich leben sie im Frieden, der jedoch, wenn ihnen erst der unglückbringende Branntwein bekannt geworden ist, gewiß öfter gestört werden wird. Ihre Sprache ist hart und rauh und schwer zu erlernen. Sie zeigen große Zärtlichkeit gegen ihre Kinder, aber auch gleiche Fühllosigkeit gegen schwache und hilfsbedürftige Greise, die sie unbekümmert ihrem Schicksal überlassen, jedoch nicht tödten, wie dieses bei vielen rohen Völkern der Fall ist. Dem Andenken Verstorbener bezeugen sie große Achtung, trauern lange Zeit um dieselben, und schneiden sich zum Zeichen der Trauer die Haare ab.

Nach ihrer einfachen Naturreligion glauben sie an ein höchstes gutes und ein höchstes böses Wesen, und an eine künftige Fortdauer, die ihnen, je nach ihrem Wandel, Strafe oder Belohnung bringen wird. Die Guten werden sich in einem ewigen Freudenrausche befinden, die Bösen aber bis an das Kinn im Wasser stecken, und nie die glücklichen Inseln, den Wohnsitz der ewigen Freude, erreichen. (D. *J. C. Schmidt.*)

HUNDSRÜCKEN (Tractus Hunnorum) ist 1) der Name des hohen Gebirglandes zwischen dem Rheine, der Mosel und Nahe. Der alte **pagus Hunesruck**, oder auch **Hundesruck**, wie er in fränkischen Urkunden vorkommt, hatte die nämliche Begrenzung. Die Ableitung des Namens ist mannichfaltig versucht worden. Vielleicht verdient folgende vom gelehrten Freher den Vorzug [1]). Die von Constantin I. und von Constantius überwundenen, und auch von Valentinian I. und Gratian bekriegten Sarmaten, mit denen Gothen und Hunnen vermischt waren, sollen von letztgenannten Kaisern, die fast beständig zu Trier wohnten, zum Theil in jenen ungünstigen Landstrich zum Ansiedeln versetzt worden sein. Man beruft sich in dieser Hinsicht auf eine Stelle des Ausonius [2]). Der fürchterliche Zug Attila's in der Mitte des 5. Jahrh. vom Rheine her über diese Bergrücken nach Trier und weiter nach Gallien mag der Benennung das Siegel aufgedrückt haben. Von dem Andenken der Hunnen zeugen vielleicht auch die Benennungen des Schlosses Hunoldstein (im Volksausdrucke Hundstein), des Ortes Kastellaun (Kastelhun, Castellum Hunnorum), des Dorfes Huntheim, Honthausen, und des Brunnens Hun[illegible] bei Simmern.

Dies hohe Gebirgsland gehört zu dem großen Schieferzuge, der sich von Marburg im Hessischen bis nach Tournay erstreckt, und in seinen übrigen Theilen die Benennungen Taunus, Westerwald, Eifel, Ardennen erhält. Die Streichlinie der Gebirgschichten des Hundsrückens ist regelmäßig Südwest bis Nordost, und nach einigen Messungen, die bei Trier angestellt wurden [3]), machte sie mit der Erdachse einen Winkel von 53 — 80°, während das Fallen bald nach Nordwest, bald nach Südost, bald bei dem doppelten Blätterdurchgange vorzüglich des Thonschiefers, nach beiden Richtungen zu gleicher Zeit hervortritt. Das erste Lager dieser Streichlinie findet man zu Stromberg und Winterburg, das zweite bei Idar und Abentheuer, das dritte zu Ozenhausen und Nonnweiler, das vierte zwischen Hunoldstein und der Papiermühle bei Drohe in der Drohe, und zwischen Mettloch und der Hammerfähre oberhalb Saarburg an der Saar; das fünfte endlich, worauf Ehrenbreitstein bei Coblenz liegt, findet sich zwischen Lutzerath und Wittlich in der Eifel wieder. Ähnliche Lager streichen ebenso mächtig durch die hohe Eifel, die Schnee-Eifel und die Ardennen. Denselben, die entweder überall ausstehen, und felsige Gebirgsabhänge, oder nackte hohe Felsenkämme bilden, oder nur von niedriger Dammerde bedeckt sind, ist die Unfruchtbarkeit und Armuth aller ebengenannten Gebirgsgegenden zuzuschreiben.

Als einzelne locale Ausscheidungen aus dem Meere, welches diese Schiefergebirge gebildet hat, ist der Schieferkalk bei Stromberg auf dem Hundsrücken, dann bei Limburg an der Lahn, und zwischen Gerolstein und Blankenheim in der Eifel anzusehen, der häufig der Kunst einen schönen Marmor liefert. Quarzlager sind selten; die bedeutendsten fand Prof. Steininger bei Hunoldstein, von wo sie nach der Saar hinauf und dem Rhein hin abziehen. Nach dem Schiefergebirge, vielleicht da [illegible] lange Zeit als eine große Insel vom Meer umflutet wurde, und mit dem Innern der Voghesen, der Bergstraße, dem Spessart, dem Harze und einigen ältern westeuropäischen Gebirgen, eine größere Inselgruppe in den westlichen Meeren bildete, wo jetzt jüngerer Meeresboden diese alten Reste des festen Landes der Erde, zu einem neuen festen Lande vereinigt und Europa bildet, nach dem Schiefergebirge setzte sich aus einem jüngern Meere das Kohlengebirge nieder, das von Düppenweiler bei Saarlouis, bis an den Donnersberg sich an den Schieferzug des Hundsrückens anlegte, und zum Theil in alte Thäler des Urgebirges lagerte. In dem Kohlengebirge wechseln Schichten von Conglomerat und Sandstein mit Schieferthon, Thoneisenstein, Rotheisenstein, Eisennieren, Kohlenschie-

1) Orig. Palat. Part. II. C. 10, wie auch in seinem Comment. ad *Auson.* Mosellam. 2) In Mosella v. 9, wo er seine Reise von der Nahe bis an die Mosel beschreibt, und sagt: Arvaque Sauromatum *nuper* metata Colonis.

3) Ich habe diese bisher noch nicht bekannt gemachten geognostischen Beobachtungen der Mittheilung meines Collegen, Steininger, Prof. am Gymnasium zu Trier, zu verdanken.

lteinkohlen, dichtem kohlensaurem Kalke, Basalt,
Mandelstein und Grünstein, die in den hinziehen-
malen Höhen; den regellos durch einander gewor-
Kegelbergen, und den engen tiefen Thälern, den
orscher auf tausend Weisen beschäftigen. Der Ba-
bei Oberkirchen nordöstlich von St. Wendel, bei
nd am Donnersberg in dichte basaltische Lava um-
rt, und verhält sich allda gegen die Elektricität,
hte Lava vom Vesuv. Das dichte Graubraunstein-
Wabern, die Quecksilberberge der Pfalz, und die
der Gegend machen das Gebirge noch in einer
Rücksicht merkwürdig. Das bunte Sandsteingebirge
nun, als ein viel jüngeres Erzeugniß des Meeres,
ngezeigten ältern Gebirge. (*Wyttenbach.*)
Ein nicht unbedeutendes waldreiches Gebirge im
schen Kreis Eschwege, und der südlichste Theil der
n Werraberge. Von den Dörfern Langenhain und
dg, wo es sich erhebt, zieht sich sein langer schma-
ken, stets in nordöstlicher Richtung, bis zu den
der Werra bei Wanfried. Ein Theil dieses Ge-
ist der berühmte Basaltfelsen, die Blaukuppe.
(*G. Landau.*)

undsstern, s. Sirius.

UNDSVEILCHEN (Viola canina *L.*), wird
chweinen und Schafen gefressen; es erregt bei
n Genuß Erbrechen und Laxiren, und kann als
ittel gebraucht werden. (*Fr. Heusinger.*)

UNDSWUTH (Tollwuth, Hundetollheit, Wuth-,
ht, Wuthkrankheit, rabies canina), ist jene ei-
nliche, selbständige, ansteckende Krankheit, welche
glich am häufigsten bei Hunden und Wölfen, sel-
ri Füchsen, Dachsen und Katzen vorkommt. Auf
en übergetragen heißt sie auch, vermöge ihrer se-
en Wirkungen rc., Wasser-, Luft- und Lichtscheu
-, besser Hygrophobia, Pneumato- und Photo-
).

nter den Hunden sollen die Pudel, das Windspiel,
hnerhund, die Ketten-, Fuhrmanns- und Karren-
gleich jenen der Fleischhauer und Wasenmeister
bdecker rc. viel seltener toll werden, als die Spitze,
r, Dachshunde, und überhaupt alle verzärtelte
- und Schooßhunde; allein nach mehren Erfah-
fallen Hunde von jeder Race, von jeglichem Al-
Geschlecht, unter jeder Art ihres Verhaltens in
und Wartung, zu allen Jahreszeiten und bei jeg-
Witterung in diese Krankheit. Auch werden sie
em wirklich wüthigen Hunde gebissen, oder auch
nd geleckt, ebenso leicht toll, wie andere Säuge-
und wie der Mensch. Der erste tolle Hund soll
ein Männchen sein. Hunde vom ersten Wurfe
eine besondere Anlage zur Wuthkrankheit haben.
iufigeres oder selteneres Vorkommen hängt meh-
s davon ab, ob von herumschweifenden tollen
i viele oder wenig andere Hunde rc. verwundet
gesteckt worden sind. Endlich kann die Hunds-
uch von einem besondern, noch geheimen Einflusse
nosphäre entstehen, wie andere Epizootien.
us den in der berliner Veterinärschule neulich von
Hertwig angestellten Impfungsversuchen mit Hundswuth-
gift (s. in Dessen unten angeführten Beiträgen), hat sich
ergeben, daß allerdings auch in der zweiten Generation
die Fortpflanzung desselben möglich sei, und daß es hier-
bei sehr auf die verschiedene Empfänglichkeit ankomme,
die sich etwa wie 6 zu 1 verhält, und daß folglich von
mehren durch einen tollen Hund gebissenen Menschen
der eine die Wuth bekommen könne, und kein anderer,
welches freilich zu so vielen mit Unrecht gepriesenen Heil-
mitteln Gelegenheit gegeben habe.

Als Gelegenheitsursachen der Hundswuth nimmt man
an: 1) die Hundeseuche und Staupe, nebst deren nervö-
sen Folgekrankheiten; 2) Würmer; 3) Zahnschmerzen bei
jungen Hunden während des Durchbruchs ihrer Zähne;
4) die große Geilheit der Hunde, und die Schwierigkeit,
diesen Trieb bei Minderzahl der Hündinnen genügend zu
befriedigen; 5) Genuß des Aases von Thieren, die an
bösartigen und ansteckenden Krankheiten gefallen sind;
6) die Materie des Weichselzopfs, einer in den Weichsel-
gegenden vorzüglich heimischen Haarkrankheit der Men-
schen und Hausthiere; 7) muß das Übel um so öfter
sich entwickeln, je mehr der Hund seinen natürlichen Ver-
hältnissen im freien und wilden Zustand entfremdet ist,
woraus folgt, daß zur Verhütung der ursprünglichen
Hundswuth nichts sicherer wirken möchte, als den Hund
so zu behandeln, daß sein Zustand sich dem in der Frei-
heit möglichst nähere, wie in Ägypten, wo diese Thiere
zu Hunderten frei umherlaufen, und die Hundswuth
ganz unbekannt ist; 8) Abmattung der Hundemännchen
mit einer läufigen Hündin; 9) bei Hündinnen das Weg-
nehmen ihrer Jungen; 10) Hunger und Mangel an gu-
tem Getränk, oder auch unpassende Nahrungsmittel, und
Verweichlichung der Stuben- und Schooßhunde, Entzie-
hung der Fleisch- und Knochennahrung rc. Dieser Fall
tritt auch bei beißsüchtigen und deshalb wuthverdächtigen
Füchsen ein, wie neulich im Großherzogthume Baden (s.
Martin in den Annalen für d. gesammte Heilkunde rc.
[Karlsruhe 1828]. III, 2. Nr. 3).

Es gibt zwei Hauptformen der Hundswuth, die stets
gesondert vorkommen, und von so wesentlich gleicher Na-
tur sind, daß sie durch Ansteckung ineinander übergehen:
1) die stille Wuth; der Hund zeigt ein verändertes Be-
tragen, wird still, ruhig, ja traurig; sein Maul steht
mehr oder weniger offen, weshalb er fast gar nichts,
selbst nichts Flüssiges, schlingen kann, vielmehr weit stär-
ker geifert, als der rasend tolle Hund. Seine Beißlust
ist zuweilen kaum bemerkbar, ebenso wenig dessen Unruhe
und sein Trieb zum Fortlaufen. Häufig ragt die Zun-
genspitze etwas zwischen den Zähnen aus dem Maule
hervor. Die Stimme ist, wenn sie sich ja hören läßt,
ganz umgeändert, oder oft ganz lautlos; das Thier scheint
förmlich stumm geworden zu sein. In Bezug auf
Bewußtsein, Appetit zu Futter und Getränk, Abwe-
senheit der Wasserscheu, Leibesverstopfung, schnelle Ab-
magerung rc. verhält es sich im Wesentlichen ganz gleich,
wie bei den rasend tollen Hunden. Der Verlauf des
Übels ist bei beiden Formen sehr verschieden und ganz
unbestimmt. Es führt in allen Fällen den Tod herbei,

gewöhnlich durch allmälige, täglich zunehmende, Erschöpfung der Lebenskraft, binnen 6—8 Tagen nach dem ersten Erkranken. Zuweilen tritt der Tod früher ein, und die Thiere sterben dann plötzlich wie durch einen Schlagfluß.

2) Die wichtigsten Zeichen der rasenden Hundswuth, welche am öftersten vorkommt, bestehen in Folgendem: Die Hunde werden munterer, dienstwilliger, zum Zorne geneigter, oder träge und verdrießlich; doch wechselt diese Stimmung, sowie überhaupt die meisten Zufälle sich nicht anhaltend zeigen. Viele Hunde sind Anfangs sehr geneigt, an kalten Gegenständen zu lecken. Die meisten verrathen sogleich mehr oder weniger Unruhe, weshalb sie oft das Haus ihres Herrn verlassen, aber auch nicht selten dahin zurückkehren. Alle erkennen fast während der ganzen Krankheit ihre Herren und Pfleger, und geben ihre Anhänglichkeit durch Wedeln mit dem Schwanze, durch freundliches Entgegenkommen und Winseln zu erkennen, ja sie folgen noch in der ersten Zeit ihrem Herrn, verrichten auf dessen Befehl erlernte Kunststücke ꝛc. Ihre Freßunlust, besonders zu festen Nahrungsmitteln, dauert die ganze Krankheit hindurch; doch verschlingen sie in einzelnen Momenten Holz, Torf, Stroh, Glasscherben, zuweilen sogar ihren eignen Koth, welches Zeichen höchst charakteristisch ist. Alle wuthkranke Hunde können Wasser und andere Flüssigkeiten sehen, lecken und saufen in jeder Periode der Krankheit, ja manche suchen es mit großer Gier, manche können es ihres angeschwollenen Halses wegen nur nicht recht verschlucken. Blos einige sind gegen helles Licht krankhaft empfindlich; bei andern findet sich weder Licht-, noch Glanz-, noch Luftscheu. Alle leiden einige Zeit lang an hartnäckiger Verstopfung. In der Regel zeigen sie keinen vermehrten Begattungstrieb. Das wichtigste und bei allen bemerkbare entscheidendste Kennzeichen ist eine ganz eigene Veränderung ihrer Stimme, und die Art ihres Bellens; die ausgestoßenen Töne sind bald höher, bald tiefer, dabei etwas rauh und heiser, widerlich und ängstlich klingend. Der erste Anschlag des Bellens geht allemal in ein kurzes Geheul über mit etwas in die Höhe gehaltenem Maule. Die Neigung zum Beißen ist bei beißigen Hunden von hitzigem Temperamente heftiger, als bei gutmüthigen und phlegmatischen, ja sie geht sogar in wahre Mordsucht über, wo sie dann über alles Lebendige und Leblose in der Nähe herfallen, und selbst ihren eigenen Körper angreifen und zerfleischen. Zuerst beißen sie gern Katzen, am spätesten Menschen, und insgemein ganz stillschweigend, heimtückisch, ohne Knurren und Bellen; das Beißen besteht mehrentheils nur in einem hastigen Schnappen und Reißen mit den Zähnen. Andere Hunde pflegen sie häufig am Maul, After und an den Geschlechtstheilen zu beriechen, dabei mit dem Schwanze zu wedeln und dann ganz unverhofft und heftig zuzubeißen. Sehr viele schnappen oft in die Luft, als wenn sie Fliegen oder Mücken fangen wollten. Das äußere Ansehen ist in der ersten Zeit wenig oder gar nicht verändert; um den zweiten Tag aber werden die Augen etwas geröthet, und zuweilen wegen Empfindlichkeit gegen das Licht verschlossen. Die Haut an der Stirn und über den Augen fältelt sich, wodurch die Thiere wie schläfrig, mürrisch und verdrießlich aussehen. Später werden die Augen trübe, matt, oft wie mit einem feinen Staube bestreut, niemals aber feuriger und lebhafter. Manchen schwillt der ganze Kopf, andern nur die Nase oder Zunge mehr oder weniger an; die meisten bekommen ein struppiges Ansehen, und alle werden im Kurzen sehr mager. Ihr Maul ist meist mehr trocken als feucht, und in der Regel ohne Schaum und Geifer. So lange sie noch etwas kräftig sind, tragen sie den Schwanz ganz wie sonst und wedeln damit; nur bei zunehmender Schwäche *lassen* sie denselben schlaff herunterhängen. In der ersten Zeit der Krankheit gehen sie ganz wie gesunde Hunde, späterhin werden sie schwach am Hintertheil, und zuletzt kreuz- oder lendenlahm. Endlich werden sie immer schwächer, schleppen sich mühsam fort, straucheln häufiger, bleiben liegen, und enden binnen kürzerer oder längerer Zeit unter Zuckungen. Den zehnten Tag, vom Anfange der Krankheit gerechnet, überlebt kein toller Hund. Endlich stellt ein englischer Arzt noch folgendes Kriterium der wirklichen Hundswuth auf: Gesunde, selbst an Größe und Stärke überlegene Hunde sollen sich nie gegen einen wuthkranken, wenn er sie beißt, zur Wehre setzen, welches die Beobachtung von D. v. Martius in Nossen an seinem eigenen Hunde (s. Zeitschr. für Natur- u. Heilkunde V, 2. S. 238 fg.) bestätigt fand.

Bemerkt man an einem Thiere die genannten offenbaren Wuthzeichen, so muß man es sogleich tödten, tief vergraben, und die Stelle mit Steinen oder ungelöschtem Kalk überdecken. Aber einen blos wuthverdächtigen Hund, der ohne Anlaß Jemanden anfällt und beißt, sollte man mit Vorsicht einfangen. Der Fänger muß durch starke, mit Leder überzogene Kleidung geschützt sein, und bedarf außerdem, um das Thier fassen, festhalten, *fortschaffen*, und bei mislungenem Angriffe sich vertheidigen zu können, einer 3—4 Zoll langen Schlinge aus Messingdraht, an einem mehre Zoll langen Hefte befestigt, oder eines, 4—5 Zoll langen, mit Eisenbleche beschlagenen Stabes, zugleich als Wehr und Waffe, oder einer eisernen Zange. Das eingefangene Thier muß sicher verwahrt, gut verpflegt und lange genug vorsichtig beobachtet werden, um zu sehen, ob es auch wirklich toll sei, oder noch toll werde, damit im entgegengesetzten Falle die etwa von ihm Verwundeten nicht ohne Noth sich ängstigen, und, wie Beispiele lehren, allein vor Furcht und Schrecken wüthend und wasserscheu werden [1]).

Um das fürchterliche Übel möglichst zu verbannen, sollte die Mehrzahl männlicher Hunde castrirt, und kein Luxushund geduldet werden. Alle Hunde sollten mehr

1) Das alte, vor Kurzem wieder empfohlene Petit'sche Erkennungsmittel der Tollheit eines getödteten Hundes ist ganz verwerflich. Man soll nämlich ein Stück Fleisch oder Brod mit dessen Geifer reiben, und einem gesunden Hunde vorwerfen; nimmt er es nicht an, so sei dies ein Zeichen, daß der getödtete toll gewesen sei; im andern Falle könne man sich beruhigen. Allein nicht genug, daß ein gefräßiger Hund alles ihm Vorgeworfene verschlingt, so hat auch der Geifer nicht in jedem Grade der Tollheit den specifischen Geruch, der für andere Hunde abschreckend ist.

it und Fleischnahrung bekommen, überhaupt natur-
ıer behandelt, bei strenger Kälte von der Nähe ge-
: Öfen abgehalten werden, müßten mehr unter po-
)er Aufsicht stehen, Jahr aus Jahr ein Beißkörbe
)eißriemen tragen rc. Wenn ein Mensch von einem
h tollen Hunde gebissen, oder auch nur wund ge-
, oder der Giftspeichel durch die aufgesprungene,
ıte, oder sonst frisch verwundete Haut aufgenom-
oder auch nur durch den Druck der Zähne in einer
einen Oberhautstelle abgelagert wird, so kann früher
päter Ansteckung erfolgen, bei Manchen schon nach
en Tagen, bei Andern nach Monaten, ja sogar erst
Jahren die Wasserscheu eintreten.
Die Zeichen der wirklichen Ansteckung sind aber fol-
: Der verletzte Theil fängt an zu schmerzen, dieser
rz wird bald stärker und verbreitet sich weiter in
anzen Theile. Die Wunde, die oft in den ersten
nach dem Bisse von selbst zuheilt, fängt an röther
rden, sich zu entzünden, Bläschen zu bekommen,
uch nicht selten wieder auf, und schwitzt eine dünne,
Jauche aus. Die Gemüthsstimmung des Ver-
ist merklich verändert; er ist entweder ungewöhn-
iter, fröhlich oder verdrossen zur Arbeit, unruhig,
), er seufzt rc. Kein Bissen schmeckt ihm, sein
wird unruhig, von ängstlichen Träumen unterbro-
und er klagt öfter über Frost und Hitze. Seine
e nimmt zu, wird ängstlicher. Er hat den heftig-
)urst, aber jedes ihm gereichte Getränk, ja schon
glänzenden Becher rc. verabscheut er desto mehr, je
die Krankheit gestiegen ist. Mit der Zunahme von
kann er dann auch dunkelgefärbte Flüssigkeiten, wie
die er Anfangs noch hinunterschlucken konnte, als
Wasser schon zuwider war, und späterhin sogar
ıe, feste Speisen, nicht mehr schlingen; auch der lei-
Luftzug ist ihm unerträglich. Er athmet schwer,
und stöhnt, was man sonst mit dem Gebell eines
es verglichen hat. Der Speichel wird zähe, läßt
ır mit aller Anstrengung auswerfen, oder er fließt
h im Munde zusammen, weshalb der Kranke viel
und geifert, und, bewußtlos, Alles, was sich ihm
, anspeiet. Er fängt an zu toben, wüthet, raset,
ebet irre. Endlich verfällt er in Zuckungen, und
o, hilflos bleibend, meist schon nach drei Tagen
em höchst jammervollen Zustande seinen Geist auf.
Nur selten rettet man solche Unglückliche durch fol-
Behandlung: Nach vorausgeschicktem, starkem Ader-
ıd Brechmittel lasse man sofort die blutende Wunde
einen auf sie geleiteten Strom siedenden Wassers rc.
ıten, in die nicht blutende mache man kleine, blu-
Einschnitte, und erhalte so lange wie möglich deren
üten. Oder man schneide lieber die Bißstelle, wo
ebt, ganz aus, amputire stracks die verwundete Hand,
: rc., und ätze die Wunden mit Urin, warmem Salz-
, Aschenlauge, Chlorkalkwasser, oder brenne sie mit

So leckte ein für ganz gesund gehaltener Hund den Milch-
von einem Fußgeschwüre seines Herrn ab, und ward mit
erst später, nach der Heilung des Geschwürs, selbst toll.

angezündetem Schießpulver, heißem Siedwasserstrahl, noch
besser mit einem Glüheisen, ganz aus, und halte sie durch
Kantharidensalbe rc. lange in Eiterung; zugleich kann man
über das ganze Glied eiskalte Überschläge immerfort legen
lassen. Die fernere Behandlung des Kranken übernehme
bald der Arzt. Auch dieser suche dessen geschrecktes Ge-
müth zu beruhigen und zu ermuntern, vermeide Alles,
was seine Furcht vergrößern könnte; denn Furchtsame
werden bekanntlich eher von der Wuth befallen, als ru-
hige, phlegmatische oder unerschrockene Menschen. Alles
schnelle Gehen, alle erhitzenden Speisen, Getränke und
Affecte müssen jetzt wegfallen, selbst bei Reconvalescenten,
die zugleich jede örtliche Reizung der Wunden und Wund-
narben, jede starke Gemüthsbewegung, den sinnlichen Ge-
schlechtsgenuß rc. vermeiden müssen, wenn sie nicht nach
halben, ja ganzen Jahren noch der Wuthkrankheit erlie-
gen sollen; es müßte denn etwa eine andere fieber-
oder krampfhafte Krankheit sein, die durch Angst und
Schrecken entstanden sein konnte (Hydrophobia sympto-
matica oder nervosa), oder auch manche Form von Tob-
sucht wegen des besonders hervortretenden Symptoms
der Wasserscheu, fälschlich für wahre Hundswuth gehal-
ten werden. So gibt es Beispiele von freiwilliger Was-
serscheu nach unterdrücktem, starkem Fußschweiße. Noch
schwieriger, als in der ersten, ist die Hilfe in der zwei-
ten Periode des Übels, die jetzt bei neuentzündeten und
heftig schmerzenden Wundennarben, mit einem Frösteln,
und bei beiden Geschlechtern mit vermehrtem Geschlechts-
drang eintritt, sich durch Veränderung des Blickes und
der Sinnenthätigkeit des Kranken, durch dessen unge-
wöhnliche Traurigkeit, entsetzliche Angst rc. charakterisirt,
und bei Unvermögen zum Schlingen, Scheu vor Wasser
(obgleich hydrophobische Kranke, denen schon ein einziger
Wassertropfen Zuckungen verursachte, wasserhaltigen Brannt-
wein trinken konnten), Scheu gegen Licht und alle glän-
zende Gegenstände, Schaum vor dem Munde, vielem
Speichelauswerfen, temporellem Irrereden oder Rasen rc.,
in die dritte Periode, Wuth und Wasserscheu, übergegan-
gen ist. Jetzt hüte man sich vor dem Bisse des Toben-
den, wogegen er zuvor oft selbst warnt, weiche seinem
Speichelauswurf aus, verdunkele sein Gemach, versichere
sich seiner, bestelle Wächter, die ihn schonend, doch klug
behandeln, und zugleich alle ärztliche Anstalten pünktlich
befolgen müssen. Stirbt der Kranke, so müssen die zuletzt
von ihm gebrauchten Kleidungsstücke und Betten verbrannt,
und alle seine Utensilien, sowie Wände, Fußboden, Bett-
gestelle rc. mit Lauge rc. sorgfältig gereinigt werden. Vgl.
unter andern: Der tolle Hund und tolle Hundsbiß rc.,
von C. A. W. Schmalz; mit einem Vorworte von D.
Müller; mit 2 Abbild. (Görlitz 1821); Die Geschichte
der Hundswuth u. der Wasserscheu u. deren Behandl. rc.,
von J. Ch. D. Krügelstein (Gotha 1826); Über die
verschied. Volksmittel gegen Wasserscheu; s. Hufelands rc.
Journal d. prakt. Heilkunde. 1828. VI, VII; Hertwig
Ebendas. Supplementheft. 1828 fg.; Allgem. faßliche
Beschreib. üb. d. Kennzeichen u. d. Verhütung d. Hunds-
wuth (Berl. 1829); J. W. Sieber in Okens Isis rc.
1829. III, IV, in den Anzeigen; Hertwigs Beitr. zur

nähern Kenntniß d. Wuthkrankheit oder Tollheit d. Hunde, nebst Vorwort von C. W. Hufeland, aus dessen Journal besonders abgedruckt (Berl. 1829). (*Th. Schreger.*)

HUNDSZÄHNMUSKEL, bei Schaarschmidt (myolog. Tabell. T. 4.) der Hebemuskel des Mundwinkels. (S. Hundemäuslein.) (*Wiegand.*)

HUNDT (Magnus), auch wol, nach der latinisirenden Sitte seiner Zeitgenossen, Magnus Canis genannt, war zu Magdeburg (daher Parthenopolitanus) im J. 1449 geboren, studirte zu Leipzig, wurde daselbst 1477 Magister, in der Folge Collegiat des großen Fürstencollegiums und Professor der Physik, auch, nachdem er 1499 schon das Rectorat der Universität bekleidet hatte, noch Doctor der Medicin, endlich aber 1505 Doctor und Professor der Theologie, und als solcher 1512 Domherr des Hochstifts Meißen. Während die Universität Leipzig, wegen einer in dieser Stadt herrschenden Pest, für einige Zeit nach Meißen verlegt worden war, starb er daselbst im J. 1519. Er gehörte in Leipzig noch zu den letzten und berühmtesten Scholastikern, zeichnete sich übrigens sowol durch den, in seiner Art, großen Umfang seiner Kenntnisse, als durch seinen ernsten und strengen Charakter aus, und schrieb eine Menge Bücher über Grammatik, fast alle Theile der Philosophie, Theologie, kanonisches Recht u. dergl. m., die theils gedruckt wurden, theils handschriftlich liegen blieben [1]). Unter allen diesen ist gegenwärtig keins mehr von Interesse, als das Anthropologium de hominis dignitate, natura et proprietatibus, de elementis, partibus et membris humani corporis, de juramentis, nocumentis, accidentibus, vitiis, remediis et physionomia ipsorum, de excrementis et exeuntibus, de spiritu humano ejusque natura, partibus et operibus, de anima humana et ipsius appendiciis. Per *Magnum Hundt Parthenopolitanum*, Ingenuarum artium Magistrum in gymnasio Liptzensi. Ad laudem Dei et communem studiosorum hominum utilitatem quam accuratissime ex philosophorum libris congestum. Impr. Liptzick per Baccal. Wolfg. Monacensem, 1501. 4. Obgleich dieses Werk, seinem Geist und seiner ganzen Einrichtung nach, mehr der scholastischen Philosophie, als der Medicin angehört, indem die anatomische Beschreibung des menschlichen Körpers in einer Fluth von unfruchtbaren und geschmacklosen scholastischen Speculationen schwimmt, überdies bloße Compilation ist, und von eigener, wahrer Naturforschung auch nicht die entfernteste Spur zeigt, so hat es doch in der Geschichte der Medicin dadurch eine gewisse Bedeutung erlangt, daß es eins der ersten Bücher ist, worin sich anatomische Abbildungen finden. Nur zwei Bücher streiten mit ihm um den Rang, dergleichen Abbildungen zuerst zu geben, nämlich *Jo. de Ketham*, Fasciculus medicinae, worin sich jedoch (wenigstens in der Ausgabe Venet. 1495. fol.) nur eine einzige eigentlich anatomische Abbildung befindet, nämlich ein weiblicher Körper, in welchem der Uterus mit seinen Nebentheilen nicht ganz schlecht dargestellt ist; und *Jo. Peiligk*, Compendium Philosophiae naturalis, dessen erste Ausgabe (Lips. 1499. fol.), nach der Angabe des Platnerschen Katalogs (S. 123), schon Figuren enthalten soll, die doch nicht von großem Belange sein können, da Platner selbst nicht durch sie verhindert worden ist, in M. Hundt den ersten Urheber anatomischer Abbildungen zu erkennen [2]). Diese Abbildungen sind indessen nur wegen ihres Alters beachtenswerth; denn übrigens sind sie in Holzschnitt sehr roh gearbeitet, in sehr kleinem Maßstab, und der Natur so unähnlich, daß man annehmen muß, der Verfasser selbst habe die Theile in der Natur nie gesehen. Am besten ist noch die Abbildung des Schädels mit den Suturen der Schädelknochen gelungen; das Herz, der Magen, die Leber, die Nieren u. a. sind hingegen so dargestellt, daß es unmöglich sein würde, sie hiernach in der Natur wieder zu erkennen. Indessen verdient doch dies Buch, mit allen seinen Fehlern und Mängeln, nicht vergessen zu werden, da es, wenigstens in Teutschland, beinahe zuerst, die Aufmerksamkeit auf einen bis dahin ganz vernachlässigten Gegenstand lenkte, und damit eine Bahn brach, der nachher Andere geschickter und glücklicher folgten. (*H. A. Erhard.*)

HUNDTPISS von Waldtrams und Ratzenried, ein ausgestorbenes, reichsfreies Geschlecht in Schwaben, welches in den Rittercantonen Hegau, Allgau und am Bodensee die Schlösser Amtzell, Bottenreutin, Brockenzell, Grieningen, Hassenstein, Hombold, Ratzenried, Seitingen, Sicken, Senftenau und Warndorf, und im Rittercanton am Neckar die Herrschaft Wellendingen, mit Hundersingen, Wernberg und Schonburg besaß. Im 14. Jahrh. theilten sich die Söhne von Eitel Hundtpiß, Friedrich I. und Jost, in die schwarze und weiße Linie, oder wie sie sich später nannten, nach den Schlössern Waldtrams und Ratzenried.

Friedrich I. H. hatte mit Elisabeth von Montprat einen Sohn, Eitel II. (1397), erzeugt, dessen vier Söhne, Jakob I., Johann, Friedrich II. und Jost, die Linien zu Sicken, Brockenzell, Waldtrams und Senftenau stifteten. Die Linie zu Sicken war diejenige, welche die andern Linien nach und nach beerbte. Jakobs I. Enkel, Jakob II., wurde auf seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem im J. 1548 zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen. Von seinen Söhnen waren Johann Wolfgang und Johann Friedrich H. Domherren zu Eichstädt (1520), Johann Christoph H. teutscher Ordensritter (1580), und Johann Siegismund, mit Susanna von Falkenstein vermählt, welcher ebenfalls vier Söhne und drei Töchter hinterließ, wovon Johann Ulrich Domdechant zu Eichstädt († 1601), Johann Adalbert Domherr daselbst und Johann Christoph teutscher Ordensritter waren; Jakob Siegismund aber, der Reichsritterschaft in Schwaben

1) Der ungenannte Verf. der Centuria Scriptorum insignium etc. (ed. a *Joach. Jo. Madero*, Helmst. 1660. 4.) No. XLVIII. zählt eine lange Reihe von Hundts Schriften auf.

2) De Magno Hundt, tabularum anatomicarum, ut videtur, auctore (Lips. 1784. 4.), und in *Jo. Zach. Platneri* Opusc. T. II. (Lips. 1749. 4.) p. 85 sq.

Rath, war mit Veronika von Breitenlandenberg verheirathet, führte diese Linie durch Franz Jakob fort, der vom Kaiser Ferdinand in den Freiherrenstand erhoben wurde. Aus dieser Ehe entsproßte eine Tochter, Marie Franziska, welche 1720 zur gefürsteten Äbtissin zu Lindau erwählt wurde und 1730 starb; und ein Sohn, Markard Jakob, der als fürstl. fürstenbergischer Geheimerath und Regierungspräsident zu Heiligenberg und der schwäbischen Reichsritterschaft Cantons Hegau Director 1724 starb. Mit den von seiner Frau, Maria Johanne, Freiin von Muggenthal zu Herenacker, hinterlassenen zwei Söhnen und zwei Töchtern: Joseph Clemens, fürstlich constanz. Kammerjunker und Hofrath († 1728), und Karl Anton, Domcapitular zu Kempten († 1756), erlosch diese Linie. Die Töchter: Maria Antonie war Franziskanerin zu Pfullendorf, und Marianne Stiftsdame zu Lindau. Der Stifter der Linie zu Waldtrams, wovon sich der ganze schwarze Stamm nannte, war Friedrich II., der, mit Agnes von Müleck, Erbtochter, vermählt, das Schloß Waldtrams als Mitgift erhielt. Sein Enkel, Friedrich IV. H. v. W., war mit Herzog Ludwig von Würtemberg als dessen Truchseß auf dem vom Kaiser Rudolf II. im J. 1583 abgehaltenen Reichstage zu Augsburg. Von dessen Enkeln sind bemerkenswerth: Johann Joachim, Domherr zu Eichstädt († 1613), Johann Eitel, teutscher Ordensritter, und Helena, Stiftsdame zu Lindau; Hubert H. v. W., der im Namen des Bischofs von Eichstädt den Reichstagsabschluß zu Regensburg unterschrieb (1654), und Friedrich V., der seine Linie mit Elisabeth Hundtpiß in Sicken fortpflanzte, aus deren Ehe sieben Söhne und fünf Töchter entsprangen, wovon Johann Karl, Johann Jakob, Johann Franz und Johann Friedrich als Domherren zu Eichstädt und Augsburg, und Anna Christina als Äbtissin des gefürsteten Stifts Lindau, starben. Die andern zwei Brüder starben in der Jugend, bis auf Johann Konrad, mit dessen Tochter, Maria Anna, an den Freiherrn Franz Philipp Stein zu Jettingen verheirathet, im J. 1694 auch diese Linie erlosch.

Die weiße Linie oder zu Ratzenried.

Jost H. erkaufte das Schloß Ratzenried von Veit von Sirgenstein im J. 1350, wovon sich seine Nachkommen nannten, die auch die Herrschaft Wellendingen erwarben. Sein Urenkel, Johann Jakob H., der im J. 1500 unter die Ritter des schwäbischen Bundes gezählt wurde, pflanzte mit Margaretha von Riedheim diese Linie fort, durch einen Sohn, Jost Ludwig, der im J. 1548 das Erbkämmereramt vom Bisthume Kostnitz erhielt. Da seine Nachkommen größtentheils den geistlichen Stand erwählten, so starb der weiße Stamm im 16. Jahrh. aus. Das Wappen der Linie von Hundtpiß zu Waldtrams: ein vierfach getheiltes Wappenschild; im ersten und vierten silbernen Feld ein wachsender schwarzer Widder; im zweiten und dritten schwarzen Felde drei weiße laufende Jagdhunde über einander. Auf dem Helm ein schwarzer wachsender Widder. Die Linie zu Ratzenried im ersten und vierten Feld eine Sonne, und im zweiten und dritten Felde drei weiße laufende Jagdhunde. (*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HUNDWEIL oder HUNDWYL (Canivilla), reformirte Pfarrgemeinde in den äußern Rhoden des eidsgenössischen Cantons Appenzell. Sie zählt in 270 Häusern 1409 Seelen. Die meisten Häuser sind weit zerstreut. Um die Kirche und das Rathhaus sind nur 26 Häuser. Bis zum J. 1750 gehörte auch die Gemeinde Am Stein dazu. Damals erstreckte sie sich vier bis fünf Stunden in die Länge. Sie wird in die obere und untere Rhode eingetheilt, und ist eine der vier ältesten Gemeinden des Landes, die zuweilen unter dem Namen der vier Reichsländchen erscheinen; die andern drei sind Appenzell, Urnäschen und Teuffen. Früher hatte sie eigene Edelleute, die Herren von Hundwyl. Auch lag im Umkreise der Gemeinde die Burg der Edelleute von Urstein, welche nachher an die Herren von Rosenberg kam, und 1273 in den damaligen Kämpfen zweier Nebenbuhler um die Abtei St. Gallen zerstört wurde. Unter der Herrschaft der Äbte von St. Gallen behielt die Gemeinde ihr eigenes Panner, Gericht und Siegel. Seitdem die Appenzeller sich im Anfange des 15. Jahrh. von der Herrschaft der Äbte befreit hatten, bildete Hundweil zwei von den 12 Rhoden, in welche das ganze Land getheilt war. Hundweil ist diejenige Gemeinde des Appenzellerlandes, wo die Reformation zuerst gepredigt und angenommen wurde. Walter Klarer oder Glarer, von hier gebürtig, hatte von 1518—1522 zu Paris studirt; sobald er nach Hause kam, fing er an, zu Hundweil gegen Ablaß, Bilder 2c. zu predigen, und seine Wirksamkeit dehnte sich von seiner Pfarrgemeinde auch bald über andere Gegenden des Landes aus. Er starb 1567 zu Hundweil. Seit der Theilung des Appenzellerlandes 1597 wird die Landesgemeinde der äußern Rhoden alle zwei Jahre auf dem Platz im Dorfe Hundweil, das andere Jahr hingegen zu Trogen gehalten. Das Rathhaus dient zugleich als Pfarrwohnung. Das Hundweiler-Tobel ist eine enge und sehr tiefe Kluft, welche die wilde Urnäsch zwischen hohen Sandsteinlagern durchströmt. Der Weg führt durch dieselbe über eine Brücke von Hundweil nach dem eine Stunde entfernten Herisau; ist aber nur zu Fuße gangbar. Der Contrast zwischen dieser Wildniß und den fruchtbaren Gegenden, welche dieselbe begrenzen, ist überraschend. (*Escher.*)

Hunebert, der heilige, s. Cunibert.

Hunedeus, s. Hunideus.

HÜNEN. Hünenbetten, Hünen-, Heunen-, Sorben-, Wenden-, Riesen- und Reusengräber, heidnische Todtengräber, altteutsche, germanische Grabhügel, Irrküppel 2c., nennt man diejenigen Grabhügel unserer teutschen Voräitern, welche man in Teutschland noch allenthalben, theils in Reihen und Menge, theils einzeln auf Anhöhen, in Wäldern und großen Forsten, in bald hohen, bald niedern Erdaufwürfen, von verschiedener, mehrentheils aber runder, Form vorfindet. Die Urbarmachung des Bodens mag die Ursache sein, daß wir gegenwärtig diese Hünen nur noch einzeln, und zwar größtentheils auf Höhen, besonders aber in Walddistricten, mit Hecken und Bäumen überwachsen, finden, indem man

sie in den gegenwärtigen ebenen Feldmarkungen schon längst durch die Cultivirung des Landes und den Ackerbau geebnet hat. Ihre Größe ist durchaus nicht gleich; ihr Umfang beträgt von 20—90, 100—130 Fuß und manchmal noch mehr, die Höhe 3—12 Schuhe ꝛc. Findet man sie an manchen Orten beisammen, so sind sie zuweilen nahe beisammen, manchmal aber auch weit von einander getrennt, überhaupt bieten große, mittlere und kleine Hünenbetten sich in bunter Mischung die Hände. Da man in allen Gegenden Teutschlands, im Königreiche Baiern, im Fürstenthum Eichstädt, im Großherzogthume Hessen und Nassau, in Kurhessen, Thüringen, Sachsen, in der Lausitz, an der Elbe, schwarzen Elster, am Rhein und Main, an der Regnitz und Fulda ꝛc. gleiche Gräber von Außen und Innen mit gleichen und ähnlichen Gefäßen, Waffen und Metallgeräthschaften gefunden hat, so ist die Behauptung gewiß richtig, daß diese einer und der nämlichen Nation angehören müssen, und zwar der germanischen und sorbenwendischen. Die Gräber bestehen in der Regel aus bloßen, mit Dammerde und Rasen überzogenen, runden Sandhaufen. Beim Eingraben finden sich schon in den obersten Erdschichten Kohlen mit Asche vermischt, Scherben von Urnen und etwas tiefer die Brandstätte, auf welcher die Erde röthlich und von besonderer Härte ist. Tiefer stößt man auf Gefäße und Urnen von allerlei Art und Form. Die Umgebung des Grabes ist manchmal ein künstliches, mit Feldsteinen zusammengesetztes, Gewölbe, andere haben bloße Steinkränze und bei andern befindet sich auf der Spitze des Hügels nur ein großer Sandstein. Die gefundenen Aschenkrüge, Urnen, Beigefäße, Thränennäpfchen, Kinderspielzeuge ꝛc., sind von verschiedenem, schwarzem, gelbem, braunem, rothem und grauem Thon, und haben allerlei Formen, je nachdem sie altgermanischen, slavischen, sorbenwendischen und semnonischen Ursprungs sind. Die Gestalt des größten Theils dieser Gefäße, welche beim Aufgraben weich und zerbrechlich sind, und erst beim Aussetzen der Luft nach und nach wieder erhärten, fällt angenehm in die Augen, ist proportionirt, gefällig im Umrisse, gebildet nach abwechselnden, graden und auf mancherlei Weise gekrümmten Linien, und die, bei aller Einfachheit der Formen dennoch so große Mannichfaltigkeit derselben, gibt den Reichthum der Ideen zu erkennen, welche die noch auf der so niedern Stufe der Cultur stehenden, alten Germanen und Slaven hatten. Man behauptet, die Triangularzeichnung auf diesen Urnen wäre rein germanisch, die schwarze, glänzende Farbe nur den Gefäßen der Germanen eigen; beides war aber auch den Sorben, Winiden und Semnonen nicht fremd. Findet man in solchen Urnen calcinirte Knochen von Menschen und Thieren (welche letztere unsere Vorahnen bei den Todtenschmäußen und Mahlen verzehrten), so läßt sich auf keine Weise zweifeln, daß bei den Germanen und Wenden das Verbrennen der Todten Sitte war, worüber wir auch bei Tacitus hinlängliche Bestätigung finden.

In diesen über 1000, vielleicht 2000, Jahre alten Grabhügeln finden sich, nebst den benannten Urnen und Aschenballen, auch noch verschiedene Metallgeräthe aus Kupfer oder Erz, die ohne Ausnahme mehr oder we[...] ger mit edlem Roste (aerugo nobilis) umlaufen sin[...] Sie bestehen in grünen kupfernen Spießen, in de[...] Hülse sich meistens noch die Nieten finden, mit welch[...] der Schaft, von dem sich das verfaulte Holz vorfind[...] befestigt war; in Ringen aller Form und Art, von Hals- u[...] Armringen, bis herunter, deren zuweilen mehre auf eine[...] der liegen; in Bandringen und Spiralfedern von Kupfe[...] kupfernen Messern und Dolchen, Haften, Kettchen u[...] Knöpfen, Schildchen und Blättchen; in herrlichen bro[...] zenen oder kupfernen Haarnadeln, Schreibgriffeln, Sp[...] deln, Meißeln, Wurfbeilen und Wurfspitzen, welche [...] grün überzogen sind. Weniger finden sich Ringe, Spie[...] Schwerter, Dolche, Frameen ꝛc. von Eisen, und wer[...] sie angetroffen, so sind sie vom Roste stark zerna[...] Einzeln findet sich auch Bernstein und davon gemac[...] Knöpfe ꝛc. Die vorgefundenen Knochen (besonders [...] den wendischen Hügeln) sind von Ochsen, Pferden, Schw[...] nen, Hirschen, Rehen, Bibern, Ziegen, hundartigen Th[...] ren, sogar Vögeln. In denselben findet man fern[...] Eberzähne, Hirschgeweihe, Rehgeweihe, Ochsen- und Z[...] gengehörne, Schaufeln von Elenthieren und Damhirsch[...] welche sich im halbversteinerten Zustande befinden, na[...] dem sie zuvor eine Art Feuerprobe auszuhalten genöth[...] gewesen zu sein scheinen. Auch knöcherne Pfeilspi[...] und andere aus Knochen spitz gearbeitete Geräthe, so[...] Nadeln von Knochen, Eisen, oder vielmehr einem die[...] ähnlichen Metall, und von Bronze, mitunter auch [...] einem Öhre versehen und künstlich gearbeitet, findet m[...] darunter. Auf einigen Stellen liegt der gebrannte re[...] Weizen, zuweilen mit Erbsen untermengt, desgleic[...] auch Hirsen, dünnschichtig und mit Asche vermengt, [...] daß der Augenschein das hier stattgefundene Verbrenn[...] des Getreides in der Garbe oder im Strohe darste[...] Seltener werden in den Hünengräbern Menschengerü[...] gefunden, und ist dieses der Fall, so sind sie mehr[...] theils verweset und nicht herauszuheben. Übrigens hab[...] diese Skelette diejenige Riesengröße, wie sie schon [...] Römer beschrieben haben, von sechs bis sieben Fuß u[...] noch mehr. Hierher gehören als die merkwürdigsten, b[...] gegenwärtig bekannten, die in der Gegend von Sin[...] heim, auf einer von Buchen und Eichen bedeckten Wa[...] höhe. Sie bestehen in einer Reihe regelmäßig abger[...] deter Erdauswürfe, in der Richtung von Morgen n[...] Abend. Diese Gräber haben beinahe Nichts mit den [...] mischen Grabkammern, noch mit den keltischen Hüne[...] gräbern, noch mit den gallischen Schlachthügeln, wie n[...] den amberger Hügeln gemein, sondern sie bestehen f[...] aus ganz auf bewunderungswürdige Weise festgemacht[...] Erde, sodaß sie bisher, obgleich alles Schutzes und al[...] Bedeckung von Steinen entbehrend, dennoch vielen Ja[...] hunderten getrotzt haben. In den völlig wie unsere G[...] ber von Innen ausgestochenen Hügeln liegen Skele[...] ohne alle bestimmte Richtung nach einer Himmelsgegen[...] Die Skelette selbst, kräftige Gestalten, sind von sechs [...] zehn Fuß rheinl. groß und zum Theil noch ziemlich g[...] erhalten; sie zeichnen sich durch ihre schönen und vol[...] mit dem weißesten Schmelze versehenen Zähne a[...]

Manche sind ganz zu Erde geworden, andere sind mehr oder minder vermodert; der Schädel ist der kaukasische. Die dürren Armröhren dieser Gerippe liegen noch über den verrosteten Schwertern, sie haben noch ihren ganzen Schmuck, jedoch nichts von Gold oder Silber; derselbe besteht in den bekannten elastischen Haften mit beweglicher Nadel, in Armringen am Oberarm und der Handwurzel, Fußringen, Ohrringen, Fingerringen, Schnallen, in Halsringen von Erz und Eisen. Am Kopfe werden schöne, zum Theil in Eisendraht gefaßt gewesene, blaue, gegossene Glaskorallen, sowie Bernsteinkorallen gefunden, ebenso Amulette, unter welchen Stückchen Bergkrystall sind. Auch fehlen einfache, glasurlose, blos angestrichene Urnen, Stein- und Donnerkeile, sowie Töpfchen, Schalen und Scherben in diesen Gräbern nicht. Nach dem Inhalte der alten Grabhügel kann man vier Arten auf teutschem Boden unterscheiden: 1) Hügel ohne alle Leichname und Urnen, 2) Hügel mit Leichnamen allein ohne Urnen, 3) Hügel mit Urnen ohne Leichname, und 4) Hügel mit Urnen und Leichnamen zugleich. (*Schneider.*)

HÜNENBERG, katholische Gemeinde im westlichen Theile des eidsgenössischen Cantons Zug, zwischen dem Zugersee und der Reuß. Sie enthält 121 Wohnhäuser mit 880 Einwohnern. Die Gegend ist sehr fruchtbar und bietet dem Auge mannichfaltige Abwechselung von Wiesen, Fruchtbäumen, Äckern und Waldung dar. Das eigentliche Dorf Hünenberg besteht aus 20 Wohnhäusern. Unweit desselben auf einem sanften Hügel, am rechten Ufer der Reuß, steht die Ruine eines Thurmes, das einzige Überbleibsel des Wohnsitzes der mächtigen Herren von Hünenberg (s. d. folg. Art.). (*Escher.*)

HÜNENBERG (Edle von), ein im 11., 12., 13. und 14. Jahrh. sehr mächtiges Geschlecht, dessen Besitzungen in der Schweiz in den jetzigen Cantonen Zürich, Luzern, Zug und Aargau lagen. Die Stammburg lag nahe bei dem gleichnamigen Dorfe (s. d. vor. Art.). Der Name kommt in den Urkunden mit verschiedener Schreibart vor. Am richtigsten scheint Hünaberg, oder Hünoberg; ferner kommt vor Hinterberch, Hüneburc, Hünungen, Hinnoberk. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß dieses Geschlecht mit demjenigen v. Hüneburg in den Voghesen zusammenhing (*Schöpflin.*, Alsatia illustr. p. 218), wenigstens hat das Wappen Rudolfs v. Hünenberg, der in der Schlacht bei Sempach fiel, Ähnlichkeit mit demjenigen der elsassischen Edlen v. Hüneburg. Vom 11. Jahrh. an läßt sich die Genealogie des Geschlechts bis ins 14. urkundlich nachweisen. (Man findet dieselbe in dem Werke: Die Schweiz in ihren Ritterburgen ꝛc., herausgegeben v. Schwab. 1828. 1. Bd. Beilage A.) Ebenso ergibt sich aus Urkunden ihr Besitzthum, das südlich bis an die Thore von Luzern, westlich bis Sins und Müßwangen reichte, nördlich über einen Theil des jetzigen Cantons Zürich auf beiden Seiten der Albiskette bis an den Zürichersee sich erstreckte, und im jetzigen Cantone Zug die fruchtbaren Gegenden von Chaam, Risch und Steinhausen, ferner am rechten Ufer des Zugersees Walchwyl und das Land bis an den Lauerzersee begriff. Ihnen gehörte auch die Burg St. Andreas am Zugersee, die Burg in der Stadt Zug und eine Menge zerstreuter Güter, Zehenten und herrschaftlicher Rechte. Oft erscheinen die reichen und mächtigen Hünaberger in Urkunden des 13. und 14. Jahrh. als Zeugen und Schiedsrichter. Ihr Leben war das gewöhnliche Ritterleben; Fehden und Raub wechseln mit friedlichem Genusse des reichen Besitzthums und mit Vergabungen an Kirchen und Klöster zur Sühne begangener Frevel. Aber auch dieses Geschlecht mußte dem Gange der Zeit erliegen. Theilungen, Fehden, Vergabungen und Verschwendung erschöpften seinen Reichthum; darin ist die Geschichte anderer adeliger Geschlechter auch die der Hünaberger, aber beschleunigt wurde ihr Fall durch die Lage ihres Gebietes zwischen den eidsgenössischen Städten und Ländern, deren Freiheitskämpfen sie nicht fremd bleiben konnten. Nicht ob sie ferner in stolzer Unabhängigkeit von ihren Burgen aus ihre Unterthanen beherrschen, und dem Kampfe der Nachbarn ruhig zusehen wollten, sondern, nur für welche Partei sie sich erklären würden, kam in Frage. Die verschiedenen Zweige des Geschlechts ergriffen entgegengesetzte Entschlüsse; wer sich von ihnen an Österreich hielt, ging im Kampfe zu Grunde; wer aber, die Zeit erkennend, an die Eidsgenossen sich anschloß, rettete für seine Nachkommen Freiheit und Überbleibsel des zersplitterten Gutes. Ob vor dem eidsgenössischen Bunde schon Parteiung und Feindschaft in dem Geschlechte der Hünaberger gewesen, oder ob dieselbe erst durch die Freiheitskämpfe der Eidsgenossen veranlaßt worden sei, ist schwer zu ermitteln; das Erstere ist jedoch wahrscheinlicher, und schon im J. 1315 sehen wir ein Glied der Familie den Eidsgenossen zugethan. Als Herzog Leopold, der Sohn des ermordeten Kaisers Albrecht, im J. 1315 seine Schaaren bei Zug versammelte, um Rache an Uri, Schwyz und Unterwalden wegen Vertreibung der österreichischen Vögte zu nehmen, und die Unterjochung dieser freien Länder zu erzwingen, war er ungewiß, ob er über Ägeri und Morgarten, oder längs dem Zugersee und Art ins Land Schwyz einzudringen versuchen werde. Die Schwyzer bewachten auf beiden Punkten ihre Letze (Grenzverschanzungen; die Zeit der Erbauung ist ungewiß); aber wo sie den Hauptangriff abzuschlagen haben würden, wußten sie nicht. Da schoß am Abende vor der Schlacht Heinrich von Hünaberg einen Pfeil über die Letze, mit daran befestigtem Zettel: „Hütet Euch am Morgarten." Dem treuen Rathe folgend eilten die Schwyzer mit ihren Bundesgenossen von Uri und Unterwalden dorthin, und erfochten den ruhmvollen Sieg am Morgarten, der mit Recht dem Siege der Athenienser bei Marathon an die Seite gesetzt wird. Sehr wahrscheinlich war dieser Heinrich v. Hünaberg derjenige, welcher als Kirchherr zu Art (dies bedeutet ebenso wol den Pfarrer selbst, als denjenigen, welcher das Patronat, die Collatur einer Pfarrei besitzt,) in Urkunden vorkommt. Zu Art besaßen die Hünaberger Rechte und Einkünfte, und früher erscheint wirklich ein Hünaberger als Pfarrer daselbst. Von diesem Heinrich v. H. werden jetzt noch lateinische Gedichte aufbewahrt, wodurch es wahrscheinlich wird, daß er Geistlicher war. Später im 14. Jahrh.

erscheinen die einen Hünaberger auf verschiedenen Burgen hausend, mit dem Zunamen Wolf, als Dienstleute der Österreicher in ihren Reihen; andere als Bürger zu Zürich, Zug und Luzern, mit dem Zunamen Storch, unter den Eidsgenossen. Zu Zug lebten noch weit ins 15. Jahrh. hinein Hünaberger in Würden und Ämtern. Die österreichisch Gesinnten hingegen erschöpften sich in den Kriegen gegen die Eidsgenossen, bis die Schuldenlast so groß war, daß die Herzoge von Österreich sie nöthigen konnten, gleich manchem andern Geschlechte, das für sie das Seinige aufgeopfert hatte, ihnen ihre Besitzungen abzutreten. So sahen sich Gottfried v. Hünaberg und seine Söhne im J. 1370 gezwungen, die wichtige Burg St. Andreas bei Chaam mit den reichen dazu gehörigen Ländereien an Österreich zu verkaufen. Die übrigen Söhne dieses Gottfrieds verschwinden, aber einer, Friedrich, ist theils durch seine Schicksale merkwürdig, theils weil sein Enkel ein Beispiel gibt, wie einzelne gesunkene Edelleute in den Bürger- und Bauernstand übergingen. Wir entheben diese Erzählung dem oben angeführten Werke. Friedrich gerieth auf einer Pilgerfahrt nach Palästina in Gefangenschaft der Ungläubigen. Nach mehren Jahren wurde ihm erlaubt, einen Diener heimzusenden, das Lösegeld zu holen. Um dasselbe aufzubringen verpfändeten seine Verwandten einen Theil seines Besitzthums. Friedrich kam zurück; wann er gestorben, wird nicht gemeldet. Sein einziger Sohn, Gottfried, starb im J. 1415. Auch dieser hinterließ nur einen Sohn, Hartmann, der im Kloster Cappel erzogen wurde. Für ihn kaufte der Vormund ein Haus von der zuger Familie Bengg zu Brämen, und diesen Namen behielt Hartmann, um wie es in alten Familienschriften seiner Nachkommen, der Benggen, heißt, „in dieser Zeit kein Aufsehen zu machen." Der Name Hünaberg schien gefährlich. Die Stammburg Hünaberg wurde von den Eidsgenossen nach der Schlacht bei Sempach (1386) verbrannt. Ihr Besitzer, Hartmann, verkaufte dann seinen Angehörigen alle seine Güter und Rechte. So verkauften auch die übrigen Zweige im Anfange des 15. Jahrh., was sie noch an Besitzungen und Rechten hier und dort hatten, und mit dem Verlust ihrer Besitzungen verschwinden diese österreichisch gesinnten Zweige. (*Escher.*)

Hünenbetten, s. **Hünen.**

Hunenfeld (Huno von), s. **Schurzfleisch.**

Hünengräber, s. **Hünen.**

HÜNENTHRÄNEN (Paläontologie), ist eine früher hin und wieder vorgekommene, und nach Rosinus *) an einigen Orten Westfalens übliche Benennung der Trochiten oder Crinoideen-Gelenkstücke, weil das Volk diese für versteinerte Thränen von Riesen gehalten habe. (*H. G. Bronn.*)

HÜNERDORF, ein zum Herzogthume Braunschweig gehöriges, im Kreisamte Calvörde belegenes, unmittelbar an den Flecken Calvörde stoßendes Dorf mit 40 Feuerstellen und 350 Einwohnern. Es befindet sich daselbst ein für 12 Arme eingerichtetes Hospital, und bildet jetzt der Ort mit Calvörde in kirchlicher und polizeilicher Hinsicht Eine Gemeinde. (*Bode.*)

*) *Rosinus*, De Lithozois, in der Vorrede.

HUNERICH, HUNORICUS, HONORICIUS, König des Vandalenreichs in Afrika, ältester Sohn des berühmten Giserichs (Genserichs). Seinen Namen erklärt Hugo Grotius [1]) als Hundricus durch centuriis pollens, und Joh. Geo. Wachter [2]) gibt Hunerich durch virtute pollens, es nämlich von kun, kühn, ableitend. Wenn wir jedoch die bekannteste und beliebteste, wenn auch weniger gelehrt scheinende, Ableitung des Namens seines Vaters durch gänse-reich [3]) berücksichtigen, so ist die Deutung Hunerichs, Hundrichs, Honorichs durch Hühnerreich der Sache ganz entsprechend und der Sprache [4]) völlig angemessen. Sie verliert ihre scheinbare Lächerlichkeit, wenn wir bedenken, wie der Reichthum an Vieh bei den Germanen dergestalt der beliebteste war, daß Vieh selbst die Bedeutung von Reichthum erhielt [5]), und uns erinnern, daß man den Thieren so wenig abhold war, daß man sich selbst nach ihnen nannte; so die berühmten sächsischen Edelinge Hengest (Hengst) und Horsa (Stute), welche sich in Britannien Besitzungen eroberten. Daß auf dem Gänse-reich ein Hühner-reich folgt, ist für die Niederlassung der Vandalen im südlichen Spanien und dann im noch heißern Afrika sehr bezeichnend, da in diesen warmen, wasserarmen Ländern die Hühnerzucht besser, als in Germanien die Gänsezucht gedeiht [6]). Der Ableitung von Hunerichs Namen muß um so mehr ge-

1) *Hugo Grotius*, Index propriorum nominum Gothicorum, Vandalicorum, Langobardicorum bei *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. T. I. p. 375. 2) *Joh. Geo. Wachter*, Glossar. p. 894. 3) Auch die Form des Namens Gaiserich, Giserich, nämlich von Gos mit dem Umlaut in ei oder i (niederteutsch Goos, Mehrzahl Göse, angelsächs. Gos, engl. Goose, Mehrzahl Geese, altnord. Gás, Mehrzahl Gaes, dän. Gaas, Mehrzahl Giaes) ist dieser Ableitung nicht nur nicht zuwider, sondern bestätigt sie, da sie mit der Form Genserich eine Bedeutung erhält, während, wenn wir Genserich mit Aventin durch ganz-reich oder ganzes Reich, mit Hugo Grotius durch plane pollens, und Giserich, Gaiserich mit Hugo Grotius viris fortibus pollens, und mit Joh. Geo. Wachter S. 579 durch Gesus potens, nämlich vom gallischen Gesus, vir fortis (*Servius* in VIII. Aen.) erklären, in Genserich und Geiserich nicht einen Namen von verschiedenen mundartlichen Formen, sondern zwei verschiedene Namen, Namen von verschiedenen Zusammensetzungen, erhalten. 4) Nämlich huno, hono, hone, ist der alte Genitiv von hon, Huhn. 5) Der Bericht des Tacitus (Germ. 5), daß bei den Germanen das Vieh der einzige und beliebteste Reichthum sei, wird auf das Herrlichste durch das gothische faihu, angelsächs. feo, feoh, altnord. fé, Vieh, Vermögen, Reichthum, bestätigt. 6) Wie sehr die Germanen die Gänsezucht in ihrem Vaterlande liebten, geht daraus hervor, daß ihre weißen Gänse selbst bei den Römern berühmt waren, s. *Plinius*, Hist. Nat. Lib. X. Cap. 22. Vergl. Grettis Saga Cap. 16, wo der Isländer Asmundr á Byarga seinen Sohn Grettir bittet, Acht auf seine zahmen Gänse zu haben, wovon er allein achtzig Alte hatte, woraus wir zugleich ersehen, wie die Sorge für diese Thiere nicht unehrenvoll war. Geiserich hatte seinen Namen schon vor der Wanderung der Vandalen nach Spanien. Er war ein Bastard, nämlich der Sohn des Königs Godegisil und einer Magd, während sein Bruder Gundarich aus einer rechten, d. h. standesmäßigen, Verbindung entsprossen war; s. *Sidonius Apollinaris*, X. p. 19. *Procopius*, De B. Vand. I. Cap. 3. Vergl. Mascov, Gesch. d. Teutschen. 2. Th. Anm. S. 82. Um so erklärlicher wird Geiserichs Name. Hatte er ihn einmal, so war es ganz der

dacht werden, da die Bedeutung desselben fast das einzige Nichtabstoßende ist, was die Geschichte dessen, der ihn trägt, darbietet. Als Geiserich im J. 435 nach seinem Sieg über Bonifacius und Aspar aus kluger, wohlberechneter Mäßigung sich im Vergleiche mit dem Kaiser Valentinian III. zu einem jährlichen Tribute von Afrika verstand, sandte er auch seinen Sohn Hunerich zu Geisel, und der kluge Sieger wußte sich so geschickt zu benehmen, daß die freundschaftlichen Verhältnisse in dem Maß anscheinend wuchsen, daß er seinen Sohn zurück erhielt [7]), nämlich um 439, da Geiserich, nachdem er im Wiederbesitze seines Sohnes war, im J. 439 seine Maske wieder ablegte, und die Feindseligkeiten durch Eroberung Karthago's im September des genannten Jahres begann [8]). Hunerichs Geiselschaft in Italien konnte auf seine Ausbildung nicht ohne Einfluß sein, ähnlich wie auch für Theoderich den Großen seine Geiselschaft zu Constantinopel [9]) eine gute Schule gewesen, nur mit dem Unterschiede, daß, wie Hunerichs Geschichte zeigt, dieser weit mehr von den verdorbenen Grundsätzen der weströmischen Welt, als der Besieger Odowakers von denen des oströmischen Hofes annahm. Hierzu kam noch, daß Hunerich auch nicht das beste Beispiel an seinem Vater hatte. Zur ersten Gemahlin hatte Hunerich die Tochter des westgothischen Königs Theoderich. Aus bloßem Verdachte wegen Giftmischerei ward sie, an Nase und Ohren verstümmelt, ihrem Vater zurückgeschickt, welche Greuelthat jedoch wahrscheinlicher auf die Rechnung Geiserichs als Hunerichs zu setzen, da Jordanes bei seiner Erzählung doch wol eher Geiserichen als Hunerichen meint [10]). Die Mishandlung und Zurücksendung von Hunerichs Gemahlin war politisch wichtig, da Geiserich aus Furcht vor Theoderichs Rache Attila zu seinem Zuge gegen Westen im J. 451 anreizte. Als Geiserich im J. 451 sich Roms bemächtigt hatte, führte er die Kaiserin Eudoxia, erst die Gemahlin des Kaisers Valentinian III., dessen Muhme sie war, dann wider Willen Gattin des Petronius Maximus, gegen welchen sie den König der Vandalen nach Rom berufen hatte, nebst ihren beiden Töchtern, Placidia und Eudoxia, mit sich nach Afrika, und vermählte Letztere [11]) mit seinem Sohne Hunerich, und verschwägerte sich so mit dem Kaiser Theodosius, da Eudoxia, die Mutter der gleichnamigen Tochter, des Theodosius Tochter war. Eudoxia ward in der Ehe mit Hunerich Mutter Childerichs, des siebenten bekannten Königs der Vandalen, des fünften derselben in Afrika [12]). Nachdem Eudoxia 16 Jahre mit Hunerich gelebt, wollte sie es als eine katholisch Gläubige nicht länger ertragen, daß sie einen Arianer zum Gatten hatte, sondern entfloh im J. 472 nach Jerusalem, wo sie kurz darauf starb [13]). Als Geiserich den 25. Jan. 477 nach langer, thatenreicher Regierung sein

---

Gewohnheit gemäß, ihn auf seinen Sohn in einer Variation fortzupflanzen. Man liebte nämlich ähnliche Namen in einem und demselben Geschlechte. Man erinnere sich z. B. unter den Merovingern der Chlothare und Chlodewige, der Childeperte, Childeriche und Chilperiche.

7) *Procopius*, B. Vand. I. Cap. 4. Mascov 1. Th. S. 404 findet es in Betracht der Vortheile, in welchen Geiserich sich befunden, kaum wahrscheinlich, daß er sich zu einem Tribute verstanden, und seinen Sohn Hunerich zu Geisel gegeben. Doch bemerkt Prokopius ausdrücklich, daß es Geiserich aus Behutsamkeit gethan, und diese war für die Stellung eines Eroberers allerdings sehr nöthig; denn er mußte sich erst in seiner neuen Eroberung zu befestigen suchen, und ihm so ein einstweiliger Friede sehr erwünscht sein, bis er seine Maske wieder abwerfen und auf seiner Eroberbahn weiter gehen konnte. Vgl. v. Gagern, Die Nationalgeschichte der Teutschen. 2. Th. S. 721, welcher auch darauf aufmerksam macht, daß Geiserichs erstes Hauptaugenmerk sein mußte, festen Fuß zu fassen, und daß solche Geiselschaft, wie die seines Sohnes Hunerich, damals oft Mittel der Erziehung und der Erforschung gewesen. 8) *Idatius* bei *Rösler*, Chronica medii aevi. T. I. p. 298. 9) *Jordanes*, De Rer. Get. Cap. 51 bei *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. T. I. P. I. Cap. 52. p. 217. Sp. 2. Cap. 55. p. 218. Sp. 1. 10) *Jordanes*, Cap. 36. p. 206. Sp. 1: Hujus (Attilae) ergo mentem ad vastationem orbis paratam comperiens Gizericus Rex Vandalorum, multis muneribus ad Vesegothorum bella praecipitat, metuens ne Theodoricus, Vesegothorum rex, filiae ulcisceretur injuriam, quae Hunericho Gizerici filio juncta, prius quidem tanto conjugio laetaretur, sed postea, ut erat illo et in sua pignora truculentus, ob suspicionem tantum veneni ab ea parati, eam naribus abscissis, truncatisque auribus spolians naturali decore, patri suo ad Gallias remiserat. Muratori, Geschichte von Italien. 3. Th. (Leipzig 1746). S. 165, versteht die Stelle so: Genserich, ein Mann, der auch gegen seine Kinder grausam gewesen, habe der Schwiegertochter aus bloßem Verdacht, als wenn sie ihn mit Gift vergeben wollen, die Ohren und Nase abschneiden lassen; Mascov 1. Th. S. 470 sagt, daß Genserich Theoderichs Tochter wieder nach Hause geschickt habe, und 2. Th. VIII. Anm. S. 35 läßt er die Zurücksendung durch Hunerich üben. Fr. v. Gagern, 2. Th. S. 293, 332, 333, faßt es auch, wie Muratori, am wahrscheinlichsten so auf, daß Geiserich seine Schwiegertochter beschuldigt, ihm nach dem Leben getrachtet zu haben, und sie gröblich mishandelt habe. Vielleicht, vermuthet v. Gagern, habe sie entweder den Sohn, ihren Gemahl, gegen Geiserich aufgeregt gehabt, oder wahrscheinlicher sei sie wegen verbotenen Liebeshandels von Geiserich so gezüchtigt worden. Von denen, welche die Zurücksendung von Hunerichs Gemahlin durch dessen Vater geschehen lassen, bemerken wir noch Schmidt, Gesch. d. Teutschen. 1. Th. Ulmer Ausg. von 1784. S. 164.

11) Blos das einzige Chron. Alexandr. nennt Hunerichs Gemahlin Honoria und nicht Eudoxia, und deshalb glauben du Cange und Pagi, sie habe beide Namen geführt, und Letzterer nimmt selbst an, sie habe den Namen Honoria von ihrem Gemahle Honorich, wie Hunerich häufig, vorzüglich bei den griechischen Schriftstellern, heißt, während er sich selbst (so in seinem Rescripte bei Victor Vitalis), Hunerix (nämlich das s als Zeichen des Nominativs der gothischen Sprache, welche auch die der Vandalen war *Procop.*, B. V. L. I. C. 2) nennt, erhalten. Auch Priscus (Excerpt. de legat.) soll, nach Pagi, Hunerichs Gemahlin Honoria nennen, doch hat er sich hierbei nur an die latein. Übersetzung gehalten, während im griechischen Texte *Εὐδοxία* steht. 12) *Procop.*, B. V. Lib. I. Cap. 5 et 9. *Isidorus*, Chron. Vandal. bei *Hugo Grotius*, Goth. et Longobard. Rer. Scriptt. p. 229. über Childerich, Hunerichs Sohn, s. auch *Nicephorus*, Lib. XVII. Cap. 11. Nach der Historia Miscella, Lib. XIV. bei *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. T. I. P. I. p. 1. Sp. 2, und Lib. XVI. p. 102. Sp. 2, ist Eudoxia Mutter Childerichs von Thrasamund, dem vierten Könige der Vandalen, und Hunerichs Gemahlin ist Amalafreda, Amalafrida (d. h. die Liebe der Amalen), die Schwester des ostgothischen Königs, Theoderich des Großen, während Amalafreda Thrasamunds Gattin war (s. *Victor Tunensis* ad an. 523 (Maximo cos.). *Procop.*, B. V. Lib. I. Cap. 8. *Jordanes*, De R. G. Cap. 58. p. 220. 13) *Theophanes*, Chron. p. 3. Also war Hunerich, als er im J. 477 seinem Vater als König der Vandalen und Alanen folgte, nicht mehr mit Eudoxia vermählt, wie doch Fr. v. Gagern (2. Th. S. 208) berichtet.

Leben beschloß, hinterließ er seinem ältesten Sohne Hunerich das Reich in einem blühenden Zustand. Es umfaßte den ganzen Theil von Afrika, vom atlantischen Meere bis an Cyrene, welcher vormals den Römern gehört hatte, und Einwohner von drei Hauptarten: 1) die alten Mauritanier und Numidier, und die Nachkommen der phönikischen Pflanzstädte unter eigenen Häuptern stehend, und von Prokopius unter dem Namen Mauren begriffen, 2) die römischen Provinzialen, 3) die Vandalen und Alanen, nach welchen sich Hunerich König der Vandalen und Alanen nannte. So lange Hunerich regierte, führten die Vandalen Krieg mit keinem Volk, außer mit den Mauren, welche vorher aus Furcht vor dem gewaltigen Helden und ebenso großen Politiker Geiserich nichts zu unternehmen gewagt, jetzt aber, da der Löwe den Todesschlaf schlief, sich sogleich regten, und den Vandalen große Verluste zufügten, aber auch von ihnen zugefügt erhielten. Ein Theil der Mauren befestigte sich in dem zehn Tagereisen von Karthago gelegenen Gebirge Auràs (Dreß) so stark, daß sie weder Hunerich, noch seine Nachfolger wieder zum Gehorsam bringen konnten [14]). Rühmlich war für Hunerich, daß er kein Freund des Seeraubes war, den sein Vater so stark getrieben hatte; aber unrühmlich für seine Stellung als Beherrscher eines durch Eroberung gegründeten Reiches war, daß er sich den Ergötzlichkeiten und einem wollüstigen Leben ergab, und kein Heer schlagfertig hielt, wie sein Vater stets gethan hatte. Als Widerspiel zu diesem bezeigte er den größten Abscheu gegen den Krieg, auch wenn er nöthig war. Unter Hunerich sanken daher die Vandalen so in Weichlichkeit aller Art, daß sie den Römern keine Furcht mehr einflößten [15]). So zerrüttend für sein Reich in dieser Beziehung Hunerichs Regierung war, so war sie doch in anderer noch viel trauriger. Geiserich hatte das von ihm durch Tapferkeit und Klugheit gestiftete Reich am besten zu befestigen geglaubt durch die von ihm seinen zu diesem Behufe versammelten Söhnen gegebene Erbfolgeordnung, daß allemal der Älteste aus seinem Hause auf dem Hochstuhle folgen sollte [16]). Er wollte dadurch allen Streit um das Reich unter seinen Söhnen verhüten. Die Germanen kannten nämlich das Erstgeburtsrecht noch nicht, und die Wahl des neuen Königs hing vom Volk ab. Nicht selten regierten auch die Brüder zugleich, nämlich durch Theilung der Leute, und so, daß sie die Macht des Reichs nur bei Gefahren oder großen gemeinsam beabsichtigten Unternehmungen vereinigten. Ganz weise war Geiserichs Verfügung, da durch sie allemal der Erfahrenste den Herrscherstab erhielt. Aber er, der doch sonst mit so durchdringendem, vorausschauendem Verstande begabt war, hatte, sowie kein Mensch von Irrthümern frei ist, bei seiner Erbfolgeordnung die menschlichen Leidenschaften übersehen, daß der jedesmalige König darnach trachten würde, und die Macht dazu in den Händen hätte, einem seiner Söhne durch Hinwegräumung der andern Glieder des Hauses die Nachfolge zu sichern. So bereitete Geiserich dem von ihm in Afrika gestifteten Vandalenreiche den baldigen Untergang. Schon unter seinem nächsten Nachfolger, unter Hunerich, spielte die erste Handlung des Trauerspiels. Hunerich wünschte seinen Söhnen nach seinem Tode das Reich zuzuwenden, und verfolgte deshalb grausam seinen Bruder Theoderich und dessen Söhne, und die Söhne seines Bruders Gento. Zuerst legte er der schlauen Gemahlin seines Bruders Theoderich ein Verbrechen bei, und ließ sie mit dem Schwert umbringen, weil er, wie Bischof Victor von Vita glaubt, fürchtete, daß die mit vielem Verstande Begabte heimlich ihrem Gatten oder ältesten Sohne Rathschläge gegen den König an die Hand geben möchte. Nach ihr ließ er ihren ältesten, wissenschaftlich gebildeten, Sohn, welcher unter Hunerichs Neffen der Älteste war, und vermöge der Verordnung Geiserichs nach Hunerichs und Theoderichs Tode das Reich erhalten mußte, des Lebens berauben. Mitten in der Hauptstadt, unter dem Umstehen des Volkes, ließ er einen Bischof seiner Religion, den Patriarchen Jocundus, verbrennen, darum, weil er im Hause seines Bruders Theoderich sehr beliebt war, und vielleicht durch seine Stimme dem erwähnten Hause zur Gelangung auf den Thron behilflich sein konnte. Damals sandte er auch Gento's ältesten Sohn, Godag, nebst dessen Gattin, ohne Beistand eines Knechtes oder einer Magd, ins Elend; auf gleiche Weise auch entblößt und verlassen seinen Bruder Theoderich, nachdem er dessen Gattin und ältesten Sohn umgebracht. Nach Theoderichs Tode stieß er dessen noch übrigen Sohn, ein kleines Kind, und seine beiden erwachsenen Töchter auf Esel gesetzt in unglücksvolle Verbannung [17]). In der Verbrennung des Arianischen Patriarchen *sahen* die Katholischen ihr Schicksal voraus, indem sie zu einander sagten: Wie wird der, welcher so grausam an seinem Priester handelt, unsere Religion und uns verschonen? Schon unter Hunerichs Vater hatten die katholischen *Priester* Verfolgung erlitten, und konnten dieser unter Hunerich um so weniger entgehen, je weniger sie ihr Gelüst, Proselyten zu machen, zu bezähmen vermochten, und den deshalb vom König erlassenen Verboten Folge leisten wollten. Die katholische Partei hatte, so lange sie die herrschende gewesen, scharfe Befehle gegen die Andersgläubigen von den Kaisern ausgewirkt. Da Zwang und Gewalt in Religionssachen einmal eingeführt worden, bewog nun die unter den Vandalenkönigen herrschende Partei durch dieselbe Vorspiegelung von Gründen, daß ihre Lehre die wahre sei, die Vandalenkönige zur Verfolgung derjenigen Partei [18]), welche den Vandalen als

14) *Procop.*, B. V. I. Cap. 9. Wegen des von ihm beschriebenen aurasischen Gebirges vergl. *Morgan*, History of Algiers. p. 103. 15) *Malchus*. Inter Excerpt. Legat. p. 95. 16) *Procop.*, B. V. Lib. I. Cap. 7. *Jordanes*, De R. G. Cap. 33. p. 207. Sp. 2. *Victor Vitensis*, Episcopus, Historia persecutionis Vandalicae. Lib. II. Cap. 5, bei *Ruinart*, Histor. persecut. Vandal. P. I. p. 25.

17) *Victor Vitensis:* Post cujus mortem filium, qui supererat, infantulum duasque filias adultas *impositas asinis longius affligendo projecit*. 18) S. *Victor Vitensis*, Lib. IV. Cap. 1, wo er klagt, daß man sich nicht geschämt, das Gesetz, welches die christlichen Kaiser der Römer gegen die Arianer und andere Ketzer zur Ehre der katholischen Kirche gegeben, gegen die

nwahre galt, und um so heftiger mußte diese Ver-
ig sein, je hartnäckiger die Partei, die nicht mehr
rrschende war, sich noch als solche geltend machen
. So als der König dem Bischof Eugenius von
ago gebot, daß er Niemanden in Vandalentracht in
Kirche zulassen sollte, gab der homousianische Bi-
die Antwort, das Gotteshaus stehe Allen offen;
eher glaubte er dem Könige so antworten zu dür-
a die teutsche Tracht nicht blos die Vandalen, son-
auch die Katholischen trugen, die im Dienste des
s waren. Der König ließ nun Folterer an die
hüren stellen, welche den Männern und Frauen in
lentracht mit zackigen Kolben die Haare sammt der
ausrissen. Durch diese Strafart verloren einige
h die Augen, andere starben vor Schmerz. Die
traften Weiber wurden überdies noch zur Schau
die Stadt geführt [19]). Zu solchen und andern
mkeiten gab die Hartnäckigkeit der katholischen
chkeit die Veranlassung. Diese Widerspenstigkeit
uch durch das merkwürdige Rescript bezeugt, wel-
Hunerich, König der Vandalen und Alanen, an
liche homousianische Bischöfe den 20. Mai im sie-
Jahre seiner Regierung erließ. Oftmals war
h den homousianischen Bischöfen verboten worden,
Loosen der Vandalen (sortibus Vandalorum,
den Landestheilen, welche den Vandalen bei Ver-
z des eroberten Landes zugefallen war) Zusammen-
zu feiern, damit sie nicht, wie Hunerich sich aus-
durch ihre Verführung Christenseelen verderben
n. Aber die meisten hatten gegen das Verbot
in den Loosen der Vandalen gehalten, indem sie
rten, sie wären im Besitze der richtigen Norm des
christlichen Glaubens. Da Hunerich in den ihm
Gott verliehenen Provinzen kein Ärgerniß dulden
, so verordnete er durch Gottes Vorsehung mit
mmung seiner heiligen Bischöfe, sie sollten den
en 1. Jan. mit Unterlassung aller Entschuldigung,
e sich fürchteten, alle nach Karthago kommen,
sie mit seinen ehrwürdigen Bischöfen über den
des Glaubens streiten und den von ihnen ver-
ten Glauben der Homousianer aus den heiligen
en beweisen möchten und damit erkannt werden möge,
die richtige Norm des Glaubens hätten [20]). Man
Hunerich wäre alles Preises würdig, wenn er in
schwierigen Angelegenheit sich nicht die katholischen
und seinen homoiusianischen jene nachahmenden
zum Vorbilde genommen, sondern sich alles Zwan-
thalten, und nicht weiter gegangen wäre, als die-
n Rescript besagt. So jedoch steht er auch in Be-
g auf Religion als Wütherich da, und um so
als blos im Allgemeinen seine Verfolgung der Ho-
mousianer berichtet, und der Hergang nicht dargelegt wird, wie die Gegenpartei durch ihre Hartnäckigkeit und Sucht, Arianer zu sich hinüberzuziehen, den König zu der greuelvollen Verfolgung gereizt hat. Auch uns gestattet der Raum nur diese Andeutung des Herganges und die Angabe ihres traurigen Resultates. Hunerich nahm den weltlichen Personen das Recht, Ämter bei Hof oder im Kriege zu verwalten, und ließ sowol ihre Güter, als die der Bischöfe, welche mit Tod abgingen, einziehen, sowie die der Kirchen und der mit Strafen belegten Personen. Gefängniß, Landesverweisungen, auch zuweilen Zungenabschneidung und andere Martern wurden geübt. Die Zahl der zu verschiedenen Zeiten ins Elend theils nach Sardinien, theils in die Wüsten verwiesenen Bischöfe, Priester, Diakonen und andern Geistlichen, wird auf 5000 angegeben. Auch einige Märtyrer wurden gemacht. Alle Kirchen der Homousianer wurden verschlossen. Doch wütheten die homoiusianischen Bischöfe, Presbyter und Kleriker grausamer, als der König und die Vandalen, wie Victor von Vita, der sonst Hunerich so schrecklich als möglich schildert, gesteht [21]). Als Anreizer des Königs zur Verfolgung und als dessen Vollstrecker der Verfolgung, namentlich an dem homousianischen Bischof Eugenius von Karthago, machte sich der homoiusianische Bischof Cirola den in der katholischen Welt übel berüchtigtsten Namen [22]). Hunerich erneuerte (im J. 480) den Frieden mit dem Kaiser Zeno, und gestattete auf dessen Fürbitte und die der Placidia, der Witwe des Kaisers Olybrius, der Kirche zu Karthago, sich wieder einen Bischof wählen zu dürfen. Er starb im December 484 [23]). Als Verfolger der Katholischen hatte er sich einen zu verhaßten Namen gemacht, als daß sich nicht hätten Sagen an seinen Tod knüpfen sollen; so nach der einen fiel er in Raserei, zerfleischte sich selbst mit den Zähnen und fand in dieser Pein seinen Tod [24]), nach der andern starb er an der Läusesucht [25]). Vermöge der Verordnung Geiserichs folgte auf Hunerich nicht sein Sohn Childerich, sondern seine Neffen, erst Guntamund, dann Thrasamund, und nach dessen Tod erst Childerich.

(*Ferdinand Wachter.*)

HÜNERKOCH (Johann Wilhelm), war zu Wettin an der Saale den 29. Jun. 1718 geboren, und ein Sohn des Bergschreibers Johann Nikolaus, den er aber schon im fünften Jahre seines Alters verlor. Durch die

---

ken anzuwenden. So erbittert auch Victor von Vita
, so lehrreich ist doch seine Beschreibung der Verfolgung
tholiken durch die Vandalenkönige, da sie zeigt, daß diese
ht anders gegen die Katholiken verfuhren, als die römischen
gegen die Arianer und andere Ketzer verfahren waren.
) *Victor Vitensis*, Lib. II. Cap. 3, 4. p. 24. 20) Re-
es Königs Hunerich bei *Victor Vitensis*, Lib. IV. Cap. 2.

21) *Victor Vitensis*, Lib. V. Cap. 11. Er beschreibt Lib. II—V die Verfolgung durch Hunerich umständlich. Vergl. *Procopius* l. c. *Victor Tunensis*, Chron. p. 33 sq. *Isidorus*, Chron. Vandal. p. 228, gibt die Zahl der mit hartem Exile bestraften Mönche und Laien gegen 4000 an. 22) S. z. B. *Gregor. Turonens.*, Hist. Lib. II. Cap. 3. (bei *Freher*, Corp. Histor. Francor. T. II. p. 27—31). Gregor macht aber Honorichen, wie er Hunerichen nach der eigentlich bei den griechischen Schriftstellern gewöhnlichen Weise nennt, zu Trasimunds Nachfolger, und Childerich zu Hunerichs Nachfolger. 23) Vergl. Pagi zum J. 480. N. 2., zum J. 484. N. 23. 24) Gregor von Tours, S. 31. 25) — — divinitus percussus, *scatens vermibus* exspiravit. *Hermann. Contract.* Chron. ad an. 484, bei *Ussermann*, Germaniae sacrae Prodromus. T. I. p. 55. *Sigbert. Gemblac.*, Chronogr. ad an. 484, bei *Pistorius*, Struve'sche Ausg. T. I. p. 725.

Fürsorge seines Vormundes, des Bergsyndicus Franz Ulrich Bergmann, wurde ihm jedoch seine bedrängte kümmerliche Lage sehr erleichtert, und er durch seine Fürsprache vom Pastor Freylingshausen unter die Waisenkinder in Halle aufgenommen. Er blieb in dieser wohlthätigen Anstalt, bis er den 6. April 1739 zur dortigen Friedrichs-Universität übergehen konnte, um Theologie zu studiren. Seinen irdischen Unterhalt verschaffte er sich nebenbei durch den Unterricht, welchen er den Kindern einiger Vornehmen ertheilte. Zu Michaelis 1741 ward er Hofmeister des jungen Christian Karl Kunschigk von Breitenwalde zu Grümingen bei Halberstadt, erhielt nach vorhergegangener Prüfung 1742 die Erlaubniß, in den preußischen und brandenburgischen Landen zu predigen, und wurde 1745 Rector der reformirten Schule zu Aschersleben. Nach einer hier gehabten fünfjährigen sehr sparsamen Einnahme erhielt er 1750 das Conrectorat an der reformirten Schule zu Köthen, und es glückte ihm, seiner Classe eine ganz neue und bessere Gestalt zu geben. Im J. 1758 ward er Pfarrer zu Klein- und Großwülknitz im Köthenschen und starb am 5. März 1773. Man hat von ihm: Der Geiz und das Banquet Heliogabali, nebst einem Anhange von drei Gesprächen, als von dem Nutzen der Fabeln Phaedri, von den Verächtern der Gelehrsamkeit und von dem Hochmuthe der Spanier (Köthen 1753); Licitam esse scriptorum, qui non sunt Christiani, lectionem (ibid. 1756. 4.); Meditatio in martyrium J. C. ad Jes. LIII. (ibid. 1757. 4.); Lateinisch-teutsches Wörterbüchlein und teutsches Spruchbüchlein für Kinder, nebst einer Vorrede, wie das Wörterbüchlein zu tractiren ist rc. (Ebend. 1757); Die Beschaffenheit und der Nutzen einer Schul-Strafcasse (Ebend. 1758) *). (*Rotermund.*)

Hunesgow, Hunnsga, s. Hunsingow, Hunsingo.

Hunesrück, s. Hundsrück.

HUNEVANDSSYSSEL, Bezirk im Norder- und Osterviertel der dänischen Insel Island am Huneforden, mit ungefähr 2900 Einw. und dem Handelsplatze Skagastrand. (*R.*)

HÜNFELD, 1) Kreis in der kurhessischen Provinz Fulda, besteht aus den Ortschaften der Ämter Hünfeld, Burghaun und Eiterfeld, und enthält 3372 Wohnstätten und 26,273 Seelen. 2) Justizamt, wird, nebst der Stadt Hünfeld, aus 25 Ortschaften gebildet, und zählt 1289 Häuser und 9282 Seelen. 3) Stadt, am rechten Ufer des Hun- oder Haunflusses, von welchem es auch den Namen hat, zählt mit der Haun- und Brückenmühle 279 Häuser und 1887 Seelen. Diese an der casseler und leipziger Straße gelegene Municipalstadt, welche sehr fleißige Einwohner hat, hat ein Kreis-, Justiz- und Postamt, einen Kreisphysicus, Amts- und mehre Wundärzte, einen Kreisthierarzt, eine Apotheke, ein Hospital und eine unter der Aufsicht und dem Unterrichte des Stadtpfarrers und Stadtkaplans stehende Schule. In dieser Stadt wird der Linnenhandel lebhaft getrieben, und es fehlt nicht an Gasthäusern zur guten Unterkunft für Reisende und Handwerkern aller Art. (*Schneider.*)

HUNGA, Eiland im Austral-Ocean zum Tunga-Archipel gehörig, im Süden der Insel Wawao. Auf ihrer Westseite ist eine merkwürdige Höhle, ein 60 Fuß hohes Gewölbe in einem Felsen; sie enthält Stalaktiten. Ihr Eingang liegt 6 Fuß unter der Oberfläche des Meeres. Das Eiland ist bewohnt. (*Klaehn.*)

HUNGA-HAPPI, Felseninsel des Tunga-Archipels, durch einen ⅔ Meilen breiten Kanal, welchen Cook durchsegelte, von Hunga-Tunga getrennt. Beide Inseln erhielten von dem Spanier Maurelle, welcher sie 1781 entdeckte, den Namen Culebras. Hunga-Happi hat ½ Meile im Umfange, ist öde, jedoch von einigen Menschen bewohnt. (*Klaehn.*)

HUNGAR (**Johann Michael**), geboren zu Rappersweil 1634. Nachdem er seine Studien vollendet, widmete er sich der Malerkunst und fand zu Mailand Gelegenheit, sich darin unterrichten zu lassen. Sein Gefühl leitete ihn so richtig, daß er sich keiner bestimmten Manier hingab, sondern nur das Bessere der großen Meisterwerke zu benutzen suchte. Der Aufenthalt in Bologna, Rom und Venedig entsprach diesen seinen Absichten am besten, weshalb er sich dort aufhielt. Endlich wählte er sich Annibal Carracci zum Muster. Je mehr er sich in der Zeichnung vervollkommnete, desto mehr bemühte er sich, auch in der Farbe gleiche Vortheile zu erlangen und nahm sich Tizian darin zum Meister. Nachdem er in verschiedenen Orten Italiens Proben seiner Geschicklichkeit hinterlassen hatte, reiste er nach Frankreich, besuchte Teutschland und kehrte 1656 in sein Vaterland zurück, wo er sich völlig niederließ. Geachtet von seinen Mitbürgern und in seiner Kunst ausgezeichnet, fehlte es ihm nicht an Beschäftigung; Kirchen und Klöster in Teutschland und Italien schmückte er mit schönen Werken. In seiner Vaterstadt befindet sich eins seiner Hauptwerke, den hl. Laurenzius darstellend; eine genaue Beschreibung desselben gibt Füßli's Gesch. und Abbild. d. besten Maler in d. Schweiz. 4. Th. Anhang, S. 35. Hungar starb wohlhabend und geehrt im J. 1714. (*A. Weise.*)

HUNGARICUS MONS ist ein den Teutschen durch ihre zu Ende des J. 1002 daselbst erlittene Niederlage traurig bekannt gewordener Berg. Sein Name [1]) rührt wahrscheinlich von einem Ereignisse bei den Raubzügen der Ungern in Italien im 9. und 10. Jahrh. her [2]). Des Berges Lage eine halbe Tagereise vom Gefilde von

---

*) Vergl. Rust, Nachr. von jetztlebenden anhalt. Schriftst. 1. Th. S. 57. Adelung zum Jöcher. Meusel, Lex. verstorb. Gelehrten. 6. Bd. S. 166. Schmidt, Anhaltisches Schriftsteller-Lex. 1780. S. 164.

1) Dithmar von Merseburg (Wagnersche Ausg. S. 124) sagt blos ad Hungaricum montem, und *Adelbold*, Vita Heinrici (bei *Ludewig*, Scriptt. Bamberg. p. 799, bei *Leibnitz*, Scriptt. Brunsv. T. I. p. 435): juxta montem quendam, qui Ungaricus nescio, qua de causa vocatur, und weiter unten ad Ungaricum montem. 2) So durchzogen diese 899 die Gegend von Verona, eroberten Pavia, kamen hierauf, von Berengars großem Heere verfolgt, auf ihrer Flucht wieder auf die Felder von Verona (in campos Veronenses), siegten dort im Vorspiele der Schlacht, ergriffen aber, als eine stärkere Macht der Italiener nahte, wieder

ia (Campania Veronensis), in der Richtung nach
renta hin, wird aus folgender Andeutung der Er-
e im J. 1002 erhellen. Nach Kaiser Otto's III.,
s von der Lombardei, Tode war Harduin von
den 25. Febr. 1002 zum Langobardenkönige ge-
worden, hatte aber eine mächtige Partei gegen sich,
ren Spitze der Erzbischof Arnulf von Mailand stand,
eß, von der gefürchteten Ankunft des Königs Hein-
l. beängstigt, die Engwege (von den Anwohnenden
[Clausen] d. i. Verschließungen genannt), die von
hland aus nach der Lombardei führten, durch Krie-
vachen. König Heinrich sandte unter andern Otto,
erzog von Kärnthen und Markgrafen von Verona,
rtrauen auf die von den Italienern versprochenen
uppen, und die Teutschen kamen in den Gebirgen
er Brenta zusammen, wo die Großen aus Kärn-
nd Friaul aber nur mit wenigen Mannen zu ihnen
Da ein Theil von Heinrichs Anhängern den
ng unthätig abwartete, so war Harduin im Stande,
brigen an ihrer Vereinigung mit den Teutschen
dern. In der Nähe Verona's erstürmte Harduin
rtigen, vom Bischofe von Verona, Heinrichs An-
, bisher bewahrten Engpässe (Clusen, noch jetzt
net der Ort Chiusa an der Etsch die Gegend, wo
ner Pfadverschließungen gewesen). Während er auf
n's Gefilde Weihnachten 1002 (nach damaliger
nung den Anfang des Jahres 1003) feierte, kam
tsche Schar an den Hungaricus Mons; Herzog
ieß durch eine Gesandtschaft Harduin auffodern,
er sie durch die Clausen zu lassen, oder er möge,
sie sich zurückzögen, zu ihnen kommen (denn die-
en wollten redlich auf offenem Felde mit den Wäl-
ämpfen). Der listige Harduin hielt die Gesandten
Nacht ohne Antwort hin, machte sein Heer zum
e bereit, folgte mit ihm bei Anbruche des Tages
zurückkehrenden Gesandten auf dem Fuße, und er-
zu Mittage den Berg, wo Otto die Botschafter
te. Ungeachtet der Ungleichheit der Streitkräfte
ch nach heftigem Gefechte der Sieg der Teutschen
mehr zweifelhaft, als Otto, der Bruder des Bi-
Gebhard von Regensburg, durch seine Flucht die
s schon schwache Schar der Teutschen noch mehr
te und in Unordnung brachte [4]).

(*Ferdinand Wachter.*)

ungarn, s. Ungern.

ungarung-Pass, der, s. unter Himalaya.

UNGA-TUNGA, eine Felseninsel, zum Tonga-
l gehörig. Sie hat etwa ⅓ Meile im Umfang,
ist öde, unbewohnt und nur von zahlreichen Seevögeln
umschwärmt. (*Klaehn.*)

HUNGEN, Städtchen im Großherzogthume Hessen,
im Landrathsbezirke gleiches Namens, an der von Grün-
berg nach Friedberg führenden Chaussee, am Flüßchen
Harloff. Es gehört dem Fürsten von Solms-Braunfels,
ist der Sitz des einen Landgerichts des Bezirks, eines
Consistoriums und des Steuercommissairs, hat in 174
Häusern 1027 Einw., die (bis auf fünf Katholiken und
53 Juden evangelisch) sich stark mit Branntweinbrennen
beschäftigen, ein Schloß, zwei Mühlen, eine Post, be-
deutende Thoneisengruben, und hält jährlich drei Vieh-
und Krämermärkte. Der Ort kommt 782 bei Güter-
schenkungen Karls des Großen an das Kloster Hersfeld
unter dem Namen Houngun vor, und 1361 soll er Stadt-
rechte erhalten haben. Die Münzenberger brachten H.
an die Falkensteiner, nach deren Aussterben es 1419 an
das Solmsische Haus gekommen ist. Nachdem sich dieses
1409 in die Linien Solms-Braunfels und Solms-Lich
getheilt hatte, kam Hungen an erstere, und im J. 1806
unter hessische Hoheit. (*Wagner.*)

Hüngen, s. Hüngheim.

HUNGER (**Fames**, **Esuries**, **Esurigo**, **Esuritio**)
bezeichnet im Allgemeinen das Innewerden des Bedürf-
nisses, feste Substanzen (Speisen) in den Organismus
aufzunehmen, mag dieses Bedürfniß wirklich vorhanden,
oder durch krankhafte Zustände des Organismus regelwi-
drig hervorgerufen sein. Nimmt man blos auf den im
gesunden Zustande vorkommenden Hunger Rücksicht, so
kann man diesen vom physiologischen Standpunkt aus
bezeichnen als das instinktartige Gefühl, daß dem im
lebenden Körper ununterbrochen stattfindenden Ausschei-
dungsprocesse durch Aufnahme fester Substanzen aus der
Außenwelt kein Gleichgewicht gehalten wird. Denn die
beständige Ausscheidung fester sowol als flüssiger Sub-
stanzen aus dem thierischen Körper fodert ja nothwendiger
Weise, daß derselben eine entsprechende Aufnahme von
neuen Stoffen aus der Außenwelt parallel gehe, wenn
sich der Körper erhalten oder selbst noch an Masse zu-
nehmen soll, und zu dieser Aufnahme ermahnt als treuer
Wächter des thierischen Lebens der Hunger, dessen Be-
friedigung zugleich auch mit einem gewissen Wohlbehagen
verbunden ist.

Der Hunger gibt sich zunächst durch ein Gefühl von
Leerheit, Druck, Ziehen, Spannen in der Herzgrube zu
erkennen, womit sich meistens ein schwaches Kollern und
Poltern im Unterleibe vergesellschaftet. Erfolgt keine Be-
friedigung desselben, so entsteht geringe Übelkeit, Auf-
stoßen, Gähnen, übler Geruch aus dem Munde, und der
unbehagliche Zustand, der Anfangs auf den Darmkanal
beschränkt zu sein scheint, breitet sich über den ganzen
Organismus aus, indem das Gefühl allgemeiner Abge-
spanntheit und Mattigkeit entsteht. Die Energie der Ge-
hirnverrichtungen, welche sich bei der ersten Regung des
Hungers bemerklich machte, geht allmälig in eine ge-
wisse Unruhe des Geistes, in Schlaflosigkeit über. Die
Secretionen der verschiedenen Secretionsorgane erscheinen
allmälig nicht nur in geringerer Menge, sondern sie ver-

---

ht, und siegten in der Schlacht an der Brenta. *Luit-*
Hist. Lib. II. Cap. 4—6, bei *Reubner*, Scriptt. Ausg.
nnis, S. 152, 153. Vgl. Annal. Alamann. bei *Pertz*,
erm. Hist. Scriptt. T. I. p. 53.
In Wdeldolds *super* aquam, quae Brenta vocatur, ist
ller Wahrscheinlichkeit nach und dem Gebrauche des mittel-
en Lateins nicht zuwider, in der Bedeutung des französi-
r zu nehmen. 4) Dithmar, S. 123—126, 138 fg.
ld bei Ludewig, S. 799, 800, 805, 806. Vgl. Annalista
Eccard, Corp. Hist. Med. Aev. T. I. p. 388, 389, 396.

ändern auch ihre Beschaffenheit und werden consistenter oder saturirter: die Stuhlausleerung erfolgt selten und sparsam, das Entleerte ist hart und dunkel gefärbt; der in geringer Menge entleerte Harn ist dunkel gefärbt, schwer, weil er verhältnißmäßig mehr Harnsalze und Harnstoff enthält, dabei übelriechend; die Speichelabsonderung, obwol Anfangs etwas vermehrt, mindert sich ebenfalls nach einiger Zeit; ebenso wird auch wol weniger ausgedünstet und die Haut wird trocken und spröde. (Nach manchen Angaben soll zwar die Hautthätigkeit vermehrt sein; doch gilt dies wol nur von ihrer einsaugenden, und nicht von ihrer aushauchenden Thätigkeit.) Bei säugenden Frauen mindert sich die Absonderung der Milch, bei Männern jene des Samens, und eiternde Flächen trocknen ab. Der Puls wird klein und selten, die Anzahl der Athemzüge mindert sich und es sinkt die Temperatur des Körpers. Es entsteht Blässe des Gesichts, Abplattung des Unterleibes, Faltung und Runzelung der Haut in Folge einer Aufsaugung des ins Zellgewebe abgesetzten Fettes, wodurch die mangelnde Stoffaufnahme von Außen einige Zeit hindurch ersetzt wird, Abmagerung des ganzen Körpers und Verminderung seines absoluten Gewichtes. Das Blut nimmt nicht nur an Menge ab, es verändert auch seine Beschaffenheit: die Blutkügelchen scheinen sich in geringerer Menge darin zu finden und sind zugleich blasser roth gefärbt; das ganze Blut soll später in Fäulniß übergehen, als das von gesunden Personen. Zuletzt entstehen Ohnmachten, Sinnestäuschungen, Zuckungen und Wuthanfälle, mit dem Bestreben, das peinigende Hungergefühl zu bekämpfen, selbst mit Aufopferung des Theuersten, und wäre es das an der vertrocknenden Brust saugende Kind. Dem Tode selbst gehen bisweilen noch blutige Ergießungen in der Mund- oder Magenhöhle, in der Gebärmutter ꝛc. vorher.

Nach dem Tode findet man den Magen ins linke Hypochondrium gedrängt und stark zusammengezogen, aber doch immer etwas durch Luft ausgedehnt, sodaß sich seine blaß aussehenden Wände keineswegs berühren; auch der übrige Darmkanal befindet sich in einem contrahirten Zustand. Andere Male findet man auch Spuren von Entzündung, oder selbst schon brandige Durchlöcherung des Darmkanales, namentlich im Dünndarme und am Magenmunde. Der Dünndarm enthält meistens etwas Galle, mit der auch die Gallenblase erfüllt ist; außerdem ist der Darmkanal leer und nur mit einer geringen Menge eines dicken, zähen Schleimes bedeckt. Milz und Leber erscheinen oftmals mit Blut überfüllt. Das kleine und große Netz sind vergrößert, in Folge der starken Magencontraction, und zugleich blutreicher. An den Wänden der serösen Höhlen bemerkt man weniger Glanz, als im gewöhnlichen Zustande, weil auch in ihnen die Secretion gemindert worden war; dagegen sollen die faserigen Gebilde einen silberartigen Glanz besitzen. Die Leichname gehen im Allgemeinen weniger schnell in Fäulniß über.

Wenn das Misverhältniß zwischen der Stoffaufnahme und Stoffausgabe des Organismus der entfernte und letzte Grund des Hungers ist, so drängt sich die Frage auf, ob sich nicht nähere Ursachen nachwei[illegible]sen, durch die er im Organismus hervorgerufen [illegible] Am natürlichsten bietet sich die Ansicht dar, im Darmkanale, namentlich im Magen, den Sitz oder die nächste Ursache des Hungers zu suchen, weil sich hier die ersten und wichtigsten Erscheinungen desselben wahrnehmen lassen, und diesen Punkt hat man auch bei den mehrfachen chemischen, mechanischen und dynamischen Theorien des Hungers im Auge behalten. Die chemische Theorie nahm einen anfangenden Zersetzungs- oder Faulungsproceß der im Magen enthaltenen Substanzen als Ursache des Hungers an, oder sie beschuldigte die Schärfe des Speichels, des Magensaftes, der Galle, welche Flüssigkeiten die Magenwände reizten, chemisch angriffen und in Ermangelung anderer umzuwandelnder Substanzen zu assimiliren suchten. Allein einestheils kommt es im gesunden Zustand innerhalb des Darmkanals zu keinem Faulungsproceß, am wenigsten in dessen oberm Theil; anderntheils lehren die Versuche an Thieren, daß bei einem leeren Zustande der Magenhöhle gar kein Magensaft abgeschieden wird, daß ebenso wenig in der ersten Zeit des Fastens Galle in den Darmkanal tritt, wenngleich sich späterhin nicht selten etwas Galle innerhalb des Magens findet, daß man endlich auch keine Anhäufung von Speichel im Magen hungernder Thiere beobachtet, mithin also ein feindlicher Angriff dieser Flüssigkeiten auf die Magenwände nicht wohl als Ursache des Hungers angesehen werden kann. Den chemischen Theorien des Hungers könnte man auch die Annahme zuzählen, daß demselben ein Mangel an brennbaren Stoffen und ein Überfluß von Sauerstoff innerhalb des Organismus zu Grunde liegt, wenn nicht damit mehr die entfernte als die nähere Ursache des Hungers bezeichnet würde. Vom mechanischen Standpunkt aus glaubte man eine Zusammenpressung der Magennerven durch die stark contrahirten Magenhäute annehmen zu dürfen, oder selbst ein Zusammenreiben der innern Wände des Magens. Für die letztere Ansicht erklärte sich selbst noch der berühmte Albrecht von Haller (Elementa Physiologiae. Tom. VI. p. 185). Allein der Magen ist nicht so stark contrahirt, daß sich seine Wände berührten und sich reiben könnten, am allerwenigsten schon einige Stunden nach dem Genusse von Speisen; aus demselben Grunde wird also auch kein besonders großer Druck auf die Magennerven stattfinden. Endlich hat man auch eine dynamische Ursache des Hungers in der Ermüdung und Erschlaffung der contrahirten Muskelfasern des Magens angenommen. Dies wäre aber einerseits das einzige Beispiel von periodischer Ermüdung eines unwillkürlichen Muskels, da ja z. B. an dem stets thätigen Herzmuskel niemals etwas Ähnliches bemerkt wird, und andererseits befinden sich die Muskelfasern des Magens grade im nüchternen Zustand in Ruhe, und erst während der Verdauung kommen sie in Thätigkeit.

Als die nähere Ursache des Hungers läßt sich nur ein Afficirtwerden des Nervus sympathicus magnus bezeichnen, der den Digestionsapparat, namentlich auch den Magen, mit Nerven versieht; denn die Empfindung des Hungers gehört offenbar zu den vom Gemeingefühl aus-

gehenden, also unter der Herrschaft des Sympathicus magnus stehenden Erscheinungen. Nur ist es bis jetzt nicht gelungen, nachzuweisen, ob ein besonderes mechanisches, chemisches oder dynamisches Moment, oder ob mehre zugleich dabei wirksam sind.

Das Bedürfniß, Speisen aufzunehmen, kehrt periodisch wieder, und mehre Umstände sind auf die schnellere oder langsamere Wiederkehr desselben im gesunden Zustande von Einfluß. Kinder hungern öfter als Erwachsene, weil bei ihnen der ganze Lebensproceß rascher von Statten geht, das Misverhältniß zwischen Stoffausgabe und Stoffaufnahme sich also schneller herausbildet. Dasselbe gilt hinsichtlich eines vorübergehend oder anhaltend arbeitsamen, die Muskelkraft anstrengenden Lebens im Verhältnisse zu einer müßigen, ruhigen Lebensweise. Im Greisenalter tritt der Hunger seltener und weniger intensiv auf, weil die Lebhaftigkeit des Stoffwechsels immer mehr sinkt. Bei zu großer Kälte ebenso wol als bei zu großer Wärme macht er sich weniger bemerklich. Auch übt die Gewohnheit einen merkwürdigen Einfluß auf den Hunger aus; denn die regelmäßige Aufnahme von Speisen zu bestimmten Tagesstunden bewirkt, daß der Hunger auch nur eintritt, sobald diese Zeit erscheint, und daß er wol selbst ohne Speiseaufnahme verschwindet, sobald die gewöhnliche Essensstunde vorüber ist. Eine angestrengte Geistesthätigkeit läßt das Gefühl des Hungers gar nicht auftreten oder wenigstens in schwächerm Grad empfinden. Auch wird das Hungergefühl durch den Genuß narkotischer Substanzen, durch Opium, Tabakrauchen u. dgl., sowie durch das Zusammenschnüren des Unterleibes beschwichtigt. Endlich verdient noch bemerkt zu werden, daß auch das blose Anfüllen des Magens mit unverdaulichen Dingen, die also dem wirklich vorhandenen Bedürfnisse des Organismus keineswegs genügen können, das Hungergefühl zu beseitigen vermag. Nach von Humboldts Nachrichten (Ansichten der Natur. 1. Bd. S. 142) sind die Otomaken am Orinoco Erdfresser; ohne Zweifel trieb sie zuerst Nahrungsmangel zur Aufnahme von Erde, und nur erst allmälig in Folge der Gewohnheit fanden sie darin einen Genuß. Vergessen darf man dabei übrigens nicht, daß die gewöhnliche Erde immer geringe Antheile thierischer und vegetabilischer Körper, also assimilationsfähige Bestandtheile, enthält.

Die Alten unterschieden hin und wieder den natürlichen und den thierischen Hunger. Unter dem natürlichen verstand man das durch den Zustand des Gesammtorganismus entstehende Bedürfniß, Speisen aufzunehmen und zu assimiliren; unter dem thierischen das in der Sphäre des Digestionsapparates sich kundgebende Hungergefühl. Der thierische Hunger kann, wie eben angegeben wurde, gestillt werden, ohne daß dem natürlichen Gnüge geleistet wird.

Über das Ertragen des Hungers und über die besondern Umstände, welche auf den Eintritt des Hungertodes von Einfluß sind, s. d. Art. Verhungern; über die krankhaften Arten des Hungers d. Art. Hundshunger. (*Fr. Wilh. Theile.*)

Man kann zwar nicht behaupten, daß jeder aus Hunger verübte Diebstahl zurechnungslos und unstrafbar sei; wohl aber ist anzunehmen, daß dann eine solche Zurechnungslosigkeit eintritt, wenn die Entwendung in einem Nothstande geschah, wo wirklich Gefahr des Verhungerns eintrat und kein anderes Mittel übrigblieb, um diesem Nothstand abzuhelfen, sodaß also die Stimme der Vernunft bei dem Diebe völlig übertäubt wurde. War ein solcher Nothstand eingetreten, so ist die That zurechnungslos, mithin unstrafbar. Bei einem geringern Grade des Nothstandes ist dagegen das Vorhandensein desselben nur als ein Milderungsgrund bei Abmessung der nothwendig zu erkennenden Strafe anzusehen.

Von diesen Sätzen bewirkt aber der Umstand keine Ausnahme, daß der Nothstand durch eigene Schuld zugezogen worden ist, weil der Zustand, welcher zur Unternehmung der Entwendung nöthigt und alle Wahl des Gegentheils ausschließt, immer einer und derselbe bleibt, möge er durch Schuld entstanden sein oder nicht, und nur dieses kann erfodert werden, daß er nicht absichtlich hervorgebracht worden sei, um während seines Daseins und unter Berufung auf ihn die Entwendung straflos verüben zu können. Noch weniger kommt darauf etwas an, ob die Entwendung an Jemandem verübt war, der sie, ohne selbst in einen gleichen Nothstand zu gerathen, nicht verschmerzen konnte, da die Erkenntniß des Eintritts einer solchen Folge, den Drang sich zu retten, in dem Gemüthe des Nothleidenden weder zu mindern, noch aufzuheben im Stand ist. Auch kann der Begriff des Nothstandes auf die eigene Noth des Handelnden nicht eingeschränkt werden; er findet vielmehr ebenso gut statt, wenn die Noth Andere trifft, für deren Erhaltung der Handelnde nicht anders als durch die Entwendung sorgen konnte. Die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. Art. 166 scheint zwar in diesem letztern Falle vorauszusetzen, daß der Handelnde durch persönliche Pflicht zur Fürsorge verbunden sein muß, sie erwähnt nur des Hungerleidens von Weib und Kindern des Diebes; schon längst aber ist diese Gesetzesstelle durch die Praxis dahin erweitert, daß es gleichgültig sei, ob denselben eine persönliche Pflicht oder Menschenliebe überhaupt zu der That antrieb. Auch ist es nicht erfoderlich, daß die Entwendung grade Eßwaaren betraf, um sie als unstrafbar darzustellen; vielmehr ist es gleichviel, ob Diebstahl aus Hungersnoth, aus einer Entwendung von dergleichen Eßwaaren, oder von andern Sachen bestand, durch deren Verkauf Lebensmittel angeschafft werden konnten. Zwar redet der gedachte Artikel der peinlichen Gerichtsordnung nur von dem Stehlen „essender Dinge," *allein* im Art. 175 wird auch der Diebstahl an geweiheten Sachen für einen solchen erklärt, der wegen Hungersnoth entschuldigt werden könne. Dagegen aber muß die Entwendung nicht größer, als um das Bedürfniß damit zu befriedigen, sein, wenn sie straflos bleiben soll, wiewol auch dann, wenn das Entwendete das zu befriedigende Bedürfniß an Werth übersteigt, eine billige Rücksicht darauf genommen werden muß, ob der Dieb aus Hungersnoth nichts anderes stehlen konnte, als grade die werthvollere Sache; denn sollte dieses nachgewiesen werden können, so bleibt die diebische

Handlung ebenfalls genöthigt und zurechnungslos. Vgl. übrigens noch den Artikel Nothrecht*). (*Spangenberg.*)

HUNGER 1) **Albert**, Sohn des Rechtsgelehrten Dr. Wolfg. Hunger, geb. 1545 zu Kehlheim in Baiern, studirte im 17. Jahre Philosophie zu Ingolstadt, wurde Magister, begab sich nach Rom in das teutsche Collegium, studirte dort drei Jahre Theologie und machte 1565 eine Reise durch mehre italienische Städte, wurde zu Padua Baccalaureus, 1567, noch nicht 22 Jahre alt, öffentlicher Lehrer der Weltweisheit, und 1570, nach erhaltener Doctorwürde, ordentlicher Professor der Gottesgelehrsamkeit. 1575 gab ihm der Herzog Albert die Propstei Pfaffenmünster, welche er nach drei Jahren freiwillig wieder abtrat. 1578 wurde er Prokanzler und Superintendent der hohen Schule, zugleich auch Kanonikus an der Domkirche zu Eichstädt, Domherr zu Passau-Eichstädt, wohnte 1601 dem Religionsgespräche zu Regensburg bei und starb den 11. Febr. 1604. Er hat viele Disputationen, darunter mehre gegen Flacius Illyr. und andere Protestanten gehaltene, welche in Kobolds baier. Gel. Ler. S. 351 fg. und in Gandershofers Nachträgen, S. 166 und 347 fg. verzeichnet sind, aber jetzt keinen Werth mehr haben. Seine sämmtlichen Reden hat Christ. Gewold gesammelt und zu Ingolstadt 1601 und 1602 in drei Bänden herausgegeben †). (*Rotermund.*)

2) **Christoph Fridr.**, geb. 1718, kam als Lehrling nach Dresden zu dem damals berühmten Violinenmacher Jaug, dessen vielverbreitete Instrumente er in der Folge am geschicktesten zu repariren verstand. Nachdem er sich in Leipzig seine Werkstatt aufgeschlagen hatte, wurden vorzüglich seine Violoncellen und Bratschen weit gesucht. Der gute Ruf seiner Arbeit erhielt sich bis in sein Alter. Er starb 1787.

3) **Gottlieb Gottw.**, geb. 1736 in Dresden, studirte in Leipzig Jura, und machte sich zugleich als geschickter Clavierspieler und Flötenbläser beliebt. Als Flötist bei den Abonnementconcerten im Gewandhause angestellt, hatte er Gelegenheit, sein musikalisches Talent weiter zu bilden und sich auf beiden Instrumenten öffentlich hören zu lassen, bis er 1768 als Advocat zu prakticiren anfing und das öffentliche Spiel aufgab. Der Kunst aber blieb er treu, componirte auch mehre Sonaten und vorzüglich 1772 Melodien zu Weißens Kinderliedern, die zu jener Zeit sehr geschätzt wurden. Er starb als Accisinspector zu Leipzig 1796. (*G. W. Fink.*)

4) **Johann Christian**, geb. 13. Nov. 1670 zu Roßwein, kam 1684 in die Fürstenschule zu Meißen und 1691 auf die Universität Leipzig, wo ihm der nachherige Bürgermeister D. Sept. Flor. Rivinus den Unterricht seiner Kinder anvertraute. Er blieb sieben Jahre in Leipzig, wurde 1698 Magister der Philosophie, ging nach Dresden, wurde 1702 Pfarrsubstitut in Dohna, 1705 Pastor in Glashütte, 1719 dasselbe zu Oederan, zugleich auch Adjunctus der freibergischen Superintendentur und starb am 16. Juni 1735. In seinen Studentenjahren und als Prediger in Glashütte half er dem M. Adami Mysander bei der Herausgabe seiner Schriften, besonders an den Deliciis Evangelicis, und gab selbst Deliciae Catecheticae, oder Katechismus-Ergötzlichkeiten in fünf Bänden (Dresden und Leipzig 1716) heraus. Nach Dietmann[1]) war er sehr belesen, gelehrt und ein exemplarischer Prediger[2]). (*Rotermund.*)

5) **Wolfgang**, geb. zu Wasserburg in Baiern, war zuerst Professor der Rechte zu Ingolstadt, dann Kanzler in Freisingen und zuletzt Reichskammergerichtsrath zu Speier, wo er 1555 gestorben ist. Man hat von ihm Anmerkungen zu *Cuspiniani* Caesares, und eine neue Ausgabe der Vorlesung des *Bartholomaeus Bologninus* über die Authentica: Habita C. Ne filius pro patre. Außerdem hat er aus dem Spanischen und Italienischen übersetzt: Excitatorium aulicorum de officio aulici ut gratiam principis consequatur et conservet.

(*Spangenberg.*)

HUNGERBERG, Name mehrer Orte im Großherzogth. Baden, worunter bemerkenswerth ein Bergrücken in der ehemaligen Herrschaft Hauenstein, am Rheine, der Coblenz in der Schweiz gegenüber sich erhebt, zwischen den Städten Waldshut und Thiengen vorbei, eine teutsche Meile nach Norden bis gegen Bannholz hin, sich erstreckt. Auf ihm haben die Hunnen (daher auch Hunnenberg) oder Hungern um 925 gelagert und ihr Holz gehauen, und noch vor einiger Zeit hat man auf dieser Höhe über Gurtweil Spieße ausgeackert.

(*Th. Alfr. Leger.*)

HUNGERBLUME. Die Frühlings-Hungerblume (Draba verna) ist für Schafe ein angenehmes und gesundes, nur wenig Nahrungsstoff lieferndes Frühlingsfutter auf Rangen und Äckern; dieses Gewächs enthält kreßartige Säfte. Auch heißt so Chrysanthemum Leucanthemum, auch Wucherblume genannt, und chr. segetum, Getreidhungerblume, auch Ackergoldblume genannt, mit gelber Blume. Diese Pflanze unterdrückt oft die Saat durch ihre weit ausgebreiteten Äste und saugt den Boden aus. Äcker, welche mit ausgefallenem Samen derselben angefüllt sind, können kaum davon befreit werden, weil der Same gar lange keimfähig bleibt, wenn man nicht viele Jahre hindurch solche Gewächse darauf baut, die vor der Blüthe der Hungerblume geerntet werden können, und auch dann muß man dafür sorgen, daß keine Pflanzen derselben in den Furchen stehen bleiben. Wenn man die blühenden ausjätet, darf man sie nicht auf den Acker oder in die Furchen werfen, weil sie fortblühen und noch späterhin ihren Samen ausfallen lassen. Die Blumen geben getrocknet und mit Alaun gekocht eine gelbe Farbe, und dann mit dem Blau der mit Alaun

---

*) S. die Commentatoren *Kress* und *Boehmer* ad C. C. C. art. 166; die verschiedenen Schriftsteller, welche über das Nothrecht handeln, und von den Criminalisten vorzüglich: Tittmann, Handb. der Strafrechtswissenschaft. §. 98. Henke, Handb. des Criminalrechts. 1. Bd. §. 48. S. 318 fg. u. a. m.

†) *Mederer*, Annal. Ingolstad.

1) Sächs. Priestersch. 1. Bd. S. 458. Anmerk. 2) Vergl. Willisch, Kirchenhist. der Stadt Freiberg, nebst den eingepfarrten Städten und Dörfern dieser Superintendentur. 2. Th. S. 491, und Adelungs Ergänz. zum Jöcher.

gekochten Beeren der Rainweide vermischt, ein schönes Grün; nur Ziegen und Schafe fressen dieses Gewächs.

(*Fr. Heusinger.*)

HUNGERCUR. Man versteht unter der Hungercur die eine längere Zeit hindurch fortgesetzte methodische Schmälerung der Speisemenge, die zur Stillung des gesunden Hungers eines Individuums erfoderlich ist, in der Absicht, besondere krankhafte Zustände im Organismus des betreffenden Individuums dadurch zu tilgen. Sie bildet vom therapeutischen Standpunkt aus eine besondere Modification jener Heilmethode, die man als Methodus extenuans bezeichnet; denn sie bewirkt auf indirecte Weise eine Verdünnung oder Verminderung der ernährenden Flüssigkeiten im Organismus, nämlich durch verminderte Überführung ernährender Stoffe in denselben. Es lassen sich aber drei Grade der Krankheitsbehandlung durch verminderte Speisemenge oder Diät unterscheiden:

a) Einfache Diätcur, wenn dem Kranken weder die Qualität noch die Quantität der zu genießenden Nahrungsmittel genau vorgeschrieben, sondern blos verordnet wird, schwerverdauliche Speisen und alle für den vorliegenden Krankheitszustand unpassende Nahrungsmittel und Getränke zu vermeiden, und bei kaum eingetretener Sättigung vom fernern Genuß abzustehen.

b) Entziehungscur, wenn dem Kranken die Qualität der Nahrungsmittel mehr oder weniger genau bestimmt und ihm zugleich zur Pflicht gemacht wird, kaum bis zur nothdürftigsten Sättigung von diesen immer nur wenig reizenden Substanzen zu genießen.

c) Hungercur, wenn nicht nur die Qualität, sondern auch die Quantität der Speisen genau bestimmt, und die letztere so niedrig gestellt wird, daß der Kranke fast fortwährend vom nagenden Gefühle des Hungers leidet.

Der erste Grad findet fast in allen Krankheiten Anwendung, insbesondere aber bildet er unter andern einen wesentlichen Bestandtheil der prophylaktischen Behandlung von Aneurysmen nach Valsalva's Methode; übrigens ist er gar sehr verschieden von der Hungercur. Dagegen läßt sich die Entziehungscur nicht füglich von der Hungercur trennen, da beide auf die nämliche Weise und nur dem Grade nach verschieden wirken. Auch sind mehre von den als Hungercuren beschriebenen Fällen und Behandlungen streng genommen nur Entziehungscuren; gleichwie man andererseits die eigentliche Hungercur, um die Kranken nicht durch das harte Wort abzuschrecken, nicht selten mit dem mildernden Namen der Entziehungscur belegt. Eine häufigere Anwendung des ausgezeichneten Heilmittels würde wohl gegen mehre hartnäckige Krankheiten, als es bis jetzt geschehen, stattfinden können, wenn das Qualvolle desselben dadurch gemindert würde, daß man nur eine strenge Entziehungscur in Anwendung zöge, statt überall gleich zur eigentlichen Hungercur zu greifen.

Wirkungen der Hungercur.

Die nächsten Wirkungen der Entziehungs- oder Hungercur werden im Ganzen mit jenen übereinstimmen, die bei der vollständigen Enthaltung von allen Speisen hervortreten (s. d. Art. Hunger). Zuvörderst wird sich im Verlaufe der Cur in einem allmälig immer stärker werdenden Grade das nagende Hungergefühl einstellen, welches immer nur auf kurze Zeit durch die Aufnahme der vorgeschriebenen geringen Speisequantität unterbrochen wird. Der Magen bleibt dabei fortwährend in dem verkleinerten contrahirten Zustande, worin er sich bei gesunden Menschen vier bis sechs Stunden nach einer vorgängigen Speiseaufnahme befindet, weil die geringe Speisemenge, welche bei der Hungercur auf einmal zu nehmen gestattet ist, seine Höhle nicht besonders auszudehnen vermag; es wird somit die Contractionskraft des Magens erhöht. Dabei werden aber die wenigen Substanzen, welche in den Magen gelangen, aufs Vollkommenste in Chymus umgewandelt, und aus diesem wird weiterhin im Dünndarm ein gehörig beschaffener Chylus bereitet, den die einsaugenden Gefäße des Darmes mit Leichtigkeit aufnehmen. So gewinnt also die assimilative Seite des Verdauungsprocesses an Energie. Es wird ferner die Quantität der verschiedenen Secretionen und Excretionen allmälig immer mehr verringert, und die Stoffe selbst werden saturirter. So erfolgt namentlich die Stuhlentleerung bei der Hungercur selten, alle drei bis acht Tage, in der Form kleiner harter kugeliger Massen, wie Schafkoth; denn die in den Magen aufgenommenen Substanzen enthalten keine oder nur höchst wenige unassimilirbare Bestandtheile, die als Koth entleert zu werden brauchten; bei der stattfindenden Energie des Verdauungsapparates wird alles Assimilirbare umgewandelt; die Einsaugungsthätigkeit des Darmkanals, wie des ganzen Körpers, ist in reger Thätigkeit; die zum Mastdarme gelangenden faeces häufen sich hier in so geringer Menge an, daß sie nicht mechanisch zur Entleerung reizen können; endlich befindet sich auch der Darm, gleich dem Magen, in einem contrahirten Zustande. Die Herabsetzung des Secretionsprocesses durch die Hungercur macht sich auch in den pathologischen Secretionsorganen, in eiternden und geschwürigen Wunden bemerklich, durch Beschränkung oder selbst allmäliges Aufhören der Eiter- und Jauchebildung. Endlich wird bei derselben der Puls kleiner und seltener, und es mindert sich die Frequenz der Respirationsbewegungen.

Sobald nun die Zufuhr der gewohnten und zum gleichmäßigen Fortbestehen des Organismus nöthigen Menge assimilirbarer Stoffe aus der Außenwelt ins Gefäßsystem sich mindert, regt sich die Heilkraft der Natur, um das Mangelnde auf die thunlichste Weise zu ersetzen. Alles im Organismus, was für seine Fortdauer einen relativ mindern Werth hat, wird von den einsaugenden Gefäßen in den Kreislauf zurückgeführt, und dadurch erhält sich die Blutflüssigkeit eine Zeit lang qualitativ und quantitativ mehr oder weniger vollkommen in Integrität. Es entsteht daher Abmagerung des ganzen Körpers durch Aufsaugung seiner niedrigsten Bildungsmasse, des Zellgewebes und vornehmlich des im Zellgewebe als Nahrungsdepot niedergelegten Fettes. Neben der vermehrten Aufsaugung (wenn überhaupt eine absolut vermehrte Thätigkeit der aufsaugenden Gefäße stattfindet) trägt aber noch

ein anderes Moment zur allmäligen Abmagerung des Körpers bei. Dies ist die absolute Verminderung der Ernährung der einzelnen Gebilde und Organe, der Stoffabsetzung aus dem kreisenden Blut an dieselben. Allen Gebilden und Organen werden durch den Reproductionsproceß fortwährend einzelne Bestandtheile des Blutes zugefügt, und diesem Stoffansatze geht eine Stoffwegnahme durch die einsaugenden Gefäße parallel. Wenn nun in Folge der Hungercur dem Circulationssysteme das hinreichende Stoffquantum entgeht, so tritt die Heilkraft der Natur in der Weise in Thätigkeit, daß sie das einzelne Gebilde oder Organ unvollkommen ernährt und gleichsam aufopfert, um das Ganze zu erhalten. Diese geminderte Ernährung (oder die relativ vermehrte Aufsaugung) trifft zunächst, wie eben erwähnt, die niedrigsten Gebilde, das Zellgewebe mit seinem Fette. Solche niedrige Gebilde sind aber auch die Geschwülste, die Auswüchse, die Wucherungen, die Eingeweidewürmer, überhaupt alle Afterproductionen des Organismus; sie sterben bei der Hungercur durch Nichternährung gleichsam ab, und werden zum Theil durch den sich gleichbleibenden (relativ gesteigerten) Resorptionsproceß aufgesaugt.

Dabei kommt ferner als ein sehr wichtiger Punkt in Betracht, daß man die Hungercur nicht leicht für sich allein anwendet, sondern daß gleichzeitig meistens noch eigentliche Arzneimittel gegeben werden. Am gewöhnlichsten werden dabei sogenannte Holztränke in großer Menge genossen. Diese enthalten hauptsächlich Substanzen, welche vorzugsweise auf die Haut, auch wol auf die Nieren und Lungen wirken, die Thätigkeit dieser Organe erhöhend. Sie dienen einestheils als sogenannte blutreinigende Mittel zur Unterhaltung ihres Secretionsprocesses, der sich in Folge der reinen Hungercur vermindern würde, und unterstützen dadurch die normale Säftemischung (wohin auch die oftmals interponirten Abführungsmittel wirken); sie machen aber auch andererseits ein leichteres und längeres Ertragen der Cur möglich, weil sie in so reichlicher Menge genossen werden, daß ihr Gehalt an extrahirten festen Theilen das nagende Hungergefühl mehr oder weniger zu besänftigen vermag. Ferner werden nach der gegenwärtig am meisten benutzten Vorschrift nebenbei reichliche Gaben von narkotischen Substanzen, namentlich Cicuta, gegeben. Die Narcotica sind aber schon für sich gegen mancherlei Afterproductionen und Abnormitäten der Säftemischung im Gebrauch, und bei der Hungercur nützen sie außerdem wol auch noch dadurch, daß sie, die Reizbarkeit des Darmkanals herabstimmend, das peinigende Hungergefühl mildern und ebenfalls ein längeres und leichteres Ertragen der Cur möglich machen. Das während der Cur gestattete Tabakrauchen wirkt auf die nämliche Weise. Endlich werden auch nach einzelnen Vorschriften noch andere specifisch gegen die zu beseitigende Krankheit wirkende Mittel angewendet; Osbeck gibt z. B. bei der Syphilis gleichzeitig Sublimat.

Indicationen der Hungercur.

Die Wichtigkeit der strengen Diät, welche die an acuten Krankheiten, an Störungen des Darmkanals ꝛc. Leidenden meistens von selbst instinktartig befolgen, ist allgemein anerkannt und kommt hier nicht in Betracht, wo nur von den Indicationen zur Entziehungs- und Hungercur die Rede ist. Nur kann nicht unerwähnt bleiben, daß eine höchst strenge, an die Entziehungscur angrenzende Diät bei der Magenerweiterung (Duplay in den Archives générales. 1833. Tom. III.), sowie nach Struve bei der sogenannten Magenschwäche und auch wol bei der Atrophie der Kinder von Überfütterung, neben der Anwendung anderweitiger geeigneter Mittel, sehr vortheilhafte Wirkung verspricht. Dieselbe wird auch zweckmäßige Anwendung finden, wenn bei fetten, saftreichen Subjecten eine übermäßige Production obwaltet, die zu Wallungen, Kopfschmerzen, Schwindelanfällen, Neigung zu Schlagfluß, Schwerathmigkeit, Polypyonie ꝛc. Veranlassung gibt.

Die eigentliche Entziehungs- und Hungercur wird vermöge ihrer Wirkungen vorzüglich bei den chronischen sogenannten Säftekrankheiten ihre Stelle finden, bei veralteten Geschwüren, bei bösartigen Flechtenausschlägen, besonders Herpes exedens, bei eingewurzelter Gicht und Rheumatismus, bei bösartigem weißem Flusse, bei Skrofeln, bei Syphilis, bei der Marschkrankheit und andern Formen der Pseudo-Syphilis, bei Merkurialkrankheit, bei Lepra ꝛc.; nur nicht beim Scorbute, da andauerndes Hungern allmälig selbst einen Krankheitszustand hervorbringt, der dem Scorbut ähnelt. Man hat sie ferner bei vegetativen Geschwülsten im Unterleib, im Knochensystem angewendet, und ebenso verdient sie bei Skirrhus und Krebs, beim Markschwamme (Baring, über den Markschwamm des Hoden. [Göttingen 1833.] S. 182), bei Caries der Wirbelsäule (Rolffs in Rust's Magazin, 40. Bd. 2. Stück), bei Epilepsie und Wahnsinn (C. Müller in Hufelands Journal, 20. Bd. 1. Stück. S. 171) alle Beachtung.

Von selbst versteht es sich, daß auch die Anwendung der Hungercur, wie jedes Heilmittels, ein sorgfältiges Individualisiren erheischt. „Die Hungercuren," sagt Struve [1]), bedürfen selbst in den Säftekrankheiten einer umsichtigen Berücksichtigung ihrer Zulässigkeit. Denn da durch sie die Säftemasse zwar verbessert, aber auch zugleich bedeutend vermindert wird, da sich ihre Wirkungen gleichfalls in Verminderung des Volumens der festen Theile, bei gleichzeitiger Verbesserung ihrer constituirenden Theilchen, und in Schwächung der Äußerung der Lebenskraft, bei weniger sichtbarer Regulirung ihrer Wirkungsart, ausspricht: so erhellt hieraus, daß die Hungercur in den Säftekrankheiten nur dann ihre Anwendung finden kann, wenn der Nutzen, der aus der Verbesserung der Mischung der constituirenden Theile des Organismus und aus der Regulirung der Kraftäußerung entspringt, den Nachtheil, der aus der Verminderung der Masse und der Schwächung der Wirkungen der Lebenskraft entstehen

---

1) Über Diät-, Entziehungs- und Hungercur in eingewurzelten, chronischen, namentlich syphilitischen und pseudosyphilitischen Krankheiten, von D. Ludwig August Struve in Elmshorn. (Altona 1822. 4.).

;, bedeutend überwiegen wird, und zwar so, daß aus n nothwendig nachtheiligen Nebenwirkungen der Hun- ir keine bleibenden bösen Folgen für den zur Gesund- zurückzuführenden Organismus resultiren. Würde z. B. einen an der allgemeinen Lustseuche danieder- nden Kranken, bei dem sich schon hektisches Fieber nächtlichen Schweißen, großer Abmagerung und eitri- Lungenauswurf eingefunden hat, noch durch die gercur zu heilen versuchen: so würde man, ehe man ogenannte Säftekrankheit durch diese Curart getilgt , die wenige demselben noch inwohnende Kraft auf- a, und die schon in einem hohen Grade verringerte e der festen und flüssigen Theile so sehr vermindern, die Organisation nicht dabei bestehen könnte, und Endresultat von diesem unzeitigen Versuche würde daß man den Kranken um einige Zeit früher dem meidlichen Tod übergeben würde. Dagegen würde einen in gleichem Grad an der Syphilis leidenden, ens aber gesunden Menschen gewiß mit Sicherheit dauernd durch diese Curmethode heilen können.

Wird die Hungercur zu lange oder zu intensiv an- ndet, so entsteht große Hinfälligkeit, Schwindel, ithmigkeit, Erbrechen und Diarrhöe ex inanitione, dem nach Rust's Beobachtung Verminderung des chlages bis zu 40 — 35 Schlägen und Aussetzen dritten oder zweiten Schlages, Dunkelheit vor den ι, Ohrenklingen, Starrkrampf der Zunge und der maßen, Ohnmacht ꝛc. Beim Erscheinen dieser ptome muß sogleich in der strengen Cur nachgelassen allmälig zur gewohnten Lebensweise übergegangen n. Die letztgenannte Vorsicht gilt natürlich auch er Beendigung jeder Hungercur.

Übrigens möchte es, wie bereits erwähnt, räthlich nicht immer sogleich zu der qualvollen eigentlichen ercur zu greifen, sondern lieber die leichter zu er- ide geringe Entziehungscur in Anwendung zu ziehen, auch Handschuch räth (Die syphilitischen Krank- ormen und ihre Heilung. [München 1831.] S. 164). estens ist eine Feststellung des Minimum der täglich rabreichenden Speisen für alle Fälle nicht zulässig. immt dabei viel auf die Gewohnheit und den regel- jen Speisebedarf der einzelnen Individuen an; die rzung der Speisen bei zwei Personen kann vielleicht tnißmäßig die nämliche sein, wenn man der einen) ein Pfund und der andern nur ein halbes Pfund Bei der strengen Entziehungscur wird die Grenze öglichen Ausdauer später erreicht, als bei der ei- chen Hungercur, und die Heilkraft der Natur kann ι allmälig die erzielten Veränderungen im Organis- zu Stande bringen. So wird zwar die ganze Cur länger dauern, als bei der eigentlichen Hungercur; qualvolle derselben wird aber gemildert. Dabei wer- uch jene gefährlichen Symptome der übermäßigen ercur gar nicht oder wenigstens seltener zum Vor- : kommen.

Anwendungsweise der Hungercur.

Wenngleich aus zahlreichen Stellen der Hippokrati- schen Schriften erhellt, welchen großen Werth der Arzt von Cos bei acuten Krankheiten auf eine strenge Diät legte, so scheint er doch eine eigentliche Entziehungs- oder Hungercur nicht gekannt und angewendet zu haben. Dagegen fand die letztere, freilich in anderer Weise ausgeführt, als wir sie jetzt anzuwenden pflegen, eine sehr ausgebreitete Anwendung durch die Methodische Schule, welche von Asklepiades aus Prusa in Bithynien (100 v. Chr.) begründet, und von dessen Schüler Themison, besonders aber von Thessalus (50 n. Chr.) weiter ausgebildet wurde. Diese Schule, ohne auf die entferntern Ursachen der Krankheiten Rücksicht zu nehmen, suchte bei der Heilung nur die sogenannten Communitäten aufzufassen, darnach forschend, ob Spannung oder Erschlaffung, oder ein gemischter Zustand zugegen sei. Die Heilanzeige ging dahin, bei der Spannung zu erschlaffen, bei der Erschlaffung anzuspannen, und bei einem gemischten Zustande den Atomen des Organismus das richtige Verhältniß zu den Poren wieder zu verschaffen. Das bei einem gemischten Zustand angewendete Heilverfahren nannte man **Metasyncrisis** oder **Metaporopoësis**, im Lateinischen **Recorporatio**. Gegen alle langweiligen Übel wurde die **Metasyncrisis** in Anwendung gezogen, von welcher Galenus und besonders Cälius Aurelianus Nachricht gibt. Zur Vorbereitung diente der κύκλος ἀναληπτικὸς (**Circulus resumtivus**), der angeblich den Körper zur Ertragung der eigentlichen Cur stärken sollte, in der That aber ihr nur den Weg bahnte. Der Kranke erhielt am ersten Tage sehr wenige Speisen und Wasser, oder er mußte auch wol ganz fasten, wenn er bei Kräften war. Am zweiten Tage mußte er sich Bewegung machen und mit Öl einreiben lassen; dabei erhielt er den dritten Theil der gewohnten Nahrungsmenge, bestehend aus Brod, Gemüse, leicht-verdaulichen Fischen, zartem Geflügel, Gehirn von Schweinen oder jungen Ziegen ꝛc. Bei dieser Diät blieb man, je nach den Kräften des Kranken, zwei bis drei Tage stehen. Dann wurde ein Drittheil der gewohnten Speisemenge zugefügt, und nach drei bis vier Tagen das letzte Drittheil. Die Menge des zu genießenden Weines wurde dem Kranken nach derselben Norm bestimmt; außerdem mußte er Wasser trinken. Dabei durfte es nicht an Bewegung fehlen. Hierauf folgte nun der eigentliche **Circulus metasyncriticus**. Den Anfang machte ein dreitägiges Fasten, und dann wurde alle drei Tage, wie früherhin, mit der Speisemenge und dem Wein um ein Drittheil gestiegen, bis die gewohnte Menge erreicht wurde. Bäder und Einreibungen verband man damit je nach den Umständen. Der Hauptunterschied von der vorbereitenden Cur, mit der die Metasynkrise hinsichtlich der Speisemenge übereinstimmte, bestand in dem fortwährenden Genusse scharfer, auf die Secretionsorgane wirkender Substanzen, Kapern mit Senf, eingemachter unreifer Oliven, Zwiebeln, Salzfische. Man nannte dies die scharfe Diät (δριμυφαγία), und es war erlaubt, je nach dem Geschmacke des Kranken mit gleichwirkenden Speisen abzuwechseln. Es wurde dabei eine bestimmte Bewegung angeordnet, und es wurden auch roth machende Mittel und Hautreize verschiede-

ner Art zu Hilfe genommen, z. B. Erhitzen einzelner Theile durch Kohlfeuer, Schröpfköpfe, Pechpflaster, Senfumschläge ꝛc. Dieser metasynkritische Cyklus wurde auch nach Befinden der Umstände wiederholt, oder durch eine Brechcur ersetzt.

Offenbar war das Verfahren der Methodiker eine Hungercur. Nur wurde dieselbe nicht in Einem Cyklus, sondern in mehren kleinern Cyklen vollendet, und statt der jetzt gebräuchlichen Holztränke, die vorzugsweise die excernirende Thätigkeit der Haut in Anspruch nehmen, wandten die Methodiker scharfe Substanzen an, die in stärkerm Grad auf die Nierenexcretion einwirken.

In manchen Fällen fand auch eine Abänderung des angegebenen Verfahrens statt. So empfiehlt Celsus (Lib. III. c. 23.) bei der Epilepsie, Blut zu entziehen, zu purgiren, den Kopf mit Öl und Essig einzureiben, alle Schädlichkeiten zu vermeiden und 14 Tage lang einen Tag um den andern zu fasten. Derselbe rühmt bei der Gelbsucht (Lib. III. c. 24.) folgendes Verfahren: Der Kranke muß am ersten Tage hungern, wird am zweiten purgirt, und nimmt hierauf drei Tage lang nur wenig Speise und gesalzenen griechischen Wein, um die Abführung zu unterhalten; dann nimmt er drei Tage lang kräftige Speisen, kehrt aber hierauf, während des nämlichen Zeitraumes, zu der frühern schmalen Kost zurück, und wechselt in dieser Weise eine Zeit lang ab. Daneben waren Leibesbewegung, Bäder, Öleinreibungen nöthig.

Den Hungercuren ist ferner die Behandlung der Syphilis durch das Guajak- oder Franzosenholz beizuzählen, die im 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts in Gebrauch kam, und durch Ulrich von Hutten besondern Ruf erlangte. Die Cur dauerte vier Wochen oder länger. Die Kranken genossen ein starkes Decoct des Guajakholzes in bestimmten Quantitäten, und zur Stillung des Durstes diente ein schwächeres Guajakdecoct. Die starken Schweiße mußten sie sorgfältigst abwarten. Dabei genossen sie möglichst wenige Speisen, mit Vermeidung alles Gewürzhaften und stark Nährenden, sodaß sie im Verlaufe der Cur abmagerten und allmälig ganz von Kräften kamen. (Ernst Anton Nicolai, Bemühungen in dem theoretischen und praktischen Theile der Arzneiwissenschaft. Sechstes Stück. [Halle 1749.] S. 792.) Nach Struve (a. a. O. S. 32) war diese Curart zu Anfange des 19. Jahrh. noch im Holsteinischen gegen Syphilis und Marschkrankheit als erfolgreiches Volksmittel im Gebrauche.

Im 17. und 18. Jahrh. trat der berühmte Friedrich Hoffmann in Halle als Lobredner der Hunger- und Entziehungkcur auf [2]). Er wendete bald nur eine strenge Diät an, die er selbst als Diaeta emacians bezeichnet, bald eine förmliche Entziehungscur, wobei die Kran[ken] nach vorgängigem Purgiren, vielleicht auch Blutentzieh[ung] drei Wochen bis zwei Monate lang täglich nur ½ Pf[und] gebratenes Fleisch mit Zwieback, Rosinen, gekochten Pf[lau]men oder borsdorfer Äpfeln genossen, und zum Getr[änk] ein Decoct. Lignorum bekamen. Fleisch und B[rot] durften nur in kleiner Quantität auf einmal verze[hrt] werden. Hoffmann benutzte diese Cur bei Übernähr[ung,] bei eingewurzelten rheumatischen, gichtischen und katarr[ha]lischen Übeln, bei Apoplexie, Hautausschlägen, hartnäc[ki]gen Geschwüren, Syphilis ꝛc. Sie stimmt im Wes[ent]lichen mit der jetzt gebräuchlichen Hungercur überein, [mit] dem Unterschiede, daß Hoffmann blos wohlgenährte, u[nd] saftige Individuen dieser Methode unterwarf, die Me[nge] der Speisen nicht genau festsetzte und nicht so karg [ein]richtete, auch keine Narcotica nebenbei gab.

Nach Hoffmann gerieth die geregelte Anwendung [der] Entziehungscur allmälig in Vergessenheit, bis sie in [den] beiden letzten Jahrzehnten des vorigen und im Anfa[nge] dieses Jahrhunderts Fr. Christ. Winslow, Professor [der] Chirurgie in Kopenhagen, gegen chronische Aussch[läge] und Geschwüre, sowie gegen eingewurzelte Syphilis [mit] Glück anwandte und auf eine bestimmte Norm festse[tzte.] Winslow hat seine Methode nicht selbst beschrieben; [fol]gendes war aber nach Fr. Ludw. Bang (Praxis med[ica] [Hafniae 1789]. p. 575) die Vorschrift: Als tägl[iche] Speise zum Frühstücke 4 Loth gekochtes oder gebrat[enes] mageres Fleisch und 4 Loth Brod; zu Mittage die n[äm]liche Quantität. Statt alles Getränkes täglich das [De]coct von 2 Unzen rad. Sassaparillae oder rad. Chin[ae] mit 5 Pfunden Wasser auf die Hälfte eingekocht. [Fer]ner Morgens und Abends Pillen aus Extr. Cicut[ae] bis zu 6 Gran pro dosi. Die Heilung erfolgt meist innerhalb 6 Wochen.

Bei Winslow hatte der schwedische Chirurg [Karl] Gustav Ösbeck die Anwendung der Hungercur und [ihre] große Wirksamkeit gegen Syphilis kennen gelernt. [Er] wandte sie theils in seiner Privatpraxis, theils als C[hi]rurg bei einem kleinen Hospitale zu Wadstena am [Wet]ternsee in Schweden mit solchem Erfolg an, daß er [im] J. 1811 der schwedischen Regierung antrug, seine [als] neue Entdeckung angekündigte Curmethode einer Co[m]mission zur Prüfung vorlegen zu dürfen, mit dem [Ver]sprechen, sie gegen eine Belohnung zu veröffentlich[en.] Die Versuche fielen zu großer Zufriedenheit aus, u[nd] eine große Anzahl schwedischer Ärzte und Chirurgen [be]stätigte bald die Wirksamkeit der Methode, besonders [bei] Pseudosyphilis und übermäßiger Quecksilbereinwirku[ng,] als Ösbeck dieselbe gegen eine Belohnung von der [Re]gierung in schwedischer und französischer Sprache bekan[nt] gemacht hatte [3]). Seine Vorschrift war folgende: [Die] Kranken erhielten in den ersten 6 Wochen täglich 10 L[oth] mageres gebratenes Fleisch ohne Brühe, und 12 Loth

2) Diss. de inedia, magnorum morborum remedio (Halae 1698); und Diss. de inediae noxa atque utilitate (Ibid. 1739). *Fr. Hoffmanni* Opera [Genevae 1748. fol.]. Tom. V. p. 328—333. Supplementum secundum, p. 253—264. Die zuerst genannte Abhandlung steht auch übersetzt und etwas erweitert in: Fr. Hoffmann, Gründliche Anweisung, wie ein Mensch sich gesund erhalten kann ꝛc. 5. Th. (Halle 1719). S. 400—459.

3) Exposé de la méthode pour guérir les maladies vé[né]riennes dégénérées (Stockh. 1811). Teutsch: Die Heilart [der] ausgearteten venerischen Krankheit, von Karl Gustav Ösb[eck,] a. d. Franz. vom Hofrathe Meyer (Bremen 1815).

Wasser eingeweichtes Brod, wovon die eine Hälfte Mittags und die andere Abends verzehrt wurde. War die Zeit vom Abendbrode bis zum Mittagsessen zu lange, so ward die tägliche Portion an Fleisch und Brod in drei Portionen getheilt, und eine Portion zum Frühstücke genossen. Hungerten die Kranken gar zu heftig, so ward täglich 2 Loth Fleisch mehr gegeben, und in einzelnen Fällen wurde gleich mit 12 Loth Fleisch täglich angefangen und wöchentlich um 2 Loth gestiegen. Zum Getränk erhielten sie täglich das Decoct von 2 Unzen rad. chinae, mit 4 Pfund Wasser bis auf 2½ Pfund eingekocht; reichte diese Quantität zur Stillung des Durstes nicht hin, so wurde das Decoct durch Zusatz von Wasser verdünnt, oder die bereits abgekochten Wurzeln wurden zum zweiten Mal abgekocht. Sie erhielten ferner früh und Abends 6 Gran Extr. Chaerophylli sylvestris in Pillenform statt der Cicutapillen bei Winslow, weil Dsbeck bemerkt haben wollte, daß die Apotheker in Kopenhagen statt der Cicuta häufig Chaerophyllum sylvestre einsammelten. Nach Verlauf der dritten Woche ward das Extr. Chaerophylli nur noch des Abends gereicht, und des Morgens eine Sublimatpille nach der Vorschrift der Pharmacopoea Suecica. Mit der vollendeten sechsten Woche ward der erste Cursus der Hungercur geschlossen. Der Kranke durfte seine gewohnte Lebensweise wieder anfangen und ausgehen; nur mußte er sich vor hitzigen Getränken hüten. War durch diese erste Hungercur das Übel noch nicht gehoben, so fing nach Verlauf von drei Wochen die ärztliche Behandlung wieder an, und ward sechs Wochen lang wie in den ersten drei Wochen des ersten Cursus fortgesetzt, also ohne Sublimat in Anwendung zu ziehen. War der Körper des Kranken mit großen, bösartigen Geschwüren bedeckt, so wurden diese mit einer Auflösung von einer Drachme Merc. dulcis in einem Pfunde Kalkwasser verbunden. Hatten sich die Geschwüre gereinigt, so verband Dsbeck mit Decoct. rad. Chinae und Myrrhe 2 Unzen Myrrhe auf jedes Pfund des Decocts. Machten die Geschwüre endlich Miene zu heilen, so verband er sie mit einem Umschlag aus einem Pfunde Decoct. rad. Chinae mit einer Unze Extr. Saturni.

Offenbar ist Dsbeck's Methode keine neue, sondern die modificirte Winslow'sche, die er nach Schweden verpflanzte. Nur gab Dsbeck seinen Kranken etwas mehr zu essen; er gebrauchte zu seinen Holztränken stets nur rad. Chinae; er nahm statt des Extr. Cicutae das unkräftigere Extr. Chaerophylli sylvestris, und legte diesem die hauptsächlichste Wirkung bei seiner Methode bei; er gab ferner nach der dritten Woche Sublimatpillen, während Winslow niemals gleichzeitig Quecksilber reichte; er wendete endlich bisweilen drei Wochen nach Beendigung der Hungercur eine neue sechswöchentliche Cur an, während Winslow's Cur mit einem Cyklus beendigt wurde.

Den Gebrauch der Sublimatpillen hielt Dsbeck übrigens für kein nothwendiges Bedingniß der Heilung, und in einer Mittheilung vom J. 1828 in Froriep's Notizen (23. Bd. Nr. 2. S. 31) über Dsbeck's Verfahren scheint derselbe auch damals kein Quecksilber mehr gegeben zu haben. Zugleich ergibt sich aus dieser, der Zeitschrift La Clinique entlehnten, Nachricht, daß Dsbeck damals den Kranken nur 8 Loth mageres Fleisch und 10 Loth Brod täglich gab, sich also hinsichtlich des Speisequantums ebenfalls der Vorschrift von Winslow genähert hatte. Dagegen gab er noch Extr. Chaerophylli sylvestris.

Die Hungercur fand namentlich in Schweden allgemein die verdiente Anerkennung ihres ausgezeichneten Nutzens, aber auch außerhalb Schweden fand sie allmälig immer mehr Anklang. So hat sie sich jetzt das Bürgerrecht einer specifischen Heilmethode erworben, zumal seit dem Erscheinen der obenerwähnten Schrift von Struve im J. 1822. Struve führt die Hungercur der Hauptsache nach ganz in Winslow's Sinne durch; er beschreibt seine Methode, die wol gegenwärtig am meisten befolgt wird, in folgender Weise:

Des Morgens 6 Uhr nimmt der Kranke 5 Cicutapillen, nach der nebenstehenden Vorschrift:

℞ Extr. Cicutae ℥ij
Saponis medicati ℥ß
Pulv. hb. Cicutae q. s. ut fiant
Pilulae ponder. gr. ij

bereitet, und trinkt ein Bierglas bis eine halbe Bouteille voll eines sogenannten blutreinigenden Holztrankes nach. Zu diesem Holztranke wende ich entweder, und zwar in den meisten Fällen, die rad. Chinae mundatae für sich allein an, indem ich 4—10 Loth derselben mit 3—6 Bouteillen Wasser auf die Hälfte einkochen lasse, oder ich verordne auch die nachfolgenden Species:

℞ Rad. Sassaparill.
— Chin. mundat. aa. ℥xij
— Bardan. ℥iij
Folior. Sennae ℥ij
Rad. Liquirit. ℥j M. f. Spec.

Um neun Uhr Vormittags erhält der Kranke hierauf seine erste kleine Mahlzeit, die aus 4 Loth altem Weißbrod und ebenso viel abgekochtem kaltem Kalbfleisch, an dem gar kein Fett sein darf, besteht. Kann für den Kranken kein Kalbfleisch aufgetrieben werden, so kann ihm dafür auch mageres, gekochtes Ochsen- oder Hammelfleisch gereicht werden. Nachmittags vier Uhr bekommt der Kranke noch einmal etwas zu essen, welche Mahlzeit ganz ebenso eingerichtet ist, wie die des Vormittags. Abends neun Uhr nimmt der Kranke abermals fünf der erwähnten Pillen ein, und trinkt wiederum von einem Bierglase bis zu einer halben Bouteille voll Kräuterdecoct nach. Sollte der Kranke es lieber sehen, wenn er täglich dreimal etwas zu essen bekommt, so erhält er Morgens neun Uhr zum Frühstücke zwei Loth Brod und zwei Loth Fleisch, sowie die gleiche Portion Abends sechs Uhr zum Abendbrod, und Mittags 12 Uhr das Doppelte zum Mittagsessen. In den gewöhnlichen Fällen bleibt es während der ganzen Hungercur bei fünf Cicutapillen, die Morgens und Abends genommen wurden, und nur in einigen Fällen stieg ich allmälig bis auf 15 Pillen zweimal täglich. So oft sich während der Cur das Gefühl des Hungerns quälend einstellt, so oft muß der

Kranke seine Zuflucht zum Holztranke nehmen, und das Hungergefühl durch einen Trunk aus seiner Flasche zu dämpfen suchen, und so verbraucht derselbe nach Maßgabe der stärkern Verdauungskraft seiner Digestionsorgane täglich anderthalb bis vier Bouteillen dieser Holztränke, und in einem Fall beobachtete ich, daß täglich drei bis vier Kannen des Holztrankes zur Mäßigung des Hungergefühls verbraucht wurden. Da es für die meisten Kranken zu hart ist, wenn man die Cur gleich mit der geringen Portion von vier Loth altem Brod und ebenso viel gekochtem Fleische für jede der beiden täglichen Mahlzeiten beginnen wollte, so gebe ich gewöhnlich beim Anfange der Hungercur die doppelte Portion, also acht Loth Brod und acht Loth Fleisch für jede Mahlzeit, welche Quantität, ihrer Trockenheit und Insipidität wegen, gemeiniglich nur mühsam aufgezehrt werden kann, und lasse täglich die Portion um ein Loth Brod und Fleisch vermindern, sodaß der Kranke am fünften Tage auf das minimum von vier Loth von jeder der beiden genannten Speisen kommt, und wenn man dieses Verfahren einschlägt, so kann der Kranke sich schon eher in die kargen Mahlzeiten finden. Kann der Patient das alte Brod und das trockene, abgekochte Fleisch nicht gut trocken consumiren, so ist es ihm nur erlaubt, bei der Mahlzeit von seinem Holztranke zu trinken; doch könnte, wenn ihm ein Gefallen damit geschähe, und der Genuß des kargen Mahles ihm dadurch lieblicher würde, ihm ein Glas Brunnenwasser als Getränk bei der Mahlzeit erlaubt werden.

Ist die nach Gewicht bestimmte Menge der täglich zu verzehrenden festen Nahrungsmittel für den Kranken wirklich relativ zu gering, was ich nur in einem Fall in einem auffallenden Grade beobachtete, wo es sich durch ein unerträgliches Gefühl des Hungerns und heftigen Schmerz in der Magengegend zu erkennen gab, zu dem sich bald ein höchst schmerzhaftes, fruchtloses Erbrechen, durch das nichts als etwas Schleim und Galle aufgebracht wurde, hinzugesellte, so muß man sogleich von der zu strengen Diät abstehen. Unter diesen Umständen ließ ich die Mahlzeit am Vormittag eine Stunde früher, also Morgens acht Uhr, halten, ließ dann dem Patienten Mittags 12 Uhr einen halben Suppenteller voll dünner Milch- oder Wassergrütze reichen, und die Mahlzeit des Nachmittags ward dann auf den Abend sechs oder sieben Uhr verlegt; und bei diesem Verfahren waren alle Zufälle des übermäßigen Hungerns schnell beseitigt. In dem Falle, daß dem Kranken der Genuß des kalten Fleisches im Verfolge der Cur gänzlich zuwider ward, was ich einige Male beobachtete, ließ ich ihn ganz allein altes Brod genießen, von dem ich ihm neun Loth statt der vier Loth Brod und Fleisch zu jeder Mahlzeit reichen ließ.

Nur in einzelnen Fällen leistet die Hungercur Anfangs alles, was man nur zu wünschen wagt, nach kürzerer oder längerer Dauer derselben scheint sich aber ihre Wirksamkeit zu verlieren, und die Heilung steht still, unter welchen Umständen es immer am gerathensten ist, für den Augenblick gänzlich von ihr abzustehen, und entweder ein anderes Heilverfahren einzuschlagen, oder nach einiger Zeit sie noch einmal zu versuchen. Die Dauer der Hungercur beträgt in den gewöhnlichen Fällen vier, sechs bis acht Wochen; selten sind schon vor der vierten Woche alle krankhaften Erscheinungen verschwunden, und nur in sehr bösartigen Fällen dauert die Cur über acht Wochen, oder muß wol gar aus Furcht vor zu großer Entkräftung der Kranken geschlossen werden, um späterhin aufs Neue wieder mit ihr zu beginnen. Wenn übrigens ein Kranker nicht durch die erste auf acht Wochen und darüber ausgedehnte Hungercur geheilt wurde, so ist das Zutrauen, welches ich sonst im hohen Grade zu dieser Curmethode hege, bei mir geschwunden, und ich mache mir nur wenig Hoffnung, den Kranken alsdann durch den zweiten Versuch zu heilen.

Sind alle krankhaften Erscheinungen während der Hungercur und durch dieselbe gänzlich aufgehoben, so kann man mit dieser strengen Diät, ohne Furcht vor Rückfällen, wenige Tage nach dem Verschwinden der letzten krankhaften Symptome, gänzlich aufhören. Alsdann lasse man aber den Kranken nicht sogleich zur vollen Kost zurückgehen, sondern lege ihm täglich etwas mehr zu, bis er sich allmälig wieder an eine bis zur Sättigung genossene Mahlzeit gewöhnt hat. Durch plötzliche Anfüllung des während der Hungercur so karg gehaltenen Magens würde man leicht eine solche Indigestion vorbereiten, die lebensgefährlich werden könnte. Man gebe dem Kranken leichte Milchspeisen, dünne Grütze, dünnen Reisbrei, das Gelbe von Eiern, Fleischbrühe, schwache Weinsuppen, leichte Fleischspeisen und dergleichen, und zwar erst allmälig bis zur Sättigung. Gewöhnlich lasse ich den Kranken, wenn ich mit der Hungercur aufhöre, noch Anfangs bei seiner einfachen Lebensweise, ich gebe ihm Morgens und Abends nach wie vor Brod und Fleisch, welches ich täglich um ein oder zwei Loth vermehre, und erlaube ihm zum Mittagsessen einen Teller voll Grütze, und, wenn ich denselben so ungefähr noch acht Tage hingehalten habe, gestatte ich ihm erst mehr Auswahl in den Speisen zu treffen. Auch ist es anzurathen, daß die Holztränke nach vollendeter Cur noch einige Wochen in kleinern Quantitäten fortgetrunken werden, sowie es alsdann dem Genesenen noch dringend anzuempfehlen ist, daß er sich eine Zeit lang vor schwer verdaulichen und scharfen Speisen, als Speck, gesalzenem und geräuchertem Fleische, schweren und fetten Mehlspeisen, frischem Brode ꝛc., in Acht nehme.

Äußerlicher Heilmittel bedarf es, selbst wenn die örtlichen Symptome noch so bösartig sind, durchaus gar nicht, denn alle örtlichen krankhaften Erscheinungen verschwinden von selbst. Sind Geschwüre vorhanden, so sorge man für Reinlichkeit derselben, was durch das öftere Abwaschen mit lauem Wasser, oder allenfalls mit dem Holztrank, oder, wenn man will, mit einer Cicutaabkochung mit einem Zusatze von Kalkwasser leicht bewerkstelligt werden kann. Gegen die Hautausschläge braucht man gar nichts zu thun; sie fallen gewiß von selbst ab, und nur im Anfange, wenn sie schmerzhaft brennen, ist das Bedecken derselben mit einer in laues

gen. Die tägliche Nahrung besteht nämlich in einer halben Kalbs- oder Hammelscotelette, etwas gebackenem Obste, Schiffszwieback oder geröstetem Weißbrode. Zum Getränk erhält der Kranke zwei Gläser von der Tisane des quatro espèces:

℞ Rad. Sassaparill.
— Chin. aa. ℥ß
Ligni Sassafras ʒij
Rasur. ligni Guajac. ʒjß
C. coque in Aq. font. ℔iij ad remanent. ℔ij.

Außerdem bekommt er Morgens und Abends 4—6 Gran von den Pilules arabiques:

℞ Hydrargyr. crud.
— muriat. corros. aa. ℈j
Extingue hydrarg. crud. exacte triturando cum hydr. muriat. corros., dein adde
Pulv. rad. Pyrethri
— Agarici
— folior. Sennae aa. ℈ij
Mellis. q. s. ut fiat massa pilul.

und ferner auch 3—4 Drachmen vom folgenden Opiat antivénérien:

℞ Pulv. rad. Sassaparill. ℔ij
— — Chinae ℔j
— nuc. Avellan. tost. ℔ß
— Caryophyllor. ℥iij
M. f. c. Mellis despum. s. q. l. art. Opiat.[4]).

Untersucht man das Wesentliche der Behandlung der Syphilis durch die zahlreichen sogenannten specifischen Methoden oder Mittel genauer, so ergibt sich, daß auch bei ihnen meistentheils gleichzeitig eine bald stärkere, bald schwächere Entziehungscur stattfindet, die ohne Zweifel sehr viel zur Heilung beiträgt. Dies gilt nicht nur von der bereits erwähnten Guajakcur, sondern auch von den verschiedenen Decocten, die nach Vigaroux, Feltz, Leveillé, Pollini, Zittmann, Parmentier, Cullerier benannt sind, vom Rob Laffecteur, Rob St. Marie, Syrupus Cullerier, die vermöge ihrer Bestandtheile die Excretionsorgane in erhöhete Thätigkeit versetzen. Auch bei der sogenannten Schmiercur ist die sorgfältigste Diät ein wesentliches Erfoderniß. Vor Allem aber gilt dies von der neuerer Zeit häufig in Gebrauch gekommenen Behandlung der Syphilis ohne Quecksilber, durch die bloße antiphlogistische Methode. Im allgemeinen Krankenhause zu Hamburg z. B., wo Fricke diese Behandlung eingeführt hat, erhalten die Kranken im Anfange der Cur jeden Tag vier Loth Weißbrod, dreimal täglich ein Nösel Wassersuppe, die mit Mehl eingerührt ist, und des Mittags sechs Eßlöffel Gemüse. Letzteres richtet sich nach der Jahreszeit. Es wird ihnen kein Bier, kein Branntwein und kein Wasser erlaubt; sie bekommen zum Getränke dünnen Haferschleim. Sobald das Charakteristische in den Geschwüren zu schwinden anfängt, oder die Krankheit überhaupt sich bessert, so wird nach Maßgabe der Constitution und des Bedarfs des Patienten die Diät nach und nach gesteigert, und wenn man dabei ein Fortschreiten der Heilung bemerkt, so werden auch dem Kranken Fleischspeisen erlaubt[5]). (*Fr. Wilh. Theile.*)

HUNGERFILZ, zweiwüchsige Wolle. Die Weber lieben sie nicht; manche eigennützige, aber ihren wahren Vortheil verkennende, Schafzüchter hingegen glauben dadurch, daß sie die Wolle ihrer Schafe länger, als gewöhnlich, stehen lassen, sodaß wieder junge Wolle in die alte hineinwächst, auch bei schlechter Fütterung, ihrer Waare mehr Gewicht und Werth zu geben. (*Fr. Heusinger.*)

HUNGERFRANZOSEN, eine Krankheit des Rindviehes, bei welcher dasselbe abzehrt und einen stinkenden Husten bekommt. (*Fr. Heusinger.*)

HUNGERHARKE, HUNGERRECHEN, eine große Harke, welche meist von einem Pferd an einer Deichsel über abgeerntete Felder gezogen wird, nachdem das Getreide in Garben gebunden und in Haufen aufgesetzt worden ist, um die liegengebliebenen Halme zu sammeln. Dieses geschieht besonders da, wo man das Getreide zu mähen und unmittelbar hinter dem Mäher dasselbe zu binden pflegt. (*Fr. Heusinger.*)

Hungerkorn, s. Hahnensporn.
Hungerkur, s. Hungercur.
Hungerrechen, s. Hungerharke.
Hungersee, s. Bauerngraben.

HUNGERZÄHNE, Zacken, welche sich an den Zähnen der Schafe bilden und sie am Fressen des Futters hindern, sodaß sie abmagern. Der Landwirth, der dieses bemerkt, hält den damit behafteten Schafen Feilen zwischen die Zähne, damit die spitzigen Zacken beim Beißen auf die Feile abgestumpft werden. (*Fr. Heusinger.*)

HUNGERZITZEN, die zwei in dem Maule des Pferdes befindlichen, ein wenig hervorragenden, Ausführungsgänge der großen Unterzungendrüsen, welche den für die Verdauung des Futters erfoderlichen Speichel absondern. Sie werden fast von der Zunge bedeckt, sind aber von wesentlichem Nutzen. Diese Theile wurden bisher von unwissenden Thierärzten und Quacksalbern für die Ursache der verlorenen Freßlust der Pferde und der damit verbundenen Abmagerung angesehen und abgeschnitten, in der Absicht, vermeintliche Auswüchse auszurotten; dieses Abschneiden versetzt sie aber in einen krankhaften Zustand, sodaß das Thier noch mehr leidet. Das Austreten des Speichels aus seinen Drüsen kann ohnehin dadurch nicht verhindert werden, vielmehr sind ganz andere Mittel, die Freßlust wieder herzustellen, anzuwenden. (*Fr. Heusinger.*)

HÜNGHEIM, HÜNGEN, Pfarrdorf und Marktflecken im großherzogl. badischen Bezirksamt Adelsheim, ¼ Meilen ostnördlich von der Amtsstadt und ¼ Meilen östlich von seiner ehemaligen Amtsstadt Osterburken, eine grundherrliche Besitzung des Freiherrn v. Berlichingen, mit 121 Familien und 520 Einw. (Katholiken, bis auf 40 Juden). Der Flecken gehörte sonst zum fränkischen Ritterort Odenwald, und die peinliche Gerichtsbarkeit

---

4) Handschuch a. a. O. S. 165.

5) Handschuch a. a. O. S. 158.

Kurmainz; die Pfarrei, die in den würzburg. Kirchensprengel gehört, und ehedem von der Grundherrschaft vergeben wurde, hat nebst dem Großhof auch die Katholischen des berlichingischen Fleckens Merchingen zu Filialen. (*Thms. Alfr. Leger.*)

Hungry-Hill, s. unter Cork.

HUNG-WU, Gründer der 21. chinesischen Dynastie, so genannt nach seinen Regierungsjahren, mit dem Geburtsnamen Tschu-yuan-tschang, und dem Kaisernamen Tait-tsu, wurde 1327 in Sse-tcheu, einem kleinen Orte der Provinz Kiangnan, von armen Ältern geboren, als zweiter Sohn und von Kindheit an schwächlich, zum Buddhapriester bestimmt und in einem Tempel dieser Gottheit erzogen. In seinem 17. Lebensjahre, dem 15. der Regierung des Mongolenherrschers Tschun-ti, dem er auf dem Throne folgte, trat er in den Priesterorden. Sein Vorgänger hatte das Unglück, in bester Absicht — er wollte dem Hoang-ho (gelben Fluß) ein besseres und gesicherteres Bette graben lassen — durch zu starkes Angreifen der Geld- und Leibeskräfte seiner chinesischen Unterthanen eine furchtbare Revolution zu erzeugen. Sie brach 1351 auf mehren Punkten des Reichs aus, erhielt bald, ungeachtet aller Maßregeln des Kaisers, einen bedeutenden Fortgang, in der Provinz Kiang-nan unter dem Anführer Ko-tseu-hing ein entschiedenes Übergewicht. Die politisch und religiös fanatisirte Jugend eilte unter die Fahnen dieses Führers; auch Tschu-yuan-tschang, des Priesterstandes müde, ward Soldat, zeichnete sich durch Tapferkeit und Talente aus, erhielt zuerst ein kleines, bald ein größeres Commando, gewann seine Untergebenen durch Glück und Gewandtheit, und war im Lauf eines Jahres bereits ein Parteihaupt. Nach einander eroberte er die Städte Ho-yang, Tai-ping und Kinling, wählte letztere zum Hauptsitze seiner fernern Operationen und suchte diese mehr und mehr unabhängig von seinem frühern Chef zu machen; zu welchem Ende er die möglich mildeste Administration der dortigen Einwohner sicherte, die Herzen zu gewinnen suchte, und hierin um so glücklicher war, als die andern Parteihäupter sich in Grausamkeit und Ungerechtigkeit zu überbieten schienen. Vorzüglich zog er die Classe der Priester und Gelehrten in sein Interesse, mit deren Beistand er die öffentliche Meinung sich günstig machte. So gekräftigt nahm er im J. 1356 den Titel eines Obergenerals von Sina an, schlug und besiegte seine Nebenbuhler, eroberte den Haupttheil von Kiang-si und die Hälfte von Hu-kwang. An der Spitze von 200,000 kriegsgeübten Streitern, seiner Redlichkeit, Weisheit und Milde wegen von allen seinen Untergebenen angebetet, unternahm er nun die Befreiung seines Vaterlandes vom Joche der Mongolen, wies aber die unaufhörlich sich erneuernden Anträge, sich zum Kaiser des himmlischen Reichs zu erklären, standhaft bis zur Vollendung seines Werkes zurück, um die Gemüther auf den Wechsel des Herrscherstammes desto besser vorzubereiten; indeß nahm er den Titel eines Fürsten von U an. Als dieser Schritt den Widerspruch der bis dahin von ihm sorgfältig geschonten Mongolen aufregte, erklärte er im Namen aller Sinesen den Eroberern des Landes seiner Väter den Krieg, eroberte in raschem Laufe die Provinzen Kwang-tong, Kwang-si und endlich Chantong, den Schlüssel zur Hauptprovinz Pe-tsche-li. Auch in diese drang er ein, nahm durch Überfall die feste Stadt Tung-tscheu und trieb den Mongolenherrscher in die Flucht. Im J. 1368 war dies vollbracht; der Sieger bestieg den eroberten Thron und gründete die bis 1644 bestandene Dynastie Ming, nicht ohne Widerspruch zahlreicher Parteihäupter, die er indeß nach und nach entweder durch die Waffen oder durch Wohlthaten besiegte. Die Schätze, die Paläste und Prachtgüter der Mongolen vertheilte er an seine ärmern Unterthanen und führte das Volk von dem gewohnten Luxus zur Einfachheit der Vätersitten zurück. Der Ruhm seines Namens und die Weisheit seiner Regierung führten Tibet, Liao-tung, sogar einzelne Mongolenstämme freiwillig unter sein Scepter. Er starb im J. 1398, im 30. Jahre seiner Regierung. (*Benicken.*)

Hunniades, s. Hunyadi.

HÜNICKE, ein in den Marken, in Niedersachsen und Meißen bekanntes edles Geschlecht, welches in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erlosch. Schon als die Wenden 926 aus den Marken und namentlich aus Brandenburg vertrieben wurden, soll der Ahnherr desselben, einer der Feldherren unter den Eroberern, sich daselbst niedergelassen und begütert haben. Hans v. H., am Ende des 15. Jahrh., war der Stifter der Linie, welche in Meißen die Rittergüter Eichstedt, Ferbitz, Gainigk, Karpzow, Meischau, Salzkau und Schkopa nach und nach sich erwarb. Sein Enkel Christoph v. H., Domdechant zu Magdeburg (1560), erheirathete mit Elisabeth von Trotta das Rittergut Schkopau bei Merseburg. Mit dessen beiden Söhnen theilte sich diese Linie wieder, wovon aber die eine in den Töchtern von Georg Christoph v. H., Dompropste zu Havelberg und Director der Landstände im Stift Merseburg und Anna Maria von Heßler zu Burgheßler erlosch. Die andere von Albrecht v. H., der früher Rittmeister in königl. französischen Diensten gewesen war, pflanzte sich dauerhafter durch Melchior v. H. fort. Derselbe starb 1650 als Landschaftsdirector des Stifts Havelberg, mit Hinterlassung eines Sohnes Albrecht Friedrich v. H. (geb. 1630, † 1711), welcher sowol in kurbrandenburgischen als in sächsischen Diensten sich rühmlichst ausgezeichnet hat. Dort war er Geheimerath, Kanzleidirector, Kammerherr und Amtshauptmann zu Baireuth gewesen; in diese trat er als Oberhofrichter zu Leipzig mit dem Titel eines Geheimenrathes; dessen Sohn Simon Victor v. H. († 1733), königl. preußischer Geh. Finanz-, Kriegs- und Domainenrath, hinterließ nur eine Tochter, Maria von H., welche sich mit dem Freiherrn Maximilian von Boyneburg-Hohenstein vermählte, und als die letzte ihres Geschlechts starb. Das Wappen, ein in der Länge getheiltes Schild, in dem rechten goldenen Feld eine angeschlossene blaue Lilie, in dem linken blauen, drei goldene, ins Kleeblatt gestellte Wecken; auf dem Helme fünf Straußenfedern abwechselnd blau und gold.

(*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HUNIDEUS, HUNEDEUS, Heerführer der Nordmannen, schiffte 896 mit fünf Barken die Seine hinauf, und stiftete im Reiche der Westfranken großen Schaden, da dieses, durch Bürgerkrieg unter dem des Thrones entsetzten Karl dem Einfältigen und seinem Gegenkönig Odo zerrissen, keinen kräftigen Widerstand leisten konnte, und König Odo, der durch Hunideus großen Schaden erlitt, anderwärts beschäftigt war. Die Nordmannen, welche Verstärkung von ihren Landsleuten erhielten, schifften kurz vor Weihnachten 896 in die Oise, und setzten sich zu Cauciacum (Choisy am rechten Ufer der Oise, nicht weit von Compiegne) fest, ohne daß Jemand Widerstand leistete. Dieser widerfuhr ihnen auch nicht, als sie 897 bis an die Maas auf Beute ausgingen. Erst als sie von diesem Raubzuge zurückkehrten, stellte sich ihnen das Heer des Königs Odo entgegen, jedoch ohne etwas auszurichten. Die Nordmannen kehrten zu ihren Schiffen zurück, und begaben sich aus Furcht, von dem großen Heere belagert zu werden, in die Seine zurück, von wo aus sie den ganzen Sommer hindurch Raub trieben. H., von Karl gewonnen, begab sich zu ihm, und ließ sich von ihm zur Annahme der Taufe bewegen, welche im Münster oder Kloster Clunium [1]) statthatte, und wobei Karl den Täufling aus dem heiligen Wasser nahm. Da König Odo Karln nur etwas von dem Reiche zurückgab, verheerten die Nordmannen, welche neue Verstärkung erhalten hatten, die übrigen Theile desselben, bis er das Reich loszukaufen suchte, worauf sie an die Loire gingen, um daselbst zu überwintern. Nach Odo's Tode (1. Jan. 898) verheerten sie einen Theil Aquitaniens und Neustrien. König Karl griff sie daher an, als sie von ihrem Raubzuge heimkehrten, im Gaue Withmau [Le Wimeu, auf der linken Seite der Somne bis zum Meer, in der amienser Diöces] [2]), war glücklich, sodaß sie ihre Zuflucht zu ihren Schiffen nahmen. Ungewiß bleibt, was H. bei diesen und den Ereignissen der folgenden Jahre für eine Rolle spielte, da er dabei nicht mehr besonders erwähnt wird [3]). (*Ferd. Wachter.*)

HUNIMUND, 1) bald Herzog, bald König der Sweven genannt, nahm, als er auf einem Raubzuge nach dem nicht weit von Swevien entfernten Dalmatien begriffen war, auf den Fluren der Gothen in Pannonien weidendes Vieh hinweg, und ward, als er von der Verheerung Dalmatiens heimkehrte, um Mitternacht, während er am See Pelso (ad lacum Pelsodis, nach den einen der neusiedler, nach andern der Platensee) schlief, von Theodemir, dem Bruder des Königs der Gothen (Ostgothen), um die Sweven von größern Frechheiten abzuschrecken, überfallen und in dem unerwarteten Kampfe nebst seinem ganzen Heere, so weit es nicht durch das Schwert der Gothen fiel, gefangen. Nachdem Theodemir sich so gerächt, überließ er sich dem Gefühle des Mitleidens, ließ den Sweven Vergebung und Versöhnung angedeihen, nahm den von ihm gefangenen Hunimund an Kindes Statt an, und sandte ihn nebst den Seinen nach Swevien zurück. Dieser jedoch, der väterlichen Huld Theodemirs nicht eingedenk, regte nach einiger Zeit die Sciren, welche damals an der Donau saßen, und mit den Gothen in Frieden lebten, zur Aufhebung des Bündnisses mit demselben und zum Angriffe gegen ihn auf. Der Gothenkönig Walemir kam in der Schlacht um. Die Gothen, ihn zu rächen entflammt, rieben die Sciren fast gänzlich auf. Aus Furcht vor demselben Untergang wandten die Könige der Sweven Hunimund und Alarich, die Waffen gegen die Gothen, indem sie sich auf ihre Helfer verließen. Sie hatten nämlich die Sarmaten unter ihren Königen Beuga und Babai, die Überreste der racheglühenden Sciren, die Gepiden, viele von den Rugen und von allen Seiten zahlreiche Mannschaft mit sich vereinigt, und lagerten sich mit dieser gewaltigen Macht am Flusse Bollia in Pannonien. Die Gothen dagegen scharten sich um den König Theodemir und dessen jüngern Bruder Widemir, und in einer überaus blutigen Schlacht errangen sie den Sieg. Ihn benutzte nicht lange darauf Theodemir, indem er mit einem Heere zu Fuße über die gefrorene Donau ging, und unerwartet den Sweven im Rücken erschien. Dieses Land der Sweven hatte im Osten die Baiern, im Westen die Franken, im Süden die Burgunden und im Norden die Thüringer zu Nachbarn. Den Sweven kamen zwar die Alemannen, welche die Alpen bewohnten, zu Hilfe, aber Theodemir schlug die vereinten Völker, verheerte ihr Land, und wenig fehlte an ihrer Unterwerfung [1]).

2) König der Ostgothen, Ermanrichs des Reichen (d. h. Mächtigen) Sohn, nicht ganz gewiß, ob eins mit Hunimund dem Großen [2]), dem Vater Siegismunds, re-

---

1) Clunio Monasterio, nach Lebeuf entweder Klingen in der speierschen Diöces, oder Clugni; nach Bouquet, welcher versichert, daß Clugni erst 910 erbaut worden, ein ungewisser Ort. 2) *Vales.* Notit. p. 612. 3) Annales Vedastini bei *Pertz*, Monum. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 530, 531. T. II. p. 208, 209; dort wird er Hunedeus, hier in der verbesserten Ausgabe Hunideus genannt. Doch wäre vielleicht Hunedeus vorzuziehen, denn ich vermuthe, daß sein unverderbter Name der vielgebräuchliche nordische Name Önundr gewesen. Im Chron. de Gest. Nordman. wird er Rodo, nach Andern Rolfo genannt.

1) *Jordanes*, De Reb. Getic. Cap. 53—55 bei Hugo Grotius S. 156—160. Vergl. über Hunimunds Bundesgenossen, die Sciren, Priscus S. 44. A. 2) Nach Mascov, Gesch. der Teutschen, 2. Th. Anmerk. S. 88 und S. 91, 92, sind H. der Große und H., Ermanrichs Sohn und Winithars Nachfolger nur eins. Er sagt, daß Jordanes berichte, wie H., Ermanrichs Sohn, sich nach Ermanrichs Tode mit einem Theile der Nation unter die Oberherrschaft der Hunnen bequemt, während Winithar sich und seine Nation in Freiheit zu erhalten gesucht, und läßt darauf die Stelle aus *Jordanes* (gewöhnlich *Jornandes*), De Reb. Get. Cap. 48 (S. 138—140 bei Hugo Grotius) folgen, aber es bleibt ungewiß, ob in den Worten: sed ascito ad se Sigismundo Hunimundi magni filio, qui juramenti sui et fidei memor cum ampla parte Gothorum Hunnorum imperio subjacebat, renovatoque cum eo foedere, super Winitharium duxit (nämlich Balamer, rex Hunnorum) exercitum, das qui und cum eo auf Siegismund oder Hunimund zu beziehen. Daß man es auf Hunimund bezieht, kommt daher, daß Jordanes weiter erzählt, wie Balamber, nachdem er Winitharn erlegt, dessen Nichte Wladamaria heirathend, nun das ganze in Frieden unterworfene Volk der Gothen (Ostgothen) besessen, so jedoch, daß über die Nation der Gothen (Ost-

e entweder bald, oder sogleich nach Winithars Tode Ostgothen, und wenn er eins mit Hunimund dem ßen ist, schon vor Winithars Tod einen Theil der- u; aber auch schon unter der Oberherrschaft der Hun- deren Könige Balamber er seinen Sohn Siegis- d gegen Winithar, welcher die Freiheit der Gothen n die Hunnen vertheidigte, zu Hilfe sandte. Ist H., anrichs Sohn, nicht eins mit H. dem Großen, so ist ir als Winithars baldiger, und mittelbarer und als gismunds, des Sohnes H. des Großen, unmittelba- Nachfolger zu nehmen. H., Ermanrichs Sohn, war großer Kriegsheld, namentlich kämpfte er glücklich ge- die Sweven. Besonders gefeiert war er wegen sei- Schönheit [3]), die sich über seinen ganzen Körper er- e. Ihm folgte sein Sohn Thorismund.

(*Ferdinand Wachter.*)

HÜNINGEN. 1) **Gross-Hüningen**, eine ehema- von Ludwig XIV. erbaute Festung am linken Rhein- eine kleine halbe Stunde von Basel. Ursprünglich hier nur ein Dorf, welches der baseler Rathsherr rius Holzach von Österreich zu Lehen trug, und 1521 der Stadt Basel überließ. Sie blieb bis im Besitze, wurde aber in diesem Jahre von Öster- zur Wiederabtretung genöthigt. Die Österreicher nun dort eine Verschanzung an, die während des rigen Krieges bald von den Schweden, bald von Österreichern besetzt wurde. Als das Elsaß im west- en Frieden an Frankreich abgetreten wurde, blieb erschanzung. 1677 bemächtigten sich die Kaiserli- derselben wieder. Nach dem nimweger Frieden 1678 udwig XIV. die Festungswerke allmälig erweitern, bis 1681 der Bau einer starken Festung, die ein äßiges Fünfeck bildete, vollendet wurde. Sie war ne Besatzung von 4000 Mann mit allem Nöthigen en. Vergeblich wurden von Seiten der Eidgenos- bhafte Vorstellungen gemacht. Ludwig XIV., da- auf dem Gipfel seiner Macht, nahm keine Rück- darauf. Auch wird einigen Magistraten zu Basel d gegeben, daß sie sich durch Bestechung haben ver- lassen, dem Bau unthätig zuzusehen. Die Festung o nahe an der Grenze, daß ihre Kanonen bis in tadt Basel reichten, die daher wiederholt großen ren ausgesetzt war, besonders 1813 und 1815 bei Einmarsche der Alliirten in Frankreich. In letzterm wurde sie von dem Armeecorps des Erzherzogs n von Österreich unter thätiger Mitwirkung schwei- zerischer Truppen belagert und nach der Einnahme die Festungswerke gesprengt, die jetzt noch in Trümmern da liegen. Der nun offene Ort ist sehr öde, und die Ein- wohner, die vorher hauptsächlich von der Garnison ihren Unterhalt zogen, sind meistens in ärmlicher Lage. Seit einiger Zeit ist von der Erbauung einer Brücke über den Rhein an dieser Stelle die Rede, was dem Orte bedeu- tenden Vortheil bringen und den baseler Transithandel schwächen würde.

2) **Klein-Hüningen**, reformirtes Pfarrdorf im eid- genössischen Cantone Basel, auf einer Anhöhe am rechten Rheinufer, bei der Mündung des Wiesenflusses in den Rhein. Es ist wohlgebaut und enthält in 60 Häusern 392 Einw. Die Gegend ist fruchtbar und die Lage schön; an der Mündung der Wiese findet im Winter ein bedeutender Lachsfang statt. Bis 1640 waren die herr- schaftlichen Rechte zwischen Basel und dem Hause Ba- den getheilt; in diesem Jahre gelangte die Stadt durch Kauf zum völligen Besitze. Da das Dorf beinahe vor Großhüningen überliegt, so litt es wiederholt großen Schaden durch die Kriegsereignisse, sowol von 1792 bis 1796, als besonders 1813 und 1815, während der zwei- maligen Belagerung von Großhüningen. (*Escher.*)

HÜNINGSBERG, ein Theil des Landrückens, wel- cher das russische Gouvernement Kurland der Länge nach durchzieht. Er ist nicht über 700 Fuß hoch, ein blos aufgeschwemmter Sandhügel und ganz einzeln stehend.

(*J. C. Petri.*)

HUNKELER (**Hans Georg**), Sohn eines Land- manns, geboren zu Altishofen um 1682, trieb in seiner Jugend den Feldbau, ging dann nach Italien und wurde zu Rom Soldat unter der Leibgarde des Papstes. Die herrlichen Kunstwerke in den Kirchen entwickelten in ihm den Trieb zur Malerei. Anhaltender Fleiß und ein re- ges Streben, es andern Künstlern gleich zu thun, be- förderten bald seine Fortschritte, sodaß er in kurzer Zeit als Geschichtsmaler auftreten konnte; auch besaß er viel Fertigkeit auf nassen Kalk zu malen. Nach vieljährigem Aufenthalt in Italien kehrte er in sein Vaterland zurück. In Luzern zierte er die Brücke mit mehren Gemälden, vorzüglich aber ist es die Malerei auf nassem Kalk in der Kirche der Barfüßer, worin er allen Foderungen der Kunst genügte *). (*A. Weise.*)

HUNNAN, Stadt in der Landschaft Nordanam des hinterindischen Reiches Anam, wo sonst die Nieder- länder eine Factorei hatten, ist am Sang-koi gelegen und hat 6000 Einw. (*R.*)

HUNNANBAR ist dasselbe, was (Râs) Humeine. Nur Dapper will nach seiner Reisebeschreibung dieses Vorgebirge von den Einwohnern mit obigem Namen be- zeichnen gehört haben. (*Gustav Flügel.*)

HUNNÄUS (**Augustin**), geb. am 29. Jul. 1521 zu Mecheln, studirte daselbst und zu Löwen Philosophie und Theologie, beschäftigte sich aber besonders mit der hebräischen und griechischen Sprache, wurde Doctor der Theologie und Professor zu Löwen, und trug mehre Jahre

---

) immer ein einziger, eigener Kleinkönig, obgleich nach dem der Hunnen, geherrscht, und bald oder unmittelbar (näm- ox defuncto Winithario, vexit eos Hunimundus, filius quon- egis potentissimi Ermanrici) nach Winithars Tode habe und, Ermanrichs Sohn, die Gothen (Ostgothen) regiert. n wie mox in der Bedeutung von darauf, so erhalten wir smund Winithars unmittelbaren Nachfolger, und dann ist dem qui und cum eo Hunimund der Große zu verstehen s mit Hunimund, Ermanrichs Sohn, und hatte zu Söh- egismund und Thorismund, welcher letztere ihm folgte.

3) Über H.'s, des Sohnes Ermanrichs, gefeierte Schönheit s. Jordanes a. a. O. *Cassiodorus*. Ep. Var. XI, 1.

*) Füßli, Gesch. d. Schweizermaler. 3. Th. S. 59.

zwangen. Andere dagegen traten gegen Sold in die Kriegsdienste der Römer, von denen ihnen um das J. 384 schon in Pannonien Weideplätze eingeräumt wurden. Unterdessen plünderten einige hunnische Horden die römischen Provinzen in Asien, und ihre Verheerungen mußten durch große Geldgeschenke abgekauft werden. Um das J. 408 wurden auf 10,000 Hunnen in den Sold des abendländischen Reichs genommen. Die Hunnen hatten sich unter den von ihnen besiegten germanischen und sarmatischen Völkern niedergelassen, und breiteten sich im Norden des kaspischen und schwarzen Meeres, von der Wolga bis zur Donau, aus, hatten aber noch kein gemeinschaftliches Oberhaupt, daher ihre Unternehmungen lange Zeit mehr Streifereien, als große, ihrer Volkszahl angemessene Eroberungen waren. Sie waren noch in verschiedene Horden getrennt, von denen außer dem Hauptstamme, dem Attila entsprossen, noch die Uturguren und Cuturguren, die Acatirer, Adariten und Sabiren genannt werden. Die meisten dieser Namen wurden freilich erst nach dem Tode Attila's bekannt [8]). Während die eine Horde die römischen Provinzen in Asien plünderte, half eine andere unter Uldes dem Kaiser Arcadius den Empörer Gainas besiegen, plünderte aber im J. 404 Thrakien und Mösien, bis er 408 selbst besiegt wurde. Ein dritter Haufe, unter dem Befehl des Aspar, leistete der Kaiserin Placidia und dem Kaiser Valentinian III. Hilfe gegen den Usurpator Johannes, dem vorher auf des Aëtius Ansuchen die Hunnen ein Heer von 60,000 Mann zur Hilfe gesandt hatten, wofür ihnen Aëtius den Besitz von Pannonien gestattete (423). Darauf aber vereinigte Ruas, auch Roas oder Roilas genannt, mehre Horden, überwältigte mehre an der Donau wohnende Völker und bildete eine furchtbare Kriegsmacht. Er ging damit 452 über die Donau, verheerte Thrakien und bedrohte selbst Constantinopel. Kaiser Theodosius der Jüngere mußte den Frieden mit einem jährlichen Zinse von 350 Pfund Goldes erkaufen. Schon bedrohte er abermals das oströmische Reich mit Krieg, weil dieses mit einigen von den Hunnen abgefallenen Donauvölkern Bündnisse geschlossen hatte, und ließ durch seinen Gesandten Esla drohend Genugthuung fodern, als er 433 starb. Nun stellten sich seines Bruders Mundzuck Söhne, Attila und Bleda, an die Spitze der Hunnen, und mit ihnen unterhandelten die byzantinischen Gesandten Plinthas und Epigenes bei Margus einen Frieden, wodurch den Hunnen die Erhöhung des Tributs auf 700 Pf. Goldes, der freie Handel und die Auslieferung aller hunnischen Flüchtlinge zugestanden wurde. Die beiden Hunnenhäupter unterwarfen sich durch fortwährende Siege in wenigen Jahren alle Völker Skythiens, vereinigten alle Hunnenhorden zu einem Staat und machten sich allen Völkern furchtbar. Nur einmal misglückte ihnen im J. 440 ein Angriff auf Medien, und das Hunnenheer mußte sich vor dem persischen zurückziehen. Der byzantinische Kaiser wurde mehrmals hart von ihnen bedrängt und mußte sich zu großen Demüthigungen ver-

8) s. *Stritter* T. I. p. 452 sq.

stehen. Von dem Vandalenkönige Geiserich aufgew
überfielen sie 441 Thrakien und Illyrien, und ero
und zerstörten Naissus, Singidunum, Sirmium,
ria, Marcianopolis und Sardica, und viele andere S
und verwüsteten alles Land vom Pontus Euxin
zum adriatischen Meer auf eine schauderhafte
Zwei Mal schlugen sie das byzantinische Heer an
Ufern des Utus und bei Marcianopolis, in einer b
Schlacht auf dem thrakischen Chersones vernichte
es völlig, und nun verheerten sie Thrakien und
donien, zerstörten 70 Städte bis in den Grund u
men bis in die Vorstädte von Constantinopel.
Theodosius konnte seinen Thron nur durch einen sch
lichen Frieden retten, den ihm Attila, der unterde
nen Bruder Bleda ermordet und sich zum Alleinhe
des Hunnenreichs aufgeworfen hatte, 446 bewilligt
trat alles südlich von der Donau gelegene Land von
gidunum bis Novae in einer Breite von 15 Tage
ab, zahlte 6000 Pf. Gold Kriegskosten und einen
lichen Zins von 2100 Pf. Auch mußte er für jed
mischen Kriegsgefangenen 12 Goldstücke zahlen, di
flohenen Hunnen dagegen unentgeltlich ausliefern.
tila beschickte von seinem Hoflager in der Nähe de
tigen Tokai den byzantinischen Hof bis zum J
sechs Mal mit Gesandtschaften, und jede derselben
neue Foderungen, die Theodosius nicht abschlagen
Dieser schwache Fürst starb 450 und sein Nachfolge
dem Greisenalter nahe Marcian, ließ sich keine
thigung mehr gefallen, sondern sandte die zur Ein
rung des Tributs erschienenen hunnischen Gesandte
der Antwort zurück: Der Kaiser erkenne die Verbi
keit zur Entrichtung des von seinem Vorfahren be
ten Tributs nicht an; dem friedlichen Bundesge
wolle er Geschenke geben, dem mit Krieg drohenden
seine Heere entgegenstellen. Diese würdige Sprach
Kaisers blieb nicht ohne Eindruck auf den Hunnen
der zwar dem Marcian mit einer strengen Zücht
drohete, solche aber doch nicht vollzog, sondern seine
macht gegen das abendländische Reich wandte. Die
anlassungen, sowie der Erfolg dieses ungeheuern Kr
zuges, durch den ein beträchtlicher Theil von Eu
verwüstet und seiner aufblühenden Cultur beraubt w
sind bereits in dem Artikel Attila dargelegt worden
her hier nur noch Einiges zur Erklärung der Handl
weise des Hunnenkönigs. Seine Macht war auf
cken gegründet, und beruhete mehr auf der Vorste
davon als in der Wirklichkeit; am wenigsten war si
für die Dauer befestigt. Zwar gebot er über alle
ker von der Wolga bis zum Rhein, und von der
und Ostsee bis zum schwarzen und adriatischen
allein alle ihm unterworfene Völker hatten ihre
thümlichkeit und sogar ihre eingeborenen Könige
ten. Um einen Abfall zu verhüten, wozu die Ge
nen nur zu geneigt sein mochten, war wohl ein
Kriegszug nöthig, der die Welt mit Schrecken er
und zugleich die Treue der abhängigen Teutschen
probte. Der Zug nach Gallien war der Wende
der Macht des Hunnenkönigs. Der darauf folgende

nach Italien offenbarte schon viele Spuren von Schwäche, die auf den nahen Verfall des Hunnenreiches hindeuteten. Durch das Klima und die Genüsse des Südens waren die Hunnen verweichlicht worden, Krankheiten und Schlachten hatten ihre Reihen gelichtet, und daß sie nicht unüberwindlich waren, hatte die Schlacht bei Chalons gezeigt. Das alles konnte den abhängigen Völkern nicht unbemerkt bleiben, die zwar noch Attila's gefürchteter Name im Gehorsam erhielt, doch das Verlangen, das lästige Joch abzuwerfen, schwerlich für die Dauer unterdrücken konnte. Daher war der Verfall und die Auflösung des großen Hunnenreichs unvermeidlich, sobald der mächtigen Hand, die es zusammengehalten hatte, der Scepter entsank. Ein zweiter Kriegszug, den Attila nach Gallien that, fiel unglücklich aus, er verlor gegen den Westgothenkönig Thrasimund eine Schlacht an der Loire, und mußte sich geschlagen zurückziehen [9]). Nach Attila's Tode 454 stritten seine uneinigen, von mehren Müttern geborenen Söhne über die Nachfolge oder Theilung, und diesen Zwist benutzten die germanischen Völker, sich von dem Hunnenjoche zu befreien. Ardarich, König der Gepiden, einst Attila's treuester Rathgeber, empörte sich zuerst, und griff im Bunde mit den Ostgothen zu den Waffen. Er gewann einen großen Sieg am Netad in Pannonien, bei welchem Ellak, Attila's ältester Sohn, Krone und Leben verlor. Die beiden andern Söhne Dengezik und Ernak zogen sich nach dem schwarzen Meere zurück, und munterten dadurch mehre unabhängige germanische Völkerschaften in dem ehemaligen Hunnenreiche wieder auf; so die Gepiden im ehemaligen Dacien, die Heruler neben ihnen, die Ostgothen in Pannonien am See Peiso, die Rugier, Turcilinger, Skyren und ein Theil der Heruler in Österreich und Baiern vereinigt. Auch die Thüringer rissen sich von der Hunnenherrschaft los, und ebenso die Sarmaten. Die germanischen Völker an der Donau setzten den Kampf gegen die Überreste der Hunnen fort. Dengezik ward von den Ostgothen bei Basiana geschlagen, später führte er Krieg mit den Byzantinern, verlor endlich 469 eine Schlacht und das Leben gegen den Magister Militum Anagast. Sein Kopf wurde auf eine Stange gesteckt und in Constantinopel zur Schau herumgetragen. Ernak floh mit dem Reste seines Volks nach Kleinskythien, und strebte das tief erschütterte Reich wieder herzustellen; allein bald wurde er von Osten her durch die Avaren, von Norden durch die Iguren bedrängt und geschwächt, das große Hunnenreich zerfiel nun in mehre Kleinstaaten, die nach und nach von andern Völkern überwältigt wurden, oder auch freiwillig sich mit ihnen vereinigten. Kaum ein Menschenalter nach Attila's Tode war von dem großen Hunnenreiche keine Rede mehr. Zwar gedenken die byzantinischen Schriftsteller noch bis zum Anfange des siebenten Jahrh. der Hunnen, doch waren es nur einzelne Horden, deren sie erwähnen, die als Soldkrieger bei den Römern oder Persern dienten, oder den germanischen Völkern sich auf ihren Kriegszügen beigesellten. Auch nannten die mittelalterlichen Griechen alle ihnen unbekannte, aus dem Nordosten kommende Horden, die ihre Vorfahren im Alterthume Skythen genannt hatten, Hunnen. Zu vermuthen ist, daß mehre Volksstämme in Sibirien unmittelbare Nachkommen der Hunnen waren, deren Sitten, Lebensweise und Eigennamen auch bei den Avaren im Kaukasus wieder gefunden werden [10]).

(*Rauschnick.*)

Hunnenberg, s. Hungerberg.

Hunnencamp, s. Hahnenkamm.

HUNNENFLUH, ein durch seine runde, thurmähnliche Gestalt und durch die horizontale Lage seiner Schichten merkwürdiger Kalkfelsen, der sich am Eingange des Lauterbrunnenthales im berner Oberland in der Schweiz zu beträchtlicher Höhe senkrecht erhebt (Fluh, Flüe, Flühe ist in der schweizerischen Mundart eine Felswand). Der Ort, wo er steht, gleichsam als Bollwerk am Eingange des Thales, die Regelmäßigkeit seiner Schichten, die hier und dort senkrecht gespalten sind, und das Ansehen von Bausteinen, sowie die einem runden Bollwerk ähnliche Gestalt, haben ohne Zweifel diesen, wie manchen andern aus Hunnen und Hünen gebildeten Namen veranlaßt. (*Escher.*)

HUNNENHÖHLE (La Grotte des Huns); dieser Name wird hier (sowie der Hunnenfluh) hauptsächlich als Beispiel angeführt, wie die Hunnen, mit welchem Namen aber auch oft die Ungern oder Magyaren bezeichnet werden, überall in den Volkssagen eine wichtige Rolle spielen. Die Hunnenhöhle ist eine von der Natur gebildete Höhle im Vesoncethale des eidgenössischen Cantons Wallis, im Zehenten Herens. Sie ist 670 Fuß über dem Thalgrund in einem steilen Felsen, und kann nur mit Hilfe von Leitern oder Stricken erreicht werden. Inwendig ist sie mit Holz ausgelegt, und mag einem Einsiedler als Wohnung gedient haben. Unter dem umwohnenden Volke hat sich die Sage erhalten, sie habe mehre Jahre einer Familie flüchtiger Hunnen, oder einer vor ihnen flüchtenden Familie als Wohnung gedient. (*Escher.*)

HUNNIS (William), Mitglied der königl. Kapelle in London, und seit 1566 Vorsteher und erster Lehrer der Chorknaben bis an seinen Tod 1597. Weniger als Componist ausgezeichnet, machte er sich in England als Dichter einen Namen, besonders durch Übersetzung einiger Psalmen. (*G. W. Fink.*)

HUNNIUS, 1) Ägidius, Sohn armer, aber rechtschaffener Ältern, geb. zu Winnenden im Würtembergi-

---

9) *Jornandes* Cap. 43. *Sigbertus Gemblacensis* ad an. 455. Andere ziehen diesen zweiten Kriegszug Attila's in Zweifel, als *Eged. Bucherii* Belgium etc. XVII. Cap. 6. §. 1, 2. *A. Bonfini*, Hung. Decad. 1. Cap. 1.

10) Noch sind als Quellen über die Hunnen außer den bereits erwähnten zu benutzen: *Priscus*, Historiarum fragmenta inter Excerpta Constantini Porphyrogennetae, de Legationibus. Chronicon Paschale in Corp. Script. Hist. Byzant. *Idatii* Episcopi Chronicon ap. *J. J. Scaligerum* in Thesauro temporum; *Marcellini Comitis* Chronicon. *Zosimi Comitis* Historiarum Lib. VI; *Isidori Hispalensis* Historia Gothorum, Vandalorum, Suevorum ap. *M. F. Roessler*. Historia miscell. ap. *Muratori*.

schen am 21. Dec. 1550, und schon vor seiner Geburt [1]) der schwangern Mutter als ein großer Mann gleichsam vorher bezeichnet, da es ihr vorkam, als ob sie in der Kirche einen Halm von der Erde aufhöbe, der unter ihren Fingern zu einem Pfeiler der Kirche emporwuchs. Dadurch bewogen, den Sohn den Studien zu widmen, brachten ihn die Ältern aus der väterlichen Schule 1563 in die Klosterschulen nach Adelberg und Maulbrunn, wo er zwar unter böse Genossen gerieth, ihren Verführungen aber glücklich widerstand. Es ist ein Zug seines zarten Gewissens, wenn er von sich selbst erzählt, daß er sich einst Gedanken machte, er habe die Sünde wider den heiligen Geist begangen, von welcher er doch als ein damaliger Schüler noch keinen Begriff hatte. Voll Angst schlief er mit diesem Gedanken des Abends ein, und ebenso ängstlich erwachte er darauf am Morgen, ging in die Schule und fand auf dem Tische Joh. Spangenbergs Margarita Theologica aufgeschlagen, sodaß ihm gleich beim ersten Anblicke die Frage von der Sünde, über die er sich ängstigte, nebst Augustinus' Antwort in die Augen fiel, welcher sie für die beharrliche Unbußfertigkeit erklärte. Hierdurch wurde er völlig beruhigt und dankte der Vorsehung für diesen unverhofften Trost. Nach vollendeten Schulstudien bezog er 1565 die Universität Tübingen, und wurde 1567 im 17. Jahre Magister. Nun studirte er mit dem größten Fleiße Theologie, las Tag und Nacht in seiner lateinischen Bibel, in welche er beim Anfange mit großen Buchstaben aus Jes. 61, 10 die Worte eingezeichnet hatte: Ich freue mich im Herrn und meine Seele &c. Acht Jahre übte er sich in den philosophischen und theologischen Wissenschaften, und gab im theolog. Seminarium solche Beweise seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, daß der Herzog ihn nicht, wie Andere, erst auf das Land ins Predigtamt beförderte, sondern 1574 zum Diakonus in Tübingen bestellte. Zwei Jahre darauf ersuchten die Landgrafen Wilhelm und Ludwig zu Hessen den Herzog Ludwig zu Würtemberg, ihnen einen gelehrten und fleißigen Theologen von der Akademie Tübingen als Prof. nach Marburg zu überlassen. Man fand Hunnius dazu am geschicktesten; nur er hielt sich zu schwach dazu. Heerbrand aber, auf den man vornehmlich angetragen hatte, und der diesen Ruf von sich ablehnte, bestand auf Hunnius, und sagte, er folge dem Beispiele Reuchlins, welcher ehedem durch Friedrich den Weisen von der Universität Tübingen nach Wittenberg wäre berufen worden, aber dafür Phil. Melanchthon mit der Versicherung nach Wittenberg gesandt hätte, dieser junge Mann werde ihn, als einen Alten, weit übertreffen. So ward nun Hunnius 1576 Professor der Theologie zu Marburg, und machte sich bei dem Fürsten, den Professoren und Studenten beliebt; der Landgraf schickte ihn mit einer vorzüglichen Empfehlung nach Tübingen, und ließ ihm daselbst in seinem 26. Jahre die theolog. Doctorwürde ertheilen. H. fuhr fort, mit großem Beifall in Marburg zu lehren, und gab auch viele Schriften von der Person Christi und dessen Sitzen zur Rechten Gottes, von der Abschaffung der Altäre, von der Erbsünde &c. wider die Sacramentirer und Flacianer in Druck. Im J. 1592 erhielt er den Ruf als erster Professor der Theologie, Propst an der Schloßkirche und Consistorialassessor nach Wittenberg. Er war aber Anfangs mehr auswärts als in Wittenberg. Noch im J. 1592 findet man ihn unter den Kirchenvisitatoren im voigtländischen und thüringischen Kreise. Bald darauf nahm ihn der Administrator des Kurfürstenth. Sachsen, Friedrich Wilhelm, mit sich auf den Reichstag nach Regensburg. Im J. 1593 ging er auf Verlangen des Herzogs Friedrich IV. zu Liegnitz und Brieg nebst dem meißner Superintendenten, M. Wolfgang Mamphras, nach Schlesien, und beförderte die Kirchenreformation in diesem Fürstenthume. Nach der Zurückkunft hatte er gelehrte Kämpfe mit Sam. Huber, Bellarmin und Barrus, schrieb auch wider die damaligen Religionsveränderungen in Anhalt, wo man anfing, die Bilder, Orgeln und Altäre abzuschaffen. Im J. 1595 ward er Generalsuperintendent, wohnte 1601 dem zweiten Colloquio in Regensburg mit den Papisten bei, feierte in Wittenberg das Jubiläum 1602 mit einer Predigt über den 48. Psalm und den Tag darauf mit einer öffentlichen Rede vor der Akademie, und starb den 4. April 1603 an Steinschmerzen. Er hinterließ drei Söhne: D. Ägidius, Generalsuperintendent in Altenburg, D. Nikolaus, zuletzt Superintendent zu Lübeck, und Helfrich Ulrich, Professor zu Gießen und Marburg. Eine Sammlung seiner vielen Schriften erschien unter dem Titel: **Opera omnia quae latine exstant quinque Tomis comprehensa, studio et opera** *Helv. Garthii*, **generi ejus** (Witteb. 1607—1609. fol.). Man findet sie alle einzeln angegeben, sowie seine sämmtlichen teutschen Schriften in Strieders hessischer Gelehrtengesch. 6. Bd. S. 243—277 und 9. Bd. S. 391. Sein Leben hat Leonh. Hutter beschrieben. Auch findet man von ihm Nachrichten in Erdmanns Biogr. sämmtlicher Pröpste in Wittenberg, S. 17. Nr. 9; in *Frischlini* **Memor. Theologor. Wirtenberg.** p. 253 sq. und *Joh. Bismarks* **vit. et res gestae praecipuorum Theolog. Orat. secunda** (Halae 1614).

Ägidius der Jüngere, Sohn des Generalsuperintendenten gleiches Namens, geb. zu Wittenberg den 19. März 1594, verlor den Vater schon im neunten Jahre, worauf ihn sein Bruder Nikolaus, damals Professor daselbst, unterrichtete und studiren ließ. Er wurde am 20. Sept. 161: Magister, bald darauf Adjunct der philosophischen Facultät, ging 1618 von Wittenberg nach Gießen, disputirte daselbst gegen Paul Stemius, casselischen Hofprediger, **de imagine Dei et sacra coena Domini**, auch **de praedestinatione et sacra scriptura**; durch Empfehlungsschreiben des Kurfürsten Johann Georg I. und der Universität Wittenberg wurde er in Gießen mit vieler Auszeichnung aufgenommen, hörte Menzer und Feuerborn, und blieb zwei Jahre daselbst, sah noch einige andere Universitäten und die vornehmsten Städte in Teutschland, kehrte 1612 von Straßburg nach Wittenberg zurück und wurde in demselben Jahre Licentiat der

1) *Adami* in vit. Germ. Theolog. p. 723.

Da er auch in demselben Jahre die Vocation
:rintendentur in Sangerhausen erhielt, promo=
.623 als Doctor der Theologie und disputirte
ssimis pontificiorum criminalibus, quae circa
filio Dei committunt. Im J. 1624 bekam
neralsuperintendentur mit der Consistorialassef=
u Altenburg; er duldete dort viel Ungemach zur
Kriegeszeit, theilte den Armen im Kriege reich=
reichte den Pestkranken das Abendmahl und half
m noch einzig am Leben gebliebenen Collegen
n begraben. Er starb am 29. April 1642.
n angezeigten Disputationen ist von ihm ein
r Arnds Bücher vom wahren Christenthum in
s Suppl. Hist. Arnd. S. 156 fg. abgedruckt,
n Gerhard nach Jena den 17. Jan. 1625 ge=
Auch hinterließ er Libellus Comoediarum,
ntum Sacrorum [2]). (*Rotermund.*)
Christian, ein geborener Thüringer, machte sich
ler zu Kronenburg in Dänemark durch heilige
bekannt, welche 1624 zu Erfurt gedruckt wur=
: dem Titel: Trias melodiarum sacrarum,
ntionum sacrarum 5, 8 et 10 vocum, tum
ci, tum omnibus instrumentis musicis ac-
ntae, cum adjecto contrapuncto etc. In
eiten machte sich eine Familie Hunnius, seit
nn und Frau, als Theatersänger bekannt.
(*G. W. Fink.*)
Helfrich Ulrich, geb. zu Marburg am 17. März
Sohn des dasigen, nachmals wittenbergischen,
der Theologie, Ägidius H., und Bruder des
H., welcher sich gleichfalls in der evangelischen
usgezeichnet hat. Den ersten Unterricht genoß
Schule seiner Geburtsstadt, und da sein Va=
nach Wittenberg abging, so fing er frühzeitig
juristischen Vorlesungen auf dieser Universität
nen. Seine Fortschritte in der Rechtswissenschaft
n der Art, daß er früh das Recht erhielt, Pri=
ungen zu halten, und diese erwarben ihm das
der Studenten. Der nachmalige schwedische
Oxenstierna, der Feldmarschall Gustav Horn,
nen, Holsteiner und Pommern von Adel waren
hörer und verbreiteten seinen Ruf. Schon hat=
einige Fürsten Rathsdienste, einige Städte Syn=
ihrer Mitte anbieten lassen; aber seine Neigung
ein akademisches Lehramt. Er ging dieserhalb
h Gießen, erhielt dort die Doctorwürde, und
h sowol durch Vorlesungen, als durch häufiges
en dem Ziele seiner Wünsche zu nähern. Auf
: seiner Mutter, welche seit 1603 Witwe gewor=
, kehrte er nach Wittenberg zurück, um dort
n Privatvorlesungen für Adelige zu halten. In=
urde er von dem Landgrafen Ludwig von Hessen=
t, als Professor der Rechte und unter dem Cha=
nes Raths, 1613 wieder nach Gießen berufen,
is 1625 verblieb, und während jener Zeit einen

ergl. *F. G. Gotteri* Elogia clarorum viror. Altenb. p.
Fortges. Samml. der Unsch. Nachr. 1781. S. 474 fg.

Ruf als Syndicus in Braunschweig wiederholt ablehnte.
Durch eine vom Kaiser Ferdinand II. getroffene Entschei=
dung auf dem regensburger Kur= und Fürstentage vom
J. 1623 wurde dem Landgrafen Ludwig Marburg zu=
gesprochen. Der Landgraf versetzte nun 1625 Hunnius
dorthin als ersten Rechtslehrer, auch ward er bald dar=
auf Vicekanzler der Universität. Zu Jedermanns Ver=
wunderung verließ er aber am 14. Mai 1630 seine dor=
tige Stelle und trat in die Dienste des damaligen Kur=
fürsten zu Trier und Bischofs zu Speier, Philipp Chri=
stoph, welcher ihn zum Rath und Kanzleidirector seines
Bisthums ernannte. Seinen Wohnsitz nahm er in Phi=
lippsburg, wo er öffentlich zur katholischen Confession
überging, zu welcher er sich schon in Marburg hingeneigt
hatte. Sein Übertritt erregte großes Aufsehen, sodaß er
sich genöthigt sah, sich dieserhalb im J. 1631 zu recht=
fertigen [1]). Er behauptet, durch Martin Becans Buch:
De republica ecclesiastica, von der alleinigen Wahr=
heit der katholischen Religion so überzeugt worden zu
sein, daß er nicht anders habe handeln können. Zu
Philippsburg blieb er nur einige Jahre, indem der da=
malige Krieg sich immer weiter ausbreitete und ihn dort
keine Sicherheit hoffen ließ. Mit Erlaubniß seines Lan=
desherrn begab er sich daher nach Cöln, der damaligen
freien Reichsstadt. Hier fand er eine sehr freundliche
Aufnahme bei dem Buchhändler Cornelius von Egmondt;
auch machte er sich bei vielen der dort vor der Kriegs=
gefahr hingeflüchteten Fürsten und Herren beliebt. So
bedienten sich seines Raths der Kurfürst von Mainz, An=
selm Kasimir, der Pfalzgraf von Neuenburg, Wolfgang
Wilhelm, die Bischöfe von Worms und Würzburg u. a.
Die beiden ersten Fürsten ertheilten ihm sogar die Würde
eines Raths. Damit H. wenigstens einigermaßen in der
Gewohnheit zu lehren bleiben möchte, hielt er zugleich
Vorlesungen über das kanonische Recht, und zwar mit
vielem Beifalle. Doch mitten in diesen Beschäftigungen
ereilte ihn der Tod am 27. März 1636; er starb, wie
v. Senckenberg [2]) berichtet, im großen Elende, nach An=
dern in äußerster Verzweiflung. Seine Gattin folgte
ihm mit ihren Kindern mit Widerwillen nach Cöln; auch
sie trat, nachdem sie eine Zeit lang standhaft widerstrebt
hatte, zur katholischen Confession über.

Seine Zeitgenossen schildern ihn als einen braven
und redlichen Mann; hauptsächlich rühmte man seine An=
nehmlichkeit im Umgange mit Hohen und Niedern, und
die seltene Tugend der Duldsamkeit und Mäßigung ge=
gen diejenigen, die ihn zum Zorne reizen wollten. Als

1) Sancte atque religiose assevero, sagt er in der Vorrede dieser Rechtfertigungsschrift, mutationem istam religionis neque levitate quadam, neque ulla spe consequendarum dignitatum, honorum, vel opum sed solius animae meae salutis gratia, a me susceptam esse. Quantis enim dignitatibus atque honoribus apud Lutheranos claruerim, quam amplis atque honestis praefuerim muneribus, quantaque auctoritate polluerim, non solum tota Hassia, sed omnes omnino, qui vel Gissae, vel Marburgi, quibus in locis integris sedecim annis commoratus fui, vixerunt, amplissimum testimonium mihi perhibebunt etc. 2) Meditat. jur. publ. illustr. p. 128.

Rechtsgelehrter war er vorzüglich im Civilrechte bewandert; dagegen fehlte es ihm an Urtheilskraft und Scharfsinn. In der lateinischen Sprache wohl geübt, hatte er sich in der teutschen sehr vernachlässigt. Schuppe[3]) sagt, er sei von den Kanzlisten ausgelacht worden, wenn sie Ausfertigungen von ihm in der Kanzlei in den Händen gehabt. Die meisten seiner Schriften haben sich selten gemacht. In dem folgenden Verzeichnisse sollen nur seine größern Werke und Abhandlungen, oder die Sammlungen von Disputationen genannt werden, da die Aufzählung der einzelnen, sehr zahlreich von ihm herausgegebenen, Dissertationen zu weit führen würde[4]). Erwähnt mögen daher folgende werden: **Collegii Institutionum Disputationes XXII** (Giess. 1609. 4. und mit den folgenden vermehrt, Giess. 1616, 1626); **Dissertationes XII juris feudalis** (Witteb. 1612. 4.); **Discursus criminalis, quaestiones in foro quotidianas continens, cum annexis juris Saxonici et canonici differentiis** (Giess. 1615. 4.); **De transactione liber** (ibid. 1615, 1624. 12.); **De auctoritate et interpretatione juris tam canonici, quam civilis libri II.** (ib. 1615. 12. Marb. 1630); **Tractatus feudalis, olim in celeberrima academia Wittebergensi studiosae juventuti praelectus** (Giess 1616. 4., eine seiner vorzüglichsten Arbeiten, wiewol sie gegenwärtig Manches zu wünschen übrig läßt. Aus der Zuschrift ersieht man, daß dieses Collegienheft auf andern Universitäten häufig in fehlerhaften Abschriften cursirte, weshalb er es der Presse übergab); **Variarum resolutionum libri IV.** (Francof. 1616, 1620, 1646, 1670, 1697. 4.); **Tractatus de pactis** (Giess. 1616. 12.); **Tractatus de jurisdictione** (ibid. 1616. 12.); **Tractatus de rerum aestimatione** (ibid. 1616. 4.); **Commentarius in libros Institutionum** (ib. 1617. 4., rein casuistisch); **Resolutiones absolutissimae in** *Treutleri* **Disputationes ad jus civile Justinianeum** (Francof. 1617. drei Bände in 4.). Durch dieses Buch gerieth Hunnius mit Bachov, der um dieselbe Zeit, zu Heidelberg, seine Anmerkungen über die Treutlerschen Disputationen herauszugeben angefangen hatte, in eine heftige literarische Fehde. S. über dieselbe *Gundling*, Otia. T. I. p. 230 sq. und *Hermanni Goehausen*, **Necessaria informatio super Bachovii animadversionum et Hunnii resolutionum ad Treutlerum libris** (Rint. 1623. 4.); **In Auth.** *Habita* **C. ne filius pro patre, Commentarius de privilegiis studiosorum** (Giess. 1617, 1624); **Tractatus de usufructu** (ibid. 1618. 12.); **Collegium criminale, ex Disputationibus XV Giessae habitis, constans** (ibid. 1621. 4.); **Collegii juris canonici Disputationes XIV** (Francof. 1628. 4.); **Invicta prorsus et indissolubilia XII argumenta, quibus convictus atque constrictus, relicta Lutherana secta, catholicam profitetur fidem** (Heidelb. 1631. Col. 1632. 12. und teutsch Cöln 1634). Dagegen erschien *Petri Haberkorn*, **Vindicatio Lutheranae fidei contra Hunnium** (Marb. 1632), und *Joh. Himmel*, **Solutio indissolubilium argumentorum Pontificiorum, quibus H. V. Hunnius illaqueatus fuit** (Jenae 1633. 4.); **Resolutio juridica trium praecipuarum praejudicialium Quaestionum, I. an Papam nominare Antichristum sit injuria, in ipsum Papam redundans; II. an sit injuria in Caesaream Majestatem et Status R. I. catholicus, redundans; III. an Protestantibus sive Evangelicis, vi Pacificationis religionis, liceat in concionibus suis et scriptis publicis Papam nominare Antichristum?** (Trier 1631. 12.) Veranlassung zu diesem Werke, worin natürlich jene Fragen I und II bejaht, III dagegen verneint wird, gab *With. Lyseri* **Necessaria depulsio duarum gravissimarum accusationum, quibus Jesuitae ecclesiam Augustanae confessionis onerant** (Witteb. 1628); **XII Praejudicia et Responsa Lutheranorum et Calvinistarum de bonorum ecclesiasticorum a Protestantibus facta invasione deque earum facienda restitutione** (Col. 1633. 4.); **Encyclopaedia juris universi** (ibid. 1638, 1642, 1657, 1675. fol.). Eine Methodik des Rechts, welche erst nach des Verf. Tode herausgekommen ist.

Nach Lipenius bibl. jurid. sollen von ihm auch noch **Enarrationes in tit. Pand. de Regulis juris**, zu Leipzig 1664. 4. gedruckt sein, indessen ist das Dasein dieses Buches mehr als zweifelhaft[5]) (*Spangenberg.*)

4) **Nikolaus**, ein Sohn des ältern und Bruder des jüngern Ägidius, war zu Marburg den 11. Jul. 1585 geboren, besuchte in Wittenberg die Stadtschule und hatte dabei Privatlehrer, bis er 1592 anfing, Collegien zu hören. Nachdem er Philosophie studirt hatte, wandte er sich zur Theologie, kehrte aber wieder zur erstern zurück, nachdem er auf dem Colloquio zu Regensburg, wohin er 1601 mit seinem Vater gereist war, ihren Nutzen hatte einsehen lernen. Im J. 1604 wurde er Magister und Adjunctus in der philosophischen Facultät zu Wittenberg, mit der Erlaubniß, auch theologische Vorlesungen zu halten. Im J. 1612 erhielt er die Superintendentur zu Eilenburg und wurde Doctor der Theologie, fünf Jahre darauf aber Professor der Theologie zu Wittenberg. Als 1623 in der Schürerschen Buchhandlung zu Wittenberg eine teutsche Bibelausgabe besorgt wurde, fand sich, daß darin, obschon Hunnius damals in Hinsicht auf theologische Artikel die Censur und Correctur zu besorgen hatte, Apokal. 14, 6 statt „ewigen" Evangeliums „neues" gedruckt war, was Hunnius, dessen Bruder D. Helfrich Ulrich eben damals zur römisch-katholischen Religion übergegangen war, selbst vom Consistorium, besonders von dem Oberhofprediger Hoë in Dresden, zur Last gelegt wurde, sodaß er aus Verdruß sich entschloß, seine Vaterstadt zu verlassen und die Superintendentur in Lübeck anzunehmen. Es wurde indessen bewiesen, daß ein katholischer Drucker nach der letzten Correctur des Hunnius jene Verfälschung bewerkstelligt hatte[1]). H. zog noch 1623

3) Miscellan. Lips. T. VI. p. 49. 4) Eine Angabe aller s. bei Jugler.

5) S. Jugler, Beiträge zur jurist. Biographie. 4. Bd. Nr. 10.

1) S. Oberlausitzer Beiträge zur Gelahrtheit u. [illegible] 3. Bd, 32. St. S. 510 fg.

nach Lübeck, erhielt im folgenden Jahre die Superintendentur, schwächte aber seine gute Gesundheit durch vieles Arbeiten und Studiren so sehr, daß er erkrankte, sein Gedächtniß verlor und am 1. Oct. 1643 starb. Seine vornehmsten Schriften sind: *Διάσκεψις* Theologica, de fundamentali dissensu doctrinae Evangelicae Lutheranae et Calvinianae seu Reformatae cum praemissa consideratione *ὑποκρίσεως* Calvinianae Dortrechtana Synodo proditae (Witteb. 1626 und 1663); eine sehr wichtige Schrift über diesen Punkt. Ferner: Epitome credendorum oder kurzer Inhalt christlicher Lehre (Das. 1625 und 1665); Viele zogen damals diese Schrift *Hutteri* Compendio vor. Dann: Apostasia Romanae ecclesiae ab antiqua apostolica vereque Christiana puritate salutaris doctrinae fidei, cultus et religionis (ibid. et Lubec. 1631. 12. Francof. 1665); sehr viele Disputationen und andere Gelegenheitsschriften, die man theils in Jöchers Gelehrten-Lexikon, noch vollständiger in Sebast. Meiers orat. funebr. auf Nik. Hunnius findet [2]). (*Rotermund.*)

Hunold, Herzoge von Aquitanien, s. Hunald.

HUNOLD (Christian Friedrich), war 1680 zu Wandersleben, einem unweit Arnstadt in Thüringen gelegenen, Marktflecken geboren, und der Sohn eines gräflich hatzfeldschen Amtmanns, der ihm in früher Jugend durch den Tod entrissen wurde. Den ersten Unterricht verdankte er der Schule zu Arnstadt, seine spätere Bildung dem Gymnasium zu Weißenfels. Während eines einjährigen Aufenthalts zu Jena widmete er sich dort vorzugsweise der Jurisprudenz. August Bohse, als Dichter unter dem Namen Talander bekannt [1]), war sein Hauptführer im Gebiete jener Wissenschaft. Zugleich beschäftigte er sich mit den ältern und neuern Sprachen, besonders aber auch mit der Poesie. Er liebte ein lustiges Leben, war ein Freund der Musik, des Tanzes und Fechtens, und bei einem einnehmenden Äußern und heitern Humor überall willkommen in geselligen Kreisen. In Weißenfels, wohin ihn öftere Erholungsreisen führten, verliebte er sich in die Schwester eines akademischen Freundes, die er in seinen Schriften unter dem Namen Selimene und Dulcimene feierte. Durch diesen Umgang, verbunden mit seiner ungeregelten Lebensweise, zerrüttete er den Zustand seiner Finanzen in solchem Grade, daß er Jena und Weißenfels und die Geliebte verlassen, und den Plan aufgeben mußte, ihr die Hand am Altare zu reichen. Der Zufall führte ihn (1700) nach Hamburg, wo er als Schreiber bei einem Advocaten eine kärgliche Subsistenz fand. Seine Einkünfte vermehrten sich indessen, als er einzelnen Gymnasiasten in der Dichtkunst und Rhetorik Unterricht ertheilte. Er erwarb sich dadurch manche Bekanntschaften, die zu seiner Empfehlung dienen konnten. Mit dem Advocaten, dem er als Schreiber gedient, entzweite er sich bald, und der Mangel an Erwerbsquellen führte ihn zur Schriftstellerei. Unter dem angenommenen Namen Menantes, den er späterhin stets als Schriftsteller führte, ließ er im J. 1700 zu Hamburg seinen ersten Roman: Die verliebte und galante Welt, drucken, der ein besonderes Interesse erhielt durch die darein verflochtenen Anekdoten von dem Hofe zu Weißenfels. Bereits nach einem halben Jahre mußte eine zweite Auflage jenes Products veranstaltet werden. Seit jener Zeit erhielt er von Buchhändlern mehrfache Anträge zu literärischen Arbeiten. Dahin gehören seine Curieusen Sendschreiben, darin politische, historische und sonst beliebte Materien abgehandelt werden (Hamb. 1701. 4.); Edle Bemühung müßiger Stunden in galanten, verliebten und satyrischen Gedichten (Ebend. 1702. Neue Aufl. 2 Theile. Ebend. 1703); Die allerneueste Manier, höflich und galant zu schreiben (Ebend. 1702); Die liebenswürdige Adelie (Ebend. 1703) u. m. a. [2]). Durch einige Opern und Singspiele, als: Salomo (Hamb. 1704. 4.), Nebukadnezar (Ebend. 1704. 4.) u. a. m., die er für die hamburger Bühne schrieb, und die, so mittelmäßig sie auch waren, vielen Beifall fanden, ward er mit dem hamburger Dichter Postel bekannt. Gemeinschaftlich mit diesem gerieth er in eine literarische Fehde mit dem Epigrammatisten Wernicke, der über die Auswüchse der damals viel geltenden Poesie Hofmannswaldau's und Lohensteins zu spotten gewagt hatte. Postel, der mehre Epigramme Wernicke's auf sich selbst deutete, hatte geglaubt, sich und Lohenstein vertheidigen zu müssen durch ein Sonett, in welchem Wernicke als ein Hase bezeichnet wird, der auf dem todten Löwen Lohenstein herumspringt. Wernicke schrieb dagegen ein Heldengedicht, wie er es komisch nannte, das heißt eine satyrische Erzählung, in welcher Hans Sachs, damals oft verspottet, den Reimer Postel, in jener Erzählung durch Buchstabenwechsel in Stelpo verändert, feierlich zu seinem Nachfolger ernennt. Für seinen Freund Postel, welcher beschämt schwieg, ergriff Hunold die Feder, und schrieb ein plattes Gedicht unter dem Titel: Der Poesie rechtmäßige Klage über die gekrönten und andern närrischen Poeten [3]). Wernicke, über den schalen Witz dieses Gedichts entrüstet, sann auf Rache. Er übersetzte eine in H.'s Gedichten befindliche satyrische Grabschrift auf den König von Spanien, Karl II., ins Spanische und Französische, und wies sie dem spanischen und französischen Residenten in Hamburg. Als diese bei dem dortigen Magistrate Genugthuung verlangten, ließ H., zu rechter Zeit davon be-

2) Sie ist abgedruckt in *Witten*, Memor. Theologor. nostri Saecul. Decas quinta, p. 580—614. Starke, Lübecker Kirchenhistorie. 5. Th. S. 742 fg.

1) S. über ihn Heinr. Döring, Galerie teutscher Dichter u. Prosaisten (Gotha 1831). S. 81 fg.

2) Man findet sie verzeichnet in Jöchers Gelehrten-Lexikon. 2. Th. S. 1779; in den Beiträgen zur kritischen Historie der teutschen Sprache, Poesie u. Beredsamkeit. 3. Bd. 10. St. S. 218 fg.; in Degens Literatur der teutschen Übersetzungen der Griechen. 1. Bd. S. 45, 309; in Kochs Compendium der teutschen Literaturgeschichte. 2. Bd. S. 264; in Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 493 fg. und in Raßmanns literar. Handwörterbuch d. verstorb. teutschen Dichter. S. 77 fg.

3) Die Verse, welche sich auf Wernicke beziehen, lauten:
Die Überschriften sind oft ihrer Narrheit Pfänder,
Und stellen sich doch noch mit großen Titeln ein;
Zwar große Schellen pflegt ein großer Narr zu haben 2c.

nachrichtigt, das Blatt, auf dem die Grabschrift stand, umdrucken, und schrieb statt derselben ebenso viele Zeilen auf die Geburt der Prinzessin von Weißenfels. Er ließ an die sämmtlichen Rathsherren Exemplare austheilen, und Drucker und Verleger gaben das Exemplar, worauf die Grabschrift stand, für einen Nachdruck aus. Hunold war auf diese Weise gerechtfertigt. Er unterließ indessen nicht, in einer Kritik, die er seiner neuesten Art, höflich und galant zu schreiben, beifügte, die von Wernicke herausgegebenen Überschriften hart zu tadeln [4]). Bei einer neuen Ausgabe seiner Gedichte züchtigte ihn Wernicke dafür, besonders in dem Epigramm: An den teutschen Mävius [5]). Des Federkriegs nicht müde, der beiden Parteien wenig Ehre brachte, beantwortete H. jenen Spott in seinem Schauspiele: Der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poet, betitelt [6]), in welchem Wernicke, dessen Namen man in Hamburg Warneck ausgesprochen zu haben scheint, Narrweck heißt [7]). In diesem Stück ohne Kraft und Salz benutzte H. Wernicke's Äußerung in der Vorrede zu seinen Überschriften: „daß er sich zu London in den sichern Hoffnungen auf Beförderung plötzlich getäuscht gesehen" zu der lügenhaften Notiz: „Wernicke sei wegen gefährlicher Machinationen wider den König, unter welchem er gelebt, in das Gefängniß geworfen, sei aber aus demselben gebrochen, und habe als ein Landläufer sich salviret" [8]). Und an einer andern Stelle heißt es: „König Wilhelm von England habe 1696 eine Execution mit unterschiedlichen Verbrechern vorgenommen; seit der Zeit liege Wernicken der Strang immer im Kopfe, sodaß er auch Andere damit belegen wolle."

Nachtheilig für H.'s Sitten wirkte der Umgang mit einigen Schauspielerinnen, die er durch seine Singspiele und Opern kennen gelernt hatte. Vorzüglich aber sank er in der allgemeinen Achtung, als er in einem *satyrischen Roman* mehre angesehene Bewohner Hamburgs lächerlich zu machen gesucht hatte. Dies Werk wurde als ein persönliches Pasquill confiscirt. Hunold selbst aber hatte sich in Hamburg so verhaßt gemacht, daß er (1706) sich genöthigt sah, diesen Ort zu verlassen. Getäuscht in der Hoffnung, zu Braunschweig eine Anstellung zu finden, ging er nach Thüringen und in seinen Geburtsort Wandersleben zurück. Dort beschäftigte er sich mit einigen literarischen Arbeiten. In jene Zeit 1707 fällt unter andern seine: Allerneueste Art, zur reinen und galanten Poesie zu gelangen. Im J. 1708 reiste er nach Braunschweig, wo sich ihm abermals Hoffnungen zur Beförderung zeigten, blieb aber auf Zureden einiger Freunde, die er unterweges traf, in Halle. Dort hielt er Vorlesungen über Moral, Rhetorik und Dichtkunst, und las späterhin, nachdem er (1714) durch Vertheidigung seiner Dissertation: De testamentis irrevocabilibus, Doctor der Rechte geworden war, auch mit Beifall juristische Collegien. Daneben beschäftigte er sich mit der Abfassung einiger Schriften, zu denen besonders verschiedene Sammlungen seiner Gedichte und eine Auswahl von Briefen gehörten [9]). Er schien zu einer geregeltern Lebensweise zurückgekehrt und zugleich ein strenger Richter geworden zu sein über seine frühern literärischen Producte. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht sein Selbstgeständniß: „Ich wünschte," sagt er in der Vorrede zu seinen akademischen Nebenstunden, „daß viele meiner Schriften in ihrer ersten Geburt erstickt wären. Die Poesie, wie sie von mir und *vielen Andern* getrieben worden, hat mehrentheils einen *geringen* Nutzen, und noch weniger Tugend in sich. Keine geringe Schande ist es, daß die sonst edelsten Gedanken von den Menschen so verwahrloset und so unreif, oder als die *ungestaltesten* Misgeburten in die Welt gebracht werden. Meine Feder hatte einige Worte in ihrem Vermögen, so meinte ich schon zu fliegen. Ich war jung; von Tugend besaß ich nichts, und von Wissenschaften nur sehr geringe Kenntniß, und gleichwol wollte ich hoch hinaus. Ich hatte von des Adlers Fluge zur Sonne gehört, und dachte mit den blöden Augen meines verfinsterten Verstandes eine so jähe Bahn gleich zu finden; allein ich gerieth mit den Sinnen unter die Eulen, welche die Nacht lieben und den Tag scheuen, oder vielmehr die Nacht für den Tag halten." Ein frühzeitiger Tod setzte (1721) seinem Leben im 41. Jahr ein Ziel. Auf einen wahrhaft poetischen Nachruhm hatte er keine Ansprüche. Aber es fehlte ihm dessenungeachtet nicht an Talent, und beson-

4) Diese Kritik führt den Titel: Schreiben an einen gelehrten Freund von einigen schlimmen Poeten und andern unzeitigen Scribenten. 5) S. Wernicke's Überschriften. S. 328 fg.

Freund, hast Du keinen Witz, und willst doch etwas schreiben,
Das dem Verleger nicht soll auf dem Halse bleiben,
So habe keine Furcht, verachte Strang und Ruth',
Und schimpf' ein königlich, so freund- als feindlich Blut.
Laß oft ein stinkend Wort in Lesers Nase rauchen,
Und schreib' auf das Papier, wozu es zu gebrauchen. —
Sprich einem Gönner zu *), den Du Dir hast erkohren,
Und schlag' ihm, weil Du rühmst, das Rauchfaß um die Ohren.
Gib einem Freund' von ihm, nächst nach ihm, grobe Stich',
Damit es scheinen mög', als — ja, als hieß er's Dich.
Such' eine Grabschrift auf, die aus der Höll' herstammet,
Und zeige, wie man sich vors Andern Witz verdammet.
Du siehst, mein Rath ist gut, und plagt die Denksucht Dich,
So table, wo Du willst, rühm' aber niemals mich.

6) Der vollständige Titel lautet: Der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poet, in einer lustigen Komödie über eines Anonymi Überschriften, Schäfergedichte und unverschämte Durchhechelung der Hofmannswaldauischen Schriften, auf sonderbare Veranlassung allen Liebhabern der reinen Poesie zu gefallen, ans Licht gestellt von Menantes (Coblenz, bei Peter Marteau dem Jüngern [eigentlich Hamburg, bei Gottfried Liebernickel] 1704). Die Personen dieses Possenspiels sind: ein Gelehrter, der von seinen Renten lebt, ein Schulmeister, ein Erzpritschmeister, ein lustiger Bedienter, ein Pegnitzschäfer, der Geist des Hans Sachs, Mirandole, in die sich der Erzpritschmeister verliebt, Amaryllis, des Gelehrten Tochter, die er gleichfalls liebt, eine Schustersmagd, eine Milchdirne und eine Trödelfrau. 7) Seltsam genug muß man in Jöchers Gelehrten-Lexikon den Namen Wernicke unter Narrweck suchen. S. das ebenangeführte Werk. 3. Th. S. 818. 8) S. den thörichten Pritschmeister. S. 90 fg.

*) Der damalige königl. dänische Resident v. Hagedorn.

9) Akademische Nebenstunden allerhand neuer Gedichte, nebst einer Anleitung zur vernünftigen Poesie (Halle 1713. Neue Ausg. Ebend. 1726). Theatralische, vermischte und geistliche Gedichte (Hamburg 1715). Auserlesene Briefe (Halle 1714). 2 Thle.

ders nicht an großer Regsamkeit des Geistes. Den geringsten Werth hat der Theil seiner Schriften, der seine galanten Romane umfaßt. Sie unterscheiden sich wenig von ähnlichen Producten dieser Art, die aus der Feder seines Vorbildes August Bohse oder Talander flossen. Wenigstens einzelne gelungene Stellen finden sich in seinen Gedichten, besonders in den spätern, wo ein moralischer Ernst über seinen frühern Leichtsinn das Übergewicht gewonnen hatte. Unter seinen Epigrammen befinden sich manche gelungene [10]). In den meisten seiner poetischen Arbeiten sank er indessen zur nüchternsten Prosa herab. Wie armselige Begriffe er vom Dichten hatte, zeigt seine Anleitung zur vernünftigen Poesie, die er den im J. 1713 zu Halle herausgegeb. Akademischen Nebenstunden beifügte. Das meiste Talent hatte er unstreitig zur satyrischen Poesie. Zur musikalischen führte ihn die Aufnahme, welche damals die Musik in Hamburg fand. Aber seine Singspiele sind geistlos, und seinen Cantaten, in der italienischen Manier gedichtet, kann nur ein mäßiger Werth zugestanden werden. Sein Bildniß befindet sich vor (Wedels) Geheimen Nachrichten und Briefen von Herrn Menantes' Leben und Schriften (Cöln 1731) und in dem zweiten Bande von Leonhard Meisters Charakteristik teutscher Dichter [11]). (*Heinr. Döring.*)

Hunoldsburg, s. Hundisburg.

Hunoldshausen, s. Hundelshausen.

HUNOLSTEIN, 1) Topogr. Dorf in der preußischen Provinz Niederrhein, des Regierungsbezirks Trier, Kreis Berncastel, drei Stunden vom Kreisamte gleiches Namens entfernt, mit 50 Wohnhäusern und 300 Einw., welche sich sämmtlich vom Ackerbaue nähren. Dicht dabei auf einer Bergkoppe liegen die Ruinen des Stammschlosses der Grafen und Reichsfreiherren Voglen von und zu Hunolstein. Über die Erbauung dieses Schlosses, welche sich in die frühesten Zeiten des Faustrechts verläuft, fehlt es gänzlich an Nachrichten. Dieses Dorf bildete einen Theil der Herrschaft Hunolstein, welche zusammengesetzt war: a) aus den ganz hunolsteinischen Ortschaften Hunolstein, Berglicrot, Riedenburg, Gräfendhron, Bäsch, Merchheid, Heintzerath, Elzenrath, Obert und Weisberath; b) aus den gemeinschaftlich hunolsteinischen und trierschen Orten: Gutenthal, Horel, Wolzburg und Horath; c) aus den gemeinschaftlich hunolsteinischen und maximinischen Orten: Prüdlich, Breit, Schoenberg und Müstert. Im 15. Jahrh. verpfändete die Familie von Hunolstein diese Herrschaft an Kurtrier, das einen solchen Gefallen daran hatte, daß es die Rückgabe unter allerhand Vorwänden hinzuhalten wußte, bis die Franzosen solche als kurfürstliche Domaine an sich zogen, und trotz der Einwände der Familie von Hunolstein mit den übrigen Nationalgütern verschleuderten. Die Ruine, von der lange noch ein Theil eines Thurmes stand, ist in neuester Zeit bis auf die Erde abgetragen worden. Die Burg scheint übrigens nicht sehr groß gewesen zu sein.

2) Geneal. Dieses gräfliche und reichsfreiherrliche Geschlecht leitet seine Abstammung von dem Kaiser Claudius Tiberius Drusus ab. Der ursprüngliche Name soll Drusus gewesen sein, bis dieselben von Karl dem Großen zu Administratoren der im Erzstifte Trier liegenden Reichsvoigtei Hunoldstein (dieser Reichsvoigte oder Advocatorum imperii waren sieben, welche den Reichsfreiherren gleich gehalten, auch auf der Reichsgrafenbank als Reichsstände Sitz und Stimme gehabt) erblich belehnt wurden. Unter dem Kaiser Otto III. wurde der Familie diese Reichsvoigtei mit allen hohen und niedern Gerechtigkeiten geschenkt; von welcher Zeit an sie auch den Namen dieser Reichsvoigtei gegen ihren frühern Drusus vertauscht zu haben scheinen *).

Im J. 1092 heirathete eine Tiburtia Vogtin von Hunoldstein einen Andreas von Dalberg. Ums Jahr 1292 wird ein Hugo v. H. unter den treuen Anhängern des ritterlichen Adolf von Nassau aufgeführt; ob er besser belohnt wurde, als sein Abkömmling grade 500 Jahre später, welcher einem Nachkommen des tapfern Adolfs Vermögen und Alles zum Opfer brachte, darüber schweigen die Nachrichten. Im J. 1480 starb ein Philipp v. H. als Dombechant; sowie 1482 eine Anna v. H., Äbtissin zu Herstadten war. Diese Familie war immer sehr mächtig, was schon daraus erhellt, daß zu den vom Reichstage 1471 ausgeschriebenen 1000 Mann die Herren v. H. zu Aschaffenburg zwei Mann zu Pferd und

10) Zwei und dreißig Sinngedichte Hunolds findet man in Haug und Weissers epigrammatischer Anthologie. 3. Th. S. 27 fg. 9. Th. S. 181 fg. 11) Vergl. außer Wedels eben angeführter Schrift die Beiträge zur kritischen Historie der teutschen Sprache, Poesie u. Beredsamkeit. 1. Bd. 3. St. S. 539 fg. Sammlung züricherischer Streitschriften zur Verbesserung des teutschen Geschmacks. 1. Bd. 2. St. S. 115 fg. *Jo. Molleri* Cimbria literata. T. II. p. 389 sq. Koch, Compendium der teutschen Literaturgesch. 2. Bd. S. 264. Flögel, Gesch. der komischen Literatur. 3. Bd. S. 465 fg. L. Meister, Charakteristik teutscher Dichter. 2. Bd. S. 64 fg. Jördens, Lexikon teutscher Dichter u. Prosaisten. 2. Bd. S. 488 fg. 6. Bd. S. 354 fg. Bouterwek, Geschichte der Poesie u. Beredsamkeit. 10. Bd. S. 336 fg. Eichhorn, Geschichte der Literatur. 4. Bd. 2. Abth. S. 779, 913, 918, 945, 1003, 1026. Lessing, Collectaneen zur Literatur, herausgegeben v. J. J. Eschenburg. 2. Bd. S. 218, 225. Fr. Horn, Gesch. u. Kritik der teutschen Poesie u. Beredsamkeit. S. 172 fg. Dessen Poesie u. Beredsamkeit der Teutschen. 2. Bd. S. 118 fg. Raßmann, Literar. Handwörterbuch der verstorb. teutschen Dichter. S. 77 fg.

*) In der Bibliotheca equestris, T. II. werden bei der Beschreibung der Turniere folgende von der Familie aufgeführt: 1) Von dem sechsten Turniere, gehalten zu Trier 1009, heißt es: „Den ersten Dank gab Frau Tiburtia, Herrn Endressen von Dalberg verlassen Wittib, geborene Vogtin von Honoltstein, Herrn Jakobo von Elrichshausen, als ein Franken." 2) Auf dem achten Turniere, gehalten im J. 1080 zu Augsburg, befand sich unter denen: „die an der Schauw ausgestellt wurden," Johann v. Honoltstein. 3) Auf dem neunten zu Göttingen gehaltenen Turniere 1190 ist ein Georg v. Honoltstein unter denen aufgeführt: „welche in diesem Turnier empfangen und geschlagen worden sind." 4) Auf dem 13. zu Worms 1209 gehaltenen Turniere sind unter denen, welche dieselbe besucht und darauf geritten haben, aufgeführt: unter den Rittern Ernst v. Honoltstein, und unter den Edlen Heinrich v. Honoltstein. 5) Auf dem 18. zu Ingelheim 1337 gehaltenen Turnier ist unter den Edlen, welche auf diesem Turniere geritten haben, aufgeführt: Hans v. Honoltstein.

vier zu Fuß stellen mußten. Im J. 1588 lebten drei Brüder, Wilhelm, Hans Schweikardt und Johann Adam, minderjährige Söhne von Johann Vogt v. H. und der Elisabeth von Hagen, unter der Vormundschaft von Fr. v. Steinkallenfels, Nic. v. Schmidtburg, Casp. v. Elz und J. Ph. Landschadt v. Steinach, welche sich nach geschehener Erbtheilung in drei Linien theilten; nämlich die dürrkastellische, merxheimische und söterische.

I. Die dürrkastellische Linie.

Der Stifter dieser Linie, Wilhelm, bekleidete bei dem Herzoge von Lothringen die Stelle eines Raths und Amtmanns zu Siersburg und Schaumburg, vermählt mit Anna Maria von Landsberg. Aus dieser Ehe sind entsprossen: 1) Johann Marzolf. 2) Hans Wilhelm, anfänglich Domherr zu Trier, nach geschehener Resignation kaiserlicher und kurbairischer Kriegsrath, General-Feldzeugmeister und 1653 Commandant in Ober- und Niederschlesien, vermählt mit Marie Elisabeth von Steinkallenfels. Hiervon: a) Ph. Christoph Thomas, frühzeitig gestorben; b) Franz Felix Carl, Gemahlin Elisabeth v. Hatzfeld; c) Ferdinand Franz. 3) Adolf Friedrich. Der sub b aufgeführte F. Felix Karl hatte drei Kinder, wovon das älteste, Franz Leopold, Herr v. Chateauvieux, königl. französischer Rittmeister, sich mit von Elz Öttingen vermählte, aus welcher Ehe Philipp Karl entsprungen, der laut Lettres patentes du Roi de Versaille Mai 1777 in den Grafenstand unter dem Namen Hunoldstein d'Ottange, und seine Herrschaft Ottange zu einer Grafschaft erhoben wurde. Mit seiner Gemahlin von Martinville zeugte er einen Sohn, welchem späterhin die Pairswürde ertheilt wurde, und welcher 1821 gestorben, dessen Geschlecht aber in seinen Nachkommen fortblüht.

II. Die merxheimische Linie.

Hans Schweikart, der Stifter dieser Linie, vermählte sich mit Barbara von Worsberg, von dessen jüngstem Sohne Hans Georg Nikolaus, vermählt mit Anna Maria von Tarthenheim, ein einziger Sohn Georg Wilhelm entsprossen. Von dessen zweitem Sohne, Hans Georg Herr zu Binau, Merxheim, Niederwiesen und Schnifslenberg, vermählt mit Sophie Rauia von Holzhausen, stammte Joh. Friedrich und Philipp Friedrich, die Stifter der Nebenlinien Merxheim-Niederwiesen und Merxheim-Merxheim ab.

A. Die merxheim-niederwieser Linie.

Stifter Johann Friedrich Burgmann zu Friedberg, Mithoheitsherr des Hochgerichts Kallenberg, Ritterrath der oberrheinischen Reichs-Ritterschaft und Ritter des preuß. Ordens de la Générosité, vermählte sich im J. 1698 mit Maria Felicitas von Steinkallenfels, aus welcher Ehe zehn Kinder entsprossen, wovon der älteste, Karl Philipp, geboren 1732, gestorben 1816, allein die Linie erhielt (er bekam bei der Theilung für seinen Anthei Niederwiesen und Schniflenberg bei Alzei mit allen hohen und niedern Hoheitsrechten). Aus seiner zweiten Ehe mit Henr. Susanna von Laroche entsprangen zehn Kinder, welche großentheils frühzeitig oder im besten Alter dahin starben. Der älteste Sohn Friedr. Hans Karl Ernst Philipp, geboren 1760, gestorben 1808, fürstl. nassau-saarbrückenscher Hofmarschall, hatte mit seiner Gemahlin Maria Magdalena von Fürstenrecht einen Sohn, Karl Daniel Leonhardt Vogt und Freiherr von Hunoldstein, welcher der Erhalter dieser Linie, sowie sehr wahrscheinlich des ganzen freiherrlichen Stammes ist.

B. Die merxheim-merxheimer Linie.

Philipp Friedrich, der Stifter dieser Linie, war geboren 1700 und gestorben 1737 (bekam für seinen Antheil Merxheim an der Nahe), er vermählte sich mit Friederike von Geuso. Die Frucht dieser Ehe war Friedrich Christoph Karl (nebst noch zwei jüngern Geschwistern, welche frühzeitig starben), Herr zu Merxheim, Züsch, Mitgerichtsherr des Hochgerichts Kallenberg; königl. französischer Obrist Ritter rc., vermählt mit Karoline Louise Sophie von Bettendorf. Hiervon stammt Christian Philipp Friedrich Vogt v. H., genannt von Steinkallenfels, geboren 1753, vermählt mit Maria Christina Louise, verwitwete Rheingräfin von Salm-Grumbach, geborene Gräfin von Eberstein. Hiervon stammt der jetzt noch lebende Freiherr v. H., königl. würtembergischer Ober-Landforstmeister, Ritter rc. ab, mit dem die männliche Linie aussterben wird.

III. Die söterische Linie.

Johann Adam erhielt in der Theilung Larch und Villingen, und brachte Sötern an sich. Er hatte mit seiner Gemahlin, Barbara Felicitas von Dürkheim einen Sohn, Otto Philipp Christoph; dieser brachte Züsch vom Hause Merxheim zum Hause Sötern. Aus seiner Ehe mit Sophie Barbara von Degenfeld war ein Sohn Ernst Ludwig entsprungen, mit dem 1716 oder 1717 diese Linie erlosch.

Bei einer so alten weit verbreiteten Familie ist es nicht zu verwundern, daß sich ihre verwandtschaftlichen Verzweigungen bis in die regierenden hohen Häuser ausdehnen. Maria Felicitas, Gemahlin Joh. Fr. Vogt von und zu Hunoldstein, stammte in directer Linie von Otto dem Jungen von Wittelsbach ab. Amalia, die Ahnfrau von Friedrich I. König von Preußen, leitete ihre Abstammung in grader Linie von Heinrich Vogt von und zu H., welcher 1464 lebte. Eleonore, die Mutter Karls XII. von Schweden, stammte von Johann Vogt von und zu H., welcher 1260 lebte. Alle nachgeborene Söhne dieser Familie haben Militair- und Civilanstellungen bekleidet, viele mit Auszeichnung, alle mit unerschütterlicher Treue und Anhänglichkeit, wovon ehrende Zeugnisse ihrer Monarchen noch jetzt den spätern Nachkommen vorliegen. Die französische Revolution mit ihren Folgen hat nachtheilig auf den ehemaligen Glanz dieser Familie gewirkt, und sie von einer Höhe herabgeschleudert, zu der sie sich sobald wol nicht mehr erheben dürfte **).

(*Karl Freiherr von Hunoldstein.*)

**) In den frühern Urkunden, sowie in den vorhandenen Stammbäumen, wird der Name der Familie Hunolstein geschrie

Hunorich, s. Hunerich.

HUNSE, Fluß in dem Königreiche der Niederlande, entspringt in der Provinz Drenthe, in dem bourtanger Moore, einem großen Moraste, fließt dann nordwestlich in die Provinz Gröningen, wo sie bei der gleichnamigen Hauptstadt dieser Provinz sich mit der Aaa vereinigt, den Namen Reiddiep annimmt und für große Fahrzeuge schiffbar wird. Sie ergießt sich nach einem kurzen Lauf unter dem neuen Namen Reiddiep in den lauwer See, einen Busen der Nordsee. (D. *J. C. Schmidt.*)

HUNSINGOW, HUNUSGA, HUNESGA, HUNESGOWE, HUNSGOA, HUNSINGIA, HUNESEA, ein westfriesischer Gau, hat von der Hunse, an welcher er lag, seinen Namen. Karl der Große setzte im J. 785 den heil. Luidger zum Lehrer im Volke der Friesen, östlich von dem Flusse Labeki (Lauwers) über die fünf Gaue: Hugmerchi, Hunusga, Fivilga, Emisga, Fediritga und die Insel Bant[1]). König Heinrich IV. gab 1057 der Kirche des Erzbischofs Adelbert von Hamburg (dem nachmaligen Erzstifte Bremen) die dem Reiche gehörende Grafschaft in den Gauen Hunesga und Fivilga zu eigen, und die Erlaubniß, in dieser Grafschaft zwei Märkte, einen zu Wincheum (jetzt Winsum, also im Hunsingow) und den andern zu Gerleviswert (jetzt Garrelsweer, also im Fivelingow) anlegen zu dürfen[2]). Bei einer Schenkung eines Ditmars an das Kloster Fulda lernen wir im Gaue Hunergewe (Hunesgewe) in Friesland das Dorf Mitilistenheim (jetzt Middelstum) und Hustinga[3]) [anderwärts Husdengum, Husdinge, jetzt Huisinghe östlich von Middelstum[4])], und bei einer andern Gelegenheit zum J. 1160 das Dorf Marne, Merne (jetzt Olde Closter) am Meer, im Hunsingoa kennen[5]). Außer den genannten Orten finden wir von Alting in seinem Werk und auf der Karte[6]) Bedum, Bestlo (jetzt Baflo), Emerum (jetzt Ernorum), Hersingen (jetzt Harssen), Houwernhusum (jetzt Hauve bei Fliedorp), Lidenger[7]), unweit Usquert, Werfhem[8]) (jetzt Warfum), Werfhusen in de Marren verzeichnet. Der Gau Marna, Merna (de Marren) war nämlich mit in den Hunsingow als ein Untergau eingeschlossen[9]). Auch bei der neuern Eintheilung des gröninger Landes in Quartiere, bei welcher der Hunsingo das zweite ward, erhielt er vier Districte: Marne, Halveampt, Oosterampt und Ubbega[10]). Vorzüglich merkwürdig ist das hinsingoer Landrecht (herausgegeben von Halsema in den Verhandlingen van de Wetten, Gröningen 1778. Th. II.), da darin ganze Stellen in der alten stabgereimten Dichtungsweise vorkommen[11]), sowie ebenfalls die ältern dieser hunsingoer Gesetze S. 21—27, 29—31 in jener alten abstracten Spruchweise abgefaßt sind[12]). Nicht minder wichtig ist der Hunsingow bei Behandlung der nordischen Heldensage von den Volsungen und Niflungen geworden. Da nämlich die nordische Heldensage das berühmte Hunaland nach Teutschland setzt, so erklärt Suhm, welcher aus der Heldensage Geschichte schafft, Hunaland für Hinsingow, das misbräuchlich Hunaland genannt werde, und nimmt für das Hunaland Sige's und seiner Nachkommen, der Volsungen, immer Hunsingow an, und erhält hierdurch Könige von Hunsingow im Gröningischen, und um so mehre, je mehr er um die Zeitverstöße, welche ganz im Geiste der Heldensage liegen, auszugleichen, zu Verdoppelung der Personen, namentlich der Sigurde, seine Zuflucht nimmt[13]). Von der Hagen findet es kaum glaublich, daß blos die Verwechselung mit Hunsingow zu dieser Versetzung des Hunnenreichs Anlaß gegeben, erklärt diese aus der ungeheuern, wenn auch vorübergehenden, Ausdehnung des Hunnenreichs, und zweifelt nicht, daß ein Hunaland in Hunsingow gedacht, und darunter die wirklichen Hunnen Attila's verstanden wurden[14]). Aber dann würden wir die Etzelsburg wahrscheinlich nach Gröningen versetzt sehen, doch wir finden sie zu Soest, der Hauptstadt des Engerlandes, weshalb bei Versetzung des Hunalandes nach Teutschland eine Verwechselung des Ungerlandes mit dem Engerland anzunehmen. Aber sie ist nicht die alleinige Ursache, warum die nordische Heldensage sich das Hunaland näher rückte. Hätte es auch kein Engerland gegeben, so würde diese Näherrückung dennoch geschehen sein, weil sie im Bedürfnisse der Heldensage lag. Auch beschränkt natürlich die Heldensage das Hunaland nicht auf das Engerland, namentlich mußte es sie dem Meere näher bringen, und so ist es allerdings möglich, daß sie

---

den, Burgermeister, in seiner Bibliotheca equestris, schreibt durchgehends Honoltstein; dagegen finden wir denselben in Iselin's Lexikon sowol als in der Hoheit des teutschen Reichsadels von v. Hattstein immer Hunoldstein geschrieben. Wann und wie dieser Buchstabe eingeschwärzt, oder warum er beigefügt worden, läßt sich ebenso wenig angeben, als eine nähere Untersuchung der Mühe lohnen dürfte. In neuerer Zeit wurde dieser Name immer mit dieser Vermehrung gebraucht.

1) Vita S. Luidgeri Cap. 19 bei *Pertz*, Monum. Germ. Histor. T. II. p. 410. 2) Urk. bei *Lindenbrog*, Scriptt. Ausg. von *Fabricius*, Privileg. Hamburg. No. 23. p. 189. 3) *Ebrihardi*, Monachi Fuldensis, Summaria Traditionum Veterum, Cap. 8. No. 46 bei *Schannat*, Corpus Tradit. Fuldens. p. 315. 4) Chron. Gottwic. Lib. IV. Cap. 222. Prodrom. P. II. p. 640. 5) Vita B. Friderici Abbatis. Cap. 2. Acta SS. T. I. Martii p. 292. 6) *Alting.*, Notit. German. Infer. P. II. p. 100 u. Tab. IX. 7) Alting bemerkt, daß der Ort Lidenger wegen des jetzt verwischten Namens schwer anzugeben, doch setzt er ihn auf der Karte zu Liens zwischen Altrum und Warfhusen in de Marren. Nach dem Chron. Gottwic. ist vielleicht de Laen zwischen Warfum und Usquert darunter zu verstehen. 8) In der Vita S. Luidgeri, Cap. 1. p. 412, wird dieses Ortes in Friesland gedacht, doch nicht dabei bemerkt, daß er im Gaue Hunusga gelegen; doch ist es wahrscheinlich Warfum.

9) Chron. Gottwic. p. 640. 10) Hörschelmann, Polit. Statistik der Vereinigten Niederlande. 2. Th. S. 55. 11) Mone, Gesch. d. Heidenthums im nördl. Europa. 2. Th. S. 72, stellte mehre solche Stellen zusammen. 12) Vergl. hierüber dens. S. 75. 13) P. Fr. v. Suhm, Gesch. der Dänen, übersetzt von Gräter. 1. Bd. S. 228, 254, 420. 14) F. H. von der Hagen, Lieder der ältern Edda (Berlin 1812). Einleitung. S. XXIX—XXXIII. S. 56. Er stellt sehr gut die Angaben der Sagen, aus denen sich auf die Lage des Hunalandes schließen läßt, zusammen, aber daß sie sich das Hunaland grade in Hunsingow gedacht, läßt sich nicht erweisen. Seine und Anderer Bemühungen, die in der Heldensage vorkommenden Länder geographisch zu ordnen, müssen wegen der Freiheit, mit welcher die Heldensage die geographischen Namen behandelt, vergebens sein.

auch den Hunsingow darunter mit begriffen haben könnte. Schwerlich aber war der Hunsingow der Heldensage bekannt, weil sie sonst die Namensähnlichkeit mit Hunaland entschiedener benutzt hätte, wenn nämlich, woran aber zu zweifeln ist, der Hunsingow für ihre Zwecke tauglich war. Nordmannen erhielten im neunten Jahrh. in Friesland Lehen, und diesen konnte der Hunsingow leicht bekannt werden, aber diese Bekanntschaft verpflanzte sich nicht nach der Nordwelt, oder hat sich wenigstens kaum bis zur Zeit der Abfassung jener Sagen erhalten können. Aus den Liedern läßt sich nicht abnehmen, wo man sich das Hunaland dachte. Die Rückerinnerung daran, daß sich Nordmannen an der Schelde und dem Rhein eine Zeit lang festgesetzt hatten, macht es um so erklärlicher, daß die Heldensage den Volsungen zum Reiche das Frackland (Frankland) gibt. Doch auch hierbei ist an eine nähere geographische Bestimmung nicht zu denken; denn während nach Liedern und andern Sagen die Volsungen in Frackland herrschen, hat die Volsunga-Saga Hunaland als Reich dieses Stammes. Frieslands wird in der Heldensage von den Volsungen und Niflungen nur beiläufig gedacht, weil es den seefahrenden Nordmannen zu nahe lag, als daß sein Name den tauglichen Namen eines guten Schauplatzes für jene Heldensage hätte abgeben können. Die Heldensage liebt als Schauplatz zwar berühmte, aber ferne, nicht allzubekannte Länder, rückt aber diese fernen Länder nach Bedürfniß näher, wodurch sie freien Spielraum zu freien Schöpfungen erhält, und möglich macht, daß die Helden ihres Vaterlandes leicht auf diesem Schauplatz anlangen können [15]). Daher ist es nicht glaublich, daß die Heldensage von den Volsungen, für welche Friesland keinen vollen Klang hatte, einen Gau dieses Landes, den Hunsingow, für wichtig genug befunden haben sollte, um ihn zum Reiche der berühmtesten Könige der Heldensage zu machen.

(*Ferdinand Wachter.*)

HUNT, 1) Karl, geb. zu Dresden 1766, Sohn des Kammermusikus Franz H., der ihn zum Violinspieler bildete, wie der Kapellmeister Seydelmann zum Componisten. Karl H. wurde 1783 als erster Violinist in die dortige Kapelle aufgenommen, wo er sich auch durch Concertcompositionen für sein Instrument und durch Quartette hervorthat, von denen mehre gedruckt wurden. Seine Concert-Symphonien und seine Operette nach Weiße: „Denkmal in Arkadien" sind Manuscr. geblieben. Im J. 1814 trat seine Tochter als Sängerin auf dem italienischen Theater in Dresden auf mit geringem Beifalle, der sich jedoch bald hob, sodaß sie 1818 unter die guten Sängerinnen gerechnet wurde, ob ihr gleich die Theatergestalt abging. Glücklicher im Äußern war eine englische Sängerin des Namens, Arabella H., die schon ihrer Schönheit wegen Aller Gunst besaß. Ihren Gesang zur Laute fand man allgemein so reizend, daß Blow und Purcell, zwei in England sehr beliebte Componisten, nicht Weniges besonders für sie in Musik setzten. Sie ertheilte der Prinzessin Anna von Dänemark Unterricht im Gesang und genoß der Gunst der Königin Maria, wurde von Congreve besungen und starb am 5. Dec. 1705.

2) Thomas H., war in London als Componist geschätzt, gegen Ende des 16. Jahrh. und zu Anfange des folgenden. Mehre seiner fünfstimmigen Gesänge sind einigen größern Sammlungen zu London einverleibt worden.

(*G. W. Fink.*)

3) Thomas, Advocat zu London, geboren daselbst 1620, schrieb in der Landessprache: Betrachtung über die Regierungsnachfolge des Herzogs von York; von den Vorrechten der Bischöfe in Bezug auf peinliche Fälle, eine Abhandlung, die er jedoch nachher selbst widerlegte, weil, wie man behauptete, er durch dieselbe das nicht erlangt hatte, was er durch dieselbe zu erhalten gesucht; endlich eine Vertheidigung der Municipalgesetze Londons, wodurch er sich Verfolgungen zuzog, sodaß er 1683 nach Holland flüchten mußte, wo er auch gestorben ist.

(*Spangenberg.*)

4) Thomas, ein gelehrter Theolog und später Professor des Arabischen und Hebräischen zu Oxford, ward im J. 1696 geboren, und hatte das Glück, unter den berühmtesten Männern seiner Wissenschaft zu Oxford zu studiren, ging von da nach Hort-Hall, wo er 1721 die Magisterwürde erhielt. Letzterer Ort verdankt ihm noch besonders in Verbindung mit drei andern öffentlichen Lehrern (ohne daß diese jedoch Professoren waren) die Erhebung seines Collegiums, das, nachdem es seine völlige Organisation erhalten, den Namen des Collegiums von Hertford *) annahm. Wir besitzen von ihm theils mehre eigene, theils durch seine Bemühung abgedruckte Werke Anderer, vorzüglich aber suchte er durch das Wort zu den Studien, die er zu vertreten bestimmt war, aufzumuntern. Nachdem er ein Bruchstück des heil. Hippolyt nach zwei Handschriften als Erstlinge seiner Muse in der Bibliotheca Biblica von Parker (1728. 4.) niedergelegt hatte, wies ihm das J. 1738 die vom unglücklichen Erzbischofe Laud gestiftete Lehrkanzel des Arabischen zu Oxford zu, bei welcher Veranlassung er eine Rede De antiquitate, elegantia, utilitate linguae arabicae in Schola Linguarum VII. Kal. Aug. hielt, die im J. darauf 1739 (56 Seit. 4.) zu Oxford gedruckt erschien. Sein Absehen war in diesem Vortrage vorzüglich darauf gerichtet, den vielseitigen Nutzen der Sprache der Araber aus der Menge ihrer Schriften verschiedenen Inhalts, besonders über Geschichte, Geographie, Mathematik und Medicin, zu beweisen, und dieses ist ihm auch durch dieses würdevoll und feingehaltene Schrift-

---

15) Sollte daher auch der Hunsingow in der Nordwelt bekannt gewesen sein, so hat man doch das Hunaland nach Friesland zu versetzen, oder wenigstens seinen Hauptbestandtheil dahin zu legen, aller Wahrscheinlichkeit darum nicht gewagt, weil Friesland den seefahrenden Nordmannen in zu prosaischer Wirklichkeit vorschwebte, als daß man es hätte zum Reiche der Volsungen tauglich gefunden.

*) Bekanntlich befindet sich auch eine halbe Meile von Hertford auf einem von Edward I. gegen die Dänen erbauten und jetzt dem Marquis von Salisbury gehörigen Schlosse das seit 1806 errichtete und für 100 Zöglinge bestimmte ostindische Collegium zur Bildung für künftige ostindische Beamte.

chen vollständig gelungen. Ehe er mit diesem Lehrstuhle den eines königlichen Professors für das Hebräische verband, was im J. 1747 geschah, war er 1740 Mitglied der londoner königlichen Gesellschaft, 1743 Baccal. der Theologie und 1744 Doctor der Theologie geworden. Die königliche Professur trat er durch eine Oratio de usu dialectorum ac praecipue arabicae in hebraico codice interpretando habita Oxonii in Schola Linguarum VII. Kal. Martii an. Er führte von nun an den Titel S. T. P. Aedis Christi Canonicus, linguae hebraicae professor regius, linguae arabicae praelector Laudianus. Ein großer Theil dieser Rede, von der einige Exemplare auf dem Titel die Worte führen sollen: Lugduni Batavorum apud Joan. Luzac 1749. handelt über die große Gelehrsamkeit und sonstigen Verdienste Pococke's (34 S. 4.). Seine Absicht, Abdollatifs Denkwürdigkeiten Ägyptens auf Subscription herauszugeben, worauf er 1746 in einem besondern Berichte hindeutete, blieb ohne Erfolg, obgleich ihm G. Sharp (in den Prolegomenen zum Syntagma Dissertationum Hydii p. 29) das Verdienst, die Übersetzung vollendet zu haben, zusprechen will. Wir wissen überdies so viel, daß der jüngere Edw. Pococke eine lateinische Übersetzung des Abdollatif, unstreitig auf Betrieb seines Vaters, unternommen hatte. Von dieser handschriftlich vorhandenen Arbeit ward nur ein kleiner Theil gedruckt, und sie selbst kam in den Besitz Hyde's, der sie mit Noten herauszugeben gedachte, und darauf in die Hände des D. Hunt. Dieser erkannte nur zu gut den Werth derselben, und that 1746 seinen Freunden das Versprechen, sie durch den Druck zu veröffentlichen. Er selbst wollte den Text liefern; allein er mußte die Ausführung seines Planes seinem Nachfolger auf der arabischen Lehrkanzel, White, überlassen. Hieraus wird nun deutlich, welches Verdienst Hunt bei dieser Übersetzung habe. Die von White herausgegebene lateinische Übersetzung gehört nur im letztern Theile ihm an, die drei ersten Capitel des ersten Buches aber dem jüngern Pococke. Das ziemlich umfassende Bruchstück einer vollständigen lateinischen Übersetzung, das er seiner Ausgabe am Ende beigefügt hat, ist unstreitig der Brouillon, den Hunt unter seinen Händen gehabt hatte. Nachdem letzterer schon 1728 des Bischofs von Bath Hooper Schrift de benedictione patriarchae Jacobi (Oxford 4.) in nicht mehr als 100 Exemplaren hatte abdrucken lassen, besorgte er 1757 eine vollständige Ausgabe der sämmtlichen Werke des genannten Mannes, und starb, nachdem er auch als Mitglied in die Gesellschaft der Antiquare aufgenommen worden war, den 31. Oct. 1774. Seinem Betriebe verdanken wir nächst Costard vorzüglich die zweite Ausgabe von Hyde's Historia veterum Persarum (Oxonii 1760). Costard selbst schließt seine Anrede an die Leser mit den Worten: „Ex quibus omnibus MSS. tam Fraserianis, quam Hydianis (seu iis qui jam ad Musaeum Britannicum pertinent) si quae Variantes Lectiones et Emendationes huc accesserint, eas Viro Cl. Thomae Hunt S. T. P. et Linguarum Orientalium Professori Doctissimo deberi scias. Ejus Hortatu haec Editio suscepta est, et Consiliis ad Finem perducta. Vale.“ Außerdem besitzen wir von ihm (nach Adelung in seiner Fortsetzung zum Jöcher) Adnotationes ad Rob. Lowth de poësi sacra Hebraeorum um 1763 und das Alphabetum Cuficum um 1759. Die Ursache, warum er sich selbst so wenig an die Bekanntmachung seiner schriftstellerischen Arbeiten wagte, sehen wir vorzüglich bei der Herausgabe seiner Observations on several Passages in the Book of Proverbs, with two Sermons (London 4.), die durch Kennicotts Bemühung bald nach Hunts Tod erschienen, und von denen letzterer bereits selbst einen beträchtlichen Theil bei seinen Lebzeiten hatte abdrucken lassen, hervortreten. Das geringe Vertrauen zu seiner Gelehrsamkeit und die Furcht vor den Recensionen hielten ihn von der Vollendung zurück, und je älter er wurde, desto weiter trieb er seine äußern und innern Besorgnisse in dieser Beziehung. Auch stand er in Correspondenz mit vielen ausgezeichneten Gelehrten seiner Zeit. Einige Briefe von ihm befinden sich unter denen von Doddridge, die Stedman hat abdrucken lassen, und die den Beweis liefern, daß er sich viel mit Abdollatif und der Geschichte Ägyptens beschäftigte. (*Gustav Flügel.*)

Hunte, s. unter Oldenburg.

HUNTER, 1) Alexander, wurde 1733 in Edinburgh geboren, und starb ebendaselbst am 17. Mai 1809. Der Heilkunde sich widmend, studirte er dieselbe in Edinburgh und London, sowie in Lyon unter Lecat und in Paris unter Petit. Er prakticirte zuerst in Gainsborough, sodann in Beverley und zuletzt in York mit großem Beifall, und wurde Mitglied der königlichen Gesellschaft. Seine ärztliche schriftstellerische Thätigkeit beschränkte sich auf eine Nachricht von dem Schwefelwasser in Harrowgate und auf die Herausgabe von William White's Abhandlung über die Lungenschwindsucht im J. 1792; er wirkte aber wesentlich zur Begründung einer Irrenanstalt in York, von deren Fortgange er, als Arzt der Anstalt, in einem Anhange zu White's Schrift Nachricht gab. Er trug ferner 1770 zur Gründung einer Ackerbaugesellschaft in York bei, deren Abhandlungen er herausgab, wie er denn überhaupt seine Feder für die Naturkunde im weitesten Sinn anwendete. So besorgte er auch wiederholte neue Ausgaben von John Evelyns Sylva, sowie von dessen Terra, die er mit Anmerkungen und Abbildungen ausstattete. Als selbständige Schriften erschienen von ihm: Georgical Essays, in which the food of plants is particularly considered, several new composts recommended, and other important articles of husbandry explained upon the principles of Vegetation. (Tom. 1—4. Lond. 1770—1774. Tom. 5. 6. Lond. 1804. Die Abhandlungen der vorher erwähnten Ackerbaugesellschaft.) Outlines of Agriculture, addressed to Sir John Sinclair (York. 1795. Ins Teutsche übers. von B. von Salis. Altona 1799). A new method of raising wheat for a series of years on the same land (York 1796. 4.). An illustration of the analogy between vegetable and animal parturition (Lond. 1797). Culina famu-

latrix medicinae, — or receipts in cookery, worthy the notice of those medical practitioners, who ride in their chariots with a footman behind them, and who receive two-guinea fees off their rich and luxurious patients. By Ignotus; with a medical commentary (York 1804). Lecture on the sulphur water of Harrowgate (York 1806). Men and manners, or concentrated Wisdom (York 1809. 12.).

(*Fr. Wilh. Theile.*)

2) Henry, geboren im J. 1741, war Prediger an der schottischen Kirche in London und Secretair der Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums. Er galt mit Recht als einer der beliebtesten Kanzelredner, und die Kapelle zu London-Wall, wo er seine im Geiste Blairs und Robertsons abgefaßten Predigten zu halten pflegte, war kaum geräumig genug für die zahlreich hinzuströmenden Zuhörer, da fast alle vornehme Schotten regelmäßig Sonntags seinen religiösen Vorträgen beiwohnten. Außer der französischen Sprache verstand er auch die teutsche sehr gut. Ein Zeugniß dafür liefern seine gelungenen Übersetzungen von Lavaters physiognomischen Fragmenten, von Saurins Predigten, von Euler's Briefen an eine teutsche Prinzessin, von St. Pierre's Etudes de la nature u. a. Schriften. Unter seinen eigenen Werken behauptet den Vorzug seine Sacred Biography, or the History of the Patriarchs and of Jesus Christ (London 1784. 6 Voll.), ein Werk, das viele Ähnlichkeit mit Niemeyers Charakteristik der Bibel hat. Höchst wohlthätig und gemeinnützig wirkte er als Secretair der Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums, deren Hauptverdienst darin besteht, gegen 300 Landschulen im nördlichen Schottland errichtet oder erhalten zu haben. Vor einer Versammlung von 7—8000 Menschen hielt H., als die ersten Missionarien nach den Südseeinseln gesandt wurden, in der Zionskapelle zu London eine ergreifende Predigt über Luc. 10, 1—11. 16—20. Diese Predigt, die sich vor den übrigen, bei Errichtung der Missionssocietät gehaltenen Predigten vortheilhaft auszeichnet, ward in den von Peter Mortimer übersetzten Predigten [1]) abgedruckt. H. starb den 27. Oct. 1802 zu Bristol im 61. Lebensjahre [2]). (*Heinr. Döring.*)

3) James, ein englischer Veterinairarzt, schrieb ein Buch über Hufbeschlag und Reitkunst, unter dem Titel: A complete dictionary of farriery and horsemanship, containing the art of farriery in all its branches, with an explanation of the terms, and a description of the various particulars relating to the manage and to the knowledge of Horses (Lond. 1796).

4) John, ein Arzt in der englischen Armee, der wahrscheinlich in Jamaika einige Zeit lebte, und Mitglied der königlichen Gesellschaft wurde. Er hat geschrieben: Disputatio inauguralis, quaedam de hominum varietatibus et eorum causis exponens (Edinb. 1775), und ein größeres Werk unter dem Titel: Observations on the diseases of the army in Jamaica, and on the best means of preserving the health of Europeans in hot Climates (Lond. 1788. Bemerkungen über die Krankheiten der Truppen in Jamaika rc. Aus dem Engl. Leipzig 1792). Ein Vorläufer des letztgenannten Werkes war die in den Medical Transactions von 1785 (T. III. p. 227) enthaltene Abhandlung: Versuche über den Rum in den Jahren 1781 und 1782, um die Ursachen der häufigen Koliken unter den Soldaten in Jamaika zu ermitteln. Der nämliche Band enthält auch die Nachricht von einer ungewöhnlichen Krankheit des Netzes und der Lage beider Nieren auf einer Seite, sowie Bemerkungen über das Hospitalfieber. Außerdem beschrieb er in den Med. Observ. and Inquir. (1784. T. VI. p. 52) die Heilung eines Hydrocephalus internus, und in den Trans. for the Improvement of med. and chir. knowledge (1793. T. I. p. 294) legte er Bemerkungen über die Hundswuth nieder. Irriger Weise schreibt man die Schriften dieses Arztes, wenigstens das Buch über die Krankheiten in Jamaika, und den Aufsatz über die Hundswuth, ganz gewöhnlich dem berühmten Anatomen und Chirurgen John Hunter zu.

5) John, geb. am 14. Jul. 1728 auf dem kleinen Gute Long Calderwood zu Kilbride in der Grafschaft Lanerk in Schottland, gest. am 16. Oct. 1793 zu London; berühmt als Anatom und Chirurg. Sein Vater, John, stammte von der alten Familie Hunter von Hunterston in Ayrshire, seine Mutter, Agnes, war die Tochter des Kämmereiverwalters Paul in Glasgow. Er war der letztgeborene von zehn Kindern und Bruder des bekannten William Hunter. Durch Hätschelei der Mutter verzogen, zumal als er im zehnten Jahre seinen Vater durch den Tod verlor, und den Unterricht in der Schule ganz vernachlässigend, lernte er nur sehr spät lesen und durchlebte überhaupt seine Jugendzeit im Nichtsthun. Eine Schwester, Namens Janet, hatte in Glasgow einen gewissen Buchanan geheirathet, der Stellmacher und Zimmermann war, aber sein Geschäft sehr unordentlich betrieb. Zu diesem kam John Hunter in seinem 17. Jahr, um diese Profession zu erlernen; er blieb aber nur kurze Zeit da, und kehrte zu seiner frühern unthätigen Lebensweise in Long Calderwood zurück. Unterdessen hatte sein Bruder William in London bereits einen Namen als Anatom erlangt. Des müßigen Lebens endlich müde wendete sich John an diesen mit dem Antrag, ihm bei seinen anatomischen Arbeiten zu helfen, sonst wolle er unters Militair gehen. William nahm das Anerbieten an, und so kam John Hunter im September 1748 nach London, ungefähr 14 Tage, bevor William die anatomischen Vorlesungen begann. Seine ersten anatomischen Versuche fielen ganz zur Zufriedenheit des Bruders aus. Dieser verschaffte ihm im Sommer 1749 den Zutritt zu Cheselden im Chelseahospital, und im folgenden Winter konnte er ihm bereits die Aufsicht über die Präparirübungen in seinem Sectionszimmer anvertrauen. John besuchte nun fortwährend im Sommer die Hospitäler, und versah im Winter die Geschäfte eines Prosectors bei

1) Barby 1797. 1. Th. S. 414 fg. 2) S. Journal für Prediger. 44. Bd. S. 186 fg. Baur, Neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 658 fg. Den Biographen der drei letzten Jahrhunderte. 2. Bd. S. 485.

ı Bruder, der ihm 1755 bereits einen Theil seiner
sungen übertrug. Im J. 1756 wurde er Haus-
z im Georgshospitale.
Nachdem John Hunter zehn Jahre lang mit unun-
chenem Fleiße sich fast ausschließlich der menschlichen
mie gewidmet, und Manches besser erkannt oder
ganz neu entdeckt hatte, z. B. die Vertheilung des
olfactorius und trigeminus, die Verbindung der
iae uterinae mit der placenta, ferner die in Wil-
Hunters Medical Commentaries beschriebene Bil-
und Entwickelung des Hoden, wobei er auf die
webemasse, welche nach ihm Gubernaculum *Hun-*
genannt wurde, aufmerksam machte, das Vorhanden-
er Lymphgefäße bei den Vögeln ꝛc., wandte er sich
rgleichenden Anatomie, mit der Untersuchung der be-
sten Thiere anfangend, aber auch keine Mühe und
ı scheuend, um sich seltene Thiere zu verschaffen.
kannte nämlich, daß nur durch Vergleichung des
s in den verschiedenen Thierclassen der Nutzen und
edeutung der einzelnen Organe für die ganze thie-
Ökonomie erkannt und dadurch der Grundtypus
rganisation ermittelt werden kann.
Durch das angestrengte Arbeiten wurde indessen
Gesundheit gestört, namentlich litt er auf der Brust,
nan rieth ihm, zu reisen. Er ließ sich deshalb im
760 als Stabschirurg anstellen, und machte als sol-
hen Krieg auf Bellisle und in Portugal bis zum
763 mit. In diesen Kriegen fehlte es ihm nicht an
enheit, Beobachtungen über Schußwunden zu sam-
die ihm zur Herausgabe seines später erschienenen
:s über diesen Gegenstand die Materialien lieferten.
Nach seiner Rückkehr ließ er sich als Chirurg in
n nieder, und ertheilte mehre Winter hindurch Un-
t in der praktischen Anatomie und Chirurgie. Mit
Anhänglichkeit sich dem Studium der vergleichenden
mie hingebend, kaufte er eine Stunde von London,
: Nähe von Brompton, ein Stück Land, Namens
Court, und erbaute dort ein Haus, weil er seine
che nicht gut in der Hauptstadt anstellen konnte.
hielt er verschiedene Thiere, deren Lebensweise er
e, unter andern auch zwei Leoparden, die sich einst-
aus ihren Behältern befreiten, und deren Zurück-
ng ihm nicht ohne Lebensgefahr gelang. Im J.
wurde er Mitglied der königl. Gesellschaft; in dem
chen Jahre veranstaltete er auch ein regelmäßiges
nmenkommen der berühmtesten Männer Londons,
Banks, Solander ꝛc., in einem Kaffeehause, um
ber wissenschaftliche Gegenstände zu besprechen; in
: Jahre hatte er aber auch das Unglück, den Tendo
lis zu zerreißen, was ihm indessen zu einer nähern
uchung der Sehnenverletzungen und ihrer Behand-
Veranlassung gab. Als Mitglied der königl. Ge-
aft verfaßte er mehre Abhandlungen, von denen
de in den Philosophical Transactions von 1772
4 enthalten sind: Über die Verdauung des Ma-
nach dem Tode; anatomische Bemerkungen über die
ng Torpedo; über die Luftbehälter bei den Vögeln,
it den Lungen communiciren, und sich zwischen den

Muskeln, sowie in den hohlen Knochen dieser Thiere, be-finden; Bemerkungen über die Gillaroo-Forelle, die in Irland gewöhnlich die Kropfforelle heißt; über den Gymnotus electricus; Versuche über die wärmeerzeugende Kraft der Thiere und Pflanzen; Vorschläge zur Wiederbelebung Ertrunkener; über D. Maty's Krankheit und Sectionsbefund; über die Wärme der Thiere und Pflanzen; Nachricht über den free martin; Nachricht von einer Person, die während der Schwangerschaft die Pocken bekam und das Kind angesteckt zu haben scheint; über einen ungewöhnlichen Fasan; über das Gehörorgan der Fische; ein Versuch über die Wirkung der Exstirpation Eines Ovariums auf die Anzahl der Jungen; Beweis, daß der Wolf, der Schakal und der Hund dem nämlichen Geschlecht angehören; Bemerkungen über den Bau und das Leben der Wallfische; Bemerkungen über die heißen Quellen in Island und Jamaika, und über die Temperatur der Erde unter der Oberfläche in verschiedenen Klimaten; Nachtrag über die Identität der Species von Wolf, Schakal und Hund; Bemerkungen über die Bienen; über die fossilen Knochen, welche der Herr Markgraf von Ansbach der königl. Gesellschaft mitgetheilt hat.

Im J. 1768 bezog er das für seine Vorlesungen und für die Aufstellung seiner Sammlungen besser gelegene Haus in Jermynstreet, welches sein Bruder William bisher bewohnt hatte, und hier bildeten sich mehre junge Ärzte unter seiner unmittelbaren Aufsicht, z. B. der berühmte Jenner, und sein eigener Schwager, Everard Home. In dem nämlichen Jahre wurde er unter die Zahl der londoner Chirurgen aufgenommen, und durch seines Bruders Vermittelung erhielt er im folgenden Jahr eine Chirurgenstelle im Georgshospitale. Im J. 1771 erschien sein erstes größeres Werk über den Bau der Zähne, dem 1778 ein zweiter Theil über die Krankheiten dieser Gebilde folgte. Auch war sein Einkommen im J. 1771 soweit gesichert, daß er die längst verlobte Braut, die Tochter eines Regimentsarztes, Home, heirathen konnte, eine geistreiche Frau, die nach Hunters Tode Gedichte herausgegeben hat. Im J. 1773 begann er Vorlesungen über den theoretischen Theil der Chirurgie, und zwar in den zwei ersten Wintern gratis. Dabei setzte er seine vergleichend-anatomischen Studien ohne Unterbrechung fort, und da Abbildungen dabei unerläßlich sind, um die Gegenstände, welche sich gar nicht oder doch nicht ohne Veränderung aufbewahren lassen, dem Auge zu vergegenwärtigen, so bildete er sich einen jungen Mann, Namens Bell, heran, der fortwährend mit Abbildungen für seine Sammlung beschäftigt war.

Im J. 1776 wurde John Hunter außerordentlicher Wundarzt des Königs, und unter diesen Auszeichnungen mehrte sich auch allmälig sein Einkommen durch die Praxis, das er indessen gänzlich auf die Sammlungen verwendete. Als z. B. im J. 1783 die Miethe des Hauses in Jermynstreet zu Ende ging, und er nur nach vieler Mühe ein passendes Local in Leicester-Square fand, dessen Miethe blos auf 24 Jahre festgesetzt wurde, so verwendete er nichtsdestoweniger 3000 Pfund darauf, das Haus für seine Zwecke herzustellen, indem er außer den

Zimmern für die Sammlungen und die Vorlesungen auch noch ein Local einrichtete, in welchem seine Schriften gedruckt und verkauft wurden. Erst im Sommer 1784 konnten die Sammlungen geordnet aufgestellt werden. Um diese Zeit führte Hunter mehre berühmte Operationen aus; namentlich übte er die Behandlung des Aneurysma popliteum durch die nach ihm benannte Methode der Unterbindung der Schenkelarterie, ohne sich um die aneurismatische Geschwulst in der Kniekehle zu bekümmern. Überhaupt fällt die vielseitigste Thätigkeit Hunters in diese Zeit. Neben seiner Privatpraxis hatte er die Obliegenheiten eines Chirurgen im Georgshospital; er hielt dabei Vorlesungen im Winter, ertheilte in seiner Wohnung Unterricht in der praktischen menschlichen Anatomie, setzte die vergleichend-anatomischen Untersuchungen und die Versuche über die thierische Ökonomie fort, gründete mit Fordyce das Lyceum medicum Londinense, dessen Mitglieder sich bei ihm versammelten, und gab doch dabei 1786 sein Werk über die Syphilis heraus, sowie auch die Bemerkungen über einzelne Theile der thierischen Ökonomie. Das letztgenannte Werk ist freilich größtentheils nur eine Sammlung seiner bis dahin in den Philosophical Transactions erschienenen Abhandlungen. Auch erhielt er 1786, nach Middletons Tode, noch die Stelle eines außerordentlichen Generalchirurgus der Armee. Unter der Last solcher Anstrengungen wurde aber auch Hunters Gesundheit sehr geschwächt; es zeigten sich im Frühlinge des Jahres 1786 heftige Anfälle einer Angina pectoris, die sich bei Gemüthsbewegungen und starken Körperanstrengungen von jetzt an häufig wiederholten und ihn zuletzt tödteten. Er konnte deshalb von dieser Zeit an seiner Privatpraxis nicht mehr mit dem frühern Eifer obliegen. Auch seine Vorlesungen mußte er allmälig aufgeben; er übertrug sie in den letzten Lebensjahren seinem Schwager, Everard Home; denn seine Zeit wurde noch mehr in Anspruch genommen, als er nach Adairs Tode den Posten eines Generalinspectors der Hospitäler und eines Generalchirurgus der Armee erhielt. Dafür erfreute er sich jetzt in vollem Maße seiner eigenen Schöpfung, nämlich des anatomischen Museums, welches in der besten Ordnung aufgestellt war, und das er jedes Jahr zweimal öffentlich zeigte, den Ärzten und Naturforschern im October, den gebildeten Laien im Mai. Auch lieferte er jetzt noch mehre Abhandlungen in den Transactions of the Society for the Improvement of medical and chirurgical knowledge: Bemerkungen über die Entzündung der innern Venenhäute; über eine tödtliche Suppressio urinae durch Hydatiden zwischen dem Blasenhals und Mastdarme, nebst Bemerkungen über das Wachsthum und die Vermehrung der Hydatiden im menschlichen Körper; über das epidemische intermittirende Fieber in Bussorate; Bemerkungen über die Intussusceptio; Heilung einer Paralyse der Schlingmuskeln durch künstliches Einbringen der Nahrungsmittel und Arzneien; Erfahrungen und Bemerkungen über das Wachsthum der Knochen (erschien erst im J. 1800). Dabei setzte er seine Beobachtungen über die thierische Ökonomie in Earls Court fort; denn dort wohnte er seit dem J. 1772 immer während der Herbstmonate, und kam blos zur Besorgung s[...] Geschäfte in die Stadt.

Im J. 1793 kam sein berühmtes Werk über [...] zündung, Blut- und Schußwunden in Druck, [...] Beendigung er jedoch nicht erlebte. Es wurde [...] Everard Home vollendet. Am 16. Oct. nämlich be[...] er das Georgshospital, wo ihn eine Gemüthsbeweg[...] traf, deren er nicht Herr zu werden vermochte. Er [...] gab sich in das Nebenzimmer, und als er sich gegen [...] Robertson, einen der Hospitalärzte, wandte, [...] mit einem tiefen Seufzer todt zu Boden. Bei der [...] ction fand man das Herz klein und zusammengeschrum[...] die Arteriae coronariae cordis, theilweise auch [...] valvulae mitrales und die valvulae semilunares [...] tae waren verknöchert, der Ursprung der Aorta war [...] was erweitert und offenbar in einem Zustand anfan[...] der Verknöcherung, der Herzbeutel war sehr ver[...] Auch die Rippenknorpel waren verknöchert; ebenso [...] Carotis interna in der Nähe der sella turcica, u[...] Enden der Arteriae vertebrales; auch die Arteria [...] silaris war schon in der ganzen Länge mit weißli[...] undurchsichtigen Punkten bedeckt.

John Hunter war von kleiner, untersetzter Sta[...] und besaß viel körperliche Kraft. Er hatte ein offe[...] geistreiches Gesicht, in welchem sich der Denker ausdrü[...] sodaß Lavater, als er das nach Joshua Reynolds co[...] Portrait zu Gesicht bekam, ausrief: Dieser Mann d[...] aus sich selbst. Mit einem leicht erregbaren Gemüthe [...] gabt, konnte er nicht leicht besänftigt werden, sobald [...] etwas in Zorn versetzt hatte. Dabei war er durch[...] offen; Verheimlichung und Hinterlist waren ihm fr[...] und an Andern verhaßt. So sprach er auch als [...] seine Meinung stets ohne Rückhalt aus, und er gest[...] unverholen seine Unwissenheit ein, wo die Wissensch[...] oder die Erfahrung ihn im Stiche ließen. Übrigens [...] es sich nicht in Abrede stellen, daß er über die Kunst[...] nossen sich bisweilen harte Urtheile erlaubte, aber we[...] ger aus Neid, als aus Eifer für die ärztliche Ku[...] Sein Geist konnte nicht unbeschäftigt sein, und er la[...] weilte sich in gemischten Gesellschaften, wo es zu kei[...] zusammenhängenden Unterhaltung kam, besonders in [...] letzten zehn Jahren. Er schlief des Nachts selten län[...] als vier Stunden, dagegen aber fast regelmäßig [...] Stündchen nach Tische. Er war in der Jugend [...] lebenslustig und nahm an allen jugendlichen Vergnü[...] gen Antheil, sodaß er selbst im 39. Jahre noch [...] Tanzen den Tendo Achillis zerriß; nur konnte er [...] nen Wein vertragen, und in den letzten 20 Jahren tr[...] er blos Wasser.

Nur mit großer Zaghaftigkeit hielt er seine Vo[...] sungen, selbst als sein literarischer Ruf schon weit [...] gebreitet war, und vor der ersten Vorlesung jedes [...] sus nahm er immer 40 Tropfen Laudanum. Er [...] traute sich so wenig, daß er in den Vorlesungen du[...] aus nichts frei sprach. Ohne Zweifel war daran [...] gänzliche Mangel wissenschaftlicher Ausbildung in [...] Jugend Schuld, sodaß er niemals der Sprache mä[...] wurde, und stets unfähig blieb, seine Ideen in geh[...]

ger logischer Ordnung, mit Bündigkeit und Leichtigkeit vorzutragen, eine Gabe, durch die sich sein Bruder, William Hunter, so sehr auszeichnete.

Eine schmähende Lebensbeschreibung des berühmten Mannes erschien von dem englischen Wundarzte Jesse Foot (The Life of John Hunter [Lond. 1794]), worin der Verf. behauptet, Hunter habe nicht sechs Zeilen grammatisch richtig schreiben können, und er habe keine einzige der unter seinem Namen erschienenen Schriften selbst verfaßt. Zuverlässiger sind die Nachrichten, welche Everard Home als Lebensbeschreibung des Verstorbenen dem großen Werk über Blut, Entzündung und Schußwunden vorausgeschickt hat. Auch erschien noch im J. 1816 eine Lebensbeschreibung durch Joseph Adams (Memoirs of the Life and Doctrines of the late John Hunter).

H.'s Ruhm war nicht nur durch seine Schriften dauernd gesichert, sondern auch durch sein vorzügliches anatomisches Museum, auf dessen Vermehrung er größere Summen verwendete, als sein Einkommen und die unerläßliche Rücksicht auf die Familie streng genommen gestatten mochten. Denn er hinterließ außer seiner Gattin einen zwanzigjährigen Sohn als Officier und eine Tochter, die den Capitain James Campbell heirathete. Sein Einkommen betrug aber in den Jahren 1763 bis 1774 keine 1000 Pfund jährlich; erst 1778 stieg es über 1000 Pfund; mehre Jahre vor seinem Tode nahm er 5000 und zuletzt über 6000 Pfund ein. Die Sammlung, wie sie seit dem J. 1784 aufgestellt war, bestand aus vier Abtheilungen: für die Bewegungsorgane; für die zur Erhaltung des eigenen Körpers bestimmten Functionen; für die Organe, welche die Verbindung des Individuums mit der Außenwelt vermitteln; für die auf Erhaltung der Gattung abzielenden Organe. In jeder Abtheilung war möglichst eine Stufenreihe von der niedrigsten Bildung bis zur höchsten Organisation des Menschen nachgewiesen. In der ersten Abtheilung stehen die Säfte der organischen Körper vom farbelosen Pflanzensafte bis zum Blute; die Muskeln von der einfachen graden Faser bis zu der durch elastische Bänder complicirtesten Structur; die Knochen, Hörner, Schalen 2c. in ihren verschiedenen Entwickelungsstufen; endlich die Gelenke und sonstigen Knochenverbindungen. Die zweite Abtheilung beginnt mit dem Magen von der einfachen Meduse bis zum vielfachen Magen der Wiederkäuer; es folgen die Zähne, die Därme, die zum Verdauungsapparate gehörigen Drüsen. Dann kommt das Lymphgefäßsystem, das Herz, die Lungen, die Luftröhre und der Kehlkopf, die Nieren. Die dritte Abtheilung zeigt das Gehirn und das ganze Nervensystem in seiner allmäligen Entwickelung, die Stufenfolge der einzelnen Sinnesorgane, das Zellgewebe und die verschiedenen thierischen Fette, die Hautbedeckungen der Thiere nebst deren Anhängen, den Haaren, Federn, Hörnern, Schuppen, Hufen 2c., die zum Theil zur Vertheidigung der Thiere dienen, weshalb auch die elektrischen Organe, die sich bei einigen Fischen finden, ihre Stelle hier finden. Auch die besondern Organisationen mancher Thiere, z. B. die Schwimmblasen der Fische, sind hier mit aufgestellt. Die vierte Abtheilung beginnt mit den geschlechtslosen Thieren; dann folgen die männlichen Zeugungsorgane in den Pflanzen und Thieren, nebst den Veränderungen, die sie in der Brunftzeit erleiden; weiterhin die weiblichen Organe im jungfräulichen und auch im geschwängerten Zustande; die Veränderungen, welche das Zeugungsproduct bis zur Geburt erleidet; die Organe, durch deren Hilfe die Mutter das Neugeborene ernährt. Die Gegenstände waren aber nicht blos in Weingeist aufbewahrt, oder in getrocknetem Zustande vorhanden, sondern die Übersicht wurde außerdem durch eine Menge trefflicher Zeichnungen erleichtert. Außerdem enthielt die Sammlung mehre ganze in Weingeist aufbewahrte Thiere, eine Menge Schädel und Skelette, viele Muscheln und Insecten, zahlreiche Harn-, Gallen- und Darmsteine, pathologische Präparate, unter andern einen doppelten Uterus, dessen eine Hälfte geschwängert ist, und die berühmte Misgeburt, wo ein vollständig ausgebildeter Kopf auf dem Kopf eines Kindes aufsitzt; endlich eine große Sammlung ausländischer Fossilien.

Hunter hatte in seinem letzten Willen angeordnet, sein Museum sollte der Regierung zum Kauf angeboten werden. Diese erwarb es auch um 15,000 Pfund, und überließ es dem Collegium der Wundärzte unter der Bedingung, daß das Publicum an gewissen Tagen Zugang zu der Sammlung bekäme, und daß jährlich Vorlesungen darüber gehalten würden. Es wurde in einem großen Gebäude in Portugalstreet, in der Nähe des College of Surgeons, aufgestellt, und im J. 1810 hielten Everard Home und Blizard die ersten Vorlesungen.

Schriften: The natural history of the human teeth, explaining their structure, use, formation, growth and diseases (Lond. 1771. 4.). (Ins Holländische übers. Dortrecht 1773. Ins Lateinische übers. von Boddaert, Leipzig 1775). Practical treatise on the diseases of the teeth, intended as a supplement to the natural history of those parts (Lond. 1778. 4.). (Natürliche Geschichte der Zähne und Beschreibung ihrer Krankheiten. 2 Thle. Leipzig 1780). A treatise on the venereal disease (Lond. 1786. 4.). (John Hunters Abhandlung über die venerische Krankheit. Aus d. Engl. mit drei Kupfert. Leipz. 1787). Observations on certain parts of the animal oeconomy (Lond. 1786. 4.). (Ins Teutsche übers. von Scheller, Braunschw. 1803). A treatise on the blood, inflammation and gun-shot wounds, by the late John Hunter; to which is prefixed an account of the author's life by *Everard Home* (Lond 1794. 4.). (Ins Teutsche übers. von Hebenstreit. 2 Thle. Leipz. 1797). (*Fr. Wilh. Theile.*)

6) Robert, gestorben am 1. März 1734 als Gouverneur von Jamaika, ist durch einen im Anfange des 18. Jahrh. erschienenen Letter on enthousiasm, welcher von Einigen Swift, von Andern dagegen Shaftsbury zugeschrieben wurde, zu einem angesehenen Namen gekommen. Sonst scheint er als Schriftsteller nicht productiv gewesen zu sein; es wird ihm jedoch noch eine Farce, Androboros betitelt, zugeschrieben. Schon im J. 1708 war ihm die Statthalterstelle in Virginien zu-

gedacht, allein er fiel unterweges in die Hände der Franzosen und wurde in Paris lange gefangen gehalten. Während dieser Zeit richtete Swift zwei Briefe an ihn, welche auch in seine Werke aufgenommen worden und für beide Männer gleich ehrenvoll sind. Im J. 1710 wurde H. Gouverneur von Newyork und 1728 von Jamaika *). (*R.*)

7) William, wurde am 23. Mai 1718 zu Kilbride in der Grafschaft Lanerk in Schottland geboren, und starb am 30. März 1783 zu London, berühmt als Anatom und Geburtshelfer. Sein Vater besaß in Kilbride ein kleines Gut, Long Calderwood genannt, und zeugte zehn Kinder, von denen William das siebente war. Der stille, fleißige Knabe war für den geistlichen Stand bestimmt, und kam in einem Alter von 14 Jahren auf die Universität Glasgow. Hier widmete er sich fünf Jahre lang mit Fleiß und zur großen Zufriedenheit seiner Lehrer den theologischen Studien; allein nach Vollendung derselben konnte er sich nicht entschließen, die Glaubensartikel der schottischen Kirche zu unterschreiben. Da befreite ihn die Bekanntschaft mit D. Cullen, dem nachmaligen berühmten Professor in Edinburgh, von seinen quälenden Gewissensscrupeln, und führte ihn einem Berufe zu, in welchem seine trefflichen Anlagen einen glänzenden Wirkungskreis fanden, sich geltend zu machen. D. Cullen hatte sich eben als Arzt in Hamilton niedergelassen; zu ihm ging Hunter 1737 unter Zustimmung seines Vaters, und drei Jahre lang genoß er die Freundschaft und den medicinischen Unterricht des trefflichen Arztes. Beide Freunde hatten die Verabredung getroffen, abwechselnd eine medicinische Schule zu besuchen, um sich in der Heilkunde zu vervollkommnen, und Hunter begab sich, dieser Verabredung gemäß, im November 1740 nach Edinburgh, wo er die medicinischen Wintervorlesungen besuchte, unter andern auch die von D. Alexander Monro dem Ältern. Im Sommer 1741 ging er nach London, mit Empfehlungen an den berühmten James Douglas, der damals an einem großen anatomischen Werk über die Knochen arbeitete, und sich nach einem geschickten thätigen Gehilfen für seine anatomischen Untersuchungen umsah. Douglas glaubte an William Hunter diesen Mann gefunden zu haben, bot diesem deshalb Wohnung in seinem Hause an, und übertrug ihm zugleich die Erziehung seines Sohnes. D. Cullen gab gern seine Zustimmung zu dem veränderten Plane des Freundes, auch willigte Hunters Vater ein, der übrigens im October des nämlichen Jahres starb. Durch die Vermittelung von Douglas wurde Hunter chirurgischer Assistent im Georgshospital und anatomischer Assistent bei Frank Nichols; doch verlor er seinen Freund und Gönner bereits im April 1742 durch den Tod. Dessenungeachtet setzte er die Erziehung des jungen Douglas fort und blieb in dessen Hause wohnen, obwol er entschlossen war, sich ganz der Anatomie zu widmen, und in diesem Sinne der königl. Gesellschaft im J. 1743 eine gelehrte Abhandlung über die Structur und die Krankheiten der Gelenkknorpel mittheilte, die im 42. Bde. der Philosophical Transactions abgedruckt wurde. Er suchte darin besonders nachzuweisen, daß diese Knorpel aus Fasern bestehen, welche senkrecht auf den Knochenenden sitzen.

Sein Plan schien Anfangs mislingen zu wollen, als Nichols, auf dessen Vorschub er wol gerechnet haben mochte, seine anatomischen Vorlesungen zu Gunsten Lawrence's einstellte; da führte ihn ein zufälliger Umstand zum gewünschten Ziel. Eine Anzahl Schiffschirurgen nämlich hatte Samuel Sharp zu Vorlesungen über chirurgische Operationen in einem Zimmer von Covent Garden eingeladen, und als Sharp das Unternehmen fallen ließ, so foderten sie William Hunter zur Fortsetzung der Vorlesungen auf. Dies geschah mit solchem Beifalle, daß sie ihn alsbald um anatomische Vorlesungen angingen, die er auch im Winter 1746 in dem nämlichen Zimmer hielt. Seine anfängliche Verlegenheit, wenn er öffentlich redete, wich in kurzer Zeit einem gewissen Vertrauen, und seine Vorträge wurden bald so fließend, daß es Genuß war, ihn zu hören. Obwol ihm diese beiden Vorlesungen hübsche Summen eintrugen, da er für die anatomische 70 Guineen erhielt, so mußte er dennoch im Sommer 1747 seine Vorlesungen um 14 Tage hinausschieben, weil er zu den nöthigen Annoncen nicht Geld genug beisammen hatte. Daran war aber nicht etwa seine Verschwendung Schuld, da er schon jetzt, wie sein ganzes Leben hindurch, sehr ökonomisch lebte, sondern seine Bereitwilligkeit, den Bedürfnissen einiger nicht sehr pünktlicher Freunde abzuhelfen.

Im Frühjahre 1748 unternahm Hunter *mit seinem* Zöglinge Douglas eine Reise durch Holland und nach Paris. In Leyden machte er die Bekanntschaft des berühmten Albinus, und hatte Gelegenheit, die Membrana pupillaris kennen zu lernen, sowie die gelungensten Injectionen zu bewundern. Er kehrte übrigens zeitig genug nach London zurück, um seine Wintervorlesungen zu halten. Die Chirurgie war ihm stets zuwider gewesen, und obgleich er im Jahre vorher unter die londoner Wundärzte aufgenommen worden war, so beschloß er doch, diesen Zweig der Praxis ganz aufzugeben, und sich neben der Anatomie, in der er von jetzt an durch seinen Bruder John unterstützt wurde, mehr der Geburtshilfe zu widmen, in welcher sein verstorbener Gönner Douglas so großen Ruf erworben hatte. Durch den Zusammenfluß mehrer Umstände gelangte er auch bald zu einem namhaften geburtshilflichen Ansehen. Zuvörderst wurde er vielfältig durch die größten damals in London lebenden Wundärzte, die seine anatomischen Verdienste schätzten, als Geburtshelfer empfohlen; dazu kam, daß um diese Zeit die zwei berühmtesten Geburtshelfer Londons vom Schauplatz abtraten, Richard Manningham durch den Tod und D. Sandys durchs Zurückziehen aufs Land; endlich war der durch Wissenschaft und geburtshilfliche Geschicklichkeit so berühmte Smellie durch sein wunderliches, grobes Betragen, das den graden Gegensatz mit Hunters einnehmendem, höflichem Benehmen bildete, in übelem Rufe. So wurde William Hunter bald zum

*) *Crabb*, Univers. Diction. Vol. II. *Watt*, Biblioth. Brit. I. p. 527 u. *Lefebvre-Cauchy* in der Biogr. Univers. T. XXI. p. 64, 65.

Geburtshelfer im Middlesexhospital, und 1755 im
etterinnenhospital ernannt, wo er reiche Beobach-
n zu seinem großen Werk über die schwangere Ge-
ttter sammeln konnte. Aber nicht blos in geburts-
hen Fällen, sondern auch bei innern Krankheiten
e er allmälig immer mehr zu Rathe gezogen. Auch
k er im J. 1750 in Glasgow die Würde eines
ors der Medicin, und vertauschte seine bisherige
nung mit einem ansehnlichen Hause in Jermynstreet.
Im J. 1756 wurde er ins Collegium der londoner
aufgenommen, und bald nachher wurde er auch
lied der neugegründeten Medical Society, die ihn
: im J. 1781, nach Fothergills Tode, zu ihrem
denten erwählte. In den von der Gesellschaft her-
gebenen Medical Observations and Inquiries fin-
sich mehre gelehrte Abhandlungen Hunters: über
rysmen (wobei er auch die späterhin Varix aneurys-
ma genannte Form beschrieb); über Emphysema;
Retroversio uteri; über die Ungewißheit des ge-
amen Todes Neugeborener; über Misbildungen des
ns; über den Gebrauch der Milch bei Krankheiten
Magens. Da sein Bruder John Hunter, sein bis-
r anatomischer Gehilfe, im J. 1761 als Schiffs-
n Dienste trat, er aber bei seiner großen Praxis
den gleichzeitig zu haltenden anatomischen Vorlesun-
icht ohne Gehilfen sein konnte, so erwählte er dazu
am Hewson, an dessen Stelle späterhin William
shank trat, zwei als Anatomen berühmte Männer.
Im J. 1762 gab er seine Medical Commentaries
s, eine Streitschrift gegen D. Alexander Monro den
gern in Edinburgh, der seinen Vorlesungen über
omie beigewohnt hatte, und ihm die Priorität der
egung der Ductus lacrymales, der Injection des
els, des Ursprungs und Nutzens der lymphatischen
ße, endlich der Venenabsorption streitig machte. Im
764 erschien ein Supplement dieses Buches. Der
t wurde mit ziemlicher Animosität geführt, und war
zum Theil gegen Monro den Ältern, Hunters Leh-
gerichtet, der als anonymer Vertheidiger seines Soh-
ufgetreten war. Wie eifersüchtig übrigens Hunter
seine anatomischen Entdeckungen war, ergibt sich
s, daß er 1780 die Entdeckung der Verbindung
Mutterkuchens mit der Gebärmutter gegen seinen
er John in Anspruch nahm. Diese Commentare
lten außerdem noch Beobachtungen über die Unem-
lichkeit der verschiedenen Theile des Fasersystems,
die Beobachtungen seines Bruders über die Entwicke-
der Hoden und über Hernia congenita. In dem
ichen Jahre 1762 wurde Hunter bei der Schwan-
haft der Königin zu Rathe gezogen, und 1764 zum
ordentlichen Leibarzte derselben ernannt.
Zum Mitgliede der königl. Gesellschaft im J. 1767
nt, theilte er derselben mehre Abhandlungen mit,
denen folgende in die Philosophical Transactions
nommen wurden: Beobachtungen über die gewöhn-
für Elephantenknochen gehaltenen Knochen, die sich
er Nähe des Flusses Ohio in Amerika finden (er
ihre Abstammung von einem unbekannten Thiere
nach); über einige fossile Knochen im Felsen von Gibral-
tar; Nachricht über das Nyl-Ghau, ein noch nicht be-
schriebenes indisches Thier; über eine neue Anwendungs-
weise der Schraube. Im J. 1768 ernannte ihn die Ge-
sellschaft der Alterthumsforscher zum Mitglied, und in
demselben Jahre wurde er auch Professor der Anatomie
an der neuerrichteten Akademie der Künste. Mit uner-
müdlichem Eifer und mit gewohnter Gründlichkeit wid-
mete er sich dem Vortrage des neuen Gegenstandes, des
Verhältnisses der äußern Formen des menschlichen Orga-
nismus zur Malerei und Bildhauerkunst.

Im J. 1775 erschienen seine berühmten Abbildun-
gen des schwangern Uterus, an welchem Werk er seit
dem J. 1751 gesammelt hatte, dessen Vorzüglichkeit aber
auch allgemein anerkannt wird. In demselben sind die
Veränderungen der schwangern Gebärmutter nach Ver-
gleichung zahlloser beobachteter Fälle aufs Genaueste dar-
gestellt; die von Hunter entdeckte und nach ihm benannte
Tunica decidua reflexa, ebenso die Retroversio uteri
sind darin abgebildet. In der Vorrede rühmt er offen-
herzig die wichtige Beihilfe seines Bruders John bei
diesem Werke. Die anatomische Beschreibung der Abbil-
dungen vollendete übrigens Hunter nicht; sie wurde durch
seinen Neffen Baillie vervollständigt und erschien erst
mehre Jahre nach dem Tode des großen Mannes. Au-
ßerdem schrieb er noch 1778 gegen den Schamfugen-
schnitt, und 1783 erschienen noch seine Vorlesungen über
die schwangere Gebärmutter und die Geburtshilfe.

Gegen Ende März des J. 1783 bekam er, wie schon
mehrmals früher, einen Gichtanfall, und mußte einige
Tage das Zimmer hüten. Kaum hatte er sich etwas er-
holt, so hielt er, dem Rathe seiner Freunde entgegen,
eine Vorlesung; dies strengte ihn aber so sehr an, daß
er nach der Vorlesung ohnmächtig wurde, und in der
folgenden Nacht einen Schlagflußanfall erlitt, der ihn am
30. März tödtete. Ruhig und mit vollem Bewußtsein
sah er den Tod herannahen, und noch in den letzten Au-
genblicken sagte er zu D. Combe: Hätte ich Kraft genug,
die Feder zu halten, so wollte ich aufschreiben, wie leicht
und angenehm es ist, zu sterben.

W. Hunter war von hagerer Gestalt, und etwas
unter mittler Größe. Sanftheit und Ruhe bildeten einen
wesentlichen Bestandtheil seines Charakters; dabei ver-
folgte er mit Festigkeit, was er sich einmal vorgenommen
hatte. Er war gesellig und einnehmend in der Unter-
haltung. In der Praxis bewies er eine Vorsicht, die
selbst ans Furchtsame grenzte; er wußte aber das Ver-
trauen der Kranken in vollem Grade zu gewinnen. Er
war nie verheirathet, lebte sehr mäßig und frugal; aber
gewiß nicht aus übertriebener Sparsamkeit, die man ihm
zum Vorwurfe gemacht hat, sondern weil er an Schmau-
ßereien und sonstigen Vergnügungen keinen Gefallen fand,
und die Zeit, welche die Praxis und die Vorlesungen
ihm übrig ließen, lieber den Studien widmete. Auch
zeigte er niemals eine Spur filziger Sparsamkeit, wo es
der Wissenschaft galt. Seine Vorträge zeichneten sich
durch Deutlichkeit und lichtvolle Darstellung aus. Er

gedacht, allein er fiel unterweges in die Hände der Franzosen und wurde in Paris lange gefangen gehalten. Während dieser Zeit richtete Swift zwei Briefe an ihn, welche auch in seine Werke aufgenommen worden und für beide Männer gleich ehrenvoll sind. Im J. 1710 wurde H. Gouverneur von Newyork und 1728 von Jamaika *). (*R.*)

7) **William**, wurde am 23. Mai 1718 zu Kilbride in der Grafschaft Lanerk in Schottland geboren, und starb am 30. März 1783 zu London, berühmt als Anatom und Geburtshelfer. Sein Vater besaß in Kilbride ein kleines Gut, Long Calderwood genannt, und zeugte zehn Kinder, von denen William das siebente war. Der stille, fleißige Knabe war für den geistlichen Stand bestimmt, und kam in einem Alter von 14 Jahren auf die Universität Glasgow. Hier widmete er sich fünf Jahre lang mit Fleiß und zur großen Zufriedenheit seiner Lehrer den theologischen Studien; allein nach Vollendung derselben konnte er sich nicht entschließen, die Glaubensartikel der schottischen Kirche zu unterschreiben. Da befreite ihn die Bekanntschaft mit D. Cullen, dem nachmaligen berühmten Professor in Edinburgh, von seinen quälenden Gewissensscrupeln, und führte ihn einem Berufe zu, in welchem seine trefflichen Anlagen einen glänzenden Wirkungskreis fanden, sich geltend zu machen. D. Cullen hatte sich eben als Arzt in Hamilton niedergelassen; zu ihm ging Hunter 1737 unter Zustimmung seines Vaters, und drei Jahre lang genoß er die Freundschaft und den medicinischen Unterricht des trefflichen Arztes. Beide Freunde hatten die Verabredung getroffen, abwechselnd eine medicinische Schule zu besuchen, um sich in der Heilkunde zu vervollkommnen, und Hunter begab sich, dieser Verabredung gemäß, im November 1740 nach Edinburgh, wo er die medicinischen Wintervorlesungen besuchte, unter andern auch die von D. Alexander Monro dem Ältern. Im Sommer 1741 ging er nach London, mit Empfehlungen an den berühmten James Douglas, der damals an einem großen anatomischen Werk über die Knochen arbeitete, und sich nach einem geschickten thätigen Gehilfen für seine anatomischen Untersuchungen umsah. Douglas glaubte an William Hunter diesen Mann gefunden zu haben, bot diesem deshalb Wohnung in seinem Hause an, und übertrug ihm zugleich die Erziehung seines Sohnes. D. Cullen gab gern seine Zustimmung zu dem veränderten Plane des Freundes, auch willigte Hunters Vater ein, der übrigens im October des nämlichen Jahres starb. Durch die Vermittelung von Douglas wurde Hunter chirurgischer Assistent im Georgshospital und anatomischer Assistent bei Frank Nichols; doch verlor er seinen Freund und Gönner bereits im April 1742 durch den Tod. Dessenungeachtet setzte er die Erziehung des jungen Douglas fort und blieb in dessen Hause wohnen, obwol er entschlossen war, sich ganz der Anatomie zu widmen, und in diesem Sinne der königl. Gesellschaft im J. 1743 eine gelehrte Abhandlung über die Structur und die Krankheiten der Gelenkknorpel mittheilte, die im 42. Bde. der Philosophical Transactions abgedruckt wurde. Er suchte darin besonders nachzuweisen, daß diese Knorpel aus Fasern bestehen, welche senkrecht auf den Knochenenden sitzen.

Sein Plan schien Anfangs mislingen zu wollen, als Nichols, auf dessen Vorschub er wol gerechnet haben mochte, seine anatomischen Vorlesungen zu [illegible] Lawrence's einstellte; da führte ihn ein zufälliger Umstand zum gewünschten Ziel. Eine Anzahl Schiffschirurgen nämlich hatte Samuel Sharp zu Vorlesungen über chirurgische Operationen in einem Zimmer von Covent Garden eingeladen, und als Sharp das Unternehmen fallen ließ, so foderten sie William Hunter zur Fortsetzung der Vorlesungen auf. Dies geschah mit solchem Beifalle, daß sie ihn alsbald um anatomische Vorlesungen angingen, die er auch im Winter 1746 in dem nämlichen Zimmer hielt. Seine anfängliche Verlegenheit, wenn er öffentlich redete, wich in kurzer Zeit einem gewissen Vertrauen, und seine Vorträge wurden bald so fließend, daß es Genuß war, ihn zu hören. Obwol ihm diese beiden Vorlesungen hübsche Summen eintrugen, da er für die anatomische 70 Guineen erhielt, so mußte er dennoch im Sommer 1747 seine Vorlesungen um 14 Tage hinausschieben, weil er zu den nöthigen [illegible] nicht Geld genug beisammen hatte. Daran war aber nicht etwa seine Verschwendung Schuld, da er schon jetzt, wie sein ganzes Leben hindurch, sehr ökonomisch lebte, sondern seine Bereitwilligkeit, den Bedürfnissen einiger nicht sehr pünktlicher Freunde abzuhelfen.

Im Frühjahre 1748 unternahm Hunter mit seinem Zöglinge Douglas eine Reise durch Holland und nach Paris. In Leyden machte er die Bekanntschaft des berühmten Albinus, und hatte Gelegenheit, die Membrana pupillaris kennen zu lernen, sowie die gelungensten Injectionen zu bewundern. Er kehrte übrigens zeitig genug nach London zurück, um seine Wintervorlesungen zu halten. Die Chirurgie war ihm stets zuwider gewesen, und obgleich er im Jahre vorher unter die londoner Wundärzte aufgenommen worden war, so beschloß er doch, diesen Zweig der Praxis ganz aufzugeben, und sich neben der Anatomie, in der er von jetzt an durch seinen Bruder John unterstützt wurde, mehr der Geburtshilfe zu widmen, in welcher sein verstorbener Gönner Douglas so großen Ruf erworben hatte. Durch den Zusammenfluß mehrer Umstände gelangte er auch bald zu einem namhaften geburtshilflichen Ansehen. Zuvörderst wurde er vielfältig durch die größten damals in London lebenden Wundärzte, die seine anatomischen Verdienste schätzten, als Geburtshelfer empfohlen; dazu kam, daß um diese Zeit die zwei berühmtesten Geburtshelfer Londons vom Schauplatz abtraten, Richard Manningham durch den Tod und D. Sandys durchs Zurückziehen aufs Land; endlich war der durch Wissenschaft und geburtshilfliche Geschicklichkeit so berühmte Smellie durch sein wunderliches, grobes Betragen, das den graden Gegensatz mit Hunters einnehmendem, höflichem Benehmen bildete, in übelem Rufe. So wurde William Hunter bald zum

*) *Crabb*, Univers. Diction. Vol. II. *Watt*, Biblioth. Brit. I. p. 527 u. *Lefebvre-Cauchy* in der Biogr. Univers. T. XXI. p. 64, 65.

ersten Geburtshelfer im Middlesexhospital, und 1755 im Kindbetterinnenhospital ernannt, wo er reiche Beobachtungen zu seinem großen Werk über die schwangere Gebärmutter sammeln konnte. Aber nicht blos in geburtshilflichen Fällen, sondern auch bei innern Krankheiten wurde er allmälig immer mehr zu Rathe gezogen. Auch erhielt er im J. 1750 in Glasgow die Würde eines Doctors der Medicin, und vertauschte seine bisherige Wohnung mit einem ansehnlichen Hause in Jermynstreet.

Im J. 1756 wurde er ins Collegium der londoner Ärzte aufgenommen, und bald nachher wurde er auch Mitglied der neugegründeten Medical Society, die ihn später im J. 1781, nach Fothergills Tode, zu ihrem Präsidenten erwählte. In den von der Gesellschaft herausgegebenen Medical Observations and Inquiries finden sich mehre gelehrte Abhandlungen Hunters: über Aneurysmen (wobei er auch die späterhin Varix aneurysmaticus genannte Form beschrieb); über Emphysema; über Retroversio uteri; über die Ungewißheit des gewaltsamen Todes Neugeborener; über Misbildungen des Herzens; über den Gebrauch der Milch bei Krankheiten des Magens. Da sein Bruder John Hunter, sein bisheriger anatomischer Gehilfe, im J. 1761 als Schiffsarzt in Dienste trat, er aber bei seiner großen Praxis und den gleichzeitig zu haltenden anatomischen Vorlesungen nicht ohne Gehülfen sein konnte, so erwählte er dazu William Hewson, an dessen Stelle späterhin William Cruikshank trat, zwei als Anatomen berühmte Männer.

Im J. 1762 gab er seine Medical Commentaries heraus, eine Streitschrift gegen D. Alexander Monro den Jüngern in Edinburgh, der seinen Vorlesungen über Anatomie beigewohnt hatte, und ihm die Priorität der Darlegung der Ductus lacrymales, der Injection des Testikels, des Ursprungs und Nutzens der lymphatischen Gefäße, endlich der Venenabsorption streitig machte. Im J. 1764 erschien ein Supplement dieses Buches. Der Streit wurde mit ziemlicher Animosität geführt, und war auch zum Theil gegen Monro den Ältern, Hunters Lehrer, gerichtet, der als anonymer Vertheidiger seines Sohnes aufgetreten war. Wie eifersüchtig übrigens Hunter auf seine anatomischen Entdeckungen war, ergibt sich daraus, daß er 1780 die Entdeckung der Verbindung des Mutterkuchens mit der Gebärmutter gegen seinen Bruder John in Anspruch nahm. Diese Commentare enthalten außerdem noch Beobachtungen über die Unempfindlichkeit der verschiedenen Theile des Fasersystems, und die Beobachtungen seines Bruders über die Entwickelung der Hoden und über Hernia congenita. In dem nämlichen Jahre 1762 wurde Hunter bei der Schwangerschaft der Königin zu Rathe gezogen, und 1764 zum außerordentlichen Leibarzte derselben ernannt.

Zum Mitgliede der königl. Gesellschaft im J. 1767 ernannt, theilte er derselben mehre Abhandlungen mit, von denen folgends in die Philosophical Transactions aufgenommen wurden: Beobachtungen über die gewöhnlich für Elephantenknochen gehaltenen Knochen, die sich in der Nähe des Flusses Ohio in Amerika finden (er wies ihre Abstammung von einem unbekannten Thiere nach); über einige fossile Knochen im Felsen von Gibraltar; Nachricht über das Nyl-Ghau, ein noch nicht beschriebenes indisches Thier; über eine neue Anwendungsweise der Schraube. Im J. 1768 ernannte ihn die Gesellschaft der Alterthumsforscher zum Mitglied, und in demselben Jahre wurde er auch Professor der Anatomie an der neuerrichteten Akademie der Künste. Mit unermüdlichem Eifer und mit gewohnter Gründlichkeit widmete er sich dem Vortrage des neuen Gegenstandes, des Verhältnisses der äußern Formen des menschlichen Organismus zur Malerei und Bildhauerkunst.

Im J. 1775 erschienen seine berühmten Abbildungen des schwangern Uterus, an welchem Werk er seit dem J. 1751 gesammelt hatte, dessen Vorzüglichkeit aber auch allgemein anerkannt wird. In demselben sind die Veränderungen der schwangern Gebärmutter nach Vergleichung zahlloser beobachteter Fälle aufs Genaueste dargestellt; die von Hunter entdeckte und nach ihm benannte Tunica decidua reflexa, ebenso die Retroversio uteri sind darin abgebildet. In der Vorrede rühmt er offenherzig die wichtige Beihilfe seines Bruders John bei diesem Werke. Die anatomische Beschreibung der Abbildungen vollendete übrigens Hunter nicht; sie wurde durch seinen Neffen Baillie vervollständigt und erschien erst mehre Jahre nach dem Tode des großen Mannes. Außerdem schrieb er noch 1778 gegen den Schamfugenschnitt, und 1783 erschienen noch seine Vorlesungen über die schwangere Gebärmutter und die Geburtshilfe.

Gegen Ende März des J. 1783 bekam er, wie schon mehrmals früher, einen Gichtanfall, und mußte einige Tage das Zimmer hüten. Kaum hatte er sich etwas erholt, so hielt er, dem Rathe seiner Freunde entgegen, eine Vorlesung; dies strengte ihn aber so sehr an, daß er nach der Vorlesung ohnmächtig wurde, und in der folgenden Nacht einen Schlagflußanfall erlitt, der ihn am 30. März tödtete. Ruhig und mit vollem Bewußtsein sah er den Tod herannahen, und noch in den letzten Augenblicken sagte er zu D. Combe: Hätte ich Kraft genug, die Feder zu halten, so wollte ich aufschreiben, wie leicht und angenehm es ist, zu sterben.

W. Hunter war von hagerer Gestalt, und etwas unter mittler Größe. Sanftheit und Ruhe bildeten einen wesentlichen Bestandtheil seines Charakters; dabei verfolgte er mit Festigkeit, was er sich einmal vorgenommen hatte. Er war gesellig und einnehmend in der Unterhaltung. In der Praxis bewies er eine Vorsicht, die selbst ans Furchtsame grenzte; er wußte aber das Vertrauen der Kranken in vollem Grade zu gewinnen. Er war nie verheirathet, lebte sehr mäßig und frugal; aber gewiß nicht aus übertriebener Sparsamkeit, die man ihm zum Vorwurfe gemacht hat, sondern weil er an Schmausereien und sonstigen Vergnügungen keinen Gefallen fand, und die Zeit, welche die Praxis und die Vorlesungen ihm übrig ließen, lieber den Studien widmete. Auch zeigte er niemals eine Spur filziger Sparsamkeit, wo es der Wissenschaft galt. Seine Vorträge zeichneten sich durch Deutlichkeit und lichtvolle Darstellung aus. Er

hielt sie in den spätern Jahren in seinem Museum, und bewährte sich in denselben als ein strenger Censor.

Ein bleibendes Denkmal, neben seinen Schriften, setzte sich Hunter durch Sammlung seines berühmten Museums. Wenn er zu jener Zeit, als er sich der Geburtshilfe widmete, den bescheidenen Wunsch hegte, soviel Vermögen zu erwerben, um bequem und unabhängig leben zu können, so sah er diesen Wunsch nach Verfluß weniger Jahre bereits erfüllt. Bei dem fortwährenden Wachsthume seines Vermögens faßte er den Gedanken, seinen Überfluß zum öffentlichen Besten anzuwenden, und er wollte für sein Lieblingsstudium, die Anatomie, eine Schule in der Hauptstadt Englands begründen. Zu diesem Ende machte er im J. 1765 in einer Eingabe beim Minister Grenville den Vorschlag, man möge ihm in Kings Mews ein Stück Land anweisen, er wolle dort ein Gebäude für 7000 Pfund errichten lassen, und einen beständigen Gehalt für einen Professor der Anatomie aussetzen. Das Anerbieten wurde mit Kälte aufgenommen. Dies veranlaßte ihn bald nachher, in Great Windmillstreet ein Stück Land zu kaufen, wo er ein Wohnhaus, ein anatomisches Theater und ein Museum erbaute, und wohin er im J. 1770 zog. Die erste Grundlage des Museums bildete eine ansehnliche Sammlung anatomischer Präparate, die nicht ohne Mühe und Aufwand zusammengebracht, namentlich auch durch Ankauf aus den Sammlungen von Sandys, Blackall, Falconer und Andern vermehrt worden war. Dazu kamen aber bald Fossilien, Muscheln und andere naturgeschichtliche Gegenstände, ferner die kostbarsten Ausgaben der griechischen und lateinischen Classiker, endlich auch ein Münzcabinet, dessen allmälige Anschaffung von 1770 bis 1783 gegen 20,000 Pfund kostete. Einen Theil der Münzsammlung, die Münzen der griechischen freien Städte, beschrieb Hunters Freund, Combe, unter dem Titel: Nummorum veterum populorum et urbium, qui in Museo Guilelmi Hunter asservantur, descriptio figuris illustrata. Opera et studio *Caroli Combe* (Lond. 1783. 4.). Einen bedeutenden Zuwachs erhielt das Museum unter andern im J. 1781 an Muscheln, Korallen und andern naturgeschichtlichen Gegenständen durch den Tod Fothergills, der im Testamente verordnet hatte, daß seine Sammlung taxirt und dem D. Hunter um 500 Pfund unter der Taxe zum Verkauf angeboten werden sollte. Hunter erwarb sie um die Summe von 1200 Pfund. Der Ruf der Hunterschen Sammlungen breitete sich bald sehr weit aus, zumal da Fremde sehr leicht Zutritt erhielten. Im Testamente hatte Hunter seinem Neffen, Matthew Baillie, Sohne seiner Schwester, Dorothea, welche an den theologischen Professor James Baillie in Glasgow verheirathet war, oder im Falle des Absterbens desselben an Cruikshank auf 30 Jahre das Museum vermacht, auch eine Summe angewiesen, um die Sammlung zu vermehren und drei Aufseher zu besolden, so lange sie sich in London befinden würde. Nach Verfluß von 30 Jahren sollte sie nach Glasgow kommen. Dorthin schaffte sie Baillie bereits einige Jahre vor Ablauf der bestimmten Frist.

Eine Lebensbeschreibung Hunters erschien von D. Sam. Foart Simmons, Account of the Life and Writings of the late Will. Hunter (Lond. 1783). Seine Schriften: Medical Commentaries. Part 1. containing a plain answer to D. *Monro* jun (Lond. 1762. 4.). Supplement to the first part of Medical Commentaries (1764. 2d Edit. 1777); Anatomical Description of the human gravid uterus, illustrated with 34 plates (Birmingham 1775. fol.) (diese Abbildungen sind zum Theil in verkleinertem Maßstab in Loders anatom. Tafeln copirt); Reflections on the section of the Symphysis pubis (1778); Lectures on the gravid Uterus and Midwifery (Lond. 1783). (D. Hunters Vorlesung für Frauenzimmer über die schwangere Gebärmutter und die Entbindungskunst, wie sie dieser berühmte Mann bei seinen Lebzeiten gelehrt und ausgeübt hat. Aus dem Engl. mit einem Kupfer [Leipz. 1795]). W. Hunters medicinische und chirurgische Beobachtungen und Heilmethoden. Aus dem Engl. gesammelt und mit vielen Zusätzen herausgegeben von C. G. Kühn (Leipz. 1784 u. 1785). 2 Bde. Mit Kupfern. (Die in den Philosophical Transactions und den Medical Observations and Inquiries enthaltenen Abhandlungen.) Nach Hunters Tod erschienen noch aus den nachgelassenen Papieren: Two introductory Lectures to the anatomical course of Lectures, with papers relating to a plan for establishing a Museum in London, for the improvement of Anatomy, Surgery and Physic (Lond. 1785. 4.). Anatomical Description of the human gravid Uterus and its contents (Lond. 1794. 4.). Edited by D. *Baillie*. (D. William Hunters anatomische Beschreibung des schwangern menschlichen Uterus. Aus dem Engl., mit Anmerkungen und Zusätzen, von D. Ludw. Friedr. Froriep [Weim. 1802]).

(*Fr. Wilh. Theile.*)

8) William, wurde in Montrose in Schottland geboren, und starb 1815 in Ostindien. Er widmete sich in Aberdeen dem Studium der Heilkunde bis zum J. 1777, und prakticirte hierauf vier Jahre lang unter einem Arzte, der zugleich Wundarzt und Apotheker war. Er kam hierauf als Schiffsarzt der ostindischen Compagnie nach Bengalen, war von 1784—1794 Professor und Examinator am Collegium zu Calcutta, und bekleidete dann eine Zeit lang die Stelle eines Generalinspectors der Hospitäler auf Java. Mit den Ländern, in denen zu leben das Schicksal ihn bestimmt hatte, sich schnell vertraut machend, gab er bereits 1784 eine werthvolle Beschreibung des Königreichs Pegu heraus, der er Bemerkungen über den Einfluß des Klima's auf die Wolle der Schafe, sowie über die Höhlen in der Nähe von Bombay beifügte: Concise account of the kingdom of Pegu, its Climate, Produce, Trade, Government and Inhabitants; with an Inquiry into the Causes of the variety observable in the fleeces of Sheep, in different climates, and a Description of the caves of Elephanta, Ambola and Canara (Calcutta 1784. Ins Französische übers. von Langlès, Paris 1793). Die Beschreibung der Höhlen erschien auch 1788 beson-

ders abgedruckt in London. Dabei studirte Hunter eifrigst die verschiedenen indischen Sprachidiome, und erwarb sich bald solches Ansehen in diesem Zweige der Wissenschaft, daß er vom J. 1794—1808 die Stelle eines Secretairs der asiatischen Gesellschaft bekleidete. Theils die Abhandlungen dieser Gesellschaft, theils andere Zeitschriften enthalten von ihm mehre Abhandlungen über indische Literatur, unter andern über die astronomischen Arbeiten von Jayasinha, welche den Titel Zydje-Mohammed-Chahy führen; er trat hier gegen Anquetil Duperron auf. Seine Kenntniß der indischen Sprachen trug wol auch dazu bei, daß er den Major Palmer auf dessen Gesandtschaftsreise zu Daoulet Raï Scindyah als Arzt begleitete. Als die ostindische Compagnie nach der französischen Revolution, während der Kriege zwischen England und Frankreich, nicht genug europäische Matrosen bekommen konnte, mußte sie ihre Schiffe mit Lascaren bemannen. Diese wurden aber von einer scorbutartigen Krankheit befallen, die so mörderisch war, daß ¼ der Matrosen daran zu Grunde ging. Hunter hatte hinlängliche Gelegenheit, diese Krankheit kennen zu lernen, und beschrieb sie in dem Werke: **An account of the diseases incident to Indian Seamen, or Lascars, on long voyages** (Calcutta 1804. fol.). Auch lieferte er 1809 im neunten Bande der Transact. of the Linnean Soc. eine Abhandlung, worin er nachzuweisen suchte, daß das Gutta Gambier von Nauclea Gambir abstammt, eine Behauptung, die später durch Wallich bestätigt wurde. Sein letztes Werk war Taylors hindostanisch-englisches Lexikon, das er 1808 in zwei Bänden in Quart in Calcutta herausgab. Er starb 1815 am Fieber, grade als er sich, nach einem 33jährigen Aufenthalt in Ostindien, zu einer Reise in sein Vaterland anschickte, wo er einen Sommer zuzubringen gedachte. (*Fr. Wilh. Theile.*)

HUNTERDON, Grafschaft des Staates New-Jersey in den ver. nordamerik. Freistaaten, liegt zwischen 40° 12′ bis 40° 46′ nördl. Br. und zwischen 1° 50′ bis 2° 18′ östl. Länge von Washington, und wird von folgenden Grafschaften begrenzt: Im N. von Sussex, in N. O. von Morris, im O. von Sommerset und Middlesex, im S. von Burlington und im W. von dem Delaware, der hier die Grenze gegen Pennsylvanien macht. Das Areal beträgt 20 □M. mit 34,000 Einwohnern. Die Grafschaft ist größtentheils Gebirgsland und im Nordwesten streichen die eisenreichen Cushetungberge hindurch, an die sich im Westen das Muskonetgunggebirge anreiht; jedoch finden sich auch viele fruchtbare Ebenen und Thäler. Das Klima ist gesund, die Luft heiter, trocken und rein, und die Witterung im Ganzen mild und angenehm. Das Land ist gut bewässert; außer den Grenzflüssen ist zu bemerken der südliche Arm des Reritan, der Muskonetgung, Neshashackaway, Watchoak und Sapping, und an der Spitze des Muskonetgungberges entspringt ein Stahlwasser. Das Mineralreich liefert Eisen und Blei. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner, die größtentheils englischen und holländischen Ursprungs sind und worunter sich auch eingewanderte Teutsche befinden, besteht in Ackerbau und Viehzucht, die beide fleißig betrieben werden, und wovon ersterer vielen Weizen zur Ausfuhr liefert. Dem Cultus nach gehören die meisten Einwohner der presbyterianischen Kirche an, außer der sich noch Quäker, Baptisten, teutsche Lutheraner und holländische Reformirte vorfinden. Die Hauptstadt der Grafschaft und des ganzen Staates New-Jersey ist: Trenton, am Einflusse des Sapping in den Delaware, Sitz des Gouverneurs, der gesetzgebenden Versammlung und der Centralbehörden, hat ein Staatenhaus, ein Rathhaus, wo die County-Courts gehalten werden, vier Kirchen, ein kathol. und ein baptistisches Bethaus, eine Akademie, eine Zeitungsdruckerei, ein Postamt und zwei Banken und (1830) 3925 Einwohner. Starke Gerberei, Baumwollenspinnerei (die Kattunmanufacturen, die fälschlich in mehren neuen Geographien angegeben werden, sind eingegangen) und bedeutender Zwischenhandel zwischen New-York und Philadelphia, indem diese Stadt eine Hauptniederlage für diese beiden Städte ist. Von hier nach Philadelphia geht täglich eine Postjacht. Unterhalb des in der Nähe sich befindenden Delawarefalles verbindet eine schöne hölzerne Brücke über diesen Fluß die Staaten New-Jersey und Pennsylvanien. Zu bemerken sind noch folgende Ortschaften: Maidenhead, Hopewell, Kingwood, Alexandria, Bethlehem, Lebanon, Tewksbury, Readington und Amwell. (*J. C. Schmidt.*)

HUNTERSGRUPPE, eine Gruppe von mehren felsigen Eilanden, an der nordwestl. Küste von Vandiemensinsel, und nur durch einen schmalen, gefahrvollen Kanal von dieser getrennt, am südlichen Eingange der Baßstraße und im Südosten der großen Kinginsel. Sie ist 1798 von Flinders entdeckt und 1802 von Baudin untersucht. Sie besteht aus zwei größern und mehren geringen Eilanden: 1) Three Hummock, bei den Franzosen aux trois Mondrains, ist die größere westl. Insel, mit drei hohen Piks, von denen sie den Namen erhielt. Ihre Grundlage, sowie die der übrigen, besteht aus Granit; sie ist stark bewaldet und häufigen Orkanen ausgesetzt. Auf ihrer nordwestl. Seite liegt die weite Bai Coulomb. 2) Barren, die größere östliche Insel, von der vorigen durch den Kanal Péron getrennt und von den Franzosen Fleurieu genannt, von derselben Beschaffenheit wie Three Hummock. Zu den kleinern Eilanden gehören: Albatroß, ein großer von Albatrossen und Robben bevölkerter Granitfelsen im Norden von Barren; Cartier im Westen von Barren und andere mehr. (*Klaehn.*)

HUNTERSHILL, eine aus einzelnen Höfen bestehende Ortschaft bei Sidney, der Hauptstadt von Neu-Südwales. (*Klaehn.*)

HUNTERS-INSELN, eine Gruppe von fünf kleinen Eilanden im Austral-Ocean, im Norden der Salomonsinseln, unter 4° 45′ südl. Breite und 174° östl. Länge von Ferro. Sie wurde 1795 von Mortlock auf dem Schiffe Young William entdeckt. (*Klaehn.*)

HUNTERS MUSEUM. Zwei berühmte Sammlungen dieses Namens befinden sich in England. Die eine, von John Hunter, ist ein vergleichend-anatomisches Museum, welches die englische Regierung nach dem

1793 erfolgten Tode des Gründers um 15,000 Pfund erkaufte und dem Collegium der Wundärzte in London übergab, unter der Bedingung, dem Publicum an bestimmten Tagen den Eintritt zu gestatten und auch Vorlesungen darüber zu halten. Sie steht in Portugalstreet, in der Nähe des College of Surgeons, in London (s. John Hunter). Die andere Sammlung rührt von William Hunter, Johns Bruder, her. Sie ist hauptsächlich naturhistorischen Inhalts, schließt aber auch eine Sammlung griechischer und römischer Autoren in den seltensten Ausgaben ein, sowie eine Münzsammlung, deren Erwerbung über 20,000 Pfund gekostet hatte. Nach dem Testamente des Begründers, der 1783 starb und für die Vermehrung und Beaufsichtigung der Sammlungen Summen ausgesetzt hatte, sollte dieses Museum 30 Jahre lang in London bleiben; es wurde aber bereits einige Jahre vor Ablauf dieser Frist nach Glasgow gebracht (s. William Hunter). (*Fr. Wilh. Theile.*)

HUNTERS-RIVER, ein Küstenfluß in Neu-Süd-Wales durchfließt den District Newcastle der Grafschaft Cumberland, nimmt die Flüsse Williams, Patterson u. a. auf, und mündet unter 32° 54′ südl. Breite in den Port-Hunter. In seiner Nähe entdeckte ganz kürzlich Herr Mackie einen brennenden Vulkan in 32° 40′ südl. Breite (Asiatic Journal. Mai 1829). (*Klaehn.*)

HUNTHERUS, auch HONTHERUS (Jakob oder Jakob Peter), am Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrh. in Schweden geboren, ging nach Holland und England, wo er zur katholischen Kirche übergetreten sein soll, und von dort im Jahre 1623 nach Paris, wo er mit Grotius und dem kaiserlichen Gesandten bekannt wurde. Letzteren begleitete er 1628 nach Wien, und wurde späterhin kaiserl. Gesandtschaftssecretair zu Regensburg. Leider aber verlor er diese Stelle bald wieder, da man bei dem Erscheinen der Schweden in Teutschland, als Feinde Österreichs, Bedenken trug, die Angelegenheiten des Reichs in den Händen eines Schweden zu lassen. Seine fernern Schicksale sind uns unbekannt. H. hat sich besonders bekannt gemacht durch seine witzigen und beißenden lateinischen Briefe, die an Banier, Horn, Casaubonus, Pfustenberg und mehre andere ausgezeichnete Männer Schwedens, Frankreichs und Teutschlands gerichtet und unter diesem Titel erschienen sind: *Jacobi Hunteri* Miscellaneae, ornata sententiarum concinnitate vestitae, sermonis elegantia gravidae, in quibus res tragicae pene comice, tristes remisse, severae hilare, forenses scenica prope venustate tractantur; qui manus attulerit steriles intro ad illas, gravidas foras exportabit: lege, vide, ride (Viennae Austr. 1631). Außerdem schrieb er noch: Defensio L. A. Senecae ab Atheismo contra Amand. Fabium (Ratisb. 1651. 4.) *). (*R.*)

HUNTINGDON, 1) Grafschaft im Innern des Königreichs England, in dem Theile, welcher in alten Zeiten das Königreich Mercia bildete, liegt zwischen 17° 7′ bis 17° 22′ östl. Länge und 52° 5′ bis 52° 17′ nördl. Breite, und grenzt im Nordwesten und Westen an Northampton, im Nordosten und Südosten an Cambridge und im Südwesten an Bedfort. Das Areal beträgt 19,8 □Meilen mit 53,149 Einw., einer Stadt, 5 Marktflecken und 78 Kirchspielen. Der Boden ist größtentheils ganz eben oder wellenförmig und fruchtbar, theils Klei, theils kalk- oder thonhaltig, und im Nordosten fettes Marschland. Unter den Waldungen sind die von Salom, Alconbury und Wabridge Forrest die ansehnlichsten. Die Hauptflüsse des Landes, welches gut bewässert ist, sind die Ouse, welche den südlichen, und die Nena, welcher den nördlichen Theil des Landes durchfließt. Im Nordosten sind zur Trockenlegung des Landes mehre Abzugsgräben; auch sind zwei Mineralquellen vorhanden. Das Klima ist angenehm und heiter, namentlich im südlichen Theile, weniger im Norden, wo wegen der vielen Moore die Luft weniger gesund ist. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptgewerbe des Landes, die beide vortrefflich betrieben werden, und die gewöhnlichen Getreidearten, nebst Rübsamen, Futterkräutern, Garten- und Hülsenfrüchten, nebst zahlreichem Rindvieh erzeugen. Die Viehzucht, Mastung und Milchwirthschaft werden mit vieler Einsicht betrieben, und letztere producirt vortreffliche Butter und Käse, der unter dem Namen des Dorfes Stilton sehr bekannt und dem von Lodi in Italien ähnlich ist. Daher sind die landwirthschaftlichen Producte die einzige Stapelwaare des Landes; denn der ganze Kunstfleiß beschränkt sich auf Wollengarnspinnerei. Die Grafschaft wird in vier Hundreds eingetheilt.

2) Hauptort der gleichnamigen englischen Grafschaft, ein Borough, an der Ouse, über welche eine schöne Brücke führt, von schönen Wiesengründen umgeben, hat 2 Kirchen, ein Armen-, ein Krankenhaus, eine lateinische Schule, 740 Häuser und 3000 Einw. Merkwürdig als Oliver Cromwells Geburtsort, geb. 1630, † 1658.

3) Grafschaft des Staates Pennsylvanien in den nordamerik. verein. Staaten, liegt zwischen 40° 4′ bis 40° 44′ nördl. Breite und zwischen 0° 47′ bis 1° 32′ westl. Länge von Washington, grenzt im Norden an Centre, im Osten und Nordosten an Mifflin, im Südosten an Franklin, im Südwesten an Bedford und im Nordwesten an Cambria. Das Areal beträgt 70,50 □Meilen mit 24,000 Einw. in 18 Ortschaften. Ein sehr gebirgiges Land zwischen den zehn verschiedenen Ketten des Apalachengebirges gelegen, dessen verschiedene Zweige im Osten die Tuscarora-, Shade-, Blacklog- und Jack-Gebirgsreihen, im Süden die Sideling- und Alegany, im Norden der Standnig-Stone und ein kleiner Theil der Rittanyberge, und im Westen die Tusseys sind, und ist nordwestlich von einem Theile der Alleganygebirge, den Chesnutbergen, durchzogen. Der Hauptfluß ist die Juniata, die hier eine große Strecke weit schiffbar ist und in ihrem Laufe durch die Grafschaft eine Menge kleiner Flüsse aufnimmt, worunter der Standingstone-Creek und Auchwick-Creek zu bemerken sind. Der Frankstown-Arm der Juniata ist jetzt bis zu seiner Entstehung

*) Vergl. Biograph. univ. Tom. XXI. p. 71. Adelung z. Jöcher. 2. Bd. Col. 2198.

:ramkstown schiffbar gemacht. Obgleich der größere . des Landes wegen der vielen Gebirge mit Wal- :n bedeckt ist, welche zum Theil sehr rauhe Partien :, so gibt es doch zwischen denselben gutbewässerte r mit ergiebigem Boden, wovon bis jetzt verhält- ßig wenig, aber ziemlich gut angebaut ist. Die n Waldungen sind reich an Wild, namentlich an hirschen, Waschbären, Eichhörnern, sowie auch an m und Bären. An Mineralien ist großer Reich- vorhanden, und man beutet aus Kalksteine, Eisen, Galmei, Kupfer, Alaun, Grünspan, Steinkohlen Schiefer. Auch ist eine warme Mineralquelle vor- :n, die sich gegen Gicht und Hautkrankheiten sehr m erweist. Der Handel beschränkt sich auf Aus- von Landeserzeugnissen, die vornehmlich in Weizen, , Holz und Eisen bestehen. Hauptort der Graf- ist:

4) H., ein Borough am Einflusse des Standingstone- in die Juniata, unter 40° 30′ nördl. Breite, mit Häusern und 700 Einw., den Grafschaftsgebäuden, rchen, einer öffentlichen Schule, einem Postamt, Bank, den nöthigen Handwerkern und 2 Wochen- 2 Jahrmärkten.

5) Ortschaft in derselben Grafschaft belegen, zwi- einem Arme der Juniata, der sich hier mit dem tflusse vereinigt, und den Tusseysbergen mit 1750 ohnern.

6) H., gleichfalls in Pennsylvanien in der Grafschaft is gelegen, am Bremudiankrik mit 1100 Einw. und Mineralquelle. (*J. C. Schmidt.*)

HUNTINGTON (Robert), ein Mann von viel- :n Verdiensten, vorzüglich als praktischer Theolog, talist und unermüdeter Sammler morgenländischer je, dessen Anlagen sich schon im Jünglinge regten m Manne zu einem weitwirkenden wohlthätigen Ge- sich entfalteten, ward 1636 im Februar in Deor- ungefähr sechs Meilen von der Hauptstadt der chaft Glocester geboren. Er war der zweite unter Brüdern, und sein Vater Prediger in seinem Ge- orte. Die alten Sprachen erlernte H. auf der öf- hen Schule zu Bristol, und man hielt ihn im 17. seines Alters hinlänglich vorbereitet, um nach Ox- gehen zu können. Er ward daselbst im Mertoni- Collegio untergebracht, erlangte alsbald den ersten theologischer Würdigkeit, das Baccalaureat, und in die Zahl der Socii aufgenommen, nachdem er moralische und wissenschaftliche Befähigung nach Einverständniß Aller zur größten Zufriedenheit beur- t hatte. Das Jahr 1663 machte ihn zum Magi- und bald darauf stieg er zum Senior Magistrorum r. Mit den philosophischen Wissenschaften nach sei- Standpunkte vertraut und von seinen Zuhörern :et, gab er sich nun ganz der Theologie und den alischen Sprachen hin, und machte in ihnen so große hritte, daß selbst Pococke ihm das ruhmvollste Zeug- icht versagen konnte. Welche Aussichten ihm diese ien eröffneten, zeigte sich sehr bald. Es wünschte :ch der Prediger der englischen Factorei in Aleppo, D. Frampton, der später an die Hauptkirche in Glocester kam, nach England zurückzukehren, und so beschlossen die Gesellschaftsmitglieder jener Factorei in London, H. als dem würdigsten diese Stelle zu übertragen. In einem Alter von 34 Jahren schiffte er vom heimischen Ufer weg zunächst auf Smyrna los. Unterwegs entging er mit seinen Gefährten bei einer kleinen Insel nicht weit von den Engpässen des ägeischen Meeres nur durch die eiligste Flucht der Gefahr (sie hatten sich nämlich auf die Insel begeben), durch griechische Seeräuber geplündert oder vielleicht gemordet zu werden. In Smyrna erlaubte ihm sein mehrwöchentlicher Aufenthalt einen Ausflug nach Ephesus und Thyatira, und nach vier Monaten seit seinem Ausbruche von Hause traf er glücklich in Aleppo zur Freude aller dortigen Engländer ein. Mit dem festen Vorsatze, seine Pflichten als geistlicher Seelsorger auf das Strengste zu erfüllen, vereinigte er den regsten Eifer, seinen neuen Aufenthalt zur Bereicherung seiner eigenen Kenntnisse, zur Sammlung literarischer Schätze und zur Mittheilung von Nachrichten über bisher in Europa unbekannte Thatsachen aus den vorzüglichern Reichen asiatischer Natur und Kunst zu benutzen. Auch war er für diese Zwecke vollständig vorbereitet, und seine erworbenen Kenntnisse wurden durch ein glückliches Urtheil vortheilhaft unterstützt. Sein Sammlerfleiß nahm die Dienste von Griechen, Syrern, Armeniern, Juden, Samaritanern und Muhammedanern, die alle trotz ihres verschiedenartigsten Glaubens ihm auch auf das Liebreichste entgegenkamen, in Anspruch. Seine Freunde in Europa, Narcis Marsh, Joannes Fell, Edw. Pococke, Thom. Mareshall, Edw. Bernard, Thom. Hyde und andere hatten an ihm einen fleißigen und gelehrten Correspondenten, der ihre literarischen Wünsche und Bedürfnisse nach Möglichkeit zu befriedigen wußte. Weder in Syrien und Palästina, noch in Ägypten und Persien ließ er es unversucht, selbst auf unzuverlässige Nachrichten hin, Nachforschungen zur Erlangung von gewünschten wichtigen Manuscripten anzustellen; und wie groß die Ausbeute war, davon gibt noch jetzt die Bodlejanische Bibliothek das beste Zeugniß. So betrieb er z. B. den Erwerb syrischer Codices vorzüglich durch den Patriarchen der Maroniten zu Antiochia, Stephan Petrus, der um der Habsucht und Tyrannei des Pascha von Tripolis zu entgehen, sich in das Gebirge bei Kesroan, nicht weit von Beirut, zurückgezogen hatte, und bald darauf sich auf den Libanon begab. Seine Correspondenz mit ihm gibt darüber das Nähere an.

Da es Gewissenssache für alle Engländer war, ehe sie in ihr Vaterland zurückkehrten, Jerusalem und den allen Christen ehrwürdigen Boden, wo Christus wandelte, zu besuchen, so gedachte auch H. bei erster bester Gelegenheit dahin aufzubrechen. Er nahm seinen Weg über Galiläa und Samaria, um zugleich nähere Erkundigungen über die Bücher, heiligen Gebräuche, Meinungen und Gewohnheiten der Samaritaner, von denen etwa noch 30 Familien in Naplus lebten, einzuziehen. Es gelang ihm, sie durch Nachrichten über die in England lebenden Hebräer — sie halten sich nämlich allein für

wahre Hebräer — neugierig zu machen, worauf sie ihm ein samaritanisch geschriebenes Blatt zeigten, das er las und dadurch ihre Bewunderung erhöhte, und sie zu dem Glauben brachte, daß die in England befindlichen Israeliten wirklich ihre Brüder seien. Er schlug ihnen vor, an dieselben zu schreiben, die vorzüglichsten Punkte ihrer Religion hervorzuheben und dem Brief eine Abschrift ihres Gesetzes beizulegen. Sogleich überreichte ihm einer der Samaritaner ein Exemplar des Pentateuchs, und acht Tage später schickten sie ihm den an ihre Brüder in England gerichteten Brief nach Jerusalem nach. Mareshall übernahm von Oxford aus die Beantwortung im J. 1672, und diese Correspondenz hielt sich mehre Jahre durch. Noch ehe die Samaritaner eine Antwort erhielten, hatten sie selbst einen zweiten Brief in hebräischer Sprache und samaritanischer Schrift an H. für England geschickt (1675). Die lateinische Übersetzung jenes ersten Briefes von Bernard hat Ludolf in seinen samaritanischen Briefen abdrucken lassen (s. den Art. Samaritaner und de Sacy: Sur l'état actuel des Samaritains in den Annales des Voyages T. XIX. und Not. et Extr. T. XII. p. 9 seq.). H. kehrte nach fünf Jahren zum zweiten Male zu ihnen zurück. Außer dem obengenannten samaritanischen Pentateuch brachte er ein samaritanisches Chronikon, arabisch aber in eigenthümlichen Charakteren von nicht ganz werthlosem Gehalte nach Europa zurück.

Die Liebe zur Wissenschaft führte H. noch weiter. Im J. 1678 beschloß er, mit mehren Begleitern die Ruinen von Palmyra trotz aller Gefahren, die sie die einsamen Gegenden und die dort hausenden Araberstämme bestehen lassen möchten, zu besuchen; allein der hier allein befehligende Emir gab die beiden Gesandten, welche die Erlaubniß zum Eintritt in die alte prächtige Stadt auswirken sollten, nur erst nach schwerem Lösegelde zurück, und da der Treulosigkeit des Oberhauptes nicht zu trauen war, verließ man, um nicht Leib und Leben aufs Spiel zu setzen, unverrichteter Sache die Gegend mit dem einzigen Gewinne, von Weitem die kolossalen Trümmer der einst mächtigen Stadt gesehen zu haben. Dagegen entschädigte H. ein desto glücklicherer Ausgang seiner Reise nach Ägypten. Er kehrte von da mit koptischen Manuscripten reich beladen nach Aleppo (Katal. seiner Manuscripte in Catalog. Oxon. 1697) zurück, unter denen sich die drei herrlichen Evangelienbücher befinden, die er für Mareshall besorgte. Für sich selbst hatte er fast das ganze N. T. in koptischen Übersetzungen mitgebracht, und überdies den Pentateuch; Conciliengbücher ließ er sich abschreiben, und im J. 1681 kehrte er zum zweiten Male nach Kahira zurück, allein in der Absicht daselbst den Erzbischof Laskaris vom Berge Sinai, den er früher hier kennen gelernt und dem er vielfach Briefe geschrieben hatte, die aber sämmtlich verloren gegangen zu sein schienen, zu sprechen, sowie über den möglichen Ankauf von Manuscripten mit ihm zu unterhandeln und seine Erkundigungen über die in seinem Kloster St. Katharina befindlichen Handschriften fortzusetzen; allein dieses Mal war er weniger glücklich. Der Erzbischof fand sich nicht ein, und ebenso war eine andere Reise in ähnlicher Absicht nach der Insel Cypern [...] vergeblich.

Neben diesem Eifer für Ankauf orientalischer H[...] schriften und seltener Münzen lag ihm ferner die [...] breitung der christlichen Religion sehr am Herzen. [...] unterhielt deshalb im Oriente mit den Klöstern und [...] stehern christlicher Gemeinden einen lebhaften Brief[...] sel, suchte über die Johannischristen (Sabier) Nach[...] ten zu erhalten, und hatte die Freude, daß ihm [...] sogar drei Religionsbücher dieser Secte in eigenth[...] chen Schriftzügen, denen von denselben ein hohes [...] beigelegt wird, nach England nachgeschickt wurden. [...] die Botanik war ihm nicht fremd geblieben, und er [...] größerte die Gartenpracht seiner europäischen Landl[...] durch reiche Zusendungen von seltenen Gewächsen, [...] menkörnern und Knollen, zum Theil selbst zu medi[...] schen Zwecken.

Als er unter solcher Thätigkeit eilf Jahre in [...] verweilt hatte, wünschte er seine Rückkehr, schiffte [...] Italien über, besuchte Rom und Neapel und ging [...] da nach Paris. Die Sehnsucht nach dem heimischen [...] den ließ ihm auch hier keine Rast, er eilte nach Ox[...] um wieder in sein Collegium einzutreten und in [...] einsamen, den Studien gewidmeten Leben seine Gl[...] ligkeit zu suchen. Noch im J. 1683 ward er D[...] der Theologie, und bald nach dieser Zeit, durch [...] auf das Nachdrücklichste empfohlen, erhielt er die [...] einträgliche am Collegio S. Trinitatis nahe bei D[...] durch Marshs Weggang vacant gewordene Stelle [...] Vorstandes dieses damals einzigen protestantischen [...] logischen Seminariums Irlands. Allein nur auf [...] gende Bitten Fells und mit dem äußersten Widerw[...] ging er in seinen neuen Geschäftskreis über, der ihm [...] wahres Exil schien. Dessenungeachtet aber verwaltet[...] das Amt mit derselben Gewissenhaftigkeit wie jedes [...] dere, dem er mit Liebe entgegengegangen wäre. [...] Strenge verband er weise Milde und blieb in jedem [...] hältniß ein liebenswürdiger Mensch. Auch macht[...] von seiner Einnahme den gemeinnützigsten Gebrauch, [...] dem er einen Theil derselben auf die Herausgabe de[...] ländischen Übersetzung des A. T. (1686) mit Ausna[...] der Apokryphen verwandte. Bald jedoch, nach ei[...] nur einjährigen Aufenthalte, gaben ihm die Unruhe[...] Irland eine begründete Veranlassung nach England [...] rückzukehren. Hier angelangt bot er seine sich auf [...] belaufenden griechischen, chaldäischen, syrischen, koptis[...] arabischen, persischen und türkischen Manuscripte den [...] ratoren der Bodlejanischen Bibliothek für 700 Pfund [...] linge zum Kauf an, nachdem er demselben Institute [...] her 35 Codices zum Geschenke gemacht hatte. Durch [...] sen bedeutenden Zuwachs an orientalischen handschr[...] chen Schätzen zu den dortigen Manuscripten des [...] bischofs Laud und der theuer angekauften Sammlung [...] cocke's erhielt die Bodlejana den hohen Werth, de[...] jener Zeit die Aufmerksamkeit jedes Orientalisten er[...] muß. Im J. 1692 bekam H. die Parochie Hol[...] bury (Hollenburg) bei Hartford, und um nicht [...] abgestorben zu leben, entschloß er sich zu heirathen

uch in eine höchst glückliche Ehe ein. Allein er
uch hier nicht lange, sondern kehrte bereits im J.
unter glücklichen Aussichten nach Irland als Bi-
on Raphoe (Episcopus Rapotensis) in der Graf-
Donegal, in der Provinz Ulster, zurück. Im Juli
r nach einer gefahrvollen Überfahrt in Dublin ge-
aber kaum war er in seinem bischöflichen Sitz an-
men und hatte sich gleichsam nur erst darin umge-
so erlag er den 2. Sept. 1701 in einem Alter von
ihren den Anstrengungen seines frühern Lebens.
Schriftlich niedergelegte Denkmäler besitzen wir von
höchst verdienstvollen Manne nur in sehr geringer
, dagegen aber wird man seine Bemühungen, durch
der orientalischen Literatur zu Hilfe kam, nach den
Andeutungen gehörig zu würdigen wissen. Seine
reitete Correspondenz ist uns zum Theil aus der
sgabe seiner Briefe (D. *Roberti Huntingtoni*
pi Rapotensis Epistolae. Scriptore *Thoma*
[Lond. 1704], mit vorausgeschickter Lebensbe-
ung H.'s) bekannt geworden. Außerdem besitzen
nige kleinere Aufsätze von ihm, 1) Account of the
yry pillars in Egypt in den Transact. philos.
1, und 2) mehre Bemerkungen während seiner Rei-
sammelt, in der Collection of curious travels
. Ray. (*Gustav Flügel.*)

IUNTINGTON, 1) Township in der Grafschaft
k des nordamerikan. Staates Neuyork, am Lon-
sunde mit fünf Kirchen, einer Akademie, einem
at, einem kleinen Hafen und gegen 4500 Einw.
wnship in der Grafschaft Fairfield des nordameri-
en Staates Connecticut, am Housatonic, hat vier
, ein Postamt, 15 Sägemühlen und gegen 2800
Außerdem gibt es noch drei Townships dieses
s im nordamerikan. Staat Ohio, der eine in der
haft Brown mit 1375 Einw., der andere in der
haft Franklin am Scioto mit 1100 Einw. und der
in der Grafschaft Gallia mit 300 Einw. (*R.*)

IUNTLOSEN, ein Kirchdorf des oldenburgischen
Wildeshausen, das mit seinem Kirchspiele kaum 600
hner zählt. (*Rüder.*)

IUNTLY, Marktflecken in der mittelschottischen
Aberdeen, unweit des Zusammenflusses des Bog-
it dem Deveron, hat 2800 Einw., die sich viel
aumwollen- und Leinenweberei beschäftigen. (*R.*)

IUNTSVILLE, Hauptort der Grafschaft Madi-
Staate Alabama, in den nordamerikan. verein.
n (34° 40' bis 35° nördl. Breite und 291° 20'
2° östl. Länge), liegt am Indian-Creek, einem
flusse des Tenessee auf einer Anhöhe, hat eine Kir-
ine Akademie, die Grafschaftsgebäude, eine Bank,
Druckerei, gegen 300 Häuser und 1600 Einw., die
wollenwebereien, Färbereien und Schneidemühlen
alten und einen ansehnlichen, sich immer mehr aus-
den Handel treiben. (*J. C. Schmidt.*)

IUNUS (Martin), aus Gifthelde in Niedersachsen
g, studirte seit 1508 zu Erfurt, wo er sich im
e besonders den schönen Wissenschaften widmete,
oban Hesse und andern gleichzeitigen ausgezeichne-
ten Gelehrten in Bekanntschaft kam, auch 1513 Magi-
ster wurde und einige Jahre mit Beifall lehrte. Spä-
terhin widmete er sich der Medicin, reiste 1525 durch
Österreich nach Italien, wo er, in Gesellschaft seines
Freundes Megobach, besonders in Padua, dann in Rom
und Ferrara längere Zeit verweilte. In Padua erhielt
er 1531 die Doctorwürde, kehrte hierauf nach Teutsch-
land zurück und ließ sich zu Grätz in Steiermark als
praktischer Arzt nieder. Er gehörte zu den Ärzten, die,
durch Lehre und Beispiel, vorzüglich die griechische Lite-
ratur beförderten, und durch sie die Heilwissenschaft zu
vervollkommnen suchten; Schriften scheint er aber, au-
ßer seinen, an verschiedenen Orten zerstreuten Briefen,
die, wegen seiner Verbindung mit vielen gelehrten Män-
nern, z. B. Eoban Hesse, Camerarius u. a., nicht un-
wichtig sind, nicht hinterlassen zu haben. Auch das Jahr
seines Todes ist unbekannt. Eoban Hesse hat ihm sein
Encomium Medicinae gewidmet. (*H. A. Erhard.*)

Hunwald, s. Hunald.

Hünweil, s. Hinweil.

HUNYAD, zwei Marktflecken im Großfürstenthume
Siebenbürgen: 1) Vajda-Hunyad, teutsch Eisenmarkt,
walachisch Hinjidoare, lat. Hunyadiopolis, Marktfle-
cken und Taxalort im Lande der Ungern, hunyader Ge-
spanschaft (Comitat), im Proceß (Comitatsbezirk) Vajda-
Hunyad, am Zusammenflusse der Bäche Cserna und
Zalasd, der königl. Kammer gehörig, größtentheils von
Walachen und dann von katholischen und reformirten
Magyaren und einigen Teutschen bewohnt, mit einem
berühmten festen Schlosse, gleichfalls Vajda-Hunyad ge-
nannt, einer katholischen, reformirten, griechisch unirten
und nicht unirten Pfarreien, einem Franziskanerkloster,
einem ergiebigen Eisenbergwerke, welches ½ Stunde weit
im Gebirge entfernt ist und gemeinen Eisenstein und
Glaskopf enthält. In diesem Marktflecken ist die sieben-
bürgische Eisenniederlage und Verwaltung. Auch die
königl. Eisenadministration hat hier ihren Sitz. Der
Flecken hat als Taxalort einen eigenen Richter, Vicerich-
ter, Hann (Villicus), sechs Gerichtsbeisitzer, einen kö-
niglichen Steuereinnehmer und Notar. Das berühmte
alte Schloß der Hunyaden oder Corvinen, Vajda-Hu-
nyad, welches keineswegs von den Hunnen erbaut wurde
noch von ihnen den Namen hat, sondern von dem Hel-
den Johann Hunyadi, dem es König Siegmund schenkte
(weswegen es Vajda-Hunyad oder Woywod-Hunyad
heißt), und bei dessen Anblicke man von einer wehmüthi-
gen Erinnerung an die Vorzeit ergriffen wird, liegt auf
dem untern Absatz eines rund gestalteten hohen Felsens,
und ist fast unersteiglich. Der Eingang in das Schloß
ist auf der Seite, wo zwei Anhöhen den Felsen beherr-
schen. Es führt zu demselben eine acht Klafter hohe und
8½ Klafter lange Brücke. Dieser von jenen Anhöhen
dominirte Rücken des Schlosses ist durch eine 623 Schritte
lange Schanze gedeckt. Es ist jetzt unbedeutend. Ge-
gen einen mit Kanonen versehenen Feind wäre es nicht
zu brauchen, wohl aber zur Deckung von Truppen, die
aus dem Banate zurückgedrängt würden und zur Nieder-
lage von Kriegsvorräthen. Der Brunnen im Schloß

ist 30 Klaftern tief in den Felsen hinein gearbeitet. In den untern Zimmern des Schlosses ist die k. k. Eisenniederlage. Unweit davon liegt das Dorf Csónakos, welches jetzt noch viele Vorrechte genießt, als Geburtsort der Mutter des berühmten Helden Johann Hunyadi, Elisabeth Marsinai, einer schönen walachischen Edelfrau. Zum vajda-hunyader Bergreviere gehören: Gyalár mit Eisengruben, Teplitz und Alt-Limpert mit Hochöfen, und Vajda-Hunyad, in dessen Umgebung Zerrenöfen und Eisenhämmer sind. 2) Bánfi-Hunyad, walach. Hogyin, Hogyegyinu, ein dem Grafen Bánfi gehöriger Marktflecken im Lande der Ungern, koloscher oder klausenburger Gespanschaft, im obern Cirkel, Bánfi-Hunyader Proceß (Comitatsbezirk), in einer Ebene, mit einer reformirten Pfarre und einem gräflichen Schlosse, welches aus Versteinerungen, die in dieser Gegend sehr häufig sind, erbaut worden ist. Es liegen die versteinerten Conchylien (meistens Bucciniten) in grobem Sandstein etliche Pfund und Centner schwer und fallen beim Zerschlagen oft zehn Pfund stark mit dünnschaligen Echiniten heraus. Die Ortschaft hält Wochen- und Jahrmärkte. *(Rumy.)*

HUNYAD, Gespanschaft oder Comitat (**Comitatus Hunyadensis, Hunyad Varmegye**) im Großfürstenthume Siebenbürgen, im Lande der Magyaren oder Ungern, welches eine der drei großen Abtheilungen ausmacht, in die Siebenbürgen getheilt wird, und wird begrenzt von den Comitaten Unterweißenburg und Zarand, den mühlenbacher und brooser Stühlen, dem Königreich Ungern und der Walachei. Es enthält 106,06 □Meilen, mit (1825) 146,885 Einwohnern. Der Boden ist gegen den Ausfluß der Marosch nach Ungern zu der niedrigste von Siebenbürgen, südlich hingegen stark sich erhebend und an der Grenze der Walachei mit hohen Bergen bedeckt, worunter der Retyczát der bedeutendste ist. In der Gebirgsgegend ist das Klima rauh, nach dem Márosch zu aber mild und zum Theil sehr warm, mit reiner und gesunder Luft. Das Land ist gut bewässert und enthält, außer einer Menge kleiner Bäche, die Flüsse Strell, Tscherna und die beiden Schyle. Das Comitat ist reich an Producten, und außer den gewöhnlichen Hausthieren, worunter vorzüglich die vortreffliche Siebenbürgen eigene Pferderace zu bemerken ist, nähren die Wälder eine Menge Wild, als Hirsche, Rehe, Hasen, Bären u. c.; ferner die gewöhnlichen Getreidearten, worunter vortrefflicher Mais (Kukurutz), vieles und gutes Obst und an den Ufern des Marosch sehr guter Wein, nebst guten Gartenfrüchten in Menge, in den Gebirgsgegenden vieles Holz. In dem westlichen Theile des Landes findet man ganze Lindenwälder, und jenseits Dobra und Dewa ganze Kastanienwälder. Das Mineralreich liefert Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Porzellanerde, mehre Mineralquellen. Der Ackerbau wird auch hier wie in ganz Siebenbürgen ganz kunstlos betrieben; Manufacturen und Fabriken gibt es fast gar nicht; am verbreitetsten ist die Leinwandweberei, welche meist von Walachinnen auf dem Lande betrieben wird, weshalb sich der Handel nur auf Ausführung der Naturproducte beschränkt. Die Einwohner bestehen aus Walachen, Ungern und wenigen Teu[tschen], die in politischer Beziehung in Adel, Bürger, Fr[ei]bauern und Unterthanen eingetheilt werden. Den Cu[l]tus anlangend, sind die Ungern größtentheils reform[irt], wenige lutherisch oder katholisch; die Walachen gehö[ren] der griechischen Kirche an, und die wenigen Teutsch[en] sind lutherisch. Die Unterrichtsanstalten sind äußerst man[]gelhaft, besonders die der Walachen. Als Oberbeamt[er] steht an der Spitze des Comitats ein sogenannter Obe[r]gespan. In administrativer Beziehung wird das Com[i]tat eingetheilt in drei Theile:

I. Das Hatßeger Thal, 33 □Meilen, zerfä[llt] in fünf Processe oder Districte: a) Borbatviz mit [] Ortschaften, darin das Dorf Volkan (Walkersdorf), [] dem nach der Walachei führenden Passe. b) Dem[] mit 16 Ortschaften, darin: Boitza (Botzen) und Da[] sus (Demsdorf). c) Klopativa mit 19 Ortschaften, dari[n] Varhely, jetzt ein walachisches Dorf, das zum Theil a[uf] den Ruinen der alten Königsstadt Szarmizágethusa u[nd] der nachherigen Hauptstadt der Römer Ulpia Traja[na] liegt. Hierher führt von dem sogenannten eisernen Th[or,] einem sehr starken Gebirgspasse, die merkwürdige [] Quadersteinen gepflasterte Römerstraße. Das Dorf Z[] kani, nach dem auch das eiserne Thor der Zaikanerp[aß] heißt. d) Matscheschd mit 16 Ortschaften, worin [] rusjesd (Korojesschd) eine Station der Grenzer. e) [] teschd mit 12 Ortschaften, darin: der Marktflecken Hä[] (Hatzegu, Hötzing).

II. District diesseits des Marosch mit sie[ben] Bezirken. a) Bezirk Deva mit 14 Ortschaften, dar[in] Deva, Marktflecken mit 2300 Einw. (s. d. Art. *Dev[a]*) Kismunstel mit Bleigruben und einem Kalkhügel mit v[ie]len Versteinerungen. b) Hossdat, Hoszdath mit 13 O[rt]schaften, darin: Kiskalán, Kelán oder Lingure mit ei[ner] griech. Kirche, einer warmen Quelle und Stalaktiten u[nd] Marmor in der Umgegend. c) Vajda-Hunyad mit [] Ortschaften, darin: Gyalár, Gyelára von Teutsche[n,] Ungern und Walachen bewohnt, mit einer katholische[n,] unirten und nicht unirten griech. Kirche, den wichtigs[ten] Eisenbergwerken Siebenbürgens, mehren Hammerwe[rken] und Hochöfen am Cschernaflusse. Vajda-Hunya[d] s. den vor. Art. d) Kitid mit 16 Ortschaften. e) [] puschnyak mit 28 Ortschaften. f) Loschad mit 19 Or[t]schaften. g) Peschtesch mit 19 Ortschaften.

III. District jenseits des Marosch mit sech[s] Bezirken. a) Algyogy mit 15 Ortschaften, darin: Al[] gyogy, s. den Art. b) Almasch mit 14 Ortschaften, darin: die Dörfer Nagy-Almás, Porkura und Kis-Al[]más mit Goldbergwerken, und im letztern auch Chalce[]done, Carneole und Achate. c) Kemend mit 16 Ort[]schaften, darin: Szekerembe in einem hohen Gebirgsthal[e] mit 400 Häusern und 3000 Einw., einer katholischen u[nd] einer griechischen Kirche, dem bedeutendsten Goldberg[]werke des Landes, wo auch Silber und Tellurmetall g[e]brochen wird, Pochwerken, Goldwäschen, Hütten u[nd] Mühlen. Babolna, Dorf mit gutem Weinbaue; Ho[]viel, s. den Art., und Nagy-Ay, Dorf, von welchem [] szekeremsker Gewerkschaft, ihren Namen führt. d) Gr[]

lymosch mit 17 Ortschaften, darin: die Dörfer Füzesd, Mogura, Stojenája und Teplitza mit Gold- und Silberbergwerken; Maros-Solymos mit einem Sauerbrunnen. e) Illye mit 23 Ortschaften, darin: Illye (Eisenmarkt) und Csertes. f) Gurassad mit 22 Ortschaften.

(*J. C. Schmidt.*)

HUNYADI, 1) Johann, wurde lange Zeit für den Sohn eines Walachen aus Siebenbürgen gehalten, bis Benkö in seiner Transylvania die Abkunft dieses berühmten ungrischen Helden richtiger darstellte. Auf seinem Zuge gegen die Walachen 1392 brachte König Siegmund die Nacht im Lager bei Hunyad mit einer schönen walachischen Bojarin, Elisabeth Morssinay, zu, die sich zuvor auf den Fall der Schwangerschaft Standeserhöhung und Güter ausbedungen hatte. Die Frucht der Liebe war Johann von Hunyad, die Mutter erhielt von dem Kaiser Geschenke und zum Kennzeichen der Vaterschaft einen Ring und eine Urkunde [1]. Noch ehe sie entbunden war, heirathete sie einen walachischen Bojaren, Voik Bushi, der lange Zeit für den Vater des Kleinen gehalten ward, aber bald darauf starb. Wenige Jahre darauf reiste die Mutter mit dem Knaben und einem ihrer Brüder nach Ofen. Zu Folge der Erzählung entriß ein Rabe dem spielenden Knaben den Ring, ward aber von dem Oheime desselben erschossen. Der Knabe konnte nun in Ofen dem Kaiser seine Herkunft beweisen. Bisher Jankuln genannt (kleiner Johann) erhielt er nun die Stadt Hunyad mit 60 Dörfern, die Mutter heirathete zum zweiten Mal einen edeln Walachen, und ward durch ihn Stammutter zweier edler Geschlechter. Die Geschichte hat Frau Caroline Pichler in eine artige Romanze eingekleidet [2].

In der Folge erhob König Siegmund seinen durch Tapferkeit ausgezeichneten unehelichen Sohn zum Ban von Severin oder der westlichen Walachei, und Hunyad fand nun Gelegenheit, seinen kriegerischen Ruf in großen Thaten gegen die Türken zu begründen. Kaiser Albrecht übertrug ihm nebst dem Nikolaus von Ujlak die siebenbürgische Woiwodschaft. Nach dem frühen Tode dieses Königs beredete Hunyad seine Witwe Elisabeth, ihre Einwilligung zu ihrer zweiten Ehe mit König Wladislaw von Polen noch vor ihrer Entbindung zu geben, wozu der Erzbischof von Gran, Dionysius von Szécs, das Seinige beitrug. Als Elisabeth nach der Geburt ihres Prinzen ihren Entschluß abänderte, zog Hunyad, einer der von Albrecht seinem zu hoffenden Sohne gegebenen Vormünder, nach Siebenbürgen zurück, und beobachtete die Türken zu Szöreny und von Weitem die Angelegenheiten in Ungern. Plötzlich erschien er, bereits durch mehre Siege über die Türken berühmt, und Feind des Cilleyischen Geschlechtes, an deren Hof er in frühen Jahren mit drei Pferden gedient haben soll, zu Ofen und erklärte sich mit für den polnischen König Wladislaw. Sein Beispiel wirkte auf mehre Große des Reichs, und Wladislaw bemächtigte sich des größten Theils desselben. Den hieraus entstandenen Bürgerkrieg endete ein Vergleich und der plötzliche Tod der Königin.

Fern von dem greuelvollen Schauplatze hatte indeß Hunyad über die Feinde des Reiches Lorberen geerntet. Schon 1438 brachte Hunyad den Türken, bei denen der vertriebene Drakula Hilfe gesucht hatte, in Verbindung mit dem rascischen Despoten Georg, eine schwere Niederlage bei. Als Sultan Amurath dafür die Gegend bei Belgrad verwüsten ließ, erlegte Hunyad seinen Feldherrn, vernichtete zwei in Siebenbürgen eingedrungene türkische Heere und eroberte die bulgarische Stadt Sophia. Das Unglück schreckte den Sultan, der (1440) mit Ungern einen zehnjährigen Stillstand schloß. Dessenungeachtet versuchten türkische Heere in den beiden folgenden Jahren Siebenbürgen zu verwüsten, was Hunyad durch zwei große Siege hinderte.

Vor allem war der Sieg Hunyads in dem letztern Jahre (1442) ruhmvoll. Früher als sonst hatte Murad in diesem Jahr einen Einfall in Ungern beschlossen. Schon mit Frühlings Anfange brach Metzesbheg mit der ganzen europäisch-türkischen Reiterei über die Walachei in Siebenbürgen ein und verwüstete alles mit Feuer und Schwert. Hunyad hatte nur wenig Truppen zu Karlsburg bei sich, aber auch mit diesen zog er in Gesellschaft des Bischofs Lepes muthvoll dem Feind entgegen; er wich bei dem Anblicke der türkischen Übermacht, der Bischof griff unbesonnen an und fiel.

Doch eilig sammelte Hunyad, während der türkische Feldherr sich mit der Belagerung Hermannstadts beschäftigte, mehre Truppen, und rückte in Verbindung mit seinem Freunde, Simon Kemeny, zum Entsatze der Stadt herbei, während in dem türkischen Lager alle Beute und alle Gefangene aufgehäuft waren. Übermüthig und des Sieges gewiß zog Metzesbheg entgegen, bezeichnete den Seinen die Rüstung und das Pferd Hunyads, und wollte sich seiner todt oder lebend bemächtigen.

Dies erfuhr Hunyad durch seine Kundschafter; er tauschte sofort Rüstung und Pferd mit dem bewährten Freunde, gab ihm die besten Reiter zum Schutz, und führte selbst in fremder Rüstung, an der Spitze von Reiterei und Infanterie, das kleine Heer an. Mit Macht warfen sich die Türken auf jenen Flügel, wo der vermeinte Hunyad stand, zerstreuten ihn nach verzweifelter Gegenwehr und erlegten Kemeny mit 3000 Mann. Aber unaufhaltsam schritt Hunyad mit seinen Donnerbüchsen vor, die Besatzung in der Stadt wagte auf das gegebene Zeichen einen Ausfall, die in dem Rücken und in die Flanken genommene türkische Armee gerieth in Unordnung und Flucht, ihr Anführer fiel, der Weg bis an die walachischen Alpen ward mit Leichnamen bestreut. Bis in die Walachei drang Hunyad dem Feinde nach, streifte bis nach Thrakien mit seinen Reitern und nöthigte die Woiwoden der Walachei und der Moldau zur Unterwerfung.

Als treuer Anhänger des polnischen Königs verwarf

1) Neuerlich wurde im Tudományos Gyüjtemény und in Hormayrs Archive der Behauptung, daß Johann v. Hunyad ein natürlicher Sohn Siegmunds war, durch bedeutende Gründe widersprochen. (*Rumy.*)

2) Siehe den 14. Theil ihrer sämmtlichen Werke.

Hunyad die von der verwitweten Königin ihrem Gegner vorgeschlagenen Vergleichsbedingungen, nach welchen Halitz, Podolien und die Moldau dem polnischen Reiche zugesichert wurden. Eher das Äußerste wollte Hunyad wagen, als eine Zerstückelung Ungerns bewilligen. Ein neuer Sieg über die Türken belebte seine Hoffnungen und das Hochgefühl der Nation. Murad wollte die bei Hermannstadt erlittene Schmach rächen, und 80,000 Mann zogen auf seinen Befehl nach Siebenbürgen über Nicopel, während ein Gesandter an Wladislaus im stolzesten Ton als Preis des Friedens Belgrad foderte. Der Gesandte ward aufgehalten, bis Siebenbürgens Schicksal entschieden war. Und wohl konnte der König sich auf die Klugheit und Tapferkeit seines Feldherrn verlassen. Vorsichtig hatte Hunyad den Paß des eisernen Thores besetzt und den Feind zur Hälfte ganz still und ruhig durchziehen lassen. Mitten im Marsche brach er plötzlich von den Bergen herab, sprengte die Mitte des Feindes, jagte den größten Theil über die Donau zurück, und rieb die vorwärts gedrungenen Haufen, die schon mit der gemachten Beute zurückzukehren im Begriffe waren, gänzlich auf.

Um volle Muße zum türkischen Kriege zu gewinnen, rieth Hunyad nach dem Tode der Königin zum Stillstande mit dem neuen Kaiser Friedrich IV., und errang im folgenden Jahre mit Unterstützung des rascischen Despoten entscheidende Siege. Zuerst schlug er die Türken in Servien, plünderte Nissa und verbrannte Sophia, lenkte dann von dem Wege nach Philippopolis zurück, warf den feindlichen Feldherrn unweit des Hämus und gewann im Vereine mit dem aus Ungern herbeieilenden Könige die Hauptschlacht bei Unnowicza. Die Kernmacht Murads war hiermit aufgerieben, der Stolz der Osmanen gedemüthigt, und der furchtbare Scanderbeg erhob in Epirus sein Haupt. Gebeugt sandte Murad Abgeordnete des Friedens, nur mit Hunyad wollte sein Botschafter unterhandeln. Aber edelmüthig verwies ihn Hunyad an den König und an den Reichsrath, sich nur für einen Vasallen seines Monarchen erklärend. Ein zehnjähriger Stillstand ward unter den vortheilhaftesten Umständen geschlossen, und von dem Könige, wie von Hunyad, auf das Evangelium beschworen (13. Jun. 1444). Doch die Klagen des Papstes, die Vorwürfe der Griechen und Scanderbegs, und die Beredsamkeit des Cardinals Julian stimmten den in seinem Gewissen beunruhigten König, den kaum beschworenen Frieden zu brechen, und Hunyad selbst ward durch die Vorstellungen des Legaten, der seinen religiösen Sinn aufregte, wie durch das Versprechen der Bulgarei, und wol auch durch den eigenen kriegerischen Geist für die Erneuerung des Kampfes gewonnen.

Mit einem kleinen Heere zog der König, der seine meisten Truppen nach geschlossenem Frieden entlassen hatte, nach Nicopel. Hier stieß der Woiwode der gebirgigen Walachei, Drakula, zu ihm, erklärte das ungrische Heer für kleiner als das Gefolge, mit welchem der Sultan gewöhnlich sich auf die Jagd begebe, bemühte sich, den König zum Rückzuge zu bereden, und gerieth mit Hunyad in einen heftigen Zwist. Von Hunyad der Verrätherei beschuldigt zog er das Schwert, ward übermannt und gezwungen, sich mit Geld und mit Hinterlassung des mitgebrachten Heeres loszukaufen. Dafür schwor er dem Helden Ungerns zu gelegener Zeit blutige Rache.

Die von Hunyad selbst angerathene Schlacht bei Varna (10. Nov. 1444) strafte hart den Meineid des Königs. Hunyad hätte die Schlacht gewonnen, wenn der Bischof von Großwardein, Simon Rozgon, und die Unbesonnenheit des in die Feinde muthwillig stürzenden jugendlichen Königs nicht den halb errungenen Sieg vereitelt hätten. Zu spät eilte Hunyad von Verfolgung des fliehenden Feindes zurück, er fand den König getödtet, die ungrische Wagenburg eingenommen, das Heer auf der Flucht. Hilfe von Drakula erwartend, wandte er sich nach der Walachei, und ward von dem Woiwoden in Verhaft genommen.

Doch bald zwangen die Drohungen der ungrischen Stände den Woywoden, seinen Gefangenen ehrenvoll zu entlassen. Capitaine wurden ernannt, die Theile des Reiches gegen die Einfälle der Türken zu schützen, und Hunyad erhielt die jenseit der Theiß gelegenen Gespanschaften zu seiner Verwaltung. Eine Gesandtschaft erging an den Kaiser, den jungen Wladislaw abzufodern, und mehre Magnaten, darunter auch Hunyad, wurden zu Reichsvicarien ernannt. Doch Kaiser Friedrich wollte den unmündigen Zögling seiner Aufsicht nicht entlassen, und ebenso wenig die Rückgabe der Krone und der an ihn verpfändeten Schlösser und Gebiete in Ungern bewilligen.

Die erste Sorge Hunyads war nun, den seiner Leitung anvertrauten ostsüdlichen Gegenden Ungerns Ruhe zu sichern. Auf seinen Betrieb wurden zur Aufrechthaltung des Landfriedens Beschlüsse gemacht. Zu Bihar begrüßte man ihn als Schutzgeist, und trat dem Antrage wegen Besetzung des erledigten Bisthums Großwardein mit Freuden bei.

Er eilte von hier nach Siebenbürgen und ließ der Rache an Drakula freien Lauf. Drakula mußte flüchten und ein anderer Woiwode ersetzte ihn. Anstalten zu einem neuen Türkenzuge treffend vernahm Hunyad, daß Graf Cilley in Croatien eingefallen sei. Diesen unruhigen und ränkevollen Mann zu züchtigen, ward Hunyad nach Besänftigung seines Nebenbuhlers Nikolaus von Ujlak zum Reichscapitain erhoben, und zwang den Grafen von Cilley zum Frieden und zur Unterwürfigkeit.

Auch Kaiser Friedrich empfand wegen verweigerter Herausgabe des jungen Königs die eherne Hand Hunyads durch einen wüthenden Einfall in Steiermark. Der glückliche Zug bahnte dem Helden Ungerns den Weg zur Würde eines Reichsstatthalters mit großer Vollmacht, bis der unmündige Prinz volljährig sein würde, und Hunyad fand sich auf dem Gipfel seiner Größe (1445).

Verwegen hatte indeß Drakula mit Hilfe der Türken sich wieder in den Besitz seines Fürstenthums gesetzt. Da stürmte Hunyad mit Blitzesschnelle auf ihn, schlug ihn in einem Treffen, nahm ihn gefangen und ließ ihn

:inem Sohn öffentlich enthaupten. Der Woi-
:r Moldau, Stephan, kehrte nun desto williger
r Pflicht zurück, und errichtete mit Hunyad den
Freundschaftsbund.

t Kaiser Friedrich erneuerte sich nach vereitelten
unterhandlungen der Krieg. Steiermark, Krain
:nthen, die Erbländer des Kaisers, litten schreck-
h die verheerenden Einfälle der Ungern; der Kai-
te zuletzt die Rückgabe der Festung Raab und einen
i bewilligen. Der letzte zerschlug sich, und die
: des Neides erhob sich gegen Hunyad, die Ge-
3 Reichsstatthalters zu beschränken. Zuletzt endete
ffenstillstand den Krieg mit dem Kaiser (1447)
nyad konnte ungestört seine Macht gegen die ver-
Türken wenden.

oß der Warnungen des Papstes und des servi-
espoten begann der Zug, und die Ebene bei Cos-
)as Amselfeld) entwickelte ganz das Genie des
n Papste mit der Fürstenwürde beehrten ungri-
:ldherrn und die Tapferkeit seines Heeres. Aber
iten Tag unterlag das kleine, in dem kritischen
te von den Walachen verlassene, ungrische Heer
blichen Übermacht (18. und 19. Oct. 1448), die
allein konnte das Leben des ungrischen Heerfüh-
ten. In Servien gefangen und von dem Despo-
:ahe an den Sultan ausgeliefert, erlangte er den
f Fürsprache der ungrischen Stände seine Freiheit
und ging sogar mit dem Despoten und sei-
dame, dem Grafen von Cilley, eine Familienver-
ein.

:ter Jubel erhallte in Ungern über Hunyads
ıg; er stärkte den Muth der Seinen, gab halb-
|en dem servischen Despoten die eingezogenen
en Güter heraus, stellte seinen ältern Sohn als
:nd brachte dem Grafen Cilley seine persönliche
)lichkeit zum Opfer. Mit den Türken ward ein
tillstand geschlossen, und der in Ober-Ungern
: böhmische Anführer, Graf Johann Giskra, sah
n Vergleiche sich genöthigt. An dem servischen
:n ward nun durch schreckliche Verwüstung seines
Rache geübt, alle seine ungrischen Güter wur-
ı Neuem eingezogen, bis die auf Hunyads Ruhm
tigen Stände einen Frieden vermittelten (1451).
ı dem Bündnisse der österreichischen Stände, den
Ladislaus der langen Vormundschaft endlich zu
ı, nahm Hunyad lebhaften Antheil. Aber der
|, den Prinzen auf seiner italienischen Reise zur
zu vermögen, ward vereitelt und an den Urhe-
straft; der Papst schleuderte voll Unwillens seine
:ahlen auf die verwegenen Baronen Österreichs,
ınyad zauderte, bis Kaiser Friedrich sich dennoch
iner Rückkunft zur Herausgabe des Prinzen ge-
sah (1452). Freilich hatte Hunyad damit nichts
en, denn Graf Cilley, ein verworfener und laster-
Mann, und seit lange erbitterter Feind des Hu-
en Hauses, bemächtigte sich sofort des Vertrauens
endlichen Königs. Nach einem Winkel von Sie-
en sollte der verdienstvolle Hunyad zurückgedrängt,
doch bis zu dem bequemsten Zeitpunkte noch geschmei-
chelt werden. So legte Hunyad vor seinem Könige die
Statthalterschaft nieder, und ward dafür zum General-
capitain von Ungern und Erbgrafen von Bistricz ernannt.

In Bistricz verlebte Hunyad einsame Tage. Noch
waren seine Freunde zahlreich genug, ihn gegen die
Nachstellungen Cilley's zu schützen. In seiner Würde
bestätigt schrieb er einen Reichstag aus, traf kräftige
Maßregeln gegen die Türken, und eilte sofort, sie aus-
zuführen. Er brach mit der ungrischen Hauptmacht in
die Bulgarei ein, drang bis Ternowa, schlug den Feind,
mußte sich aber zurückziehen, weil der gehässige Graf
Cilley nach Ungern einen Einfall unternommen hatte
(1454). Er kehrte nach Demüthigung dieses Feindes
nach Servien zurück, zwang den Sultan Mohammed zur
Aufhebung der Belagerung von Semendria, nahm den
türkischen Vezier gefangen und drang von Neuem in die
Bulgarei vor. Da unterbrach Graf Cilley seine Siege
von Neuem, und unternahm einen zweiten Einfall in
Croatien. Der Haß beider Männer ward hiermit un-
versöhnlich.

Zu schwach, im offenen Feld einen so muthigen
Gegner zu stürzen, bereitete Graf Cilley ihm hinterlistig
eine Falle, beredete den König, daß Hunyad von Ehr-
geiz getrieben, nach Ungerns Krone strebe und mit den
Türken in geheimem Bunde stehe, und flößte ihm Haß
und Abneigung gegen seinen verdienten Feldherrn ein,
berief im Namen des Königs den Feldherrn Ungerns
nach Wien, und lud ihn, als Hunyad nur in seinem
Vaterlande dem Könige wegen seines Betragens zur Rede
stehen wollte, nach Kissee zu einer freundschaftlichen Un-
terredung ein. Hier sollte Hunyad gemordet werden.
Doch er erschien bewaffnet, weigerte sich, in das Schloß
zu kommen, enthüllte den schwarzen Plan des Feindes,
warf im gerechten Zorn ihm seine Niederträchtigkeit vor,
schonte jedoch in Rücksicht des Königs seines Lebens und
sprengte unmuthig nach Ungern zurück (1455).

Noch einmal bewährte Hunyad durch den muthigen
und bis an das Unglaubliche grenzenden Entsatz Bel-
grads, nach dessen Besitze der Sultan vor allen begie-
rig war, seine Treue; er glaubte, nach der geschwäch-
ten türkischen Macht, sich im Stande, die Türken mit
einem Kreuzheer aus ganz Europa zu vertreiben, und
foderte seinen König auf, die ganze Heeresmacht des
Reiches zu sammeln. Da überraschte ihn der Tod in
seinem 64. Jahre zu Semlin (11. Aug. 1456), und sein
Gegner, Graf Cilley, frohlockte, während alles in Un-
gern den Verlust des großen Helden beweinte, allein
über den Fall des bis in den Tod gehaßten Feindes [3]).

2) **Ladislaw von H.**, älterer Sohn des ungrischen
Helden von der Elisabeth Szilágyi, ein blühender Jüng-
ling voll Kraft und Muth, ward von dem Vater nach
der Schlacht bei Cossowa (Amselfeld) als Geisel an den
servischen Despoten, Georg Brankowics, ausgeliefert,

3) Vergl. die Werke von Bonfin, Palma, Pray, Ka-
tona, Engel und Feßler über die ungrische Geschichte, und
Franz Budai's Magyar históriára való Lexicon. (*Rumy.*)

und sollte nach geschlossenem Vergleiche mit einer Enkelin desselben, Elisabeth von Cilley, vermählt werden (1448). Ehrenvoll entlassen, stand er dem thätigen Vater als Ban von Croatien und Slavonien in der Bezwingung des böhmischen Anführers, Johann Giskra, treulich bei (1453), und erbte nach dem Tode des Vaters seine Würden. Mit dem tödtlichsten Hasse des Grafen Cilley verfolgt, ließ er sich durch eine Scheinversöhnung blenden, lud den König zur Besichtigung der Feste Belgrad ein und entdeckte hier die Treulosigkeit des Grafen in einem aufgefangenen Briefe desselben an seinen Schwiegervater, Georg Brankovics, nach welchem das Hundegeschlecht ausgerottet werden und Graf Cilley im Kurzen das Vergnügen haben sollte, dem alten Despoten zwei Kugeln zum Balle, worunter er die Köpfe der beiden Hunyaden verstand, zu übersenden. Aufgebracht ließ Ladislaw von Hunyad den Treulosen, der mit dem König in die Messe gegangen war, zu sich bitten, warf ihm seinen ungezähmten Haß vor, überhäufte ihn mit Schmähungen und zog den Säbel. Graf Cilley that das Gleiche und verwundete seinen Gegner. Auf das hierüber erhobene Geschrei eilte die Dienerschaft Ladislaws herbei und tödtete den Grafen mit vielen Stichen (12. Nov. 1456). Betroffen über den Mord seines Verwandten ließ sich der König endlich beruhigen, zumal da Hunyads Freunde ihm die Gegenwehr als erzwungen vorstellten. Er reiste mit Hunyad nach Temeswar und gab an dessen Mutter die eidliche Versicherung, den Tod des Grafen nie an den Hunyaden zu ahnden. Die Witwe und die Söhne Hunyads wurden mit Purpurkleidern beschenkt, der ältere begleitete den König nach Ofen und ließ sich durch den Palatin, Ladislaus Gara, mit dessen Tochter er sich verlobte, täuschen.

In Sicherheit versenkt hörte Ladislaw Hunyad von den türkischen Rüstungen, und erbot sich, vom Geiste seines Vaters beseelt, die Türken bis zur Sammlung eines Heeres zu beobachten und zu dem Ende Truppen anzuwerben. Statt seiner sollte auf Verlangen des Königs sein jüngerer Bruder Matthias am Hofe verweilen, und schwermuthsvoll entließ die Mutter den blühenden Knaben. Ihre Ahnungen trafen ein. Kaum war der jüngere Sohn in Ofen angelangt, als beide Brüder bei Gelegenheit eines Tourniers verhaftet wurden. Zu gleicher Zeit wurden die Freunde des Hunyadischen Hauses, wie Bischof Viréz, eingekerkert, über Ladislaw von Hunyad ein Reichsgericht gehalten und der Jüngling dem Ausspruche desselben gemäß zum Tode geführt (16. März 1457). Drei Mal schlug der Henker fehl, zum dritten Male warf der Hieb den Verurtheilten zu Boden. Er raffte sich mit Jugendkräften auf, erklärte, er sei nach Recht und Gewohnheit nicht verbunden, mehr Streiche auszuhalten, und eilte mit diesen Worten unter die Menge, verwickelte sich aber in sein langes, von dem Könige zum Geschenk erhaltenes Gewand und stürzte, worauf der Scharfrichter ihm zum vierten Male das Haupt abschlug. (*Joh. Genersich.*)

3) **Matthias von H.**, s. **Matthias I.**

Huogger, s. **Heriger.**

HUON, 1) ein kleiner Fluß im südl. Theile von Vandiemensinsel, der sich in die Huonbai und durch diese in den Canal d'Entrecasteaux mündet. 2) Eine tiefe Bai an der Südostküste der Vandiemensinsel, eigentlich die erweiterte Mündung des Flusses Huon, mit reizender Umgebung. 3) Ein großer, von hohen Bergen umgebener Meerbusen im südöstl. Theile von Neu-Guinea zwischen den Vorgebirgen Cretin und Longuerue. 4) Eine Gruppe von drei Eilanden, im Südosten des neuguineischen Cap Cretin, von einem großen Riff umgeben. Die nördlichste dieser Inseln liegt in 6° 48′ südl. Breite und 147° 49′ östl. Länge Grw. (*Klaehn.*)

HUON DE VILLENEUVE, nordfranzösischer Dichter des 13. Jahrh., ist der Verfasser mehrer im Mittelalter sehr geschätzter Romane: **Renaud de Montauban, Doon de Nantuel, Aïe d'Avignon, Guiot de Nantuel, Garnier de Nantuel** und wahrscheinlich auch der **Quatre fils d'Aïmon, Siperis de Vineaux, Doolin de Mayence, Maugis d'Aigremont** und **Beuves d'Aigremont.** Über seine Lebensumstände ist nichts bekannt. Seine Romane finden sich in den Manuscripten der königlichen Bibliothek zu Paris, Nr. 7182, 7183, 7365. Vergl. *Fauchet* p. 562. 1. *du Verdier* II. 249, *la Croix du Maine* I. 384, *Roquefort*, **Glossaire II.** 764; *Baillet*, **Jugemens des savans** N. 282. *André Favyn*, **Hist. de Navarre l. V. p.** 265. *Roquefort*, **de l'état de la poésie française p. 140, 141.** (*O. L. B. Wolff.*)

HUOSI, ein Gau des Herzogthums Baiern, von dem Gaue Husin desselben Herzogthums, wohl zu unterscheiden, lag an der nicht weit von Freisingen in die Ammer sich ergießenden Glan. Als in ihm gelegen zählt Hund folgende Ortschaften auf: Kloster Undensdorf, Eysenhofen, Ärempach, Einspach, Eisenholzried, Zumhaus d. i. Odolzhausen, und versichert, daß der ganze Gau an der Glan und in deren Nachbarschaft von Alters her Usen oder Husen geheißen [1]). Der Gau Huosi ist, wie man gewöhnlich annimmt [2]), mit dem Gaue Uskohove, Ugesgowe, Duskowe eins und nur verschiedene Benennung. Es kommt nämlich vor das Kloster im Baierland, im Gaue Ugesgowe, an dem Flusse Glana (Glon) in der Grafschaft Usen, welches von Alters her Usenhoven und damals Petersberg hieß [3]) (vormals Glaneck, jetzt Eisenhofen). Hieraus geht aber hervor, daß der Huosi oder Usen ein Untergau, d. h. eine besondere Saugrafschaft in dem Gau Ugeshove war [4]). Zur Kenntniß des Gaues dient auch die Urkunde Ludwigs des Teutschen vom J. 825, in der des Dorfes Solzimos (jetzt Sulzemos) als in ihm gelegen gedacht wird [5]). (*Ferdinand Wachter.*)

HUPAZOLI (Franz), geboren 1587 zu Casale im sardinischen Gebiete, gestorben 1702, gehörte zu den se-

1) Hund, Bairisches Stammbuch. 1. Th. S. 190. 2) Chronic. Gottvic. Lib. IV. Cap. 223. Tom. Prodromi P. I. p. 641. 3) Urkunden bei *Aventin.* Annal. Schirens. p. 8, 52, 66, und bei *Hund*, Metropol. p. 209, 211, 213, 215. 4) Urk. bei *Meichelbeck*, Chron. Frising. p. 486. No. 1154. 5) Urk. bei *Hund*, Metropol. T. II. p. 253.

Menschen, deren Leben in drei Jahrhunderte fällt. ekleidete Anfangs ein geistliches Amt. Später- seit seinem 82. Jahre, lebte er als Consul von dig für Scio in Smyrna. Eine höchst mäßige sweise mochte dazu beigetragen haben, daß er ein hes Alter erreichte. Obgleich ein reicher Mann, er doch wenig Bedürfnisse. Sein einziges Ge- war Wasser, oft reichlich mit dem Safte der Scor- wurzel vermischt. Er aß wenig, fast nur Wild- und Früchte, und Abends gar nichts. Tabak te er nicht. Er ging früh schlafen, stand früh auf, dann die Messe, machte einen Spaziergang und ete bis ins höchste Alter fast den ganzen Tag. ihm irgend Merkwürdiges begegnet war in seinem , schrieb er in 22 Bänden nieder. Sein Gesund- ustand schien unwandelbar. Kein Fieber traf ihn, ß sich keine Ader öffnen und brauchte nie Arznei. ünf Ehen erzeugte er 24 Kinder, und außer diesen o viele Bastarde. Der Umgang mit Frauenzim- schien sein Hauptbedürfniß. Dem Hundertjährigen : sich sein graues Haar wiederum schwarz. Als er .09. Jahre seine Zähne verlor, nährte er sich von en; doch fing er wieder an Fleisch zu essen, als 1 Jahr später zwei große neue Zähne bekam. Als fast seit 30 Jahren gewöhnliche Blutausleerung ge-)as Ende seines Lebens aufhörte, litt er an Stein- verden und häufigem Schnupfen bis zu seinem Tode. ens war sein Charakter sanft und wohlwollend.

(*Heinrich Döring.*)

Hupé, s. unt. Hukang.

HÜPEDEN, eine sehr alte und vormals sehr an- ene Patricierfamilie im Handöverschen und Bremi- sowol im Herzogthume Bremen, als in der Stadt ien, und besonders in handöverisch Münden. Ihr ım läßt sich bis zum J. 1533 und selbst noch wei- rrück verfolgen. Daß diese Familie sich ehemals Hüpede schrieb, beweisen, wenigstens ums J. 1722 vorhandene, Urkunden. Warum die spätern Nach- ıen das von ausließen und statt dessen ein n am des Namens hinzufügten, ist unbekannt. Es auch ein Landgut und sogar ein Dorf nahe bei Ha- : noch jetzt Hüpede, wovon das Gut damals jener lie gehörte. Wahrscheinlich hat von diesem Land-)ie Familie ihren Namen entlehnt *).

Diese Familie theilt sich in zwei Stämme oder Ge-)ter: 1) Die Hüpeden vom Lehen, und 2) diejeni- ohne Lehen. Als ältesten Stammvater der ersten Li- ennt man Heinrich v. Hüpede, geboren nach 1400; atte den Besitz seiner Güter zu Herforden in der schaft Ravensberg. Sein Sohn war Marten von :de, ein Beamter oder Bediensteter des Herzogs des Ältern von Braunschweig-Lüneburg. Er war nal vermählt, zuerst mit Elisabeth Drübein, Toch- von Hans Drübein, und dann mit Anna Hart- Tochter von Hartwig Hartwigs. Dieser Marten hatte aus erster Ehe vier Söhne und zwei Töchter, und nun folgt eine sehr zahlreiche, ausgebreitete Nachkom- menschaft, deren Familien sich weit verzweigt haben und deren einzelne Glieder bald hier, bald dahin verschlagen wurden. Späterhin zogen drei aus dieser Familie in den Krieg nach dem fernen Oriente, kämpften vor etwa hundert Jahren mit in Morea unter dem Heerhaufen des Grafen von der Schulenburg, ohne, siegend oder fallend, ihre Heimath wieder zu erblicken. Die übrigen bekleide- ten meistens hohe Staatsämter und Ehrenstellen, vor- züglich auch die eines Amtmanns im Handöverschen, wie es noch heutzutage der Fall ist. Martens ältester Sohn war Erich Hüpeden (hier fehlt schon das Prädicat des Adels; das von verschwand schon vor 1600 wieder, ob- gleich doch um diese Zeit erst das Lehen verliehen wurde), geb. 1534, gest. am 30. Jan. 1602. Er war Jurist, Hofrath und Provinzialquästor unter drei verschiedenen Herzogen von Braunschweig, und erlangte zuerst das Lehengut. Seine Gattin war eine Tochter des Sena- tors Barthold Mattenberg in Münden. Von Erichs Bru- der, Hans Hüpeden, stammen die übrigen Hüpeden her, welche nicht zum Lehen gehören, vermuthlich weil er als zweiter Sohn das Primogeniturrecht entbehrte. Seine Schwester war die Gattin des Christoph Heermann, Amtmanns zu Jühnde, unweit Münden und Göttingen, der mit Frau und Kindern 1566 an der Pest starb. Aus Martens zweiter Ehe entsproß sein fünfter Sohn, eben- falls Marten genannt, welcher Gohgräf, das heißt Land- rath oder Landherr, zu Stöcken, und nachmals Kammer- rath wurde; er verehelichte sich mit der Tochter des Lüder Buchholzen, Voigts zum Rothenwalde. Seine Descen- denten gehören ebenfalls nicht zum Lehen, sind aber no- bilitirt worden und sollen ihre Güter im Lückischen haben; doch hat man sonst keine Nachricht weiter von ihnen.

Erich Hüpeden, wahrscheinlich nach Herzog Erich von Braunschweig benannt, wurde Vater einer zahlrei- chen Familie von acht Kindern, nämlich fünf Söhnen und drei Töchtern. Sein Schwiegersohn, Valentin Lu- dowig, war Senator in Münden, und wurde im drei- ßigjährigen Krieg am 9. Jun. 1626 in der blutigen Eroberung der Stadt Münden mit niedergehauen; seine Gattin starb kurz vor dem mörderischen Überfalle. Schon 1597 waren drei aus dieser Familie an der Pest in Mün- den gestorben. Erichs Sohn, Barthold (1576—1660), war 56 Jahre lang Senator, Camerarius und Kirchenvorsteher in Münden, und wurde bei der Einnahme der Stadt im dreißigjährigen Kriege durch eine sonderbare Fügung des Schicksals mit den Seinigen am Leben erhalten. Seine Gattin war Maria Spangenberg, und auch seine Schwe- ster heirathete einen Anton Spangenberg, Großhändler in Münden. Sein Bruder, Christoph, war Jurist, und viele Jahre lang Bürgermeister und Syndicus der Stadt Münden. Sein Bruder, Jeremias, war Kaufmann in Allendorf am Meißner in Hessen. Der jüngste, Hein- rich, war ebenfalls in der unglücklichen Zerstörung von Münden ums Leben gekommen. Von allen diesen haben nur drei den Stamm fortgepflanzt; nämlich 1) Barthold hatte acht Kinder, und zwar auch wieder fünf Söhne und

*) Wenn aber Einige Hüpken oder Hüpeken daraus ma- so ist dies ganz unrichtig.

drei Töchter, wie Erich der Ältere. Bartholds erster Sohn, Erich, starb 1627 in der Belagerung von Wolfenbüttel. Der zweite, Wilhelm, in Münden geboren, zog nach Bremen, wo er 1653 Ältermann wurde, dann auch Bauherr an der St. Ansgarikirche und 1659 Rathsherr. Er starb 1677; seine Frau war eine Tochter des Ältermann Bernhard Vaget, Bauherrn an der Martinikirche in Bremen. Der dritte, Joachim, war Rathsherr und Camerarius in Münden; der vierte, Georg, ebenfalls. Die älteste Tochter wurde die Gattin von Ludolf Mengershausen, Erb- und Gerichtsherrn zu Ober- und Niedergeiße, wo sie auch das Patronatsrecht ausübten. 2) Christoph, Syndicus in Münden, bekam 12 Kinder, nämlich sieben Söhne und fünf Töchter; worunter Gabriel, königl. schwedischer Oberstlieutenant, und nachher Commandant von Lübeck, gestorben 1686; er hatte die Tochter des Bürgermeisters Spangenberg in Münden zur Frau. Sein Bruder, Erich Heinrich, war fürstl. braunsch.-lüneburg. Hauptmann und Commandant der Festung Stickhausen in Ostfriesland, wo er 1666 starb. Christoph Ernst, schwedischer Lieutenant, blieb in Polen. 3) Jeremias, hatte drei Söhne und eine Tochter; der älteste war auch Kaufmann in Allendorf und seine Frau Ottilie Eisteman, Tochter eines Conductors des fürstl. Hauses Altenstein. Die beiden jüngern Söhne, Daniel und Heinrich, nahmen Kriegsdienste im dreißigjährigen Krieg, und sind wahrscheinlich im Felde geblieben. Christoph, der Älteste, hatte mehre Kinder und Enkel, die zum Theil Kaufleute in Allendorf und Hamburg waren.

Der bremische Ältermann und Senator, Wilhelm Hüpeden, hatte 12 Kinder, und zwar sechs Söhne und sechs Töchter. Der älteste Sohn, Barthold, wurde bremischer Senator und starb 1693. Der zweite, Bernhard, ein Jurist, wurde hochfürstl. ostfriesischer Amtmann und Rentmeister des bereits oben vorgekommenen Amtes und Hauses Stickhausen in Ostfriesland, ein Schwiegersohn des erzbischöfl. bremischen Kriegscommissairs Heinrich Wesellow, und Schwiegervater des Arztes D. Heinrich Iken, des Verfassers der ersten Brema literata. Bernhards Brudersohn, Wilhelm Hüpeden, war Jurist in Münden und schrieb 1722 genealogische Tabellen seiner Familie, die sich noch auf der Stadtbibliothek in Bremen befinden, aber nicht gedruckt wurden und woraus gegenwärtige Nachrichten geschöpft sind. Dies sehr fleißig und mühsam ausgearbeitete tabellarische Werk stammt aus dem Nachlasse des Bürgermeisters Justin Friedr. Wilh. Iken in Bremen, dessen Familie ebenfalls genealogisch darin nachgewiesen ist. Der Amtmann Bernhard hatte zwar Söhne, die aber ohne männliche Nachkommenschaft starben; nur in den beiden Familien Wanschafft und Iken erhielten sich seine weiblichen Sprößlinge. Dieser Zweig derjenigen vom Lehen ist also ausgestorben; ob der andere nun folgende sich noch bis jetzt erhalten habe, wissen wir nicht.

Bernhards ältester Bruder, der Rathsherr Barthold in Bremen, hatte nämlich 15 Kinder, wovon der älteste Sohn, Wilhelm, Doctor und Professor der Rechte am Gymnasium zu Bremen war, und sich als Schriftsteller

durch einige lateinisch geschriebene Abhandlungen be
machte, die jedoch nur juristische Gegenstände betr
Die Titel dieser sechs bis sieben Schriften sind im
mischen Gelehrtenlexikon zu finden. Er und sein B
Dethmar pflanzten die Familie fort, doch blieb von j
nur ein Sohn am Leben. Dethmar war königl. s
discher Amtmann in Vehiens; sein Bruder Erich w
Stockholm verheirathet. Da von den beiden Stam
tern der eine, Friedrich Kasimir, schon als Student
so ist es sehr zweifelhaft, ob sich durch den andern,
hann Wilhelm, der Stamm erhalten habe. Doch
sich drei ältere Zweige fortgepflanzt, nämlich von
chim und Georg, zwei jüngern Brüdern des gena
bremischen Ältermanns und Senators Wilhelm Hüp
und von dessen Vetter, Gabriel, welche alle noch
Lehen gehören. 1) Joachim, Rathsherr und Camer
in Münden, †. 1666, hatte vier Söhne und fünf
ter. Sein ältester Sohn, Barthold, wurde Amt
zu Jühnde bei Göttingen, und hatte neun Kinde
erster Ehe mit einer Tochter des Senators Spange
Zum zweiten Male vermählte er sich mit einer T
von Wilhelm Pape, Erb- und Gerichtsherrn auf
degsen und Hevensen, auch hochfürstl. braunschw.-
burg. Amtmanns zu Hitzacker. Des Senators Jo
zweiter Sohn war Gabriel, fürstl. braunschw.-lüne
Lieutenant; er starb (wahrscheinlich 1718) in Venedi
dem Herausmarsch aus Morea, wo er ohne Zweife
ter den Fahnen des bekannten venetianischen Ge
feldmarschalls Grafen Matthias Johannes von der S
lenburg glorreich gefochten hatte. Mit ihm waren
zwei andere aus dieser Familie in Morea, nämlich
Ernst Hüpeden, und Capitain Hermann von Win
hoff, die beide in Morea auf dem Schlachtfelde bli
Von diesen dreien war der erstere, Gabriel, verhei
mit Maria Winter, Tochter eines Kaufmanns in
den. Seine Schwester, Regina, war vermählt mi
hann Heinrich Arstenius, Rector in Münden, dann
in Gissen im Sachsen-Gothaischen, und kaiserl. g
ter Poet. Der jüngste Bruder endlich war Jo
Philipp, Bürgermeister in Kirchhain bei Marburg,
ehelicht mit einer Tochter des Bürgermeisters Kiese
zu Kirchhain, mit welcher er neun Kinder zeugte. Von
tholds neun Kindern aus erster Ehe war Johann
helm Bürgermeister von Münden und darauf Amt
zu Jühnde, vermählt 1709 mit einer Tochter des
mann von Landsberg, Erb- und Gerichtsherrn a
fingshausen. Der zweite Sohn, Justus Barthold,
Bürgermeister und Justitiarius in Dransfeld bei Mi
Der erstere hatte zwei Söhne: Ludolf Wilhelm und
Barthold. Der in Venedig gestorbene Lieutenant
briel Hüpeden hinterließ einen Sohn, Christian
Jurist, hochgräfl. stolbergischen Amtmann der Ämter
und Wolffesberg, seit 1715 königl. preuß. Amtma
Lohra. Er war geboren 1677; seine Frau wa
Tochter des Amtmanns Hentz zu Armenwerth.

2) Georg Hüpeden, Senator und Camerari
Münden, gestorben 1675, hatte mit Elisabeth Hu
neun Kinder, worunter Anton, Jurist und Sena

ßen und noch um 1722 Ältester der Familie und
ıträger, vermählt mit Rosina Spangenberg, Tochter
Bürgermeisters von Münden, mit welcher er acht
er hatte, z. B. Christoph Heinrich, Kanzellist am
ierichte zu Hanover, und Anton Philipp, kurfürstl.
ıteinnehmer in Hanover. Die Brüder Antons waren
Kaufleute und ein Pastor; des Kaufmanns Hen-
ältester Sohn, Johann Barthold, bewohnte noch um
l das vom Herzog Erich 1533 geschenkte Haus und
gleichfalls Kaufmann; sein jüngster Bruder, Georg
ırich, war Jurist, Senator, Scholarcha und Stadt-
ıtmann in Münden, vermählt mit einer Tochter des
gl. großbritann. Oberstlieutenants Didr. Joachim
ı, mit welcher er fünf Kinder zeugte; sein Bruder
ebenfalls fünf.

3) Gabriel Hüpeden, der dritte Stammhalter und
noch zum Lehen gehörig, † 1686, war königl. schwe-
er Oberstlieutenant und Commandant zu Bremervörde
Herzogthume Bremen, nachmals Commandant der
rl. freien Reichsstadt Lübeck, vermählt mit einer Toch-
ıes Bürgermeisters Christoph Spangenberg zu Mün-
und der Maria von der Rose. Er war Vater von
Söhnen und sechs Töchtern. Die älteste Tochter
ıthete zu Bremervörde 1672 Hermann von Winting-
oder Fintinghoff, einen Livländer von Adel und Ca-
n des Herzogs Ernst August von Braunschweig-Lü-
ırg. Er blieb im J. 1686 den 25. Aug. in Morea
der Festung Napoli di Romania, die von den Ve-
ınern belagert wurde. Sein Schwager, Hans Ernst
ıeden, geboren 1665 (Gabriels siebentes Kind), blieb
falls in Morea. Sein älterer Bruder, Karl Gustav
tes Kind), war auch Militairperson, und zwar Haupt-
n in königl. großbritann. und kurfürstl. braunschweig.
ısten. Christian Philipp blieb in Ungern als Volon-
Der jüngste, Anton Heinrich, war auch kurfürstl.
ınschweig. Hauptmann. Die Tochter, Beata Amalia,
an den kurfürstl. braunschweig. Dragonercapitain W.
ıey vermählt, der jedoch glücklicher als seine drei
wäger war. Ihre ältere Schwester, Agathe Juliane,
1702 als Klosterfräulein im Kloster Mariensee, un-
Hanover, an demselben Orte, wo einst der Dichter
ty 1748 geboren wurde. Eine jüngere Schwester,
a Charlotte, starb in Polen 1700, vermählt mit dem
igen Major Paul von Stubitz, welchem sie zwei Töch-
und einen Sohn, Paul Alexander von Stubitz, gebo-
hatte. Von allen diesen 14 Kindern waren nur drei
mmhalter, aber nur in weiblicher Nachkommenschaft,
daß die dritte Branche des Gabriel Hüpeden erlosch.

Der zweite Hauptstamm, oder die Familie der Hü-
n, die nicht zum Lehen gehören, stammt von
ns Hüpeden ab, dem zweiten Sohne des Mar-
von Hüpeden; er starb 1578; seine Gattin hieß Anna
hlag, Tochter von Georg Zuschlag, Bürger in Mün-
Diese Ehe war mit drei Söhnen und einer Toch-
gesegnet. Der älteste, Christoph, Kaufmann in Mün-
, † 1623, blieb der einzige Stammhalter durch drei
ıne aus zwei Ehen. Des Christoph zweiter Bruder,
rg, war Senator und Camerarius in Münden, auch
Kirchenvorsteher daselbst, und hatte das Unglück, in der
blutigen Eroberung der Stadt Münden 1626 in dem
dreißigjährigen Krieg im 57. Jahre seines Alters mit
niedergehauen zu werden. Dasselbe Schicksal hatte auch
sein jüngster Bruder, Hans Hüpeden (Kaufmann) in dem-
selben Jahr und in derselben Eroberung. Beide waren
verheirathet, ohne daß männliche Erben am Leben blie-
ben. Die einzige Schwester, Ilsabeth, war verheirathet
mit dem Amtsschreiber Brauns in Münden, und ist ebenfalls
bei Eroberung dieser Stadt 1626 auf dem Schlosse mit
niedergehauen worden. Hans Hüpedens Frau hieß eben-
falls Brauns. Des genannten Christoph ältester Sohn,
Barthold, wurde 1645 Ältermann in Bremen, 1654 Se-
nator, und starb 1670 in Bremen, 75 Jahre alt, ver-
mählt mit der Tochter des Ältermann Bernhard Vaget,
Bauherrn der Martinikirche in Bremen, und hinterließ
vier Kinder, doch ohne männliche Nachkommenschaft, wäh-
rend eine Tochter 1655 an Götje Hünecken, Amtsvoigt
in Blumenthal bei Bremen, vermählt wurde. Christophs
zweiter Sohn, Hans Hüpeden, lange Jahre Bürgermei-
ster in Münden, † 1675, dreimal verheirathet, sechs Kin-
der hinterlassend, doch keine männlichen Erben. Christophs
dritter Sohn, Anton, war Kaplan der Kirche in Münden
36 Jahre lang, † 1664, vermählt mit einer Tochter von
Wilhelm Hudemann, fürstl. braunschw.-lüneburg. Amt-
mann zu Wennigsen, dessen Vater, Daniel Hudemann,
Bürgermeister in Münden und vermählt war mit Barbara
Corvina, Tochter von Anton Corvin, erstem Generalsu-
perintendenten, welcher im Herzogthume Kalenberg 1542
zuerst die Verderbnisse der Kirche bekämpfte und ab-
schaffte. Dieser Kaplan, Anton Hüpeden, hatte fünf
Söhne und fünf Töchter. Der älteste Sohn, Johann
Daniel, hat wieder eine gesegnete Ehe von 14 Kindern
gehabt, wovon indessen nur Einer das männliche Geschlecht
fortgepflanzt hat und Vater von fünf Kindern geworden,
worunter die Söhne Liborius Friedrich, Erich Andreas
und Christoph Justus. Des Kaplans zweiter Sohn, Chri-
stoph Wilhelm, Kaufmann in Münden, hatte unter sieben
Kindern zwei Söhne, deren ältester, Anton Wilhelm, kö-
nigl. und kurfürstl. Münzmeister zu Hanover wurde, je-
doch ledig blieb. Der andere, Christoph Wilhelm, hatte
nur einen männlichen Erben. Des Kaplans Tochter,
Benigna Elisabeth, wurde die Mutter von Margarethe
Spangenberg, der Mutter des Juristen Wilhelm Hüpe-
den in Münden, der die genealogischen Tabellen schrieb.
Alle übrigen von den zehn Kindern des Kaplans blieben
entweder unverheirathet, oder doch wenigstens ohne männ-
liche Erben. (*Karl Iken.*)

HUPEL (August Wilhelm), geboren 1736 in dem
sachsen-weimarischen Städtchen Buttelstädt, wo sein Va-
ter Prediger war, begab sich nach zurückgelegten Schul-
und Universitätsjahren in Weimar und Jena nach Liv-
land, wo er zu Eck, 2½ M. von Dorpat, hernach aber zu
Oberpahlen Prediger wurde, und später auch das Prä-
dicat eines Consistorialraths und Doctors der Theologie
erhielt. Den Abend seines Lebens brachte er, nach Nie-
derlegung seines Pfarramtes, zu Weißenstein, sechs Mei-
len von Oberpahlen, zu, wo er im Januar 1819 starb.

H. hat sich durch eine Menge von Schriften, von denen einige noch jetzt geschätzt werden, rühmlichst bekannt gemacht. Dahin gehören: Topographische Nachrichten von Liv- und Esthland. 3 Bde. (Riga 1774—1782); Die gegenwärtige Verfassung der riga'schen und revalschen Statthalterschaft, zur Ergänzung der topographischen Nachrichten von Liv- und Esthland (Ebend. 1789, auch unter dem Titel eines vierten Theils der topographischen Nachrichten rc.); Versuch, die Staatsverfassung des russischen Reichs darzustellen. 2 Thle. (Ebend. 1791—1793); Nordische Miscellaneen, 28 Stücke, mit einem Register über das ganze Werk (Ebend. 1781—1791), die Fortsetzung erschien unter dem Titel: Neue nordische Miscellaneen, 1—18. Stück (Riga u. Leipzig 1792—1798). Ferner schrieb er: Esthnische Sprachlehre, nebst einem vollständigen Wörterbuche (Riga 1780). An diesem Werke haben auch andere Gelehrte Theil. Idiotikon der teutschen Sprache in Liv- und Esthland (Ebend. 1795). Außerdem: Ökonomisches Handbuch für liv- und esthländische Gutsherren und deren Disponenten. 2 Thle. (Ebend. 1796); Vom Zwecke der Ehen rc. (Ebend. 1771); Origenes, oder von der Verschneidung über Matth. 19, 10—12. Ein Versuch zur Ehrenrettung einiger gering geachteten Verschnittenen (Ebend. 1772) u. a. m. Sein Bildniß findet sich vor dem 78. Theile der Krünitz-Flörkenschen Encyklopädie *). (*R.*)

HUPFAUER (Paul), war den 24. Febr. 1747 von geringen Bauersleuten zu Wald bei Miesbach im Isarkreise geboren. Als achtjähriger Knabe kam er in das Seminar des Klosters Weyarn. Dieser Lehranstalt verdankte er den ersten Unterricht, seine spätere wissenschaftliche Bildung dem Lyceum zu München. Im J. 1769 trat er zu Beuerberg in den regulirten Chorherrenorden, legte im nächsten Jahre sein Klostergelübde ab, und erhielt 1773 die Priesterweihe. Durch seine natürlichen Anlagen und eine Fülle von Kenntnissen hatte er sich so vortheilhaft ausgezeichnet, daß ihm ohne Bedenken der Unterricht in der Philosophie, Theologie und Kirchengeschichte für die jüngern Geistlichen in Beuerberg übertragen werden konnte. Im J. 1781 erhielt er am Lyceum zu München eine Professur der Logik, Metaphysik, praktischen Philosophie und Mathematik. Die genannten Wissenschaften lehrte er mit großem Beifalle bis zum J. 1792. Aber es fehlte ihm, der als ein heller Kopf den Aberglauben und religiöse Vorurtheile mancher Art mit rücksichtsloser Freimüthigkeit bekämpfte, in München auch nicht an Gegnern. Er ward verklagt als Illuminat, was er nie war, und mußte in sein Kloster zurückkehren, wo er, zum Novizenmeister und Dechanten ernannt, sich in seinen nächsten Umgebungen allgemeine Achtung erwarb. Im J. 1794 wurde er in Beuerberg einstimmig zum Propst erwählt. Aber ein kurfürstliches Rescript erklärte, hauptsächlich auf den Antrieb v. Lipperts in München, diese Wahl, ihrer entschiedenen Rechtskräftigkeit ungeachtet, für ungültig. Bald nachdem eine neue Prälatenwahl angeordnet worden war, legte Hupfauer seine Stelle als Dechant nieder, und widmete sich der Seelsorge auf dem Lande. Ein von seinem bisherigen sehr verschiedener Wirkungskreis eröffnete sich ihm im J. 1799. Er ward um diese Zeit Professor der allgemeinen Wissenschaftskunde und Literatur auf der Universität zu Ingolstadt, und ging, als diese Hochschule (1800) nach Landshut verlegt ward, dorthin, wo er (1801) zum Universitätsbibliothekar ernannt ward. Doch kehrte er bereits im nächsten Jahre wieder in sein Kloster nach Beuerberg zurück, weil man ihn dort einstimmig zum Propst erwählt hatte. Als dasselbe bald nachher nebst den übrigen Klöstern in Baiern aufgehoben wurde, übernahm Hupfauer wieder die Oberaufsicht über die Universitätsbibliothek zu Landshut, die er durch den Ankauf zweckmäßiger Werke aus den Büchersammlungen der aufgehobenen Klöster vermehrte, und für ihre Einrichtung und Erhaltung auf mannichfache Weise Sorge trug. Neben seinem Bibliothekariat bekleidete er zugleich die Stelle eines Local-Studiencommissairs für die lateinischen Schulen in Landshut. Von der Akademie der Wissenschaften zu München war er bereits 1795 unter die ordentlichen Mitglieder der historischen Classe aufgenommen worden.

Ein Nervenfieber beschleunigte den 14. Jun. 1808 seinen Tod. Außer dieser letzten Krankheit hatte er in seinem ganzen Leben mit keinem bedeutenden Übel zu kämpfen gehabt. Aber er hatte auch seinen festgebauten und kräftigen Körper gesund erhalten durch eine mäßige und geregelte Lebensweise. Eine Folge davon war sein heiteres Temperament. In seinem Umgange war er ein Feind des Ceremoniellen, grade und aufrichtig gegen Jedermann, redlich und zuverlässig in der Freundschaft. Aus seiner ungeheuchelten Religiosität floß sein Wohlwollen gegen Andere und die strenge Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seine Amtspflichten erfüllte. Mit so achtungswerthen Eigenschaften verband er eine ausgebreitete Kenntniß der Literaturgeschichte und Bibliographie. Er war gesonnen, eine vollständige Geschichte der berühmten augsburgischen Druckerei ad insigne Pinus, und eine Geschichte des bairischen Schulwesens herauszugeben. Keins von diesen Werken kam zur Ausführung. Überhaupt galt ihm das Bewußtsein, redlich seine Pflichten erfüllt zu haben, mehr als literarischer Ruhm, den er, seinen eigenen Äußerungen zufolge, als ein leeres und nichtiges Phantom wenig beachtete. Die wenigen Schriften, die aus seiner Feder geflossen, sind meistens historisch-literarischen Inhalts. Dahin gehören seine Druckstücke aus dem 15. Jahrh., welche sich in der Bibliothek des regulirten Chorstifts zu Beuerberg befinden[1]), und über den Domherrn Paulus Wann, seine Schriften und die verschiedenen Ausgaben derselben, mit literarischen Anmerkungen, nebst Digressionen über das Predigtwesen[2]) u.

*) Vergl. Meusel, Gelehrtes Teutschland, und Gadebusch, Livl. Biblioth. 2. Th. S. 99, 100.

1) Mit 28 Holzschnitten (Augsb. 1794). S. oberteutsche Literaturzeitung. 1795. 1. Bd. S. 447. Neue allgemeine teutsche Bibliothek. 15. Bd. S. 181. 2) Mit 2 Holzschnitten (Landsh. 1801). S. oberteutsche Literaturzeitung. 1801. 2. Bd. S. 849. Halle'sche Literaturzeitung. 1804. 1. Bd. S. 239.

u. m. Einige Aufsätze lieferte Hupfauer für das von Kohlbrenner herausgegebene münchener Intelligenzblatt und Recensionen für die oberteutsche Literaturzeitung [3]).
(*Heinrich Döring.*)

HÜPSCH (**Johann Wilhelm Karl Adolf, Frhr. von**), geheimer Legationsrath und Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften, war 1726 geboren, hatte seinen Wohnsitz in Cöln, und starb daselbst den 1. Jan. 1805. Er besaß eine reiche Sammlung historischer, antiquarischer und naturhistorischer Seltenheiten, die er den Besuchenden mit vieler Bereitwilligkeit zeigte, und die nach seinem Tod an den damaligen Landgrafen von Hessen-Darmstadt kamen. Mancherlei nützliche, aus eigener Beobachtung geflossene Bemerkungen enthalten seine Schriften: Physikalische Abhandlungen von den seltsamsten und merkwürdigsten Begebenheiten der Natur (Frkf. u. Leipz. 1766); Vorschläge, die Ackermäuse zu vertilgen (Cöln 1768); Entdeckungen einiger seltenen versteinerten Schalthiere (Frkf. 1768, Haag 1771); Naturgeschichte Niederteutschlands und anderer Gegenden, nebst häufigen neuen Entdeckungen wenig bekannter Naturwerke (Nürnb. 1781—1805. 4. 2. Th. m. Kpf.); Sammlung von histor. u. literar. Abhandlungen (Cöln u. Leipz. 1782. 4. 1. St.); Vorschläge wider die Hornviehseuche (Dessau 1783); Epigrammatographia, s. collectio inscriptionum antiquioris, medii et recentioris aevi provinciarum Germaniae inferioris (Colon. 1801. 4. Vol. II., auch mit einem teutschen Titel). Der erste Theil dieser Sammlung enthält die römischen Inschriften aus den ältern Zeiten, der zweite die Inschriften des Mittelalters und der neuern Zeit in Niederteutschland. Zu mehren naturhistorischen und andern Journalen, z. B. dem Naturforscher, lieferte er Beiträge *).
(*Baur.*)

Hu-pu (chines. Staatsw.), s. China.

Hu-quang, s. Hukang.

HUQUIER (**Jacques Gabriel**), geb. zu Orleans 1695, und gest. zu Paris 1772, ätzte in Kupfer und beschäftigte sich mit dem Kunsthandel. Human gegen Künstler und Kunstfreunde, sah er diese wöchentlich mehre Male in seinem Hause, um sich mit ihnen über Kunstgegenstände zu unterhalten. Diese Gesellschaft wußte diesen liebenswürdigen Mann nicht höher zu ehren, als daß sie ihm den Namen Vater Huquier gab. Sein Sohn, Gabriel, geboren zu Paris um 1725, arbeitete mit dem Vater eine bedeutende Anzahl Blätter nach Gillot, Watteau und Boucher, ging aber in der Folge nach England, wo er sich mit Miniatur- und Pastellmalen beschäftigte **).
(*A. Weise.*)

HUR (هور), ein Meerbusen im Gebiete von Algier, der in seiner krummen Linie nach Edrisi nicht weniger als 60 Meilen beträgt, und vom Vorgebirge Battâl (بطال), das sich 12 Meilen weit ins Meer erstreckt, seinen Anfang nimmt. Bei Shaw (Tab. III.) findet sich derselbe zwischen dem Vorgebirge Akkonnatter und El-Amusche; doch bemerkt er, daß das Meer daselbst nicht so gefährlich zu befahren sei, wie es Edrisi schildert. Gewöhnlich wird Hur mit dem Ῥουσουκκόραι des Ptolemaios verglichen.
(*Gustav Flügel.*)

HUR, HURI, HURIS (حور) ist der arabische und persische Name der Paradiesjungfrauen, der Mädchen von ewiger Unschuld und Jungfräulichkeit, die im Koran den Seligen des Himmels als Gespielinnen und Dienerinnen versprochen werden. Der Ursprung des Namens Huris für jene beneidenswerthe Geschöpfe, den man mit dem der Horen verglichen hat, liegt in der Bedeutung des Wortes selbst, und ist nicht durch fremden Einfluß zu erklären. Das Wort nämlich bedeutet ein Mädchen, in dessen blendend weißem Auge sich ein großer schwarzer Augapfel, ähnlich dem mehrer Antilopengeschlechter, bewegt. Hatte der alte Parse die Phantasie in dem Gebilde seiner Paris, den „weiblichen luftigen Geschöpfen, zart wie die Lichtstrahlen, schön wie die Morgenröthe, Freundinnen der Blumen und Düfte, aus denen ihr ganzes Wesen aufgehaucht ist," erschöpft, und in dem Umgange mit ihnen auf der Erde seine größte Seligkeit geträumt, so schuf Muhammed an ihrer Stelle die Huris, und machte ihren Besitz zu einem der höchsten Genüsse des Paradieses. In nicht weniger als 11 Stellen wird auf sie im Koran entweder unter obigem Namen selbst oder in Umschreibungen hingedeutet. Sure II, 23 und III, 13 sind sie nach den einheimischen Auslegern unter dem Ausdrucke „reine Frauen" inbegriffen. „Rein" heißen sie als jedes Schmutzes, des körperlichen und geistigen, ledig. Nach einigen Commentatoren sagte Muhammed von ihnen, daß sie zugleich mit ihren Männern ins Paradies eintreten, gleiches Alters mit ihnen sein, keine Weiblichkeit zu ertragen haben, nicht einmal die Nase schnauben oder irgend ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen haben würden. Eine nähere Beschreibung derselben ist Sur. 37, 47 gegeben, ohne daß sie jedoch mit dem Namen Hûr selbst genannt würden: „Bei ihnen (den seligen Gläubigen) werden sein (Jungfrauen), die züchtig ihre Blicke nur auf ihren Gemahl werfen, begabt mit großen Gazellenaugen, gleich als ob sie bedeckte Straußeneier wären." Als größte Schönheit an orientalischen Frauen nämlich gelten die großen Augen (βοῶπις, ochsenäugig, von der Götterkönigin als Bezeichnung erhabener Schönheit) mit den oben angegebenen Eigenthümlichkeiten, zu denen, um die weibliche Schönheit zu vollenden, eine zarte, gelblichweiße Haut

3) Vgl. Dem Andenken Paul Hupfauers gewidmet von Franz von Paula Schrank (Landsh. 1808). Reithofer, Geschichte und Beschreibung der Universität Landshut. S. 81 fg. Westenrieder, Geschichte der baierischen Akademie der Wissenschaften. 2. Bd. S. 142 u. 583. Baader, Gelehrtes Baiern. S. 444 fg. Dessen Lexikon verstorb. baierischer Schriftsteller. 2. Bd. 1. Th. S. 103 fg. Meusel, Gelehrtes Teutschland. 3. Bd. S. 473. 11. Bd. S. 389. 14. Bd. S. 212. 18. Bd. S. 238.

*) Der Biograph. 4. Bd. S. 447. Meusel, Gel. Teutschl. Sein Bildniß in Fol. wurde 1790 von C. W. Bock in Nürnberg gestochen.

*) Rosts Handb. 8. Th. S. 80, 81.

kommen muß. Letztere wird in dem Gleichnisse mit dem frischgelegten Eie, das der Strauß mit seinen Flügeln bedeckt, damit es nicht durch Staub und Sand leide, ausgedrückt. Ein solches Ei aber ist gelblichweiß oder falb, und diese Farbe in ihrer Reinheit gilt als die schönste eines orientalischen Teint, für deren Erhaltung auch die Frauen die nöthige Sorge tragen. Sur. 38, 52 wird bemerkt, daß diese Jungfrauen von gleichem Alter mit den Seligen, d. h. nicht zu alt und nicht zu jung (nach einigen Auslegern etwas über 30 Jahre alt) sein werden. Sur. 44, 54 und 52, 19 kommt das Wort Hur selbst vor, wird aber von den Auslegern nur durch „blendend weiß" erklärt, und Sur. 55, 56 wird hinzufügt, daß sie weder ein irdisches noch geistiges Wesen, weder ein Mensch noch ein Dschinn vorher berührt habe; sie werden nach V. 72 in Zelten wohnen, und mit den Seligen auf grünen Matten und den ausgesuchtesten Teppichen liegen. Jede derselben, behaupten die Commentatoren, bringt 70 Jahre mit ihrem Gemahle zu, wo ein Wechsel durch die Erscheinung neuer Huris erfolgt, die die Seligen auffodern, sich an einen andern Ort des Paradieses zu begeben. Ihrer Unschuld und Jungfräulichkeit nach gelten sie den Perlen gleich, die noch in der Muschel verborgen liegen (Sur. 56, 22 fg.), dessenungeachtet aber sind sie leicht zugängliche Liebchen (V. 34 fg.), die Allah insofern zu dauernden Jungfrauen geschaffen hat, als der Selige, so oft er ihnen naht, sie auch immer wieder als Jungfrauen findet. Sur. 78, 33 wird endlich noch eine gewisse körperliche Fülle derselben erwähnt, die ihre Reize in jeder Beziehung erhöhen soll.

Schon oben ward angedeutet, daß die Idee von überirdischen Jungfrauen keine neue ist, daß sie sich bei den alten Feueranbetern und selbst bei den Hindus vorfindet. Muhammed beschrieb sie nur kurz, desto thätiger aber war die Phantasie der Koranausleger und Dichter, nichts unerwähnt zu lassen, was diesen himmlischen Schönen zur Empfehlung dienen konnte. Das Feenartige ihrer ganzen luftigen Erscheinung, die Fülle und Pracht der Natur an und außer ihnen — im Schatten der üppigsten Palmen und beim Gemurmel kühlender Wasserfälle sollen sie vorzüglich liebenswürdig sein — bot natürlich auch den süßesten Stoff für die genußsüchtigen, stillen Betrachtungen des wonnetrunkenen Morgenländers dar*). (*Gustav Flügel.*)

HURA *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Trikokken und der letzten Ordnung (**Monadelphia**) der 21. Linné'schen Classe. Ihr Charakter ist folgender: Die männlichen Blumen stehen zahlreich in Blüthenkätzchen beisammen, sind jede mit einem Schüppchen versehen, und bestehen aus einem krugförmigen, abgestutzten Kelch, und einem Staubfaden, welcher verdickt und mit Höckern versehen ist, welche wirbelförmig um die Mitte des Staubfadens stehen; unten an diesen Höckern stehen die Antheren. Die weibliche Blume ist einzeln und besteht aus einem dreigetheilten Kelch und einem trichterförmigen Griffel mit schildförmiger, vielfachliger Narbe; die Frucht ist eine holzige, vielkörnige Kapsel mit einsamigen Körnern. Die drei bekannten Arten dieser Gattung sind Bäume. 1) **H. crepitans** *L.*, mit tief herzförmigen, eiförmigen, gleichförmig-gesägten Blättern, und eiförmigen, männlichen Blüthenkätzchen. Wächst im tropischen Amerika. Abb. *L.* Hort. cliff. t. 34, *Lam.* Ill. t. 793. Die Fruchtkapsel dieses Baumes zerspringt, wenn sie reif ist, und durch die Sonnenhitze erwärmt wird, mit einem lauten Knalle, daher der Trivialname. Die Franzosen nennen diesen Baum Sablier, die Engländer **Sandbox-tree**, weil man sich seiner Fruchtschalen zu Streusandbüchsen bedient. 2) **H. brasiliensis** W. En., mit fast herzförmig-eiförmigen, gleichförmig-gesägten Blättern, und ablangen, männlichen Blüthenkätzchen. In Brasilien. 3) **H. strepens** W. En., mit fast herzförmig-ablangen, gezähnten Blättern, deren untere Zähne verlängert und an der Spitze glattrandig sind. Im tropischen Amerika. S. *Spr.* Syst. III, 884. (*Sprengel.*)

HURA CREPITANS, Sandbüchsenbaum (**Sablier élastique**), in der Landessprache Ajuapar, eine **Monoecia Monadelphia** *L.*, oder **Euphorbiacea** *Juss.* Die Fruchtsamen dieses indischen Baumes in den heißen Thälern um die Ebene von Bogota werden von den Negern oft als Laxirmittel gebraucht, das aber sehr heftig wirken soll. Sie bestehen nach Bonastre (s. Trommsdorffs neues Journ. d. Pharmacie ꝛc. X, 1), in 180 Theilen, aus: 92 fettem, leicht säuerlichem Öle, 8 Stearin, 70 eiweißartigem Marke, 2 Gummi, 4 Feuchtigkeit und 4 salzigem Rückstande. Die äußern Fruchthüllen enthalten viele im Wasser lösliche, mit Gallussäure und Gerbstoffe verbundene Färbesubstanz. Die Frucht selbst dient zu mancherlei Geräthschaften (vergl. Buchners ꝛc. Repertor. f. d. Pharm. XIX, 3). Der Milchsaft dieser Pflanze erregt schon durch seine Ausdünstung fürchterliche Zufälle. Man braucht ihn zum Fischfang. Er ist geruchlos, und gleicht ganz der Milch des Kuhbaums, hat aber eine etwas gelbliche Farbe, und enthält, nach Boussingault und Rivero, ein wesentliches, blasenziehendes Öl, ein scharfes, krystallisirbares Kaloid, saures äpfelsaures Kali, salpetersaures Kali, äpfelsauren Kalk ꝛc. (s. Buchners Repert. 1826. XXIII.) (*Th. Schreger.*)

Huram, s. **Hiram**.

HURAULIT, ein französisches Mineral aus der Commune d'Hureaux, Departement de la haute Vienne, das, nach Vauquelin, in 100 Theilen, 47,2 Eisen und Mangan, 32,8 Phosphorsäure und 20 Wasser enthält (s. Ann. de Ch. et Ph. 1825. Nov. p. 302). (*Th. Schreger.*)

HURAULT, eine besonders durch den Kanzler Hurault de Chiverny illustrirte französische Familie. Philipp Hurault war vor dem J. 1352 mit Ingelger von Amboise in einen Rechtsstreit verwickelt, den seine Witwe, Maria de Villebresme, und seine Söhne, Philipp, auf St. Denis-sur-Loire und la Grange, und Johann, im J. 1352 fortführten. Johanns jüngerer Sohn, Ralph,

*) Diesen vollkommenen Wesen sind die himmlischen Jünglinge (Sur. 56, 17 sq. und 76, 19.), welche den Dienst als Mundschenken versehen, und von denen jeder ein vollendeter Adonis ist, an die Seite zu stellen.

gründete die Linie in Chiverny; von der alsbald; der ältere, Dionys, empfing von dem Herzoge von Orleans die Belehnung über Marcilly, und lebte noch 1458. Dieses Dionys Urenkel, Jakob, auf St. Denis und Villeluisant, hatte vier Söhne; der zweite, Dionys, Abt von Pelisle und le Breuil, wurde 1584 zum Bischofe von Orleans ernannt, besaß das Bisthum während der Jahre 1585 und 1586, ohne die Weihen zu empfangen, und trat es demnächst an den Abt von Paimpont, an German Vaillant de Guelis, ab. Des Bischofs älterer Bruder, Jakob II., auf St. Denis, Kammerherr des Herzogs von Anjou und Lieutenant einer Compagnie von 30 Lanzen, starb 1600. Dessen Enkel, Florimund, auf St. Denis und Villeluisant, Großforstmeister von Frankreich, empfing am 2. Jun. 1643 von dem Herzoge von Vendôme die Lehen wegen Villeluisant, und hinterließ aus drei Ehen eine zahlreiche Nachkommenschaft. Ein Enkel von ihm, David, auf St. Denis, wird noch 1712 genannt.

Die Linie in Chiverny.

Ihr Stammvater, Ralph, kommt 1482 als Eigenthümer von la Grange, in Sologne, vor. Sein jüngerer Sohn, Johann, wurde der Stammvater der Linie von Boistaille, von der hernach; der ältere, Jakob, auf la Grange, Chiverny, Vibraye und Weil, General der Finanzen unter Ludwig XII., Amtmann und Gouverneur von Blois, erkaufte die Baronie Huriel in Bourbonnais, und starb den 25. Oct. 1517, mit Hinterlassung der Söhne Ralph, Jakob, Philipp und Johann. Johann wurde der Stammvater der Herren, nachmals Grafen du Marais, die auch Joinville, Châteaupers und Weil, in Berry, besessen haben. Philipp, Abt von Marmoutier, Bourgueil, St. Nikolaus zu Angers, und St. Peter zu Sens, wurde auf den Betrieb des Cardinals von Lothringen, an den er die Abtei Marmoutier nicht abtreten wollen, in die Bastille geschickt, und starb daselbst den 12. Nov. 1539. Man sprach von Vergiftung, und der Cardinal von Lothringen erhielt des Verstorbenen Abteien, sammt den 10,000 baaren Thalern, so man bei ihm gefunden. Jakob Hurault, Abt von St. Lomer zu Blois, und von St. Benigne zu Dijon, auch seit 1512 Bischof von Autun, war einer der Vertrauten des unglücklichen Connetable von Bourbon, und erhielt von ihm, kurz vor seinem Austritt aus dem Königreiche, den gefährlichen Auftrag, die Bedingungen, unter welchen der Prinz zum Gehorsame zurückkehren wollte, dem Könige vorzutragen (7. Sept. 1522). Er wurde aber auf der Reise nach Lyon zu la Pacaudière in Verhaft genommen, und blieb mehre Jahre im Kerker, ohne daß ein Urtheil gegen ihn ergangen wäre. Im J. 1527 erhielt er die Freiheit wieder, und in dankbarer Erinnerung an die überstandenen Gefahren beschenkte er den Hochaltar seiner Domkirche mit einem Antipendium von Goldstück, worauf er selbst, vor Christus knieend, abgebildet, zugleich mit dem Spruche: Invocabo Dominum, et ab inimicis meis salvus ero. Dieses Geschenk war indessen nur ein schwacher Ersatz für das, was die Kirche von Autun durch ihren Bischof verloren; sein Unglück wurde nämlich Schuld, daß die gesammten Pfründen der Diöcese zu den an den König zu entrichtenden Decimen um 50 Proc. höher, als ihre eigentliche Taxe gewesen wäre, besteuert wurden; eine Ungerechtigkeit, die bis auf die Zeiten der Revolution bestand. Jakob starb zu Blois im Junius 1546. Sein ältester Bruder, Ralph II., Herr von Chiverny, la Grange, Vibraye, Cour-sur-Loire, Baron von Huriel, General der Finanzen, erbaute das Schloß zu Chiverny in Berry (nicht in Bretagne), und starb im Lager vor Neapel, im August 1527. Zwanzig Jahre später, am 24. Sept. 1547, erwirkte seine Witwe, Maria von Beaune, königliche Briefe, wodurch alles Verfahren wegen der angeblich von ihrem Eheherrn in der Finanzverwaltung begangenen Unterschleife niedergeschlagen wurde. Unter Ralphs fünf Söhnen sind doch nur Dionys und Philipp zu merken. Dionys besaß die Baronie Huriel, erheirathete Precy in Berry, und wurde der Stammvater der nachmaligen Marquis von Vibraye.

Philipp, Ralphs II. jüngster Sohn, geb. am 25. März 1528, studirte zu Poitiers und Padua, wurde am 9. März 1554 als Conseiller-clerc bei dem Parlamente zu Paris aufgenommen, und erhielt durch Patent vom 1. August 1562 die Stelle eines Maître-des-requêtes. In dieser neuen Stellung wurde er dem Cardinale von Lothringen bekannt, durch ihn der Königin Katharina empfohlen, und durch ihren Einfluß 1566 zum Kanzler des Herzogs von Anjou ernannt. Als dieser Fürst nach Polen ging, um die Krone der Jagellonen zu empfangen, blieb Philipp in Frankreich zurück, um dessen Interessen wahrzunehmen, insbesondere wurde er durch seine genaue Verbindung mit dem königl. Leibarzte, mit Miron, in den Stand gesetzt, die genauesten Nachrichten über Karls IX. Gesundheitszustand nach Krakau zu befördern, durch ihn erhielt auch Heinrich III. die erste Kunde von des Bruders Ableben. Überzeugt, daß sein Kanzler wesentlich beigetragen habe, die den Umsturz der gesetzlichen Thronfolge bezweckenden Umtriebe zu vereiteln, nahm der neue König ihn alsbald in den Cabinetsrath auf. Er unterhandelte in Nancy die Vermählung des Königs mit der Prinzessin Louise von Vaudemont, empfing als Belohnung des Ordens von Grandmont Priorat in dem Walde von Vincennes, womit die Stelle eines Kanzlers des St. Michaelordens verbunden, wurde am 26. Sept. 1578 zum Siegelbewahrer, im December 1578, bei der Stiftung des heil. Geistordens, zum Ordenskanzler, 1582, obgleich ein Robin (Togatus) zum Gouverneur und Lieutenant-général von Orleannais, Chartrain, Etampes, Blois, Amboise, Dunois und Loudunois, und 1583, nach seines Freundes, des Cardinals Birague Absterben, zum Kanzler von Frankreich ernannt. Sowie aber Katharina von Medicis, als sie, nach den Barricaden, den Vertrag mit dem Herzoge von Guise zu Stande gebracht, alles Einflusses auf ihren Sohn verlustig ging, so wurde auch Philipp, jetzt durch königl. Briefe vom Januar 1577 Graf von Chiverny, seines wichtigen Amtes verlustig. Man beschuldigte ihn des Einverständnisses mit den lothringischen Prinzen, und Heinrich III. ließ ihm im August 1588 die Siegel abfodern. Er begab sich nach der

Burg Eclimont, unweit Gallardon, die er, sammt Bretencourt, le Tremblay und Chanfreau, von seiner Muhme und Schwägerin, von Margaretha Poncher, ererbt, und führte dort ein zurückgezogenes Leben, bis Heinrich IV. bei seiner Thronbesteigung ihn zurückrief, und, im August 1590, ihm nochmals die Siegel übergab. „Sie empfangen hiermit," sagte ihm der König in Gegenwart des ganzen Hofes, „Sie empfangen hiermit zwei Pistolen, die ich wünsche, daß sie in meinem Dienste gebraucht werden; daß Sie damit gar gut umzugehen wissen, ist mir längst bekannt. Sie haben mir mit denselben mehrmals sehr wehe gethan, ich verzeihe aber, weil Sie die Befehle meines königlichen Bruders vollstreckten. Dienen Sie mir in gleicher Weise, und ich werde Sie lieben und mehr lieben, als mein Vorgänger that, auch ihren Rathschlägen folgen; denn daß er sie nicht befolgte, ist ihm übel bekommen." So groß die Unordnung, die Philipp in allen Geschäftszweigen vorfand, so schnell wurde durch ihn die Ordnung wieder hergestellt; denn es bedurfte nur seines Rufes, und die verscheuchten Beamten kehrten allerwärts zu ihren Posten zurück. Er hatte aber auch Einfluß auf den Gang der politischen Begebenheiten, und namentlich den größten Antheil an der durch ihre Folgen so wichtigen Eroberung von Chartres, zu der er zwar, wie man behauptet, den König verleitet haben soll, um seine Güter von der beschwerlichen Nachbarschaft einer liguistischen Besatzung zu befreien, oder um eine Geliebte, die in der Stadt eingeschlossen, wiederzusehen; er betrieb ganz allein die Anstalten zu des Königs Krönung in Chartres, er half die Übergabe von Paris herbeiführen, und entwickelte die nützlichste Thätigkeit in der durch dieses große Ereigniß nothwendig gewordenen Umbildung sämmtlicher Administrations- und Justizbehörden. Verdienste der Art konnten unter Heinreich IV. nicht in Vergessenheit gerathen, und Philipp blieb in des Monarchen Gunst bis an sein Ende, welches am 30. Jul. 1599 zu Chiverny erfolgte. Er hatte daselbst die Ferien zubringen wollen, und fand nun in der Pfarrkirche, neben dem Vater, seine Ruhestätte. Der Graf von Chiverny besaß einen gründlichen Verstand, großen Fleiß, war in Geschäften gewandt und zuverlässig, neuen Gesetzen und gefährlichen Änderungen sehr zuwider, gegen Jeden freundlich und leutselig, sodaß nicht leicht Einer seine Audienzen misvergnügt verließ. Gleichwol beweisen die Flugschriften aus seiner stürmischen Zeit, daß es ihm an Feinden nicht fehlte. Baudius schrieb auf ihn mehre Satyren und Pasquille. Vornehmlich hat man ihn der Bestechlichkeit bezichtigt. Von der im J. 1597 angeordneten Commission, welche die Unterschleife der Finanzpächter untersuchen sollte, wurde, wie l'Etoile berichtet, „der Hauptdieb der Bande, Molan, um Geld, das er dem Kanzler gegeben, freigesprochen," daher auch einer der Commissarien dem Oberhaupte der Justiz bei dieser Gelegenheit sagen durfte: „Das heißt nicht Gerechtigkeit üben, wenn man um Geld den Dicksten und Sträflichsten verschont und die Kleinsten bestraft." In den Amours du grand Alcandre (Heinrich IV.) erzählt Louise von Lothringen, Prinzessin von Conty, nette Dinge von des alten Kanzlers langer Liebschaft mit der Tante der schönen Gabriele d'Estrées, mit der Marquise von Sourdis. Wie diese von ihrem letzten Kinde, dem nachmaligen Erzbischofe von Bordeaux (Heinrich von Escoubleau, † 18. Jun. 1645), entbunden wurde (1594), ließ Heinrich IV. durch Loménie dem Kanzler sagen, es freue ihn, daß er der Frau von Sourdis ein so schönes Knäblein gemacht habe, und wolle er selbst Pathe werden." Er und Gabriele hielten auch wirklich das Kind zur Taufe. Gabriele mußte es dem Priester darreichen, und fand es so dick und schwer, daß sie die Besorgniß äußerte, es möge ihren Händen entgleiten. „Ne craignez pas cela," versetzte der König, „il n'a garde, il est bien bridé et bien *scellé.*" Ein Mann von Grundsätzen war Chiverny nicht, und bekennt er in seinen Memoiren, daß er es immer mit den Stärkern, und daher mit den Günstlingen, wie eben mit der schönen Gabriele, gehalten habe; mit dieser Schwäche contrastirt sehr anmuthig die knabenhafte Hoffahrt, die er in diesen Memoiren überall zur Schau trägt. Vorzüglich viel that er sich auf seine Gouvernements, die, wie schon angedeutet, für einen Mann seines Standes etwas ganz Ungewöhnliches, und auf seine Grafschaft zu gute. In dem Schlosse zu Chiverny hat er viel gebaut und die Herrschaft bedeutend gebessert. Seine Memoiren, von 1567—1599 reichend, erschienen zum ersten Male zu Paris 1636 in 4. unter dem Titel: Mémoires d'estat de messire Philippes Hurault, comte de Chiverny; angehängt sind: Instructions à ses enfants, und Généalogie de la maison des Huraults. Es ist das die vollständigste und gesuchteste Ausgabe. Spätere Ausgaben erschienen zu Paris 1644, im Haag 1664, 1669 und 1720, jedesmal 2 Bde. in 12. Philipp hatte sich den 13. Mai 1566 mit Anna de Thou, des Präsidenten Christoph de Thou Tochter, die am 27. Jul. 1584 das Zeitliche segnete, vermählt, und von ihr sieben Kinder: Heinrich, Heinrich, Philipp, Ludwig, Margaretha, Anna und Katharina (außerdem hinterließ er auch zwei natürliche Kinder). Der ältere Heinrich, Herr von Eclimont, geb. am 24. Sept. 1572, lebte nur 18 Monate. Philipp, geb. am 19. Sept. 1579, Abt von Pont-le-voi, la Valasse, Royaumont, St. Père und St. Florent-Bonneval, erster Almosenier der Königin Maria von Medicis, wurde 1599 zum Bischofe von Chartres ernannt, empfing 1607 die bischöfliche Weihe, und starb den 27. Mai 1620. Er hat den Bericht von seines Vaters Krankheit und Tod aufgesetzt, der als letzter Anhang den Memoiren des Kanzlers beigefügt ist. Ludwig, Graf von Limours, Vicomte von Tremblay, Baron von Huriel, Amtmann und Hauptmann zu Chartres, geb. am 17. Jul. 1584, ließ Limours im März 1606 zu einer Grafschaft erheben, die er aber 1623 an den Cardinal von Richelieu verkaufte, kommt in einer Urkunde von 1689 als königl. Rath und Kammerherr vor, und starb ohne Kinder, ob er gleich zwei, oder gar drei Frauen gehabt, 1) Isabella von Escoubleau, des Marquis de Sourdis und der Isabella Babou de la Bourdaisière Tochter, 2) Clara de Bridiers, 3) eine gewisse Barton. Der jüngere Heinrich endlich,

f von Chiverny, Herr von Eclimont, Gallardon, Bre-
ourt und le Tremblay, Gouverneur von Chartrain
Blaisois, Lieutenant-Général in dem Gouverne-
t von Orleanais, geb. am 13. Aug. 1575, erbaute
1634 an das Prachtschloß in Chiverny, zu dessen
herrlichung Poussin, damals noch ein Jüngling, sei-
Pinsel lieh, diente den Königen Heinrich IV. und
wig XIII. in ihren Kriegen, und starb den 1. März
8. Seine erste Gemahlin, Franziska Chabot, des
fen Leonor von Charny Tochter, vermählt zu Pagny
Burgund, den 27. Febr. 1588, starb ohne Kinder,
s gewaltsamen Todes im J. 1602. Die andere Ge-
lin, Maria Gaillard, hatte sieben Kinder geboren.
Söhne, Marc Anton, Heinrich und Philipp, star-
unvermählt, von den Töchtern heirathete Anna den
fen du Lude, Erasmus von Daillon, und nachmals
Marquis d'Aumont, während Cäcilia Elisabeth des
quis von Montglas, des Franz de Paula von Cler-
t, Gemahlin wurde. Letztere vererbte, da die ältere
wester kinderlos blieb, Chiverny an ihren Sohn,
wig von Clermont.

Die Linie in Boistaillé.

Johann Hurault, Ralphs, des Stammvaters der
in Chiverny, jüngerer Sohn, auf Boistaillé, Be-
at, Juvisy und Maisse, wurde am 17. Jan. 1473
Advocat bei dem Châtelet, und am 26. Mai 1490
Rath bei dem pariser Parlament aufgenommen, stand
1500—1505 als erster Präsident bei der Cour-des-
s, und bekleidete auch das Kanzleramt bei dem Her-
von Orleans, nachmals Ludwig XII. Der älteste sei-
Söhne, Robert, Großarchidiakon von Autun, Abt von
Martin daselbst, war der Königin Margaretha von
arra Präceptor, und nachmals ihr Kanzler, vermachte
Armen von Autun zwei Drittheile seines zu 5712 Pf.
chueten Vermögens, und starb in seiner Abtei den
März 1567. Der dritte von Johanns Söhnen, Ni-
us, auf Boistaillé, Maisse, Belesbat, Juvisy und
Renil-Aubin, wurde Vater von sechs Kindern. Der
ste Sohn, Andreas, Parlamentsrath seit 28. März
4, Maitre-des-requêtes seit 3. März 1573, und
atsrath, erwarb große Ehre in zwei bei der Republik
edig verrichteten Gesandtschaften, und starb ohne Kin-
den 22. Sept. 1607. Johann, Gesandter zu Con-
tinopel und Venedig, gründete die mit seinen Enkeln
storbene Speciallinie in Boistaillé, die auch Bouré,
puis, Valpuiseur, Bonne und Audempierre in Brie
ssen hat. Robert, der älteste von Nikolaus Söh-
, Maitre-des-requêtes seit 17. Dec. 1560, und
mals Kanzler der Prinzessin Margaretha, vermählten
zogin von Savoyen, besaß Belesbat, und erheirathete
des Kanzlers Michael de l'Hôpital einziger Tochter,
dalena, die Herrschaften Bus, Vignay, Valgrand,
eux und le Fay, daher seine Kinder, nach des Kanz-
letztem Willen, sämmtlich den Beinamen de l'Hôpi-
annehmen mußten. Von seinen sechs Söhnen starb
l, der Erzbischof von Aix, im Sept. 1624, nachdem
einer Kirche seit 1595 vorgestanden; Robert stiftete
die bald wieder eingegangene Nebenlinie in Auneux und Vignay. Michael, der älteste Bruder, Herr auf Belesbat und le Fay, wurde durch seines mütterlichen Großvaters Fürsorge zu den Wissenschaften erzogen, erbte auch allein dessen Bibliothek. Er widmete sich dem Dienste des Königs von Navarra, schrieb gegen die Guisen den berühmten Franc et libre discours, verrichtete mehre Gesandtschaften nach den Niederlanden, nach England und Teutschland, und bekleidete das Amt eines Kanzlers von Navarra. Als Gouverneur von Quilleboeuf betrieb er eifrigst den Bau der dasigen Festungswerke, da wurde ihm angedeutet, er habe die Stadt dem Herzoge von Bellegarde, dem neuernannten Gouverneur, zu überliefern. Der Kummer hierüber warf ihn auf das Krankenlager, er starb zu Quilleboeuf im Junius 1592, und wurde zu Belesbat beerdigt. Seine Gemahlin, Olympia du Faur, des Präsidenten Pibrac Tochter, hatte ihm zwei Söhne geboren. Der jüngere, Guido, wurde durch seines Oheims Verzicht im J. 1618 Erzbischof von Aix, und starb den 3. Dec. 1625; der ältere, Peter, hinterließ aus seiner Ehe mit Klara von Gelsey vier Söhne, von denen doch nur der älteste, Heinrich (durch königl. Briefe vom August 1651), Graf von Beu, in Mantois, heirathete. Mit dessen Sohne, mit Karl Paul Hurault de l'Hôpital, Grafen von Beu und Herrn von Belesbat, ist die ganze Linie am 15. Febr. 1706 abgestorben. (*v. Stramberg.*)

HURD (Richard), Bischof von Worcester und Mitglied der königl. Gesellschaft in Göttingen, ein gelehrter Theolog, Philolog und Philosoph, der sich ein halbes Jahrhundert hindurch als Schriftsteller thätig zeigte. Einen nützlichen Beitrag zur theoretischen Bildung des Geschmacks, obgleich mehr im Einzelnen und Kleinen, als im Ganzen und Großen, lieferte seine Ausgabe von *Horatii* ars poetica, with an english commentary and notes (Lond. 1749. 3 Voll. 2. Ed. Ibid. 1776. 3 Voll.) [1]). In homiletischer Hinsicht empfehlenswerth waren seine in den Jahren 1776—1780 erschienenen Predigten, die auch noch jetzt nicht ganz ihre Brauchbarkeit verloren haben. Ein besonderes Interesse hatte für ihn die Darstellung moralischer, politischer und ästhetischer Lehren. Er wählte dafür die dialogische Form, und unterstützte seine Gespräche [2]), in denen Cicero sein Vorbild war, durch eine ganz gute

---

1) Teutsch von J. J. Eschenburg unter dem Titel: Horazens Episteln an die Pisonen und an den August. Mit Commentar u. Anmerkungen, nebst einigen kritischen Abhandlungen von R. Hurd (Leipz. 1772). 2 Bde. Vergl. neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 15. Bd. 2. St. S. 262 fg. Almanach der teutschen Musen auf das J. 1773. Notiz poetischer Neuigkeiten. S. 22 fg. 2) Moral and political Dialogues; with letters on chivalry and romances (Lond. 1758). 3 Voll. 3. Ed. (ibid. 1764). 3 Voll. Teutsch von L. H. C. Hölty (Leipz. 1775). 2 Thle. Der erste Theil enthält: Von der Dialogenmanier. S. 5—46. I. über die Aufrichtigkeit im Umgange mit der Welt. S. 47—94. II. über die Einsamkeit. S. 95—163. III. über das Zeitalter der Königin Elisabeth. S. 164—219. Der zweite Theil enthält: IV. über das Zeitalter der Königin Elisabeth (Fortsetzung). S. 235—296. V. und VI. Vom Nutzen der Reisen in fremde Ländern. S. 297—440.

Theorie der dialogischen Prosa. Gleichwol konnte er in der Anwendung dieser Theorie die Schwierigkeiten nicht überwinden, die den neuern Dialog widernatürlich hemmen, wenn er sich genau an die antiken Vorbilder anschließt, in denen die Sprache der gebildeten Geselligkeit eine ganz andere ist. Durch eine solche Manier, die weder antik noch modern, mußten die dialogischen Formen und historischen Einleitungen steif und frostig werden, besonders in Fällen, wo sich Hurd mehr Cicero als Platon zum Muster gewählt zu haben schien. Dieser Mängel ungeachtet enthalten jene Gespräche sehr zweckmäßige Vorschriften für angehende Politiker. Die vollständigste Sammlung von den Werken H.'s, der 1808 in seinem 90. Jahre starb, erschien zu London 1811 in acht Octavbänden. Zu erwähnen ist noch die durch ihn besorgte Auswahl von A. Cowley's und eine neue Ausgabe von Warburtons Werken, welche letztere interessante Notizen über das Leben, die Schriften und den Charakter jenes berühmten Kritikers enthält. Auch schreibt man Hurd die schöne Bittschrift zu, welche die Geistlichkeit der Diöcese von Worcester (1792) an den König von England richtete [3]). (*Heinr. Döring.*)

HURD, Eiland in 2° 50′ südl. Breite zum Gilberts-Archipel gehörig. S. Hope. (*Klaehn.*)

Hürde, s. Horde.

HURDEN, kleines Dörfchen auf einer Landzunge an der Südseite des Zürichsees, wo die stark gebrauchte Brücke von Rapperschweil, welche die beiden Seeufer verbindet, ausgeht. Es gehört zum Bezirke Pfäffikon des Cantons Schwyz, und wurde als ein Theil der sogenannten Höfe, 1440 von den Zürchern in dem Friedensschlusse mit Schwyz an diesen Canton abgetreten. In dem Frieden von 1712 nach dem Toggenburgerkriege mußte Schwyz seine Rechte über dasselbe an Zürich und Bern abtreten, damit die rapperschweiler Brücke unter der Hoheit dieser Orte stehe. Sie ließen dann dieselben durch den zürcher Landvoigt zu Wädenschweil verwalten. (*Escher.*)

Hürdenschlag, s. Hordenschlag.

HURDWAR (Hurdoar, Hardwar, Haradwara, Haredwara, Haridwar), kleine Stadt in der Provinz Delhi in Vorderindien, besteht nur aus einer Straße und liegt an dem rechten Ufer des Ganges in romantischer Lage an dem Fuß einer großen, mit üppigem Grün bedeckten Gebirgskette, aus welcher der Ganges hervorströmt, zwischen 29° 27′ nördl. Breite und 95° 43′ östl. Länge. Der Ganges theilt sich hier in drei Arme, die ein schönes klares Wasser führen, und, nachdem sie mehre Meilen weit über ein Bett von breiten und glatten Steinen geflossen sind, sich wieder in einem 3600 Fuß breiten Strome vereinigen. Die verschiedene Weise, auf welche der Name dieser Stadt geschrieben wird, rüh den verschieden angegebenen Etymologien her. leiten den Namen ab von Hara (Mahadeva) und ein Thor, Pforte, Paß — Pforte des Hara wara — manche von Hari (Wischnu) und d Haridwara, andere, und zwar neuere englische in Ostindien, von Hur (einem gefeierten hinduis ligen, der diesen Ort zu seinen Abwaschungen und daselbst seinen Wohnsitz aufschlug) und den doar, was im Sanskrit Pforte, Thor bedeutet — des Hur, d. h. Weg oder Pforte zur Gunst des denn nach der Meinung der Eingebornen war der Besuch dieses Ortes, der nach diesem Heiligen be und von ihm beschützt wurde, das beste Mittel, si Gunst zu erwerben. Da er im hohen Rufe der H keit stand, und dabei zugleich ein schlauer und Mann war, so konnte es nicht fehlen, daß diese bald zu großer Berühmtheit gelangte, und zu eine besuchtesten und heiligsten Wallfahrtsörter Ostindie worden ist, wo jetzt noch jährlich im Monat April Hunderttausend Hindus zusammenströmen, um da burtsfest dieses Heiligen zu begehen, in dem von geweihten Wasser des Ganges sich zu baden un vorgeschriebenen Abwaschungen vorzunehmen. Die e liche Zeit der Abwaschungen ist, wenn die Sonne i Widder tritt, was nach einer hinduischen Berechnu Tage nach dem Frühjahrs-Äquinoctium stattfindet. desmal das zwölfte Jahr, wenn Jupiter im Wasserm steht, zur Zeit des Eintritts der Sonne in den W wo besondere religiöse Ceremonien beobachtet werde der Zusammenfluß des Volkes am größten, sodaß über eine Million Menschen beisammen sind. Das den selbst besteht nur in einer einfachen Eintauchun das Wasser, ohne Beobachtung einer besondern Ce nie. Beide Geschlechter baden sich ohne Absonderun ter einander, und des Flusses Tiefe beträgt in dieser reszeit nur vier Fuß. Bigotte Wallfahrer lassen sich ein Paar Braminen einführen, die den Büßenden i heiligen Strom eintauchen und an das Ufer zurück ten. Diejenigen Pilger, die nur des Badens wegen hierher begeben, kommen meistens des Morgens an, richten ihre heilige Handlung und reisen noch dens Abend oder den folgenden Tag wieder ab. Nach Bade schneiden sie sich das Haar ab und schere den Bart. Pilger, welche während ihres hiesigen enthalts sterben, werden an den Ufern des Ganges brannt und ihre Asche wird in den Fluß gestreut. Ort, wo die eigentliche Reinigung vorgenommen heißt Herca Pairi, welchem Platze gegenüber der Te Tschandika Gatta auf einem hohen Berge steht. anderer heiliger Ort ist die Bhema Gara. Die be kenswerthesten Personen bei dieser großen Wallfahrt die Fakirs von verschiedenen Secten, unter denen Gossains oder Sunnyassies, die Bairagies, Jogies Udassies die vorzüglichsten sind, welche vier Secten der eine Menge Unterabtheilungen und einzelne Zu in sich begreifen. Die Gossains waren vor der englis Herrschaft an diesem Platze zur Zeit der Messe die m

3) S. Reuß, Gel. England. Baur, Neues hist. biograph. literar. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 660 fg. Bouterwek, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 8. Bd. S. 440, 463 fg. Sulzer, allgem. Theorie der schönen Künste. 1. Th. S. 5, 113, 142, 169, 218, 223, 461, 465, 503, 518—521, 630, 714. 2. Th. S. 49, 412, 539, 555, 587, 592. 4. Th. S. 557.

tigsten; sie sammelten die Abgabe von den Pilgern auf eigene Rechnung und handhabten die Polizei. Zu bemerken ist noch, daß von hier aus in großen irdenen, sorgfältig mit Leder verbundenen Krügen ganze Ladungen Gangeswasser abgehen, dessen sich die vornehmen Hindus zum Abwaschen ihrer Götzenbilder bedienen. Zu gleicher Zeit wird auch hier eine der berühmtesten Messen Ostindiens gehalten, wo der größere Theil des zusammenströmenden Volkes wol mehr durch Handelsinteressen als heilige Gründe bewogen, sich einfinden mag. Auf dieser Messe werden alle Waaren Hindostans feilgeboten, als: Pferde, Maulesel, Kameele, eine Art Tabak, Gaccar genannt, Antimonium, Assafötida, getrocknete edle Früchte aus Kabul, Kandahar, Multan und dem Punjab; Shawls und wollene Zeuche aus Kaschmir und Amritsir, gestickte Turbane, Spiegel, Spielzeug, Messing und Elfenbeinwaaren aus Jeypur, Schilder aus Rohilkund, Lucknau und Silhet, eine Art Flanell unter dem Namen Loi aus Marwar; außerdem Safran, Bisam, Kaschmirwolle, Tutinagur, Chertust (eine berauschende sehr theure Droguerie), Muslin, Taffet, wollene Kleider und Kokosnüsse aus den Provinzen der Compagnie, Feuergewehre aus Lahore, persische Säbel und englische von der Compagnie hierher gesendete Waaren. Aus den Gebirgen werden eine Menge Sklaven beiderlei Geschlechts von 3—30 Jahren hierher zum Verkaufe gebracht. Früher waren auf alle Waaren drückende Abgaben gelegt, aber seit der britischen Herrschaft ist dieser Übelstand beseitigt und den Kaufleuten jede Art von Aufmunterung gegeben worden. Auch hat die britische Regierung dafür gesorgt, daß den beim Zusammenflusse [illegible] vieler Nationen und religiösen Secten namentlich so[illegible] häufig vorgefallenen blutigen Händeln begegnet wer[illegible]. Zu dem Zwecke sind während der Messe ein britische[illegible] Beamter, nebst einer gehörigen Anzahl Polizeiofficia[illegible]n, die von einem Corps einheimischer Infanterie unterstü[illegible] werden, fortwährend mit Ausübung der Polizei beschä[illegible].

(J. C. Schmidt.)

HURE. HUREREI. Hure (meretrix) ist eine Weibsperson, [illegible]elche gegen Lohn oder aus grobsinnlicher Wollust sich ein[illegible]n jeden zur Befriedigung des Geschlechtstriebes überläßt. Der allgemeine Ausdruck, mit welchem die römischen Gese[illegible] eine Hure bezeichnen, ist: si corpore quaestum fec[illegible]it [1]). Hurerei (fornicatio s. scortatio) ist der Beischl[illegible] mit einer solchen Weibsperson. Die charakterisirende E[illegible]genschaft der Hurerei beruht mithin einzig und allein au[illegible] dem Subjecte, das den Beischlaf gestattet, und das [illegible]thwendig eine Hure nach der angegebenen Bedeutung, [illegible] i., ein Frauenzimmer sein muß, das sich für Geld od[illegible] aus gemeiner Lust jedem Preis gibt. Daher ist der L[illegible]hn, obgleich in der Regel das Kennzeichen der Hurerei, zum Wesen derselben nicht unbedingt nothwendig.

1) S. z. B. L. 24 sq. de ritu nupt. *Sim. Chr. Ursinus*, De quaestu meretricio (Francof. 1682). *Andr. Flor. Rivinus*, De muliere quaestuaria (Lips. 1738). *Joh. Fr. Hammerer*, De quaestu meretricio (Argent. 1764). Georg Dietr. List, über Hurerei und Kindermord (Manheim 1784).

Bei den Teutschen war die Keuschheit eine der größten Tugenden; daher sie die Hurerei auf das Höchste verabscheueten [2]). Sie zählten die Huren unter die ehrlosen Leute, und die Hurenkinder mußten für die Schande ihrer Ältern mitbüßen. Man schloß sie als unechte Leute von allen Ehrenstellen aus, und bevor sie erst ehrlich gemacht worden, konnten sie in keine Zunft aufgenommen werden. Die Benennung „Hurensohn" wurde für das ärgste Schimpfwort gehalten. So galt auch bei den Teutschen das Sprichwort: Wer eine Hure zur Ehe nimmt, der ist ein Schelm, oder will zum Schelme werden. Man glaubte, daß derjenige sich einer gleichen Unehre schuldig mache, welcher mit ehrlosen Leuten umgehe. Das Wort Schelm, womit man einen ehrvergessenen Menschen bezeichnete, der mit einer Hure ein eheliches Bündniß eingegangen hatte, kommt von dem Worte schälen her, welches soviel heißt als ein Aas schinden. Daher wurde das Wort Schelm zur Bezeichnung eines Menschen gebraucht, der gleich einem faulen Aas unter seinen Mitbürgern stinkend geworden [3]). Schon in den ältesten Zeiten war dieses Sprüchwort bei den Teutschen in Gebrauch; denn die teutschen Gewohnheitsrechte verlangten ausdrücklich, daß man sich mit einer tugendhaften und unbefleckten Jungfrau ehelich verbinden müsse [4]). Die heutigen Teutschen, geleitet von dem Gefühle, daß die Liebe blind sei, und daß es bei dem Heirathen vorzüglich auf die Neigung ankomme, behandeln denjenigen, der wissentlich eine Hure heirathet, viel milder. Das den Cölibat der Geistlichen schützende päpstliche Recht, bekanntlich in Ehesachen von großer Gültigkeit, trug zu dieser Art von Duldsamkeit nicht wenig bei. Es rechnet demjenigen, der eine Hure zu seiner Ehegattin erwählt, diesen verdienstlichen Act als ein Werk der Barmherzigkeit an [5]). Seitdem ist man im bürgerlichen Leben in diesem Punkte sehr nachsichtig. Vom Verluste des Zunftrechts bei Hurenkindern ist heutzutage keine Rede mehr [6]).

Hinsichtlich der Enterbung der Huren verordnete das longobardische Gesetz, daß diese bei jeder sich zum Opfer der Geilheit freiwillig darbietenden Weibsperson eintreten solle [7]). Auch nach dem Justinianeischen Gesetzbuche kann eine Frauensperson, so noch unter der älterlichen Gewalt steht, enterbt werden, wenn sie als eine öffentliche Hure sich für Geld misbrauchen läßt, zumal wenn sie noch minderjährig ist und der Vater ihr eine Mitgabe hat geben wollen. Ebenso soll eine Ehefrau, wenn sie eine Hure wird, nach einer erfolgten Ehescheidung den Brautschatz und alle andere Vortheile, die sie nach dem Absterben des Mannes zu genießen gehabt, verlieren [8]).

2) *Tacitus*, De Morib. Germ. Cap. 19. 3) *Eccard* ad L. Salic. Tit. 33. 4) *Tacitus*, De M. G. Cap. 19. 5) C. 20. X. de Sponsal. 6) Reichsgutachten vom J. 1731. §. 11. Vergl. über die zu unsern Zeiten verminderte Schande der Huren und Hurkinder: Möser, Patriot. Phantasien. 2. Th. S. 291. 7) *Fabric.* L. 2. Orig. Saxon. p. 67. 8) Höpfner, Commentar über die Heinecci'schen Institutionen. §. 478. Schweppe, Römisches Privatrecht. §. 716.

Hinsichtlich der Ansprüche der Huren auf den Schwängerer ist unbestritten, daß ihnen aus dem Beischlafe durchaus kein Klagrecht erwachsen kann [9]). Das Mosaische und kanonische Recht bestätigt diese Ansicht; denn nach dem erstern fiel schon dann, wenn die Geschwächte bereits früher den Beischlaf gepflogen hatte, die Verbindlichkeit des Schwängerers zur Ehe hinweg [10]), die Hurerei war aber noch bei weitem härter angesehen, als das bloße Stuprum. Hierin hat auch das kanonische Recht nichts gemildert. Dieses verstattet die actio ad ducendum et dotandum nur einer Jungfrau (Virgini) und selbst einer solchen nur dann, wenn sie verführt worden ist. Erfodernisse, welche solchen Weibspersonen, die sich entweder in öffentlichen oder heimlichen auf die Befriedigung sinnlicher Begierden berechneten Häusern aufhalten, oder sonst sich einem Jeden Preis geben, gänzlich abgehen. Leugnet die Geschwächte, dieser Classe von Weibspersonen anzugehören, so hat der Stuprator dieses zu beweisen. Dazu ist aber der Beweis durch Zeugen hinreichend, daß die Geschwächte im Publicum als eine solche Person bekannt sei, die sich einem Jeden überlasse, sodaß hier schon dieser allgemeine Ruf, nicht aber die schmuzigen Thatsachen, die ihn begründen, als Beweisthema erscheinen [11]).

Neuere Gesetzgebungen, wie z. B. die preußische [12]), sprechen denjenigen Weibspersonen, die wegen eines unzüchtigen Lebenswandels berüchtigt sind, oder sich vormals in Hurenhäusern aufgehalten haben, nur das Recht auf Entschädigung wegen Entbindungs- und Wochenkosten, auch sechswöchentlicher Verpflegung zu. Frauenspersonen aber, die sich in öffentlichen Hurenhäusern aufhalten, können selbst auf diese geringere Entschädigung keinen Anspruch machen. Doch ist, nach preußischem Rechte, dieses dahin zu erklären, daß eine Frauensperson, welche in einem öffentlichen Hurenhause sich aufhält, nur für ihre Person diese Entschädigung nicht fodern kann. Die Hurenwirthin kann aber ihre deshalb gemachten Auslagen vom Schwängerer, oder von der Mutter, oder aus der Armencasse erstattet, verlangen [13]).

In strafrechtlicher Beziehung ist die Hurerei bei keinem Volke von jeher mehr aus dem Gesichtspu[nkte] eines der schwersten Verbrechen consequenter verabsch[eut] worden, als bei den Arabern. Nach den Begriffen [des] Arabers wird nicht nur die Hure selbst infam, [sondern] sie befleckt durch ihr Vergehen auch die ganze Fami[lie,] besonders den Vater und den Bruder, die ihre Scha[nde] oft mit dem Blute der Verbrecherin tilgen [14]). Muha[m]med bestraft dieses Verbrechen mit 100 Geißelhieben, [so]wol an der Manns- als an der Weibsperson, und di[ese] Strafe soll, wie er ausdrücklich hinzusetzt, weder [erlas]sen, noch gemildert werden [15]). Er schließt auch [...] diese Unkeuschen von der nähern Gemeinschaft der [tu]gendhaften Gläubigen aus. Kein ehrlicher Muham[me]daner darf eine solche Verbrecherin, keine Muham[me]danerin einen solchen Verbrecher heirathen. Nur un[ter] einander selbst oder mit Götzendienern (Heiden) dürf[en] sie sich durch Ehe vereinigen. Wer jedoch eine Per[son] der Hurerei anklagt, ohne vier Zeugen zu haben [für] den Beweis, wird selbst mit 80 Geißelhieben bestra[ft,] ist infam und kann in keiner Sache mehr ein gülti[ges] Zeugniß geben [16]).

Auch die ersten Gesetzbücher unserer Vorfahren [...] denken schimpflicher Strafen [17]). Winfried, auch Bo[nifacius ...]

---

9) *Carpzov*, Pr. rer. crim. qu. 68. No. 76. jct. No. 56. *Bardili*, De Satisfact. stupr. C. 3. Membr. 3. No. 23. *Stryk*, Us. mod. Lib. 48. Tit. 5. §. 29. *Hommel*, Rhaps. Obs. 878. *Leyser*, Medit. ad Pand. Spec. 585. med. 21—24. *Müller* ad *Leyser*. Tom. VI. Obs. 902. *Boehmer*, J. E. P. Lib. V. Tit. 16. §. 11. *Koch*, Inst. jur. crim. §. 272. *Puettmanni* Elem. jur. crim. §. 586. v. Quistorp, Peinl. Recht. Ausg. v. Klein. §. 479. Curtius, Handbuch des in Kursachsen geltenden Civilrechts. §. 150. Fr. v. Bülow und Th. Hagemann, Prakt. Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrtheit. 4. Bd. Er. 69. Th. Hagemann, Prakt. Erörter. 6. Bd. Er. 100. §. 1. Glück, Pandecten-Commentar. §. 1288. S. 160. sub 4. *Kind*, Quaest. forens. T. IV. C. 9. (ed. II.). 10) Michaelis, Mosaisches Recht. 5. Bd. §. 267. 11) Th. Hagemann, Prakt. Erört. 6. Bd. Er. 100. §. 5, der allen Personen, die wegen ihres unzüchtigen Lebenswandels allgemein berüchtigt sind, mit Recht jede Abfindung abspricht. 12) Allgem. Landrecht. Th. II. Tit. 1. §. 1037, 1043. 13) Vergl. v. Strombeck, Ergänzungen des allgem. Landrechts für die preuß. Staaten rc. 1. Bd. S. 365. Anmerk. 115.

14) Niebuhr, Beschreibung von Arabien. S. 31 und [...] 15) Koran Sure XXIV, 1 sq. 16) Versuch einer Crimi[nal]jurisprudenz des Koran von D. Feuerbach in Grolman[s] Bibliothek für peinliche Rechtswissenschaft und Gesetzkunde. 2. [...] S. 186 fg. Nie würdigt sich in Asien der Zwingherr des Hare[ms] zur Hurerei herab. In Asien wird ein öffentliches Mädchen [...] der Wurm behandelt, den ein Kind zertritt; aus zwei Gründ[en,] einmal wegen der allgemeinen Misachtung des weiblichen Geschlech[ts,] dann wegen der theokratischen Büßung für die Geschlechtssü[nde.] Man vergl. Mánavadherma — sástra, ed. *Haughton*. Ch[ap.] on Diet, purification and Women, p. 144 sq. Ganz [...] dachte und handelte man in diesem Punkt im alten Grie[chenland.] Der Athenerin wurden jene entzückten Huldigungen, [...] ten, daß die Liebe des Schönen für dieses Volk die [...] Leidenschaft war, und daß der Geist sich zu den Re[izen ...] auf jede Huldigung Anspruch hat. Man erinnert [sich der Anek]dote von der schönen Leukippe, welche, ohne daß man vermuthen konnte, daß dabei Koketterie mit im Spiele sei, Reize im Vorbei[-] gehen sehen zu lassen wußte, deren Dasein ihr Alter kaum voraus[-] setzen ließ, und welcher selbst die Jugend Athens diese einfache aber schmeichelhafte Huldigung brachte: Leukippe ist schön. Dieses Urtheil wurde an die Platane des Kerameikos geschrieben. In Griechenland glänzten die Buhlerinnen, sie hatten den ehrenvollsten Rang, die schmeichelhaftesten Auszeichnungen, den schönen Namen Freundinnen und Gesellschafterinnen. Die Gesellschaftszimmer dieser Freundinnen waren Akademien, Rednerbühnen, wo ein Sokrates, Xenophon, Alkibiades und Platon wechselweise Lehren des Geschmacks oder der Anmuth, der Artigkeit oder der Weisheit, der Staatskunst oder der Literatur gaben und empfingen. Um eine Aspasia oder Phryne anzugreifen, reichte in Griechenland die vereinte Macht der Religions- und Staatsgesetze, der Anstrengungen der Priesterschaft und der Zorn der Greise Athens oder Korinths nicht hin. Umsonst verschworen sich diese Mächte zum Untergange zweier Buhlerinnen deren eine die Gabe des Geistes mit der Verführung der Anmuth verband, und die andere durch ihre Schönheit allein die Strenge ihrer Richter beugte. Aspasia, der Gottlosigkeit beschuldigt, machte sich durch den Einfluß ihrer zahlreichen Bewunderer frei; um Phryne zu retten, die einer ähnlichen Anklage unterlag, genügte es ihrem Anwalte, den Schleier dieser schönen Frau zu lüften. 17) *Heineccius* in elem. jur. Germ. L. II. Tit. XXIV.

facius genannt, der Apostel der Teutschen, schreibt in einem Brief an den englischen König Ethelbald, daß die cimbrischen Sachsen in Bestrafung der Hurerei und des Ehebruchs so streng wären, daß die Ältern selbst das im väterlichen Hause geschwächte Mädchen oder die im Ehebruche betretene Frau umgebracht, und, um völlig das Andenken zu vernichten, den entseelten Körper verbrannt hätten [18]). Unzüchtigen Weibspersonen wurde zur Strafe das Haupthaar vom Büttel abgeschnitten, welches eine infamirende Strafe war. Es geschah dieses in Lübeck noch im vorigen Jahrhunderte [19]). Ward eine Frau von ihrem Mann eine Hure gescholten, so mußte sie nach dem jus municipal. Apenradense Art. 79, wenn schon kein Beweis möglich war, doch eine Geldbuße leisten; war aber einiger Verdacht da, so mußte sie sich durch den Zweikampf rechtfertigen. Nach den frankfurter Statuten ward Hurerei mit Stadtverweisung auf 20 Jahre geahndet, und Kuppler und Kupplerinnen hatten nach denselben Statuten Staupenschlag zu leiden [20]). Das westgothische Gesetz droht öffentlichen Buhldirnen 300 Peitschenhiebe und Verweisung; beim Wiederbetretungsfalle die Wiederholung der Züchtigung und Verlust der Freiheit, auch die mitschuldigen Ältern sollen gezüchtigt werden [21]). Noch weiter ging das longobardische Gesetz. Es bestrafte buhlerische Weiber mit dem Tod, und befiehlt den Männern, die in die Schuld der Weiber gewilligt, den Ältern derselben den Werth der Hingerichteten zu bezahlen [22]).

Erst nachdem die Geistlichen sich auch einen unmittelbaren Einfluß auf die Entscheidung von Criminalsachen zu verschaffen wußten, und unter dem Namen der Sünden alle Sachen vor den geistlichen Richterstuhl gezogen wurden, auch die Hierarchie das sie weit mehr begünstigende Justinianeische Recht zu heben suchte, verschwand jene barbarische Härte in Bestrafung der Fleischesverbrechen. Die Strafen, welche darauf folgten, waren die sogenannten Kirchenbußen, von welchen c. 2. X. de adult. und c. 3. X, de poenis handelt [23]). So erklärt es sich, daß weder die P. G. O., noch die übrigen gemeinen teutschen Gesetze die Strafe der Hurerei bestimmen. Durch die römischen Gesetze wird dieser Mangel nicht ergänzt; denn obgleich sie den Beischlaf mit einer Hure als eine schändliche Handlung ansehen, so haben sie doch für diesen keine Strafe festgesetzt [24]); vielmehr duldeten sie das Hurengewerbe [25]). So wird denn auch jetzt fast in jeder großen Stadt das Gewerbe der Hurerei an und für sich nur bei dem Eintritte besonderer Umstände zur Untersuchung gezogen, wo dann gewöhnlich gegen die Hure auf Gefängnißstrafe von einigen Wochen oder Monaten erkannt und nach Beschaffenheit auch mit Verweisung aus der Stadt oder dem Gerichtsbezirke verfahren zu werden pflegt [26]).

Es ist unstreitig nur der Geist der Zeit, welcher in einem schneidenden Contraste mit demjenigen, aus welchem sich die in manchen unserer Gesetze herrschenden Ansichten des Grundes und der Größe der Strafbarkeit dieses Verbrechens erzeugt hatten, die Rechtssprechung nöthigen mußte, sich eines eigenthümlichen Gesichtspunktes für dessen Behandlungsart zu bemächtigen. Dieser Gesichtspunkt ist es, welchen die Theorie auffaßt, wenn sie die Fleischesverbrechen überhaupt als Polizeiverbrechen darstellt, und aus welchem sie, ganz den ältern Grundsätzen widersprechend, jetzt für die Behandlungsart der Hurerei folgende beide Hauptthesen ableitet:

1) Nur dann kann sie als Gegenstand einer förmlichen Untersuchung und Bestrafung betrachtet werden, wenn sie entweder an sich auf andere, als die Verbrecher selbst, nachtheilig wirkend ist, oder wenn sie durch die Art, wie sie begangen worden, oder durch die Publicität, welche sie erlangt hat, als Gegenstand des öffentlichen Ärgernisses erscheint. Verborgene Unzuchtssünden läßt man gern in ihrer Verborgenheit vergraben, um nicht durch Untersuchungen selbst polizeilich nachtheilig zu wirken.

2) Muß die Hurerei Gegenstand der öffentlichen Untersuchung werden, so dispensirt man aus gleicher Ursache gern von der Untersuchung des schmutzigen Unzuchtsdetails.

Auf dieser Theorie beruht die Milde unserer neuesten Gesetzgebungen, von welchen einige die gemeine Hurerei in öffentlichen Hurenhäusern oder Bordellen unter strenger Aufsicht dulden. Man sieht diese Anstalten unter zwei Übeln für das minder große an, und als das Mittel, der Lustseuche, die durch die Winkelhurerei so gefährlich wird, mit einigem Erfolge vorzubeugen [27]). Daher duldet z. B. die preußische Gesetzgebung liederliche Weibspersonen, welche mit ihrem Leib ein Gewerbe treiben wollen, aber nur unter der Bedingung, daß sie sich in die unter Aufsicht des Staats geduldeten Hurenhäuser begeben [28]). Diese sind aber nur in gro=

18) *Fabricius* L. 1. Orig. Saxon. p. 67. 19) Dreyer, Einleit. in die lübeckschen Gesetze. S. 405. 20) Tittmann, Geschichte der teutschen Strafgesetze (Leipz. 1832). §. 38. 21) Leg. Wisigoth. Lib. III. Tit. IV. C. 17. 22) Leg. Longob. Lib. I. Tit. XXXI. C. 6. (*Luitprand* VI) „si quis dixerit conjugi" — heißt es im Eingange der letztern Verordnung — „malam licentiam dando: *vade et concumbe cum tali homine*, aut si dixerit alicui homini: *veni et fac cum muliere mea carnis commixtionem*; et tale malum factum fuerit, et causa probata fuerit, quod per ipsum maritum factum sit; ita statuimus, ut illa mulier, quae hoc malum fecerit et consenserit, moriatur etc." 23) Vergl. Versuch einer Geschichte der Entstehung und Ausbildung der Kirchenbußen von einem Katholiken, in Flügge's Beiträgen zur Geschichte der Religion und Theologie. Th. II. S. 1—248. Tittmann, Handb. der Strafrechtswissenschaft. 3. Bd. S. 566. Note n.

24) L. 18. § 2. L. 22. C. ad L. Jul. de adult. (IX, 26). L. 43. §. 4, 5. L. 24. D. de his, qui not. infam. L. 4. §. 3. D. de Condict. ob turp. Caus. 25) Vergl. *Cremani*, De jure criminali. Lib. II. Cap. VI. Art. 1. §. 3. 26) Stelzer, Lehrbuch des Criminalrechts. §. 542. 27) Vergl. Franck, Medicin. Polizei. II. S. 15. S. besonders J. J. Cella, über die Einrichtung öffentlicher Bordelle in großen Städten und auf Universitäten; in seinen freimüthigen Aufsätzen (Ansbach 1784). Soden, Geist der peinl. Gesetze. II. S. 257. 28) Preuß. Landr. Th. II. Tit. 20. §. 999 fg.

ßen volkreichen Städten zugelassen und sehr bestimmten Aufsichtsregeln unterworfen. Aber selbst das preußische Gesetzbuch droht für den Fall mit Zuchthause, wenn sich die Hure nicht bei der Polizei gemeldet hat [29]).

Übrigens sind die Gemeinhuren, es mögen Anstalten der öffentlichen Prostitution, wo sie das schamlose Laster ungestraft treiben dürfen, bestehen oder nicht, als stete Hindernisse der Sittenpolizei vom Staate zu behandeln. Eine gute Gesetzgebung wird sie, wenn auch nicht wie ehemals verweisen, doch in Arbeits- und Besserungshäusern längere Zeit hindurch an ein ordentliches arbeitsames Leben zu gewöhnen suchen. Dafür hat namentlich auch die preußische Gesetzgebung gesorgt, nach welcher (s. L. R. Th. II. Tit. 20. §. 1023 u. 1024) Weibspersonen, die von der Hurerei ein Gewerbe machen, und sich nicht in den geduldeten Hurenhäusern aufhalten, nicht nur zu dreimonatlicher Zuchthausarbeit verurtheilt werden, sondern auch nach ausgestandener Strafe in die Arbeitshäuser abgeliefert und daselbst so lange verwahrt werden, bis sie zu einem ehrlichen Unterkommen Lust und Gelegenheit erhalten. (*Alex. Müller.*)

HURÉ (Karl), wurde zu Champigny sur Yone in der Diöces von Sens am 7. Nov. 1739 geb., studirte zu Paris in dem Collegio de Grassing, war in drei Sprachen sehr erfahren und erhielt sehr bald eine Stelle als Lehrer der schönen Wissenschaften zu Paris. Nachdem er diese 25 Jahre verwaltet hatte, wurde er Emeritus, fuhr aber fort, sich mit dem Studium der heiligen Schrift zu beschäftigen. Darauf wurde er Principal des Collegii von Boncourt, leistete der Kirche gute Dienste, führte ein musterhaftes Leben und starb den 12. Nov. 1717. Man hat von ihm Novum Testamentum Gallicum ex versione Montensi plurimis in locis revisa et castigata, mit Anmerkungen (Paris. 1703. 12. IV. Vol., ibid. 1706 und ohne Anmerkungen Paris 1701). Pelletier schrieb Reflexions critiques, sowohl über die Anmerkungen als auch über diese Übersetzung, worin er viele Unrichtigkeiten anzeigt und beiläufig die schwersten Stellen des N. T. erklärt. H. schrieb auch ein Dictionnaire sur la Bible (Paris und Rheims 2 Theile Fol.) und verräth sich darin als Jansenisten *). (*Rotermund.*)

HUREIOS (Οὔρειος), einer der angesehensten Kentauren, der auf Peirithoos' Hochzeitfeier als Kämpfer sich auszeichnete **). (*Schincke.*)

HURENBRÜCHE oder Unzuchtsbrüche werden die auf die „Schwächung (stuprum)" festgesetzten verhältnißmäßigen Geldstrafen genannt. Sie gehören in der Regel zur niedern Gerichtsbarkeit †). Im Calenbergischen concurrirt der judex loci, ubi stuprum commissum est, in Ansehung der Erhebung der Hurenbrüche mit dem Richter des Orts, wo das Kind die Welt beschrien hat. Im Bremischen gilt die Gewohnheit, daß die Unzuchtsbrüche dahin gehören, wo die That begangen ist ††). Im Lüneburgischen gehört der Unzuchtsbruch dem Brodherrn, wenn solcher übrigens zur Erhebung der Brüche berechtigt ist, und wird dabei auf die Zeit des partus editi gesehen †††). Dem lüneburgischen Adel kommen keine Unzuchtsbrüche zu, wenn sich eine Person zum zweiten Male schwängern läßt, wohl aber, wenn dies zum ersten Mal in ihrer Herren Hause geschehen ist. Von diesem Gegenstande handelt das ganze zehnte Bedenken in Strubens zweitem Theile rechtlicher Bedenken. (*Alex. Müller.*)

Hurenhäuser, Bordelle, s. Frauenhäuser, Haus.

Hurensteuer, Hurenwirthschaft.

Hurenkinder, s. Hurkind.

HURENKLOSTER, hieß die Dotation eines Klosters büßender Freudenmädchen aus der Brüderschaft von Huren, die unter Clemens VII. zu Stande kam. Dieser Papst, der 221. (1523—1534), Julius von Medicis, ein naher Verwandter vom Papste Leo X., ein natürlicher Sohn des Julian von Medicis, sparte keine Anstrengung, seine ganze Familie nach und nach zu legitimiren, und so in die Reihe der Fürsten zu bringen. Er erwirkte die Verheirathung der Margarethe von Österreich, der natürlichen Tochter Karls V., mit Alexander, dem Bastarde des Laurentius, der den Titel Herzog von Florenz erhielt. Theils seinem Eifer, das Hurengeschlecht durch ihre Befähigung zum Testiren wieder zu Ehren zu bringen, theils seiner scheinbaren Neigung für nützliche Kirchenverbesserungen wird diese Dotation hauptsächlich zugeschrieben. In seiner darüber erlassenen merkwürdigen Bulle [1]) heißt es unter andern: Da der Mensch aus Leib und Seele besteht, und der Adel einer Handlung nach dem Adel des Subjectes ermessen wird, auch Christus, unser Heiland, bezeugte, im Himmel sei größere Freude über einen Sünder, der Buße thut, als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen, so ist es einleuchtend, daß das Kloster der Nonnen zur heil. Maria Magdalena, worin Mädchen, die früher der Fleischeslust und dem zügellosen Leben huldigten, aufgenommen und auf den Weg des Herrn geleitet werden, die Armenspitäler in einem so höhern Grad übertrifft, als die Seele dem Leibe, das Bleibende dem Vorübergehenden, das Himmlische dem Irdischen, das Geistige dem Körperlichen vorgeht. Daher wachen wir, die wir früher, mit der Cardinalswürde bekleidet, dieses Kloster selbst gegründet, auch über seine Erhaltung und Vergrößerung um so eifriger, je höher die Macht ist, die wir nun aus göttlicher Milde ausüben, und je reicher und Gott wohlgefälliger die Ernte, die täglich daraus erwächst. Wir bestätigen und erneuern daher aus eigenem Antriebe die zu diesem Zwecke gegebene Bulle unsers Vorgängers, Leo's X. [2]), und alles und jegliches darin Enthaltene, und verleihen ihm volle Gültigkeit, und beschließen, daß das Kloster und dessen

29) Preuß. Landr. Th. II, Tit. 20. §. 1023.
*) *Boerner*, Biblioth. sacra. II. p. 87. Leipz. gel. Zeitung. 1716. S. 58 und 425. 1717. S. 770. Jöchers Gelehrten-Lexikon.
**) *Hesiod.* Scut. Herc. 186.
†) *Puffendorf*, Obs. jur. univ. T. I. Obs. 46. §. 2.

††) *Puffendorf* l. c. §. 6. †††) *Puffendorf* l. c. §. 8.
1) Vergl. Bullarium magnum (die luxemburger Ausg. v. J. 1742—1758). T. I. p. 665. 2) Cf. Constit. XXX. Pii V. T. II. Constit. CXV. Clem. VIII. T. III. Const. LX. Sixt. V. T. II.

Kirche, Äbtissin oder Priorin, Nonnen, Kapläne, Beichtväter, Personen, Sachen und Güter, sowie die, welche die Kirche besuchen und dem Kloster Wohlthaten erzeigen, alle und jegliche Privilegien, Immunitäten, Ablässe und vollkommene Nachlassung ihrer Sünden, alle Indulte, Exemtionen, Prärogative, Befugnisse und Gnaden genießen sollen, deren sich andere Klöster zu erfreuen haben. Auch sollen sowol die sogenannten vornehmen Huren (cortesanae) als die, welche in öffentlichen Bordellen ihr Gewerbe treiben, oder sonst von schändlichem Erwerbe leben und wie immer auch in eigenen Häusern oder sonst wo auf Begehren gewisser weltlicher oder geistlicher Personen [5]) Unzucht treiben, und den vierten oder fünften Theil von ihren Gütern dem genannten Kloster hinterlassen oder schenken und für immer einräumen, ein Testament machen und über ihre übrigen Güter nach Belieben frei und wohlbefugt verfügen können, und ihre Testamente in allen Stücken hinsichtlich dieser Verfügung volle Wirkung haben. Diejenigen aber, welche dem Kloster nicht wirklich und mit Erfolge den vierten oder fünften Theil hinterlassen, dürfen kein Testament machen (außer in Betreff eines aus rechtmäßiger Ehe erzeugten Kindes von ihnen), und sie mögen dann ein Testament oder eine Schenkung auf ihr Ableben hin, oder noch bei Lebzeiten, oder eine andere Verfügung gemacht haben oder nicht (es sei denn zu Gunsten eines rechtmäßig erzeugten Kindes), so sollen ihre beweglichen und unbeweglichen Güter und alle Rechte, selbst wenn sie außer der Stadt liegen, und diese Frauenzimmer zur Erholung oder zum Behuf ihrer Verwandten, oder zur Vermeidung böser Luft, oder was immer für einer Ursache die Stadt verlassen (es sei denn mit der Absicht, nicht wieder zurückzukehren) und außer derselben sterben, selbst wenn es Erbzins-, Lehen- und Kirchengüter sind, für immer dem Kloster zugeeignet werden und in seiner Gewalt bleiben, jedoch soll das Kloster auch zu allen Leistungen verpflichtet sein, zu denen die frühern Besitzerinnen dieser Lehen- und Erbzinsgüter verpflichtet waren; und wenn sie nur auf eine bestimmte Zahl von Generationen und Nominationen verliehen waren, so kann das Kloster nicht immerdar, sondern nur 20 Jahre lang für jede Generation dergleichen Güter, ohne Einwilligung ihres Eigenthümers (domini directi), besitzen, aber ewige Erbzinsgüter kann das Kloster immerdar behalten. Bei erfolgtem Absterben eines der genannten Frauenzimmer sind Alle und Jegliche, weß Standes, Ansehens und Würde (geistliche oder weltliche) sie sein mögen, verbunden, innerhalb zehn Tagen, vom Todestag an gerechnet, alle bewegliche und unbewegliche Güter und Schulden, und die Namen der Schuldner, sowie ihre Rechte, Instrumente und Schriften zum Behufe der Erbschaft, welche sie besitzen, auszuliefern, und was sie darüber wissen, dem Kämmerer und einem der Verweser (gubernator) des genannten Klosters zu entdecken, und dann müssen zwei Inventarien verfaßt werden über die nach dem Tode vorgefundenen, sowie über die ausgelieferten Güter. Wenn aber binnen einem Monate Jemand auf diese Erbschaft Ansprüche macht, so sollen diese Güter bis zum Ausgange des Processes in einer Kirche oder bei einem tauglichen Manne hinterlegt werden. Wer aber die Auslieferung und Entdeckung unterläßt, oder unter was immer für einem Vorwande Hindernisse legt, oder in dessen Macht es steht, daß jene Hinterlegung nicht ganz frei ohne List und Trug geschehen kann, hat auf der Stelle ohne weitere Erklärung alle Rechtsansprüche auf diese Erbschaft verloren. Die Klöster müssen dann die Kinder dieser Frauenzimmer unterhalten, und die Knaben in einer Kunst unterrichten lassen, damit sie anständig leben können, die Mädchen aber verheirathen oder in ein Kloster thun, und überhaupt diesen Kindern alle Sorgfalt widmen, „soweit es nämlich die hinterlassene Erbschaft ihrer Mütter gestattet, denn mehr sind sie nicht schuldig." Alles dieses hat der Curatpriester jeglicher Pfarrkirche, so oft er dazu aufgefodert wird, und eine größere Volksmenge sich beim Gottesdienste versammelt, bekannt zu machen. Auch muß jeder Notar und Schreiber Obiges, sobald er davon Notiz erlangt hat, diesen Frauenzimmern, wenn er zu Abfassung ihrer Testamente oder Schenkungen und Verfügungen gerufen wird, noch ehe er zu schreiben anfängt, bekannt machen, und, mögen nun dieselbigen den vierten oder fünften Theil ihres Vermögens hinterlassen haben oder nicht, dem Kämmerer und einem jener Klosterverweser volle und genaue Auskunft hierüber geben, binnen zehn Tagen, von dem Tag an, wo sie gerufen worden sind, gerechnet, und jeder Notar, der diese Auskunft zu geben unterläßt, muß 1000 Ducaten an das Kloster zur Strafe zahlen. Weigert er sich aber und beharrt er noch acht Tage in dieser Weigerung, so verfällt er auf der Stelle in die Strafe wegen Arglist (falsi) und der ewigen Inhabilität zum Notariat und andern öffentlichen Ämtern ꝛc. (*Alex. Müller.*)

HURENLOHN, alles, was die gemeine Hure dafür, daß sie sich zur Befriedigung des Geschlechtstriebes preisgibt, empfängt. Er ist das Kennzeichen der Hurerei. Eine Frauensperson, die für den Beischlaf Lohn annimmt, wäre sie auch als Hure nicht bekannt, hat den stärksten Verdacht der Hurerei gegen sich; und eine Geschwächte, die sich für die Bewilligung des Beischlafs eine Belohnung ausdrücklich ausbedungen und diese erhalten hat, oder, die Absicht des Stuprators erkennend, den Lohn angenommen, und sich hierauf ohne Weigerung ihm überlassen hat, kann eine weitere Entschädigung nicht einklagen, und zwar nicht allein aus dem Grunde, weil sie sich dessen gegen den Lohn begeben [1]), sondern besonders darum, weil sie durch die Annahme des Lohnes die Präsumtion der Unbescholtenheit schon vor dem Beischlafe verloren hatte. Freiwillige Geschenke an Putz, Pretiosen u. dergl., wodurch der Stuprator die Neigung der

5) Et quomodolibet etiam in domibus propriis vel alibi ad instantiam certarum personarum saecularium vel Ecclesiasticarum detentae vitam impudicam agentes etc. T. I. p. 666. §. 8.

1) *Voet*, Commentar. ad Pand. Lib. 48. Tit. 5. §. 4. Hegemann, Prakt. Erörter. 6. Bd. Erört. 100. §. 5. Glück, Commentar. §. 1288. S. 160 unter 3.

Geschwächten zu gewinnen suchte, oder die er ihr nach vollbrachtem Beischlafe machte, sind als Lohn nicht zu betrachten. Durch Annahme dergleichen Geschenke geht das Klagerecht der Geschwächten nicht verloren [2]). Anders ist es bei der gemeinen Hure. Was diese empfängt, sei es Geld, oder was immer für eine geldwerthe Sache, hat die Eigenschaft des Hurenlohns.

Für die Gesetzgebung und Rechtssprechung ist die Frage erheblich: ob eine Hure den ihr versprochenen aber nicht bezahlt erhaltenen Lohn einklagen könne. Die missverstandene römische L. 4. §. 3. D. de Condict. ob turpem vel injustam caus. (XII, 5.) hat zu verschiedenen Meinungen Anlaß gegeben. Mehre Rechtslehrer, unter ihnen vorzüglich Nicol. Hieron. Gundling [3]) und Thibaut [4]), sich stützend auf die Worte des Ulpian: meretricem non turpiter accipere, cum sit meretrix, behaupten, daß nach römischem Rechte solche Personen den versprochenen Lohn gerichtlich einklagen können. Andere, wie Voet [5]), Rivinus [6]), Puffendorf [7]), Glück [8]), Weber [9]), sprechen ihnen das Klagerecht ab, weil die öffentliche Duldung einer unsittlichen und entehrenden Sache noch nicht hinreichend sei, um neben der aus höhern polizeilichen Rücksichten zugestandenen Straflosigkeit derselben auch zugleich ein klagbares Recht in foro civili zu begründen. Diese letzte Meinung verdient vor jener nicht nur den Vorzug, sondern ist selbst dem römischen Rechte ganz angemessen; denn war gleich der Lohn einer Hure kein gesetzlich verbotener Gewinn, ja selbst ein vom Staate geduldeter, so hörte er doch darum nicht auf, ein unehrbarer Erwerb (ein quaestus inhonestus) zu sein, in Ansehung dessen die römischen Gesetze [10]) kein Klagerecht gestatten. Ebenso wenig kann der einer Hure vorausbezahlte Lohn wegen unterbliebenen Beischlafs oder wegen sonst nicht erfüllter Unzuchtszusage zurückgefodert werden; denn die Condictio causa data, causa non secuta setzt einen an sich untadelhaften Zweck, causam honestam, voraus, und fällt weg, wenn der Gebende einen unerlaubten oder unsittlichen Zweck zu erreichen suchte [11]), die Condictio ob turpem causam hat aber um deswillen nicht statt, weil heutzutage der Geber und die Empfängerin in gleicher turpitudo sich befinden, und somit die Regel Platz greift: In pari turpitudine melior est conditio possidentis [12]). (*Alex. Müller.*)

2) Hagemann und Glück a. a. O. Tittmann, Handbuch des peinl. Rechts. §. 571. *Hommel*, Rhapsod. Obs. 19. 3) In der Sammlung seiner kleinen Schriften. Nr. 22. Gedanken von dem römischen Hurenzoll und Hurenlohn. S. 428 fg. 4) Im Systeme des Pandectenrechts. §. 966. 5) Im Commentar. ad Dig. Lib. XII. Tit. 5. §. ult. 6) In Diss. de muliere quaestuaria (Lips. 1733). C. III. §. 11. 7) Observ. jur. univ. T. IV. Obs. 75. 8) Im Commentar. §. 825. S. 53. Note 15. 9) In der Entwickelung der Lehre von der natürlichen Verbindlichkeit. §. 68. S. 248. Note 4. 10) L. 1. §. 5. D. de extraord. cognit. (L. 13.) L. 5. C. de condict. ob turp. Caus. (IV, 2). Puffendorf, Weber und Glück a. a. O. 11) L. 1. pr. D. (XII, 4). Glück, Pandecten-Commentar. §. 823. Nr. 3. 12) L. 8. D. de Condict. ob turpem vel injust. Caus. (XII, 5). L. 2. L. 5. C. h. t. (IV, 2). *Kind*, Quaest. forens. T. IV. Cap. 1. p. 4. (ed. II).

HURENSTEUER, HURENZINS. Gewerbsteuer der Huren. Kaiser Caligula legte zuerst einen Tribut auf die Huren und Hurenwirthe [1]). Alexander Severus wollte dieses Geld nicht in seinem Schatze leiden [2]). Weniger gewissenhaft waren die Päpste. Sie wußten selbst die Sünden der Welt zu einer Gelderwerbsquelle zu machen. Unter Sixtus IV., bei dem es schwer ist, ohne Abscheu alle die Unflätereien aufzuzählen, womit er sich besudelte, wurden in Rom öffentliche Bordelle angelegt. Unter ihm wurde die öffentliche Liederlichkeit ein Haupterwerbszweig [3]). Die Auflagen auf Hurenhäuser kamen mit den Opfern der Gläubigen in eine und dieselbe Classe. Huren wurden Theile der Beneficien, ein Möbel der Priorien, und wurden mit den Priorien und Ämtern verkauft. Dieser Papst hat in drei Jahren an Hurenzins fünf Millionen Ducaten für seinen Schatz bezogen. Schriftsteller, wie Agrippa [4]), bemerken: „wenn man die Einkünfte eines Priesters berechnet, so sagt man gewöhnlich, Sempronius besitzt eine Pfarre von 20 Goldgülden, eine Priorstelle von 40, und drei Weiber im Bordell." In den apostolischen Kanzleitaxen, im J. 1523 zu Cöln zum ersten Male gedruckt, sind die Summen bezeichnet, welche bezahlt werden mußten, wenn man öffentlich eine Beischläferin halten oder mit derselben wechseln wollte. Papst Johannes XXII. soll durch diese Hurentaxen 250 Tonnen Goldes, und Martin V. nur allein aus Frankreich über 900,000 Ducaten dadurch erworben haben. Bei dem herrschenden Concubinate der Geistlichen und dem wüsten Schandleben des Klerus im Mittelalter bereicherten sich auch die Bischöfe, indem sie ihren Priestern die Hurerei gegen Erlegung eines jährlichen Zinses gestatteten. Im J. 1429 wurde auf den Concilien zu Paris und Tortosa den Bischöfen, Prälaten und Officialen namentlich verboten, die Hurerei für Geld oder andere Geschenke zu dulden [5]). Nikolaus von Clemangis in seiner Schrift: De corrupto ecclesiae statu [6]), bemerkt: „die Priester und Kleriker leben öffentlich im Concubinat und entrichten ihren Bischöfen den Hurenzins." Dionysius von Leewis jammert in seiner Schrift: De vita et regimine archidiaconorum [7]) über diesen jährlichen Hurenzins [8]). Unter den 400 Beschwerden, welche die weltlichen Reichsstände auf dem Reichstage zu Nürnberg gegen den päpstlichen Hof und die

1) *Suetonius*, Cal. 4. C. 1. N. 5. 2) *Lampridius*, Alex. sev. 24. *Pitisc.*, Lex. Ant. Tom. II. p. 187, 188. 3) Nach dem berühmten Holländer Johann Wessel, der auf seinen Reisen sich lange in Rom aufgehalten hatte, und die besondere Freundschaft dieses Papstes genoß, soll dieser den Cardinälen, die an der angeblichen Ermordung Pauls II. Antheil genommen hatten, während der drei heißen Sommermonate Junius, Julius und August zum Lohne sogar noch Sodomie gegen Geld erlaubt haben. Vgl. die Zusammenstellung der geprüften geschichtlichen Angaben bei Schröckh in der Kirchengesch. 32. Th. S. 348—366. 4) In seinen Reden gegen Lovain. Cap. 46. 5) Vergl. *Mansi* T. XXVIII. p. 1107 und 1146. 6) In Op. ed. *G. M. Lydius* (Lugd. Bat. 1613. 4.). C. 15. No. 2. p. 15 7) D. *Dionysii Carthusiani* operum minorum Tom. I. (Apud Sanctam Ubiorum Coloniam. Anno MDXXXII). 8) Art. XIX: „Contra periculosam, vitiosam atque damnabilem consuetudinem visitandi, et pecuniam recipiendi a fornicariis."

ıöſe unter 77 Artikel niederſchreiben ließen, befand auch eine Klage über das Verfahren der Biſchöfe, ie die Hurerei nicht nur für Geld duldeten, ſondern Hurenzins ſogar von denjenigen Geiſtlichen einfoder- die nicht im Concubinate lebten und keine Huren n [9]). Noch zur Zeit des Conciliums zu Trient fuh- ie Biſchöfe fort, die Hurerei als eine Quelle von ünften zu benutzen [10]). (*Alex. Müller.*)

HURENWIRTHSCHAFT, das Gewerbe, welches nd dadurch treibt, daß er wegen Gewinns unzüch- Weibsperſonen bei ſich hält, und dieſe gegen einen ſſen Lohn zur Unzucht brauchen läßt. In dieſem llern Sinne ſetzt man das Wort Kuppelei (lenoci-) der Hurenwirthſchaft (lenocinium vulgare) ent- ; indem unter Kuppelei alle nicht gewaltſame Hilfs- ng und Begünſtigung der geſetzwidrigen Befriedigung Geſchlechtstriebes im Allgemeinen verſtanden wird. as gewerbsmäßige Gelegenheitsmachen zur Unzucht Gewinnſtes willen, d. h. um dadurch einen Vortheil, e er auch, worin er wolle, für ſich zu erreichen, aus andern Gründen unternommen werde (lenoci- quaestuarium et non quaestuarium), ob es in ven Handlungen, oder in negativen derjenigen, e über die Sittenreinheit Anderer zu wachen verbun- ind, beſtehe, iſt für den Begriff und Thatbeſtand verbrecheriſchen Hilfsleiſtung einerlei; nur muß der Abſicht, dem Andern Gelegenheit zu geben, hen ſein, und unterſcheidet ſich daher durch das endige Requiſit des Dolus [1]) von bloßen unbeab- ten Veranlaſſungen. Vollziehung der Unzucht, welche dieſe Hilfsleiſtung befördert werden ſollte, wird zu Begriffe derſelben nicht erfodert; ebenſo wenig wirk- Genuß des Vortheils, welchen der Kuppler und nwirth als den Lohn ſeiner That hoffte [2]); denn die ſelbſt, zu welcher die Hilfsleiſtung geſchah, ſie mag em vollſtändigen oder unvollſtändigen Erfolge der ht vollendet oder nur verſucht worden ſein, muß der Hilfsleiſtung ſelbſt, die dieſer als für ſich end und ſchon vollendet vorausging, getrennt wer- Es macht auch keinen Unterſchied, ob der Huren- die Huren bei ſich in ſeiner Wohnung hält, oder ſie ſich blos für jede Zeit dienſtpflichtig gemacht zu beſtimmten Zeiten Verſammlungen derſelben c.

Wenn diejenigen, welchen die ſittliche Bildung und das Wohl gewiſſer Perſonen beſonders am Herzen liegen mußte, dieſen ſelbſt zur Unzucht aus eigennützigen Abſichten behilflich ſind, ſo wird dadurch das Verbrechen qualificirt (lenocinium qualificatum). Wenn Ältern und Großältern, welche ihre Kinder und Enkel, ſie ſeien eheliche oder uneheliche, und Ehemänner, welche ihre Weiber aus Eigennutz der Wolluſt Anderer preisgeben, ſagt dieſes das Geſetz namentlich [3]). Daſſelbe muß aber auch von andern Perſonen gelten, bei welchen derſelbe Grund eintritt, als da ſind Stief- und Pflegeältern, Vormünder, Religions- und Schullehrer, Erzieher oder Lehrmeiſter beiderlei Geſchlechts hinſichtlich ihrer Stief- und Pflegekinder, Zöglinge, Mündel, Pfarrkinder oder Untergebenen. Die P. G. O. unterſcheidet bei Beſtimmung der Strafe die einfache Kuppelei und Hurenwirthſchaft von der qualificirten; nämlich 1) wenn jemand ſeine Frau oder Kinder, um einen Gewinn davon zu ziehen, zum unerlaubten Beiſchlafe preisgibt, und 2) wenn jemand Weiber und Mädchen zur Unzucht verleitet. Wer ſich der erſten Art der Kuppelei ſchuldig machte, ſollte ehrlos gemacht und „nach vermöge gemeyner rechten geſtrafft werden [4]);“ in dem zweiten Fall aber ſollte Landesverweiſung, Stellung an den Pranger, Abſchneidung der Ohren oder Aushauung mit Ruthen als Strafe eintreten [5]). Heutzutage macht man, da dieſe geſetzlich genannten Strafen ſowol der qualificirten als einfachen Hurenwirthſchaft größtentheils abgeſchafft ſind, von dem ausdrücklich aufgefoderten richterlichen Ermeſſen Gebrauch, und beſtraft die erſtern mit Zuchthausſtrafe von ein, zwei und drei Jahren, und die letztern nach Verſchiedenheit der Theilnahme mit Gefängnißſtrafe von einem Vierteljahre bis höchſtens auf ein Jahr oder mit andern verhältnißmäßigen Strafen, jedoch immer beträchtlich ſchärfer, wenn Wiederholung und vorzüglich wenn gewerbmäßiges Treiben ſolcher Beſchäftigungen Verſchärfung erfodern. Überhaupt ſind dieſe Strafen mit Rückſicht auf die Beſchaffenheit der verkuppelten Perſon und das Verhältniß des Kupplers zu derſelben, auf den Grad der Beihilfe und auf die dabei angewendeten Mittel auszumeſſen. Bei erſchwerenden Umſtänden iſt öffentliche Ausſtellung ein paſſendes Schärfungsmittel. Beherzigungswerthe Vorſchläge über das Verfahren gegen Kuppler und Hurenwirthe gibt Cella [6]).

In jenen Staaten, in welchen es zum Betriebe der Hurenwirthſchaft privilegirte Häuſer (Bordelle) gibt, ſind, wie z. B. im preußiſchen Staate, die Pflichten der Hurenwirthe und Hurenwirthinnen a) bei Aufnahme der Huren, b) wenn die Huren ſich ſchwanger befinden, c) wenn ſie von veneriſchen Krankheiten angeſteckt ſind, d) wenn in ihren Hurenhäuſern Schlägereien, Diebſtähle und andere Verbrechen vorfallen, und endlich e) wenn die Huren aus ihren Hurenwirthſchaften austreten wol-

) CXI: „Item in locis plerisque Episcopi et eorum offi- non solum sacerdotum tolerant concubinatum, dummodo persolvatur pecunia, sed et sacerdotes continentes, et qui concubinis degunt, concubinatus censum persolvere co- tc.“ bei *O. Gaertner*, Corpus juris ecclesiastici catholico- vioris, quod per Germaniam obtinet (Salisburgi 1799). p. 211. 10) Vergl. Theiner, Die Einführung der genen Eheloſigkeit bei den chriſtlichen Geiſtlichen und ihre (Altenburg 1828). 2. Bd. S. 896 fg.

P. G. O. Art. 122: „williglich.“ Art. 123: „böſer be- er Weiß.“ L. 29. §. 4. ad leg. Jul. de adult. coercend. II, 5). 2) Vergl. Grollmann in ſeinen Grundſätzen iminalrechtswiſſenſchaft. §. 404. Anderer Meinung ſind bach im Lehrbuche des peinlichen Rechts. §. 472. Titt- im Handbuche der Strafrechtswiſſenſchaft. §. 592.

3) P. G. O. Art. 122. 4) P. G. O. Art. 122. Vergl. Eduard Henke im Grundriß einer Geſch. des teutſchen peinlichen Rechts. 2. Th. S. 111. 5) Art. 123. 6) In ſeiner Schrift: Über Verbrechen und Strafen in Unzuchtsfällen. §. 97.

len, vom Gesetzgeber umständlich vorgezeichnet, und strenge Strafen für jeden Übertretungsfall festgesetzt[7]).
(*Alex. Müller.*)

HUREPOIX, alte französische Landschaft, welche einen Theil des ehemaligen Gouvernements Isle de France ausmachte, jetzt aber unter die Departements Seine und Seine-Oise vertheilt ist. Sie grenzte gegen N. und O. an die Seine, durch welche sie von der eigentlichen Isle de France und der Landschaft Brie getrennt war, gegen S. an die Landschaften Gâtinois-Orléannois und Chartrain, und gegen W. an Mantois. Ihre Flüsse waren die Orge, Juine, Essonne, Remarde, Yvette und Bièvre, ihr Hauptort die Stadt Dourdan; außerdem gehörten unter andern noch die Städte Arpajon, La Ferté-Aleps, Chevreuse, und die Flecken Longjumeau, Meudon, Palaiseau und Sceaux dazu. Hurepoix gehörte zu den Besitzungen Hugo Capets und blieb seitdem immer bei der Krone, außer wenn es irgend einem Prinzen von Geblüt zur Appanage gegeben wurde. Seit dem J. 1515 aber wurde es nie mehr von der Krone getrennt. (*Klaehn.*)

HUREREI ist eine Art der unsittlichen Befriedigung des Geschlechtstriebes. Es gehört zu derselben mehr, als ein Unterliegen im Kampfe gegen die Begierde, es gehört dazu, daß jene Befriedigung in gewisser Art zum Grundsatze geworden ist; daß man sich wenigstens über das Unsittliche derselben hinweggesetzt hat, und sich kein Bedenken mehr daraus macht, sich dieselbe als Mittel zu irgend einem Zwecke, z. B. des Vergnügens, der Bereicherung ꝛc., zu erlauben. Dann kann diese Benennung auch angewendet werden, wo die Begierde zur Leidenschaft geworden ist, weil sie dies ohne frühere Gleichgültigkeit gegen das Sittengesetz nicht hat werden können, und nun dem Gesetze gleichsam Hohn spricht. Endlich wird dieser Ausdruck auch besonders da gebraucht, wo er eine Treue, zu der man verbunden ist, nämlich der ehelichen Treue, widerspricht. In der heil. Schrift wird sogar der Abfall von Gott und die Hinwendung zu andern Göttern mit diesem Namen benannt, z. B. 3 Mos. 17, 7.

Da jede Befriedigung des Geschlechtstriebes außer gewissen Grenzen, selbst wenn sie ein Unterliegen im Gegenkampf ist, für unsittlich erklärt werden muß, so ist noch viel verwerflicher die Hurerei, welche nicht mehr gegen die Begierde kämpft, keine Schranke achtet, wenn es nur äußerlich möglich ist, sie zu überschreiten, zu einer Gewohnheit geworden ist, und oft heilige Bande zerreißt. Daher in der heil. Schrift die ernstlichsten Drohungen dagegen gerichtet sind, z. B. Eph. 5, 5. Ausführlicheres hierüber in dem Art. **Geschlechtstrieb.**
(*Martens.*)

HURET (**Gregoire**), geschickter Zeichner und Kupferstecher, geboren zu Lyon 1610, lieferte viele Platten nach seinen Zeichnungen. Nach Watelet verdient er als Zeichner und Stecher eine größere Achtung, als er genoß; seine Effecte sind pikant, seine Köpfe ausdrucksvoll, seine Gewänder gut geworfen, und seine Erfindung ne[...] sinnreich. Den Grabstichel führte er gut; der St[...] weich und leicht, besonders sind seine Striche von [...] Wahl und in gewissen Theilen zeugen sie von gute[m Ge]schmacke *).
(*A. W*[...]

Huri, s. **Hur.**

HURIEL, Marktflecken und Cantonshaupt[ort im] Bezirke von Montluçon des französischen Allier-D[epar]tements. Er liegt auf einer Anhöhe, deren Fuß di[e ...]gieure bespült und zählt 1000 Einw., welche etwas [...] bauen und sechs Jahrmärkte haben, wovon jede[r] nur einen Tag dauert.
(*Kla*[...]

Huris, s. **Hur.**

HURKA (**Friedrich Franz**), geb. am 23. [...] 1762 zu Merklin in Böhmen, wurde in Prag von [...]gio zum Sänger gebildet, wo er in der Kreuzherren[...] als Altist seine erste Anstellung fand. Bald macht[e] sein geübter und schöner Tenor allgemein beliebt. [Zum] ersten Male versuchte er sich in Leipzig unter B[...] mit Glück auf dem Theater 1784. Bald darauf [...] er in Schwedt als Kammersänger und für Liebhabe[r...] engagirt, darauf in denselben Fächern in Dresde[n ...] 1789 in Berlin mit 1000 Thlrn. Gehalt. Stimm[...]tigkeit, Bravour und Ausdruck, unterstützt von [...] musikalischen Kenntnissen, erhoben ihn bald zum [Lieb]lingssänger seiner Zeit. Oft wurde er sogar sch[on da]mals, was mehr sagen will als jetzt, allen italie[nischen] Sängern vorgezogen. Im Vortrage der neueste[n ...] zeitgemäßesten Opern war er ebenso beliebt, als [...] Gesang älterer Meisterwerke Händels, Glucks ꝛc. [...]tet war. Jede Manier stand ihm zu Gebote. Da[s Re]citativ behandelte er so vollendet, wie das feurigste [...]len der stärksten Passagen. Man feierte seinen Ge[burts]tag, dichtete Sonette auf ihn und liebte ihn auch i[n sei]nen Compositionen, unter welchen namentlich seine [...] großes Glück machten †). Selbst seine Compositi[on von] Schillers Glocke gefiel, wenn er selbst sie vortrug. [In] seinen frühern Jahren wurde er auch als Violo[...] sehr geschätzt und namentlich in Gesellschaften vorthe[ilhaft] gebraucht, was er später nur selten that. Desto ei[...] machte er sich als Lehrer der Gesangkunst nützlich, [am] meisten in Berlin, wo er zum Bedauern aller Fr[eunde] der Tonkunst am 10. Dec. 1805 an Entkräftung [starb.] Er hinterließ eine Tochter, deren musikalische Leistu[ngen] wahrscheinlich mehr des beliebten Vaters wegen, den [Ber]linern mehre Jahre hindurch anziehend erschienen.
(*G. W. F*[...]

HURKENTHAL oder **Böhmische Hütte**, [...] Niederlassung von vier Glashütten, zur Herrschaft [...]benbach gehörig, nahe der bairischen Grenze, drei [...]den von der Post Horazdiowiz.

HURKIND, oder vulgo **quaesitus**, ist ein [...] einer Hure (**mulier quaestuaria**) erzeugtes Kind. [Da]mit ist der **spurius**, das Jungfernkind, geboren vo[...]

7) Vergl. Allgem. Landrecht für die preuß. Staaten. 2. Th. Tit. 10. §. 1000 fg., 1004—1007, 1008, 1013, 1017, 1020 fg.

*) Rost, Handb. 7. Th. S. 141 und 142.

†) Man vergl. die leipz. allgem. mus.[...] Zeitung. XIII [...] 649 und XVI. S. 878.

ner Geschwächten (stuprata), welche sonst ehrbar gelebt hat, aber, wie man sich ausdrückt, zu Falle gekommen ist, nicht zu verwechseln. Die Nachtheile, denen die Hurkinder nach manchen alten Gesetzen unterworfen waren, und durch die sie von der Theilnahme an manchen bürgerlichen Einrichtungen, z. B. von dem Eintritt in eine Zunft, ausgeschlossen waren, sind jetzt wol allgemein aufgehoben. Reichsgesetze [1]) und Landesgesetze [2]) haben dieser aus dem Fortwirken altteutscher Ansichten und ungeeigneter Anwendung der angeblich römischen levis notae macula entstandenen Ansicht von der Verächtlichkeit, welche man leider auch bei unehelichen Kindern mit Wirkung der Ausschließung von ehrenden Corporationen behauptete, entgegengewirkt. Hurenkinder, bei denen ohnehin der Vater fast immer ungewiß ist, werden selbst dann, wenn dieser ausgemittelt wäre, nicht zu seiner, sondern nur der Mutter Familie gerechnet, daher sie auch nicht die Rechte der ehelichen Kinder desselben genießen können. Nach dem neuern römischen Recht ist auch der Vater zur Alimentation solcher Kinder nicht verpflichtet. Ebenso wenig ist eine solche Verbindlichkeit durch das kanonische Recht begründet. Aber nach einem allgemein gültigen Gerichtsgebrauche haben heutzutage alle Gattungen der unehelichen Kinder, folglich auch die Hurenkinder, das Recht, von ihrem unehelichen Vater Alimente zu verlangen [3]). Ist der Vater des Hurenkindes ungewiß, so sind die sämmtlichen Stupratoren zur Verpflegung desselben pro rata verbunden [4]). (*Alex. Müller.*)

HURLEBUSCH (Heinrich Lorenz), geb. zu Hanover am 8. Jul. 1666, bildete sich unter Kniller, Coberg und Ehrenstein zu einem tüchtigen Clavierspieler damaliger Zeit und legte unter der Anleitung des Letztern einen guten Grund zur Composition. Sein erstes Amt war der Organistendienst an der St. Magnuskirche zu Braunschweig, wo er sich durch sein angenehmes Betragen und seine verständig erfüllte Dienstpflicht so beliebt machte, daß er 1694, als Delphin Strunck's Nachfolger, in der Martins- und Egidienkirche zugleich die Organistenstellen erhielt, wozu ihm noch einige Jahre später die Verwaltung der Orgel in der dortigen Katharinenkirche anvertraut wurde, die er mit Hilfe seines jüngsten Sohnes auf sehr gefällige Weise bis in die Jahre 1730—1735 zur Zufriedenheit der Kenner und der Laien besorgte. Als Componist strebte er weniger sich hervorzuthun, als in Beweisen eines gewissen philosophischen Scharfsinnes, den ihm die gute Meinung seiner Zeit zuzuschreiben geneigt war, wovon uns aber keine Beweise übrig geblieben sind. Einer seiner Söhne, Konrad Friedrich, gegen das Ende des 17. Jahrh. geboren, zeichnete sich so aus, daß Mattheson ihn in seine Ehrenpforte der tüchtigsten Kapellmeister, Componisten ꝛc. aufnahm, wo dessen Lebensbeschreibung, aus Nachrichten des Beschriebenen zusammengetragen, S. 120 zu lesen ist, woraus sie Gerber für sein altes Lexikon der Tonkünstler entlehnte. Das Hauptsächlichste besteht in Folgendem: Nachdem Konrad Friedr. H. seine Jugendjahre, in der Musik den Unterricht seines Vaters, fleißig benutzt hatte, trug ihm der Cardinal Graf v. Schönborn bereits 1715, bei seiner Anwesenheit in Braunschweig als kaiserl. Botschafter zum nordischen Congresse die Stelle eines Kapellmeisters und Kanzellisten an, die er aber ausschlug, weil er sich fest vorgenommen hatte, erst die Welt zu sehen. Er begab sich im Winter nach Hamburg und das Jahr darauf nach Wien, wo er zu den Hofmusikern Zutritt hatte. Im J. 1718 bereiste er Italien und kam 1721 nach München zurück, wo er der Gnade des Kurfürsten Max genoß, welcher ihn auch in seinen Diensten behalten wollte, was H. der Religion wegen ausschlug, worauf er an andere Höfe reiste. Als er wieder zu seinem Vater gekommen, erhielt er Anträge vom Herzog August Wilhelm in Braunschweig, die sich jedoch abermals zerschlugen, weil ein kleiner Hofmann Heirathsanträge damit zu verbinden beliebte, die H. ohne Umstände von sich wies. Hier schrieb er seine erste Oper 1722: L'innocenza difesa, die ihm im December den Ruf eines königl. schwed. Kapellmeisters zu Wege brachte. Im Januar 1723 hatte er zugesagt, wurde auch in Stockholm vom Hof und der Stadt in allen Ehren gehalten. Da ihm aber zu seinem Gehalte von 500 Thlrn. noch eine Organistenstelle von 300—400 Thlrn. versprochen worden, diese aber noch nicht einmal erledigt war, ging H. nach Ostern 1725 wieder nach Teutschland zurück. Hier wurden ihm von Neuem mehre Ämter angetragen, deren Besoldungen ihm zu gering waren. Die Mußezeit im Hause seines Vaters benutzte er zur Vollendung seines schon in Italien angefangenen Systems der Harmonie, das Mattheson vollkommener nennt, als das von ihm sehr belobte Werk desselben Gegenstandes von Heinichen. Seine dritte italienische Oper Flavio Iuniberto brachte er gleichfalls 1626 zu Ende (die zweite, Armenio, 1724 ließ er des schlechten Textes wegen unbeendet). Im J. 1727 ging er nach Hamburg, wo ihm 1731 vom petersburger Concertmeister (im Auftrage des Hofes) Joh. Hübner Vorschläge gemacht wurden, die ihm nicht annehmlich schienen, hauptsächlich aber, weil „das Land nicht sein Land war." Im J. 1735 hätte man ihn gern zum Organisten an der hamburger St. Petrikirche gehabt. Er wollte sich aber nicht in die Sitte des Anhaltens um diese Stelle, auch nicht in die gewöhnliche Probe unter Telemanns Aufsicht fügen. Lieber privatisirte er in Hamburg fast zehn Jahre lang. Endlich erhielt er gegen 1745 die Organistenstelle an der reformirten alten Kirche zu Am-

1) Reichsschluß v. 1772. §. 11. 2) Vergl. z. B. holstein. Verordn. v. 31. Jun. 1771. Badische Gesetze v. 5. Dec. 1807. Hanöverische Zunftordn. §. 64. 3) Glück, Pandecten-Commentar. §. 1286. S. 77, 78, und §. 1288a. S. 183, 184. C. Martin, Rechtsgutachten und Entscheidungen des Spruchcollegiums der Universität Heidelberg. 1. Bd. (1808): Nr. 111. §. 12. S. 229 fg. Gmelin, über die Präjudicialklage de partu agnoscendo. S. 83. *Hofacker*, Princ. jur. civ. T. I. §. 557. not. 6. Thibaut, System des Pandectenrechts. 1. Bd. §. 348. Schmidt im Lehrbuche von Klagen und Einreden. §. 397. C. G. Schmidts Commentar hierüber ebendas. *Kind*, Quaest. forens. (ed. II.) T. IV. Cap. 11. 4) Quistorp, Rechtl. Bemerkungen. Nr. 76. S. 254. Meister, Prakt. Bemerk. aus dem Crim.- u. Civilrechte. 1. Th. Nr. 15. S. 110. Glück und Geiger, Merkwürdige Rechtsfälle. 2. Th. Nr. 24. §. 4. S. 141.

sterdam, wo er ein hohes Alter erreichte, was es ihm meist durch Chiragra unmöglich machte, von 1762 an, in seiner Kunst bis an seinen Tod zu glänzen. Seinen Componisten- und Künstlerstolz demüthigte auch dies nicht. Niemals ließ er sich herab, Jemanden auf dem Flügel zu begleiten; nur zum Phantasiren und Solospiele ließ er sich bewegen, wurde aber böse, wenn sich einer, außer Locatelli, unterstand, ihn zu loben. Seine Compositionen waren überaus künstlich; Mattheson nennt sie „ausgesucht, rein, fremdklingend, vollstimmig, mit vielem Fleiß und Arbeit versehen." Der Mann würde jetzt manchem armen Componisten Ideen borgen können, wenn sie ihn nur kennten, und viele davon würden wahre Perlen der neuromantischen Schule sein und heißen! In Hamburg ließ er selbst auf seine Kosten in Kupfer stechen: **Compositioni musicali per il Cembalo, divise in due Parti, di** *Conr. Feder. H.*, **Maëstro di Capella di sua Maesta Rè di Suezia.** Sonaten à 4 Stromenti, Ouverturen, viele italien. Cantaten sind ungedruckt geblieben; ferner vier Clavierconcerte, Orgelstücke ꝛc. Die Liebhaber wollten in der Regel nichts von seinen Compositionen wissen; sie waren ihnen zu bizarr und zu schwer. Einiges ist jedoch später in Amsterdam gestochen worden. Eins der bekanntesten, worin zwar auch Arbeiten anderer Meister vorkommen, die meisten jedoch von ihm, ist Folgendes: Sammlung verschiedener und auserlesener Oden, zu welchen von den berühmtesten Meistern in der Musik eigene Melodien verfertigt worden, besorgt und herausgegeben von einem Liebhaber der Musik und Poesie. 1. Th. (Halle 1737). 2. Th. (1739). In diesen beiden Theilen sind von 72 Stücken, die sie enthalten, 44 von H. Merkwürdig ist noch ein reformirtes Choralbuch seiner Bearbeitung, das gegen 1750 zu Amsterdam erschien. In seinem Clavier- und Orgelspiele soll er an Sauberkeit und Nettigkeit alle seine Zeitgenossen übertroffen haben. (*G. W. Fink.*)

HURLJUN, Stadt und Festung an einem Kanale des Amu im Staate Khiwa, Landschaft Khowaresm) des mittelasiatischen Landes Dschaggatai, hat mit den dazu gehörigen Dörfern 16,000 Einw. (*R.*)

HURO, *Cuvier* (**Pisces**). Eine Fischgattung aus der Familie **Percoides**, welche fast in allen Kennzeichen mit der Gattung **Perca** übereinstimmt, nur durch die mangelnden Zähnchen an den Kopfknochen und besonders am Vorkiemendeckel abweichend. Sie besteht bis jetzt nur aus einer einzigen Art, **H. nigricans**, welche im Huronsee in Nordamerika einheimisch (daher der Gattungsname!) und dort von den Bewohnern in Verwechselung mit einem andern Fische **black-bass** genannt wird. Sie gilt für den besten Fisch dieses Sees. Cuvier gibt (**Histoire naturelle des poissons, II. p. 124. pl. 17**) folgende Beschreibung. Der Körper ist verhältnißmäßig etwas höher als am Barsch, die Schnauze etwas kürzer, die Stirn weniger ausgebogen, die untere Kinnlade etwas mehr vortretend. Auf der Stirn stehen feine zahlreiche Streifen, welche sich alle nach dem Rande des Augenbogens ziehen. Die Zähne, ebenso vertheilt wie beim Barsch (**Perca fluviatilis**), sind sammetartig. Stirn, Schnauze, Kiefern sind schuppenlos, der Schädel aber, die Schläfe, die ganze Wange und alle Kiemendeckelstücke, mit Ausnahme der Ränder, haben Schuppen. Der Rand des Kiemendeckels ist vollkommen zahnlos, nach Unten gerundet, nachdem er einen schwachen einspringenden Bogen gebildet hat. Der knochige Kiemendeckel endigt in zwei platte Spitzen, welche durch einen spitzigen, schiefen Einschnitt von einander getrennt sind. Keins von den zur Schulter gehörigen Gräthenstücken hat einen Zahn. Die erste Rückenflosse, viel kleiner als am Barsch, hat nur sechs Strahlen und ist ziemlich weit von der zweiten entfernt, welche zwei Stacheln hat und vielleicht (die Zahl ungewiß wegen des verstümmelten Exemplars) 12 oder 13 Strahlen. Die Afterflosse hat drei Stacheln und 11 Strahlen, und ist verhältnißmäßig auch etwas größer als am Barsch. Die Brustflossen mit 15 Strahlen, die Bauchflossen mit einem Stachel und fünf Strahlen, sowie die Schwanzflosse mit 17 Strahlen, kommen so ziemlich mit denen des Barsches überein. Zwischen dem Kiemendeckel und dem Schwanze rechnet man etliche 60 Schuppen und 25—26 Reihen zwischen der ersten Rückenflosse und dem Bauche. Sie scheinen alle glatt und ganzrandig zu sein. Die Farbe, soweit sich am getrockneten Exemplare wahrnehmen ließ, schien sich der des Karpfens zu nähern. Der Rücken braungrünlich, nach den Seiten blässer werdend und in das Gelblichsilberweiß des Bauches übergehend; über jeder Schuppenreihe zieht sich in der Mitte eine grauliche Längslinie. Das Exemplar war 16 Zoll lang. (*D. Thon.*)

HURON, 1) Grafschaft des Staates Ohio in den verein. nordamerik. Freistaaten, seit 1816 erst errichtet, zwischen 41° 30′ nördl. Br. und zwischen 5° 18′ bis 5° 52′ westl. Länge von Washington, grenzt im N. an den See Erie, im O. an Medina und Cuyahoga, im W. an Sandusky und Seneca, im S. an Richland. Die Grafschaft wird vom Huron, Vermilion, Bald-Eagle und mehren kleinen Flüßchen bewässert, und zählt gegen 7000 Einw. Hauptort der Grafschaft ist Avery am Huron mit den Grafschaftsgebäuden.

2) Ortschaft, in der gleichnamigen Grafschaft des Staates Ohio und am gleichnamigen Flusse belegen, mit einem Postamte.

3) Fluß in den verein. nordamerik. Freistaaten, entspringt in dem Staat Ohio in der Grafschaft Crawford, durchfließt dann in nordöstlicher Richtung die Grafschaft Huron, und fällt unweit der Sanduskybai in den Eriesee. Er vergrößert sich auf seinem Laufe durch den Bald-Eagle und mehre kleinere Flüßchen, kann bis 18 engl. Meilen von seiner Mündung befahren werden, und ist bei derselben 150 Fuß breit. Dieser Fluß führt häufig den Beinamen des kleinen Huron zum Unterschiede von dem folgenden.

4) Fluß in den verein. nordamerk. Freistaaten, entspringt im Staat Indiana an dem Illinoisgebirge, unweit des St. Joseph, tritt in den Staat Michigan, ist eine weite Strecke schiffbar, und fällt nach einem Laufe von 70 engl. Meilen in die Straße St. Clair, den La-

nal, welcher den Huronensee mit dem [illegible]see verbindet. (*J. C. Schmidt.*)

HURONEN, ein Indianerstamm, östlich von dem Huronensee in Obercanada, wo jetzt noch 32 kleine Dörfer von ihnen bewohnt werden. Dieses einst zahlreiche und mächtige Volk, ein Zweig der großen Irokesenfamilie, ist durch fortwährende Kriege mit dem Haupt-Irokesenstamme, worin sie auf der Partei der Algonkins standen, sowie durch die Menschenblattern und den übermäßigen Genuß des Branntweins, bis auf ungefähr 1500 Köpfe zusammengeschmolzen. Sie sind in der Civilisation weiter vorgerückt als die benachbarten Indianerstämme, haben ihr Nomadenleben aufgegeben, und sind Ackerbauer geworden. Die Nachkommen einer Anzahl von ihnen, die sich nach Niedercanada flüchteten, bewohnen jetzt ein eigenes Dorf, Namens Loretto, am St. Charles, zwei teutsche Meilen von Quebeck entfernt, deren Zahl sich über 120 Familien beläuft, die zum Katholicismus übergetreten sind und einen eigenen katholischen Priester haben. Sie sind Ackerbauer und Jäger mit einem besondern Oberhaupt an ihrer Spitze, und haben größtentheils europäische Kleidung angenommen. Auch in den verein. nordamerik. Freistaaten, in der Grafschaft Wabasch des Staates Indiana, welche von den Indianern erst 1821 abgetreten worden ist, findet sich ein kleines Dorf mit 12—14 Huronenfamilien bevölkert. Ihr Körper ist wohlgebaut, schlank, muskulös und häufig von ansehnlicher Größe; die Haut ist kupferfarbig. Im Allgemeinen zeigen sie vielen Anstand. Die Frauen sind kleiner, etwas zum Fettwerden geneigt, und unter den jüngern findet man viele wirklich hübsche. Bei dem Theile des Stammes, dessen Sitten nicht durch die christliche Religion gemildert sind, wird das Weib, wie bei allen Indianern, mehr als Sklavin betrachtet, und muß die härtesten Arbeiten verrichten. Indessen haben die Huronen durch den längern Umgang mit Europäern schon manche ihrer Tugenden, aber auch viele ihrer Fehler angenommen. Ihre Ansiedelung hat natürlich am meisten auf die Milderung ihrer Sitten gewirkt, und mit dem Aufhören des sonst geführten wilden Jägerlebens haben auch die Leidenschaften an Heftigkeit verloren. Gegen Fremde, die nicht zu ihren Feinden gehören, zeigen sie sich sehr freundlich, zuvorkommend und gastfrei, und theilen gern Alles mit, was sie haben; sie sind aufrichtig und ihrem gegebenen Worte getreu. Durch ihren Umgang mit den Europäern und gebildeten Amerikanern hat sich auch ihre Tracht verändert und eine wunderliche Mischung angenommen, indem sie bei ihrer Neigung zum Putze das, was ihnen von den europäischen gefällt, annehmen, und dabei ihren eigenen Putz beibehalten. (*J. C. Schmidt.*)

HURONIA (Paläontologie) Der Übergangskalk am Huronsee ist voll ausgezeichneter Versteinerungen, wovon Bigsby [1]) 1824 mehre aufgezählt, beschrieben und abgebildet hat. Angebliche Ammoniten, Orthoceraten, theilweise von problematischer Natur, ebenso problematische Caryophyllien-, Calamoporen-, Syringoporen-, Catenipo-ren-, Reteporen-, Milleporen- und Crinoideenreste lagern dort in Gesellschaft anderer, außerdem ganz unbekannter, Coralloiden, deren einige Bigsby unter dem generischen Namen Huronia vereinigt. Die Reste dieses Namens finden sich in einem kieseligen Kalk auf den Manitouinseln in jenem See, vorzüglich auf der Insel Drummond bei Colliers Harbour und am Westende von Groß-Manitou.

Es sind einzeln vorkommende stielrunde Säulen, im Ganzen von sehr verlängerter Kegelform, aus vielen einfach aneinander gereiheten, an Länge und Dicke immer mehr zunehmenden Gliedern gebildet, wovon man die ersten und letzten nicht kennt, indem an allen 60 von Bigsby beobachteten Exemplaren dieses Geschlechts beide Enden abgebrochen waren. Gleichwol hatte das größte darunter noch 27″ Länge. Die einzelnen Glieder sind abgestutzt kegelförmig, doch so, daß die Kegel einen sehr dick aufgetriebenen und daher abgerundeten Rand besitzen, welcher die etwas vertieft liegende Grundfläche einfaßt, und so zugleich das auf dieser Basis genau aufsitzende dünnere Ende des nächstfolgenden Gliedes eng umschließt. Die größte Dicke eines Gliedes übertrifft immer um etwas dessen Höhe. Die äußere Oberfläche ist mit einer dünnen, glatten Kruste überzogen, welche aber nur selten und nur in kleinen Partien erhalten ist, sodaß fast überall nur der unregelmäßig in die Länge gestreifte Kern vorliegt. Dieser Kern besteht wieder bei jedem Glied aus einer dünnen Schale, welche auf beiden Gelenkflächen strahlenartig verlaufende Falten bildet, die bis zu einer in der Achse liegenden, hohlen Röhre (Siphon) nach Innen fortsetzen und durch die ganze Höhe des Gliedes hindurchgehen, deren Ausgehendes auf der Oberfläche des Kernes die hier erwähnten Streifen bildet. Jene strahligen Falten vergleicht Bigsby mit den Lamellen der Zellen bei den Sternkorallen. Aber sie scheinen uns weit unregelmäßiger als diese zu sein. In der Regel jedoch ist das ganze Innere der einzelnen Glieder mit dunklem, körnigem Kalk, oder mit zerfressener und drusiger Quarzmasse ausgefüllt. Da, wo die einzelnen Glieder nächst ihrer Basis am stärksten angeschwollen sind, bemerkt man äußerlich mitten auf dem ringförmigen Wulst eine sie umgebende vertiefte Linie, und auf dem Durchschnitte sieht man an dieser Stelle die Schale mehr oder weniger tief nach Innen treten, sich dann umschlagen und unter der Linie wieder nach Außen kommen, welche mithin durch diese Verdoppelung gebildet ist. Stokes nimmt an, daß jedes Glied der Reihe nach, so lange es das letzte in der Säule gewesen, dem Thier als offene Zelle zum Wohnorte gedient habe. Die vier ersten von Bigsby unterschiedenen und auf Taf. XXVIII abgebildeten Arten weichen fast nur in den Dimensionen von einander ab.

1) H. Bigsbyi *Stokes* [2]), ein Fig. 1 abgebildetes

1) *Bigsby*, On the Geography and Geology of Lake Huron, in den Transactions of the Geological Society of London. N. S. I. (1824). p. 203—206. Tab. XXVIII.

2) Stokes, Ebendaselbst, Erklärung der Tafeln.

Exemplar, aus $2\frac{1}{2}$ fast gleichgroßen Gliedern bestehend, hat 4" engl. Länge; die einzelnen Glieder besitzen $1\frac{1}{2}$" Länge auf fast 2" größter, oder oberer (nämlich am Wulste gemessener) und $1\frac{1}{2}$" unterer Breite. Der Wulst ist verhältnißmäßig schwach. Bei größern Exemplaren steigt die Höhe der Glieder bis zu $2\frac{1}{4}$".

2) H. **vertebralis** *Stok.*, das Fig. 2 und 6 abgebildete Bruchstück besitzt auf $6\frac{1}{8}$" Länge 7 Glieder von fast gleichbleibenden Dimensionen. Das oberste, dickste hat nämlich 1" Höhe auf $1\frac{5}{8}$" größter Breite; die zwei kleinsten haben $\frac{7}{8}$" und $\frac{6}{8}$" Höhe auf $1\frac{1}{4}$" Breite. Der wulstige Rand um die gestrahlte Gelenkfläche ist $\frac{3}{16}$" dick, diese $1\frac{1}{8}$" und die centrale Röhre $\frac{1}{8}$" breit.

3) H. obliqua *Stok.*, Fig. 4 stellt ein Bruchstück mit 6 Gliedern mit $3\frac{5}{8}$" Länge dar. Die Glieder sind kürzer, ihr größter und kleinster Durchmesser sind ungleicher, die äußere Gestalt ist konischer, als bei der vorigen, und ihre Grundfläche steht schief zur Achse. Die Glieder haben je $\frac{5}{8}$" Höhe, und das obere ist nächst der Basis $1\frac{1}{4}$", das untere 1" breit.

4) H. **turbinata**, Fig. 3 ist ein Bruchstück von 6 Gliedern auf 3" Länge. Seine ganze Form ist mehr konisch, als bei der vorigen, aber die einzelnen Wülste der Glieder sind stärker abgesetzt. Diese haben $\frac{5}{8}$" bis $\frac{4}{8}$" Höhe; das dünnste besitzt 1", das dickste $4\frac{1}{2}$"' an seiner wulstigen Basis.

Darf man annehmen, daß die einzelnen Glieder, je größer und dicker sie längs einer dieser Säulen werden, zugleich eine mehr cylindrische Form und einen weniger vorspringenden Wulst an der Basis erhalten, als die ihnen vorangehenden kleinern, und daß die schiefe Richtung der Grundflächen zur Achse bei der dritten Art nur zufällig (durch Verdrückung entstanden?) ist, so könnten obige vier Exemplare (oder Arten) wol nur Theile einer und derselben Art aus verschiedenen Gegenden der Säule sein, und sich in der Ordnung, worin sie aufgezählt worden, aneinander reihen. Davon verschieden ist aber

5) H. **sphaeroidalis** *Stok.*, Fig. 5, ein Bruchstück aus 5 Gliedern, $2\frac{1}{2}$" lang, $1\frac{3}{4}$" dick, die Glieder einander fast gleich, in Form stark plattgedrückter Kugeln, und ohne cylindrischen oder konischen Theil; der Siphon über $\frac{3}{8}$" weit.

Diese Art scheint den Übergang zu einer Reihe von ähnlichen cylindrischen oder konischen Gliedersäulen zu bilden, welche am nämlichen Fundorte vorkommen, von Bigsby Taf. XXX. Fig. 3—7 abgebildet, aber nicht weiter beschrieben worden sind. Die Glieder sind, den Abbildungen zufolge ebenfalls plattgedrückt kugelig, äußerlich tief von einander abgesetzt, doch innerlich ohne durchgehende Scheidewände an den Absatz. Stellen ohne strahlig-blätterige Textur, ohne Siphon. Es fragt sich daher, ob ihnen diese Charaktere ursprünglich abgehen, oder nur im fossilen Zustand ausgelöscht worden sind.

(*H. G. Bronn.*)

HURON-SEE, ein großer Landsee in Nordamerika, zwischen 43° 10′ und 46° 30′ nördl. Br. und zwischen 80° 45′ und 84° 45′ westl. Länge, der 750 □M. oder 557,568 Mill. □Fuß groß, 50 M. lang, 35 M. breit und 900 Fuß tief ist. Er enthält eine Wassermasse von 501,811,200,000 Kubikfuß und steht durch den Kanal St. Marie mit dem obern See, durch die Straße von Michillimakinak, gewöhnlich Makinak genannt, mit dem Michigansee, und durch den kleinen Fluß und See St. Clair mit dem Eriesee in Verbindung. Sein Umfang mag gegen 160 teutsche Meilen betragen. Seine Form, die sich der eines Triangels nähert, ist sehr unregelmäßig, indem er eine Menge tiefe Einschnitte und mehre tief in das Land gehende Baien bildet, von denen die vornehmsten sind: die Bai Saganaum, auf der Nordwestseite der Provinz Michigan, 12 teutsche Meilen tief, am Eingange 6 Meilen breit und für die größten Fahrzeuge tief genug; die Thunder- (Donner-) Bai auf derselben Seite. Der See enthält viele Inseln, von denen die Manatulininseln, die längs der Südwestseite von Obercanada in einer 30 Meilen langen Gruppe hinlaufen, die bedeutendsten sind. Manche von denselben sind 4—6 Meilen lang, 2—3 Meilen breit, und theilweise mit ziemlich hohen Bergen bedeckt. Außer dieser großen Kette gibt es noch mehre theils zerstreut, theils in kleinern Gruppen bei einander liegende Inseln, namentlich beim westlichen Ausflusse des Sees, die die Schiffahrt sehr gefahrvoll machen. Hierzu kommt noch, daß der Schiffer auf diesem See häufig von furchtbaren, mit Gewittern begleiteten Stürmen überfallen wird, die in keinem andern Theile Nordamerika's so fürchterlich toben. Zwischen dem Huron- und Michigansee liegt eine Halbinsel, die auf ihrer breitesten Seite 30 Meilen mißt, der Länge nach mit einem waldigen Gebirge durchzogen ist, dem eine Menge kleine und einige größere Flüsse ihren Ursprung verdanken, und wovon der größere Theil in den Michigansee, der kleinere in den Huronsee sich ergießen. Zu diesen gehören: der Chagahagun, der Thunder, dessen Mündung eine kleine Bai macht, der Sandy, der Saganaum und der Sugar, die alle drei in die Saganaumbai fallen, und der Little. Von der Nordseite aus Obercanada strömen dem See mehre ansehnliche und durch ihre Verbindung äußerst wichtige Flüsse zu. Darunter ist besonders wichtig der French River, der Ausfluß des Sees Nipissing in Obercanada, der nur durch einen schmalen Landrücken von dem Utewas getrennt ist, einem Flusse, welcher nahe bei Montreal in den St. Lorenz fällt. Ferner der Matchedasch auf der Ostseite des Sees, welcher, nur mit Ausnahme einer einzigen nicht fahrbaren Stelle, durch mehre kleine Seen, dem See Simcoe und die Flüsse Holland River und Yongestreet, eine Verbindung mit York, der Hauptstadt von Obercanada, herstellt. Diese Straße würde die Entfernung zwischen den nördlich und den südlich liegenden Landseen wesentlich verkürzen, und könnte äußerst wohlthätig für Obercanada werden. Die westlichen Ufer des Sees haben einen magern, mit Sand und kleinen Steinen vermischten Boden, der größtentheils mit Fichten, Birken und Eichen besetzt ist; jedoch in einer kleinen Entfernung von den Ufern wird der Boden äußerst üppig. Durch die Abgrenzung von 1783 gehört der größere Theil des Sees mit der Manatulingruppe Großbritannien an, während der klei-

nere Theil mit der vor dem gleichnamigen Kanale liegenden Insel Michillimakinak zu den verein. nordamerikan. Freistaaten gerechnet wird. (*J. C. Schmidt.*)

HURREPOOR, 1) ein District in der den Sikhs gehörigen Provinz Lahore in Vorderindien, zwischen 32° und 33° nördl. Br., hat einen ebenen und fruchtbaren Boden und wird von dem Flusse Beyah bewässert.

2) Hauptstadt dieses Districts, hat gegen 1500 Häuser und liegt zwischen 32° 6′ nördl. Br. und 75° 31′ östl. Länge. (*J. C. Schmidt.*)

HURRIA (Reptilia), eine von Daudin aus Coluber gesonderte Schlangengattung, welche Cuvier (règne animal ed. 2.) kaum als selbständig betrachtet wissen will, indem er das Kennzeichen derselben, die Schilder an der Basis des Schwanzes einfach, an der Spitze doppelt, nur als eine kleine Anomalie betrachtet. Merrem (Systema Amphibiorum) hat eine Art (Hurria Schneideriana *Daudin*) als Python elopiformis aufgeführt. Wagler bildet aus Kuhls (Beiträge) Hurria carinata seine Gattung Cereaspis. Merrem zählt folgende Arten als hierher gehörig auf, betrachtet jedoch wie Cuvier die Gattung nur als Untergattung von Coluber.

1) H. bilineata *Daudin*. Kopf eiförmig, nicht vom Rumpf unterschieden, der Rüssel abgestumpft, das Rüsselschild dreieckig, Wirbelschild verkehrt eiförmig, Hinterhauptsschilder sehr klein, spitzig, Rumpf walzenförmig, Schuppen eiförmig, Schwanz viertelig (¼ der ganzen Länge) in der Mitte. Bauchschilder 145, Schwanzschilder 21 ganze, 28 Paar getheilte. Vaterland Ostindien (Hurriah *Russel* Indian Serp. t. 40., daraus in *Daudin*, Reptil. V. t. 66. f. 2. und in Lacepède, Amphibien, übers. von Bechstein IV. t. 48. f. 3.).

2) H. porphyria *Shaw*. (Zool. of N. S. Wales. t. 10. General Zool. III. t. 110. *Lacepède*, Dechot. IV. t. 33. f. 1). Der Kopf wenig vom Rumpf unterschieden, länglich eiförmig, der Rüssel abgerundet, Rumpf spindelförmig, Wirbelschild sechseckig. In Neuholland einheimisch.

3) H. ocellata *Gmelin* (*Seba*, Thesaurus. II. t. 1. f. 3, 8). Der Kopf unterschieden, länglich, stumpf abgerundet, Rüsselschild mit einem rautigen, zwischen den Schnauzenschildern liegenden Anhange; Wirbelschild fünfseitig, Hinterhauptschild groß, hinten rund, Zügelschilder groß, Rinnenschilder zwei Paar, Kehlschuppen drei Paar, Kehlschilder zwei, Rumpf spindelförmig, zusammengedrückt, Schuppen sechseckig, glatt, Schwanz viertelig, stätig, verdünnt kegelförmig, Bauchschilder 164 nebst ein Paar getheilten, Schwanzschilder fünf ganze, 67 Paar getheilt. Vaterland Ostindien.

4) H. Nympha *Daudin* (*Russel* l. c. t. 36. 37). Kopf unterschieden, elliptisch, gleich hinter den Augen am breitesten, Wirbelschild klein, bienenkorbförmig, Hinterhauptschild mittelmäßig, Rinnenschilder zwei Paar, Kehlschuppen drei Paar, Kehlschilder zwei, Rumpf dünn, etwas zusammengedrückt, Schuppen rautenförmig, mit abgerundeten Spitzen, glatt, Bauchschilder schmal 234 bis 247, Schwanz drittelig, stätig, verdünnt kegelförmig mit vier ganzen, 78. bis 83 Paar getheilten. Vaterland Ostindien.

5) H. irregularis *Merrem* (Beiträge II. t. 4. H. pseudoboiga *Daudin*). Kopf breit und stumpf, Rüsselschild eckig nierenförmig, Wirbelschild groß, fünfseitig, Hinterhauptschild groß, Zügelschild vierseitig, Rinnenschilder zwei Paar, Kehlschilder drei, ein Paar Kehlschuppen, Rumpf dünn, zusammengedrückt, Schuppen rautenförmig, spitzig, glatt, Schwanz dünn, fünfkantig, 258 Bauchschilder, 17 ganze, 45 Paar getheilte Schwanzschilder. Vaterland unbekannt.

6) H. ordinata *Linné* (*Seba* T. II. t. 20. f. 2). Schuppen eiförmig, gekielt, Schwanz viertelig, Bauchschilder 138, Schwanzschilder vier ganze, 68 Paar getheilt. (D. *Thon.*)

HURRIANA, auch HARRIANA und HURRIANEH genannt, ein District der Provinz Delhi in Vorderindien, zwischen 28° und 29° nördl. Br. auf der Westseite des Flusses Jumna belegen. Der Boden ist leicht und würde bei besserer Bewässerung sehr fruchtbar sein; denn nur der kleine Fluß Sursetty durchfließt den District. Um diesem Übelstand abzuhelfen, ließ einer der afghanischen Herrscher, der im 14. Jahrh. lebende Sultan Feroz, der Bewässerung wegen, zwei Kanäle aus den Flüssen Setledge und Jumna durch diesen District ziehen, die sich beide bei der Stadt Hissar vereinigten. Von hier sollen dann eine Menge kleinere Kanäle in die Ländereien geleitet worden sein, sodaß nur ein kleiner, übrigbleibender Abfluß in den See Bhudar fiel. Durch diese heilsamen Maßregeln wurden dem Boden statt der frühern einen nur ärmlichen Ernte zwei volle Ernten jährlich abgewonnen. Dieses Umstandes wegen empfing ein Theil des früher Hissar Firozeh genannten Districtes den Namen Hurriana, d. h. grünende Wiese. Der Name des Bezirks wurde später von dem ganzen District angenommen und verdrängte die Benennung Hissar Firozeh. Zur Zeit, wo die Herrschaft der Großmoguln in ihrem größten Glanze stand, machte der District einen Theil ihrer unbestrittenen Erbschaft aus, und stand später unter mehren Häuptlingen der räuberischen Radschputen-Stämme, die durch ihre ewigen Befehdungen und Räubereien das Land in einen höchst traurigen Zustand versetzt hatten, bis es 1809 unter britische Herrschaft kam und seitdem fortwährend in Ruhe lebt. Hierdurch hat die Cultur des Bodens reißende Fortschritte gemacht. Die vorzüglichsten Städte sind: Hansi, Hissar und Sursutty. (*J. C. Schmidt.*)

Hurrihur, s. Harihara.

HURRUND DAJEL, District in der Provinz Kutsch Gundawa des asiatischen Reichs Beludschistan, liegt abgesondert im Osten der Provinz längs dem Sind, und hat einen sehr fruchtbaren Boden. Der Hauptort ist Hurrund, Sitz eines Hakim. (*R.*)

HURRUR oder HARRAR, ein von den Gallas und Somalis eingeschlossenes afrikanisches Reich mit der Hauptstadt gleiches Namens, unter 9° 45′ nördl. Br. und 60° östl. Länge, vielleicht einerlei mit dem Reich

Arrargih, soll mit Zeyla und Berber in Handelsverbindungen stehen. (*R.*)

HURTADO, 1) Kaspar, war zu Montesa (Montexara) in der spanischen Landschaft Valencia im J. 1576 geboren, wurde Doctor der Theologie und Philosophie, erster Professor zu Alcala de Henares, nachdem er vorher Collega major und mehre Male Consiliarius gewesen war. Er trat 1607 in den Jesuiterorden, lehrte an 30 Jahre Theologie an verschiedenen Orten, begab sich endlich Alters und Schwachheit wegen nach Alcala, wo er als Decan der theologischen Facultät und Censor bei der Inquisition am 5. Aug. 1646 starb. Seine Schriften sind: Disputationes de Matrimonio et Censuris (Complutis 1627. Lugd. 1629); de incarnatione (Alcala 1628); de Sacramentis in genere et specie, de Baptismo, Confirmatione, Poenitentia et extrema unctione (ibid. 1629); de eucharistia, Sacrificio missae et Ordine (ibid. et Antw. 1632. fol.); de beatitudine, actibus humanis, bonitate et malitia, habitibus, virtutibus et peccatis (Madrid 1637. 4.); de justitia et jure (ibid. 1637. 4.); de religione (ibid. 1634); de legibus et de gratia; de deo trino et uno (ibid. 1642. 4. und 1662) [1]).

2) Thomas, geboren zu Toledo im J. 1589, war Clericus regularis im Minoritenorden, lehrte Theologie zu Rom, Alcala und Salamanca, war in letzter Stadt Praepositus, und starb daselbst 1659. Er schrieb: Praecursor philosophicus et theologicus (Antw. 1641), II Tom. in fol.; Resolution. moralium Lib. VI. (Sevil. 1659. fol. Colon. 1661. fol.); de Chori ecclesiastici antiquitate, necessitate et Tractibus; de congrua sustentatione eccles., de residentia sacra. Lib. XII; de unico Martyrio schrieb er gegen Theoph. Raynauds Tr. de martyrio per pestem [2]). (*Rotermund.*)

Hurtich (Kilian), s. Hortich.

HURTINGDON, eine Insel an der Ostküste des großen zum britischen Nordamerika gerechneten Landes Labrador, zwischen 53° und 54° nördl. Br. Sie liegt vor der geräumigen Sandwichbai, deren Eingang sie größtentheils versperrt, sodaß nur ein schmaler Eingang übrig bleibt, und gehört zu der großen Inselreihe, die sich längs der Ost- und resp. Nordostküste von Labrador hinzieht. Während der Zeit des Fischfanges und Robbenschlages wird sie häufig von Fischern, namentlich von Newfoundland aus, besucht. (*J. C. Schmidt.*)

HUSABY, 1) ein alter heidnischer Königssitz in der schwedischen Provinz Dalarne (Dalekarlien); seit Einführung des Christenthums ward es Sitz des Befehlshabers über Dalarne (Dala-Höfding, der davon Husaby-Man hieß), jetzt aus zwei Höfen bestehend, unweit der Kirche Husby und des Dal-Elf, über welchen hier eine Brücke führt.

2) Merkwürdiger ist Husaby in der schwedischen Provinz Westgothland, wo Olof Schoßkönig (der erste christliche König Schwedens) durch den englischen Geistlichen Siegfried um das J. 1000 getauft wurde. Schon vor seiner Taufe besaß Olof hier ein Schloß, das er nun in eine christliche Kirche umwandelte, die aber nur bis 1151 Domkirche blieb; denn bald beschloß der Erzbischof von Hamburg, Unvan, zu dessen Sprengel Schweden gehörte, daß das von Olof zur Hauptstadt des christlichen Schwedens errichtete Skara den Dom in seiner Mitte haben sollte, zu welchem bereits Thurgot zum ersten Bischofe von Skarastift, 1015 verordnet, den Grund legte. Husaby's alter Dom steht noch (jetzt eine Dorfkirche) im Laufe der Zeit, wie es scheint, wenig verändert, am Abhange des Berges Kinnerkulle, etwa eine halbe Meile vom See Wenern, 1¾ M. von Skara. Noch findet man in der Kirche alte, kleine, schmale Fenster, ja in der Thurmmauer zugemauerte Fenster, runde Löcher, spiralförmige Treppen, Gemächer, alles unleugbare Reste der alten Königsburg; die beiden äußersten der drei runden Kirchthürme lassen sich gar nicht als Schloßthürme verkennen; der dritte, etwas größere Thurm enthält die beiden Glocken und das Uhrwerk. Die Kirche ist aus gehauenen Sandsteinen gebaut und hat einen größern und zwei kleinere Altäre. An der westlichen Seite des Kirchhofes zeigt man die Gräber Olofs des Schoßkönigs und seiner Gemahlin Estrid. Die Quelle, in welcher Olof soll getauft worden sein, liegt etwa 300 Schritte östlich von der Kirche; in ihr suchten, zur katholischen Zeit, Kranke Heilung, bis sie nach der Reformation verschüttet wurde; späterhin ward sie wieder aufgegraben. Der Pfarrer Maroander errichtete über dieser Quelle 1763 einen viereckigen Stein mit Inschrift; in den Felsen gehauene Stufen führen zur Quelle hinab; Äcker, Hügel, Wiesen ꝛc. um diese Quelle führen, gleich der Quelle selbst, noch St. Siegfrieds Namen. Westlich von der Kirche, neben St. Brita's Quelle auf einer Anhöhe, trifft man einiges gut erhaltenes Mauerwerk der Bischofsresidenz, nicht jener ersten, zur Zeit Olofs aufgeführten, sondern der im J. 1477 vom Bischofe Brynolph Gerlaksson erbauten oder erneuerten; denn die Bischofsresidenz in Husaby blieb Eigenthum der Bischöfe von Skara, bis sie 1527 durch den Receß von Westerås der Krone zuerkannt wurde; von der Höhe hat man eine schöne, weite Aussicht auf die sich im Süden von Husaby ausdehnende große Ebene. Unweit jener Taufquelle ließ Siegfried eine kleine hölzerne Kirche erbauen; alle Spuren dieser Kirche sind verschwunden *). (*v. Schubert.*)

HUSAI, genauer nach dem Hebräischen (חושי) Chuschai, d. i. eilig, einer von den treuen Anhängern des hebräischen Königs David während der für diesen bedrängten Zeit, wo Absalom in Folge einer lange vorbereiteten Verschwörung sich der Hauptstadt bemächtigte und den alten Vater zur eiligsten Flucht nöthigte. Auf Davids Rath mußte H. sich zum Schein an Absalom anschließen und fand Mittel, den für erstern sehr verderblichen Rath des Ahitophel zu vereiteln, wonach Absalom

1) Vergl. *Alegambe*, Bibl. script. Soc. Jesu, p. 149. Jöchers Gelehrten-Lexikon. 2) *Miraei* Auctarium de script. eccles. p. 356, in *Fabricii* Bibl. eccles. *Anton*, Bibl. Hispan. Jöcher, Gelehrten-Lexikon.

*) Vergl. meine Reise durch Schweden ꝛc. 3. Bd. S. 282—285.

sofort den entthronten König durch eine Truppenabtheilung sollte verfolgen und angreifen lassen. Der günstige Augenblick ward sonach versäumt. David benutzte den Umstand, zog mehr Truppen an sich und Absalom fiel in der Schlacht *). (*A. G. Hoffmann.*)

HUSAM-ED-DEWLET (حسام الدولة), zweiter Herrscher der Dynastie der Okeiliden, die von 380 der Fl. (beg. 31. März 990) bis 495 (beg. 26. Oct. 1101) in Mosul ihren Sitz hatte. Es regierten sieben Fürsten aus diesem Hause, und unter diesen Husam-ed-dewlet Mukalled von 386 (996 n. Chr.) bis 391 (beg. 1. Dec. 1000). Er war der Bruder des Begründers ihrer Herrschaft, Muhammed Ben Mosayyeb, der durch eine siegreiche Schlacht seinen Vorgängern, den Hemdaniden, ein Ende machte. Obgleich Husam-ed-dewlet einäugig war, wußte er dennoch das Regiment kräftig zu führen, unterlag aber bei Anbar den hinterlistigen Streichen einiger seiner türkischen Sklaven. Ihm folgte sein Sohn Kerwasch bis zum J. 443 (1051) †). (*Gustav Flügel.*)

HUSÁM-ED-DIN (حسام الدين), d. h. das scharfe Schwert der Religion, ist einer jener ruhmvollen Beinamen ausgezeichneter Muhammedaner, die in der frühern Zeit entweder mit scharfen Waffen oder spitzen Federn als Vertheidiger der Religion auftraten. Später ward er bloßer Titel ohne Verdienst, wenigstens in sehr vielen Fällen [1]). Unter den Gelehrten, denen der Ehrenname Husám-ed-din zu Theil ward, sind die vorzüglichern:

1) Omar Ben Abd-ol-aziz Ibn Mazeh, mit dem Beinamen Husám-ed-din der Märtyrer (Schehíd), berühmt durch seinen Tod wie durch seine Schriften. Er war ein ausgezeichneter Lehrer des Civil- und Kirchenrechts, daher auch Borhán-el-aïmmet, der Beweis der Imame, genannt, und beurkundete seinen Ruf durch mündliche und schriftliche Rechtssprüche; sogar auf juristische Urkundenlehre erstreckte sich seine Gelehrsamkeit. Wir kennen von ihm eine Sammlung verschiedenartiger Rechtsfälle (اجناس ويقال لها الواقعات), vielleicht dasselbe Werk mit der Ergänzung der Rechtssprüche (تتمة الفتاوي), voll von wichtigen, aus der Praxis genommenen, Ergebnissen; doch ordnete er die Fragen und Antworten nicht selbst, auch hatte er keine Capitel-Abtheilung gemacht, was erst nach seinem Tode durch fremde Hand geschah. Es ward ein Hauptbuch für diesen Zweig der Wissenschaft. Ferner einen Commentar über das Werk: Die dem Richter nöthigen Verhaltungsregeln (ادب القاضي) vom Imam Abu Bekr Ahmed Ben Amru Khassáf, der 261 der Fl. (beg. 16. Oct. 874) starb; ein Lehrbuch über die Grundlehren (اصول) des Rechts in vielen Abschnitten; eine Sammlung der speciellen abgeleiteten Rechtslehren, gewöhnlich unter dem Namen Dschámi' El-Sadr El-Schehíd bekannt. Der Imam und Richter aus Bagdad nämlich, Abu Táhir Muhammed Ben Muhammed Debbás, hatte das berühmte Rechtsbuch: Der kleine Sammler der abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren (الجامع الصغير في الفروع) des alten Imams Scheibáni (gest. 187 = 803), in systematische Ordnung gebracht, und Husám-ed-din fügte nun zu den fraglichen Fällen neue und wichtige aus der dem Muhammed nächsten Zeit, wo dessen unmittelbare Schüler die Orakel des Volkes waren, hinzu, ließ aber alle Argumente aus den Überlieferungen, dem Koran und den apostolischen Erzählungen hinweg. Später holte er jedoch diese nach und bearbeitete auch sonst das Original zu größerer Brauchbarkeit; ein Werk, Fetwas (فتاوي) betitelt, und zwar in einer größern und kleinern Sammlung, die Nedschm-ed-din Jusuf Ben Ahmed Khássi später in besondere Capitel brachte. Am meisten zog man die größere Sammlung zu Rathe. Einen Tractat über das Gebet Teráwih [2]); ein Handbuch über die Läuterung (كتاب التزكية), einen Commentar zum Buche der Mauern (كتاب الحيطان) von Mordschi, d. i. Gebete bei Errichtung von Mauern; einen Aufsatz über das Kochen des Mostes (كتاب طبخ العصير), endlich einen Tractat über das Verhalten der

---

*) Vergl. 2 Sam. 15 und 16.

†) *Hadschi Chalfa* und *Abulf.* Annal.

1) Andere mit Din, Religion, zusammengesetzte Bezeichnungen gingen von ähnlichen Ideen aus, wie: Stütze der Religion, Kiwám-ed-din; Ruhm der Religion, Fachr-ed-din und Iftichár-eddin; Sonne der Religion, Schems-ed-din; Schützer und Vertheidiger der Religion, Násir-ed-din, Nasír-ed-din, Násir-liddin, Moghíth-ed-din; Glanz der Religion, Schiháb-ed-din; Erwecker der Religion, Mohji-ed-din; Kräftiger der Religion, Moezz-ed-din; Vollmond der Religion, Bedr-ed-din; Erhabenheit der Religion, Alá-ed-din; Preis der Religion, Izz-ed-din; Adel der Religion, Scheref-ed-din; der Enthaltsame der Religion, Afíf-ed-din; der Reine der Religion, Safí-ed-din; die Krone der Religion, Tadsch-ed-din; der Hochachtbare der Religion, Wodshíh-ed-din; Schönheit der Religion, Dschemál-ed-din; Vollkommenheit der Religion, Kemál-ed-din; der Auserwählte der Religion, Athír-ed-din; Band der Religion, Isám-ed-din; Glanz der Religion, Behá-ed-din; Säule der Religion, Imád-ed-din; Glück der Religion, Sa'd-ed-din; Licht der Religion, Dhiyá-ed-din; Getreue der Religion, Emín-ed-din; Beschützer der Religion, Mowayyid-ed-din; Arm der Religion, Adhod-ed-din; Licht der Religion, Nur-ed-din; Fromme der Religion, Taki-ed-din; Fahne der Religion, Alem-ed-din; Pol der Religion, Cotb-ed-din; Siegreiche der Religion, Mothaffer-ed-din; Harnisch der Religion, Sadr-ed-din; Schwert der Religion, Seif-ed-din; Beweis der Religion, Borhán-ed-din; Löwe der Religion, Asad-ed-din; Reine der Religion, Zeki-ed-din; Leuchte der Religion, Sirádsch-ed-din; Träger der Religion, Rokn-ed-din; Hoheit der Religion, Dschelál-ed-din; Verfechter der Religion, Mudschâhid-ed-din; Schmuck der Religion, Zein-ed-din; Heil der Religion, Saláh-ed-din; Bewahrer der Religion, Moslih-ed-din; Hauch der Religion, Nesím-ed-din; Stern der Religion, Nedschm-ed-din; Geduld der Religion, Sabr-ed-din; Edle der Religion, Seri-ed-din; Freund oder Vormund der Religion, Weli-ed-din; Vorbild der Religion, Imám-ed-din.

2) *Mour. d'Ohs.* übers. von Beck. I, 357, und *de Sacy*, Chrest. I, 167 sq.

Frauen zur Zeit der Menstruation (كتاب الحيض). Den Märtyrertod erlitt er im J. 536 (beg. 6. Aug. 1141) in Samarkand, als sich diese Stadt gegen Sendschar empört hatte. Sein berühmter Neffe, Borhán-ed-din Mahmud Ben Ahmed Ben Abd-el-aziz, trat ganz in seine Fußtapfen und führte mehre Werke seines Oheims weiter aus.

2) Scheich und Mystiker Husám-ed-din, Verfasser der Geheimnisse der Kundigen (Sufis) und der Biographien der Suchenden (arabisch: اسرار العارفين وسير الطالبين).

3) Der Molla Idris Ben Husám-ed-din aus Bidlis in Armenien, der 930 (beg. 10. Nov. 1523) starb und als der erste bekannt ist, der eine persische Geschichte der Osmanen und ihrer Sultane schrieb von ihrem Anfang an bis auf Sultan Bayezid II. unter dem Titel: Die acht Paradiese (هشت بهشت). Sein Sohn, Abu'lfadhl Muhammed Defteri, setzte sie fort bis auf Selim II., und starb 987 (1579).

4) Der hanefitische Molla Moslih-ed-din Husámzade El-Atic aus Rumelien, wurde durch seine Randglossen zu dem großen Commentare, den Teftazáni (gest. 792 = 1390) unter dem Namen Motawwel zu dem rhetorischen Werke تلخيص المفتاح في المعاني والبيان schrieb, berühmt. Er widerlegte darin den Molla Khosru, der gegen einen andern Glossator, den großen Dschordschání, zu Felde gezogen war. Ferner sind von ihm Glossen, obwol nicht bis zum Ende des Werks, fortgeführt, zum Commentare Taudhih (توضيح) über die Grundlehren des Rechts im Werke Tenkih el-osul vom hanefitischen Richter Sadr-el-scheriet Obeid-allah Ben Mes'ud Mahbubi aus Bochara, der 747 = 1346 starb; dann Glossen zu desselben Teftazáni berühmtem Werk über die Metaphysik Mekásid, und endlich noch ein Commentar unter dem Titel Tersih zu dem jedem gelehrten Muslim unentbehrlichen Handbuch über die abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren Wikáyet el-riwáyet si mesáïl el-hidáyet des Imam Borhán el-scheriet Mahmud Ben Sadr-el-scheriet.

5) Husám-ed-din Hosein Ben Ali Sanáti, Hanefit, der im J. 710 (beg. 31. Mai 1310) starb, und unter dem Titel Tesdid einen Commentar zum Temhid über die Grundpfeiler des Glaubens an einen Gott (التمهيد لقواعد التوحيد) des Meimun Ben Muhammed Nesefi (gest. 508, beg. 7. Jun. 1114) verfertigte.

6) Muhammed Ben Husám-ed-din, der in seinem persischen Gedichte Chawername, Buch des Occidents, das Leben des Khalifen Ali Ben Abi Taleb besang, und 892 = 1487 in Kuhistan starb.

7) Husám-ed-din Hosein Ben Abd-el-rahman, der Mufti von Amasia, gest. 626 = 1229, ist Verfasser mehrer Tractate über streitige Rechtsfragen. Seine Gelehrsamkeit ging als Schriftsteller vorzüglich auf Casuistik zurück, und unter seinen kleinern Schriften ragte vor Allem die gegen die Secte der Bezazive gerichtete, über die Zulässigkeit des Kreistanzes der Mönche, hervor. Andere traten später ebenfalls auf seine Seite und verfochten seine Meinung. In einem andern Tractate sprach er über die Verleumder des Propheten in drei Theilen: 1) was man unter einer Verleumdung des Propheten zu verstehen habe und was nicht, 2) über die Beurtheilung des Verleumders, 3) über die Beurtheilung von Seiten der Ungläubigen. Auch haben wir eine Schrift über die Anführung von Zeugnissen (في نقل الشهادة). Sein bedeutendstes Werk aber ist sein Commentar zu dem allbekannten metaphysischen Werke Mewákif (مواقف) von dem Richter Adhod-ed-din Abd-el-rahman Ben Ahmed Idschi, der im J. 756 = 1355 starb.

8) Husám-ed-din Hasan Ben el-abbas, Commentator der Burda.

9) Husám-ed-din Ismail Ben Ibrahim, der die Grammatik Kafiye von Ibn Hádschib metrisch übersetzte und nachher commentirte. Er starb 1016 (beg. 18. April 1607).

10) Ahmed Ben Husám-ed-din, Verfasser des Spiegels der Könige (مرآة الملوك), eines türkisch geschriebenen, in zwei Theilen bestehenden, moralischen Werkes, von denen der erste ethische, der zweite paränetische Betrachtungen enthält.

11) Molla Husám-ed-din Muwadzdzeni aus Khowaresm, der wahrscheinlich als der erste Commentator der Encyklopädie der Wissenschaften, betitelt: Schlüssel der Wissenschaften (مفتاح العلوم) von Sekkáki (gest. 626, beg. 30. Nov. 1228) auftrat, und sich in seiner Arbeit über das ganze Werk verbreitete, was andere Commentatoren nicht thaten. Er vollendete diesen von den Muhammedanern mit unzweideutigem Lob erwähnten Commentar im Monate Moharrem 642 (beg. 9. Jun. 1244) in Dschordschaniye in Khowaresm. Dasselbe Werk commentirten auch

12) Husám-ed-din Kafi, und

13) Husám-ed-din Mer'i, Richter in Rumelien.

14) Der hanefitische Scheich und Imam aus dem Geschlechte der Omayyaden Husám-el-nahr Abu'lmeáli Mes'ud Ben Schodschá Ben Muhammed, der 599 (beg. 20. Sept. 1202) starb, und Antworten über gelegentlich aufgeworfene Rechtsfragen unter dem Titel: Multekatát, schrieb.

15) Husám-ed-din Hasan Ben Abd-el-mumin Ibn-el-hausi, s. Husi.

16) Emir Adschin Husámi, schrieb: Geschenk an die Kämpfer des heiligen Krieges über die Operationen auf den Reitbahnen.

17) Der persische Dichter Ibn Husam, der selbst von Einigen dem großen Dichter Mozaffer von Herát vorgezogen wird. Letzterer heißt auch der zweite Chakáni, weil er so festen und besonnenen Sinn in seinen Gedichten ausspricht, wie der erste. Des Ibn Husám

Ibn fällt in die Regierung des Herrschers von Herát, Schems-ed-din Kurt, 737 (beg. 10. Aug. 1336). Seine Gaselen werden noch jetzt gern gelesen.

18) Husám-ed-din aus Khauf in Kuhistan, ein Naturdichter, der sich als Bauer in Hymnen auf den Propheten und die Imame ergoß. Auch Dewletschah führt ihn unter seinen persischen Dichtern auf. Doch ist der Werth seiner Gesänge nicht eben groß. Er starb 875 (beg. 30. Jun. 1470).

19) Kemál Ben Dschemál Husámzadeh aus Herát, ist Verfasser des persischen Commentars zu der metrischen lexikologischen Abhandlung in 200 Versen, von Abu Nasr Mes'ud Ben Abi Bekr Ben Hosein Ben Dschafar Farihi, dem Philologen, unter dem Titel: Anfänge für die Jünglinge (نصاب للصبيان), wozu auch der große Dschordschâni einen Commentar schrieb [3]. (*G. Flügel.*)

HUSANUS, 1) Bernhard Melchior, lebte um 1632 und war kursächs. Amtsschösser zu Freiburg in Thüringen, schrieb einen Nucleum Saxonicum, und gab Nicol. Vigelii Gerichtsbüchlein vermehrt und verbessert heraus.

2) Heinrich, geboren zu Eisenach am Nikolaitage 1536, wo sein am 5. April 1563 verstorbener Vater Bürgermeister war. Zur Erlernung der Handlung wurde er nach Bergen in Norwegen geschickt, kehrte aber, weil er die dort erfahrene übele Behandlung nicht ertragen konnte, bald zu seinen Ältern zurück, widmete sich dem Rechtsstudium, und bezog 1553 die Universität Wittenberg, dann Ingolstadt, und 1557 Bourges. Von hier begab er sich nach Padua, wo er 1559 an einem hitzigen Fieber schwer erkrankte. Nach seiner Genesung besuchte er seine Ältern und übte sich hierauf einige Zeit zu Speyer, dem damaligen Sitze des Reichskammergerichts, in der Praxis. Am 6. Sept. 1561 ward er Professor der Rechte in Jena und nahm zugleich die Doctorwürde an. Aber schon im folgenden Jahre wurde er fürstlich sächsischer Rath zu Grimmenstein, und reiste 1564 als Gesandter des Herzogs nach England. Wegen der Grumbachschen Händel schickte ihn der Herzog 1565 nach Wien an den Kaiser und 1566 auf den Reichstag nach Augsburg, um seinem Herrn bei den Statibus Imperii das Wort zu reden. Seine am 25. April und 2. Mai 1565 an den Herzog geschriebenen Briefe geben genugsam zu erkennen, wie sehr es demselben anlag, sich des Grumbachs zu entschlagen; aber der Herzog wollte ihn nicht hören. Da ihm nun zu Augsburg gerathen wurde, von dieser Angelegenheit nichts mehr zu erwähnen, so ward er seiner Gesandtschaft überdrüssig, begab sich nach Heidelberg, und sandte dem Herzoge, den er nachher nicht weiter sah, die ihm gewordene Instruction zurück. Er war darauf so unglücklich, in Gotha das Seinige zu verlieren; durch welche Verhältnisse, ist nicht angegeben. Im J. 1567 berief ihn der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg zu seinem Geheimerath und Kanzler. In dessen Angelegenheiten reiste er 1570 nach Speier. Im J. 1573 bewog ihn eine schwere Krankheit, in einem lateinischen Gedichte, sich seine Entlassung zu erbitten. Er wollte nun sein Leben in der Stille zubringen; dennoch ließ er sich im J. 1574 bewegen, in der Stadt Lüneburg Syndicus des Raths zu werden. Hier betrieb er den, am 24. Jul. 1576 mit dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg abgeschlossenen und in Rehtmeyers braunschw.-lüneburg. Chronik, S. 1614 abgedruckten, Receß. Auch redigirte er im J. 1583 das dort noch bis auf diesen Tag gültige Kraft habende, lüneburger Stadtrecht (abgedruckt in *a Puffendorf*, Observ. jur. Rom. Tom. IV. adp. p. 624—856). Er starb zu Lüneburg am 9. Dec. 1587.

Husanus war ein sehr gelehrter und gewandter Geschäftsmann und ein gepriesener lateinischer Dichter; von neuern Sprachen verstand er sogar Spanisch und Italienisch; auch in der griechischen Sprache war er vollkommen bewandert. Man hat von ihm: Horarum successivarum sive imaginum Mosaicarum libri II., herausgegeben von Nathan Chyträus, und dem Magistrate zu Lüneburg gewidmet (Rostock 1577. 4.); Dierum dominicarum preces anniversariae (ibid. 1587. 4.); Elegiarum libri II. (ibid. 1577. 4.); Mecklenburgisches Lehenrecht, wie solches zur Zeit seines Kanzleramts zu fernerer Berathschlagung zusammengetragen worden, mit Wesenbecks Gutachten, abgedruckt in Gerdes Sammlung verschiedener Schriften und Urkunden, welche die mecklenburgische Geschichte und Landesverfassung erläutern können (Wismar 1736. 4.). 1. Bd. Nr. 6. 2. Bd. Nr. 1. *).

3) Johann Friedrich, aus dem Mecklenburgischen, schrieb einen Tractat de servis et hominibus propriis, welcher 1590 nebst *Hippolyti Bonacossae* tractatus de servis zu Cöln in 8. gedruckt, und auch in die von Otto Tabor 1663 zu Gießen herausgegebene Sammlung von Abhandlungen über diesen Gegenstand mit aufgenommen ist. (*Spangenberg.*)

HUSAREN, Benennung einer nach ungrischer Art bekleideten, berittenen und bewaffneten Gattung leichter Reiterei, entstanden aus dem berittenen Aufgebote der ungrischen Edelleute unter Matthias I. 1458, das, weil der 20. Bauerhof den Reiter stellte, von Husz, zwanzig, und ar, Sold, also benannt wurde. Im dreißigjährigen Kriege verschwindet dieser Name in dem der Kroaten, mit welchem man alle leichte Reiterei bezeichnete; doch nach dem Frieden ging der Name Kroat auf die Gebirgsmiliz zu Fuß über und die berittene Miliz der Ebenen Ungerns nahm den alten Namen wieder an. Nach ihr, dem trefflichsten Reitermuster jener Zeit, bildeten später die andern europäischen Mächte ihre leichte Reiterei wenigstens dem Äußern nach ungrisch aus, und so entstand die Truppengattung, welche man heutzutage Husaren nennt, und durch Pelz und Dollman, den krum-

3) Alle diese Nachrichten sind zum größten Theil aus ungedruckten Quellen des Hadschi Chalfa genommen.

*) Vergl. *Zeumer*, Vit. profess. jur. in acad. Jenensi, p. 84 sq. Hanoversche gelehrte Anzeigen. 1755. Nr. 38. Rotermund, Gelehrtes Hanover. 2. Bd. S. 435 fg.

men Säbel und das ungrische Reitzeug mehr als durch den Sicherheitsdienst bei den Armeen unterscheidet, den sie früher, bis zu den letzten Kriegen, fast ausschließlich (außer in der russischen Armee, wo die Kosaken dies thun) zu besorgen hatte. Gegenwärtig ist fast überall der Husar nicht leichter bewaffnet und beritten als der Dragoner und der Jäger zu Pferde (Chevauxlegers) oder Ulahn (Lancier). (*Benicken.*)

HUSBY, ein St. Bernhardiner-Mönchskloster in der schwedischen Provinz Dalarne, Kirchspiel Husby, im J. 1486 durch Ritter Inge Johansson Ulfve gestiftet unter dem Namen Gottesberg (Gudsberg); nur in Ruinen übrig. Daneben liegt eine der Krone gehörige Pulverfabrik *). (*v. Schubert.*)

HUSBYE, 1) Harde im Amte Flensburg des dänischen Herzogthums Schleswig, bildet einen Theil der alten Landschaft Angeln, ist 2½ Meilen lang, eine Meile breit, hügelig, waldig, mit anmuthigen Gegenden, und enthält die fünf Kirchspiele: Grumtoft, Husbye, Hürup, Küllschau und Adelbye. 2) Kirchspiel und Kirchdorf in der Husbyeharde des schleswigschen Amtes Flensburg. Man findet darin heidnische Grabhügel, unter welchen besonders der sogenannte Mölhoy merkwürdig ist. (*Klaehn.*)

HUSCE, ein Gau Niederlothringens an der Maas, wo die Asche sich in sie ergießt. Otto der Große schenkt in der Urkunde vom J. 944 das an dem Flusse Votra erbaute Kloster Echa, gelegen im Gaue Husce in der Grafschaft Rodulfs, der lütticher Kirche [1]). Das Kloster Eiche, Eicke, lag in der lütticher Diöces bei Maseck, daher war der Gau Husce ein Untergau des großen Obermaasgaues (Masagowi, Masau) [2]). (*Ferd. Wachter.*)

HUSCH, auch **HUSSI** oder **HUSSY**, Stadt in der Moldau, Zara de Schoss, Zinut Falschi, am linken Ufer des Pruth, acht Meilen von Jassy, zwischen dieser Stadt und Falschi auf der südlichen Straße nach Fokschan und Bukarest. Sitz eines griechischen Bischofs, mit einer griechischen Kathedrale und einem katholischen Kloster. Der hier gebaute Tabak ist der beste in der Moldau. Hier schloß Peter der Große, am 11. (23.) Jul. 1711, den Frieden mit den Osmanen, der ihn und seine vom Feinde gänzlich eingeschlossene Armee rettete; auch fiel hier 1770 eine Schlacht vor, worin die Russen über die Türken siegten. Im J. 1821 stand Georg Kantakuzeno in dieser Gegend, war aber unglücklich. (*Stein* und *Karl Iken.*)

Huschenk (Hoschang), s. Bonzen.

HUSCHENK od. **HUSCHENKSCHAH** (هوشنك شاه), obwol der erste Pischdadier und zugleich der Begründer der ersten persischen Dynastie, war deshalb, nach der Fabel der Eingeborenen, nicht auch der erste Herrscher Persiens. Diese Ehre fällt dem Keijumers Gülschah (كيومرث كلشاه) zu, den das Volk, der ewigen Anarchie müde, freiwillig zu seinem Regenten erhob. Dieser erste Regent Persiens, den man in die Zeit Noahs setzt, erlebte, trotz seiner 283jährigen Regierung, nur das einzige Unglück, seinen Sohn Siamec zu verlieren, und so ging die Regierung auf seinen Enkel Huschenk über, der Sage nach 2033 v. Chr. H.'s ausgezeichnete Herrschertalente verschafften ihm den Titel Pischdad (پيشداد), d. h. des Gerechten [1]). Zu seiner Gerechtigkeit gesellte sich auch Weisheit und kluge Besonnenheit, und diese Eigenschaften erwarben ihm den zweiten Beinamen Ferhenk (فرهنك). Ihm werden eine Menge neuer Einrichtungen und Entdeckungen zugeschrieben. Er ließ zuerst Minen anlegen, erfand das Beil und anderes nützliches Handwerkszeug, führte Ackerbau ein, lehrte die geschickte Anwendung des Getreides, vorzüglich des Weizens, legte Kanäle an und befruchtete durch sie Äcker und Wiesen. Auch wird ihm die Erbauung der Stadt Sus oder Schuster, der Hauptstadt des spätern Khusistan oder Susiana, und sonst die Errichtung merkwürdiger Baudenkmäler in verschiedenen Ländern Asiens zugeschrieben. Aus allen diesen Berichten der persischen Schriftsteller geht soviel hervor, daß sich an den Namen Huschenk die segensreichsten Verdienste um das Vaterland in den ältesten Zeiten knüpfen. Als personificirte Gerechtigkeit und Weisheit ward er Gesetzgeber seiner Nation, traf die dem Klima und der natürlichen Beschaffenheit des alten Fars zuträglichsten Einrichtungen und Vorsichtsmaßregeln, und beförderte durch sie das Gedeihen des Landes von Außen und Innen. Jedes Volk will etwas von seinen ersten Anfängen, von seinen Regenten und ihren Verdiensten wissen. Finden sich nicht gleiche Spuren ähnlicher nützlicher Erfindungen auch in der heiligen Schrift als angestammtes Verdienst der Familie Lamech? Huschenkschah wird gewöhnlich auch für den Verfasser des persischen جاودان خرد livre de l'éternelle raison, worüber de Sacy in den Mém. de l'Acad. roy. des Inscr. et Bell. Lett. Tom. IX. zu vergleichen, gehalten. Dieses Werk trug der Vesir des Khalifen Mamun, Hasan Ben Sahl, in einer Auswahl des Bessern ins Arabische über, und Ali Ben Meskaweih nahm es in dieser Redaction in die Vorrede seines Buches: Die Lebensregeln der Perser und Araber (آداب) auf. Es führt auch den Namen: Das Testament des Huschenk, und steht in der nächsten Verwandtschaft mit den Fabeln des Bidpai, dem Koleila we Dimneh, dem Humajun Nameh rc. [2]). In dem Romane: Huschenk Nameh, der türkisch vorhanden ist, werden eine Menge Fabeln mitgetheilt, die sich alle auf seine aus dem Reiche des Unglaublichen hergenommenen Großthaten beziehen. Diese nämlich vollbrachte er sämmtlich vermittels des 12 Fuß hohen Ungeheuers Rachsch (رخش), das

*) Nach Tuneld.

1) Urk. bei *Miraeus*, Diplom. Belg. Lib. II. Cap. 22. p. 258, und Cod. donat. piar. Cap. 21. p. 32. 2) Chron. Gottwic. Lib. IV. Cap. 225. Prodrom. P. II. p. 641. Cap. 303. p. 692.

1) Diese Deutung wird wenigstens dem Worte beigelegt.

2) Vergl. auch *Assemani* Bibl. Orient. Vatic. Clem. T. I. p. 221. Anm.

das Erzeugniß eines Krokodils und eines Flußpferdes war, und das er durch das magische Schild seines Großvaters und mit Anwendung aller ihm zu Gebote stehenden Kraft gebändigt hatte. Seine natürlichen und vorzüglichsten Feinde waren die furchtbaren Riesen des Landes, die er alsbald alle durch sein Wunderroß unschädlich machte. Dessenungeachtet erlag er ihren hinterlistigen Nachstellungen, indem sie ihn in den Engpässen bei Demavend durch große herabgeschleuderte Felsstücken tödteten. Über seinen Nachfolger ist man nicht einig, behauptet aber, daß erst sein Urenkel Tahmuras (طهمورث) der Divbändiger, dem Dschemschid folgte, die Dynastie der Pischdadier auf den persischen Thron fortgeerbt habe. (*Gustav Flügel.*)

HUSCHKE (Immanuel Gottlieb), war im J. 1760 zu Greußen im Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen geboren. Den ersten Unterricht verdankte er den Lehranstalten seiner Vaterstadt. Von seinen Kenntnissen in der Philologie, der er sich auf der Universität Jena vorzugsweise widmete, gab er einen erfreulichen Beweis durch eine im J. 1783 vertheidigte Dissertation, in welcher er einige Stellen des Tibull und Properz aus griechischen Quellen erläuterte [1]). Als Führer eines jungen reichen Mannes ging er nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn nach Holland, wo er eine Professur der alten Sprachen an der Universität zu Leyden erhielt. In Amsterdam ließ er (1792) in lateinischer Sprache ein kritisches Sendschreiben an van Santen über den Properz drucken, begleitet von scharfsinnigen Erläuterungen einzelner Stellen des Catull und Tibull. Seit 1798 lebte er als Privatlehrer zu Göttingen, beschäftigt mit philologischen Studien, aus denen unter andern die in Wielands teutschem Merkur (1800. 5. St. S. 38—55) gedruckte Abhandlung, die Analecta critica in philosophiam graecam (Jen. et Lips. 1800) und die Disp. de fabulis Archilochi (Altenb. 1803) hervorgingen [2]). Im J. 1806 folgte Huschke einem Rufe nach Rostock. Er ward an der dortigen Universität Professor der griechischen Sprache und Literatur. In jene Zeit (1806) fällt seine zu Rostock in 4. gedruckte Abhandlung: de Orphei Argonautica. Im J. 1810 ward er Professor der Beredsamkeit und der schönen Wissenschaften. Bei dieser Gelegenheit vertheidigte er seine Disputatio de progressu humanitatis studiorum in Germania (Rostoch. 1810). In den Jahren 1813 und 1814 ließ er in einzelnen lateinischen Programmen Erläuterungen einzelner Elegien des Tibull drucken, und fügte dem durch ihn berichtigten Texte des römischen Elegikers die Varianten der von Joh. Heinrich Voß besorgten Ausgabe bei. Seine eigene erschien 1819 zu Leipzig in zwei Octavbänden. Eins seiner letzten Werke waren seine Analecta literaria (Lips. 1826) [3]). Neben seiner Professur war ihm auch die erste Bibliothekarstelle an der Universitätsbibliothek übertragen worden. Er starb im 68. Lebensjahre, den 18. Febr. 1828, während eines Besuchs zu Greußen. Er war nie verheirathet gewesen, und hatte daher, mild und wohlwollend gesinnt, vielen Armen ein Retter, Helfer und Versorger werden können. Er hatte den Sinn für ein gründliches Studium der Philologie in seinen Schülern geweckt, und war ihnen Vorbild gewesen in seinen classischen Schriften. Heuchelei und Egoismus waren ihm fremd, und unbegründete Gelehrsamkeit und erschlichenen Selbstruhm verachtete er aufs Tiefste. Zu bedauern ist, daß die Ausgabe des Properz, an der er über 40 Jahre gearbeitet, unvollendet geblieben ist. Doch fand sich in seinem literarischen Nachlasse das ganze kritische und exegetische Material zu der von ihm beabsichtigten Edition jenes römischen Elegikers, und außerdem reichhaltige Collectaneen, besonders Erläuterungen der griechischen Anthologie und allgemeine Bemerkungen über verschiedene griechische und römische Schriftsteller, in alphabetischer Ordnung [4]). (*Heinr. Döring.*)

HÚSDRÁPA (von Hús, Haus, und Drápa, die vornehmste, längste und feierlichste Gattung unter den Ehrengedichten), d. h. **Ehrengedicht auf das Haus**, heißt das berühmte Lied des dem Heidenthume mit größtem Eifer ergebenen Ulf Uggason im 10. Jahrh., in welchem er die mythologischen Darstellungen (eingegrabene und ausgemalte Schnitzwerke), mit denen das neue Haus des isländischen Großmannes Olaf Pá (Pfau) geziert war, namentlich den Streit Heimdalls mit Loki wegen des von diesem der Freia gestohlenen Halsschmuckes, Brisingamen und Thors Fahrt auf das Meer, auf welchem er den Riesen Hymir und die geangelte Midbgardschlange erschlug, besang. Bruchstücke dieses Gedichts hat die Skalda aufbewahrt, und Finn-Magnusen *) zusammengestellt und übersetzt. Wegen der räthselartigen Bildersprache und noch mehr der häufig äußerst künstlichen Wortstellung gehört die Húsdrápa zu den schwerer zu verstehenden Skaldenliedern. Als Probe, nicht des schwierigen Verständnisses des Gedichts, sondern seines Dichterwerths, geben wir die Strophe, worin der Augenblick dargestellt wird, als Thor die geangelte Midbgardschlange an das Schiff heraufgezogen hat:

Innmáni skein ennis
Ondótts vinar banda,
Ass skaut aegigeislum

---

1) Diss. in qua Tibulli et Propertii quaedam loca e graecis fontibus derivantur (Jenae 1783. 4.). 2) Auch abgedruckt in *A. Matthiae* Miscellaneis philologicis. Vol. I. P. I. No. 1. 3) Darin I. *Caj. Val. Catulli* Carmina sex priora, cum comment. *J. Brunckhusii*, *J. Verburgii* et editoris; II. *Marc. Tulli Ciceronis* Orationes pro *M. Tullio*, quae exstant, cum commentariis et excursionibus Ed. *Huschkii*; III. Comment. de *Tibullo* et *Propertio*; IV. Epistolae virorum doctorum ineditae. 4) S. Hesse, Verzeichniß gelehrter Schwarzburger. 7. Programm. Allgem. Schulzeitung. 1828. Nr. 187. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. 6. Jahrg. 1. Th. S. 158 fg. Meusel, Gelehrtes Teutschl. 3. Bd. S. 475. 9. Bd. S. 618. 14. B. S. 212. 18. Bd. S. 239 fg. 22. Bd. 2. Lieferung. S. 884 fg.

*) Disquisitio de imaginibus in aede Olavi Pavonis sec. X. exstructa hinter der Laxdaela-Saga (Copenh. 1826). p. 386 sq. Vgl. den Nachtrag im Lex. Mythol. p. 907. In letzterem Werke sind auch andere Bruchstücke aus der Húsdrápa S. 309, 403, 420, 459, 481—482; S. 482 und 907 solche, die aus ihr zu sein scheinen, ebenfalls in der Urschrift und Übersetzung mitgetheilt.

Ordsaell á men stordar;
Ran stirdthinull stundi
Stoadalegs, fyri-bordi
Fróns á fólka reyni
Fránleitr oc blés eitri.

„Es schien der Innenmond des grimmigen Freundes der Götter (d. h. Thors Auge funkelte), der gepriesene Ase schoß schreckliche Strahlen auf das Halsband der Erde (d. h. den erdumgürtenden Lindwurm). Aber der straffausgedehnte Schillerfarbige des Erdenbettes (d. h. des Meeres) vor dem Borde stierte auf ihn, der sich an den Erdvölkern versucht, und blies Gift." Außer dem Kunstwerth ist die Húsdrápa auch in göttersaglicher Hinsicht sehr wichtig. (*Ferdinand Wachter.*)

Husein, s. Hosein; vergl. auch Dey.

HUSEINI oder **HUSSEINI**, Beiname des osmanischen Dichters Emir Hussein, aus Adrianopel, welcher Zuckerbäckerei trieb und als der schönste Jüngling seiner Zeit galt. Seine Poesien gehören nicht zu den vollkommensten [1]). D'Herbelot [2]) gedenkt eines aus Damaskus gebürtigen arabischen Schriftstellers (gest. 820 d. Hedsch.), Hosni oder Hesni, mit dem Beinamen Taki-eddin al Hossaini (Husseini), welcher Lebensbeschreibungen moslimischer Heiligen und Anweisungen für Asketen geschrieben habe. (*A. G. Hoffmann.*)

HUSEN (Friedrich von), teutscher Dichter. Von seinen Lebensumständen ist wenig mehr bekannt, als daß er unter Kaiser Friedrich II. einem Kreuzzuge beiwohnte. Die Manessische Sammlung (1. Th. S. 91—96) enthält eine nicht unbeträchtliche Sammlung seiner Minnelieder, wozu noch sieben Strophen aus dem Weingartner Coder kommen, welche in der Müllerschen Sammlung teutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrh. (Berlin 1782) Bd. III. S. XLVII. abgedruckt sind. Adelung vermuthet aus seinen Gedichten, daß er am Rheine zu Hause war *). (*Heinr. Döring.*)

Hushak, s. Uschak.

HUSIATYN, Stadt am Podhorze im tarnopoler Kreise des Königreichs Galizien, mit einer katholischen und einer unirten Kirche, einem Schloß und einem Grenzzollamte. (*R.*)

HÜSIFUHREN, ein gewaltiger Gletscher in dem Ruppletenthale, welcher den hintersten Theil des wilden Maderaner- oder Kerstelenthales bildet, im eidgenössischen Canton Uri. Das Thal ist von den hohen Schneebergen Döbi, Windgelle, Dispeltansch und Krispalt umgeben. Der Gletscher senkt sich in südwestlicher Richtung von den klarider Alpen vier bis fünf Stunden weit mit einer Breite von ein bis anderthalb Stunden ins Thal herunter. Aus demselben entspringt der wilde Kerstelen- oder Maderanerbach, der auch die Abflüsse anderer rings herum liegender Gletscher aufnimmt und oft fürchterlich anschwillt. Er verläßt das Thal bei dem Dorf am Stäg an der Gotthardstraße und ergießt sich in die Reuß. Das Thal ist gegen Nordosten geschlossen. Nur ein höchst gefährlicher Fußsteig führt über den Gletscher auf die obere Sandalpe im Canton Glaris; der höchste Punkt dieses Weges ist 8370 Fuß über dem Meere. (*Escher.*)

HUSILLOS, Villa in der spanischen Provinz und Partido Palencia am Carrion. (*Stein.*)

HUSIN, HOUSI, ein vom Gaue Huosi verschiedener Gau zwischen der Loisach und Ammer und dem Wirmsee und Staffelsee, hatte, wie man wahrscheinlich findet, seinen Namen von dem jetzt nicht mehr vorhandenen Schlosse Hausen, nicht weit von Benedictbeuren [1]). Wichtig zur Kenntniß desselben ist die Urkunde Heinrichs II. vom J. 1010, in welcher des Klosters Pollinga und des Allodes in den Dörfern Pollinga (Polling an der Ammer), Wilheim (jetzt die Stadt Weilheim an der Ammer), Übingen, Rieden (an dem Staffelsee), Ansetin, Ascheringa [2]), Hunenwang, Pfaffenhofen [3]), gelegen in der Grafschaft Adaberis, im Gaue Housi gedacht wird [4]). Zum J. 1085 in der Urkunde des Bischofs Nortpert von Chur, Grafen von Hochinwart für die Stiftung des Klosters Hegibach (später Habach, Collegiatkirche weltlicher Chorherren), erscheint dieses Kloster zwischen dem Kloster Burun (Benedictbeuren) und Murnau im Herzogthume Baiern im Gaue Husin, in der Grafschaft des Grafen Siegemar, und wird ihm Dugelstat (jetzt das Dorf Dlstat zwischen Schlechtorf und Eschenloch, unweit der Loisach), beigefügt [5]). Der Gau Husin war ein Untergau des Großgaues Sundregowe [6]). (*Ferd. Wachter.*)

HÜSING, dünne, aus drei Garnen bestehende Linien, etwas dicker als Marlien und dünner als Sticklien. Wird von den Reepschlägern in Bunden geliefert. (*C. H. Müller.*)

HUSITIN, ein Gau in Thüringen, an dem Fluß Ilm. Der Bezirk Dribur lag in diesem Gaue, den wir im Weimarschen an der Ilm bei den Orten Ober- und Untertrebra suchen müssen. Der alte thüringische Gau Husitin wird in einer von dem Könige Konrad am 1. Jul. 912 zu Frankfurt ausgestellten Schenkungsurkunde des Klosters Fulda erwähnt *), und über seine Lage in der angegebenen Gegend gibt das Chron. Gottw. p. 642 Auskunft. Wahrscheinlich ist er mit dem von Gerken in dem Cod. Diplom. Brandenburg. Tom. I. p. 24

---

1) Vergl. Latifi oder biograph. Nachrichten von vorzügl. türkischen Dichtern, übers. v. Thom. Chabert. S. 135 fg. 2) Oriental. Biblioth. 2. Bd. S. 754. Die teutsche Übers. (unt. d. Art. Hosni).

*) S. dessen Magazin für d. teutsche Sprache. 2. Bd. 3. St. S. 28. Koch, Compendium der teutschen Literaturgeschichte. 2. Bd. S. 53. Museum für altteutsche Literatur u. Kunst, von v. d. Hagen, Docen und Büsching. 1. Bd. 1. St. S. 179.

1) Hund, Bairisches Stammbuch. 1. Th. S. 21 und 24. 2) Nach dem Chron. Gottw. Lib. VI. Cap. 224. p. 641, vielleicht Ascherring bei Andechs. 3) Wenn Hunenwang (Hohenwang) bei Windach, nicht weit vom Ammersee, und unter Pfafenhofen Pfaffenhofen zwischen der Ammer und Wirm bei Steinberg zu verstehen, so scheinen dem Chron. Gottw. diese Orte nicht im Gaue selbst gelegen zu haben. 4) Urk. bei *Meichelbeck*, Chron. Frising. p. 486. No. 1154. Vgl. *Hund*, Metrop. T. III. p. 78. 5) Urk. bei *Hund* T. II. p. 263. 6) Chron. Gottwic. Lib. IV. Cap. 224. p. 641. Cap. 438. p. 793.

*) *Schannat*, Tradit. Fuldens. p. 227. No. 552. *Schultes*, Direct. Diplom. Tom. I. p. 48.

ührten Gau Ufiti einerlei. Er grenzte südwestlich en Gau Languizza oder Langwiesengau, nordwestlich en Gau Engilin oder Angelagowe, südöstlich in der nd von Jena an den großen Orlagau, und nord-) in der Gegend von Sulza und Eckardtsberge an Gau Spiliberc. (*Aug. Wilhelm.*)

HUSKISSON (William), war den 11. März 1770 irch-Moreton in Worcestershire geboren, wo sein r, der Sohn eines Landgutbesitzers in Staffordshire, ansehnliches Pachtgut verwaltete. In früher Jugend ickelten sich seine seltenen Geistesanlagen. Nachdem erschiedene Schulen besucht hatte, nahm ihn 1783 Bruder seiner ihm früh entrissenen Mutter, D. Gem, gelehrter und geschätzter Arzt, zu sich, und sorgte zu s, wohin er (1762) dem Herzoge von Bedford als chem Gesandten gefolgt war, und sich späterhin dort rgelassen hatte, für eine sorgfältige Erziehung des tvollen Knaben. Daß letzterer anfänglich Arznei studirt, ebenso wenig erwiesen, als daß er in einem Wechsel- : als Gehilfe gedient habe. Diese Gerüchte scheinen ztlich von seinen Gegnern verbreitet worden zu sein, dadurch einen Schatten auf den nachher so hochge- en Staatsmann zu werfen. Huskisson, als Erbe dem größern Theile des väterlichen Gutes in Staf- shire, war nicht zur Wahl eines Berufsfaches genö- , um sich die Mittel zu seiner Subsistenz zu sichern. edem Falle hatte der Aufenthalt in Paris den ent- densten Einfluß auf seine Geistesbildung. Der Sinn Politik wurde früh in ihm geweckt, wahrscheinlich) die Bekanntschaft seines Oheims mit Franklin, der) als Gesandter der vereinigten Staaten von Nord- ika in Paris lebte. Bald nachher fesselten den Jüng- die Ereignisse der Revolution und die Aussichten, ie eröffnete. Er war bei der Einnahme der Bastille gen. Noch ist seine Rede vorhanden, die er bald her in dem Clubb Quatre-vingt-neuf hielt. Er em- l darin statt einer fernern Ausgabe der Assignaten, ihren Werth verloren, zur Deckung des Staatsbe- s den Verkauf der Nationalgüter. Unerwiesen ist, ft es auch seine Gegner behauptet haben, daß H. glied des Jakobinerclubs gewesen sei. Im J. 1792 e er mit dem britischen Gesandten, Lord Gower, nachherigen Marquis von Stafford, nach England ck. Seine gründlichen Kenntnisse der französischen ache hatten ihn jenem einflußreichen Mann empfoh- der ihm (1793) eine Anstellung bei dem damaligen ister des Innern, Henry Dundas, dem nachmaligen Melville, verschaffte. Dundas bedurfte damals eines französischen Sprache kundigen Mannes, um die Un- tzung der Ausgewanderten in England zweckmäßig eiten. Um jene Zeit reifte in H. der Entschluß, sich öffentlichen Leben zu widmen, zu welchem sich ihm, dem er sein Erbgut verkauft, bald glänzende Aus- en eröffneten. Seine Talente und der Sinn für tische Geschäftsthätigkeit hatten Pitts Aufmerksamkeit zt. Ein inniges Freundschaftsverhältniß kettete ihn Canning, der eben damals seine politische Laufbahn ann. Im J. 1795 erhielt H. die Stelle eines Unterstaatssecretairs im Coloniedepartement, dem damals Dundas vorstand. Durch Pitt begünstigt, kam er ins Unterhaus und behielt seinen Sitz bis zu der im J. 1802 erfolgten Auflösung des Parlaments. Eine Stelle darin erhielt er, nachdem er bei der neuen Wahl nicht hatte durchdringen können, erst im J. 1804, als Pitt und seine Freunde noch einmal an die Spitze der Verwaltung gelangt waren. Er war seitdem ununterbrochen Parlamentsmitglied, zuletzt für die Stadt Liverpool. Als Pitt starb, legte er seine Stelle nieder, und gehörte während der kurzen Zeit der Verwaltung unter Fox und Grenville zur Oppositionspartei. Im J. 1807 erhielt er eine Anstellung bei der Schatzkammer, als Canning Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden war. Jene Stelle legte er 1809 bei dem damaligen Austritte Cannings aus dem Ministerium nieder, und lebte so lange amtlos, bis sein Freund (1814) Gesandter in Portugal geworden war. In seiner untergeordneten Stelle im Ministerium blieb er bis zum J. 1823. Um diese Zeit ward er an Robinsons Stelle Präsident der Handelskammer, und gelangte bald nachher ins Cabinet. Als Canning starb, ward H. unter Goderichs Ministerium Staatssecretair für die Colonien. Als dessen schwache Hand das Staatsruder niederlegte, behielt H. auch unter Wellingtons Verwaltung seine bisher bekleidete Stelle, um die Ausführung der politischen Grundsätze, von denen nach seiner Ansicht Englands Wohl abhing, selbst zu leiten. Aber sehr verschieden von seinen eigenen Ansichten waren die der neuen Verwaltung über die wichtigsten politischen Fragen. Diese Verschiedenheit der Ansichten verrieth sich vorzüglich bei den Verhandlungen über den wichtigen Gegenstand des Korngesetzes. Zum völligen Bruche, den Wellington wünschen mochte, kam es im Mai 1828, bei der Erörterung der Frage, wem das Wahlrecht, das bisher dem Flecken East-Retford gehört, zugestanden werden solle. Während H., einer früher übernommenen Verpflichtung getreu, bei jenen Verhandlungen gegen die übrigen Minister stimmte, erklärte er sich in einem Schreiben an Wellington bereit, sein Amt niederzulegen, wenn sein Benehmen in diesem besondern Fall es nothwendig mache. In dieser Erklärung erblickte Wellington ein unbedingtes Entlassungsgesuch, und beharrte, während er den König damit bekannt zu machen eilte, auf seiner Deutung, sowol H.'s spätere Erläuterungen, als Lord Dudley's Vermittelungsversuche von sich abweisend. Huskisson blieb keine Wahl, als sich zurückzuziehen. Aber hart berührte ihn der Tadel der öffentlichen Meinung, der ihn schon früher über seine Verbindung mit dem bittern Gegner Cannings getroffen. Man verzieh ihm nicht, daß er in den Verhandlungen mit dem hochfahrenden Minister seine Würde vergessen. Aller Beschönigungen ungeachtet blickte aus seinem Benehmen die Anhänglichkeit an seine Stelle unzweideutig hervor, wodurch er einen großen Theil der öffentlichen Achtung, die er bisher genossen, verscherzt zu haben schien. Nach der Rückkehr von einer bald nachher unternommenen Reise auf das feste Land redete er in der nächsten Parlamentssitzung mit vieler Einsicht mehren politischen

Gegenständen das Wort. Er sprach für die Freiheit des indischen Handels, für die Emancipation der Katholiken, für die Begünstigung der Auswanderung und den daraus für das Mutterland hervorgehenden Vortheilen. Nachdrücklich erklärte er sich zugleich gegen das von Cannings Nachfolgern beobachtete politische Verfahren und gegen den von Grant zu Gunsten der Juden gemachten Antrag. Nach der Auflösung des Parlaments (1830) schien seine Gesundheit heftig erschüttert. Er konnte bei seiner Wahl in Liverpool nicht zugegen sein. Wieder gestärkt durch einen kurzen Aufenthalt auf der Insel Wight entschloß er sich im Sept. 1830 seine Wähler zu besuchen. Zugleich wünschte er der feierlichen Einweihung der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester beizuwohnen. Mit vieler Theilnahme empfangen, nahm er in einer Anrede an das Volk nochmals die Freiheit des Handels kräftig in Schutz. Bei der Eröffnung der Eisenbahn, den 15. Sept., erschien auch Wellington. Ihn zu begrüßen, hielt H., als Repräsentant der Stadt, für angemessen, um so mehr, da er auch nach dem Bruche mit seinem politischen Gegner stets in höflichem Verkehre geblieben war. Als er aber, während der Wagenzug auf der Eisenbahn eine Pause machte, ausstieg, um dem Herzoge die Hand zu reichen, verzögerte sich seine Rückkehr zu dem Wagen durch einen unglücklichen Fall. Die Wagen rollten über sein Bein. Mit stiller Resignation und großer Standhaftigkeit ertrug er seine Schmerzen. Vergebens ward alle ärztliche Hilfe aufgeboten, ihn zu retten. In den Armen seiner trostlosen Gattin, welche Zeugin des unglücklichen Ereignisses gewesen war, starb er den 15. Sept. 1830. Die Liebe und Achtung der Bürger von Liverpool, wo er begraben ward, weihte ihm ein Denkmal. Huskissons Name knüpft sich an die wichtigsten Erscheinungen des neuern Staatslebens in England. Wie Canning, hatte er sich nur durch eigenes Verdienst erhoben, und den Weg zu der hohen Auszeichnung, die er erreichte, sich selbst gebahnt, indem er alle Hindernisse muthig überwand, welche die aristokratische Hierarchie, deren Werkzeug er nicht sein wollte, ihm entgegenzustellen bemüht war. Die Dienstsitte hatte es ihm, so lange er noch untere Verwaltungsämter bekleidete, nicht erlaubt, oft bei Parlamentsverhandlungen aufzutreten. Doch lieferte er den Sprechern der Regierung reichhaltige Notizen, von deren Genauigkeit die parlamentarische Erörterung der Verwaltungsmaßregeln wesentlich abhing. Mit den herrschenden Machthabern war er, während er in jenen Dienstverhältnissen stand, nicht immer einig. Konnte er indessen auch seine Meinung nicht durchsetzen, so bewahrte er sich doch die treueste Anhänglichkeit an seine einmal ausgesprochenen Grundsätze. Besonders wünschte er den Verwaltungsaufwand beschränkt, und wußte diesen Gegenstand, wie manchen andern, bei seinem Auftreten im Parlamente mit seltener Klarheit zu entwickeln. Diese Vorzüge verschafften ihm die Gunst des Unterhauses. Aber der Geistesreichthum, den er späterhin zeigte, hätte man nach der Art, wie sich zuerst sein Talent angekündigt, kaum erwarten können. Alle Waffen der Rhetorik standen ihm zu Gebot, um seine Ansichten siegreich zu verfechten. Aber er hatte sich auch stets gründlich vorbereitet, eh' er mit seinen bündigen Erörterungen hervortrat. Die Nothwendigkeit der Baarzahlungen von Seiten der englischen Bank vertheidigte er bei der über diesen Gegenstand sich erhobenen Streitfrage im J. 1811 mit glänzender Beredsamkeit, sowol im Parlament als durch eine sehr gründliche und scharfsinnige Schrift *). Wie genaue Kenntniß er von dem Finanzzustande der Staaten des Continents besaß, zeigte eine im J. 1819 von ihm gehaltene Rede, und in dem damaligen Finanzausschuß und in den spätern Verhandlungen über das Budget hatte die damalige Verwaltung großentheils Huskissons Anstrengungen ihr Bestehen zu danken. Die Masse des Volks rief ihm laut Beifall zu, aber der Eigennutz erhob gegen ihn seine Stimme, als das Privatinteresse sich auf mehrfache Weise betheiligt sah durch die Principien, auf denen er die neue Handelspolitik Englands gründete. Von großer Wichtigkeit waren seine neuen Einrichtungen im britischen Colonialsystem. Im J. 1823 verschaffte er allen Ländern die unmittelbare Theilnahme an dem Handel mit den Colonien, die sich bisher auf den Verkehr mit dem Mutterlande beschränkt hatten. Er hob mehre Einfuhrzölle auf, besonders solche, welche nicht sowol in die Staatskasse flossen, als unter dem Namen einer Schutzabgabe den einheimischen Producenten begünstigten, und daher Gegenverbote im Auslande herbeiführten. Er bemühte sich darzuthun, daß übermäßige Abgaben nur dem kühnen Schleichhändler Vortheil brächten, aber desto nachtheiliger einwirkten auf die Moralität des Volks. Der Manufacturist sehe sich getäuscht in seinen Erwartungen, der rechtschaffene Kaufmann werde zu Grunde gerichtet und die Staatskasse betrogen. Die echte Politik, meinte H., verlange möglichste Ermäßigung der Zölle, um dadurch den Abgaben entgegenzuwirken, die auf die Einführung roher, in den Manufacturen gebrauchter Stoffe gelegt seien. Um die Handelsfreiheit zu begünstigen, milderte er auch die Verfügungen der Navigationsacte, wenngleich nicht ohne großen Widerspruch seiner Gegner. Die Milde und Leutseligkeit, die ihn auf dem Schauplatze seiner öffentlichen Thätigkeit nie verließ, begleitete ihn auch im gewöhnlichen Lebensverkehre. Charakteristisch war in seinem Benehmen die freundliche Ruhe, die sich nur selten, im Gespräche mit vertrauten Freunden über Lieblingsgegenstände, zu höherer Lebendigkeit steigerte, dann aber auch einen tiefen Blick in sein reiches Gemüth thun ließ. (*Heinr. Döring.*)

Husmann (Rudolf), s. Agricola.

HUSMANN oder Hausmann von Namedy, rheinländisches Rittergeschlecht, das vornehmlich in Andernach ansässig, sein Prädicat von dem benachbarten Dorfe Namedy entlehnte, und in frühern Zeiten auch wol Husmann von Andernach hieß. Dieser Name schon ist eine Merkwürdigkeit. Wie unverwerfliche Zeugen berichten, bewahrte die vormalige Klosterkirche zu Namedy noch im J. 1565 einen Grabstein, mit der Aufschrift: MCCXI

*) The question concerning the depreciation of our currency stated and examined (Lond. 1811).

obiit nobilis D. Gerhardus dictus Husman, miles de Andernaco. Offenbar wäre also dieses der älteste Hausname, der in Teutschland gefunden wird, denn für einen andern Namen kann er unmöglich gelten. Nach der Ähnlichkeit der Wappen zu schließen wären aber diese Hausmann mit denen von Cottenheim, bei Mayen, einerlei Stammes gewesen. Wilhelm Husmann von Namedy starb im Jahre 1312. Gerhard Husmann war mit Bela von Kettig verheirathet, und mußte daher seine Einwilligung geben, als der Schwiegervater, Arnold von Kettig, am 25. Jun. 1416 die Voigtei zu St. Sebastian-Engers, mit den dazu gehörigen Gütern, verkaufte. Wilhelm Huysmann hatte Namens seiner Hausfrau, Zichgen von Eich, Ansprüche gemacht an einen Thurm auf dem Niederwerth, mit Zubehör, und an Weingärten in vallendarer Mark und zu Montabaur, als welche Güter der Zichgen verstorbener Vater, Gudhardt von Eich, theils als Lehen, theils als Erbe innegehabt; auf diese Ansprüche verzichtete er jedoch zu Gunsten des Erzstifts Trier, gegen Empfang von 300 oberländischen Gulden, am 11. Nov. 1444. Johann Husmann von Andernach empfing am 7. August 1448 vom Erzbischofe Dieterich von Cöln die Lehen über die Voigtei zu Miesenheim. Gerlach H. von N. wird vom Grafen Gerhard von Sayn belehnt mit den Lehengütern, die sein Vater von der Grafschaft Sayn gehabt, nämlich: „an dem hoben Wynzehenden zö Andernach vss iglichem vnserm Foöver Wyns daz zweelffte Teyll so vill der fallen ist. Item vss dem Wynseeltzehenden zö Andernach daz zweelffte Teyll. Item an dem Fruchtseeltzehenden zö Andernach daz seesste Teyll. Item an dem Seeltzehinden zö Mesenheym daz seesste Teyll. Item anderhalbin Morgen Lants zo Namedy an eyme Stücke genant dat Wasemstücke." Donnerstag nach St. Michael 1477. Der nämliche Gerlach wird Donnerstag nach St. Laurentien 1484 vom Erzbischofe Johann von Trier mit den heimgefallenen Lehen des Johann von Bacheim begnadigt, nämlich mit 30 Morgen Ackerland, 10 Morgen Busch, 14 Sömmer Früchte, einer Mark Geld von einer Wiese, 14 Hühnern und zwei Gänsen zu Wolken, dann 18 Schilling Geld von der Beede zu Walrsheim, und einer Mark zu Kesselheim. Johann und Eberhard H. von N., Gebrüder, Johanns und der Jutta von Gymnich Söhne, werden vom Erzbischofe Philipp von Cöln belehnt mit Haus und Hof binnen der Stadt Andernach, in der Morgasse, mit Ackerland, Wingart und Wyckart daselbst, mit Wingart und Wyckart zu Miesenheim und Plaidt, mit der Voigtei zu Miesenheim, mit Wingart und Wyckart zu Ober- und Niederhammerstein und zu Irlich, mit Wingart und Wyckart, auch Zinsen zu Kärlich und Kettig, mit Wingart und Wyckart in der Grafschaft Wied, sammt Zinsen und Pächten daselbst, wie Gerlach Husmann die innegehabt, Donnerstag nach Misericordia 1514. Der nämliche Johann hatte aus seiner Ehe mit Hildegard Wolff von Rheindorf zwei Söhne, Anton und Eberhard. Der jüngere, Eberhard, der mit Anna Wolf, genannt Metternich, verheirathet, starb den 13. Aug. 1560. Der ältere, Anton H. v. N., Ritter und Doctor der Rechte, auch kurcölnischer Rath, hatte aus seiner Ehe mit Margaretha (nicht Helena, wie Humbracht sie nennt) von Elz die Söhne Johann Ludwig, Philipp Jakob, Adolf und Friedrich. Friedrich, wie es scheint, ein Anhänger der neuen Lehre, wurde von dem Pfalzgrafen Johann Casimir, als Kurverweser, im J. 1585 zum Verwalter des pfälzischen Amtes Boxberg, und hernach zum wirklichen Amtmanne bestellt, auch vom Kurfürsten Friedrich IV. im J. 1593 als Amtmann zu Boxberg bestätigt. Er blieb unverehelicht. Adolf hinterließ aus seiner Ehe mit Katharina von Bruch einen Sohn, Hans Emmerich, der 1602 als Domherr zu Trier vorkommt. Philipp Jakob, der seit 1558 eine Präbende an dem Dome zu Trier besaß, studirte von 1564 an zu Dole, schwur am 1. Febr. 1585 den Eid als Archidiakon tit. S. Agathae, und kommt noch 1602 in dieser Eigenschaft, 1619 aber als Archidiakon tit. S. Castoris vor. Johann Ludwig endlich, der älteste der vier Brüder, war in den Jahren 1599 und 1606 kurtrierscher Amtmann zu Hammerstein, heirathete des Kurfürsten Lothar von Trier Schwester, Anna von Metternich, eine Tochter von Hans von Metternich zu Vettelhoven und von Katharina von der Leyen, und wurde in dieser Ehe Vater von drei Söhnen, Johann Wilhelm, Adolf und Johann Philipp. Der älteste, Johann Wilhelm, geb. am 14. Jun. 1579, widmete sich dem geistlichen Stande, nahm am 11. Sept. 1589 Besitz von einer Dompräbende zu Trier, studirte längere Zeit in dem Collegio Germanico zu Rom, nahm am 19. Febr. 1604 Besitz von der Propstei zu Limburg, erscheint 1610 als Archidiakon tit. S. Lubentii, 1614 als Archidiakon tit. S. Castoris, und von 1623—1630 als Archidiaconus major oder St. Petri, von 1631 an als Dompropst, und starb zu Trier, den 1. Dec. 1651, „ingenio quam felicitate major," sagt Masenius in der trierschen Metropolis. In den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, während der Kurfürst Philipp Christoph den Reichsfeinden, Schweden und Franzosen, diente, stand nämlich Johann Wilhelm an der Spitze der Partei, die für den Kaiser und für das Alte stritt, und der es allein durch einen Führer seines Gepräges möglich wurde, über einen Gegner, so kühn, schlau und fest, wie Philipp Christoph, zu siegen. Das Benehmen des Dompropstes in dem langen und verzweifelten Kampfe müßte zumal bewundernswerth erscheinen, wenn es als das reine Ergebniß eines durchdachten Systems und einer festen Überzeugung betrachtet werden könnte, oder als die einfache Wirkung eines glücklichen Instincts, der schon damals errathen hatte, was noch vielfältig in dem 18. Jahrh. verkannt wurde, „daß die geistlichen Staaten mit Österreich stehen und fallen mußten," leider erlaubt uns aber Johann Wilhelms nahe Verwandtschaft mit den Metternichen, die seit Lothars Zeiten ein Erbrecht auf die triersche Kur zu haben vermeinten, nicht, in seiner gesammten Handelsweise den Einfluß eines gebieterischen Familieninteresses zu verkennen. Johann Wilhelms jüngster Bruder, Johann Philipp (nicht Philipp Jakob, wie bei Humbracht), war ebenfalls dem geistlichen Stande bestimmt, besaß seit 1611 eine Dompräbende zu Trier,

und ließ am 27. Febr. 1614 von einer ähnlichen Präbende am Dome zu Regensburg Besitz ergreifen; der dreißigjährige Krieg gab jedoch seinem Leben eine ganz veränderte Richtung. Er ging in kaiserliche Kriegsdienste, wurde Oberster eines Kürassierregiments und kaiserl. kön. Kämmerer, erhielt für sich und seine Brüder die freiherrliche Würde, mit dem Prädicate von Riolsburg, und resignirte im J. 1622 seine sämmtlichen Beneficien. Ein Jahr später, den 4. Dec. 1623, erkaufte er von der böhmischen Hofkammer, um den Schätzungspreis von 96,859 Schock 31 Gr. 3 Pf., die dem Wilhelm Popel von Lobkowicz confiscirte große Herrschaft Tachau, in dem pilsener Kreise, wozu er bald noch die mit Tachau grenzende, ebenfalls sehr bedeutende, Herrschaft Meyerhöfen fügte. Der kaiserliche Hof begünstigte diese Erwerbungen ganz besonders, theils um treue und nützliche Dienste zu belohnen, theils um sich einer Familie, die für seinen Einfluß auf eines der ersten Stifter Teutschlands so wichtig, mehr und mehr zu versichern *), theils aber auch aus religiösen Gründen. Die Herrschaften Tachau und Meyerhöfen waren von einem rauhen, kühnen und widerspenstigen Geschlechte bewohnt, das in dem gefährlichen Salzschwärzergeschäfte gelernt hatte, den Tod verachten, und das, mit der protestantischen Oberpfalz grenzend, mit ungewöhnlicher Hartnäckigkeit an der protestantischen Lehre hing. Solche Gemüther zu brechen, schien ein Kürassieroberster vor andern geeignet, und wirklich erfüllte Johann Philipp in vollem Maße die Erwartungen des Hofes. Nur mag sein Verfahren in dem Bekehrungsgeschäfte gar herbe gewesen sein, denn noch wirklich, nach 200 Jahren, läßt die Nachbarschaft den gestrengen Ritter in feuriger Gestalt, auf einem feurigen Rosse, Nacht für Nacht die weiten Grenzen seiner beiden Herrschaften umreiten. Im J. 1639 gründete Johann Philipp bei der einer Erscheinung der H. Vierzehn Nothhelfer geweihten Kapelle zu den Vierzehn Heiligen, unweit Tachau, ein Paulanerkloster, mit einer prachtvollen Kirche, zu dessen Unterhalt er das Gut Hals widmete. In dieser Kirche wurden sowol des Stifters erste Gemahlin, Ämilia, Burggräfin von Dohna († 3. Nov. 1643), als er selbst begraben, und beide Leichen fanden sich, als die Kirche vor wenigen Jahren einem Lustschlosse weichen mußte, noch ganz unversehrt; durch Fürsorge des gegenwärtigen Besitzers von Tachau, des Fürsten von Windischgrätz, wurden sie erhoben, und bei einem Heiligenstock, an der Landstraße, der Erde übergeben. Von den Schicksalen von Johann Philipps drei Töchtern erster Ehe, Maria Claudia, Klara Ernestina und Johanna Franziska, wissen wir nichts zu berichten; seine andere Gemahlin, Theresia Eleonora, heirathete als Witwe einen Marchese de Capra. Johann Philipps Bruder, Adolf, besaß die Stammgüter, und wurde am 26. Febr. 1625, more Trev. sammt seinen drei Söhnen, Johann Philipp, Friedrich Rupert und Jakob Christoph, mit den trierschen Lehen, mit den Höfen zu Goldbach, Heiden und Welken belehnt. Der einzige von Adolfs Söhnen, der, wie es scheint, zu Jahren kam, Friedrich Rupert (nicht Heinrich Rupert), Freiherr Husmann von Namedy und Riolsburg, empfing die cölnischen Lehen am 30. Aug. 1638 und 15. Sept. 1651, und starb als der letzte Mann seines Geschlechts, denn seine Gemahlin, Maria Susanna, Gräfin von Pappenheim, hatte ihm eine einzige Tochter geboren. Diese Tochter heirathete einen von Klepping aus Westfalen, und verkaufte die Allodien. In dem Kloster St. Thomas, bei Andernach, dessen vorzügliche Wohlthäter die H. gewesen sind, befand sich noch 1565 folgender Grabstein: Husman dictus erat hujus regionis alumnus: bellator fortis dux et phalerathe cohortis. (*v. Stramberg.*)

*) In der gleichen Absicht wurde den Metternichen der Ankauf von Königswarth erleichtert. Man vergleiche aber Königswarth mit den Gebieten von Tachau und Meyerhöfen, und beurtheile darnach der Husmänner Wichtigkeit für den kaiserlichen Hof. Übrigens ist Königswarth das Pförtlein, wodurch die Metterniche nach Österreich gezogen sind.

HUSO (Pisces), Hausen. Wegen der Unterscheidung dieses Fisches von seinen Gattungsverwandten und wegen seiner engen Verbindung damit, welche in technischer Hinsicht stattfindet, ist es nöthig, die ganze Gattung Acipenser *Linné* ins Auge zu fassen. Nach dem neuesten Systeme Cuviers (règne animal éd. 2) bildet diese mit Spatularia und Chimaera die siebente Ordnung der Fische, oder die erste der Knorpelfische, Sturiones, den Knochenfischen sich noch zunächst durch die freien Kiemen, die mit einem strahlenlosen, nur eine Öffnung freilassenden Deckel bedeckt sind, anschließend. Nach dem genannten Naturforscher (l. c. II. p. 378) ist ihre Charakteristik folgende: In der allgemeinen Körperform haben sie viele Ähnlichkeit mit den Haien (Squalus), nur ist ihr Körper mehr oder weniger mit knochigen Schildern bedeckt, welche in Längsreihen stehen; auch der Kopf ist durch einen solchen Schildpanzer geschützt; der Mund, unter der vorragenden Schnauze stehend, ist klein und zahnlos; das Gaumenbein ist mit den Maxillarknochen verbunden und bildet mit ihnen den Oberkiefer, dagegen findet man von den Intermaxillarknochen nur eine Spur in dem Fleische der Lippen; der Mund von ähnlichem Bau als der der Haien, läßt sich indessen weiter vorstrecken als bei diesen, da er auf einem kleinen, dreigliederigen Stiele steht; Augen und Nasenlöcher stehen an den Seiten des Kopfes und unten am Munde hängen Bartfäden herab; das Labyrinth steckt ganz im Schädelknochen, von einem äußern Ohre findet sich aber keine Spur; hinter den Schläfen liegt die einzige Öffnung, welche zu den Kiemen führt; die Rückenflosse steht über der Afterflosse, aber hinter den Bauchflossen; die Schwanzflosse umgibt das Ende des Rückgrats und hat noch unten einen vorspringenden Lappen, der indessen kürzer ist, als die obere Hauptspitze; im Betreffe des innern Baues findet man die Spiralvalvel des Darmkanals und die in eine Masse vereinigte Pankreas wie bei der Familie der Selacier (Haien und Rochen), außerdem findet sich aber noch eine große Schwimmblase vor, welche durch eine weite Öffnung mit dem Ösophagus in Verbindung steht. Zu diesem Charakter bemerken Brandt und Ratzeburg [1]) Nachfolgendes:

1) In der getreuen Darstellung und Beschreibung der Thiere,

Merkwürdig ist eine eigene, zwischen den vordern Enden der Scheitel- und hintern Enden der Stirnschildchen bei ganz jungen Thieren vorkommende Fontanellbildung, indem nämlich dort der Schädel blos erst von Haut bedeckt wird. Die jüngern Thiere, die zu jungen ausgenommen, zeigen schon deutlich den Charakter der Hautbedeckung. Die Schildchen sind meist ziegeldachartig oder sehr genähert und haben längere Leisten und Haken, daher sie winkeliger und rauher erscheinen. Die Schnauze ist spitziger, länger und oft gekrümmter. Die Leiste ihrer Unterseite viel stärker, selbst bei den Arten, wo sie später sich sehr wenig entwickelt; sogar mit Andeutung von Fortsätzen.

Über den innern Bau geben dieselben Verf. noch folgende allgemeine Beschreibung: Herz abgerundet-herzförmig, auf der Oberseite mit stumpfen, ansehnlichen, mehr oder weniger deutlichen Papillen, in einer Höhle eingeschlossen. Leber stark entwickelt; wie es scheint, weit consistenter als bei den Knochenfischen, da sie sich schon in schwachem Branntweine gut hält. Die Leber umlagert nach Unten und Vorn den vordern, obern Theil des Magens und den Anfang des Darms, und zerfällt in zwei, auf der Rückseite mit einander verbundene, Lappen. Jeder dieser Hauptlappen verlängert sich nach Hinten mehr oder weniger in einen Fortsatz, und ist an seinem freien untern Rand eingeschnitten, wodurch drei bis fünf kleine Läppchen entstehen, von denen jederseits die hintern sich stark verlängern und neben dem Darme liegen. Zwischen den beiden rechten vordern derselben liegt die ziemlich ansehnliche Gallenblase, die mit ihrem ziemlich graden Gang in den Anfang des Darms rechterseits mündet, der in der innern Darmfläche eine papillenartige Hervorragung bildet. Das nierenförmige oder länglich-nierenförmige, consistente Pankreas liegt in der Krümmung des Magens, linkerseits vom Anfange des Darms, in den es auf derselben Seite durch einen sehr kurzen, überaus weiten Ausführungsgang mündet. Es zeigt außerhalb mehr oder weniger Andeutungen einer Zusammensetzung aus mehren rundlichen Lappen. Die weite, innen mit Papillen besetzte, grade, ziemlich kurze, fleischige Speiseröhre geht unmittelbar in den muskulösen, darmähnlichen, eine längliche, linkerseits liegende Krümmung bildenden Magen über. Der am Pförtnerende die größte Dicke seiner Wände darbietende Magen besitzt eine ansehnliche Pförtnerklappe, und setzt sich in den etwas weniger voluminösen, durch eine leichte Einschnürung gesonderten Darm fort. Der in seiner ganzen Ausdehnung ein gleiches Volumen zeigende Dünndarm besitzt auf der innern Oberfläche ein netzförmiges Gefüge, macht hinter dem Magen eine einfache, längliche Krümmung, und geht rechterseits in den grade nach Hinten verlaufenden, an Volumen kaum etwas beträchtlichern, Dickdarm über, der sich in den dünnern, kürzern Mastdarm fortsetzt. Der Dickdarm hat auf der innern Fläche, mit Ausnahme seines glatten Endes, ebenfalls meist ein netzförmiges Gefüge, besitzt aber noch eine eigene, aus sechs bis sieben Windungen bestehende, Spiralkappe. Der Mastdarm ist im Innern ziemlich glatt. Die ovale oder längliche, ansehnliche Schwimmblase liegt auf der Wirbelsäule hinter der Magen- und der Darmkrümmung, und mündet mit einem weiten Gang in die Speiseröhre. Die V-förmige Milz umgibt und bedeckt meist den hintern Theil der Darmkrümmung. Die länglichen, schmalen Nieren beginnen dicht hinter dem Kopf, und verlaufen bis hinter und über den After. Jede Niere mündet mit zahlreichen Gängen in einen häutigen Kanal, der hinter dem After endet, nach Vorn aber eine in einer halbmondförmigen Falte liegende, frei in die Bauchhöhle gerichtete, Öffnung besitzt, die vermuthlich die Eier oder den Samen aus der Bauchhöhle oder den nebenliegenden Genitalien aufnimmt, demnach also wol als gemeinschaftlicher Harn- und Samen-, oder Harn- und Eierleiter zu betrachten ist. Die einer großen Entwickelung fähigen Hoden oder Eierstöcke reichen fast von einem Körperende zum andern. Rippen 11—33 Paare, nach Maßgabe der Arten (bei A. Huso 31—32, bei A. Schypa 30, bei A. Güldenstaedtii 33—34, bei A. stellatus 10—11).

Diese Fische erreichen eine bedeutende Größe, und werden sowol in der alten als neuen Welt, im Meer und in Flüssen gefunden, welche mit diesem in unmittelbarer Verbindung stehen. In letztern steigen sie zu manchen Zeiten in großer Menge stromaufwärts und geben dann Veranlassung zu einem einträglichen Fang. Ihre Nahrung besteht in Würmern, Fischeiern und kleinen Fischen. Sie gewähren durch Fleisch, Eier und Eingeweide einen bedeutenden Nutzen.

Sie zerfallen in folgende Unterabtheilungen [2]):

A. Husones, hausenähnliche. Die Bartfäden einfach, gesäumt, bis an die Oberlippe ragend, oder diese überragend. A. Huso, A. Schypa.

B. Sturiones, störähnliche. Die Bartfäden einfach, rundlich (kaum etwas gesäumt). A. Sturio, Güldenstaedtii, A. stellatus.

C. Sterletae, sterletähnliche. Die Bartfäden rundlich, mit kleinen, warzenförmigen Anhängen. A. ruthenus.

1) A. Huso *Linné*. Der Hausen. (*Bloch*, Syst. ed. *Schneider*, vielleicht nur zum Theil. Acipe Ichthyocolle *Daubenton* in Encycl. méthodiq. Medicin. Zool. II. t. I. f. 1. Suppl. t. I. a. f. 1.) Der teutsche Name vielleicht vom ungrischen Uszo (Schwimmender) oder huzok, huzom, herausziehen. Der große Stör, holl. Huizenblaasvish oder store Stoer, so auch im Dän. und Schwedischen; engl. the isinglass fish; franz. l'ichthyocolle, esturgeon à colle de poisson, huso oder huson, l'antacée du Boristhène; ital. il grande sturione, l'ittiocolla, usone, collano, colpesce, coppese und in verdorbener Aussprache Copso oder Cospo; russ. Bjeluga; Frisch sagt dafür beluka (Weißbauch). In den Gegenden, wo die Hausen in Menge gefangen werden, heißt ein Fisch von 12 Spannen Länge mjernaja, von 9—10

die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen, welcher, als der besten Zusammenstellung neuerer eigener Forschungen, wir hier ganz folgen. Bd. II. Heft I.

2) Medic. Zool. II. p. 349.

Spannen polumjernaja, von 6—8 sabkowaja, von 13—14 gorbuschka, von 15 uluschnaja, polumateraja, und wenn er dies Maß übersteigt, materaja. Die jungen, wenig geachteten heißen an der Wolga Schip und Kostera. Am Amurflusse heißt er Kaluschka; kalmück. Chorba; tatar. Ulu balyk (großer Fisch) oder Ugolak, Tago, Kiorpa; baschkir. Bikre; kirgis. Bikria; teleut. Fan baluk; ostjak. Kuaguokole; tschuwasch. Timer bola; illyrisch Moruna; poln. Wiz, Wyzina; ein junger Styr, ungrisch Viza. Ob der Acipenser (auch accipenser, von Festus Aquipenser geschrieben) der Alten unser Huso war, läßt sich mit Gewißheit nicht ermitteln. Jener wurde zu manchen Zeiten der Blüthe des römischen Reichs, namentlich um die Zeit des zweiten punischen Krieges und später unter einigen Kaisern, z. B. Severus, doch nicht zu den Zeiten des Plinius (H. N. IX. cap. 17), mit Blumen bekränzt, unter großem Pomp von geschmückten Dienern auf die Tafeln der reichen Römer gebracht (*Macrob.* Saturn. L. II. cap. 12). Cuvier (*Plinius* ed. de Lemaire II. p. 74) nimmt an, es sei A. ruthenus gewesen, der wol aus der Donau nach Rom gebracht werden konnte. Auch der Alten Elops, Antaeeus, Anthias, Galaxias, Oniscus und Attilus scheinen Störarten gewesen zu sein, aber welche? läßt sich nicht bestimmen. Auch den Ichthyocolla des Plinius hält man allgemein für eine Störart.

Kennzeichen. Der Rüssel unbeschildet, knorpelig, durchscheinend; die Maulspalte der Quere nach so lang, als die Entfernung der Rüsselspitze vom Auge. Vom erwachsenen Hausen liefern Brandt und Ratzeburg (a. a. O.) folgende Beschreibung. Der Rüssel zusammengedrückt-kegelförmig, etwa $\frac{1}{15}$ bis $\frac{1}{18}$ der Körperlänge betragend, ist ganz knorpelig, durchscheinend, auf der Oberseite von keinen Knochenschildchen bedeckt (daher beim Eintrocknen stark zusammenschrumpfend), an den Seiten mit vielen Schleimöffnungen, auf der Unterseite flach, mit geschwundener mittlerer Leiste. Die auf dem hintern Rande des Rüsselausschnittes vor der Oberlippe liegende, halbkreisförmige Falte ist ansehnlich, bei vorgestrecktem Maule von der Oberlippe überragt, bei nicht vorgestrecktem Maule vor dem vordern Rande der Oberlippe liegend und denselben theilweise nach Vorn bedeckend. Oberlippe bogenförmig, sehr ansehnlich, in der Mitte am breitesten und wulstig, nach Oben nicht ausgerandet. Maulöffnung sehr ansehnlich (wie bei keiner andern Art). Maulspalte der Quere nach so lang, als die Entfernung der Rüsselspitze vom Auge. Die Bartfäden sogleich über der Basis platt und stark gesäumt, am Ende spitzig zulaufend, bei nicht vorgestrecktem Maule bis über die Oberlippe in die Maulöffnung reichend, etwa halb mal so lang, als der Rüssel von seiner Spitze bis zur hintern Ausrandung. Der Kopf auf der Oberseite mit wenig hervortretenden, und mit excentrischen, strahlenförmigen, ungezähnten, leistenähnlichen Erhabenheiten besetzten Schildchen bedeckt. Von den 14 Rückenschildchen sind die mittlern die größten, die vordern im Verhältniß am kleinsten, alle mit schwachem, in keine Spitze endigendem Kiel, und auf der äußern Seite mit wenig zahlreichen, strahlenförmigen, zum Theil gekörnten, zahnlosen Erhabenhei[ten] versehen, am Grund aber häufig noch mit zerstr[euten] Körnchen besetzt; das vorderste Schildchen steht vom K[opfe] entfernt. Am Bauche stehen 10—11 Schildchen, wel[che] sowie die Seitenschildchen, nicht sehr entwickelt sind. [Die] Bauchschildchen bei sehr großen Thieren fast schwinde[nd] und, sowie die nach Maßgabe des Wachsthums des Th[ie]res sich nicht stark entwickelnden Rücken- und Seit[en]schildchen, in Vertiefungen liegend, sodaß die in ih[rer] Nähe befindliche Haut gleichsam einen Wall um sie bi[l]det. Die Haut zwischen den Schildchen nur mit entfe[rnt] stehenden, zahlreichen, einfachen, sehr kleinen, körnerä[hn]lichen Schüppchen besetzt. Die hinter den Brustflo[ssen] befindlichen Hautschüppchen in ein sehr scharfes Spitzch[en] auslaufend. An jungen Exemplaren zeigen sich die H[ö]ken der Schildchen, besonders der Bauchschildchen, [...] sehr groß. Zwischen den Rückenschildchen, zumal am h[in]tern Rande derselben, finden sich kleine häutige Säu[me]. Seitenschildchen 40—41 (bei erwachsenen bis 60). [...] Bartfäden noch über die Oberlippe reichend. Die Au[gen] haben eine stark hervorragende Hornhaut, eine gelb[...] silberne Regenbogenhaut, und eine fast senkrechte ein[...] lanzettförmige Pupille. Der Körper gegen den Kopf [...] etwas verdünnt, etwa um $\frac{1}{3}$ seiner Länge am dick[sten], schwach fünfeckig, etwas gewölbt, der Schwanz aber [an] den Seiten stark eckig. Der Körper unterhalb w[...] oberhalb bis zur Basis der Flossen blaugrau, unter [...] Seitenschildchen heller. Die Schildchen weiß, der Rü[ssel] wie gekochter Knorpel. Die Bauch- und Brustfl[ossen] oben wie die Seiten, unten wie der Bauch gefärbt. [Der] vordere Rand der Rückenflosse und der unterste Zi[pfel] der Schwanzflosse weißlich. Die Brustflossen zieml[ich] groß, dreieckig, mit 36 Strahlen; der erste knöchern, [...] groß, etwas gekrümmt, Bauchflossenstrahlen 25 und [ei]nige unzerästelte. Afterflossenstrahlen 19, in der Rück[en]flosse 48 Strahlen und einige unzerästelte. Der K[opf] mit sternförmigen, undeutlichern, gekörnten, aber ni[cht] scharfen Schildchen, zwei auf der Stirn, zwei auf d[em] Scheitel, die Schläfen- und Nackenschildchen sehr [...] deutlich. Der After, in einer Grube liegend, ist v[on] einem Fleischläppchen bedeckt. Die Länge der erwach[se]nen Hausen soll nach Pallas bis über 12 Fuß betrag[en], gewöhnlich sind sie 5 Fuß lang und wiegen dann 45 [...] Die Weibchen sind größer als die Männchen. Auch s[ol]len sich Zwitter vorfinden. Im innern Baue findet ma[n] nach Ratzeburg folgendes Eigenthümliche: Die Leber a[m] untern scharfen Rande dicker und weniger tief eingeschni[t]ten, und die Läppchen kürzer und rundlicher als bei d[en] andern Arten. Magen und Darmkanal mäßig dick, a[ber] ziemlich weit. Die Schwimmblase eirund, dickwan[dig] (dicker als bei den andern Arten). Der Magen auf [der] innern Fläche, mit Ausnahme der Pförtnergegend, [mit] sehr starken Längsfalten. Die Speiseröhre ebenfalls läng[s]faltig; der Dickdarm mit netzförmigem Gefüge.

Als das Vaterland des Hausens kann man mit Si[cher]heit das caspische Meer, besonders die ruhigen Bu[sen] desselben, dann die in dasselbe sich ergießenden Flü[sse], wie die Wolga mit ihren größern Nebenflüssen, [...]

ꝛc., dann den Ural oder Jaik, den Terek, den Kur, Swidura, wol auch den Sifidrud, die Gurba, den und Samur angeben; doch ist er in der Ocka sel- In den großen Seen der Tatarei, dem Aral, Bal- und Alak-Tughul, von denen man annehmen kann, ie ehedem mit dem caspischen Meere zusammenhin- soll er sich ebenfalls finden. Wenn der Hausen im schwarzen Meer, in der Donau einheimisch sein so läßt sich dies deshalb mit Sicherheit nicht be- ...en, weil der dort gefundene Fisch vielleicht eine eigene ...t. In den Flüssen jenseits des Ural, welche sich ins ...e Meer ergießen, fehlt er, sowie in diesem selbst. Die Hausen sind, wie schon oben bei der Gattung ...gemeinen bemerkt wurde, Wanderfische. Im Früh- zu Anfange des Märzes schwärmen sie scharenweise die Meeresufer, wo das Wasser durch Flußwasser ...t ist, und gegen die Mündungen der Flüsse, und ... eher als ihre Gattungsverwandten, doch nicht alle, ...eselben, und zwar in solcher Menge, daß sie die ...e durchbrechen und durch Kanonenschüsse verjagt ...n müssen, um Schwärme eines andern Fisches, des ...inus Grislagine, zu verfolgen und zu laichen, wel- ...letztere sie durch Reiben auf einem steinigen Grunde ...ern sollen. Diese Zugzeit dauert 14 Tage und sie wer- ...während derselben Heerden- oder Laichfische genannt. Vermehrung ist ungeheuer; denn die Eierstöcke wie- bisweilen gegen 20 Pud (zu 40 Pf.) und sollen drei Millionen Eier enthalten, indem fünf von die- ...uf einen Gran gehen. Diese Fische sind sehr ge- ..., sodaß man oft Seevögel und junge Seehunde in Magen findet; ja sie sollen selbst wilde Enten, ..., Schilf und Holzwerk verschlingen. Wenn man ...us dem Wasser zieht, geben sie aus dem Magen grunzenden Ton von sich, den man auch durch Druck auf den Leib hervorbringen kann. Im Spät- ...e sollen sie sich reihenweis in die tiefen Stellen der ... oder in die Meerbusen in der Nähe des Ausfluf- ...on Strömen legen, und dort den Winter ruhig, nicht ohne Empfindung, zubringen. An den Stel- wo sie sich legen wollen, schwärmen sie vorher auf Oberfläche umher. In den Harnwerkzeugen aller ...en findet sich, besonders in den der am caspischen Meere ...genen, zuweilen ein ovaler, zusammengedrückter, wei- ...ester Stein, von strahligem, glänzendem, zeolith- ...chem Gefüge, von den Russen Bjelushie Kamen ...nt, und als Hausmittel bei verschiedenen Krankhei- gebraucht. Die Hausen werden zwar gemeinschaft- mit den andern Störarten gefangen, auch in densel- Flüssen, doch geschieht ihr Hauptfang mehr in den ...ptströmen, so in der Wolga bei Simbirsk, bei Sar- ... und in der Nähe der Wolgamündung, in ihren ...ptarmen bei Astrachan, ferner an der Küste von Astra- bis Guriew ꝛc., und zwar von dort in Hütten woh- ...en Fischern. Die Fischerei wird dort von den Vor- ...en oder Kaufleuten von der Krone in Pacht genom- und den Fischern unter der Bedingung überlassen, sie die gefangenen Störarten (Hauptfische, rothe ...e, Korennajae ryba) für einen gewissen Preis ein- liefern. Die Zahl der eingelieferten Thiere wird auf den Namen jedes Fischers eingetragen, und besonders dabei darauf geachtet, daß die Fische ihre gehörige Größe, d. h. die Hausen wenigstens 12, die Störe sechs Spannen, ha- ben. Die im Sommer und Herbste gefangenen Fische werden zum Theil, um sie im Winter besser benutzen zu können, mit dem Zeichen des Fischers versehen, in große, in der Nähe des Flusses liegende Seen oder blinde ein- gedämmte Arme desselben gesetzt. Man führt sie entwe- der in durchlöcherten Kästen, oder zieht sie mittels eines durch Kiemenöffnung und Maul gezogenen Strickes da- hin. Zum Fange dienen Wurfnetze (Newody), Selbst- fänge mit Angelhaken mit und ohne Köder, die Fisch- gatterfalle (Gorodba), die Saboika und Periboika. Die Saboika besteht in folgender Vorrichtung: Quer durch den Strom schlägt man zuvörderst dicke Pfähle eine halbe Elle von einander ein. Bei schnellem Wasserlaufe wird die Richtung dieser Pfahllinie schlangenförmig gemacht, bei langsamem Laufe grade. Ist diese Linie fertig, so richtet man gegen den Strom gleichfalls aus dicken und in einer fast herzförmigen Gestalt aneinander gesetz- ten Pfählen zusammengesetzte Kammern auf, in deren Mitte verschiedene Höhlungen angebracht, und deren Pfähle bei der Eingangsöffnung weit lockerer befestigt sind, damit sie bei Annäherung größerer Fische nachge- ben können. Die Mündung dieser Kammern ist zwei Ellen groß, der ganze innere Umfang etwa sechs Faden. Man legt 10—13 solcher Kammern an, je nach der Breite des Flusses. In der mittlern fangen sich die größten Fische, weil der volle Strom des Wassers auf sie eindringt. Der Zwischenraum der Pfähle, sowol der- jenigen, welche die Kammern, als auch die angegebene Querreihe bilden, wird durch eine aneinander hängende Kette hölzerner Stöcke, die in der höchsten Tiefe vier Faden lang und drei Daumen dick sind, und mit einan- der durch drei bis vier in die Quere gehende, aus Wei- den geflochtene Stricke verbunden sind, ausgefüllt. Wenn nun die Fische den Strom heraufkommen, sich in den Eingang der Kammer begeben und links oder rechts in die Winkel oder eigentlich Herzohren derselben eintreten, so können sie sich wegen des schmalen Raumes der letz- tern nicht wieder heraushelfen; auch steht ihnen der schnelle Lauf des Wassers im Wege, der sie fest eindrängt. Diese Fischwehre erfodern besonders im Frühjahr und Herbste häufige Ausbesserungen, welche durch eigends dazu be- stimmte Taucher bewerkstelligt werden. Mit sehr spitzi- gen Haken werden die Kammern Morgens und Abends untersucht und die Fische herabgezogen. Die Plätze, wo solche Verdämmungen sich befinden, werden Utschugen genannt.

Ganz verschieden ist die Periboika oder auch Ko- lowa genannte Verdämmung. Die einen Faden von ein- ander stehenden Pfähle, quer durch die Breite des Flus- ses sich ziehend, werden durch Balken mit einander ver- bunden. An dem Orte, wo die Kammer angebracht werden soll, befinden sich zwei Paar Pfähle zu einem Vierecke verbunden. Jeden Pfahl unterstützt ein ande- rer von gleicher Dicke, den Zwischenraum aber füllt ein

aus Tannenstöcken verfertigter Zaun aus, welche etwa drei Finger dick in ihrer Länge mit der Tiefe des Wassers übereinkommen; in der Mitte und Unten aber mit dünnen Querstöcken, die durch Weidenruthen verbunden, versehen sind. Der Zaun ist an den Balken mittels eines Querbalkens, welcher auf den andern beiden schief liegt, verbunden. Die Kammern sind der Zahl nach verschieden; drei Seiten derselben sind gleich dem ganzen Damme von dem Zaun umgeben, und auch die vierte, doch so, daß sie aufgehoben und wieder niedergelassen werden kann. Jenes geschieht vermittels eines Strickes, der an eine Winde befestigt ist, die an den mittlern Balken der Kammer angebracht wird; dieses aber mittels der eigenen Schwere, welche durch angebrachte Steine vermehrt wird. Man läßt ferner ein aus zwei bis drei Zoll dicken, kreuzweise über einander liegenden Stöcken bestehendes Gitter auf den Grund der Kammern sinken, an dessen Ecken sich lange, zum Ausziehen bestimmte Stangen befinden. An den Stöcken sind längs ihrer mittlern Breite Faden, die von dem Grunde wie ausgedehnte Saiten sich in einen Punkt vereinigen, und so an einen auf die Balken geworfenen Stock gebunden werden. Damit sie sich nicht verwickeln, ist an dem Bündel zwischen ihnen ein Kämmchen befindlich. Der auf diese Weise mit dem Saitenbüschel in Verbindung stehende Strick ist ungefähr eine Elle lang und endigt mit einem kleinen hölzernen Haken. Die Aufstellung dieser Kammern zum Fang ist nun folgende: Wenn die Thür mittels der Winde in die Höhe gehoben worden, wird sie unterhalb ihres untersten Verbandes, welcher aus einem in die Quere mit Weidenruthen umflochtenen Stocke besteht, in der Mitte von einem Balken gestützt, der die Dicke einer Mannshand hat, etwa eine Elle lang ist und dessen Ende von einem Balken gleicher Länge gedrückt wird. Diese beiden Balken werden so geordnet, daß der untere die Eingangsthüre offen haltende in die Quere, der obere aber, jenen drückende in die Länge, auf besondere Balken, die sich unterhalb derjenigen befinden, welche die Pfähle verbinden, zu liegen kommt. Der untere Balken ist mit seinem Brete vermittels eines lockern Strickes verbunden, das eine Ende des obern hängt mit demselben vermöge eines festen zusammen, auf das andere aber paßt in die Quere ein kleiner Keil, welcher, damit er nicht herunterspringe, an beiden Enden von einem unterhalb des Bretes laufenden Strick aufgehalten wird, bei der Thür zwar nur mit einem Knoten, an den Seiten aber wird er locker zugeknüpft. In diesen, den Keil vom Herunterspringen abhaltenden Strick bringt man jenen hölzernen Haken, der sich an dem obern Ende des Saitenbundes befindet, und zwar so, daß, wenn die Saiten nur im Geringsten rückwärts in Bewegung gebracht werden, sogleich auch der Strick, welcher den auf dem Balken angebrachten Keil unterstützt, heruntergezogen wird, die ganze Maschine fällt. Der Fisch also, indem er einen Durchgang sucht, drückt an die Saiten, wobei der hinter sich zurückgezogene Haken den Strick, welcher den Keil an Ort und Stelle erhielt, herunterzieht. Der obere drückende Querbalken wird nun los, der untere aber, welcher die Thür hält, springt, von der Schwere der letztern genöthigt, in die Höhe, und jene fällt durch eigene Schwere nieder und schließt den Fisch ein, der nun mittels des angebrachten Gitters in die Höhe gezogen wird. Bei dieser Art der Verdämmung wird der mittlere Raum wegen des allzuschnellen Stromes bis zu einem Faden leer gelassen, dieser aber durch ein Sacknetz gesperrt. Die Stricke zu demselben sind im Anfang einen Finger dick, gegen das Ende dünner. Der Sack ist ungefähr vier Faden lang, mützenförmig, mit viereckiger Öffnung, sonst rund. An der Öffnung sind Ringe und Weidenruthen angebracht, die eine Spanne von einander stehen, und an lange bei den Pfählen dieses Zwischenraums befindliche Haken gebunden, von welchen der erste an die Haken fest angeknüpft ist, die übrigen aber frei sind und sich frei im Wasser bewegen können. Die letzten Ringe, welche mit einem daran hängenden Stein auf den Grund des Stromes dringen müssen, gelangen mittels langer daran gebundener Stricke dahin, damit man, wenn sich ein Fisch in dem Sacke befindet, durch sie die übrigen mit den Haken herausziehen könne. Um nun zu erfahren, ob eine Beute vorhanden, legt man auf die Oberfläche des Wassers, welches in den Sack fließt, in die Quere ein Bret, welches mittels eigener Keile auf die Pfähle paßt. In der Mitte desselben befestigt man einen eichenen Reif, wie man zum Binden kleiner Fässer braucht, sodaß das eine Ende seine Richtung nach dem Brete, das andere, kürzere, dünnere aber nach dem Sacke zu hat; an diese bindet man eben solche Saiten, wie sie oben bei den Kammern beschrieben worden, welche bereits vorher mit der mittlern Breite des Sackes verbunden sein müssen, und hängt daran eine kleine hellklingende Schelle. Wenn nun ein Fisch in den Sack tritt, so berührt er die Saiten, der Reif wird abgebogen, die Glocke zeigt jenes Gegenwart an, die Fischer ergreifen die an den Sackringen befestigten Stricke und ziehen den Sack sammt dem Fische heraus. Diese Fangvorrichtung ist nicht so dauerhaft wie die erstere, und muß oft alle Jahre erneuert werden.

Es wurde oben auch der Angeln zum *Hausenfange* gedacht. Zu ihnen gehört vorerst der sogenannte Snast. Es ist dies eine gewisse Anzahl mit Angeln versehener Stricke, welche zusammen an einem gemeinschaftlichen Seile verbunden sind. Man nimmt dazu ein sieben bis acht Faden langes und ein fingerdickes Tau von Hanf, knüpft an dasselbe andere kleinere, welche die Dicke einer Gänsespule haben, die nicht völlig zwei Spannen lang und anderthalb von einander entfernt sind. An den Enden dieser letztern werden, vermittels dünner Zwirnfäden, eiserne Haken, welche nach der Spitze zu sehr gekrümmt sind, befestigt. In der Mitte der Krümmung bringt man einen aus Pferdehaaren geflochtenen Strick, an dessen Ende ein Pfropf befestigt ist, welcher aus Weiden- oder Pappelrinde besteht, ein Werschok lang und dick, viereckig oder rund ist. Ein solcher in die Quere des Wassers gelegter Strick, an dem sich 60 Haken befinden, heißt Dlinnik, zwei bis drei Dlinniki aber, wenn sie zusammengebunden werden, nennt man Stachall. Da-

htere durch die Wassergewalt nicht aus ihrer Lage
werden, beschwert man die beiden Enden des
iles mit Steinhaufen, und von diesen bringt man
eichen, daß ein **Snast** vorhanden ist, zwei andere
in die Höhe, welche durch zwei auf dem Wasser
mende Stangen getragen werden. Die Lage der
ist folgende: Das Querseil geht bis auf den
, die Pfropfen aber halten die Angeln in die Höhe;
nun die auf dem Grunde wandernden Fische das
r bewegen, so geschieht es, daß der leichte Pfropf,
Wasser folgend, die Angel dem Leibe des Fisches
; wenn er sich durch diese verletzt fühlt und unru-
wird, so gibt er ebendadurch Veranlassung, daß
ie andern Angeln auf ihn schlagen, und er so nun
nehr gehalten wird. Diese Art **Snast** heißt **Bal-
hnaja** oder **Samolownaja**. Eine andere Art ist
skawaja, bei welcher statt der Pfropfen kleine
n Hausen oder Wels angesteckt sind. Das Quer-
ht bei dieser Art nicht bis auf den Grund, sondern
der Mitte des Wassers befestigt, auch mit andern
hten Stricken statt der Stangen versehen. Diese
ient besonders für die Hausen. Eine dritte Art,
ls nur für Hausen bestimmt, heißt **Naschiwnaja**,
at einen kleinen lebendigen Fisch als Köder an der

Die verschiedenen Arten Netze, womit die Hau-
nd andere Störarten gefangen werden, sind nur
stärkern Bindfaden, weitere Maschen, sonst aber
von andern gewöhnlichen Netzen verschieden.

im Winter, namentlich vom November an, werden
nsetzfische aus den Seen gefischt. Man fängt sie
nem Netze, das durch Öffnungen unter die Eis-
jebracht und unter dem Eise quer nach einer seich-
telle hingezogen wird, wohin man die Fische treibt,
e mittels eiserner Haken aus den dort gemachten
jern herauszuziehen. Bei diesem Ausfischen ist ein
er, der die Zahl der jedem Fischer gehörigen Thiere
t, weil die Abgestandenen auf Rechnung des Letz-
ommen. Die herausgezogenen Fische werden unter
Hütten, oder auf Flößen, Schiffen aufgeschnit-
d ausgeweidet, nachdem man sie durch einige Schläge
n Kopf getödtet hat. Je nach Beschaffenheit der
werden die Fische verschieden getheilt. Von einem
, 12 Spannen langen Hausen macht man fünf Theile.
Anfang macht man mit dem Bauch, alsdann nimmt
ie Schwimmblase, den Rogen und die Rückenseh-
eraus und sondert die dem Bauch anhangenden
theile ab; hierauf wird der Rücken von dem Schwanz
on dem Knorpel getrennt. Der Schwanz gilt als
nste Theil. Der Kopf wird nicht mitgerechnet, man
t von demselben den Gaumen ab und setzt ihn ein.
ere Hausen werden mit dem Kopfe zerschnitten und
alz gelegt. Man schneidet sie aber von der untern
ade in die Länge bis an das Ende des Schwanzes
sodaß die Stirn etwas ganz bleibt, oder nur wenig
t wird. Auf gleiche Weise verfährt man mit den
n und Sewrjugen, wenn sie auch das gehörige Maß
; doch wird allemal der Bauch abgeschnitten und be-
rs eingesalzen. Sobald die Fische zerschnitten sind, bringt
man sie in einen zu dem Behuf eingerichteten Eiskeller und legt sie in Salzsole, in welcher sie im Sommer zwei, im Winter einen Tag bleiben. Hierauf läßt man die Sole wieder ablaufen, legt die Fische in Haufen und bestreut sie mit Salz. Hierbei bleibt es, was die Störe und Sewrjugen betrifft, die Hausen aber bringt man zuerst in kleine Haufen, bestreut sie einige Tage lang mit Salz, legt sie dann auf größere Haufen und bestreut sie abermals mit Salz.

Das Fleisch des Hausens wird nicht frisch gegessen wegen seines vielen Fettes und zu süßlichen Geschmackes, sondern nur eingesalzen, wo es dann dem eingesalzenen Lachse gleicht; doch muß es immer vorher einige Tage gewässert werden. Aus dem Rogen des Hausens, der indessen wegen vielen Schleimes für den schlechtesten gilt, wird, sowie aus dem anderer Störarten, nämlich des **A. Güldenstaedtii**, **A. stellatus** und des Sterlets, der Caviar (Cavear, Cáviar, Cavjar, Ikra) bereitet. Vergl. im Übrigen den Art. **Caviar**. Ebenso wie der Caviar nicht blos vom Rogen des Hausens, sondern auch von dem anderer Arten gemacht wird, so wird auch der unter dem Namen Hausenblase bekannte Fischleim von sämmtlichen Arten gewonnen. Es ist derselbe nichts anderes als die innere glänzend weiße Haut der Schwimmblase. Man bereitet ihn dadurch, daß man die frischen Schwimmblasen, und zwar am Baikalsee, nachdem man sie in heißes Wasser gebracht hat, einschneidet, abwäscht, und dann der Luft aussetzt, sodaß die innere silberne Haut oben liegt. Dann sondert man diese durch Reiben ab, legt sie in befeuchtende Tücher, oder läßt sie in der äußern Haut, preßt sie, nimmt sie hierauf aus den Tüchern und legt sie entweder schlangenförmig gewunden zwischen drei Klötzchen, hufeisen-, herz- oder leierförmig (Ringelhausenblase), oder in mehre Lagen buchförmig (buchförmige Hausenblase), nach Georgi am Baikal birnförmig zusammen, oder trocknet sie auch blos (blätterige Hausenblase). Sie wird in so großer Menge bereitet, daß nach Lepechins Angabe allein aus dem simbirskschen Kreise jährlich 2000 Pud verschickt werden. Die beste kommt von Astrachan, weil man sie dort sorgfältiger in eigends dazu bestimmten Zimmern trocknet. Über ihren Gebrauch s. den Art. **Hausenblase**. Die Eingeweide des Hausens werden entweder frisch verzehrt oder sammt den Resten von der Caviarbereitung zu Thran benutzt. Das knorpelige Rückgrath wird herausgenommen, getrocknet und theuer verkauft. Der Belugastein gilt beim Volk als ein harn- und geburttreibendes Mittel, und wird theuer bezahlt. Aus der Haut macht man auch wol Fensterscheiben.

Von dem oben beschriebenen Hausen ist wahrscheinlich derjenige verschieden, welcher in der Donau lebt. Die Verfasser der medicinischen Zoologie fanden an einem kleinen von Ehrenberg aus Triest geschickten Exemplare desselben fast alles so, wie Pallas den russischen Hausen beschreibt, wagten indessen nicht, weil sie nicht größere Exemplare vom russischen und Donauhausen vergleichen konnten, beide Arten zu vereinigen. Das $13\frac{1}{2}''$ lange Exemplar wich, den Alterszustand abgerechnet, wodurch

es rauher war, und die Schildchenbildung noch mehr hervortrat, von Pallas' Beschreibung durch die die Unterlippe nicht ganz erreichenden Barteln ab. Rückenschildchen hatte es 11, Seitenschildchen 40—43 und Bauchschildchen 12. Selten steigt der Hausen in der Donau weiter als bis Presburg und Comorn aufwärts, und wird daher bei Wien oder Linz nur sehr ungewöhnlich gefangen, geht aber übrigens in die Theis, die March, die Waag und die Sau, findet sich aber am häufigsten in der Walachei in der Nähe des Donauausflusses. Der Fang geschieht mittels Wurfspieße oder durch weitmaschige, 80 und mehr Klafter lange Netze mit einem langen Taue, dessen beide Enden in zwei verschiedenen Kähnen befindliche Schiffer nehmen. Oder man befestigt, besonders an Untiefen mit starker Strömung, im November, vor Eintritte des Frostes, im Flusse Balken in gleicher Entfernung, bindet Netze daran und jagt durch großen Lärm vom Ufer aus die Thiere aus ihren Schlupfwinkeln in die Netze.

2) A. Dauricus *Georgi*. (Bemerkungen auf einer Reise im russ. Reiche. I. S. 352. A. orientalis *Pallas*, Zoograph. rossica. III. p. 107. Medicin. Zoologie a. a. O. S. 12). Der daurische Stör. In Daurien Kalugha oder Kalluga, mongolisch Kilaema. Rüssel knorpelig, spitzig, verlängert, konisch, halbwalzenförmig. Maulöffnung mäßig, Körper zwischen den Schilderreihen mit wenig sichtbaren, ziemlich rauhen Knochenwärzchen. Stirn und Scheitel abgedacht, die Mitte des Scheitels vertieft. Der Rüssel mit zahlreichen Gruben und weißen Warzen besetzt. Die Bartfäden in der Mitte zwischen der Rüsselspitze und den Augen. Das drei Zoll breite Maul bis zur Rüsselspitze vorstreckbar. Die Augen klein, mit bläulich blaßgoldiger Iris und runder Pupille. Die Spritzöffnungen sieben Zoll vom Auge entfernt. Der Körper walzenförmig, kaum eckig, von den Bauchflossen an plötzlich verdünnt. Rücken fast aschgrau, der Bauch weiß. Rüssel oben braun oder grau, unten weiß, Stirn und Scheitel mit gesternten Knochenschuppen bedeckt. Kiemendeckel glatt. Sechszehn (nach Steller nur 14) wenig vorragende Rückenschildchen, Seitenschildchen jederseits 38 oder nach Steller 40; 13 kleine weiße Bauchschildchen, die übrigen grau. Alle Schildchen sternförmig gestreift. Zwischen der Rücken- und Seitenschildchenreihe zahlreiche kleine, ziemlich rauhe Knochenwärzchen. Das erwachsene Thier mißt vom Rüssel bis zur Schwanzspitze 6 Fuß 4 Zoll. Diese Art steigt aus dem östlichen Ocean in den Amur, seltener bis in die Schilka und in den Onon und Argunus hinauf. Sie ist sehr ruhig, wird vom schwächsten Netze gehalten und läßt sich von der Fischgabel, auch nur schwach getroffen, leicht herausziehen. Übrigens ist sie nicht häufig und schlägt ihr Winterlager meist im Onon und Amur auf. Sie wird den ganzen Sommer hindurch in Netzen und Korbreusen, des Nachts bei angezündeten Feuern mit dreizackigen Fischgabeln, im Herbst an Angelhakenseilen gefangen. Ein Exemplar von vier Pud gibt $\frac{1}{2}$ Pud Rogen und $\frac{1}{2}$ Pf. Leim.

3) A. rubicundus *Lesueur* (Transactions of the american philosophical society helt at Philadelphia. 1818. New series. p. 388. tab. 12. Diction. class. d'hist. nat. VI. p. 319. Medicinische Zoologie a. a. [...] S. 13). Rüssel kurz, gerundet, etwa $\frac{1}{20}$ der gan[zen] Körperlänge betragend. Das Maul klein. Die Schi[ld]chen von einander entfernt, schwach gekielt, Bauchschi[ld]chen fehlend (?). Der Körper zwischen den Schildch[en] mit kleinen Gruppen einfacher, kleiner Dornen bes[etzt]. Der Kopf ist oben flach, abschüssig; die Bartfäden [ste]hen der Rüsselspitze näher, als dem Munde; die Lipp[en] sind dick. In den runden Augen steht die Pupille [sch]telrecht. Die Brustflossen haben 30, die Bauchflossen [...] die Afterflossen 22, die Rückenflossen 40 Strahlen. [...] Rücken ist gelblichroth; die Seiten spielen aus dem [...]venfarbenen ins Rothe. Der Kopf ist mit rauhen, [...]strahlten, unregelmäßigen Knochenschuppen besetzt. Hi[n]ter dem Auge befinden sich kleine Schildchen, welche [...] auf dem Rüsselrande fortsetzen. Rückenschildchen sind [...] 16 vorhanden, die zwei hintersten mit einer Spitze [ver]sehen, Seitenschildchen zählt man 34—35. Hinter [der] Rückenflosse befinden sich mehre Rudimente von Sch[ild]chen. Die angegebenen Dornengruppen treten beson[ders] bei trockenen Fischen hervor. Die Länge des Fisches [be]trägt vier Fuß. Nach Lesueur finden sich Varietäten [mit] stumpferer oder spitzigerer Schnauze, abweichender [...] und Entwickelung der Schildchen und Hautbedeck[ung]. Das Vaterland ist Nordamerika; namentlich findet er [sich] im Erie- und Ontariosee; auch im Huronen- und [Mi]chigansee, sowie im Ohio. Die Indianer fangen [ihn] mit an Leinen gebundenen Speeren und Harpunen, [und] essen sein Fleisch, das schmackhaft sein soll. Die V[erf.] der medicinischen Zoologie zählen diese und folgende [...] nur zweifelnd zur Abtheilung der Hausen.

4) A. brevirostris *Lesueur* (l. c. p. 390. Di[ct.] class. ib. Medicin. Zoologie. S. 13. t. 1. f. 2). R[üs]sel sehr kurz, fast viereckig, mit kurzer, stumpflicher Spi[tze], etwa $\frac{1}{20}$ der Körperlänge betragend; fast so lang als [die] Breite der mäßigen Maulspalte. Oberlippe ausgerand[et], die Schildchen von einander entfernt, schwach gekielt, [...] Bauchschildchen fehlen nicht; der Körper ist zwischen d[en] Schildchen mit gezähnelten, sehr zerstreuten, kaum mer[k]lichen Schüppchen besetzt[3]). Findet sich in Nordameri[ka].

---

3) Die Verf. der medicinischen Zoologie beschreiben ein in [der] Blochschen Sammlung als A. Huso bezeichnetes Exemplar folg[en]dermaßen: Der kurze Kopf ist oben sehr flach gewölbt, und [mit] einer breiten, fast bis zur Rüsselspitze gehenden Vertiefung ve[rse]hen. Der Rüssel ist sehr kurz, fast viereckig, mit kurzer, stum[pf]licher Spitze endigend; die Unterseite desselben ist nicht scharf, [son]dern, wie es scheint, mit Haut und Knorpel bedeckt. Der [vor]dere Augenwinkel springt wenig vor. Die Leiste auf der Unters[eite] des Rüssels tritt nach Außen nicht knochig vor und ist sehr [...] Die Bartfäden stehen der Rüsselspitze näher als dem Rachen[aus]schnitte, die mittlern weit nach Vorn stehend. Die Oberlipp[e] schwach ausgerandet. Das Auge ist vom untern Rüsselrande [ziem]lich entfernt. Die Spritzöffnungen liegen mit dem obern Au[gen]höhlenrand in einer Fläche. Nach Lesueur sind Pupille und [...] goldig. Der Kiemendeckel ist weniger rund und rauher als [der] Stör. Der sehr lang gezogene Körper ist fast fünfeckig, die [Sei]ten des Körpers sind ziemlich gewölbt. Der Kopf hat eine [...]liche Schildchenbildung, die fast ganz mit der vom Stör übe[rein]kommt, nur sind die Schildchen deutlicher strahlig und der R[...]

lüsse Delaware und werden jährlich 2500—7500 k auf den Markt nach Philadelphia gebracht, doch er nur vom gemeinen Manne gegessen.

5) A. Schypa *Güldenstaedt* (Nova Comment. ›p. XVI. p. 533. Medicin. Zoolog. S. 20. t. 1. als junger Stör, S. 350, 352). Der Rüssel mit dern besetzt, die Maulspalte viel kürzer, als die Ent- ng der Rüsselspitze vom Auge. In der medicinischen ›gie wird vom erwachsenen Fische folgende Beschrei- gegeben: Der Rüssel fast länglich, schwach kegel- g, am Ende abgerundet, weniger spitzig als beim en, nicht durchscheinend, auf der Oberseite mit schwa- kleinen, nicht dicht stehenden Knochenschildchen be- auf der Unterseite mit schwacher, etwas bedeckter ›enleiste. Die auf dem hintern Rande des Aus- tes des Rüssels vor der Oberlippe liegende halbkreis- ge Falte ist ansehnlich groß, bei vorgestrecktem Maule ›er Oberlippe nur wenig überragt. Die Maulspalte äßig groß, der Quere nach ⅔ so lang, als die Ent- ng der Rüsselspitze vom vordern Augenwinkel. Ober- bogenförmig, nur mäßig groß, kleiner als beim en, in der Mitte leicht ausgerandet, besonders nach hin. Bartfäden dicht über der Wurzelplatte mit gesäumt, in der Mitte am breitesten, etwa auf intern Drittheile des Rüssels in einer Reihe stehend, icht vorgestrecktem Maule nur bis zur Oberlippe ıd; jede einzelne etwa ⅓ so lang, als die Länge des ls von der hintern Ausrandung desselben bis zu Spitze. Der Kopf ist dreieckig, spitzig, auf der eite, besonders vor, hinter und über den Augen, er gewölbt, als beim Hausen. Die Schildchen der eite des Kopfes mit sehr zahlreichen, strahlenförmig irenden, stark vortretenden, leistenähnlichen, meist ıelten Erhabenheiten. Rückenschildchen 13, größer eim Hausen, alle auf den breiten Seiten mit strah- mig divergirenden, zahlreichen, schwach gekörnten, meist fein gezähnelten, leistchenähnlichen Erhabenheiten am obern Rande stark gekielt, der Kiel nach Hinten in eine Spitze endigend. Das vordere Schildchen das größte. Seitenschildchen 49—51 rhomboidal, deutlich gekielt. Bauchschildchen 11, deutlich gekielt, nicht schwindend. Die Haut ist mit zahlreichen, ziemlich genäherten, wenigstens dichter als beim Hausen stehenden, kleinen, ein- oder mehrzähnigen Schüppchen besetzt, von denen die auf dem Bauche neben den Schildern, nach Außen befindlichen, besonders aber die hinter den Brustflossen stehenden, größer sind. Ganze Länge 4½ Fuß, überhaupt erreicht diese Art nicht die Größe des Hausens. Das junge Thier bietet mehre Abweichungen[4]).

6) A. Sturio *Linné* (u. sonstiger Autoren. Bloch, Fische Teutschlands. III. Taf. 88. Medicin. Zoologie, S. 17. t. 3. f. 1.). Der Stör oder Stöhr, gemeiner Stör. Im Österreichischen Schirk oder Stierl; holländ. de Steur; dänisch Stör, almindelige Stör, das Männchen auch Steenbider, das Weibchen Quap Soe; norwegisch Störje; schwed. Stör; finnländ. Sambi, Sembi; isländ. Styria, das Männchen Rödmage, das Weibchen Graasleppa; englisch the sturgeon, the common sturgeon; französ. l'esturgeon, l'esturgeon ordinaire oder commun; in Bordeaux le créac, in Montpellier le gréac; italien. Sturione, storione commune, in Rom auch Porcellata; spanisch Esturion; portugisisch Estorião, Solho, russisch Ossetr, Osètr, die Herbststöre Ikrjänüe, zu einer andern Jahreszeit an den Fangorten

niger Schildchen, auf der Unterseite ist dieser ohne Knochen- Der Körper ist mit sehr einzeln stehenden, sehr kleinen, an ›itze gezähnelten Knochenschüppchen besetzt. Rückenschildchen sich am gedachten Exemplare 8 (Lesueur gibt indessen 9—10 ıd ein am Ende flossenstrahlenähnliches), alle gestrahlt, aber ahlen mäßig. Das Vordere sechseckig, mit dem vordern, viel ern Ende zwischen den Hinterhauptschildchen liegend, die ı gesondert; das zweite rhomboidal, das dritte und achte änglich rhomboidal, das vierte bis siebente länglich rhom- das vierte am längsten. Alle gekielt, die vordern und grö- ur schwach gekielt, ohne hakenförmigen Kiel, die drei bis ntern, kleinern am stärksten gekielt, mit deutlichen Häkchen el. Seitenschildchen fanden sich 27—28, nach Lesueur nur ʼ, meist länglich ungleichseitig viereckig, mäßig gestrahlt, alle gesondert zwischen den Schildchen in der Richtung der ie gekörnte Mittellinie hervortretend, zuweilen selbst von klei- vischen den Schildchen stehenden, Schuppenschildchen bedeckt. childchen sechs bis sieben, nach Lesueur nur drei bis sieben und gestrahlt, die vordern und hintersten fast verschoben idal, die mittlern länglich viereckig. Zwischen Bauch- und ›sse zwei Schildchen. Farbe schwärzlich oliv, mit schiefen n Binden auf den blassern Seiten; die Oberseite bis zur inie dunkler; die Seiten selbst mit röthlichem und violet- chimmer, der Bauch weiß. Die Länge des Fisches gegen ıß. Ändert wie voriger ab.

4) Die medicin. Zoologie, a. a. O. S. 21 Note, gibt davon folgende Beschreibung: Kopf viereckig kegelförmig, fast sterletähnlich, nach dem Rücken zu stark ansteigend, auf der Oberseite flach gewölbt, in der Mitte derselben mit schwacher Längsfurche. Der Rüssel kurz, besonders vorn sehr niedrig, aber besonders an der Basis breiter, an der Spitze stumpfspitziger, doch bei einem Exemplare kürzer als bei dem andern, was, nach Analogie mit andern Arten vielleicht Geschlechtsverschiedenheit ist. Die Rüsselleiste bis über ihre Mitte vortretend, scharf, hinten mit zwei spitzigen, fast schneidenden Fortsätzen. Die Bartfäden zu Seiten des hintern Fortsatzes, fast in der Mitte zwischen Rüsselspitze und Maulöffnung, ohne Anhänge; die beiden äußern bis in die Maulöffnung reichend, viel länger als die beiden innern. Maulöffnung mäßig, doch größer als beim Stör. Maulspalte etwa ein Drittheil kürzer als der Rüssel. Die Oberlippe getheilt. Die Augen ziemlich klein und vom untern Rüsselrand entfernt. Der Kiemendeckel hinten stärker als beim Sterlet, weniger als beim Stör abgerundet. Körper fünfeckig, nach dem Schwanze hin stark verdünnt. Die Seiten mäßig gewölbt. Die Brustflossen abgerundet. Der Kopf mit deutlicher Schildchenbildung; die Schildchen durch sehr feine Zahnspitzchen rauh. Der hintere Schnauzenwinkel stark vortretend. Die Schulterschildchen mit einer Hakenspitze. Der Körper meist mit rundlichen, zuweilen länglichen, meist in der Mitte eine scharfe Spitze, seltener mehre tragenden, gesondert stehenden, bei oberflächlicher Betrachtung, wobei das Thier fast glatt erscheint, kaum sichtbaren Schildschüppchen besetzt. Die 14 Rückenschildchen an den Seiten schwach gestrahlt und etwas scharf mit sehr ansehnlichem, schneidendem Kiele, der nach Hinten in eine leicht gebogene, dreieckige Spitze ausläuft, mit Ausnahme der vordern, fast siebeneckigen, und hintersten länglichen, fast breitgezogen herzförmig-sattelförmig; alle einander sehr genähert. Die Schildchen der Seitenlinie, 40—45 an der Zahl, verschoben rhomboidal, mit sehr starkem dreieckigem Kiel und hinterm gezähneltem Rande. Die neun Bauchschildchen sind theils fast verschoben-viereckig, theils zur Herzform sich hinneigend, mit sehr starken, dreieckigen Hakenspitzen.

Cholostüe, Jalowne; tungusisch Tanna; tatarisch Ugolak, Tago, Bekre; polnisch Jesiotr; böhmisch Jesetr; ungrisch Ketsege; neugriechisch Xirichi und gesalzen moronna.

Der Rüssel ist ziemlich kurz, am Ende abgerundet, und von Oben, besonders an den Seiten, zusammengedrückt, etwa $\frac{1}{12}$ der Körperlänge betragend, mehr als zweimal länger, als die Breite der Mauloffnung. Die Schildchen sind von einander entfernt, alle schwach gekielt; die Kiele etwa nur $\frac{1}{8}$ so lang als die Länge der Schildchen. Der Körper zwischen den Schildchen mit meist rhomboidalen, gestrahlten, kleinern und größern Knochenkernen.

In der medicinischen Zoologie findet sich folgende genaue Beschreibung: Der Kopf dick, breit, kegelförmig, groß, mäßig lang, oben breiter; auf der Oberseite mit einer ziemlich tiefen, länglichen Furche, die bis zwischen die Nasenlöcher und den Anfang des Rüssels geht. Dieser ist kurz, kegelförmig, gewölbt, vorn stark abgerundet, auf der Unterseite mit einer nicht unterbrochenen, vom breiten, rauhen, ungetheilten Leiste. Die Ränder der Unterseite knochig, rauh und vortretend. Die Bartfäden, ohne Anhänge, stehen fast in der Mitte des Rüssels, in einer Linie, ziemlich weit vor dem vordern Rande der Nasenlöcher. Die Augenwinkel springen stark vor. Die Gegend vor den Nasenöffnungen ist abgerundet viereckig. Die Augen sind mehr dem Scheitel, als dem untern Rande des Rüssels genähert; die Iris ist gelb. Die Nasenlöcher sind vom Auge ziemlich entfernt und vom Rüsselrande mehr entfernt als beim Sterlet. Die Oberlippe ist nur schwach und hat eine schwache Einschnürung; die Unterlippe ist nach Unten nur wenig in eine schmale Wulst verlängert. Die Spritzöffnung ist höher als der obere Augenhöhlenrand. Der Kiemendeckel zeigt sich rundlicher als beim Sterlet, der obere Theil des hintern Randes stark gekrümmt. Die Seiten des Körpers mäßig gewölbt. Der Schwanz ist dünner als beim Sterlet. Die Brustflosse mißt fast $\frac{1}{10}$ der Körperlänge und hat 42—43 Strahlen. Die Bauch-, After-, Schwanz- und Rückenflosse sind im Wesentlichen wie beim Sterlet; in den Bauchflossen stehen 30—34, in den Afterflossen 29—30, in der Schwanzflosse unten 100, oben 26—30, in der Rückenflosse 36—40 Strahlen. Der Kopf auf der Oberseite mit deutlich ausgesprochener, zum Theil, z. B. auf der Stirn und dem Scheitel, stellenweise constanter Schildchen- und Leistenbildung. Schildchen unbedeckt, aus einer gekörnten, meist excentrisch-strahligen, rauhen Knochenmasse bestehend, oft mit Hervorragungen. Die Unterseite der Schnauze fast ganz mit einer, zahlreiche Grübchen und stellenweise, besonders hinten, kleine scharfe Knochenkerne tragenden Oberhaut. An das vorderste Rückenschildchen legt sich ein fast spießförmiges Schildchen, die Spitze nach Vorn wendend. Diesem zur Seite liegen zwei unregelmäßig sechseckige, oft getheilte, seitliche Hinterhauptschildchen. Hinter und zur Seite derselben nach Unten ist jederseits ein fast verschoben viereckiges, das Schulterblatt bedeckendes, in der Mitte schwach gekieltes Schildchen, welches die Bildung der Schildchen der Seitenlinie schon vorbereitet. Vor dem mittlern [illegible]
terhauptschildchen liegen mitten auf dem Kopfe, [illegible]
neben einander, zwei längliche, fast sechseckige, [illegible]
Mitte mit einer Leiste versehene und am innern [illegible]
vertiefte Scheitelschildchen. Diesen zur Seite ist [illegible]
seits ein sieben-, neun- und mehreckiges, mit [illegible]
ger Leiste versehenes Schläfenschildchen, unter de[illegible]
term Rande nach Vorn die Spritzöffnung liegt. [illegible]
diesem liegen zwei Oberaugenhöhlenschildchen, ein [illegible]
vorderes, größeres, länglicheres, und ein unteres, [illegible]
teres, kleineres, gebogenes, unten spitzigeres. Zwi[illegible]
die innern Ränder des vordern Endes des Scheitel[illegible]
chens schiebt sich das dreieckige, hintere Ende des
länglich sechseckigen mittlern Stirnschildchens. Zur S[illegible]
desselben, mit dem hintern Ende zwischen das Sch[illegible]
schildchen und Schläfenschildchen sich schiebend, liegt [illegible]
derseits ein fast länglich sechseckiges, in der Mitte ge[illegible]
tes, seitliches Stirnschildchen, vor diesem, über dem [illegible]
dern Augenwinkel, ein knieförmiges Vorderaugen[illegible]
chen, und auf der Schnauze noch eine Menge läng[illegible]
vier-, fünf- oder sechseckiger Schildchen. Dann am Sch[illegible]
zenwinkel ein fast rechtwinkeliges Schildchen. Körper [illegible]
meist viereckigen, oft rhomboidalen oder rundlichen, [illegible]
einander gesonderten, und, besonders auf dem Rü[illegible]
deutlich netzförmig gestellten, und viereckigen kleinen, [illegible]
förmigen, excentrisch-gestrahlten Knochenkernen, w[illegible]
ein Theil der vor dem Kiemendeckel, auf der Mitte [illegible]
Unterbauchs, um den After, die Afterflosse und [illegible]
Schwanz stehenden am größesten sind. Zwischen [illegible]
Knochenkernen stehen noch viele kleine, warzenförm[illegible]
Rückenschildchen 10—13 größere, und dann noch [illegible]
der Rückenflosse mehre kleinere ungekielte und hinter [illegible]
Rückenflosse, zwischen ihr und der Schwanzflosse drei [illegible]
vier Paar ebenfalls kleinere, schwach gekielte. Rü[illegible]
schildchen gleichweit von einander entfernt, etwas l[illegible]
lich fünf- bis sechseckig, am vordern Ende ausgera[illegible]
am hintern mit ausspringendem Winkel, in der M[illegible]
ein mit einem, besonders bei den alten Individuen, u[illegible]
deutenden oder fehlenden Häkchen endenden Kiel; [illegible]
Außenfläche deutlich strahlig gekörnt, und daher ra[illegible]
Zwischen den Schildchen keine Fleischläppchen. Sch[illegible]
chen sehr deutlich hervortretend, nicht von Schüppc[illegible]
bedeckt. Schildchen der Seitenlinie 27—36, entfernt [illegible]
einander. Die vordern fast halbmondförmig-dreieck[illegible]
trapezoidalisch, die hinter den Brustflossen stehenden [illegible]
rhomboidalisch; alle in der Mitte in der Richtung [illegible]
Seitenlinie mit einem Kiele, die vordern mit ei[illegible]
schwächern, die hintern mit einem stärkern. Der [illegible]
etwa nur $\frac{1}{8}$ so hoch als die Länge des Schildchens. Sch[illegible]
selbein mit einem knieförmig gebogenen obern, und ei[illegible]
sehr rauhen, länglich verschoben viereckigen innern un[illegible]
Schildchen. Bauchschildchen jederseits 9—13, oft [illegible]
beiden Seiten ungleich, deutlich über der Haut her[illegible]
ragend, knieförmig umgebogen, meist verschoben vier[illegible]
in der Mitte mit sehr deutlichem Kiele; die vorde[illegible]
mit den Enden ziegeldachartig, die andern getrennt. [illegible]
schen After und Afterflosse drei, meist getheilte Schil[illegible]
mit deutlicher Leistenbildung. Zwischen After- und Schw[illegible]

ebenfalls einige kleine Schildchen. Die Jungen un-
iden sich durch einen längern, spitzern, mehr auf-
gebogenen Rüssel, einen rauhern Kopf mit stärkern
, ferner durch die gedrängter stehenden Schildchen
rößere, spitzere Häkchen ihrer Kiele. Körper dün-
ärker gewinkelt. Bauch platter, Bildung der Haut-
ing aber schon angedeutet. Die gewöhnliche Länge
Art beträgt fünf bis sechs Fuß, doch soll sie 18 Fuß
ind 200 Pf. schwer werden.

Das Pflugscharbein auf der Unterseite nach Vorn
nit sehr kurzen, länglichen, oberhalb gezähnel-
rhöhungen, vorn nicht bis zum Rüsselrande rei-
Zwischenkiefer in der Mitte des untern Randes
andet. Unterkiefer fast grade, auf der Mitte der
Fläche schwach vertieft, an beiden Enden am breite-
Untere, frei liegende Fläche des Keilbeinkörpers
h viereckig, vorn dreifurchig, abgestutzt. In der
gen, vordern Ausrandung der Gaumenbeine keine
nplatte. Vordere Kiemenhautträger ziemlich kurz,
n der Mitte wenig eingeschnürt. Rippen jederseits 32
Dornfortsätze kegelförmig, zusammengedrückt, über
asis etwas zusammengezogen. Pförtnertheil des
s mäßig, fast konisch, nach Unten fleischig und
ndig. Schwimmblase etwas zusammengedrückt, ei-
-kegelförmig, hinten wenig schmäler. Gallenblase
ig. Pankreas sichelförmig, nierenförmig. Milz hin-
d über der Mitte der ersten Krümmung des Darms
, Vförmig mit zwei einfachen Ästen, von denen
m aufsteigenden, der andere am absteigenden Theile
armes befestigt ist.

Da manche Arten dieser Gattung wol mit dem
da und dort verwechselt worden sind, so kann man
unbedingt annehmen, daß derselbe überall gefunden
wo die Schriftsteller dies angeben. Vielmehr ist
icherheit [5]) nur ein Theil des atlantischen Oceans,
h die französischen und englischen Küsten, dann die
und Ostsee, sammt dem baltischen Meer anzu-
n, und nur einzeln verirrt er sich bis Island. Aus
tsee steigt er in das frische und kurische Haff her-
t aber in der Düna selten. In der Oder kommt
t bis Breslau und Ratibor herauf. Auch an den
burgischen und dänischen Küsten und in der Eider
er vor. Aus der Nordsee steigt er in die Haupt-
wird bei Hamburg sehr häufig, bei Magdeburg
elten, seltener bei Wittenberg gefangen. Auch ver-
sich in die Havel und Spree. Im Rheine tritt
Straßburg, selten bis Basel herauf. Von den
sischen Küsten kommt er in die Seine, Loire, Ga-
Rhone, Saone, den Adour rc., soll aber im süd-
Frankreich selten sein [6]). Zweifelhaft ist der Auf-
im Mittelmeer und in Nordamerika.

Gleich den andern Arten ist der Stör ein Zugfisch,
kommt er nicht scharenweise, sondern nur trupp-
einzeln seltener vor. Seine Laichzeit fällt in den

Medicin. Zool. a. a. O. S. 20. 6) Nach Audouins
dwards Recherches scheint er an den Kanalküsten nicht
mmen, denn sie gedenken desselben nicht.

April und Mai. Im Rheine soll er im Mai und Juni stromaufwärts steigen und sich den Fischern, noch ehe er gesehen wird, durch ein eigenthümliches Wellenschlagen verrathen. Obwol er im Schwanze viel Kraft hat, ist er doch beim Fange sehr ruhig. Man sagt, daß er, auf dem Bauche festliegend, mit einem Schwanzschlage den stärksten Mann umwerfe, weshalb sich die Fischer ihm auch nur mit Vorsicht nähern. Sie ziehen ihn, das Netz seitwärts haltend, ans Ufer und legen ihn auf die Seite, indem sie ihm den Kopf heben. Andere binden ihm Kopf und Schwanz zusammen, wo man ihn dann beliebig auf einem Wagen, auf einem Pferd oder selbst auf einem Reffe transportiren kann.

Der Stör lebt zwar auch von kleinern Fischen oder solchen, die ihm nicht weiter widerstehen können, namentlich auch von Salmen, weshalb ihn die französischen Fischer auch wol Conducteur des saumons nennen, indem er den Zügen dieser Fische folgt; seine Hauptnahrung aber besteht in den kleinen Wasserthieren, welche er aus dem Schlamm aufwühlt, woher auch vielleicht sein Name.

An der Küste von Bordeaux beginnt der Störfang mit großen Netzen im Februar, und dauert bis Juli und August; theils sind es Zugnetze, theils solche, welche quer über den Fluß gespannt werden. Auch braucht man Netze, welche in der Mitte einen Sack haben und auf jeder Seite von 3—4 Mann gezogen werden. Hat man den Fisch gefangen, so transportirt man ihn auch wol auf die Weise, wie den Hausen, indem man einen Strick durch Maul und Kiemenöffnung zieht und ihn so hinter dem Fahrzeuge herschwimmen läßt. An manchen Orten fängt man ihn auch mit Harpunen. Das Fleisch soll einen feinen, angenehmen, wenn auch süßlichen Geschmack haben, und fest genug sein, um es als junges Kalbfleisch zu betrachten. Das Fleisch der Männchen soll angeblich besser als das der Weibchen sein. In Bordeaux wird es allgemein gegessen. In ältern Zeiten gehörte der Stör in England zu den Regalien. In Frankreich hatten einzelne Große das Privilegium des Störfanges, und im Jahre 1681 sprach l'ordonnance de la marine diejenigen Exemplare als Regale an, welche auf der Küste strandeten, und in einem Vertrage vom Jahre 1059 überließ ein Graf d'Eu der Abtei St. Michel d'Outreport alle Störe, welche die Vasallen des Abtes fangen würden. Man verspeiset das Fleisch theils frisch, theils eingesalzen oder marinirt. Letzteres wird besonders auch in Pillau in Preußen, sowie in Holland bereitet, und damit ein großer Handel nach England getrieben. Gedachte Stadt hat in ihrem Wappen einen Stör. Man haut dort den Fischen gleich nach dem Fange den Schwanz ab, aus oben angeführtem Grunde, kocht das Fleisch mit Salzwasser, nimmt den oben schwimmenden Thran ab und verpackt es in Fässer, in denen es mit Essig und einem Theile Salzlake übergossen wird. Den Rogen macht man zu Caviar, der aber dem russischen nachsteht. Ein Stör soll 10 bis 20 Fäßchen davon geben. Auch die sogenannte Milch der Männchen soll ein vortreffliches Gericht abgeben.

Obwol französische Naturforscher den Acipenser

und Elops der Alten bald hierher, bald zum H. Ruthenus rechnen, so läßt sich doch darüber mit Gewißheit nicht entscheiden. (Vergl. die Verf. der medic. Zoolog. a. a. O. S. 3.) Um die Zeit des zweiten punischen Krieges, und später unter einigen Kaisern (z. B. Severus), doch nicht zu den Zeiten des Plinius (Hist. Nat. Lib. IX. c. 17.), kam er mit Blumen bekränzt, unter großem Pomp von geschmückten Dienern auf die Tafel der reichen Römer (*Macrob.* Saturn. L. 2, cap. 12). Wenn einige Schriftsteller ihn als ein kleines Thier zu bezeichnen scheinen, so war es vielleicht ein junges Thier, oder auch eine kleinere Art, ob aber grade A. Ruthenus, was Cuvier (Règne animal ed. 2. II. 379. u. dess. Anmerk. zu Plinius ed. *Lemaire* II. p. 74) annimmt, läßt sich nicht bestimmen, doch könnten sie allerdings diese Art von der Donau erhalten haben. Daß der Acipenser der Alten selten war, deutet Cicero (Fragm. de fato bei *Macrob.*) an. Die bei den Alten vorkommenden Fische: Elops (Ἔλλοψς), Antaceus (Ἀνταχαῖος), Anthias (Ἀνθίας), Galaxias (Γαλαξίας), Oniscus (Ὀνίσχος) und Attilus scheinen Störarten zu sein, von denen freilich der eine oder andere dieser Namen derselben Art zukommen mag, was sich nicht ausmachen läßt. Daher kann man auch nicht mit Gmelin (Syst. nat. ed. XIII.) Ὀνίσχος und Attilus zu Sturio, oder mit Pallas den Elops zu A. stellatus und den Mario des Plinius und Antaceus des Aelian zu Huso ziehen. Ob aber der im Po vorkommende A. platycephalus *Heckel* (A. Heckelii *Fitzinger*) als Attilus gedeutet werden könne, ist nicht zu entscheiden, da unbekannt ist, ob dies die einzige im Po vorkommende große Störart ist, und ob man grade sie Adello oder Adeno nennt.

7) A. Lichtensteinii *Bloch* (Syst. Icht. ed. *Schneider* p. 348. t. 69. Medic. Zool. a. a. O. S. 21. t. 2. f. 1).

Kennzeichen. Der Rüssel pfriemenförmig, gebogen, $\frac{1}{4}$ der Körperlänge messend, fast zweimal länger als die Mauløffnung, die Kielhaken der Schildchen fast $\frac{1}{4}$ so lang, als die Länge der Schildchen, fast sichelförmig; der Körper zwischen den Schildchen mit knochigen Spitzen besetzt. Der Kopf ist dem eines jungen Störs ähnlich, nur die Rüsselspitze mehr nach Oben gebogen. Die Leiste der Unterseite des Rüssels wie beim Störe, nur etwas schmäler und kürzer. Die Bartfäden, Augenwinkel, die Gegend vor den Nasenöffnungen, die Augen, Lippen, Spritzöffnungen, Kiemendeckel, die Seiten des Körpers und der Schwanz wie beim Störe. Die Brustflosse ist etwas spitziger, als beim Stör, und der erste Strahl derselben ist kürzer. In den Brustflossen stehen 25—26, in den Bauchflossen 24, ebenso viel in der Afterflosse, in der Rückenflosse 36—37, in der Schwanzflosse oben 25—26, unten gegen 73 Strahlen. Die Unterseite der Schnauze ist wie beim Stör, aber die Schildchen rauher. Die Leiste der Scheitelschildchen, Schläfe und seitlichen Hinterhauptschildchen, ebenso das Schulterschildchen in der Mitte mit einem Häkchen. Die Körperbedeckung störähnlich, 11 Rückenschildchen, außerdem zwei nahe an der Rückenflosse stehende, sehr kleine, kiel- und hakenlose. Die einzelnen größern Schildchen mit sehr großem Kiel und sehr starken, breiten und spitzigen, nach Hinten g- genen Haken. Zwischen der Rücken- und Schw- drei Paar Schildchen, von denen nur das mittlere m- nem Haken versehen ist. Die Seitenreihenschildchen gesondert als beim Stör, auf einer Seite 26, a- andern 27, mehr halbmondförmig als beim St- Haken derselben außerordentlich groß, breit, di- rauh, nach Hinten gekrümmt, am äußern Rande s- linig, unter dem Grund eingeschnürt, fast sichel- $\frac{1}{3}$ so lang, als die Höhe des Schildchens. Bauch- chen jederzeit 10 bis 12. Zwischen Afterflossen und Aster fünf, wovon vier paarig; die drei hintern mit e- Hakenspitze. Zwischen After und Schwanzflosse zwei Schildchen, wovon die hintern mit Häkchen. Die Bau- schilder rauher, mehr gesondert, und von Vorn nach H- ten schmäler, als beim Störe die Leistenhaken, noch dicker, länger, $\frac{1}{2}$ so lang als die Länge des Schild- und viel rauher, als die Haken der Schildchen des - ckens und der Seitenlinie. Sonst wie die Haken der Sc- chen der Seitenlinie. Die Länge des beschriebenen E- plars nur 1 Fuß. Die Heimath ist die Nord- und Ost-

8) A. Güldenstaedtii, *Brandt* und *Ratzeb*- (Medic. Zoolog. II. S. 13.) Antaceus stellaris G- Paral. A. ed. Tig. p. 1262 mit kenntl. Abbild. - V. Antac. stellatus *Marsigli*. Danub. IV. p. 3- 12. Schip Kostera, Lepechin, Tagebuch I. S. - zum Th. Sturio etc. *Güldenstaedt*. Nov. Comm. - trop. t. XVI. p. 532. *Forster* in Philos. Trans- LVII. p. 352. Acip. Sturio *Pallas*, Zoographia - sica III. p. 91. excl. Syn. Stur. Salv. Bell., Zool. - Der Stör [Ossetr], Gmelin Reise I. S. 139.) (- denstädtscher Stör, Wardick, Esther. Russ. Oss- rascian. Jesetra; tatar. Togho; jacut. Chattys; kal- Bekerae; mongol. Kilaema; burät. Kilime; tun- Tanna; samojed. Jena, Jajana; armen. Zoghun; - fisch und bucharisch Maegimursin.

Kennzeichen. Rüssel fast konisch, kurz, abge- det, $\frac{1}{20}$ der Körperlänge betragend und $\frac{1}{3}$ länger, a- Breite der Mauløffnung. Die Schildchen des Rü- des Bauches und der Seiten von einander entfernt - Körper zwischen den Schildchen mit mehr oder we- sternförmigen und schuppigen Knochenkernen. Unte- Rückenschildchen theils reihige, theils zerstreute, gr- rundlich sternenförmige Schilderschüppchen. Der - kurz, oben wenig gewölbt, über den Nasenöffnungen - zwischen den Augen fast ganz flach, mit flacher Län- furche. Der Rüssel fast kegelförmig, sehr kurz, oben v- Auge bis zur Schnauzenspitze eben, fast flach und v- eckig, unten mit starkem Fettpolster; der knochige R- wenig vortretend. Die Leiste seiner Unterseite sehr k- knöchern, ungetheilt, perpendiculär ansteigend, fast - vor den Anfang der Bartfäden gehend. Diese le- ohne Anhänge, fast am Ende des ersten Viertheils - Raumes zwischen Rüsselspitze und Maul. Nasenl- vom Rüsselrand entfernt, dem Auge ziemlich genä- Der vordere Augenwinkel nur oben stark vorspring- Das Auge dem Scheitel mehr genähert, als dem un- Rande des Rüssels. Die Iris silberfarben, Pupille

pendiculär. Die Oberlippe eingeschnitten. Die
fnung höher, als der obere Augenhöhlenrand.
emendeckel sehr rauh. Der Körper wegen der
onderten Schilder nur undeutlich fünfeckig. Die
kleiner als beim Störe, nur die Rückenflosse am
breiter. Der Schwanz dicker als beim Stör.
Brustflossen 41—42 Strahlen, davon der erste
l. In den Bauchflossen 30—32, in den After-
26—27, in der Rückenflosse 40—42, in der
zflosse oben mehr als 100, unten mehr als 40
n. Die Oberseite des Kopfes mit sehr rauhen,
hältnisse kurzen Schildchen bedeckt. Die Oberseite
hnauze sehr knochig; mit vielen hervorragenden,
näßig verzweigten, gestrahlten, knochigen Höckern,
eutliche Schildchenbildung. Die Unterseite der
ze mit einzelnen, zerstreuten, kleinen Knochenker-
Das mittlere Stirnschildchen, die Oberaugenhöh-
chen und die seitlichen Hinterhauptschildchen un-
und auf der Oberfläche mit fortsatzähnlichen Rau-
n und Vertiefungen besetzt. Das mittlere Hin-
tschildchen ist ohne deutliche Leiste und vom vor-
Rückenschildchen getrennt. Die Schulterschildchen
hr rauh, kurz, ungekielt. Der Körper ist mit sehr
hen, ziemlich gedrängt stehenden, aber nicht zu-
ufließenden, gezähnelten Schüppchen und rauhen,
nähnlichen Knochensternchen besetzt, deren größere
inen, sehr spitzigen, hakenförmig nach Hinten ge-
n Kielen und sehr rauhen, gezähnelten Strahlen
n sind, und besonders zur Seite der Rückenschild-
s zur Rückenflosse jederzeit eine Reihe bilden, und
em noch viele zerstreute, fast zeihige, unter dieser
Hinter der Brustflosse noch viele sehr dicke, kno-
ungezähnelte Sternschildchen. Die vordersten, obern
interften Schildchen der Schwanzspitze gezähnelt.
schildchen alle gesondert, mit deutlichen, spitzhaki-
ast überall gleich langen Kielen und sehr rauhen,
elten Strahlen; die 4 vordern rhomboidal, hinten
itzt, das vorderste vorn mit lang gezogener Basis,
icht das Hinterhauptschildchen berührend, die vier
en länglicher, hinten ausgerandet; die vier letzten
ls länglich, fast ohne Ausrandung, die kleinsten
len. Hinter der Rückenflosse keine Schildchen und
n den Schildchen keine Fleischläppchen. An der
linie 30—32, nach Pallas 38—44 Schildchen,
nander gesondert, und daher die deutlich hervor-
e, von sehr kleinen, mit Haut überzogenen Kno-
nchen bedeckte Mittellinie zwischen sich zeigend,
rschoben rhomboidal, nicht so deutlich sternförmig
iel rauher und mit mehr stumpfwinkeligen Leisten,
im A. stellatus. Bauchschildchen jederseits 9 oder
Pallas 9—11; die beiden vordern genähert, die
n gesondert, rhomboidal, mit sehr verlängerter, vor-
und hinterer Spitze. Zwischen After und After-
nur ein deutliches Schildchen, und hinter dem Af-
ehre starke Knochenschuppen. Zwischen After- und
anzflosse nur kleine Knochenschuppen. Hinter jeder
flosse eine nackte Stelle. Der Rücken bläulich asch-
unter der Seitenlinie weiß. Die Schildchen weißlich.
Die Männchen oben mehr olivenfarben, unten mehr gelblich.
Nach Pallas wird diese Art 5—8 Spannen lang, bis 160
Pfund schwer und enthält oft an 5 Pud Eier.

Hinsichtlich des innern Baues ist folgendes Beson-
dere zu bemerken: Der Darmkanal bläulich-schwärzlich
marmorirt. Die Leberläppchen mäßig vorgezogen. Der
Darm und Magen weiter und dünnwandiger, ebenso
wie die Pankreas größer, als bei andern Arten; letztere
fast abgerundet sechseckig. Die Milz unter der ersten
Krümmung des Darmes liegend und das untere Ende
derselben mit ihrer Basis theilweise umfassend, Vförmig
mit 4 Fortsätzen, wovon einer auf der linken, zwei auf
der rechten Seite und ein mittlerer kleiner, überhaupt die
Darmkrümmung nach Hinten als dreieckiger Körper über-
ragend. Die Speiseröhre und der Magen mit einer
sehr schwachen Andeutung von Längsfalten, am Pförtner-
theile mit schwachen Querfurchen und kleinen, zwischen
ihnen liegenden Erhabenheiten. Der Pförtnertheil des
Magens sehr groß, dickwandig und fleischig, viereckig
rundlich. Die Schwimmblase verlängert kegelförmig, nach
Hinten ziemlich spitzig endend. Gallenblase groß, etwas
verlängert birnförmig. Die Eier schwärzlich, zuweilen
weiß. Diese Art scheint weiter als der Hausen verbreitet
zu sein, indem man sie nicht blos im caspischen Meer
und in den in dieses sich ergießenden Flüssen: Wolga, Ural,
Terek, Kur rc., sowie in den Hauptnebenflüssen, in den
mäotischen Sümpfen, im Baikal und den darein sich er-
gießenden Flüssen (obere Angara, Selenga, Bargusin rc.);
ferner in allen großen nertschinskischen Flüssen, sondern auch
im schwarzen Meer, in der Donau, auch im Don, Dnieper
findet. Sie soll in den Flüssen weniger häufig sein,
welche sich ins Eismeer ergießen, im Ob aber sich nicht
selten finden. In der Lebensart soll dieser Stör mit
dem Hausen übereinkommen, doch soll er vom Frühjahre
bis in die Mitte des Sommers in die Ströme gehen,
um zu laichen, ohne daß derer in den Meerbusen
blieben. In den Meeresbuchten aber soll er besonders
überwintern. Man findet bei ihm ebenfalls, wie beim
Hausen, Steine, doch selten größer als ein Taubenei.
Man zieht diese Art dem Hausen bei weitem vor, we-
gen der Güte des Fleisches, der Rückensehne (Rückgraths),
der Eier und der Hausenblase. Diejenigen, welche im
Jenisey gefangen werden, sollen am schmackhaftesten sein,
dann auch die aus dem Caman, doch nicht die aus der
Wolga, noch weniger die aus dem Irtisch. Die Eier
der ganz alten kommen sogar auf die kaiserliche Tafel.
Man fängt von dieser Art mehr als vom Hausen, und
nach Pallas rührt vielleicht ¼ der Menge des in den
Handel kommenden Caviars und der Hausenblase von
diesem Fische her. Aus Ungern bringt man ihn häufig,
und zwar im Sommer in Eis gepackt, nach Wien.

9) **A. stellatus, Pallas** (Reise I. S. 131. Anh.
460. N. 20. *Bloch* Syst. p 348. A. Helops *Pallas* Zoogr. P. III. p. 97. Huso sextus, Ant. rostratus *Marsigl.* Danub. IV. t. 12. f. 12. Sewrjuga,
Lepechin Tagebuch I. S. 156. T. 10. F. 1. 2. und
Nov. Comm. Petr. tom. IX. t. A. Medicin. Zoologie

S. 25.) **Gesternter Stör, langrüsseliger Stör, Scherg.** russ. Sewrjugha; rascian. Schereghi; ungr. Scherek; tatar. Syryk; kalmuk. Zoochur, Zachur, Tschuochul; armen. u. georgian. Dsumchi oder Dshugi.

Kennzeichen. Rüssel fast pfriemenförmig, sehr lang, fast $\frac{1}{6}$ der Körperlänge betragend, und viermal länger als die Breite der Maulöffnung. Die Oberlippe ausgerandet. Die Schildchen von einander entfernt. Der Körper zwischen der Schildchenreihe mit an der Spitze gezähnelten Knochenschüppchen und einzelnen, sternförmigen, kleinen Schildchen, von denen die unter den Rückenschildchen stehenden eine Reihe bilden. Der Kopf klein, schmäler und niedriger als beim Störe, kegelförmig, auf der Oberseite mit deutlicher Schildchenbildung und mit einer tiefen, bis zum Anfange des Rüssels laufenden Längsfurche. Der Rüssel an der Basis gewölbt, von der Mitte an von Oben nach Unten stark zusammengedrückt, und, besonders an der Spitze, platt, vorn abgerundet; auf der Unterseite mit einer langen, graden, sehr starken, in der Mitte sehr breiten, hinten sehr schmalen, mit keinem Fortsatze versehenen Leiste. Die Bartfäden gleich lang, zur Seite des hintern Sechstheils der Rüsselleiste, dem Maule näher, als der Rüsselspitze, weiter vor den Nasenlöchern stehend, als bei andern Arten, ohne Anhänge, die beiden mittlern weiter nach Hinten. Die Nasenlöcher dem Auge sehr genähert. Die Iris silberfarben, die Pupille rund. Das hintere Nasenloch dem Rüsselrande mehr genähert, als beim Stör. Die Spritzöffnung höher als der obere Augenhöhlenrand. Der Körper wegen der sehr gesonderten Schildchen schwach fünfeckig, fast rund, sehr schlank (am schlanksten von allen Gattungsverwandten). Die Flossen klein. In den Brustflossen 34—36, in den Bauchflossen 26—28, in den Rückenflossen 48—49, in den Afterflossen 25—26, in der Schwanzflosse auf der untern Seite über 100, in der obern über 30 Strahlen. Der Körper oberhalb braunschwarz, nach Marsigli blauschwarz, an den Seiten heller. Um die Seitenlinie ein weiß getropfter Streif. Die Unterseite des Körpers, die Schildchen und die Flossen, mit Ausnahme der Rücken- und obern Schwanzflosse, weiß. Die Schildchen des Kopfes störähnlich, nur im Ganzen schmäler, länger und mit viel stärkern, rauhern Strahlenleisten. Scheitelschildchen sehr lang und schmal. Mittleres Sternschildchen klein. Das mittlere Hinterhauptschildchen speerförmig. Schnauzenschildchen sehr lang gezogen, mit sehr deutlichen parallelen Strahlen. Die Unterseite der Schnauze, mit Ausnahme der Leiste, glatt. Der Körper mit an der Spitze stark gezähnten, einzeln stehenden, Knochenschüppchen, und mit mehr oder weniger rundlichen, deutlich sternförmig gestrahlten, und in der Mitte gekielten Schuppenschildchen, die eine mit den Rückenschildchen parallel laufende Reihe bilden, und dann noch unter diesen und auf dem Vorderbauche zerstreut stehen, bedeckt. Die Schildchen am Grunde deutlich vortretend. Die Rückenschildchen durch erhabene Strahlen rauh, stark gekielt, fast trapezoidal, hinten, mit Ausnahme des letzten, mit einem tiefen, spitzwinkeligen Einschnitte, die vordern einander näher, als die fünf hintern. Zwischen den Schildchen

keine Fleischläppchen. Vor der Rückenflosse weiter [illegible]
Schildchen, hinter derselben eine Menge unbestim[illegible]
den größern des Körpers ähnlicher Knochenschüpp[illegible]
Seitenschildchen 33—35, von einander entfernt, [illegible]
ner als beim Stör, unregelmäßig sternförmig [illegible]
sehr deutlich gestrahlt und gekielt. Die Seiten[illegible]
schen je zwei Schildchen als etwas gewundene [illegible]
kleinen, mit Haut bedeckten Knochenkernen beset[illegible]
vortretend. Bauchschildchen jederseits 11, viel klein[illegible]
mehr als noch einmal so weit von einander entfern[illegible]
beim Störe, mit deutlichen Kielen und Strahlen, die
den vordern gesondert. Zwischen After und After[illegible]
drei Schildchen, das mittlere das größte, das hintere
schildförmiges Adminiculum. Zwischen After- und Schw[illegible]
flosse nur kleine Knochenschuppen, und ein sehr la[illegible]
in das erste Adminiculum der Schwanzflosse end[illegible]
Schildchen. Hinter jeder Brustflosse eine nackte [illegible]
Diese Art soll 20, ja 50 Pf., schwer werden, und
eine Länge von fast fünf Fuß. Die Jungen haben
Spitzen, sind rauher.

In Bezug auf den innern Bau bemerken die
der medicinischen Zoologie (S. 27) Folgendes:
Pflugscharbein auf der Unterfläche in der Mitte m[illegible]
einigen Leistchen, aber ohne Höcker und Einschn[illegible]
vorn nicht bis zum Rüsselrande gehend. Der Zwi[illegible]
kiefer am untern Rand in der Mitte ausgerandet.
Unterkiefer fast grade auf der Mitte der untern [illegible]
Fläche stark vertieft, am vordern Ende unten abg[illegible]
und am schmalsten. Die freiliegende, untere Fläch[illegible]
Keilbeinkörpers eben, nur vorn gegen die Mitte mit
schwachen Längsfurche und rundlich eirunder Spitze
was über der dreieckigen vordern und innern Ausra[illegible]
der Gaumenbeine liegt ein fast eirundes Knochenplät[illegible]
Der vordere Kiemenhautträger ist kurz, platt, brei[illegible]
der Mitte wenig eingeschnürt. Rippen (an dem i[illegible]
liner Museum befindlichen Skelett) 12. Die Dor[illegible]
sätze fast kegelförmig, sehr platt und stark, an der [illegible]
erweitert, oft gabelförmig, in der Mitte verschm[illegible]
zuweilen zwei mit den Spitzen mit einander verw[illegible]
und bisweilen zwei auf einem Wirbel. Der Pf[illegible]
theil des Magens groß, eiförmig, sehr dickwandig. [illegible]
gen und Darm ziemlich dickwandig, im Ganzen von
ringem Umfange. Magen und Speiseröhre auf de[illegible]
nern Fläche glattwandig, fast ohne Spuren von [illegible]
falten. Der Dickdarm mit feinmaschigem Gewebe. [illegible]
Leberläppchen dünner und länger als bei andern [illegible]
Die Pankreas länglich nierenförmig. Die Schwimm[illegible]
fast elliptisch länglich, nach Hinten mehr oder w[illegible]
zugespitzt, aus einer äußern silberglänzenden, einer
leren häutigen und einer innersten, stark gefaserten
wie breiigen Haut (derjenigen, welche den Fischleim
zusammengesetzt. Die Gallenblase ziemlich klein, bi[illegible]
mig. Die Milz unter der ersten Krümmung des [illegible]
und zwar das untere Ende derselben mit ihrem a[illegible]
höhlten obern Ende umfassend, Vförmig, der rechte
satz neben dem aufsteigenden Darme, viel kleiner al[illegible]
linke, an dessen Grunde noch ein Fortsatz liegt un[illegible]
gabelförmig in zwei am Ende sich erweiternde, gela[illegible]

liegenden Darme befestigte Äste spaltet. Die 'e wiegen gegen 11 Pf.

iese Art findet sich im caspischen Meere sammt) in dasselbe ergießenden Hauptströmen (nament- der Wolga, dem Ural, Kur, Terek ꝛc.) und in ßern Nebenflüssen, in den märkischen Gewässern, lsee, im schwarzen Meer und in den sich in die- eßenden Flüssen, als der Donau, dem Dniepr, ., sowie in deren großen Nebenflüssen. Sie soll nicht so hoch als der Güldenstädtsche Stör und der in die Flüsse heraufsteigen. Die Sewrjugen zie- April oder frühestens gegen Ende des Märzes in tern Scharen, die ihre Ankunft schon von fernher ie starke Bewegung des Wassers andeuten, in die Wasser enthaltenden Meeresbuchten, oder in die , und zwar später als die Hausen, Güldenstädt- töre und Sterlete. Die Zugzeit dauert einige , worauf sie etwa von der Mitte des Mai bis en Junius laichen, dann aber, nach Pallas' An- ach dem Meere zurückkehren, nach Großingers aber in der Donau, in den Strömungen und en Orten, wo warme Quellen sind, überwintern Eine sonderbare Erscheinung ist es übrigens, daß n ihnen in den Flüssen keine junge Brut findet. wrjugen werden besonders zur Zugzeit ungemein und zwar in Rußland im Ganzen jährlich über illion, mit doppelwandigen Netzen gefangen. Man Fleisch und Eier mehr als vom Hausen. Von hat ein Weibchen mehr als 10—12 Pf. (gegen) und manchmal weißen Rogen, der dann, wegen vorzüglichen Geschmacks, nach Petersburg gesendet Auch das Fleisch soll sehr schmackhaft sein, und h wird deshalb häufig nach Wien gebracht. Die blase, die man von dieser Art erhält, gilt eben- s eine vorzügliche Sorte, und wird der vom Gül- schen Störe gleichgeschätzt, und das Pud mit 35 Rubeln bezahlt.

) **A. maculosus** *Lesueur* (**Transactions of the an philosophical Society** [Philad. 1818]. p. 393. . Zoologie a. a. O. S. 28). Der Rüssel sehr m Ende zugerundet. Der Kopf $\frac{1}{4}$ der Körper- etragend. Die Schildchen einander genähert, rauh strahlt, mit scharfem, hinten mit einer Spitze en- m Kiele. Die Haut zwischen den Schildchen mit Knochenkernen. Die Rückenschildchen gleichge- Der Kopf zwischen den Augen breit und vertieft. ugen groß und länglich, die Iris derselben gelb Pupille rund. Der Rüssel unten mit schmaler das Maul groß. Die Bartfäden stehen dem Auge ls der Rüsselspitze. Brustflossen groß, breit, mit Strahlen; Rückenflossenstrahlen 45; Bauchflos- len 30—35; Afterflossenstrahlen 25. Körper röth- enfarben mit schwarzen Flecken. Haut mit klei- inten spitzen, einzeln oder gruppenweise stehenden leiten bedeckt. Schildchen rauh und gestrahlt, mit n, hinten mit einer Spitze endendem Kiele. Rük- chen 13, von der Farbe des Körpers, oben dach- rmig. Seitenschildchen 33, einander genähert. Bauchschildchen 10, ansehnlich und einander genähert, die beiden ersten in eins verbunden. Vaterland: Ohio.

11) **A. oxyrrhinchus** *Mitchill* (**Transactions of the Society of New-York.** I. p. 462. *Lesueur* l. c. p. 394. Medicin. Zoologie a. a. O. S. 28). Rüssel spitzig, sehr lang. Kopf ein Viertel der Körperlänge. Schildchen des Rückens und der Seiten einander genähert, gestrahlt, mit spitzigem Kiele. Die drei mittlern Rückenschildchen am ansehnlichsten. Haut rauh. Kopf ein Viertel Körperlänge. Schnauze spitzig, unten mit einer starken Leiste. Augen kleiner als bei **A. maculosus**. Maul eng. Brustflosse klein, mit 36—38 Strahlen; Rückenflossenstrahlen 38; Bauchflossenstrahlen 28—30; Afterflossenstrahlen 23—25. Rücken gelblich-oliven, unter den Seitenschildchen und dem Bauche weiß, unter jedem Schildchen ein schwarzer Fleck. Schildchen genähert, gestrahlt, gekielt und hinten in eine Spitze endend. Rückenschildchen 10, mit Einschluß eines am Grunde der Rückenflosse; die drei mittlern Rückenschildchen am ansehnlichsten, die andern an Größe abnehmend. Seitenschildchen 25, Bauchschildchen neun. Haut durch kleine, krystallähnliche Knochenspitzen rauh. Schnauze mit Knochenschildchen bedeckt. Länge 3—4, nach Mitchill bis 5'. Vaterland: In Delaware (Lesueur), und im Hudsonsflusse (?) nahe bei Albany, wo man ihn jährlich in Menge zu Markte bringt (Mitchill).

12) **A. Ratzeburgii** (Medicin. Zool. t. 1. Suppl. a. f. 3). In der medicinischen Zoologie heißt es Nachtr. zu Bd. II. S. 351 über diese Art: Brandt bezeichnete mit diesem Namen bereits in einem im J. 1832 an den damaligen Redacteur des berliner Jahrbuchs der Pharmacie, D. Lucae, gerichteten Briefe die von Lepechin in den **Novis Actis Acad. Petrop. Tom. IX. Histoire** p. 35 als **Varietas Acipenseris stellati oppido raro descripta** beschriebene und Tab. A. abgebildete Störform, wovon er das Original glücklicherweise wieder auffand. Im Habitus, der Form des Körpers und des Kopfes, der Flossen und der Hautbedeckung erinnert sie allerdings sehr an **Acipenser stellatus** [7]), unterscheidet sich aber durch die merkwürdig entwickelten Haken der Schildchenkiele. An den Seiten der Schnauze, neben dem untern Rande derselben, erheben sich von den dort befindlichen Schildchen über $1\frac{1}{2}''$ lange, einige Linien dicke und breite, elfenbeinweiße, nach Hinten gebogene Knochenhaken. Einige der Haken besitzen selbst einzelne Zähne und Furchen. Auf dem Schnauzenrücken stehen ähnliche kleinere Haken. Jedes der auf dem Kopfe liegenden, sowie der die Schulter bedeckenden Schildchen trägt ebenfalls einen mehr oder weniger ansehnlichen Knochenhaken. Selbst die auf der Unterseite der Schnauze befindliche Knochenleiste endet in einen starken, spitzigen Haken. Die excentrisch und strahlenförmig verlaufenden Leistchen der

7) Der **A. Ratzeburgii** verhält sich zu **A. stellatus** wie **A. Lichtensteinii** zu **A. Sturio** *Linné*. Bei beiden sind die Haken der Schildchenkiele auf eine enorme Weise entwickelt. Sowol die Jungen von **A. Sturio**, als die von **A. stellatus**, haben aber in der Jugend an den Kielen deutlichere Andeutungen einer solchen Entwickelung, als die erwachsenen Thiere.

Kopfschildchen haben sehr entwickelte Zähnchen. Die sehr stark entwickelte Spitze des Kieles jedes der Rücken-, Seiten- und Bauchschildchen stellt einen sichelförmigen, trapezoidalen oder konisch-sichelförmigen, bis gegen 1—2‴ dicken, $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$″ langen, 2—9‴ breiten, elfenbein-weißen, hakenförmigen, am vordern Rand und an der dreieckigen Spitze zusammengedrückten Fortsatz dar, der unter der Spitze am hintern Rande zuweilen noch einige Zähne trägt, auch wol auf einer seiner breiten Flächen einige Furchen zeigt. Die Haken der auf dem Schwanze stehenden Seitenschildchen sind die kleinsten, die Haken der Schildchen des vordern und besonders des mittlern Körpertheiles dagegen am meisten entwickelt. Mehre größere Hautschüppchen, die theils jederseits in eine Reihe zwischen den Rücken- und Seitenschildern, theils zwischen den vordern Bauchschildchen in zwei Reihen stehen, in eine ziemlich ansehnliche Hakenspitze endend. Totallänge von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzspitze 4′ 4″.

13) A. Ruthenus *Linné* (und der meisten übrigen Autoren. Bloch, Fische Teutschlands, III. Taf. 89, die Figur nicht sonderlich gut. Acipenser Ruthenus minor *Forster* in Philos. Trans. Vol. LVII. p. 353. Lepechin, Reise. I. Taf. 9. Fig. 1. 2. Abbildung nicht gut. Huso III. Sturio I. Stierl *Marsigli* Danub. IV. t. 11. f. 1. Medicin. Zoolog. S. 21. t. 2. f. 2). Der Sterlet, Sterljet, Stierl, russischer oder nordischer Stör; holländ. de russische Steur; dänisch den russiske Stoer; schwed. Sterlett; engl. the caviar Sturgeon; franz. le Strelet oder Sterlet; ital. Sturione di Moscovia; spanisch Esterlet, esturión de Moscovia; portug. Esturião de Moscovia; russisch Sterled, Sterljäd, Tschetschuga; rascian. Ketshegi; ungrisch Kesteke; tscheremiss. Suga; votiac. Karei; ostiak. Kyrei, Kyrre; tatar. Tschugae; kalmük. Sujürlik; samojed. Chyrri; tungus. Schodoki, Koeldechtschon; armen. und georgian. Tschuka. Rüssel mäßig, pfriemenförmig, $\frac{1}{11}$—$\frac{1}{14}$ der Körperlänge, $1\frac{1}{2}$ oder zweimal so lang, als die Breite der Maulöffnung. Schildchen mit hakenförmigen Kielen, die des Rückens und der Seiten einander genähert, am Rande ziegeldachartig. Körper zwischen den Schildchen blos von dichtstehenden, gezähnelten Knochenschüppchen bedeckt. Kopf klein, viereckig-kegelförmig. Oberseite schwach gewölbt, in der Mitte mit schwacher Furche. Rüssel niedrig, zusammengedrückt kegelförmig-pfriemenförmig, mit der Spitze und nach der Spitze zu etwas aufwärts gebogen, neben der Spitze von der Seite etwas eingedrückt, auf der Oberseite flach gewölbt; Unterseite desselben ziemlich eben, auf der Mitte mit einer knöchernen, deutlich erhabenen, zwei-, selten dreimal unterbrochenen und daher meist drei-, zuweilen viergetheilten Längsleiste. Der vordere Theil derselben am größten, leistenförmig, der auf diesen folgende, noch vor den Bartfäden stehende (mittlere) viel kleiner, leistenförmig oder warzenförmig, der hinter diesem befindliche, hinter den Bartfäden stehende (hintere) rundlich, warzenartig. Bartfäden an der Spitze gefranzt, am Ende des zweiten Drittheils der Schnauze, zur Seite des zwischen dem zweiten und dritten Leistenhöcker befindlichen Raums, die beiden innern mehr nach Hinten.

Oberlippe ausgerandet. Vorderer Augenwinkel sch
vorspringend. Vordere Nasengegend leicht gewölbt.
dem untern Schnauzenrande sehr genähert. Iris
lich-silbern, oberhalb bräunlich. Pupille rund.
Nasenlöcher fast eirund-länglich, dem Rüsselra
falls sehr genähert. Jeder innere Zipfel der
wulstförmig, fast rechtwinklig-dreieckig, abge
der Zwischenraum zwischen den Wülsten mäßig.
oben und vorn gekörnt, hinten mit 7 Runzeln, die
dern mit dem Bogen nach Hinten, die hintern mit
Bogen nach Vorn gewendet. Spritzöffnung höher
der obere Augenhöhlenrand. Kiemendeckel weiter
Vorn gehend, als beim Störe, der obere Theil des
tern Randes desselben fast grade. Die Seiten des
pers mäßig gewölbt. Schwanzwurzel höher als b
Störe. Brustflosse am freien Ende zugespitzt, mit
Strahlen, der erste an der Spitze wenig verdünnt,
glatt. Bauchflossenstrahlen 25—28, die fünf vor
sehr kurz, dreieckig, unzerästet. Afterflossenstrahlen 2
27, zwei kurz, dreieckig, einfach, ungegliedert. Rü
flossenstrahlen 41. Schwanzflossenstrahlen oben gegen
unten 70 und mehr. Kopf auf der Oberseite mit
deutlicher Schildchen- und schwacher Leistenbildung,
wie der Kiemendeckel, mit einer gekörnt-excentrisch-
ligen, nur wenig rauhen Oberhaut bedeckt. Obe
unter der Schnauze hinten mit netzförmigen Zeichnu
nur vorn mit Grübchen, weich, glatt. Körper ch
ähnlich-scharf, mit kleinen, an der Spitze freien und
zähnelten, verschieden großen Schüppchen bedeckt, nu
Schwanzspitze mit rhomboidalen oder länglich-rhom
dalen, oder länglichen Schildchen besetzt. Rückens
chen 13—14 (meist 14, nach Lepechin 17) grö
und hinter diesen, vor der Rückenflosse, noch einige
nere, die größern, einander genäherten, herzförmig-
förmig, mit nach Vorn gewendeter Spitze, in der
mit einem starken, dreieckigen, hornig durchscheine
Kiele, der nach Hinten in eine, hinten an der Basis
gerandete, mäßig hohe, scharfe Spitze endet. Zwi
dem hintern und vordern Ende der Schildchen ein
nes hervorragendes Fleischläppchen. Seiten der Sch
chen mit excentrisch-strahliger, wenig rauher Knoc
bildung. Zwischen Rücken- und Schwanzflosse blos k
Schüppchen. Der Grund der Schildchen mit den
nen Schüppchen bedeckt, daher die Schildchen weni
tretend. Schildchen der Seitenlinie 60—65, ei
sehr genähert, ziegeldachartig, fast trapezenförmig,
nem hintern, abgerundeten, gezähnelten Rand und
ßigem, hellerm Kiele. Die Seiten der Schildch
Haut bedeckt, und daher die Schildchen nicht gan
tretend. Bauchschildchen 12—18, meist 14, thei
viereckig, theils fast herzförmig, theils unregelmäßi
der Mitte gekielt, excentrisch-strahlig, am Rand
Haut bedeckt, und daher nicht stark vortretend. S
selbein von einem äußern, knieförmigen und eine
tern, innern, breit-verschoben-viereckigen, platten S
chen bedeckt. Zwischen After und Afterflosse einige
liche Schildchen. Rücken graubräunlich und bräunlic
Bauch weiß. Flossen oben grau. Die Weibchen

den sich durch einen über dem Auge niedrigern Kopf einen längern, an der Spitze dünnern und mehr auf- s gebogenen Rüssel. Die Entwickelung der Jungen erschiedenen Alterszuständen, wie bei den andern Stör- i, nur die Schnauze im Verhältniß kürzer als bei übrigen. Die Kopfschilder bei zwei 10″ langen In- uen deutlich gesondert, bei einem 4″ langen Indivi- n noch undeutlich. Maße eines männlichen Indi- ums: Totallänge 1′ 8″; Länge des Rüssels (bis zum e) 1″ 10‴; von der Rüsselspitze zum Ende der Kie- spalte 4″ 2‴; von der Rüsselspitze zur vordern Na- ffnung 1″ 5‴; von der Rüsselspitze bis zu den Bar- 1″ 4‴; von der Rüsselspitze bis zur Rückenflosse 1″ Entfernung der Barteln vom Rachenausschnitte 10‴; e der Rüsselleiste 1″ 8‴; Breite des Mauls 10‴; e des Kopfes über der Mitte des Kiemendeckels 1″ Höhe über den Augen 1″ 3‴; Breite des Kopfes r dem hintern Augenwinkel 1″ 7‴; Breite der Rüs- itze 2‴; Länge der Brustflossen 3″ 2‴; Länge der chflossen 1″ 5‴; Länge der Afterflossen 1″ 7‴; Länge Schwanzflossen 4″ 4‴. Sie werden selten über 2′ l.) bis 3′ (Güldenst.) lang, und über 15—20 Pfd. er; nur im Obi soll es deren von 229 Pfd. geben , die man der Seltenheit wegen nach dem kaiserli- Hofe bringt.

Pflugscharbein auf der Unterseite etwas über der e mit drei warzenartigen, ziemlich langen Fortsätzen, bis an den Rüsselrand gehend. Zwischenkiefer am n Rand in der Mitte ausgerandet, an beiden En- am breitesten. Die frei liegende, untere Fläche des einkörpers verlängert-länglich-viereckig, vorn mit drei achen Furchen, am vordern Ende abgestutzt. In der kigen vordern Ausrandung des Gaumenbeines keine benplatte. Vorderer Kiemenhautträger verlängert, in Mitte rundlich und zusammengezogen. Rippen 13. nfortsätze fast kegelförmig, einfach. Pförtnertheil des gens fast konisch, besonders nach Unten fleischig, dick- dig. Schwimmblase eiförmig-kegelförmig, nach Hin- nur wenig schmäler werdend, doch hinten schmäler beim Störe. Gallenblase eiförmig-birnförmig, ziem- klein. Pankreas ungleich nierenförmig. Milz unter rsten Krümmung des Darmes liegend und das un- Ende derselben mit dem obern Ende ihrer ausge- ten Basis umfassend, V-förmig, mit drei Fortsätzen, n mittlern, kleinern, und zwei seitlichen, fast gleich en, von denen der rechte, dem absteigenden Darm ngende gelappt und breiter ist, als der linke am eigenden Darme befestigte.

Der Sterlet scheint wohl die verbreitetste aller bis- bekannten Störarten zu sein, denn er findet sich nicht in dem caspischen Meere, dem schwarzen Meere, dem schen Ocean und den sich darin ergießenden Flüssen, ern steigt auch in viele kleinere Nebenflüsse (z. B. ie Seitenflüsse der Cama und Occa [Pall.]), als die rn Arten. Im Baikalsee und Don soll er jedoch ner sein und im Terek und Cyrus fehlen. Ebenso er sich im weißen Meer und im Meses und der chora nicht finden. In der Ostsee bei Pillau findet er sich selten. In den Ladogasee und die Newa wurde er in neuern Zeiten durch Fischer gebracht, die Schiff- bruch litten. Friedrich der Große ließ ihn nach Pom- mern in den Maduisee und den küstriner Stadtgraben, und Friedrich I., König von Schweden, nach Schweden in den Mälarsee, nach Andern in den Hemarbysee ver- pflanzen. Er wandert ebenfalls, wie die andern Stör- arten, und erscheint erst nach dem Hausen in den Flüs- sen, aber früher als die Sternhausen, etwa gleichzeitig mit den Güldenstädtschen Stören. Er liebt einen wei- chen Grund und findet sich auch in ganz jugendlichem Zustande gegen die Gewohnheit des Hausens, Gülden- städtschen Störes und Sternstöres in den Flüssen. Nach Marsigli soll er sich von Schlamm (?) und Hauseneiern nähren, im Frühling ins Meer wandern und im April laichen. Im Winter soll man nach ihm mehre in Lö- chern zusammen antreffen.

Der Fang des Sterlets ist zwar in manchen Flüssen nicht unbedeutend, kommt aber in Rußland weniger in Be- tracht, als der Fang der großen Störarten. Man fängt ihn theils allein, theils gleichzeitig mit den andern Arten. Sein Fleisch ist weiß und wird ungemein geschätzt, daher bringt man ihn lebend nach Petersburg und andern Hauptstädten, wo man nach Verschiedenheit der Größe, das Stück bis gegen 50 Rubel verkauft, und als Sel- tenheit auf die Tafeln der Vornehmen bringt. Die Eier schmecken besser als von den andern Störarten, zumal die frischen. Die schmackhaftesten Sterlete werden im Cama und Jenisei, und überhaupt in Flüssen mit stei- nigem Grunde, die schlechtesten im Obi und Irtisch, die größten aber im Tom gefangen. Die Schwimmblase gibt, besonders für eingelegte Arbeit, die beste Hausen- blase. Man klopft sie entweder und trocknet sie, oder dreht sie vor dem Trocknen in Röllchen zusammen.

14) **A. nudiventris**, *Lovetzki* (Novoi Magazin jestestvennoï istorii [Moscau 1828]. II. Nro. 1—3.) Nach dem Bulletin des Sciences naturelles, Tom. XXIII. p. 133 (das russische Originaljournal steht mir nicht zu Gebote) scheint diese Art noch nicht beschrieben zu sein. Pallas gedenkt ihrer als einer Varietät von Schlypa, die sich nur durch die Länge des Rüssels und die Zahl der Schilder auszeichne. Der Kopf ist lang und konisch, der Rüssel platt, grade, kürzer und stumpfer als am Hausen, die Mundöffnung ist der Quere nach kürzer als bei diesem; der Körper ist länger und nicht so dick, und nur mit drei Reihen Schildern bedeckt, von denen eine auf dem Rücken, die beiden andern in den Seiten stehen; der Bauch ist ganz schildlos und hat we- der auf noch unter der Haut harte Erhöhungen. Die Länge ist geringer als die des Hausens, die Farbe oben ein gräulich Blau, unten weiß. Das Fleisch ist weiß und schmackhafter, als das vom Hausen. Man findet diese Art besonders in Sibirien, im Aral und andern Seen, welche in frühester Zeit mit dem caspischen Meere in Verbindung gestanden haben mögen.

Noch herrschen manche Dunkelheiten in der Bestim- mung der Arten und der Naturgeschichte der Störe, de-

ren Aufhellung noch zu erwarten. Fitzinger und Heckel sollen eine Monographie beabsichtigen. (D. *Thon.*)

HUSQVARN, eine Gewehrfabrik, eine halbe Meile von Jönköping in der schwedischen Provinz Småland, neben ansehnlichen Wasserfällen des Husqvarnström, der sich in den nahen Wettersee ergießt; die Fabrik ist Privateigenthum. (*v. Schubert.*)

HUSS (Johann), einer von jenen großen und edelsinnigen Männern, welche in den verflossenen Jahrhunderten, schon vor der Reformation, von Zeit zu Zeit auftraten und mit kühnem Geiste die Lehre der Kirche und die Sitten der Geistlichkeit zu verbessern unternahmen. Sein redlicher Eifer für die reine Christusreligion, sein unerschrockener Muth in Behauptung seiner Grundsätze, und sein zu Beurkundung seiner Überzeugungen standhaft erlittener Feuertod machen auf immer ihn bei der Nachwelt des Andenkens und der Verehrung würdig. Er wurde den 6. Juli 1373 zu Hussinecz, einem an der Blanitz gelegenen Marktflecken des prachiner Kreises in Böhmen, geboren, und seine Ältern waren arme und geringe Einwohner aus besagtem Orte. Sehr jung noch kam er schon in die lateinische Schule, wo er sich besonders durch sein Talent, seinen Fleiß und seine Sittlichkeit sehr vortheilhaft auszeichnete. Auch krönten die schnellsten Fortschritte seinen Eifer, und bald sah er sich im Stande, mit den erforderlichen Schulkenntnissen ausgestattet, die Universität Prag zu beziehen, um sich dem Studium der Theologie und ihrer Hilfswissenschaften zu widmen. Seine Ältern vermochten indeß nicht, ihm hier zu seinem Unterhalt eine Beihilfe zu leisten; er mußte eine Famulatur bei einem Professor annehmen, damit ihm hierdurch das Fortkommen, und so das Studiren in dieser Stadt möglich würden. Doch gewährte ihm diese Stelle zugleich noch den Vortheil, daß er in ihr zur Erweiterung seiner Kenntnisse eine treffliche Gelegenheit fand, welche er aufs Eifrigste auch benutzte.

Im Jahre 1393 ward er Baccalaureus und drei Jahre später Magister. Sein bis jetzt durch seine großen Kenntnisse in der Theologie und seine ungemeine Fertigkeit im Reden bereits erworbener Ruhm wuchs in Kurzem noch so sehr, daß er in seinem 27. Jahre schon, nämlich im Jahre 1400, Professor bei der Universität, Prediger an der Bethlehemskapelle und Beichtvater der Gemahlin des Königs Wenzeslaus, Sophia von Baiern, wurde. Im folgenden Jahre wurde er Dekan der theologischen Facultät und 1409 Rector Magnificus der Universität. So als Gelehrter und Lehrer geachtet, als Gewissensrath und Prediger geliebt, strebte er einzig, den Foderungen eines jeden seiner Berufe gewissenhaft zu genügen. Er wandte daher sein ganzes Wirken dazu an, einerseits Licht und Wahrheit um sich her zu verbreiten, soviel ihm möglich; andererseits Laster, Irrthum und Aberglauben, wo er sie auch fand, zu entlarven und zu züchtigen, immer die wahre Erkenntniß und Verehrung Gottes empfehlend, und reine, echtchristliche Sitten einschärfend. Hierbei war ihm die Bibel die einzige Quelle, woraus er die in seinen Predigten vorgetragenen Belehrungen und Vorschriften schöpfte, und woraus er allen Christen die Richtschnur ihres [illegible] ihres Glaubens zu nehmen anrieth. [illegible] betrieb er seine akademischen Vorlesungen; [illegible] er bei jedem Lehrpunkte seine Schüler stets [illegible] Bibel hin. Zwar konnte es freilich so nicht [illegible] er auf viele Dinge traf, welche der Papst [illegible] anders lehrten, ja von denen oft grade [illegible] zu glauben geboten war; aber sein glühe[illegible] eifer scheute sich dann keineswegs, das [illegible] was er als vom lautern Sinne der Sch[illegible] oder demselben widersprechend, erkannt hatte [illegible]

Etwa 40 Jahre vorher hatte ein [illegible] länder, Namens Wiklef, Doctor und Prof[illegible] logie an der Universität zu Oxford, sehr [illegible] die Päpste, den Unfug der Geistlichkeit, [illegible] Leben, und besonders ihre Neuerungen [illegible] geschrieben. Durch Anhänger von ihm war[illegible] sätze und Schriften schon bis nach Böhmen [illegible] In Prag waren sogar Spöttereien auf [illegible] eben solche Anhänger Wiklefs, zur Zeit [illegible] mehr ganz ungewöhnlich. Zwei Engländer [illegible] in ihrem Zimmer den Einzug Christi in [illegible] einem Esel, die Jünger aber barfuß [illegible] malen, und an der gegenüberstehenden Wand [illegible] zug des Papstes und seiner Cardinäle in [illegible] Gold. Der Einfall gefiel so allgemein, daß [illegible] der Engländer fast nie leer von Neugierigen [illegible] indessen hatte immer Wiklefs Lehre, die er [illegible] durch das Gerücht blos kannte, wirklich f[illegible] halten; erst als sein Freund und Schüler, [illegible] von Prag, aus England zurückkam, und [illegible] Auskunft darüber ertheilte, entschloß er sich, [illegible] schen Schriften zu lesen, und war nicht wenig [illegible] hier zu finden, was er längst schon gedacht und [illegible] schon gelehrt hatte.

Von nun an predigte und schrieb er ebenso [illegible] holen und dreist, wie Wiklef, wider den Ablaß[illegible] Fegfeuer, die Seelenmessen, den Bilderdienst, die [illegible] beichte, das Fasten, das Mönchsleben und die [illegible] ten Sitten der Geistlichkeit. Er behauptete: [illegible] Lehren seien Erfindungen des Aberglaubens. Dam[illegible] man auch ungefähr 150 Jahre vorher den Nichtgei[illegible] den Kelch beim Abendmahl entzogen. Huß zeigte [illegible] ganz schriftwidrig dies sei. Er ging auf diesem [illegible] weiter fort. Seit 1378 zankten sich anhaltend [illegible] gleichzeitige Päpste um die Schlüssel Petri und [illegible] Tiara; jeder behauptete, die gültigsten Ansprüche [illegible] zu haben, und also der rechtmäßige Papst zu sein. [illegible] ser Streit aber und ihr anstößiges Betragen gegen [illegible] ander hatten bis jetzt nur dazu gedient, sie in den [illegible] gen aller helldenkenden Christen verächtlich zu m[illegible] Huß benutzte diesen Umstand und lehrte: Die Kirche [illegible] ein sichtbares Oberhaupt nicht schlechterdings nöthig [illegible] den Zeiten der Apostel sei sie ohne ein solches be[illegible] giert worden. Ein gottloser Papst könne nicht [illegible] halter Christi sein; Gewissensfreiheit sei eines jeden [illegible] schen natürliches Recht; der geistliche Gehorsam [illegible] seine Grenzen zc.

Durch Verbreitung solcher Grundsätze aber, und mehr
), indem er häufig Gebrauch von der Allgewalt seiner
trömenden Beredsamkeit machte, das sitten- und re-
onswidrige Betragen der Geistlichkeit zu strafen, hatte
sich schon den Haß des größten Theils derselben zu-
ogen. Nun vermehrte er die Zahl seiner Feinde noch
urch, daß er gegen die Nominalisten, eine Secte,
cher besonders die Teutschen auf der Universität Prag
ethan waren, etwas derb verfuhr. Und da er es bei
se gar dahin brachte, daß ihnen zwei Stimmen ge-
nmen, und den Böhmen, als Inländern, gegeben wur-
, brachte er sie noch heftiger gegen sich auf. Dies
: die Ursache, daß sie scharenweise, Studenten und
fessoren, Prag verließen, und so im J. 1409 zu
ftung der Universität Leipzig Veranlassung gaben.
: nahmen ihren Haß gegen Huß mit sich nach Leip-
. und ließen ihn denselben nachmals nur zu sehr auf
ı kostnitzer Concilium fühlen. (*Seybert.*)

Die durch seine Strafpredigten und Rügen schon
er ihn eingenommene Geistlichkeit wurde noch mehr
ttert, als er mehre Schriften Wiklefs ins Böhmische
rsetzte und, sie an vornehme Laien in Böhmen und
hren übersandte. Das geschah unter andern mit dem
alogus, der heftigsten aller Wiklefschen Schriften.
: Lehrer der prager Hochschule baten Huß, von seinen
griffen auf die Kirche und Geistlichkeit abzulassen; als
aber darauf nicht achtete, wandte sich der böhmische
gister und Baccalaureus Andreas von Broda [1]) an
Erzbischof von Prag, Sbinko von Hasenberg, der
1403 auf dem Erzstuhle saß, und foderte ihn auf,
so höchst gefährlichen Verbreitung ketzerischer Lehren
halt zu thun. Sbinko, der auf seinem Schlosse zu
dnitz lebte, und sich wenig um die kirchlichen Ange-
nheiten kümmerte, war eben damals von dem Papst
gefodert worden, der überhandnehmenden Ketzerei in
em Sprengel Schranken zu setzen, hatte aber dem
ste versichert, daß es in Böhmen gar keine Ketzer
e. Wahrscheinlich hatte A. von Broda, der sich als
n eifrigen Vertheidiger der römischen Curie bewies,
den päpstlichen Hof wegen der Lehre des Huß ge-
ieben, und den Auftrag an den Erzbischof bewirkt.
ser berief nun Huß zu sich und ermahnte ihn, von
en Lehren abzustehen, und das Volk nicht aufzuregen,
auf Huß erklärte: Wenn er aus Übereilung etwas
n den christlichen Glauben gelehrt haben sollte, so
er bereit, es zu verbessern. Durch diese unbestimmte
lärung beruhigt, entließ der Erzbischof Huß, der
) darauf neuen und wichtigen Anlaß erhielt, sich als
n Widersacher des römischen Stuhls zu zeigen.
(*Rauschnick.*)

Im J. 1411 gerieth der Papst Johann XXIII. in
eitigkeiten mit dem Könige von Neapel, und hatte
Dreistigkeit, die übrigen christlichen Völker Europa's
einem Kreuzzuge gegen diesen Monarchen aufzufodern.
Auch nach Böhmen kam solch eine Auffoderung: entwe-
der persönlich für den Papst zu Felde zu ziehen, oder
doch zu den Kriegssteuern beizutragen, wofür ein Ablaß
aller Sünden versprochen wurde. Huß zeigte die Un-
verschämtheit und den Tollsinn dieser Auffoderung in Pre-
digten und in Vorlesungen, und mehre wurden dadurch
auf den päpstlichen Gesandten so aufgebracht, daß sie
ihm die Bulle wegrissen und verbrannten.

Nicht lange darnach kam ein neuer, kaum des Le-
sens kundiger, Erzbischof nach Prag. Dieser widersetzte
sich Hussen, foderte ihn vor sein geistliches Tribunal, ver-
bot Wiklefs Schriften zu lesen, und ließ, soviel er davon
aufbringen konnte, verbrennen. Huß dagegen, statt von
seiner bisherigen Denk- und Handlungsweise im Minde-
sten abzugehen, zeigte vielmehr überall die schöne Über-
einstimmung dieser Schriften mit der Bibel. Der Erz-
bischof schrieb deswegen an den Papst Johann XXIII. [2]),
welcher hierauf das ihm berichtete zu grelle Verfahren
dieses Erzbischofs zwar misbilligte, aber dennoch Hussen
zur Verantwortung nach Rom berief. Schon vorher
hatte dieser auch vom Papst Alexander V., bei dem er
ebenfalls denuncirt worden war, eine ähnliche Vorladung
erhalten, aber sie ganz unbeachtet gelassen. Jetzt nahm
ihn der König von Böhmen, Wenzeslaus, selbst in Schutz,
und es wurde vermittelt, daß er vor Johann nicht zu
erscheinen brauchte. Dafür kamen indessen Legaten nach
Prag, um seine Sache zu untersuchen; und nachdem sie
davon, mit römischem Geist und Auge, Einsicht genom-
men, thaten sie Huß in den Bann, und verfluchten seine
ketzerischen Lehren. Huß kehrte also nach seinem Ge-
burtsorte zurück, wo er unter dem Schutze des Guts-
herrn, ungeachtet des Bannfluches, bis zum kostnitzer
Concilium fortfuhr, in Predigten und Schriften immer
dieselben unveränderten Grundsätze, und zwar rück-
haltsloser als jemals, vorzutragen. Auch hier in seinem
Asyl, obgleich als kirchlich Geächteter, ward er seiner
Redlichkeit, seiner Leutseligkeit und seines exemplarischen
Wandels wegen von allen seinen Mitbürgern, ja von
jedem Fremden, der ihn kennen lernte, geliebt und hoch-
geschätzt. Doch seine Feinde schliefen nicht; ihr wüthen-
der Haß erwartete ungeduldig die nächstkommende Ge-
legenheit, an ihm nach Lust ihre Rachbegierde sättigen
zu können.

Auf Veranstaltung des Kaisers Siegmund wurde
im J. 1414, zu Kostnitz am Bodensee, ein allgemeines
Concilium zusammenberufen, um den ärgerlichen Zwist
der Päpste auszugleichen [3]) und den Unordnungen, die
nothwendig daraus entstehen mußten, zu steuern. Es stellte
sich demnach hierzu eine ungeheure Anzahl von Fremden,

---

1) Sein Geschlechtsname ist unbekannt. Er nannte sich nach
aligem Gebrauche nach seinem Geburtsorte; der war Broda
laurzimer Kreise, vier Meilen von Prag. (*Rauschnick.*)

2) Dieser Johann XXIII. leugnete die Unsterblichkeit, und
führte mit seines Bruders Frau, mit öffentlichen Schandmetzen,
mit Nonnen und Verehelichten, ein so greuelvolles Leben, daß man
ihn gewöhnlich den eingefleischten Teufel nannte. 3) Es
regierten damals nicht weniger als drei Päpste, nämlich Jo-
hann XXIII., Gregor XII. und Benedict XIII., die sich einmal
über das andere durch ihre Bannflüche einander gegenseitig dem
Teufel zuschickten! Das Concilium setzte sie alle drei ab, und
wählte statt ihrer Martin V.

sowol geistlichen als weltlichen Standes, und beiderseitig vom höchsten bis zum niedrigsten Rang, ein. Die Geistlichen allein, die dahin kamen, beliefen sich auf 18,000; dann 2300 Herren und Ritter, und nebst diesen eine große Menge von Gelehrten aus allen Gegenden her [4]). Vor diese Versammlung nun ward auch Huß gefodert, hier seine für Irrthümer gehaltenen Lehren zu vertheidigen. Er selbst hatte vorhin schon sich ausdrücklich auf ebenbesagte Versammlung berufen; eine Vorladung von ihr kam ihm daher weder unerwartet, noch schreckte sie ihn, und er fand sich sogleich bereit, ihr Folge zu leisten. Seine Freunde warnten ihn; allein da er das Bewußtsein in sich trug, nur Wahrheit gelehrt zu haben, und Siegmund ihn mit einem kaiserlichen Geleitsbriefe versah, kraft dessen er in Teutschland sollte reisen können, wo er wollte, ohne daß man ihn anhalten oder gefangen nehmen dürfte; da ihm noch überdies auch der Papst sein heiligstes Versprechen gab, es werde ihm nichts Böses geschehen, und wenn er gleich sogar seinen Bruder umgebracht hätte; so machte er sich, voll Vertrauens auf seine gute Sache und auf diese zwiefach ihm ertheilte Sicherheit, ohne Bedenken auf die Reise, und kam den 3. Nov. 1414 zu Kostnitz an. Seine Sache wurde ohne Verzug durch einen dazu angeordneten Ausschuß, unter Beiwohnung einiger Cardinäle, vorgenommen; aber er mußte hier bald genug erfahren, wie sehr er sich in seiner arglosen Zuversicht getäuscht hatte; denn wiewol er eine jede seiner Behauptungen mit den überführendsten Bibelstellen belegte, so schrien doch alle anwesende Geistlichen — die bei Weitem den größten Theil seiner Inquisitoren ausmachten — wie aus Einem Munde: Ketzer! Ketzer! Er wurde weggeführt, und, nach diesem ersten Verhöre schon, gleich einem der abscheulichsten Verbrecher gefesselt und in einen Kerker geworfen, dessen Boden fast grundloser Morast war [5]). Hier ließ man den Unglücklichen über ein halbes Jahr lang, in Allem aufs Gräßlichste vernachlässigt, schmachten, und selbst ein gefahrdrohendes Fieber, in welches er verfiel, war nicht vermögend, diese geistlichen Barbaren zu einer mildernden Änderung seines Zustandes zu bewegen.

Am 8. Jun. 1415 holte man Huß endlich zu einem neuen Verhör aus seiner Mordgrube wieder herauf. Er wurde diesmal in die volle Sitzung dieser großen und glänzenden Versammlung [6]) selbst gebracht, um jetzt auch öffentlich, in Gegenwart aller Väter, sich wegen seiner Lehren zu verantworten. Man warf ihm hier nicht weniger als 40 Irrthümer aus seinen Schriften vor; doch er, seiner Sache gewiß, vertheidigte muthig die Schriftmäßigkeit der angefochtenen Sätze, und bewies mit sol-
cher Evidenz das Unstatthafte dieser Beschuldigung;
ein jeder hätte überzeugt werden müssen, wär e
Ernst um Überzeugung ihnen zu thun gewesen.
aber achtete Niemand auf seine Gründe; er wu
schrien; man verdammte Alles ungehört und
als Ketzerei, und verlangte unbedingten Widerruf.
immer gewissenhaft und alle Heuchelei ver
folgte auch hier blos der Stimme der Wahrheit, w
derrief nichts, sondern erklärte frei und entschlossen,
er nie seine Überzeugung verleugnen werde. „Er i
Ketzer!" brüllte es nun von allen Seiten
ihn her, „er ist ein Ketzer und muß sterben!" Di
ebenso grausamen als höchst ungerechten Ausspruche kon
er jetzt einzig noch den kaiserlichen Geleitsbrief, w
auch eine ungehinderte Rückreise ihm zugesichert wa
und das Versprechen des Papstes entgegensetzen.
auch für diesen Fall waren ihm seine Feinde längst
vorgekommen; schon hatte ihre boshafte Arglist den P
und die Cardinäle zu verleiten gewußt, daß sie auf ke
der beiden Sicherheitsverbürgungen Rücksicht nah
und den Kaiser beredeten, sich ein solches Benehmen
fallen zu lassen. So ward dann dem unschuldig U
drückten, zur ewigen Schande seiner Richter, die e
rende Antwort zu Theil: „Einem Ketzer darf man
nen Glauben halten." Einige der Prälaten versuc
nun durch freundliches Zureden ihn zu einem
derrufe zu bewegen; ja der Kaiser selbst, sei es, da
ihn aus wirklich reinem Wohlwollen jetzt gern ger
hätte, oder daß er die an ihm begangene Treulosig
so wieder gut zu machen glaubte, bat ihn sogar dring
dieses letzte Mittel zu seiner Rettung doch nicht versch
hen zu wollen. „Wird man mich," antwortete H
„aus der Bibel eines Irrthums überführen, so will
gern widerrufen; wo nicht, so werde ich bis in den T
meinem Glauben getreu bleiben." Auf dieses also w
er wieder zurückgeschleppt in seinen Kerker, und ni
konnte den Redlichen, obgleich keines einzigen fals
Lehrpunktes überwiesen, dem Tod entreißen.

Vier Wochen darnach, als den 6. Jul. 1415, w
nun förmlich über Huß das Urtheil ausgesprochen:
auf dem Scheiterhaufen. Die Hinrichtung desselben wu
dann gleich am nämlichen Tage noch vollzogen; und
war grade der Tag, wo er vor 42 Jahren (den 6. J
1373) ins Leben trat, jetzt auch der Tag seines Tod
Fast sollte man demnach glauben, es sei dieses wol e
geflissentliche Anordnung gewesen, um durch seine
mordung am Jahrestage seiner Geburt, diese gleich
aus der Reihe der Ereignisse zu vertilgen. Die Zu
reitungen zu diesem grausenden Brandopfer waren g
der wilden Sinnesart der Richter und ihrem bisheri
Verfahren gegen Huß angemessen. Man zog ihm
priesterliche Kleidung aus, hüllte sein Haupt in eine
pierne Mütze, worauf drei Teufel in scheußlicher Ge
gemalt waren, und übergab unter gräßlichen Verw
schungen seine Seele dem Satan. So ward er
vor die Stadt hinaus nach dem Richtplatze geführ

4) Wie erbaulich muß es für einen sittlichen Mann gewesen sein, der sich auf dieser Versammlung in der Gesellschaft von 7000 (wie zu Trient gar von 24,000) Huren sah, welche die heiligen, diese Synode ausmachenden, Väter bedienten. 5) In einem noch bestehenden Thurme des vormaligen Franziskanerklosters. 6) Man zeigt noch jetzt in dem ehemaligen Conciliens hause (nunmehr Kaufhause) zu Kostnitz die zwei, freilich sehr wurmstichigen, Sessel, worauf Kaiser Siegmund und Papst Martin dieser erlauchten Versammlung präsidirten.

7) Ins sogenannte Paradies der Vorstadt von Kos
wo die Verbrennung geschah.

em Wege dahin kam man an dem Orte vorüber, z zuvor seine Schriften verbrannt worden. Lächelnd auf die Brandstätte hin, und sicher mag er bei bst gedacht haben: Die Thoren! Vergebens ver- sie meine Werke; ihr Inhalt wird ewig in den meiner Schüler fortleben. Seine ruhige Fassung ihn bis zum letzten Augenblicke nicht, und seine en Gebete rührten alles Volk, das in Scharen ihn r Stelle seiner Hinrichtung begleitete. Der Hen- nd ihn an einen Pfahl, aber zufällig war sein An- gegen Morgen gewendet. Sogleich schrien aus Halse die Pfaffen: diese Ehre gebühre dem Ketzer und der Büttel erhielt Befehl, ihn nach der Abend- inzukehren. Hierauf umlegte man ihn mit Holz n Füßen bis an das Kinn; und ein Bauer, der ht christliches Werk zu thun glaubte, wenn er et- ur Verbrennung eines Ketzers beitrage, packte ge- eine Tracht Holz auf, und kam eilends damit gelaufen. Huß sah ihm lächelnd zu, indem er aus- O sancta simplicitas (o heilige Einfalt)! Noch uf dem Scheiterhausen und schon an der Schwelle odes ward er vom Kurfürsten von der Pfalz er- , gebeten und beschworen, zu widerrufen; aber ens. Der Holzstoß ward also angezündet, und einem kurzen Gebete hörte man nichts weiter von nglücklichen; eine Wolke von Rauch und Dampf ihn in wenig Augenblicken. So starb dieser rer für reine Christuslehre, der Rachsucht eines lischen Haufens geopfert unter freudigem Gebete od des Gerechten [8]). Seine Feinde warfen auch eine Asche und die heißausgegrabene Erde in den , um zu verhüten, daß nicht jemand etwas davon nehmen und als eine heilige Reliquie aufbewah- ge. Was man von Hussens sogenannter Weissa- über Luther und sein Werk erzählt, hat seinen blos in dem Scherze, welchen er selbst zuweilen iesen mit seinem Namen zu treiben pflegte. An weißen Schwan, der nach hundert Jahren kommen und den man würde müssen ungebraten lassen, hat Erblickung des Brandpfahls wol nicht denken . (*Seybert.*)

Die Lehren des Huß hatten auch außerhalb Böh- ine Menge Anhänger und durch sie eine große Ver- g in Polen, Preußen und Pommern gefunden, denn auch das Concilium die Verfolgung der Ver- er dieser Lehre gebot. Nirgends wurde aber die- ebote so pünktlich Folge geleistet, als in Stralsund, st, wegen eines langen und heftigen Streits zwi- der Geistlichkeit und dem Magistrate, die Grund- des Huß leichten und allgemeinen Eingang gefun- atten. An der Spitze der Verkündiger dieser Leh- and der Pfarrer Johann Buchholz, ein gelehrter, haster und für die Wahrheit begeisterter Mann, uß befreundet und ihm in Sinn und That nach- . Der Feuertod seines Vorbildes zu Kostnitz schreckte Buchholz nicht, vielmehr wurde sein Eifer, die Misbräuche der Kirche aufzudecken und die verderbten Sitten der Geistlichen zu rügen, nur noch größer, wie- wol er die ihm drohende Gefahr nicht verkannte. Sein Landesherr, Herzog Bogislaw VI., ein dem römischen Stuhl unbedingt ergebener Fürst, war selbst auf dem Concilio zu Kostnitz gewesen, und hatte den Abscheu ge- gen die daselbst verdammten Lehren des Huß mit nach der Heimath gebracht und sie den Gliedern seiner Fami- lie mitgetheilt. Er gebot gleich nach seiner Rückkunft 1415 die Abstellung der Hussitischen Lehren und die Be- strafung ihrer Verkündiger. Da er schon im November desselben Jahres starb, so wurde seinem Befehle zwar keine Folge geleistet, und Johann Buchholz fuhr zu pre- digen fort; doch Herzog Wratislaw VIII., als Vormund Herzogs Barnim IV., welchem in der Erbtheilung Stral- sund zugefallen war, theilte den Eifer Bogislaws gegen die Hussiten und erneuerte die scharfen Verfügungen ge- gen sie. Der Magistrat, der lange in einem zwiefachen Streite mit den Herzogen und der Geistlichkeit gelebt, und darin die Kräfte der Stadt erschöpft hatte, gab den ungleichen Kampf auf, und überließ, um den Kirchen- frieden zu erhalten, die Anhänger des Huß der Verfol- gung ihrer erbitterten Gegner. Die Hussitischen Geistli- chen mußten auswandern oder ihre Lehre widerrufen, Buch- holz aber, der standhaft bei seinem Bekenntnisse blieb, wurde eingekerkert und im J. 1417 auf öffentlichem Markte, gleich seinem Meister und Lehrer Huß, ver- brannt. (*Rauschnick.*)

Huß, unter dessen Verdienste auch die Einführung des Kirchengesanges in böhmischer Sprache gehört, war selbst nach dem Geständnisse seiner ärgsten Feinde ein Mann, der fast alle seine Zeitgenossen an Gelehrsamkeit übertraf. Er verstand Griechisch und Hebräisch, besaß eine ungemeine Beredsamkeit und zeigte in seinem ganzen Betragen echte Frömmigkeit und die strengste Gewissen- haftigkeit [9]).

Er hat eine Menge Schriften hinterlassen, von wel- chen wir nur folgende wichtige Sammlung von Briefen hier anführen wollen: **Epistolae quaedam piissimae et eruditissimae Johannis Huss, quae solae satis de- clarant Papistarum pietates esse Satanae furias. Ad- dita est D. Martini Lutheri praefatio (Vitembergae 1537).** (*Seybert.*)

Hussa, s. **Haussa**.

Hussaeus, s. **Amelot de la Houssaye**.

Hussein (Hussayn, Husseyn), s. **Hosein** u. unt. **Dey**; **Husseini**, s. **Huseini**.

Husselin, s. **Heusslein**.

Hussenitz, s. **Hussinetz**.

HUSSI, 1) Geogr., s. **Husch**. 2) Name eines griechischen Hauptmannes, der unter Ypsilanti und Georg Kantakuzeno im J. 1821 in der Wallachei und Moldau mitfocht. In den Briefen eines Augenzeugen der griechi-

8) Grabe an derselben Stelle wurde ein Jahr nachher auch s Freund, Hieronymus von Prag, verbrannt.

9) Sein, wenigstens vorgebliches, Brustbild sieht man in Stein ausgehauen, zu Kostnitz an einem mit Nr. 262 bezeichneten Hause in der Paulsstraße, links, wenn man nach dem Schnetzthore, der Schweiz zu, geht.

schen Revolution und Kantakuzeno's Denkschrift wird er mehrmals als ein tapferer Krieger erwähnt. (*Karl Iken.*)

HUSSINECZ, HUSSINETZ, ein kleiner Ort an der Blanitz im prachiner Kreise des Königreichs Böhmen, der 600 Einw. zählt, und als Geburtsort des berühmten Johann Huß merkwürdig geworden ist. (*R.*)

HUSSINETZ, böhmisches Coloniedorf in der königl. preuß. Provinz Schlesien, Regierung Breslau, Kreis Strehlen, im S. von Strehlen zwischen dessen Vorstadt Altstadt und dem ⅜ M. entfernten Ziskaberge (nicht Ziegenberge) gelegen. Die Gemeinde selbst hat die Dominialrechte und das Patrimonialgericht. Sie besteht aus den Nachkommen reformirter Böhmen, die, als Friedrich II. in den Jahren 1741 und 1742 in Böhmen stand, der erduldete Religionsdruck bewog, nach Münsterberg in Schlesien zu wandern und sich 1749 hierher zu begeben, da ihnen die Stadtcommune Strehlen in diesem Jahre zwei ihr gehörige, in der Altstadt gelegene, Vorwerke für 10,500 Thlr. überließ, die damals auf 1183 Morgen, incl. 192 Morgen Wald, vermessen, und in 145 Possessionen, jede zu fast sechs Morgen, getheilt wurden, auf welchen die einstöckigen Wohnhäuser aus Bruchsteinen, jedes auf seinem Zubehöre, daher etwas zerstreut, aufgebaut sind. Man zählt jetzt mit den nicht Beackerten in 161 Häusern 1000, noch mehr böhmisch als teutsch sprechende, Einwohner. Nach der Concession, welche Friedrich II. im J. 1750 den 24. Jun. den Colonisten wegen Einrichtung der Colonie und einer eigenen reformirten Parochie ertheilte, dürfen nur Böhmen und Reformirte sich im Ort ansiedeln. Auch gehören von den Possessionen der Altstadt Strehlen nur 15 unter die Jurisdiction der Stadt, 18 hingegen unter die der Colonie. In eben diesem Theile der Altstadt stehen Pfarrhaus und evangel. Pfarrkirche der Gemeinde, und diese mit einem böhmischen Pastor, unter königl. Patronat, und der reformirten Superintendentur für Schlesien. Der ältere gewölbte Theil des Kirchengebäudes soll die durch den schlesischen Statthalter Peter Wlast den Dänen 1130 erbaute, und der Stadt geschenkte erste strehlensche Kirche sein. Sie war nachher Propstkirche des hier bestandenen St. Clarenklosters der Cistercienserinnen, und wurde, wie dieses, 1428 von den Hussiten hart mitgenommen, und seit 1548, wo Kloster und Propstei eingingen, nur als Begräbnißkirche der nach Strehlen eingepfarrten Altstädter und Anderer benutzt, im J. 1750 aber durch die königl. Concession vom 24. Jun. mit Parochialrechten begabt, und den böhmischen Ansiedlern geschenkt, welche sie dem Verfall entrissen. Sie ist der Maria geweiht, ebenso ein Berg hinter dem Kirchhofe, wohin bis 1428 Wallfahrten zu einem Gnadenbilde der Jungfrau geschahen. Noch zeigt man da als Reliquie einen Stein mit zwei ungleichen Fußtapfen und einer lateinischen, aber unleserlichen, Inschrift. Auch der fromme Sinn der jetzigen Bewohner duldet weder Tanz in ihrem Kretscham noch die lärmenden und schwärmenden Freuden der Kirchweih und Fastnacht. Hussinetz hat eine eigene böhmisch-teutsche Schule und mit den angrenzenden 1764 angelegten böhmischen Colonien Ober-, Mittel- und Niederpodiebradt eine eigene recht gute Feuersocietät. M[illegible] treibt Ackerbau mit Zugkühen, am meisten aber Katt[illegible] weberei auf 207 Stühlen mit Absatz der Waaren na[illegible] Gnadenfrei, Breslau und Berlin. Unter den nahen H[illegible] hen mit guten Bruch- und Mauersteinen wird der Zi[illegible] berg, seiner schönen Aussicht wegen, häufig von Str[illegible] nern und Andern bestiegen. (*Knie.*

Hussintz, s. Hussinetz.

HUSSITEN [1]), eine furchtbare Secte des 1[illegible] Jahrh. in Böhmen und Mähren, so nach Johann H[illegible] genannt, aus dessen schwärmerischen Anhängern sie sich b[illegible] dete, als er zu Kostnitz auf dem Scheiterhaufen ende[illegible] (1415, 6. Jul.), und seinen Freund und Gehülfen, Hi[illegible] ronymus von Prag, dasselbe Schicksal daselbst traf (141[illegible] 30. Mai). Die Mäßigern unter ihnen bestanden auf d[illegible] freie Verkündigung des göttlichen Worts, durch eige[illegible] Priester, den ungestörten Genuß des Abendmahls un[illegible] beiden Gestalten, die gänzliche Verzichtung der Kle[illegible] auf weltliche Herrschaft, und die strenge Bestrafung a[illegible] öffentlichen Sünden. Im übrigen hielten sie es gr[illegible] tentheils mit der römischen Kirche, besonders von da [illegible] als diese ihnen die ebengedachten vier Artikel mit ein[illegible] Einschränkung bewilligte. Die Strengern hingegen [illegible] banden sich ganz von jener Kirche, wütheten mit a[illegible]

---

1) Die vorzüglichsten Haupt- und Nebenwerke über die H[illegible] siten und ihren Krieg sind in chronologischer Ordnung folge[illegible] *Laur. Byzynii* (Calixtin. Notärs der Neustadt von Prag, i[illegible] ersten Hälfte des 15. Jahrh.) Origo et Diarium belli Hussi[illegible] in *Joh. Petr. de Ludewig* († 1743), Reliquiis Msctorum. T[illegible] *Aeneae Sylvii* († 1464) Historia Bohemorum in seinen Op[illegible] geographica et historica (Helmstadii 1699, 1700. 4.), und [illegible] selben Epistolae (Norimb. 1496. 4.). *Joann. Cochlaei* († 15[illegible] Historiae Hussitarum libri duodecim (Mogunt. 1549. fol.). [illegible] sitenkrieg, oder Geschichte des Lebens und der Lehre Joh. Hus[illegible] durch Zachariam Theobaldum († 1627). (Nürnb. 162[illegible] Ebendas. 1623. 4. Breslau 1750. 4.) in drei Theilen. *Odo* *Raynaldi* Continuatio Annalium Ecclesiast. Cardin. Bar[illegible] T. XIII—XXI. (Romae 1646—1663 und 1676, 1677. fol.). [illegible] *husl. Aloys. Balbini* († 1689) Epitome rerum Bohemicar[illegible] und Miscellanea hist. regni Bohemiae. Histoire de la gu[illegible] des Hussites et du Concile de Basle par *Jacques Lenf*[illegible] (Amsterd. 1731. 4.). 2 Tom.; nebst den Supplemens à l'hist. [illegible] la guerre des Hussites de Mr. Lenfant, par *Isaac de Be*[illegible] *sobre* (Lausanne 1745. 4.). (Geschichte des Hussitenkriegs, [illegible] wichtigen, das Original berichtigenden, Noten, wie auch den [illegible] ben und den Schriften des Verf. vermehrt von Mich. Ch. Hir[illegible] [Presburg 1783, 1784]. 4 Thle.). Mich. Ignaz Schmi[illegible] Gesch. der Teutschen. 3. u. 4. Th. (1779—1781). Vollständ[illegible] Geschichte der Hussiten seit der Hinrichtung Joh. Hussens bis [illegible] die Vertilgung aller Protestanten im Königreiche Böhmen (Lei[illegible] 1785). Lud. Albr. Gebhardi, Geschichte des Reichs Böh[illegible] in der allgemeinen Welthistorie. 52. Bd. (1793. gr. 4.); auch [illegible] ter dem besondern Titel: Geschichte aller wendisch-slavischen S[illegible] ten, drei Bände, von welchen die von Böhmen im zweiten [illegible] enthalten ist. Geschichte des Hussitenkriegs, für Liebhaber [illegible] Gesch. merkwürdiger Revolutionen (Zittau 1795). Christliche [illegible] chengesch. von Joh. Matth. Schröckh. 34 Th. (1802). S. [illegible] —744. Die Geschichte der Ungern und ihrer Landsassen, von J[illegible] Feßler. 4. Th. (1816). S. 405—500. Die wackern Schri[illegible] Schröckh und Feßler, lassen wenig Nachlese in der Geschi[illegible] der Hussiten übrig. Auch findet man bei ihnen die sorgfälti[illegible] und genaueste Hinweisung auf die ausführlichern Quellen, [illegible] welchen sie schöpften.

Geiße gegen die Kirchen, Klöster und Geistlichkeit ıen, wollten auch nichts von einem weltlichen Re- te wissen, und eine ganz neue Gemeinde gründen, allen Stücken der christlichen Urkirche ähnlich sein Die erstern hießen späterhin Calixtiner oder ıner, von Calix oder Kelch im Abendmahl, auf n sie vorzüglich drangen; auch Utraquisten, weil eses heilige Mahl nur unter beiderlei Gestalt (sub ue specie) genossen; und Prager, weil sie in ihren Hauptsitz hatten, und mit den übrigen Be- ern dieser Hauptstadt oft gemeinsame Sache mach- Die Letztern wurden Taboriten genannt, von Berge, der ihnen zum ersten Versammlungsplatze , und dem sie den Namen Tabor gaben, auch hin auf seinem Rücken die Stadt gleiches Namens ı. Noch entstanden im Laufe der Zeit zwei andere len unter ihnen, die Horebiten und Waisen, jedoch größtentheils mit den Taboriten hielten, und esondern Anführern folgten. Die schändlichen Pi- en oder Adamiten hingegen hatten durchaus nichts mit den Hussiten zu thun, als daß sie in ihrer erschienen, und von diesen selbst vertilgt wurden [2]). Kaum war die Nachricht von Hussens Hinrichtung Prag gelangt, als sich seine zahlreichen Anhänger dem Volk in jener Bethlehemskapelle, wo er so redigte, versammelten, und das Gedächtniß des nen Märtyrers, sowie das seines Freundes, den gleichfalls schon für verloren hielt, alljährlich zu beschlossen. Bald darauf erließen auch 60 mäh- und böhmische Große ein bitteres Schreiben an die ımmlung zu Kostnitz (1415, 2. Dec.), derselben un- ıtes Verfahren gegen die zwei Biedermänner laut ıd, und Jedermann, der die rechtgläubigen Bewoh- Böhmens und Mährens einer Ketzerei beschuldigte, inen Lügner und Verräther, für einen Ketzer und des Teufels erklärend. Das Concilium foderte Berwegenen vor seinen Richterstuhl (1416, Febr.); sie gehorchten nicht. Es entwarf 24 Artikel [3]), hof- dadurch Hussens Partei in Böhmen völlig auszu- ı; aber sie blieben ohne Erfolg. Es fertigte Kaiser mund ein etwas milderes Schreiben an jene Kühnen ; aber man achtete nicht darauf. Mittlerweile be- te sich auch, was man wegen Hieronymus befürch- und da loderte die Flamme der Empörung hoch ır. Schon im folgenden Jahre (1417) erklärte selbst Iniversität zu Prag, daß es nützlich sei, das Abend- unter beiderlei Gestalt zu genießen [5]), Unzählige allen Ständen genossen es auf solche Art, und wo es wehren wollte, gebrauchte man Gewalt. Es en sich an die Spitze der Erbitterten zwei kriege- Anführer, Nikolaus von Hussinecz und Johann Ziska von Trocznowa, furchtbaren Angedenkens; föderten vom Könige Wenzel die Bewilligung einiger Kirchen zur Ausübung des Gottesdienstes für ihre Partei (1418), und erhielten, was sie verlangten. Vielleicht hätten sich hierdurch die empörten Wellen allmälig wieder geebnet; aber es kam zu gleicher Zeit, in der Mitte des J. 1418, der päpstliche Legat Johann Dominico, Erzbischof von Ragusa, nach Böhmen, und sein strenges Benehmen brachte dieselben aufs Neue in die heftigste Bewegung. Es versammelten sich nun auf dem Berge Hradistie, nahe bei der Stadt Aust im bechiner Kreise, unter Leitung der zwei gedachten Führer, bei 40,000 Menschen, und gelobten sich gegenseitig, für Hussens Lehre und für das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu leben und zu sterben. Es hieß von da an jener Berg Tabor, sie die Taboriten, und der schreckliche Bund war geschlossen, der über Böhmen und die benachbarten Lande so unsäglichen Jammer brachte und sogleich den funfzehnjährigen, mit karaibischer Grausamkeit geführten, Hussitenkrieg zur Folge hatte (1419—1434). Mit einem Haufen jener entflammten Menschen wälzte sich nämlich Ziska im folgenden Jahre (1419) nach Prag, und fand daselbst recht gute Aufnahme. Es zogen von da an die Schwärmer fast täglich mit dem Kelch in der Hand, in feierlichen Processionen, durch alle Straßen und Plätze der Stadt; sie thaten dies selbst am Frohnleichnamstage (1419, 15. Jun.), für welchen doch König Wenzel, bei seiner Flucht vor ihnen, dem Magistrate der Neustadt [6]) das schärfste Verbot hinterlassen hatte; und rächten sich am Magistrate, der, dem Verbote gemäß, die ärgerliche Feierlichkeit hindern wollte, auf eine furchtbare Art. Es wurde das Rathhaus jener Stadt erstürmt, 13 Rathsherren mit dem Stadtrichter zum Fenster hinabgestürzt, und da mit Piken aufgefangen und jämmerlich ermordet (1419, 30. Jul.). Diese freche That, die im Jahre vorher (1418, 18. Jul.) auch zu Breslau an sieben Magistratsräthen verübt wurde, beschloß der entrüstete König mit der Ausrottung aller Hussiten zu bestrafen, und so war der blutige Würfel geworfen, und der bald darauf erfolgte Tod des Königs (1419, 16. Aug.) entschied noch mehr für diesen Wurf. Es sollte ihm in der Regierung Böhmens sein Bruder, Kaiser Siegmund, zugleich König von Ungern, folgen; aber gegen diesen trugen die Hussiten, wegen des doppelten Scheiterhaufens zu Kostnitz, den er hätte verhindern können, glühenden Haß im Herzen, und eher wollten sie untergehen, als einem solchen meineidigen Könige

2) Schröckh S. 689—695. Man muß jedoch nicht verges- daß öfters auch den spätern böhmischen Brüdern der der Picarden beigelegt wird. 3) S. dieselben bei *Coch-*, L. IV. p. 165—168. 4) Gleichfalls bei *Cochlaeus* zu ı, ib. p. 155—158. 5) Adsertio Communionis sub utra- specie Universitatis Pragensis, in Hist. et Monum. Joh. , atque Hieron. Prag. T. II. p. 539 der Ausg. v. J. 1715.

6) Prag, von der Moldau von Süden gegen Norden durchströmt, wird in vier Viertel eingetheilt: in die Altstadt, nördlich am rechten Moldauufer, die Neustadt, südlich an demselben Ufer, die Kleinseite, der Altstadt gegenüber und mit derselben durch die Moldaubrücke verbunden, am linken Moldauufer, und den Hradschin, oder Schloßberg, weiter aufwärts von der Kleinseite, und gleichfalls am linken Moldauufer. In dem letzten Stadttheile liegt die königliche Burg, und im äußersten Süden der Stadt, hart am rechten Moldauufer, und wol noch innerhalb der Mauern derselben, aber nicht mehr zu ihr gehörig, der Wischehrad, eine Bergstadt, mit einer Feste gleiches Namens, die einst die Residenz der alten böhmischen Herzoge war, und mit der königlichen Burg nicht zu verwechseln ist.

gehorchen. Noch war daher Wenzel nicht begraben, als sie schon anfingen, vandalisch mit den Kirchen und Klöstern Prags zu verfahren; im September wählten sie sich Ziska zu ihrem förmlichen Heerführer; bis zum Martinitage (11. Nov.) war die ganze Stadt in ihren Händen, und wenn sie nun gleichwol einen Waffenstillstand mit der verwitweten Königin Sophie, einer bairischen Prinzessin, auf fünf Monate abschlossen, geschah es nicht nach Ziska's Wunsche, der sich deshalb auch mit seinen Taboriten von Prag entfernte, und die Gegenden von Pilsen, Kuttenberg und Außig verheerte. Siegmund ergriff gegen so kühne Schritte die zweckwidrigsten Maßregeln, und förderte dadurch dieselben nur noch mehr. Auf dem böhmischen Landtage, den er nicht zu Prag, sondern zu Brünn in den letzten Tagen des nämlichen Jahres (1419, 27. Dec.) versammelte, und auf welchem ihn die Prager als König anerkannten, drohte und befahl er blos, zog bald darauf nach Breslau, und verwendete da drei volle Monate zu nichts weiter, als zu neuer Erbitterung der Gemüther. Hier nahm er den neuen päpstlichen Legaten, Ferdinand, Bischof von Lucca, auf, der mit der Kreuzbulle gegen die Hussiten gekommen war; hier ließ er 23 Bürger, die das Rathhaus vor zwei Jahren stürmten, enthaupten (1420, 6. März), der Execution selbst vom Fenster herab zusehend; hier ertheilte er der Stadt Breslau eine lobpreisende Urkunde, in der er sie, zum Hohne von Prag, für das Haupt aller seiner Städte erklärte (14. März); hier ließ er den ersten Rathsherrn der prager Neustadt, Johann Krasa, der sich eben Geschäfte halber in Breslau aufhielt, zur Stadt hinausschleifen und verbrennen; hier ließ er am nächsten Sonntage darauf (17. März) zum ersten Male das Kreuz wider die böhmische Secte predigen. Von diesem Allen brachten die Abgeordneten der prager Hussiten, die dem Könige von Brünn nach Breslau gefolgt waren, treue Botschaft nach Hause. Und nun säumte der fanatische Priester, vormaliger Prämonstratensermönch, Johann Jessenitz, nicht, darzuthun, daß Siegmund der rothe Drache der Apokalypse sei, dem man sich aus allen Kräften widersetzen müsse; nun sagte sich die ganze Partei von diesem Könige los, verband sich aufs Festeste zur äußersten Vertheidigung des unverstümmelten Abendmahlsgenusses (1420, 3. April), und foderte durch Sendbriefe alle Gegenden des Landes zur Befolgung ihres Beispiels auf. Ein Gleiches geschah auch von Ziska in Pilsen mit seinen Taboriten, und um dieselbe Zeit erschien noch ein neuer hussitischer Schwarm, die Horebiten, vom Berge Trzebechowitz, zwischen Lendetz und dem Schlosse Lipnicze, den sie Horeb nannten, so genannt unter Anführung eines Hinko Krussina, Herrn auf Lichtenburg, der mit ihnen nach Prag zog (1420, 2. Mai), und da gemeinsam zum obersten Befehlshaber ernannt wurde. So war der Aufstand gegen Siegmund eingeleitet. Mochte er jetzt immer mit einem Heere von 80,000 Mann, das er in Ungern, Mähren und Schlesien gesammelt hatte, gegen Prag gezogen kommen; mochte jetzt auch ein fast ebenso starkes Heer der teutschen Fürsten dieser Stadt sich nähern, es war zu spät. Wol graute anfangs den

Pragern vor dieser ungeheuern Masse, und sie boten U
terwerfung an. Aber durch die trotzigen Bedingnisse
Königs aufs Neue entrüstet, boten sie, in Verbindu
mit Ziska, ihre Gesammtkraft auf, und erkämpften
entschiedensten Sieg zuletzt durch dieses furchtbaren M
nes Gewandtheit bei Prag, auf dem wittower Be
(1420, 14. Jul.), der deshalb noch bis diesen Tag
Ziskaberg genannt wird.

Mit diesem Siege beginnt ein neuer Abschnitt
der Geschichte, wie in dem Kriege der Hussiten. Sch
gab es unter ihnen drei Parteien, die Taboriten,
Prager und die Horebiten; aber sie befehdeten einan
noch nicht. Jetzt hingegen reizte sie der Dämon
Zwietracht auch zur gegenseitigen Bekämpfung. D
Rache schnaubenden Ziska sagte die Milde der Prag
nicht zu. Es war nicht nach seinem Willen, daß sie
Waffenstillstand mit der Königin schlossen, noch daß
auf dem brünner Landtage Siegmund für ihren Kö
anerkannten, noch, daß sie ihm sich bei seiner Ank
gegen Prag unterwerfen wollten. Doch ließ er es
ruhig hingehen. Aber als sie mit ihm, selbst nach
großen Sieg auf dem wittower Berge, gegen Aner
nung der obengedachten vier Artikel, die sie bei d
Gelegenheit zu Papier brachten [7]), unterhandeln wol
und er sich während dieser Unterhandlung zu Prag
nen ließ (1420, 28. Jul.), wußte er sich nicht meh
mäßigen. Er ließ 12 Zuchtartikel entwerfen, wie si
einseitigste Mönchsschwärmerei nicht strenger hätte
nen können [8]), machte ihre Annahme zur Bedingung
nes weitern Verkehrs mit den Calixtinern, und als
dieselbe verweigerten, trennten sich beide Parteien
immer von einander, sich feindselig bekämpfend, wo
sich fanden, und nur da noch, wo sie einzeln nichts
gen den gemeinsamen Feind vermochten, gemeinsame S
gegen ihn machend. An diesem dreifach geflochtenen
den läuft ihre Geschichte in den nächsten 14 Jahren
während welcher der Krieg dauerte, und die Tabor
die Oberhand über die Calixtiner behaupteten. Der
stern erstes Werk war jetzt die Absetzung des Magist
der Alt- und Neustadt Prags, und die Bestellung ei
neuen, der ihre 12 Artikel genehmigen mußte (14
18. Aug.). Hierauf theilten sie sich in drei Hau
Der eine, unter Ziska, zerstörte erst noch die übr
Klöster Prags, und zog dann zu gleichem Zweck in
Umgegend herum; der zweite ging auf Mord und B
in die Lausitz; der dritte, unter Nikolaus Hussinecz,
vereinigt mit den Horebiten, belagerte, eroberte (1
1. Nov.) und zerstörte Wischehrad, wobei Kaiser S
mund, der sich nach seiner Krönung nach Kuttenberg
rückgezogen hatte, und jetzt von da den Belagerte
Hilfe eilte, nur mit Mühe dem Tode oder der G
genschaft entrann, und sich wieder nach Kuttenberg
gab, von wo er im folgenden Jahre durch Ziska

---

7) S. dieselben ausführlich bei Byzyn S. 176—181
Schröckh S. 631—684. 8) Man findet sie nebst einem
dern Glaubensbekenntnisse der Taboriten gleichfalls bei By
S. 183 fg. und S. 191 fg.

denen Zügen hin und her bis Mähren zurückge- wurde. Mittlerweile blieben auch die Calixtiner, lnführung ihres Priesters, Johannes Jessenitz, nicht Sie eroberten, nebst mehren andern Städten sten Plätzen, auch das prager Schloß (1421, 7. wurden allmälig die Herren der ganzen Stadt, hrieben einen Landtag nach Czaslau aus (1421, Es erschienen darauf viele Landherren Böhmens Mährens; es beschickte ihn selbst König Siegmund, der entzweite Ziska. Aber die Vereinigung der nten, mit welcher man sich schmeichelte, kam nicht ande, und da der König nicht gewährte, was man m verlangte [9]), ward er des böhmischen Thrones ig erklärt, und dieser dem lithauischen Fürsten Sieg- Korybut durch eine abgeordnete Gesandtschaft an- t. Mit letzterer Verfügung waren wieder die Ta- , die nichts von einem Könige wissen wollten, ieben, und sie würden vielleicht sogleich die Calix- eshalb befehdet haben, wenn nicht beide eine ge- me Gefahr bedroht, und also die Klugheit zur cht genöthigt hätte. Es war die teutsche Reichs- in Böhmen eingedrungen, vor Saatz sich lagernd , Aug.) und Siegmund mit einem ungrischen Heer end. Er kam wol jetzt nicht, sondern statt seiner und da hob jene Macht die Belagerung bald auf). Aber nach zwei Monaten rückte er wirklich mit Heere von 60,000 Mann gegen Prag. Da war- h die Calixtiner in Ziska's Arme, der unterdessen einen Pfeilschuß vor dem Schlosse Raby auch sein Auge eingebüßt hatte, und empfingen den blin- riegshelden jubelnd in Prag. Muthvoll ging er önig entgegen, verschanzte sich bei Kuttenberg hin- e undurchdringliche Wagenburg, schien da verloren , entkam jedoch ohne Verlust auch eines einzigen es glücklich nach Collin (1421, 23. Dec.). Sieg- nahm seinen Rückzug nach Mähren, Ziska folgte uf dem Fuße, erreichte ihn bei Teutschbrod und ihm da die schrecklichste Niederlage bei (1422, 8.

Hierauf begab sich jener erst nach Iglau, und nach Wien, um da die Vermählung seiner vier- rigen Tochter, Elisabeth, mit Herzog Albert von ich zu feiern (1422, 26. April), und Ziska er- le nöthige Muße, seinen Muth an den Calixtinern len, wozu ihm diese eine neue Veranlassung ga- Ihr Korybut traf in Mähren ein und wurde von zum obersten Verweser des Reichs ausgerufen. Am age nach Christi Himmelfahrt (1422, 25. Mai) t seinen Einzug in Prag, und benahm sich so, daß Ziska sich bald für ihn erklärte. Nur zum Könige sie ihn nicht machen. Und da sie dieses doch , und es auch gewißlich durchgesetzt hätten, Korybut nicht, von den Baronen und Herren gänz- rlassen, auch Böhmen verlassen hätte; fiel er über , und schlug sie überall, wo er sie fand. Noch mpörte ihn Korybuts Undank selbst. Am Peter- und Paulstage des folgenden Jahres (1423, 29. Jun.) hielt dieser aufs Neue seinen Einzug in Prag, und wurde am nächsten Sonntage darauf (4. Jul.) von der Ge- sammtheit der Stadt zu ihrem erwählten und gnädigen Herrn ausgerufen. Nun erklärte er sich gegen Ziska, und dies empörte den blinden Helden so gewaltig, daß er den Untergang der Stadt und ihrer sämmtlichen Bewoh- ner mit einem Eidschwure beschloß. Schon rüstete er sich zur Ausführung dieses schrecklichen Vorhabens; schon stand er vor Prag. Da brachte ihn erst der Aufstand in seinem eigenen Heer und dann das Flehen der Prager auf andere Gesinnungen. Er bewilligte diesen den Frie- den (1424, 14. Sept.) und wenige Tage darauf war er eine Leiche (1424, 18. Oct.), da ihn eben König Sieg- mund unter sehr lockenden Bedingungen für sich selbst gewinnen, er aber, dieses Anerbieten ausschlagend, sich gegen Mähren rüsten wollte, wo die Seinen zum ersten Male das Kriegsglück verlassen hatte.

Ziska's Tod änderte wenig in dem bisherigen Gange der Dinge. Es trennten sich wol die Taboriten selbst in zwei Parteien, in die Waisen und in die eigentlichen Taboriten, von welchen jene, meinend, es könne der Platz des großen Führers nicht würdig mehr besetzt werden, führerlose Waisen verbleiben wollten, und nur einige Hauptleute duldeten, unter welchen jedoch Prokop der Kleine, oder Prokupeck, bald das Übergewicht erlangte; diese aber sich Prokop den Großen, oder Prokop Holy, das heißt der Geschorene genannt, zum Lenker wählten. Es sonderten sich auch von beiden die Horebiten ab, die mit ihnen seit der Eroberung Wischehrads vereinigt wa- ren, und gehorchten wieder ihrem Hinko Krussina, Herrn von Lichtenburg. Es bestanden demnach jetzt mit den Calixtinern, unter Siegmund von Korybut, vier hussi- tische Parteien. Aber die drei erstern blieben darin noch unter einander einig, daß sie die Milde der letztern ver- achteten, und Alle verband jetzt noch mehr als vorher und fast fortwährend die gemeinsame Gefahr, sodaß jenen wenig Gelegenheit ward, diesen die noch immer behaup- tete Obermacht feindlich fühlen zu lassen. Sogleich im nächsten Jahre (1425) sandte Papst Martin V. einen neuen Legaten, den Cardinal Beanda, das Kreuz wider die Schwärmer zu predigen. Dies vereinigte die drei er- sten Parteien, und machte sie stark genug, im nächsten Jahre über 20,000 Sachsen bei Außig (1426, 16. Jun.) und im folgenden über ein noch stärkeres Reichsheer bei Mieß im pilsener Kreise (1427, 18. Jul.) zu siegen. Noch vor dem letzten Siege hatte Korybut das Ver- trauen der Calixtiner verloren, und als er jetzt der Reichs- verwaltung gänzlich entsagen (1427, 9. Sept.) und Böh- men für immer verlassen mußte, handelten auch sie ge- meinsam mit den übrigen Parteien. Wol pflogen sie noch im Julius des nächsten Jahres (1428), nur in Gesell- schaft der Waisen allein, vergebliche Unterhandlungen mit Siegmunds Abgeordneten zu Kuttenberg, und ebenso wollte auch gleich darauf der Anführer der Taboriten für sich und seine Partei allein einen einseitigen Frieden mit ihm zu Presburg schließen; allein schon zu Anfange des nächsten Jahres (1429, 6. Febr.) berief man einen

Es bestand in 14 Punkten, die man bei Byzyn S. 175

gemeinsamen Landtag nach Prag, berathschlagte sich da, inwiefern es zuträglich wäre, Siegmund als König zu erkennen, und schickte die Foderungen beider Hauptparteien, durch Mainhard von Neuhaus, nach Presburg, der sie da am Osterfeste (1429, 27. März) dem Könige vortrug. Sie wurden abgeschlagen und auch die weitern Unterhandlungen gediehen nicht. So begannen wieder die verheerenden Züge der hussitischen Unholde. Am Neujahrstage des folgenden Jahres (1430) versammelten sich mehr als 70,000 Mann von allen vier Parteien, und bestimmten die Länder, welchen jetzt jene Züge gelten sollten. Sie brachen in drei großen Heeren auf, das eine nach Sachsen und Brandenburg, das andere nach Franken und Niederbaiern, das dritte nach Schlesien, Mähren, Ungern und Österreich, und verhängten überall Mord, Brand und Zerstörung, vorzüglich in jener Gegend Ungerns, welche zwischen der March und Waag liegt [10]). Das unaussprechliche Elend, welches sie allenthalben verbreiteten, trieb endlich zu einer wirksamen Hilfe. Als Siegmund dieselbe vergeblich von den teutschen Fürsten auf drei Reichstagen verlangte, zu Presburg (1429, 5. Dec.), zu Nürnberg (1430, 19. März) und wieder daselbst (1430, Sept.), ward er mit dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich, ehemaligem Burggrafen von Nürnberg, der Meinung, daß nur eine Generalsynode der ungeheuern Sectenwuth ein Ende machen könnte. So schrieb denn Papst Martin V. das Concilium nach Basel auf den 3. März des Jahres 1431 aus. Zugleich sandte er auch seinen Legaten, Julianus Cesarini, mit einer Kreuzbulle wider die Böhmen nach Teutschland, und foderte die Fürsten desselben zur Rüstung gegen die Ketzer auf das Nachdrücklichste auf. Dies wirkte. Es kam im Julius des nämlichen Jahres (1431) ein teutsches Heer von 80,000 Mann Fußvolk und 40,000 Mann Reiterei zusammen, und es erhielt darüber den Oberbefehl der ebengedachte Kurfürst von Brandenburg. Aber auch diese ungeheure Masse richtete nichts gegen die Schwärmer aus. Schon bei ihrem ersten Anblicke floh ein großer Theil; später entwich wieder ein Theil, und der Rest der teutschen Männer fand seinen Untergang bei Thauß im pilsener Kreise (1431, 14. Aug.), wobei 11,000 erschlagen wurden.

Nun setzte man alle Hoffnung auf die Synode zu Basel, die mittlerweile ihren Anfang genommen hatte (1431, Jul.). Aber noch ehe sie eigentlich begann, verwahrten sich dagegen die Hussiten durch ein Ausschreiben an alle rechtgläubige Könige, Fürsten, Edelleute und Städte [11]). Noch weniger achteten sie auf die Einladung Siegmunds zu derselben (1431, 27. Aug.) [12]). Wol etwas mehr Eindruck machte auf sie der doppelte Ruf der Synode selbst (1431, 15. 17. Oct.) [13]). Jedoch nur dann, als dieselbe besondere Abgeordnete zu ihnen sandte, zeigten sie sich geneigter, und berathschlagten sich mit [...] zu Eger (1432, April), und erst dann, als die S[...] einen vollgültigen Geleits- und Sicherheitsbrief [...] stellte (1432, Oct.) [14]), wurde es endlich beschlossen, [...] selbe zu beschicken. Es zogen 300 Abgeordnete nach [Ba]sel. Von jeder Partei befand sich auch ein Priester [...] von den Calixtinern Johann Rockizana [15]), von den [Ta]boriten Wenzeslaw, von den Waisen Ulrich, und [...] den Horebiten Peter Payne. Außerdem waren bei [...] die Herren Prokop der Große und Wilhelm Kostk[a]. [Am] Dreikönigstage des folgenden Jahres (1433, 6. [...] trafen sie in Basel ein; drei Tage darauf erschiene[n sie] vor der Versammlung und legten derselben ihre schon [...] dachten vier Artikel vor. Es wurde darüber in einer [...] sondern Unterredung 16 Wochen hindurch (16. Jan. [...] 6. Mai) berathschlagt [16]), ohne daß man sich hätte v[erei]nigen können, und die Hussiten sich zur Rückreise [...] schickten. Da beschloß das Concilium, die Heimke[hren]den durch den Bischof von Coutance, Philibert von [...] zay, und neun Theologen begleiten zu lassen, um [mit] ihnen zu Prag über diese Angelegenheiten weiter zu [ver]handeln, welches sich jene gefallen ließen. Auf dem [böh]mischen Boden verstanden sich endlich die Calixtiner, [...] die kluge Behandlung des Bischofs dahin vermoch[t ...] einiger Milderung der vier Artikel, und schickten die[se] in solcher Gestalt dem Concilium mit einem Vereinig[ungs]entwurfe zu. Dieses beschränkte jene Artikel, aber [...] in der Versammlung der vier Deputationen, noch i[n öf]fentlicher Sitzung, mithin ohne Synodalgültigkeit, [...] weiter dahin, daß die Todsünden nach den göttlichen [...] kirchlichen Gesetzen wol möglichst bestraft werden [...] aber nur von denen, die es angeht, und also nicht [von] Privatpersonen, sondern von der rechtmäßigen Obrig[keit]; daß das göttliche Wort allerdings frei gepredigt w[erden] soll, aber nur von solchen Priestern, welche dazu [von] ihren geistlichen Obern die Vollmacht erhielten, und [un]beschadet des höchsten Ansehens des Papstes; daß [die] Kirchengüter von dem Klerus zwar genossen und [ver]waltet, aber nicht als Eigenthum besessen und beha[ndelt] werden dürften, und von wem dies geschähe, dieser [sich] eines Kirchenraubes schuldig machen würde; daß endlich [der] Genuß des Abendmahls wol unter beiderlei Gestalt [be]willigt sei, jedoch immer mit der ausdrücklichen B[eleh]rung, daß Christus unter jeder Gestalt ganz empfa[ngen] werde. In solcher Gestalt wurden die Artikel von [den] Calixtinern unter dem Namen der Compactaten [...]

10) *Katona*, Hist. crit. Reg. Hung. T. XII. p. 548—553. 11) S. dasselbe bei Theobald 1. Th. S. 376—381. 12) Siegmunds Schreiben und der Hussiten Antwort darauf findet man gleichfalls bei Theobald a. a. O. S. 395—397. 13) Das Einladungsschreiben der Synode, welches dem Cardinal Julian Cäsarini, der den Vorsitz auf derselben hatte, beigelegt wird, und über welches bekanntlich sich die Synode beinahe aufgelöst [...] liefert Raynald beim J. 1431, Nr. 24. S. 91.

14) Theobald 1. Th. S. 402—404. *Phil. Labbei* [Con]cill. Coll. T. XII. p. 482. *Lenfant* I. p. 337. 15) [...] den von dem obigen Johannes Jessenitz; ein wichtiger Mann [...] wol einen eigenen Artikel verdient. S. über ihn: *Jo. Dav. [Köh]leri* Diss. de Johanne Rockyczano, famoso Calixtino[rum in] Bohemia Pontifice (Altd. 1718. 4.). 16) Schröckh [...] 704—709) Auszüge aus den Vorträgen der böhmischen [...] welche sich in *Phil. Labbei* Concill. Coll. T. XII. finden, [...] die vollständigen Reden der vier baseler Theologen in *Petri* [...] *sii* Lect. antiquae T. IV. p. 467—746 und Basnage.

mmen, und vorläufig unterzeichnet (1433, 30. Nov.) [17]). geschah ersteres auf dem allgemeinen Landtage, der öllig̈en Vollziehung des Vertrages auf den Dins- or Dreikönige des folgenden Jahres (1434, 5. Jan.) Prag ausgeschrieben wurde. Allein die Taboriten Waisen verweigerten standhaft die Annahme der Com- ten; es kam zwischen beiden Parteien zu blutigen n, und endlich einige Meilen von Prag bei Hrzib Böhmischbrod, unter Anführung des neuerwählten halters, Alexander von Riesenberg, und des schon hten Mainhard von Neuhaus, zu einer mörderischen cht (1434, 30. Mai), in welcher die beiden Pro- blieben, und die Calixtiner den entschiedensten Sieg die Taboriten erhielten.

Mit dieser Schlacht endete der blutige Hussitenkrieg, mehr als 100,000 Menschen das Leben kostete, nahe 00 katholische Kirchen und Klöster einäscherte oder ich zerstörte, einen großen Theil von Böhmen und en und den angrenzenden Ländern in eine Einöde andelte. Es hörte mit demselben auch alle offene zwischen den Calixtinern und Taboriten auf. Da- egannen jetzt wieder die Reibungen zwischen den tinern und Katholiken, und hörten nicht eher auf, is zum Tage auf dem weißen Berge (1620, 8. Nov.), elchem auch für jene die Vertilgungsstunde schlug. dahin aber wußten sie muthvoll das ihnen zuerkannte zu behaupten. Obgleich Siegmund ihnen Anfangs alle Foderungen gewährte, erst zu Brünn (1435, 6. Jul.), uf sie ihn für ihren König anerkannten (1435, 21. , dann zu Iglau auf eine noch feierlichere Art , 22. Jul.), wo er selbst die Wahl des Johannes zana zum Erzbischofe von Prag bestätigte, so be- er sich doch, schon gleich nach seinem Einzug in Stadt (1436, 23. Aug.), auf eine solche Art, als gar nichts zu Brünn und Iglau versprochen hätte. bald darauf erfolgter Tod verhinderte ihn an wei- Wortbrüchigkeit (1437, 9. Dec.), und die Regie- seines Eidams, des ihm gleichfalls abgeneigten Her- Albrecht von Österreich, währte auch zu kurze Zeit, aß sie ihnen drückend hätte werden können. Nach Tode (1439, 27. Oct.) aber wurden zwei Guber- m oder Reichsverweser, Mainhard von Neuhaus der katholischen Partei, und Heinrich von Placzeck er calixtinischen Seite gewählt, und der Letzte war ächtigere. Er suchte daher seine Partei empor zu n und zu befestigen, und ließ durch Rokyzana, der wieder sein Erzbisthum, aus welchem ihn Siegmunds ungen verjagten, behaupten durfte, auf der Synode uttenberg (1441) ein Glaubensbekenntniß, bestehend 24 Artikeln, verfassen [18]). Zugleich war es seine Absicht, die Taboriten zu versöhnen und für seine Partei zu gewinnen. Doch diese waren mit den Artikeln nicht zufrieden. Er veranstaltete deshalb zwei Jahre später (1443) eine neue Zusammenkunft daselbst zwischen bei- den Parteien. Doch auch jetzt vergeblich. Es erschie- nen hier die Taboriten gleichfalls mit einem Glaubens- bekenntnisse von 15 Artikeln [19]), das mit dem Calixtini- schen durchaus nicht zu vereinen war. Den letzten Ver- einigungsversuch machte er auf dem Landtage zu Prag, im nächsten Jahre (1444), und da auch dieser fehlschlug, gab er sich deshalb keine weitere Mühe, und es verhallte von dieser Zeit an der Name der Taboriten immer mehr und mehr, bis er im J. 1487, da sich die edlern unter ihnen zur ehrwürdigen Brüderunität (s. Böhmische Brüder) bildete, gänzlich verlosch. Desto eifriger wachte er über die Anschläge der Katholiken. Es erschien im J. 1444 der Cardinallegat Carvajal zu Prag, und ver- suchte die zwei streitenden Parteien der römischen Kirche einzuverleiben. Es war vergeblich. Im J. 1447 wie- derholte er den Versuch. Abermals vergeblich. Mittler- weile starb der Gubernator Placzeck (1444); es wurde von den Calixtinern an seine Stelle Georg von Podie- brad zum oberstell Hauptmann aller Kreise gewählt; und da hatten sie wieder Schutz und Schirm, von welchem sie bald Gebrauch zu machen wußten. Es entging ihnen nicht, daß sie der Gubernator Neuhaus der päpstlichen Herrschaft gänzlich unterwerfen wollte. Sie bemächtigten sich daher im J. 1448 der Hauptstadt Prag, in deren Besitz er war, nahmen ihn gefangen, hinderten ihn so an der Ausführung des Beschlossenen, und bald darauf befreite sie sein Tod noch sicherer davon. Jetzt war Po- diebrad der gebietende Herr von ganz Böhmen; er wurde es noch mehr, als er im J. 1450 die Gubernatorswürde erhielt, und wer hätte da den Calixtinern schaden kön- nen, und wie mußten nicht auch die Versuche, welche im folgenden Jahre (1451) Äneas Sylvius sowol, wie der berühmte Johann von Capistrano, machten, sie für die rö- mische Kirche zu gewinnen, ohne Erfolg verbleiben. Im J. 1453 trat wol Ladislaus, Alberts nachgeborener Sohn, die Regierung selbst an, und es stiegen freilich finstere Wolken am Himmel ihres Glückes auf. Aber schon nach vier Jahren (1457, 22. Nov.) wurde auch er zu seinen Vätern versammelt; es folgte ihm auf dem Königsthrone von Böhmen Podiebrad (1458, März); dieser behauptete denselben bis zum J. 1471, wo er starb, und alle Ver- suche, selbst der doppelte Bannfluch des Papstes, waren unvermögend, ihn dem Calixtinismus untreu zu machen. Es war also noch weniger an eine Unterdrückung der Calix- tiner zu denken! So dauerte ihr Geschick unter wechseln- den Versuchen auch unter seinem Nachfolger, Wladislaw, dem nachmaligen Könige von Ungern und Sohne Casi- mirs, Königs von Polen (1471—1516), bis zu den Zeiten Luthers fort. Mochte auch von dem zu Kutten-

7) Compactata Pragensia, in *Leibnitzii* Cod. Jur. Gent. at. Mantissa. P. II. p. 138—153. 18) Theobald . S. 127 fg. *Lenfant* T. II. p. 119 sq. Es wurden in Artikeln, dem Dogma der katholischen Kirche gemäß, die Sacramente, die Brodverwandlung, die Messe und das Her- gen der geweihten Hostie in Procession, angenommen; aber hend von demselben, die Verkündigung des göttlichen Worts mischer Sprache, der Genuß des Abendmahls in beiderlei Gestalt, selbst für Kinder, und die Priesterehe als unverboten ge- lehrt und erklärt.

19) Theobald 2. Th. S. 178 fg. *Lenfant* T. II. p. 132 sq. Schröckh S. 718—720.

berg im J. 1485 auf 31 Jahre zwischen ihnen und den Katholiken abgeschlossenen Vertrage wenig in Erfüllung gehen; sie behaupteten sich doch bei ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit. Dies war selbst zu den Zeiten Luthers der Fall, und ob sie sich schon beifällig in Hinsicht seines Werks erklärten, und gegen die schmalkaldischen Bundesgenossen gleichfalls nicht kämpfen wollten (1546—1555), traf sie doch nicht so Bitteres, als die böhmischen Brüder. Späterhin nöthigten auch sie Rudolf II. zur Ausfertigung des Majestätsbriefes (1609, 9. Jul.); auch sie waren bei jenen Auftritten, die das Signal zum dreißigjährigen Kriege gaben (1618); und so führte dann auch für sie die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag (1620, 8. Nov.) den Untergang herbei. Von da an verloren sich ihre Reste unter den böhmischen Brüdern, und erlangten mit diesen unter Joseph II., als augsb. oder helvetische Confessionsverwandten, die Freiheit ihrer Religionsübung. Wie sehr sie aber zusammengeschmolzen sein mußten, erhellt daraus, daß noch jetzt diese alle zusammengenommen nicht mehr als 58,000 Seelen ausmachen, in einem Lande, das nahe an viertehalb Millionen zählt. (*Gottl. Gamauf.*)

Husnos sebl und Husnot tewessül, s. **Briefstellerkunst der Orientalen.**

HUSSON (Martin), geboren zu Paris, und Parlamentsadvocat daselbst, dann Baillif zu Montmirail en Brie, ging im J. 1653 als französischer Consul nach Tunis, wo er vier Jahre diese Stelle bekleidete. Er starb 1685 zu Montmirail. Er hat ein Werk über den Advocatenstand in vier Büchern herausgegeben. (*Spangenberg.*)

HÜSTELN (Tussicula), nennt man wol jene Art des Hustens, der mit einer einzigen schwachen Explosion beendigt, außerdem nur mit einer geringen Reizung verbunden ist, und keinen Auswurf eines materiellen Stoffes zur Begleitung hat. (S. **Husten.**) (*Fr. Wilh. Theile.*)

HUSTEN (Tussis), ist eine besondere Modification des Respirationsprocesses, wobei der Inspirationsact plötzlich unterbrochen wird und einer raschen Exspiration Platz macht. Irriger Weise geben selbst noch neuere Physiologen (Rudolphi, Berthold) an, dem Husten gehe ein stärkeres Einathmen vorher, obwol schon Bartels[1]) diese Ansicht für irrig erklärte, und sich dabei bereits auf Autenrieth berufen konnte. Das tiefe Inspiriren gehört nicht wesentlich zum Husten, und man scheint nur durch den beim Examen Brustkranker gewöhnlichen Versuch, tief einathmen zu lassen, um Husten zu erregen, auf diese Ansicht gekommen zu sein. Freilich muß dem Husten ein Inspiriren vorausgehen, insofern die bis zum größtmöglichen Grade contrahirten Lungen keine Luft mehr würden ausstoßen können; doch ist dies in den gewöhnlichen Fällen nicht stärker, als beim regelmäßigen Respiriren. Auch kann sich Jedermann an sich selbst überzeugen, daß im gesunden Zustand in jedem Moment, ohne vorgängige stärkere Inspiration, Hustenbeweg hervorgerufen werden können. Grade hierdurch scheidet sich das Husten zum Theil von dem so na henden Niesen, da dem letztern stets ein sehr tief spiriren vorhergeht. Außerdem wird auch der meistens aus mehren solchen eigenthümlichen Exp nen zusammengesetzt, die vereinigt einen Hustenanf den, während beim Niesen zwischen zwei oder Explosionen ein längerer oder kürzerer Zeitraum ist, in welchem die Respirationsbewegungen nicht telbar für den nachfolgenden Nieseact zu wirken sc Der durchs Husten ausgetriebene Luftstrom tritt die geöffnete Mundhöhle heraus; doch kann die höhle auch willkürlich geschlossen werden, wie wir e beim aufmerksamen Zuhören einer Musik thun, um Hustengeräusch möglichst zu mindern, obwol auch i sem Falle die Luftsäule in die Mundhöhle getrieben Eine vermehrte Thätigkeit des Zwerchfelles, die ma und wieder[2]) als ein wesentliches Moment beim ansprícht, findet durchaus nicht Statt. Diese ver Thätigkeit könnte nur in Contraction des Muskels einer Vergrößerung der Brusthöhle, beruhen, die de Husten grade verengert wird.

Das Husten kommt als rein physiologischer gang im gesundesten Zustande vor; sehr häufig aber auch eine krankhafte Erscheinung. Es wird einen plötzlich eintretenden Krampf der Exspiration keln hervorgerufen, wobei also namentlich der N vagus betheiligt ist. Auch kann man nach Krimer Brachet, nach Durchschneidung des Nervus vag beiden Seiten eines Thieres, keinen Husten mehr heftige Reizung der innern Fläche der Luftröhre e Neben den Exspirationsmuskeln gerathen auch die muskeln in Contraction, die durch Verengerung der höhle die Exspiration mittelbar unterstützen; dahe Einstemmen der Hände zwischen Rippen und H das Aufstützen der Arme beim Husten, um den strom mit größerer Kraft auszutreiben. Die bloße venverbindung gibt keineswegs die Erklärung, w die Bauchmuskeln in dem nämlichen Moment in kra hafte Contraction gerathen; wir müssen einen physi gischen Consensus zweier Muskelgruppen, der Ex tions- und der Bauchmuskeln, annehmen. Dagegen sich die Zurückziehung des Gaumensegels gegen di tere Wand des Pharynx, die ohne Zweifel statt da die ausgestoßene Luftsäule und mit dieser die i Luftwegen etwa befindlichen reizenden Körper nicht Nasenhöhle, sondern in die Mundhöhle dringen, Nervenverbindung erklären, nämlich durch die Anas zwischen Nervus vagus und glossopharyngeus, nach dem Austritte dieser Nerven aus dem forame gulare.

Wie beim ruhigen Athmen die Stimmritze w

1) Die Respiration als vom Gehirn abhängige Bewegung und als chemischer Proceß, nebst ihren physiologischen und pathologischen Abweichungen (Breslau 1813). S. 223.

2) Pierer, Anatomisch-physiologisches Realwörterb Bd. S. 116. 3) Untersuchungen über die nächste Urs Hustens, mit Rücksicht auf die Lehren vom Athemholen u Croup (Leipzig 1819).

Exspiration immer kleiner ist, als bei der Inspira-, so ist sie auch beim krampfhaften Exspirationsacte Hustenanfalls verengert, und indem die in den Luft-en befindliche Luftmasse rasch durch die enge Öffnung ieben wird, entsteht der eigenthümliche Hustenton, m Klang zwischen jenem der Buchstaben H und K efähr in der Mitte steht. Daß die Contraction der skeln des Kehlkopfs, welche die Stimmritze veren-, stärker sein mag, als beim ruhigen Athmen, läßt nicht in Abrede stellen; keineswegs kann man aber, n vom physiologischen Hergange des Hustens im All-einen die Rede ist, mit Albers[4]) klonischen Krampf Kehlkopfsmuskeln als das Wesentliche, und das Ver-eiden als zweite entfernte Ursache des Hustens an-n. Auch kann man einer zweiten Behauptung von rs[5]) nicht beistimmen, daß ein aus mehren schnell einander folgenden Explosionen zusammengesetzter tenanfall aus einer einzigen Exspiration bestände, die ganz kurzen Intervallen durch Verschließung der mmritze unterbrochen würde. Vielmehr findet zwi-s zwei Explosionen immer eine kurze Inspiration, und nur ausnahmsweise, gewiß nicht als Regel, eine Verschließung der Stimmritze zwischen den ein-n Hustenexplosionen ein. Die Schnelligkeit, mit her die kurze Inspiration zwischen zwei Hustenexspi-onen erfolgen muß, bietet dieser Annahme kein Hin-iß. Denn wie schnell der Wechsel zwischen Inspi-n und Exspiration in einer längern Reihefolge mög-ist, beobachten wir bisweilen an Hunden, die in star-Sonnen- oder Ofenwärme ruhig ausgestreckt liegen; kann jeder mit gesunden Lungen begabte Mensch ich selbst willkürlich den Versuch anstellen.

Ursachen des Hustens.

Im Allgemeinen kann Alles Husten erregen, was Reiz auf die Respirationsorgane einwirkt. Dahin ren fremde Körper der verschiedensten Art, die beim en, Sprechen, Schlucken, Erbrechen in den Kehlkopf die Luftröhre gelangen, das Einathmen saurer, rei-er gasförmiger Substanzen, die Anhäufung einer ern oder geringern Menge von Schleim in den Luft-en, die auch im gesunden Zustande zum Husten nö-t, die Gegenwart von Eiter, von Blut in denselben. ier kann die geminderte Secretion in der Respira-schleimhaut bewirken, daß schon die bloße atmosphä-e Luft beim Einathmen zu reizend wirkt; daher das en zu Anfange des Lungenkatarrhs, bei Kehlkopfs-ündung u. s. w. Der Husten kann ferner von er-er Reizbarkeit der Respirationsnerven bedingt sein, von dieser Art ist häufig der nach Entzündungen Brustorgane zurückbleibende Husten. Der Husten ist als nur ein consensuelles Symptom von Krankhei-die außerhalb der Brusthöhle ihren Sitz haben; da-gehört der Husten bei Säufern, der Husten bei Wür-n, bei Leberleiden u. s. w. Bisweilen erscheint er rein sympathisch. So kannte Rudolphi[6]) einen Fall, wo er bei Entblößung des Kniees entstand.

Wirkungen des Hustens.

Man kann die Wirkungen in den Respirationsorganen selbst und jene im übrigen Körper unterscheiden. Die nächste Wirkung des Hustens in den Respirationsorganen selbst ist in der Mehrzahl der Fälle die Austreibung des reizenden Körpers aus den Luftwegen, z. B. der eingedrungenen fremden festen Körper und Flüssigkeiten, des Eiters, des Blutes, des Schleimes, der Entzündungsproducte, der schädlichen Gasarten. Bisweilen gelingt dies durch eine einzige Hustenexplosion; nicht selten sind aber auch mehre Explosionen nöthig, die vielleicht nicht einmal zum Ziele führen, und dies bezeichnet man als Hustenanfall. Die Luftsäule, welche aus den Lungen plötzlich nach Oben gestoßen wird, treibt den fremden Körper vor sich her, und dieser wird nicht selten mit ziemlicher Kraft ausgeworfen. Bisweilen geschieht dies leichter mit etwas voluminösen Körpern, als mit sehr kleinen, weil neben den letztern zum Durchgange der Luft hinlänglicher Raum übrig bleibt. Auch werden feste Körper mit mehr Kraft ausgetrieben, als flüssige und zähe, weil die letztern dem Kanale, durch den sie dringen, zu viele Berührungspunkte darbieten. Wiederholen sich die Hustenanfälle eine längere Zeit hindurch, so wird sehr gewöhnlich die Secretion der Respirationsschleimhaut vermehrt, und dadurch bisweilen der hustenerregende Reiz gemindert, z. B. wenn sich ein fremder Körper in der Luftröhre befindet, der jetzt eingehüllt wird. Treten langdauernde und häufige Hustenanfälle ein, so wird ferner der Lungenkreislauf bedeutend gestört, da bei den kurzen Inspirationen während der Hustenanfälle, die Luft kaum in die Lungenbläschen, sondern nur mehr in die Luftröhre und die Bronchen tritt; und noch mehr ist dies der Fall, wenn es zu einer vorübergehenden krampfhaften Verschließung der Stimmritze kommt. Zur Ausgleichung des unterbrochenen Athmungsprocesses tritt daher nach Beendigung des Hustenanfalls eine beschleunigte, keuchende Respiration ein.

Die Erscheinungen, welche im übrigen Körper durch ein heftiges Husten hervorgerufen werden können, lassen sich auf folgende Punkte zurückführen:

1) Die beschleunigte Respiration, welche, wie eben angegeben, die Hustenanfälle begleitet, führt auch eine beschleunigte Circulation herbei, durch welche das Blut in größerer Menge nach der Peripherie getrieben wird. Da nun gleichzeitig durch die starke Muskelcontraction und den gehemmten Lungenkreislauf der Rücktritt des venösen Blutes Hindernisse findet, so entsteht bedeutende Congestion des Blutes nach einzelnen Organen, namentlich nach dem Kopfe; daher beschleunigter, stoßweiser Puls, Röthung des Gesichts, Kopfschmerz, Schwindel rc. Zu dem Gehirnleiden trägt auch die heftige, mechanische Erschütterung des ganzen Körpers durch die starken Hustenanfälle bei.

---

4) Lehrbuch der Semiotik (Leipzig 1834). S. 511. 5) a. a. O. S. 510.

6) Grundriß der Physiologie. 2. Bd. 2. Abth. S. 354.

2) Die nämlichen Umstände veranlassen ferner bisweilen Rupturen von Gefäßen, besonders aneurysmatisch ausgedehnten, also Bluthusten, Nasenbluten, Apoplexia sanguinea 2c., oder das Bersten von Geschwülsten, z. B. der in den Lungen enthaltenen Vomicae, oder das Auseinanderreißen von Wundlefzen 2c.

3) Wegen der plötzlich eintretenden Verengerung der Bauchhöhle durch die stark contrahirten Bauchmuskeln erfolgt leicht ein Heraustreten von Unterleibsorganen in der Form eines Bruches oder eines Vorfalls. Man läßt deshalb auch Kranke husten, um zur Diagnose eines Bruches zu kommen.

4) Nicht selten wird das in starken Anfällen erscheinende Husten von Erbrechen begleitet. Dieses Erbrechen kann theils consensuell entstehen durch Vermittelung des Nervus vagus, der die Lungen und den Magen mit Nerven versieht, theils kann es auch durch die mechanische Reizung des Magens von den krampfhaft contrahirten Bauchmuskeln hervorgerufen werden.

5) Die Secretions- und Excretionsorgane gerathen theilweise in erhöhte Thätigkeit. Der Körper bedeckt sich mit Schweiß, Thränen und Speichel fließen ab, der Harn oder selbst der Koth werden bisweilen unwillkürlich entleert, das Blut Menstruirender, der Schleim bei Tripperkranken fließen während der Hustenanfälle reichlicher. Meistens mag diese Erscheinung vom vermehrten Andrange des Blutes zu den peripherischen Gefäßen herrühren.

6) Bei langandauernden Hustenanfällen entsteht wol ein Muskelschmerz um den untern Rand des Brustkastens herum.

7) Durch den beschwerlichen Husten wird der Kranke in hohem Grad abgemattet.

Verschiedenheit des Hustens.

In pathologischer Hinsicht unterscheidet man mehre Arten des Hustens: je nach den Theilen, von denen der Husten ausgeht; nach dem Tone desselben; nach dem mit dem Husten verbundenen Gefühle; nach der Beschaffenheit des Auswurfs; nach der Andauer des Hustens; nach seinem Eintritte zu bestimmten Zeiten.

1) Verschiedenheit des Hustens bei den verschiedenen Krankheiten. Man kann in dieser Beziehung so viele Hustenarten unterscheiden, als es Krankheiten verschiedener Organe und Organentheile gibt, die als Glieder des Respirationsapparates, oder consensuell, einen eigenthümlich gestalteten Husten hervorrufen. So ist der Husten, wenn er beim Leiden des Kehlkopfs, der Luftröhre, der Lungensubstanz, der Pleura auftritt, von einzelnen Symptomen begleitet, welche über die Natur desselben Aufschluß geben. Eigenthümlich gestaltet durch sein Erscheinen am Morgen und durch die stattfindende Steigerung bis zum Erbrechen, ist der Husten, welcher bei Säufern vorkommt. So kann man auch einen Leber- und Unterleibshusten, einen Rückenmarkshusten 2c. unterscheiden.

2) Verschiedenheit des Tones. Der Ton beim Husten ist von der Beschaffenheit der Luftwege bedingt. Beim Keuchhusten vergleicht man ihn wol mit dem schrei eines Esels, welches dadurch entsteht, daß nach Ausstoßen der Luftsäule durch die verengerte Stimm rasch Luft eingezogen wird. Der Hustenton ist pfeif oder ähnelt dem Geschrei eines jungen Hahnes, der Kehlkopf oder die Trachealhöhle, wie beim Cr verengert ist; er ist rauh im ersten Stadium eines tarrhs der Trachea und des Kehlkopfs, wenn noch Secretion eingetreten ist. Insbesondere bietet der des Hustens noch besondere Merkmale für das Ste skop dar. Im gesunden Zustande der Respiration gane gibt der Husten nur im Kehlkopf, in der Luftr und an der Lungenwurzel einen hohlen Ton, wie w ein Luftstrom durch einen weiten Kanal geht. Di Röhrenhusten (Tussis tubaria), wie man ihn nach Le nec nennt, wird bei einem hepatisirten Zustande der gen auch nach der Lungenperipherie zu vernehmlich; so bei Compression des Lungengewebes durch Ers in die Pleura und bei Erweiterung der Bronchen b det sich eine Aushöhlung in der Lunge, die mit Bronchen communicirt; so entsteht der Höhlenhusten (sis cavernosa) Laennecs. Man hört alsdann, wenn Stethoskop über der Höhlung aufgesetzt wird, den des Hustens ebenso, wie beim Aufsetzen desselben den Kehlkopf; die Resonanz des Tones ist aber ger ausgebreitet, und man kann so ziemlich über Umfang der Höhle urtheilen, in welche die resoni Luft beim Husten getrieben wird.

3) Verschiedenheit der begleitenden Empfin Ein Gefühl von Kitzeln geht dem Husten oftmals her, wenn dasselbe von einer Affection des Kehlkopfs rührt; schmerzhaft, stechend ist der Husten bei ent licher Affection der Lunge oder der Pleura; eine gung zum Erbrechen oder wirkliches Erbrechen begl den Magenhusten 2c.

4) Nach der Beschaffenheit des Auswurfs un scheidet man den trockenen Husten und den lösenden, feuchten Husten; der letztere ist wieder verschieden je der Qualität des Ausgeworfenen, welches wäßrig, sch mig, eiterartig, blutig 2c. sein kann. Der trockene Hus ist ein Zeichen von Nervenreizung, von Tuberkeln Hepatisation der Lungen, von Unterleibsaffectionen, consensuell Husten erregen 2c.; auch tritt er im e Stadium entzündlicher Affectionen der Respirationsor auf. Der feuchte Husten erscheint nach der Krisis Entzündungen der Respirationsorgane, bei geschwüri ödematösem, eiterndem Zustande dieser Organe 2c.

5) Nach der Andauer unterscheidet man den ku abgestoßenen Husten, wie er auch im gesunden Zust vorkommt, und den langandauernden, den man bei len Krankheiten der Respirationsorgane beobachtet.

6) Nach dem typischen Erscheinen ist der Hu aussetzend oder anhaltend. Auch erscheinen die Hu anfälle bei den verschiedenen Krankheiten nicht zu Zeiten des Tages gleich stark, so daß man für ein Fälle einen Morgen-, Nachmittag-, Abend- und N husten unterscheiden kann.

Behandlung des Hustens.

)er krankhafte Husten ist in der Mehrzahl der Fälle Symptom von Krankheiten, sodaß nicht der Hu: r sich, sondern die ganze Krankheit, deren Sym: :r ist, in die Behandlung fällt. Der Husten von r Reizbarkeit der Respirationsnerven, wie er z. B. ichkrankheit bei Entzündungen der Respirationsor: urückbleibt, kann aber als selbständige Krankheit ien werden. Kleine Gaben von Narcoticis, z. B. Hyoscyami oder Belladonnae, sind hier die geeig: Mittel. Der Husten, welcher durchs Einathmen :r Gasarten entsteht, verlangt die chemische Neu: ng durchs Einathmen einer andern Gasart. So an beim Einathmen von Chlorgas zur Neutrali: Schwefelwasserstoffgas athmen, und umgekehrt is bei schädlicher Einwirkung von Schwefelwasser: (*Fr. Wilh. Theile.*)

USTINAPOOR oder HUSTINAGARA, eine sten Städte Vorderindiens in der Provinz Delhi, ten Hauptstadt einer der mächtigsten Hindu:Dy: Von der Stadt, deren Geschichte in die Fabel t ist, und die einen großen Ruf in der indischen ogie hat, sind nur noch Ruinen vorhanden, un: en ein jetzt verlassener Tempel noch am besten er: ist. Sie lag an einem Arme des Ganges, der das Hauptbette dieses Flusses bildete, 50 engl. nordöstlich von Delhi zwischen 29° 7′ nördl. Br. ° 56′ östl. Länge. Die Stadt, ihrer ganzen son: lusdehnung nach, sowie deren Umgebungen, sind er großen Masse von Ameisenhaufen bedeckt, was wohner der umliegenden Gegenden zu dem bei erbreiteten Glauben veranlaßt haben mag, daß von den Termiten zerstört worden sei. (*J. C. Schmidt.*)

isting, Hustings, s. unter Ding.

USTOPETSCH, 1) s. Auspiz. 2) Ein im pre: kreise Mährens gelegenes, dem Frhn. von Baillou es, Gut, mit einem eigenen Wirthschafts: und nte, dessen Amtsort eine Meile von der Kreis: itfernt ist. Das Gut, zu welchem der gleichna: Markt und die Dörfer Milotitz und Wisoka gehö: gt größtentheils am linken Ufer der durch ihre nden Wasserergießungen berüchtigten Beczwa, welche if dem Gebiete dieses Gutes in manchen Jahren Schaden anrichtet. Die Bodenfläche des Gutes t eben oder sanft hügelig. Das für landwirth: be Zwecke verwendete Areal umfaßt an Äckern iederösterreich. Joche 542 □Kl., an Wiesen und 415 Joche 775 □Kl., an Huthweiden 67 Joche □Kl. und an Wäldern 289 Joche 860 □Kl., da: ib 1008 Joche 646 □Kl. dominical und 1597 474½ □Kl. rustical. An größern Hausthieren man auf dem Gute nach den Conscriptionslisten . 1825 151 Pferde, 10 Ochsen, 256 Kühe und hafe. Die Bevölkerung des gesammten Domi: belief sich in demselben Jahr auf 1238 Seelen, ar. 597 männl. und 641 weibl. Individuen. Der Boden der Herrschaft ist nach Verschiedenheit der Boden: lage und Mischungsverhältnisse sehr verschieden, im Gan: zen aber doch mäßig fruchtbar. Hauptproducte sind Ge: treide, Hanf und Vieh. Mehre Teiche liefern auch Fische, an denen aber die Beczwa arm ist. Die Einwohner bekennen sich, einige protestantische Familien abgerechnet, sämmtlich zur katholischen Kirche, und sprechen teutsch und slavisch. Das Gut enthält 55 Lehen, und liegt im ständ. Kataster mit 1687 Fl., 57 Kr., 1 Pf. obrigkeitl. Schätzung inne. Schon im J. 1264 gehörte es einem ritterlichen Geschlechte, welches zuerst davon, und dann auch von dem noch im J. 1530 inne gehabten Wistrżitz den Namen Wistrżiczky von Hustopetsch führte. Im 16. Jahrh. gelangte es an die Zierotine, später an die Pod: statzky. Im J. 1764 verkaufte die Gräfin Ludovica von Korżensky, eine geborene Gräfin von Podstatzky, das Gut Hustopetsch für 141,000 Fl. an die Familie Pa: gatsch von Baburg, und gegenwärtig ist sie im Besitze des Joseph Frhr. von Baillou. 3) Ein Markt des gleichnamigen Gutes, im prerauer Kreise Mährens, 2½ St. von Weißkirch und eine Meile und 400 Kl. von Altit: schein entfernt, an der von Ungrisch:Hradisch über Na: pagedl an die mährisch:schlesisch:galizische Commerzial:, Haupt: und Poststraße führenden Commerzial:Landstraße, unfern des rechten Ufers der verheerenden Beczwa gele: gen, mit einem herrschaftl. Schloß, einer kathol. Pfarre, Kirche und Schule, über welche dem Besitzer der Herr: schaft das Patronatsrecht zusteht, 123 Häuser und 1825 754 Einw., worunter 379 weibl. Geschl. sind, 73 Pfer: den, 10 Ochsen, 137 Kühen und 136 Schafen. Der Markt besitzt gegen 300 Joche mittelmäßigen Ackerlandes. Die Pfarre, welcher ein Priester vorsteht, gehört zum keltscher Dekanate des olmützer Erzbisthums, ihr Spren: gel erstreckt sich über die Orte: Hustopetsch, Wysoka, Milotitz, Poruba und Daube, und zählte im J. 1830 1651 kathol. Pfarrkinder. Hier befindet sich auch eine Mauth, an welcher Hustopetsch vermöge Hofdecrets vom 30. Aug. 1784 eine Deichselmauth von einem halben Kr. für jeden beladenen Wagen bezieht. Durch diesen Markt geht auch von Wallachisch:Meseritsch eine Verbindungs: straße nach Weißkirch. Zwischen diesem Markt und dem Dorfe Niemetitz sperrt die Beczwa bei jedem Hochgewit: ter und besonders im Frühjahr und Herbste die Passage oft durch mehre Tage. (*G. F. Schreiner.*)

Husudrus, s. unter Himalaya.

HUSUM, 1) Amt im dänischen Herzogthume Schles: wig zwischen den Ämtern Flensburg und Gottorp, und den Landschaften Stapelholm und Eiderstedt. Mit dem: selben sind das kleine Amt Schwabstedt, der District Si: monsberg, die nordstrandischen Inseln, einige Pachtstücke und ein Theil der vormaligen Unterthanen des schleswig: schen Domkapitels, unter andern das Dorf Hochviol, welches zu Viöl (in der Landschaft Bredstädt) einge: pfarrt ist, verbunden. Mit allem diesem Zubehör ist das Amt H. 8½ □Meilen groß und zählt 16,500 theils frie: sisch, theils Dänisch, theils Teutsch redende Einwohner in einer Stadt, 17 Kirchspielen mit 72 Dörfern und Weilern. Die Oberfläche des landfesten Theiles des

eigentlichen Amtes H. ist größtentheils eben; an der Küste der Westsee (der Nordsee oder des teutschen Meeres) erhebt sich indessen zwischen der hattstedter Marsch und der Stadt Husum ein hohes Ufer, das hier die Stelle der künstlichen Deiche vertritt. Auf diesen Hügeln, deren höchster der schöbuller Berg heißt, sieht man vier bis fünf Meilen weit in die See und landeinwärts bis Flensburg hin. Der Boden des Amtes besteht größtentheils aus Geest, und nur zum Theil aus sehr fruchtbarer Marsch. Hin und wieder findet man noch einige Gehölze, aber auch viele Heiden und Moore, wie z. B. die arlewatter Heide im Norden der Stadt Husum. Unter den Flüssen bemerke man die Arle oder Arlaue auf der Grenze gegen Bredstedt; die Treene auf der Grenze von Gottorf, die Mildaue, ehemals schiffbar, jetzt ein kleiner Bach, die husumsche Aue ꝛc. Der Mühlenbach oder Mühlenteich, ein ¼ Meile langer See, mit Abfluß in die Treene, ist merkwürdig, weil zur Zeit, als die Engländer im Mittelalter einen bedeutenden Handel mit Schleswig unterhielten, die Schiffahrt aus der Treene durch ihn bei den Dörfern Groß- und Kleinrhede vorbei, ja selbst durch den Kuhgraben in das selker oder haddebyer Noer der Schlei getrieben wurde, und König Svend bediente sich seiner, um die Landenge zwischen dem baltischen und teutschen Meere zu verkürzen. Der Ackerbau ist im Amte H. nicht sehr blühend; manche Dörfer haben nur wenig Land, welches noch dazu sandig ist. Die Viehzucht ist dagegen sehr blühend, auf den hiesigen Marschweiden erhalten die jütländischen Pferde ihre vorzügliche Größe und Stärke, und das Weiden der jütländ. Ochsen, oder das sogenannte Fettgrasen, ist sehr einträglich. Jährlich kommen 10 bis 12,000 Stück Vieh in den Handel. An der Küste ist der Porren- oder Krabbenfang, nächst dem Ackerbau und dem Viehhandel, der bedeutendste Nahrungszweig. Nach der zwiefachen Art des Fanges nennt man die Krabben oder Porren hier Stick- und Strich- oder Glipporren. Die erstern von vorzüglicher Größe, und von den Liebhabern am meisten geschätzt, werden mit Körben, die Strich- oder Glipporren, gewöhnlich kleiner, mittels eines an einer hölzernen Stange befestigten Garns gefangen, indem die Porrenfänger zur Ebbezeit so tief als möglich ins Wasser hineingehen, die sogenannte Glippe vor sich hinschieben, aus welcher sie die gefangenen Porren in einen Korb thun, den sie auf den Schultern befestigt haben. Wollen- und Leinweberei ist sehr verbreitet, fast in jedem Hause werden eigengemachte Zeuche gewebt. Das eigentliche Amt H. enthält nur zwei Harden, die Süder- und Norderharde.

2) Stadt im Umfange des gleichnamigen Amtes, doch mit eigener Gerichtsbarkeit, unter 54° 32′ nördl. Br. und 26° 33′ östl. Länge, an der husumer Aue, die sich eine halbe Meile westlich von hier in die Hever mündet, eine große breite, Anfangs nicht sehr tiefe Rinne, welche von der husumer Aue und einigen andern Strömen zwischen Nordstrand und Eiderstedt gebildet wird. H. wurde im J. 1603 von dem Herzoge Johann Adolf zur Stadt erhoben, besteht aus sechs Quartieren und zählt eine Kirche, ein altes Schloß mit einer Kapelle (der Sitz des Amtmanns von Husum), eine lateinische Schule, welche aus vier Classen, jede mit einem eigenen Lehrer, besteht und eine Bibliothek von mehr als 4000 Bänden besitzt, und womit zugleich eine Bürgerschule verbunden ist, eine Spinn- und Armenschule, ein Hospital für 30—40 bejahrte oder zurückgekommene Bürger, ein öffentliches Arbeitshaus für solche Arme, die nicht gutwillig arbeiten wollen oder dem Trunk ergeben sind, ein Rathhaus, 750 Häuser und 3800 Einwohner, worunter gegen 280 Handwerker sind. Die bedeutendsten Nahrungszweige sind die Brauereien, welche das berühmte husumer Bier liefern, die Brennereien und der Viehhandel. Der Branntwein wird nach Flensburg zur weitern Ausfuhr versandt. Ochsen werden im Frühjahre in großer Menge aus Jütland aufgekauft, in den nahen Marschen gemästet und im Herbste vorzüglich nach Hamburg getrieben. Eine Menge auserlesener Pferde, besonders im nördlichen und östlichen Schleswig, aufgekauft, wird auf den umliegenden fetten Weiden gegraset, und von hier in die Fremde gesandt. Die wichtigsten Fabriken sind: eine Kattundruckerei, welche an 80 Arbeiter beschäftigt, eine Zuckersiederei, zwei Ölschlägereien, zwei ansehnliche Färbereien, acht bedeutende Tabaksfabriken, eine Ölfarbemühle, eine Zeuch- und Strumpfweberei. Die Schiffahrt war vormals bedeutender und ist gegenwärtig fast ganz im Besitze der benachbarten Inseln, der Hafen der Stadt, an der Aue gelegen, ist auch nur noch für kleine Fahrzeuge tauglich (im J. 1643 war er so tief, daß Schiffe von 100—130 Lasten bei der Schiffbrücke anlegen konnten) und verschlemmt immer mehr; größere müssen eine halbe Meile von der Stadt, vor der Mündung der Aue, oder auf der Rhede vor Anker gehen, dort wo der Heverstrom seinen Anfang nimmt. Die Stadt hat einen sehr besuchten Jahrmarkt (Pfingstmarkt), für den Fremden, als Sammelplatz der benachbarten Marsch- und Inselbewohner mit den eigenthümlichen Trachten, besonders interessant, und ein eigenes Seegericht. (*Klaehn.*)

HUSWEDEL, 1) Johann, war 1575 zu Hamburg geboren. Dem Johanneum seiner Vaterstadt verdankte er seine wissenschaftliche Bildung, besonders eine gründliche Kenntniß der ältern Sprachen. In Rostock eröffnete er seine akademische Laufbahn. Dort widmete er sich dem Studium der Theologie, und erlangte 1598 die Magisterwürde. Einige Jahre nachher führte ihn eine Reise durch Teutschland und die Schweiz, wo er mit mehren Gelehrten und andern ausgezeichneten Personen in Berührung kam. Er übernahm hierauf eine Conrectorstelle in Schwerin, legte dieselbe aber bald nieder, und besuchte, nach einem kurzen Aufenthalt in Wittenberg, wo er (1600) unter Runge's Vorsitze seine Abhandlung: De duarum Christi naturarum unione personali, vertheidigte, zu seiner höhern Ausbildung noch die Universität Leyden. Auch eine im J. 1605 angetretene Conrectorstelle in seiner Vaterstadt Hamburg bekleidete er nicht lange. Manche Irrungen, in die er mit der dortigen Geistlichkeit gerieth, als er im Unterrichte der Jugend seinen eigenen Weg einschlug, und sich nicht der

r üblichen Lehrmethode fügen wollte, bewogen ihn, Amt niederzulegen, und sich im J. 1615 nach Ro zu wenden, wo man ihm das Conrectorat an der jen Stadtschule angetragen hatte. Einige Schriften, ders die Quaestiones et controversiae rhetoricae nb. 1612), hatten ihm in der gelehrten Welt einen teten Namen erworben; er ward daher in Rostock uszeichnung empfangen. Bald erhielt er neben dem ectorat auch eine Professur der griechischen Sprache der praktischen Philosophie. Der Magistrat zu Ham suchte ihn indessen wieder in sein Interesse zu zie indem er ihn 1627 zum Rector des dortigen Gym ms ernannte. Um den Kriegsdrangsalen zu entge die damals den mecklenburgischen Herzogthümern en, folgte H. dem Rufe nach Hamburg. Aber und Verfolgung vertrieben ihn bald wieder aus Vaterstadt. Getäuscht in der Hoffnung, seinem rlande durch sein vorzügliches Lehrtalent und seine ichfachen Kenntnisse nützen zu können, wandte er vieder nach Rostock, wo er seine frühern Ämter er und starb als Senior der philosophischen Facultät Emeritus den 22. Oct. 1651 im 76. Jahre, nach er mehre Male das akademische Rectorat verwaltet . Er behauptete unter seinen Zeitgenossen den Ruhm vielseitig gebildeten Mannes, besonders eines gründ Philologen. Aber auch in den einzelnen Zweigen theologischen und philosophischen Wissens besaß er bare Kenntnisse. Unter seinen nicht zahlreichen Schrif welche Thieß verzeichnet hat [1]), verdienen zwei Ab lungen: De summo bono civili (Rost. 1618. 4.), die scharfsinnige Erörterung der Frage nicht über zu werden: An ad adeundum Ministerium eccle icum verbi divini ministro philosophiae cogni opus sit (ibid. 1624. 4.). In seiner literärischen lese fanden sich noch außer einer Anthologie Ge hen, Epigramme, Commentationes et Annotatio philologico-criticae, Quaestiones morales et mo politica u. and. Abhandlungen [2]). (*Heinr. Döring.*)

2) Konrad, eines Beckers Sohn zu Hamburg, und er des Johann Huswedel, welcher als Professor der sophie zu Rostock verstorben ist. Konrad H. stu die Rechte, und ward Privatdocent zu Jena, dann ordentlicher Professor zu Altorf, und hernach meh Fürsten und Reichsstände Rath. Er starb 1630, und nter andern einen Discursus de rebus in Princi consilium deducendis, und Diss. de fine con rum Principis drucken lassen. (*Spangenberg.*)

HUSZÁR, HUSSÁR (Gallus), reformirter Pre zu Debreczin, Ovár und Pápa in Ungarn, um die e des 16. Jahrh. und in der zweiten Hälfte dessel Er wird auch für einen Superintendenten ausge t, und es eignen sich ihn als solchen bald die augs schen, bald die helvetischen Confessionsverwandten zu. Es ist jedoch weit wahrscheinlicher, daß er es nicht gewesen. Das Gewisseste von ihm bleibt der doppelte Umstand, daß er im J. 1557 von Wien aus als Prediger zu Ovár an Heinrich Bullinger, den berühmten reformirten Prediger zu Zürich, schrieb, und sich von ihm eine Liturgie erbat, und daß er im J. 1558, gleichfalls noch als Prediger zu Ovár, Predigten über Jesu Abendmahl, Leiden und Auferstehung in ungrischer Sprache in 4. drucken ließ. Jenen Brief findet man in Lampe's Historia Eccl. Reformatae abgedruckt, und es gibt derselbe auch noch über andere Angelegenheiten Auskunft. Wo aber der Ort Ovár lag, ob im szathmárer oder im wieselburger Comitate, wo er in teutscher Sprache Altenburg und zum Unterschied eines andern im nahen Österreich gelegenen, Ungrisch-Altenburg genannt wird, ist nicht leicht zu entscheiden. Der Brief, ist er anders echt, scheint allerdings auf dies Altenburg hinzudeuten, theils seines Inhalts wegen, theils weil er in Wien geschrieben wurde, wo wol um diese Zeit nicht leicht ein Prediger aus Szathmár verweilen mochte. Aber dagegen scheint doch auch wieder zu streiten, daß dies Altenburg eine königl. Herrschaft war, wo man kaum damals schon Sacramentirer dürfte geduldet haben, gegen welche im J. 1548 das strenge Reichsgesetz erging. Entweder ist demnach der Brief des Mannes unecht, oder sein Calvinismus noch nicht laut erklärt gewesen, oder das Ovár im szathmárer Comitate zu verstehen [1]). Das Mittlere scheint das Wahrscheinlichste zu sein. Sein Sohn, David Hussár, Prediger in Pápa, übersetzte zuerst den heidelberger Katechismus ins Ungrische, und ließ ihn auch daselbst im J. 1577 drucken. Das Büchelchen ist so selten, daß wahrscheinlich davon in Ungern nur noch das einzige Exemplar vorhanden ist, welches das reformirte Collegium in Pápa besitzt [2]). (*Gamauf.*)

HUSZITZ, HUSSICZE, HUSCHIC, ein zur fürstl. Schwarzenbergischen Majoratsherrschaft Winterberg gehöriges, fünf und eine halbe Stunde von Strakonitz entferntes Dorf im prachimer Kreise Böhmens, mit einer zum praticzer Vicariate gehörigen, im J. 1787 errichteten katholischen Lokalie des budweiser Bisthums, welche von einem Priester versehen wird und (1830) 878 Pfarrkinder zählte, einer katholischen, den heil. Aposteln Philipp und Jakob geweihten, Kirche und einer Schule, über welche dem böhmischen Religionsfonde das Patronatsrecht zusteht. Die Bewohner sind Czechen und mit dem Feldbaue beschäftigt. (*G. F. Schreiner.*)

HUSZT, KHUSZT und **HUSZTUM**, auch **HUSZTH**, ein der Krone gehöriger Marktflecken in dem Kreise jenseit der Theiß, in der marmaroschen Gespanschaft Oberungerns, in einer von Gebirgen eng umschlos-

1) S. dessen Versuch einer Gelehrtengeschichte von Ham 1. Bd. S. 332 fg. 2) S. *Molleri* Cimbria literata. , Diarium biographicum. Jöchers allgem. Gelehrten-Lexi . Th. S. 1786 fg. Thieß a. a. O. S. 330 fg.

1) Er gab auch heraus: Decreta Herczegszölösiensis Synodi XL Articulis comprehensa 1577, und ist Verfasser des geistlichen Liedes, welches noch jetzt im Gebrauch ist: Könyörögyünkaz Istennell szent Lelkének etc. 2) Da Hussárs ungrische Übersetzung, weil sie im szalader transdanubianischen Dialekte geschrieben ist, Vielen misfiel, verfaßte Franz Szárászi im J. 1604 eine neue ungrische Übersetzung. (*Rumy.*)

senen Ebene, welche den nordöstlichsten Winkel der großen ungrischen Fläche bildet, am rechten Ufer der Theiß und unweit von der Einmündung des Nagy-Ag- und Hußtbaches in die erstere, sechs St. von Szigeth entfernt, in sehr schönen Umgebungen, 1314 Fuß über dem mitteländischen Meer, an der durch das nagyáger Thal nach Galizien führenden Straße gelegen; er besteht eigentlich aus zwei Abtheilungen, nämlich aus Kotzsteg, welche von Teutschen, und Baranya, welche von Ungern und Rußniaken bewohnt wird, hat eine kathol. und griechisch-unirte Pfarre und Kirche, und ein reformirtes Bethaus mit einer Seelsorgestation, 449 Häuser und 2712 Einwohner, und zwar 2502 Kathol., 118 Reform. und 92 Juden. Hier werden stark besuchte Jahr- und Viehmärkte gehalten. Der Markt liegt am Fuß eines hohen Felsens, auf welchem das von der Natur und durch die Kunst feste Schloß liegt, das einst sehr berühmt war, und die mannichfaltigsten Aussichten auf die Theiß, auf die große Ebene des Reichs und auf die marmaroschen Gebirge gewährt. Dieses Schloß ist in historischer Beziehung nicht unwichtig und hat merkwürdige Schicksale gehabt. Es hatte viele und höchst verschiedene Besitzer. Die Königin Maria, König Ludwigs I. ältere Tochter, bekam das Hußterschloß zu einer Morgengabe. Unter Kaiser Rudolf besaß Georg Basta sowol das Schloß als auch die Salzgruben des Comitates und erhöhete den Preis des Salzes willkürlich. Dieses gereichte den königl. Zolleinkünften zum Nachtheile, weil die Ausfuhr desselben dadurch bedeutend vermindert wurde. Hierdurch wurden auch die Reichsstände zur Klage veranlaßt, welche im J. 1604 auf dem Landtage zu Presburg angebracht und auch durch abermalige Herabsetzung des Salzpreises abgethan wurde. Das Schloß hatte auch manche feindliche Belagerung auszustehen. Da nämlich der festen Lage des Schlosses wegen alle Schätze dieser Gegenden hierher in Sicherheit gebracht wurden, so wandten auch die Feinde, die solches wußten, desto mehr Eifer an, es zu erobern. Hußt erzeugt in seinem breiten Thale viel Hanf, auch schon Wein am südlichen Abhange des isolirt stehenden schönen runden Berges, auf welchem das Schloß liegt. Zwischen Hußt und Bustyán erreicht jene Gebirgskette ihr Ende, welche aus dem Pirgan, einem hohen Berge des Beskid, entspringt, sich zwischen die Flüsse Nagy-Ag und Talabor drängt und sich bis an die Theiß vorschiebt. (*G. F. Schreiner.*)

HUSZTI, 1) **Andreas**. Sein Vaterland war Siebenbürgen, seine Religion die reformirte. Er studirte auf den Gymnasien zu Enyedin und Clausenburg, dann, unter Gottlieb Heineccius, die Rechte zu Frankfurt an der Oder. Nach seiner Zurückkunft in sein Vaterland ward er zum Professor der Rechte und der Politik an dem Gymnasium zu Clausenburg ernannt. Wegen unordentlichen Lebenswandels fiel er in die Censur des geistlichen Ministerii, und da er sich nicht besserte, auch in der Synode auf geschehene Vorladung nicht erschienen war, so wurde er 1742 abgesetzt und durch eine Sentenz der Generalsynode aus der Gemeinschaft der helvetischen Confessionsverwandten ausgestoßen. Hierauf gab er sich mit Verfertigung genealogischer Geschlechts-tafeln für Adelige ab, trat endlich zum kathol. Glaubens-bekenntniß über und ward Digestor Capituli Al[illegible] liacensis. Wegen Trunkenheit und liederlichen [illegible] von dieser Stelle entsetzt, irrte er bei verschiedenen [illegible] ligen herum und starb im J. 1755.

Seine Schriften sind: De Christo primig[illegible] (Francof. 1727. 4.); Libellus de origine, incr[illegible] et facie hodierna trium in Transylvania illu[illegible] Gymnasiorum Reformatorum (ibid. 1731. 4.); [illegible] prudentia Hungarico-Transylvanica (Hermanst. [illegible] 4.). Handschriftlich hinterließ er: Dacia vetus et [illegible] seu de Transylvaniae veteris et novae rebus hi[illegible] rica commentatio; und Commentarii de rebus H[illegible] norum. (*Spangenber[illegible]*)

2) **Stephan von H.**, Professor des ungrischen Re[illegible] in dem Foglarianischen bischöflichen Lyceum zu E[illegible] Consistorialbeisitzer des erlauer Bisthums und Bei[illegible] der Gerichtstafel der vereinigten heweser und [illegible] szolnoker und der unghvarer Gespanschaft, einer der berühmtesten ungrischen Sachwalter seiner Zeit, dessen [illegible] leibiges Werk: Jurisprudentia practica, seu Comm[illegible] tarius novus in Jus Hungaricum compositus [illegible] Collegio Juris Agriensis Fogliariano studiosae le[illegible] juventuti traditus et expositus. Partes tres ([illegible] 1745. 4., neu aufgelegt zu Tyrnau 1766, 846 S. [illegible] trotz seiner Weitschweifigkeit, Trockenheit und schola-schen Spitzfindigkeit noch jetzt als classisch in seiner [illegible] anzusehen ist, und von den spätern Verfassern von Le[hr-]büchern über das ungrische Civilrecht im Wesentlich[en] nicht übertroffen, wol aber selbst von dem berühm[ten] verstorbenen Professor Kelemen zu Pesth in seinem Han[d-]buch: Institutiones Juris Hungarici Privati stillschwei-gend, sehr oft, selbst wörtlich, benutzt wurde. H[usztí] theilte sein Lehrbuch in drei Bücher, in deren ersten [er] das Personenrecht und das gerichtliche Verfahren, in [dem] zweiten das Sachenrecht, und in dem dritten das [Cri-]minalrecht abhandelt. Die Methode seines Vortrags [be-]steht darin, daß er zuerst Begriffe der abzuhandeln[den] Gegenstände aufstellt, diese nach ihren Bestandtheilen [en] detail erörtert, dann die wichtigsten Ansichten und Ge-sichtspunkte der Gegenstände darlegt, ferner verschieden[e] schwierige Fälle einer nähern Erörterung unterzieht [und] darüber entscheidet, endlich die bei jeder Materie vorkom-menden Processe aufzählt und das Besondere dabei, [zum] Besten der Zöglinge der ungrischen Themis, aus einan-der setzt. Er bewährt sich in seinem Werk überall al[s] einen denkenden und gründlichen Juristen, und sein Lehr-buch ist noch immer, insbesondere den angehenden prakti-schen ungrischen Rechtsgelehrten, zu empfehlen. (*Rumy.*)

HUSZTKÖZ, rußn. Nankowo, anderthalb M[ei-]len nordöstlich von Hußt, am linken Ufer des glei[chna-]migen Baches, im untern Bezirke der marmarosch[er Ge-]spanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarn[s ge-]legenes, den adeligen Familien Pogány, Begányi [und] mehren andern Familien gehöriges Dorf, mit ei[ner] griechisch-kathol. Pfarre und Kirche, 102 Häusern [und] 659 rußniakischen Einw., deren 633 sich zur kathol. Kir[che]

ien, die übrigen sind Israeliten, welche vom Han-
el leben. (*G. F. Schreiner.*)

IUSZTY von RASZYNYA (Zacharias Gottlieb),
zu Huſzt im marmaroſcher Comitat in Ungern am
ärz 1754 geboren, studirte die Heilkunde, die er
ßburg ausübte, und starb daselbst am 30. März
Er beschäftigte sich vielfältig mit Verbesserung
ispensatorien und des Apothekerwesens, sowie mit
edicinischen Polizei, und verfaßte in diesem Sinne
de Schriften: Kritischer Commentar über die öster-
he Provinzialpharmakopöe, mit einem Entwurfe zu
gemeinnützigen verbesserten Dispensatorium (Preß-
u. Leipz. 1785). (Im Prologe werden die bei Ab-
g von Dispensatorien zu befolgenden Grundsätze
ellt, und nach denselben werden die in der genann-
harmakopöe aufgenommenen Arzneimittel durchge-
n.) Nähere Ausführung eines Entwurfs zu einem
erten Dispensatorium (Presburg 1786). Discours
ie medicinische Polizei. 2 Bde. (Presburg u. Leip-
786). (Das Buch enthält mehr, als der sonderbare
aussagt; es ist nämlich ein vollständiges Handbuch
edicinischen Polizei.) Gekrönte Preisschrift über die
sserung der kaiserl. königl. Feldapotheken und des
enwesens an der Josephsakademie zu Wien (Wien
. Ideen zur Verbesserung der österreichischen Pro-
lpharmakopöe, besonders im medicinisch-praktischen
tspunkte (Presb. 1797). (*Fr. Wilh. Theile.*)

HUSZVÁROSA (d. h. Hussens Stadt), ein an-
her Marktflecken im östlichen Theile der Moldau,
lusse Pruth, von Magyaren bewohnt, welche nach
sichern Überlieferung Nachkömmlinge jener ungri-
Hussiten sind, die der König Matthias I. Hunyadi
Corvin im J. 1460 aus Ungern und Siebenbür-
ertrieb, und von welchen ein Theil von dem Für-
er Moldau die Erlaubniß erhielt, sich hier nieder-
en*). Zum Gedächtnisse des Johann Huß erbau-
ie diesen Marktflecken, sowie zum Andenken des
nymus von Prag das Dorf Szent Jeronimus (der
Hieronymus). In der Folge verließen sie aber den
tenglauben und kehrten in den Schoos der römisch-
ischen Kirche zurück. Die Administration der katho-
Pfarre zu Hußvárosa hat ein italienischer Missio-
le propaganda fide. Der Obstbau ist hier sehr
nd; besonders trifft man Kastanien, Wall- und Ha-
ſe mit dünnen und weichen Schalen im Überfluß
und damit wird auch ein starker Handel getrie-
(*Rumy.*)

Hut, 1) s. Kopfbedeckung; 2) Hüttenkunde, s.
Haube; 3) Chem. u. Pharm., s. Helm.

HUT (St.), Dorf im Bezirke von Hâvre des fran-
zösischen Departements Niederseine, mit 800 Einwoh-
nern und einer berühmten Zwirnspinnerei, wo man aus
einem Pfunde Flachs einen Faden von 700,000 Ellen
Länge spinnt. (*Klaehn.*)

HUT BEI SCHLEIER UND SCHLEIER BEI HUT. Diese bei der Lehre von der allgemeinen ehelichen Gütergemeinschaft vorkommende Formel zeigt an, daß in dem Falle, wenn Eheleute keine Kinder mit einander zeugen würden, das ganze Vermögen bei dem überlebenden Ehegatten verbleiben solle. Wird jedoch in den Ehepacten nur blos dieses nackte Sprüchwort eingerückt, so darf man daraus, wenn sonst nicht der Wille der Paciscirenden dafür klar ist, oder der Landesgebrauch dafür spricht, noch keine gleichförmige Bedeutung eines wechselseitigen Successionsrechts, und noch weniger den Willen, Gütergemeinschaft dadurch zu begründen, folgern; auf jeden Fall aber muß daraus gefolgert werden, daß der Überlebende wenigstens lebenslänglichen Nießbrauch haben soll [1]). Manchmal wird dieser Formel die Bedingung angehängt, daß, wenn binnen einer von den Contrahenten benannten Frist von drei oder vier Jahren die Ehe durch den Tod getrennt werden sollte, ohne daß Kinder erzielt worden, alsdann der Überlebende des Verstorbenen nächsten Blutsfreunden einen gewissen Theil von dessen Nachlasse herausgeben muß. Ist aber diese Zeit verflossen, so behält er in dem Falle das Vermögen ganz allein. Es ist dieses Sprüchwort besonders in dem Niederhessischen bekannt, und gründet sich zunächst auf einen in etlichen Gegenden üblichen Gebrauch, welchen man bei der Trauung beobachtete. Wenn nämlich Braut und Bräutigam vor dem Altare standen, um von des Priesters Hand getraut zu werden, so legte der Bräutigam seinen Hut auf den Altar, und die Braut ihren Schleier neben denselben, und das hieß „nach dem Gebrauche: Hut bei Schleier, Schleier bei Hut sich verheirathen." Es reihet sich dieses Sprüchwort des germanischen Rechts an so viele andere an, in denen sich das Streben nach Gleichnissen, um die Sache selbst desto fester zu fassen und auszusagen, in sinnlichen Ausdrücken und einer von einem tiefen Gefühl ergriffenen, Worte häufenden, Anschaulichkeit ausspricht [2]). Sinnverwandt damit sind die besonders in den schwäbischen, fränkischen und rheinischen Landen sehr gebräuchlichen Sprüchwörter: „Längst Leib, längst Gut" [3]) oder „Leib an Leib, Gut an

*) Ein Aufsatz vom J. 1693, aus welchem das ungrische
zin 3. Bd. Fragmente mittheilt, erzählt davon (S. 105):
z oppidum a Hussitis originem habet, qui propulsi ex
aria in exilium a Matthia Corvino Rege anno Christi 1460,
erunt ad hunc locum a tribus collibus notum. Incolas
plures Hungaros, minori numero Valachos. Catholici
682, et 3 templa, 2 lignea et unum ex lapide. Hic sedes
opi Valachorum." Dem andern größern Theile der Hussiten
es nicht erlaubt, in der Moldau zu bleiben; diese wander-
die krimische Tatarei, wo sie sich niederließen.

1) Vergl. Mittermaier, Grundsätze des gemeinen teutschen Privatrechts (Landsh. 1827). 2. Abth. §. 360. 2) J. Grimm, Von der Poesie im Recht, in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. 2. Bd. 1. H. S. 51. Über den heutigen Gebrauch dieses Sprüchworts sind zu vergleichen: *Jo. Georg Werner* in diss. de pactis dotalib. Hut bei Schleier, Schleier bei Hut (Marb. 1714). Der wahre Verfasser ist der ehemalige marburgische Vicekanzler J. M. Waldschmid. Bücking, Von den Ehestiftungen mit der Formel: Hut bei Schleier (Marb. 1773). *Riccius*, Spicil. p. 502. 3) Cf. Acta Osnabrug. Tom. II. p. 202. *Oetken*, Corp. Const. Oldenburg. III. Suppl. p. 316.

Gut"[4]); man hat damit soviel anzeigen wollen, daß, da Ehegatten ihre Leiber mit einander vereinigen, auch die Güter unter ihnen gemein sein müssen, und sie also Gut und Blut zusammen verheirathen. (*A. Müller.*)

Hut und Trift, s. Hütungsgerechtigkeit.

HUTALITSCH, Marktflecken im osmanischen Ejalet Rumili, Sandschak Nikopoli. (*Stein.*)

HUTALPE, die große oder hintere im bruker Kreise der obern Steiermark, an der Salza, mit zwei Alpen, einem Viehauftrieb von 56 Rindern und einem Flächeninhalte von 171 niederösterreichischer Joche und 1400 □ Kl. Die kleine oder vordere Hutalpe hingegen hat einen Rinderauftrieb von 72 Stücken, zwei Alpenhütten und einen Flächenraum von 205 Joch 1506 □ Kl.; die mittlere endlich, welche gleich der vordern im Brunnthale liegt, hat einen Auftrieb von 47 Rindern und 48 Joch 800 □ Kl. Flächeninhalt. (*G. F. Schreiner.*)

Hutberg, s. Herrnhut.

HUTCHESON (Francis), geboren 1694 in einem Flecken des nördlichen Irlands, empfing in seiner Jugend eine classische Bildung, welche seinen Eifer für die Wissenschaften trefflich förderte. Seine Studien vollendete er auf der Universität Glasgow. Er war für die geistliche Laufbahn bestimmt, und nahe daran, als Pastor einer Gemeinde von Dissenters angestellt zu werden, als die Auffoderungen mehrer Freunde und Gönner ihn bestimmten, zu Dublin eine Erziehungsanstalt zu eröffnen. Der Erfolg seines Unterrichts zog die Aufmerksamkeit auf ihn. Aber bedeutend vermehrte sich sein Ruf durch seine Untersuchungen über Schönheit und Tugend (Inquiry into the original of our ideas of beauty and virtue etc. with an attempt to introduce a mathematical calculation in subjects of morality), welche er zuerst (Lond. 1720) anonym herausgab[1]). Dieses Buch verschaffte ihm auch die Gunst des Lord Granville, damaligen Lord-Lieutenants von Irland und mehrer anderer angesehener Männer. Im Jahre 1728 gab er eine psychologisch-moralische Abhandlung über die Leidenschaften[2]) heraus (Essay on the nature and conduct of the passions and affections with illustrations on the moral sense (Lond. 1728), welche, wie die frühere Schrift, durch Inhalt und edle, erwärmende Darstellung allgemeines Interesse erregte. Im Jahre 1729 wurde er als Professor an die Universität Glasgow berufen. Hier erweckte er durch seine Vorlesungen den Geist der analytischen Forschung, welcher die schottische Schule, deren Stifter man ihn oft auch nennt, auszeichnet. Hier arbeitete er sein System der Moral aus, über welches er auc lateinisches Compendium (Philos. moralis insti compendiaria libris III. ethices et iurisprude naturalis principia continens (Glasgow 1745. herausgab. Seine ausführlichere Darstellung der aber wurde nach seinem Tode, 1747, von seinem S herausgegeben (System of moral philosophy in t books etc. [Lond. 1755. 4.] II. Vol.), welcher eine Biographie Hutchesons von Will. Leechmann b fügt ist[3]), aus welcher hervorgeht, daß er als Lehre Moral und als Mensch gleich geachtet war. Hutche philosophische Ansicht war durch die empirische Rich bestimmt, welche die Forschung in England, beson seit Locke, genommen hatte. Dies zeigt sich auch in ner theoretischen Philosophie, welche er in einem C pendium darstellte (Synopsis metaphysicae ontolog et pneumatologiam complectens ed. III. (Glas 1749), das keine große Aufmerksamkeit erhalten Diese Richtung führte auch zu einer eigenthümlichen arbeitung der Moral, seit Shaftesbury das uneig tzige Wohlwollen, welches auch Cumberland der S liebe, als Princip der Moral, entgegenstellte, auf ei sonderes, der menschlichen Natur wesentlich angebo ursprüngliches Gefühl zurückgeführt hatte. Dieses m lische Gefühl oder dieser moralische Sinn (moral se welcher die natürliche und angeborene Zuneigung für Gute und Rechte, und Abneigung gegen das Un enthalten soll, ist das Princip, welches Hutcheson z in seiner Untersuchung über das moralisch Gute Böse (Inquiry into the moral Good and Evil), we in seiner erstgenannten Schrift enthalten ist, genauer wickelte, und auf welche er sein Moralsystem baute. ist ihm eine Art von Instinkt, ein von keiner Refle abhängiges uneigennütziges Interesse am Vernünfti und Rechten, oder wie er selbst sich ausdrückt: eine stimmung unserer Seele zu liebenswürdigen und wi gen Vorstellungen von Handlungen, die in unsere Wa nehmung fallen, vor jeder Meinung von Vortheil Nachtheil, der aus denselben entspringen könnte, vora gehend. Diesem gemäß bestimmt er auch das morali Gute als die Eigenschaft der Handlungen, welche A tung und Liebe gegen deren Urheber bei ganz uninte sirten Beurtheilern erwirbt. Zugleich gestattet er de persönlichen Interesse oder dem Vergnügen, welches bei Vollziehung einer Handlung des Wohlwollens em pfinden, minder Einfluß auf die Bestimmung zum sittli chen Handeln, als Shaftesbury. Aber er geht nu weit, daß er alle tugendhafte Handlungen aus Wohlwol len gegen andere vernünftige Wesen, und dem Trieb das Glück und die Vollkommenheit Anderer zu befördern herleitet, und der Selbstliebe nur Raum läßt, insofern durch Beförderung unseres eigenen Wohls das Wo Anderer befördert werden kann. Das freie Wohlgefallen an dem Glück und der Vollkommenheit Anderer, ...

Puffendorf, Observ. jur. II. No. 65. III. No. 118. Handv. Verordn. vom 24. Mai 1822. Nr. 10.

4) Runde in den Grundsätzen des gemeinen teutschen Privatrechts, §. 607; vorzüglich in der siebenten Aufl. Note e. Halem in den oldenburg. Blättern. 1. Bd. 3. H. S. 306.

1) Franz. Übersetzung par *Eidous* (Amst. 1749. 12.). Teutsche Übersetzung unter dem Titel: Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend (Frkf. 1762). Gegen Hutchesons Schrift schrieb zum Theil *John Clarke*, The foundation of morality in theorie and practice etc. (York s. a.). 2) IV. Ed. 1756. Teutsch: Abhandlung über die Natur und Beherrschung der Leidenschaften (Liegnitz 1760).

3) Teutsche Übersetzung: Sittenlehre der Vernunft (Leipz 1756). 2 Bde. Franz. Übers. (Lyon 1770). 2 Bde.

ulische Sinn, durch welchen wir das moralisch
d Böse unterscheiden, ist nun zwar nach Hutche-
Art ursprünglicher und allgemeiner Geschmack
e, und zeigt sich unverkennbar in dem natürli-
ühle für Ehre und Schande, im Mitleiden, in
kbarkeit und Liebe gegen Blutsverwandte; aber
durch falsche Vorstellungen vom allgemeinen Be-
Durch die Selbstliebe verleitet und unterdrückt
Darum hat der Verstand das Geschäft, die
r Erreichung des Endzwecks, d. i. des allgemei-
en, aufzusuchen. Dieser macht uns fähig zur
bachtung, und lehrt uns die selbstischen Neigun-
en, die mit dem Verstand vereinigt die Klugheit
ngen. Durch ihn bildet sich aber auch unsere
: Anlage zur Tugend aus, indem wir durch ihn
Begriffe von unsern Pflichten erhalten, und die
er Handlungen kennen lernen. Aber der mora-
nn bleibt die Grundlage der Sittlichkeit und die
er moralischen Begriffe. Ohne Beobachtungen
ir zwar keine Vorstellungen von zusammengesetz-
tlungen oder ihren natürlichen Folgen; aber das
e Gefühl bestimmt uns, eine wohlwollende Ab-
wir sie finden, zu billigen. Wendet man ge-
moralischen Sinn die Verschiedenheit der Mei-
der Menschen und Völker vom sittlich Guten und
n, so läßt sich zeigen, daß dieselbe vielmehr theils
erschiedenen Begriffen der Menschen von Glück-
und den angemessensten Mitteln, sie zu erlangen,
der Verschiedenheit der Systeme, theils in fal-
rstellungen über den Willen und die Gesetze Got-
n Ursprung habe.

nn Shaftesbury mit einem Rückblick auf Platon.
sammenhang des Tugend- und Schönheitsbe-
u erläutern und ihre Einheit im moralischen Ge-
rzustellen gesucht hatte, so verfolgte Hutcheson in
angeführten Abhandlung auch diese Seite der
hung. Er behauptet, daß das Gefühl des Schö-
so ursprünglich sei, als das Gefühl des Sittli-
dem wir an einer regelmäßigen Gestalt oder an
rmonischen Musik ein Wohlgefallen empfinden,
ne Kenntnisse von der Mathematik zu besitzen,
t jenen beiden einen weitern Vortheil, als das
bare Vergnügen der Sinne zu genießen, und ver-
omit beide in dem Begriff eines angeborenen
oder Geschmacks. Er sucht aber auch zu zeigen,
Sittliche in einer Art von Schönheit sich dar-
elche alle andere Schönheiten übertrifft, nämlich
moralischen Schönheit, welche sich durch Sanft-
ilde, Majestät, Würde, Lebendigkeit, Demuth und
eit kund thut, und selbst an häßlichen Gestalten
ürdig ist. Alles Vergnügen an der Poesie, welche
tliche Schönheit darstellt, beruht ihm daher auf
ralischen Sinn. Übrigens setzte er die Schön-
die Einheit des Mannichfaltigen, wobei er noch
edingtes Schöne, das in dem Originalen in Na-
Kunst besteht, und ein bedingtes Schönes un-
, welches er auf das Wohlgefallen an geschickter
nung bezog.

Jenen moralischen Sinn sucht Hutcheson nun auch mit der Religion und mit den Pflichten gegen Gott in Verbindung zu setzen. Indem nämlich nach obigem Begriffe sittlich gut ist, was die allgemeine Glückseligkeit und Vollkommenheit vernünftiger Wesen befördert, so ist Gott selbst absolut gut, der uns, als das wohlwollendste Wesen, diesen Sinn für Beförderung allgemeiner Glückseligkeit verliehen. Zugleich erscheint daher in Hutchesons Systeme Gott selbst als der höchste Gegenstand dieses moralischen Sinnes. „Denn die Bewunderung und Liebe der moralischen Vollkommenheit ist auch ein natürlicher Antrieb zu allen Pflichterfüllungen.“ Hieraus leitet er die Pflichten her, sich richtige Vorstellungen von Gott zu erwerben, und die denselben angemessenen Empfindungen und Gesinnungen zu nähren und zu veräußern, und findet hierin einen innern und äußern Gottesdienst. Ein in Hinsicht des Princips ähnliches System stellte Dav. Hume auf [4]). Adam Smith aber, Hutchesons Nachfolger auf der Universität zu Glasgow, bildete dieses Princip des Wohlwollens in das der Sympathie um [5]). Zuerst hat man nun fast allgemein bemerkt, daß ein so vorausgesetzter moralischer Sinn eine qualitas occulta und psychologische Erschleichung sei [6]). Auch Hutcheson leugnet nicht, daß er eine qualitas occulta sei, setzt aber hinzu: „allein es ist um nichts geheimnißvoller, daß eine Handlung Achtung oder Verachtung erregt, als daß eine gewisse Bewegung unsers Körpers uns Vergnügen, und das Zerfleischen desselben Schmerz verursacht, oder daß ein Act unsers Wollens unsern Körper bewegt,“ — womit jedoch nichts Zureichendes für die Annahme einer besondern Anlage oder Kraft in der Seele gesagt ist, die selbst sehr schwankend bald als Gefühl, bald als Trieb von ihm bezeichnet wird. Zweitens mußte bei der Beschränkung der Tugend auf das Wohlwollen gegen Andere die Selbstbildung nothwendig zu kurz kommen, wie denn in der That die sogenannten Selbstpflichten in Hutchesons Systeme fast übergangen worden sind [7]). Da endlich die moralischen Handlungen nach Hutcheson um so höher stehen, in je weiterm Umfang und in je höherm Grade sie beglücken, so verdünnt sich jenes Wohlwollen endlich zu einem allgemeinen und leeren Philanthropismus. Indessen hat doch Hutchesons Lehre das Verdienst, den Antheil des Gefühls am Sittlichen schärfer hervorgehoben, und die Unabhängigkeit des moralischen Handelns vom Eigennutz und von einseitiger Reflexion gegen die entgegengesetzten Systeme mit Würde behauptet zu haben. (*Wendt.*)

HUTCHINSIA *R. Br.* (im Hort. Kew. ed. 2). Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der

4) S. Henrici's kritischer Versuch über den höchsten Grundsatz der Sittenlehre. 1. Th. (Jena 1798). S. 139 fg., und Stäudlins Geschichte der Moralphilosophie (Hanover 1822). S. 859 fg. 5) Vergl. Stäudlin a. a. O. S. 879 fg. 6) S. Garve, Abhandlung über die verschiedenen Systeme der Moral seit Aristoteles vor seiner Übersetzung der Ethik dieses Philosophen. S. 155. 7) S. über diesen Punkt Schleiermachers scharfe Äußerung in seinen Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre (Berlin 1803). S. 111.

Cruciferae und der ersten Ordnung der 15. Linné'schen Classe hat Robert Brown so genannt nach Miß Amelie Hutchins, einer Irländerin, welche über die Tange geschrieben hat. Der Charakter der Gattung Hutchinsia besteht in gleichförmigen Corollenblättchen und einem mit dem Griffel gekrönten Schötchen, dessen Klappen schiffförmig, und dessen Fächer zwei- bis viersamig sind. I. Mit ungetheilten Blättern: 1) H. rotundifolia *R. Br.* l. c. mit fast fleischigen, glattrandigen, glatten Blättern, von denen die untern rundlich und gestielt, die obern ablang und stielumfassend sind, mit Corollenblättchen, welche länger als die Staubfäden, und fast ausgerandeten Schötchen, welche länger als die sie krönenden Griffel sind. Auf den Alpen des mittlern und südlichen Europa. (Iberis rotundifolia *L.* Sp. pl., Scop. carn. t. 37, Lepidium rotundifolium All. pedem.) 2) H. cepeaefolia *Cand.* Syst., mit fast fleischigen Blättern, von denen die untern umgekehrt eiförmig-oblang, gezähnt, und in den Blattstiel überlaufend, die obern ablang und ungestielt sind, mit Corollenblättchen, welche länger als die Staubfäden, und fast ausgerandeten Schötchen, welche länger als der Griffel sind. In Kärnthen und auf den Apenninen. (Iberis cepeaefolia *Wulff.* in *Jacqu.* misc. II. t. 1.) 3) H. pumila *Cand.* Syst., mit fast fleischigen Blättern, von denen die untern oval, glattrandig und langgestielt, die Stengelblätter ablang und pfeilförmig sind, und mit Schötchen, welche an beiden Enden verschmälert und länger als der Griffel sind. Am Kaukasus. (Iberis pumila *Stev.* Mem. Soc. nat. cur. Mosc.) 4) H. stylosa *Cand.* Syst., mit fast fleischigen Blättern, von denen die untern umgekehrt eiförmig-ablang, gestielt und beinahe glattrandig, die obern ablang und beinahe stielumfassend sind, mit Corollenblättchen, welche den Staubfäden, und ablangen, stumpfen Schötchen, welche dem Griffel an Länge fast gleichen. In Neapel. (Iberis stylosa Tenor. neap.) 5) H. brevistyla *Cand.* Syst., mit fast fleischigen, zusammengedrängten, umgekehrt eiförmigen, gestielten, fast gezähnten Blättern, ausgerandeten Schötchen und sehr kurzen Griffeln. Auf den syrischen Gebirgen von Labillardière entdeckt. 6) H. trinervia *Cand.* Syst., mit herzförmig-ablangen, stielumfassenden, dreinervigen, glattrandigen Blättern und Staubfäden, welche den Corollenblättchen an Länge gleichen. In Persien. Abb. *Deless.* Ic. sel. II. t. 53. 7) H. hastulata *Cand.* Syst., mit fast spontanförmig-ablangen, stielumfassenden, fast gezähnten Blättern, und verlängerten, abgestutzten Schötchen. Ebenda. Abb. *Gmel.* sibir. III. t. 56. f. 1. II. Mit gefiederten oder halbgefiederten Blättern. 8) H. calycina *Desv.* Journ. bot., mit herablaufend-gefiederten, zottigen Blättern, linienförmig-lanzettförmigen, stumpfen, glattrandigen Blättchen, stehenbleibenden Kelchen, und ablangen, an beiden Enden verschmälerten Schötchen. In Sibirien. (Lepidium calycinum *Steph.* in W. Sp. pl.) 9) H. alpina *R. Br.* l. c., mit herablaufend-gefiederten, unbehaarten Blättern, umgekehrt eiförmig-linienförmigen Blättchen, Corollenblättchen, welche weit größer als der leicht abfallende Kelch sind, und mit ablangen, an beiden Enden verschmälerten, mit dem kurzen Griffel gekrönten Schötchen. Auf den Alpen des mittlern Europa. (Lepidium alpinum *L.* Am. ac., *Jacqu.* austr. t. 137, Halleri *Crantz.* austr., Draba alpina *Baumg.* transsylv., Nasturtiolum *Scop.* carn.) 10) H. brevicaulis *Spr.* Syst., mit leierförmig-gefiederten Blättern, umgekehrt eiförmigen Blättchen, Corollenblättchen, welche größer als der leicht abfallende Kelch sind, und umgekehrt eiförmig-ablangen, stumpfen, nicht mit dem Griffel gekrönten Schötchen. Auf den höchsten kärnthenschen Alpen (Lepidium brevicaule *Hopp.*) 11) H. petraea *R. Br.* l. c., mit herablaufend-gefiederten, unbehaarten Blättern, ablang-linienförmigen Blättchen, Corollenblättchen, welche dem Kelch an Länge gleichen, und ovalen, an beiden Enden abgerundeten, viersamigen Schötchen, auf welchen die ungestielte Narbe sitzt. In Europa auf steinigen Bergen. (Lepidium petraeum *L.* Sp. pl., Engl. bot. t. III., L. Linnaei *Crantz.* austr.) 12) H. procumbens *Desv.* l. c., mit buchtig-halbgefiederten und ungetheilten, unbehaarten Blättern, Corollenblättchen, welche mit dem Kelche von gleicher Länge sind, und ovalen, fast zehnsamigen Schötchen, auf welchen die ungestielte Narbe sitzt. In Thüringen, Spanien, im südlichen Frankreich, in Taurien, an der Wolga und auf Cyprus. (Lepidium procumbens *L.* Sp. pl., Schkuhr, Handb. II. Nr. 1779, Thlaspi procumbens *Lapeyr.* Fl. des Pyr.) S. *Spr.* Syst. II, 863. Hutchinsia *Ag.* und *Lyngb.* S. Polysiphonia *Grev.* (*Sprengel.*)

HUTCHINSON, 1) Francis, Doctor der Theologie und geachteter englischer Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh., bekleidete die Stelle eines ordentlichen Kapellans des Königs von England und Predigers zu St. Jakob in St. Edmundsbury, später eines Bischofs von Down und Connor in Irland. Außer einigen im Druck erschienenen Reden [1]) schrieb er Defence of the ancient Historians with a particular regard to the history of Ireland and Great Britain and other northern nations (Dublin 1734). Am meisten aber hat er sich bekannt und wahrhaft verdient gemacht durch seinen historical Essay on Witchcraft (Lond. 1718) [2]), welcher auch durch Th. Arnold ins Teutsche übersetzt wurde unter dem Titel: Historischer Versuch von der Hexerei — — nebst zwei Predigten — — und einer Vorrede — — Thomasii (Leipz. 1726 [3]). 4.). Es ist ein Dialog zwischen einem Geistlichen, einem schottländischen Advocaten und einem englischen Geschwornen; die beiden letztern spielen keine besondere Rolle und werden von ersterm, der die Hauptperson des Gesprächs bildet, durchgängig belehrt. Die Schrift war vollkommen zeitgemäß; denn seit Karls II. Restauration hatten sich nicht nur Mehre abgemüht, die Existenz von Hexen

1) Watt gibt sie in der Biblioth. Britan. Vol. I. 5?? einzeln an. 2) Watt a. a. O.; vergl. Adelungs Forts. z. Ergänz. zu Jöchers Gelehrtenlexikon. 2. Bd. Col. 2203. 3) Nicht 1728, wie es in G. C. Horsts Dämonomagie, 1. Th. S. 240, irrig heißt.

hun, sondern auch die Gerichtshöfe in England
i noch dem Wahn an und ließen sich noch immer
denselben zu harten Urtheilen über solche Unglück-
erleiten. Diesem Unwesen begegnet H. auf eine
e und kräftige Weise [4]); Zauberei und Hexerei er-
r für Betrug oder Täuschung der Einbildungskraft,
rüft, um zu diesem Resultate zu gelangen, eine
von Hexengeschichten und Hexenprocessen [5]).

:) John [1]), ein durch eigenthümliche, physikalische
ten und durch Versuche, dieselben aus der Bibel
nonstriren, sowie durch aufrichtiges, wenn auch ver-
:, apologetisches St eben, die vielfach angefochte-
iblischen Lehren gegen die deistische Richtung seiner
u vertheidigen und zu rechtfertigen, endlich durch
ites mechanisches Talent rühmlich ausgezeichneter,
urch Veranlassung einer nach ihm genannten phi-
isch-religiösen Partei in England, selbst für die Re-
geschichte nicht uninteressanter, sehr thätiger engli-
Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh.
t zugleich mit Recht als ein merkwürdiges Beispiel
durch keine Hindernisse zu vertilgenden wissenschaft-
Eifers in denjenigen Berufskreisen, welche, ihrer
n Bestimmung nach, zu nichts weniger geeignet
n, als zur Lösung theoretischer Probleme den mensch-
Geist aufzufodern und anzutreiben, und der so äußerst
n Vereinigung eines solchen Sinnes für die höhern
ssen mit einer außerordentlichen praktischen Tüchtigkeit
ewandtheit im äußern Leben und in Geschäften. Er
eboren im J. 1674 zu Spennythorn [2]), welches

etwa eine englische Meile von Midlam in Yorkshire [3]) liegt, wo sein gleichnamiger Vater ein kleines Gut ungefähr von 40 Pfund Sterl. jährlichen Einkünften besaß. Der Wille des Letztern bestimmte ihn zu dem Amt eines Haushofmeisters (steward) bei irgend einem angesehenen und bedeutenden Manne des Landes [4]). Diesem Beschlusse gemäß wurde für seine Erziehung Sorge getragen, so weit es der kleine Ort, wo die Familie lebte, verstatten wollte [5]), und als man darüber zu Rathe ging, wohin er zu seiner weitern Ausbildung zu bringen sein möchte, erbot sich zufällig ein sehr gelehrter Mann, dessen Name aber Allen, auch den beiden Hutchinsons, ein Geheimniß geblieben ist, unter der Bedingung, in H.'s Hause Wohnung und Unterhalt zu erhalten [6]), den ihm wohlgefallenden Knaben in Allem, was er zur Führung seines künftigen Amtes brauchte, sorgfältig zu unterrichten, und versprach auch, die eingegangene Verbindlichkeit bis zu gänzlicher Vollendung der Erziehung gewissenhaft zu erfüllen. Und er leistete mehr, als er verheißen; nach H.'s eigenem Zeugniß erstreckte sich sein Unterricht nicht blos über alle Theile der Mathematik und die alten Sprachen, sondern über alles Wissenswerthe überhaupt. Auf solche Weise mit einem seltenen Schatze von Kenntnissen ausgerüstet betrat H. im J. 1693 die ihm vom Vater vorgezeichnete Lebensbahn, zuerst als Hofmeister bei Bathurst von Skutterskelf, dann bei dem Grafen von Skarborough, aber nicht lange nachher beim Herzoge von Somerset [7]), dessen Gunst er sich in einem hohen Grade zu erwerben wußte, weshalb er auch bald zum Oberhofmeister befördert wurde. Seine Gewandtheit bewies er durch glückliche Beendigung eines zwischen seinem Herrn und Lord Wharton stattfindenden wichtigen Processes, zu welchem Ende er sich im J. 1700 nach London begeben hatte. Durch den Aufenthalt in dieser Weltstadt erweiterte sich sein Gesichtskreis und seine Kenntniß der Menschen und ihrer verschiedenartigen Thätigkeit. Um jene Zeit kam er auch mit dem Leibarzte seines Herrn, D. Woodward, in ein näheres freundliches Verhältniß, was für sein nachmaliges schriftstellerisches Auftreten von großer Wichtigkeit geworden ist. Von 1702—1706 hatte er in mehrern Gegenden von England und Wales Reisen zu machen; seine während derselben gemachten Beob-

---

Ähnlich urtheilen Thomasius in der Vorrede zur teutschen
die Bibliothèque angloise (Amsterd. 1718). T. IV. P. I.
und die hall. neue Biblioth. 85. u. 86. St. S. 424 u.
5) Vergl. außer Watt u. Adelung a. a. O. die Bio-
universelle. T. XXI. p. 83. (Art. von *Tabaraud.*)
Nicht zu verwechseln mit Hutcheson, wie es z. B. die
. Sammlung von alten und neuen theolog. Sachen 2c.
J. 1736. S. 728 fg. (in dem Band auf 1757, S. 495,
ssen stillschweigend Hutchinson verbessert), und die Acta
co - ecclesiastica nostri temporis, 89. Th. (Weimar
S. 970, sich zu Schulden kommen lassen. Besonders häu-
hah die Verwechselung mit Francis Hutcheson, was schon
ire in seiner Histoire des Sectes religieuses. T. V. Chap.
50 (nouv. édit. Paris 1829) gerügt hat. Vergl. auch den
aus Grégoire's Werk in C. F. Stäudlins und H.
schirners Archive für alte u. neue Kirchengesch. 1. Bd.
. S. 166. Wie J. M. Mehligs histor. Kirchen- und
xikon (Chemnitz 1758). 2. Bd. S. 778, welches übrigens
Hutchinson hat, auf den Vornamen Thomas gekom-
, ist schwer zu sagen, da die Unschuld. Nachrichten (soll
Fortges. Sammlung von alten und neuen theol. Sachen)
. 1736, auf welche es sich beruft, gar keinen Vornamen darbie-
2) So *R. Spearman*, Life of J. Hutchinson in Annual Re-
Vol. IV. P. II. p. 36, teutsch übers. im brit. theol. Magaz.
2. Heft. (Halle 1772). S. 422. *Crabb*, Univers. histo-
ctionary. Vol. II. unt. d. W. u. *Watt*, Biblioth. Britann.
p. 529, wornach Adelung (Forts. u. Ergänz. zu Jö-
allgem. Gelehrten-Lex. 2. Bd. Col. 2205), welcher Spen-
n als Geburtsort angibt, zu berichtigen ist. Das bei dem-
Schriftsteller unbestimmt gelassene Geburtsjahr (er sagt näm-
n 1670), erwähnt außer den Genannten auch *Rees*, Cy-
l. Vol. XVIII. und Grégoire a. a. O. (vergl. auch Ar-
Kirchengesch. a. a. O.). Die treffliche Biographie universelle (T. XXI. p. 83. Art. von *Lefebvre-Cauchy*) hat auch hier Geburtsort und Geburtsjahr ganz richtig angegeben.

3) So alle zuverlässige Quellen. Die Acta historico-ecclesiast. (a. a. O. S. 970) sind daher schlecht berichtet, wenn sie H. zu den Schottländern zählen. 4) Wäre Adelungs Angabe a. a. O. richtig, daß Hutchinson der Ältere selbst eine solche Stelle bekleidete, so müßte man seine Bestimmung über den Beruf seines Sohnes um so natürlicher finden; indessen sagen die uns vorliegenden Quellen nichts davon. 5) Adelung berichtet a. a. O., der Vater habe ihn, mit Rücksicht auf seinen künftigen Beruf, blos im Schreiben, im Rechnen und in der Mathematik unterrichten lassen; nach Spearman dagegen geschah, was nach Maßgabe der Örtlichkeit geschehen konnte. 6) Dieser Umstand möchte dann auch wol beweisen, daß H.'s Ältern nicht arm waren, wie es in K. Fl. Leidenfrost's historisch-biograph. Handwörterbuche, 3. Bd. S. 146, heißt. 7) Nach Adelung (a. a. O.) geschah der Eintritt in die Dienste des Herzogs nach dem Tode seines Vaters.

achtungen machte er bekannt in seinen Observations made by J. H., mostly in the year 1706 (Lond. 1706), welche sich vor seinen spätern Schriften durch Ordnung und zweckmäßige Einrichtung vortheilhaft auszeichnen, auch mit Anmerkungen Woodwards bereichert sind. Dieser ahnete noch nicht, was alles in dem geschickten Hausverwalter stecke, welchen er nur als einen wackern Dilettanten in der Mineralogie kennen gelernt hatte, und ermunterte ihn daher, sich das Sammeln von Mineralien und Fossilien, deren Classification und genaue Bezeichnung angelegen sein zu lassen. Da nun H. seinem Wunsch eifrig nachkam, entstand eine ansehnliche Sammlung, welche nach Woodwards Erklärung die Mittel zu dem Beweise darbieten sollte, daß die Mosaische Erzählung von der Bildung der Erde, der großen Fluth und Wiederherstellung der Erde nach der Fluth wahr sei. Die Ausführung jenes Erweises aber sah H., für welchen sie eine Herzenssache geworden war, zu seinem Verdrusse von Woodward immer weiter hinaus geschoben; er begann allmälig an der Aufrichtigkeit des Arztes zu zweifeln, überzeugte sich nach manchem vergeblichen Versuche, dessen angeblich bedeutend vorgerückte Arbeit einzusehen, daß noch gar wenig von ihm geschehen sei, und wurde durch diese unangenehme, obgleich nicht ganz unerwartete Thatsache zu dem Entschlusse getrieben, selbst zu thun, was er von geschickterer Hand so lange vergeblich gehofft habe. Daß es Woodward mit der Arbeit kein Ernst gewesen sei, schloß indessen H. wol etwas zu schnell; vielmehr scheint die Schwierigkeit des Gegenstandes die Ausführung des Planes länger aufgehalten zu haben, als es den lebhaften Wünschen H.'s lieb war. Um sich aber den Studien, welche bei Verfolgung jenes Zweckes nöthig waren, ungestört und mit aller Kraft hingeben zu können, suchte H. um Entlassung aus seinem bisherigen Verhältnisse nach, erhielt sie mit Rücksicht auf seine achtungswerthen Bestrebungen, und wurde außerdem in eine sorgenfreie Lage versetzt, indem der Herzog ihn zu seinem Reitmeister oder Oberaufseher seines Marstalles (riding-purveyor) [8]), einer einträglichen Stelle ohne viele Arbeit, aus Gewogenheit ernannte. Die unablässige geistige Beschäftigung, welcher sich H. nunmehr hingab, und die damit verbundene, ruhige, sitzende Lebensweise konnte jedoch einem Manne nicht zuträglich sein, welcher an körperliche Bewegung und ganz andere Thätigkeit gewöhnt war. Seine Gesundheit litt allmälig, und so wurde der Keim zu der Krankheit gelegt, welche ihn nachmals hinwegraffte. Die Resultate seiner Forschungen wurden nun vom J. 1724 an in einer Reihe von Schriften niedergelegt, von welchen jedes Jahr oder doch ein Jahr ums andere eine herauskam. Sie sind nebst den von ihm handschriftlich hinterlassenen [9]) nach seinem Tode gesammelt unter dem Titel: **Philosophical a Theological Works (Lond. 1748. 12 Vol.)**; im 1752 erschien ein Auszug aus denselben, um seine A sichten zugänglicher und übersichtlicher zu machen. nahmhaftesten unter H.'s Werken sind: **Moses Prin pia, of the Invisible Parts of Matter, of Motion, Visible Forms and of their Dissolution and Refo mation (First Part Lond 1724. Second Part** in 1727 und 1729 in 8., dann 1734. 4.); ferner **an say toward a natural History of the Bible; Mo — — sine principio; A new account of the Con sion of Tongues and the Names and** *Attributes* **the Trinity of the Gentiles; A Treatise** *of Pow* **essential and mechanical.** In dem ersten Theile v **Moses Principia** wurde Woodward zwar stark angegr fen, dessen **Essay towards a Natural History** of **Earth and Terrestrial Bodies (Lond. 1695** und öf auch lat. Tig. 1704) und **Naturalis Historia Tellu illustrata et aucta (Lond. 1714)** tüchtig durchgen men und lächerlich gemacht, auch angedeutet, daß e um seine Fossiliensammlung zu bringen suche; allein Bekämpfte glaubte seiner Einsicht und der Richtig seiner Behauptungen so sicher vertrauen zu dürfen, und se seinen Gegner im Verhältnisse zu sich so tief, daß er dem Angriffe keine Notiz nahm, und weder die Fossi herausgab, noch mit den darauf zu gründenden geol schen Deductionen hervortrat. Über jenes Borenthal seines Eigenthums entrüstet, bemühte sich H., auf richtlichem Wege dazu zu gelangen; Woodward aber machte um jene Zeit die Sammlung der Universität Ca bridge, deren Kanzler damals H.'s Gönner, der Her von Somerset, war, ein glücklich gewähltes Mittel, H. Unwillen zu mildern. Da nun Woodward bereits 17 starb, hörte der Streit auf; der Werth der Samml aber würde bedeutender gewesen sein, wenn sie von hätte gehörig geordnet werden können. Diesem wur nun auch seine darüber aufgesetzten Bemerkungen un Der zweite Theil von Moses Principien beschäftigt mit der Beschaffenheit und den wesentlichsten Grundsä der biblischen Physik und Philosophie, ist hauptsächli gegen das System von Isaak Newton gerichtet, u machte sogar auf Samuel Clarke (gest. 1729) einen v theilhaften Eindruck. Eine mündliche Besprechung jed über diese Schrift und ihren Inhalt, um welche Cla wiederholt nachsuchte, vermied H. in auffallender Ha näckigkeit. Die eifrigst betriebene Vollendung des zw

8) Durch Misverständniß sagt Adelung (a. a. O.), der Herzog habe ihm neben dem Amt eines Hofmeisters „zugleich eine einträgliche Stelle unter der Cavalerie verschafft." Sein bisheriges Amt legte H. beim Antritte des neuen nieder, s. Spearman im brit. theol. Magaz. a. a. O. S. 431. 9) Die Sorge für diese beschäftigte ihn noch wenige Stunden vor seinem Tode, und ganz irrig war das in London verbreitete Gerücht, H. habe gegen den D. Mead den Wunsch ausgesprochen, es solle von seinen Pa pieren nichts gedruckt werden, weil möglicher Weise Schaden durch angerichtet werden könne. Widerlegt hat jene falsche u in jedem Betracht unwahrscheinliche Nachricht R. Spearm im Leben des Hutchinson. Das britisch theolog. Magazin a. a. liefert diese Widerlegung nicht. Besonders nahm Julius B welcher früher durch ihn zu der Pfründe von Sutton in Su gelangt war und sich zu seinen Ansichten bekannte, diese auch verbreiten und zu vertheidigen sich angelegen sein ließ (man s. das V zeichniß der für diesen Zweck herausgegebenen Schriften dessel in Watts Biblioth. Brit. Vol. I. p. 83), sich des schriftlic Nachlasses seines Gönners und Freundes an, und besorgte Gesammtausgabe von dessen Werken (vergl. Rees a. a. O.).

Theils der Schrift: Die Data des Christenthums, elcher er so emsig arbeitete, daß er sich in der hei- Jahreszeit an den Schreibtisch bannte und die ihm nö- und gewohnte Bewegung gänzlich unterließ, führte um Tode am 28. August 1737.

Von dem eigenthümlichen physikalisch-philosophischen eme H.'s nach seiner Begründung und seinen wesentli- Grundsätzen handelt Duncan Forbes in seinem let- a Bishop, concerning some important discoveries hilosophy and Theology (Lond. 1735)[10]); auch ruckt in The whole Works of — — — D. F. ab. 2 Bde. ohne Jahreszahl), ins Französische über- von Houbigant, und ins Teutsche im britisch- g. Magaz. 1. Bd. 4. St. S. 1—66[11]). Man bei Berücksichtigung derselben nicht übersehen, daß s zwar kein Anhänger H.'s ist, aber den Ansichten ben viel Theilnahme schenkt und es gern sähe, wenn einer gründlichen Prüfung sich bewährten, weil er nen eine Stütze der biblischen Lehre findet. Aus- dersetzung und Vertheidigung des H.'schen Systems n auch Some thougths concerning religion (Lond. . 4.). Kürzere Übersichten geben Rees in der Cy- ed. Vol. XVIII; die fortges. Sammlung von al- nd neuen theolog. Sachen auf 1736. S. 728 fg. us Mehligs Kirchen- und Ketzerlex. 2. Bd. S. 779); *Rob. Spearman*, Life of J. H., teutsch itisch-theolog. Magaz. 3. Bd. 2. St. S. 432 fg.; *oire*, Hist. des sectes religieuses. T. V. Chap. daraus in einem kleinen Abrisse Stäudlins u. hirners Archiv für alte u. neue Kirchengesch. 1. Bd. eft. S. 167) und in noch geringerm Umfange die aphie Univers. Tom. XXI. p. 84. Dem Kenner eschichte kann es nicht entgehen, daß H.'s Meinun- ch mit manchen andern berühren; wenn nun Rees D. sie kabbalistisch nennt, so verdienen sie den Na- llerdings insofern, als sie, wie die Kabbala, aus phantastischen Mischung mystischer Speculationen er Lehre der Offenbarung bestehen, und durch eine , mit wahrer Philologie unverträgliche Erklärungs- aus der Überlieferung herausgepreßt werden. Indessen ndenz nicht allein, sondern auch das Einzelne ist . doch wesentlich verschieden. Etwas hart urtheilt as Newton, Bischof zu Bristol (gest. 1782), wenn auptet, die eigenthümlichen Lehren H.'s sowol in hilosophie als in der Theologie wären entweder mißvoll und unverständlich, oder falsch und fana-). Nach Grégoire[13]) wäre die fleißige Beschäfti- gung H.'s mit dem Grundtexte des A. T. für H. eine Veranlassung gewesen, in demselben ein vollständiges System der Theologie und Philosophie anzunehmen; es scheint indessen die apologetische Richtung, wie sie frommen Gemüthern so leicht kommt, in Verbindung mit dem Bewußtsein tüchtiger Kenntnisse, welche er sich auf empirischem Wege erworben hatte, und dem Bedürfnisse, diese theils unter sich in ein systematisches Ganzes zu bringen, theils mit der von manchen seiner Zeitgenossen in Zweifel gestellten Lehre der Bibel auszusöhnen, theils endlich der Gegensatz, in welchen die Verhältnisse ihn zu Woodward und mittelbar zu Isaak Newton gebracht hatten, den wichtigsten Einfluß auf seine Methode und den Weg, den er einschlug, ja auch auf die einzelnen Speculationen und Vorstellungen, welche in seinem System auffallen, gehabt zu haben. H.'s Entwickelungen seiner Ansichten sind nicht ohne Scharfsinn, aber sie verlieren sich in Sonderbarkeiten und der Scharfsinn wird vielfach zu Begründung unhaltbarer Voraussetzungen gemisbraucht. In beider Beziehung möchte H. sich mit dem bekanntern gelehrten Sonderlinge Hermann von der Hardt vergleichen lassen.

Die menschliche Erkenntniß betrachtet H. als durchaus abhängig von der Erfahrung, welche die Sinne vermitteln. Schon unsere eigene Seele ist, wie er sagt, für uns ein Räthsel und durchaus unerforschlich, es möge sich nun von Bestimmung des Stoffes, aus welchem sie besteht, von ihrer Gestalt, oder von ihrer Erhaltung und ihrer Thätigkeit nach Innen und Außen handeln; noch weniger aber vermögen wir uns von dem Unsichtbaren, welchem wir mit allem übrigen Vorhandenen das Dasein verdanken, einen richtigen Begriff zu machen. Hieraus folge also, meint H., die Nothwendigkeit der Offenbarung; denn Gott habe sich gewiß von den Menschen erkannt und dankbar verehrt und die von ihm gesetzte Ordnung beobachtet wissen wollen. Zu beiden Anfoderungen aber habe der Mensch sich nicht selbst geschickt machen können. Jene göttliche Offenbarung geschah nun bald nach der Erschaffung der Menschen und ihrem Falle; da sie aber bald theils misverstanden wurde, theils sich verwischte, war Erneuerung derselben (so unter Moses und durch die Propheten) und Sorge für ihre Erhaltung durch schriftliche Aufzeichnung unumgänglich nothwendig. In den biblischen Büchern ist die Offenbarung auch uns überliefert, aber zu ihrer Erforschung darf man nicht bei den Übersetzungen stehen bleiben, sondern muß den Originaltext gründlich und genau studiren. Die sogenannten Vocalpunkte des Hebräischen sind nach H. erst lange nach Christi Geburt von den Juden den Consonanten hinzugefügt, können also für die Wortbedeutung keine Autorität haben; außerdem soll die ursprüngliche Bedeutung vieler hebräischer Wörter durch den Abfall der Israeliten zum Götzendienste, sowie durch das Exil verloren gegangen sein. Die sogenannte Septuaginta bezeichnet H. als sehr unvollkommen, gibt indessen wieder zu, daß sie und andere Über-

) Nach Watt (Bibl. Brit. Vol. I. p. 377) erschien er in 4.; r fortgesetzten Samml. von alten u. neuen theolog. Sachen 36. S. 728) in 8. Letztere behauptet, daß die Schrift on früher, nämlich 1732, gedruckt worden sei. Der Her- r des britisch-theolog. Magaz. 1. Bd. 4. St. S. 1, 2 diese Separatausgabe des Briefes nicht gekannt zu haben, nur die Gesammtausgabe von Forbes' Werken. 11) tges. Samml. von alten und neuen theolog. Sachen aufs J. S. 495 huldigt sogar der irrigen Meinung, dieser Brief sei hrift von Hutchinson selbst. 12) Vergl. Acta historico- stica nostri temporis. T. LXXXIX. p. 971. 13) a. a. O. S. 60. Vergl. Stäudlins u. Tzschirners Archiv für alte u. neue Kirchengesch. 1. Bd. S. 166.

setzungen bei der Deutung des A. T. gewissenhaft zu benutzen sind. Jedes hebräische Stammwort ist ihm von einem sinnlichen Gegenstande hergenommen, und bezeichnete nach seiner Meinung zunächst die durch jenen Gegenstand erregte Vorstellung, dann aber auch geistige Dinge; in keinem Stamme, sagt er, werde Verschiedenes zusammengefaßt, und durch sämmtliche Bildungen gehe die Eine Hauptbedeutung hindurch. Zur Auffindung der richtigen Bedeutung hebräischer Wörter gibt es, so erklärt er sich ganz bestimmt, nur Einen Weg: Vergleichung aller der Stellen und der verschiedenen Verbindungen, worin ein jedes derselben im A. T. vorkommt, mit Verwerfung der fesselnden Punktation. Die Bücher des alten Bundes, erst auf solche Weise gedeutet, erscheinen in ihrem wahren Licht und enthalten ein vollkommenes System natürlicher Philosophie und Theologie, nebst religiösen Vorschriften. Vorzüglich bemüht sich H., zu erweisen, daß in den Beschreibungen des A. T. von der Schöpfung der Welt die Kräfte, welche dabei thätig waren und ihre Wirkungen angegeben, ferner die Grundsätze, gewissermaßen der Mechanismus, festgestellt worden seien, nach welchen alle Erscheinungen der Natur beurtheilt werden müßten. Der wesentliche Inhalt der biblischen Lehre, wie H. sie dem hebräischen Text abzwingt, über diesen Gegenstand läuft auf folgende Sätze hinaus: Außer den verschiedenen Bestandtheilen der Erde und aller andern festen Körper schuf Gott zuerst das im Feuer, im Licht und in der Luft enthaltene feine Fluidum (erstere nenne die heilige Urkunde Erde, dieses Himmel). Die Theilchen jenes Fluidums in ihrer Einfachheit sind ungemein fein und klein (H. nennt sie daher Atome); kommen sie aber in eine gradlinige Bewegung, rückwärts oder vorwärts, so bringen sie Licht hervor, oder werden sie in eine andere Art von Bewegung gesetzt, so entsteht Feuer. Tritt indessen irgend ein dunkler Körper jener ersten Bewegung hemmend entgegen, so behalten sie zwar die Kraft des Durchdringens, nicht aber die der Lichterzeugung. Hört die Bewegung überhaupt auf, es sei, aus welchem Grund es wolle, so sammeln sie sich in kleine Klümpchen oder Körperchen, sie werden Luft [14]). Eine unaufhörliche Strömung führt diese Atome der Sonne, als dem Mittelpunkte der Welt, zu; ebenso unablässig erfolgt aber auch nach ihrer dort geschehenen Auflösung ein Zurückstoßen derselben in Lichtströmen zu dem Umkreise des Weltgebäudes. Diese Thätigkeit der Natu[r] ist das Mittel in Gottes Hand, Alles in seiner gehörige[n] Wirksamkeit und Stärke zu erhalten, und veranlaßt d[as] Herumdrehen der Planeten um ihre eigene Axe und z[u-] gleich um die Sonne. Durch die entgegengesetzten B[e-] wegungen des nach der Peripherie drängenden Licht[s] und der mit unwiderstehlicher Kraft nach dem Mitte[l-] punkt eilenden Luft werden die festen und flüssigen Kör[-] per zusammengehalten, der Wechsel der Jahreszeiten, u[nd] alles, was damit in Verbindung steht, Wachsthum [der] Pflanzen und Thiere veranlaßt, eine allgemeine Ausd[eh-] nung (das sogenannte Firmament Anderer) bewir[kt,] kurz alle die Erscheinungen hervorgebracht, welche d[as] menschliche Nachdenken so sehr in Anspruch nehmen. D[ie] Welt ist demnach eine Maschine, welche sich selbst be[-] wegt; die Sonne ist das Agens, dessen sie sich bedien[t,] die stete Bewegung zu erhalten [15]).

Von der Erde bis zur Sonne, sagt H., nimmt d[ie] Luft immer mehr an Feinheit, dagegen von unserm Pl[a-] neten nach dem Umkreise hin, wo die Fixsterne befindli[ch] sind, beständig an Dichtigkeit zu, sodaß sie dort imm[er] mehr in Licht und innerhalb der Sonnenscheibe selbst [in] Feuer übergeht, hier aber zuletzt ganz steif und be[we-] gungslos erscheint. Darauf, meint er, deuten die n[eu-] testamentlichen Ausdrücke „äußerste Finsterniß" u[nd] „schwarze Finsterniß" (blackness of darkness) [16]). D[aß] H. hauptsächlich durch Opposition gegen Isaak Newto[n] zu jenen Vorstellungen gelangte, liegt ziemlich klar v[or] Augen. Ging dieser große und verdiente Gelehrte b[ei] seinem Systeme von dem Leeren und dem Gesetze d[er] Schwere aus, so entwickelt H. Alles aus dem Vollen (pl[e-] num) und erklärt die physischen Erscheinungen durch d[ie] Beschaffenheit und Thätigkeit der Luft. Das ätherisc[he] Medium Newtons, welches von der Sonne bis über d[en] Saturn hinaus immer dichter wird, und demselben [als] Ursache der Schwere und Bewegung gilt, muß wol [als] Hauptquelle der Meinungen H.'s von der Luft betra[ch-] tet werden. Stützte Newton seine Behauptungen [auf] Beobachtung, so glaubte H. nicht minder seinen wi[rkli-] chen oder vermeintlichen Erfahrungen, welche er ohne[-] für reicher, mannichfaltiger und ausgedehnter hält, [als] die des von ihm bekämpften Physikers und Philosoph[en,] dessen Einfluß er sich aber keineswegs zu entziehen v[er-] mochte, so sehr er auch mit ihm im Gegensatze zu s[te-] schien [17]). Durch die dreifache Gestaltung des Agens [in] der Natur als Feuer, Licht und Luft sucht H. auch [die] Lehre von der Dreieinigkeit zu erklären; jene drei Z[u-] stände (conditions) einer und derselben Substanz (su[b-] stance) entsprechen nach ihm auf eine typische oder sym[-] bolische Weise den drei Personen eines und desselb[en] Wesens (essence) [18]). Hätte nun H. blos versichert, [...]

14) Spirit, sagt Hutchinson; damit ist nicht, wie aus der ganzen Darstellung erhellt, Geist gemeint; weshalb auch Grégoire a. a. O. es französisch l'air (vergl. Kirchenhistor. Archiv a. a. O. S. 167) u. die Fortges. Sammlung von alten und neuen theolog. Sachen (aufs J. 1786. S. 728) Luft übersetzt haben. Das brit. theol. Magazin in der Übersetzung des Briefes von Forbes schwankt beständig zwischen den beiden Bedeutungen, welche der englische Ausdruck haben kann, und stellt sie neben einander; s. 1. Th. 4. St. S. 17, 24, 34, 53, 54. In einem andern Aufsatze (Leben des Hutchinson von Spearman, im 3. Th. 2. St. S. 432) erscheint Geist und Luft so geschieden, als wenn H. erstern als eine besondere Art der letztern gedacht habe; ähnlich äußert sich die Biogr. univers. l. c. p. 84. Hutchinson sagt ja von dem, was er spirit nennt, es sei von derselben Beschaffenheit, wie die von uns eingeathmete und im Winde von uns gefühlte Luft.

15) Spearman im Leben des Hutchinson; vergl. das b[rit.] theol. Magazin. 3. Bd. 2. St. S. 432. 16) Rees a. a. [O.] Vergl. *Spearman*, Life of Hutchinson, nach der teutschen Üb[er-] setzung im brit. theol. Magaz. 3. Bd. S. 432. 17) Spea[r-] man a. a. O. S. 432 fg. 18) Spearman a. a. O. [S.] 435. Rees a. a. O. Forbes a. a. O. an vielen Stellen. Di[...]

:inungen der Natur durch sein System erklären zu
ı, und wäre er nur dabei stehen geblieben, daß
ichtige Beobachtungen, Experimente ꝛc. damit ver-
: seien, so würde allerdings daraus schon seine große
sichtlichkeit zu seinem Geisteserzeugnisse deutlich er-
. Allein er ging noch weiter, er sah darin unum-
he, von Gott selbst geoffenbarte Wahrheit. Es
ig ihm nicht, daß Niemand dies auf sein bloßes
glauben werde; darum müht er sich ab, den Be-
dafür zu liefern. Natürlich mußte sein Kraftauf-
für diesen Zweck groß sein, und doch hat er nicht
ie Dauer vermocht, den wahren Sinn der heiligen
ftsteller durch seine Deutelei zu verhüllen. Wie er
r, ist nun noch zu zeigen. Doch muß ich bevor-
n, daß die Argumentationen durch die Kürze, in
r sie hier dargeboten werden müssen, und in der
eidung von H.'s beredter und zuversichtlicher Dar-
g sehr verloren haben, und einer Zeit fast läppisch
n müssen, welche anders zu denken gewohnt ist.
ı die Genesis Cap. 3, 15 nach der gewöhnlichen Er-
ig berichtet, Gott habe in den Garten, welchen er
nzt, den Menschen gesetzt, daß er ihn baue und
re, so findet H. eine solche Bestimmung des Men-
nicht angemessen, übersetzt עבר und שמר (bearbeiten
ehüten) durch anbeten und beobachten, bringt
, der Garten sei zum Unterrichte der Menschen be-
t, mithin so angelegt gewesen, daß dadurch Stel-
Bewegung und Wirkung der Himmelskörper und
bar wieder durch richtiges Auffassen der drei großen
ien der Natur (Feuer, Licht und Luft), auch das
ı des Urhebers aller Dinge als ein drei Personen
sendes erkannt werden konnte [19]). Die Heiden, als
nnige vom wahren Gott, verehrten nach H.'s Mei-
statt seiner den Himmel [20]). Wenn nach 1 Mos. 11

gesagt wird, die Menschen hätten noch Eine Sprache gehabt und beschlossen, einen Thurm zu bauen, der bis in den Himmel reiche, so findet H. dies seltsam und in vieler Beziehung unwahrscheinlich. Er faßt שָׂפָה Lippe nicht von Sprache (was nur לָשׁוֹן heiße), sondern vom Bekenntniß, und erklärt also: die Menschen hatten noch Alle eine und dieselbe Gottesverehrung. Dem himmelhohen Thurme substituirt er einen Tempel des Himmels und es entsteht dann der Sinn: Böse Menschen störten die bisher stattfindende Einheit des Gottesdienstes und suchten Verehrung des Himmels einzuführen [21]). Die Erscheinung Gottes in Gestalt des Feuers, im Dunkel der Wolken, die bildliche Bezeichnung desselben als eines verzehrenden Feuers, die Erwähnung des Geistes Gottes (רוּחַ) und dergleichen läßt H. nicht unbenutzt.

Die Zahl der Anhänger H.'s bei seinem Tode war nicht gering; besonders hatte er auf der Universität Oxford deren ziemlich viele. Sie wurden nach seinem Namen Hutchinsonians [22]) genannt, bildeten aber keine besondere kirchliche Partei, sondern gehörten theils der hohen Kirche Englands an, theils hielten sie sich zu den Dissenters. Außer den bereits gelegentlich genannten Freunden der Lehre H.'s gab es viele andere ausgezeichnete Männer, als Horne, Bischof von Norwich, bekannt als Erklärer der Psalmen und gest. 1792, D. Romaine, Parkhurst, Holloway ꝛc. Sehr richtig hat Grégoire [23]) darauf aufmerksam gemacht, daß die von H. befolgte Erklärungsweise der Bibel, namentlich des A. T., sich mit der des Coccejus in vielfacher Hinsicht berühre und vergleichen lasse; denn fast überall ist er mit dem gewöhnlichen Wortsinne nicht zufrieden, findet dagegen meist einen höhern Sinn in den Worten, weiß auch viele Typen oder Vorbilder von der Geburt, dem Leben, Leiden und Tode Christi im A. T. nachzuweisen.

In früherer Zeit hatte sich H. auch mit Mechanik beschäftigt, und z. B. im J. 1712 ein Instrument zur Bestimmung der Meereslänge gefertigt. Diese Maschine wurde von Kunstverständigen, z. B. Newton, als zweckmäßig befunden, aber H. darüber verdrießlich, daß er bei dieser Unternehmung keine Unterstützung fand, ließ die Arbeit fallen, und man fand bei seinem Tode zwar zwei solcher Instrumente, die wie Uhren eingerichtet waren, aber keine weitere Nachweisung über ihren Gebrauch. Für zweckmäßig erkannte man sie besonders deshalb, weil sie den Einfluß der Hitze, Kälte, Nässe und Trockenheit angeblich möglichst entfernten, und doch den erfoderlichen Grad von Genauigkeit der Berechnung selbst für solche zuließen, die in der Sternkunde grade keine tiefe Kenntniß sich erworben hatten [24]). (*A. G. Hoffmann.*)

HÜTER oder **HÜTER** (Franz Xaver), Sohn

---

je Lehre von der Trinität findet er z. B. auch in dem Worte
כ, welches er übrigens erklärt: „wie die Großen" (nach sei-
eise die Vocalisation ganz und gar nicht beachtend); denn
ammengesetzte Figur des Stiers, des Löwen und des Adlers
n Repräsentanten von Feuer, Licht und Luft, und Sym-
r drei Personen, welche ebenso, wie hier die drei Thierkörper,
sen bilden. Durch das Angesicht des Menschen im Cherub
sich nicht irre machen; es ist Andeutung der Incarnation
eiten Person in der Gottheit. Auch das Wort שָׁמַיִם
ıel (nach H. die Namen, mit Übergehung der Vocale)
ıf die Trinität bezogen; die Namen heiße der Himmel, weil
iner einen Substanz drei Zustände, Feuer, Licht und Luft,
nd sei Bezeichnung der Gottheit in der Einheit ihres We-
ıd Dreiheit der Person. Die hebräischen Gottesnamen em-
ı bei H. eine solche Deutung, daß die Trinitätslehre darin
אֱלֹהִים soll z. B. heißen die eidlich Verbundenen,
ores (also mit אָלָה Verwünschung combinirt); denn
Personen hätten sich zur Erhaltung und Beseligung der
en gegenseitig verpflichtet; אֱלוֹהַּ sei von demselben Stamme,
eigentlich der Verwünschte und gehe auf Christus, der
ein Fluch geworden.
) *Forbes*, Letter to a Bishop, nach der teutschen Übers. im
eol. Magaz. 1. Bd. S. 21 fg. 20) Forbes a. a. O.
-30. Der Thierdienst wird demgemäß als Verehrung von
len des Himmels erklärt.

21) Forbes a. a. O. S. 80—83. Bei ihm findet man viele andere Beispiele. 22) Nicht Hutchesonieus, Hutchesonier, wie es in den Acta Histor. eccles. nostri temporis T. XI. p. 970 heißt, wo noch dazu der richtige Name irrig als falsch verworfen wird. 23) a. a. O. S. 62 (Archiv der Kirchengesch. a. a. O. S. 162). 24) Spearman, Leben des Hutchinson (Brit. theol. Magaz. 1. Bd. S. 435 fg.) und Rees a. a. O.

eines Bürgers zu München, geb. 1749, besuchte die untern Schulen des Gymnasiums der Vaterstadt, die höhern aber zu Freysingen und Ingolstadt. Die Vollendung seiner akademischen Jahre fiel grade in jene merkwürdige Epoche der bairischen Schuleinrichtungen, wo jeder geschickte, thätige junge Mann Muth und Gelegenheit erhielt, seine Kräfte zu entwickeln und zu zeigen. Er wurde zuerst Prediger, und bei Gelegenheit der Studien-Übergabe an die Weltpriester Professor der Theologie zu Landshut, dann zu Straubingen, wo er als Professor und Schulrector mit Eifer die jungen Leute zu denkenden, mit allen nöthigen Kenntnissen bereicherten und nützlichen Männern zu bilden suchte und die ganze Zeit seines Lehramtes nicht nur Lehrer, sondern auch Freund seiner Schüler blieb. Mit seinen Arbeiten verband er den edelmüthigsten Charakter, der ihm allgemeine Achtung und allgemeines Zutrauen erwarb. Als 1781 mit den lateinischen Schulen wieder eine Änderung vorging, blieb er bei den teutschen Schulen, ward ohne Besoldung Inspector derselben, und dann Propst und Prediger der Hofkirche zu Straubing. Der Kurfürst Karl Theodor ernannte ihn zum kurfürstlichen, und der Bischof Maximilian Prokop zum fürstbischöflich regensburgischen geistlichen Rathe. Allein mit diesem Titel war kein Gehalt verbunden, und die geringen Einkünfte reichten kaum zum dürftigen Unterhalte. Daher kam vielleicht sein stiller, aber doch sichtbarer Gram, der ihn nach und nach verzehrte. Er wurde endlich für die Pfarrei Steinach bestimmt, starb aber vor dem Antritte derselben am 13. April 1790 an einer Zehrkrankheit. Seine Schriften bestehen vorzugsweise in einzelnen Reden pädagogischen und theologischen Inhalts, wie sie seine amtliche Stellung mit sich brachte, und Predigten; außerdem: Von dem Verfalle der Weltpriester, sammt einem freundschaftlichen Nachtrage (von Lor. Westenrieder) [München 1782]. Geistliche Reden über verschiedene Gegenstände 1. Bd. (München 1787) *).
(*Rotermund.*)

Hütfeld, s. Hiedtfeldt.

Hutgerechtigkeit, s. Hütungsgerechtigkeit.

HUTH, 1) Adam, ein Jesuit, geb. zu Orb 1696, ward Professor des kanonischen Rechts zu Heidelberg, und starb zu Mainz um 1770. Man hat von ihm: Jus canonicum (Augsb. 1731); Liber III Decretalium de clero saeculari et regulari (ibid. 1731); Casus juridico-canonici de sponsalibus et matrimoniis in omnes titulos Libri IV. Decret. (Fulda 1742).
(*Spangenberg.*)

2) Georg Leonhardt, den 29. März 1705 zu Nürnberg geboren, verdankte die erste Bildung den Lehranstalten seiner Vaterstadt; im J. 1724 eröffnete er seine akademische Laufbahn zu Altdorf. Neben der Medicin, die sein Hauptstudium blieb, widmete er sich dort vorzüglich der Philosophie. Im Jahre 1727 vertheidigte er die Exercitatio philologico-medica de ossibus conferventibus, und im nächsten Jahre seine Inauguraldissertation: Utrum capiti frigus magis an calor conducat? (Altdorf 1728. 4.). Zu Ende des genannten Jahres ging er nach Straßburg. Salzmann, Fried und Nicolai waren dort seine Hauptführer im Gebiete der Anatomie, der Hebammenkunst und in der Behandlung der Augenkrankheiten. Das Jahr 1730 führte ihn nach Paris, wo er während eines zehnmonatlichen Aufenthaltes seine medicinisch-chirurgischen Studien fortsetzte, und mit mehrern ausgezeichneten Ärzten in Berührung kam. Er besuchte hierauf auch Holland, wo der berühmte Boerhave fast zwei Jahre sein Lehrer war. Als er nach Nürnberg zurückkehrte, ward er in das dortige Collegium physicum aufgenommen, und ihm 1742 die Besorgung der kranken Soldaten in den Casernen übertragen. Dies Amt vertauschte er 1752 mit dem eines Pestarztes und 1759 eines Spitalarztes. Er starb, als Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, an einer Brustkrankheit den 4. Febr. 1761. Als Schriftsteller machte sich H. nicht unvortheilhaft bekannt durch mehre naturhistorische Werke, in denen er zum Theil nach Parson, Folkes, Catesby, Edwards und andern englischen Schriftstellern mehre ausländische, zum Theil seltene Vögel, Fische, Amphibien und Insecten beschrieb. Vielen Beifall fand sein, nach Philipp Miller bearbeitetes „Englisches Gartenbuch" (Nürnb. 1750—1758. 3 Bde. Fol.). Als gelehrter Arzt zeigte er sich durch die Herausgabe und Erklärung der anatomischen Tafeln des Engländers William Smellie, und durch eine mit vielen Zusätzen vermehrte Übersetzung von Palfyns Anatomie chirurgicale. Seine übrigen Schriften, größtentheils naturhistorischen Inhalts, hat Meusel verzeichnet [1]).

3) Johann Christian, war 1726 zu Westerhausen bei Gotha geboren, und starb den 23. Mai 1804 als königl. preuß. Landbaumeister des Fürstenthums Halberstadt. Ausgerüstet mit gründlichen architektonischen Kenntnissen und beseelt von rastloser Thätigkeit machte er sich vortheilhaft bekannt durch mehre, in seinem Fache sehr vorzügliche praktische Arbeiten. Aber auch in der Literatur erwarb er sich einen geachteten Namen durch Schriften über Gegenstände der Baukunst. Den anerkannten Werth dieser Schriften erhöhte ihre Gemeinnützigkeit. Ein sicheres Mittel, das Rauchen in den Häusern zu verhüten, theilte er in einer seiner frühsten Schriften mit, welche 1775 zu Halberstadt gedruckt ward, und bereits im nächsten Jahre wieder aufgelegt werden mußte. Besonders zweckmäßig war sein Unterricht zu Bauanschlägen. Dies Werk erschien zu Halberstadt in den Jahren 1777—1779 in zwei Foliobänden. Für Baumeister und Freunde der Baukunst verfaßte er 1787 seinen Unterricht

*) Vergl. Westenrieder, Beiträge zur vaterländ. Historie. 6. Bd. S. 420. Mit seinem Schattenrisse. Schlichtegroll, Nekrol. 1790. 1. Bd. S. 261. Baader, Gel. Baiern. 1. Bd. S. 545.

1) S. dessen Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller. 6. Bd. S. 184 fg. Vergl. außerdem Wills Nürnberg. Gelehrten-Lexikon. 2. Bd. S. 210 fg. 6. Bd. S. 145 fg. Adelungs Fortsetz. u. Ergänz. von Jöchers Gelehrten-Lexikon. 2. Bd. S. 2204 fg. Baaders Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller. 1. Th. S. 249 fg.

zur Zeichnung und Anlegung der Landwirthschaftsgebäude. Mehre Kupfer zierten und erläuterten sowol dies Werk, als ein gleichzeitig erschienenes: Über Wassermühlen. Einige Jahre später (1794) ließ er noch ein vermehrtes und verbessertes Handbuch für Bauherren und Bauleute drucken, um ihnen eine leichte Übersicht zum Entwerfen und zur Beurtheilung zweckmäßiger Bauanschläge zu verschaffen. Seine Anfangsgründe der Mechanik gab G. N. Fischer zu Halberstadt 1788 heraus. An den dortigen gemeinnützigen Blättern war H. ein fleißiger Mitarbeiter [2]. (*Heinrich Döring.*)

4) Kaspar Jacob, der Sohn des angesehenen Kaufmanns Friedr. Wilh. zu Frankfurt am Main, geb. am 25. Dec. 1711, besuchte seit 1717 das dortige Gymnasium, und ging 1729 auf die Universität Jena, war Anfangs nicht eben fleißig, holte aber alles bald nach, und besuchte mit dem größten Eifer die philosophischen und theologischen Vorlesungen, ließ sich in die dortige teutsche Gesellschaft aufnehmen, trat mehre Male als Redner auf, disputirte am 20. Nov. 1734, ward im folgenden Jahre Magister, hielt Vorlesungen über die Beredsamkeit, Dichtkunst und Exegese, wurde am 6. Juli 1736 zum Senior der teutschen Gesellschaft in Jena ernannt, und auf vortheilhafte Empfehlungen 1743 als dritter ordentlicher Professor der Theologie nach Erlangen berufen. Hier empfing er am 4. Nov. 1745, am Einweihungstage der Universität, die theologische Doctorwürde, und einige Tage darauf die Stelle eines Universitätspredigers, 1748 aber die zweite Lehrstelle der Theologie nebst dem altstädter Predigtamte daselbst und dem Scholarchat über die Gymnasien zu Bayreuth und Erlangen. Im J. 1749 lehnte er den Ruf nach Rinteln zum ersten Lehrer der Theologie, Beisitzer im Consistorium und Superintendenten der ganzen hessischen Grafschaft Schauenburg ab, so geneigt er Anfangs war, demselben zu folgen. Die teutsche Gesellschaft in Erlangen, deren Stifter er vorzüglich war, wählte ihn 1755 zum Director. Das Sprachstudium, das Hebräische ausgenommen, blieb seine liebste Beschäftigung; beliebt bis an sein Ende auf dem Katheder und auf der Kanzel, starb er am 14. Sept. 1760. Seine Schriften sind: Philipp Marnix gereinigter Bienenkorb der heiligen römischen Kirche (Jena 1733; die frühern Ausgaben siehe in meinen Ergänzungen zu Jöcher); anonym erschien sein Gedicht zur Einweihung der Universität Erlangen (1743. Fol. Auch in der Hist. Academ. Fridericianae. Erlang. 1744. Fol. No. 4. pag. 165—174); desgl. die Nachr. von der Einweihung und dem gegenwärtigen Zustande der Friedrichs-Universität (ebendas. 1743. 4. Auch in dem verb. neuen erlangischen histor. Kalender auf das Jahr 1753. Französ. von J. J. M. [Meynier] Erlang. 1753. 4.) Einige grammatisch-kritische Anmerkungen und Gedichte in der nützlichen Sammlung zur Erlernung der reinen juristischen Schreibart (Marb. 1746); einzelne Predigten, Reden, Gelegenheitsgedichte, Dissertationen, Programme; auch gab er des Freiherrn von Leibnitz kleinere philosophische Schriften heraus (Jena 1740). Nach seinem Tode erschienen Sonn- und Festtagspredigten mit einer Vorrede von Joh. Ch. Ammon (Schwabach 1767. 4.; 2. Aufl. 3 Thle. mit einer Vorrede von Kraft, 1768—1771; 3. Aufl. 1777. 4.); Dreifache heilige Fastenzeit u. s. w., herausgegeben von J. Ch. Ammon (Speier 1772. 4.); Unterricht in den Grundwahrheiten des christlichen Glaubens (Nürnberg 1773) *). (*Rotermund.*)

5) Wilhelm, war im Jahre 1712 zu Coswitz in Sachsen geboren, und der Sohn eines Kammersecretairs. Die erste wissenschaftliche Bildung verdankte er dem Gymnasium in Schleusingen. Ausgerüstet mit gründlichen Vorkenntnissen, besonders in den ältern Sprachen, eröffnete er seine akademische Laufbahn zu Leipzig. Dort studirte er vorzüglich Mathematik, ohne in seiner übrigen wissenschaftlichen Bildung zurückzubleiben. Mangel an Aussichten zu einer Anstellung in seinem Vaterlande führte ihn in hessische Militairdienste, wo er seit dem J. 1742 mehren Feldzügen beiwohnte. Im siebenjährigen Kriege trat er als Generalmajor in hannöversche Dienste, und nahm an siebzehn Treffen Theil, ohne bedeutend verwundet zu werden. Nachdem er wieder in hessische Dienste zurückgekehrt war, wurde er 1766 königl. dänischer Generallieutenant, 1771 Chef des dänischen Artillerie- und Ingenieur-Corps, wie auch Deputirter im Generalitäts-Collegium, und 1772 General der Infanterie. Im J. 1784 zum Staatsminister erhoben, trug er, gemeinschaftlich mit Bernstorf, zur Aufrechthaltung des für Dänemark vortheilhaften Neutralitätssystems bis zum J. 1801 viel bei. Als er den 6. Mai 1806 starb, nachdem ihn in den letzten Jahren das Schicksal der Blindheit getroffen, hinterließ er den Ruhm eines in mehrfacher Hinsicht verdienstvollen Mannes. Vorzüglich wird er als Schöpfer des dänischen Artilleriewesens angesehen. Aber auch als Director der General-Wegebaucommission sorgte er für Verbesserung der Straßen, Anlegung von Chausseen, Anpflanzung von Alleen in Kopenhagen und in der Umgegend. Seine Lebensweise war still und einfach, und sein Charakter anspruchlos und bescheiden †). (*Heinrich Döring.*)

Huth bei Schleier, s. Hut.

HUTHAUS, dasjenige, zu einem Berggebäude gehörige Haus, worin dessen Mannschaft sich täglich zum Gebete, zur Empfangnahme der etwanigen Anordnungen, sowie zu Abgabe des gebrauchten und Übernahme des erfoderlichen Arbeitszeugs (Gezähes) versammelt, und worin letzteres, sowie mehre andere Inventarien und Vor-

2) S. Meusels gel. Teutschland. (5. Ausgabe). 3. Bd. S. 476 fg. 9. Bd. S. 643 fg. 11. Bd. S. 390. 12. Bd. S. 345. Baurs neues histor. biograph. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 662 fg.

*) Vergl. Fikenscher, Gesch. der Univers. Erlangen. 1. Abtheil. S. 27. Meusel, Lexikon verstorb. teutscher Schriftsteller. 6. Bd. S. 187, welche seine Schriften alle namentlich anführen. Manche sind gegen die Römisch-Katholischen, und dieser Umstand hätte ihm einmal beinahe das Leben gekostet, auf dessen Raub einige Gegner ausgegangen waren.

†) S. allgem. Literaturzeitung. 1806. Intell.-Bl. Nr. 82. Den Biographen der drei letzten Jahrh. 5. Bd. S. 518. Baur, Neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 663 fg.

räthe, aufbewahrt werden. Die Aufsicht über letztere führt der **Hutmann**, welcher bei größern Gruben in der Regel auch darauf eingerichtet ist, den Bergarbeitern gegen geringe Kosten einen Labetrunk zu reichen. (*O. Freiesleben.*)

Huthersfield, s. Huddersfield.

HUTHMANN (Henning), separatistischer Schwärmer, aber auch in den morgenländischen Sprachen und in der Mathematik erfahrener Gelehrter, aus Halberstadt gebürtig, der sich viele Jahre zu Kiel aufhielt und daselbst 1679 den Ruf als Rector an das Pädagogium zu Ilefeld erhielt. Er hatte dieses Amt 15 Jahre verwaltet, als er anfing, seine besondere Meinung über die Genugthuung Christi laut werden zu lassen; er leugnete nämlich die justificatio per imputationem meriti Christi, setzte sie, nach Art der Socinianer und Arminianer, in Änderung des Herzens, und behauptete, das Subject der Erbsünde sei nicht die Seele, sondern der Leib [1]. Er mußte darüber im J. 1694 sein Amt niederlegen, gab darauf einen Prodromus foederis novi Jerem. 30. 31. ad consensum in articulo de justificatione hominis Christianis restituendum expositi (1694. 4.), mit den beiden ersten Büchern des neuen Bundes heraus, von dem die zwei folgenden nicht erschienen sind. Von Ilefeld zog er nach Kassel, gab Unterricht in den morgenländischen Sprachen und in der Mathematik, und starb zu Linden bei Wolfenbüttel im J. 1729. Seine übrigen Schriften sind: Erklärung des 9. Capitels an die Römer; Tausendjährige Bindung des Satans, Offenb. 20, 4; Grammatikalische Gedanken über L. C. Sturms mathematischen Beweis vom heil. Abendmahle (1715, 4 Bg. ohne Druckort); Gründliche Sprachkunst, insbesondere auf das Latein eingerichtet; sie war 1688 zum Drucke fertig [2]. Zu Anhängern hatte H. den Superintendenten Otto Christian Damm, J. H. Reitz, J. Chr. Seitz und Casp. Ernst Triller. (*Rotermund.*)

HUTIN (Charles), geb. zu Paris im J. 1715, gest. zu Dresden 1776, studirte anfänglich die Malerei bei dem berühmten Historienmaler Franz le Moine, und zeigte bei diesem für Fresco- und Ölmalerei sehr geübten Künstler ein hohes Talent für richtige Zeichnung und gute Composition, wobei ihn Ideen-Reichthum sehr unterstützte. In seinem 21. Jahr *) erlangte er den großen Preis für Historienmalerei, wodurch er zugleich als königlicher Pensionair Unterstützung zu einer Reise nach Rom erhielt, in Folge deren er daselbst auf der französischen Akademie sieben Jahre verblieb. War es, daß die plastischen Werke der Antiken auf ihn einen besondern Eindruck hervorbrachten, oder war es schon frühere Neigung, genug, er entschloß sich in Rom zur Bildhauerei, und studirte selbige unter der Leitung des berühmten Bildhauers Mich. Angelo Slodz. Als er nach Paris zurückgekehrt war, erhielt er eine Professur der Bildhauerkunst bei der königl. Akademie; er fertigte daselbst eine große Statue in Marmor, den Charon, wie er das Ruder an dem zur Überfahrt nach der Unterwelt bestimmten Kahne regiert; eine Figur, die sich sowol durch Handlung, schöne Formen und Zeichnung in den Verhältnissen, als auch durch ein tüchtiges anatomisches Studium auszeichnete. Der Künstler wählte den Moment, als der alte kräftige Fährmann der Gewalt der gegen den Kahn anschlagenden schäumenden Wellen durch eine vorschreitende Stellung vermittels des Ruders entgegen arbeitet. Das Vorbiegen des Körpers mit dem dem Beschauer entgegengestellten Fuße, sowie der muskulöse kräftige Arm, sind Beweise des tief durchdachten Studiums, die sowol den Künstler, als den bloßen Beschauer sehr ansprechen. Diese Statue wurde im J. 1746 zu Paris im Louvre ausgestellt und erhielt allgemeines Lob, worauf H. Mitglied der Akademie wurde. (Von dem in kleinerem Maßstabe schön geformten Modell befand sich in der königl. Akademie der bildenden Künste zu Dresden ein Abguß in Gyps.) Im J. 1748 ging er nach Dresden, wohin er einen Ruf, und später, nach Abgang Louis de Silvestres, des Directors der Kunstakademie, dessen Stelle erhielt. Er wirkte in derselben nach der daselbst getroffenen neuen Einrichtung, woran besonders v. Hagedorn thätigen Antheil nahm, mit möglichster Kraft, und es bildete sich zu jener Zeit in Dresden eine große Zahl junger Künstler, die später durch ihre Werke sich einen guten Namen erwarben. H. sah besonders auf gute Zeichnung und auf das Studium der Natur, die für ihn immer neu war, und wenige Künstler des vorigen Jahrhunderts besaßen die Kenntniß des eigentlichen Act- oder Modellstudiums in demselben Grade, wie er, daher auch noch jetzt Zeichnungen solcher akademischer Acte von seiner Hand immer gesucht und gut bezahlt werden. Außerdem hatte er eine sehr angenehme Manier, Zeichnungen nach Gemälden zu machen; als er daher den Ruf nach Dresden erhielt, wurde er sehr beschäftigt, die meisten Gemälde der königl. Gemälde-Galerie für das zu unternehmende Galeriewerk, wonach die Kupfer von verschiedenen Kupferstechern des Aus- und Inlandes gestochen wurden, zu zeichnen. Und in der That, die Zeichnungen, welche noch jetzt eine Zierde der königl. Kupferstich-Galerie zu Dresden sind, besitzen außerordentlich viel Leichtigkeit und etwas sehr Vollendetes. Sie sind, was freilich nicht für den Kupferstich ganz günstig war, auf blaugraues Papier, mit schwarzer und weißer Kreide gezeichnet. Übrigens nahm er bedeutenden Antheil an der Herausgabe jenes Werkes, da er zugleich die Probedrucke jener Platten für die Kupferstecher möglichst retouchirte. Von seinen großen Werken der Malerei ist in der katholischen Hofkirche zu Dresden ein Plafond und eine Kreuzigung Christi, durch ihre Composition und Vollendung merkwürdig. Das Colorit seiner Gemälde ist außer den Fleischtönen etwas grau, und in den dunkeln Tönen etwas hart zu nennen, das Ganze jedoch sehr zusammenwirkend. Ein Prometheus in Öl von nicht gar hohem Maße zierte den Receptionssaal der dresdener Kunstakademie, und in einigen Privatsammlungen waren mehre Ölgemälde, welche Scenen aus dem Leben enthielten,

---

1) Wetzels Liederdichter. 4. Th. S. 249. 2) S. Adelungs Ergänzungen zum Jöcher, und mein Gelehrtes Hannover. 2. Th.

*) Nach Heinecke im 19. Jahre.

würdig. Außer der Bildhauer- und Malerkunst hin-
ß H. der Kunstwelt 35 radirte Blätter von geistrei-
Auffassung und Vollendung: Recueil de différents
ets composés et gravés par *Charles Hutin*
sde 1763), Titel mit allegor. Figuren der Malerei
Bildhauerkunst umgeben, welches Werkchen 22 meist
ische Gegenstände enthält, bezeichnet: C. Hutin inv.
t 8. u. 12. Ferner sechs verschiedene idealisirte Fon-
en gr. 8. und sieben Grabmäler, wobei eines auf
uchâdon-Louis Silvestre. Sowol nach seinen Gemäl-
als nach seinen componirten Zeichnungen sind mehre
tter von Schulze, Krüger u. a. gestochen.

2) Pierre, Bruder des Vorhergehenden, gest. im J. 1763
Muskau in der Lausitz, hatte in Paris unter Coustreaux
Bildhauerkunst erlernt, und ging mit seinem Bruder
rles nach Dresden, wo er ebenfalls mehre Zeichnun-
zu dem königl. Galeriewerke fertigte, die einen guten
hner verrathen. Er radirte acht sehr geistreiche Blät-
eigener Erfindung, und eins nach seinem Bruder, und
ichnete sie: P. H. inv. et fec. 1754. V. Heinecke*)
Unrecht, wenn er sagt, „er habe zu der gräfl. Brühl-
n Galerie verschiedene Blätter gestochen;" nur die
elvignette zu diesem Werk ist von Pierre nach Charles
tin radirt.

Ein Dritter, wahrscheinlich zu derselben Künstlerfa-
ie gehörend, ist François H., welcher nur in Wink-
Catalog und bei Basan genannt wird; indeß scheint
Basans und Füßli's Künstlerlexikon eine und dieselbe
ung stattzufinden, indem sie François mit Pierre ver-
hseln, welche zwei doch ganz verschieden in ihren Ar-
en sind. Von François gibt es folgende radirte Blät-
Die sieben Werke der Barmherzigkeit, bez. Fr. Hu-
inv. inc. 8. Jagd der Diana und Ulysses auf dem
hiff, ebenso bezeichnet, qu. Fol. Nach ihm sind drei
itt Hinterwerks-Decorationen vom J. 1741, von M.
rello in Kupfer gestochen. (*Frenzel.*)

HUTISKO, ein zur gräfl. Kinsky'schen Allodial-
rschaft Wallachisch-Meseritsch gehöriges, ob dem Beczwa-
, eine Meile südöstlich von Rozenau und zehn St.
Weißkirchen entferntes Dorf im prerauer Kreise Mäh-
s. Es liegt im Hochgebirge der mährischen Karpa-
n, welches dahinter bis an die ungrische Grenze kein
deres Dorf mehr enthält; zählte im J. 1825 128 weit
um im Gebirge zerstreute Häuser und 835 Einwoh-
, welche zu dem slavischen Volksstamme der sogenannten
hrischen Wallachen gehören, die ein Nebenzweig der
owaken sind, und in demselben Jahre drei Pferde,
bs Ochsen, 109 Kühe und 92 Schafe hielten. Hier
indet sich eine kathol. Localkapellanei, Kirche und
hule, welche zum wallachisch-meseritschen Dekanate des
nützer Erzbisthums gehört, von zwei Seelsorgern ver-
en wird und im J. 1830 in ihrem pfarrherrlichen
prengel, zu welchem die Dörfer Hutisko, Solanetz
d Mittelbeczwa gehören, 2922 kathol. Pfarrkinder und
48 Protestanten zählte. Das Patronatsrecht über diesel-
ben steht der Herrschaft Wallachisch-Meseritsch zu. Den
Werbbezirk hat das Linien-Infanterieregiment Nr. 1. Zu
diesem Dorfe gehören gegen 60 Joche höchst mittelmäßi-
gen Ackerlandes, einige Joche Wiesen und ausgedehnte
Wälder. (*G. F. Schreiner.*)

HÜTLIBERG auch ÜTLIBERG (der Name Uto, welcher hier und dort in Handbüchern vorkommt, ist sehr zweifelhaft), die höchste Spitze der Albiskette, südwestlich von Zürich, 2918 Fuß über der Meeresfläche, 1639 Fuß über dem Zürchersee. Die Entfernung von Zürich beträgt nur anderthalb Stunden, und die Bergkuppe wird wegen der ausgedehnten Fernsicht sowol in die Alpenkette, als in die ebenern Gegenden, sehr häufig besucht. In der täglichen Sprache heißt er allgemein Hütliberg, und der Name scheint von der Hutform der obersten Kuppe herzukommen. In Schriften kommt er mit und ohne H vor. (*Escher.*)

Hutmann 1) s. Huthaus; 2) s. Hirt; 3) Biogr. s. Huthmann.

HUTRASEN, eine benarbe Fläche, welche dazu dient, daß das Vieh, besonders die Schafe, die darauf wachsenden Gewächse abfressen und sich davon nähren. Je weiter sich die Industrie der Bewohner eines Landes verbreitet, diese also jeden Gegenstand ihres Besitzthums einer sorgfältigern Bearbeitung und Pflege unterwerfen, desto weniger Hutrasen werden stattfinden, bis sie endlich in Folge der bessern Behandlung der Gewässer und der Einführung der Terrassirung aller Abhänge und der Stall- oder Hordenfütterung ganz verschwinden. Da dieses jedoch gegenwärtig in weiter Ferne liegt, so müssen die Belehrungen über die Hutrasen den jetzigen Verhältnissen angemessen sein. Ein guter Hutrasen muß gute, nährende, schmackhafte, das ganze Jahr hindurch, so lange die Witterung es gestattet, sich dem Viehe darbietende Gewächse haben; daher gehört dazu ein guter fruchtbarer Boden, die Lage gegen die Sonne, welche den Gewächsen günstig ist, freier Zutritt der Luft, Schutz gegen Verschlämmung, eine zweckmäßige Abwässerung und Sicherheit gegen Beschädigungen des Viehes. Die Besitzer solcher Rasen müssen dahin arbeiten, jedem derselben so viele von diesen guten Eigenschaften zu verschaffen, als es nur irgend möglich ist. Die Hutrasen sind: 1) Stromhutrasen; 2) Feldhutrasen; 3) Waldhutrasen. Unter den ersten sind alle diejenigen begriffen, die in Niederungen, an Bächen, Flüssen und Strömen liegen, und meist durch die Schuld der Besitzer oder Hutberechtigten durch Überschwemmungen und Versumpfung einen großen Theil ihrer Brauchbarkeit verlieren, da sie außerdem die ergiebigsten von allen wären. Besonders werden sie durch Giftpflanzen, die sich in ihnen, zumal an den morastigen Stellen, finden, oft verderblich für die Heerden. Für Dämme gegen Fluthen, für tiefe und breite Abzugsgräben und für Brücken über diese Gräben sollte hauptsächlich bei diesen Rasen gesorgt werden. Übrigens ist auch bei diesen an und für sich fetten Rasen ein großer Unterschied, der bei Ablösungen der Hutgerechtigkeit oder bei Gemeinheitstheilungen wol zu berücksichtigen ist; es

*) Heinecke, Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen
ipzig 1768). S. 214, 215.

gibt gute, mittelmäßige und schlechte, bei welchen letzten die angezeigten Übel der Versumpfung u. dgl. die Vortheile derselben beinahe überwiegen. Die Feldhutrasen liegen in dem Bereiche des urbaren Landes, folglich höher und theilweise trockener, haben weniger fette, üppige Gewächse und sind gewissen Vieharten, wie den Schafen, zuträglicher. Da diese Rasen vormals nicht urbar gemacht worden sind, weil sie Wassergallen und schwache Ausgänge von Quellen enthalten, diese aber bei der gewöhnlichen Fahrlässigkeit, mit welcher man Hutrasen behandelt, Versumpfung verursachen, während die benachbarten Stellen im Sommer eine verbrannte Steppe darbieten, so muß der Landmann hier durch das tiefe Aufgraben der Stellen, wo die Quelle eigentlich ihren Sitz hat, und durch die Leitung dieses Quellwassers in ordentlichen Rinngräben zu den dürren Stellen die Rasen verbessern. Berghutrasen, welche keine Quellen im Sommer zur Befeuchtung haben und vielleicht, den Sonnenstrahlen wegen ihrer südlichen Lage den ganzen Tag ausgesetzt, ganz verbrennen würden, müssen mit Kopfbuchen, oder andern abgeköpften Waldbäumen in gehöriger Entfernung bepflanzt werden, damit der Rasen unter diesen Bäumen immer grün und frisch bleibe. Doch müssen bei dieser Behandlung alle kleinern baumartigen Sträucher und Wachholderstauden immer entfernt und im Herbste die abgefallenen Blätter der Waldbäume fortgeschafft und dem Vieh eingestreut werden. Die Waldhutrasen sind Flächen im Walde, die entweder leer von Bäumen, oder nur schwach mit einzeln stehenden Waldbäumen besetzt sind, oder auch einen vollständigen Wald darstellen. Die Viehhut auf diesen Rasen ist gewöhnlich mit Gefahren und Verlust verbunden, und gewährt weniger gesunden Nahrungsstoff als die Feldrasenhut; auch ist die Hut in eigentlichen Wäldern gar sehr dem Wechsel unterworfen, ja unter manchen Waldbäumen, z. B. im Nadelholze, verschwindet oft unter den vielen abgefallenen Nadeln das Gras gänzlich; es vergehen oft längere Zeiträume, wo zwischen den eigentlichen Waldgewächsen gar keine Hut stattfinden kann. Anfangs, wenn der Wald ganz jung ist, muß er gehegt werden; sodann, wenn die Zeit der Schonung vorüber ist, wächst wenig Nahrung auf dem Rasen, weil die dicht stehenden Stämmchen einen so starken Schatten machen und die Luft so ausschließen, daß die Hutpflanzen nicht aufkommen können. Wenn sich aber das Holz auslichtet, verbessert sich die Hutweide, bis sie endlich mit dem ausgewachsenen Holze diejenige Vollkommenheit erhält, deren sie nach den übrigen ungünstigen Umständen fähig ist. Im Frühjahre sind die jungen Triebe der Eichen, welche die Kühe mit Begierde fressen, die Ursache von gefährlichen, oft tödtlichen Zufällen; in nassen Jahren sind die in den dichten Gebüschen üppig aufschießenden Waldkräuter und Giftstoff enthaltenden Simsen die Veranlassung von Seuchen unter den Schafen, die oft ganze Heerden hinraffen. Übrigens haben die Waldhutrasen ihre eigenen Giftpflanzen, sowie die Stromhutrasen, welche man soviel möglich vermindern muß. Vergl. **Hutung und Werthbestimmung derselben.** *(Fr. Heusinger.)*

HUTSBERG. Im Herzogthume Sachsen-Meiningen und Hildburghausen, Amtes Sand, erhebt sich ein Basaltkegel mit Wald bewachsen, mit den Ruinen des ehemaligen Schlosses Hutsberg. Am Fuße desselben ein Hof gleiches Namens, oder auch Heftenhof genannt, der jetzt unter zwei Bauern getheilt, die nebst einigen Tagelöhnern und Holzhauern in 10 Häusern mit 45 Seelen wohnen. Die Erbauung dieses Schlosses fällt in den Sagenkreis, wo ein Frankenkönig, Marcomir, im 4. Jahrh., nachdem die Thüringer von den Schwaben wieder über den Thüringerwald zurückgedrängt worden, dieses Schloß zum Schutz und zur Hut der neuen fränkischen Grenze erbaute. Wenn auch diese Sage mit der von der Disburg verbunden, das man für das alte Dispargum, die Wiege von Pharamund, hielt, durch die neuern Entdeckungen und Nachforschungen des sachsen-meiningischen Geheimenraths Frhrn. von Donopp, dieses berühmten Numismatikers, in seinem magusanischen Europa, die Glaubwürdigkeit verloren hat, so ist doch ebendadurch dargethan worden, daß schon in den Urzeiten Teutschlands dieser Winkel am Rhöngebirge merkwürdig war. Im J. 438 sollen die aus dem ostfränkischen Geschlecht abstammenden Brüder, die Grafen Helmerich, Frankenberg und Otto (Heten) Hutsberg, bewohnt haben. Das Schloß gehörte später den Bischöfen von Würzburg, die es durch Burgmannen beschützen ließen. Da diese aber später, dem Zeitalter gemäß, räuberische Fehden ausübten, und der Graf Bertold von Henneberg, in Vereinigung mit den Städten Erfurt, Würzburg und Bamberg, den Auftrag bekam, die südwestliche Seite des Thüringerwaldes von diesem Unfuge zu befreien, belagerte er das Schloß Hutsberg, das vorzüglich von den fünf Ganerben, die es bewohnten, zu einem Raubschlosse gemacht war. Erst nach zwei Monaten war man mit den herbeigebrachten nürnberger Schraubenböcken im Stande, die Mauern zu durchbrechen, da die Besatzung sich nicht ergeben wollte; diese bestand aus 42 Personen, welche sogleich nach der Eroberung hingerichtet wurden. Man machte eine große Beute; die Nürnberger fanden sogar ihre Gewichtsteine wieder, darin sie wegen ihres Handels Geld verlötheten, um es sicher wegsenden zu können, und welche, da man es nicht wußte, noch unversehrt waren. Der Graf Heinrich von Henneberg ließ im J. 1381 durch Johannes von der Kehre, den er zum Schloßhauptmann ernannte, das Schloß wieder aufbauen. Nicht lange darauf wurde es mit seinen Zubehörungen, als den Dörfern Seeba, Bettenhausen und Stedtlingen, an Heinrich von der Tann, Margaretha, seine Hausfrau, und Fritz, seinen Sohn, 1401 verpfändet. Später war eine Ablösung geschehen, und Hans von dem Berge war Voigt daselbst, der 1434 zum Amtmann in Meiningen bestellt wurde. Im J. 1411 entstand zwischen dem Grafen Wilhelm von Henneberg und dem Bischofe Johann von Würzburg ein Vertrag wegen der Schlösser Dornburg und Hutsberg, die der Graf von dem Bischof als ein Mann- und Töchterlehn annahm. Dieses Schloß wurde in der hennebergischen Familienfehde zwischen dem Grafen Heinrich zu Henneberg und seinen Neffen, Wilhelm, Johannes und

old, von Erstern 1449 durch Überfall genommen, ›er darauf wohnende Amtmann, Georg von Bisa, llen seinen Sachen nach Kaltennordheim, wo der residirte, in Verwahrung gebracht. Auf diesem sse soll auch die kaiserl. Burggrafschaft Würzburg t, und die Grafen im Wappen die roth und wei- Schachspäne nebst dem zweiköpfigen halben schwar- bler geführt haben. Als der Graf Wilhelm am Jul. 1495 auf dem Reichstage zu Worms vom Kai- Maximilian belehnt wurde, ist derselbe vor den kai- Thron gerannt, und brachte mit sich drei Fahnen; rste des Fürstenthums Hutsberg, so geführt Herr r von Wessenberg, Ritter; die zweite der Graf- Henneberg; die dritte als Blutpanier. Der unter Hutsberge liegende ehemalige herrschaftliche Hof nach Zerstörung des Schlosses 1525, von sächsi- Seite mehrmals an verdiente Staatsdiener auf Le- it übergeben, bis er nach dem Tode des sachsen- ngischen und coburgischen Geheimeraths Andreas Sim- on Beichling an zwei Bauern auf Erbpacht ausgethan (*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HUTSCHEUFU, Stadt in der chinesischen Pro- Tschekiang oder Chih-keang an dem kleinen See ›eu, hat Gerichtsbarkeit über fünf Städte und lie- hr schöne seidene Zeuche und die besten Pinsel im (*R.*)

Hutschlange, s. Naja.

HUTSTEINE, eine hin und wieder vorgekommene nung fossiler Ananchyten und Spatangen, an denen ine Hutform zu entdecken glaubte. (*H. G. Bronn.*)

HUTTA, Glashütte, heißen viele Ortschaften in n und Galizien, worunter folgende von größerer tung sind: 1) O-Hutta, Alte Glashütte, ein ameralherrsch. Dios-Győr gehöriges, zwei St. von lcz entferntes Dorf im miskolczer Bezirke der zum diesseit der Theiß gehörigen borsoder (spr. bor- Gespanschaft Oberungerns gelegen, mit 66 Häu- nd 514 slovakischen Einw., deren 508 zur kathol., reform. Kirche sich bekennen, und fünf Juden sind; usgebreiteten Waldungen und von weitläufigen Gär- ngeben; das Dorf ist nach Uj-Hutta eingepfarrt. -Hutta, Neue Glashütte, ein zu derselben Herr- gehöriges, in demselben Kreise, Comitat und Be- nahe an O-Hutta gelegenes Dorf von 58 Häu- nd 403 slovakischen Einw.; davon bekennen sich ur kathol. und zwei zur protest. Kirche, die übrigen Juden; mit einer kathol. Pfarre, Kirche und Schule, breiteten Waldungen und nicht unerheblicher Obst- zucht. 3) Repás-Hutta, ein kleines, vier St. von lcz entferntes, im erlauer Bezirke desselben Kreises omitats gelegenes, zu derselben Herrschaft gehöriges hen von 11 Häusern und 85 Einw., mit einer Glas- und großen Wäldern, von denen es rings umge- t; mit der Kirche und Schule ist es nach Uj-Hutta farrt. 4) Murány-Hutta, ein zur fürstl. coburg- schen Herrschaft Murany gehöriges, im rosenauer e der gömörer Gespansch., im Kreise diesseit der Oberungerns gelegenes Dorf von 75 Häusern und 622 slovak. Einw., welche sich sämmtlich zur kathol. Religion bekennen und sich durch den Glashausirhandel ernähren. Die früher hier bestandene Glashütte ist schon seit längerer Zeit eingegangen. Die großen Wälder der Umgegend sind reich an Hirschen. 5) Divinczka-Hutta oder Divini-Hutta, ein dem Grafen Zichy gehöriges Dorf im losonczer Bezirke der diesseit der Donau ge- legenen neograder Gespansch. Niederungerns; es liegt in der Nähe der sohler Comitatsgrenze unweit Füres, anderthalb Meilen von Vámosfalva, nahe am Berge Ja- voras, zählt 41 Häuser und 334 slovak. Einw., welche sich sämmtlich zur kathol. Kirche bekennen. Das Dorf ist nach Felső-Tiszovnyik eingepfarrt, besitzt eine Glas- hütte und einen Sauerbrunnen. 6) Ein zur Herrschaft Makowitza gehöriges Dorf im makowitzer Bezirke der sároser (spr. scharoscher) Gespansch. im Kreise diesseit der Theiß Oberungerns, mit 21 Häusern und 308 ka- tholischen rußniakischen Einw. und acht Israeliten. Das Dorf gehört dem Grafen Szirnay, und ist nach Zboro (kaschauer Diöcese), von welchem Ort es 2¼ Stunde entfernt ist, eingepfarrt; es liegt an der galizischen Grenze in einer Entfernung von 1½ St. von dem besuchten Ba- deorte Barthfeld. 7) O-Hutta, ein in der abaujvárer Gespansch. gelegenes, nach Erdő-Horváth (kaschauer Diöcese) eingepfarrtes Dorf, mit 38 Häusern und 284 rußniak. kathol. Einw. und einer Glashütte. 8) Ein Dorf im füzerer Bezirke der abaujvárer Gespansch., zwei St. von seinem Pfarrorte Radvány entfernt, mit 38 Häusern und 184 kathol. Einw. und einer Glashütte. 9) Uj-Hutta, ein kleines Gebirgsdorf in der abaujvárer Gespansch., im Kreise diesseit der Theiß Oberungerns, 3½ St. von Erdő-Horváth entfernt, mit 26 Häusern, 179 kathol. Einw. und einer Mühle. In Hinsicht der Kirche und Schule ist es der Pfarre zu Erdő-Horváth zuge- wiesen. 10) Közép-Hutta, ein in derselben Gespansch. gelegenes und auch nach Erdő-Horváth eingepfarrtes Dorf von 25 Häusern und 185 katholischen Einw. 11) Huta Wierchobuska, ein Dorf im zloczower Kr. Ga- liziens, bei welchem eine der drei Quellen des Sereth, eines Nebenflusses des Dniesters, liegt. 12) Huta Pie- niaka oder Pienicka, ein zur gräflich Mięczyński'schen Herrschaft Pieniaki gehöriges Dorf, anderthalb M. von Podhora entfernt, im zloczower Kr. Galiziens gelegen; es ist mit der Ortschaft Hueisko vereinigt und besitzt eine Glashütte, in welcher aber nur ordinaires Glas und vor- züglich Bouteillen für die englischen Biere, Rum und Rack der broder Kaufleute verfertigt werden. 13) Eine zur Herrsch. des Grafen Stanislaus Potocki Skole ge- hörige Ansiedelung im stryer Kr. des Königreichs Ga- lizien; sie liegt am linken Ufer des Oriawa-Flusses, über den hier eine gewöhnliche, fünf Ellen lange Brücke führt, und der oft die dammartig dahinlaufende Chaussee über- fluthet, an der aus Ungern nach Lemberg führenden so- genannten werkoer Post- und Commerzial-Nebenstraße, zwischen den Dörfern Huta und Swietoslaw, von dem erstern 2500 und von dem letztern 3800 österr. Straßen- klaftern, deren 4000 auf eine Meile gerechnet werden, entfernt. Es stehen hier eine Glashütte und zwei Ei-

senhämmer im Betriebe. Die Glashütte liefert weißes und grünes Glas in Tafeln und Gefäßen; von den Eisenhämmern führt der eine den Namen Isabellówka, liegt am Drawafluß, und wurde vor etwa 19 Jahren angelegt, der andere befindet sich am Jablonka-Bach und ist ein Zeughammer. Zwischen Hutta und Koziowa befindet sich über der Chaussee nach einem Berg eine Stelle, von welcher nicht selten Gerölle in bedeutender Menge auf die Straße herabrutscht und selbe beschädigt. 14) Huta Obedyńska, ein den Dersa'schen Erben gehöriges Gut, mit einem eigenen Justizamte, welches in Niemirow verwaltet wird, und Dorf im zólkiewer Kr. Galiziens, mit einem Vorwerke. Das Dorf liegt nächst Botelyc, eine St. von Rawa, entfernt. 15) Huta Zielyna, ein Gut und Dorf des Franz Muncinski, im zólkiewer Kr. Galiziens, mit einem eigenen Justizamte, welches in Niemirow verwaltet wird, und einem Vorwerke. Beide liegen ungefähr eine Stunde von Rawa entfernt.

(*G. F. Schreiner.*)

HUTTANY, HATTANY, eine Stadt Vorderindiens in dem seit 1818 von den Briten abhängigen Maharattenstaate Satarah, im Bezirke von Bejapoor auf dem nördlichen Ufer der Kistna zwischen 16° 15′ nördl. Breite und 75° 20′ östl. Länge belegen. Die Stadt hat gegen 20,000 Einw., ist mit einer Lehmmauer und einem Graben umgeben, und hat ein steinernes Fort, das jedoch kaum diesen Namen verdient. Die dasige ansehnliche, aus Quadersteinen gutgebaute Caravanserei kann gegen 500 Reisende nebst ihren Lastthieren aufnehmen. Man unterhält Fabriken in baumwollenen und seidenen Zeuchen, in Metallwaaren, Waffen ꝛc., und treibt einen ausgebreiteten Handel mit Bombay und Surate. Die eigentliche Stapelwaare des Platzes aber ist Getreide. In den frühern Zeiten gehörte die Stadt dem Muhammedanischen Könige von Bejapoor, dem sie um die Mitte des 17. Jahrh. von den Maharatten entrissen wurde, von letztern aber im J. 1679 wieder durch Eroberung an die Muhammedaner zurückfiel, wobei viele Bewohner als Sklaven weggeführt wurden. Nach dem Tod Aurungzebs fiel sie wieder in die Gewalt der Maharatten, denen sie noch, jedoch seit 1818 unter britischer Oberherrschaft, gehört.

(*J. C. Schmidt.*)

HUTTE (La), kleines Dorf von 212 Einwohnern, in der ehemals dem Bischofe von Basel unterworfenen, jetzt zum eidgenössischen Cantone Bern gehörigen Landschaft Erguel, im Oberamte Courtlari. Es gehört zum Kirchspiele Pery. Seine Lage nahe an einem auf der Südseite sich steil erhebenden Berg ist so ungünstig, daß den Winter über nur die Hälfte des Dörfchens von der Sonne beschienen wird. Die Süß (la Suze), ein wilder Waldstrom, in dessen Nähe das Dörfchen liegt, entspringt oben im St. Immerthal, und durchströmt das Thal in verschiedenen Krümmungen, bis sie sich bei Biel in den Bielersee ergießt.

(*Escher.*)

HÜTTE, 1) Bergbau, eine Anstalt, wo im Großen aus Mineralien oder mineralischen Zwischenproducten durch chemische Processe mittels der Einwirkung des Feuers gewisse Producte (meist Metalle) bereitet werden, z. B[...] berhütte, Eisenhütte, Schwefelhütte ꝛc. (*O. Freiesl[...]*

2) Schiffsw., der bedeckte Raum auf dem h[...] Theile der Schanze eines Schiffes (vergl. den nau[...] Plan an Bd. VIII. dieser Sect. Fig. 7. y y un[...] 14. i). Nur große Schiffe haben Hütten, welche i[...] Regel dem Capitaine zur Wohnung dienen. Es p[...] auch kleine Kammern daran zu sein, welche als E[...] zimmer gebraucht werden. Manchmal ist die Hüt[...] Länge oder Breite nach mit Bretern durchschoren[...] dadurch in zwei Theile getheilt. Das darüber befin[...] Verdeck wird die Campagne genannt. Vormals, w[...] Hintertheile der Schiffe sehr hoch gebaut wurden, [...] über einer Hütte noch eine kleinere, die Oberhütte gen[...] (vergl. a. a. O. Fig. 14. l).

(*C. H. Mül[...]*)

HUTTEN (Geneal.). Im kurhessischen Kreis[...] Justizamte Schlüchtern, an welchem Orte schon z[...] Zeiten der Karolinger ein reiches Benedictinerkloster b[...] liegt ein Dorf, Namens Hutten, von 78 Häusern[...] 650 Einwohnern, nach dem das ganze Thal der h[...] sche Grund genannt wird. Aus diesem Dorfe gin[...] durch einige ihrer Glieder, besonders aber den g[...] Ulrich, berühmt gewordene niederadelige Familie v. [...] ten hervor, die später zu der fränkischen reichsunm[...] baren Ritterschaft gehörte. Die älteste Geschichte [...] ben ist ebenso dunkel, als die der meisten Familien [...] Standes, gleichwie ihre älteste Geschlechtsfolge [1]). E[...] im J. 1140 schenkt ein Hezekind für sein und seiner [...] storbenen Söhne Seelenheil ein Gut im Dorfe H[...] der fuldaischen Kirche; ob er aber auch zu der Fa[...] v. Hutten gehörte, läßt sich freilich nicht sagen. [...] erscheint erst im J. 1274; damals lebten die Gebr[...] Eckanbert, Hermann und Johann. Im J. 1310 [...] setzte Ludwig v. Hutten und seine Söhne, Friedrich [...] Ludwig, ihrem Schwager, Johann v. Fischborn, 3[...] ten zu Hesseberg, Steinbach, Mittelsinn und Dett[...] rode. Im J. 1322 setzte Abt Heinrich von Fulda [...] ter Hermann und seinen Sohn, den Knappen F[...] (Wortwin) als Burgmannen auf Stolzenberg, und [...] trug ihnen das Amt Herolz, sowie Letzterm 1327 [...] Burglehen auf Werberg. Auch die Knappen Herm[...] und Johann, Gebrüder, wurden fuldaische Burgm[...] nen ꝛc. Simon v. Hutten war 1305 zum Abte [...] Hersfeld erwählt. Gleich nach seinem Regierungsan[...] einte er sich mit dem Abte Heinrich V. von Fulda; [...] sie mochten einsehen, daß sie bei ihrer nahen Nach[...] schaft durch Freundschaft Vortheile erringen konnten[...] ihnen bei ihrer bisherigen Rivalität nicht möglich wa[...] Bald kam er jedoch mit seiner Stadt Hersfeld in E[...]

1) Wie wenig zuverlässig die genealogischen Werke ein[...] dermann, Humbracht ꝛc., insbesondere für die ältesten Zeiten [...] weiß jeder Geschichtsforscher, denn ihre Quelle für diese wa[...] andere, als Rüxners Turnierbuch. Eine ausführlichere un[...] fassendere Geschichte der v. Hutten, als mir, nicht so sehr [...] der engen Grenzen dieses Aufsatzes, als vielmehr wegen [...] erwartender Nachrichten, möglich war, werde ich in dem [...] meines Werkes: Die hessischen Ritterburgen und ihre B[...] geben.

(*La[...]*)

den der Abt von Fulda 1307 vermittelte. Im J. 1309 traten beide Äbte vereint den Anmaßungen des Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange von Thüringen entgegen, und Simon war unter denen, die ihn hinderten, Erfurt zu belagern. Als Friedrich 1312 auch mit dem Markgrafen von Brandenburg in Kampf gerieth, zogen beide Äbte mit den Bürgern von Erfurt auf sein Gebiet, wo sie einige Orte zerstörten. Papst Clemens V. sandte Simon nach Eisenach, wo die Bürger die Domkirche und das Schloß Klemma zerstört hatten, um diese dafür zu strafen. Im October 1315 war er bereits verstorben. Jetzt entstanden, wenn sie nicht schon vorhanden waren, mehre Linien, nach den verschiedenen Besitzungen getheilt. Der Ursprung derselben läßt sich jedoch nicht mit Sicherheit nachweisen, und da es hier um so weniger am Orte sein möchte, sich darüber in Untersuchungen einzulassen, und statt Thatsachen Hypothesen zu geben, so führen wir die einzelnen Linien alsbald vor.

I. Die älteste Linie zu Stolzenberg.

Dieses am rechten Ufer der Kinzig, zwischen Schlüchtern und Gelnhausen, bei Salmünster gelegene Schloß gehörte seit dem 13. Jahrh. der Abtei Fulda und mochte seine Gründung den an seinem Fuße springenden Salzquellen zu danken haben. Die v. Hutten begründeten als fuldaische Burgmannen hier einen Sitz. Friedrich, wahrscheinlich ein Bruder des obengenannten Frowins, ist der Stifter dieser Linie. Er war Marschall des Abts Heinrich von Fulda, der ihm für seine Dienste 1327 Güter vor dem Schlosse Neuhof verschrieb und mit einem Burglehn daselbst belehnte. Im J. 1328 erhielt er und sein Bruder Frowin die Amtmannschaft auf Stolzenberg, und dafür Gefälle im Amt angewiesen. Im J. 1329 wurden sie auch fuldaische Burgmannen zu Salmünster, sowie 1330 Amtleute zu Neuhof, wo ihnen 1335 alle Gülten für 400 Pfund Heller auf fünf Jahre verschrieben wurden. Zu Folge einer Urkunde von 1344 wäre Friedrich damals kaiserlicher Landvoigt in der Wetterau und Schultheiß zu Frankfurt gewesen; man bezweifelt aber deren Echtheit. In diesem Jahr erkaufte er von Heinrich von Isenburg einen Theil des Gerichts Burgjosse im Spessart für 350 Pfund Heller auf Wiederkauf. Im J. 1349 verschrieb er sich dem Dienste des mainzischen Verwesers, Kuno v. Falkenstein, wider den Gegenerzbischof Gerlach v. Nassau und dessen Bundesgenossen. Ob er in dem hiernächst folgenden Kriege geblieben, ist unbekannt; er findet sich nicht weiter. Mit seiner Hausfrau, Hedwig v. Ronneburg, hatte er fünf Söhne, von denen Konrad und Frowin die Stifter zweier Linien wurden.

1) Die Konradinische Linie zu Stolzenberg.

Konrad begleitete 1352 den Kaiser Friedrich nach Rom zur Krönung und Vermählung, und folgte seinem Vater im fuldaischen Marschallamt. Abt Heinrich von Fulda verschrieb ihm und seinem Bruder, Frowin, 1362 das nördlich von Brückenau auf der Röhn liegende Schloß Werberg mit dem Gerichte Motten für 5000 Pfund fuld. Heller. Erzbischof Adolf von Mainz hatte Konrad einen Theil von Orb im Spessart, sowie für 2400 Fl. den Zoll zu Aschaffenburg versetzt; auch war dieser Amtmann zu Orb. Im J. 1379 berechnete er sich mit dem Erzbischofe wegen seiner Dienste rc.; seine Foderung betrug 1500 Fl., die noch auf Orb geschlagen wurden. In demselben Jahre findet man ihn auch als Hofmeister des Bischofs Gerhard v. Würzburg, der ihm 1381 das Schloß, Stadt und Amt Arnstein versetzte; auch das Schloß Trimberg wurde ihm verpfändet, und später erhielt er beide zu Lehn. Von Fulda erwarb er sich einen Sitz auf der Burg Saleck. Er hinterließ drei Söhne, Friedrich, Hartmuth und Ludwig. Diese wagten den Versuch, das Schloß Werberg der Abtei Fulda zu entziehen; sie gaben es für ihr Eigen aus, und verkauften sowol Mainz als Würzburg die Öffnung desselben. Aber noch höher sollte Fulda verletzt werden. In Gemeinschaft mit ihren Vettern der Frowinschen Linie trieben sie von Stolzenberg und Warberg aus ein schreckliches Raubhandwerk, selbst die Glocken in den Thürmen blieben nicht verschont von ihrer Beutelust. Deshalb vereinten sich endlich mit dem Hauptmanne des Landfriedens, Friedrich Schenk von Limburg, die geistlichen Fürsten von Würzburg und Fulda, und die Grafen von Henneberg, und belagerten Warberg. Aber Frowin und Ludwig v. H. widerstanden jeder ihrer Anstrengungen; die andern beunruhigten indessen die Belagerer und verwüsteten deren Lande; sie plünderten selbst die Propstei St. Johannesberg bei Fulda. Endlich näherte man sich, knüpfte Unterhandlungen an und am 30. Nov. 1403 kam in einem Hofe vor dem Schloß ein vorläufiger Friede zu Stande. In Schweinfurt wurden die gegenseitigen Ansprüche rc. im folgenden Jahre zur Entscheidung gebracht, da aber die von Hutten ausblieben, wurden sie zum Ersatze des gethanen Schadens verurtheilt. Friedrich hinterließ zwei Söhne, Bartholomäus und Konrad. Ersterer stiftete die Linie zu Arnstein und Saleck, Letzterer die zu Trimberg. Arnstein wurde 1440 im würzburgschen Kriege von den Sachsen belagert; mit Hilfe der v. Thüngen vertheidigte Bartholomäus dasselbe aber so tapfer, daß sie die Belagerung aufgeben mußten. Seine Söhne, Barthel (1468 † 1495) und Jost (1468 † 1483), lösten 1475 das fuldaische Schloß Saleck für 2000 Fl. von Konrad v. Hutten an sich. Nur Barthel hinterließ Söhne, sieben an der Zahl, unter denen drei Geistliche: Hypolit, Chorherr zu Neumünster, Domherr zu Würzburg und Eichstädt, Wolf, Domherr zu Würzburg, und Adrian, Domherr zu Bamberg. Von den Weltlichen hatte nur Erasmus, der zu Michelfeld saß, einen Sohn, Siegmund, mit dem diese Seitenlinie 1550 erlosch. Friedrichs zweiter Sohn, Konrad († 1443), war Amtmann zu Trimberg, und stiftete die Linie zu Trimberg. Dreimal verehelicht, hinterließ er, außer drei Töchtern, zwei Söhne, Georg und Konrad. Letzterer, würzburgischer Rath und Oberhofmeister, siegte mit andern würzburgischen Hauptleuten 1465 bei Sambach über die Bamberger. Im J. 1472 erhielt er das Schloß Saleck von dem Stifte Fulda auf sechs Jahre amtsweise eingegeben; nachdem es ihm jedoch als Pfandschaft eingeräumt worden, lösten es von ihm 1475

seine Vettern, Barthel und Jost v. Hutten. Als das durch die Gefangennehmung des jungen Schwärmers von Niklashausen aufgeregte Volk Würzburg umlagerte, war es insbesondere Konrads Rednertalent, welches die empörte Menge besänftigte. Im J. 1485 verpfändete ihm Landgraf Wilhelm von Hessen ein Viertel von Brückenau und Schildeck, welches erst 1500 von seinem Sohne wieder abgelöst wurde. Ein rüstiger Degen, hatte er manches Turnier besucht und manchen Dank erstritten. Dieses geschah theils auf eigene Kosten, theils im Gefolge von Fürsten und Grafen. So war er 1479 zu Würzburg, 1481 mit Markgraf Friedrich von Brandenburg zu Heidelberg, 1484 zu Stuttgart, 1485 mit Graf Eberhard von Würtemberg zu Onolzbach, 1486 zu Bamberg und 1487 zu Worms, wo er in die Gesellschaft des Bären aufgenommen wurde. Er starb 1500 und hatte zwei Söhne, Ludwig und Konrad. Ludwig, würzburgischer Rath und Erbamtmann zu Trimberg († 1517), stiftete durch die Erwerbung des Schlosses Frankenberg von den v. Hasberg die frankenbergische Linie. Von seinen acht Söhnen, von denen nur Ulrich, Amtmann von Ulfenheim, Ludwig, Amtmann zu Kitzingen (welche 1528 von ihrem Vetter, Frowin v. Hutten, dessen Antheil am Joßgrunde, Salmünster, Soden ꝛc. erwarben) und Hans (s. d. Specialart.), verehelicht waren, hatten nur Ulrich und Hans Söhne, Ersterer Ludwig und Konrad, Letzterer Hans und Ludwig, welche zu Vorderfrankenberg saßen. Mit Konrad erlosch 1559 die Linie zu Vorderfrankenberg. Der zweite Sohn Konrads, Konrad, Erbamtmann zu Arnstein, erwarb das Schloß Birkenfeld bei Hofheim im Würzburgischen, und wurde 1488 hessischer Amtmann zu Schmalkalden. Da Würzburg die Schlösser Trimberg und Arnstein einlöste, nannte sich seine Linie nun nach Birkenfeld. Er starb im J. 1513. Sein Sohn, Bernhard (gest. 1474, † 1539), würzburgischer Amtmann zu Königshofen, zeugte mit Gertrud v. Ebersberg, gen. von Weihers, vier Söhne: (*G. Landau.*)

Dazu gehörte a) Moritz (geb. 1503, † 1552), der als Dompropst zu Würzburg zum Fürstbischofe von Eichstädt 1539 erwählt wurde; b) Philipp (s. d. Specialart.), und c) Wilhelm († 1554), brandenburg-onolzbachischer Amtmann zu Windsberg, der mit Eva von Heßberg und Anna von Selbitz Georg Ludwig, kurpfälzischen Geheimenrath, Oberhofmeister und Faut zu Moßbach, welcher 1613 unverheirathet starb, und Bernhard II. († 1613) hinterließ. Dieser war kaiserl. und brandenb.-onolzbachischer Rath und Obervoigt zu Onolzbach. Im J. 1589 wurde er vom Markgrafen Georg Friedrich an seiner Statt als kaiserl. Curator nach Meiningen geschickt, um die Theilung der gefürsteten Grafschaft Henneberg, zwischen dem kur- und den herzogl. sächsischen Häusern vorzunehmen. Nach dem Tode seines Bruders erbte er die Allodialherrschaft Frankenberg, die er dann dem Hause Brandenburg zu Lehn auftrug. Von seinen mit Amalia von Thüngen erzeugten fünf Söhnen und vier Töchtern führte Georg Friedrich († 1630) diese Linie mit Blandine von Eyb weiter fort. Während des dreißigjährigen Krieges kam Frankenberg, nachdem es von den Kaiserlichen erobert war (1632), in Besitz des Bischofs von Würzburg, der es auch bis zum westfälischen Frieden behalten hatte, wo es an Huttens Sohn, Veit Ludwig (1655), zurückgegeben wurde; doch das reichhaltige Archiv blieb in würzburgischen Händen und auf die Reichsregalien erhielten die Reichsgrafen von Schwarzenberg die Anwartschaft. Von seinen sieben Söhnen pflanzte nur Hans Ernst († 1699) seine Linie mit eilf Söhnen und vier Töchtern dauerhaft fort. Er war Ritterrath des Cantons Baunach, und erwarb sich die Rittergüter Walchenfeld und Ermanshausen unweit Königsfeld im Cantone Baunach. Von seinen Söhnen war Karl Heinrich († 1692) sachsen-eisenachischer Oberstallmeister und Oberstlieutenant eines Dragonerregiments in holländischem Solde; Bernhard Friedrich († 1728) würzburgischer Geheimerath; Johann Philipp, der mit Maria Juliana Marschall von Ostheim verheirathet war, wurde, wie sein Vater, zum Ritterrathe des Cantons Baunach erwählt, und acquirirte die nicht weit von seinem Schlosse Frankenberg gelegenen Rittergüter Ippesheim, Geckenheim, Nenzenheim und Reusch. Mit seinem Sohne, Philipp Friedrich, Ritterhauptmanne des Cantons Baunach, und brandenb.-ansbachischem Staatsminister und Kammerpräsidenten, erlosch 1782 diese frankenberger Linie, indem er sowol von Katharina von der Gröben, als auch von Anna Benigna, Freiin Rüdt von Collenberg, keine Kinder hinterließ. Laut Testament vom 7. Sept. 1782 hatte er seine erkauften Güter, als das Rittergut Asbach, nebst den Zehenten und Gefällen zu Ippesheim, Nenzenheim, Reusch und Birkenfeld, wie auch seine sämmtlichen Activcapitalien, Baarschaften, Cassenbestände, Rechnungs- und Liquidationsreste, Pretiosen, Gold- und Silbergeschirr, Güterinventarien, wie auch die fructus ultimi anni und Meliorationsposten zur Errichtung eines Fräuleinstiftes für den alten fränkischen Adel, in besonderer Beziehung auf die freiherrl. von Huttenschen und Rüdt-Collenbergischen Geschlechter, bestimmt. Die Anzahl der Stiftsdamen ist, außer der Abatissin, auf acht Fräulein evangel. Confession festgesetzt. Die Äbtissin erhält 1000, jede Conventualin jährlich 500 Fl., nebst freier Wohnung. Bei Feierlichkeiten tragen die Damen einen schwarzen Anzug, worüber an einer goldenen Kette ein Medaillon, mit der Namenschiffre des Stifters, an der linken Seite befestigt ist. Das der Äbtissin oder Pröpstin ist mit Diamanten eingefaßt. Die Statuten dieses Fideicommiß-Familien-Fräuleinstiftes wurden am 17. Nov. 1804 vom teutschen Kaiser Franz, und nach Auflösung der teutschen Reichsverfassung vom Könige von Baiern bestätigt. Zugleich ist mit diesem Stift eine Pensionsanstalt für 16 Fräulein des ehemaligen Rittercantons Baunach verbunden, wovon eine jede 150—200 Fl. jährlich erhält, wenn das Stiftungsvermögen, welches durch 1200 Fl. Interessen jedes Jahr als Capital vergrößert werden soll, dieses zuläßt. Die Bibliothek des Stiftes, wozu ebenfalls ein Fond ausgesetzt ist, befindet sich im Stifte, welches in Nürnberg seinen Sitz hat, woselbst auch die Pröpstin und einige Conventualinnen wohnen, indem es außerdem einer Jeden frei steht, ihren Wohnsitz aufzuschlagen,

will. Die einzige Schwester dieses Johann Phi-
Friedrich, Elisabeth, die an den brandenburg-ans-
en Geheimenrath und Staatsminister Friedrich Karl
von Salzburg verheirathet war, erbte dennoch eine
liche Allodialerbschaft, als die Rittergüter Birken-
ud Ermertshausen bei Hofheim; Ebbesheim, Reusch,
nheim und Geggenheim bei Frankenberg, nebst
Rittergute Walchenfeld bei Hofheim, und nur die
haften kamen an die v. Hutten-Stolzenberger Li-
Die Herrschaft Frankenberg zog der letzte Markgraf
nsbach und Baireuth ein, der mit dem Schlosse
Oberkammerherrn, Frhrn. von Pöllnitz, belehnte,
ie dazu gehörigen Dorfschaften dem Oberamt Uf-
n zuwies. Die Reichsregalien, als der Bann, die
tten und die hohe Gerichtsbarkeit, wurden aber,
hern Anwartschaft wegen, dem Fürsten von Schwar-
z zugetheilt.

(*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

2) Die Frowinsche Linie zu Stolzenberg.

Frowin, der Sohn Friedrichs, wurde deren Stifter.
eb 1373 in einem Treffen und hinterließ drei Söhne,
ich, Ritter, Frowin und Konrad. Abt Friedrich
ulda versetzte diesen 1384 die Burg Stolzenberg,
, Salmünster, das Gericht, die Juden rc. für
Pfund Heller. Auch liehen sie dem Abte noch
Fl. Nachdem Konrad und Friedrich gestorben, er-
mit Hinterlassung eines Sohnes, erneuerte der Abt
esem und Frowin 1390 jenen Pfandvertrag, wobei
fandsumme auf 9200 Fl. bestimmt wurde. Im
91 erhielt Frowin einen Hof zu Salmünster. Er
ieß fünf Söhne, von denen Ludwig 1392 Güter
useß verkaufte und 1395 mit Fritz v. H. und an-
as von Würzburg eroberte Sodenberg verpfändet
In der würzburgischen Fehde von 1400, in der
seine Brüder, Frowin, Hans und Konrad, auf
eite der Stadt Würzburg fochten, fielen sie sämmt-
dem unglücklichen Treffen bei Berchtheim in Ge-
schaft. Im J. 1405 wurde Frowin Burgmann
zell, und befand sich 1409 in einer Fehde gegen
urt. Hans erkaufte noch 1430 von Bartholomäus
dessen Antheil am Joßgrunde, Soden, Salmün-
hausen, Orb rc. Nur dieser allein setzte den Stamm
id fort. Von seinen vier Söhnen, Konrad, Lud-
Andreas und Hans, traten die beiden letztern 1441
ckische Dienste. Hans löste 1444 von seinem Schwa-
. Thüngen, den mainzischen Theil des Joßgrun-
r 2500 Fl. an sich. Wie schon gesagt, war unter
enberg im Orte Soden eine reiche Salzquelle; mit
wurden 1447 Konrad, Ludwig und Hans v. H.
noch fünf andern von Fulda beliehen. Durch Lud-
und Hans entstanden zwei neue Linien. a) Han-
† 1461) gleichnamiger Sohn († 1504) hatte vier
, Nikolaus, welcher Johanniterritter wurde, Ja-
Hans und Frowin. Im J. 1517 schlossen sie und
Vettern einen Burgfrieden über Stolzenberg, Soden,
ünster und Hausen. Frowin war kaiserlicher Rath
Kriegshauptmann und Marschall des edeln Kurfür-
sten Uriel von Mainz; er war einer der gerechtesten und
biedersten Männer, engverbrüdert mit seinem großen Vet-
ter Ulrich und ein Freund Franzens v. Sickingen. Voll
warmer Liebe arbeitete er mit an dem großen Werke der
Reformation, und wie ihn Luther schätzte, sieht man auf
dessen Rückreise von Worms, wo er auf Stolzenberg bei
Frowin einkehrte. An den Fehden Sickingens nahm er
mehrfach Theil und schlug unter andern 1518 einen hes-
sischen Haufen im Taunus. In den Jahren 1522 und
1523 sank Sickingen und seine Freunde. Auch Frowin
war als solcher bekannt. Die drei gegen Franz verbün-
deten Fürsten erklärten ihn als solchen ebenfalls des
Landfriedensbruches schuldig und in die Reichsacht verfal-
len, und noch ehe das Unwetter über jenen hereinbrach,
war Frowin schon demselben erlegen. Am 22. Oct. 1522
erhielt er von Hessen, Pfalz und Trier den Fehdebrief,
und schon am 24. Oct., nachdem bereits Kronenberg,
Gelnhausen, Rückingen erobert, erschienen die hessischen
Haufen und griffen seine Festen an; nach kurzer Gegen-
wehr siegte die Übermacht; Hausen, Salmünster und
Stolzenberg wurden erobert, Frowins Theil an denselben
in Besitz genommen und unter einen hessischen Amtmann
gestellt. Auch Jakobs Sohn, Frowin der jüngere, ver-
lor einen Theil seiner Güter, obgleich er nie Antheil an
Fehden genommen und zu arm war, sich selbst ein rei-
siges Pferd zu halten [2]). Beide Frowins klagten beim
Reichsregimente zu Nürnberg, und brachten am 12. Dec.
1522 ein Pönalmandat gegen die Fürsten aus. Mit
leidenschaftlicher Hitze wurde der Streit geführt und von
den Fürsten Alles aufgeboten, die Sache für sich günsti-
ger zu gestalten, und als Alles vergeblich blieb, griffen
sie selbst das Reichsregiment mit den heftigsten Schmä-
hungen an. Es gelang ihnen nur, die Sache in die
Länge zu ziehen. Da das Gericht mehr Gewalt hatte,
Urtheile zu fällen, als auch in Vollzug zu setzen, so füg-
ten sie sich um so weniger dem Richterspruch, und ließen
Frowin kein anderes Mittel, als sich einem Vergleiche
zu fügen. Dieser kam am 22. August 1526 zu Speier
zu Stande. Er erhielt hierdurch zwar seine Güter zu-
rück, mußte aber von denselben, im Werthe von 1000 Fl.,
dem Landgrafen zu Lehn auftragen; es waren diese das
Dorf Alsberg und der Schönhof, mit denen nach seinem
Tode die frankenberger Linie beliehen wurde. Dieser er-
folgte im Januar 1529. Mit seiner Gattin Kunigunde
v. Hattstein hatte er drei Töchter, aber keine Söhne ge-
zeugt. Von seines Bruders, Jakob, Söhnen war Bar-
thel teutscher Ordensritter und Jost Geistlicher. Mit
Frowin dem Jüngern starb diese Unterlinie 1540 aus.

Ludwig, Hansens zweiter Sohn, war der Stif-
ter der andern Unterlinie. Von seinen vier Söhnen trat
Melchior in den teutschen Orden, und Johann war Chor-
herr im Stifte Fulda. Der älteste, Ludwig, erhielt die
Güter seines Schwähers, Giso v. Biebergau, zu denen

2) Es ist dieses aus den Originalpapieren im Archive der Pro-
vinzialregierung Niederhessens zu Cassel entnommen und Münchs
Franz v. Sickingens Thaten, Plane, Freunde und Ausgang, I.
S. 267 darnach zu berichtigen. (*Landau.*)

unter andern auch Romsthal gehörte; auch kaufte er Güter zu Salmünster und im Gerichte Reichenbach. Er starb früh und seine Witwe ehelichte zum zweiten Male Johann v. Nordeck zur Rabenau. Ludwigs Sohn, Dietrich († 1522), hatte drei Söhne, Ludwig, Rab und Lukas. Nachdem der erstere 1532 als Burggraf von Gelnhausen gestorben, folgte ihm Lukas in dieser Würde; dieser erkaufte die fuldaischen Lehngüter der Familie Reiprecht, und starb 1546 ohne Söhne. Nur Ludwig setzte in seinen Söhnen den Stamm fort. Die Söhne seines Enkels, Johann († 1617), welcher 1615 einen Familienvertrag errichtete, wornach die Töchter vom Erbe abgefunden werden sollten, und der 1616 das Forstmeistersche Gut zu Marborn erkaufte, theilten sich in drei Linien: Johann Hartmuth (geb. 1579, † 1628) stiftete die Linie zu Salmünster, Daniel (geb. 1581, † 1628), der durch seine Frau, Katharina v. Mörle zu Beheim, Dorf und Schloß Niederkalbach erwarb, die zu Soden, und Friedrich die zu Romsthal-Steinbach. Ersterer bestätigte im J. 1647 den Vertrag seines Vaters, und setzte als Abfindung für jede seiner vier Töchter 4000 Thlr. fest. Während die Linie zu Soden mit Daniels Sohne, Friedrich, welcher teutscher Ordensritter war, schon 1643 erlosch, entstanden durch Johann Hartmuths Söhne wiederum drei neue Linien; indem Johann Friedrich die zu Salmünster, und Georg Ludwig, hanau'scher Geheimerath, Oberst und Commandant von Hanau, die zu Soden stifteten, entstand durch Philipp Ehrenreich die dritte. Mit dessen Sohne, Johann Philipp, der als teutscher Ordensritter vor Neuhaus blieb, erlosch dieselbe jedoch schon wieder im Mannsstamme; seine drei Schwestern beerbten ihn, und verkauften seine Güter später an die v. Losberg. Johann Friedrichs Enkel hatte zwei Söhne und eine Tochter; letztere, verehelicht an den Obersten v. Köller, brachte einen Theil der väterlichen Güter an sich, in deren Besitze sich ihre Nachkommen noch jetzt befinden. Ihr Bruder, Max, hinterließ zwar zwei Söhne, aber beide, Georg Friedrich zuletzt 1800, starben ohne Kinder, und wurden durch ihre Schwester Karoline, verehelichte v. Buseck, beerbt; auch diese starb 1817 ohne Kinder. Von der soder Linie trat Georg Ludwigs Sohn, Johann Philipp, zur katholischen Religion über. Er war fuldaischer Geheimerath und Oberamtmann zu Urzel, und starb 1737 im 80. Lebensjahre. Sein Sohn, Georg Ludwig, war kaiserl. Oberst und würzburgischer Generalmajor, Kammerherr und Oberhofkriegsrath; mit seinem Sohne, Karl Philipp, Kämmerer und Rittmeister, erlosch die Linie am 2. Febr. 1814. Die Güter desselben fielen auf seine einzige Tochter, Johannette, verehelichte v. Lindenau.

(*G. Landau.*)

Friedrich v. H. († 1639), als kaiserl. königl. Oberst im dreißigjährigen Kriege bekannt, war durch Anna Maria von Diemantstein Urheber der jüngern Linie zu Stolzenberg. Sein Sohn, Johann v. H. († 1690), würzburgischer Rath und Oberamtmann zu Mainberg und Haßfurt, hatte von Anna Maria von Hagen zu Motten acht Söhne und fünf Töchter erhalten. Von den Töchtern starb Elisabeth v. H. als Äbtissin zu St. Anna in Würzburg 1735, und Sophia als würdige Mutter der Ursulinerinnen zu Kitzingen. Von den Söhnen war nur Franz Ludwig v. H. (1728) mit Johanna, Freiin von Bicken, verheirathet. Er war kaiserl. königl. und würzburgischer Geheimerath und Oberamtmann zu Gerolzhofen. Seine Brüder hatten alle den geistlichen Stand gewählt, als: Peter Philipp v. H. († 1729), Domscholaster zu Würzburg, Oberpropst zu Wächterswinkel und Neumünster, wie auch würzburgischer Geheimerath und Kammerpräsident; Konrad Wilhelm v. H. († 1739), fuldaischer Propst zu St. Petersberg; Christoph Franz v. H. (geb. 1673, † 1729), wurde als Domdechant zu Würzburg, 1724 zum Fürstbischofe daselbst gewählt. Von Franz Ludwigs mit 14 Kindern gesegneter Ehe überlebten nur vier Söhne und drei Töchter den Vater. Auch diese waren alle in Domstiftern aufgeschworen, als: Wilhelm Anton, Domcapitular zu Mainz und Würzburg, auch Collegiatsherr zu St. Alban in Mainz; Adelbert Philipp, Domherr zu Bamberg und Kanonikus zu Kamburg; Franz Christoph, Domherr zu Speier und gefürsteter Propst zu Weißenburg, der 1743 zum Fürstbischofe von Speier erwählt wurde, Stifter einer vortrefflichen Bildergalerie, die von seinen Erben in dem Huttenschen Hofe zu Würzburg bis zum J. 1829 aufgestellt war, wo sie dann verkauft wurde. Philipp Wilhelm, der ebenfalls Domherr zu Hildesheim und Speier war, resignirte daher, erhielt die päpstliche Erlaubniß, sich zu verheirathen, und würde durch Maria Karolina, Gräfin von Rotenhan zu Merzbach, Stifter des noch jetzt blühenden reichsfreiherrlichen Geschlechts von Hutten. Von seinen neun Kindern war Franz Ludwig († 18..) Domdechant zu Speier und Domherr zu Mainz, als fürstlich speierscher Geheimerath und Minister ein großer Beförderer und eifriger Beschützer der Künste und Wissenschaften, der von vielen gelehrten Gesellschaften zu ihrem Mitglied ernannt wurde; Joseph Karl († 1811) Dompropst zu Bamberg, wo er auch zugleich Geheimerath war; Ferdinand († 1794) kaiserl. königl. Feldmarschall-Lieutenant und Kämmerer, ein ausgezeichneter General in den türkischen Feldzügen von den Jahren 1787—1789; Friedrich Karl († 1811) pflanzte diese Linie mit Karolina, Freiin von Greifenklau zu Vollraths, fort. Er war kaiserl. königl. Kämmerer, fürstl. speierscher Geheimerath und Oberamtmann zu Kirnweiler, fürstl. würzburg. und bambergischer Hof- und Regierungsrath und Oberamtmann zu Gerolzhofen, und hatte als Botschafter von den geistlichen Fürstenthümern in Franken und am Rhein in den verhängnißvollen Kriegsjahren einen sehr schweren Stand zu behaupten. Sein einziger Sohn, Franz Christoph, königl. bairischer Kämmerer, Comthur des St. Josephordens und Ehrenritter des Malteserordens, früher Ritterrath des Cantons Rhön und Werra, und fürstl. würzburgischer Oberamtmann zu Schwanfeld, wurde von allen Mitgliedern der ehemaligen Reichsritterschaft in Franken, Schwaben und am Rheine mit dem Freiherrn Speth von Zwiefalten zu Abgeordneten erwählt, um bei dem Congresse zu Wien 1814 die Angelegenheiten ihrer Standesgenossen, die durch die Mediatisirung in vielen

›ern hart gedrückt wurden, einen bessern Zustand zu irken, welches auch, soviel als thunlich war, geschah. Charlotte, Freiin von Gebsattel, erzielte er zwei ıne, nämlich Ferdinand (geb. 1793), königl. bairischen meister à la suite, und großherzogl. toscanischer ımerer, verheirathet mit Auguste, Freein von Hack, Friedrich (geb. 1794), königl. bairischen Kämmerer, eirathet mit Maria, Freiin von Redwitz-Küps.

(*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

II. Ältere Linie zu Gronau.

Gronau, im Sinngrunde des Spessarts liegend, war n Sitz; aber nur wenig ist von derselben bekannt, das sie umhüllende Dunkel vermag ich noch nicht ›rhellen. Wahrscheinlich war sie eine Abtheilung der elberger Linie, weil diese sie nach ihrem Erlöschen bte. Zu ihr gehörte Ludwig, dessen Söhne, Ludwig Hans, in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. lebten; wig erhielt 1438 ein hanau'sches Burgmannslehen zu nau, und Hans wurde 1423 vom Grafen Johann iegenhain mit Gütern zu Rorbach, Welings, Omers- ı ꝛc. beliehen. Mit Ludwigs Sohne, Ludwig, erlosch › Linie ums J. 1478. Ihre Besitzungen gingen, wie gt, auf die steckelberger Linie über.

III. Linie zu Steckelberg.

Da, wo sich der Spessart mit der Rhön verknüpft die Quellen der Kinzig fließen, im kurhessischen ise Schlüchtern, schauen von einem hohen Felsengipfel Trümmer der Steckelburg herab. Im J. 1167 wird › Kirche gedacht, und schon seit früher findet sich ein naftengeschlecht, welches ihren Namen führte, das später zum niedern Adel herabsank. Im 13. Jahrh. et man die Burg dem Bisthume Würzburg gehö- ›, in dessen Diöcese sie auch lag. Im J. 1274 ver- e dasselbe sie dem Dynasten Reinhard von Hanau. äter wurde sie der Sitz einer Hauptlinie der Familie Hutten. Wie diese sie erworben, darüber liegen keine immte Nachrichten vor. Der erste, der sich mit Si- heit zu dieser Linie zählen läßt, ist Frowin. Er war au'scher Voigt zu Schwarzenfels, und brachte ein da- s Burglehen auf seine Nachkommen. Mit Bewilli- ıg der Grafen von Hanau baute er 1375 eine Burg Volmerz. Er ehelichte Lukarde v. Steckelberg, Ulrichs Steckelberg Tochter, und hinterließ vier Söhne: Hein- , Hartmann, Ulrich und Friedrich, von denen aber Ulrich den Stamm dauernd fortsetzte, und zwar durch ıen Sohn Hans, der 1423 die durch Ulrich, seines eims Friedrich Sohn, erledigten hanau'schen Lehn ielt, und 1434 mit Ludwig, seinem Vetter, einen ırgsitz zu Brückenau erkaufte. Er hinterließ drei Söhne, ı denen Lorenz, geboren ums J. 1411, 1491 noch te. Er versetzte mehre seiner Lehngüter, erwarb 1452 ter zu Herolz ꝛc.; 1457 erkaufte er von der fuldai- n Propstei Neuenberg deren Güter zu Volmerts, San- s, Weiperts; desgleichen auch Güter von den Finken, ı Marborn ꝛc. Auch hatte er einen Burgsitz zu So- ı. Durch die Lage der Steckelburg zwischen mehren Gebieten, in der Nähe einer schon früh belebten Straße, war sie zu Raub und Wegelagerung sehr geeignet. Dieses benutzte auch Lorenz, im Bunde mit seinen Vettern, so lebhaft, daß sich Bischof Johann von Würzburg genöthigt sah, gegen sie auszuziehen und die Burg zu erobern. Erst unter dessen Nachfolger, Bischof Rudolf, erhielten sie im J. 1468 die Burg zurück. Sie mußten von Neuem Würzburg als Lehensherrn anerkennen und die Öffnung der Burg geloben. Durch das Aussterben der ältern gronauer Linie erhielt Lorenz deren Güter und wurde 1478 von Hanau mit dem Schloß Altengronau beliehen. Im J. 1482 theilte er seine Güter mit seinen drei Söhnen; für sich behielt er Volmerts und Ramholz, welche nach seinem Tode seinem Sohn Ulrich, der den Burgsitz zu Schwarzenfels erhalten, zufallen sollten. Seine übrigen Söhne waren Ludwig und Fritz, von denen Ulrich und Fritz zwei Linien stifteten. a) Die jüngere steckelberger stiftete Ulrich. Er stand 1503 in hessischen Diensten, hatte sich aber auch im kaiserlichen Heere mehrfach versucht. Mit seiner Gattin, Ottilie v. Eberstein, hatte er vier Söhne: Frowin, Lorenz, der 1525 Würzburg gegen die Bauern vertheidigen half, Hans, welcher Amtmann zu Saleck war, und **Ulrich** (s. den Art.), der seinen und seiner Familie Namen in den Büchern der Weltgeschichte verewigte. Frowin lag in häufigem Streite mit Hanau wegen des Josßgrundes. Lorenz, geschätzt wegen seines trefflichen Charakters, hinterließ einen Sohn, Peter, sein Bruder, Hans, dagegen fünf Söhne, von denen Lorenz Amtmann zu Mainberg und Wolf Dietrich Domdechant zu Würzburg und Domherr zu Eichstädt waren. Aber alle diese starben söhnelos und ihre Güter fielen auf die Linie zu Altengronau. b) Steckelberg-Gronauer Linie. Des Stifters Fritz Sohn, Eitel, übergab das neue Haus unter Altengronau in Landgrafen Philipps von Hessen Schutz. Er hatte drei Söhne, welche die Güter der Steckelberger erbten und sich in zwei Linien theilten. Alexander erwarb durch seine Frau, die Tochter Kaspars von Gelnhausen, ansehnliche Güter; von dessen Söhnen starb Wolf Ludwig, pfälzischer Rath und Voigt zu Germersheim, ohne Söhne; nur Florian setzte den Stamm fort. Er verkaufte die mütterlichen Güter, auch sein Gut zu Aura, und starb 1627. Obgleich er vier Söhne hatte, starben doch alle ohne männliche Nachkommen. So gingen seine Güter auf die Erben seines Oheims, Sebastian, über. Dieser hatte drei Söhne: Georg Friedrich zu Altengronau, Ciriaß Eitel zu Sanders, und Johann Philipp zu Ramholz. Nachdem Ciriaß Eitel, der letzte der Brüder, um 1621 gestorben, beerbten ihn drei Söhne, von denen aber nur Philipp Daniel die höhern männlichen Jahre erreichte. Der dreißigjährige Krieg hatte die Gegend um Schlüchtern härter als viele andere gedrückt, auch die Hutten'schen Güter lagen verwüstet. Sie mußten hergestellt werden, aber Daniel fehlten die Mittel; auch seiner Schwester hatte er die Mitgift noch nicht bezahlt. Deshalb versetzte er 1642 seinem Schwager, dem Major Casimir Karl v. Landas, seine Besitzungen Ramholz und Volmerts, und verkaufte 1648 Altengronau mit dem ganzen

Sinngrunde für 28,500 Fl. an Hessencassel. Ramholz und Volmerts gingen durch eine Landassche Erbtochter auf die Grafen v. Degenfeld über. Nachdem wegen dieser Pfandschaften lange gestritten, verglich sich Philipp Daniels Sohn, Johann Hartmuth (Hartmann) 1698, indem er noch eine weitere Summe empfing, ja auch gegen 500 Fl. die schon zum Theil verfallene Steckelburg dem Grafen v. Degenfeld in Pfand gab. Mit Johann Hartmuth, geboren 1654, starb am 14. Jan. 1714 der letzte männliche Sprosse der steckelberg-gronauer Linie, deren Güter theils die Pfandinhaber behielten, theils von den Lehensherren eingezogen wurden. (*G. Landau.*)

Der Grundbesitz dieses freiherrlichen Geschlechts besteht gegenwärtig im Königreiche Baiern 1) aus dem Huttenschen Hofe zu Würzburg; 2) aus dem Patrimonialgericht erster Classe Steinbach und den dazu gehörigen Gülden und Zinsen zu Wiesenfeld, Massenbach, Rohrbach, Hofstetten und Binzfeld; 3) aus dem Patrimonialgericht erster Classe Walchenfeld und dem Hofe Neckartshausen, und den Zehnten und Gefällen zu Neuses, Aschersdorf, Obersulzbach und Wienhausen; 4) aus dem Patrimonialgericht erster Classe Stöckach; 5) aus den Lehnen zu Uffenheim, Ippesheim, Seckenheim, Nenzenheim, Huttenheim und Reusch. In dem Kurfürstenthume Hessen besitzen sie den Huttenschen Grund, als: das Patrimonialgericht Romsthal, aus den Dörfern Romsthal, Eckardsroth, Wahlerts, Kerbertsdorf und Marborn bestehend, mit Gütern, Zinsen und Zehnten zu Marjos, Neugronau, Salmünster, Soda, Weiperts, Seidenroth und Wüllenroth.

Das Wappen des erloschenen Stammes Hutten zu Steckelberg hat im rothen Felde zwei schräglinke, goldene Balken; auf dem Helme zwei Flügel, roth und silbern, wo die Schrägbalken mit denen der Flügel, der erste links und der linke rechts belegt sind, silbern. Der noch blühende Stamm von Hutten zu Stolzenberg hat das nämliche Wappen im Feld, aber auf dem Helm einen rechts gekehrten, roth bekleideten, bärtigen Rumpf, mit einer rothen, zur Rechten sich beugenden, ungrischen Mütze bedeckt, die an der Spitze mit kleinen, sich krümmenden, Hahnenfedern bedeckt ist und unten einen breiten, silbernen Überschlag hat. An der Bekleidung des Rumpfes ist ein silberner, vorn getheilter, spitziger Kragen. Die ebenfalls ausgestorbene Linie von Hutten zu Frankenberg führte das nämliche Schild und die nämliche Helmverzierung, nur, daß der Rumpf links gekehrt, und die ganze Mütze mit rothen Hahnenfedern besteckt war.

Historisch besonders merkwürdig sind aus diesem Geschlechte:

1) **Christoph Franz Frhr. v. H.**, geb. am 2. Febr. 1673, ward am 2. Oct. 1724 kurfürstl. mainzischer und würzburg. Geheimerath und Dombechant zu Würzburg, starb aber schon am 25. März 1729. Er trat die Regierung des Hochstifts mit jener Gelehrsamkeit und Liebe für die Verbreitung der Wissenschaften an, wodurch der Name Hutten in den Annalen der im 16. Jahrh. wieder aufstrebenden Literatur so großen Ruhm und eine so glänzende Stelle behauptet. Seinem Geschmack an Wissenschaften hat das Domcapitel und der Adel viel zu
ken, indem er noch als Domherr einen Jahrhun
verborgen gelegenen Schatz von alten Handschriften,
numenten und andern Alterthümern, der dem Capitel
hörte, entdeckte und wieder hervorzog. Er legte au
Würzburg den bekannten Huttenschen Garten zu
manns Ergötzung an. In der Theurung 1725
die weisesten Maßregeln, um seinen Unterthanen
feiles Brod zu verschaffen, indem er zuvörderst die
fuhr des Getreides verbot. Seine Gerechtigkeitslieb
streckte sich auch auf den Schneckengang der Justiz.
befahl schleunige Untersuchung der Rechtshändel,
nahm manchen Gebrauch, der die Sache nur verläng
hinweg. Er liebte seine Unterthanen sehr, weswe
diese zum Andenken einen ewigen Jahrestag stifteten.
seinen sehr weisen Verordnungen kann man hinreich
ersehen, daß ihm die harten Bedrückungen der Unte
nen von Seiten der Gerechtigkeitspflege bekannt
mußten. Merkwürdig ist das Decret, welches er
wider die Quacksalber und Operateurs ergehen ließ,
nen er bei hohen Strafen ihre „Mordgewerbe“
sagte. Ferner traf er, um die Industrie und den
del emporzubringen, besonders in Rücksicht des Tuc
dels und Tuchmachens, die schönsten Veranstaltun
Er verbot daher, Wolle außer Landes zu schaffen,
befahl, im Lande hin und wieder Tuchhandlungen
legen, errichtete eine neue Feuerordnung, und ließ
um dem Unwesen des Bettelns zu steuern, alles
del, das gesund und stark war, einfangen, und
Schanzarbeit anhalten. Das Nämliche geschah auch
den herumziehenden Zigeunern. Für die Universit
Würzburg waren eigene Lehrstühle der Literaturgesch
und der ökonomischen Wissenschaften bestimmt; allein
Tod vereitelte Huttens schöne Entwürfe. Er starb
Allen bedauert.

2) **Franz Christoph Frhr. v. H.** zu Stolzen
Cardinal und Bischof zu Speier, war ein Sohn
Ludwigs Frhr. v. H., der kaiserl. und fürstl. würzb
scher Geheimerath und Oberamtmann zu Geroldsh
war. Er wurde am 6. März 1706 geboren, wählte
geistlichen Stand, und wurde Domherr zu Speier.
1743 der Cardinal und Bischof Damian Hugo Phi
Anton Graf von Schönborn-Buchheim starb, wurd
am 14. Nov. 1743 zum Bischofe von Speier erw
Die Kriegszeiten und die Kaiserwahl gaben ihm
genheit, dem Hause Österreich sich gefällig zu erzei
Kaiser Franz I. war oft bei ihm, und nach dessen
hielt er an dem deswegen angestellten Feste das Hoc
Der kaiserl. Hof schätzte ihn hoch und verschaffte ihm
die Cardinalswürde. Er kam aber nie nach Rom;
wurde er gefürsteter Propst zu Weißenburg.
Bisthum erwies er viel Gutes, erweiterte seine Re
Bruchsal, vollendete den bischöflichen Palast, verb
das Seminarium, stiftete ein Landhospital und sch
ihm 30,000 Fl., und zu einem Arbeitshause g
50,000 Fl. Mit Baden errichtete er wegen der
schaft Eberstein einen Erbvertrag, und kaufte die
schaften Neuhausen und Pfanhausen. Er war auch

r Freund der Künste und Wissenschaften und Stif-
r schönen Bildergalerie, die unter dem Namen der
nschen bekannt ist, und erst vor einigen Jahren
Berlin an einen Privatmann verkauft wurde. Das
Land verehrte Franz Christoph, und vermißte ihn
ernd, als er am 20. April 1770 starb.

3) Johann v. H. (geb. 14.., † 1515), der Sohn von
ig und Margaretha Speth von Zwiefalten, wurde,
em er auf teutschen und italienischen Universitäten stu-
darauf unter der kaiserl. Armee als Volontair den
ug gegen Venedig mitgemacht, vom Herzog Ulrich von
temberg zu seinem Hofmarschall ernannt. Hier ver-
hete er sich mit Ursula Thum von Neuenburg, die
m Vater von einem Sohne, Johann Ludwig, machte.
Herzog Ulrich, der keine große Zuneigung zu seiner
ahlin, Sabina von Baiern, spürte, wurde von der
uth der Frau seines Hofmarschalls so hingerissen,
r demselben Vorschläge darüber that, die sogar auf
gegenseitigen Tausch, der freilich geheim gehalten
n sollte, hinauslief. Wie weit Johann von Hut-
oder die beiden Frauen damit einverstanden waren,
noch im Dunkel. Der Herzog, dem auf alle Fälle
Mann im Wege stand, ermordete denselben eigen-
ig auf einer Jagd (1515) im beblingischen Walde,
ihn mit seinem Gürtel an einen Baum und steckte
Messer daneben, damit es scheinen sollte, die heilige
i sei das Werkzeug gewesen.

4) Philipp v. H., gest. 1545, der Sohn von Bern-
und Gertrud von Ebersburg, genannt Weyhers,
e mit dem jungen Grafen Heinrich von Nassau am
l. Hof erzogen, und unter die Edelknaben bei Kai-
Karl V. aufgenommen. In seinem 25. Jahre ging
it den Schiffen, welche Bartholomäus Welzer von
burg ausgerüstet hatte, nach Amerika, um das Kö-
ich Venezuela in Besitz zu nehmen, welches der Kai-
nem Welzer als Pfand für die sechs Millionen Gul-
die er ihm vorgeschossen, gegeben hatte, und wel-
der Kaiser bis dahin durch Statthalter regieren ließ.
da begleitete Philipp v. H. im J. 1535 den ehe-
en Statthalter, der auf Entdeckungen in das In-
des Landes zog, womit sie drei Jahre zubrachten.
rend dieser Zeit wurde er zum obersten Anführer der
Reiter ernannt, welche den Statthalter begleiteten
von denen er mit 160 wieder zurückkam, wie aus
wenigen Briefen zu ersehen ist, die er aus Amerika
eine Ältern und Verwandte schrieb. Philipp bestieg
f ein Schiff, welches nach Europa segelte, um Karl V.
den entdeckten Ländern Bericht zu erstatten. Der
r war so wohl damit zufrieden, daß er ihn zum
r schlug und ihn zum Statthalter von St. Domingo
nte. Nach seiner Zurückkunft nach St. Domingo un-
hm H. nochmals, im J. 1541, mit Bartholomäus
er dem jüngern eine Reise in das Innere von Ame-
Als aber nach einigen Jahren keine Kunde von
nach der Insel kam, so ernannte der königl. oberste
chtshof von St. Domingo Juan de Caravazal an
ipps Stelle zum Statthalter. Dieser unternahm im
545 ebenfalls eine Entdeckungsreise in das Innere
des festen Landes, wie es die königl. Instruction vor-
schrieb, und ungefähr 100 Meilen von Choro, der Haupt-
stadt von Venezuela, stieß er in der Charwoche des näm-
lichen Jahres auf den längst verloren geglaubten Statt-
halter Philipp v. H. und seine Begleiter. Caravazal, der
von Philipp von den neuen, reichen Gegenden, die er
entdeckt hatte, unterrichtet wurde, und die Kostbarkeiten
sah, die jener ihm zeigte, kam daher mit seinem Ge-
folge überein, in der Nacht Philipp v. H. und Bartho-
lomäus Welzer und ihre wenige Begleitung zu ermorden.
Nur Einer entrann diesem Blutbad, ein Niederländer aus
Geldern, Meister Hans genannt, ein Kistler, welcher
diese Nachricht Philipps Bruder, dem Bischofe Moritz
von Eichstädt, hinterbrachte. Der Bischof sowol als Bar-
tholomäus Welzer, der Vater, wandten sich sogleich mit
einer Klage an Karl V., um auf Bestrafung der Mör-
der und Verabfolgung des Vermögens zu bitten. Ob-
gleich Juan de Caravazal durch den Licentiat Tolosa Ines
da Residenz geschleift und gehenkt wurde, so blieben doch
die Übrigen, welche von diesem Morde Nutzen gezogen
hatten, ungestraft, und die Verwandten erhielten weder
den reichen Nachlaß noch die aufgenommenen Tagebücher
und sonstige Schriften *).

(*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

5) Ulrich v. H., einer der ausgezeichnetsten und
eigenthümlichsten Charaktere des großen Zeitalters der
Wiederherstellung der Wissenschaften und der begonne-
nen Reformation, wurde auf dem Stammhause seines
alten und berühmten Geschlechts, der Burg Steckel-
berg, zwei Meilen von Fulda unfern den Ufern des
Mains auf der Grenze von Hessen und Franken, den
22. April 1488 geboren [1]). Sein Vater, ebenfalls Ul-
rich geheißen, war ein wohlbegüterter, thatkräftiger, ge-
wandter und strenger Mann, der den Fahnen des Kaisers
Maximilian gegen die Türken und in andern Feldzügen
gefolgt war; seine sanfte und fromme Mutter, Ottilia,
stammte ebenfalls aus einem alten Edelgeschlechte, dem
der Freien von Eberstein; er war der Erstgeborne von
vier aus dieser Ehe erzeugten Söhnen [2]). Von seinen
ersten Lebensjahren, von der frühesten Entwickelung sei-
ner geistigen Kraft fehlen alle Nachrichten und Andeu-
tungen; wahrscheinlich war sein Leben auf dem väterli-
chen Felsenschlosse nicht verschieden von dem in den übri-
gen Familien des Landadels damaliger Zeit. In seinem
eilften Jahre wurde er, wie er selbst erzählt [3]), von sei-
nen Ältern in das Kloster zu Fulda gebracht, in der

*) Meusel, Histor. literar. Magazin. I. S. 51.

1) Die Angaben über den Tag seiner Geburt schwanken bei den verschiedenen Biographen zwischen dem 20. und 22. April. Wir folgen, mit Mohnike, U. Huttens Jugendleben, einer Notiz Melanchthons. Vergl. J. F. Reimmanns Einleit. in die histor. Literatur. 3. Th. 2. H. (Halle 1710). 2) Otto Brunfels nennt ihn in seiner Respons. ad Spongiam Erasmi „primogenitus;" auch überließ H. sein Vorrecht zu den Familiengütern seinen Brüdern. Die Annahme Burckhardts, 3. Th. S. 13, Meiners, S. 3, und Derer, die ihnen gefolgt sind, daß H. der jüngste Sohn gewesen, ist daher unrichtig. 3) In: Entschuldigung Ulrichs v. H. wyder etlicher unwahrhafftiger Außgeben von ym 2c.

Absicht, daß er sich in der berühmten Schule dieser Abtei zum Priester bilden und dann selbst ein Glied des Ordens und dieses Convents werden sollte. Der damalige Abt, Johann II., ein Graf von Henneberg, scheint mit Huttens Vater in freundschaftlicher Verbindung gestanden und dessen Ehrgeiz dadurch rege gemacht zu haben, daß er ihm mit der Aussicht auf die Abtswürde für seinen Sohn, wenn er Mönch würde, schmeichelte; den jungen Hutten selbst, der sich durch vortreffliche Anlagen auszeichnete, suchte er für das Klosterleben auf jede Weise zu gewinnen. Einen warmen Gönner fand Hutten an dem Ritter Eitelwolf von Stein [4]), der, ein Kenner der Classiker und ein Freund der Humanisten, jedes aufkeimende Talent gern pflegte und unterstützte, H.'s Fähigkeiten und Geist erkannte und seine Bestimmung, in den Klostermauern sein Leben zu verbringen, für eine verfehlte erachtete; darum bemühte er sich, H.'s Ältern von dem gefaßten Vorsatz abzubringen, doch ohne glücklichen Erfolg; gegen den Abt selbst äußerte er sich einst hinsichtlich des jungen H. „und Du wolltest diesen Geist zu Grunde richten!" [5]) Nachdem Hutten fünf Jahre lang in Fulda verlebt und einen tüchtigen Grund zu seiner classischen Bildung gelegt hatte, zugleich aber fühlte, daß er nicht dazu geschaffen, in den Mauern eines Klosters seine Tage zuzubringen [6]), und daß er hier nicht den heißen Durst nach höherm Wissen, nach den wieder geöffneten Schätzen des Alterthums befriedigen könne, folgte er seiner Überzeugung und dem Zuge seines Herzens, und verließ im J. 1504 heimlich das Kloster zu Fulda, zum großen Verdrusse des Abts und der Mönche, zu noch größerm des Vaters, der nach diesem gewagten Schritte dem Sohne viele Jahre unversöhnbar blieb. H. begab sich nach Erfurt, dessen Universität damals in schönster Blüthe stand; Crotus Rubianus, ein geistreicher junger Mann, der in seinem heitern lebensfrohen Sinne die Thorheiten der Mönche und Gelehrten verspottete, Eoban Hesse, der später als der vorzüglichste lateinische Dichter seiner Zeit gerühmt wurde, und mit gleicher Liebe zu der Poesie und den Wissenschaften erfüllt war, Peter Eberbach und andere für die Wissenschaften begeisterte junge Männer nahmen den hoffnungsvollen jungen Hutten freundlich auf, und legten den Grund zu einem Geistesbunde, der das ganze Leben hindurch dauerte und schöne Früchte trug. Hier fand sich H. in seinem Elemente, begeistert setzte er mit seinen neuen Freunden das schon in Fulda begonnene Studium der Schriftsteller des classischen Alterthums, besonders der römischen Dichter, fort; für seinen Lebensunterhalt sorgten wahrscheinlich sein Gönner

4) Er stammte aus Schwaben und starb in brandenburgischem Dienste 1515, nachdem er vorzüglich vielen Antheil an der Stiftung der Universität zu Frankfurt an der Oder genommen hatte. 5) „Et Abbati cuidam id agenti: Tu ne hoc, ait, ingenium perderes!" H. Epist. ad Jacobum Fuchs. Opp. H. ed. *Wagenseil.* T. I. p. 68. 6) Er sagt selbst in der Note 8 citirten Schrift: „Da ich ein wenig das Leben erkannte und mich däuchte, ich wüßte in einem andern Stande meiner Natur nach Gott und der Welt gefälliger zu dienen, bin ich aus dem Kloster gegangen rc."

Eitelwolf v. Stein, seine Vettern Frobin und Ludwig v. Hutten und andere Verwandten. Doch dauerte sein Aufenthalt in Erfurt nicht lange [7]); eine im Sommer 1505 daselbst ausgebrochene pestartige Krankheit vertrieb Lehrer und Studenten, und Hutten wanderte mit seinem Freunde Crotus nach Cöln am Rhein, wo eine der ältesten teutschen Universitäten war, und wo die Scholastiker noch das Übergewicht über die Freunde der humanistischen Studien behaupteten. Hier lehrten die berüchtigt gewordenen Ortuinus Gratius, Jakob Hogstraten, der Ketzermeister, Arnold von Tungern und andere, die so bezeichnend Dunkelmänner genannt wurden, Männer, die für die scholastische Finsterniß, für die Erhaltung des Geistesdruckes kämpften. H. übte sich eine Zeit lang in der Disputirkunst und lernte mit Syllogismen fechten, und wurde auch mit dem „spitzfindigen Scotus," dem „seraphischen Bonaventura," dem „zweifach heiligen Thomas" und andern Chorführern der Scholastiker bekannt gemacht; aber er fühlte sich bald wieder von solchen sterilen trostlosen Beschäftigungen finsterer Mönche zu dem heitern Leben, der blühenden Kunst der classischen Alten hingezogen, und wurde der eifrigste Schüler des Johann Rhagius, welcher, begünstigt von dem Grafen Nuenar, sich bemühte, auch in Cöln den classischen Studien und der Poesie Eingang zu verschaffen. Als er unter den Jünglingen großen Anhang fand, warfen die Dunkelmänner ihren vollen Haß auf ihn, beschuldigten ihn der Verführung der Jugend, der Störung der öffentlichen Ruhe, der Verhöhnung der heiligen Theologie und vertrieben ihn von ihrer Hochschule [8]). Hutten, der während seines Aufenthalts in Cöln mit vielen gleichgesinnten Männern, wie mit Jakob Wimpfeling, Sebastian Brandt, dem berühmten Verfasser des Narrenschiffs, Heinrich Bebel, Veit Berler und Andern bekannt geworden und in freundschaftliche Berührung getreten war, verließ mit seinem Freund und Lehrer, Rhagius Aesticampianus, Cöln und zog mit diesem nach der neuerrichteten Universität zu Frankfurt an der Oder. Crotus war wieder nach Erfurt zurückgekehrt; Hutten sah ihn nie wieder, obgleich sie bis zu seinem Tod engverbundene treue Freunde und in stetem Briefwechsel blieben. H. wohnte der Einweihung der neuen Universität, den 27. April 1506, bei, und diese Feierlichkeit begeisterte ihn zu dem ersten dichterischen Versuche, den wir gedruckt von ihm haben; er sang das Lob der Mark Brandenburg, und wußte diesen prosaischen Stoff ziemlich poetisch zu behandeln [9]). Hutten wurde hier Magister der freien Künste, und verlebte einige Jahre im freudigen Dienste der Wissenschaften und im Umgange mit gleichgesinnten Freunden, zu denen auch die Gebrüder von

7) Huttens Name steht in der Universitätsmatrikel gar nicht eingeschrieben. 8) Diese That der cölner Finsterlinge geißelt auf eine geistreiche Art der 17. Brief in den Epist. Obscur. Vir. Ed. 1556. 9) Dieses „Carmen in laudem Marchiae" öfters in Burckhardt, Mohnike, Münch, abgedruckt, besteht aus 20 Distichen, besingt die Fruchtbarkeit der Mark, den Glanz Frankfurts, der neuen Schule und ihrer Lehrer daselbst, und den Ruhm des Kurfürsten Joachim.

Osthen gehörten. Aber wahrscheinlich wurde H. auch , etwa um das J. 1508, von der furchtbaren Lust-
ie, welche gegen das Ende des 15. Jahrh. seuchen-
in Europa wüthete und die Menschen zu Tausenden
raffte [10]), und gegen welches Übel die Ärzte kein Mit-
annten, befallen, die seine an sich schwache Gesund-
zerrüttete und ihm einen frühen Tod brachte [11]). Aber
achtet seiner Körperleiden konnte H. den Trieb, neue
der, Menschen und Sitten zu sehen, nicht unter-
ken [12]); er trat seine Wanderschaften nach dem Nor-
Teutschlands an, litt Schiffbruch auf der Ostsee und
entblößt von Allem, halb verhungert und gefoltert
dem fürchterlichsten Frost eines viertägigen Fiebers,
Greifswald, und wurde unentgeltlich unter die Stu-
en eingeschrieben, denn er war aller Habe beraubt,
sein Name schon als der eines sich auszeichnenden
iters bekannt [13]). Er fand anfänglich an dem Bür-
eister Wedag Loetz und dessen Sohne, dem Profes-
Henning Loetz, freundschaftliche Unterstützung; aber
änderte sich die Gesinnung dieser Gönner; die Ur-
: davon ist unbekannt, und der Fremdling wurde
und übermüthig behandelt, selten vorgelassen, wegen
r Armuth verhöhnt und selbst wegen seines dichteri-
Talents verspottet. Hutten war eine solche Be-
dlung unerträglich, er beschloß daher, anfänglich mit
illigung seiner Gläubiger, der beiden Loetz, wegzu-
n, und verließ die Stadt in den letzten Tagen des
mbers 1509; aber kaum hatte er sich entfernt, so
n ihm die Loetz durch ihre Diener nachsetzen, welche
überfielen, der Kleider und seiner Papiere beraubten,
verwundet, ohne Schutz gegen die Decemberkälte,
m Geschick überließen. Halb nackt, krank und mit
iden bedeckt, setzte er seine unglückliche Wanderung
und erreichte Rostock, auf dessen Hochschule damals
wissenschaftlicher Sinn herrschte und nicht unberühmte
mer lehrten. Hier fand Hutten bald Anerkennung
s Talents, Wohlthäter und Freunde, besonders an
ert Harlem, Professor der Philosophie; er wandte
n Sinn wieder den Wissenschaften zu, und erklärte
den studirenden Jünglingen lateinische Classiker. Auch
sann er auf Rache gegen seine barbarischen Feinde in
Greifswald und gab seine „Klagen gegen Loetz" in zwei
Büchern, deren jedes zehn Elegien enthält, mit einer
Dedication an die rostocker Freunde heraus, 1510 [14]).
Durch das Erscheinen dieser Schrift wurden H.'s ältere
Freunde mit seinem Schicksal und Aufenthalte bekannt,
und ein Brief des Rubianus Crotus, welcher zu Fulda
als erster Lehrer der Kloster- und Laienschule lebte, und
die Klagen von ihrem gemeinschaftlichen Freunde, dem
gelehrten Kanonikus Konrad Mutian zu Gotha, zum
Geschenk erhielt, traf ihn endlich, nachdem Crotus schon
zweimal vergeblich geschrieben, in Wittenberg, wohin er
sich gegen das Ende des Jahres 1510 begeben hatte.
In diesem Briefe gibt Crotus seinem Freunde den ge-
wünschten Aufschluß über die Gesinnung des Vaters und
die Verhältnisse in Fulda. „Dein Vater," schreibt er,
„ist ein wahrer Ulysses, und schlauer, als daß man ihn
ergründen könnte. So oft er mit mir spricht, und es
geschieht häufig, so erkundigt er sich höchst spöttisch nach
Dir, und redet von Dir und Deinen Studien mit einer
Verachtung, als wenn er Dich und Deine Kenntnisse
nicht eines Pfennigs werth achtete. Zugleich aber hört
er Dein Lob mit dem größten Vergnügen und kann da-
mit nicht gesättigt werden. Er läßt sich dieses immer
wiederholen und zuletzt lacht er doch über Alles, was
man ihm gesagt hat. In Gegenwart der geistlichen Her-
ren schwört er, daß er Dich in die Kutte zurückbringen
oder Dir gänzlich entsagen wolle. Neulich hielt ich es
ihm vor, daß er über Dich ganz anders denke, als er
spreche; daß er die Mönche nur hinter das Licht führen und
glauben machen wolle, als wenn er Deine Rückkehr blos
deswegen erwarte, um Dich ins Kloster zu stecken; daß
er aber gewiß ganz andere und höhere Dinge mit Dir
vorhabe. Schon voriges Jahr entdeckte er sich einst mir
und zwei Andern bei einem Abendtrunk ohne Schleier,
indem er uns drei merkwürdige Worte sagte. Zuerst be-
theuerte er auf das Heiligste, daß er sehr vieles darum
geben wollte, wenn Du nicht so viele Jahre im Kloster
zugebracht hättest. Dann bekannte er, daß er selbst nicht
glaube, daß Du ein guter Mönch geworden wärest. End-
lich erzählte er, daß einer von Eurer Familie in Italien
lebe, der sich als Rechtsgelehrter einen großen Namen
erworben habe. Wenn Du zurückkämest, Deinen Thor-
heiten, wie er Deine Studien nannte, entsagen und Dich
der Rechtsgelehrsamkeit widmen wolltest, so wolle er
Dich zu seinem Verwandten nach Italien schicken. So
sprach er damals. Wenn er jetzt anders redet, schreibt
und schreit, so wundere Dich nicht, da ich Dir die Ur-

10) Vergl. Heusler, über den westind. Ursprung der Lust-
: (Sb. 1789). S. 11. F. A. Walch, Darstell. der vener.
kh. (Jena 1811), und C. Sprengel, Gesch. der Arznei-
(Halle 1800). 2. Bd. 11) Dieses Leiden gab Huttens
ern und Feinden sowol während seines Lebens als nach sei-
Tod eine willkommene Waffe in die Hand, ihn der Unmäßig-
und grober Ausschweifungen zu bezichtigen. Aber es ist er-
n, daß damals die reinsten Menschen von der Franzosenkrank-
befallen werden konnten, daß Päpste, Kaiser, Fürsten, Bischöfe,
che, Leute aller Stände daran litten, aber unbefangen davon
hen und schrieben, wie von einer andern Krankheit. Am lä-
chsten aber ist der Vorwurf, den Raynald in Annalibus
siae H. macht, „seine Krankheit sei eine Strafe Gottes, daß
m Lutherthum übergetreten," also eine Strafe, die 12 Jahre
That vorausgeht. 12) Von seiner Wanderlust spricht er
in den bald näher zu bezeichnenden Querel. contra Lossium
„Nusquam habitare magis quam me delectat ubique,
Undique sunt patriae rura, domusque mea."
3) In der greifswalder Universitätsmatrikel ist er mit folgen-
Worten inscribirt: Ulricus Huttenus poeta Clericus Herbi-
sis gratis intitulatus quia spoliatus omnibus bonis.

14) Der Titel dieser Schrift ist: In Wedegum Loetz et Filium ejus Henningum, V. Juris Doctorem Gripsvaldi in Pomerania Querelarum libri duo. Der Druck wurde durch seine Freunde, Trebelius und Vigilantius, zu Frankfurt an der Oder besorgt. Eine neue Ausgabe mit teutscher Übersetzung, Erläuterungen und biographisch-literarischen Nachrichten besorgte Mohnike, der um die Biographie Huttens viele und wesentliche Verdienste hat, zu Greifswald 1816. Die Klagen sind beinahe die einzige Quelle für H.'s Begegnisse in Greifswald.

sache angegeben habe. In meinen beiden verlorenen Briefen rieth ich Dir wohlmeinend zur Rückkehr, vorzüglich deswegen, daß Du die geheimen Absichten Deines Vaters kennen lernen möchtest. Eben diesen Rath wiederhole ich auch jetzt noch. Wenn Du Deinem Vater nicht ganz trauest, so wende Dich an treue Freunde und Verwandte; bleibe bei diesen, bis Du Deiner Sache gewisser bist, und melde Deinem Vater, daß Du da seiest und seine Befehle erwartetest. Gefallen Dir alsdann die Bedingungen nicht, welche Dir angeboten werden, so steht Dir noch immer die ganze Welt offen ꝛc." [15]).

Der Rath des Freundes fand jedoch bei Hutten wenig Eingang; ihn trieb seine Wanderlust, seine Neigung zu einem freien, ungebundenen Dichterleben. Von Wittenberg, wo er das den Gebrüdern von Osthen gewidmete Gedicht: Die Verskunst (Ars versificatoria), herausgab, brach er schon in der ersten Hälfte des Jahres 1511 wieder auf und nahm seine Richtung südlich. Er durchzog, wie ein fahrender Schüler, in schmuziger und zerrissener Kleidung, ohne Geld und Gut, Böhmen und Mähren, und lebte von Almosen, welches seiner traurigen Lage, oder von Geschenken, welche seinem Talente dargebracht wurden; vorzügliche Unterstützung fand er bei den Freunden der humanistischen Studien, die sich freudig überall die Hand boten, und in ganz Teutschland einen obwol formlosen aber kräftigen Bund gegen die Scholastiker und Dunkelmänner bildeten. So bewirthete ihn in Olmütz in Mähren der Bischof Stanislaus von Turzo nicht allein auf eine würdige Weise, sondern beschenkte ihn auch mit einem schönem Pferd und Reisegeld, und dessen Propst gab ihm einen kostbaren Ring zum Andenken. Im Herbste 1511 langte er in Wien an und fand an dem gelehrten Schweizer Vadian einen treuen Freund, dem er seine bisherigen Fahrten und Schicksale erzählte und ein Gedicht an Kaiser Maximilian mittheilte, welches Vadians und seiner Freunde Beifall in so hohem Grad erhielt, daß sie es ohne des Dichters Wissen mit einigen seiner Epigramme drucken ließen [16]). Von Wien begab sich Hutten nach Italien und kam im April 1512 nach Pavia, wo er, dem Willen des Vaters gemäß, beschloß, die Rechtswissenschaften zu studiren. Aber kaum hatte er drei Monate auf dieser Hochschule verlebt, als die von den Franzosen besetzte Stadt durch ein Heer im Solde des Papstes stehender Schweizer belagert wurde. Während der Belagerung gerieth H., der die Franzosen nicht leiden konnte, mit diesen in einen Privatstreit, und wurde von ihnen drei Tage lang in seinem eigenen Zimmer belagert und mit dem Tode bedroht. In dieser Lage und zugleich mit einem heftigen Fieber geplagt, glaubte er, daß sein Ende nahe sei und verfaßte sich selbst eine poetische Grabschrift, welche er später seinem Gastfreunde Phach in Wittenberg in einem Briefe mittheilte [17]). … dieser Noth erretteten ihn die Schweizer, welche … eroberten und die Franzosen verjagten. Aber auch … ten, von dem sie glaubten, er habe im Sold ihrer Fe… gestanden, wurde von ihnen gefangen und geplün… doch entging er ihren Händen und kam nach Bolo… um seine Studien fortzusetzen. Aber hier litt er … als jemals an seiner Krankheit, drückte ihn Mangel … Armuth, und da er nirgendsher Unterstützung erla… konnte, — der kaiserliche Gesandte, Cardinal von … hatte ihn verächtlich abgewiesen — sah er sich genöt… als gemeiner Soldat in dem Heere Maximilians zu … nen und machte als solcher die Belagerung von Pa… mit, 1513 [18]). Aber schon im folgenden Jahre fin… wir ihn wieder in Teutschland, wo er im Bade zu … weilte, um seine Gesundheit herzustellen. Hier er… er das Unglück und die Schmach, welches der ga… Familie Hutten durch den Herzog Ulrich von Wür… berg angethan worden. Dieser, in der Geschichte als … höchst leidenschaftlicher, grausamer und willkürlicher … gebrandmarkt, hatte erst mit der Gattin seines Ra… Johann von Hutten, eines der vier Söhne Ludwigs … Hutten, der unsern Ulrich freigebig unterstützt, Buhl… getrieben, und als Johann sich mit seiner Gattin … dem Hof in Stuttgart zurückziehen wollte, ihn mei… risch ermordet und den von Staub und Blut entst… Körper des Erschlagenen an einen Eichbaum aufgeh… den 8. Mai 1515. Diese furchtbare That konnte … verschwiegen bleiben; der Herzog suchte sie durch … Vorgeben, „Hutten habe sich gröblich an ihm ver… gen, und da er als wissender westfälischer Freischöff… rechtigt gewesen, ihn dafür zu bestrafen, so habe er … keinen Anstand genommen, es zu thun, ja er habe … weit milder an dem Verräther gehandelt, als er ei… lich hätte thun sollen," zu beschönigen; aber der … süchtige Mörder fand nirgends Glauben, die meisten … die in seinen Diensten standen, verließen ihn mit … scheu, seine Gattin, Sabina von Baiern, entfloh zu … ren Brüdern nach München, der ganze fränkische … bot Ludwig von Hutten seine Hilfe an, der Kaiser … klärte den Herzog in die Reichsacht und das Volk … die Schandthat ohne Scheu öffentlich in Gassenhau… Ulrich von Hutten war zuerst durch einen Freund, … quard von Hattstein, von diesem unglücklichen Vo… unterrichtet worden; in der Antwort an diesen drück…

15) Das Original dieses Briefes, der soviel Licht über Huttens Verhältnisse verbreitet, ist bei Mohnike, S. 156, *Wagenseil*, Hutt. Oper. P. I. p. 51 abgedruckt. Vergl. Meiners Biogr. v. Hutten, S. 16. 16) Das Gedicht führt den Titel: Ad Maximilianum, Romanorum imperatorem, ut bellum in Venetos coeptum prosequatur, exhortatorium. Münchs sämmtl. Werke Huttens.

17) Die Grabschrift heißt:

Qui misere natus, miserabile transiit aevum,
Saepe malum terra, saepeque passus aqua.
Hic jacet Huttenus, Galli, nil tale merenti,
Insontem gladiis eripuere animam.
Si fuit ex fato, ut tot male viveret annos,
Optatum est, quod tam corruit ille cito.
Ipse suas voluit mille per pericula Musas,
Et quanti potuit carminis auctor erat.

18) Über seine Noth in Italien spricht er sich in einem … an seinen Freund Pirkheimer aus: Sed ea, quae tum alibi … vel praecipue in Italia pertuli, ubi penuria viatico militare … coactus sum, dura pertuli, ordine si tibi recenseam, mir… supra fidem lugubrem Tragoediam audias.

sein tiefes inniges Mitleid mit dem unglücklichen Greise, dem Vater des Erschlagenen, aus, und fodert zugleich feurig zur Rache auf: „Kann es," schreibt er, „eine Rache geben, die einer solchen That und eines solchen Henkers würdig wäre? Werden nicht alle fränkischen Ritter, wird nicht der ganze teutsche Adel aufstehen? 2c." Er brauchte seinen Geist, seine feurige Beredsamkeit, seine kräftige Feder zur Vertheidigung der gerechten Sache seiner Familie, zur Bekämpfung des fürstlichen Mörders; in Briefen, Gedichten und Reden strafte er den unerhörten Frevel, und, wie Spittler urtheilt, „zwanzig befehdende Ritter hätten dem Herzoge nicht soviel schaden können, als ihm dieser eine Mann geschadet hat. Er schilderte die Ermordung seines Vetters mit so lebendigen Farben, hatte bei seiner trefflichen Schreibart und meisterhaften Darstellungskunst ein so großes Publicum, und wirkte auf den kaiserlichen Hof so kräftig, daß der Schlag, der den Herzog treffen sollte, selbst wenn er auch sonst keine weitere Veranlassung zu seinem Unglücke gegeben hätte, vielleicht doch nicht abzuwenden gewesen wäre." Die zahlreichen Schriften [19]), welche H. über die sogenannten würtembergischen Händel schrieb, unter denen das „Tyrannengespräch" (Phalarismus) zuerst erschien und den Wahlspruch „Jacta est alea" („die Würfel liegen" oder „Ich habs gewagt") führte, den H. sein Leben lang behielt, und unter denen die „Fünf Reden gegen Ulrich von Würtemberg" ein wahres Meisterstück, ausgezeichnet durch lebendigen Geist, feurige Energie und classische Schreibart, bilden, vermehrten H.'s Ruhm in ganz Teutschland; zugleich wurde dieses traurige Ereigniß die Veranlassung zu seiner Aussöhnung mit dem Vater und seiner Familie, von deren Stimmung er noch kurze Zeit vorher erzählt, sie sei so gegen ihn gewesen, daß man ihn wie den verlorenen Sohn behandelt und zu den Trebern der Schweine verwiesen habe. Dieser Vorfall mochte in der Familie des Hutten eine andere Ansicht von der Nützlichkeit und dem Werthe der Wissenschaften hervorgebracht haben; noch ein Jahr früher klagt unser H. in einem Schreiben an seinen väterlichen Freund, Eitelwolf von Stein: „Wenn ein Junger von Adel den Künsten und Wissenschaften folgt, wodurch allein Geist und Herz gebildet werden, so verachtet man einen solchen gleich als einen Ausgearteten, der seine Ahnen und seinen Stand schände. Müssen wir nicht täglich hören, wie jene Centauren uns entgegenbrüllen, daß sie die einzigen Stützen des Vaterlandes seien, daß auf ihnen allein der wahre Adel beruhe, und daß durch sie allein im Krieg und im Frieden alle wichtigen Dinge ausgeführt werden müßten?" H.'s Benehmen in den Händeln seiner Familie gegen den würtembergischen Herzog mag den Rittern bewiesen haben, daß die geistige Waffe über der materiellen steht, und eine scharfe Feder besser verwundet, als ein kräftig geschwungenes Schwert.

Um diese Zeit erlitt Hutten noch einen andern, weit schmerzlichern Verlust; Eitelwolf von Stein, sein väterlicher Freund, der als Hofkanzler den zum Erzbischof erwählten Albert von Brandenburg nach Mainz begleitete, und Hutten zu einem schönen dichterischen Panegyrikus auf den feierlichen Einzug dieses Fürsten in seiner Residenz veranlaßte [20]), starb, und mit ihm verlor H. einen weisen Rathgeber, eine starke und feste Stütze in einer so vielbewegten Zeit. H.'s Geist war eben viel mit den Reuchlinschen Händeln beschäftigt. Ein getaufter Jude, Johann Pfefferkorn, der in Cöln lebte, mit dem Ketzermeister Jakob Hogstraten, dem Theologen Arnold von Tungern und den übrigen Feinden der Humanisten daselbst, wohl befreundet war, erhielt auf sein eifriges Betreiben von Kaiser Maximilian I. die Erlaubniß, in allen jüdischen Schulen und Häusern, mit Hilfe der Ortspolizei und des Ortspfarrers, alle Schriften der Juden zu untersuchen, nach Befinden wegzunehmen und zu vertilgen. Gegen eine solche Inquisition, die Pfefferkorn in Frankfurt am Main begann, riefen die Juden ebenfalls die Hilfe des Kaisers an, und dieser, der seine Übereilung fühlen mochte, übertrug die Untersuchung dem Kurfürsten Uriel von Cöln, der den Jakob Hogstraten, Johann Reuchlin und Victor Carben, welcher Letzterer früher selbst Rabbiner war und später Weltpriester wurde, zu seinen Commissarien in dieser Sache ernannte. Reuchlins Gutachten ging dahin, „daß man unter den hebräischen Büchern der Juden einen Unterschied machen müsse. Den Talmud und die Ausleger desselben dürfe man allerdings verschonen, da man sich ihrer selbst gegen die Juden bedienen könne; das Nämliche gelte von philosophischen, historischen, medicinischen und ähnlichen Büchern,

19) Die von H. bei dieser Gelegenheit erschienenen Schriften sind: Phalarismus, Dialogus Huttenicus (gedruckt 1517). Super interfectione propinqui sui, Joannis Hutteni, Deploratio; er schickte dieses Gedicht im Junius 1515 seinem Freunde, dem Kanonikus Jakob Fuchs, nach Italien. Ad Ludovicum Huttenum super interremptione filii, consolatoria; ein unbedeutendes Product. In Ulrichum Wirtembergensem Orationes V; die erste dieser ausgezeichneten Reden schrieb H. theils auf einer Reise zu Pferde in Angelegenheiten seines Vaters, theils auf Steckelberg und in dessen Wäldern. Apologia pro Phalarismo. Ad Franciscum Galliarum regem epistola, ne causam Wirtembergicam tueatur, exhortatoria. Mehre Briefe an Freunde, wie an Jakob Fuchs, Marquard von Hattstein 2c. Alle diese Schriften H.'s, welche die würtembergischen Händel betreffen, erschienen 1519 von Steckelberg aus unter dem Titel: Hoc in volumine haec continentur Ulrichi Hutteni Eq. (Nun werden die einzelnen Schriften aufgeführt.) Res est nova, res est atrox et horrenda, dispeream nisi legisse voles. Sie sind im 2. Bde. von Münchs Ausg. der sämmtl. Werke H.'s. Die steckelberger Ausgabe war mit Holzschnitten geziert. Auf der Rückseite des 18. Blattes befindet sich eine Darstellung der Ermordung Huttens, mit mehren Bibelstellen. Unter dem Bilde: Vidi impinm super exaltatum et elevatum super Cedros Libani, transivi et ecce non erat, quaesivi eum, et non est inventus locus ejus. Auf der Rückseite des letzten Blattes befindet sich ein Bildniß H.'s mit zwei Wappen und der Unterschrift: Ulrichus de Hutten Eq. germ. Vergl. Münch 2. Bd.

20) Dieses Loblied „In laudem reverendissimi Alberti Episcopi Moguntini, Panegyricus" (Münchs Ausg. der Oper. omn. Tom. I. p. 269) wird für eine seiner besten poetischen Arbeiten gehalten, obgleich er selbst davon sagt, daß er sie in größter Eile verfaßt habe. Sie erschien gedruckt zuerst auf Eitelwolfs Veranlassung 1515.

auch diese zu verbrennen wäre unnöthig und unrecht; hingegen solche, welche Schmähungen gegen Christum und seine Mutter, auch gegen die Lehrsätze der katholischen Kirche enthielten, möchte man immerhin zum Feuer verdammen." Als die cölner Zeloten diese gemäßigte und vernünftige Ansicht Reuchlins erfuhren, erhoben sie in ihrem fanatischen Eifer — und vielleicht auch, weil ihnen so eine schöne Gelegenheit, von den Juden Geld zu erpressen, genommen war — ein Wuthgeschrei gegen Reuchlin und die Freunde des classischen Alterthums. Pfefferkorn säumte nicht, mit Hilfe der cölner Finsterlinge ein giftiges Buch, „Den Handspiegel," gegen R. herauszugeben, und diesen darin als einen Mann ohne Religion darzustellen. R. vertheidigte sich in seinem „Augenspiegel" und rief den Papst Leo X. zum Richter an, welcher den Proceß dem Bischofe Georg von Speier überwies, dessen Richter erklärten, daß in Reuchlins Augenspiegel durchaus keine von der Kirche verworfene Irrthümer oder Ketzereien zu finden wären, und daß die Anklage der Cölner unstatthaft und falsch sei. Hogstraten als Kläger wurde in die Proceßkosten verurtheilt. Da erhoben sich die cölner Theologen, dieser geschlossene Phalanx der Dunkelmänner, mit neuer Macht; sie hetzten die Universitäten zu Erfurt, Mainz, Löwen und Paris auf, welche Verdammungsurtheile gegen Reuchlin abgaben; sie verbrannten am 10. Febr. 1514 den Augenspiegel, und Pfefferkorn gab eine neue Schmähschrift, „Die Sturmglocke," heraus. Es war die Losung zu einem allgemeinen Kampfe zwischen den Scholastikern und Bettelmönchen auf der einen, und den Freunden der humanistischen Studien auf der andern Seite; zwischen dem Alten, aus dem längst der Geist gewichen, und dem Neuen, das mit allen Waffen der Gelehrsamkeit, des Scharfsinns und des Witzes um seine Stellung focht. Es war der Anfang der Reformation. Welchen innigen Antheil Hutten an diesem Kampfe nahm, wie sehr er bemüht war, der Sache Reuchlins Freunde zu erwerben, diese Freunde zu gemeinsamen Kämpfen und Wirken zu verbinden und zu ermuthigen, gebt aus vielen seiner Briefe und Handlungen hervor. Wahrscheinlich schrieb er schon 1515 das Strafgedicht: „Triumphus Capnionis" [21]), was aber anfänglich nur handschriftlich unter den Freunden circulirte, denn der bedächtliche Erasmus, welcher es nicht gern mit einer Partei verdarb, hinderte damals den Druck, weil man vor dem Siege kein Triumphlied anstimmen dürfe. In der Vor- und Nachrede zu diesem Triumphe Reuchlins ermuntert H. alle Teutschen, sich des Sieges über die verruchten Mönche zu freuen, die bisher Religion, Wissenschaften und Sitten der europäischen Völker verdorben. Nach dem Umsturze der mönchischen Tyrannei würden Künste und Wissenschaften aufblühen, und ganz Teutschland, das angefangen habe zu sehen, werde gewiß bald mit dem Lichte der Wahrheit erleuchtet werden. Er selbst habe sich mit mehr als zwanzig andern Freunden der Wahrheit, zur Schande und zum Verderben der Theologaster, verschworen. Er fodere dadurch seine Mitverschworenen auf, das große Werk der Aufklärung mit Eifer zu betreiben. Der Kerker sei zerbrochen, das Loos geworfen, und jetzt könne man nicht mehr zurückgehen. Er fange den Kampf an, nicht weil er der Stärkste oder Geübteste, sondern weil er der Ungeduldigste sei. Den Dunkelmännern bleibe nichts übrig, als der Strick, den er ihnen hiermit anbiete. In dem Gedichte selbst schildert er die verworfenen Sitten, den Aberglauben, die Barbarei, Unwissenheit und den Neid der Feinde Reuchlins mit starken, glühenden Farben, und zerfleischt als zürnender Rächer mit blutiger Geißel in seinem hohen Grimme das cölner Gelichter und dessen Waffenträger [22]).

---

21) Capnion ist die Übersetzung des teutschen Namens Reuchlin in das Griechische (von *Καπνός*, der Rauch). Der vollständige Titel des Gedichts ist: Joannis Reuchlini, viri clarissimi encomion, triumphanti illi ex devictis obscuris viris, id est Theologistis coloniensibus et fratribus de ordine Praedicatorum, ab Eleutherio Byceno decantatum. *Münch*, Opera Hutt. Tom. II. p. 355. Im Druck erschien dieses Gedicht erst 1518 und die erste Ausgabe war mit einem witzigen Holzschnitte versehen, auf welchem R. in einem Triumphwagen sitzt, in der rechten Hand ein Buch, in der linken einen Lorbeerzweig haltend. Auf der einen Seite des Wagens steht ein gekrönter Poet, wahrscheinlich Hutten selbst, der dem Triumphator Glück wünscht, auf der andern stehen zwei Knaben mit Blumen in Körben, welche den Weg bestreuen. Hinter und vor dem Wagen erscheinen mehre Freunde R.'s mit verschiedenen Siegesemblemen. Mehre Dominicaner werden an einer Kette geschleppt. Musikanten verherrlichen den Zug, der am Stadtthore von Jungfrauen mit Kränzen, von Doctoren und dem Volk empfangen wird. Der getaufte Jude Pfefferkorn kam dabei am schlechtesten weg. Er liegt auf dem Gesichte mit auf den Rücken gebundenen Händen am Boden; zwei Henkersknechte sind um ihn, deren Einer ihn an einem eisernen Haken, welcher durch beide Waden geht, schleift, der Andere ihn bei den Haaren gefaßt hält und mit einem Knittel auf den Kopf schlägt, daß das Blut zu Mund und Nase herausspritzt, welches ein Hund aufleckt. In der Luft flattert ein Zettel mit der Inschrift: „Triumphus Capnionis." Obgleich Hutten selbst nirgends sich direct als Verfasser dieses Gedichts nennt, so muß es doch dem Inhalt und Style nach ihm zugeschrieben werden; es ist, aller erhobenen aber wenig begründeten Zweifel ungeachtet, durch und durch Huttens; dieses war auch die Ansicht seiner Zeitgenossen, denen er nicht widersprach; sein Freund, Eoban Heß, schreibt einem Andern: Jam non dubitabis amplius, Huttenum triumphare pro Capnione. A fronte istam phrasin non ita agnovi. statim ac introgressus penitus, Huttenus noster factus est Eleutherius, quia vere liber. Puto multas illi, quas facile possumus suspicari, fuisse causas, propter quas personam sumpserit, ac hoc palam nolit conspici. Ne dubita, *vere Huttenus est*. Jure tibi per omnia maxima, Hutteni est hoc etc.

22) Als Probe führen wir die Stellen an, wo er ihre Unwissenheit schildert und Hogstratens Portrait:

> Tertia in exstructo sedet ignorantia lecto,
> Languida, deses, iners, et obeso ingloria ventre,
> Impetuosa, vorax, semper levis, ebria semper,
> Digna odio, deformis, hebes, rudis, omnia jactans,
> Non aures, non illa occulos habet, utitur una
> Plus nimio lingua, sinit ore explere ferinam
> (Utilia) ingluviem, nullum est in fronte cerebrum,
> Nullus inest sensus, manibus pedibusque vagatur
> Incertum, tenebris gaudet, nutritque profunda
> *Obscuros* in nocte *viros*, gerit ordine nullo
> Res, nulloque modo, saepeque haec sibi displicet ipsi etc.

Und Hogstraten:

> Dic aliquid sacra de religione, deoque clamabit ad ignem,

ine weit allgemeinere und stärkere Wirkung, als iegeslied, hatten die „Briefe dunkler Männer" an rtuinus Gratius von Deventer, Lehrer der schönen schaften zu Cöln, welche Ende des Jahres 1515 nfangs 1516 erschienen. Der Gedanke, die jeder und sanften Belehrung unfähigen, jeder vernünf- überzeugung unzugänglichen, ihren Schmähungen erleumdungen freien Lauf lassenden Gegner Reuch- nd der aufblühenden Wissenschaften mit ihren eige- affen zu bekämpfen, ist in diesen Briefen mit einer mit einer Gewandtheit ausgeführt, daß man nicht recht behaupten kann, „seitdem die Welt steht und Satyren geschrieben worden sind, ist vielleicht o bittere Satyre, keine so treffende Parodie zum eine gekommen." Das schlechte Latein, die selbst- fenen fürchterlichen und barbarischen Worte und Barten, die unnützen, lächerlichen, aber doch mit Wichtigkeit behandelten Streitfragen, die albernen ndigkeiten, gesuchten Erklärungen und Allegorien, wissenheit in allen feinern Kenntnissen, der thö- Aberglaube, die hohle Aufgeblasenheit und kindische it, der Misbrauch zusammengeraffter und schlecht- idener Bibelstellen, die Rohheit und Schamlosig- r Sitten, gleichwol immer mit einem geistlichen d umhangen, und andern Eigenschaften der cölner , waren darin so treffend nach dem Leben geschil- daß Jedermann die Originale zu diesen Gemälden, hr als einem Orte, sprechend erkannte, ja daß es fange, namentlich in England und Belgien, nicht ubigen Lesern fehlte, welche die Briefe für echte nisse der Schule, der man sie zuschrieb, annahmen st später, als das allgemeine, durch ganz Teutsch- challende Gelächter ihnen das Verständniß öffnete, n dem wahren Zweck und Ursprunge derselben über- n [23]). Die Briefe fanden eine so günstige Auf- , daß im ersten Jahr ihrer Erscheinung drei ver- ne Auflagen gemacht wurden, und im folgenden , nachdem Papst Leo X. die Epistolae obscuro- virorum, durch eine Bulle vom 15. März 1517, r Strafe der Excommunication, zu lesen und zu m verboten hatte, erschien sogar ein zweiter Theil, r dem erstern weder an Witz und Laune, noch an ndtheit in der Ausführung nachstand. Über die Ur- dieser Briefe war man sowol bei ihrer Erscheinung, ch später und bis auf die neueste Zeit im Zweifel. lieben ist, daß H., wenn auch der ursprüngliche ke zu einer solchen furchtbaren Persiflage der Theo- n und ihrer Anhänger nicht von ihm ausgegangen sein sollte, einer der Hauptarbeiter an diesem Werke war, und daß, wenn sein Freund Rubianus Crotus vorzüg- lich den ersten Theil bearbeitete, H. der größte Antheil am zweiten Theile zusteht, den er während seines Auf- enthalts in Italien schrieb [24]).

Hutten war im October 1515 in Gesellschaft eini- ger jungen Edelleute zum zweiten Male nach Italien gegangen, und sollte nach dem Wunsche seines Vaters in Rom die Rechtswissenschaften studiren und Doctor werden. Hatte er für das Erstere wenig Sinn, so war Letzteres ganz gegen seine Überzeugung; er hielt die Doctoren für unwissende Menschen in Allem, was außer ihrem nächsten Gesichtskreise liege, für Pedanten, die mit Worten kramten, und noch mehr, als das Alles, für Leute, deren Rechtlichkeit er bezweifelte, und von denen er glaubte, sie seien die Ehre nicht werth, die man ihnen erzeige, Leute, die Rechtshändel anspännen, deren Ende man nicht absehe, weil sie bei aller ihrer Rechtsgelehr- samkeit nicht einmal wüßten, was eigentlich recht sei, die nur das Vorurtheil so reichlich füttere, an Höfe ziehe, mit Ehrenstellen belohne und gestatte, daß sie das Land mit Streit und Hader erfüllen dürften. Von Rom, das er wegen eines Streites mit fünf Franzosen in Viterbo, von denen er einen tödtete und die übrigen in die Flucht schlug, verlassen mußte, begab er sich nach Bologna, wo- her er am 13. Jan. 1517 an Reuchlin, der wegen seines Streites mit den Bettelmönchen sehr ängstlich an ihn geschrieben hatte, und schon im Geiste den Untergang aller humanistischen Wissenschaften sehen wollte, einen kräftigen Brief zur Ermunterung erließ. „Bei Deinem Leben bitte ich Dich," schrieb er, „und bei Allem, was vielleicht uns Beiden noch theuer sein könnte, laß ab, uns Trauer zu weissagen. Denn was soll jener Ausruf: Wenn ich in Kurzem sterben sollte? Das Bewußtsein Deiner Verdienste mag Dir darauf genügend antworten! Laß ab, mich zu schrecken! Laß ab, Dich selbst zu äng- stigen und rufe Dir jenen Geist zurück, mit welchem Du gewohnt bist, widriges Geschick zu ertragen! Wenn Du, als Feldherr, Furcht äußerst, so wirst Du viele, sonst muthige Streiter durch Deine Klagen muthlos machen.

---

verum est, ignem, si falsum scribitur, ignem,
justum est ignem: si injustum, quod facis ignem.
neus est totus, vorat ignem, vescitur igni.
neus est pulmo, spiratque e gutture flammam.
ne jecur, stomachus calet igne, ipse omnia adurit.
od loquitur, flamma est, flamma est, quod scribit: ad ignem
mper in ore gerit, prima haec atque ultima vox est etc.

3) Vergl. Münch's Ausgabe der Epist. obscur. vir. (Leip- 27), und Erhard's Geschichte des Wiederaufblühens wis- ftlicher Bildung. 2. Bd. S. 380.

24) Vergl. den Art. Obscurorum virorum Epistolae. Daß Hutten keinen directen Antheil an dem ersten Theile der Briefe nahm, geht aus einem Schreiben desselben an Richard Crocus vom 11. Sept. 1516 unwiderleglich hervor; daß er aber Theil daran nahm, gesteht er selbst in seiner Expostulatio, und in meh- ren Briefen an Freunde, und diese Theilnahme muß sich also auf die zweite Lieferung beziehen. Ein Brief des Wolfgang Angst, eines gelehrten Buchdruckers, Philologen und Dichters, mit den Humanisten befreundet, der sehr wahrscheinlich zu Hagenau in der Anselmschen Buchdruckerei das erste Buch jener Epist. obscur. vir. ans Licht befördert hat, mit einem Exemplar an Erasmus ge- schrieben, führt das Datum 18. Oct. Wenn darin kein Irrthum stattfindet, so müßten die Epist. schon im J. 1515 erschienen sein, und zwar zu einer Zeit, wo Hutten noch in Teutschland weilte, oder kurz nach seiner Abreise. Aber dann wäre gewiß in den Briefen Erasmus', Pirkheimers, Huttens und Anderer früher davon die Rede, auch würde das Verbot des Papstes nicht erst im März 1517 erschienen sein. Vielleicht war das, was Angst an Eras- mus schickte, das Exemplar einer neuen Auflage, und das Datum vom 18. Oct. bezieht sich auf 1516.

Verlaß Dich selbst nicht, und verschone die, welche für Dich kämpfen, mit dem weibischen: Wenn ich in Kurzem sterben sollte? Wer so gelebt hat, wie Du, stirbt gar nicht; und jedes Jahr eines längern Lebens ist Gewinn für Dich. Du bist reich an Ruhm. Du hast über Dich noch bei Deinem Leben solche Zeugnisse vernommen, wie sie sonst Wenigen nach ihrem Tode zu Theil geworden, und hast selbst mit Deiner Nachwelt gelebt. Was mich betrifft, so halte ich mich für meinen Eifer um Dich schon dadurch hinlänglich belohnt, daß ich sehe, wie ich nicht undeutlich unter die Reuchlinisten gerechnet werde. So ermanne Dich denn, tapferer Capnion! Einen großen Theil Deiner Last habe ich auf meine Schultern genommen. Schon lange bin ich damit beschäftigt, ein Feuer anzuzünden, das, wie ich hoffe, zur rechten Zeit auflodern wird. Du selbst magst ruhen. Ich sammle um mich solche Kampfgenossen, deren Alter und Stand sich mit dieser Art des Kampfes verträgt. Bald wirst Du sehen, wie das klägliche Trauerspiel Deiner Gegner von der Bühne der Lachenden herab verspottet wird [25]). So bereite ich Manches, was Du nicht vermuthest; denn wenn Du von mir die rechte Meinung hegtest, würdest Du jenes nicht schreiben. Nur verlaß die Sache der Wahrheit nicht! Wie sollte ich diese, oder Dich, ihren Führer, verlassen? Du kleingläubiger Capnion, der Du Hutten nicht kennst! Ja wolltest Du Dich auch heute noch zurückziehen, so würde ich, soweit ich es vermag, den Krieg erneuern. Und glaube nicht, daß die Gefährten meines Beginnens weniger thätig sind. Ich gehe einher in Mitten einer Schar von Genossen, davon jeder Einzelne hinreichend sein würde, diesen Kampf zu bestehen. Ja, Capnions Ruhm wird im Munde wackerer Männer zur Unsterblichkeit schweben." Dieser Brief enthält klare Andeutungen von dem, was Huttens ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, was Huttens Seele erfüllte; er lebte nur dem Gedanken, die Schulweisheit und das krasse Mönchsthum zu vernichten, die Wissenschaften allgemein zu verbreiten, dem sittenlosen Zustande der Geistlichkeit zu steuern und das Ansehen der teutschen Nation geltend zu machen. Auch Bologna mußte Hutten, wegen eines heftigen Streites, der zwischen den italienischen und teutschen Studenten ausgebrochen war, verlassen, indem er sich allzuheftig seiner Landsleute angenommen. Er begab sich nach Ferrara und Venedig, wo er eine freundliche Aufnahme fand, und kehrte nach Teutschland zurück. In Augsburg, wohin er kam, machten ihn Konrad Peutinger und zwei andere Freunde mit dem Kaiser Maximilian I. persönlich bekannt, der ihn nicht nur zum Ritter schlug, sondern am 15. Jul. 1517 auch eigenhändig mit dem von Peutingers schöner Tochter, Constantia, gewundenen Lorbeerkranz als Dichter krönte [26]). Hutten lebte nun einige Zeit auf Steckelberg; doch nicht in arbeitsloser Ruhe. Er hatte durch eigene Ansicht das verderbene, sittenlose Leben der höhern und niedern Geistlichkeit, vorzüglich in Rom selbst, kennen gelernt, und einen tiefen Haß gegen ihre mit Dummheit und Aberglauben gepaarte Anmaßung und Herrschsucht, gegen ihre listigen Gelderpressungen und ihre consequente Unterdrückung der Geistesfreiheit gefaßt; er hatte schon früher in beißenden Epigrammen den Papst Julius II. und den römischen Hof gegeißelt; jetzt wagte er einen ernsten Angriff gegen den römischen Stuhl. Er hatte bei seinem Freunde Cochläus die Schrift des Römers Laurentius Valla „De falso credita et ementita donatione Constantini Magni" gesehen und mitgenommen, und besorgte nun einen Abdruck derselben. Diese mit ungewöhnlicher Kühnheit im 15. Jahrh. gegen den römischen Hof gerichtete Schrift, in welcher Valla unter andern die Päpste fragt: „Habt Ihr nicht unser Gemeinwesen durch Eure ungerechten Erpressungen erschöpft? Habt Ihr nicht unsere Tempel beraubt, unsere Weiber und Töchter geschändet, unsere Städte und Häuser mit Mord und Blut erfüllt? Seid Ihr es nicht, welche nicht blos die Völker, sondern auch die Kirche und den heiligen Geist mit einer Schamlosigkeit, die selbst Simon Magus verabscheuen würde, verkauft haben und noch immer verkaufen? Seid Ihr es nicht, die unaufhörlich Andern predigen, daß sie nicht stehlen und keinen falschen Göttern dienen sollen, und die dessenungeachtet öffentlich rauben und Alles, was heilig ist, schänden und mit Füßen treten?" diese Schrift, mit dem Bannspruche der Päpste belastet, widmete Hutten mit einer langen Vorrede dem Papste Leo X. Die Dedicationsepistel [27]), welche ebenso starke und heftige Stellen enthält, als die Schrift selbst, ist mit einer feinen Ironie geschrieben. „Ich widme Dir," sagt H., „mit Zuversicht die Rede des L. Valla, die von allen Deinen Vorgängern unterdrückt worden, weil sie die Schenkung Constantins bestreitet, an welche ein würdiger Nachfolger von Christus und Petrus niemals glauben konnte. Ich fürchte gar nicht, daß Du, wie Einige sich einbilden, durch diesen Beweis meiner Ehrfurcht beleidigt wirst. Du warst vom Anbeginne Deiner Erhebung an die Liebe der Welt, der Wiederhersteller des Friedens und der Ruhe, der Beschützer der Künste und Wissenschaften. Du versprachst dem ermüdeten Erdkreise, welchen Dein Vorgänger stets beunruhigt und in die blutigsten Kriege hineingezogen hatte,

25) Sehr wahrscheinlich bezieht sich diese Stelle auf die Fortsetzung der Epist. obscur. vir. durch Hutten. 26) Das kaiserliche Diplom Huttens ist bei Burckhard Th. 3. S. 75 abgedruckt; wir entheben demselben nur eine Stelle: „Consonum Caesareae clementiae maxime rati honoribus augere eos, quorum virtutis aliqua apud bonos Viros testificatio sit, quod hos veluti stimulo ad optima studia capessenda plurimi incitentur. Deinde sic putantes ad nostram quoque gloriam pertinere, si optimi cujusque vita nostro inprimis testimonio probetur. Unde te Udalricum praefatum ex nobili equitatum familia commendatum nobis a probatis hominibus juvenem, scientes, quod amore litterarum exul factus magna Europae perlustrata parte, multa dura et acerba tuleris, etiam vitae pericula inieris, idque adsecutus sis, ut jam tua scripta in manibus haberentur, te doctissimus quisque per Italiam pariter et Germaniam ob ingenium et politiorem eruditionem familiarissime complecteretur — — — te dignum putavimus, qui nostro quoque calculo probareris.

27) Sie ist in Münchs Ausgabe der Oper. omn. Hutten. T. II. p. 401 abgedruckt.

en und also auch Freiheit und Sicherheit. Meine nung wird ein rühmliches Denkmal werden, daß unter Deiner Regierung nicht nur frei habe denken, n auch sprechen und schreiben dürfen. Die Rede Valla klagt allerdings Deine Vorgänger an; allein deswegen ist sie so nützlich, weil sie die Wahrheit ndigt und die Feinde des menschlichen Geschlechts igt. Denn waren nicht jene Päpste die Feinde der n Christenheit, welche die Schätze aller Länder an rissen und allen Völkern das härteste Joch aufleg- Welche die Könige ihrer Thronen und die Unter- n ihres Eigenthums beraubten? Kann man dieje- Nachfolger und Stellvertreter Christi nennen, die von dem thaten, was Christus gethan und befoh- atte? Nein, sie verdienen vielmehr den Namen Dieben, Räubern und Tyrannen." Er beschließt folgenden Worten diese merkwürdige Dedication: zweifle also gar nicht, daß das Büchlein, welches ir darbiete, Deinen Beifall erhalten werde. Soll- Du es gut finden, mir dieses auf irgend eine Art kennen zu geben, so will ich mich bemühen, daß ich r Folge noch öfter so etwas auffinde." Was Hut- wahrscheinlich durch seine Dedication beabsichtigte, rreichte er; dieser Feuerbrand ging ohne Hinderniß r in die Welt aus, wurde überall, wo man Latein nd, mit Freuden gelesen und brachte einen unge- t Eindruck hervor; diese Schrift half der Reforma- ren Weg bahnen, und blieb selbst auf Luther nicht großen Einfluß [28]).

H. trat im J. 1518 in den Dienst des Erzbischofs Al- on Mainz, welcher sich bis dahin als ein Beförderer Wissenschaften und als sein Freund bewiesen hatte, scheinlich, um dem Wunsche seines Vaters und sei- Verwandten zu entsprechen, und von der Hoffnung eichelt, an dem Hof eines solchen Fürsten für seine ussehenden Pläne kräftiger wirken zu können. Er in den Geschäften seines neuen Herrn nach Paris, machte da die Bekanntschaft mit vielen tüchtigen rten, namentlich mit Budäus, Copus, Ruellius ndern, denen sein Geist imponirte und sein edler d, sein feiner munterer Witz sehr wohl gefiel [29]). wann sie für die Sache Reuchlins und ermunterte r Theilnahme an dem Kampfe gegen die Bettel- e. Wie sehr er überhaupt strebte, das wahr zu machen, was er in seinem obenangeführten Brief aus Bologna an Reuchlin versprach, Alles, was sich in Teutschland, Italien und Frankreich durch Gelehrsamkeit, Talent und Adel auszeichnet, zu einem gemeinsamen Bunde gegen die Bettelmönche und übrigen Finsterlinge zu vereinigen, und einen ernstlichen und allgemeinen Kampf zu beginnen, geht vorzüglich aus seinen Briefen an seine Freunde, den Grafen von Nuenar, Pflug und W. Pirkheimer, hervor. An den Erstern schreibt er: „Wollte Gott, daß alle diejenigen zu Schanden würden, die sich den wiederaufblühenden Wissenschaften widersetzen und die neuen Pflanzschulen der herrlichsten Tugenden zertreten wollen. Bleibe nur Du, mein lieber Graf, Dir selbst und Deinem Vorsatze treu. Ich werde gewiß alle Gefahren und Arbeiten willig mit Dir theilen, und diejenigen, welche mir an den Höfen der Fürsten tauglich erscheinen, für unsere Partei zu gewinnen suchen. Schon viele vortreffliche Männer sind auf unserer Seite; in Nürnberg Pirkheimer, in Augsburg Peutinger, in Wien Cuspinianus, Jakob de Bannisiis, Jakob Spiegel und Johannes Stabius, Räthe und Vertraute des Kaisers; in Mainz Heinrich Stromer rc. — — Unmöglich kann unsere Nation solche Unwürdigkeiten, welche sich diese Buben (die Cölner und Bettelmönche) auf den Kanzeln und in Schmähschriften gegen die gelehrtesten, tugendhaftesten und vornehmsten Männer erlauben, länger erdulden, und die bisher verblendet waren, müssen endlich die Augen öffnen. Selbst die Streitigkeiten, in welche die Feinde der echten Tugend und Frömmigkeit unter einander verfallen, müssen ihren Untergang befördern. Vielleicht weißt Du es noch nicht, daß sich vor Kurzem zu Wittenberg in Sachsen eine Partei gegen das Ansehen der Päpste erhoben hat, während eine andere die päpstlichen Ablässe aus allen Kräften vertheidigt. Die Anführer beider Parteien sind Mönche und beide schreien, heulen und klagen, so laut sie können. Man hat sogar angefangen zu schreiben. Es werden Sätze, Schlüsse und Artikel gedruckt und ausgebreitet. Eben deswegen hoffe ich, daß sie sich gegenseitig aufreiben werden. Als mir neulich ein Bruder des Bettelordens erzählte, was in Sachsen vorgehe, antwortete ich ihm: Vernichtet nur, daß auch Ihr vernichtet werdet! Der Himmel gebe, daß unsere Feinde so heftig als möglich gegen einander kämpfen und sich dadurch ein gemeinschaftliches Verderben bereiten" [30]). Huttens Haß gegen das Mönchsthum war also so groß, daß er in Luthers ersten Unternehmungen, auf welche er anspielt, nichts anderes sah, als ein elendes Mönchsgezänk zweier Orden; doch gewann er bald eine andere Ansicht und wurde ein ebenso eifriger Freund und Vertheidiger Luthers, als er es Reuchlin war. Auch in Augsburg, wohin er seinen Fürsten im Sommer 1518 zum Reichstage begleitete, suchte er sowol Fürsten und Herren als Gelehrte für seine Absichten zu gewinnen.

) Noch im Anfange des Jahres 1520, wo er schon im Kampfe mit dem Papstthume war, schrieb er von dieser :: Habeo in manibus donationem Constantini a Laurentio Vallena confutatam, per Huttenum editam. Deus bone, e seu tenebrae, seu nequitiae Romanensium; et quod in dei mireris, per tot saecula non modo durasse, sed etiam luisse ac inter decretales relata esse tam impura, tam tam impudentia mendacia, inque fidei articulorum, ne onstrosissimi monstri desit, vicem successisse. Ego sic ut prope non dubitem, Papam esse Antichristum illum, vulgata opinione exspectat mundus. Adeo, conveniunt quae vivit, facit, loquitur, statuit. *Luth.* Epist. (Jenae Tom. I. fol. 248. 29) So bezeugt Budäus selbst in Brief an Erasmus, und dieser als H.'s Feind in seiner ia."

30) Dieser Brief wurde von Nuenar mit zwei andern unter dem Titel: Epistolae trium illustrium virorum ad Hermannum Comitem Nuenarium, bekannt gemacht und steht in Münchs Ausgabe der Opera Hutten. T. II. p. 421.

„Ich habe mir," schrieb er seinem Freunde Julius Pflug nach Italien, „in diesen Tagen viel Mühe gegeben, daß ich allenthalben umhergelaufen und jeden Gutgesinnten aus dem Gefolge der Fürsten für den Reuchlin zu gewinnen mich bemüht habe, welches mir um so eher gelang, da sie von selbst Reuchlins Sache geneigt waren." Den Reichstag in Augsburg beschäftigte die Frage eines Türkenkrieges. Kaiser Maximilian wünschte ihn ernstlich und der römische Cardinallegat Cajetan gab sich alle Mühe, im Namen seines Herrn die Fürsten und Stände des Reichs zu einem Kriege gegen die Türken, die durch ihre Eroberungen der Christenheit immer gefährlicher wurden, zu ermuntern. Aber die Stände hatten theils wegen der großen Unkosten, theils weil der Papst es betrieb, keine Lust zu einem so weitaussehenden und schwierigen Unternehmen. Da trat Hutten, der einen Krieg gegen die Türken als im Interesse der teutschen Nationalehre betrachtete, mit einer kräftigen Ermahnung an die Fürsten Teutschlands hervor [31]). Sie enthielt so heftige Stellen sowol gegen den Papst und seine Legaten als gegen die teutschen Fürsten, daß seine Freunde es für rathsam hielten, sie vor ihrem ersten Erscheinen, in Augsburg 1518, zu beschneiden; aber H., der nur ungern den Foderungen seiner Freunde nachgegeben hatte, ließ sie später auf dem Schlosse Steckelberg, 1519, unverstümmelt wieder abdrucken und begleitete sie mit einer Zuschrift an alle freie Männer und echte Teutsche. Er sagt in dieser Rede dem römischen Stuhle sehr bittere Wahrheiten und wirft ihm vor, daß er stets die Gefahren vor den Türken nur zum Vorwande genommen habe, Teutschland auszuplündern. Auch die Fürsten bekommen ihren Theil; er ermahnt sie mit Ernst und Innigkeit, um der gemeinen Noth des Vaterlandes willen doch eine Zeit lang ihre wilden Schmausereien, ihre prächtigen Turniere und Jagden, ihre üppigen Tänze und andere Vergnügungen zu unterbrechen; ihren elenden Rang- und Grenzstreitigkeiten zu entsagen; ihren Ehrgeiz, ihre Hab- und Eroberungssucht zu bezähmen; ihre beständigen Fehden und Räubereien zu endigen und endlich mit patriotischem Eifer sich unter einander und mit dem Kaiser zu vereinigen, um den gemeinschaftlichen Feind desto nachdrücklicher angreifen zu können [32]).

Während dieses Reichstages schrieb Hutten auch sein „Gespräch vom Hofleben," eine Arbeit, die er, ermuntert von seinem Freunde, dem mainzischen Leibarzte Stromer, unternahm, und in welcher er versuchte, das Leben und die Sitten der Höfe zu schildern, wie sie zu seiner Zeit waren. Sein Freund Pirkheimer, den er um ein aufrichtiges Urtheil über diese Schrift gebeten hatte, antwortete ihm mit scherzendem Ernste, daß ihm das Gespräch, wenn nicht als eine unzeitige, doch als eine früh reife Frucht vorkomme. Er hätte erst dann von den Mühseligkeiten und Gefahren des Hoflebens reden sollen, wenn er sie Jahre lang erfahren hätte und tausendmal getäuscht, hintergangen, beschimpft und verunglimpft worden wäre. Dieser Vorwurf veranlaßte Hutten, an seinen Freund Pirkheimer einen ausgezeichneten Brief zu richten, den 6. Nov. 1518, in welchem er seinen Lebensplan und die Gründe, warum er in die Dienste eines der besten teutschen Fürsten getreten, entwickelte [33]). Er sagt darin unter andern: „Du siehst, daß ich selbst in diesem Jahre mehre kleine Schriften ausgearbeitet habe, und ich hoffe, daß ich in der Folge noch mehre Werke liefern können, wenn ich ganz eingerichtet und an das Hofgeräusch, von welchem ich mich schon jetzt zurückziehen kann, gewöhnt sein werde. Ich war es mir selbst, meiner Familie, am Meisten aber den Wissenschaften schuldig, mich wenigstens eine Zeit lang in ein praktisches Leben zu werfen. Mir ist es nicht genug mit den Verdiensten und dem Ruhme meiner Vorfahren zu glänzen; ich verachte den Adel, den blos das zufällige Glück der Geburt ertheilt, und der nicht durch persönliche Verdienste erworben und unterstützt ist. Ich will mich durch mich selbst adeln und auf meine Nachkommen etwas forterben, was ich nicht von meinem Vater empfangen habe. — — Wenn ich mich jetzt schon einer gelehrten Muse hingäbe, würde ich da den sehnlichsten meiner Wünsche, den Wissenschaften bei meinem Stand Ansehen zu verschaffen, erfüllen können? Würden sie nicht Alle fragen: Was hat denn dieser mit so vielen Unkosten, so beschwerlichen Reisen, so vielem Zeitverluste, so großer Mühe gelernt oder erreicht? Würden nicht Alle in dem Wahne bestätigt werden, daß die Wissenschaften die Menschen träge, feig, weich und zu allen großen und wichtigen Unternehmungen untüchtig machen." Eine merkwürdige Schilderung entwirft er von dem Leben der Landedelleute seiner Zeit. „Sollte ich mich etwa auf meine ritterliche Burg einsperren? Kein Leben ist mühseliger und unruhiger, als das auf unsern Burgen. Die Bauern, welche uns ernähren, sind äußerst arm. Was wir von ihnen erhalten, ist sehr wenig und dies Wenige muß durch eine beständige Sorgfalt erworben werden. Wir müssen uns dem Schutz irgend eines Fürsten unterwerfen, und selbst dann kann es geschehen, daß wenn ich meine Burg nur auf eine kurze Zeit verlasse, ich einem von denen in die Hände falle, mit welchem mein Schirmherr in Fehde lebt. Um solchen Unfällen zu entgehen, unterhalten wir mit großen Unkosten viele Pferde und ein zahlreiches Gefolge. Wir dürfen uns nicht von unsern Burgen entfernen, ohne vom Kopfe bis auf die Füße bewaffnet zu sein; so müssen wir unsere Nachbarn besuchen, auf die Jagd und zum Fischfange gehen. Alle Tage entstehen

31) Sie führt den Titel: Ad Principes Germaniae, ut bellum Turcis invehant, exhortatoria. Sie ist im 2. Bde. S. 465 der Ausgabe von Münch abgedruckt. 32) Es wird H. auch eine „Oratio, qua dissuadebatur, ne principes in Decimae praestationem quam Legati Leonis X. coram imperatore Maximiliano in conventu principum ad expeditionem contra Turcas petierant, consentirent" zugeschrieben, von der es aber nicht ausgemittelt ist, ob sie wirklich von ihm herrührt.

33) Dieser Brief wurde in Augsburg 1518 unter folgendem Titel gedruckt: Ad Bilibaldum Pirkheimer, Patricium Norimbergensem Epistola, vitae suae rationem exponens. Es ist der Brief, welchen der gelehrte Professor des Gymnasiums zu Hildburghausen, Jakob Burkhard, 1717 wieder abdrucken ließ und in drei Bänden fleißig commentirte.

zwischen unsern und den Bauern unserer Nachbarn Streitigkeiten, welche wir zu schlichten haben. Geben wir zuviel nach oder bestehen wir zu hartnäckig auf unserm Rechte, so ziehen wir uns gleich Fehden zu. Dieses ist die Muße, dieses das Vergnügen, die wir auf dem Lande genießen. Selbst unsere Burgen sind nicht zum Vergnügen, sondern zur Sicherheit gebaut; Viehställe und Rüstkammern nehmen den größten Raum ein. Unaufhörlich hört man das Blöken der Schafe, das Bellen der Hunde, das Brüllen der Kühe und Ochsen, und auf unserer Burg, die großen Wäldern nahe liegt, auch der Wölfe Geheul. Sowie jeder Tag seine eigene Sorge und Arbeit hat, so auch seine eigene Unruhe, wegen der ewigen Ebbe und Fluth von Kommenden und Gehenden, unter welchen manche Diebe, Mörder und Räuber sind. Du wirst mich doch nicht für mein ganzes Leben in eine solche Räuberhöhle verstoßen wollen!" Gegen das Ende des Briefes zählt er frohlockend auf, was von seinen Freunden in Teutschland und Frankreich, namentlich von Erasmus, Budäus ꝛc., in den letzten Jahren für die verschiedenen Wissenschaften gethan worden sei, und ruft dann in hoher Begeisterung aus: „O Jahrhundert, o Wissenschaften! Es ist eine Freude zu leben, obgleich man noch nicht ermüden darf. Jetzt, Wilibald, blühen die Wissenschaften, blühen die Talente auf! Nimm, alte Barbarei, den Strick und suche einen andern Zufluchtsort!"

Hutten schrieb diesen gehaltvollen Brief, während er in Augsburg auf den Rath seines Freundes, des Leibarztes Stromer, eine Cur brauchte, um sich von seiner Krankheit, die ihn schon so lange verfolgte und ihm durch ihre Schmerzen das Leben verbitterte, zu befreien. Er trank ein Decoct von Guajacholz und hielt eine strenge Diät. Als er sich von der Liebesseuche geheilt glaubte, schrieb er auf die Bitte eines andern Freundes, des berühmten Arztes Paulus Riccius, die Geschichte seiner Krankheit, ließ sie in Mainz bei Johannes Scheffer drucken und widmete sie seinem Herrn, dem Kurfürsten von Mainz [34]). Sie ist für die Sittengeschichte damaliger Zeit von großem Werth, indem er freimüthig, wie immer, sich in bittern Tadel über die Verweichlichung, die Völlerei und Schwelgerei aller Art, vorzüglich der Geistlichkeit, ergießt und in starken Farben die Folgen davon schildert. Er sagt im zwanzigsten Abschnitt unter andern: „Wir preisen diejenigen als Sieger, welche am Meisten getrunken haben, und Trunkenheit sowol, als deren ekelhafteste Folgen sind unter uns keine Schande mehr. Gewiß unsere Altvordern, welche das Kaiserthum und die Herrschaft der Welt erwarben, hatten andere Sitten, als wir, die wir in Italien von jedem Kinde mit dem Namen Trunkenbolde beehrt werden." Auch die Fuggers, diese großen augsburger Kaufherren, die Rothschilde ihrer Zeit, verschont seine ernste Strafrede nicht. „Leider strafen die Laster der Vornehmen," sagt er, „nicht blos ihre Sklaven, sondern auch das Vaterland, das durch die großen Summen, welche jährlich für fremde Gewürze und andere Waaren des Luxus fortgeschickt werden, von Jahre zu Jahre mehr veramt. Unsere Leckerhaftigkeit und Prachtliebe allein hat die Fuggers reich gemacht, während wir zu Bettlern geworden sind. Diese Diener unserer Lüste übertreffen selbst unsere Fürsten an Reichthümern und an der Zahl und Pracht der Paläste. Sie allein in Teutschland haben Geld." Wenn Hutten durch eigene Schuld, durch Ausschweifungen, wie seine Gegner behaupten, sich die furchtbare Krankheit zugezogen hätte, so hätte er nimmer auf eine solche Weise in seiner Krankheitsgeschichte sprechen dürfen, ohne einen allgemeinen Hohn auf sich zu lenken.

Hutten kehrte nach der Beendigung des Reichstages zu Augsburg mit dem Kurfürsten nach Mainz zurück, und verbesserte in der Geschäftslosigkeit des Hoflebens sein scherzhaftes Gedicht: „Der Niemand" [35]). Aber diese Unthätigkeit und wahrscheinlich auch die allmälige Überzeugung, daß er sich in dem Charakter des Kurfürsten Albert betrogen, welcher wol den Ruhm eines die Wissenschaften liebenden und schützenden Herrn genießen, aber nichts für die ernstern Zwecke der Reformatoren, namentlich gegen den römischen Stuhl, der ihm den Cardinalshut geschickt, unternehmen mochte, verleideten ihm das Hofleben; er verlangte seinen Abschied, der ihm, mit der Bewilligung, seinen Gehalt fortzugenießen, gewährt wurde, und da der schwäbische Bund eben den Erbfeind seiner Familie, den Herzog Ulrich von Würtemberg, mit Krieg überzog, eilte er in das Lager der Verbündeten, um mit den übrigen Gliedern seiner Familie zur Züchtigung dieses Fürsten beizutragen. Der Feldzug endigte mit der Vertreibung des Herzogs aus seinem Lande, und Hutten fand keine besondere Gelegenheit, sich auszuzeichnen; aus dem Feldlager schrieb er fleißig seinen Freunden, Erasmus, Fischer, Busch, Rhenanus, Pirkheimer und Andern. Erasmus, der nie müde wurde, ihn zu loben, antwortete ihm unter andern: „Wenn Dir, was die unsterblichen Mächte verhüten wollen, etwas Schlimmes begegnen sollte, wo würden wir wieder ein solches Genie finden? Doch was immer mit Dir werden soll, so hast Du durch Deine bisherigen Schriften Dir die Unsterblichkeit schon gesichert und Dir ein Denkmal dauernder als Erz gestiftet. Vermögen meine eigenen Schriften irgend Etwas, so wird kein Tag ohne Dein Lob vergehen." Nach diesem kurzen Feldzuge, dessen größter Gewinn für Hutten die nähere Bekanntschaft und innige Verbrüderung mit Franz von Sickingen war, von dem er wahrhaft begeistert an Erasmus schrieb: „Wir bewundern keinen Zug an den Helden der Vorzeit, den wir nicht auch an ihm wahrnehmen. Er ist weise, beredt, greift Alles mit ungemeiner Thätigkeit an und besitzt ohne Ausnahme Alles, was den großen Heerführer macht. Er

34) „De Guajaci Medicina et morbo gallico, liber unus" ist der Titel dieses Buches, welches Thomas Murner, ein Barfüßermönch und Doctor der Theologie, bekannt durch seine satyrischen Schriften, ins Teutsche übersetzte, und in Straßburg 1519 drucken ließ. Auch ins Englische wurde sie durch Thomas Paynel, einen Kanonikus of Marten Abbey, übergetragen und zu London 1536 gedruckt.

35) „ΟΥΤΙΣ Nemo" ist wahrscheinlich 1518 zu Augsburg erschienen. Vergl. Münchs Ausgabe 1. und 2. Bd. S. 306.

sagt und thut nichts Gemeines. Gott segne die Unternehmungen dieses großen Mannes," und den er so für die Sache Reuchlins gewann, daß die Gegner des Letztern durch Sickingens Vermittelung in kurzer Zeit zum Nachgeben gezwungen wurden, kehrte Hutten nach Mainz zurück, wo er sich etwa ein Vierteljahr aufhielt. Während dieses Aufenthaltes erhielt er noch von seinen Freunden und Verehrern aus Teutschland, Frankreich, Italien, Böhmen und andern Ländern zahlreiche Briefe, die ihn ermunterten, den Kampf gegen den römischen Stuhl und die Klerisei muthig fortzusetzen. Nur Erasmus, dessen Eitelkeit um diese Zeit durch einen Engländer, Eduard Lee, der Bemerkungen zu seinem „Neuen Testamente" geschrieben, empfindlich beleidigt wurde, und den H. im freundschaftlichen Eifer auf eine leidenschaftliche und wegwerfende Weise gegen Lee vertheidigte, gerieth in große Angst und weissagte Unglück. „Ich höre," schrieb er an einen Freund, „daß man den Dominicanern und Romanisten den Krieg ankündigen will, fürchte aber, daß aus einem Possenspiel ein großes Feuer entstehen werde, denn mit ihnen wird man den Krieg beginnen, dann aber — wie einst in Böhmen — gegen Alles wüthen, was Priester heißt." Auf dem Steckelberge, wohin sich H. am Ende des Jahres 1519 begab, ließ er eine neue Schrift, „Von der Einheit der Kirche rc." [36]), welche er in der Bibliothek zu Fulda aufgefunden, gegen den römischen Stuhl erscheinen; er selbst urtheilte in einem Schreiben an Eoban Heß darüber, daß er bis jetzt nichts Freieres, nichts Herrlicheres in dieser Art gelesen habe. Er widmete diese Schrift dem Erzherzoge Ferdinand von Österreich, den er, wie Erasmus ihn versichert hatte, den Wissenschaften und den Kämpfern gegen die Römlinge geneigt glaubte. In dieser Dedication sagt er gradezu, daß der Kaiser und der Erzherzog nichts Wichtigeres thun könnten, als wachsam sein, damit sie nicht, wie alle ihre Vorfahren, von Rom betrogen würden, und Teutschland, wie bisher, methodisch ausgeplündert werden möchte. Bald nach dem Erscheinen dieser Schrift gab er seine lateinischen Gespräche über das Fieber neu heraus, und vermehrte sie mit denen über das Glück, die Anschauenden und die römische Dreifaltigkeit [37]). Das erste Gespräch über das Fieber, welches schon zwei Jahre früher einzeln erschienen war, wird zwischen Hutten und dem Fieber, welchem er den Abschied gibt, geführt. Letzteres bittet seinen bisherigen Gastfreund, ihm eine neue Herberge anzuweisen, und H. empfiehlt ihm den Cardinal Cajetan, der stets auf Purpur und hinter den kostbarsten Vorhängen schlafe, stets von Silber speise, aus Gold trinke und beides so leckerhaft, daß er Alles, was man ihm in Teutschland vorsetze, verschmähe und laut darüber klage, daß er sich in vier langen Monaten nicht einmal gütlich habe thun können. Als das Fieber [...] trefflicher Persiflage sich weigerte, Huttens Rath zu f[...]gen und bei jenem elenden, ausgemergelten Alten [...] Käsebruder — so wurden die von Leo X. erwählten ne[...] Cardinäle genannt — einzukehren, weist es der Rit[...] in die Paläste schwelgerischer Fürsten, in die Schlö[...] trinksüchtiger Ritter, in die Wohnung der üppigen Fu[...]ger und zuletzt in das Haus eines Domherrn und [...]schen Curtisans. In dem zweiten Gespräche vom Fie[...] gibt er eine getreue und lebendige Schilderung von d[...] Elende der Priester, welche im Concubinate leben, [...] den Lastern, der Üppigkeit und der Schwelgerei der Pf[...]fenconcubinen, ein Sittengemälde, zu welchem die O[...]ginale auch im 19. Jahrh. in allen katholischen Länder[...] besonders im katholischen Frankreich, Baiern und in d[...] katholischen Schweiz gefunden werden. Das Gespr[...] von dem Glück entwickelt die Lehre, daß wahre Glü[...]seligkeit nicht vom Glück, am wenigsten von großen Rei[...]thümern abhänge, und daß derjenige der Glücklichste [...] der das Nothwendigste besitzt und sich mit diesem beg[...]gen könne. In „den Anschauenden," in welchem D[...]loge die Sonne, Phaethon und der Cardinal Cajetan [...] Sprechenden sind, zeichnet Hutten wieder die Sitten [...] Teutschen, und entwickelt die Absicht des Cardinals [...]jetan auf dem Reichstage zu Augsburg, nämlich daß [...] gekommen sei, um Geld zu fischen, läßt aber die Son[...] sagen: „Dieser Legat wird der erste sein, welchen [...] mit leeren Händen nach Hause schickt."

Aber bei weitem das Wichtigste und Inhaltreich[...] dieser Gespräche war der Vadiscus oder die Trias [...]mana; letztern Namen führte es, weil es größtenth[...] aus Triaden besteht. Hutten widmete es seinem Schw[...]ger, Sebastian von Rotenhan, und gesteht in ei[...] Briefe gegen einen Freund selbst, daß dieses Gesp[...] das heftigste sei, was er bis jetzt gegen die röm[...] Curie geschrieben. Er benutzte seine genaue Kenn[...] Roms und Italiens, den bisher blindgläubigen T[...]schen die Augen über das Treiben und Leben des P[...]stes und seiner Höflinge zu öffnen, und malt dess[...] mit starken, oft grellen Farben, ohne jedoch der Wa[...]heit im Geringsten Eintrag zu thun. In seiner De[...]cation sagt er seinem Schwager: „Ich will Dir [...] Buch grade nicht als gut empfehlen, weil die Se[...] von der ich darin rede, sehr schlecht ist. Ich kann [...] aber doch vielleicht wegen der Wahrheit dessen, was d[...] vorgetragen wird, und wegen der Freimüthigkeit, [...] welcher es geschieht, thun. Ich wenigstens habe an [...]ner andern Schrift mehr Vergnügen, als an dieser. [...]sere Freiheit war durch die Fesseln der Päpste gebun[...] ich will sie lösen. Die Wahrheit war gänzlich aus [...]serm Vaterlande verbannt; ich will sie zurückführen." [...] Gespräch selbst wird von einem Ehrenherold und H[...] geführt, der jenem erzählt, was er von Vadiscus, e[...] Reisenden, über Rom gehört. „Drei Dinge," e[...] Vadiscus, „erhalten Roms Ansehen: die Würde des [...]stes, die Reliquien der Heiligen, und der Ablaßha[...] Drei Dinge bringt man von Rom zurück: ein verd[...] Gewissen, einen verdorbenen Magen und einen l[...]

36) De unitate ecclesiae conservanda et Schismate, quod fuit inter Henrichum IV. imp. et Gregorium VII., Pont. Max. cujusdam ejus temporis Theologi liber, in vetustiss. Fuldensi Bibliotheca ab Hutteno inventus nuper (Mogunt. 1520). 37) Dialogi. Fortuna, Febris Ima, Febris IIda, Trias Romana. Inspicientes. Sie erschienen 1520 auf dem Steckelberg und in demselben Jahre zu Löwen.

Beutel. Drei Dinge tödtet Rom: das gute Gewissen, die echte Frömmigkeit und die Heiligkeit des Eides. Drei Dinge verlacht das heutige Rom: die Tugenden der Vorfahren, das Priesterthum Petri und das jüngste Gericht. An drei Dingen hat Rom Überfluß: an Gift, Alterthümern und wüsten Plätzen. Drei andere fehlen ihm ganz: Einfalt, Mäßigkeit und Aufrichtigkeit. Dreierlei Waaren werden in Rom öffentlich verkauft: Christus, geistliche Würden und Weiber. Von drei Dingen hört man in Rom ungern reden: von allgemeinen Concilien, von der Verbesserung der Kirche und der Aufklärung der Teutschen. Über drei Dinge betrübt man sich in Rom: über die Einigkeit der teutschen Fürsten, über die abnehmende Blindheit des Volkes und über das Bekanntwerden der römischen Ränke. Drei Dinge könnten uns auf einmal von allen römischen Übeln befreien: die Ablegung des Aberglaubens, die Abschaffung der römischen Ämter und eine gänzliche Umwandlung des römischen Hofes. Drei Dinge sind in Rom in hohem Werthe: schöne Weiber, schöne Pferde und die päpstlichen Bullen. Drei Dinge sind in Rom sehr gemein: Stolz, Kleiderpracht und fleischliche Lüste. Drei Dinge kommen den Römern nie zu oft: die Pallien der Bischöfe, die Annaten und die **Menses papales.**“ Die Erläuterungen, welche Hutten seinen Triaden beifügt, sind ebenso heftig und voll bitterer Wahrheit. So sagt er über die Dispensationen, mit welchen heute noch unter den Katholiken großer Unfug getrieben wird, daß die Römlinge selbst ohne Dispensation Sünden begingen, aber doch alle andere Menschen von den ihrigen dispensirten; daß ihnen nichts erwünschter sei, als die Sünden der Menschen, weil diese mit großen Geldsummen abgekauft würden. Päpstliche Dispensationen gäben Knaben die Rechte von Erwachsenen, Weibern die Rechte von Männern, Unedlen und Unwissenden die Rechte von Edeln und Gelehrten, Fremdlingen und Abwesenden die Rechte von Einheimischen und Gegenwärtigen; und daher komme es, daß so viele Pfründen und Pfarreien an Kinder und Weiber, besonders an Italiener vergeben würden, welche die ihrem Hirtenstab anvertrauten Schafe nie gesehen hätten, noch sehen wollten. An einer andern Stelle sagt er: „Es wäre besser, das pestilenzialische Rom ginge mit allen seinen fremden Moden, seinen vielerlei Münzen und Sprachen zu Grunde, als daß es unsere einfachen Sitten noch länger verderbe und ärgere. Auf unsere Kosten halten die römischen Curtisane Pferde, Hunde, Maulesel und Huren. Mit unserm Gelde machen sie sich gut Leben, kleiden sich in Purpur und bauen Paläste von Marmor; aber wir müssen sie liebkosen, ihnen hofiren und dürfen sie weder stechen noch zwicken, ja nicht einmal anrühren.“ In vollem Maße gilt von diesem Dialoge Huttens, was Herder und Küttner im Allgemeinen von seinen Schriften sagen; es ist eine Stimme aus seinem Leben, jeder Laut seines Wortes ist Handlung. Seine Sprache ist männlich und voll Feuer, kurz in Worten, vielsagend in der Bedeutung, hinreißend und erschütternd. Nichts, was auch in spätern Tagen Kühnes und Wahres gesagt ward, übertrifft die Glut seines ungestümen Feuers. Der Vadiscus wurde gierig gelesen, mit Beifall von allen Freunden der Wissenschaften und der gereinigten christlichen Lehre aufgenommen und selbst nachgeahmt. Unberechenbar aber war seine Wirkung, als ihn Hutten mit den übrigen Gesprächen um seines Freundes, Franzens von Sickingen willen, ins Teutsche übersetzte, und so auch dem Nichtgelehrten, vorzüglich den leselustigen Bürgern der Städte, zugänglich machte [38]). Das Erscheinen dieser Gespräche weckte endlich die Römlinge aus ihrer stumpfsinnigen Gleichgültigkeit; sie hofften durch einen einzigen Machtspruch Alles wieder ins Geleise zu bringen. Papst Leo X. erließ ein Breve an den Erzbischof Albert von Mainz, worin er ihn ermahnte, diejenigen, welche dem heiligen Stuhle so feindlich gesinnt seien, zu gebührender Bescheidenheit zurückzuführen, oder sie dergestalt zu bestrafen, daß Andere von ähnlichem Muthwillen abgeschreckt werden möchten. Hutten antwortete auf die Vorstellungen des Erzbischofs, der es mit dem Papste nicht verderben mochte, durch eine neue Schrift gegen die römische Curie: **De schismate extinguendo et vera ecclesiastica libertate adserenda**, welche aus einer Sammlung von Briefen aus der Zeit der Gegenpäpste Urbans VI. und Clemens' VII. besteht [39]). In seiner Vorrede schildert er das päpstliche Wesen und fodert die Teutschen ernstlich auf: endlich einmal durchzubrechen, das Joch abzuschütteln, und sich von der römischen Tyrannei freizumachen. Er schloß die Vorrede mit seinem Losungswort: „Ich habs gewagt! Es lebe die Freiheit!“ Nach dem Erscheinen dieser Schrift trennte sich Hutten gänzlich von dem Erzbischof Albert und dem mainzer Hof, und es erschien ein erzbischöflicher Befehl, durch welchen bei der Strafe der Excommunication der Verkauf und das Lesen der von Hutten herausgegebenen Schriften verboten wurde.

---

38) Die Übersetzung führt den Titel: „Gespräch Büchlein Herrn Ulrichs von Hutten. Feber das Erst. Feber das Ander. Vadiscus oder die Römische Dreyfaltigkeit. Die Anschawenden.“ Dieser Titel steht in einer zierlichen Einfassung. Oben sind rechts und links des Ritters Wappen. Rechts Gott Vater mit einem Pfeil in der Hand. Links David mit einer Tafel in der Hand, auf welcher steht: **Exaltare qui judicas terram, redde retrib. superbis.** Darunter rechts Luther stehend im Mönchshabit. Unter ihm: **Veritatem meditabitur guttur meum.** Links der Ritter stehend im Harnisch. Unter ihm: **Perrumpendum est tandem, perrumpendum est.** Ganz unten rechts Ritter und Soldaten mit Spießen; links der Papst mit seiner Klerisei in der Flucht. Die Vorrede bildet eine Zuschrift an Sickingen, unterzeichnet auf der Ebernburg, wo die Schrift auch gedruckt wurde, am Neujahrsabende 1520. Am Ende der Schrift steht Luthers und Huttens Bild noch einmal; unter ersterm steht:

Warheit die red ich,
kauff des nyd an mich
Gott geb mir den lon
hab ichs falsch gethon.

Unter dem Bilde Huttens steht:

Umb Warheit ich ficht
niemant mich abricht,
es brech, oder gang,
gots geist mich bezwang.

39) Die Schrift wurde 1520 auf der Steckelburg gedruckt. Die Sammlung der Briefe hatte H. von seinem Gastfreunde, dem Zollinspector Eschenfelder in Boppart, zum Geschenk erhalten.

So lange Hutten noch die Hoffnung gehegt, den Kurfürsten Albert auf Seiten der Vertheidiger der teutschen Freiheit gegen die Anmaßungen der römischen Curie zu sehen, vermied er, sich offen für Luther, dessen Wirken er schon längere Zeit mit Freuden beachtete und dem er schon im März 1520 durch seinen Freund Melanchthon einen sichern Aufenthalt auf der Burg seines Freundes Sickingen angeboten hatte, zu erklären. Jetzt zögerte er nicht länger, sich mit Luther öffentlich zu verbinden; noch im Junius 1520 schrieb er von Mainz aus zum ersten Mal an ihn: „Es lebe die Freiheit! Wenn Du dort für Dein Werk, das Du mit soviel Geist als Muth begonnen hast, Hindernisse findest, so schmerzt es mich außerordentlich. Ich thue hier soviel ich kann. Christus sei mit uns! Christus stehe uns bei, indem wir streben, seine von den Päpsten verfinsterte, in Dunst und Nebel gehüllte Lehre wieder an das Licht des Tages zu fördern, Du mit größerer Kraft, ich nach meinem Vermögen. — — — Ich für meine Person werde Dir in allen Fällen beistehen, und was Du vorhast, kannst Du mir ohne Bedenken vertrauen. Wir kämpfen beide für die allgemeine Freiheit, und suchen das unterjochte Vaterland aus der Knechtschaft zu retten. Gott ist mit uns, und ist der für uns, wer mag wider uns sein? Die Cölner und Lütticher haben Dich geschmäht — laß sie schmähen, diese Rotten, die sich gegen die Wahrheit verschwuren. Wir wollen durchbrechen — durchbrechen mit Christo!"[40]). Von nun an vertheidigte Hutten, welcher noch früher, als Luther, es gewagt hatte, gegen Rom in Kampf zu treten, offen und ohne Rückhalt die Reformation.

Er begab sich von Mainz nach Brüssel, wo Karl V. und der Erzherzog Ferdinand Hof hielten, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, Beide, die vom Papste durch dessen Umtriebe bei der Kaiserwahl beleidigt waren, für die Reformation und seine Pläne gegen Rom zu gewinnen. Aber er täuschte sich bitter; er erhielt weder von dem Kaiser noch von dem Erzherzog Audienz; im Gegentheil erfuhr er, daß sein Leben durch die römische Heimtücke in Gefahr sei, indem man von Rom aus Meuchler gedungen habe, seinen kühnen und drohenden Mund durch Gift oder Dolche auf immer zu schließen. Auch wurde ihm versichert, der Papst habe den Kaiser ersucht, ihn fangen zu lassen und an Händen und Füßen gefesselt nach Rom zu senden. Nur auf das dringende Zureden der Freunde und Bekannten verließ Hutten eiligst das Hoflager und kehrte nach Franken zurück. Auf dieser Heimreise begegnete er auf offener Straße dem Ketzermeister Hogstraten, sprang sogleich vom Pferde, zog sein Schwert und rief: „Halt, Du schändlicher Bube, Du bist des Todes! Endlich einmal wirst Du den Lohn für Deine Schandthaten erhalten!" In Todesangst fiel der Bettelmönch vor dem furchtbaren Ritter nieder und betete: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn!" Hutten aber sagte: „Nein, an Dir verunreinige ich mein Schwert nicht," schlug ihn mit der flachen Klinge und zog seines Weges. Überall, wo er hinkam, vorzüglich in Mainz und Frankfurt, waren seine Freunde erstaunt, ihn wohlbehalten wiederzusehen; denn sie glaubten, er wäre in die Klauen der Römlinge gefallen und hielten dafür, daß er nur durch ein Wunder gerettet worden sei. Aber manche seiner bisherigen Freunde wurden lau und traten scheu zurück, als die ernste Stunde der Noth und des Kampfes erschien. Er bemitleidete solche Schwächlinge, die aus Feigheit oder aus Eigennutz die gute Sache verließen, und erkannte doppelt den Werth eines Freundes in der Noth. Dieser war für ihn der edle Franz von Sickingen, bei dem er erst auf der Burg Landstuhl, zwischen Kaiserslautern und Zweibrücken, und später auf der Ebernburg, an der Nahe bei Kreuznach, liebevolle Aufnahme und hinlänglichen Schutz fand. In dieser Freistätte arbeitete er die meisterhaften Sendschreiben an Karl V., an Albert von Mainz, den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, den Ritter Sebaſtian Rotenhan und die teutschen Stände aus, in welchen er nicht nur seine Angelegenheit, sondern vorzüglich die Sache der Reformation mit lebendiger Kraft und begeisternder Überzeugung vertrat[41]). Von diesen erst in lateinischer Sprache geschriebenen Sendschreiben übersetzte er das an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen und seine „Klagschrift an alle Stände teutscher Nation" in die teutsche Sprache[42]), damit er sich, wie er selbst sagt, bei Jedermann alles Verdachtes reinige, und damit selbst der gemeine Mann erkennen möge, daß er stets ehrbar, ehrlich und einem Frommen von Adel nicht ungebührlich geschrieben, und welches die Braut sei, um welche zu tanzen man ihm zugemuthet.

Noch mehre andere Flugschriften flossen auf der gastlichen Burg Sickingens aus Huttens Feder; er commentirte die Bulle des Papstes gegen Luther, dessen Schriften und Anhänger; er strafte in einem lateinischen und teutschen Gedichte die Verbrennung von Luthers Schriften; verfaßte ein Gedicht über die unmäßige und unchristliche Gewalt des Papstes zu Rom; eine Anzeige des Betragens der römischen Päpste gegen die teutschen Kaiser, ein Gespräch mit dem Titel: „Bullen"[43]). Dabei

40) Epistola ad Martinum Lutherum Theologum. Gedruckt zu Wittenberg. 4. Eine freie Übersetzung dieses Briefes steht unter den Beilagen zu Wagenseils Ulrich von Hutten (Nürnberg 1823). S. 265.

41) Ad Carolum Imperatorem, adversus sibi intentatam a Romanistis vim et injuriam conquestio. Ejusdem alia ad Principes ac Viros Germaniae de eadem reconquestio. Ejusdem ad Albertum Brandenburgensem et Friedericum Saxonum duces, Principes, Electores aliaeque ad alios Epistolae. Jacta est alea. 42) Burckhard führt Th. 2. S. 118 den Titel dieser teutschen Klagschrift an, welche das Motto führte: „Ein großes Ding die Wahrheit, und stark über alle." 43) Die Titel dieser Schriften sind: „Bulla Leonis X. contra errores Martini Lutheri et sequacium." Hutten begleitete diese Bulle mit einer Epistel: „Germanis Omnibus" und kurzen Randglossen. „In incendium Lutheranum Exclamatio" und teutsch: „Eyn Klag über den Luterischen Brandt zu Mentz von Herr Ulrich vonn Hutten." „Anzoig Wie allwegen sich die Römischen Bischöff od' Bäpst gegen den teutschen Kaysere gehalten haben, uff dz kürtzt uß Chroniken und Historien gezogen, K. majestät für zubringen. Ich habs

setzte er ununterbrochen den Briefwechsel mit seinen Freunden fort, die er ermunterte, tröstete, ermahnte und immer aufs Neue zum Kampf anregte. Auf das Volk wirkte er vorzüglich durch sein teutsches, im wahren Volkstone gehaltenes, Gedicht: Klage und Ermahnung gegen die übermäßige unchristliche Gewalt des Papstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichkeit [44]). Diese Klage enthält das Wesentliche von dem, was Hutten schon in frühern Schriften über die Entartung und den gänzlichen Verfall der Kirche und Kirchenzucht, über den offenbaren Widerspruch der Hoffahrt, Herrsch- und Raubsucht des römischen Hofes mit der Lehre und dem Beispiele Christi, über die Schwelgerei, Prachtliebe, Üppigkeit und den frechen Unglauben der Cardinäle und übrigen Glieder des päpstlichen Hofes, über den Übermuth und die Erpressungen der päpstlichen Legaten, über die ungeheuern Misbräuche von Ablaß, Pallien, Annaten, Dispensationen, über das ungeistliche Leben der Bischöfe, Prälaten und Domherren, über die Verdorbenheit der Ordensglieder 2c. gesagt und scharf gerügt hatte. „Vorher," sagt Hutten, „habe ich Latein'sch geschrieben, das war nicht Jedem bekannt, jetzt rufe ich in der Muttersprache das ganze Vaterland an, weil unserer Nation der Rauch, welcher sie bis dahin geblendet, von den Augen weggeblasen und selbst der gemeine Mann aufgeklärt werden muß, damit die Teutschen der Römlinge Betrügereien erkennen und das reine Evangelium von römischen Fabeln unterscheiden können." Mehrmals in dem Gedichte spricht er die Hoffnung aus, daß Kaiser Karl, ein teutsches Blut, den Muth haben würde, dem Papste gewaltig entgegenzutreten; und bemerkt, daß Alles, was er darin thue, zu Ehren der kaiserlichen Majestät und zum Wohle der teutschen Nation geschehe. Am Ende ruft er die Teutschen noch einmal zu ernstem Widerstand auf und sagt, wenn freundliche Mahnung nichts helfe, so wolle man zu den Waffen greifen [45]). Daß Hutten während seines Aufenthaltes bei seinem Freunde Sickingen wirklich den Plan gefaßt hatte, mit gewaffneter Hand die Römlinge und die Gegner der Reformation anzugreifen und mit dem Schwerte dareinzuschlagen, wo Wort und Schrift fruchtlos blieben, geht aus mehren seiner Briefe hervor. In einem Schreiben an Erasmus, vom November 1520, dem er räth, sich nach Basel zu retten, damit er nicht im Kampfe freiheitliebender Männer gegen feige Tyrannen erdrückt werde, sagt er, er würde schon die Waffen gegen die päpstliche Wütherei ergriffen haben, wenn ihn nicht Sickingen, der noch immer hoffe, den jungen Kaiser zu gewinnen, davon abgehalten hätte. „Wenn Du auch," fährt er fort, „die gewaltsamen Mittel nicht billigst, so kannst Du wenigstens meinen Vorsatz nicht tadeln, Teutschland zu befreien und den Wissenschaften neuen Glanz zu bereiten." Und an Luther, „seinen geliebtesten Freund und Bruder, den unüberwindlichen Herold des göttlichen Wortes," schrieb er: „Du würdest mich bedauern, wenn Du Zeuge von den Widerwärtigkeiten wärest, mit welchen ich hier zu kämpfen habe. Indem ich neue Freunde und Helfer anwerbe, fallen ebenso viele alte ab. Der einzige, welcher sich unser mit unerschütterlicher Standhaftigkeit annimmt, ist Franz von Sickingen — — — Unterdessen verhehle ich es Dir nicht, theuerster Luther, daß Franz mich bisher von Thätlichkeiten gegen unsere Feinde abgehalten hat, damit diese noch übermüthiger werden. Auch hält er es für rathsam, abzuwarten, was der Kaiser auf dem nahen Reichstag in Worms beschließen werde." Auch in seinem Gespräche: Der zweite Warner, spricht er aus, jeder brave teutsche Mann werde und müsse gegen die tiefverdorbene Klerisei aufstehen und zuschlagen, wenn alle gütlichen Wege ohne Erfolg betreten würden. Am deutlichsten ersieht man aber, daß Hutten wirklich die ernstliche Absicht hatte, seine Worte mit den Waffen zu unterstützen, aus den Vorwürfen, welche ihm sein Freund, Hermann von der Busche, in einem Briefe macht, in welchem er sagt: „Ich wollte, daß Deine Drohungen an den Romanisten einmal besser als bisher in Erfüllung gehen möchten. Diejenigen, welche sich sonst vor Dir fürchteten, lachen Dich jetzt aus und nehmen von Dir, selbst im Cirkel der Unserigen, Gelegenheit zu Stachelreden. Sie werden nur darum so vermessen, weil, wie sie sagen, Du immer nur bellest und nie beißest. Glaubst Du für unsere Freiheit etwas auszurichten, so sprich, worauf wartest Du?" Es bleibt wol kein Zweifel, nach solchen Zeugnissen, daß Hutten, von seinen Freunden und Anhängern, besonders aber von der Nation gehörig unterstützt, gewiß losgeschlagen hätte; aber seine Pläne scheiterten, seine Hoffnungen wurden getäuscht. Selbst seine Bemühungen, die Ritterschaft und die Städte zu vereinigen, waren erfolglos [46]). Im J. 1521 trat Hutten auf Karls V. Begehren mit 200 Goldgülden jährlicher Besoldung in kaiserliche Dienste. Wahrscheinlich hegte der Kaiser die Hoffnung, diesen ungestümen Mahner und Aufreger in seinem Dienste zum Schweigen zu bringen, oder ihn für seine Interessen zu gewinnen; denn Hutten hatte noch während des Reichstages zu Worms, wo Luther seine Lehre mit der Kraft eines gottbegeisterten Ge-

---

gewagt." „Dialogi Huttenici novi, perquam festivi. Bulla vel Bullicida. Monitor primus. Monitor secundus. Praedones (Ebernburg 1521).

44) Clag u. vormanung gegen den übermäßigen vnchristlichen gewalt des Bapstes zu Rom u. der vngeistlichen geistlichen, durch herren Vlrich von Hutten, Poeten u. Orator, der ganzen Christenheit, vnn zuvoran dem vaterland Teutscher Nation zu nutz und gut, von wegen gemeiner beschwernuß vnd auch wegen seiner eigen nottdurfft, in Reymens weyß beschriben. Jacta est alea." Von dieser Schrift erschienen mehre Ausgaben, eine noch 1682.

45) Wolauff ir frummen teutschen nun,
Vil harnisch han wir vnd vil pferd,
vil hellebarten vnd auch schwerd,
Vnd so hilfft freüntlich manung nit,
so wöllen wir die brauchen mit.

46) Vergl. „Beklagung der Freistätte teutscher Nation." Mit Huttens Bildniß und der Beischrift:
Der Nemo hat das getiecht gemacht
Das mancher im regiment nit lacht.
Er sey Königk, Bischoff, Fürst oder Graff,
Den allen die vngerechtigkeit lauft nach.
Dieses Gedicht erschien 1522.

hers vertheidigte, eine heftige Schrift gegen die Römlinge, die Legaten Aleander, dem er selbst einen Hinterhalt gelegt, und Caraccioli, erlassen, und sie dem Kaiser mit einer Ermahnung für Luther gewidmet, der damit nichts weniger als zufrieden war [47]). Aber Hutten blieb nicht lange in dieser Stellung; er machte blos den mislungenen kaiserlichen Feldzug nach Lothringen mit, und kehrte dann wieder zu seinem Freunde Sickingen zurück; denn die Burg Steckelberg und seine Erbgüter hatte er nach dem Tode seines Vaters seinen Brüdern überlassen, um nicht seine Familie mit in sein Geschick zu verwickeln. Unter seinen Schriften, welche er während des Jahres 1522 auf der Ebernburg schrieb, ist die wichtigste seine „Vertheidigung wider das Vorgeben von ihm, als sollte er wider alle Geistlichkeit und Priesterschaft sein" [48]). Diese Schrift, in einem ruhigern Ton abgefaßt als die meisten übrigen, ist eine meisterhafte und gründliche Rechtfertigung seines bisherigen Lebens und Handelns; er zeigt darin, daß er fern von jeder Selbstsucht, getrieben von seinem Innern, von seiner lebendigen Überzeugung, seinem heiligen Eifer für die Wahrheit, seiner unbegrenzten Liebe zu seinem teutschen Vaterlande gehandelt habe. „Jenen, welche mich fragen, warum ich mich einer Sache unterwinde, deren Andere sich nicht annehmen, gebe ich zur Antwort: daß ich bei den erwähnten Misbräuchen nicht mehr oder nicht weniger als Andere verliere; daß ich aber nichts dazu kann, daß Gott mich mit einem Gemüthe beschwert hat, dem gemeiner Schmerz weher thut, und vielleicht mehr als Andern zu Herzen geht." So edel und einfach spricht sich Hutten über den hohen Beruf aus, den jeder Mann von Erleuchtung in schwierigen Zeiten hat, nämlich für die Wahrheit einzustehen ohne alle Rücksicht — aber zu allen Zeiten haben nur Wenige die Kraft und den Muth gehabt, wie Hutten, ihr liebes Selbst zu vergessen und sich für das Gemeinwesen oder für eine Idee aufzuopfern.

Im J. 1522 rückte Franz von Sickingen mit einem Heere von etwa 10,000 Mann Reitern und Fußvolk in das Land des Erzbischofs Richard von Trier ein, angeblich, weil dieser seinen Unterthanen verboten hatte, ihre gegen Sickingen eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, wahrscheinlicher aber, „um," wie Hutten sich ausdrückt, „dem Evangelium die hartverschlossenen Thüren wieder zu öffnen." Wäre dieser Feldzug Sickingens vom Glücke gekrönt worden, wahrscheinlich wäre Huttens Entwurf eines allgemeinen Krieges gegen die geistlichen Fürsten, welche sich auf die Seite des Papstes geworfen und der Reformation widerstrebten, ausgeführt worden. Aber da der Kurfürst Ludwig von der Pfalz und der Landgraf Philipp von Hessen dem Kurfürsten von Trier zu Hilfe eilten, mußte Sickingen sich zurückziehen und sah selbst in kurzer Zeit von dem Feinde seine Besitzungen verheert. Sickingen, der sich auf sein festes Schloß Landstuhl zurückgezogen, sah sich genöthigt, seine Freunde, die er bisher gepflegt und geschützt, zu entlassen. Hutten, der seit einiger Zeit wieder sehr an Krankheit litt, deshalb zur Vertheidigung der Burg seines Freundes nichts beitragen konnte, im unglücklichen Fall aber viel zu befürchten hatte, verließ Sickingen, welcher, bei der Erstürmung seiner Burg verwundet, am 7. Mai 1523 starb, und wanderte, nachdem er seine letzte Stütze in Teutschland verloren, in Gesellschaft seiner Freunde, Bucer und Ökolampadius, nach der Schweiz im November 1522, und kam nach Basel, wo er freundliche Aufnahme und den vom Rathe gewünschten Schutz erhielt, der ihm sogar eine Wohnung anwies und ihn beschenkte. In Basel lebte seit einiger Zeit auch Erasmus von Rotterdam, jener Erasmus, der nie müde geworden, das Lob des Ritters zu verkünden, und dem auch Hutten mit innigster Liebe und Hochachtung zugethan war. Aber Erasmus war — wenn man auch seinen hohen Verdiensten um das Aufblühen der Wissenschaften die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren läßt — ein Mann ohne Charakter. Vermöge seiner ausgezeichneten Bildung und seines klaren Geistes erkannte er sehr wohl die Gebrechen des Papstthums, die Versunkenheit der Geistlichkeit, die Dummheit und die Anmaßung der Mönche und verspottete sie mit attischem Witz; es war ihm nicht unangenehm, wie er sich ausdrückte, daß Luther dem Papst an die Krone, den Mönchen an die Bäuche greife; aber sobald es galt, seine Überzeugung öffentlich zu vertreten, fehlte ihm jener Muth, jene Kraft und Ausdauer, welche Luther, Zwingli, Hutten, welche in allen großen Epochen der Weltgeschichte die Männer belebten, die in wahrer Gottesbegeisterung sich berufen fühlten, die edelsten Güter der Menschheit, Wahrheit, Freiheit und Recht, zu vertheidigen. Erasmus liebte die angenehme Bequemlichkeit des Lebens; er liebte seinen großen und weitverbreiteten Ruhm; er fürchtete seine hohen Gönner, seine fürstlichen Pensionen zu verlieren; darum wagte er nicht für die Freunde sich zu erklären, auf deren Seite er die Wahrheit sah; er bemühte sich, eine Art von Neutralität zu behaupten, die in solchen Epochen nicht nur schwierig, sondern auch stets weniger ehrenvoll ist; er wollte die Ansicht geltend machen, „daß rechtschaffene Männer sich bemühen müßten, so zu nützen, daß dabei möglichst Wenigen, und, wenn es sein könnte, Niemandem geschadet würde." Mit dieser Theorie verdarb er es mit beiden Parteien, und gab sich solche Blößen in der Durchführung seines Schaukelsystems, daß kein Verdienst um die Wissenschaften ihn von den Flecken seines Charakters zu reinigen vermag [49]).

---

47) „In Hieronymum Aleandrum et Marinum Carracciolum, Oratores Leonis X. apud Vormatiam Invectivae singulae. In Cardinales, Episcopos et Sacerdotes Lutherum Vormaciae oppugnantes Invectiva, ad Carolum Imperatorem pro Luthero exhortatoria."

48) Der vollständige Titel heißt: „Entschuldigung Vlrichs von Hutten, wyder etlicher vnwarhafftiger außgeben von ym, als solt er wieder alle geystlichkeit vnd priesterschafft sein, mit erklärung etlicher seiner geschrifften." Burckhard und Meiners haben einen Abdruck davon.

49) Luther schildert den Charakter des Erasmus mit wenigen Worten vortrefflich: „Er ist schlüpfriger als ein Aal, ungewiß und fährlich allenthalben zu fassen. Er will auf Eiern gehen und doch keines zertreten, sagen und nicht sagen, schließen und nicht schließen."

Hutten wünschte in Basel seinen alten Freund zu
hen; Erasmus aber, dadurch in Verlegenheit gesetzt,
von Rom gebannten und in Teutschland hartver=
en Ritter unter seinem Dache zu sehen, gab auswei=
de Antwort: „Wenn es ein bloßer Höflichkeitsbesuch
sollte, so möchte er wünschen, desselben für dermal
hoben zu sein." Nach einigen Tagen erkundigte er
bei Heinrich Eppendorf, dem er obige Antwort für
ten gegeben, wie dieser sie aufgenommen. „Ganz
" antwortete der junge Gelehrte, „nur vermuthe er,
ten hätte ihn doch gern gesprochen." „Nun denn,"
derte Erasmus, „wenn das ist, so mache ich mir am
e auch nichts aus der Leute Gerede. Könnte ich ge=
e Ofen ertragen, so wollte ich ihn besuchen, wenn
soviel daran liegt, mich zu sprechen. Indessen kann
ich besuchen, wenn er dieses Zimmer ertragen kann;
vill Feuer im Kamine machen lassen" [50]). Als Hut=
solche Antwort vernahm, hielt er es unter seiner
de, den schwachen und furchtsamen Gelehrten zu be=
n, und verließ Ende Januars 1523, da ihm der
h, vom Bischof und der Geistlichkeit verhetzt, den
uz aufsagte, Basel, ohne Erasmus gesehen zu haben,
begab sich nach dem nahen Mühlhausen, wo der
h eben beschäftigt war, die Reformation einzuführen.
hrscheinlich würde Hutten das Benehmen seines alten
indes verschmerzt haben, wenn nicht Erasmus, um
inhumanes Betragen zu rechtfertigen oder zu bemän=
, zu offenbaren Lügen Zuflucht genommen hätte. So
eb er an Melanchthon: „Hutten, dürftig und von
m entblößt, suchte ein Nest, wo er sterben könnte.
hätte diesen prahlerischen Reiter in mein Haus auf=
nen sollen und mit ihm wahrscheinlich den ganzen
nannten Chor der Evangelischen." Und an Markus
in, Kanonikus zu Brügge: „Hutten hielt sich we=
e Tage (beinahe zwei Monate!) hier auf. Er hat
nicht besucht und auch ich ihn nicht. Zwar würde
hn nicht abgewiesen haben, wenn er hätte zu mir
men wollen, da er ein alter Freund von mir ist,
n ungemein glückliches und treffliches Genie mir noch
nicht zu lieben unmöglich ist. Seine übrigen Ange=
nheiten gehen mich nichts an. Weil er aber wegen
r Gesundheitsumstände die geheizten Zimmer nicht
ehren, ich aber sie nicht ertragen kann, so hat keiner
andern gesehen." Wahrscheinlich kam es Hutten zu
en, auf welche Weise Erasmus sein Benehmen gegen
zu beschönigen suche; er las den Brief an Laurin,
her gedruckt worden, das reizte seinen Zorn, und er
eb in wenigen Tagen seine „Expostulatio cum
smo Roterodamo," welche erst handschriftlich unter
Freunden herumging, und dann, nachdem Erasmus
htlose Versuche, sie zu unterdrücken, gemacht hatte,
Strasburg gedruckt wurde und in kurzer Zeit drei
lagen erlebte. In dieser Schrift goß Hutten bittere
Lauge über Erasmus, warf ihm seine Lügen, seine zahl=
reichen Zweideutigkeiten vor, die er nicht leugnen konnte.
In welche Wuth Erasmus, dessen Eitelkeit dadurch aufs
Empfindlichste verletzt wurde, gerieth, geht aus vielen
seiner Briefe hervor; besonders aus seiner Klagschrift an
den Rath in Strasburg, worin er sagt: „Die Expostu=
lation kümmert mich meinetwegen nur wenig; allein ich
fürchte, daß eine solche Ausgelassenheit nicht nur Eurer
Stadt, sondern auch der Sache des Evangeliums über=
haupt schaden könne." Und Hedio, der aus Mitleid ge=
gen Frau und Kinder des Buchdruckers Schott in Stras=
burg die von Erasmus verlangte Bestrafung des Man=
nes, weil er die Expostulation gedruckt hatte, hintertrieb,
machte er bittere Vorwürfe und hatte sogar die Frechheit
zu sagen: „Es wäre besser gewesen, wenn Schott ge=
bettelt oder die Reize seiner Frau verkauft hätte, als
durch solche Schandschriften Brod für Frau und Kinder
zu erwerben." Die Antwort des Erasmus: „Spongia"
(Schwamm) betitelt, voll heftiger Schmähungen und Un=
wahrheiten, hat Hutten nicht mehr gelesen; aber er fand
nach seinem Tode an dem ausgezeichneten und gelehrten
Arzt Otto Brunfels in Strasburg einen tüchtigen Ver=
theidiger, der Erasmus antwortete [51]), ihm zahlreiche Un=
wahrheiten und Zweideutigkeiten nachwies und ihn so
abfertigte, daß er nie darauf zu antworten wagte.

Hutten, der sich in Mühlhausen außerordentlich der
Sache der Reformation angenommen, mußte auch diesen
Ort, durch die Römlinge in Gefahr gebracht, verlassen,
und ging auf die Einladung des schweizer Reformators
Zwingli nach Zürich. Erasmus, voll Rache im Herzen,
erließ am 10. August 1523 ein Schreiben an Zürichs
Rath, und warnte ihn vor Hutten [52]). Auch Zwingli
suchte er von dem bedrängten und kranken Ritter abzu=
ziehen; doch ohne Erfolg. Selbst der Papst Leo drohte
dem züricher Gemeinwesen Verderben, wenn Hutten dort
Schutz und Pflege fände. Hutten, durch Freunde aus
Basel von Erasmus' Umtrieben und Schleichwegen un=
terrichtet, wandte sich an den Rath zu Zürich, be=
theuerte seine Unschuld und bat sich von der Klage seines
Gegners Abschrift aus, damit er sich rechtfertigen könne.
Das Schreiben ist in den gemäßigsten Ausdrücken, mit
großer Sanftheit und Ruhe abgefaßt; das heimtückische,
scheinheilige Betragen seines ehemaligen Freundes erregte
nicht mehr Heftigkeit und Wuth, wol aber tiefen, innern
Gram; doch seinen Muth vermochte nichts zu beugen;

50) Vergl. D. J. J. Stolz, Ulrich von Hutten gegen De=
ius Erasmus und Desiderius Erasmus gegen Ulrich von Hut=
Zwei Streitschriften aus dem 16. Jahrh. Aus dem Latei=
en übersetzt (Aarau 1813).

51) „Responsio ad Erasmi Spongiam." 52) Erasmus
sucht sich in diesem Schreiben den Schein zu geben, als handle er
nur getrieben von der Sorge für das Evangelium und das Wohl
der Stadt. Der Gleißner sagt: „Dies schreib ich aber nicht dar=
um, daß ich ihm — Hutten — vergunne, daß Eüre Gütigkeit
ihn also bei euch läßt wohnen, damit er nicht in seiner auffetzigen
Feinde Hände komme, sondern daß er diese Eüre Gütigkeit nicht
mißbrauche zu einem geilen muthwilligen Schreiben, das da offen=
bar schadet dem Evangelischen Handel, andern guten Kün=
sten, auch gemeinen Sitten darzue auch, daß nicht aus des Unge=
zähmten Frevel eürer Landschaft vielleicht in Zukunft etwas Scha=
dens oder Schand entspringe; denn er jetzt gar nichts mehr zu
verlieren hat." Dieser heimtückische Rath des Rotterdammers,
H. zu vertreiben, übte auf Zürichs Magistrat keinen Einfluß.

noch wenige Wochen vor seinem Tode schrieb er an Eoban Hesse, einem seiner ältesten Freunde: „Wird denn mein Misgeschick nicht endlich einmal müde werden, mich so grausam, wie bisher, zu verfolgen? Mein einziger Trost ist, daß ich noch immer einen Muth habe, der wenigstens meinem Unglücke gleichkommt. Teutschland, wie es jetzt ist, konnte mich nicht länger dulden; eine freiwillige Flucht brachte mich in die Schweiz und wird mich vielleicht noch weiter bringen. Nur eines verdanke ich meinem Schicksale, daß es mich aus dem Geräusche des Krieges in eine ruhige Muße versetzt hat, die ganz den Arbeiten des Geistes gewidmet ist. Ich hoffe, daß Gott dereinst die zerstreuten Freunde der Wahrheit wieder sammeln und unsern Gegner demüthigen werde. Mich verlangt sehr zu wissen, wo Crotus sich jetzt aufhält. Grüße den Aperbach und unsere übrigen Freunde, die gewiß nicht nachlassen werden, die gute Sache zu vertheidigen." Stets und überall belebte ihn der eine Gedanke: Vertheidigung der guten Sache; beseelte ihn eine Hoffnung: die des endlichen Sieges der Wahrheit. Doch ihm, diesem muthigen Vorkämpfer Luthers, war es nicht beschieden, den großen Tag zu erleben, wo die Reformation den Sieg davontrug; seine Krankheit verschlimmerte sich in Zürich; die Heilquellen von Pfeffers gewährten ihm wenig Linderung; auf Zwingli's Rath und Empfehlung begab er sich auf die Insel Ufnau im züricher See, zu dem Pfarrer Hans Schnegg, der einige Kenntniß von der Arzneikunde hatte. Aber Huttens Körper war durch seine vieljährige Krankheit, die Heftigkeit seines Temperaments und die vielen ausgestandenen Verfolgungen und Leiden so zerrüttet, daß er auf diesem stillen einsamen Eiland, im Angesichte der Alpen, von dem wackern Pfarrer freundlich gepflegt, am 29. August 1523, im 36. Jahre seines Lebens, starb. Auf der Insel Ufnau, im Schooße der freien Schweiz, ist das Grab Huttens, dieses muthigen Sprechers für Vaterland und Freiheit, Licht, Recht und Wahrheit, eines der edelsten teutschen Männer, die die Geschichte kennt. Der Stein, welcher sein Grab mit der Inschrift:

Hic eques auratus jacet, oratorque disertus,
Huttenus vates, carmine et ense potens.

zierte und den ihm seine Freunde gesetzt haben, ist längst verschwunden, aber das Andenken seines Aufenthaltes auf der Insel, die auch nach seinem Namen benannt wird, lebt selbst noch im Munde des Volkes fort.

Huttens Nachlaß, unter dem sich „Blumen aus dem Sallustius und Curtius," — den Livius hatte er früher in Mainz herausgegeben, — ein Gespräch „Arminius," Briefe von Freunden, eine kleine Sammlung seiner eigenen Schriften, seine Schreibfeder und sein Schwert, seine beständigen Lebensgefährten, befanden, betrug etwa 200 Gulden, die hinreichten, seine Schulden zu bezahlen.

Als die Nachricht von seinem Tode sich verbreitete, trauerten alle seine Freunde, keine aber inniger und aufrichtiger als die in Thüringen und Sachsen, vorzüglich der Dichter Eoban Heß, Rubianus Crotus, Camerarius, Melanchthon; viele sprachen ihren Schmerz in dichterischen Ergüssen, Elegien, aus, und selbst seine Feinde verstummten über seinem Grabe. Huttens Charakter bedarf, wenn man sein Leben und seine Schriften kennt, kaum einer eigenen Schilderung. Und doch ist so Vieles an ihm miskannt oder nicht verstanden worden, und erst in unserer Zeit erlangte er, besonders durch die Anregung Herders und die Werke von Meiners, Wagenseil und Münch eine gerechtere Würdigung. Um einen solchen Charakter zu erfassen, um ein solches Leben zu verstehen, muß man selbst eine Zeit, eine Epoche der Menschheit, wo große, geistige Interessen in Entscheidungskampf treten, wo neue Ideen ins Leben geführt und gegen einen in sich erstarrten und abgestorbenen Dogmatismus in der Wirklichkeit geltend gemacht werden sollen, wo das Vernünftige gegen das Herkömmliche um die Herrschaft ringt, durchlebt haben. Man kann einen solchen Geist wie Hutten nicht mit dem Maßstab alltäglicher Erscheinungen messen; er ist durch und durch eigenthümlich; aber seine ganze Zeit dient seiner eigenen Persönlichkeit zur Folie — wir lernen die eine durch die andere kennen.

Huttens jugendliche Seele war von dichterischem Feuer durchglüht und mit Begeisterung für das Gute und Schöne erfüllt, was er in den neuaufblühenden Wissenschaften seiner Zeit empfand. Diese Jugendbegeisterung, durch große und zahlreiche Hindernisse nicht gelähmt, entschied für sein ganzes Leben. Er war jenem Egoismus fremd, der in spätern Jahren in Collision mit den wirklichen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, seine Jugendideale als schwärmerische Träume verdammt und sein besseres Selbst gegen die Vortheile nüchterner Gewöhnlichkeit aufgibt. Die hervorstechendsten Eigenschaften in Huttens Charakter sind Freisinnigkeit, Freimuth, Vaterlandsliebe, hoher Sinn für Recht, Wahrheit und Ehre, tiefes Gefühl für Freundschaft und eine ausdauernde Energie, wie sie nur wenigen Sterblichen zu Theil geworden. Er stellte sich früh einen hohen Zweck zur Aufgabe seines Lebens; er rang nach Freiheit des Geistes in den Wissenschaften und in der Religion. Selbst frei, wollte er auch Mit- und Nachwelt frei machen, auch in dem Falle, wenn er selbst sein Leben an die Freiheit setzen müßte. Aber seine Begriffe von politischer Freiheit erhoben sich nicht über seine Zeit; indem er mit Nachdruck die Ehre und Freiheit seines Standes, des teutschen Adels, gegen weltliche und geistliche Fürsten in Schutz nahm, machte die unglückliche Lage des teutschen Bauern seiner Zeit, der unter dem Druck eines schwelgerischen und rohen Adels seufzte, keinen besondern Eindruck auf ihn. Freimüthigkeit war ihm zur andern Natur geworden; sein Denken und Handeln lag offen vor der ganzen Nation; was er für wahr erkannte, das sprach er ohne Rücksicht auf Verhältnisse und Folgen aus; mit gleichem Freimuthe schrieb er an Kaiser, Papst und Fürsten, wie an seine Freunde. Für seine Vaterlandsliebe, seinen Eifer für Recht und Wahrheit zeugt jedes Blatt seiner Schriften, zeugt sein ganzes Leben. In seinem Wahrheitseifer verachtete er jeden Winkelzug, jede gewöhnliche Klugheitsregel. Was seinem hellen, freien Geiste, seinem redlichen Herzen gut und recht schien,

sollte auch der ganzen übrigen Welt gut und recht erscheinen — oder sie bestand nach seiner Ansicht aus Schurken, die absichtlich nicht sehen wollten, oder aus Schwachköpfen, die nicht sehen konnten; diese bemitleidete er, jene aber verfolgte und geißelte er mit der Feuerkraft seiner Rede. Für Freundschaft hatte er ein tiefes Gefühl; bekannt mit beinahe allen berühmten Gelehrten der civilisirten Länder Europa's, war er mit vielen der edelsten und gebildetsten seiner Zeitgenossen durch innige Freundschaft verbunden bis zu seinem Tode. Ohne verheirathet zu sein, begriff er doch den Werth des Familienlebens, des häuslichen Glückes, und fühlte bisweilen Sehnsucht nach solchem. „Ich muß Jemanden haben," schreibt er während des würtembergischen Feldzuges seinem Freunde Pistor, „an dessen Seite ich mich von meinen Sorgen und Arbeiten erholen, mit dem ich scherzen, spielen, lachen, und mein entweder zu sehr angestrengtes oder erbittertes Gemüth abspannen und wieder besänftigen kann. Gib mir ein Weib, lieber Friedrich, schön, jung, wohlerzogen, fröhlichen und heitern Sinnes, schamhaft, sanft und geduldig. Etwas Vermögen mag sie wol haben, nur nicht zuviel. Ich verlange weder Reichthum noch hohen Stand, und glaube, ein Mädchen, mit dem sich Hutten vermählt, sei geadelt genug." Aber seine Krankheit und seine Kämpfe mit den Dunkelmännern und den Römlingen hinderten ihn, diesen Wunsch in Erfüllung zu bringen. Huttens große, starke und schöne Seele wohnte in einem kleinen, schwächlichen und durch Krankheiten zerrütteten Körper; aber sein hoher Geist und Muth drückte sich ebenso stark in seinen Mienen und Geberden als in seinen Reden aus, und aus seinen Augen strahlte der seltene Adel seines Geistes und Herzens. Daß sich bei soviel Licht auch Schatten fand, liegt im Wesen der menschlichen Natur; aber Huttens große Verdienste um das Wiederaufblühen der Wissenschaften, um die Reformation der Kirche, und seine Leistungen als Dichter und Redner überstrahlen seine wenigen Schwächen. Er war durch sich selbst und unabhängig der wahre Vorläufer und Vorkämpfer der Reformation, er hat, in dieser Beziehung ein Mirabeau der Reformation, die Bahn gebrochen, auf der Luther, Zwingli und die übrigen Reformatoren weiter schritten; sein kühnes „Jacta est alea!" erschütterte die Grundfesten des römischen Stuhles ebenso sehr, als es die Dunkelmänner aus ihrer selbstgefälligen Ruhe aufgerüttelt. Er war dazu von der Vorsehung berufen und mit allen Eigenschaften des Geistes ausgestattet, der Aufwecker seiner Nation zu werden, wie ihn schon seine Zeitgenossen nannten.

Es bleibt uns noch übrig anzuführen, welche Schriftsteller sich um Huttens Leben und Werke Verdienste erworben haben. Nachdem Heinrich Pantaleon in seinem Heldenbuche teutscher Nation, im 16. Jahrh., und Melchior Adam in seinem Leben teutscher Rechtsgelehrter, im Anfange des 18. Jahrh., kurze Biographien Huttens geliefert, erschien: „Equitis et animi et ingenii viribus praestantissimi Ulrichi de Hutten ad B. Pirkheimer, Patric. Norimb. Epistola, qua et vitae rationem et temporum, in quae aetas ipsius incidit, conditionem luculenter descripsit, in lucem protulit et Commentarium, quo illustris hujus equitis fata et merita exponuntur, subjecit Jacobus Burckhard, illust. Gymn. Hildburgh. P. P. (Wolfenb. 1717—1727). III Tom., ein mit großer literar-historischer Kenntniß und ausgezeichnetem Fleiß ausgearbeitetes, sehr vollständiges Werk, gegen welches ein berüchtigter katholischer Klopffechter, Johann Nikolaus Weißlinger, seinen „Huttenus delarvatus" schrieb (Constanz und Augsburg 1730), ein Buch voll sinnloser Schmähungen, das selbst die römische Büchercensur verbot. Gegen Weißlinger trat J. Zacharias Gleichmann mit einem „Huttenus redivivus" auf. Das Denkmal, welches Herder im teutschen Merkur Hutten setzte (1776), machte auf diesen merkwürdigen Mann aufmerksam, und es folgten nun mehre Biographien, von Ludwig Schubart (Leipzig 1791), von Christoph Meiners (Zürich 1797), und von C. J. Wagenseil (Nürnberg 1823); die von beiden Letztern sind mit großem Fleiß und ungemeinem Interesse für den Gegenstand bearbeitet. G. W. Panzer schrieb über Ulrich von Hutten in literarischer Hinsicht (Nürnb. 1798). Wagenseil gab sich auch bedeutende Mühe, eine Herausgabe sämmtlicher Werke Huttens zu bewerkstelligen, aber trotz seines Eifers blieb es bei dem ersten Bande, welcher Briefe enthielt, und 1783 (Leipzig) erschien. Endlich gelang es Ernst Münch, der mit jugendlicher Begeisterung sich dieser Arbeit unterzog, sämmtliche Werke Huttens in fünf Bänden (Berlin 1821—1825) herauszugeben. (*Karl Herzog.*)

HUTTEN, 1) Albert, war zu Nimwegen am 12. Mai 1588 geboren, wurde Professor der hebräischen Sprache zu Sedam, nachher Prediger der Remonstranten zu Amsterdam, alsdann dasselbe zu Nimwegen, dabei Doctor der Medicin, und starb am 25. Oct. 1663. Er schrieb: Bewijs van't Sacrament des Altaars, dat is, Vertoninge van de nietige redenen en ydele uitvlugten die Christianus Philalethes heeft weten te halen uit de Paapsche Leeraars voornamentlich uit den Cardinal Bellarmin voor de Leere van de Transubstantiatie tegen de Waarheit van't Sacrament des Lichnams en Bloods Christi etc. (Amsterd. 1642, 4.) und andere mehr *). (*Rotermund.*)

2) Jakob von H., s. Wiedertäufer.

3) Leonhard, war 1556 in London geboren, studirte zu Oxford Theologie, wurde Doctor derselben, darauf Kanonikus, alsdann Subdiakonus an der Domkirche zu Oxford, schrieb ein Buch Bellum grammaticale und in englischer Sprache einen Tractat: De crucis in sacro baptismatis usu, und starb den 17. Mai 1632 †). (*Rotermund.*)

HÜTTEN, 1) ein mit der Landschaft Stapelholm vereinigtes Amt im dänischen Herzogthume Schleswig, zwischen den Ämtern Husum und Gottorf und den Landschaften Schwansen und Dänischwald des Herzogthums Holstein. Es ist mit Stapelholm 7½ □ Meilen groß und

*) Jöchers Gelehrten-Lexikon führt sie an. Vergl. *Adrian a Cattenburgh*, Biblioth. script. Remonstrantium, p. 96 sq.

†) Wood und Jöcher.

zählt ohne diese Landschaft 7850 Einw. in einer Stadt, fünf Kirchspielen, 36 Dörfern und Colonien. Die Oberfläche ist sehr hügelig und waldig, besonders in der Hüttenerharde, die davon vormals die Berghärde hieß; auf der Feldmark des Dorfes Hütten liegen 11 Berge, unter welchen der Trümmelberg oder Ascheppel der höchste, einer der bedeutendsten der Halbinsel und zwei Meilen weit sichtbar ist. In der Hohnerharde sind auch große Heide- und Moorgegenden. Der Boden ist in den hügeligen Gegenden ein steiniger, mit Sand abwechselnder Lehmgrund, sonst Sand- und Heideboden, im Ganzen recht fruchtbar. Längs der Eider sind schöne Wiesen. Unter den Gewässern bemerkt man die Eider an der Südgrenze; die zuweilen stark anschwellende tetenhusener Aue, welche mit dem eine Viertelmeile langen und 200 Ruthen breiten Büstensee in Verbindung steht; den eine Meile langen und eine halbe Meile breiten Wittensee, welcher bei Schirnau in die Eider abfließt. Die Landwirthschaft ist im Amte H. in neuerer Zeit sehr verbessert worden, doch wird von den Getreidearten fast nur Roggen und Buchweizen gebaut. Die Viehzucht ist ansehnlich, besonders in der Hohnerharde. Garten- und Obstbau sind zurückgeblieben. Die Fischerei ist bedeutend, die Fische aus den Landseen, besonders aus dem fischreichen Wittensee, werden bis Hamburg verführt. Der Flachsbau ist stark und die Leinweberei sehr ausgebreitet. Vieh- und Pferdehandel werden als Nebenwerke betrieben. Das Amt H. hat eine mit der der übrigen schleswigschen Ämter im Ganzen übereinstimmende Verfassung; sein Oberbeamter verwaltet zugleich die Landschaft Stapelholm (s. d. Art.).

2) Harde im schleswigschen Amte Hütten, den nördlichen Theil desselben bildend. Sie enthält die vier Kirchspiele Borbuy, Hütten, Bünstorf und Kosel.

3) Kirchspiel in der Hüttenerharde des schleswigschen Amtes Hütten in sehr hügeliger Lage. In seinem eine Meile langen und ebenso breiten Umfange bei Breckendorf liegt der See Ramserdieck, in dessen rothbraunem Wasser, der Sage nach, kein Fisch ausdauern kann. Die Kirche des Dorfes Hütten enthält einige Alterthümer, das Dorf selbst eine Papiermühle. (*Klaehn.*)

4) Ein im züricher Amtsbezirke Horgen ziemlich hoch gelegenes Pfarrdorf von 620 Einw. Hornviehzucht ist die Hauptbeschäftigung; das hiesige Hornvieh gehört zu dem schönsten und größten, und wird von hier und aus den benachbarten züricher, zuger und schwyzer Dörfern in Menge und um hohe Preise nach Italien verkauft, einzelne Kühe bis auf 160 Gulden. Unterhalb des Dorfes liegt ein kleiner fischreicher See. Jenseit einer kleinen Anhöhe rauscht in tiefer Kluft die wilde Sihl, die aus dem Cantone Schwyz kommt und bei Zürich sich in die Limmat ergießt. Die hohe Lage des Ortes auf einer ebenen Bergterrasse verschafft ihm sehr reine Luft und überall die reizendste Fernsicht. Er eignet sich daher sehr gut zu einem Curort, und wird seit einigen Jahren stark besucht. Die Ziegenmolken erhält man frisch von den benachbarten Bergen. In dem Toggenburger- oder Zwölferkriege, 1712, fiel hier zwischen den Zürichern und Schwyzern ein Gefecht vor, in welchem die ersten siegten. (*Escher.*)

HÜTTEN (bei der), Eisenschmelz- und Hammerwerke in der ehemaligen Hofmark Pillersee; gegenwärtig liegt es im Landgerichte Kitzbühel und Pillersee im Kreis Unterinn- und Wippthal der gefürsteten Grafschaft Tyrol, gegen zwei St. von Johann entfernt, gehört zur Pfarre Fieberbrunn am Pillersee (Dekanat St. Johann in Tyrol, Erzbisth. Salzburg), mit einer Filialschule, welcher ein Lehrer vorsteht, und 112 Werktagsschülern. (*G. F. Schreiner.*)

HÜTTENBAU ist die Anlage einer Anstalt zur Gewinnung von Metallen und mineralischen Producten aus rohen Erzen nach Befinden zu deren weiterer Verarbeitung. Die Rücksichten, welche bei jeder industriellen Anlage überhaupt in Frage kommen, sind auch hier im Allgemeinen und Einzelnen sorgfältig zu beobachten, insbesondere aber sind folgende Verhältnisse zu berücksichtigen: 1) daß das Hüttenwerk sein hauptsächlichstes Betriebsmaterial, rohe Erze, von schmelzwürdiger Beschaffenheit, in ausreichender Menge und von möglichst nahen Punkten beziehen könne. Aus diesem Grund ist die Beschaffenheit derjenigen Gruben, von denen die Erze bezogen werden sollen, sowie deren Aussichten für die Zukunft genau zu erwägen; 2) daß es demselben nicht an gutem, ausreichendem Brennmateriale fehle, was besonders bei solchen Hüttenwerken zu berücksichtigen ist, welche wie die Eisenwerke eine sehr große Quantität desselben consumiren; 3) daß gehörige Maschinenkraft vorhanden sei, deren man in den meisten Fällen, entweder zum Betriebe von Gebläsen oder zu Hämmern, Walzwerken, Mühlen rc. bedarf. Insbesondere ist hierbei auf Wasser- oder Dampfkraft Rücksicht zu nehmen; 4) für solche Hüttenwerke, welche sehr große Quantitäten zu verhältnißmäßig geringem Werth erzeugen, wird endlich die Nähe von guten und weitführenden Abzugswegen ein Gegenstand von Wichtigkeit; 5) wenn die angegebenen Bedingungen sich ganz oder doch zum größten Theile vereinigt finden, und daher die Anlage einer Hütte im Allgemeinen zweckmäßig erscheint, wird es wichtig, diejenige Art der hüttenmännischen Processe zu wählen, welche unter den gegebenen Umständen am zweckmäßigsten erscheint, indem hierdurch öfters der glückliche oder unglückliche Erfolg des Unternehmens bedingt wird. Ist nun auf solche Weise sowol der Umfang als die specielle Einrichtung der Anlage bestimmt, so kommt es darauf an, dieselbe in ihren einzelnen Theilen nach den Regeln herzustellen, welche Theorie und Erfahrung an die Hand geben. (*v. Beust.*)

HÜTTENBERG, 1) ein Landstrich, der zum Theil zum Großherzogthume Hessen und zum Theil zum Königreiche Preußen gehört, 14 nahe beisammen gelegene Ortschaften enthaltend, nämlich: Allendorf, Annerod, Hausen, Kirchgöns, Langgöns, Leihgestern und Pohlgöns, die vormals das Amt Hüttenberg bildeten, nunmehr aber einen Bestandtheil des Landrathsbezirks Gießen ausmachen; sodann Dornholzhausen, Dudenhofen, Großrechenbach, Hochelheim, Hörnsheim, Lützellinden und Nie-

berkleen, die nunmehr zur preuß. Provinz Niederrhein, Regierungsbezirk Coblenz, Kreis Wetzlar, gehören. Der hessische Antheil enthält eine Bevölkerung von 3820 Seelen, die außer 15 Katholiken, 6 Mennoniten und 101 Juden, evangelisch sind und 699 Häuser bewohnen. Der H., dessen Bewohner einen starken Ackerbau treiben, wird von dem Kleebache durchflossen, sowie die Chaussee von Frankfurt nach Gießen durch Langgöns, Kirchgöns und Pohlgöns zieht. Die Herleitung des Namens ist sehr verschieden; indessen gehörte der H., soweit die Geschichte Kunde gibt, zum Schlosse Gleiberg, das in seinen Trümmern auf der rechten Lahnseite, eine Stunde von Gießen, liegt. Durch eine Gleibergische Erbtochter, Salome, kam die Hälfte der Gleibergischen Besitzungen an ihren Tochtermann, den Pfalzgrafen Rudolf I. von Tübingen, und durch dessen Enkel, Ulrich, um 1265 an den Landgrafen Heinrich I. von Hessen. Eine andere Erbtochter, Irmengarde, brachte die andere Hälfte an Hartrad III. von Merenberg, von welchem sie an die Grafen von Nassau, saarbrückischer Linie, gekommen sind. Erst im J. 1703 wurde die Gemeinschaft zwischen Hessen und Nassau aufgehoben, und der Hüttenberg getheilt. In den neuesten Zeiten fiel der nassau'sche Antheil an Preußen, welches denselben mit der Provinz Niederrhein vereinigte. (*Wagner.*)

2) Marktflecken am Görtschitzbach im klagenfurter Kreise des illyrischen Gouvernements Laibach, sieben Meilen nördlich von Klagenfurt, mit einem Schloß und 600 Einw., ist berühmt durch seine an einem zur Saualpe gehörigen Vorberge gelegenen Eisenbergwerke, die die Hochöfen zu Hüttenberg in der Höft, in Mosing, Lölling, Urthal, Treibach und Eberstein hinlänglich mit Erze versorgen. (*R.*)

HÜTTENGASTEN werden von den Seeleuten die Bewohner einer Hütte genannt. (*C. H. Müller.*)

HÜTTENGESÄSS, 1) ein im Bülauwalde liegender, zu dem Dorfe Niederrodenbach gehörender, Hof im kurhess. Kreis und Landgerichte Hanau. Nach ihm nannte sich eine eigene Familie.

2) Kurhess. Dorf im Kreise Gelnhausen, im fürstl. isenburgischen Gerichte Langenselbold, nördlich von diesem Ort an der darmstädtischen Grenze, mit 131 Häusern und 730 Einwohnern.

3) Eins der südlichsten Dörfer Kurhessens, ganz vom bairischen Gebiet umschlossen, zum Kreis und Justizamte Gelnhausen, früher zu dem Freigericht Alzenau gehörend. Im J. 1131 erscheint sein Name zuerst. Ehemals war hier eine Burg, deren Ruinen noch zwischen einer freundlichen Obstanlage hervorblicken. Sie gehörte einer Familie von Bergen, von der Ritter Ulrich 1402 dem Erzbischofe Johann II. von Mainz das Öffnungsrecht daran gestattete. Auf dem bekannten Zuge des Kaisers Ruprecht gegen die wetterau'schen Raubschlösser, im J. 1404, wurde auch sie zerstört. (*G. Landau.*)

HÜTTENGRUND und **HÜTTENSTEINACH,** zwei zusammenliegende Dörfer im Amte Sonnenberg des Herzogthums Sachsen-Meiningen, haben viel Hammerwerke (Baumannsche Hammerwerke), Fourniermühle, Flaschner, Blecharbeiter und 260 Einw. (*G. F. Winkler.*)

HÜTTENHAUSHALT ist der Inbegriff der Wirthschaft bei einem Hüttenwerk, und umfaßt daher, im weitesten Sinne, sowol die ganze Ökonomie- als auch die einzelnen Branchen des technischen Betriebes. Zu einem gut eingerichteten Haushalte gehört daher, außer der zweckmäßigen Vertheilung der verschiedenen Arbeiten unter das bei dem Werke beschäftigte Personal, insbesondere auch ein gut eingerichtetes und controlirtes Rechnungswesen, und ein möglichst regelmäßiger Betrieb der verschiedenen Operationen nach einem bestimmten Plane. Soweit es die Verhältnisse gestatten, muß die Arbeit nach einem fest normirten Etat geführt und dahin gewirkt werden, alle Arbeiten in einem möglichst regelmäßigen Gange zu betreiben. Es ist daher vorzüglich darauf Bedacht zu nehmen, wo möglich immer eine, dem Umfange des Werkes entsprechende, Quantität solcher Erze und Zuschläge zu erhalten, aus denen man angemessene Beschickungen zusammensetzen kann. Alle Erze müssen vor der Annahme genau probirt und verwogen werden, desgleichen auch die bei den verschiedenen Processen fallenden Producte. Eine zu große Anhäufung von Vorräthen muß man ebenso wol zu vermeiden suchen, als ein unverhältnißmäßiges Aufarbeiten derselben, wodurch Stockungen im Betrieb entstehen könnten. In vielen Fällen sind freilich die Hüttenwerke hierin von den Betriebsverhältnissen des Bergbaues abhängig, von dem sie die Erze beziehen, oder insofern sie solche Producte erzeugen, deren Vertrieb durch Handelsconjunction bedingt wird, auch von diesen letztern. Ein Hauptgegenstand des Hüttenhaushalts ist eine zweckmäßige Auswahl und zeitige Anschaffung guter Brennmaterialien, da sowol der Preis, als die Qualität derselben den wesentlichsten Einfluß auf das ökonomisch-technische Resultat der Arbeiten übt. Das Rechnungswesen bei einem Hüttenwerke muß über die Kassenverhältnisse sowol als über die Naturalbestände und deren Verbrauch klare und vollständige Nachweisung geben, und die Naturalrechnung insbesondere eine übersichtliche Controle des Ganges der einzelnen Arbeiten enthalten. Im Allgemeinen endlich gelten hier die nämlichen Grundsätze, welche bei jeder wohleingerichteten industriellen Administration anwendbar sind. (*v. Beust.*)

HUTTENHEIM, kath. Pfarrdorf am Rheinstrom im großherzogl. badischen Bezirksamte Philippsburg, eine halbe Meile südlich von der Amtsstadt, mit 176 Familien, 670 Einw., die starken Hanfbau treiben. Das Dorf lag sonst ganz nahe am Rhein und hieß damals **Knautenheim**; der Strom drohete ihm aber den Untergang, man brach es daher in den Jahren 1758 und 1759 ab, versetzte es eine halbe Meile weiter vom Rhein an seine jetzige Stelle, und gab ihm zur Ehre seines damaligen Landesherrn, des Cardinals und Fürstbischofs von Bruchsal (Speier) aus dem uralten Ritterhause von Hutten, seinen heutigen Namen. (*Thms. Alfr. Leger.*)

HÜTTENKATZE, eine die Hüttenarbeiter in Folge ihres Berufs und wegen der damit verbundenen Einath-

mung mancherlei schädlicher Dämpfe und Gase oft befallende Brustkrankheit. S. Bleikolik im Art. Kolik.

(*O. Freiesleben.*)

Hüttennichts, s. Zink.

HÜTTENPRODUCTE. Diese Benennung umfaßt im weitesten Sinn alle Substanzen, welche das Resultat metallurgischer Operationen sind, mögen es nun Verbindungen sein, die im Laufe der Operationen sich bilden, oder Ausscheidungen solcher Körper, welche vorher mechanisch oder chemisch mit andern verbunden waren. Das endliche Ziel eines jeden Hüttenprocesses ist die Darstellung eines für das gewerbliche oder wissenschaftliche Leben brauchbaren Productes; da aber dieser Zweck in den allermeisten Fällen nur durch Ausscheidung anderer Substanzen erreicht werden kann, welche mit dem auszubringenden Körper in der Natur verbunden vorkommen, so müssen nothwendig bei diesen Processen eine Menge Nebenproducte fallen, welche entweder als unbrauchbar weggeworfen, und nach Befinden zu andern Zwecken verwendet, oder aber einer weitern Bearbeitung unterworfen, und zu Beförderung anderer metallurgischer Operationen benutzt werden. Je zusammengesetzter ein Hüttenproceß ist, desto größer wird auch die Zahl der Producte sein, deren Bildung dem endlichen Ausbringen vorausgehen muß, und es entsteht hieraus der Begriff der Zwischenproducte, welcher in der Metallurgie eine vielfache Anwendung leidet, übrigens aber relativ ist, indem ein Product in der einen Beziehung schon als das letzte Ergebniß hüttenmännischer Thätigkeit betrachtet werden kann, während es in anderer Hinsicht nur als Zwischenproduct für eine spätere Arbeit erscheint (so z. B. das Roheisen, je nachdem es sofort zu Gußwaaren verwendet oder durch den Frischproceß in Stabeisen umgeändert wird). Die meisten Zwischenproducte fallen bei den Gold-, Silber-, Kupfer- und Bleihüttenprocessen theils deshalb, weil diese Metalle, wenigstens die drei erstern, verhältnißmäßig nur in geringer Quantität in den Erzen vorkommen, und daher allmälig concentrirt werden müssen, theils weil ihre Ausscheidung eine lange Reihe von Operationen erfodert.

Die Producte der einzelnen Hüttenprocesse sind nach Maßgabe der darin zu bearbeitenden Stoffe und des Zweckes der Operation sehr verschieden, und es lassen sich daher allgemeine Classen derselben, in Beziehung auf den Gang der einzelnen Arbeiten, nicht wol aufstellen; fast überall kann man indessen zwischen solchen Producten unterscheiden, deren Erzeugung, als nothwendiges Ergebniß der Arbeit, beabsichtigt wird, und solchen, deren Entstehung mehr zufällig und von geringerer Bedeutung ist; zu den erstern gehören nächst den Körpern, um deren Darstellung willen der Proceß betrieben wird, hauptsächlich die Schlacken, zu den letztern die sogenannten Ofenbrüche, der Flugstaub und überhaupt diejenigen Bildungen, welche man unter dem allgemeinen Namen des Gekrätzes begreift.

Obgleich die gasförmigen Erzeugnisse der Hüttenprocesse im weitesten Sinn allerdings auch als Hüttenproducte zu betrachten sind, so werden sie doch gewöhnlich nicht mit unter dieser Benennung verstanden, in sie sich der weitern Beobachtung und Benutzung en hen, es sei denn, daß sie durch Verdichtung in d festen Aggregatzustand übergeführt werden.

Vom chemischen Standpunkt aus betrachtet sind Hüttenproducte theils einfache oder chemisch verbun Körper, theils Gemenge derselben; zu der ersten C gehören bei Weitem die meisten und wichtigsten Hüt producte, namentlich Metalle und deren Legirun Schwefelmetalle, Verbindungen von Erden unter sich mit Metalloxyden, Metalloxyde, Säuren und Salze, wichtigste Beispiel in der zweiten sind die Amalga rückstände.

Da bei jedem, nach rationellen Grundsätzen aus führten, Hüttenprocesse die Bildung bestimmter Produ beabsichtigt wird, so ist die genaue Kenntniß der letzt von dem erheblichsten Einfluß auf die Führung des triebes, indem ihre Beschaffenheit sichere Nachweisun über die verschiedenen Umstände gibt, von denen der m oder minder günstige Ausfall der Arbeit abhängt. Di sorgfältige Beobachtung des Einflusses, welchen ve derte Verhältnisse irgend einer Art auf die Beschaffen der ausgebrachten Producte äußern, wird der denk Hüttenmann in den Stand gesetzt, die vortheilhafte Bedingungen für den Gang seiner Arbeiten herbeizu ren und solchergestalt die Processe zu vervollkomm höchst wichtig ist in vielen Fällen die Frage über zweckmäßigsten Gebrauch solcher Producte, welche, sich werthlos, doch als Beförderungsmittel des gu Ganges bei denselben, oder bei andern Processen be oder in Verbindung mit andern Stoffen noch mit theil bearbeitet werden können. Diese Frage betrifft i besondere die Schlacken, dasjenige Hüttenproduct, wel in der größten Frequenz erzeugt wird, bei einer gew Gleichheit allgemeinerer Charaktere die größte Mannich tigkeit im Einzelnen zeigt, und wegen seiner großen W tigkeit für die verschiedensten Branchen der Metallurgi neuerer Zeit vielfach untersucht und betrachtet worden is

Es scheint daher nicht unpassend, vor der Betrachtu der Producte, welche die einzelnen Processe liefern, ül die Schlacken im Allgemeinen hier einige Bemerkung vorauszuschicken.

Schlacken sind durch Schmelzung erzeugte Ver bungen von Erden und Metalloxyden, zu denen sich weilen auch noch einige andere Körper gesellen. Standpunkte der elektrochemischen Theorie betrachtet sich fast in allen Schlacken die Kieselerde als das elek negative Element dar, während die am häufigsten breiteten übrigen Erden, namentlich Kalk, Talk, und bisweilen Schwererde, und von den Metalloxy besonders Eisen- und Manganoxydul, seltener Eisenox sowie die Oxyde der meisten Metalle, welche sich in Processen befinden, die elektropositiven Bestandtheile den. In denjenigen Schlacken, welche unter der C currenz flußspäthiger Erze oder Zuschläge erzeugt wer findet sich, nächst der Kieselerde, auch die Flußsäure elektronegativer Körper, und in einigen Fällen tre Thonerde und Zinnoxyd als solche auf, sowie auch Sch

ure und Schwefel in solchen Schlacken, welche schwe-
ure Salze oder Schwefelmetalle enthalten. Obgleich
Schlacken, abgesehen von mechanischen Einmengun-
die sie bisweilen enthalten, als homogene, chemische
indungen von Grundstoffen betrachtet werden müssen,
als solche den Gesetzen der chemischen Proportionen
rworfen sind, so finden sich doch die einzelnen Sub-
en keineswegs in allen Schlacken nach einfachen
enwerthen zusammengesetzt, sondern es scheinen viel-
verschiedene Verbindungsstufen derselben in sehr ab-
enden quantitativen Verhältnissen darin aufgelöst zu
Dem äußern Ansehen nach finden sich in den ver-
denen Schlackenarten alle Abstufungen vom Halbme-
chen und Steinartigen bis zu den vollkommensten
ern; diese Unterschiede werden bedingt theils durch
Beschaffenheit und das Verhältniß der Grundstoffe,
s durch die Art der Abkühlung, theils durch manche
re Umstände, deren Einfluß noch nicht hinreichend
nt ist.

Die Zusammensetzung der Schlacken hinsichtlich des
hältnisses der Kieselerde darin wechselt von Tri- bis
silikaten; in dem ersten Falle stellen sie vollkommene
er dar, welche nur bei sehr hohen Temperaturen flie-
sich zu Fäden ziehen lassen uud langsam erkalten;
letztern sind sie gewöhnlich sehr metallisch, kommen
in Fluß, erstarren aber auch sehr leicht. Diese bei-
Extreme werden auch durch die Benennung saigere
frische (heißgrätige) Schlacke bezeichnet; von der ei-
in die andere finden sich allerdings viele Zwischen-
n, selbst bei den nämlichen Processen, in ihrer größ-
Eigenthümlichkeit aber kommt erstere besonders bei
Eisenschmelzen in Hohöfen, letztere aber beim Eisen-
en vor. Die saigere Schlacke befördert einen reinen
gang, während die frische Schlacke ein weniger rei-
Ausbringen gestattet, und daher auch sehr gewöhnlich
er durchgearbeitet wird. Von den krystallisirten
acken wird weiter unten, am Schlusse dieses Artikels,
den bei den einzelnen Processen erzeugten Abänderun-
aber in folgender Übersicht die Rede sein.

mmarische Angabe der bei dem einzelnen
üttenmännischen Processen fallenden Pro-
ucte.

I. Eisen.

1) Bei der Erzeugung des Roheisens aus den Er-
durch Schmelzung in Hoh- und Blauöfen fallen nur
Hauptproducte, das Roheisen und die Schlacken.
e sind in ihrer chemischen Zusammensetzung und ih-
physikalischen Eigenschaften höchst mannichfach.

a) Das Roheisen ist eine Verbindung von Eisen
wenigen pCt. Kohlenmetall; außerdem enthält es
häufig kleine Mengen von Kieselmetall und von
gan, bisweilen wol auch von Calcium und Alumi-
n, seltener von Schwefel und von Phosphor. Die
en letztgenannten Substanzen sind namentlich für die
beisenerzeugung nachtheilig, indem die erstere zum
bruche, die zweite zum Kaltbruche Veranlassung gibt,
ist phosphorhaltiges Eisen für Gußwaaren im All-
gemeinen brauchbar und, wegen seiner Dünnflüssigkeit,
für feinen Guß ganz besonders geeignet. Der Farbe
nach unterscheidet man zwei Hauptvarietäten des Rohei-
sens, graues und weißes, zwischen denen eine Menge
Abstufungen mitten inne stehen, die im Allgemeinen mit
dem Namen halbirtes Roheisen bezeichnet werden.
Mit der verschiedenen Farbe stehen auch die übrigen phy-
sikalischen Eigenschaften im Zusammenhange, namentlich
die Härte, Sprödigkeit, das Gefüge rc. Die Härte des
weißen Roheisens ist viel beträchtlicher als die des grauen.
Die große Verschiedenheit beider Roheisenarten beruht
nicht sowol auf einer abweichenden chemischen Zusam-
mensetzung, als vielmehr auf der Art der Vertheilung
des Kohlenstoffes im Eisen und in der Anordnung der
Theile des letztern; bedingt wird sie ganz vorzüglich durch
das schnellere oder langsamere Erkalten der flüssigen Eisen-
masse, indem im ersten Falle weißes, im letztern graues
Roheisen entsteht. Weißes, spiegeliges Roheisen, aus
manganhaltigen Erzen erblasen, eignet sich ganz beson-
ders zur Stahlfabrication.

b) Die Hohofenschlacken sind, chemisch betrach-
tet, Tri- und Bisilikate von Kalk und Thon, seltener
von Talkerde, mit etwas Eisenoxydul und bisweilen
Manganoxyd. Nachstehende Übersicht der Bestandtheile
mehrer schwedischen Hohofenschlacken zeigt die große Man-
nichfaltigkeit ihrer Zusammensetzung.

	a	b	c	d
Kieselerde	61,4	54,54	56,90	51,85
Kalkerde .	19,2	27,16	15,23	30,35
Talkerde .	3,9	6,65	17,20	7,35
Thonerde .	4,7	6,58	6,90	0,35
Manganoxydul .	4,1	1,57	—	6,85
Eisenoxydul	8,1	1,87	3,10	1,54
	101,4	98,37	99,33	98,29
	Schidlberg.	Silfverstolpe.	Nordmark.	Åkerman.

Wo in der Ofenbeschickung Schwefel enthalten ist,
da findet sich derselbe zum Theil auch in den Schlacken,
mit Kalk zu Schwefelcalcium verbunden. Kersten fand
eine solche Schlacke von dem Eisenwerke Rhonitz in Un-
gern folgendergestalt zusammengesetzt:

Kieselerde	45,50	
Kalkerde	27,40	
Thonerde	17,60	
Eisenoxyd	3,10	
Manganoxyd	2,41	
Calcium	1,30	2,30
Schwefel	1,00	
	98,31.	

Nicht selten bemerkt man in der homogenen Schlacken-
masse Quarzkörner eingewickelt, welche ungeschmolzen durch
den Ofen gegangen sind; in den Blaserämen der Schlacken
sitzen häufig Roheisenkörner und Schuppen von Graphit.
Das gewöhnliche äußere Ansehen dieser Schlacken ist das-
jenige von wohlgeflossenen Gläsern, doch erscheinen die-
selben unter Umständen auch emailartig und bisweilen
krystallinisch; der letztere Zustand hängt wesentlich nur

von der Langsamkeit des Erkaltens ab, und es kann auf diese Weise eine glasige Schlacke in eine krystallinische verwandelt werden und umgekehrt; die emailartigen Schlacken dagegen weichen in ihrer Zusammensetzung von den übrigen ab, und zeichnen sich besonders durch einen hohen Gehalt an Kieselerde aus. Gute Schlacken haben eine perlgraue, bis himmelblaue Farbe, dunkelgrün, bis schwarz deutet auf einen übersetzten Ofengang und ein unreines Ausbringen. Die Schlacken aus Blauöfen und solchen Öfen, wo man ein dem Frischeisen ähnliches Roheisen erzeugt, sind eisenreicher und mithin auch dunkler gefärbt als die gewöhnlichen Hohofenschlacken. Eine Benutzung der Schlacken findet nur insofern statt, als die darin enthaltenen Eisenkörner durch Pochen und Waschen gewonnen werden; in Gegenden, wo es an Bausteinen fehlt, formt man wol auch die zähflüssige Schlackenmasse zu großen Ziegeln.

c) Die zufälligen Producte beim Eisenschmelzen sind quantitativ sehr unbedeutend, und haben fast nur ein rein wissenschaftliches Interesse, weshalb von ihnen unten am Schluß, unter den krystallisirten Hüttenproducten, gehandelt werden wird. Da, wo galmeihaltige Eisensteine verschmolzen werden, bildet sich viel sogenannter Gichtenschwamm, lockere Massen, welche sich um die Gicht herum ansetzen, und größtentheils aus Zinkoxyd mit Eisenoxyd, etwas Thon und Kieselerde bestehen; auch die Ofenbrüche sind dann sehr zinkisch. Kali und Natronsalze, theils allein, theils verbunden mit Erden und Metalloxyden, werden auch nicht selten bei Eisenhohöfen, durch Betrieb mit Holzkohlen, erzeugt und setzen sich am Tümpel an.

2) Die Eisenfrischerei liefert als Producte: a) Stabeisen, b) Frischschlacken.

a) Das Stabeisen ist eine Verbindung von Eisen mit einem Minimum von Kohle (was nicht über $\frac{1}{2}$ pC. betragen darf); andere Substanzen soll es, im Zustande der Vollkommenheit, eigentlich gar nicht enthalten, indem sie seine Brauchbarkeit mehr und weniger vermindern; unter diesen Körpern stehen besonders Schwefel und Phosphor obenan, wie bereits früher angedeutet wurde. Außer den quantitativ immer nur sehr unbedeutenden Beimischungen fremder Körper kommen bisweilen auch Eisenfrischschlacken mechanisch eingemengt vor, und indem sie sich zwischen die feinen Fasern des Eisens legen, sind sie der Güte desselben um so nachtheiliger, je weniger sie sich äußerlich bemerkbar machen. Dieser Einfluß ist es vorzüglich, dem man die geringere Gleichmäßigkeit und Tenacität des Puddlingseisens zuschreibt. Die Härte des Stabeisens hängt von vielerlei Umständen ab und ist sehr verschieden; allgemein kommt ihm aber Dehnbarkeit und Schweißbarkeit zu. Die Textur ist hackig oder zackig.

b) So verschieden auch die Eisenfrischschlacken unter sich sind, indem sowol die Art des Frischprocesses als die Periode, in der sie erhalten werden, und die Beschaffenheit des verfrischten Roheisens hierauf Einfluß haben, so behaupten sie doch sämmtlich in ihrem Äußern sowol als in ihrer chemischen Zusammensetzung, einen gewissen allgemeinen Hauptcharakter, der sich vorzüglich durch folgende Eigenschaften zu erkennen gibt. Sie sind schwer, mehr oder weniger aufgeschwollen, hart, dunkelschwarz, oft mit einem Stich ins Grünliche, etwas metallisch; ihr Bruch ist fast immer krystallinisch, in den Hohlungen sitzen nicht selten Krystalle; sie wirken [illegible] auf den Magnet und enthalten häufig Theilchen von metallischem Eisen mechanisch eingemengt; das Letztere ist besonders bei den gegen das Ende des Frischprocesses fallenden Garschlacken der Fall, während die sogenannten Rohschlacken mehr einen homogenen Körper darstellen. Ihrer chemischen Zusammensetzung nach sind es hauptsächlich Singulo- und Subsilikate von Eisenoxydul, verbunden zuweilen mit Silikaten von Kalk, Thon, Talkerde, von Kali und von Manganoxydul in verschiedenen Verhältnissen; wo das verfrischte Roheisen Schwefel oder Phosphor enthält, da finden sich diese Körper auch wol in den Frischschlacken wieder.

Der bessern Übersicht wegen mögen hier einige aus verschiedenen Gegenden entlehnte Beispiele stehen:

	a	b	c
Kieselerde . .	13,9	19,8	21,4
Eisenoxydul .	82,9	74,0	71,3
Thonerde . .	—	1,2	—
Kalkerde . .	—	1,8	—
Talkerde . .	—	—	2,7
Manganoxydul	—	3,6	—
Kali	—	—	3,7
Kohlige Theile und Verlust .	3,2	—	—
	100,0	100,4	99,1
	Winkler.	Berthin.	Ström.

Die Schlacken vom Puddlingsfrischen sind im Allgemeinen kieselreicher als die Herdfrischschlacken, indem sie einen Theil der aus Sand bestehenden Ofensohle auflösen. Kersten in Freiberg fand die Puddlingsschlacke von Serainy bei Lüttich zusammengesetzt aus:

Kieselerde . . .	36,4
Eisenoxydul . . .	62,1
Alaunerde	1,3
Manganoxyd . .	0,3
	100,1.

Bei dieser Frischmethode werden übrigens dreierlei Schlacken erzeugt: 1) die Schlacken vom Weißen (Feinen) des Roheisens; 2) die eigentlichen Puddlingsschlacken; 3) die Schlacken aus dem Schweißofen. Man bedient sich der Frischschlacken in vielen Fällen als eines sehr brauchbaren Zuschlages bei Hüttenprocessen, namentlich beim Eisenfrischen selbst und bei der Verschmelzung von Bleierzen. An einzelnen Orten hat man auch wol versucht, sie mit Eisenerzen über Hohöfen zu verschmelzen.

3) Die Stahlbereitung aus stahlartigem Roheisen liefert: a) Stahl, b) Schlacken.

a) Der Stahl ist eine Verbindung von Eisen mit ungefähr ein pC. Kohle, von andern Beimischungen soll derselbe eigentlich ganz frei sein, oder doch nur ganz ge-

ringe Theile enthalten; am Gewöhnlichsten treten Mangan und Silicium als Begleiter desselben auf.

b) Die Schlacken sind in ihrer Zusammensetzung den Frischschlacken sehr ähnlich, und bestehen daher wesentlich aus Kieselerde und Eisenoxydul; die übrigen Bestandtheile, welche ebenfalls mit Kieselerde verbunden vorkommen, sind, nach Maßgabe des angewendeten Eisens, sehr verschieden, wie folgende zwei Beispiele zeigen:

Stahlschlacke von Schifshyttan in Schweden	
Kieselerde . . .	13,30
Eisenoxydul . . .	76,80
Manganoxydul	1,70
Talkerde, Kalkerde . . .	4,90
Thonerde	2,10
	98,80
	Follin.

Stahlschlacke von Musen im Siegenschen	
Kieselerde	14,4
Eisenoxydul . . .	64,2
Manganoxydul .	19,0
Kalkerde	3,0
	100,6
	Berthier.

II. Kupfer.

Da bei Weitem der größte Theil aller Kupfererze aus Schwefelkupfer besteht, verbunden mit Schwefeleisen und einigen andern Schwefelmetallen in abweichenden Verhältnissen und gemengt mit verschiedenen erdigen und metallischen Substanzen, so ist der Gang der Hüttenprocesse im Wesentlichen überall sich gleich, und besteht aus folgenden Hauptstadien: 1) der Erzeugung des Kupfersteins, 2) der Erzeugung des Schwarz- (oder Roh-) Kupfers, 3) der Erzeugung des Garkupfers. Bei diesen Arbeiten fallen nun wieder eine Menge von Neben- und Zwischenproducten, welche im Folgenden zugleich näher betrachtet werden sollen. Wo die Kupfererze zugleich silberhaltig sind, da müssen mit den genannten Operationen noch andere Arbeiten verbunden werden, deren nächster Zweck die Silberausscheidung ist; hier gibt es zwei Hauptwege: 1) die Saigerung, und 2) die Amalgamation, von denen eine jede eine eigenthümliche Productenreihe liefert.

A. Eigentliche Kupferhüttenproducte:

1) Der Kupferstein ist eine Verbindung von Schwefelkupfer mit andern Schwefelmetallen, unter denen das Schwefeleisen die Hauptrolle spielt, bisweilen auch mit Arsenikmetallen in geringen Mengen. Kersten fand den Kupferstein von der Kupferhütte zu Sangerhausen zusammengesetzt aus:

Kupfer . .	51,90
Eisen . . .	21,00
Blei . . .	0,52
Silber . .	0,14
Schwefel . .	26,19
	99,75.

Im Allgemeinen gibt es kein bestimmtes Verhältniß des Kupfergehalts im Steine, welcher zu Schwarzkupfer verschmolzen werden soll, doch zieht man es vor, denselben durch mehrmaliges Wiederholen der Steinarbeiten zu erhöhen, als einen armen Kupferstein in die Schwarzkupferarbeit zu bringen. Hiernach muß dieser letztern Arbeit eine Reihe von abwechselnden Röstungen und Schmelzungen vorausgehen, bei denen immer ähnliche Producte erhalten werden, und zwar

a) Bei den Röstungen: α) gerösteter Stein (im Anfange geröstetes Erz), eine Verbindung von Schwefelmetallen, Metalloxyden und schwefelsauren Salzen; β) bei arsenikalischen Kupfererzen, welche in Öfen geröstet werden, arsenige Säure, die sich in den sogenannten Giftfängen als Giftmehl ansetzt.

b) Bei den Schmelzungen: α) Kupferstein, dessen Kupfergehalt mit jeder Schmelzung steigt; β) Kupfersteinschlacken; γ) Kupferspeise; δ) Ofenbruch und Geschur. Bisweilen wird hierbei auch schon eine Quantität Rohkupfer erhalten.

Durch die ersten Röstungen beabsichtigt man nur eine theilweise Zersetzung der mit dem Schwefelkupfer verbundenen Schwefel-, sowie der etwa vorkommenden Arsenikmetalle; daher ist auch das Kupfer nach den ersten Röstungen noch größtentheils im geschwefelten Zustande. Man hat hierbei die interessante Erscheinung beobachtet, daß in den der Röstung unterworfenen Steinen sich concentrische Lagen bilden, von denen die innern den größten Kupfer- und Schwefelgehalt zeigen, während in den äußern das Eisen, sowol im geschwefelten als namentlich im oxydirten Zustande, mehr vorwaltet. Bei den spätern Röstungen und namentlich bei denen, welche der Schwarzkupferarbeit unmittelbar vorhergehen, wird auch das Schwefelkupfer zum größten Theile zersetzt und fast Alles in den oxydirten Zustand übergeführt. In den geschmolzenen Steinen befinden sich die Metalle in dem Zustande der niedrigen Schwefelung, und zwar um so mehr, je weiter die Processe gediehen sind; insbesondere sind Kupfer, Blei und Zink nur mit der geringsten Verhältnißzahl des Schwefels verbunden. Wie schon erwähnt, sind die Steine in ihrer Zusammensetzung höchst verschieden. Folgendes Beispiel mag als Erläuterung dienen, wie dieselbe sich im Fortgange der Operationen verändert:

Schwedischer Kupferstein.

Stein vom Erzschmelzen:		Lech (Stein, bei der Schwarzkupferarbeit erzeugt):
26,24	Schwefel	22,22
47,87	Eisen	11,94
19,68	Kupfer	65,50
2,60	Blei	1,57
1,90	Zink	0,20
98,29 Bredberg.		101,43 Wedholm.

Im Äußern sind die Steine ebenso verschieden als in ihren Bestandtheilen. Geschmolzene Kupfersteine, welche, außer Schwefeleisen, ziemlich frei von fremden Beimischungen sind, besitzen eine röthlichgelbe Farbe und einen ziemlich ebenen Bruch, die eisenreichern fallen mehr ins Graue, und die bleireichen haben eine mehr bleigraue Farbe und ein mattes Ansehen. Durch die Röstung werden die Steine blasig, traubig und kupferroth. Eisenreiche Steine sind sowol vor als nach der Röstung stark magnetisch. Krystallisirte Steine kommen nur sehr selten und unvollkommen ausgebildet vor, und zwar scheint die

Tendenz zur krystallinischen Bildung sich um so mehr zu verlieren, je geringer der Gehalt an Schwefeleisen wird. Die, bei derselben Kupferarbeit erzeugten, verschiedenen Steine führen besondere Namen, als z. B. Rohstein (aus den Erzen erzeugt), Concentrations- oder Anreicherſteine (von den spätern Steinarbeiten).

Bei den eisenreichen Beschickungen, welche zu stark geröstet worden sind, bildet sich besonders bei Anwesenheit von Arsenik die sogenannte Kupferspeise, eine Metalllegirung, welche hauptsächlich aus Eisen und Arsenik, nächstdem aber auch aus Kupfer besteht, und von andern Metallen vorzüglich Kobalt und Nickel aufnimmt; sie ist zuweilen auch schwefelhaltig und bildet Übergänge in unreines Schwarzkupfer. Wo wenig oder kein Arsenik in der Beschickung ist, bestehen diese Massen bisweilen fast nur aus regulinischem Eisen. Dabei haben sie nicht selten einen ziemlich ansehnlichen Silbergehalt, wo silberhaltige Beschickungen verschmolzen werden.

Die von dem Erz- und Steinschmelzen fallenden Schlacken sind in ihrer Zusammensetzung höchst verschieden, und zwar sowol die an demselben Orte bei den auf einander folgenden Schmelzungen, als auch die an verschiedenen Orten bei gleichnamigen Arbeiten erzeugten. Die Kieselerde bildet in ihnen theils Singulo-, theils Bisilikate, und zwar fallen die letztern mehr vom Erz- und ersten Steinschmelzen, die erstern mehr vom Concentrationsschmelzen; doch werden bisweilen auch bei jenen ersten Operationen Singulosilikatschlacken erzeugt. In manchen dieser Schlacken scheint neben der Kieselerde auch die Thonerde als elektronegativer Bestandtheil aufzutreten. Die gewöhnlichste Basis ist Eisenoxydul, doch kommen bisweilen auch Kalkerde, Talk- und Thonerde in bedeutenden Mengen vor, wie die nachstehende Zusammenstellung zeigt.

	a	b	c	d
Kieselerde	44,72	31,44	56,51	49,80
Thonerde	4,39	7,86	9,42	12,20
Eisenoxydul	44,88	55,21	6,21	13,20
Kalkerde	3,50	—	20,05	19,20
Talkerde	1,20	4,46	6,40	2,40
Flußsäure	—	—	—	1,20
Verlust und Kali	—	—	—	2,00
	98,69	98,97	98,59	100,00
	Bredberg.	Johnsen.	Bredberg.	Berthier.

Ebenso mannichfaltig, wie die Zusammensetzung, ist auch das äußere Ansehen dieser Schlacken; manche sind vollkommen glasig, von dunkelgrüner und bläulicher, ins Schwarze ziehender Farbe, andere zeigen ein blätteriges, mehr krystallinisches Gefüge, und einen halbmetallischen Glanz. Man bedient sich der Schlacken als Zuschläge bei denselben Arbeiten, nur gewöhnlich in umgekehrter Ordnung, indem die Schlacke vom Erzschmelzen wegen ihres größern Gehalts an Kieselerde mehr zu der Verschlackung des Eisens beim spätern Steinschmelzen und umgekehrt die hierbei erzeugte Schlacke durch das, im Übermaß enthaltene, Eisenoxydul zu der Auflösung der Kieselerde beim Erzschmelzen vorzüglich geeignet ist, an wol einen Theil ihres Kupfergehalts noch an den Stein abtritt. Im Allgemeinen ist dieser Kupfergehalt, wenigstens bei den ersten Arbeiten, nur sehr gering und beträgt kaum ein bis zwei pC. Doch bildet sich bisweilen unter besondern Umständen eine zähe, steinartige, sehr eisenreiche Schlacke, welche dann auch viel Kupfer in sich aufnimmt; diese muß, unter allen Umständen, wieder in die Arbeit zurückgegeben werden, um das Kupfer wieder zu gewinnen.

Die Ofenbrüche von dem Erz- und Steinschmelzen bestehen größtentheils in Gemengen von Speise, Stein und zäher Schlacke, und werden, insofern sie noch ziemlich kupferhaltig sind, nach vorgängiger Röstung mit verschmolzen.

2) Unter Schwarzkupfer versteht man eine Verbindung des Kupfers mit andern Metallen, namentlich Eisen, Blei, Antimon, Arsenik, Kobalt, Nickel und Zink, in vielen Fällen auch Silber und mit einem geringen Antheile von Schwefel, sowie einem Minimum von Kohle. Der Kupfergehalt des Schwarzkupfers ist höchst verschieden, und wechselt von einigen 50 bis einige 90 pC. Ebenso wechselnd ist das quantitative und qualitative Verhältniß der übrigen Bestandtheile, wie folgende Beispiele zeigen:

	Schwarzkupfer von Mansfeld:	Schwarzkupfer von Fahlun in Schweden:
Kupfer	95,45	64,25
Eisen	3,50	5,23
Silber	0,49	—
Blei	—	30,24
Schwefel	0,56	1,24
	100,00 Berthier.	100,96.

Die Farbe des Schwarzkupfers wird ganz besonders durch die darin enthaltenen fremden Metalle bedingt; wenn ihre Menge nur unbedeutend ist, bleibt die rothe Farbe vorherrschend, wenngleich weit unreiner als bei dem chemisch reinen Kupfer; wo aber Eisen und Blei in größern Quantitäten darin vorkommen, entsteht eine graue, schwärzliche Farbe und ein mattes Ansehen auf dem Bruche. Die Festigkeit des Schwarzkupfers ist höchst unbedeutend, und es kann daher ohne weitere Bearbeitung zu keinem technischen Gebrauche verwendet werden. Man erhält dasselbe als Hauptproduct bei der sogenannten Schwarzkupferarbeit, welche in der Verschmelzung des ziemlich vollständig abgerösteten Kupfersteins mit einem Schlackenzuschlage besteht. Die Nebenproducte dieser Arbeit sind der sogenannte Dünnstein und die Schwarzkupferschlacken. Der erstere stimmt in seinen wesentlichen, äußern und chemischen Eigenschaften mit den obenbeschriebenen Kupfersteinen überein, und auch die Schlacken haben eine den Kupfersteinschlacken ziemlich analoge Zusammensetzung, nur daß sie ärmer an Kieselerde und daher reicher an Basen, namentlich an Eisenoxydul, und zugleich kupferhaltiger sind als jene. folgende Beispiele dienen als Erläuterung:

	Mansfelder Schlacke:	Schwedische Schlacke:	Finnländische Schlacke:
Kieselerde . . .	33,6	32,79	13,90
Thonerde . . .	5,6	—	1,80
Kalkerde . . .	5,0	—	—
Eisenoxydul . .	51,5	64,46	74,10
Kupferoxydul . .	3,0	Spur	2,40
Talkerde . . .	—	1,58	3,25
Kobaltoxyd . .	—	—	2,40
Unbestimmter Stoff	—	—	1,75
	98,7	98,83	99,60
	Berthier.	Winkler.	Ideftam.

Schlacken der letztern Art gleichen im Äußern den Eisenfrischschlacken, auch die übrigen haben viel Ähnlichkeit damit, namentlich in Ansehung der Schwere und der Wirkung auf den Magnet; auch die Farbe ist dunkel, doch gewöhnlich mehr braun als schwarz; im Bruche sind sie theils dicht, theils krystallinisch. Der Kupfergehalt steigt mitunter bis sechs pC., und es werden daher diese Schlacken immer wieder in die Kupferarbeit gegeben. Bildungen von Speise und von Eisensauen (regulinischen Eisenmassen) kommen übrigens bei diesem Proceß ebenso gut vor als bei den Steinarbeiten.

3) Um das Schwarzkupfer für die Anwendung brauchbar zu machen, muß es dem sogenannten Garmachen unterworfen werden, einem Oxydationsprocesse, wodurch die fremden Beimischungen abgeschieden werden, das Kupfer aber metallisch zurückbleibt.

Als Producte dieser Arbeit stellen sich dar: das Garkupfer und die Garschlacke. Ersteres soll, dem Zwecke nach, reines Kupfer sein, ist aber stets verbunden mit einem Antheile Kupferoxydul und bisweilen auch mit sehr kleinen Quantitäten anderer Metalle; das Garkupfer von Sangerhausen enthält nach Kersten:

Kupfer . . .	98,10
Antimon . . .	1,15
Eisen	0,51
Silber . . .	0,24
	100,00.

Unter diesen, der Güte des Kupfers stets nachtheiligen, Beimischungen verdient der sogenannte Kupferglimmer einer besondern Erwähnung, eine eigenthümliche, krystallinische Verbindung von Kupferoxydul und antimoniger Säure, nebst einigen unbedeutenden Antheilen anderer Metalloxyde, Kieselerde und Schwefel. Die Garschlacke ist sehr reich an Metalloxyden, auch an Kupferoxydul, und wird, zu theilweiser Wiedergewinnung des Kupfers, entweder für sich allein oder mit andern Abfällen verschmolzen. Das letzte Product der eigentlichen Kupferhüttenprocesse ist das hammergare Kupfer, welches als solches in den Handel kommt und durch Umschmelzen des Garkupfers erzeugt wird, wobei das in diesem enthaltene Kupferoxydul sich zu Metall reducirt. Übergares Kupfer nennt man in Teutschland solches Kupfer, welches bei der Hammergare wieder Sauerstoff aufgenommen, zu junges Kupfer dagegen dasjenige, was noch in der Hammergare begriffen und mit Kohlen verbunden ist; in England werden diese Benennungen, wegen der Verschiedenheit der dort üblichen Processe, im umgekehrten Sinne gebraucht.

B. Oben wurde erwähnt, daß bei silberhaltigen Kupfererzen mit den eigentlichen Kupferhüttenprocessen noch andere verbunden werden müßten, welche die Ausscheidung des Silbers zum nächsten Zwecke haben und eine Reihe eigenthümlicher Producte liefern. Insofern diese Arbeiten in der Amalgamation bestehen, werden die Producte derselben passender unter den Silberhüttenproducten betrachtet werden können, dagegen ist hier von den Producten der Saigerhüttenarbeit, als dem andern Wege des Silberausbringens aus Kupfer, zu handeln. Nach der Reihenfolge der Operationen, denen dabei das Schwarzkupfer unterworfen wird, erhält man folgende Producte:

1) Beim Frischen: a) Frischstücke, ein durch Zusammenschmelzen des Schwarzkupfers mit Blei in dem Verhältnisse $= 3:11$ erzeugter Körper, worin Blei und Kupfer nicht chemisch verbunden, sondern in sehr feiner Vertheilung mechanisch neben einander gelagert sind. b) Frischschlacke, ein Silikat, welches 40—60 pC. Blei und 3—5 pC. Kupfer enthält; sie führt auch den Namen Frischabstrich, und kommt, sowie der Ofenbruch, gewöhnlich zu dem sogenannten Gekrätzschmelzen.

2) Beim Saigern selbst: a) Werkblei, Blei, welches aus dem Frischstücken ausschmilzt, den größten Theil des darin enthaltenen Silbers und von den übrigen Metallen auch einen Theilaufnimmt. b) Kiehnstöcke, der auf dem Saigerherde verbleibende Rückstand der Frischstücke, aus Kupfer und Blei in dem ungefähren Verhältnisse $= 2:1$ zusammengesetzt, mit einem kleinen Rückhalt an Silber und demjenigen Theile der fremden Metalle, der nicht in das Werkblei übergegangen ist; sie sind sehr porös. c) Saigerdörner, eine Verbindung von Bleioxyd mit Kupferoxydul (letzteres bis vier pC.). Diese bilden sich, wenn die Saigerung sehr lange fortgesetzt wird, theils an den Kiehnstöcken hängend, theils davon abtröpfelnd. Von diesen drei Producten kommt das Werkblei zum Abtreiben (s. unten beim Silber), die Kiehnstöcke zum Darren und die Saigerdörner zum Gekrätzschmelzen.

3) Das Darren der Kiehnstöcke bezweckt eine vorläufige Reinigung derselben und liefert: a) Darrlinge (Kupfer mit ungefähr 15 pC. Blei). b) Darr-Rost, ein Silikat von Bleioxyd und Kupferoxydul, ersteres in dem Verhältnisse von 75 bis 85, letzteres von 4 bis 8 pC. Die Kieselerde nimmt dieses Product aus der Ofensohle auf, ebenso wie einen Antheil an Thonerde. Übrigens ist der Blei- und Kupfergehalt sehr verschieden, nach den verschiedenen Perioden des Processes, indem der letztere gegen das Ende desselben bedeutend zunimmt; hiernach richten sich auch die Farbennüancen, Anfangs schwarz, zuletzt braunroth. c) Die sogenannte Darrsohle ist ein ähnliches Product wie b, nur reicher an Erden. d) Pickschiefer, die durch Abkühlen der Darrlinge in Wasser abgesprungene Schale derselben, aus etwa $\frac{1}{4}$ Bleioxyd und $\frac{3}{4}$ Kupferoxydul bestehend. Die Darrlinge kommen

nun ohne Weiteres zum Garmachen, die übrigen Producte des Darrens aber zugleich mit den Saigerdörnern.

4) Zum Dörner- oder Gekrätzschmelzen. Hierbei erzeugen sich: a) Frischstücke, und b) Schlacken, welche noch sehr blei- und kupferhaltig sind, und daher

5) dem Schlackenverschmelzen unterworfen werden, gewöhnlich mit einem Eisenzuschlage, wobei wiederum Frischstücke und Schlacken fallen, welche letztere so lange wieder durchgesetzt werden, als ihr Metallgehalt die Arbeit noch lohnt; indessen sind sie selbst alsdann, wenn sie mit Vortheil nicht mehr verschmolzen werden können, doch immer noch ziemlich blei- und kupferhaltig. Bei den verschiedenen Arbeiten, aus denen der Saigerhüttenbetrieb zusammengesetzt ist, bilden sich übrigens ziemlich viel Ofenbrüche und Herdmassen, welche Metalltheile mechanisch eingemengt enthalten; diese werden dem Pochen und Waschen unterworfen, und hierdurch der Metallgehalt herausgezogen.

III. Blei.

Die Bleierze, unter denen das Schwefelblei die Hauptrolle spielt, werden entweder in Flammöfen oder in Schachtöfen verschmolzen; die Producte, welche man hierbei außer dem Blei erhält, sind bei beiden Methoden wesentlich verschieden; die Schmelzprocesse in Schachtöfen liefern übrigens auch verschiedene Producte je nach den Modificationen, unter denen sie betrieben werden.

1) Producte der Bleiarbeit in Flammöfen.

a) Das erste Erzeugniß dieser Arbeit ist geröstetes Bleierz, weil der Schmelzung immer eine Röstung vorausgeht; indessen erscheint dasselbe freilich nicht als selbständiges Product, insofern beide Arbeiten ohne Unterbrechung auf einander zu folgen pflegen. Die Masse besteht übrigens aus einem Gemenge von Bleioxyd, Bleivitriol und Schwefelblei.

b) Bei der Schmelzung fallen, außer dem metallischen Bleie, verschiedene Schlacken. Sie bilden sich theils aus den in der Schmelzmasse befindlichen Erden und fremden Metalloxyden, theils unter der Einwirkung von Zuschlägen, welche gewöhnlich aus Kalk und Flußspath bestehen; ihr Bleigehalt ist oft bedeutend, namentlich enthalten sie schwefelsaures und verkieseltes Bleioxyd und mechanische Einmengungen von Schwefelblei. Sie werden deshalb in der Regel entweder über Schachtöfen verschmolzen oder in die Flammofenarbeit zurückgegeben. Oft sind sie nur unvollkommen geschmolzen und daher sehr ungleichartig. Wenn sie vollkommen geschmolzen sind, erscheinen sie meist graulichschwarz von Farbe, oft mit halbmetallischem Glanz und körnig im Bruche; sie sind schwer und häufig magnetisch. Ihrer Zusammensetzung nach stellen sie entweder einfache Silikate von Eisenoxydul, Bleioxyd und verschiedenen Erden dar, und sind dann den Eisenfrischschlacken nicht unähnlich, oder Verbindungen von Salzen, Erden und Oxyden, ohne Kieselerde, in welchem Falle sie eine lichtere Farbe haben und nicht auf den Magnet wirken. Folgende Beispiele, von englischen Bleihütten entlehnt, mögen als Erläuterung dienen:

a

Kieselerde	35,0
Eisenoxydul	22,5
Kalkerde	19,0
Bleioxyd	12,0
Zinkoxyd	6,0
Thonerde	3,5
Schwefel und Kohle	Spuren
	98,0 Berthier.

Diese Schlacke war magnetisch und von schwärzlich-metallischer Farbe.

b

Fluorcalcium	1,5
Baryterde	33,5
Kalkerde	4,5
Theilweis oxydirtes Blei	34,0
Eisenoxyd	3,0
Schwefelsäure	23,5
	100,0 Berthier.

c

Fluorcalcium	16,0	13,6
Baryterde	16,4	19,7
Kalkerde	17,8	22,5
Bleioxyd	15,9	6,0
Eisenoxyd, Zinkoxyd	4,5	2,0
Schwefelsäure	27,8	32,0
Kohlensäure u. Verlust	1,6	1,6
	100,0	100,0 Berthier.

Diese beiden Untersuchungen eines und desselben Productes zeigen die große Veränderlichkeit der Mischungsverhältnisse; die Farbe dieser Schlacke war übrigens lichtgelblichgrau. Die nichtgeflossenen Schlacken von derselben Arbeit waren hellgrau, ohne Glanz, porös, mit erdigen und Bleiglanztheilchen untermengt; ihre Zusammensetzung war folgende:

d

Fluorcalcium	7,2	8,5
Baryterde	14,4	16,0
Kalkerde	14,7	17,0
Bleioxyd	8,8	22,0
Blei	15,2	1,7
Eisenoxyd	15,4	5,5
Zinkoxyd	7,2	8,0
Cadmiumoxyd	Spur	
Schwefelsäure	11,7	19,9
Schwefel	2,4	0,3
Kohlensäure u. Verlust	3,0	1,1
	100,0	100,0 Berthier.

Eine eigentliche Steinbildung, wie sie bei Bleiprocessen in Schachtöfen so häufig ist, kommt hier nicht vor, wol aber bildet sich im Laufe der Arbeit viel Unterschwefelblei, welches jedoch, insofern es nicht mechanisch in die Schlacken übergeht, bei fortgesetzter Schmelzung wieder zersetzt wird. Ein Theil der Beschickung wird während des Röstens und Schmelzens als Flugstaub

n Schornstein geführt; dieses Product besteht meist
Blei- und Zinkoxyd, auch andern flüchtigen Metall-
n und Bleivitriol; wenn dadurch die Kieselthonmasse
Ofens angegriffen wird, so bildet sich ein sehr blei-
s Silikat von gelblichbrauner Farbe und glasigem
)en. Eine solche Masse, von einem englischen Blei-
hatte folgende Zusammensetzung:

Kieselerde	20,6
Bleioxyd	71,2
Thonerde	7,2
Kalkerde	0,2
Eisenoxyd	Spur
	99,2 Berthier.

Diese Ofenbrüche und der Flugstaub werden gewöhn-
über Schachtöfen, oder, nach Befinden, auch in
möfen wieder verschmolzen.

Producte der Bleiarbeit in Schachtöfen.

Diese sind sehr verschieden nach den Modificationen,
denen die Schmelzung betrieben wird. Es werden
ich die Bleierze entweder ungeröstet mit einem Zu-
ze von regulinischem Eisen verschmolzen, oder gerö-
mit eisenoxydulhaltigen Zuschlägen, oder auch wol
dergleichen, in welchem letztern Falle man oft einen
uschlag anwendet. Immer aber werden durch diese
esse folgende Producte erzeugt: a) regulinisches Blei;
Stein; c) unter gewissen Umständen: Speise; d)
acken; e) Ofenbrüche; f) Flugstaub.

Von diesen Producten zeigen die Steine die größte
nichfaltigkeit; zwar sind sie stets Verbindungen ver-
dener Schwefelmetalle, unter denen Schwefeleisen und
wefelblei gewöhnlich die Hauptrolle spielen, aber das
ältniß der Mischung, sowie das Vorkommen ande-
Schwefelmetalle darin, wird so sehr durch die Be-
fenheit der Erze und durch die Art der Zuschläge be-
t, daß etwas Allgemeines nicht wohl darüber ange-
n werden kann. Von großem Einfluß ist in dieser
icht besonders der Umstand, ob in der Beschickung
fererze befindlich sind, in welchem Falle fast der ganze
fergehalt in den Stein übergeht; ferner, ob und in
)er Gestalt Eisenzuschläge angewendet worden sind,
ndere Metalle, namentlich Zink, Antimon, Arsenik,
er Beschickung vorkommen rc. Die beiden letztern
alle geben übrigens Veranlassung zu der Bildung von
eise, ganz ähnlich wie bei den Kupferhüttenproces-
welche hier um so gefährlicher ist, als sie, außer
fer, auch viel Silber aufzunehmen pflegt. Immer
en die Bleisteine, nach vorgängiger Röstung, wieder
Blei verschmolzen, wobei ein neuer Stein sich bildet,
in demselben Verhältniß ärmer ist an Schwefelblei,
die übrigen Schwefelmetalle sich darin anhäufen. Sind
Bleierze kupferhaltig, so ist das letzte Product dieses
inschmelzens Kupferstein, der alsdann auf Schwarz-
er verschmolzen wird; wo hingegen wenig oder gar
e Kupfererze vorkommen, da wird die abwechselnde
tung und Schmelzung des Steins nur so lange fort-
tzt, als das Bleiausbringen noch die Kosten deckt.

Die Bleischlacken sind meist Singulosilikate von
Eisenoxydul, Kalk-, Talk- und Thonerde, und enthal-
ten immer noch einige pC. Blei. Ihre Farbe ist ge-
wöhnlich eisenschwarz, ihr Glanz unvollkommen metallisch,
der Bruch kleinkörnig, das specif. Gewicht ziemlich be-
deutend. Sie sind dünn und leichtflüssig, erstarren aber
auch bald und wickeln daher, besonders beim Abstechen
des Bleies, Körnchen von metallischem und von Unter-
schwefelblei in ihre Masse ein. Folgende Beispiele zeigen
ihre Zusammensetzung:

a) Beischlacke von Sala in Schweden:

Kieselerde	39,39
Thonerde	6,23
Eisenoxydul	17,18
Kalkerde	17,77
Talkerde	19,13
	99,70 Bredberg.

b) Bleischlacke von Freiberg in Sachsen, nach Kersten:

Kieselerde	30,50
Thonerde	5,10
Eisenoxydul	55,74
Kalkerde	—
Talkerde	—
Bleioxyd	4,50
Kupferoxyd	0,85
Manganoxydul	2,20
	98,89.

Da der Gang bei der Bleiarbeit in Schachtöfen
mehr frisch als saiger ist, und dabei basenreiche Schlacken
bei einer ziemlich niedrigen Temperatur gebildet werden,
so entsteht neben den gut geflossenen Schlacken ziemlich
viel Geschur und Gekrätz, Massen, die mehr zusam-
mengesintert als geschmolzen sind, und von denen die
erste dem Bleisteine, die andere den Schlacken in der
Zusammensetzung nahe kommt. Außer dem eigentlichen
Geschure bilden sich, bei unreinem Gange der Arbeit,
auch nicht selten Eisensauen, welche größtentheils aus
regulinischem Eisen bestehen, mit Kohle und Schwefel ver-
bunden. Die Ofenbrüche bestehen hauptsächlich aus
Schwefelblei, und, wenn die Beschickung blendig war,
aus Schwefelzink. Der Flugstaub, der sich in ziem-
lich bedeutender Menge in den Verdichtungskammern an-
setzt, besteht wesentlich aus Schwefelblei, Bleioxyd, schwe-
felsaurem Bleioxyd und Zinkoxyd. Die Schlacken wer-
den entweder bei denselben Arbeiten oder bei andern, wo
sie durch ihren Gehalt an Eisenoxydul und andern Basen
als Zuschlag wirken, wieder verschmolzen. Die übrigen,
obengenannten Abfälle, insofern sie einen hinreichenden
Bleigehalt haben, kommen in der Regel zu dem Gekrätz-
schmelzen, oder sie werden, in geringen Mengen, der Be-
schickung für die gewöhnliche Bleiarbeit mit zugesetzt.

Das ausgebrachte Blei ist in Ansehung seiner Rein-
heit und seiner dadurch bedingten physikalischen Eigen-
schaften sehr verschieden. Wird es aus reinen Bleierzen
dargestellt, so ist es fast ganz frei von fremden Beimi-
schungen, wenn aber andere Erze mit vorkommen, so

enthält es häufig kleine Mengen von Kupfer, Antimon und Arsenik, auch wol von Zink und von Eisen. Dies ist besonders bei silberhaltigen Bleierzen der Fall. Durch solche Beimischungen wird das Blei spröde und hart, und muß daher, wenn sie einigermaßen bedeutend sind, durch einen besondern Proceß davon befreit werden. Silberhaltiges Blei, welches reich genug ist, um das Silber daraus gewinnen zu können, führt den Namen Werk oder Werkblei, und man unterscheidet, nach der Höhe des Gehalts, reiche und arme Werke; die letztern enthalten nur einige Lothe Silber im Centner, die erstern bis zu mehren Marken. Sind die Erze zugleich goldhaltig, so sammelt sich auch das Gold in dem Werkblei an, welches dann güldisches genannt wird. Die Producte des Abtreibens oder derjenigen Arbeit, wodurch das Silber aus dem Werkbleie gewonnen wird, werden passender unter den Silberhüttenproducten betrachtet werden können.

IV. Silber.

Es gibt zwei Hauptmethoden des Silberausbringens, deren jede eine eigenthümliche Reihe von Producten liefert: 1) die Schmelzung, und 2) die Amalgamation.

1) Producte der Silberschmelzarbeiten.

Insofern die Silbererze zugleich Bleierze sind, fallen die Processe und die dadurch gebildeten Producte mit denen zusammen, welche Bleiausbringen zum Gegenstande haben, und als das erste, eigentliche Silberhüttenproduct erscheint hier das Werkblei. Ein ähnliches Verhältniß findet dann statt, wenn die Erze, außer dem Silber, viel Kupfer enthalten, wo dann ebenfalls das Werkblei als Product der Saigerarbeit (s. oben) erzeugt wird. Öfters sind beide Arten des Vorkommens vereinigt, und auch hier kann nur das auf zweierlei Weise gewonnene Werkblei als erstes Silberhüttenproduct betrachtet werden. Wo aber die eigentlichen Silbererze für sich allein vorkommen, da wird zwar ebenfalls, um Werkblei zu erzeugen, eine Verbleiungsarbeit, d. h. ein Verschmelzen der silberhaltigen Massen mit Blei oder bleireichen Substanzen, nothwendig, allein es pflegt dann gewöhnlich eine Vorarbeit vorauszugehen, welche die Ansammlung des, in den Erzen enthaltenen, Silbers in Schwefeleisen zum Zwecke hat, und den Namen der Roharbeit führt. Die Hauptproducte derselben sind: a) Rohstein, und b) Rohschlacke.

Der Rohstein besteht, seiner Hauptmasse nach, aus Einfachschwefeleisen, gewöhnlich mit etwas Schwefelblei und Schwefelkupfer, auch wol etwas Schwefelzink und Schwefelantimon verbunden, sowie in einzelnen Fällen mit Arsenikmetallen, namentlich Arsenikeisen und Arseniknickel. Das Silber ist darin im Zustande des Schwefelsilbers enthalten, und der Gehalt desselben beträgt ungefähr zwei bis sechs Loth im Centner. Die Farbe des Rohsteins ist gelblichgrau, der Glanz metallisch, der Bruch körnig-zackig. Er zerfällt bei längerm Liegen an der Luft. Wenn der beim ersten Schmelzen gefallene Rohstein zu arm an Silber ist, so pflegt man die Roharbeit damit zu wiederholen, und erhält d[...] einen Concentrations- oder Anreicherstein, dem in solchem Falle der Beschickung, außer diesem a[...] Steine, wenig oder kein Schwefeleisen zugegeben w[...] Übrigens wird derjenige Rohstein, den man für reich [...] nug hält, um ihn nicht ferner zu concentriren, mehr[...] geröstet und alsdann in die Bleiarbeit gebracht, w[...] als eisenhaltiger Zuschlag dient und seinen Silberg[...] an das Blei abtritt. Folgende Beispiele der Zusamm[...] setzung freiberger Rohsteine vor und nach der Rös[...] zeigen die große Veränderung, welche durch diesen P[...] ceß in der Substanz dieses Productes bewirkt wird.

Roher Rohstein:

19,27 Schwefel,
5,56 Arsenik,
66,41 Eisen,
0,60 Zink,
1,50 Kupfer,
6,48 Blei,
0,15 Silber,

99,97 Leschner.

Gerösteter Rohstein:

1,03 Schwefelsäure,
0,25 Schwefel,
1,25 arsenige Säure,
88,86 Eisenoxydoxydul,
2,00 Zinkoxyd,
1,56 Kupferoxyd,
4,50 schwefelsaures Bleioxyd,
0,07 Silber,

99,52 Leschner.

Die Rohschlacke ist ein Bisilikat von Eisenox[...] dul und verschiedenen Erden, im Bruche dicht, mit ein[...] Anlage zu krystallinisch-körniger Absonderung, glasig, [...] schwärzlich- und bräunlich-grauer Farbe. Sie zieht s[...] in Fäden und erkaltet weit langsamer als die Bleischlack[...] Folgendes Beispiel zeigt ihre Zusammensetzung:

Rohschlacke von der muldener Hütte bei Freiberg nach der Analyse von Kersten:

45,000 Kieselerde,
1,100 Thonerde,
5,200 Baryterde,
43,000 Eisenoxydul,
3,800 Manganoxydul,
0,500 Bleioxyd,
0,200 Schwefelsäure,
0,003 Silber,
Spuren von Schwefel, Kalkerde, Talkerde und Fluor,

98,803.

Sie enthält nur höchst geringe Mengen von Blei und Silber, und wird daher, der Metallgewinnung wegen, nicht wieder verschmolzen, doch bedient man sich ihrer, als einer saigeren, kieselreichen Schlacke, bisweilen mit Vortheil als Zuschlag bei andern Schmelzungen. Wenn sie aber, in Folge eines schlechten Ofenganges,

lohsteinkörner enthält, dann muß sie entweder in beit zurückgegeben oder dem Pochen und Waschen orfen werden. Außer den genannten beiden Haupt- ten bilden sich nun noch Geschur und Gekrätz, entweder in unbedeutenden Mengen der Beschickung it oder für sich verschmolzen werden. Die Ofen- e im Schmelzraume sind gewöhnlich reich an Schwe- auch findet sich darunter eine eigenthümliche, kry- sche Verbindung von vier Atomen Schwefelzink und Atome Zinkoxyd. Am Tümpel setzt sich besonders nkoxyd an. Derjenige Ofenbruch, welcher sich in ihe der Gicht bildet, ist gewöhnlich sehr bleireich immt daher in die Bleiarbeit. Das Abtreiben ierkbleies liefert folgende Producte:

) Blicksilber, welches zuletzt auf dem Treibe- zurückbleibt und daselbst durch Abkühlung des Ofens begießen mit Wasser zum Erstarren gebracht wird. feinsilbergehalt desselben beträgt, nach Umständen, 15 Loth in der Mark, auch wol darüber. Die verunreinigung ist Blei, außerdem enthält es aber isweilen kleine Mengen von Kupfer, Antimon und k. Kersten fand Blicksilber von der muldener Hütte eiberg im J. 1832 zusammengesetzt aus:

Silber . .	93,00
Arsenik . .	1,40
Blei . . .	1,60
Kupfer . .	2,14
Zink . . .	1,00
Eisen . . .	0,50
	99,64.

) Glätte. Dieses Product, in seiner größten eit, besteht nur aus Bleioxyd, allein sehr häufig verunreinigt durch andere Substanzen, wenn auch n ganz geringen Mengen; dahin gehören nament- kupferoxydul, Zink, Wismuth und Antimonoxyd, Schwefelantimon. Die Farbe der reinen Glätte ist ielgelb mit einem Stich ins Röthliche; manche Ab- ungen erscheinen ganz roth und man unterscheidet ich auch im Handel gelbe und rothe Glätte. Die igungen, unter denen diese Abänderungen sich bil- sind nicht genau bekannt; übrigens haben die frem- Beimischungen einen sehr wesentlichen Einfluß auf ärbung, namentlich bewirkt das Kupfer eine bräun- das Antimon eine schwärzlichgraue Farbe, das Pul- r reinen Glätte ist aber immer roth. Beim Erkal- immt die Glätte eine krystallinisch-blätterige Structur geschmolzen und schnell erkaltet erscheint sie auf dem he ganz glasig. Sie hat ein sehr ansehnliches, spe- es Gewicht. Ihr Silbergehalt ist verschieden, beim ige des Abtreibens höchst gering, gegen das Ende rbeit aber steigt er bis auf ein Loth im Centner. ie Glätte muß bei der Bleiarbeit wieder verschmol- werden, um das Silber zu gewinnen, die silberarme gen wird entweder als solche in den Handel gebracht zu Blei reducirt, welche Arbeit man das Frischen ; die Producte derselben sind Kaufblei und sehr iche Schlacken, welche theils bei derselben Arbeit, theils für sich verschmolzen werden und auch noch Blei liefern.

c) Vor dem Erscheinen der reinen Glätte entstehen beim Abtreiben zwei Producte, die man Abstrich und Abzug nennt. Sie sind Gemische aus Bleioxyd, Schwefelblei, Bleivitriol und Schwefel, Antimon, Kupferoxydul, und nach Befinden auch andern Metalloxyden. Ihre Farbe ist schwarz, sie bilden zusammengesinterte Massen, in denen häufig Theile von metallischem Bleie hängen, welche mechanisch davon getrennt werden. Dieses Product wird für sich allein zu Blei reducirt, und liefert das sogenannte Abstrichblei, welches hart, spröde und besonders mit Antimon verunreinigt ist.

In dem im J. 1832 auf der halsbrückener Hütte bei Freiberg gefallenen Abstrichblei, fand Kersten:

Blei . . .	91,51
Antimon . .	5,32
Arsenik . .	1,02
Kupfer . .	0,90
Eisen . . .	0,62
Schwefel . .	0,20
	99,57.

Hat es außer dem Antimon wenig oder keine fremden Beimischungen, so kann es zu Druckerlettern verwendet werden, außerdem muß man es einer besondern Reinigung unterwerfen, welche theils in dem Verblasen, theils in dem Saigern besteht. Diese letztern Reinigungsarbeiten pflegen auch wol als Vorbereitung für das Abtreiben bei sehr unreinem Werkblei angewendet zu werden, und man erhält dabei, außer dem gereinigten Bleie, durch das Verblasen Abstrich und durch das Saigern Saigerdörner (aus Nickel, Kobalt, Kupfer und Blei bestehend).

d) Der Treiberauch ist eine aus verflüchtigten Metalloxyden und mechanisch fortgerissenen Theilen zusammengesetzte Masse, welche sich beim Abtreiben in Gestalt eines Rauches entwickelt und größtentheils verloren geht; nur der geringste Theil davon setzt sich an die Unterfläche des Treibehutes an. Der Blei- und Silbergehalt desselben ist ziemlich bedeutend.

e) Unter Herd (als Hüttenproduct genommen) versteht man den obern Theil des Treibeherdes, der durch das Einsaugen der Glätte so bleireich geworden ist, daß er mit Vortheil in die Beschickung für die Bleiarbeit genommen, oder aber sogleich zu Bleie verfrischt werden kann. Ist die Oberfläche des Treibeherdes stellenweise aufgerissen, so ziehen sich in diese Spalten noch die sogenannten Wurzeln, welche besonders silberreich sind. Überhaupt ist der Silbergehalt des Herdes immer beträchtlicher als der Glätte von demselben Treiben, auch steigt er mit dem Fortgange des Processes.

Die letzte Arbeit bei der Silberschmelzung, das Feinbrennen des Blicksilbers, liefert:

a) Brandsilber, welches fast völlig frei von fremden Beimischungen ist, gewöhnlich aber doch noch sehr kleine Mengen von Blei und Kupfer zurückhält. Sind

die Erze goldhaltig gewesen, so ist der Goldgehalt in dem Brandsilber concentrirt.

b) Test und Gekrätz, ähnliche Producte wie der Herd beim Abtreiben, nur viel silberreicher.

c) Flugstaub, der sehr silberreich ist, besonders dann, wenn in dem Blicksilber noch sehr flüchtige Metalle, namentlich Antimon, enthalten waren.

2) Producte der Silberamalgamation.

a) Die europäische Silbererzamalgamation umfaßt eine Reihe scharfgetrennter Processe, und liefert im Verfolge derselben eine ziemlich bedeutende Productenreihe in nachfolgender Ordnung:

α) Durch die Erzröstung mit Kochsalze werden erhalten: 1) Die geröstete Erzmasse, welche durch Mahlen zu Anquickmehle verarbeitet wird. Sie besteht außer den in der Beschickung befindlichen Erden und den salzsauren und schwefelsauren Salzen, die sich durch die Röstung zum Theil daraus gebildet haben, vornehmlich aus Eisenoxyd, basischem Eisenvitriol, Eisenchlorur und Eisenchlorid, Manganoxyd und Mangansalzen, etwas Kupferoxyd, Kupfervitriol, Chlorkupfer, Bleivitriol, kleinen Resten von Schwefelmetallen mit einem Rückhalte von Schwefelsilber, aus Chlorsilber mit Spuren von metallischem Silber, vielleicht auch Spuren von Silbersilikat, aus kleinen Mengen anderer Metalle, namentlich Nickel, Antimon, Arsenik, endlich aus Glaubersalz und etwas Kochsalz. Die Farbe ist bräunlichroth und der Aggregatzustand locker und pulverförmig, mit Ausnahme zusammengesinterter Klimper, welche durch die Mühlen zerkleint werden. 2) Der Flugstaub, der sich in den Condensatoren sammelt, enthält Erztheile in verschiedenen Graden der Röstung, Ruß und einige Sublimate von Zink und Arsenik. Wegen seines Silbergehalts wird er unter die rohe Erzbeschickung zum Rösten zurückgegeben. 3) Der Flugstaub aus den Essen ist ein schwarzes, sehr arsenikalisches Sublimat, und wird auf Arsenik benutzt, wobei der Silbergehalt desselben (reichlich ein Loth im Centner) in den Rückständen bleibt und daraus wieder gewonnen werden kann.

β) Das Anquicken (oder der eigentliche Amalgamationsproceß) liefert folgende Producte:

1) Silberamalgam in tropfbar flüssiger Gestalt. Es wird ausgepreßt und dadurch festes Amalgam und Quecksilber mit einem geringen Silbergehalte gewonnen. Das feste Amalgam besteht aus:

84 bis 85 pC. Quecksilber,
10 „ 12 „ Silber,
4 „ 6 „ Kupfer, Blei, Antimon.

Die Analyse eines solchen von Freiberg gab nach Kersten:

84,2 Quecksilber,
11,0 Silber,
3,5 Kupfer,
0,7 Antimon,
0,2 Zink,
0,1 Blei,
Spur von Schwefel,
99,7.

2) Rückstände. Aus diesen wird durch Verwa[...] noch etwas Waschbottigamalgam gezogen, we[...] viel silberärmer und zugleich blei- und kupferreicher i[...] das zuerst erhaltene Amalgam; ferner erhält man [...] Rückstandsschlamm, welcher wieder zum Anq[...] kommt, und endlich die eigentlichen Rückstände und Amalgamirlauge. Erstere bestehen aus den Berg[...] der Beschickung, vielem Eisenoxyd, etwas Kupfer und [...]oxyd, und ungefähr 10 pC. schwefelsaurem Natron und [Ei]senchlorur; ihr Silbergehalt beträgt in Freiberg durchsch[nitt]lich $\frac{3}{16}$ Loth pro Centner. Die Amalgamirlauge en[thält] Glaubersalz, Kochsalz, salzsaures Manganoxyd, salzs[...] Kalk- und Talkerde, Kupfer, Eisen und Zinksalze. [...] benutzt sie auf Quicksalz (unreines Glaubersalz), Ko[...] und Düngesalz.

γ) Die Nacharbeiten mit dem Amalgam bestehen [...] Ausglühen desselben, wodurch sogenanntes Teller- [...] resp. Waschbottigmetall und Quecksilber erha[lten] wird, und in dem Einschmelzen und Raffiniren. [...] Teller- oder Ausglühmetall ist ein sehr ungleichf[örmiger] Körper von knospigem Ansehen und verschiedenem [Sil]bergehalt; am Reinsten und Reichsten zeigt es sich [an] der Oberfläche, innerlich dagegen enthält es mehr Ne[ben]bestandtheile, namentlich Kupfer und Blei, außerdem [...] etwas Quecksilber. Das Waschbottigmetall hat [...] viel geringern Silbergehalt, der nicht leicht über [...] Loth im Centner steigt und besteht vornehmlich aus [Ku]pfer. Durch das Einschmelzen des Ausglüh- und Wa[sch]bottigmetalls wird Rohmetall erhalten, welches [...] entweder mit Blei abtreibt oder wie auf dem Ama[lga]mirwerke zu Halsbrücke durch dreimaliges Umschmel[zen] in Graphittiegeln raffinirt; das Product der letzten [Ar]beit ist das sogenannte Raffinatsilber, welches [...] aus Silber und Kupfer besteht. Bei diesem Raffi[nir]schmelzen fallen nun noch einige silberreiche Nebenp[ro]ducte, nämlich Schlacke, Abzüge, Flugstaub und Tie[gel]gekrätz. Die Abzüge sind ein Gemenge von Sil[ber]körnern, Eisenblättchen und silberhaltiger Schlacke; [...] schmelzt sie mit Glaubersalz und Potasche ein, und er[hält] dadurch wieder Rohmetall, einen silberreichen Stein [...] silberhaltige Schlacke, welche wiederum auf Silber v[er]arbeitet werden. Der Flugstaub besteht großenthe[ils] aus aufgerissener Kohlenlösche, enthält aber noch sehr [...] Silber, und wird daher mit Potasche in Tiegeln ein[ge]schmolzen. Von andern Metallen kommen Quecksil[ber,] arsenige Säure, Antimonoxyd, Blei- und Kupferox[yd] darin vor. Aus dem Tiegelgekrätze gewinnt man [...] Silber theils durch Pochen und Waschen, theils d[urch] Ausschaben. Außer der Amalgamation der rohen Sil[ber]erze wird das Silber an manchen Orten durch di[esen] Proceß auch aus Kupferstein und Schwarzkupfer (s. [...] beim Kupfer) und aus Kobaltspeise (s. unten beim [Ko]balte) gewonnen. Die Producte fallen hierbei gegen [die]jenigen von der Erzamalgamation verschieden aus, [...] sowol das Amalgam als die Rückstände, welche bei [der] Amalgamation jener Kupferhüttenproducte auf Kup[fer] verschmolzen, bei der Kobaltspeise aber auf Nickel [be]nutzt werden.

V. Gold.

) Wo das Gold mit Silber und, nach Befinden,
upfer gemeinschaftlich in den Erzen vorkommt, da
die Hüttenprocesse und folglich auch die Producte
n mit denen zusammen, welche bei jenen Metal-
chrieben worden sind, es sei denn, daß man das
ne Gold zuvörderst durch Amalgamation aus den
zieht, und diese dann auf Silber und resp. auf
verschmelzt. In allen andern Fällen wird im
nge der Schmelzarbeiten ein goldhaltiges Silber
, und um das Gold aus diesem zu scheiden, sind
re Processe nöthig, welche eigenthümliche Pro-
iefern. Diese sind folgende:

) Bei der Goldscheidung durch Salpetersäure: α)
staub, welcher umgeschmolzen wird; β) salpeter-
s Silberoxyd als Lauge, woraus das Silber ent-
urch Kupfer niedergeschlagen, oder durch Verflüchti-
r Salpetersäure gewonnen wird. Als einer Vorarbeit
se Art der Scheidung bedient man sich, bei gerin-
oldgehalte des Silbers, des Einschmelzens mit
fel und zuweilen mit etwas Glätte. Hierdurch er-
ch: $\alpha\alpha$) Goldreiches Silber, welches gewöhn-
t nach mehrfachem Schmelzen mit Schwefel durch
ersäure geschieden werden kann; $\beta\beta$) Plachmal,
felsilber, gewöhnlich mit etwas Schwefelblei und
Rückhalt an Gold. Dieses wird entweder durch
n Tiegeln zerlegt, wodurch metallisches Silber und
erreiches Schwefeleisen entsteht, oder durch Abtrei-
Silber reducirt.

) Bei der Goldscheidung durch Schwefelantimon
sich: α) Antimongold, woraus das Gold durch
sen des Antimons dargestellt wird; β) Schwefel-
mit Schwefelantimon und etwas Gold, welches
lls den Namen Plachmal führt, und auf die
bene Weise zu reinem Silber umgeändert wird.
Producte werden übrigens mehrmals umgeschmol-
evor die letzte Arbeit, die Darstellung des reinen
und Silbers, daraus erfolgen kann.

Die Cementation des Goldes, deren man sich
rs in ältern Zeiten bediente, um den Goldgehalt
egirung zu erhöhen, liefert außer einem goldrei-
etallgemische das silberreiche Cementpulver,
ich das Silber als Hornsilber befindet, und daraus
Schmelzen mit Blei oder durch Amalgamation ge-
werden muß.

Durch die, jetzt sehr allgemein übliche, Gold-
g mit Schwefelsäure erhält man als unmittelbare
te: α) Goldstaub, welcher geschmolzen und zu
gegossen wird; β) Schwefelsaures Silber-
woraus das Silber durch Kupfer niedergeschlagen
nn feingebrannt wird, und als Nebenproduct die-
ern Zersetzung γ) Kupfervitriol.

Endlich ist noch der Producte bei der Scheidung
Königswasser zu gedenken, welche in α) Gold-
ung bestehen, woraus man das Gold mit Eisen-
niederschlägt, und β) in Hornsilber, was am
lhaftesten durch Amalgamation reducirt wird.

2) Kommt das Gold ohne Silber in den Erzen vor, oder wenigstens nur in kleinen Mengen desselben, so wird es ebenfalls durch Schmelzung oder durch Amalgamation gewonnen. Im ersten Fall entsteht eine ähnliche Reihe von Producten, wie bei der Verschmelzung der Silbererze, im letztern erhält man, insofern die rohen Erze unmittelbar mit Quecksilber behandelt werden: Güldisches Amalgam, woraus das Gold auf ähnliche Weise gewonnen wird, wie das Silber aus dem Silberamalgam, nur daß man hier keiner Reinigung bedarf, weil außer dem Golde sich nicht leicht ein anderes Metall in dem Amalgam findet, und Rückstände mit einem geringen Goldgehalte, welche dann noch verschmolzen werden, besonders wenn sie zugleich silberhaltig sind, indem das, meist mit Schwefel oder andern Körpern verbundene, Silber sich nicht mit dem Quecksilber verbindet.

VI. Zinn.

Beim Ausbringen des Zinns gibt es drei Hauptprocesse, von denen jedoch der dritte gewöhnlich unmittelbar mit dem zweiten verbunden wird, nämlich: 1) das Rösten des rohen Zinnerzes, welches oft mehrmals, mit abwechselnder Verwaschung, wiederholt wird; 2) das Schmelzen des gerösteten Erzes, und 3) das Reinigen des ausgeschmolzenen Zinnes.

Ad 1. Producte des Röstens. Da das Zinnerz in der Regel mit Arsenikkies vorzukommen pflegt, so entweicht bei der Röstung eine große Menge arseniger Säure, welche in den Condensatoren der Röstöfen als Giftmehl aufgefangen und auf Arsenikproducte benutzt wird. Das Erz enthält nach der Röstung, außer dem Zinnstein und den Bergarten, besonders Eisenoxyd und einige andere Metalloxyde und Säuren in geringerer Menge, namentlich von Kupfer, Scheel, Wismuth, Molybdän und Arsenik.

Ad 2. Producte der Schmelzung. Es sind folgende: a) Metallisches Zinn, welches noch durch mancherlei Nebenbestandtheile, besonders Eisen, Arsenik, Scheel, Wismuth ꝛc., verunreinigt ist. b) Schlacken. Sie sind außerordentlich zäh und enthalten daher nicht selten unvollständig geschmolzene Massen (die sogenannten Herdschlacken) und Zinnkörner. Im vollkommen geschmolzenen Zustand erscheinen sie dunkel gefärbt, graulich oder bräunlichschwarz, leberbraun oder olivengrün, mitunter verschiedenfarbig in einem Stücke. Der Bruch ist entweder ausgezeichnet muschelig mit starkem Glasglanz oder uneben mit geringem Glasglanze, mitunter auch krystallinisch strahlig, nur schimmernd. Manche Abänderungen derselben wirken auf den Magnet. Ihre Hauptbestandtheile sind Eisenoxydul und Kieselerde, Zinnoxyd und Thonerde; minder wesentlich sind Kalkerde, Talkerde und die Oxyde von Mangan, Scheel, Molybdän ꝛc. Es scheint, als ob in ihnen das Zinnoxyd zum großen Theil nicht mit Kieselerde, sondern mit Eisenoxydul verbunden wäre. Diejenigen Schlacken, in denen metallische Zinnkörner sich finden, werden gepocht und gewaschen; übrigens aber verschmelzt man sie wieder auf Zinn, wobei neue, ärmere Schlacken fallen. c) Härtlinge (Hart-

brüche). Legirungen von Zinn und Eisen in abweichenden Verhältnissen, zum Theil von krystallinischem Gefüge; sie bilden sich vorzüglich in dem Vorherde des Schmelzofens. Man gibt sie wieder zum Erz- oder Schlackenschmelzen. d) Flugstaub, aus unzersetzten Erztheilchen und Sublimaten der in der Beschickung enthaltenen, flüchtigen Metalle bestehend; er wird durch Aufbereitung gereinigt und der dabei erhaltene Schlich verschmolzen.

Ad 3. Bei dem Reinigen (Pauschen) des ausgeschmolzenen Zinns, welches der Schmelzung unmittelbar zu folgen pflegt, erhält man: a) Käufliches Zinn, welches jedoch in der Regel noch kleine Antheile der obenbezeichneten Nebenbestandtheile zurückhält. b) Sogenanntes Pauschgekrätz, Saigerdörner, Schaum rc. als die Rückstände von dieser Arbeit, in denen der größte Theil jener Unreinheiten concentrirt ist; sie haben dabei einen ziemlich bedeutenden Zinngehalt und werden daher beim Schlackentreiben mit verschmolzen.

VII. Zink.

Bei dem Ausbringen dieses Metalles aus seinen Erzen kann man zwei Hauptprocesse unterscheiden: 1) Das Rösten, und 2) das reducirende Schmelzen, wozu 3) noch das Umschmelzen des bei dem zweiten Processe gewonnenen Metalles kommt.

Durch das Rösten wird, wenn die Erze aus Galmei bestehen, die Kohlensäure und das Wasser verflüchtigt, und das Product besteht also aus Zinkoxyd, mit Erden und einer kleinen Menge Eisenoxyd verunreinigt; ist das Erz Blende, so soll durch die Röstung der Schwefel entfernt werden, doch bleibt in der gerösteten Masse immer etwas Schwefelzink unzersetzt zurück. Die Reduction des gerösteten Erzes liefert: a) Metallisches Zink, gewöhnlich mit etwas Cadmium verbunden, und mechanisch verunreinigt durch Zinkoxyd, Thon (aus den Gefäßen) und Kohle. b) Schlacken, welche in den Destillationsgefäßen zurückbleiben; sie sind zum Theil streng-, zum Theil leichtflüssig; erstere entstehen namentlich bei Anwendung von rothem, letztere bei weißem Galmei. Zinkkörner sind darin bisweilen mechanisch eingemengt. Das verkäufliche Zink, welches durch Umschmelzen in eisernen Gefäßen erhalten wird, enthält immer etwas Cadmium, auch kleine Mengen von Eisen und bisweilen von Blei. Anhangsweise ist hier des Messings zu erwähnen, welches durch Zusammenschmelzen von Kupfer und Zink, oder auch wol von Kupfer und Galmei mit Kohle erhalten wird. Das letztere Verfahren gibt ein unreines Product, welches den Namen Arco führt und vor der weitern Verarbeitung umgeschmolzen werden muß. Die gewöhnlichen Mischungsverhältnisse des Messings sind ungefähr 70 Kupfer auf 30 Zink.

VIII. Wismuth.

Die Producte des Aussaigerns vom gediegenen Wismuth aus den Bergarten, in denen es vorkommt, sind sehr einfach und bestehen in Wismuthmetall, welches durch Umschmelzen von einigen fremden Beimischungen, namentlich Arsenik, Schwefel und Antimon, befreit werden und in den Saigerrückständen, die keiner weitern B beitung würdig sind.

IX. Antimon.

Das gewöhnlichste Product ist Schwefelanti (Antimonium crudum), welches aus den Erzen d durch Aussaigern erhalten wird, wie das Wismuth; dieser Arbeit bilden sich bisweilen Schlacken. Wir dem Schwefelantimon metallisches Antimon dargestel geschieht dies entweder durch Rösten desselben zu nannter Spiesglanzasche und Reduction dieser tern zu Antimonmetall durch Schmelzen mit Wein oder Potasche und Kohle, oder ohne vorgängiges Rö durch Schmelzen mit Eisenblech und Potasche oder W stein. Die Producte der Antimongewinnung sind nach immer regulinisches Antimon; gewöhnlich kleinen Antheilen von Schwefel, Arsenik, Kalium Eisen verunreinigt, und leichtflüssige Schlac welche zum großen Theil aus Schwefelleber bestehen.

X. Quecksilber.

Wird dieses Metall aus seinen Erzen durch Sublimation erzeugt, so entsteht dabei kein Neben duct, wenn aber die Darstellung aus Zinnober mit von Kalk und Kohle erfolgt, so bleibt in den Des gefäßen eine, größtentheils aus Schwefelcalcium hende, Masse zurück.

XI. Arsenik.

Die im Handel vorkommenden Arsenikhüttenpro sind folgende: 1) Grauer oder metallischer Ar nik, erzeugt durch Destillation aus Arsenikalkies. 2) W ßer Arsenik oder Arsenikglas (arsenige Säure), g von starkem, demantähnlichem Glanze, gewöhnlich in ßen Oktaëdern krystallisirt. Sie wird durch sublim des Schmelzen aus dem Giftmehle gewonnen. 3) G ber und rother Arsenik, verschiedene Verbindu des Arseniks mit Schwefel; man erhält diese Pro durch Zusammenschmelzen und Sublimiren von Gift mit Schwefel in abweichenden Verhältnissen. Das zige Arsenikzwischenproduct ist das Giftmehl (arse Säure in pulverförmiger Gestalt), welches theils Arsenikerzen durch Röstung absichtlich erzeugt, theils Nebenproduct beim Abrösten der Kupfer-, Zinn- Kobalterze gewonnen wird.

XII. Kobalt.

Die Röstung der Kobalterze in Flammenöfen als Producte: 1) das abgeröstete Erz, worin sich mentlich das vorher mit Arsenik verbundene Kobalt im oxydirten Zustande befindet; es führt den N Saflor. 2) Giftmehl. Dieses enthält noch m nisch fortgerissene Theilchen von Kobaltoxyd, und daher mit zur Beschickung für das Blaufarbensch verwendet.

Durch die Schmelzung des gerösteten Erzes Quarz, Potasche und einem Zuschlage von Giftmeh

ashäfen erhält man: 1) das **Blaufarbenglas.** eses wird gepocht, gemahlen und durch Wasser mecha- ch aufgelöst in Gefäße geführt, in denen sich die ver- edenen Farbensorten absetzen. Von den eigentlichen rben unterscheidet man die **Eschel**, welche am schwäch- gefärbt sind und daher auch den geringsten Werth en. 2) Die **Kobaltspeise**, eine metallische Masse, che sich unter dem Glas in den Häfen findet. Ihre uptbestandtheile sind Nickel und Arsenik, Eisen, auch hwefel; außerdem enthält sie aber Kobalt, Wismuth und, silberhaltigen Erzen, auch Silber. So lange ihr baltgehalt noch ziemlich beträchtlich ist, wird sie wie es Erz geröstet und auf blaue Farbe benutzt, wenn aber zu arm an Kobalt wird, verarbeitet man sie jetzt Nickel; bei einem kostenlohnenden Silbergehalte wird amalgamirt. 3) Das **Herd-** und **Hafenglas**, die ntlichen Abfälle des Schmelzens, werden spätern Be- ckungen wieder mit zugesetzt.

Anhangsweise sind hier noch die Producte solcher Pro- e aufzuführen, welche nicht in das Gebiet der Me- urgie im engern Sinne gehören, aber doch sehr nahe nit verwandt sind.

1) Schwefelhüttenproducte.

a) Die Producte der ersten Destillation des Schwe- aus seinen Erzen sind: α) Rohschwefel, und β) Rück- nde (auch Schwefelbrände genannt). Der Rohschwefel mehr und minder rein und muß daher b) einer Läu- ng unterworfen werden, wodurch man α) Stangen- efel, und β) Schwefelblumen erhält, in welchen bei- Gestalten der reine Schwefel in den Handel kommt. der Rohschwefel aus Eisen- und resp. Kupferkiesen ugt wird, pflegt man die Rückstände auf Vitriol zu utzen.

2) Producte der Vitriolsiederei.

Sie bestehen in Eisen-, Kupfer- und Zinkvitriol. s erste Product ist die Rohlauge, welche durch allmä- Zersetzung der gerösteten Erze mit Hilfe des Wassers der freien Luft erhalten wird; ihr Vitriolgehalt ist verschieden, muß aber doch mindestens acht pC. be- agen, wenn sie siedewürdig sein soll. In den Aus- jungsgefäßen bleibt, besonders bei der Eisenvitrioler- jung, basisch schwefelsaures Eisenoxyd, das sogenannte ut mortuum, zurück; dasselbe schlägt sich auch in Siedepfannen nieder. War in der Lauge zugleich efelsaure Alaunerde enthalten, so kann die Mutter- je noch auf Alaun benutzt werden.

3) Producte der Alaunsiederei.

a) Auch hier ist das erste Product Rohlauge, und auf ähnliche Art erhalten wie die Rohlauge beim iol. b) Aus der eingedampften Rohlauge wird, durch efelsaures oder salzsaures Kali und andere kalihaltige hläge, das Alaunmehl gebildet, und c) durch Auflö- des letztern in Wasser und Krystallisiren der käuf- Alaun.

Die Rückstände vom Auslaugen der Erze und vom Versieden der Rohlauge bestehen meistentheils aus ba- sisch schwefelsaurem Eisenoxyd mit erdigen Theilen und werden weggestürzt. Ist die Mutterlauge vitriolhaltig, so wird sie zuweilen noch auf Eisenvitriol benutzt.

Über krystallisirte Hüttenproducte.

In dem Vorhergehenden ist mehrmals auf eine Über- sicht der krystallisirten Hüttenproducte verwiesen worden, welche am Schlusse dieses Artikels folgen sollte, und in der That bietet die Betrachtung derselben ein so mannich- faches und eigenthümliches Interesse dar, daß es wol angemessen erscheint, sie kürzlich zusammenzufassen. Im Allgemeinen erfolgt die Bildung dieser krystallinischen Producte unter zweierlei Hauptbedingungen, entweder durch langsames Erkalten einer feurig-flüssigen Masse, oder durch Sublimation; von den krystallinischen Bildun- gen auf nassem Wege, z. B. der Vitriole, des Alauns ɾc. wird hier abgesehen, indem sie nicht eigentlich in dieses Gebiet gehören. Für die Metallurgie haben die krystalli- sirten Hüttenproducte in doppelter Hinsicht großes In- teresse, einmal dadurch, daß sie, nach einfachen, festen chemischen Verhältnissen zusammengesetzt, die brauchbar- sten Materialien für die chemische Untersuchung und die Beurtheilung der Processe liefern, dann aber in manchen Fällen noch besonders durch den Umstand, daß durch ihre Erscheinung das Vorhandensein gewisser Substanzen in der Beschickung erst nachgewiesen wird, welches früher wegen der großen Zerstreutheit in der ganzen Masse nicht erkannt werden konnte. Von der größten Bedeutung aber ist das Studium dieser Bildungen für Oryktognosie und Geognosie, indem es sowol über die Bedingungen der Entstehung von Mineralkörpern und ihre gegenseiti- gen Beziehungen im Allgemeinen Licht verbreitet, als ins- besondere auch hinsichtlich solcher Mineralspecies, deren Vorkommen in der Natur bekannt ist, Anknüpfungspunkte darbietet. Obschon dieser ganze Zweig der Wissenschaft noch sehr neu ist, so hat man doch schon beträchtliche Fortschritte darin gemacht, und kennt gegenwärtig eine große Menge krystallisirter Hüttenproducte von sehr ver- schiedener Zusammensetzung. Es kann hier nicht die Ab- sicht sein, ein vollständiges Verzeichniß derselben zu ge- ben, vielmehr dürfte die Anführung der ausgezeichnetsten Beispiele genügen.

1) Die regulinischen Metalle und deren Legirungen, welche überhaupt nur eine verhältnißmäßig geringe Ten- denz zur Krystallisation zeigen, erscheinen auch als Hüt- tenproducte selten krystallisirt; indessen gibt es hiervon doch einige sehr ausgezeichnete Ausnahmen, namentlich die hexaedrischen Krystalle von Titan, welche in den Ofen- brüchen mancher Eisenhohöfen gefunden werden, die Kry- stallgruppen von Arseniknickel, welche sich besonders bei der Blaufarbenschmelzung in den Glasöfen bilden, die Härtlinge beim Zinnschmelzen u. m. a. Ein sehr schö- nes Product aus dieser Classe hat man vor mehren Jah- ren in Freiberg erhalten, indem man das Abstrichblei durch Sedimentirschmelzen zu reinigen suchte. Es bilde- ten sich dabei große Oktaëder von Blei. Eine krystalli-

nische Structur in der Masse der ausgebrachten Metalle kommt übrigens in verschiedenen Fällen vor, namentlich beim Antimon, beim Wismuth, beim Blicksilber &c. Hierbei dürfte auch des Kohlenmetalls oder Graphits zu erwähnen sein, welcher sowol in manchen Roheisenarten, als auch in Ofenbrüchen und Schlacken der Eisenhohöfen oft sehr schön krystallisirt erscheint.

2) Von den Schwefelmetallen kommen mehre als Hüttenproducte deutlich und schön krystallisirt vor. Dahin gehören insbesondere das Schwefelblei, welches in dem Aggregatzustande des Kochsalzes in den Bleiofenbrüchen erscheint, das Schwefelzink oder künstliche Zinkblende, wovon häufig krystallinische Massen in den Ofenbrüchen getroffen werden, das Grauspiesglanzerz oder Schwefelantimon, seltener Schwefelkupfer und Schwefeleisen. Eine eigenthümliche Verbindung von vier Atomen Schwefelzink mit einem Atome Zinkoxyd in durchsichtigen und hohlen sechsseitigen Prismen von Demantglanz und bräunlich-gelber Farbe ist neuerlich unter den Ofenbrüchen von der freiberger Roharbeit entdeckt und durch Kersten analysirt worden.

3) Unter den krystallisirten Oxyden und Säuren der Metalle und deren Verbindung sind besonders zu erwähnen: a) Schwarzes Eisenoxyd (künstlicher Magneteisenstein). Diese Substanz bildet sich theils durch Zersetzung der Eisenplatten, welche unter den Bodensteinen von Eisenhohöfen liegen, und auf der untern Seite der Bodenzacken von Frischherden, durch Einwirkung der Wasserdämpfe, theils in Wallsteinen von Hohöfen, theils überhaupt in solchen Hohöfen, wo Magneteisensteine verschmolzen werden. b) Rothes Eisenoxyd. Schöne Krystalle desselben erscheinen zuweilen in Töpferöfen, wo ihre Bildung durch Einwirkung von Wasserdämpfen auf Chloreisen vermittelt wird. Diese Erscheinung gehört zwar, streng genommen, nicht in das Gebiet der Metallurgie, ist aber doch, des Zusammenhanges wegen, hier zu erwähnen. c) Krystallisirtes Kupferoxydul erscheint bisweilen sehr schön haarförmig in den Schlacken vom Garmachen des Kupfers. d) Die Glätte findet sich fast immer in einem krystallinischen Zustande, wenngleich weniger in vollständig ausgebildeten, einzelnen Krystallen. e) In den Eisenhohöfen sind Krystalle von Zinkoxyd, gewöhnlich drusig zusammengehäuft, keine seltene Erscheinung. f) Sehr schöne oktaëdrische Krystalle von arseniger Säure finden sich sehr gewöhnlich unter den Röstproducten arsenikhaltiger Beschickungen. g) Eine eigenthümliche, blätterig krystallinische Verbindung kommt in manchem Garkupfer vor, wo sie, wegen ihres nachtheiligen Einflusses auf die Brauchbarkeit des Kupfers, eine sehr unwillkommene Erscheinung ist. Es ist dies der sogenannte Kupferglimmer, eine Verbindung von Kupferoxydul mit weißem Antimonoxyd und einigen andern Stoffen in geringen Quantitäten. Ein solcher Kupferglimmer vom Harze zeigte folgende Zusammensetzung:

54,25 Kupferoxydul,
39,81 weißes Antimonoxyd,
4,05 Bleioxyd,
0,16 Silberoxyd,
0,07 Eisenoxyd,
1,58 Kieselerde, mit einer Spur von Thon
0,08 Schwefel,

100,00 Stromeyer.

Von eigentlichen Salzen mit alkalinischen Grun[...]gen kommen salzsaures Natron und Kali als Prod[...] von Eisenhohöfen zuweilen krystallisirt vor.

4) Die reichste Ausbeute krystallisirter Producte [...]fern die Schlacken, und das Studium dieser Körper [...]winnt besonders dadurch an Interesse, daß dieselben [...] vielfache Vergleichungspunkte mit natürlichen Produ[...] des Mineralreiches darbieten. Namentlich sind es [...] Eisen- und Kupferhüttenprocesse, unter deren Produ[...] sich viele ausgezeichnet schön und deutlich krystalli[...] Schlacken finden. Dahin gehören unter andern: [...] Singulosilikat des Eisenoxyduls, sowie das Singulosi[...] von Eisenoxydul verbunden mit dem Singulosilikate [...] Kalkes, und das letztere, verbunden mit dem Singul[...]kate des Talkes, in der Krystallform des Chrysoliths. [...]ner: Das Bisilikat des Eisenoxyduls allein und ver[...]den mit dem des Kalkes, das Kalkbisilikat und das [...] bisilikat, in der Krystallform des Pyroxens. Die [...]pelsilikate von Kalk und Talk so zusammengesetzt, [...] ein Atom Trisilikat von Kalkerde mit drei Atomen [...]silikat von Talkerde, und das Ganze wieder mit [...] oder weniger flußsaurem Kalke vereinigt ist, in der [...]stallform der Hornblende. Das Eisenoxydsingulo[...] mit dem Singulosilikate der Thonerde und den Bi[...]ten der Kalk- und Talkerde, in der Krystallform [...] Glimmers.

Ein eigenthümliches, ausgezeichnetes Product [...] Art ist von den Eisenhohöfen am Harze durch [...] beschrieben und mit dem Namen des Kieselschmelze[...] legt worden. Es bildet sich durch langsames Erkalte[...] den Hohofenschlacken, jedoch nur unter gewissen Be[...]gungen, wohin namentlich ein garer Gang des Hoho[...] und eine strengflüssige Beschickung gehören sollen. [...] der glasigen Schlackenmasse scheiden sich porphyrartig [...]stalle und Krystallgruppen aus, von emailartigem, [...]weilen auch glasigem Ansehen, von strahligem, fase[...] und dichtem Gefüge. Die Farbe ist weiß, ins G[...] und Gelbe geneigt, die Kanten der Krystalle meist [...]rundet, wie geflossen. Die Krystallform soll Ähnli[...] mit der des Gypses haben. Die chemische Zusam[...]setzung dieser Substanz wird folgendergestalt ange[...]

56,40 Kieselerde,
26,24 Kalkerde,
8,33 Alaunerde,
3,96 Talkerde,
1,81 Manganoxyd,
0,18 Eisenoxydul,
3,08 Verlust,

100,00.

Zu den interessanten Erscheinungen dieser Art gehört endlich auch die reine Kieselerde, welche in faseriger Gestalt, theils concentrisch büschelförmig, theils in trauben- und nierenförmigen Gestalten, bisweilen in den Gestellen der Eisenhohöfen angetroffen wird. Ihre Farbe ist schneeweiß, zum Theil mit lichtaschgrauer Schattirung, der Glanz seidenartig. (*v. Beust.*)

Hüttenrauch, s. Arsenik.

HÜTTENRODE, Pfarrdorf im herzogl. braunschweigischen Kreisamte Blankenburg, mit 126 Feuerstellen und 790 Einwohnern. Letztere nähren sich meistens von der Viehzucht und vom Bergbaue. (*Bode.*)

HUTTENS GRAB wird zuweilen die reizende Insel Ufnau im Züricherseee genannt, wo Ulrich v. Hutten an unbekannter Stelle begraben liegt. S. Ufnau. (*Escher.*)

Hüttensteinach, s. unter Hüttengrund.

HÜTTENWERKE sind solche Anlagen, in denen theils aus rohen Erzen die darin enthaltenen Metalle und andere Stoffe ausgebracht, theils letztere zu verschiedenen Handelswaaren verfeinert und verarbeitet werden. Es gibt daher Gold-, Silber-, Quecksilber-, Kupfer-, Zinn-, Blei-, Eisen-, Zink-, Messing-, Kobalt-, Arsenik- und Schwefelhüttenwerke. Da die Metalle in den Erzen häufig vergesellschaftet vorkommen, so werden öfters auf einem Hüttenwerke verschiedene Metalle ausgebracht, so namentlich Gold, Silber, Kupfer und Blei, bisweilen auch Schwefel und Zink. Mit dem Ausbringen des Zinns und Kobalts ist gewöhnlich das des Arseniks verbunden, Gold-, Silber-, Quecksilber-, Zinn- und Bleihüttenwerke haben es nur mit dem Ausbringen der Metalle in roher Gestalt zu thun; beim Kupfer, Zink und Eisen kann dies zwar auch der Fall sein, indessen ist mit dem Ausbringen dieser Metalle gewöhnlich noch eine weitere Verarbeitung derselben verbunden, ganz besonders mit dem des Eisens, welches nach den drei Hauptzuständen, in denen es im Leben angewendet wird, zu dreierlei Arten von Hüttenwerken Veranlassung gibt, die theils verbunden, theils aber auch einzeln und abgesondert betrieben werden, nämlich den Gießereien (die sich mit der Darstellung von Gußwaaren beschäftigen), den Frischhütten (welche Stabeisen und Blech erzeugen), und den Stahlhütten. Die Blaufarbenwerke, welche sich mit Verarbeitung der Kobalterze beschäftigen, stellen aus demselben blaue Gläser dar, die durch mechanische Processe zu Farbewaaren, Smalte, Eschel, umgearbeitet werden, die Messingwerke verschmelzen häufig gar keine rohen Erze, sondern metallisches Kupfer und Zink, und haben es dann hauptsächlich nur mit der Darstellung der verschiedenen Handelswaaren zu thun. Auf diese Weise schließen sich mehre Classen von Hüttenwerken dem Gebiet anderer Industriezweige an, und dies um so mehr, je mannichfachere Anwendung die metallischen Producte in den verschiedensten Gestalten erleiden. Die bedeutendsten gangbaren europäischen Hüttenwerke befinden sich in folgenden Ländern: 1) die Goldhüttenwerke in Siebenbürgen, Ober- und Niederungern, Tyrol und Salzburg; 2) die Silberhüttenwerke in Ungern und Siebenbürgen, in Sachsen, Böhmen, in Mansfeld, auf dem Harz, in einigen Gegenden von Schweden, Norwegen und England; 3) die Quecksilberwerke zu Idria im Friaul und zu Almaden in Spanien. (*v. Beust.*)

HÜTTENWESEN, theils der Umfang aller zur Anlage und Betreibung von Hütten erfoderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten, theils der Inbegriff aller zum Hüttenbetriebe nöthigen Personen und Anstalten. (*O. Freiesleben.*)

HUTTER, 1) Elias, ein geachteter Linguist, war vermuthlich zu Görlitz in der Oberlausitz 1554 geboren [1]), studirte zu Jena, legte sich hier unter Hieronymus Opitz auf die morgenländischen Sprachen, und wurde daselbst Magister. Jene Sprachen lehrte er darauf zu Leipzig, wurde daselbst 1577 Professor derselben, und da der Kurfürst August von Sachsen in seinem hohen Alter noch Lust bekam, das Hebräische zu lernen, berief er Huttern 1579, mit Beibehaltung seiner Lehrstelle, nach Dresden, wo dieser ihn auch in kurzer Zeit soweit brachte, daß er die hebräische Bibel nicht nur lesen, sondern auch verstehen konnte. In Dresden machte H. ohne Zweifel den Plan zu seinen nachmaligen Werken; wenigstens machte er daselbst seinen bekannten Cubus, und zwar in einer einzigen Nacht, um durch denselben dem Kurfürsten das Hebräische leichter beibringen zu können. Dresden verließ er im J. 1583 [2]), begab sich hierauf vermuthlich nach Rostock, wo er von der theologischen Facultät im J. 1584 eine Empfehlung für ein von ihm beabsichtigtes Bibelwerk erhielt [3]). Mit derselben ging er nach Lübeck, wo er schon 1581 gewesen sein soll [4]), eröffnete den Gesandten der Hansestädte, die sich ebendaselbst befanden, sein Vorhaben schriftlich und mündlich, und verlangte von ihnen Unterstützung, ohne daß sie augenblicklich Bescheid zu geben vermochten. Dieser muß indessen späterhin vortheilhaft ausgefallen sein; denn H. kam 1585 nach Hamburg, machte in einem öffentlichen Anschlage seinen Plan kund, ließ auch schon 1586 bei Joh. Saxo den hebräischen Psalter, Daniel und den Maleachi als Probe so abdrucken [5]), daß sich die Radical- und Servilbuchstaben von einander unterschieden, um dadurch, wie er selbst in der Vorrede sagt, unbilligen Urtheilen und Hindernissen zu begegnen. Sowie er schon bei der Ausgabe dieser einzelnen Stücke des hebräischen Textes die Unterstützung seiner Freunde und Gönner in Hamburg zu rühmen hatte, so erfuhr er solche noch mehr bei der Ausgabe der ganzen hebräischen Bibel, die 1587 in Fol. zu Hamburg herauskam [6]). Daß er mit dieser Ausgabe den Anfang zu einer Polyglottenbibel habe machen

---

1) Vergl. Jak. Colers Vorrede zu Hutters Bibel (Hamb. 1587). 2) Aus dem rühmlichen Zeugnisse; das ihm der Kurfürst August mitgab (Unschuld. Nachr. 1716. S. 393), und das von 1583 den 1. Jun. datirt ist, erhellt nicht nur dieses, sondern auch, daß er schon damals den Vorsatz hatte, die Bibel in allerlei Sprachen herauszugeben. 3) Unschuld. Nachr. 1716. S. 580. 4) Starck, Lübecker Kirchengeschichte. 1. Th. S. 376. 5) Liber Psalmorum et Danielis, eleganti nova typorum forma (Hamb. 1588. fol. u. mit neuem Titel 1602); Malachias ebraice nova typp. forma (ibid. fol.). 6) Biblia ebraica ad facilem S. Scripturae intelligentiam, qua literae radicales et serviles colore discernuntur (Hamb. 1587. fol. mit neuem Titel 1588, 1595, 1596 u. 1603).

wollen, ist nicht glaublich. Seine Absicht war blos, durch den in derselben gemachten Unterschied der Radicalen und Servilen, die Erlernung der hebräischen Sprache zu erleichtern. Seine Polyglottenbibel sollte, wie es auch der Erfolg zeigte, nach einem andern Plan ausgearbeitet werden. Da indessen David Wolder eine Polyglotte veranstaltete, übernahm er von Hutter die hebräische Bibel, machte aus derselben den ersten Theil seiner Polyglotte und ließ ihr einen neuen Titel mit dem J. 1596 umschlagen, sodaß sie mit Wolders dreifacher Übersetzung (der griechischen, teutschen und lateinischen) das sogenannte Opus quadripartitum sacrae script. (Hamb. 1596. fol.) ausmachte. H.'s hebräische Bibel kam also nur zufälliger Weise zur Wolderschen Polyglotte, sie machte vorher und auch noch nachher, als noch vorräthige Exemplare G. Ludw. Frobens Eigenthum geworden waren, und derselbe ein neues Titelblatt mit dem J. 1603 umschlagen ließ, ein eigenes Werk aus. Im J. 1592 war H. in Schleswig [7]), 1594 zu Naumburg, wo er eine Druckerei und Buchladen einrichten wollte, aber da das Unternehmen nicht gelang, in Schulden verfiel [8]). Im J. 1594 reiste er nach Prag und holte sich vom Kaiser Rudolf II. ein Privilegium, welches aber wol etwas Überflüssiges war, da ihm ohne dieses Niemand seine Werke würde nachgedruckt haben. Weil er in Hamburg keine rechte Unterstützung mehr fand, auch, wie er selbst klagt, durch falsche Brüder und untreue Diener gehindert wurde, ließ er sich im J. 1597 zu Nürnberg nieder, wo er nach erhaltener Vergünstigung, Sprachen lehren und eine eigene Druckerei und Buchhandlung errichten zu dürfen, mehre biblische Werke herausgab [9]), und von der dortigen Obrigkeit dazu Unterstützung bekam. Auch trat Hieron. Koler, ältester Losungsschreiber zu Nürnberg, mit ihm in Gesellschaft, und schoß bis auf 33,000 Fl. Geld her, um die Polyglottenbibel zu Stande zu bringen. H. kaufte im J. 1600 einen Hof in Nürnberg, die Sache ging immer mehr ins Große; allein der Aufwand war größer als der Verdienst, und der Ausgang auch hier unglücklich. H. entfernte sich also 1604 von Nürnberg, und ging nach Augsburg oder Frankfurt. Um [illegible] scheint er gestorben zu sein, wenigstens war er [illegible] nicht mehr am Leben. Die vorräthigen Exemplare seiner Polyglottenbibel, nebst den dazu gebrauchten Schriften mußten an Zahlungsstatt angenommen werden, und die weitaussehenden Anschläge dieses merkwürdigen Mannes gingen zu Grunde. Die Bibelausgabe hatte den Absatz nicht, welchen H. davon erwartet hatte, und sie ist [illegible] in Vergessenheit gerathen. Die Reihe von H.'s Schriften eröffnete: S. linguae Cubus hebraico-germanicus, d. i. ein hebräisch Dictionarium, aus welchem ein Jeglicher, so nur hebräisch lesen kann, eines jeglichen Radicis oder Schoresch teutsche Bedeutung ergründen und die heilige Sprach mit geringer Müh in kurzer Zeit lernen und verstehen kann (Hamb. 1578. Fol.); die Wurzelwörter sind darin teutsch ausgedrückt, David Wolder übersetzte diese Schrift in das Latein. (Hamb. 1588. Fol. und mit einem neuen Titel Hamb. 1603. Fol.). Außer den bereits genannten sind noch zu erwähnen: Epistolarum libellus (Francof. 1587); Künstlich neu ABC Buch, daraus ein Knabe die nöthigsten vier Hauptsprachen, Hebräisch, Griechisch, Latein und Teutsch, leicht lernen kann (Nürnb. 1593. 4. 1597 und öfter); Dictionarium harmon. bibl. ebraeum (graecum), latinum et german. (ibid. 1598); Prima elementa ebraice, gr. et lat. (ib. 1600); Methodi linguar. dispositio (ib. 1600. Zweite A. F. 1602); Öffentliches Ausschreiben an allgem. christl. Obrigkeit — darin gezeigt wird, wie der jetzigen und künftigen durch eine harmoniam linguarum geholfen werden könne (Nürnb. 1602) rc. Auch gab er heraus: Luthers Predigten von der Todten Auferstehung (Nürnb. 1599. 4.); Luk. Pollions sieben Predigten vom ewigen Leben (ib. 1599); vermuthlich auch Luthers güldenes Kleinod, an die Burgermeister und Rathsherren aller Städte. Ein Psalterium Polyglotton in 22 Sprachen in Handschrift befindet sich handschriftlich in der königl. Bibliothek zu Dresden [10]); noch manches Andere von ihm ist ungedruckt geblieben [11]). (*Rotermund.*)

2) Johann Adam Ignaz, starb zu Mainz 179[illegible], und hat ein historisches Taschenbuch für das Vaterland und seine Freunde, mit Kpf. (Mainz 1790. 12) herausgegeben, welches manches Interessante enthält. Auch sind von ihm die Nachrichten über die Universität zu Mainz in Heuns Briefen an edelgesinnte Jünglinge (in 2. Bde. 1792). (*Spangenberg.*)

3) Leonhard, s. am Ende des Buchstaben H.

HÜTTESAU, auch **HITTISAU**, ein sechs Stunden vom Landgerichtsort entferntes Pfarrdorf im ehemaligen Gerichte Lingenau, jetzt im Landgerichte Bregenzerwald, im vorarlbergischen Bregenzerkreise der gefürsteten Grafschaft Tyrol; es liegt unweit Lingenau und [illegible]

7) Er bezeugt am 6. Nov., daß er von Hieron. Friedernus, im Namen des bremischen Erzbischofs, zur Beförderung der Bibeln wegen der Kirchengelder zuerst 40 Thlr. empfangen habe. 8) Der Rath zu Naumburg citirte ihn am 11. Mai 1597 zu erscheinen und seine vor drei Jahren gemachten Schulden zu bezahlen, oder zu gewärtigen, daß sein Laden mit etlichen zur Druckerei gehörigen Sachen verkauft würde. Er scheint sich aber nicht eingefunden zu haben. 9) Biblia sacra ebraice, chaldaice, graece, lat., german., gallice (Norimb. 1599. fol.); Novum Testam. syriace, italice, ebraice, hispanice, graece, gallice, latine, anglice, germanice, danice, bohemice, polonice (ib. 1599. fol.); Matthäus in jenen 12 Sprachen (das. 1599. gr. 4.); Marcus desgleichen (das. 1600. 4.); Jesaia hebr., gr. et lat. (ib. 1601. 4.); Malachias XII versionum (4.); Malach. III linguarum harmonice cum lect. ebr. et radice (ib. 1601. 4.); Lectiones Evangeliorum et epistolarum, gr., lat. et german. (ib. 1601, unter einem andern Titel, L. 1663); Psalterium harmon. ebr., gr., lat. et germ. (ib. 1602, mit veränd. Titel, Amst. 1615); Specim. IV linguarum harmonicum in Genesin (ib. 1601); Specimen IV linguar. harmon. in Psalterium; Specimen III linguar. harmon. in N. T.; N. T. harmonicum ebr., graec., lat. et germ. (ib. 1603, mit neuem Titel, Amstel. 1615).

10) S. Goetze S. 201. Vergl. über diesen Psalter I. *Orth. Fleischer*, Catalogus Codd. Mss. Orientall. biblioth. reg. Dresd. p. 74, 75. 11) Vergl. Otto, Lexikon oberlausitz. Schriftsteller. II. S. 202, und Schulzens Supplem. S. 1[illegible]. Will, Nürnb. Gelehrten-Lex. II. S. 213, und Nopitsch, Supplem. II. S. 147. Panzer, Gesch. der nürnberger Ausgaben der Bibel. S. 172. *Molleri* Cimbr. liter. II. p. 392 u. a. m.

iden von Bregenz entfernt, mit einer kathol. Pfarre Dekanats Bregenzerwald der brixner Diöcese, einer, heil. drei Königen geweihten, Kirche und einer Schule, in verschiedenen Gruppen (Einödden und Weilern, wieder verschiedene Namen führen) zerstreuten Häu- und (1824) 242 Familien und 1115 Seelen, wor- 552 männl. und 563 weibl. Individuen waren; dem Diöcesan-Schematismus des J. 1831 wurde Pfarre von zwei Priestern besorgt, zählte 1834 ka- Pfarrkinder, eine dem heil. Michael geweihte Fi- rche zu Reuthe, zwei Schulen zu Hüttisau und Gfell; elen 62 Taufen, 60 Sterbefälle und 12 Trauungen der Communicirenden waren 1370, der Nichtcom- cirenden 464. (*G. F. Schreiner.*)

HÜTTGRABEN, ein Thal im brucker Kreise der Steiermark, welches zwischen dem Hofgraben und Kreistnerbache liegt, vier Alpen und einen Viehauf- von ungefähr 58 Rindern hat. (*G. F. Schreiner.*)

HUTTHURM, ein kleiner Markt nächst der Ilz, airischen Landgerichte Passau des Unterdonaukreises, 34 Häusern, zwei Kirchen, 237 Einwohnern und Pfarramte des Dekanats Waldkirchen, drei Stun- von Passau und eine halbe Stunde von Straßkir- entfernt. (*Eisenmann.*)

HUTTI, auch HUTTY, 1) ein im nördlichen Be- der liptauer Gespanschaft Niederungerns im Kreise it der Donau gelegenes, der adeligen Familie Dvor- ics gehöriges, fünf Stunden von Berthelenfalva ensdorf) und nicht weit von der Grenze des arvaer itats entferntes Dorf, von 186 Häusern und 1290 lischen Einw., welche sich, mit Ausnahme von sieben gelischen, sämmtlich zum kathol. Glauben bekennen, vom Feldbau und dem Hausirhandel mit Glas und l ernähren; mit einer kathol. Pfarre, Kirche und le. Der Boden um dieses Dorf ist mager und un- bar, und bringt fast nur Hafer, Kartoffeln, Lein etwas Korn hervor. Es wird hier sehr viel Leinöl ßt und damit ein ausgedehnter Handel getrieben. Eine ehemals für sich bestehende, seit dem J. 1770 mit dem Dorfe Király-Lehotta vereinigte Ansiede- im westlichen Bezirke der liptauer Gespanschaft Nie- ngerns, dessen Name jetzt nur ein Paar zum königl. samte Lykawa gehörige Hütten führen. 3) Ein nahe Blesinecz gelegenes, eine Stunde von Rudno ent- es Prädium. 4) Ein aus vier Häusern mit 21 . bestehendes Dörfchen des der Freiin von Still- gehörigen Gutes Swojanow im chrudimer Kreise mens, am Schönbrunnerbache gelegen, 2¼ Stunden Mährisch-Brisau entfernt, mit einer Mühle. 5) Ein Herrschaft Lischna gehöriges Dörfchen im kaurzimer se Böhmens. (*G. F. Schreiner.*)

HUTTICH (Johann), ein in den Antiquitäten, nders in den römischen, wohlbewanderter katholischer llicher, von dem Christian Georg Johannes durch Elogium in den Scriptor. histor. Mogunt. (1727) 4 zuerst richtige Nachrichten mitgetheilt hat; war zu nz geboren, wurde daselbst Magister der Philosophie, zuerst dort und begab sich darauf nach Strasburg, wurde daselbst den 28. Febr. 1525 Bürger, 1527 Kanonikus zu St. Thomä, 1530 Chorkönig an der Kathedralkirche und starb den 4. März 1544. Er hat in Strasburg ein Vermächtniß gestiftet, von welchem die Obrigkeit arme Mädchen aussteuern muß, wenn sie keine Soldaten heirathen. Man hat von ihm: Collectanea antiquitatum in urbe atque agro Moguntino repertarum (Mogunt. 1520. fol.), sie enthalten 45 monumenta antiquit. (ibid. 1525, und in *G. C. Johannis* scriptor. Mogunt. Tom. III. p. 315 sq.) Vitae imperatorum et Caesarum, cum imaginibus ad vivam effigiem expressis (Argent. 1525), vermehrt in opera *Joh. Sambuci* (Argent. 1552). Auch ist Huttichs elenchus consulum romanorum mit angedruckt. Collectio diversarum navigationum et itinerum (Basil. 1536. fol.) *). (*Rotermund.*)

HÜTTLER, Verkäufer von landwirthschaftlichen Erzeugnissen, Obst, Gemüse u. dgl., welche in größern Städten von Franken ihre Waare in Hütten verkaufen; noch öfter thun dieses Frauen, Hüttlerinnen. (*Fr. Heusinger.*)

HÜTTLINGEN, reformirtes Pfarrdorf von 676 Einwohnern im Amte Frauenfeld des eidgenössischen Cantons Thurgau; Getreide-, Hanf- und Weinbau sind die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Das kleine Schloß, zu welchem die herrschaftlichen Rechte über das Dorf gehörten, kam durch verschiedene Hände im J. 1694 an die Stadt Zürich, welche im 17. Jahrh. verschiedene solche Ankäufe von Gerichtsherrlichkeiten im Thurgau machte, um das Wiedereindringen des katholischen Cultus in den dazu gehörigen Dörfern verhindern zu können. Die denselben vorgesetzten züricher Voigte standen übrigens zu dem Landvoigte, welchen die sieben Orte über das Thurgau setzten (s. Herrschaften [Gemeine]), im nämlichen Verhältnisse, wie andere Gerichtsherren des Thurgau. Hüttlingen blieb bis 1798 mit Wellenberg zu einer züricher Voigtei vereinigt. Jetzt bildet es einen Municipalbezirk im Kreise Thundorf. (*Escher.*)

HÜTTNER (Karl Joseph von). In der Blüthe seines Alters von 29 Jahren wurde dieser hoffnungsvolle angehende Gelehrte am 16. März 1822 zu Lemberg in Galizien von dem Tod ereilt. Er war Doctor der Rechte, kaiserl. königl. öffentlicher Professor der europäischen Staatenkunde an der lemberger Universität, und Mitglied der krakauer Gelehrten-Gesellschaft. Geboren zu Linz in Österreich ob der Enns von adeligen Ältern, vollendete er seine philosophischen und juridischen Studien in Wien, und genoß der Unterstützung des Herrn Joseph Maximilian Grafen in Tenczin-Ossolinski, Commandeurs des königl. ungrischen St. Stephanordens, kaiserl. königl. wirklichen geh. Raths, Hofbibliothekpräfecten, und Mitgliedes mehrer Gelehrten-Gesellschaften, welchem Hüttner seine treffliche Inauguraldissertation: Über die rückwirkende Kraft der Gesetze, bei Gelegenheit der am 30. Januar 1817 erlangten Doctorwürde, dankbar widmete. Im J. 1818 erhielt H. die Lehrkanzel der Statistik. Aber

*) Vergl. Jöchers Gelehrten-Lexikon und *Johannis* Script. Mogunt.

seine Thätigkeit beschränkte sich nicht auf dieses Lehrfach, wovon er in Beziehung auf Galizien in einem von ihm im J. 1822 veranstalteten Almanach: Der Pilger von Lemberg, eine gedrängte Übersicht bekannt machte, sondern die Rechtswissenschaft blieb stets sein Hauptstudium. Längere Zeit versah er die Lehrkanzel des römischen und kanonischen Rechts. Seine: Ausführliche Entwickelung der Lehre von der gesetzlichen Erbfolge in dem frei vererblichen Vermögen nach dem österreich. bürgerlichen Gesetzbuche (Wien 1819), ist ein höchst schätzbares Werk. Darin ist eine Probe der allgemeinen österreich. Rechtsgeschichte eingewebt, die der Verstorbene herauszugeben im Begriffe war. Wie sehr er von seinen Zuhörern, Collegen, Vorgesetzten und Mitbürgern geachtet war, bezeugt die vom Professor Pollak an seinem Sarge gesprochene Rede *). (*Alex. Müller.*)

HUTTON, 1) Charles, ein geschickter Mathematiker, geb. zu Newcastle upon Tyne im J. 1737, wo er auch seine gelehrte Laufbahn durch Gründung einer Schule der mathematischen Wissenschaften begann. Das Erste, was er schrieb, war ein Lehrbuch der praktischen Arithmetik im J. 1764, welchem er vier Jahre nachher ein Lehrbuch der Trigonometrie folgen ließ und darauf von der königl. Societät zu London zum Mitglied aufgenommen wurde. Bei dieser Gesellschaft verwaltete er eine Zeit lang den Posten eines Secretairs für die auswärtige Correspondenz, und wurde dann als Professor der Mathematik an die königl. Militairakademie nach Woolwich berufen. Diese bedeutende Stelle nahm er bis zum J. 1807 ein, wo sein vorgerücktes Alter und seine geschwächte Gesundheit ihn nöthigten, sich zurückzuziehen. Eine bedeutende Pension lohnte seine vieljährigen treuen Dienste, bis er am 27. Jan. 1823 zu London im hohen Alter starb. Alle Verbesserungen, welche seit einem halben Jahrhundert in der Artillerie und dem Geniewesen der Engländer eingeführt worden sind, entstanden größtentheils unter H.'s Mitwirkung, dessen Verdienste daher auch im In- und Auslande gebührend geachtet wurden, wie schon die ihm ertheilte Mitgliedschaft mehrer britischen und auswärtigen Gelehrten-Gesellschaften beweist. H.'s wichtigste Werke sind folgende: A treatise on mensuration, both in theory and practice (Lond. 1771. 4., zweite vermehrte Auflage 1788. 8.); Principles of bridges containing the mathematical demonstration of the properties of the arches etc. (Newcastle 1772, zweite vermehrte Auflage London 1801); The diarian miscellany; containing all the useful and entertaining parts, both on mathematical and practical subjects, extracted from the Lady's diary, from the beginning of that work in 1704 to 1773; with many additional solutions and improvements (Lond. 1776. 6 voll. 12.); Tables of the product and power of numbers (Lond. 1781); Mathematical tables, containing common hyperbolic and logistic logarithms: also sines, tangents, secants and versed sines, both natural and logarithmic etc. To which is prefixed a large and original history of the discoveries and writings relating to these subjects (Lond. 1785); Tables of interest from one pound to 500 Millions, for one day (1786); Compendious measurer; being a brief yet comprehensive treatise on mensuration and practical geometry. With an introduction to decimal and duodecimal Arithmetic. Adapted to the use of schools and practice (Lond. 1786. 12.); Tracts, mathematical and philosophical (Lond. 1786. 4.); Elements of conic sections (1787); A mathematical and philosophical dictionary, containing an explanation of the terms, and on account of the several subjects comprised under the heads *Mathematics*, Astronomy and Philosophy; both natural and experimental: with an historical account of the rise, progress and present state of these sciences: also memoirs of the lives and writings of the most eminent authors, both ancient and modern, who by their discoveries or improvements have contributed to the advancement of them (2 voll. 4.), with many cuts and copperplates (Lond. 1795 und 1796, neu aufgelegt mit vielen Zusätzen und Verbesserungen im J. 1815); A course of Mathematics, composed and more especially designed for the use of the gentlemen cadets in the royal military academy of Woolwich (Lond. Vol. 1 and 2. 1798. Vol. 3. 1801); Select amusements of Mathematics and Philosophy. From the French of Mr. *Dispian* (1801. 12.); Recreations in Mathematics and natural philosophy; first composed by Mr. *Ozanam*, lately recomposed and greatly enlarged by Mr. *Montucla*; and now translated into English, and improved with many additions and observations (Lond. 1803. 4 voll. mit vielen Kupfern); The philosophical Transactions of the royal Society of London, abridged by *Ch. Hutton*, L. L. D., *Geo. Shaw*, M. D., and *Rich. Pearson*, M. D. (Lond. 1804—1819. 18 voll. 4.); eine neue Ausgabe von Robins Principles of gunnery, corrected and enlarged (1805); Tracts on many interesting parts of mathematical and philosophical sciences (Lond. 1812. 3 voll.). Außerdem enthalten die londoner philosophical Transactions Aufsätze von H. über Auffindung schnell convergirender Reihen für die Rectification des Kreises; über das Schießpulver; über die mittlere Dichtigkeit der Erde, abgeleitet aus den Messungen am Schihallien; über den Punkt der stärksten Attraction auf der Seite eines Hügels, ein Project zu einer neuen Eintheilung des Quadranten. Ferner ist in den Transact. der edinburger königl. Societät eine Schrift von H., betitelt: Abstract of experiments, made to determine, the true resistance of the air to the surfaces of bodies of various figures and moved through it with different degrees of velocity *). (*Gartz.*)

2) Matthäus, Doctor der Theologie und Socius des Collegii der Dreieinigkeit zu Cambridge, darauf Prä-

---

*) Vergl. Lemberger Zeitung vom 20. März 1822. Nr. 34.

*) Revue encyclopaed. T. XVII. p. 655. *Watt*, Biblioth. Brit. Vol. I.

s Pembrockianischen Collegii, dann 21 Jahre lang
us zu York, seit 1594 aber Erzbischof zu York,
m 16. Jan. 1605 im 83. Jahre seines Alters *).
g führt in seinen Ergänzungen zum Jöcher eine
t von ihm, De electione et probatione, an. Er
it auch des Matthäus Hutton, welcher 1757 Erz-
zu Canterbury wurde, und den 20. Mai 1758
. Lebensjahre starb. (*Rotermund.*)

HUTTWEIL, auch **HUTWEIL**, ein kleines Städt-
das indessen weder Mauern noch Thore mehr hat,
em äußern Ansehen, sowie der Lebensart der Ein-
r nach mehr einem Dorfe gleicht, im berner Amte
elwald, an der Grenze des Cantons Luzern. Die
n von Bern und Solothurn nach Luzern gehen
rch. Diese Durchfuhr, nebst Acker- und Wiesen-
nd Weberei von baumwollenen Strümpfen und
, sind die vorzüglichsten Nahrungszweige der Ein-
. Mit zwei Dörfchen, Schwarzenbach und Nüf-
det es eine Pfarre von 2578 Seelen. In ältern
hatte das Städtchen Mauern und Graben, und
unter einem eigenen Adel. Im J. 1313 kam es
zweiten Grafen von Kyburg, welche zu Burgdorf
n (s. Habsburg). Im J. 1340 wurde es von
ernern eingenommen und verbrannt; 1384 kam es
urgdorf, der letzten Besitzung der tiefgesunkenen
ger, durch Kauf an Bern. Nur die niedern Ge-
welche schon von dem Grafen an Andere verpfän-
ren, kamen erst 1408 und 1410 an Bern. Von
Feuersbrunst, welche 1537 das ganze Städtchen
te, hat es sich nie ganz erholt. Es genoß übri-
bedeutende Freiheiten und Rechte, und hatte bis
einen eigenen Schultheiß und Rath, der aber un-
n berner Landvoigte zu Trachselwald stand. Als
1653 der große Aufstand der Landleute in den
en Bern, Luzern, Solothurn und Basel sich ge-
Aristokratie der Städte erhob, war Huttweil der
unkt, wo von einer Landesgemeinde der Bund
dleute gegen die Städte angenommen und beschwo-
rde. (*Escher.*)

HÜTTWEILEN, Pfarrdorf gemischter Religion
te Steckborn des eidgenössischen Cantons Thur-
Die reformirten Einwohner machen 1100, die ka-
en 88 Seelen aus. Die Kirche wird von beiden
ionen benutzt. Bis zum J. 1798 gehörten die niedern
e und die Wahlen der reform. und kathol. Pfar-
Carthäuserkloster Ittingen. In der Nähe des Dorfes
r kleine fischreiche Hüttweilersee. (*Escher.*)

UTUADO, ein großes Dorf auf der westindi-
den Spaniern gehörigen, Insel Puerto Rico (ge-
h Portorico genannt), liegt unweit der Quelle
usses Arecive in der Jurisdiction von St. Ger-
einer der beiden Hauptabtheilungen, in welche die
Insel getheilt wird. Die Zahl der Einwohner
über 1300, die Reis, Mais, Kaffee und Gemüse
hnlicher Quantität erzeugen, und mit den übri-
gen Bewohnern der Insel in weniger Berührung ste-
hen. (*J. C. Schmidt.*)

HUTUNG, 1) die Veranstaltung, das Vieh auf gras-
reichen Flächen sein Futter, unter Aufsicht, Leitung und
Schutz oder Vertheidigung bei Gefahren durch Hirten,
selbst abweiden zu lassen; 2) die Fläche Land, auf wel-
cher dieses bewerkstelligt wird; 3) das Recht, sein Vieh
auf eine solche Art zu weiden. Die Hutungen begreifen
alle Bezirke unter sich, welche dem Weideviehe grünes
Futter an dem Ort und der Stelle liefern, wo es er-
wachsen ist; nicht also blos die eigentlichen Hutrasen,
sondern auch die Stoppelfelder, Wiesen im Herbst und
Frühling, Saaten im Winter u. a. Die Hutungen müs-
sen daher sehr verschieden in ihrem Ertrag und auch in
ihrem Werthe sein. Es ist dem Besitzer von Vieh, wel-
ches nicht im Stalle gefüttert werden kann, sehr wün-
schenswerth, zu wissen, wie viel sein Vieh an Nahrungs-
stoffe von einer gewissen Fläche, auf welche er es treiben
läßt, zu erwarten hat; allein es treten noch andere Fälle
ein, welche es noch wünschenswerther machen, sich genau
von dem Werth einer Fläche zu überzeugen. Dieses ist
neuerdings recht bemerkbar geworden, als man anfing,
einzusehen, daß für den Landwirth die Gemeinheit, die
am meisten bei den Hutungen stattzufinden pflegt, von
dem größten Nachtheile sei, und der Wunsch allgemein
wurde, selbständiger Herr in seiner Wirthschaft zu sein,
und sich mit denjenigen abzufinden, die entweder hut-
pflichtig oder hutberechtigt in Bezug auf eine gewisse
Fläche, oder gleichberechtigte Theilhaber an einer gewis-
sen ihm zustehenden Hutweide waren. Das Letzte ist die
Gemeinheitstheilung, die am häufigsten gewünscht und
betrieben wird, das Erste die Auseinandersetzung durch
Ablösung. Das Verfahren der Gemeinheitstheilung er-
fodert die besondere Beachtung von drei verschiedenen
Verhältnissen, nämlich: 1) die Rechtsverhältnisse der In-
teressenten; 2) die ökonomischen Verhältnisse des zur Aus-
einandersetzung kommenden Bezirks, und 3) die geome-
trischen Verhältnisse desselben. Hier werden nur die unter 2)
verhandelt. Einer jeden Ablösung und Ausgleichung muß
Bestimmung des Werthes, den eine gewisse Fläche als
Viehweide hat, vorausgehen. Bei dieser Abschätzung
wird man die größte Verschiedenheit des Werthes der
verschiedenen Flächen finden. Von der Stoppelweide eines
sehr sorgfältig angebauten, aber weidegrasarmen Ackers
an bis zu der fetten Hutweide eines Stromhutrasens,
welcher fast Dreivierteljahre lang mit dem Viehe betrie-
ben werden kann, gibt es eine Menge Abstufungen, de-
ren jede einer besondern Abschätzung bedarf. Bei den
Wiesen, die nur im Herbst und Frühling Hutweide dar-
bieten, sowie bei den eigentlichen bleibenden **Hutrasen**
(s. d. Art.) ist die Bodenmischung sehr wichtig und die
Gewächse darauf werden bei übrigens zweckmäßiger Be-
handlung besser, nahrhafter und schmackhafter auf fettem
und ebenem Boden sein, als auf magerm und abschüs-
sigem; derjenige, welcher die Berechtigung, sein Vieh auf
die Flächen von der ersten Beschaffenheit zu treiben hat,
wird einen größern Werth darauf setzen, und für die Ab-
lösung des Servituts einen größern Preis verlangen als

*) *Godwin*, De Episcop. Angelican. P. II. p. 89 und 140.

für das Recht auf die Fläche der zweiten Art. Der einfache arme Sand ist auch arm an Hutpflanzen, und ein Hutberechtigter kann wenig dafür verlangen; der thonige, zähe, undurchlassende, an Humus und Kalk arme Boden mit flacher, aus steifem Letten bestehender Unterlage, verhärtet bald bei der Dürre des Sommers, und bekommt weite Spalten, wobei die Hutgewächse absterben; hingegen der gemischte Boden, der Sand und Thon mit Humustheilen enthält, nährt, wenn seine Oberfläche zugleich eben ist, viele Gräser, auch wol sogar Klee und andere nährende Kräuter.

So wichtig nun auch bei benarbten Flächen die Beschaffenheit des Bodens für die Menge und Güte des Weidefutters ist, so wenig entscheidet sie bei der Brach- und Stoppelweide auf urbaren Flächen, wo das Meiste auf die mehr oder weniger sorgfältige Bearbeitung des Ackers ankommt. Bei zweckmäßiger Bearbeitung des Ackers muß der Werth der Brach- und Stoppelhut in umgekehrtem Verhältnisse stehen mit dem Werthe des Ackers für dessen Besitzer. Sind die Stoppeln dicht und stark, wie sie bei einer tüchtigen Ackerbestellung zu sein pflegen, so steht wenig Stoppelhutgras zwischen ihnen. Umgekehrt, steht bei schlechter Feldbestellung wenig Getreide auf dem Acker, so wird er mit einem Walde von Unkräutern angefüllt sein, und die Brache ist den Sommer hindurch grün, wie ein guter Hutrasen. Hier scheint bei der Ablösung der Hutgerechtigkeit der Hutberechtigte viel zu verlieren; allein dieses findet nur unter der Voraussetzung einer unverbesserlichen Liederlichkeit der Hutpflichtigen statt.

Bei der für die hier erwähnten Zwecke vorzunehmenden Abschätzung der Hutungen richtet man sich gewöhnlich nach Kuhweiden. Man fragt, wie viel Flächenraum von einem gewissen Hutungsrevier eine Kuh während ihres Weideganges im Sommer zu ihrer Sättigung brauchen würde. Ist die Fläche gut und grasreich, so braucht sie wenig Umfang und Raum dazu; ist sie arm an Kräutern, so braucht die Kuh desto mehr im Raume. Bei üppigen Stromhutrasen rechnet man nur $1\frac{1}{4}$ oder $1\frac{1}{2}$ Morgen; auf magern Berghutrasen 5—6 Morgen; auf Stoppelhutungen 24—36 Morgen; wobei noch hinzukommt, daß sich die Kuh auf der ungeheuern Fläche gar sehr ablaufen muß, um satt zu werden. Die zweite Frage ist ferner: Wie verhalten sich die verschiedenen Arten Vieh zu einer Kuh? Wenn von einer gewissen Hutung für eine Kuh 3 Morgen Fläche erfoderlich ist, so braucht ein Pferd $4\frac{1}{2}$ Morgen, ein Zugochse $3\frac{3}{4}$, ein Füllen $2\frac{1}{4}$, ein junges Rind $1\frac{1}{2}$, ein Schaf $\frac{3}{10}$, ein Schwein $\frac{3}{10}$, eine Gans $\frac{1}{10}$ Morgen, um gehörig genährt zu werden.

Wenn mit den Hutungen wesentliche Abänderungen vorgenommen werden sollen, sodaß z. B. die Abschnitte der Hutrasen bei Gemeinheitstheilungen umgebrochen und urbar gemacht werden, so muß, wenn dieses nicht nachtheilig für den Wohlstand und für die Erzeugung der Getreidefrüchte werden soll, manche neue Einrichtung in Ansehung der bisher üblichen Ackerländerei und der ganzen Wirthschaft vorgenommen, und es muß insbesondere mehr Klee, Luzerne, Esparsette, Spargel, Buch[...] u. dergl. ausgesäet werden; man muß die Gra[...] des Feldbesitzers leicht und ohne Aufwand zusamme[...] können, damit dieser bei fast gleichem Viehstand[...] selbe ohne viele Mühe im Stalle füttern, eine h[...]liche Masse Dünger gewinnen und unausgesetzt sei[...] urbaren, sowie seine neuurbaren aus dem Hutrase[...] erhaltenen Felder und Wiesen tüchtig bedüngen [...] terrassirt er dann fleißig, damit er mit wenig [...] große Flächen gehörig bedüngen kann, so wird a[...] wenigerm Viehe, welches aber in Folge der Stal[...]rung keinen Mist verzettelt, das Bauerngut in [...] bessern Stand gesetzt werden können.

Wenn Servitute abgelöst werden, so geschie[...] mit Geld oder mit Land. Um zu wissen, wie hoch [...] Kuh an Geld anzuschlagen sei, welche bisher auf [...] gewissen Hutungsfläche erhalten werden konnte, muß [...] den Gewinn ausmitteln, den eine Kuh der Landw[...]schaft gewährt. Man hat berechnet, daß eine g[...] Landkuh sechs Thlr. Reinertrag gibt, wovon ma[...] die Hälfte auf die Hutung rechnen muß. Rechne[...] nun auf eine Kuh sechs Morgen Brache, so komm[...] den Morgen, insofern er brach liegt, 15 Silbergr[...] Die Stoppelhutung wird für weit geringer gehalte[...] soll sich zur Brachweide verhalten wie 5 : 1. [...] Preise sind jedoch für den fleißigen, ordentlichen [...]sitzer viel zu hoch, weil er überzeugt ist, daß bei [...] fleißigen und öftern Pflügen seiner schwarzen Brach[...] bei dem reinen Samen, den er ausstreut, und [...] Fleiße, das Unkraut auf seinen Getreidefeldern a[...]ten, das Vieh des Hutberechtigten weit weniger [...]rungsstoff auf einem Morgen findet, als bei jene[...]rechnung vorausgesetzt wird. Bei dieser Bere[...] müssen auch alle Kosten für Hirten und Hunde, [...]ten von möglichem Verlust an Vieh und Dünger b[...] alten Verfassung berechnet werden, und dieses verm[...] die Foderungen des Hutberechtigten ebenfalls.

(*Fr. Heusin[...]*

HÜTUNGSGERECHTIGKEIT, Hut- oder [...]degerechtigkeit[1]). Diese besteht in dem Rechte, [...] auf fremde Grundstücke zu bringen, damit selbiges [...] seine Nahrung suche, und unterscheidet sich somit [...] theils von dem Weiderecht auf eigenen Ländereien [...] dem regelmäßigen Ausflusse des Eigenthums an [...] und Boden, theils vom bloßen Triftrecht, ein Aus[...] welcher zwar zuweilen als gleichbedeutend mit dem [...]tungsrechte gebraucht zu werden pflegt, allein auß[...] Verbindung in „Hut und Trift" juristisch n[...] Befugniß bezeichnet, Vieh, hauptsächlich um zur [...] zu gelangen, über gewisse Grundstücke zu treiben; [...]halb jene erstere Gerechtsame die letztere zwar alle[...] mit in sich faßt, umgekehrt aber von der Triftge[...]

1) G. Wilh. Strampffer, Vom Hutrechte (G[...] 1798). J. C. C. Münter, Das Weiderecht. Neue Au[...] nover 1810). Vergl. über die Literatur weiter Fried[...]loff, Grundzüge des teutschen Privatrechts (Jena 1828). Note 109. S. 405.

ıf eine Hütungsbefugniß keineswegs geschlossen
darf.
ichon das römische Recht erwähnt der Hütungsge-
keit als einer besondern Art der Rusticalservituten
us pascendi), als dinglicher, aber auch als per-
r Dienstbarkeit. In gleicher Weise kommt sie
eutzutage noch vor, zumal, wo das gewöhnliche
tniß stattfindet, daß nur dem Einzelnen, oder meh-
nzelnen, getrennt von einander, eine Hütungsbe-
auf dem benachbarten fremden Grundstücke zusteht
H. im engern Sinne, serv. pasc. in s. str.),
eiter, als Realservitut, wenn Zwei oder Mehre
n allerseitigen Grundstücken Weiderecht haben, also
genannte Koppelhut im eigentlichen Sinne (jus
sculationis reciprocum) besteht. Häufiger jedoch
Hütungsgerechtigkeit in Teutschland keineswegs
bei wahren Servituten gewöhnliche Art und Weise
den, sondern vielmehr, gemäß der Entwickelung
ndwirthschaft im Mittelalter [2]), aus der Gutsherr-
dem ursprünglichen Gesammteigenthume (der Ge-
aft der Gemarkungen), oder aus der Gemeinde-
ung, hervorgegangen, woraus sich dann zugleich
ndere Arten der Koppelhutung ergeben, je nachdem
entweder Mehre in Gemeinschaft, mit oder ohne
ht auf Grundbesitz, auf Ländereien dritter Perso-
us compascui), besonders Dorfgemeinden auf der
Dorfflur, oder die Mitglieder einer Gemeinheit
emeindegründen (jus compasculationis), Weide-
erciren, sodaß zwar in Absicht auf die Form
ıs Maß der Ausübung im Ganzen genommen die
s Servitutenrecht geltenden Grundsätze hier eben-
Anwendung leiden, der erweisliche Ursprung der
tsame aber auch manche eigenthümliche Regeln be-
t.

ine genauere Theorie hat indessen selbst die römi-
ütungsservitut nicht. Desto größer mußte natür-
s Feld sein, welches der Praxis in der Lehre von
itungsgerechtigkeit sich eröffnete. Von bedeutendem
ß auf die Ausbildung derselben durch die Particu-
zgebungen war der Umstand, daß geläutertere Ein-
er neuern Zeit Vieles, was in Hütungssachen
zu Recht bestand, oder sich doch fortwährend im
ich erhalten hatte, als unvereinbar mit den Fode-
einer verbesserten Staats- und Landwirthschafts-
rkennen ließ. Während daher die Lehre von der
gsgerechtigkeit in einigen neuern allgemeinen Land-
, besonders dem preuß. Landr. (Th. I. Tit. 22.
—145), auch dem österreich. bürgerl. Gesetzb. (Th.
uptst. 7. §. 498—507), überhaupt eine zweckgemä-
Gestalt erhielt, suchte man in andern Ländern be-
e einzelne, in Folge der Hütungsverhältnisse er-
nde Inconvenienzen für das Gedeihen der Land-
haft, durch sogenannte Culturgesetze zu beseitigen.
ichtigsten für die richtige Erkenntniß des damaligen
es unserer Doctrin sind jedoch unstreitig die in
neuester Zeit hin und wieder erlassenen ausführlichern
speciellen Hutgesetze, von denen ebendeshalb die beiden
umfassendsten das sachs.-weimar. Hut- und Triftgesetz
vom 3. April 1821 [3]), sammt dem Nachtrage dazu vom
19. Mai 1826 [4]), und das königl. sächs. Mandat über
die in Hütungssachen anzuwendenden Rechtsgrundsätze
und das darin zu beobachtende Verfahren vom 4. Oct.
1828 [5]) auch hier, neben den für das gemeine Recht an-
genommenen Sätzen, vorzugsweise Berücksichtigung ver-
dienen möchten.

I. Im Allgemeinen liegt dem Rechtsverhältnisse zwi-
schen dem Hütungsberechtigten und dem Hutleidenden ein
dreifaches Princip zum Grunde. Nämlich: A) Über die
durch rechtsbeständige Verträge (Weiderecesse, Hutschiede ꝛc.),
durch Verjährung, oder durch rechtskräftige Entscheidun-
gen bestimmten Grenzen hinaus, darf die Hutung nicht
ausgedehnt werden. B) Der Hütungsberechtigte kann
den Hutleidenden regelmäßig nicht verhindern, jeden mit
der pfleglichen Ausübung des Hütungsbefugnisses verein-
baren Vortheil aus seinen Grundstücken zu ziehen. C)
Auch der Hutleidende darf aber im Zweifel, und soweit
nicht ausdrückliche Gesetze es gestatten, nichts unterneh-
men, was zur Schmälerung des Hütungsrechts gereicht.

Namentlich bilden diese Sätze gleichsam den Rahmen
zu folgendem Detail: 1) Über die Art und die Zahl des
Viehes, welches auf die Weide gebracht werden darf,
entscheidet zunächst die Entstehung der Hütungsgerechtig-
keit, bei einer vertragsmäßigen also der Inhalt des Ver-
trags, bei einer durch Verjährung hergebrachten der Be-
sitzstand während der Verjährungszeit; insoweit sich des-
halb auf ein rechtskräftiges Urtheil bezogen wird, das,
was der Richterspruch darüber festgestellt hat. Ist keine
Viehart besonders ausgenommen, so möchte gemeinrecht-
lich, da die Servitut in der Regel bedingungsfrei ist, im
Ganzen jede zulässig sein. Namentlich ist auch wol eine
Beschränkung auf Gattungen, welche von dem Hutleiden-
den selbst gehalten werden, nicht statthaft, weil Servi-
tuten nicht nach dem dienenden, sondern nach dem herr-
schenden Gute beurtheilt werden müssen [6]). Gleichwol
betrachten Landesgesetze, z. B. das preuß. Landr. und
das österreich. Gesetzb., die Hütungsgerechtigkeit häufig
als, im Zweifel, blos für Zugvieh, Rindvieh und Schaf-
vieh erworben; oder auch blos für die beiden letztern Vieh-
arten, wie das königl. sächs. Mandat, welches zugleich
bestimmt, daß eine besondere, z. B. ausländische, jedoch

S. Karl Glob. Anton, Geschichte der teutschen Land-
aft. 3. Th. S. 354.

3) In dem Regier.-Blatte für 1821 S. 567 fg. Vergl. Sachse, Weimar. Privatr. §. 290 fg. und Heinr. Aug. Müller in dessen Zeitschr. für Gesetzgeb., Rechtswissensch. ꝛc. in Weimar. 1. H. S. 23 fg. 4) In dem Regier.-Blatte für 1826. S. 65 fg. 5) In der Gesetzsammlung für 1828. S. 214 fg., auch, mit einer vorangehenden kurzen Kritik von D. Feder, im Juliushefte des Archivs der teutschen Landwirthschaft, herausgegeben v. Friedr. Pohl. 1829. S. 47 fg. abgedruckt. Eine Vergleichung der in diesem Gesetz enthaltenen Vorschriften mit den Bestimmungen des weimar. Hut- und Triftgesetzes s. in Ad. Martins Jahrbüchern der Gesetzgeb. und Rechtspflege in Sachsen. 1. Jahrg. 3. Heft. S. 272 fg. S. auch Haubold, Lehrb. des königl. sächs. Privatr. 2. Ausg. von Günther. §. 192 fg. 6) Sachse a. a. O. §. 291.

zu der festgesetzten Gattung gehörige Race, nicht für eine von jener verschiedene Art gelten soll. Nur solches Vieh, von welchem erwiesen werden kann, daß es die Weide verderbt, ist schon nach gemeinem Rechte für unzulässig erklärt [7]). Nach gleicher Rücksicht schließen Landesgesetze manches Vieh, z. B. Schweine und Gänse auf Wiesengrunde, Ziegen in waldigen Gegenden, unreines und mit ansteckenden Krankheiten behaftetes Vieh, ebenso sogenanntes Schmiervieh, zumal wo dergleichen nicht durchgängig gehalten wird, bald von aller Weide, bald wenigstens von der Koppel- und Gemeindeweide aus; erlauben auch nicht, daß das Weidevieh anders, als unter Aufsicht eines Hirten zur Weide gehe. Eine ziemlich allgemein angenommene und von den meisten Particularrechten, z. B. dem preuß. Landr., dem österreich. Rechte, dem weimar. und sächs. Gesetze bestätigte, Regel [8]) ist es, daß junge Thiere, so lange sie noch von der Mutter ihre Nahrung ziehen, selbst dann überher mitgehen dürfen, wenn das Weidevieh, wie dies am Meisten bei Koppelhutungen vorkommt, auf eine gewisse Kopfzahl beschränkt ist (sogen. bestimmte Hütungsgerechtigkeit). Ist keine Zahl bestimmt (sogen. unbestimmte Hütungsgerechtigkeit), so darf der Hütungsberechtigte regelmäßig, schon nach gemeinrechtlichen Grundsätzen, dennoch nicht mehr Vieh austreiben, als die Ortsverfassung ihm zu halten erlaubt, und zu Befriedigung des eigenen wirthschaftlichen Bedürfnisses [9]) hinreicht; bei Grunddienstbarkeiten [10]) insbesondere mehr nicht, als mit dem auf dem herrschenden Fundus erbauten Rauchfutter, nach richtigen ökonomischen Grundsätzen, durchgewintert werden kann. Landesgesetze, z. B. das preuß. Recht und das sächs. Mandat, bestätigen, daß Ländereien und Zehnten, welche erst nach der Erwerbung der Servitut hinzukamen, dabei nicht in Betracht kommen können; ebenso wenig Heu und Stroh von erpachteten, oder andern zu dem herrschenden Gute nicht gehörigen Grundstücken. Wol aber ist bei Ermittelung der jährlichen Futterausbeute nicht blos auf die einzelne Viehart, welche auf die in Frage befangene Weide gebracht werden darf, sondern auf das gesammte auf dem herrschenden Gute zu haltende Vieh Rücksicht zu nehmen. Die Benutzung der Weide mit fremdem [11]) Viehe, wohin jedoch das sogenannte Gemengevieh der Schäfer und der Schafknechte nicht gerechnet, vielmehr z. B. nach dem weimar. Ges. gleichfalls über die bestimmte Zahl zugelassen wird, ist gewöhnlich bei Geldstrafe verboten. Dasselbe gilt von solchem Viehe, welches zum Verkaufe bestimmt ist; dergleichen daher namentlich auch nach dem weimar. Ges. von den Fleischern unter ihren Stechhaufen nicht aufgenommen werden darf. Nur den Theilhabern an Dorf- und Gemeindeweiden möchte regelmäßig die Befugniß nicht abzusprechen sein, die bestimmte Viehzahl, die sie austreiben dürfen, durch Vieh

zu erfüllen, welches auf ihren außerhalb der F
gelegenen Gütern gehalten wird. Nach dem
Ges. ist dies, was die Schafe betrifft, um so m
zunehmen, da daselbst jedem Gemeindeglied n
nachgelassen wird, soviel Schafe, als ein anderes
der Normalzahl hält, über dieselbe hinaus zur T
bringen, so lange dadurch nur die Gesammtzahl,
in der Gemeinde gehalten werden darf, nicht ü
ten wird. Zuweilen ist die Ordnung im Auftre
verschiedenen Vieharten festgesetzt, welche auf de
lichen Revier weiden dürfen, damit nicht die W
die eine oder die andere ungenießbar werde. N
preuß. Landr. z. B. dürfen Schafe nur hinter de
und Rindviehe, Schweine und Federvieh, insofern
nicht besondere Weideplätze angewiesen sind, erf
den Schafen, Ziegen aber, nach dem königl. sächs.
date z. B., nur gleichzeitig mit dem Rindvieh
Weide gebracht werden. Communalweideinteressenten
darüber durch Gemeindebeschlüsse das Geeignete
und nach dem königl. sächs. Mand. soll jeder Be
auf Errichtung einer in den Grundzügen vom
selbst vorgezeichneten Hutungsordnung, sofern n
reits eine solche in rechtsbeständiger Form beste
einer bestimmten Behörde antragen dürfen. 2
die Einräumung einer Hütungsgerechtigkeit an
sich selbst begibt sich der Eigenthümer der eigen
benutzung der Weide keineswegs; vielmehr s
regelmäßig, wie nach gemeinem Rechte [13]), so n
desgesetzen, das Recht der Mithutung (jus comp
zu, dessen er daher auch durch bloßen Nichtgebrauch
des Verjährungszeitraums nicht [14]) verlustig geht.
indessen die Frage: Wer von mehren Berechtigte
Viehstand heruntersetzen müsse, wenn der Ertrag d
für Alle nicht ausreicht? so steht hier nach gem
lichen Principien [15]), ohne Zweifel der Eigenthüm
sichtlich der bloßen Mithut, dem Weideservitutber
alsdann nach, wenn die Zahl des Viehes, wel
Letztere auftreiben darf, ausdrücklich bestimmt
nicht überschritten wird. Ist dagegen die Zahl des
viehes, dem aus dem Eigenthume fließenden N
rechte gegenüber, nicht bestimmt, oder entsteht die
überhaupt außer dem Fall einer Hütungsgerechtig
engern Sinne, namentlich bei einer Communalgere
so muß eine verhältnißmäßige Herabsetzung der
eines jeden der Hütungsberechtigten eintreten [16]),
diese das preuß. Landr. hier ausdrücklich verord
dem weimar. und königl. sächs. Gesetze hingeg
blos für diesen, sondern auch für den erstern Fa
schrieben worden ist. Fremdes Vieh (sogen. T
auf die der Hütung unterworfenen Grundstücke
gen, ist aber selbst dem Eigenthümer nicht gesta
ebendeshalb hält ihn die Praxis [17]) auch nicht fü

7) Hagemann, Landwirthschaftsr. §. 294–297. 8) J. F. Runde, Beiträge zur Erläuter rechtlicher Gegenstände. 1. Th. Nr. 10. 9) Hagemann a. a. O. S. 565. 10) *Kind*, Quaest. for. edit. 2. T. II. cap. 42. 11) C. Ferd. Klein, Merkwürdige Rechtsschr. der halleschen Juristenfacultät. 3. Bd. Nr. 3. S. 55 fg.

12) v. Bülow u. Hagemann, Praktische Erö
4. Bd. S. 286 fg. 13) v Bülow u. Hagemann
6. Bd. Nr. 12. 14) v Hohenhorst, Jahrb. de
ger. zu Manheim. 4. Bd. Nr. 18. 15) *Kind* l. c.
p. 116. 16) *Kind* l. c. p. 115. 17) *Chr. Glo*

tigt, die Befugniß mitzuhüten, dergestalt z. B. pachtweise einem Dritten zu überlassen, damit dieser jene Befugniß anders, als mit der des Grundeigenthümers eigener Heerde benutze. Gänzlich fällt das Recht der Mithut hinweg, wenn der Grundbesitzer nach Landes- oder Ortsverfassung zur Viehhaltung ohnedies nicht berechtigt erscheint, oder die Hütungsgerechtigkeit, wie denn dafür z. B. nach dem sächs. Mandate bei Schafhütungsbefugnissen, welche die ganze Weidezeit über ausgeübt werden, hinsichtlich der Mithutung mit Schafen die Vermuthung streitet, ausdrücklich mit einem Verbietungsrecht [18]) erworben worden ist. Umgekehrt begreift aber auch zuweilen die Hütungsgerechtigkeit blos die Befugniß, auch mithüten zu dürfen, wenn der Eigenthümer sein Vieh austreibt. Nicht weniger besteht mitunter die Einrichtung, daß der Hutleidende blos später, oder blos früher, als ein anderer Hütungsberechtigter, oder der Hütungsberechtigte, wenngleich auf denselben Weideplätzen und mit derselben Viehgattung, dennoch blos v o r, oder blos n a c h dem Grundeigenthümer (sogen. Vorhut oder Nachhut) weiden darf. 3) O r t und Z e i t anlangend, wo und wann die Hütung erlaubt ist, so muß hier im Zweifel davon ausgegangen werden, daß keine stattfindet, sobald und insoweit außerdem die übrige landwirthschaftliche Benutzung des belasteten Guts verhindert oder beschränkt werden würde. Blos auf Lehden, wüsten Plätzen, Haiden und Mooren darf daher das ganze Jahr hindurch, in Gärten dagegen und auch wol in Weinbergen überhaupt nicht gehütet werden. Für andere Grundstücke gelten sogen. geschlossene und offene Zeiten, welche letztere der Weideberechtigte nur nach manchen Landesgesetzen, z. B. nach dem weimar. und dem sächs. Mandat, und auch nur dem Hutleidenden gegenüber, alsdann überschreiten darf, wenn der letztere selbst an die geschlossene Zeit sich nicht bindet. Im Allgemeinen sind aber a) Wiesen für die Hutung geschlossen, so lange die Ernte, bei zwei- und mehrschürigen, die letzte Ernte noch nicht vorüber ist. b) Bauäcker sind offen, in der Brache, ingleichen in jedem Jahre, sobald sie abgeerntet und die Früchte eingebracht [19]) sind. Werden sie nach der Ernte von Neuem bestellt, so hört die Weide wieder auf, der Hütungsberechtigte müßte denn die sogenannte Wintertrift durch speciellen Rechtstitel erworben haben [20]). Auch sind sie in den Jahren, wo sie mit Futterkräutern angesäet sind, regelmäßig fortwährend für geschlossen zu achten [21]). c) Waldungen, in welchen die Weide, weil sie hier stets der Forstaufsicht untergeordnet bleibt, überhaupt am beschränktesten ist, dürfen gewöhnlich, soweit sie herrschaftliche sind, erst nach jedesmaliger Einweisung durch die Forstbedienten, behütet, und die Holzschläge sowol, als die zur Cultur gebrachten Blößen, überhaupt alle Holzculturen, müssen so lange gehegt werden, bis das angezogene junge Holz eine solche, durch Landesgesetze zuweilen näher bezeichnete, Höhe erreicht hat, daß dessen Wipfel durch den Verbiß des Weideviehes nicht mehr beschädigt werden kann (bis das Holz dem Zahne des Viehes entwachsen, dem Vieh aus dem Maule gewachsen ist) [22]). Häufig sind jedoch die Hütungszeiten durch Privatdispositionen oder Gesetze näher regulirt, wobei alsdann insofern zwei verschiedene Fälle möglich sind, als der Hütungsberechtigte entweder sofort nach dem Eintritte des Aufgangstermins, oder nur unter der Voraussetzung, daß bis dahin die Ernte auf den der Weide unterworfenen Grundstücken vollendet ist, die Hütung beginnen darf [23]). Am häufigsten ist bei Wiesen, um der allgemein als nachtheilig für die Landescultur anerkannten späten Frühjahrshutung Grenzen zu setzen, ein gewisser Tag im Frühjahr als Endtermin gesetzlich und so bestimmt, daß nach Ablauf dieses Zieles die Wiesenbehutung, ohne Rücksicht auf etwa erworbene besondere Gerechtsame, verboten bleibt. So soll die Behütung der Wiesen, z. B. nach einer coburg. Verordn. vom 10. Dec. 1823, sowie nach dem weimar. Ges., welches zugleich das Rindvieh von derselben ganz ausschließt, mit dem Ablaufe des 23. April jeden Jahres schlechterdings endigen; nach einer bad. Verordn. vom 12. März 1818 dürfen die Wiesen im Frühjahre nicht länger, als bis zum 1. April von den Schafen behütet werden; nach dem sächs. Mand. zweischürige Wiesen spätestens bis mit dem 30. April; nach der nass. Culturverordn. v. 7. Nov. 1812, wo zugleich, wie in dem coburg. Gesetze, der obern Landespolizeibehörde vorbehalten ist, in Jahren, wo die Vegetation schneller als gewöhnlich vorrückt, den Schluß der Frühjahrshütung noch mehr abzukürzen, Weidevieh jeder Art, je nachdem die Weide im Herbste vorher früher oder später eröffnet ward, blos bis zum 1. März oder 1. April jedes Jahres. Als Aufgangstermin für die Wiesen gilt gewöhnlich, z. B. nach einer weimar. Verordn. vom 3. Mai 1815, Altmichaelistag (11. Oct.); nach dem schon erwähnten coburg. Gesetz aber der 1. November; für die neu aufzuthuenden Gehaue, z. B. nach dem königl. sächs. Gesetze vom 30. Jul. 1813, der 24. Junius. Rühren nun gesetzliche oder auch gültige Privatdispositionen dieser Art aus der Zeit vor Einführung eines verbesserten Kalenders her, so gebietet landwirthschaftliche Rücksicht allerdings, nach letzterm zu rechnen, insoweit nämlich die Cultur des Eigenthümers nach dem ältern Kalender einige Zeit länger, als nach jenem (namentlich nach dem sogenannten Julianischen gegenwärtig schon volle 12 Tage länger, als nach dem verbesserten

---

Progr. Quaest. cap. 20 in Opusc. academicis edid. *Fr. Aug. Biener*. Vol. II. p. 146.

18) *Biener* l. c. p. 145, vgl. mit cap. 85 in opusc. p. 318.

19) *Biener*, Quaest. cap. 1 in opusc. p. 102.

20) *Kind* l. c. Tom. II. p. 142.

21) *Biener* l. c. cap. 3. in opusc. p. 104. Nach dem weimar. Gesetze muß der spanische oder Kopfklee im Jahre der Aussaat fortwährend, später aber so lange gehegt werden, als der Besitzer ihn zum Hauen stehen läßt; wäre er aber zur Weide für eigenes Vieh auf dem Stocke bestimmt, auch im zweiten Jahre bis Michaelis; es wäre denn, daß der Eigenthümer das Kleestück früher umzureißen oder zu düngen anfinge. Samenkleeflecke sind zu schonen, bis der Same reif und heruntergebracht ist; Luzerne und Esparsette, im Jahre der Aussaat, im zweiten und im dritten Jahr, im vierten, bis zum 18. October.

22) *Kind* l. c. Tom. II. p. 138 sq.

23) *Biener* l. c. cap. 1 in opusc. p. 102.

Gregorianischen), verhindert wird. Mehre Landesgesetze, z. B. ein braunschw.-lüneb. Edict vom J. 1770 und die Erläuter. dazu vom J. 1771, eine königl. preuß. Verordn. vom 31. Aug. 1800 u. a., haben daher dergleichen Termine ausdrücklich auf die Jahrestage des neuen verbesserten Kalenders verlegt. Mangeln jedoch dergleichen ausdrückliche Bestimmungen, so dürfte, juristisch, nichtsdestoweniger das nach dem alten Kalender erworbene Recht zu schützen sein; da, wo blos die Frage nach der Jahreszeit ist, welche man im Sinne hatte, als über einen Zeitpunkt verfügt wurde, nicht die Nominalzeit der Kalender entscheiden kann [24]). Nach dem königl. sächs. Mandate hat es daher auch, wenn Termine dieser Art nach dem Julianischen Kalender bestimmt sind, regelmäßig sein Bewenden dabei; nur sollen dieselben nicht nach den Tagen, welche im Kalender als solche bezeichnet sind, sondern so berechnet werden, daß sie lediglich zehn Tage später fallen, als nach dem neuen (verbesserten Gregorianischen) Kalender. Selbst außerhalb der geschlossenen Zeit ist jedoch die Ausübung der Hütungsgerechtigkeit nicht immer unbedingt erlaubt. Namentlich darf die Wintertrift, wo überhaupt eine Befugniß dazu besteht, nach der gemeinen Praxis [25]), sowie nach Landesgesetzen, z. B. dem sächs. Mandate, lediglich bei hartem Froste, so lange die Oberfläche nicht aufgeleimt ist, auch nur unter der Voraussetzung, daß der Hütungsberechtigte seine eigene Wintersaat gleichmäßig behüten und betreiben läßt, die Behütung der Futterkräuter gewöhnlich, z. B. nach dem weimar. Gesetze, gleichfalls nur, wenn der Erdboden nicht durchweicht ist, die Waldweide aber nie zur Nachtzeit exercirt werden. Dahingegen hat der Hutleidende seine Einrichtung bei der Aberntung und Räumung der Grundstücke jederzeit so zu treffen, daß dem Hütungsberechtigten die Weide nicht zur Ungebühr entzogen wird. Zögerung ohne Noth, also namentlich bei Wiesen nicht durch üble Witterung geboten, zieht daher, z. B. nach dem sächs. Mandat auf Anrufen des Hütungsberechtigten, sofortiges Einschreiten durch die Obrigkeit nach sich. 4) Wieweit der Hutleidende zur Brachhaltung verpflichtet, und wieweit er befugt sei, das Brachfeld mit Sommerfrüchten zu bestellen (in die Brache zu sömmern), hängt zunächst davon ab, ob das Hütungsrecht auf den Feldern blos im Allgemeinen, also ohne ausdrückliche Beschränkung auf die Brache, oder ob dasselbe mit dieser Beschränkung erworben wurde. Im erstern Fall ist jene Befugniß, wie die Praxis annimmt [26]), und abgesehen nur davon, daß durch die Sömmerung die übrigen Hütungsplätze nicht versperrt werden dürfen, an keine Grenze gebunden, der Hutleidende mithin zur Brachhaltung, an und für sich selbst, nicht gehalten. Im letztern Falle hingegen steht es dem Hutleidenden zwar nicht frei, die einmal hergebrachten Feldarten eigenmächtig zu verändern, oder das ganze Brachfeld zur Sömmerung zu benutzen; wol aber ist er regelmäßig insoweit zur Sömmerung berechtigt, als sein eigenes, nach Befinden durch Sachverständige zu ermittelndes, häusliches Bedürfniß die Erbauung von Sommerfrüchten erheischt [27]). Neuere Landesgesetze enthalten auch hier mehr ins Einzelne gehende Bestimmungen. Nach dem weimar. Gesetze z. B. ist, wer nur sechs Acker Feld besitzt, zur Brachhaltung gar nicht verpflichtet. Bei größern Besitzungen muß, wenn der Eigenthümer nicht durch specielle Rechtstitel größere Freiheit erworben hat, und mindestens bei gebundenen Gütern, der neunte Theil (bei der Dreifelderwirthschaft der dritte der Brachart) der Hut offen bleiben, widrigenfalls der Hütungsberechtigte durch die Saat eintreiben darf. Das königl. sächs. Mandat betrachtet eine Besömmerung im Zweifelsfalle dann für übermäßig, wenn nicht wenigstens der sechste Theil der sämmtlichen unter dem Pfluge getriebenen Grundstücke zur Hütung liegen blieb. Zugleich verbreiten sich beide Gesetze auch über das Felgen (Umpflügen des Stoppelfeldes), und über das Brachen (Umpflügen der Brache) [28]). Die Düngung der der Weide unterworfenen Wiesen, selbst zur offenen Zeit, kann der Hütungsberechtigte, wie die Praxis annimmt [29]), ohne besonders erlangtes Widerspruchsrecht, nicht verbieten, was z. B. das weimar. Gesetz hinsichtlich der Wiesenwässerung ausdrücklich anerkennt. Düngen soll dagegen nach diesem Gesetze der Hutleidende die Wiese während der Hütungszeit nur zum dritten Theil, eine Beschränkung, welche auch das königl. sächs. Mandat enthält; jedoch mit der Modification, daß dem Hutleidenden nachgelassen bleibt, anstatt des dritten Theils jährlich, jede Wiese, vorausgesetzt, daß dadurch nicht andere Hütungsplätze versperrt werden, alle drei Jahre ganz zu düngen. 5) Die Oberfläche seiner Grundstücke zum Nachtheile der Hütung zu verändern, ist der Hutleidende nicht befugt. Namentlich dürfen daher Lehden und andere ausschließlich zur Hütung bestimmte Plätze nur dann, wenn der Eigenthümer nachweist, daß außerdem noch Weide genug übrig bleibt, oder doch die Hütungsgerechtigkeit blos für die offene Zeit eingeräumt ist, zu Ackerland gemacht, kein Grund und Boden, der nicht Gartenrecht hat, darf eingehegt und als Gartenland benutzt, und keine einschürige

24) v. Bülow u. Hagemann, Prakt. Erörter. 3. Bd. Nr. 28. 25) *Kind* l. c. T. II. p. 141. 26) *Biener* l. c. cap. 2 et cap. 4 in Opusc. p. 103 et 106.

27) v. Berg, Jurist. Beobacht. u. Rechtsfälle. 4. Th. Nr. 13. *Kind* l. c. p. 142 sq. 28) Das Felgen ist nach dem weimar. Gesetz erst von Michaelis an unbedingt erlaubt; wer ein Recht auf noch frühere Vornahme gegen den Hütungsberechtigten behauptet, muß selbiges beweisen. Von der reinen zur Behütung offenen Brache soll erst 14 Tage vor Johannis die eine Hälfte, die andere 14 Tage nach Johannis umgepflügt werden. Nach dem königl. sächs. Mand. darf der Hutleidende, außer dem Falle der zulässigen Sömmerung, die Brachfelder regelmäßig nicht früher, als halb zu Johannis und halb den 8. Jul. umreißen, und den Dünger erst acht Tage vorher darauf bringen, vorausgesetzt, daß der Hütungsberechtigte auf seinen eigenen Brachfeldern denselben Beschränkungen sich unterwirft. Auch sollen von dem Hutleidenden nur ein Drittheil der Winterstoppeln, ingleichen ein Drittheil der Sommerstoppeln, insoweit er soviel zu sömmern befugt ist, gleich nach abgebrachter Frucht umgerissen werden; die übrigen zwei Drittheile der Winterstoppeln und derjenige Theil der Sommerstoppeln, welcher über jenes Drittheil gesömmert werden darf, nicht eher, als bis die Wintersaatbestellung in der Brache beendigt ist. 29) *Biener* l. c. cap. 11 in opusc. p. 122.

t darf, ohne des Hütungsberechtigten Bewilligung, ne zweischürige umgeschaffen werden [30]). Zu diesen ıdsätzen bekennt sich im Allgemeinen auch das königl. Mandat; nur läßt dasselbe die Urbarmachung hut-tiger Lehden ausnahmsweise auch dann zu, wenn Hutleidende den Hütungsberechtigten nach dem Er-n der Oberbehörde genügend entschädigt, mindestens sieben Achttheile der Lehde zur Hütung frei bleiben, zweites Achttheil nicht eher der Hütung entzogen , bis das erste wieder zur Weide liegen bleibt, diese dem umgerissenen Achttheil, auch zu offenen Zeiten abgebrachten Früchten, stattfindet, und jenes Acht-nicht gesömmert wird. Auch soll schon nach dem rwähnten königl. sächs. Mand. vom 30. Jul. 1813 Hütungsberechtigten, wenn Lehden, Felder oder an-Plätze, die der Hütung unterworfen, aber nicht in Waldboden sind, von dem Eigenthümer mit Holze ıt werden, kein Widerspruchsrecht, und eine Ent-igung für den Verlust der Hütung während der of-Zeit nur insoweit zustehen, als der Platz nicht mit tämmigen Bäumen bepflanzt wird, oder ebenfalls als sieben Achttheile davon der Hütung entzogen en. Ausgedehnter noch in Hinsicht auf die Umwand-der walzenden Grundstücke sind die Befugnisse des eidenden nach dem weimar. Gesetze, da demselben diesem Gesetze gestattet wird, Grundstücke dieser Art freier Willkür nicht nur mit Holz anzusäen oder zu anzen, sondern auch in Fruchtfelder und Wiesen ıwandeln, ohne daß der Hütungsberechtigte wider-hen, oder das neuangebaute Holz, das neuangelegte ıtfeld oder die neuangelegte Wiese, was die Aus-g der Hütungsgerechtigkeit anlangt, anders behan-darf, als dies in Rücksicht auf Holzungen, Felder Wiesen sonst vorgeschrieben ist, es wäre denn, daß in Folge der von dem Eigenthümer vorgenommenen nderung ein ganzer Triftzug nach andern Hutungen eert würde. Nur wenn der Eigenthümer seine, der ıngsgerechtigkeit unterliegende, Wiese umreißen will, er in der Regel die Einwilligung des Hütungsbe-igten beizubringen. Obstbäume auf die Hütungs-: zu pflanzen, ist dem Eigenthümer wol schon nach inem Recht unverwehrt [31]); nach beiden zuletzt erwähn-Landesgesetzen aber ist derselbe ausdrücklich berechtigt , sofern die Bäume in gehöriger Entfernung von ıder gesetzt werden, damit der Graswuchs nicht ge-ːrt wird. 6) Auf eine andere Benutzung der Hü-splätze, als zur Weide, erstreckt sich die Hütungsge-igkeit, regelmäßig und als solche, nicht. Ebendeshalb ımt z. B. das österreich. Gesetzb. ausdrücklich, daß uf die Befugniß, Gras zu mähen, das preuß. Landr. noch überdies, daß sie auf die Rohr- und Schilf-ıng keineswegs ausgedehnt werden dürfe.

II. Über Koppelhütung [32]) müssen hier, außer den schon in dem Vorhergehenden mit berührten Abweichungen von den von der Hütungsgerechtigkeit im engern Sinne geltenden Principien, nachfolgende eigenthümliche Sätze hervorgehoben werden. 1) Auf die Benutzung der Weide auf Gemeindegründen (der sogenannten öffentlichen Weide) an und für sich selbst hat jedes wirkliche Gemeindeglied einen vollkommenen Anspruch, ohne Rücksicht auf den größern oder geringern Umfang seiner Besitzung in der Gemeinde. Nur über den Grad seiner Theilnahme daran entscheidet dieser Umfang gewöhnlich, sodaß z. B. sogenannte Viertels- und Halbhüfner an der Gemeindeweide, gleichwie an andern Gemeindevortheilen, einen geringern Antheil haben, als die Besitzer ganzer Hufen Landes [33]). Am wenigsten reicht in der Regel die Angesessenheit an dem Orte, wo gemeine Weide stattfindet, allein hin, um an letzterer zu participiren. Wesentliches Erfoderniß hierzu ist vielmehr noch überdies die Erlangung der Gemeindemitgliedschaft; daher bloße Brinksitzer, Bei- oder Neubauern, nie kraft Genossenschaftsrechts, sondern nur vermöge ausdrücklicher Landesgesetze, oder besonderer Localverfassung und Ortsgewohnheit Theil an der gemeinen Weide haben [34]). 2) Ist an einem Orte die gemeinschaftliche Behütung der ganzen Feldmark durch sämmtliche Ortseingesessene eingeführt, so gilt in Absicht auf die Vornahme von willkürlichen Veränderungen mit den Hütungsplätzen, namentlich über das Recht, dieselben unter die einzelnen Theilhaber an der Hütung zu vertheilen, oder den entbehrlichen Theil der Weide in Zuschlag zu legen, dasselbe, was in gleicher Hinsicht von solchen öffentlichen Weideplätzen angenommen werden muß, welche in lehns- oder gutsherrlicher Abhängigkeit stehen, oder dem Staat angehören (sogen. adespota). Es steht nämlich ein solches Verfügungsrecht nicht der Gemeinde, als solcher, sondern lediglich den einzelnen Eigenthumsberechtigten zu [35]). 3) Bei der Gemeindeweide sowol, als der gemeinschaftlichen Behütung der Feldmark ist es Regel, daß die Zahl des Weideviehes eines jeden Theilhabers nach dem Verhältnisse seines Ackerbesitzes sich richtet, und daß das Vieh durch den gemeinschaftlichen Hirten gemeinschaftlich ausgetrieben wird. Anders verhält sich dies bei der Koppelhut im eigentlichen Sinn, indem die Hütung hier im Zweifel zwar ebenfalls auf gleiche Behütungszeit und gleiche Viehgattungen, noch überdies aber auf völlig gleiche Zahl festgesetzt ist [36]). Weiter kann hier regelmäßig, wie bei der bloßen Mithut, jeder Berechtigte, wenn er die Hütungsgerechtigkeit für die ganze Schäferei, also nicht blos für die Mutterschafe, die Hammel, oder die Jährlinge hergebracht hat, die einzelnen Gattungen besonders weiden lassen [37]); und selbst eine Spaltung der verschiedenen Haufen in mehre einzelne Heerden möchte, wo auch kein besonderes Befugniß dazu erworben worden ist, nur insoweit als unzulässig sich darstellen, als daraus im concreten Fall ein erweislicher Nach-

30) *Biener* l. c. cap. 7 in opusc. p. 110, und von sogen. en cap. 11 in opusc. p. 123. 31) *Biener* l. c. cap. 8 usc. p. 114 sq. 32) Der Name kommt schon in Urkun-us dem Anfange des 11. Jahrh. vor. Vgl. Anton in dem 2 genannten Werke. 2. Bd. S. 298.

33) v. Bülow u. Hagemann a. a. O. 4. Bd. Nr. 56. 34) Hagemann, Landwirthschaftsr. §. 304. S. 576. Note 4. 35) Münter a. a. O. §. 85. 36) Hagemann, Landwirthschaftsr. §. 302. a. E. 37) Sachse a. a. O. §. 306.

theil für einen Mitbetheiligten erwächst; eine Frage, welche zunächst rein factisch ist. 4) Die eigentliche Koppelhut kommt nicht blos als wechselseitige Grundgerechtigkeit, sondern zuweilen als ein auf einem bloßen Precarium beruhendes Verhältniß vor. Im letztern Falle steht es jedem Interessenten frei, nach Gutbefinden und ohne daß der bloße Ablauf der Verjährungszeit ein rechtliches Hinderniß abgeben konnte, wieder davon abzugehen [38]). Wol wird aber, wer die bisherige Ausübung der Koppelhut einräumen muß und das Precarium seiner Klage zum Grunde legt, gemeinrechtlich, vom Beweise desselben nicht freizulassen sein [39]). Nur nach Landesgesetzen, z. B. dem sächs. Mandat, ist die Koppelhut im Zweifelsfalle nach Analogie der Gemeinschaft zu beurtheilen; und nach dem preuß. Landr. soll sie, wenn sie nicht regelmäßig und beständig auf denselben angrenzenden Grundstücken stattgefunden hat, als Ausfluß nachbarlicher Freundschaft, im entgegengesetzten Falle jedoch allerdings als Servitut angesehen werden.

III. In Hütungssachen findet zuweilen, soweit nicht die Existenz oder Nichtexistenz, oder der Umfang der Hütungsgerechtigkeit selbst als Streitgegenstand sich darstellt, ein blos summarisches gerichtliches Verfahren statt. So sollen namentlich nach dem königl. sächs. Mandat alle Beschwerden wegen übermäßiger Sömmerung und wegen Versperrung der Weideplätze an Ort und Stelle blos summarisch erörtert und entschieden, ein förmliches processualisches Verfahren und Rechtsmittel mit Suspensiveffect aber nur insoweit zugelassen werden, als es darauf ankommt, Streitigkeiten über eine Hütungsgerechtigkeit auf den Grund bestehender Verträge, schon vorhandener früherer rechtskräftiger Urtheile, oder der Verjährung zu entscheiden.

Mehre neuere Legislationen, z. B. die preußische, die neueste bairische u. a., begünstigen die Befreiung der Grundstücke, gleichwie von andern Dienstbarkeiten und Reallasten, so auch von Weideservituten, worüber die Gesetze über Gemeinheitstheilungen (s. d. Art.) das Nähere enthalten. (*B. Emminghaus.*)

Hutweil, s. **Huttweil.**

HUTWIESEN, Wiesen, welche theils zur Hutweide für das Vieh, insbesondere der Schafe, theils zum Heu- oder Grummetmachen, oder zur Bereitung von trockenem Futter verwendet werden. Von dieser Art sind meist die den Gemeinden zustehenden Wiesengründe, Riethe oder Aspen, bei welchen entweder das Heu wegfällt, wenn das Rindvieh oder überhaupt das Zugvieh des Dorfes im Frühjahre darauf weiden soll, und nur Grummet oder Nachheu darauf gemacht wird, oder es wird Heu, jedoch meist später im Jahr als auf andern Wiesen, darauf gewonnen, und das nach dem Heumachen hervorsprossende Gras von dem Rindvieh und den Pferden abgeweidet; eine sehr unzweckmäßige Behandlung der Wiesenflächen, welche zur Folge hat, daß weder gutes trockenes Futter gewonnen werden kann, noch auch das Gras bei der Weide vollständig benutzt wird, indem durch das Vertreten und Verschleifen des Grases bei nassem Wetter, sowie durch den Harn und Mist des Viehes eine Menge Nahrungsstoff unbrauchbar wird, und viele Einwohner und deren Kinder bei der Aufsicht über das Vieh sich dem Müßiggang ergeben, und doch gewöhnlich die angrenzenden Früchte vom Viehe beschädigen lassen. Diese Wiesen heißen auch einschürige. Wegen der Nachtheile, welche diese Wiesenwirthschaft hat, ist schon an vielen Orten die Einrichtung getroffen worden, daß mit Verzichtleistung auf die Weide die Mitglieder der Gemeinde, die das Recht auf die Weide haben, das Gras der Flächen gemeinschaftlich abmähen, trocknen und in Schobern aufsetzen, worauf um die Schober geloost wird.

(*Fr. Heusinger.*)

HUTWISCH, der, ein Berg im südöstlichen Theile des V. U. W. W. Niederösterreichs, der sich eine Stunde östlich von Hohneukirchen zu einer Höhe von 471—478 wiener Klafter absoluter Höhe über dem adriatischen Meer erhebt. Er gehört dem Zuge der norischen Alpen an. (*G. F. Schreiner.*)

HUTZEL, gewelktes oder gedörrtes Obst, meist von Steinfrüchten und mit dem Stein und unaufgeschnitten; eine in Franken und Südteutschland übliche Benennung. (*Fr. Heusinger.*)

HUTZING (Enoch), war im J. 1600 in Danzig geboren. Seine wissenschaftliche Bildung verdankte er dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Zu Wittenberg und Rostock widmete er sich dem Studium der Theologie. Bei der Secularfeier der zuletztgenannten Universität (1619) [1]) erlangte er die Magisterwürde. Im J. 1621 ward er Rector an der Johannisschule in Danzig, sechs Jahre später aber, nachdem er (1625) Licentiat der Theologie (in Wittenberg) geworden war, des bisher bekleideten Amtes entsetzt. Doch erhielt er 1628 an dem Gymnasium seiner Vaterstadt eine Professur der Logik und hebräischen Sprache. Im J. 1630 ward er Pastor zu Reichenberg bei Danzig [2]), und 1632 zu Rosenberg bei Stargard. Von da ging er nach Rostock, wo er (1637) die zweite ordentliche Professur der Theologie erhielt, welche J. Cothmann bisher bekleidet hatte [3]). Im J. 1638 nahm er zu Wittenberg, wohin er im August des genannten Jahres gereist war, die theologische Doctorwürde an. Aber literarische Fehden, in die ihn seine Reizbarkeit und Intoleranz gegen Andersdenkende verwickelte, und eine ungeregelte Lebensweise wirkten nachtheilig für seine Verhältnisse und stürzten ihn in Dürftigkeit. Mit einem Schreiben der wittenbergischen Universität reiste er (1641) umher, um durch milde Beisteuern seinen Vermögensumständen wieder aufzuhelfen [4]).

38) Hagemann a. a. O. §. 303. S. 574. 39) Siehe Glück's Erläuterungen der Pandecten. §. 681. 10. Bd. S. 185 fg.

1) S. Jubilaeum Academiae Rostoch. Festum. Cum summa festivitate Mense Novembri anni 1619 celebratum. (Rostoch. 1620. 4.) 2) In Insula Gedanensium Stublaviensi, heißt es in dem Etwas von gelehrten rostockischen Sachen für gute Freunde (herausgeg. von Burgmann und Mentzel), vom J. 1740. S. 376. 3) S. Etwas rc. vom J. 1737. S. 242 und 324, wo seiner Oratio introductoria gedacht wird. 4) In dem Etwas rc. vom J. 1742. S. 378 fg. heißt es: Quum itaque *Hutzingius*

Bis zum J. 1643 blieb Hutzing in Rostock. Um
Zeit unternahm er, um eine anderweitige Anstel-
zu suchen, eine Reise nach Holland. Er wurde
tpastor der evangelischen Gemeinde im Haag, blieb
in diesem Amte, das er im November 1743 ange-
, nur bis zum nächsten Jahre. In Rostock, wo-
r sich wieder gewendet, blieben seine Bemühungen,
Anstellung zu finden, vergeblich. Seit dieser Zeit
er 31 Jahre hindurch unstät und flüchtig umher,
nit dem bittersten Mangel kämpfend. Er wandte
nach Danzig, hing sich dort und zu Warschau an
päpstlichen, und nahm in Wilna seine Zuflucht zu
Jesuiten. Eine leidliche Existenz erreichte er auf
n dieser Wege. Er kehrte daher wieder zu den Lu-
hen zurück, durchwanderte Teutschland, war zuwei-
feldprediger, und ging endlich wieder nach Rostock.
lebte er noch einige Jahre ohne Amt von Unter-
ngen, und starb den 7. Jun. 1678 im 78. Le-
ahre [5]). Zu seinen Schriften gehören ein libellum
este, eine Abhandlung de ministerio ecclesia-
, durch die er in manche Irrungen gerieth, und
homiletische Arbeiten, unter andern eine christliche
predigt über das Evangelium von der Witwe Sohn
ain [6]). (*Heinr. Döring.*)

Hutzucker, s. Zucker.

HUULBECK (Karl Georg), geboren 1735, starb
2. Febr. 1800 zu Berlin, als preuß. Kammerassi-
ath, Oberconsistorialfiscal und Defensor piorum
rum, wie auch des Joachimsthaler Gymnasiums
Berlin. Er hat in der brandenburg-schwedtschen
essionssache, unter dem Titel: Bemerkungen über
usführung der Gerechtsame der Frau Prinzessinnen
er des hochseligen Herrn Markgrafen Friedrich Hein-
n Brandenburg-Schwedt, königl. Hoheit, eine De-
n (Berlin 1789. Fol.) drucken lassen.
(*Spangenberg.*)

Huur, s. Hauerschilling.

---

d perpetuas lites factus natusque videretur, non potuit
diversis officiis remotus, in rei familiaris prolabi angu-
Nihilominus tamen Academia Vitebergensis misera ejus
commota literis commendatitiis, quae 1641 typis expres-
nt (S. dieses Empfehlungsschreiben in den weitern Nach-
von gel. rostock. Sachen. 1743. S. 366 fg.), bonos omnes
t, ut dum, premente inopia, Theologus hic orbem pera-
decrevisset, necessariis ipsi vitae praesidiis succurrerent
modum ejus promoverent. In dem wittenberger Empfeh-
hreiben heißt es: Der heil. Schrift Doctor und Professor
s zu Rostock, auch jetziger Zeit Facultatis Theologicae
a. Er muß aber nachher tief gesunken sein, weil Varenius
em Leichenprogramme (S. Etwas 2c. vom J. 1742. S. 372)
cklich äußert: Consessus in R. Concilio, in Theol. Facult.
legio interclusus ipsi fuit.
5) Nach einer Angabe von Varenius in s. Leichenpro-
e (S. Etwas 2c. vom J. 1742. S. 370); nach einer an-
inder verbürgten Angabe starb er 1680. 6) S. außer
ehrfach angeführten Etwas 2c. a. m. O. *O. F. Schütz*,
av. Chytraei (Hamburg 1720). 2. Bd. S. 592. 3. Bd.
. Jöchers allgem. Gelehrten-Lexikon. 2. Th. Col. 1792.
Krey, Andenken an die rostockischen Gelehrten aus den
ten Jahrhunderten. 8. St. S. 61 fg.

Hausting, s. unter Ding.

Huvele, s. Hövel.

Huvenbandt, s. Haubenbandsgerechtigkeit.

Huvili, s. Hövel.

HUWÁRI, wofür richtiger HEWÁRI (هواري) zu schreiben und zu lesen, ist der gemeinschaftliche Name mehrer arabischen Schriftsteller. Unter ihnen heben wir folgende heraus:

1) Abu Ali Hosein Ben Chalf Hewári, der seinen Aufenthalt zu Alexandrien nahm, und 514 (beg. 2. April 1120) starb. Als berühmter Koranleser (Mucri) schrieb er auch ein Werk über seine Wissenschaft unter dem Titel: تلخيص العبارات.

2) Abd-el-aziz Ben Ali Ben Davud Hewári ist Verfasser eines Commentars zu dem arithmetischen Handbuche تلخيص أعمال الحساب vom Scheich Abu'l-abbás Ahmed Ben Muhammed Ben Osman Azdi, gewöhnlich Ibn-elbenná genannt.

3) Abu Bekr Ben Hewár Betáthi ist Verfasser des Werkes: Schönheit der Lichter (بهجة الانوار).
(*Gustav Flügel.*)

HUWELYKSZORG, eine Kaffeepflanzung in dem niederländischen Antheile des südamerikanischen Küstenlandes Guyana, gewöhnlicher unter dem Namen Surinam bekannt. Auf dieser Pflanzung sollen jährlich 20,000 Pf. Kaffee gewonnen werden. (*J. C. Schmidt.*)

HUWNIKI, eine dem Vincenz von Tyszkowski gehörige Herrschaft im stryer Kreise Galiziens, mit einem eigenen Justizamt und dem Dorfe gleiches Namens, welches nächst Kalwarda und 2¼ Stunden von Dobromil, wo die nächste Briefsammlung ist, entfernt am Stwiarzflusse liegt. (*G. F. Schreiner.*)

HUXHAM (John), ein berühmter Arzt in Plymouth, woselbst er am 10. August 1768 in einem hohen Alter starb. Er studirte mit Eifer die alten Ärzte, namentlich Hippokrates, den er auch in der Einleitung seines Buches über die Fieber als Muster empfiehlt, und schrieb ein gutes Latein. Hippokrates nachstrebend, wandte er große Aufmerksamkeit auf das Verhältniß der atmosphärischen Einflüsse zu den Krankheiten, und sammelte tägliche Beobachtungen über den Regen, den Barometer- und Thermometerstand, die Winde 2c. vom J. 1724—1752. Er gab diese Observationes de aëre et morbis epidemicis im J. 1739 und 1752 heraus. Der erste Theil befaßt die Jahre von 1728—1737; Huxham bezieht sich aber darin auf seine vorgängige Bekanntmachung der Witterungsverhältnisse von 1724—1727. Der zweite Theil enthält die Jahre 1738—1748. Die Beobachtungen von 1749—1752 erschienen erst 1771 als dritter Theil von H.'s Sohn, und zwar in engl. Sprache. Wie sehr man diese Beobachtungen in England achtete, geht daraus hervor, daß sie ins Englische übersetzt wurden, der erste Theil selbst zweimal. Wegen seiner großen Verdienste um die Heilkunde wurde H. zum Mitgliede der königl. Akademie ernannt, und mehre Abhandlungen von ihm befinden sich in den Philosophical

Transactions von 1723—1762. Am berühmtesten machte ihn sein Werk über die Fieber, welches unter dem Titel erschien: Essay on Fevers, with their various kinds, as depending on different constitutions of the Blood; with dissertations on putrid, pestilential spotted Fevers, on the Small-pox, and on Peripneumonics (Lond. 1739), und bis zum J. 1769 in England fünf Auflagen erlebte. Dasselbe wurde auch in fremde Sprachen übersetzt, z. B. auf Befehl des Königs von Portugal ins Portugiesische, ferner ins Französische, sowie auch ins Teutsche, unter dem Titel: Huxhams Abhandlung von Fiebern, welche von der Beschaffenheit des Geblüts herrühren (München u. Augsburg 1756), und: Huxhams Abhandlung von der Kinderblatternkrankheit und der damit verknüpften Fieber unterschiedlichen Art und Cur (Ebend. 1757). Er folgte darin den Grundsätzen der Humoralpathologie, und gab nur wenige bestimmte Arzneiformeln, weil er meinte, ein Arzt, der mit der Krankheit bekannt ist, könne über die Form der anzuwendenden Mittel nicht in Verlegenheit kommen. Eine besondere Schrift über Angina maligna erschien von ihm unter dem Titel: Dissertation on the malignant ulcerous sore Throat (Lond. 1750), die auch in der fünften Ausgabe des Buches über die Fieber wieder abgedruckt wurde. Ferner gab er noch eine Schrift über den Spiesglanz heraus: Medical and chemical Observations on Antimony (Lond. 1756), worin er auch das nach ihm benannte Vinum antimonii *Huxhami*, welches noch gegenwärtig in den Pharmakopöen aufgeführt wird, genauer beschrieb. In den englischen Dispensatorien heißt auch das Elixir roborans *Whyttii* noch gegenwärtig wol Huxhams Chinatinctur.

Eine Sammlung der wichtigern Schriften H.'s in teutscher Sprache erschien unter dem Titel: Huxhams Sammlung medicinischer Schriften, von Fiebern, Kinderblattern, Lungenentzündungen, Seitenstechen, bösen Halskrankheiten und vom Spiesglase, wie auch einige medicinische Fälle, ingleichen von Polypen und von der Kolik (Bremen 1769). Eine vollständige Sammlung derselben in lateinischer Sprache besorgte Reichel: Joannis Huxhami opera physico-medica, curante *Georgio Christiano Reichel*. III Tom. (Lips. 1784).

(*Fr. Wilh. Theile.*)

HUY, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der Provinz Lüttich des Königreichs Belgien, zwischen 50° 31′ nördl. Breite und 22° 54′ östl. Länge, liegt in einem schönen Thal an der Maas, die hier das Flüßchen Hoyoux aufnimmt und die Stadt in zwei Theile theilt, die durch eine schöne steinerne Brücke verbunden sind; hat ein Gymnasium, Gärbereien, Papiermühlen, Eisenhämmer, große Weißblechfabriken und Eisenschmieden, 10 Kirchen, mehre Hospitäler, über 800 Häuser und 6000 Einwohner. In der Nähe der Stadt, an dem Fuß eines Felsens, befindet sich eine Mineralquelle, und in der ganzen Gegend werden Kalksteinbrüche unterhalten und eine große Menge Eisen, Alaun, Schwefel und Steinkohlen gewonnen. Der Bezirk von Huy umfaßt die sieben Cantone: Avene, Bodegnée, Ferrière, Heron, Landen, Nandrin und Huy.

(*J. C. Schmidt.*)

HUŸDECOPER (Balthasar), ein ausgezeichneter, um die Ausbildung der holländischen Sprache hochverdienter Sprachforscher und Alterthumskenner, ward im J. 1695 zu Amsterdam geboren, wo seine Familie zu den angesehenern Geschlechtern gehörte. Er selbst bekleidete mehre öffentliche Ämter, unter andern das eines Schöffen in seiner Vaterstadt und das eines Amtmanns auf der Insel Texel; doch zogen ihn die Wissenschaften mehr an als das öffentliche Leben. H. scheint sich insbesondere durch ein sorgfältiges Studium der römischen Dichter gebildet zu haben; wenigstens lieferte er schon früh eine prosaische Übersetzung der Horazischen Satyren und Briefe, worauf er später eine poetische Nachahmung derselben folgen ließ. Zugleich versuchte er sich im Trauerspiel, und mehre seiner Stücke fanden in Holland, wo damals der französische Geschmack vorwaltete, ungemeinen Beifall, weil auch ihm Corneille als unübertroffenes Muster galt. Andere kleine Gedichte wurden erst nach seinem Tode herausgegeben, sowie denn überhaupt seine dichterischen Leistungen von geringer Bedeutung sind.

Wahre Verdienste um die holländische Sprache und Alterthumskunde erwarb er sich dagegen durch seine Proben von Sprach- und Dichtkunde nebst Anmerkungen zu Vondels Übersetzung der Verwandlungen des Ovid [1]), und durch die Herausgabe der Reimchronik von Melis Stoke [2]). In jenem Werke liefert der Verf. einen wahren Schatz von Beispielen aus den besten holländischen Schriftstellern aller Zeiten, und aus vielen sehr alten, häufig noch ungedruckten Sprachdenkmalen, und bewährt sich in seinem Urtheil über die holländischen Dichter und in seinen Bemerkungen über die Grundsätze und über die Eigenthümlichkeiten der Sprache als ein Kenner, der in den Geist seiner Sprache eingedrungen ist. Das letztere Werk, welches 32 Jahre später erschien, enthält gewissermaßen die gereiften Früchte von H.'s unausgesetzten vielseitigen Studien; in sprachlicher Hinsicht liefert es neben der Erklärung jener alten Chronik die gründlichste Anleitung zum tiefern Eindringen in den Geist der holländischen Sprache, und die geschichtlichen Anmerkungen und Erklärungen zeugen alle von einer umfassenden Gelehrsamkeit und von ungewöhnlichem Scharfsinne, wiewol dieser letztere dem Verf. auch nicht selten zu gewagten Hypothesen verleitet hat. Seine amtliche Stellung auf Texel benutzte er auch zur Sammlung und Herausgabe der Privilegien en Handschriften van Texel, und außerdem verdankt ihm Holland die erste vollständige Ausgabe von P. Cz. Hoofts Briefwechsel. Von seinen Mitbürgern hochgeehrt und geachtet erreichte er

1) Proeve van Taal- en Dichtkunde en vrijmoedige aanmerkingen op *Vondels* vertaalde herscheppingen van Ovidius (Amst. 1730. 1 vol. 4.) und mit Zusätzen und Anmerkungen herausgeg. von *F. van Lelijveld* en *H. Hinlopen*. (Leyden 1782 sq. 4 voll.) 2) Reimchronijk van *Melis Stoke*, met historie- oudheid- en taalkundige aanmerkingen. (Leyden 1772. 3 voll.)

glückliches Alter und starb als Altschöffe zu Amster-
am 24. Sept. 1778. (*Karl Bernhardi.*)

HUYGENS, ein Vorgebirge auf Dewittsland, der
östl. Küste von Neuholland, unter 17° 58′ südl. Br.
139° 50′ östl. Länge von Ferro. (*Klaehn.*)

HUYGENS [1]) van Zuylichem (Christian), Erb-
von Zeelhem, einer der, besonders in der Mechanik,
ezeichnetsten Mathematiker, welche je gelebt haben,
e den 14. April 1629 im Haag geboren, und war
nittlere von drei Brüdern. Seine Familie, eine der
en, vornehmsten und reichsten Hollands, stammte
ünglich aus Brabant. Sein Großvater, Vater und
r Bruder bekleideten nach einander den angesehenen
n eines Secretairs und geheimen Raths bei dem
zen von Oranien, in welcher Eigenschaft auch H.'s
er Bruder, Constantin, dem Prinzen Wilhelm nach
and folgte, als dieser im J. 1688 dort den Thron
g. Der Vater [2]) unsers H. war nicht allein durch
sche Bildung und Talent für die Dichtkunst ausge-
et, wie seine in lateinischer und flämischer Sprache
lassenen Gedichte bezeugen, sondern besaß auch gute
ematische und physikalische Kenntnisse. Er ertheilte
selbst seinem Sohne den ersten Unterricht und
e denselben, der so frühzeitig treffliche Anlagen für
Rechanik entwickelte, schon im 13. Jahre mit dem
hinenwesen bekannt. In seinem 15. Jahr erhielt
nge H. einen amsterdamer Mathematiker, Namens
pioen, zum Lehrer, welchem Descartes eben kein
lich günstiges Zeugniß gibt, der aber doch die Fort-
e seines Zöglings schnell förderte. Sechszehn Jahre
zog unser H. die Universität Leyden, um dort un-
m berühmten Juristen Vinnius, der ihm nachher
Commentar über die Institutionen dedicirte, die
e zu studiren; zugleich setzte er aber dort und spä-
Breda, wo unter Leitung seines Vaters eine Uni-
it errichtet worden war, seine mathematischen Stu-
fort. In Breda blieb er von 1646—1648. An
Universitäten hatte er an den Mathematikern Franz
Schooten und Joh. Pell geschickte Lehrer, und ver-
sich bald selbst mit so vielem Scharfsinn in ma-
tischen Arbeiten, daß er die Aufmerksamkeit des
hm aufs Höchste verehrten Descartes, dem man
Arbeiten mittheilte, auf sich zog. Doch wurde un-
H. nicht das von ihm ersehnte Glück zu Theil, die
liche Bekanntschaft Descartes' zu machen, weder
nd dessen Aufenthalts in Holland, noch später im
1649, wo H. den Grafen Heinrich von Nassau
iner Reise nach Dänemark begleitete, aber we-
u kurzen Verweilens seines Obern nicht die Er-
ß zur Überfahrt nach Schweden, wo sich Des-
cartes damals befand, erlangen konnte. Im J. 1651 begann H. seine schriftstellerische Laufbahn durch seine Theoremata de quadratura Hyperboles, Ellipsis et Circuli, ex dato portionum gravitatis centro, quibus subjuncta est ἐξέτασις Cyclometriae Gregorii a S. Vincentio editae anno 1647, welchen er im J. 1654 seine scharfsinnige Abhandlung: De circuli magnitudine inventa nova, folgen ließ. Diese beiden Schriften erschienen zu Leyden und sind zwar noch jugendliche Versuche des Verfassers, welche mit seinen spätern Schriften keinen Vergleich aushalten, zeigen aber doch schon, was sich von ihm in reifern Jahren erwarten ließ (vgl. darüber das beifällige Urtheil Montucla's in dessen Hist. des mathém. nouv. édit. Tom. II. p. 416 und ausführlicher in desselb. Hist. des recherches sur la quadrature du cercle, chap. 3). In diesen Jahren setzte H. auch schon Verschiedenes über Refractionen und Dioptrik auf, was späterhin erst in seinen Opp. posthum. gedruckt erschien. Im J. 1655 reiste H. nach Frankreich und erhielt zu Angers, wo damals eine protestantische Akademie existirte, die juristische Doctorwürde. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich nebst seinem ältern Bruder mit dem Schleifen von Gläsern für größere Fernröhre, und verfertigte ein Teleskop von 10 (holl.) Fuß Brennweite, mittels dessen er zuerst einen Trabanten des Saturn (unter den jetzt bekannten den sechsten vom Saturn an gezählt) entdeckte. Diese Entdeckung theilte er, nach der Sitte damaliger Gelehrten, andern Astronomen Anfangs in einer Art von Räthsel mit [3]), das er sogar auf das Objectiv seines Fernrohrs gesetzt haben soll. Die Beschäftigung mit der Theorie und Praxis des Glasschleifens blieb auch in der Folge stets eine Lieblingsbeschäftigung unsers H. und seines Bruders; besonders bemühten sie sich, wie die meisten geschickten Optiker ihrer Zeit, Gläser von recht großer Brennweite zu verfertigen, welche sich dann aber freilich nicht mehr mit den zugehörigen Ocularen in zusammenliegende Röhren fassen ließen, indem eine so lange Röhre viel zu sehr der Biegung durch ihr eigenes Gewicht und vielen andern Unbequemlichkeiten ausgesetzt ist. So schliffen sie in den Jahren 1681—1687 zwei Gläser, das eine von 170, das andere gar von 210 Fuß Brennweite, und eine Menge anderer von mehr als 100 Fuß Brennweite. Im J. 1656 schrieb H. eine Abhandlung: De ratiociniis in ludo aleae, ursprünglich in holländischer Sprache, aus welcher sie aber van Schooten, dem er diese Abhandlung übersandte, ins Lateinische übersetzte, und sie seinem unter dem Titel: Exercitationes mathematicae herausgegebenen Werke beifügte. Noch als fast ein halbes Jahrhundert später Jakob Bernoulli seine Ars conjectandi herausgab, schien ihm nichts zur Einleitung passender,

---

Dies ist, nach Lalande's Zeugnisse, die in Holland übliche
art dieses Namens, welcher auch Bayle folgt. H. selbst
reibt sich in seinen in Frankreich oder dorthin geschriebe-
iefen Hugens, in seinen lateinischen Schriften Hugenius.
Philos. Transact. und andern Werken findet man abwech-
luyghens, Hughens, Huguens und Hughuens geschrieben.
Bayle, Dict. histor. et crit. Artik. Zuylichem, und Bio-
univ. T. XXI. Artik. Huygens (*Constantin*).

3) Admovere oculis distantia sidera nostris VVVVVVV CCCRRHMBQX, welches er später durch Versetzung der Buchstaben so erklärte: Saturno luna sua circumducitur diebus sexdecim horis quatuor. Er selbst bestimmte nachmals diese Umlaufszeit genauer in seinem Systema Saturnium auf 15 Tage und 23 Stunden.

die ebenerwähnte Schrift H.'s, welche der erste regelrechte Tractat über die, früher nur fragmentarisch von Pascal und Fermat behandelte, Wahrscheinlichkeitsrechnung war.

Das größte Verdienst, welches sich H. um die mathematischen und physikalischen Wissenschaften erworben hat, und wofür ihm die späteste Nachwelt ewigen Dank schuldig ist, besteht in seiner Erfindung der Pendeluhren, die er gegen Ende des Jahres 1656 machte, und worauf er am 16. Jun. des folgenden Jahres von den Generalstaaten ein Erfindungspatent erhielt. Zwar hatten schon vorher die Astronomen sich der Pendelschwingungen als eines Zeitmaßes bedient (vergl. den Art. Galilei), aber Keiner hatte das Pendel mit einem Uhrwerk in Verbindung gesetzt, sondern man hatte bisher jedes Mal einen eigenen Gehilfen bei dem Pendel angestellt, um dasselbe in Schwingung zu erhalten; was natürlich allemal nur während der Dauer einer Beobachtung anging, sodaß Räderuhr und Pendel, von einander getrennt, nur sehr unvollkommene Werkzeuge für die Zeitmessung waren. Mit der Verbindung beider zu einer Pendeluhr und mit der Anwendung der Fernröhre beginnt daher eigentlich die Epoche der neuern Astronomie. Auch zur Auflösung des für die Schiffahrt so höchst wichtigen Problems der Bestimmung geographischer Längen auf der See suchte H. seine Pendeluhr anwendbar zu machen, und wiewol ihm dies, wegen der schwankenden Bewegung der Schiffe, nicht glückte, so verdient doch der von ihm auch bei diesen Versuchen bewiesene Scharfsinn unsere ganze Hochachtung. Überhaupt ist es der hohe Grad von wissenschaftlicher Vollendung, zu welchem H. die Theorie seiner Erfindung erhob, nicht zufrieden, wie manche andere Erfinder, blos eine glückliche Idee in Umlauf gebracht, die völlige Ausführung derselben aber Andern überlassen zu haben, — es ist diese wissenschaftliche Vollendung, sage ich, welche ihm vorzüglich zum Ruhme gereicht. Seine hierauf bezüglichen Schriften, welche freilich nicht unmittelbar hinter einander, sondern zum Theil erst in folgenden Jahren, nach manchen dazwischenfallenden andern Arbeiten, von ihm herausgegeben wurden, und von denen die dritte besonders nicht allein die Mechanik, sondern auch die Theorie der Curven weiter befördert, sind folgende: **Horologium (Hagae Comitum 1658. 4.)**, eine kurze den Generalstaaten von Holland und Westfriesland zugeeignete Beschreibung seiner Uhr. **Brevis institutio de usu horologiorum, ad inveniendas longitudines**, ursprünglich für die Schiffer in holländischer Sprache aufgesetzt. **Horologium oscillatorium, sive de motu pendulorum ad horologia aptato, demonstrationes geometricae**; dieses Hauptwerk von H. über seine Erfindung, erst während seines, nachher zu erwähnenden, Aufenthalts in Paris ausgearbeitet und im J. 1673 in Folio mit einer an Ludwig XIV. gerichteten Dedication herausgegeben, enthält: 1) **descriptionem horologii oscillatorii**; 2) **de descensu gravium, et motu eorum in Cycloide**[4]; 3) **de evolutione**[5] **et dimensione linearum curvarum**; 4) **de centro oscillationis seu agitationis**; 5) **alterius horologii constructionem, in quo circularis est penduli motus, et theoremata de vi centrifuga.** Alle diese und einige kleinere, einen Streit über die von H. angegebene Bestimmung des Mittelpunkts der Schwingung betreffende Schriften findet man vereinigt in dem ersten Theile der von 's Gravesande veranstalteten Sammlung Hugenianischer Werke.

Im J. 1659 gab H. sein **Systema Saturnium** heraus, worin er zuerst die auffallenden Veränderungen in der Erscheinung der Gestalt dieses Planeten, *welche man schon seit Erfindung der Fernröhre beobachtet, aber bis dahin vergeblich zu erklären versucht hatte, durch die Annahme eines Ringes genügend erklärte, welcher den Saturn umgibt.* H. hatte diese Entdeckung schon am Schluß einer, im März des J. 1656 herausgegebenen, kleinen Schrift: **De Saturni luna observatio nova**, durch ein Buchstabenräthsel angedeutet, dessen Auflösung er *jetzt* in den Worten gab: **Annulo cingitur, tenui, plano, nusquam cohaerente, ad eclipticam inclinato.** Huygens fußte hierbei auf so genaue Beobachtungen und Rechnungen, daß er ein völliges Verschwinden der scheinbaren Handhaben der Saturnscheibe für das Jahr *1671* und ihr Wiedererscheinen im J. 1672 voraussagte, eine Verkündigung, deren Eintreffen die Zweifel seiner Gegner niederschlug. H.'s **Systema Saturnium** enthält außerdem manche andere interessante und damals *neue* Beobachtungen, z. B. über den großen Nebelflecken im Sternbilde des Orion, über die Streifen am Jupiter und Mars &c., ferner das scharfsinnige Verfahren H.'s, um den scheinbaren Durchmesser der Planeten zu messen, welches als die erste Idee der jetzt üblichen, freilich seitdem sehr vervollkommneten, Mikrometer angesehen werden muß. Im J. 1660 machte H. eine zweite Reise nach Frankreich und ging von dort im folgenden Jahre nach England, wo man begierig sein Verfahren bei Verfertigung der Ferngläser von ihm erlernte, weil seine Teleskope, denen er damals noch nicht über *24 Fuß* Brennweite gab, unter allen, die man kannte, *die besten waren.* Nach seiner Rückkehr aus England beschäftigte er sich viel mit Versuchen durch die Luftpumpe, und gab auch für diese damals noch neue Erfindung manche Verbesserungen an. Ferner *stellte er schon* in dieser Zeit in einem Brief an W. Jones *eine Regel* auf, um die Höhe eines Standpunkts über der Meeresfläche aus dem auf diesem Punkte beobachteten Luftdruck, und umgekehrt, abzuleiten. Zugleich entdeckte er auch die Gesetze des Stoßes elastischer Körper, welche Gesetze später auch von Wallis und Wren in England gefunden wurden, und zu einem gelehrten Streite zwischen dem

---

4) Die merkwürdigen Eigenschaften dieser Curve, daß sie eine Autochrone und daß ihre Evolute wieder eine Cykloide sei, sind Entdeckungen von H. (vergl. d. Art. Cycloide).

5) Die Theorie der Abwickelung krummer Linien, welche seitdem so viele der berühmtesten Geometer beschäftigt hat, ist hier zuerst vorgetragen, und gehört zu den schönsten Erfindungen von Huygens.

Letztern und Huygens Veranlassung gaben. Im J. 1663 reiste H. aufs Neue nach Paris, und von dort mit seinem Vater, der dort diplomatische Geschäfte gehabt hatte, nach England, wo er diesmal von der Royal Society zu London zu ihrem Mitglied erwählt wurde. Nach Verlauf einiger Monate ging er von London wieder nach Paris. Im J. 1664 kehrte er nach dem Haag zurück, und bestand dort siegreich in einem Streit über die Priorität der Erfindung der Pendeluhren. Um diese Zeit wurde in Paris auf Colberts Betrieb die dort schon seit fast 30 Jahren sich in regelmäßigen Sitzungen versammelnde freie Verbindung von Gelehrten zu einer königl. Akademie der Wissenschaften erhoben, und zur Erhöhung ihres Glanzes wurden mehre berühmte fremde Gelehrte als Mitglieder nach Frankreich berufen. Auch Huygens erhielt im J. 1665 diesen ehrenvollen Ruf, wobei ihm, außer einem bedeutenden Jahrgehalt, eine freie Wohnung in dem Gebäude der königl. Bibliothek zugesichert wurde. H. folgte diesem Ruf im J. 1666, und blieb, mit geringen Unterbrechungen, 15 Jahre in Paris, während welcher Zeit er die Memoiren der Akademie mit einer Menge trefflicher, theils die Vervollkommnung seiner frühern, theils neue Erfindungen und Entdeckungen betreffend, bereicherte, sein schon erwähntes Horologium oscillatorium ausarbeitete, und durch mündliche und schriftliche Mittheilungen und Rathschläge den Scharfsinn und die Erfindungsgabe seiner Bekannten anregte und leitete. Dankbar erkennt dies Letztere besonders Leibnitz an, der in den Jahren 1672 und 1673 viel mit Huygens verkehrte, und gesteht, daß ihm dadurch eine Welt voll neuer Ideen aufgegangen sei. In diese Zeit fällt auch die Anwendung der Spiralfeder zur Regulirung des Ganges der bis dahin noch sehr ungenauen Taschenuhren; eine Erfindung, welche Huygens zwar von zwei andern geschickten Mechanikern streitig gemacht wurde (vergl. die Art. Hautefeuille und Hooke), aber sicherlich von H., wenn auch gleichzeitig mit Jenen, doch unabhängig von ihnen und in größerer mathematischer Vollendung gemacht wurde. Ein Paar andere gelehrte Streite, welche H. in Paris hatte, mögen hier nur kurz angeführt werden; den einen ziemlich hartnäckigen führte er mit einem Abbé Catelan, der seine treffliche Theorie der Centra oscillationis sehr mit Unrecht angriff (der gewechselten Streitschriften ist schon oben gedacht worden); den andern, der mit einer damals ungewöhnlichen Ruhe und Artigkeit von beiden Seiten geführt wurde, hatte er mit dem Chevalier Renau, dem Erfinder der Bombardiergalioten, in Betreff des Manövers der Schiffe, zu bestehen. Die vornehmsten Gegenstände seiner in der pariser Akademie vorgelesenen Abhandlungen und einiger andern, die er in derselben Zeit an die königl. Societät zu London sandte, sind: Untersuchungen über die Natur und Eigenschaften des Lichts, über die Ursache der Schwere, über den Magnet[6]), über Verbesserung des Barometers, über eine von ihm erfundene vollkommene Wasserwage am Fernrohr, über mancherlei Projecte zu neuen Maschinen, aber auch über strengere Beweise für die Grundlagen der Statik. Zweimal, im J. 1670 und 1675, mußte sich H., um seine durch zu angestrengtes Arbeiten zerrüttete Gesundheit herzustellen, in den Schoos seiner Familie nach Holland begeben. In der vor der Sammlung seiner Werke von 's Gravesande stehenden Biographie H.'s wird die mit der Zunahme seines Alters immer nöthiger werdende sorgfältige Pflege seiner Gesundheit auch allein als Grund angegeben, warum er im J. 1681 ganz seinen Abschied von der pariser Akademie nahm und in sein Vaterland zurückkehrte; doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch die Zurückrufung des Edicts von Nantes ihn mit dazu veranlaßt habe. Wenigstens schließt dies Delambre daraus, daß H. zugleich alle Correspondenz mit der pariser Akademie abbrach, während er fortdauernd Memoiren für die Philosophical Transactions nach London sandte, und überhaupt keineswegs aufhörte, sich mit gelehrten Arbeiten eifrig zu beschäftigen. Im J. 1682 construirte H. ein Planetarium und wurde durch diese Arbeit auf die Entdeckung einer Eigenschaft der Kettenbrüche hingeleitet, welche Lagrange in seinen Zusätzen zu Eulers Algebra une des principales découvertes de ce grand géomètre nennt. Um nämlich die Umläufe der verschiedenen Planeten um die Sonne völlig genau darzustellen, müßte man Räder anwenden, bei denen die Anzahlen der Zähne in den nämlichen Verhältnissen ständen, wie die Umlaufszeiten. Da aber diese Verhältnisse irrational sind, oder wenigstens nur durch sehr große Zahlen mit einer gewissen Genauigkeit dargestellt werden können, während sich die Anzahl der Zähne eines Rades nur bis an eine bestimmte Grenze, die von der Größe des Rades abhängt, vermehren läßt; so ist man genöthigt, sich mit einer annähernden Genauigkeit zu begnügen, und es kommt nun darauf an, die Verhältnisse in kleinern Zahlen auszudrücken, sodaß sie soviel als möglich der Wahrheit nahe bleiben, und weniger als jedes andere Verhältniß, das nicht in größern Zahlen ausgedrückt ist, davon abweichen. Huygens löst diese Aufgabe mittels der Kettenbrüche, zeigt, wie solche Brüche entstehen und entwickelt die vornehmsten Eigenschaften der daraus entspringenden Näherungsbrüche (s. Descriptio automati planetarii am Schlusse der Opp. reliqua). Während H. noch mit diesen und ähnlichen, zum Theil schon erwähnten, mechanischen, astronomischen und optischen Arbeiten beschäftigt war, bereitete sich in der mathematischen Welt eine wichtige Umwälzung vor. Es war nämlich im J. 1684, wo Leibnitz seine neuerfundene Differentialrechnung und einige Anwendungen derselben bekannt machte (vergl. d. Art. Leibnitz). Die ersten Versuche in diesem neuen Calcul wurden Anfangs keineswegs gehörig gewürdigt, ja nicht einmal recht verstanden. Selbst Huygens trifft dieser Vorwurf; denn, obgleich aufmerksam gemacht durch die von Leibnitz in den leipziger Actis Eruditorum vorgelegte Aufgabe in Betreff der isochronischen Curve, gab er sich doch nicht sogleich die Mühe, die neue Methode zu studiren, zumal

6) Diese Abhandlung über den Magnet findet sich in den Protocollen der pariser Akademie verzeichnet, ist aber nie gedruckt worden.

da es ihm gelang, die Aufgabe durch die ältern ihm geläufigen Methoden zu lösen. Einige Jahre später, als Jakob Bernoulli die Betrachtung der Kettenlinie, mit welcher sich schon Galilei ohne eigentlichen Erfolg beschäftigt hatte, wieder in Anregung brachte, löste H. zwar auch diese Aufgabe noch vermittels der ältern Methoden, wurde aber doch nun geneigter, sich mit dem neuen Calcul bekannt zu machen, und suchte in einer Correspondenz mit Leibnitz und l'Hopital sich über die ihm aufstoßenden Schwierigkeiten zu belehren. Doch, ehe wir zu dieser Art von Bekehrung von H. gelangen, ist, der Zeitfolge nach, noch manches Vorhergehende aus seinem Leben, oder, was bei ihm dasselbe ist, aus seinem wissenschaftlichen Wirken zu erzählen. Im J. 1686 hatte Newton seine Principia philosophiae naturalis herausgegeben, und es mochte wol vorzüglich der Wunsch sein, den Verfasser dieses unsterblichen Werkes persönlich kennen zu lernen, welcher Huygens bewog, im J. 1689 zum dritten Mal England zu besuchen. Nach seiner Rückkehr gab er im J. 1690 die schon vorher einmal erwähnten Abhandlungen über das Licht und über die Ursache der Schwere, in französischer Sprache in Druck. Beide Abhandlungen hatte H. schon während seines Aufenthalts in Paris verfaßt und der dortigen Akademie mitgetheilt, sie erschienen aber jetzt mit vielen Zusätzen bereichert. In der erstern von diesen Abhandlungen stellt Huygens die nachher von Euler vertheidigte und in neuester Zeit durch Malus, Fresnel, Fraunhofer, Herschel den Jüngern und andere geschickte Physiker wieder sehr empfohlene Undulationstheorie des Lichts zuerst auf und leitet daraus das mathematische Gesetz für die doppelte Brechung des Lichts im isländischen Krystalle her. Wir enthalten uns hier jedes Urtheils über die Vorzüge dieser Theorie, sowie über die Vorzüge des entgegengesetzten Emissions- oder Emanationssystems, um so mehr, da in dem Art. Licht beide Systeme ausführlich zu vergleichen sind. In der Abhandlung über die Ursache der Schwere kommen schöne Untersuchungen über die Gestalt der Erde vor, deren Abplattung an den Polen Huygens zuerst im J. 1669 behauptet[7]) und nachher wiederholt hatte, als Richer bei seiner Rückkehr aus Cayenne bekannt machte, daß dort das aus Paris mitgebrachte Pendel um 1¼ Linie zu verkürzen sei, wenn es ferner Secunden schlagen sollte. Schon damals hatte H. diese Erscheinung aus der durch die größere Schwungkraft verminderten Schwere am Äquator und aus der daraus folgenden größern Anhäufung der Materie gegen den Äquator hin erklärt, und somit die Erde für ein an den Polen abgeplattetes Sphäroid erkannt. In der Ausgabe seiner Abhandlung, von welcher wir jetzt sprechen, bestätigt und erläutert H. diese Behauptung durch neue Betrachtungen und Rechnungen; inzwischen hatte Newton durch richtigere Ansichten von der allgemeinen Schwere geleitet, den Unterschied zwischen der Länge der Erdaxe und der des Durchmessers des Äquators schon genauer berechnet, als Huygens, welchem jedoch immer das Verdienst der ersten Entdeckung bleibt. Übrigens enthielt H.'s Abhandlung auch viele andere interessante Betrachtungen, z. B. über die logarithmische Linie und die durch sie erzeugten Flächen und Körper. Die Eigenschaften dieser Curve hatten ihm dazu gedient, die Bewegung der Körper in einem widerstehenden Mittel zu bestimmen; er gab aber nur die Resultate dieser Betrachtungen an, die Beweise dafür hat später ein geschickter italienischer Mathematiker, Guido Grandi, geliefert. Sie bilden ein eigenes Werk, welches in die Ausgabe 's Gravesande's von H.'s sämmtlichen Werken mit aufgenommen ist. In die nun folgende Zeit von H.'s Leben fällt seine schon erwähnte wachsende Geneigtheit, sich mit dem Differentialcalcul vertraut zu machen. Er bediente sich dieses Calculs jetzt selbst mit Glück bei seinen Untersuchungen in der höhern Geometrie, und erkannte die Vorzüge desselben vor den ältern Methoden, ja die unumgängliche Nothwendigkeit desselben bei der Auflösung mancher Aufgaben, verdientermaßen an. In einem kleinen Aufsatze, der sich auf eine von Johann Bernoulli in den Actis Eruditorum vom J. 1693 vorgelegte Arbeit bezieht, und in demselben Jahrgange dieser Zeitschrift S. 475, 476 abgedruckt ist, äußert H. unter Andern: Praeterea observanda venit in hoc problemate inusitata ac singularis analysis via, quae ad alia multa in hac tangentium doctrina aditum aperit, ut egregie jam animadvertit vir celeberrimus, *calculi differentialis* inventor, sine quo vix esset ut ad hasce geometriae subtilitates admittere mur. Mit Eifer setzte H. seitdem seine Bemühungen, den neuen Calcul weiter auszubilden und anzuwenden, fort, und mit Recht erwarteten Leibnitz und die ganze gelehrte Welt von einem solchen Manne noch viele wichtige Entdeckungen, die er, mit Hilfe eines bisher von ihm vernachlässigten so vortrefflichen analytischen Werkzeugs machen konnte, als leider der Tod diese Hoffnungen vereitelte. Im Anfange des J. 1695 wurde H. gefährlich krank, seine Geisteskräfte nahmen ab, und er erholte sich kaum noch einmal soweit, daß er über sein bedeutendes Vermögen und seine Manuscripte letztwillig verfügen konnte. Ersteres vermachte er den Söhnen seines dritten Bruders, seine Papiere aber der Bibliothek zu Leyden; die letztern zu ordnen und das Wichtigste davon herauszugeben, übertrug er den Professoren Burcher de Volder in Leyden und Bernhard Fullen in Franeker. Bald darauf, den 8. Jul. 1695, beschloß Huygens sein thatenreiches Leben im Haag in einem Alter von 66 Jahren und drei Monaten. H. war, wie sein jüngerer Zeitgenosse, Newton, niemals verheirathet. Obgleich durch seine Geburt und sein Vermögen berufen, in der großen Welt zu leben, zog er es vor, in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften obzuliegen, und wohnte darum am liebsten auf dem Lande. Während seines Aufenthalts in Paris soll er jedoch die Gesellschaft der berühmten Ninon zuweilen besucht und sogar, wie man sagt, in ziemlich schlechten Versen diese Dame besungen haben. Es ist in der That erstaunungswürdig, wieviel H. ungeachtet seiner häufigen Reisen und seines ausgebreiteten Briefwechsels mit den meisten ausgezeichneten Gelehrten seiner Zeit für die Mathematik und Physik, in der weitesten

7) *Delambre*, Hist. de l'Astron. moderne. T. II. p. 558.

Bedeutung dieser Wörter, geleistet hat [8]). Eine Übersicht seiner hinterlassenen Papiere zeigte, wie sein Kopf, weit entfernt erschöpft zu sein, noch eine Fülle von neuen Ideen in sich trug, von denen er leider zum Theil nur die Andeutungen aufgesetzt hatte. Die Werke desselben, welche sich unter seinem Nachlasse zum Drucke fertig vorfanden, und als opera posthuma im J. 1700 erschienen sind, waren: Dioptrica, worin die erste vollständige Theorie der Teleskope und Mikroskope enthalten ist; Commentarii de formandis vitris (ursprünglich holländisch geschrieben, aber von Boerhave ins Lateinische übersetzt); De Coronis et parheliis, welche Erscheinungen zuerst H. aus der Reflexion und Refraction erklärt, die das Licht an in der Luft schwebenden feinen Hagelkörnern und Eisnadeln erleidet; De motu corporum ex percussione, wo H. die ganze Lehre vom Stoße der Körper schöner als in seinen frühern Aufsätzen [9]) über diesen Gegenstand, mit welchem er sich schon seit 1663 beschäftigt hatte, und hier zuerst mit sinnreichen Beweisen vorträgt; De vi centrifuga (in seinem Horologio oscillatorio hatte H. die von ihm entdeckten Gesetze der Schwungkraft im Kreise zuerst bekannt gemacht, jedoch ohne Beweise; hier theilt er nun diese Beweise mit, und macht zugleich scharfsinnige Anwendungen seiner Sätze auf besondere Arten der Schwungbewegung, z. B. auf die der Erde, deren abgeplattete Gestalt er daraus ableitet); Automati planetarii descriptio, wovon schon vorher die Rede gewesen ist. Ein merkwürdiges Werk von Huygens, das zwar auch erst nach seinem Tode, im J. 1698, erschien, aber nicht zu seinen operibus posthumis gerechnet wird, weil der Druck desselben schon bei seinem Lebzeiten begonnen hatte, ist sein *Κοσμοθέωρος* s. de terris coelestibus earumque ornatu conjecturae, worin er vorzüglich Betrachtungen über die physische Beschaffenheit der Planeten, über die Wahrscheinlichkeit, daß auch sie, wie die Erde, von lebendigen Wesen bewohnt seien, und über die vermuthliche Beschaffenheit dieser Wesen anstellt. Über die Bewohnbarkeit der Sonne wagt H. keine Vermuthungen. Von den Fixsternen behauptet er mit Recht, gegen Kepler, daß kein Grund vorhanden sei, sie nicht für ebenso bedeutende, ebenso von Planeten umkreiste Sonnen, wie unsere Sonne, zu halten. Auch sucht er die Entfernung des Sirius, als des vermuthlich nächsten Fixsternes, zu bestimmen, bedient sich aber dabei einer Methode, welche die gesuchte Entfernung erweislich viel zu gering angibt, und mithin kein Vertrauen verdient. Die beste Ausgabe sämmtlicher Werke von H. ist die schon mehrmals erwähnte von 's Gravesande veranstaltete, welche unter folgenden Titeln erschien: Christiani Hugenii Zulechemii, dum viveret Zelemii toparchae, opera varia, 2 volumina oder 4 Tomi in 4., mit fortlaufender Seitenzahl (Leyden 1724), und Christiani Hugenii etc. opera reliqua, 2 voll. in 4. (Amsterd. 1728). Diese Sammlung enthält, mit Ausnahme von 13 in die Philos. Transact. eingerückten Aufsätzen, alle Werke H.'s, welche im Druck erschienen sind, und von denen einige, die ursprünglich in Zeitschriften, Briefsammlungen, oder in einzelnen Broschüren zerstreut erschienen, von uns, um nicht zu weitläufig zu werden, nicht erwähnt worden sind, obgleich sie alle den Stempel des Genies ihres Verfassers tragen. In den Protocollen der londoner königl. Societät befinden sich außerdem noch einige Schriften H.'s verzeichnet, welche aber niemals gedruckt worden sind [10]). (*Gartz.*)

HUYN von Amstenrad, adeliges, endlich gräfliches Geschlecht der Provinz Limburg, unterscheidet sich durch die Aussprache, Huhn, sattsam von den lothringischen Huyn, auf deren Namen die gewöhnlichen Regeln der französischen Sprache angewendet werden, sowie die nämliche Aussprache Huhn die Verwandtschaft mit den bekannten Grafen von Hoënsbroek, in der Aussprache Huhnsbruck (oder Hoën von Broek) andeutet. Wirklich, wie auch bereits Th. IX. S. 223 dieser Section gesagt, entstand der Name Hoënsbroek erst, nachdem Hermann von Hoën oder Huyn, in dem Bruch an dem Kötelnbache, südlich von Amstenrad, das Schloß Hoënsbroek erbaut, und den davon angenommenen Namen auf seine Nachkommen vererbt hätte. Gert. Huyn von Amstenrad erscheint 1545, und auch noch 1558, als des teutschen Ordens Comthur und Voigt zu Wesenberg, in Esthland, verließ aber im letzten Jahr, aus Furcht vor den Russen, seine Burg, um solche nicht mehr wiederzusehen. Gottfried Huyn von Amstenrad, gewöhnlicher nach der ihm zuständigen Herrschaft St. Jans Ghelen, an dem Kötelnbach oberhalb Sittard, der Freiherr von Ghelen, Geelen oder Gleen genannt, war Teutschordens Ritter und Landcomthur der Ballei Altenbiesen, und diente in dem dreißigjährigen Krieg unter dem Paniere der Ligue. Im J. 1639 erhielt er an Götzens Stelle, der wegen des Verlustes von Breisach in Ungnade und Untersuchung gefallen war, das Commando der bairisch-liguistischen Armee am Rhein, und die Würde eines Generalfeldmarschalls. Im August 1640 mußte er, auf ausdrückliches Verlangen des Kurfürsten von Mainz, die Belagerung des von den Weimarischen besetzten, für die Nachbarschaft sehr lästigen, Bingen unternehmen. Stadt und Schloß zugleich wurden vom 16. August an beschossen, und nachdem ein Thurm gefällt worden, mußte die Besatzung sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Nicht minder glücklich war Ghelen vor Friedberg, vor dessen Mauern er am 24. Nov. anlangte; die Stadt wurde mit Sturme genommen, die Burg übergab der Commandant, Johann Latomius, am 1. Dec. 1640 mit Accord, worauf der Feldmarschall sein Volk den Main hinaufführte, und zu Würzburg die

8) Einiges davon hat P. J. Uylenbroek aus den leidener Handschriften bekannt gemacht in Christ. Hugenii aliorumque sec. XVII. viror. celebr. exercitatt. mathematicae (bis jetzt Fasc. I. et II. Lugd. 1833. 4.). 9) Vgl. z. B. Philos. Transact. von 1669.

10) Quellen: Hugenii vita vor der Ausgabe s. Werke von 's Gravesande und diese Werke selbst. *Jérôme Le Français* (*Lalande*), Astronomie, 3ième édit. T. I. p. 170. *Montucla*, Hist. des mathématiq. Nouv. édit. T. II. p. 84—87, 153 sq., 413 sq., 549 sq. T. IV. p. 549. *Maurice* in der Biogr. univ. T. XXI. *Delambre*, Hist. de l'astron. moderne. T. II. p. 549—586. Ein éloge auf Huygens, welches in den Oeuvres complètes de *Condorcet*, T. I, stehen soll, habe ich nicht erlangen können.

Winterquartiere bezog. Er bewahrte die Hochstifter Würzburg und Bamberg gegen einen projectirten schwedischen Einfall, verließ jedoch im Junius 1641 die Armee. Im J. 1642 stand er bei der Hatzfeldschen Armee, die Anfangs Julius aus der Wetterau nach Cöln gezogen kam. Im Frühjahre des folgenden Jahres (1643) wurde zwischen Kurcöln, Pfalzneuburg und andern Ständen des westfälischen Kreises, wegen Errichtung eines Defensionswerkes, an dessen Spitze Ghelen zu stellen, in Cöln gehandelt, es verzog sich aber damit bis zum Mai des J. 1644. Jetzt endlich notificirte der kaiserl. Gesandte, Graf von Traun, den Kreisständen, die sich, ungefähr 20 an der Zahl, in dem kurfürstlichen Hofe zu Cöln versammelt hatten, der Kaiser habe auf der Stände Begehren den Grafen von Ghelen in dem Generalate bestätigt. Ghelen, als über des westfälischen Kreises Defensionsarmee bestellter kaiserl. General, verließ das friedliche Altenbiesen, um sein Commando in Cöln anzutreten. „Bei dem stattlichen Bankett, so er zum Willkommen anrichten lassen, fingen zwei der Gäste, der Oberst Graf von Merode und der Oberst Philipp einen Zwyspalt an, und ist die Sache soweit kommen, daß sie beide mit der Fochtel auf einander gangen, davon Philipp in den Hals, Merode aber in die Hand verwundet worden. Nachdem nun dieser Letzte durch die andern anwesenden Cavalieri weggenommen, und für das Thor gebracht, ist er daselbst mit bloßem Degen stillstehend verblieben, bis indessen der General de Werth seinen Abschied genommen, und sich nach Hause begeben wollen. Wie nun diesem das Thor geöffnet worden, kompt ihm der von Merode entgegen, sagende: es wäre einer so gut als der andere, darüber diese ebenmäßig in Duell gerathen. Nachdem sie nun etlichemal auff einander loßgangen, siehe, da hat der General de Werth seinem Gegentheil, dem Grafen von Merode, eine solche Wunde geschlagen, an welcher er alsbald todt geblieben." Soweit der Bericht von dem Bankette. Ghelen fand aber ebenfalls sofort Gelegenheit, seine Gegenwart zu bethätigen (Jun. 1644). Eine hessische Partei von 500 Mann, unter dem Obersten Kotzen, hatte in dem jülicher Lande arg gehaust, und wollte mit vielen gefangenen Hausleuten und erbeutetem Viehe den Rückweg nach Neuß antreten, als Ghelen ihn durch einige kurcölnische Compagnien, die er aus den Besatzungen von Zons, Lechenich und Brühl gezogen, den Paß verrennen ließ. Die ganze Partei würde zerstreut, und der Oberst Kotzen selbst, sammt 300 Mann, gefangen in Brühl eingebracht. Auch auf mehren andern Punkten hatte die westfälische Defensionsarmee Glück, sodaß ihr General in Versuchung gerieth, seine Operationen den Rhein aufwärts auszudehnen. Er zog deshalb in Coblenz, wo er eine Schiffbrücke schlagen lassen, eine bedeutende Truppenmacht zusammen. Allein der Angriff auf Bacharach blieb erfolglos, nachdem wol die Stadt, keinesweges aber die Feste Stahleck, zu überwältigen gewesen, und Ghelen kehrte zu seinem vorsichtigen Defensivsysteme zurück, erreichte auch damit, nachdem er den Herzog von Lothringen an sich gezogen, soviel, daß nicht nur das Erzstift Cöln, sondern auch das Moselthal einer ganz ungewohnten Ruhe genießen konnten. Dieser Zustand der Dinge erzeugte in Wien und München den Wahn, daß man aus den dortigen Gegenden ohne Gefahr eine bedeutende Truppenmasse wegziehen könne, und Ghelen mußte, soviel er auch dagegen einzuwenden hatte, im Junius 1645 aus dem Cölnischen aufbrechen, um sich über Limburg an der Lahn mit der bairischen Armee, unweit Aschaffenburg, zu vereinigen. Diese Armee, jetzt 16,000 Mann zählend, zog über Miltenberg, Amorbach, durch das Ansbachische, nach dem Ries, und lieferte am 3. (13.) August 1645 das Treffen bei Allerheim, worin Mercy getödtet, Ghelen gefangen wurde. Ihn *befreite* aber zur Stunde der Herzog von Enghien, der *ihn noch* dazu mit einem Roß und sehr kostbarem Sattelzeuge beschenkte, und empfohlen durch seinen jüngsten Feldzug an den Niederrhein, wurde er an Mercy's Stelle von dem Kurfürsten mit dem Commando der Armee betraut. Jedoch das bewahrende und zögernde in des Feldherrn Charakter begründete System, das sich in einem Lande von mäßigem Umfange ganz vortheilhaft bewiesen hatte, konnte auf dem großen Kriegstheater, gegenüber von zahl- und rastlosen Feinden, unmöglich glücken. Ghelen unternahm, wagte und bewahrte nichts, verlor seine Zeit und seine Truppen in fruchtlosen Märschen, und verrichtete in den drei Jahren seines Commando's auch nicht eine Waffenthat, die wir beschreiben könnten, außer daß er, nachdem er sich im Julius 1646 mit dem Erzherzoge Leopold Wilhelm bei Fulda vereinigt, in einem Gefecht an der Ohm eine Wunde davon trug. Das letzte Mal wird seiner im November 1647, bei Gelegenheit der ihm zu Weiden, in der Oberpfalz, angewiesenen Winterquartiere gedacht, und es scheint, daß sein Austritt von der Armee ganz unbemerkt blieb. Gewiß ist, daß er den Feldzug von 1648 nicht machte. Er starb zu Altenbiesen, oder Mastricht, im J. 1657. Sein Brudersohn, Arnold Wolfgang, durch kaiserl. Diplom vom 16. Oct. 1663, Graf Huyn von Ghelen und Amstenrad, Frhr. von Wachtendonk, Herr von Orsbeck, Spanbeck, Jabeck, Bronsem, Schinnen, Schinvelt, Bingenrädt, Merkelbach rc., kaiserl. königl. Kämmerer und Reichshofrath, starb im J. 1668, und es wurde ihm, da er der Letzte seines Stammes, das zerbrochene Wappenschild mit in das Grab gegeben. Das Hauptgut, Amstenrad, ist eine der schönsten und bedeutendsten Herrschaften in der Umgebung von Sittard und Mastricht. (*v. Stramberg.*)

HUYSEBURG, königl. Domaine im Kreise Oschersleben des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg, aus einem Hause mit 24 Bewohnern und einer katholischen Kirche bestehend, hoch auf dem zwei Meilen langen bewaldeten Höhenzuge des Huywaldes, der sich in zwei Parallelketten von Dardesheim bis nahe an Schwanebeck erstreckt und völlig isolirt ist. Huyseburg liegt in 800 Fuß absoluter Höhe und 500 Fuß über die umliegende Gegend, daher man von diesem weit gesehenen Ort eine ausgedehnte und schöne Aussicht hat. Er war früher eins der Benedictiner-Mönchsklöster, dessen Abt Landstand des Fürstenthums Halberstadt und zugleich Abt zu Minden war. (*Klaehn.*)

HUYSMANN, 1) Cornelius, auch Huysmann Mecheln genannt, war im J. 1648 zu Antwerpen n, genoß den Unterricht im Malen bei Kaspar de und Jakob von Artois. In des Letztern Manier te er Anfangs, aber in der Folge besserte er sich r, daß er einer der besten Landschaftsmaler der Niede wurde. Da ihn van der Meulen schätzte, suchte ihn unter vortheilhaften Bedingungen an den franen Hof zu bringen, welches er aber mit der Entigung ausschlug, er verstehe nicht genug Französisch. geschickt in Landschaften, Figuren und Thieren, H. öfter landschaftliche Hintergründe in die Ge anderer Künstler, oder die Figuren in die Landn derselben. Seine Manier ist im Geschmacke der ner, die Färbung ist pikant und wahr, und die idlung des Ganzen vortrefflich, kurz er ist in seiFach als ein vollkommener Meister zu betrachten. rb im J. 1727 [1]).

2) **Jakob H.**, auch Housemann genannt, ein er von Bakereel. Als sein Lehrer, wegen einiger chen Verse von den Jesuiten verfolgt, fliehen mußte, H. nach England, wo er sich durch seine Arbeiten lches Ansehen erwarb, daß er sogar dem beliebten gefährlich wurde. Zu den Werken, welche er daausführte, gehören das Bildniß der Königin Kaa von Portugal, und das Altarblatt in der Kaer Königin zu St. Jakob. Er starb im J. 1694, ahre alt.

3) **Nikolaus**, geboren zu Mecheln 1656, war ein fter Landschaftsmaler. Mit der Perspective hinh bekannt brachte er große Vertiefungen und Aussichten in seine Werke. Seine Manier ist leicht; unterscheidet er sich in der Färbung von den Niedern [2]). (*A. Weise.*)

) **Rolef**, s. Agricola (Rudolf).

HUYSSE, ein großes Dorf mit 3850 Einwohnern, n der belgischen Provinz Ostflandern, in dem Beon Gent; Hauptbeschäftigung der Einwohner ist irthschaft und Linnenweberei. (*J. C. Schmidt.*)

HUYSUM (Johann van), geboren zu Amsterdam wurde von seinem Vater Justus Huysum, der mehren Gattungen der Malerei beschäftigte, unet, folgte Anfangs ganz der Weise seines Vaters, malte Landschaften mit römischen Ruinen, brachte h in dieser Gattung zu vieler Geschicklichkeit, ohne ese seine Leistungen bei seinen Landsleuten, welche für die vaterländische Natur empfänglich waren, Beachtung fanden. Dies veranlaßte ihn auf anWege sein Heil zu versuchen. Vielleicht war Mignon Leister, der seinem Geschmack eine andere Richtung gewiß ist, daß die Arbeiten desselben ihm Anfangs Vorbilder dienten. Bald stand er fesselfrei, und ahlte alle Künstler, welche in der Blumenmalerei Rang erlangt hatten. Daher fehlte es ihm sehr icht an Mustern zu seinen Gemälden, indem die vorzüglichsten Blumisten ihn mit den schönsten Erzeugnissen ihrer Gärten versahen, welche er auch in solcher Vollkommenheit nachzuahmen wußte, daß man behauptete, er verstehe das Geheimniß, die Natur in seinen Darstellungen zu verschönern. Mochte auch der Enthusiasmus für ihn übertrieben sein, so bleibt es doch wahr, daß durch kluge Zusammenstellung der mannichfaltigen Farben eine größere Wirkung erreicht wird, als durch das, was in der Natur zerstreut ist. Nicht nur verband er jede Blume mit der andern ihr befreundeten, sondern ordnete auch mit nicht weniger Geschmacke den Bau der Gruppen, und sorgte für das Mannichfaltige ohne Überladung. Die Schmetterlinge und Insecten, die Vögel mit ihren Nestern, bald flatternd um die Blumen, bald sich auf den Stengeln derselben wiegend, sogar die Thautropfen auf den Blättern, scheint Alles der Natur abgelauscht zu sein. Nicht minder vollkommen sind die Vasen, in welche er die Blumen setzte, und die wohl angebrachten Basreliefs an den Gefäßen verrathen eine große Meisterschaft. Auf gleiche Weise bemüht er sich, in technischer Hinsicht zu befriedigen, wendet auf Farben und Öle die größte Sorgfalt, sodaß er bei Bereitung derselben Jedermann, sogar seine Brüder, entfernt hielt. Bei aller Sorgfalt aber, die H. der Ausführung seiner Gemälde widmete, selbst bei den mannichfaltigen Lasuren, welche er anzubringen genöthigt war, ist doch in seinen Werken keine Trockenheit sichtbar; der Duft, das Sammetartige, das Durchsichtige und Saftige der Früchte ist genau wiedergegeben, ohne daß man die Mühe gewahr würde, welche der Künstler darauf verwendete. Es ist natürlich, daß so vollkommene Werke schon bei seinem Leben zu hohen Preisen verkauft wurden, und nur Fürsten und reiche Liebhaber sie bezahlen konnten. Im J. 1777 wurden zwei Gemälde von ihm, ein Frucht- und Blumenstück, für 16,016 Pf. 5 Sch. versteigert, und ein anderes Blumenstück wurde in Holland mit 3375 Gulden bezahlt. Er starb im J. 1749. Ein Verzeichniß vieler seiner Werke findet man bei Descamps, 4. Th. S. 228—235, wie auch in den vorzüglichen Galerien Teutschlands.

Huysum hatte drei Brüder, die sich sämmtlich der Kunst widmeten. 1) Justus, geboren zu Amsterdam 1659, lernte bei Berghem, malte in mehren Gattungen, vorzüglich Schlachten, und starb im J. 1716. 2) Jakob, copirte die Werke seines Bruders Johann auf eine täuschende Weise, auch in eigenen Compositionen brachte er es zu einer großen Fertigkeit. Er starb zu London im J. 1740. Ein dritter Bruder beschäftigte sich, Personen vom Stand Unterricht im Zeichnen zu geben. (*A. Weise.*)

HUYZEN (Cornelius van der), scheint aus Amsterdam von der dortigen angesehenen Familie dieses Namens zu stammen, war, wie er selbst in seinem Buche von den Taufgesinnten sagt, zu Altona Prediger gewesen. Schon im J. 1705 kommt er in Schriften als Mennonitischer Prediger zu Emden vor, und ist wahrscheinlich bald nach 1730 gestorben. Er nahm sich seiner Glaubensgenossen eifrig an, in einer Schrift: Historische Abhandlung von dem Ursprunge der Taufgesinnten und der Theologie derselben (Emden 1712), worin er

1) Descamps, 3. Th. S. 241. 2) Füßli, 2. Th.

beweist, daß die Mennoniten nicht von den münsterischen Wiedertäufern, sondern von den Waldensern abstammen. Er schrieb ferner gegen Hermann Reinske's, Probierstein der Lehre der Taufgesinnten, oder Anmerkungen über das Büchlein Herm. Reinskens (1713); Verhandelung van de Doopgezinde (Emden 1712) *). (*Rotermund.*)

Hüzkirch, s. Hizkirch.

Huzzelin, altes fränkisches Geschlecht, s. Heusslein.

HVALÖERNE, eine Inselgruppe an der Südostküste des norwegischen Stiftes Aggerhuus, zunächst der schwedischen Küste, südwestlich von Fridrikstad, mit etwa 1000 Einwohnern; sie bildet ein eigenes Pastorat; die größte der Inseln ist Kirkeöe. (*v. Schubert.*)

HVATMODR, — der Starkmüthige — ist Odin, wie Arges, der Kyklop Ὀβριμόθυμος [1]). (*Schincke.*)

HVEDNA nennt die nord. Mythologie das Weib eines Riesen [2]). (*Schincke.*)

HVEDRUNGR — der Wetterlenker — konnte Odin genannt werden, als Herrscher über Himmel und Wolken [3]). So nannte man auch einen Riesen. (*Schincke.*)

HVEN (sprich Wen), eine zu Schonen gehörige Insel im Sunde, schräg nordöstlich eine Meile von Landskrona, mit ziemlich hohen Ufern. Sie ist wenig fruchtbar, hat etwa eine Meile im Umfang und bildet ein eigenes Pastorat, St. Ibb, im J. 1815 mit 388 Seelen. Durch den Frieden von Röskilde (1658) kam Hven an Schweden. Tycho (Tyge) Brahe, der berühmte Astronom, ward im J. 1576 mit dieser Insel belehnt; er erbaute hier die Sternwarte Uranienborg, und, 70 Schritte südlich von da, ein unterirdisches Observatorium, Stjerneborg; die Ruinen beider wurden in den Jahren 1823 und 1824 aufgegraben. Misverhältnisse mit dem dänischen Hofe vertrieben ihn 1597 von Hven †). (*v. Schubert.*)

HVERALUNDR — Hain der heißen Quellen [a]) — bezeichnet den Ort oder die Gegend, in welcher Loke, der Götterfeind, gefangen gehalten wird [b]). Finn-Magnusen vergleicht Loke in seiner Qual mit Prometheus, an den Kaukasos geschmiedet. Ist in Loke das unterirdische Feuer, der Vulkan symbolisirt, so sprudeln über und neben ihm heiße Quellen. Wie Ahriman, Ormuzds Bruder, so ist Loke der von Odin. Loke ist wie jener unter heißen Quellen gefesselt. (*Schincke.*)

HVERGELMIR, auch HVERGEMLIR — Sprudelquell — liegt nach der skandinavischen Kosmogonie in der Mitte der mehre Jahrhunderte vor der Weltschöpfung vorhandenen Niflheima (Nebelwelt), aus welcher alle Flüsse ihr Wasser empfangen, durch das Asenland strömen und ins Unterreich fallen. Grade unter der mittlern Wurzel der Weltesche Ygdrasill entspringt sie, wo Hels Reich sich ausdehnt. In ihr wohnt die Schl[ange] Nidhogg, die ewig an der Wurzel des Weltbaumes [nagt,] mit unzähligen ihres Gleichen. Sie empfängt ihre [Nah]rung von den Tropfen, welche von den Hörnern [des] auf dem Lebensbaume lebenden Hirsches Eikthyrnir abfallen. Nach dem Untergange der Welt wird Nid[hogg] hier die Körper zerfleischen *). Am natürlichsten [denkt] man bei diesem Symbol an das von Oben befrucht[ende] Wasser, an den Segen, der vom Himmel kommt; [die] Eikthyrnirs Geweihe reichen bis an den Himmel. (*Schin[cke.]*)

HVETBOE, Harred im Amte Hjörring, des [kö]nigl. dänischen Stifts Aalborg, enthält 4½ □ Meilen [mit] 3400 Einw. in 11 Kirchspielen. Darunter die [Insel] Göel, wo der Aalfang bedeutend ist. ([...])

HVETLANDA, ein Pastorat, Dorf, Postcom[toir] und Marktplatz mit drei jährlichen Märkten in der sc[hwe]dischen Provinz Småland, Jönköpings Län, 2½ M[eilen] südlich von der Stadt Eksjö. (*v. Schub[ert.]*)

HVIDDING, 1) Harde im Amte Hadersleben [des] dänischen Herzogthums Schleswig. Sie enthält au[f ...] □ Meilen 6200 Einw. in den 11 Kirchspielen: Hvid[ding,] Westervedstedt, Rogger oder Raer, Seem, Spa[ndet,] Hoirup, Wodder, Reisbye, Bröns, Scherrebek un[d ...]rild. Auch gehört der nördliche Theil der Insel [Röm] oder Romöe zu ihrer Gerichtsbarkeit. In ihrem [Um]fange liegt die Stadt Ripen. 2) Kirchspiel mit [...] Einwohnern in der Hviddingharde des dänischen He[rzog]thums Schleswig. Es hat mit Westervedstedt [einen] Pfarrer. (*Kla[...]*)

Hvide, s. Absalon.

HVIKI oder HJUKI — Unbeständigkeit — [und] Bil — Zeit-Zwischenraum, heißen die zwei Kinder [Vid]finnrs [1]), welche Mani, der personificirte Mond, [als sie] eben aus dem Brunnen Byrgir — dem verbergende[n Ab]grund — ihren Eimer Saegr gefüllt hatten und [nach] Hause trugen, raubte und dem (wirklichen) Mon[de zu] Begleitern gab [2]). Die Edda setzt hinzu, daß man [von] der Erde aus diese Kinder wol sehen könne, und [zwar] auf die wechselnde Gestalt des Mondes hin. [Einige] wollen in ihnen auch Ebbe und Fluth dargestellt w[issen,] weil Aegir, der Meergott, zuweilen Vidfinnr heißt; [an]dere Nebenmonde (die aber doch immer als den [Mond] verfolgende Wölfe dargestellt werden), wol auch [Mond]flecken, weil die Mondphasen besonders in Nyi und [Nid] bemerkt würden [3]). (*Schin[cke.]*)

HVITASUNNA — die weiße, helle Sonne — n[enn]ten die Isländer das große, hohe Pfingstfest, das [sie] wie die Skandinavier und Germanen, mit vielen [Fei]lichkeiten und Spielen begingen. (*Schin[cke.]*)

Hvitbjörg, s. Haitbjörg.

HVITEÅFJÄRD, die nördlichste Inriek des [bott]nischen Meerbusens, Pastorats Råkeå, in Norrb[otten]

*) Vergl. Adelungs Ergänz. zum Jöcher.

1) *Hesiod.* Theog. 140. Sinnbild des Donners, Blitzes; s. *G. Hermanni* Opuscul. Vol. II. p. 176. 2) Hyndla-L. 30. 3) Völusp. 49.

†) Vergl. (*Fåxe*), Fornlemningar af Tycho Brahe's Stjerneborg och Uranieborg på ön Hven, aftäckte Åren 1823 och 1824 (Stockholm 1824). Mit einem Risse.

a) Nach andern Lesarten húna-landi statt hvera-landi, auch Leichen-, Aashain oder Hünenhain. b) Völusp. 32.

*) Grimn.-Mal. 26, 31, 34, 35.

1) Nach *Finn-Magnusen*, Lex. p. 235 inventor v[...]tis. 2) Edda jun. p. 12. 3) Vergl. Gräter, [...] 7. Bd. S. 11. *Finn-Magnusen*, Lex. p. 235 Note.

Mark seinem Bruder Albert verkaufte. Im J. 1360 hinterließ Heinrich von Spranek seinen Kindern Antheile in Althwiezdlitz und Nemochowitz, und sein Sohn Bernhard nannte sich darauf von Hwiezdlitz. Im J. 1412 verkaufte Albert von Krawarž von dem ihm von seinem Neffen Peter überlassenen Gut (ausgenommen das Dorf Snowidek) den Flecken und das Dorf Hwiezdlitz, auch das Dorf Althwiezdlitz mit drei Höfen und dem Platze, wo die Feste stand, dem Einsiedlerorden des heil. Augustin zu St. Thomas in Brünn. Dieses Kloster mußte Hwiezdlitz um das J. 1540 verpfänden, löste es aber wieder ein und behielt es bis auf den heutigen Tag. 2) Neuhwiezdlitz, ein zu dem gleichnamigen Gute gehöriger Marktflecken, welcher zwei Stunden von Wischau entfernt im brünner Kreis in der Nähe der hradischer Kreisgrenze liegt, mit einem Schlosse, Meierhofe, kathol. Pfarre, Kirche und Schule, 102 Häusern, 121 Familien und 648 slavischen Einw., welche sich mit dem Ackerbaue beschäftigen und gegen 280 Joch Acker Land bebauen. Die Pfarre, über welche dem Abte des Augustiner-Eremitenstifts zu Altbrünn das Patronatsrecht zusteht, gehört zum butschowitzer Dekanat der brünner Diöcese, wird von zwei Seelsorgern versehen und zählte im J. 1830 871 Bewohner in dem pfarrherrl. Sprengel und darunter 860 kathol. Pfarrkinder. 3) Althwiezdlitz, ein zur gleichnamigen Herrschaft gehöriger, nach Neuhwiezdlitz eingepfarrter Weiler, ostwärts von Brünn und nahe an dem vorigen Dorfe gelegen, von 37 Häusern, 44 Familien und 223 slavischen Einw., mit einer kathol. Filialkirche und gegen 600 niederösterreich. Jochen mittelmäßigen Ackerlandes. (*G. F. Schreiner.*)

HWITTIS, ein ziemlich weitläufiger Kirchsprengel im åbo'schen Kreise der Statthalterschaft Finnland in Rußland, mit etlichen Dörfern, meist von Finnen und nur wenig Schweden bewohnt. (*J. C. Petri.*)

HWOZD, ein zur Cameralherrschaft Solotwina gehöriges, in der südlichen Hälfte des stanislawower Kreises an der Hauptcommercial- oder sogenannten Karpathenstraße, zwischen den Märkten Bohorodczany und Nadworna liegendes, und von dem erstern 1¼ und 400 Klafter, von dem letztern hingegen eine Meile und 200 Klafter entferntes Dorf im Königreiche Galizien, mit einem Salzsudwerk, einer zur lemberger griechisch-katholischen Metropolie gehörigen Pfarre und Kirche. In diesem Dorfe geht die molodkower und maniawer Verbindungsstraße zu der 2¼ Meilen entfernten Salzcoctur ab. Die ganze Gegend ist wellenförmig hügelig, und der Boden theils sumpfig, theils graue, mit Sand vermischte Lette. (*G. F. Schreiner.*)

HWOZDIAN, 1) ein zu der dem Clemens Grafen von Linker von Lutzenwick gehörigen Herrschaft Schlüsselburg dienstbares Dorf im prachiner Kreise des Königreichs Böhmen, nordwärts von Rosenthal und vier St. von Grünberg entfernt gelegen, mit 61 Häusern, 427 czechischen Einw., einer kathol. Pfarre, dem heil. Prokop geweihten Kirche und Schule, über welche dem Besitzer der Herrschaft Schlüsselburg das Patronatsrecht zusteht. Die Pfarre, welche von zwei Priestern besorgt wird, gehört zum blattnaer Vicariat der budweiser Diöces und zählte im J. 1830 2570 Pfarrkinder. Die Kirche kommt schon im J. 1384 in den Errichtungsbüchern als Pfarrkirche vor, ihr schenkte Beneß von Tržernschin sammt seiner Gemahlin Margaretha am 30. Mai 1408 nebst vielen andern Wohlthaten liegende Gründe zur Unterhaltung eines Kaplans. In dieser Kirche liegt auch der seiner Frömmigkeit und Wohlthätigkeit wegen berühmte Beneß oder Benedict, aus dem ritterlichen Geschlechte der Herren von Bliziwa, welcher um das J. 1540 starb. Unweit von diesem Dorfe liegt das alte verfallene Schloß Tržernschin, von dem ein edles czechisches Geschlecht den Namen führte. Hwozdian ist der Geburtsort des Joh. Schentigar von Chotierzin, welcher öffentlicher Lehrer der Arzneiwissenschaft und im J. 1547 Dekan der philosophischen Facultät an der hohen Schule zu Prag und in seinem Fache Schriftsteller war. Er starb den 20. Oct. 1554 *). 2) Ein zur fürstl. Schwarzenbergischen Herrschaft Liebiegitz gehöriges, sechs St. von Budweis, vier St. von Pisek entferntes Dorf im prachiner Kreise Böhmens. Es liegt eine halbe St. von dem Briefsammlungsorte Wodnian entfernt, mit 30 Häusern und 182 czechischen Einw. 3) Ein zur fürstl. Paarschen Herrschaft Bechin gehöriges Dorf im taborer Kreise Böhmens; es liegt anderthalb St. von Moldautein hinter dem Flecken Smutna, und zählt 54 Häuser und 378 czechische Einw., welche sich zur kathol. Kirche bekennen und größtentheils mit der Landwirthschaft beschäftigt sind. (*G. F. Schreiner.*)

HWOZDNA, ein zur gräfl. Seilern'schen Herrschaft Lukow gehöriges, eine halbe St. nordostwärts von Sluschowitz gelegenes, sechs St. von Kremsier und vier Meilen von Wischau entferntes Dorf im hradischer Kreise von 71 H. und 438 slav. Einw., welche von der Landwirthschaft leben, mit einer kathol. Localkaplanie, einer Kirche und Schule. Das Dorf besitzt ungefähr 410 niederösterreich. Joche geringen Ackerlandes und gegen 80 niederösterreich. Joche Wiesen. Die hiesige erst im vorletzten Jahrzehend des verflossenen Jahrh. errichtete Seelsorgestation gehört zum wisowitzer Dekanat der olmützer Erzdiöcese, wird von einem Priester besorgt, und zählte im J. 1830 in ihrem Sprengel, zu welchem Hwozdna, halb Wessela, Ostratta und Welikowa gehören, 1072 Katholiken, 88 Protestanten und 5 Juden. Das Patronatsrecht über dieselbe, sowie auch über die Kirche und Schule, steht dem mährisch-schlesischen Religionsfond zu. Den Werbebezirk hat das Linien-Infanterieregiment Nr. 3. Die Umgebungen des Dorfes sind gebirgig, doch ist das Gebirge niedrig und die Gegend freundlich. (*G. F. Schreiner.*)

HYÄA (*Ὑαία*), wird von Stephanus, mit Beziehung auf Thucydides, zwar als eine Stadt bei den Lokri Ozolä angeführt, allein nach Thucydides (III, 101) war es keine Stadt, sondern ein Dorf, welches den Namen Polis führte. Es lag in dem nordöstlichsten Theile des Landes. Die Einwohner hießen Hyäi. (*Kanngiesser.*)

---

*) S. Jarosl. Schaller, Topographie des Königreichs Böhmen rc. (Prag u. Wien 1790). 8. Th. S. 76.

IYABAHANAS, ein indianischer Volksstamm im
hsten Theile Brasiliens, und zwar im Norden der
iz Rio Negro. Dieser Stamm lebt in ungezügelter
it am Fluß Ynabu, oberhalb der Villa St. Anto-
Castanheir, zwischen dem Maranhon (Amazonen-
und dem 1° nördl. Breite. Leider findet man
iesen Volksstamm, sowie überhaupt über alle den
hen Theil der Provinz Rio Negro bewohnenden
ischen Stämme und Horden nirgends genauere
n. (*J. C. Schmidt.*)

IYABARY, 1) ein großer District im südlichen
der brasilischen Provinz Rio Negro, zwischen den
Hyabary und Hyutahy und zwischen 5° bis 10°
dlicher Breite. Dieser Landstrich ist der westlichste
Brasiliens, wird durch den Fluß Hyabary von
geschieden und südlich gleichfalls von Peru begrenzt;
rdlichen Theil begrenzt der Maranhon, an dieser
von den Eingeborenen Solimoes genannt. Das
ist fast ganz unbekannt, und nur soviel weiß
daß der größere Theil mit schönen Urwäldern voll
er Holzarten bestanden und durch viele kleine Flüsse
ewässert ist, deren größten Theil man aber nicht
tlich aufführen kann. Jagd- und Raubthiere sind
erflusse vorhanden. Der wunderbare Naturreich-
dieser Gegenden bedarf nur des civilisirten Men-
um mit leichter Mühe die reichste Ausbeute zu
, während jetzt der in wilder Ungebundenheit le-
Indianer von dem ihn umgebenden Reichthume
enig für seine leicht zu befriedigenden Bedürfnisse
t. Die hier hausenden, theilweise nur dem Namen
ekannten, Indianerstämme sind im Norden: Die
thas, Uraycus, Taparanas, Muras und Cambe-
im Süden: die Mazurunas, als äußerst roh und
enschenfresser geschildert, die sogar ihre in schwere
heiten verfallene Familienglieder verzehren sollen;
die Panos, Chinanos und Culinos. Die Ge-
bewohnerzahl dieses großen Districts mag sich nur
nige Tausend belaufen, während bei gehöriger Cul-
nige Millionen bequem hier leben könnten. Die
en festen Wohnsitze der cultivirtern Bewohner sind:
d'Avelaens, ein Dorf am Solimoes mit einer
irche. Dieser Ort ist vorher fünfmal an andere
n verlegt gewesen. Olivença, sonst St. Paulo
nt, eine Villa am Solimoes, 12 Leguas oberhalb
rigen Ortes. Auch dieser Ort wurde mehrmals
rschiedene Stellen verlegt; seine ersten Bewohner
aus den indianischen Stämmen der Cambevas,
as, Juris und Passes. St. Jozé, Villa am So-
, südlich von der vorigen in einer Entfernung von
guas belegen; die Einwohner, von dem Stamme
acunas, treiben Landbau, Jagd und Fischerei.
2) Ein bedeutender Fluß Südamerika's, welcher häu-
und gewöhnlicher und auf fast allen Karten den
n Yavary führt, kommt auch unter den Namen
y und Yahuari vor, und wird nur von den Bra-
Hyabary genannt. Er entspringt im östlichen
von Peru, an den Andes de Cuchoa, unter 9°
dl. Breite, wendet sich nordöstlich und durchströmt
einen Theil des nur von wilden Indianerstämmen bewohnten peruanischen Flachlandes, und tritt unter 7° 75′ südl. Breite an die Grenze Brasiliens. Er bleibt, dem Vertrage von St. Ildefonso gemäß, bis zu seiner Mündung Grenzfluß zwischen Peru und Brasilien. Nach einem Laufe von wenigstens 130 geograph. Meilen fällt er, zu einer bedeutenden Größe angewachsen, unter 3° 75′ nicht weit von dem Fort St. Pedro in Brasilien, in den Maranhon. Leider haben wir über seine Zuflüsse, die ansehnlich sein müssen, gar keine bestimmten Nachrichten, da sein Lauf größtentheils durch wenig gekannte und zum Theil noch ganz unbekannte Gegenden führt. Von seiner Einmündung in den Maranhon an nimmt dieser Fluß, der bisher eine südöstliche Richtung hatte, seinen Lauf nach Nordosten. (*J. C. Schmidt.*)

HYACINTH (Goldstein, bei den Alten Lynkur); er hat unter den gelben Edelsteinen das höchste Gelb, aber von sehr verschiedenen Nuancen. Es gibt scharlach-, orangen-, citronen-, bernstein-, honig- und milchfarbige Hyacinthe. Manche Juweliere nennen die hochfarbigen männliche und die blaßfarbigen weibliche. Man findet den orientalischen Hyacinth in Kamboja, Kananor, Kalkut, Ceylon und Kamtschatka, den occidentalischen in Norwegen, Grönland, Italien, Frankreich, Ungern, Böhmen, Sachsen und in der Schweiz.

Der Hyacinth hat keinen hohen Werth als Edelstein, denn er ist noch weicher als der Sapphir, verliert im Feuer nicht nur seine Farbe, sondern schmilzt auch, wenn dieses verstärkt wird; im gelinden wird er mattroth, und im stärkern, mit Sand oder Kalk vermischt, beinahe weiß oder farblos, bleibt aber doch durchsichtig, und wird von den Juwelieren dann Cerkonier oder Zirkonier genannt. (*Th. Schreger.*)

Durch den Namen H. unterscheiden die Juweliere die dunkelrothe, durchsichtige Abänderung des Zirkones; s. Zirkon. Die bei Compostella in Gyps eingewachsen vorkommenden rothen Quarzkrystalle wurden sonst für Hyacinth gehalten und H. von Compostella genannt. (*Germar.*)

Hyacinthe, Dorf, s. Hyacynthe.

Hyacintherde, s. Zirconium.

HYACINTHFLUSS, ein an Farbe, Durchsichtigkeit und Glanz dem Hyacinth ähnliches Glas. (*Germar.*)

Hyacinthien, s. Hyakinthien.

HYACINTHUS *L.* Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Liliaceen der natürlichen Familie der Coronarien, und der ersten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe. Ihr Charakter ist folgender: Eine sechsgespaltene, regelmäßige Corolle; Staubfäden, welche mitten in der Corollenröhre eingefügt sind; ein Fruchtknoten mit drei Nektardrüsen, und eine Kapsel mit wenigsamigen Fächern. 1) H. orientalis *L.*, mit lanzettförmigen, stumpfen Blättern, und trichterförmigen, an der Basis bauchigen Corollen. Diese Art, welche vorzugsweise unter dem Namen Hyacinthe bekannt ist, stammt aus dem mittlern und aus Kleinasien. Der ὑάκινθος der Griechen ist nicht der unserige, sondern der gemeine Schwertel (Gladiolus communis *L.*). Hyac. orientalis läßt sich zuerst nachweisen bei Columella (de re rust. X, 100).

Seine Zwiebel ist giftig. 2) **H. amethystinus** *L.*, mit linienförmigen, kanalförmigen, flatterigen Blättern, glockenförmigen Corollen, und Geschlechtstheilen, welche kürzer als die Corollenröhre sind. In Spanien. Abb. Redout. Liliac. t. 14. (H. hispanicus *Lam.* Enc.) 3) **H. revolutus** *L.* Act. Kew., mit ablangen, wellenförmigen Blättern, und glockenförmigen, umgebogenen Corollen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 4) **H. convallarioides** *L.* Suppl., mit pfriemenförmigen Blättern und glockenförmig-eiförmigen, überhängenden Corollen. Ebenda. Abb. Jacqu. Schönbr. I. t. 81. 5) **H. flexuosus** *Thunb.* Prodr., mit linienförmigen Blättern, welche länger sind als der hin- und hergebogene Schaft, mit aufrechter Blüthentraube und glockenförmigen Corollen. Ebenda. 6) **H. romanus** *L.* Mant., mit linienförmig-lanzettförmigen Blättern, welche länger als der grade Schaft sind, und mit aufrechten, glockenförmigen, winkeligen Corollen. In Italien und Sicilien. (H. dubius *Gusson.*) 7) **H. spicatus** *Sm.* Fl. graec., mit linienförmig-lanzettförmigen Blättern, welche meist länger als der Schaft sind, mit ährenförmigen Blüthen und breitgedrückten Staubfäden. Diese Art, welche auf der Insel Zante und auf dem Peloponnes wächst, ist noch zweifelhaft. 8) **H. sulfureus** *Poir.* Enc., mit linienförmigen Blättern, welche kürzer als der Schaft sind, mit ährenförmiger Blüthentraube, keulenförmig-glockenförmigen Corollen und Staubfäden, welcher länger als die Corollenröhre sind. Im südlichen Afrika. S. *Spr.* Syst. II, 65. **H. muscari** *L.*, **comosus** *L.*, **maritimus** *Pers.* rc. gehören zu der Gattung **Muscari** *Desf.* (*Sprengel.*)

HYACINTHUS NON SCRIPTUS. Leroux in Versailles und Willis in England haben aus den Zwiebeln der Hyacinthe mit blauen Blumen (Hyacinthus non scriptus) einen Schleim auszuscheiden gelehrt, welcher in den Zeuchdruckereien als ein Stellvertreter des Mimosengummi empfohlen worden. Um den Schleim daraus zu scheiden, werden die Zwiebeln in einem Mörser zerstampft, der gestoßene Brei mit einer hinreichenden Menge Wasser ausgewaschen, die erhaltene Flüssigkeit durch Leinwand filtrirt und nun gelind zur schwachen Syrupsdicke abgedampft. Wird der auf solche Weise ausgezogene Schleim bis zur Trockene verdunstet, so bleibt eine trockene, völlig durchsichtige Substanz zurück, welche einen festen Schleim ausmacht. Funfzig Theile Zwiebeln gaben Leroux acht Theile getrockneten Schleim.

Die Versuche, welche John Bostok mit dem Hyacinthenschleim anstellte, waren folgende: a) Das essigsaure Blei bildet einen dicken, aus weißen Fäden und Flocken bestehenden, Niederschlag; b) das saure essigsaure Blei gibt einen minder beträchtlichen Niederschlag; c) das salpetersaure Quecksilber einen schwach rosenroth gefärbten Niederschlag; d) das salpetersalzsaure Gold einen hellbraunen Niederschlag; e) das schwefelsaure Eisen einen braunen Niederschlag; f) das salpetersalzsaure Zinn einen reichlich weißgefärbten Niederschlag; g) Galläpfeldecoct bewirkte einen Präcipitat, wogegen kieselhaltiges Kali sich ganz passiv verhielt *). (*Kurrer.*)

*) Kurrer, Neues Journal für die Indiennen- oder Baumwollendruckerei rc., von J. G. Dingler. 1. Bd. S. 392, 393.

HYACYNTHE, ein ansehnliches Dorf in der britisch-nordamerikanischen Provinz Untercanada im District von Quebeck, ist auf einem Platz erbaut, welchem der Fluß Yamaska durch eine große Krümmung die Form eines Bogens gibt, acht teutsche Meilen oberhalb der Mündung dieses Flusses in den St. Lorenz. Der Ort hat gegen 100 größtentheils schön gebaute Häuser, eine große und schöne Kirche, ein gutes Pfarrhaus und eine öffentliche Schule. Wegen seiner Lage an der Hauptstraße wird das Dorf von vielen Reisenden besucht, zu deren Aufnahme mehre in jeder Beziehung gut eingerichtete Gasthöfe vorhanden sind. Die Umgebungen sind äußerst angenehm, und wechseln mit schön gehaltenen Gemüse-, Blumen- und Obstgärten, Wiesen, Weideplätzen und hübschen Meierhöfen ab. (*J. C. Schmidt.*)

HYADES (*Ὑάδες*), Regensterne, sieben nach Hygin [1]), die ihren Platz an dem Kopfe des Stieres finden, nämlich: zwei am Ende der Hörner, zwei, wo die Hörner hervorbrechen, zwei in der Nähe der Augen und einer in der Mitte der Stirn, genauer nach Eratosthenes auf dem Rücken. Sie gehören zu den schon in der frühesten Zeit bekannten Sternbildern. Homer und Hesiod [2]) nennen außer Orion und dessen Hund Seirios, der Bärin, dem Wagen, Bootes und den Pleiaden, auch schon die Hyaden. Gewiß ist, daß man sie in Böotien am frühesten wahrnahm [3]). Pleiaden und Hyaden mit einander verwandt, scheinen ursprünglich ganz anders aufgefaßt zu sein. Die Pleiaden waren eigentlich Peleiaden (*Πελειάδες*), eine Flucht wilder Tauben [4]), die sich aus Furcht vor dem Jäger Orion auf das Meer herabstürzen [5]), und Hyaden, wie das kurze *υ* lehrt, ein Rudel junger Eber [6]). In diesem Sinne faßte sie der böotische Jäger und richtete sich mit seinen Geschäften nach ihnen. Der römische Landmann lernte sie unter diesem Namen kennen und behielt ihn bei, nur daß er sie zahme Schweine, ihre Jungen, Suculae, nannte [7]). Befremden kann es nicht, daß er den Namen von seinen Hausthieren hernahm. Er beobachtete das Siebengestirn mit ganz andern Augen und mit Rücksicht auf seinen Ackerbau. Er nannte seine sieben Sterne Suculae, Ferklein, weil, wie van Stavern irgendwo zu Hygin anmerkt, bei ihrem Erscheinen am Himmel Regen erfolgte und diese Suculae sich im Koth umherwälzen, und bei erweiterter Ansicht legte er ihnen den Namen **Regensterne** bei. Darnach richteten sich auch die übrigen, tadelten die Etymologie von *ὗς* als imperite a nostris nominata [8]), und leite-

1) Astron. Poet. c. XX. p. 522. 2) Il. XVIII, 485 sq. XXII, 29. *Hesiod.* *Ἐργ. κ. Ἡμερ.* 607. Schaubach, Gesch. d. Astron. S. 11—23. 3) Müller, Orchom. S. 225. 4) *Pindar.* Nem. II, 8. Odyss. II, 62. 5) *Hesiod.* *Ἐργ. κ. ἡ.* 617. 6) *ὗς, ὕες*, sus, auch Eber. 7) *Plin.* H. N. XVIII, 27. *Servius* ad Aen. I, 744. ed. *Lion.* Tom. I. p. 112. *Georg.* I, 138. T. II. p. 194. In der ersten Stelle soll suculae von suico abgeleitet werden, weil man jene von sus schon vergessen. Tiro apud *Gellium*, N. A. XIII, 9. *Ovid.* Fast. V, 164 heißen sie Hyadum grex. Cf. *Gierig* ad h. l. p. 274. 8) *Cic.* De nat. Deor. II, 43. *Saumaise* zu *Solin.* p. 954. Notam,

Hyades von ὕειν (regnen) ab. Doch mag auch diese
itung nicht gar zu jung sein [8]), da es wahrscheinlich
daß schon in Dodona von Alters her neben dem
lkensammler Zeus auch Nymphen des Regens verehrt
rden, die später mit den Regensternen verbunden wor-
sind. Denn die Namen, welche ihnen Pherekydes
egt: Ambrosia, Koronis, Eudora, Phäsyle, Phäo,
lyro und Dione, vorzüglich die letzte, erinnern an do-
däischen Mythos [10]). Nun erst entwickelte sich ein
onomischer Mythos, und gab den Dichtern hinrei-
nd Gelegenheit, sich über ihre Namen, Anzahl, Ab-
mmung und Geschäftskreis ganz willkürlich auszuspre-
n. Thales kennt der Regensterne nur zwei, einen
dlichen und südlichen [11]); Euripides im Phaethon drei,
er anderswo Töchter des Erechtheus nennt; Achäos,
älterer Tragiker, vier; ein Afterhesiodus (in seinem
cht bezeichneten ἀστεριακὴ βίβλος, vielleicht einem Pro-
t Alexandrinischer Zeit) fünf, nämlich: Phäsyle, Ko-
is, Kleia, Phäo, Eudora; der Elegiker Hippias und
rekydes sieben. Ihre Namen werden ebenso verschie-
angegeben, und lassen sich kaum mit Sicherheit nen-
, weil sie durch Abschreiber so verderbt sind [12]). Von
meisten Mythographen wird Atlas und Pleione oder
ra als Vater und Mutter genannt. Er habe, dich-
man, zwölf Töchter und einen Sohn, Hyas, gehabt,
ser sei von einer Löwin oder einem Eber zerfleischt
rden, darüber hätten seine Töchter sich so gehärmt,
sie gestorben wären, die ersten fünf als Pleiaden,
letzten sieben als Hyaden wären unter die Sterne
setzt worden, und zwar die sieben von Äthra [13]). Hyas
der Regengott Phrygiens oder der phrygische Diony-
, und dieser als Sohn des befruchtenden Zeus Saba-
. Er wird mit Stierhörnern, auch als völliger Stier,
gestellt, und so ist es wol möglich, daß das Stern-
des Stiers, auf dessen Haupte die Hyaden sind,
m Anordner des Thierkreises nach Anaximander und
ostratos aus Phrygien gekommen sind, als man öf-
e Weisheit, wahrscheinlich aus Thapsakos, in my-
che Sinnbilder zu hüllen anfing [14]). Andere gaben
Hyaden diesen Hyas auch als Vater und Böotia
Mutter (hindeutend auf ihre Natur und ihr Vater-
d), wol auch den Okeanos und Melisseus. Vorzüg-
als dodonäische Nymphen, als nährende, regenge-
de bringen sie den Dionysos nach Dodona [15]), sind
t seine Erzieherinnen und Pflegerinnen [16]). Als solche
sie auch Zeus unter die Sterne versetzt haben [17]).
h Eudoxos gehen die Hyaden nach der Herbstnacht-
che am 22. Oct. Abends auf und am 9. Nov. unter.
nd und Regen sind dann nicht selten [18]). Über das
eigentlich Astronomische des Art. vergl. Regensterne und
Stier; s. auch Aldebaran u. Hadin-nedschm. (*Schincke.*)

HYAENA *Brisson* (Mammalia), Hyäne. Eine
Säugethiergattung aus der Ordnung der eigentlichen
Raubthiere, und zwar aus der Abtheilung der Zehengän-
ger; von Linné zur Gattung Canis gerechnet, von Kaup
Crocuta genannt. Die Kennzeichen sind folgende: Die
Vorderzähne, oben und unten sechs ($\frac{6}{6}$), stehen in einer
Reihe; die Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$ sind viel länger als die vordern
oder Schneidezähne, kegelförmig, spitzig, glatt; Backen-
zähne finden sich $\frac{5-5}{4-4}$ vor, die drei vordern in der obern
und untern Kinnlade sind falsche Mahlzähne mit einfa-
cher Schärfe, der vierte oben und unten ist der größte
und ebenfalls schneidend (Reißzahn), der obere ist drei-
spitzig und hat vorn noch einen kegelförmigen Höcker;
der untere ist zweispitzig; der letzte Zahn oben ist klein,
ein Mahlzahn, höckerig. F. Cuvier gibt folgende spe-
ciellere Beschreibung der Zähne [*]): Im Oberkiefer stehen
sechs Schneidezähne, zwei Eckzähne und an jeder Seite
fünf Backenzähne, nämlich drei falsche Mahlzähne, ein
Reißzahn und ein Höckerzahn. Die vier mittlern Schneide-
zähne stehen auf einer Linie und haben an ihrer innern
Basis einen kleinen, durch eine Furche getheilten Absatz;
die beiden äußern sind viel größer als diese und haben
ganz die Gestalt von Eckzähnen. Diese letztern sind sehr
stark, und an der innern Seite fast flach. Der erste
falsche Mahlzahn ist klein, dreieckig, und hat nur eine
Wurzel; die beiden folgenden sind sehr stark und haben
drei Spitzen, davon eine in der Mitte und zwei viel
kleinere zur Seite; der Reißzahn hat zwei starke Spitzen
und hinten einen schneidenden Absatz, und am vordern
Theile der innern Seite findet sich ein ziemlich starker
kegelförmiger Höcker; endlich steht der Höckerzahn läng-
lich in die Quere und hat zwei Höcker, einen an jedem
Ende. Im Unterkiefer finden sich ebenfalls sechs Schneide-
zähne, zwei Eckzähne, aber nur vier Backenzähne auf jeder
Seite, nämlich drei falsche Mahlzähne und ein Reißzahn.
Die Schneidezähne sind einfach und von gleicher Größe,
die Eckzähne sind sehr stark, außen rund, innen platt;
die drei falschen Mahlzähne haben eine große Spitze mit
zwei andern viel kleinern zur Seite; der Reißzahn hat
zwei große Spitzen, von denen die vordere schneidend,
die zweite spitzig; an der Wurzel der letztern steht eine
kleine höckerige Spitze; der hintere Absatz dieses Zahns
hat zwei sehr kleine Höcker, und ist der Krone des obern
Höckerzahns gegenüber platt und breit. Alle Backenzähne
zeigen sich in Vergleichung mit denen der Hunde und
Katzen von merkwürdiger Dicke und Stärke.

Die Hyänen, wenigstens diejenige Art, welche Ty-
pus der Gattung, waren schon den Alten bekannt. Ari-
stoteles (Hist. an. VI, 32. VIII, 5) beschreibt sie als
dem Wolf ähnlich in Gestalt und Farbe, sowie auch hin-
sichtlich der sägeähnlichen Zähne, ihr Haar sei stark, und
auf dem ganzen Rücken hinab stehe eine Art Mähne,
auch finde sich zwischen Schwanz und After eine Öffnung,

m rudes fuerint prisci Romani in plerisque nominibus e graeco
ucendis, vel uno exemplo id patebit, ὑάδες sunt parvae ὕες
et συάδες parvae σύες.

9) *Ovid.* Fast. V, 167. 10) *Müller*, Prolegom. p. 193.
Theon bei *Aratos* Phaenom. 172. 12) *van Staveren* zu
gin. fab. 182, 192. A. P. c. 21. 13) *Hygin.* fab. 192.
119. *Ovid.* Fast. V, 182, 196. 14) *Voss* zu *Aratos* Phae-
. 172. p. 51. 15) *Pherekydes* bei *Sturz* 108. 16) *Hy-*
. fab. 182. 17) *Hygin.* fab. 192. 18) Kruse, Hellas.
Bd. S. 260.

*) Dictionnaire des Scienc. nat. T. XXII. p. 297.

welche man mit Unrecht für die Vulva ansehe, da das Weibchen allerdings diese ebenso gut, als andere Thiere besitze. Nichtsdestoweniger führt Plinius von diesen Thieren an, daß sie Hermaphroditen seien und jährlich ihr Geschlecht wechselten, sowie er ferner von ihnen erzählt, sie könnten den Kopf nicht wenden, ohne zugleich den ganzen Körper zu drehen, sie wüßten nicht allein die menschliche Stimme nachzuahmen, sondern vermöchten auch den Menschen beim Namen zu rufen, ein Hund, der in ihren Schatten gerathe, verliere die Stimme rc. Spätere Naturforscher haben, ungeachtet der deutlichen Beschreibung von Aristoteles, dessen Hyäne doch bald für ein Zibeththier, ja sogar für einen Mandrill genommen.

Der breite Kopf dieser Thiere endet in eine stumpfe nackte Schnauze, wie bei den Hunden. Am Schädel ist die Pfeilnaht sehr stark entwickelt, der Hinterhauptdorn ebenfalls, die Jochbeinbogen stehen bedeutend aus einander, welches alles darauf hindeutet, daß diese Thiere starke Kiefern- und Halsmuskeln besitzen. In der That zeigen sie eine bedeutende Kraft im Erfassen ihrer Beute, und sollen nach den Berichten der Reisenden größere Thiere mit einer solchen Leichtigkeit im Rachen wegtragen, daß jene nicht einmal den Boden berühren. Die Zunge ist rauh, mit spitzigen Warzen besetzt. Die Augen sind groß, die Pupille länglich pyramidal, oben spitzig, unten mit abgerundeter Basis. Die Ohren sind immer sehr groß und offen, fast nackt. Der Körper ist mit ziemlich starkem Pelze bedeckt. Die Füße sind nur vierzehig. An den vordern ist der Daumen am Skelett nur durch einen kleinen Knochen vertreten, außen durch einen kleinen schwieligen Höcker ohne Nagel. Die Sohle ist behaart, die Klauen sind stark, unbeweglich, Grabklauen. Am Bauche stehen vier Zitzen und zwischen After und Schwanz findet sich ein eigenthümlicher drüsiger Sack. Die Zeugungstheile des Männchens gleichen denen des Hundes, doch fehlt der Ruthenknochen, welcher nach Geoffroy durch einen kleinen Knochen vertreten wird, der zwischen dem Ischium pubis und ilium liegt. Die Hyänen haben im Allgemeinen ein eigenes Ansehen, indem sie als sehr kurz gebaut erscheinen, was aber in der That nicht der Fall ist, sondern nur von der Haltung des Thieres herrührt. Daraus entsteht nun auch ein eigener, gleichsam hinkender Gang, besonders dann, wenn das Thier anfängt sich in Bewegung zu setzen. Alle Arten sind mehr oder weniger Nachtthiere, wild und nähren sich mehr von Aas, als von lebenden Thieren, welche sie, selbst Menschen, nur angreifen, wenn ihnen jenes mangelt. Sie suchen dasselbe überall auf, sogar verschonen sie Gräber nicht, um die Leichen herauszuscharren, wenn diese nicht tief genug vergraben sind. Da nun in dem Vaterlande dieser Thiere, in den heißen Ländern der alten Welt, ohnehin die Gewohnheit herrscht, jedes Thier, da, wo es fiel, als Aas liegen zu lassen, so sind sie insofern als sehr nützlich zu betrachten, indem sie jenes verzehren, und so das Verpesten der Luft durch üble Dünste verhüten. Es sind folgende lebende Arten bekannt:

1) H. striata *Zimmermann* (Geograph. Gesch. II. S. 148, 256. H. vulgaris *Desmarest*, Mammalogie. H. orientalis *Tiedemann*, Zool. I, 350. H. antiquorum *Temminck* in Ann. génér. de Sc. phys. III, 51. Canis Hyaena *Linné* et Alior. Ménagerie du Musée national; ausgezeichnete Abb. von *Maréchal*. *Geoffroy* et *Cuvier*, Mammifères fasc. X. *Cuvier*, Ossem. foss. IV. t. 29. f. 1. 2. Cranium. Gemeine oder gestreifte Hyäne, indianischer Wolf Ridingers [einzelnes gutes Blatt]). Graugelb, die Seiten und die Füße mit braunen Querstreifen; der Pfeilnathkamm am Schädel schneidend, der Hinterhauptshöcker stark vorragend; der hintere obere Backenzahn mit fast gleichen Spitzen versehen, an der innern Seite über der Krone mit einer schneidenden Binde, welche von der *hintern* Spitze an die Wurzel des innern Absatzes *läuft; der untere* hintere Backenzahn zweispitzig, mit *großem* Absatz und innen mit einem Höcker. Dies ist die gemeinste, schon den Alten bekannte Art, etwas über drei Fuß, ohne den langharigen Schwanz, lang, vorn an den Schultern an 2½ Fuß hoch. Über den Rücken läuft vom Nacken an eine Mähne, welche das Thier, wenn es in Zorn geräth, sträubt. So wild dieses Thier an sich ist, so sind doch Zähmungsversuche damit gemacht worden und dergestalt gelungen, daß gewiß mancher Leser mit dem Verf. dieses Art. sich der Hyäne erinnern wird, welche einst in van Akens und Martins Menagerie zu sehen war, und mit welcher Martin ebenso spielte, wie man sonst wol mit einem Hunde zu spielen pflegt. Das Vaterland der gestreiften Hyäne ist das östliche Asien und das nördliche Afrika, wo sie einzeln in Höhlen *lebt*.

2) H. Crocuta *Zimmermann* (l. c. 149. Schreber, Säugethiere. T. 96. B gute Ab. Nova act. Nat. Cur. XI. t. 55. f. 1. 2. 3. Cra... et mand. H. capensis *Desm.* l. c. H. maculata *Thunberg*, Mém. de l'Acad. de St. Petersb. III, 303. Canis Crocuta *Linné* ed. *Gmel.* Tigris crispa *Brisson*, Règn. animal. *Geoffroy* et *Cuvier*, Mammifères. Fasc. IX. *Cuv.* Ossem. foss. IV, 383. t. 28. f. 1. Cranium. f. 8. Molar. *Fischer*, Synops. 194, 364. Die gefleckte Hyäne, der Tigerwolf). Röthlich braun; mit ungleich großen, mehr oder weniger gerundeten, *schwärzlichen* Flecken, der Bauch weißlich; Glieder und Schwanz schwärzlich; die Schnauze ist stärker und der Schädel an den Seiten mehr gewölbt, als bei der *vorigen* Art, der Pfeilnahtkamm und der Hinterhauptshöcker sind mehr gerundet und stehen weniger vor; der vorletzte *obere Backenzahn* ist mit ungleichen Spitzen besetzt; der *untere letzte* Backenzahn ist nur zweispitzig und mit *einem kleinen* Absatze versehen (der Höcker an der innern Wurzel fehlt). Auch diese Art hat eine, jedoch kürzere Mähne. Mit voriger von gleicher Größe.

Eine Varietät, Var. rufa (*Fischer*, Synopsis), dunkelrothbraun, mit wenigen schwarzen Flecken, schwärzlichem Bauche, schwarzen Schenkeln und weichern längern Haaren, ward von Cuvier (Ossemens foss. ed. I.) als eigene Art angesehen. Die gefleckte Hyäne lebt im südlichen Afrika und scheint weniger wild zu sein, als die gestreifte. Barrow (Reise nach dem Cap) erzählt wenigstens, daß es Länder gebe, wo man diese Art zum

Jagen abrichte, und daß sie weder an Geschicklichkeit, noch in der Treue dem Hunde nachstehe. Das Individuum der pariser Menagerie entwickelte sich bei seiner Ankunft zu Lorient, trieb sich einige Zeit im Freien herum, ohne irgend Jemand ein Leid zu thun und ließ sich bald ohne Widerstand fangen. Sie lebte 16 Jahre in der Menagerie, und war immer sehr sanft, die letzten Jahre ihres Lebens ausgenommen, vielleicht weil sie da das Alter drückte.

3) **H. fusca** *Geoffroy* (Dict. class. d'hist. nat. VIII, 444. *Fr. Cuvier*, Dict. de Sc. nat. XXII, 299). Der Körper ist ganz mit langen, hängenden Haaren bedeckt, die oben braun, unten weiß sind, am Kopfe sind sie kürzer, graubraun, die Füße sind weiß und braun geringelt, der hintere untere Backenzahn ist zweispitzig und mit einem kleinen Absatz an der innern Wurzel, aber nicht mit einem Höcker versehen. Diese Art hat fast die Gestalt der vorigen beiden, die Ohren aber sind nackt, lang, spitzig, die obern Schneidezähne stehen dicht aneinander, der Höcker am hintern untern Backenzahne steht weniger vor, als bei H. striata, der Schwanz ist lang, langhaarig und einfarbig. Sie soll in Nubien und Abyssinien leben.

4) **H. villosa** *Smith* (*Linné*, Trans. XV, 2. t. 19. Cuvier zieht H. brunnea *Thunberg* Act. Holm. hierher. Strandwolf, Strandjut der Kolonisten.) Dunkelgraulich, mit großen Flecken und schiefen schwarzen Streifen gezeichnet, der Hals gelblich, die Glieder mit unterbrochenen schwarzen Querstreifen. Größe und Stärke der H. Crocutae, die Länge vom Hinterhaupte bis zur Schwanzwurzel drei, oder von der Nasen- bis zur Schwanzspitze über vier Fuß. Die Achselhöhe zwei Fuß vier Zoll. Die Vorderbeine sind viel länger, als die Hinterbeine, auch sind die vordern Theile viel stärker als die hintern, besonders die Schultern, Hals und Kopf; dieser ist oben sehr breit, der Hinterkopf ist etwas gewölbt, mit kurzen, starren, theils schwarzen, theils weißen, theils röthlichen Haaren bedeckt, sodaß daraus eine grauliche Mischung entsteht; der untere Theil des Gesichts von den Augen an ist schmäler, als an den obern Theilen, gewölbt, auf der Stirn flach, überall mit kurzen, schwarzen und röthlichweißen Haaren bedeckt, mit einem bis zwei schwarzen Flecken am äußern Augenwinkel. Die Nase und die Mitte des Gesichts sind nackt, schwarz; die Augen sind groß, die Iris ist tiefbraun, die Pupille vertical, bald linienförmig, bald oval. Die Ohren sind ungefähr vier Zoll lang, spitzig, stehen aufrecht, und sind von Außen und Innen mit röthlichen Wollhaaren bedeckt. Das Kinn und die Seiten der Lefzen sind schwarz, die Wurzel der Kehle ist schwarz und die Farbe auf beiden Seiten durch eine schräge Querbinde mehr oder weniger abgeschnitten. Die Bartborsten sind lang, schwarz, und in drei bis vier Reihen an den Seiten der Lippen vertheilt. Die Haare des Halses und Körpers sind lang und rauh und hier und da, besonders an den Seiten des Rückens, sechs Zoll lang. Die Seiten des Halses von den Schläfen bis an den vordern Schulterrand sind schmuzig gelbweiß oder schmuziggelb, sowie, doch mit vorwaltendem Weiß, die Brust, die innere Seite der Glieder und der Bauch. Oben auf dem Halse, vom Hinterkopf an, stehen längere gelblichweiße, braun schattirte Haare. Rücken und Seiten sind schmuzig gelblichweiß, oder gelblichgrau, mit schwarzen unregelmäßigen Flecken und schrägen Querstreifen. Der Schwanz ist acht Zoll lang, an der Wurzel schmuziggelb, an der Spitze oder im größern Theile der Länge schwarz, mit weißen Haaren untermischt, buschig. Die Glieder sind außen weißlich, mit schrägen, schmalen, schwarzen Binden. Die Füße sind weißlich, mit kurzen, starken Krallen. Smith sagt von dieser Art: „Im Betragen gleicht sie der Crocuta, ist aber schwächer und greift nur Schafe, Ziegen u. dergl. an. Ich hatte lange ein Stück lebendig; während des Tages war es träge, Abends wurde es unruhig und wollte fort. Man ließ es in einem Stalle frei herumlaufen; in einer Nacht scharrte es ein Loch so tief, daß es sich selbst darin verbergen konnte. Man füllte es mit großen Steinen an, die es aber während der Nacht wegscharrte und bis an den Grund der Mauer kam. Dann hörte es auf und versuchte nirgends mehr zu graben. Große Hitze schien ihm unangenehm, und es suchte daher immer Schatten. Eine Zeit lang spielte es mit einem Hunde, wie es aber schien, blos aus List; denn es fraß ihn endlich auf. Es war sehr mistrauisch, als wenn es immer zu fallen fürchtete. Ich stellte ihm schief durch den Stall ein Bret, über das es lange nicht zu gehen wagte, sondern erst, nachdem es demselben sich sehr langsam genähert und dasselbe berochen und beleckt hatte. Bisweilen fiel es ihm ein, sich Bewegung zu machen, und es rannte wol hundert Male von einem Ende zum andern. Bekam es Thiere, so legte es sich darauf und leckte vorher alles Blut auf. Es rollte dieselben hin und her und nach dreiviertel Stunden erst fing es an zu fressen. Das Übrige versteckte es in einem Winkel. Die Knochen zog es vor, und nagte oft Stunden lang daran, um das Mark zu bekommen. An einer in einer Ecke stehenden Stange bemerkte ich einmal eine schmuzigweiße Substanz wie Kalk, welche die Hyäne nach und nach ableckte; nach einiger Zeit bemerkte ich wieder eine Menge dergleichen. Ich reinigte daher die Stange und versteckte mich. Das Thier rieb sogleich den Hintern eine halbe Stunde an dem Holze, woran sogleich dieselbe fettartige Substanz hängen blieb, welche das Thier wieder fraß. Da ich diese Stange oft reinigte, so wählte es endlich einen Stein zum Absatz. Ich habe dieses nun über sechs Monate lang beobachtet." (D. *Thon.*)

HYAENA (Paläontol.). Außer den drei (bis vier) in wärmern und südlichern Gegenden lebenden Arten kennt man bereits auch die Überbleibsel von fünf bis sechs fossilen Species, welche hauptsächlich nach der Größe, der Schädelbildung und insbesondere nach den Zähnen von den lebenden, sowie unter sich, unterschieden werden. Da einige dieser Arten, auf eine geringe Anzahl von Fundorten beschränkt, im Gemenge mit einander vorkommen, so ist man noch nicht im Stande gewesen, einer jeden Art auch die zu ihr gehörigen Trümmer des Rumpfes zuzuweisen, und sie nach deren Verschiedenheit anzuspre-

chen. Am frühesten bekannt war und am meisten verbreitet ist die H. spelaea, welcher Art mithin auch alle aufgefundene Reste lange Zeit allein zugewiesen worden sind und oft noch zugetheilt zu werden pflegen, sodaß ohne Zweifel noch manche Theile, die wir unten noch unter diesem Namen aufzuführen genöthigt sind, andern Arten angehören werden. Um jedoch der Beschreibung der Bildung jedes einzelnen Knochenstückes überhoben zu sein, lassen wir hier die Allgemeinheiten im Knochenbaue dieses Geschlechts vorangehen, und fügen unten nur dann Bemerkungen der einzelnen Rester bei, wenn solche zur genauern specifischen Unterscheidung dienen können.

Die Zähne einer Seite sind $\frac{9}{8}$, nämlich Schneidezähne $\frac{3}{3}$, Eckzähne $\frac{1}{1}$, Lückenzähne $\frac{3}{3}$, Reißzähne $\frac{1}{1}$, Höckerzahn $\frac{1}{0}$. Oben stehen die drei Schneidezähne in einer graden Linie neben einander, die zwei ersten sind gleichgroß, innen quer ausgerandet; der innere Lappen ist nochmals zweitheilig, der dritte ist lang, gebogen, fast einem Eckzahn ähnlich. Der Eckzahn ist groß, nicht gefurcht, schwächer als bei Bär und Tiger, die äußere Fläche convex, die innere etwas platt, beide sind durch zwei scharfe Kanten von einander getrennt, von welchen sich der vordere gegen die Wurzel gabelförmig theilt. Von den drei Lückenzähnen ist der erste klein, einwurzelig, einspitzig; die zwei folgenden sind sehr dick, daher nicht schneidig, mehr zum Zerbrechen der Knochen als zum Schneiden geeignet. Der Reiß- oder Fleischzahn ist mehr wurzelig, von Vorn nach Hinten lang, dreilappig, der vordere Lappen ist ein kleiner Höcker, der mittlere hat eine horizontale, an beiden Enden rechteckig abgesetzte Schneide, der hintere ist in der Mitte wenig erhaben; jener zweite ist von den übrigen weit mehr getrennt als bei den Katzen. Der einzige Höckerzahn ist wie bei den Katzen, aber größer, und hat mehr als zwei Wurzeln. Unten sind Schneidezähne drei; der Eckzahn ist mit zwei scharfen Kanten der Länge nach versehen, wovon sich der hintere von Unten nach Innen biegt. Die drei Lückenzähne sind wie die zwei hintern von Oben beschaffen, ebenso dick als breit. Der Reißzahn ist groß, nur zweilappig, noch ausgezeichnet durch einen kleinen Ansatz am hintern Ende und oft durch ein kleineres Höckerchen auf seiner innern Seite. Der Höckerzahn fehlt. Die obern Zähne wechseln in ihrer Stellung mit den untern wie bei den Katzen, nur legt sich der innere Höcker des obern Fleischzahns nahe an den untern dritten Lückenzahn an, und der vollkommnere Höckerzahn trifft auf den Ansatz des untern Reißzahns.

Am Schädel ist die Unterkinnlade kürzer als selbst bei den Katzen. Der Gelenkkopf steht hoch über der verlängert gedachten Kinnfläche; der Unterrand der Kinnlade bildet bei der Symphyse einen stärkern, vorspringendern Winkel als bei irgend einem andern Raubthiere. Die Schnauze ist kürzer als beim Hunde, doch länger als bei der Katze; die Spina occipitalis steht mehr hervor, die Pfeilnahtleiste ist länger als bei allen andern Thieren, da sie den außerordentlich starken Hals- und Kinnladenmuskeln zur Stütze dienen muß. Die Profillinie ist fast grade, bis zur Schnauze nur wenig convex, die Jochbogenfortsätze treten sehr stark nach Außen und Oben. Das Zwischenkieferbein stößt bei der Mitte der Nasenbeine ans Stirnbein an. Die übrigen Verbindungen und die meisten Formen der Knochen sind wie beim Hunde.

Am Rumpf ist der Hals lang und stark. Das Schulterblatt hat eine Mittelform zwischen der beim Hund und beim Bären, indem es drei Winkel bildet: mitten am Vorderrand, am Rückenende der Spina und am hintern Rande. Das Oberarmbein besitzt mitten über der untern Gelenkrolle ein großes, durchgehendes Loch, aber keins für die Arteria cubitalis über deren innerm Kopfe. Die Cristae deltoidalis und condyloidea des untern Theiles sind sehr schwach, wie beim Hunde. Die Gelenkrolle für den Vorderarm ist breiter als beim Hunde, die Dicke bei gleicher Länge etwa $\frac{1}{4}$ stärker als beim Wolf. Am Radius ist am untern Kopf eine nur schwache Apophyse; der obere ist regelmäßiger elliptisch, als beim Hunde, der untere concaver. Der Cubitus ist gebogen, das Ende des Ellenbogenfortsatzes aber nur mit einem Höcker (statt der zwei bei Hund und Katze), die Hand ist vierzehig, mit dem Rudiment eines fünften Zehens; die Mittelhandknochen sind schlanker als beim Bären, aber weniger als bei Hund und Katze. Am Becken ist das Ilion verhältnißmäßig breiter, seine Spinä sind vorstehender, weiter aus einander, als bei allen andern Raubthieren. Am Femur ist der große Trochanter minder hoch, die Kniescheibenrinne ist kürzer und breiter als beim Hunde. Breiter sind auch der Unterschenkel- und Fußwurzelknochen; der Fuß hat vier Zehen.

Die Hyänen leben in Höhlen, Schluchten, auch Dickichten, wo jene mangeln, und man findet in und um ihre bleibenden Aufenthaltsorte gewöhnlich große Mengen von Thiergebeinen aufgehäuft, da sie ihre Beute dahin zusammenschleppen, wie zumal Sykes in Ostindien wahrgenommen (Edinb. N. philos. Journ. 1827. Jan. 377 sq. Zeitschr. für Min. 1828. I, 73). Weniger scheint dies am Cap der Fall zu sein, wenigstens leugnet es Knox, da sie ihre Beute lieber des Nachts an Ort und Stelle verzehrten (Mem. of the Wernerian Soc. 1828, IV, II, 383—385). Vielleicht daß es ihnen in jenen Gegenden an ruhigen und sichern Schlupfwinkeln der Art gebricht. Vergl. auch Hayne (*James* Edinb. Journ. No. 9. p. 43—47). Da sie auch einen großen Theil der Knochen selbst zerbeißen und fressen, so tragen die bei ihren Höhlen liegenden Gebeine mehr oder weniger die Spuren ihrer Zähne an sich, zumal die hohlern, markigen und zerbrechlichern darunter; die verschlungenen Splitter setzen dann wieder, wie bei den Hunden, einen großen Theil ihrer balkenförmigen Excremente zusammen, die man in ihren Schlupfwinkeln häufig findet. Da sie so fast ganz aus kohlensaurem und phosphorsaurem Kalke bestehen, so conserviren sie sich für spätere Perioden ebenso wol als die Knochen selbst, und nehmen, zumal nachdem die organischen Theile völlig zerstört sind, eine weiße Farbe an (das sogen. Graecum album).

Es ist interessant zu bemerken, daß die fossilen Arten unter sich ungefähr dieselben osteologischen Verschiedenheiten darbieten, wie die lebenden, deren wesentlichste

Kennzeichen, sowie sie bisher bekannt geworden, wir deshalb noch hierher setzen. Die Hyaena crocuta oder gefleckte Hyäne Afrika's ist die größte; am obern Reißzahn ist der hintere Lappen viel größer, der untere hat inwendig keinen besondern Höcker mehr. Die Hyaena radiata oder getigerte Hyäne Asiens ist kleiner, am obern Reißzahne sind die drei Lappen von gleicher Länge, und inwendig am Hinterlappen des untern ist noch ein Höcker bemerkbar. Hyaena brunnea, die braune Hyäne vom Cap ist die kleinste, die Zähne sind wie bei den vorigen beschaffen, nur daß der erwähnte innere Höcker kleiner und stumpfer ist. Vergleicht man die fossilen Arten einzeln mit den lebenden, welche ihnen am meisten zu entsprechen scheinen, so tragen sie im Allgemeinen die Zeichen größerer Maße, Muskelkraft und Wildheit, wie sich besonders bei H. spelaea ergeben wird. Die fossilen Arten sind:

1) Hyaena spelaea. Schädelform, Zähne und Knochen wie bei H. crocuta, namentlich der obere Reißzahn mit großen Hinterlappen, der untere Reißzahn ohne Höcker; jedoch ist das Thier größer, die Stirn breiter, die Jochbogen weiter aus einander, der Gehirnkasten kleiner, die Riechhöhlen entwickelter, das Hinterhauptloch kleiner, die Gelenkköpfe größer, alle Knochen namentlich dicker, alle Muskelansätze tiefer, breiter, rauher. Kalbskinnbacken *Kundmann*, Rariora nat. et artis. 1737. p. 43. t. II. f. 2. Löwenknochen Esper, neuentdeckt. Zoolith. in Baireuth, 1774. p. 58 sq. tb. X. f. b, c, d, . . i, k. Phokenknochen *Collini*, Act. Palat. 1784. V, 78 sq. t. II. f. 5—7. Hyène lachetée fossile *Cuv*. Ann. mus. VI, 127 sq. t. 42. IX, 428. t. 33. f. 2, 5, et Ossem. foss. IV, 392—405, 507. t. XXIX, XXX, XXXI, XXXII. Hyaena fossilis *Blumenb.* spec. arch. tell. 1816. II, 12. Canis crocuta *Schloth.* Petrefact. 1820. I, 2, 13, 24. II, 8. (Später Hyaena crocutaeformis.) Canis crocuta major *Schottin* in Isis 1824. p. 132—135. Hyaena spelaea *Goldf.* Beschreib. von Muggendorf. 1816. S. 280. t. V. f. 2. und Nov. act. Leopold. XI, II, 456—459. t. LVI. f. 1—3. t. LVII. f. 3. und bei *Dechen* 208. *Christol* et *Bravard*, Ann. scienc. nat. 1828. XIII, 141—145. *M. de Serres*, *Dubrueil* et *Jean-Jean*, Mém. du Mus. 1828. XVII, 278 sq. t. XXV. f. 7. t. XXVI. f. 1—6, 9. Jahrb. d. Min. 1830. S. 366—369. *J. A. Wagner* in Isis. 1829. p. 979—986. Jahrb. 1830. S. 375, und Isis. 1831. p. 555—557. Jahrb. 1832. S. 474. *Holl*, Petrefact. 1830. p. 35. *v. Meyer*, Palaeol. p. 50—52. Hyaena fossilis oder spelaea *Soemmering*, Nov. Act. Leopold. 1828. XIV. p. 1—44. t. I, II, III. Canis hyaena *Woodward*, Synopt. tabl. British Foss. 1830. p. 39. ? Hyène *Desmarest*, Mammalogie. 1820. I, 216. Hyäne *Buckland* in Philos. Transact. 1822. t. XVII. f. 1—5. t. XVIII. f. 2, 3 u. *o.* m. t. XIX. f. 3, 4, 5, 9, 10, 11, 12. t. XX. f. 15, 16, 17, 18 und 22—27, und in Reliq. diluv. p. 15, 16, 52, 72, 75, 81, 83, 260—263. t. III, IV, V, VI. p. 264. t. X. f. 6, 7, 8. p. 266. t. XII. p. 267. t. XIII. f. 1—4. p. 276, 277. t. XXIII. f. 1—10. *Clift* in Philos. Transact. 1823. p. 86. t. X. f. 7. Nöggerath in Kastners Archiv. 1824. II. S. 323. Stahl im Würtemb. Correspondenzblatte. 1824. VI. S. 22, 23, 26. *Bourdet* in Mémoir. de la Société Linn. de Paris. 1825. IV, 361—379. *B. Studer*, Monogr. d. Molasse. 1825. p. 301. Merian in der Min. Zeitschrift. 1826. II. S. 348. Brabbick im Philosoph. Magaz. 1827. II. S. 73, 74. *Thirria* in Ann. des mines. 1829. V, 3—22. Jahrb. 1830. S. 112. *De Christol*, Ann. des Min. 1829. V, 517—530. Jahrb. 1830. S. 109. Germar in Keferst. Teutschland. III. S. 612. *Egerton* in Philosoph. Magaz. N. S. VI, 92. Jahrb. 1830. S. 377. Nouv. Ann. de voyag. 1830. XVII. p. 118, 119. Jahrb. 1831. S. 115. *D. Williams*, Philos. Magaz. 1831. X, 223—225. Jahrb. 1832. S. 463. *M. de Serres* et *Pitorre* in Journal de Géolog. 1831. III, 254. *J. Teissier*, Bullet. Soc. géolog. 1832. II, 84—87. Jahrb. 1834. S. 602. *Stanley* im Lond. and Edinb. philos. Mag. 1832. I, 232. Jahrb. 1833. S. 599. Schmerling in Jahrb. 1833. S. 39, und Recherch. sur les Ossem. foss. de Liége. 1833. I. Jahrb. 1833. S. 599 ꝛc.

Vorkommen in den Knochenhöhlen und Spalten Teutschlands: bei Muggendorf, zu Gailenreuth und im Kuhloche mit Bärenresten, welche da vorwalten; in der Baumannshöhle, ebenso, in der scharzfelder Höhle; zu Sundwig; dann in Frankreich: zu Anduze und Pondres (Garddepart.) mit Bären- und mit Menschenresten; zu Sallèles-Cabardès im Clamontsthale (Audedepart.) mit Bären, Ochsen, Hirschen; zu Eschenoz und Fouvent (Haute-Saone) mit Bären und Elephanten; in Belgien: nächst Lüttich in beiden Höhlen von Engis mit Menschen- und Bärenknochen; in denen von Goffontaine, wie Fond de Forêt und von Choquier mit Bären; in Großbritannien: zu Kirdale, Oreston bei Plymouth, in den Grünsandhöhlen zu Boughton, drei Meilen südlich von Maidstone, mit Ochsen- und Pferderesten (Brabdick), in den Crawley rocks zu Pavilands Caves bei Swansea, in den Höhlen von Uphill und Hutton in den Mendip Hills (Williams) mit Bären; in der Cefn-Höhle (Nordwales) mit Rhinoceros ꝛc. Im Osteolithen-Schutland des Arnothales bei Figline. In der Muschel-Molasse des Molièreberges bei Neufchatel. Im molasseartigen Diluvial-Sandsteine zu Rixheim im Oberrheindepart. mit Elephanten (Merian). Im Diluviale von Canstatt mit Süßwasser-Conchylien und Elephanten (Stahl); (im Sande) von Eichstädt (zwischen Kaldorf und Raittersbuch) mit Elephanten; zu ? Rösenbeck; zu Dorste bei Osterode im Harz ebenso; in Frankreich zu Abbeville mit Elephanten; in England zu Lawford bei Rugby desgl. Endlich in den Alluvial-Ausfüllungen der Gypsschlotten bei Köstritz mit Menschenresten, zu Oberegeln ꝛc. Eppelsheim bei Alzey, eine Knochen-Lagerstätte von höherm Alter, als alle obigen, wird als Fundort von Hyänenresten nur einmal von Schleiermacher in einem Brief an Sömmering angeführt. Ebenso zweifelhaft ist der Montmartre zu Paris, den Desmarest an-

führt, ohne jedoch völlig gewiß zu sein, daß die dort gefundene Kinnlade wirklich von einer Hyäne abstamme.

Die am meisten erwähnten und am genauesten beschriebenen Hyänenreste, welche zu dieser Art gehören, oder zu gehören scheinen, sind folgende:

S c h ä d e l.

A. Aus der gailenreuther Höhle die Schädeltheile und Zähne, welche Esper von Löwen hergeleitet hatte; alle seine übrigen Knochen dagegen gehören den Bären an.

A*. Ebendaher der verwundete und wieder geheilte Schädel eines alten Thieres bei (Cuvier und) Sömmering (*Cuv.* oss. t. XXX. f. 6, 7). Die Länge vom Condylus occipitalis bis von dem zweiten Lückenzahn ist = 0,235, bei H. crocuta und bei H. radiata wäre sie nur = 0,190 und = 0,175. Die Schläfenleisten vereinigen sich darauf sehr schnell mit einander, wie bei H. radiata. Das Antlitz ist verhältnißmäßig kürzer gegen den Hirnkasten, die Stirn steiler, die Dimensionen sind größer als bei den zwei bekanntern lebenden Arten.

A**. Desgl. ein unvollkommneres Exemplar bei Goldfuß (Beschreib. v. Muggendorf).

B. Ein Hinterschädeltheil in Ebels Sammlung (*Cuv.* Oss. t. XXX. f. 3—5) stimmt im Profil wie in alle Verhältnissen viel mehr mit dem von H. radiata übe ein, als mit jenem von H. crocuta. Seine Länge i = 0,300, seine Höhe am Hinterhaupte = 0,110, w bei H. crocuta sein würde = 0,255 und 0,095.

C. Der Schädel von Eichstädt, welchen Collini v Seehunden abgeleitet und Cuvier und Sömmering na mals beschrieben. Die Länge des Schädels von Spina occipitalis bis zum Schneidezahnrande = 0,2 die größte Breite an den Jochbogen 0,187.

D. Schädelbruchstücke und viele Zähne von Cans (*Cuv.* Oss. t. XXIX. f. 3, 4, 11), der *Schädel* $\frac{1}{3}$ größer als bei H. radiata, verhältnißmäßig *breiter* bei dieser, und mehr noch als bei H. crocuta.

E. Ein sehr vollständiger Schädel aus der sundv ger Höhle, welchen Goldfuß vollständig beschrieben u abgebildet hat. An ihm sind besonders deutlich die V hältnisse wahrgenommen worden, welche aber schon Bezeichnung der Species angegeben sind. Wir thei von den Goldfuß'schen Ausmessungen nur die wichtig und abweichendsten mit, verglichen mit den entsprech den bei H. crocuta, wobei die Länge als Einheit an nommen ist.

	H. crocuta	H. spela
Länge (vom Vorderrande des Hinterhauptloches bis zum Schneidezahnrande)	8" 2"' Paris.	9" 2"'
oder	100	100
Größte Breite zwischen den äußern hintern Zahnhöhlenrändern der dritten Backenzähne	045	047
Größte Breite des Schädelgewölbes an der Kranznaht	030	*026*
Größte Breite zwischen den Jochbogen an dieser Stelle	074	079
Breite des Schädelgewölbes an der Mitte der Schuppennaht	033	028
— — Schädels an der Wurzel der Jochbogen	037	041
— an der Lambdanaht	014	021
Vom Vorderrande des Hinterhauptloches bis zum Hinterhaupthöcker	034	029
Höhe und Breite des Hinterhauptloches	012	010

Viele der übrigen Proportionen stimmen bei beiden Arten völlig, manche andere aber doch beinahe überein.

F. Ein Oberkieferstück mit Zähnen von Rixheim (Merian).

G. Zwei Schädel aus den Höhlen von Lunel vieil. Sie unterscheiden sich von denen der H. prisca durch ansehnlichere Größe, convexere Seitenwände, durch geringeres Hervorstehen der Sagittalleiste oben und hinten, durch eine steilere Gesichtslinie, durch ein schmäleres Antlitz und einen spitzern Zitzenfortsatz. Die Geruchshöhlen sind sehr nach Hinten erweitert. Die Augenhöhle ist mehr dreieckig als bei H. crocuta, hinten stärker ausgerandet, kleiner als bei beiden (bekanntern) lebenden Arten, während dagegen die Jochbeingrube an Ausdehnung gewinnt. Der Unterrand der Augenhöhle ist stumpf, (bei H. crocuta scharf). Das Oberkieferbein ist unten mehr gewölbt, der Backenknochen convex statt flach, die Jochbogen sind breiter und dicker; die Gelenkhöhle sehr breit und groß. An einem dieser Schädel ist ebenfalls ein großes wieder geheiltes Loch, das durch Verwundung durch einen starken Bärenzahn entstanden zu sein scheint. Gehört dieser Schädel wirklich zur nämlichen Art, wie der von Goldfuß beschriebene?

H. Ein Schädel und Unterkieferstück aus dem Ar thale, in Targioni's Sammlung.

U n t e r k i e f e r.

I. Einen zu Dorste im Handverischen gefunden führt Blumenbach an.

K. Einen von Gailenreuth hat Ebel (*Cuv.* O t. XXX. f. 8). Er ist länger und zumal höher als den größten lebenden Hyänen. Die Maße *eines and* kleinern in demselben Besitze werden unten *angegeben*

K*. Sömmering besaß von ebendaher *ein* zerbro nes Exemplar.

K**. Martius hat einen von *gleicher* Fundst welchen Wagner beschreibt.

K***. Auch Goldfuß hat zwei von daher, wo er den größern (s. u.) einer eigenen Varietät zuschr obschon noch größere vorkommen; es scheint, daß e der Berechnung der Maße geirrt habe (*Goldf.* t. L f. 3).

K***. Einen Unterkiefer aus dem Kuhloche hat C ton erhalten.

K****. Ein Unterkieferstück mit dem hintersten Ba zahne bildet Kundmann ab. Er schreibt es einem Kalbe

L. Goldfuß hat einen andern von Sundwig.

M. Einen sehr schönen von Kirkdale hat Buckland abgebildet und Cuvier ausgemessen.

N. Zwei andere aus dem Diluviale Italiens besitzen das großherzogl. Cabinet zu Florenz, und Canali in Perugia.

O. Eines Unterkiefers (dieser Art?) und einiger Zähne von Pondres gedenkt Christol.

P. M. de Serres hatte drei Unterkieferhälften von Lunel vieil. Der Kronenfortsatz daran ist fast senkrecht; die Vertiefung zur Aufnahme der Kaumuskeln ist sehr ausgedehnt.

Q. Ein Unterkieferstück vom Molièreberge beschreibt Bourdet ausführlicher.

R. Einen Unterkiefer von Kahldorf bei Eichstädt beschreibt und bildet Collini ab.

S. Einen andern, im Zahnwechsel begriffenen, von Oreston findet man bei Clift.

Wir stellen hier nach den gebrauchten Buchstabenbezeichnungen die Maße der verschiedenen Unterkiefer zusammen, wobei I. die Länge vom Condylus bis zur vordern Basis des Eckzahns und II. die Höhe hinter dem letzten Backenzahn bezeichnet; nämlich:

	K	K*	K**	H***	M .	Q . .	H. crocuta
I.	0,155	0,195	0,206	0,160	0,190	0,190	0,173
II.	0,040	0,058	0,060	—	0,050	0,060	0,047.

Die Zähne sind nach Wagner verhältnißmäßig stärker als bei der H. crocuta, stimmen aber sonst fast ganz mit ihnen überein. Sie finden sich in Gesellschaft anderer Hyänenknochen noch einzeln zu Gailenreuth, Eschenoz, Sallèles, am Molièreberg, in englischen Höhlen zu Kirkdale, Oreston, Boughton rc. Oben ist der zweite Lückenzahn ein dicker Kegel, vorn und hinten mit einem Ansatze, der bei H. radiata beiderseits etwas schiefer steht; der dritte bildet einen noch dickern Kegel von einem Halskragen umgeben, von welchem eine Kante gegen das erste Viertel der innern Fläche, eine andere hinten in die Höhe läuft; am Reißzahn ist der Hinterlappen oft noch beträchtlicher, als bei H. crocuta; der Höckerzahn ist vollkommen beschaffen, wie der analoge Milchzahn bei H. crocuta, scheint aber noch frühzeitiger auszufallen, als bei dieser. Die untern Backenzähne sind fast durchaus nicht zu unterscheiden von denen der H. crocuta; der erste Lückenzahn ist allenfalls etwas breiter, einspitzig, vorn und hinten mit einem Höckerchen und einer zur Spitze ziehenden Kante; der zweite ist ein innen platter, außen gerundeter Kegel, der sich hinten durch eine Kante mit zwei Höckerchen verbindet; der dritte ist minder hoch und hat vorn und hinten ein vom Kegel mehr getrenntes Höckerchen. Am Reißzahne fehlt wie bei H. crocuta der innere Höcker gänzlich, er hat jedoch, zum Unterschiede von dem der Katze, einen Fortsatz hinten und einen kleinen Halskragen vorn; ersterer ist viel größer als bei jener lebenden Art, ebenso groß, wie bei H. radiata; beim Milchzahne steht der Höcker an der innern Basis des mittlern Lappens. Vom Höckerzahne sind die ersten Milchzähne abgebildet bei Buckland (Reliq. XIX, 3, 4. XX, 15—18, 20, 22. *Cuv.* Oss. XXXI, 11—15). Sie sind kleiner, der hintere Fortsatz ist größer als bei ihren Ersatzzähnen.

Die Ausmessungen dieser Zähne ergeben folgende Größen:

oberer erster Lückenzahn (*Cuv.* tb. XXX. fg. 10), wie bei H. crocuta.

= zweiter = = (- - - - 11)	Länge der Krone 0,015,	Breite		Höhe 0,006, wie bei H. crocuta.	
= dritter = = (- - - - 12)	= = = 0,027,	= 0,018,		= 0,025, ebenso.	
= Reißzahn (*Cuv.* XXIX, 11)	Länge der Krone 0,045,	Länge des hintern Lappens	0,020,	vordere Breite	0,022.
(- XXX, 13)	= = = 0,036,	= = = =	0,015,	= =	0,019.
(- XXXII, 6)	= = = 0,030,	= = = =	0,010,	= =	0,018.
(bei Bourdet)	= = = 0,045,	= = = =	0,030,	= =	0,025.

unterer erster Lückenzahn (*Cuv.* XXX, 15)	Länge der Krone 0,020,	hintere Breite 0,015,	Höhe 0,010.
= zweiter = = (- - 16)	= = = 0,023,	= = 0,017,	= 0,025.
= dritter = = (- - 17)	= = = 0,025,	= = 0,015,	= 0,020.
= Reißzahn (*Cuv.* XXIX, 12 / *Buckl.* XX, 2, 3)	= = = 0,035,	= = 0,015,	= 0,020.
(bei Bourdet)	= = = 0,030.		

Theile des Rumpfes sind zu Gailenreuth, Kirkdale, Fouvent, am Molièreberge rc. mehr oder weniger häufig vorgekommen. Einen Atlas von Gailenreuth hatte Camper (*Cuv.* Oss. XXIX, 6); er und einer von Kirkdale sind größer als bei H. crocuta.

Vom Humerus sind die Ausmessungen der verschiedenen Exemplare:

von Gailenreuth bei Camper (*Cuv.* XXIX, 7),	ganze Länge 0,225,	Breite des untern Kopfes	0,061.
von Gailenreuth bei Wagner,	= = 0,225,	= = = =	0,063.
von Kirkdale bei Clift (- XXXI, 1),	= = 0,230,	= = = =	0,060.
von Fouvent bei Cuvier (- XXIX, 8, 9),	= = —,	= = = =	0,061.
vom Molièreberge bei Bourdet	= = 0,225,	= = = =	0,065.

Ein Cubitus von Kirkdale kommt bei Gibson vor (*Cuv.* Oss. XXXI. f. 5). Er ist dicker als bei H. crocuta, ohne daß die Sigmoidfläche sich länger ausdehnte.

Ein oberes Femurende von Gailenreuth hat 0,062 Breite, beim Wolfe 0,049 (Wagner). Der große Trochanter ist nicht so hoch als der Kopf (beim Wolfe fast so hoch), und der Hals ist noch einmal so breit als bei dem des Wolfes.

Ein Tibiabruchstück hat man vom Molièreberge.

Hand- und Fußknochen kommen nicht selten vor, zumal in der kirkdaler Höhle. Der Mittelhand- und Mittelfußknochen von da (*Buckl.* Reliq. XIX, 5, 9, 10, 11, 12) sind dicker und kürzer, als bei H. crocuta.

Carpus, Tarsus, Astragalus (*Cuv.* Oss. XXXI, 9), Calcaneum (XXXI, 4) von da sind dicker, breiter und kürzer als bei den lebenden Arten. Andere Theile bildet Cuvier noch ab, wie eine Rotula ꝛc. (XXXI, 2, 3 etc.).

An den meisten Stellen, wo diese Hyänenreste häufig sind, sei es in oder außer den Höhlen, findet man auch ihre Excremente noch, das Graecum album, oder, wie Buckland es nennt, das Hyainocopros (*Sallèles* etc.). Die mit ihnen vorkommenden Thierknochen tragen nicht selten die Spuren ihrer Zähne.

2) H. Perrierii. Der obere Reißzahn ...? Der untere Reißzahn ohne Höcker, die Körpertheile (um je $\frac{1}{12}$ — $\frac{1}{6}$) kleiner, als bei H. spelaea. H. Perierii *Croiz.* et *Jobert*, Ossem. foss. du Puy de Dôme. 1828. I, 169. t. I. f. 3, 5, 12. t. II. f. 2, 3, 5—8. t. IV. f. 2, 5, 6. v. Meyer, Paläol. (1832). S. 51. Croizet und Jobert haben in dem knochenreichen Diluviallande von Puy de Dôme in Auvergne Reste von mindestens zehn Individuen gefunden, wovon mehre Schädeltheile und Zähne, ein Humerus, ein Cubitus, ein Radius nahe beisammen lagen. Diese Art nähert sich der Hyaena crocuta durch den Mangel des Höckers am untern Fleischzahne, wie die H. spelaea, ist aber an den verschiedenen Theilen des Körpers um je $\frac{1}{12}$ — $\frac{1}{6}$ kleiner als diese, und besitzt zum Unterschiede von beiden hinten an jenem Zahn einen zweilappigen Ansatz, und außen einen schwachen Halskragen unter dem Vorderlappen. Die Stellung der Backenzähne ist sehr schief, sodaß im Unterkiefer das Hinterende eines jeden das Vorderende des folgenden von Außen deckt. Der Unterkiefer ist viel niedriger als bei voriger Art. Auch mangelt hier gänzlich das Loch über der Gelenkrolle des Humerus.

3) H. Arvernensis. Der obere Reißzahn mit kleinen Hinterlappen, der untere mit einem Höcker, wie bei H. radiata, auch ist der Körper so hoch als bei dieser, aber der obere Fleischzahn hat vorn noch einen Höcker. (?Hyaena spelaea *Bertrand de Doue* in Ann. soc. d'agricult. du Puy. 1828. t. I. f. 7—10. t. II. [Extrait. 1829. p. 16.] Jahrb. 1830. S. 819.) H. Arvernensis *Cr.* et *Job.* l. c. I. p. 178. t. I. f. 4. t. III. f. 2. t. IV. f. 1, 2, 3. ?*Jobert* im Bullet. des scienc. nat. 1830. Févr. p. 206. v. Meyer, Paläol. S. 51, 52. Man hat Reste von zwei bis drei Individuen im Knochenalluviale von Puy de Dôme gefunden. Jene, von welchen Bertrand de Doue spricht, wenn sie anders zu dieser Art gehören, liegen zwischen zwei Basaltströmen bei St. Privat d'Allier. Diese Art ist so hoch wie H. radiata, der obere Fleischzahn hat einen Hinterlappen, welcher ¼ von der Länge des ganzen Zahnes ausmacht, wie bei dieser, aber vorn an dem Zahn ist noch ein kleiner Höcker, der dieser Art fehlt. Aber der untere Reißzahn hat einen Höcker am Vorderrande des Hinterlappens, doch steht er etwas mehr nach Hinten als bei der lebenden Art. Der zweite untere Lückenzahn hat vorn einen Halskragen, welcher bei H. Perrierii fehlt und bei H. spelaea kaum angedeutet ist. Der Unterrand des Unterkiefers ist minder convex gebogen, als bei H. Perrierii; seine Höhe hinter dem Fleischzahn ist 0^m,051 (0,043 bei H. Perrierii, 0,058 bei H. spelaea); der Hintertheil ist sehr verlängert, der Unterrand des Gelenkkopfes liegt merklich über der Kaufläche. Die ganze Länge des Unterkiefers ist etwa 0,2.

Von dieser Art scheint nicht verschieden zu sein: Hyaena prisca *M. de Serres; Dubrueil* et *Jean-Jean* in Mém. du Mus. d'hist. nat. 1828. XVII, 278 sq. t. XXIV. f. 1—3. t. XXV. f. 1—3. Jahrb. 1830. S. 366—369. Goldfuß bei Dechen 208. v. Meyer, Paläolog. S. 51. Hyène rayée fossile ou Hyène de Montpellier *Christol* et *Bravard,* Mém. d'hist. nat. IV, 368. Ann. scienc. nat. 1828. XIII, 141—145. Hyaena striata fossilis *Holl*, Petrefact. 36. Goldf. bei Dechen 208. Hyaena Montpessulana *Holl*, Petrefact. 36. Doch wollen wir, um eine mögliche Verwirrung zu vermeiden, da nicht alle Theile genau mit einander verglichen werden können, die ihr angehörenden Theile aus den Höhlen von Lunel vieil noch gesondert lassen. Bei den Schädeln der H. spelaea vom nämlichen Fundort ist schon erwähnt worden, worin diese beiden Arten sich unterscheiden. Auch vom Unterkiefer hat man mehre Hälften. Sein Kronenfortsatz geht schief nach Hinten; die Höhlen außen zur Befestigung des Kaumuskels sind weniger ausgedehnt, als bei jener Art. Am obern Fleischzahne sind die drei Lappen gleich lang, sodaß ersterer 0,032, der Hinterlappen 0,010 mißt; über das Höckerchen vorn wird nichts angegeben. Der untere Fleischzahn hat das Höckerchen auf der innern Seite des zweiten Lappens. Der Höckerzahn ist klein, mit drei Höckern, wovon zwei nach Außen, einer nach Innen liegen; wahrscheinlich ist er etwas größer als bei H. spelaea. Von den vielen mit vorkommenden Rumpfsknochen weiß man noch nicht, welche Formen dieser Art angehören.

4) H. intermedia. Größere Art; der obere Reißzahn das Mittel haltend zwischen der ersten und dritten Art, der untere fast wie bei H. brunnea. Hyaena intermedia *M. de Serres* in den Mém. du Mus. d'hist. nat. 1828. XVII. p. 278—312. t. XXIV. f. 4—7. t. XXV. f. 4—6. t. XXVI. f. 7, 8. Jahrb. 1830. S. 366—369. Goldfuß bei Dechen 208. v. Meyer, Paläolog. S. 51. ?*Christol* et *Bravard* (l. c. f. o.). Ein Schädel aus der Höhle von Lunel vieil. Seine Form und Größe sind wie bei H. spelaea, aber die Sagittalleiste ist länger und vorstehender, sowie bei H.

a. Aber der obere Reißzahn hat eine Mittelform
hen dem der H. prisca und H. spelaea, steht in=
hen der letztern etwas näher. Dann hat man mehre
kiefer gefunden, welche schwächer sind als jene von
pelaea. Der Kronenfortsatz ist fast senkrecht. Die
nzähne sind größer, als bei H. spelaea und H.
a. Der Fleischzahn hat hinter der zweilappigen
eide noch einen Ansatz, ganz wie bei H. spelaea,
mit einem nur kleinen Höckerchen, welches innerhalb
Hinterlappens befindlich ist, unfern seiner Verbin=
mit dem Ansatzfelde, das im Verhältniß zu dem
I. prisca sehr klein ist. Auch dieses Höckerchen ist
kleiner, und liegt weiter nach Hinten als bei H.
a; zuweilen kommt noch ein zweites auf dem Ansatz=
selbst vor. Noch kennt man die dieser Art zugehö=
n Knochen des Rumpfes nicht.

5) H. dubia. Hyaena dubia *Croiz.* et *Job.* oss.
I, 180. t. II. f. 4. v. Meyer, Paläolog. S. 42.
wahrscheinlich zweiter oberer Lückenzahn von Puy de
e, der verhältnißmäßig viel stärker ist, als der bei
rvernensis werden kann, auch ganz und gar kei=
Ansatz hat, wie man ihn am entgegengesetzten un=
bemerkt, scheint fast auf eine fünfte Hyänenart
deuten.

6) H. gigantea. *Clift* in Philos. Transact. 1823. vol.
II, 87. t. XI. f. 8. H. gigantea *Holl*, Petrefact.
6. Goldfuß bei Dechen 208. Ein Bruchstück
Hinterschädels mit der Hinterhauptbreite in den
en zu Dreston bei Plymouth gefunden, besitzt Di=
onen, welche noch einmal so groß sind, als bei un=
lebenden Arten. (*H. G. Bronn.*)

HYAGNIS war aus der phrygischen Stadt Ke=
gebürtig und wird nicht nur als Erfinder der
gischen Tonweise oder ihrer eigenthümlichen Scala
esen, sondern es wird ihm auch, wider die Fabel=
, die Erfindung der einfachen und der Doppelflöte
chrieben, wovon man ihm die letzte Erfindung noch
wahrscheinlichsten beizulegen hat [1]). Doch gibt es
re, die diese Erfindung seinem Sohne Marsyas
ssen, der durch seinen allbekannten Wettstreit mit
Apoll berüchtigt ist [2]). Sein trauriges Ende und
Grausamkeit des Musageten sind vom Alterthum oft
tein geschnitten worden. (*G. W. Fink.*)

HYAINOCOPROS (Paläont.). Mit diesem Na=
aus ὕαινα (Hyäne) und κόπρος (Koth) gebildet,
hnet Buckland die größtentheils aus zerbissener Kno=
masse bestehenden fossilen Excremente der Hyänen,
Graecum album derselben. Vergl. Hyaena (Pa=
.) *). (*H. G. Bronn.*)

HYAKINTHIA (Ὑακίνθια), ein Fest, welches
Ägeus' Nachkommen aus Theben nach Amyklä
verpflanzt und dem Hauptgotte des Stammes, Apollon
Κάρνειος, gefeiert wurde [1]). Es fiel auf den längsten
Tag des spartanischen Hekatombäus, der mit dem atti=
schen Hekatombäon gleichzeitig ist, in die Zeit, wenn
man auf Bithyniens Bergen den Hylas ruft, und jedes
zarte Leben das schmachtende Haupt senkt [2]). Drei Tage
waren den Bewohnern von Amyklä Festtage, der erste
und dritte der Trauer, der mittlere der Freude geweiht.
Mit unbekränztem Haupt, — am fröhlichen Feste be=
kränzte man sich, — tief trauernd versammelten sich die
Feiernden zu einem Mahle, bei welchem ihnen Kuchen
statt Brodes gereicht wurde. Kein Hymnus erschallte.
Man setzte sich still nieder und erhob sich wieder, still,
feierlich kehrte man in sein Haus zurück. Am zweiten
Tage luden die Herren ihre Sklaven zu Gaste und be=
dienten sie [3]). Alle Geschlechter, alle Stände nahmen
Theil und stimmten den Ton der Freude an. In feier=
lichen Zügen eilten sie nach dem Heiligthume des Got=
tes unter Gesängen und musikalischer Begleitung. Große
Scharen von Jünglingen in eng anliegenden Kleidern
schlugen die Lyra und priesen in alten Festliedern Hya=
kinthos; andere zogen zu Pferde geschmückt über das
Theater, noch andere sangen im Kreis um den Festaltar
das Lied in heimischem Tone, während Mehre im alt=
mimischen Tanze die Augen der Zuschauer ergötzten. Auf
sogenannten Kanathren, ganz eigenthümlich gebauten und
geschmückten Wagen, erschienen Sparta's schöne Töchter,
und erregten Bewunderung und Liebe. Das Fest war
der Anfang ihres Romans. Oder sie eilten auf Wagen
mit ihren schnellfüßigen Pferden in die Rennbahn und
fuhren um die Wette. Man brachte viele Opfer, auf
dem Altare des Gottes das feierlichste. Vor Allem öff=
nete man auf der linken Seite des Altars eine eherne
Thür, und goß zur Feier der Hyakinthia Wein und
Milch aus [4]). Jünglinge und Jungfrauen stimmten am
Altare den Päan an. Öffentliche Mahlzeiten beschlossen
den schönen Tag. Ein besonderes Gericht, aus Fleisch,
Früchten und rohen Kräutern zusammengesetzt, genoß
man an diesem Tage; es hieß Kopis [5]). Ein Hochfest
mußte wol dieses den Spartanern sein. Selbst vom Heer
im Felde kehrte man nach der Heimath; man schloß
Waffenstillstand, um nur dieses Fest feiern zu können [6]).
Die Angesehensten nahmen daran Theil. Agesilaos, der
Feldherr, stellte sich in die Reihen der Bürger und stimmte
den Gesang an [7]). Bis zu Pausanias' Zeit, ja bis ins
4. Jahrh. [8]), dauerte seine Feier [9]). (*Schincke.*)

Hyakinthiden, s. unter Hyakinthos.

HYAKINTHIEN, HYACINTHIEN, werden Ge=
sänge der Griechen genannt, die mit Flöten= oder Sai=
tenspielbegleitung am zweiten Tage des Festes Hyakinthia
gesungen wurden. Es ist uns nichts der Art übrig ge=

1) Marmor. Oxon. p. 21, abgedruckt in Höck, Kreta. I. S.
Plutarch., De Mus. in Opp. ed. *Wyttenb.* T. V. P. II.
2. 2) *Ovid.* Metam. VI, 400.

) Proceedings of the geolog. Soc. of London. 1829. No.
. 139. Jahrb. 1830. S. 122. Transactions of the geo-
Society of London. 1829. III, 221—236. Jahrb. 1833.
4.

1) Müller, Dorier. 2. Th. S. 355. 2) Anders bestimmt
M. G. Herrmann, Feste von Hellas. 2. Th. S. 156 fg. 3)
Polykrates beim Athen. IV, 139[b]. 4) *Pausan.* III, 19, 3.
Ovid. Metam. X, 218. 5) *Athen.* IV. p. 140[b]. 6) *Paus.*
III, 19, 4. 7) *Xenoph.* in Ages. p. 661. 8) *Meursii* Mis-
cell. Lac. IV, 2. 9) Heyne, Antiq. Aufsätze. 1. Th. S. 95
—107. Herrmann, Feste von Hellas. 1. Th. S. 164.

blieben. Nur vermuthen läßt sich, daß die Gesänge des zweiten Tages desto lauter und ausgelassener gewesen sein mögen, da der erste und dritte Festtag ohne Spiel und Gesang in voller Trauer gefeiert werden mußte.

(*G. W. Fink.*)

HYAKINTHOS (*Ὑάκινϑος*) [1]), scheint ein Gott des Treibens und Blühens zu sein [2]), und in dem Mythos als solcher geschildert zu werden. Die Genealogie nennt seine Ältern sehr verschieden. Dem Einen ist er Sohn des Öbalus [3]), dem Andern des Pieros und der Klio [4]), dem Dritten der jüngste Sohn des Amyklas und der Diomede, Lapithes' Tochter [5]). Als ein Knabe von ungemeiner Schönheit fand er viele Verehrer [6]). Zuerst soll ihn der Sänger Thamyris, Sohn Philammons und der Argiope, welcher überhaupt die Päd o p h i l i e (Knabenliebe) eingeführt haben soll (doch wird schon Aphrodite, *Ἀργυννίς*, Göttin der Knabenliebe genannt), geliebt haben [7]), später Apollon *Κάρνειος* [8]), dem man, um seinen Mythos zu erklären, noch den Zephyros beigesellt [9]). Ein Vergnügen, welches die Alten in der Diskobolie fanden, brachte ihm den Tod. Apollon spielt mit ihm allein [10]):

Fast war Sol zu der Mitte der kommenden und vollbrachten
Nacht gelangt, und er stand gleichweit von den Enden entfernet.
Jetzo enthüllt der Gewandt', und gesalbt mit dem Fette des Ölbaums,
Schimmern sie Leib', und beginnen den Kampf der gerundeten Scheibe.
Diese zuerst aufwägend entsandt' in die wehenden Lüfte
Phöbus, und warf mit der Last die hemmende Wolk' aus einander.
Auf den gediegenen Boden zurück nach langer Verweilung
Sank das Gewicht, und zeigte die Kunst mit der Stärke vereinigt.
Unvorsichtig sofort und entflammt von Begierde des Spieles,
Eilt der tänarische Knab' den Kreis zu erheben; doch jenen
Warf der gehärtete Grund mit prallendem Schwung in die Höhe,
G'rad ins Gesicht, Hyacinthus, dir selbst. Da erblaßte mit Einmal
Sowie der Knab', der Gott. Die wankenden Glieder empfängt er;
Und bald wärmet er dich und trocknet die klägliche Wunde,
Bald dann leget er Kraut, die entfliehende Seele zu halten.
Nichts ach! frommet die Kunst, unheilbar blutet die Wunde.

Der Öbalide sank, getäuscht um die blühende Jugend, todt danieder. Der Gott hätte lieber seine Unsterblichkeit für ihn geopfert, und weiht ihm ein ehrendes Grab und festliche Spiele. Es entsproßt der Erde die Blume andeutend des Liebenden Wehmuth [11]). Das Fußgestell des Gottesbildes zu Amyklä bildet ein Grab (*Ὑακίνϑου* oder *Ἀπόλλωνος τάφος*) [12]). Hier liegt der Geliebte begraben [13]), und an dem Altare des Gottes veranschaulicht ein Gemälde die mythische Geschichte. Nikias aus Nikomedien zeichnete ihn als Liebling des Gottes, schön und bärtig [14]), nebst Biris, Amphitrite und Poseidon hier, Zeus und Hermes dort, und daneben Dionysos, Semele, Ino, Demeter, Persephone und Aides, die Moiren, Horen, Aphrodite und Here. Sie Alle begleiten den schuldlos wider Apollons Willen Gefallenen mit seiner jungfräulichen Schwester Periböa [15]), oder Polyböa, der Vielnährenden [16]), in den Olymp. Eine Blume, die seinen Namen trägt, verewigt in alten Buchstabenzeichen die Wehklage Apollons oder seinen Namen selbst, die Hyacinthe. Sie entsproßte aus Aias Blut [17]), und ist viel kleiner an den Blättern und den übrigen Theilen, als die Lilie [18]). Es ist wahrscheinlich die violblaue Schwertlilie, **Iris germanica**, *aus deren* Trauerzügen auf ihren Blättern *ΑΙ* oder *ΥΑ* man *ΑΙ* — Wehe — oder die Anfangsbuchstaben der Namen *Ὑάκινϑος* oder *Αἰάς* deutete [19]). Man hat in verschiedenen Blumen die angedeutete finden wollen; bald in der blauen Schwertlilie (**Iris foetidissima** *Linn.*), bald in dem Gartenrittersporn (**Delphinium Aiacis** *Linn.*). Sie war nach Ovidius **flos nitentior Tyrio nostro**, also dunkel purpurfarbig, wie geronnenes Blut, daher sie die lateinischen Dichter **vaccinium** übersetzen. Theokrit [20]) nennt sie *γραπτὰ ὑάκινϑος* wegen der Buchstaben; Sprengel hält die von Sibthorp (**Florae graec. T. I. tab. 38**) abgebildete Abart des **Gladiolus communis** mit weißer Unterlippe mit den Buchstaben *VV* oder *ΛΛ* für Nikanders *ὑάκινϑος αἰατή*, und meint, daß die römischen Dichter die Fabel auf den gemeinen italienischen **Gladiolus communis** übergetragen haben [21]). Festliche Spiele, Leichenspiele wurden später zu Ehren des Apollonischen Lieblings, nun unter die Götter aufgenommen und als Held von Amyklä verehrt, angeordnet und jährlich gefeiert (s. **Hyakinthia**).

Die Erklärer des Mythos bleiben zum Theil am Äußern hängen, lassen also einen blühenden Jüngling aus einem angesehenen Hause von einer durch den Wind getriebenen Wurfscheibe tödten, und schreiben seinen plötzlichen Tod Apollon zu. Eine Blume sei sein Bild, in die er nach Metamorphosirung der Dichter wirklich übergegangen sei; oder sie lassen den amykläischen Apollon, *gleich den* Amykläern die Knaben, einen spartanischen *Jüngling* lieben, der so schön wie eine Hyacinthe war. Er starb berührt vom rauhen Winde; Boreas raubte ihn eifersüchtig [22]). Diese Erklärungen richten sich selbst, richtet schon Pausanias [23]). Tiefer dringen *folgende Deutungen* ein: Die Blume H. dient in der *alten* Symbolik zur Andeutung des Todes und Unterganges, sie heißt am Demeterfeste zu Hermione, der Todtenstadt, *κοσμοσάνδαλος* [24]); und der Tod des Hyakinthos gibt sich deutlich als ein Fragment der Naturreligion. Polyböa, die Schwester des Hyakinthos, ist von Persephone oder

1) Von Ὗαξ, Ὕης, Wasserblume. 2) Welcker, Tril. S. 357. 3) *Hygin.* fab. 271. *Pausan.* III, 1, 3. *Ovid.* Metam. X, 162. 4) *Apollodor.* I, 3, 2. 5) *Apollodor.* III, 10, 3. 6) *Pausan.* III, 1, 3. 7) *Apollodor.* I, 3, 2. 8) *Coluth.* de rapt. Helen. 235. 9) *Virgil.* Ecl. III, 68 und dazu *Servius.* 10) *Ovid.* Metam. X, 175—189 nach Voß. 11) *Ovid.* Metam. X, 162—219. 12) *Polyb.* VIII, 30, 2. 13) *Pausan.* III, 1, 3. III, 19, 3.

14) *Pausan.* III, 19, 4. 15) *Pausan.* III, 19, 3. 16) *Euripid.* Phoeniss. 28, 45. 17) *Eustath.* zu Il. p. 285. 18) *Pausan.* I, 35, 3. 19) Voß zu Hymn. an Demeter. S. 5 20) Idyll. X. 21) Hall. allg. Lit.-Zeit. 1807. Nr. 133. S. 1060. 22) Klopfer in s. Wörterb. unter Hyacinthus und Kanne, Mythol. der Griechen. S. XLII. 23) III, 19, 4. 24) *Pausan.* II, 35, 4.

Kora wenig verschieden, die Lasos von Hermione Meliböa nennt [25]). Das Fest in Todtenopfern und Trauergebräuchen läßt den Ursprung aus diesem Cultuskreise nicht verkennen [26]). In einen andern Mythenkreis versetzt Creuzer [27]) die Hyakinthossage: „Perseus," schreibt er, „wünscht sich und die Großmutter mit dem Großvater auszusöhnen. Da er ihn zu Argos nicht findet, denn er war aus Furcht geflohen, so eilt er nach Larissa zu ihm. Hier wird aber bei dem Heldenspiele die aus seiner Hand rollende Wurfscheibe das tödtliche Werkzeug, durch welches der Alte fällt. Es war ein neues Spiel, lesen wir in dem Berichte der Volkssage. Wenn wir aus derselben Volkssage lernen, daß auch Hyakinthos durch die Wurfscheibe fiel, aus der Hand des Sonnengottes geschleudert, und wenn wir uns der Spiele erinnern, die man zu Chemnis dem Perseus feierte, so dürfen wir wol wieder an ein Sonnenspiel denken, d. h. an Jahresfeste, wobei der Sonnenlauf im Spiele verherrlicht ward, und die Sonnenscheibe angedeutet durch den Diskus; — oder will man lieber Leichenspiele verstehen für Heroen, die eines jähen Todes gestorben, eines Todes, den der Sonnengott sendet?" Auf den alten Kalender hin deutet M. G. Herrmann, wie alle Mythen, auch diesen [28]).

Hyakinthos aus Sparta ist in die atheniensischen Localsagen verflochten. Minos, der Thalassokrat von Kreta, hat Megara eingenommen und Athen belagert. Die Eroberung Athens verzögert sich. Lange widersteht Athens Macht ihm. Von Zeus fleht er, daß ihm von den Atheniensern Genugthuung werde. Hungersnoth und Seuchen wüthen in der Stadt. Nach einem Göttersprüche opfern Athens Einwohner auf des Kyklopen Gerästos Grabe die fünf Töchter des Einwanderers Hyakinthos: Antheis, Ägleis, Enthenis, Lytaia und Orthaia [29]), welche Ὑακινθίδες genannt werden [30]). Da dieses Opfer sie von den Plagen nicht befreiet, fragen sie das Orakel; Apollon antwortet: Man solle dem Gott die Genugthuung geben, welche er selbst fodern würde. Auf Anfrage befiehlt Minos: Die Athenienser sollten jährlich dem Minotaur sieben Knaben und sieben Mädchen opfern. Man hat auch die Töchter des Erechtheus Hyakinthiden genannt, von denen der Vater selbst Eine auf den Rath des Orakels zur Rettung des Vaterlandes opferte, die Übrigen sich aber selbst tödteten, weil sie einander geschworen hatten, sich zu ermorden [31]). Vor jenen, den Töchtern des Hyakinthos, werden diese παρθένοι [32]) genannt, beide aber Ὑακινθίδες, und häufig von den Dichtern mit einander verwechselt [33]). Die Töchter des Erechtheus finden in dem Vater ihre Deutung; über die eigentlich genannten Hyakinthiden bemerke ich: Hungersnoth und Seuchen ergreifen Athen, weil hier der kretische Pflugmann ermordet und noch nicht gesühnt ist wegen der Blutschuld. So lautet die Deutung von der Ursache der drückenden Landesplage. Zuvörderst versucht man andere Opfer der Sühne. Man erkennt im Opfer der Töchter des Hyakinthos eine andere Wendung des Mythos durch Erinnerung an alte Opfergebräuche. Beachtung verdienen die Namen der Töchter, die meist mit Blühen und Gedeihen der Saat etymologisch zusammenhängen. Jedoch das blutige Opfer des Gerästos löst nicht die Schuld und der Gott Apollon zu Delphi gebietet den Atheniensern, Minos zu versöhnen, der nun jenen Tribut ihnen auferlegt. Unverkennbar ist es, wie Cultus-Erinnerungen den Grund der ganzen Erzählung bilden, und wie Ursache und Folge in jener anscheinend geschichtlichen Verbindung das meiste Unhistorische sind [34]). (*Schincke.*)

HYALA, eine von Alexander gegründete oder auch nur vergrößerte Stadt in India intra Gangem, südöstlich von Patala am linken Ufer der östlichen Mündung des Indus, wird von Einigen mit Xylenopolis für identisch gehalten, und soll jetzt Lahevi heißen. (*R.*)

HYALAEACEA (Mollusca), eine von Menke (Synopsis Molluscorum ed. 2. p. 8) aufgestellte Weichthierfamilie in der Classe Pteropoda, welche die Gattungen Cymbulia *Peron*, Limacina *Cuvier*, Steira *Eschholz*, Hyalaea *Lamarck*, Pleuropus *Eschholz*, Vaginella *Daudin*, Cleodora *Peron*, Creseis *Rang*, Tripteris *Quoy* et *Gaimard*, Cuvieria, Eurybia und Psyche *Rang*, umfaßt. (D. *Thon.*)

HYALE, eine Nymphe, welche mit andern die Artemis bedient, und, wie es scheint, ihre Haare ordnet *). (*Schincke.*)

HYALEA *Lamarck* (Mollusca). Der Begründer dieser Gattung schreibt Hyalaea, welches nach der Ableitung von ὑαλέος nicht richtig ist. Über ihre Stellung im System sind die Naturforscher keineswegs einig, obwol in der neuern Zeit die meisten Cuvier folgen. Zuerst beschrieb Forskål die Schale einer von ihm im mittelländischen Meere gefundenen Art zwar genau, nicht aber das Thier, er nannte dieselbe Anomia tridentata, bemerkte jedoch von letzterm, daß es keineswegs den Bewohnern der übrigen Anomien ähnlich sei. Gmelin in seiner Ausgabe des Linné'schen Systems ließ das Thier an seiner Stelle, in einer Gattung, welche ohnehin gewissermaßen einer Rumpelkammer glich. Hierdurch kam denn die Hyalea unter die bivalvia. Cuvier und Lamarck ließen ihr in ihren frühern Werken diesen unpassenden Platz. Lamartinière, einer von Lapeyrouse's unglücklichen Reisegefährten, äußerte indessen, nach Cuviers Angabe [1]), die Meinung, daß das Thier jener Anomia nahe Verwandtschaft mit demjenigen der kleinen Mollusken habe, welche Browne unter dem Namen Clio in seiner

25) *Hesych.* u. d. W. Πολύβοια. 26) O. Müller, Dorier. 1. Th. S. 355. Welcker, Zeitschrift. I, 1. S. 81. Note. 27) Symbol. IV. S. 50. 28) Mythol. der Griechen u. Römer. 2. Th. S. 635, und dessen Feste von Hellas. 1. Th. S. 164. 2. Th. S. 156 fg. 29) *Apollodor.* III, 15, 8. 30) *Harpocration* u. d. W. ed. Lips. T. I. p. 177. *Vales.* Annotatt. T. II. p. 399 und 411. 31) *Apollodor.* III, 15, 4. 32) *Suidas* u. d. W. *Diodor. Sic.* XVII, 15 und dazu Wesseling. 33) *Vales.* zu Harpocration l. c.

34) Höck, Kreta. 2. Bd. S. 91 fg.
*) *Ovid.* Metam. III, 171.
1) Annales du Mus. d'hist. nat. T. IV. p. 225.

Naturgeschichte von Jamaika beschrieb und die jetzt Cleodora heißen. In den von Bruguière herausgegebenen Theilen der Encyclopédie méthodique wird dies Thier gar nicht aufgeführt, weil sie nicht bis dahin reichen, wo ihr Verf. wahrscheinlich dasselbe abgesondert haben würde, nämlich in der Nähe seiner Gattung fissurella, welche jedoch nicht die gleichnamige, jetzt angenommene ist, denn er spricht davon, daß jene Clios Browne's in diese Nachbarschaft gestellt werden müßten. Blainville [2]) gibt an, daß er in den Manuscripten Forsters, des Reisegefährten von Cook, eine ähnliche Meinung dadurch ausgesprochen gefunden habe, daß die Hyalea daselbst unter dem Namen Clio conchocea abgebildet sei. Nachdem Cuvier (l. c. p. 226) die Anatomie der Hyalea geliefert hatte, stellte er für sie eine eigene Familie auf, Pteropoda, in welche er noch die Gattungen Clio und Pneumodermon rangirte. An diesem Platze, wenn auch die Familie zur Ordnung erhoben wurde, ist sie auch in Cuviers spätern Schriften geblieben; Ferussac stellte auch eine eigene Familie Hyalea auf, von welcher die ganz gleichnamige Gattung nur ein Theil ist. Ganz eigenthümlich ist die Ansicht Blainville's über die Stellung dieser Gattung im System wenigstens anfänglich gewesen, wie sich weiter unten ergeben wird; er scheint indessen davon abgegangen zu sein, indem er in seiner Malacologie die Pteropoden nur anders, nämlich Aporobranchiata, benennt, und Bullaea in eine andere Ordnung stellt.

In der neuern Zeit sind diese Thiere von Rang am besten beobachtet worden, weshalb wir auch die Charakteristik der Gattung nach demselben mittheilen. Das Thier ist kugelig oder länglich, mit zwei mehr oder weniger nach Hinten verlängerten Ausbreitungen versehen, zwischen denen ein halbzirkelförmiger Lappen in der Mitte. Zwei sehr kurze, kaum unterscheidbare Tentakeln stecken in einer cylindrischen Scheide. Die Öffnung des Mundes ist mit zwei Labialanhängseln versehen. Die Afteröffnung befindet sich an der rechten Seite des Mantels, diejenige für das männliche Geschlechtsorgan nach Vorn und im rechten Tentakel, die für das weibliche Geschlechtsorgan liegt auf dieser Seite, aber an der Stelle, wo die beiden Körpertheile sich von einander scheiden; die Kiemen, kammförmig, liegen an jeder Seite des Körpers in einer eigenen Höhle. Die Schale ist hornig oder glasartig, durchscheinend (daher der Name) und zerbrechlich, hufförmig, grade oder gebogen, vorn mit einer Öffnung, zur Seite gespalten, hinten mit drei Spitzen versehen. Früher führte Lamarck unter den Gattungskennzeichen noch auf, daß die Schale hinten offen sei. Quoy und Gaimard [3]) geben hierüber folgende Auskunft: Der hintere Theil, sagen sie, ist von Natur offen, insofern dies nicht eine Ausnahme ist; wogegen aber Rang [4]) bemerkt: Wir haben diese Bemerkung schon an mehren Arten gemacht, aber wir haben uns überzeugt, daß es nicht eine natür-

liche (richtiger: ursprünglich vorhandene) Öffnung ist,
ein berühmter Naturforscher glaubte, sondern sie ist
zufällig entstanden, durch das Abbrechen eines Theils
hintern Spitze, welche die Verlängerung der sehr e
Höhlung der Schale ist. Wir können dies mit me
Exemplaren unserer Sammlung belegen.

Die Gattung erhielt verschiedene Namen. Retzi
nannte sie nach Schumachers Angabe [6]) Tricla. A
gaard [7]) belegte sie mit dem Namen Carolina, wel
Poli (testacea utr. Sic. III.) in Caulinia verwand
Oken behielt (Naturgeschichte, Zoologie I.) den Na
des Retzius bei, und wahrscheinlich ist Montforts (S
de Buffon, Mollusq.) Archonta nichts anderes als H
lea. Cuvier hat (s. o.) zuerst die Anatomie gelief
Rang und Deshayes erkennen die von Blainville
die vollständigere an; wir geben sie im Auszuge. Bl
ville liefert sie von der gewöhnlichsten Art.

Der Körper ist von der Größe einer gewöhnlichen H
nuß, wenigstens im Zustande der Zusammenziehung,
besteht aus zwei durch eine deutliche Einschnürung
einander getrennten Theilen, der vordere enthält den
und die Brust, den hintern kann man immer den
nennen. Der Letztere ist immer durch eine Schal
deckt, welche so eigenthümlich gebaut ist, daß sie
mehren Naturforschern eher für eine Muschel geh
wurde, deren beide Klappen im Schlosse verwachsen
ren. Sie stellt eine ziemlich regelmäßige Scheide
welche stark niedergedrückt ist, und deren vordere Öff
an jeder Seite sich in eine schmale Ausrandung ve
gert. Diese zwar dünne, doch harte Schale, durch
nend und von Hornfarbe, hat eine fast viereckige G
der hintere Rand, an welchem die beiden Blätter,
denen sie besteht, zusammentreffen, ist mehr oder
ger in drei Spitzen getheilt, von denen die mittler
mer die größte Länge hat, die Seitenränder sind g
und mehr oder weniger der ganzen Länge nach gesp
Was den vordern Rand betrifft oder die Öffnung
Schale, so ist diese schmal und steht quer. Der
Theil, oder wenn man will, die obere Schale tritt
ter vor als die untere, ist mehr flach, mit vier kiel
gen Erhöhungen, welche von der Mittelspitze ausge
die untere Platte dagegen ist mehr hohl, fast gew
wie halbkugelig und ihr vorderer Rand zugerundet.
trachtet man die Schale in Beziehung zum Thiere,
darf man sie sich nicht so gestellt denken, wie Cuvier
in seiner Abhandlung gestellt hat, sondern vielmehr
gekehrt, eine Ansicht, welche er auch später angenom
hat. Diese Schale ist vollkommen unbedeckt und h
mit dem Thier nur mittels der mittlern Spitze zu
men, an welche sich die Rückenmuskeln anheften,
durch die Ränder der Öffnung, mit welchen die Ma
ränder verbunden sind. Obschon sie eigentlich nur
Hinterleib angehört, so scheint es doch, daß der vo
Theil des Leibes unter der obern Platte Schutz f

---

2) Dictionnaire des Scienc. nat. XXII, 66. 3) Voyage de l'Astrolabe, Zoologie. 4) Bulletin des Scienc. nat. XII. p. 343.

5) Diss. nova testaceorum genera. (Lund 1788. 4.)
Essai d'un nouveau Système des hab. des vers testac. (
p. 9. 7) Naturhist. Selsk. Skrift. I. 2. f. 10. Carolina n

kann, ohne daß jedoch der ganze Leib in die Schale selbst sich zurückziehen könnte. Auch ist es wol möglich, daß das Thier in der Ruhe die Schale mit den Lappen seines Fußes bedeckt. Erst, wenn man die Schale weggenommen hat, was jedoch, wenn man das Thier erhalten will, nur durch Zerbrechen derselben geschehen kann, sieht man deutlich die Sonderung des Thieres in zwei Hälften. Die hintere oder der eigentliche Leib zeigt ganz die Form der Schale, welche er vollkommen ausfüllt, er ist deshalb auch oben flach und unten gewölbt, der Mantel aber, der ihn umhüllt, ist in der Mitte, wo er angewachsen ist, sehr dünn, dagegen an dem Rande, welcher an die Spalte der Schale grenzt, um vieles dicker und mehr oder weniger frei; er verlängert sich oben, gleich der obern Platte und geht auch nicht über die untere hinaus, er theilt sich an der Spalte der Schale in zwei Lippen, welche jedoch nicht der ganzen Länge nach gespalten sind, und welche hinten an ihrer Vereinigung sich manchmal bandähnlich verlängern, welche Verlängerung man mit Unrecht für ein Kiemenorgan gehalten hat. In dem Raume, welcher die beiden vereinigten Lippen dieses Seitentheiles des Mantels trennt, findet sich eine Art muskulöser Falte. Nach den Bemerkungen Forskål's können sich diese Mantelränder beim Leben des Thieres bedeutend ausdehnen und werden dann dünn und durchscheinend. Der Mantel ist also nur in seinem vordern Theil offen, und keineswegs an den Seitentheilen, welche den Spalten der Schalen entsprechen; auch findet sich keine Kiemenspur in ihm, und das, was Cuvier dafür ausgegeben hat, sind nichts als die Muskelfibern der seitlichen Verlängerung des Mantels. In seinem Centraltheil ist aber der Mantel sehr dünn, und man bemerkt durch ihn hindurch auf der rechten Seite oben die wahre Kieme, auf der linken den Eierstock, der bedeutend größer ist; die ganze untere Seite aber wird durch die Leber und die zweite Portion des Eierganges ausgefüllt. Der vordere oder Kopftheil des Thieres ist mehr complicirt. Der eigentliche Rumpf bildet nur eine sehr schmale Binde, die man auf der untern Seite kaum bemerkt, welche aber oben einen eiförmigen, verlängerten, flachen Vorsprung zwischen den Bewegungsorganen bildet und in den Kopf ausläuft. Das Ende des männlichen Geschlechtsorgans bemerkt man noch hinten durch die Haut, welche sehr dünn ist. Auf diesem Theil am vordern Ende befinden sich die Tentakeln. Sie sind ziemlich klein, doch deutlich sichtbar cylindrisch, und durch eine Scheide gebildet, in welcher sich die eigentlichen, an der Spitze etwas angeschwollenen, Tentakeln befinden. Blainville ist nicht gewiß darüber, ob Augen vorhanden sind. Mehr nach Vorn und etwas zur Rechten an der Wurzel des Tentakels findet sich eine etwas trichterförmige Öffnung, welche die Öffnung des männlichen Geschlechtsorgans und nicht ganz in der Mitte ist. Unten in dem mittlern Vorsprunge des Rumpfes zeigt sich, der Achse des Körpers entsprechend, der Mund als eine kleine, nach Unten geöffnete Spalte in dem Winkel, welchen zwei zusammenstoßende Lippenbinden bilden, die, nach Hinten weit aus einander tretend, unter den Bewegungsanhängen oder Organen sich verlieren. Diese letztern sind nichts anderes als der Fuß anderer Gasteropoden, besonders der Bulleen, der indessen sich nicht, wie bei diesen, im mittlern und untern Theile, sondern mehr auf den Seiten und nach Vorn dergestalt entwickelt hat, daß er weit über den Kopf reicht, vorn aber durch die Annäherung beider Seitentheile eine tiefe Ausrandung bildet, weshalb man von zwei Flügeln an der Seite des Kopfes gesprochen hat. Nach Hinten bemerkt man indessen nichts von einer Trennung, vielmehr sieht man den äußern Rand sich ohne Unterbrechung fortsetzen, und nach Vorn am untern Rand eine große Querfalte bilden, weshalb dieser Fuß wol nicht allein zum Schwimmen, sondern auch, wenn auch nicht sehr vollkommen, zum Kriechen, hauptsächlich aber in der Ruhe des Thieres zum Anhalten desselben dienen mag. Die Öffnung für den Verdauungskanal befindet sich am hintern Ende der Furche, welche die beiden Seitenlippen des Mantels trennt, die Öffnung für die Geschlechtstheile liegt auch rechts, vor der Kiemenöffnung. Die Farbe dieses Thieres ist ein durchscheinendes, bläuliches Gelb, an der untern Seite des Körpers viel tiefer, von einem schönen Violet, sowie auch unten am Fuß oder an den Flossen, weshalb denn Blainville glaubt, daß es ebenso, wie manche andere darunter, namentlich die Bulleen, verkehrt, mit dem Rücken nach Unten, schwimme. Der Mantel ist an seinem Umkreis offenbar sehr muskulös und ausdehnbar, und die weißen Muskelfibern, welche sich quer an den Lippen zeigen, haben offenbar Cuvier verführt, sie für Kiemen zu halten; ebenso wenig sind die hintern Verlängerungen des Mantels Kiemen, wie Peron und Lesueur in dem Namen einer Art andeuteten. An dem Fuße bemerkt man schräge Streifen, welche Cuvier ebenfalls fälschlich für Gefäße gehalten hat. Sie bilden fünf Lagen über einander, die man deutlich bemerken kann, wenn man eine der Flossen quer und ganz durchschneidet; man kann aber eigentlich nur drei davon annehmen, wenn man von der Oberfläche nach dem Mittelpunkte geht. Dieser nimmt zuerst eine fächerförmige Muskellage ein. Zwischen dieser und der zweiten Lage befindet sich, wenigstens bei Weingeistexemplaren, ein ziemlich großer leerer Raum, die zweite viel dickere Lage besteht aus schrägen, wenig deutlichen Fibern, die dritte oder oberste zeigt eben dergleichen, welche aber die vorigen kreuzen. Alle diese Lagen kommen von einem kegelförmigen Muskel, welcher im Mittelpunkte der Schale befestigt ist. Er zieht sich hernach von Hinten nach Vorn durch den Leib zwischen dem Eierstock und der Kiemenhöhle oberhalb des Darmkanals, immer stärker sich erweiternd, je mehr er sich der Brust nähert, wo er dann seine Bündel rechts und links abgibt, welche eine dicke Lage bilden, die sich nach den Seitentheilen des Fußes trennt, und so die angegebenen fünf Lagen ergänzt. Nach Blainville's Ansicht entspricht dieser Muskel dem Spindelmuskel der Schnecken.

Der Mund enthält in einer äußerst kleinen Höhle, ohne irgend eine Anschwellung, den besondern Muskelapparat, der nur eine Erweiterung des Schlundes zu

sein scheint; man bemerkt keine Zähne und kaum etwas, welches der Spur einer Zunge gliche. Speicheldrüsen bemerkte weder Cuvier noch Blainville. Der Schlund ist sehr kurz und erweitert sich in einen cylindrischen langen Magen, welcher sich durch die ganze Unterleibshöhle erstreckt. Er besteht aus zwei in derselben Richtung liegenden Theilen; der erste ist häutig, und hat die größte Ausdehnung, der zweite, welcher eine Art Sack bildet, hat deutlich dickere Wände, welche außen von deutlichern Muskelbündeln umringt sind, innen zeigt sich eine schwärzliche Haut mit drei oder vier einander ziemlich unähnlichen Körpern, welche einigermaßen hart, doch wenig kalkartig sind, Zähnen ähnlich, mit der Basis festsitzend, oben aber zugespitzt oder schneidend. Um diesen Magen herum liegt die Leber, welche eine fast kugelige Masse bildet, und aus einer sehr großen Menge so deutlich gesonderter Körner besteht, daß man versucht wird, sie für einen Eierstock zu halten. Ihre Knäule öffnen sich ganz nahe an der Stelle, wo der Magen in den Darmkanal mündet. Der letztere ist cylindrisch, durchaus gleichförmig, ziemlich eng, und bildet drei oder vier dichte Windungen am hintern Ende der Leber, worauf er sich nach Vorn, längs der Kiemenhöhle, richtet, bis an das hintere Ende der rechten Mantellippe, wo er als ein kleiner freier Anhang nach Außen tritt. Die Bauchhöhle ist inwendig mit einer schwarzen, weißpunktirten Haut versehen. Blainville konnte blos die Lungenarterie der rechten Seite auffinden, glaubte aber, daß das Circulationssystem, bei einem so kleinen Thiere schwierig zu untersuchen, von dem verwandter Mollusken nicht abweiche. Das Respirationsorgan befindet sich, wie gesagt, nicht auf den Bewegungsorganen, sondern in einer eigenen Höhle, an jeder Seite des hintern Theils des Körpers, von der Bauchhöhle durch eine besondere Haut getrennt; es besteht aus einem wirklichen Kiemenkamme, dessen größere Zähne auf den großen Gefäßen aufliegen, welche den äußern und untern Rand jedes Kiemenkammes einnehmen. Obgleich Blainville sich nur von der Gegenwart des Kammes an der rechten Seite überzeugen konnte, so muß man doch mit ihm annehmen, nach der Symmetrie der Schale und der Lage des Herzens, daß auch auf der linken Seite ein solcher vorhanden ist. Das Herz liegt links, in einem deutlichen Herzbeutel vor der Stelle der Kieme, es ist in der That sehr stark im Verhältnisse zur Größe des Thieres, und besteht aus einem ziemlich deutlichen, häutigen Ohr, in welches die Kiemenvenen münden, nachdem die rechte derselben sich durch die ganze Eingeweidemasse gezogen hat. Dieses Ohr steht mit dem Herzbeutel in Verbindung, der sehr dicke Wände hat und nach Hinten und Innen gerichtet ist. Fast unmittelbar aus seiner Spitze treten zwei Aorten aus, von denen die vordere an den Magen und vordern Körpertheil, die hintere nach den Generationsorganen und nach der Leber sich begibt. Das Generationsorgan ist bedeutend groß. Man findet zuerst ein beträchtliches Organ, welches man sogleich durch den dünnen Mantel bemerkt, sowie man die Schale weggenommen hat. Es ist länglich oval, oben gewölbt, unten concav, und besteht aus aneinander gefügten Scheiben an einer spindelförmigen Axe sitzend, hohl ist und nach Vorn in den Eiergang ausläuft einen Kanal, welcher sich später mit einem andern einigt. Dieser fängt nach Hinten in der Eingen höhle an und hängt sogar mit ihr durch einen bli Sack etwas zusammen. Nach einigen dicht zusam gedrängten Windungen vereinigt er sich mit dem gedachten Kanal oder Eiergange. Man muß ihn wo Blase analog betrachten, welche man in andern Mo ken findet. Dieser Kanal geht unter dem Magen der Leber weg, macht einige Biegungen, wird schw und endigt, von Vorn nach Hinten sich wendend einen andern angeschwollenen Kanal mit gelatinösen den. Dieser besteht aus zwei zusammengeschnürten, einander gedrückten Theilen, und bildet so eine ein kugelige Masse, welche unter dem Magen liegt und diesem den gewölbtesten Theil der Schale ausfüllt. ses Organ betrachtet Cuvier als Testikel, und in That findet sich längs des Theiles einer der Biegu dieses Eierganges eine Art weißer körniger Binde, analog, was man bei vielen Gasteropoden bemerkt welches zum Testikel zu gehören scheint. Ohne Zw ist es der zweite Theil des Eierganges anderer Mo ken, derjenige nämlich, in dem sich die gelatinöse M rie absondert. Er richtet sich hernach nach Vorn Rechts, wird schwächer und seine Wände werden g Bevor er aus dem Körper heraustritt, findet sich an ein wenig deutlicher blinder Sack, und endlich mü er mit einer schiefen Öffnung nach Außen, wie schon angegeben, indem der innere Rand der Mün einen ziemlich langen zungenähnlichen, freien, sch menden Fortsatz bildet. Nach der ebenbeschriebenen der Theile, bemerkt Blainville, würde das Ovariun zur Linken liegende Masse sein, dann wäre der aus heraustretende Kanal das Vas deferens, welches in Oviduct mündete, und den Kanal einer langen aufnähme; der Oviduct würde etwas weiter von Stelle anschwellen und sich falten, um das zu bi was man mitunter die Gebärmutter oder den zw Theil des Oviducts nennt, welcher dann, nach einer ten Windung, sich nach Außen öffnete; aber es w aus einer solchen Lage auch hervorgehen, daß keine bindung zwischen diesem Theile der Geschlechtstheile dem andern, der gleich beschrieben werden soll, stattf wie denn auch Blainville keine Spur eines beide bindenden Kanals wahrnehmen konnte. Das männ Geschlechtsorgan besteht in einer bedeutenden Masse, we fast die ganze Höhle des vordern Körpertheiles ausf über dem Ösophagus und den Muskeln liegt, welche, dem Säulenbündel ausgehend, sich nach den Bewegu organen richten. Man sieht das hintere Ende durch Rückenhaut hindurch, es bildet einen nach Vorn sc chern Körper, der hinten sich nach der rechten Seite von Hinten nach Vorn biegt; an diese stumpfe, diese Weise gebogene Spitze heftet sich der zurückzieh Muskel. Bei näherer Betrachtung dieses Organs man, daß es eine aus Querfasern bestehende musk Umhüllung hat. Wenn man diese Art von Scheide

so findet man darin einen vorspringenden, schwar-
auf der einen Seite angewachsenen, auf der andern
stalt freien Theil, daß er eine kleine, nach Vorn
itete Spitze bildet. An der Wurzel dieses Körpers,
vahrscheinlich eine Art Reizorgan (corps excitateur)
findet man eine kleine ovale weiße Masse, die man
die Hülle durchsieht, und welche drüsig zu sein
it. Allem Vermuthen nach ist dies der Testikel.
Nervensystem zeigt sich wie bei andern Kopfmol-
n. Das Gehirn liegt wie gewöhnlich, aus zwei
n Ganglien gebildet, unter dem Ösophagus; jedes
Ganglien gibt einen sehr kleinen Nervenfaden an
Tentakel und noch feinere an den Mund. Der
ist ausnehmend breit und endigt sich links und
in das für die Ortsbewegung bestimmte Ganglion,
dem starke Nervenfäden in die flügelförmigen Erwei-
gen des Fußes gehen; die nach Hinten zu entsprin-
n erstrecken sich auch in den Rückenmuskelbündel.
Ganglion für die Eingeweide konnte Blainville
bemerken.

Rang [8]) theilt die Arten in zwei Gruppen:
a) Globulosae; die Schale fast kugelig, die Sei-
alten fast so lang, als die Schale selbst, die An-
e weit nach Hinten stehend. Typus: H. uncinata etc.
ie zahlreichste an Arten.
b) Elongatae; die Schale länglich, die Seitenspal-
derselben kurz, die Anhängsel nach Vorn stehend.
er H. trispinosa und überhaupt nur fünf Arten.

Die Hyaleen sind Meermollusken, welche man oft
genug von der Küste findet. Sie sind in allen
en der heißen Zone verbreitet und in einem großen
e von denen der gemäßigten, und man findet oft
be Art an den entgegengesetzten Punkten der Erde.
kennt ihre Lebensweise und Gewohnheiten noch we-
man weiß nur, daß sie mit Hilfe ihres flügelför-
n Fußes ziemlich geschwind schwimmen, indem sie
lben bewegen wie ein Schmetterling seine Flügel.
rscheinlich liegen sie dabei, wie die Bulleen, auf dem
n, was sich wenigstens aus dem unten dunkler ge-
n Fuße schließen läßt. Durch Zusammenziehung
Fußes kann er sich schnell in die Tiefe senken. Nach
Organisation scheint es, daß eine gegenseitige Begat-
statthat.

1) H. tridentata *Forskål* (Anomia *ej.* Fauna
ica p. 124. Icones t. 40. f. b. H. cornea *Lamarck*,
a. sans vertebr. VI, 286. *Cuvier*, Annales du Mus.
pl. 59. Encyclop. méthod. pl. 464. f. 5, 6, 7.
hayes in der Encyclopéd. Mollusq. p. 309 zieht
er auch H. Peronii und papilionacea. H. Forskå-
Blainville l. c.). Die gemeinste Art, im mittel-
schen Meer, am Senegal einheimisch, 17 Millimeter
Von ihr Cuviers und Blainville's Anatomie. Die
Schalenplatte hat vier etwas vorspringende Rip-
die untere ist sehr gewölbt und in die Quere ge-
. Die Farbe ist rostgelblich. Die Anhängsel der
hen Mantellefzen sind von mittlerer Größe. Blain-
ville vermuthet, daß auch Linné-Gmelins Monoculus telemus dieser Hyalea angehöre.

2) H. teniobranchia *Peron* (et *Lesueur* Ann. du Mus. XV. pl. 3. f. 13. H. Peronii *Blainville*). Die hintern Mantelanhängsel sind sehr lang. Im mittelländischen Meere. Cuvier will diese Art ebenfalls mit voriger vereinigt wissen.

3) H. papilionacea *Bory de St. Vincent* (Voyage aux quatre principales îles de l'Afrique. I, 137. pl. V. f. 1). Kleiner als die erste. Die obere Schalenplatte nur mit drei Furchen, vorn schräg abgestutzt. Das Thier blaß, graulich und bräunlich.

4) H. inflexa *Lesueur* (Bulletin de la Soc. philomat. III. n. 69. pl. 5. f. 4. A B C D). Von dieser Art kennt man weder das Thier noch das Vaterland, die Schale ist nur drei bis vier Linien lang, und nähert sich schon der von Cleodora, indem die Seitenspalten kürzer sind, dagegen die halbmondförmige Öffnung viel größer ist. Die Rückenplatte hat nur eine Mittelrippe, die untere gewölbte ist glatt, das hintere, in eine Spitze gekrümmte Ende ist nach dem Rücken heraufgebogen.

5) H. inflexa *Lesueur* (l. c. f. 3. A B C). Blainville ist geneigt, diese Art zu Cleodora zu ziehen. Die Seitenspalte der Schale bildet nämlich mit der vordern nur eine breite, fast grade Öffnung, deren oberer Rand weiter vortritt, als der untere; übrigens ist die allgemeine Form platt, mit einem Rückenkiel, und hinten steht eine scharfe Spitze. Das Thier hat die Gestalt der Hyalea, nur ist der hintere Körpertheil mehr verlängert, der vordere aber springt zwischen den beiden Fußlappen weiter vor und die Seitenanhängsel fehlen. Blainville hält diese Art für identisch mit H. caudata *Bosc*; Clio caudata *Linn.*

H. retusa *Lesueur* l. c. und *Bosc*, Clio retusa *Linn.* scheint ihm ebenfalls eine Cleodora.

6) H. quadridentata *Lesueur* (Dict. des Scienc. nat. l. c. 81). Die Schale fast kugelig oder sehr gewölbt, unten ganz glatt, oben mit drei Längsrippen; vorn und hinten wie gestutzt; die Seitenanhängsel der Schale wenig deutlich, an jeder Seite der starken Mittelspitze eine kleine Spitze bildend. Die Flossen des Thieres zweilappig ohne seitliche Ausbreitung, zwei bis drei Linien lang. Im atlantischen Ocean.

7) H. longirostris *Lesueur* (ib.). Die Form ist die von Nr. 1, aber die obere Schalenplatte tritt viel stärker vor und ist so lang als der Körper der Schale, dessen Seitenanhängsel stark vortreten, weit zurückstehen und wie nach Hinten gebogen sind, was der Schale das Ansehen eines gleichseitigen Triangels gibt. Die Flossen des Thieres sind rund, drei Linien lang, zwei breit. Im atlantischen Ocean.

8) H. ecaudata *Lesueur* (l. c. 82). Sie weicht von der vorigen nur darin ab, daß die Verlängerung der obern Platte weniger lang ist und ihre Ränder nach Unten gebogen sind. Die mittlere Spitze ist so kurz, daß sie wie gestutzt erscheint, wie bei voriger, mit welcher sie gleiches Vaterland hat.

9) H. elongata *Lesueur* (l. c. 82). Schale platt-

[8]) Manuel de l'histoire naturelle des Mollusques. p. 114.

gedrückt, fast glatt, oder wenig gestreift, oben und unten fast gleichmäßig gewölbt, auf der obern Seite mit zwei seitlichen Eindrücken. Die obere Platte, länger als die untere, ist ihrer ganzen Länge nach gebogen, die hintere Spitze ist sehr lang, und erscheint dies um so mehr, als die ziemlich vorspringenden seitlichen Anhängsel weit vorn stehen, was der Schale eine längliche Form gibt. Das Thier hat ziemlich kleine, ausgerandete Flossen, die seitlichen Ausbreitungen sind breit und laufen in eine Spitze aus. Zwei Linien lang und etwas über eine Linie breit. In den Gewässern von Martinique.

10) **H. trispinosa** *Lesueur* (**Journal of the Soc. of Philad. III.**). Auffallend durch ihre flache Form, die zwei Schalentheile sind fast gleichgroß, der obere tritt kaum vor, und hat in der Mitte drei sehr flache Rippen. Die Öffnung ist klein, schmal, fast eiförmig, und verlängert sich in zwei schmale Seitenspalten, welche bis an die Basis der Seitendornen reichen. Der untere Theil der Schale ist ganz glatt, regelmäßig gewölbt, das Ende der Schale verlängert sich in eine Spitze, die so lang als die Schale selbst und am Ende angeschwollen, an der Wurzel von jener stehen zwei kurze Seitenspitzen. Das Thier hat weiße, zweilappige Flossen. Im Meere bei den Antillen. Ein Exemplar aus dem indischen Archipel war acht Linien lang und vier Linien breit.

Von dieser Art soll sich nach Rang **H. mucronata** *Quoy* et *Gaimard* (**Voyage de l'Astrolabe**) unterscheiden, indessen haben sie diesen Namen fallen lassen und ihre Entdeckung als **H. trispinosa** beschrieben. Sie führen noch eine Art, **H. longirostris**, auf.

11) **H. Rangii** *Deshayes* (**Encycl. méth. Mollusq. p. 310**, wahrscheinlich Rangs **H. uncinata**). Die Schale klein, kugelig, dünn, zerbrechlich, durchscheinend, hellhornbraun, der untere Theil stark gewölbt, die Öffnung schmal, quer, tief unter der Anschwellung des Endes des Obertheiles versteckt, welches fast senkrecht ist, aber nicht bis an die Seitenspalten reicht, die kurz, sehr schmal sind und sich bis an die Wurzel der Seitenstacheln ziehen. Von den drei hintern Spitzen krümmt sich die mittlere nach Oben, die andern etwas nach Unten. Auf der obern Seite stehen fünf Rippen. Aus den afrikanischen Meeren, acht bis neun Millimeter lang.

12) **H. truncata** *Lesueur*. Nur eine Linie lang, dreieckig, flach, die Basis bildet die Öffnung, fast ohne Seitenanhängsel (Dornen), das hintere Ende ist nach Oben gebogen. Die Flossen sind kaum zweilappig. Martinique.

H. cuspidata *Bosc* (**l. c. Nouveau Dict. d'Hist. nat. pl. E. f. 15**), nur von diesem beobachtet, scheint gar nicht einmal eine Molluske zu sein. (D. *Thon.*)

HYALEA (Paläont.). Das Pteropodengeschlecht, von welchem wir nur wenig lebende Arten kennen, zählt deren auch einige (zwei) im fossilen Zustande, welche, trotz der außerordentlichen Dünne ihrer Schale [1]), doch öfters wohlerhalten in der mittlern und jüngern Tertiärformation vorkommen.

1) **H. d'Orbignyi** [2]). Schale länger als breit, gerundet, Hinterrand fast rechtwinkelig auf die Se ränder stoßend; Rückenplatte viel länger als die B platte, aufgetrieben, gefurcht, vorn zurückgekrü Bauchplatte sehr aufgetrieben und leicht in die L gestreift. Öffnung ziemlich groß. Anhänge ganz bi in Form stumpfer, gegen die Rückenplatte zurückge ner Spitzen. Seitenspalten sehr lang und bogig. telspitze kurz und nach Unten zurückgebogen. Länge 0 Im tertiären Sande von St. Paul bei Dax (Dep ment des Landes).

2) **H. triacantha** [3]). Art mittelmäßig groß, drei Anhänge hinten sehr lang und dünn. Im ben Sande der Subapenninenformation bei Cas acquato. (*H. G. Bro*

Hyalina *Studer* (**Mollusca**), s. **Vitrina**.

Hyalinus *Merrem* (**Reptilio**), Reptiliengatt der Gattung **Ophiosaurus** entsprechend (s. d.).

HYALITH (Glasopal, Müllersches Glas), ein änderung des Opals von weißer oder lichtgelblichg Farbe, durchsichtig, mit vielen Quersprüngen, stark zend, welche auf Basalt, Mandelstein, Porphyr, Q fels u. a. theils als äußerer Überzug, theils in Kl und kleinen Höhlungen, in stalaktitischen Gestalten a wachsen, bei Frankfurt am Main, am Kaiserstuh Breisgau, an mehren Orten in Schlesien und Unger aufgefunden ist. (*Germ*

Diese sehr schöne, wasserhelle Opalart komm einzelnen Tropfen, oder als rindenartiger Überzug mit Bitterkalk fest verbunden, oder hier und da wol aus diesem abgeschieden vor. Einige neuern Formen des schlesischen Hyaliths hat Glocker besch (s. Isis. 1828. XXI. S. 433 fg.). Unmittelba dem Mandelstein aufsitzend hat man ihn bis jetzt finden können. Sein spec. Gewicht ist bei + 22° = Durch heftiges Glühen verliert er 1,893 Procent. Walchner (in v. Leonhards Zeitschrift für M logie. 1825. I. S. 480 fg.) besteht er in 100,00 97,359 Kieselerde und 2,641 Wasser. Der Hyalith Waltsch in Böhmen ist einer der ausgezeichnetsten, gefärbt, vollkommen durchsichtig, stellenweise schwach sirend, staubiger und kleinnierenförmiger Überzug Basalt; die traubigen Rinden haben oft eine Dicke drei Linien. (*Th. Schre*

HYALITIS (Ὑαλῖτις), von ὕαλος oder ὕελος (glasartiger Körper), 1) die Glaserde, der zum Glas chen taugliche Sand; 2) die Entzündung der Glas (**Tunica hyaloidea**), auch wol des Glaskörpers (**pus vitreum**) im Auge. (*Wieg*

HYALODES, HYALOIDES, der Glaskörpe Auges, nach den gleichlautenden griechischen W

---

1) *M. de Serres* in **Ann. Scienc. nat. 1828. XIII, 450, 451.**

2) **H. d'Orbignyi** *Rang* in den **Mém. de la Soc.** **nat. (Paris 1827). III, 382, 383**; und **Ann. scienc. nat.** **XVI, 492—499. t. XIX. f. c.** Jahrb. f. Min. 1830. S 134. *Férussac* et *Rang*, **Ptéropodes. H. aquensis** *Gra* **im Bullet. de la Soc. Linn. de Bordeaux. II, 4.** 3) **H** **cantha** *Coll. Guidotti*, und Bronn, Reise. II, 593.

ιδης, ὑαλοειδὴς (hyaloideus, glasartig, ὁ ὕαλος, Glas) gebildet *). S. Glaskörper. (*Wiegand.*)

HYALOIDEA, scil. membrana, die Glashaut des s (Tunica vitrea), von ὑαλοειδὴς, wie sie auch ıs (de nominat. c. h. I.) mit der Netzhaut bezeich- (*Wiegand.*)

Hyaloides, f. Hyalodes.

HYALOMA (von ὑαλόω, zu Glase machen, in verwandeln), Glas-, Schmerlen- oder Birkauge, nige Auge, in welchem die Regenbogenhaut um den n einen dem Glas ähnlichen oder weißen Zirkel t, während der Krystallkörper bläulich aussieht. Es ıt das Glasauge besonders bei Pferden, und vor- h bei getigerten oder scheckigen, vor, und hat, falls nst gut, gesund und ohne andere Mängel ist, eben Güte, wie ein anderes Auge. (*Wiegand.*)

HYALOMIKTIT. Mit diesem Namen bezeichnet miart diejenige Abänderung des Granits, welcher Feldspath fehlt. S. Granit. (*Germar.*)

Hyalomyia *Desvoidy* (Insecta), f. Myodarii.

HYALOSIDERIT **). Im Mandelsteine bei Sas- und Ihringen am Kaiserstuhl im Breisgau, und einem Doleritgang im Gneus am Bromberge bei urg findet sich ein Mineral, das durch röthlichbraune e, die in das Hyacinthrothe übergeht, sowie durch s geringere Härte sich vom Olivin unterscheidet, aber s als ein eisenreicher Olivin sein möchte. (*Germar.*)

Hyalurgie, Hyalurgik, f. Glaschemie.

HYAMOS (Ὑαμὸς), ein Sohn des Lykorus und r der Keläno, beherrschte nach der Deukalionischen die Gegend um den Parnaß, und baute die Stadt s †). (*Schincke.*)

HYAMPEA (Ὑάμπεια sc. κορυφὴ oder πέτρα), Seitenberg des Parnassus, in dessen Nähe sich die lische Quelle befand. Er lag auf der Morgenseite Delphi, und ist nicht zu verwechseln mit einem der n berühmten Gipfel des Parnassus, die Lykorea Tithorea hießen. Äsopus wurde von den hyampei- Felsen wegen Vorenthaltung der dem Tempel be- nten Geschenke herabgestürzt, welche Strafe hier an Tempelräubern vollzogen ward. Späterhin wurde Hinrichtung solcher Verbrecher nach Nauplia, oder scheinlicher nach Daulis, denn die Lesart variirt, gt ††). (*Kanngiesser.*)

HYAMPOLIS. Unter diesem Namen waren zwei te in Phokis bekannt. Die erste schon vom Homer II, 521) erwähnt, lag in dem östlichen Theile von lis, an der Grenze der Lokri Opuntii, und war, wie sanias (IX, 5. X, 33) und Eustathius (ad *Hom.*) berichten, von den Hyantes, welche von Kadmus Böotien verdrängt wurden, angelegt und Anfangs ntenstadt, Ὑάντων πόλις, genannt, bis der Name mit der Zeit in Hyampolis verändert wurde. Sie lag auf einem steilen Felsen, hatte nur einen Brunnen und mußte Regenwasser sammeln. In früherer Zeit war sie mächtig, kämpfte mit Hilfe des Ornytus glücklich gegen die Opuntier und gewann den Besitz von Daphnus (Schol. ad *Eurip.* Orest. 1094). In der Nähe der Stadt war ein Engpaß, in welchem einst die thessalische Reiterei von den Phokiern eine Niederlage erlitt. Bei dem Zuge des Xerxes wurde die Stadt von den Persern verbrannt (*Herodot* VIII, 28. 33). Nachdem sie wieder aufgebaut war, wurde sie durch Philipp von Makedonien im phokischen Kriege großentheils zerstört, doch blieben einige öffentliche Gebäude, als das Rathhaus, das Theater und ein Tempel der Diana, der nur zwei Mal des Jahres geöffnet wurde. Der Kaiser Hadrianus baute der Stadt eine nach seinem Namen benannte Halle (*Pausan.* X, 33. *Palmerii* Graec. antiq. VI, 15). Das zweite Hyampolis, von Hyamus, des Lykorus Sohn, nach der Deukalionischen Fluth gebaut, lag in den Gebirgen des Parnassus (Schol. ad *Eurip.* Orest. 1094. *Palmer.* p. 659) und wird auch von Strabon (IX, p. 423) erwähnt; die bestimmtere Lage aber wird nirgends genauer bezeichnet. (*Kanngiesser.*)

*) Cf. *Galenii* de usu partium. Lib. X. Cap. 1.
**) *Walchner*, De Hyalosiderita (Frib. 1822). Haus- n in Leonh. mineral. Taschenbuche. 1824. I. S. 40.
†) *Pausan.* X, 6, 2.
††) *Herod.* VII, 39. *Plutarch*, De sera Num. vindicta. *Palmerii* Graec. Antiq. VI, 11.

HYANCHE (Ὑάγχη, von ὗς, Sau und ἄγχω, ich verengere, ich schnüre zu), eine Art Bräune, sehr wahrscheinlich Mandelbräune, welche man dem unter den Schweinen als Ὑάγχη und bei den Hunden als *Κυνάγχη* bekannten Halsleiden ähnlich glaubte (f. Kynanche und Synanche). (*Wiegand.*)

HYANTES (Ὑάντες und Ὑέντιοι), waren eine der ältesten Völkerschaften in Böotien, und nach Strabon, Skymnus und Solinus mit den Leleges ein und dasselbe Volk. Nachdem die Hektenä, über welche Ogyges herrschte, von der Pest weggerafft waren, besetzten die Hyantes und Äonä das Land, und bewohnten namentlich Thebä. Als Kadmos ankam, überwand er beide Völkerschaften. Die Äonä unterwarfen sich dem Sieger, die Hyantes aber nur mit einem kleinen Theile. Der größere Haufe wanderte nämlich nach Ätolien [1]), und waren dort so mächtig, daß nach ihnen das Land Hyantis genannt wurde [2]). Ein kleinerer Theil der Hyantes zog nordwärts nach Phokis, und legte an dem Gebirge gegen Lokris die Stadt Hyampolis an. Der dritte in Böotien zurückgebliebene Theil wohnte um Alalkomene am westlichen Ufer des Sees Kopais [3]). (*Kanngiesser.*)

HYANTIA, wird von Stephanus (unt. d. W. Ὑάντες) eine Stadt der Lokrer genannt, und Polybius (V. p. 366) erwähnt der Ὑανθέων, deren Landschaft von Philippos III. bei seiner Vorbeifahrt mit der Flotte verwüstet worden war. Diese Ὑανθεῖς sind aber dieselben, welche Thukydides (III, 101) Ὀιανθεῖς nennt, Einwohner der Stadt Ὀιάνθη oder Ὀιάνθεια, bei Skylax Εὐάνθις geschrieben. Wahrscheinlich ist daher unter

1) *Apollodor.* Fragm. ed. Heyn. p. 705. 2) *Stephan. Byz.* h. v. 3) *Strabo* VII. p. 321. X, 424. *Pausan.* IX, 5. *Pindar.* Olymp. VI, 148 cum schol.

Hyantia Oeanthe eine Küstenstadt der Lokri Ozolä am krissäischen Meerbusen verstanden. (*Kanngiesser.*)

Hyarkan, s. Jerkim.

Hyarotis, Hydraotes (Fluß), s. unt. Himalaya.

HYAS, Regenmann, bald Vater, bald Bruder der Hyaden, der Regensterne, von Atlas und Pleione oder Äthra erzeugt [1]). Es grämten sich über ihn, der von einer Löwin, einem wilden Schwein oder einer Otter getödtet worden war, so sehr diese zehn oder mehre Schwestern, daß ihre Thränen, wie der Regen an den Himmel versetzt wurden, und zwar als Sterne. Wenn sie erscheinen, so erfolgte nach den Erfahrungen der alten Meteorologen sicher Regen [2]). Wenn es heißt, Hyas habe mit der Nymphe Böotia die Hyaden gezeugt, Atlas und Pleione aber die Pleiaden, so beabsichtigte man wohl die Hyaden und Pleiaden zu unterscheiden [3]). (*Schincke.*)

HYAS *Leach* (Crustacea). Eine Krebsgattung, aus der Ordnung Decapoda, der Familie Brachyura und der Abtheilung (tribus) Triangularia, nach Latreille's Anordnung. Sie gehörte bei Linné und Herbst zur Gattung Cancer, bei Bosc und früher bei Latreille zu Maia; Fabricius zählte sie zu Inachus. Desmarest (Considérations sur la Classe des Crustacés) gibt ihr folgende Kennzeichen: An den äußern Fühlern ist das erste Glied größer als das zweite, zusammengedrückt und nach Außen erweitert. Das dritte Glied der äußern Kieferfüße ist kurz, ebenfalls nach Außen etwas erweitert, an seinem Ende und an der innern Seite ausgerandet. Die Scheren sind dicker, aber viel kürzer als die andern Füße, deren Länge nicht das Doppelte des Leibes beträgt. Alle diese Füße haben fast cylindrische, unbewaffnete, in eine lange, kegelförmige, gebogene Klaue auslaufende Glieder. Das Brustschild ist etwas in die Länge gezogen, fast dreieckig, am hintern Ende zugerundet, auf der obern Fläche höckerig und die Seiten sind in Spitzen hinter den Augen verlängert; die Stirn läuft in zwei flache, einander genäherte Spitzen aus; die Augen stehen auf kurzen Stielen und sind nicht größer als diese im Durchmesser; die Augenkreise sind etwas nach Vorn geöffnet durch eine am obern und hintern Rande befindliche Spalte.

1) H. araneus *Linné* (*Leach* Malacostr. Brit. t. 21. A. Cancer Bufo *Herbst* t. 17. f. 59. Maia Bufo *Bosc.*). Die vordere Seite des Brustschildes tritt in eine Spitze vor und endigt in zwei Dornen, welche am Ende sich gegen einander ringen; sein oberer und hinterer Theil ist mit kleinen Höckern bedeckt, von denen man auch einige auf den Scherenarmen findet. Die Länge beträgt im Ganzen 3 Zoll 4 Linien, die Breite 2 Zoll 6 Linien. Er findet sich im Ocean.

2) H. coarctata *Leach* (l. c. B.). Drei Mal kleiner als der vorhergehende, aber die Schale hinter den Augen breiter, und an jeder Seite in der Mitte ausgerandet; die Stirn mit zwei breiten und kurz[...] einander fast parallelen Dornen, die Schere[...] dünn. Findet sich an den Küsten des Kanals. ([...]

1) *Ovid.* Fast. V, 171. 2) *Hygin.* Fab. 192 und dazu Muncker. 3) Alexander bei *Hygin.* Astr. Poet. II, 21. v. Staveren, S. 470.

Hyasis, s. Oase.

HYAUAINS, eine indianische, zu den Ur[...] Brasiliens gehörige Völkerschaft, welche nach [...] dem in dem District Tapajonia, in dem südli[...] der großen brasilianischen Provinz Para, am [...] Tapajôz wohnten. Sie sind von dem wilden [...]gerischen Stamme der Mundrucus, der von al[...] Indianerstämmen am meisten gefürchtet wird, [...] sonstigen Wohnsitzen, den am Flusse Tapajô[...] ziehenden schönen Urwäldern, verjagt worden. [...]ser Zeit sind die Hyauains gänzlich verschollen[...] jetzt weiß man nicht, ob vielleicht in einem an[...] Brasiliens noch Überreste dieses Stammes exi[...] (*J. C.* [...]

HYBANDA, war in den ältesten Zeiten [...]sel an der ionischen Küste, welche aber im Z[...] Plinius (H. N. II. c. 89) längst aufgehört [...]sel zu sein. Sie war bereits nicht blos mit [...]lande vereinigt, sondern sogar 200 Stadien [...] entfernt. (*Kan*[...]

HYBANTHUS *Jacqu.* am. Eine Pf[...]tung aus der natürlichen Familie der Ionidie[...] rieae *Cand.*) und der ersten Ordnung der fünft[...]schen Classe. Der Charakter dieser Gattung [...] einem fünfgetheilten, unregelmäßigen, hinterw[...]rigen Kelch, einer unregelmäßigen Corolle, d[...]tes Blättchen verlängert und gespalten ist, e[...]förmigen Nektardrüse, einem pfriemenförmig[...] und einer dreiklappigen Kapsel. 1) H. h[...] *Jacqu.* l. c. t. 175. f. 24. *Thunb.*, [...] *Kunth* nov. gen. V. t. 494) mit strauchartig[...]gem Stengel, ablangen, ausgerandeten, fast [...] unbehaarten Blättern, zusammengedrängten, [...] Afterblättern und zweigetheilten, wenigblumige[...]stielen. Auf Cuba (Viola Hybanthus *W. Sp*[...] nidium *Jacquinianum Röm.* et *Sch.* Syst. [...] concolor *Spr.* Syst. (I, 805) mit krautartig[...]rechtem Stengel, spathelförmig-lanzettförmige[...]ten, feinbehaarten Blättern, pfriemenförmig[...]blättern, abgekürzten, dreiblumigen Blüthenst[...] zweilappigem fünftem Corollenblättchen. In [...]rika. (*Sp*[...]

HYBBE, HIBBE, minder bekannt unter [...]schen Namen Geib, slow. Hybba, auch Hy[...] zur Kameralherrschaft Hradek gehöriger Marktf[...] östl. Bezirke der liptauer Gespanschaft, im K[...]seit der Donau Nieder-Ungerns. Er liegt tie[...] Straße, welche von Leutschau nach Hradek un[...] kalai führt, 1½ Stunde von Vichodna entfern[...] aus einer breiten Hauptstraße und mehren eng[...]gassen, und ist überhaupt sehr eng gebaut [...] offen. Er hat 217 fast nur hölzerne Häuser, [...]vakische Einw., darunter sind 1789 Evangeli[...] Katholische und 17 Juden, eine katholische Pf[...]che und Schule und ziemlich besuchte Jahrmä[...]

em Dorfe finden sich einige Salzquellen vor, deren e jedoch nicht reichhaltig genug zur Anlegung von inen ist. Ihr Abfluß ist unterirdisch in den nahe n vorbeifließenden Hibiczabach geleitet worden, da- die Sole von den Einwohnern des Marktes nicht tzt werden, und dem Salzregal der Regierung kei- Abbruch thun könne. In der Nähe des Marktes, Einflusse des bei Hybbe vorbeifließenden kleinen Ge- sers findet sich Kalknagelfluhe mit Stinkkalkkörnchen zwar an mehren Orten. (*G. F. Schreiner.*)

HYBERNIA *Latreille* (Insecta). Dieser Name hrt, als der ältere der von Ochsenheimer und Treitschke dalia *) genannten Nachtschmetterlingsgattung, ob- Latreille ihn nur auf diejenigen Arten der letztern eckt wissen will, deren Weibchen keine Flügel haben, n die übrigen sind zu nah verwandt, als daß man von den andern trennen könnte. Auch ist der Name bernia bezeichnender als der andere. Die Gattung aus Linné's **Phalaena**, Abtheilung **Geometrae**, ge- ert, und entspricht der Familie K (wellenstriemige anner) des „systemat. Verzeichnisses der Schmetter- e der wiener Gegend." Die Kennzeichen sind fol- de: Die Flügel der Schmetterlinge sind mit gehäuf- wellenartigen, gleichlaufenden Querlinien, die kein liches Mittelband bilden, überzogen. Bei manchen n mangeln den Weibchen die Flügel. Die Raupen kurz und dickleibig; gewöhnlich grün, mit bleichen gslinien oder einigen röthlichen Strichen, und die ge des Leibes sondern sich meistens deutlich ab. Die wandlung geschieht unter der Erde. Von den Ar- führen wir nur folgende merkwürdigere ausführ- an.

1) **H. brumata** *Linné* (*Hübner* **Geometrae** t. f. 191. mas. t. 80. f. 415 mas., t. 99. f. 509 n. **Esper** Schmetterlinge V. Taf. 37. Fig. 7—14. emann Beiträge zur Insectengeschichte Taf. 31. 1—12) der Frühbirnspanner, der Frostschmetterling. Der männliche Schmetterling mißt mit ausgespann- Flügeln etwa einen Zoll, und ist von einem sehr zar- Baue, sodaß man seine Färbung nur dann vollstän- findet, wenn er eben erst die Puppe verlassen hat, m bei seinem häufigen Herumfliegen der feine Staub den Flügeln gleich sich abreibt, daher man bei sol- ältern Exemplaren meist nichts als die durchschei- de zwischen den Flügelnerven ausgespannte Haut fin- Die Farbe ist ein gelbliches oder schwärzeres Erd- n, auf den Vorflügeln stehen mehre zackige Binden, sich meist zu dunklern Binden vereinigen, von denen nahe an der Wurzel, eine breitere in der Mitte eine schmälere gegen den Hinterrand steht, oder es en sich an der Wurzel und in der Mitte drei, am terrande zwei Binden; die Adern aber sind mit dunk- Pünktchen belegt. Auf den Hinterflügeln steht ein oschener, selten doppelter, oft fehlender Mittelstreif. der Unterseite aller Flügel ist die Färbung heller Mittelpunkten und verloschenen Bogenlinien. Das Weibchen ist so groß wie der Körper des Mannes, und hat statt der Flügel nur kleine Lappen mit einigen Linien oder dunklerm Mittelstreife.

Das Wichtigste bei diesem Insect ist dessen Raupe, vielfach bekannt und gefürchtet. Treitschke hat (an an- dern Orten) nach Schwarz und sonstigen Beobachtern das Wissenswertheste von derselben so schön zusammen- gestellt, daß wir um so weniger an dessen Worten et- was ändern, als das Gesagte mit eigenen Beobachtun- gen ganz übereinstimmt. „Die Raupe, welche fast auf allen zahmen und wilden Holzarten lebt, verläßt gleich zu Anfange des Frühjahres das Ei und erreicht im Mai ihre völlige Größe. Ihre Farbe ist von Jugend auf manchen Veränderungen unterworfen. In der frühesten Zeit ist sie grau. Nach der ersten Häutung wird sie hell und gelblich bleichgrün, und es ziehen sich weiße, kaum sichtbare Linien über den Rücken. Der Kopf ist schwarz und hinter ihm steht ein schwarzes Fleckchen. Nach der zweiten Häutung verliert sich diese Schwärze, die Grundfarbe wird grüner, und man bemerkt die hel- len Rückenlinien. Nach der letzten Häutung, mit der sie die Länge eines Zolles erreicht, ist die Grundfarbe blaß gelblichgrün, zuweilen auch dunkler. Der Kopf ist in zwei rundgewölbte Theile abgesondert, mattgelblich oder glänzend hellbraun. Eine dunklere zarte Rücken- linie, neben der zwei andere weißlichgelbe stehen, und unter welchen eine ungemein feine hellere sich befindet, zieht über den ganzen Körper. Die Luftlöcher, welche unter der letzten Linie sichtbar sind, erscheinen als dunkle Punkte. Diese Raupen verbergen sich gewöhnlich zwi- schen Blättern, und haben die Eigenschaft, daß sie sich vermöge eines Fadens, den sie aus dem Spinnapparat hinter dem Munde ziehen, aus ihrer Wohnung zur Erde herablassen können." — „Noch muß angemerkt werden, daß die Raupen in ihren gleichen Größen selten sich ganz ähnlich sind. Man findet sie dunkelgrün, fast schwarz und wieder gelbgrün, mit weißen, gelblichen und grünlichen Längsstreifen." Sie graben sich gleich nach dem Auskriechen aus dem Eie, sowie die Bäume Knos- pen treiben, in diese ein, und da sie zuweilen, zumal in trockenen Frühjahren, in ungeheurer Menge erscheinen, so vernichten sie dann nicht selten eine ganze Obsternte. Zur Verwandlung kriechen diese Raupen in die Erde und verfertigen darin ein ovales Gehäuse, worin sie zur gelb- braunen, dickleibigen Puppe werden, die am Leibesende zwei nach auswärts gekrümmte Spitzen hat. Aus der- selben entwickelt sich der Schmetterling im October, sehr häufig aber auch erst im November und December, so- gar während des Frostes. Das Männchen fliegt mit trägem, zitterndem, gleichsam taumelndem Fluge weniger am Tage als in der Abenddämmerung, ja selbst bei An- fange der Nacht, wo es besonders dem Lichte nachgeht. Die Weibchen sitzen an Bäumen, Mauern rc. und krie- chen an jenen besonders nach der Begattung hinauf. Gegen dieses schädliche Insect hat man eine Menge Mit- tel vorgeschlagen, ebenso wie gegen eine andere Art, wel- che unter dem Namen der Spannraupe (Blatträuber, Sommersprosse, **Fidonia defoliaria**) bekannt ist, und

*) Schmetterlinge von Europa. VI, 1. (Leipz. 1828).

deren Weibchen ebenfalls keine Flügel hat. Man will besonders bemerkt haben, daß diejenigen Obstpflanzungen von ihnen verschont bleiben, auf denen öfters Schafe gehütet werden, weil diese den Boden sehr fest treten, damit aber die Entwickelung des Schmetterlings nicht blos erschweren, sondern auch wol manche derselben, namentlich niedrigsitzende, Weibchen vertilgen. Diesen letztern muß aber hauptsächlich jede Verfolgung gelten, da man mit ihnen zugleich eine Menge Eier vertilgt. Da diese, um ihrer künftigen Brut Nahrung zu verschaffen, an den Bäumen hinauf, bis zu den Knospen kriechen müssen, um an diese ihre Eier zu legen, so darf man ihnen diesen Weg nur versperren, um die Bäume zu sichern. Dies geschieht aber am besten, indem man die Stämme mit wollenen Streifen umwickelt, welche man mit Theer, den man bei strengerer Witterung allenfalls mit etwas Leinöle versetzt, damit er nicht hart wird, bestrichen hat. Man muß aber mit dieser Maßregel schon in der Mitte Septembers beginnen und den ganzen Winter hindurch bei offenem Wetter, d. h. wenn kein Schnee liegt und der Frost nicht heftig ist, bis ins Frühjahr fortfahren, damit auch dann keine Raupen von andern Bäumen herankriechen. Unter Fortfahren verstehen wir aber das Erneuern des Theers und der Binden, so oft die Masse desselben nicht mehr klebt. Auf diese Weise erhielt man einst in Schweden an einem Ort und in Zeit von einem Monate nicht weniger als 22,000 Weibchen, jene ungerechnet, welche im Theer verborgen blieben, und die man auf 6000 anschlug, nebst einer Menge Männchen, die sich zu ihnen gesellt hatten.

2) **H. hexapterata** wiener Verzeich. (*Hübn.* Geom. t. 44. f. 232 mas. Ph. halterata Götze, entomol. Beiträge III. 3. S. 379. Kleemann, Beiträge Taf. 19. Fig. a, b). Der Doppelflügel. Dieser Schmetterling ist kleiner als der vorige, die Grundfarbe des Körpers und der Vorderflügel ist weißgrau, und diese sind einem Dreieck ähnlich, dessen längste Seite der Vorderrand ist. Sie sind breit und mit vielen zum Theil zusammengeflossenen dunkelaschgrauen Wellenlinien überzogen, auch mit solchen und zuweilen einigen rostfarbigen Stäubchen überstreut. Nächst der Wurzel stehen mehre Linien in einer Binde, welche, wenn die Exemplare deutlich gezeichnet sind, zu beiden Seiten zwei weißbleibende Räume führt. Das sehr breite Mittelfeld ist am hellsten, und in ihm stehen einer oder auch zwei aus Linien zusammengesetzte Schattenstreifen. Vor den Franzen ist der Grund mehr fleckig und eine weiße Zackenlinie läuft durch, die Franzen selbst sind dunkler grau und mit einer dunkeln Linie begrenzt. Die Hinterflügel sind weiß, gegen die Franzen grau angelaufen, diese rein weiß, grau gesäumt. Die ganze Unterseite ist weiß, mit graulichbraunem Anflug und graulich länglichen Mittelstrichen auf allen Flügeln. Der männliche Schmetterling ist noch dadurch sehr ausgezeichnet, daß sich über seinen Hinterflügeln noch ein drittes kleines Flügelpaar von löffelförmiger Gestalt befindet, das eine weiße Farbe und gleiche Franzen, wie die eigentlichen Hinterflügel, hat. In der Ruhe liegen diese Flügelchen, deren Zweck man noch nicht kennt, doppelt zusammengeschlagen. [...] Raupe findet sich im Herbst auf Buchen (Fagus sy[...] tica), man hat sie aber noch nicht genügend beob[...] um eine Beschreibung von ihr liefern zu können. [...] scheint mit Verwandten soviel Ähnlichkeit zu haben, [...] man sie nicht unterschied. Der Schmetterling fliegt [...] aller Orten in Teutschland Ende Aprils und im M[...] Wäldern.

3) **H. sexalata** *Borkhausen* (europ. Schm[...] linge V. 304. *Hübner* Geom. t. 44. f. 228 [...] Dess. Beiträge I. 3. Taf. 2. Fig. 1. S. 17. Geo[...] tra Sexalisata. *Ejusd.* Larvae Lepidopt. Geom[...] Aeq. G. a. b. f. 1. a. b.). Der kleinere Doppelfl[...] Kleiner als vorige Art. Kopf und Rücken braun [...] Hellgrau, Hinterleib weißgrau, mit braunen Rin[...] Fühler und Füße braun. Die Grundfarbe der Vor[...] flügel gelblich grau. Wenn die Zeichnung deutlich i[...] sieht man drei weißliche Binden, hinter denselben [...] weiße kleine gezackte Linie; jede Binde in der Mitte [...] einer feinen braunen Linie. Die erste begrenzt die [...] Wurzel, die zweite steht ihr nahe, die dritte läßt [...] breiteres am Vorderrande dunkles Feld, in dem [...] der zweiten Binde ein kleiner schwarzer Haken; [...] folgt eine deutliche Zackenlinie. Die verhältnißm[...] ziemlich kleinen Hinterflügel sind weiß, am Hinter[...] von einer braunen, gestrichelten Linie begrenzt und [...] der Flügelmitte steht ein schwarzes Pünktchen. [...] männliche Schmetterling hat gleich dem vorigen noch [...] drittes Paar kleine weiße Flügel. Die Raupe lebt [...] Saalweiden (Salix caprea) und mehren Pappeln[...] Sie ist weißlichgrün, mit drei weißen Rückenstr[...] der glatte Kopf ist oben herzförmig eingeschnitten. [...] jedem Hinterfuße sitzt eine Fleischspitze, am Ende [...] lich und beide zusammen bilden eine Art Gabelsch[...] Man findet sie im August, aber schon am Ende d[...] ben Monats begibt sie sich zur Verwandlung in die [...] und im Mai des folgenden Jahres findet man [...] Schmetterling an den Stämmen der Pappeln und [...] den sitzen.

4) **H. biliniata** *Linné* (*Hübner* Geom. t. 51[...] 264. foem. Schwarz, Beiträge zu Rösels Insect[...] belustigungen Taf. 17. Fig. 10, 11). Wiederstoßsp[...] ner, Französisch: La Brocatelle d'or. Ein schöner [...] ganz Teutschland nicht seltener, Spanner, so groß [...] Nr. 1. Kopf, Rücken, Vorderflügel schwefelgelb, [...] Hinterflügel röthlicher gelb, der Hinterleib mit wei[...] Einschnitten. Das erste Feld der Vorderflügel von [...] Wurzel an mit mehren weißen braungesäumten Wel[...] linien und weißen Adern, wodurch ein gegittertes [...] sehen entsteht. Das Mittelfeld von zwei weißen, [...] Innen braun schattirten Zackenlinien eingefaßt, we[...] Schatten wohl auch mit dem entgegengesetzten zusam[...] fließt. In der Mitte dieses Feldes steht gegen den [...] derrand ein undeutliches hellbraunes Häkchen. Das [...] Feld erscheint durch schwache Wellenlinien gewässert; [...] die Hinterflügel sind ganz mit feinen Wellenlinien [...] zogen. Die Färbung der Unterseite ist schwächer [...] die Zeichnung der obern scheint durch. Die Raupe [...]

auf Wiederstoß (Lychnis dioica), auch auf Löwenzahn (Leontodon) und Ampfer (Rumex) im Mai, und ist einfach grün mit schwach angedeuteten Seitenlinien und Gelenkeinschnitten. Sie geht zur Verwandlung in die Erde, und aus der rothbraunen Puppe entwickelt sich der Schmetterling im Juni.

Treitschke führt (l. c. S. 5) noch folgende Arten auf: H. ochreata (*Hübn.* t. 20. f. 110), rufaria (l. c. t. 21. f. 112), rubricaria (ib. f. 111. t. 94. f. 487), pygmaearia (t. 65. f. 335, 336), vittaria (ib. t. 83. f. 429), pusillaria (t. 19. f. 99), decolorata (t. 47. f. 243), albulata (t. 50. f. 257), sylvata (t. 44. f. 231), luteata (t. 19. f. 103), alpestrata (t. 62. f. 320), scabraria (t. 44. f. 229), elutata (t. 43. f. 224. t. 74. f. 381—386), impluviata (t. 43. f. 223), dilutata (t. 36. f. 188), lobulata (t. 70. f. 362), rupestrata (t. 37. f. 192), candidata (t. 19. f. 101), osseata (t. 19. f. 102), pallidaria (t. 18. f. 96), strigaria (t. 18. f. 98), byssinata, sericeata (t. 78. f. 404), rivulata (t. 50. f. 259), blandiata (t. 50. f. 258), rusticata (t. 46. f. 241), filicata (t. 46. f. 238), salicaria (t. 53. f. 273), scripturata (t. 53. f. 274), coraciata (t. 54. f. 278), frustata, viretata (t. 44. f. 230), riguata (t. 69. f. 358), undulata (t. 51. f. 262. t. 85. f. 436), vetulata (t. 51. f. 263), fluviata (t. 54. f. 280), bistrigata, polygrammata (t. 54. f. 277), lignata (t. 52. f. 270), tersata (t. 52. f. 268. t. 87. f. 448), aquata (t. 79. f. 410), petrificaria (t. 52. f. 267), vitalbata (t. 52. f. 269), rhamnata (t. 52. f. 271. t. 77. f. 400), dubitata (t. 51. f. 265), certata (t. 51. f. 266). (D. *Thon.*)

HYBICA auch **HIBICZA**, teutsch Hibbebach, ein Nebenfluß der Vag im liptauer Comitat Nieder-Ungerns. Er entspringt nordöstlich von dem Markte Hybbe, an den hohen bewaldeten Vorholden des Gebirges, zwischen der Belánzka und Béla; fließt zuerst in einem engen, später sich erweiternden, doch nicht tiefen Wiesenthale bis nach Hybbe. Unterhalb dieses Ortes, etwa ¼ Stunde vor dem Einflusse des Baches in die Vag, wird sein tiefes und enges Bette auf beiden Seiten von senkrechten Felsenwänden so eingeengt, daß nur grade die Straße von Käsmark nach Hradek zwischen dem linken Thalrand und dem Bache Raum findet. Oberhalb Hybbe nimmt er mehre unbedeutende kleine Bäche auf, und ist selbst sehr wasserarm. Kurz vor seiner Mündung führt über ihn eine hölzerne Brücke. (*G. F. Schreiner.*)

HYBLA und **HYBLE**[1]), ein mit Bienenkräutern reichlich bewachsener Berg in Sicilien, in der Nähe von Hybla parva, auf dem sich viele Bienen aufhielten, die das im Alterthume so berühmte hybläische Honig, das dem hymettischen gleichgeachtet wurde, lieferten[2]). Außerdem führten noch drei Städte Siciliens denselben Namen:

1) Hybla major, Ὕβλη η μείζων, am südlichen Abhange des Ätna, soll das heutige Paterno, ein kleiner Ort im Val di Demona, sein.

2) Hybla parva, Ὕβλη ἡ μικρά, auf der südöstlichen Küste Siciliens, 45 römische Meilen südöstlich von Hybla major, 12 nördlich von Syracusae und 20 nordöstlich von Hybla minor. Die Einwohner werden Hyblenses, Galeotae (*Γαλεῶται*) und Megarenses (*Μεγαρεῖς*) genannt, und die Stadt selbst erhielt später von den Colonisten aus Megaris, die sich um 735 hier niederließen, den Namen Megara oder auch Megaris. Berühmt ist sie besonders ihres trefflichen Honigs wegen.

3) Hybla minor, Ὕβλη ἡ ἐλάττων, auch Heraea und Hera (Ἥρα) genannt, setzen Einige zwischen Agrigentum und Acrae, Andere 22 römische Meilen nordwestwärts von Syracusae. Es soll der jetzige Marktflecken Ragusa an der Quelle des gleichnamigen Flusses im Val di Noto sein[3]). (*R.*)

HYBLAEA *Fabricius* (Insecta). Eine Gattung der Nachtschmetterlinge, welche von Latreille mit Herminia vereinigt wird. Als Kennzeichen gibt der Errichter an: palpi porrecti, compressi, in medio dilatati; labium porrectum, acutum; antennae setaceae. Nach den jetzigen genauern Abgrenzungen möchte die Gattung wohl in mehre zerfallen, oder die Arten anderwärts unterzubringen sein. Sie sind alle ausländisch, in Indien einheimisch. Alle haben mehr oder weniger trübe Farben. Fabricius zählt auf H. lagopus, rostrata, deflorata, saga, sagitta, gemina u. s. w. Nähere Aufklärungen, denn auch die Verwandlung ist unbekannt, werden wohl durch das englische Werk Catalogue of the Lepidopterous Insects contained in the Museum of the East-India-Company, by *Horsfield*, werden. (D. *Thon.*)

HYBODUS (Paläont.), von ὕβος (Krümmung nach Außen, Buckel) und ὀδούς (Zahn) nennt Agassiz ein ausgestorbenes Fischgeschlecht, dessen Zähne fossil vorkommen.

H. plicatilis *Agass.* in litt. Haifischzähne *Cuv.* oss. foss. V . . . . . *Gaillardot*, Précis des travaux de la Soc. royale de Nancy, 1825. p. 40 sq. *De Fér.* bull. sc. nat. 1825. nro. 7. p. 314. *Walchner* Geognos. 1832. p. 686. Die Zähne sind ihrer Form nach aus zwei Theilen zusammengesetzt: der untere ist länglich, zusammengedrückt, höher als breit, fast rectangulär, von der Basis an bis zur halben Höhe (Wurzel) matt, etwas porös, ohne Schmelz; — darüber glänzend mit Schmelzüberzug fein senkrecht gestreift, am obern Rand etwas gekerbt, Kerben ungleich. Daraus erhebt sich in der Mitte ein länglicher Kegel mit abgerundeter Spitze und fein und ungleich gestreifter Oberfläche. Es scheint, daß zuweilen sich auch eine der erwähnten Kerben jederseits noch zu einem ähnlichen kleinen Kegel erhebt. Die Höhe des Ganzen ist 2‴—4‴. Im Muschelkalke zu Luneville mit Rhyncholithes rc. Vielleicht gehören hierzu auch die doppelt so großen, von Krüger erwähnten Zähne des quedlinburger Muschelkal-

1) *Ovid.* A. A. III, 150. *ej.* Ibis 195. *ej.* Trist. V, 6, 38. 2) *Plinius*, H. N. XI, 13. *Virgil.* Eclog. I, 55. VII, 37.

3) Möller, Handb. d. Geogr. *Cellar.* Not. Orb. A. II, 12.

kes (Blainville's versteinte Fische, 1823, S. 211. Anm.). (*H. G. Bronn.*)

HYBOMA, 1) Zoolog., s. am Ende des Buchstabens H.

2) Medic. H., Hybos, Hybosis (*ὁ ὕβος, ἡ ὕβωσις, τὸ ὕβωμα*, von *ὑβόω*, eine erhabene Krümmung machen, nach Außen krümmen, *ὑβὸς*, erhaben, conver, gewölbt), der Buckel, Höcker auf dem Rücken (s. Kyphosis und Buckel). (*Wiegand.*)

HYBOS *Fabricius* (Insecta). Buckelfliege. Zweiflügler-Gattung, aus Asilus gesondert, bei Meigen Typus der Familie Hybotinae, bei Latreille (*Cuvier* règne animal ed. 2. V.) zur Familie Hybotini, Unterabtheilung Tanystoma der Nemocera gehörig.

Die Kennzeichen sind nach Meigen *): Die Fühler vorgestreckt, dreigliederig; die beiden ersten Glieder zusammengewachsen, walzenförmig; das dritte kegelförmig, an der Spitze mit einer feinhaarigen Borste. Der Rüssel kurz, wagerecht, vorstehend; die Hinterschenkel verdickt. Der Kopf ist kugelförmig, mit dunkelrothen Netzaugen, welche beim Männchen oben nur durch eine Naht, beim Weibchen durch einen schmalen Zwischenraum getrennt sind. Auf dem Scheitel stehen drei Punktaugen. Die Fühler sind an der Basis genähert, oben seitwärts entfernt. Am Rüssel ist die Lippe fleischig, walzenförmig, vorn gespalten, ohne deutlichen Kopf, oben rinnenförmig, zur Aufnahme der Zunge und Lefze. Diese letztere ist hornartig, spitzig, so lang als die Lippe, unten rinnenförmig; die Zunge hornartig, borstenförmig, oben rinnenförmig und so lang als die Lippe; beide sind an der obern Wurzel der Lippe angewachsen und bedecken dieselbe. Die spindelförmigen, feinhaarigen Taster sind etwas kürzer als die Lippe und vor deren Basis an beiden Seiten angewachsen. Der Mittelleib ist eirund, sehr erhaben gewölbt, ohne Quernaht, auf dem Rücken hinten etwas flach gedrückt. Das Schildchen ist klein und schmal. Der Hinterleib ist siebenringelig, walzenförmig, abwärts gekrümmt, feinhaarig, des Männchens After kolbig. Die Beine sind im Allgemeinen schlank; die hintern verlängert, die verdickten Schenkel derselben unten stachelig. Die Schwinger liegen unbedeckt, die Flügel sind etwas länger als der Hinterleib, und liegen in der Ruhe parallel auf diesem auf.

Über diese Gattung, wie solche von Fabricius aufgestellt worden, bemerkt Meigen noch: „Fabricius hat vier Arten, worunter die dritte aus Südamerika stammt; die vierte, ebenfalls aus Amerika, bildet bei Wiedemann die Gattung Macrostomus. Eine andere Art hat er bei Dioctria und Stomoxys aufgeführt." Latreille (*Cuv.* l. c.) vereinigt mit Hybos die Gattung Damalis *Fabricius*. Man findet die Buckelfliegen im Sommer (Julius, August) an Hecken und im Grase, und wahrscheinlich sind sie Raubinsecten. Ihre Verwandlung ist noch unbekannt. Von teutschen Arten führen wir nur an:

*) Systematische Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insecten. II. 345.

H. funebris *Fabricius* (Systema Antliator[um] 145. Empis clavipes ib. p. 138. Dasypogon culici[for]mis ib. 172. Asilus culiciformis. Entom. syste[m]. Schwarz, das Untergesicht weiß, die Schwinger [...] gelb, die Flügel braun, mit dunkelm Randmale, [...] Rückenschild hinten weißgrau schillernd. In Teutsch[land] sehr gemein, an Hecken. Nur zwei Linien lang.

Die übrigen teutschen Arten, welche auch alle [...] klein, sind H. vitripennis, flavipes, fumipennis, [...]pes, muscarius. Wiedemann (außereuropäische Z[wei]flügler) führt als exotische an: quadricinctus, curvi[...] thoracicus, dentipes, crassipes, luteus und pic[...] welche alle bis auf eine Art, deren Vaterland unbeka[nnt], in Südamerika einheimisch sind. (*D. Th*[...])

Hybos, Hybosis (Medic.), s. Buckel.

HYBOSORUS *Macleay* (Insecta). Eine [...] Scarabaeus *L.* gesonderte Käfergattung zur Fa[milie] Geotrupidae gehörig, mit folgenden Kennzeichen: [...] Fühler sind zehngliederig; das Basalglied ist groß, [...] und behaart; das zweite fast kugelig, oder konisch; [...] fünf nächsten sind schüsselförmig, das achte ist tri[...]förmig, nimmt die beiden folgenden auf und bilde[t] eine runde, fast kugelförmige Keule; die vorstehende [...] ist krustig, vorn stark gewölbt; die Mandibeln sind [...] stehen vor, sind sichelförmig, stark gebogen, spitzig, [...] gezähnt; die Marillen haben einen spitzigen, messerför[mi]gen, häutigen, zusammengedrückten, gefranzten, [...] fast krustenförmigen Endlappen, der innen an der S[...] einzahnig ist. An den Marillarpalpen ist das Basal[...] krumm, sehr klein und haarig; das zweite länglich [...]förmig; das dritte kurz, konisch; das letzte verlängert, [...]drisch, etwas spitziger endend; an den Labialpalpen is[t das] letzte fast länger als die andern zusammengenommen. [...] Kinn ist länglich viereckig, mit gewölbten Seiten, vorn [...]gerandet, das Züngelchen kaum deutlich. Der K[...] der hierher gehörigen Käfer ist eiförmig, gewölbt, [...] Kopf halbzirkelförmig; das Schildchen ist deutlich, [...] Flügeldecken bedecken den Hinterleib, die vordern S[...]nen sind außen dreizähnig.

Als Typus führt Macleay (Horae entomol. [...] Paris. p. 34) an H. arator *Fabric.*, schwarz, der [...]rax glatt, die Flügeldecken punktstreifig. Dejean (C[ata]logue ed. 2.) rechnet zu dieser Art noch H. oblon[...] *Dahl*, und gibt als Vaterland Südfrankreich und [Sar]dinien, Macleay auch Spanien, Fabricius aber das [...] der guten Hoffnung an. Dejean zählt in seinem [...]log noch H. discus, gemmatus, granarius und te[...]ceus, alle aus Südamerika, auf. H. gibbus *Gist*[...] Isis. XXIV, 308. (D. *Th*[...])

HYBOTIDAE (Insecta) nennt Macquart (Di[pté]res du Nord de la France) dieselbe Dipterenfa[milie], welche Meigen Hybotinae nennt, zählt aber zu ders[elben] folgende Genera: Microphora *Macq.*, Oedalea [...]*gen*, Lemptopeza *Macq.*, Ocidromia *Hoffma*[nns]*egg*, Hybos *Fabr.* (D. *Th*[...])

HYBOTINAE *Meigen* (Insecta). Eine Zwe[iflüg]lerfamilie mit folgenden Kennzeichen (Meigen, Sy[st.] Beschreib. der bekannt. europ. zweiflüg. Insecten. II,

: Fühler sind vorgestreckt, an der Wurzel genähert, igliederig; die beiden ersten Glieder sehr dicht zusam- ıgeschoben, gleichsam eins ausmachend; das dritte ed ungeringelt; das Untergesicht bartlos, flach, auch Stirn flach. Der Rüssel wagerecht vorstehend, kurz; Mittelleib hoch gewölbt; der Hinterleib schlank; die)winger unbedeckt, die Flügel parallel aufliegend. Es ören hierher die Gattungen Hybos, Ocydromia, Oe- ea. Wiedemann (Außereurop. Zweiflügler. I.) zählt ıe exotischen Gattungen auf.

Latreille (*Cuvier*, Règne animal. ed. 2. V.) nennt Familie Hybotini, und rechnet zu derselben die Gat- gen Oedalea *Meigen*, Microphora und Lempto- a *Macquart*, Hybos *Fabr.* (Damalis *Fabr.*), Ocy- mia *Hoffmannsegg*. (D. *Thon.*)

HYBREAS, Redner und Staatsmann aus Mylasa Karien, blühete um die Zeit des dritten Triumvirats [1]), wird als einer der ausgezeichnetsten Lehrer der Be- 'amkeit jener Zeit gerühmt [2]). Er pflegte, im Ge- satze zu seinem Zeitgenossen und Mitbürger, dem ıfalls berühmten Redner Euthydemus [3]), welcher von ıs aus ein begüterter Mann war, zu erzählen, daß sein Vater nichts hinterlassen habe, als einen Maul- zum Holztragen, und einen Knecht dazu, womit er Leben fristete. Nachdem er den Unterricht des So- ten Diotrephes zu Antiochea in Karien genossen hatte, valtete er in seiner Heimath das Amt eines Markt- sters (ἀγορανόμος), und gab sich dabei mit Rechts- beln und Stadtgeschäften ab. Durch den Beifall, er sich hierdurch erwarb, bekam er nach dem Tode Euthydemus die Stadt in seine Gewalt, behauptete dabei den Ruhm des besten Redners und des treff- ten Bürgers. Als nach der Schlacht bei Philippi der ımvir Antonius Asien brandschatzte, trat ihm Hybreas einer Rede entgegen, in welcher er unter andern e: „Wenn Du in Einem Jahre zweimal Tribut neh- kannst, so kannst Du uns auch zweimal Sommer Herbst verleihen;" und nachdem er ihm die uner- lichen Summen (200,000 Talente), welche erhoben den, vorgerechnet hatte, setzte er hinzu: „Hast Du :s Geld nicht bekommen, so fodere es von denen, die)ekommen haben; hast Du es aber empfangen, und es nicht mehr, so sind wir verloren." Diese Rede hte auf den Triumvir großen Eindruck [4]). Um jene (A. U. 714) brachen die Parther unter Anführung Labienus [5]) und Pakorus in Vorderasien ein, und rend Alles dem reißenden Strome wich, war Hybreas r der Wenigen, die zum Widerstand anfeuerten; aber umsonst. Labienus eroberte die Stadt, bekam aber den Redner, gegen den er persönlich aufgebracht war [6]), nicht in seine Gewalt, indem sich dieser nach Rhodus gerettet hatte; zerstörte aber sein Haus und dessen reiche Ausstattung, wie er denn auch ganz Mylasa übel behandelte. Nach der Niederlage, welche die Parther durch Ventidius erlitten, kehrte Hybreas zurück und half der Stadt wieder auf [7]). Seine weitern Schicksale sind unbekannt. Von seinen Reden wird Einiges in den Excerpten des Rhetors Seneca angeführt [8]). (*F. Jacobs.*)

1) *Eusebius*, Chronicor. Lib. II. Ol. CLXXXVII. p. 154. *Strabo* XIII. p. 630. Eusebius a. a. O. nennt ihn neben tas und Theodorus. 3) Euthydemus hatte sich in Mylasa Art von Obergewalt angeeignet, die einen Anstrich von Ty- ei hatte, aber dem Ganzen heilsam und wohlthätig war; da- Hybreas einstmals zu ihm sagte: „Du bist der Stadt ein vendiges Übel; wir können weder mit Dir, noch ohne Dich ." *Strabo* XIV. p. 659. 4) Plutarch, Leben des Anto- Cap. 24. 5) Cf. *Dio Cassius* XLVIII. p. 24 sq. *Vel- Patercul.* II. p. 78.

6) Hybreas hatte gewagt, sich dem reizbaren Jünglinge, der sich einen parthischen Autokraten nannte, als eine gleiche Macht mit dem Wort entgegenzustellen: „Und ich nenne mich einen karischen Autokraten." *Strabo* XIV. p. 660. 7) *Strabo* l. c. 8) Die Stellen des Seneca s. bei Westermann in der Gesch. der griech. Beredsamkeit. §. 86, 20.

HYBRIANES werden von Strabon (VII. p. 318) zu den kleinen unbedeutenden Völkerschaften gerechnet, und in das nordöstliche Illyricum gesetzt. Sie waren demnach illyrischen oder thrakischen Geschlechts und wurden von den gallischen Skordiskern verjagt oder ausgerottet. Casaubonus wollte für Hybrianes Agrianes lesen, wogegen aber einzuwenden ist, daß Letztere keinesweges unter die ἄσημα ἔθνη gesetzt werden können. (*Kanngiesser.*)

HYBRIAS, ein Kretenser, Verfasser eines von Athenäus [1]) aufbewahrten Skolions, übrigens unbekannt. In diesem kleinen zehnzeiligen Gedichte freut sich ein Krieger des Besitzes der Waffen in frischer Sprache, kurz und kräftig, nicht ohne Verachtung derer, die ihn durch ihre Arbeit nähren, weil sie keine Waffen tragen. Ein kostbares Überbleibsel aristokratischer Poesie, voll des eigenthümlichen Sinnes des Dorismus, der sich durch Kriegs- und Herrscherlust kund gibt [2]). Es findet sich in mehren Sammlungen, nachdem es Stephanus in die Fragmenta Lyricorum p. 398 aufgenommen hatte; auch bei Brunck (Annal. I. p. 159). Die Verse sind geordnet von G. Hermann, Elem. Doctr. metr. p. 463. Erläutert von Köppen, Gr. Blumenl. II. S. 107. Von Ilgen, Scolia s. Carmina conviv. Graec. p. 102—119, in unsern Animadv. ad Anthol. Gr. I, 1. p. 307 sq. (*F. Jacobs.*)

Hybrida, Hybriden, Hybridus, s. **Ibrida, Ibridus** und **Bastard**.

HYBRIS, römisch Injuria *), soll die Nymphe sein, mit welcher Zeus den Pan erzeugte. Zu Athen wurde sie in einem Tempel verehrt, welcher auf den Rath des Kreters Epimenides erbaut war. (*Schincke.*)

Hybristika, s. unter **Telesilla**.

1) *Athen.* XV. p. 695. F. 696. A. und aus ihm bei *Eustath.* Odyss. H. 125. p. 1574. (269. Lips.) 2) Höck, Kreta. 3. Bd. S. 43. Das im übermüthigen Sinn eines kretischen Bürgers vom Dichter gehaltene Lied ist ein trefflicher Commentar zu der tief bei dem Dorier liegenden Idee: Der Mensch, der nicht gelernt hat zu sterben für die Freiheit, ist auch des Genusses derselben unwerth. Speer, Schwert und Schild waren der Sieger Werkzeuge, wodurch sie Unterthanen gewonnen, welche nun für sie arbeiten.

*) So übersetzt *Natal.* Com. Lib. V, 6. (ed. Francof. 1596). S. 452.

HYBRIZON *Fallén* (Insecta). Eine Hymenopterengattung. Sie ward aufgestellt im Specimen novam hymenoptera disponendi methodum exhibens (Lundae 1813). p. 19. Dort gab der Errichter folgende Kennzeichen: Antennae tenues; abdomen petiolatum; alae areis costalibus aut tribus aut duabus; areola intermedia areaque speculari nullis. Er erwähnt dann, daß es in Schweden vier Arten gebe, von denen eine besonders durch ihre großen Augen merkwürdig; die Weibchen seien auch mit einem kurz vorstehenden Legestachel versehen. Übrigens ist die Gattung zur Familie Ichneumonides gestellt. Latreille gedenkt in seinem neuern System (*Cuvier*, Règne animal. ed. 2) dieser Gattung gar nicht, erklärte sie aber früher seiner Gattung Alysia entsprechend; dagegen hat sie Nees von Esenbeck (Hymenopterorum Ichneumonibus affinium Monographiae, 1834) aufgenommen, sagt jedoch von denselben Folgendes: „Genus *Hybrizon* Fallénii; quoad characterem — sane et alias complures species complectitur, quas in diversa genera, secundum nostram methodum distribuimus, sic v. c. *Aphidii* nostri omnes Hybrizon genus intrare posse, nemo dubitabit, sed quoniam solum hoc genus (Rhyngon in schedis nostris appellatum) ineditum nobis restat, speciem quandam sistens, quae, *Merklinio* autopta teste, genuina est inter *Hybrizones* Fallénii, nomen a cl. Auctore inventum in hoc transferre, quam penitus omittere maluimus." N. v. Esenbeck gibt nun von der Gattung folgende Kennzeichen an: Der Kopf ist quer und hat einen engen Scheitel; der Prothorax ist sehr kurz; der Hinterleib ist langgestielt, an der Spitze dreieckig zusammengedrückt; die Fühler haben nur wenige Glieder; nur zwei Cubitalzellen, welche durch einen schmalen Raum verbunden sind; der Legestachel ist sehr kurz, aufsteigend. Die Maxillarpalpen sind viergliederig, die Labialpalpen dreigliederig, die Lippe ist etwas breit, eingedrückt; die Kiefern sind gespalten, schmal.

Der Habitus gleicht dem von Ophion, namentlich von Ophion foliator *Gravenhorst* (Anomalon cruentatum *Panzer* fauna 94. f. 15 teste *Esenbeck*). Die Augen sind sehr groß und seitlich. Die fadenförmigen Fühler sind kürzer als der Körper, dreizehngliederig, die zwei Basalglieder stärker. Der Thorax ist höckerig und das Schildchen erhaben; der Metathorax kurz, abschüssig; der Hinterleib ist lang, schmächtig; die beiden vordern Segmente, welche einen Stiel bilden, sind fadenförmig, das dritte ist verkehrt kegelförmig, kürzer; alle übrigen sind sehr kurz und bilden einen fast gleichseitigen Triangel; der After ist abgestutzt. Die Hüften sind lang, cylindrisch, die Schenkel schmächtig, zusammengedrückt, die Schienen etwas keulenförmig, die hintern Beine sind länger. In den kurzen Flügeln ist die Arealzelle konisch, von den beiden Cubitalzellen ist die erste fast kreisförmig, die zweite, welche die Flügelspitze erreicht, ist nach Vorn gleichsam in einen Stiel zusammengezogen, durch welchen sie mit der ersten verbunden wird; der zweite zurücklaufende Nerv fehlt und das Flügelmal ist konisch.

Von der einzigen Art, H. latebricola, fing Esenbeck mehre, sich truppenweis zusammenhaltende Weibchen an dunkeln waldigen Orten bei Sickershausen im Juni und August. Männchen kamen ihm nicht zu Gesicht. Die Länge ist zwei Linien. Der Körper ist schwarzbraun, glatt; der Mund und die beiden vordern Fühlerspitzen sind gelb; der Thorax ist ungefleckt; die drei ersten Hinterleibsringe sind am hintern Rande roth, die übrigen einfarbig; die vordern Füße sind roth, die hintern braun, an der Wurzel roth. Die durchsichtigen Flügel haben ein schwarzbraunes Flügelmal. Als Varietät wird angeführt: der dritte und vierte Hinterleibsring an der Wurzel blässer, die hintern Füße röthlich. (D. *Thon.*)

HYCATÚ (Gutwasser, gutes Wasser), eine alte Villa in der nördlichen brasilischen Provinz Maranhão, am Zusammenflusse der Flüsse Mony und Hyguara. Die Villa, welche sonst in einem blühendern Zustande sich befand, hat eine Pfarrkirche, war ehedem Sitz des Gouverneurs der Provinz und genießt noch jetzt mancherlei Vorrechte. Die Bewohner treiben starken Baumwollenbau, der ein Product von ausgezeichneter Qualität liefert, und welchem Hauptnahrungszweige sie ihren Wohlstand verdanken. (*J. C. Schmidt.*)

HYCCARA (*τὰ Ὕκκαρα*), auch **HYCCARUM** (*Ὕκκαρον*), ehemals eine Stadt im Norden Siciliens zwischen Panormus und Parthenikum *), deren Trümmer Einige fälschlich bei Carini suchen. Wahrscheinlicher ist es der jetzige Marktflecken Biccari im Val di Mazara. (*R.*)

HYCLEUS *Latreille* (Insecta), eine aus Mylabris gesonderte Käfergattung aus der *Familie* Trachelides, und der Tribus Cantharidiae †). Bei den hieher gehörigen Arten sind die zwei oder drei letzten Glieder der Fühler, wenigstens bei den Weibchen, in eine ziemlich dicke keulförmige oder knopfförmige Masse vereinigt, welche mit ihrem Ende über den Thorax hinausragt; deutlich unterscheidet man dann außerdem in den Fühlern neun bis zehn Glieder. Dejean nennt die Gattung Dices. Latreille zählt zu derselben Mylabris impunctata *Oliv.*, argentata *Fabr.*, lunata und Bilbergii *Schoenherr.* (D. *Thon.*)

Hyda, s. Hyla.

Hyda, Hydage (Hidage), s. Hide.

Hydalbert, s. Hildebert.

HYDARNIS, Tochter des Zeus und der Europa, gab der Stadt Hydarnis den Namen. (*Schincke.*)

HYDASPES (*Ὑδάσπης*) [1]), ein beträchtlicher Fluß in India intra Gangem, entspringt auf den Emodi Montes (dem jetzigen Himalaya), in Sabissa, ergießt sich in südwestlicher Richtung in den Acesines (den jetzigen Chinab) und mit diesem dann in den Indus. Auf ihm ließ Alexander der Große die Flotte bauen, welche aus dem Indus in den Ocean segelte. Zwischen dem

---

*) *Thucyd.* VI. p. 453. *Diodor. Sicul.* XIII, 6. Möller, Wörterbuch der Geogr. *Cellar.* Not. Orb. Ant. II, 12.

†) *Cuvier*, Règne anim. éd. 2. V. p. 63.

1) *Strabo* XV. p. 480. *Justin.* XIII, 4. *Plin.* H. N. VI, 20.

Acesines und dem Hydaspes herrschte der indische König Porus, welcher von Alexander, nachdem dieser über den Hydaspes gesetzt war, im J. 327 v. Chr. gänzlich geschlagen und gefangen genommen, aber seines Heldenmuthes wegen sogleich wieder in Freiheit gesetzt und sogar mit einem größern Reiche beschenkt wurde [2]). Jetzt führt der Fluß die Namen Behat (Behut), oder Dschenab (Dschunab, Jenaub), nach Einigen auch Betnit, Ilhum, Jhylum und Shantru [3]); am richtigsten wol Dschilum (Jelum); s. d. A. u. Himalaya. (*R.*)

HYDATICA (Paläont.) ist die Benennung, welche Artis einem von ihm angenommenen Geschlechte fossiler Pflanzen aus der englischen Steinkohlenformation gibt, von denen er glaubt, daß sie horizontal unter Wasser gewachsen. Von Sternberg würde die zwei Arten bei Artis nebst dessen Myriophyllites gracilis zu seiner Bechera rechnen, und alle drei vielleicht nur als eine Art, B. flagellaris, ansehen. Ad. Brongniart scheint denselben noch keine Stelle angewiesen zu haben. Artis bezeichnet sie so:

1) H. prostrata *Artis* (Ant. Phyt. p. et t. I.) caudice articulato, striato, ? dichotomo, ad articulos nodoso, ramos flagelliformes praelongos e nodis emittente, ramis ? planis, ramosis, foliosis, basi cylindricis, foliis filiformibus. Das beschriebene Exemplar ist 8″ 5‴ lang, und stammt aus dem Kohlenwerk El-se-care bei Wentworth in Yorkshire.

2) H. columnaris *Artis* (p. et t. V.) caudice tereti, arcuato, ramoso, ramis cylindricis, foliosis, foliis capillaribus. Mit voriger; vielleicht nur ein Ast derselben *). (*H. G. Bronn.*)

HYDATICUS *Leach* (Insecta), Pfützenschwimmkäfer. Eine aus Dytiscus *Linné* gesonderte Käfergattung, zur Familie der Dyticeorum oder der Tribus Hydrocanthari *Latreille's* gehörig, aus der Ordnung der Pentameren, mit folgenden Kennzeichen †): Die vordern Füße sind auswendig, die hintern, bei beiden Geschlechtern, auf beiden Seiten gefranzt, an den hintern Füßen stehen zwei ungleiche Klauen, von denen die obere unbeweglich, die vier ersten Tarsenglieder sind unten gefranzt. Der Körper ist entweder breit verkehrt eiförmig, oder eiförmig etwas gewölbt. Die Augen stehen wenig vor, das Schild ist an der Spitze kaum ausgerandet. Die Fühler sind viel kürzer als der Körper, das erste Glied verlängert, das folgende kurz, die nach ihm folgenden länger, schmächtig, unter einander fast gleich. Das letzte Glied der Maxillarpalpen ist gegen die Spitze verschmälert. Am Kinn ist der sehr kurze Mittellappen schwach ausgerandet, das Züngelchen an der Spitze gefranzt. Das dritte Glied der Labialpalpen ist schwach gebogen. Das Prosternum ist wenig erhaben, seine Spitze flach zugerundet. An den Tarsen des Männchens ist die Scheibe fast kreisförmig, unten an der Basis mit drei größern, übrigens aber mit nur mittelmäßigen Näpfchen besetzt. An den mittlern Füßen sind die Tarsen bei den Männchen entweder einfach oder die drei ersten Glieder erweitert, bei den Weibchen überhaupt einfach, der Thorax ist sehr kurz, das Schildchen deutlich dreieckig. Die Flügeldecken bedecken den Hinterleib und die häutigen Flügel.

Diese Käfer sind von mittler Größe und meist bunt gezeichnet; sie leben, wie die Familienverwandten, in stehenden Gewässern. Erichson theilt die Arten in drei Familien ein.

Familie I. Die Füße der mittlern Beine bei den Männchen einfach; der Körper breit, leicht gewölbt, verkehrt eiförmig. Hierher gehört Dytiscus interruptus *Sturm* Cat., aus Brasilien und mehre ausländische Arten.

Familie II. Die Füße der mittlern Beine bei den Männchen etwas erweitert, die auf der untern Seite mit kleinen Saugschälchen, welche in zwei unregelmäßigen Reihen stehen, versehen sind. Hierher gehört Hydaticus bilineatus, cinereus, austriacus, zonatus. Diese Familie bildet bei Dejean (Catalogue des Coléoptères. [Paris 1833]) die Gattung Graphoderus.

Familie III. Die drei ersten Glieder der Füße der mittlern Beine bei den Männchen in eine eiförmige Scheibe erweitert, die auf der untern Seite mit kleinen Saugschälchen in vier etwas unregelmäßigen Reihen besetzt ist; der Körper ist mehr länglich-eiförmig. Hierher gehört Hyd. *Hübneri* transversalis, stagnalis, grammicus. Die Arten dieser letztern Familie überwintern unter Moos. Als Beispiele der Gattung wollen wir nur folgende Arten anführen:

1) H. bilineatus *Paykull* (*Dejean*, Cat. p. 54. Graphoderus bilineatus. Sturms Fauna, Insecten. VIII. Taf. 191 a. A. Männchen). Dieser Käfer wird sieben Linien lang, vier und zwei Drittel Linien breit. Er ist eigentlich in den nördlichen Gegenden Europa's einheimisch, kommt aber auch hier und da in Teutschland vor, er ist eiförmig, nach Hinten erweitert, der Kopf ockergelb, der Scheitel schwarz, mit einem dreieckigen, gelb eingeschlossenen Striche. Der ockergelbe Thorax ist am vordern und hintern Rande mit einer schwarzen Linie eingefaßt, die Flügeldecken sind schwarzbraun, der äußere Rand schmal braungelb gesäumt, dicht an der Naht zieht eine braungelbe feine Linie herab, und die ganze Oberfläche ist mit einer großen Menge braungelber, dicht aneinander stehender Tüpfelchen gleichsam besäet. Auf jeder Flügeldecke stehen drei Reihen weitläufig aus einander gerückter, eingedrückter Punkte. Die untere Seite und die Beine sind ockergelb.

2) H. interruptus *Sturm* (Katalog meiner Insectensammlung. 1. Th. S. 56. Taf. 1. Nr. 3. Dytiscus interruptus). Sturm liefert (a. a. O.) folgende Beschreibung dieses Käfers: Länge fünf, Breite drei Linien. Er hat die Gestalt des D. bilineatus *Paykulls*, ist vorn schmal, hinten stark erweitert und stumpf eiförmig, sanft

---

2) *Curt.* Lib. VIII, 13, 14. 3) Möller, Handbuch der Geographie.

*) *Artis*, Antediluvian Phytology, illustrated by a collection of the fossil remains of plants, peculiar to the coal formation of Great-Britain. (London 1825). I. 21 pp. XXI tb. ?(v. Sternberg) in der Flora. 1827. S. 130, 131.

†) *Erichson*, Genera Dyticeorum, p. 26.

gewölbt, pechschwarz, glänzend glatt, die Fühler, die Palpen, der Mund, der Vorderkopf, und zwei Tupfen auf dem Hinterkopf ockergelb; eine schmale Binde von gleicher Farbe zieht quer mitten durch das Halsschild und vereinigt sich beiderseits mit den gleichgefärbten Seiten. Die Flügeldecken sind ganz eben, nur in ziemlicher Entfernung von der Naht zieht von der Wurzel bis zur Spitze eine, aus flachen Hohlpunkten zusammengesetzte Längslinie; in der Gegend des kleinen dreiwinkeligen Rückenschildes gewahrt man ein zartes gelbes Querstrichelchen, ein schmaler, länglicher, gelber Fleck steht an der Schulter und hinter der Mitte eine gelbe, ausgezackte, gegen die Naht verschmälerte und dieselbe nicht erreichende Querbinde; eine zweite kürzere befindet sich noch vor der Spitze, beide sind am äußersten Rande durch einen schmalen Saum mit einander verbunden. Die Vorderbeine sind gelb, die hintersten braun, die Schenkel der letztern schwarz. Vaterland: Brasilien.

3) **H. Hybneri** *Fabr.* (Degeer., Ins. 4. S. 229. 7. **D. seminiger.** Bergsträßer, Nom. I. S. 42. t. 8. f. 5. **D. bistriatus.** Sturm a. a. O. S. 53). Dieser Käfer ist ziemlich überall in Teutschland zu Hause, wenn auch nicht häufig, er ist 6 Linien lang, 3¼ Linien breit, länglich oval, oben pechschwarz, der Mund und zwei Tüpfelchen auf der Stirn rostroth, die Fühler sind rostgelb, der Thorax an den Seiten breit rostroth gesäumt. Auf den bräunlich gelbgesäumten Flügeldecken stehen zwei schwache Punktlinien, der gelbe Saum ist hinten gewöhnlich gespalten. Die Unterseite ist schwarz, jeder Einschnitt an der Seite mit einem rostrothen Punkte. Die Beine sind rostgelb, die hintersten schwärzlich. Das Weibchen unterscheidet sich außer dem Mangel der Scheiben an den Vorderfüßen noch durch eingedrückte Kreuzstrichelchen zu beiden Seiten des Vorderrandes des Halsschildes.

Von den in dieser Gattung gehörigen teutschen Arten zählt Sturm noch auf: **H. cinereus** *Fabr.*; **austriacus** *Dejean*; **zonatus** *Hoppe*; **transversalis** *Fabr.*; **stagnalis** *Fabr.*; **grammicus** *Linz.* Dejean (a. a. O.) führt von **Graphoderus** auf: **G. verrucifer** *Sahlberg* (Finnland), **brunnipes** *Dej.* (Nordamerika), **bivittatus** *ej.* (Isle de France), **vittatus** *Fabr.* (Ostindien); von **Hydaticus: fasciatus** *Fabr.*, **festivus** *Megerle* (aus Ostindien), **speciosus** *Dej.* (Mexiko), **marmoratus** *Klug* (Arabien), **bihamatus** und **luzonicus** *Eschholz* (Philippinen), **strigatus** (Italien), **capicola** *Dej.* (Cap bon. sp.), **cinctipennis** und **fulvicollis** *Dej.* (Nordamerika), **uncinatus** *Illig.* und **irroratus** *Dej.* (Brasilien), **sobrinus** *Dej.* (Isle de France), **distinctus** *id.* (Italien). In Ehrenbergs Reisewerke: **Symbolae physicae Insecta dec. 4.** ist **H. decorus** beschrieben und abgebildet. (D. *Thon.*)

HYDATICUS *Schoenherr* (**Insecta**). Eine Rüsselkäfergattung aus der Ordnung **Gonatoceri**, und der Legion **Mecorhynchi**. Gyllenhal hat sie mit andern zu **Rhynchaenus** gestellt, bei Germar bildete sie die dritte Familie von **Ceutorhynchus**. Als Gattungscharakter ist (*Schoenherr*, **Curculionidum dispositio, p. 242**) angegeben: Die Fühler etwas kurz, ziemlich dünn,
sechsgliederiger Geißel; die drei Wurzelglieder sind v
gert, verkehrt kegelförmig, die übrigen fast knotig,
zusammengedrückt, die Keule länglich, etwas ver
förmig. Der Rüssel ist ziemlich kurz, dick, gebog
Augen sind groß, rundlich und stehen vor; der
ist quer, vorn enger, gewölbt; der Körper ist kur
mig, gewölbt, geflügelt; die Flügeldecken sind brei
eiförmig, kürzer als der Hinterleib; das Schild
sehr klein, kaum sichtbar. Die Arten zerfallen:

Stirps 1. Die Tarsen länglich, schmal, da
letzte Glied kurz, etwas knotig, an der Spitze au
det. Typ. **Rhynchaenus velatus** *Beck* (Beiträ
bairisch. Insectenfauna).

Stirps 2. Die Tarsen länglich, das vorletzte
schmal, zweilappig. Hierher **Rhynchaenus Myri**
Gyllenhal, **Curculio leucogaster** *Marsh.*

Stirps 3. Die Tarsen weniger lang, das v
Glied weniger breit, deutlich zweilappig, unten f
mig. **Ceutorhynchus notula** *Germar*, **Rhync
4 nodosus, Comari,** *Gyllenhal.*

H. velatus taucht und schwimmt gut; an
diesen Germar zwischen **Zannichellia palustri**
schwimmend. Dennoch haben alle keine Schwi
proprie sic dicti. (*D. T*

HYDATIDEN (Wasserblasen). Das g
sche Wort ὑδατὶς ist das Diminutivum von ὕδω
eigentlich von der alten Form ὕδας, wird daher au
ältern Ärzten lateinisch durch **Aquula** übersetzt. D
ralis heißt natürlich **Hydatides**; doch findet man
von Manchen fälschlich **Hydatidae** geschrieben.
verband früher keinen festen Begriff mit dem Wo
datiden. Wenn auch im Allgemeinen jeder kleine
größere am oder im thierischen Körper auf abnorm
vorkommende blasenartige Körper, der mit einer
oder lymphatischen, also auf den ersten Blick wä
Flüssigkeit gefüllt ist, darunter verstanden wurde,
zeichnete man doch andererseits mit diesem Name
wol kleine speckartige Geschwülste, die im Umfa
Augenlider vorkommen. Die letztgenannten Körpe
den zwar gegenwärtig den Hydatiden nicht mehr
zählt; allein auch nach dieser Ausscheidung bleiben
eine Menge von Körpern unter dem Namen der
tiden übrig, deren Natur noch in vieles Dunkel g
ohne Zweifel aber auch sehr verschieden ist.

Bereits zu Ende des 17. Jahrh. vermutheten
mann in Königsberg und der Engländer Tyson
thierische Natur mehrer dieser wasserblasenartigen K
weil sie Bewegungen an denselben beobachteten; i
blieben diese Angaben im Ganzen unbeachtet, b
neuern Helminthologen jenen Körpern eine größere
merksamkeit schenkten. Durch diese neuern Unters
gen ist die thierische Natur eines großen Theils de
per, welche mit dem Namen Hydatiden in der besc
tern Bedeutung belegt werden, theils bestimmt er
theils wahrscheinlich gemacht. Sie gehören ihrer L
weise und Organisation nach zu den Eingeweidewü
Sie bilden unter diesen nach Rudolphi's Eintheilu

Wandungen, denen es nicht an Elasticität fehlt. Macht man einen kleinen Einstich in die Blase, so zieht sie sich zusammen und wird consistenter, indem sie die Flüssigkeit herausdrängt; macht man einen größern Einschnitt, so rollen sich die Wundränder nach Innen um. Die jüngern Blasen sind dünn, farblos und durchscheinend; die ältern erscheinen dickwandiger und consistenter, opak und opalisirend; auch tritt an ihnen wol eine grünliche oder gelbliche Färbung hervor. Die gelbliche Farbe bemerkt man besonders häufig an den in der Leber vorkommenden Blasen, und sie mag hier oftmals von einer während des Leichenzustandes eintretenden Infiltration des Gallenfarbestoffs herrühren. Bemerkt muß übrigens werden, daß Meckel, wenigstens bisweilen, die kleinern Blasen nicht nur relativ, sondern selbst absolut dickwandiger fand, als die großen, und daß ihm auch die großen dickwandiger erschienen als die kleinern. (Handbuch der pathol. Anatomie. 2. Bd. 2. Abth. S. 403 u. 408.) Die eingeschlossene Flüssigkeit ist meistens farblos und dünnflüssig; andere Male trübe, flockig, einen Bodensatz bildend; dabei hat sie bisweilen eine gallertartige Consistenz; der Inhalt des Sackes bildet auch wol eine blutig-schleimige, froschlaichartige Masse, oder er nimmt die Consistenz von Schmierkäse, geronnenem Fette, Tuberkelsubstanz an, während sich der ganze Sack noch immer leicht aus dem enthaltenden Organ herausschälen läßt. Chemisch charakterisirt sich die Flüssigkeit durch den geringen Gehalt an Eiweißstoff. Die Flocken, welche man darin beobachtet, sind keineswegs Eiweißstoff, wie man zunächst vermuthen möchte, sondern wol nur einzelne Fetzen, die sich von der innersten Lamelle der Blase abgelöst haben. Die Haut der Blasen scheint aber hauptsächlich aus zweierlei Substanzen zu bestehen, die zwar dem Eiweiß und dem Thierschleim ähneln, sich aber in mehren Punkten von diesen unterscheiden. Die unverletzten frischen Blasen sinken im Wasser zu Boden. Durchs Aufbewahren schrumpfen sie zusammen, sie werden undurchsichtiger, schmuzigfarbig, ihr Inhalt wird trüb und dicklich.

Die Kapsel, welche die Echinokokkenblasen zu umhüllen, und diese gegen das enthaltende Organ abzugrenzen pflegt, gehört dem letztern an und ist mit diesem fest verbunden. Sie hat eine zellige oder fibröse Textur, ist stellenweise wol selbst faserknorpelig oder verknöchert, und erreicht eine Dicke von einigen Linien und darüber. Ihre innere Fläche ist niemals so glatt, wie die der serösen Häute. Die älteste Echinokokkenblase adhärirt ihr bald ziemlich fest, bald hängt sie nur locker damit zusammen, und fällt heraus, wenn die Kapsel vorsichtig geöffnet wird.

Neben den Echinokokken führt man naturhistorisch gewöhnlich noch die nach Laennec als Acephalocysten bezeichneten hydatidenartigen Körper auf (von ἀ privativum, κεφαλή, der Kopf, und κύστις, die Blase). Man versteht darunter jene blasenartigen, mit Flüssigkeit gefüllten Körper, die in anatomischer und chemischer Beziehung mit den Echinokokken übereinstimmen, ausgenommen, daß man auf der innern Fläche ihrer Wandung

keine Echinokokkenwürmchen fand, sei es, d
vorhandenen kleinen Würmchen nur übersah,
dieselben wirklich fehlten. In der That f
mehren als Acephalocysten (strenger genomm
cystiden) bezeichneten Blasen wirkliche Wür
zum Theil schon im veränderten Zustand, ode
ren ihres frühern Daseins, z. B. abgefallene
den Hakenkränzen. Auch läßt sich die Ge
Würmchen in den Acephalocysten aus Laenn
lung in Acephalocystis ovoidea, granulos
culigera muthmaßen, die sich auf die Geg
schiedenartig gestalteter Körperchen auf der
der Blasen gründet. Andererseits ist es leich
daß in der angegebenen Entwickelung der E
Hemmungen eintreten, daß sich einfache, oder
fache einander umschließende Echinokokkenbla
können, in deren Innern die Würmchen f
diese Ansicht die richtige, so dürfen die Echin
Acephalocysten als einerlei Bildungen angese
die sich nur hinsichtlich des Grades der Entw
einander unterscheiden. Die Acephalocysten
Namen für beide zusammen zu gebrauchen)
natürlich ebenso, wie Cysticercus und Coe
belebte Wesen, als Eingeweidewürmer zu betr
alle drei zusammengenommen kann man unte
men der wahren Hydatiden begreifen.
beiden letztern ist schon im Besondern die Re
es bleibt aber noch Einiges von den Aceph
erwähnen, die man vorzugsweise meint, we
datiden schlechthin die Rede ist. In diesem
das Wort wenigstens von Meckel, in dessen
der pathologischen Anatomie, gebraucht.

Die Acephalocysten sind bis jetzt haup
in den Säugethieren beobachtet worden. Be
finden sie sich am häufigsten in der Leber,
der Milz, in den Lungen, im Bauchfelle (hie
Namen Hydrops saccatus s. hydatidosus)
fell, in den weiblichen Geschlechtsorganen, n
den Ovarien und im Uterus, in den Nieren, i
drüsen, in der Schilddrüse (Struma hydatid
Hirnhöhlen, im Zellgewebe der Muskeln,
selbst in der Substanz der Knochen.

Die Erscheinungen, welche durch die Ge
Acephalocysten hervorgerufen werden, sind so
daß es in den meisten Fällen unmöglich ist,
die Gegenwart jener Körper zu schließen.
zunächst da, wo sie sich entwickeln, auf
Weise als fremde, übrigens aber gutartige K
erzeugen daher wol, je nach der Verschi
Ortes, Anschwellungen im Unterleib, icter
Störungen in der Verdauung und Ernähr
Harn- oder Stuhlentleerung, in der Resp
Circulation, in den geistigen Verrichtunge
Erscheinungen, die auch von manchen ande
Geschwülsten hervorgerufen werden können.
same Wachsen der Geschwulst und die viel
bare Fluctuation in derselben können wol
Fällen vielleicht mit etwas größerer Wahrsch

Raum gestatten, daß eine Acephalocystenge-
rhanden sei. Hat eine Acephalocyste eine an-
Größe erreicht, so platzt nicht selten der Balg
: Erschütterungen oder durch vorgängige Ent-
und Eiterung, und je nachdem dieselbe der
des Körpers, oder Kanälen oder Höhlen nä-
bahnt sich ihr Inhalt in verschiedener Richtung
. In mehren Fällen öffnete sich eine Leber-
te in den Darmkanal, und die darin enthal-
tiden wurden durch den Stuhlgang oder durch
entleert. (S. mehre Fälle bei Meckel a. a. O.
419.) Andere Male bahnten sich die Hyda-
einer in der Unterleibshöhle befindlichen Ge-
nen Weg in die Lungen, und wurden durch
ge ausgestoßen. Hydatiden der Nieren, der
rgane wurden mit dem Harn oder aus den
heilen entleert. Öffnet sich eine Acephalocyste
öse Höhle, z. B. die Bauchhöhle, so erfolgt
s tödtliche Entzündung. Aus einer durch Zu-
mit Absicht geöffneten Acephalocyste können
Hydatiden entleert werden, weil sich im In-
geöffneten Sackes immer neue Hydatiden er-
schließt sich die Wunde, so ist der Balg durch
g und Eiterung mit zerstört worden und die
ildung hört auf, oder der Balg besteht noch,
zur Bildung neuer eingeschlossener Hydatiden
ng, die nach kürzerer oder längerer Zeit viel-
Neuem entleert werden.

die ursächlichen Momente der Acephalocysten-
nur wenig bekannt. In vielen Fällen scheint
chung, eine Erschütterung, ein Stoß u. dergl.
ht gezogen werden zu können. Aufenthalt an
tern, feuchte Jahreszeiten scheinen wenigstens
n und Schafen der Bildung von Acephalocy-
Lungen und der Leber günstig zu sein. Sie
wol bei sonst gesunden Individuen vor, als
, die an andern Krankheiten leiden.

Prognose ist im Allgemeinen ungünstig zu nen-
kommt es im einzelnen Fall auf den Ort der
ng und auf das langsamere oder raschere Wachs-
Geschwulst an. Eine Leberacephalocyste, die
gelegen und mit den Bauchwandungen in
ist, gibt eine günstigere Prognose, als die
ng derselben in der Substanz der Leber. Ver-
mlich, so kann sich ihr Inhalt im erstern
Außen entleeren, während er sich im zweiten
die Bauchhöhle ergießt. Manche Acephalocy-
n überhaupt sehr langsam, und scheinen im
ne still zu stehen, wenn sie eine gewisse Größe
en.

Behandlung wird auch zum Theil nach dem
Entwickelung eine verschiedene sein. Acephalo-
äußern Theilen können in einzelnen Fällen ex-
rden. Bei Acephalocysten in innern Organen
Behandlung eine mehr exspectative sein, und
das Bersten der Geschwulst verhüten müssen,
bei Acephalocysten in der Bauchhöhle. Steht
ng sicher zu erwarten, so muß die Kunst da-
hin streben, eine Ruptur nach Innen zu verhüten. Eine Zertheilung, eine Ertödtung der Acephalocysten durch besondere Heilmittel oder Heilmethoden, z. B. durch sogenannte auflösende Mittel, durch die Hungercur, ist zwar hin und wieder empfohlen und auch versucht worden, aber, wie es scheint, ohne Erfolg. Most erwartet etwas von der Application des Glüheisens im Nacken, wenn man wegen anhaltender, dumpfer, localer Kopfschmerzen mit Manie, Epilepsie, Paralysen rc. Hydatiden im Gehirne zu vermuthen Ursache habe.

Ein besonderes chirurgisches Verfahren bei Leberacephalocysten ist von Récamier empfohlen und auch einige Male mit Erfolg versucht worden. Man soll zunächst in die vorhandene Geschwulst eine exploratorische Punktion mit einem sehr feinen Trokar machen. Überzeugt man sich durch das Herausbringen wirklicher Hydatiden mit Bestimmtheit von der Gegenwart einer Acephalocyste, oder durch das Herausdringen eines in der Hitze nur wenige Flocken bildenden Fluidums wenigstens mit Wahrscheinlichkeit, so soll man durch Kali causticum Adhäsionen zwischen dem Bauchfellüberzuge der Geschwulst und den Bauchwandungen bewirken, um den Erguß des Inhalts der Geschwulst in die Bauchhöhle zu verhüten. Man soll zu dem Ende das Ätzkali beim ersten Male nur mäßig tief einwirken lassen, sodaß es nicht ätzend wirkt, sondern nur Entzündung des Bauchfelles hervorruft; erst dann, wenn Adhäsionen mit den Bauchwandungen erfolgt zu sein scheinen, soll man durch den eingeschnittenen Brandschorf hindurch das Ätzkali tiefer einwirken lassen. Die geöffnete Geschwulst muß nun den Umständen gemäß behandelt werden, indem man zuvörderst die vollständige Entleerung der Acephalocyste nach Außen und später die Vernarbung zu bewirken sucht. Mit Recht wendet Phöbus gegen dieses Verfahren ein, daß, wenn auch die Gegenwart einer Acephalocyste wirklich erkannt worden ist, die exploratorische Punktion bereits einen Erguß in die Bauchhöhle bewirken kann, wenn sich noch keine Adhäsionen gebildet haben, und daß der Grad der Entzündung, welche durch das Ätzkali hervorgerufen wird, nicht in unserer Gewalt steht.

Außer den bisher erwähnten wahren Hydatiden begreift man gewöhnlich noch mancherlei Productionen unter diesem Namen, die ihnen nach der gegebenen Darstellung nicht zugezählt werden dürfen, weil sie nur verschiedenartige pathologische Zustände darstellen, die nicht wol als besondere thierische Organismen angesehen werden können. Dahin gehören manche Ansammlungen von Flüssigkeiten in umschriebenen Räumen im Innern der Organe, die blasenförmige örtliche Ausdehnung von Lymphgefäßen, die Entwickelung seröser, mit Flüssigkeit gefüllter, Bälge an einzelnen Stellen, die blasenförmige Entartung der Chorionszotten in der Nachgeburt (Blasenmola) rc. Freilich ist es im concreten Falle nicht immer leicht, zu entscheiden, ob ein solcher Körper den wahren Hydatiden angehört oder nicht.

Außer den bekannten Schriften über Eingeweidewürmer von Bloch, Göze, Rudolphi, Bremser, Leuckart rc. sind besonders zu vergleichen: *Laennec*, Mémoire sur

les vers vésiculaires, et principalement sur ceux, qui se trouvent dans le corps humain. (Bulletin de l'école de Médecine. An XIII.) *Lassus*, Recherches sur l'hydrop. enkystée du foie. (Journ. de Médecine par *Corvisart*, *Leroux* etc. Tom. I.) Meckel, Handbuch der pathol. Anatomie. 2. Bd. 2. Abth. S. 394 —439. Cruveilhier im Art. Acéphalocystes im Dict. de Méd. et de Chirurg. pratiques. 1829. Tom. I. p. 193—270. Phöbus im Art. Echinococcus im berliner encyklopädischen Wörterbuche der medicin. Wissenschaften. 10. Bd. S. 58—72. (*Fr. Wilh. Theile.*)

HYDATIDENFLÜSSIGKEIT, fällt bald wasserhell, bald trübmolkig, bald gelblich oder ganz mißfarbig, bald wäßriger, bald schleimiger oder eiweißartiger aus. Sie ist insgemein ohne Geruch und von etwas salzigem Geschmacke. Jordan fand darin, außer Wasser, Schleim, Eiweißstoff, Natron, salzsaures Natron, phosphorf. Kalk und Schwefel. An der Luft ging sie leicht in Verderbniß über [1]). Marcet erhielt aus der Flüssigkeit einer Hydatide der Leber: 2,73 Schleim (Osmazom), mit einer Spur Eiweißstoff, 0,87 salzs. Natron (nebst etwas schwefels. Salze), ferner phosphorf. Kalk und phosphorf. Eisen, 96,4 Wasser; aus einer andern in 100 Theilen 3,60 feste Stoffe überhaupt, 2,73 animal. Stoffe und 0,870 Salze [2]). Nach Jäger [3]) besteht die reine, nebst den darin sich bildenden Flocken, aus einem eigen modificirten Eiweißstoff, aus Schleim und Salzen [4]); s. auch unten Hydropflüssigkeiten. (*Th. Schreger.*)

HYDATIDOCELE (von ἡ ὑδατίς, die Wasserblase, der Blasenwurm, und ἡ κήλη, der Bruch), der Wasserblasen- oder Blasenwürmerbruch, **Hernia hydatidosa, Hydrocele hydatidosa.** S. **Bruch** und **Wasserbruch.** (*Wiegand.*)

HYDATIGENA, der kugelförmige Blasenbandwurm, befindet sich im Unterleibe der wiederkäuenden Thiere, insbesondere der Rinder. Vergl. **Cystica**, sowie **Cysticercus, Echinococcus** im Art. **Hydatiden.** (*Fr. Heusinger.*)

HYDATIGERA *Blainville* (Zoophyta), wird im **Dictionnaire des Sciences naturelles** tom. 57 eine Gattung bezeichnet, welche früher unter dem verwandten Namen **Hydatigena** von Batsch aufgestellt, von Rudolphi nicht angenommen, sondern als eigene Unterabtheilung zu **Cysticercus** gezählt und von Cuvier ganz übergangen wurde. Blainville gesteht selbst zu, daß die Gattung mit den wahren Hydatiden sehr nahe verwandt sei, daß sie aber nach seinen eigenen Beobachtungen wol Anerkennung verdiene; denn wenn auch die eine, wie die andere, sich immer nur in der Bauchhöhle auf der serösen Membran oft in einer von dieser gebildeten Blase aufhielten, so sei es doch gewiß, daß die **Hydatigera** sich oft ganz offen daliegend vorfinde. Auch hänge di[e] letztere, wie es scheine, immer vermittels ihrer Hak[en]krone, die Saugrüssel frei, wie er beobachtet habe, a[n] organischen Gewebe, indessen die eigentlichen Hydatiden den Kopf immer in ihrer blasigen Anschwellung zurückgezogen hätten, sodaß er nie frei sei. So habe er e[s] wenigstens bei allen von ihm beobachteten Exemplaren gefunden; es scheine also die Ernährungsweise verschieden zu sein, indem bei **Hydatigera** die Saugrüssel [die] Nahrungsflüssigkeit unmittelbar aus den Theilen de[s] Thieres aufzunehmen vermögen, während bei den eigentlichen Blasenwürmern die Saugrüssel nur diejenige ein[-] nehmen, welche von der Blase selbst abgesondert wird. Dieses Umstandes wegen wird noch die Frage aufgeworfen, ob **Hydatigera** nicht vielleicht eine weitere Entwickelung von **Cysticercus** sei. Als Kennzeichen der Gattung sin[d] (a. a. O. S. 600) folgende angeführt: Der Körpe[r] weich, ziemlich verlängert, fast cylindrisch oder mäßi[g] platt gedrückt, aus einer großen Anzahl quer laufende[r] nicht besonders deutlicher, vorzüglich gegen das Ende sel[-] tener Glieder, in eine blasenförmige Erweiterung au[s-] laufend, die Kopfanschwellung ist sehr deutlich mit vi[er] kreisförmigen Saugmündungen und in der Mitte m[it] einer kurzen Warze versehen, welche mit einem Hake[n-] kranz umgeben ist.

Als Typusart ist angeführt: **H. fasciolaris** *Ru-dolphi* (**Cysticercus fasciolaris, Entozoorum Historia** II. 7. p. 215. t. 11. f. 1. **Taenia vesicularis** [fa-] **sciolata.** Göze, Naturgesch. S. 220—247. Taf. 1[?] Fig. 10—14. Taf. 19. Fig. 1—14. **Taenia hyda[ti-] gena.** *Werner* **Brev. Exp. Cont. I. p. 13. t. 9.** 22—23. **Hydatigena taeniaeformis a. et b.** *Bats[ch]* **Bandw. p. 100. m. 8. f. 12—16, 18—20, 29,** 3[?] **46—49. Taenia vespertilionis, Taenia hydatigen[a]** **Taenia murina.** *Gmelin* **Syst. Nat. p. 3060. n.** 13, 14. **Vesicaria taeniaeformis.** Schrank, Ve[r-] zeichn. S. 30. N. 96. **Vesicaria muris.** Desselbe[n] baiersche Reise, S. 135. **Hydatula macrocephala he-** **patis musculi.** *Viborg* **Ind. mus. Vet. Hafn.** p. 241. n. 159. **Cysticercus taeniaeformis.** *Cysticer-* **cus vespertilionis.** Zeder, Naturgeschichte S. 405 N. 1. Taf. 4. Fig. 6. S. 419. N. 13. *Schmalz* **Tabulae Anatomiam Entozoorum illustrantes.** t. [?] f. 8, 9. *Brems.*, Icon. t. 17. f. 3—9). Dieser Wur[m] hat eine Länge von 1½ bis 7 Zoll, vorn eine Breite vo[n] 2 Linien und darüber, hinten von einer, die Farbe [ist] milch- oder schneeweiß. Der Kopf ist groß, fast vi[er-] eckig, und auf seinen Ecken liegen die großen kreisrun[-] den, oft wie Tentakeln ausgestreckten Saugmündunge[n,] die mittlere Kopferhabenheit ist mit einem doppelt[en] Kranz abwechselnd stehender Haken umgeben. Der K[ör-] per ist nach Rudolphi nicht eigentlich gegliedert, sonde[rn] die Haut bildet blos Falten. Es kommt dieser Wur[m] in der Leber verschiedener Mäuse vor, Pallas fand [ihn] in der Hausmaus, Feldmaus, Haus- und Wanderrat[te,] Göze außerdem auch noch in der Wasserratte; in [der] Fledermaus fand ihn Bloch, Rudolphi traf ihn blos [in] der Hausmaus und Wanderratte an. (*D. Tho[...]*)

1) S. Crells Ann. der Chem. 1808. 3. S. 225. 2) S. Schweiggers Journ. d. Chem. u. Pharm. XVII, 1. S. 58 fg. 3) In Meckels Archiv für d. Phys. VI. S. 506 fg. 4) Vgl. Göbels Analyse bei Schweigger a. a. O. 1825. IX, 4. S. 451 fg., und die ältern in meinem Spec. fluidorum C. anim. Chemiae nosologicae (Erl. 1800). p. 26 sq.

Hydatilites, s. Hydatites.

HYDATINA *Ehrenberg* (Zoophyta). Krystallthierchen. Eine Gattung der sogenannten Infusorien aus Müllers Vorticella gesondert, von Ehrenberg*) zur Familie Hydatina, in der Abtheilung Polytrocha, in der Classe Rotatoria gezählt, mit den Kennzeichen: Augenlos, die Kiefern gezahnt, der Körper mit Gabelschwanz. Typus der Gattung ist:

1) H. senta. Der Längendurchmesser dieses Thierchens beträgt $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{4}$ Linie, der Körper ist länglich, fast kegelförmig, farblos, und läuft hinten allmälig in eine kurze Gabel aus, das Räderorgan ist vorn fast grade abgestutzt. Dies ist dasjenige Thierchen, über welches Ehrenberg eine große Menge Beobachtungen angestellt hat, indem er es als Typus der Räderthiere überhaupt betrachtete; ja er nahm bei seinen Beobachtungen sogar das Messer zur Hilfe, um die Structur genauer kennen zu lernen. Er gab über sie in dem besondern Abdrucke seiner in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin in den Jahren 1828 und 1830 gehaltenen Vorträge, welche unter dem Titel: Organisation, Systematik und geographisches Verhältniß der Infusionsthierchen erschien, Nachricht. Nach ihm besteht der Körper der H. senta aus einer doppelten, durchsichtigen Haut, einer nackten und weichen äußern und einer innern. Die äußere Haut ist einfach und mit der innern vermuthlich mittels durchsichtigen, sehr dehnbaren Zellstoffes verbunden, dessen Anwesenheit man wenigstens annehmen muß, da beide Häute öfter sich von einander entfernen und wieder vereinigen. An die innere Haut heften sich vier Paar strahlenförmig von den entgegengesetzten Enden des Thieres ausgehende Muskeln, welche deutlich bandförmig und gestreift sind, und sich mit erweiterten Enden in der Mitte des Thieres anheften. Diese acht Muskeln deutet Ehrenberg als Rücken, Bauch und Seitenmuskeln. Die vier obern oder vordern Muskeln entspringen am breiten Kopftheile, zwischen den Scheiden der Räderorgane, sodaß der Rückenmuskel etwas mehr gegen die Mitte, die übrigen näher am Rand entspringen; die vier untern oder hintern Muskeln heften sich an das hintere Ende der Bauchhaut an, da wo die Schwanzzange hindurchgeht. Der Vereinigungspunkt der vier Muskelpaare, wo sich die erweiterten Enden derselben in der Längenrichtung an die Bedeckung heften, ist zwischen dem vierten und fünften Zweigpaare des Rückengefäßes, genau in der Mitte des Thieres. Außerdem sind noch 17 Scheiden für die Räderorgane vorhanden, welche gleichfalls dem Muskelsystem angehören und um den Mund in nicht völlig geschlossenem Kreise liegen. Mit ihrer Hilfe werden die Wimpern bewegt oder eingezogen; man zählt von ihnen neun äußere und acht innere. Ihnen analog wirken die zwei Muskelscheiben, welche die Schwanzzange umgeben. Diese sämmtlichen Muskelscheiden sah Ehrenberg deutlich durch feine Bänder mit ihrem Grund an die innere Körperhaut befestigt. Vier dicke und kurze Muskelpartien, welche den freien Schlundkopf bilden, ein Kranzmuskel der Cloake und ein Muskelorgan als Samenschneller, schienen Ehrenberg die Reihe der Muskelgebilde zu beschließen, indem er glaubt, daß die Zangenbewegung der Schwanzzange nur durch kräftiges Einziehen und Ausstrecken bewirkt würde. Bei genauerer Beobachtung des Thieres erkennt man an demselben neun Querlinien, welche der innern Haut angehören und sich als Gefäße zeigen. Sie vereinigen sich durch einen feinen Kanal in der Mitte des Rückens, den man durch die Mund- und Afterlage erkennt. Nach dem größern Durchmesser dieser Quergefäße in seiner Nähe und nach der Analogie des Baues bei andern niedern Thieren muß man in diesen Theilen ein Rückengefäß mit neun sich im rechten Winkel entgegengesetzten Gefäßpaaren annehmen. Verbindungskanäle der einzelnen Gefäßpaare unter einander konnte Ehrenberg wenigstens nicht deutlich wahrnehmen. Den sogenannten Herzschlag, wie ihn Cordi und andere beobachtet haben wollen, sowie die Säftebewegung erklärt Ehrenberg für Täuschung. Der vollständige Darmenkanal der H. senta besteht aus einem kugelförmigen, muskulösen Schlundkopfe, an dem zwei gezähnte Kiefern befestigt sind, und dessen Öffnung vorn in der Mitte der Räderorgane, etwas gegen den Bauch hin, befindlich ist. Jederseits befinden sich fünf Zähnchen, welche linienförmig sind, und durch ein Band von zwei Wurzeln oder Fortsätzen festgehalten werden. Auf den Schlundkopf folgt ein deutlich verengerter Schlund, welcher in einen gleich sehr verdickten Darm ohne Magen übergeht und kegelförmig abnehmend nach Hinten sich verläuft. Bei geringer Nahrung erscheint der Darm runzelig. Der Mastdarm endet nicht frei nach Außen, sondern in eine Cloake. Gemeinschaftlich mit dem Eingang und an der Stelle ihrer Einmündung befindet sich ein Kranzmuskel. Die äußere Auswurfsöffnung ist auf dem Rücken des Thieres, dicht über dem achten Zweigpaare des Rückengefäßes. Zum Ernährungsapparat gehören wahrscheinlich noch zwei weiße drüsige Körper, welche am Anfange des Darms zwei Hörner bilden, und die durch Farbe, Form und Anheftungsweise Ehrenberg mehr Ähnlichkeit mit der Bauchspeicheldrüse höherer Thiere zu haben schienen, als mit den Gallengefäßen und der Leber der niedern Thiere. Sie sind fest an den Darm angeheftet und haben an ihrem vordern Ende noch ein dünnes Band, welches sie an die innere Körperhaut befestigt, doch bleiben sie beim Zerlegen des Thieres nicht an diesem, sondern an jenem hängen. Alle Individuen der H. senta zeigen sich als Zwitter, und besitzen die doppelten Geschlechtsorgane in großer Ausbildung. Die weiblichen bestehen im unbefruchteten Zustand aus einem rundlichen oder viereckigen, auch herzförmigen, drüsenartigen Eierstocke, der, wenn sich mehr Eier ausbilden, zweihörnig wird. Bei dieser Form fand Ehrenberg nie mehr als acht Eier. Dieser Eierstock umgibt leberartig die Mitte des Darmkanals und endigt nach Hinten in einen mehr oder weniger langen Styl oder dünn durchsichtigen Kanal, den Eiergang, welcher mit der Reife der Eier kürzer und

*) Zur Erkenntniß der Organisation in der Richtung des kleinsten Raumes. 2. Beitr. S. 127.

dicker wird, und sich mit dem Darmkanal in die Cloake mündet. Ein Kranzmuskel, der durch Färbung und Anschwellung kenntlich wird, umgibt dicht hinter der Vereinigung den Eingang der Cloake. Dieses Thier legt Eier, und Ehrenberg will in denselben deutlich dieselben drei Substanzen, welche Rudolphi bei den Eiern der Eingeweidewürmer erkannte, und für Chorion, Allantois und Ammion hielt, unterschieden haben; das Chorion platzt mit einem Querriß und läßt das selbständige Junge frei. Es gelang auch bei der Zerlegung des Thieres mitunter, den Eierstock einzeln unverletzt darzustellen, wo dann die jungen Eier in demselben sehr gut erkannt wurden, ja es schien sogar Ehrenberg bei manchen in der Mitte noch ein dunkler Fleck zu sein, sodaß es noch unentschieden bleibt, ob die mittlere Masse der Eier der Embryo selbst oder nur die der Substanz ist, in welcher sich jener entwickelt. Die Eier haben die Länge von $\frac{1}{20}$ Linie, die eben ausgeschlüpften Jungen sind $\frac{1}{12}$ Linie lang. Das Thier heftet dieselben an lebende und todte Wasserkörper, an Conferven, an die Wurzeln von Wasserlinsen u. dgl., und in der Gefangenschaft auch an die Wände des gläsernen Gefäßes, in welchem es sich befindet. Nach Ehrenbergs Angabe hat der berühmte französische Maler und Naturforscher Turpin die Eier der Hydatina und ähnlicher Infusorien irriger Weise als pflanzliche Wesen angesehen und daraus eine neue Gattung Bursella gebildet. Die Bewegung der Jungen im Eie bemerkte Ehrenberg mehrmals, und der Fötus vibrirt dabei entweder blos mit seinen Wimpern oder dreht sich auch ganz herum. Übrigens füllt er den Raum im Eie so an, daß er kreis- oder spiralförmig zusammengekrümmt liegt. Die Jungen kriechen nie vor der 24. Stunde nach dem Legen des Eies aus, öfters später. Die männlichen Geschlechtsorgane bestehen aus zwei vom Kopf anfangenden, den ganzen Körper auf beiden Seiten durchlaufenden geschlängelten Samenorganen, welche vorn breit und etwas zackig, nach Hinten rundlicher und schmäler sind. Sie endigen in schlangenförmigen Windungen dicht hinter der Mündung des Eierstocks im Hals eines blasenförmigen Muskelorganes. Dieses blasenförmige Organ, welches ganz die Gestalt eines Uterus hat, aber beim Eierlegen gar keine Funktion übernimmt, zeichnet sich durch große Irritabilität aus, dehnt sich bald zu einer Blase aus und zieht sich wieder rasch in einen drüsenähnlichen Körper zusammen. Seiner Lage und Eigenthümlichkeit gemäß dürfte nach Ehrenbergs Meinung dieses Organ zum Einschnellen des Samens in den Eierstock bei der Selbstbefruchtung dienen und diesen Thieren ganz eigenthümlich sein. Nach den von Ehrenberg angestellten Versuchen ergab sich, daß H. senta sich außerordentlich vermehrt und auch die Lebensdauer sich immerhin auf 20 Tage annehmen läßt, doch hängt die Vermehrung von guter Ernährung ab. Im Allgemeinen läßt sich binnen 24 Stunden eine Verdreifachung der Zahl wirklich angeben, nimmt man aber als Mittel unter günstigen Umständen nur eine zweifache Vermehrung täglich an, so erzeugt sich von einem einzigen Stammthierchen durch einfache Eibildung in 20 Tagen eine Mil-

lion und am 24. Tage würden diese sich schon bis
16,777,216 Individuen vermehrt haben, was die m
liche Vermehrung der Insecten, und mithin aller übrig
beobachteten Thiere bei weitem übertrifft. Als Nerv
system der H. senta betrachtet Ehrenberg die in
Mitte zwischen den Muskelscheiden der Räderorgane
Schlundkopfe liegenden, nach Vorn drüsenartigen, unre
mäßigen, durch Farbe sich auszeichnenden, zusammenh
genden Körper. Aus einem obern eiförmigen größern e
springt ein ziemlich dicker Strang, welcher schief im
cken gegen das Rückengefäß geht, und sich daselbst e
vor dem zweiten Paare der Gefäßzweige anheftet, a
nicht endet, sondern ohne sich in einen bedeutenden K
ten zu verdicken, in fast gleicher Stärke wieder zur
läuft. Zurückgekehrt nach der Gegend des Mundes u
den drüsigen Körpern verliert er sich nicht in dem g
ßern, wo er ausgegangen, sondern zwischen oder in
kleinern benachbarten, welche Schlinge bei der Seit
lage des Thieres deutlich zu sehen ist. Ehrenberg e
wickelt die Gründe näher, warum, auch der Analo
nach, man diese Organe für ein von kleinen umgebe
größeres Nervenganglion und eine Nervenschlinge
Nackens zu halten habe. Überdies sah er noch vom
heftungspunkte dieser Schlinge am Rückengefäße zwei f
feine Nervenfäden dahin nach der Stirn gehen, wo
verwandten Thieren sich die Augen befinden. Auf d
Bauchseite entspringt überdies aus dem Gehirn ein ei
facher dünner Nervenfaden, welcher unverästet dicht
der Bauchbedeckung herabgeht und um die innern M
kelscheiden der Schwanzzange drei Schlingen bildet,
ren zwei vordere zwei Gefäßschlingen des Rückengefä
entgegenkommen. Ehrenberg bemerkt, daß dieser N
wegen der Nähe der Muskeln schwer zu unterscheid
auch sein Ursprung noch ungewiß sei. In seinen ne
sten Mittheilungen erwähnt Ehrenberg noch, daß er
Hilfe seines verbesserten Mikroskops zwei innere Rei
kleiner kiemenartiger, zitternder, bisher unbekannter
gane entdeckt habe. Bory de St. Vincent bringt
senta zu seiner Gattung Furcularia. Übrigens lebt d
ses Thierchen in stehenden, von Wasserlinsen bedeckt
Gewässern. Ehrenberg führt noch folgende Arten an:

„2) H. gibba *E.*! gewölbtes Krystallthierchen. Län
gendurchmesser $\frac{1}{48}$—$\frac{1}{18}$. Körper länglich, fast cylindrisc
farblos, vorn schmäler als hinten, Rücken über der B
sis des Schwanzes stark gewölbt, einen Höcker bilden
welcher die Schwanzbasis überragt. Berlin.

3) H.? laticauda *E.*, breitschwänziges Krystallthi
chen. Längendurchmesser $\frac{1}{24}$. Körper fast cylindrisch, vo
etwas schief abgestutzt, mit kurzer Schwanzbasis u
breiter Zange. Die langen Schenkel der Zange geb
das Ansehen einer Furcularia, aber ein Auge habe
nicht gesehen. Sibirien.

4) H.? leptocerca *E.*, dünnschwänziges Krysta
thierchen. Längendurchmesser $\frac{1}{24}$. Körper etwas br
und flach, vorn abgerundet, vorn und hinten schmäl
Schwanzzange unmittelbar an den Körper geheftet,
zwei dünnen und langen Schenkeln. Ob Furculari
Sibirien.

5) **H.? terminalis** *E.*, breitstirnige Krystallthierchen. Längendurchmesser $\frac{1}{30}$. Körper walzenförmig, vorn gleich dick, abgestutzt, hinten abnehmend, mit kurzem zweigabeligem Schwanze. Räderorgan an der abgestutzten Endfläche. Diglena? Sibirien. Die letztern drei Formen gehören vielleicht zu andern Gattungen, da ich ehemals die Augen nicht scharf genug aufgesucht, mithin vielleicht übersehen habe. Auf mir anderweit bekannte Arten passen die Formen nicht." (D. *Thon.*)

HYDATINA (Mollusca), eine von Schumacher (Essai d'un nouveau Système des habitations des Vers testacés p. 186) aufgestellte Molluskengattung aus Bulla *Linné* gesondert, mit folgenden Kennzeichen: Die Schale ist eiförmig, kugelig, starkbauchig, das Gewinde etwas niedergedrückt, die Mündung ist weit hinten zusammengezogen, die äußere Lippe dünn und scharf, die innere sehr dünn zurückgeschlagen und verwachsen, der Bauch aufgeblasen, undurchbohrt. Als Typus ist angeführt: Hydatina filosa. Bulla Physis *Linn.*, *Favann.* Conchyl. etc. Die zu dieser Art gehörigen Figuren in Martini's Conchyliencabinet I. Taf. 21. Fig. 196, 197 nennt Schumacher nur sehr mittelmäßig ausgeführt, und bemerkt, daß Fig. 198, sowie Fig. 6. Vign. 14, welche als Varietäten angeführt sind, gar nicht zu dieser Schnecke gehören. Bei Menke bildet diese und andere Arten die dritte Unterabtheilung der Gattung Bulla. (D. *Thon.*)

HYDATIS CEREBRALIS, der gesellige Blasenbandwurm, auch die Quese oder der Vielkopf des Hirns genannt; vergl. Hydatiden und Cönurus. Die Anwesenheit solcher Würmer läßt sich bei einigen Thieren schon aus ihrer Krankheit, z. B. aus dem Schwindel des Rindviehes, aus der Drehsucht der Schafe und aus gewissen Äußerungen kranker Pferde schließen. Man hat Versuche gemacht, vermittels des rothglühenden Punktireisens, welches unmittelbar über der im Gehirne befindlichen Blase mit den vielen weißen kleinen Würmern angebracht wird, kranke mit diesen Würmern behaftete Thiere herzustellen. Einige dieser Versuche, bei welchen zur Heilung der gebrannten Stelle eine Mischung von einer Euphorbien- und Kantharidentinctur angewendet wurde, sind gelungen und lassen hoffen, daß das Verfahren bei wiederholten anderweiten Versuchen endlich so vervollkommnet werden könne, daß man im Stande ist, alle an diesem Übel kranke Hausthiere herzustellen *). (*Fr. Heusinger.*)

HYDATISMUS (ὁ ὑδατισμός, von ὕδωρ, Wasser), der eigenthümliche Schall, der beim Anklopfen an einen mit Eiter oder Wasser gefüllten Brustkasten vernommen wird. Nach Fösius' Zeugnisse hat C. Aurelian (morb. chron. V, 10) dieses Wort in dieser Bedeutung gebraucht. (*Wiegand.*)

HYDATITA, HYDATITES (Paläont.). Mit diesem Namen haben die Oryktologen zweierlei Dinge bezeichnet; die früheren nämlich, wie J. J. Scheuchzer [1]) u. and., legten ihn manchen fossilen Sternkorallen bei; spätere glaubten gar Eingeweidewürmer aus dem Geschlechte Hydatis unter den Versteinerungen zu erkennen, welchen Krüger [2]) aus Vorsicht, daß sie nicht mit vorigen verwechselt würden, den Namen Hydatilites gab. (*H. G. Bronn.*)

HYDATOCAPSULITIS (halb griechisch und halb lateinisch, von ὕδωρ, Wasser und capsula, mit der den entzündeten Zustand eines Theils bezeichnenden Endung ιτις), hat Helling als Bezeichnung der subacuten Regenbogenhaut-Entzündung (Iritis subacuta) vorgeschlagen. (*Wiegand.*)

HYDATONCUS (von ὕδωρ, Wasser, und ὄγκος oder ὄγκωσις, die Geschwulst), oder Hyderoncus (von ὕδερος, die Wassersucht und ὄγκος), ein Ödem, eine Wassergeschwulst (s. dies. Art. und Wassersucht). (*Wiegand.*)

HYDATULA (Zoophyta). Unter dem Namen H. gadorum hat Rathke in Dansk Selsk. Skrift. V, 1. S. 68. t. 2. f. 1 einen Blasenwurm beschrieben, der sich häufig unter der pia mater bei Gadus Morrhua, Aeglefinus und virens findet, schon von Monroo beobachtet wurde, der ihn indessen nicht für ein Thier hielt, und dessen Stellung im System Rudolphi (Entozoor. hist. II. 2. 277) für durchaus zweifelhaft erklärt, da der Wurm nicht wie andere Hydatiten außer der Blase, sondern in derselben an diese angesaugt erscheint. Beschreibung und Abbildung sind ungenügend. Abildgards Gattung Hydatula gehört zu Cysticercus und Renieri's wol zu Phoenicurus. (D. *Thon.*)

Hyddens-ö, s. Hiddensee.

HYDE, Grafschaft des Staates Nordcarolina in den verein. nordamerikanischen Freistaaten, grenzt im Norden an die Grafschaften Washington und Tyrrel, im Westen an Beaufort, im Süden und Osten an den Pamlicosund, der durch einige schmale Nehrungen von dem Ocean getrennt ist, und liegt zwischen 35° 20′ und 35° 40′ nördl. Breite und zwischen 75° 50′ und 76° 49′ westl. Länge von London. Das Land bildet eine Ebene, deren Inneres ganz mit einem großen Moore bedeckt ist, in dem der Fluß Alligator entspringt, durch welchen der Pango fließt und in dem sich der ansehnliche Binnensee Matimuskeet, nebst mehren kleinern Seen ausbreiten. Der Pango bildet bei seinem Ausfluß in den Pamlicosund einen ansehnlichen Busen. Nur an den Küsten finden sich schmale Striche sandigen, aufgeschwemmten Erdreiches. Das Klima ist warm, aber die Luft dick und mit schädlichen Ausdünstungen geschwängert, die viele Krankheiten und namentlich böse Fieber (das gelbe Fieber wüthet oft furchtbar) erzeugen, die noch verheerender sein würden, wenn nicht heftige Stürme und schwere Gewitter die Luft manchmal reinigten. Die Ende Februars beginnende Vegetation entwickelt sich ungemein schnell, und die Hitze des Sommers ist sehr drückend. Die Stapelwaare der nur producirenden Grafschaft ist

*) S. die Schriften u. Verhandl. der ökonom. Gesellsch. im Königr. Sachsen vom J. 1827. 12. Lief.

1) Herbarium diluvianum, Append. p. 91. No 324.

2) Archiv der Urwelt. III, II. S. 319. Geschichte der Urwelt. II. S. 307, und dessen urweltl. Naturgesch. I. S. 337.

Reis, zu dessen Anbaue die Moore sehr geschickt sind; und auf den wenigen trockenen Stellen wird auch Mais, jedoch in sehr geringer Quantität, erzeugt. Von Bäumen tragen die Moore nur verschiedene Arten von Cypressen. Die Viehzucht ist kaum der Rede werth, und das wenige Vieh muß sich kärglich von Binsen und andern schlechten Sumpfpflanzen erhalten; bedeutend ist aber die Fischerei in dem Pamlicosunde, die eine große Partie Fische zur Ausfuhr liefert. Schildkröten sind gemein, aber auch der gefährliche Bewohner der Sümpfe und Flüsse, der Alligator; die giftige Klapperschlange ist häufig, und eine drückende Plage sind die unzähligen Muskitenschwärme. Die der Grafschaft östlich und südöstlich gegenüber liegende und zu ihr gehörige Sandbank, die den Pamlicosund einschließt, heißt im Norden die Chiconocomank=, im Süden die Hattarasbank, hat in der Mitte das in einen spitzen Winkel auslaufende Cap Hattaras mit einem Leuchtthurm, und öffnet sich nördlich durch die Neue und südlich durch die Occracockeinfahrt, welche letztere allein für größere Fahrzeuge zugänglich ist. Die Bewohnerzahl beträgt gegen 7000, worunter sich über 1400 Sklaven befinden. Hauptort: Germantown, an einer Bucht des Pamlicosundes mit den Grafschaftsgebäuden und einem Postamt. Außerdem sind noch zu bemerken die Ortschaften: Adams, Mattimuskeet, New=Curritук, Woodstock und auf der Hattarasbank: Pillottown, eine von Fischern und Lootsen bewohnte Ortschaft, an der Occracockeinfahrt belegen.

(*J. C. Schmidt.*)

HYDE (Ὕδη), Name einer Stadt in Lydien (*Strabo* p. 407. ed. Casaub.). Nach einer bereits von Strabon (a. a. O.) verworfenen Lesart in Homer (Il. V, 708) würde auch in Böotien ein Ort des Namens gelegen haben; dieser hieß aber Hyle, wie auch in den besten Ausgaben des Homer steht. Wenn eine andere Stelle in Strabons Erdbeschreibung (p. 626) damit im Widerspruche zu sein scheint, so kommt dies lediglich daher, weil dort die Handschriften zwischen Hyle und Hyde schwanken, und die meisten Ausgaben irriger Weise Hyde statt Hyle darbieten *). Nach Plinius (H. N. V, 25. [al. 27]) lag Hyde auf der Grenze von Galatien und Kappadocien. Wie Strabon berichtet (p. 626), hieß Sardes oder wenigstens dessen Burg Hyde. Ein oppidum Hyda erwähnt Plinius (H. N. V, 29. [al. 28]). (*R.*)

Hyde, s. Hide.

Hyde (Grafen von Clarendon), s. Clarendon.

HYDE (Thomas), einer der größten Kenner des Orients und seiner Sprachen in England, die seine Zeit aufzuweisen hatte, ward am 29. Jun. 1636 in Billingsley bei Bridgenorth in Yorkshire, wo sein Vater Geistlicher war, geboren. Noch nicht 16 Jahre alt brachte ihn dieser, selbst ein Freund der morgenländischen Sprachen und ihrer Literatur, in das königliche Collegium zu Cambridge, nachdem er bereits die Gelehrigkeit des Knaben seinen eigenen Lieblingsstudien zugewandt hatte. Wie

*) Vergl. darüber Groskurd in den Anmerk. zu seiner Übers. von Strabon. 2. Th. S. 625.

sich Hyde der Jüngere dort sehr bald bei a
in große durch seine wissenschaftlichen Fortschr
dete Gunst zu setzen wußte, so schloß er f
sonders an den Professor der arabischen Spr
lock, welcher als Herausgeber der persischen
der Evangelien (London 1657. Fol.) bekann
ger an. Dieser Mann suchte auf jede Weis
terricht und freundliche Berathung, sowie
schaffung literarischer Hülfsmittel aller Art,
des jungen Schülers, der bald mehr sein F
zu wecken und zu nähren. Doch galten di
Freundschaftserweisungen mehr der Erlernung
schen, dem sich H., nach dem Beispiele sei
mit vorzüglicher Liebe hingab, als dem Arabis
erworbenen Kenntnisse fanden auch, als er
nicht 20 Jahre alt war, Gelegenheit, durch
liche Probe ihre Tüchtigkeit zu beweisen.
der Herausgabe der Polyglotte beschäftigt, s
all nach gelehrten und rüstigen Mitarbeitern
lock, einer der thätigsten derselben, trug kei
seinen Schüler zur Unterstützung bei Vergl
Manuscripten und Anfertigung von Übersetzun
pfehlen. H. reiste deshalb nach London, un
als Wheelock im J. 1654 starb, unausgese
Andenken seines Lehrers segnend, die Bea
ihm zugewiesenen Theile jenes großen We
Die persische Übersetzung des Pentateuchs, w
Tusanus besorgt hatte, und zu der H. ein
verfaßte, war zwar 1551 in Constantinopel
lein die persischen Schriftcharaktere durch h
setzt worden. H. trug sie daher für die lon
glotte in persische Schrift über, und löste
schwierige Aufgabe so musterhaft, daß dem
die volle Achtung und Anerkennung der aus
Gelehrten zu Theil wurde, die unter andern
seiner Ausgabe der Geschichte der griechisch
durch die am Ende beigefügte Dissertation m
schrift bethätigte: **Linguae Persicae** *Λειψ*
ctissimum Juvenem *Thomam Hyde*,
Persici restauratorem diligentissimum (16
günstige Stimmen wie des englischen Can
la Brosse, später Renaudots, Fouchers u
kannten weder die Schwierigkeit des Unterneh
waren diese Männer frei genug, es unparteii
digen, daher sich auch der Erstere eine tücht
weisung gefallen lassen mußte.

Nachdem sich H. so seinen Weg in
Publicum geöffnet hatte, begab er sich nach
damals das Studium der orientalischen Sp
züglich blühte, fand im Collegium der Königin
und wurde als Lector des Hebräischen anges
Jahre später erhielt er, durch den Kanzler d

1) „Nec praetereundus," sagt Walton, „Th
summae spei juvenis, qui in linguis Orientalibus s
magnos progressus fecit; quorum specimen dedit t
ferendo in Syriacis, Persicis etc., corrigendis, t
teucho Persico characteribus Persicis describendo
solis Hebraeis extitit, ejusque versionem Latinam c

tät angelegentlichst empfohlen, und nach einer in feierlicher Versammlung öffentlich gehaltenen Vorlesung über die Mundarten der persischen Sprache die Magisterwürde. Neben dem Gewinn aber, den die Universität von ihm als Lehrer hatte, wußte er sich sehr bald auch durch ein anderes Verdienst noch schätzbarer zu machen. Die Bodlejanische Bibliothek nämlich nahm seine ganze freie Zeit in Anspruch, und er verschaffte sich in dieser sehr bald eine vollständige Kenntniß der daselbst befindlichen und in sein Fach einschlagenden Manuscripte. Der Unterbibliothekar, Heinrich Stubbe, starb, und er erhielt dessen Stelle, die er mit solcher Umsicht und Humanität verwaltete, daß, als der Oberbibliothekar D. Lock 1665 sein Amt aufgab, dieses ihm einstimmig von der Universität übertragen wurde. Von nun an Herr in seinem Reiche, durchsuchte er die ihm anvertrauten Schätze und machte sie Jedermann genießbar. Auch las er nicht ohne die Feder in der Hand, und erlaubte sich auf der Stelle den Manuscripten erläuternde Bemerkungen am Rande beizufügen, und nicht ohne Grund setzt Sharpe in den Prolegomenen zum Syntagma hinzu, daß er und Wil. Guise das handschriftliche armenische Wörterbuch des Fr. Rivola durch angemerkte Sprachvergleichungen, Hyde vorzüglich durch seine persische Wortkenntniß unterstützt, bei weitem vervollständigten.

In demselben Jahre, wo H. zum Oberbibliothekar berufen ward, erschienen auch seine durch astronomische und kritische Kenntnisse ausgezeichneten Tabulae Longitudinis et Latitudinis stellarum fixarum ex observatione Ulugh Beighi. In Calce Libri accesserunt Mohammedis Tizini Tabulae Declinationum et rectarum Ascensionum. Additur demum Elenchus Nominum Stellarum (Oxford 1665. 4), denen er in einer Vorrede mehre die Geschichte Timurs und seines Neffen Ulugh Beg betreffende Thatsachen vorausschickte. Diese Tabulae, schon durch Gravius Schrift Insigniorum aliquot stellarum longitudines et latitudines ex astronomicis observationibus Ulug Beigi bekannt, enthalten ein Verzeichniß der Firsterne aus den astronomischen Tafeln des Ulugh Beig (زيج الوغ بيك), der sie mit Hilfe kostbarer Instrumente, unter denen sich ein Quadrant durch seine Größe auszeichnete, zu Stande brachte. Ulugh Beg selbst gibt in dem Vorworte, das bei seinen Beobachtungen im J. 841 der Fl. (beg. 5. Jul. 1437) befolgte Verfahren an. H. fügte dem Buch einen ausgezeichneten Commentar bei, in dem er eine Menge astronomischer Ausdrücke erklärt, und die verschiedenen Namen der Sterne bei den orientalischen Völkern mit denen der Griechen vergleicht, ihren Ursprung aufsucht und die Identität derselben nachweist. Das Jahr darauf 1666 ward H. vom Bischofe von Salisbury zum Kanonikus seiner Kirche berufen, und 1673 zum Archidiakonus von Glocester, welche Stelle seinen Verdiensten schon mehr entsprach als die erste. Doch hörte er nie auf, sich nähere Kenntnisse über die Bodlejanische Bibliothek zu verschaffen, und die Frucht seiner unablässigen Bemühung ward bereits 1674 in dem Catalogus impressorum librorum bibliothecae Bodlejanae bekannt. Bei dieser Arbeit hatte er natürlich auch die Lücken der Bibliothek kennen gelernt, und ließ demzufolge keine Gelegenheit vorbei, die Ausfüllung derselben sowol in gedruckten als handschriftlichen Werken den Curatoren anzuempfehlen. Auch war er so glücklich, einen in dieser und vielen andern Beziehungen ihm gleichgesinnten Mann an Huntington (s. d. Art.) aufzufinden, dessen Bemühungen bei seinem Aufenthalt in Haleb, wo er Prediger an der englischen Factorei war, vielfach für Ankauf orientalischer Manuscripte in Anspruch genommen wurden. Dabei unterstützte H. seinen Eifer durch ununterbrochenen Briefwechsel und mündliche Verhandlungen mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Wissenschaft, mit Pococke, Marshall, James Watson, welchen letztern er vorzüglich in sein Herz geschlossen hatte. Noch segnet die Nachwelt, bemerkt Sharpe, was diese Männer ohne höhere Unterstützung in Sammlung von seltenen Werken, orientalischen Kunstschätzen und Alterthümern zu Stande brachten und durch den Druck zu Tage förderten.

Wie umfassend seine Kenntniß der asiatischen Sprachen war, bewies H. dadurch, daß er selbst die heterogensten Idiome derselben gründlich studirt hatte, was um so mehr Achtung verdient, als in jener Zeit diese Art Studien noch sehr im Argen lag, und die Erlernung derselben gewöhnlich nur durch eigene Hilfe möglich ward. Boyle, ein um die Verbreitung des Christenthums in Indien höchst verdienstvoller Mann, hatte, sobald er H. kennen gelernt, diesen fortwährend ermuntert, das N. T. theilweise ins Malaische zu übersetzen. H. willfahrte diesem Gesuch und Boyle bestritt die Druckkosten, sodaß das Werk unter dem Titel: Quatuor Evangelia et Acta Apostolorum lingua malaïca caracteribus europaeis 4to (Oxon. 1677) erscheinen konnte. Eine vorangestellte Vorrede, zu der Thomas Marshall, der in jener Sprache sehr erfahren war, hilfreiche Dienste geleistet hatte, behandelt die verschiedenen Dialekte des Malaischen und die Hilfsmittel zur Erlernung desselben. Es blieb aber H. nicht bei sprachlichen Forschungen stehen; auch die Sachen, insofern sie einen wissenschaftlichen Grund und Boden hatten, gehörten in das Bereich seiner Studien. So trat er gleich nach Vollendung jener Übersetzung mit einem Werkchen von ganz entgegengesetztem Inhalt auf. Im J. 1688 nämlich gab Ed. Bernard eine Schrift: De Mensuris et Ponderibus antiquis heraus, der H. eine Epistola de Mensuris et Ponderibus Serum sive Sinensium beifügte, noch jetzt das beste Schriftchen über die Maße und Gewichte der Chinesen, was selbst Abel Rémusat mit dankbarer Anerkennung rühmte. Noch ist der Epistola ein Postscriptum von zwei Blättern über denselben Gegenstand beigegeben. Dieser ließ er alsbald (Oxon. 1690 4to) seine Annotatiunculae ad tractatum Alberti Bobovii de Turcarum liturgia, peregrinatione Meccana, circumcisione, aegrotorum visitatione folgen, die im Syntagma (Tom. I.) mit dem Tractat die Seitenzahl 245—291 einnehmen. Sie sind nur für ihre Zeit werthvoll, da die Wissenschaft in diesem Punkte bereits wei-

ter vorgedrungen ist. Auch diesem Traktat geht eine gelehrte Vorrede von vier Seiten über den behandelten Gegenstand voraus, und am Ende (S. 292—308) ist eine scharfe Antwort auf die Recension des Pater Ange de St. Joseph von Waltons Polyglotte beigegeben: **Castigatio in Angelum a Sancto Joseph, alias dictum de la Brosse, Carmelitam discalceatum sui Ordinis in Ispahan Persidis olim Praefectum.** De la Brosse hatte die Absicht, durch seine Kritik den Werth der pariser Polyglotte nicht herabdrücken zu lassen. H.'s Antwort enthält höchst ergötzliche Stellen und beginnt gleich mit dem Vorwort eines von dem Barfußer-General begangenen Plagiats. Zugleich erfahren wir aus dem zwischen den Streitenden gehaltenen Zwiegespräch, daß H. auch recht gut Persisch sprach. Nur ein Jahr dauerte es, als auch des Letztern lateinische Übersetzung der **Itinera mundi, sic dicta Cosmographia, autore** *Abrahamo Peritsol* (**Oxon.** 1691. 4.) mit einer Menge Noten, die dem Werk erst Werth geben, und von denen ein **Elenchus** demselben vorausgeschickt ist, erschien. Der Jude Abraham Peritsol (eigentlich Farissol, פריצול, bei Andern auch Parasol oder Paresol) nämlich, der nach de Rossi gegen das Ende des 15. Jahrh. schrieb, hatte unter obigem Titel ein historisch-geographisches Werk (**Iggereth orechoth olam**) herausgegeben, gedruckt zuerst in Venedig 1587, welche Ausgabe so selten ist, daß selbst H. an deren wirklicher Erscheinung zweifelte. H. gedachte durch seine Übersetzung und die ihr beigefügten Noten des Abulfeda Geographie zu ergänzen, an deren Bearbeitung er auf Veranlassung des Bischofs von Oxford Fell gegangen war; Text und lateinische Übersetzung waren auch zum Drucke bereit, als der Tod den Bischof abrief, und somit der Abdruck unterblieb.

Während nun nebenbei H. für London eine Zeit lang den orientalischen Dolmetscher machte, und er durch Übersetzung und Beantwortung der mit dem Orient unterhaltenen Correspondenz immer mehr in die zeitige Kenntniß dortiger Sprachen eingeweiht wurde, ward er im J. 1691 auch Nachfolger Pococke's als Lector des Arabischen, und hielt am 18. März 169¼ seine Antrittsrede **de linguae arabicae antiquitate, praestantia et utilitate.** Alsbald erschienen auch (1694) **de Ludis Orientalibus libri duo**, von denen das erste Buch in zwei Theilen, deren letzteres Hebräisch ist, und eine **Trias Judaeorum de Ludo Scachorum** enthält, ganz vom Schachspiele, seinem Ursprung und Alter und seinen verschiedenen in Europa und Asien erlittenen Veränderungen Lateinisch handelt, das zweite andere im Orient gebräuchliche Spiele, und ihre Beziehungen mit denen der Griechen und Römer und der neuern Zeit darstellt, sodaß man die ausgebreitetste Belesenheit und die bis in das Einzelne eingehende Gelehrsamkeit des Mannes mit Recht bewundert, und La Croze sich die müßige Mühe ersparen konnte, ihm nachzuweisen, daß er von Saumaise, ohne ihn zu nennen, Alles abgeschrieben habe. Alle diese Anfeindungen aber konnten in der That den Verdiensten H.'s keinen Abbruch thun. Zu seinen Ämtern kam, als Roger Altham, der Pococke's Professur

des Hebräischen erhalten hatte, den zu leisten
schwören verweigerte, und er 1697 seine Stel
mußte, jene königliche Professur des Hebräisch
H. starb bereits am 18. Febr. 1703, 67 Jah
hatte denselben Altham zu seinem Nachfolge
er schon früher das Abnehmen seiner Kräfte
deshalb das Oberbibliothekariat am 9. April
dergelegt hatte, eilf Jahre also später, als
ner wichtigsten Werke, das **de Religione ve**
sarum (**Oxon.** 1690. 4.), hatte erscheinen la
kurz vorher ging er damit um, alles bei
Arabern im Fache der Botanik und der Nat
merkenswerthe für den Druck zusammenzu
das Werk kam nicht zu Stande. Hat sich
eine seiner Schriften der verschiedenartigsten
unterwerfen müssen, so war es die über
der alten Perser. Je mehr Aufwand die He
Kupferplatten und der Typen machte, deren We
Ansicht des Werkes lehrt, und die aus der
Bibliothek auf Befehl Georgs II. in das b
seum übergingen, und je mehr H. selbst i
Scharfsinn aufgeboten zu haben glaubte, dest
merksamkeit mußte es erregen und Kritiken
sein. Am meisten Anstoß fand das darin dur
Princip, daß die ganze Parsenreligion auf die
eines einzigen Gottes, des Schöpfers aller Ding
Dadurch trat er in offenen Widerspruch mit de
ten der alten Griechen und Römer, die das
überliefern, zumal da er jene Festhaltung de
von einem Gotte von allem Anfang an den
schrieb. Die Anbetung des Feuers und de
behauptete er, sei eine untergeordnete, und be
habe man immer die eine Gottheit im Auge
jener Dienst sich zuletzt auf diese bezogen.
der Abbé Foucher auf, der seine Beweise
Annahme vorzüglich darauf gründete, daß
Sterndienst in Persien seinen Ursprung habe.
du Perron dagegen wandte sich auf H.'s Se
er die Nachrichten in denselben Quellen, de
bedient hatte, zu Schiedsrichtern aufrief. D
endlich suchte den Streit zu schlichten, inde
zugab, daß H. zu Gunsten seines Systems
Vorliebe für die orientalischen Schriftsteller v
was zu weit gegangen sei, am Ende aber doc
Ansicht geltend gemacht werden könnte, daß d
angenommene Verehrung des einen Gottes
der Philosophen, was aber von den Griechen
mern in dieser Beziehung berichtet werde,
Volks gewesen sei. Dasselbe finde sich ja au
dien. Allein den Vorwurf machte ihm auch
Vereinigung mit Foucher, daß er nur neuere
medanische Quellen benutzt habe, während e
auch das Alt-Persische zu verstehen und die
schriebenen Werke zu kennen. Ja auch Ne
nicht in Abrede stellen wollen, daß ihn jene is
Schriftsteller in Irrthum führen konnten.
er von Abraham sage, finde durchaus keine
in den alten Schriften, die nicht einmal dess

en. Und so habe er sich auch in seinen Ansichten Alt-Persischen getäuscht, vorzüglich darin, daß er Schriften des Zoroaster im Pehlwi geschrieben glaube. nähere Beleuchtung dieser Vorwürfe würde hier zu führen; allein ist dennoch die in dem Werke zu gelegte Gelehrsamkeit staunenswürdig und die Masse beigebrachten Data höchst umfassend, so muß man er auf der andern Seite bedauern, daß die Anord- g darunter gelitten hat, und mit den Nachrichten der riftsteller zu Gunsten des Systems höchst unkritisch egangen ward. Dessenungeachtet müssen wir, da Werk eine wahre Fundgrube voll vorher unbekann- Thatsachen ist, und nicht nur bei uns, sondern auch England selten und theuer geworden war, den ge- en Hunt (s. den Art.) und Costard großen Dank n, daß sie im J. 1760 eine neue Auflage besorg- und bemüht waren, offenbare Fehler zu entfernen, H. selbst gemachte Änderungen und Zugaben einzu- ben, und auch in der Anordnung des Textes Ver- rungen eintreten zu lassen. Auch fügten sie die Zif- der Chinesen, ferner Abdrücke alt-persischer Denk- len und Geldstücke und des Alphabets hinzu, sodaß dings diese neue Ausgabe an Brauchbarkeit zugenom- hat, und Sharpe überhoben ward, das Werk dem tagma einzuverleiben. Gregor Sharpe nämlich, der Ausschluß des genannten Werkes H.'s sämmtliche im ck erschienene Schriften unter dem Titel: Syntagma ertationum, quas olim *Thomas Hyde* separa- edidit, neu redigirt in zwei Quartbänden 1767 Oxford abdrucken ließ, sorgte auch dafür, daß dieser amlung manches Unedirte beigefügt ward, und zwar: cimen Maimonidis More nevochim, arabice et e cum notis (2 Blätter); Specimen historiae Ti- i, arabice (2 Seiten), persice (2 Seiten), latine de gedachte Timurs arabische Lebensbeschreibung von Arabschah und die persische von Scheref-ed-din Jezdi herauszugeben); Specimen cantici primi divini ae Haphiz, persice ac latine (ein Blatt); Ora- de linguae arabicae antiquitate, praestantia et tate habita 18. Martii 169½ (5 Blätter); Com- cium epistolicum, continens epistolas doctissi- um virorum, Olearii, Boylei, Hermanni, Gro- i etc. ad *Hydium* missas. Im Ganzen 30 Briefe, denen ein Drittheil Hyden selbst angehört, und ei- von Ed. Bernard an Hiob Ludolff über das Schach- durch seine künstliche Zusammensetzung und die ge- neten Figuren vorzüglich beachtenswerth ist. Noch endlich ein Appendix de lingua Sinensi, aliis- linguis orientalibus una cum quamplurimis ta- s aeneis, quibus earum characteres exhibentur, her Anhang den Herausgeber des Syntagma zum affer hat, und ebenfalls durch die 15 beigegebenen fertafeln, hauptsächlich Alphabete enthaltend, sehr hvoll geworden ist.

Doch dürfen wir weder die Gelehrsamkeit, noch die ftstellerische Thätigkeit H.'s allein nach seinen im ck erschienenen Werken beurtheilen. Mehr als diese rließ er handschriftlich, wovon das Verzeichniß am Ende der von Sharpe dem Syntagma vorangestellten Prolegomena die deutlichste Ansicht gewährt. Wir he- ben das Vorzüglichste darunter in der Kürze heraus, um vielleicht dadurch genauere Nachforschungen zu veranlassen. Grammatica pro lingua Persica 4. Lexicon Persico-Latinum 4. crassiori. Lexicon Turcico-Latinum. 4. crassiori. Nomenclator Mogolo-Tataricum, cum Grammatica ejusdem linguae. Lexicon Hebraicum emendatum ex MSS. Lexicis Rabbi Pirchon, R. Jonae et R. Jesaiae; atque ex collatione cum linguis Arabica et Persica, et aliis linguis Orientalibus. Dissertatio de Tataria, item Historia Chartiludii; necnon disser- tatio de Numerorum notis earundemque origine et com- binandi ratione, doctrina nova. Historia Gemmarum, Arabice et Latine, cum notis. Historia Tamerlanis Arabice, Persice et Latine, cum notis. Fol. (S. das Specimen im Syntagma). Liber Bustan Persice et Latine, cum notis. 4. Divini Poëtae Haphiz opus Persice et Latine, cum notis. Fol. (S. das Speci- men im Syntagma). Abulphedae Geographia, Ara- bice et Latine, cum notis. 4. Liber Baharistan, Persice et Latine, cum notis. 4. Maimonidis Liber More Nevochim, transcriptus ex characteribus He- braicis in proprios Arabicos cum nova interpreta- tione et notis, Arabice et Latine. 4. majore et cras- siori. Historia Regum Persiae ex ipsorum monu- mentis et auctoribus extracta. 4. Annotationes in difficiliora loca Biblica ex libris Orientalibus de- sumptae. 4. crassiori. Periplus Marium Mediterra- nei et Archipelagi, Turcice et Latine, cum circulo ventorum in variis linguis, Arabica, Persica, Chi- nensi etc. Zoroastris Perso-Medi Opera omnia Ma- thematico-Medico-Physico-Theologica, Persice et Latine. 4. Liber Erdaviraphname, Persice et La- tine. 4. Coelum Orientale Arabico-Persicum, at- que Occidentale Graeco-Latinum, una cum Saphii Figurationibus Stellarum duplici situ, prout in coelo, et prout in Globo apparent; cum earum nominibus secundum harum Gentium doctrinam. 4. Commen- tarius in Pentateuchum Arabice, auctore *Mansur*, Syro-Arabe, ex scriptura Gershuni in Arabicam transcriptus et Latinitate donatus. 4. Notae Arith- meticae variarum gentium, ubi talium notarum origo et combinandi ratio docetur. Dialogi Arabico-Per- sico-Turcici, Latine versi. Rivolae Lexicon Ar- menicum, und mehre andere vorzüglich auf Sprache, Geschichte und Alterthümer China's und Ceylons sich be- ziehende Schriften, sodaß die Zahl sämmtlicher hinterlas- senen handschriftlichen Werke nach obigem Katalog auf 83 steigt. Auch hatte H. eine hebräische Übersetzung des Katechismus der anglikanischen Kirche mit Bemerkungen in Octav ausgearbeitet, von der aber nur ein Blatt ge- druckt erschien.

Bei solcher Rastlosigkeit konnte es nicht fehlen, daß H. durch seine Kenntnisse in seinem Zeitalter hoch her- vorragte. Er zeigte die Wege, wie zu ihnen zu gelan- gen und was durch sie für die Wissenschaft zu gewin- nen sei. Außer den todten Schätzen entgingen ihm aber

auch die lebenden Hilfsmittel nicht. So erzählt er selbst in der Vorrede zu dem Werke de ludis orientalibus, daß er im Chinesischen den jungen D. Shin Fo-çung aus Nanking, den der Jesuit Couplet und die andern Verfasser der Philosophia Sinica aus China mitgebracht hatten, zum Lehrer gehabt habe; und ein Gleiches glückte ihm mit dem Armenier Joseph Lazar, der ihm manchen Aufschluß über sein Vaterland zu geben wußte. Noch bemerkt Abel-Rémusat von ihm, daß H. einer von den wenigen Europäern sei, die, ohne in einer Mission gedient zu haben, grade das Chinesische mit Glück betrieben hätten [2]. (*Gustav Flügel.*)

HYDER, was als abgeschliffene Form aus Heider (حيدر der Löwe) entstanden, ist ein altarabischer Name, der sich bis in die neuesten Zeiten im Volk erhalten, und in Hyder Ali von Mysore den vollwichtigsten Repräsentanten seiner Bedeutung gefunden hat. Viele arabische Gelehrte und Scheiche führten diesen Namen, unter ihnen vorzüglich folgende:

1) Heider Ben Tadsch-ed-din, der im J. 1012 (beg. 1. Jun. 1603) starb und Nachträge zu mehren Stellen des allgemein verbreiteten Lehrbuchs über die speciellen Theile des Hanefitischen Rechts vom Molla Chosru unter dem Titel: Ghorer el-ahkâm, bekannt machte.

2) Borhân-ed-din Heider Ben Muhammed aus Herat, Schüler des berühmten Teftazâni, dessen Commentar über das Lehrbuch des Erbschaftsrechts von Sedschawendi, gewöhnlich El-Ferâïdh El-Sirâdschîyet genannt, unter den übrigen das meiste Ansehen erlangte. Er schrieb dasselbe in Meru'lschahidschân, und fügte am Ende noch verschiedene Rechtsfragen über obigen Gegenstand hinzu. Zu demselben Werke schrieb auch

3) Abu'lhasan Heider Ben Omar Saghâni, der 358 (beg. 25. Nov. 968) starb, einen Commentar, und ebenso mit weitläufigen Excursen

4) Behâ-ed-din Heider Ben Muhammed Ben Ibrahim, ein Hanefit aus Haleb, der 793 (1391) starb.

5) Der Alide Heider Ben Ali Ben Heider Amoli, Verfasser eines Auszuges und einer neuen Redaction des terminologischen Wörterbuches der Sufi von Kemâl-ed-din Abu'lghanâïm Abd-elrezzâc Ben Dschemâl-ed-din Kaschi.

6) Mirza Heider Ben Muhammed, der eine persische Geschichte des Abd-or-reschid, des Sohnes des Sultan Abu Saïd Behadyr unter dem Titel تاريخ رشيدي bekannt machte.

7) Heider Kelitsche aus Herat, der Kotzenmacher, dessen gemeines Handwerk sich auch in seinen Gedichten aussprach. Seine Armuth und die des Erwerbes willen unternommenen Reisen nach Indien hinderten ihn nicht, mehr als 10,000 Distichen zu Gaselen und Kasiden zu verarbeiten. Die Menge war groß, das Wenigste gut oder nur erträglich.

8) Heider der Scheich, berühmt durch seine Frömmigkeit und Selbstpeinigungen und durch seine Entsa-

gung aller weltlichen Genüsse, die soweit gin
nur soviel Nahrung zu sich nahm, als nöthig
das Leben zu fristen. Er war in Nisabur geb
nahm seinen Aufenthalt auf einem Berge zwis
Stadt und Rama. Daselbst legte er ein
und versammelte eine große Menge Fakire um
zehn Jahre brachte er in einem Winkel diese
zu, ohne herauszukommen oder sonst Jeman
zu lassen, als seinen diensthuenden Glauber
Nach Verlaufe jener Frist verließ er an einem
Tage seinen Aufenthaltsort und eilte allein
Von da kehrte er mit einer an ihm sonst unge
Heiterkeit zurück, beschied auch gegen seine
die versammelten Fakire zu einer Unterredung
Hier eröffnete er ihnen auf ihre Frage, daß
nem Ausgange die ganze Pflanzenwelt vor
weil nicht der geringste Luftzug fühlbar gewese
dumpfen Ruhe und ohne die geringste Bewegu
den habe, nur ein Gewächs habe er bemerkt,
sanft hin und her geschaukelt, einem Mensche
der vom Genusse des Weins nicht mehr ganz
ner Besinnung sei. Er habe die Blätter de
pflückt, und durch ihren Genuß die an ihm
Heiterkeit des Gemüths gewonnen. Hierauf
seine Schüler mit dem Kraut (es war Hanf
bekannt, empfahl ihnen den Genuß desselben,
Sorgen des Lebens zu zerstreuen, zugleich ab
ihnen auch die Geheimhaltung der Entdec
und ließ sie sogar letztere beschwören. Nur de
sollte sie mitgetheilt werden, indem er das Kr
sam als ein ihnen von Gott anvertrautes G
tete. Heider lebte noch zehn Jahre nach dies
nisse, genoß täglich jene Blätter und starb 6
in seinem Kloster mit dem Befehle, jene Pflan
Grab herum anzubauen, und die in ihr verbor
von nun an auch zur Kenntniß der ausgezeich
sonen der Provinz zu bringen. Über seinem G
überdies eine Kapelle errichtet, und diese vo
als ein Wallfahrtsort fleißig besucht. In K
tete sich der Genuß dieser betäubenden Blätt
628 (beg. 9. Nov. 1230) unter dem Khalifat
stanser billah. Andere dagegen behaupten, daß
brauch des Krautes der Fakire (شة الفقرآء
jetzt so im Orient geheißen) längst vor Heid
gewesen sei. Von nun an jedoch setzte kein
mehr dem unmäßigen Verbrauche desselben Gre
obwol selbst noch zur Zeit des Makrîsi das
ein verfluchtes, als der schmutzigste aller Gen
sich nur die Hefe des Volks und sonst demorali
schen erlaubten, um sich zu betäuben, betracht
und man sich immer mehr überzeugte, welch
Einfluß es auf den Körper übe, indem es
Sinne berauben und den Verstand bis zu ein
Grade schwächen kann, so mußten doch bald m
sten, vorzüglich in Ägypten, die strengsten Maß
dessen Vertilgung ergreifen, und die es genossen

2) Zum großen Theil nach Sharpe's Prolegomenen zum Syntagma und dem daraus genommenen Artikel in der Biographie universelle.

nur festgenommen, sondern ihnen auch als Strafe öhne herausgerissen. Die Berühmtheit, die Heider durch sein asketisches Leben erhalten, ward durch ihm zugeschriebene Entdeckung noch erhöht. Es t das Kraut einer der Vorläufer aller der ausge- sten Betäubungsmittel, die noch bis jetzt in gestei- n Maße — man denke allein an das Opium — rient verbraucht werden und als eine zweite Pest trachten sind.

9) Näßir-ed-din Muhammed Ben Heider aus Schiras, sser eines aus vier Abschnitten bestehenden Compen- s über die Sandfigurendeuterei (تذكرة في الرمل).

10) Der Imam Abu'lfadhl Muhammed Ben Abd- heili Ibn Abd-el-melek Ben Ali Ben Heider aus arkand, von dem wir einen Auszug der Geschichte arkands unter dem Titel قند (Zuckerkand) besitzen, e seinen Lehrer Abu Hafs Nedschm-ed-din Omar i aus Samarkand, der 937 (beg. 25. Aug. 1530) zum Verfasser hat. (*Gustav Flügel.*)

HYDER (HAIDER) Schah oder Alischah, König Aud (Oude), Herausgeber eines im J. 1822 zu eo (Lucknow) erschienenen großen persischen Sprach- : **The seven seas.** Vergl. die Art. Oude und nmeer. (*R.*)

Hydera, s. **Potamophilus.**

HYDERABAD, 1) Königreich oder Staat des Ni- im südlichen Theile Vorderindiens, auf der Hoch- von Dekkan, zwischen 15° bis 21° 15′ nördlicher t und 92° 45′ bis 99° 15′ östlicher Länge gelegen. r Staat bildet ein zusammenhängendes Ganze, : im Nordwesten an Kandesch, im Nordosten an agpur Maharatten und die britische Provinz Gund- , im Südosten an Balaghaut und die nördlichen rs, und im Westen an die britischen Provinzen Be- r und Aurungabad. Er besteht aus den Provin- yderabad, Beeder (Bider), Berar und Antheilen n britischen Provinzen Aurungabad und Bejapoor. Areal wird von Hamilton auf 4465 geogr. □Mei- erechnet, und die Bewohnerzahl zu 10 Millionen eben. Die physische Beschaffenheit des Landes hat n verschiedenen Provinzen eine oft sehr von einan- bweichende Physiognomie. Der Boden ist größten- productiv, wenn es nicht an Bewässerung fehlt die Regen zur gehörigen Zeit eintreten. Es gibt Ebenen und große schöne Thäler, namentlich in rabad und Berar, dessen ganzer nördlicher Theil lich nur ein weites und fruchtbares Thal ausmacht, im Norden von den Bundagebirgen und im Sü- on den Balla und Berar-Gats wie mit einer Mauer schlossen ist. Der größere Theil hingegen ist theils Hügelketten und zerrissenen niedern Gebirgszügen, Hyderabad und ein Theil von Beeder, theils von stlichen Ästen der sich weit verbreitenden Gatsgebirge zogen, die sich unter dem Namen der Balla- und t-Gats durch die obern Provinzen hinziehen. Der ste und rauheste dieser Äste ist das ansehnliche Se- illgebirge, das sich wiederum in mehre Äste theilt und in seiner Richtung von Nordwesten nach Südosten die Provinzen Beeder und Berar trennt. Die absolute Höhe dieser Gebirge ist zwar nicht bedeutend, allein die Hochebene von Dekkan selbst liegt schon gegen 2000 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Die Hauptflüsse sind: 1) Der Godavery, ein großer Strom, welcher auf den westlichen Gats entspringt, in der Richtung von Westen nach Nordosten die Provinzen Hyderabad und Beeder durchströmt, sich dann südöstlich wendet und die Grenze gegen Gundwana macht. 2) Die Kistna (Krischna), gleichfalls ein bedeutender Strom, welcher in den west- lichen Gats entspringt und im Süden gegen Balaghaut und die nördlichen Circars die Grenze des Landes macht. Mit Ausnahme weniger gehören alle übrigen größern und kleinern Flüsse dieses Staates zum Stromgebiete der vorgenannten beiden großen Ströme. Große Wal- dungen finden sich nur in Berar, die mit schönem Tick- holz und Bambus bestanden sind; aber außerdem gibt es eine Menge kleine Haine mit Banjanen, Tamarin- den und Bambus besetzt, und vieles Strauchwerk auf den Hügeln. Das Klima ist im Ganzen schön und ge- mäßigt. Die Sommermonate sind zwar sehr heiß, aber über acht Monate des Jahres herrscht mäßige Wärme. Im Juni beginnt die Regenzeit und dauert bis Anfang Octobers; von da bis in die Mitte des Monats März dauert die kühle Witterung, und während der Monate December und Januar ist es Morgens und Abends wirk- lich kalt; ja in den Gebirgen von Berar gibt es in die- ser Zeit oft wirklichen Frost und Schnee, der jedoch in Kurzem wieder verschwindet. Die Landwirthschaft steht auf einer niedern Stufe, und wird mit großer Nachläs- sigkeit betrieben. Das Haupterzeugniß derselben ist Wei- zen, der in fast allen Landestheilen in vorzüglicher Güte gewonnen wird. Außerdem wird viel Reis gebaut, na- mentlich in Hyderabad, Hülsenfrüchte, Hirse, Mais, vie- ler Mohn, Kokosnüsse, Mangos, Ananas, Orangen, Zuckerrohr, Flachs, gute Baumwolle, Indigo, Tabak und viele Gewürze, welche größtentheils wild wachsen. Man unterhält eine bedeutende Rindvieh-, Schaf- und Ziegenzucht, und in den Provinzantheilen von Aurunga- bad und Bejapoor und in Berar werden gute Pferde ge- zogen. In den Wäldern und Hainen leben Hirsche, An- tilopen, wilde Ziegen und wilde Schweine, Elephanten, Bären, Schakals, Tiger, Leoparden und Tigerkatzen. Die vielen Bienen geben guten Honig und Wachs. Das Mineralreich liefert wenig Eisen, das, besonders in der Provinz Berar, auf kleinen Handschmieden meistens zu Ackerwerkzeugen verarbeitet wird; außerdem Achate, Kar- neole, Onyxe, Sardonyxe, Kaschalongs, Amethyste, Pra- sen, Quarzkrystalle und Kalkspath. Der Kunstfleiß ist sehr gering, und beschäftigt sich hauptsächlich mit der Baumwollenweberei, welche im ganzen Staate verbreitet ist, mit Verfertigung von eisernen und kupfernen Ge- räthschaften, Töpferwaaren, mit Zuckersiederei und in der Provinz Hyderabad mit Schleifen der edeln Steine. Daher ist auch der Handel ohne Bedeutung, und be- schränkt sich auf die Ausfuhr von Baumwolle als Haupt- product, Weizen, Honig, Wachs, Zucker, Elephanten-

zähnen, Eisenwaaren, Opium und Pferden, wofür aber statt baaren Geldes Salz, gesalzene Fische und indische und europäische Manufakturwaaren zurückgebracht werden. Ein Haupthinderniß des Binnenhandels sind die durchgängig schlechten Straßen. Leicht könnten die holzreichen Provinzen sich einen ansehnlichen Ertrag verschaffen, wenn die Flüsse Wurda und Godavery zur Flöße benutzt würden, was zwar schon längst beabsichtigt, aber wol noch nicht ins Werk gesetzt worden ist. Die Bewohner sind größtentheils Hindus, unter denen auch, namentlich in der Provinz und Hauptstadt Hyderabad, viele Muhammedaner leben, die sich aber zum Ganzen der Bevölkerung wie 1 : 10 verhalten. Man spricht hier die sogenannte Telingasprache, welche in den frühern Zeiten Kalinga genannt wurde. Zur bessern Würdigung der jetzigen Verhältnisse dieses Staates ist es nöthig, einen kurzen geschichtlichen Überblick seiner Schicksale zu geben.

In den frühesten Zeiten gehörte dieser Staat zu dem Reiche Tellingana, das unter einem Hindufürsten stand, und dessen Hauptstadt Warangol war. Zu Anfange des 14. Jahrh. wurde es jedoch theilweise von den Muhammedanern erobert, und bildete später einen Theil des großen bhamanischen Reichs. Nach dem Untergange dieses Reichs trat Tellingana unter dem Namen eines Königreichs Golconda wieder als selbständiger Staat auf. Gründer dieses neuen Reichs und einer neuen Dynastie wurde Kooli Kuttub Shah, eigentlich ein türkischer Abenteurer, der in dem Heere des letzten bhamanischen Herrschers bis zum Range eines Heerführers emporgestiegen war, und beim Zerfallen des bhamanischen Reichs den günstigen Augenblick wahrnahm, um für sich selbst einen unabhängigen Staat zu gründen. Er regierte vom J. 1512 bis 1551, in welchem Jahr er ermordet wurde. Ihm folgten nach einander seine beiden Söhne und seine beiden Enkel von dem jüngern Sohne, von denen der ältere Muhammed Kuttub (gest. 1586) die Stadt Hyderabad gründete, der jüngere aber, Abdullah Kuttub Shah, von dem mongolischen Kaiser Jehan Shah besiegt und zinsbar gemacht wurde. In diesem Abhängigkeitsverhältnisse blieb das Reich bis 1687, in welchem Jahre der letzte Herrscher aus dieser Dynastie, Abul Hussein, von dem mongolischen Kaiser Aurungzeb gefangen genommen wurde. Er starb 1704 als Gefangener in der Festung Dauletabad. Golconda wurde als Provinz dem großen mongolischen Reich einverleibt, und nebst den übrigen fünf südlichen Provinzen in ein Vicekönigreich verwandelt, dem von dem Hofe zu Delhi ein Gouverneur unter dem Namen eines Subahdars von Dekkan vorgesetzt wurde. Um das J. 1719 wurde Cheen Khilij Khan mit dem Titel Nizam ul Mulk (Statthalter des Königreichs) zu dieser Gouverneurstelle befördert, mit der, um die damals mächtigen benachbarten Maharatten in Respect zu erhalten, auch das Commando über eine ansehnliche Kriegsmacht verbunden war. Diese zur Gründung einer unabhängigen Macht günstigen Umstände ließ der ehrgeizige Nizam nicht ungenutzt vorübergehen; er erweiterte sein Gebiet, setzte sich in Besitz der Festungen

auf Dekkan, und vorgeladen nach Delhi erschien [...] Begleitung einer so ansehnlichen Kriegsmacht, daß [...] Kaiser Muhammed Shah und seine Minister, a[...] den mächtigen Gouverneur zu richten, fürchten m[...] Man gibt ihm Schuld, den persischen Usurpator, [...] Shah, zu dem Einfalle nach Indien veranlaßt zu h[...] Nach diesem für Indien so unheilvollen Ereignisse [...] der Nizam zum ersten Minister in Delhi ernannt, [...] regierte in dieser Zeit so unabhängig, daß er Mu[...]med Shah nur den Namen des Kaisers ließ. Wä[...] dieser Zeit hatte er seinen Sohn zum Stellvertret[...] Dekkan ernannt. Die Maharatten wagten jetzt [...] Einfall. Er marschirte mit einem großen Heere s[...] Sohne zu Hilfe, fand aber bei seiner Ankunft in [...]kan das Land in solcher Verwirrung und Anarchie, [...] sich 20 kleinere Häuptlinge den Titel eines Nabobs [...] Rajahs angemaßt hatten. Durch seine energischen [...]regeln wurde das Land beruhigt und die Ordnung [...]der hergestellt; er vergab, ohne den Hof in Delh[...]fragen, die Beamtenstellen an seine Freunde, und m[...] Aurungabad zu seiner Hauptstadt. Er starb 174[...] Burhanpore, wie man sagt, 104 Jahre alt. Von [...]nen sechs hinterlassenen Söhnen war der älteste bei [...] Vaters Tode Minister in Delhi; der zweite, Nasir [...] im Besitze des Schatzes und bei dem Heere beliebt, [...] zu mächtig, um entsetzt werden zu können, und w[...] daher vom Kaiser Ahmed Shah als Subahdar von [...]kan bestätigt, 1750 aber ermordet. Ihm folgte [...] Neffe, Muzuffer Jung, der 1751 gleichfalls durch [...]chelmord fiel. Er erhielt seinen Vetter Salahub [...] zum Nachfolger, welcher zehn Jahre regierte, aber [...] von seinem Bruder Ali gefangen genommen und [...] hingerichtet wurde. Ali bestieg nun den Thron. [...]rend seiner langen Regierung war er fast 20 Jahre [...] in Krieg mit Hyder Ali, den Maharatten und dem [...]tisch-ostindischen Gouvernement verwickelt, wodurch [...] Gebiet bedeutend geschmälert wurde. Er verlor [...] die Verträge von Seringapatam (1792) und von [...]sore (1799) alles Land, was im Süden der Kistna [...] zu ihrem Zusammenflusse mit der Toombudra, und [...] im Süden der Toombudra und Wurda gelegen [...] diese Gebietstheile wurden von den Briten erwor[...] Sein Staat würde wol ganz vernichtet worden [...] hätte ihn nicht das den 12. Oct. 1800 mit den Br[...] geschlossene Off- und Defensivbündniß vom Unterg[...] errettet. Er verlegte die Residenz von Aurungabad [...] Hyderabad und starb den 6. Aug. 1803. Ihm f[...] sein Sohn Mirza Sekunder Jah, der im Mai [...] starb. Dessen Sohn, Nasir-ed-Doulah, bestieg den [...]terlichen Thron unter großem Widerspruche seines [...]ders Mobaras-ed-Doulah, der seine Ansprüche auf [...] Thron auf sein Erstgeburtsrecht gründete. Allein [...] Mutter stammte aus einer niedrigen Familie, die [...] den dortigen Gebräuchen und Ansichten nicht für [...] genug gilt, um Kinder, die aus einer solchen Ehe [...]sprossen sind, erbfähig zu machen. Trotz dem gelan[...] dem Prätendenten durch die große Popularität, der[...] sich in Hyderabad erfreute, eine mächtige Partei g[...]

Bruder aufzustellen. Mehre mächtige Somrahs ige), die er durch seine Ränke und seinen unterneh- en Charakter gewonnen hatte, unterstützten seine e theils im Geheimen, theils offen mit ihren zahl- n bewaffneten Anhängern. Erleichtert wurde die nehmung außerdem durch die unbeschreibliche, in anzen Verwaltung herrschende Unordnung, die ent- tstehenden Interessen der Somrahs, das Misver- n der aus Arabern und Seikhs bestehenden Sold- en, deren Sold seit langer Zeit nicht bezahlt wor- war, durch die der niedern Volksclasse aller großen te eigene Geneigtheit zu Unruhen, sowie endlich den indolenten Charakter seines Bruders, der größ- ils in seinem Zunana (Harem) lebt und die Be- ng der Staatsgeschäfte ganz seinen Ministern über- Diese Umstände, sowie seine Intriguen, machten obaras-ed-Doulah möglich, in wenigen Monaten mächtige Partei gegen seinen Bruder aufzustellen, ndlich, um seine persönliche Sicherheit besorgt, sich n britischen Residenten zu Hyderabad wendete, um Vermittelung und Hilfe in Anspruch zu nehmen. dem der Resident vergeblich versucht hatte, den Prä- nten zu vermögen, seinen Bruder anzuerkennen und aufrührerischen Anhänger zu entlassen, wurde be- sen, Gewalt anzuwenden, und die zu Hyderabad de britische Hilfsmacht, verstärkt durch ein europäi- Regiment aus Madras, belagerte denjenigen Theil Stadt, welchen die Rebellen inne hatten. Noch blieb ras taub gegen alle Vorstellungen und Drohungen, beschloß sich auf das Äußerste zu vertheidigen. Erst r alle Vorbereitungen zum Sturme sah, sank ihm Muth, er ergab sich unter der Bedingung, alle seine he mit sich nehmen zu können, und wurde im Fort onda eingeschlossen. Seit dieser Zeit regiert der Ni- ohne weitere Störung.

Der mit den Briten geschlossene Off- und Defen- trag machte den Nizam zu einem bloßen Vasallen Briten. Der britische Resident ist bei aller schein- Unterthänigkeit die erste Person des Staates, un- essen Controle das gesammte Finanzwesen steht. Nizam darf keine Verträge mit fremden Staaten ießen, keine fremde Officiere in Dienst nehmen, bei einem entstehenden Kriege seine Festungen den n einräumen, und alle zwischen ihm und seiner Fa- oder seinen Unterthanen entstehende Streitigkeiten Entscheidung des britischen Residenten anheimstel- Seine Armee darf einen gewissen Etat nicht über- ten, indem die Briten es übernommen haben, ihn innere und äußere Feinde zu schützen. Bei die- roßen Abhängigkeit ist es einleuchtend, daß dieser so mächtige Staat nur noch geduldet und bei der günstigen Gelegenheit mit dem Gebiete der briti- Regierung vereinigt werden wird. Die Verwal- und Justizpflege in ihrem ganzen Umfang ist al- em Nizam verblieben; er regiert die verschiedenen ionsparteien nach ihren Gesetzbüchern. Obgleich der cher Muhammedaner ist, so steht doch der Cultus Brahma in vollem Glanz, indem, wie schon ein- mal bemerkt wurde, $\frac{9}{10}$ der Bewohner Hindus sind. Eine Art von Lehnssystem herrscht durch den ganzen Staat, welcher in Jaghire oder Lehne zerfällt, von denen es zwei Arten gibt, nämlich: hinduische Jaghire, deren Be- sitzer gewöhnlich Zemindars genannt werden, ihre Be- sitzungen meistentheils von den ältesten Beherrschern Dek- kans erhalten haben und in sehr geringer Abhängigkeit von dem Nizam stehen; und Militairjaghiere, Lehne, welche die vornehmen Officiere des Nizam statt des Sol- des auf Lebenszeit erhalten. Ihrer sind 40—50; beide Arten der Jaghiredare entrichten Tribut und müssen Trup- pen stellen. Die übrigen Ländereien, welche nicht Ja- ghire sind, gehören theils dem Herrscher und seiner Fa- milie, theils sind sie zu religiösen und frommen Zwecken bestimmt. Daß diese Vertheilung des Bodens an wenige große Grundeigenthümer, zumal in einem Lande, wo fast das ganze Nationaleinkommen aus der Landwirth- schaft fließt, die nachtheiligsten Folgen hat, bedarf wohl keiner weitern Erörterung. Daher leben auch die Land- bebauer, von den mächtigen Vasallen gedrückt, in gro- ßer Armuth.

Die Armee des Nizam bestand im J. 1829 aus drei verschiedenen Corps, den regulairen, irregulairen und fremden Soldtruppen. Die erstern bestehen aus mehren Bataillonen Infanterie, Artillerie und einigen Resallahs oder Reitergeschwadern. Sämmtliche Officiere sind Eu- ropäer, oder Söhne von Europäern, von denen die ge- borenen Europäer zugleich im Dienste der ostindischen Compagnie stehen. Die Infanterie und Artillerie, mei- stens Muhammedaner, sind auf europäische Weise be- waffnet, bekleidet und disciplinirt, nach Art der Sea- poys, die ihnen jedoch an gutem Aussehen nachstehen. Die Reiter oder Sauvars, halb europäisch, halb asia- tisch gekleidet, bestehen ganz aus Muhammedanern, sind eine gut berittene und gut bewaffnete Truppe, und ha- ben ein kriegerisches und imponirendes Aussehen. Auch die Officiere dieses Reitercorps stehen im Dienste der ost- indischen Compagnie. Ihre Anstellung, sowie ihr Avan- cement, hängt ganz von den britischen Residenten ab. Die irregulairen Truppen sind ebenso schlecht bewaffnet als gekleidet, und bilden oft einen höchst possirlichen Aufzug, da ihr Anzug, namentlich der der Officiere, aus allen alten Rüstkammern zusammengerafft zu sein scheint. Die aus Arabern und Seikhs bestehenden irregulairen Soldtruppen gelten für vorzügliche Soldaten. Die zu Hyderabad stehenden englischen Hilfstruppen bestanden im J. 1829 aus dem fünften leichten Cavalerieregiment, dem 46. Infanterieregiment, dem Jägercorps von Ma- dras, dem 8., 43. und 52. Regiment Seapoyinfanterie, einer Abtheilung reitender und einem Bataillon Fußartil- lerie, zusammen gegen 4000 Mann. Die Finanzen sol- len sich in einer traurigen Lage befinden, indem seit 1808 das jährliche Deficit in erschreckender Weise angewachsen ist. Die Staatseinkünfte, die von Hamilton zu 29 Mill. Rupien (1 Rupie = 1 Fl. Conv.) angeschlagen werden, mögen wol zu hoch berechnet sein, und sich nur auf 20 Mill. Rupien belaufen. Die bedeutendsten Städte des Reiches sind: Hyderabad, Haupt- und Residenzstadt, Golconda,

Warrangull (Warangol), Beeder, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, Ellichpoor, Hauptstadt der Provinz Berar, Amrawutty, Mulcapoor, Aurungabad, Hauptstadt des gleichnamigen Provinzantheils und frühere Residenz des Nizam.

2) Eine große Provinz in Vorderindien, gehört zu den Staaten des Nizam von Hyderabad, eines britischen Vasallen, und führte sonst die Namen Tellingana und Königreich Golconda. Sie liegt zwischen 16° und 19° nördl. Breite und zwischen 94° 30′ und 99° 10′ östl. Länge, und grenzt im Norden und Nordwesten an Beeder, im Osten und Nordosten an Gundwana, im Süden an Balaghaut, im Südosten an die nördl. Circars und im Südwesten an Bejapoor. Die Grenzen, sowie den Flächengehalt, ganz genau zu bestimmen, ist deswegen sehr schwierig, weil mit dem Namen Hyderabad auch der ganze Staat des Nizam bezeichnet wird. Viele englische Quellen begnügen sich im Allgemeinen im Norden den Fluß Godavery und im Süden den Fluß Kistna als Grenzen dieser Provinz anzugeben, sowie deren Ausdehnung überschläglich auf 180 engl. Meilen in der Länge und 150 engl. Meilen in der Breite zu berechnen. Diese Provinz ist ein sehr hoch gelegenes, auf der Hochebene von Dekkan sich ausbreitendes Land, östlich von einem Theile der großen, unter dem Namen der Gats bekannten Bergkette berührt; das Innere ist hügelig, aber nicht bergig, und die Hügel sind größtentheils unbebaut und theilweise zerrissen. Zwischen den Hügelketten liegen theils große Thäler, theils sehr große Ebenen, die da, wo es nicht an der unter diesem Himmelsstriche so nöthigen Bewässerung fehlt, sehr fruchtbar sind. Die bedeutendsten Flüsse sind: 1) Der Godavery, welcher von Nordosten kommt, die Provinz in nördlicher und nordöstlicher Richtung in einem großen Bogen umzieht, und welchem, außer der nicht unbedeutenden Manjera, mehre kleinere Flüsse aus der Provinz zuströmen; 2) die Kistna, als Grenzfluß im Süden, ein großer Fluß, dem aus der Provinz mehre kleinere Flüsse zuströmen, unter denen der Mussy der ansehnlichste ist. Die Provinz erfreut sich wegen ihrer hohen Lage eines gemäßigtern und schönern Klima's als andere Länder unter gleichen Breitengraden, indem über acht Monate lang die Wärme sehr gemäßigt ist. Im Anfang Juni's beginnt die Regenzeit und dauert bis Anfang Octobers; von da an bis um die Mitte des Monats März ist die Witterung kühl, und während der Monate December und Januar ist es Morgens und Abends wirklich kalt. Von dieser Zeit an bis zum Eintritte der Regenzeit herrscht eine verzehrende Hitze, da die heißen Winde um die Mitte des Monats März eintreten und den ganzen Tag über wehen. Das Thermometer steigt im Schatten oft auf 103° Fahrenheit. Um in den Häusern etwas Kühlung zu erhalten, werden alle Thüren und Fenster verschlossen, mit Ausnahme von einem oder zwei, die mit stets naß erhaltenen Matten verhängt werden. Der hierdurch innerhalb und außerhalb des Hauses erzeugte Unterschied der Temperatur beträgt gegen 15° Fahrenheit. Trotz diesem im Ganzen günstigen Klima sind die hier lebenden Europäer in hohem Grade der Dysenterie, Fieber- und Le-

berkrankheiten unterworfen, die jährlich eine große
derselben hinwegraffen. Hieran mögen theils die
chen Änderungen der Witterung, theils aber auch
mäßigkeit schuld sein. Der Boden ist durchgängi
bar, wenn es nicht an Bewässerung fehlt und
gen regelmäßig eintritt; in welchem Fall immer
reiche Ernte zu rechnen ist. Bei einer bessern
tung würde der Ertrag freilich viel bedeutender
lein durch eine Art von Lehnsverfassung, verm
cher der größte Theil des Landes theils an gro
sche Vasallen, die Zemindars, welche ihre Be
bereits von den ersten Beherrschern Dekkans erha
ben, theils an 40 bis 50 Officiere des Nizam,
ghiredars als Lehne (Jaghirs) vertheilt ist, welch
in zu weniger Abhängigkeit von dem Nizam steh
leiden die armen Landbebauer von diesen großen
die furchtbarsten Bedrückungen und bleiben in gr
muth, sodaß sie auf die Erbauung und respecti
besserung ihrer Grundstücke wenig oder nichts ve
können. Der nördliche Theil ist besser angebaut
südliche, wo man ganze Strecken antrifft, die
Unkraut und Dorngesträuchen bestanden und fa
lich von Menschen entblößt sind. Die Product
Reis als Hauptfrucht, sehr guter Weizen, welch
den besten auf ganz Dekkan gilt, mehre ander
arten, Hülsenfrüchte, Kokosnüsse, Mangos, Anan
Orangen; von Handelspflanzen vorzüglich Baum
Zuckerrohr, Tabak und Mohn zur Bereitung des O
Ingwer und einige andere Gewürzpflanzen werde
wachsend gefunden. Größere Waldungen gibt e
aber kleinere Wälder von Banjanen, Tamarind
Bambus, und auf den Hügeln mancherlei Ge
Man unterhält eine ansehnliche Rindvieh-, Sch
Ziegenzucht, und in den erwähnten kleinern Wäld
ten sich Hirsche, Antilopen, wilde Schweine,
ten, Tiger, Leoparden und Tigerkatzen auf.
zähmten Elephanten gebraucht man als Lastthier.
nen gibt es ziemlich viele, die guten Honig und
liefern. Das Mineralreich liefert Eisen, Cha
Onyxe, Sardonyxe, Kaschalongs, Amethyste, Q
stalle und Kalkspath. Zu bemerken ist hier, daß d
jetzt in fast allen Geographien und Naturgeschich
wähnten Diamantengruben von Golconda niema
stirt haben, und nur einer misverstandenen und n
nach in viele Schriften übergegangenen Nachrich
Ursprung verdanken. Die in dem Handel un
Namen der Diamanten von Golconda so bekann
steine wurden hier nur geschliffen und durch den
Hauptmarkt in den Handel gebracht. Jetzt abe
det sich zu Hyderabad der Hauptsitz dieser Schle
Die Berge gehören der Syenitformation an.
dustrie ist sehr gering und beschränkt sich auf Ba
lenweberei, Verfertigung von Waffen, Eisen- u
pferwaaren, Zuckersiederei und Steinschleiferei.
sem Grund ist auch der Handel von keiner Bed
und besteht mehr im Tausch, indem für den Ha
fuhrartikel die Baumwolle, welche nach den n
Circars und dem Karnatik verführt wird, Salz,

Fische, Musseline und jährlich höchstens für 25,000 ıd Sterling europäische Manufakturwaaren zurückge- ıt werden. Letztere dienen hauptsächlich für die Be- ıng der Armee des Nizam und die in Hyderabad nde britische Besatzung. Überdies sind auch die sehr hten Heerstraßen ein Haupthinderniß für den Bin- andel. Die Provinz ist im Ganzen schlecht bevöl- und kann mit keiner der blühenden britisch-ostindi- Provinzen in die Schranken treten. Da der Be- cher des Landes ein Muhammedaner ist, so findet hier eine verhältnißmäßig größere Menge der Be- er des Islam als im übrigen Indien, obgleich sie zu den Hindus nur wie 1 : 10 verhalten. Außer einzelnen Muhammedanern finden sich auch, vorzüg- in der Hauptstadt, eine Menge persische, arabische selbst türkische Abenteurer und Kaufleute, und der Theil von den Truppen des Nizam besteht aus Ara- . Auch Parsen und Chinesen, wenn auch nur in ger Zahl, begegnen uns hier, zu denen sich noch nicht unbedeutende Anzahl schwarzer Afrikaner, hier r dem Namen Habeschi (Abbyssinier) oder Seïdis nnt, gesellen, die von arabischen Kaufleuten als ven hierher verkauft werden. Die Zahl der Bewoh- wird nirgends angegeben.

Die Provinz zerfällt in die 16 Districte: Golconda, npoor, Paungull, Dawurconda, Nalgonda, Cum- ait, Warrungull, Bongheer, Mullangoor, Ram- r, Elgundel, Maiduk, Coilconda, Malkair und Eid- r, welche wiederum in Zemindarien und Jaghire zer- n. Die vorzüglichsten Städte sind: Hyderabad, Gol- a, Ghunpoor, Paloonschah und Warrungull (Wa- ol).

3) Hauptstadt des Staates und der Provinz Hy- bad, Residenz des Nizam und Sitz des von dem ch-ostindischen General-Gouvernement an dem Hofe Nizam accreditirten Residenten, liegt unter 17° 17′ l. Breite und 96° 40′ östl. Länge auf dem südlichen des Flusses Mußy oder Musah, der zur Regenzeit und reißend ist, aber während der trockenen und hei- Monate kaum zwei Fuß Tiefe hat. Über diesen führt eine schöne Brücke. Die Stadt liegt in ei- traurigen und öden Gegend, ist mit einem steiner- Walle umgeben, der an den Ecken mit Thürmen Thoren versehen ist, und hat sieben englische Mei- im Umfange. Obgleich dieser Wall keine regelmä- Belagerung auszuhalten vermöchte, so gewährt er hinreichende Sicherheit gegen plötzliche Angriffe von volk und Reiterei. Sie ist im Ganzen schlecht ge- , hat zwei öffentliche Plätze, mehre schöne Moscheen, nter die von Mekka sich auszeichnet, einige Paläste, r denen der ungeheure Palast des Nizam, der einen ang von einer englischen Meile einnehmen soll und n sich das Zenana oder Harem des Nizam mit 300 en befindet; ferner, der Palast des britischen Resi- n, ein prachtvolles Gebäude, dessen Eingang ein tiger Portikus bildet, vorzüglich bemerkenswerth

Es gibt mehre prächtige Grabmäler, viele Pago- und Bazars; aber die Straßen sind, wie in allen hinduischen Städten, eng und krumm. Die Volks- menge wird auf 200,000 geschätzt, die größtentheils aus Hindus besteht, unter denen sich aber auch viele einge- borne Muhammedaner und eine große Mischung der ver- schiedensten ausländischen Nationen befinden. Nament- lich bestehen die hier stationirten Truppen des Nizam größtentheils (die Cavalerie ganz) aus Muhammeda- nern. Überhaupt ist diese Stadt ein Central-Anziehungs- punkt für Abenteurer aller Nationen, und man findet Seikhs und Araber, die als irregulaire Truppen im Solde des Nizam stehen, persische, arabische und selbst türkische Abenteurer und Kaufleute, welche einen bedeutenden Han- del mit Perlen, Juwelen, Seide und Musselin treiben; Kaufleute aus Beludschistan, Afghanistan und Kabul, die der Pferdehandel dahin führt; Perser und Chinesen. Hierzu kommen noch schwarze Afrikaner, hier Habeschi (Abbys- sinier) oder Seïdis genannt, die von arabischen Kauf- leuten als Sklaven in beträchtlicher Anzahl hierher ver- kauft werden, wo man sie wegen ihrer Treue vorzüglich schätzt; endlich Franzosen und Portugiesen, die sich größ- tentheils im Gefolge der hier lebenden Umras oder ho- hen Adeligen befinden. Da der Nizam einer der weni- gen noch übrigen mongolischen Herrscher ist, so haben sich an seinem Hofe noch größtentheils die sonst an dem Hofe der alten mongolischen Kaiser üblichen Ceremonien und Etiquette erhalten, und bei allen Gelegenheiten wird eine große äußere Pracht zur Schau gestellt, das ein- zige Überbleibsel der frühern Größe und Macht. Die Umras, sobald sie öffentlich erscheinen, zeigen sich gleich- falls in großer Pracht und leben mit echt asiatischem Lu- xus und großer Verschwendung. Diese Prachtausstellung und Verschwendung, sowol des Hofes als der Umras, nebst dem hier stationirten Militair, bieten eine Menge Nahrungsquellen den zahlreichen Einwohnern dar, die sich außerdem noch von Baumwollenweberei, Diaman- tenschleiferei, deren Hauptsitz Hyderabad ist, Verferti- gung von Waffen, mehren andern Gewerben und Klein- handel ernähren. Doch fehlt es auch nicht an einer Menge in Lumpen gehüllter Fakire und Bettler. Unter dem Namen einer Hilfsmacht zum Schutze des Nizams wird hier von dem britisch-ostindischen Gouvernement eine zahlreiche Garnison aus Infanterie, Cavalerie und Artillerie bestehend, unterhalten. Die Stadt soll vom Sultan Muhammed Kuli Kutub Shah um das J. 1586 gegründet worden sein, der, da die damalige Hauptstadt Golconda seiner Gesundheit nicht zusagte, die Erbauung einer neuen Stadt befahl, und dieselbe zu Ehren einer seiner Frauen Bhaugnagur benannte. In der Folge soll sich der Sultan durch Gewissensbisse bewogen gefühlt haben, den Namen Bhaugnagur in Hyderabad umzu- wandeln, und zwar zu Ehren des Khalifen Ali, der den Beinamen Heider Allah (Löwe Gottes) führte. Erst un- ter Ali, dem Großvater des jetzigen Nizam, wurde die Residenz von Aurungabad nach Heiderabad verlegt, in- dem jene Stadt zu fern von den übrigen Provinzen und zu nahe an der Grenze des Landes liegt, und deswegen den Anfällen der benachbarten räuberischen Maharatten zu sehr bloßgestellt war. Seine Schätze ließ der Ni-

zam in die in der Nachbarschaft Hyderabads liegende starke Festung Golconda schaffen, und verwendete große Summen auf die Emporbringung und Verbesserung der Stadt Hyderabad. *(J. C. Schmidt.)*

HYDER ALI (حيدر علي) von Mysore, der größte Krieger des neuen Indiens. Beide Benennungen, Hyder wie Mysore, sind englisirt, und lauten eigentlich Heider und Meisur. Meisur, das Hauptland, dem Heider seinen Namen vorsetzt, war früher vom Nabab von Karnatik, einem Vasallenstaate des Großmoguls, abhängig, sodaß es den westlichen Theil jenes Staates ausmachte. Durch die unaufhörlichen Revolutionen ward Meisur, das schon immer seinen eigenen Radscha oder Hindufürsten behalten hatte, von jenem Lande getrennt, mußte sich aber einem an den Nizam des Dekan zu zahlenden Tribut unterwerfen, und auch die Fürsten erhielten von dort her ihre Belehnung. Vom Karnatik und Madras her ist das Land völlig durch seine hohen Gebirge geschützt, und hatte daher oft tiefen Frieden, während benachbarte Staaten den schrecklichsten Verheerungen ausgesetzt waren. Von Meisur, wie es jetzt besteht, bildet ein Theil eine der Provinzen der englischen Präsidentschaft Madras; es umfaßt sein gebirgiges Land ungefähr 10 □M., und genießt eines gesunden und fruchtbaren Klima's. Die Hauptstadt desselben ist Seringapatnam. Der andere und größere Theil ist ein Vasallenstaat der Engländer von 1270 □M. mit ungefähr drei Millionen Einwohnern. Er bildet ebenfalls ein Hochland, zieht sich an der Ostseite des Gatsgebirges hin, hat ein höchst mildes Klima und den fruchtbarsten und waldreichsten Boden. Die Hauptstadt Meisur ist unbedeutend, wichtiger dagegen Bengelur und Bednor. Meisur war früher eine Provinz des Großmoguls zu Dehli, der vom Sultan Babur an (1525) bis zum Tode des Wütherichs Aurengzeb (1707), der sein ganzes Leben hindurch das moslemische Schwert über dem Haupte der unglücklichen Bramadiener drohend schweben ließ, nach seiner Art würdig repräsentirt ward. Unter seinen Nachfolgern sank das Reich zu einem bloßen Schatten herab, indem die einzelnen Vasallen sich immer mehr und mehr unabhängig machten. Unter den Volksstämmen jenes Reiches waren es vorzüglich die Maratten, deren Abhängigkeit vom Großmogul schon immer prekär war, und die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sich mächtig erhoben und Meisur unaufhörlich durch Einfälle und schwere Contributionen selbst unter Heider und Tippo Sahib bis auf die neueste Zeit herab ängstigten. Nur erst die Engländer vermochten durch ihre glücklichen Kriege von 1803 an ihrem Freibeutersystem ein Ende zu machen; von den 28,000 □M. ihres umfassenden Staates entzog sich nur ein kleiner Theil der völligen Auflösung. Vor Allem aber hatte Nadir Schah mit seinen Persern und Afghanen der nachmaligen Größe Heiders vorgearbeitet. Dieser war selbst Zeuge der Schauderscenen in Dehli vom J. 1738. Nadir Schah hatte den indischen Kaiser Muhammed Schah völlig geschlagen und dieser sich ihm unterworfen. Triumphirend zog Ersterer im Februar
1738 in der Hauptstadt ein, und keineswegs w
seine Absicht, sein sonst gewöhnliches Plünderungssy
auch hier geltend zu machen; er gab dem Muham
Schah sein Reich zurück, und erschien fast nur als
vor dem Letzterer „das Tischtuch der Unterwerfung
dem Tische des Mahles ausbreitete." Unglücklicher
erscholl in der folgenden Nacht das Gerücht, der
sei durch eine Gemahlin des Kaisers umgebracht w
Das Volk griff die mitten in der Stadt befindlichen
ser an; Nadir Schahs Befehl des Mordes und der
derung trieb augenblicklich Gewalt durch Gewalt z
Dreißigtausend Indier wurden das Opfer des folg
Tages, das Blut floß in den Straßen und der H
steigerte das Elend auf ungesehene Höhe. Siebenund
zig Tage verweilte Nadir, setzte zwar Muhammed S
der ihm die westlichen Provinzen hatte abtreten m
auf seinen Thron, hatte aber dessen Grundpfeiler u
graben, seinen Reichthum vernichtet, und die Sch
des absoluten Monarchen den Statthaltern zur
bloßgestellt. Ein großer Theil der Provinz Ben
erlag zuerst den Nababs von Arcot, die Maratten
größerten auf Kosten des entkräfteten Reiches ihre
ten, Dekan erklärte unter seinem Nizam seine
Unabhängigkeit, die westlichen Provinzen vom Indus
der persische General Abdallah in seinen Besitz, und
Dehli selbst stellte entweder der Muth eines kriegeri
Hauptmanns oder die Gewandtheit eines kräftigen
nisters die Existenz seines Herrschers in den Hinterg
Die kriegerischen Stämme der Hindu begannen zu
einen religiösen Kampf, sie schüttelten das muselmän
Joch ab, und erhoben unter ihren Radschas den Br
dienst von Neuem zur Staatsreligion, wie dies z.
Meisur der Fall war, Alle aber erlagen der allgem
Unordnung und Anarchie. Heider Ali war der ju
liche Zeuge dieses Zustandes seines Vaterlandes; der
Anblick des Krieges weckte in ihm den Unternehm
geist, der durch persönlichen Muth und durch uner
chen, obwol bedächtigen, Ehrgeiz in Kurzem aus
Anführer einer kleinen Schar den Usurpator des Th
von Meisur schuf, welcher freilich auch kein Mittel sch
dem geträumten Ziele seiner Wünsche immer näher
kommen.

Unter den verschiedenen Angaben, die das Geb
jahr des Helden 1719, 1720, ja selbst 1728 setzen,
die am meisten für sich zu haben, die das Jahr d
1131 annimmt, was ziemlich in das J. 1719 chris
Zeitrechnung fällt. Heiders Vorfahren und er
rühmten sich, von Muhammed abzustammen; abge
von dieser Behauptung aber muß man wenigstens
den zugänglichen Nachrichten zugeben, daß sie aus
bien übergesiedelt waren; nur bleibt der Zeitpunkt
wiß, wo diese Übersiedelung erfolgte. Der Gebu
Heiders war ein kleines festes Schloß, Divaneli,
sein Vater, Feth Muhammed Nedim Khan, seit
Commandant der Festung Kolar, die zum Gebiete
Bengelur, der nördlichsten Provinz von Meisur, ge
und früher in Diensten des Vicekönigs von Sera
Lehn hatte. Der frühe Tod seines Vaters, der

im Kampfe fiel, nöthigte ihn, sich näher an seinen ältern Bruder, Ismail Sahib, anzuschließen. Er trat ganz jung als Freiwilliger in eine seiner Compagnien ein, und entwickelte sehr bald so große militairische Anlagen, daß der Dalaway oder Premierminister des Radscha kein Bedenken trug, dem jungen Krieger das Commando der früher von seinem Vater befehligten Truppen anzuvertrauen. Er ward sehr bald Naïk, d. i. Anführer, Chef, Befehlshaber (nicht Corporal, wie man zuweilen übersetzt) einer Abtheilung der auf europäische Art exercirten und equipirten indischen Truppen, gewöhnlich Seapoys genannt, und heirathete auch bereits 1740 die Tochter eines Platzcommandanten, die 1749 Mutter des berühmten und unglücklichen Tippo Sahib ward. Diese Periode seines Glücks war vorübergehend, die Ungnade des Premierministers nöthigte ihn und seinen Bruder, sich nach Arcot zurückzuziehen, wohin ihnen ein großer Theil ihrer Anhänger folgte. Auf die Aussöhnung mit dem Dalaway des jungen Radscha (1742) erfolgte sehr bald (1743) der Tod seines ältern Bruders, und er ward Erbe seiner Truppen und seines Besitzthums. Der kleine Fürst von Bengelur fiel nun zunächst als Opfer der Eroberungslust Heiders. Die nicht gehaltenen Bedingungen führten am 17. Febr. 1747 zu einer entscheidenden Schlacht, in der jener mit seiner ganzen Familie in Gefangenschaft gerieth. Heider ward als Vasall in seinen Staaten installirt, und suchte nun auf jede Weise sein kleines Heer zu vergrößern. Dies gelang ihm vorzüglich durch Hilfe des gesetzlosen Zustandes, der überall herrschte. Anführer bewaffneter Banden unter dem Namen Pindarries plünderten auf eigene Gefahr unaufhörlich, wo sie konnten. Heider gedachte dieses System im Großen zu verfolgen. Seine Scharen, in welche kriegsgewöhnte Soldaten sich gern einreihen ließen, theilten mit ihm den Raub und bereicherten so ungemein seinen Schatz. Diesen verwandte er auf Vermehrung seiner kleinen Armee, die sehr bald 1500 Reiter und 5000 Fußsoldaten zählte. Der Thronfolgestreit im Karnatik zwischen dem Nabab Muhammed Ali Khan und seinem Nebenbuhler, Dschenda Sahib, den die Franzosen unterstützten, führten ihn im J. 1751 unter die Mauern von Tritschinapali, wo er im höchsten Grade tapfer kämpfte, und dem Muhammed Ali Khan, als er den für die geleistete Hilfe stipulirten Bedingungen nicht nachkam, seine Empfindlichkeit merken ließ und ihn sehr bald zur Erfüllung seiner Pflicht nöthigte. Die Maratten gaben ihm ebenfalls neue Gelegenheit, sich bekannter zu machen und den Europäern näher zu kommen. Als nämlich im J. 1752 die Franzosen auf ihrem Zuge gegen ihre Nebenbuhler, die Engländer, von jenen unaufhörlich beunruhigt wurden, baten sie, vorzüglich aus Mangel an Cavalerie, den Radscha von Meisur um eine Verstärkung ihres Heeres. Diese wurde ihnen zugesagt, und Heider zum Obergeneral der 1800 Mann Cavalerie ernannt. Er trieb glücklich die Feinde zurück und zwang sie sogar zu einem für Meisur günstigen Vertrage. Dieser Zug auf der Küste von Coromandel nöthigte selbst den Europäern Achtung für ihn ab; er aber benutzte jede Gelegenheit, von ihnen zu lernen. Sein Ansehen wuchs mit der Kraft, die er seinen Unternehmungen zu geben wußte, und so gewann er immer mehr Einfluß im eigenen Vaterland und Vertrauen unter der ihm zu Gebote stehenden Masse. Selbst im Lager der Franzosen bewies er von dem ersten Augenblicke seiner Vereinigung mit ihnen an, daß er nicht ein bloßer Figurant sei und sich seine Selbständigkeit sehr wohl zu bewahren wisse. Manches Eigenwillige wurde ihm gestattet, und er verstand überdies vortrefflich, brauchbare Franzosen an sich zu locken. Seine Dienste vor Tritschinapali, wo der englische General Lawrence am 17. Aug. 1754 einen empfindlichen Verlust erlitt, hoben ihn über alle deshalb an ihn gestellte Reclamationen hinweg. Von nun an waren es mehre Jahre lang die Maratten, die fast unausgesetzt seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Trotz seiner Bemühungen wichen diese erst im J. 1756 zurück, nachdem sich der Radscha von Seringapatnam zu einer Contribution hatte verstehen müssen. Dessenungeachtet nöthigten sie ihn bald wieder, als er dem aufrührerischen Bruder des Nabab von Arcot zu Hilfe zog und bis nach Madure vordrang, im J. 1758 zur Rückkehr nach Seringapatnam; er kam aber zu spät, als daß er mit den Waffen in der Hand die Maratten für die gefoderten Summen hätte bezahlt machen können. Diese Vorfälle steigerten nur seine ehrgeizigen Pläne, über denen er jetzt auf seinem Schlosse zu Bengelur in größerer Ruhe brüten konnte. Längst waren ihm die Schätze des indischen Fürsten zu Balapur in weniger Entfernung von Bengelur nicht mehr gleichgültig; auch brauchte er neue Hilfsmittel, um seine da und dort gelegentlich gemachten Eroberungen gegen feindliche Anfälle schützen zu können. Gedacht, gethan. Mit Zustimmung des Dalaway überfiel er das Land und nöthigte den Hindufürsten, mit Zurücklassung seiner Habe zu fliehen. Die Beute an Kriegsmaterial war nicht unbedeutend, die aufgehäuften Schätze aber schienen ihm erwünschter. Von diesen schickte er nur einen kleinen Theil mit 15 Pferden und drei schönen Kanonen nach Seringapatnam, während er den bei Weitem größten für sich behielt. Dieses willkürliche Verfahren reizte die Eifersucht des Premierministers Canero, der sich in seiner unumschränkten Gewalt längst durch den Obergeneral beleidigt und benachtheiligt glaubte. Nur ging er zu weit, wenn er sich einbildete, den von seinen Truppen angebeteten Befehlshaber wie alle andere Beamten und den Radscha selbst seiner Oberherrlichkeit und Leidenschaftlichkeit so leicht hinopfern zu können. List sollte den Plan unterstützen, zu dem der Radscha seine Zustimmung hatte geben müssen. Heider ward in einem schmeichelhaften Schreiben nach Seringapatnam eingeladen, erfuhr aber durch seinen vertrauten Braminen in der Hauptstadt sehr wohl, was man vorhatte. Unter den nöthigen Vorsichtsmaßregeln stellte er sich ein und lagerte mit seiner Truppenabtheilung nicht weit von der Stadt. Mit wenigen Tapfern betrat er den Audienzsaal des Dalaway und imponirte diesem so, daß er nicht wagte, den Mordanschlag zu vollziehen. Dieser Aufschub war das Unglück des Premierministers selbst, der das vermeintliche Opfer zu einer nochmaligen Audienz auf den folgenden

Tag einlud. Heider erschien nicht, hob vielmehr nach einigen Tagen den Minister mit seiner ganzen Familie im eigenen Hause auf. Dieses war der erste bedeutendere Schritt, den Heider zur größern Annäherung an den Thron that. Die nächste Folge war, daß der Radscha ihn zum Dalaway ernannte und zugleich mit dem Titel Behadyr, d. i. Held, beehrte. So vereinigte H. nun die höchste militairische Gewalt mit der höchsten Civilwürde, und dem Radscha blieb nichts als eine nominelle Oberhoheit, die ihm auch Heider für ihn und seine Nachkommen sicherstellte. Den verrätherischen Dalaway sandte er mit seinen beiden Söhnen in die Citadelle von Meisur, und setzte ihnen einen anständigen Jahrgehalt aus, den auch der Vater noch 13 Jahre genoß. Während dies im J. 1759 vorging, ahnte er die Gegenrevolution nicht, die für das künftige Jahr vom Radscha selbst vorbereitet wurde. Die äußern Angelegenheiten schienen dieselbe zu begünstigen. Zufälligerweise nämlich suchte der französische General Lally Hilfe in Seringapatnam zum Entsatze der in Pondichery von den Engländern belagerten Franzosen. Heider, der von diesen größere Unabhängigkeit erwarten konnte als von jenen, gab klug den Bitten Gehör, und schickte ihnen unter seinem Schwager Moctum 2600 M. Cavalerie, 3000 M. Infanterie und einige Artillerie, sodaß ihm nicht mehr als 300 Mann Cavalerie blieben, mit denen er ungefähr eine Stunde von Seringapatnam entfernt auf der Insel in einem Landhause verweilte. Weniger der Radscha selbst als dessen Mutter vereinigte jetzt die regelmäßigen Truppen mit den herbeigerufenen Maratten im J. 1760. Kugeln bestätigten Heidern den längst gehegten Verdacht einer gegen ihn eingeleiteten Verschwörung. Da er jetzt wußte, woran er war, suchte er den Tag über durch Unterhandlungen sich einen Ausweg zu verschaffen, allein vergebens. Er ließ Alles, selbst seinen Sohn Tippo Sahib mit seiner ganzen Familie im Stiche, setzte mit 30 zuverlässigen Gefährten über den Caveri, und gelangte glücklich am 17. Aug. 1760 in Bengelur an, wo ihn der Statthalter, sein Oheim Ibrahim Sahib, über sein Schicksal zu beruhigen suchte. Durch Bestechung der Maratten gelang es ihm, seine übrigen ihrem Angriff ausgesetzten Truppen zu retten. Durch die von Pondichery zurückgekehrten Mannschaften und durch ein an seine Vasallen erlassenes Aufgebot hatte er alsbald eine Armee zusammen, mit der er seinem frühern Vertrauten, dem Braminen Kendeh-rao, der die Armee von Seringapatnam gegen ihn befehligte, zumal da noch Allen mit 300 Franzosen von Pondichery zu ihm gestoßen war, entgegengehen konnte. Zugleich unterhielt er Verbindungen in Seringapatnam selbst, und bereitete dadurch den Aufstand in der Hauptstadt vor, der, sobald er sich mit seiner Armee näherte, in derselben ausbrechen sollte. Das Heer des Kendeh-rao, das ebenfalls durch Europäer verstärkt worden war, war an Zahl dem des Heider überlegen, Letzterer dachte daher an Sieg durch List. Durch allerlei Gerüchte, die er in Seringapatnam und im feindlichen Lager verbreiten ließ, und die darauf berechnet waren, den Kendeh-rao durch falsche Furcht für seine Person zu schrecken, nöthigte er diesen zur Flucht, nachdem er Heer einem alten General, Pirkhan, anvertraut h Diesen wußte Heider zu einer Unterredung zu brin die damit endigte, daß beide Armeen, da es sich ja um das Wohl des Reichs durch den Sturz des Ken rao handele, sich unter dem Oberbefehle des Heider einigten. Die Maratten wurden ebenfalls durch B chung zum Rückzuge gebracht und Heider rückte der S näher. Eine an den Radscha geschickte Gesandtschaft, die Verbannung des Ministers vom Hofe verlangte, nur die Antwort zur Folge, daß der Radscha die gerer als Verräther erklärte und sie als solche zur chenschaft zu ziehen wissen werde — eine Antwort, unstreitig Kendeh-rao dem Radscha eingegeben h Einen ganzen Monat blieb Heider vor Seringapatn endlich nöthigte das laute Murren der Einwohner Radscha, daß er sich zur Auslieferung des Kendeh an die Armee entschloß. Heider ward im Anfange Junius 1761 wiederum zum Dalaway ernannt, Ken rao dagegen, den er von Braminen richten ließ, von sen zum Tode verurtheilt, welche Strafe Heider änderte, daß er ihn in einen eisernen Käfig schließen der in der Mitte eines öffentlichen Platzes zu Ben aufgehängt wurde. Hier lebte dieser Unglückliche zwei Jahre, das Opfer und der fortdauernde S eines muthwilligen Pöbels. Allein auch der Rad mußte seine Unvorsichtigkeit bitter büßen; er verlor als die Hälfte seiner Besitzungen, die Heidern unbe zufiel, und auch sonst blieb ihm nichts als ein Titel. Nur eine gewisse Classe Diplome fertigte er aus und Heider ließ ihm das Recht, seinen Namen a Münzen zu setzen. Dagegen verlor er alle seine S und der Usurpator wandte selbst einen Theil daz die Großen am Hofe des Großmoguls zu Dehli seinen nächsten Lehnsherrn, den Nizam von Dekan gewinnen, damit sie ihm die Oberhoheit von Meisu dem Districte Sera übertrügen. Dies geschah auch er erhielt überdies durch das Diplom des Heft-h das Recht auf das Commando von 7000 Mann pen. Diese Erhöhung war nichts als ein kühner Sp der Heidern vom General en Chef zur Würde des nigs erhob, denn König war er jetzt de facto, und auch noch neben ihm fortwährend ein nomineller Ra so datirt sich doch von dieser Zeit an (1761) der der Hindudynastie vom Throne zu Meisur, die jetzt eine Muhammedanische ersetzt ward.

Die ersten Operationen des neuen Regenten fen die Finanzen, die er nach erfolgten richtigen mungen der Ausgabe und Einnahme ordnete. H unterwarf er friedlich oder mit Gewalt die einzelnen ßen des Reichs, die dem Radscha ihre Unterwür seit längerer Zeit versagt hatten, und mehre Gren barn überzog er mit Krieg, weil sie die Ländereien sie dem Radscha abtrünnig gemacht, nicht freiwillig geben wollten. Auch mit Sera, das bisher imme Maratten unterlegen hatte, war es nicht anders. Vertrag hatte er sich im Voraus des Besitzes dies stung und Statthalterschaft zu versichern gewußt,

e Maratten sich von der im J. 1760 bei Paniput
:nen Niederlage noch nicht völlig erholt hatten, er-
er die Festung, die der Sitz eines Subah war,
ınterwarf auch die andern zu derselben gehörigen
Stheile, unter ihnen den festen Platz Bisnagar, von
m aus er auch jetzt den Kampf mit wechselndem
: gegen die Maratten fortsetzte.
Inter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß
:r überall herrschenden Auflösung jeder, der sich für
ıehmend und stark genug hielt, und sich auf Intri-
Bestechungen und Ränke verstand, diese geltend zu
n suchte. Selbst die nächsten Anverwandten befeh-
sich öffentlich und heimlich, bis die Niederlage der
oder andern Partei erfolgte, oder vielleicht gar ein
:r den Raub davontrug. Durch die Statthalter-
von Sera war Heider Lehnsherr vom Königreiche
'a geworden, dem eigentlichen Küstenlande von Mei-
an das es nordwärts und westwärts grenzt, seit
r Ali unter dem Namen Bednor bekannt, im Lande
aber Canara geheißen. Dort regierte, wie in eini-
ndern malabarischen Reichen, eine Königin, deren
hl und Sohn bei ihren Lebzeiten nichts mit der
rung zu schaffen haben, während der älteste Sohn
achfolger ist. Die jetzt lebende Königin hatte sich
die Landesgesetze zum zweiten Male mit einem der
hmsten Braminen verheirathet, und so eilte der ma-
ı gewordene Sohn des verstorbenen Königs vor der
süchtigen Witwe seines Vorgängers von der Haupt-
Bednor aus nach Bisnagar zu Heider, um von
ı die Rückgabe des Reichs aus der Gewalt der Usur-
n zu erlangen. Heider, als der rechtmäßige Rich-
: dieser Sache, beschied die Königin vor sich, die,
t zu erscheinen, in trotzigen Worten ihm ihre Nicht-
nnung aussprechen ließ. Mehr bedurfte es nicht,
ie bewaffnete Macht Heiders in Bewegung zu setzen.
: kam der allgemeine Haß zu Hilfe, den sich die
ıtin durch Verletzung der Landesgesetze bei ihren Un-
nen zugezogen hatte. Überdies verfuhr Heider so
, daß eine Gegenrüstung nicht eher als in der
der Hauptstadt selbst möglich war. Die Armee
önigin wird geschlagen, Bednor eingenommen (um
und die Regentin zur Abtretung des Reichs an
Sohn genöthigt. Dieser aber hatte, um Heidern,
icht gern etwas umsonst that, zu entschädigen, im
ıs ihm durch einen Tractat den Hafen von Man-
mit dem in seiner Nähe liegenden Strich Landes
m müssen. Letztern Umstand nun benutzte die ge-
: Regentin unaufhörlich, dem jungen Fürsten unter
Scheine von Zärtlichkeit Vorwürfe zu machen, daß
ıem Moslim und angeborenen Feinde des Vater-
; den so schönen Küstenstrich überlassen habe. Auch
e sie ihn wirklich dahin, Heider Ali im Palaste zu
ɔr durch eine Mine in die Luft sprengen zu lassen,
ei der allgemeinen Unordnung hoffte sie selbst den
:rz des Thrones von Neuem herbeizuführen. Allein
Bramine verrieth in offener Versammlung und in
ıwart Heiders das Vorhaben; die Königin und ihr
hl wurden mit dem Tode bestraft, der junge Prinz
kam in enge Gefangenschaft und Canara ward als ein integrirender Theil von Sera eingezogen. So hatte sich denn Heider auf der Küste von Malabar festgesetzt und durch den Besitz dieses an Edelsteinen und andern kostbaren Erzeugnissen reichen Landes sich eine neue Hilfsquelle für seine beabsichtigten und immer umfassendern Unternehmungen erschlossen. Bednor ward jetzt unter dem Namen Heiderabad oder Heidernagar (حيدر نكر) zur Hauptstadt der Staaten Heiders ernannt, und dessen ganze Familie daselbst versammelt. Heider fügte überdies zu seinen Titeln den eines Königs von Canara. Zu gleicher Zeit ward er Nachbar der Portugiesen von Goa, denen er ebenfalls, hätten ihm die in seinem Solde stehenden Franzosen nicht den Dienst versagt, wegen mehrer von ihnen in Besitz genommener Districte den Krieg erklärt haben würde. Er setzte sich endlich mit ihnen, und der ganze Vorfall diente dazu, Heidern die Überzeugung beizubringen, daß er seine Armee selbständiger bilden müsse, und nicht Alles von den Europäern zu erwarten habe, deren Geschicklichkeit und Erfahrung er überhaupt höher stellte als ihre Persönlichkeit. Außerdem lockten auch die ungeheuern in Bednor gefundenen Schätze, unter denen die Perlen und Juwelen mit den auf dem Markte gebräuchlichen Maßen gemessen wurden, und zwei Haufen von Gold und Kostbarkeiten höher als ein Mann zu Pferde gewesen sein sollen, die Maratten mit 60,000 Mann Cavalerie und 15,000 Mann Infanterie ins Land, und sie wichen nicht eher, bis ihnen Heider im Februar 1765 vierzig Laks, d. i. ungefähr zehn Millionen Franken, gezahlt hatte, während er sich noch überdies zur Hälfte dieser Summe an die Generale der Maratten verbindlich machen mußte.

Kaum von diesen lästigen Gästen befreit, wurde Heiders Aufmerksamkeit auf das eigentliche Malabar hingeleitet. Er erhielt von den Mapalets (eigentlich Mapila, d. h. im Malabarischen: Söhne ihrer Mutter), einem arabischen Volksstamme von Mascate, der sich um des Handels willen längs der Küste niedergelassen hatte, und wegen seiner Abkunft, Religion und kaufmännischen Charakters bei den Eingeborenen, von denen ein großer Theil sein Schuldner war, in Verachtung stand, eine Gesandtschaft, die um seinen Schutz gegen die Fürsten des Landes (Nairen) ansuchen sollte. Dadurch überdies, daß der König von Cananor um die Freundschaft Heiders sich beworben, und dieser in den Bewohnern des genannten Landes Matrosen für seine neu zu errichtende Flotte zu finden glaubte, war er den streitenden Parteien näher gekommen. Er versicherte demnach die Abgeordneten seines Schutzes und seiner Theilnahme, übergab die einzelnen Provinzen seines Reichs Statthaltern, unter denen Tippo Sahib Bednor erhielt, zur Verwaltung, zwang einen Freund des Radscha von Curga, der sich widersetzen wollte, nach drei Monaten acht Tagen am 20. Jun. 1765 zur Übergabe der Stadt und zur Flucht, und setzte dann ungehindert seinen Marsch mit 12,000 Mann nach Malabar fort. Von Cananor aus schickte er eine Gesandtschaft nach Calicut zu dem Zamorin, wo sich alle

Prinzen des Landes versammelt hatten, um friedliche Genugthuung für die Mapalets zu erhalten, indem er den Vermittler auf jedwede Art zu machen entschlossen sei. Allein Niemand war weniger geneigt, seinen Worten Gehör zu geben, als die indischen Fürsten. Sie vertrauten auf ihre zahlreiche Macht, waren aber nicht einmal im Stande, den Übergang über den Fluß Cananor streitig zu machen, ergriffen vielmehr eilig die Flucht, als sie die meisurische Cavalerie im Galopp auf sich lossprengen sahen. Tausende fielen auf dem Rückzug unter dem Schwerte der Vermittler, und Heider zog ohne Aufenthalt nach Calicut vorwärts. Der Zamorin that nichts, was einer feindlichen Begegnung ähnlich sah, erwartete vielmehr ergeben den Sieger in seinem Palaste. Heider näherte sich ihm auf das Ehrerbietigste, und beide Fürsten trennten sich mit gegenseitiger augenscheinlicher Zufriedenheit. Um so mehr mußte es Erstaunen erregen, als Heider am dritten Tage nach seiner Ankunft den Palast des Zamorin in Flammen aufgehen sah, und so, daß alle Rettung vergebens war. Der Zamorin hatte sich dem Feuertode geweiht, und selbst den Brand veranlaßt. Furcht vor seinen Glaubensgenossen und deren Drohungen, ihn aus der Kaste zu stoßen, und innere Gewissensbisse, sich mit einem verachteten Muhammedaner auf so freundlichen Fuß gesetzt zu haben, mochten die Ursachen dieses traurigen Vorfalles sein. Heider drang darauf bis Paniake vor, welche Festung er ebenfalls ohne großen Widerstand zu der seinigen machte, und setzte seinem Marsch erst an der Grenze von Cochin ein Ziel, dessen König durch Vermittelung der Holländer unter der Bedingung eines Tributs Frieden erhielt. Auch hatte die Flotte Heiders fast alle Maldiven in Besitz genommen, sodaß er den Titel eines Königs der zwölftausend Inseln annahm. Dessenungeachtet blieb ihm von allen den neuen Eroberungen nichts, als ein jährlicher Tribut seines nächsten Nachbars von Canora, des Radscha's von Curga. Hierauf begab er sich nach Coimbetore, wo er auch die Nachricht erhielt, daß der Radscha von Meisur im April 1766 gestorben sei. Er befahl, sein Begräbniß mit allem bei den Hindu gewöhnlichen Pomp zu vollziehen, und gestattete auch, daß sein ältester Sohn unter den hergebrachten Feierlichkeiten auf dem Mesned oder königlichen Kissen seiner Vorfahren als Nachfolger inaugurirt wurde, doch nahm er ihm sein jährliches Einkommen von 300,000 Pagoden, das seinem Vater zugewiesen gewesen war, und seinen Frauen den Schmuck. So vegetirte dieser fünf Jahre, und überließ dann mit seinem Tode seinem jüngern Bruder den Schatten einer lächerlichen Souverainetät.

Während Heider zu Hause diese abgeschmackten Formalitäten vollziehen ließ, gedachte er zu Coimbetore an nichts, als sein Gebiet über Malabar hin bis zum Vorgebirge Comorin auszudehnen. Nichts hinderte ihn an der Ausführung dieses Vorhabens, als das Reich Travancor, und dahin hatten sich ja die vertriebenen Fürsten aus Calicut geflüchtet — für Heider Grundes genug, den König von Travancor als seinen Feind zu betrachten, da er seine Feinde in Schutz genommen hatte, und er, so lange diese dort verweilten, nicht hoffen durfte, dauern-

den Frieden in den besiegten Ländern hergestell[t]
Allein sein längerer Aufenthalt in Coimbetore
Engländern Verdacht eingeflößt, ihnen war sei[n]
verrathen worden, und obwol er sich bis jetz[t]
ihnen etwas in den Weg zu legen, vielmehr de[n]
nen eroberten Staaten befindlichen englischen F[...]
ihre Privilegien bestätigt und sie vor jeder fr[...]
Gewaltthat geschützt hatte, so glaubten sie doch
länger mehr stille Zuschauer bleiben zu können.
Gesandtschaft, die sie ihm in Coimbetore anmelden
glaubte er ausweichen zu müssen, da er erwarten
daß sie nichts anderes bezwecke, als nähere Erklä[...]
herbeizuführen. Übrigens blieb ihm über ihr Be[...]
durch folgenden Vorfall kein Dunkel mehr. Er
mehre Compagnien Grenadiere, die neben den Se[...]
den Kern seiner Infanterie ausmachen und zugleic[h]
Garde dienen sollten, ganz nach europäischem F[...]
richten lassen, und das Commando der ersten de[...]
dem Irländer Turner anvertraut. Dieser entfloh mi[t]
Löhnung für seine Mannschaft, ward aber eingehol[t]
durch ein von Europäern zusammengesetztes Gericht
Tode verurtheilt. Ehe dieses Urthel an ihm vollz[...]
ward, bekannte er, daß er englischer, vom Gouver[...]
von Madras, Bourchier, bezahlter Spion sei, und
Engländer, in Vereinigung mit dem Nizam Ali K[...]
Heidern anzugreifen im Begriff ständen. Dieses
ständniß verwandelte die Strafe des Stranges in
des Erschießens, die alsbald seinem Leben ein Ende m[...]
Heidern aber blieb nichts übrig als sich im Rück[...]
decken; er kaufte den Maratten die Verlängerung de[s]
schlossenen Waffenstillstandes ab oder dachte vielmehr,
dies auf sein Geheiß von seinem Schwager Mir[...]
schehen sein würde, und schickte heimliche Unterhä[...]
zum Nabob vom Dekan in seine Hauptstadt Heider[...]
welche die von dem dortigen Hofe mit den Englä[ndern]
eingeleiteten Verbindungen zu einem gemeinsamen
fall in seine Länder hintertreiben sollten. Es unter[...]
also einstweilen der bereits beschlossene Angriff auf [Tra]-
vancor, während seine an 60,000 Mann starke [...]
sich unaufhörlich in kriegerischen Manövern üben m[...]
Auch die zurückgekehrte Gesandtschaft bestätigte n[...]
sehr die Absichten seiner Feinde, sie hatte auch nich[t]
geringsten Eindruck auf den dortigen Divan zur [...]
rung des gefaßten Entschlusses hervorzubringen verm[...]
ja es war bereits die Armee des Dekan unter das [...]
commando des angelangten englischen General S[...]
gestellt worden. So blieb Heidern nichts übrig, als
der Hauptstadt von Meisur, Seringapatnam, zu[...]
kehren, um dem Kampfplatze nahe zu sein, da die
ihren Angriff auf das genannte Land gerichtet
Sein Rückmarsch glich einem unaufhörlichen Trium[...]
da man ihm alle Ehrenbezeigungen eines ersten
Fürsten angedeihen ließ. Ihn begleitete eine [...]
mee von 50,000 Mann, unter der sich 18,00[0]
rittene Cavalerie, 20,000 Seapoys, 4000 euro[...]
kleidete Topassen oder indische Christen, mehre Co[...]
europäische Cavalerie, vier Compagnien Ka[...]
Abyssinier und ein von Europäern gut bedien[...]

ınden. Überall kam man ihm mit dem Ruf:
eider!" entgegen, überall begrüßten ihn Triumph-
ıfikchöre, Bajaderen und der Donner des Ge-
So glänzend aber auch die Beweise der allge-
gebenheit waren, so sicheres Vertrauen er auf
ßen konnte, so wenig er selbst von dem kraft-
b vom Dekan zu fürchten hatte, so bedenklich
doch auch von der andern Seite die Angriffs-
er Engländer, der gleichzeitige Einfall der Ma-
Meisur, und vor Allem das verrätherische Be-
es Schwagers Mirza, der, anstatt Waffen-
it den Maratten zu schließen, zu ihnen über-
var. Zu letzterm Streiche hatte ihn mehr der
Heider in seiner Statthalterschaft Sera beige-
aatssecretair, ein Bramine, verleitet, um ihm
on Heider verlangten Rechenschaftsbericht sei-
ltung hinwegzuhelfen. Jugendlicher Leichtsinn
zur Verschwendung und Wollust übertäubten
en des Fürsten, und nicht weniger als 150,000
n in das Gebiet von Meisur ein. Die Nach-
iesem Vorfalle gestattete nichts als eine bloße
ung, und untergrub alle Pläne, mit denen sich
chäftigte. Er befahl, daß sich sofort alle Be-
Meilen rings um die Hauptstadt mit ihrer
Habe in dieselbe begeben sollten, während er
Truppen die ganze Umgegend verheeren ließ.
en diese Pflicht mit Freuden, zumal da in Se-
m selbst allem Mangel an Lebensmitteln hin-
rgebeugt war. Heider ließ nun das Lager
tadt auf das Bestmöglichste befestigen, 20,000
verfertigen, wenn es Jemand wagen sollte,
Fluß zu gehen und 300 Kanonen auffahren.
seine gewöhnliche Heiterkeit nicht zeigte, so ge-
doch Allen freien Zutritt. Noch einmal ver-
en Nizam für sich zu gewinnen, allein durch
ungen und Gegenreden der Engländer frucht-
Heer rückte zu gleicher Zeit mit den Marat-
hr sieben Lieues vor Seringapatnam an, und
Tage seit ihrer Ankunft näherten sie sich in
Stadt so sehr, daß der General Smith selbst
Heiders und dessen Befestigungen recognosci-
. Er gewann alsbald die Überzeugung, daß
ne Unmöglichkeit sei, Letztern aus seiner festen
u treiben. Dazu kam, daß im Lager der Ver-
le Nahrungsmittel immer seltener und theurer
nd sich die Maratten wahrscheinlich nach er-
terhandlungen von den übrigen Verbündeten
nd einige Meilen zurückzogen, bis nach zwei
förmlicher Waffenstillstand mit ihnen und Hei-
tande kam, unter der Bedingung, daß Letzte-
sogleich sechs Laks Rupien und nach sechs Mo-
gleiche Summe zahlte, sie dagegen Sera und
iet bis auf einen kleinen Strich Landes räu-
i. Die Bedingungen wurden alsbald vollzogen
aratten kehrten ihres Weges nach Hause zu-
m gleichen Frieden gelang Heidern mit dem
Dekan abzuschließen, sodaß sie gemeinschaft-
gegen die Engländer machten, nachdem der

so gedrängte Heider die Defensive in die Offensive verwandelt hatte. Um gegen alle Verrätherei sicher zu sein und durch Vorstellungen von dem Nizam zur Rückkehr genöthigt, zog sich auch der General Smith, trotz der bei dem Gouvernement von Madras durch den Nabab des Karnatik unterhaltenen falschen Gerüchte und dadurch erzeugter gegentheiliger Ansichten, auf englischen Grund und Boden zurück. Eine Friedensbedingung mit dem Nabab des Dekan war es überdies, daß Tippo Sahib die Tochter des Nabab von Arcot heirathete, und im Voraus mit dem Karnatik belehnt wurde. Der Nizam entließ darauf alle Engländer aus seinen Diensten, und Heiders Aufgabe war es nun, den Nabab des Karnatik, Muhammed Ali Khan, aus seinem Reiche zu vertreiben; ja er warnte durch ein Manifest die Engländer, ihm Beistand zu leisten. Allein Muhammed Ali Khan, der fast alle Besitzungen an die Engländer abgetreten hatte, war nicht viel mehr als ihr Sklav, und so konnten diese das obige Manifest für nichts als eine offene Kriegserklärung betrachten. Doch sah sich dieses Mal Heider vergeblich nach der Hilfe der Franzosen zu Pondichery um, da der dortige Gouverneur ohne Erlaubniß seiner Regierung den zwischen England und Frankreich geschlossenen Frieden zu brechen sich nicht erlauben durfte (1768). Allein auch ohne diese hoffte er in Verbindung mit dem Dekan die Engländer siegreich auf der Koromandelküste zu bekämpfen, und traf deshalb alle mögliche Vorsichtsmaßregeln, um dieses Mal im Rücken gedeckter zu sein, als früher bei seinem projectirten Zuge nach Travancor. Mit dieser Sorge verband er die für jeglichen Kriegsvorrath, den er in großer Menge nachschaffen ließ, und setzte sich nach Bengelur in Marsch, während der Nizam über Oscota in Karnatik einbrechen sollte. Die Armee Heiders war fast 200,000 Mann stark, allein die Besatzungen in seinen neueroberten Provinzen und die überall zerstreut liegenden Festungen verringerten sie für das freie Feld auf 50,000 Mann, unter denen es jedoch die ausgesuchtesten Truppen gab. Europäer waren darunter 700, die theils als Officiere und Unterofficiere in den Seapoysregimentern, theils die Artillerie bedienten und überdies zwei Compagnien Husaren bildeten. Sämmtliche Mannschaften waren besser equipirt und exercirt, als die Armee des Nizam, die zwar 100,000 Mann zählte, aber kaum 40,000 kampffähige Leute, und unter diesen wiederum 30,000 Mann Cavalerie hatte. Überdies führte sie höchstens 2000 brauchbare Gewehre bei sich, hatte aber lauter metallene, zum Theil in Frankreich gegossene Kanonen, während Heider 30 eiserne unter den seinigen zählte, die aber mit Allem besser versehen und von europäischen Artilleristen bedient waren. Seine Flotte, wenn sie diesen Namen verdiente, konnte dagegen den Engländern gegenüber nur als Null betrachtet werden und bewährte sich auch in der Folgezeit vollkommen als solche. Obwol auch diese seit Clive und seinen Vorgängern eine bedeutende Armee auf den Füßen hatten, nöthigte sie doch ebenfalls ihr weitläufiges Ländergebiet, zahlreiche Garnisonen zurückzulassen, sodaß der General Smith von mehr als 50,000 regulairen Truppen den beiden feindlichen

Armeen nicht mehr als 5000 Europäer, 2500 Seapoys und 2500 schlechtberittene Reiterei entgegenführen konnte. Dazu kamen später 20,000 Mann Hilfstruppen des Nabab vom Karnatik, des Radscha von Tanjore und anderer benachbarter Fürsten, sowie 8000 Mann der Präsidentschaft Bombay, die in Bednor landeten und als erste Prise den schönen Hafen Mangalor wegnahmen. General Smith ergriff die Offensive und bemächtigte sich binnen wenig Tagen der Festungen Tripator und Vaniambady; Caveripatnam dagegen wurde lange Zeit vergeblich belagert. Heider, der den Krieg durchaus ins Karnatik versetzen wollte, war glücklich genug, durch einen Contremarsch den General Smith zu täuschen und den Engpaß von Vellore zu gewinnen, den einzigen, durch welchen Artillerie passiren konnte. Selbst die Spione, die Smith im Heere des Nizam hatte, sahen sich unerwartet getäuscht. Der englische General verstärkte hierauf die Besatzung von Caveripatnam, und zog sich nach Tripator zurück, um daselbst die Ankunft des Obersten Wood mit 8000 Mann neuen Truppen zu erwarten. Heider schickte sogleich seinen Schwager Moctum mit Cavalerie ab, um Caveripatnam zu berennen und die englische Armee zu verfolgen. Beides gelang diesem vortrefflich, er nahm am 5. Aug. 1767 den Engländern ihr auf der Weide befindliches Zugvieh weg, hieb ein Drittheil ihrer Cavalerie in Stücken, und nöthigte den General Smith, der hinsichtlich der feindlichen Armee durchaus nicht wußte, woran er war, sich von Tripator zurückzuziehen und bei Schangama, 17 franz. Meilen von Caveripatnam, zu setzen, und daselbst den Obersten Wood zu erwarten. Heider ließ nun zunächst letztere Festung belagern und nehmen, und gestattete dem Capitain Masdam für sich und seine Engländer freien Abzug nach Madras. Hierauf setzte er sich gegen Schangama in Marsch, wo er den General Smith überraschte, und als auch die Armee des Nizam angekommen war und die Engländer ihr Lager aufhoben, diese auf ihrem Rückzuge Halt zu machen zwang, und sie sogleich von seinen ermüdeten Truppen angreifen ließ. Smith hatte nur noch 3000 Engländer, 10,000 Seapoys und 2000 Cavalerie mit 24 Kanonen unter seinem Commando. Die einbrechende Nacht (2. Sept. 1767) trennte endlich die kämpfenden Parteien, jedoch so, daß beide Armeen das Schlachtfeld behaupteten. Doch hatte Heider 900 tapfere Grenadiere verloren, und auch Smith sah sich genöthigt, noch denselben Abend nach Trinomaly aufzubrechen, wo er auch glücklich mit Zurücklassung aller Bagage und Kriegsmunition, um die Verwundeten zu retten, ankam. Die gemachte Beute war nicht unbedeutend, und Heider, stolz auf die Flucht der Engländer, folgte ihnen am andern Tage bis anderthalb Meilen vor Trinomaly, wo er sein Lager aufschlug. Trotz seiner Massen verhinderte er jedoch die Vereinigung des Obersten Wood nicht, und so ward die englische Armee auf 25,000 Mann guter Truppen vermehrt. Smith, um größern Raum zum Kampfe zu haben, veränderte jetzt sein Lager und entging glücklich der Schlinge, die ihm Heider gelegt, um ihn in einen Morast zu locken oder unvermuthet durch versteckte Cavalerie

anzugreifen. Während so beide Armeen zu ver
Malen ihre Lager, obwol immer in der Nähe
nomaly, wechselten, vertraute Heider seinem So
Sahib 5000 Mann seiner besten Reiter an,
Streifzug nach Madras zu unternehmen, und
bis an die Thore der schwarzen Stadt hin zu
Das geschah redlich, und die Sendung ward n
Schnelligkeit ausgeführt, daß wenig fehlte, um
verneur mit seinem ganzen Rathe, der auf d
frühstückte, beim Frühstücke selbst zu Gefangene
chen, ja hätte man die Sorglosigkeit der Beh
die Vernachlässigung in Beschützung der Stadt
wahren Zustande gekannt, sie hätte in vollem S
rumpelt werden können. Der Gouverneur n
mit Hilfe eines Kahnes, ließ aber Hut und
Stich, und seine Kopflosigkeit soll ihm alle
eines Entschlusses genommen haben, sodaß die
der Stadt eigentlich dem Obersten Call zugeschri
den muß. Tippo Sahib verweilte so lange vor
ren der Stadt, bis die Nachricht von der
seines Vaters bei Trinomaly ankam und sein
der nicht ohne Beute erfolgte, dadurch nöth
Heider nämlich hatte die Unvorsichtigkeit begang
unnütze Manöver einen großen Theil seiner Mu
verschießen, während der Nizam sich mit den E
in einen ebenso unvorsichtigen Kampf einließ.
davon war die schleunigste Flucht des Letztern,
in Heiders Lager Unruhe und Unordnung ve
und diesen einen Verrath argwohnen ließ. Ob
bester Schlachtordnung sich entgegenstellte, mußt
aus Mangel an Munition für seine Artillerie
der zahlreichen Infanterie der Engländer in der
Nacht das Schlachtfeld räumen, und sich in s
zurückziehen. Der gegenseitige Verlust war desse
tet unbedeutend, und da dieser Kampf gegen
J. 1767 vorfiel, mußte man die gleiche Fort
Krieges auch für das J. 1768 befürchten. He
nete alsbald den Aufbruch aus seinem Lager
auch, vorzüglich wegen des Gepäckes der Armee
zam und wegen der Dunkelheit der Nacht, m
Schwierigkeiten vollzogen wurde, obwol die E
ihn zu beunruhigen nicht für gut hielten. Gener
legte hierauf nach Trinomaly, Vaniambady, Amb
in andere Festungen starke Garnisonen, und
den übrigen Truppen, vorzüglich in Arcot und
während kurzer Zeit die ihnen nöthige Ruhe.
dagegen gedachte den Krieg im Karnatik fortzuset
auch der Nizam, obwol sie beide nicht eben
Vertrauen gegen einander hegten, verpflichtete
seinem Rückzuge sich mit der Einnahme einiger
Plätze zu beschäftigen. Heider nahm seinen W
Schangama nach Vaniambady hin, wo unterwegen
Sahib zu ihm stieß, und Heider einen Besuch vo
Mutter erhielt. Vaniambady ward durch Capi
genommen und der Besatzung freier Abzug gestatte
galt es Amboor, das bei Weitem fester war u
tüchtigere Besatzung hatte. Die Stadt und die
Festung ward im Sturme genommen, das höher

dagegen 17 Tage nicht ohne Verlust vergeblich und da von allen Seiten über Velore Engländ= Entsatze herbeieilten, blieb nichts übrig, als die ng aufzuheben, und sich nach Vaniambady zu= en. Hier verließ (18. Dec. 1767) der Nizam e Heiders nach vorausgegangener Verabredung, der General Smith nahte bereits wieder mit Mann ausgesuchten Truppen. Heider, der in Friedensvorschläge gethan, nach denen Alles auf t Fuße bleiben sollte, allein spät erst eine ab= Antwort erhielt, hatte nichts weniger als das jen der Engländer erwartet, und da diese ihn erlitt er auf dem Rückzug einige Verluste, auch dadurch, daß der Befehlshaber der euro= Cavalerie in Gefangenschaft gerieth. In Ca= m machte Heider Halt, und auch Smith ver= n aus Mangel an Munition aller Art nur bis iiambady. Der Nizam aber, der sich jetzt von iten bedroht glaubte, zumal da die Engländer tzung beim Großmogul betrieben, Maratten sich n verbanden, auch eine englische Armee von aus im Dekan einbrach, eilte, in Madras ei= jen abzuschließen (23. Febr. 1768), der Heidern großen Strich Landes und Tippo Sahib um thalterwürde im Karnatik brachte. Nach und jen alle die kleinen Plätze zwischen Meisur und natik an die Engländer verloren, und als die n Bombay den Hafen und die Stadt Manga= enommen hatte und Bednor mit der Hauptstadt gar bedrohte, setzte auch Smith seinen Angriff jelur durch, der von Madras aus mit Kraft t ward. Heider eilte nun vor Allem in eigener ach Bednor, nachdem er auch die nöthigen Vor= ilten gegen Smith und Wood, die auf dem s nach Bengelur hin alle Plätze eroberten, ge= atte. Doch ersparte ihm sein Sohn Tippo Sa= Wiedereinnahme von Mangalor, die dieser in nelligkeit und mit Gefangennehmung der Garni= rkstelligt hatte (März 1768), sodaß er selbst erst g nach dem Sieg eintraf. Alle diese Bewegun= en in unerwarteter Eile vor sich. Binnen Kur= Heider der Armee des Generals Smith wieder . Bengelur ward gerettet und Heider verfolgte nruhigte die englische Armee, wo er konnte. erschiedenen und zerstreut ausgesandten Corps en überall Schrecken und ließen kaum Zeit zur g, wovon die vollständige Niederlage des Ober= chmann, eines Schweizers in englischen Dien= schlagendsten Beweis abgab. Selbst Wood ehrfach die Folgen der plötzlichen Ein= und An= der Radscha von Tanjore kaufte sich nur durch und Contribution von einer Verwüstung seiner jen Staaten los. Andere Heeresmassen vertrie= englischen Besatzungen aus den eroberten Plätzen, as wuchs die Besorgniß und Unruhe, und man sich, Heidern Friedensvorschläge anzutragen. rai vos propositions dès que je serai ar= portes de Madras," war die Antwort, und nichts anderes als eine gesteigerte Kriegserklärung. Wäh= rend sie also an den Vertheidigungsanstalten ihrer Stadt arbeiteten, rückte Heider über Cuddalor und Pondichery bis sieben Lieues vor Madras, erschien von der Seite von St. Thomas, verschwand dann plötzlich, zeigte sich auf der Nordseite der Stadt und schickte eine Botschaft hinein, um die Friedensanträge zu vernehmen. Nach mehrfachen Unterhandlungen verständigte man sich über dieselben am 4. April 1769 (nach Andern am 15. April), zwischen Heidern auf der einen Seite und den Präsident= schaften Madras und Bombay und dem Nizam des De= kan und Nabab von Arcot auf der andern. Letzterer kam vorzüglich schlecht weg, und die Engländer selbst vermieden, die Instrumente dieses Separatfriedens bekannt zu machen. Der mit Bombay konnte erst am 8. Aug. 1770 ratificirt werden, enthielt aber großentheils diesel= ben Punkte über gegenseitigen Schutz, Achtung der frem= den Unterthanen und Besitzungen, Beschützung ihres Ver= kehrs und ihrer Privilegien; der erste Punkt dagegen, daß dieser Friede mit der englisch=ostindischen Compagnie ein immerwährender sein sollte, ward sehr bald gebro= chen und dadurch auch den übrigen alle Kraft genom= men. Überhaupt aber scheinen die Engländer es weniger ernst mit demselben gemeint zu haben. Heider kehrte darauf zurück, legte die Streitigkeiten mit den Portugie= sen von Goa bei, hatte aber nicht die Zeit, seine Staa= ten zu organisiren, als auch schon der alte Feind, die Maratten, 1770 bei Chitteldroog, 200,000 Mann stark, in Meisur einbrach. An Vorwande zu dergleichen Ein= fällen fehlte es diesem Volksstamme nie, und vielleicht ist der Verdacht nicht ungegründet, daß auch jetzt die Engländer ihre Hand im Spiele hatten. Sie verweiger= ten unter allerhand Entschuldigungen die durch den letz= ten Frieden garantirte Hilfe; und obwol Heider Abthei= lungen der Feinde schlug, sah er sich überall von ihnen umringt, eine einzige Bewegung vorwärts kostete ihm, als er sich wiederum in sein Lager bei Seringapatnam zurückziehen wollte (7. März 1771), fast seine ganze Armee, und nur mit Mühe entkam er selbst und sein Sohn durch die Flucht. Einige Berichterstatter behaup= ten sogar, er sei leicht verwundet oder gar gefangen wor= den, habe sich aber losgekauft und nur durch Betrunken= heit aus eigener Schuld diesen ganzen Verlust zugezogen. In Seringapatnam, wohin ihn die Maratten verfolgten, schuf er sogleich eine noch schönere Armee, als die frü= here von seinen alten Soldaten, da die Indier keine Ge= fangene machen, und Heider einen großen Theil der Waffen und Bagage zurückkaufte. Freund und Feind bewarb sich nun um die Hilfe der Engländer, keiner er= langte sie, da man weder den einen noch den andern sich zu sehr vergrößern und mächtig werden lassen wollte. Zugleich rief der Radscha von Tanjore die Maratten zum Schutze gegen den Nabab von Karnatik herbei, innere Streitigkeiten schwächten ihre Kraft noch mehr, und die günstige Stellung, vermöge welcher Heider ihnen die Zu= fuhr abschnitt, führte endlich im Julius 1772 den Frie= den zwischen ihm und seinen Gegnern herbei, der diesen drei Millionen Rupien und einige Districte in Sera la=

stete. Heider benutzte jetzt die kurze Ruhe, seine verheerten Staaten durch innere Verwaltung und neue Einrichtungen zu heben, knüpfte Verbindungen mit Frankreich an, von wo er Officiere, Waffen und Munition zu erhalten suchte, besetzte Malabar ganz, nöthigte dem Radscha von Cochin von Neuem einen Tribut ab, und da die innern blutigen Zwistigkeiten unter den Maratten kein Ende nahmen, vertrieb er sie im J. 1774 gänzlich aus seinen Besitzungen, ja er setzte den Kampf gegen sie bis 1779 glücklich fort, eroberte alle die Pässe, durch welche sie gewöhnlich in Sera einbrachen, und unterwarf eine Menge kleiner Staaten, die vorher den Maratten Tribut gezahlt hatten. Er ward Herr des Karnatik-Balaghát, und behielt im Frieden vom J. 1779 alle Eroberungen, von denen die Bruttoeinnahme zu 47 Laks Rupien oder 12 Millionen Franken geschätzt wurde, wogegen Heider alle Jahre 12 Laks zu entrichten versprechen mußte. Den Nabab von Cudapah hob er mit seiner ganzen Familie auf, schickte ihn nach Seringapatnam und zog seine Ländereien ein. Der Streit um Guntoor, das der Nabab Bazálet-Dscheng 1779 an die Engländer abtreten wollte, veranlaßte, weil dies Heidern misfiel, die Verwüstung der Provinzen von Adoni, und das flache Land mußte eine bedeutende Contribution zahlen. Mittlerweile hatten sich auch die Feindseligkeiten zwischen den Engländern und Franzosen bis über Ostindien ausgedehnt; deshalb gingen die aus dem im J. 1778 eroberten Pondichery entkommenen Franzosen und die europäischen Bataillone unter Commando des Herrn de Lallée, die Bazálet-Dscheng auf Antrieb der Engländer aus seinen Diensten entlassen hatte, zu Heidern über, der sie mit offenen Armen aufnahm. Niemals dachte dieser lebhafter daran, die Europäer aus der Halbinsel zu vertreiben als jetzt. Die Engländer hatten sich durch allerlei Intriguen und Umgehung geschlossener Tractate fast alle Nachbarstaaten verfeindet; diese wurden ihnen gegenüber aus Feinden Freunde, und so kam die große Allianz zu Stande, an deren Spitze Heider Ali, die Maratten, der Nizam des Dekan Muhammed Ali Khan und mehre bedeutende Radscha standen. Vorzüglich hatte Heidern die Verletzung seines Gebiets, wie die Besitznahme der französischen Factorei Mahé in Cananor (1778) und der Marsch der Engländer durch das von ihm eroberte Cudapah aufgebracht, und er ergriff deshalb begierig die Gelegenheit, sich zu rächen. Auch kam er seiner Verpflichtung, im Karnatik einzufallen, und ebenso auch die Maratten ihren Versprechungen vollkommen nach, weniger dagegen die andern Alliirten. Eine englische Gesandtschaft von Madras (1779) wurde nicht einmal in Seringapatnam zugelassen, und ihr erst nach langer Zeit eine Audienz gestattet, in welcher Heider den Engländern die Verletzung der Tractate, Habgier und ihre Monopole vorwarf und damit schloß, daß zwischen ihnen weder von Freundschaft noch von einem Tractat die Rede sein könne, und man ihn ferner nicht mehr mit Briefen und Botschaften belästigen solle. Alsbald (im Jul. 1780) brach er auch mit 86,000 Mann (30,000 M. Cavalerie, 40,000 M. Infanterie, 300 europäischen Artilleristen mit

100 Kanonen, ein Corps Franzosen unter
drei Orten im Karnatik ein; Dschittor mit sei
chen Bibliothek arabischer und persischer Han
die nach Seringapatnam wanderten, und sich j
Bibliothèque de la Compagnie des Indes
befinden, war die erste Beute; eine andere
marschirte auf Pondichery los, überall mußten
sich unterwerfen, während man von Madras
vieler Mühe erst am 10. Aug. eine Armee
6000 Mann zum Entsatze von Arcot absende
Munro, General derselben, sollte sich mit dem
Baillie vereinigen, der vom Norden her nahte
um diese Vereinigung zu vereiteln, verließ
setzte sich zwischen sie. Baillie schlug alle geg
schickte Heeresmassen siegreich zurück, verlor
Mannschaft und wagte es erst, nachdem er vo
Verstärkung erhalten, sich mit diesem zu verein
Sept.). Heider rückte ihm mit 57 Kanonen
während er nur zehn hatte, muthig hielten di
der das Feuer aus, und ohne eine doppelte
Munition erfolgte Explosion wären sie unstreiti
ger des Tages gewesen. Mit dem Bajonett in
vertheidigten sie sich, so lange sie konnten,
Übermacht weichen und sich als Kriegsgefangen
mußten. Munro, der ein ähnliches Schicksal
zog sich mit Zurücklassung seiner Bagage und
über Dschinglepút nach Madras zurück, und so
ganzen Karnatik nichts als die Hauptstadt Ar
obern übrig. Nach zweimonatlicher Belagerung
sich, ohne daß sie jedoch Heider einer feindlichen
lung preisgab (Oct. 1780). Die englischen
auf Malabar, wie die Factorei Tellichery, w
mit Mühe gerettet, und ohne die Hilfe, welch
neralgouverneur von Bengalen, Hastings, unter
Coote, der zugleich Obergeneral der Armee vo
wurde, schickte, wäre letztere Stadt selbst in
rathen. Der neue Feldherr einer nur 7000
ken Armee suchte zunächst mehre Verbündete H
sich zu Freunden zu machen, selbst die Portug
Holländer wurden angegangen, aber alle Versuc
fruchtlos, und so mußte Sir Eyre Coote, auf se
schwache Kraft vertrauend, den ungleichen Kam
wagen. Das Jahr 1781 war ein für ihn glück
zwang den Feind, seine Belagerungen aufzug
einen großen Theil des Karnatik ihm zu überla
1. Jul. griff er ihn von Neuem bei Portonove
der wurde nach Arcot zurückgedrängt. Ein a
Sieg bei Perimbakem (10. Aug.) entmuthigt
noch mehr, obwol der blutige Kampf den
viele Tapfere gekostet hatte, und der 27.
den Fall von Dschittor, einer Festung nordwest
Arcot, zur Folge. Nur die Ankunft der fr
Escadre unter dem Helden Suffrein mit fr
Hilfstruppen gab Heidern frischen Muth, und
ter von 1781 bis 1782 gestattete ihm Vorbe
seine im Carnatic erlittenen Verluste wieder gu
chen. Dies gelang ihm auch vollständig, Suffr
den Engländern alle Zufuhr ab, landete unt

min 2400 Mann, die sich mit Tippo Sahib vereinigten, und da Letzterer am 26. Jan. auch den Obersten Braithwaith am Colerun vollständig geschlagen hatte, war er wiederum bis auf einen sehr kleinen Theil Herr vom ganzen Karnatik. Auch Cuddalor ward am 4. April durch Capitulation genommen, den Franzosen als Waffenplatz übergeben, und bald darauf selbst Pondichery wieder besetzt. Anders sah es dagegen auf Malabar und in Canara aus; der Friede mit den Maratten (17. März 1782) hatte daselbst den Engländern freien Spielraum gemacht und ihre Eroberungen gingen ohne Widerstand von statten. Auch mit den Franzosen kam ein Friede zu Stande, und so sah Heider trostlos alle seine Pläne mit einem Male vereitelt. Seinem Schmerze hierüber machte sein Tod, den ihm ein Geschwür am Nacken (von den Eingeborenen „radjepora ulcère ou bouton royal" und von den Muhammedanern Seratan „Krebs" genannt) zuzog, am 7. Dec. 1782 in Arcot (nach Andern am 10. Dec. bei Arcot) ein Ende. Sein Leichnam ward nach Seringapatnam geschafft und dort am westlichen Ende des großen Gartens beigesetzt. Das Mausoleum, das sich in den Monumens anciens et modernes de l'Hindoustan abgebildet findet, und ihm von seinem Sohne Tippo Sahib errichtet ward, ist von einem schönen Cypressenhain umgeben und erhebt sich etwa 1½ Fuß hoch aus schwarzem Marmor über den Boden. Daselbst ruhen auch jetzt die Überreste seines ebengenannten Sohnes und seiner Gemahlin. Die Grabmale sind auf Kosten des englischen Parlaments mit Decken von kostbarem Zeuche belegt, und über jedem befindet sich ein Baldachin. Das ganze prachtvolle Gebäude mit seiner Kuppel ruht auf schwarzen Marmorsäulen, die eine ausgezeichnete Politur haben. Nicht weit davon an einer Terrasse befinden sich auch die Grabmale mehrer treuer Diener beider Helden.

Heider Ali hinterließ zwei Söhne, Feth Ali Khan, gewöhnlich Tippo Sahib genannt, und Kerim Khan. Ersterer war Erbe seiner großen Eigenschaften und seines Reiches, das mit Ausschluß des Karnatik 27,000 □M. umfaßte und 50 Millionen Franken jährliche Revenuen einbrachte. Überdies waren im Schatze mehre Millionen vorhanden und das Reich erfreute sich zum Theil eines blühenden Zustandes. Heider hatte, wo er konnte, Handel und Industrie befördert und gepflegt, unparteiisch Recht geübt und in allen seinen Anordnungen ungewöhnlichen Scharfsinn und große Weisheit kundgethan. Er war groß als Held, aber auch nicht weniger groß als Mensch. Seine Thätigkeit verbreitete sich über alle Zweige der Verwaltung, unter seinen Truppen herrschte europäische Disciplin, und er selbst konnte nur auf kurze Zeit grausam aus Politik sein. Überall bemühte er sich, seine Staatsverwaltung zu verbessern und zu europäisiren, und Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe galten ihm mehr als Gelehrsamkeit und Talente. Gegen die fremden Nationen war er im Handel und Wandel ebenso duldsam wie in der Religion, nur mußten sie sich den Landesgesetzen unterwerfen; er eiferte gegen barbarische Sitten und Gebräuche und verbot das Verbrennen der indischen Frauen. Er hob den Unterschied der Kasten auf Malabar auf und gestattete Gewerbsfreiheit. Seine Armee organisirte er soviel thunlich ebenfalls auf europäische Weise, und da er wegen seiner Heftigkeit in seiner Jugend weder schreiben noch lesen lernte, verdient er um so größere Bewunderung, wie er, umringt von tausend Schwierigkeiten, durch sich allein das werden konnte, was er wurde. Seine bedeutende Körperstärke bei nur fünf Fuß sechs Zoll Größe hinderte ihn keineswegs in seiner Thätigkeit und trotzte allen Beschwerden. Seine Gesichtszüge, seine kleine aufgestutzte Nase, seine dicke Unterlippe traten um so mehr hervor, als er keinerlei Bart trug. Seine Kleidung war einfach und schmucklos, und sein Betragen offen und Zutrauen erweckend. Verstellung war ihm fremd und der Zutritt zu ihm stets frei. Sein Gedächtniß half ihm über alle Mängel seiner Erziehung hinweg; er fragte, antwortete, dictirte und ließ sich vorlesen, Alles zu gleicher Zeit; während er auf Schauspieler, Sänger und Tänzer zu achten schien, entschied er in demselben Augenblicke die wichtigsten Angelegenheiten. Hatte er Ruhe, so schlief er nicht länger als sechs Stunden, expedirte die angekommenen oder abzusendenden Depeschen, und gestand sich bisweilen zwei Stunden zu seiner Toilette zu. Um neun Uhr ging er zur Tafel, trat auf den Balcon, ließ sich von seinen Elephanten begrüßen und von seinen Tigern besuchen. Um 10½ Uhr betrat er das Audienzzimmer, und nahm die eingegangenen Bittschriften entgegen, während 30 bis 40 Secretaire unaufhörlich thätig waren. Eine Art Post mit Controle des Abganges und der Ankunft besorgte überall hin die Befehle, und die Audienz ward gegen drei Uhr aufgehoben, wo sich der Fürst zur Mittagsruhe begab, bis um 5½ Uhr die Geschäfte von Neuem begannen oder Truppen manövriren mußten. Am Abend 6½ Uhr stellten sich die Minister, die Großen des Reichs und der junge Adel ein, eine Komödie ward von Weibern aufgeführt von 8—11 Uhr, und durch Tanz und Gesang unterbrochen, während Heider sich mit den Ministern oder Gesandten unterhielt oder auch Geschäfte abthat. Hofpoeten und Erfrischungen fehlten nicht und überall herrschte Fröhlichkeit und Ungezwungenheit. Um 11 oder 12 Uhr verfügte sich Heider mit seinen Freunden und Verwandten zur Tafel, und die übrigen Gäste entfernten sich. Diese Tagesordnung in Friedenszeiten unterbrachen bisweilen Jagden, Revüen oder Spaziergänge, wo überall den milden Fürsten dieselbe Liebe begleitete*). (*Gustav Flügel.*)

Hydernaggur, s. **Bednore**.

Hyderoneus, s. **Hydatoneus**.

HYDEROS (ὕδερος), **HYDERUS** (ὑδεροῦς von ὕειν, naßmachen, regnen), **Affectus hyderodes**, eigentlich jede Wasseranhäufung im Körper, besonders aber

*) Die hier benutzte Literatur s. in der Biographie universelle unter Hyder Ali, und das Leben Hyder Ally's, Nabobs von Mysore, aus dem Franz. von Sprengel. 2. Th. (Halle 1784 und 1786).

die Hautwassersucht; der leukophlegmatische Zustand, wie es auch von Galen gebraucht wird. (*Wiegand.*)

HYDISSA, Ὕδισσα bei Ptolemäus, Ὑδισσός (Hydissus) bei Steph. Byz., eine Stadt im Innern der kleinasiatischen Landschaft Karien, deren Einwohner Plinius (H. N. V, 29) Hydissenses nennt, und welche vom Hydissos ihren Namen haben soll. (*R.*)

HYDISSOS, ein Sohn Bellerophons und Asteria's, welcher der Stadt Hydissos im innern Karien den Namen gegeben haben soll *). (*Schincke.*)

HYDNOCARPUS *Vahl.* Symb. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rhamneen und der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe (nach *W.* Sp. pl. aus der zweiten Ordnung der 23. Classe), deren Charakter folgender ist: Polygamische Blüthen; ein fünfblätteriger Kelch; die Corollenblättchen, welche mit den Kelchblättchen alterniren, haben an der Basis Nektarschüppchen; die Frucht ist eine kugelige Beere, an deren Wänden die Placenten sitzen; die Samen sind runzelig. Die einzige bekannte Art, H. inebrians *Vahl* Symb. (H. venenata *Gärtn.* de fruct. I, t. 60. f. 3) ist ein auf Ceylon wachsender Baum, mit abwechselnden, ablangen, gesägten, unbehaarten Blättern und vielblumigen Blüthenstielen. Die Früchte sind berauschend, und werden von gewissen Fischen gefressen, welche man, obschon sie sonst sehr gesucht sind, um die Zeit der Reife dieser Früchte nicht fängt, weil sie, dann gegessen, Übelkeit und Brechen erregen. S. *Burm.* Thes. ceyl. p. 30. (*Sprengel.*)

HYDNOPHORA *Fischer* (Zoophyta). Eine in dem Museum Demidoff. Moscou 1806 aufgestellte Corallengattung mit folgenden Kennzeichen: Ein steiniger, krustenartiger Polypenstamm, welcher eine zusammengehäufte oder lappig ausgebreitete Masse bildet, die etwas blattähnlich; auf der Oberfläche stehen zerstreut blätterige Sterne, mit festem pyramidalem, mehr oder weniger erhabenem Mittelpunkte. Die Gattung gehört in die Verwandtschaft der Madreporen, und Lamouroux zählt dieselbe zu Monticularia. Als Typus führt Fischer H. Demidovii auf, und bildet dieselbe a. a. O. Taf. 4 ab. Außerdem zählt er noch zu dieser Gattung Madrepora aspera und exesa Solanders. (D. *Thon.*)

Hydnophora *Fisch.*, s. Monticularia *Lamck.*

Hydnophytum *Jack.*, s. Lasiostoma *Schreb.* (L. Formicarum *Spr.*).

HYDNORA. Eine merkwürdige Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 16. Linné'schen Classe und nach R. Brown, nebst Rafflesia und Cytinus eine eigene Familie (Cytineae *Brongniart*, Rafflesieae *R. Br.*) bildend, nach Ernst Meyer zu den Asarinen, nach Sprengel zu den Cereen, nach Andern zu den Cucurbitaceen gehörig. Den Namen gab ihr zuerst Thunberg (Vetensk. Akad. Handling. 1775. p. 69, 1777. p. 144. t. 4) wegen der Ähnlichkeit der ihm zuerst bekannten ersten Art mit einem Pilze (ὕδνον, Trüffel). Ein

*) *Steph. Byz.* unter Hydissos und *Ptolem.*

Jahr später (1776) beschrieb sie Erik Acharius
unter Linné's Vorsitze vertheidigten Dissertation
Namen Aphyteia (s. d. Art.). Eine genau
niß dieser Gattung verdanken wir einer Abha
Meyers. Char. Die Blume groß, fleischig;
linische Kelch (das Perianthium) röhrig, auße
schuppig; die Röhre mit dem Fruchtknoten
der Same dreitheilig (nach Thunberg zuweile
lig); die Fetzen lösen sich an der Spitze selte
von einander, und sind innen kissenartig; zah
gen 70) Staubfäden sind auf dem Fruchtkn
fügt und zu einem fleischigen, dreilappigen
wachsen; die Antheren fest mit den Staubfäde
sen, zweifächerig, die Fächer öffnen sich nach
Fruchtknoten trägt die große kissenförmige,
dreifurchige Narbe; die Eierchen sind auf dem
der Narbe, im Innern des Fruchtknotens, ber
Mutterkuchen auf- oder eingewachsen; die Fr
fast kugelige, mit Rindensubstanz umgebene
zahlreichen Samen sind klein, mit Eiweißkör
in welchem der Embryo nicht unterschieden wer
Die beiden bekannten Arten kommen am Vor
guten Hoffnung auf der großen Carroebene
auf den Wurzeln von Euphorbia-Arten wa
und sind blattlose, pilzartige, fast ganz von d
gebenden Sande bedeckte Gewächse. Die h
Colonisten kennen sie unter dem Namen Jacka
Wilde Granat, die Hottentotten, welche sie
Kanimp nennen, essen sie trotz ihres widrige
1) H. africana *Thunb.* (l. c., Aphyteia Hy
Achar. l. c. t. 1, Nees Pilzsyst. Titelkpfr.
Meyer in Nov. act. nat. cur. tom. XVI.
775. t. 58) schmuzig braunroth, klebrig-höcke
drei Zoll lang und über einen Zoll dick; die
kantig, die Röhre drehrundlich; die Fetzen d
thiums häutig-gewimpert, zugespitzt, mit zu
Spitzen; die Spitzen der Antheren gekrümm
triceps *Drège* et *Meyer* (l. c. p. 779. t.
teia multiceps *Burchell* voyag.? *Spreng*
p. 18), ein wenig größer als die vorige Art
oberhalb dreikantig; die Fetzen des Perian
Rande nackt, oberhalb breit und verwachsen;
ren grade. Bei dieser Art hat Meyer neun
Spiralgefäßen beobachtet. (

HYDNUM *L.* (Stachelschwamm). Ein
gattung aus der Gruppe der eigentlichen
(Fungi), der natürlichen Familie der Pilze,
ren Namen eigentlich mit Unrecht führt, da
alten Griechen unsere Trüffel (Tuber ciba
Die Gattung Hydnum wird charakterisirt
stachelige Schlauchlage. Von den hierher geh
ten sind mehre eßbar.

I. Hydna mit einem Strunk, welcher in
des Hutes steht: 1) H. sublamellosum *Bull*
pign. t. 453. f. 1), haufenweis beisammensteh
lich, mit fleischigen, hin und hergebogenen,
fließenden Hüten und ebenen, blättrigen, zu
drehten, weißlichen Zähnen des Hutes. Wäch

fernwäldern an der Erde. (Sistotrema confluens *Pers.* Syn.) 2) H. imbricatum *L.* Fl. suec., mit fleischigem, ebenem, würfelig-schuppigem, umberfarbenem Hute, stacheligen, aschgrauen Zähnen und kurzem Strunk. Ebenda. Abb. Fl. dan. t. 176 und 1500 (H. cervinum *Pers.* Observ. mycol., squarrosum *Nees* Syst. f. 240). 3) H. subsquamosum *Batsch* (Elench. f. 43), mit niedergedrücktem, ungleichem, fleischigem, zerbrochen-schuppigem, meist gegürteltem, rostrothem Hute, weißlichen Stacheln und dickem Strunk. Ebenda. (H. squamosum *Bull. Champ.* t. 409, imbricatum *Schum.* Saell.) 4) H. laevigatum *Sw.* Act. holm., mit fleischigem, fast ausgeschweiftem, runzeligem, ungegürteltem, rothbraun-aschgrauem Hute, weißlich-aschgrauen Stacheln und ungleichem, glattem Strunk. Ebenda. Abb. *Michel.* Gen. t. 72. f. 1 (H. imbricatum *Vill. Delphin.*, pulvinatum *Schultz.* Stargard). 5) H. fuligineo-album *Schmidt* mycol. Heft., haufenweis beisammenstehend, mit fleischigem, niedergedrücktem, lappig-unförmlichem, weißlich-rosenrothem Hute, weichen, weißen Stacheln und dickem, rußfarbenem Strunk. In Kiefernwäldern Sachsens. 6) H. candidum *Schmidt* l. c., mit convex-ebenem, fleischig-gallertartigem, glänzend weißem Hute, ziemlich dicken, glasfarbenen Stacheln und dickem, knolligem, weißem Strunk. In Buchenwäldern. 7) H. repandum *L.* Fl. suec., mit fleischigem, ziemlich unbehaartem, ausgeschweiftem, gelblich-braunrothem Hut und ungleichen Stacheln, welche, wie der unförmliche Strunk, weißlich sind. In Wäldern. Abb. Fl. dan. t. 310 (H. flavidum und rufescens *Schäff.* Ic. t. 318 u. 141, imbricatum *Bolt.* Hist. t. 88, carnosum und clandestinum *Batsch.* Elench. f. 136 u. 44, medium *Pers.* Obs., rufescens *Pers.* l. c., repandum *Bolt.* Hist. t. 88). Dieses Hydnum wird unter dem Namen Stoppelpilz an einigen Orten verspeist [1]). 8) H. violascens *Alb.* et *Schwein.* Consp., mit fleischig-faserigem, ausgeschweiftem, filzigem, schmuzig-violettem Hute, gleichweißen Stacheln und ungleichförmigem Strunk. Ebenda. 9) H. infundibulum *Sw.* Act. holm., mit trichterförmigem, glattem, fleischigem, zähem, kastanienbraunem Hute, mit hin und hergebogen-gefaltetem Rande, gleichen, weißen, zuletzt braunen Stacheln und ungleichförmigem Strunk. In Kiefernwäldern. Abb. Svensk bot. t. 4. 10) H. suaveolens *Scop.* Carn., mit ebenem, runzeligem, klebrigem, lederartigem Hute, violetten Stacheln und kurzem, dickem Strunk. In Krain. Riecht wie Lavendel. H. coeruleum *Hornem.* (Fl. dan. t. 1374. H. suaveolens *Alb.* et *Schwein.* Consp., pullum *Fr.* Obs.), ist eine Abart mit mehr converem, schön kornblumenblauem Hute, dessen Mitte filzig und weißlich ist, und der mit dem an der Basis braunrothen Strunke zusammenfließt. Diese Abart, welche einen schwächern Geruch hat als H. suaveolens *Scop.*, wächst in der Lausitz, in Schweden und Norwegen. 11) H. fraceolens *Brot.* Fl. lusit., mit niedergedrücktem, korkig-schwammigem, zottigem, rissigem, grünlich-ziegelrothem, dann braunrothem Hute, gleichfarbigen Stacheln und sehr kurzem Strunk. In Portugal in Kiefernwäldern. 12) H. compactum *Pers.* Syn., mit korkigem, wellenförmigem, filzigem, olivengrün-aschgrauem, innerhalb braunrothem und blaubuntem Hute, kastanienbraunen Stacheln und sehr kurzem Strunk. In Kiefernwäldern. (H. floriforme *Schäff.* Icon. t. 146.) 13) H. aurantiacum *Sw.* Act. holm., mit korkigem, hügeligem, fast filzigem, wie der dicke, knollige Strunk, pommeranzenfarbenem Hut und weißen Stacheln. Ebenda. Abb. *Batsch* Elench. f. 222, Fl. dan. t. 1439. 14) H. ferrugineum *Fr.* Obs., mit korkigem, weichem, zottigem, niedergedrücktem, rostrothem Hute, gleichfarbigen Stacheln und verlängertem Strunk. Ebenda. (H. striatum *Schäff.* Icon. t. 271, hybridum *Bull. Champ.* t. 453. f. 2.) [2]) 15) H. cinereum *Bull.* (*Champ.* t. 419), mit korkig-lederartigem, ausgeschweiftem, feinbehaartem, wie die Stacheln aschgrauem Hut und dickem, bauchigem, innerhalb rostrothem Strunk. In Kiefernwäldern in Frankreich. 16) H. nigrum *Fr.* Obs., mit korkig-lederartigem, filzigem, ungegürteltem, blau-schwarzem, innerhalb, wie der Strunk, sammetschwarzem Hut und weißlichen Stacheln. In Kiefernwäldern. Abb. *Michel.* gen. t. 72. f. 5. (H. pullum *Sw.* Act. holm., corrugatum und melaleucum *Fr.* Obs. sind Abarten.) 17) H. velutinum *Fr.* Syst., mit trichterförmigem, fast lederartigem, zottigem Hut und filzigem, wie die Stacheln rostrothem Strunk. Ebenda. Abb. *Michel.* gen. t. 72. f. 4. 18) H. cyathiforme *Bull.* (*Champ.* t. 156), haufenweis beisammenstehend, mit lederartigem, fast trichterförmigem, gestreiftem, gegürteltem, ziemlich unbehaartem Hute, rostrothem Strunk und rothbräunlichen Stacheln. In Wäldern. (H. concrescens *Pers.* Syn., zonatum *Batsch* Elench. f. 224, scrobiculatum *Fr.* Obs., connatum *Schultz.* Starg.) 19) H. tomentosum *L.* Fl. suec., haufenweis beisammenstehend, mit lederartigem, fast trichterförmigem, zottigem, bräunlich-aschgrauem Hute, dessen Rand wie die Stacheln weiß ist, und mit dickem, kurzem, kastanienbraunem Strunk. Ebenda. Abb. Fl. dan. t. 1020. f. 2. (H. cyathiforme *Schäff.* Icon. t. 139.) 20) H. canum *Schwein.* Fung. carol. (in Act. Soc. nat. cur. Lips.), weißlich-aschgrau, mit fleischigem, unbehaartem Hut und verlängerten Stacheln und Strunk. An moosigen Orten in Carolina.

II. Hydna mit seitlichem Strunk: 21) H. Auriscalpium *L.* Fl. suec., mit fast lederartigem, nierenförmigem, gegürteltem, wie der dünne Strunk zottigem,

1) Das H. repandum besteht, nach Braconnot, aus Fungin, Thierleim, Schwammzucker, wallrathähnlichem Fette, braunem Fettöl, einer flüchtigen Schärfe, Kali in Verbindung mit der Säure des Pfefferschwammes (Agaricus piperat.), und mit Pilzsäure, Essigsäure, Phosphorsäure und Salzsäure. (*Th. Schreger.*)

2) Das H. hybridum enthält, nach Braconnot, Fungin, Eiweißstoff, Thierleim, Schwammzucker, bläulichrothen Farbestoff, der sich durch Kalien grünt, und in der Siedhitze zersetzt, wallratartiges Fett, braunes Öl, und pilzsaures, essigsaures, phosphorsaures und salzsaures Kali. (*Th. Schreger.*)

rothbraunem Hut und fast gleichfarbigen Stacheln. Auf Kiefern und Tannenzapfen. Abb. *Schäff.* Icon. t. 143, Fl. dan. t. 1020. f. 1. 22) **H. orientale** *Fr.* Syst., glänzendweiß, mit halbirtem, ebenem, glattem Hut und kurzem, dickem Strunk. An Baumwurzeln in Cochinchina. (**H. Auriscalpium** *Lour.* cochinch.) 23) **H. adustum** *Schwein.* Fung. carol., mit lederartigem, nierenförmigem, zottigem, am Rande mit einem braunen Gürtel versehenem Hut und schwärzlichen Stacheln. Auf abgefallenen Zweigen in Carolina. 24) **H. Muscorum** *Spr.* Syst., haufenweis beisammenstehend, klein, unregelmäßig halbirt, papierartig, mit braunrothem Hute, der sich zu einem schmalen, strunkförmigen Fetzen verschmächtigt und mit ziemlich breiten, weißlichen Stacheln. In Carolina. (**Sistotrema Muscorum** *Schwein.* l. c.) 25) **H. gelatinosum** *Scop. Carn.*, mit fleischig-gallertartigem, blättrigem, braunrothem (oder weißlichem oder schimmelgrünem) Hute, weichen, weißlichen Stacheln und kurzem, dickem, schimmelgrünem Strunk. An Baumstämmen. (**H. crystallinum** *Ott. Fr. Müll.* Fl. dan. t. 717. **H. pusillum** *Broter.* Fl. lusit. ist eine Abart.)

III. Hydna ohne Strunk; A) grade, niedergedrückte: 26) **H. Rhoïs** *Schwein.* l. c., mit halbkreisförmigem, lederartigem, striegelichtem, gegürteltem, glänzendweißem Hut und fast unförmlichen, verlängerten, zusammengedrückten, ockerfarbenen Zähnen. In Carolina am Giftsumach (**Rhus Toxicodendron** *L.*) 27) **H. Erinaceus** *Bull.* (*Champ.* t. 34), herzförmig, fleischig, weiß, mit faserig-zerfetztem, innerhalb gegittertem Hut und sehr langen, überhängenden Stacheln. An Baumstämmen. 28) **H. cirratum** *Pers.* Syn., mit halbirtem, fast gelapptem, fleischigem, weißlichem, oben mit zerstreut stehenden Zotten oder Schüppchen bedecktem Hut und sehr langen, gleichfarbigen Stacheln. Ebenda. Abb. Fl. dan. t. 1789. f. 2. (**H. paradoxum** *Schultz.* Starg. und **diversidens** *Fr.* Syst. sind Abarten.) 29) **H. agaricoides** *Sw.* Fl. Ind. occid., mit halbrundem, fleischigem, glattem, weißlichem Hut und sehr gedrängt stehenden, gleichen, rostrothen Stacheln. An Baumstämmen auf Jamaika. (**H. discolor** *Fr.* Syst.) 30) **H. leoninum** *Fr.* Syst., mit halbirtem, fleischigem, gelbem Hut und pfriemenförmigen, weißlichen Stacheln. An Birkenstämmen in Schweden. 31) **H. occarium** *Batsch.* El., dachziegelförmig-beisammenstehend, zottig, weiß, mit halbirtem Hut und dicken, ziemlich ebenen, stumpfen Stacheln. In Italien. 32) **H. pectinatum** *Fr.* Syst., dachziegelförmig-schuppig, mit halbirtem, abwärts gebogenem, steifbehaartem, weißem Hut und pfriemenförmigen, gleichfarbigen Stacheln. An Weinpfählen in Italien. Abb. *Michel.* gen. t. 64. f. 4. (**H. orbiculatum** *Fr.* Syst. ist ein altes Individuum dieser Art, dessen Stacheln grau sind.) 33) **H. lacteum** *Fr.* Syst., dachziegelförmig-beisammenstehend, weiß, mit lederartigem, muschelförmigem, zottigem Hut und zusammengedrängten, in Reihen stehenden, fast zusammengewachsenen Stacheln. An Buchenstämmen. 34) **H. papyraceum** *Wulff.* (in *Jacqu.* Collect.), dachziegelförmig-beisammenstehend,

schneeweiß, mit hautartigem, glattem Hut
förmigen, einfachen und vielgespaltenen Sta
Baumstämmen in Kärnthen. 35) **H. pendulum**
dachziegelförmig-beisammenstehend, bunt, mi
hautartigem, gefaltetem, angedrückt-schuppige
weißem Hut und zerfetzten, schmuzigen, v
abstehende Reihen bildenden Stacheln. Auf
(**Sistotrema pendulum** *Alb.* et *Schwein.*
conchatum *Ehrenb.* Sylv. berol. und
Schäff. Icon. t. 147. f. 1 sind Abarten.) 36
giosum *Spr.* Syst., fast dachziegelförmig-b
hend, sehr groß, kissenförmig, mit fast h
striegelichtem, weißlich-braunrothem, schwam
(aus welchem eine Flüssigkeit tröpfelt), gewu
nen und dazwischenstehenden Röhren. Auf
Baumzweigen in Carolina. (**Sistotrema**
und **symphyton** *Schwein.* l. c.) 37) **H.**
Spr. Syst., dachziegelförmig-beisammenstehe
hautartig, mit hin und hergebogenem, um
krummhaarigem, gegürteltem Hut und fast
gen Zähnen. An dem Stamme der Androme
L. in Nordamerika. (**Sistotrema olivaceum**
l. c.) 38) **H. septentrionale** *Fr.* Syst.,
förmig-beisammenstehend, mit faserigem, fe
ziemlich dünnem, wellenförmigem Hute, welc
langen, schlanken Stacheln gelblich ist. An
men im nördlichen Schweden. 39) **H. strig**
Act. holm., mit lederartigem, runzeligem, sch
gelichtem, schwärzlichem Hut und langen,
Stacheln. An Baumstämmen. (**H. parasiti**
Syn. von *L.*) 40) **H. ochraceum.** *Pers.* Ob
geschlagen, mit fast lederartigem, runzeligem
tem, ockerfarbenem Hut und kleinen, zusamm
ten, fleischfarbenen Stacheln. Auf Kiefernholz
viesii *Sowerb.* Engl. Fung. t. 15. **H.**
Schum., Saell., Fl. dan. t. 1789. f. 1 is
nere Abart.) 41) **H. fusco-violaceum** *Fr.*
ziegelförmig-beisammenstehend, fleischig-flo
braun-violett, gegürtelt, fast filzig, mit weiß
violettem Rande des Hutes und eingeschnitten
Auf Kiefernholze. (**Sistotrema fusco-viola**
renb. Sylv. ber.) — B) Hinten übergebogen
a) mit ungetheilten, gleichförmigen; *aa*) gefä
cheln: 42) **H. cinnabarinum** *Spr.* Syst, b
dehnt, zinnoberfarben, mit breitem, unbehaa
rand und ziemlich langen Zähnen. In Geor
stotrema cinnabarinum *Schwein.* l. c.) 43
crodon *Pers.* Syn., rothbräunlich, mit u
Hut und schiefen, sehr langen, überhängenden
Auf Kiefernstämmen. 44) **H. membranace**
(Champ. t. 481. f. 1), ausgebreitet, dünn,
löwengelb-rostroth, mit graden mittlern Sta
Kiefernholze. 45) **H. ferruginosum** *Pers.*
gebreitet, dicht-filzig, rostroth, mit spitzen,
theilten Stacheln. Auf Baumstämmen. 46)
scens *Spr.* Syst., sehr breit ausgedehnt, olive
gelblich, mit byssusartigem Rand und koni
fast spathelförmigen Zähnen. Auf Baumzweig

na. (Sistotrema fuscescens *Schwein.* l. c.) 47) sulfureum *Schwein.* l. c., ausgebreitet, dünn, schwe- elb, mit byssusartigem Rand und kleinen, einzeln enden Stacheln. Auf Baumzweigen in Carolina. H. Pinastri *Fr.* Obs., ausgebreitet, gelb, mit bys- artigem Rand und pfriemenförmigen, unbehaarten, efen Stacheln. An Kiefernstämmen. 49) H. micro- *Pers.* Syn., ausgebreitet, unbehaart, blaß ockerfar- , mit kleinen, spitzen Stacheln. Auf faulendem Kie- holze. (H. alutaceum *Fr.* Syn.) 50) H. Sacchari . Act. holm., ausgebreitet, schmuzig-gelb, mit kur- , meist gekrümmten Stacheln. Auf den Blättern des ckerrohrs auf Guadaloupe. 51) H. bicolor *Alb.* et *wein.* Consp., ausgebreitet, filzig, weiß, mit klei- , spitzen, rothbraunen Stacheln. Auf faulendem Tan- holze. 52) H. castaneum *Alb.* et *Schwein.* l. c., gebreitet, glatt, zuerst schimmelgrün und wie mit Reif zogen, dann schwärzlich-kastanienbraun, mit zusam- gedrängten, gleichfarbigen Stacheln. An Baumstäm- . (H. fuscoatrum *Fr.* Nov. suec ist eine Abart.) H. aterrimum *Fr.* Syst., ausgebreitet, striegelicht, metschwarz, mit verlängerten, spitzen, schwarzen Sta- n. Auf Birkenrinde. ββ) Mit weißlichen Stacheln: H. fragile *Pers.* Syn., hautartig, weißlich, mit emenförmigen, zerbrechlichen, hin- und hergebogenen, langen Stacheln. Der Standort dieser Art ist zwei- aft. 55) H. subcarneum *Fr.* Obs., hautartig, weiß- -fleischfarben, mit langen, graden und schiefen Sta- n. An Birkenstämmen. 56) H. fasciculare *Alb.* et *wein.* (Consp. t. 10. f. 9), ohne Hut, mit büschel- nigen, überhängenden Stacheln. Auf faulen Kiefern- mmen. 57) H. mucidum *Pers.* Syn., ausgebreitet, tartig, unten und am Rande zottig, mit langen, zu- mengedrängten, weichen Stacheln. Auf Baumstäm- . 58) H. diaphanum *Schrad.* (Spicil. t. 3. f. 3), gebreitet, hautartig, durchscheinend, unbehaart, mit emenförmigen, von einander getrennten Stacheln. nda. 59) H. Agardhii *Fr.* Nov. suec., ausgebrei- fast fleischig, unbehaart, weißlich, innerhalb grün- , mit kleinen, stumpfen, an der Spitze rothen Sta- n. An Tannenstämmen. 60) H obtusum *Schrad.* cil., hautartig, glänzendweiß, mit kurzen, drehrun- , an der Spitze zottigen Stacheln. An Buchenstäm- . 61) H. niveum *Pers.* Syn., fast hautartig, glän- weiß, mit byssusartigem Hutrand und zusammen- rängten, kurzen, spitzen Stacheln. An Baumstäm- . 62) H. farinaceum *Pers.* Syn., ausgebreitet, stenartig, weißlich, mit fast byssusartigem Hutrand sehr dünnen, borstig-zugespitzten, etwas von einan- abstehenden Stacheln. An Baumstämmen. 63) H. stosum *Pers.* Obs., zerstreut stehend, krustenartig wie mit Mehl bestreut, weiß, mit sehr kleinen stum- n Stacheln. Ebenda. Abb. *Nees* Syst. f. 247. (H. atum *Fr.* Syst. ist eine Abart.) β) Mit zusammen- rückten, meist eingeschnittenen, winkeligen oder ver- eden-gestalteten Stacheln; αα) mit gefärbten Sta- n: 64) H. Boltoni *Spr.* Syst., lederartig, mit der umrinde zusammengewachsen, schmuzig-gelb, mit schie- fen, zusammengedrückten, stumpfen, abgestutzten Sta- cheln. Auf Baumrinde. (Boletus obliquus *Bolt.* Hist. t. 74) 65) H. udum *Fr.* Syst., ausgebreitet, dünn, fast gallertartig, unbehaart, gelblich, mit zusammenge- drängten, ungleichen, gabelförmigen und gefranzten Sta- cheln. Auf faulendem Erlenholze. 66) H. Barba Jovis *Bull.* (*Champ.* t. 481. f. 2), ausgebreitet, filzig, weißlich, mit drehrunden, feinbehaarten, an der Spitze bärtigen, pomeranzengelben Stacheln. An wurmstichigen Baumstämmen. 67) H. squalinum *Fr.* Syst., fast aus- gebreitet, zottig, mit zusammengedrückten, verlängerten, spitzen, zusammengedrängten, rothbräunlichen Stacheln. Auf Buchenstämmen. 68) H. carneum *Fr.* Syst., fast hautartig, röthlich, am Rand ungetheilt, mit unförmli- chen, schiefen Zähnen. Auf Buchenrinde. (Sistotrema carneum *Fr.* Obs.) 69) H. Hollii *Fr.* Syst., aus- gebreitet, hautartig, lila-rothbraun, mit byssusartigem, weißem Rand und aufrechten, büschelförmig-beisammen- stehenden, unförmlichen, spitzen Zähnen. An dem Stam- me der Edeltanne (Pinus picea.) (Sistotrema [Xylodon] Stollii *Schmidt.* Myc. Heft., S. carneum *Ehrenb.* Sylv. berol.) 70) H. fimbriatum *Cand.* Fl. franç., ausgebreitet, hautartig, fast gerippt, fleischfar- ben-braunroth, mit gefranztem Rand und zuerst körni- gen, dann vielgespaltenen Stacheln. Auf Baumstäm- men. (Sistotrema fimbriatum *Pers.* Obs. H. cristulatum und subtile *Fr.* Syst. sind Abarten.) 71) H. viride *Fr.* Syst., ausgebreitet, filzig, sehr weich, grün, mit aufrechten, konischen, unförmlichen, fast eingeschnit- tenen Stacheln. Auf Erlenholze. (Sistotrema viride *Alb.* et *Schwein.* Consp.). ββ) Mit weißen Stacheln: 72) H. quercinum *Fr.* Syst., ausgebreitet, unbehaart, weißlich, mit fast angedrückten, dicken, unförmlichen, ein- geschnittenen Stacheln. Auf Eichenholze. (H. candidum *Willd.* Berl. Mag., Sistotrema quercinum *Pers.* Syn. — H. Pseudo-Boletus *Cand.* Fl. fr. ist eine Ab- art.) 73) H fagineum *Fr.* Syst., fast ausgebreitet, unbehaart, weißlich, mit zusammengedrängten, langen, bü- schelförmig-zusammengewachsenen, stumpfen, ungetheil- ten Stacheln. Auf Buchenstämmen. (Sistotrema fagineum *Pers.* Syn.?) 74) H. Radula *Fr.* Obs., kreis- förmig, milchweiß, mit byssusartigem Rand und ver- längerten, unförmlichen Stacheln. Auf Baumstämmen. (Sistotrema niveum *Schwein.* l. c. ist wahrscheinlich eine Abart.) 75) H. spathulatum *Schrad.* (Spicil. t. 4. f. 3), ausgebreitet, glänzendweiß, mit zusammenge- drängten, spathelförmigen, an der Spitze feinbehaarten Stacheln. Auf Tannenstämmen. Abb. Nees Syst. Fig. 231. (Sistotrema spathulatum *Pers.* Syn.) 76) H. paradoxum *Schrad.* (l. c. t. 4. f. 1), ausgebreitet, glänzendweiß, mit byssusartigem Rand und zusammen- gedrängten, fingerförmigen, an der Spitze zottigen Sta- cheln. Auf Baumstämmen. (Sistotrema paradoxum *Pers.* Syn.) 77) H. argutum *Fr.* Syst., ausgebreitet, filzig, glänzendweiß, mit schiefen, spitzen, gesägten Sta- cheln. Auf Birkenholze. 78) H. obliquum *Schrad.* l. c., ausgebreitet, glänzendweiß, mit byssusartigem Rand und zusammengedrückten, ungleichen, zottigen Stacheln.

Auf Baumstämmen. (Sistotrema obliqnum *Alb.* et *Schwein.* Consp) S. *Spr.* Syst. IV, 479. H. bienne *Cand.* ist Daedalea biennis *Fr.*, H. parasiticum *L.* (decipiens *Schrad.*) = Boletus abietinus *Dicks.*, H. Cerasi *Cand.* = Boletus mucidus *Pers.*; H. Hystrix *Fr.* (Echinus *Fr.*, Hericium hystericinum *Pers.*), coralloides *Scop.* (crispum *Scop.*, ramosum *Bull.*, abietinum *Schrad.*, muscoides *Schum.*), und Caput Medusae *Pers.* gehören zu der Gattung Merisma *Pers.*; und H. calvum *Alb.* et *Schwein.* zu Isaria *Pers.* (*Sprengel.*)

HYDRA oder Sydra, vielleicht das alte Aristera, Insel auf der Nordostseite von Morea, nur durch die zwei Meilen breite Meerenge Dramtidra von dieser Halbinsel getrennt. Sie hat einen Flächenraum von 1,80 □Meilen, und liefert auf ihrer felsigen Oberfläche nur Weide für eine kleine Heerde von Schafen und Ziegen; auch fehlt ihr Wasser, mit Ausnahme des in Cisternen gesammelten. Aber ihre 50,000 griechischen Einwohner (1827 waren nach öffentlichen Nachrichten nur 11,515 Eingeborne und 3177 Fremde hier) gehören zu den thätigsten dieses Volksstammes, und nähren sich fast nur von Schiffahrt und Seehandel. Sie haben über 350 Handelsschiffe, worunter 120 Schiffe von 150—170 Tonnen, mit denen sie den Frachthandel im mittelländischen Meere treiben und ihre Geschäfte bis nach Nordamerika führen. Sie bringen die griechischen Producte nach andern Häfen des Mittelmeeres, und führen von hier die nach der Levante bestimmten Colonial- und Manufacturwaaren zurück; auch bringen sie das zu Odessa eingekaufte Getreide in diese Häfen. Ihre Schiffe nehmen ihre Ladungen in Ägypten, Ismir, Anadoli, Morea, Tirhala, Saloniki und Enos ein, und gewinnen von denselben bei einem leichten Absatz im westlichen Theile des mittelländischen Meeres gewöhnlich 40—50 Procent. Daher der Reichthum der Einwohner, die zur griechischen Diöcese von Ägina gehören, und 1827 das repräsentative System einführten, indem jedes der 51 Kirchspiele zwei Abgeordnete zur Generalversammlung schickte; der Demogeronten sind vier. Vor der Revolution erhielten die Osmanen hier ihre besten Matrosen und Seesoldaten. Die gleichnamige Stadt 41° 10′ Länge, 37° 20′ 33″ n. Breite auf der Südseite der Insel ist pyramidalisch auf Felsen hinangebaut, und ist eine der schönsten Städte des Orients, ganz von Steinen gebaut, mit reinen und gepflasterten Straßen, netten Häusern, über 20,000 Einw. und 50 griechischen Kirchen, wovon zwei Marmorthüren haben. Der nicht große aber tiefe und sichere Hafen bildet einen Halbmond. Bei ihm stehen eine Börse, wo alle Handelssachen abgemacht werden, ein auf europäische Art eingerichtetes Kaffeehaus und große Waarenmagazine. Die Einwohner unterhalten Baumwoll- und Seidenweberei, Seifensiederei, Färberei rc., aber vorzüglich Seefahrt und Handel. Auch sind hier eine höhere Unterrichtsanstalt, in der auch das Altgriechische gelehrt wird, mehre Elementarschulen und seit 1816 auch eine Handels- und Schiffahrtsschule*). (*Stein.*)

*) s. Koray, über die Insel Hydra und die Hydrioten in den Allg. geogr. Ephem. XXVII. S. 286 fg.

HYDRA *Linné* (Zoophyta), Armpolyp. (
Gattung aus der Familie Hydrinae, welche Bor
St. Vincent, sowie Cuvier Polypus nennen. Es m
auf sie zuerst im J. 1703 Leuwenhoek in den Phil
phical Transactions n. 283 und 288 aufmerksam,
nauer beobachtete sie indessen erst Trembley (Mémo
pour servir à l'hist. d'un genre des Polypes d
douce. 1744. 4.). Er fand sie in Holland in e
Teiche mit Wasserpflanzen, und hielt sie Anfangs
für solche. Um sie zu beobachten, hatte er ein Glas
denselben in sein Fenster gestellt, und bemerkte an e
Stengel einen grünen Polypen fast unter einem re
Winkel ansitzend, der mit seinen Armen der Samens
einer Sternblume glich. Er sah die Arme sich
wegen, ähnlich den Blättern der Sinnpflanze; sowi
aber am Glase rüttelte, zog sich der Polyp zusam
und erschien als ein kleines grünes Körnchen, das
bald seine Arme wieder ausstreckte. Er entdeckte
und nach mehre in seinem Glas, und bemerkte ih
genthümliches Fortschreiten, welches dem der sogen
ten Spanneraupen oder auch der Blutegel gleicht, s
daß sich die Polypen immer an die Seite des G
setzen, welche dem Lichte zugekehrt ist. Er machte
mit der grauen Art Versuche, und schnitt einen Poly
mitten entzwei. Schon am andern Tage sah er
vordere Stück mit den Armen wieder herumkriechen,
später, am neunten Tage, bemerkte er, daß das hin
erst drei, dann wieder zwei, dann noch drei Sp
trieb, welche zu vollständigen Armen wurden. Auch
er, wie aus der Seite des alten Polypen ein junger
aussproßte, gleich den Ausläufern einer Pflanze.
noch wagte er es noch nicht, sie für Thiere zu h
bis Reaumur in Paris, dem er einige schickte, sie
erklärte. Übrigens sind seine Beobachtungen so g
daß neuere Beobachter fast nichts haben zusetzen kö
Diese Thiere finden sich in stehenden süßen Wässern
überall in ganz Europa und sitzen meist an Wasserp
zen, weshalb man sie leicht erhalten kann, wenn
eine Partie von diesen ausschöpft und in Gläser b
Sie sitzen mit dem armlosen Ende fest, können sich
losmachen, und schreiten dann mit dem Armende
dem andern spannend fort. Die Arme bewegen s
der Regel langsam nach allen Richtungen, doch schn
sie dann und wann heftig mit einem einzelnen. A
grünen Art sind die Arme kurz und stehen des
meist grade, während die längern anderer Arten h
hängen. Wie die Arme so kann sich auch der Leib
längern, verkürzen, verdicken und verdünnen, und in
Richtung bewegen. Die Polypen können lange,
Nahrung zu sich zu nehmen, leben, wenigstens wa
bloßen Augen sichtbare betrifft, denn es mögen
eine Menge Infusorien mit zu ihrer Nahrung geh
Die gewöhnlichste Nahrung der braunen Art ist die
selnaide (Nais proboscidea), welche mit ihnen
großer Menge in denselben Gewässern lebt und oft
verschluckt wird, sodaß man sie noch in dem Leibe
Polypen liegen sieht. Auch von Wasserflöhen (D
nia) nähren sie sich und verschlucken deren oft eine

Menge. Sie gehen sogar an die Larven der Phryganien, und selbst an kleine, nur wenige Linien lange Fischchen. Ja es kommt sogar vor, daß einer den andern theilweise oder selbst ganz verschluckt, jedoch kommt der Verschluckte unversehrt wieder zum Vorscheine. Die Verdauung dauert etwa einen halben Tag, die Überbleibsel der Nahrung werden durch den Mund wieder ausgeworfen, die Farbe derselben aber geht in den Körper des Polypen mit über. Sie müssen ein eigenes Gefühl, denn die Augen mangeln ihnen, für die Nähe ihrer Nahrung haben, da sie sich nach derselben hinbewegen. Wenn sie lange fasten müssen, werden sie kleiner, dagegen aber füllen sie sich auch wieder durch Nahrung stark an. Sie leben immerhin ein Paar Jahre, zerfließen aber mitunter von selbst und werden von einem Infusionsthierchen (Cyclidium pediculus) nicht blos sehr geplagt, sondern manchmal sogar aufgerieben. Dagegen dienen sie andern Wasserthieren, z. B. Fischen, oder auch nur Wasserkäfern, nicht zur Nahrung. Gegen das Frühjahr beginnt die Fortpflanzung durch Austreiben von Keimen, welche oft schon in einem Tage zu einem vollständigen Thiere, nur mit weniger Armen, ausgebildet sind und sich dann von dem alten loslösen. Man kann bemerken, daß das Junge genau mit der Leibeshöhle des alten in Verbindung steht (was indessen van der Hoeven widerstreitet), indem die von ihm eingenommene Nahrung in den Mutterstamm übergeht und umgekehrt. Die Polypen sind dabei sehr fruchtbar, indem ein einziger binnen zwei Monaten über 40 Junge hervorbringen kann, auch treiben die Jungen oft schon wieder andere, während sie noch am Mutterleibe sitzen. Man bemerkt durchaus nichts von irgend einer Paarung, und Trembley sah immer abgesonderte Junge sich bis in die siebente Generation fortpflanzen. Es entstehen auch neue Polypen, indem die ältern durch eine Einschnürung sich in zwei Theile theilen; das Auswachsen neuer Knospen wird dadurch nicht gehindert, daß man dem Mutterstamme die Arme abschneidet, überhaupt wird jedes zerschnittene Stück wieder ein ganzes Thier. Man kann den Polypen ganz umstülpen, und er lebt ebenso gut fort. Hat man auf diese Weise ein Junges in ihn hineingebracht, so stülpt sich dieses von selbst um. Mitunter stülpt sich dieses Thier halb oder ganz um, und es entstehen daraus eine Menge Misbildungen und noch mehr, wenn man etwa zwei Polypen ineinander schiebt, die mitunter zusammenverwachsen, theils sich wieder durch Herausbohren trennen *). Ehrenberg bemerkt über diese Gattung in den Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften aus dem J. 1832 noch Folgendes: Der Mund und die einfache Magenhöhle sind offen, dieselbe Öffnung dient sowol zur Aufnahme der Speise als zum Auswerfen der Excremente. Der Körper und Schwanz bestehen aus einem Gefäßnetz und sind mit Körnern (Drüsen?) gefüllt, die Arme oder Tentakeln überdies mit Saugwarzen besetzt, aber nicht gefranzt. Zwischen den Tentakeln konnte eine Öffnung nicht wahrgenommen werden. Nur in dem Schwanztheile finden sich undeutlich zerstreute, in der Körperhülle liegende sprossende Organe, welche von Zeit zu Zeit anschwellen und nach Außen Warzen erzeugen, welche entweder in ein vollkommenes unfruchtbares, mit Tentakeln versehenes Junges sich entwickeln oder in eine rohe tentakellose, abfallende Eier enthaltende, Kugelform übergehen. In Afrika und Arabien suchte Ehrenberg vergeblich nach Arten dieser Gattung. Die Kennzeichen gibt Bory de St. Vincent (Encyclop. méthodique. Zoophytes p. 631) folgendermaßen an: Der Körper sehr contractil, kegelförmig, hinten dünner, gebildet aus unregelmäßig zusammengehäuften Moleculen in einem dicken Mucus ohne Haut, einen Nahrungssack bildend, dessen Öffnung am Rande mit einem einfachen Tentakelkranz umgeben ist. Ehrenberg a. a. O. dagegen: quirlförmig unter der Mundöffnung stehende Tentakeln, Fortpflanzung durch Sprossen, die oft geschlechtlos, seltener weiblich oder Zwitter sind (die Polypen frei, durch ihre Brut ästig, aber nicht strauchartig). Man kennt nur folgende vier Arten dieser Gattung.

1) H. viridis (Rösel, Insectenbelustigung. t. III. pl. 83. f. 1 a—f et 6. pl. 89. f. 6—8. (4. excl.) Hydra viridis. *Gmel.*, Syst. Nat. VIII. tom. I. p. 38. *Lam.*, Anim. sans vert. tom. 2. p. 60. Encycl. III. Vers. pl. 66. f. 4—8. (1—3 excl.) Hydra viridissima. *Pall.*, El. Zooph. p. 31. n. 3. Polype de la troisième espèce. *Bak.* Polyp. trad. fr. p. 26. pl. IV. f. 7. Polype de la première espèce. *Trembley*, pl. 1. f. 1). Als Kennzeichen dieser Art stellt Ehrenberg auf, die hochgrüne Farbe, die nur einen halben Zoll betragende Körperlänge und die blässern Tentakeln, welche kürzer als der ausgestreckte Körper. Es ist diejenige, welche Leuwenhoek schon bekannt war, und von Trembley näher beobachtet wurde. Man trifft sie in stehenden Gewässern an, theils an den Wurzeln der Wasserlinsen, theils an dem unter dem Wasser stehenden Stengel der Wassergräser und anderer Wassergewächse. Wenn der Körper ganz ausgestreckt ist, mißt er 5—6 Linien im stärksten Durchmesser, d. h. vorn höchstens $\frac{1}{4}$ Linie. Bei größter Zusammenziehung nimmt er eine kugelförmige gleichsam gestielte Gestalt an. Gleichmäßig hinten und vorn verschwächt endigt er in eine Spitze. Die Zahl der Tentakeln steigt von drei zu zehn, meistentheils sind sie acht vorhanden, doch findet man auch einzelne Individuen, welche deren zwölf haben. Diese Tentakeln oder Arme, kürzer als das Thier, erscheinen mitunter gegen ihre Spitze etwas erweitert und verlängern sich kaum über drei Linien. Im Zustande der Ruhe hält sich der Polyp oft in einen rechten Winkel geöffnet, nämlich in der Ebene der Mundöffnung, ein andermal stellt er sie trichterförmig zusammen. Obwol sie von einem mehr oder weniger schönen tiefen Grün sind, wie der Leib des Polypen, so erscheinen sie doch heller durch einen schmalen durchscheinenden Saum, welcher einen jeden einzelnen Arm umgibt. Die grünen Armenpolypen sind hinsichtlich ihrer Bewegungen die lebhaftesten, da

*) Mehr findet man über diese wunderbaren Thiere außer dem angegebenen Werke besonders in Rösels Insectenbelustigungen. 3. Th. (1756). Schäfers Armpolypen. (1754. 4.)

die Länge ihrer Arme ihnen dabei nicht im Wege ist. Bory de St. Vincent will bemerkt haben, daß sie die Wasserflöhe eben nicht liebten, sondern mehr grüne Infusorien und überhaupt die sogenannte Priestley'sche grüne Materie vorzogen, und daß auch ihre Farbe sich nach der Nahrung änderte, so, daß sie ganz blaß wurden, wenn diese fehlte.

2) H. oligactis *Pallas* (Elenchus Zooph. p. 29. n. 1. Polypus Megalochirus *Bory de St. Vincent*, Encycl. p. 635. Rösel a. a. O. 84—87. Hyd. fusca. *Gmelin* Syst. Nat. ed. 13. p. 3870. Encycl. planch. 69. f. 1—9. *Lamarck* Anim. s. Vert. II. p. 6. n. 3 [excl. syn. Ellisii]. *Trembley* l. c. pl. 1. f. 1—4 u. 6. pl. 2. f. 1—4. pl. 3. f. 11. pl. 5. f. 1. pl. 6. f. 3—6, 9, 10. pl. 7. f. 3—5, 8. pl. 8. f. 8—11. pl. 9). Der braune Armpolyp. Kennzeichen (nach Ehrenberg a. a. O.): Bräunlich, zolllang, 2—8 Tentakeln, welche viel länger sind als der ausgedehnte Körper. Es ist diese die größte aller Arten. Ihre Farbe ändert aus dem Graulichen ins Gelbbräunliche ab. Sie ist selten unter einem Zoll lang und erreicht mitunter eine Länge von zwei Zoll. Das vordere Ende ist kopfförmig angeschwollen, die Mundöffnung aber weniger erweitert als bei der vorigen Art, nichtsdestoweniger aber einer großen Ausdehnung fähig, das hintere Ende ist im Gegentheile sehr dünn, gleichsam ein zugespitzter Schwanz und läuft nicht wie bei den andern Arten in eine zwiebelförmige Anschwellung aus, sodaß das Thier, wenn es sich anheftet, dies nicht mit der Spitze selbst, sondern mit der Seite derselben thut, die sich etwas krümmt. Bei der Zusammenziehung bemerkt man diesen Schwanz etwas deutlicher, und der Körper, der alsdann eiförmig oder kugelig erscheint, von der Größe einer kleinen Erbse, bekommt dann ein gestieltes Ansehen. Die Arme, deren meist sechs vorhanden sind, seltener acht, sind an ihrer Wurzel etwas stark, nach der Spitze zu werden sie schwächer und ganz fein, enden aber zuletzt in einen kleinen Knopf. Ihre Länge beträgt immer mehr, als die Länge des Körpers selbst, wenn sie zusammengezogen sind; ausgestreckt werden sie auf acht Zoll lang, ja Trembley spricht von einem solchen Polypen, dessen Arme fußlang waren, und auch Bory de St. Vincent versichert dergleichen gesehen zu haben. Diese Art treibt am häufigsten Sprossen, und Rösel bildet einen dergleichen ab, der nicht weniger als 15 hat. Auch lebt diese Art sehr gesellig, Alt und Jung setzt sich dicht neben einander an denselben Gegenstand, und bilden so mit ihren langen feinen Armen gleichsam eine Behaarung.

3) H. vulgaris *Pallas* (El. zooph. p. 30. nr. 2. Rösel, Insectenbelustigung. tom. III. 78—83. Hydra grisea. *Gmel.* Syst. nat. XIII. tom. p. 3870. Encycl. Vers pl. 67. *Lam.*, Anim. sans vert. tom. 2. p. 60. nr. 2. Hydra aurantia. *Müll.*, Zool. Dan. prodr. 2784. *Trembley*, pl. 1. f. 2 et 5. pl. 2. f. 2. pl. 6. f. 2, 7, 8. pl. 7. f. 6. pl. 10. Polypus Briareus *Bory de St. Vincent*, Encycl. méthodique Zooph. p. 634). Graugelblich oder orangefarben, zolllang, die Arme kaum noch einmal so lang als der Kör-
per, an der Zahl 2—12. Als grüne Abart re[...]
de St. Vincent hierher Rösel Taf. 88. Fig.
89. Fig. 4. Derselbe französische Schriftsteller
daß man diesen Polypen nicht wohl den grau[...]
könne, da er seine Farben so zu sagen unter [...]
des Beobachters verändere, je nach der Nahru[...]
zu sich nimmt. In der Regel ist die Farbe etw[...]
Die Arme laufen gegen das Ende ebenfalls in [...]
chen aus, und ihre Zahl steigt bei gut genäh[...]
viduen wohl bis auf 20, ja Bory de St. [...]
wähnt ein von ihm beobachtetes Exemplar, we[...]
blos 21 Arme um die Mundöffnung, sondern [...]
fünf einzelne auf dem Körper hatte, von dene[...]
terhin drei in vollkommene Polypen verwandel[...]
Körper hat eine Länge von 6—18 Linien, [...]
Mitte etwas angeschwollen und sitzt mit eine[...]
förmigen Anschwellung auf. Diese Art find[...]
großer Menge vor, sodaß sie oft die Was[...]
gleichsam wie ein Schleim überzieht. Dieser [...]
auch der gefräßigste von allen, und nimmt [...]
Farbe derjenigen Nahrung an, welche ihm zu [...]
weshalb Bory de St. Vincent geneigt ist, [...]
den Autoren zu H. viridis gezogene Abbildun[...]
hierher gehörig zu betrachten, da die gegenw[...]
eben auch mitunter ganz grün erscheint.

4) H. attenuata *Pallas* (Elench. Zooph[...]
4. H. pallens *Gmelin*, Syst. nat. XIII. 787[...]
sel, Insectenbelustigungen III. t. 76. f. 1—[...]
f. 1—3. Encycl. méth. pl. 68. f. 1—8. H[...]
Müller, Zool. dan. prodr. 2785. Polypu[...]
rus *Bory de St. Vincent*, Enc. meth. Z[...]
634. *Trembley* t. 3? *Ellis*, Corall. pl. 28[...]
det sich nach Bory de St. Vincent häufig a[...]
linsen in den stehenden Gewässern um Gent in[...]
doch nur in sehr reinen. Diese Art, größer al[...]
gen und der H. viridis sehr ähnlich, unterse[...]
hauptsächlich durch die Formen, da sie ebenfal[...]
ter eine grüne Farbe annimmt. Sie wird 10[...]
nien lang, der hintere Theil ist sehr stumpf, au[...]
len, zugerundet. Wenn das Thier ausgedehnt [...]
die Mundöffnung sehr deutlich und klaffend, [...]
dünnt sich der Leib gegen die Einfügung der [...]
ren fünf bis sieben durchaus ganz farblose[...]
den sind, die immer auch bei der größten Au[...]
nur die Länge des Körpers haben, der von [...]
Farbe ist.

Außer diesen genannten Arten hat man n[...]
aufgeführt, theils den genannten entnommen, [...]
che hinzugefügt, welche anderwärts ihren Pl[...]
müssen, so Hydra squamata Müllers, welch[...]
ryna, dessen gelatinosa, welche zu Halcyonel[...]
Im Dictionnaire des Sciences naturelles f[...]
auch eine Hydra rosea abgebildet, nirgends [...]
besondere Art beschrieben, vielmehr heißt es in[...]
klärung der Tafel ausdrücklich, daß es die ge[...]
grüne Art sei, und nur eine rosenfarbene Ab[...]
derselben; so glauben wir wenigstens das Hyd[...]
— Idem rose verstehen zu müssen. (D.

bel in die Hydra. Bei der Deutung des ganzen Sternengemäldes wird es vorzüglich auf die Bedeutung der Schlange ankommen. Nach Theon bei Eratosthenes [23]) behaupten die Ägypter mit treffenden Gründen, die Schlange bezeichne den Nil. (Nach demselben auch die Hydra, welche Herakles tödtete, aber sehr unwahrscheinlich.) Stammt wirklich das ganze Bild aus Ägypten, so kann es nicht befremden, unter den vielen veranschaulichenden Bildern des Nil auch dieses zu finden. Nichts ist gewählter, die Krümmungen dieses Flusses darzustellen, als die Schlange mit ihrem beweglichen Körper. Und gibt dazu nicht die ungeheuere Menge derselben die nächste Gelegenheit? Auch können durch sie die jährlichen Veränderungen des Landflusses, sein Steigen und Fallen, am Besten gedeutet werden, und durch die Himmelszeichen die Zeit, in welcher sie sich ereignen. Grade unter dem Krebse liegt das Haupt der Schlange, und in dem Monate, dessen Zeichen der Krebs ist, fängt der Nil zu schwellen an; ihr Leib zieht sich unter dem Zeichen des Löwen hin, und grade in der Zeit, wo der Löwe am Himmel erscheint, bedeckt das schlammige Nilwasser das ganze Land; sie endet an den Füßen der Jungfrau, und in dem Monate, den sie andeutet, kehrt das Wasser in seine Ufer zurück. Die Gleichzeitigkeit der Erscheinung mit den genannten drei Himmelszeichen, die Länge des Zeitraumes, den sie einnimmt, sein Anfang und sein Ende, Alles trifft so genau zusammen, daß nur Überlegung und Erfahrung das Bild angeordnet haben können [24]). Der Becher stellt auf der zweiten Windung unter dem Ende des Löwen, wo der Fluß sich in reicher Fülle über das urbare Land ergossen, die Zeit dar, wo der Fluß am höchsten gestiegen. Das Bild würde dieser Bedeutung schon entsprechen, wenn es auch nicht Bild des Nils selbst wäre, seine Quelle nicht Becher hieße [25]). Um ihn als den allbefruchtenden Fluß zu ehren, wirft man jährlich eine goldene und silberne Schale in sein Bett [26]). Lächerlich ist's, wenn Andere den Becher für Ikarios' Becher halten [27]), den er den Menschen mit Wein gefüllt reichte, oder gar für ein Faß, in welches Otos und Ephialtes den gefesselten Ares verbargen [28]). Auf der letzten Windung, denn die Schlange macht grade so viele als der Nil Veränderungen, hat sich Apollons Vogel, der Geier, niedergelassen. Daß er von Eratosthenes κόραξ genannt wird, entschuldigt die Unkunde. Er deutet die Erhabenheit seines kühnen Aufschwunges in die Höhe an und auf das Entgegengesetzte, die Tiefe, indem er nicht wie andere Vögel in schiefer Richtung, sondern in senkrechtem Sturze sich zur Erde wirft [29]). Wie er in unserm Sternbild erscheint, neigt er sich abwärts, und scheint den Schnabel in das Thier einzuhauen; er zeigt folglich das Tiefe, das Niedrige an, das Fallen des Stromes im Zeichen der Jungfrau, unter der ihm gegen die Mitte des Zeichens sein

23) 443 – 450. 24) Beck, Allgem. Weltgesch. N. A. 1. Th. S. 268. 25) *Plin.* H. N. V, 10. 26) *Plin.* H. N. VIII, 71. 27) *Hygin.* Astr. Poet. c. 40. 28) *Plin.* H. N. VIII, 71. 29) *Hygin.* Astr. Poet. c. 40.

Platz angewiesen ist. Das Lächerlichste, wa
Bedeutung des Vogels gesagt werden kann,
bei Herrmann [30]). Das ganze Bild gewinn
gende, für den Ägypter ungemein wichtige u
Bedeutung. Der Nil fängt an bemerkbar
gegen die Mitte des Monats nach dem So
tium; steigt fortwährend im nächsten Monate,
Ende er im höchsten Anlaufe das Land übers
sinkt von der Mitte des dritten Monats wie
Bett. So fand sinnig das ägyptische Volk i
nen die Naturgeschichte seines Landes [31]). (

HYDRABAD, HYDURABAD (Heidr
derabad), Name 1) eines beträchtlichen Lan
indien, 2) einer Provinz in demselben, und 3)
stadt darin (s. unt. Hyderabad); 4) Name
von Sindi (Sind), einem zu Beludschistan
Sinne gehörigen, von Mir Murad Ali in
mit seinem Neffen Mir Sobdar aus dem
Talpuris unter dem Titel von Emirn beher
von den Engländern bisher unabhängig gebl
neuester Zeit jedoch durch Lahore's kriegerische
in seiner politischen Existenz bedrohten, in
ziehung wichtigen Lande. H. Pottinger, w
eine ausführlichere Beschreibung von Beluds
Sindi verdankt, setzt die Lage der Stadt [1])
22′ der Br. und 68° 41′ der Länge. Auf
den beiden Flüssen Sind und Feleli (Faleli)
Insel, und zwar etwa 1000 Fuß von dem let
erhebt sich auf Felsen die Festung Hydrabad m
laste der Herrscher, Moscheen und Casernen,
fähr 5000 Einw., meist Soldaten, in 2500
erbaut ist sie von Mir Feth Ali, einem älte
des Mir Murad Ali, wird zwar bei den S
sehr fest gehalten, würde aber von europäisch
leicht zu nehmen sein. Da bei der Erbau
Krümmungen des Felsens Rücksicht genomme
ist das Ganze unregelmäßig ausgefallen; run
jedoch, welche in Zwischenräumen von 300—
die Mauer schützen, imponiren dem Auge. A
lichen Seite führt eine Brücke über einen tro
ben zum einzigen Thore der Festung. A
Seite befindet sich, und zwar auf dem Abha
ges, die Vorstadt (Pettah), welche ungefähr
Häuser als die Festung, aber das doppelte
ner hat. In ihr ist lebhafter Handel und B
fertigung von Waffen verschiedener Art, als
Lanzen, Degen, beschäftigt allein den fünfte
Bevölkerung, und ihre Arbeit wird mit Re
schätzt; auch gestickte Stoffe und Ähnliches ver
Der Sind fließt südöstlich und durch die lei
dung mit diesem Strom eignet sich H. zu e
gen Handelsplatze. Vom Feleli geht ein k
bei hohem Wasserstande für Böte hinreichend

30) Handbuch. 3. Th. S. 474. 31) Hug,
gen, S. 136—138, woher wir das Meiste entnahme
1) Voyages dans le Béloutschistan et le Sind
l'anglais par *J. B. B. Eyries*. T. II. p. 233.

dicht an die Festung. Südlich erhebt sich auf einem
el das Grabmal des Gulam Schah, welcher die Stadt
bete. Endlich 5) nennt man auch den um diese
dt auf der vom Sind mit dem Feleli gebildeten In-
egenden District Hyderabad. Die Pottingersche Karte[2])
ihnt außer der Stadt gleiches Namens noch die Ort-
ten Dorrak, Berka und Romba, alle südlich davon
jen. Westlich von der Stadt, längs des Sind, zie-
sich die Berge Dschenga hin. (*A. G. Hoffmann.*)

HYDRACHNA *Müller* (Arachnides), Wasser-
be. Eine Milbengattung aus der Abtheilung Hy-
hnellae *Latreille* (*Cuvier*, Règne animal. ed. 2.
p. 289), welche durch acht gefranzte Schwimmfüße
rkterisirt ist, und zur Familie Holetra der Arachni-
Tracheennes gehört. Sie entspricht der Gattung
x *Fabricius*. Latreille hat sie noch in die Gattun-
en Eylaïs, Hydrachna, Limnocharis zerfällt, welche
in wenigen Kennzeichen von einander abweichen. Bei
aïs sind nämlich die Zangenfühler mit einem beweg-
n Höcker versehen, bei Hydrachna bildet der Mund,
Platten bestehend, einen vorstehenden Saugrüssel,
Palpen haben unter ihrer Spitze einen beweglichen
ang, bei Limnocharis endlich ist der Mund auch
einem Saugrüssel versehen, die Palpen aber sind
ich. Wir lassen hier diese Gattungen vereinigt, wol-
indessen von jeder eine oder die andere Art anfüh-
Hermann (Mémoire apterologique) hat den von
ller zusammengezogenen Namen Hydrarachna wieder
estellt, und allerdings ist derselbe richtiger und be-
nender, doch wird allgemein der Müllersche gebraucht.
h neuern Untersuchungen gehört auch die Gattung
lysia Audouins hierher. Otto Friedrich Müller
nte diese Milben zuerst als eigene Gattung von den
gen, indessen wies Hermann nach, daß die von dem
nnten Naturforscher in seiner Monographie (Hy-
chnae Lipsiae 1781) angegebenen Kennzeichen kei-
weges zur richtigen Unterscheidung genügten. Er gab
r andere an. Den Namen Hydrachna veränderte
ricius um deswillen, weil er schon eine andere Gat-
g unter diesem Namen aufgestellt hatte, s. Hygrobia.
Hydrachnen oder Hydrachnellen (denn die Müller-
Gattung Hydrachna entspricht der Abtheilung Hy-
chnellae) sind Milben, welche allein in ruhig stehen-
Gewässern sich aufhalten, und mit großer Leichtigkeit
Wasser weniger schwimmen als vielmehr laufen, sodaß sie
dieser Beziehung von andern Wasserinsecten abwei-
. Es scheint ihre Nahrung einzig in animalischen
ffen zu bestehen, wenigstens sind mehre darunter Pa-
ten. Es sind kleine Thiere, von denen die größte
nur drei Linien in der Länge mißt. Ihr Körper ist
Allgemeinen eiförmig oder rundlich und sehr weich,
f, Brustschild und Hinterleib sind dergestalt mit ein-
er verwachsen, daß sie nur ein Stück bilden, wodurch
sich ebenfalls leicht unterscheiden. Bei manchen Männ-
i ist der Körper hinten cylindrisch, fast wie ein Schwanz
verlängert, an dessen Ende die Geschlechtstheile sich be-
finden, welche dagegen beim Weibchen unter dem Bauche
stehen. Die Zahl der Augen steigt von zwei auf sechs
(neun?). Nach Müllers Angabe hat die Begattung auf
folgende Weise statt: Die Männchen sind in der Regel
zwei- bis dreimal kleiner als die Weibchen, und haben
oft eine abweichende Farbe; das Männchen schwimmt in
seiner gewöhnlichen Lage, das Weibchen nähert sich ihm
von Hinten, schräg in die Höhe lehnend, um die Ge-
schlechtswerkzeuge zu vereinigen. Das Männchen schleppt
so das Weibchen mit herum, welches letztere dabei nur
manchmal die Hinterbeine bewegt, die vordern aber aus-
gespannt hält. Die Begattung hat im August statt und
dauert einige Tage. Müller fand aber auch noch im
September Männchen, doch keine Weibchen, und vermu-
thet, daß die letztern sich in den Schlamm verkriechen,
um dort ihre Eier abzulegen. Er sah sie die Eier auch
an die Wände des Glases, worin er die Thierchen hielt,
anheften, sie waren kugelig und roth, und nahmen im
Verlauf eines Monats die Form eines Halbmondes an,
wurden blässer und es krochen kleine Wassermilben her-
aus, die jedoch nur sechs Füße und einen Rüssel hatten;
sie häuteten sich mehrmals und erhielten dann acht Füße,
gleich dem vollkommenen Thier. Auch Hermann beob-
achtete das Eierlegen, wobei die Eier mitunter ganze
Massen bildeten, von denen aber die anderer Arten wie-
der einzeln waren und in eine gelbe Hülle eingeschlos-
sen erschienen.

Von Bär machte im 13. Bde. der Leopoldinischen
Abhandlungen zuerst darauf aufmerksam, daß die Achly-
sia Audouins wol kein vollkommenes Thier sein möge.
Diese Gattung ward von ihrem Begründer im Junius
1819 entdeckt und in den Abhandlungen der naturfor-
schenden Gesellschaft zu Paris Th. 1, dann aber auch in
dem Dictionnaire classique d'histoire naturelle be-
schrieben. Es fanden sich nämlich unter den Flügeldecken
und Flügeln von Dytiscus marginatus zwei Individuen
dieses Thieres auf der Seite liegend, mit ihrem Rüssel
zwischen den Körperringen steckend. Sie hatten eine fast
halbmondförmige Gestalt und überhaupt einen sonderba-
ren Bau, der am besten aus der genauern Beschreibung
Audouins hervorgeht, die wir um so eher hier folgen las-
sen, als sie zum bessern Verständnisse der Burmeister-
schen Beobachtungen dient. Die ganze Länge der Thiere
war sechs Millimeter, die größte Breite 3½. Im All-
gemeinen war die Gestalt eiförmig, und stellte etwa eine
Retorte dar, deren Bauch verlängert, der Hals sehr kurz,
zugerundet, geschlossen und auf den Bauch hin gebogen
wäre, sodaß zwischen beiden ein schmaler tiefer Ausschnitt
befindlich. Die herrschende Farbe war orange, auf dem
Rücken in unregelmäßigen verloschenen Binden an den
Seiten mit dem Citronengelb des Bauches zusammen-
fließend. Es war weder Kopf, noch Augen, noch Füh-
ler, noch Thorax, noch eine Theilung des Körpers in
Ringe, noch After, noch eine Respirationsöffnung zu be-
merken, nur unter dem Mikroskop konnte man einen
Rüssel und Füße entdecken. Der Rüssel, unten am
Bruststücke stehend, ist kegelförmig, hornartig, und am

2) Bei der bereits erwähnten Reise befindlich.

hintern Theile gezähnt; bei seiner ausnehmenden Kleinheit und da er undurchsichtig, konnte man nicht entscheiden, ob er einfach oder zusammengesetzt sei, seine Spitze ist scharf, frei, und steckt in dem Körper des Wasserkäfers, seine Basis aber hängt mit der Haut zusammen und löst sich mit dieser ab. Hinter dem Rüssel bemerkt man, nur mit Hilfe des Mikroskops, ein aus sechs viereckigen, in zwei Reihen stehenden Stücken bestehendes Brustschild, von denen ein jedes als Anheftungspunkt für einen fünfgliedrigen Fuß dient. Die eigene Kürze und Lage des Rüssels macht auch die sonderbare Seitenlage des Thieres nothwendig.

Der Umstand, daß diese Gattung nur sechs Füße zeigte, ein Charakter, welcher, nach Müller, den jungen Hydrachnen zukommt, machte es wahrscheinlich, daß die Achlysia kein vollkommen ausgebildetes Thier sei, und in der neuesten Zeit hat Burmeister (Okens Isis. 1834. 2. Heft) dies genügend nachgewiesen. Nach ihm findet sich die Bauchseite mehrer großen Schwimmkäfer mitunter dicht mit rothen birnförmigen Körperchen besetzt, namentlich zu Anfange des Herbstes. Untersucht man dann diese Blasen näher, so bemerkt man, wie sie aus einer doppelten Haut bestehen. Die äußere ist fester und derber, die innere zarter und durchsichtiger. Jene umgibt diese dergestalt, daß zwischen beiden ein kleiner Abstand übrig bleibt. An dem spitzigen Ende ist der äußere Balg hakenförmig umgebogen und mit dieser hakenförmigen Spitze an der äußern Bedeckung des Käfers befestigt, die gleichgebildete kürzere Spitze des innern Balgs dringt in diesen Fortsatz des äußern etwas hinein. Öffnet man ein kleines der Bläschen, so bemerkt man darin eine rothe dickliche Flüssigkeit von körniger Structur. Auch Audouin konnte in den von ihm aufgefundenen zwei Exemplaren kaum eine Spur eines Eingeweides entdecken. Nach einiger Zeit bemerkt man in diesen Eiern, denn dafür muß man diese Körper offenbar halten, eine junge sechsfüßige Milbe, von der von Audouin beschriebenen Gestalt, mit dickem, rundlichem Leibe, kurzem, gebogenem Rüssel und sechs ziemlich unentwickelten Füßen. Man kann beide Formen, Eier und halbentwickelte Junge, auf demselben Individuum wahrnehmen. Ganz ausgebildete achtfüßige Junge fand Burmeister nicht gleichzeitig, weshalb anzunehmen, daß die Entwickelung nicht sehr schnell von Statten gehe. Das gebildete Junge bleibt nun noch eine geraume Zeit in der Eihülle eingeschlossen, und scheint durch eine Öffnung, welche sich am Grunde der Hülle neben dem Stiele des Eies befindet, frisches Wasser und Nahrung zu empfangen. Es ist daher wahrscheinlich, daß es durch diese Öffnung seinen Rüssel hervorstecke, um an dem Wasserkäfer zu schmarotzen. In einer spätern Periode seines Lebens haben sich die Vorderbeine vergrößert und hinter ihnen erscheint nun an der Bauchfläche ein kleines viertes Fußpaar, welches nach abermaliger Häutung seine gehörige Größe annimmt, sodaß die noch in der Eihülse eingeschlossene Milbe als eine echte Hydrachna erscheint. Ausschlüpfen sah sie Burmeister nicht, wol aber befreite er ganz ausgewachsene Individuen, welche vollkommen mobil waren, und gibt davon folgende Beschreibung, von der wir zugleich als Erklärung der Gattung einen Auszug liefern.

Das ganze Thierchen hat etwa 1⅔ Linien Länge, und ist von einer hellen Scharlachfarbe, mit einem dunkeln, bräunlichen Kreuz über dem Rücken. Die Form des Leibes ist oval, nach Vorn breiter, nach Hinten schmäler, abgestutzt; am Rande mit einigen Einschnürungen. Am untern Rande des breitern Vorderrandes sitzt der Rüssel, als ein ziemlich starker, kegelförmiger, sanft gebogener Fortsatz. Bei näherer Untersuchung ergibt es sich, daß er aus sechs Stücken bestehe. Die beiden äußern sind zwei viergliederige Klappen, gewöhnlich Palpen oder Taster genannt, deren erstes Glied nur kurz, aber breit und quadratisch ist. Das zweite etwas längere verjüngt sich von Hinten nach Vorn, das dritte längste ist schmal und grade, das vierte kleinste erscheint als ein schräg abgestutzter Fortsatz, der an seiner abgestutzten Fläche einen eigenen beweglichen Haken besitzt, welcher nach Latreille den Charakter der Gattung Hydrarachna bildet, sodaß an der Gattungseinerleiheit nicht mehr zu zweifeln ist. Zwischen diesen beiden Klappen liegen zwei breite, hornige, borstenförmige Kiefer. Jeder derselben ist eine zusammengedrückte, besonders nach Hinten breite und hohe Platte, die vorn in eine pfriemenförmige Spitze ausläuft. An der äußern Seite des flachen Grundtheiles bemerkt man eine erhabene Leiste. Beide legen sich so gegen einander, daß sie nach Oben eine scharfe Firste bilden, nach Unten aber mit ihren Rändern etwas von einander abstehen, also einen förmlichen, nach Oben geschlossenen Halbkanal bilden. Ganz geschlossen wird dieser Kanal dadurch, daß zwischen beiden Kiefern eine ausgehölte, lanzettförmige und nach dem Verlaufe der Borsten gebogene Lippe befindlich ist. Sie ist verhältnißmäßig groß, aber doch ein Bedeutendes kürzer, als die Borsten. In der Höhle zwischen Borsten und Oberlippe liegt eine kleine spitze, zusammengedrückte, schwach gebogene Zunge. Ebenso viel Borsten hat auch Hermann bei Hydrarachna wahrgenommen (Mémoire aptérol. p. 54). Auf der Oberseite des Vorderleibes stehen die Augen, neun an der Zahl. Je zwei und zwei der vier größern hängen unter sich zusammen in der Gestalt der Zahl acht; sie stehen schräg und lassen einen breiten Raum zwischen sich, in welchem drei kleinere Augen ein stumpfwinkeliges, gleichschenkeliges Dreieck beschreiben; zwei andere kleine Augen stehen außerhalb in mäßiger Entfernung neben den größern. Außerdem bemerkt man auf der gewölbten Oberseite des Leibes acht kleine Vertiefungen, in welchen Burmeister Stigmen zu entdecken glaubte, da er kleine Hornringe darin erkannte, doch sah er bei der Zergliederung keine Luftröhren davon mit Bestimmtheit entspringen. Daß die Hydrarachnen nicht nach Art der im Wasser lebenden Kerfe durch Luftröhren athmen können, ist außer Zweifel, da ihnen äußere Kiemen fehlen; daher innere Kiemen etwa den Luftsäcken der Spinnen analog anzunehmen. Die Beine sitzen im Umkreis einer kleinen vertieften Platte am Vorderrande der Bauchseite. Jedes derselben hat sechs Glieder, drei kleinere Grundglieder und drei längere, cylin-

che Endglieder. Das erste Fußpaar hat keine Wim-
a, sondern einzelne Borsten an den einzelnen Gliedern,
drei folgenden Fußpaare sind an der hintern Seite
langen Wimpern zum Schwimmen, an der vordern
einzelnen Borsten besetzt. Das letzte Glied führt
doppelte Kralle, welche, wie bei den Spinnen, auf
Oberseite des Gliedes eine kleine Strecke vor der
itze sitzt. Da die Beschreibung keiner von den bei
iller und Hermann vorkommenden Arten auf die ge-
wärtige genau paßte, so hält sie Burmeister für eine
e Art und nennt sie Hydrarachna cruciata, wobei
ich zu bemerken, daß eine gleichnamige Art schon in
hranks Fauna boica vorkommt.

Von Bär gibt auch an, daß sich die Larve von
drarachna geographica mit dem Kopfende in den
uen Wasserscorpion (Nepa cinerea) einbohre und sich
ihrem immer mehr anschwellenden Leibe das vollkom-
ne Thier ausbilde; Burmeister glaubt daher, daß dar-
er das Ei zu verstehen sei, welches von der Mutter
dem Körper von Nepa befestigt worden ist, und daß
dann innerhalb das Thier ebenso entwickele, wie er
hes bei Hydrarachna crusiata beobachtet habe.

Eine andere Art, H. concharum *Baer* (l. c. p. 590.
arus ypsilophorus. *Bonz* in Nov. act. Caes. Leop.
m. VII. p. 52. 1783. Limnochares Anodontae.
eiffer, Naturgesch. teutscher Land- und Wassermollus-
), ward im Mantel von Unio pictorum und Anodonta
tina ebenfalls als Schmarotzer gefunden.

Die Zahl der Hydrarachna-Arten ist bedeutend;
n Müller beschreibt einige 50, denen Schrank (Fauna
ca) mehre neue, sowie auch Hermann noch mehre
ügte. Wir haben daher einige Arten als Typen der
gegebenen Untergattung aufzuführen.

A. Eylais. 1) H. extendens (Müller Taf. 9.
. 4). Eine der größten Arten der Gattung, dunkel-
h mit noch dunklern Flecken, welche indessen nur schein-
und eigentlich Vertiefungen sind, die vier Augen äu-
st klein, bilden zusammen in der Mitte des Vorder-
es ein längliches Viereck. Beim Schwimmen hält sie
hintern Füße steif rückwärts gestreckt. Sie findet sich
Wassergräben, wo Wasserlinsen (Lemna) und Was-
ahnenfuß wachsen.

B. Hydrachna. 2) H. geographica (Müller
f. 8. Fig. 3—5. Rösel, Insectenbelustigungen, b. 4.
f. 24). Dies ist die bekannte größte Art, indem sie
i Linien in der Länge mißt, sie ist schwach behaart
hat auf dem Rücken vier rothe Flecken und vier
gleichen Punkte, und in jedem Punkte steht in der
tte wieder ein schwarzer. Die Augen sind roth und
r klein, die Füße schwarz, kürzer als der Körper.

3) H. globator (Müller Taf. 1. Fig. 1—5. H.
batrix, *Schrank*, Fauna boica III, 1. p. 215). Mit
r Augen, das Männchen grünlich, kugelförmig, ge-
vänzt, das Weibchen blaßblau, ebenfalls kugelförmig,
vanzlos. Findet sich im Junius und Julius in Ge-
ssern, wo Knöterig (Polygonum) wächst.

C. Limnochares. 4) H. aquatica (Müller,
hriften der naturforsch. Freunde zu Berlin. Bd. 2.
Taf. 1. Fig. 1—3). Blutroth, der Leib schlapp, etwas veränderlich, die Augen genähert, die vordern Füße kürzer. Findet sich im August ebenfalls in stehenden Gewässern. (D. *Thon.*)

HYDRACHNE, HYDROCHNUS (von ὕδωρ, Wasser und ἄχνη oder ἄχνα, feines, weichwolliges, flaumartiges Wesen), braucht man zur Bezeichnung kleiner Wasserblasen, die auf der Hautoberfläche oder der Mundhöhlenschleimhaut zum Vorscheine kommen, frieselartiger Natur sind und sich durch die feine, weiche Beschaffenheit des Vesicularhäutchens auszeichnen. Von Hydrachne hat man Hydrachnis, Hydrachnides gebildet, was mit Wasserpocke (Varicella aquosa s. crystallina) synonym ist. (*Wiegand.*)

Hydrachnellen, s. Hydrachna.

Hydrachnis, s. Hydrachne.

Hydracida, s. Säuren.

HYDRACIDUM, unpassend aus ὕδωρ und Acidum gebildet, bei Gay-Lussac die Wasserstoffsäure (s. d. Art.). (*Wiegand.*)

HYDRADEPHAGA *Mac Leay* (Insecta). Mit dieser Benennung ist eine Stirps derjenigen Käfer bezeichnet, welche Clairville und Latreille Adephaga genannt haben. Sie begreift diejenigen Wasserkäfer, welche die Gattung Dytiscus und Gyrinus Linné's bilden. Ihre Kennzeichen sind Schwimmfüße, ein eiförmiger Körper und die nur horizontal stattfindende Bewegung der Hinterfüße, sowie die großen Schenkelplatten, welche die Wurzeln derselben bedecken. Nach der fünfgliederigen Eintheilung, welche Mac Leay seinem System zu Grunde legt, sind noch nicht alle Familien, welche dieser Stirps angehören, entdeckt, sie hat daher folgendes tabellarische Ansehen *).

Hydradephaga.	Familie.
3. Groupe normal. Pedes antici longi, antennae breves. Gyrinus *Linn.*	1. Gyrinidae. 2. * * * *
2. Groupe aberrant. Pedes antici breves, antennae setaceae lineares. Dytiscus *Linn.*	3. * * * * 4. Dytiscidae. 5. * * * *

(D. *Thon.*)

HYDRAE (Zoophyta), teutsch Hydern, nennt Rapp Polypen, von denen er folgende Kennzeichen angibt: Ein einfacher Kreis von ungefiederten und ungewimperten, fadenförmigen Tentakeln umgibt die Mundöffnung. Sie führt in einen einfachen, länglichen, auf der entgegengesetzten Seite geschlossenen Sack, der, wenn man noch die Fühlfäden dazu setzt, das ganze Thier darstellt. In dieser Höhle sind durchaus keine Organe zu erkennen. In allen Theilen besteht dieses einfache Thier aus einer gleichförmigen durchscheinenden Substanz, die bei starker Vergrößerung aus Körnern zusammengesetzt erscheint. Das ganze Gewebe ist in allen Theilen irritabel, und die Fühlfäden können sich außerordentlich ver-

*) Cf. *Mac Leay*, Annulosa javanica ed. Paris p. 132.

kürzen, doch nicht vollständig einziehen. Wenn sie sich ausdehnen, so sind sie fähig, frei nach allen Richtungen sich hinzubewegen und nach Beute zu haschen. Die Zahl der Fühlfäden ist unbestimmt und bei einer und derselben Art nicht beständig. Nach den weitern Mittheilungen*) scheint der Verfasser einzig und allein die Gattung Hydra zu derselben zu rechnen, weshalb wir das Weitere übergehen und auf diese verweisen. (D. *Thon.*)

HYDRAENA *Kugellan* (Insecta). Eine in dem „Verzeichniß der Käfer Preußens" aufgestellte Käfergattung, zur Tribus Hydrophilii (*Latreille* in *Cuvier* règne anim. éd. 2. IV, 520) gehörig und aus Fabricius' Gattung Elophorus gesondert, zu welcher sie auch noch von manchen Entomologen, z. B. Gyllenhal, gezählt wird. Sie hat als Hauptkennzeichen die Maxillarpalpen viel länger als Fühler und Kopf und in ein spindelförmiges, spitziges Glied auslaufend, das größer als das vorhergehende. Die Mandibeln sind an der Spitze zahnlos, die Keule der Fühler fängt beim dritten Glied an, der Körper ist länglich platt gedrückt, der Thorax ist nicht viel mehr breit als lang, sodaß er viereckig erscheint, das Schildchen ist nicht sichtbar, die Flügeldecken sind lederartig hart, und reichen über den Hinterleib hinaus, die Füße sind ziemlich kurz und nicht zum Schwimmen gefranzt. Es sind sehr kleine Käferchen, welche man an den Ufern von stehenden Gewässern findet, wo sie an Wasserpflanzen herumlaufen. Ihre Verwandlungsweise ist noch nicht bekannt, als Typus der Gattung ist Hydraena longipalpis zu betrachten (Elophorus minimus *Fabr.* Syst. eleut. I. 278. 8. Hydraena riparia *Kugellan* Schneid. Mag. V. 579. *Ahrens*, Fauna VIII. fig. 6); länglich, ziemlich platt, schwarz, die Flügeldecken häufig gestriemt, linienreihig punktirt, die Füße roth, der Kopfschild tief ausgerandet. Gyllenhal erwähnt einer röthlich grauen Varietät mit schwärzlichem Kopfe. (Insecta Suecica. I. p. 135.) Dies Käferchen ist etwa eine Linie lang, findet sich in Teutschland, Schweden, Frankreich ꝛc. Dejean zählt noch folgende Arten auf: angustata *Dej.*, gracilis *Müller*, nigrata *Müller*, elegans *Müller*, minutissima *Gyllenhal*. Illigers Gattung Hydraena gehört zu Ochthebius. (D. *Thon.*)

HYDRAGOGA sind Arzneimittel, welche krankhaft angehäuftes Wasser aus unserm Körper durch die Harnwege ꝛc. ausleeren (s. Diuretica). (*Th. Schreger.*)

HYDRAGOGIA, Ὑδραγωγία (von ὕδωρ, Wasser, und ἄγειν, führen, leiten), die Führung oder Leitung des Wassers, die Ausführung desselben aus dem Körper, durch Wasser ausleerende Mittel (φάρμακα ὑδραγωγά, ὑδραγωγεῖα). (S. Hydragoga.) Vasa hydragoga s. hydragogia, sind wasserführende, auch ausführende Gefäße. (*Wiegand.*)

HYDRALECTOR (Aves). Unter diesem Namen hat Wagler in Okens Isis, 1832. S. 280, eine neue Gattung der Sumpfvögel angedeutet, deren Hauptkennzeichen ein aufrechtstehender Fleischkamm am Kopf und Dornenspuren am Flügel sind. Als Typus derselb[en be]trachtet er Vieillots Parra cristata (Nouveau Di[ction]naire d'hist. nat. XVI. p. 450) und Temmincks P[arra] gallinacea Pl. col. 464. (D. Th[on.])

HYDRALIS oder HYDRALES, Ὑδράλης, [...] ein Bach bei Constantinopel genannt, welchen An[droni]kus Komnenus ums J. 1184 mit großen Unkost[en zu] einer Wasserleitung benutzte, in der Absicht, ihn bis [...]ten in die Residenzstadt hinzuführen und die Einw[ohner] mit Wasser zu versorgen. Weil aber durch seinen [...] das Werk unterbrochen wurde, so gelangte der Fl[uß in] der Wasserleitung nur bis zur Mauer, daher bl[os die] Einwohner von Blacherná, einer mit einem kaiserl[ichen] Schlosse versehenen Vorstadt, und die nächsten Ein[woh]ner der Stadt ihren Wasserbedarf aus demselben e[rhiel]ten. Andronikus hatte bei den ersten Quellen des [Ba]ches einen Thurm und mehre Gebäude zu einem [ange]nehmen Sommeraufenthalt aufführen lassen [1]. [Wahr]scheinlich ist dies die Gegend bei den Dörfern B[...] und Pyrgos [2]), die noch jetzt classisch für die Hyd[raulik] sind, und eine Menge Wasserleitungen enthalten, di[e aus] dem Alterthume herrühren und durch ihre kolossalen [Ver]hältnisse imponiren [3]). (*Kanngie[ßer.]*)

Hydralme, s. Salzwasser.

HYDRANGEA *L.* Eine Pflanzengattung au[s der] zweiten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe, w[elche] wahrscheinlich zu der natürlichen Familie der Sax[ifra]geen gehört. Ihr Charakter besteht in einem fünfge[zähn]ten Kelche, fünf Corollenblättchen, abwechselnd lä[ngern] und kürzern Staubfäden, und einer zweifächerigen [Kap]sel, welche mit dem Kelch und den Griffeln gekrö[nt ist.] 1) H. arborescens *L.* Sp. pl., mit nackten After[dolden] und ablang-eiförmigen, langzugespitzten, gesägten, [unbe]haarten Blättern. Diese Art, welche in Virginien [...] ist, wie die übrigen, strauchartig. Abb. *Lam.* I[llustr.] t. 370. f. 1. (H. vulgaris *Pursh.* am. bor.) [2) H.] cordata *Mx.* bor. am., mit fast strahligen Afterd[olden] und fast herzförmig-eiförmigen, langzugespitzten, [...] gesägten, unten unbehaarten Blättern. In Ca[rolina.] 3) H. hortensis *Sm.* (Icon. I. t. 12), mit stra[hligen] Afterdolben und elliptisch-ablangen, an beiden [...] verschmälerten, gezähnten, unbehaarten Blättern. [In] China und Japan einheimisch, bei uns unter dem [Na]men Hortensie eine sehr beliebte und häufige Zierpf[lanze,] wie viele andere chinesische Topfgewächse, stets un[...]bar. (Viburnum virens und serratum *Thunb.* [...] Hortensia opuloides *Lam.* Enc., Illustr. t. 380, [...] speciosa *Pers.* Syn.) 4) H. nivea *Mx.* bor. [am.,] mit strahligen Afterdolden, und eiförmigen, langzu[gespitz]ten, stacheligstumpfen, gezähnten, unten schneewei[ß-filzi]gen Blättern. In Carolina und Louisiana. Abb. [...] Illustr. t. 370. f. 2. (H. radiata *Walt.* carol. [...]) [5)] H. quercifolia *Bartr.* (Reise T. 7), mit strahligen

*) über die Polypen im Allgemeinen und die Actinien insbesondere von W. Rapp, S. 12.

1) *Nicetas*, Choniat. II. p. 174. ed. Venet. 2) *Gyllius* de Bosphoro Thracico. II. p. 108. 3) Vergl. [...]rische Reise in einige Provinzen des osmanischen Reichs v. [...] Raczynsky, herausgegeben von v. d. Hagen. S. 118.

auſsförmigen, riſpenartigen Afterdolden, und ablan-
buchtig-gelappten, gezähnten, unten filzigen Blät-
In Georgien und Florida. (H. radiata *Sm.* Icon.)
or. Syst. II, 361. (*Sprengel.*)

HYDRAOTES (Ὑδραώτης), wie Arrian (Indic.
) ſchreibt, oder nach Strabon (p. 694, 697 u. 699,
asaub.) u. Curtius Hyarotis (Ὑάρωτις), ein Ne-
ſs vom Indus und zwar auf der Oſtſeite deſſelben im
chab oder nach Beſtimmung der Alten in India intra
em; er entquillt den Emodi montes, verbindet ſich
em Acesines (dem jetzigen Chinab) und geht mit
in den Indus. Jetzt heißt er Rawi (Rawy, Ra-
Ravey) oder Iravati (Irarwutty); vergl. darüber
rt. Himalaya. In dem großen indiſchen Gedichte
bharata wird er Airâvati [1]) genannt, woraus der
Name ſich gebildet hat. Jenem wahren Namen
ſich Ὑάρωτις mehr als Ὑδραώτης, bei welchem, wie
gel ganz richtig bemerkt [2]), ein Anklang an ὕδωρ,
δραίνω geſucht zu ſein ſcheint. Der beim Ptole-
erwähnte Ῥοάδις iſt unſtreitig mit Iravati einerlei [3]).
Arrian (Indic. p. 515. ed. Blanc.) nimmt der Hydrao-
e Flüſſe Hyphaſis, Saranges und Neudrus in ſich
was indeſſen über den Hyphaſis angegeben wird,
Irrthum [4]). Derſelbe Schriftſteller (Indic. l. c.
d. Alex. V, 22.) ſetzt die Völkerſchaft der Adrai-
n die Nähe dieſes Fluſſes, deren Stadt Pimprama
en demſelben und dem Hyphaſis gelegen war, die
istholi an den Zuſammenfluß des H. und In-
ie Astrobae an ſeinen Zuſammenfluß mit dem Hy-
, die Cathaei zwiſchen H. und Hyphaſis und eine
Sangala auf das öſtliche Ufer des erſtern (Ex-
Alex. V, 21 u. 22). Mannert glaubt [5]), und mit
aſſen [6]), daß auch die Malli, welche Alexander der
nach Beſiegung der Cathaei angriff, in der Nähe
ydraotes wohnhaft waren. (*A. G. Hoffmann.*)

Hydrarachna, ſ. Hydrachna.

Hydrargillit, dichter, ſ. Kalait und Türkis; blät-
, ſ. Wawellith.

Hydrargyra, ſ. Poecilia.

HYDRARGYRIASIS, HYDRARGYROSIS (von
ἄργυρος, Queckſilber), die Merkurialkrankheit, Mer-
ismus, Morbus mercurialis (ſ. unter Quecksil-
ſodann aber auch die Queckſilbercur und beſonders
chmier- und Räuchercur. (*Wiegand.*)

Hydrargyrum, ſ. Quecksilber.

HYDRARTHRON, HYDRARTHROS, HY-
RTHRUS (Ὑδραρθρος, von ὕδωρ, Waſſer, und
ον, Gelenk, die Gelenkwaſſerſucht, Hydrops arti-
um). Bei Theophraſtus Paracelſus heißt Hydrar-
auch die Gelenkſchmiere (Synovia); bei den grie-
n Schriftſtellern eine dickliche, honigähnliche Feuch-
tigkeit, welche bei Gelenkverletzungen ausfließt, was man
ſpäter mit μελικηρία oder μελίκηρα bezeichnete.
(*Wiegand.*)

HYDRASPIS *Gray* (Reptilia). Dieſe Schildkrö-
tengattung iſt nicht mit der gleichnamigen Bells zu ver-
wechſeln, entſpricht aber der Gattung Chelodina Fitzin-
gers. Gray hat ſie aufgeſtellt in ſeiner Synopsis Repti-
lium. Part. I. Cataphracta (London 1831), p. 39,
und erklärt ausdrücklich, daß ſie einen Theil der Gattung
Hydraspis, wie ſolche von Bell aufgeſtellt, enthalte, auch
entſpricht Gray's Gattung Chelodina nicht der gleichna-
migen Gattung Fitzingers (Neue Claſſification der Repti-
lien [Wien 1826]). Cuvier zählt dieſe Gattung zu Emys
(Règne animal éd. 2). Wagler (Natürliches Syſtem
der Amphibien, S. 136) will zwar die Gattung Hy-
draspis Bells beſtehen laſſen, jedoch nur für die einzige
Testudo longicollis *Shaw*, welche der Gattung Chelo-
dina Gray's entſpricht, dagegen gehören Waglers Gat-
tungen Pelomedusa, Platemys, Rhinemys, Phrynops,
Podocnemis, Hydromedusa alle zur Gattung Hydras-
pis Gray's, und man kann ſie, um nicht zu ſehr zu
zerſpalten, füglich als Unterabtheilungen bei dieſer Gattung
laſſen. Bonaparte hat in ſeiner Überſicht der Reptilien
(Iſis 1833. S. 1187) die Wagler'ſchen Gattungen zu
ſeiner Gattung Terrapene als Untergattungen geſtellt,
dagegen Hydraspis Bells, welche einen Theil von Fitzin-
gers Chelodina ausmacht, zu Kinosternum geordnet.
Gray ſtellt ſeine Gattung in die dritte Familie Chely-
dae, nach Sternotherus und Chelodina.

Die Gattung hat folgende Kennzeichen: Die Kie-
fern ſind hornartig, die Naſenlöcher kurz, röhrenförmig,
der Bruſtpanzer iſt feſt und ſchmal, auch iſt ein randli-
ches Zwiſchen-Kehlenſchild (Scutellum intergulare mar-
ginale) vorhanden. Die Panzer ſind platt gedrückt und
breit, bedeckt mit ziemlich dünnen hornigen Platten, welche
in der Jugend meiſt deutliche, mit dem Alter verſchwin-
dende, Felder bilden. Der Rand iſt in der Regel an
den Seiten ſchmal, und hat oft eine Nackenplatte. Der
Bruſtpanzer iſt überhaupt ſchmal, hinten geſpalten und
ſchmäler. Zwiſchen den zwei Kehlenplatten ſteht die ſchmale
Zwiſchen-Kehlenplatte. Der Kopf iſt breit, platt, mit
einem oder mehren breiten Schildern bedeckt, am Kinne
ſtehen zwei Bartfäden und der Nacken iſt breit und war-
zig. Nach Spix leben die braſilianiſchen Arten von Früch-
ten und Kräutern, und legen ihre Eier in den Sand,
die capiſchen Arten, welche Bell lebendig hatte, zogen
Würmer und Fiſcheingeweide vor und berührten vegeta-
biliſche Subſtanzen nicht. Gray läßt die Arten in einer
Reihe folgen; da man aber Waglers Gattungen als Un-
terabtheilungen betrachten kann, wie ſie denn Bonaparte
als ſolche annimmt, ſo wollen wir die Charakteriſtik der-
ſelben mit deſſen eigenen Worten folgen laſſen.

1) Pelomedusa. Caput scutis corneis tectum;
pedes anteriores et posteriores unguibus quinque;
scuta marginalia 24. Typus: Testudo galeata.
Schöpf. Schildkröten t. 3. f. 1.

2) Platemys. Vertex planus uniscutatus; pe-
des imbricato-squamosi; sternum thoraci per sym-

1) Vergl. Aug. Wilh. v. Schlegels indiſche Bibliothek.
S. 303 und 304, 305. *Lassen*, Comment. geograph.
histor. de Pentapotamia Indica. p. 66. cll. 74. 2) a.
S. 305. 3) *Lassen* l. c. p. 34. 4) *Lassen* l. c.
mit Rückſicht auf *Arrian*, Exped. Alex. VI, 14. 5)
aphie der Griechen und Römer. 5. Th. S. 55. 6) l. c.

physin affixum, scutis 13. Typus: Testudo planiceps *Schöpf.* t. 27.

3) Rhinemys. Maxillae apex conico-productus; sternum solidum thoraci per symphysin affixum scutis 13; thorax scutis marginalibus 25. Typus: Emys rufipes *Spix*, Testudinum Spec. novae t. 6. f. 1.

4) Phrynops. Caput depressum obtusissimum corio impresso-vibicoso tectum, ore ranino, mento cirroso; sternum thoraci per symphysin affixum; pedum squamae contiguae; scuta marginalia 25. Typus: Emys Geoffroyana, *Schweigg.* Königsberger Archiv. 1812. S. 302 u. 350.

5) Podocnemis. Caput cordiforme, scutatum; mentum subcirrosum; pedes scutellis singulis lunaribus margine patulis; sternum thoraci per symphysin affixum; scuta marginalia 24. Typus: Emys expansa, *Schweigg.* l. c. p. 299 u. 343.

6) Hydromedusa. Caput elongatum depressissimum, cute impresso-vibicosa tectum, ore ranino; mentum inerme; disci scuta 14, marginis 24. Typus: Emys Maximiliani *Mik.*, Delectus flor. et faun. brasil.

Die Arten nach Gray's Reihe sind:

1) Hydraspis subrufa *Lacépède* (La Roussâtre *Lacép.* Quadr. ov. I. p. 173. t. 12. cop. in der Encycl. Méthodique Reptiles. t. 6. f. 5. Testudo badia *Daudin* Rept. II, 132. Testudo subrufa *Bonnet.* Erp. p. 28. *Latr.* Rept. I. p. 120. Die röthliche Schildkröte, Schneider, Schildkr. zweiter Beitr. S. 23. Testudo badia *Donndorf.* Zool. Beitr. III. S. 34). Der Panzer länglich, niedrig, einfarbig blaßbraun, die Schilder glatt, die Wirbelschilder geebnet, das Nackenschild fehlend, die Seitenrandschilder sehr schmal, der Kopf platt gedrückt, glatt, mit großen Schildern bedeckt. Am jungen Thiere sind die Schilder concentrisch gefurcht (Testudo galeata *Schöpf.* t. 3. f. 1. cop. als Galeated tortoise *Shaw.* t. 12. Test. scabra *Retzius.* Emys olivacea *Schweigger.* Test. Senegalensis *Daudin* Rept. II. p. 136. Emys galeata *Merrem* Syst. p. 22). Diese Art bewohnt Afrika, namentlich das Cap der guten Hoffnung, soll sich aber auch am Senegal finden. Nach Gray wird diese Schildkröte zwar oft für eine indische ausgegeben, indessen hat er nie eine aus Indien gesehen, sondern die aus Indien kommenden Schiffe bringen dergleichen vom Cap der guten Hoffnung mit, wie manche andere Thiere, daher denn die Meinung, es seien indische. Der Panzer ist übrigens bei dem lebenden Thiere nicht blaßbraun, sondern aschfarbig mit schwarzen Flecken.

2) H. Adansonii (*Gray* p. 40). Der Panzer eiförmig, niedergedrückt, hinten sehr breit, gelbschwarz punktirt, das Nackenschild fehlt, die Wirbelschilder sind kielförmig, das erste ist verlängert geigenförmig, hinten dreieckig. Adanson hat nur eine Schale aus Nigritien mitgebracht.

3) H. Macquarrii (*Cuv.* règne animal. éd. 2. p. 11 Anmerkung). Der Panzer eiförmig, plattgedrückt, vorn eingezogen, hinten zusammengedrückt, gezahnt, olivenbraun, mit eingedrückter Rückenlinie, die Schildchen runzelig, das Nackenschild schmal, der Brustpanzer [...] lich. Die hintern Randschilder sind in der Mitte [...] kerbt, die Panzerlänge beträgt 11, die Breite 8 [...] Vaterland Neuholland, Macquarrie River.

4) H. planiceps (Test. planiceps et Test. p[...] cephala *Schneider*, Berl. Naturf. IV. t. 16. *Sch*[...] t. 27. Emys planiceps *Schw.* Test. Martinella [...] Mss. Emys discolor. „*Thunb.* Mss.“ *Schw.* E[...] canaliculata *Spix* Bras. t. 8. Emys canalicula[...] E. aspera *Cuv.* Mss.) Das junge Thier. Testa d[...] leviter complanato *Schöpf.* t. 27. Emys Geoffra[...] *Schw.* Chelodina Geoffrayana *Fitz.* Emys depr[...] *Spix* Bras. t. 3. f. 2. (nicht Pr. Max.). Der Pa[...] länglich schwarzbraun, der Rücken abgeplattet, an [...] Seiten abschüssig, die Seitenränder zurückgebogen, [...] Nackenschild linienförmig, der Brustpanzer gelb geran[...] der Schwanz kurz. Bei dem jungen Thier ist der [...] zer schwächer verflacht. Spix gibt (a. a. O.) von [...] Emys canaliculata folgende Beschreibung: Der [...] ist pyramidenförmig, platt, und oben mit einer einfa[...] papierähnlichen, pyramidalen, rostrothen Schuppe, an [...] Seite mit unregelmäßigen Schüppchen von ders[...] Farbe bedeckt, vorn zusammengedrückt, kurz, sch[...] abschüssig, übrigens schwarz, netzförmig, mit Schüpp[...] bedeckt, an dem Mundwinkel gelb gefleckt, ohne Bar[...] den am Unterkiefer. Die Nasenlöcher sind klein, sie [...] vorn am Kopf und ragen etwas vor. Die Augen[...] sind gelblich. Das Trommelfell erscheint durch Sch[...] chen perlmutterartig. Der Hals ist so breit, als [...] Hinterhaupt, kurz, oben gelb (nach der Abbildung e[...] rostroth wie der Kopf), schuppig oder stachelig (nach [...] Abbildung scheinen die Schuppen stachelig in die [...] zu stehen). Der Panzer ist platt, kaum gewölbt, [...] rundlich abgestutzt und der äußere Seitenrand nach [...] gebogen, hinten wird der Panzer etwas breiter und [...] Ende fast spitzig, die Rückenschilder sind bei jün[...] Exemplaren schwarzbraun, in der Mitte etwas kö[...] bei Erwachsenen mehr verloschen, und in das Graue [...] hend, in der Mitte etwas eingedrückt, und in der [...] des Rückens breit ausgehöhlt; von solchen ausgefur[...] Rückenschildern sind fünf vorhanden, das erste davon [...] sehr groß, flach, aus der Form eines Trapezes in [...] Sechseck übergehend, hinten enger, ausgeschnitten, [...] breiter, doppelbuchtig, in der Mitte etwas spitzig ge[...] det; das zweite, dritte und vierte sind rechteckig, [...] sechsseitig, etwas lang in der Mitte ausgehöhlt, hin[...] etwas enger, das fünfte geht aus einem Siebeneck [...] ein Dreieck über, ist nach Vorn spitzig, stumpf geran[...] ausgebuchtet, hinten etwas gewölbt, breit, schräg, an [...] Seite buchtig, gerandet; der Seitenschilder des Mi[...] feldes sind fünf, sie sind schief, oben gleichmäßig [...] einwärts gebogen, das erste derselben ist sehr groß, [...] eckig oder trapezoidisch, innen fast scharfwinkelig, [...] zweite ist lang rechteckig, das dritte etwas kleiner, [...] rhombisch, hinten schmäler, das vierte trapezoidisch, e[...] gewölbt, nach Innen enger; Randschilder des Rü[...] panzers sind 25 vorhanden, sie sind klein, in der [...] eingedrückt, außen ungerandet, unten röthlich schwarz[...]

streift, das erste vordere unpaare derselben ist rechteckig, schwach, kurz, die größern Schenkelschilder sind fast rechteckig, etwas flach, in der Mitte sehr klein, zusammengezogen, mit etwas aufgebogenem Rande, die hintern klein, etwas ausgehöhlt, das hintere Paar etwas höckerig, hinten etwas aus einander stehend, unten ausgehöhlt. Der Brustpanzer ist platt, eiförmig, glatt, dem Rückenpanzer angedrückt, schwärzlich, rostroth gerandet, fast von der Länge des Rückenpanzers vorn zugerundet abgestutzt, breit, vorn schmäler, hinten verschmälert. Er besteht aus 13 Schildern, das erste unpaarige derselben ist fünfeckig, an der Spitze breit, rechteckig, hinten zugespitzt, an den Seiten desselben stehen zwei dreieckige, spitzige, die folgenden sind breit, trapezoidisch, inwendig schmäler, die vierte Platte ist rectangulär, die fünfte und sechste fast rectangulär, fast gleichbreit, die letzte paarig, trapezoidisch, hinten schmäler, in der Mitte stumpf, gabelig, kürzer als der Rückenpanzer. Die Füße sind schwarz, innen schuppig, die Fußsohle besonders kugelig, vorn innen roth gefleckt, die Zehen weniger getrennt, flossenförmig, die Klauen kurz, spitzig, etwas grade, schwarz, der sehr kleine Schwanz außen dünn, kaum unter dem Panzer vorragend, der After eine Längspalte. Die Länge des Rückenpanzers 4½ Zoll, die Breite 3 Zoll, die Länge des Kopfes 11 Linien.

Das Junge oder **Emys depressa** *Spix* weicht darin ab, daß der Kopf oben bräunlichschwarz, unten rothgelb, der Hals braun ist. Der Rückenpanzer ist schwarzroth, in der Mitte des Rückens nur etwas gefurcht, die Schilder mehr oder weniger convergirend gestreift, welche Streifen in einen mittlern Höcker zusammenlaufen, der Brustpanzer ist röthlichschwarz, die Füße sind schwärzlich. Das Vaterland ist Brasilien, namentlich am St. Franciscoflusse. Gray gibt an, daß bei der von Cuvier **Emys aspera** genannten Art die Verschiedenheit nur in den größern Nackenwarzen beruhe.

5) **H. depressa** (**Emys depressa** *Merrem*, Vers. eines Syst. der Amphib. S. 22. **Testudo depressa** *Neuwied*, Reise nach Bras. 1. Bd. S. 321 und 2. Bd. S. 91. **Test. nasuta** *Schweigger*). Der Panzer elliptisch blaßbraun und schwarz gestreift, das Nackenschild linienförmig, Kopf und Hals schwarz punktirt, die Wangen mit schwarzen Binden, das Kinn mit zwei Bartfäden und mit einer schwarzen mondförmigen Binde. Nach dem Prinzen von Neuwied (Beiträge zur Naturgeschichte von Brasilien. 1. Bd. S. 29) ist der Kopf etwas breit eiförmig, ziemlich platt gedrückt, die Nase kegelförmig verlängert, an der Spitze mit zwei runden Nasenlöchern, hinter denen die Augen in geringer Entfernung stehen, das Trommelfell ist länglichrund, der Oberkopf mit platten, rundlichen, unregelmäßigen Hautschuppen bedeckt, die hornigen Kieferränder sind glatt, stark rundlich aufgeschwollen, der Mund ist unter die Nase stark zurückgezogen. Die Haut des schlanken, biegsamen Halses ist mit vielen kleinen, nach allen Richtungen vertheilten, Furchen bedeckt, übrigens glatt, doch mit einzelnen, größern, flachen und rundlichen Wärzchen besetzt. Die Beine sind mäßig lang, die vordern mit fünf deutlichen Zehen und starken, mäßig gekrümmten, zugespitzten Krallen versehen, dabei mit ganzen Schwimmhäuten, welche bis an die Wurzeln der Nägel vortreten, auch tritt die Haut des Beines selbst hinter der äußern Zehe etwas flügelförmig hervor. Die Hinterbeine haben ebenfalls fünf Zehen, doch ist die fünfte unbekrallt, die Krallen sind überhaupt größer als die der vordern. Sämmtliche Beine sind mit hornhäutigen, zum Theil rundlichen, zum Theil mehr länglich breiten Schüppchen bedeckt, welche etwas reihenweise stehen, vor der vordern Zehe befindet sich eine gelbliche, nagelartige, abgerundete, kielförmig zusammengedrückte und glänzende Hornschwiele. Der kurze, kaum 1½ Zoll aus dem Panzer vortretende Schwanz ist mit einer eben solchen Haut, wie der Hals, bedeckt, unten vor seiner Spitze befindet sich die After- und Kloakenöffnung, aus welcher bei dem männlichen Thiere die Ruthe als ein schlüpfriger, schwärzlich gefärbter Kegel hervortritt. Der Rückenpanzer hat 25 Randschildchen, davon ist das Nackenschild schmal und lang, die übrigen sind größer, breiter, entweder vier- oder fünfeckig, indem ihre obere Seite noch einen ausspringenden Winkel zeigt. Die beiden über dem Schwanze befindlichen Schildchen bilden an ihrer Zusammenfügung einen sehr kleinen Ausschnitt. In der Mitte des Rückenpanzers stehen drei Hauptfelder, wovon das mittelste etwas undeutlich, achteckig, das vordere daher hinten, das hintere eben sowol vorn als hinten ausgerandet ist, an den Seiten aber, wie das erste, einen ausspringenden Winkel zeigt. Zwischen diesen drei Mittelschildern und den 25 Randschildern stehen zehn andere, von denen das vordere unregelmäßig fünfeckig, dabei nach Vorn ausgebreitet ist. Die andern sind etwas länglich unregelmäßig vier- oder fünfeckig, das hinterste aber und das jederseits daran grenzende kann als etwas unregelmäßig sechseckig gelten. Die fünf Schilder, welche zwischen den beiden Panzern die Mittellinie bilden, tragen einen wenig erhabenen Längskiel, der, bei den drei mittelsten fast verschwindend, nur einen erhöhten Knopf am hintern Schildtheile bildet. Alle diese Schildchen sind nicht besonders glatt und nur die an den Seiten haben einige schwache mit dem Panzerrande parallel laufende Furchen. Der Rand des ganzen Rückenpanzers ist ganz, ziemlich glatt, nur sehr sanft aufwärts gebogen, besonders hinter den vordern Beinen, von der Seite betrachtet erscheint er am Vordertheil überhaupt mehr aufwärts gebildet, am hintern mehr abwärts geneigt. Der Brustpanzer besteht aus 13 Schildern. Vorn in der Mitte ein fünfeckiges, dessen vorderer Rand etwas vorgetreten und abgerundet ist, jederseits desselben steht ein kleineres dreieckiges Schildchen, alle übrigen sind gepaart, ziemlich viereckig, mehr breit als lang, ihr äußerer Rand ein Wenig abgerundet, die beiden letzten Paare sind ziemlich rautenförmig, und im letzten Mittelpaar entsteht dadurch beinahe ein rechtwinkeliger Ausschnitt, über welchen der Schwanz hervortritt. Nur an wenigen dieser Schildchen bemerkt man am innern Rand ein Paar undeutliche parallele Furchen, das zweite und dritte Paar bilden die Vereinigung mit dem Rückenpanzer, welche stark verknöchert ist.

Der Rückenpanzer dieser Art ist gewöhnlich mit einer grünlichen, vegetabilischen Substanz, einem Byssus, überzogen, und die natürliche Farbe erscheint erst dann, wenn man jenen weggenommen hat. Diese letztere zeigt sich dann hellnußbraun, reihenweise strahlenförmig, mit dunklern Strichen bezeichnet oder gefleckt, die aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt aus dem obern Theil eines jeden Schildchens zu entspringen scheinen. Auf den drei Mittelschildern des Rückenpanzers laufen die Streifen nach der Länge und scheinen am Hintertheile zu entspringen, indem sie nach Vorn an Stärke zunehmen. Die Randschildchen sind quergestreift. Der Brustpanzer ist gelblich und ungefleckt, der Rand des Rückenpanzers aber auf der untern Seite schwarzbräunlich punktirt und klein gefleckt. Die Haut des Thieres selbst hat auf der Oberseite eine schwärzlichgraue, oft etwas in das Grünliche ziehende Farbe, die untere Seite aller Theile ist blaßgraugelblich mit dunklern, schwärzlichen Flecken. Unter dem Halse wird die Zeichnung charakteristisch, sie besteht in unregelmäßig größern schwärzlichen Flecken und einem hufeisenförmigen großen Fleck unter dem Kinne, dessen hohle Seite nach Hinten gekehrt ist. Die beiden Bartfäden sind gelblichweiß. Von der Nase zieht ein schwärzlicher Streif durch die Augen, mit dem ein anderer am Unterkiefer, nach den Seiten des Halses herabgehend, parallel läuft. Die geschlossenen Augenlider sind auf blässerem Grunde mit dunklern Streifen bezeichnet, welche an der Wurzel entspringen und nach dem Mittelpunkte gerichtet sind, in welcher Färbung diese Schildkröte mit der Eidechse Quetz-Palno übereinkommt. Der Prinz von Neuwied erhielt in Brasilien an der Mündung des Parahyba junge, eben aus den Eiern gekommene Schildkröten, welche er mit Gewißheit für die jungen der gegenwärtigen Art halten zu können glaubt, indem sie völlig dieselbe Gestalt hatten, nur war ihre Farbe schwarz, mit schönen hochorangenen oder feuerfarbenen Flecken. Die Größe eines ausgewachsenen Exemplars beträgt in der Länge 14 Zoll 10 Linien, die Länge des Rückenpanzers 8 Zoll 10 Linien und dessen Breite 6 Zoll 5 Linien, der Brustpanzer mißt bis in den Winkel des Schwanzausschnittes 7 Zoll 3 Linien und ist 4 Zoll 5 Linien breit. Indessen sah der Prinz auch Exemplare, welche um ein Drittheil größer waren. Da diese Schildkröte ihren Kopf und Hals nicht wie die Landschildkröten in den Panzer zurückziehen kann, so legt sie ihn, um ihn zu verbergen, seitwärts zwischen die Ränder des Rücken- und Brustpanzers, sodaß er grade von Oben oder Unten betrachtet, nicht bemerkt werden kann. Es findet sich diese Art in den Flüssen des östlichen Brasiliens, und wird leicht mit Fisch- oder Vogelfleisch an die Angel geködert, wo sie schnell anbeißt, weshalb denn ihre Nahrung nur aus animalischen Substanzen zu bestehen scheint.

Während der Monate December, Januar und Februar steigen diese Thiere in Menge auf die Sandbänke und Sandufer der Flüsse Mucuri, Belmonte, Ilheos, Tahype, Rio Pardo und anderer, um sich ihrer Eier zu entledigen. Sie scharren mit ihren Klauen eine Vertiefung in den Sand, legen 12, 16 bis 18 kugelrunde Eier von der
Größe einer starken Kirsche hinein, welche eine glän
weiße harte Schale haben, von dem angenehmen
schmacke der Hühnereier und dabei ohne Geruch
und treten den Sand darüber zu. Die von der S
nenhitze ausgebrüteten jungen Thiere kriechen sogleich
Fluß, ihrem Elemente, zu. Die Brasilianer kenne
Zeit recht wohl, wenn diese Eier zu finden sind,
die Fischer durchsuchen alsdann alle Sandufer auf
Genaueste, auch erkennt man leicht die Stellen, wo
Schildkröte gelegt hat. So bedeutend ist indessen
den von dem Prinzen von Neuwied besuchten brasili
schen Flüssen die Ernte der Schildkröteneier nie,
wird sie nicht so methodisch betrieben, als an den U
des Orinoco und Apure, wovon Alex. v. Humboldt
weitläufige, höchst interessante Schilderung gibt;
dort ziehen ganze Stämme der Urbewohner nach
Eiern der Testudo Terekay und Arrau aus, und
den sogar von ihren Missionaren begleitet. Das Fl
der H. depressa wird zuweilen gegessen, doch liebt
dasselbe nicht, wie das der Waldschildkröte Jabuti
es einen Fischgeruch (Catinga bei den Portugiesen)
ben soll.

6) H. radiolata (*Mikan*, Delectus flor. et f
brasil. fasc. I. Neuwied, Reise nach Brasilien. 2
S. 91. Abbild. zur Naturgesch. Brasiliens. 12. H
Der Rückenpanzer hinten verschmälert, gelblich, mit schw
zen strahlenförmigen Streifen, das Nackenschild linien
mig, der Körper schwarz, der Nacken gelblich gest
Der vorigen Art sehr ähnlich, weshalb der Prinz
Neuwied (Beiträge, S. 40 fg.) es für nöthig geh
hat, die Unterschiede genauer anzudeuten. Der
rundlich-eiförmig, etwas platt, über den Augen eine
höhung, wie man sie bei den Fröschen bemerkt, die
gen selbst nicht weit hinter der Nase, die starken Au
lider geschlossen, nach der Schnauze herab eine s
Linie bildend, das ziemlich rundliche Trommelfell in
Mitte zwischen Auge und Hinterkopf. Die Nase b
über den Rand der Oberlippe eine Linie weit vortre
einen rundlich kegelförmigen Rüssel, an dessen S
vorn die beiden kleinen rundlichen Nasenlöcher
Der Unterkiefer scheint wegen dieser Spitze etwas zu
gezogen, die Kieferränder sind sehr scharf, der obe
der Mitte seicht ausgerandet, der untere dagegen
einer kleinen aufsteigenden Spitze (von beiden in der
bildung nichts zu sehen), die zwei kurzen Bartfäden
gelblich und kegelförmig. Auf dem Kopf oben li
häutige, unregelmäßige, vier-, fünf- und sechseckige Sc
chen, das größte auf dem Scheitel. Der Hals ist
nig schmäler, als der Kopf, von vielen sehr feinen D
falten netzartig durchkreuzt, mit starken nagelförm
Warzen unregelmäßig besetzt, das Thier kann ihn sc
genartig ausdehnen, aber so wenig als die vorige
einziehen, sondern nur zwischen die Ränder des Pa
legen. Die Vorderbeine haben fünf ziemlich gleiche
hen, indem nur die innern und äußern ein wenig k
sind; sie haben ganze Schwimmhäute, gebogene, m
mäßig lange, scharfe, wenig platte Krallen, und fin
wol auf den Zehen als an ihrer ganzen Oberfläche

t, großen, vorn graden, abgeschnittenen Schildern, von denen man auf der Oberseite des Beins fünf reihen zählt. Die Hinterbeine haben nur vier Zeit Krallen, denn von der fünften findet sich nur Innen eine Spur, welche platt und weich erscheint; iben indessen ebenfalls ganze Schwimmhäute und r äußern Zehe steht ein platter, scharfrandiger, bieg=, mit großen Schuppen belegter Hautansatz als eitung. Der kurze kegelförmige Schwanz ist zum mit kegelförmig zugespitzten, abstehenden Schuppen, und bei dem Männchen etwas länger als bei Weibchen. Bei jenem zeigt sich die Ruthe ebenso :et und gefärbt, wie bei der vorigen Art. Bei dem chen Thiere nimmt die Afteröffnung beinahe die Länge des Schwanzes ein. Der Panzer ist im neinen ziemlich flach, wenn auch weniger als an :r Art, und oben in der Mitte am meisten. Der npanzer ist ziemlich eiförmig, vorn etwas abge= ft, bei den Hinterbeinen am breitesten, über dem anz etwas zugespitzt, mit einem kleinen Ausschnitte en. An den Seiten ist der Rückenpanzer etwas ;ogen oder gradlinig, auch etwas aufgebogen, der panzer ist schmal, lang, vorn stumpf zugerundet, i am Schwanze fast rechtwinkelig eingeschnitten. Rückenpanzer hat ein länglich schmales, etwa fünf= s Spitzenschild, dann folgen auf jeder Seite bis Schwanzmitte 12 Randschilder, zusammen also 25; findet sich auch, als Ausnahme, zur Seite des Nacken= :s jederseits noch ein kleines, wodurch denn die Ge= tzahl auf 27 steigt. In der Mitte stehen fünf der, das erste vorn breit und sechswinkelig, nach n schmäler, mit zwei Ecken, die drei folgenden ha= echs Ecken, das letztere derselben ist an der vordern schmal mit zwei Ecken, die hintern sehr breit mit Winkeln. Zur Seite der Mittelschilder stehen vier nschilder, wovon das hintere sechs Ecken, die bei= mittlern vier, das vordere ebenfalls vier, aber mit ler Oberseite und breiter Basis zeigen, der Brust= r hat vorn ein nach Innen sehr spitzwinkeliges einschild, zwei dreieckige Brustschildchen, dann auf Seite drei Schildchen, zusammen 13, und der Rand int wellenförmig, indem er bei der Zusammenfügung jeden Schildes sanft ausgeschnitten ist. Im leben= zustand ist der Kopf oben grünlichgrau, mit dunkeln i Marmorzügen, auf den geschlossenen Augen zeigen ben solche dunkle Streifen, wie bei der vorigen Art. Hals, die Oberseite der Beine und des Schwanzes dunkelschwärzlichgrau, alle untern Theile des Kopfes, :s, der Beine sind blaßgelb. Der Prinz von Neu= fand die untere Seite des Halses immer ungefleckt, r Mikanischen Abbildung zeigt sie sich aber schwarz kt, weshalb der Prinz vermuthet, es sei dies viel= ein junges Thier gewesen, und die Flecken möchten m Alter verlieren. Dicht um die Pupille zeigt die einen goldfarbigen Ring. Wie bei der vorigen Art :r Rückenpanzer mit einem dunkelschwarzgrünen Byſ= edeckt, der sich nur mit Mühe abnehmen läßt, dann erscheint jener schmuzig gelblichbraun oder nußbraun, mit dunkelbraunen Strahlen, welche, etwas nach Vorn gerichtet, schräg über die Schilder herablaufen; das Schild ist manchmal auch hellbraun, die Strahlen aber schwärz= lich. Die Schilder des Brustpanzers sind alle an der äußern hintern Ecke blaßgelb, übrigens gelbbräunlich mit dunkeln, braunen, rechtwinkeligen, concentrischen Linien und blaßgelblichen Strahlen, welche schief aus der Mitte nach der vordern innern Ecke hinlaufen, der vordere Rand aber eines jeden Schildes ist schwarzbraun, und nur die beiden Endschilde, sowie das vorn an der Spitze sind dunkelbraun.

Diese Schildkröte mißt mit ausgestrecktem Halse 8 Zoll 6½ Linien, wovon der Kopf und Hals 2 Zoll 9 Linien wegnehmen, der Rückenpanzer ist 4 Zoll 11½ Linien lang, 2 Zoll 8 Linien breit, der Brustpanzer von der Spitze bis zum einspringenden Winkel am Ende 4 Zoll 5 Li= nien lang. Es finden sich indessen auch Exemplare, viel= leicht weibliche, wie der Prinz von Neuwied meint, welche etwas größer sind. Bei der großen Ähnlichkeit dieser und der vorhergehenden Art sind folgende Unterschiede besonders in das Auge zu fassen: Der Panzer ist bei depressa breiter, mehr elliptisch, am vordern Ende we= niger aufsteigend, bei radiolata hinten mehr ausgebrei= tet; die Schildchen sind bei radiolata mehr mit erhöhten strahlenartigen Reifen, bei depressa nur mit flachen Querreifen besetzt (der Prinz spricht dabei die Vermu= thung aus, daß die stärkere Bezeichnung der Schildchen mit parallelen Reifen den jungen Thieren eigen zu sein scheine); die untere Seite des Halses ist bei depressa immer gefleckt, bei radiolata erscheint sie so nur am jungen Thiere. Diese Schildkröte hält sich ebenfalls in Sümpfen und an überschwemmten sumpfigen Wiesen auf, geht aber nicht an die Angel, wie die vorige. Indivi= duen, welche der Prinz von Neuwied auf dem Hofe hielt, verweigerten alle Nahrung und verhungerten immer nach vier bis sechs Wochen, weshalb über ihre Lebensweise und Nahrung nichts weiter bekannt ist.

7) Hydraspis rufipes (Emys rufipes *Spix* t. 6. Junior? Emys nasua *Schw.* Emys stenops *Spix* Bras. t. 9. f. 3, 4). Der Panzer elliptisch=convex, vorn gekielt, braun, unten gelblich, das Nackenschild linienför= mig, Kopf und Hals dick, oben braun, unten gelblich. Diese Schildkröte beschreibt Spix also: „Der Kopf ist pyramidenförmig, platt, hinten erweitert, mit papierähn= lichen Schüppchen bedeckt, vorn schmal, spitzig, mit einer einzigen Schuppe von schwarzbrauner Farbe auf der Nase, übrigens um die Augen und Ohren herum mit kleinen Schuppen netzförmig besetzt, die Nasenlöcher stehen vor, der Oberkörper ist röthlichgelb, hornartig, von der Nase herunter abschüssig ausgerandet, schwach gebogen, der un= tere rundlich, kaum hornartig, die Kehle ist mit zwei Bartfäden besetzt, der Hals ist so dick wie der Hinter= kopf, schwach runzelig, dunkelbräunlich, unten gelblich. Der Panzer ist ebenfalls dunkelbräunlich und unten gelb= lich, elliptisch, erhaben gewölbt, vorn schmäler, etwas abschüssig abgestutzt, gerandet, hinten zusammengedrückt spitzeckig, in der Mitte des Rückens scharf rinnenförmig, die Panzerschilder sind glatt, am Rande verloschen ge=

streift, der Wirbelschilder sind fünf vorhanden, das erste vordere derselben ist siebeneckig und das größte, vorn etwas breit gerundet, etwas gefurcht, das zweite, dritte und vierte sind fünfeckig gewölbt, rinnenförmig ausgehöhlt, etwas kurz, das fünfte ist achteckig, seitlich zusammengedrückt, in der Mitte eckig, rinnenförmig, hinten etwas spitzig, zur Seite stehen acht, von denen das vordere sehr groß trapezoidisch, innen schmäler, außen breiter, etwas buchtig gerandet, das zweite und dritte ist etwas rechteckig oder vielmehr etwas fünfeckig verlängert, das vierte ist trapezoidisch sechseckig, hinten zusammengedrückt, die 25 Randschilder sind außen eckig gerandet, die vordern sind breiter und flacher, als die hintern, schräg, das vordere unpaarige oder Nackenschild ist linienförmig, mit scharfer Spitze, die zur Seite stehenden sind fast viereckig, groß, das dritte fünfeckig, nach Innen scharfwinkelig, das vierte und die übrigen bis zum achten sind kleiner, etwas vertieft, das neunte und eilfte viereckig und breit, das zehnte und zwölfte fünfeckig, nach Innen etwas scharfwinkelig, schräg herabsteigend, die beiden letzten zusammengedrückt, an der Spitze aus einander stehend. Der Brustpanzer ist gelbröthlich, länglich, fast rechteckig, vorn etwas breit, rundlich abgestutzt, hinten schmäler, scharf gabelig, eingedrückt, der Seitenrand buchtig eckig. Die 13 Brustschilder sind glatt, am Rande kaum gestreift, das vordere unpaarige ist kurz, fast herzförmig, etwas sechseckig, hinten zugespitzt, in der Mitte vertieft, die seitlichen sind dreieckig, sehr klein, nach Außen rundlich gerandet, die dritten sind trapezoidisch, breit, nach Hinten zugespitzt, nach Vorn zugerundet, die mittlere länglich, fast rechteckig, das vorletzte sehr breit, etwas viereckig, in der Mitte eingedrückt, die letzten sind schief rechteckig, innen eckig ausgehöhlt, am Ende spitzig gabelig. Die Füße sind bräunlichgelb., außen scharf beschildet, oben von schildförmigen Schuppen stachelig, bis an die Krallen flossig, die vordere hinten durch Randschuppen sägezähnig, die hintere Zehe der Hinterfüße krallenlos, breit, schwimmlappig, winkelig, abstehend (nach der Abbildung hätten die Hinterfüße nur vier Zehen und drei Krallen, es scheint aber fast, als sei die vierte Kralle verloren gegangen; im Texte wird die Krallenzahl nicht angegeben). Die Krallen sind zusammengedrückt, fast sichelförmig, der Schwanz ist warzig, kurz, an der Wurzel sehr dick, hinter dem After schwach. Die Länge des Körpers ist zu neun, die des Kopfes zu zwei Zoll angegeben. Diejenige Schildkröte, welche Gray für das junge Thier hält, und Spix **Emys stenops** genannt hat, hat allerdings auch in der Abbildung Ähnlichkeit, zeigt aber namentlich im Baue der Hinterfüße ziemlich bedeutende Abweichungen, außerdem aber auch vier Krallen. Auch die Schilder des Brustpanzers haben andere Formen, namentlich das unpaarige Halsschild. Der Kopf ist schwarz, zwischen den Augen etwas eingedrückt, der Hals körnig, der Angabe nach **subtenue**, was indessen Folge des Eintrocknens sein kann, da, wie bekannt, die Spixschen Schildkröten meist nach Cabinetsexemplaren abgebildet und beschrieben sind, der Hals daher wol eingeschrumpft sein kann. Der Rückenpanzer ist ganz schwarz,

etwas flach, rundlich länglich, in der Mitte
der Länge nach ausgehöhlt, die Schildchen
etwas runzelig. Der Brustpanzer ist ellipt
schwärzlich, vorn gestutzt, hinten scharf aus
der Abbildung erscheint die Ausrandung vielm
Es sind ebenfalls 13 Schildchen vorhanden, w
Gestalt mit denen des erwachsenen Exempl
übereinkommen. Als Fundort wird bei di
nämliche angegeben, wie bei **Emys rufipes**,
Fluß Solimoëns in Brasilien.

8) **H. viridis** (**Emys viridis** *Spix* t.
f. 1. **Emys rufipes, var., adult. Raup.**).
elliptisch, hinten erweitert, etwas gezähnt
braun punktirt, das Nackenschild linienförmig
dritte, vierte Wirbelschild ist lang, schmal, d
zer ist vorn breit zugerundet, hinten vers
tief gespalten, das Kehlschild ist groß, fas
Spix beschreibt von dieser Schildkröte nur
Dieser ist elliptisch, olivengrünlich, gegen d
dunkelbraunen Flecken und Linien besetzt,
vorn etwas abschüssig zugerundet, gerandet,
etwas eingeschnürt, mit etwas aufgebogenem
ten etwas schief absteigend, etwas erhöht,
flächern, außen ausgerandeten Randschildern,
des Rückens verflacht gewölbt. Die papierähn
der, welche den Panzer bekleiden, sind *gla*
schilder sind fünf vorhanden, das erste ist br
mig, fast siebeneckig, vorn erweitert, doppel
randet, hinten etwas gabelig gerandet (*auf d*
sieht man nur eine schwache Bucht), in der
höckerig, das zweite ist fast rechteckig *länglich*
randet, das dritte ist ebenso gestaltet, hinten
ders eckig (auf der Abbildung mit zwei fast
Spitzen), in der Mitte knotig, das vierte
der Spitze etwas breitgabelig (nach der A
beiden Ecken das vorhergehende Schild fast a
theil einschließend), in der Mitte knotig, das
eckig rundlich, vorn schmäler, oben gewölbt, h
lich zusammengedrückt. An jeder Seite des
stehen vier Schilder, das vordere derselben is
Innen schmäler, sowie das letzte trapezoidisch
eckig gerandet, die mittlern sind rechteckig
25 Randschilder sind oben olivenfarben dun
strichelt oder gefleckt, unten gelbbraun gef
vordere unpaarige oder Nackenschild ist linienf
eckig, das zweite fast rechteckig, das dritte fün
Innen scharfwinkelig, das fünfte in der Mitte
die mittlern rechtwinkelig, die kürzern mit a
bogenem Rande, die hintern rechtwinkelig, fa
breit, etwas vertieft, außen flach, fast eckig
das hintere paarige an den Seiten zusammenge
höckerig absteigend, an der Spitze winkelig a
stehend. Der Brustpanzer ist gelblichgrün, verlo
gewölkt, länglich, vorn breiter, abgestutzt ger
von gleicher Länge mit dem Rückenpanzer, die
chen sind etwas gekerbt, das erste mittlere
groß, herzförmig fünfeckig, vorn breit gerun
zugespitzt, die seitlichen kurz bogig dreieckig,

spitzig, das dritte trapezoidisch, innen schmäler, das [illegible] rechtwinkelig, das fünfte rechtwinkelig größer, das [illegible]te trapezoidisch, groß, unten buchtig, außen eckig [illegible]idet, das siebente schräg viereckig, paarig, gabelig [illegible]eschnitten. Der Schwanz des Thieres tritt wenig [illegible] dem Rückenpanzer hervor. Die Länge des Rücken[illegible]ers ist 8½, die des Brustpanzers 7½ Zoll. Diese findet sich in den sumpfigen Nebenflüssen des St. [illegible]ziskostromes in Brasilien.

9) H. expansa (Emys expansa *Schw.* Emys [illegible]zonica *Spix* t. 1. Emys tracaxa *Spix* t. 5. f. [illegible], 3. Jun. E. Amazonica *Spix* t. 2. f. 1, 2, 3). [illegible] Rückenpanzer eiförmig, platt, braun, schwarz punk[illegible] die Schildchen flach, die hintern Randschildchen sehr [illegible], verflacht, das Nackenschild fehlt, der Kopf ist platt, [illegible] Nase nach der Länge gefurcht. Eine Varietät *β* [illegible]rocephala. Emys erythrocephala *Spix* t. 7 wird [illegible] Gray charakterisirt: Der Kopf oben gelblich, unten [illegible]n, mit einem gelben Flecke, der Brustpanzer hinten [illegible]randet, ausgeschnitten, an der Kehle keine Bartfä[illegible] In einem spätern Zusatze (S. 77) bemerkt er, daß [illegible]s erythrocephala vielleicht von expansa verschieden möge, und Emys tracaxa werde wahrscheinlich sich [illegible] Varietät von Dumeriliana ausweisen. Von Emys [illegible]zonica wird bei Spix gesagt: Der Kopf ist bei [illegible]ryonen auf dem Scheitel schwarz punktirt, bei den [illegible]achsenen gelbbraun, pyramidal, hinten sehr breit von [illegible] Halshaut umhöht, vorn zusammengedrückt, kurz, [illegible]g, oben zwischen den genäherten Augen gefurcht, mit papierähnlichen Schuppen bedeckt, von denen die auf [illegible] Scheitel stehende fast sechseckig, dreiseitig, länglich, [illegible] breiter, hinten schmäler ist; die Nasenlöcher sind [illegible]ig, rund, kaum von einander getrennt, etwas nach [illegible]i stehend, die obere und untere Kinnlade sind horn[illegible], schief, an der Spitze kaum gekrümmt, gelblich, mit [illegible]n einzigen Bartfaden an der Kehle, der Hals etwas [illegible] runzelig, kurz, gelblich, das Hinterhaupt einhüllend. [illegible] Rückenpanzer ist sehr groß, mehr eiförmig, platt ge[illegible]t, bei den Erwachsenen in der Mitte des Rückens ver[illegible]t, vorn etwas verschmälert, kaum ausgerandet oder unge[illegible]et gestutzt, hinten sehr breit, mit flacherm Rande, bei jüngern gelbgrün, mit mehr gewölbtem, fast kantigem [illegible]en, bei den Erwachsenen schwarzbraun oder grau, [illegible]n gelblich mit flachem Rücken (die Abbildung zeigt blaßbräunlich-gelb, mit dunklern und schwärzlichen [illegible]en), die Schilder des Mittelfeldes sind bei den jün[illegible] punktirt runzelig, bei den ältern wellig gestrichelt, [illegible]er Mitte des Rückens höckerig erhaben, bei den Er[illegible]senen glatt, schwarzgrau, mitten auf dem Rücken [illegible]. Von den fünf Wirbelschildern ist das erste ab[illegible]sig, fast viereckig, vorn etwas breiter, etwas buchtig, [illegible]er Mitte etwas zugespitzt gerandet, das zweite und [illegible]e vierseitig lang, hinten etwas eingezogen, das vierte [illegible]ast dreieckig oder herzförmig, hinten etwas spitzig, fünfte sechseckig, etwas gerundet gewölbt, vorn etwas [illegible]g, in der Mitte eingedrückt, die vier Seitenschilder Mittelfeldes sind nach dem Rücken zu verflacht, ge[illegible] den Rand der Schale steigen sie schräg herab, sie sind fast rechteckig, das erste trapezoidisch breit, außen eckig gerundet, nach Innen etwas spitzig, das zweite und dritte ist rechteckig, etwas gewölbt, oben und unten etwas eckig gerandet, das vierte ist fast rechteckig, fast sechseckig, oben etwas eingeschnürt; Randschilder sind 24 vorhanden, die vordern trapezoidisch, fast horizontal, die mittlern rechteckig, lang absteigend, die hintern fünfeckig, breit, flacher, in der Mitte fast flach, etwas vertieft, ungerandet, die hintern doppelt, fast viereckig. Der Brustpanzer ist gelblich, glatt, länglich ziemlich oben, in der Mitte etwas erhöht, vorn gerundet, fast über dem Rückenpanzer vorragend, hinten gleichbreit, an den Seiten ausgerandet, an der Spitze in der Mitte buchtig, fast eckig, gabelig, nicht so lang als der Rückenpanzer. Von den 13 Schildchen des Brustpanzers ist das mittlere vordere unpaarige fünfeckig, nach Hinten stark zugespitzt, vorn zugerundet gerandet, die zur Seite sind sehr kurz dreieckig, innen spitzig, die folgenden gleichfalls dreieckig, größer, die übrigen viereckig, besonders das mittlere größer, die hintern trapezoidisch, in der Mitte fast scharf ausgerandet gabelig. Die Füße grünlich, platt, beschuppt, die Schuppen breit, schwarz, manche darunter linienförmig in die Quere gestellt, stachelig emporstehend, die Schwimmhaut reicht bis an die Spitze der Krallen. Diese letztern sind platt, gelb (in der Abbildung schwärzlich), an der Spitze stumpf. Der Schwanz ragt einen Zoll über dem Panzer heraus, ist an der Wurzel sehr dick, hinter dem After aber sehr schmal, an den Seiten von querstehenden linienförmigen Schuppen stachelig. Die Körperlänge ist von der Schnauze bis an die Schwanzspitze 3 Fuß 9 Zoll, der Kopf 6½ Zoll, der Rückenpanzer ist 2 Fuß 7 Zoll, der Brustpanzer 2 Fuß ½ Zoll lang, jener 1 Fuß 7½ Zoll breit, 10 Zoll hoch. Nach Spix' Angabe findet sich diese Art am Flusse Solimoëns und an den in denselben einmündenden Javary, Rio Branco ꝛc. in Brasilien; sie soll von Kräutern und Früchten leben. Im November soll sie heerdenweise nach den sandigen Inseln heraufsteigen, um dort ihre Eier abzulegen. Sie gräbt zu dem Ende eine drei Fuß große Grube, in welche sie 130 Eier legt, und dieselben wieder mit Sande bedeckt, den sie mit dem Brustpanzer zusammendrückt. Nach 14 Tagen kriechen die Jungen aus, welche dann am Brustpanzer noch die Nabelnarbe haben (Spix Taf. 2. Fig. 2). Das Ei ist rund, von der Größe einer kleinen Billardkugel. Das erwachsene Thier dient nicht blos den Menschen, sondern auch den Unzen und mehren größern Sumpfvögeln zur Nahrung, aus den Eiern aber wird ein Öl gewonnen. Von den Eingeborenen wird diese Art Tartaruga grande genannt.

Die zweite Spix'sche Art, welche hierher gehören soll, Emys tracaxa, hat einen ziemlich dicken Kopf, der hinten rundlich gewölbt breit, vorn verschmälert, zusammengedrückt und kurz ist; das Trommelfell ist breit, die Kiefern sind gebogen, gelb hornartig, auf dem Kopfe stehen vier olivenschwärzliche Schilder, der Hals ist eingezogen, dickrunzelig. Der Rückenpanzer ist eiförmig, etwas kugelig gewölbt, in der Mitte des Rückens verflacht, vorn schmal, kaum abschüssig, mit wenig bogigem

Rande, hinten wenig erweitert, vom Rücken schief und etwas gewölbt absteigend, der Rand breiter, flacher, hinten etwas spitz zugerundet, die Rückenschilder fallen leicht ab, liegen fast dachziegelförmig über einander und sind schwarzgrün, die fünf Wirbelschilder sind wellenstreifig, mit fast convergirenden Streifen, schwärzlich, etwas glänzend, das erste ist fast viereckig, vorn spitzig gerandet, hinten kaum schmäler, das zweite ist achteckig, kürzer als das vorhergehende, aber breiter, der vordere Rand dreibuchtig, der Seitenrand kaum flügelförmig vortretend, hinten enger schief aufsteigend, das dritte ist buchtig, fast vierseitig, das vierte dreieckig, hinten spitzig, das fünfte gewölbt, convex zugerundet, fast sechseckig, die Seitenschilder des Rückens sind dunkelbraun, an der Zahl vier, das erste fast dreieckig, vorn erweitert, das zweite und dritte rechteckig, etwas länglich, das vierte fünfeckig, hinten gewölbt. Die 24 Randschilder sind unten gelb und braun, das vordere ist paarig, fünfeckig, fast gleichseitig, vorn etwas spitzig buchtig gerandet, die folgenden sind viereckig länglich, etwas schief, die mittlern viereckig, der äußere Rand zugerundet, zurückgebogen, die bintern sind fast fünfeckig, etwas aufgerichtet, gegen den Rand etwas vertieft, flacher, das hintere Schild ist paarig, höckerig, gewölbt, mit flachem, fast scharfem Rande, der Brustpanzer ist eiförmig, flach, gelblich, vorn etwas gewölbt, rundlich gerandet, hinten etwas schmäler, länger rechteckig, in der Mitte eckig ausgehöhlt, hinten von der Schale des Rückenpanzers abstehend, die Brustschilder sind gelb, hornartig, besonders an den Rändern regelmäßig gekerbt, das vordere unpaare ist rhomboidisch, an der Spitze eckig, die seitlichen sind dreieckig, klein, das dritte ist ungleich dreieckig oder rhomboidisch, außen gerundet, innen spitzig, das vierte rechteckig länglich, innen schmäler, das fünfte und sechste quadratisch groß, das hintere quadratisch, an der Spitze in der Mitte etwas scharf ausgerandet, wodurch eine stumpfe, vom Oberpanzer abstehende, Gabel entsteht. Die Füße sind Schwimmfüße, die Krallen stark, cylindrisch, schwarzröthlich, an der Spitze stumpf, der Schwanz steht einen Zoll über den Panzer hervor. Die Körperlänge ist 1 Fuß $6\frac{1}{2}$ Zoll, der Kopf mißt 3 Zoll, der Rückenpanzer 1 Fuß 3 Zoll und der Brustpanzer 13 Zoll, die Höhe ist $4\frac{1}{4}$ Zoll. Nach Spix lebt diese Art in derselben Gegend, wie die vorige, soll aber nicht runde, sondern vielmehr längliche Eier legen, was indessen wahrscheinlich ein Irrthum ist, da dergleichen mehr den Landschildkröten zukommen.

Diejenige Schildkröte, welche Spix Emys erythrocephala genannt hat, wird zwar von Gray als Varietät der expansa betrachtet, scheint aber doch genügend abzuweichen, um entweder eine eigene Art zu bilden, oder wenigstens der gegenwärtigen nicht beigezählt zu werden, wie aus nachfolgender Beschreibung hervorgeht. Der Kopf ist pyramidal, hinten etwas gewölbt, der Rüssel spitzig vorgestreckt, an der Spitze gelblich rostfarben, oben zwischen den Augen geschildet, gelb, in der Mitte lang und tief gefurcht, die Nasenlöcher sind röhrenförmig vorragend, das Scheitelschild ist rothgelb, herzförmig, vorn länglich rund, hinten dreieckig, spitzig, sehr kurz, die

übrigen Kopfschilder sind gelbroth, schwarz gerandet,
obere Kinnlade ausgerandet, an der Spitze etwas gespal
schräg, braun, grün, die untere gelb gefleckt, schräg
gewölbt, der Hals ist dick, etwas runzelig und
Der Rückenpanzer ist länglich erhöht gewölbt, am
Rande buchtig, doch nicht aufgerollt, vorn schmäler,
gerandet, hinten erweitert, abschüssig, gegen den äu
Rand flacher. Die Schilder sind papierartig, etwas
streift, Wirbelschilder sind fünf, Seitenschilder jeder
vier, und Randschilder 24 vorhanden, von denen
beiden vordern kleiner trapezoidisch, vorn etwas versch
lert, hinten etwas rund gerandet, das zweite Paar
jeder Seite trapezoidisch, hinten schmäler, die drei
genden länglich rechteckig zusammengeschnürt, die hin
fast rechteckig, breiter, etwas vertieft, flacher sind.
Brustpanzer ist gelblich weiß, rechteckig, vorn eifö
gerandet, hinten zugerundet, gabelig ausgeschnitten,
einer Biegung nach Innen. Brustschilder sind 13
handen, das vordere unpaare länglich, hinten breiter
was gerundet, die seitlichen scharf dreieckig, sehr
die folgenden fast dreieckig, etwas länglich, inne
etwas zugespitzt, die übrigen viereckig, größer, die l
trapezoidisch schmal, nach Innen verlängert, in der
rundlich ausgehöhlt, eine nach Innen gebogene
bildend. Die Füße sind Schwimmfüße, von Farbe g
lich, die Krallen schwarz, an der Spitze scharf, der Schw
ist an der Wurzel dick, hinter dem After, der no
der Schale liegt (aber, nach der Zeichnung zu urth
sehr weit nach Hinten, fast am Schalenrande steht),
seitlich, durch linienförmige Querschuppen stachelig,
dem Panzer etwas vorragend. Die Körperlänge $11\frac{3}{4}$
die des Kopfes 2 Zoll, des Rückenpanzers $9\frac{1}{4}$ Zoll.
Aufenthaltsort hat sie mit voriger gemein.

10) H. Dumeriliana (Emys Dumeriliana S
Emys macrocephala *Spix* t. 4). Der Rückenp
eiförmig, schwach gewölbt, schwarz, die Schilder
Mittelfeldes flach, die hintern Randschilder horiz
verflacht, und der Kopf kugelig, die Nase gewölbt,
glatt. Der Kopf ist sehr dick, hinten gewölbt, etw
mit sechs Schildern bedeckt, an der Spitze schmal,
die Kiefern gebogen, gelb, hornfarben, der obere a
randet, kürzer als der untere (auf der Abbildung
man das Gegentheil), oben mit vier schwarzen
dern, das auf der Nase flacher, an der Spitze ge
hinten vertieft, aufgerichtet (elato), das Scheitel
einfach, verlängert, fast rechteckig, vorn schmäler, hi
rundgerandet, das obere Seitenschild etwas gewölbt, l
fast fünfeckig, hinten breiter, das untere buchtig ve
gert, mit breitem Trommelfelle, der Hals mitteln
lang, etwas dick, ziemlich glatt vorragend. Der Rü
panzer schwarz, eiförmig cylindrisch erhaben, mitten
dem Rücken flach, am äußern Rand in der Mitte
rundet, nach dem Halse zu weniger erhaben, flac
wölbt, schräg, mit fast ausgebogenem Vorderrande,
die hintern Füße hin außen erweiterter, flacher,
oben höckerig, abschüssig, und an den Seiten fest zu
mengedrückt, der Seitenrand und hintere Theil
flach, eiförmig, fast ausgerandet, die Rückenschilder

schwarz, die Wirbelschilder etwas gewölbt, das erste
eckig, vorn kaum etwas breiter, am vordern Rand
er Mitte stumpfeckig, das zweite sechseckig, flach, an
Seiten etwas flügelförmig ausgebreitet, das dritte
viereckig sechsseitig, etwas gewölbt, die Ränder un-
lich buchtig, das vierte länglich siebeneckig, fast herz-
ig, hinten schmäler, am vordern Rande doppelt buch-
das fünfte etwas höckerig, etwas zugerundet, breiter
das vorhergehende. Von den vier Seitenschildern
erste trapezoidisch, sehr breit, nach dem Rücken schmä-
spitzwinkelig, vorn eckig zugerundet, das zweite und
fast fünfeckig oder fast rechteckig, sehr lang, das
größer, unregelmäßig, hinten vertieft gerandet, 24
dschilder, von denen die vordern schmäler, länglich,
vordere mittlere doppelt, klein, fast viereckig, die
chen in der Mitte des Panzers schmal, am Rand
s zugerundet, kaum aufwärts gebogen, die hintern
, viereckig, etwas vertieft, das vorletzte fünfeckig, an
Spitze scharf, das hintere gepaarte klein und vier-
, mit buchtigen Rändern, nach Außen etwas ver-
und in der Mitte gewölbt. Der Brustpanzer ist
raun, etwas flach, der vordere Lappen breiter, etwas
undet gerandet, der hintere rechteckig, etwas schmä-
hinten in der Mitte ausgehöhlt, stumpfwinkelig, ga-
, den Rückenpanzer nicht erreichend, an der Verbin-
sstelle des Brustpanzers mit dem Rückenpanzer kaum,
nur bei dem Männchen etwas gewölbt erhaben.
zehn Brustschilder, welche kaum gestreift sind, das
re unpaare ist schwach, sehr klein, fünfeckig, an der
e klein und rechteckig, hinten zugespitzt, die seitlichen
dreieckig, kleiner, das dritte auf jeder Seite unre-
ißig rhombisch, nach Innen schmäler, das vierte ist
quadratisch, größer, das fünfte und sechste ist qua-
ch, sehr groß, das sechste ist an der Spitze in der
gabelig. Die Füße sind platt, Schwimmfüße, in-
an den Seiten durch linienförmige Querschuppen,
durch breitere Schuppen stachelig. Die Krallen
flach, an der Spitze dreieckig, stark, schwarz, der
anz ist kurz und ragt kaum über den Rückenpanzer
Die Länge des Körpers ist 2 Fuß einen Zoll, die
Kopfes 3 Zoll, der Rückenpanzer mißt einen Fuß 5½
der Brustpanzer einen Fuß 3½ Zoll. Diese Art fin-
ch einsam und selten an den Ufern des Flusses Ihau,
r in den Rio Negro fällt.

11) H. cayennensis *Schweigger*. Rückenpanzer
gewölbt, höckerig gekielt, die Schildchen glatt, gelb-
die hintern Ecken derselben schwarz, das Nacken-
fehlt, der Kopf ist braun, auf dem Scheitel stehen
elbe Flecken. Der Schwanz ist sehr kurz.

Als Abänderung führt Gray Emys gibba Schweig-
in, mit dem Charakter: Rückenpanzer schwarz, vorn
bt, hinten höckerig gekielt. Diese Art ist im fran-
en Guiana einheimisch. Gray bemerkt, daß die
anischen Hydraspisarten noch einer genauern Un-
ung bedürfen, da man sich namentlich auf die Fi-
von Spix nicht verlassen könne. Er führt daher
olgende als zweifelhaft an, indem die meisten der-
selben wol zu irgend einer der aufgeführten Arten gehö-
ren möchten.

Hydraspis bitentaculata. Emys bitentaculata *Cuv.* Mss. Testa rufa, subtus pallide lutea nigro-maculata, scutello nuchali nullo. Hab. in Brasilia.

Hydraspis constricta. Emys constricta *Cuv.* Mss. Scutello nuchali angustato.

Hydraspis Maximiliani. Emys Maximiliani *Mikan* Chelodina Maximiliani *Fitz.* Hab. in Brasilia.

Hydraspis pachyura *Boie* Mss.

Hydraspis barbatula. Emys barbatula *Gravenhorst* Delic. Mus. Zool. t. 5. f. 3, 4.

Ebenso möchte hierher auch zu zählen sein: Hydraspis lata (*Gray* p. 77). Testa subordicularis depressa nigra capite colloque nigris aurantio maculatis, welche wahrscheinlich mit Spix' Emys erytrocephala zusammenfällt. (D. *Thon.*)

HYDRASTIS *L.* gen. Eine Pflanzengattung (aus der natürlichen Familie der Ranunculaceen und der letzten Ordnung der 13. Linné'schen Classe), deren Charakter folgender ist: Ein dreiblätteriger Kelch mit eiförmigen Blättchen; keine Corollenblättchen; die Früchte sind in Beeren eingeschlossen, mit dem Griffel gekrönte, einfächerige, ein- bis zweisamige Karyopsen, deren mehre in einem Knöpfchen beisammenstehen. Die einzige bekannte Art, H. canadensis *L.* Sp. pl. (Warneria canadensis *Mill.* fig. of plants t. 285), ist ein in Canada und Pennsylvanien wachsendes, perennirendes Kraut mit himbeerartigen Früchten. (*Sprengel.*)

Die canadische Hydrastis wurde durch Ellis zuerst dem Linné bekannt gemacht. Sie ist eine Wasserpflanze und wird daher auch Wasserkraut oder Wasserblatt genannt, wird außer ihrem Vaterlande Canada und andern Theilen von Nordamerika auch in England in den Gärten gezogen, wo sie in einem feuchten lettigen Boden und einer schattigen Lage gut fortkommt, im Mai blüht und im Julius rothe reife Früchte trägt. Zu Ehren des englischen Ritters Richard Warner hat sie Miller in seinem Gartenlexikon Warneria genannt.

Die perennirende Wurzel der canadischen Hydrastis besteht aus dicken, fleischigen Knollen, die außen braun, inwendig aber von einer dunkelgelben Farbe sind; sie wird daher auch von den Engländern Gelbwurzel genannt*). Diese Wurzel enthält ein gelbes Pigment, mit welchem Professor Woodhouse zu Philadelphia der Seide eine prächtige gelbe Farbe ertheilte. In ökonomischer Beziehung zieht Bankroft die Quercitronrinde der Hydrastis beim Färben vor. In Teutschland hat man bis jetzt noch keine Farbenversuche mit der canadischen Hydrastis unternommen. (*Kurrer.*)

HYDRATE, HYDRATES, d. h. chemische Verbindungen des Wassers in andern chemisch wirksamen Körpern, besonders in Metalloxyden ꝛc., nennt Proust, der uns deren specielle Eigenschaften zuerst kennen lehrte, überhaupt alle proportionirte meist solide Verbindungen des Wassers mit den meisten Säuren und salzfähigen

---

*) Linné, Vollständiges Pflanzensystem. 7. Bd.

Grundlagen. In ihnen sind 1—10 und mehre Mischungsgewichte Wasser auf ein Mischungsgewicht des andern Körpers enthalten. So finden wir in der Natur unter den Mineralien viele Hydrate, welche 3—30 Proc. Wasser bei sich führen, wie die Eisensteine, das Wiesenerz, die Pechsteine, Zeolithe, den Wavellit, das Bittererde-Hydrat ꝛc. Auch im organischen Reiche gibt es Hydrate, welche Producte theils der Natur, theils der Kunst sind. Die Seifen gehören zu den letzten, denn als Hydrate enthalten sie Wasser chemisch gebunden, ohne welches sie nicht bestehen können, das man ihnen nicht ganz entziehen darf, ohne ihre Mischung zu zerstören; die Niederschläge, welche aus dem Zinn-, Mangan- und vielen andern Salzen durch Kalien erhalten werden, nennt Berzelius ebenfalls Hydrate. Finden in zwei bestimmten Verhältnissen solche Verbindungen des Wassers mit irgend einem Körper statt, so hat man noch ein Krystallisationswasser vom Hydratwasser zu unterscheiden, z. B. bei Kali, Natron, Strontian und Oxalsäure. Das Wasser wird in den Hydraten durch beträchtliche Affinität gehalten, und es vermag bisweilen sogar schwache Säuren von den Salzbasen auszuscheiden, z. B. Kohlensäure aus Baryt ꝛc.

Aber viele Verbindungen, welche Hydrate heißen, entsprechen dieser ihrer Bezeichnung nicht, denn ein wahres Hydrat ist die Verbindung einer Substanz mit dem Wasser (Eisthermat). Die Wärme ist in diesen Verbindungen ein ebenso wichtiger und activer Bestandtheil, als das Eis. Hiervon zeichnen sich die Verbindungen aus, welche keine Wärme als Bestandtheil, sondern blos Eis enthalten, z. B. Salzkrystalle.

Die Subhydrate und Hydrate, oder die Verbindungen der Säuren mit dem ersten Antheile Wasser (einer indifferenten Substanz), als dem Antheile, welcher ihnen als Basis wesentlich zusteht, sollen, nach Serturner, die größte Ähnlichkeit haben mit dessen sogenannten Weinsäuren, was aber kein gut gewählter Name ist für diese angeblich neuen Säuren, durch bloßes Zusammengießen von Schwefel- oder einer andern Säure und Alkohol gebildet; sie sollen mit ihnen in eine Reihe gehören, nur daß darin das Wasser, die zweite Grundlage solcher Säuren, nicht so fest als der Alkohol in den Weinsäuren gebunden sei; weshalb Serturner sie, den Weinsäuren analog, Wassersäuren (richtiger allenfalls wasserhaltige Säuren) benamt.

Übrigens lassen sich alle Hydrate, in Ansehung ihres Verhaltens bei Erhöhung der Temperatur, füglich in drei Classen eintheilen: 1) in solche, die ihr Wasser bei 80° Reaumur und unter dieser Temperatur verlieren, wie z. B. durchsichtige Krystalle von vielen Salzen; 2) in solche, die nur beim Rothglühen ihr Wasser fahren lassen, wie der Glaskopf und viele andere Fossilien; 3) in solche, welche ihr Wasser durch keine Hitze, sondern nur durch chemische Mittel verlieren, und hier ist die Verbindung sehr innig, wie z. B. bei Kali, Natron und Baryt. (Vergl. Proust in Gehlens neuem Journ. d. Ph. u. Ch. VI. S. 552 fg.; A. Vogel in Schweiggers neuem Journ. f. Ch. u. Ph. XXII, 1. S. 160 fg.; Serturner in Gilberts Annal. der Physi[k]
S. 42 fg.)

Den Hydraten analoge Verbindungen
und Alkohol in bestimmten chemischen Verhä[ltnissen]
Thom. Grahams Alkoholate; über deren
Schweiggers ꝛc. Jahrb. der Chem. u. Ph[ys.]
I, 2. S. 180 fg. (*Th.*

Hydraula, s. Cetacea unter den Nacht[rägen]

Hydraulik, Hydraulikostatik, s. unter

HYDRAULISCH; die zahlreichen da
nirten Worte sind unter den einfachen zu s
chen hydraulisch vorgesetzt wird.

HYDRAULOS, d. i. Wasserorge[l]
Geschichte und Beschaffenheit der hydraulisch[en]
in den verschiedensten Zeiten so viel und s
chendes geschrieben worden, daß es scheint,
geschichtlich beglaubigte Auseinandersetzung k
wenn Gründe nicht für gültig angenommen
len, die aus dem allgemeinen Zustande der
ter Zeiten und aus dem natürlichen Gange
bungen zu entlehnen sind. Die große Ver
die uns die Stellen alter Autoren bringen,
züglich daher, daß alle musikalische Instrum[ente]
genannt wurden, daß man also oft nicht be
ben kann, von welchem Instrument oder O
reden. Daß diese Verlegenheit durch die nich
fahrenden Erklärer alter Stellen noch bedeut
sen ist, leugnet kein Belesener. Dazu kom[mt]
Alten über keinen Gegenstand theils nachlä
für uns dunkler geschrieben haben, als eben
kalische Dinge, von denen die wenigsten au
übrigens ausgezeichneten Männern etwas
verstanden. Sie reden daher öfter in Aus
nicht so gewählt und genau sind, als späte
die ihre alten Autoren nicht sinken lassen
bereden möchten, woraus denn neue Verfü
vorgehen ꝛc. Man wird sich also nicht wun
ziemlich ebenso viele gelehrte Untersucher die
Orgel für die älteste erklären, während auf
Seite eine nicht kleinere Zahl die pneumatis
die älteste hält. Daß es weniger Kunstm
Pfeifen aller Art durch eingeblasene Luft tö
chen, daß die verschiedensten Pfeifenwerke,
mit einander verbunden, wie die Panspfeife
testen Zeiten vorhanden waren; daß man
Schläuche, vermittels des Armes gedrückt,
klingend machte, wie die Sackpfeifen (Corn
terliegt keinem Zweifel. Ebenso ausgemacht
die Chinesen in den ältesten Zeiten bereits
Instrumente erfunden hatten, die aus meh
auf einem Halbzirkel neben einander gesetzt,
dener Größe, grade wie unsere Orgelpfeifen
die durch ein Mundstück angeblasen wurden.
Art. chinesische Musik und die dazu ge
nung.) Gibt es irgend ein alterthümliches
ment, was, hauptsächlich der Gestalt der
mit unsern Orgeln übereinkommt, so ist es da

imt man noch an, daß von China aus, wie ich in mei-
Buch „Erste Wanderung der ältesten Tonkunst“ (Es-
1831) bewiesen zu haben glaube, alle Musikkenntniß
ging, so wäre die Annahme nicht zu gewagt, wenn
die erste Anregung zur Verbesserung der Windinstru-
te und den ersten Gedanken zur Erfindung der Or-
aus China sich weiter nach Abend verbreiten lassen.
gegen wird zugegeben, daß sich eine eigentliche Orgel
den alten Chinesen noch nicht vorfindet. Wol aber
man in alten Zeiten jener Länder schon mancherlei
kalische Instrumente, die durch Röhren und durch
Luftsäulen, wenn von den Röhren ein Deckel weg-
oben wurde, die Stärke des Tons vermehrten. Daß
Vorrichtungen noch weit mehr die Erfindung der
ntlichen Orgel erleichterten, sieht man deutlich. Man
die Beschreibung eines alten, auf der Insel Java
efundenen, musikalischen Instruments, Gender ge-
it, in der Leipz. allgem. musikal. Zeitung, 1828,
806. In spätern Zeiten hat man höchst wunderbare
hreibungen von einer eigentlichen Orgel zu Jerusa-
gemacht, die nach einigen Wunderliebhabern schon
Salomo's Tagen der Herrlichkeit die Welt in Ent-
n gesetzt haben soll. Mit Weglassung offenbarer
ln führen wir nur einen Brief des heil. Hieronymus
den 28. in alten unkritischen Ausgaben, der wenig-
beweisen würde, daß irgend einmal vor Christi Ge-
eine Orgel in Jerusalem gewesen wäre, hätte sich
ergeben, daß der Brief durchaus unter die unter-
obenen gehörte, weshalb er auch nun unter den
kryphen des Heiligen gesucht werden muß. Sie soll
zwei Elephantenhäuten bestanden haben, die den
bsack bildeten, das alte und neue Testament vorbil-
, von 12 Blasebälgen bedient, verglichen mit den
teln. Die 15 Pfeifen werden als Vorbilder der
iarchen und Propheten angesehen. Aus Allem er-
sich, daß die ganze Geschichte eine kurzweilige Er-
ng irgend eines phantasirenden Mönchs gewesen ist,
noch spätere Brüder den Gefallen thaten, Abbildun-
des Traumbildes zu liefern, die freilich wiederum
wenig von einander abweichen mußten. Man sehe
die beiden Abbildungen, welche uns der Fürstabt
ert im 2. Th. seines Buches: De cantu et mu-
sacra liefert (Taf. 23 u. 27). Diese und ähnliche
me Wundererzählungen weggerechnet, bleibt uns kein
s Zeugniß vom wirklichen Bestand einer Orgel, als
Werk des Ktesibios, der auch deshalb als der Er-
angenommen wird, ob wir gleich glauben, in ihm
inen Verbesserer früherer, aber unbekannter, Erfin-
n sehen zu müssen. Dieser berühmte Mathemati-
bte zu Alexandrien, zu den Zeiten des Verfalls der
mäer, als das Reich von den Römern unter die
er Ptolemäus Philometor und Physkon getheilt
n war (nicht unter Ptolemäus Euergetes, wie For-
hreibt), etwa 120 bis 160 vor Christi Geburt [1]).

Sein Schüler Heron hat die erste Beschreibung dieses musikalischen Instruments hinterlassen, nach welcher Vitruv (de architect. lib. X. cap. 13) die seinige zusammensetzte. Diese Beschreibung Vitruvs, nach welcher die Meisten sich richteten, ist so dunkel, daß daraus wenig oder nichts klar wird. Noch mehr schadeten die vielen Erklärer des Vitruv, die gewöhnlich nicht minder in den Künsten der Mechanik als der Tonkunst unerfahren waren. Die Untersuchungen des Hofraths Meister in Göttingen, die in den Nov. commentarii Societ. reg. Scient. Gotting. T. II. p. 159 mit zwei Kupfertafeln gegeben worden ist (de veterum Hydraulo), hat die hohe Meinung von der Vorzüglichkeit dieser Wasserorgeln sehr herabgestimmt. Wer ist wol jetzt noch im Stande, auf die einseitige Vorliebe des If. Vossius für alles Alte, wie er sie fast auf jeder Seite seines viel angeführten Buches „De poematum cantu et viribus Rhythmi“ (Oxonii 1673) ausspricht, nur einigen Werth zu legen? Seine leidenschaftlichen Ausfälle gegen Andersmeinende sind ebenso widerwärtig, als seine Annahmen höchst übertrieben, ja abgeschmackt sind. Der sonst so gelehrte Mann befindet sich nur wohl, wenn er uns von der Vortrefflichkeit der Alten Wunderdinge erzählt, die von selbst bei einiger Kenntniß der Beschaffenheit der alten Welt und ihrer Tonkunst zusammenstürzen. Daß er also auch von den Wasserorgeln der Alten die überspanntesten Beschreibungen gibt, ist in der Ordnung. Nur ist leider seine Abbildung der Wasserorgel, nach des Heron und Vitruv Darstellung, ganz falsch. Man findet sie im angeführten Buche, S. 100, mit einer ausführlichen Erörterung in seiner gewohnten Weise, die uns einreden will, die Wasserorgeln wären weit vollkommener gewesen, als unsere neuern Windorgeln. Forkel urtheilt ganz richtig, wenn er S. 418 des ersten Theils seiner Geschichte der Musik von ihm sagt, er finde in musikalischen Dingen das Unbegreifliche immer am begreiflichsten. Vossius erklärt es für lächerlich, wenn einige Neuere vorgegeben haben, die alten Orgeln hätten nur aus sechs oder acht Pfeifen bestanden, wobei er sich namentlich gegen Kepler ereifert. Um alle Neuere mit einem Schlage zu widerlegen, führt er eine Stelle aus Tertullians Buche „De anima“ an, die in der Übersetzung so lautet: „Siehe das bewundernswerthe Werk des Archimedes (Voß schaltet ein, er hätte richtiger des Ktesibios gesagt), womit er die Welt beschenkte, ich meine die Wasserorgel, in welcher so viele Glieder, Theile, Verbindungen, Stimmwege, Tonleitern, Modusvereinigungen, Pfeifenreihen, und Alles zusammen nur ein einziges Werk bildet. Der Wind, durch den Druck des Wassers getrieben, thut nur zum Theil seine Dienste, in seinem Wesen thatkräftig für das Ganze, in der Wirkung aber verschiedentlich getheilt.“ Also wurde von unserm Kirchenvater des 3. Jahrh. nach Christo auch dem Archimedes eine solche Wasserorgelverfertigung zu-

---

[1]) Wenigstens müßte Forkel Ptol. Euergetes II., nach Ver-
us Baldus' und Lambecius' Angaben in den Erklärungen,
esetzt haben, sodaß höchstens bis auf 170 vor Christo zurückgegangen werden könnte. Bis auf Euergetes I. hat, soviel uns bekannt ist, kein Ausleger zurückgerechnet. Dieser I. müßte aber ohne beigesetzte Zahl nothwendig darunter verstanden werden, da er der berühmte, Euergeta II. aber eben Physkon ist.

geschrieben, die von Vielen als wirklich vorhanden angenommen und von des Ktesibios Werk unterschieden wird. Archimedes gehört jedoch, wie bekannt, unter die Männer, die, wie Atlas den Himmel, eine Unzahl von Erfindungen und mechanischen Ausführungen tragen müssen, von deren allermeisten sich nicht das Geringste beglaubigen läßt. Seltsam würde es scheinen, daß Vossius dem Kirchenvater eine Irrung beimißt, wenn es nicht sichtbar wäre, daß er dadurch den Ktesibios und seine Erfindung (?) desto höher heben wollte. Selbst vier Verse des Claudian sollen die unzähligen Stimmen und die umherirrenden Finger der Spieler (?) beweisen. Die Zeichnungen aller Orgeln, die Forkel im zweiten Theile seiner Geschichte der Musik liefert, stimmen sämmtlich nicht mit denen überein, die in Hero's Werke von der Wasserorgel des Ktesibios gegeben werden. Dagegen ist die Abbildung dieser Orgel, die M. Joh. Christoph Vollbeding in seiner „Kurzgefaßten Geschichte der Orgel aus dem Französischen des Dom Bedos de Celles" (Berlin 1793) S. 34 stechen ließ, der ersten Zeichnung im Hero vollkommen ähnlich. Wir wollen beide Abbildungen aus dem Werke des Hero hier folgen lassen, damit man sich einen möglichst deutlichen Begriff von der Beschaffenheit derselben mache. Sie stehen in „Veterum Mathematicorum Opera graece et latine edita ex Mss. Biblioth. reg." (Parisiis 1693) und zwar in der Abtheilung *ΗΡΩΝΟΣ ΠΝΕΥΜΑΤΙΚΑ* s. spiritalia, auf der 227. und 230. Seite. Da ferner das Werk nicht Jedem zur Hand sein kann, wollen wir zugleich Vollbedings hin und wieder von uns berichtigte Übersetzung der Beschreibung dieser Orgel hersetzen, damit man sie mit Vitruvs nachgebildeter und höchst dunkler Angabe desto leichter zusammenhalte. Hero's Nachricht lautet: „Man mache ein kupfernes Gestell $\alpha\beta\gamma\delta$, worin Wasser befindlich sein muß; im Wasser liege eine hohle, umgekehrte Halokugel, ein sogenannter Windfang (πνιγεύς, furnus übersetzt) $\varepsilon\zeta\eta\vartheta$. Dieser hat an den Seiten unten am Boden einen Durchzug im Wasser. Am Obertheile des Windfanges gehen zwei durchlöcherte Röhren, die sich über das obere Gestell erheben; eine derselben gehe krumm nach den äußern Seiten des Gestelles zu $\eta\varkappa\lambda\mu$, und lasse eine Öffnung der Pumpe (πύξις, modiolus, runde Scheibe) $\nu\xi o\pi$, die am untern Ende eine Mündung hat und deren innere Oberfläche nach dem Stempel gearbeitet ist. Darin muß aber der Stempel $\varrho\sigma$ so genau passen (so scharf schließen), daß keine Luft herausgeht. Mit dem Stempel verbinde man nun einen sehr starken Kanon (regula, Stab, Stift) $\tau\upsilon$, auf dem wieder ein anderer Stab vermittels eines Wirbels υ, nämlich der Hebel $\upsilon\varphi$, gefügt wird, der selbst um die Fuge des graden Kanons (Stabes) $\psi\chi$ befestigt ist. Aber zur Grundlage der Pumpe $\nu\xi o\pi$ stelle man eine andere kleine Pumpe auf, die von Unten nach der erstern zu eine Öffnung hat, oben aber bedeckt ist, mit einer kleinen Öffnung, durch welche die Luft in die Pumpe gehen kann. Unter der Öffnung werde eine Platte angebracht, die diese zustopft, und auf einigen mit Köpfen versehenen Stützen ruht, daß die Platte nicht herausfal-

len kann, was Platysmation (πλατυσμάτι…
wird (Ventil?). Von der Halbkugel $\zeta\eta$ g…
dere Röhre $\varsigma\zeta$ in die Höhe, auch mit Löch…
an eine andere Querröhre $\lambda\pi$. Auf diese …
fen gestellt α, die auch sowie die Röhren …
Löchern unten an den untern Seiten gleic…
stücke haben, mit passenden Löchern, deren …
sind. Durch diese Öffnungen gehen Deck…
falls Löcher haben, sodaß bei hineingezog…
die Öffnungen derselben auf die Öffnunge…
passen, beim Herausziehen der Deckel aber d…
verstopft werden und die Pfeifen nicht anspr…
nun der Querstab (Hebel) an der Seite φ …
so wird der sich erhebende Stempel die i…
$\nu\zeta o\pi$ enthaltene Luft heraustreiben, und d…
das in der kleinen Pumpe befindliche Loch …
wähnte Ventil zusammenpressen. Sie w…
Röhre $\mu\lambda\varkappa\eta$ in den Windfang (oder umge…
ter) und aus diesem in die Querröhre $\lambda\pi$ d…
$\varsigma\zeta$ gehen; dann geht sie aus der Querröhre…
fen nur erst dann, wenn die Deckellöcher …
dungen der Pfeifen passen, d. i. wenn die …
weder alle oder nur einige derselben, vorge…
sind. Damit nun die Löcher der Pfeifen, w…
chen sollen, eröffnet, und wenn sie nicht an…
len, verstopft werden können, muß dies so g…
den: Gesetzt, es soll eins von den Deckelreg…
ders gebraucht werden $\gamma\delta$, dessen Mündun…
wird die Pfeife, deren Mündung auf jene …
der Deckel, der auf das Deckelregister paßt …
Loch η haben, von dem Pfeifenloch abstehen…
wird eine dreigliederige kleine Stütze $\zeta\vartheta{}^{\alpha}_{\mu}$ …
deren Glied $\zeta\vartheta$ an dem Deckel $\varsigma\zeta$ dicht a…
der Seite $\vartheta{}^{\alpha}_{\mu}$ aber sich um den Ring (od…
${}^{\gamma}_{\mu}$ herum bewegt. Zieht man nun die äuß…
der Stütze mit der Hand weg, so bringt ma…
nach der Mündung δ des Registers nach der …
hin, und fällt er dann nach der innern Seit…
das darin befindliche Loch auf die Pfeifen p…
Damit aber beim Wegziehen der Hand de…
selbst wieder herausgehen, und also die Öf…
ben nicht mit der Öffnung der Pfeife zus…
noch auf einander passe, so mache man die …
Unter die Register (Deckelzüge) lege man …
oder Hebel, gleich der Röhre $\lambda\pi$ und mit …
${}^{\delta}_{\mu}\,{}^{\varepsilon}_{\mu}$, in diesen stecke man hörnere Stifte, die…
und eingebogen sind. Einer derselben sei ${}^{\zeta}_{\mu}$ …
gister $\delta\gamma$ gelegt; von dem äußersten Ende …
werde die vorgestreckte Senne an dem äuß…
gebunden, sodaß die Senne bei dem innerh…
ßenen Deckel angespannt wird. Zieht man nun …
der Stütze ${}^{\beta}_{\mu}$ weg und treibt den Deckel …

den sind. Die Stelle hat außerdem noch Merkwürdiges: Exstant etiam apud illam ecclesiam Organa hydraulica, ubi mirum in modum aquae calefactae violentia, ventus emergens implet concavitatem barbiti, et per multiforatiles transitus aeneae fistulae modulatos clamores emittunt. Das Unbequeme dieser Wasserorgeln in Kirchen leuchtet ein, nicht minder, daß durch die Feuchtigkeit häufigere Erneuerungen und Verbesserungen vorfallen mußten. In dem Maße die Vervollkommnung der Windorgeln stieg, in dem Maße wurden die Wasserorgeln verdrängt. Zwar haben die ungemessenen Lobeserhebungen, die Einige den Wasserorgeln der alten Griechen andichteten, namentlich in Frankreich, noch verschiedene Versuche, ähnliche Instrumente zu verfertigen, hervorgerufen; es ist aber aus allen nichts Sonderliches geworden. (*G. W. Fink.*)

HYDREA (Ὑδρέα), jetzt Hydra (s. d. Art.), ist eine, Trözen gegenüberliegende, im Alterthume wenig berühmte Insel. Ein guter Lustspieldichter, Namens Euages, der übrigens ein Hirt und ohne Bildung war, wird aus dieser Insel erwähnt. *Pausan.* Corinth, 34. *Stephan.* h. v. (*Kanngiesser.*)

HYDRELAEUM, HYDRELAEON, τὸ ὑδρέλαιον, unrichtig bei Fr. Hoffmann auch Hydroleum (von ὕδωρ, Wasser, und ἔλαιον, Öl), bei Galen eine Mischung von Wasser und Öl, deren man sich öfters in vielen Krankheiten, wegen seiner kühlenden und besänftigenden Wirkung bediente. Galen empfiehlt es in hitzigen Fiebern wider die Kopfschmerzen und lau getrunken als Brechmittel (*Wiegand.*)

drencephalion, Hydrencephalocele, Hydrencephaloon, Hydrencephalus, s. unter Hirnkrankheiten.

HYDRENTEROCELE, fälschlich auch Hydroënterocele (von ὕδωρ, Wasser, ἔντερον, Darm, und κήλη, Bruch), ein Wasserbruch mit einem Darmbruche, der Wasserdarmbruch, Hydrocele herniosa; s. Wasserdarmbruch. (*Wiegand.*)

HYDRENTEROMPHALOCELE, fälschlich auch Hydroënteromphalocele, Hydrenteromphalus, Hydroënteromphalus, ein Darmnabelbruch mit Wasserergießung, der Darmwassernabelbruch (von ὕδωρ, Wasser, ἔντερον, Darm, ὀμφαλὸς, Nabel, und κήλη, Bruch); s. unter Wasserbruch. (*Wiegand.*)

Hydrenteromphalus, fälschlich Hydroënteromphalus, s. Hydrenteromphalocele.

HYDREPIGASTRIUM, die äußere oder oberflächliche Bauchwassersucht, bei welcher sich das Wasser zwischen den Bauchmuskeln und dem Bauchfell angehäuft hat. (*Wiegand.*)

HYDREPIPLOCELE, fälschlich Hydroëpiplocele (von ὕδωρ, Wasser, ἐπίπλοον, Netz, und κήλη, Bruch), ein Wasserbruch mit einem Netzbruche complicirt, der Wassernetzbruch; s. Wasserbruch. (*Wiegand.*)

HYDREPIPLOMPHALOCELE, auch unrichtig Hydroëpiplomphalocele genannt (von ὕδωρ, Wasser, ἐπίπλοον, Netz, ὀμφαλὸς, Nabel, und κήλη, Bruch), oder Hydrepiplomphalus (Hydroëpiplomphalus) genannt, ein Netznabelbruch mit Wasserergießung, der [...] nabelbruch; s. unter Wasserbruch. (*W*[...]

Hydrepiplomphalus, fälschlich Hydroëp[...] lus, s. Hydrepiplomphalocele.

HYDREPIPLOON (von ὕδωρ, Wasser, [...] Netz), die Netzwassersucht; eine Ansammlung [...] ser im Netze; s. Wassersucht. (*W*[...]

HYDRIACES bei Ptolemäus, HYDRI[...] Ammianus Marcellinus XXIII, 25 und *Κυν*[...] Cod. Palat., ein Fluß in Carmania vera, [...] Andere wollen, in Gedrosien, der in den S[...] gon fiel und jetzt Gatter heißen soll *).

HYDRIAS *Ehrenberg* (Zoophyta). [...] Ehrenberg zuerst in seinen Symbolae phy[...] gestellte Gattung der Infusionsthierchen aus [...] lie Philodinaea in der Abtheilung Zygotr[...] Erkenntniß der Organisation 2c. zweiter Beit[...] zur Ordnung der Nackten gehörig. Als Kenn[...] angeführt: Die Augen fehlen, der Schwa[...] schenkelig, ohne Hörnchen, der Stirnrüssel feh[...] derorgane ragen auf langen Armen an der [...] Die einzige, bis jetzt aufgeführte Art ist Hy[...] gera (Symbolae, Phytogoa, t. 2. f. 11), [...] berg in Lybien entdeckt. Dies Thierchen is[...] Sechszehntel-Linie lang, durchscheinend, der Kö[...] mig, der Schwanz verdünnt. Nähere Beob[...] über dasselbe wünscht Ehrenberg selbst, da di[...] ihm nicht hinreichen. ([...]

HYDRIDAE (Reptilia). Eine von [...] aufgestellte Schlangenfamilie (Isis 1833. S. [...] folgenden Kennzeichen: Nebst dichten Zähnen [...] kiefer sind auch noch Giftzähne vorhanden, de[...] ist fast immer zusammengedrückt, die Nasenlö[...] meistens oben. Die hierher gehörigen Gattu[...] im Meere. Es sind folgende: Chersydrus, Hy[...] meresurus, Bungarus. ([...]

Hydriodinsäure, Hydriodsäure, s. Jo[...] saure Verbindungen.

Hydrionaphtha, Hydrionaphthasäure, [...]

Hydrioten, s. Hydra und Griechenland[...]

Hydroa, s. Hidroa, auch Hydatis.

HYDROARION (von ὕδωρ, Wasser u[...] [dem Diminitivum von ὠόν], Eichen), wird z[...] nung der Eierstockswassersucht, Hydrops ov[...] wol nicht ganz mit Recht, gebraucht; s. unter [...] sucht. (*W*[...]

HYDROBAENUS *Fries* (Insecta). Z[...] gattung der Familie Tipulariae (Vetenskap ac[...] Handlingar for 1829 [Stockh. 1830]. S. 17[...] Mückengattung ist zunächst mit Chironomus u[...] pus verwandt, und ihre Kennzeichen sind folg[...] Antennen stehen vor und sind haarig, die de[...] chens sind vierzehngliederig, das letzte Glied [...] spitzig, dicker, als die übrigen, die des Weibch[...] nur sieben Glieder, und das letzte derselben ist [...] und verdickt. Die Palpen stehen vor, sind vie[...]

*) *Cellarius* Not. Orb. Ant. lib. III. c. XX.

ßte Glied ist stärker als die übrigen, abgestutzt, fast ig, die Flügel sind niedergebogen, lanzettförmig. Der ist klein, nach Vorn platt, unter dem gewölbten ragen sitzend. Die Augen sind nackt, mondförmig, unktaugen fehlen. Die Fühler sind nur zerstreut iaaren besetzt, keineswegees gefedert. Der Mittelleib eselbe Bildung wie bei den übrigen Gattungen der ie. Der Hinterleib besteht aus acht Segmenten, bei dem Männchen länger sind, und gegen die schmäler werden. Die äußern Anhängsel bestehen m Männchen aus zwei gliederigen Haken, von wel- as unterste Glied nach Außen convex, das Endglied rmig ist, bei dem Weibchen bemerkt man auf der des letzten Leibesringes statt dieser Haken zwei iförmige Organe. Die Flügel, kürzer als der Hin- , haarlos, liegen dicht am Leib an, und ihr Adern- f kommt Chironomus am nächsten.

Die einzige bis jetzt entdeckte Art, H. lugubris, m ganzen Körper schmuzig schwarz, ohne alle Zeich- und nur bei dem lebendigen Weibchen, dessen rleib mit Eiern gefüllt ist, erscheinen die Einschnitte an gelblich. Die Beine sind etwas blässer als der Körper, aben dunkle Gelenke. Die Schwinger, sowie die l, sind schwärzlich. Die Länge des Insects beträgt ne Linie. Der Entdecker ward auf diese kleine Mücke durch ihre ausgezeichnete Fähigkeit, auf dem Was- laufen, aufmerksam. Sie kommt schon Anfangs , wenn das Wasser nicht gefroren ist, aus ihren en hervor, und findet sich dann zu Tausenden auf berfläche, theils laufend, theils sich vom Winde ı lassend; selten fliegen sie. Sie spielen hier auf Wasser, gleich andern Mücken, in der Luft. Die hat eine Länge von beinahe zwei Linien, ist fast risch, blaßgrünlich, fast durchsichtig, und nur der ge- Nahrungskanal dunkler. Der hornartige Kopf ist z. Unten am ersten Segment des Mittelleibes sitzen ewegungsorgane, welche aus zwei kurzen, an der el verwachsenen, Tentakeln bestehen, die mit kurzen en besetzt sind. Auf der obern Seite des eilften ents stehen zwei bewegliche Röhren, an der Spitze inem sehr langen Haarpinsel versehen, in welche n sich die beiden Hauptstämme der Luftröhren öff- Auf der untern Seite desselben Segments stehen kurze häutige Lappen, ähnlich denen der Larven von nomus. Am Ende des letzten Segments steht das e Paar der Bewegungsorgane, dem vordern ähn- nur länger. Diese Larven spinnen im Schlamme iförmige Gehäuse um sich herum, welche sie nur verlassen, denn sie können sich nur durch heftig gelnde Bewegung im Wasser erheben, und sinken dem auf den Boden. Auf diesem liegt auch die e, mit dem Vorderleib etwas nach Oben gewendet. ist anderthalb Linien lang; nackt, beweglich und ihr vorderer Theil ist verdickt, ihr hinterer cylin- , gegen die Spitze schmäler. Am vordern stärkern unterscheidet man deutlich die Form des künftigen ts. Von Seiten des ersten Segments des Mittel- gehen zwei kleine kurze Röhren hervor, welche die Respirationsorgane sind. Gegen den vierten Tag steigt die Puppe nach der Oberfläche des Wassers herauf, und verwandelt sich am vierten Tag in das vollkommene Insect. Die beobachteten Weibchen legten ihre Eier, von einer Art Gallerte umgeben, an Stengel von Wasserpflanzen, in der kurzen Zeit von zehn Minuten. Eine zweite Generation erschien im Mai, und es ist sehr wahrscheinlich, daß außer dieser noch mehre, im Ganzen vielleicht vier, jährlich erscheinen. (D. *Thon.*)

Hydrobata ist die Gattung Cinclus, s. d. Art.

Hydrobates, s. Thalassidroma.

Hydrobia, s. Paludina.

HYDROBIUS (Insecta). Unter diesem Namen hat Latreille in seinem neuesten System (*Cuvier*, Règne animal, éd. 2. IV. p. 524) eine Gattung aus Hydrophilus gesondert, zu welcher er diejenigen Arten rechnet, bei welchen die Augen platt, oder nur wenig gewölbt sind, der vordere Kopftheil nicht kurz eingezogen ist und die Basis des Thorax so breit ist, als die Flügeldecken. Er rechnet hierher die Arten H. scarabaeoides, melanocephalus, orbicularis rc. (D. *Thon.*)

HYDROBIUS (Paläont.). Von einer Art dieses Käfergeschlechts, welche fast die Größe von H. fuscipes hat, finden sich Reste im tertiären Gypse von Nimes. Vergl. Curtis bei Murchison u. Lyell in Jamesons Edinb. n. philos. Journ. 1829. No. 14. p. 287—298. Jahrb. d. Mineral. 1830. S. 353. (*H. G. Bronn.*)

HYDROBLEPHARON (von ὕδωρ, Wasser, und βλέφαρον, Augenlid), die Wassergeschwulst der Augenlider; Blepharoedema aquosum; s. unter Wassersucht. (*Wiegand.*)

HYDROBROMÄTHER wird, nach Serullas (in den Ann. de Ch. et de Pharm. XXXIV. p. 99), so dargestellt, daß man in eine kleine Tubalatretorte, welche 40 Theile Weingeist von 38°, und einen Theil Phosphor enthält, in kleinen Portionen sieben bis acht Theile Brom gießt, damit durch Wasserzersetzung phosphorige Säure und Hydrobromsäure entstehe. Destillirt man hierauf bei gelinder Hitze, und verdünnt das Destillat mit Wasser, so sondert sich der Äther ab. Dieser ist ungefärbt, durchsichtig, schwerer als Wasser, von starkem Äthergeruch und brennendem Geschmacke, sehr flüchtig, und im Weingeiste löslich, aus welchem er durch Wasser gefällt wird (vergl. unter Brom in der zweiten Note des Artikels: Organgebilde). (*Th. Schreger.*)

Hydrobromsäure, s. Brom und Säure.

HYDROCAMPE (Insecta). Eine Gattung der Nachtschmetterlinge, von Latreille aufgestellt (*Cuvier*, Règne animal, éd. 2. V. p. 418) zu Linné's Pyralis gehörig, und eigentlich blos nach dem Zustande der Raupen von Botys gesondert, sodaß Latreille nicht einmal einen besondern Unterschied angibt, sondern nur sagt, daß diese Gattung aus der letztgedachten sehr nahe verwandten Arten bestehe, daß aber die Raupen, wie er sich ausdrückt, Wasserraupen waren, die meistentheils fadenförmige oder haarige Anhänge hätten, in deren Innerm Luftröhren sich befänden. Diese Raupen bilden aus den Blättern verschiedener Wasserpflanzen Röhren, in denen

sie leben. Er rechnet hierher die Arten P. potamogata, stratiolata, paludata, lemnata, nympheata rc. (D. *Thon.*)

HYDROCANTHARI (Insecta). Eine Tribus der Pentameren, von Latreille aufgestellt und zu den sogenannten Fleischfressern mit gehörend (*Cuvier*, Règne animal, éd. 2. IV. p. 420). Die hierher gehörigen Insecten haben Schwimmfüße, die vier letzten sind zusammengedrückt, gefranzt oder plattenförmig, und die beiden letztern sind von den übrigen ziemlich entfernt. Die Mandibeln sind fast ganz unbedeckt, der Körper ist immer eiförmig, die Augen sind wenig vorspringend und der Thorax mehr breit als lang. Der Haken, in welchen die Maxillen endigen, ist von seiner Wurzel an gekrümmt, die Tarsenklauen sind oft ungleich. Diese Tribus umfaßt die Gattungen Dytiscus und Gyrinus Geoffroy's und Linné's. Diese Insecten bringen die erste und letzte Periode ihres Lebens im Wasser zu, und zwar im süßen und meistens stehenden Wasser, doch findet man sie auch in kleinen Bächen. Sie schwimmen sehr gut, begeben sich aber von Zeit zu Zeit auf die Oberfläche des Wassers, um Luft zu schöpfen. Es wird ihnen sehr leicht, im Wasser heraufzusteigen; sie halten dabei nur ihre Füße ruhig, das Wasser hebt sie dann von selbst nach Oben; sie stecken hierauf das hintere Ende ihres Leibes in die Höhe und lüften ihre Flügeldecken etwas, damit die atmosphärische Luft zu den Luftlöchern dringen könne. Es sind sehr gefräßige Käfer, welche sich von lauter andern Wasserinsecten und Wasserthieren nähren, sie fallen sogar Frösche und Fische an, weshalb man die größern Arten aus den Teichen zu entfernen hat. In der Nacht verlassen sie meist das Wasser, fliegen umher und kommen da manchmal in die Häuser. Viele von ihnen, namentlich die größern, verbreiten, wenn man sie angreift, einen abscheulichen Geruch. Die Larven sind lang und schmal, sie haben einen starken Kopf und zwei kräftige, nahe an der Spitze durchbohrte Kiefern, die bogenförmig gekrümmt sind, kleine Fühler, Palpen, an jeder Seite sechs Punktaugen und sechs ziemlich lange Füße. Sie athmen theils durch den After, theils durch eine Art von Kiemenflossen, sind sehr lebendig, gefräßig und kriechen zur Verwandlung aus dem Wasser heraus.

Es gehören hierher die Gattungen Dytiscus, Trochalus, Acilius, Nogrus, Thermonetus, Graphoderus, Hydaticus, Cymatopterus, Liopterus, Agabus, Rantus, Colymbetes, Laccophilus, Noterus, Hygrobia, Haliplus, Hydroporus, Hyphidrus, Epinectus, Cyclous, Gyrinus, Trigonocheilus, Cybister, Orectochilus. (D. *Thon.*)

Hydrocarburetum chlorei u. H. iodei, s. Kohlenwasserstoff-Chlorin u. Jodin-Kohlenwasserstoff.

HYDROCARDIA, ὑδρωκαρδία (von ὕδωρ, Wasser, und καρδία, Herz), die Herzbeutelfeuchtigkeit, auch die Herzbeutelwassersucht; nach Fabriz von Hilden eigentlich nur die durch örtliches Herzleiden entstandene Wasseransammlung im Herzbeutel. (*Wiegand.*)

HYDROCELE (von ὕδωρ, Wasser, und κήλη, Bruch), der Wasserbruch, Hernia aquosa; s. Wasserbruch. (*Wiegand.*)

Hydrocephalon, Hydrocephalus, s. [...] krankheiten.

Hydrochariden, Hydrocharidieae, s. [...] rides.

HYDROCHARIDES oder HYDROCH[...] So hat Jussieu eine Pflanzenfamilie gena[...] durch folgende Merkmale charakterisirt wird: [...] sechs Corollen- und Kelchblättchen (seltener [...] sechsgetheilter Kelch oder dergleichen Corolle)[...] neun oder mehr Staubfäden; der Embryo [...] steht umgekehrt, und wird auf Kosten des E[...] ernährt, sodaß dieser im reifen Samen ganz [...] scheint. Bei einigen hierher gehörigen Ga[...] die Geschlechter getrennt. Die Hydrocharide[...] sergewächse mit Blättern, deren Nerven du[...] Venen verbunden sind, und welche nur au[...] fläche, wo sie von der Luft berührt werden[...] nungen haben. Im Innern bestehen sie [...] aus Zellgewebe, mit zerstreuten, parallel lau[...] deln von Schraubengängen. Zu dieser Fam[...] Linné zu seinen Tripetaloideen, und Cand[...] Classe der Monokotyledonen (Unterclasse: Ph[...] cae) rechnete, gehören folgende Gattungen: [...] ris *L.*, Vallisneria *L.*, Stratiotes *L.*, Sag[...] Udora *Nutt.*, Heteranthera *Pal. Beauv*[...] serpinaca *L.*, Butomus *L.*, Limnocharis *L*[...] Brasenia *Schreb.* Die Alismeen und [...] welche man früher auch hierher zählte, bilden [...] und Candolle eigene Familien. ([...]

HYDROCHARIS *L.* Eine Pflanzenge[...] der natürlichen Familie der Hydrochariden, u[...] ten Ordnung der neunten Linné'schen Classe[...] Sp. pl. aus der achten Ordnung der 22. Cl[...] Charakter in einem dreigetheilten Kelch, eine[...] rigen Corolle, eingeschnittenen Nektarien, und [...] fächerigen, vielsamigen Kapsel besteht. 1) [...] ranae *L.*, mit herzförmig-kreisförmigen, fa[...] Blättern, und diöcischen Blüthen. Dieses [...] Kraut wächst in Europa an vielen Orten i[...] und stehenden Gewässern. Abb. Fl. dan. t. [...] Engl. bot. t. 808. 2) H. Spongia *Bosc* (i[...] du Mus. IX. t. 30), mit herzförmig-eiförm[...] venlosen, unten waschschwammartigen Blättern [...] nöcischen Blüthen. In den Gewässern von [...] S. *Spr.* Syst. II, 273. ([...]

Hydrochelidon, s. Sterna.

Hydrochelidones, s. Palmipedes.

HYDROCHEZIA (von ὕδωρ, Wasser, [...] die Nothdurft verrichten), ein ganz wässerige[...] oder gar keine Excremente mit sich führender [...] (Diarrhoea aquosa, s. serosa, Orrhochezia); [...] fall. (*W*[...]

Hydrochlorin, hydrochlorisches Gas, h[...] rische Säure, s. Salzsäure.

Hydrochnus, s. Hydrachne.

HYDROCHOERUS (Mammalia). Di[...] ist von verschiedenen Naturforschern für verschie[...] tungen gebraucht worden, namentlich aber z[...]

Friedrich Cuvier für mehre Arten der Gattung Cavia Linné's, am Ende aber nur auf eine einzige, nämlich diejenige, von welcher hier die Rede sein wird, angewendet geblieben. Die Kennzeichen der Gattung, wie sie jetzt besteht, sind oben und unten zwei Vorderzähne, welche an ihrer Vorderseite eine breite Furche haben, und oben mit einer Querschneide versehen sind, statt der Eckzähne findet sich eine Lücke; Mahlzähne finden sich oben und unten auf jeder Seite vier, von denen der letzte oben und unten größer ist als die übrigen. Rengger (Säugethiere von Paraguay, S. 266) beschreibt den Zahnbau, der noch unvollkommen bekannt war, genauer. Die zwei großen Schneidezähne des Oberkiefers sind stark rückwärts gebogen, und zeigen auf ihrer vordern Fläche der ganzen Länge nach eine breite Rinne; an ihrem Ende ragt der Schmelz zwei Linien über die Knochensubstanz hervor, und läuft keilförmig zu, während diese hinter demselben, wie bei dem Aperea und dem Meerschweinchen, einen Absatz bildet; sie nutzen sich endlich nach Außen mehr als nach Innen ab, sodaß die Oberfläche der Krone schief zu stehen kommt, und etwas nach Außen steht. Die Schneidezähne des Unterkiefers haben auf ihrer vordern Fläche ebenfalls eine Rinne, laufen aber mit der Knochensubstanz sowol als mit dem Schmelze keilförmig zu und sind schief nach Vorn gerichtet. Die acht Backenzähne jeder Kinnlade bestehen aus querlaufenden, mit Schmelz umgebenen, theils einfachen, theils an einem ihrer Enden in zwei Äste sich spaltenden oder gabelförmigen Knochenplatten, welche durch eine dritte Zahnsubstanz, die sich nur bei wenigen Thieren vorfindet, durch das Cement mit einander verbunden sind. In der obern Kinnlade sind die drei ersten Backenzähne aus zwei, nach Außen gabelförmigen, der vierte aus einer, sich ebenfalls nach Außen spaltenden, und aus 11 einfachen Platten, deren letzte nach Hinten noch einen kleinen Ansatz hat, zusammengesetzt. In der untern Kinnlade besteht der erste Backenzahn aus drei Platten, die alle nach Innen eine Gabel bilden, und von denen die zweite und dritte in ihrer Mitte durch eine Leiste von Schmelze verbunden sind; der zweite hat die nämliche Anzahl von gabelförmigen Platten, jedoch laufen nur die Gabeln der zwei ersten Platten nach Innen, und diejenige der dritten nach Außen; auch ist der vordere Ast dieser letztern mit der zweiten Platte durch Schmelz verbunden. Der dritte Backenzahn zeigt zuvorderst eine, sich nach Innen in zwei Äste theilende Platte, dann zwei einfache, die an der äußern Seite des Zahnes mit ihrem Schmelze zusammengewachsen sind, und endlich noch eine vierte Platte, die nach Außen in eine Gabel ausläuft. An dem vierten Backenzahn endlich bemerkt man sechs einfache Platten, von denen die erste und die zweite an der äußern, die fünfte und die sechste an der innern Seite des Zahns durch Schmelz mit einander zusammenhangen. Alle Backenzähne nehmen von Vorn nach Hinten an Breite zu, sodaß der erste der schmälste, der letzte der breiteste ist. Was ihre Länge betrifft, so ist in der obern Kinnlade der vierte der längste, auf ihn folgt der erste und dann der zweite und dritte, welche beide gleichlang sind; in der untern Kinnlade ist ebenfalls der vierte der längste, nach ihm kommt der erste und dann der dritte, und der zweite. Ihre Krone ist der Quere nach gefurcht, indem sich der harte Schmelz über die Knochensubstanz und das Cement, die beide sich leichter abnutzen als der erstere, erhebt, und ihre Mahlflächen sehen im Oberkiefer nach Unten und Außen, im Unterkiefer nach Oben und Innen.

Die einzige Art dieser Gattung ist: H. Capybara *Erxleben* (Systema Mammalium, p. 193. 2. *Desmarest*, Nouveau Dict. d'hist. nat. IV. 502. 1. *Ej.* Mammalogie, p. 335, 569. Encycl. méthod. planch. 66. f. 2. *Fr. Cuvier*, Dictionnaire des Sciences naturelles. VI. p. 15. Max. von Neuwied, Beiträge zur Naturgesch. von Brasilien. II. S. 475. Cavia Capybara *Pallas*, Spicil. zool. II. p. 18. Hydrochoerus *Brisson* règn. anim. 117. Sus Hydrochaeris *Linn.* Syst. ed. 12. I. 103. No. 4. Cabiai *Buffon*, Hist. nat. XII. p. 384. t. 49. *Desmoulins*, Diction. classique d'hist. nat. II. p. 606. Capiygoua *Azara* Essai. II. p. 12. *Fischer*, Synops. Mamm. p. 378. Capibara oder Capivara in Brasilien; Niimpoon der Botokuden; Capiygua in der Guaranisprache, d. h. Bewohner des Capiy, einer Sumpfpflanze). Dies Thier ist der größte aller bekannten Nager. Rengger gibt folgende Maße eines der größten Männchen an: Länge des Kopfes 10 Zoll, des Rumpfes 2 Fuß 10 Zoll, mittlere Höhe 1 Fuß 6 Zoll 6 Linien, Länge des Ohrs 2 Zoll 6 Linien, Breite desselben 1 Zoll 6 Linien. Der Kopf ist hoch und breit, der Hals kurz, der Rumpf dick und plump, die Extremitäten kurz und kräftig. Die Schnauze ist sehr stumpf, die Oberlippe etwas gespalten; die Ohren sind nach Oben abgerundet, am vordern Rand umgestülpt, am hintern mit einem Ausschnitte versehen; die Augen treten stark vor und liegen näher am Ohr als an der Schnauze, die Augenliederöffnung ist kreisförmig. Statt des Schwanzes findet sich nur eine kleine hornartige Hervorragung. Sämmtliche Zehen, vier an den vordern, drei an den hintern Füßen, sind durch eine Schwimmhaut mit einander verbunden; die Nägel an denselben sind breit, den Hufen der Pachydermen ähnlich. Das Fell ist nur mit wenigen, steifen, an der Haut anliegenden, rauh anzufühlenden Borstenhaaren besetzt, welche auf dem Rücken und an den Seiten des Körpers eine Länge von zwei bis drei Zoll erreichen, im Gesicht und an den Extremitäten hingegen kurz sind. Um den Mund herum stehen einige starke, drei Zoll lange Borsten. Die äußere Seite der Ohren, die kaum sichtbare Spitze des Schwanzes, die Fußsohlen und die Schwimmhäute sind bei beiden Geschlechtern, eine Stelle gleich unter der Nase nur bei dem Männchen nackt. Die Farbe der Haare ist an den obern und äußern Theilen des Körpers braun, mit bräunlichrothen Spitzen, wodurch ein Anstrich von Roth entsteht. An den untern und innern Theilen sind die Haare bräunlichgelb. Die Borsten um den Mund sind schwarz, die erwähnten nackten Stellen bräunlichschwarz. Farbenabänderungen kamen weder Renggern vor, noch erwähnt der Prinz von Neuwied dergleichen. Der Schädel dieses Thieres ist auf seiner obern

Seite so flach, daß dieselbe mit der Basis ganz parallel läuft. Die sehr großen Zwischenkieferknochen bilden bei ihrer Vereinigung zwischen der Nase und den Schneidezähnen eine starke, gratförmige Hervorragung, die Nasenhöhle ist weit, sodaß die Geruchsorgane eine große Oberfläche haben; die Felsenbeine hingegen sind klein. Das Hinterhauptloch hat eine birnförmige, mit der Spitze nach Oben gerichtete Gestalt. Die eigentliche Hirnschale nimmt nur einen geringen Theil des Schädels ein, während die beiden Kinnladen mehr als drei Viertheile desselben betragen. Der Magen ist einfach und sein blinder Sack macht beinahe die Hälfte desselben aus; auf seiner vordern oder untern Fläche läuft der Länge nach ein Büschel von starken Muskelfasern, welche die Magenhäute in starke Querfalten zusammenziehen. Die dünnen Därme sind lang und eng, der Blinddarm hingegen ist sehr weit, beinahe drei Fuß lang, im Durchmesser 3½ Zoll stark; das Kolon bildet an der Stelle, wo es aus diesem heraustritt, auch noch einen kleinen blinden Sack. Die männlichen Geschlechtstheile sind außen nicht sichtbar, und da bei beiden Geschlechtern der After und der Ausgang der Harnwerkzeuge von einer Hautfalte umgeben ist, so kann man beim ersten Anblicke das Männchen von dem Weibchen nicht unterscheiden. Bei jenem erreichen die unter der Haut verborgenen Hoden eine Länge von drittehalb Zoll; zwischen ihnen liegt, ebenfalls unter den allgemeinen Bedeckungen, die Ruthe, welche erst nach Vorn läuft, dann sich in der Hälfte ihrer Länge nach Hinten umkrümmt, und unter dem After endet. Sie ist mit einer Vorhaut versehen und enthält in ihrem letzten Drittheile einen Knochen. Die Samenbläschen zeigen mehre Verzweigungen.

Der Capibara scheint im ganzen südlichen Amerika einheimisch zu sein, obgleich Rengger nur von dem östlichen Theile, von dem Orinoco einerseits bis zum 34. Breitengrad andererseits redet. Er findet sich wenigstens in Guiana, in allen Gegenden Brasiliens, in Paraguay und noch südlich am la Plata. Nach Alex. v. Humboldt ist er im spanischen Guiana sehr häufig und nicht schüchtern, sodaß er im Canno del Ravanal bei Uritucu Gesellschaften von 80—100 Stück zusammen sah. Rengger sah ihn längs dem Parana immer nur paarweise, am Paraguaystrom in kleinen Gesellschaften von vier bis sechs Stück, in den sumpfigen Gegenden längs dem Tebiquary, ebenfalls einem Fluß in Paraguay, dagegen in großen Truppen von 20 und mehr Stück. Diese Thiere entfernen sich nie weit vom Wasser, man trifft sie gewöhnlich ganz nahe beim Ufer, entweder weidend oder mit zusammengezogenen Hinterbeinen, wie einen Hund, sitzend an, welche Stellung ihre liebste zu sein scheint, da man sie nur selten auf dem Bauch oder auf der Seite liegend findet. Sie gehen einen langsamen Schritt, thun auch in Nothfällen einige Sätze, laufen aber ebenso wenig schnell, als lange, schwimmen aber vortrefflich und sogar über Flüsse, deren Breite über eine halbe Stunde beträgt, wobei sie nur den Kopf über dem Wasser emporhalten und bei Verfolgung ganz untertauchen. Übrigens gehen sie eigentlich nie freiwillig ins Wasser, sondern nur, um nach Nahrung zu gehen, oder wen[illegible] ihren Aufenthalt verändern wollen, oder um droh[illegible] Gefahr zu entfliehen. Sie leben meist in einem besti[illegible] ten, weiten Bezirke, den sie aber bei Verfolgungen [illegible] verlassen. Ein eigentliches Lager, wie z. B. der [illegible] haben sie nicht. In menschenleeren, wenig besuchten [illegible] genden findet man sie am Tage an den Ufern und [illegible] den Sandbänken, doch gehen sie bei Erblickung [illegible] Menschen ins Wasser. In bewohnten Gegenden g[illegible] sie mehr bei Nacht, wenigstens nur Morgens und Ab[illegible] ihrer Nahrung nach. Diese besteht einzig und allein [illegible] Vegetabilien, nicht aus Fischen, wie von Einzelnen behau[illegible] worden ist, nach Rengger aus Wasserpflanzen und [illegible] der Rinde junger Bäume. Manchmal richten sie in n[illegible] gelegenen Pflanzungen einigen Schaden an, indem [illegible] Wassermelonen, jungen Mais ꝛc. wegfressen.

Der Capibara ist ein stilles, phlegmatisches T[illegible] dabei äußerst stumpfsinnig. Dem Jäger wird es le[illegible] ganze Truppen von Capibaras stundenlang zu beob[illegible] ten; jedoch bietet ihr Haushalt wenig Abwechselung [illegible] Entweder gehen sie langsamen Schrittes ihrer Nahr[illegible] nach, oder ruhen in sitzender Stellung; von Zeit zu [illegible] kehren sie etwa die Schnauze oder ein Ohr gegen [illegible] Wind, um zu spähen, ob sich ihnen irgend ein F[illegible] nahe. Bemerken sie einen solchen in einiger Entfernu[illegible] so eilen sie nicht, die Flucht zu ergreifen, sondern ge[illegible] ganz langsam dem Wasser zu. Ein panischer Schre[illegible] ergreift sie aber, wenn sich plötzlich ein Feind in i[illegible] Mitte zeigt; mit einem lauten Schreie stürzen sie [illegible] dann in das Wasser und tauchen unter. Sind sie [illegible] gewohnt, Menschen zu sehen, so betrachten sie diese [illegible] oft lange, ehe sie entfliehen. Man hört sie keinen [illegible] dern Laut von sich geben, außer jenes Nothgeschrei, [illegible] ches Azara durch die Sylben A-pe ausdrückt. D[illegible] Geschrei ist aber so durchdringend, daß Rengger e[illegible] bei Nacht in seiner Wohnung zu Asuncion, welche [illegible] Ufer des Rio Paraguay lag, sehr deutlich vernahm, [illegible] sich gleich die Thiere jenseit des Flusses, der doch [illegible] eine Viertelstunde breit war, befanden. Nach der [illegible] gabe dieses Reisenden sieht man diese Thiere nie, [illegible] die Jungen nicht, mit einander spielen. Das Weib[illegible] wirft nur einmal im Jahr ein bis vier Junge, nicht [illegible] wie wol behauptet worden ist. Ob es in einem b[illegible] dern Lager geschieht, konnte Rengger nicht ermit[illegible] und auch der Prinz von Neuwied gibt keine Nach[illegible] darüber. Die Jungen folgen sehr früh der Mutter, [illegible] ihnen aber wenig Anhänglichkeit zeigt und sie bei Ge[illegible] sogleich verläßt. Nach den Beobachtungen eines Fr[illegible] des von Rengger, des Doctors Parlet, halten [illegible] zwei bis drei Weibchen zu einem Männchen, woher [illegible] leicht der Irrthum bezüglich der Zahl der Jungen [illegible] sprungen sein mag. Rengger sah auch solche jung[illegible] fangene und aufgezogene Thiere, die so zahm wi[illegible] Hausthier waren, gleich einem solchen aus- und ei[illegible] gen, sich von Jedermann anfassen ließen, aber wede[illegible] sondere Anhänglichkeit an Jemand zeigten, noch i[illegible] dem Ruf ihres Herrn gehorchten, gern allein waren [illegible] aber so an ihren Aufenthaltsort gewöhnt halten, da[illegible]

sich nie weit davon entfernt hatten. Man brauchte sie auch nicht zu füttern, indem sie sich ihre Nahrung selbst suchten, bei Tage sowol wie bei Nacht, doch fraßen sie auch Maniokwurzeln und Schalen von Wassermelonen, welche man ihnen vorsetzte. Sie zogen aber allem Andern Sumpf- und Wasserpflanzen vor, die sie sich täglich aus nahegelegenen Gewässern holten. Die zahmen gehen weniger in das Wasser als die wilden, und einer, den Doctor Parlet besaß, weidete täglich am Ufer des Stroms, ohne sich je in diesen zu begeben. Ihre Nahrung ergreifen sie wie die Schafe, erst mit den Lippen, dann mit den Vorderzähnen. Nach Parlets Behauptung sollen sie lappend, wie die Hunde, trinken. Männchen und Weibchen harnen nach Hinten. Unter ihren Sinnen ist der Geruchssinn der schärfste; Gehör und Gesicht dienen ihnen blos für nahe Gegenstände. Dagegen haben sie eine außerordentliche Muskelkraft, sodaß nach Renggers Angabe zwei Männer kaum im Stande sein sollen, ein solches Thier ohne künstliche Hilfsmittel zu gewältigen, und mehre Jäger wollten behaupten, daß sie solche Thiere erlegt hätten, an denen man untrügliche Spuren sah, daß sie einmal in den Klauen eines Jaguars waren. In Brasilien schießen die Botokuden dieses Thier mit Pfeilen, wenn ein günstiger Zufall sie ein solches beschleichen läßt, die Weißen machen keine besondere Jagd darauf, dagegen die weißen Einwohner von Paraguay den Capibara zu ihrer Belustigung jagen. Können sie ihn unvermuthet überfallen, ehe er das Wasser erreicht und ihm den Weg dahin abschneiden, so erreichen sie ihn bald und werfen ihm dann ihre Schlingen um. Gewöhnlich aber fährt man mit einem Nachen dem Ufer des Stromes nach, und erlegt ihn mit Feuergewehre; wir der nur angeschossen, so stürzt er sich in das Wasser, sucht aber bald wieder Land zu gewinnen, wenn die Wunde tödtlich ist und er sich entkräftet fühlt. Wird er beim Schwimmen durch den Kopf geschossen, so sinkt er unter und ist dann für den Jäger verloren. Einem angeschossenen muß man sich mit Vorsicht nähern, da er mit seinen Vorderzähnen oft schwere Wunden beibringt.

In Paraguay benutzt man das Fell bisweilen zu Riemen, Fußdecken, Schuhen ꝛc., es ist zwar dick, aber sehr schwammig, und läßt daher das Wasser leicht durch. Das Fleisch essen blos die Indianer. Nach Rengger hat es frisch gebraten einen eigenen widerlichen Geschmack, von dem anhängenden Fette herrührend, der sich indessen durch Abkochen mit Wasser oder durch Beizen vertreiben läßt, wo es dann so schmackhaft wie das zarteste Kalbfleisch sein soll. Eine solche Zubereitungsart mögen wol die Mönche im spanischen Amerika verstehen, indem sie dieses Thier als Fastenspeise genießen; sie rechnen das Tatú, den Chiguire oder Capibara und den Lamantin mit den Schildkröten in eine Classe, theils wegen der harten Schale des Erstern, theils weil die Letztern im Wasser und auf dem Lande zugleich leben. Der Prinz von Neuwied erzählt, daß die Botokuden das Fleisch an einem Bratspieße von Holz braten und mit Wohlgefallen essen, und daß, als er einst mit seiner Reisegesellschaft am Flusse Belmonte ein solches Thier einer Riesenschlange abgenommen, welche dasselbe gefangen und erdrückt hatte, er das Fleisch seinem botokudischen Jäger übergab, der einen großen Theil davon gebraten aufbewahrte, und nach ein Paar Tagen es seiner Frau und seinem Kinde bei seiner Rückkunft mitbrachte, welchen es viele Freude verursachte. Die brasilianische Riesenschlange soll übrigens nächst dem Jaguar diesem Thier am meisten nachstellen. (D. *Thon.*)

Hydrochoeus (Astron.), s. **Wassermann.**

Hydrochus, s. **Elophorus.**

Hydrocirsocele (von ὕδωρ, Wasser, κιρσός, Krampfader, und κήλη, Bruch), der **Wasserkrampfaderbruch** (s. d. Art.).

Hydrocleis *Rich.*, s. **Limnocharis** *Bonpl.* (**Commersonii** *Spr.* Syst.)

HYDROCOELIA (von ὕδωρ, Wasser, und κοιλία, eigentlich die Höhle, auch die Unterleibshöhle), die Bauchwassersucht, der Wasserbauch, **Hydrops abdominis serosus, Ascites verus**; s. **Wassersucht.** (*Wiegand.*)

Hydrocorax, s. **Buceros** u. **Carbo.**

HYDROCORIDES *Fallén* (**Insecta**). Eine Familie der Hemipteren, diejenigen aus Latreille's **Hydrocorisae** umfassend, welche in dem häutigen Theil ihrer Flügeldecken keine Adern haben. Hierher die beiden Gattungen **Nepa** und **Ranatra.** (D. *Thon.*)

HYDROCORISAE (**Insecta**), **Wasserwanzen.** Sie bilden die zweite Familie der Hemipteren (Latreille in Cuviers règne animal, éd. II. 5. p. 205). Ihre Fühler stehen unter den Augen und werden durch dieselben verdeckt, sie sind kürzer oder kaum ebenso lang wie der Kopf. Sie leben alle im Wasser von animalischer Nahrung und bemächtigen sich ihres Raubes mittels ihrer Vorderfüße, welche eine Art Scheren bilden, indem sich die Glieder auf einander zusammenlegen. Mit ihrem Saugrüssel stechen sie sehr derb. Ihre Tarsen haben blos zwei Glieder und ihre Augen sind meistens von ausgezeichneter Größe. Latreille zerfällt sie in zwei Unterabtheilungen:

1) **Nepides.** Ihre beiden Vorderfüße haben die Gestalt von Krallen oder Zangen. Sie bestehen aus einem Schenkel, der entweder sehr stark oder sehr lang ist, und auf der untern Seite eine Rinne hat, in welcher sich das Schienbein mit seinem untern Rand einlegt, der Tarsus ist sehr kurz oder tritt sogar mit dem Schienbeine zusammen und bildet mit demselben einen großen Haken. Der Körper ist eiförmig, bei einigen sehr platt, bei andern linienförmig. Diese Insecten bilden die Gattung **Nepa** *L.* (Wasserscorpion) mit folgenden Untergattungen: **Galgalus** *Latreille*, **Naucoris** *Geoff. Fabr.*, **Belostoma** *Latr.*, **Ranatra** *Fabr.*, **Nepa** *Latr.*

2) **Notonectides.** Bei ihnen sind die beiden vordern Füße nur einfach nach Unten gekrümmt, die Schenkel sind von gewöhnlicher Größe, der Tarsus läuft spitzig zu und ist stark gefranzt, oder auch wie die andern Fußtheile gebildet. Ihr Körper ist fast cylindrisch oder eiähnlich, ziemlich dick oder doch weniger platt gedrückt, als bei der vorigen Abtheilung. Ihre hintern Füße sind

gefranzt, sodaß sie Ruder bilden, und endigen in zwei kleine, wenig deutliche Klauen. Sie schwimmen und rudern mit großer Schnelligkeit, manchmal auf dem Rücken liegend. Sie bilden die Gattung Notonecta *L.*, welche in folgende Untergattungen zerfällt: Corixa *Geoffr.* (Sigara *Fabr.*), Notonecta *Geoffr. Fabr.* (D. *Thon.*)

HYDROCORYNE *Schwab.* (in *Spr.* Syst. IV, 373). Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Tremelloideen der natürlichen Familie der Algen, welche keulenförmiges, fast waschschwammartiges, gallertartiges, aus sehr zarten, verwirrten Fäden zusammengesetztes Laub zum Charakter hat. Die einzige bekannte Art, H. spongiosa *Schwab.*, wächst in einem See bei Dessau, und ist eine schmuzig grüne, schlüpfrige, keulenförmige Alge, welche aus dichtverflochtenen Fäden besteht. (*Sprengel.*)

HYDROCOTYLE *L.* Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Hydrocotylinen der natürlichen Familie der Doldengewächse, und der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe, deren Charakter durch die Früchte gegeben wird. Diese sind an der Naht und auf dem Rücken schmal; ihr Rücken hat drei Rippen, ihre Seiten sind zusammengedrückt, und ihre Rinde meistens netzförmig geadert.

I. Arten mit schildförmigen, A) ungetheilten Blättern: 1) H. vulgaris *L.* Sp. pl., mit kreisförmigen, fast gelappt-gekerbten, ziemlich unbehaarten Blättern, und knopfförmigen, meist fünfblumigen Dolden. Wächst an überschwemmten Orten in Europa, Nordamerika und Japan. Abb. Fl. dan. t. 90, Engl. bot. t. 751. 2) H. pusilla *Rich.* (Monogr. du genr. Hydroc.), mit kreisförmigen, undeutlich gekerbten, etwas steifbehaarten Blättern und gestielter Dolde. In Montevideo. 3) H. umbellata *L.* Sp. pl., mit kreisförmigen, an der Basis ausgerandeten, gekerbten, unbehaarten Blättern, und vielblumigen, wie die Blüthen gestielten Dolden. In Nordamerika, Westindien und Südamerika. Abb. *Spr.* Spec. Umbell. t. 1. (H. umbellulata *Mx.* bor. am.) 4) H. bonariensis *Lam.* Enc., mit kreisförmigen, doppelt gekerbten, unbehaarten Blättern, zusammengesetzten Dolden, von denen die kleinern wirbelförmig stehen. In Buenos Ayres und Peru. (H. multiflora *R.* et *P.* Fl. per. III. t. 246. f. a.) 5) H. polystachya *Rich.* l. c., mit kreisförmigen, gekerbten, unbehaarten Blättern und in Wirbeln stehenden Dolden. In Westindien, Peru und auf den Mascarenhas. (H. tribotrys *R.* et *P.*) 6) H. interrupta *Mühlenb.* Catal., mit kreisförmigen, doppelt gekerbten Blättern, fast ästigen, unterbrochenen Blüthenähren, und in Wirbeln stehenden Blüthen. In Pennsylvanien und Carolina. B) Mit gelappten Blättern: 7) H. gracilis *R.* et *P.* (Fl. per. III. t. 247. f. b.), mit buchtigen, gekerbten, unbehaarten Blättern und sechsblumiger, gestielter Dolde. In Peru. 8) H. Humboldtii *Rich.* l. c., mit kreisförmigen, sechslappigen, zottigen Blättern, zugespitzt-gesägten Blattlappen, und aus der Wurzel kommender, gestielter, vielblumiger Dolde. In Quito. 9) H. quinqueloba *R.* et *P.* (l. c. III. t. 248. f. b.), mit fünflappigen, feinbehaarten Blättern, zugespitzten, doppelt gesägten Blattlappen und kugeliger, gestielter Dolde. In [illegible]

H. aconitifolia *Rich.* l. c., mit siebenlappig[illegible]
haarten Blättern, zugespitzten, eingeschnitte[illegible]
Blattlappen und vielblumiger, offenstehender [illegible]
Wurzel kommender, gestielter Dolde. Ebenda[illegible]

II. Arten mit herzförmigen, nierenförmige[illegible]
randigen Blättern: 11) H. villosa *L.* Suppl.[illegible]
förmig-eiförmigen, zugespitzten, weißgrauzott[illegible]
tern, und dreiblumigem, gestieltem Blüthenk[illegible]
Vorgebirge der guten Hoffnung. B) Mit gek[illegible]
gesägten Blättern: 12) H. glechomoides *R*[illegible]
mit herzförmig-eiförmigen, stumpfen, fast gek[illegible]
tigen Blättern, einblumigen Blüthenstielen u[illegible]
Frucht. Diese Art, welche in Patagonien [illegible]
noch zweifelhaft. 13) H. nummularioides [illegible]
mit herzförmig-nierenförmigen, gekerbten, [illegible]
Blättern, niedergestrecktem, wurzelschlagende[illegible]
und einblumigen Blüthenstielen, welche kür[illegible]
Blätter sind. Auf den Mascarenhas. 14) [illegible]
L. Sp. pl., mit nierenförmigen, gleichförmig[illegible]
unbehaarten Blättern, Blattstielen, welche, [illegible]
nigblumigen Blüthenstiele, krummhaarig sind, [illegible]
dreizähligen, knopfförmigen Blüthen. In Ost-
indien. (Tricratus cochinchinensis *Lour.* [illegible]
Abb. *Rheed.* Malab. X. t. 46. 15) H. den[illegible]
l. c., mit nierenförmigen, gezähnten, ziemlich [illegible]
ten Blättern und dreiblumigen Blüthenstielen. [illegible]
Mascarenhas. 16) H. eriantha *Rich.* l. c. [illegible]
renförmigen, unbehaarten, gezähnten Blätter[illegible]
Basis breitern Blattstielen, und vierblätterige[illegible]
tiger Dolbenhülle. Am Vorgebirge der guten [illegible]
(H. reniformis *Thunb.* Diss.) 17) H. [illegible]
Br. Prodr., mit nierenförmigen, doppelt gek[illegible]
behaarten Blättern, an der Basis mit Afterb[illegible]
sehenen Blattstielen, und vielblumigen, gestielte[illegible]
knöpfen. In Neuholland. 18) H. abbrevi[illegible]
l. c., mit sehr breiten, nierenförmigen, an [illegible]
wie abgebissenen, undeutlich gekerbten, unbeha[illegible]
tern, angehäuften Blüthenstielen und wenigblu[illegible]
thenknöpfen. Auf Madagaskar. 19) H. repa[illegible]
Syn., zottig, mit herzförmigen, ausgeschweift[illegible]
langgestielten Blättern und dreiblumigem, gest[illegible]
thenknopf. In den südlichen Staaten von N[illegible]
und in Südamerika. (H. erecta *L.* Suppl. [illegible]
mis *Walt.* carol., ficarioides *Mx.* bor. am[illegible]
R. et *P.* Fl. per. III. t. 245, Glyceria repa[illegible]
Gen. Am. bor.) Abb. *Spr.* Sp. Umb. t. 2. [illegible]
H. spicata *Lam.* Enc., mit nierenförmig-he[illegible]
gekerbten, auf beiden Seiten steifbehaarten Bl[illegible]
terbrochenen, verlängerten Blüthenähren und h[illegible]
gen Blüthen. Auf St. Domingo. (H. hi[illegible]
Fl. Ind. occ.) 21) H. leptostachys *Rich.* [illegible]
herzförmig-nierenförmigen, oben krummhaarig[illegible]
unbehaarten Blättern, und schlanken, unterbroc[illegible]
nigblumigen Blüthenähren, welche den Blätter[illegible]
gleichen. Auf Cuba und Jamaika. 22) H. [illegible]
giana *Spr.* N. Entd., mit nierenförmig-her[illegible]
fast gekerbten, unbehaarten Blättern, und un[illegible]

ilumigen, abgekürzten Dolden. Am Vorgebirge der
n Hoffnung. (H. natans *Thunb.* Diss.) 23) H.
biflora *R.* et *P.* (Fl. per. III. t. 247. f. a.), mit
enförmig-kreisförmigen, doppelt gekerbten, steifbehaar-
Blättern, kriechendem Stengel, und kugeligen, viel-
nigen, mit einer Hülle versehenen, gestielten Dolden.
Peru. 24) H. Bonplandii *Rich.* l. c., mit nie-
örmigen, feingekerbten, steifbehaarten Blättern, krie-
dem Stengel, und gestielten, ziemlich offenstehenden
den. In Neugranada. C) Mit winkeligen, undeut-
gelappten Blättern: 25) H. moschata *Forst.* Prodr.,
nierenförmigen, fünfwinkeligen, gezähnten, steifbe-
rten Blättern, und knopfförmigen, feinbehaarten Blü-
stielen. Auf Neuseeland. 26) H. compacta *Rich.*
., mit nierenförmig-kreisförmigen, fast gelappten,
gekerbten, feinbehaarten und sehr kurzgestielten Blät-
. Auf Neuseeland und Neukaledonien. 27) H. he-
meria *Rich.* l. c., mit nierenförmigen, undeutlich
ppten, gekerbten, langgestielten, unbehaarten Blät-
, knopfförmigen Blüthen, und auf der einen Seite
ligen Früchten. Auf Neuseeland. 28) H. capitata
uars., steifbehaart, mit nierenförmig-kreisförmigen,
eutlich gelappten, gekerbten Blättern, und kugeligen,
blumigen, kurzgestielten Blüthenknöpfen. In Neuhol-
), Nepal und auf Tristan d'Acunha. (H. hirta *R.*
, nepalensis *Hook.* Ex. fl. I. t. 30.) 29) H. fica-
des *Lam.* Enc., unbehaart, mit herzförmigen, aus-
hweift-winkeligen Blättern, und gestielten, wenigblu-
en Blüthenknöpfen. Auf den Mascarenhas. 30) H.
ricana *L.* Sp. pl., glatt, mit nierenförmig-kreis-
nigen, undeutlich gelappten, feingekerbten Blättern,
wenigblumigen, fast ungestielten Blüthenknöpfen. In
damerika. Abb. *Spr.* Sp. Umb. t. 2. f. 3. 31) H.
uncularis *R. Br.* Prod., mit sehr kleinen, nieren-
nigen, undeutlich gelappten, eingeschnitten gezähnten,
behaarten Blättern und wenigblumigen Blüthenknö-
t. In Neuholland. 32) H. incrassata *R.* et *P.*
per., mit nierenförmigen, buchtigen, gekerbt-gesäg-
, am Rande knorpeligen Blättern, und vielblumiger,
eliger Dolde. In Peru. 33) H. citriodora *R.* et *P.*
., mit nierenförmigen, buchtigen, gekerbten, steifbe-
rten Blättern, und vielblumiger, kugeliger Dolde. In
u und Chili. 34) H. alchemilloides *Rich.* l. c.,
nierenförmig-kreisrunden, fast gelappten, gekerbten,
behaarten Blättern, und vielblumiger, offenstehender,
ielter Dolde. In Peru. D) Mit gelappten Blät-
i: 35) H. macrodus *Spr.* Syst., krummhaarig, mit
förmig-nierenförmigen, siebenlappigen Blättern, zu-
pitzten, gleichförmigen, glattrandigen Blattlappen, we-
blumiger, fast knopfförmiger Dolde, und zweiblätteri-
, sehr großer Doldenhülle. Am Vorgebirge der guten
ffnung. (H. moschata *Thunb.* Diss.) 36) H. ja-
nica *Thunb.* Diss., unbehaart, mit nierenförmig-
runden, siebenlappigen Blättern, winkeligen, zuge-
tzten, gekerbten Blattlappen, vielblumigem, kugeligem,
ieltem Blüthenknopf und vielblätteriger Doldenhülle.
f Java. 37) H. tripartita *R. Br.* Prodr., krumm-
rig, mit dreigetheilten Blättern, keilförmigen, einge-
schnitten-gezähnten Blattlappen, von denen die seitlichen beinahe zweigespalten sind, und wenigblumigem Blüthenknopf. In Neuholland. 38) H. grossularioides *Rich.* l. c., hackerig, mit nierenförmigen, fünflappigen Blättern, keilförmigen, doppelt gesägten Blattlappen, und kugeligen, gestielten Blüthenknöpfen. Auf den Mascarenhas. 39) H. intertexta *R. Br.* Prodr., unbehaart, mit fast nierenförmigen, unregelmäßig drei- oder fünflappigen Blättern, gezähnelten Blattlappen, von denen der mittlere der längste ist, und mit kurzgestieltem Blüthenknopfe. In Neuholland. 40) H. nitidula *Rich.* l. c., glatt, mit fast nierenförmig-kreisrunden, fünf- oder siebenlappigen Blättern, dreigezähnten Blattlappen und gestielten Blüthenknöpfen. Auf Java und in Nordamerika. Abb. *Hook.* Ex. Fl. I. t. 29. (H. cymbalarifolia *Mühlenb.* Catal.) 41) H. pulchella *R. Br.* Prodr., unbehaart, mit fast schildförmigen, nierenförmigen, fünflappigen Blättern, dreigesägten Blattlappen und gestieltem Blüthenknopf. In Neuholland. 42) H. elegans *R. Br.* Prodr., unbehaart, mit nierenförmigen, fünflappigen Blättern, zugespitzten, gezähnten Blattlappen und wenigblumigem Blüthenknopf. In Neuholland. 43) H. sibthorpioides *Lam.* Enc, unbehaart, mit nierenförmigen, siebenlappigen, gekerbt-gezähnten Blättern, und langgestielten, wenigblumigen Blüthenknöpfen. Auf den Mascarenhas. 44) H. geranioides *Rich.* l. c., steifbehaart, mit kreisförmig-herzförmigen, großen, stumpflappigen, gekerbten Blättern, und offenstehender, gestielter, vielblumiger Dolde. In Peru. 45) H. ranunculoides *L.* Suppl., unbehaart, mit nierenförmigen, stumpflappigen Blättern, fast gekerbten Blattlappen und gestielter Dolde. In Mexiko. Abb. *Spr.* Umb. t. 1. f. 2. 46) H. natans *Cyrill.* (Neap. fasc. I. t. 6), unbehaart, mit nierenförmigen, viellappigen Blättern, stumpfen, gekerbten Blattlappen, und kurzgestielter, wenigblumiger Dolde. In Neapel.

III. Arten mit spontonförmigen Blättern: 47) H. alata *Rich.* l. c., aufrecht und glatt, mit spontonförmigen, winkeligen Blättern, geflügeltem Stengel, und wenigblumiger, gestielter Dolde. In Neuholland.

IV. Arten mit keilförmigen Blättern: 48) H. tridentata *Thunb.* Prodr., mit strauchartigem, aufrechtem, filzigem Stengel, keilförmigen, schmalen, an der Spitze dreigezähnten, feinbehaarten Blättern, und in den Blattachseln angehäuften, einblumigen Blüthenstielen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 49) H. triloba *Thunb.* Diss., mit strauchartigem, aufrechtem, unbehaartem Stengel, breit-keilförmigen, lederartigen, wie abgebissenen, an der Spitze gezähnten Blättern, und dreiblumigem Blüthenknopf. Ebenda. 50) H. Solandra *L.* Suppl., weißgrau-filzig, mit fast keilförmigen, stumpfgezähnten Blättern, und in den Blattachseln stehenden, gestielten Dolden. Ebenda. (Solandra tomentosa *L.* Sp. pl., Hydr. tomentosa *Thunb.* Prodr.) Abb. *Lam.* Ill. t. 188. f. 5.

V. Arten mit ablangen, lanzettförmigen, oder linienförmigen Blättern: 51) H. plantaginea *Spr.* N. Entd., kletternd und krummbehaart, mit ablangen, an beiden Enden verschmälerten, glattrandigen, dreinervigen

Blättern, und meist einzeln in den Blattachseln stehenden Blüthenstielen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. Abb. Spr. Grundz. T. 8. F. 5—7. 52) H. bupleurifolia *Rich.* l. c, niedergestrecktes, unbehaartes Staudengewächs, mit umgekehrt-eiförmig-ablangen, glattrandigen, dreinervigen Blättern, und dreiblumigen Blüthenstielen. Ebenda. 53) H. glabrata *Thunb.* Prodr., niederliegend und unbehaart, mit lanzettförmigen, büschelförmig beisammenstehenden, steifen Blättern, und gekrümmten, abgekürzten, wenigblumigen Blüthenstielen. Ebenda. 54) H. linifolia *Thunb.* Prodr., weißgraulich, mit spatelförmig-linienförmigen, verlängerten Blättern, und wenigblumigen Blüthenstielen. Ebenda. 55) H. virgata *Thunb.* Prodr., aufrechtes Staudengewächs, mit gegenüberstehenden, linienförmig-drehrundlichen, unbehaarten, pfriemenförmigen, steifen Blättern, und ungestielten, meist vielblumigen, in den Blattachseln stehenden Dolden. Ebenda. (H. macrocarpa *Rich.* l. c.) 56) H. chinensis *L.* Sp. pl, mit ziemlich dicken, schwach ausgerandet spatelförmigen, linienförmigen, querüber linirten Blättern und gestielten Dolden. In China und Carolina. (H. lineata *Mx.* bor. am., Crantzia lineata *Nutt.* Gen.)

VI. Arten mit zusammengesetzten Blättern: 57) H. muscosa *R. Br.* Prodr., krummhaarig, mit gefünftgefingerten Blättern, keilförmigen, fast gezähnten Blättchen, und wenigblumigem, gestieltem Blüthenknopf. In Neuholland. 58) H. multifida *Rich.* l. c., mit gefünftfingerförmigen Blättern, fast dreilappigen, stumpfen Blättchen, welche unten, wie die Blattstiele, etwas hackerig sind, mit gestielter Dolde und eiförmigen Blättchen der Doldenhülle. In Neugranada. 59) H. ambigua *Pursh.* am. bor., mit zusammengesetztem Wurzelblatt und gestielten, meist dreiblumigen Dolden. In Louisiana. 60) H. composita *Pursh.* l. c, mit knolliger Wurzel, einfachem, aufrechtem, zweigespaltenem Stengel, fast gedreiten Blättern, keilförmigen, fast eingeschnittenen, unbehaarten Blättchen und wenigblumiger Dolde. In Nordamerika. (Sison bulbosum *Mx.* bor. am., Hydrocotyle bipinnata *Mühlenb.* Catal., Erigenia bulbosa *Nutt.* Gen.) Abb. *Spr.* Sp. Umb. t. 5. f. 9. S. *Spr.* Syst. I, 874. H. Spananthe *W.* ist Spananthe paniculata *Jacqu.*, H. acutifolia *R.* et *P.* = Sp. sinuata *Spr.*, H. saniculaefolia *Lam.* = Sp. saniculaefolia *Spr.*, H. gummifera *Lam.* = Bolax gummifer und caespitosus *Spr.* (*Sprengel.*)

HYDROCOTYLINAE heißt eine Gruppe der natürlichen Familie der Doldengewächse. Diese Gruppe wird charakterisirt durch unvollkommene Dolden, mehrentheils einfache Blätter, niedrigen Wuchs und durch das häufige Fehlen der Doldenhülle. Hierher gehören folgende Gattungen: Hydrocotyle *L.*, Bolax *Commers.*, Trachymene *Rudg.*, Drusa *Cand.*, Bowlesia *R.* et *P.* und Spananthe *Jacqu.* (*Sprengel.*)

Hydrocrania, Hydrocranion, s. Hirnwassersucht unter Hirnkrankheiten.

Hydrocyanates, s. Blausaure Verbindungen.

Hydrocyanicum, Hydrocyansäure, s. Blausäure.

Hydrocynus, s. den folg. Art.

HYDROCYON *Cuv.* (Pisces). Fr
Gattung Hydrocynus (Hydrocinus) gena
zahlreich an Arten und eigentlich wieder n
abtheilung der Characinus *Artedi*, und g
zur Familie Salmonides der Bauchweich
der Linné'schen Gattung Salmo entsprechen
daran kenntlich, daß ihre Schnauzenspitze
termaxillarknochen gebildet wird; die Maxil
gen nahe bei oder vor den Augen an un
gen den Oberkiefer. Ihre Zunge und
sind immer glatt, aber kegelförmige Zähne
den Kiefern. Ein großer dünner untere
knochen ist wie der Kiemendeckel nackt.
Anzahl der Arten zerfällt nach Cuvier (
éd. II. p. 312) in mehre Unterabtheilung

A. Sie haben eine dichte Reihe k
den Maxillarknochen und Gaumenbeinen, ih
flosse steht dem Zwischenraume zwischen Af
flosse gegenüber, weshalb sie Lacépède zu
merus gestellt hatte. Sie sind sämmtlich
sen der heißen Zone einheimisch, und der
Fleisches soll dem des Karpfenfleisches glei

1) H. falcatus (Osmerus falcatus L
falcatus *Bloch* t. 385). Die Schwanzfl
die Afterflosse sichelförmig, der Oberkiefer
die Zunge ist schmal, jedes Nasenloch be
Öffnungen, die Kiemendeckel sind strahlig,
sind dünn und fallen leicht ab, der After
und von der Schwanzflosse fast gleichweit
jeder Bauchflosse steht eine Art Anhängsel.
Farbe ist silberfarben, der Rücken ist viole
aller Flossen grau, ihr Ende braun, an je
beim Kopfe wie bei der Schwanzflosse ein
Dieser Fisch ist in Surinam einheimisch.
soll ganz dem Karpfenfleisch ähnlich schme
Sonderbarkeit bemerkt man noch von ihm
er das Maul öffnet, aus demselben ein ku
zähnelter Knochen hervortritt, der in den
steht, aber seine vorige Stelle wieder ein
der Mund sich schließt.

2) H. odae (Characinus odae L
odae *Bloch* t. 386). Der Rücken fas
Seiten mehr oder weniger hellrostroth, die
lichbraun. Die Länge dieses Fisches ist
Er lebt in den Flüssen der Küste von G
sehr gefräßig sein. Sein röthliches fett
einem angenehmen Geschmack ist sehr gesch

3) H. falcirostris *Cuv.* (Mém. du M
natur. V. pl. 26. f. 1). Der Kopf al
ein Drittel der ganzen Körperlänge, der
Kinnlade ist stark ausgehöhlt, oben ist d
gradlinig. In jedem Zwischenkieferknochen st
Zähne, von denen der zweite und vorletzte
pelte und Dreifache stärker sind. Die Schw
belig, die allgemeine Farbe gelblichgrau und i
Schwanzflosse steht nach der Wurzel zu ein

In diese Abtheilung gehört auch noch

, H. faucille Zool. du Voyage de *Freycinet*, 8. f. 2.

B. Eine doppelte Reihe Zähne steht in dem Zwi-
kieferknochen und im Unterkiefer, eine einfache Reihe
n Kieferbeinen, die Gaumenbeine aber sind zahnlos.
erste Rückenflosse steht den Bauchflossen gegenüber.
4) H. brevidens *Cuv.* (Mém. du Mus. V. pl. 26.
Règne animal, éd. 2. Tom. III. t. 12. f. 2.
acinus amazonicus *Spix* t. 35). Die Schnauze
und stumpf, die Nasenlöcher nahe bei den Augen,
Zähne kurz, der Unterkiefer verlängert, der Kopf
penlos, die Farbe mehr oder weniger goldgelb, der
Körper der Länge nach schwärzlich gestreift.

C. Nur eine einfache Reihe Zähne in den Kiefer-
n und dem Unterkiefer, die Zähne abwechselnd sehr
und sehr lang, besonders die beiden zweiten unten,
e in zwei Vertiefungen des Oberkiefers eintreten,
der Mund sich schließt, die Seitenlinie ist mit grö-
Schuppen bedeckt, und ihre erste Rückenflosse steht
Raume zwischen der Bauchflosse und der Afterflosse
über. Es gehören hierher H. scomberoïdes *Cuv.*
. du Mus. V. pl. 27. f. 2. und Cynodon vulpinus
t. 26. Cynodon gibbus id. 27.

D. Die Schnauze sehr vorspringend spitzig, die Kie-
ine sehr kurz, ebenso wie der Unterkiefer, und die
chenkieferbeine mit einer einzigen Reihe kleiner, dicht-
nder Zähne besetzt. Die Rückenflosse steht ebenso
bei der vorigen Abtheilung. Hierher gehören H.
s *Cuv.* Mém. du Mus. V. pl. 36. f. 3. (Xipho-
a Cuvierii *Spix* t. 42.)

E. Sie haben gar keine Zähne, außer in den Zwi-
kieferbeinen und in dem Unterkiefer, und zwar nur
eringer Anzahl stark und spitzig. Die Rückenflosse
den Bauchflossen gegenüber.

5) H. Forskâlii *Cuv.* (Mém. du Mus. pl. 27.
Salmo niloticus *Gmelin.* Characinus dentex
ép. Geoffroy Poiss. d'Égypt. pl. 4. f. 1. Salmo
hae *Forskål*). Dieser Fisch hat die Form einer
lle, ist im Allgemeinen silberfarben, mit braunen
weißlichen Streifen, die Flossen sind weißlich, der
re Lappen der Schwanzflosse ist schön roth. Seine
ge beträgt 20 Zoll. Er lebt in den Gewässern des
und zeigt sich häufiger zur Zeit der Überschwem-
g; er kommt von Nubien herab, sowie das Nilwas-
unimmt. Dieser Umstand macht es glaublich, daß
r *φάγρος* ist, der nach Plutarch, Älian und Clemens
Alexandrien von den Einwohnern von Syene gött-
verehrt wurde, weil seine Ankunft die Nilüber-
emmung ankündigte. (D. *Thon.*)

Hydrocystis (von *ὕδωρ*, Wasser, und *κύστις*, Blase), Wasserblase; s. Hydatiden.

Hydroderma (von *ὕδωρ*, Wasser, und *δέρμα*, Haut, , Leder), die Hautwassersucht, Hydrops anasarca; Vassersucht.

HYDRODICTYON *Roth.* Fl. germ. Eine Pflan-
attung aus der Gruppe der Conferoinen der natür-
n Familie der Algen, deren Charakter in hautarti-
, netzartig-verbundenen, gegliederten Röhren, und einem entwickelten Embryo in jedem Gliede besteht. 1) H. pentagonum *Vauch.* (Conf. t. 1. f. 4. und t. 9. f. 1—10.), mit fünfeckigen Maschen des Netzes. In süßen Gewässern Europa's. (H. majus *Roth.* Catal., utriculatum *Roth.* Fl. germ., Fl. dan. t. 1597, *Lyngb.* Hydroph. t. 58, tenellum *Roth.* Catal., Conferva utriculata *L.* Syst. nat., *Dill.* Hist. t. 4. f. 14.) 2) H. umbilicatum *Ag.* Syst., mit viereckigen Maschen des Netzes. Im stillen Ocean. (Conferva umbilicata *Vell. Linn.* Trans.) 3) H. excentricum *Spr.* Syst., mit unregelmäßigen Maschen des Netzes. In den Gewässern von Südamerika. (Dictyonema excentricum *Ag.* in Kunths Syn.) S. *Spr.* Syst. IV, 361. (*Sprengel.*)

Hydrodynamik, s. unter Mechanik.

Hydroëncephalion, Hydroëncephalocele, Hydroëncephalus, Hydroënterocele, Hydroënteromphalus, Hydroënteroomphalocele, s. Hydrencephalion, Hydrencephalocele, Hydrencephalus, Hydrenterocele, Hydrenteroomphalus, Hydrenteroomphalocele.

Hydroëpiplocele, Hydroëpiplomphalocele, Hydroëpiplomphalus, s. Hydrepiplocele, Hydrepiplomphalocele, Hydrepiplomphalus.

HYDROGALA (von *ὕδωρ*, Wasser, und *γάλα*, Milch), ein Getränk aus Wasser und Milch. (*Wiegand.*)

Hydrogallina, s. Gallinula.

HYDROGARON (von *ὕδωρ*, Wasser, und *γάρον*). *Γάρον* oder *Γάρος*, garum, nannten die Alten eine aus kleinen Fischen und Salz bereitete Brühe oder Sauce, ähnlich der noch bei uns gebräuchlichen Sardellensauce; *Ὑδρόγαρον* hieß sie, wenn sie mit Wasser verdünnt oder damit bereitet war. (*Wiegand.*)

HYDROGASTER (von *ὕδωρ*, Wasser, und *γαστὴρ*, Magen, Bauch, Unterleib), ein mit Bauchwassersucht Behafteter, Bauchwassersüchtiger. (*Wiegand.*)

HYDROGÈNE, wasserbildender Stoff, Wasserstoff, hydrogenium, Principium hydrogenicum s. hydroticum, Principe hydrogène, Hydrogenous principle, Principio acquifico; als Gas: leichtes Wasserstoffgas, brennbare, entzündbare, inflammable Luft, gas hydrogène, gas hydrogenicum etc., war schon van Helmont bekannt, und wird von den Bergleuten Schwaden, böse Wetter, Grubenwetter genannt. Cavendish und Watt entdeckten seine Zusammensetzung. Es kommt nie ganz rein in der Natur vor, am reinsten noch wird es von gewissen Pflanzen, wie namentlich von den Blüthen des weißen Diptam (Dictamnus albus), ausgehaucht. Es entwickelt sich mit Kohlenstoff, Schwefel rc., in Sümpfen und Bergschachten als brennender Schwaden, oder schlagende Grubenwetter, ist mit Schwefel in den Schwefelwassern enthalten, macht 0,13 des Wassers aus, und bildet einen wesentlichen Bestandtheil aller organischen Körper. Endlich dürfte es auch eine Hauptrolle bei der Selbstverbrennung mancher Menschenkörper spielen.

I. Das leichte Wasserstoffgas wird dargestellt, wenn man frisch ausgerissene Schwämme: die Agaricus- und Boletus-Arten unter einem Recipienten mit Wasser der Sonne aussetzt, ferner durch Zerlegung des Wassers, wenn man Wasserdämpfe über Glüheisen in einem Flin-

tenlaufe streichen läßt, oder einen Theil am besten gehämmertes Eisen, oder granulirtes Zink in einem Theile Schwefel- oder zwei Theilen Salzsäure, beide mit vier Theilen Wasser verdünnt, auflöst, oder es entwickelt sich, nach Guibourt und Robiquet, wenn Eisen mit Wasser in gewöhnlicher Temperatur angefeuchtet wird, unter Temperaturerhöhung, und, sowie diese steigt, immer schneller und reichlicher. Dabei entsteht ein schwarzes Eisenoxyd, das aus gleichen Theilen Oxydul und Oxyd besteht, und identisch ist mit dem octaëdrischen Eisenerze der Mineralogen. Auch beim Gähren bildet sich reines Wasserstoffgas; Zink in Natrum- oder Ammoniumlauge, oder in starken Pflanzensäuren aufgelöst, gibt ebenfalls, gleich der reinen Eisenfeile mit Quecksilber, dem Brennpunkt einer Glaslinse ausgesetzt, dergleichen Gas. Unrein entbindet es sich aus aufgelockertem Sumpfschlamm, oder andern faulenden Pflanzenkörpern, sowie bei Verwitterung der Schwefelkiese, ferner aus Sand, Steinkohlen, von denen es, wenn sie angefeuchtet und stark geglühet werden, von selbst aufsteigt, desgleichen aus Erdharzen rc. durch trockene Destillation. Um es reiner zu gewinnen, bringe man, nach Fuchs, einen Platintiegel umgestürzt in verdünnte Salzsäure von allen Seiten, und lege oben auf denselben eine kleine Zinkplatte. Alles Gas, das sich am Tiegel entbindet, geht, wie das an der Außenseite desselben gebildete, in die Luft, während sich unter ihm das reinste ansammelt. Das bei der Voltasäule am Platinpolardraht entwickelte ist ebenfalls ganz rein, aber bei umständlicherm Proceß viel zu wenig ergiebig. Das unreine läßt sich durch feuchtes Kohlenpulver, oder Hindurchtreiben durch vier Woulfe'sche Flaschen reinigen, wovon die erste Kalkwasser, die zweite salpeterige Säure, die dritte Wasser und die vierte eine Eisenvitriolauflösung enthält. Indessen werden von dem auf trockenem oder nassem Wege bereiteten wol Spuren metallischer Theilchen aufgelöst, die sich schwer davon scheiden lassen. Wenn man, nach Hare, bei der Wasserzersetzung zu der gewöhnlichen Mischung, woraus das Wasserstoffgas sich entwickelt, etwas Terpentinöl setzt, so bekommt man ein Gas, das stärker leuchtet, als Kohlenwasserstoffgas. Übrigens darf man bei Bereitung dieses Gases zum arzneilichen Gebrauche durchaus keine fremde, besonders animalische oder vegetabilische, Stoffe, noch auch Säure haltige Mineralien zugleich anwenden, und ebenso wenig die Arbeit wegen der leichten Entzündbarkeit und Explosion des Gases in der Nähe eines brennenden Lichtes vornehmen. Rein, wie das mittels der Voltasäule aus dem Wasser erhaltene, oder das, nach Donavan, in dem Woulfe'schen Apparat, von Schwefel, Kohlensäure, Phosphor und Arsenik, gereinigte Wasserstoffgas, muß es ganz farb- und geruchlos, 13¼ Mal leichter, als die atmosphärische Luft sein. Selbst brennbar, wobei Wasser entsteht, daher sein Name Hydrogène, unterhält es nicht das Verbrennen anderer Körper. Es entweicht schnell aus nach Oben, langsam aus nach Unten offenen Gefäßen, wird unbedeutend vom Wasser verschluckt, ist weder sauer, noch kalisch, aber in den positiven Eigenschaften dem Oxygene grade entgegengesetzt. Es ist für sich nicht athembar, abe[…] gemengt, läßt es sich länger einathmen, oh[…] unverdünnte schon nach ein Paar Zügen, B[…] den zu erregen und die Muskelkräfte zu schw[…] Mischungsgewicht ist, nach Berzelius, = 13[…]

Der Wasserstoff scheint mit der Del[…] Sauerstoff mit der anziehenden Kraft beg[…] So macht der letzte, wenn er auf Materien[…] zur Erstarrung geneigter; Öle mit Bleioxy[…] rinnbar; in dem Blut eines Thieres ist meh[…] keit, wenn es mehr Sauerstoff enthält. Da[…] der Wasserstoff mehr der Dehnkraft angugeh[…] alle vielen Wasserstoff enthaltende Stoffe vor[…] flüssig und flüchtig. Auch zeigt er weder s[…] so große Affinitäten gegen die übrigen Kör[…] Sauerstoff, und bildet mit ihnen nicht so m[…] Verbindungen; diese gehen nur beim Sa[…] Chlor, also den elektronegativen Körpern, […] entwickelung vor sich.

Der Wasserstoff bildet 1) mit dem Sauer[…] ser (s. unter Wasser); 2) die sogenannten […] säuren (s. unter Säuren), namentlich: die […] säure oder Wasserstoffschwefelsäure (s. Sch[…] Hydriodsäure (s. Jod), die Salzsäure (s. […] Fluß- und Blau- oder Hydrocyansäu[…] Art.), die Hydrotellursäure (s. Tellur); 3) […] ein Wasserstoffkali, und überhaupt nur eine […] serstoff hervorgebrachte salzfähige Basis, das […] 4) die übrigen unorganischen Verbindungen […] stoffs erscheinen theils als brennbare Gasarte[…] erzeugendes Gas, Kohlenwasserstoffgas, Bor[…] phor-, Kalin-, Arsenik- und Zinkwasserstoff[…] als feste Körper, wie Wasserstoffkalin und W[…] senik; 5) will Döbereiner, gleich Davy, mitt[…] scher Elektricität, den Wasserstoff mit dem […] zu einem weichen Amalgam vereinigt, und d[…] metallische Natur bewiesen haben. Desgleiche[…] deln eine Quecksilberwasserstoffverbindung ge[…] ohne daß er deshalb eine metallische Beschaf[…] Wasserstoffs behaupten mag, zumal da das […] nicht consistent ausfiel. Auch van Mons e[…] einen auf rothes Quecksilberoxyd geleiteten W[…] serstoffgas bei der Rothglühhitze eine amalgam[…] bindung. Gay-Lussac sieht den Wasserstoff fü[…] kalescirenden Körper an [1]).

Übrigens ist bei den Versuchen mit Wasse[…] Vorsicht nöthig; man umwickele daher das […]

---

1) Vergl. Cavendish in den Philos. Transac[…] und in v. Crells Annal. d. Ch. 1785. I. S. 324 f[…] ley's Vers. I. S. 3. Lavoisiers System, übers. […] städt. S. 173. Ingenhouß' verm. Schriften. I[…] Briefe üb. d. entzündl. Luft rc., a. d. Ital. v. Köstl[…] 1778). v. Humboldt u. Gay-Lussac in Gilbert[…] S. 129 fg., de Marty Ebendas. XXVIII. S. 417. […] sac Ebendas. XLII. S. 117 fg. Berzelius Ebend[…] 246 fg. v. Saussure Ebendas. 1820. II. S. 141. […] in Trommsdorffs neuem Journal d. Pharm. I. S. 2[…] cet in Schweigger-Seidels Jahrb. d. Chemie u. P[…] 4. Heft. S. 467 fg.

nd Sauerstoffgas, welches im Verhältnisse von
es ersten und 150" des letzten gemischt ist, ange-
Achtunzenglas, wenn man es an der Mündung
en will, mit einem Handtuch, um sich vor der
des Zerspringens zu sichern. Bei ziemlich weiter
ng bleibt es jedoch gewöhnlich ganz ꝛc.
as Wasserstoffgas dient zum Füllen der Aërosta-
s Leuchtgas für Thermolampen, elektrische Schmelz-
rennstofflampen, Löthapparate ꝛc., mit atmosphä-
Luft zu Knallglas und zu arzneilichen Zwecken.
asserstoff, der unter allen bekannten Stoffen den
n Grad von Expansibilität besitzt, der Repräsentant
ativen Expansion, ist nur dadurch Wasserstoff, daß
pansivkraft in seiner Construction das Übergewicht
Mit dem Wasserstoffe hat sich eine unendliche Masse
annichfaltigst modificirten expansiblen Stoffe auf-
ssen. Er muß als der positive Factor, die her-
ende Thätigkeit des elektrischen Processes, angenom-
erden. Der Wasserstoff vertritt in der reellen
den, dem Kohlenstoffe besonders entgegengesetzten
n Pol. Er nimmt daher nur immer die höhern
ten ein, bildet den zweiten besondern Gegensatz im
iven, besitzt außer dem Licht und dem Sauerstoffe
chsten Grad von Subjectivität, ist selbst sehr oxy-
und hat demzufolge ein ausgezeichnetes, sehr schnell
ndes Desoxydationsstreben. Als positiver, flüchti-
iz vermag er, durch die beschleunigten Momente
Thätigkeit, das Streben negativer Thätigkeit in
rzer Zeit zu beschränken, und schneller seine eigene
ngssphäre zu vollenden, dient also vorzüglich da,
nell. Krankheitsformen, die durch das Überwiegen
gativen Factors, der Reizbarkeit, hervorgehen, ge-
erden müssen. Als Factor der positiven Elektrici-
t er die Thätigkeit des Gehirns, des Centralor-
er Sensibilität, mit allen ihren unzähligen Ver-
ngen hervor, beschränkt alle Eingriffe subjectiver
keit, vermindert die Reizbarkeit, und gehört mit-
nter die ersten sogenannten Nervenmittel, stillt
rzen und Krämpfe, hebt Lähmungen ꝛc. Als Stoff,
lchem die Expansivkraft vorherrschend und bestim-
ist, strebt er in seiner Wirkung mehr nach Außen,
schneller und bestimmter auf die peripherischen Or-
und vermag grade dadurch das Oxydationsstreben
ußennatur auf diese Gebilde zu beschränken, die
e Desoxydation der Körperoberfläche in Gang zu
n, und alle Folgen davon aufzuheben, chemische
se der Hautorgane zu beschleunigen, aber auch zu
iben. Auf den mannichfaltigen Stufen seiner Be-
ung erleidet er aber auch mancherlei Modificatio-
ines flüchtigen positiven Reizungsvermögens. Da-
ch die Erfolge seiner Wirkung sehr abweichend
bald erhöht er nur gradezu die Energie des elek-
Processes, erregt flüchtig, verstärkt die Thä-
der Sinneswerkzeuge, des Seelenorgans; bald re-
er die unordentliche Nerventhätigkeit, die sich
Krämpfe und Schmerzen äußert, bald befördert er
ndifferenzirungsprocesse der Haut durch Schweiße
rantheme, bald stört er die nachtheiligen Indiffe-
renzirungen vermöge seiner überwiegenden Expansions-
kraft bei Ansteckungsstoffen ꝛc. Gemeinhin und nach dem
niedern Standpunkte beurtheilt, erscheint er bald als ner-
venstärkendes, bald als krampf- oder schmerzstillendes,
bald als schweißtreibendes, oder auswurfbeförderndes, oder
als blähungtreibendes Mittel.

Die widersprechenden Behauptungen von der bald schädlichen, bald unschädlichen Athembarkeit des reinen Wasserstoffgases durch eigene Respirationsmaschinen gründen sich zum Theil auf den ungleichen Antheil der noch in der Lunge, im Munde ꝛc. des Kranken rückständigen atmosphärischen Luft, die man selbst durch ein starkes Ausathmen mit gebogenem Leibe nicht ganz ausstoßen kann. Schon nach zwei Einathmungen desselben wird die Antlitzfarbe schwarzgelb, aber sogleich wieder natürlich, wenn man gemeine Luft athmet. Halb oder über die Hälfte mit dieser verdünnt läßt es sich ohne alle Unbequemlichkeit und selbst mit einem Nachgefühle von ganz besonderer Leichtigkeit in der Lunge eine geraume Zeit athmen. Beddoes rühmt es daher in dieser Mischung bei Lungenentzündungen, convulsivischem Husten, plethorischem Asthma, in der Schwindsucht; mit viermal soviel atmosphärischer Luft verdünnt, und nach und nach gebraucht, Cavallo [2]) im fließenden Schnupfen von Erkältung, Maunoir und Paul bei paralytischer Stimmlosigkeit und anhaltender Heiserkeit. Ein Gegengift dieses Gases ist, Sauerstoffgas einzuathmen. In Form eines ganzen Bades bis an das Kinn hat es le Febure in der Hypochondrie, und bei allgemeiner Lähmung, in Klystiren aber bei partiellen Lähmungen und gegen Darmwürmer vorgeschlagen. Ohne Brennen und Schmerzen zu machen, erhöht es die Reizbarkeit der Därme, und verstärkt die abführende Kraft der Laxirsalze. Als Ohrenbad gebrauchte es le Febure mit Erfolge bei Schwerhörigkeit ꝛc., als Augenbad zweimal des Tages, jedesmal 12 Flaschen davon, mit 12 Pfund Wasser versetzt, gegen Amaurose, bei Tag- und Nachtblindheit, Blödsichtigkeit, Mydriasis ꝛc., zur Stärkung der Augen, und bei Lähmung der Augenlider neben andern Mitteln. Übrigens läßt sich dieses Gas äußerlich schon unvermischter anwenden; s. le Febure, Vorrichtungen dazu in dessen Schrift: Über den schwarzen Staar und die neuentdeckte Heilung desselben mittels des Wasserstoffgases, a. d. Franz. mit drei Kpf. (Leipz. 1801). S. 143 fg.; vergl. meine Balneotechnik. I. S. 118 fg.

II. Arsenikwasserstoffgas, s. **Arsenik**.

III. Kohlenwasserstoffgas, s. den Art. **Kohlenstoff**.

IV. Phosphorwasserstoffgas, s. den Art. **Phosphorverbindungen**.

V. Schwefelwasserstoffgas, s. den Art. **Schwefel**.

VI. Zink- und eisenhaltiges Wasserstoffgas sind zwei zusammengesetzte Gasarten, die einen kleinen Antheil Eisen und Zink in sich aufgelöst enthalten. Die Bereitung des eisenhaltigen kommt mit jener des kohlenstoffhaltigen Wasserstoffgases (s. d. Art. **Kohlenstoff**) überein. Bei

2) In dessen Versuchen über die medicin. Anwend. der Gasarten ꝛc. Scherers teutsche Übersetzung, S. 14 fg.

der des zinkhaltigen scheint aber ein Überfluß von Wasser, und zur Verdichtung der Dämpfe, damit das Wasser im Gasbehälter nicht zu stark erhitzt werde, eine Kühlanstalt nothwendig zu sein. Watts größerer Apparat (s. meine Beschreibung der chem. Geräthschaften, II. S. 15) kann dazu mit Nutzen angewendet werden. Auch ohne Wasser lassen sich beide Gasarten durch Erhitzung von reiner Eisen- oder Zinkfeile (zwei Unzen) und von gelöschtem Kalk (ein Pf.) in der Wattschen Feuerröhre zum Oxygengas erzielen. Auch sie darf man nicht zu lange aufbewahren, damit ihre Wirkungen sich möglichst gleichbleiben. Die fremdartigen Stoffe in denselben, wenn sie mehr schaden, als nützen sollten, schafft man nach der oben angegebenen Methode weg. Mit gemeiner Luft werden diese Gase ebenso vermischt, wie die übrigen Arten, und zwar, zumal wenn sie frisch bereitet sind, mit einem 20—30 Mal größern Volumen atmosphärischer Luft. Zum Einathmen können beide, nach Cavallo, bei asthenischen Brustkrankheiten sehr nützlich sein. Theils in trockenen Bädern, theils in Klystiren, hat man das eisenhaltige Wasserstoffgas in der Bleichsucht, und das zinkhaltige le Febure's in der Rhachitis angerathen (vergl. Betrachtungen über den medic. Gebrauch künstl. Luftarten 2c., von Th. Beddoes u. S. Watt, übers. von C. Zollikoffer v. Altenklingen. S. 169 fg. Scherer bei Cavallo a. a. O. S. 241. (*Th. Schreger.*)

HYDROGETON *Pers.* **Syn.** Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Alismeen, und der dritten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe hat folgenden Charakter: Kein Kelch; eine dreiblätterige Corolle; an der Basis breitere Staubfäden; einfache Griffel; dreihäutige, zweisamige Kapseln, an deren Wänden die Samen festsitzen. Die einzige bekannte Art, **H. fenestralis** *Pers.* l. c., ist eine auf Madagaskar einheimische Wasserpflanze, welche eine knollige, eßbare Wurzel, ablang-linienförmige, stumpfe, mit durchsichtigen Flecken versehene Wurzelblätter, einen vieljährigen, in der Mitte aufgeblasenen Blüthenschaft, und rosenrothe Blüthen hat. S. *Spr.* **Syst. II, 162. Hydrogeton** *Lour.* ist **Potamogeton octandrus** *Poir.* (*Sprengel.*)

Hydroglossum *W.*, s. **Lygodium** *Sw.*

HYDROGLOSSUM (von ὕδωρ, Wasser, u. γλῶσσα, Zunge), synonym mit Froschleingeschwulst (unter der Zunge), **Ranula**; s. **Froschleingeschwulst.** (*Wiegand.*)

HYDROGRAPHIE, 1) die zur Steuermannskunst gehörigen Wissenschaften, oder der Theil der mathematischen Geographie, welcher von der zur Beschiffung der Meere erfoderlichen Kenntniß handelt, als die Lehre vom Compasse, den Seekarten, den astronomischen Beobachtungen, der Bestimmung der Länge und Breite, der Küstenkenntniß 2c. (*C. H. Müller.*)

2) Heißt auch so der Theil der Geographie, welcher von den sämmtlichen Gewässern handelt; s. d. Art. **Wasser.** (*R.*)

Hydrographische Karten, s. **Seekarten; Hydrographische Tafeln,** s. **Schiffahrtskunde.**

HYDROIDE, Hydrogène- oder Wasserstoffverbindungen, nennt H. Davy alle Metalle, in der Voraussetzung, daß Hydrogène das Princip aller [...]
keit und Ursache der Metallisirung sei, daß [...]
Metalle als Wasserstoffverbindungen, und [...]
oxyde, Erden, Kalien und Säuren als Wass[...]
gen oder Hydrate betrachtet werden könnten. [...]
auch die Kali- und Erdemetalloide nicht f[...]
sondern für Hydroide an, und ihn berechtig[...]
weise zu dieser Annahme die schon 1804 [...]
machte Entdeckung von Metallhydroiden. Ber[...]
ters elektrisches System der Körper (Leipz. [...]
Davy's Elemente des chemischen Theils de[...]
senschaften, a. d. Engl. von Fr. Wolff 2c. [...]

Auch das Phosphorwasserstoffgas gehö[...]
dern zu den Hydroiden (s. H. Rose in [...]
Ann. der Phys. 2c. VI, 199. VIII, 191. [...]
225, 373 fg. Thomsons u. Dumas' Un[...]
in d. Jahrbüch. d. k. k. polytechn. Instituts [...]
138 fg. und XI. S. 205 fg.). (*Th.* [...]

Hydroiodin, s. **Jod.**

**HYDROIODINNAPHTHA (Jod, W[...]
äther),** ward von Gay-Lussac entdeckt (s. [...]
Ann. d. Phys. 2c. 49. S. 259 fg.) und du[...]
tion von zwei Maß absolut. Alkohol mit e[...]
wässeriger, jodhaltiger Hydrojodinsäure von 1[...]
wichte dargestellt. Das wasserhelle, nicht sa[...]
setzt bei Wasserzusatz die mit Wasser zu wasch[...]
serhelle, bei 22,3° = 1,9206 spec. schwere [...]
Diese riecht stark und eigenthümlich, reagirt [...]
siedet bei 64,60, löst sich nur sehr wenig in [...]
leicht in Weingeist auf, wird in einigen [...]
freiwerdendes Jod rosenroth, und liefert, dur[...]
hende Röhre geleitet, sehr braune Hydrojodsä[...]
haltiges, brennbares Gas, wenig Kohle, ne[...]
der Röhre befindlichen, jodhaltigen, unter [...]
zenden, wachsähnlichen, in Wasser, Kalien [...]
unauflösliche Materien, auf Glühkohlen abe[...]
zu entzünden, violette Dämpfe. Sie wird du[...]
öl ziemlich schnell gebräunt, von Kali, Chlor[...]
säure und schwefeliger Säure nicht sogleich z[...]
läßt Kalin in sich unverändert aufbewahren. [...]
Lussacs Vermuthung besteht sie aus ½ Wei[...]
auf 1 hydrojodsautes Gas, oder, dem Ge[...]
aus 18,55 Weingeist und 100 Hydrojodsäur[...]
(*Th.* [...]

Hydroiodinsäure, s. **Jodin-Wasserstof[...]**

Hydroiodsäure und ihre Verbindunge[...]
Jod und jodsaure Verbindungen.

HYDROLEA *L.* Diese Pflanzengattu[...]
zweiten Ordnung der fünften Linné'schen C[...]
(nebst den Gattungen **Nama** *P. Br.* und [...]
Kunth) eine eigene natürliche Familie, die [...]
leen, welche sich von der Familie der Convo[...]
welchen man sie früher rechnete) besonders [...]
terscheidet, daß sich in der Fruchtkapsel die [...]
zum Mutterkuchen verdickt. Der Charakter d[...]
Hydrolea ist: Ein fünfgetheilter Kelch; eine [...]
förmige Corolle; eingeschlossene, an der Ba[...]
Staubfäden; pfeilförmige Antheren; abgestutz[...]

und eine zwei- oder dreifächerige, vielsamige Kapsel, deren Scheidewand sich zum Mutterkuchen verdickt. 1) **H. spinosa** *L.* Sp. pl., mit strauchartigem, krummhärigem Stengel, weitabstehenden Dornen, ablang-lanzettförmigen Blättern, und fast doldentraubigen Blüthen. Im tropischen Amerika. Abb. Aubl. guj. I. t. 110. (H. trigyna *Sw.* Prodr.) 2) **H. quadrivalvis** *Walt.* carol., mit aufsteigendem, steifbehaartem Stengel, in den Blattachseln stehenden Dornen und ungestielten Blüthen, lanzettförmigen Blättern und vierklappigen Kapseln. In Carolina. (H. caroliniana *Mx.* bor. am.) 3) **H. corymbosa** *Macbrid.* (in Ell. South-Carol.), mit unbewehrtem, ziemlich unbehaartem Stengel, lanzettförmigen Blättern, doldentraubigen, am Ende stehenden Blüthen, hackerigen Kelchen, welche kürzer als die Corollen sind, und Staubfäden, welche mit den Corollen von gleicher Länge sind. Ebenda. 4) **H. zeylanica** *Vahl.* Symb., mit unbewehrtem, wie die lanzettförmigen Blätter glattem Stengel, traubenförmigen, in den Blattachseln stehenden Blüthen, und haarig-drüsigen Kelchen. In Ostindien. (Nama zeylanica *L.* Sp. pl., Steris javanica L. *Mant.*, Steris aquatica *Burm.* ind. t. 39.-f. 3.) 5) **H. inermis** *Lour.* cochinch., mit unbewehrtem, ganz einfachem Stengel, welcher, wie die lanzettförmigen, linienförmigen Blätter, unbehaart ist, und mit in den Blattachseln stehenden, einblumigen Blüthenstielen. Im südlichen China. 6) **H. dichotoma** *R.* et *P.* (Fl. per. III. t. 244. f. 6.), mit sehr ästigem, kleberig-hackerigem Stengel, spatelförmig-ablangen, scharf anzufühlenden Blättern, und einzeln in den Blattachseln stehenden Blüthen. In Peru. S. *Spr.* Syst. I, 865. H. urens und crispa *R.* et *P.* S. Wigandia *Kunth.* (*Sprengel.*)

HYDROLEROS (von ὕδωϱ, Wasser, und ληϱέω, thöricht reden oder handeln), der unruhige oder rastlose Wahnsinn (Melancholia errabunda, s. sylvestris, Leucomoria), so genannt, weil die Leidenden einsame, traurige Orte, besonders Wasser und Wälder, ohne sich eines bestimmten Zweckes dabei bewußt zu sein, in ihrer steten Unruhe am liebsten zum Aufenthalte wählen. (*Wiegand.*)

Hydroleum, s. **Hydrelaeum.**

HYDROLITH, HYDROLITHES, ein schottländisches und italienisches Fossil, das in sechsseitigen, zugespitzten Krystallen bricht, weißröthlich von Farbe ist, und im Äußern dem Würfelzeolith ähnelt. Es enthält fünf Theile Kiesel, zwei Theile Thon, zwei Theile Wasser, etwas Kalk ꝛc. Nach C. Fr. Naumanns in Freiberg sehr natürlicher Eintheilung bilden die Hydrolithe seine erste Classe der Mineralkörper; die erste Ordnung: Hydrogenoxyd, 1) Wasser, 2) Eis; die zweite Ordnung: wasserhaltige Hydrolithe, 3) Borsäure, 4) Tinkal, 5) Trapp, 6) Natron, 7) Glaubersalz, 8) Alaun, 9) Bittersalz, 10) Zinkvitriol, 11) Eisenvitriol, 12) Kupfervitriol; dritte Ordnung: wasserfreie Hydrolithe, 13) arsenige Säure, 14) Kalisalpeter, 15) Natronsalpeter, 16) Salmiak, 17) Steinsalz, 18) Glauberit ꝛc. (s. C. Fr. Naumanns Lehrbuch der Mineralogie, mit einem Kartenatlas [Berlin 1828]). (*Th. Schreger.*)

Hydromalum, s. **Hydromelon.**

Hydromanteia, Hydromantie, s. **Wahrsagerei.**

Hydromantische Maschine, s. unter **Licht**; **hydromantisches Gefäss**, eine Art **Camera obscura**, s. **Kammer.**

Hydromechanische Presse, s. **Presse.**

HYDROMEDIASTINUM (von ὕδωϱ, Wasser, und μέσος, mitten), die Ansammlung von Wasser im Mittelfelle, die Mittelfellwassersucht, **Hydrops mediastini**; s. **Wassersucht.** (*Wiegand.*)

Hydromedusa, s. **Hydraspis.**

HYDROMEL, HYDROMELI, Ὑδϱόμελι (von ὕδωϱ und μέλι), **Mulsum, Aqua mulsa**, das Honigwasser, ein mit Honig vermischtes Wasser, auch ein mit Wasser verdünnter und abgekochter Honig, dessen man sich zum Getränke bediente, und das eigentlich nur durch das Alter von **Melicratum** (*Μελίκϱατον*), das in einer frisch bereiteten Mischung bestand und somit sehr wahrscheinlich auch von jenem durch Wirkung und Gebrauch sich unterschied, verschieden war. S. **Honig** und **Honigwein.** (*Wiegand.*)

HYDROMELON, HYDROMALUM (Ὑδϱόμηλον), der Apfeltrank; ein bei den Alten gebräuchliches Getränk aus einer Abkochung von Äpfeln, besonders Quitten, in Wasser oder aus Quittenhonig (*Μηλόμελι*) mit Wasser vermischt. (*Wiegand.*)

HYDROMETER, eine Erfindung Baume's und Nicholsons, der es vorzüglich zur Untersuchung des specifischen Gewichts fester Körper, der Mineralien ꝛc. bestimmte. Es ist eine im Wesentlichen der Fahrenheitschen ähnliche Senkwage, die aus einem oben und unten zugerundeten Cylinder von weißem Bleche besteht. Aus dem Mittelpunkte des obern Endes steigt ein Messingdraht, der an seinem Ende eine kleine Blechschale trägt, und gegen seine Mitte hin mit einem Feilstriche bezeichnet ist, grade aufwärts; um unter der Schale mehr befestigt zu sein, tritt er mit seinem Ende in einen kleinen hier angelötheten Hohlcylinder. Am untern Ende des hohlen Cylinders hängt mittels eines aufgelötheten und gabelförmig gebogenen Messingdrahts ein umgekehrter konischer Behälter entweder aus Blei, oder an seiner Spitze innerhalb mit Blei beschwert. Statt des konischen hat v. Arnim (in Gilberts Ann. d. Phys. ꝛc. I, 4. Taf. VII. Fig. 6.), um die Correctionstafel entbehrlich zu machen, ein cylindrisches Gefäß vorgeschlagen. Das Instrument muß, sich selbst überlassen, im Wasser aufrecht schwimmen, und ein Theil von seiner Röhre emporragen. Zu Versuchen legt man in die Schale soviel Gewichte, bis der Feilstrich die Wasserfläche berührt. Gesetzt nämlich, das beständige Gewicht, womit das Instrument in dem Wasser bis auf den Feilstrich einsinkt, sei 800, man habe aber zu dem zu untersuchenden Körper, z. B. zu einer Silbermünze, noch 334 Gran Gewicht zulegen müssen, um das Hydrometer bis auf den Punkt sinken zu machen, so wird das absolute Gewicht der Münze 466 sein. Nun legt man diese in das Eimerchen unter dem Cylinder, und versenkt es in das Wasser, so wird jetzt die Münze ꝛc. weniger wiegen, als außer dem Wasser, das Hydrometer über den Strich aus dem Wasser hervorschauen, und man wird noch zulegen müssen, um

es auf den vorigen Punkt einzusenken. Das Zulegegewicht zeigt das Quantum des von dem Silberstücke weggedrückten Wassers, oder den statt dessen eingenommenen Raum an. Dieser Verlust sei 45 Gran; man dividire damit in das absolute Gewicht (466), so wird man das specifische Gewicht der Münze = 10,355 finden.

Dieses Hydrometer läßt sich nicht nur zu allen Metallen, Mineralien rc., welche viel schwerer als das Wasser sind, sondern auch zu solchen gebrauchen, welche specifisch leichter als solches sind; im letzten Falle sucht man dieselben mit einem Pferdehaar an dem untern Eimerchen zu befestigen, und schließt sie in dieses ein, welches mit Draht bedeckt ist, damit sie nicht im Wasser emporsteigen können.

Außerdem läßt sich dieses Hydrometer nach dem Wechsel der Temperatur, nach der Unreinigkeit des manchmal anzuwendenden Wassers leicht modificiren. Nur ist sein Gebrauch, da es aus Metall besteht, für Säuren und Salze nicht geeignet, und daher immer noch beschränkt. Forster hat es, nach einem kleinern Maßstab, aus Silber gearbeitet, gegen eine gewöhnliche hydrostatische Wage sehr empfindlich gefunden. (Vergl. Grens Journ. der Phys. V. Taf. V. Gehlers physikal. Wörterbuch rc. V. S. 50 fg. Taf. XXVIII. Fig. 2, und meine Beschreib. der chem. Geräthschaften rc. [Fürth 1802]. III. S. 246 fg. Brewsters Hydrometer s. in den Ann. de Ch. et de Ph. T. IX. und in Dinglers polytechn. Journ. II. 1. S. 120 fg. Baders Hydrometrograph, s. im Anzeiger der Teutschen. 1806. Nr. 159 fg.) (*Th. Schreger.*)

HYDROMETRA (von ὕδωρ, Wasser, und μήτρα, Gebärmutter), die Gebärmutterwassersucht (Hydrops uteri); s. **Gebärmutterwassersucht**. (*Wiegand.*)

HYDROMETRA *Fabricius* (Insecta). Eine Hemipterengattung aus der Familie Hydrometrites. Fabricius zählte sie früher zur Gattung Gerris, Latreille hat sie beschränkt, indem er die Gattungen Velia und Gerris davon trennte. Die wesentlichen Kennzeichen derselben sind: Der Kopf ist sehr verlängert, so lang als der Mittelleib, und die Augen stehen hinter der Mitte derselben. Linné hielt den Kopf dieser Insecten für den Thorax, die Augen für ein Paar erhöhte Punkte. Jener ist nämlich sehr verlängert, fast walzenförmig, am vordern Ende mehr breit und erhöht; diese aber stehen nicht weit hinter der Mitte seitlich in einem Ausschnitte. Die Fühler stehen an den Seiten, dem abgekürzt kegelförmigen Ende des Kopfes eingesetzt, sind so lang als Kopf und Thorax zusammen, viergliederig, fadenförmig, das dritte Glied fast zweimal so lang als das zweite, das vierte etwas mehr als halb so lang als das dritte. Der Rüssel ist borstenförmig, wenig gekrümmt und ragt bis hinter die Augen. Der Thorax ist fast walzenförmig, in der Mitte durch eine vertiefte Querlinie fast in zwei Theile getheilt, hinter derselben sitzen die Flügeldecken, welche sehr schmal sind, und nicht länger als das hintere Stück des Thorax, sodaß der eigentliche Hinterleib ganz unbedeckt bleibt. Der letztere ist bei den Männchen ebenso breit, bei den Weibchen breiter als der Thorax; er erscheint der Länge nach in der M… an den Seiten in die Höhe steigend gerand… sechs Glieder sind fast gleichlang, am letzte… Zeugungsglieder ziemlich weit vor. Die Be… denförmig, an Länge nicht sehr verschieden. … chen erscheint das obere Afterglied fast eben… das letzte Hinterleibsglied, fast länglich-vi… bildet am Ende ein stumpfwinkeliges Dreieck… zogener Spitze, welche über das darunter … Ende senkrechte abgestutzte untere Afterglied vo… Weibchen ist das obere Afterglied nicht vi… halb so lang, wie das letztere Hinterleibs… halbkreisförmig begrenzt, mit einem wagere… kegelförmigen Dorne, der über das untere a… recht abgestutzte Afterglied vorragt.

Typus der Gattung ist: **Hydrometra** … *Linné* (**Cimex stagnorum Linné Faun.** S… p. 257. No. 971. **Cimex aeus** *de Geer* … v. Götze. Tom. III. p. 211. No. 40. tab. … 25. **Gerris stagnorum** *Fabric.* **Ent.** Sy… p. 188. No. 4. **Hydrometra stagnorum** … Ryng. p. 258. No. 6. **Hydrometra stagn…** Gen. Cr. et Ins. Tom. III. p. 131. Sp… Männchen ist schwarzbraun, der Kopf am … sowie auch der Thorax in der Mitte braun… ten, Glieder und Schenkel rothgelb, letztere … schwarz, die Schienbeine an der Wurzel hel… schnell herumlaufend auf stehenden Gewässer… in Waldgegenden.

Hydrometrie, s. unter **Wasser**; ver… **chanik**.

Hydrometrische Wage (**Aräometer**), … **Senkwage** und **Mechanik**.

Hydrometrischer Flügel, s. **Mechani…**

HYDROMETRITES (Insecta), eine … porte gegründete Hemipterenfamilie mit folg… zeichen und Gattungen: Fühler fadenförmig … wenig sichtbaren Klauen, die in einer Sei… letztern Gliedes liegen. Krallen nicht sicht… scheide deutlich dreigliederig, Füße sehr sch… lang. Wasserbewohner.

A. Drittes Fußpaar hinter dem zweiten e…
 1) Fühler borstig. **Hydrometra.**
 2) Fühler fadig.
  a) Füße stark. **Velia.**
  b) sehr schwach. **Gerris.**

B. Oberhalb dem zweiten eingefügt. **Halo…**

HYDROMII (Insecta) nennt Dumer… analytischen Zoologie eine Familie der Dip… Mund sich in einen platten, vorspringenden … längert, an dem zwei deutliche gegliederte P… Er zählt hierher die Gattungen **Tipula, Psy… roplata, Hirtea, Scatopse.**

HYDROMPHALON, HYDROMPHAL… φαλον, Ὑδρόμφαλος (von ὕδωρ, Wasser, u… der Nabel), die Nabelwassergeschwulst, **F…** **aquosus**, eine wässerige, weiche, schwappend…

Geschwulst am Nabel, welche meist mit einem
oder Bauchwassersucht verbunden ist; s. Nabel-
wülste. (*Wiegand.*)

HYDROMYRINGA, HYDROMYRINX (von
Wasser, und Myringa oder Myrinx, das Trom-
), die Paukenhöhlenwassersucht (Disecoea hydro-
ein wässeriges Extravasat in der Trommelhöhle,
h mit einem Gefühle von Schwappen und Span-
sowie mit mangelhaftem Gehör an der leidenden
welches sich zuweilen in hitzigen Fiebern und nach
n Kopfschmerzen bildet. (*Wiegand.*)

HYDROMYS *Geoffroy* (Mammalia), eine Gat-
Nagethiere, zuerst in den Ann. du Mus. T. VI.
eben. Sie besteht bis jetzt blos aus zwei Arten,
aus Australien. Diese Thiere haben acht Mahl-
in jeder Kinnlade auf jeder Seite zwei, die Länge
jeden übertrifft die Breite um das Doppelte und
chmelz kreuzt sich dergestalt in der Mitte, daß ein
schnitt eine 8-Zeichnung darstellen würde, was be-
s deutlich wird durch zwei ziemlich tiefe Gruben,
n Raum entsprechen, der durch die beiden Kreise
Zahl gebildet wird. Der erste Mahlzahn ist viel
als der zweite, der erste besteht aus drei, der
aus zwei ungleichen Theilen, welche gleichmäßig
höhlt sind, die obern Schneidezähne sind glatt und
platt, die untern vorn zugerundet. Das Auge
klein, die Nase gleicht der der Ratten, die Ohren
urz und zugerundet. Sonst ist über diese Sinne
Thiere nichts bekannt. Die vordern Füße haben
ehen von mittelmäßiger Länge, sie sind frei, das
nicht durch eine Haut verbunden, behaart, mit
, spitzigen, schwach gekrümmten Klauen, mit der
eines Daumens, auf welchem, wie bei den Rat-
n platter Nagel steht. Die Hinterfüße haben fünf
h lange Zehen, welche bis an die Klauen mit einer
ten Haut verbunden sind, die Klauen selbst sind
e an den vordern Zehen. Der Schwanz ist lang,
mit sehr kurzen einzelnen Haaren besetzt, die je-
ach der Wurzel zu stärker werden, sodaß sie gleich-
ine Fortsetzung der Rückenhaare zu sein scheinen.
m Körper stehen zweierlei Haare; die sogenannten
aare bilden einen ziemlich dicken, sehr feinen und
nft anzufühlenden Pelz, die Seitenhaare sind län-
eifer und bedecken jenen fast ganz, am Oberkiefer
lange und steife Schnurrhaare. In der Gestalt
n diese Thiere ziemlich unsern Wasserratten, sie
wie diese sich in Uferhöhlen aufhalten.

) H. chrysogaster *Geoffroy* (Ann. du Mus. VI.
t. 36. f. A. *Desmarest* im Nouv. Dict. XV.
. 2. Mamm. p. 297, 468. Enc. méth. tab.
10. f. 2. *Fr. Cuvier* im Dict. des Sc. nat.
. p. 248. *Isid. Geoffroy* im Dict. class. VIII.
7). Die obere Seite des Kopfes, der Hals und
chulter, der Rücken und der Obertheil der Seiten,
interrücken und der hintere Theil des Schenkels,
aumen und die Vorderzehen sind rothbraun, die
die Seite und der Kopf des Halses, der untere
der Schulter, Brust, Bauch, der untere Theil der
Seiten, Vordertheil des Schenkels und des Schienbeines,
die hintern Zehen und die innere Seite der Glieder ist
hell rostroth, der Umkreis des Mundes ist weißlich, der
Schwanz schwärzlichbraun, mit weißem Ende, die Schnurr-
haare schwarz. Es ward nur ein einziges Individuum
in dieser Art auf einer Insel in dem Kanal Entre Ca-
steaux getödtet. Die Länge beträgt einen Fuß, die des
Schwanzes 11 Zoll.

2) H. leucogaster *Geoffroy* (Ann. du Mus. VI.
p. 81. t. 36. f. B. C. D. *Desmar.* im Nouv. Dict.
XV. p. 475. 3. Mamm. p. 297, 469. Enc. méth.
tab. suppl. 10. f. 3. *Fr. Cuvier* im Dict. des Sc.
nat. XXII. p. 248. c. fig. *Isid. Geoffroy* im Dict.
class. VIII. p. 427). Die Schnauze, der Kopf oben
und an den obern Seiten, die Schultern und der obere
Theil der Vorderbeine, der Rücken, die Oberseiten, der
Hinterrücken, die Schenkel, der obere Theil des Hinter-
beins und die Zehen sind dunkelbraun, mit kleinen, grau-
braunen, einzelnen Flecken; der Unterkiefer, Kinn, Kehle,
Brust, Bauch, untere Körperseite und das Innere der
Vorderfüße sind weiß, das Innere der Hinterfüße blaß-
braun, der Schwanz braun, die Endhälfte weißlich, die
Barthaare sind schwarz. Größe und Vaterland wie bei vori-
ger Art, ward auf der Insel Marie gefunden. (D. *Thon.*)

HYDROMYSTRIA *Meyer* Primit. Fl. essequ.,
ist eine noch zweifelhafte Pflanzengattung aus der natür-
lichen Familie der Junceen und der dritten Ordnung der
sechsten Linné'schen Classe, deren Charakter in einem
dreiblätterigen, gefärbten Kelche, drei linienförmig-lan-
zettförmigen Corollenblättchen, sehr kurzen Staubfäden,
verlängerten Antheren, und einer einfächerigen Kapsel be-
steht. Die einzige bekannte Art, H. stolonifera *Meyer*
l. c., ist eine rankende Wasserpflanze, mit gestielten, fast
kreisrunden, widerscheinenden Blättern und weißen, ge-
stielten Blüthen. S. *Spr.* Syst. II, 145. (*Sprengel.*)

Hydroncus, s. Hyderoncus.

HYDRONOMUS *Schönherr* (Insecta). Eine
Gattung Rüsselkäfer aus der Abtheilung Erirhinides,
mit folgenden Kennzeichen: Die Fühler sind ziemlich
kurz, stark, die Geißel siebengliederig, das erste Glied
verkehrt eiförmig dick, das zweite länger verkehrt kegel-
förmig, die übrigen knotig, gegen das Ende nach und
nach immer viel dicker werdend, die Keule groß, kurz,
eiförmig. Der Rüssel etwas verlängert, dick, etwas ge-
bogen. Der Thorax schmal, vorn breit ausgerandet, an
den Augen lappig. Die Flügeldecken länglich, an der
Spitze verschmälert, an den Schultern stumpfeckig. Alle
Schienbeine gebogen, an der Spitze mit einem starken
Haken bewaffnet. Es ist nur eine Art angeführt: Hy-
dronomus Alismatis *Gyllenhall* (Insecta Suecica,
III. p. 87). Diese Art ist schwarz, mit weißlichgrauen
Schüppchen besetzt, der Thorax ist auf beiden Seiten
eingedrückt, die Flügeldecken sind verloschen punktstreifig,
die Zwischenräume zwischen den Punkten ganz fein leder-
artig, die zwischen den Streifen flach und eben, der
vierte aber vor der Naht hinten höckerig erhaben. Unten
ist der Körper ganz mit graulichweißen Schuppen dicht
bedeckt. Die Füße sind dunkelziegelfarbig, die außen

keilförmigen Schenkel an der Spitze schwärzlich. Findet sich hier und da auch in Schweden und England auf Wasserpflanzen herumschwimmend. (D. *Thon.*)

Hydronosos, Hydronusos, s. Hydrops.

Hydroparastatae, Akkaophoren, Aquarii, s. Gnostiker.

Hydropeltis, s. Brasenia *Schreb.*

Hydropericardium (von ὕδωρ, Wasser, und περικάρδιον, Herzbeutel), die Herzbeutelwassersucht; s. unter Herzkrankheiten.

Hydroperitonaeum, die Bauchwassersucht; s. unter Wassersucht.

HYDROPFLÜSSIGKEITEN (liquores hydropici), sind jene krankhaft vermehrten, oft auch verän-derten serösen Secrete der serösen Membran Zellgewebes im Thierorganismus, die entw innerer und äußerer, die Naturkräfte unterstü neien, der sogenannten Hydragoga, durch Nieren, oder auf dem nächsten Weg an Stellen mit Hilfe eigener chirurgischer Instr Troikars rc. ausgeleert werden.

Diese Serositäten sind mehr oder wenige geschmacklos, haben ein größeres oder geri Gewicht, enthalten mehr oder weniger Rie mazom) und wässerige Theile, und mehre o sowol feste Stoffe überhaupt, als animalisc dere, und mehre oder wenigere Salze rc., Tabelle zeigt:

100 Theile Flüssigkeiten.	Spec. Gewicht.	Feste Stoffe überhaupt.	Thierische Stoffe.	Wasser.
Des gespaltenen Rückgrats	1,0070	1,14	0,22	98,860
Des Wasserkopfs; nie in der Hitze gerinnend . .	1,0067	0,92	0,112	99,080
In der Brustwassersucht; in der Hitze gerinnend .	1,0121	2,66	1,880	97,34
In der Herzbeutelwassersucht; in der Hitze gerinnend	1,0143	3,30	2,510	96,7
In der Sackwassersucht	1,0085	—	—	—
In der Bauchwassersucht; in der Hitze coagulirend	1,0150	3,35	2,510	96,65
In der Eierstockwassersucht; zähechocolatebraun .	1,0202	2,92	1,220	97,98
In der Hydrocele; in der Hitze geliefernd . . .	1,0243	8,09	7,150	92 .
In einer Schilddrüsengeschwulst; in der Hitze coagulirend	1,0318	—	—	—
Gegen Blutserum; in der Hitze gerinnend . . .	1,0292	10,00	9,08	90,50

Der von Marcet in seinen Analysen (s. Schweiggers Journ. für Chem. u. Phys. XVII. 1. S. 53 fg.) angeführte Schleim ist als Osmazom (animal. Riechstoff) anzusehen; ein Theil des von demselben Chemiker erhaltenen Natrons war als milchsaures Natron in der Flüssigkeit, wie folgende neuere Untersuchung eines hydrocephalischen Liquors von Berzelius beweist: Eiweißstoff 0,166; Osmazom mit milchsaur. Natron 0,232; Natron 0,028; salzsaures Natron und Kali 0,709; animalische in Wasser, nicht in Weingeiste lösliche Materie mit einer Spur phosphorsauren Salzes 0,035; Wasser 98,830. Vergl. die Analysen hydropischer Flüssigkeiten von Jordan in v. Crells chem. Ann. II. 1801. S. 46, 115; von Wurzer Ebendas. 1802. I.; von J. Bostock in den med. chir. Abhandl. der medic. Gesellsch. zu London, a. d. Engl. mit Anm. von E. Osann, mit Kpf. (Berl, 1811). Nr. VI.; von Barruel im Magaz. für die ausländ. Literatur von Gerson und Julius. I. S. 462 fg.; von Wurzer in Gehlens Neuem allg. Journ. der Chem. V. 6. S. 662; von Biermayer in dessen Mus. anat. pathol. etc. (Viennae 1816). p. 48 sq.; von John in dessen chem. Schriften. VI. S. 113—115 und in Meckels Archiv für die Phys. V. S. 429 fg.; von Heineken in d. med.-chir. Zeitung. 1810. Nr. 19. S. 310 fg.; von R. Hood Ebendas. 1822. I. S. 107 fg.; von Rud. Brandes bei Schweigger a. a. O. 1821. I. 4. S. 462 fg.; von Döbereiner Ebendas. II. 3; von W. Meißner Ebendas. 1825. XV.; von Ebendas. 1825. 3. Heft. S. 127; von Colde Ebendas. 1826. 8. Heft. S. 365 fg. Dubl der Flüssigkeit aus dem Bauch eines Wassersü mehr Eiweißstoff, als im Blut und im Eiwe ist. Nach Coldefy-Dorly bestand eine asci sigkeit aus 12 Gran Eiweiß, 13 salzsaures salzsaures Kalk, 6 zuckeriger Stoff, 5 Fetts 6 Mucus. Leop. Gmelin und Wöhler, f französische Chemiker, Stromeyer und neue u. A. fanden ebenfalls eine eigene Fettsubsta fett) in hydropischen Flüssigkeiten. Vergl. *O.* de cholestearine eique similibus pingued formis. (Lipsiae 1828. 4.) Die ältern Anal pischer Flüssigkeiten s. in meinem Spec. fl anim. Chemiae nosologicae. (Erl. 1800.)

Aus Chevreuls chemischer Analyse der gel Flüssigkeit, welche sich in den von der sogen gewebeverhärtung ergriffenen Theilen findet, vorzugeben, daß dieses Serum schon im Bl sei, von demselben auf eine einfache Weise werde, und, wie bei Wassersuchten, das far serum ins Zellgewebe gelange. Aus der G derselben läßt sich entnehmen, wie das dami Zellgewebe hart werden kann, und warum sie schneiden in die Haut nicht immer ausflie D. Heyfelders Beobachtungen über die

leugeborenen ꝛc., nach eigenen Erfahrungen in den
tälern zu Paris. (Leipz. 1825.) S. 22—54.
(*Th. Schreger.*)

HYDROPHALLUS (von ὕδωρ, Wasser, und φαλ-
männliches Glied), eine ödematöse Anschwellung der
lichen Ruthe (**Oedema penis**). (*Wiegand.*)

HYDROPHAN. Manche Abänderungen des edlen
des gemeinen Opals verlieren einen Theil ihres
rgehaltes, und damit ihre Durchsichtigkeit, ihren
und ihr Farbenspiel. Legt man sie in Wasser, so
n sie dasselbe ein und erhalten, so lange sie feucht
diese Eigenschaften wieder, weshalb man sie Hy-
ane nennt. Auch durch Einsaugen von erwärmtem,
lüssigem Wachse vermögen sie wieder Durchsichtigkeit
Farbenspiel zu erlangen, das nachher mit dem Er-
verschwindet, mit Erwärmung wieder erscheint.
mit Wachs getränkten Opale sind auch unter dem
n Pyrophane bekannt. (*Germar.*)

HYDROPHASIANUS (**Aves**). Über diese Gat-
gibt Wagler nur folgende Andeutung (Isis, 1832.
9): „Zu dieser natürlichen Sippe gehört als Grund-
Parra sinesis *Auct.* Die Gestalt der Flügel und
Schwanzes, der Menge von Lappen am Kopfe ꝛc.,
als äußere Kennzeichen dieser Sippe vorzüglich zu
en." (D. *Thon.*)

HYDROPHIDAE (**Reptilia**), eine von Boie (Isis,
II. S. 982) namhaft gemachte Schlangenfamilie,
lcher die Gattungen **Pelamis**, **Hydrus**, **Platu-**
Homalopsis, **Xenodon** und **Acrochordus** gezählt
(D. *Thon.*)

Hydrophila ist die Gattung **Cinclus** (s. d. Art.).

HYDROPHILII (**Insecta**), eine Tribus Käfer, aus
Section der Pentameren, und der Familie **Palpi-**
s, von Latreille aufgestellt, mit folgenden Kennzei-
Schwimmfüße, das erste Tarsenglied sehr kurz,
deutlich, die Maxillen ganz hornig. Sie zerfällt
gende Abtheilungen:

Mandibeln an der Spitze zweizähnig, Körper halb-
ugelig oder eiförmig gewölbt; Thorax immer mehr
reit als lang.

Fühler sechsgliederig. Gattung **Spercheus**.

Fühler neungliederig.

A. Die Mitte der Brust kielförmig, erhöht nach Hin-
ten spießförmig verlängert.

a) Die vordern Tarsen bei den Männchen erwei-
tert. Gattung **Hydrophilus** (**Hydrous** *Leach*).

b) Die vordern Tarsen bei beiden Geschlechtern
einander ähnlich. Gattung **Hydrochara** (**Hy-**
drophilus *Leach*).

B. Die Mitte der Brust ohne Kiel. Gattungen:
Globaria Hydrobia (**Hydrobius et Berosus**
Leach), **Limnebia** (**Limnebius** *Leach*).

Die Mandibeln am Ende ohne Zähne, der Kör-
per länglich platt gedrückt.

) Die Maxillarpalpen in ein etwas stärkeres Glied
endigend. Gattung **Elophorus** (**Hydrochus**
Leach).

2) Die Maxillarpalpen in ein schwächeres spitziges
Glied endigend.

a) Die Maxillarpalpen sehr lang. Gattung **Hy-**
draena.

b) Maxillarpalpen nicht sehr lang. Gattung **Ochthe-**
bius (**Hydrous** *Latr.*).

Alle hierher gehörigen Insecten leben mehr oder we-
niger im Wasser, und sind zum Theil gute Schwim-
mer. (D. *Thon.*)

HYDROPHILUS *Geoffroy* (**Insecta**). Eine Kä-
fergattung aus der Familie **Hydrophilii**. Sie wurde
von Linné zu **Dytiscus** gezählt und hat nach ihrer jetzi-
gen Beschränkung folgende Kennzeichen: Die Fühler ha-
ben neun Glieder, sind kolbig, die Kolbe eiähnlich, die
zwei mittlern Glieder der Kolbe oder das siebente und
achte sind herzförmig, oder unvollkommen halbmondför-
mig, am Ende stumpf, verlängert, gebogen, am andern
Ende spitzig, mit einem bedeutenden Zwischenraume zwi-
schen beiden, das erste Kolbenglied ist becherförmig. Die
Mitte der Brust ist kielförmig erhaben, und endet hinten
in eine mehr oder weniger lange, sehr scharfe Spitze.
Die Maxillarpalpen sind länger als die Fühler, das letzte
Glied derselben kürzer als das vorhergehende. Die Tar-
sen, besonders die hintern, sind zusammengedrückt, an
der innern Seite mit Haaren gefranzt, und endigen in
zwei, meistens kleine, ungleiche, unten doppelt gezähnte
Klauen. Bei den Männchen sind die zwei vordern Tar-
senglieder in Gestalt eines dreizackigen Blättchens erwei-
tert. Das Schildchen ist groß. Diese Käfer haben bald
einen halbkugeligen, oben gewölbten, unten platten Kör-
per, bald ist derselbe länglich, immer mit einer ziemlich
harten Schale bedeckt, die meistens glatt ist. Der Kopf
ist herabgebogen und sein vorderes Ende tritt etwas
schildförmig verlängert vor, die Fühler stehen vor den
Augen unter einem Seitenrande des Kopfes, ihre Länge
übertrifft die des Kopfes nicht, das erste Glied derselben
ist groß und gebogen, das folgende ist etwas kleiner, die
drei folgenden sind sehr kurz und zusammen kaum so
lang als das zweite, die vier letzten bilden vereinigt
eine eiförmige, zusammengedrückte, an der Spitze etwas
abgeschnittene Keule. Die obere Lippe ist quer, vorn
zugerundet. Die Mandibeln sind hornartig und haben
an der Spitze zwei Zähne. Die Maxillen sind am Ende
eingeschnitten, die Einschnitte fast gleichlang, an der
Spitze behaart, das Kinn ist groß, fast viereckig, und
läuft vorn in die lederartigen und behaarten Theile des
Züngelchens aus. Der Thorax ist quer, vorn etwas brei-
ter als der Kopf, nach Hinten erweitert, das Schildchen
ist dreieckig. Die Flügeldecken sind gewölbt, ungerandet,
und bedecken zwei häutige, zusammengefaltete Flügel.

Meyer hat in den **Annal. du Mus. d'hist. natur.**
tom. 14 Beobachtungen über die Verwandlungen dieser
Käfer mitgetheilt, sowie über ihre Lebensweise. Sie le-
ben theils von andern Wasser- und Landthieren, nament-
lich auch von Wasserschnecken, doch auch und hauptsäch-
lich von Wasserpflanzen. Das vollkommene Insect findet
sich in allerlei süßen Gewässern, besonders aber in ste-
henden. Es schwimmen diese Käfer zwar schnell, doch

nicht so schnell als die Arten der Gattung Dytiscus. In der Dämmerung pflegen sie herumzufliegen von einem Wasser zum andern, und lassen sich dann oft sogar in Pfützen nieder, welche vom Regenwasser gebildet sind. Nach Leon Dufour ist der Darmkanal des H. piceus vier bis fünf Mal länger als der Körper, und hat in dieser Hinsicht und in Ansehung seines Baues viele Ähnlichkeit mit dem der Blätterhörner, welche auch nur von Vegetabilien leben, auch fehlt ihnen die Schwimmblase, welche man bei Dytiscus bemerkt. Sie können zwar lange unter dem Wasser leben, müssen aber doch zum Athmen mitunter an die Oberfläche kommen, wo sie dann die Flügeldecken etwas vom Hinterleib abheben, damit die Luft zu den Luftlöchern treten kann.

Die Weibchen dieser Käfer machen eine Art Nest oder eine seidene Hülle, in welches sie ihre Eier legen. Sie haben nämlich zwischen den beiden lippenähnlichen Theilen, welche am Ende des letzten Hinterleibsringes stehen, einen Spinnapparat aus hornartigen, kegelförmigen, zwei Linien langen Spinnwarzen zusammengesetzt, welche aus zwei Gliedern bestehen und in ein weißliches, durchscheinendes Haar auslaufen. Zwei andere kegelförmige, aber fleischige und ungegliederte Anhängsel stehen neben den beiden und der fleischige Theil des letzten Hinterleibsringes, der sich sehr stark zusammenziehen und ausdehnen kann, auch nach allen Richtungen beweglich ist, dient besonders zur Beförderung der Arbeit des Spinnens. Wenn das Weibchen seine Arbeit beginnen will, so setzt es sich auf ein schwimmendes Blatt, und indem es fortwährend den Unterleib hin und her bewegt, spinnt es um dessen Ende herum aus silberfarbenen Fäden eine Art Sack, worin zuletzt das Hinterleibsende steckt. Ist das Insect soweit fertig, bringt es schnell den Kopf nach Unten, ohne die Stellung des Hinterleibes zu verändern, und überzieht nun die Wände und vordern Ränder des Gehäuses mit einer gummiartigen Flüssigkeit, sodaß man nicht mehr hindurchsehen kann. Dann folgt das Eierlegen, welches drei Stunden dauert, wobei sich der Käfer nach und nach von dem Untertheile des Blattes zurückzieht, das Gehäuse ziemlich unvollkommen schließt und damit endigt, daß es ihm eine Spitze gibt, welche über das Wasser hervorragt. Diese mag vielleicht dazu dienen, Luft einzuführen und die Eier gegen die Einflüsse des Wassers zu bewahren. Frühere Beobachter haben angegeben, daß solche Eierhülsen einzeln auf dem Wasser herumschwämmen, mit der Spitze als Mast gleichsam nach Oben; es geschieht dies aber nur, wenn sie leer sind, die vollen stürzen immer durch ihr eigenes Gewicht um, und das Insect muß sie gehörig befestigen, um dies zu verhüten. Diese Eierhülle ist eiähnlich, weißlich, die Spitze dunkelbraun, diese ist Anfangs auf einer Seite platt, wird aber beim Trocknen rund, und zuletzt in ganzer Länge röhrenförmig. An der Wurzel ist die Öffnung für den Austritt der Larven, sie ist mit einigen Fäden geschlossen, welche mittels der innen befindlichen Luft das Eindringen des Wassers verhindern. Die Eier, deren 45—50 vorhanden sind, sind klein, cylindrisch, gegen das Ende schwach aufgeschwollen und gebogen, nur zwei

Linien lang, unterliegen aber einer Ar
wickelung, schwellen auf, nehmen eine brau
Farbe an, und man kann die Gestalt der L
ders die Augen unterscheiden. Bald kriech
aus, sie sind um das Doppelte stärker als
bewegen sich in allen Richtungen, kriec
wieder in die Hülse und spielen überhaup
herum, bis sie sich trennen, um ihrer Nah
gehen. Sie sind sechsfüßig und ihre Gesta
verlängerten Kegels, hinten in eine Spitz
Der Körper besteht aus 11 deutlichen we
die Haut ist dick, runzelig, schwarzbraun,
nen fleischigen Höckern, der Kopf ist fast
der erste Ring, rund, röthlichbraun, platt,
gewölbt als oben, und die Larve kann den
legen, an demselben stehen zwei kurze,
schwach gefranzte Fühler, aus fünf Glied
von denen das erste so lang ist als die
zusammen; an jeder Seite des Kopfes stehen
längliche, wenig sichtbare Punkte, welche
sein scheinen, der Mund besteht aus zwei
kurzen, dicken, gebogenen Mandibeln mit
an der innern Seite, die zwei Maxillen f
fast cylindrisch schwach gefranzt, am Ende
vier gliederigen Palpen, an denen das ers
Innen hakenförmig erweitert ist. Das Z
steht aus zwei herzförmigen Stücken, von de
tere größere das andere, in zwei ausgera
getheilte, trägt, auf dem zwei kleine zweigl
pen stehen. Die Füße dieser Larven sind
mengedrückt gefranzt, und endigen in eine
und ihre Eingeweide sind so kurz, daß sie
über die ganze Körperlänge hinausreichen.
vollkommenen Insecte kommen auch die La
die Oberfläche des Wassers, um zu athm
von Wasserinsecten, sind aber besonders
schnecken sehr begierig, und haben eine eigen
selben von ihrer Schale zu befreien, inde
ihren Rücken legen und durch Zurücklegen
zerdrücken. Meyer erhielt indessen die Lar
Zeit lang mit rohem Fleische. Wenn die L
Nymphen verwandeln wollen, so gehen sie
und graben mit Hilfe ihrer Mandibeln un
fast kugelförmige, ganz platte Höhle, in der
lang ganz zusammengekrümmt liegen, welche
die Nymphe behält. Nach ungefähr drei M
das Insect aus, bleibt aber noch 12 Tage

Von den zahlreichen Arten erwähnen
größte inländische: H. piceus *Fabricius*
I. 249. 1. *Herbst* col. 7. 294. 1. Tab.
Paykull fn. 178. 1. *Marsham*, Ent. b
Dytiscus piceus *Linné* Syst. nat. 2. 664
764. H. ruficornis *de Geer* Ins. 4. 341.
f. omm. Über zwei Zoll lang, doch auch
lich eiförmig, schwarz, hinten verschmälert,
inwendig mit drei Zähnen, die Palpen und
gelblich, die Flügeldecken nach der Spitze
gestreift, welche Streifen sich nach Vorn in dre

streifen verlieren, der Brustkiel rinnenförmig ausge- vorn stumpf, nach Hinten spitzig, die Füße schwarz, rdern Tarsen pechbraun. Findet sich fast überall in uropäischen Gewässern. (D. *Thon.*)

IYDROPHILUS (Paläont.). Auch von diesem eschlechte werden Überbleibsel an mehren Orten ci- So namentlich im Öninger-Schiefer, in den fran- en Braunkohlen ꝛc. (Scheuchzer, Faujas St. Fond ꝛc.) thographischem Jurakalke von Solenhofen besitzt der einen Abdruck, welcher einen auf dem Rücken lie- Hydrophilus, merklich kleiner als H. piceus, ellen scheint. Die ausgebreiteten Flügeldecken sind end concav (von Unten), und von den Flügeln zei- h Spuren. (*H. G. Bronn.*)

IYDROPHIMOSIS (von ὕδωρ, Wasser, und φι- inschnüren), die Verengerung der Vorhaut um die (Phimosis), mit einer Wassergeschwulst verbun- (*Wiegand.*)

Iydrophis, s. Hydrus.

Iydrophobie, s. Wasserscheu.

Iydrophora *Tod.*, s. Mucor *L.* (caninus *Pers.* quosus *Mart.*)

Iydrophorien, s. Deukalion.

IYDROPHORUS *Fallén* (Insecta). Eine aus attung Medeterus gesonderte Zweiflüglergattung r Familie oder Tribus Dolichopoda. Macquart res I. p. 445), welcher neue Arten dazu ent- gibt folgende Kennzeichen an: Der Rüssel ist d, das Gesicht bei Männchen und Weibchen ziem- it, mit einer erhöhten Querlinie. Die Fühler sind kurz, das dritte Glied ist sehr klein, eiförmig, bgriffel meistens lang. Am Ende des Hinterlei- hen vier Anhängsel, von denen zwei gegen die angeschwollen, die beiden andern borstig sind. rste Tarsenglied ist kürzer, als das zweite. In ügeln ist der äußere Mittelnerv nach Oben gebo- Als Typus kann Hydrophorus jaculus *Fallén* Diese Fliege ist 1½ Linie lang, graugrünlich, und Stirn sind weißlich, die Fühler schwarz, auf Thorax stehen drei grüne Binden, die Füße sind lich, mit gelben Knien, die hintern Schenkel breit, igel glashell. Sie findet sich, auch in Teutsch- iemlich häufig an Baumstämmen, und Macquart iß sie ein anderes Insect mit ihrem Rüssel ange- hatte. (D. *Thon.*)

YDROPHTHALMIA, HYDROPHTHALMUS δωρ, Wasser, und ὀφθαλμός), die Augenwasser- die Augenhöhlenwassersucht, das Wasser-, oder -, oder Elephantenauge (Buphthalmus); s. unter rsucht. (*Wiegand.*)

YDROPHTHALMION (von ὕδωρ, Wasser, und ιλιον, Äuglein), die bei Kachexien sich oft rund um gen zeigende bläuliche Aufgedunsenheit von öde- n Aussehen; s. Oedem der Augenlider. (*Wiegand.*)

ydrophthalmus, s. Hydrophthalmia.

YDROPHYLAX *L.* Suppl. Eine Pflanzengat- us der natürlichen Familie der Rubiaceen und der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe, deren Charakter in einem viergetheilten Kelch, einer glockenförmigen Corolle, hervorstehenden Staubfäden, einer zweigespaltenen Narbe, und einer saftlosen, zweifächerigen, zweisamigen Beere mit dreikantigen Samen besteht. Die einzige bekannte Art dieser Gattung, H. maritima *L.* Suppl. (Sarissus anceps *Gärtn.* de fruct. I. t. 25. f. 4. nach *W.* Sp. pl.), welche auf Madagaskar und in Ostindien wächst, hat einen krautartigen, aufsteigenden, wurzelschlagenden Stengel, eiförmige, zugespitzte, fast fleischige Blätter, mönchskappenförmige, gezähnte Afterblätter, und in den Blattachseln stehende, himmelblaue Blüthen. S. *Spr.* Syst. I, 410. (*Sprengel.*)

HYDROPHYLLEAE. Eine Pflanzenfamilie, welche sich von den Asperifolien, zu welchen man sie früher rechnete, dadurch unterscheidet, daß sich bei den Hydrophylleen eine kapsel- oder beerenartige Frucht, reichlicher Eiweißkörper, und der sehr kleine Embryo am Umfange der Samen findet. Hierher gehören die Gattungen Hydrophyllum *L.*, Eutoca *R. Br.*, Nemophila *Bart.* und Phacelia *Mx.* (*Sprengel.*)

HYDROPHYLLUM *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Hydrophylleen und der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe. Ihr Charakter ist folgender: Ein fünfgetheilter Kelch; eine glockenförmige Corolle; beinahe röhrenförmige Nektarien werden durch Längsplatten der Corolle gebildet; die Staubfäden stehen heraus; der Griffel ist zweigespalten und die Kapsel viersamig. Die beiden bekannten Arten sind perennirende Kräuter, welche in Nordamerika wachsen. 1) H. virginicum *L.* Sp. pl., mit halbgefiederten Blättern, deren Fetzen eiförmig-lanzettförmig und eingeschnitten gesägt sind, und mit Blüthenstielen, welche länger als die Blattstiele sind. Abb. *Lam.* Ill. t. 97. f. 1. 2) H. canadense *L.* Sp. pl., mit herzförmigen, fünflappig-winkeligen, gezähnten, unbehaarten Blättern und Blüthenstielen, welche kürzer als die Blattstiele sind. Abb. *Lam.* Ill. t. 97. f. 2. — H. appendiculatum *Mx.* ist Nemophila paniculata *Spr.*, H. lineare *Pursh.* = Eutoca Menziesii *R. Br.* und H. magellanicum *Lam.* = Phacelia circinata *Jacqu.* (*Sprengel.*)

HYDROPHYSOCELE (von ὕδωρ, Wasser, φύσα, der Hauch, das Blasen, und κήλη, Bruch), der Wasserwindbruch; s. Wasserbruch. (*Wiegand.*)

HYDROPHYSOMETRA (von ὕδωρ, Wasser, φύσα, Hauch, Blasen, und μήτρα, Gebärmutter), eine Ansammlung von Wasser und Luft in der Gebärmutter; s. Mutterwindsucht und unter Wassersucht. (*Wiegand.*)

HYDROPICA, unpassend statt Anthydropica (sc. remedia), Mittel, welche gegen die Wassersucht wirken (von ἀντὶ, gegen, ὑδρωπικός, wassersüchtig, hydropisch); s. Hydragoga und Wassersucht. (*Wiegand.*)

Hydropiper (Ὑδροπέπερι), der Wasserpfeffer, Polygonum hydropiper oder persicaria *Linn.* (s. d. Art.)

Hydropisis, die Wassersucht, besonders die Hautwassersucht (s. d. Art.)

Hydropit, s. Mangan.

HYDROPITYON *Gärtn.* fil. (Suppl. Carpol. t. 183. f. 2). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Caryophylleen, und der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe, welche zum Charakter hat: Einen fünfblätterigen Kelch, fünf abgerundete Corollenblättchen, dicke, krummhaarige Staubfäden mit herzförmigen Antheren, eine kreisförmige Narbe und eine einsamige Kapsel. Die einzige bekannte Art, H. zeylanicum *Gärtn.* l. c. (Hottonia indica *L.* Sp. pl., worunter aber auch Linnophila gratioloides *R. Br.* begriffen ist), ist ein aufrechtes, auf Ceylon wachsendes Kraut, mit wirbelförmig stehenden, halbgefiederten, linienförmigen Blättern, und einzeln in den Blattachseln stehenden, gestielten Blüthen. Abb. *Rheed.* Hort. malab. XII. t. 36. *Burm.* ceyl. t. 55. f. 1. (*Sprengel.*)

Hydropneumatische Gefässe, s. Mechanik.

HYDROPNEUMATOCELE, soviel als Hydrophysocele, der Wasserwindbruch (von ὕδωρ, Wasser, πνεῦμα, Luft, und κήλη, Bruch). (*Wiegand.*)

HYDROPNEUMONIA (von ὕδωρ, Wasser, πνεύμων, Lunge), die Lungenwassersucht, die Wasseransammlung im Zellgewebe der Lungen; mit Unrecht auch die Brustwassersucht; s. unter Wassersucht. (*Wiegand.*)

HYDROPORUS (Insecta). Eine von Clairville gegründete Gattung der Wasserkäfer aus der Familie Hydrocanthari. Sie haben an den vier vordern Füßen die Tarsen bei beiden Geschlechtern ähnlich, und unten schwammig; sie bestehen nur aus vier deutlichen Gliedern, indem das vierte sehr klein und verborgen in eine Spalte des dritten versenkt ist. Das Schildchen ist unbemerkbar, der Körper eiförmig und platt. Sie leben im Allgemeinen in Sümpfen des kalten und gemäßigten Europa's. Sie haben eine länglich eiförmige Gestalt, der Kopf ist etwas weniger breit als der Thorax, und hat zwei ziemlich große Augen, vor welchen die Fühler stehen, die etwas länger sind als Kopf und Thorax zusammen. Sie bestehen aus 11 Gliedern, von denen das erste größer ist, die übrigen aber unter einander gleich sind. Die Palpen sind fadenförmig und endigen in ein eiförmiges, spitziges Glied. Der Thorax ist breiter als der Kopf, quer, an den Seiten gerundet. Die Flügeldecken sind an ihrer Basis so breit als der Thorax, werden dann gegen die Mitte breiter und endigen fast in eine Spitze. Die vier vordern Füße sind ziemlich kurz, ihre Tarsen bestehen aus fünf Gliedern, von denen die drei ersten ziemlich groß und unten schwammig sind, das vierte ist klein und steckt in einer Ausrandung des dritten, sodaß es kaum bemerkbar ist, indessen das fünfte wieder größer erscheint, mit zwei Klauen am Ende, die hintern Füße sind länger, ihre Tarsen haben ebenfalls fünf Glieder, welche aber gleich deutlich sind und der Größe nach abnehmen.

Die Gattung ist ziemlich zahlreich an Arten, indem man an 40 europäische zählt. Als Typus mag Hydroporus erythrocephalus *Fabricius* gelten. Eine Linie lang, länglich eiförmig, etwas gewölbt, schwarz, schwach behaart, Kopf und Füße roth, der Rand des Thorax und der Flügeldecken dunkelrostbraun. Findet sich ziemlich häufig in kleinen Bächen und stehenden G[...]sern. (D. Th[...])

Hydrops (Ὕδρωψ), Hydronosos oder Hydr[...]sos, Hydropsie, die Wassersucht (s. d. Art.)

HYDROPS *Wagler* (Reptilia), eine von [...]ler aufgestellte, von ihm im Teutschen mit Unrecht [...]gelnatter genannte Schlangengattung, da dieser [...] im Volke schon seit langen Zeiten eine ganz a[...] Schlangenart bezeichnet. Bei gedachter Gattung [...] die Nasenlöcher oben in besondern Nasenschildern m[...]hen nach Außen in eine Spalte über. Stirnschilder [...] man drei, das Augenbrauenschild ist klein, dreieckig, [...] Vorn verschmälert, das Zügelschild fehlt, die Augen [...] klein, kreisrund, oberflächlich, die Pupille kreisrund, [...] Kopf ist nicht gesondert, der Bauch geschildet, der Sch[...] ist von mittler Länge, allmälig zugespitzt, rund, die [...] mehr oder weniger zusammengedrückt, kielförmig, der [...] stetig, rundlich, lang, mit rhombischen glatten S[...]pen; Giftzähne sind nicht vorhanden. Der Begr[...] sagt von dieser noch besonders: „Diese Ringeln[...] auf den ersten Blick Prunkaddern ähnlich, schein[...] der neuen Welt die Stelle der gleichfalls gerin[...] Wasserschlangen zu vertreten. Sie haben ganz den [...] gedrückten, an den Seiten der Schnauze abgerun[...] vom Rumpfe nicht unterschiedenen Kopf, die k[...] kreisförmigen Augen, den engen Mund und die h[...]stellten Nasenlöcher derselben. Ausgezeichnet sind sie [...] die geringe Anzahl von Stirnschildern. Auch die [...] und Hochnasen haben nur drei Stirnschilder; ihr [...]res ist bisweilen außer der Regel der Länge nach g[...] So stehen diese Schlangen, besonders die Hoch[...] selbst nach ihrem allgemeinen Habitus, den Ring[...]tern sehr nahe; diese aber lassen sich von ihnen [...]lich durch den Mangel eines Zügelschildes leicht [...]scheiden, ebenso durch ihre Färbung. Ihr Schw[...] auf der Firste mehr oder weniger stark zusam[...]drückt, bisweilen aber fast schneidig, und gewöhnli[...] selbst auf beiden Seiten von größern sechseckigen S[...]pen bedeckt." Die Gattung ist auf zwei Arten gegr[...]

1) H. triangularis (Elaps triangularis *W*[...] in *Spix* Serpentum species novae, t. 2. f. 2. f. [...] Blaß, blauschwarz, der Rumpf und Schwanz se[...]seitig mit blassern Ringen, welche auf dem Rücken [...] blau, in den Seiten rosenfarbig, an dem Bauche [...]lich sind. Fitzinger sagt von dieser Art (Isis XI[...] 888): „Die Beschreibung sowol als auch die Ab[...]gen überzeugen uns deutlich, daß wir es mit ein[...]rietät der vorhergehenden Art (hier der folgenden), [...]hin abermals mit Pseudoerix annulatus, zu thun [...] welche minder wohlgenährt und hierdurch etwas [...]mengeschrumpft war, und ebendeshalb von Wag[...] neu erkannt obigen Namen erhielt."

2) H. Martii (a. a. O. Taf. 2. Fig. 1), oben [...] violettröthlich, mit schwarzen Ringbinden, die g[...] mit weißen Perlen gerandet und unten getrennt [...] Über diese Art sagt Fitzinger (a. a. O.): „Diese [...] Martii ist ebenfalls nach Cuvier ein Coluber, und [...] nach meiner Ansicht in die Gattung Pseudoeri[...]

ıbroiben, die ich auf folgende Kennzeichen gründete: lomen scutatum, Cauda non compressa, Oculi icales, Rostrum rotundatum. Was die Art be-t, so thut es uns leid, selbe als längst beschrieben nnen zu müssen, sie ist ganz sicher Elaps annulatus *neider*, oder Coluber Thalia *Daudin* (Pseudoerix ulatus *Mihi*), und die von Schneider zu gering an-bene Schwanzschilderzahl 20 rührt höchst wahrschein-von einem Versehen her. Die Abbildung ist gut, h nach einem Weingeistexemplar colorirt." Es be-t aber Wagler (Natürliches System der Amphibien, 170) dagegen in einer Anmerkung zur erstern Art: ese Gattung, von welcher ich seit der Bearbeitung Spixischen Schlangenwerkes viele und sehr reine nplare gesehen habe, unterscheidet sich von El. mar-durch einen nach Proportion kürzern Körper, durch geringere Anzahl von Ringen (El. triangul. hat 54 mpf- und 18 Schwanzringe, El. martii 65 Rumpf-24 Schwanzringe ꝛc.). Fitzinger behauptet ferner (Isis, 5. S. 887), El. martii sei mit Schneiders Col. an-tus (Daudins Col. Thalia) identisch, allein Schnei-sagt, seine Schlange habe 20 Schwanzschildchen, wäh-ich deren an meinem El. martii 74—76 zähle. Die othese, Schneider habe sich wol im Zählen der Schwanz-chen geirrt, beweist nichts. Neben diese Schlangen vielleicht der Elaps Schrankii im Spixischen Schlan-erk als Sippe gestellt werden." Es ist nicht zu heiden, ob der Ausspruch Fitzingers auf der Ansicht Originalen beruht, deren sich nach dem von ihm mitgetheilten Verzeichniß in der kaiserl. königl. Samm-zu Wien wenigstens keine befanden. Ist anders Synonymum richtig, so ist Boie in seiner Revision von rems System (Isis, XX. S. 530) über die Stellung r Art im System zweifelhaft. (D. *Thon.*)

HYDROPSALIS (Aves). Eine von denjenigen elgattungen, welche Wagler nur angedeutet hat, be-Charakteristik man daher auch nur mit seinen eigenen ten angeben kann, und der Zeit überlassen muß, ob ie Aufnahme im System verdient oder nicht; denn einzelne unterscheidende Merkmal ist doch wol kaum lig genug, sie vom Caprimulgus zu trennen. Sie ufgeführt in der Isis XXV. S. 1222, und es dort von derselben: „Character universalis Capri-gi; cauda profunde furcata, rectrice utrinque ma elongatissima. Species: 1) Hydrops. Azarae joulevent à queue en oiseau *Azar.*, Caprimul-furcifer *Vieillot*, Caprim. psalurus *Temminck*, col. 157. ♂ 158. ♀). 2) H. manurus (Caprim. urus *Vieill.* Nouv. Dict. X. p. 239). Hydrops. rae erscheint in Paraguay mitten im Winter (nie im jahr oder im Sommer), fliegt beständig über dem ser der Flüsse und an deren Ufern hin und her. Bei nung der Flugrichtung breitet er die langen seitlichen rn des Schwanzes wie die Klingen einer Schere einander." (D. *Thon.*)

Hydropterides *Linné*, s. Rhizospermen *Spr.* u. *andolle.*

HYDROPTILA *Dalmann* (Insecta), eine zu den Neuropteren gehörige Gattung, aufgestellt in Dalmanns Analecta entomologica p. 26, von Latreille mit Unrecht unter Plicipennes gerechnet, da Dalmann ausdrücklich erklärt, daß sie grade durch die hintern nicht gefalteten Flügel von Phryganea abweichen. Die Fühler sind von der Länge des Körpers, genau fadenförmig, an der Spitze nicht dünner, mit gleichgroßen querstehenden Gliedern. Die Palpen sind nicht länger als der Kopf, schwach und ziemlich glatt. Die Flügel sind schmal, fast lanzettför-mig, spitzig, stark gefranzt und nicht gefaltet. Die hin-tern Schienbeine sind gefranzt und doppelt zweispornig. Beim ersten Anblicke gleicht das Insect eher einer Motte als einer Phrygaea, doch gehört es nach dem Baue der Palpen, nach der Bedeckung der Flügel nur mit Haa-ren, nach dem Wohnorte bei und über dem Wasser und nach dem Habitus offenbar in die Nähe der letztern Gattung.

Es ist nur eine Art bekannt, Hydroptila tineoides, a. a. O. Taf. 3. Fig. 1. 2. 3. 4. Sie ist braun, Kopf, Fühler und Füße blässer, die Flügel sind braun, etwas behaart, die obern mit zwei weißen Binden und einem dergleichen Endpunkte. Die Gestalt ist ganz die einer kleinen Motte, die Größe kaum die der Tinea cydo-niella *Fabricius.* Der Kopf ist kraus behaart, auf dem Scheitel weiß, an der Stirne schwarz. Die Augen sind halbkugelig, ziemlich groß, schwarz. Bei der starken Behaarung des Scheitels ist nicht zu bestimmen, ob Punktaugen vorhanden sind oder nicht. Die Fühler sind blaß, etwas glänzend, an der Spitze schwärzlich, unge-fähr mit 26 gleichen Gliedern. Der Thorax ist grau-behaart, der Hinterleib blaß, etwas glänzend. Die Füße sind weißlich, die vordern Schenkel etwas bräunlich, die vordern Schienen sind an der Spitze gespornt, die hin-tern grade, gefranzt, vor der Spitze stehen an ihnen zwei Dornen, von denen der innere größer ist, an der Spitze selbst stehen zwei kleinere. Die Flügel sind nie-dergebogen, die Adern in ihnen verloschen, kaum bemerk-bar, die vordern sind schmal, fast lanzettförmig, stark be-haart, am Vorder- und Hinterrande gefranzt, braun; auf ihnen stehen zwei weiße haarige, etwas glänzende Binden, gleichweit von einander entfernt, die äußern öf-ter unterbrochen, zwischen beiden in der Mitte ein wei-ßer Punkt, ein anderer an der Spitze. Diese Zeichnung reibt sich aber leicht ab. Die untern Flügel sind kleiner, lanzettförmig zugespitzt, nicht gefaltet, braunhaarig, überall stark gefranzt, die Franzen des Hinterrandes doppelt so lang, als der Flügel breit. Dies Insect findet sich auf dem Berge Kinnekullen an den Ufern des Wenersees in Schweden, zum Theil häufig über dem Wasser fliegend; auch ward es zu Stockholm gefunden. (D. *Thon.*)

Hydropyretos, s. Schweissfieber.

HYDRORCHIS (von ὕδωρ, Wasser, und ὄρχις, Hode), die Hodenwassersucht (Orcheocele aquosa, Hydrops testiculi); s. unter Geschlechtstheile und Wassersucht. (*Wiegand.*)

HYDROROSAT, unrichtig auch Hydrosat, Hydrorosatum, Hydrorosaton, Ὑδροῤῥόσατον, ein Aufguß von Rosenblättern (Infusum rosarum), dessen sich die

Alten besonders in hitzigen Fiebern theils zur Abkühlung, theils zur Stärkung bedienten. Zuweilen wurde mit diesem Aufgusse noch Zucker gekocht, sodaß er die Consistenz eines dünnen Zuckersaftes erhielt. (*Wiegand.*)

HYDRORRHAGIA, HYDRORRHACHIS, HYDRORRHACHITIS (von ὕδωρ, Wasser, und ῥάχις, Rückgrat), Spina bifida, die Rückgratswassersucht; s. unter Wassersucht. (*Wiegand.*)

HYDRORRHODINON, Ὑδροῤῥόδινον, Ὑδροῤόδινον, ein Wasser mit Rosenöle vermischt, welches die Alten theils um Erbrechen zu erregen, theils um abzukühlen gaben; Galen wandte es auch nach Vergiftungen, besonders wenn nach dem Erbrechen Brennen im Magen zurückblieb, an. (*Wiegand.*)

Hydrorrhöe, s. Ophthalmia.

HYDROSACCHARUM, das mit Zucker versüßte Wasser, das Zuckerwasser; auch ein Zuckersyrup. (*Wiegand.*)

HYDROSALPINX (von ὕδωρ, Wasser, und σάλπιγξ, Trompete), die Wassersucht der Fallopischen Röhren; s. unter Geschlechtstheile und Wassersucht. (*Wiegand.*)

HYDROSARCA und das Diminutivum Hydrosarcidium (von ὕδωρ, Wasser, und σάρξ, Fleisch), meist gleichbedeutend mit Anasarca (allgemeine Hautwassersucht); bei M. A. Severin eine Geschwulst, die zugleich Wasser und eine fleischige Masse enthält (Hydrosarcocele); s. Hyposarca, Hyposarcidium, auch unter Wassersucht. (*Wiegand.*)

Hydrosarcidium, s. Hydrosarca.

HYDROSARCOCELE (von ὕδωρ, Wasser, σάρξ, Fleisch, und κήλη, Bruch), der Fleischwasserbruch, die Ansammlung irgend einer (wässerigen, blutigen oder eiterartigen) Flüssigkeit, welche sich zum Fleischbruche (Sarcocele) gesellt; s. Fleischbruch. (*Wiegand.*)

Hydrosat, Hydrosatum, s. Hydrorosat.

HYDROSAURUS *Wagler* (Reptilia), von ὕδωρ, Wasser, und σαῦρος, Eidechse. Eine Eidechsengattung (Wagler, System der Amphibien, S. 164). Die Nasenlöcher stehen seitlich, fast auf der Schnauzenkante, der Spitze näher, auf der Oberseite des Körpers stehen kleine, dachziegelförmig liegende, einfache Schuppen. Der Schwanz ist auf der ganzen Rückenseite zusammengedrückt, die Zähne sind schwach, am Rande gesägt. Als Arten werden angezogen: Tupinambis bivittatus *Kuhl* (Seba 2. t. 30. f. 2. t. 90. f. 2). Tupinambis variegatus *Daud.* (Lac. varia *Shaw*. Nat. Misc. 83. *White*, Journal. 253). Die erstere Art rechnet Boie, dem sie genauer bekannt zu sein scheint (Isis XVIII, 205), zu Tupinambis, sodaß also die Gattung wol noch einer genauern Untersuchung bedarf, um zu bestehen, um so mehr als Wagler, wie es scheint, blos diese erste Art vor sich gehabt hat. (D. *Thon.*)

HYDROSCHEON (von ὕδωρ, Wasser, und ὄσχεον, Hodensack), Hydroscheon diffusum, die wässerige Geschwulst des Hodensackes (Hydrops anasarca scroti, Oedema scroti aquosum); s. unter Geschlechtstheile und Wassersucht. (*Wiegand.*)

Hydrosiderum, s. Eisen.

Hydrosis, s. Hidrosis.

Hydroskop, s. Hydrometer.

Hydrostatica *Latreille* (Blasenquall[illegible] sophorae.

Hydrostatik, s. Mechanik.

HYDROSTATISCH. Die damit z[illegible] ten Artikel, als H. Druck, H. Goldwag[illegible] pumpe, H. Lungenprobe, H. Wage, [illegible] ter den einfachen Worten, welchen Hydros[illegible] setzt ist. Hydrostatische Presse, s. Aufl[illegible] H. Quallen (Blasenquallen), s. Physso[illegible] den Begriff von H. s. Mechanik.

HYDROSTEON (von ὕδωρ, Wasse[illegible] Knochen), die Knochenwassersucht, eine An[illegible] Wasser in und um Knochen; s. Knochenkr[illegible] Wassersucht.

HYDROSTOSE, HYDROSTOSI[illegible] heit der Röhren-, besonders der Schenkel[illegible] Markzellen statt mit Mark mit einer se[illegible] angefüllt und davon mehr aufgetrieben si[illegible] sigkeit ist der hydropischen (s. Hydropflüss[illegible] analog, trübe, kleberig und gelbgrünlich [illegible] enthält, außer vielem Wasser, mehr Sch[illegible] weißstoff, als jedes andere Serum, auch [illegible] bundenes salzsaures Natrum, und Kohlen- [illegible] säure mit Schwefel und Kalk. (*Th*[illegible]

Hydrosulphurate, s. Schwefel.

Hydrotechnik, s. Mechanik.

Hydrotellursäure, s. Tellur.

Hydrotheologie, s. Beweise für da[illegible] tes im Art. Gott.

Hydrothionsäure, s. Schwefel.

HYDROTHORAX (von ὕδωρ, W[illegible] ραξ, Brustkasten), die Brustwassersucht ([illegible] ris); s. Wassersucht.

Hydrotica, s. Hidrotica.

Hydrous, s. Hydrophilus.

Hydroxyde, s. Oxyde.

HYDRUNTUM, eine Stadt auf de[illegible] Calabrien, im Gebiete der Salentiner, e[illegible] dann römische Colonie und Municipium, [illegible] ten Hafen, aus dem man gewöhnlich na[illegible] schiffte. Die Griechen schrieben Ὑδροῦς, [illegible] cher Name sich daher auch bei den Lateine[illegible] *cero*, Epist. lib. XVI. ad Tironem, ep. [illegible] jetzige Otranto in der Provinz Terra d'Ot[illegible]

HYDRUREN, HYDRURES, HYD[illegible] Verbindungen des Wasserstoffes mit ande[illegible] sonders Metallen, zu festen Körpern. (*T*[illegible]

Hydrurgie, s. Wasser.

Hydrurus *Ag.*, s. Coccochloris *Sp*[illegible]

HYDRUS *Schneider* (Reptilia). [illegible] gengattung, welche noch keineswegs gehör[illegible] Die Alten verstanden unter Hydra und [illegible] haupt eine große Schlange, namentlich [illegible]

*) Möllers Handbuch der Geographie. [illegible] A. II, 11.

frontali antico [1]) sitae exterius in fissuram excurrentes; abdomen scutellis hexagonis obtuse bicarinatis, notaei squamae parvae contiguae puncto in medio prominulo, dorsi rhombeae, laterum hexagonae. (Corpus versus caudam intumescens; tela.) Asia. Species: α) Corpore fasciato: Disteira doliata *Lacép.* Ann. etc. β) Corpore non fasciato: Hydrus Valakadyen. H. *Boie.* 2) Hydrus (Hyder). Nares et cauda Hydropheos; squamae imbricatae notaei carinatae, gastraei carinati laeves, parvae, ovatae, reliquis non majores. (Tela; trunci pars anterior gracillima, posterior incrassata.) Asia. Species: α) Corpore fasciato: Hydrophis nigrocinctus *Daud.* etc. β) Corpore non fasciato: Hydrus schistosus *Daud.* 3) Enhydris (Glatthyder). Nares et cauda Hydropheos; squamae parvae, imbricatae, laeves, ovato-rhombeae, gastraei in margine ciliatae; reliquis latior. (Truncus teres; tela.) Asia. Species: Hydrophis cyanocinctus *Daud.* Platurus *Latr.* (Plattschweif). Cauda Hydropheos; nares laterales margine inferiore scutelli; caput supra ac gastraeum scutata; cauda subtus scutellata; squamae notaei imbricatae, laeves. (Truncus aequalis; tela.) Asia. Species: Coluber laticaudatus *Linn.* Mus. etc. Pelamis *Daud.* (Pelamyde). Caude Hydropheos; nares superae in angulo postico interno scuti frontalis; caput supra scutatum; corpus totum squamis contiguis, laevibus tectum. (Tela.) Asia. Species: Anguis platura *Linn.* Cuvier stellt Hydrus als Hauptgattung auf, und zwar nach Schneiders Angabe, doch mit der Bemerkung, welche auch oben schon erwähnt wurde, daß nicht alle von Schneider aufgenommene Arten wahre Hydren sind. Als Untergattung stellt er Hydrophis, Pelamis und Chersydrus auf. Die Leioselasma und die Disteira *Lacép.* Ann. du Mus. IV. fallen nach ihm auch in das Untergeschlecht Hydrophis, und er glaubt sogar, daß letzterer der Hydrus major *Shaw.* T. 124 sei. Er betrachtet sie gleichfalls als giftige Schlangen der indischen Meere mit mehren Maxillarzähnen, denn er fand nicht, wie Fitzinger, daß die Pelamis und die Disteira unschädlich seien, sondern vergewisserte sich, daß ihre Giftdrüse und Giftzähne denen der Hydrus und Bangarus ähnlich sind. Den Aipysure (Aipisur) *Lacép.* Ann. du Mus. IV. konnte Cuvier weder finden noch herausbringen, was er sein soll. Nach Boie's Revision ist die Aufzählung der Arten folgende:

1) Pelamis bicolor *Schneider* (Nexboa quamquerholle seu serpens rara mexicana, cauda lata. *Seba*, Thes. Tom. II. p. 86. tab. 77. f. 1. Anguis platura *Linn.* Syst. nat. ed. 12. T. I. p. 391. Serpent à queue applatie et dos brun. *Vosmaer* Monogr. f. 1. Anguis platuros *Gmel. Linn.* Syst. nat.
Tom. I. p. 4. p. 1122. La Plature *Lac*
nat. des Serps. Tom. II. p. 454. Nalla-w
pam. *Russel* nat. hist. of Ind. and Corom
Vol. I. p. 47. No. 41. t. 41. Hydrus bicolor
der Hist. Amph. Fasc. I. p. 242. Platt
Blindschleiche oder zweifarbige Wasserschlange
Lacépède, Naturgeschichte der eierl. vierfüß.
Schlangen. Th. V. S. 155. Taf. 15. Fig.
drophis à queue obtuse. Hydrophis plat
Hist. des Rept. Tom. IV. p. 197, zum
Pélamide bicolore. Pelamis bicolor *Dau*
nat. des Rept. Tom. VII. p. 366. t. 89 et
t. 60. f. 31. Black-Backed Hydrus, Hydr
Shaw. Gen. Zool. Vol. III. P. II. p. 56
Hydrophis Pelamis *Oken* Naturgesch. T.
p. 279. No. 3. Zweifarbige Pelamis, Pela
lor *Merrem* Syst. Amphib. p. 138. No. 2).
gibt als wesentliche Kennzeichen dieser Art an:
mit neun Schildern in vier Querreihen (2.
die Schuppen des Rumpfes neben einander lieg
Schuppen am Bauch und am Schwanze, der
mißt über $\frac{1}{10}$ der ganzen Länge. Die Farbe
schwarz, unten gelblich, daher in der Seite
Streif, der sich auch in Weingeiste lange er
Schwanz ist gelblich, schwarz gefleckt. Der
ist im indischen und stillen Meer, überhaupt
sich in Asien.

2) Pelamis obscurus *Daudin* (Kalla
sun *Russ.* sel. nat. hist. of Ind. and Coro
Vol. II. p. 9. No. 8. t. 8. L'hydrophis obs
drophis obscurus *Daudin*, Hist. nat. des
VII. p. 375. Hydrophis obscurus *Cuvier*
animal. T. II. p. 74. Nota 4. Schwarzblaue
Pelamis obscurus *Merrem*, Syst. Amph.
No. 3). Fitzinger und Wagler vereinigen dies
folgenden Art als zwei Varietäten, dagegen Ru
rem, Daudin, Cuvier und Boie sie als verschiedene
trachten. Da Russel sie so genau beobachtet hat
übrigens die Gelegenheit wurde, die Thiere so
dig zu beobachten, so muß man ihm wol folge
ler rechnet übrigens die Art zu Hydrophis, F
Leioselasma. Bei Cuvier steht sie ebenfalls
drophis. Der Kopf ist klein, eiförmig, oben
den Seiten platt, der Oberkiefer länger als d
die Zähne sind klein und spitzig, auf jeder S
im Oberkiefer ein Giftzahn. Die Augen sind
klein, und liegen auf dem Scheitel; Hals un
sind cylindrisch, der Bauch kielförmig, die Sch
rund, dachziegelförmig, über einander liegend, g
Hals ist bläulichschwarz, mit gelben Querbin
Rücken ist ebenfalls bläulichschwarz, mit hellern
hinter den Nasenlöchern steht ein gelber Fleck, ein an
ter dem Auge, und die Länge ist drei Fuß. Diese
findet sich in dem Salzwasser eines Flusses
Calcutta in Ostindien, der die Gegend von
theilt, den die Engländer Sunder-Bunds nenn
schwimmt mit vieler Leichtigkeit, bewegt sich al
selig auf dem Lande und stirbt im süßen Wasse

1) „Die Wasserschlangen haben eigentlich blos zwei Stirnschilder, denn die vordern Stirnschilder sind die nach Oben hingerückten Nasenschilder, welche nur, zu Folge ihrer Lage, Stirnschilder genannt werden können."

Hydrophis chloris (Shootur sun *Russ.* nat. f Ind. and Corom. Serp. Vol. II. p. 8. No. 7. L'hydr. chloris. Hydr. chloris *Daud.* Hist. es Rept. T. VII. p. 377. t. 90. Hydrophis *Cuv.* Règne animal. T. II. p. 74. Nota 4. ngige Pelamide. Pelamis chloris *Merrem*, Syst. p. 139. No. 4). Der Kopf sehr klein, länglich, nd an den Seiten platt, die Kiefer stumpf, gleich- Giftzähne wie bei voriger Art, die Zähne des Un- rs sehr klein, nach hinten gebogen, der Bauch die Schuppen kielförmig, dachziegelförmig, über r liegend, auf dem Rücken eiförmig, sonst kreis- uf dem Bauche viel schmäler, die allgemeine Farbe lau, auf Schwanz und Bauch etwa 60 hellgrüne nden, welche um den Hals ganze Ringe bilden. inge drei bis vier Fuß. Diese Schlange findet denselben Orten, wie die vorige und hat dieselbe veise. Sie scheint eierlegend, lebendig gebärend, Russel fand in dem Bauch eines Weibchens zwei bildete Junge und ein nicht ausgeschliffenes Ei.

) Pelamis major *Shaw.* Hier scheint eine große rung zu bestehen. Fitzinger führt diese Art unter attung Disteira mit folgenden Kennzeichen und ymen auf. Kennzeichen: Kopf mit neun Schildern Querreihen (2. 2. 3. 2.), Schuppen des Rückens einander liegend, stumpf, gekielt. Bauchschildchen ; stumpf, gekielt: 200, Schwanzschildchen: 50, nz $\frac{1}{10}$ der ganzen Länge. Oben bläulichweiß, mit schwarzbraunen, auf dem Rücken breitern, auf dem schmälern, bisweilen zusammenfließenden Quer- n. Synonyme: Anguis laticauda *Linn.* Mus. rid. Tom. II. p. 48. Anguis laticauda *Linn.* nat. ed. 12. Tom. I. p. 392. Laticauda imbri- *Laurent.* Syn. Rept. p. 110. No. 241. Serpent ue applatie et à anneaux *Vosmaer*, Monogr. Anguis laticauda *Gmel. Linn.* Syst. nat. T. I. p. 1121. Coluber laticaudus. Var. *β. Gmel.* Syst. nat. T. I. P. III. p. 1107. Anguis Xi- *Hermann* Tab. aff. p. 269. Serpent à large *Valmont de Bomare*, Dict. d'hist. nat. La lancéolée *Lacép.* Hist. nat. des Serp. T. II. 9. Tatta pam. *Russ.* nat. hist. of Ind. and nand. Serp. Vol. II. p. 49. No. 44. t. 44. Hy- fasciatus *Schneider*, Hist. Amph. Fasc. I. p. 250. Breitschwänzige Blindschleiche oder bandirte rschlange Bechstein. Lacépède, Naturgesch. der vierfüß. Thiere und Schlangen. Bd. V. S. 149. 15. Fig. 1. L'hydrophis à queue lancéolée. phis laticauda *Latr.* Hist. nat. des Rept. T. 195. L'Enhydre dorsale. Enhydris dorsalis Hist. nat. des Rept. T. IV. p. 266. La Pe- e fasciée. Pelamis fasciatus *Daud.* Hist. nat. lept. T. VII. p. 362. L'enhydre dorsale En- s dorsalis *Daud.* Hist. nat. des Rept. T. VII. 5. Le Plature de Laurent. Platurus Lauren- *aud.* Hist. nat. des Rept. T. VII. p. 230. L'Or- mamillaire. Anguis mamillaris *Daud.* Hist. nat. lept. T. VII. p. 340. Short Hydrus. Hydrus curtus *Shaw.* Gen. Zool. Vol. III. P. II. p. 558. t. 124. Great Hydrus. Var.? Hydrus major. Var.? *Shaw.* Gen. Zool. Vol. III. P. II. p. 559. Blueish Hydrus. Hydrus caerulescens *Shaw.* Gen. Zool. Vol. III. P. II. p. 561. Fasciated Hydrus. Hydrus fasciatus *Shaw.* Gen. Zool. Vol. III. P. II. p. 563. Hydrophis laticauda. *Cuv.* Règne animal. T. II. p. 75. Nota 4. Shawische Pelamide. Pelamis Shawii *Merrem*, Syst. Amph. p. 139. No. 5. Bandirte Pelamide. Pelamis fasciatus *Merrem*, Syst. Amph. p. 139. No. 7. Scharfrückige Spittule. Enhydris curtus *Merrem*, Syst. Amph. p. 140. No. 10. Tatta Bloedauge Typhlops mamillaris *Merrem*, Syst. Amph. p. 158. No. 3. Fitzinger hat nach den vorstehenden Synonymen nicht weniger als fünf von Merrem aufgeführte Schlangenarten in eine vereinigt, ob nach wirklicher Ansicht, läßt sich nicht entscheiden; indessen führt er Disteira fasciata in dem Verzeichnisse der Schlangen an, welche sich in dem kaiserl. königl. Cabinet in Wien befinden. Dagegen sind die sämmtlichen Arten indischer und namentlich javanesischer Schlangen; daher man auf der andern Seite wol Boie recht gut Glauben schenken kann, wenn er die hier vereinigten Arten als besondere betrachtet, um so mehr, als er Russel für sich hat, der, wie schon erwähnt, die meisten lebend beobachten konnte. Boie sagt von der ersten Merremschen Art, Pelamis Shawii *Merrem* (Hydrus major *Shaw* Gen. Zool. III. p. 558. t. 124. ?Herm. tab. affin. p. 269. *Schneider*, H. Amph. II. p. 250. ?Enhydris dorsalis *Latreille*, Rept. IV. p. 206), welche er mit Shaw Pelamis major nennt: „Die erwähnten Varietäten sind jedoch wahrscheinlich verschiedene Arten. Im leydener Museum steht dieser Art H. Brugmansii sehr nahe und unterscheidet sich hauptsächlich durch die mehr oder weniger rhombisch sechseckigen Schuppen, welche insgesammt schwache, abgestumpfte Kiele haben, und zwei Kiele auf der Schuppenreihe auf der Mitte des Bauches, wodurch eine Längsfurche gebildet wird, deren auch Shaw gedenkt. Die Abbildung bei Letztern ist sehr gut." Von Pelamis fasciatus gibt Boie an, daß er bestimmt eine eigene Species sei. Über Enhydrus curtus und caerulescens läßt er sich nicht weiter aus, stellt aber beide nicht zu Pelamis, sondern zu Hydrus, betrachtet sie folglich sogar als der Gattung nach verschieden von den erstgenannten Arten; bei Boie aber, dem die Vergleichung so vieler indischer Schlangen nach natürlichen Exemplaren zu Gebote stand, ist denn doch kaum anzunehmen, daß er ein und dieselbe Art in verschiedene Gattungen gebracht haben würde. Was endlich das letzte Synonym betrifft, so zieht Boie dasselbe zu einer ganz andern Art, nämlich zu Hydrus gracilis. Solche Widersprüche und Verwirrungen können nur durch genaue Vergleichungen vieler natürlicher Exemplare, am besten lebender, entschieden werden, und wir hoffen, daß Boie in der Erpetologie de Java diesen Gegenstand nächst andern Dunkelheiten aufklären werde. Vergl. H. gracilis.

5) Pelamis chistosus (Hoogli Pattee *Russel*, Nat. hist. of Ind. and Coromand. Serp. Vol. II. p. 11.

No. 10. t. 10. L'hydrophis ardoisé. Hydrophis schistosus *Daud.* Hist. nat. des Rept. T. VII. p. 386. Hydrophis schistosus *Cuv.* Règne animal. T. II. p. 74. Nota 4. Schieferfarbene Pelamide. Pelamis schistosus *Merrem*, Syst. Amph. p. 139. No. 6). Der Kopf klein, länglich, zugerundet, stumpf, der Mund klein, die Augen oval, der Bauch kielförmig, der Schwanz etwas spitzig, die Schuppen eiförmig, auf dem Rücken gekielt und dachziegelförmig liegend, an den Seiten glatt, klein, eiförmig, dachziegelförmig liegend, und glatt am Bauchkiele, der Kopf schwarz, der Schwanz blau, die Seiten und der Bauch blaß, lederfarben, die Länge ungefähr drei Fuß. Sie lebt ebenfalls unweit Calcutta in einem salzigen Fluß und scheint sehr giftig zu sein, indem ein von ihr gebissener Vogel in fünf Minuten starb.

Gattung Hydrus.

1) H. spiralis *Shaw* (Spiral Hydrus. Hydrus spiralis *Shaw*, Gen. Zool. Vol. III. P. II. p. 564. t. 125. Hydrophis spiralis *Cuv.* Règne animal. T. II. p. 73. Nota 4. Schiefe Chittula. Enhydris spiralis *Merrem*, Syst. Amph. p. 140. No. 9). Merrem gibt als Kennzeichen an: Der Schwanz unten schuppig, die Schuppen eiförmig, der Rücken sehr scharf gekielt. Der Rumpf ist zusammengedrückt, der Bauch stumpfkantig, der Schwanz beträgt $\frac{1}{12}$, nach Fitzinger $\frac{1}{14}$ der Körperlänge, er ist sehr breit, scharf gerandet, spitzig. Der Kopf ist schwarzbraun, der Körper gelblich, mit schwarzbraunen, auf dem Rücken schmälern, in eine Längsbinde zusammenfließenden, auf dem Bauche breitern Querbinden, und eine Reihe herunter brauner Flecken auf dem Bauche. Das Vaterland ist unbekannt, wahrscheinlich aber auch in Asien zu suchen.

2) H. caerulescens (*Shaw*, Gen. Zool. III. p. 561. *Merrem*, Syst. Amph. p. 140. Enhydris caerulescens). Der Schwanz unten schuppig, die Schuppen sechseckig, abgebrochen gekielt, Rücken und Bauch stumpfkantig. Vaterland: Ostindien.

3) H. doliatus Shiddil *Russel*, Nat. hist. of Ind. and Coromand. Serp. Vol. II. p. 14. No. 12. t. 12 [2]). Disteire cerclée. Disteira doliata *Lacépède*, Mém. sur plusieurs animaux de la nouvelle Hollande. Annales du Musée nation. d'hist. nat. T. IV. p. 199, 210. t. 57. f. 2. Disteira doliata *Oken*, Naturgesch. T. III. P. II. p. 234. No. e. Hydrophus doliatus *Cuvier*, Règne animal. T. II. p. 74. Nota 4. Geringelte Chittule. Enhydris doliatus *Merrem*, Syst. Amph. p. 140. No. 11). Der Kopf abgestutzt, mit neun Schildern, der Rumpf spindelförmig, der Schwanz breit, eiförmig, beträgt ein Sechstheil der Körperlänge nach Merrem, über ein Achtheil nach Fitzinger, die Schuppen des Rückens neben einander liegend, spitzig, stumpf, gekielt, die Bauchschilder doppelt, gekielt, die Farbe gelblichweiß, mit schwarzen, bisweilen zusammenfließenden Querbinden. Das Vaterland: Asien, das indische Meer, auch Australien.

2) Boie hält diese für eine besondere Art.

4) H. laevis. L'aipysure lisse. Aip
vis *Lacépède*, Mém. sur plusieurs ani
nouvelle Hollande. Annal. du Mus. na
nat. T. IV. p. 197, 210. t. 56. Aipys
Oken, Naturgesch. T. III. P. II. p. 234.
drophis laevis *Cuvier*, Règne animal. T
Nota 4. Glatte Chittule. Enhydris laevi
Syst. Amph. p. 140. No. 12. Der Kop
13 Schildchen bedeckt, der Nacken ausdeh
als der Kopf, die Schuppen glatt, rauten
Schwanz nach Merrem ein Achttheil, nach
$\frac{1}{15}$ der Körperlänge betragend, sehr zusammen
kehrt eiförmig, stumpf. Die Farbe lichtröthli
gefleckt. Findet sich im Meere bei Neuholla

5) H. nigrocinctus. Kerril Pattae
hist. of Ind. and Coromand. Serp. Vol. I
6. t. 6. L'hydrophis à bandes noires.
nigrocinctus *Daud.* Hist. nat. des Rept.
380. Hydrophis nigrocinctus *Cuvier*,
mal. T. II. p. 74. Nota 4. Schwarzring
Enhydris nigrocinctus *Merrem*, Syst. A
No. 13. Leioselasma nigrocincta *Fitzi*
Kopf klein, länglich, stumpf, oben schwach
10 Schildern, an den Seiten abgeplattet,
cher vertical und zugerundet, der Mund wei
gleichlang, die Augen seitlich, der Hals b
Kopf, der Rücken zugerundet, der Bauch kie
Schwanz kurz, die Schuppen dachziegelförmi
ander liegend, eiförmig und glatt, auf de
kielt, an den andern Theilen kreisrund, in
und am Bauche, bedeutend breiter unter dem
unter dem geschildeten Schwanz. Auf dem
vengrün, der Bauch gelb, 58 bläulichschw
um den Körper, neun um den Schwanz, di
drei Fuß. Sie findet sich ebenfalls in Ostin
sehr giftig, ein von ihr in den Schenkel ge
gel starb in zehn Minuten.

6) H. cyanocinctus Chittul. *Russel*
of Ind. and Coromand. Serp. Vol. II. p.
t. 9. Hydrophis cyanocinctus *Cuvier*,
mal. T. II. p. 74. Nota 4. L'hydrophis
bleues. Hydrophis cyanocinctus *Daud.*
des Rept. T. VII. p. 383. Blauringige C
hydris cyanocinctus *Merrem*, Syst. Am
No. 14. Leioselasma cyanocincta *Fitzin*
Kopf klein, länglich, zugerundet, stumpf, e
als der Hals, mit neun Schildern, der Mun
Hals cylindrisch, der Rumpf oben rund, u
die Schuppen klein, glatt, dachziegelförmig ü
liegend, eiförmig, größer unter dem Bauche
an den Seiten, der Schwanz nach Merrem
Fitzinger $\frac{1}{16}$ der Länge betragend. Sechsz
Ringe sind durch andere gelblichweiße von e
schieden, die Länge ist fünf Fuß. Das V
das der vorigen. Sie ist ebenfalls sehr gif
ein gebissener Vogel in acht Minuten starb.

6) H. striatus (Leioselasma striée.
lasma striata *Lacépède*, Mém. sur plusieur

a nouvelle Hollande. Annal. du Mus. nation.
t. nat. T. IV. p. 198—210. t. 57. f. 1. Leio-
ma striata *Oken*, Naturgesch. T. III. P. II. p.
Nota 4. Hydrophis atriatus *Cuvier*, Règne
al. T. II. p. 74. Nota 4. Kielschuppige Schittule.
dris atriatus *Merrem*, Syst. Amph. p. 141.
15). Die Schnauze abgestumpft, auf dem Kopfe
Schilder in vier Querreihen, der Rumpf spindel-
ig, mit rautenförmigen, gekielten Schuppen, die
hschildchen glatt, der Schwanz zusammengedrückt,
und unten scharf-kantig, gleichbreit, hinten abge-
t, unten geschildet, nach Merrem 1/12, nach Fitzin-
der ganzen Länge betragend. Der Kopf schwärz-
der Körper gelblich, auf dem Rücken eine Reihe
r schwarzer runder Flecken, welche bisweilen zusam-
ießen. Vaterland: bei Australien.

7) H. gracilis *Shaw* (Kadell Nagam *Russel*,
hist. of Ind. and Coromand. Serp. Vol. II. p.
No. 13. t. 13 [a]). Slender Hydrus. Hydrus gra-
Shaw, Gen. Zool. Vol. III. P. II. p. 560. Dünne
le. Enhydris gracilis *Merrem*, Syst. Amph. p.
No. 16. Typhlops mammillaris *Merrem*, Syst.
h. p. 158. Tatta pam. *Russel*, Ind. Serp. p.
44. Anguis mammillaris *Daudin*, Rept. VII.
0). Nach Russel der Kopf sehr klein, auf dem
rzgefärbten Körper 58 weiße Ringe, welche auf der
des Rückens eine schmale Stelle haben, und auf
Schwanz unterbrochen sind. Die Länge 9¼ Zoll,
Schwanz 2 Zoll. Das erste Paar der Kopfschilder
lig und in demselben die Nasenlöcher, das zweite
von derselben Gestalt, aber kleiner, das Wirbel-
sechseckig, die Hinterhauptschilder so lang als die
n zusammengenommen, oval, vorn zugespitzt, hin-
nen dreieckige kleine Schilder. An der indischen
iste gefangen. Russels Kadell-Nagam weicht ganz
der Farbe und auch sonst, sie ist schiefergrau, an
Seiten gelblich, mit einer breiten, gezähnten, schie-
uen Längsbinde, daher wol offenbar eigene Art.

3) H. Valakadyen (*Russel*, Nat. hist. of Ind.
Coromand. Serp. Vol. II. No. 11. p. 13. t. 11.
ira Russelii *Fitzinger*). Die Mundwinkel sind
eser Art sonderbar eingezogen, der Wirbelschild lan-
mig, und bildet blos hinten einen spitzen Winkel,
rigen Kopfschilder wie bei Coluber. Zwei hintere
in vorderer Augenrandschild. Die obere Kinnlade
er breit als die untere, Kehle, Rücken und Bauch
abrupt carinirten Schuppen bekleidet. Drei bis
Zoll unter der Kehle beginnt eine hin und wieder
rochene Längsreihe von Schuppen, die etwas grö-
s die des Körpers, mehr abgerundet sind und eine
zwei Kiele haben. An der Spitze des Schwanzes
gespitztes Schild. Drei sehr tief stehende Tempo-
lder. Die Nasenlöcher stehen in den vordern Stirn-
rn. Das Vaterland ist Asien und das indische Meer,
uebar. Die Farbe ist oben schiefergrau, unten
hweiß.

9) H. Brugmansii. H. *Boie* (Isis XX. S. 554).
Körper spindelförmig, vom Kopfe nicht abgeschieden, in
der Mitte aber um das Dreifache stärker. Obere und
untere Kinnladen von gleicher Breite. Ein vorderer und
ein hinterer Augenrandschild, ein Temporalschild auf jeder
Seite, der nicht ganz das Ende des Hinterhauptschildes
erreicht. Hinter dem After eine Art von Einschnürung.
Der Schwanz bis auf die Dicke von einigen Linien com-
primirt. Schuppen der Kehle nicht carinirt. Längs
dem Bauch eine Reihe ungekielter, schmaler Schilder, die
gegen den Schwanz in Schuppen übergehen. Augen sehr
klein und weit nach Hinten stehend. Diese Art findet
sich in dem Museum zu Leyden. Boie gibt das Vater-
land nicht an, es ist aber wahrscheinlich Indien.

9) H. atricapillus *Reinwardt* (ib.). Eine Art
mit gekielten Schuppen, auf der Reise dieses Gelehrten
nach den moluckischen Inseln auf dem Meer unweit Bor-
neo gefangen. Eine weitere Beschreibung hat Boie nicht
gegeben (Isis a. a. O. S. 554).

10) H. carinatus *Cuvier* (ib.). Diese Art findet
sich im pariser Museum. Auf der Mitte des Bauches
steht eine Reihe Schuppen, welche in der Mitte einen
Dorn haben. Auf der obern Seite des Körpers sind
nur vorn carinirte Schuppen vorhanden.

Gattung Platurus.

1) P. fasciatus *Daudin* (Coluber laticaudatus
Linn. Mus. Adolphi Frid. T. I. p. 31. t. 16. f. 1.
Coluber laticaudatus *Linn.* Syst. nat. ed. XII. T. I.
p. 383. Laticauda scutata *Laurent.* Syn. Rept. p.
109. No. 240. Coluber laticaudatus *Gmel. Linn.*
Syst. nat. T. I. P. III. p. 1107. Coluber laticauda-
tus *Thunberg*, Diss. I. Mus. nat. acad. Upsal. p. 11.
Coluber laticaudatus *Gray*, Philos. Transact. Le
Serpent large-queue *d'Aubenton*, Encycl. méthod.
Le Serpent large-queue *Bonnaterre*, Ophiol. p. 41.
No. 103. t. 20. f. 36. La Queue plate *Lacépède*,
Hist. nat. des Serp. T. V. p. 194. Hydrus colubri-
nus *Schneider*, Hist. Amph. Fasc. I. p. 283. Breit-
schwänzige Natter *Bechstein*. Lacépède's Naturge-
schichte der eierlegenden vierfüß. Thiere und Schlangen.
Bd. III. S. 368. Taf. 20. Fig. 1. La Plature fasciée.
Platurus fasciatus *Latreille*, Hist. nat. des Rept. T.
III. p. 286. f. 5. T. IV. p. 185. Le Plature fascié. Pla-
turus fasciatus *Daudin*, Hist. nat. des Rept. T. VII.
p. 226. t. 85. f. 1. Colubrine Hydrus, Hydrus co-
lubrinus *Shaw*, Gen. Zool. Vol. III. P. II. p. 556.
t. 123. Platurus colubrinus *Oken*, Naturgesch. T.
III. P. II. p. 232. No. 1. Le Plature à bandes. Pla-
turus fasciatus *Cuvier*, Règne animal. T. II. p. 82.
Bandirter Breitschwanz. Pandurus fasciatus *Merrem*,
Syst. Amph. p. 142. No. 1). Der Kopf mit neun
Schildern in vier Querreihen (2. 2. 3. 2.), die Schup-
pen des Rückens über einander liegend, glatt, der Schwanz
über ⅐ der ganzen Länge betragend. Der Kopf auf dem
Scheitel rothbraun, an den Seiten gelblichweiß, der Kör-
per oben bläulichgrau, unten gelblichweiß, mit rothbrau-
nen Querbinden. Vaterland: Asien und indisches Meer.

---

[a]) Boie hält diese für eine eigene Art.

In Waglers Icones Amphibiorum findet sich noch ein Hydrus melanurus abgebildet. (D. *Thon.*)

Hydrus, Hydra (Astron.), s. Wasserschlange.

HYDRUSA war ein kleines Eiland an der attischen Küste, Arona gegenüber. *Strabo* IX. p. 398. (*Kanngiesser.*)

HYDRUSSA ist ein Name, der, wie Plinius (IV, 20, 22) meldet, von Einigen den cykladischen Inseln Ceos, Andros und Tenos beigelegt wurde. Wahrscheinlich war dieser Name nicht von der Wasserfülle ὑδρόεσσα (ὕδωρ), sondern von den Wasserschlangen ὕδρος vel ὕδρα), die den Inseln beschwerlich waren, entlehnt. (*Kanngiesser.*)

HYDRYNDES, wörtlich Wassernymphen, stehen mit Pan, dem arkadischen Hirtengott, in Verbindung. Die Arkadier erzählen, daß er die gewöhnlichen Hirtenlieder oder Hirtenmelodien auf seiner siebenröhrigen Syringe in Melpeia (Singort) zuerst geblasen [1]), und vom Berge Mänalos sich oft hören lasse [2]), und eigenen sich die Erfindung der Syringe zu, obgleich Homer und Hesiod derselben schon erwähnen [3]). Nach einer Localsage verfolgte Pan mit Liebe die Najade Syrinx, welche bis an den mit Schilfrohre bewachsenen Fluß Ladon in Arkadien floh, und diesen um Rettung ihrer Unschuld flehete. Ihre Schwestern verwandelten sie in Schilfrohr. Der Lüsterne schnitt zum Andenken an dies Abenteuer einige Stengel ab, blies hinein und lieblichere Töne, als die der Nachtigall [4]), hörte er [5]). Er erfand die Syringe und weihete sie dem Vergnügen der Hirten. Durch Wald, Thal und Triften drang diese Musik, und wann man sie hörte, tanzten im Walde die Hamadryaden, am Ufer der Flüsse die Hydrynden [6]). (*Schincke.*)

Hydurabad, s. Hydrabad.

HYELLIUM war ein Städtchen an dem obern Theile des Mäanders, wo sich früher eine Brücke über dem Flusse befand. Niketas (VI. p. 102) erwähnt dasselbe bei Gelegenheit eines Treffens, in welchem ums J. 1177 Johann Vatatzes die Türken von Ikonium schlug, unter der Regierung des Kaisers Manuel Komnenus. (*Kanngiesser.*)

Hyalographie, s. Hyalographie.

HYEREN (die), Stoechades der Römer. Inselgruppe aus vier Inseln bestehend, im mittelländischen Meere, der Stadt Hyères gegenüber und deren Rhede schließend. Sie heißen von Westen nach Osten Porquerolles, Bagneau, Port Croß, Levant oder Titan, und bestehen aus nackten Felsen, fast ohne Bäume und nur wenig bebaut, aber die Orange wächst hier wild, und daher nannte man sie früher Goldinseln. Nur die drei größern Inseln, Porquerolles, Port Croß und Levant, welche auch Forts haben, sind bewohnt. (*Klaehn.*)

HYERES, Stadt und Hauptort e… im Arrondissement von Toulon des französ… partements. Sie liegt am Südabhange d… des Maures und eine Stunde vom Meer … am Abhange eines Felsens, theils am … unter 43° 7′ 23″ und 23° 48′ 1″ östl. Lä… Sie ist sehr schlecht gebaut, überhaupt seh… ihre Lage ist malerisch und ihr mildes Kl… große Anzahl von Fremden hierher, und b… sehr ausgedehnten Garten- und Obstbau… zieht man sehr viele Citronen, Pomeranze… ten, Granaten, Oliven, und treibt damit… breiteten Handel. Der Garten Fille's z. … jährlich an 24,000 Franken ein. Die Za… ner beträgt nach Briand-de-Vergé 7620. … in der Nähe die Rhede von Hyères.

HYES wurde bei Einweihung in … Mysterien in der Schlußformel: Ἐυοῖ! … Ἄττης! angewendet, und so Dionysos … nysos genannt, da Bochart [1]) schwerlich … er diese Worte aus dem Semitischen able… durch Feuer, Licht übersetzt. Noch ent… ler [2]) die Bedeutung. Diesen Beinamen … hat man von der Göttermutter Hye [3]), … Regen, der gewöhnlich am Dionysosfes… wollen [4]). Dieser fernen Ableitung bedarf … weil die Griechen den Dionysos schon als … ten Natur Ὕης nennen, und er selbst heißt … gehörnter [5]). Vielleicht ist er auch von se… nen, den Hyaden, so genannt [6]). Man n… ὄμβριος (oder ὑέτιος) Ὕης, und meint, … Ὑίς zum Unterschiede so genannt worden [7]) …

HYETIOS, ὑέτιος, Regenspender, … nannt, und hat als solcher seine Geburt… Gebirge Tmolos *), und in Trophonios' … mal im Freien **).

Hyetometer, Hyetoskop, s. Regen…

HYETTOS (Ὑηττὸς), war ein D… an der nordöstlichen Spitze des Sees Kop… nat durch einen Tempel des Herkules, d… dort aus einem rohen Steine bestand. Di… ten und fanden hier Hilfe. Das Dorf … orchomenischen Gebiet. Als Orchomenus … gleiches Namens regierte, flüchtete zu ihm … Argos, weil er Molyros, den er im Ehebr… Frau angetroffen, ermordet hatte. Orche… ihm ein Stück Landes ein, worauf Hyettos … benannte Dorf erbaute. Stephanus merkt a… Hyettos Aspledon genannt hätten, viell… Einwohner Aspledons wegen Wassermang… verlassen und nach Hyettos gezogen wa… IX, 24, 36, 38. (…

---

1) *Paus.* VIII, 38. 2) l. c. VIII, 36. 3) Il. X, 51. *Hesiod.* Scut. Herc. 278. 4) *Homer.* Hymn. in Pan. 16. 5) *Ovid.* Metam. I, 689 sq. Voß zu *Virgil.* Ecl. 1. Bd. S. 70 fg. *Servius* ed. Lion. Tom. II. p. 107. 6) Einen ernsten [illegible] Sinn verträgt dieser Mythus wol nicht. Creuzer, Symbol. 3. Bd. S. 247.

1) Can. I. c. 18. p. 441. 2) *Kadmus* p. C… p. CXXVII. 3) *Suidas* u. d. W. 4) *Plu*… et Isid. p. 346. D. p. 495. *Wyttenb.* 5) S… Phaenom. 173. 6) Ibid. 7) Suidas untersch… zer, Symbol. 3. Bd. S. 361.

*) *Joh. Lyd.* de mens. p. 96. **) *Pau*…

HYETUSSA war ein Eiland im ikarischen Meere, üste Kariens gegenüber gelegen. *Plin.* V, 31.
(*Kanngiesser.*)

HYFIABERG, Berg oder kleine Anhöhe im Reiche rdischen Venus, dessen Namen und Beschaffenheit anzugeben der Anstand verbietet [*]). (*Schincke.*)

Hygden (**Randolph**), s. **Higden**.

Hygea, s. **Hygieia**.

Hygenus, s. **Hyginus**.

Hygiastik, Hygieine, s. **Diätetik**.

HYGIEIA (Ὑγίεια) [1]), die Gesundheit, die Göttin esundheit, die Salus der Römer. Was bei Athe-) der Dichter Ariphon singt: „Doch, ohne dich ist and glücklich," wird von den Gesunden selten er-, und erst dann die Gesundheit nach ihrem wahren e geschätzt, wenn sie Krankheit unterbrochen und he Einsicht wieder hergestellt hat. Daher kommt Heilgott Asklepios die segnende Hygieia als Toch-t vollem Rechte zu, wofür sie bei den Athenien-alt [3]). Ein Orphischer Hymnus [4]) macht sie zur des Heilgottes, doch geschieht dieses nicht nach gewöhnlichen Genealogisiren der Dichter. Von einer r oder Gattin des Asklepios wissen die ältesten r ebenso wenig als von seiner Apotheose. Homer ihn den untadeligen Arzt, und Hesiod kennt ihn icht. Diese kurze mythische Genealogie entspann st mit seinem Eintritt in die Götterreihe, oder mit erbreitung seiner Verehrung. Wann diese begon-läßt sich nicht sicher bestimmen. Clemens von ndrien [5]) behauptet, schon 53 Jahre vor Troja's ung habe man ihn verehrt, und Pausanias [6]) läßt ros, Machaons Sohn, dem Großvater einen Tem-uen. Die Homeriden besingen ihn erst als Gott [7]), das leuchtet aus Allem hervor, ein jüngerer Gott. Ideen das Alterthum in Asklepios und seiner r versinnlichte, eine so beschränkte wol nicht [8]), ickler gibt, daß unter diesem Namen die vorzüg-warmsprudelnden Quellen sich äußernde Gesund-oder Heilluft, die von der Sonne ausgehe und em Gewässer der Hochgebirge sich verbinde, in enland anerkannt und verehrt worden sei. Uns n die Ersten, welche die Kräfte der Natur erforsch-und zur Erhaltung oder Wiederherstellung der Ge-it anwendeten und anwenden lehrten, der beson-Verehrung würdig. Alte Nachrichten bestätigen, einigungen, Waschungen, Lustrationen nicht blos der Religion, sondern auch der Gesundheitspflege und Herakles sich schon durch warme Bäder stärkte, die ihm Athena entspringen ließ [9]); und daß die Tempel des Heilgottes theils an warmen Quellen, theils an andern Bädern und Heilquellen der Vorwelt angelegt waren. Aus den heilenden Quellen tauchte gleichsam der Heilgott auf, und die ersten glücklichen Wirkungen schufen seine Tochter. Heilende Quelle, deren Werth in dem Namen der Tochter geborgen ist, und Anweisung, sie zu gebrauchen, waren der erste und beste Arzt der Natur. In der Nähe von Flüssen und Quellen weihete man gern dem Gotte Tempel und Altäre. Ein gesundes Wasser, das sich durch reinen, angenehmen Geschmack auszeichnete [10]), gab Veranlassung, einen Tempel zu bauen. Ein Tempel, der Gesundheit geweiht, erhob sich am Ladon in Arkadien [11]). Bei Koroneia am messenischen Golf stand ein Asklepiosheiligthum neben der Platanenquelle, die wegen ihrer gesundmachenden Kraft berühmt war [12]). Die Quelle Lerna in Korinth, der Tempel daneben und das Gymnasium waren zahlreich besucht [13]). Gewöhnlich hatten auch die Tempel eine gesunde Lage, standen auf Vorgebirgen in fruchtbaren, herrlichen Gegenden, oder von allen Seiten mit Hügeln umkränzt, von Hainen beschattet und gekühlt, die jeden schädlichen Luftzug abhielten, die Luft reinigten; oft auf den höchsten Gipfeln der Berge, mehre außerhalb der Städte, und so ward jedes Mittel, das die Natur ohne große Mitwirkung der Kunst empfahl, benutzt; die Gesundheit zu stärken und die zerrüttete zu heilen. Eng waren Vater und Tochter mit einander verbunden durch ihre heilende Kraft, und deshalb von der Kunst dar- und zusammengestellt. Neben dem Tempel des Vaters stand auch der der Tochter [14]). Neben ihm stand das Bild der Tochter im Allerheiligsten seines Tempels [15]), eine Jungfrau, schön gewachsen und mit mild lächelndem Antlitz, in einem bis auf die Füße herabwallenden Talar, mit einer Schale in der Hand, woraus eine sich bisweilen um ihren schönen Arm windende Schlange sich nährte. So stellt sie die Kunst dar. Warum Hygieia die Schlange nährt mit Mazza in der Schale? Warme Quellen, enge Felsenritzen, aus denen oft Quellen hervorsprudeln, besonders wasserreiche Orte sind der Schlangen Lieblingsplätze. Die Schlange war dem Griechen der Quelle Bild, als Führerin zu ihr. Vielleicht mochte auch das stete Abwerfen der Haut, ihre Verjüngung ihnen den durch den Gebrauch des heilenden Wassers Genesenen darstellen. Mußte Hygieia die Schlange nicht nähren, weil sie der Gesundheit Göttin war? Aus der Schale, aus welcher man das heilende Wasser trank, nährte sie sie, um ebenfalls ans heilende Wasser zu erinnern. Sie nährte sie mit Mazza, einem aus feinem, sorgfältig behandeltem Gerstenmehle bereiteten Teige [16]). Die Verehrung, welche Vater und Tochter genossen, bestand in vielen mystischen Gebräuchen, und in der Deutung einer

---

Flöhv.-Mal. 27.

Nicht Ὑγεία, Ὑγία oder Ὕγια. Für Ὑγίεια sprechen t. II, 77. *Orph.* Hymn. 66, 67. *Herodian* bei *Hermann*, ad. gr. gr. rat. p. 307 und *Phavorin.* Cf. *Porsoni* Ad-. 116. Die semit. Etymologie von גָּאָה, Hiph. הִגְאָה, groß machen, steht der griechischen von ὑειν sehr nach. r, über den Mythos des Äskulap. S. 9. 2) *Deipno-*VI. 20. p. 702. 3) *Pausan.* I, 23, 5. 4) 66, 67. mat. lib. II, 11. 6) II, 11, 6. 7) Hymn. ed. *Il-*XVII. 8) Sickler, Äskulap. S. 10.

9) Wesseling zu *Diodor. Sic.* IV, 23. p. 269. Böttiger, Aldobrand. Hochzeit. S. 154. 10) *Pausan.* VII, 24. 11) Ib. VIII, 25. 12) Ib. IV, 34. 13) Ib. II, 4. 14) Ib. II, 11, 6. 15) Ib. II, 29. 16) Böttiger, Kunst und Archäologie (Breslau 1828). I, 1. S. auf der ersten Kupfertafel.

Menge von Symbolen, durch welche ihre Statuen ausgezeichnet wären. Nicht der Laie durfte ihre Bilder schauen, nur die Priester sahen sie, und bewahrten, was sie gesehen, als die tiefsten Geheimnisse. So beschäftigte man die Einbildungskraft der Kranken, und machte sie auf Stunden ihrer Leiden vergessen, und das Geheime, was sie nicht durchschauen sollten, was die Priester sich vorbehielten, nährte in dem Leidenden die Hoffnung der Genesung. Diese Geheimnißkrämerei beförderten später die Pythagoräer, welche bekanntlich ihre ganze Philosophie in gewisse geheimnißvolle Figuren und Zahlen einschlossen. Ihnen galt das sogenannte Pentalpha vorzugsweise als Zeichen der Gesundheit. Sie bedienten sich im Umgange statt des gewöhnlichen griechischen Grußes: χαῖρε, χαίρειν — ὑγίεια, ὑγιαίνειν. Dasselbe Zeichen war der symbolische Gruß und Schluß ihrer Briefe. Wahrscheinlich beruhte die Bedeutsamkeit dieser Figur, welche Lange [17]) kennen lehrt, entweder auf jener dreifachen Verschlingung jener Dreiecke selbst, oder auf der Verbindung der Trias und Dyas, die einzeln schon als Sinnbilder tiefen Sinnes galten [18]). Sie bezeichneten aber damit auch den Tod, den sie eine zweite Genesung nannten. Die erste Geburt war ihnen eine Geburt im Trüben und Finstern, und befleckt mit allen irdischen Flecken, der Tod das wahre Geburtsfest des Menschen, weil jetzt erst das wahre Leben und die Gesundheit der Menschen ihren Anfang nehme [19]).

Ihr Bild ward im Alterthume glücklich von Xenophilos und Straton in einem Tempel zu Argos neben dem ihres Vaters e candido lapide aufgestellt, und die Bilder der Künstler sitzen neben ihnen [20]). In dem Asklepiosheiligthume zu Korinth standen der Heilgott und seine Tochter ebenfalls vereint [21]), wie zu Titane, wo das Heiligthum von Häusern und Cypressenbäumen umgeben und durch eine Mauer von der Stadt getrennt ist. Von den Bildsäulen sieht man wenig. Die hierher wallfahrenden, zahlreichen Kranken haben bei ihrem Abschiede sie beschenkt, die Hygieia mit buntgemalten oder gewirkten Streifen, und die Weiber ihnen abgeschorene Haare geweiht [22]). So ist es noch heute unter den Griechen Sitte: „Die Kranken werden an die Heilquellen gebracht, und wenn sie geheilt von dannen gehen, wird eine Haarlocke oder ein Streifen Leinwand zurückgelassen, als Weihopfer, um die Macht des Heiligen und die Frömmigkeit des Weihenden zu bezeugen" [23]). Unsere Museen besitzen noch viele Statuen dieser Göttin, die auf Münzen Asklepios und Telesphoros neben sich hat oder den letzten allein [24]). Die Schlange windet sich entweder um ihren Unterleib [25]), oder um ihren Arm, oder um einen neben ihr stehenden Altar oder Baum [26]). Die schönste ihrer Statuen über Lebensgröße und sitzend

17) a. a. O. 18) *Joann. Lyd.* de mensib. p. 16, 23, 100, ed. *Schow.* 19) Creuzer, Symbol 1. Bd. S. 407 Note. 20) *Pausan.* II, 23, 4. 21) *Pausan.* II, 11, 6. 22) Griechenland und die Griechen; aus d. Engl. von Lindau. S. 52. 23) *Pausan.* II, 11, 6. 24) *Buonarotti* p. 82. *Froelich*, Tentamen, p. 248. 25) *Beger.* Thes. Brandenb. I. p. 67. 26) *Maffei*, Gemm. T. II. tab. 57.

befindet sich in der Sammlung Ronda[...]
eine andere in dem Palaste Giustiniani [...]
Schlange auf ihrem Schooß [28]); eine drit[...]
timischen Sammlung, ein Sturz mit [...]
Gewande, mit einem nicht zur Statue [...]
und vielen restaurirten Theilen [29]). Ein[...]
Fuß hoch, sonst auf dem Flur zu Sba[...]
wahrscheinlich im Museum zu Berlin, g[...]
einer großen Haarschleife, wie Artemis [30][...]
vortrefflich erhaltene Statue von penta[...]
ist in dem Museum zu Cassel. Sie [...]
marina, wo sie mit Asklepios in den T[...]
sibus oder Lavacro Ostiensi, dem S[...]
schen Vorwelt [31]), stand, gefunden. Sie [...]
Umsturze gelitten. In der Linken trägt[...]
und um die Rechte windet sich eine S[...]
zeigt eine solche Würde, einen edlern [...]
hern Charakter, als diese. Ihr Gewan[...]
aber schön gearbeitet; auf ihrem Gesic[...]
Milde. Sie trägt, wie andere Göttin[...]
Mitte hohes und auf beiden Seiten ni[...]
Aus alter guter Zeit von einem berüh[...]
sie nicht. Sie stand in einer Nische und[...]
bearbeitet. Man vermuthet, daß sie ein[...]
Niceratus im Concordientempel zu R[...]
sei [32]).

In besondere Beziehung zum Sta[...]
gieia bei den Römern gekommen zu sein. [...]
in ihrer Wirksamkeit den Segenseinfluß [...]
und sein Wohl, faßte ihn aber volksth[...]
Griechen in politisch-diätetischer, die Rö[...]
litischer Hinsicht [33]). Athena war die gr[...]
Gesundheit ist die Wiege des Staatswoh[...]
nicht besser für ihre Verehrer sorgen, al[...]
ihre Gesundheit wachte und die bisher [...]
Heilkunst verbreitete. Sie hatte wirklich [...]
Dienste dem Perikles geleistet, der ihr [...]
Götterstaate freundliche Wohnsitze gebau[...]
denkmale waren vollendet; ein prachtvolle[...]
zu ihnen führen, die Propyläen noch bi[...]
den. Ihr Bau hat begonnen. Mnesikle[...]
besichtigt ihn und stürzt von der Höhe [...]
liegt er darnieder; die Ärzte geben ihn a[...]
dem trübgestimmten Perikles im Traum [...]
fenbart ihm im Gebrauche des Mauerkrau[...]
später Jungfernkraut, Παρθένιον, genan[...]
durch welches Mnesikles genas [34]). Per[...]
ihn und glücklich. Er läßt dieses Kraut[...]

27) Hirt, Bilderbuch. S. 84. 1. 2[...]
colta di statue. 29) Böttiger, Amalthea. [...]
30) Levezow in Böttigers Amalthea. 2. Bd. [...]
Jul. Capitol. vit. Ant. Pii c. 8. Mus. Pio-Cle[...]
Tav. VI. No. 68. 32) *Plin.* XXXIV, 19, 1[...]
sie in dem Musée des Antiques par Bouillon. [...]
in der Gall. de Musée Napoléon. Tom. VI. pl. [...]
sich auch hier das ποιεῖν und πράττειν erkennen? [...]
Grundriß der röm. Lit. (Halle 1830). S. 6.
XXII, 17, 20.

welt anpflanzen[35]). Ein ehernes Standbild der *Ἀθηνᾶ Ὑγίεια* neben ihrem Altar auf der Burg ward Zeuge seiner Dankbarkeit[36]). Hatten auch schon die Athenienser früher der Göttin einen Altar errichtet[37]), und der *Ἀθηνᾶ τῆς σωτηρίας* auf der Akropolis ein Heiligthum gebaut[38]), viele Weihgeschenke gebracht und Genesene Votivtafeln aufgehangen[39]), so ward sie als ärztliche Göttin doch erst durch Perikles öffentlich eingeführt und als Göttin des Staats anerkannt. Auch zu Argos hatte sie als Augenheilgöttin, *ὀφθαλμῖτις, ὀπτιλέτις*, als scharfsehende, *ὀξυδερκής*, einen Tempel[40]), und in Sparta[41]).

Bei den Römern wurde Hygieia unter dem Namen Salus in besonderer Beziehung auf Staatswohlfahrt verehrt. Bald, nachdem Äskulapius in Rom Verehrung gefunden, gelobte auch der Consul C. Jun. Bubulcus im J. R. 447 seiner Tochter Hygieia einen Tempel, der, erbaut auf dem Quirinal an der porta salutaris fünf Jahre später der Göttin Salus — so übersetzte man *ὑγίεια* — geweiht wurde[42]). Mit Gemälden schmückte ihn 450 Fabius Pictor, und zwar mit so dauernden Farben, daß die Gemälde noch zu Claudius' Zeit glänzten, wo sie mit dem Tempel in der Flamme untergingen[43]). Augustus baute ihn wieder auf, und weihete in demselben der Göttin eine Statue[44]). Es ist kein Zweifel, daß ihr Charakter ein veränderter war, so gesund auch die Lage ihres Tempels sein mochte. Auf breitem, gepflastertem Wege, clivus salutis, der noch jetzt einer der angenehmsten Spaziergänge ist, ersteigt man von der Tiberseite den sanften Hügel, athmet reine Luft und genießt rund umher eine herrliche Aussicht[45]). Denn näher bezeichnen sie die Alten als Göttin der Volkswohlfahrt. Sie wird ausdrücklich *δημοσία* genannt[46]). Am 27. März wurde ihr Fest begangen. In den Denkmälern des Alterthums findet man sie mit einem Kranze von Lorbeer auf dem Haupt und einem Lorbeerzweig in der Hand[47]), meistens aber mit der Opferschale und Schlange, einmal auch eine Sphinx zu ihren Füßen[48]). Als Göttin der Gesundheit und Wohlfahrt sieht man sie bei Hirt[49]), wo sie sitzend mit einer Schale, patera, in der Rechten, die Libation auf einen Altar gießend, an dem sich ein Drache, das Symbol der Gesundheit und Wohlfahrt, emporwindet, erscheint. Und auf ähnliche Weise gebildet ist noch eine im trefflichsten Styl gearbeitete Marmorstatue in der Sammlung Rondanini zu Rom[50]). (*Schincke.*)

Hygieine, s. Diätetik und Diasostik.

HYGIEMO*), einer der ältesten bei Plinius (H. N. XXXV, 34 ed. Bipont. cap. 8 alior.) erwähnten griechischen Maler, welcher nur mit einer Farbe malte**). (*R.*)

HYGINUS[1]) (C. Julius), der Freigelassene Augusts, nach Einigen ein Hispanier, nach Andern ein Alexandriner, und von Cäsar beim Ende des bürgerlichen Krieges aus Alexandria nach Rom gebracht, genoß den Unterricht des griechischen Grammatikers Cornelius Alexander, der, wegen seiner Kenntniß des Alterthums, der Polyhistor[2]), von Einigen auch die Historie genannt wurde. Hyginus wetteiferte mit seinem Lehrer, gab Unterricht, und wurde über die palatinische Bibliothek gesetzt. Er war der vertraute Freund des Dichters Ovid[3]) und des Historikers Cajus Licinius, welcher sich rühmte, ihn in seiner Armuth unterstützt zu haben[4]). Ihm werden von den Alten folgende Schriften beigelegt: 1) De situ urbium Italicarum oder de urbibus Italicis, beim *Servius* ad Virgil. ad Aen. III, 553. VII, 412, 678, VIII, 597, de origine urbium Italicarum, ad Aen. VIII, 638, liber II. urbium. *Macrob.* Sat. V, 18. 2) De Familiis Troianis. *Serv.* Aen. V, 389. VII, 47. 3) De apibus, wahrscheinlich in einem Werke de Agricultura, in Beziehung worauf Columella (I, 1, 13) den Julius Hyginus gleichsam den Paedagogus agricolationis nennt. Die von den Bienen gegebenen Nachrichten werden ebendas. (IX, 2) ihrer Genauigkeit wegen gerühmt: De apibus neque diligentius quidquam praecipi potest, quam ab Hygino jam dictum est. Die Fabeln von dem Ursprunge der Bienen waren darin nicht übergangen. 4) De viris claris, bei *Ascon. Pedian.* ad Ciceron. Or. c. Pison. in Baiters Schol. Cicer. T. II. p. 13[5]), oder de vita rebusque illustrium virorum, wovon Gellius (I, 14) das sechste Buch anführt. Hieraus ist die vita et res gestae Scipionis Africani bei *Gellius* VII, 1 genommen. 5) De arte militari, ein ungewisser Titel, welcher nur auf einer Anführung in *Joann. Sarisb.* Poliorc. oder de Nugis Curial. VI, 19. p. 377 beruht[6]). 6) De proprietatibus deorum. *Macrob.* Saturn. 3, 8. 7) De diis penati-

35) *Plutarch.* Sull. c. 13. p. 143. Coray. 36) *Plutarch.* Pericl. c. 13. 37) *Aristid.* Hymn. in Minerv. Vol. I. p. 14. Jebb. 38) *Lycurg.* Orat. adv. Leocrat. p. 168, ed. *Hauptmann.* 39) *Pausan.* VIII, 47, 1. *Diogen. Laert.* in vit. Aristot. §. 16. *Thorlacius* in Prolus. acad. p. 144 sq. 40) *Pausan.* II, 24. 41) *Pausan.* III, 18. Anders urtheilt Creuzer, Symbol. 2. Bd. S. 743, als Sprengel, Gesch. der Arzneik. N. A. 1. Th. S. 173. 42) *Liv.* IX, 43. 43) *Plin.* H. N. XXXV, 4. *Tacit.* Annal. XV, 74. *Valer. Max.* VII, 15. 44) *Zonaras* X, 34. *Dio Cass.* LIV, 35. 45) Moritz, *Ἀνθοῦσα.* S. 190. 46) *Zonaras* l. c. *Terent.* Adelph. 7, 43. Hecyr. III, 2, 2. 3. *Ovid.* Fast. III, 832. 47) Antichità di Ercolano. T. V. p. 271. 48) *Montfaucon,* Supplem. T. I. pl. 68. No. 10. p. 180. *Wilde,* Gemm. No. 138, 139. 49) Bilderb. Taf. XIII. Nr. 15.

50) Hirt a. a. O. S. 109.

*) Füßli (Künstlerlex. 1. Th. S. 332) nennt ihn irrig *Hygiaenon.* **) Vergl. *Sillig,* Catalog. artificum, p. 232.

1) Dieser Name wird auch Higinus, Hygenus, Yginus und Iginus geschrieben. Iginus kommt auf Inschriften vor. S. *Bode,* Praefat. ad Mythogr. p. XV. 2) Nach Hieronymus (Chron. Ol. CXCII, 4) führte auch Hyginus diesen Beinamen. S. *Morhofii* Polyh. I, 6, 5. p. 42. 3) Daß später Feindschaft zwischen beiden entstanden, und der Ibis Ovids gegen Hyginus gerichtet sei, wie in mehren Handbüchern der Literargeschichte zu lesen ist, beruht auf einer durchaus bodenlosen Vermuthung von Denis de Salvaign, dessen Abhandlung über den Ibis in Burmanns Ausgabe des Ovid Vol. IV. aufgenommen ist. 4) *Sueton.* De ill. Gramm. c. 20. *Nic. Anton.* Bibl. Hispan. I, 1. 5) Die ältern Ausgaben schreiben hier Lucius Higinius, was Baiter mit Popma Frisius in Julius Hyginus geändert hat. 6) Dieser, von der Kriegskunst handelnd, sagt: Quam si quis

bus. *Macrob.* Saturn. III, 4. 8) Exempla. *Gellius* X, 18, vielleicht dasselbe Werk, das Eusebius Chronicor. Canon. libro priori init. unter *Hygini* historiis singulis versteht. 9) Cinnae Propempticon, *Charis.* Grammat. I. p. 108 sq. 10) Commentarii in Virgilium, werden beim Servius öfter angeführt. *Gellius* I, 21. Hyginus non hercle ignobilis grammaticus. XVI, 6. Hyginus Julius — in quarto librorum, quos de *Virgilio* fecit. *Macrob.* VI. Saturn. 9. p. 618. Beune, welcher dieselben Worte hat, führt quintum librorum an [7]).

Statt aller dieser verlorenen Schriften besitzen wir als Werke des Zeitgenossen Augusts: I. Poeticon Astronomicon libri quatuor, ad *M. Fabium* [8]). Das erste Buch handelt de Sphaera; 2) de Signorum coelestium historiis, in 43 Capiteln; 3) de descriptionibus formarum coelestium, in 40 Capiteln; 4) de quinque circulorum inter corpora coelestia notatione et planetis, in 19 Capiteln. Das Ende fehlt. Dieses Werk ist wol größtentheils aus dem Hermes des Eratosthenes geschöpft. Es erschien zuerst Ferrara 1475. 4. [9]). Dann verbessert von Jakob Sextinus und Joh. Santritter bei Erh. Ratdolt, Vened. 1482. 4. und wiederum 1485. 4. [10]). Poeticon astron. ab innumeris vitiis repurgatum. *Galingiaci* Opera Jo. Soteris. 1539. fol. Dieser Ausgabe folgt die von Morelli, Paris 1559, welche wiederum in der Ausgabe von Sanctander 1589 abgedruckt ist. II. Fabularum Liber, in 277 Abschnitten, am Ende verstümmelt. Den Anfang machen Genealogien, die, nach der Weise der alten Dichter und Mythographen, mit dem Chaos anheben. Diese Compilation ist höchst schätzbar wegen der Nachweisungen aus verlorenen D[...] vornehmlich aus den Tragikern [11]); keineswegs a[...] echte und vollständige Werk des alten Hyginus, [...] ein verstümmelter, in Ausdruck und Sprache ver[...]ter Auszug [12]), welcher kaum dem 2. Jahrh. zug[...] werden kann; auch nicht frei von Wiederholung[...] Widersprüchen [13]). Es erschien zuerst durch [...] (Basel 1535. Fol.) aus einem sehr verunstalteten [...]script [14]); in Verbindung mit dem Poeticon A[...] und dann wiederum Basel 1570. Fol. von Jak. [...]tius, Paris 1578, wiederholt Leyden 1608, mit [...]kungen von Jo. Scheffer, Hamburg 1674, nebst [...]fügten Anmerkungen von Thomas Muncker, welche[...] in einer eigenen Ausgabe erweiterte: Mythograph[...]tini. C. Julius Hyginus. Fab. Planciades Fulge[...] Lactantius Placidus. Albricus philosophus. (A[...]lod. 1681. 2 Voll.), mit sehr reichhaltigen Com[...]ren, von denen ihr Verfasser mit vollem Recht[...] Quos si fabularum appellavero bibliothecam, [...] valde ambitiose fecero. Zu den Fabeln sin[...] Handschriften benutzt; blos durch Vergleichung [...]dern Grammatikern und Mythographen konnten di[...]dorbenheiten gehoben, die Dunkelheiten zerstreut [...] Bei dem Poeticon kamen einige Handschriften zu [...] Diese Ausgabe ist wiederholt, mit eigenen Zusätze[...] einigen kritischen Bemerkungen von Thom. Mo[...] durch Augustin van Staveren. (Leyden 1741. 4.) [...]

Außer diesen beiden Werken führt den Name[...]ginus noch eine zweite Sammlung von 234 [...] welche Angel. Mai in den Auctoribus classi[...] Vat. codd. editis Romae 1832. Tom. III. und [...] in den Scriptoribus Rer. myth. latinis tribus ([...] 1834) an das Licht gestellt haben. Sie ist in [...]cher getheilt, von denen das zweite die Unterschri[...] Explicit liber secundus C. Hygini fabularum. [...] der ältern Sammlung ist diese gänzlich verschieden[...] da ihr Verfasser weder den Servius noch den [...]tius, wol aber den Drosius erwähnt [15]), so ver[...]

---

ediscere voluerit, adeat Catonem — legat, quae Julius Hyginus (Cod. Ignius), quae Vegetius Renatus tradidit. Vielleicht dachte Johannes an das Buch: De Castrametatione.

7) Bode in Praefat. ad Scriptores Rer. myth. tres, p. XIV, findet es nicht wahrscheinlich, daß der Freigelassene Augusts Verfasser dieser Commentare sei; nec probabile est Virgilio adhuc vivente quemquam Grammaticum commentarios in Virgilii carmina scripsisse. (S. auch *Heyne*, De antiquis Virgilii interpretibus, im 1. Bde. der Ausgabe.) Derselbe Gelehrte glaubte, daß auch das Poeticon astron. und die Fabulae nicht von demselben Verfasser herrühren. Praefat. loc. cit. p. XVI. 8) Man glaubt, daß Quintilian darunter gemeint sei, was mit der Zeit, in welcher beide gelebt haben, nicht zusammenstimmt. Es ist aber überhaupt sehr zweifelhaft, ob dieses Poeticon dem liberto Augusti zugetheilt werden könne, da keine Handschrift desselben den Namen Hygins bewährt. Die Übereinstimmung, welche Antonius in der Bibl. Hisp. l. c. zwischen dem Eingange der Zuschrift und einem Ausspruche Quintilians (Inst. Or. VIII, 1) zu finden glaubte, reicht zur Bestätigung jener Meinung keineswegs hin. Indessen wird auf diese Schrift als auf ein Werk Hygins gedeutet von *Joh. Sarisber.* Poliorc. II, 18. eorum qui scientiam profitentur astrorum alii opinionis errore prolabuntur ad fabulas, in quo deprehenditur et *Hyginus*. 9) Den Herausgebern des Hyginus ist diese Ausgabe unbekannt geblieben. *Laire*, Index Libr. II. p. 263, gibt nur eine kurze Nachricht davon. Genauer ist sie beschrieben von *Dibdin*, Bibl. Spencer. Vol. III. p. 385 sq. Vergl. *Panzer*, Annal. I. p. 395. 10) Aus beiden Ausgaben sind zahlreiche Facsimiles gegeben in der Bibl. Spencer. Vol. III. p. 386—394. Ein Zusatz zu diesem Werke findet sich aus einer Handschrift in dem Alten aus allen Theilen der Geschichte. 8. St. 1764. S. Leipziger Gel. Zeitung. 1764. Nr. 87. S. 693 fg.

11) *Heyne*, ad Aen. II. Exc. I. utinam superessent [...] Asclepiadae τῶν τραγῳδουμένων libri. Verum iis aliisq[...]tis amissis, nonnulla superesse videntur in Hygini fa[...] veteribus tragoediis excerpta; nam major operis, sed [...] pars ex orbe graecorum mythico est consarcinata, ut ins[...] facile apparet; facto enim a genealogiis deorum initio p[...]neas ac Thebanas fabulas ad Argonautica, Heracleam et [...] ex more procedit. *Munckeri* Dissert. de auctore Myth[...] fol. Xmo. Ut credamus ergo bonam partem harum fab[...] ex Hygino esse desumptam, negari tamen haud potest, c[...] pauca illic esse alicunde assuta, tum nonnulla ab homine [...] non valde docto in Latinam sermonem versa. *Casp.* [...] Advers. V. 8: minime unius auctoris liber, sed epitoma [...]gino et aliis contracta. 12) Daß der Styl weder in [...] auf Reinheit dem Augusteischen Zeitalter angemessen is[...] eine Spur der Eleganz zeigt, die, nach Columella's Urthei[...] wahren Hyginus zugetraut werden darf, ist unverkennbar[...] Recht sagt Th. Reinesius (Var. Lectt. III. p. 572): [...] Hygino nonnulla, quae vix infima Latinitate subsistant. [...] Beweis ist in Munckers Dissertatio auf das Vollständig[...]führt. 13) *Nic. Heinsius* in Epist. ad Muncker. [...] Hambergers zuverläss. Nachr. 1. Th. S. 561 fg. 15) [...]

ische Herausgeber, daß dieser Hyginus in das
h. zu setzen sei. Ob aber überhaupt die erwähnte
rift, die sich eben nur bei dem zweiten, nicht
t den übrigen Büchern zeigt, eine hinlängliche
bigung jenes Namens sei, kann bezweifelt wer-
(*F. Jacobs.*)

YGINUS oder **HYGENUS** [1]), wie die Hand-
ohne Ausnahme lesen, der Gromatiker, Verfas-
r Schrift De Castrametatione, auch Gromati-
itelt: De limitibus constituendis und de con-
bus agrorum. Diese Schriften sind in den Ma-
en verstümmelt, verworren und voll der größten
heiten. Da der Verfasser des Werkes de limiti-
nstituendis, p. 218. ed. *Rigalt.* von der auf
des Kaisers Trajanus in Pannonien vorgenom-
Ackervertheilung spricht, so wird hierdurch sein
r bestimmt. Das Werk de Castrametatione,
stus Lipsius öfter aus einer Handschrift erwähnt [2]),
zuerst in Verbindung mit andern Schriftstellern
s Kriegswesen von P. Scriverius (Antw. 1607.
wiederum 1621) edirt. Einen genauen Ab-
er kleinen Schrift aus dem Codex auf 18 ge-
en Seiten, mit ausführlichen Anmerkungen und
lungen [3]), gab Rabod Herm. Scheel unter dem
Hygini Gromatici et Polybii Megalopolitani
tris Romanis quae exstant, cum notis et anim-
ionibus, quibus accedunt Dissertationes aliquot
eadem militari *R. H. S.* (Amstel. 1660. 4.).
offnung zu Commentaren über diese Schrift, welche
onus und Salmasius gegeben hätten, sind uner-
hlieben. Die übrigen die Ackervermessung betref-
Schriften wurden zuerst von Adrian Turnebus
nigen Andern edirt (Paris 1554. 4.), dann mit
brungen und Anmerkungen von Nik. Rigaltius
1613. 4.), endlich von Guil. Goesius (Amsterd.
4.), mit beigefügter Abhandlung: De antiquita-
agrariis [4]). Seitdem ist für die der Hilfe so sehr
igen Schriften wenig oder nichts geschehen [5]).
(*F. Jacobs.*)

HYGINUS wird als der achte, nach Andern als
der zehnte Bischof von Rom gezählt, verwaltete sein Amt
in der für die Christen hier und da sehr unruhigen Zeit
des Kaisers Antoninus Pius fast vier Jahre lang von
139 bis 142. Es werden ihm verschiedene kirchliche Ge-
bräuche, z. B. die Einführung der Pathen bei der Taufe,
die Einweihung der Kirchen und einige Verordnungen
in der kirchlichen Disciplin zugeschrieben *), obgleich sich
dagegen manche Zweifel erheben lassen. Er starb im
J. 142. (*Voigt.*)

Hygiometer, s. Gesundheitsmesser.

HYGOM, Kirchspiel in der Frösharde des Amtes
Hadersleben des dänischen Herzogthums Schleswig, mit
590 Einwohnern. Bei Kamptrup in diesem Kirchspiele
sind bedeutende Torfstechereien. (*Klaehn.*)

HYGRIS (Ὕγρις), ein Fluß in Sarmatia Euro-
paea, den man für den jetzigen russischen Fluß Donez
hält. (*R.*)

HYGROBATAE (Aves). Eine von Illiger (Pro-
dromus Systematis Mammalium et Avium, p. 268)
aufgestellte Familie der Sumpfvögel mit den Kennzei-
chen: Rostrum pro generibus varians; pedes gralla-
rii, elongati, cnemidio digitis multo longiore, podio
magis minusve palmato. Es sind zu derselben die
Gattungen Corrira, Recurvirostra, Platalea und Phoe-
nicopterus gezählt, eine nicht gut zu heißende Zusam-
menstellung. (D. *Thon.*)

HYGROBIA *Latreille* (Insecta), Scheuschwimm-
käfer. Eine Käfergattung aus Dytiscus *Linné* geson-
dert, jetzt zur Familie Hydrocanthari gehörig, von
Schönherr (Synonymia Insectorum) Paelobius, von
Fabricius Hydrachna genannt. Kennzeichen (*Cuvier*,
Règne animal, éd. 2. IV, 426): Tarsen deutlich fünf-
gliederig, bei dem Männchen die vier vordern an der
Wurzel fast gleichmäßig erweitert in ein längliches Plätt-
chen, die Fühler kürzer als Kopf und Thorax, der Kör-
per eiähnlich, in der Mitte sehr dick, die Augen vor-
springend. Der Körper ist länglich, stumpf und dick,
unten stark gewölbt, auf dem Rücken fast flach. Der
Kopf ist länglich viereckig, das Kopfschild durch eine tiefe
Quernaht abgesondert. Die Lefze ist frei und bedeckt,
die Kiefern nur zum Theil, die Palpen ragen ganz aus
dem Munde hervor. Die Fühler sind dünn, fadenför-
mig, eilfgliederig, kaum länger als der Kopf, das erste
Glied groß, aufgetrieben. Der Thorax sehr kurz, brei-
ter als der Kopf, schmäler als die Flügeldecken, an de-
ren Basis mit dem schwach ausgeschweiften Hinterrande
dicht anschließend. Das Schildchen klein, länglich drei-
eckig. Die Flügeldecken breit, eiförmig, den Hinterleib
ganz umschließend, und die eingeschlagenen häutigen Flü-
gel verbergend. Die Beine mäßig lang und dünn, die
Schienen flossenartig, mit Haaren gefranzt, an der Spitze
mit zwei Dornen.

den Servius wirklich gekannt, und mehre Fabeln aus ihm
habe, weist Bode (Praef. p. XIV, XV.) nach.
1) S. Niebuhr, über die Agrimensoren, S. 536, im An-
des zweiten Bandes der römischen Geschichte (1812). In
iten Auflage (1830) ist diese Abhandlung weggelassen, und
zu einer neuen kritischen Bearbeitung der Auctorum finium
orum von Blume Hoffnung gemacht. 2) De Militia Ro-
Lib. V. Dial. III. Opp. T. III. p. 143, fodert er zur
gabe der möglichen Schrift auf. Auch gibt er aus einem
ten Codex dieser Sammlung Proben in den Electis l. c.
84—87. ed. Antv. 1585. 4. Von dieser Handschrift h
in Bredows Epist. Paris. p. 203 sq. Vergl. *Pithoeus*
ar. Subsec. II. c. 14. 3) Wiederholt in *Graevii* Thes.
Rom. T. X. p. 999 sq. 4) Der Inhalt dieser Aus-
t vollständig nachgewiesen in *Fabricii* Bibl. lat. Tom. III,
511—520. ed. *Ernest.* 5) Niebuhr a. a. O. S.
„Von Handschriften ist wenig Heil zu erwarten, denn die
Ausgaben sind nach uralten gemacht; andere sind bei ihnen
en und haben eine sehr geringe Ausbeute gegeben, die ent-
Verwirrung des Textes ist älter als jede, die möglicher-
rhalten sein kann.“ über die Entstehung und den Charak-
ter der ganzen Sammlung s. Ebendas. S. 538, über die bekann-
ten Handschriften S. 547—555.

*) Namentlich schreiben ihm die falschen Decretalen eine An-
zahl von Gesetzen über kirchliche Gebräuche zu.

In Teutschland ist der Typus dieser Gattung H. Hermanni nicht selten in stehenden Gewässern. Dieser Käfer ist 4¾ Linien lang, 2⅔ Linien breit. Der Kopf ist rostroth, ein Kreis um die Augen schwarz, die selbst glänzend schwarz sind; Palpen und Fühler röthlichgelb; Thorax dicht, runzelig, punktirt, Vorder- und Hinterrand schwarz, Flügeldecken pechschwarz, der Wurzel- und Außenrand rostroth, Brust und die letzten Bauchringe schwarz, die zwei ersten Bauchringe und die Afterdecke dunkel rostroth, die Beine rostgelb, die Füße mit langen, messinggelben Haaren, die vordern an der Unterseite schwammartig, weitlöcherig. (Abbildung: Sturm, Teutschlands Insecten. VIII. Taf. 200. Hydrachna Hermanni *Panzer*, Fauna. 101, 1. Dytiscus tardus Herbst, Schriften der Gesellsch. naturforsch. Freunde zu Berlin. IV. Taf. 7. Fig. 3.) (D. *Thon.*)

HYGROCHEMIE (Hygrochemia), ist ein besonderer Zweig der Zoochemie, nämlich die Lehre von den chemischen Bestandtheilen der sowol gas- und dunstförmigen, als der liquiden Flüssigkeiten (Säfte) des Thierkörpers im gesunden und kranken Zustande (s. mein Spec. Chemiae nosologicae [Erl. 1800]), also des Blutes und aller daraus ab- und ausgesonderten Flüssigkeiten. S. F. A. Webers phys. chem. Untersuch. üb. die thier. Feuchtigk. [Tübing. 1780]. J. Jak. Berzelius, Überblick üb. die Zusammensetz. thier. Flüssigk.; aus d. Schw. übers. v. Cp. Schweigger [Nürnb. 1814]. J. F. Johns chem. Tabellen des Thierreichs ꝛc. [Berlin 1814. gr. Fol.] H. A. Friedrichs Handb. der animal. Stöchiologie [Helmst. 1828]. S. 118 fg. Vergl. Zoochemie. (*Th. Schreger.*)

Hygrocirsocele, s. Hydrocirsocele.

Hygrocrocis *Ag.*, s. Conferva *L.* (atramenti *Lyngb.*)

HYGROGEOPHILA (Mollusca). Eine von Menke (Synopsis Molluscorum, ed. 2. p. 35) aufgestellte Ordnung der Gasteropoden und deren Hauptordnung Coelopnoa gymnostoma. Kennzeichen sind nicht angegeben, von Gattungen gehören dazu: Carychium, Scarabus, Auricula. (D. *Thon.*)

HYGROLOGIE, HYGROGRAPHIE (Hygrologia, Hygrographia), ist die allgemeine physische Lehre von den elastischen und liquiden Flüssigkeiten in der Atmosphäre, und in allen Reichen der Natur, insbesondere aber die Lehre von den Säften des thierischen Körpers (s. *Joh. Jak. Planck*, Hygrologia corp. hum. [Viennae 1794. Teutsch Wien 1794]; dieselbe mit Anm. von Wst Davidson, und mit einer Vorrede u. Anm. von S. F. Hermbstädt [Berlin 1796]). (*Th. Schreger.*)

Hygroma (von ὑγρός, naß, feucht), 1) die Wassersackgeschwulst (Abscessus aquosus); s. d. Art. 2) (Zool.), so viel als Cysticercus.

HYGROMETER (Notiometer), Feuchtigkeitsmesser, hygrometra, heißen jene meteorologischen Instrumente, womit man die Feuchtigkeit der Luft nach Graden zu erforschen sucht. Bei den Hygroskopen, sie mögen nun eine bestimmte Form haben oder keine, wird der Feuchtigkeitsgrad eben nicht beachtet. Es gibt theils

organische, theils unorganische Hygroskope
pia), welche mehr oder weniger empfindli
feuchte Atmosphäre sind, und daraus Feu
sich aufnehmen. Zu den organischen gehör
dern und zwar aus dem Thierreich: Elfe
bein, Menschenhaare, Roßhaare, Federkiele,
Goldschlägerhäutchen, Ratzenblasenhaut, Scha
haut, Seidencocconfäden u. a.; aus dem
unter andern: manche Seegräser oder S
Willdenows Wasserriemen (Zostera marina
der aufgeblühte Kelch der gemeinen Eberw
vulgaris *L.*), die Grannen verschiedener G
ders des Wild- und Rauchhafers, die gewu
des Samens vom Storchschnabel (Gerani
sächlich die Samenkapsel des Geranium
Fasern des Andropogon contort., die inn
Schilfrohrs (Arundo Phragmites), die
richo ꝛc., gewundene Hanf- oder auch an
und Schnüre, frische Tannen- und ande
dünne Streifen von Mahagoniholz, Kirsch
dere Harze, Papier- und Pergamentstreife
mes ausgeglühtes Pflanzenkohlenpulver, W
Unorganische Hygroskope sind: Der minera
phan oder das Weltauge, dünne Platten vo
grauen astrachanischen Schieferstein an der
dicke's künstlicher Schiefer, Pfeifenthon, ma
Glas, geglühter salzsaurer Kalk, salpetersau
brannter Kalkstein, Ätzkali, salzsaures Ei
centrirte Schwefelsäure und andere Körpe
Aufnahme von Feuchtigkeit aus der Luft an
nehmen. Neuerlich hat Fischer in Bresla
tel, Luftarten ꝛc. zu entwässern, das
Bereicherung mit Zink zu einem hygroskop
vorgeschlagen (s. Schweigger-Seidels
u. Ph. 1829. 8. Heft. S. 462 fg.). En
auch hierher jene Bausteine, die in Geb
vorstehendem Regen- und Schneewetter f
(schwitzen), und die Luft selbst, indem solch
skopische Stoffe ebenso wirkt, als diese au
und also nur ein relativer Zustand von Lu
dadurch sich erkennen läßt.

Noch sind alle unsere Hygrometer meh
ger unvollkommene, in ihren Resultaten u
zur Ungenauigkeit geneigte Werkzeuge, zuma
damit correspondirende Beobachtungen anstel
daß man sich auf die mit denselben angestell
sehr wenig verlassen kann, wenn sie nicht
weitige Wahrnehmungen bestätigt werden.
nicht unmittelbar eine absolute Menge des
verbundenen Wassers an, sondern nur die
Feuchtigkeit, wieviel nämlich die Luft damit
und wie stark ihre Kraft sei, Dünste und
zusetzen, wobei man das Thermometer zu
muß. Die gewöhnlichen Hygrometer beruh
mehrung des Volumens, den sie durch die a
Feuchtigkeit erhalten. Diese Vermehrung i
eine allseitige, doch läßt sie sich häufig, wie
Holz, an Flachs- und Hanfschnüren ꝛc., in de

sion mehr als in der andern unterscheiden. Übrigens t nicht das mit der Luft verbundene, sondern nur sich aus derselben in Bläschen niederschlagende Was- hygroskopisch ein; auch erleiden bei fortgesetztem Ge- che die Hygrometer selbst in ihrer Substanz Verän- ngen, und endlich kann nur höchst schwierig ein ab- ter Punkt der Hygrometer-Skale, zur Bezeichnung höchsten Feuchtigkeit, geschweige zu jener der höchsten kenheit, getroffen werden.

Leupold und Lichtscheid haben in der zweiten Hälfte 17. Jahrh. die ersten künstlichen Hygrometer ange- n. Sie bedienten sich 1) wie Molineux zuerst der msaiten dazu (s. C. S. H. Kunze, Schauplatz der inützigsten Maschinen. II. S. 95. Taf. 1. Fig. 29, Gehlers phys. Wörterb. ɪc. Taf. XII. Fig. 82). Darmsaiten werden noch jetzt zu den sogenannten terhäuschen, einer hygroskopischen Spielerei, benutzt. Außerdem sind folgende mehr oder weniger zusam- gesetzte hygrometrische und hygroskopische Apparate ichtlich zu bemerken:

2) Morgagni's Hanfhygroskop (s. bei Kunze a. a. O. I. Fig. 26—28, und bei Gehler Taf. XII. Fig. 81).

3) Maignans Hafergrannenhygroskop (s. Colleg. cu- [Norimb. 1676. 4.]).

4) Hautefeuille's Tannenbrethygroskop (s. bei Kunze O. Taf. II. Fig. 34—40; bei Gehler a. a. O. XII. Fig. 83, und meine Beschreib. der chem. thschaften ɪc. [Fürth 1802]. III. S. 137 fg. Taf. I. 16).

5) Goulds Salzhygroskop (s. Kunze a. a. O. S.

6) Täubers Darmsaitenhygroskop (s. Kunze a. a. 5, 92).

7) Mersenne's Darmsaitenhygroskop (s. *Dalencé*, de barom., thermom. et hygrom. [Amst. 1688]).

8) Dalencé's Papierhygroskop (s. Dalencé a. a. O.).

9) Amontons Quecksilberhygroskop (s. Kunze Taf. ig. 42, und meine Beschreib. a. a. O. S. 141 fg. I. Fig. 17).

10) René's Schalenhygroskop (s. Kunze Taf. II. 41).

11) Florentinisches Schneehygroskop (s. Tentam. riment. nat. capt. in Acad. del Cim. ed. *Mus- broek* [Lugd. Bat. 1731. 4.]).

12) Fontana's Glasplattenhygroskop (s. Saggio del gabinetto di Firenze, p. 19).

13) Le Roy's Glashygroskop (s. Mém. de l'acad. Paris 1751).

14) Lamberts Darmsaitenhygrometer (s. Dessen ometrie, a. d. Fr. [Augsb. 1774, 1775).

15) Smeatons Hanfhygrom. (s. Philos. Transact. Vol. LXI. P. I. No. 24).

16) De Luc's Elfenbeinhygrom. (in d. Philos. Trans- Vol. LXIII. No. 38).

17) Dessen Fischbeinhygrom. (s. Grens Journ. d. V. Taf. IV. Fig. 1—3. Kunze a. a. O. Taf. III. 52—57).

18) T. Lowitz' Schieferstiftshygrom., nebst Lüdike's Mechanismus dazu (s. in Gilberts Ann. d. Ph. I, 3. Taf. V. Fig. 5, 6).

19) Saussure's Haarhygrom. (s. bei Gehler a. a. O. Taf. XII. Fig. 84, und meine Beschreib. ɪc. III. S. 151. Taf. II. Fig. 34).

20) Derselbe von Luz verbessert (in Dessen An- hange, das Thermometer betreffend. S. 52).

21) Derselbe mit Riche's Verbesserungen (in Grens Journ. d. Ph. I, 1, und bei Kunze S. 97 fg.).

22) Derselbe von Boudot verbessert (s. Tromms- dorffs Journ. der Pharm. XIX, 1. mit Kpf.).

23) Derselbe mit Babinets Verbesserungen (s. Ann. de Ch. et de Ph. Aug. 1824. p. 367 sq. und Kast- ners Archiv der gesammten Naturlehre. III, 4). Da bekanntlich krause Haare in der Feuchtigkeit ihre Form verlieren und schlicht werden, und ein weiches, blondes Menschenhaar, das durch Kochen in Salzwasser und dann in reinem Wasser ganz entfettet ist, von der größten Trockenheit bis zur größten Feuchtheit um 24—25 Tau- sendtheile sich ausdehnt, so wird es in den Haarhygro- metern, über eine Welle laufend, in einer solchen Span- nung gehalten, daß die geringste Abweichung seiner Länge und Kürze ein an der Welle angebrachter Zeiger andeu- tet. Allein aus de Lucs und Anderer Versuchen geht hervor, daß, wenn Hygrometer aus Streifen von Kör- pern mit Längenfibern, quer ausgeschnitten, auf einer angebrachten Gradleiter eine gleichförmige Zu- oder Ab- nahme zeigen, sie dagegen diesen Streifen, bei gleicher Feuchtheit, Anfangs beträchtlich voreilen, den Grad der äußersten Feuchtheit früh erreichen, bei Zunahme dersel- ben sogar darüber hinausgehen, dann aber rückgängig werden, und endlich bei wirklich größter Feuchtheit des Mediums zum gehörigen Grade zurückkommen. Aber auch de Lucs Fischbeinhygrometer (s. oben Nr. 17), ist, obschon vorzüglicher als das Haarhygrometer, gleichwol nicht fehlerfrei, und noch überdies wegen der leimigen Materie in seinen Fibern nicht genug für die Luftfeuch- tigkeit empfindlich.

24) Das Chiminello-Retzische, eigentlich Buissart- sche Federkielhygrometer (s. in *Hemmeri* Descript. instr. soc. meteor. palat. [Mannh. 1782]; vergl. Retz, Vom Einflusse der Witterung a. d. H. W. u. d. Ackerbau, nebst der Beschreib. eines neuen vergleichb. Hygrom.; a. d. Fr. von C. F. Huth [Gratz 1786]; Samml. prakt. chem. Abhandl. von Lampadius. II. [Dresd. 1797]).

25) J. Baptiste's Goldschlägerhauthygrom. (s. bei Kunze S. 97).

26) Barbosa's Pflanzenhygroskop besteht aus den zusammengedreheten Bärten des Samens von Geranium triste u. a.

27) Hamburgisches Kirschharzhygroskop (s. bei Kunze S. 112).

28) Schrebers Hydrophanhygroskop (in d. Natur- forscher [Halle 1783]).

29) de la Guerrande's Seegrashygroskop (im Goth. Magaz. III, 2).

30) Bierkanders Eberwurzhygroskop (in den Neuen schwed. Abhandl. III).

31) Huths Haut- und Quecksilberhygrometer (s. bei Kunze S. 110).

32) Felters Pfeifenthonhygroskop (im Goth. Magaz. IV, 3).

33) Franklins Mahagonyholzhygr. (in den Transact. of the Americ. Soc. etc. [Lond. 1786]. T. II.).

34) Casboi's Seidenfädenhygroskop (in Roziers Observ. 1786).

35) Lowitz' Kohlenpulverhygroskop (in v. Crells chem. Ann. 12).

36) Hochheimers Glashygrometer (s. Gilberts Annal. d. Ph. I, 3. S. 314. II, 1).

37) Cetti's Weinsteinsalzhygr. (bei Kunze S. 156).

38) F. W. Voigts Fundamentalhygrometer, sehr empfindlich und vergleichbar (s. Gilberts Ann. III, 1).

39) Bohnenbergers und Seiferhelds Federkielhygrometer (s. Ebendas. Taf. VII. Fig. 4).

40) Lüdike's Steinhygrometer (s. Ebendas. I, 3. Tab. V. Fig. 1—6. V, 1. S. 95).

41) Leslie's Hygrometer (s. Ebendas. V, 3. Taf. VI. Fig. 1, und meine Beschr. a. a. O. S. 162 fg. Taf. I. Fig. 20).

42) Wilsons Hauthygrometer, wo die Harnblasenhaut einer Ratte über die Öffnung einer mit Quecksilber gefüllten Thermometerröhre gespannt ist, und durch ihre Ausdehnung oder Zusammenziehung, die auf die Quecksilbersäule wirkt, den Stand der Feuchtheit angeben soll. Es ist aber weder ein neues noch preiswürdiges Hygroskop.

43) Adie's Schilfrohrhauthygrometer, Nr. 42 sehr ähnlich.

44) Livingstone's Schwefelsäurehygrometer (s. Bibl. univ. 1818. X. und Dinglers polytechn. Journ. IV, 4. S. 484 fg.).

45) Berzelius' Hygrometer (s. Afhandlingar i Fysik, Kemie och Mineralogi. Stockh. II).

46) Daniells Thermohygrometer, ein Schwefelätherhygrometer, welches Döbereiner, Soldner, Jones und Coldstream, eigentlich Körner zu Jena und Hallaschka in Prag vereinfacht haben. Bei der durch mehr oder weniger schnelle Verdunstung des Äthers entstehenden größern oder geringern Kälte soll man hier den Moment beachten, wann sich an der erkalteten Kugel der in der Luft aufgelöste Wasserdampf niederschlägt. Je tiefer dann der Thermometer steht, desto trockener ist die Luft, je weniger tief, desto feuchter. Allein das Thermometer gibt hier einen zu hohen Thaupunkt an. Richtiger wird dieser aufgefunden, wenn man, nach Adie, den Äther in der Kugel so lebhaft bewegt, daß dadurch die ganze Masse eine gleiche Temperatur erhält, worauf auch wol die wichtigste Verbesserung beruht, welche Adie an seinem Schwefelätherhygrometer (s. Schweigger-Seidels Jahrb. d. Ch. u. Ph. 1829. 8. Heft. S. 459 fg. Taf. II. Fig. 11.) angebracht hat. Übrigens hat Dalton nach Daniells Apparat Tafeln berechnet, um nach jeder Beobachtung die Mengen des in der Luft aufgelösten Wasserdampfes finden zu können. Zugleich hat er zur Bestimmung des Dunstgehaltes der Luft vorgeschlagen, ein langes, dünnes Cylinderglas im Sommer mi[t]
ser, im Winter mit einer kältenden Misch[ung]
ein Thermometer hineinzutauchen, und e[s]
erwärmen oder abzukühlen, bis es in d[ie]
schlagen anfängt. Man bemerkt nun d[en]
der Flüssigkeit im Glase, bei welchem dies
sucht für diesen Grad die Expansivkraft
obiger dafür entworfenen Tabelle. (Vergl.
nal. d. Ph. rc. 1820. 6. und 8. 1821. 5
135 fg. Greiners verbess. Einrichtun[g]
schen Apparats, s. in den naturwissenschaf[t]
lungen von einer Gesellschaft in Würtember[g]
S. 163 fg.) (T

HYGROMETRIE heißt die Lehre v[on]
metern, und deren Anwendung in der P[h]
mie rc. (s. *Leupold*, Theat. aërostat. (
berts Hygrometrie; a. d. Fr. [Augsb.
De Saussure, Ess. sur l'Hygrom. [à Ne
Teutsch von Dan. Titius, Leipz. 178
Neue Ideen über d. Meteorologie. I. [B
Luc in Grens Journ. d. Ph. rc. V. S
F. Lüdike bei Gilbert a. a. O. 1799.
nim Ebendas. IV, 3. G. C. Lichten[berg]
digung des Hygrometers rc.; herausgeg.
tenberg u. F. Kries [Gött. 1800]. Be
Ann. d. Ph. rc. 1720. 6. und 8. 1721.
bergers Beitr. zur Hygrom. in der Ab[h]
sellschaft in Würtemberg a. a. O. Aug
Fortschritte der Hygrometrie in den ne[u]
Oken's Isis. 1829. III. IV. S. 333 f
Fischers und Jacobsons Wörterbüche[r]
grometrie). (T

Hygromia (Zool.), s. die Nachträge

Hygromitra *Nees*, s. Leotia *Pers.*

HYGROPHILA *R. Br.* Prodr. Fl.
Pflanzengattung aus der natürlichen Fa[m]
theen, und der zweiten Ordnung der 1
Classe. Ihr Charakter ist: Ein halb-
gleichförmiger Kelch; eine rachenförmige C
ren mit parallelen Fächern; und eine Kapse
dewand an die Klappen, und an die Sti
angewachsen ist. 1) H. formosa *Spr.* Syst
mit drehrunden Zweigen, ablangen, fast l
zähnt-dornigen Blättern, Blattstielen, wel
sis mit wirbelförmig stehenden Dornen be
ungestielten, in den Blattachseln stehenden
dornigen Bracteen und Kelchen. In P
formosa *Humb.* et *Bonpl.* pl. aequin.
H. ringens *R. Br.*, niederliegend, mit
randigen Blättern, einzeln in den Blattac[hseln]
Blüthen, und Bracteen, welche kürzer als
In Ostindien. (Ruellia ringens *L.* Sp.
angustifolia *R. Br.* l. c., niederliegend,
förmig-linienförmigen, glattrandigen Blä[ttern]
Blattachseln gedrängt stehenden Blüthen,
perten Bracteen. In Neuholland. S.
828.

Hygrophobie, Hydrophobie, s. Wa

HYGROPHTHALMIA (von ὑγρὸς, naß, feucht, ὀφθαλμία), die feuchte Augenentzündung, Oph-
lmia humida, im Gegensatze von Xerophthalmia,
sicca, der mit der Augenentzündung oft erst in der
iten Periode der Krankheit verbundene Thränen- und
leimfluß. Hygrophthalmos, ὑγρόφθαλμος, sowol
feuchte Auge selbst, als auch, wer feuchte Augen
Hygrophthalmici, s. Hygroblepharici ductus,
kleinen, reihenweise stehenden Mündungen der Mei-
schen Talgdrüsen am Rande jedes Augenlides.
(*Wiegand.*)

Hygroskop, s. Hygrometer.

HYI, eine von Plinius (H. N. VI, 31. ed. Bi-
t. cap. 27 alior.) erwähnte asiatische Völkerschaft,
h von Elymais. (*R.*)

HYIONIOS, falsche Schreibung für Οἰωνὸς *);
Art. (*Schincke.*)

Hykeden, s. Higden.

HYKSOS (Ὑκσῶς), nennt Manetho in einem von
ius Josephus [1]) aufbewahrten Fragmente den Volks-
m (ἔθνος), welchem eine Reihe für das ihnen unter-
ene Ägypten sehr verderblicher Herrscher angehörte.
nun unsere Kenntniß über diesen Gegenstand aus-
ßlich auf jener Angabe Manetho's beruht, so hat
sich an sie vorzüglich zu halten. „Wir hatten,"
er, „einen König, Namens Timaus. Zu seiner
ich weiß nicht warum, war Gott uns entgegen,
unvermuthet vom Morgen her fielen Völker, ihrer
unft nach unbekannt, aber voll Muths, in das
, und nahmen es leicht und ohne Kampf. Nach-
sie sich die Herrscher in diesem Lande unterworfen
n, zündeten sie grausam die Städte an und zerstör-
die Tempel der Götter. Die Einheimischen behan-
n sie sehr feindselig, tödteten sie und führten ihre
er und Weiber in die Knechtschaft; zuletzt wählten
ch aus ihrer Mitte einen König, der Salatis hieß.
er hielt sich in Memphis auf, belegte die obere und
e Provinz mit Tribut und ließ an den schicklichsten
n eine Besatzung zurück. Am meisten aber brachte
le Theile gegen Morgen außer Gefahr, indem er
ısah, daß die Assyrer, die damals mächtiger ge-
en, versuchen würden, in das Reich einzudringen.
and in dem saitischen Gebiet eine hierzu vorzüglich
nete Stadt, die gegen Morgen des bubastischen Fluss-
ag und in einer alten Göttergeschichte (θεολογία)
is [2]) genannt wurde; diese richtete er her, befe-
sie mit Mauern und legte eine Mannschaft Be-
teter von 24 Myriaden (240,000) zur Besatzung
n. Damals begann er zur Sommerszeit den Pro-
und die Löhnung zu vertheilen, und sorgfältig Waf-
ungen zu halten zur Abschreckung der Auswärtigen.
Nach einer Regierung von 19 Jahren starb er. Nach
diesem herrschte ein Anderer, Beon genannt, 44 Jahre.
Nach diesem ein Anderer, Apachnas, 36 Jahre und sie-
ben Monate. Hernach Apophis 61 und Janias 50 und
einen Monat; zuletzt aber Assis (Asseth nach anderer
Lesart) 49 Jahre und zwei Monate. Diese sechs unter
ihnen waren die ersten Herrscher, welche stets feindselig
gesinnt waren und den Stamm Ägyptens zu vernichten
strebten. Ihr ganzes Volk nennt man Hyksos, das ist
Hirtenkönige. Denn Hyk bezeichnet in der heiligen
Sprache einen König, Sos aber ist Hirt und Hirten nach
dem gemeinen Dialekt und das so Zusammengestellte gibt
Hyksos. Einige aber sagen, daß sie Araber seien." Jo-
sephus unterbricht hier den Bericht des Manethon, in-
dem er bemerkt, daß in einer andern Handschrift (ἐν
δ' ἄλλῳ ἀντιγράφῳ) nicht Könige durch den Namen Hyk
bezeichnet würden, sondern im Gegentheile gefangen ge-
nommene Hirten. Denn Hyk, in der ägyptischen Sprache
auch Hak ausgesprochen, bedeute bestimmt gefangen.
Diese Deutung sei wahrscheinlicher und mit der alten Ge-
schichte mehr in Übereinstimmung. Hierauf setzt er Ma-
nethons Erzählung folgendermaßen fort: „Jene obener-
wähnten Könige der genannten Hirten und ihre Nach-
kommen, sagt er (Manethon), haben 511 Jahre Ägypten
beherrscht; hierauf aber entstand, wie er sagt, von den
Königen aus Thebais und dem übrigen Ägypten ein Auf-
stand gegen die Hirten, und es brach ein schwerer und
langwieriger Krieg unter ihnen aus. Unter dem König
aber, welcher Alisfragmuthosis hieß, wurden, wie er sagt,
die Hirten von diesem besiegt, aus ganz Ägypten ver-
trieben und in einen Ort eingeschlossen, der einen Um-
fang von 10,000 Morgen (ἄρουραι) hatte. Auaris war
der Name dieses Ortes. Diesen, erzählt Manethon, um-
gaben die Hirten ganz mit einer großen und festen Mauer,
damit sie allen Besitz und ihre Beute in Sicherheit hät-
ten. Des Alisfragmuthosis' Sohn, Thummosis, ver-
suchte zwar, sie durch Belagerung zu überwinden, indem
er mit 48 Myriaden die Mauer umlagerte. Da er aber
der Belagerung mistraute, ging er den Vertrag ein, daß
sie Ägypten verlassen, und alle unversehrt, wohin sie nur
wollten, gehen könnten. Nach dieser Übereinkunft wanderten
sie mit ihren ganzen Familien und ihrem Besitze, nicht we-
niger als 24 Myriaden, aus Ägypten durch die Wüste
nach Syrien. Da sie aber die Herrschaft der Assyrer,
welche damals Asien innehatten, fürchteten, so bauten
sie in dem jetzigen Judäa eine für so viele Myriaden
von Menschen hinreichende Stadt, und nannten sie Hie-
rosolyma." Josephus sucht das zuletzt Erwähnte noch
durch eine andere in Manethons Aegyptiaca befindliche
Angabe zu bestätigen, wo er sagt: „Dieses Volk, die
genannten Hirten, würden in ihren heiligen Büchern ge-
fangen geschildert."

Julius Afrikanus [3]) und Eusebius [4]), ebenfalls auf

---

*) *Heyne*, Observatt. ad Apollod. p. 188.

[1]) De antiquitate Judaeorum contra Apionem. Lib. I. §. 14.

[2]) es ist Typhonia, oder, was damit identisch, Heroopolis; unter andern *Champollion*, *Le jeune*, l'Égypte sous les ions. T. II. p. 87. *Rosellini*, I monumenti dell' Egitto e Nubia. Parte I. Tom. I. p. 168. not. 2.

[3]) Beim *Syncellus* (Chronographia, p. 61. ed. *Goari*).

[4]) *Eusebii* Pamphili Chronicorum Canonum L. II. opus ex Haicano Codice a — *Joh. Zohrab* diligenter expressum — — edid. *Ang. Maius* et *Joh. Zohrabus*. (Mediol. 1818.) p. 99 sq. und beim *Syncellus* (l. c. p. 61, 62).

Manethon sich stützend, erwähnen auch Königsreihen unter dem Namen *Ποιμένες* (Hirten). Ersterer legt der 15. Dynastie des Manethon diesen Namen bei und stellt sie als ausländische, namentlich phönikische Könige dar, welche Memphis eingenommen, in dem Nomos Sethroites eine Stadt erbaut und von dort aus die Ägyptier unterjocht hätten. Diese Könige regierten, wie er sagt, zusammen 284 Jahre [5]) und zwar in folgender Ordnung: Saites, von welchem der saitische Nomos benannt ist, Beon, Pachnan (Apachnan), Staan, Archles, Aphobis (Aphophis). Derselbe rechnet auch die 16. und 17. Dynastie zu den Hirtenkönigen; von erstern bemerkt er, daß sie griechischen Ursprungs gewesen [6]) und 518 Jahre geherrscht hätten, und von der andern heißt es, daß sie 43 andere Hirtenkönige und 43 thebaische Könige in sich begreife. Eusebius dagegen beschränkt die Hirtenkönige auf die 17. Dynastie; doch sind sie auch nach ihm Fremdlinge phönikischen Ursprungs, und es kommen die Königsnamen, welche nach Jul. Afrikanus der 15. Dynastie angehören, fast alle hier in der 17. Dynastie vor, nämlich Saites, nach welchem der saitische Nomos benannt sei, Beon (Bnon, Benon), Apophis, Archles (oder in umgekehrter Ordnung: Archles, Apophis). Ihre Regierungszeit beträgt nach Eusebius 106, nach anderer Lesart 103 Jahre; auch spricht er davon, daß sie im Nomos Sethroites eine Stadt baueten, von derselben aus die Ägyptier bekämpften und unterwarfen. Endlich deutet er noch an, daß Joseph, der Sohn des Patriarchen Jakob, unter dieser Dynastie zu seinen hohen Posten in Ägypten gelangt sei [7]). Im Allgemeinen stimmt damit auch das überein, was der Scholiast zum Timäus des Platon [8]) mit ausdrücklicher Berufung auf Manethon erzählt; die Herrscher der 18. ägyptischen Dynastie, sagt er, waren Hirten, phönikische Brüder (*ἀδελφοὶ φοίνικες*), fremde Könige, welche auch Memphis eroberten und von denen Saites der erste [9]).

Josephus setzt jenen Bericht des Manethon mit der biblischen Geschichte so in Verbindung, daß er in dem Volke der Hirten, von welchen jene für Ägypten verderblichen Könige abstammten, die alten Hebräer nachweisen möchte [10]). Es darf gar nicht auffallen, daß seine durch Gründe keineswegs gehörig unterstützte Combination Vielen [11]) zusagte, da man bei dem allerdings lobenswerthen Eifer [12]), die biblischen Übe[…] sonstigen Nachrichten in Zusammenhang [...] immer mit der erfoderlichen Vorsicht u[…] nauigkeit verfuhr, noch auch gehörig be[…] Josephus Alles benutzte, was irgend daz[…] auf sein Volk einen gewissen Glanz zu w[…] tet mancher Ähnlichkeit der Nachrichten b[…] in der Bibel liegt doch klar vor Augen, d[…] nicht dieselben Facta mitgetheilt werden[…] Hebräer wirklich je dahin gelangt, Ägy[…] schen, wie es nach jener Combination d[…] Fall gewesen sein müßte, so wäre es mi[…] Denkart und dem sichtlichen Bestreben [...] das hebräische Volk zu verherrlichen, ka[…] ren, daß sich das Andenken daran so ga[…] die heil. Schrift nicht neben der Schatten[…] schen Aufenthaltes auch die Lichtpunkte d[…] haben sollte. Auch ist die Geschichte d[…] Zeit des Auszuges aus Ägypten mit jene[…] vollem Widerspruch; es herrscht noch di[…] verfassung und von einem Königthume, [...] thon ausdrücklich den Hyksos beilegt, ist [...] Spur. Die neuere Zeit ist daher von Josep[…] mit Recht abgegangen, und betrachtet n[…] derung der Israeliten in Ägypten und ih[…] demselben als gleichzeitig mit der Herrsch[…] könige [15]). Der Vermuthung des Afrik[…] Hyksos Phönikier gewesen [16]), nähert [...]

5) Nach der Liste bei Scaliger (Isagogicorum Chronologiae canonum L. II. p. 151 hinter dem Thesaurus temporum [Amst. 1658.]) nur 242 Jahre. 6) Die Liste bei Scaliger (a. a. O.) hat diese Notiz nicht. 7) Über die zwischen Josephus und Eusebius stattfindenden Differenzen rücksichtlich der Hyksos verbreitet sich *Nicolaus Abram* e Soc. Jes. im Pharus Vet. Test. (Paris 1648.) p. 201 sq. 8) *Imman. Bekker* in Platon. a se editum commentaria critica, acced. scholia. T. II. p. 424, 425. Vergl. auch *Bast*, Comment. palaeogr. ad *Gregor.* Corinth. p. 827. *Rosellini* a. a. O. p. 45. not. 4. 9) Eine Zusammenstellung der verschiedenen Angaben gibt schon Marsham (Canon chronicus, p. 102) und neuerdings Rosellini (a. a. O. S. 42—45). 10) a. a O. §. 14 und 16. 11) Z. B. dem Perizonius (Aegyptiac. orig. et temporis antiquissim. investig. p. 344 sq.), während J. Greaves (Descript. of the Pyramids, p. 21 sq.) die Meinung bestreitet. Eine ziemlich vollständige Übersicht sowol der Gelehrten, welche Josephus beitreten, als die, [...] setzter Ansicht zugethan sind, gibt S. J. Baumga[…] fung verschied. Meinungen von der Regierung [...] Abrahams in Ägypten im zweiten Theile der teu[…] Allgem. Weltgesch. S. 571. Vergl. S. 576 fg. [...]

12) Ihn hatte Thomas Morgan freilich nic[…] er in der Einleitung zum dritten Theile seines M[…] (Lond. 1740) die Meinung des Josephus vertheid[…] einige Differenzen machten schon Marsham (a. [...] die Allgem. Welthistorie von einer Gesellschaft[…] (teutsche Übers. 1. Bd. §. 644) und S. J. Ba[…] a. O. S. 585 aufmerksam. 14) Eusebius (C[…] num L. II. cet. edid. *Ang. Maius* et *Joh. Zo*[…] nahm wenigstens an, daß der Name Hirtenkönig[…] den, weil Joseph und seine Brüder bei ihrer Ank[…] Hirten waren. Der von Zohrab aus dem Arme[…] Chronograph Samuel (abgedruckt hinter der ma[…] des Eusebianischen Chronicon) scheint dieselbe An[…] da er bei Erwähnung der 17. ägyptischen Dyna[…] (a. a. O. S. 20) hinzusetzt: „Josephum ejusque fr[…] ter Pastores appellabis.“ 15) Fr. Christ. S[…] versalhistor. übers. der Gesch. der alten Welt u[…] 1. Th. 1. Abth. S. 203 fg. K. v. Rotteck, [...] vom Anfange der historischen Kenntniß bis auf u[…] Zeitr. 1. Abschn. 4. Cap. §. 5. (1. Bd. S. 140 d[…] Rosellini a. a. O. S. 180. Nach Marshams [...] a. O. S. 96, 97) erfolgte der Einfall der Hyksos [...] dem Auszuge der Hebräer aus Ägypten. Chr. D[…] leit. zur Kenntniß der allgem. Welt- und Völk[…] 1787). 1. Th. S. 188, läßt unentschieden, ob [...] vor und zu Moses' Zeit bedrängende König zu den [...] habe; Marsham dagegen (a. a. O. S. 107) meint, [...] erwähnte neue König sei Salatis. 16) Ihm [...] (Geogr. Sacr. L. I. cap. 4) bei.

einigermaßen, insofern er sie für Kanaaniten
elche vor Josua geflüchtet und auf ihrem Zuge
ika sich Unterägyptens bemächtigt hätten. Am
Wahrscheinlichkeit behält unstreitig die durch Ma-
Zeugniß bestätigte Hypothese, daß arabische Be-
unter den Hyksos zu verstehen sind, welche die
e der ägyptischen Herrscher benutzten, und sich
ge Zeit in Ägypten festsetzten [18]). Wenn man in
immung derselben noch weitere Schritte thun
, erweisen möchte, daß es Idumäer oder Is-
en waren, so muß zwar die Möglichkeit zuge-
erden, da beide zu den Arabern gehörten, und
hnsitze in der Nachbarschaft Ägyptens hatten, aber
freilich nicht viel gewonnen [19]). Eigenthümlich
ß Rosellini's Behauptung, daß die Hyksos ein
s Volk gewesen, welches aus dem Norden gewan-
sich unter einem milden Himmel ein glückliche-
zu bereiten. Er stützt sich dabei vorzüglich auf
ere derselben, welches er auf ägyptischen Mo-
n gefunden zu haben glaubt [20]). Wenn nämlich
hampollion der Jüngere mehre Abbildungen der
er der 18. Dynastie auf die Hyksos deutete [21]),
Rosellini dies als richtig voraus. Es erscheinen
ge, magere Gestalten, von weißer Haut, mit
arte, rothem Haar und blauen Augen, entwe-
end oder als Gefangene, unter deren verschiede-
nen auch die Bezeichnung Sôs (ϢⲰⲤ) vorkommt.
Rosellini's Schlüsse aus diesen Datis läßt sich
les einwenden, da die Prämissen nicht über allen
erhaben sind, wie wol Jedem einleuchtet. Da-
at derselbe Gelehrte unstreitig auf Zustimmung
en, wenn er die Zahl der Hirtenkönige nicht mit
auf vier beschränkt, sondern ihrer sechs an-
), deren Name und Geschichte im Fragment des
n erwähnt wird, und glaubt, daß die Herrscher
ägyptischen Dynastie bei Manethon, also Ame-
II, Osortasen II und III, dann zwei, deren
iger Name noch nicht bekannt ist, und Amosis
utmosis (Misphrathutmosis) zu gleicher Zeit mit
yksos in Ägypten regierten, und zwar erstere als
ische über Theben [23]). Auch darin endlich möchte
grade Gegner finden, wenn er meint, die Hir-
e hätten nach ihrer Ansiedelung in Ägypten die
e Sprache recipirt, da die Geschichte Ähnliches von
Eroberern berichtet; aber der Grund dafür, wel-
glich von dem ägyptischen Titel Josephs herge-
wird [24]), würde nur gelten können, wenn es
ganz ausgemacht wäre, was aber nicht der Fall ist, daß
jener Patriarch Großbeamter eines dieser Hirtenkönige
gewesen. (*A. G. Hoffmann.*)

Chronology of the ancient kingdoms amended, p. 238.
l. Marsham a. a. O. S. 104 fg. K. v. Rotteck a.
19) Vergl. Baumgarten a. a. O. S. 586 fg. 20)
enti dell' Egitto cet. p. 175 sq. Freilich rechnet er auch
der und Punier (a. a. O. S. 177) zu den Scythen, de-
tische Abstammung so entschieden ist, als irgend etwas
. 21) Lettre à Mr. le Duc de Blacas, p. 57. 22)
S. 182 fg. 23) a. a. O. S. 186 fg. Auch J. F.
(Canon. isagogicc. L. III. p. 319) behauptet gleichzei-
terung der Hyksoskönige mit eingeborenen ägyptischen
24) a. a. O. S. 188 fg.

HYLA und HYLE, von Homer (Il. II, 500. V, 708) schon erwähnt, war ein Städtchen in Böotien, an dem See Hylika gelegen. Man leitete den Namen ab von Hyle, einer Tochter des Tespieus. Noch Plinius (IV, 13) erwähnt den Ort. Stephanus führt unter Hyle auch eine Stadt der Lokri Ozolä und eine dritte in der Insel Cyprus an, in welcher Apollon mit dem Beinamen Hylates verehrt wurde. (*Kanngiesser.*)

HYLA war nach Mela (I, 16) eine Stadt an der südwestlichen Küste Kariens, an einer der dortigen Einbuchten, unfern der Stadt Knidos gelegen. Plinius (V, 29) setzt dafür Hyda an dieselbe Stelle. Die Lesart Hyda findet sich in allen Manuscripten. (*Kanngiesser.*)

HYLA *Laurent.* (Reptilia). Diese Gattung der Frösche ist von Schneider und Merrem Calamita genannt worden, unter welchem Artikel die Aufzählung der einzelnen Arten nachzusehen ist. Da diese Gattung durch mehrfachen Zuwachs ziemlich zahlreich geworden ist, so kann man sie jetzt mit Boie ziemlich als eine Familie betrachten, welcher denn bereits den Namen Hylatae (Isis XXI. S. 363) dafür vorgeschlagen hat. Es ist auch in der neuern Zeit diese Gattung ziemlich zerfällt worden, namentlich von Fitzinger in die Gattungen Hyla, Calamita und Hylodes, noch mehr aber von Wagler (Syst. der Amph.), der daraus folgende Gattungen mit den angegebenen Kennzeichen und den dazu verzeichneten Arten gebildet hat.

1) Calamita *Fitzinger.* Quäcker. Caput ore latissimo, acuminato, digiti in discum planum supra convexum terminati, palmae liberi, plantae membrana connexi. (Nova Hollandia.) Species: The blue Frag *White* Journ. c. fig. (Rana coerulea *Daudin.* Id. Hyla cyanea Rept.).

2) Hypsiboas. Lärmfrosch. Caput trigono-ovatum, latiusculum, oculis lateralibus proportionatis pupilla circulari; tympanum conspicuum; dentes maxillae et palati, mandibulae nulli; digiti Calamitae, disco latissimo admodum depresso; antipedes scelidesque palmati (vesica aerae saris utrinque prope oris angulum nascente). Asia, America. Species: *α*) Digiti palmae a basi usque ultra medium membrana connexi, globulus cutaneus in calce [1]): Hyla palmata *Daud.* l. c. p. 38. t. 14. Hyla geographica *Spix* l. c. p. 15. t. 11. f. 1, 2. Racophorus Reinwardtii H. *Boie* in Mus. Lugd. *β*) Digiti palmae basi et ultra membrana connexi; calx inermis: Hyla bufonia *Spix* l. c. p. 18. t. 12. f. 2. Id. Hyla zonata p. 17. t. 12. f. 1. Hyla crepitans *Neuwied*, Beitr. u. Abbild. zur Naturgesch. Brasil. (Hyla pardalis *Spix* l. c. t. 8. f. 3.) Hyla faber *Neuw.* l. c.

1) „Genus Racophorus *Kuhl*, Isis 1827. S. 294. Ich vermuthe, daß der Fersenlappe nur dem einen Geschlechte (sexus) zukomme, denn ich hatte Exemplare der Spixschen Hyla geographica in Händen, wo er fehlte und da war."

Hyla albomarginata *Spix* l. c. t. 8. f. 1. Id. Hyla cinerascens l. c. t. 8. f. 4. Hyla venulosa *Daud.* l. c. t. 13.

3) Auletris. Sackpfeifer. Similis praecedenti, diversa: digitis palmae toto liberis, scelidum membrana semiconnexis. (Asia, America.) Species: Hyla boans *Daud.* l. c. p. 31. t. 11. Hyla tibiatrix *Daud.* (Seba I. t. 71. f. 1, 2, 3.) Hyla ocularis *Daud.* l. c. p. 32. t. 4. f. 2. Hyla aurantiaca *Daud.* l. c. t. 9. f. 3. Hyla rubra *Daud.* l. c. t. 9. f. 1, 2. Hyla aquirella *Daud.* l. c. p. 18. t. 3. f. 2. Hyla bilineata *Daud.* l. c. p. 17. t. 2. f. 2. Hyla femoralis *Daud.* l. c. p. 19. t. 3. f. 1. Hyla infulata *Neuw.* l. c. Hyla coerulea *Spix* l. c. t. 10. f. 1. Hyla variolosa *Spix* l. c. t. 9. f. 4.

4) Hyas. Hyade. Diversa a praecedente: gula (maris) in vesicam inflabilis. (Africa, Europa.) Species: Rana arborea *Linn.* (Rösel t. 9—12).

5) Phyllomedusa. Hyadenkönig. Diversa a praecedente digitis torosis, planis, palmae plantaeque toto liberis, disco plano. Tympanum cute communi tectum. (America.) Species: Hyla bicolor *Daud.* Ran. t. 5, 6. (*Spix* t. 13.)

6) Scinax. Schnellfrosch. Similis praecedenti; truncus longulus; caput acutiusculum. rostro longulo; digiti graciles, teretes, in discum globulosum terminiati, palmae liberi; planta semipalmata, excepto digito primo libero. (Gula in vesicam non inflabilis.) America. Species: Hyla aurata *Neuw.* Beitr. u. Abbild. zur Naturgesch. Brasil. Hyla variolosa *Spix* l. c. p. 10. t. 9. f. 4. Hyla bipunctata *Spix* l. c. p. 12. t. 9. f. 3.

7) Dendrobates. Laubfrosch [2]). Simillimus praecedenti, diversus: palmae plantaeque digitis toto liberis, disco globuloso minuto. (America.) Species: *α*) Digito palmae secundo omnium longissimo; Hyla nigerrima *Spix* l. c. p. 12. t. 9. f. 2. *β*) Digito palmae tertio omnium longissimo; Hyla tinctoria *Daud.* Ran. p. 25. t. 8. Hyla trivittata *Spix* l. c. p. 11. t. 9. f. 1.

8) Phyllodythes. Blattschlüpfer. Simillimus praecedenti, diversus: plantae digitis fissis, antipedibus subpalmatis. (America.) Species: Hyla luteola *Neuwied*, Beitr. u. Abbild. zur Naturgesch. Brasil.

9) Enydrobius [3]). Froschhyade. Caput oblongo-ovatum, depressum, pone oculos admodum dilatatum, trunco latius, ore longulo; digiti antipodum scelidumque longissimorum toto liberi, gracillimi, scelidum longissimi, omnes subtus admodum tuberculosi, apice tuberculo subobsoleto aucti. (America.) Species: Hyla ranoides *Spix* l. c. p. 8. t. 6. f. 3. (Id. Rana miliaris t. 6. f. 1. Descript. et ic[…] specim. sine epidermide.) Hyla abbreviata *Spi[…]* p. 17. t. 11. f. 4. fig. mala. (Id. Rana bin[…] t. 20. f. 3. icon. e specimine sine epidermide.)

Ob diese Gattungen alle werden bestehen [...] muß weitern Entdeckungen überlassen werden [...] Zeit, welche vielleicht nicht mehr fern ist, wo m[...] überzeugt haben wird, daß es nothwendig ist, di[...] zahl von Gattungen wieder einzuziehen. Be[...] (Isis XXVI. 1195) hat sich mit den ebenang[...] nen Gattungen nicht einmal begnügt, sondern di[...] den von Boie und Kuhl, welche Wagler unter[...] hat, noch für sich bestehen lassen, auch noch ein[...] Gattung, Eubaphus, hinzugefügt, die wir i[...] nicht charakterisiren können, da er die dazu geh[...] Arten so wenig, als unterscheidende Kennzeichen [...] führt hat. (D. T[...]

HYLACTES (Aves). Eine von Vigors [...] philosophical Magazine by Taylor IX) aufg[...] Vogelgattung, mit Megapodius verwandt, also [...] die Grallatores gehörig. Als Kennzeichen sind a[...] ben: Rostrum subelongatum, subtenue, apic[...] emarginato: naribus basalibus longitudinalibus, [...] brana subtumescenti pilisque per mediam lo[...] dinem tecta. Alae brevissimae, rotundatae, r[...] quinta longissima. Cauda subelongata gradata. [...] des fortes, tarsis subelongatis, in fronte scutel[...] digitis unguibusque elongatis, his fortioribus [...] compressis; halluce fortissimo incumbente. [...] nur eine Art angeführt: H. Tarnii, saturate [...] brunneus; fronte, dorso, abdomineque rufis [...] fusco fasciato. Von Chiloë und Haven Otway. [...] gleicht man diese Angaben mit denen über Megap[...] Duperreyi *Lesson* in Voyage de la Coquille, [...] gibt sich eine sehr nahe generische Verwandtschaft [...] leicht, daß Vigors Vögel nur das andere Geschle[...] Vigors obige Beschreibung ist nicht genügend, [...] entscheiden. (D. T[...]

HYLAEA (Ὑλαίη), eine scythische Landscha[...] gentlich eine Halbinsel, welche durch den Bory[...] (Dniepr) und den sinus Carcinites gebildet wir[...] auf der östlichen Seite des Borysthenes am sch[...] Meere, bei der Laufbahn des Achilles und hat[...] Waldung, woher der Name entlehnt ist (*Hero[…]* 17, 72). Die Einwohner hießen Hyllaei, ode[...] Plinius (IV, 20) sagt, Enaecadloae. Der angre[...] Theil des pontus Euxinus ward mare Hylaeu[...] nannt (*Plin.* IV, 26). Durch das Land floß nac[...] rodot (IV, 51) der Fluß Pantikapes, der, von [...] herkommend, durch einen See, den hyläischen, [...] und dann in den Borysthenes mündete, eine Nachrich[...] che Mela und Plinius wiederholen, ohne sie weiter zu [...] tern. Jetzt heißt die Landschaft Tauris. (*Kanngie[…]*

HYLAEOS rief Aktäon einen seiner Hunde [...] cher von einem wilden Schweine durchbohrt wu[...]

2) „Genus Hylaplesia *Boie*, Isis 1827. S. 294. Hylaplesia borbonica und H. achatina *Boie* a. m. O. aus Indien kenne ich nicht." 3) „Genus Hylodes *Fitzinger*. Hyla Xignata *Spix* l. c. t. 11. f. 3., einer Froschhyade völlig ähnlich, aber mit verbundenen Zehen an den Hinterfüßen, bildet vielleicht eine eigene Sippe; ich kenne jedoch weder ihren Körperbau, noch ihre Lebensweise."

1) *Hygin.* Fab. 181. *Ovid.* Metam. III, 218. Hei[...] denkt bei d. St. an Hyläus, den kalydonischen Jäger.

Ebenso hieß auch ein Kentaur, welcher mit Rhiokus die Atalante fangen wollte, aber von ihr durch einen Pfeil getödtet wurde [2]). Vielleicht derselbe ward von dem kalydonischen Schweine getödtet [3]), und schwang auf Peirithoos' Hochzeit den steinernen Krug und tödtete seine Feinde [4]). (*Schincke.*)

HYLAEOSAURUS (Paläont.), der Name eines neuerlich von Mantell entdeckten Geschlechtes fossiler Saurier, woraus man jedoch nur einen Theil eines Rumpfes kennt. Er ist gebildet aus *ὑλαῖος*, waldig, zum Walde gehörig, und *σαῦρος*, Waldeidechse, mit Beziehung auf den bis jetzt einzigen Fundort. Der Rumpftheil steckt in einem Steinblocke von 2½′—4½′ Durchmesser, und besteht aus einer Reihe von fünf Halswirbeln und fünf Brustwirbeln mit ihren Rippen, und aus noch vier zerstreut liegenden Wirbeln. Die Rabenschenkelknochen und Schulterblätter sind von ihren beiden Seiten sichtbar, und schon ihre eigenthümliche Beschaffenheit allein genügt, um dieses Geschlecht von allen andern lebenden und fossilen Reptilien zu unterscheiden. Es sind nämlich die Rabenschenkelknochen der Eidechsen mit den Schulterblättern der Krokodile. Ferner gewahrt man eine Reihe eigenthümlicher 3″—15″ langer und 1½″—7″ breiter Knochenapophysen, welche an ihrer Basis einen gewissen Parallelismus mit der Wirbelsäule zeigen, als ob sie in einer Linie längs deren Rücken befestigt gewesen wären, und vielleicht zur Unterstützung einer Hautfranse längs der Rückenmitte gedient hätten. Eigentliche Fortsätze der Wirbelknochen dürften es schwerlich sein. Einige andere Knochen scheinen zur Unterstützung großer Schuppen gedient zu haben. Diese Theile, obschon nahe beisammenliegend, sind außer ihrer natürlichen gegenseitigen Richtung und von dem übrigen Rumpfe losgerissen, sodaß ihre Verschüttung durch das Gebirge erfolgt zu sein scheint, durch die Wirkung eines starken Stromes zu einer Zeit, wo sie noch nicht von allen Bändern und Sehnen befreit waren. In dem untersten Gliede der Kreideformation von Tilgate-Forest in Sussex. *Mantell* im Lond. and Edinb. Philos. Magaz. 1833. Febr. II. p. 150, 151. Jahrb. 1833. S. 246. (*H. G. Bronn.*)

HYLAEUS *Fabricius* (Insecta). Illiger hat in seinem Magazin der Insectenkunde (5. Band) die Irrthümer aufgedeckt, welche Fabricius in Bezug auf diese Gattung der Hymenopteren aus der Familie Andrenetae Latreille's begangen hat. Er hat nämlich in derselben Arten aus dieser Gattung, selbst wie sie jetzt besteht, ferner aus Prosopis, Andraena und Megilla vereinigt, und überdies durch eine Verwechselung als Gattungskennzeichen diejenigen von einer Art Antophora genommen. Jurine hatte dieselbe Gattung früher Prosopis genannt, Kirby betrachtet sie als eine Abtheilung seiner Gattung Melitta. Ihre Kennzeichen hat Illiger a. a. O. genau nach beiden Geschlechtern angegeben. Beim Weibchen ist der Leib länglich, behaart, der Kopf etwas schmäler als der Thorax (Mittelleib), fast dreieckig. Der Rüssel schmal und kahl, die Zunge spitzig, zu beiden Seiten mit der Nebenzunge versehen, die Lippe kegelförmig, an der Spitze dreizähnig, der Mittelzahn ausgerandet, die Lade sehr kurz, stumpf gefranzt, an der innern Seite etwas gespalten, die Lippenpalpen gebrochen, das erste Glied derselben etwas länger, bogenförmig eingekrümmt, die Zügel so lang wie der Rüssel. Der Kehlring striemenförmig. Die Punktaugen in einer krummen Linie stehend, die Netzaugen von einander entfernt. Das Kopfschild gewölbt, abgesetzt, die Lefze vorn mit kammförmig stehenden Borsten besetzt, und mit einem eingekrümmten Anhängsel versehen. Die Kinnbacken an der Spitze zweizähnig. Die Fühler genähert, der Schaft derselben lang, das Wendeglied fast kugelig, das erste Glied der Geisel fast kegelförmig. Der Thorax ist fast eiförmig. An den Oberflügeln sind die Rippennerven getrennt, das Flügelmal abgesetzt, in der Mitte stehen sieben Feldchen oder Zellen (drei Binnenfeldchen), die Spitze ist äußerst fein punktirt. Die Unterflügel sind getheilt, eirund, fast gestielt, der Vorderrand ziemlich grade, der Innenrand dreispaltig. Die Schienen der Hinterbeine mit einer nicht dichten, Blumenstaub tragenden Bürste, die Schiendornen sägezähnig. Der Hinterleib fast eirund, die Afterdecke mit einer Längsspalte, der letzte Ring äußerst klein. Am Männchen ist der Leib walzenförmig, das Kopfschild an der Spitze gewöhnlich weißlich oder gelb, die Lefze striemenförmig, ohne Anhängsel, die Kinnbacken ungezähnt spitzig, die Fühler mit etwas gebogenen Gliedern, die Hinterschienen ohne Bürste.

Man findet diese Bienen wie andere auf verschiedenen Blüthen, Blumenstaub sammelnd; sie fallen leicht in die Augen durch ihren langen, schmalen Bau. Ihre Fortpflanzung betreiben sie in der Erde. Männchen und Weibchen sind theilweise noch immer als verschiedene Arten aufgeführt, deren übrigens Illiger a. a. O. nicht weniger als 75 aufzählt. Eine der häufigsten Arten ist Hylaeus annulatus (*Panzer*, Fauna 55. Taf. 3). In Bezug auf die Übrigen müssen wir auf Illiger verweisen. (D. *Thon.*)

HYLAKTOR heißt einer der Hunde Aktäons *). (*Schincke.*)

Hylaplesia (Zool.), s. Hyla.

HYLARET (Moritz), Sohn eines Kaufmanns, Johann H., geb. am 7. Sept. 1539 zu Angouleme. Nachdem er die Anfangsgründe der Wissenschaften daselbst erlernt hatte, trat er am 14. Jan. 1551 in seinem 12. Jahr in den Franziskanerorden, und legte 1552 sein Gelübde darin ab. Darauf kam er zur Fortsetzung seiner Studien nach Paris, im J. 1557 wieder nach Angouleme und ward im 19. Jahre seines Alters zum Priester geweiht. Er war Willens, die Doctorwürde anzunehmen, und begab sich bald darauf wieder nach Paris, studirte drei Jahre Theologie, unterrichtete nachher neun Jahre in der Weltweisheit und Gottesgelehrtheit von 1562—1571, und disputirte, als 1566 eine Generalversammlung seines Ordens zu Chateaudun gehalten wurde,

2) *Apollodor.* III, 9, 2. *Kallimach.* in Dian. 221. 3) *Ovid.* Met. III, 312. 4) *Virgil.* Georg. II, 462.

*) *Hygin.* Fab. 181. *Ovid.* Metam. III, 224.

mit einem Calvinischen Prediger, Godet, über Glaubenssachen. Im J. 1568 meldete er sich in der Sorbonne zur Promotion, und erhielt, der Gewohnheit gemäß, nach zwei Jahren die Doctorwürde. Wegen des dabei erworbenen Ruhmes und wegen seiner Geschicklichkeit im Predigen wurde er im J. 1572 nach Orleans berufen. Hier hielt er eilfmal die Fastenpredigten; die andern Stiftskirchen des Königreichs verlangten ihn in der Fasten um die Wette. Er war der heftigste Beförderer der Ligue und wurde von den Anhängern derselben nach seinem am Ende des Jahres 1591 erfolgten Tode zu einem Heiligen erhoben und dem heil. Paulus gleichgestellt. Seine Schriften sind: **Sacrae decades quinquepartitae; conciones quadragesimales atque paschales, numero quinquaginta, varia et rara rerum ac verborum suppellectile apparatas instructasque complectentes (Lund. 1591); Concionum per adventum Enneades sacrae quatuor, homilias XXXVI. complectentes, in quibus 27. Joelem prophetam explicant, novem vero posteriores Evangelia Adventus et Festorum explicant (Paris 1591); Homiliae in Evangelia dominicalia per totum annum (Paris 1604)** *). (*Rotermund.*)

HYLAS ist ein Fluß in Bithynien, der bei der Stadt Kios in den cianischen Meerbusen mündet. Sein Name wird von Hylas, einem der Begleiter des Herkules, welcher hier von den Nymphen geraubt wurde, abgeleitet †). (*Kanngiesser.*)

HYLAS, *Ὕλας* [1]), ein Sohn des Fürsten von Öchalia oder Argos, Theiodamas und der Nymphe Menodike [2]), oder ein Sohn des Keyx von Trachis [3]), des Theiodamas, Dryops Sohnes [4]) oder des Herakles [5]), wurde von Herakles genommen und geliebt. Sein Vater, Theiodamas, König der Dryopen, hatte Herakles einst Nahrung für seinen hungerigen Sohn verweigert, als eben Hylas auf einem mit zwei Ochsen bespannten Wagen dem Herakles begegnete. Dieser spannte einen Ochsen ab und verzehrte ihn, während Theiodamas in die Stadt eilte und die Bewohner zu Hilfe rief. Sie erschienen in großer Zahl. Der Kampf war schwer, selbst Deianeira wurde verwundet. Theiodamas fiel und Hylas war des Kampfes Preis für Herakles. Er liebte ihn außerordentlich [6]). Nach Andern lernte ihn Herakles erst unter den Argonauten kennen, zu denen er mit Anchistes oder Akastos aus Pherä gekommen war [7]). Die Argonauten landeten auf ihrer Fahrt am propontischen Ufer von Mysien oder Bithynien bei der am Ufer liegenden Stadt Kios, dem spätern Prusias [8]), nach überstandenem Sturm beim Schneegebirge Arganthon in [...] und ruheten hier von den Beschwerden au[...] wenn er auch nicht die Fahrt leitete als An[...] wirthete die Helden, und sein schöner Kr[...] *ἐκτόπως νέος δὲ καὶ καλὸς*, nahm seinen [...] Quell aufzusuchen und Wasser zu schöpfen. [...] thons Höhe fand er ihn, die umringt von b[...] sen und fruchtbeladenen Bäumen, beschützt [...] dryaden, prangte. Die Nymphen sahen un[...] schönen Knaben. Er will schöpfen, hebt a[...] ter den Krug; die Schönheit seines Körpe[...] Spiegel des Wassers und die Quellnymph[...] hinab [11]). Aus der Tiefe erschallte seine St[...] Andern schöpfte er aus dem nahen Fluß [...] wird von den Nymphen hinabgezogen [12]). [...] ihn Herakles und eilt mit Polyphemos, [...] liebte, ihn aufzusuchen und durch das laute[...] Namens ihn zu entdecken. Polyphemos g[...] Gegenruf aus einer Gegend zu vernehmen, [...] den Händen von Räubern. Er zieht sein [...] naht sich der Gegend, woher der Schall i[...] zukommen scheint, findet aber den Ersehnte[...] und Herakles begegnen einander und be[...] Verlust. Die Argo fährt unterdessen weit[...] sind nun von der Heldenfahrt ausgeschlossen[...] mos soll in dieser Gegend geblieben sein, [...] baut haben und Herrscher in derselben gewo[...] Sicherer ist die Nachricht, daß die Stadt [...] ren Namen empfing, oder daß ein gewiss[...] Kolonie von Miletos hierher geführt habe [...] Herakles sich gewendet, läßt Apollodor [...] Er läßt ihn nach Argos gehen, an der Arg[...] überhaupt nicht Theil nehmen, und sich gar [...] große Unternehmung anschließen. Dichter [...] Scene weiter aus, nennen die Nymphen, [...] nen Knaben raubten, Eunika, Malis un[...] lassen dem suchenden Herakles eine himmli[...] zurufen: „Den du suchest, ist nicht mehr [...] den Herakles auf der Jagd in die Nymphe[...] men [16]).

Daß Hylas dem Herakles aus dem [...] geantwortet haben soll [17]), hat zu öffentlichen [...] laß gegeben, oder vielleicht umgekehrt: Alte[...] Feste haben diesen Mythos zu dichten Geleg[...] ben. Hylas wurde lange schon von den [...] Bithyniens an den Quellen in der Mitte de[...]

---

*) S. Niceron 14. Bd. S. 272.

†) *Strabo* XII. p. 564. *Plin.* V, 40. *Apollon. Rh.* I, 1177. sch. Dionys. P. 807.

1) Von *ὕλη*, Stoff, Materie, und nach Creuzers Deutung Symbol. III. S. 556 *ὕλη ῥευστή*, zerfließende Materie. 2) *Hygin.* fab. 14. edit. *van Staveren* p. 44, 45. *Theokrit.* Id. XIII, 49. *Propert.* I, 20, 6. *Apollodor.* I, 9, 19. 3) *Antonin.* Liberal. 26. 4) Schol. *Apollon.* I, 131. 5) *Theokrit.* Idyll. XIII, 7. 6) *Apollodor.* II, 7, 7. *Natal. Com.* VI, 1. p. 704. (ed. Francof. 1596). 7) *Orph.* Argonaut. 224. 8) *Hygin.* fab. 15, *van Staveren* p. 62. Schol. *Apollon.* I, 117. *Propert.* Eleg. I, 20, 6. Schol. ad *Theokrit.* Idyll. [...] *νοὶ οἱ τὴν Κίαν οἰκοῦντες, ἥτις νῦν καλεῖται Πρ*[...] *τῶν Ἀθηνῶν βασιλέως Προυσίου. Κίος δὲ ἀπὸ* [...] *Ὀλύμπου, ἀφ' οὗ τὸ ὄρος ὁ Ὄλυμπος.*

9) *Toup.* ad Suid. p. 54, 141. edit. Lips. [...] beral. 26. 10) *Antonin.* Liberal. ibid. 11[...] 20, 32—47. 12) *Antonin.* Lib. 26. *Hygin.* f[...] *Philargyr.* zu *Virgil.* Georg. III, 270. 13) *A*[...] *Apollon. Rhod.* I, 1321. IV, 1470. Siehe die An[...] bei *Hygin.* fab. 14. 14) *Aristoteles* beim Sch[...] *lon.* Rhod. I, 1177. 15) *Theokrit.* XIII, 45. [...] zu *Aristophan.* Plut. 1128. *Orph.* Argon. 641. [...] *Apollon. Rhod.* I, 1207.

ſen, ehe die Griechen dort ihr Kios gründeten; dieſe eten ſich die Dichtung von einem ins Waſſer geſtürz- Knaben an, und verwebten ſie, weil Herakles als της hier verehrt wurde [18]), in die Herosfabel, die wol ı einen geliebten Knaben des Helden kannte, den anikos Theiomenes, Sohn des Theiodamas, des operkönigs, nennt [19]). Zu Pruſias, dem alten Kios,) noch in ſpäter Zeit unter den Kaiſern [20]) dem ver- rten Knaben ein Feſt gefeiert. Der Prieſter ſtieg lich auf die Berghöhe, Arganthon, und zog an den llen der Gegend herum in Begleitung eines ſchwär- den Feſtzuges, und Alle rieſen den Namen Hylas. Quell opferten ſie ihm zuerſt und der Prieſter nte dann das Feſtlied an [21]):

eimal ruft er Hylas mit tiefaushallender Kehle;
rimal hört' ihn der Knab', und ſchwach ertönte die Stimme
s der Fluth; und wiewol er ſo nahe war, ſchien er entfernt.

Erklärung. Die einfachſte gibt Servius [22]): (Hy- lapsus in fontem altissimum necatus est. Die en Forſcher gehen tiefer. Als das geiſtige Princip egenſatze gegen das ſinnliche bezeichnet den Herakles der Mythos von ſeinem Lieblinge Hylas, der von Nymphen (der ſinnlichen Natur) geraubt und in das er hinabgezogen wurde. Sein Name (von ὕλη) ſein Schickſal gibt ihm ganz die Deutung des Nar- . Er iſt nur des Gegenſatzes wegen mit Herakles nden [23]). Von einer andern Seite betrachtet ihn zer [24]). Geryon iſt der Alte im Niedergang (im dland Iberien) und bei ihm, dem Dreiköpfigen, muß ules die Kühe holen; das hieß demnach: Die Früh- ſonne gewinnt dem alternden Winter im Lande der erniß die neuen Jahreszeiten ab. Drei an der Zahl alter Eintheilung) waren ſie beim dreiköpfigen Win- erborgen. Die Frühlingsſonne hat ſie aber wieder Licht gebracht. Darum muß auch der 120 Jahre König Iberiens Ἀργανθώνιος heißen [25]). Der Weiß- nde, deſſen Haupt wie ein Schneegebirge glänzt: llte vom Berge — Ἀργανθών hieß auch ein Berg ropontis. Er lag an den Mündungen des Pontus. a ſind die Argonauten vorbei, ſo entſteht Sturm; üſſen ſich vor Anker legen; Herkules aber gab den m Speiſe. Er jagte Wildpret. Aber Hylas ging der Urne Waſſer holen. Da zogen ihn die Nym- hinab, und man hörte von ihm nichts mehr als Wiederhall des rufenden Herkules, d. h. an den En- es Weltmeers, an dem winterlichen Schneegebirge die Jahresfahrt geendet. Der Waſſermann Hylas einer Urne geht in den Waſſern, bei den Nymphen . Aus des Waſſermannes Zeichen gelangt man in er Fiſche. Herkules, die Frühlingsſonne, gibt den Menſchen neue Speiſe. Herkules, der auf dem Sonnenſchiffe nach der Inſel Erythia ſteuert, Herkules mit den drei Äpfeln, mit den drei Jahreszeiten. Eine andere Erklärung Creuzers [26]) kommt der von Baur nahe.

Auch die Kunſt blieb nicht unthätig. Auf einem Herkulaniſchen Gemälde [27]) finden ſich drei Nymphen des Fluſſes Askanios, deren Eine ihre Hand auf Hylas' Kopf hält und ihn untertaucht, und der Schutzgeiſt von Kios, welcher Hylas ruft. Ein Freigelaſſener des Marcus Aurelius Cäſar, Epitynchamus, hat mit einem ſogenannten alten Trivium des Kaiſers Bad geſchmückt, welches Hylas mit umgeworfenem Mantel und einem Gefäße darſtellt. Zwei Nymphen rauben ihn [28]). (*Schincke.*)

HYLATES, Ὑλάτης, wurde Apollon genannt, weil er in Hyle, einer Stadt auf der Inſel Kypros, vorzüglich verehrt wurde *). (*Schincke.*)

HYLE hieß eine Tochter des Theſpios, welche der kleinen Stadt in Böotien am See Hylika ihren Namen gegeben haben ſoll [1]). Denſelben Namen führte ein Lapithe, der auf Peirithoos' Hochzeitfeier von Demoleon getödtet wurde [2]). (*Schincke.*)

Hyle, 1) alte Geogr., ſ. Hyla; 2) Philoſ., ſ. Materie, Materialismus.

Hylea, ſ. Abira.

HYLECOETUS *Latreille* (Insecta). Eine aus Lymexylon *Fabricius* geſonderte Käfergattung aus der Tribus Xylotrogi in der Familie Serriconnes, mit Flügeldecken faſt ganz ſo lang als der Hinterleib, zuſammengedrückten, ſägezähnigen, quergliederigen Fühlern und faſt viereckigem Bruſtſtücke. Dieſe Inſecten zeichnen ſich noch dadurch aus, daß die Maxillarpalpen viel größer ſind, als die Labialpalpen, ſie ſind herabhängend und bei dem Männchen ſtark kammförmig getheilt. Gleich denen von Lymexylon leben ihre Larven im Holz und zerſtören daſſelbe, namenlich Eichenholz. Als Typus der Gattung iſt Hylecoetus dermestoïdes zu betrachten. Dieſer Käfer iſt cylindriſch, weich behaart, der Thorax kurz, querſtehend, die Fühler kürzer als dieſer, ſägezähnig. Männchen und Weibchen dieſes Käfers ſind für verſchiedene Inſecten gehalten worden. Das Männchen iſt ſchwarz, die Flügeldecken ziegelfarbig, an der Spitze ſchwarz, die Füße blaß. Als Synonyme gehören hierher: Lymexylon proboscideum *Fabricius*, Syst. eleut. II, 87, 2. *Panzer*, Fn. 22. f. 3. Schellenberg, Ent. Beitr. I, 8. Taf. 2. Fig. 1. 4. femina.

Eine Varietät des Männchens, welche ganz ſchwarz iſt, mit blaſſen Vorderfüßen, iſt ebenfalls für eine eigene Art gehalten worden. Zu ihr gehören folgende Synonyme: Lymexylon morio *Fabricius*, Syst. eleut. II, 88, 6. Lymex. marci *Olivier*, Ent. II, 25. IV, 2. t. 1. f. 2. Lymex. proboscideum mas. Schellenberg, Ent. Beitr. I, 8. Taf. 2. Fig. 5. 8. Lymex.

8) Schol. zu *Apollon. Rhod.* I, 131. 19) Müller, . 1. Th. S. 451. 20) *Strabon.* XII, 564 bei *Solin.* 42. *heokrit.* XIII, 58. *Antonin.* Liberal. 26 zu Ende. Voß, s ländliche Gedichte. 2. Bd. S. 310. Daher auch die hwörter: Ὕλαν καλεῖν. *Eustath.* ad Dionys. Perieg. 805 Ὕλαν κραυγάζειν. *Zenob.* Centur. VI, 21. 22) Zu Aen. . 23) Baur, Symbol. u. Mythol. 2. Bd. 2. Abtheil. 9. 24) Briefe über Homer u. Heſiod. S. 178. 25) *He-* I, 163.

26) Symbol. u. Mythol. 3. Th. S. 556. 27) Pitture d' Ercolano. IV, 6; daraus *Millin*, Gall. mythol. Taf. 106. Nr. 420. 28) Mus. Capitol. IV, 54; daraus *Millin*, Gall. mythol. Taf. 127. Nr. 475.

*) *Stephan. Byz.* *Tzetzes* zum Lykophr. 448.

1) *Eustath.* ad Il. II, 500. 2) *Ovid.* Metam. XII, 378.

barbatum *Panzer*, Fn. 22. f. 4. Crit. Rev. I. p. 94. Meloë Marci *Linné*, Syst. nat. II, 681. 13.

Das Weibchen, ganz ziegelfarben, mit schwarzen Augen, Flügeln und Brust, ist unter folgenden Namen beschrieben worden: Lymexylon dermestoïdes *Fabricius*, Syst. eleut. II, 87. 1. *Olivier*, Ent. II, 25. IV, 1. t. 1. f. 1. a—d. *Panzer*, Fn. 22. f. 2. *Paykull*, Fn. II. 161. 1. Schellenberg, Ent. Beitr. I, 5. Taf. 1. Fig. omn. Cantharis dermestoïdes *Linné*, Syst. nat. II, 650. 25. fn. sv. 702. Lytta Francofortbana. Herbst, Archiv. V, 145. 5. Taf. 30. Fig. 4.

Dieser Käfer findet sich besonders im nördlichen Europa, auf Eichen, Erlen und Tannen, und steigt sogar bis nach Lappland hinauf. (D. *Thon.*)

Hylemya, s. Myodarii.

Hyles, s. Sphinx.

HYLESINUS (Insecta). Eine aus Bostrichus *Fabricius* oder Scolytus *Geoffroy* gesonderte Käfergattung, zur Familie der Xylophagen gehörig. Sie unterscheidet sich von den verwandten Gattungen durch folgende Kennzeichen: Die Palpen sind sehr klein, kegelförmig, die Fühler bilden eine feste Kolbe, mit dem neunten Gliede derselben anfangend, die wenig oder gar nicht zusammengedrückt eiförmig, und am Ende spitzig ist. Diese Käfer zeigen die größte Verwandtschaft mit den sogenannten Borkenkäfern. Sie leben wie diese im Holz und unter der Rinde, und sind alle von geringer Größe, mehr oder weniger cylindrisch, rundlich, mit geneigtem Kopfe, der fast etwas rüsselförmig verlängert ist. In Teutschland kommt nicht selten ein kleiner hierher gehöriger Käfer vor, der als Typus der Gattung dienen kann: Hylesinus fraxini. Er ist kurz, oft kaum über eine Linie lang, schwarz, unten dicht grauhaarig, oben durch graue und braune Schüppchen bunt, die Fühler sind rostfarben, mit großer, brauner, zugespitzter Keule (*Fabricius*, Eleut. II, 390. 3. *Panzer*, Fn. 66. f. 15. Crit. Rev. I, 120. Creuzer, Ent. Vers. I, 136. 4. *Marsham*, Ent. brit. I, 54. 9). Eine Varietät, welche heller rostbraun ist, mit ziegelfarbenen Füßen, die Schenkel an der Wurzel braun, ist auch als eigene Art angesehen worden. (Scolytus varius *Olivier*, Ent. IV, 78. XI, 17. pl. 2. f. 17. a. b. Hylesinus varius *Fabricius*, Eleut. II, 391. 4. Ips. griseus *Marsham*, Ent. brit. I, 55. 10.) Dieser Käfer findet sich häufig unter der Rinde der gewöhnlichen Esche, namentlich an denjenigen Stellen, wo Auswüchse sind und die Äste am Stamm ansitzen. (D. *Thon.*)

HYLESINUS (Paläont.). Dieses Käfergeschlecht hat Reste in Bernstein hinterlassen, wohin grade sie bei der besondern Lebensweise dieses Genus während seiner Entstehung besonders leicht gerathen mußten. *Desmarest*, *Marcel de Serres*, Hist. nat. des terr. tertiaires du midi de la France. 1829. p. 241. (*H. G. Bronn.*)

HYLEUS [1]) jagte mit andern das kalydonische Schwein und tödtete aus Eifersucht Melamon, den Nebenbuhler Atlanta's. Alle hatten das Schwei… brach durch und tödtete ihn und Ankäos [2]).

HYLIAS (ὁ Ὑλίας bei *Thucydi…* ein Fluß in Bruttium zwischen Kroton … mündete in den Sinus tarentinus, und … Aquanile sein.

HYLICA oder HYLICE (Ὑλική), … in Böotien, nach Wheler eine Meile bre… lang, hieß früher Kephissis, Κηφισσὶς (… 708), welchen Namen auch der ihm nö… See Kopaïs, von dem der Hylicasee n… Bergrücken, Phönikion, geschieden ist, füh… ward er nur als eine Fortsetzung des Ko… oder stand wirklich mit demselben im Zusam… denn Wheler auch einen engen Spalt i… schen liegenden Bergrücken bemerkt habe… jedoch einen Abfluß durch einen vermeintli… entdecken. Offenbar hat der See, wie … hält, von der an ihm belegenen Stadt … men erhalten. Er ist ganz mit Bergen … fischreich und nimmt viele Bäche in sich a… chen der von Theben strömende Ismeno… lichste ist. *Strabo* IX. p. 407 sq. Wh… übersetz. S. 581 fg. Jetzt heißt er der … ben. (…

HYLIOTA *Swainson* (Aves). Ein… der Sylviadae gehörige Vogelgattung, … Zoological Journal III. p. 171 folgende… terisirt: Rostrum longiusculum, comp… mine leviter arcuato, gonyde subascend… membranaceis, nudis, apertura oblonga… cres, subattenuatae, remige 1 brevissi… 2 et 7 aequalibus, 3, 4, 5 fere aequal… mis, cauda lata breviuscula aequalis. … weder genannt noch beschrieben, sollen ab… Indien angehören.

Hylleer, s. Herakliden und Hyllis.

HYLLER (Martin), geb. den 28. … Andern den 28. Dec. 1575 zu Striegau, … eines Bäckers gleiches Namens, der sein… Sohn zwei Jahre in die Schule trug. … kam der jüngere H. nach Breslau auf … Gymnasium, und nach vier Jahren auf d… Magdalenen drei Jahre, studirte dann bi… Jahr zu Wittenberg Theologie, und beka… Hunnius den Auftrag, ein ganzes Jahr … auf einem benachbarten Dorfe zu halten. … ward er Hofmeister eines Herrn von Reib… Prediger zu Pilgramsdorf im Schweidnitz… sich von seinen ehemaligen Lehrern in W… niren. Im folgenden Jahre kam er nach … fand eine solche Unwissenheit, daß die ält… der von Christo noch den Glaubensartikel… ten, und er sah sich genöthigt, eine Beic… Fragstücke aufzusetzen. Im J. 1607 kam … aus nach Striegau, fand auch hier groß…

1) *Heyne* zu Apollodor. I, 8, 2 vermuthet Ἰόλαος oder Κηφεύς, und tadelt, daß man ihn mit Hyläus, den Kentauren (*Ovid.* Metam. VIII, 312) verwechselt.

2) *Apollodor.* l. c.

Herakleiden Wohnungsrecht gestattet und auch das angesehenste Herakleion war. Neben diesem floß die Quelle Makaria, welche als Tochter des Herakles in die Sagen mit aufgenommen wird [11]). Als Sieger zogen sie nun in den Peloponnes [12]), vertrieben die nach Eurystheus eingedrungenen Pelopiden, welche die rechtmäßigen Besitzer, die Nachkommen des Perseus, besiegt hatten, und genossen ein Jahr, d. h. einen Zeitraum hindurch, Frieden [13]). Wenn Tlepolemos im Mythos nach Rhodos gewiesen [14]), und Hyllos nach Theben zieht [15]), um dort eine Herakleidenkolonie am elektrischen Thore zu gründen, so darf dies nur mythisch genommen werden. Die Eroberung des Peloponnes wird in drei Theile, Züge, gebracht. Nach einem (wahrscheinlich) kurzen Zeitraume brach die Pest im ganzen Peloponnes aus, — ein tragisches Auskunftsmittel — die als Strafe des Ungehorsams gegen den delphischen Orakelspruch ausgegeben wird, und die Herakleiden ziehen sich nach Marathon wieder zurück und wohnen daselbst [16]). Hyllos eilt nach Delphi, das Orakel zu fragen: Wann sie wieder dahin ziehen können? und erhält zur Antwort: Nach der dritten Frucht. Das kurze Wort versteht Hyllos falsch vom dritten Jahre, wartet dieses ab, und zieht gegen Tisamenes, der den Peloponnes jetzt beherrschte [17]), oder gegen Orestes [18]), der aber nicht regiert haben soll [19]), mit allen den Seinen. Hier findet er am Isthmus die Arkadier, Ioner, Achäer der Halbinsel gerüstet. Er fürchtet von Seiten der Herakleiden einen ungleichen und unglücklichen Kampf, und fodert seine Gegner auf, einen Zweikampf entscheiden zu lassen [20]). Für die Seinen stellt er sich selbst, und Echemos, Äropos, des Fürsten von Tegea Sohn, für seine Gegner [21]). Sie stehen gegen einander auf der Grenze zwischen Megara und Korinth [22]), und Hyllos fällt [23]), und wird in Megara begraben [24]). Die Herakleiden müssen zurückkehren mit dem Versprechen, 50 oder 100 Jahre den Versuch, in den Peloponnes einzudringen, nicht erneuern zu wollen [25]). Sie beklagten sich über ihr Mißgeschick zu Delphi und erfahren, daß sie den Spruch falsch verstanden, und nicht das dritte Jahr, sondern Menschengeschlecht hätten erwarten sollen, auch nicht über den Isthmos, sondern über die Meerenge Rhion gehen [26]). Abia, Hyllos' Amme, wendete sich nach Messenien, und bauete dem Herakles und dessen Nachkommen bei der Stadt Abia einen Tempel [27]). Euächme, seine Tochter, ward die Gattin Polykaons, eines Sohnes des Butas [28]), und sein Sohn, Kleodäos [29]), führte abermals erfolglos die Herakleiden nach dem Peloponnes. Eine Localsage gibt Hyllos a
Seite des Kopfes ein kleines Horn, welc
aus Sikyon, mit dem er statt des Echemo
bestanden haben soll, abbrach, und darin
dem Styx aufbewahrte [30]).

Ein zweiter Sohn desselben Namens, den
Melite, des Flusses Ägäos Tochter in Phäaki
begab sich aus seinem Vaterlande nach ein
kronischen Meeres, um Nausithoos nicht u
sein, und wurde, weil er sich seine Rinder
lassen wollte, von den Meatoren erschlagen
einem Völkerstamme, den Hylleern, Ὑλλεῖς
den Akrokeraunien und dem Hafen von K
Namen [33]). In jedem dorischen Staate h
Stamm stets Hylleis [34]).

Ein dritter Sohn des Herakles und de
wird noch genannt, und wahrscheinlich ist
zwei ersten begriffen, von welchen Panyas
Müller findet unter beiden, dem zweiten und
Sohn der Deianeira und der Melite [37]).

Ein vierter Herakleischer Sohn dieses N
den vorhergehenden nachgedichtet [38]), dessen
einer kleinen lydischen Stadt Τημένου θύρα
Pforten, gefunden haben wollte [39]). Die
Wetters hatte das Grabmal geöffnet und d
findliche Knochengebäude war von ungehe
Man rieth auf den gewaltigen Geryones, d
Heerden geweidet, weil man beim Pflüge
fand. Als Pausanias Geryones' Grab be
einem Baume bezeichnet sah, entdeckten ihm
terthümler, ἐξηγηταί, es sei der Körper des
Sohnes der Erde, der Fluß zeuge dafür,
nen Namen. Man wollte gern den Herakl
Alterthum versetzen.

Hyllos (alte Geogr.), s. Phrygios.

HYLO (nord. Myth.) nannten in
Hirten ihren Gott.

HYLOBATES *Illiger* (Mammalia).
zeichen dieser Affengattung sind folgende: D
ist kurz, die Augenbogen deutlich, die Oh
telgroß, menschlich, der Daumennagel ist pla
gen sind sehr gewölbt, halbcylindrisch. Di
sehr lang und reichen bis unten an die Sch
Hände sind schmal und ebenfalls lang, der
die Backentaschen fehlen, dagegen sind die
len sehr groß, der Pelz ist sehr dick. Der
Zeigefinger der Füße sind verwachsen. Na
ist dies bei Allen der Fall, und zwar be
syndactylus nur bei den Männchen, bei de
ten nur bei den Weibchen. Isidor Geoffr

---

11) *Heyne*, Observ. ad Apollod. p. 202. 12) *Apollod.* II, 8, 2. 13) Ibid. 14) Ibid. 15) *Antonin.* Liberal. 33. 16) *Apollod.* II, 8, 2. 17) Ibid. 18) *Pausan.* I, 41, 4. 19) Pausanias nimmt die Angabe (VIII, 5, 1) wieder zurück. 20) *Pausan.* VIII, 5, 1. 21) Ibid. VIII, 45, 2. 22) Ibid. I, 44, 14. 23) Ibid. VIII, 5, 1. 24) Ibid. I, 41, 4. *Diodor. Sic.* IV, 58. 25) *Herodot.* IX, 26. *Pausan.* I, 41, 3. 26) *Apollod.* II, 8, 2. 27) *Pausan.* IV, 30, 1. 28) Ibid. IV, 2, 1. 29) Nach einer abweichenden Genealogie des Tzetzes bei *Lykophr.* 804 Hyllos' Sohn, Bruder des Lichas und Keyx, Gemahl der Peribša und Vater des Temenos.

30) *Ptolem.* und *Hephaest.* bei *Phot.* I, 3.
Schol. *Apollon.* 1149 scheint von beiden; dem der
dem der Melite gesprochen zu haben. S. Mülle
Th. S. 11. 32) Schol. *Apollon.* IV, 539.
Apollod. Fragm. p. 434. 34) Müller, Dorier.
35) *Lactant.* ad Stat. Theb. VIII, 507. 36)
lon. IV, 1149. 37) Müller, Dorier. 1. Th.
Pausan. I, 35 am Ende. 39) Ibid.

wachsung nur bei den Männchen und Weibchen von
obates syndactylus gefunden haben. Diese Affen
n nicht den Grad der Intelligenz, wie die Orangs,
weniger kräftig gebaut und meist träge, weil die
erbare Bildung ihrer Arme sie gewissermaßen unge-
lt macht; sie lieben die Ruhe, weil sie, im Allge-
ien unproportionirt, einen schlechten Gang haben.
leben in den weiten Wäldern des östlichen und mit-
jen Asiens und auf den größern Inseln von Austra-
Laufen können sie nicht, auch klettern sie nicht so
t wie die Orangs, selten kommen sie aus ihrem dich-
Verstecke zum Vorschein, und meist sitzen sie auf
en Ästen, doch sollen sie sich auch am Ende von
schlanken halten, indem sie mit ihren Armen ba-
ren. Sie lassen sich auch zähmen; übrigens haben
nit den Orangs Ähnlichkeit hinsichtlich des Gesichts-
els, der etwa 60 Grad beträgt, und in Beziehung
Haare am Vorderarme, welche ebenfalls von der
d aus nach Oben gerichtet sind. Unter den Arten
noch bis auf die neueste Zeit eine große Verwirrung.
nders war die ältere, Linné's Simia lar, ein Ge-
and vieler Zweifel, bis endlich Geoffroy in Belan-
s Voyage aux Indes orientales entschieden hat, daß
anz eingehen müsse. Die Gründe hierzu werden sich
er Aufzählung der einzelnen Arten ergeben.

1) H. leuciscus *Schreber*. (Pithecus leuciscus
ffroy in Ann. du Mus. XIX. p. 89. 4. *Desma-*
, Mamm. p. 51. 6. Enc. méth. tab. suppl. I.
P. cinereus *Latreille* in *Buff*. Hist. nat. éd.
7. XXXV. p. 207. t. 10. et XXXVI. p. 277. 5.
obates leuciscus *Kuhl*, Beitr. S. 6. 3. *Fr. Cu-*
im Dict. des Scienc. nat. XXXVI. p. 289. 4.
g. *Bory* im Dict. class. XII. p. 282. 2. Simia
isca *Schreb*. Säugeth. Taf. 3. B. S. Moloch
lebert Sing. 1. 2. p. 10. f. 2. Lesser longarmed
Pennant. Syn. p. 100. White gibbon *Shaw*,
. Zool. I. p. 12. t. 6. Gibbon cendré *Cuvier*,
ne animal. I. p. 103. *Virey* im Nouv. Dict.
III. p. 606. 5. Wouwou *Camper* in Allgemeene
rland'sche Letteroefningen. I. p. 18. Ungka-puti
lles in Linn. Transact. XIII. p. 142. Simia Go-
Devisme, Phil. Transact. LIX. 72. p. 3. *Be-*
ger, Voyage Zoolog. p. 26. H. leuciscus. Wou-
Griffith, Anim. Kingd. I. p. 254. et V. p. 7. 3.
bon Wouwou *Geoffr*. Cours d'hist. nat. des Mamm.
elec. p. 34. 2.) Einfarbig aschgrau, der Kopf oben
arz oder dunkelgrau, der Umkreis des Gesichts hell-
. Die kleinste Art mit wolligen Haaren, gemein
den Sundainseln und auf den Molukken.

2) H. variegatus *Desmarest*. (Pithecus agilis
mar. Mamm. Suppl. p. 532. 5. bis. P. variega-
Ejusd. Mamm. p. 51. 5. Enc. méth. t. 5. f. 4.
ffr. in Annal. du Mus. XIX. p. 83. 3. P. va-
Latr. in *Buff*. Hist. nat. éd. *Sonn*. XXXVI.
69. 2. Hylobates variegatus *Kuhl*, Beitr. S. 6. 2.
agilis *Fr. Cuvier* et *Geoffroy*, Mamm. ed. in
fasc. 32 et 33 et in 4. p. 20. t. 3. masc. et t. 4.
n. *Fr. Cuvier* in Dict. des Sc. nat. XXXVI.
p. 288. 2. Simia Lar. β. *Linn*. Syst. nat. ed. *Gmel*.
I. p. 27. 35. S. longimana *B. Schreb*. Säugeth. S.
66. 2. t. 2. f. 2. fig. *Buff*. *Erxleben*, Syst. p. 10.
S. nanodes *Ludwig*, Geschichte der Menschenspecies.
S. 46? Petit Gibbon *Buff*. Hist. nat. XIV. p. 92.
t. 2. éd. *Sonn*. XXXV. p. 206. t. 9. *Virey* im
Nouv. Dict. XXII. p. 606. 4. *Bory* im Dict. class.
XII. p. 284. 4. Little Gibbon *Griff*. Anim. Kingd.
I. p. 254. c. fig. et V, 6. 2. Active Gibbon *Ejusd*,
ibid. I. p. 258. et V, 9. 5. Gibbon agile *Geoffr. St.
Hil*. Cours d'hist. nat. des Mamm. I. 7 elec. p. 34. 3.
Belanger, Voyages. I. 27. Gibbon brun. *Cuvier*,
Règne animal. éd. 2. t. 1.) Der Wuwu *) in der
Sprache der Malayen. Braun, der Rücken, die Lenden,
der Hinterschenkel und der Hinterkopf gelbbraun oder
hellbraun, das Männchen hat eine weißliche Gesichtsein-
fassung, am Weibchen sind nur die Augenbrauen weiß.
Im pariser Museum findet sich auch eine Varietät, fast
Albino, indem sie ganz hellgelblich ist, doch bemerkt
Geoffroy dabei, daß Weingeist oder Lichteinfluß die Far-
ben so bleiche, daß man die vorige Art mit dieser ver-
wechseln könne. Die Jungen zeigen dieselbe Färbung
wie diese Varietät. Die Stirn liegt bei diesem Affen
sehr tief, wodurch die Augenbrauen sehr vorspringen; das
nackte Gesicht ist beim Männchen schwarzblau, beim Weib-
chen bräunlich, die Augen stehen einander sehr nahe, die
Nase ist weniger platt als beim Siamang, die Nasen-
löcher sind sehr breit und seitwärts geöffnet, die untern
Backenzähne haben fünf Höcker, am Kinne stehen einzelne
schwarze Haare, und der lange dichte, weißliche Backen-
bart bedeckt zum Theil die Ohren. Es fehlen die Kehl-
säcke, welche beim Siamang vorhanden sind. Die Arme
sind lang und dünn wie bei letzterm, die Schenkel stehen
nach Außen, der Daumen der Hinterhände ist lang und
kann sich nach Hinten biegen, die Zehen sind kurz, da-
gegen ist der Daumen der Vorderhand kurz und deren
Finger sehr lang. Die Arme sind übrigens so lang, daß
sie beim Stehen die Füße berühren, die Höhe des gan-
zen Affen ist zwei Fuß acht Zoll. Die Lebensart dieses
Thieres ist derjenigen des Siamangs entgegengesetzt, in-
dem er nicht wie dieser in großen Haufen, sondern nur
paarweise zusammenlebt, sogar einsam angetroffen wird;
auch ist er keineswegs so langsam wie jener, er klettert
vielmehr schnell und springt oft 40 Fuß weit von einem
Baume zum andern, wobei er sich nicht selten vorher auf
einem schlanken Aste schaukelt, um desto mehr Schwung
zum Sprunge zu gewinnen. In der Gefangenschaft ist
er nicht so leidenschaftslos als der Siamang, fürchtet sich
mehr, schmeichelt sich gern ein, wird sogar munter, ist
gefräßig und neugierig. Ungeachtet des mangelnden
Kehlsackes ist sein Geschrei so stark, wie das des Sia-
mangs. Fast unglaublich ist die Geschichte, welche Raf-
fles von einem zahmen erzählt, und nur aus dem Munde
eines solchen Mannes als wahr anzunehmen, um so mehr,
als er das Thier selbst besessen hat. Dieser Affe war

*) Bei den Franzosen wouwou; der Übersetzer Cuviers, Voigt, hat daraus Wauwau gemacht, ohne einen Grund dafür anzugeben.

nämlich einer Unart wegen aus dem Hause geworfen worden und — wer sollte das einem solchen Thiere zutrauen, hing sich an einem Baum auf, da man ihn aber zeitig genug fand und abschnitt, so ward er wieder zum Leben gebracht, hing sich aber zum zweiten Male, wobei ihm der Mordversuch besser gelang. Diese Art lebt in den Wäldern von Sumatra, und hat ihren Namen von dem Geschrei: Wuwu.

3) H. Rafflesii *Geoffroy*. (Simia Lar-Ungka-Aan *Raffles* in *Linn.* Transact. XIII. 1. p. 242. Hylobates Lar. *Fr. Cuvier* et *Geoffr.* Mamm. éd. in fol. fasc. 42. éd. in 4. p. 24. t. 5. masc. t. 6. foem. H. Rafflesii *Geoffr.* Cours d'hist. nat. Mamm. I. 7. leç. p. 34. 4. H. Unko *Lesson*, Complément de *Buffon.* III. p. 400. *Belanger*, Voy. p. 28.) Ungko in der Sprache der Malayen, welcher Name aber auch für die folgenden Arten gilt. Diese Art ist sehr häufig mit Simia lar Linné's verwechselt worden. Er ist schwarz, Rücken und Lenden sind rostbraun, bei dem Männchen sind die Augenbrauen weiß, die Wangen grau, bei dem Weibchen die Augenbrauen hellgrau, die Wangen schwarz. Die Größe dieser Art ist etwas geringer, als die von Hylobates variegata, der sie übrigens sehr ähnlich ist. Ihre Haare sind lang und dicht, und bilden an dem scrotum des Männchens eine Art Pinsel. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen. Das Vaterland ist ebenfalls Sumatra, doch findet sich dieser Affe seltener daselbst.

4) H. albimanus *Vigors* et *Horsfield.* (Simia Lar. *Linn.* Syst. nat. ed. *Gmel.* I. p. 27. 5. *Shaw*, Gen. Zool. I. 1. p. 12. t. 5. S. longimana *Schreb.* Säugeth. S. 66. 2. t. 2. f. 1. *Buff. Erxleben*, Syst. p. 9. 2. Zimmer, Geogr. Gesch. II. S. 174. 71. *Miller*, Cimel. phys. I, 27. *Shaw*, Mus. Lever. II. t. 1. S. albimana *Vigors* et *Horsfield* im Zool. Journ. XIII. p. 105. Homo Lar. *Linn.* Mant. II. p. 521. Pithecus Lar. *Latr.* in *Buff.* Hist. nat. éd. *Sonn.* XXXVI. p. 169. I et XXXV. p. 197. t. 8. *Geoffr.* in Annal. du Mus. XIX. p. 88. 2. *Desmar.* Mamm. p. 50. 4. Enc. méth. t. 5. f. 8. Hylobates Lar. *Kuhl*, Beitr. S. 5. 1. *Griff.* Anim. Kingd. I. p. 253 et V, 5. 1. Grand Gibbon *Buff.* Hist. nat. XIV. p. 92. t. 2. *Virey* im Nouv. Dict. XXIII. p. 605. 3. Gibbon *Audeb.* Sing. I. 2. p. 25. f. 1. G. aux mains blanches *Geoffr. St. Hil.* Cours d'hist. nat. des Mamm. I. 7. leç. p. 33. 1. Longarmed ape *Penn.* Syn. p. 99. 66. Langarmiger Affe aus Bengalen. Le Beck im Naturfr. XXIX. S. 1.) Dies ist diejenige Art, welche wol eigentlich dem Simia Lar zum Grunde liegt, dessen Name aber aus dem Grunde wegfallen muß, weil mehre Arten in demselben verwechselt sind. Dieser Affe ist schwarz, die Hände und der Kreis um das Gesicht sind schmuzigweiß. Er mißt von der Schnauze bis an den After etwa 16 Zoll. Sein Vaterland ist Java.

5) H. syndactylus. (*Horsfield*, Zoolog. Research. n. III. c. fig. bon. *Raffles* in *Linn.* Transact. XIII, 1. p. 241. Hylobates syndactylus *Fr. Cuvier* et *Geoffr.* Mamm. éd. in fol. fasc. 34. éd. in 4. [...] *Fr. Cuvier* im Dict. des Scienc. nat. [...] 87. 1. Pithecus syndactylus *Desmar*[...] Suppl. p. 531, 812. *Bory* im Dict. c[...] 283. 1. *Belanger*, Voy. p. 30.) Siama[...] Von dieser Art hat Geoffroy (a. a. O.) al[...] angegeben, daß bei dem Männchen nur [...] gerglied mit dem benachbarten nicht verbun[...] dem Weibchen sei auch das zweite frei. Di[...] in dieser Beziehung berührten wir schon o[...] Affe ist durchaus pechschwarz, stark und m[...] seine Arme reichen bis auf die Füße, an [...] hen zwei lose nackte Hautfalten, welche [...] Luft aufgeblasen sind, nur am Kinn stehen [...] Haare. Das Haar scheint übrigens mit d[...] zu werden, es ist lang und weich, das [...] haart und schwarz, wie auch die Brüste [...] Die Höhe beträgt von der Ferse bis au[...] etwas über drei Fuß. Kopf und Hals me[...] der Oberarm einen Fuß ½ Zoll, der Vorder[...] 2½ Zoll, Hand und Finger 5½ Zoll, der [...] Zoll, das Schienbein 8 Zoll, der Fuß 5[...] Schädel eines ausgewachsenen maß von de[...] Vorderzahnes bis zum Hinterhaupte 5 Z[...] dessen Höhe betrug 3 Zoll 6 Linien. Die [...] ben ist im Ganzen länglich und wird nach [...] breiter. Die Augenhöhlen stehen stark in d[...] indem die Stirnränder vorragen, rund u[...] laufen und eine kurze Röhre um das Auge[...] Schläfenleisten ragen jederzeit stark vor u[...] ander parallel vom Stirnrande bis zum [...] etwa einen Zoll von einander. Der Hinterth[...] dels endet plötzlich, durch eine ebene Flä[...] vorspringenden Leiste begrenzt. An dem [...] ist der Schädel mehr gerundet, umgekehrt [...] die Ränder der Augenhöhlen, sowie die S[...] weniger entwickelt. Sehr merkwürdig ist [...] Im Oberkiefer sind die ersten Vorderzähn[...] und etwas gegen einander geneigt, die zwei[...] und schmäler. Der erste Schneidezahn, v[...] an gerechnet, ist breit, in eine grade Lini[...] inwendig schräg abgenutzt, und abgeschnitten[...] Quereindruck des entsprechenden Schneideza[...] tern Kinnlade, der zweite Schneidezahn ist [...] als der erste und an der Seite des Eckzahn[...] genutzt. Der besonders stehende Eckzahn i[...] als dick, am Hinterrande mit einer Schärfe [...] nern Seite mit zwei Längsfurchen, die eine[...] zwischen sich haben, die hintere Furche is[...] tiefer als die vordere. Die dem Eckzahne fo[...] und drei Backzähne sind gebaut wie bei Si[...] und bei dem Menschen. Die zwei nächsten [...] Mahlzähne, der zweite etwas größer als de[...] beide aber führen zwei stumpfe Höcker, vo[...] eine am äußern Rande größer als der am i[...] ist. Die nämliche Form haben die drei fo[...] Größe nach und nach zunehmenden Mahlzähn[...] stehen aber vier Höcker, zwei von gleicher [...]

Raffles hatte indessen einen zahmen, der sehr zuthätig, aber nur dann munter war, wenn man ihn nicht allein ließ. (D. *Thon.*)

HYLOBIOI (*ὑλόβιοι*), im Walde lebend, Bezeichnung indischer, in der Abgeschiedenheit des Waldes ein beschauliches Leben führender Anachoreten *), welche bei den Indiern selbst Vanaprastha heißen. Vergl. den Art. Yogi. (*A. G. Hoffmann.*)

HYLOBIUS, *Germar* (Insecta). Eine Gattung Rüsselkäfer aus Rhynchaenus *Fabricius* gesondert, von Olivier und Germar auch Liparus genannt, von Schönherr unter die Division Molidites der Ordnung Gonatoceri gestellt. Die Kennzeichen sind: die Fühler sind etwas kurz, etwas dick, der Schaft erreicht die Augen nicht, die Basalglieder der Geißel sind länglich, verkehrt kegelförmig, das dritte bis sechste kurz, rundlich oder an der Spitze gestutzt, nach und nach etwas breiter werdend, das letzte viel dicker, an die Keule angedrückt, diese länglich eiförmig. Der Rüssel ist verlängert, rundlich, mit einem aus der Mitte der Augen hervorgehenden, eingedrückten, halben Striche, meist auf beiden Seiten gezeichnet. Die Augen sind länglich und stehen wenig vor. Der Thorax ist an den Seiten zugerundet gegen die Spitze oft etwas zusammengezogen. Das Schildchen ist an der Spitze zugerundet, deutlich. Die Flügeldecken sind länglich eiförmig, gegen die Spitze schwülig, die Schulter stumpfeckig. Der Körper ist länglich, stark, hart, geflügelt. Die Füße sind etwas lang, ziemlich gleich, die Schenkel keulenförmig, mitunter gezähnt, die Schienen etwas zusammengedrückt, innen doppelt buchtig, an der Spitze schräg abgestutzt, das Endblatt in einen großen horizontalen Haken auslaufend, die Tarsen sind unten schwammig, das letzte Glied herzförmig, zweilappig, mit starken Doppelklauen. Die Arten zerfallen in zwei Stämme.

I) Der Rüssel auf beiden Seiten mit einem halben, vom Auge bis auf die Mitte des Rüssels gezogenen verloschenen Striche, der Thorax gegen die Spitze verengert. Als Typen dieser Abtheilung führen wir auf

1) H. Pineti *Fabricius* (Eleut. II, 440, 6. Curculio Peneti *Herbst* Col. VI, 295, 264. T. 82. f. 10. *Paykull* Fn. III, 223, 41). Pechschwarz, etwas glänzend, blaß behaart, der Rüssel ziemlich dick, rund, der Thorax etwas runzelig, die Flügeldecken sind büschelig behaart. Von mittler Größe acht Linien lang, lebt als Larve in den Stämmen von Pinus Sylvestris und Abies in Teutschland und Schweden, bis nach Lappland hinauf, im Sommer, am liebsten auf frisch gefälltem Holze.

2) H. abietis (*Fabr.* Eleut. II, 4, 64, 130. Curculio Abietis *Linné* Syst. II, 613, 51. Fn. Sw. 615. *De Géer.* Ins. V, 204, 1. T. 6. f. 11. 13. *Herbst* Col. VI, 149. T. 70. f. 3. *Payk.* Fn. III. 186, 3. *Panzer* Fn. 42. f. 14. Curculio Pini. *Marsham.* Ent. Brit. 289, 152). Pechschwarz, mattgelblich behaart, der Thorax vorn zusammengeschnürt, die Flügel zart gitterig gestreift, deren Zwischenflecken stark

*) *Strabo* L. XV. c. I. §. 60 oder p. 713. ed. *Casaub.*

runzelig, mit gelbhaarigen Fleckenbinde[n]
lang, lebt ebenso wie der vorige auf Na[...]
auf frisch gefälltem im Sommer, in Teu[...]
den, England, bis nach Lappland hina[uf].

II) Der Rüssel ohne den eingedrüc[...]
Thorax nicht eingeschnürt.

3) H. fatuus. *Rossi* (Fauna etru[...]
Rostbraun, die Flügeldecken punktstreifig[...]
Vier und eine halbe Linie lang in I[...]
beeren.

Hylocharis, s. Orthorhynchus.

Hylodes, s. Hyla.

Hylogale, s. Cladobates.

Hylogenie, s. Materie, Materiali[...]

Hylogyne, *Salisb.*, s. Embothriu[m]
thulatum *Cav.*)

Hyloicus, s. Sphinx.

Hylologie, s. Materie, Materiali[...]

HYLONOME, eine schöne Kenta[...]
Gleichen ein Muster der Reinlichkeit, D[...]
Wirthlichkeit, verlor ihren ihr gleichen [...]
mit dem sie Peirithoos' Hochzeit besu[...]
von unbekannter Hand geworfenen Spi[...]
die Wunde zu, umschlang den Todte[n]
dem Leichname sterbend zur Erde *).

Hylopathismus, s. unter Hylozoi[...]

HYLOPHAGEN (*ὑλοφάγοι*), H[...]
Diodorus Siculus (L. III. c. 23. [...]
des von Knidus S. 37), eine arm[...]
Völkerschaft, welche sich von den zarte[...]
Bäume genährt und bei dem Erklettern [...]
staunliche Gewandtheit gezeigt, übrigen[s]
tiefsten Grade der Civilisation gestanden
(*A.* [...]

HYLOPHILUS, *Temminck* (A[...]
gel. Temminck hat diese Gattung auf[...]
einem etwas zu großen Umfange, wie[...]
Neuwied (Beiträge zur Naturgeschichte [...]
721) bemerkt. Jener hat nämlich auch [...]
sche Sänger (Sylvia) und einige ande[re]
dazu gerechnet, welche letztere der Prin[z]
ursprünglichen Gattung gestellt hat. [...]
Beschränkung kommen die Arten in fol[...]
chen überein: Der Schnabel ist stark, [...]
Kopf, ziemlich grade, an der Wurzel etw[...]
etwas breiter als hoch, oder doch so brei[...]
Vordertheile zusammengedrückt, die Schna[...]
zogen, die Firste kantig, nach der Kupp[e]
wölbt und hinter derselben ein kleiner [...]
anderer Ausschnitt findet sich oft vor [...]
Oberkieferrandes, wodurch dieser in der [...]
lich einen vortretenden Bogen zeigt, [...]
sind länglich und stehen vor der Schnabel[...]
terkiefer ist meist höher, und breiter als [...]
Zunge ist an der Spitze ein wenig getheil[t]
gefranzt. Die Flügel sind stark und zie[...]

*) *Ovid.* Metam. XII, 393—428.

gelblichgrün, die innern Flügeldeckfedern sind weiß, am vordern Flügelrande gelb, der Steiß ist hochgelb, die Unterbrust und die Mitte des ganzen Unterleibes bis zum Steiße blaßschwefelgelb, die Seiten des Leibes sind weißlichaschgrau, durch die dunkelgrauen Wurzeln der Federn mit den weißlichen Spitzen. Die Länge beträgt 5 Zoll 10 Linien, die Breite 7 Zoll 7 Linien. Dies die Gestalt und Färbung des ältern Männchens; das jüngere ist etwas kleiner, und zeigt nicht so schöne, lebhafte Farben. Der Färbung des Weibchens gedenkt der Prinz nicht. Es scheint diese Art, welche sich in den innern Waldungen aufhält, ziemlich über ganz Brasilien verbreitet zu sein; denn der Prinz von Neuwied fand sie in Sertong der Provinz Bahiá und auch südlich in der Gegend von Capo Frio. Sie hat die Manieren unserer Sänger, ihre Bewegungen sind leicht und schnell, sie hüpft und fliegt von einem Aste zu dem andern, und man sieht sie beständig paarweis in der Spitze gewisser hohen Bäume, deren Samen sie verzehrte, welche jedoch der Prinz von Neuwied nicht näher bezeichnet. Der Lockton ist eine kurze leise Stimme, ein weiterer Gesang wurde nicht von ihr gehört.

3) H. Guira *Neuwied* (a. a. O. S. 729). Der Orangenvogel mit schwarzem Barte (Guira-gaçu-beraba, *Marcgr.* p. 212. Motacilla Guira, *Linné* Tangara à gorge noire, *Buff.* pl. end. nr. 720. f. 1. Le Bec en poinçon jaune à barbe noire *D'Azara* Vol. III. p. 247). Die Obertheile olivengrün, ein Streif über dem Auge, sowie die untern Schwanzdeckfedern gelb, die Seiten des Kopfs und der Kehle schwarz, der Vorderhals, Brust und Unterhals orangefarben, die innern Flügeldeckfedern weiß. Der Prinz von Neuwied beschreibt a. a. O. einen ganz jungen Vogel, dem noch der Schwanz fehlte. Alle obere Theile waren olivengrün, die Schwung- und größern Flügeldeckfedern schwärzlich graubraun, die erstern mehr gelblichgrün, die letztern olivengrün eingefaßt, die innern Flügeldeckfedern weiß, nahe am Flügelrande gelb, die Seiten des Halses, sowie ein undeutlicher Streifen vom Schnabel über dem Auge hin hochgelb, an der einen Seite des Kopfes unter dem Ohr am Unterkiefer ein großer schwarzer Fleck, das Kinn, die Kehle und der Unterhals blaßgelb mit Grünlichgrau gemischt, die Brust hellgelb, ebenfalls mit Grünlichgrau gemischt, und einzeln lebhaft orangefarbene Federn, der Unterrücken lebhaft orangefarben, die Mitte des Bauches, sowie die Aftergegend und der Steiß, hellgelb. Die Länge dieses jungen Exemplars ohne Schwanz war drei Zoll sechs Linien. Die Lebensweise und Manieren dieses Vogels sind ganz wie bei der vorigen Art.

4) H. caeruleus *Neuwied* (a. a. O. S. 731). Der bläuliche Orangenvogel (? Le Bec-en-poinçon bleu et blanc *d'Azara* Voyag. Vol. III. p. 257). Die Obertheile bleifarben himmelblau, die Schwungfedern schwarz, mit himmelblauer Vorderfahne, die vordern kleinen Flügeldeckfedern himmelblau, die mittlern Schwanzfedern bläulich, die übrigen an der innern Fahne schwarzbräunlich, mit feinem weißem Saume, die Untertheile

schmutzig weiß, die Kehle fahlröthlich gelb
fahlbräunlichgrau überlaufen. Der Schna
groß, stark zusammengedrückt, die Schnabe
eingezogen. Die kantige Firste ziemlich
Kuppe hinab gewölbt, ein höchst kleines Z
der letztern, das rundliche Nasenloch steht
zel des Schnabels, die Federn treten bis
vor, der Kinnwinkel ist kurz und beträgt
Schnabellänge, er ist mäßig zugespitzt,
zerschlissenen Federn bedeckt, die Dille st
und ist gegen die Spitze hin kantig, die B
dem Mundwinkel sind schwarz und ziemlich
gel reichen bis über die Mitte des kurz
hinaus, und die zweite Schwungfeder i
doch geben ihr die erste und dritte an Län
der kurze, schwache Schwanz ist in der Mi
lich ausgerandet, die Beine sind ziemlich
mit fünf Tafeln belegt, die äußern Zehen
zel ein wenig vereinigt, die äußerste ein
als die innere, der Hinternagel stärker un
als die übrigen. Die Iris des Auges
die Beine gelblich, der Oberkiefer ist sc
braun, der untere weißlich, alle Oberthei
sind himmelblau, stark in das Bleifarbene z
Deckfedern der Flügel schön himmelblau,
und im Nacken etwas blässer, die mittle
dern haben an ihrer Vorderfahne einen b
Rand, wodurch ein Querstreifen entsteht.
Flügeldeckfedern sind nebst dem Flügelran
Schwungfedern sind bräunlich schwarz, d
mitilern mit himmelblauen Vordersäumen
Hinterrande der hintern Fahne, die hinte
dern sind schwarz mit blaugrauer Vord
haben einen weißlichen Vordersaum, die
deckfedern sind weiß, die mittlern Schwan
die andern schwärzlich mit bläulichem A
äußern an der Spitze der innern Fahne m
lichen Rand, alle Untertheile sind we
Kehle und an dem Unterhalse bis zur Br
überlaufen, am Bauche graugelblich a
Länge 5 Zoll 2 Linien, die Breite 8 Zoll
Prinz erhielt nur ein einziges weibliches
der Gegend von Bahiá, und ist der Mei
Synonyme aus Azara diesem Vogel ange

5) H. cyanoleucus *Neuwied* (a.
Der bläuliche Orangenvogel mit schwa
(Tanagra pileata, *Linné Gmel. Lath*
noire, *Buff.* [pl. enl. nr. 720] *Desma*
en-poinçon bleu et blanc *d'Azara* V
p. 251. Sylvia cyanoleuca Mus. Berol
tel, die Seiten des Kopfes, ein Streif a
die obern kleinen Flügeldeckfedern glänzen
Obertheile indigblau, hie und da in das
hend, die Untertheile weiß. Der Schnab
und stark, ziemlich schlank, auf der etwas
Firste etwas gewölbt mit einem höchst klei
vor der Kuppe, an der Wurzel ziemlich
sammengedrückt, die Nasenlöcher rundlich,

bar vor den Nasenfedern stehend, die Dille nur nig kantig, sanft aufsteigend, der Kinnwinkel beträgt ca ein Drittheil der Schnabellänge, ist mäßig abgerundet, leicht befiedert, am Mundwinkel stehen sehr kurze warze Bartborsten, die langen starken Flügel erreichen Mitte des Schwanzes, die Beine sind etwas kurz. ßer den obenangegebenen Theilen ist auch ein Fleck an Seite der Brust glänzend schwarz, das Blaue ist dem größten Theile der Flügeldeckfedern lebhaft und ller indigblau, die Schwung- und Schwanzfedern sind vorzüglich mit blauen Rändern, von den Nasenlöchern t nach dem Auge ein bläulich weißer Streif, Kinn, le und Brust sind rein weiß, alle übrigen Untertheile ß, an manchen Stellen schmutzig grau gelb überlau. Die Länge beträgt 5 Zoll 4 Linien. Findet sich in raguay und Brasilien in der Gegend von Bahiá.

6) H. melanoxanthus, *Lichtenstein* (Berliner ublettenverzeichniß. *Neuwied* l. c. 736. Tanagra iculifera *Temminck* pl. col. 36. f. 1. 2. Nemosia ricollis, *Vieillot* Galérie des Oiseaux). Kinn, le, Unterrücken und Steiß hochgelb, die Obertheile warz, Brust, Bauch und After weißlich, das Weib auf den Obertheilen olivenbraun, an den Untertheilen gelb. Die Gestalt ist schlank und zierlich, wie bei Sängern, der Schnabel ist grade, lang gestreckt, von Mitte an zusammengedrückt, die Firste kantig erha, die Schnabelränder stark eingezogen, die Kuppe m merkbar übertretend und hinter derselben ein klei Zahn, die Nasenlöcher länglich eiförmig, sind an der rseite von der Nasenhaut überspannt, die Federn tre bis zu ihnen vor, der Kinnwinkel beträgt ein Drit l, der Unterkiefer länger, ist mäßig zugespitzt, ge ert, die Federn am Ende borstig, nach Vorn gerichtet r den Nasenlöchern und am Mundwinkel stehen kurze warze Bartborsten, das untere Augenlid ist am Rande kleinen Federchen besetzt, die Flügel sind ziemlich zu itzt, die dritte Feder ist die längste, die erste nicht kürzer, die zweite noch weniger, diese, sowie die dritte vierte, sind an der Vorderfahne sanft ausgeschnitten, starke, ziemlich gleiche Schwanz ist in der Mitte oft wenig ausgerandet, die Beine sind mäßig hoch, ziem schlank, die Ferse mit Tafeln belegt. Die Iris des es ist graubraun, der Oberkiefer hornbraun, der un blaßgelb, die Beine sind bräunlichgrau, Kinn, Kehle Unterhals bis gegen die Oberbrust, der Unterrücken Steiß sind hoch gummiguttgelb, alle Obertheile schwarz, eilen mit etwas Olivenglanz, die Schwungfedern an der Wurzel weiß, wodurch auf den Flügeln ein ßer Querfleck entsteht, der jedoch meistens durch die gelbdeckfedern wieder versteckt wird. Die innern Flügeldeckfedern sind weiß, am Flügelrande schwärzlich, der hwanz bräunlich schwarz, die beiden äußern Federn an r Seite tragen an ihrer innern Fahne etwas über Spitze einen großen weißlichen Fleck. Dies ist die be des männlichen Vogels, welcher 5 Zoll lang ist. Weibchen sind die Obertheile bräunlich olivenfarben, Deckfedern der Flügel grünlich gelb gerandet. Die hwung- und Schwanzfedern graubraun mit grünlichgelben Rändern, die untern Theile limoniengelb, welches unter dem Hals und an dessen Seiten am lebhaftesten ist. Am Schwanz fehlen die weißen Flecken. Auch in der Lebensart und in seinen Manieren hat dieser Vogel Ähnlichkeit mit den Sängern und scheint wie sie von Beeren und Insecten zu leben. Er ist in beständiger Bewegung in den Kronen der hohen Wald- und Buschbäume, schnell Blätter und Zweige durchsuchend. Er hält sich in kleinen Gesellschaften zusammen und scheint über ganz Brasilien verbreitet zu sein. (D. *Thon.*)

Hyloplastik, Hylotheisten, s. Materie, Materialismus.

HYLOTOMA *Fabricius* (Insecta). Eine Gattung Hymenopteren, gesondert aus Tenthredo *Linné* und nach Latreille's Anordnung in die Familie Tenthredinetae gehörig. Nach diesem letztern Entomologen zählt man alle diejenigen Arten dazu, bei welchen die Fühler nur drei deutliche Glieder haben, von denen das letzte eine längliche prismatische oder cylindrische Keule bildet, welche bei dem Männchen schmächtiger, gefranzt und mitunter gabelig ist und wo die beiden Randnerven der obern Flügel sehr weit von einander stehen. Er zerfällt diese Gattung wieder in einige andere. Unter Schyzocera (Cryptus *Leach*, *Lepeletier*) rechnet er diejenigen, welche vier Cubitalzellen auf den Vorderflügeln haben, bei welchen die Antennen der Männchen gabelig sind und die Dornen in der Mitte der Schienbeine fehlen. Die Arten der Gattung Hylotoma in engster Begrenzung sind der vorhergehenden in Bezug auf den Flügelbau ähnlich, aber die Fühler endigen bei beiden Geschlechtern nur in ein einfaches oder ungetheiltes Glied, die meisten haben einen Stachel in der Mitte der vier hintern Schienbeine und ihre Larven haben 18—20 Füße. Zur Gattung Ptilia gehören diejenigen, welche nur drei Cubitalzellen haben. Klug (Jahrbücher der Insectenkunde. I. S. 229) ist mit der Trennung in mehre Gattungen nicht zufrieden und spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Die Trennung dieser Gattung in mehre, wie sie wol versucht worden, scheint mir nicht sicher genug, auch nicht soweit durchzuführen, daß jede in der Form auch wichtigerer Theile, z. B. der Fühler, der Flügel mit ihren Zellen etc., abweichende Gruppe sich als besondere Gattung darstellen ließ. Selbst die so auffallenden Arten mit tief gespaltenen Fühlern (Schyzocera *Latr.*) möchten sich als Gattungen nicht behaupten können, insofern der Charakter, auf welchem die Trennung hauptsächlich beruht, sich nur bei dem einen Geschlechte, dem männlichen, findet, wogegen die Fühler der Weibchen einfach und ohne deutliche Gliederung, wie die der andern weiblichen Hylotomen sind. Dennoch sind Trennungen der Gattungen nöthig, aber nur Unterabtheilungen, und hierzu lassen sich die Schienen, namentlich der Hinterbeine, und die Flügelzellen am besten benutzen, wogegen auf die Fühler keine besondere Rücksicht zu nehmen sein möchte. Die hintern Schienen haben oft in der Mitte einen Dorn, sodaß alle Arten, wo sich dieser findet und es sind dies fast alle europäische Arten, nur mit Ausnahme der wenigen, deren Männchen gabelförmige Füh-

ler haben, zu einer Unterabtheilung um so mehr vereinigt werden können, als sie sämmtlich auch darin übereinstimmen, daß im Vorderflügel die vollständige Zahl der Unterrandzellen vorhanden ist und Vorder- und Hinterflügel mit einer cellula appendicea an der Spitze versehen sind; oder es sind jene Schienen einfach, ungedornt, in welchem Falle dann die Zellenbildung, besonders im vordern Flügel, mannichfaltigen Abänderungen unterliegt." Nach diesen Unterabtheilungen hat nun Klug (a. a. O.) die Arten aufgezählt, die wir jedoch, da ihrer zuviel sind, nicht alle namentlich aufführen können noch weniger beschreiben, mit Ausnahme einiger wenigen, welche als Typen der Abtheilungen und zur Erläuterung der Gattung überhaupt zu betrachten sind.

I. Tibiae posteriores medio spinula instructae (cellulae alae superioris submarginales quatuor; cellula marginalis alae superioris et inferioris appendiculata). Es gehören hierher unter andern:

1) H. enodis *Fallén* Monogr. Tenthred. Sueciae. p. 19. n. I. Tenthredo enodis *Linn*. Syst. Nat. II. p. 922. n. 11. Hylomata atrata *Klug* Magazin der naturforschenden Gesellschaft zu Berlin. VI. S. 286. n. 2.

2) H. vulgaris mas. H. enodis *Klug* Mag. d. naturf. Ges. VI. S. 285. n. I. *Lepeletier de St. Fargeau*, Monogr. Tenthred. p. 45. n. 127.

3) H. Berberidis *Klug* Mag. d. naturf. Ges. VI. S. 287. n. 3. Arge Berberidis *Schr*. Fn. Boica. II. p. 229. n. 1992.

4) H. rosae *Fabr*. Syst. Piez. p. 25. n. 16. *Lepelletier* l. c. p. 46. n. 130. H. rosarum *Klug* Mag. d. naturf. Ges. S. 292. n. 10. *Fallén* l. c. p. 22. n. 7. *Panzer* Faun. Ins. Germ. fasc. 49. t. 15. *De Géer* Ins. II. p. 219, 28. t. XXXIX. f. 21—29. (Tenthredo rosae.) *Linné* Fauna suec. n. 1858. und Rösels Insectenbelust. II. Wespen. Die Rosenblattwespe. Sie ist vier Linien lang, der Kopf, der Thorax oben und der äußere Rand der Vorderflügel sind schwarz, der übrige Körper ist safrangelb und die Füße sind gelb geringelt. Die Larve ist nach Bouché (Naturgesch. der Ins. I. S. 135) achtzehnfüßig, walzig, hinten verdünnt, graugrün mit gelblichen Einschnitten. Der Rücken ist über den kleinen schwarzen Luftlöchern dunkelgelb mit sechs unregelmäßigen Reihen tiefschwarzer Warzenflecke, die sich auf jedem Abschnitt in zwei Querreihen bilden. Auf jeder Warze steht eine kurze Borste. Unter den Luftlöchern über den Füßen hin steht eine Reihe größerer dicht beborsteter, ebenfalls tiefschwarzer Warzen, auf jedem Abschnitt eine. Der Kopf ist gelb, kurz schwarz beborstet. Die Augen sind schwarz, vor der Stirn steht ein schwarzer, nach Unten gekehrter Mondfleck. Die Spitzen der Oberkiefer sind braun. Die Beine sind auf der Oberseite schwarz angelaufen. An der Basis der Bauchfüße steht ein schwarzer Fleck und an den Abschnitten, wo die Bauchfüße fehlen, an jedem eine beborstete Warze. Die Länge ist sieben bis acht Linien. Man findet diese Larve vom August bis in den October, namentlich in Gärten, auf Rosen, oft in manchen Jahren in großer Menge, wo sie dann die Rosen ganz kahl abfrißt. Im H[...] sie sich zur Verwandlung in die Erde un[...] doppelte braune Hülle, deren äußere großma[...] nere sehr fein gesponnen ist. Sie liegt da[...] Frühling als Larve, dann erst verwandelt si[...] weißlich gelbe Nymphe, aus welcher nach 1[...] vollkommene Insect auskriecht.

Klug hat am gedachten Orte 23 zu [...] lung gehörige Arten namentlich aufgeführt [...] noch 36 neue beschrieben. Unter diesen zei[...] ne ganze Reihe südamerikanischer Arten durch [...] len Körper, längere, an der Spitze kaum ve[...] zusammengedrückte, bei den Weibchen mit fe[...] besetzte Fühler aus.

II. Tibiae omnes simplices, cellula[...] nales quatuor; cellula marginalis ala[...] appendiculata. Die hierher gehörigen Ar[...] ter amerikanische, sämmtlich unbeschrieben [...] übereinstimmendem Körperbaue, sodaß namen[...] schieden gebildete Fühler sich hier vorfinde[...] Verlauf der Nerven im Vorderflügel stimmt [...] len genau überein, auch ist von allen Arten [...] ein Geschlecht beschrieben. Man kann dah[...] keine Art als Typus angeben. Wir begnü[...] her, dieselben nur namentlich aufzuzählen. H[...] nis, gonagra, ovalis, ephippiata, biramos[...]

III. Tibiae omnes simplices; cellul[...] ginales quatuor; cellula marginalis *nulla* [...] lata. (Cryptus *Leach*. Schyzocera *Latr*.) [...] chen der Arten dieser Abtheilung haben mit w[...] nahmen gabelförmig getheilte, die Weibchen [...] Falle mehrentheils kurze, an der Spitze merk[...] Fühler. Nur bei einem brasilischen Weibch[...] fast so lang als der Körper, daher die Spitze[...] Einige Arten gibt es mit flach gedrückten, a[...] krümmten, spitzig auslaufenden Fühlern und [...] gewölbtem Rückenschilde, doch sind es nur [...] Männchen noch unbekannt. Von den hierh[...] Arten führen wir nur an:

H. furcata *Fabr*. Klug, Mag. der [...] VI. S. 301. n. 31. Beide Geschlechter H. [...] a. a. O. S. 304. n. 31. Beide Geschlechter. [...] Weibchen ist noch zu bemerken: H. brevicor[...] Monogr. Tenthred. Sueciae. p. 24. n. 9. [...] 1808. p. 44. Die männliche H. tarda unt[...] von der Furcata kaum anders als durch di[...] trächtlichere Länge des Körpers, namentlich [...] wogegen sich in der Länge der Fühler kei[...] Verschiedenheit zeigt. Außer diesen führt Klug [...] Arten an und beschreibt fünf neue.

IV. Tibiae omnes simplices, cellula[...] ginales tres; cellula marginalis alae sup[...] pendiculata; cellula submarginalis prima [...] nervum recurrentem excipit. Auch in di[...] lung haben die Männchen mehrentheils gabelfö[...] hörner. Klug rechnet hierher:

H. melanictera *Klug* a. a. O. S. 3[...]
H. xantoptera — Schyzocera xantoptera [...]

et *Martius* delectus anim. articul. III. p. 130. XXVI. f. 5. Beide Geschlechter. Der H. mela-a nahe verwandt. Die Fühler der Männchen ga-zig gespalten und nicht viel kürzer als der Hinter-Dieser und die hintern Beine schwarz. Die sehr Flügel rothgelb mit breitem, schwarzem Saume, andmal und die Nerven diesseit des Saumes gelb, aume schwarz. H. Martini *Lepeletier de St.* *au* Monogr. Tenthred. p. 48. n. 139. Beide echter. Der Hinterleib nicht so zusammengedrückt, kgel nicht so groß, als bei beiden vorhergehenden Die Flügel sind mit Ausnahme des Hinterran-lb, durchscheinend, mit gelben Nerven und Rand-Auch beschreibt Klug noch sieben zu dieser Abthei-gehörige neue Arten.

) Tibiae omnes simplices; cellulae submargi-tres; cellula marginalis alae superioris appen-ta, cellula submarginalis prima nervos duos entes excipit. Nur eine einzige Art, neu, aus en und nur ein Weibchen, H. formosa. Von licher Größe, eirund. Kopf, Rückenschild und die n Beine sind einfarbig hochroth. Die Fühler sind nengedrückt, etwa so lang als der Thorax, schwarz, den ersten Glieder roth. Die hintersten Beine sind z mit rothen Hüftstücken und Schenkeln. Die Flü-d hell durchscheinend, die vordern an der Wurzel Mitte als Querbinde und an der Spitze schwarz lauem Schiller, die hintern dunkel, nur an der etwas heller. Die Nerven und das Randmal hwarz. Der Hinterleib ist blauschwarz, unten die e Hälfte roth.

I. Tibiae omnes simplices; cellulae submargi-tres; cellula marginalis alae superioris appen-ta; cellula submarginalis secunda nervos duos entes excipit. Ebenfalls nur eine neue Art, von r ein einzelnes Weibchen von Cayenne bekannt ist. ucocephala. Viel größer als alle schon beschrie-Arten, dick, eirund, dunkel violettschwarz, glänzend. Kopf gelblichweiß. Die zusammengedrückten, kurz icht behaarten Fühler schwarz, die beiden Wurzel-, welche blaßgelb sind, ausgenommen. Von dersel-laßgelben Farbe sind das Halsschild und die vor-Beine. Die dunkelviolettschwarzen Flügel sind an pitze kaum etwas heller. Nerven und Randmal hwarz.

II. Tibiae omnes simplices; cellulae submar-s tres; cellula marginalis nulla appendiculata; a submarginalis prima nervos duos recurrentes it. Außer H. surinamensis *Klug* gehört hierher eine neue, H. Olfersii. Ein Weibchen aus Brasi-Etwas größer als H. surinamensis, sonst ihr sehr h. Die Fühler sind, wie bei jener, zusammenge-, mit Ausnahme der beiden ersten Glieder, schwarz. Spitzen der Schienen und die Fußglieder sind z. Die schwarzbläulichen Flügel sind an der Spitze heller. Nerven und Randmal sind schwarz. Der ist röthlich, an den Seiten und der Spitze blau-z.

VIII. Tibiae omnes simplices; cellulae submarginales tres; cellula marginalis nulla appendiculata; cellula submarginalis prima et secunda nervum recurrentem excipit. Von den sechs neuen Arten heben wir nur H. praecox aus, ein Männchen von Bahia in Brasilien. Nicht größer als H. furcata. Der Kopf im Verhältnisse groß, schwarz und glänzend, die Freßspitzen weißlich. Die Fühler so lang als der Hinterleib, dicht behaart, zugespitzt, schwarz, das erste und zweite Glied weiß. Das Rückenschild blaßgelblich, die Mitte des Rückens rothgelb. Die Beine gelbweiß, die letzten Fußglieder schwärzlich. Der Hinterleib braunschwarz, nach Vorn heller. Die Flügel schwärzlich mit schwarzen Nerven und Randmal. (D. *Thon.*)

HYLOZOISMUS. Wenn dieser Ausdruck wörtlich die Ansicht bezeichnet, daß die Materie (ὕλη) lebe, mit welcher Behauptung eigentlich der abstracte Begriff der Materie selbst aufgehoben wird, so darf doch darum nicht der Hylozoismus, wie häufig geschieht, mit Pantheismus überhaupt verwechselt werden; er wird zum letztern nur im bestimmten Falle. Denn bleibt man bei jener Ansicht stehen, so hat man damit noch nicht alles Materielle als Ein ganzes Leben gedacht; vielmehr läßt sich jene Ansicht mit einer Annahme ursprünglicher getrennter materieller Wesen, denen man dies Leben beilegt, wohl vereinigen. Aber gewöhnlicher pflegt man allerdings unter Hylozoismus die Ansicht zu verstehen, die Natur habe als Ganzes und an sich ein ihr eigenthümliches Leben (mit Ausschluß des Gedankens, daß eine außerweltliche Gottheit sie beseele); weil man nicht in jedem einzelnen hinfälligen Dinge für sich, sondern nur in den organischen Körpern solches Leben wahrnimmt. Dieses Leben kann nun blos als allgemeiner Organismus oder insbesondere als Empfindungsleben vorgestellt werden (letzteres bezeichnet der Ausdruck Hylopathismus, die Ansicht, welche der Materie, oder der Natur überhaupt, Empfindungszustände zuschreibt). Einige (wie z. B. Bouterwek) haben jenen Namen auf die Lehre von einer Weltseele willkürlich beschränkt, und von dem Pantheismus dadurch unterscheiden wollen, daß nach diesem die Gottheit mit allem Dasein identisch sei. Wenn aber die Gottheit in das Ganze gesetzt wird, so hört damit die Verschiedenheit des Einzelnen vom Ganzen und des Materiellen und Geistigen in der Betrachtung nicht auf; sodaß Gott als in der Welt beschlossen (Weltseele) dem wahren Pantheismus gerade darum nothwendig ist, wogegen ein Pantheismus der alles (einzelne) Dasein mit Gott identisch setzt, wenigstens nicht eine philosophische Ansicht heißen und als solche Pantheismus genannt werden kann. Somit verläuft sich, was man Hylozoismus nennt, allerdings in dem Pantheismus und die Lehre der Stoiker, welche die Natur aus einem thätigen und einem leidenden Princip (dem λόγος und der Materie) bestehen läßt, kann ebenso wol von Seiten der Materie Hylozoismus, als von Seiten des thätigen Princips aus Pantheismus oder Lehre von einer Weltseele genannt werden; da selbst jener λόγος das ätherische Feuer zur Basis hat, welches er in Alles verwandelt. (*Wendt.*)

HYLTENIUS (Nikolaus), aus Småland, Professor der Rechte zu Lund in Schonen, schrieb: Panegyricus memoriae Caroli Gustavi Reg. consecratus. 1661. Solemnia Carolinae, cum imperium Carolus XI. Rex adiret. 1673. Panegyricus Carolo XI., Academiae Carolinae nomine, cum primum conditorem suum provincias regni perlustrantem gratulabunda exciperet. 1673*). (*Spangenberg.*)

Hyltversdorf, s. Helsdorf.

HYLURGUS *Latreille* (Insecta). Aus Hylesinus gesonderte Käfergattung zu Scolytus *Geoffr.* gehörend, demnächst aber zur Familie der Xylophagen, mit den wenigen Kennzeichen, daß die Kolbe der Fühler fast kugelig, stumpf, wenig oder nicht zusammengedrückt, quer geringelt und der Körper fast cylindrisch ist. Außerdem ist das vorletzte Glied der Tarsen gespalten und der Kopf bildet einen ganz kurzen Rüssel. Die bekanntesten Arten sind:

1) H. ligniperda *Fabr.* Eleut. II, 391, 5 b. Bostrichus ligniperda *Payk.* Fn. III, 149, 7. Bostrichus micans *Kugell. Schneid.* Mag. V, 523, 12. Bostrichus ligniperda *Herbst.* col. V, 107, 5. t. 48. f. 5. Pechschwarz, etwas lang behaart, die Fühler ziegelfarben, die Flügeldecken punktstreifig mit runzelig höckerigen Zwischenräumen, der Thorax fein punktirt. Eine Abänderung ist ziegelfarben, der Kopf und die Gelenke der Beine schwarz, auf acht Linien lang. Häufig unter der Rinde der Tannen und andern Nadelholzes; wird auch mit zu den sogenannten Borkenkäfern gezählt.

2) H. Piniperda *Linné* (*Fabr.* Eleut. II, 392, 9. Bostrichus piniperda *Herbst* col. V, 106, 4. t. 48. f. 4. d. *Payk.* Fn. III, 152, 11. Ins. Suec. T. I. P. III. X. Dermestes Piniperda *Linn.* Syst. II, 563. Fn. Sw. 421. Bostrichus Piniperda *Panz.* Fn. 15. f. 9. Hylesinus testaceus *Fabr.* Eleut. II, 393, 14. Bostrichus testaceus *Herbst.* col. V, 110, 8. t. 48. f. 8, 9. *Panz.* Fn. 66. f. 14. Crit. Rev. I, 121. *Creutz.* Ent. Vers. I, 136. Ips fumatus *De Géer* Ins. V, 159, 3. Ips rufus *Marsham* Ent. br. I, 57, 19). Pechschwarz, kurz behaart, Fühler und Tarsen ziegelroth, Flügeldecken schwarz punktstreifig, die Zwischenräume punktirt, etwas runzelig, der Thorax fein punktirt. Ändert ab mit rothbraunen Flügeldecken, auch pechschwarz, der Thorax vorn Flügeldecken und Füße roth, ferner ziegelroth unten, sowie die Füße blaß, nur die Augen schwarzbraun. Lebt in Teutschland häufig in Fichten und ist einer der ärgsten Verwüster des Schwarzholzes unter den Käfern, welche mit dem allgemeinen Namen Borkenkäfer belegt werden. (D. *Thon.*)

HYLURGUS (Paläont.). Eine kleine Käferart, diesem Geschlecht angehörend, kommt in den Kalkmergeln der tertiären Süßwassergyps-Formation zu Aix in der Provence vor †). (*H. G. Bronn.*)

HYLYCUS, Ὑλυκός, ist ein kleiner Bach in Argolis, dessen Quelle sich auf dem Wege von [...]
Hermione befindet. Er fließt nach kurzem [...]
saronischen Busen und wurde früher Tauri[...]
Pausan. II, 31. (*Kan*[...]

HYM auch **HIM** oder **HIMA** genannt, [...]
Hanyapterſee, im csérháter Bezirke der aba[...]
spanschaft im Kreise diesseit der Theiß, dr[...]
von Kaschau, zwei Stunden von Hidas-Ném[...]
Stunde von Perény entfernt, gelegenes, n[...]
(Vicearchidiakonatsdistrict von Szepsi, Diöce[...]
eingepfarrtes Dorf von 53 Häusern und 420 [...]
katholischen Einwohnern, unter welchen 24 [...]
mit einer katholischen, dem heil. Stephan, Kön[...]
gerh, geweihten und einer griechisch-katholis[...]
kirche. (*G. F. S*[...]

HYMANE nennt Hygin*) die Mutte[...]
nauten Tiphys, welchen sie mit Phorbas er[...]

HYMANI sind eine von Plinius III, 2[...]
Völkerschaft in Liburnien, die aber nicht w[...]
ist. Harduin wollte daher dafür Ismeni les[...]
von Skymnus ziemlich in dieselbe Gegend [...]
(*K*[...]

HYMEN oder **HYMENÄOS** (Ὑμή[...]
Was Eros beginnt, vollendet Hymen, de[...]
innigsten und ehrwürdigsten Menschenverein[...]
Dauer und Seligkeit hängt von der Keusch[...]
die sie schlossen; darum war das *Schauen* [...]
so wichtig; darum führten die nächsten un[...]
Verwandten den Bräutigam, Jünglinge un[...]
die Braut ins stille Gemach, sangen dem[...]
Lied unter musikalischer Begleitung und ta[...]
Thüre, bis die Keuschheit der Braut durch [...]
Beweise (die Physiologie des Alterthums b[...]
Allen entschieden war. Diesen Gesang nam[...]
menäos [2]). In der Folge personificirte man[...]
er ward Genius der Ehe. Man hüllte ih[...]
ließ ihn in bräutlicher Farbe erscheinen und [...]
ihm den Brautgesang [3]). Daß Hymen frü[...]
menäos, beide für sich gedacht, in den [...]
scheint der junge Mythos selbst zu verberge[...]
lich der alte Erklärer Virgils, Servius. [...]

---

*) Cf. *Schefferi* Suecia. p. 235.

†) *M. de Serres*, Hist. nat. des terrains tert. du midi de la France. 1829. p. 225.

*) Fab. 14. **) *Apollodor.* I, 9, 16 ne[...]
Hagnios, ebenso *Orph.* Argonaut. 120. Heyne zu[...]
vermuthet Ἄγριος. Siehe S. 82, und Burmann [...]
lesen. Siehe van Staveren zu *Hygin.* l. c. p.[...]

1) ὑμήν, das Jungfernhäutchen, membrana q[...]
nalis, qua rapta, quia desinat esse virgo, Hymenaei [...]
Servius zu *Aen.* IV, 99. 2) *Pollux* III, 38 [...]
ὑμέναιος für gleichbedeutend. Der Brautgesang in [...]
1742 und *Catull.* 61 nennen beide neben einander. [...]
der Dichter Alkman in *Leonid.* Tarent. Ep. 8. ὑ[...]
ναίων genannt. Vergl. auch Schneider im Lex[...]
ὑμέναιος. 2. Bd. S. 645. Abgeleitet muß es von [...]
Andere Ableitungen von ἅμα ναίειν, beisammenwohn[...]
gleichgesinnt sein, wo sie sich auch finden mögen, [...]
ὕμνος νέος, welcher Il. XVIII, 493 und *Hesiod.* S[...]
274 widersprechen, scheinen unstatthaft. 3) *Ovid*[...]
215. *Servius* ad *Aen.* VII, 398. ed. *Lion.* T. I, [...]

wird die Abstammung des Gottes angegeben. ...gling von außerordentlicher Schönheit lebte Hy... in Athen. Sein Wuchs und die ganze Haltung ...örpers war jungfräulich. Er, arm und nicht ... Geburt, liebte eine edle, reiche Jungfrau, und ... innig; er aber ohne Hoffnung, sie je die Sei... ...nen zu dürfen. Einst feierten die Jungfrauen ... edelsten Familien der Stadt das hohe Fest der ...on Eleusis und Hymenäos mischte sich im Frauen... unter sie, um der Geliebten recht nahe zu kom... ...ie schöne Festfeier störten einbrechende Seeräuber, ...ller Jungfrauen sich bemächtigten, sie als Beute ... ihre Schiffe nahmen und weit hin über das ...hren, bis sie endlich in einer einsamen Gegend ... und ermüdet dem Schlafe sich überließen. Hy... nahm diesen Zeitpunkt wahr, erschlug die schla... Seeräuber, ließ die Jungfrauen auf der Insel, ... nach Athen zurück. Den trauernden Ältern ver... ihre geraubten Töchter wieder in ihre Arme zu ... wenn seiner Geliebten Ältern seine Wünsche er... Sie willigten ein. Er führte sie alle wieder zu ...tern, vermählte sich mit seiner Geliebten und ...t ihr überaus glücklich. Sein eheliches Glück ... allgemein bekannt und hochgepriesen, daß man ...chzeitfest beging, ohne den Neuvermählten ein ... zu wünschen und seiner namentlich zu gedenken. ...d Hymenäos ein Bestandtheil der Hochzeitge... Man sang von ihm[4]). Eine andere Sage läßt ...os, einen jungen Argeier, am Hochzeittage vom ...nden Hochzeithause erschlagen, und seinen Na... jedem Hochzeitfeste mit dem Flehen zu den Göt... ...sprechen, daß Neuvermählte ein solcher Trauer... in der Freude stören möge[5]). Als die sicherste ...t über den Ursprung des Hymenäos wird gege... ...n einem furchtbar verheerenden Kriege, den die ...ser führten, rettete ein Jüngling, Hymenäos, die ...uen, und dankbar verehren sie ihn als Beschützer ...licher Unschuld im Hochzeitgesange, sowie die ... ihren Thalasso oder Thalassio, einen römischen ..., welcher beim Raube der Sabinerinnen eine ...u auch sich selbst raubte, und, um sie sich zu ...n, für die Beute eines angesehenen Heerführers ...[6]). Noch andere Nachrichten lassen den Hyme... ...i der Hochzeit des Dionysos mit Ariadne von ...strengung beim Singen sterben[7]), und die Or... ...hn vom Tode durch Asklepios wieder erwecken[8]), ... machen ihn gradezu zu dem Anordner der Hoch... ...lichkeiten[9]). Dem einen Mythographen ist er der ...eines großen Tonkünstlers, Magnes[10]), dem an... ...s Argos und der Perimele[11]), dem dritten des Dionysos und der Aphrodite[12]), dem vierten ein Sohn der Phlegyas, Geliebte des Dionysos[13]), oder der Muse Urania[14]), der Terpsichore[15]).

Seine Verbindung mit Amor kann nicht befremden. Beide schwingen, praecutiunt, die Hochzeitfackel, verbreiten Wohlgerüche im Hochzeithause, singen das Hochzeitlied unter Musik und führen die Vermählten ins hochzeitliche Gemach[16]). Die Dichter kleiden ihn in ein brautfarbiges Gewand als Jüngling[17]), schmücken sein Haupt mit einem Kranz und geben ihm eine Fackel in seine Hand[18]). Die Kunst stellt ihn sehr oft in Hochzeitbildern dar[19]). Bei der Hochzeit des Amor und der Psyche erscheint er als größerer Knabe, geflügelt an den Schultern und mit einer (stets) erhobenen Fackel[20]). Eine andere Darstellung im Mus. Pio-Clement.[21]). Am Besten malt ihn Catull in seinem Brautlied an Julia und Manlius[22]):

Du auf Helikons Gipfel hoch
Hausend, Sohn der Urania,
Der Du reißest die zarte Braut
Hin zum Mann', Hymenäos, o
Hymen, o Hymenäus.

Schlinge jetzt um die Schläfe Dir
Lieblich duftenden Majoran,
Nimm den Schleier und komm' hieher,
Komme fröhlich, mit rothem Schuh[23])
Auf dem schneeigen Fuße.

Und vom fröhlichen Tag bewegt
Hochzeitlieder in hellem Ton
Singend, stampfe den Boden rasch
Mit den Füßen, im Tanze schwing'
In den Händen die Fackel.

Mache Dich auf, und komm'
Hieher, lassend Aonia's,
Lassend Thespiä's Felsenkluft,
Welche kühlend der Musenborn
Aganippe benetzet.

Und ruf' unsre Herrin her,
Sehnsuchtsvoll nach dem Bräutigam,
Bindend innig in Liebe ihr Herz,
Wie sich rankender Eppich fest
Schlingt hinauf an dem Baume.

Wer ist unter den Göttern mehr,
Mehr ja Liebenden hocherwünscht?
Wen der Himmlischen feiern je
Menschen mehr, Hymenäus, o
Hymen, o Hymenäus.

Dich ruft bangend der Vater an
Für die Tochter, das Mägdlein löst
Ihren Gürtel am Busen Dir,

...) *Servius* ad *Aen.* IV, 99. ed. *Lion.* T. I. p. 258 sq. ...r bestimmt durch *Tzetz.* Chil. 13. hist. 496. 6) *Ser*... *Aen.* I, 651 setzt hinzu: Falsum est. Nam vitari ma...it nomen extincti. 7) *Servius* ad Eclog. VIII, 30. ...*llodor.* III, 10, 3. Dazu *Heyne*, Observatt. p. 280. 9) ...s ad *Terent.* Adelph. V, 7, 8. 10) *Antonin.* Libe... ...nsformat. 23. 11) *Ovid.* Metam. II, 683.

12) *Servius* ad *Aen.* IV, 127. ed. *Lion.* T. I. p. 261. 13) Dionysiac. 29, 33. 14) Dionysiac. 33, 67. 15) *Procl.* apud *Phot.* p. 987. l. 24. *Heyne*, Observ. ad *Apollod.* III, 10, 3. p. 280. 16) *Ovid.* Metam. IV, 758 sq. 17) Croceo velatus amictu i. e. palla. *Valer. Flacc.* VIII, 234. *Tertullian.* de Pallio. p. 329. *Claudian.*, Nupt. 211. *Tibull.* II, 2, 13. *Ovid.* Metam. X, 2. 18) *Ovid.* Metam. X, 1. 19) Siehe Millins Gall. Mythol. auf mehren Tafeln. 20) Hirts Bilderb. Taf. XXXII. Text. S. 124. 21) Class. IV. No. 24. 22) *Catull.* 61, nach C. Schwencks Übersetzung. (Frankf. 1829.) S. 66. 23) Eigentlich: Sandalen.

Dich erlauscht mit begierigem Ohr
Bang' der neue Vermählte.

Du gibst stürmischem Bräutigam
Hin die blühende, zage Braut,
Aus dem Schooße der Mutter hin,
Hymen, o Hymenäus, o
Hymen, o Hymenäus.

Nicht kann Venus ein Liebesglück,
Welches billigt der gute Ruf,
Ohne Dich sich erwerben, doch
Willst Du, kann sie es; welch ein Gott
Darf mit Dir sich vergleichen?

Nicht kann Kinder ein einziges Haus
Zeugen, oder der Ahn den Stamm
Ohne Dich sich begründen, doch
Willst Du, kann er es; welch ein Gott
Darf mit Dir sich vergleichen?

Wem Dein heiliges Bündniß fehlt,
Nicht Vorsteher vermag dem Reich
Irgend Dir zu erzeugen, doch
Willst Du, kann er es; welch ein Gott
Darf mit Dir sich vergleichen? (*Schincke.*)

Hymen, s. **Jungfernhäutchen.**

HYMENAEA *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen, und der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe, deren Charakter folgender ist: Ein viergetheilter Kelch; eine fünfblätterige, beinahe schmetterlingsblumenartige Corolle, deren unterstes Blättchen kielförmig ist; das Pistill ist borstenförmig und verlängert, die Hülsenfrucht holzig und einfächerig; die Samen liegen in einem mehlartigen Brei. Die fünf hierher gehörigen Arten sind Bäume mit gezweiten Blättern. 1) H. Courbaril *L. Sp.* pl. (Lokustbaum) mit lederartigen, fast ungeaderten, an der Basis ungleichen Blättchen und gestielten Blüthen der Rispe, wächst in Südamerika. Die weiße, flockige Materie, welche die Samen umgibt, wird häufig gegessen; sie soll im Munde zerfließen, so süß wie Honig sein und den Hunger besonders gut stillen. Außerdem gewinnt man von diesem Baume das Gummi Anime. Abb. *Lam.* Ill. t. 330. f. 1 und *Cand.* Legum. t. 26. f. 120. Vergl. auch den Art. Animeharz. 2) H. venosa *Vahl.* Eclog. mit hautartigen, geaderten, an der Basis fast gleichen Blättchen, und fast ungestielten Blüthen der Rispe. Auf Cayenne. 3) H. verrucosa *Gärtn.* (de fruct. II. t. 139. f. 7) mit geaderten, an der Basis ungleichen Blättchen, hin- und hergebogener, ausgesperrter Rispe, vielblumigen Blüthenstielen und warziger Hülse. Auf Madagaskar. Abb. *Lam.* Ill. t. 330. f. 2). 4) H. Candolleana *Humb.* et *Bonpl.* (Nov. gen. VI. t. 566) mit ungleich-ablangen, ausgerandeten, lederartigen Blättchen, und am Ende stehenden, mehrblumigen Blüthenstielen. In Meriko. 5) H. floribunda *Humb.* et *Bonpl.* (l. c. t. 567) mit ablangen, an der Basis ungleichen, langzugespitzten, lederartigen Blättern, ästigen, in den Blattachseln stehenden Rispen, gestielten Blüthen, und eiförmigen, steifbehaarten, ein- bis zweisamigen Hülsen. In Gujana. (*Sprengel.*)

HYMENAEON, auch **HYMENAEOS** bei Homer und Hesiod, ein Hochzeitgesang der Griechen, der von den Begleitern der Braut gesungen w
diese aus dem väterlichen Hause in di
Bräutigams führten, in welchem der G
zeitlichen Freude angerufen wurde. Von
lichen Musik der allermeisten Festlieder wi
nig Bestimmtes, daß uns nichts als ein
Namens in den gewöhnlichsten Fällen üb
freilich wenig genug ist. (

Hymenaeos, s. d. vorhergehenden
men (myth.).

HYMENANTHERA *R. Br.* Ei
tung aus der natürlichen Familie der Jo
ersten Ordnung der fünften Linné'schen
Charakter in einem fünfblätterigen, d
Kelche, Corollenblättchen, welche länger al
an der Basis zusammengewachsenen, a
schuppentragenden Staubfäden, zwei spitz
einer zweifächerigen, von einer Beere
Kapsel mit einsamigen Fächern besteht.
her gehörigen Arten sind Sträucher. 1)
lia *R. Br.* mit linienförmigen, glattra
In Diemensland. 2) H. dentata *R.*
gen, gezähnelten Blättern. In Neuholla
Syst. I, 805.

HYMENELLA *Sessé* Fl. mex.
Cand. Prodr.) Eine Pflanzengattung a
chen Familie der Caryophylleen, und d
nung der vierten Linné'schen Classe, deren
gender ist: Ein viergetheilter Kelch; vier
rollenblättchen; vier Staubfäden, welche
lenblättchen alterniren und an der Basis
gezähntes Krönchen verbunden sind, und e
Kapsel. Die einzige bekannte Art, H.
Sess. l. c. ist ein zartes, in Meriko w
mit linienförmigen Blättern, und gestielten
achseln stehenden, weißen Blüthen. S. *Sp*
Hymenella *Fr.* gehört zu **Telephora** *Ehr*

HYMENELYTRA *Latreille* (Inse
hat in seinem Werke: Natürliche Familien
mit diesem Namen diejenige Familie d
belegt, welche andere Aphidii nennen. E
selbe noch in drei Tribus zerfällt, welche
Psylla, Thrips und Aphis entsprechen.

HYMENIPHERA (Insecta). De La
ter diesem Namen eine Untergattung der
Acanthocerus *Palisot*, welche in neuerer
meister (Handbuch der Entomologie 2. Th
genannt worden ist, aufgestellt. Die le
der Familie Coreodes und ist hauptsächlich
rakterisirt, daß das erste Fühlerglied eb
länger als der Kopf ist, die Nebenaugen
einander stehen, das letzte Fühlerglied spin
dickt ist, der Kopf kurz und der Hinterle
als die Flügeldecken. Die Arten, lauter Au
aus dem südlichen und nördlichen Amerika,
ster in zwei Abtheilungen gebracht. Davon
erste Abtheilung diejenigen, welche über de
nen einen stumpfen Dorn oder Lappen habe

es, welche de Laporte zu der obengenannten Gattung
. Es gehören zu derselben unter andern die von Stoll
bildeten Wanzen, Fig. 138, 189 und 287. (D. *Thon.*)

HYMENITIS *Hübner* (Insecta). Eine Schmet-
ngsgattung aus der Abtheilung der Heliconier Linné's.
vordern und hintern Flügel sind im Innern durch-
g, jene mit halben Binden. Es gehören hierher Pa-
diaphanus *Cramer*. 231 C. und H. Sao, Hüb-
Zuträge. 123, 124. (D. *Thon.*)

Hymenocallis *Herb.*, s. Pancratium *L.* (P. un-
tum *Kunth.*, gujanense und Dryandriker, und
iosum *Salisb.*)

Hymenocarpus *W. Link.*, s. Medicago *L.* (M.
ita *L.*, circinata *L.* und Nummularia *Cand.*)

HYMENOCERA *Latreille* (Crustacea). Eine
sgattung aus der Section Carides in der Familie
roura. Die obern Fühler sind gespalten, und der
Theil derselben ist blätterig; die äußern Kieferfüße
blätterig und bedecken den Mund; die vier vordern
endigen in eine zweifingerige blätterige Schere, das
vor derselben ist nicht in kleinere getheilt; die Sche-
es dritten Fußpaares kleiner als die der beiden vor-
Nur eine nicht näher beschriebene Art aus Ost-
i. (D. *Thon.*)

HYMENOLEPIS *Kaulf.* (Enum. fil. t. I. f. 9).
Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der
kräuter, deren Charakter folgender ist: Ein linien-
iges, zusammenhängendes Samenhäufchen sitzt auf
ährenförmigen Anhange der Blattrippe; der Schleier
oppelt, der äußere wird durch die umgeschlagenen,
menstoßenden Laubränder, der innere durch sehr
Schüppchen gebildet. Die einzige bekannte Art H.
oglossoides *Kaulf.* l. c. (Acrostichum spicatum
uppl., Onoclea spicata *Sw.* Syn., Lomaria spi-
W. Sp. pl. Abb. *Sm.* Icon. ined. t. 49), wächst
en Mascarenhas und Marianen, und hat ein ganz
ches lanzettförmiges, unbehaartes Laub mit linien-
gem, am Ende stehendem, das Samenhäufchen tra-
m Anhange. — S. *Spr.* Syst. IV, 66. (*Sprengel.*)

HYMENOPAPPUS *Hérit.* Monogr. Eine Pflan-
ttung aus der Gruppe der Eupatorinen, der natür-
Familie der Compositae, und der ersten Ordnung
9. Linné'schen Classe. Ihr Charakter ist: ein viel-
riger, gleichförmiger, gemeinschaftlicher Kelch; ein
r Fruchtbehälter und eine Samenkrone, welche durch
hautartige Schüppchen gebildet wird. 1) H. glau-
Spr. Syst. mit fast ästigem, unbehaartem Stengel,
melgrünlichen, zerstreut stehenden, glattrandigen Blät-
von denen die oberen linienförmig, die untern ab-
sind, mit einblumigen Zweigen, zuletzt zurückgeschla-
n Kelch, und linienförmig-lanzzugespitzten Spreu-
rn der Samenkrone. In Chili. (Cephalophora
a *Cav.* Ic. VI. t. 599., Santolina tinctoria *Mo-*
Chil.) 2) H. integrifolius *Spr.* Syst. mit fast
m Stengel, fast zusammengedrängten, linienförmig-
tförmigen, glattrandigen, sehr scharf anzufühlenden
ern, dreigespaltenen, fast doldentraubigen Blüthen-
, offenstehendem Kelch, und linienförmigen, borstig-
zugespitzten Spreublättern der Samenkrone. In Geor-
gien. (Polypteris integrifolia *Nutt.* Gen. am. bor.)
3) H. matricarioides *Spr.* Syst. mit ästigem Stengel,
gegenüberstehenden, gestielten, rhombisch-eiförmigen, stum-
pfen, gekerbten, ziemlich unbehaarten Blättern, dolden-
traubigen Blüthenstielen, offenstehendem Kelch, und lan-
zettförmigen, eingeschnitten-zerfetzten, feinbehaarten Spreu-
blättern der Samenkrone. Auf Cuba. 4) H. pedatus
Lagasc. mit ästigem, steifbehaartem Stengel, fingerför-
mig-fußförmigen, ziemlich unbehaarten Blättern, linien-
förmigen, glattrandigen Blättchen, fast doldentraubigen
Blüthenstielen, zusammenstoßendem, gefärbtem Kelch, und
stumpfen, glattrandigen Spreublättern der Samenkrone.
In Neuspanien. (Ageratum pedatum *Orteg.*, Stevia
pedata *Cav.* Icon. IV. t. 356.) 5) H. scabiosaeus
Hérit. Monogr. mit ästigem, oberhalb weißgrauem Sten-
gel, abwechselnden, halbgefiederten, unten weißgraulichen
Blättern, linienförmigen, stumpfen Blattfetzen, dolden-
traubigen Blüthen, aufrechtem, an der Spitze gefärbtem
Kelch und stumpfen, gezähnelten Spreublättern der Sa-
menkrone. In Karolina. (Rothia caroliniensis *Lam.*
Journ. d'hist. nat. I. t. 1). 6) H. tenuifolius *Pursh.*
am. bor. mit ästigem Stengel, welcher, wie die meist
zweimal halbgefiederten Blätter weißwollig ist, mit linien-
förmig-fadenförmigen Blattfetzen, rispenförmigen Blüthen,
und sehr zottigen Samen. Am Missuri in Nordamerika.
7) H. anthemoides *Juss.* Ann. du Mus. mit linien-
förmigen, am Stiele herablaufenden Blättern, einzeln in
den Blattachseln stehenden Blüthen und doppelter Sa-
menkrone, wovon die innere spreublätterig, die äußere
krummhaarig ist. Diese Art, welche in Buenos Ayres
wächst, ist noch zweifelhaft. S. *Spr.* Syst. III, 449.
(*Sprengel.*)

HYMENOPHALLUS *Nees* Syst. Eine Gewächs-
gattung aus der Gruppe der eigentlichen Schwämme
(Fungi) der natürlichen Familie der Pilze, deren Cha-
rakter folgender ist: Ein Hut, welcher an der Spitze mit
einem Loch, unterhalb mit einem Schleier versehen ist;
eine faulende und herabfließende Schlauchlage, und ein
mit einer Hülle versehener Strunk. Alle hierher gehöri-
ge Arten, bis auf H. indusiatus *Nees*, haben einen
starken Leichengeruch. 1) H. Hadriani *Nees* (Syst. f.
259. B.) mit glockenförmigem, am Rande wellenförmi-
gem Hut, und doppelter Hülle, einer obern becherför-
migen, und einer untern abwärts gebogenen. An der
Loire bei Blois. (Phallus Hadriani *Vent.* Mém. de
l'Inst. nat.) 2) H. indusiatus *Nees* Syst. mit koni-
schem, netzförmig gezeichnetem Hut, und ganz schlaffem,
netzartigem Schleier. In Gujana und Carolina. (Phallus
indusiatus *Vent.* l. c.) 3) H. duplicatus *Nees* (Syst.
f. 258) mit großem, zelligem Hut, gefaltetem Schleier,
sehr dickem Strunk und weiter Strunkscheide. In Ca-
rolina. (Phallus duplicatus *Bosc* im Berl. Mag. V.
t. 6. f. 7.) 4) H. daemonum *Spr.* Syst. mit eiför-
migem, netzförmig-gezeichnetem Hut, überhängendem, ge-
faltetem Schleier, und mit kleinen Öffnungen versehenem
Strunk. Auf den Molukken. (Phallus daemonum *Rumph.*
amb. VI. t. 56. f. 7.) S. *Spr.* Syst. IV, 498. (*Sprengel.*)

HYMENOPHYLLUM *Sm.* Act. taur. Diese Pflanzengattung, welche nebst Trichomanes als Anhang zu der natürlichen Familie der Farrnkräuter gehört, und den Übergang von diesen zu den Laubmoosen bildet, hat folgenden Charakter: Die zweiklappigen Kapselbehälter sitzen am Rande des Laubes; die gegliederten Kapseln sitzen an einem beinahe keulenförmigen Mittelsäulchen; das Laub ist zart, beinah durchscheinend, ohne Oberhaut und Spaltöffnungen.

I. Hymenophylla mit einfachem, oder halbgefiedertem Laube: 1) H. cruentum *Cav.* Praelect. mit eiförmig-lanzettförmigem, gekerbtem, rothem Laube. Auf der Insel Chiloë an der Küste von Chili. 2) H. asplenioides *Sw.* Fl. Ind. occ. mit ablang-lanzettförmigem, halbgefiedertem, überhängendem Laube, dessen unterste Fetzen buchtig-gelappt sind, während die übrigen zweilappig sind. Auf Jamaika. Abb. *Lam.* Ill. t. 8. f. 1.

II. Hymenophylla mit zwei- oder dreimal halbgefiedertem oder gefiedertem A. unbehaartem, α) glattrandigem Laube: 3) H. pectinatum *Cav.* Prael. mit lanzettförmigem, gefiedertem Laube, nach Oben tief eingeschnittenen Blättern und linienförmigen Blattfetzen. Auf der Insel Chiloë. 4) H. Blumianum *Spr.* Syst. mit linienförmigem, halbgefiedertem Laub, und stumpfen, fast halbgefiederten Blattfetzen. Auf Java. (H. pectinatum *Nees* Act. Ac. L. C.) 5) H. fumarioides *Bory de St. Vinc.* (in *W. Spr.* pl.) mit zweimal halbgefiedertem Laube, linienförmigen, stumpfen, zweigespaltenen Blattfetzen, geflügeltem gemeinschaftlichem Blattstiel, und schwach ausgerandeten Kapselbehältern. Auf den Mascarenhas, vielleicht auch in Brasilien. 6) H. flabellatum *Labill.* (Nov. Holl. II. t. 250. f. 1) mit zweimal halbgefiedertem Laube, fast dreigetheilten, stumpfen Blattfetzen, rundlichen Kapselbehältern und geflügeltem gemeinschaftlichem Blattstiel. In Diemensland. 7) H. rarum *R. Br.* Prodr. Fl. nov. Holl. mit zweimal halbgefiedertem Laube, zweigespaltenen untern Blattfetzen und rundlichen Schleiern. Ebend. (H. australe *W. Sp.* pl.) 8) H. nitens *R. Br.* l. c. mit dreimal halbgefiedertem, lanzettförmigem Laube, linienförmigen, fast ausgerandeten Blattfetzen, und umgekehrt eiförmig-kreisrunden Schleiern. Ebend. 9) H. gracile *Bory* l. c. mit zweimal gefiedertem Laube, von einander abstehenden Blättern und Blättchen, von denen die untern zweigetheilt sind, mit linienförmigen, zweigespaltenen, stumpfen untern, und linienförmigen einfachen obersten Blattfetzen, und mit gerändertem gemeinschaftlichem Blattstiel. Auf den Mascarenhas und in Nepal. (H. tenellum *Don*, Fl. nepal.) 10) H. ramosissimum *Hamilt.* (in *Don*, Fl. nep.), mit dreimal gefiedertem Laube, tief halbgefiederten Blättchen, linienförmig-keilförmigen, fast zweigespaltenen Blattfetzen, sehr kurzen Kapselbehältern und drehrunden gemeinschaftlichen Blattstielen. In Nepal. 11) H. crispum *Kunth* Syn. mit zweimal halbgefiedertem Laube, linienförmigen, glattrandigen, wellenförmig-krausen Blattfetzen, etwas krummhaarigem Strunk und gewimperten Kapselbehältern. In Neugranada. 12) H. javanicum *Spr.* Syst. mit drei-

mal halbgefiedertem Laube, dreiwinkeligen, han
den, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, f
wellenförmigen Blattfetzen, rundlichen Kapsel
und geflügeltem Strunk. Auf Java. (H. u
Nees l. c.) 13) H. Filicula *Bory* l. c. mit
gefiedertem Laube, zweigespaltenen, linienförmigen
chen, von denen das unterste halbgefiedert ist, mi
förmigen, abstehenden, verlängerten Blattfetzen,
gen Kapselbehältern und geflügeltem gemeinsch
Blattstiel. Auf den Mascarenhas. 14) H. de
Sw. Syn. mit zweimal gefiedertem Laube, halbg
ten Blättchen, linienförmigen, stumpfen Blattfetzen,
ausgerandeten Kapselbehältern, und geflügeltem
schaftlichem Blattstiel. Auf den Inseln des stillen
Abb. *Schkuhr*, Fil. t. 135. c. (Trichomanes
sum *Forst.* Prodr.) 15) H. floribundum *Kunt*
mit zweimal gefiedertem Laube, halbgefiederten B
linienförmigen, schwach ausgerandeten Blattfetze
geflügeltem gemeinschaftlichem Blattstiel. In Ne
nada. 16) H. sanguinolentum *Sw.* Syn. mi
boidischem, purpurrothem, zweimal gefiedertem
keilförmigen, handförmig-halbgefiederten Blättchen
förmigen, stumpfen, zweigespaltenen Blattfetzen, u
lichen Kapselbehältern. Auf Neuseeland. Ab
l. c. t. 135. c. (Trichomanes sanguinolentum
Prodr.) 17) H. fuciforme *Sw.* Syn. *mit drei*
fiedertem Laub, abwechselnden, *sehr langen* Blät
nienförmigen, fast ausgerandeten *Blättchen*, u
geltem Strunk. Auf der Insel Chiloë. *18)* H
ginatum *Sw.* Syn. mit fast dreimal gefiederten
halbgefiederten Blättchen, zweigetheilten, einseitig
fetzen, von denen die am Ende stehenden verläng
mit über den Blattachseln stehenden Kapselbehält
geflügeltem gemeinschaftlichem Blattstiel. Auf Ja
H. decurrens *Sw.* Syn. mit zweimal gefiederte
eiförmig-ablangen, keilförmigen, halbgefiedert-g
Blättchen, linienförmigen, stumpfen Blattfetzen,
de stehenden Kapselbehältern, und geflügelten gem
lichen Blattstielen und Strunk. Auf Martinique.
tum decurrens (*Jacqu.* Collect. II. t. 2. f.
20) H. polyanthos *Sw.* Fl. Ind. occ. mit zw
fiedertem Laube, halbgefiederten Blättchen, linien
stumpfen Blattfetzen, von denen die untersten zw
ten sind, mit zahlreichen, am Ende stehenden
hältern, und geflügelten gemeinschaftlichen B
und Strunk. Auf Jamaika. 21) H. ricci
Bory l. c. mit zweimal gefiedertem Laub, e
Blättern, halbgefiederten untern, und dreigetheil
Blättchen, linienförmigen, stumpfen Blattfetzen
kehrt-eiförmigen Kapselbehältern und geflügeltem
schaftlichem Blattstiel. Auf den Mascarenhas.
tum tenellum *Jacqu.* Coll. III. t. 21. f. 3.)
axillare *Sw.* Fl. Ind. occ. *mit* zweimal ge
Laube, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen
randeten Blattfetzen, in den Blattachseln stehen
stielten, kugeligen Kapselbehältern, gerändertem
schaftlichem Blattstiel und drehrundem Strunk.
maika. 23) H. clavatum *Sw.* l. c. mit zweim

em Laube, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen,
igespaltenen, stumpfen Blattfetzen, eiförmigen Kapsel-
iltern, welche dem keulenförmigen Mittelsäulchen an
ge gleichen, und mit gerändertem gemeinschaftlichem
ttstiel. Ebend. 24) H. dilatatum *Sw.* Syn. mit
imal gefiedertem Laube, von einander abstehenden
ttern, zusammengedrängten, ablangen, halbgefieder-
Blättchen, linienförmigen, stumpfen Blattfetzen, von
n die untern zweigespalten sind, mit aufgeblasenen
selbehältern, und geflügeltem gemeinschaftlichem Blatt-
. Auf den Inseln des stillen Oceans, und in Bra-
n. Abb. *Schk.* Fil. t. 135. (Trichomanes dila-
m *Forst.* Prodr.) — *β*) Mit unbehaartem, gesäg-
oder gekerbtem Laube: 25) H. undulatum *Sw.* Fl.
occ. mit zweimal gefiedertem, überhängendem Lau-
linienförmigen, ausgerandeten, gekerbten, wellenförmi-
Blättchen, rundlich-eiförmigen Kapselbehältern, und
igeltem gemeinschaftlichem Blattstiel. Auf Jamaika.
H. tunbrigense *Sm.* brit. mit zweimal halbgefie-
em Laube, linienförmigen, gesägten Blattfetzen, über
Achseln stehenden, gezähnten Kapselbehältern, und
igeltem gemeinschaftlichem Blattstiel. In Krain, Ita-
, Frankreich, England, Norwegen, Neuholland und
mensland. Abb. Engl. bot. t. 162, und *Schk.* Fil.
.35. d. (Trichomanes tunbrigense *L. Sp.* pl,
n. cupressiforme *Labill.* nov. Holl. II. t. 250.
.) 27) H. unilaterale *Bory* l. c. mit zweimal
gefiedertem Laube, linienförmig-ablangen, abgestutzten,
gten Blattfetzen, über den Achseln stehenden, gestiel-
aufgeblasenen, glattrandigen Kapselbehältern, und
haarförmigen gemeinschaftlichen Blattstielen und
unk. Auf den Mascarenhas und am Vorgebirge
guten Hoffnung. 28) H. plicatum *Kaulf.* En.
zweimal gefiedertem, fast dreiwinkeligem, geschwänz-
Laube, fingerförmig-eingeschnittenen Blättchen, linien-
nigen, gefaltet-wellenförmigen, spitzgesägten Blatt-
n, am Ende stehenden, ungestielten, aufgeblasenen,
en Kapselbehältern und geflügelt-gezähnten, gemein-
stlichen Blattstielen und Strunk. In Chili. 29)
spinulosum *Kunth* Syn. mit zweimal halbgefieder-
Laube, linienförmigen, zweigespaltenen, abgestutzten,
nig-gesägten Blattfetzen, über den Achseln stehenden,
lichen Kapselbehältern, geflügeltem gemeinschaftlichem
ttstiel und schuppigem Strunk. In Neu-Granada.
H. fucoides *Sw.* Fl. Ind. occ. mit zweimal halb-
edertem Laube, linienförmigen, abstehenden, fast zwei-
altenen, etwas zugespitzten, gesägten Blattfetzen, über
Achseln stehenden, fast zweizähligen, gesägten Kapsel-
iltern, geflügeltem, glattrandigem gemeinschaftlichem
ttstiel und etwas krummharigem Strunk. Auf Ja-
ka. 31) H. bivalve *Sw.* Syn. mit zweimal gefie-
em Laube, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen,
gesägten, fast zweigespaltenen Blattfetzen, über den
seln stehenden, umgekehrt-eiförmigen, gestielten, glatt-
digen Kapselbehältern, und geflügeltem, gesägtem ge-
schaftlichem Blattstiel. Auf den Gesellschaftsinseln.
. *Schk.* Fil. t. 135. b. (Trichomanes bivalve
st. Prodr.) 32) H. multifidum *Sw.* Syn. mit zweimal

gefiedertem Laube, fingerförmig-halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, fast zweigespaltenen, etwas zugespitzten, gesägten Blattfetzen, über den Achseln stehenden, glattrandigen Kapselbehältern, und gerändertem gemeinschaftlichem Blattstiel. Auf den Inseln des stillen Oceans. Abb. *Schk.* Fil. t. 135. b. (Trichomanes multifidum *Forst.* Prodr.) 33) H. dichotomum *Cav.* Prael. mit zweimal gefiedertem Laube, fingerförmig-halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, zweigespaltenen, wellenförmigen, dornig-gesägten Blattfetzen, über den Achseln stehenden Kapselbehältern und geflügeltem, gesägtem, gemeinschaftlichem Blattstiel. Auf Chiloë und Java. Abb. Nov. Act. Ac. Leop. Carol. XI. 1. t. 13. f. 4. 34) H. denticulatum *Sw.* Syn. mit zweimal gefiedertem Laube, fingerförmig-halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, zweigespaltenen, ausgerandeten, buchtig-gezähnelten Blattfetzen, über den Achseln stehenden Kapselbehältern, und oberhalb geflügeltem, glattrandigem gemeinschaftlichem Blattstiel. Auf Java. (H. humile *Nees* l. c.) 35) H. dentatum *Cav.* Prael. mit dreifach gefiedertem Laube, linienförmig-haarförmigen, entfernt gezähnten Blättchen, und tannzapfenförmigen, offenstehenden Kapselbehältern. Auf Chiloë. — B. Mit behaartem oder gewimpertem Laube: 36) H. elegans *Spr.* Syst. mit sehr zartem, gefiedertem Laube, ungestielten drei- bis fünfgetheilten, mit langen, einzelnstehenden Haaren besetzten Blättchen, fast linienförmigen stumpfen, glattrandigen Blattfetzen, am Ende stehenden, der Blattsubstanz eingefügten, kleinen, rundlichen, langgewimperten Kapselbehältern. In Brasilien. 37) H. plumosum *Kaulf.* En. mit gefiedertem, auf beiden Seiten filzigem Laube, dachziegelförmig beisammenstehenden, lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, eingeschnitten-gezähnten, zweigespaltenen Blattfetzen, und am Ende stehenden, keulenförmigen Kapselbehältern. Ebend. 38) H. trichophyllum *Kunth* Syn. mit zweimal gefiedertem, rostroth-steifbehaartem Laube, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, fast glattrandigen Blättchen, am Ende stehenden Kapselbehältern, und drehrundem gemeinschaftlichem Blattstiel. In Neu-Granada. 39) H. hirsutum *Sw.* Flor. Ind. occ. mit überhängendem, gefiedertem, sternförmig-steifbehaartem Laube, fingerförmigen und einfachen, linienförmigen, stumpfen Blättern, und am Ende stehenden Kapselbehältern. In Westindien. 40) H. sericeum *Sw.* l. c. mit überhängendem, zweimal halbgefiedertem, oben rostroth-filzig-zottigem, unten steifbehaartem Laube, linienförmigen, stumpfen, glattrandigen Blattfetzen, am Ende stehenden Kapselbehältern, und drehrundem gemeinschaftlichem Blattstiel. Auf Jamaika und Cuba. 41) H. Boryanum *W. Sp.* pl. mit zweimal halbgefiedertem, sternförmig-feinbehaartem Laube, linienförmigen, stumpfen Blattfetzen, steifbehaarten Adern, und geflügelten, gewimperten gemeinschaftlichen Blattstielen und Strunk. Auf den Mascarenhas. 42) H. aeruginosum *Carmichael* (*Linn.* Trans.) mit zweimal halbgefiedertem, steifbehaartem Laube, zweigespaltenen, linienförmigen Blättchen und fadenförmigem Strunk. Auf Tristan d'Acunha. (Trichomanes aeruginosum *Aub. du Pet. Thouars.*) 43) H. elasticum *Bory* l. c. mit zwei-

mal gefiedertem, gewimpertem, an der Mittelrippe behaartem Laube, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, stumpfen Blattfetzen, am Ende stehenden, kleinen Kapselbehältern, und drehrundem, steifbehaartem, gemeinschaftlichem Blattstiele. Auf den Mascarenhas. 44) H. hirtellum *Sw.* Fl. Ind. occ. mit zweimal gefiedertem, gewimpertem, an der Mittelrippe steifbehaartem Laube, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, stumpfen Blattfetzen, am Ende stehenden Kapselbehältern, und geflügeltem gemeinschaftlichem Blattstiel. Auf Jamaika und in Brasilien. 45) H. ciliatum *Sw.* Fl. Ind. occ. mit zweimal halbgefiedertem, gewimpertem, an den Adern steifbehaartem Laube, linienförmigen, stumpfen, fast zweigespaltenen Blattfetzen und geflügelten, gewimperten gemeinschaftlichen Blattstielen und Strunk. In Nordamerika und Westindien. 46) H. lineare *Sw.* l. c. mit überhängendem, zweimal gefiedertem, gewimpertem, ziemlich unbehaartem Laube, linienförmigen, fast zweigetheilten Blättchen, und nacktem gemeinschaftlichem Blattstiel. Auf Jamaika. — S. *Spr.* Syst. IV, 131. (*Sprengel.*)

HYMENOPLIA *Escholtz* (Insecta). Eine aus Omaloplia gesonderte Käfergattung, von welcher von dem Aufsteller im Bulletin de la Société impér. des Naturalistes de Moscou. Seconde année p. 65 folgende Kennzeichen angegeben sind: Antennae clavato-lamellatae; ungues aequales, compressi, subtus membrana aucti. Als Arten werden angezogen: Melolontha strigosa *Illiger* und H. bifrons *Eschh.* — fronte carina longitudinali, corpore supra subtilius punctato aus Portugal. (D. *Thon.*)

HYMENOPODES (Aves) nennt Möhring diejenigen Vögel, bei welchen die Zehen zur Hälfte durch eine Haut verbunden sind. (D. *Thon.*)

HYMENOPTERA *L. Latr.* (abgeleitet von ὑμήν u. πτέρον, Piezata *Fabr.*), Aderflügler, Hautflügler, Immen, Insectenordnung aus der zweiten Hauptgruppe, welche durch die vollkommene Verwandlung (Ins. metabola) charakterisirt ist. Von den ihnen zunächst verwandten Ordnungen der Schmetterlinge (Lepidoptera) und Zweiflügler (Diptera), mit welchen sie die allermeist saugenden Mundtheile und den in sich zusammenhängenden ungetrennten Brustkasten (thorax) gemein haben, Merkmale, welche alle drei vor den übrigen Ordnungen hinreichend auszeichnen, unterscheiden sich die Immen durch den Typus der saugenden Mundtheile, sowie durch die vier nackten, nur feinbehaarten, aber nie von Schuppen bedeckten Flügel, anderer besonders anatomischer Unterschiede nicht zu gedenken.

Betrachten wir ihren Bau näher, so zeigt sich, daß, wie bei allen Insecten, ihr Leib aus drei Hauptabschnitten, dem Kopfe, Brustkasten und Hinterleibe besteht. Der Kopf, der vorderste dieser drei Theile, hat eine im Allgemeinen dreiseitige Form und ist in senkrechter Stellung so befestigt, daß die Spitze des Dreiecks nach Unten gerichtet und von den Mundtheilen ausgefüllt ist. Man bemerkt am Kopfe zunächst auf dem nach Oben gewendeten Scheitel drei Nebenaugen (ocelli), welche gleichfalls in ihrer Stellung ein Dreieck bilden, dessen Spitze

nach Vorn steht. Sie fehlen in wenigen Fäl
lich den geschlechtslosen Ameisen und den un
Weibchen aus der Familie der Mutillen. An
welche immer nach Vorn gerichtet ist, stehen
hörner, gemeiniglich in dem Raume zwischen d
Seiten des Kopfes angebrachten Netzaugen.
schiedenheiten im Baue der Fühlhörner sind m
und bieten zwei Hauptverhältnisse dar. Be
Familien nämlich ist in ihnen ein bestimmtes
hältniß der Glieder befolgt, nämlich 12 beim
13 beim Männchen, bei den übrigen zeigt
bestimmter Typus nicht, und hier schwankt die
drei Gliedern (Nylotoma) bis auf 30 und me
Ichneumon). In dem zweiten Fall ist die
mannichfach, doch herrscht die faden- oder bor
Gestalt vor, wenngleich man auch kolbige (
Cephus, Cimbex), kammförmige (Lopyr
gabelförmige (Schizocerus) Gestalten findet.
Falle dagegen, wo die Fühler eine bestimmt
Glieder darbieten, ist das erste Glied häufig u
deutendes länger, als das nächste, weshalb
hinter diesem Gliede knieförmig gebogen (geb
scheinen (Bienen, Wespen, Ameisen); wenige
sind die Familien, wo das erste Glied den fo
Größe gleicht, mithin die sogenannte Brechung
(Sphecodea). In diesem Falle haben die
eine meistens fadenförmige Gestalt, in jenem
nannten dagegen erscheint der Theil *hinter*
Gliede (die Geißel) bald cylindrisch (Bienen)
denförmig (Wespen), bald kolbenförmig (Amei
Mundtheile nehmen den untern Raum des
und bestehen aus denselben Theilen, wie bei
den Kersen. Die Oberlippe erscheint als
dreiseitige oder kreisabschnittförmige Platte
des Klypeus zwischen und über den Oberkiefe
beiderseits neben der Oberlippe befestigt, sind
sehr starke, drei- oder vierkantige Hornmass
am Innenrand in kleinere, doch besonders an
in größere stumpfe oder spitze Zähne auslaufe
ihnen liegen die Unterkiefer. Sie weichen v
von der Bildung ab, wie sie bei beißenden In
kommt, und gaben durch ihre Beschaffenheit V
zu dem Fabricius'schen Ordnungsnamen. M
an ihnen einen etwas festern, doch ebenfalls
plattenförmigen Basaltheil, den Stiel (stipes
vermittels eines kleinern dreieckigen Gelenkstück
gel, cardo) und durch die weiche Gelenkhau
Schädel zusammenhängt; am obern Ende des
eine dritte dünne Hornplatte, das Kaustück,
festigt, welche je nach der Form der Unterlippe
langgezogene, lanzettförmige, bald kurze,
Gestalt hat, und immer aus einer dünnen, pe
tigen Hornmasse besteht. Da wo das Kaustü
Stiel grenzt, ist an letzterm zugleich der Unte
befestigt, ein meistens fadenförmiger, gegliederte
der bald aus einem (bei Sirex. Apis), bal
sechs Gliedern (bei den Meisten) besteht. Übri
das Kaustück, sowie der ganze Unterkiefer,

n, sondern zum Einhüllen der Zunge, und ist auch inglich, besonders am Rande, mit Härchen bewachs die es zu seinem diesmaligen Zwecke noch geschickter en. Die Unterlippe zeigt, wie die Unterkiefer, große ichungen vom Baue der beißenden Mundtheile, welche hiedenheit besonders darin besteht, daß das Kinn an einer in vielen Fällen weit ausdehnbaren Gelenk hängt, und durch Muskeln hervorgeschoben und zu zogen werden kann. Diese Eigenschaft erscheint um utlicher, je länger und je mehr die Zunge zum Her recken bestimmt ist, da ohne jene Einrichtung das re kaum möglich wäre; denn die Zunge hängt, wie llen Insecten, mit am Kinne.

Sie geht gewöhnlich von dem vordern Rande des enförmigen Kinnes aus, und zeigt sich bald als ein r, häutiger, ungetheilter, bald als längerer, mehrmals ilter Lappen, bald endlich als langer, runder, ein r oder in drei Strahlen zerschlissener, im ersten Falle ens hohler und behaarter Faden. Diese Form hat unge indessen nur bei einigen Gattungen aus der Bie milie, und die allermeisten Aderflügler zeigen sie als n, breiten oder spitzen, einfachen oder getheilten Haut n. Bei der Gattung Scolia kommen drei Fäden Zunge vor. Da die Zunge vom Rande des Kinnes eht, und ebenda die Unterlippentaster befestigt sind, ehen sie gemeiniglich dicht neben der Zunge. Ist Zunge klein und kurz, so sind sie länger und beste aus zwei, drei oder vier meistens gleichen Gliedern; agegen die Zunge sehr lang (Apis), so haben auch Taster eine bedeutende Länge, namentlich das erste . Wenn die Zunge, wie bei Apis, nur ein ein r, hohler Faden zu sein scheint, so bemerkt man am nde neben ihr, zwischen diesem Faden und den Ta jederseits einen kleinen, dünnen und zarten Haut en, welchen die Entomologen mit dem besondern ien Nebenzunge (paraglossa) bezeichnet haben, wie er in der That nichts anderes ist, als der seitliche en einer zerschlissenen Zunge, welcher, da der mitt Lappen so groß wurde, um so kleiner blieb. Daß em Falle, wo die Zunge einen langen behaarten n bildet, wie bei den Gattungen Apis und Bombus, elbst hohl und durchbohrt sei, wird allgemein be tet. Nichtsdestoweniger haben diese Bienen so gut, die übrigen Hymenopteren, eine besondere Schlund ung, welche am untern Ende des Kinnes in der wei Haut, wodurch alle die genannten Theile mit ein r verbunden werden, liegt, und von einer eigenen igen Klappe (epiglottis) bedeckt wird. Der von r Öffnung entspringende Schlund nimmt den Ka des Rüssels in sich auf. Durch diesen Kanal sollen die süßen Honigsäfte der Blüthen eingesogen wer während die übrigen Hymenopteren mit kurzer lap r Zunge dieselbe blos zum Lecken benutzen, und den ihr klebenden Honig im Mund abwischen und durch Schlund verschlucken. Die kleinen Pünktchen oder zen, welche man häufig am Ende der lappigen Zunge erkt (bei Vespa), sind also keine Öffnungen, auch erlich Drüsen, wiewol sie diesen Namen führen. Übri gens werden Zunge und Unterkiefer nur dann sichtbar, wenn das Insect sie gebraucht; ist dies nicht der Fall, so liegen sie entweder zurückgezogen im Munde hinter den Oberkiefern, oder zurückgeschlagen am Halse bis ge gen die Brust hin, und es ist dabei die Zunge so von den blattartigen Unterkiefern eingewickelt, daß sie gar nicht wahrgenommen wird.

Der Mittelleib (stethidium) oder Brustkasten (thorax) ist, wie schon bemerkt, ein zusammenhängender, mehr oder weniger rundlicher, doch nicht selten auch langge streckter Theil, welcher indessen bei genauerer Untersuchung sich aus drei Ringen gebildet zeigt, von diesen ist der vorderste der kleinste; er bekommt wie bei allen Kerfen den Namen prothorax, und besteht aus zwei Stücken, dem obern oder Vorderrücken (pronotum, auch Halskragen, collare genannt), und dem untern, dem Vorderbrustbein (prosternum), an welchem man die Gelenkgruben des ersten Fußpaares und des Kopfes wahrnimmt. Ganz auf dieselbe Weise ist der zweite Ring des Brustkastens (mesothorax) zusammengesetzt, doch durch seine bedeutendere Größe, besonders des Rückenstückes (mesonotum), ausgezeichnet; auch findet sich an dem Mittelrücken hinten ein freier, durch eine Furche besonders abgegrenzter, meistens dreieckiger Anhang, das Schildchen (scutellum), und da, wo Mittelrücken und die aufwärts gebogenen Seiten des Mittelbrustbeins (mesosternum) zusammentreffen, ist die Gelenkstelle der Vorderflügel, eine deutliche Grube, welche von einer am Mittelrücken befestigten Hornschuppe (tegula oder punctum callosum ante alas *Fabr.*) bedeckt wird. Der dritte Ring (metathorax) hat gleichfalls dieselbe Bildung, und besteht aus dem Rückenstück (metanotum) und dem untern Stück oder Hinterbrustbein (metasternum), wo beide aneinander stoßen, ist die Gelenkgrube der hintern Flügel. An der Rückenseite dieses dritten Ringes liegt hinter dem Rückenstücke noch eine Hornplatte, welche bei allen Aderflüglern mit gestieltem Hinterleibe zugleich die hintere Grenze des Brustkastens bildet, und an ihrer Spitze eine Öffnung hat, durch welche das Band, welches den Hinterleib hebt, hindurchgeht. Ist der Hinterleib sitzend (wie bei Cimbex), so erscheint dies Band als eine halbkreisförmige straffe weiße Haut hinter dem Brustkasten. (Vergl. über diesen Bau Burmeister's Handbuch der Entomologie. 1. Bd. S. 80, 253. Taf. 6. und 7.)

Der Hinterleib der Aderflügler ist theils innig mit dem Brustkasten verwachsen (abdomen sessile), theils an seinem Anfange zusammengeschnürt und nur an einer einzigen kleinen Stelle mit ihm verbunden (abd. petiolatum). Er besteht in manchen Fällen nur aus drei sichtbaren Ringen (bei Chrysis), in den meisten dagegen aus sechs beim Weibchen und sieben beim Männchen, in einigen aus neun Ringen (Sirex), von welchen jeder einzelne eine größere Rückenschiene und eine kleinere Bauchschiene besitzt. Seine Form ist äußerst mannichfach, bald lang und cylindrisch (Sirex), bald flach gedrückt (Ichneumon), bald zusammengedrückt (Ophion), bald kegelförmig (Vespa), bald kugelförmig (Formica); häufig bildet das erste Glied einen sehr dünnen, z. Th. äußerst

langen Stiel (Faenus), von welchem der übrige Theil getragen wird; bei den Ameisen ist dieser Stiel schuppen- oder knotenförmig.

Als äußere Organe bieten sich, außer den schon betrachteten des Kopfes, noch die Flügel und Beine dar, welche beide am Brustkasten sitzen. Von der Anheftungsstelle der Flügel ist schon die Rede gewesen, hier ist nur noch zu erwähnen, daß die beiden Gelenkgruben sehr nahe an die Naht rücken, in welcher Mittel- und Hinterbrustring zusammenstoßen, und dadurch dicht neben einander liegen (s. Burmeisters Entomologie. 1. Bd. Taf. 6. Fig. V. 2). Ihrer Beschaffenheit nach sind die Flügel der Hymenopteren blos hautig, ihre Oberfläche ist stets sehr fein und kurz behaart, ihre Substanz gewöhnlich klar und durchsichtig, seltener gefärbt (Sphex *Latreille*). In der Form sind sich zwar die vordern und hintern Flügel ähnlich, insofern beide als schmale, langgezogene, stumpfwinkelige Dreiecke erscheinen, deren größte Seite nach Vorn gewendet ist, allein in der Größe weichen sie so sehr von einander ab, daß die Spitze der hintern nur bis zur Ecke des stumpfen Winkels der vordern reicht. In jedem Flügel verlaufen hornige Adern (venae), oder Rippen (costae), welche sich zweigförmig verbreiten und Maschen bilden, deren Form und Zahl bei einer und derselben Gattung meistens sehr constant ist, daher zur Bezeichnung der Gattungen sich benutzen läßt. Jürine, Kirby und Latreille haben für diese Adern und ihre Verbreitung eine eigene Terminologie entworfen, welche folgende ist: Die meistens sehr starke Ader am Vorderrande heißt vena s. costa marginalis, nach Jürine radius, sie breitet sich am Ende, das $\frac{2}{3}$ der Flügellänge liegt, in eine hornige Platte aus, den Flügelpunkt (punctum s. corpus) oder das Mal (stigma *Latr.*). Die Ader zunächst hinter der Randader heißt postcosta nach Kirby, cubitus bei Jürine, nervus internus bei Latreille; sie theilt sich in ihrem Verlaufe mehre Male und bildet mit der vom Flügelpunkt ausgehenden Ader verschiedene Zellen (cellulae *Jür.*, areolae *Latr.*). Die Zellen zunächst am Vorderrande heißen nun areolae marginales nach Latreille, cellulae radiales nach Jürine, die in der nächsten Reihe dahinter nennt Ersterer areolae submarginales, Letzterer cellulae cubitales, die unvollständig geschlossenen Zellen am äußern Rande führen bei Latreille den Namen areolae imperfectae, bei Jürine cellulae incompletae, die Zellen in der Mitte endlich heißen areolae discoidales; die Adern und Zellen am Hinterrande sind die nervi et cellulae brachiales Jürine's. Alle queren Verbindungsadern bezeichnet Latreille und Kirby als venae anastomosis, Jürine als nervi recurrentes. Die Hinterflügel zeigen ähnliche Verhältnisse, auch bemerkt man vor dem Ende der Randader eine Reihe kleiner, rückwärts gekrümmter Häkchen, welche hinten die letzte Ader des Vorderflügels fassen, und dadurch sich an jenem festhalten. Es hat diese Anordnung ihren Grund darin, daß die Hinterflügel keine Bewegungsmuskeln besitzen, sondern während des Fluges durch diese Einrichtung mit den Vorderflügeln verbunden, mit denselben gemeinschaftlich bewegt werden.

Die Beine der Aderflügler sitzen am Bru[...]
zwar an der untern Seite desselben, sodaß
Ring des Brustkastens ein Paar kommt, [...]
Paar vorhanden sind. Jedes Bein theilt sich in[...]
in den Oberschenkel, Unterschenkel und in de[...]
Oberschenkel besteht in den meisten Fällen au[...]
gen oder Gliedern, selten aus vier. Das ers[...]
eine meist kegelförmige Gestalt, ist nach O[...]
nach Unten verengt und gelenkt mit seinem [...]
am Brustkasten in einer kleinen dazu bestimm[...]
grube oder Pfanne; es führt den Namen H[...]
Das zweite Glied ist das kleinste, und bildet[...]
engen Ring, welcher an das untere Ende der [...]
und sie mit dem folgenden Ringe verbinde[...]
Schenkelhals (trochanter) und besteht in dem[...]
der Oberschenkel aus vier Gliedern zusamme[...]
aus zwei gleichen Ringen (Pimpla). Der [...]
des Oberschenkels ist der eigentliche Schenke[...]
hat eine meist kolbenförmige Gestalt, ist am [...]
ger, gegen das Ende allermeistens dicker, bis[...]
kugelförmig in seinem ganzen Verlauf a[...]
(chalcis). Er trägt an seinem Ende den einf[...]
dünnen, röhrenförmigen, graden, oder nach de[...]
Oberschenkels gebogenen, nicht selten stark p[...]
zusammengedrückten Unterschenkel, bei den Ka[...]
Schienbein (tibia) genannt. Auf der Oberflä[...]
Schienbein bald behaart (Apis), bald stachelig[...]
lus), gewöhnlich aber glatt, und nur an der [...]
zwei beweglichen Dornen (Sporen, calcar) [...]
Vor diesen Sporen findet sich die Gelenkgr[...]
Fuß (tarsus), den dritten Haupttheil des Bei[...]
wie der erste, aus mehren, bei den Hymenopt[...]
aus fünf, Ringen besteht. Diese Ringe sind [...]
kolben-, bisweilen aber auch angezogene herzf[...]
ten behaarte Platten. Das erste derselben ([...]
genannt) ist immer größer als die übrigen, d[...]
lich ebenso gebaut. Nur bei den Bienen bi[...]
längliche Platte, welche mit Haaren reihen[...]
und sehr innig mit dem Schienbeine verbunde[...]
welchem zusammen es die sogenannte Bürste ([...]
bildet, die zum Abfegen des Blüthenstaubes vo[...]
nen benutzt wird. Auch das letzte Glied des F[...]
in der Größe etwas von den drei vorhergehe[...]
sten gemeiniglich ab, es ist länger, vorn b[...]
trägt hier zwei gebogene Krallen (ungues), [...]
noch zwei häutige Haftlappen (aroliae) ange[...]

Die innern Organe der Aderflügler be[...]
zeichnet sich zunächst der Verdauungsapparat[...]
gende Verhältnisse aus: Als Kerfe mit saugen[...]
theilen besitzen sie Speichelgefäße, die freilich [...]
nigen beobachtet sind, aber doch Allen zukom[...]
ten. Sie liegen im vordern Theile des [...]
zum Theil noch im Kopf und öffnen sich in [...]
Der Schlund ist Anfangs sehr eng, erweiter[...]
mehr und mehr, bis er im Anfange des Hin[...]
einer weiten Blase, dem Knopfe, sich ausdehnt[...]
sen Knopf ragt der Magen mit einem tricht[...]
an seiner Öffnung mit Klappen versehenen Ma[...]

n. Der Magen selbst ist cylindrisch, nicht sehr weit,
nicht lang, aber etwas gewunden und mit regelmä-
ı Quereinschnürungen versehen. An seinem Ende
)en sehr viele, feine, kurze, hinten freie und geschlos-
Gallengefäße in den Darm. Der dann folgende
ndarm hat gewöhnlich die doppelte Länge des Ma-
, ist aber viel enger und zarter gebaut; er geht hin-
n den weiten, aber kurzen Mastdarm über, welcher
inen Wänden, wenigstens bei den Bienen und Wes-
mit je drei ovalen Hornringen in doppelter Reihe
hen ist, die wol dazu dienen, seine Runde ausge-
it zu erhalten. An den Athmungsorganen bemerkt
als Eigenthümlichkeit zwei große Blasen, welche am
nge des Hinterleibes liegen, und mit den übrigen
öhren wie mit andern kleinen Blasen in Verbindung
ı. Die Luftlöcher, vermittels welcher die Luft in
thmungsorgane gelangt, liegen in den Verbindungs-
:n zwischen den einzelnen Körperringen, und werden
den übergreifenden Rändern der Schienen verdeckt.
erste Paar liegt dicht vor dem Grunde der Ober-
l zwischen Pro- und Mesothorax, das zweite Paar
rkt man unter den Hinterflügeln, in der Seitenwand
Metathorax, sechs andere liegen in den sechs Ver-
ıngshäuten der sieben Hinterleibsringe. Im Baue
Gefäßsystems bieten die Hymenopteren nichts Eigen-
liches dar, aber die Zeugungstheile sind besonders
weiblichen Geschlechte merkwürdig. Einmal findet
n den Familien der Bienen, Wespen und Ameisen
nerkwürdige Fall, daß vielen Weibchen die Eierstöcke
mmern, und sie dadurch zur Zeugung unbrauchbar
en (weshalb man sie Geschlechtslose zu nennen pflegt),
:ntheils zeigen alle Weibchen eine enorme Größe der
er Scheide angebrachten und zu ihrer Spannung
amten Horngräten, welche über die Geschlechtsöffnung
ısreichen und den Stachel bilden. Derselbe besteht
zwei äußern, meist behaarten Scheiden und dem
tlichen Stachel, an welchem man eine nach Oben
ene hornige Rinne bemerkt, die vor der Spitze etwas
tert und an dieser Stelle mit Widerhaken besetzt ist;
iescr Rinne liegen ein (Pimpla) oder zwei (Apis)
Borsten, welche aus der Rinne emporgehoben wer-
önnen. Das geschieht jedes Mal, wenn das In-
:in Ei legt, indem dies Ei an der Rinne von den
len gehalten hinabgleiten muß. Seiner Lage nach
dieser Stachel entweder aus dem Hinterleibe hervor
dient dann nicht als Waffe (Hym. terebrantia),
er ist im Hinterleibe versteckt, und wird schnell her-
schoben, wenn sich der Kerf seiner als Waffe be-
n will (Hym. aculeata). Bei den Blattwespen
ıthredonodea) ist die Rinne in zwei Blätter ge-
, und jedes Blatt am Rande sägeförmig ausgezackt;
Stachel dient nur zum Aufritzen der Blätter, nicht
Waffe. Bei den Goldwespen (Chrysodea) ist er
fernrohrartige, gegliederte Röhre, die in den Leib
gezogen wird, aber nicht mehr als Waffe dient. Übri-
haben die Männchen der Aderflügler niemals solche
)eln, indem die Anwesenheit mannichfach gebildeter
er Zeugungstheile seine Bildung verhinderte.

Am Nervensystem bemerkt man, soweit die Untersuchungen reichen, eine große Gleichförmigkeit. Es besteht, wie bei allen Kerfen, aus Knoten, die durch Stränge verbunden sind. Zwei Knoten liegen im Kopf, einer über dem Schlunde, von welchem die Nerven zu den Augen, Fühlern und die Schlundnervenknoten ausgehen; der zweite unter dem Schlunde sendet Nerven zu den Muskeln der Kiefer und den Mundtheilen überhaupt. Im Brustkasten finden sich zwei Knoten, ein kleinerer vor dem ersten Fußpaar, ein größerer zwischen den vier hintern Füßen; der Hinterleib besitzt fünf Knoten, von welchen die beiden letzten dicht neben einander liegen. Von allen diesen Knoten gehen Nerven zu den nahegelegenen Theilen hin.

Werfen wir einen Blick auf die frühern Lebensverhältnisse der Imme, so zeigt sich, daß die Einen von Jugend auf Pflanzennahrung zu sich nehmen, die Andern Anfangs thierische, dann vegetabilische Kost genießen. Diese Letztern sind in jener frühern Periode ihres Daseins wahre Schmarotzer, und verlassen den Leib des Thieres, welchen sie als Wohnsitz bekommen haben, nicht eher, als bis sie zur Verpuppung reif sind, ja Viele dann noch nicht einmal. Alle diese werden als Eier von der Mütter an den Ort ihrer Bestimmung gebracht, doch üben diese Sorgfalt auch diejenigen Mütter aus, deren Jungen Pflanzennahrung verlangen. Überhaupt ist in keiner Ordnung der Kerfe die Sorge der Weibchen für ihre Eier größer als grade in dieser, und jene merkwürdigen Staatenvereine der Bienen, Wespen und Ameisen sind aus eben dieser Quelle hervorgegangen. Die aus den Eiern gekrochenen Larven haben in den meisten Fällen einen blos mit Mundtheilen versehenen Kopf und bestehen sonst aus 12 Ringen. Ihr Leib ist gemeiniglich nackt, weich, weißlichgelb von Farbe, ziemlich dick, besonders nach Hinten, am Rücken gewölbt, wegen der starken Krümmung der Bauchseite. Solche Larven haben keine Augen, keine Beine, viele, vielleicht Alle, nicht einmal einen After. Die andern Larven besitzen diese Organe sämmtlich, zeigen einen graden, viel längern, gleichmäßig dicken, kurz behaarten und bunt gefärbten Leib, einen runden Kopf mit einfachen Augen, drei Paar horniger Füße an den drei ersten Leibringen, und 12—16 fleischige, aber nicht mit Haken besetzte Füße an den hintern Ringen des Körpers. Wegen der Ähnlichkeit dieser Larven mit den Raupen der Schmetterlinge hat man sie Afterraupen genannt. Zur Zeit der Verwandlung in die Puppe bilden sich nun aus dem sogenannten Kopfe der Larve die Mundtheile des Insects, und aus dem ersten Ringe des Leibes der eigentliche große Kopf mit den Augen und Fühlern; der zweite, dritte und vierte Ring werden zum Brustkasten, die übrigen zum Hinterleibe. Hat die Puppe die Larvenhaut abgelegt, so zeigt sie schon alle Theile des spätern Insects deutlich und vollkommen, allein eng an den Leib gezogen und so sehr als möglich zusammengelegt. Übrigens steckt diese Puppe stets in einer besondern, theils geleimten, theils aus Seidenfäden gesponnenen Hülle, welche von der Larve, bevor sie sich verpuppt, angefertigt wird. Hieraus folgt,

daß die Larven Spinngefäße besitzen, deren Ausgang, wie immer, an der Unterlippe in Form einer kleinen Röhre sich befindet. Merkwürdig ist es, daß die Puppe nicht, wie bei den Schmetterlingen, die alte Larvenhaut sogleich abstreift, sondern erst kurz vor dem Ausschlüpfen der Imme; diese alte Haut dient ihr vielmehr als eine zweite schützende Decke innerhalb des Gespinnstes.

Die ausgebildeten Immen findet man ohne Ausnahme auf Blumen, in deren Honigsäften Alle ihre Nahrung finden. Aus dieser Lebensweise ergibt sich ein Verhältniß, welches für die Ökonomie der ganzen Natur von der größten Wichtigkeit ist, und das uns über die Bedeutung nicht blos der Aderflügler, sondern der Kerfe überhaupt, einige wichtige Aufschlüsse zu ertheilen im Stande ist. Wir erkennen nämlich klar und bestimmt, daß die Hymenopteren zum Heil und zum Gedeihen der Pflanzenwelt geschaffen sind, und daß alle ihre mannichfaltigen Verrichtungen diesem einen Ziel entgegenarbeiten. So besuchen die Bienen die Blumen zunächst, um sich zu ernähren, dann aber auch, um vermittels ihres haarigen rauhen Körpers eine Verbindung zwischen Pollen und Stigma zu Stande zu bringen, und so die Befruchtung herbeizuführen. So nutzlos diese Vermittelung von Seiten der Bienen bei vielen hermaphroditischen Blüthen auch erscheinen mag, so wesentlich nothwendig wird sie bei andern und ganz besonders bei den Monözisten und Diözisten, deren Befruchtung allein durch Bienen und andere Insecten bewirkt wird. Nicht zufrieden, auf diese Weise der Fortdauer der Pflanzen förderlich gewesen zu sein, wenden sich andere Hymenopteren gradezu gegen die Feinde der Pflanzen, schränken ihre wuchernde Menge durch ewige Befehdung ein, und stellen das Gleichgewicht zwischen vorräthiger Nahrung und einer auf sie angewiesenen Thierwelt, welches durch die Überhandnahme der Letztern gestört worden ist, aufs Erfolgreichste wieder her. Wir sehen auf diese Weise die zahllosen Heerden der Schlupfwespen, Raupentödter und eigentlichen Wespen beschäftigt, welche theils ihre Eier den blätterfressenden Raupen gradezu in den Leib legen, theils ihre Brut mit den erbeuteten Leibern solcher Raupen ernähren. So setzt die Natur eine Schar zwar kleiner, aber kräftiger Individuen der pflanzenzerstörenden Kerfwelt gleichsam als Hüter aus ihrer eigenen Mitte entgegen, und beweist uns im Wechselverhältniß ähnlicher und unähnlicher Organismen das Gesetz ihrer ewigen Verwandlung klar und verständlich, uns allen zum Trost als seligmachende Offenbarung.

Was endlich die Gruppirung der Hymenopteren in Familien und Zünfte betrifft, so hat Latreille, von dem eine solche Behandlung der Entomologie zuerst ausging, alle Aderflügler unter zwei große Gruppen vertheilt, welche er nach dem Baue des Stachels **Terebrantia** und **Aculeata** nennt. Jene zerfallen in:

1) **Serrifera**, mit sägeförmigem Stachel.
2) **Pupivora**, mit bohrendem Stachel, welcher die Eier in Raupen legt.

Die zweite Gruppe theilt er in:

1) **Heterogyna**. Sie haben geschlechtslose ungeflügelte Arbeiter.
2) **Fossores**. Sie haben keine ges[...] beiter und nähren ihre Jungen [...] Insecten.
3) **Diploptera**. Sie haben keine o[...] schlechtslose Arbeiter; die Oberflü[...] Länge nach gefaltet.
4) **Mellifica**. Sie haben die Kenn[...] gen, aber die Oberflügel sind ni[...]

Wenngleich in dieser Anordnung [...] Verbindungen nicht zu verkennen sind, [...] durchaus kein Bild von einer organisch[...] innerhalb dieser Ordnung, weshalb ich m[...] von den Ansichten Latreille's abzuweich[...] dere Eintheilung aufzustellen, welche in [...] meines Handbuchs der Entomologie sp[...] nachgewiesen und begründet werden so[...] vorläufige Mittheilung.

Das Hauptmoment, welches in die[...] bestimmend hervortritt, ist der Bau d[...] welchem die ganze Ordnung in zwei [...] aber nicht gleichwerthig sind, sich spalte[...] tritt dann das Zahlengesetz der Fühler h[...] ein bestimmtes dem schwankenden der a[...] gegenüberstellt; worauf Lebensweise, B[...] der Fühler und des Stachels die and[...] schiede bedingen. Hieraus ergibt sich folg[...]

I. Die Larven haben einen *deutlichen* [...] mene Füße, und leben nur von [...] vollkommenen Insecten zeigen ung[...] ber und Stachel zum Bohren.

Erste Zunft: **Xylosphecea**.

Die Familien: 1) **Tethredonodea**.

II. Die Larven haben keinen eigentlich[...] bloße Mundtheile; auch fehlen ihn[...] Hinterleib der vollkommenen In[...] gestielt.

A. Die Fühler ohne bestimmtes Zahl[...] lich faden- oder borstenförmig. Aller sind thierische Schmarotzer.

a) Fühler ungebrochen, seltener 13—[...] vielgliederig.

Zweite Zunft: **Entomosphecea**[...]

Die Familien: 3) **Ichneumonodea**[...] 5) **Evanialia**. 6) **Codrina**. 7)[...]

b) Fühler gebrochen, verdickt, 7—[...] Flügel ohne geschlossene Zellen.

Dritte Zunft. Zugleich Famili[...] lina.

B. Die Fühler mit bestimmtem Zahlenv[...] bei beiden Geschlechtern 13glieder[...] beim Männchen, beim Weibchen [...] ten 7—10gliederig; kein Bohrstach[...]

a) Fühler der Männchen 13gliederig[...] 12gliederig; manche haben geschl[...] gelte Arbeiter und leben dann in [...]

α) Oberflügel nicht gefaltet; Hinter[...] tragen von Blüthenstaub brauchb[...]

Vierte Zunft: **Mellifica**.

Familien: 9) Apina. 10) Anthrenodea.
β) Oberflügel der Länge nach gefaltet.
Fünfte Zunft: Diploptera.
Familien: 11) Vespina. 12) Masarodea.
b) Fühler der vorigen; sie haben nie, weder geflügelte noch ungeflügelte, Arbeiter. Alle graben Löcher in die Erde und tragen gefangene Insecten hinein, worin sie Eier legen.
Sechste Zunft: Fossores.
Familien: 13) Bembecodea. 14) Larrina. 15) Nyssonodea. 16) Crabronina. 17) Sphecodea. 18) Pompilina. 19) Sapygodea. 20) Scoliodea. 21) Mutillina.
c) Fühler bei beiden Geschlechtern von gleicher Gliederzahl (7—14), aber sonst die Männchen nicht selten von den Weibchen in der Form verschieden.
Siebente Zunft: Spadones.
Familien: 22) Dryinea. 23) Chrysodea.
d) Fühler wie in den Abtheilungen a und b, stark gebrochen, die Geißel meist kolbig. Sie besitzen ungeflügelte, geschlechtslose Arbeiter.
Achte Zunft. Zugleich Familie: 24) Formicina.
Über die charakteristischen Eigenschaften und sonstigen :kmale der hier genannten Familien geben die beson: Artikel Auskunft. Als brauchbare Hilfsmittel zum :dium der Immen empfehlen sich folgende Schriften: *J. C. Fabricii* Systema Piezatorum (Brunsvic. 4); *L. Jurine*, Nouvelle méthode de classer les nenoptères et les Diptères. T. I. (Genève 1807. *C. F. Fallén*, Spec. inaug. novam Hymenoptera ›onendi methodum exhibens (Lundae 1813. 4.); Klug, Die Blattwespen (Tenthredonodea) nach ı natürlichen Gattungen und Arten. (Im Magazin den Verhandlungen der Gesellsch. naturforsch. Freunde Berlin. 1807—1824. 4.) Derselbe in seinen Jahr›ern für Insectenkunde (Berlin 1834). S. 224 fg. *›eletier de St. Fargeau*, Monographia Tenthre›tarum (Paris 1826); *Fr. Klug*, Monographia Si›m Germaniae (Berol. 1803. 4.); *J. L. C. Gravhorst*, Ichneumonologia europaea (Wratisl. 1829). . 1—3. *Fr. Nees ab Esenbeck*, Hymenopterorum ıeumonibus affinium monographiae (Stuttg. et ›ing. 1834). 2 Voll. *F. Walker*, Monographia ıleidum. In the entomological Magazin. Vol. I. I. (Lond. 1833 et 1835). *A. H. Haliday*, An ıy on the classification of the parasitic Hymen›ra of Britain (ibid.); *Van der Linden*, Observons sur les Hyménoptères d'Europe de la fa›le des foisseurs (Brux. 1828, 1829. 4. 2 cah.); Klug, Über die Gattungen Scolia, Tiphia, Teny›heria und Myzine; in Webers und Mohrs Bei›en (Kiel 1805). I u. II. Fr. Klug, Pterocheilus, neue Piezatengattung; in Webers und Mohrs ›trägen I. *M. C. Wesmael*, Monographie des ›mères de la Belgique (Brux. 1833). *Fr. Huber*, ›ıvelles observations sur les abeilles (Genève 2). *Ej.* Nouvelles observ. sur les abeilles, repar *P. Huber* (Paris et Genève 1814). 2 Voll. *W. Kirby*, Monographia apum Angliae. 2 Voll. (Ipswich. 1802). *P. A. Latreille*, Histoire naturelle des fourmis etc. (Paris [an. X.] 1802). *P. Huber*, Recherches sur les moeurs des fourmis indigenés (Genève 1810). *Lepeletier de St. Fargeau*, Observations sur les Hymenoptères tubifères. (Annales du Mus. Vol. VII. 1806.) (*Hermann Burmeister.*)

HYMENOPTERA (Paläont.), Insecten aus der Ordnung der Hautflügler; finden sich mehre fossil. So Flügel im mittlern Theile der Kreide von Rouen, welche wegen ihres Metallglanzes anfänglich von Deslongchamps für Käferflügeldecken gehalten worden (*Férussac*, Bull. Scienc. nat. 1826. Oct. IX, 253 und 1828. Janvier 161). So einige Reste im tertiären Kalke von Öningen, Ammannsche und fürstl. Meersburgsche, jetzt karlsruher Mineraliensammlung (Karg in den Denkschriften der Naturfr. Schwabens. 1805. S. 42). So ein Polistes im tertiären ? Mergelschiefer zwischen Chaumerac und Roche-Sauve im Ardèchedepartement (*Faujas St. Fond* in Mém. du mus. 1815. II, 457). So im tertiären Süßwassergypse von Aix in der Provence, Theile aus den Geschlechtern Tenthredo (Selandria), Cryptus, Pteronus, Ichneumon (Pimpla, Bracon), Agathis, Anomalon, Ophion, Polistes, Formica (*M. de Serr.* Hist. nat. des terr. tert. du midi de la France. 1829. p. 229, Curtis bei Murchison und Lyell in *James.* N. Edinb. philos. Journ. No. 14. 1829. p. 287 sq. Jahrb. 1830. S. 353). So endlich im Bernstein die Genera Ichneumon, Formica (*M. de Serres* a. a. O. p. 242). (*H. G. Bronn.*)

HYMENOPTERIS (Paläont.). Mit diesem aus ὑμήν, Haut, und πτερίς, Fahre (Hautwedel) gebildeten Worte bezeichnet Ad. Brongniart in seinem zur Classification der fossilen Arten entworfenen System der Fahren diejenigen Formen, deren fast ungetheilte Wedel nicht anastomosirende Blattnerven, die Lappen keinen Hauptnerven, sondern nur von der Basis aus strahlig verlaufende, büschelförmige, zweitheilige Nervchen besitzen. Doch gibt er eben von diesem Geschlechte keine Fossilreste an. Rob. Brown dagegen beschreibt unter dem Namen Hymenopteris psilotoides *R. Br.* [1]) und *v. Sternb.* [2]) einen fossilen zweifiederspaltigen Wedel mit linearen und ausgerandeten Lappen, welcher die Form und den Verlauf der Nerven (ein zweitheiliges Mittelrippchen) wie Trichomanes besitzt, und zu Brongniarts Peropteris gehören würde, nur daß die fiederige Stellung der Zweige desselben Blattstieles unregelmäßiger als gewöhnlich, fast alternirend, und daß sie auf beiden Seiten von dem Blatte selbst der Länge nach, wie bei Trichomanes, besäumt sind. Dieses Genus ist daher nicht mit dem gleichnamigen bei Brongniart zu verwechseln. Aus der untern Kreide in Sussex. Ad. Brongniart führt diese Art gleichwol als Sphenopteris Mantelli auf.[3]). (*H. G. Bronn.*)

1) *R. Brown* in den Transact. of the geolog. Societ. of Lond. N. S. 1824. I, II, 424. tb. XLVI. fg. 7. tb. XLVII. fg. 2. 2) v. Sternberg, Flora der Vorwelt. 1825. IV. S. XXII. 3) *Ad. Brongniart*, Prodrome d'une histoire nat. des végétaux fossiles (Paris 1828). p. 50.

HYMEMOPUS, *Audinet Serville* (Insecta). Eine Gattung Fangheuschrecken aus der Familie Mantides in der Ordnung Orthoptera (s. d. Art.), aufgestellt in Annales des sciences naturelles XXII. p. 46. Die Kennzeichen sind: die mittlern und hintern Schenkel sind unten der ganzen Länge nach mit einer Haut besetzt, welche von der Wurzel nach der Spitze nach und nach breiter wird. Der Kopf hat in der Mitte eine hornartige Erhöhung, die gespalten ist; die Augen sind hoch, fast kegelförmig, in eine scharfe Spitze auslaufend; der Scheitel ist stark vertieft; der Thorax ist ziemlich breit und kurz, fast drei Mal so lang als der Kopf, an jeder Seite stark erweitert; die Flügeldecken sind lang, ihr äußerer Rand gerundet, von der Wurzel bis über die Mitte sich erweiternd. Es gehört hierher als Typus Mantis coronata Stoll's Heuschrecken pl. 11. f. 44. Von den Molukken. (D. *Thon.*)

HYMENOSOMA *Leach* (Crustacea). Eine Krebsgattung aus der Ordnung der Dekapoden, Familie Brachiura, Tribus Triangularia, mehre Arten Maja *Latreille's* enthaltend. Die Gattungskennzeichen hat Leach nicht angegeben. Desmarest setzt dieselben in die sonderbare Verflachung und Verschmälerung des obern Schalentheiles, welche an einem kurzen ganzen Schnabel ausläuft. Leach errichtete die Gattung nach Arten aus Neuholland; in dem pariser Museum finden sich zwei Arten, die eine vom Cap der guten Hoffnung, die andere von Isle de France. (D. *Thon.*)

HYMENOSTOMUM *R. Br.* (*Linn.* Trans.) Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Laubmose, deren Charakter folgender ist: Die Kapselmündung wird durch ein Häutchen verschlossen, welches nicht mit dem Säulchen zusammenhängt, anfangs ganz ist, und späterhin zerreißt, die Mütze der Kapsel ist halbirt. 1) H. microstomum *R. Br.* l. c. mit ziemlich einfachem Stengel, linienförmig-pfriemenförmigen, kanalförmigen, abstehenden, im trocknen Zustande gewundenen Blättern, durchlaufenden Blattnerven, eingebogenen Hüllblättern des Fruchtstiels, ovaler, beinahe schiefer, Kapsel, und pfriemenförmigem, schiefem Kapseldeckel. In Teutschland und England. Abb. in *Nees, Hornsch.* et *Sturm* Bryol. germ. I, t. 12. f. 4. (Gymnostomum microstomum *Hedw.* Stirp. III, t. 30., Bryum microstomum *Dicks.* Fasc. — Hymenost. brachycarpon et squarrosum *Nees* etc. l. c. t. 12. f. 3 et f. 1. sind Abarten). 2) H. obliquum *Nees* (l. c. t. 12. f. 2) mit ziemlich einfachem Stengel, lanzettförmig-linienförmigen, an der Spitze eingerollten, abstehenden Blättern, schiefer, ablang-cylindrischer Kapsel, und konischem kurzem Kapseldeckel. Diese Art, welche in Teutschland wächst, ist noch zweifelhaft. 3) H. rutilans *Nees* (l. c. t. 12. f. 5) mit fast ästigem Stengel, linienförmig-lanzettförmigen, pfriemenförmigen, kanalförmigen, im trockenen Zustande gewundenen Blättern, durchlaufenden Blattnerven, verlängertem, strohgelbem Fruchtstiel, und pfriemenförmigem, röthlichem Deckel der ablangen, ziemlich graden Kapsel. In Teutschland und bei Verona. (Gymnostomum rutilans *Hedw.* Sp. posth. t. 3. f. 8—11. — Hymenost. subglobosum et crispatum *Nees* etc. l. c. t. 12. 6 et 7. sind Abarten.) 4) H. cubense *Spr.* Syst. [...] ziemlich ästigem Stengel, linienförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, geränderten, feingesägten, hin und her gebogenen, im trockenen Zustande gewundenen Blättern und cylindrischer, grader Kapsel. Auf Cuba; ist noch zweifelhaft. (Syrrhopodon incompletus *Schwägr.* Suppl.) 5) H. Griffithianum *Spr.* Syst. mit ziemlich einfachem Stengel, spatelförmigen, stumpfen, schlaffen, netzförmig-gezeichneten Blättern, verschwindenden Blattnerven, fleischigem Fruchtstiel, und stumpfem Deckel der umgekehrt-eiförmigen Kapsel. In Großbritannien. (Bryum Griffithianum *Dicks.* Fasc., Gymnostomum Griffithianum *Sm.* brit., Engl. bot. t. 1938, Oedipodium Gr. *Schwägr.* Suppl. II, t. 105.) S. *Spr.* Syst. IV, 147. (*Sprengel.*)

Hymenothecium *Lag.*, ist Aegopogon Humb.

HYMETTIOS (Ὑμέττιος). Der Berg Hymettos, lag Athen südöstlich *), und trug einen Zeustempel, der daher Hymettios genannt wird **). (*Schincke.*)

Hymettus, s. Attika.

HYMIR, in der nordischen Mythologie, einer der vornehmsten Riesen in Utgard, hausend an den Flüssen der Unterwelt, am Himmelsende. In der ältern Edda befindet sich ein ihn besonders besingendes Lied, Hymisquida, welches von Mehren übersetzt wurde[2]); über den Inhalt desselben und die Geschichte Hymirs s. d. folg. Art.

Die Deutung jenes Mythus von Hymir ist folgende: Das Bier ist das Meer, der Kessel der Grund des Meeres, Hymir das Wintergebirge, von dem die Kälte [...] weht und das Meer mit Eis überzieht (den Kessel [...] steckt), Ägir ist das Meer im Sommer. Thor und [...] verbergen sich hinter Kesseln, die herabfallen; die [...] Kessel sind die Wintermonate, die Säule, an der sie [...] gen, ist das Gebirge, an dessen Fuße die Seen liegen. Der Stier, die Lockspeise bei den Fischen, ist schwarz, [...] Farbe deutet auf den Winter. Thor trägt Kahn [...] Wallfische in Hymirs Höhle (er ist im Stande, [...] Winterschiff aus dem Wasser zu heben, seine Fahrt [...] zustellen, und mit dem Zeichen der Fische zu schließen [...]

*) O. Müller, über die Berge bei Athen, s. 1. Sect. [...] S. 216. **) *Pausan.* I, 32, 2.

1) Mone (Gesch. d. Heidenth. 1. Th. S. 412) verweist [...] wol mit nicht zureichenden Gründen, ins 11. Jahrh., theils [...] einzelner Worte: Kalke, Kelch, wegen gekünstelter Bilder[...] theils weil es ihr Dichter selbst in die Vorzeit setzt. Stadt [...] in Sämunds Edda, 1. Abth. S. 121, steht in der Namenlos[...]keit des Liedes einen siegenden Beweis für sein höheres Alter, [...] behauptet: Lieder des 11. Jahrh. hätten alle Namen der Ska[lden] auf die Nachwelt getragen, von Hymirs Liede sei aber keine [...] vorhanden, daß es einem Skalden des 11. Jahrh. oder je ir[gend] Einem namentlich zugeschrieben worden sei; sein Alter, wie [...] aller reinmythischen Eddalieder verliere sich hinter die bekannte [Ge]schichte. 2) Von Gräter in d. Nordischen Blumen, S. [...] von Majer in den Dichtungen der Skandinavier, S. 226; [...] Morgenblatte, 1812. Nr. 125—130; von Öhlenschläger [...] Nordens Guder. S. 115, und in Legis' Übersetzung, S. [...] von Demf. in den Fundgruben rc. 2. Bd. S. 206, und von S[...]bach in Edda. 1, Abth. S. 125.

starke Thor kann Säulen zerschmettern, aber den
er des Riesen (d. h. die Eisrinde des Meeres) nur
ymirs Kopfe. Zauberei kann den Kampf erschwe-
aber das Weib vernichtet den Zauber und wird
s Wiedergebärerin, daß er abermals wirken kann
aufe der künftigen Jahre [3]). (*Schinoke.*)

HYMIS-QUIDA, Hymirs (d. h. von H. handelndes)
ein Göttersage enthaltendes Eddalied, wichtig, weil
ei berühmte Mythen enthält und nach dem Ende
bließen, jährlich beim Opferfeste der Flachsernte
ragen wurde. Sein Inhalt ist dieser: Die Asen
durch Befragung der Orakel durch Zweigewer-
aß Ägirn (dem Meere, zu dem sie zu Gaste kom-
sollen) ein Kessel (zum Bierbrauen) fehle. Thor
in den hohnlächelnden Ägir, den Göttern Gasttrank
auen. Der Riese, sich an den Göttern zu rächen
gend, bittet Thor, daß er einen Kessel herbeischaf-
öge, in welchem Ägir Bier für alle Götter brauen
. Die Götter vermögen den Kessel nirgends zu
, bis Tyr dem Thor sagt, daß Tyrs Vater, Hy-
östlich von dem Elivagen (dem Eismeer) an des
els Ende wohnend, einen meilentiefen Kessel habe,
ol durch List zu erlangen sein möchte. Sie fahren
on Asgard [1]) zu Hymirs Halle. Tyr findet hier
Altermutter mit 900 Köpfen, doch auch seine Mut-
t lichten Augenbraunen (d. h. sie war blondhaarig
hön, und nicht vom Riesengeschlechte, sondern der
hatte sie, wie zu vermuthen, geraubt. Auch ist
t seine Ehefrau, sondern seine Fridla, Geliebte).
quickt ihren Sohn durch Trank, und verbirgt ihn
hor'n unter den Kesseln, da ihr Gebieter karg ge-
ie Gäste und dem Zorn ergeben. Spät kommt
mit Reife bedeckt von der Jagd zurück, wird von
Liebsten freundlich empfangen und von der An-
seines Sohnes und Thors benachrichtigt. Vor des
Blick zerspringt die Säule zwischen ihm und den
Gästen und der Sparren zerkracht. Von den acht vom
Pfeiler herabfallenden Kesseln bleibt nur einer ganz. Die
Gäste treten hervor, Hymir ahnet nichts Gutes. Von
den drei geschlachteten und gekochten Stieren verzehrt
Thor allein zwei. Hymir sagt, daß er und die Gäste
am andern Abend vom Waidwerke leben müssen. Thor
erbietet sich in die See zu rudern, wenn der Riese ihm
Lockspeise verschaffe. Hymir weist ihn zur Heerde, vom
Stiere werde er sie mit leichter Mühe erhalten. Thor
bricht dem Stiere das Haupt ab, der Riese äußert sein
Mißvergnügen darüber. Auf der See will Thor weiter
hinausrudern, aber der Riese hat keine Lust dazu. Der
Riese zieht mit der Angel zwei Wallfische empor. Der
Gott auf dem Hintertheile des Schiffes bereitet mit Hin-
terlist seine Schnur, hängt an die Angel den Ochsenkopf,
die alle Länder umgürtende Schlange beißt an. Kühn
zieht sie der starke Thor an den Bord empor und schlägt
ihr Haupt mit dem Hammer. Felsen stürzen, Wildnisse
heulen, die ganze Erde fährt zusammen, der Fisch taucht
hierauf ins Meer. Vor Betrübniß spricht Hymir kein
Wort, als sie zurückrudern. Thor, von ihm aufgefo-
dert, entweder das Fahrzeug oder die zwei gefange-
nen Wallfische nach Hause zu bringen, trägt das Schiff
sammt den Rudern und der Wasserpumpe in des Rie-
sen Hof. Dennoch sagte Hymir, daß Thor nicht stark
sei, und seinen Kelch nicht zerbrechen könne. Thor wirft
mehrmals an die steinernen Säulen; die Steine zersprin-
gen, aber der Kelch bleibt ganz. Da ertheilt ihm die
schöne Geliebte des Riesen den Rath, den sie allein nur
weiß, den Kelch an des Riesen harte Stirn zu werfen.
Thor läßt sich auf die Knie nieder und nimmt alle Göt-
terstärke zusammen; des Riesen Stirn bleibt unversehrt,
der Kelch zerspringt. Der Riese beklagt den Verlust des-
selben, und fodert die Gäste zum Versuch auf, den
Bierkessel aus seiner Halle zu bringen. Zwei Mal un-
ternimmt es Tyr, ihn zu heben; doch unbewegt bleibt
der Kessel stehen. Thor faßt ihn am Rande, durchtritt
den Boden des Saals, hebt den Kessel auf das Haupt
und an seinen Fersen klingen die Ringel (d. h. die Ringe
des Kessels reichen bis zu ihnen herab). Lange gehen
sie, bis Thor hinter sich blickend eine vielköpfige Menge
mit Hymir aus den Höhlen kommen sieht. Er hebt den
Kessel von seinen Schultern und erschlägt mit dem Miöl-
nir die Bergwallfische (Riesenungeheuer). In Str. 37.
38 heißt es, sie waren nicht lange gefahren, als zu lie-
gen begann der Bock Hloridi's halbtodt davor (vor dem
Wagen), war scheu vor der Deichsel, war hinkend auf
der Bahn, daran war der listige Loki Schuld. Aber ihr
habt gehört (wer von den Göttersagern [Erzählern von
Göttern] kann davon genug erzählen?), welchen Lohn er
von dem Lavaklippen-Bewohner empfing, er vergalt es
durch seine beiden Kinder. Diese Verse hat man für ein
Einschiebsel aus einem andern Liede gehalten [2]), aber

Mone, Gesch. d. Heidenth. 1. Th. S. 412 fg.

Hieraus erhellt, daß die Asen, als sie die Orakel befragen,
ht, wie Andere, z. B. Finn-Magnusen und nach ihm Le-
ndgruben, 2. Th. S. 203) annehmen, sich schon bei Ägir
, sondern daß das Gastmahl, bei welchem die Asen zu An-
es Liedes sind, ein zur Befragung der Orakel angestelltes
ahl ist, und daß sich Thor nun erst zu Ägir und von da
gard zurückbegibt. Auch ist es nicht so zu nehmen, als
h der Riese über den Besuch der Gäste freue, sondern er
h, die Götter durch seine Einladung verhöhnt zu haben.
e Hälfte der sechsten und der Anfang der siebenten Stro-
welcher gesagt wird, wie sie von Asgard den ganzen Tag
's (d. h. hier Riesen überhaupt) Halle fahren und Thor
e in den Stall bringt, hält Finn-Magnusen für Bruch-
nes andern Liedes, und Legis (S. 221) sondert sie gar
d schaltet sie in die Erzählung der jüngern Edda ein, wo
it Loki auf der Fahrt zu Algardslott bei Thialfi's und
Vater einkehrt, aber ganz unpassend, da nach der jüngern
hialfi's Vater kein Ägir (d. h. Riese), sondern ein Bonde
war. So auch paßt die Einschaltung der 38. Strophe
aisquida in der jüngern Edda nicht, da hier der Vater der
ur Vergeltung des Bockes gegebenen Kinder ein hraun-búi
ewohner, Bewohner verbrannter Klippen, d. h. Riese)
wird.

2) So Finn-Magnusen, und Legis (S. 222) nach ihm hat
sogar die Verse hinweggelassen, und in die Erzählung der jüngern
Edda eingeschaltet, aber ganz unpassend, da Thialfi hier den Kno-
chen des Bockes zerschlägt, und Loki ganz unschuldig dabei ist.

ohne Grund. Der Dichter folgt hier einer Sage [3]), nach welcher Thor'n das Unglück mit dem Bock auf seiner Heimreise von Hymir begegnet, während es die jüngere Edda an Thors Reise zu Utgardsloki knüpft, weil Thialfi bei Utgardsloki Wettkämpfe besteht. Die letzte Strophe enthält, wie Thor Hymirs Kessel zur Versammlung der Götter bringt, und schließt: „Wohl (gut) sollen (werden) die Götter trinken ein Bier bei Ägir (d. h. beim Meere) jede Flachsernte." Die Deutung Thors (des Donners) durch befruchtende Sonnenwärme und seinen Sieg über die Riesen als Besiegung der Kälte und Unfruchtbarkeit ist im Ganzen wohlbegründet, aber die Deutungen der Einzelheiten geben sehr unsichere Ergebnisse. Über die Deutungen derselben s. die betreffenden Art. Aeger, Hymir, Jörmungandr, Thor. Der Verfasser der jüngern Edda [4]) hat bei seiner Darstellung des Kampfes Thors mit der Midgardschlange die Hymisquida wol nicht vor sich gehabt, oder ist ihr wenigstens nicht streng gefolgt, da beide zwar in gewissen Stücken mit einander übereinstimmen, aber in andern auch wieder von einander abweichen; auch war der Mythus zu berühmt, als daß er nicht hätte in mehren Liedern von mehren Dichtern behandelt werden sollen; so von Ulf Uggason in den Husdrapa und von Bragi und andern [5]). Die Hymisquida in der alten, einfachen Weise der Vorfahren (Fornydalag) verfaßt, ist herausgegeben in der norränischen oder der Ursprache, in der großen kopenhagener Ausgabe der Edda Saemundar hinus fróda I. 1787. p. 118—146., wo sich auch eine lateinische Übersetzung findet, und in Edda Saemundar hinns fróda ex recens. Rask. curavit *Afzelius* (Stockholm 1818); dänisch übersetzt ist sie von B. C. Sandvig (Forsög til en Oversättelse af Sämunds Edda, 2det Häfte, Kjöbh. 1785. Nr. 14.) und von Finn Magnusen (Den äldere Edda oversat og forklaret, Kjöbh. 1821. II. Thl. S. 38—86); schwedisch von Afzelius (Sämund den Vises Edda, Stockholm 1818.); teutsch von Gräter (Nordische Blumen S. 191—208), von Majer (Mythologische Dichtungen und Lieder der Skandinavier; aus dem Isländ. Leipz. 1818. S. 226—240), von Studach (Sämunds Edda des Weisen; aus dem Isländ. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. I. Abthl. Nürnb. 1829. S. 118—131) und von Legis (Fundgruben des alten Nordens. II. Bd. Leipz. 1829. S. 195—222). (*Ferd. Wachter.*)

HYMMEN (Johann Wilhelm Bernhard von), geboren 1725 im Clevischen, widmete sich zu Duisburg
und Halle dem Studium der Rechte und war
endigung seiner akademischen Laufbahn (176
dar bei dem königl. preuß. Kammergerichte
bald nachher Kammergerichtsrath und endlich g
stizrath. Er starb den 9. April 1787, nach
Jahr vor seinem Tod in den Adelstand erho
war. Durch ein fleißiges Studium der röm
griechischen Classiker hatte er früh seinen Ge
bildet. Für seine gründlichen Kenntnisse in
prudenz sprechen besonders seine reichhaltigen
preußischen juristischen Literatur, die er in de
—1785 in acht Bdn. drucken ließ. Außer me
baren Abhandlungen, die preußische Justizve
treffend, theilt er in jenem Werk auch
duisburger und frankfurter Juristen mit, u
indessen die letztern dürftig ausgefallen sind, v
Hinsicht der Schriftenverzeichnisse und anderer
Notizen. Die Idee zu einer ähnlichen Schrift
Titel neue Beiträge, zu denen er sich durch
des preußischen Justizwesens im J. 1783 ve
funden hatte, kam nicht zur Ausführung [1]).

Die Muße, welche ihm die gewissenhafte
seiner Amtsgeschäfte gönnte, benutzte er zu
Versuchen. Für seinen feinen Geschmack spre
J. 1770 zu Berlin herausgegebenen Poetisch
stunden, eine Sammlung von Gedichten (
und Briefe kritischen Inhalts, *mit untermischte*
ten. Doch unterblieb eine vollständige Aus
Werke, von der er 1784 eine Ankündigung n
hatte drucken lassen. Unter seinen übrigen S
dient seine in den J. 1778—1785 in drei S
ausgegebene Freimaurer-Bibliothek Erwähn
auch eine, freilich nicht erschöpfende, Kritik
und Friedrich Nikolai (1775) in seinem Etw
Leiden des jungen Werthers und über die F
jungen Werthers [2]). (*Heinrich*

HYMNE, im Allgemeinen s. Poesie (
Gewöhnlich wird ein Preisgesang vornehmlich
und Heroen, aber auch der Menschen, Hymn
Dergleichen Gesänge gehören zu den ältesten,
allen Völkern, selbst bei noch rohen, finden.
ältesten Gesänge dieser Art s. im Art. chinesi
sik. Daß die Ägypter dergleichen besaßen,
macht; nur glaube man nicht, daß sich die
Spur irgend einer alterthümlichen Melodie de
erhalten habe. Die Hebräer übertrafen in ihren
Hymnen, dem Textinhalte nach, alle Völker
thums bei Weitem (vergl. d. Art. Hebräische
tur). Über ihre Musikart hingegen läßt sich

---

3) Auch nach Studach, Sämunds Edda des Weisen, 1. Abtheil. S. 181, deuten die Strophen auf ein Lied oder eine Überlieferung von Thors Abenteuern, welche nicht auf uns gekommen, es sei denn, daß von jenem in der jüngern Edda erzählten Verfahren der Bock immer eine Zauberstelle erhalten habe. Unter Loki in Strophe 38 der Hymisquida versteht er Utgardsloki, der durch seine Zauberkünste dem Bocke das Hinken angefeit. 4) Snorra-Edda, Ausg. von Rask. S. 61—63. Vgl. über Thors Fischerei der Midgardschlange den Art. Husdrapa. 5) Die in der Skalda aufbewahrten Bruchstücke hat Finn-Magnusen in seiner Übersetzung der ältern Edda und im Lex. Mytholog. p. 460 zusammengestellt und übersetzt, und nach ihm Legis S. 200, 201.

1) Vgl. die Frankfurter gel. Zeitung. 1783. Nr. 1
Denina, La Prusse litéraire sous Frédéric II. A
252 sq. Weidlichs biograph. Nachrichten von den
Rechtsgelehrten. 3. Th. S. 161 fg. Nachträge S. 3
ters biogr. Lexikon geistlicher Liederdichter. S. 152
neues histor.-biograph.-literar. Handwörterbuch. 2. B
Meusels Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorb
Schriftsteller. 6. Bd. S. 192 fg. Raßmanns liter
wörterbuch der verstorb. teutschen Dichter. S. 275.

ein Schluß machen, was praktisch diesem beharrli-
Volke geblieben und auf die judaisirenden Christen
gegangen ist. Überbleibsel der alten Griechen, nicht
der Poesie, sondern auch der Notenzeichen, sind
geblieben, nur noch lange nicht genug, um sich
Sicherheit aus dem Gewirre der Zeichen herauszu-
n. Viele haben diese Hieroglyphen zu enträthseln
nommen und nicht geringen Fleiß darauf verwandt.
waren aber auch dabei aus Vorliebe für die Grie-
dergestalt von Vorurtheilen eingenommen, daß eine
ge Revision aller hierher gehörigen Schriften des
ischen Alterthums bis in das 6. Jahrh. nach Christi
rt vorzunehmen nöthig wäre. Übrigens verstanden
alten Griechen unter dem Ausdrucke Hymne nicht
einen Lobgesang, wie das jetzt und seit langer Zeit
hnlich ist, sondern einen Gesang im Allgemeinen, jede
des Liedes und der Ode, selbst zuweilen einen Klage-
g, öfter noch einen Orakelspruch. Seit Einführung
Christenthums sind die allgemeinen Bedeutungen im-
mehr verschwunden. Man denke nur an den be-
ten Hymnus Ambros., das Te Deum laudamus.
der christlichen Kirche hatte die alte Liturgie mancher-
rten; man nennt Hymni epistolici solche, die vor
Epistel abgesungen wurden; Hymni evangelici,
e nach der Epistel folgten. Hymnus glorificationis
e von den Kirchenvätern der Anhang genannt, der
Psalmen zu folgen pflegte, nämlich das Gloria Pa-
tre. (*G. W. Fink.*)

Hymni haliares (Aximenta), s. Salier.

HYMNIA (Ὑμνία, auch wol *Πολυϋμνία*), die
iche, Hochzeitliche, nannten die Arkadier Artemis [1]).
Göttin war seit alter Zeit unter diesem Namen von
Stämmen in Arkadien hoch verehrt, war National-
n, und hatte nirgends so viele Heiligthümer, als hier.
der Grenze zwischen Orchomenos und Mantinea
sie einen Tempel [2]); und am Abhang eines Ber-
nach Anchisien zu einen andern [3]). Ihre Priesterin-
waren zu strenger Keuschheit verpflichtet und eine
gfrau war ihre erste. Aristokrates, Arkadiens Herr-
, versuchte mit seiner Liebe die jungfräuliche Prieste-
und schändete sie vor der Göttin Bilde. Die Arka-
steinigten ihn zu Tode und setzten fest, daß künftig
verheirathete Priesterin sein, sich aber vom Umgange
dem Mann enthalten solle [4]). Wo Mann oder Weib
er Göttin Heiligthume walteten, mußten sie in der
gsten Zurückgezogenheit leben, öffentliche Bäder und
male fliehen, und durften das Haus eines Privat-
nes nie betreten, wie die Essenen zu Ephesos. Das
der Göttin kehrte jährlich zurück und wurde von al-
Stämmen hoch gefeiert [5]). Von fern her kamen zum Feste
. von Pheneos, Festzüge, Theorien [6]). (*Schincke.*)

Hymnis (Zool.), s. am Ende des Buchstabens H.

HYMOS bei Plinius (H. N. V, 31) eine Insel
der Nähe von Rhodus. (*R.*)

1) *Pausan.* V, 13, 1. 2) Ibid. V, 6, 8. 3) Ibid. V,
1. 4) Ibid. VIII, 5, 8. 5) Ibid. V, 13, 1. 6) *Po-
n.* VIII, 134. O. Müller, Dorier. 1. Th. S. 372.

HYNDLA, in der nord. Myth., eine Riesenjung-
frau; vergl. über sie den Art. Orakel und den folgenden
Artikel. (*Schincke.*)

HYNDLU-LIOTH [1]) (Hyndla's Lied oder Lie-
der), ein Eddalied, welches sich auf die Göttersage be-
zieht, ein Lehrorakel, welches daher auch Völuspá hin
skamma (d. h. die kleine Völuspá, die kleine Weissa-
gung der Wala) genannt wird. Es beginnt mit Freya's
schmeichelnder Anrede an Hyndla, die Höhlenbewohnerin
(Riesin), mit ihr in der Finsterniß nach Walhall zu rei-
ten, und sich ins Gedächtniß zu rufen, wie Othin sich
wohlthätig beweise. Freya erwähnt auch, wie diese Men-
schen Waffen geschenkt, ihnen Sieg, Geld, Beredsamkeit,
Weisheit, Lieder, Tapferkeit und den Schiffenden Wind
ertheilt, verspricht dann Thorn durch Opfer dahin zu brin-
gen, daß er, sonst den Riesenjungfrauen feindlich [2]), sich ge-
gen Hyndla immer aufrichtig beweise, und fodert sie dem-
gemäß auf, ihren Wolf aus dem Stalle zu nehmen
und mit Zauberhalftern rennen zu lassen. Hyndla be-
merkt am langsamen Gange des Ebers, auf welchem
Freya reitet, daß diese mit Trug umgehe, und ihren
Geliebten, den jungen Ottar, Innsteins Sohn, durch
Zauberkünste in die Gestalt desselben verborgen habe;
Freya sagt dagegen, daß Hyndla sich hierin täusche, da
ihr goldenborstiger Eber Hildiswini, den ihr die Zwerge
Dainn und Nabbi gemacht, glänze; fodert sie auf, von
den Sätteln aus über die Geschlechter der Könige zu ur-
theilen, die von Göttern abstammten, Ottar und Agan-
tyr hätten einen Rechtsstreit, und es sei billig, dem Ottar
zur Erbschaft zu verhelfen, da dieser immer an die Asin-
nen (Göttinnen) glaube, und ihnen oft opfere; Hyndla möge
daher die Abstammung der Geschlechter der Skioldungen,
der Skilfungen, der Öthlingen und der Ylfingen und der
von den Hölden (freien Erbeigenthümern) und der von den
Hersern (Baronen) Gebornen entwickeln. Hyndla redet nun
Ottar an und zählt von seinem Vater und von seiner Mut-
ter aufwärts seine Ahnen, handelt also Str. 11—26
von den genannten Geschlechtern, und dann Str. 27—
32 von den Geschlechtern der Götter und Riesen. Str.
28 spricht sie vom Untergange der Welt. Dieses ist wol
zunächst der Grund, warum das Hyndla-lioth auch
die kleine Völuspá genannt wird. Str. 39 kommt
Hyndla auf den Erdensohn (Thor) als den mächtigsten
von allen, und Str. 40 beginnt: „da kommt ein anderer, der
mächtigere, doch wage ich ihn nicht zu nennen," und en-
digt: „wenige werden weiter hinaus sehen, als (bis zur
Zeit, wo) Odin mit dem Wolfe sich messen wird."
Dem Zusammenhange nach kann unter jenem andern
mächtigern Surtur recht gut verstanden werden, und
wird auch gewöhnlich darunter verstanden [3]). Vergleichen

1) Hyndla hat G. Paulsen durch kleine Hündin (canicula),
von hundr, Hund, erklärt. S. Specimen Glossarii zur großen
Ausgabe der Edda Sämundar. 1. Th. S. 595. Doch bedeutet es
ohne Zweifel kleine Hindin (cervicula), von hind, Hindin (cerva).
Finn-Magnusen, Lex. Mytholog. p. 462. 2) Die Riesinnen
wurden nämlich versteinert, wenn sie das Tageslicht traf, so z. B.
Hrimgerd, s. F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth.
S. 103. 3) So z. B. von Gudmund-Magnusen, An-

wir diese Stelle jedoch mit der 58. Strophe der Völuspá (S. 55), welche offenbar Christus meint, so wird es mehr als wahrscheinlich, daß auch hier auf ihn hingedeutet wird, was nicht zu verwundern, da die Eddalieder nicht ganz frei von christlichen Einschiebseln und Veränderungen auf uns gekommen[4]). Nach dieser Strophe 40, welche wahrscheinlich ein späteres Einschiebsel ist, nimmt Freya wieder das Wort, und fodert von Hyndla, daß sie ihrem (Freya's) Eber[5]) (dem in die Gestalt eines Ebers verwandelten Ottar) Gedächtnißaul (Gedächtnißbier)[6]) bringen solle, damit er sich aller Worte erinnere, wenn am dritten Morgen Agantyr die Geschlechter aufzähle. Hyndla heißt nun (Str. 42—43) Freya'n sich hinwegbegeben, da sie schlafen wolle, und schilt sie wegen ihrer Mannsüchtigkeit. Freya droht (Str. 44) die Waldbewohnerin (Riesin) mit Feuer zu umgeben, damit sie nicht entrinnen könne; Hyndla (Str. 45) sieht es brennen, und sich genöthigt, um ihr Leben zu lösen, der Freya das Bier für Ottar zu bringen, aber mit Gifte gemischt und mit Verwünschung begleitet. Freya (Str. 46) macht durch Umkehrung der Verwünschung in Segnung jene wirkungslos und Ottar trinkt unter dem Beistand aller Götter. Das ganze Lied ist in Form eines Gespräches zwischen Freya und Hyndla abgefaßt, aber nicht in dem für Gespräche häufig gebrauchten sechszeiligen, sondern in dem für die Erzählungsform gebräuchlichen achtzeiligen Fornydalag. Herausgegeben ist das Hyndlu-lióth in der Ursprache in der gr. kopenh. Ausg. d. Edd. Säm. 1 Thl. 1787. S. 312—346, wo sich zugleich auch eine lateinische Übersetzung findet, und in der Ausgabe der Edd. Säm. von Afzelius nach Rasks Recension (Stockh. 1818); in dänischer Übersetzung von Sandvig (Forsög til en Oversättelse af Säm. Edd. 2. H. 1785. N. 14) und von Finn-Magnusen (Den äldere Edda oversat oc forklaret. Kjöbh. 1821); in schwedischer von Afzelius (Saem. den Vises Edd. Stockh. 1818); in teutscher von Gräter (Nord. Blumen S. 146—168).

(*Ferdinand Wachter.*)

HYNIDOS nach Plinius (Hist. Nat. V, 29) eine Stadt in Carien. (*R.*)

HYNNENBERGER (der), ein Meistersänger, vermuthlich aus Henneberg, der ums Jahr 1270 lebte. Der jenaische Coder enthält von ihm eilf Strophen, moralischen und theologischen Inhalts, abgedruckt in Müllers Sammlung teutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrh. (Bei Tristan von Vriberg, S. 59 u. f.) Wiedeburg[1]) las diesen Namen fälschlich Sh... ger[2]), weil D' (der) in der Handschrift einig... keit mit dem Buchstaben S hat[3]). (*Heinr. Dö...*)

HYOBANCHE *L.* Eine Pflanzengattung ... Gruppe der Orobancheen der natürlichen Fam... Personaten, und der zweiten Ordnung der 14. ... schen Classe, deren Charakter folgender ist: Ein ... theilter, durch zweizählige Bracteen unterstützter ... das obere Corollenlippchen ist mit Gewölbchen ... das untere unscheinbar; die Kapsel einfächerig, z... pig, mit kleinen, an die eingebogenen Klappenrän... hefteten Samen. Die einzige bekannte Art diese... tung, H. sanguinea *L.*, wächst am Vorgebirge ... ten Hoffnung und bildet einen dicken, schuppigen ... rothzottigen Blüthenschaft mit röthlichen, die B... beinahe an Länge übertreffenden Blüthen. (*Spre...*)

HYODEOGLOSSUS (von ὑώδης und γ... Zunge), unrichtig auch hyoglossus, zur Zunge u... Zungenbeine gehörig, beide zugleich betreffend. M... hyoglossus, der Zungenbeinzungenmuskel oder brei... tenmuskel der Zunge (Musc. hyo-condro-glossu...

(*Wie...*)

HYODEOTHYREODES (von ὑώδης u... ρεοειδὴς oder θυρεωδής, schildförmig), Hyodeot... deus, unrichtig auch Hyothyreoideus und Hyo... reodes, das Zungenbein und den Schildknorpel ... angehend. Musculi hyothyreodes, s. hyothyr... die Zungenbeinschildknorpelmuskeln, Muskeln ... dem schildförmigen Knorpel und dem Zungenbein... gamenta hyothyreoidea, die Zungenbeinschild... bänder, Bänder zwischen dem Schildknorpel u... Zungenknochen (s. unter Knochen und Muskeln...

(*Wie...*)

HYODEPIGLOTTICUS (von ὑώδης u... γλωττίς), unrichtig auch hyoepiglotticus, das ... bein und den Kehldeckel zugleich betreffend und da... gamentum hyoepiglotticum, das Zungenbeinstim... band, ein häutiger Fortsatz von der die Zunge ... henden Haut, welcher vom Mittelstücke des Zung... zu beiden Seiten zum Kehldeckel geht (s. d. Art. ... deckel).

(*Wie...*)

HYODES, HYOIDES (Hyoideum, ὑοειδ... δης, sauartig, schweineartig, auch was die Form ... Schweinerüssels oder eines liegenden < hat, dah... statt ὑψιλοειδης, ypsilonförmig) se. Os, das Zu... bein (s. d. Art).

(*Wie...*)

HYODON *Lesueur* (Pisces). Eine Fischg... mit Clupea verwandt, die Form dieser Fische u... den schneidenden Bauch habend, welcher indessen nic... zähnelt ist. Die Rückenflosse sitzt der Afterflosse geg...

---

merk. zum Hyndlu-Lioth. Note 71. S. 342, und *Finn-Magnusen*, Lex. Mytholog. p. 462.

4) So z. B. in der Stelle der Völuspá (Strophe 3. S. 24): Frühe der Alter (Zeiten) war, da, als Ymir wohnte, war nicht Sand noch See rc., hat man eine spätere Lesart: Frühe der Alter (Zeiten) war, da, als nichts war. 5) Minum gelti nach der ältesten Lesart, nach der spätern gesti, meinem Gaste, nämlich dem Ottar. Die ältere Lesart ist aber bedeutsamer. Freya höhnt nämlich, indem sie nun selbst gesteht, daß sie Ottarn in Ebergestalt verborgen, die Hyndla. 6) Über den mit Zauberkunst bereiteten Gedächtnißtrank, welcher Lehrlingen gegeben zu werden pflegte, vergl. Brynhildar-Quida I. Strophe V. große Ausg. der Edda Säm. 2. Th. S. 194, 195.

1) In seiner ausführlichen Nachricht von einigen alt... schen poetischen Manuscripten aus dem 13. und 14. Jahrh. ... jenaischen akademischen Bibliothek (Jena 1754). 2) ... ihn auch Adelung. S. dessen Magazin für die teutsche ... 2. Bd. 3. St. S. 56. 3) S. den literarischen Grund... Geschichte der teutschen Poesie, von v. d. Hagen und Büs... S. 485. Museum für altteutsche Literatur u. Kunst, von ... Hagen, Docen u. Büsching. 1. Bd. 1. St. S. 177.

n Kiemen sind acht bis neun Strahlen und hakige
: stehen auf den Kiefern, auf den Pflugscharbeinen,
en Gaumenbeinen und auf der Zunge, wie bei den
en. Sie leben in den süßen Wassern von Nord-
:a und Lesueur hat zwei Arten davon namhaft ge-
. Hyodon cladalus *Lesueur* (Mém. des sc. nat.
iilad. I. pl. XIV. p. 367.) H. tergisus id. (ib.
6). (*D. Thon.*)

Hyodothyreodes, s. Hyodeothyreodes.

HYOEPIGLOTTEUS (richtiger Hyodepiglotteus
Hyepiglotteus von ὑώδης und ἐπιγλωττίς), Mus-
hyoepiglotteus, Musculus geminus epiglottidis
or, M. glosso-epiglottideus, Attollens, s. Re-
r, s. Elevator epiglottidis, die vom Kinnzun-
inmuskel (M. genio-glossus) am Zungenknochen
Stimmritzendeckel abgehenden und diese aufwärts-
enden Muskelfasern, welche von frühern Anatomen
i, Morgagni, Heister, Santorini, Schaarschmidt u.
ls ein eigener vom Zungenknochen entspringender
el betrachtet wurden. (*Wiegand.*)

Hyoepiglotticus, s. Hyodepiglotticus.

Hyoglossus, s. Hyodeoglossus.

Hyoides, s. Hyodes.

HYONA, auch HIONIA, heißt bei Lactantius die
r, wie Eleusinus der Vater des Triptolemos. Der
: des Vaters erinnert an die Eleusinien, in welchen
Cerealia Hauptgegenstand der Verehrung waren.
. Demeter. Bei jedem Mythographen heißen die
ı des Triptolemos anders. Die Varianten hat ge-
elt van Staveren zu *Hygin.* fab. 147. p. 257.
4. (*Schincke.*)

HYOPE (Ὑώπη) wird von Stephanus eine Stadt
Mastiener (πόλις Μαστιηνῶν) genannt, die nahe den
iern lag. Da die Mastiener unbekannt sind, so
Pinedo Matiener (Ματιηνῶν), welche von Herodot
94. VII, 72) am rechten Ufer des Halys in Kap-
:ien unter den persischen Völkern angeführt werden,
gelesen wissen. Stephanus führt an, daß nach ei-
Nachricht des Hekatäus die Mastiener gleiche Klei-
icht mit den Paphlagoniern gehabt hätten. Es ist
: wahrscheinlich, daß sie Abkömmlinge der Paphla-
r waren und sich in der Nähe der phrygischen Stadt
ium niedergelassen hatten. (*Kanngiesser.*)

HYOSCYAMIN (Hyoscyamium, nach falscher Schreib-
Hyosciamin), nennen Rud. Brandes*) und Runge
ein bittere und narkotische Bilsenbase, welche sie noch
n aus dem Samen des schwarzen Bilsenkrautes, so-
Pechier aus den Blättern desselben, sowol durch Be-
lung mit Ammonium, als auch mit Talkerde, Aus-
ng mit Weingeist rc., aus den geistigen Tincturen
Hyoscyamusextrakts hingegen mittels essigsauren
es rc. gewonnen haben wollen.

Nach den beiden ersten Chemikern soll dies angeb-
Kaloid in sehr ausgezeichneten Formen krystallisiren
eine große Menge Säure binden. Das schwefel-

*) S. Stolze, Berlin. Jahrb. für die Pharm. XXIV, 1.
26 fg.

und salpetersaure Hyoscyamin schießt ebenfalls sehr deut-
lich, besonders das letzte, in sehr großen, breiten, gestreif-
ten Prismen an. Durch Glühen mit Kalien bildet es
aber keine das Eisen rothfärbende Säuren, wie das Atro-
pin (s. d. Art. Belladonna); in hohen Hitzgraden, und
selbst beim Glühen mit Kohle, scheint es sich nicht zu
verändern, und verhält sich fast wie eine Pflanzenerde.

Pechier sagt von demselben nichts weiter, als daß
es sich wie sein Atropin charakterisire, nur geschehe die
Auflösung in Weingeiste nicht augenblicklich, sondern es
bilde sich eine weißliche Flüssigkeit, die nach einigen
Stunden hell werde. Seine Verbindungen mit Säuren
sollen mit Aufbrausen erfolgen und krystallisirbare Salze
liefern. Auch eine eigenthümliche Säure und ein aro-
matisches Princip will derselbe Chemiker im schwarzen
Bilsenkraute gefunden haben. Jene gibt mit dem Na-
tron prismatische Krystalle mit rautenförmiger Grund-
fläche, die sich in eine stumpfe vierseitige Pyramide en-
digen, und dieses hat einen starken Geruch nach Kan-
thariden.

Nach Döbereiner dagegen bildeten sich bei Behand-
lung von Solutionen des eingedickten Bilsenkrautsaftes
mit Ammoniumlauge rc. Niederschläge, welche auf Kaloid
geprüft, statt dessen phosphorsaure Bittererde gaben! —
Auch Lindbergsson konnte das Hyoscyamin im Bilsen-
krautextract nicht vorfinden, und zweifelt an der Exi-
stenz der narkotischen Bilsenbase, als eines in Wasser un-
auflöslichen Pflanzenkaloids (s. Scherers allgem. nord.
Annalen der Chem. VIII. S. 60. Vergl. auch Hyos-
cyamus niger unter d. Art. Hyoscyamus). Runge's
Bilsensäure hält Lindbergsson für eine Verbindung von
Äpfel- und Phosphorsäure. Übrigens soll sich das Hyos-
cyamin nach Himly (in Dessen Bibliothek der Oph-
thalmologie rc. I, 2. S. 416 fg.), in seinen Wirkungen
auf den Augenstern rc. vom Strichnin rc. sehr unterschei-
den (vergl. Hyoscyamus). Nach Reisinger reizt das
Hyoscyamin aus dem Bilsenkraute zu 1 Tropfen in ½
Scrupel destillirten Wassers das Auge stärker und ist
weit weniger wirksam als ebenso viel von dem aus dem
Samen bereiteten; das aus der Wurzel wirkt fast gar
nicht auf die Pupille (s. Med.-chir. Zeit. 1825. I). —
Buchner hält das äpfelsaure Hyoscyamin für bei weitem
nicht so flüchtig, als man gewöhnlich glaubt (s. Dessen
Repert. der Pharm. rc. XXII. 1). (*Th. Schreger.*)

HYOSCYAMOS, HYOSCYAMUS *L.* (Bilsen-
kraut). Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Fa-
milie der Solaneen, und der ersten Ordnung der fünf-
ten Linné'schen Classe hat zum Charakter einen röhren-
förmigen, fünfgespaltenen Kelch, eine trichterförmige Co-
rolle mit schiefem, zuweilen seitlich gespaltenem Saume,
und eine mit einem Deckel versehene, vielsamige Kapsel.
Alle hierher gehörige Arten sind theils perennirende, theils
ein- und zweijährige Kräuter, welche betäubende und
einschläfernde Kräfte besitzen. 1) H. Scopolia *L.* Mant.
mit gestielten, eiförmig-ablangen, glattrandigen Blättern,
in den Achseln stehenden, gestielten, nickenden Blüthen,
und glockenförmigen, fast abgestutzten Corollen. Wächst
in Österreich und Baiern. Abb. Bot. mag. t. 1126.

(Scopolia carniolica *Jacqu.* Obs. I. t. 20). 2) H. physaloides *L.* (Am. ac. VII. t. 6. f. 1) mit gestielten, fast herzförmig-eiförmigen, glattrandigen, steifbehaarten Blättern, aufrechten, am Ende stehenden, zusammengedrängten Blüthen, aufgeblasenen, fast kugeligen Kelchen, und Staubfäden, welche kürzer als die Corolle sind. In Sibirien. Abb. Bot. mag. t. 852. 3) H. orientalis *Marsch. v. Bieberst.* taur. cauc. mit deltaförmig-eiförmigen, ausgeschweiften Blättern, aufrechten, am Ende stehenden Blüthen, aufgeblasenen, fruchttragenden Kelchen und Staubfäden, welche länger als die Corolle sind. In Kaukasien. 4) H. niger *L.* Fl. suec. mit ungestielten, halb am Stengel herablaufenden, eiförmig-ablangen, buchtig-gezähnten, etwas krummhaarigen Blättern, fast ungestielten Blüthen, und netzförmig gezeichneter Corolle. In Europa auf alten Mauern, in Gärten, und auf Feldern sehr gemein. Abb. *Sturm* Fl. germ. Fasc. 3., Engl. bot. t. 591. (H. agrestis *Kit.* ist eine Abart.) 5) H. pallidus *Waldst.* et *Kit.* pl. rar. Hung. mit stielumfassenden, ablangen, buchtig-halbgefiederten, krummhaarigen Blättern, ungestielten Blüthen und einfarbigen Corollen. In Ungern. 6) H. reticulatus *Mill.* dict. mit gestielten, herzförmigen, buchtigen, zugespitzten Stengelblättern, glattrandigen Blüthenblättern, fast gestielten Blüthen und bauchigen, netzförmiggezeichneten Corollen. In Kleinasien und Ägypten. 7) H. albus *L. Sp.* pl. mit gestielten, fast herzförmig eiförmigen, buchtig-gezähnten, zottigen Blättern, von denen die untersten kreisförmig sind, mit fast gestielten Blüthen und einfarbigen Corollen. Im südlichen Europa. Abb. *Lam.* Ill. t. 117. f. 2., *Sibth.* Fl. gr. t. 230. 8) H. aureus *L.* Syst. mit gestielten, eiförmigen, zugespitzten, winklig-gezähnten, zottigen Blättern, gestielten Blüthen und wellenförmigen Corollenfetzen, wovon drei größer sind als die übrigen. Ebend. Abb. Bot. mag. t. 87., *Sibth.* Fl. gr. t. 231. (H. auriculatus *Tenor.* neapol.) 9) H. Senecionis *W.* Enum. mit gestielten, fast dreilappigen, eingeschnitten-gezähnten, haarig-klebrigen Blättern, gestielten Blüthen und gleichförmigen, ebenen Corollenfetzen. In Ägypten. 10) H. canariensis *Ker.* (Bot. reg. t. 180) mit herzförmig-eiförmigen, stumpfen, winkelig-gezähnten, untern und eiförmig-ablangen, glattrandigen, krummhaarigen obern Blättern, fast gestielten Blüthen und ungleichförmigem Corollensaume. Auf den kanarischen Inseln. 11) H. muticus *L.* Mant. mit eiförmig-ablangen, zugespitzten, in die Blattstiele überlaufenden, fast glattrandigen, weißgrau-zottigen Blättern, traubenförmigen, am Ende stehenden Blüthen, weitem, stumpfgezähntem Kelch, und ungleichförmigem Corollensaume. In Ägypten. Abb. *Barrel.* Ic. t. 247. (H. Datora *Forsk.* aeg., betaefolius *Lam.* Enc.) 12) H. pusillus *L.* Mant. mit lanzettförmigen, halbgefiedert-gezähnten, gestielten, krummhaarigen Blättern, gestielten Blüthen, erweiterten, flachlichtstumpf-gezähnten Kelchen und ungleichförmigem Corollensaume. In Persien. — S. *Spr.* Syst. I, 615.

(*Sprengel.*)

Das officinelle weiße Bilsenkraut (herba Hyoscyami albi) wirkt ganz so, wie das schwarze, nur etwas schwächer, und kann füglich dessen Stelle vertr[...]
Samen sind weißlich. Das officinelle schwarz[...]
kraut (herba Hyoscyami nigri) muß bei mi[...]
vor dem Blühen gesammelt, und entweder s[...]
trocknet, sogleich gepulvert und das Pulver in [...]
Glasflaschen vorsichtig aufbewahrt, oder der [...]
frischen Kraut ausgepreßte Saft sogleich behut[...]
gedickt werden. Die in Gärten cultivirte Pflan[...]
Manche für unkräftiger (?).

Aus dem Blätterabsud erhielt Pechier (f. T[...]
dorffs N. Journ. der Pharm. V, 1. S. 92 [...]
ter andern ein basisches Princip rc. (s. d. Art. [...]
min). Rud. Brandes fand in 500 Theilen [...]
mens: 31,50 äpfelsaures Hyoscyamium (s. d. [...]
Antheilen von äpfelsaurem Kali, Kalk, Ammon[...]
Bittererde, 2 schwefelsaures, salz- und äpfelsau[...]
2 äpfelsauren Kalk, 1 äpfelsaure Bittererde, [...]
phorsauren Kalk und Bittererde, 98 fettes, in [...]
leichtlösliches Öl, 23,00 fettes, im Weingeist s[...]
ches Öel, 4,75 eine besondere talgartige Su[...]
Wachs, 15 Halbharz, 17 Phyteumakolla, 4 [...]
18,75 erhärtetes Albumen, Spuren von Sch[...]
6 Gummi, 12 Traganthstoff, 7,50 Stärkemehl, [...]
ser, 120,50 Wasser und in der Asche eine Sp[...]
(s. Trommsdorffs N. Journ. V, 1). Die[...]
ser auflöslichen Bestandtheile des Bilsenkrautes [...]
stehen nach A. Lindbergsson (*in Scherers allg[...]*
Annalen d. Ch. VIII. S. 60 fg.) *aus einem* [...]
schmeckenden, im Wasser ganz *löslichen*, das [...]
Lackmuspapier stark wieder blauenden, auf Cu[...]
pier nur schwach wirkenden, den Augenstern [...]
erweiternden narkotischen Stoffe, dessen kalische [...]
von Kali herrührt, welches aus den kalischen S[...]
Bilsenkrautes abgeschieden wird; ferner aus [...]
Weingeist unauflöslichen, nicht narkotischen Ex[...]
aus äpfel-, phosphor-, schwefel- und salzsaurem [...]
etwas salzsaurer Talkerde.

Der Hyoscyamus gehört in allen seinen [...]
den narkotischscharfen Pflanzengiften, und bewir[...]
ßen Gaben, auch in Klystieren, Schwindel, B[...]
Constriction des Schlundes, heftige Trockenheit [...]
men, Starrheit der Augen, Delirien, anhalten[...]
Bewegungen, wie beim Veitstanze, Raserei, [...]
(der untern Glieder von dergleichen Klystieren), [...]
Schlafsucht, Ohnmachten, Tod. Sein Gegengift [...]
künstlich erregtem Erbrechen, starker Weinessig, [...]
und äußerlich (in Klystieren) bei Zeiten ange[...]
Oder der Magen kann gradezu von dem Gifte, [...]
jedem andern, nach Bryce's Methode vermittel[...]
heberartigen Apparats (s. Horns rc. Arch. f. [...]
fahrung. 1825. März, April. S. 338 fg.) entle[...]
den.

In seinen noch nicht ganz bestimmten ar[...]
Wirkungen unterscheidet sich das Bilsenkraut von [...]
dadurch, daß es ganz besonders die übermäßige [...]
des Gefäßsystems herabstimmt, wenn sich Opium [...]
sänftigendes Mittel nicht anwenden läßt, daß [...]
weitem weniger erhitzt, und den Stuhlgang ni[...]

. Opium. Nach Fouquiers neuern Beobachtungen
Arch. général de médec. Par. 1823. T. I. Mars)
nach Travers wirkt es nicht so heftig, als man ins-
ein glaubt, sondern sanft, schmerzstillend, schlafma-
d, unfehlbar. Es darf aber nicht gegeben werden
Leiden des Gehirns, weil es dessen Actionen mehr
egt. In Nervenkrankheiten hat es keine unmittel-
und gleichmäßige Wirkung; es wirkt reizend zuerst
das Hirn, dann auf die Verdauungsorgane.

Schon Dioskorides gab, besonders den Samen, als
higendes und schmerzstillendes Mittel. Es leistet vor-
ich bei Melancholie, Manie, Starr- und Fallsucht,
n diese Übel blos nervös sind, desgleichen im Ty-
s, mit vorwaltendem Nervenleiden, bei allen schmerz-
en Krampfbeschwerden, allgemeinen und hysterischen
ungen, bei hysterischem u. a. Nervenkopfweh, bei
smus, Zuckungen und Krämpfen der Kinder gute
nste, und ist hier meist dem Opium vorzuziehen.
r heilsam wirkt es ferner bei krampfhaften und
erzvollen Brustleiden, bei reinen Pneumonien, beim
t-, Keuch- und jeglichem Krampfhusten, lindernd auch
er Luftröhrenschwindsucht, im angehenden Croup, in
mpsie der Kinder ꝛc., vorzugsweise beim nervösen
genkrampfe, hier mit Wismuth- oder Zinkoxyd und
putöl, oder mit Baldrian, Bibergeil, Stinkasant, bit-
Extracten, nach Umständen mit Belladonna, Kirsch-
eerwasser ꝛc., desgleichen in Krampfkoliken, in der
kolik ꝛc., bei Rheumatismus und Gicht mit Aconit,
jac ꝛc. Innerlich gibt man entweder das Pulver,
zwei Gran in steigender Dosis, oder sicherer das
act, und die Tinctur. Äußerlich waren schon
den ältern Zeiten entweder die frischen zerquetsch-
oder die getrockneten Blätter mit heißem Was-
oder Milch zu einem Breie gemacht, als ein
erzlinderndes Mittel im Gebrauche. Man wendet
nebst Schierlingskraut, Fliederblumen, Chamillen ꝛc.
lmschlägen mit Nutzen an bei örtlichen, fixen, rheu-
ischen und gichtischen Schmerzen, rothlaufartigen Ent-
ungen, Skrofelgeschwülsten, Syrrhen und Milchkno-
bei Krebsgeschwüren, bei Harnstrenge nach langem
tharidengebrauch auf die Schosgegend gelegt, neben
angezeigten innerlichen Emulsionen; in der Myosis
Phthisis pupillae, in der Iritis ꝛc. Die Blät-
zu ½ Dr. mit 6—8 Unzen siedender Milch aufge-
n und durchgeseiht, sind als Klystiere angezeigt bei
husten, Gebärmutterblutflüssen, hysterischen Krämpfen,
erzhaften Harnbeschwerden ꝛc. — Der Rauch von
enkrautsamen wirkt lindernd bei nervösem Zahnweh,
aber nicht immer vertragen. Mit Mastixrauch in
Mutterscheide geleitet, ist er ein schmerzlinderndes
tel gegen heftige Mutterkrämpfe. Das tägliche Räu-
des ganzen Körpers, besonders mit dem Rauche
Bilsenkrautes, ist sehr wirksam in Epilepsie und den
äckigsten convulsivischen Krankheiten, muß aber, we-
schädlicher Wirkung auf das Sensorium, mit großer
icht angewandt werden. Eine Emulsion aus den
ten kann, als Umschlag auf die Stirn, manches ner-
vöse Kopfweh stillen. Unsicher ist der innerliche Gebrauch
des Samens.

Präparate: 1) Extract. Hyoscyami Bor. et Hass.
aus dem frisch ausgepreßten Safte ꝛc., in Pulver, Pillen,
oder in einer Auflösung zu ½—2, nach und nach bis
10 Gr. zu steigen, in den oben verzeichneten Krankheits-
formen. Auch dient es, gleich dem noch kräftigern Extr.
seminum Hyosc. *Buchn.* in einer concentrirten Auflö-
sung mit einem Haarpinsel auf das Auge gestrichen, fast
24 Stunden langen Contraction der Iris, und zur
Erweiterung der Pupille bei Augenoperationen. Nach
Ekl und Reisinger gibt es hier dem Extr. Belladonnae
nichts nach, wirkt aber viel länger als dieses. Auch
braucht man zu seiner Auflösung weit weniger Flüssigkeit,
mithin auch weniger ins Auge zu tröpfeln. 2) Die
Tinctura Hyoscyami, nach Consbruch aus trockenen, ge-
pülverten, oder noch besser aus frischen, zerquetschten Blät-
tern mit Weingeist, oder Schwefeläthergeist, gehörig be-
reitet, ist noch nicht officinell, verdient es aber zu wer-
den. Von der ersten gibt man 12—24 Tropfen, von
den beiden letzten Anfangs weniger. 3) Oleum Hyos-
cyami, ein aus den reifen Samen zu $\frac{3}{16}$ bis ¼ warm
ausgepreßtes, mit etwas narkotischem Stoffe geschwän-
gertes Fettöl, kann zur Basis der folgenden Präparate,
oder anderer äußerlicher Linderungsmittel, statt jedes an-
dern Fettöls, oder auch für sich zu Einreibungen, z. B.
bei Steifigkeit der Gelenke, Harnbeschwerden, Koliken,
Hämorrhoidalknoten ꝛc., dienen. 4) Ol. Hyoscyami in-
fusum *Lipp.*, ein dickliches, grünliches, stark narkotisch
riechendes, bitteres Öl, vorzüglicher, als das aus frischen
Blättern bereitete schön grüne Ol. Hyosc. coctum *Bor.*,
aber doch auch unsicher zum innerlichen Gebrauche, wenn
es gleich mit Mandelöl ꝛc. vermischt, bei Bluthusten
theelöffelweise, und mit Opium in eingeklemmten Brü-
chen eßlöffelweise empfohlen worden ist. Dagegen eig-
net es sich mehr, entweder für sich, oder mit Ätzammo-
niumliquor, Kampher- und Kantharidentinctur, zum
Warmeinreiben bei Entzündung der Lungen, Nieren,
Harnblase und Hoden, bei der Hämorrhoidalkolik u. a.
Krampfkoliken, bei entzündeten und schmerzhaften Hämor-
rhoidalknoten, Drüsengeschwülsten und Milchknoten, beim
Magenkrampfe, bei Gicht und rheumatischen Schmerzen,
krampfhaften Zusammenziehungen äußerer Theile, bei Ge-
lenksteifheit, beim Trismus, Zahn- und Kopfweh, in
Klystieren bei eingeklemmten Darmbrüchen, zur Erwei-
chung des harten Darmunrathes, im Schwindel, Ma-
genkrampf, in Koliken ꝛc. 5) Unguentum Hyoscyami,
durch die Öle Nr. 4. entbehrlich, gleich: 6) dem Ungu.
haemorrhoidale Edinb. 7) Emplastrum Hyoscyami
Boruss., für sich bei schmerzhaften Drüsengeschwülsten,
Milch- und Gichtknoten anwendbar, gleichwie mit etwas
Mohnsafte zusammengerieben, bei allgemeinen Krämpfen
kleiner Kinder auf die Fußsohlen zu legen.

Von gleicher Mischung und Wirkung sind: Hyos-
cyamus physaloides und andere Bilsenkrautarten *).

(*Th. Schreger.*)

*) Vergl. *Ant. de Stoerk*, De Strammon. Hyoscyamo et

Von dem für den Menschen betäubenden und nicht selten tödtlichen schwarzen Bilsenkraute wird in der Thierheilkunde das Kraut und die Wurzel gebraucht; bei mehren Hausthieren wirken diese in kleinern Gaben reizend, die Verdauung belebend, machen auch den abgehenden Mist fester, in großen Gaben aber erregen sie Betäubung, Schwindel und Verstopfung. Wider das Blutharnen beim Rindvieh ist es ein gutes Mittel, wenn es sich im Schwächezustande befindet; bei Entzündungen vermehrt es das Übel. In der Windkolik hat man es mit Nutzen gegeben und manche Thierärzte gebrauchen eine Abkochung vom Bilsenkraute, bei Pferden um Schmerzen zu lindern, oder Krämpfe zu heben; so in der Kolik und Maulsperre.

Den Thieren kann man von dieser Pflanze schon eine beträchtliche Quantität reichen, ehe sie giftige Wirkungen auf sie äußert. Schon längst gaben mehre Schriftsteller an, daß sie von Kühen, Schafen und Schweinen ohne Nachtheil genossen würde; von zwei Loth des Saftes derselben sah man beim Hunde keine gefährlichen Zufälle, und die Pferdehändler sollen den Samen den Pferden unter das Futter mischen, um sie fett zu machen [1]). Rafn und Viborg gaben einem Pferde zwei Pfund von der Wurzel, zwei andern, sowie einem Esel, jedem ein Pfund Samen und dem letztern zu einer andern Zeit 1½ Pfund des ausgepreßten Saftes, und bemerkten bei diesen Thieren nichts weiter als große Freßlust, vermehrten Kreislauf des Bluts, heftiges Flankenschlagen, mehrmals auch Aufgetriebenheit des Bauchs und in seltenern Fällen, wie es schien, starke Leibschmerzen, nachher waren die Thiere so gesund wie vorher. Ein Hund erhielt zwei Loth Saft von halbreifen Samen, ein anderer drei Loth Saft, ohne Nachtheil; sie zeigten blos etwas Ekel oder einige Neigung zum Brechen. Ein Haushahn erhielt ein Loth Samen, den Tag darauf zwei Loth von den frischen Blättern und zwei Tage nachher fünf Loth Saft, ohne alle üble Folgen [2]). Kühen gibt man vom Kraute vier bis sechs Loth, von der Wurzel die Hälfte, zweimal des Tages [3]). *(Greve.)*

HYOSERIS *L.* Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Cichoraceen der natürlichen Familie der Compositae, und der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe. Ihr Charakter ist: ein einfacher, an der Basis schuppiger gemeinschaftlic[h] nackter Fruchtbehälter; die Samenkrone [...] fast spreublätterig, die der Scheibe mit [...] Spreublättern versehen. Die beiden er[...] Sommergewächse, die beiden übrigen pere[...] ter. 1) H. arenaria *Schousb.* maroc[...] blattreichem Stengel, stielumfassenden, ab[...] ten, scharf anzufühlenden Blättern, und [...] verdickten Blüthenstielen. In Fez und [...] dypnois pendula *W.*) 2) H. scabra [...] niederliegenden, glatten, verdickten Blüth[...] förmig-schrotsägenförmigen, scharf anzufüh[...] und eiförmigen, winkeliggezähnten Blattf[...] lichen Europa und im nördlichen Afrik[...] Mus. II. t. 104. 3) H. lucida *L.* M[...] liegenden, fast verdickten, glatten Blüthe[...] laufend gefiederten fleischigen, unbehaart[...] nach Unten dachziegelförmig über einande[...] kelig-gezähnten Blättchen. Auf Sicilien [...] Abb. *Jacqu.* Hort. vindob. t. 150. 4[...] *Sp.* pl. mit aufrechtem, an der Spitze [...] Blüthenschaft, herablaufend-gefiederten, [...] tern, und eiförmigen, winkeligen, nach [...] förmig über einander liegenden Blattfe[...] der äußerste dreigespalten ist. Im südlich[...] *Plukn.* almag. t. 37. f. 2. — S. *Spr*[...] H. hirta *Balb. W.* ist Borkhausia se[...] H. taraxacoides *Vill.* = Thrincia [...] H. hispida *Schousb.* = Thrincia ma[...] H. virginica *Willd.* und caroliniana [...] gleichnamige Arten der Gattung Krigia, [...] ma *Bart.* ist Krigia dichotoma *Nut*[...] *Walt.* (prenanthoides *Ej.* und ample[...] = Krigia amplexicaulis *Nutt.*, H. a[...] = Krigia Dandelion *Nutt.*, H. cretic[...] dypnois rhagadioloides *L.*, H. minima [...] sana pusilla *W.* und H. foetida *L.* = [...] tida *Scop.*

HYOSPATHE *Mart.* Palm. Ei[...] tung aus der natürlichen Familie der [...] dritten Ordnung der sechsten Linné'sche[n] [...] Charakter folgender ist: Die Blüthen [...] und ohne Bracteen; der Kelch ist dreig[...] rolle dreiblätterig; die Beere einsamig; [...] an der Basis der Frucht. Die einzige [...] ser Gattung, H. elegans *Mart.*, ist ei[...] wachsende, klafterhohe Palme mit gefied[...] Laube, und olivenförmigen Früchten. — [...] II, 139.

Hyothyreoïdeus, s. Hyodeothyreo[...]

Hypäa, eine der Stöchaden. (S[...]

Hypacanthus, s. Lichea.

Aconito. (Vind. 1762), übers. von Schinz (Zürich 1763). *G. H. Stokar de Neuforn,* De hyosc. nigro virtut. med. (Erlang. 1797). Wigand in Hufelands Journal der preuß. Arzneikunde. IV. S. 155—158. Wendt Ebendas. V. S. 381 fg. Harles Ebendas. IX, 2. S. 470. Jördens Ebendas. XVII, 1. S. 150 fg. Abrahamson Ebendas. XIX, 2. S. 60 fg. Breiting Ebendas. XXV, 4. S. 149 fg. Thouvenel in d. Samml. f. prakt. Ärzte. X. S. 353 fg. Himly in seiner ophthalmolog. Biblioth. I, 2. Schmidt Ebendas. III, 1. Seeburg in Loders Journ. für die Chir. IV. S. 676. Fouquier a. a. O. 2c.

1) s. Kalms Reise nach dem nördl. Amerika. 2. Th. S. 319 fg. *L'Isle,* Obs. on Husbandry. (Lond. 1757.) p. 282. *Sproegel,* Experiment. circa varia venena. §. 17. 2) s. Viborgs Samml. von Abhandl. für Thierärzte. 3. Bd. S. 143—146. 3) Wahrnehmungen am Rindviehe, von Greve. 1829. 1. Bd. S. 105, 106.

*) Dieses auf sandigen Äckern häufig unt[...] wachsende Unkraut (Sandendivie) liefert in sein[...] den Bienen Stoff zu Wachs und Honig, wird ge[...] fen gefressen, und dient getrocknet zu einem gute[...]

Hypacaris, s. Hypakyris.
HYPACTICA, ὑπακτικὰ (von ὑπὸ, unter, nach und ἄγειν führen, leiten) scil. remedia, nach Unsleerende, larirende Mittel. (*Wiegand.*)
Hypaea, s. Stoechades.
Hypaslyptum, s. Hypolytrum.
Hypaethros (ὕπαιθρος), s. Tempel (griechische).
HYPAKYRIS (Ὑπάκυρις), bei Herodot (IV, 55) luß in Sarmatia Europaea, der seinen Ursprung iem See hatte, den Gerrus (Γέῤῥος) aufnahm und von der Mündung des Borysthenes bei der Stadt itis oder Carcine, wie sie Plinius nennt, in den Carcinites sich ergoß und jetzt Kanikschak heißt. Plinius (IV, 12) führt er den Namen Pacyris, ermuthlich aus Versehen die erste Sylbe weggelassen i Pompon. Mela Hypacaris, und bei Ptolemäus nites. (*R.*)
HYPALEIPON (von υπὸ, unter, und ἀλείφειν, sal i. q. Linimentum, Liniment. (s. d. Art.) Hytron oder Hypaliptron (ebendaher), ein Salben: (*Wiegand.*)
Hypallage, s. Figuren.
HYPAMAUROSIS (von ὑπὸ, unter, und ἀμαύρωer schwarze Staar), ein unvollkommener schwarzer , Amaurosis imperfecta, ein geringerer Grad von rose. Dagegen Hypamblyopie (v. ὑπὸ; und ἀμ- ιλα, Stumpfsichtigkeit), ein geringerer Grad von oder Stumpfsichtigkeit. (*Wiegand.*)
HYPANA (ἡ Ὑπάνα), eine Stadt in dem südlichTheile von Elis, der Triphylia oder Triphalia hieß, e zu den sieben Städten, welche in dieser Landgezählt wurden. Das Gebiet von Hypana grenzte ylos und in der Nähe strömten die Flüßchen Daund Acheron, die sich in den Alpheus ergießen. b. IV, 11. *Strabo* VIII. p. 344. Vergl. auch initza. (*Kanngiesser.*)
HYPANIA wird von Ptolemäus (III, 16) in Elis nt, ist aber unstreitig derselbe Ort mit Hypana vielleicht nur durch einen Schreibfehler entstanden. (*Kanngiesser.*)
HYPANIS, ein von den alten Schriftstellern mehflüssen beigelegter Name. Nach Herodot (IV, 81) der Bog; „er entströmt einem großen See im enland (Ἀμαδόκα λίμνη *Ptol.*), um den wilde Pferde weiden. Der Fluß ist Anfangs klein, hat ner Strecke von fünf Tagfahrten süßes Wasser, aber dort und bleibt bis zur Einmündung in den des Borysthenes (Dnepr), vier Tagfahrten lang, bitund zwar durch den Zufluß der Quelle Exampäus ὁδοὶ bei den Griechen), deren Wasser sehr bitter Im Lande der Alazonen nähert der Hypanis sich Tyras (Dnestr), wendet sich aber von dort an weit hm ab." Der See ist in den Sumpfstrecken, die den von seiner Quelle an begleiten, unverkennbar; die keit des Wassers im untern Laufe des Bog hat, e Bitterquelle nicht mehr existirt, wahrscheinlich ihren d im Aufsteigen des Seewassers durch den langen s des Dnepr gehabt, wodurch sogenanntes Brakwasser erzeugt wird (z. B. in der Elbe bis Lauenburg). Der Geograph Claudius Ptolemäus (c. 140 n. Chr.) verlegt den Hypanis auf die Ostseite des Borysthenes; Plinius (c. 70 n. Chr.) versetzt ihn noch weiter über die taurische Halbinsel (IV, 26), erwähnt aber andern Orts des Hypanis als eines Nebenflusses des Borysthenes (XXXI, 30); Strabon (c. 15 n. Chr.) kennt den Bog als Hypanis, gleichzeitig einen andern Hypanis an der Ostseite der taurischen Halbinsel (XI, 14.); einen dritten (XV, 25) in Indien (vgl. auch Hyphasis). Später, als der eigentliche Hypanis seine frühere Benennung bei den Griechen verloren hatte, fanden Einige ihn im heutigen Kuban wieder. (*Benicken.*)
Hypante, Hypapante, s. Lichtmesse.
HYPÄPA (τὰ Ὕπαιπα) *), auch HIPÖPA, eine kleine Stadt in Lydien, am südlichen Abhange des Tmolos, unweit des Flusses Kaystros, Sardes gegenüber, die in den ersten christlichen Zeiten einen Bischof hatte und jetzt Tapaja, Tappui oder Topoi, nach Andern Ipepa oder Birghe, Berki, heißen soll. Ihre Einwohner nennen Plinius (H. N. V, 29) und Tacitus (Ann. IV, 55) Hypaepeni. (*R.*)
HYPAPOPLEXIA (v. ὑπὸ, unter, und ἀποπληξία, Schlagfluß), ein unvollkommener Anfall von Schlagfluß, ein geringerer Grad von Schlagfluß, Apoplexia imperfecta. (*Wiegand.*)
HYPARETE, eine Danaide, welche ihren Bräutigam, Protheon, ermordete †). (*Schincke.*)
Hypasis, s. Hyphasis.
HYPASPISTEN (Leichtschildner in der alten Heerbildung), das leichte Fußvolk der Makedonier, meist Griechen und Agrianer, mit Lederhelmen, dreifach gesteppten Leinwandharnischen, leichten Schilden, ohne Beinschienen, blos mit dem Hagedornspeer (Xylon), einer dem Pilum der Römer ähnlichen Waffe, und einem kurzen griechischen Schwerte bewehrt. Sie füllten in der Schlachtordnung meist den Raum zwischen der Phalanx und der Reiterei, wurde oft dieser zu Überfällen und Umgehungen zugesellt, auch als Rückhalt, wie die Triarier bei den Römern, und zu Leibwachen gebraucht. Ihre verschiedenen Streithaufen scheinen nach der Beschaffenheit ihrer Schilde benannt worden zu sein, z. B. Argyraspiden (Silberschildner), Aglaspiden (Blankschildner), Leukaspiden (Weißschildner) etc. Vergl. Arrian an vielen Stellen; *Just.* XII; *Liv.* XLIV. (*Benicken.*)
HYPATA (Ὑπάτη), eine Stadt am Flusse Sperchios in der südlichsten Landschaft Thessaliens, Thessaliotis genannt, gelegen, am Fuße des Öta, an welchem die Äneianes wohnten, daher sie auch die Metropolis der Äneianes genannt wird. Sie war nur durch das Gebirge von Ätolien getrennt, daher die Ätolier diese Stadt in ihre Verbindung zogen und in derselben Bundesversammlungen hielten, bevor sie von den Römern gedemüthigt wurden. Die Stadt, welche nicht unbedeu-

*) *Strabo* XIII. p. 431. ed. *Casaub.* et *Xylander*; *Ovid. Metam.* VI, 13. XI, 152.
†) *Hygin.* fab. 170; *van Staveren* p. 186.

tend war, ist bei den Alten wegen der Übung in Zauberkünsten berüchtigt. Apulejus setzt die Geschichte seines goldenen Esels dahin und auch im Heliodorus (II, 34) wird davon geredet. *Polyb.* Excerpt. Legat. XIII. XVII. *Liv.* XXXVI. 16. XLI. 26. *Stephanus* h. v. Man hält die Stadt für das jetzige Patranseki.

(*Kanngiesser.*)

HYPATE war der Name des ersten, nach unserer Sprachweise tiefsten Tones der beiden tiefsten Tetrachorde des altgriechischen Tonsystems. Anfänglich bestand das ganze System nur aus wenigen Tetrachorden, deren tiefster Ton unser e der kleinen Octave gewesen sein soll, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Stimmung selbst sich jetzt bedeutend verändert hat. Der Umfang des geringen Tonsystems wurde nun nach und nach, sowol nach der Höhe als Tiefe zu, erweitert. Nach der Tiefe hin wurde noch ein Tetrachord hinzugefügt, dem man den Namen Hypaton beilegte, also das tiefste Tetrachord, welches auch das vornehmste, besonders von den Lateinern, später genannt wurde. Der erste Ton dieses hinzugefügten Tetrachords nach der Tiefe hin hieß Hypate, also soviel als Hauptton der beiden tiefen Tetrachorde, nämlich der ursprünglich tiefsten und des bald darauf hinzugefügten. Im letzten Tetrachorde (Hypaton) war es also unser H der großen Octave. Um nun nicht allein die Stellung der Tetrachorde, sondern auch jeden einzelnen Ton derselben genau zu bezeichnen, wählte man Zusammenstellungen beider Ausdrücke, nämlich des ganzen Tetrachords und des einzelnen Intervalls. Man sagte folglich Hypate Hypaton und bezeichnete damit den Hauptton, oder, was den Alten eins war, Grundton ihres tiefsten Tetrachords. Das nach den höhern Tönen zu folgende Tetrachord nannten die Griechen Meson. Da nun ursprünglich dieses neuere Meson das tiefste Tetrachord gewesen war, so blieb dem ersten Tone desselben der Name Hypate, weil sie fortfuhren, auch dieses Tetrachord zu ihren tiefen Tönen zu zählen. Der Anfangston dieses zweiten Tetrachords (Meson), was unser e der kleinen Octave war, hieß demnach Hypate Meson. Mit diesem Tetrachorde waren ihre tiefen Töne beendet und die Mitteltöne fingen an, deren erster Mese, der mittelste, hieß, was er auch in jeder Hinsicht wirklich war, wie wir bald sehen werden, unser kleines a. Von diesem Mittelpunkt ihres Tonsystems an schieden sich die beiden Tonwelten, Tonregister, das Tiefe und Hohe. Sie legten daher auf diesen Scheidungston, auf diese Mese (Mittelpunkt), ein großes Gewicht und setzten nicht nur fest, daß alle Melodien eine ganz besondere Hinneigung nach dieser Mese haben müßten, sondern nahmen auch diesen Mittelton als Hauptton, von dem die Stimmung der übrigen Töne beginnen und sich auf ihn beziehen müsse, als auf den Vereiniger ihres hohen und tiefen Tonbereichs. Die Bemerkung, schon an sich gut, war für ihre Ansicht und ihre ganze Tonkunst von Bedeutung. Sie zogen diesen Unterschied des tiefen und des höhern Tonregisters selbst in das Ästhetische ihrer Tonkunst, und setzten fest, man müsse die beiden tiefern Tetrachorde vorzüglich für den Ausdruck des Tragischen gebrauchen. Daher nannten sie die beiden tiefsten Tetrachorde oder vielmehr alle in ihnen enthaltenen Hypatoides, solche, die vom Tetrachorde Hypaton von dem Grundtone beider untersten Tetrachorde, der Hypate, herstammen. Es ist daher begreiflich, man den Ausdruck Hypatoides bald vom tiefsten Tetrachorde vorzugsweise allein, bald von beiden Vierordnungen gebraucht findet. In den selbst behauptet die letzte Beziehung natürlich den rang.

Damit wir die beiden tiefsten Tetrachorde überschauen und zugleich die Namen jedes einzelnen im Vergleiche mit unsern Noten kennen schreiben wir beide her:

Das Tetrachord Hypaton. Das Tetrachord Meson.

Hypate Hypaton.
Parypate Hypaton.
Lichanos Hyp. oder Hypaton Diatonos.
Hypate Meson.
Parypate Meson.
Lichanos Meson.
Mese.

Die beiden Tetrachorde gehören also zu den verbundenen, d. h. in denen der erste Ton des folgenden derselbe ist, mit welchem das vorhergegangene endete (s. d. Tetrachord).

Übrigens geben uns die griechischen Benennungen Hypate und Hypaton einen Aufschluß, der überaus wichtig ist, so oft er auch übersehen wurde. Beide Ausdrücke bedeuten bekanntlich das Höchste, das Oberste. Man sieht daraus ganz klar, daß die Vorstellungen der Griechen in dem, was sie hoch und tief nannten, von den unsern dergestalt abwichen, daß sie hoch nannten, was wir tief nennen. Im Art. chinesische Musik ausführlicher in meinem Buche: „Erste Wanderung der ältesten Tonkunst" (Essen 1831) ist gezeigt, daß die Chinesen seit den ältesten Zeiten in ihrem Tonsystem gar nicht ohne Grund, sich ebenso ausdrückten.

(*G. W. F*

HYPATE (Ὑπάτη sc. *χορδή*) nannten die phier eine ihrer Musen nach den drei musikalischen Haupttönen: Nete, Mese und Hypate, die Saite mit dem tiefsten Tone *). (*Schin*

HYPATIA, die Tochter des Mathematikers Theon zu Alexandria, blühte am Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrh., ausgezeichnet durch Schönheit, durch Tugend und Wissenschaft, aber berühmter ihr Unglück als ihre Verdienste. Nicht zufrieden dem Unterrichte, den sie von ihrem Vater in der

*) *Plutarch.* Sympos. IX, 14. p. 746. E. Klopf Wörterb. 2. Th. S. 236 nennt sie die unterste.

1) Cf. *Fabric.* Bibl. Gr. Vol. IX. p. 173 sq. ed. Kästners Gesch. der Math. 1. Th. S. 80 fg. Aus Achtung gen die treffliche Tochter Theons ändert Synesius in einem an sie (Epist. XVI. p. 175. B. Ep. IV. p. 169. B.) den des durch sie beglückten Vaters in Θεότεκνος um.

ntik erhalten hatte, widmete sie sich der Philosophie, hen, wie es scheint [2]), und hielt, mit dem philoso- m Mantel bekleidet, zu Alexandria öffentliche Vor- ;en über die Lehre des Platon und Aristoteles [3]). An Spitze der Platonischen Schule gestellt, genoß sie blos bei ihren Zuhörern, sondern bei den ersten tern der Stadt großes Ansehen; ihr Umgang wurde t und ihr Urtheil bei wichtigen Gegenständen ein- [4]). Synesius, einer der ausgezeichnetesten Geister Zeit, nennt sie seine Lehrerin, theilt ihr seine Schrif- it, und läßt die Erscheinung derselben von ihrem l abhängen [5]). Obgleich von Männern gesucht, wählte ch den jungfräulichen Stand; und, wenn sie, wie t wird, den Philosophen Isidorus zum Gemahle ge- hat, so ist dies von einer jungfräulichen Ehe ver- n worden [6]). Das Mittel, wodurch sie einen Jüng- on der Leidenschaft heilte, die er zu ihr hegte, hat mehr cynischen als weiblichen Charakter [7]); gewiß varen ihre Sitten ohne Tadel, wie denn auch ein r jener Zeit, Palladas, sie in einem ihr gewidme- edicht, ohne Zweifel in dieser Beziehung, ein flecken- Gestirn weiser Bildung nennt, und mit Asträa, ungfrau des Himmels, vergleicht [8]). Das Ansehen, e genoß, soll die Ursache ihres gewaltsamen Todes n sein. Als eines Tages, wird erzählt [9]), der Bi- Cyrillus vor ihrem Hause vorüberging, und an hür ein großes Gedräng von Pferden und Men- sah, und nach der Ursache fragte, vernahm er, daß das Haus der Hypatia sei, die von ihren Vereh- esucht und begrüßt werde; worauf er, von heftiger nst ergriffen, ihren Tod beschlossen habe. Von n wird die Veranlassung in der Achtung gesucht, die ihr von dem Statthalter von Alexandria, Orestes, bewiesen wurde; denn da dieser, aufgereizt durch die Eingriffe, die sich der Bischof in seine Macht erlaubte, und durch gewaltsame Anfälle der dem Bischof ergebenen Mönche bei einem Aufstand in Lebensgefahr gebracht, von keiner Aussöhnung mit Cyrillus wissen wollte, erregte der Pöbel, welcher die philosophische Freundin des Statthalters für die Ursache des dauernden Zwistes hielt, angeführt von Petrus, dem Vorleser der Kirche, einen Auflauf gegen sie, überfiel sie auf der Straße, schleppte sie in die Kirche und tödtete sie [10]). Ihre Glieder wurden von der wüthenden Rotte zerrissen, umhergeschleppt, und endlich verbrannt. Diese Unthat brachte dem Bischof und der alexandrinischen Kirche große Schmach, blieb aber unbestraft. Sie geschah im sechsten Jahre der Regierung des Kaisers Theodosius im Jahre Christi 415, im Monate März [11]), während der Fasten [12]). Von Schriften der Hypatia werden erwähnt: *Ὑπόμνημα εἰς Διόφαντον. Ἀστρονομικὸν κανόνα. Εἰς τὰ Κωνικὰ Ἀπολλωνίου* [13]). Ein ihr beigelegter lateinischer Brief an den Bischof Cyrillus, in welchem sie sich des exilirten Nestorius annimmt [14]), dessen Verweisung erst zwanzig

---

Es gründet sich dies, soviel ich sehen kann, nur auf einen ck bei *Suidas*. Ὑπατία. T. III. p. 533, wo es heißt: οἱ λεως (Alexandriae) *πρῶτοι ἐφοίτων πρὸς αὐτήν, ὡς καὶ τι διετέλει γινόμενον*. Aber auch so ist diese Nachricht men wahrscheinlich. 3) Synesius, der sie sehr hoch ach- ennt sie, auch ohne Beisetzung ihres Namens, die Philo- n. XXXIII. p. 178. LXXX. p. 228. CXXIV. p. 260. p. 290. 4) Cf. *Suid*. l. c. *Socrates*, Hist. Eccl. 5. *Niceph. Callist*. XIV, 16. 5) Ep. CLIII. p. 290. spricht er mit achtungsvoller Liebe bon ihr. Vgl. Ep. X. Im 124. Br. S. 260 gelobt er, auch in dem Lande der enheit (in der Unterwelt) die geliebte Hypatia nicht zu ver- Ep. XVI. p. 175. A. nennt er sie seine Schwester und , seine Lehrerin und Wohlthäterin in allen Dingen. Ep. 169 läßt er durch Euoptius die hochverehrte und gottge- Philosophin und die glückliche, sich ihrer göttlichen Rede ıde, Schaar grüßen. 6) Damaskius im Leben des s bei *Photius*, Biblioth. codic. CCXLII. p. 351. *Bekk. ἔπαιδα βίον τῇ γυναικὶ συμβεβίωκεν*, und weiterhin: *σεν ἄχρι θανάτου ἀμιγὴς παντὸς σώματος*, nennt aber ? die Gattin desselben Domna. Diese verschiedenen Sa- cht Toland in seinem Tetradymus p. 120 sq. in Über- nung zu bringen. 7) Sie warf ihm die mit ihrem gefärbten Lumpen, als Symbol der unreinen Erzeugung nschen, mit den Worten hin: „Das ist das, was Du liebst, schönes." Andere sagten, sie habe ihn durch Musik zur ft gebracht; was Damaskius als unstatthaft verwirft. 8) Palat. IX, 400. Animadverss. in Anth. Gr. X. (II, 3.) 9) In dem ausführlichen Artikel bei *Suidas* T. III.

10) *ὀστράκοις ἀνεῖλον* sagt Sokrates und Nikephorus a. a. O., was Gibbon (On the Decl. and Fall of the R. E. ch. XLVII. Vol. VIII. p. 233. ed. Bas.) mit unnützer Vermehrung des Gräßlichen übersetzt: Her flesh was scraped from her bones with sharp oyster-shells, mit der Anmerkung: oyster-shells where plentifully strewed on the sea-beach before the Caesareum. I may therefore prefer the literal sense, without rejecting the metaphorical version of *tegulae*, tiles, which is used by M. de Valois. *Tillemont*, Hist. Eccl. XIV. p. 274, übersetzt à coups de tuiles. *Fleury*, Hist. Eccl. V, 23, 25. p. 455 à coups de pots cassés. 11) *Socrat*. Hist. Eccl. VII. p. 352. ed. *Val. Hesych. Miles*. in Hypatia sagt, sie habe dieses Schicksal erlitten: *διὰ τὴν ὑπερβάλλουσαν σοφίαν καὶ μάλιστα εἰς τὰ περὶ ἀστρονομίας*. *Theophan*. Chronogr. p. 70. ed. Par. läßt den Urheber des Mordes unbestimmt: *τούτῳ τῷ ἔτει Ὑπατίαν τὴν φιλόσοφον θυγατέρα Θέωνος τοῦ φιλοσόφου βιαίῳ θανάτῳ τινὲς ἀνεῖλον*. *Philostorgius*, Hist. Eccl. VIII, 9 sagt, sie sei von den Anhängern des Homousius ermordet worden. Andere bemühen sich, den Bischof von der Theilnahme an der Unthat freizusprechen, indem sie Alles auf die eigenthümliche Zügellosigkeit des alexandrinischen Pöbels schieben. *Moréri*, Dict. sagt ganz kurz: on la tua dans une sédition populaire. Cf. Encyclopédie méthodique. Theologie. Tom. I. Article *Cyrille*. p. 477. Dissertation sur Hypatie, où l'on justifie S. Cyrille sur la mort d'Hypatie in der Continuation des Mémoires de Littérature du Père Desmoletz. V. p. 138. *Brucker*, Hist. Phil. T. II, 2. p. 351. Append. Tom. VI. p. 330. 12) Die Zeugnisse der Alten über diese Philosophin sind zusammengetragen in Wolfs Mulier. Gr. quae orat. prosa usae sunt Fragmenta. p. 72—91. No. XXXVI—LIV, einzeln sind sie von uns im Obigen erwähnt worden. Von Neuern sind sie benutzt und geprüft von Joh. Chr. Wernsdorf in vier Dissertationen de Hypatia. (Viteb. 1747. 4.); von *Toland*, Hypatia or the History of a most beautiful, most venturous, most learned and every way accomplished Lady etc. (Lond. 1720) in dem Tetradymus p. 101—136. *Menag*., Hist. mul. phil. §. 49—56. *Fabricii* Bibl. Gr. Vol. IX. p. 187—190. ed. *Harl*. 13) Nach Fabricius' Verbesserung der verschriebenen Worte bei Suidas a. a. O. 14) Herausgegeben in *Chr. Lupus* Synod. adv. tragoed. Irenaei (Lovan. 1682). *Steph. Baluzius*, Concilior. Tom. I. p. 926. *Joh. Garnerius* in Auctar. Theodoreti, p. 673. *Wolf* in Fragm. Mulier. p. 72. No. XXXVI.

Jahre nach Hypatia's Ermordung stattfand, wird allgemein für untergeschoben anerkannt [15]). (*F. Jacobs.*)

HYPATIUS, 1) aus einer vornehmen römischen Familie entsprossen, war der Bruder der Kaiserin Eusebia, einer Gemahlin des Kaisers Constantius, die sich als eine Schützerin des Julian bewies. Im J. 359 n. Chr. Geb. bekleidete er mit seinem Bruder Eusebius zugleich die Consulwürde. Unter dem Kaiser Valens gab, im J. 371, ein Zeichendeuter, Heliodor, die beiden Brüder an, daß sie nach dem Throne strebten, und sie wurden verbannt, doch bald, da ihre Unschuld an den Tag kam, zurückberufen; Hypatius war seiner Tugend wegen allgemein beliebt. *Amm. Marcell.* L. XVIII. c. 71. L. XXIX. c. 2.

2) Brudersohn des morgenländischen römischen Kaisers Anastasius, war einer der vier Feldherren, die im J. 503 n. Chr. mit einem Heere gegen die Perser geschickt wurden (*Procop.* de bell. Pers. L. I. c. 8. Der Perserkönig Kabades überrumpelte ihn und seinen Mitfeldherrn Parisius und schlug sie in die Flucht. Später ging H. nach Persien als Gesandter. Er stand auch unter Justins Regierung in großem Ansehen bei Hofe und ebenso unter Justinian, bis 531 der unter dem Namen Nika bekannte Aufruhr der Wagenrenner entstand. Der Kaiser hielt es mit der Partei der Blauen, das Volk aber, welches den Grünen günstig war, erhob den Hypatius gegen seinen Willen zum Kaiser. Schon wollte Justinian aus Constantinopel fliehen, doch hielt ihn die Besonnenheit seiner Gemahlin zurück, und Belisar, der mit einer Kriegsschar das Volk vom Hippodrom wegjagte und den Hypatius verhaftete, rettete seinem Herrn den Thron. Hypatius aber wurde nebst seinem Bruder Pompejus getödtet. *Procop.* de bell. Pers. L. I. c. 24.

3) Der heil. Hypatius, ein geborner Phrygier und Hegumenos in dem Kloster St. Rufinus in Bithynien. Sein Vater, ein Gelehrter, hatte ihm eine sorgfältige Erziehung gegeben. Um seine Lust am beschaulichen Leben zu befriedigen, ging Hypatius nach Thrakien, wo er Anfangs Hirtendienste versah, darauf als Einsiedler lebte, und dann mit dem heiligen Jonas ein Kloster gründete. Endlich stellte er das St. Rufinus-Kloster unfern Chalcedon her und wurde dessen Abt; doch zog er sich noch vor seinem Ende in eine einsame Zelle zurück, um sich ganz der Andacht zu widmen. Er starb 482, im 80. Jahre seines Alters in dem Ruf eines großen Wunderthäters, doch auch seiner Klugheit wegen von dem Kaiser Theodosius und andern Großen geehrt. Sein Andenken wird in der Kirche den 17. Jun. gefeiert. (*Rauschnick.*)

HYPATODORUS, ein griechischer Bildner aus Theben, nach Plinius Angabe (H. N. XXXIV, 8. al. 19.) in der 102. Olympiade, Zeitgenosse des Polykles, Kephisodotus und Leochares, berühmt durch eine große und kunstreiche Statue der Athene aus Erz, welche zu Aliphera in Arkadien aufgestellt wurde (vergl. *Pausan.* VIII, 26, 4). Polybius schreibt (IV, 78) [...] Statue dem Hekatodorus zu. Außerdem arbeitete [...] patodor mit Aristogiton gemeinschaftlich das Weihgeschenk der Archiver zur Aufstellung in Delphi, welches [...] ben mit Polynikes gegen Theben gezogenen Helden [...] Bilde darstellte (*Pausan.* X, 10, 2). Sillig *) [...] es wahrscheinlich, daß Hypatodorus und Aristogiton etwa von der 90. bis 102. Olympiade blüheten. [...]

Hypatoides, s. Hypate.

Hypaton, 1) Musik, s. Hypate; 2) alte [...] s. Hypatos.

Hypatos, s. Consul.

HYPATOS oder HYPATON, sc. ὄρος, ist [...] Berg in Böotien, östlich von Theben über Glisas gelegen, und ausgezeichnet durch einen Tempel und eine [...] säule des Zeus Hypatos, d. i. des höchsten Zeus (*Pausan.* IX, 19). Auch in Athen war dem Zeus Hypatos ein Altar errichtet, auf welchem nichts Lebendiges, [...] einmal Wein, geopfert werden durfte (*Pausan.* I, [...] Da in den ältesten Zeiten Böotien und Attika [...] einer Regierung standen, so ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Cultus derselbe war. (*Kanngiesser.*)

Hypecacuanha, s. Ipecacuanha.

HYPECOUM *L.* Diese Pflanzengattung aus [...] natürlichen Familie der Papavereen, und der [...] Ordnung der vierten Linné'schen Classe, hat zum Charakter: einen zweiblätterigen Kelch, vier ungleichförmige, fast dreilappige Corollenblättchen, und eine gegliederte Schote. Die sechs bekannten Arten dieser Gattung [...] Sommergewächse: 1) H. procumbens *L. Spr.* pl. [...] doppelt zusammengesetzten Blättern, linienförmig-lanzettförmigen, zugespitzten Blattfetzen, dreilappigen Corollenblättchen, von denen die äußern auf der Rückseite [...] behaart sind, und mit bogenförmigen Schoten. [...] südlichen Europa. Abb. *Lam.* Ill. t. 88. Schk. Handb. I. Taf. 27. 2) H. litorale *Wulf* (in *Jacq.* Collect.), mit vielgetheilten Blättern, linienförmigen, gezähnelten Blattfetzen, fast ungetheilten, spatelförmigen Corollenblättchen, von denen die äußersten auf der [...] seite feinbehaart sind, und mit bogenförmigen Schoten. In Kärnthen, Fez und Marokko. Abb. *Jacqu.* [...] t. 309. 3) H. imberbe *Sibth.* (Fl. gr. II, t. 1[...] mit doppelt zusammengesetzten Blättern, linienförmigen Blattfetzen, gezähnt-gefranzten Kelchblättchen, fast [...] lappigen, unbehaarten Corollenblättchen, und bogenförmigen Schoten. Auf Cyprus. 4) H. patens [...] (Hort. ber. t. 5), mit doppelt zusammengesetzten Blättern, ablangen, halbgefiederten, stachlichtstumpfen, gegrannten Blättern, gezähnelten Kelchblättchen, fast [...] getheilten, unbehaarten Corollenblättchen, und gegliederten Schoten. In Ägypten und auf Kreta. 5) H. [...] dulum *L. Spr.* pl. mit vielgetheilten Blättern, [...] linienförmigen, verlängerten Blattfetzen, dreigetheilten [...] nern und ungetheilten äußern Corollenblättchen, [...] überhängenden Schoten. Im südlichen Europa und [...] Kaukasien. Abb. *Mill.* Ic. t. 250. f. 1. 6) H. ere[...]

15) So urtheilten schon Baluzius und Tillemont a. a. O.

*) Catalog. artificum, p. 232. cf. p. 94–95.

Spr. pl. mit vielgetheilten Blättern, linienförmigen ...ffetzen, unbehaarten, dreilappigen Corollenblättchen, aufrechten Schoten. In Sibirien. Abb. *Amm.* t. 9. S. *Spr.* Syst. I, 491. (*Sprengel.*)

HYPELATE *Patr. Br.* jam. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Sapindeen, und der ...Ordnung der achten Linné'schen Classe (nach *W.* pl. aus der ersten Ordnung der 23. Linné'schen ...e), deren Charakter in einem vier- bis fünfblätterigen Kelch, einem drüsigen Nektarringe, welcher die Staubfäden trägt, und einer einsamigen Steinfrucht besteht. ...einzige bekannte Art, H. trifoliata *Sw.* Fl. Ind. occ., ...ſt auf Jamaika und ist ein Bäumchen, mit gedreiten ...tern, zusammengesetzten, doldentraubigen Blüthen...en, und mit kleinen, weißen, polygamischen Blüthen. S. *Spr.* Syst. II, 220. (*Sprengel.*)

HYPEMPHRAXIS (v. ὑπό, unter, und ἔμφραξις, ...topfung), eine unvollkommene oder theilweise Verstopfung. (*Wiegand.*)

Hypena ist soviel als Herminia. (s. d. Art.)

HYPENE (v. ὑπὸ, unter, und dem alten ἥνη, wo...ηνίον, der Theil des Zaums, welcher in das Maul ...nt; ὑπήνη, was unter diesem Theil ist), der Theil ...Oberlippe, an dem Barthaare wachsen, der Theil un...er Nase; bei Andern die Unterlippe und der ganze ...m zur Seite der Nase, wo der Backen und Kinn...steht, auch der Bart selbst; der Schnurrbart, oder auch ...am Kinn herabhängende Barthaar. (*Wiegand.*)

HYPENEMIA (ὑπηνέμιος, windig, ὑπηνέμιον ᾠόν), ...subventanea, s. sterilia, s. irrita, Windeier, ...efruchtete Eier. S. Windei.

HYPENOR in Troja, Sohn des Diomedes und Alkyone (*Hom.* Il. V, 44). (*Schincke.*)

HYPER; was von den zahlreichen, mit diesem griechischen Wort ὑπὲρ zusammengesetzten Worten sich in ...Encykl. unter H nicht findet, hat man unter den ...achen Worten, welchen Hyper vorgesetzt ist, zu ...en. (*R.*)

HYPER kömmt auch in der Musik, vorzüglich in ...ältern Schulsprache, oft vor, und heißt in derselben ...el wie Über oder Ober; z. B. Hyperditonus, Ober..., Hyperdiapason, Oberoctave. Gleichbedeutend mit ...per ist auch das Wort Epi (ἐπὶ), z. B. Epiditonus ...t Hyperditonus. Das Entgegengesetzte von Hyper ...r Epi ist Hypo, ὑπὸ, Unter (s. d. Art.). Vorzüglich in der Lehre von den alten Tonarten spielen diese ...sdrücke große Rollen, namentlich der Beisatz Hyper ...Merkmal der authentischen Tonart, und Hypo als ...eichnung der plagalischen; z. B. hyperjonisch, d. h. ...hentisch-jonisch, und hypojonisch, d. h. plagalisch-jo...h, u. dergl. (*Gottfr. Weber.*)

HYPER (Bernhard), ein Benedictiner und Capi...ar des befreiten Stiftes und Klosters Wassobrunn in ...erbaiern, von dessen Lebensumständen selbst Baader, ...bold und Gandershofer nichts angeben konnten, starb ...hrscheinlich 1784 und lieferte teutsche Übersetzungen ...s dem Italienischen und Französischen in seinem va...ländischen Dialekt, wovon viele Ausdrücke andern Teutschen unverständlich sind. Zuerst übertrug er aus dem Italienischen ins Teutsche: Alphons von Liguori, wahre Braut Christi, oder heilige Kloster-Frau (Augsb. 1764. 2 Thle., vermehrt mit einem 3. Thl., ebend. 1778,), auch unter dem Titel: Gründliche Unterweisung für alle und jede, die nach der christlichen Vollkommenheit trachten. (Ebend. 1778. 2 Thle.) Ferner Liborius Sinischalchi Fasten und Bußpredigten aus dem Ital. (Augsb. 1765. 2. Aufl.) Anton Godeau, Bischofs von Bence allgem. Kirchengeschichte, nicht aus dem franz. Original, sondern einer ital. Übersetzung, welche mit einer Vorrede und Anmerkungen von Don Arnold Speroni versehen war. (Augsb. 1768—1791. 33 Thle.) Ist sein Todesjahr richtig, so würden die letzten Theile von einem andern Übersetzer sein*). (*Rotermund.*)

Hypera, s. die Nachträge zum Buchst. H.

HYPERACOË, HYPERACUSIS (v. ὑπὲρ und ἀκύειν hören) ein zu starkes, oder zu feines Gehör. (*Wiegand.*)

HYPERANTHERA *Vahl* Symb. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen, und der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe. Ihr Charakter ist: Ein fünfgetheilter Kelch; fünf dem Kelch eingefügte, ziemlich ungleichförmige Corollenblättchen, und eine verlängerte, dreiklappige, vielsamige Hülsenfrucht mit dreigeflügelten Samen. Die vier bekannten Arten sind Bäume und Sträucher. 1) H. decandra *W. Spr.* pl., mit fast zwei Mal gefiederten Blättern, eiförmigen, gedreiten untern Blättchen, und fast achteckigen Hülsen. In Ostindien. (Anoma Moringa *Lour.* cochinch.) 2) H. Moringa *Vahl* Symb. mit fast zwei Mal gefiederten Blättern, rundlichen, stumpfen Blättchen, von denen die untern gedreit sind, und dreieckigen Hülsen. In Ost- und Westindien und in Ägypten. (Guilandina Moringa *L.* Moringa zeylanica *Burm.* zeyl. t. 75., Anoma Morunga *Lour.* cochinch.) 3) H. peregrina *Forsk.* arab. mit zwei Mal gefiederten, an der Spitze einfach gefiederten Blättern und Hülsen, welche mit sechs Furchen versehen sind. In Arabien. (H. semidecandra *Vahl* Symb., Gymnocladus arabica *Lam.* Enc.) 4) H. cochinchinensis *W. Spr.* pl. mit zwei Mal gefiederten, filzigen Blättern, zweiklappigen Hülsen, und nackten Samen. Diese Art, welche in Cochinchina wächst, ist noch zweifelhaft. (Anoma cochinchinensis *Lour.* cochinch.) — S. *Spr.* Syst. II, 327. (*Sprengel.*)

HYPERANTOS hieß Einer der Söhne des Ägyptos, welchen die Danaide Elektra in der Brautnacht ermordete†). (*Schincke.*)

HYPERÄOLISCH. Zum Verständnisse dieses Ausdrucks ist in Erinnerung zu bringen, daß die Griechen nach und nach fünf Haupttonarten auffanden, welche von Forkel ursprüngliche genannt und sämmtlich mit unserm Moll blos nach der Vorzeichnung ohne einen ver-

*) Meusels Lexikon verstorb. teutscher Schriftsteller. 6. Bd. S. 193.

†) *Hygin.* fab. 170, ed. *van Staveren* p. 286.

änderten Ton übereinkommend angenommen werden. Sie haben ihren Grundton in der kleinen Octave und folgen so: Dorisch (d), Jonisch oder Jastisch (dis), Phrygisch (e), Äolisch (f) und Lydisch (fis). Da nun bei den Griechen die Quartreihen (Tetrachorde) die vorherrschenden waren, so veränderten sie auch den Grundton dieser Tonarten nach Quarten und zwar sowol nach Oben (ὑπὲρ) als nach Unten (ὑπό). Wollte man also den Grundton der Tonart um eine Quarte höherrücken, so behielt man die ursprüngliche Benennung der mitteln oder Haupttonart bei und setzte zur Bezeichnung des neuen Grundtons nur das Wort ὑπὲρ hinzu, also hyperdorisch, hyperjonisch, hyperphrygisch rc., um die sogenannten hohen Tonarten zu bezeichnen. War also äolisch f, so mußte hyperäolisch b sein, oder b zum Grundtone haben. Die ganze Leiter blieb sich in den Tonverhältnissen vollkommen gleich, demnach unserm Moll der Vorzeichnung nach ganz entsprechend. Hypo setzte man zu jenen 5 Hauptnamen, wenn der Grundton um eine Quarte tiefer als die mittlere Hauptreihe genommen werden sollte. Stellt man sich diese 15 Tonarten nach dieser Angabe zusammen, so wird man sogleich sehen, daß die drei untersten von den drei obersten nur dem Namen und der Octavenstellung nach von einander verschieden, sonst, in den Tonfolgen nämlich, sich ganz gleich sind. Die drei letzten mit Hypo sind eine Octave tiefer gestellt, als die drei obersten mit Hyper bezeichneten. Wird nun äolisch von f an gesetzt in dieser Reihe: f g as b c des es f; so müßte das Hyperäolische folgende Tonleiter haben: b c des es f ges as b.

(*G. W. Fink.*)

HYPERAPHIE (v. ὑπὲρ, über, und ἀφή, Gefühl), die übermäßige Empfindlichkeit der Organe des Tastsinnes, die Überspannung des Gefühls. (*Wiegand.*)

HYPERÄSTHESIS (v. ὑπὲρ, über und αἴσθησις, Gefühl, Gefühlsvermögen), eine übermäßige Empfindlichkeit, besonders der Sinnesorgane. Hyperaesthesien, Hyperaestheses, Krankheiten, mit vorherrschender Empfindlichkeit, besonders der Sinnesorgane.

(*Wiegand.*)

HYPERAUXESIS, Ὑπεραύξησις (ὑπεραυξάνειν über die Maße vermehren, oder vergrößern), das übermäßige Wachsthum, die übermäßige Vergrößerung eines Theils. Hyperauxesis iridis (Ectasis, s. Chalasis iridis), die krankhafte Auftreibung und Ausdehnung der Regenbogenhaut und die durch diese oder durch schwammige oder zapfenartige Auswüchse und Anhänge herbeigeführte Verengerung des Sehlochs. (*Wiegand.*)

Hyperbasis, Hyperbaton (Wortversetzung), s. Wortfolge.

HYPERBEL (oder Apollonische Hyperbel zum Unterschiede von den nachher zu erwähnenden Hyperbeln höherer Art) ist derjenige Kegelschnitt, welcher entsteht, wenn die einen Kegel zweiten Grades schneidende Ebene parallel ist irgend einer durch den Mittelpunkt [1]) der Kegelfläche gehenden Ebene, welche selbst den Kegel [...] (vergl. d. Art. Kegel und Kegelschnitt). [...] gelschnitt durchschneidet offenbar alle Strahlen [...] Linien) der Kegelfläche, mit Ausnahme derjenig[...] welche in der schon erwähnten ihm parallelen [...] gen; er kann als nach den unendlich entfernten [...] dieser beiden letztern Strahlen gerichtet angesehen [...] Die Hyperbel besteht daher aus zwei gebogenen [...] deren jede zwei Arme hat, die sich ins Unendliche [...] ken. Stellt (Fig. I.) LMKM'L' einen Kegel vom [...] ten Grade vor, und ist CDABQ'q' eine Ebene, [...] einer durch K gehenden, den Kegel schneidenden, [...] parallel ist, so ist die auf der Kegelfläche entste[...] krumme Linie CAD die eine und die auf der entgeg[...] setzten Kegelfläche liegende krumme Linie Q'Bq' die a[...] Hälfte der Hyperbel. Diese beiden offenbar congru[...] Hälften dieser Curve werden auch „entgegenge[...] Schnitte" genannt [3]). Jede Berührungsebene des [...] gels schneidet nothwendig die Ebene der Hyperbel, [...] zwar wird die Durchschnittslinie dieser beiden Ebenen [...] Hyperbel selbst in dem Punkte treffen, wo die Hy[...] bel-Ebene den Strahl des Kegels durchschneidet, [...] der Berührungsebene liegt; aber offenbar nur in [...] einen Punkte, jene Durchschnittslinie ist daher eine [...] gente der Hyperbel. Hieraus folgt, daß die Hyp[...] an jedem ihrer Punkte von einer bestimmten Gerade[...] rührt wird. Die beiden Ebenen, welche den Kegel [...] denjenigen Strahlen berühren, worin die obengedachte Parallel-Ebene der Hyperbel den Kegel schneidet, [...] die Hyperbel-Ebene unter Geraden schneiden, welche [...] Strahlen parallel, also nach den unendlich entfer[...] Punkten derselben, d. i. zugleich nach den unendlich [...] fernten Punkten der Hyperbel, gerichtet sind. Letztge[...] zwei Durchschnittslinien der Hyperbel-Ebene sind also [...] genten der Hyperbel an deren unendlich entfernten [...] ten, d. i. mit andern Worten, sie treffen die Hyp[...] niemals, obgleich sie sich derselben ohne Ende n[...] Darum werden diese beiden Geraden die Asympt[...] (s. d. Art.) der Hyperbel genannt. Aus dem Vors[...] den lassen sich die merkwürdigen Eigenschaften der [...] perbel auf rein geometrischem Wege, sowie auch die [...] lytische Gleichung für diese Curve ableiten. Man [...] aber auch umgekehrt bei diesem, wie bei den übrigen [...] gelschnitten, von der Gleichung desselben ausgehen [...] daraus die vorstehenden und alle übrigen Eigensch[...] der Curve deduciren. Für den Zweck unserer Enc[...] pädie wird es genügen, wenn hier noch einige der [...] tigsten Eigenschaften dieser krummen Linie angef[...] werden, deren Beweis man in unzähligen Lehrbüche[...] findet:

1) So nennen wir mit Biot den Punkt, welchen man sonst wol Scheitel oder Gipfel des Kegels nennt.

2) Diese Ebene, welche leicht hinzugedacht werden kan[...] in der Figur nicht mitgezeichnet worden. 3) Zuweilen [...] conjugirte Hyperbeln, wiewol man darunter gewöhnlich [...] Paar andere, mit den erstern beiden durch ihre Axen in bestim[...] Relation stehende, Hyperbeln versteht (vergl. d. Art. Conje[...] 4) Eins der neuesten und genialsten unter denen, welche [...] Stoff rein geometrisch behandeln, ist: Systematische Entwic[...] der Abhängigkeit geometrischer Gestalten von einander rc., [...]

I. Der Punkt, in welchem die beiden Asymptoten ...yperbel einander schneiden, heißt der Mittelpunkt ...Hyperbel; alle Durchmesser (s. d. Art.) der Hy... gehen durch diesen Punkt, und umgekehrt, jede ... diesen Punkt gehende Gerade, welche keine Asym... ist, ist ein Durchmesser der Hyperbel, und seine ...t von diesem Punkte bis an die Hyperbel gehenden ...e sind einander gleich.

II. Die Punkte, wo ein Durchmesser die Hyperbel ... heißen Scheitel. Zieht man durch den Scheitel ... Durchmessers eine Tangente der Hyperbel, so wer... alle dieser Tangente parallelen Sehnen von dem ...hmesser halbirt; also ist auch der jedesmalige con... ...rte Durchmesser (welcher freilich hier nur uneigent... ...in Durchmesser genannt wird) jener Tangente par... (vergl. den Art. conjugirt), und trifft die Hyper... ...n keinem ihrer Punkte. Die beiden conjugirten ...messer, welche zu einander rechtwinkelig sind, wer... ...Axen der Hyperbel genannt, und zwar heißt der, ...r die Hyperbel trifft, die Hauptaxe, der andere ...ebenaxe oder conjugirte Axe (oder auch Zwerch... ...vergl. conjugirt). In Fig. 2 sind AB und A′B′ ...Paar conjugirte Durchmesser, AB ist die Haupt... ...A′B′ die Nebenaxe, mCQ und nCQ″ sind die Asym... ...t. (Fig. 3.)

III. Nimmt man den Mittelpunkt der Hyperbel zum ...gspunkte der Coordinaten, zwei conjugirte Durch... ... zu Coordinatenaxen, und zwar den, welcher die ...bel trifft, zur Abscissenaxe, den andern zur Ordi... ...axe an, so ist die Gleichung der Hyperbel $y^2 = \frac{b^2}{a^2}$ ...$-a^2)$, wo a^2 der Werth von x^2 für $y = 0$, und b^2 ...Werth von $-y^2$ für $x = 0$, also a das Stück der ...senaxe vom Mittelpunkte bis an die Hyperbel, b ...eine imaginäre Größe ist. Die Gleichung der El... ...zwischen einem Paare conjugirter Durchmesser der... ... nämlich $y^2 = \frac{b^2}{a^2}(a^2 - x^2)$ geht offenbar über ... der Hyperbel, wenn man in ihr $b\sqrt{-1}$ statt b ... Diese beiden Gleichungen gelten bei jedem Paare ...irter Durchmesser, also auch bei den Axen; daher ...man sagen: „die Hyperbel ist als eine Ellipse mit ...närer Zwerchachse anzusehen.“

IV. Behält man den die Hyperbel treffenden Durch... ... zur Abscissenaxe, den conjugirten Durchmesser zur ...tenaxe, verlegt aber den Anfangspunkt der Abscis... ...ch dem Scheitel des erstern Durchmessers, so er... ...ie Gleichung der Hyperbel die Form $y^2 = px$ ... ..., wo $p = \frac{2b^2}{a}$ der Parameter des zur Absciss...senaxe genommenen Durchmessers der Hyperbel heißt, a und b aber in derselben Bedeutung genommen sind, wie unter Nr. III. Sind die hier vorkommenden beiden Durchmesser die Haupt- und Nebenaxe, so heißt die Größe p der Parameter der ersten Axe der Hyperbel, oder Parameter der Hyperbel schlechthin. Diese zweite Gleichung der Hyperbel stimmt mit der für die Ellipse geltenden zweiten Gleichung $y^2 = px - \frac{px^2}{2a}$ überein, wenn man in letzterer das a negativ setzt; daher kann man auch sagen: „die Hyperbel ist eine Ellipse, deren erste Axe negativ ist.“ Denkt man sich hingegen a unendlich groß, so verwandelt sich die zweite Gleichung der Hyperbel, wie die der Ellipse, in $y^2 = px$ d. i. in die Gleichung der Parabel; daher kann man die Parabel als eine Hyperbel von unendlich großer Hauptaxe ansehen.

V. Die meisten Eigenschaften der Ellipse können (zu Folge Nr. III und IV) entweder gradezu oder doch mit geringer Veränderung auf die Hyperbel übertragen werden, z. B. 1) Die Differenz der Vectoren jedes Punktes einer Hyperbel (bei der Ellipse die Summe der Vectoren) d. i. der Entfernungen dieses Punkts von zwei bestimmten Punkten der Hauptaxe, welche man die Brennpunkte nennt, ist eine constante Größe, nämlich stets gleich der Hauptaxe. Umgekehrt ist eine Curve, der diese Eigenschaft zukommt, gewiß eine Hyperbel. 2) Die Brennpunkte sind jeder von dem ihm zunächst liegenden Scheitel der Hauptaxe gleich weit entfernt, daher auch beide in gleicher Entfernung vom Mittelpunkte der Hyperbel. 3) Die gleichseitige Hyperbel, d. i. diejenige, bei welcher jede zwei conjugirte Durchmesser einander gleich sind, ist in Beziehung auf die Hyperbel das, was der Kreis in Beziehung auf die Ellipse ist. 4) Die Quadrate der Ordinaten verhalten sich zu einander, wie die Rechtecke, zwischen den Entfernungen der Punkte, in welchen der zur Abscissenaxe dienende Durchmesser von den Ordinaten geschnitten wird, von den beiden Scheiteln dieses Durchmessers. 5) Jede Linie, deren Gleichung $y^2 = \frac{b^2}{a^2}(x^2 - a^2)$ oder $y^2 = px + \frac{px^2}{2a}$ ist, ist entweder eine Hyperbel oder eine Ellipse, je nachdem a und p gleiche oder ungleiche Vorzeichen haben. 6) Jede Curve, bei welcher sich die Quadrate der Ordinaten zu einander verhalten, wie die Rechtecke zwischen den Entfernungen der Punkte, in welchen die Abscissenaxe von den Ordinaten geschnitten wird, von zwei festen Punkten der Abscissenaxe, ist entweder eine Hyperbel oder eine Ellipse. 7) Wenn alle Ordinaten einer Hyperbel (Ellipse) nach einerlei Verhältniß getheilt werden, so liegen die Theilpunkte wieder in einer Hyperbel (Ellipse). 8) Die Gleichung für die Tangente der Hyperbel, welche dieselbe in einem Punkte, dessen Coordinaten x', y' sind, berührt, ist: $a^2yy' = b^2xx' - a^2b^2$, wenn man den Mittelpunkt zum Anfangspunkte der Coordinaten nimmt, oder: $a^2yy' = b^2xx' = ab^2(x + x')$, wenn man den Scheitel des Durchmessers 2a zum Anfange der Abscissen nimmt. Beide Gleichungen folgen aus denen für die Tangente der El...

...teiner. 1. Th. (Berlin 1832). Hierin werden die Hy... ...und die übrigen Kegelschnitte als Erzeugnisse projectivischer ... betrachtet. Eine ältere, jetzt fast vergessene, aber sehr ...h gründliche Schrift, die sich blos mit der Hyperbel be... ..., ist: Betrachtungen über den Konusschnitt der Hyperbel, ...h und geometrisch ausgeführt von C. L. Schübler (Mann... ...98).

lipse, wenn man die Bemerkung unter Nr. III und IV berücksichtigt. Dasselbe gilt von den Gleichungen der Normale $y - y' = -\frac{a^2 y'}{b^2 x'}(x - x')$, Subnormale $\frac{b^2 x'}{a^2}$ und Subtangente $\pm \frac{a^2 - x'^2}{x'}$. 9) Beschreibt man an einer gegebenen begrenzten Geraden, als Hauptaxe genommen, mehre Hyperbeln (Ellipsen), und schneidet dieselben durch eine Ordinate, so treffen die Tangenten an den Punkten, wo die Ordinate einschneidet, alle in einerlei Punkte der Axe zusammen. 10) Jede Tangente hälftet den Winkel, welchen die beiden Vectoren dieses Punktes einschließen (bei der Ellipse eigentlich dessen Nebenwinkel) und umgekehrt: jede Linie, die diesen Winkel hälftet, ist eine Tangente. Hierauf gründet sich eine leichte rein geometrische Construction der Tangente. 11) Die Differenz (bei der Ellipse die Summe) der Quadrate jeder zwei conjugirten Durchmesser ist eine constante Größe. 12) Das Parallelogramm jeder zwei conjugirten Durchmesser 2a und 2b, d. i. das Parallelogramm, welches von den durch ihre Endpunkte gezogenen Tangenten gebildet wird (wie TtT't' in Fig. 2), ist dem Rectangel der Axen gleich, folglich eine constante Größe. 13) Die Excentricität e d. i. der Abstand der beiden Brennpunkte vom Mittelpunkte ist für die Hyperbel $\sqrt{a^2 + b^2}$, für die Ellipse $\sqrt{a^2 - b^2}$, wo a und b die halben Axen sind. 14) Nimmt man einen Brennpunkt zum Pol und rechnet die Winkel φ von der Hauptaxe an, so ist die Polargleichung (s. d. Art Pol und Polargleichung) der Hyperbel $r = \pm \frac{b^2}{a \pm e \cos \varphi} = \mp \frac{a(1 - e'^2)}{1 \pm e' \cos \varphi}$, der Ellipse $r = \frac{b^2}{a \mp e \cos \varphi} = \frac{a(1 - e'^2)}{1 \mp e' \cos \varphi}$, wo $e' = \frac{e}{a}$. 15) Noch manche andere auffallende Analogien zwischen der Hyperbel und Ellipse entdeckt man, wenn man sich zu einem Hyperbelpaare sein conjugirtes Hyperbelpaar (vergl. conjugirt), welches ihm gleichsam zur Ergänzung dient, hinzudenkt. Eigentlich ist diese Ergänzung bei allen Sätzen von conjugirten Durchmessern, wie z. B. bei Nr. 11 und 12, zu denken nöthig.

VI. Etwas der Hyperbel, aber nicht der Ellipse Zukommendes, sind die schon oben erwähnten Asymptoten der erstern. Die Gleichungen dieser beiden Geraden sind, wenn man die Axen 2a und 2b der Hyperbel zu Coordinatenaxen und den Mittelpunkt der Hyperbel zum Anfangspunkte nimmt: $y = \frac{b}{a} x$ und $y = -\frac{b}{a} x$. Der Winkel, welchen sie beide einschließen, heißt der Asymptotenwinkel, und ist bei der gleichseitigen Hyperbel ein rechter. Denkt man sich zu einem Hyperbelpaare sein conjugirtes Hyperbelpaar hinzu (Fig. 2), so ist die Gleichung des letztern aus dem Mittelpunkte $y^2 = \frac{a^2}{b^2}(x^2 - a^2)$ und die Gleichung seiner Asymptoten $y = \pm \frac{a}{b} x$; woraus leicht folgt, daß die Asymptoten des einen Hyperbelpaares auch die des andern sind, daß daher je[...] messer, welcher das eine Paar schneidet, stets [...] Paar nicht schneidet, und umgekehrt.

VII. Nimmt man (Fig. 3) die Asymptoten [...] natenaxen und den Mittelpunkt zum Anfangspun[...] 1) die Gleichung der Hyperbel $xy = \frac{a^2 + b^2}{4}$ ab[...] $\mp \frac{b^2}{4 \sin^2 \varphi}$ (wo a die halbe Hauptaxe, b die hal[...] axe, φ den halben Asymptotenwinkel bedeutet). [...] ersten dieser beiden Gleichungen sieht man, daß d[...] eck unter den beiden Coordinaten jedes Punktes [...] perbel dann stets einerlei Werth behalte, als[...] sei. Umgekehrt: Jede Curve, bei der das Rech[...] ter jeden zwei zusammengehörigen Coordinaten [...] ist, ist eine Hyperbel, deren Asymptoten die Coo[...] axen sind. Die Coordinaten eines Scheitels der [...] axe, in Beziehung auf das Asymptotensystem, [...] ander gleich, daher ist das Quadrat einer dersel[...] $= \frac{a^2 + b^2}{4}$ und wird die Potenz der Hyperbel [...] 2) Die Gleichung der Tangente eines Punkts [...] perbel in Bezug auf das System der Asympt[...] $y - y' = -\frac{y'}{x'}(x - x')$, wo x' und y' die Co[...] ten des gegebenen Punktes in Bezug auf dassel[...] stem bedeuten. Die Gleichung einer Tangente, d[...] einen außerhalb der Hyperbel gegebenen Punkt [...] in Bezug auf das System der Asymptoten, $k(x'y$ [...] $\pm (x'y - y'x) \sqrt{k^2 - x'y'} = 2kx'y'$, wenn k^2 [...] tenz der Hyperbel, x' und y' die Coordinaten d[...] benen Punktes in Bezug auf das Asymptotensyst[...] 3) Die Subtangente in Bezug auf das Asym[...] stem ist der Abscisse des Berührungspunktes gleich. [...] folgt leicht: Der Berührungspunkt einer Tangent[...] Mittelpunkt desjenigen Stückes von ihr, welches [...] den beiden Asymptoten liegt. 4) Schneidet eine [...] RR' (Fig. 3) die Hyperbel und diese Asympto[...] sind die zwischen den Asymptoten und der Hyper[...] haltenen Stücke PR, P'R' einander gleich. Hier[...] eine leichte Auflösung der Aufgabe, die Hyperbel zu [...] ben, wenn ein Punkt derselben und die Asymptoten [...] sind. 5) Schneiden zwei parallele Gerade die Asy[...] wie in Fig. 3 die Geraden RR', R"R''', so sind [...] angel RP $\times$ PR' und R"P" $\times$ P"R''' einander [...]

VIII. Vom Krümmungshalbmesser der Hyper[...] der Rectification hyperbolischer Bögen, von der Qu[...] hyperbolischer Flächenräume und von der Kubatur h[...] lischer Konoide und Complanation ihrer Oberfläche[...] in den Artikeln Krümmungshalbmesser, Rec[...] tion, Quadratur, Körperberechnung und [...] me Flächen die Rede sein. Nur Einiges, was [...] zur Erklärung des Namens hyperbolische Log[...] men dient, mag schon hier eine Stelle finden. [...] man die Potenz der Hyperbel in (Fig. 3 $\overline{CK}^2$) [...] den Asymptotenwinkel $= 2\varphi$, eine auf den Asy[...]

Mittelpunkt an gerechnete Abscisse $CQ = x$, so der Inhalt eines Flächenraumes wie BKQP, der chen der Hyperbel, einer Asymptote und zwei der rn Asymptote parallelen Linien, deren eine durch Scheitel geht, enthalten ist, $= k^2 \sin 2\varphi \,.\, \log \frac{x}{k}$ wo den natürlichen Logarithmus der darausfolgenden ße (vergl. d. Art. Logarithmus) bedeutet. Setzt man CK, also auch k^2, $= 1$, so ist $BKQP = \sin 2\varphi$ x. Wenn jetzt $\sin 2\varphi$ als Modulus eines logarith- hen Systems angenommen wird, dessen Logarithmen durch Log andeuten wollen, so ist $\sin 2\varphi . \log x =$ x. Also ist jeder solche Flächenraum wie BKQP h dem Logarithmus der Abscisse CQ in einem Sy- , dessen Modulus der Sinus des Asymptotenwin- ist. Bei der gleichseitigen Hyperbel ist der Asymp- winkel ein rechter, daher dessen Sinus $= 1$, mit- ist bei dieser jeder Flächenraum wie BKQP dem na- chen Logarithmus der zugehörigen Abscisse gleich. kt man sich also alle natürlichen Zahlen durch auf Asymptote einer gleichseitigen Hyperbel vom Mittel- te an getragene Längen ausgedrückt, wie $CK = 1$, $= 2$, $CQ' = 3$ ꝛc., so verhalten sich die zugehö- hyperbolischen Flächenräume wie $\log 1 : \log 2 :$ 3 ꝛc. Aus diesem Grunde werden die natürlichen rithmen auch hyperbolische Logarithmen genannt. 2) Vorhergehenden zufolge ist ein Flächenraum wie

$$PQ' = BKQ'P' - BKQP = k^2 \sin 2\varphi \left(\log \frac{x'}{k} - \frac{x}{k}\right) = k^2 \sin 2\varphi \log \left(\frac{x'}{k} : \frac{x}{k}\right) = k^2 \sin 2\varphi \log \frac{x'}{x},$$

n nämlich die Abscisse $CQ' = x'$ ist. 3) Aus Nr. 1 rt man auch leicht, indem man zuerst die geradlinige r CQPD berechnet und davon das Nöthige abzieht, Inhalt eines Hyperbelstücks wie BPD. Ist PD echt auf der Hauptaxe, so ist $BPD = \frac{b}{2a} x \sqrt{x^2 - a^2}$ ab $\log \frac{a}{x - \sqrt{x^2 - a^2}}$, wo a die halbe Hauptaxe, e halbe Zwerchaxe, x die auf der Asymptote genom- Abscisse CQ bedeutet. 4) Dreht sich ein Stück Hyperbel wie BDP um seine Grundlinie $BD = x$, der Inhalt des dadurch entstehenden hyperbolischen oids $\frac{b^2 \pi x^2 (x + 3a)}{3a^2}$.

IX. Wie sich, wenn beide Axen 2a und 2b einer erbel gegeben sind, so viele Punkte der Hyperbel als will, entweder durch Berechnung oder durch Con- tion der Ordinatenlänge y für eine beliebig ange- mene Abscisse x finden lassen, erhellt leicht aus der hung $a^2 y^2 = b^2 (x^2 - a^2)$. Noch leichter wird dies, der Asymptotenwinkel und die Potenz k^2 der Hy- l gegeben ist, durch die Gleichung $xy = k^2$. — Un- en verschiedenen Arten, eine Hyperbel organisch, d. rch Anwendung von Werkzeugen zu beschreiben, ist nde eine der einfachsten: Wenn die Hauptaxe $= 2a$ und die Entfernung der beiden Brennpunkte (Fig. 4) F und f von einander gegeben (oder aus andern gegebenen Stücken gefunden) sind, so befestige man in F ein Li- neal FK so, daß es sich um F in der Ebene, worin die Hyperbel beschrieben werden soll, drehen läßt, ohne aus dieser Ebene weichen zu können. Man befestige nun ei- nen biegsamen Faden, dessen Länge von der Länge FK des Lineals um 2a verschieden ist, mit seinem einen Ende in f, mit dem andern in K, und spanne denselben durch einen Zeichenstift Q, den man bei der nachherigen Be- wegung des Lineals stets an dem Rande desselben fort- gleiten läßt. Drehet man nun das Lineal um F, so be- schreibt Q die eine Hälfte, und wenn man das Lineal in f den Faden in F befestigt, die andere Hälfte der Hyperbel. Es ist nämlich dann, da $fQ + QK$ der Länge des Fa- dens gleich ist, stets $FK - (fQ + QK) = 2a$ also $(FQ + QK) - (fQ + QK) = 2a$ d. i. $FQ - fQ = 2a$, folglich liegt der Punkt Q (zu Folge V, 1) immer in der Hyperbel.

X. Die Hyperbel hat ihren Namen (ὑπερβολή, Überschuß) daher, weil bei ihr (zu Folge Nr. IV) das Quadrat der Ordinate y^2 stets das unter dem Parame- ter p und der Abscisse x construirte Rectangel um ein durch $\frac{px^2}{2a}$ ausgedrücktes Rechteck übertrifft, d. i. um ein Rechteck, dessen eine Seite der Parameter p und dessen andere die dritte Proportionallinie zu dem Durchmesser 2a und der Abscisse x, oder dessen eine Seite die Ab- scisse x und die andere die vierte Proportionale zu 2a, p und x ist. — Andere historische Bemerkungen über die Hyperbel und über deren Anwendung in den Natur- wissenschaften und in Künsten und Gewerben s. unter Kegelschnitte und den die Optik und technische Ge- genstände betreffenden Artikeln. *(Gartz.)*

HYPERBEL (Rhetorik) bezeichnet der Etymologie oder ursprünglichen Wortbedeutung nach (von ὑπέρ, über, und βολή, Wurf) das, was über sein Ziel noch hin- ausgeht, also jede Übertreibung, Vergrößerung. Einige unterscheiden auch wol die eigentliche Hyperbel, oder Li- totes, welche mehr vom Subject aussagt, als eigentlich behauptet werden kann, von der uneigentlichen, Meiosis, Verkleinerung, welche, scheinbar verkleinernd, ebenfalls ver- größert; in der That kommt auch dies Letztere oft genug im Leben vor, z. B. bei manchen Formeln der sogenann- ten Bescheidenheit, mit der Jemand die geringen Ver- dienste oder Vorzüge seiner Wenigkeit geltend macht. Ei- nige (z. B. Krug in s. philos. Wörterbuch unt. d. W. Hyperbel) theilen die Hyperbel ein, je nachdem sie im Gedanken selbst oder nur im Ausdrucke liegt; aber dies ist irrig. Denn was ist denn ein Ausdruck ohne Gedan- ken, und ein Gedanke ohne Ausdruck? Die Hyperbel selbst ist immer als solche nur im Ausdruck enthalten, oder eine bloße Redefigur. Wer sich ihrer bedient, ohne das Bewußtsein (mag dies auch noch so dunkel sein), daß er eigentlich mehr sagt, als er meint, wer also glaubt, für seinen Gedanken nur eines adäquaten Ausdrucks sich zu bedienen, für diesen wäre letzterer gar keine Hyperbel.

Manche hyperbolische Ausdrücke haben durch häufigen Gebrauch ihren Charakter verloren (z. B. das Blut floß in Strömen u. dergl. m.), und sind zu gewöhnlichen Redensarten geworden. Ebenso wenn Männer die Weiber Engel, Göttinnen nennen. Überhaupt sind Hyperbeln, oder hyperbolische Ausdrücke, jenen stark aufgeregten Gemüthszuständen, welche Affecte und Leidenschaften heißen, ganz natürlich. Wie die Furcht das Übel vergrößert, so die Hoffnung und Freude jedes Gute; wie der Haß dem gehaßten Object alle mögliche Fehler andichtet, so die Liebe dem Geliebten alle Vorzüge (treffend ist Jean Pauls Bemerkung, daß es uns mit den Hyperbeln des Zorns oder Hasses nie so ernst sei, als mit denen der Liebe). Da die Hyperbeln Producte der Einbildungskraft sind, so finden sie sich auch am häufigsten bei phantasiereichen Völkern (z. B. im Orient, überhaupt im Süden). Der Gebrauch der Hyperbeln in der Dicht- und Redekunst ist unvermeidlich und auch passend, weil sie die Aufmerksamkeit durch das Große, Ungewöhnliche, aufregen, und weil jene meistens Zustände des Affects oder der Leidenschaft schildern. Jedoch sind Hyperbeln als eine Würze anzusehen, die mit sparsamer Hand einzustreuen ist; eine Menge von Hyperbeln hinter einander macht die Rede frostig und schwülstig. Hyperbeln werden lächerlich, wenn sie entweder einen Nonsens enthalten (z. B. der Löwe brüllte so fürchterlich, daß ihm sein eigener Schatten nicht folgen wollte), oder durch ihren Ausdruck an unpassende Nebenvorstellungen erinnern (z. B. sein Ehrgeiz hat keinen Boden, alle Ämter eines Staatskalenders würden die Cisterne desselben nicht ausfüllen, oder: wenn er nur noch so viel Mannsblut hat, als ein Floh zum Morgenbrod aussaugt, so muß er sich rächen!). Manchmal dienen sie zur Ironie, z. B. in dem Bülletin des Generals Hoche, glauben wir, dem das Directorium den Vorwurf gemacht, er schone das Blut der Franzosen nicht, wo es heißt, die Feinde verloren 4000 Mann an Todten und Schwerverwundeten, die Franzosen nur den kleinen Finger eines Chasseurs. Über den Gebrauch der Hyperbeln finden sich Bemerkungen bei Priestley über Redekunst und Kritik, S. 254. d. teutsch. Übers. Beattie's philosoph. Vers. 1. Bd. S. 368. d. teutsch. Übers. *Blairs* Lect. B. I, c. XVI. p. 318. Sulzers Theorie d. schön. Künste sub h. v. (In Maaß und Fülleborns Rhetoriken wird der Hyperbeln gar nicht gedacht!!) (*K. H. Scheidler.*)

HYPERBELN HÖHERER ART nennt man diejenigen krummen Linien, deren Gleichungen die Form $ay^{m+n} = bx^m (c + x)^n$ haben, und die sich aus einem Konoid, dessen Grundfläche ein Kreis höherer Art ist, auf ähnliche Weise herausschneiden lassen, wie die konische oder Apollonische Hyperbel (s. den Artikel) aus dem Kegel zweiten Grades. Auch kann letztere, deren Gleichung sich auf die Form $ay^2 = bax + bx^2$ bringen läßt, als ein besonderer Fall von den erstern angesehen werden. Auch diejenigen Curven, deren Gleichung die Form $x^m y^n = a^m b^n$ hat, nennt man Hyperbeln höherer Art, und sie umfassen ebenfalls die Apollonische Hyperbel, als den besondern Fall, wenn man $m = n = 1$ setzt (s. Hyperbel). Ist m + [illegible]
so nennt man die Hyperbel höherer Art eine [illegible]
Hyperbel. Sowie die Apollonische Hyperbel [illegible]
toten hat, so hat die kubische deren drei, die [illegible]
ten Grades vier ꝛc. (S. d. Art. Asymptote.) ([illegible]

HYPERBIOS wird ein Sohn des Ägy[illegible]
nannt, welcher ohne Loos wegen Namensgleich[illegible]
läno, eine Danaide, zur Gattin erhielt. Ein [illegible]
dieses Namens kam mit Agrolas aus Sikelien un[illegible]
mit seinem Landsmanne die Mauer um die Akrop[illegible]
Athen, die Chion nicht vollendet hatte. Beide sol[illegible]
Fuße der Akropolis gewohnt und später nach Ma[illegible]
sich gewandt haben [1]). Tyrrhener kamen nach [illegible]
und sind früh wieder vertrieben worden. Die [illegible]
von ihnen erlosch. Sie bauten das Pelasgikon, [illegible]
sondere Burg, die später einen Theil der Akropoli[illegible]
machte [2]). Localsage ists, daß sie auch daselbst g[illegible]
hätten. Ihre Fürsten waren Hyperbios und Agrola[illegible]
sie selbst ein übermüthiges Ackervolk. Sie [illegible]
steinige Land von der Stadtgrenze am Ilissos [illegible]
an den Hymettos, und gewannen den Kieselfelder[illegible]
Frucht ab. Sie scheinen nicht ohne Kampf — [illegible]
weit vom Vorgebirge Kolias — sich von Athen g[illegible]
zu haben [3]). (*Sch*[illegible]

HYPERBOLÄISCH. Mit diesem Beiwor[illegible]
zeichneten die Griechen einen Gesang der Frau[illegible]
Allgemeinen. Dem weiblichen Gesange hatte ma[illegible]
auch den Begriff des Weibischen, Tändelnden, [illegible]
lichen und Läppischen beigelegt; ja man verst[illegible]
Letzte in der Regel darunter. Das kam daher, [illegible]
ihr höchstes Tetrachord ($\bar{e}\ \bar{f}\ \bar{g}\ \bar{a}$) Hyperbolaeon [illegible]
d. Art.) nannten, die Region dieser Töne aber de[illegible]
ben und Frauen gehört. Nun hatten sie angen[illegible]
daß sich für das Tragische, würdig Ernste nur [illegible]
den tiefsten Tetrachorde schickten; so mußten d[illegible]
die höhern Töne dem Gegentheile zukommen. [illegible]
wie blos äußerlich sie sich das Wesen des Gesange[illegible]
ten und wie wenig sie dem Gefühlsausdruck im [illegible]
zuzuschreiben sich gewöhnt hatten. (*G. W.*[illegible]

HYPERBOLÄON, d. i. das Äußerste, [illegible]
nannten die Griechen ihr Beendigungs-Tetra[illegible]
ihrem sogenannten großen System, das alle [illegible]
nach erfolgte Bereicherungen hinzugefügter Töne [illegible]
Das Tetrachord dieses Namens bestand aus [illegible]
Tönen unserer einmal gestrichenen Octave: $\bar{e}\ \bar{f}\ \bar{g}$ [illegible]
Proslambanomenos an, ihrem dem Grund[illegible]
Hypaton hinzugefügten Contratone, dem das [illegible]
großen Octave entspricht, enthielt also ihr ganzes [illegible]
System mit Hinzuziehung dieses äußersten Tet[illegible]
(Hyperbolaeon) nicht mehr, als den Umfang [illegible]
Octaven vom großen A bis zum eingestrichenen [illegible]
vier Töne dieser äußersten Reihe führten folgende [illegible]

Nete diezeugmenon (unser $\bar{e}$), und zwa[illegible]

1) *Pausan.* I, 28, 3; und dazu *Siebelis* p. 100. [illegible]
cyd. II, 17. 3) *Plin.* H. N. VI, 56. Laterarias [illegible]
constituerunt Hyperbius et Euryalus Athenis. Au[illegible]
Müllers Orchomen. S. 440.

nannt, weil dieses e der Schlußton des nach un- Sinne herabgehenden, tiefern Tetrachords war, das augmenon hieß und den Namen behielt, um die bindung beider Tetrachorde durch einen und denselben (Schlußton des vorigen und Anfangston des neuen) zeichnen;

Trite Hyperbolaeon — unser f;

Paranete Hyperbolaeon oder Hyperbolaeon Dia- s — unser g; und

Nete Hyperbolaeon — unser a, Schlußton ihres ems. (*G. W. Fink.*)

HYPERBOLISCH heißt dasjenige, was in irgend Beziehung zu einer Hyperbel (s. d. Art.) steht. erbolische Äste oder Schenkel, einer Curve Newton (Enumeratio linearum tertii ordinis II, iejenigen Schenkel, welche sich einer Asymptote un- h nähern. (S. d. Art. Asymptote u. Hyperbeln hö- r Art.) — H. Cylindroid oder H. Cylinder, s. ndroid und Flächen zweiten Grades. H. El- id, s. Ellipsoid und Flächen zweiten Grades. Konoid, s. Hyperbel und Konoid. H. Logarith- , s. Hyperbel N. VIII. und Logarithmus. H. boloid, s. Paraboloid und Flächen zweiten Gra- (*Gartz.*)

HYPERBOLOID, d. h. hyperbelähnlich, nennt man nd zwar sprachrichtiger jede Curve, welche man sonst wol eine Hyperbel höherer Art (s. d. Art.) t, 2) benennen die neuern Geometer das hyperbo- Cylindroid und Konoid (s. d. Art.), oder gewöhnlicher die gekrümmten Oberflächen dieser er mit diesem Namen (s. Oberfläche und Flächen iten Grades). (*Gartz.*)

HYPERBOREER, ein von den griechischen Dich- , Geschichtschreibern und Geographen oft genanntes , über dessen Dasein, Wohnsitze und Lebensweise jeher die verschiedenartigsten Meinungen geherrscht n. Während mehre alte Geschichtschreiber und viele neuere die Hyperboreer gradezu in das Fabel- verweisen, waren und sind andere bemüht, durch tsachen ihr Dagewesensein außer Zweifel zu setzen die Lage und Beschaffenheit ihrer Heimath nachzu- en. Um mit der Frage: ob es wirklich Hyperboreer eben habe, und in welcher Erdgegend sie gelebt, ins ge zu kommen, ist es nöthig, die Aussagen der vor- ichsten Geschichtschreiber des Alterthums, die ihrer ihnen, mit einander zu vergleichen. Diodor [1]), der s Volk offenbar nur für eine Erfindung der Dichter , meldet von ihnen Folgendes: Hekatäus und einige ere Mährchendichter erzählen, daß über dem Kelten- e gegen den Nordpol zu, eine Insel von der Größe Sicilien, befindlich sei, so genannt, weil sie jenseit Nordwindes wohnen [2]). Die Insel ist so fruchtbar das Klima so mild, daß jährlich zweimal daselbst ntet wird; Latona soll dort geboren sein, weshalb Apollon vor andern Göttern von den Einwohnern verehrt werde, die alle gleichsam seine Priester sind, und ihn täglich mit Hymnen preisen. Auf der Insel befindet sich ein dem Apollon geweihter Tempelbezirk und ein großer runder, reichgeschmückter Tempel; ferner eine diesem Gott geweihte Stadt, deren Einwohner fast unablässig im Tempel die Zither spielen und Loblieder singen. Die Hyperboreer haben ihre eigene Sprache, und fühlen seit den ältesten Zeiten eine große Zuneigung zu den Grie- chen, besonders zu den Athenern und Deliern. Auch behaupten jene Dichter, daß einige Griechen zu den Hy- perboreern gekommen wären und köstliche Weihgeschenke mit griechischer Schrift bezeichnet, hinterlassen hätten. Einer andern Sage zufolge ist Abaris, ein Hyperbo- reer, nach Griechenland gekommen, und hat die Freund- schaft zwischen seinen Landsleuten und den Griechen er- neuert. Auch heißt es, daß der Mond daselbst in solcher Nähe von der Erde erscheine, daß erdartige Erhöhun- gen auf demselben deutlich zu bemerken sind. Alle 19 Jahre solle Apollon die Insel besuchen, binnen welcher Zeit der Kreislauf der Gestirne vollendet wird, weshalb die Griechen diesen Zeitraum das große Jahr nennen. Über die Stadt und den Tempelbezirk gebieten die Nach- kommen des Boreas, die von jeher im Besitze der erbli- chen Herrschaft gewesen sind.

Obgleich dieser unkritische Geschichtschreiber seine Nachrichten in der Überzeugung, daß sie erdichtet sind, nachlässig und verworren gesammelt hat, so wird der Mythograph sie doch nicht unbeachtet lassen können, da manches darin ein Licht auf die nordische Tempelhierar- chie wirft, die keineswegs bloße Dichterphantasie, im Ge- gentheil von großer Bedeutung für die frühere Religions- und Bildungsgeschichte der Griechen ist.

Was Plinius d. A. von den Hyperboreern berichtet, ist wo möglich noch schwankender und verworrener. Er sagt [3]), jenseit des Aquilo wohnt, wenn es anders wahr ist, das beglückte Volk der Hyperboreer, bekannt durch viele mährchenhafte Sagen. Daselbst sollen die Weltachse und die Umlaufskreise der Gestirne sein. Ein halbes Jahr und einen Tag entbehren sie das Sonnenlicht. Einmal im Jahre nur, im Solstitium, geht ihnen die Sonne auf und einmal, am kürzesten Tage, wieder unter. Ihr Land liegt frei, hat ein mildes Klima und eine ge- sunde Luft. Sie wohnen in Wäldern und Hainen und vollbringen den Götterdienst einzeln und auch gemein- schaftlich. Hader und Krankheiten sind ihnen unbekannt. Sie sterben nur, wenn sie des Lebens satt sind; alsdann letzen sie sich durch ein köstliches Mahl und stürzen sich darauf von einem Felsen ins Meer. Einige behaupten, daß sie an der vordern asiatischen Küste wohnen und nicht in Europa, weil dort die Attaker gleiche Gebräuche und eine gleiche Örtlichkeit mit ihnen haben. Andere be- stimmen ihren Wohnsitz in der Mitte zwischen zwei Son- nen, zwischen der untergehenden der Antipoden und unsrer aufgehenden, was aber nicht stattfinden kann, da ein weites Meer dazwischen liegt. Die der Meinung

1) *Diodor. Sic.* Bibl. Hist. L. II. Cap. 47. 2) Hyper, its, und Boreas, der Nordwind.

3) H. N. L. IV. c. 25.

sind, daß der Tag der Hyperboreer ein halbes Jahr währt, sagen, daß sie des Morgens säen, des Mittags ernten, des Abends Früchte einsammeln und des Nachts sich in Höhlen verbergen. Da so viele Schriftsteller berichten, daß sie die Erstlinge ihrer Früchte dem Apollon zu Delos, den sie vorzüglich verehren, übersandt hätten, so kann an dem Dasein dieses Volkes wol nicht gezweifelt werden. Dieser Bericht ist hauptsächlich deshalb bedeutsam, weil Plinius das Vorhandensein der Hyperboreer als erwiesen annimmt, und auch weil daraus hervorgeht, daß die meisten Schriftsteller vor ihm die Wohnsitze derselben ganz richtig in Europa annehmen.

Bei weitem einen größern Aufschluß über die Hyperboreer gibt Herodot[4]), wiewol er selbst die Nachrichten, die er mittheilt, nicht für unbezweifelt hielt. Er sagt: „Die Delier wissen das Meiste von ihnen. Zu diesen haben die Hyperboreer die ersten dem Apollon und der Artemis geweihten Fruchtopfer gebracht. Zuerst sandten sie solche durch zwei Jungfrauen, Hyperoche und Laodike, die von fünf hyperboreischen Männern begleitet wurden, denen die Delier in späterer Zeit unter dem Namen Perpherer göttliche Ehre erwiesen. Die Gesandtschaft kehrte aber nicht zurück[5]), und da die Hyperboreer nicht jährlich eine neue Gesandtschaft darangeben wollten, so brachten sie ihr Fruchtopfer in Weizenstroh eingehüllt zu den Skythen, und baten sie, es bis zu dem nächsten Nachbarvolke mit der Bitte, es weiter zu befördern, zu bringen; das geschah. Die Skythen brachten die Opfer zu den Dodoniern, diese nach Euböa, von da gingen sie von Stadt zu Stadt bis Karistos, von da bis Tenos und von da bis Delos. Das Andenken der beiden hyperboreischen Jungfrauen wurde bei den Deliern heilig gehalten. Jungfrauen und Jünglinge weiheten ihnen ihr Haupthaar. Erstere schnitten sich vor ihrer Vermählung eine Locke ab, wanden sie um eine Spindel, und legten sie auf das Grabmal der beiden Hyperboreerinnen, welches sich am Tempel der Artemis befand. Die Jünglinge wickelten ihre Locken um ein Kraut und legten sie auch auf das Grab. Noch widmeten die Delier zweien andern hyperboreischen Jungfrauen, der Arge und Opis, eine Verehrung. Diese sollen noch vor Hyperoche und Laodike im Gefolge der beiden Götter nach Delos gekommen sein, um der Ilithya Opfergaben für die glückliche Entbindung der Frauen ihres Vaterlandes darzubringen. Die Frauen von Delos sammelten in ihrem Namen Almosen und sangen ihnen zu Ehren Hymnen, die Olen, ein Lykier, gedichtet hatte[6]). Die Asche der auf dem Altare verbrannten Opfer wurde auf das Grab der Opis und Arge gestreut, welches sich ostwärts hinter dem Tempel der Artemis ganz nahe bei der Gasthalle der Keier befand.

Diese Nachrichten Herodots, die er zur Stelle einzogen, setzen das Dagewesensein eines im Nor
Griechenland wohnenden Volkes, von welchem
lier ihren Götterdienst empfangen haben, außer
zwar scheint Herodot selbst nicht an die Exi
Hyperboreer zu glauben, allein sein Zweifel ist m
lich mehr gegen die Lage ihres Wohnsitzes un
die ihnen beigelegten fabelhaften Eigenschaften, a
ihr Vorhandensein gerichtet. Die Sage, daß O
Hyperboreer, an der Spitze einer Priestercolonie
kien nach Delos kam, einen Götterdienst gründ
den Ursprung desselben in seinen Hymnen besang
ner die Sagen von dem hyperboreischen Apollo
Abaris[7]), gründen sich auf Thatsachen, die es
daß es in früher Zeit im Norden von Griechen
Volk gab, von welchem die Delier und dann au
Inselgriechen und die Ionier ihr Tempelsystem e
und mit welchem sie lange einen Verkehr unterh
ben, der wahrscheinlich durch unbekannt geblieb
wegungen und Kriege der skythischen Völker unte
worden ist.

Über die Lage des Landes der Hyperboree
mehre abweichende Meinungen stattgefunden un
ders darüber, ob es in Europa oder in Asien
sei. Wie der Name schon besagt, so wohnten
der Meinung der Griechen jenseit des Boreas
Nordwindes, dieser aber hatte seinen *Ursprung*
auf dem riphäischen Gebirge. *Über* die Lage di
birges waren die Alten aber auch *keineswegs* im
Anfangs wurde darunter die Bergkette verstan
Griechenland gegen Norden begrenzt; bei erweite
kunde ward es immer weiter *nach Norden* verse
ter wurde von Vielen das kaukasische Gebirge
halten, und dies auch wol das hyperboreische
genannt[8]), wiewol die Lage desselben keineswegs
Sagen und Erzählungen der Dichter und Gesch
ber paßt, welche eher auf die Karpathen an
waren. Die gänzliche Unbekanntschaft der Grie
dem nördlichen Theil unserer Halbkugel macht di
wechselungen und den Glauben an die vielen abe
chen Mährchen von den nördlichen Ländern be
Von der Lage des Hyperboreerlandes gibt Hero
eine Auskunft, die nicht übersehen werden darf,
er sie nur als unbegründete Dichtersage darbie
erzählt nämlich[10]): „Der Dichter Aristeas, des
bios Sohn, aus Prokonnes, berichtet, er sei vo
bos begeistert zu den Issedonern gekommen. Übe
wohnen die einäugigen Arimasper, über diesen d
bewachenden Gryphen und nach ihnen die Hype
die sich bis an das Meer verbreiten. Alle diese
mit Ausnahme der Hyperboreer, lebten in manch
Streite mit ihren Nachbarn." Diese *anscheinend*
liche Nachricht erhält dadurch eine große Bedeu
daß das darin von den Hyperboreern Gesagt

4) L. IV. (Melpomene). c. 32—36. 5) Nach Plinius (L. IV. c. 25.) scheinen sie von den Deliern mishandelt oder ermordet worden zu sein. 6) Nach Pausanias (L. V. c. 7.) hatte auch Menalopos von Kumä Hymnen auf die Opis und Hekaërge gedichtet.

7) Er sang die Geburt des Apollon und der Art
der kreisenden Leto, der die Hyperboreerin Ilithya bei
habe. *Pausan.* L. I. c. 18. L. IX. c. 27. 8) *Pau*
III. c. 13. 9) *Ptolem.* L. V. c. 9. 10) L. IV. c.

)em übereinstimmt, was Tacitus[11]) von den in)en wohnenden Äsyern berichtet, die nach ihm an (eeresküste wohnten und ein ackerbautreibendes, fried-)des Volk waren. Diese Übereinstimmung der Sage er Wirklichkeit leitet auf die Spur zu dem Wohn-)er Hyperboreer, der nirgends anders als in Preu-)war, wofür noch andere wichtige Gründe sprechen. Völker, die aus Asien nach Europa einwanderten, ı diesem Erdtheile neue Wohnsitze zu suchen, wähl-)reußen zum nächsten Ziel ihrer Wanderung, wenig- zum Ruhepunkt, und verbreiteten sich von da aus dem Westen, Süden und Norden. Ganz sicher : wir dies von den Gothen, Alanen, Vandalen,)ndionen und Longobarden, mit ziemlicher Gewiß-)uch von den andern. Die Ursache, warum alle)sien nach Europa einwandernde Völker nach Preu-)gen, ist wol keine andere, als der daselbst befind- Tempeldienst, der Sonnen- oder Lichtdienst, der Einfluß bis nach Asien erstreckte. Daß dieser)eldienst durch eine gewaltsame Empörung unterging,)lb denn auch spätere Schriftsteller die Hyperboreer)ne Erfindung der Dichter erklären, ist durch mehre)n angedeutet. Daß Preußen übrigens in der frü-)otzeit, in welcher sich die griechischen Religions- e zu gestalten anfingen, den Griechen nicht unbe- gewesen, beweist die sinnvolle Mythe von Phaë- Sturze, deren Schauplatz augenscheinlich Preußen

(*Rauschnick.*)

)yperboreische Echidna, s. Echidna. **H. Philo-**), s. **Edda.**

)YPERBOREISCHER OCEAN. Mit dem Na-)hyperboreischer Ocean (*Ὠκεανὸς Ὑπερβόρειος*) be-)t Ptolemäus in der Beschreibung der Insel Hiber-)as Polarmeer, oder den nördlichsten Theil der den)n und Griechen bekannten Gewässer des die Erde)tenden Okeanos. Nach einem Zusatze des von) Bertius[1]) benutzten Codex Palatinus führte der-)uch noch die Namen Eismeer (*ὁ Πεπηγὼς Ὠκεα-*) kronisches Meer (*ὁ Κρόνιος Ὠκεανός*), oder Tod-)eer (*ὁ Νεκρὸς Ὠκεανός*). Wir sehen hieraus, daß Name bei den Alten eine sehr weite Bedeutung : haben mag, und daß sie sich wol schwerlich eine)he Vorstellung von der Ausdehnung und einer be-)ten Begrenzung dieses Meeres gemacht haben kön- Der Norden der Erde war zu wenig erforscht die Schiffahrt der civilisirten Völker des Alter- ; nur wenige Seereisende waren in die nördlichen)en vorgedrungen, und die höhern Breitengrade hatten im Allgemeinen soviel Abschreckendes für den Süd- länder, boten außer Bernstein und Zinn dem Handels- geiste so wenig Gewinn dar, daß wir uns in der That wundern müssen, auf den Tafeln des alexandriner Geo- graphen noch soviel Aufklärung über die dem Pole be- nachbarten Länder und Meere zu finden. Ptolemäus hat wenigstens die Südgrenze des hyperboreischen Oceans ziemlich genau bestimmt. Das Meer zwischen Britannien und Gallien, den Kanal, bezeichnet er mit dem Namen britannischer Ocean (*Βρεττανικὸς Ὠκεανός*), und das Meer zwischen Britannien, der cimbrischen Halbinsel (Dänemark) und der Nordwestküste Germaniens nennt er übereinstimmend mit den übrigen alten Schriftstellern den germanischen Ocean (*Γερμανικὸς Ὠκεανός*). Im Norden von diesem Meere schließt sich über Schottland bei den Orkaden der deukaledonische Ocean (*Δουηκαλεδόνιος Ὠκεανός*) an; an diesen, zwischen Britannien und Hibernien, der hibernische Ocean (*Ἰουβέρνιος Ὠκεανός*), der im Süden Hiberniens der verginische (*Οὐεργίνιος*, **Pal.** *Οὐεργιούιος Ὠκεανός*) heißt; und nördlich über Hibernien, seitwärts und nördlich vom deukaledonischen Ocean bis zum Pole, finden wir auf der Tafel des Ptolemäus den hyperboreischen Ocean aufgezeichnet. Das Meer in der Nähe der sarmatischen Küste, auf der Ostseite des cimbrischen Chersoneses, welches die kleinern skandischen Inseln, und das große Skandinavien (Schweden, Norwegen und Finnland, bei Ptol. eine große Insel), von Sarmatien trennte, hieß der sarmatische Ocean (*Σαρματικὸς Ὠκεανός*).

Der früheste Seefahrer, welcher wahrscheinlich bis in das Polarmeer vorgedrungen ist, war Pytheas aus Massilia, der seine berühmte Seereise ungefähr im J. 320 v. Chr. unternahm. Aus seinen Schilderungen müssen wir schließen, daß er auf seiner Reise bis in die höchsten Breitengrade gekommen ist. Leider ist sein Reisebericht verloren gegangen; aber das Wenige, was uns Strabon, meist um den Pytheas zu widerlegen und ihn lächerlich zu machen, und Plinius davon aufbewahrt haben, ist hinreichend, um die Glaubwürdigkeit desselben in unsern Augen festzustellen. Von Britannien, wo er zu Cantium (Canterbury) gelandet war, segelte Pytheas nach Thule, und er berichtet von dieser Insel, daß hier der Sommerwendezirkel zum Polarzirkel werde, und daß Thule in der Nähe des Eismeers sechs Schiffstagereisen von Britannien nordwärts entfernt liege[2]). Auch über die langen Tage zur Zeit des Sommersolstitiums, wenn die Sonne ins Zeichen des Krebses, und über die langen Nächte, wenn sie im Winter in das Zeichen des Steinbocks tritt, hatte er in diesen nördlichen Gegenden merkwürdige Entdeckungen gemacht[3]). Mögen auch die Ansichten über **Thule** verschieden sein (s. d. Art.); daß der massiliensische Reisende bis zu sehr hohen Breitengraden vorgedrungen war, beweist die Äußerung, daß er an einem Orte gewesen ist, wo der Sommerwendekreis

---

)) De morib. germ. c. 44 et 45. 12) Nachzulesen: A.)nzel, über die Hyperboreer (Petersburg 1771). A. L.)zer, Allgemeine nordische Geschichte. S. 42, 43, 271. F.)zer, Symbolik u. Mythologie der alten Völker, besonders)iechen. 2. Th. S. 89, 112, 113, 114, 130 fg. 3. Th. S. . Th. S. 177.

) *Claud. Ptol.* Geogr. II, 2. p. 33. edit. *Pet. Bertii Be-* *Ἀρκτικῆς πλευρᾶς περιγραφή, ἧς ὑπέρκειται Ὠκεανὸς*)όρειος. [Palat. addit, ὁ αὐτὸς καλεῖται πεπηγὼς Ὠκεα-)ὶ Κρόνιος, ἢ νεκρός.

2) *Strab.* Rer. Geogr. I. p. 63. *ἐγγὺς εἶναι τῆς πεπηγυίας θαλάττης.* Ibid. II. p. 114. 3) *Plin.* H. N. IV, 30. *Pomp. Mela* III, 6. *Plin.* H. N. II, 77.

zum Polarzirkel wird, was, wenn wir die Stelle richtig verstehen, nur unter einer Polhöhe von 66½ Grad der Fall sein kann. Hiermit stimmt auch der Bericht über die langen Tage zur Zeit des Sommersolstitiums und über die langen Nächte zur Zeit des Wintersolstitiums vollkommen überein, und hieraus sehen wir, daß er den hyperboreischen Ocean wirklich beschifft habe. Auch über den auf dem Eismeere so gewöhnlichen Eisnebel und Frostrauch, wovon der Grieche gar keinen Begriff haben konnte, und für welche Erscheinungen es seiner sonst so reichen Sprache sogar an Ausdrücken gebrach, hatte Pytheas in seiner Reisebeschreibung gesprochen. Dieses Mangelhafte der Sprache mußte natürlich die Erzählung um so wunderbarer und unglaublicher machen und dem sich so weise dünkenden Strabon Veranlassung geben, den Bericht des Pytheas zu verspotten. Dieser hatte nämlich gesagt [4]): „Es gebe im äußersten Norden weder Erde noch Wasser, noch Luft, sondern eine Mischung von dem Allen, ähnlich einem Werkzeuge des Meeres zum Athemholen. In diesem werde Erde und Meer und Alles zugleich in die Höhe gehoben, und es sei gleichsam das Band des Alls, welches weder zu Lande noch zu Wasser zugänglich sei. Den Theil, der einem Werkzeuge zum Athemholen gleiche, habe er selbst gesehen; das Übrige aber erzähle er blos nach Hörensagen." Man vergleiche mit dieser Schilderung die Berichte der neuesten Nordpolexpeditionen und man wird staunen, bis zu welchem Breitengrade Pytheas auf dem nördlichen Ocean entweder selbst gekommen, oder von welchem ihm doch auf seiner Reise sichere Kunde geworden sein muß.

Das Polarmeer war jedoch bei den Alten auch noch unter mehren andern Benennungen bekannt, als unter der des hyperboreischen Oceans, und selbst die Namen, die der Codex Palatinus hinzufügt, können noch durch einige aus Plinius' [5]) Schriften vermehrt werden. Allen, obgleich sie aus verschiedenen Sprachen genommen sind, scheint indessen derselbe Sinn zu Grunde zu liegen. Am bekanntesten war der allgemeine Name Septemtrionalis Oceanus, Nordmeer, welches Hekatäus mit dem scythischen Namen Amalchius belegte, ein Wort, das in der Sprache der Skythen zugefroren bedeutete. Der Grieche Philemon behauptete, daß die Cimbern dasselbe Meer Morimarusa benennten, das heiße, Todtes Meer, und zwar bis zum Vorgebirge Rubeas; weiter hinauf heiße es das cronische. — In allen diesen Namen liegt der Begriff des Eismeeres, und alle passen nur auf den Polaroceau. Nach Plinius ist Amalchius Oceanus der skythischen Sprache entnommen; und so mag es wol auch sein; denn nach Suidas heißt das Wort *Μάλκιος* erkältend, durch Kälte erstarrend. Den Namen Morimarusa leitet Adelung [6]) aus der wallisischen Sprache der Nieder-Bretagne her, wo Mor das Meer und Mariosis todt bedeutet, also todtes Meer; demnach ist Morimarusa in cimbrischer Mundart der *Ὠκεανὸς Νεκρός* des Codex Palatinus. Cronium mare aber scheint aus der

4) *Strab.* Rer. Geogr. II, 4. p. 104. 5) *Plin.* H. N. IV, 27. 6) Adelungs Älteste Gesch. der Teutschen S. 48.

irländischen Sprache zu stammen, von M
die dicke, die geronnene See, was mit d
grum et concretum des Plinius und S
durch diese den Namen Cronium zu er
vollkommen übereinstimmt. Unter dem
war das Polarmeer schon der ältesten Fa
und wir finden denselben schon in der
Orpheus [8]), wo er durch *νεκρὴ θάλασσα*
obgleich es ausgemacht ist, daß dieses Ge
spätern Zeit stammt. Harduin in seinen
zu der angeführten Stelle des Plinius
Cronium mare an Grönland; vielleicht f
men gleicher Abstammung nach ihrer Lage
Norden, wenigstens kann ich mich nich
wöhnlichen Etymologie Grönlands, grünes
den, wie viel man auch von dem frühern
ma desselben sagen mag. Wenn Plinius
dem Griechen Philemon folgend, einen
deuten zwischen Morimarusa und Croni
möchte sich dieser nur sehr schwer geogra
lassen. Bis zum Vorgebirge Rubeas hätte
das Meer Morimarusa, weiter hinauf
genannt. Nun sind aber über die Lage
Rubeas die Meinungen sehr getheilt. M
nördlichste Spitze Kurlands dafür, weil
Marcianus Herakleota in dieser Gegend
ähnlichen Namen kennen. Dieser Fluß
wahrscheinlich die Windau, welche *bei* d
ches Namens in die Ostsee fällt. Hardui
das Noort-Kyn, das Nordcap auf der ä
Norwegens, das alte Vorgebirge Rubeas
ginnt allerdings das Eismeer (Mare Cr
das Nordkap liegt fast zu weit entfernt v
bekannten Küsten, als daß wir von eine
so früher Zeit Nachricht erwarten könnten;
denn annehmen, daß er eine ihm ganz
Nordlandskunde, die er von den Cimbern
wiedergegeben habe, und für diese Ansich
dings die bei Plinius später folgende N
große Sevogebirge, in welchem wir den g
den und Norwegen scheidenden Bergrücken
sen südlichster Theil noch jetzt den Namen
führt, wiedererkennen, und mehre andere
ben über die nördlichen Länder und Inseln

Tacitus hat zwar keinen besondern N
äußerste Nordmeer angegeben; aber seine t
derung weist uns auf den hyperboreische
Ptolemäus hin, welchen Namen er vielle
haben würde, wenn er nicht alles sorgfält
den suchte, was an das Reich der Fabel e
Ostsee hat er nach den an der Küste wohn

7) *Plin.* H. N. IV, 30. A Thule unius di
Mare concretum, a nonnullis Cronium appellatur.
hist. 22. Ultra Thylen pigrum et concretum ma
genannt. Orph. v. 1086 s.

Ἔμπεσε δ' Ὠκεανῷ· Κρόνιον δέ ἑ κικλήσ
Πόντον Ὑπερβόρεοι μέροπες, νεκρήν τε θ

amen mit dem Namen suevisches Meer (Suevicum
re) bezeichnet. Über diesem Meere, nach seiner An-
t auf einer Insel im Ocean, wohnen die Suionen,
mit den Waffen und der Seefahrt wohlvertrautes
k, in welchen wir die ältesten Bewohner Schwedens,
in den Urkunden Sviar heißen, ohne Mühe wieder
nnen. „Über den Suionen," fährt Tacitus [9]) fort,
indet sich noch ein anderes Meer, das träge und fast
z unbewegt ist. Daß von ihm der Erdkreis umgür-
und geschlossen werde, glaubt man deshalb, weil der
e Schein der sinkenden Sonne bis zum Aufgange
dauert, so hell, daß er die Sterne verdunkelt. Die
ge fügt hinzu, daß überdies ein Getön vernommen
Gestalten der Göttin und Strahlen eines Hauptes
hauet würden. So weit reicht, und dies nur ist
hrheit an der Sage, die Natur der Dinge." Wol
nand wird es in Abrede stellen, daß Tacitus mit sei-
aliud mare trans Suionas das Polarmeer im Nor-
Schwedens und Norwegens, das Cronium mare
Plinius meine. Durch die Beiwörter träge und
ganz unbewegt, pigrum ac prope immotum, hat
hm gewissermaßen einen Namen gegeben, der mit
bei den übrigen Schriftstellern vorkommenden, dem
ne nach vollkommen übereinstimmt; auch verräth die
ilderung der wunderbaren Erleuchtung der Nacht einen
enzeugen, dessen Erzählungen Tacitus benutzt hat.
: geht in der That das Leben in der Natur zu Ende.
r selbst das Getön, welches man in diesen Gegenden
tlich vernehmen soll, ist nicht erdichtet, wie Tacitus
vermuthen scheint; sondern es ist das wunderbare
ende Geräusch der ausströmenden Elektricität in der
e des Poles, und die vermeintlichen Göttergestalten
die Strahlen eines Hauptes deuten auf die uner-
ichen Erscheinungen in dem Nordlichte hin, von denen
Reisenden in den fernen Polargegenden zu erzählen
en. Diese und ähnliche Naturerscheinungen spielten
er Mythologie der Nordländer eine bedeutende Rolle.
weit erstreckten sich die Kenntnisse der Alten über
äußerste Meer im Norden der Erde, und sogar der
ne Eismeer (Oceanus glacialis) [10]) war ihnen nicht
ekannt. (*August Wilhelm.*)

HYPERBOREUS bedeutet mehr als nördlich, und
mt in der alten Geographie vor, wo die Griechen
Länder, die nördlicher als Thrakien lagen, unter dem
nen der hyperboreischen Länder begriffen, indem man
en frühesten Zeiten Thrakien für das nördlichste Land
, welches noch bewohnbar wäre. (*Eduard Schmid.*)

HYPERCATHARSIS, Ὑπερκάθαρσις (v. ὑπερκα-
θαίρειν, übermäßig reinigen), Superpurgatio, ein über-
iges, allzustarkes Purgiren, die zu starke Wirkung
s Abführmittels. (*Wiegand.*)

HYPERCHEIRIA wird Here (s. d. Art.) an einem
e ihrer Verehrung genannt. Dieser Beiname läßt
am besten aus Homer erklären *). (*Schincke.*)

HYPERCHIRIA (Insecta). Eine Schmetterlings-
gattung, von Hübner in der Abtheilung der Spinner auf-
gestellt, charakterisirt durch die ausgenagten Flügel und
die großen Augenflecken auf den hintern Flügeln. Es
gehören hierher: Hyperchiria Nausica *Cram.* 303. B.
C. etc. 249. D. E. — *H. Joh. Cram.* 303. F. G. etc.
D. E. (D. *Thon.*)

Hyperchromasie, s. Farbenlehre.

HYPERCINESIA (v. ὑπὲρ, übermäßig und κίνη-
σις, Bewegung), die übermäßige Beweglichkeit eines
Theiles, die krankhaft vermehrte, ungleiche, unverhältniß-
mäßige Erregbarkeit und Beweglichkeit (Erethismus,
Diathesis erethica) im Gegensatze von Torpor.
(*Wiegand.*)

Hypercompa, s. Eyprepia.

HYPERCORYPHOSIS, Ὑπερκορύφωσις (v. ὑπὲρ,
über, und κορυφόω, spitzig oder erhaben machen), eine
überstehende Spitze oder Ende, jede obere Hervorragung,
bei Hippokrates (de dissect. 1) in Beziehung auf die
Lappen der Lungen und der Leber. (*Wiegand.*)

HYPERCRISE, HYPERCRISIS, Superexcre-
tio (v. ὑπὲρ, über, und κρίσις, die Entscheidung einer
Krankheit, besonders durch Ausleerungen), eine übermä-
ßige kritische Ausleerung, die statt wohlthätig zu wirken
den Kranken schwächt und selbst den Tod nach sich zie-
hen kann. (*Wiegand.*)

HYPERCYRTOSIS (v. ὑπὲρ, über, und κύρτω-
σις, Bildung einer Erhabenheit, Krümmung x.), die
krankhafte, übermäßige Krümmung eines Theils.
(*Wiegand.*)

HYPERDIAZEUXIS, nannten die Griechen das
Verhältniß zweier Tetrachorde, die durch nichts als durch
eine um eine Octave höhere Tönung von einander ver-
schieden waren, wie z. B. die beiden Tetrachorde Hy-
paton und Hyperbolaeum. S. Tetrachord.
(*G. W. Fink.*)

HYPERDORISCH. Die ganze Tonreihe war fol-
gende: g a b c̄ d̄ es̄ f̄ ḡ. Man vergl. Hyperäolisch
und Hyperjastisch. (*G. W. Fink.*)

HYPERDYNATOKRASIE, HYPERDYNATO-
CRASIA (v. ὑπὲρ, über, δυνατὸς, vermögend, und
κρᾶσις, Mischung) nach Bartels (Lehrbuch der allgem.
Pathologie. Breslau 1819. §. 50), die Mischungsüber-
kraft, die überstarke, die zu innige Mischung, im Gegen-
satze von der zu schwachen oder zu lockern Mischung, der
Mischungsvermögensschwäche oder Adynatokrasie.
(*Wiegand.*)

HYPEREA, von Homer (Il. II. 734) Ὑπέρεια,
von Pindar (Pyth. IV, 222. schol.) Ὑπερηΐς genannt,
befand sich in Thessalien, nach Strabon (IX, p. 439.)
mitten in der Stadt Pherä in Phthiotis. Derselbe
Strabon führt aber (IX, p. 431 etc.) auch eine Quelle
Hyperea und eine andere Messeis, 60 Stadien südlich
von Pharsalus, auf, neben denen die Trümmer der alten
Stadt Hellas gezeigt wurden. Diese in Thessaliotis vor-

9) Germ. 45. 10) *Juvenal*, Satyr. II, 1.

*) μάλα γάρ ἔθεν εὐρύοπα Ζεὺς χεῖρα ἑὴν ὑπερέσχε. Il.
419; und αἴ κ' ὔμμιν ὑπέρσχῃ χεῖρα Κρονίων. IV, 249;
ubi hoc de deo dici ἀντὶ τοῦ σκεπάσαι εἴτουν βοηθῆσαι, *Eu-
stath.* adnotavit. *Siebelis* ad *Pausan.* III, 13, 6.

handene Quelle Hyperea ist demnach von jener in Pheră verschieden. Eustathius zu Il. VI, 457 merkt an, daß zwei Quellen Hyperea und Messeis sich auch in Böotien befänden, und der Scholiast zu Pindar in der angezogenen Stelle gibt an, daß einige Schriftsteller auch eine Quelle Hyperea nach Lakonien setzten. Bei Hesychius ist Hyperea zur Stadt und Quelle der Phäaken gemacht, wofür die Kritiker Pheräer mit Recht lesen. Vergl. *Plin.* IV, 15. (*Kanngiesser.*)

HYPERECHIUS war ein Grammatiker zu Alexandrien, der unter dem Kaiser Marcianus blühete. Er wurde aber von dem Kaiser Leo, wegen unbekannter Ursachen, ins Exil geschickt. Er schrieb: *Τέχνην γραμματικὴν περὶ ὀνομάτων, περὶ ῥήματος καὶ ὀρθογραφίας*, eine Abhandlung über die Nomina, das Verbum und die Rechtschreibung, die aber verloren gegangen ist. Suidas s. v. Hyperechius und Leo Macelles. Vergl. *Fabricii* Biblioth. Vol. VII. p. 63 ältere Ausgabe. (*Kanngiesser.*)

HYPEREMESIA, HYPEREMESIS (von *ὑπέρ*, über, und *ἔμεσις*, Erbrechen), das übermäßige Erbrechen, die allzustarke Wirkung eines Brechmittels. (*Wiegand.*)

HYPERENERGIE, HYPERENERGIA (von *ὑπέρ*, über, und *ἐνέργεια*, Thätigkeit), das zu starke Wirkungsvermögen, die übermäßige Kraft. (*Wiegand.*)

HYPERENOR, einer der thebanischen Stammhelden, welche unter Kadmos' Regierung und von ihm selbst aus den ausgesäeten Drachenzähnen aus der Erde sproßten [1]. Kadmos begleiteten mehre aus Phönikien, sie vermischten sich mit den Eingeborenen und wurden später *γηγενεῖς* oder *σπαρτοί* genannt. Daher in der Kadmosmythe diese Localsage. Ebenso heißt ein Sohn Apollons, den er mit Alkyone's Tochter, Äthusa, zeugte [2]. Endlich führte ein Sohn des Panthos in Troja diesen Namen. Menelaos stach ihn beim Ausfalle der Troer auf die griechischen Schiffe in die Weichen des Bauches, und das Erz durchdrang die Eingeweide so tief, daß er sogleich starb [3]. (*Schincke.*)

Hyperephidrosis, s. Hyperidrosis.

HYPERES, ein alter König von Trözene. Er und Anthas sollen die letzten gewesen sein, und sein Andenken durch die Gründung der Stadt Hyperea unweit Trözene verewigt haben [*]. (*Schincke.*)

Hyperesia, s. Ageira.

Hypereta (Basilius), s. Pufendorf.

HYPERETES wird ein Sohn des Poseidon und der Alkyone in Trözen genannt [a]), und von Pausanias [b]) Hyperetos und Erbauer von Hyperea. Diese und eine andere Stadt, Anthea, war später unter dem Namen Trözen bekannt [c]). (*Schincke.*)

HYPERERETHISIE, HYPERERETHISIA (von *ὑπέρ*, über, *ἐρέθισις*, Reizung, Reizen), die übermäßige Reizbarkeit im Allgemeinen, auch der über[mäßige] eines Theils.

HYPERETOS, ein Sohn Lykaons, [...] erbauet haben [1]), das später Ägira [2]) gen[annt ...] jetzt Argyro-Castro [3]).

HYPERGEOMETRISCHE REIHE [...] lis und Euler diejenige Reihe, deren ntes [...] wenn man die n ersten Glieder einer [...] Reihe mit einander multiplicirt. Die Glie[der ...] chen Reihe sind einerlei mit dem, was man [...] lich nach dem Vorgange der französischen [...] numerische Facultäten oder Factori[...] Art.) nennt.

HYPERGEUSIA, HYPERGEUSIS [...] übermäßig, und *γεῦσις*, Geschmack), das zu [...] vermögen, eine zu große Feinheit des Ges[...]

HYPERHEXAPI (Evertebrata) n[...] in seinem Werk über die natürlichen Famil[ien ...] reichs eine Abtheilung der wirbellosen Thi[ere ...] Crustaceen, Arachniden und Myriapoden [...]

HYPERHOMOLA (Insecta). Eine [...] Serville gegründete Insectengattung in de[r ...] Orthopteren (s. d. Art.). Die Flügelde[cken ...] tig, sowie die Flügel; beide, von gleicher [...] gänzlich von dem Metathorax *bedeckt*. Die [...] pen sind wenigstens zweimal länger *als die* [...] und ihr letztes Glied ist verlängert, verkeh[rt ...] am Ende gestutzt. Die Fühler sind lang [...] ihrer Einfügung weit aus einander, ihr e[rstes ...] stark, fast cylindrisch, das zweite kurz, fast [...] dritte cylindrisch, so lang als die beiden ers[ten ...] die andern unter einander fast gleich und cy[...] Kopf ist so breit als der vordere Theil [...] das Gesicht senkrecht, zwischen den Augen [...] chener Querkiel. Die Augen sind klein, ku[...] stielt. Der Scheitel ist sehr flach, so auch [...] der an den Seiten stark gekielt ist; die [...] zähnt. Der Prothorax ist so lang als der [...] eine vollkommene Querfurche von dem [...] trennt. Dieser ist etwas weniger breit als [...] rax, von dem Metathorax durch eine, auf [...] Rückens wenig sichtbare, unregelmäßige [...] trennt. Der Metathorax ist ausnehmend l[...] als der Hinterleib, er scheint von Oben o[...] stutzt, hinten fast spitzig, gegen das Drittel [...] etwas quer gewölbt, in der Mitte mit ein[...] doch wenig erhabenen Längslinie, welche [...] wieder als gefurcht erscheint, und so dem [...] den Anschein von zwei an der Naht zusam[menstoßen-] nen Flügeldecken gibt, die Seiten sind näch[...] herumgeschlagen und umfassen so die Seiten [...] leibes, wie bei den Pimelien. Das Meso[...]

---

1) *Pausan.* IX, 5, 1. *Apollodor.* III, 4, 1. *Hygin.* fab. 178. 2) *Apollodor.* III, 10, 1. 3) *Hom.* Il. XIV, 516.
*) *Pausan.* II, 30, 7.
a) G. *Heyne*, Observ. ad Apollodor. p. 273. b) *Pausan.* II, 30, 7. c) *Pausan.* II, 30, 8.

1) *Eustath.* ad Il. II, 573. 2) *Pausan*[...] *Polyb.* VII, 54. 3) Dodwell, Reise, übers. [...] 2. Bd. S. 183.

tasternum sind schmal, in der Mitte hohl, hinten tief gerandet, ihre Seitenränder stark aufgebogen, die Afnhänge sind borstig und ziemlich lang. Der Körper im Allgemeinen sehr kurz. Die vordern und mittlern ie sind von mittlerer Länge, die Schenkel unten geielt. Die vordern Schienbeine sind erweitert, an der rzel ausgehöhlt. Die hintern Füße sind verlängert, Schenkel lang, mittelmäßig angeschwollen, unten mit nen besetzt, die Schienen lang, oben mit zwei Reifeiner, unten mit einer Reihe dergleichen Dornen zt. Die einzige beschriebene Art war ein Männchen. ward in Neuseeland gefangen, war durchaus grün die Augen und der obere Theil der Lippe braun, Länge zehn Linien. (D. *Thon.*)

HYPERHYPATE nennt Boëthius in seinem Buche Musica, lib. I. cap. 20 diejenige Saite oder den , der dem tiefsten Baß-Tetrachorde noch angehängt de, damit der Umfang der beiden tiefsten Tetrachorde volle Octave ausmachen möchte. Daß die Griechen und hoch nennen, was wir als unten und tief annehist bekannt. Es ist dieser Ton Hyperhypate kein rer, als der gewöhnlich Proslambanomenos genannte, r großes A. (*G. W. Fink.*)

HYPERIA *Latreille* (Crustacea), Krebsgattung der Ordnung der Amphipoden, mit folgenden Kennen: Die vier Fühler sind borstig, die zehn eigentn Füße mittelmäßig lang, alle in ein einfaches, ges Glied auslaufend, der Kopf ziemlich klein, rund, flach und hinten schnabelförmig verlängert. Der er konisch, in zwei dreieckige, verlängerte, horizon Blätter endigend. Hierher Hyperia Suerii *Lalle*; Phronima ? *ejusd.*, Encycl. Méth. Crust. t. f. 17 et 18. als einzige noch nicht näher beschrie Art. (D. *Thon.*)

HYPERJASTISCH ist mit **HYPERIONISCH** lei. Vergleicht man den Art. Hyperäolisch mit nder Tabelle, so wird man sich in diese und andere hische Tonarten leicht finden, wenigstens für eine ge Zeit; denn allmälig traten hierin Verschiedenheiein.

Tonar mit Hyper):	G-moll Hyperdorisch.	Gis-moll Hyperjastisch.	A-moll Hyperphrygisch.	B-moll Hyperäolisch.	H-moll Hyperlydisch.
ängliche arten:	D-moll Dorisch.	Dis-moll Jastisch oder Ionisch.	E-moll Phrygisch.	F-moll Äolisch.	Fis-moll Lydisch.
Tonar mit Hypo):	A-moll Hypodorisch.	B-moll Hypojastisch.	H-moll Hypophrygisch.	C-moll Hypoäolisch.	Cis-moll Hypolydisch.

(*G. W. Fink.*)

HYPERICEAE. So nennt man eine Gruppe der lichen Familie der Guttiferae, welche folgendermacharakterisirt wird: Die Staubfäden sind in mehre del verwachsen, die Pistille in der Mehrzahl vorhanden. Sie haben mehrfächerige Kapseln, deren Fächer von den eingebogenen Klappenrändern gebildet werden. Die Samen sind klein, ohne Eiweißkörper; der Embryo steht meist aufrecht. Die hierher gehörigen Pflanzen enthalten, wie die Guttiferae im Allgemeinen, gummiharzige, gelbe Säfte (Gummigutt) und etwas flüchtiges Öl. Linné rechnete sie zu seinen Rotaceis, nach Jussieu bilden sie eine eigene Familie, welche Candolle unter dem Namen Hypericineae zu der Classe Exogenae s. Dicotyledoneae und zu der Unterclasse Thalamiflorae zählt. Zu den Hypericeen gehören folgende Gattungen: Hypericum *L.*, Androsaemum *Allion.*, Ascyrum *L.*, Haemocarpus *Noronh.*, Martia *Spr.*, Vismia *Vand.* und Cratoxylon *Blum.* (*Sprengel.*)

HYPERICUM *L.*, Hartheu, Johanniskraut. Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Hypericeen, der natürlichen Familie der Guttiferae, und der 18. Linné'schen Classe, deren Charakter folgender ist: Ein fünfgetheilter Kelch; fünf Corollenblättchen; fünf Reihen von Staubfäden; keine Nektardrüsen; drei oder fünf Griffel; und eine drei- oder fünfklappige Kapsel mit einwärtsgebogenen, doppelte Scheidewände bildenden Klappen und vielen kleinen Samen.

I. Hyperica mit fünf Griffeln in jeder Blume, A. strauchartige: 1) H. oblongifolium *Choisi* (Hyperic. t. 4) mit zusammengedrückten Zweigen, ungestielten, ablangen, nervenreichen, durchscheinend-punktirten Blättern, einzeln am Ende stehenden Blüthen, und stumpfen, nervig-geaderten Kelch- und Corollenblättchen, welche die Staubfäden an Länge übertreffen. In Ostindien. (H. uralum *Hamilt.*, *Don* im Bot. mag. t. 2375.) 2) H. cernuum *Roxb.* Hort. beng. mit drehrunden Zweigen, ablangen, stachlichtstumpfen, schimmelgrünen Blättern, fast dreizähligen Blüthenstielen, zugespitzten Kelchen und sehr langen Geschlechtstheilen. Ebend. 3) H. bracteatum *Hamilt.* (in *Don* Fl. nepal.) mit drehrunden Zweigen, halbstielumfassenden, ablangen, zugespitzten, lederartigen, unbehaarten Blättern, zusammengedrängten, unterhalb blattreichen Blüthenzweigen, herzförmigen, zugespitzten Bracteen, und stachlichtstumpfen, den Griffeln an Länge fast gleichenden Kelch- und Corollenblättchen. In Nepal. (H. cordifolium *Chois.* (in *Cand.* Prodr.) 4) H. patulum *Thunb.* (Jap. t. 17) mit drehrunden Zweigen, umgekehrt-eiförmig-ablangen, unten umgebogenen, glatten Blättern, wenigen, bracteirten, am Ende stehenden Blüthenstielen und ganz stumpfen Kelchen. In Japan und Nepal. 5) H. chinense *L.* Am. ac. mit drehrunden Zweigen, ungestielten, ablang-lanzettförmigen, stumpfen, schwarzpunktirten Blättern, fast doldentraubigen Blüthenstielen, stumpfen Kelchen, Staubfäden, welche länger als die Corolle sind, und zusammengewachsenen Griffeln. Am Vorgebirge der guten Hoffnung, in Ostindien, China und Japan. (H. monogynum *L. Sp.* pl., Bot. mag. t. 334, aureum *Lour.* cochinch.) 6) H. calycinum *L.* Mant. mit aufsteigenden, viereckigen Stengeln, zweizeiligen, ablangen, stumpfen, fast lederartigen unbehaarten Blättern, einzeln am Ende stehenden Blüthen, ganz stumpfen Kelchblättchen und Corollenblätt-

chen, welche länger als die Staubfäden sind. In Rumelien (Thrakien), und Irland. (**H. venosum** *Lam.* Enc. Bot. mag. t. 146). 7) **H. Leschenaultii** *Chois.* (in *Cand.* Prodr.) mit drehrunden Zweigen, elliptisch=ablangen, stumpfen, durchscheinend=punktirten Blättern, zugespitzten Kelchblättchen, sehr kurzen Staubfäden und Corollenblättchen, welche länger als die Griffel sind. Auf Java. 8) **H. connatum** *Lam.* Enc. mit aufrechtem, drehrundem, einfachem Stengel, durchbohrten, rundlichen, stachlichtstumpfen, unbehaarten, unten geaderten, am Rande verdickten Blättern, am Ende stehender, blattloser, gabliger Doldentraube, abgekürzten Blüthenstielen und lanzettförmigen Kelchblättchen. An den Flüssen Rio grande und de la Plata in Südamerika. 9) **H. alternifolium** *Vahl* (Symb. II. t. 42) mit drehrunden Zweigen, abwechselnden, breit=lanzettförmigen, glatten Blättern, einzeln in den Blattachseln stehenden, bracteirten Blüthenstielen, und abgerundeten Kelchblättchen. In Ostindien. 10) **H. lanceolatum** *Lam.* Enc. mit drehrunden Zweigen, gegenüberstehenden, fast gestielten, lanzettförmigen, etwas zugespitzten, am Rande punktirten Blättern, einzelnstehenden, ungestielten Blüthen und zusammengewachsenen Griffeln. Auf den Mascarenhas. 11) **H. Kalmianum** *L. Sp.* pl. mit viereckigen Zweigen, linienförmig=lanzettförmigen, unbehaarten Blättern, doldentraubigen Blüthen und stumpfen Kelchen. In Virginien. 12) **H. angustifolium** *Lam.* Enc. mit drehrundlichen Zweigen, fast stielumfassenden, linienförmig=lanzettförmigen, zugespitzten, an der Basis unten umgebogenen unbehaarten, gestreiften Blättern, am Ende stehenden, sehr kurzen Blüthenstielen, und zusammengewachsenen, die Staubfäden an Länge übertreffenden Griffeln. Auf den Mascarenhas. 13) **H. balearicum** *L. Sp.* pl. mit viereckigen, wie die ablangen, stumpfen, fast ungestielten, wellenförmigen Blätter, warzigen Zweigen und einzeln am Ende stehenden Blüthen. Auf den balearischen Inseln. Abb. Bot. mag. t. 137. 14) **H. Brathys** *Sm.* (Icon. ined. t. 41) mit winkeligen Zweigen, dachziegelförmig beisammenstehenden, kanalförmigen, pfriemenförmigen, aufrechten, punktirten Blättern, am Ende stehenden, fast ungestielten Blüthen, und zu einem Bündel verwachsenen Staubfäden. In Neu-Granada. (**Brathys juniperina** *L. fil.*, **Hyp. juniperinum** *Kunth* Syn.) — **B. Krautartige Hyperica:** 15) **H. pyramidatum** *Ait. Kew.* mit viereckigem, hohem Stengel, halbstielumfassenden ablangen, zugespitzten Blättern, am Ende stehenden Blüthenstielen, stumpfen Kelchblättchen, und abgekürzten Griffeln. In Nordamerika. (**H. amplexicaule** *Lam.* Enc.) Abb. *Vent.* Malm. t. 118. 16) **H. Ascyron** *L. Sp.* pl. mit viereckigem Stengel, ungestielten, ablangen, zugespitzten Blättern, am Ende stehenden Blüthenstielen, etwas zugespitzten äußern und ganz stumpfen innern Kelchblättchen, und mit Staubfäden, welche die Griffel an Länge übertreffen. In Sibirien. Abb. *Gmel.* Sibir. IV. t. 69. 17) **H. macrocarpon** *Mx.* bor. am. mit viereckigem, hohem Stengel, ungestielten, ablangen, zugespitzten Blättern, am Ende stehenden Blüthenstielen, eiförmig=lanzettförmigen Kelch-

blättchen und Staubfäden, welche den Gri[...]
gleichen. In Nordamerika. (**H. ascyroi**[...]
pl., **rostratum** *Rafin.*) 18) **H. brasi**[...]
(*Cand.* Prodr.) mit viereckigen, fast geflüg[...]
stielumfassenden, linienförmig=lanzettförmige[...]
spitzten, abstehenden, fast punktirten Blätt[...]
migen Blüthen, und linienförmigen, l[...]
Kelchblättchen. In Brasilien.

II. Hyperica mit drei Griffeln in je[...]
Strauchartige. *a*) Mit ziemlich breiten Bl[...]
canariense *L.* Syst. mit fast ungestielten[...]
langen, etwas zugespitzten Blättern, dolden[...]
then, eiförmig=ablangen, zurückgeschlagenen[...]
und Staubfäden, welche länger als die Co[...]
den kanarischen Inseln. (**H. grandiflorum**[...]
t. 3., **elatum** *Ait. Kew.*) 20) **H. olym**[...]
pl. mit ungestielten, ablang=lanzettförmig[...]
nend=punktirten Blättern, am Ende stehen[...]
Blüthenstielen, ablangen, zugespitzten, u[...]
Kelchblättchen und Staubfäden, welche kür[...]
rolle sind. In Kleinasien und im südliche[...]
Sm. Ex. bot. II. t. 96., Bot. mag. t. 1[...]
foliosum *Ait. Kew.* mit winkeligen Zwei[...]
ten, eiförmig=lanzettförmigen, fein durchsch[...]
ten Blättern, am Ende stehenden, doldent[...]
then, lanzettförmigen, zugespitzten Kelchblä[...]
rollenblättchen, welche den Staubfäden an [...]
Auf den azorischen Inseln. 22) *H. flori*[...]
Kew. mit drehrundlichen Zweigen, fast un[...]
lang=lanzettförmigen, an der Basis verschm[...]
punktirten Blättern, doldentraubigen Blüthe[...]
gewimperten Kelchblättchen, und Staubfäde[...]
nahe kürzer als die Corolle sind. Auf Ma[...]
kanarischen Inseln. 23) **H. Milleporum**[...]
mit drehrunden Zweigen, fast gestielten, la[...]
an beiden Enden verschmälerten, nervenreich[...]
nend=punktirten, am Rande, wie die lanzettf[...]
blättchen, drüsig=feingesägten Blättern un[...]
bigen Blüthen. Auf Teneriffa. 24) **H.** [...]
Sp. pl. mit zweischneidigen Zweigen, unge[...]
mig=ablangen Blättern, dreigetheilten Blüt[...]
gespitzten Kelchblättchen und Staubfäden, [...]
als die Corolle sind. In Italien und Grie[...]
Schk. Handb. III. t. 213. f. 3. 25) [...]
W. Sp. pl. mit zweischneidigen Zweigen, [...]
ten, elliptisch=ablangen, geaderten Blättern, [...]
henden, dreizähligen, abgekürzten Blüthenst[...]
förmigen Kelchblättchen, und spatelförmig=[...]
Corollenblättchen, welche mit den Sta[...]
gleicher Länge sind. Auf Kreta und [...]
26) **H. biflorum** *Lam.* Enc. mit drehrun[...]
gen, gestielten, eiförmig=ablangen, zugespi[...]
ten Blättern, in den Blattachseln stehe[...]
blumigen Blüthenstielen, stumpfen Kelchblätt[...]
selförmigen Staubfäden, welche den Griffe[...]
gleichen. In China. (**H. chinense** *Retz.*[...]
H. axillare *Lam.* Enc. mit drehrunden [...]
gestielten, lanzettförmigen, an der Basis v[...]

scheinend punktirten Blättern, einzeln in den Blatt-n stehenden Blüthenstielen, linienförmig-lanzettförmi-zuletzt zurückgeschlagenen Kelchblättchen, und Staub-, welche den Corollenblättchen an Länge fast glei-In Nordamerika. 28) H. prolificum L. Mant. weischneidigen Zweigen, lanzettförmigen, stumpfen, er Basis verschmälerten Blättern, dreigespaltenen, oldentraubigen Blüthenstielen, eiförmigen, zugespitz-veit offenstehenden Kelchblättchen und Corollenblätt-welche den Staubfäden an Länge gleichen. In merika. (H. Kalmianum du Roi.) 29) H. re-um Vahl Symb. mit zweischneidigen Zweigen, tförmigen, an der Basis umgebogenen, glatten Blät-einzeln am Ende stehenden Blüthen und Staubfä-welche kürzer als die Corolle sind. In Arabien. Kalmianum Forsk. arab.) 30) H. punctatum . Enc. mit drehrunden Zweigen, welche, wie die nfassenden, herzförmig-ablangen, nervenreichen Blät-chwarzpunktirt sind, mit doldentraubigen Blüthen anzettförmigen Kelchblättchen. In Nordamerika und ien. (H. corymbosum W. Sp. pl., attenuatum ., micranthum Chois. Hyper. t. 5.) 31) H. ılatum Lam. Enc. mit viereckigen, geknieten Zwei-gestielten, eiförmig-ablangen, lederartigen, unten nelgrünen, geaderten, rauh anzufühlenden Blättern, n Blattachseln stehenden, dreizähligen, dreigespalte-punktirten Blüthenstielen und stumpfen Kelchen. Auf gaskar. 32) H. silenoides Juss. (Annal. du III. t. 16. f. 3) mit lanzettförmigen, am Rande bogenen Blättern, gabligen Blüthenstielen, fast un-lten, einseitigen Blüthen, lanzettförmigen, zugespitz-Kelch- und Corollenblättchen, und Griffeln, welche r als die Staubfäden sind. In Peru und Neu-ada. 33) H. glaucum Mx. bor. am. mit offen-iden, fast viereckigen, schimmelgrünen Blättern und eicher, weitschweifiger Rispe. In Florida und Geor-34) H. glandulosum Ait. Kew. mit blattreichen, zweischneidigen Zweigen, zusammengedrängten, ab-n, drüsig-gesägten Blättern, verlängerten, fast ein-igen Blüthenstielen, und am Rande drüsigen Kelch-hen. Auf Madera und den canarischen Inseln. H. Mutisianum Kunth. Syn. mit nach vier Rich-m dachziegelförmig beisammenstehenden, rundlich-ei-igen, stumpfen, nervenreichen, harzig-klebrigen Blät-am Ende angehäuft stehenden, fast ungestielten Blü-und schmalen Corollenblättchen. In Neu-Granada. mexicanum L. Am. ac. VIII. t. 8. f. 2.) 36) aracasanum W. Sp. pl. mit zusammengedrängten, mig-lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, haarten Blättern, und am Ende stehenden, sehr kurz lten Blüthen. In Caracas. 37) H. reflexum L. pl. mit filzigen Zweigen, zusammengedrängten, lan-rmigen, zugespitzten, zurückgeschlagenen, durchschei-- (am Rande schwarz-) punktirten Blättern, am Ende nder Rispe, und linienförmig-lanzettförmigen Kelch-chen. Auf Teneriffa. 38) H. serpyllifolium Lam. . mit drehrunden Zweigen, fast büschelförmig beisam-stehenden, eiförmigen, stumpfen, unten umgebogenen Blättern, am Ende stehenden, wenigblumigen Blüthen-stielen und gesägt-drüsigen Kelchblättchen. In Syrien und Persien. Abb. Moris. Hist. II. p. 5. t. 6. f. 2. 39) H. thymifolium Kunth (Humb. et Bonpl. nov. Gen. V. t. 455) mit gabligen Zweigen, zusammenge-drängten, ablangen, ziemlich stumpfen, fast lederartigen, durchscheinend-punktirten Blättern, einzeln stehenden Blü-thenstielen und ablangen Kelchblättchen. In Neu-Gra-nada. 40) H. thyoides Kunth (l. c. t. 456) mit fast gabligen Zweigen, zusammengedrängten, kleinen, eiförmi-gen, etwas zugespitzten, fast lederartigen Blättern und abgekürzten, einzeln stehenden Blüthenstielen. Ebend. 41) H. nanum Poir. Suppl. Enc. mit weitschweifigen Zwei-gen, zusammengedrängten, rundlich-eiförmigen, fast leder-artigen, unbehaarten, netzförmig-geaderten, durchscheinend-punktirten Blättern, doldentraubigen Blüthenstielen und lanzettförmigen Kelchblättchen. In Syrien. — β) Mit schmalen Blättern: 42) H. scabrum L. Am. ac. mit drehrundlichen, kurzstachligen Zweigen, büschelförmig bei-sammen stehenden, linienförmigen, umgebogenen Blättern, am Ende stehenden, doldentraubigen Blüthen und stum-pfen Kelchblättchen. In Arabien. 43) H. rosmarinifo-lium Lam. Enc. mit drehrundlichen, unbehaarten Zwei-gen, stielumfassenden, linienförmigen, stumpfen, umgebo-genen, durchscheinend-punktirten Blättern, gabligen Blü-thenstielen, leicht abfallenden Kelchen und zusammenge-wachsenen abgekürzten Griffeln. In Carolina und Virgi-nien. (H. densiflorum Pursh. am. bor.) 44) H. fas-ciculatum Lam. Enc. mit fast winkligen Zweigen, un-gestielten, fast büschelförmig beisammenstehenden, linien-förmigen, langzugespitzten, steifen, punktirten, gestreiften Blättern, fast ungestielten Blüthen, ungleichförmigen Kelchblättchen und zusammengewachsenen, die Staubfä-den an Länge übertreffenden, Griffeln. In Carolina. (H. aspalathoides W. Sp. pl., tenuifolium Pursh. am. bor., nitidum Lam. Enc., Michauxii Poir. Suppl. Enc.) 45) H. heterophyllum Vent. (Cels. t. 68) mit drehrundlichen Zweigen, nach vier Richtungen dach-ziegelförmig beisammenstehenden, ovalen, stumpfen un-tern, und gegenüberstehenden, linienfömigen, langzugespitz-ten, punktirten obern Blättern, in den Blattachseln ste-henden, dreiblumigen Blüthenstielen und zugespitzten Kelchblättchen. In Persien. 46) H. galioides Lam. Enc. mit drehrunden Zweigen, ungestielten, linienförmi-gen, etwas zugespitzten, unten umgebogenen, punctirten Blättern, verlängerter, am Ende stehender Rispe, zuletzt zurückgeschlagenen Kelchen und zusammengewachsenen Grif-feln, welche die Staubfäden an Länge übertreffen. In Carolina. 47) H. empetrifolium W. Sp. pl. mit viereckigen Zweigen, drei- oder vierzählig in Wirbeln ste-henden, linienförmigen, stumpfen, unten umgebogenen Blättern, fast doldentraubigen Blüthenstielen, stumpfen, drüsigen Kelchblättchen und ausgesperrten Griffeln. Auf Kreta und in Kleinasien. 48) H. afrum Lam. Enc. mit ziemlich einfachem, oberhalb zweischneidigem Stengel, ungestielten, fast büschelförmig beisammenstehenden, linien-förmig-ablangen, stumpfen, punktirten Blättern, dol-dentraubiger, am Ende stehender Rispe, und lanzett-

förmigen, fast drüsigen Kelchblättchen. In Spanien und in der Berberei. 49) H. struthiolaefolium *Juss.* (Ann. du Mus. III. t. 16. f. 2) mit ungestielten, linienförmigen, zugespitzten, unbehaarten Blättern, einzeln stehenden, abgekürzten Blüthenstielen und linienförmigen Corollenblättchen. In Peru und Neu-Granada. (H. strictum *Kunth.*) 50) H. laricifolium *Juss.* (l. c. t. 16. f. 1) mit gewundenen Zweigen, zusammengedrängten, fast büschelförmig beisammenstehenden, fadenförmig-pfriemenförmigen Blättern, meist einzeln am Ende stehenden Blüthenstielen, und lanzettförmigen, zugespitzten Kelchblättchen. In Quito. 51) H. ericoides *L. Sp.* pl. mit nach vier Richtungen zusammengedrängten, linienförmigen, pfriemenförmigen, sehr kleinen Blättern, und am Ende stehenden, doldentraubigen Blüthenstielen. In Spanien und Portugal. Abb. *Cav.* Ic. II. t. 122. 52) H. Coris *L. Sp.* pl. mit vierzähligen, linienförmigen, ziemlich stumpfen, unten umgebogenen, schimmelgrünen Blättern, am Ende stehenden, doldentraubigen Blüthenstielen, und drüsig-punktirten Kelchen. Im südlichen Frankreich und auf Korsika. Abb. Bot. mag. t. 178. 53) H. acerosum *Humb.* (*Bonpl.* et *Kunth* nov. gen. V. t. 457) mit dachziegelförmig beisammenstehenden, fadenförmig-pfriemenförmigen Blättern, welche in der Nähe der fast ungestielten, großen Blüthen lanzettförmig sind und mit lanzettförmigen, zugespitzten, am Rande trockenhäutigen Kelchblättchen. In Quito. (H. aciculare *Kunth.*) B. Krautartige Hyperica. *α*) Mit glattrandigen Kelchen. *αα*) Mit ziemlich breiten Blättern: 54) H. perforatum *L. Sp.* pl. mit zweischneidigen Zweigen, ablangen, stumpfen, durchscheinend-punktirten Blättern, doldentraubigen Blüthen, lanzettförmigen Kelchblättchen, und am Rande punktirten Corollenblättchen. In ganz Europa und in Nordamerika. Abb. Fl. dan. t. 1043., Engl. bot. t. 295. 55) H. quadrangulum *L. Sp.* pl. mit viereckigen Zweigen, ablangen, stumpfen, fast durchscheinend- (am Rande schwarz-) punktirten Blättern, doldentraubigen Blüthen und lanzettförmigen Kelchblättchen. In Europa an feuchten Orten. Abb. Fl. dan. t. 640., Engl. bot. t. 370. (H. dubium *Leers*, delphinense *Vill.* delph., maculatum *All.* pedem., undulatum *Schousb.* in *W.* En.) 56) H. japonicum *Thunb.* (jap. t. 31) mit viereckigen Zweigen, stielumfassenden, herzförmig-ovalen Blättern, am Ende stehenden, einblumigen Blüthenstielen, und eiförmigen, stachlichtstumpfen, den Corollenblättchen an Länge fast gleichenden Kelchblättchen. In Japan und Nepal. 57) H. erectum *Thunb.* jap. mit drehrunden Zweigen, stielumfassenden, lanzettförmigen, zugespitzten, geaderten, am Rande umgebogenen Blättern, dreizähligen Blüthenstielen und lanzettförmigen, den Corollenblättchen und Staubfäden an Länge fast gleichenden Kelchblättchen. In Japan. 58) H. angulosum *Mx.* bor. am. mit viereckigen Zweigen, fast stielumfassenden, von einander entfernten, eiförmig-ablangen, zugespitzten, fast buchtigen Blättern, in den Blattachseln stehenden Blüthenstielen, lanzettförmigen, zugespitzten, den Corollenblättchen an Länge gleichenden Kelchblättchen, und zusammengewachsenen

Griffeln. In Carolina. 59) H. grami
Prodr. mit viereckigen, gabligen Zweigen
eiförmig-lanzettförmigen, fein durchschein
Blättern, einzeln in den Blattachseln steh
stielen und lanzettförmigen, zugespitzten,
blättchen an Länge fast gleichenden Kelch
Neukaledonien. 60) H. nudiflorum *Mx.*
viereckigem Stengel, ungestielten, ablang-l
unten schwarz-punktirten Blättern, am
blattloser, gabliger Rispe, lanzettförmige
durchscheinend-punktirten Kelchblättchen, u
gewachsenen Griffeln. In Nordamerika. (
Ait. Kew.) 61) H. quinquenervium
mit viereckigem Stengel, ungestielten, fast
liptischen, stumpfen, fünfnervigen, durchsch
ten Blättern, am Ende stehender, gablige
und lanzettförmigen, die Corollenblättchen
treffenden Kelchblättchen. In Pensylvan
und Neu-Granada (H. parviflorum *W.*
larioides *Kunth.*) 62) H. pilosum *W*
aufrechtem, einfachem, wie die ungestielt
zugespitzten Blätter, krummhaarigem Sten
gen, am Ende stehenden Blüthenstielen.
(Ascyrum villosum *L.*, Hyp. simplex
bor.). 63) H. simplex *Mx.* bor. am.
einfachem, wie die ungestielten, ablangen,
angedrückten Blätter, flockig-filzigem Ste
am Ende stehenden, fast ungestielten Bl
wimperten Kelchblättchen. Ebend. *64)*
Mx. l. c. mit zweischneidigen, wie die u
mig-ablangen Blätter unbehaarten Zweig
am Ende stehenden Blüthen, ungleichförm
rollenblättchen an Länge gleichenden Kel
zusammengewachsenen Griffeln. Im S
von Nordamerika. 65) H. amoenum *Pu*
mit zweischneidigen Zweigen, elliptischen, an
umgebogenen, unten schimmelgrünen Blät
zeln stehenden, ungestielten Blüthen, eiför
gespitzten Kelchblättchen, abwärts gebogene
fäden an Länge übertreffenden Corollenblä
sammengewachsenen Griffeln. In Carolin
gien. 66) H. sessiliflorum *W.* Herb.
den Zweigen, halbstielumfassenden, herzför
nervenlosen, punktirten Blättern, am Ende
dentraube, fast ungestielten Blüthen, abl
spitzten, blattartigen, die Corolle an Läng
treffenden Kelchblättchen und zusammengew
feln. In Nordamerika. 67) H. cistifolium
mit viereckigen Zweigen, stielumfassenden, ab
pfen, unten punktirten, geaderten Blätter
bracteirten, wenigblumigen Rispen, eiförmig
ten Kelchblättchen, welche kürzer als die
und zusammengewachsenen Griffeln. In
68) H. myrtifolium *Lam.* Enc. mit d
Zweigen, stielumfassenden, fast herzförmig-abl
scheinend-punktirten, fast lederartigen Blätter
am Ende stehenden Afterdolden, ablangen,
den Corollenblättchen an Länge fast gleiche

tchen und zusammengewachsenen Griffeln. Ebend. H. virgatum *Lam.* Enc. mit viereckigen Zweigen, umfassenden, lanzettförmigen, punktirten Blättern, am e stehender, gabliger Rispe, linienförmig-lanzettför-en Kelchblättchen, welche kürzer als die Corolle sind, ausgesperrten Griffeln. In Nordamerika und Qui- (H. tarquense *Kunth.*, hedyotifolium *Poir.* Suppl. .) 70) H. paniculatum *Kunth* (*Humb.* et *Bonpl.* g. V. t. 459) mit einfachem, oberhalb rispentragen- Stengel, ablangen, unten schimmelgrünen, punktir- Blättern, wenigen Staubfäden in jeder Blume, und alen Corollenblättchen. In Meriko, Quito und Ca- s. (H. indecorum und uliginosum *Kunth* sind rten.) 71) H. fastigiatum *Kunth.* mit am Gipfel enden Zweigen, ablang-lanzettförmigen, am Rande um- gogenen Blättern, linienförmig-lanzettförmigen Kelch- tchen, umgekehrt-eiförmigen Corollenblättchen und fast terförmigen Narben. In Meriko. 72) H. trunca- *Poir.* Suppl. Enc. mit viereckigen Zweigen, um- hrt-eiförmigen, gestielten, unten weißlichen, am Rande arzpunktirten Blättern, fast rispenförmigen Blüthen lanzettförmigen Kelchblättchen. In Syrien. 73) involutum *Chois.* Hyper. mit aufsteigendem, vier- ügeltem Stengel, eiförmig-ablangen, stumpfen, durch- inend-punktirten Blättern, gabliger Rispe, lanzettför- en, zugespitzten Kelchblättchen, eingerollten Corollen- tchen und abgekürzten Griffeln. Im nördlichen Neu- and. (Ascyrum involutum *Labill.* nov. Holl. II. 74.) 74) H. Lalandii *Chois.* (*Cand.* Prodr.) mit eckigem, schwarzpunktirtem Stengel, fast stielumfassen- lanzettförmigen, zugespitzten, angedrückten, am Rande gebogenen Blättern, wenigblumiger, gabliger Rispe, linienförmig-lanzettförmigen Kelchblättchen, welche Corollenblättchen an Länge übertreffen. Diese Art, che am Vorgebirge der guten Hoffnung wächst, ist zweifelhaft. 75) H. crispum *L. Sp.* pl. mit dreh- dem, sehr ästigem Stengel, ungestielten, lanzettförmi- , an der Basis wellenförmig-buchtigen, durchscheinend- ktirten Blättern, am Ende stehenden Blüthenstielen, nen, stumpfen Kelchblättchen, und linienförmigen Co- enblättchen. An den Küsten des mittelländischen eres. Abb. *Boccon.* Mus. II. t. 12. 76) H. nifusum *L. Sp.* pl. mit niedergestrecktem, zwei- eidigem Stengel, ablangen, stumpfen, punktirten ittern, afterdoldigen Blüthen und linienförmig-lanzett- nigen, die Corollenblättchen an Länge übertreffenden chblättchen. In Europa und Kaukasien. Abb. Fl. . t. 141., Engl. bot. t. 1226. (H. Liottardi *Vill.* ph. ist eine Abart.) 77) H. procumbens *Mx.* bor. . mit niederliegendem, fast viereckigem Stengel, lan- förmigen, ziemlich stumpfen, umgebogenen, durchschei- d punktirten Blättern, am Ende stehender, gabliger spe, lanzettförmigen, zugespitzten, den Corollenblättchen Länge fast gleichenden Kelchblättchen und zusammenge- chsenen Griffeln. In Nordamerika. 78) H. repens *L.* . pl. mit niedergestrecktem, wurzelschlagendem Stengel, fteigenden, drehrunden Zweigen, spatelförmig-lanzett- migen, nicht punktirten Blättern, wenigblumiger Dolden- traube, und eiförmigen, schwarzpunktirten Kelchblättchen. Im südlichen Frankreich und im nördlichen Afrika. 79) H. pusillum *Chois.* Hyper. mit niedergestrecktem, vier- eckigem Stengel, ablangen, stumpfen, durchscheinend-punk- tirten Blättern, am Ende stehenden Blüthenstielen, lan- zettförmigen, den Kelch an Länge übertreffenden Corollen- blättchen und sehr kurzen Griffeln. Im nördlichen Neu- holland und wahrscheinlich auch in Südamerika. (Ascy- rum humifusum *Labill.* nov. Holl. II. t. 175., Hyp. brevistylum *Chois.* Hyper. t. 7.) — $\beta\beta$) Mit schma- len Blättern: 80) H. canadense *L. Sp.* pl. mit auf- rechtem, viereckigem Stengel, ungestielten, linienförmigen, stumpfen, an der Basis verschmälerten, durchscheinend- punktirten Blättern, verlängerter, gabliger Rispe, sehr kurzen Griffeln und konischer Kapsel. In Nordamerika, Meriko und Neu-Granada. (H. thesiifolium moranense und pauciflorum *Kunth* sind Abarten.) 81) H. dolabriforme *Vent.* Hort. Cels. mit aufrechtem Stengel, linienfömigen, zurückgeschlagenen, durchscheinend-punktir- ten Blättern, gablig-doldentraubigen Blüthenstielen und ungleichförmigen, zugespitzten, zurückgeschlagenen, punktir- ten Kelchblättchen. In Nordamerika. 82) H. sphaerocarpon *Mx.* bor. am. mit aufrechtem, viereckigem Sten- gel, linienförmigen, stumpfen, nicht punktirten Blättern, nackter, gabliger Rispe, zugespitzten Kelchblättchen und kugeligen Früchten. Ebend. 83) H. denticulatum *Kunth* (*Humb.* et *Bonpl.* n. g. V. t. 458) mit aufrechtem, oberhalb zweigespaltenem Stengel, linienförmigen, rück- wärts gezähnelten Blättern, lanzettförmigen Kelchblätt- chen, und wenigen Staubfäden in jeder Blume. In Meriko. 84) H. Cervantesii *W.* herb. mit aufrechtem, oberhalb zweischneidigem, zweigespaltenem Stengel, stiel- umfassenden, linienförmigen, langzugespitzten, am Rande umgebogenen Blättern, afterdoldigen, fast einseitigen Blüthen und lanzettförmigen Kelchblättchen. Wahrschein- lich ebenda. 85) H. elongatum *Ledeb.* mit drehrunden Zweigen, ungestielten, büschelförmig beisammenstehenden, linienförmigen, schimmelgrünen, nicht punktirten, umge- bogenen Blättern, gegenüberstehenden Blüthenstielen, stum- pfen, gestreiften Kelchblättchen und großen, am Rande drü- sigen Corollenblättchen. Am See Saisan im Kirgisen- gebiete. — β) Mit drüsig-gesägten Kelchen. *aa*) Mit unbehaarten Blättern: 86) H. montanum *L. Sp.* pl. mit einfachem, aufrechtem, drehrundem Stengel, stielum- fassenden, ablangen, am Rande schwarzpunktirten Blät- tern, und zusammengedrängt-doldentraubigen Blüthen. In Europa. Abb. Fl. dan. t. 173., Engl. bot. t. 371. 87) H. dentatum *Loisel. Deslongch.* (Fl. gall. t. 17) mit ziemlich einfachem, aufrechtem, drehrundem Stengel, fast stielumfassenden, ablangen, durchscheinend punktirten Blättern, von denen die obersten gezähnt-gefranzt sind, und mit doldentraubigen Blüthen. Auf den Stöchaden (hierischen Inseln). 88) H. ciliatum *Lam.* Enc. mit drehrundem, fast geflügeltem Stengel, stielumfassenden, fast herzförmig-ablangen, durchscheinend-punktirten, fast lederartigen, durchscheinend-geränderten Blättern, und ris- penförmig-doldentraubigen Blüthen. In Kalabrien, Si- cilien und Griechenland. Abb. *Boccon.* Mus. II. t. 127.

89) H. barbatum *L.* am. ac. mit drehrundem, ziemlich einfachem Stengel, stielumfassenden, ablang-lanzettförmigen, unten dicht schwarz punktirten Blättern, doldentraubigen Blüthen, bärtigen, gefranzten Kelchen, und gestreiften, schwarzpunktirten Corollenblättchen. In Österreich und Italien. Abb. *Jacqu.* austr. III. t. 259. 90) H. fimbriatum *Lam.* Enc. mit drehrundem, ziemlich einfachem Stengel, stielumfassenden, eiförmigen, am Rande schwarzpunktirten Blättern, fast doldentraubigen Blüthen, in deren jeder sich drei oder fünf Griffel befinden, und mit gewimperten Kelchblättchen. Auf den Alpen des mittlern und südlichen Europa. (H. Richerii *Vill.* delph. III. t. 44, androsaemifolium *Ej.*, alpinum *Waldst.* et *Kit.* pl. rar. Hung. III. t. 265, perfoliatum *Pers.* Syst. veg., calabricum *Spr.* N. Entd., Burserii *Cand.* fl. fr. suppl.) 91) H. moesicum *Sp.* Syst. mit drehrundem, aufrechtem, wie die halbstielumfassenden, lanzettförmigen, stumpfen Blätter, schwarzgeflecktem Stengel, doldentraubiger Rispe und lanzettförmigen, drüsig-gesägten Blättern. Bei Galacz in der Moldau. (H. punctatum *W.*) 92) H. orientale *Tournef.* (Voyag. II. t. 220) mit drehrundem, aufsteigendem Stengel, ungestielten, lanzettförmigen, an der Basis geöhrten, scharf und feingesägten, nichtpunktirten Blättern, doldentraubigen Blüthen, feingesägten Kelchblättchen und verlängerten Corollenblättchen. Bei Kirisonte am schwarzen Meere. 93) H. elegans *Steph.* (in *W. Sp.* pl.) mit drehrundem, oberhalb fast zweischneidigem Stengel, stielumfassenden, fast herzförmig-ablangen, durchscheinend-punktirten Blättern, doldentraubigen Blüthen, und drüsig-gesägten Kelchblättchen. Bei Halle, in Volhynien und Sibirien. (H. Kohlianum *Sp.* fl. hal. t. 9., anagallidifolium *Presl.*) 94) H. nervosum *Don* nepal. mit drehrundem, ziemlich einfachem Stengel, stielumfassenden, ovalen, vielnervigen, an der Basis drüsigen, unten schimmelgrünen Blättern, doldentraubiger Rispe, und lanzettförmigen, zugespitzten, kammförmig-drüsigen Kelchblättchen. In Nepal. (H. elodeoides *Chois.* in *Cand.* Prodr.) 95) H. pallens *Don* l. c. mit drehrundem Stengel, ungestielten, ablangen, stumpfen, hautartigen, nervenreichen, unbehaarten Blättern, rispenförmigen Blüthen, lanzettförmigen, langzugespitzten, drüsigen Kelchblättchen, und ovalen, stachlichtstumpfen Corollenblättchen. Ebenda. (H. napaulense *Chois.* in *Cand.* Prodr.) 96) H. aethiopicum *Thunb.* Prodr. mit aufsteigendem, drehrundem Stengel, ungestielten, eiförmig-ablangen, umgebogenen, durchscheinend-punktirten Blättern, am Ende stehender, gabliger Rispe, sehr spitzen, drüsig-gesägten Kelchblättchen, und schwarz-punktirten Corollenblättchen. Im südlichen Afrika. 97) H. pulcrum *L. Sp.* pl. mit drehrundem, einfachem, aufrechtem Stengel, stielumfassenden, herzförmigen, stumpfen, durchscheinend-punktirten Blättern, doldentraubigen Blüthen und stumpfen, am Rande drüsigen Kelchen. In Teutschland, Frankreich und England. Abb. Fl. dan. t. 73. 98) H. nummularium *L. Sp.* pl. mit drehrundem, aufsteigendem Stengel, gestielten, fast herzförmig-kreisrunden, nicht punktirten Blättern, am Ende stehenden Blüthenstielen, und stumpfen, drüsig-gesägten Kelchblättchen. Im südlichen Frankreich und [...] H. formosum *Kunth* (*Humb.* et *Bon*[...] t. 460) mit drehrundem, aufrechtem Sten[...] stielten, eiförmig-ablangen, stumpfen, am [...] förmig-krausen, unten fast schimmelgrün[...] doldentraubigen Blüthen, und drüsig-gew[...] und Corollenblättchen. In Meriko. 10[...] folium *Vill.* (Delphin. III. t. 44) m[...] Stengel, büschelförmig-beisammenstehende[...] gen, ziemlich stumpfen, durchscheinend-p[...] tern, quirlförmigen Ästen der Rispe, und [...] sig-gezähnten Kelchblättchen. Im Dau[...] Kaukasien. 101) H. linearifolium *Va*[...] drehrundem, aufrechtem Stengel, linienf[...] pfen, am Rande schwarz-punktirten Blät[...] blumigen Blüthenstielen und drüsig-ge[...] blättchen. In Gascogne, im südlichen Fr[...] Portugal. 102) H. triplinerve *Vent.* [...] 58) mit fast viereckigem Stengel, linienf[...] lich stumpfen, dreifachnervigen, umgebogenen[...] punktirten Blättern, traubenförmig-rispe[...] then, am Rande schwarz-drüsigen Kelchblä[...] gleichförmigen Corollenblättchen. Am [...] capitatum *Chois.* (Hyper. t. 9) mit dr[...] rechtem Stengel, linienförmigen, ziemlich [...] melgrünen, durchscheinend-punktirten Bl[...] straußförmigen Blüthen, und *eiförmigen,* [...] Kelchblättchen. Am Euphrat. — *ββ)* M[...] Blättern: 104) H. hirsutum *L. Sp.* p[...] dem, aufrechtem, zottigem Stengel, ablan[...] sis verschmälerten, durchscheinend-punkti[...] unten feinbehaarten Blättern, doldentrau[...] gen Blüthen, und drüsig-gesägten Kelchbl[...] ropa. Abb. Fl. dan. t. 802., Engl. bot. [...] H. tomentosum *L. Sp.* pl. mit drehrund[...] wie die stielumfassenden, ablangen, stump[...] chen Blätter, filzigem Stengel, gabliger, a[...] der Rispe, und lanzettförmigen, zugespitzten[...] sig-gesägten Kelchblättchen. In Spanien, [...] Italien. Abb. *Moris.* Hist. II. p. 5. t. [...] H. lanuginosum *Lam.* Enc. mit drehru[...] tem, wie die stielumfassenden, eiförmigen, [...] Rande schwarz-punktirten Blätter, filzigem [...] Ende stehender, weitschweifiger Rispe und [...] behaarten, drüsig-gesägten Kelchblättchen. [...] und auf Samos. 107) H. origanifolium[...] mit drehrundem, aufrechtem, feinbehaartem [...] nern, zusammengedrängten, elliptisch-run[...] grau-filzigen Blättern der unfruchtbaren, [...] entfernt von einander stehenden, ablange[...] etwas zottigen Blättern der fruchtbaren Z[...] menien und Rumelien. (H. lusitanicum [...] Enc. mit falsch angegebenem Wohnorte.) 10[...] *L. Sp.* pl. mit an der Wurzel kriechende[...] steigendem, wie die rundlichen, stumpfen, [...] Blätter, filzigem Stengel, am Ende stehender[...] bigen Blüthenstielen, und unbehaarten, drü[...] Kelchen. In Teutschland, England, Frankr[...]

ı. Abb. Schk. Handb. III. t. 213. f. 5. 109) H.
ertum *Chois.* (Hyper. t. 8) mit aufrechtem, an der
s zottigem Stengel, büschelförmig beisammenstehen-
lanzettförmigen, zugespitzten, umgebogenen, durch-
ıend-punktirten, etwas zottigen Blättern, am Ende
nmengedrängt stehenden Blüthenstielen, und unbe-
ten, am Rande drüsigen Kelchen. Wahrscheinlich in
ıasien. — γ) Abweichende Art: 110) H. Sarothra
bor. am. mit niedrigem, ästigem, aufrechtem Sten-
kleinen, eiförmigen, zugespitzten, angedrückten, durch-
ıend-punktirten Blättern, alternirenden Blüthen und
zen Staubfäden in jeder Blume. In Nordamerika;
mergewächs. Abb. *Plukn.* Mant. t. 342. (H. nü-
ile *Walt.* carol., Sarothra gentianoides *L. Sp.*
. Classe). — S. *Sp.* Syst. III, 341. Die außer-
noch von den Schriftstellern aufgeführten Arten ge-
zu den Gattungen: Reaumuria *L.*, Gordonia *L.*,
ia *Sp.*, Vismia *Vand.*, Androsaemum *All.* und
rum *L.* (*Sprengel.*)

Hypericum bacciferum *L.* liefert das schlechte
annte amerikanische Gummigutt aus Surinam ꝛc.
(*Th. Schreger.*)

Hypericum perforatum, Hartheu, gemeines Jo-
skraut und in einigen Gegenden Teutschlands Jo-
sblut, Jageteufel, Teufelsflucht, Herenkraut, St.
ıdskraut und unsern Herren Gottes Wunderkraut,
lt zwei Pigmente, ein rothes und ein gelbes. Die
en und die grünen Samenbehältnisse geben mit
er oder Weingeiste behandelt eine blutrothe Farbe.
Essig ausgezogen erscheint der Decoct carmoisin-
Verschiedene erdige und metallische Beizen dienen
Selbfärben. Mit dem schönen rothen Absud in Ver-
ng mit Alaun konnten Gotte und Baunach nur ein
erreichen. Ein Absud der Blätter, Stengel und
en, dem etwas Kali zugesetzt wird, färbt die mit
gebeizte Schafwolle gelb. Mit der essigsauren
erde vorbereitet nehmen Seide, Baumwolle und Lei-
ı dem Absud eine schöne gelbe Farbe an. Imprä-
man jene Stoffe mit den verschiedenen Zinnauflö-
ı, so erhält man mit dem Pigment des Johannis-
rosen-, kirsch- und carmoisinrothe Farbenabstufungen.
Die Blumenknospen geben mit Wasser, Weingeist,
unter Schwefelsäure und Öl dunkelroth. Die starke
efelsäure zerstört den Farbestoff nicht, sondern än-
enselben in Ziegelroth um; durch Salpetersäure wird
ler. In Schweden färben die Bauern mit den
nknospen den Branntwein roth.

uf den Blüthen, den Blättern und den jungen
n befinden sich viele kleine Saftbläschen, welche
thes Pigment enthalten, das in der Schafwollen-
Seidenfärberei angewendet werden kann. Einige
sogar Ähnlichkeit zwischen dieser Substanz und dem
m Gummilack entdeckt haben. Weingeist löst diese
ınz aus den trocknen Blüthen, Blättern und Stie-
t rother Farbe auf; die Auflösung mit Wasser ver-
kann zum Färben der Wolle gebraucht werden.
von erdigen und metallischen Beizen erzeugen ver-
ie Farbenabstufungen, die sich gegen Sonne und
Luft ziemlich dauerhaft erweisen [1]. Die gácser Tuchfabrik verarbeitet viel von der in Ungern gesammelten Pflanze zum Gelbfärben [2].

Succow fand außer dem gemeinen Johanniskraute, daß das Berg-, das zweifelhafte, das niedergestreckte, das rauchhaarige und das schöne Johanniskraut in den kleinen Bläschen der Blätter, Blumen und Stiele ebenfalls rothes Pigment enthalten, welches dem des Gummilacks nahe kommen soll. Der Farbestoff läßt sich auch aus den getrockneten Pflanzen durch Weingeist ausziehen, und färbt Schafwollentuch schön roth. Die Farbe wird von der Luft, dem Licht und dem Essig nicht verändert; Kalien machen dieselbe dunkler. (*Kurrer.*)

Das Kraut des Hyp. perfor. hat einen etwas scharfen, bitterlich-adstringirenden Geschmack und liefert vieles wesentliches Öl. Arzneilich benutzt man es, gleich den safrangelben ꝛc. Blumen, jetzt nur noch äußerlich entweder im Absud, oder in seinen officinellen Präparaten, bei unreinen, schlaffen Geschwüren ꝛc. 1) Oleum Hyperici coctum Bor. wird für sich bei leichten Verwundungen, Abschorfungen der Oberhaut und Verletzungen von Nervenästen, oder mit andern Mitteln, wie z. B. in der Ung. Terebinth. Bor., bei unreinen, schlaffen Geschwüren, äußerlich angewandt. 2) Die Tinctura Hyperici Lipp. ist entbehrlich.

Übrigens stehe hier noch zur Warnung, daß der Rückstand des mit Öl bis zur völligen Verdampfung aller wäßrigen Theile gekochten, und von dem Öle getrennten Hypericum perfor. in ein leinenes Tuch fest zusammengebunden nach ¾ Stunden schon sich selbst entzündet und mit heller Flamme auflodert! Die Blumen geben zerquetscht einen schönrothen Saft von sich, färben die Zeuche, mit Wasser und darauf mit Seifenwasser einige Minuten gekocht, sowie die Seide citronengelb, und die Wolle dunkler. Der Weingeist wird davon purpurroth, andere Spiritus aber und Fettöle werden carmoisinroth gefärbt. Das rothe Pigment daraus färbt noch satter, als Gummilack und Drachenblut. Die ganze Pflanze kann getrocknet, und auf verschiedene Art gebrühet, zu mancherlei dauerhaften braunen Farben, der Saft davon mit ein wenig Alaun und Potasche versetzt, und mit Wasser verdünnt zum schön Gelbfärben der Schaf- und Baumwolle, der Leinwand, Seide, des Papiers und weißen Leders, mit Zinnauflösung aber in Goldscheidewasser zum vielerlei Rothfärben benutzt werden (s. Baunach in Gehlens N. allgem. Journ. d. Ch. I, 5. S. 576). Durch Terpentin löst sich der Saft in Ölen auf und gibt dann einen guten Firniß. Hypericum quadrang. enthält einen gleichen Färbestoff und die Blumen von Hyperic. Cochinchinense geben eine Goldfarbe. (*Th. Schreger.*)

Auch für die Landwirthschaft ist das Hypericum nicht unwichtig; denn beide Arten des Johanniskrautes, das durchstochene (Hyper. perforatum) und das viereckige

---

1) s. Gadd in den Abhandlungen der schwed. Akademie der Wissenschaften. 2. Bd. 2) von Keeß, Darstellung ꝛc. 1. Bd. S. 169.

(Hyper. quadrangulare) werden vom Rindviehe, vorzüglich gern aber vom Schafviehe, gefressen; die Blumen liefern den Bienen Stoff zur Nahrung. (*Fr. Heusinger.*)

HYPERIDES [1]), der Redner, Sohn des Glaukippus [2]), Enkel des Dionysius, aus dem Demos Kolüttos (*Κολυττεύς*), Zuhörer Platons und des Isokrates [3]). Sein Geburtsjahr ist unbekannt [4]); die Blüthe seines Ruhms aber fällt in die Zeit des Kampfes der makedonischen Macht mit Athen. Hier stand er als Redner und Staatsmann auf der Seite des Demosthenes, Lykurgus und Lysikles. Als sich Philippus zu einem Feldzuge gegen Euböa rüstete [5]), brachte er 40 Triremen durch freiwillige Beiträge zusammen, und stellte selbst die beiden ersten für sich und seinen Sohn; und als der König Byzanz belagerte, ward er zum Trierarchen ernannt, und leistete den Belagerten gute Hilfe. Nach den Vortheilen, welche das Heer Athens vor der Katastrophe bei Chäronea erhalten hatte, trug er darauf an, Demosthenes, seinen Freund, durch eine Krone zu ehren, und ward deshalb vom Diondas der Gesetzwidrigkeit (*παρανόμων*) angeklagt, aber freigesprochen [6]). Unmittelbar nach der Schlacht, als man zu Athen einen Überfall des makedonischen Heeres fürchtete, schlug Hyperides vor, den Schutzverwandten das Bürgerrecht und den Sklaven die Freiheit zu geben, die Heiligthümer der Stadt aber nebst den Kindern und Weibern nach dem Piräus zu schaffen [7]). Auch wegen dieses Vorschlags ward er (von Aristogiton) angeklagt und freigesprochen [8]). Als ihm vorgeworfen wurde, bei diesem Gesetzvorschlage viele bestehende Gesetze übersehen zu haben, antwortete er: „Die makedonischen Waffen standen mir im Lichte" und „nicht ich, sondern die Schlacht hat das Psephisma geschrieben" [9]). Nach Philippus' Tode widersetzte sich Hyperides
Alexanders, welcher Auslieferung der Sc
Strategen Athens verlangte [10]); und als
Babylon gestorben war, trug er für Jol
es hieß, daß er das Gift für ihn gemischt
Ehrenbezeigungen an [12]). Von diesem Hasse
doniens Obmacht getrieben, nahm er auch
nes [13]) an dem lamischen Kriege Theil, und
der Schlacht Gefallenen mit großem Beifall
rede [14]). Außerdem wird seine Theilnahme
sachen erwähnt bei Gelegenheit einer Ge
die Eleer wegen des Athleten Kallippus [15])
Rhodiern [16]). Bei dem Rechtsstreit Athens
liern über die Tempelaufsicht ward er von
dem Äschines vorangestellt [17]). Die Freund
er mit Demosthenes gestanden hatte, dem e
Rechtshandel über die Gesandtschaft gege
hilfreich gewesen war [18]), löste sich auf,
Bestechung durch Harpalus beschuldigt, u
mit der Anklage gegen ihn beauftragt wurde
allein frei von Theilnahme an jener Verführ
war [20]). Seine politische Laufbahn ging
Demosthenes an einem unglücklichen Ziel a
lamische Krieg durch die Schlacht bei Kra
war (ol. 114, 3), floh er, um der An
Antipater [21]) zu entgehen, nach Ägina. *Hie*
dem gleichfalls landflüchtigen Demosthenes

1) Die Handschriften schwanken zwischen Ὑπερείδης und Ὑπερίδης, sodaß meist beide Schreibarten gleiche Autorität haben. S. Pinzger zu Lycurg. Or. c. Leocr. c. XI. p. 196. *Phrynichus* in Ecl. p. 454 vergleicht *Πηλείδης*; über die Quantität der vorletzten Sylbe ist kein Zweifel. 2) Nach Einigen: des Pythokles. *Suid.* T. III. p. 562; vielleicht durch Verwechselung mit gleichnamigen Zeitgenossen. F. Blum zu Lycurg. Orat. Exc. I. p. XVI sq. 3) *Plutarch.* Vit. X. Orat. c. 9. p. 372. D. *Phot.* Bibl. cod. CCLXVI. p. 495 Bekk. Chamäleon beim *Diogen. Laert.* III, 46. Hermippus beim *Athen.* VIII. p. 342. C. 4) Westermann, Gesch. der Beredſ. 1. Th. S. 121, vermuthet, daß er in der 98. oder 99. Ol. geboren sei. 5) Über die Kriege in Euböa s. Böckh, Staatshaush. 2. Th. S. 109 fg. Abhandh. der berl. Akad. Jahrg. 1818, 1819. S. 82 fg. Die freiwilligen Rüstungen jener Zeit erwähnt *Demosth.* Or. c. Mid. Tom. I. p. 566. R. 6) Cf. *Demosth.* Or. pro Cor. p. 302. Photius a. a. O. nennt den Ankläger Diodotus; Plutarch hingegen (p. 873. E.) gibt ihm den richtigen Namen. Über die Veranlassung s. unsere Anm. zum Demosth. S. 614. Anm. 114. 7) Cf. *Plutarch.* l. c. *Lycurg.* Or. c. Leocr. c. XI. p. 17. Blume. Über diesen Vorschlag, den auch *Dio Chrys.* Or. XV. p. 542 erwähnt, s. *F. G. Kiesling*, Quaest. Attic. p. 14 sq. 8) Die Bruchstücke der Vertheidigungsrede gegen Aristogiton weist Westermann zu *Plutarchi* Vitis X. Orator. p. 88. not. 11 nach. Cf. *Kiesling*, Quaest. Attic. p. 14. De Hyperidis Oratione πρὸς Ἀριστογείτονα. 9) Das Letztere, was als eine zweite Antwort durch *καὶ* abgesondert wird, lautet beim *Longin* c. 15 τοῦτο τὸ ψήφισμα οὐχ ὁ ῥήτωρ ἔγραψεν, ἀλλ' ἡ ἐν Χαιρωνείᾳ μάχη. Die Vertheidigung, deren sich H. in der Rede selbst bediente, führt Rutilius Lupus als ein Beispiel de
(de Figur. I, 19. p. 63. Ruhnk.) an: „Quid a
verbis de meo officio requiris: Scripsisti, ut serv
tur? Scripsi, ne liberi servitutem experirentur.
exules restituerentur? Scripsi, ut ne quis exi
Leges igitur, quae prohibebant haec, non neg
poteram propterea quod literis earum arma Maced
officiebant. So ist diese in den Handschriften fe
Stelle mit Ruhnkenius und Kiesling a. a. O. S.
10) *Plut.* p. 848. C. *Phot.* p. 495. 11
Leben Alex. C. 77. *Arrian.* Hist. Alex. VII, 27.
19, 11 und *Justin.* 12, 14. 12) *Photius* l
13) *Phot.* und *Plut.* p. 849., wo statt *Λεωσθένε*
μοσθένει gelesen wird. Das Richtige hat Xylan
Dieselbe Namensverwechselung findet sich bei *Suid*
των Κυδιμάχου. Tom. I. p. 325, wie Kieslin
Fragm. p. 21 bemerkt hat. 14) Ein schönes
dieser Rede hat sich bei Stobäus erhalten Tit. C
618, übersetzt von Fr. Schlegel (im Att. Muse
259), welcher ohne Grund an der Echtheit zweifel
ein angebliches nennt. 15) *Plutarch.* p. 8
san. V, 21, 5. Der Rede *ὑπὲρ Καλλίππου πρὸ*
denkt Harpokration. 16) *Plutarch.* l. c. Cf.
p. 112, 10. 17) *Demosth.* Or. pro Cor. p.
unsere Anmerkungen, Nr. 79. S. 604. Westerm.
Vit. Or. p. 26, 22., wo die Bruchstücke aus dem
κός nachgewiesen sind. Cf. *Ruhnk.* Hist. crit. O
18) *Demosth.* Or. de Falsa Legat. p. 376. S.
zum Demosthenes, S. 285, 12. 19) *Phot.*
sterm. ad *Plut.* p. 88. not. 10. 20) Die Ko
dies. *Athen.* VIII. p. 341. F. 342. A. Auch soll e
men haben an dem Gelde, das der persische König
tes austheilen ließ. *Plut.* p. 848. E. *Phot.* p. 495,
wird Hyperides in dem Leben des Demosthenes (c.
nen Anklägern nicht genannt. 21) Als früher
tipaters nach Athen kamen und die große Güte

söhnte sich mit ihm, und ward wie er durch die
hergen Antipaters von dem Bilde Poseidons und aus
iem Tempel hinweggerissen. Hier sagen nun Einige,
sei nach Korinth zum Antipater gebracht und auf
Folter gelegt worden, um die Geheimnisse (τὰ ἀπόῤ-
α) der Stadt zu bekennen; er aber habe sich die
ige abgebissen, um nichts auch wider seinen Willen
d zu geben; nach Hermippus aber [22]) wurde er nach
ıkedonien geführt und ihm hier die Zunge ausgeschnit-
Sein Leichnam ward unbeerdigt ausgeworfen, aber
Glaukippus, seinem Sohn, und andern Angehörigen
rannt, und vor den hippadischen Thoren zu Athen
en seinen Ältern zur Erde bestattet.

Was die Sitten und das häusliche Leben dieses
ners betrifft, so scheint es nicht frei von Tadel gewesen
sein, wenn auch nicht Alles, was auf der komischen
hne von ihm gesagt worden, für Wahrheit zu nehmen
Der sinnlichen Liebe ergeben, lebte er mit den berühm-
n Hetären, und oft mit mehren zu gleicher Zeit [23]).
er diesen war auch Phryne aus Thespiä. Als diese
Euthias wegen verletzter Religion (ἀσεβείας) ange-
t war, führte Hyperides ihre Vertheidigung, wobei
ein Verhältniß zu ihr vor dem Gerichte nicht verbarg.
er aber bemerkte, daß sich das Urtheil der Richter
n die Beklagte wendete, faßte er sie bei der Hand
enthüllte ihren Busen, indem er den Schleier zer-
Dieser Kunstgriff, das Werk einer glücklichen Ein-
ıng, verfehlte seine Wirkung nicht. Von einer from-
Scheu ergriffen, wagten die Richter nicht, eine
erin Aphroditens zu verdammen, die von ihr mit
roßem Liebreiz ausgestattet war, und sprachen sie frei.
) soll dieser Vorfall ein Gesetz veranlaßt haben, das
ichen Bestechungen wehrte [24]). Außerdem wird der
ıer beschuldigt, der Leckerei ergeben und ein allzu-
ger Besucher des Fischmarktes gewesen zu sein [25]).
Über die Rednergaben des Hyperides ist das Urtheil
Alterthums in so weit ungetheilt, daß es ihn den vor-
chsten Rednern zu Seite stellt; ja, es zogen ihn Einige
Demosthenes vor [26]). In Rücksicht auf einzelne Ei-
genschaften wird Scharfsinn und Anmuth an ihm ge-
rühmt; auch daß er sich streng an die Sache hielt.
Dionysius sagt, beim Scheine großer Einfachheit fehle
es ihm doch nicht an rednerischer Kraft [27]); Longin aber,
daß ihm bei vielem Schönen die Größe abgehe, und daß
die Beredsamkeit seines nüchternen Herzens den Zuhörer
ruhig lasse [28]). Dio Chrysostomus endlich empfiehlt ihn
vor Lysias und Demosthenes voraus als Muster der
Nachahmung [29]). Nach Photius [30]) führten nicht weniger
als 72 Reden seinen Namen, unter denen 52 für echt
erkannt wurden. Erhalten hat sich keine, wenn nicht
vielleicht, nach Reiske's Meinung, von den zwei dem
Demosthenes beigelegten Reden gegen Aristogiton die
erste dem Hyperides angehört [31]). Ihm legt Libanius
auch die 17. Demosthenische Rede περὶ τῶν πρὸς Ἀλέξ-
ανδρον συνθηκῶν bei [32]). Eine Sammlung der vorhan-
denen Bruchstücke mit Erläuterungen verspricht F. G.
Kiesling in der Vorrede zu *Lycurgi* deperditarum ora-
torum fragmentis. p. XII. (*F. Jacobs.*)

HYPERIDROSIS, HYPEREPHIDROSIS, fälsch-
lich auch **HYPERHIDROSIS** (von ὑπὲρ, übermäßig, und
ἵδρωσις, Schwitzen), das übermäßige Schwitzen, s.
Schweiss. (*Wiegand.*)

HYPERION, Ὑπερίων, der Hochwallende [1]), Sohn

ten, sagte Hyperides: Ich weiß, daß Antipater gut ist; aber
ıaben keinen guten Zwingherrn nöthig. *Plut.* Phot.
22) Wahrscheinlich in seiner Schrift von den Schülern des
ates. *Plut.* p. 849. B. Nach Andern starb er auf die be-
Weise in Kleonä. Plutarch, Leben des Demosthenes, c.
Leben Phokions, c. 29. 23) Cf. *Athen.* XIII, 590. C. D.
er Myrrhina willen trieb er seinen Sohn aus dem Hause.
p. 849. D. 24) *Athen.* XIII. p. 590. C. D. Nach dem
ler Posidippus (Ebendas. p. 591. E. F.) ward die Rettung
etäre auf eine ganz gewöhnliche Weise durch ihre Bitten be-
Auf die verbreitete romanhafte Sage aber gründen sich die Briefe
Alciphron XXX—XXXII. und auch Quintilian (Instit. Or.
, 9) sagt: „Et Phrynen, non Hyperidis actione, quan-
admirabili, sed conspectu corporis, quod illa (Fort. *ille*)
ıcissimum alioqui diducta nudaverat tunica, putant periculo
tam. Die bei jenem Rechtshandel vom Hyperides gehaltene
hatte Messala mit Glück übersetzt, adeo ut etiam cum illa
idis pro Phryne difficillima Romanis subtilitate contende-
Quintil. X, 5, 2. Vgl. über diese ganze Begebenheit meine
Schr. 4. Th. S. 437—441 und S. 449 fg. 25) *Athen.*
p. 341, 342. 26) *Plut.* p. 849. D. *Dion. Hal.* de
Oratt. c. 4. p. 451, setzt ihn dem Äschines zur Seite, und ver-
spricht hierüber in besondern Beurtheilungen ausführlicher zu sein
(S. 629). Diese finden sich unter seinen Werken nicht, und sind
vielleicht nie geschrieben worden. S. Becker, Abhandlungen über
Dionysius, p. XXIX. Photius (p. 495) sagt, die anerkannte Vor-
trefflichkeit seiner Reden habe Zweifel verursacht, ob er oder De-
mosthenes den Vorzug verdiene, und manche erkennen den Preis
dem Hyperides zu.

27) *Cicero*, De Orat. III, 7. Suavitatem Isocrates, subti-
litatem Lysias, acumen Hyperides habuit. Cf. *Brut.* c. 82.
Quintil. X, 1, 77. Dulcis imprimis et acutus Hyperides. *Id.*
XII, 10, 22. *Dion. Halic.* de vett. Ser. Censura 6. Tom. V.
p. 434. 28) *Longin.* c. 34. 29) Or. XVIII. περὶ λόγου
ἀσκήσεως. p. 479. R. 30) p. 495, 4. Die Titel von 62 der-
selben stellt Westermann zusammen in der Gesch. der Beredſ. 1.
Beil. VIII. S. 307—311. Cf. *Fabricii* Bibl. Gr. T. II. p. 857
—862, und vorzüglich *Ruhnk.* Hist. crit. Orat. *Hyperides.* p.
LXIX sq. 31) Cf. Appar. ad *Demosth.* p. 1187, 1192, 1199,
ihm stimmt Garatoni bei zu *Cic.* Philipp. VIII, 5. Tom. II. p.
252. ed. *Wernsd.* S. über diese Reden F. Ranke in dem Art.
Demosthenes. 1. Sect. 24. Th. S. 109 fg. In *Salviani* Opp.
curante *Cunr. Rittersh.* (Altorf. 1611) sagt *Jo. Alex. Brassi-
canus,* Praef., er habe in der Bibliothek des Königs Matthias
Corvinus zu Ofen eine Handschrift gesehen, die einen vollständigen
Hyperides cum locupletissimis scholiis enthalten habe, librum
multis censibus redimendum, wo *Belin de Ballu*, Histoire crit.
de l'éloqu. chez les Grecs, I. p. 313, Hyperides in Euripides
umändern heißt. Von einem andern Codic. membr. berichtet
Taylor ad *Demosth.* in Conspectu Codd. (*Schaefer*, Apparat.
Tom. I. p. 102): Codex Jacobi Harris continebat orationes
selectas rhetorum, ut Demosthenis, Aristidis, Himerii, Hyperi-
dis, Libanii, cui adjectae Philostrati vitae et Platonis Gorgias.
Diese Handschrift kam auf dem Wege nach Cambridge abhanden.
32) Die Gesellschaft, in der sich Hyperides befunden haben soll,
läßt vermuthen, daß wir nicht ein Werk des alten Redners, son-
dern vielleicht die in seinem Namen gedichtete, Ὑπερείδης über-
schriebene, Declamation des Libanius (Opp. Tom. IV. p. 323—
334) verloren haben.

1) ἠέλιος θ' ὑπεριέμενος. *Xenophanes* bei *Heraklit.* Alle-

der Höhe [1]), wird zu den Titanen, den kosmogonischen Urkräften im griechischen Glauben, gezählt. Nicht der Letzte der Titanen ist Hyperion, von Uranos und Gäa geboren. Ihm ward Theia, seine Schwester, ebenfalls eine Titanide, zur Gattin, und mit ihr die drei helleuchtenden, die Erdbewohner und Götter umstrahlenden Kinder: Helios, Selene und Eos [3]). Homeros nennt seine Gattin Euryphaessa, 'Ευρυφάεσσα [4]), ebenfalls seine Schwester:

> . . . . . . und zeugte mit ihr die herrlichsten Kinder,
> Eos mit rosigen Armen, die lockenprangende Mene,
> Helios auch unermüdeten Laufs, den Unsterblichen ähnlich,
> Welcher den Sterblichen leuchtet zugleich und unsterblichen Göttern.

Nach älterer Dichtung zeugt Hyperion mit einer Nymphe Neaira [5]), auf Trinakria, einer dem Helios heiligen Insel, Sikelien [6]), wo seine Heerden, sieben Rinder- und sieben Schafherden, jede zu 50, weiden, zwei Nymphen: Lampetie und Phaetusa, welche die Heerden hüten [7]). Die Heerden vermehren und vermindern sich nicht. Odysseus' Gefährten schlachteten einst einige derselben, und eines großen Verbrechens klagt sie Helios bei den Göttern an, daß sie sie ersetzen sollen, immer habe er sich seiner vollzähligen Heerden gefreuet beim Hinfahren am Himmelsgewölbe und bei der Rückfahrt, würden sie ihm nicht ersetzt, so kehre er sich dem Hades zu, und leuchte den Todten. So scheint Helios an der Stelle Hyperions bei Homer zu stehen, den er selbst Hyperionides nennt. Die neuern Dichter folgen ihm und nennen die Sonne Hyperion [8]). Der Begriff von Hyperion kann wohl im Geiste der Alten nicht so genau entwickelt werden. Es entstehen aus ihm mehre Wesen: Helios, Selene, Eos, in den Nymphen, Lampetie und Phaetusa genau bezeichnet. Im Allgemeinen bestimmt Voß [9]): „Helios schaut und hört Alles, indem er die Sonne vom östlichen Thore des gewölbten Himmels zum westlichen über die Lichtseite des Erdkreises in den umströmenden Okeanos führt. — In späterer Zeit, da die Vernunft den Einen Gott zu erkennen anfing, deutete man zu einem Sinnbilde des durch die Sonne offenbarenden Weltgeistes vorzüglich den Apollon, der aber als Lenker des Sonnenwagens, wie bei griechischen Dichtern, selten bei einem römischen nach Virgil erscheint." Über die Deutung der symbolischen 14 Heerden des Hyperion s. unt. **Helios** [10]).

gor. 44 aber auch 'Υπρίων. *Hom.* Odyss. I, 8. Beiwort der Sonne. Nach den alten Grammatikern abgekürzt aus ὑπεριονίων. Abgeleitet wird es von ἱέναι. *Schneider*, Lex. unter 'Υπερίων. *Hermann*, Opuscul. T. II. p. 175: Tollo, oder auch vom Comparativ des ὕπερος, der Höhere, oder mit Berücksichtigung der patronymischen Endung 'Υπεριωνίδης. Od. XII, 176. Voß, Mythol. Br. 1. Bd. S. 12.

2) *Ilgen*, Hymn. *Hom.* p. 229 und daher Nitsch Anmerk. zu Od. I, 8. 3) *Apollod.* I, 2, 3. *Hesiod.* Theog. 371. 4) *Apollod.* I, 2, 2. *Hom.* Hymn. *Ilgen.* XI, 4. 5) Νεαίρα σύνεστιν δ' Ἥλιος ἐπειδὴ νέος ὁ θεός. Schol. 6) *Eustath.* zu Od. XII, 132. 7) Od. XII, 132. 8) *Ovid.* Fast. I, 385. wie die Perser *Strabo* XV. p. 732. *Ovid.* Met. VIII, 564. 9) Hymne an Demeter, S. 18. 10) Vergl. auch Dornedden, Neue Theorie. S. 12.

Denselben Namen trug Einer der viele[n] Priamos [11]). Ebenso hieß der letzte König [...] Agamemnons Sohn. Seinen Unterthanen [...] Geizes und seiner Gewaltthätigkeiten wegen [...] und von Sandion ermordet. Die Megarer [...] ter eine aristokratische Verfassung ein, in [...] Obrigkeit wechselte [12]).

Hyperionisch, s. **Hyperjastisch.**

HYPERIPPE, 'Υπερίππη, ist nach [...] eine Tochter des Arkas, nach *Antonin.* Li[...] Munichos Dryas [c]), des Königs der Mol[...] Lelanta. Einst befand sie sich mit den [...] freiem Felde. Sie wurden von Räubern a[...] flüchteten in einen hohen Thurm. Die R[...] Feuer daran; H. aber kam nicht um, sonde[...] wandelte sie in einen Taucher.

HYPERIPTE, 'Υπερίπτη, eine mit K[...] Tochter des Danaos, welche Hippokorystes [...] erhielt *).

HYPERISKOS, 'Υπερισκός, soll [...] von Priamos abstammen. Muncker verm[...] den bei Apollodor ††) vorkommenden Hy[...] Hyperochos.

HYPERIUS (Andreas Gerhard). [...] 1511 zu Ypern, von welcher Stadt er den [...] und gestorben zu Marburg im J. 1564. [...] dige Erscheinungen bietet dieser große, e[...] wahren Werth einigermaßen erkannte echt ev[...] tesgelehrte dar; daß sein Ruhm durch den [...] Lutheraner so lange verdunkelt werden konnte [...] Schröckh in den Abbildungen und Lebens[...] berühmter Gelehrten B. III. S. 264 zu) [...] seine besten Schriften selbst von Katholiken [...] nachgedruckt wurden (s. Bayle in dem Ar[...] woraus man einen Schluß auf die siegreich[...] reinen, von jedem Sectengeist entfernten ev[...] lischen Lehrart und zum Vortheile der alten r[...] fischen Kirche machen kann, deren Stamm[...] Lambert von Avignon war. Seine erste Bi[...] auf Betrieb seiner Ältern Andreas Gerhar[...]

11) *Apollod.* III, 12, 5. 12) *Pausan.* [...]

a) V, 1, 2. b) XIV. c) Mehre führten [...] Dryas zur Unterscheidung von Andern. *Burmann* [...] tam. II, 290. *van Staveren* zu *Hygin.* l. c. [...] es mehre Munichus gab. *Meursius* Lect. Attic. [...]

*) *Apollod.* II, 1, 5. Heyne vermuthet stat[t] [...] Hyparete, wie Hygin eine Danaide nennt.

†) Fab. 90. ††) III, 12, 5.

1) Man vergleiche jedoch das Urtheil, wel[...] des 18. Jahrh. J. Chr. Wendler (de libris a Pon[...] pressis. [Jenae 1714.] p. 47.) von Hyperius fäll[...] bus Reformatorum Theologis, qui saeculo XVI. [...] rito annumeratur Ger. Andr. Hyperius, Theolog[...] sis. Hujus scripta vel nostra aetate magno i[...] eruditis, qui judiciis in iis rectum, dictionem co[...] tionem haud vulgarem miris laudibus extollunt." [...] liches Urtheil fällte fast zur nämlichen Zeit der b[...] geistesverwandte Buddeus in seiner trefflichen Isago[...] universam, p. 413.

ıten Rechtsgelehrten zu Ypern, und der Katharina
s aus Gent) zu Ypern, Lille und Tournay erhal=
weil man Bedenken trug, ihn auf die damals we=
allzufreier Lebensart verrufene Universität Löwen zu
en, und die Kriegsunruhen zwischen Karl V. und
z I. eine Reise nach der hohen Schule zu Paris
nderten, beschäftigte er sich eine Zeit lang in der
eibstube seines Vaters. Im J. 1528 kam er nach
letzten Willen desselben zum Ziele seiner Wünsche,
Paris, wo er drei Jahre Philosophie studirte, Pri=
ıterricht gab, und sich durch eine nachher dem pari=
Stadtrathe gewidmete Trauerrede auf einen jungen
ungsvollen Gelehrten (Joachim Ringelberg) auszeich=
Nach einer kurzen Reise ins Vaterland ging er im
532 nach Paris zurück, und legte sich mit großem
auf die alten Sprachen (unter Clenard, Joh. Sturm
Barthol. Latomus) und ganz besonders auf Theolo=
als Freund der Natur besuchte er auch medicinische
esungen und einige seiner spätern Schriften beweisen,
seine Studien das ganze Weltall umfaßten. Um
schenkenntniß zu sammeln und sich in Sprachen zu
, hatte er noch von Paris aus den größten Theil
Frankreich und die Lombardei bereiset; im J. 1535
er über Ypern und Löwen zuerst nach Teutschland,
r zu Cöln, Marburg, Erfurt, Leipzig und Witten=
sich mit den berühmtesten Gelehrten der damaligen
befreundete. Dies brachte ihn um ein Beneficium,
es seine Freunde aus den Einkünften einer gewissen
ihm vom römischen Hofe vorläufig ausgewirkt
n. Der kaiserliche Kanzler und Erbischof von Pa=
, Johann Charondilet, versagte seine Genehmigung,
Hyperius der Ketzerei verdächtig sei. H. schiffte
England, wo er in dem Hause desselben Montjoie
ich aufgenommen wurde, den Erasmus in seinen
iften auszeichnet, und dessen Sohn (Karl) eine
e Freundschaft für Erasmus' Landsmann fühlte.
die Verfolgung der evangelischen Bekenner unter
rich VIII., der damals Thomas Cromwell und Ro=
Barnes hinrichten ließ, machte diesen Aufenthalt
her. Hyperius, nachdem er die Universitäten Cam=
ge und Oxford besucht, kam über Antwerpen nach
n zurück. Im Begriffe nach Straßburg zu Bucer
gehen, dessen vermittelnde Gesinnung im damaligen
teienkampf ihn anzog, besuchte er im J. 1541 zum
ten Male seinen Landsmann Gerhard Geldenhauer zu
rburg. Dieser als Geschichtschreiber und Theolog
r dem Namen des Noviomagus (des Nimwegers)
ihmte Gelehrte, dem schon Kaiser Maximilian den
hterkranz zuerkannt hatte, war nach dem Tode Lam=
s von Avignon die Hauptstütze der reformirten (schwei=
chen) Lehre auf der hessischen Universität. Landgraf
lipp hatte ihn dem Religionsgespräche zu Hagenau
eordnet. Im Vorgefühle seines nahen Todes wünschte
Hyperius zu seinem Nachfolger, und erhielt darüber
Versicherung des Kanzlers Feige. Nach dem baldi=
Tode Geldenhauers, im J. 1542, begann die für
Universität Marburg und ganz Hessen so wohlthätige
ährige akademische Laufbahn des damals 31jährigen

Hyperius, während welcher er mit Katharina Orth, einer jungen Witwe des Professors Johannes Happel, seiner körperlichen Schwächlichkeit ungeachtet, eine glückliche und mit sechs Söhnen und vier Töchtern gesegnete Ehe führte. Drei Mal wurde er zum Rector der Universität erwählt (1546, 1549, 1561)[2]); im J. 1560 war er mit dem großen Rechtsgelehrten Johannes Oldendorp Reformator dieser damals weltberühmten ersten protestantischen Schule. In derselben erhielt er zuerst die Würde eines Doctors der Theologie (zu welcher Feierlichkeit im J. 1553 Tilemann Schnabel, Superintendent zu Alsfeld, den Luther selbst promovirt hatte, besonders berufen wurde), und führte die ersten theologischen Disputirübungen ein. Seinem Rufe verdankte die Universität den zahlreichen Besuch junger Schweizer (besonders aus Basel und Zürich, wo auch seine meisten Schriften gedruckt wurden), und anderer Ausländer, welche der reinern reformirten Kirche geneigt waren. Er war Mitarbeiter an den vortrefflichen Kirchenordnungen Landgraf Philipps, der ihn auch im J. 1554 auf den Fürstentag nach Naumburg sandte, und sich seiner bei der Visitation der hessischen Kirchen bediente [3]). Im Stillen, und wegen seiner großen Mäßigung und Klugheit bei seinem Leben unverketzert, streuete er den Samen jener Lehre, welche in Niederhessen und bis zur Ankunft des Ägidius Hunnius ouch im größten Theil Oberhessens die vorherrschende wurde. Mit rührender Dankbarkeit verehrten ihn fast alle damalige hessische Gelehrte, welche seine Freunde (wie Justus Vultejus und Pincier, die Lehrer Sylburgs) oder seine Schüler waren; unter diesen die damals hoffnungsvollsten Professoren der Theologie zu Marburg, Wigand Orth, der ihm eine treffliche Trauerrede hielt (oratio de vita et obitu Hyperii. Marburgi, 1564) und zwei Jahre nachher in der Blüthe seiner Jahre starb, und Heinrich Vietor; vor allen Johannes Mylius, damals Prediger zu Gemünden, der im J. 1581 in einer Zuschrift an L. Wilhelm den Weisen Hyperius zuerst auf die Stufe stellt, die ihm im Andenken der Menschen gebührt [4]). Denn nie vereinte ein akademischer Lehrer

---

2) Seine Handschrift mit einigen akademischen Nachrichten findet man in dem zu Marburg aufbewahrten schönen pergamentnen Original des ersten Albi academici. 3) Daß er hierbei wenig Mitleiden mit den alten papistischen Heiligenbildern bewies, und einmal eines alten übriggebliebenen schmuzigen St. Georgritters nicht schonte, sieht man aus einer Anekdote in *Melandri* Jocoserija. T. I. No. 527. 4) Folgende Stelle aus Mylius' Vorrede zu seiner Ausgabe der von Hyperius hinterlassenen Commentarii in Epistolas Pauli verdient hier eine Mittheilung. Nachdem er dem Andenken Luthers, Melanchthons und auch des zu früh verstorbenen Wigand Orths, besonders zu einer Zeit, wo so viele junge, schwatzhafte, unweise, ungelehrte, vom Sectengeist angesteckte Theologen aufstanden, den gerechten Zoll gebracht (non dicam virum divinum Lutherum, qui ex tenebris Antichristi orbem christianum incredibili studio admirabilique conatu et successu eripuit, lucique coelesti restituit; non dicam Philippum Melanchthonem, qui studia literarum artesque liberales in Germaniam quasi postliminio revocavit etc.), fährt er, den Tod des Hyperius beklagend, fort: „Fuit, fuit, quod Celsitudo tua, Princeps clementissime, ipsa novit, in hoc uno viro virtus scientiaque tanta, quantam ingenii humani ca-

soviel Sittenreinheit, eine solche Würde und Feinheit im äußern Benehmen[5]), so viele Welt= und Menschenkenntniß, soviel redliche Offenherzigkeit[6]), soviel fromme

ptus difficulter valet assequi. Doctrinae ejus divinae cognitio multarum magnarumque rerum erat adjuncta. Quam quidem laudem non in scholis tantum est consecutus, sed lucubrationibus etiam, quae partim in lucem prodierunt, partim ab haeredibus hucusque asservatae mox ut spero lucem sunt visurae, ad perpetuitatem est obtenturus: in quibus tanta viri doctissimi perspicitur assiduitas, ut non immerito (id quod olim de Demosthenis, Graecorum oratorum principis, orationibus fuit celebratum) oleum ac lucernam olere dixerimus. In juventute erudienda tanta fides, tantus zelus, ut secundum huic schola Marburgensis non viderit, habuerit autem neminem. Qua quidem re brevi effectum fuit, ut gentes etiam exterae huic doctori sacris studiis informandos filios suos committerent, feliciterque iis prospectum crederent, quos domesticae ejus disciplinae tradere contigisset. Diligentiam et fidem modestia quaedam vitae, morumque integritas, pietas item insignis comitari visa est. In consiliis et judiciis theologicis non fuit hoc sapientior, in vitae familiaritate nemo jucundior, nemo sanctior atque modestior: in disciplina nemo gravior: in sermone nemo prudentior: verborum ejus nullum in terram cecidit temere (id quod de Samuele puero sacris ministrante, sacrae referunt historiae). Beatum olim Achillem praedicavit Rex Alexander, quod Homerum Poetarum Graecorum clarissimum rerum gestarum vitaeque nactus esset praeconem. Ita non indignum Hyperium nostrum tali interprete pictoreque judicaremus, qui vitam, mores, doctrinam, sapientiam, pietatem, acumen, diligentiam hominis divini posset adumbrare, vivisque coloribus depingere. Testes sunt harum virtutum, qui docentem audierunt. Testes sunt, qui scripta et lucubrationes ejus legerunt. Testes sunt, qui vivum agnoverunt, quique sermones, disputationes, sapientiam, modestiamque viri hujus audierunt atque viderunt. Nec dubito quin Tu quoque, Princeps clementissime, omnia haec melius, quam a me commemorari possunt, ipse et audieris et cognoveris, ad cujus aulam non solum sapientia hujus, religionis, doctrinae, moderationis, virtutisque nomen pervenit, sed luctus etiam et moeror insignis ex tanti viri obitu penetravit. Utinam similacrum hoc virtutis Christianae, exemplar fidei doctrinaeque absolutae, imago sapientiae et moderationis divinae hodiernis doctoribus ob oculos esset posita. Horum enim fere omnium nervi eo sunt accommodati, ut novis dissidiis excitandis vel antiquis vulneribus refricandis ex aliorum profligatione sibi laudem concilient. Quae quidem nominis quaerendi ratio an sine Ecclesiae dispendio amorisque Christiani jactura fieri possit, non video. Atque optandum esset, ut vitium hoc in noxios peregrinosque Ecclesiae hostes duntaxat derivari posset, neque ad membra ecclesiae visceraque interiora proserperet: *Jesuitis, extremae Antichristi proli*, non tanta lacessendae oppugnandaeque verae religionis suppeditaretur occasio; nec mutuis morsibus ac lanienis consumpta labefactaretur Ecclesia.“

5) Hierüber steht Folgendes in Wigand Orths Lebensbeschreibung: „In victu atque vestitu temperantissimus semper fuit, in conviviis modestissimus, in colloquiis ac conversationibus humanissimus et aequissimus. Ut immania illa in conviviis nostrorum hominum pocula, et scurriles in colloquiis nugas ex animo aversabatur, ita moderatis conviviis, jucundisque amicorum confabulationibus libenter nonnunquam intererat. Ita neque ea, quae turpia essent, probabat, neque quae concedi ad animi recreationem possent, improbabat. Breviter ita sese gerebat, ubique et adversus omnes, ut non modo doctis hominibus jucundi, sed etiam indoctis suavissimi ejus mores viderentur.“ 6) Calvin schrieb von ihm: „Praeter raram pietatem et eruditionem, quae in ejus scriptis relucet, ajunt hominem esse mansueto ingenio, magna sinceritate praeditum.“ (*Calvini* epistolae et resp. p. m. 686.)

Bescheidenheit[7]) mit so vieler Geschicklichke
geschmackvoller Auswahl des Nützlichsten, fe
und unermüdlichem Pflichteifer im Unterricht
vertrauten Zöglinge; nie ein Theolog (den
lanchthon vielleicht ausgenommen) eine so gr
Alterthum und alle Epochen der Kircheng
fassende gründliche, durch classische, anmuthi
sich auszeichnende Gelehrsamkeit mit so g
muth, Unparteilichkeit und wahrhaft göt
Gemüthsruhe, Besonnenheit und Begeisteru
zeugen sein ganzes Leben und die von ihm
Schriften, welche noch jetzt des eifrigsten S
Gottesgelehrten würdig sind. Man kann
nahme einiger Send= und Pastoralschreiben
philosophischer und philologischer Werke in
theilung zusammenstellen:

A. Methodik überhaupt.

1) De recte formando theologiae
IV. (Basil. 1556. Argentor. 1562. Basil.
Antverp. 1587; wird auch de theologo od
studii theologici überschrieben.) Er selbst
erste Ausgabe dem Reformator des Klosters
der Schule zu Schlüchtern, Petrus Lotichiu
trefflichen Dichters), der die jungen The
Gebiets, sonst dem Seminarium zu Würzb
damals zuerst nach Marburg schickte, und
Recht die größten Lobsprüche ertheilt. In d
lichen Schrift, die er dem Urtheile der wa
thodoxen (nach seiner Beschreibung evangeli
unterwirft, zeigt er, daß der wahre Theolo
lichen Beruf, eine höhere Begeisterung fühle
durchwandert als ein sicherer Führer das
der Wissenschaft. Allenthalben zeigt sich gr
der Kirchenväter, unparteiische Würdigung d
(z. B. über Gregor VII.), der Concilien, de
gen doctrinellen Reform der römischen Kirch
scheidung der Politik von der Theologie u
schmackvolle, umfassende Bezeichnung der hei
mentar= und Hilfskenntnisse (von der class
tur bis zur Musik, von dem Studium de

7) Diese ging nach dem Zeugnisse des Justus
der Vorrede zu einer im J. 1580 im Namen der
perius veranstalteten Ausgabe seiner hinterlassenen
weit: „Ut ideo post mortem demum in lucem pr
luerit, quia gloriam sibi nullam, nec vulgi applau
bat.“ Statt der Einschränkung, welche Bayle dies
muß man vielmehr daraus schließen, daß die Anzahl
lassenen Schriften, wie auch Orth zu verstehen gibt,
war, als was er selbst in den Druck gab. Hierz
seine Freunde. Denn in einem Schreiben an Operi
vom J. 1563 sagt er unter andern: „In animo ha
me extremam manum imponere Topicis Theologic
gam etiam interea in *Methodo Theologica*, quam a
tis undique excitor.“ (*Zanchii* epistol. theol. lib.
8) Er selbst sagte hierüber kurz vor seinem Tode
semper operam dedi in schola, ut doctrinam utilem
proponerem, et vitarem ociosas quaestiones: diligent
ullam darem contentionum occasionem, eandemque
mulam semper retinui, ac dum vixero retinebo.“ (
in vita Hyperii.)

heiligen Schrift bis zum besten teutschen Dialekt, meißnischen). Selbst die Naturwissenschaft schließt nicht aus. Was er über Einfachheit des Ritus, über gmatik und Exegese (zuerst nach Erasmus) Treffendes noch jetzt Beherzigenswerthes sagt, hat neulich ein riftsteller vom Fach ausgezeichnet [9]). Die einzigen m Papisten etwa in diesem Handbuche christlicher Ge-samkeit anstößigen Stellen betreffen das Lesen der el und die Autorität der Concilien, und diese hat der Plagiarius dieses Buches, der spanische Augusti-nönch Laurentius a Villavincentio, in seiner Aus- von 1575 nach seiner Art abgeändert.

2) **De S. Scripturae lectione ac meditatione quo-ana omnibus omnium ordinum hominibus christia-perquam necessaria Lib. II.** (Basil. 1561, 1581.) seiner Zueignungsschrift an den Pfalzgrafen Ludwig Hyperius eine herrliche Erklärung von der wahren warnungsvollen Bedeutung des fürstlichen Titels: n Gottes Gnaden. Das Buch selbst verdiente als erlegung des papistischen Verbots des Bibellesens den besten Kirchenvätern und zum Behufe der groß-nnischen Missionsgesellschaften noch jetzt eine neue gabe. Es enthält, nach Durchführung aller Stände Ämter der Menschen, denen das Lesen der heiligen rift ersprießlich ist, einen sinnigen Kalender für jeden und Abschnitt. Die erste teutsche Übersetzung dieses kes ist von einem dankbaren Schüler, Georg Nigri-(Mühlhausen im Elsaß 1562) Ludwig von Boyne-dem Jüngern, Pfarrherrn zu Homburg an der Ohm, idmet (wo über den damaligen schändlichen Unfleiß die vermaledeite Undankbarkeit hinsichtlich der Ver-lässigung der Bibel geklagt wird); die andere zu Ulm 2 gedruckt [10]).

3) **Topica theologica** (Tiguri. 1561, 1564. Wit-1565. Basil. 1573). Auch dieses, nach der Vorrede Froschauer, der zugleich Buchdrucker, Verleger und ehrter war, hinsichtlich einer hinzuzufügenden theolo-jen Kritik nicht ganz vollendete Werk enthält tref-e Beispiele und Anführungen aus der alten Kirchen-hichte.

B. **Dogmatik** (ohne Polemik, welche Hyperius glich vermied). In diesem Fache hatte Hyperius nur n evangelischen Vorgänger, nämlich Melanchthon (loci mmunes).

1) **Elementa christianae religionis** (Marb. 1563), 1566 zu Lyon ins Französische übersetzter Katechis-, der durch Justus Vultejus im marburgischen Päda-ium eingeführt, aber 1571 auf Betrieb des damali-Superintendenten mit dem Lutherischen vertauscht wurde [11]). Früher waren Bucers und hierauf Wertheims und Lenings Katechismen im Sinne der reformirten Lehre in Hessen gedruckt und eingeführt worden, sodaß der Lutherische wenig Platz gewann. Über die Einrichtung dieses Buches vergl. Köchers katechetische Gesch. der reformirten Kirche, S. 177 fg. Hyperius schrieb auch eine in den größern Sammlungen befindliche Abhandlung, **de catechesi, quid sit catechesis, quaeque ejus origo,** welche 1704 zu Helmstädt von J. A. Schmid besonders herausgegeben wurde.

2) **Methodi theologiae sive praecipuorum chri-stianae religionis locorum communium Lib. III.** (Basil. 1566, 1574. Diese Ausgaben wurden nach Hyperius' Tode, der noch drei Bücher hinzufügen wollte, durch Heinrich Vietor besorgt und mit der Biographie des Hyperius von Wigand Orth versehen.) Ein Muster dogmatischer Schreibart, welche so Viele nach ihm ver-fehlt haben. Vergl. *Buddei* **Isagoge**, p. 413 sq.

3) Die meisten andern dogmatischen Schriften des Hyperius (unter ihnen die besonders gedruckten **Theses de trinitate**) finden sich in zwei Hauptsammlungen seiner hinterlassenen Werke vermischten theologischen Inhalts, welche H. Vietor und Justus Vultejus 1570 und 1580 besorgten (**Varia opuscula theologica.** Siehe die ein-zelnen Abhandlungen bei Strieder, Hess. Gelehrten-Gesch. 1. Bd. S. 304—307). Unter den unvollende-ten, welche Melchior Adam hervorhebt, erregen unstreitig seine sechs Bücher **de ordinanda republica** die meiste Sehnsucht.

C. **Homiletik.** Wie gewissenhaft Hyperius ver-fuhr, um seine Zöglinge zu guten Kanzelrednern zu bil-den, davon zeugt sein Biograph [12]).

De formandis concionibus sacris sive de inter-pretatione scripturarum populari Lib. II. (Marb. 1553, 1562. Basil. 1563, 1573, 1579.) Diese 1563 zu Genf französisch übersetzte Homiletik (**Enseignement à bien former les sainctes prédications**), welche bald nachher auch der oben erwähnte Augustiner sich zu eigen machte (s. Schröckh a. a. O. S. 266), ist so vortreff-lich, daß sie 1781 noch von Wagnitz zu Halle heraus-gegeben wurde. Vergl. über sie Froriep im 1. Thl. der Biblioth. der theol. Literatur.

D. **Exegese** (Hermeneutik). Hier zeigt sich Hy-perius besonders als scharfen und gewandten Logiker, weniger jedoch mit der Wort- als Sacherklärung be-

9) D. von Cölln in dem Programm zur Säcularfeier der versität Marburg (Breslau 1827). Recolitur memoria Profes-rum Theologiae Marburgensium Philippo Magnanimo regnante. 8, 22—28. Vgl. Wachler in der neuesten Ausgabe der Lite-geschichte. 10) Das auf der casselschen Bibliothek (wo auch Theologus und die meisten andern Schriften des Hyperius sich en) aufbewahrte Exemplar der ersten Ausgabe ist mit dem alten ppen der fritzlarschen Stiftsbibliothek versehen.

11) Wie sehr Hyperius, ungeachtet er der Lutherischen Lehre vom Abendmahle nicht geneigt war, bei seinem Leben von den oberhessischen Superintendenten geachtet wurde, und wie er die gleichgesinnten, aber durch die Gegenpartei erschreckten Prediger zu beruhigen und zu stärken wußte, darüber findet man Aufschluß in einem Schreiben Joh. Pinciers zu Wetter an Bullinger, 1564. *Fusslin*, Epistolae ab ecclesiae Helveticae reformatoribus Cent. I. p. 476, 477. 12) Concionandi vero in schola ra-tionem quanto cum labore, quanta cum molestia instituit! Prae-scribebat ipse locos, quos tractandos maxime putaret: emenda-bat conciones a studiosis conscriptas, priusquam recitarentur: audiebat etiam concionaturos, antequam in publicum prodirent; ut si quid vel in voce vel in gestibus desideraretur, id quoque corrigeret etc.

schäftigt. Außer seinen Commentarien zu den Briefen Pauli, welche meistens Mylius nach seinem Tode herausgab (s. Strieder a. a. O. S. 311), und seinen Anmerkungen zum Jesaias, zum 12. und 20. Psalm (de honorandis magistratibus), finden sich mehre exegetische Abhandlungen in den oben angeführten Sammlungen.

E. Verschiedene rhetorische und philosophische Schriften. Oratio pro Joach. Fortio Ringelbergio magnae eruditionis et spiritus adolescente ad senatum Parisiensem habita (vermuthlich vom J. 1530. Steht in *J. F. Ringelbergii* Operibus. Lugd. 1556). Liber de Cosmographia (Hagenoae 1532). Annotationes in X. libr. Ethicorum Aristotelis (Marb. 1553. Basil. 1586. Lichae 1600). Dialecticae liber unus. *Ej.* Rhetoricae liber unus (Tiguri 1566. Sangalli 1581). Physices Aristoteleae Compendium (Basil. 1574, 1585. Nach W. Orth hat Hyperius auch über Arithmetik, Geometrie, Optik und Astronomie geschrieben).

F. Briefe. Sind meistens verloren gegangen. Man sehe jedoch sein Pastoralschreiben an die Gemeinde zu Wesel (Marburgi 1562, in der Samml. v. alt. und neuen Theol. Sachen 1738, S. 710), seinen Briefwechsel mit Justus Didamar, einem ausgezeichneten Rechtsgelehrten unter Wilhelm IV. (*Schmieder*, Monum. Hass. T. III. p. 359—374, woraus man erkennt, wie er mit den Welthändeln vertraut war, und worin unter Andern ein gewichtiges Lob über Sleidans Historie vorkommt) und ein Sendschreiben an seinen Freund Bullinger zu Zürch, worin er unter Andern seine Misbilligung über Heßhusius und über die Verfolgung des Bremenser Albert Hardeberg ausdrückt, und mit Polykarp ausruft: O deus, in quae nos servasti tempora! (*Füsslin*, Epistolae ab eccles. Helvet. Reformatoribus. Cent. I. p. 438). Mehre Briefe waren an den gelehrten Buchdrucker Oporinus gerichtet (s. *Zanchii* Epistol. theol. Lib. II. p. 171). Vermuthlich an Bullinger schrieb er 1562 einen noch zu Cassel aufbewahrten, einige damalige, besonders niederländische und französische, Weltbegebenheiten berührenden Brief, den wir zugleich als Probe seiner Darstellung in der Anmerkung mittheilen wollen [15]).

Vergl. überhaupt Strieder a. a. O. und meine hessische Geschichte, 3. Bd. S. 389 des Textes, Anm. 67. S. 326. (*Rommel.*)

Hyperkatalektikos, s. unt. Vers.

Hyperkritik, s. unt. Kritik; Hyperl[...]sik, s. unt. Musik.

HYPERLAOS, Ὑπέρλαος *), verfol[...] Brüdern: Phineus, Euryalos, Antiocho[...] Sternops, Xanthos und Sthenelos, oder wi[...] erzählt, mit seinem einzigen Bruder, Olenio[...] und wurde von Tydeus erschlagen.

HYPERLOGISMUS (von ὑπὲρ, üb[...]γος, die Vernunft, also soviel wie Superra[...] wird von Einigen (z. B. Krug, s. dessen [...]buch) das Streben genannt, in der Sp[...] Vernunft selbst gleichsam zu überbieten o[...] fliegen, was nur mit den Fittigen der [...]kraft geschehen könne, daher denn eine sol[...]dente Speculation immer etwas phantastisch[...] Nimmt man an, daß die Vernunft die höc[...]nißkraft des Menschen ist, so erscheint der H[...]

15) S. D. Quae ad me misisti, reverende Vir, de rebus Gallicis, ea, quam primum fieri potuit, perferre Cassiliam curavi, ubi Principi quoque statim redderentur. Et ex eo tempore certior factus sum in Principis manum venisse. De quo autem ad te scribam memoratu dignum, nunc nihil habeo, nisi forte istud tibi nondum auditum. *Antonius Perenotus Granvella* Episcopus Atrebatensis hoc anno factus est non modo Cardinalis, verum etiam Archiepiscopus Mechliniensis sicut et Viglius Zuichemus Jurisconsultus factus est episcopus Gandavensium; sunt et alii novi episcopi dati Arlisiensibus, Hannoviis, Flandris, Zelandis, qui omnes agnoscere Mechliniensem illum debent. Verum Brabanti, Hollandi, Geltrii, Frisii novos admittere detrectant. Cardinalis ille quam sit sanguinis siticus et turbarum amans, non uno modo declarat. Primum ut bello petantur Galli, quantum in ipso est, omnem movit lapidem. Sed abhorrent Principes, quantum malorum pridem passi sint, non immemores. Nititur deinceps principes Belgicos [...] ubivis locorum concitare ad saeviendum in omne[...] veritatem profitentes. Quam provinciam cum man[...] vellet Comiti Egmundano, respondit is: „Si ca[...] exercenda, Cardinalis ipse munus id subiret, se e[...] nec posse pro illius nutu carnificem agere.“ Qui[...] mox tanta secuta est rixa et animorum utrinque [...] Cardinalis latus pugione stricto Egmundanus pe[...] tandem alias factum a Comite *quodam Mansfelder*[...] interea Cardinalis quosdam inferioris ordinis prae[...] delitati ipsius serviant. Nam multis locis durin[...] hac unquam pii omnes divexantur, rapiunturque [...] suppliciis, etiam novis excogitatis poenarum generi[...] sexus neque aetatis nec ullius conditionis habetur [...] quando omnia ubique plena sunt turbarum, id [...] quemadmodum recte mones, ut in Deo spes omnis [...]bat, ut hujus opem sine intermissione imploremus, [...] non ex sapientia vel viribus humanis pendeamus. [...] est, quemadmodum heri quidem renunciarunt, at[...] *Rex* mutavit sententiam, accepta praemii loco a [...]dem Sardinia, a Pontifice vero Perusio, non dubi[...] brevi in ipsa Gallia memorabile suae potentiae [...] erga impios, bonitatis atque misericordiae erga [...] sit editurus. Ita vero susceptum credo in Galli[...] perductum negotium emendandae ecclesiae, ut imp[...]que intervertere posthac Navarius nullus possit. [...] dubio multorum animi ea de re vehementer const[...] Deus ita ecclesiae suae imo suam agit causam, [...] ut omnes queant, admirabili Dei providentia cuncta [...]minum salutem pertinent administrari. Equidem [...] arbitror extremum illud judicium, quod Filius D[...] in omnes homines; prius autem quod id exerceat [...]ctrinam Evangelii filii Dei ubique terrarum deber[...] Ita futurum est non in Gallia modo, verum etiam [...] Italia propediem maturi fructus Evangelii Christi[...]tione ecclesiarum erumpentes conspiciantur. (From[...] Quamobrem tantum abest, ut animum abjicere u[...] meliora sperare debeamus. *Cum ecclesia premi videtur, tum evadit augustior!* Vale cum tota [...]sime. Marburgi raptim. die XVII. Martii 1562. [...] ad tuam humanitatem noster Princeps eas literas [...] me misit Secretarius ita jussus, curavi ad Frosch[...]ferri per Frisium nostrum. Salvere jubeo omnes [...] colendos D. Martyrem, Gualtherum, Zwinglium [...] Simlerum, caeterosque.

*) Vielleicht Pterelaos oder Perilaos (s. *Heyn*[...] I, 8, 5). Er war ein Sohn des Melas.

perrationalismus als ein Unbegriff, eine contra-
n adjecto, die Vernunft kann dann sich nicht
erfliegen, so wenig als ein Vogel über sich hinaus-
der ein Mensch auf seine eigenen Schultern zu
ermag. Setzt man dagegen (wie z. B. Eschen-
thut, Psychol. S. 109) die Einbildungskraft
r die Vernunft (vgl. dagegen Ideler, Anthrop.
Hillebrand, Anthrop. II, 258. Scheid-
ychol. S. 414), so ließe sich denken, daß es
sche, nämlich phantastische, Erkenntnisse gäbe.
würde stattfinden, wenn man die sogenannte
ung als etwas Höheres denn die Menschenver-
sieht; daher denn auch der sogenannte Suprana-
us manchmal als Superrationalismus bezeichnet
(*K. H. Scheidler.*)

perlydisch, s. Lydisch, vergl. auch unter Hy-
ch und Hyperjastisch.

PERMENES, ist nicht weiter bekannt, als daß
em Ptolemäus Chennus, dem Sohne des He-
in seinem Werke περὶ τῆς εἰς πολυμαθίαν και-
ρίας als ein Schriftsteller angeführt wird, der
ios ein Buch geschrieben hatte. Hypermenes
in erzählt, daß Homer einen Diener, Namens
fos, gehabt habe, dieser sei von den Chiern zu
ldstrafe von 1000 Drachmen verurtheilt worden,
einen Herrn nach dessen Ableben nicht verbrannt
a der angeführte Grammatiker Ptolemäus Chen-
r Trajanus und Hadrianus lebte, so muß Hy-
vor dieser Zeit geblüht haben *).
(*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

PERMESE, wird von Boëthius ebendas ge-
was sonst Lichanos heißt, nämlich der dritte
tiefsten (nach unserer Art zu sprechen) Tetra-
gl. d. Art. und Hypate). Nach Andern wird
m Ausdruck auch das Mundstück einer Flöte be-
(*G. W. Fink.*)

PERMESTRA, des Thespios oder Thestios
ach Hygin [1]), nach *Antonin.* Liberal. [2]) Toch-
Erysichthon. In der Noth verkaufte sie der
ysichthon; sie wurde Poseidons Geliebte, und
von diesem die Gabe, in allen Gestalten zu er-
nd zu ihrem Vater zurückzukehren [3]). (*Schincke.*)

ermeter, s. Vers.

ermixolydisch, s. Mixolydisch.

PERMNESTRA (Ὑπερμνήστρα), Mnästa [1]),
ochter des Danaos, Königs in Argos und der
a [2]), bildet einen kleinen Theil des Danaiden-
Während Danaos alle seine übrigen Töchter
tos' Söhne durchs Loos vermählte, bestimmte er
Lynkeus zur Gattin, weil er ihn fürchtete [3]).
ner Töchter gibt er einen Dolch, um in der Braut-
nacht ihre Männer zu ermorden [4]), was sie auch thun;
nur Hypermnestra schonte das Leben des Lynkeus und
rieth ihm zur Flucht [5]), ohne sie berührt zu haben, weil
sie dies wünschte. Lynkeus floh nach Lynkea, spä-
ter Lyrkea von Lyrkos, Abbas' Beisohne genannt, und
gab seiner Retterin daselbst das verabredete Zeichen von
seiner Sicherheit: er zündete eine Fackel an, und sie
zündete ebenfalls eine an auf der Burg Larissa ihm zur
Freude, zum Troste [6]). Bald darauf wurde sie gefangen ge-
setzt, bewacht [7]), von ihrem Vater vor ein Gericht gestellt,
von dem der Platz, wo es gehalten wurde, den Namen
Κριτήριον erhielt [8]), aber freigesprochen. Später vermählte
sie ihr Vater mit Lynkeus, seinem Nachfolger in Argos;
die übrigen Töchter mit Siegern in den Kampfspielen [9]).
Die glücklich Gerettete und Retterin weihete dankbar den
Göttern Tempel und Statuen: der Aphrodite νικηφόρος
eine Statue [10]), der Artemis Πειθώ einen Tempel [11]),
und die Nachwelt ehrte ihre Gattenliebe durch Errichtung
herrlicher Denkmäler an ihrem und Lynkeus' Grabe neben
dem Altare des Zeus φύξιος [12]), und zu Delphi dem Da-
naos, Lynkeus und der Hypermnestra [13]), Statuen in einem
Tempel. Jährlich feierten die Argeier ein Fackelfest [14]).

Pausanias [15]) gibt Aufschluß über die Deutung der
Mythe. Jährlich im Sommer versiegen Bäche und
Wasser im Argeier-Lande, mit Ausnahme des Sees
und Baches Lerna. Die Danaiden sind die Quellen und
Wasser des Landes. Unversiegbar war Lerna (Geschenk
Poseidons an Amymone, die Tadellose, gleich der Hy-
permnestra). Lynkeus ist Personification des argolischen
Landes und Volkes. Er flieht nach Lyrkeia (Lynkeia),
von einem Berg in Argos an der Grenze Arkadiens
genannt, wo Inachos' Quellen waren [16]). Ihn rettet in
der Noth Lerna, d. i. Hypermnestra. Hier waren die
Leiber der Söhne des Ägyptos versenkt. Man feierte
am See Lerna Phallusfeste der nie verlöschenden Lebens-
kraft der Quelle und der Natur, und den Erd- und
Nährgöttern bauen die Danaiden als Stifterinnen agra-
rischer Cultur Altäre [17]), insbesondere der Nährerin aus
der feuchten Tiefe, Athene [18]). Vergl. d. Art. Danaos.

An alterthümlichen Denkbildern liefert die bei Ca-
nosa gefundene Vase [19]) mehre Scenen aus dem My-
thos, die Creuzer [20]) erklärt. Die erste Scene stellt Lyn-
keus als Ephebe mit zwei Lanzen in der Hand und zwei
Sternen über dem Haupte, die Trennung seines Vaters
Ägyptos von Danaos andeutend, mit auf Libera's Schul-
tern ruhendem Arm, einem Zeichen guter Führung, vor.
Die zweite rechts oben ist Lynkeus auf der Flucht. Eine

*) Photii Bibliotheca e rec. Bekkeri. T. I. p. 152.
1) ab. 70. ed. van Staveren. p. 142. 2) XVII.
3) ...er, Symbol. 4. Bd. S. 142 fg.
...ermann, Opuscul. T. II. p. 205, und Danaos — Nau-
2) *Apollod.* II, 1, 5. 3) *Pausan.* II, 19, 6.

4) *Apollod.* II, 1, 5. *Pausan.* II, 24, 3. 5) *Horat.* Od. III, 2, 33 sq. 6) *Pausan.* II, 25, 4. *Aeschyl.* Agamemn. 8, 291. *Polyb.* X, 43 sq. 7) *Apollod* II, 1, 5. 8) *Pausan.* II, 21, 1. 9) *Apollod.* II, 1, 5. 10) *Pausan.* II, 19, 6. 11) Ibid. II, 21, 1. 12) Ibid. II, 21, 2. 13) *Apollod.* l. c. 14) *Hygin.* fab. 168. *Pausan.* II, 25, 4. 15) *Pausan.* II, 15, 5. 16) *Apollod.* I, 2, 4. 17) *Herodot.* II, 171. 18) *Pausan.* II, 36, 7. 8. 37, 1, 2, 3, 5. Vergl. Völcker, Myth. des Japet. Geschlechts. S. 195. 19) Description des Tombeaux de Canose. Paris 1816, von *Millin.* 20) Abbild. XLII. und S. 38.

Sonne geht ihm vor; er stützt seinen Arm auf einen starken Reisestab. Sein Diener erhält Aufträge. Die dritte Scene gibt Hypermnestra als Gemahlin des Lynkeus, Lynkeus mit einem Myrthenkranze, dem Zeichen der Liebe.

Denselben Namen führt eine Tochter des ätolischen Königs Thestios, welche Oikles von Argos Amphiareus, Iphianeira und Polyböa gebar [21]). (*Schincke.*)

HYPEROA, HYPEROË (Ὑπερῴα, Ὑπερῴη, eigentlich sich höher befindend), der Gaumen, **Palatum**, bei Galen sehr wahrscheinlich besonders die Gaumenbeine bezeichnend; auch kommt es in der Bedeutung von **Choanae** (hintere Nasenöffnungen) bei Neuern vor. S. d. Art. **Gaumen**. (*Wiegand.*)

HYPEROCHA nennt man dasjenige, was aus dem Kaufpreise eines verkauften Pfandes, nach Abzug der Foderung des Pfandgläubigers, übrig bleibt. Der Pfandgläubiger muß nämlich bei dem Verkaufe der ihm verpfändeten Sache, soviel es mit seiner Sicherheit in Einklang zu bringen ist, das Interesse des Eigenthümers des Pfandes oder seines Pfandschuldners befördern, mithin den möglichst höchsten Kaufpreis zu gewinnen suchen. Bleibt nun nach Abzug seiner Foderung ein Überschuß der Kaufsumme, so gebührt dieser dem Pfandschuldner [1]), jedoch muß dieser warten, bis der Pfandgläubiger denselben eingezogen hat, wenn er es nicht vorzieht, sich die Klage gegen den Käufer des Pfandes von dem Pfandgläubiger cediren zu lassen, um den Überschuß von jenem Käufer selbst einziehen zu können. Geht die **Hyperocha** auf diese Weise nicht ein, so ist der Pfandgläubiger nur dann für diesen Verlust verantwortlich, wenn ihm hierbei ein Verschulden zur Last gelegt werden kann, nicht aber, wenn jener Verlust durch einen Zufall eingetreten ist [2]). (*Spangenberg.*)

HYPEROCHE, nach Herodot *) der Name der einen hyperboreischen Jungfrau, welche, von fünf Männern ihres Volkes begleitet, in späterer Zeit als **Arge** und **Opis**, die mit den delischen Göttern selbst gekommen sein sollen, die Weihgeschenke von dem Volke der Hyperboreer nach Delos brachten. Ihre Gefährtin hieß Laodike. Diese Jungfrauen brachten der delischen Eileithyia die Erstlinge der Früchte ihres Landes zum Geschenke **). Lange Zeit heiligte das Gastrecht die jungfräulichen Abgesandten; aber einst kehrten sie nicht wieder zurück in ihre ferne Heimath. Da fürchtete das Volk der Hyperboreer, andere zu schicken; es brachte daher seine jährlichen Opfer, in Weizenspreu gepackt, an die Grenze, gab dieselben den Scythen, und so gingen sie von Volk zu Volk an das adriatische Meer, und endlich über Dodona in Epirus und Euböa nach der Insel Delos. Das Andenken der Hyperoche und Laodike ward noch in später Zeit zu

21) *Apollod.* I, 7, 10. *Palmer*, Exercitatt. ad h. l. *Diodor.* IV, 70.

1) Fr. 6. §. 1. D. XIII, 7. de pign. act. c. 8. C. VIII, 28. de distract. pignor. 2) Fr. 24. §. 2. D. XIII, 7. de pign. act. Vergl. Schweppe, Römisches Privatrecht. 2. Bd. §. 383. S. 267.

*) *Herodot.* IV, 33—36. **) *Plin.* H. N. IV, 26. *Pausan.* I, 31.

Delos durch Gottesdienst und heilige Hy
und die delischen Bräute opferten vor de
eine Haarlocke auf dem in dem Tempel der
lichen Grabmale dieser Jungfrauen. (*Au*

HYPEROCHOS (Ὑπέροχος, Ὑπείρο
tern), Hort, ein Sohn des Priamus [1]), w
kos — Volksrecht — (in Laodikos umgeste
reer. Beide vertheidigten in den Thalschlu
ligthum zu Delphi gegen die Gallier [2]). F
und *Λαοδόκος* [3]) schreibt O. Müller [4]) Hyp
Laodike wegen Herodot (VIII, 39), der bei
lichen Kampfe die einheimischen Heroen Phyla
tonoos nennt. (

Hyperoodon, s. **Delphinus.**

HYPEROPS (Insecta). Eine von Esch
Familie der **Tentyridae** aufgestellte Käfergat
log. Atlas, 4, 9) mit folgenden Kennzeichen: O
carinam antennarum siti. Clypeus antice
Als Art gehört hierher **Hegeter tagenioides**,
(D

Hyperorgosis, s. **Orgasmus.**

HYPERORTHODOXIE ist übertrieben
doxie (s. d. Art.). Wenn eine gewisse Ach
die zeither in der Kirche gültigen Lehren auc
zu verwerfen, sondern zu empfehlen ist, soda
thodoxie nicht überhaupt verworfen werden kan
sie doch so übertrieben werden, daß das n
Fortschreiten zu dem wahren Licht, und das i
sten: zu den wahren, ewigen Ideen des Ev
dadurch gehindert wird, welches man vielleic
absichtigt, ob es gleich auch in der ausdrü
sicht Mancher zu liegen scheint. In diesem
man von Hyperorthodoxie. Liegt ihr irrige
die wahre Erleuchtung zum Grunde, so ist sie
zu beklagen. Beruhet sie aber auf eigennüt
den, z. B. daß man die Gunst einflußreiche
dadurch erlangen kann, oder durch sie sich
machen will, wozu es sonst an wahren Vor
so wird sie verächtlich. (

Hyperosmie, Hyperosmia, ein zu sta
s. **Geruch.**

**HYPEROSPHRESIE, HYPEROS
HYPEROSPHRESIS** (von ὑπέρ und ὄσφρη
σία, das Riechen oder Riechvermögen), das v
stärkte Riechvermögen, wo Dinge, die kaum
besitzen, empfunden werden, riechbare aber
und in größerer Entfernung als gewöhnlich
sinn afficiren, sodaß sie auch wol Niesen,
erregen. S. **Geruch.** (

HYPEROSTOSEN (**Exostosen**),
wüchse, sind bald rauhe, bald *glatte*, ge
harte und dichte krankhafte Knochenwucherun
noch dichter und härter als die übrige gesun
masse, Elfenbeinexostosen heißen. Oft sind
oder zellig und aufgelockert, enthalten auch

1) *Apollod.* III, 12, 5. 2) *Pausan.* I, 4,
san. l. c. und X, 23, 8. 4) Dorier. 1. Bd. S.

'anchmal bilden sie eine strahlgypsähnliche
sich mit den Fingern zerreiben läßt. Bald
bald kugelrund, bald lang und spitz, scharf
bald schuppen=, bald gabelförmig, bald ge=
ld sitzen sie auf einer breiten Basis, bald auf
en Stiel auf. Sie können eine Größe von
erreichen. Ihr Gewicht entspricht verhält=
rer Größe und Dichtheit. Eine ungeheure
an einem Menschenschädel beschreibt J. G.
iatom. Beobachtungen ꝛc. (Prag 1821.) Der=
wüchse entstehen durch Anhäufung meist phos=
kalkes in den Knochenzellen. — Mit den gut=
losen ist der ausgebildete, bald glatte, bald
rmliche, mit Stacheln und Spitzen besetzte,
ıd harte, bald etwas weichere Knochencallus
ei. (Vergl. M. Troja, Neue Beob. und
er die Knochen ꝛc.; aus d. Ital. mit Anm.,
von Albrecht von Schönberg, mit Kpf.
828. 4.] 4. Abthl. Cap. 2.)
Knochenwucherungen soll auch, nach Hufe=
ach Gariot vielmehr aus den Alveolen abge=
nkalk, Zahn= oder sogenannte Weinstein der
en, welcher an den Zähnen und am Zahnfleische,
'ersonen von schleimiger Constitution und ar=
rhachitischer, syphilitischer und skorbutischer
st beträchtliche Auswüchse bildet, von weißer,
iwider, oder, wie bei Scharbockkranken, von
ißfarbe. Hunter vergleicht sie in chemischer
den Bezoars, und Magellan sieht sie für
abreporen ähnliche Korallenspecies an. Im
ben hält man irrig denselben für das Pro=
rreste genossener Speisen. Durch die Lupe
rgleichen Incrustationen als dicht vereinigte,
Punkten glänzende Körnchen. Wird (in
Jour. der prakt. Heilk. 1829. 8. St. S.
mit Gariot für das Product einer krankhaf=
it der Schleimmembranen an. Nach Wol=
rov und Mitchill bestehen sie aus phosphor=
wenig salpetersaurem und noch weniger koh=
alke. (Vergl. Schweiggers Jahrb. der
Phys. 1826. 3. S. 371 fg. u. den Artikel
Einige halten das Cäment der Rindsback=
fest mit dem Zahnschmelz auch im gesunden
bunden ist, ebenfalls für Zahnstein, der aber
ıe (in Heusingers Zeitschrift für die or=
sik. II, 2. 1828. S. 356 fg.) nur ein ein=
ichlag von phosphorsaurem Kalk und Mucus,
on Organisation, ist. (*Th. Schreger.*)
xyde, s. Oxyde.
RPHAS, Ὑπέρφας [1]), war der Vater der
), welche nach Andern eine Schwester der
ıter des Menökios [3]). Apollodor [4]) bezeichnet
Tochter des H. und erzählt, daß sie von ei=
es Ödipus Gemahlin, und als Mutter des

Eteokles, Polynikes, der Antigone und Ismene bezeichnet
werde, während andere als Mutter der vier Kinder,
welche Ödipus zeugte, die in Verzweiflung sich selbst mor=
dende Jokaste ansehen [5]). Wie dieses als möglich gedacht
werden kann, da doch Ödipus seinen Irrthum sobald ein=
sah, zeigt Siebelis [6]). (*Schincke.*)

HYPERPHLEGMASIE (von ὑπέρ und φλεγμαίνω, brennen), ein sehr heftiger Grad von Entzündung (s. d. Art.). (*Wiegand.*)

Hyperphysisch (supernatural), s. Supernaturalismus.

HYPERPIMELE (von ὑπέρ und πιμελή, Fett), eine zu große Fettigkeit oder Fettansammlung (Obesitas s. Polysarcia adiposa). Hyperpimelicus heißt also an Fettsucht leidend, von zu großer Fettigkeit herrührend. Vgl. Fettsucht. (*Wiegand.*)

HYPERPLEROSIS, Ὑπερπλήρωσις, die Überfüllung (einer Höhle des Körpers), besonders mit tropfbaren Flüssigkeiten. (*Wiegand.*)

Hyperpolitik, s. Metapolitik.

HYPERPRESBYTIA (von ὑπέρ und πρέσβυς, alt, weitsehend ꝛc.), bei H. D. Gaub (Inst. patholog. med. §. 726) das übermäßig schwache Gesicht in der Nähe (Enormis visus senilis gradus). Vergl. Fernsichtigkeit (Visus senilis, Presbyopia). (*Wiegand.*)

HYPERRHIZA. Diese von Bosc (Berl. Mag. 5. Jahrg. Taf. 6. f. 12. Abb.) nach der französischen Aussprache Uperhiza geschriebene Gewächsgattung gehört zu der Gruppe der Kernschwämme (Markpilze, Myelomycetes), der natürlichen Familie der Pilze. Ihr Charakter besteht in einem kugelförmigen, auf der Oberfläche wurzelreichen Schlauchbehälter, dessen Wurzeln sich zu einem Strunke vereinigen, in verlängerten, gewundenen Schläuchen und pulverigen Sporidien. Die einzige bekannte Art, H. carolinensis *Bosc*, ist ein schwarzer Pilz von der Größe einer Erbse bis zu der eines Apfels, welchen Bosc in Süd=Carolina gefunden hat. — S. *Spr.* Syst. IV, 416. (*Sprengel.*)

HYPERSARCOMA (von ὑπερσαρκάω, mit Fleisch überwachsen oder überziehen), das zu stark hervorgewachsene Fleisch, das wilde Fleisch, ein Gewächs oder Auswuchs von Fleisch, besonders an Geschwüren und Wunden (Caro luxurians, Caro fungosa, Ecsarcoma, auch Hypersarcosis genannt), s. unt. Geschwür und Fleischgewächs. Hypersarcosis (Ὑπερσάρκωσις), bedeutet nicht nur die Bildung und das Wachsen des wilden Fleisches und dieses selbst, sondern auch den übermäßigen Fleischansatz im ganzen Körper und die regelwidrige Fleischbildung an einzelnen Stellen desselben. Hypersarxis, Hypersarcesis (von ὑπερσαρκέω, zu viel Fleisch ansetzen), ein allgemeiner übermäßiger Fleischansatz. (*Wiegand.*)

HYPERSOPHIE bezeichnet, der Etymologie (von ὑπέρ, über, und σοφός, weise) zufolge, die Überweisheit oder anmaßliche Weisheit, welche die Schranken der Vernunft übersteigt und sich in (deshalb soge=

n Scholien zu *Eurip.* Phoeniss. 53 heißt er Peri= benbaselbst wird sie Eurygane, Εὐρυγάνη, genannt. ı, 5, 7. 4) III, 5, 8.

5) *Pausan.* IX, 5, 5. 6) Annotatt. ad *Pausan.* l. c. Tom. IV. p. 19 sq.

nannte) transscendente Speculationen verliert. Von diesem Begriffe gilt, was von Hyperlogismus (s. d. Art.) bemerkt worden. Nach Krug (im philos. Wörterb. u. d. W.) soll eine solche anmaßliche Weisheit, wenn sie sich in Lebensgeschäften geltend zu machen sucht, spöttisch Superklugheit genannt werden; allein dies ist offenbar irrig, indem bei dem letztgenannten Begriffe gar nicht von Weisheit, d. h. Erforschung der höchsten Zwecke, sondern von Klugheit, d. h. Erkenntniß der besten Mittel, die Rede ist, und dabei nicht auf die Schranken der menschlichen Erkenntniß überhaupt, sondern auf die subjective Erhebung eines bestimmten Individuums über seinen Horizont, auf die Überschätzung seines eigenen Verstandes gesehen wird.
(*K. H. Scheidler.*)

HYPERSTHEN *Hauy*. (Paulit Werner, ehemals labradorische Hornblende.) Dieses Mineral, das eingesprengt in größern oder kleinen Partien in einem syenitartigen Gesteine, welches auf Labrador, Hornblende und Magneteisenstein, auf der St. Paulsinsel an der Küste von Labrador vorkommt, hat eine graulich- oder grünlichschwarze Farbe, mit einem tombackbraunen Schimmer auf den blätterigen Flächen, eine Härte, welche der des Feldspathes ziemlich gleichkommt und ein specifisches Gewicht von 3,33. Man bemerkt zwei nicht ganz vollkommene Durchgänge, die sich unter Winkeln von ungefähr 93° schneiden und auf ein rhombisches Prisma hinweisen, und einen vollkommneren Durchgang nach der kurzen Diagonale des Prisma's, mit Perlmutterglanz. Vor dem Löthrohre schmilzt es zu einem graulichgrünen Glas und enthält nach Klaproths Analyse 54,25 Kieselerde, 24,50 Eisenoxyd, 14,00 Talkerde, 2,25 Thonerde, 1,50 Kalkerde, 1,00 Wasser.

Es ist möglich, daß dieses Fossil nur als Abänderung des Augits zu betrachten ist, da die Winkel der Durchgänge fast dieselben sind. Sehr ähnliche, hierher gehörige Massen hat man auf der Insel Sky in Schottland, auf Bergens Halbinsel in Norwegen, in Cornwallis, Grönland u. a. O. gefunden, aber es ist noch nicht völlig ausgemacht, ob sie alle hierher zu zählen sind, sowie überhaupt die ganze Gruppe der hornblende-, augit- und bronzitartigen Mineralien noch nicht mit der erfoderlichen Schärfe gesondert ist und weitere Erfahrungen und Beobachtungen erwartet. Nach Beobachtungen, die besonders Rose und Weiß in Berlin in neuern Zeiten gemacht haben, dürften alle diese Gruppen in eine einzige vereinigt werden können, und sich nur dadurch unterscheiden, daß diese oder jene Durchgänge mit größerer Deutlichkeit auftreten. Doch kann man die Untersuchungen darüber noch keineswegs als geschlossen betrachten.
(*Germar.*)

Hypersthenie, s. Sthenie.

HYPERTELEATUM, Ὑπερτελέατον, war ein Ort an der Ostseite des lakonischen Meerbusens gelegen, 50 Stadien südöstlich von der Stadt Asopus, und blos durch einen Tempel des Äskulap merkwürdig. *Pausan.* III, 22. (*Kanngiesser.*)

HYPERTHYMIE, HYPERTHYMIA (von ὑπέρθυμος, übermüthig, verwegen, frech), bei Leupoldt eine mit Tollkühnheit verbundene Geistes[...] atrox), im Gegensatze von Athymie (At[...] muth mit Muthlosigkeit.

HYPERTROPHIE, HYPERT[...] nährung, etymologisch aus ὑπέρ u[...] den, wovon das Beiwort hypertrop[...] hypertrophisch, an Hypertrophie leiden[...] bedeutet in der Pathologie eine regel[...] rung irgend eines festen Theiles, eine[...] nismus zu Folge übermäßiger Ernäh[...] gegenüber dem Leiden der Atrophie, v[...] rung (s. d. Art. Auszehrung).

Erst seit wenigen Jahren, und zu[...] System der Krankheitslehre die patho[...] wohlthätiges Licht verbreitete und dadu[...] zustände mehr nach ihrem Wesen, als [...] Symptomen benannt wurden, besteht [...] pertrophie: anfänglich mehr um das [...] der Theilchen gewisser Organe, wie z[...] der Schilddrüse u. s. w., zu bezeichnen[...] richtiger zur Bezeichnung eines besti[...] Zustandes gebraucht, der in allen Ge[...] nismus seinen Sitz haben kann und [...] mäßigen Ernährungsproceß in denselb[...] Hypertrophie ist daher eigentlich nicht [...] nen, sondern ist vielmehr ein organisch[...] je nach dem Theile des Organismus [...] Krankheit als Reaction des ganzen [...] kann, jedoch auch bei übrigens unve[...] denkbar ist, und wirklich vorkommt; [...] trophie des Herzens stets sehr bede[...] in der ganzen Lebensthätigkeit des O[...] rend sie in einem andern niedern Gebi[...] desten Schaden verursacht. Schwer [...] Charaktere aufweisen, durch welche sich [...] im Allgemeinen zu erkennen gibt. [...] aber gehört:

a) Daß die Umfangsvergrößerung [...] in einem Organe meistens nur allmä[...] folge, nicht wie in andern Fällen, z. [...] fangsvergrößerung durch Hyperämie, [...] stürmisch, bald steigend, bald fallend [...] Krankheitssymptomen geschieht; b) d[...] Massenbildung nicht mit Bildung neu[...] bunden ist, oder diese doch in wenigen[...] nahme dem betreffenden Theile sehr an[...] der dem hypertrophischen Theile polar[...] in der Regel atrophisch wird; d) daß i[...] Organen die nach Außen gekehrte T[...] meistens in demselben Grade erlischt, [...] ihrer Ernährungskraft zunimmt, gleic[...] trirten sich diese entgegengesetzten Kräft[...] rung; und endlich e) daß mehr oder [...] tionen theils des leidenden Theils selbst [...] demselben benachbarten Organe gestört [...]

Vielfacher gibt sich die Hypertro[...] chung derselben an den verschiedenen [...] nismus selbst zu erkennen, und es mög[...]

die Schranken einer allgemeinen Betrachtung zu überschreiten, sowol an den einfachen Geweben des Organismus, als auch an den einzelnen durch jene zusammengesetzten Organen im Allgemeinen geschehen. Untersuchen wir daher unter den A. einfachen Geweben des thierischen Organismus

1) das Zellgewebe. Die diesem Grundstoff eigenthümlichen, je nach dem Organ, in oder zwischen welchem es lagert, verschiedenen Beschaffenheiten werden durch Hypertrophie häufig mehr oder weniger alienirt. Gewöhnlich findet sich nicht allein die Masse desselben vermehrt, sondern zugleich auch fester, sodaß es dem durchschneidenden Messer unter knarrendem Tone Widerstand leistet; die derbern Lamellen desselben durchkreuzen sich vielfach und kommen denen eines Faserknorpels oft ziemlich nahe. Ihre Farbe pflegt weiß oder verschieden gefärbt zu sein, je nachdem andere Substanzen, wie Fett oder Pigmente, darin abgelagert sind. Oder es ist das Zellgewebe zugleich weicher, schwammig, breiig.

Diese verschiedenen Abstufungen und Formen der Hypertrophie hält man häufig mit Unrecht für neu organisirte Gewebe, und nennt diese angeblichen Pseudorganismen, je nach ihrer verschiedenen Form, bald Scirrhus, bald Enkephaloid, bald Fungus u. s. w. Sehr schwer, ja fast unmöglich ist es zwar immerhin, zwischen diesen abnormen Geweben eine scharfe Grenzlinie zu ziehen und zu bestimmen, wo vielleicht noch bloße Hypertrophie mit Condensation des Zellgewebes sei, und wo bereits sich ein neues fremdartiges Gewebe organisirt habe, wie dieß wol hinreichend der noch fortwährende Streit über die Frage beweist, ob Skirrhus identisch sei mit jeder andern Verhärtung oder nicht; denn daß Scirrhus nur eine solche Verhärtung sei, die in Krebs übergehe, ist zu ungenügend bestimmt, da bereits nachgewiesen worden, daß Geschwülste der verschiedenartigsten Form in Krebs übergegangen sind, und überhaupt dies als Folge nicht voraus zu bestimmen ist. Soll aber der Skirrhus dadurch vielleicht, wie manche Pathologen wollen, unterschieden werden, daß eine skirrhös gewordene Substanz sich stets gleich bleibe, so scheint dies nicht minder ungereimt zu sein, als alle übrigen Symptome desselben höchst zweifelhaft sind, da in keinem Thierstoffe das Streben nach höherer Bildungsstufe unterbrochen werden kann. Besser wäre es daher allerdings, solche Benennungen, wie Skirrhus, aus der Pathologie zu verbannen, da sie weder eine specifisch noch formell bestimmte Krankheit bezeichnen.

Unter allen einfachen Geweben ist das Zellgewebe am häufigsten der Hypertrophie unterworfen, und häufig wuchert dasselbe, besonders in gewissen Organen, wie z. B. dem willkürlichen Muskelapparat, den Drüsen rc. auf Kosten der übrigen Grundgewebe, so zwar, daß diese in Zellgewebe umgewandelt zu werden scheinen. Einen merkwürdigen Fall solcher Zellgewebeumwandlung beobachtete Dr. G. Andral in der Gallenblase zu Folge activer Hyperämie mit Eiterungsproceß (s. dessen Grundriß zur pathol. Anatomie übers. und herausg. von Dr. F. W. Becker, 1 Bd. S. 189).

2) Das fibröse Fasergewebe. Oft findet sich dieses Elementargewebe an solchen Stellen des menschlichen Körpers, wo man es nur der Analogie anderer thierischen Organismen gemäß erwarten könnte; so z. B. finden sich zuweilen nach heftiger bronchitis beim Menschen in den feinsten Bronchen Fasern, wo sich solche nur bei größern Thierclassen unterscheiden lassen. Übrigens ist dieses Gewebe der Hypertrophie weniger unterworfen als das Zellgewebe.

3) Die häutigen Gewebe. a) Seröse Häute sollen am seltensten hypertrophisch werden; ja sogar nach Einigen, wie nach Andral gar nicht, obschon dies gewiß etwas zu weit gegangen ist. Mag es auch immer sein, daß Hypertrophie weit häufiger die unter dem dünnen eigentlichen serösen (von Antral unorganisirt genannten) Häutchen liegenden Zellgewebeschichten treffe, so läßt sich doch kaum denken, wie bei den häufig vorkommenden, bedeutenden Störungen in der Secretion und Resorption des serösen Dunstes, diese Membran als bedingendes Organ nicht auf analoge Weise, gleich andern Membranen erkranken solle. Dieser Meinung ist auch Meckel, indem er sagt: „Auch bei den serösen Häuten kommt Vergrößerung nur mit Umwandlung ihrer Substanz, besonders Verdickung derselben in Folge von Entzündung, vor. Diese aber ist in der That nicht selten, und vielleicht sehr wohl hierher zu rechnen, da die Vergrößerung der Organe überhaupt durch einen Proceß wirklich wird, der wesentlich sich kaum von der Entzündung zu unterscheiden scheint."

Häufiger erscheinen dagegen b) die Schleimhaut und äußere Haut, die in ihrer Structur congruent zu halten sind, hypertrophisch, und zwar entweder in ihren einzelnen Theilen oder allgemein. Bei den Schleimhäuten finden sich aber häufiger die Schleimkörper selbst, als ihr epitelium hypertrophisch, während in der äußern Haut häufiger die epidermis, als ihre Papillarschicht und die Lederhaut von der Überernährung ergriffen wird. Bei den Schleimhäuten liegt meist eine in dem Organismus ruhende Ursache zum Grunde, während die Hypertrophie in der äußern Haut häufiger durch äußere Ursachen, besonders mechanische Reize, erzeugt wird. Folgen derselben in den Schleimhäuten sind Geschwürbildung, in der äußern Haut, Schwielen- und Warzenbildung, hornartige Auswüchse, die oft zu gewisser Perioden abfallen und sich regeneriren. Und will man das System der Pathologie vereinfachen, so ließen sich im Allgemeinen auch andere unter den Namen Vegetationen, Polypen rc. bestehende Degenerationen zur Hypertrophie rechnen. So fand Andral in dem Darmkanal einen weichen röthlichen Körper von Größe einer Nuß, der mit der Oberfläche des Eingeweides mittels eines langen Stieles zusammenhing. Dieser Körper bestand 1) aus der nur wenig veränderten Schleimhaut; 2) aus dem unter der Schleimhaut liegenden Zellgewebe, welches sehr verdichtet und verhärtet war, und den Umfang der Geschwulst bildete; 3) aus vielen Venen, welche sich gegen das obere Ende der Geschwulst in violetten Fransen vereinigten, die den mit Blut gefüllten Hämorrhoidalge-

schwülsten glichen. In diesem Körper, der nach Andern in die Zahl der fleischigen Polypen zu rechnen wäre, ließ sich demnach deutlich eine Hypertrophie einiger der normalen Gewebe der Darmschleimhaut nachweisen. Ebenso verhält es sich nach Andral auch mit dem fungus haematodes, und mit dem krankhaften aufrichtbaren Gewebe (tissu érectile accidentel); die Hautgefäße erweitern sich dabei durch Überfüllung mit Blut, werden durch dessen Andrang dünner, reißen endlich und geben zu gefährlichen Blutungen Veranlassung; oder es bildet sich ein Extravasat in dem Zellgewebe der Haut; daher die so wandelbare Form dieser Geschwülste.

e) Synovialhäute kommen den Schleimhäuten ziemlich nahe, und verdicken sich fast ebenso häufig.

4) Das Muskelgewebe. Das Gewebe der sogenannten willkürlichen oder animalischen Muskeln differirt von dem der unwillkürlichen oder organischen auch hinsichtlich der Hypertrophie; denn weit seltener findet sich dieselbe bei jenen, als bei diesen. Sowie in der Zahl und äußern Form der animalischen Muskeln eine größere Bestimmtheit und Beständigkeit besteht, als in dem organischen Muskelsystem, ebenso verhält es sich auch in ihrer Structur. Selten nur findet sich ein Bewegungsmuskel im Verhältnisse zu den übrigen abnorm groß, während doch äußerst häufig Herz, Gefäße &c. in ihrer Muskelschicht sehr bedeutend verdickt und erweitert gefunden werden.

Auch hier findet sich, wie bei dem Fasergewebe eine den größern Thieren analoge Bildung, und an Stellen, wo nur bei letztern im Normalzustande Muskelfasern gefunden werden, wie z. B. in den Wandungen der Gallenblase, trifft man zuweilen, wenn auch sehr selten, ein ähnliches Gebilde beim Menschen.

5) Knorpel- und Knochengewebe. Nur äußerst selten findet man das Knorpelgewebe hypertrophisch, und dann nur im kindlichen Alter, zu Folge eines Stehenbleibens auf früherer Bildungsstufe, wenn sich durch störend einwirkende Krankheitsprocesse im Organismus die Epiphysen nicht gehörig in Knochensubstanz umwandeln. Und wenn angenommen werden darf, daß die Hornhaut des Auges aus Knorpelgewebe gebildet sei, so erscheint Hypertrophie in diesem Knorpelgewebe am häufigsten, meistens theilweise, zuweilen auch die ganze Hornhaut einnehmend (s. unter d. Art. Staphyloma das staphyloma conicum). Weit häufiger, als das Knorpelgewebe, leidet das Knochengewebe an Hypertrophie und heißt dann exostosis, hyperostosis, je nachdem sie blos einen Theil eines Knochens, oder dessen ganzen Umfang einnimmt (s. d. Art. Knochenkrankheiten).

6) Nervengewebe. Soll nach den Erfahrungen von Bichat und Andern meist in Organen hypertrophisch gefunden werden, deren Ernährungsproceß krankhaft ist, und namentlich durch cancröse Geschwüre gestört wird; doch täuscht man sich hier gewiß häufig, indem man das unter solchen Umständen meist sehr wuchernde Neurilem (Zellgewebe, welches das eigentliche Nervengewebe umgibt) mit dem Nervengewebe selbst verwechselt, das im

Gegentheile nach Erfahrungen genauer Beoba[...]
cancrösen Geschwüren meist schwinden soll.

Im Allgemeinen findet sich selbst nach d[...]
wierigsten Nervenleiden nur selten ein organisch[...]
in den betreffenden Nerven vor, worin die Be[...]
gen fast aller Pathologen übereinstimmen. Ob d[...]
hiervon darin liege, daß das Nervengewebe [...]
weniger organischen Veränderungen unterworfen [...]
ob unsere Kunst dieselbe noch bis jetzt nicht zu e[...]
weiß, muß unentschieden bleiben. Häufiger hat [...]
gegen im Centralnervensystem, dem Gehirn und [...]
marke Hypertrophie beobachtet. Die Hirnsubstanz [...]
zugleich fester, enthält wenig Blut, und man [...]
beim Einschnitt ungewöhnlich trocken. Die Hi[...]
Rückenmarkhöhlen sind meist zusammengedrückt, [...]
äußern Vertiefungen ziemlich ausgefüllt. Auch [...]
die Hypertrophie allgemein oder partiell.

B) Hypertrophie der einzelnen [...]
des Körpers im Allgemeinen. Sie nim[...]
weder die ganze Masse des Organs ein, oder [...]
zelne anatomische Bestandtheile desselben. Im [...]
Falle pflegt häufig schon oben erwähntes polarisch[...]
hältniß einzutreten, sodaß alle übrigen Bestandthei[...]
phisch werden. Im Allgemeinen pflegen auch in [...]
trophischen Organen die Gefäße, und zwar haupt[...]
die Venen, sich sehr zu erweitern, weniger schein[...]
das Volumen der Nerven zuzunehmen. Übrigen[...]
halten sich die hypertrophischen Organe verschieden [...]
sichtlich ihres Volumens, ihres Gewichtes und [...]
Structur.

Meistens ist das Volumen derselben vergrößert [...]
sich zuweilen aber auch gleich, oder wird sogar [...]
dert. Letzteres erfolgt, wenn nur eines der Grun[...]
hypertrophisch ist, während die übrigen atrophi[...]
worden. Gleich bleibt sich das Volumen, z. B. [...]
len Organen, wenn die Substanzwucherung sich [...]
die Höhle ausdehnt, obschon eine solche Aushöhl[...]
weilen im hypertrophischen Zustande auch aus[...]
gefunden wird. Oft wird die Form eines Orga[...]
besonders der Ovarien, der Milz und der lymph[...]
Drüsen des Unterleibs zugleich sehr entstellt, sod[...]
bei der Diagnose leicht veranlaßt wird, Afterbil[...]
anzunehmen, oder zu glauben, daß an die Ste[...]
normalen Gebildes ein neues getreten sei, währen[...]
blos eine vermehrte Ernährung in einem oder [...]
anatomischen Bestandtheilen statthatte.

Das absolute Gewicht ist meistens vermehrt, [...]
jedoch auch vermindert sein, wenn nämlich ein [...]
nicht im Ganzen hypertrophisch ist; ebenso verhält [...]
mit dem specifischen Gewichte, das jedoch am häu[...]
vermindert gefunden wird.

Die Consistenz der organischen Substanz ist [...]
len gar nicht verändert, häufiger aber härter, bi[...]
auch weicher. Der innere Bau des Organs bleib[...]
unverändert.

Die Functionen der Organe finden sich im A[...]
des Leidens meist nur wenig gestört, und wenn si[...]
allzuwichtigen Einfluß auf den ganzen Organismus[...]

wie z. B. das Herz, so nimmt gewöhnlich erst dann das allgemeine Gefäß- und Nervensystem Antheil, wenn das Organ entweder mehre andere benachbarte Theile in Mitleidenschaft zieht, oder durch allzuhohen Grad der Hypertrophie übermäßigen Säfteaufwand kostet. Allgemeine Störungen der Reproduction, hektisches Fieber sind dann die Folgen.

Unter allen Organen sind die Drüsen am häufigsten der Hypertrophie unterworfen, und unter diesen insbesondere die Milz, Ovarien und die lymphatischen Drüsen.

Ätiologie. Selten sehen wir Hypertrophie primär entstehen, sondern weit häufiger entsteht dieselbe secundär. Und in letzter Beziehung ist wol Andral vollkommen beizustimmen, wenn er behauptet, daß zur Erzeugung einer Hypertrophie eine bloße Hyperämie weder hinreichend noch durchaus erfoderlich sei, da diese für sich eines Theils die Structur eines Organs auf keine Weise zu ändern vermag, sondern hierzu zugleich eine erhöhte Assimilationskraft erfoderlich ist, und andern Theils zur Erzeugung der Hypertrophie eine solche erhöhte Assimilationskraft unter Verhältnissen als hinreichend gedacht werden kann, wenn man sich nämlich in dem betreffenden Organe zugleich die jener polarisch entgegengesetzte desassimilirende Kraft geschwächt denkt, sodaß Nahrungstheilchen dem Gesetze des steten Stoffwechsels entgegen, nicht in die Blutmasse zurückgeführt werden und deshalb in dem betreffenden Organe angehäuft bleiben. Daher kommt es denn auch gewiß, daß durch ein reizendes Verfahren Hypertrophien zuweilen so schnell gehoben werden (Wirkung der Jodine), während sie erschlaffenden Mitteln durchaus nicht weichen wollten.

Undenkbar ist es dagegen, wenn Andral behauptet, eine blos gesteigerte Assimilationskraft sei für sich schon hinreichend, Hypertrophien in einem Organe zu erzeugen, da hierzu jedenfalls der durchaus nöthige Nahrungsstoff mangeln würde. Primär kann Hypertrophie entstehen durch allgemein oder theilweise erhöhte Arteriellität des Gefäßsystems.

Erhöhete Arteriellität, eine zweckgemäßere Bezeichnung der sogenannten activen Entzündung, zuerst von dem um Physiologie und Pathogenie so sehr verdienten Prof. Heusinger gebraucht, drückt den Zustand aus, welcher nicht allein in einer erhöhten Irritabilität der Gefäße, sondern vorzugsweise in einer gesteigerten Plasticität des Blutes selbst besteht. Unter den entfernten Ursachen lassen sich innere (d. h. in dem Organismus ruhende) und äußere (die außer demselben liegen) unterscheiden. Zu erstern gehört die durch das weibliche Geschlecht und jüngere Lebensalter bedingte Prädisposition. Denn im weiblichen Geschlechte sowol, als in dem kindlichen Alter herrscht die Thätigkeit der Assimilationskraft vor, der Stoffwechsel ist thätiger bei vorhandenem Säfteüberflusse. Diesen zunächst ist der Hypertrophie das spätere Mannsalter am meisten ausgesetzt, wo die Kraft der Assimilation zwar noch nicht gesunken ist, aber aus mannichfachen Gründen die desassimilirende Kraft träger geworden, und dadurch die normale Metamorphose des Thierstoffes gestört worden ist. Häufig sind Hypertrophien bloßer Reflex von allgemein gestörter Ernährung oder andern Allgemeinleiden, die im Körper haften, besonders verschiedener Kakochymien und Kacherien, z. B. von scrofulosis, febris intermittens, rheumatismus etc. Und in solchen Fällen ist es gewiß nur eiteler Versuch, örtliche Heilung zu bezwecken, während das Allgemeinleiden unberücksichtigt bleibt.

Auch Vicariiren eines Organs für das andere kann Hypertrophie des erstern bewirken; so z. B. vergrößert sich die eine Niere, wenn die andere zerstört ist; es schwellen die Brüste bei unterdrückter Menstruation oft sehr bedeutend an rc. Alle äußeren entfernten Ursachen kommen darin überein, daß sie auf die Lebensthätigkeit des betreffenden Organs specifisch reizend einwirken. Der Verlauf der Hypertrophie im Allgemeinen ist dem Ursprunge derselben gemäß meist chronisch und nur primär; zu Folge erhöhter Arteriellität entstandene Hypertrophie möchte mehr stoßweise entstehen, und acuter verlaufen. Im ausgebildeten Zustande läßt sich Hypertrophie meistens nur sehr langsam und selten vollkommen heilen. Der durch die Kunst zu bewirkende beste Ausgang ist Stehenbleiben des krankhaften Zustandes auf seiner bereits erreichten Stufe. Vorzügliche Schriftsteller über Hypertrophie sind: Joh. Friedr. Meckel, Handbuch der pathol. Anatomie (Leipz. 1816), 2 Bd. 1. Abth. S. 222 (unter der Benennung Vergrößerungen). George Andral, Grundriß der pathol. Anatomie, aus dem Franz. übers. v. F. W. Becker (Leipz. 1829). 1. Bd. S. 126. (*Wiegand.*)

Hypexodon, *Raffinesque*, s. Vespertilio.

Ende des zwölften Theiles der zweiten Section.

Nº XIV.

Das grosse Hospital, Lo Spedale Maggiore zu Mayland.

Nº XV.

Das Hospital der Unheilbaren in Palermo.

C.
Durchschnitt.

A.
Grundriss des unteren Geschosses.

B.
Grundriss des oberen Geschosses.

Nº XVII.

Das Hospital zu Stonhouse bey Plymouth.

B.
Aufriss von etwa der Hälfte

A.
Grundriss.

4. 5. 15. 6. 7. 11. 13. 3. 8.

N° XVIII.

Muster eines grossen Krankenhauses nach den neuesten Grundsätzen.

Zum Artikel **Hydraulos.**

No 1.

No 2.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.